509.

Die Folgen
der Säkularisationen.

[Ignaz Heinr. (Karl v. Wessenberg.]

Cuique Suum!

[illegible]

Germanien, 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Folgen der Säkulariſationen.

1.

Das Ende eines unter ungünſtigen Geſtirnen geführten Krieges war längſt der Wunſch aller patriotiſchen Deutſchen. Die Freude über den Frieden war daher allgemein. Doch miſchte der Artikel von den Entſchädigungen nur zu bald in dieſe Empfindung bey dem einen ſolche Begierden, bey dem andern ſolche Beſorgniſſe, die in keiner Geſellſchaft entſtehen können, ohne daß ein krampfhaftes Fieber ihr Eingeweid zerwühle. Die erſtern fordern Entſchädigung, die andern beſorgen das Opfer dieſer Entſchädigung zu werden. Allerdings würden dieſe Beſorgniſſe durch jene Forderungen vollkommen gerechtfertiget, wenn kein Richter und keine Gerechtigkeit mehr exiſtirte, um die letzteren zu mäßigen und zwiſchen den Schäden und der Entſchädigung, und zwiſchen den Anſprüchen auf Entſchädigung und den Beyträgen zu derſelben ein Ebenmaas zu beſtimmen.

Bevor indeſſen eine ſolche Beſtimmung erſcheint, iſt es ſehr natürlich, daß einerſeits die Forderungen überſpannt, und andrerſeits die Beſorgniſſe über die Maaßen vergrößert werden. Dieſe Foderungen und Beſorgniſſe vereinigen ſich in einem und demſelben Gegenſtand, und dieſer Gegenſtand führt die Aufſchrift: Säkulariſation: — Das Idol der einen Parthie, das Schreckbild der anderen ... In dem Lüneviller Frieden ſteht dies Wort zwar nicht. Dieſer Friede verweißt aber im Artikel VII. auf die zu Raſtadt veſtgeſetzten Prinzipien, und dieſe ſprechen von Säkulariſationen, als einem Mittel zur Entſchädigung. Daher iſt das Wort wichtig geworden. Aller Augen ſind darauf gerichtet. Laßt uns daſſelbe näher betrachten! Oft werden Worte nur durch ungebührliche Ausdehnung ihrer Bedeutung gefährlich und furchtbar. Ihr Werth hängt lediglich von der Bedeutung ab, die ihnen beygelegt wird. Dürfte dies nicht auch mit dem Wort: Säkulariſation der Fall ſeyn? die Erörterung der verſchiedenen Bedeutungen die man ihm geben kann und giebt, mag es uns lehren!

2.

Die abweichenden Deutungen des Worts laſſen ſich am Ende füglich auf zwey zurückführen, wovon die eine enger iſt und großer Mäßigung empfänglich, die andere hingegen ſehr weit und ohne Schranken, Ziel und Maas. Nach jener iſt Säkulariſation — unentgeltliche Uebertragung eines geiſtlichen (d. i. eines einer geiſtlichen Perſon oder Stiftung zugehörigen) Guts in weltliche Hände durch den weltlichen Arm; nach dieſer: Aufhebung und Unterdrückung ganzer geiſtlichen Stiftungen und Verwandlung ihrer ſämmtlichen Güter in weltliche. Welche dieſer Auslegungen nun 1) die natürlichſte und auch nach der Geſchichte die richtigſte ſey, 2) welche bey den Säkulariſationen, wenn ja dergleichen geſchehen ſollen, die allgemeine Wohlfahrt mit dem Nutzen der ſammentlichen Intereſſenten am beßten gemeinde? — verdient Erwägung und Beherzigung. Denn weſſen Vernunft, Billigkeit, Rechtsgefühl, Moralität, Patriotismus wird widerſtehen können, der eben erwähnten Auslegung den Vorzug zuzuerkennen? Laßt uns alſo unbefangen den Begriff von Säkulariſation zergliedern, ſeine Natur von der Wiege an, durch die folgenden Stuffen ihrer Bildung erſpähen, und dann zur Betrachtung der verſchiedenen Folgen übergehen, welche die Säkulariſation nach ſich ziehen muß, je nachdem ihre

Ausführung ſich nach dem einen oder dem anderen Begriffe richten wird.

3

So wie ein weltliches Gut in geiſtliche Hände gebracht und auf ſolche Art geiſtlich werden kann, ſo kann auch ein geiſtliches Gut in weltliche Hände gebracht, und auf ſolche Art weltlich werden. Beydes kann durch Kauf, Verkauf, Tauſch, Schenkung u. ſ. w. nach Vorſchrift der Geſetze geſchehen. Unſere Geſetze haben jedoch die erſte Verwandlung der Güter vor Alters ſehr begünſtigt, in neuern Zeiten aber immer mehr erſchwert; die andere Verwandlung hingegen haben ſie in frühern Zeiten ſehr zu beſchränken geſucht, und alle Bemühungen der neuern haben bisher dieſe Schranken nur zu ſchwächen und allmählig zu unterwühlen vermocht, nicht aber ſie nieder zu brechen. Es iſt als hätte die Klugheit des frommen Alterthums die Eiferſucht und die Vergrößerungs-Begierde der Nachkommenſchaft auf Koſten der Geiſtlichkeit vorausgeſehen, indem ſie jene veſten Schranken heiliger Unantaſtbarkeit ſetzte. Kaum waren ſie veſt genug! So freygebig die Frömmigkeit in einigen Perioden gegen die Geiſtlichkeit war, ſo unerſättlich zeigten ſich die Begierden der Gewaltigen in anderen Perioden, die ſteigenden Bedürfniſſe durch Benutzung und Schmählerung der von den frommen Layen geſchenkten und von dem Bienenfleiß der Geiſtlichkeit gehäuften Kirchenſchätze zu friedigen. Daher die beſtändige Ebbe und Fluth des zeitlichen Wohlſtandes der Kirche! Jezt Schenkungen, Vermächtniſſe, Stiftungen im Ueberfluß, dann wieder Invaſionen, Erpreſſungen aller Art, Verwendung geiſtlicher Einkünfte zur Unterhaltung und Belohnung des allgewaltigen Krieges, Verwandlung geiſtlicher Pfründen in weltliche, Dezimationen, Nutznieſſung verzögerter Vakaturen, ꝛc. — Weiter ſchritt jedoch dieſer Heißhunger nach geiſtlichem Gut vor den allerneueſten Zeiten nicht. Ganze geiſtliche Stiftungen, Korporationen ꝛc. aufzuheben, zu zernichten und ihr Vermögen einzuziehen, war der Gewaltthätigkeit verfeinerter Zeiten vorbehalten. Selbſt der Weſtphäliſche Friede, bey deſſen Verhandlungen zuerſt das Wort Säkulariſation in Deutſchlands jus publicum Eingang gefunden hat, wurde keine Aufhebung und Zernichtung irgend einer geiſtlichen Stiftung beſchloſſen; ſondern alle ſeine Verfügungen in Hinſicht geiſtlicher Güter gehen dahin: daß die proteſtantiſch gewordenen Hochſtifter in ihrer ſeit dem

Normaljahr (1624) beſtehenden Modalität gelaſſen, übrigens aber alle noch exiſtirende geiſtliche Stiftungen in ihren alten rechtmäßigen Verhältniſſen erhalten werden ſollen. — Erſt die weit ſpäteren Kloſteraufhebungen durch katholiſche Landesherrn ſelbſt haben die Idee zur Ausdehnung der Säkulariſation auf völlige Auflöſung und Zernichtung veranlaßt. In Reichsakten iſt jedoch dieſes Wort nie in der ausgedehnten, ſondern ſelbſt in den Verhandlungen zu Raſtadt, nur in der eingeſchränkten Bedeutung zur Legalität gediehen, daß ein Theil der geiſtlichen Güter zu der beſtimmten Entſchädigung verwendet werden ſolle. Dieſer Begriff von Säkulariſation iſt demnach auch der Einzige der auf Geſetzmäßigkeit und Richtigkeit Anſpruch machen darf.

4.

Nach dem Artikel VII. des Lüneviller Friedens ſoll eine Entſchädigung der durch die Abtretung des linken Rheinufers ihre Beſitzungen verliehrenden — geſchehen, weil das deutſche Reich in Maſſe (collectivement) die aus denen im Frieden gemachten Stipulationen reſultirenden Verluſte tragen muß, und nach dem nemlichen Artikel ſoll auch die Entſchädigung collectivement vom Reich geſchehen.

Ohne Wiederſpruch iſt es anders nicht möglich. Denn, muß der Verluſt gemeinſchaftlich getragen werden, ſo muß auch die Entſchädigung für dieſen Verluſt gemeinſchaftlich geſchehen. Iſt aber dies; ſo kann einmal keine ganze geiſtliche Stiftung im Reiche aufgehoben und der Entſchädigung aufgeopfert werden. Nur darinn kann die Säkulariſation beſtehen, daß

a. ein oder anderer Diſtrikt eines Reichsſtifts ſäkulariſirt, und über denſelben die Landeshoheit vom Biſchoff, Prälaten, ꝛc. abgetreten würde, oder auch b.) ein oder anderes Kammergut des Biſchoffs als Beytrag zur Entſchädigung hingegeben werden müßte. In gleichem Verhältniß müßte ſodann auch jedes Domkapitel, Stift und Kloſter einen Theil ſeiner Beſitzungen, Rechte oder Einkünfte ſäkulariſiren laſſen. Mehr aber zu verlangen oder zu beſorgen giebt der Artikel VII. des Lüneviller-Friedens keinen Grund.

5.

Unterſuchen wir nun die Folgen einer ſolchen Säkulariſation; ſo ſtellen ſich nachſtehende als die wichtigſten dar:

a.) Beſchränkung des Vermögens, der Macht und der Einkünfte der Biſchöfe, Domkapitel, Stifter und Klöſter;

b.) Abhängigkeit des Klerus an vielen Orten und in manchen Stücken von weltlichen Landesherren;

c. Mannigfaltige Beſteurung des geiſtlichen Vermögens durch die weltlichen Regierungen. — Die Ausdehnung dieſer Folgen wird ſich natürlich richten nach der Ausdehnung welche der Entſchädigung eingeräumt wird, und nach dem ſtatiſtiſchen Anſchlag des Werths und Ertrags der verlohrnen Beſitzungen ſowohl, für welche eine Entſchädigung geleiſtet werden ſoll, als ſolcher Beſitzungen, die zur Entſchädigung dienen ſollen.

Abgeſehen jedoch von der Ausdehnung der angezeigten Folgen; ſo würde ſich mit denſelben doch der doppelte Vortheil vereinigen laſſen, 1.) daß die Fürſten auf eine billige und reelle Art entſchädiget würden, und zugleich keine beſtehende Quelle des Wohlſtandes ihrer Länder verſiegte, überdies aber 2.) die Exiſtenz und die weſentlichen Rechte der geiſtlichen Stände und Körperſchaften, die einen Theil ihres Vermögens zur Entſchädigung abgeben, erhalten, und ſo wenig als möglich geſchmälert würden. Erhalten würde der Kirche auf ſolche Art α.) Die Reichsſtandſchaft der Biſchöfe und Prälaten, wenn gleich die Landeshoheit über ein oder anderes Gebieth ſäkulariſirt würde. Jene Reichsſtandſchaft aber iſt gleich wichtig für die deutſche Kirche, welcher ſie zur Stütze und Schutzwehre dient, als für den Kaiſer, der ihr ſeine Gröſſe und Macht, und von jeher die treueſten Freunde und Gehülfen verdankt, und für die Staatsverfaſſung, die in den äußerſten Gefahren durch die Anhängigkeit und Standhaftigkeit der geiſtlichen Reichsſtände gerettet worden iſt.

β. Der ganze Jnbegriff der Diozeſangerechtſame. Dieſe können nicht nur nicht ſäkulariſirt, ſondern auch zur Beſchränkung und Schmälerung derſelben würde kein Spielraum gegeben werden.

γ. Die Exiſtenz der Domkapitel, Mediatſtifter, Klöſter ꝛc. in ihren rechtmäßigen Verhältniſſen. Was ſie nicht abgeben müſſen, bleibt ihnen unverſehrt. Ihre Einkünfte würden zwar vermindert, ihre Gerichtsbarkeit beengt, aber der anſtändige Unterhalt ihnen nicht entzogen werden.

δ. Das Realvermögen der ſämtlichen Geiſtlichkeit in derjenigen unantaſtbaren Heiligkeit, die auch das Realvermögen der Layen ſicher ſtellen ſoll, und die Baſis aller rechtlichen Ordnung iſt.

ε. Die ungeſtörte Verwaltung der der geiſtlichen Obſorge anvertrauten frommen und milden Stiftungen, dieſer heiligen Eigenthume der Menſchheit, deren unverletzlicher Karakter ſie außer den Kreis der Entſchädigungs-Anſprüche ſetzt, und deren geiſtliche Adminiſtration ihnen gegen die Eingriffe weltlicher Habſucht zur ſtärkſten Aegide dient. Ferner

ζ. würde die Surrogirung der landſtändiſchen Rechte an die Stelle der Reichsſtändiſchen in den abgetretenen Diſtrikten geiſtlicher Staaten Platz greifen können, wodurch ſowohl die deutſche Verfaſſung als der künftige Zuſtand der Kirche befeſtiget würde. Endlich

η. würde in der Verfaſſang eines Landes keine weſentliche Abänderung gemacht, und jeder angeſtellte Diener des Staats und der Kirche bei ſeinem Amt und Gehalt erhalten werden.

6

Erwäge man auf der andern Seite

1.) die Wichtigkeit der landesherrlichen Rechte in ihrem jetzigen Umkreis und ihrer jetzigen Ausdehnung, und man wird finden, daß die Abtretung derſelben von den geiſtlichen Ständen über einen Theil ihrer Gebiete den Anſprüchen der Erbfürſten eine ſehr beträchtliche Entſchädigung anbiete. Faßt doch die Landeshoheit gerade dasjenige in ſich, worauf dieſe

Fürſten den größten Werth legen, nemlich: das Recht der *Beſteurung* und das Recht der *Rekrutirung*. Oder beruht nicht heut zu Tage die Macht der Staaten auf Geld und Soldaten? Jenes aber lieferen jetzt den Regenten faſt ausſchließlich die Steuren und dieſe das Rekrutirungs-Syſtem. Domänen und Kammergüter hingegen werden in den größeren Staaten, welche ſtehende Heere unterhalten, überall verkauft, und in Geld verwandelt. Neue Erwerbung ſolcher Güter wäre mithin nicht konſequent und für den Landesherrn nach dem jetzt herrſchenden Regierungs-Syſtem von keinem daurenden Nutzen; denn bald wären auch ſie wieder verſchlungen. Die Beſteurung vermöglicher Korporationen hingegen öffnet eine nie verſiegende, vielmehr ſtets ergiebigere Quelle von Einkünften, die ohne Abſatz in den Kanälen koſtſpieliger Verwaltung in die fürſtliche Kaſſe flieſſen.

2.) Der Genuß dieſer Entſchädigung würde eben durch die Rechtmäßigkeit derſelben erſt eine wahre Garantie erhalten, und überdies könnten die weltlichen Landesherrn auch darinn eine ſehr reale und dauerhafte Entſchädigung finden.

a.) Daß das Einverſtändniß der geiſtlichen und weltlichen Macht, und das vereinigte Zuſammenwirken beyder zum Beſten der Völker befördert, und auf dieſem Weg unendlich viele Unkoſten des nutzloſen Kampfes und Widerſtrebens erſpart, und manche wohlthätige Anſtalt in Aufnahme gebracht werden könnte.

b.) Daß z. B. unter Mitwirkung des Biſchofs eine oder andere Prälatur, die ihrer Weſenheit, und als Körperſchaft fortbeſtehen würde, verwandelt werden könnte, in Seminarien für junge Geiſtliche, in Schulen und in Verſorgungs-Anſtalten für alte, gebrechliche, unfähig gewordene Prieſter ꝛc. — Wie mancher, durch Plusmacher unter Verſpieglung ſchöner Vorwände zur Aufhebung geiſtlicher Stiftungen verleitete Fürſt findet nicht Urſache, es jetzt, da das Vermögen dieſer Stiftungen in den Abgrund der Staatsausgaben und gewinnſüchtiger Adminiſtration verſchwunden iſt, zu bereuen, die Henne, die dem Staat vorher ſo viele und ſchöne goldene Eyer legte, getödtet, und dem Gottesdienſt, der Seelſorge, dem Unterricht, der Dürftigkeit eine Stätte, einen Bildungsort, eine Schule, eine Hülfsquelle entriſſen zu haben, ohne ein bleibendes Surrogat an deſſen Stelle zu ſetzen?

7

Von dem milden Begriffe der Säkulariſation wenden wir nun die Blicke auf denjenigen, den die unbeſonnene Leidenſchaft der neueſten Zeit ausgeheckt hat, und zu realiſiren wünſchte. Fürſten, Edelleute, Geiſtliche, Bürger, Menſchen aller Klaſſen und Stände, Partheien und Konfeſſionen, verſammelt euch um dieſes Götzen- und Schreckbild und haltet Gericht über daſſelbe. So hielten die Trojaner Gericht über das große hölzerne Pferd, das die Liſt des Ulyßes erbaut, und ihnen vor die Augen hingeſtellt hatte, ungewiß, ob ſie das Verdächtige in's Meer verſenken, oder verbrennen, oder ob ſie das Heilverſprechende im Triumph in die Stadt ziehen ſollten. Da warnte ſie Laokoon: Trauet dem Pferde nicht, — dem Werk des ſchlauen Ulyßes! Und um ſeiner Warnung Nachdruck zu geben, ſtieß er mit der Lanze an die Lende des Pferdes, daß es von den Waffen der darinn verborgenen Mannſchaft dröhnte. Doch vergebens! Der Leichtſinn hatte die Trojaner blind und taub gemacht. Sie hörten die Warnung des Laokoon nicht, und nicht die noch vernehmlichere Stimme, die aus der verrätheriſchen Maſchine ſelbſt hervortönte. Ein elender Betrüger, Simon, ein Emiſſär des Feindes findet mehr Gehör, als ihr Wahrſager Laokoon. Die Verblendeten brechen ihre Mauren nieder, und über den Trümmern derſelben ſchleppen ſie mit Jubel das Ungeheuer in die Stadt, und feyern den Tag als den glücklichſten, der über ſie Verderben bringen ſollte. — Laßt uns vorſichtiger und klüger handeln, o meine Zeitgenoſſen und Mitbürger! als jene Unſeligen! Noch ſteht das Ungeheuer außer unſeren Mauren. Begnügen wir uns nicht es von Auſſen zu betrachten: ſonſt möcht' ein Simon uns bereden: es ſey ein Geſchenk des Himmels! ſondern öffnen wir ſeine Höhlung, um die Brut womit ſie ſchwanger geht, zu entdecken. Beharrt ihr auch dann noch darauf, das Ungeheuer unbedenklich in euren Schoos aufzunehmen; o ſo ſeyd ihr nicht werth dem Verderben zu entgehen. Denn die Geburten welche das Ungeheuer in ſich ſchließt, ſind:

I. Der Untergang der deutſchen Staatsverfaſſung.

Erſtens wird durch die Aufopferung eines beträchtlichen Theils der Stände zum Privatnutzen der übri-

übrigen die Grundlage alles Rechtsverbands und insbeſondere des Reichsverbands untergraben. Was dem Einen recht iſt, muß dem Andern billig ſeyn, und wenn die Glieder eines Staats über ihre Mitgenoſſen Ungerechtigkeit kommen laſſen; wie können ſie für ſich ſelbſt etwas Beſſeres erwarten? Kein Recht, ſondern die Stärke würde von nun an entſcheiden!

Zweytens beruht die rechtliche Ordnung und Ruhe Deutſchlands von Innen, und ſeine alles Mistrauen der Auswärtigen fern haltende Sicherheit von Auſſen; vorzüglich auf der Zuſammenfügung des Reichs aus vielen nur durch das Band der Gerechtigkeit und durch den Trieb der Erhaltung zuſammenhängenden kleinen und für ſich allein unmächtigen Staaten. Unter dieſe aber gehören vorzüglich die Geiſtlichen, als welche in militairiſcher Hinſicht die Unmächtigſten, in ihren uralt hergebrachten Rechtsformen aber die beharrlichſten, und nur auf Erhaltung, nie aber auf Vergrößerung bedacht ſind. Ueberdies

Drittens haben die geiſtlichen Stände des Reichs vor allen übrigen zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten des Kriegs und des Friedens die unerſchütterlichſte Anhänglichkeit an die Verfaſſung, den größten Gemeingeiſt, und die unbefangenſte Gerechtigkeitsliebe bewieſen, und der Grund, die fortwährende Triebfeder zu dieſen ausgezeichneten Karakterzügen, liegt in ihren eigenthümlichen politiſchen und kirchlichen Verhältniſſen, welche ihnen Ordnungs-Liebe, Frieden, Eintracht, Schonung, und alle Tugenden der Humanität ſo nachdruckſam empfehlen. Endlich

Viertens ſind es auch die geiſtlichen Stände, die das Anſehen der höchſten Reichsgerichte noch vorzüglich reſpektiren und aufrecht erhalten, und über deren Staaten dieſe die ungeſchmälertſte Jurisdiktion ausüben. Durch Einverleibung der geiſtlichen Staaten in größere weltliche, würde aber dieſer edelſte Vorzug der deutſchen Verfaſſung: daß der Schwächere gegen den Mächtigſten, und die Unterthanen gegen ihre Landesherrn Gerechtigkeit erhalten können — Gefahr leiden. Das Privilegium de non evocando würde bald allgemein, und die Willkühr der Macht ohne Scheue. Die Verfaſſung würde ſich von ſelbſt auflöſen.

II. Die Erniedrigung des Kaiſerthrons, und der Verfall des Erzhauſes Oeſterreichs. Denn

Erſtens, da die Kaiſerkrone nur durch den Einfluß den ſie verſchaft, wichtig ſeyn kann, dieſer aber nur dadurch möglich wird, daß der Kaiſer eines überwiegenden Anhangs unter den Reichsſtänden und ſeiner kraftvollen Unterſtützung verſichert iſt; da ferner die geiſtlichen Reichsſtände von jeher und bey allen Anläßen die treueſten Freunde und Stützen des Kaiſerthrons waren, es mochte ein Sachſe, oder Hohenſtaufer, ein Wittelsbacher oder Habsburger auf demſelben ſitzen, und der Grund dieſer feſten Anhänglichkeit nicht in zufälligen und vorübergehenden Umſtänden liegt, ſondern tief in der Entſtehung, Bildung, Beſtimmung, militairiſchen Schwäche, minderen Familienverbindung der geiſtlichen Reichsſtände, und der Eiferſucht der weltlichen gegen ſie; ſo iſt es klar, daß die Zernichtung der geiſtlichen Reichsſtände den Thron des Kaiſers in ſeinen Grundfeſten erſchüttern, und ihn, alles ſichern Einfluſſes beraubt, zum leeren Schattenbild herabwürdigen würde.

Zweytens findet der Kaiſer eine weit zuverläßigere Unterſtützung in den kleinern Landesherrn, als in den größeren. Je größer ein ſolcher iſt, deſto mehr ſtrebt er nach Unabhängigkeit, nimmt er an den großen Angelegenheiten Europens Antheil, verſtärkt er ſich durch Privatbündniße, ſchließt er ſich an die großen Mächte an, und wird dem Kaiſer, ſo oft ein Privatintereſſe ihn abruft, entfremdet. Nicht ſo die geiſtlichen Fürſten. Ihre ganze Politik beſteht darinn: „was ſie Kaiſer und Reich und der „Kirche geſchworen, zu halten."

Drittens würde durch die Zernichtung der geiſtlichen Staaten nichts wirkſamer befördert, als der Sturz der Macht Oeſterreichs, welche bisher ſtets den kühnſten Verſuchen von Umwälzung der Weltordnung und nach Alleinherrſchaft den ſtärkſten Damm entgegengeſtellt hat, und eben deswegen in den Augen der Urheber des Säkulariſations-Syſtems von jeher ein Stein des Anſtoßes war. Denn

a.) ſo groß und mannigfaltig auch immer die ſonſtigen Hülfsquellen der öſterreichiſchen Macht ſeyn, und ſo ſehr ſie vielleicht durch die neuen politiſchen Verhältniße vermehrt werden mögen; ſo bleibt es eine durch die Geſchichte aller Reiche bekräftigte Grundwahrheit: „daß jede Macht ihrem Verfall zueile, „ſobald ſie von dem wirkſameren Lebensprinzip ab-

„weicht, oder weggerückt wird, dem ſie ihr Entſtehen, ihre Bildung und ihren Fortſchritt verdankt.“ Nun aber lehren uns die Annalen von ſechs Jahrhunderten, Oeſterreichs Macht gründe ſich in ihrem Urſprung und in ihrer Erhebung von Stufe zu Stufe lediglich auf der Gottesfurcht der Rudolfe und ihrer Nachfahrer, auf dem treuen und ſtandhaften Schutz, den ſie der katholiſchen Kirche geleiſtet, und dem wirkſamen Eifer, womit ſie ſich der geiſtlichen Hierarchie gegen den Despotismus angenommen haben. Und ſo wahr es iſt, daß Habsburg die Kirche groß gemacht und erhalten hat, ſo gewiß iſt es, daß die Kirche Habsburg erhöht, durch ſeine Hülfe aus vielen Gefahren wunderbar gerettet, und durch die Macht der zu ſeinen Gunſten geſtimmten Opinion der Völker zu demjenigen Grad von Gewalt und Einfluß emporgebracht, und darinn feſt erhalten hat, der jedesmal nur eines großen Geiſtes bedurfte, um das heilſame Gleichgewicht in den politiſchen Verhältniſſen der europäiſchen Mächte herzuſtellen oder zu befeſtigen. Durch den Umſturz der geiſtlichen Staaten aber verlöhre Oeſterreich nicht nur den ſtärkſten Pfeiler ſeiner Macht, und den wirkſamſten Hebel ſeines Einfluſſes auf Reichs und Kirchenangelegenheiten, ſondern er würde nach und nach eine völlige Desorganiſation des ganzen hierarchiſchen Syſtems und ſomit der Grundlage der Macht Oeſterreichs bewirken.

b.) Die mit Oeſterreich rivaliſirende Macht — Preuſſen bekömmt durch die bloße Zernichtung des geiſtlichen Theils der Reichsſtände in Deutſchland das Uebergewicht, und von der Zeit an muß entweder Preuſſen wirklich Kaiſer ſeyn, oder es iſt mehr als Kaiſer, indem es in ſeiner Macht ſteht, durch ſeinen Einfluß dem Haus Oeſterreich den Beſitz der Kaiſerkrone zur unerträglichen Bürde zu machen, und das zu läſtig werdende Kleinod zu verleiden. Dieſer Schade kann um ſo weniger durch irgend eine Vergröſſerung, welche Oeſterreich im Schoos des Reichs zufallen mag, vergütet werden, als ſie unvermeidlich mit neuen Vergrößerungen des brandenburgiſchen Hauſes verbunden wären, und jede Vergrößerung dieſes Hauſes dem Oeſterreichiſchen mehr Nachtheil bringen muß, als die eigene doppelte Vergrößerung Vortheil.

c.) In je größere Maſſen das aus vielen kleinern Stücken beſtehende Deutſchland umgebildet wird, deſto leichter und überwiegender wird der Einfluß der franzöſiſchen Regierung auf die Regenten deſſelben. —

Erſtens weil dadurch der Einfluß des Kaiſers geſchwächt und dem ungeſetzmäßigen Einfluß des Nebenbuhlers Oeſterreichs über den geſetzmäßigen Einfluß der letztern Macht das Uebergewicht gegeben wird, wobey Frankreich immer die doppelte Rolle des Aufhetzers und des Vermittlers zu ſeinem Privatnutzen ſpielen würde; ſodann werden die gröſſer gewordenen Regenten in Deutſchland ſich noch mehr, als bisher in die großen politiſchen Verhältniſſe eindrängen oder hineinzwingen laſſen, und bald durch Frankreich Drohungen geſchreckt, bald durch ſeine Verſprechungen gelockt, ſklaviſche Inſtrumente ſeiner unbegränzten Vergrößerungsſucht abgeben.

IIIte Folge: Unterdrückung der katholiſchen Kirche in Deutſchland.

Dieſe folgt unmittelbar

Erſtens aus dem erdrückenden plötzlichen Uebergewicht, welches der innig zuſammenhaltende proteſtantiſche Antheil durch die Zerſtörung der weltlichen Macht der katholiſchen Kirche gewinnt, wozu noch kommt, daß, während die katholiſche Kirche von ihrer weltlichen Macht, oder dieſe von jener gewaltſam amputirt würde, die geiſtliche Gewalt der proteſtantiſchen Kirche mit der weltlichen verbunden bliebe, und demnach in Zukunft mit konzentrirter Kraft der entkräfteten und unter die Vormundſchaft weltlicher Mächte gerathenen katholiſchen Kirche tödtliche Wunden beybringen könnte.

Zweytens kämen die Vorſteher der katholiſchen Geiſtlichkeit in eine ſolche Abhängigkeit von der Willkühr des weltlichen Arms, daß ihre Exiſtenz und Wirkſamkeit keinen andern Garanten mehr behielte, als den äußerſt ſchwankenden der politiſchen Konvenienz und der perſönlichen Sinnesart der Fürſten, ſomit ein Spiel der Launen der Politik würde, ohne eigene Konſiſtenz und Macht. Der Kampf zwiſchen Kirche und Staat: (obſchon ſehr ungleich:) wird deswegen doch nicht aufhören; er wird aber von Seiten der Geiſtlichkeit, wenn ihr Sinn nicht plötzlich geiſtlicher wird, ein geheimer, im Dunkeln ſchleichender Kampf werden, ſtatt daß ſich bisher die Kirche gegen Anmaſſungen und Eingriffe des weltlichen Arms im Vertrauen auf ihre eigene Macht mit Offenheit und Edelmuth vertheidigen konnte.

Drittens würde die Entkleidung der Biſchöfe von ihrer weltlichen Hoheit, und die Aufhebung der Domſtifter das Intereſſe der weltlichen Fürſten des deutſchen Reichs für die katholiſche Kirche ſehr ſchwächen, indem dadurch für ihre nachgebohrnen Prinzen die anſehnlichſten Verſorgungen in der Kirche entgiengen. Manches katholiſche Haus dürfte in der Folge durch das politiſche Uebergewicht des Proteſtantismus angelockt und durch keinen Vortheil auf der katholiſchen Seite mehr zurückgehalten, öffentlich zur proteſtantiſchen Konfeſſion übertreten.

Den Umſturz des katholiſchen Syſtems aber ſollte keine Macht und ſelbſt die proteſtantiſche Kirche nicht wünſchen. Denn a.) es iſt gegen den im jetzigen Zeitgeiſt vorherrſchenden Freyheits-Schwindel der bewährteſte, kräftigſte Zügel, den ſelbſt Frankreichs Machthaber für ihr unbändig gewordenes Volk zurück wünſchen. b.) Iſt das katholiſche Syſtem der älteſte und ehrwürdige Schlußſtein aller kirchlichen Formen, deſſen Umſturz mithin in Deutſchland den Zerfall aller übrigen kirchlichen Formen des Chriſtenthums nach ſich reiſſen würde.

IVte Folge: Der prekärſte Zuſtand aller kleinern Staaten und die augenſcheinlichſte Gefahr derſelben, von den größern verſchlungen zu werden.

Die ganze Sicherheit kleinerer, zwiſchen großen liegender Staaten beruht entweder auf einem Föderativſyſtem, oder auf der Eiferſucht der größern Mächte, meiſtens auf beyden zugleich. Durch die Theilung des geiſtlichen Reichsantheils wird Deutſchlands Bundesſyſtem geſchwächt, beynahe zernichtet, die Vergrößerungsbegierde aber bey allen großen Mächten durch das Exempel gereizt und vermehrt, und eben hiedurch jene Eiferſucht erſtickt, die einzig das Weiterſchreiten der alles zu verſchlingen drohenden Länderſucht aufhalten könnte. Den neueſten Beleg hievon liefert uns Pohlen. Eine Theilung folgte der andern auf dem Fuße nach, und nun ſucht ihr Pohlen vergebens in dem Regiſter der europäiſchen Reiche! Der Zentaur der Theilungspolitik hat es verſchlungen. Dürfen die kleinern weltlichen Fürſten Deutſchlands ſich ein beſſeres Schickſal verſprechen, wenn ihre geiſtlichen Mitſtände jezt als Opfer jenes Ungeheuers fallen? — Mit den

Geiſtlichen geſchieht der Anfang wohl nur deswegen, weil er da weniger Hinderniß findet, und am geſchickteſten iſt, den Weg zur weitern Theilung zu bahnen. Um hievon jede Ahnung in den Kleinern zu unterdrücken, und ſie zu treuen Wachthunden der Plünderung zu beſtechen, werfen die Großen jedem Kleinern ſelbſt einen geiſtlichen Brocken hin. Arme Getäuſchte — in wenigen Jahrzehnden ſeyd ihr elende Vaſallen und ausgeplünderte Sklaven eben der großen Mächte, aus deren Händen ihr jetzt auf Koſten anderer geiſtlichen Mitſtände Geſchenke erbettelt und annehmt. Dies iſt um ſo unvermeidlicher, da der ſicherſte Garant eurer Exiſtenz, die Reichsverfaſſung, durch die Zernichtung der geiſtlichen Staaten untergraben und dem Reichs-Oberhaupt aller Einfluß und alle Macht entriſſen wird, den Schwächeren gegen den Stärkeren zu beſchützen. Eine nach Zerſtörung und Unterdrückung argliſtig ſtrebende Politik iſt es, welche den Stein von der Höhe wirft, und ſich ſeines Herabrollens freut, und dabey unbeſorgt ſcheint, daß der Stein unterwegs einer Schneelawine den Stoß verſetzen möchte, damit ſie die Heerden und Bäume mit ſich fortreiſſe, und am Fuße des Berges alle Wohnungen mit ihren

Bewohnern jämerlich begrabe. Fürſten Deutſchlands trauet der Betrügerinn nicht!

Eine weitere Folge wird ſeyn

V. Die völlige Unſicherheit alles Eigenthums.

1.) Findet die Ländergierde keine Nahrung mehr; ſo muß ſie im inneren Eingeweid des Staats ſelbſt wühlen. Bleibt ihr kein fremdes Land mehr zu erbeuten übrig; ſo wird ſie auf das Privatvermögen die Krallen einſchlagen.

2.) Durch die Theilung würde der weltliche Despotismus zur unbändigen Rieſenſtärke anwachſen, und zur Behauptung ſeiner Anmaſſungen der militairiſche Arm gewaltiger werden. Vor ihm müßten alle Rechte zittern. Er wird keines derſelben ſchonen; um ſo weniger wird er ſie ſchonen, da die Staatsbedürfniſſe der Länder eben dadurch ſehr vermehrt werden, daß ſie aus der Nachbarſchaft friedlicher Staaten herausgeriſſen, mannigfaltiger Kolliſion mit Mächtigern ausgeſezt, und ſomit militairiſcher zu werden, und mehr und mehr an den politiſchen Händeln Antheil zu nehmen ſich werden genöthiget ſehen.

3.) Der nemliche Grundſatz, der die Unverletztheit jedes Eigenthums gebiethet, ſpricht auch gegen die Zernichtung der geiſtlichen Staaten. Wird der Grundſatz durch Säkulariſation umgeworfen; ſo wird er auch im bürgerlichen Leben nur ſo viel mehr gelten als man will.

4.) Kann der dem geiſtlichen Eigenthum anklebende Charakter beſonderer Heiligkeit daſſelbe vor Uſurpation nicht ſchützen, wie viel weniger wird das in der Volks Opinion minder ehrwürdige Eigenthum auf Unantaſtbarkeit Anſpruch machen dürfen? Betrachten wir

VI. insbeſondere die Folgen der Unterdrückung der geiſtlichen Reichsſtände für jeden einzelnen Stand; ſo öffnet ſich

a.) den weltlichen Fürſten die gewiß nicht reizende Ausſicht 1.) auf eine Vermehrung von Ausgaben, die dem Land von wenig Nutzen und mit der ihnen zu Theil werdenden Entſchädigung in keinem Verhältniß ſteht. Der Militair-Etat muß erhöht, die entſetzte Geiſtlichkeit muß penſionirt werden. Der Adel des Landes, der im geiſtlichen Stande keinen Unterhalt mehr findet, fällt ganz dem Hofe zur Laſt. Die geiſtlichen Güter werden die Beute einiger Spekulanten und Wucherer werden. Der ſchlechte Erlös wird bald verſchwunden ſeyn. Dann 2.) ſind die Hülfsquellen erſchöpft, die meiſten verſiegt. Der Staat muß vom eigenen Markt zehren. Für die Zeiten der Noth iſt keine Reſſource aufbewahrt. Dem Banquerutt iſt nimmer auszuweichen. 3.) Die fürſtlichen Häuſer ſehen ſich der beſten Verſorgungen ihrer Nachgebohrnen beraubt, und werden dadurch genöthiget, ſich durch Appanagen zu ruinieren, und ſich mehr als bisher, in ſchmähliche Abhängigkeit von den großen Mächten zu ſetzen, um von ihnen Beſoldungen und Penſionen für die Nachgebohrnen zu erbetteln. 4.) Die weltlichen Fürſten, die ſich in die Lande der geiſtlichen theilen, verlieren die treueſten und mächtigſten Freunde und Unterſtützer, und bekommen viele, ſehr viele geheime Feinde, und die Verhältniſſe unter ihnen ſelbſt werden geſpannter und mehr und mehr in die politiſchen Verhältniſſe der großen Mächte verflochten. 5.) Sie werden durch alles dieſes unwillkührlich mehr Despoten. Als ſolche aber bringen ſie alle Stände und Klaſſen gegen ihr Regiment auf, erlöſchen die letzten Funken des Patriotismus, löſen die Bande der Rechtſchaffenheit, und höhlen, ohne es zu wiſſen, den Abgrund der Anarchie, in welchen ihr Thron dann verſinken muß ohne Rettung.

b.) Der geiſtliche Stand überhaupt verliehrt 1.) durch die Vernichtung der weltlichen Vorzüge ihrer erſten Vorſteher, deren Glanz ſich auf die ganze Geiſtlichkeit verbreitete, an ſeinem Anſehen. Der zu ſeiner Beſtimmung erforderliche Grad von Hochachtung, der in ſinnlichen und verfeinerten Zeitaltern, wie das jetzige, ſo ſehr am Reichthum und äuſſerm Schimmer klebt, wird in dem Maaße entzogen, als der geiſtliche Stand ſeiner weltlichen Hohheit beraubt, auf den dürftigen Unterhalt herabgeſetzt und dem weltlichen Arm unterthänig gemacht wird 2.) Durch dieſe Abhängigkeit würde die Geiſtlichkeit leicht zu einer ihrer Würde wenig entſprechenden Kriecherey und Niederträchtigkeit verleitet, wodurch ſie ſich ſelbſt der Verachtung würdig machen würde. Dies iſt unausbleiblich, ſobald nicht ein Magikus auftritt, der die Geiſtlichkeit, wie ſie iſt, durch einen Zauberſchlag auf einmal zu wahrhaft apoſtoliſchen Männern umſchaft. 3.) Durch Verminderung und Beſchneidung der geiſtlichen Pfründen und die vermehrte Verachtung des geiſtlichen Standes hören die noch übrigen Reitze und Aufmunterungen zum

Eintritt in denſelben auf, woraus ſodann ein Mangel an fähigen Subjekten entſtehen muß; 4.) Der hohe Klerus verliehrt für die Groſſen und Mächtigern an Bedeutenheit und Intereſſe. Natürlich wird daher die Geiſtlichkeit weniger Unterſtützung von ihnen zu erwarten haben und weniger Schonung. Die Groſſen werden durch die eigenhändige Unterdrückung der Geiſtlichkeit gezwungen, ſich über die Stimme aller Zeiten zu betäuben: daß der Sturz des Altars den des Throns unmittelbar nach ſich ziehe. 5.) Es wird keine Bedrückung, keine Kränkung, keine Demüthigung geben, welche die Geiſtlichkeit nicht gedultig von der Willkühr der weltlichen Obrigkeit wird ertragen müſſen. Man wird ſie in bloße gebrödete Staatsdiener verwandeln, ſie an die Staatskaſſe aſſigniren, und, wenn man ihren Dienſt für den Staat entbehrlich glauben, oder (was im Grund auf Eines hinauslaufen wird) die Staatskaſſe leer und ihr Boden eingebrochen ſeyn wird, ſie zur preiswürdigen Simplicität der Apoſtel ermahnen und an die Freygebigkeit und frommen Gaben der Gläubigen verweiſen. — Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit glaube nicht daß ihr ein beſſeres Schickſal zufallen werde. Frankreichs und Helvetiens Beyſpiel lehrt es deut-

deutlich, daß die heutige Politik, ſo fein ſie übrigens auch ſeyn ſoll, doch ſo ſcharfſinnig nicht ſey, um zwiſchen den Gütern der proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichkeit einen Unterſchied anzunehmen.

c.) Für den *Adelſtand* iſt die Säkulariſation der hohen Stifter ein tödtlicher Schlag. a.) Sie entzieht ihm die beßten Verſorgungen für ſeine Nachgebohrnen; b.) ſie nöthigt ihn die Stammgüter zu zerſtücken und die Majorate aufzuheben, ſomit die Grundlagen ſeiner Stärke und ſeines Glanzes niederzuwerfen; c.) ſie ſchneidet ihm allen Zufluß an Mitteln zum Unterhalt und um ſeinen etwa zerfallenen Umſtänden wieder aufzuhelfen, ab; d.) ſie nimmt ihm endlich die ſeiner Beſtimmung und der Sicherheit ſeiner Würde und Macht in der politiſchen Hierarchie ſo weſentliche Unabhängigkeit, zu welcher ihn das Alterthum weislich erhoben hatte, damit er eben ſo ſehr von hündiſcher Devozion und ſklaviſcher Schmeicheley fern, als dem Edelmuth und der Freymüthigkeit treu bleiben möge. Doch aller Verluſt der höhern Stände wird

d.) dem gemeinen *Bürger- und Bauernſtand* nicht den mindeſten Vortheil bringen. Auch ihm würden die Folgen der Säkulariſation ſich immer ſchmerzlicher fühlbar machen. Erſtens durch Veränderung des Geldumlaufes, indem das Erträgniß der geiſtlichen Staaten bisher von dem geiſtlichen Inhaber größtentheils im Lande ſelbſt verzehrt wurde, mithin in die Hände der Unterthanen zurückgefloſſen iſt, in Zukunft aber in die entfernten Reſidenzen der weltlichen Landesherrn abgeleitet würde; Zweytens durch Verderbung und Zugrundrichtung manches Gewerbs, dem die Hülfsquellen vertrocknet und die Abnahme entfremdet würden; Drittens durch Entkräftung der Landſchaftsrechte, willkührliche Vermehrung der Abgaben, Erſchwerung des militäriſchen Jochs und durch Umſchmelzung der althergebrachten glücklichen Verfaſſung der geiſtlichen Staaten, die deren Unterthanen gegen den Druck neuer Abgaben und Rekrutirungen und überhaupt gegen jedes Unrecht und ihrer Freyheit und ihrem Wohlſtand gefährliche Neuerungen ſtets verwahrt hat; Viertens durch die Erlöſchung mannigfaltiger Verſorgungen für Söhne bürgerlicher Herkunft in Stiftern und Klöſtern, theils als Chorherrn und Religioſen, theils als Beamte oder ſonſtige Bedienſtigte, ꝛc.

VII. Auf die Bildung der Völker kann die Säkulariſation ebenfalls nur einen nachtheiligen Einfluß haben, ſowohl

a.) in religiöſer Hinſicht, als b.) in Hinſicht der Unterwürfigkeit, der Zucht, Ordnung und Ruhe. Wie die Urſachen, ſo die Wirkungen; wie die Beyſpiele, ſo die Nachahmungen; wie die Schule ſo die Zöglinge. Oder läßt ſichs wohl vermuthen, daß große, von Regenten ſelbſt gegebene, frappante Exempel der Ungerechtigkeit nicht die Einen empören, die Anderen zur eigenen Verübung des Unrechts hinreiſſen, die Begriffe von Recht und Unrecht ſchwankend machen und verwirren, und dem Volke das Zutrauen auf die Rechtmäßigkeit und Moralität der über es geſetzten Obrigkeit aus dem Herzen reiſſen; — daß die Erſchütterung und Umſtürzung uralter, angewohnter und ehrwürdiger, zumal mit der Religion verflochtener Verfaſſungen und Surrogirung eines militäriſchen Despotismus nicht die Anhängigkeit des Volks für die Regierungen entkräften und es noch mehr für Umwälzungen ſtimmen; — daß die Bedrückungen und Plünderungen, mit welchen die Großen der Erde ſich nicht ſcheuten, die erſten Vorſteher der

Kirche, ja die Kirche ſelbſt zu mißhandeln, Verachtung gegen den Klerus unter dem Volk erzeugen; — daß endlich dieſe Verachtung nicht auf die Religion ſelbſt zurückfallen werde? — Um dies möglich zu machen, müßte ſich die Natur-Ordnung völlig umkehren! Und was kann am Ende das Loos der Völker ſeyn, als Verwilderung und Barbarey, wenn die am veſteſten gegründeten Anſtalten zur Bildung des Volks zerſtört, die denſelben gewiedmeten Einkünfte von dem unerſättlichen Finanzgeiſt verſchlungen und die Erziehung, der Unterricht und die Zucht der Alten und Jungen immer mehr den Händen der Geiſtlichkeit entwunden, ihrer religiöſen Formen entkleidet, und von der Richtung auf das göttliche Chriſtenthum weggeſchoben wird, welches doch allein im Stande iſt, der Erziehung wie des Individuums ſo des Volkes, Feſtigkeit und Haltung zu geben, und ſie nach den Abſichten des Weltbeherrſchers in den unendlichen Plan ſeiner Regierung gehörig einzufagen. — Endlich erbarmt euch, o ihr Mächtigen!

VIII. Der bedürftigen und leidenden Menſchheit.

Sie würde jetzt und noch mehr in der Zukunft den Sturz der hohen Geiſtlichkeit in Deutſchland als ein an ihr verübtes Verbrechen vor Gottes Richterſtuhl anklagen. Nicht nur würde durch dieſe Ungerechtigkeit und ihre Folgen die Anzahl der brodloſen und dürftigen Menſchen vergrößert, der auf dem Volke laſtende Druck erſchwert, das Herz der Menſchen verhärtet und der überhand nehmende Egoismus noch enger geſchnürt werden, ſondern es würden auch a.) viele Quellen der Unterſtützung und des Almoſens erſchöpft, viele Zufluchtsorte der Dürftigkeit zerſtört, und b.) die milden Stiftungen α.) in die Hände ſolcher Miethlinge gebracht, die keinen anderen Beruf zur Verwaltung mit ſich bringen als Hunger und Gewinnſucht; β) mit andern Gütern willkührlich beſteuert und ausgeſaugt werden. —

Hier laßt uns ſtill ſtehen! .. und werfet nun einen Blick auf dieſe kalte, wahrlich nicht übertriebene, aber eines geſchickten Pinſels allerdings würdige Darſtellung der Folgen einer auf die Zernichtung der geiſtlichen Reichsſtände hinarbeitenden Säkulariſation! vergleichet ſie ſodann mit den Folgen der mildern, dem Geiſt unſerer Verfaſſung angemeßneren Säkulariſation, und wählet!.. Die letztere befriedigt alle billige Forderungen, ſchmälert ſo wenig Rechte als möglich, und beveſtigt Gerechtigkeit, Verfaſſung, Kirche und Staat. Die andere untergräbt und zernichtet alles, verſpricht dafür nicht den mindeſten Erſatz, legt ſelbſt in die Lockſpeiſe, welche ſie anbietet, den Keim des Verderbens und das Gift, welches jede Macht unterfreſſen muß, und führt Fürſten und Unterthanen an den Abgrund der Anarchie...

Wie viele Thorheiten und Mißgriffe würden unterbleiben, wenn ſich uns vor Verübung derſelben die Folgen in ihrer wahren Geſtalt nicht verhüllten! Vielleicht würden die Urheber und Verehrer des geſchilderten Säkulariſations-Dämons ihn ſelbſt verdammen, wenn ſie ſich über ſeine Wirkungen nicht betäubten und verblendeten. Möchten ſie doch vor der wirklichen Vollziehung ihres Plans erwachen, und nicht zu ſpät durch die fallenden Trümmer unſerer Verfaſſung und jeder bürgerlichen und kirchlichen Ordnung aus ihrer Täuſchung herausgerüttelt werden. — Möchte (dies muß der Wunſch jedes deutſchen Patrioten ſeyn) zwiſchen Oeſterreich und Brandenburg, Deutſchlands mächtigſten Häuſern, eine aufrichtige und vertrauliche Vereinigung zur Erhaltung des deutſchen Reichs zu Stande kommen! dann würde Deutſchland bald aufhören, ein Spielzeug der ſogenannten großen Nazion zu ſeyn, und wieder das werden, wozu es durch ſeine Lage, ſeinen innern Reichthum, ſeine Größe, ſeine rüſtige Bevölkerung und den edelmüthigen, tapfern Karakter ſeiner Einwohner berufen iſt, — die Erſte, angeſehenſte, mächtigſte Nazion in Europa! — Selbſt auf Seiten der preußiſchen Macht wäre der Vortheil weit reeller, ſolider und ohne Gefahr künftigen überwiegenden Nachtheils, als bey einer Theilung, durch welche der Einfluß jener nachbarlichen Macht, die gemäß dem von ihr ſtets befolgten Grundſatz: divide et impera! das Säkulariſationsſyſtem hingeworfen hat, das Uebergewicht erhalten würde.

Leichtſinnig ſtreut der raſche Knabe glühende Kohlen auf den weit umher verbreiteten Zunder; aber der Arme ſieht die ſchauerlich auflodernde Rauchſäule nicht, welche die Verheerung des Brandes kund thun wird, und er hört nicht das Krachen der einſtürzenden Hauſer und der darunter Begrabenen oder ihrer Habe beraubten Einwohner Jammern und Heulen. — Doch euch, ihr Fürſten Deutſchlands! und ihr Deutſche aller Stände! enthüllt ein gütig warnender Genius die Rauchſäule und den Brand und die Verwüſtung und das Elend hinter dem Ungeheuer, das euch die Argliſt eurer Feinde als den Engel des Friedens und ächter Beglückung vorſpiegelt und empfiehlt; — Deutſche! wär' es nicht Raſerey, für des Ungeheuers Aufnahme zu ſtimmen, und über ſein Vaterland die Funken-ſprühende, Verderben-ſchwangere Fackel zu ſchwingen!

Fenelon.

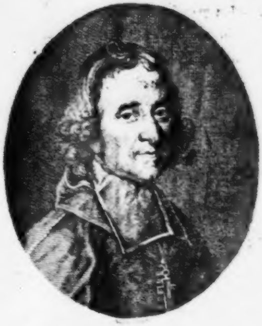
Ein Gedicht in drey Geſängen

von

J. H. von Weſſenberg.

— — — — Majora canamus!

Virg.



Zürich,
bey Orell, Fußli und Compagnie.
1812.

[illegible]

MONAC

Ihr Märtyrer für Menſchenwürde,
Vertraut der Wahrheit und der Zeit;
Vergänglich iſt des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit!

Salis.

BIBLIOTH. REGIA MONACENSIS

Vorbericht.

Kein hervorragender Geiſt, der über das Zeitalter Ludwigs XIV. ſein Urtheil kund werden ließ, gieng je Fenelon vorüber, ohne ſich gleichſam unwillkürlich vor ihm mit jener Hochachtung zu verbeugen, welche nur eine reine, himmliſche Seele Allen, ſo verſchieden ihre Denkart iſt, abgewinnen kann. Fenelon iſt einer der Seltenen, in deren Bewunderung und Lob Gegner und Freunde zu wetteifern ſcheinen. Beyſpiele dieſes Wetteifers liefern deſſen Biographie von dem frommen Ramſay, und ſeine Karakterſchilderung in den Denkwürdigkeiten des höfiſchen Weltmanns St. Simon; die Aeuſſerungen über ihn in den Briefen der Maintenon und in den Schriften von Voltaire. In Fenelons neueſter und ausführlichſter Lebensbeſchreibung von Bauſſet verbreitet die unpartheyiſche Prüfung der bis dahin geheimgebliebenen Akten ſeiner Verfolgungsgeſchichte um ihn einen neuen Glanz von Unſchuld und Würde. Dies iſt der Triumph der Tugend eines Mannes, der ſtets die Sache Gottes, nicht ſich im Auge hatte; der in Frieden duldete; der voll Beruhigung ſeinen guten Namen der Vorſehung überließ.

Fenelon gehört allen Nationen an. In keiner aber, die franzöſiſche vielleicht ſelbſt nicht ausgenommen, hat er ſo viele und innige Verehrer, wie unter den Deutſchen jedes Bekenntniſſes. Dieſem liebenswürdigen Genius der Humanität und des Chriſtenthums, in deutſcher Sprache für die Deutſchen ein Denkmal zu ſtiften, iſt ein Gedanke, den ſeit zehen Jahren mein Gemüth wie ein Saamenkorn bewahrte, das nur den befruchtenden Sonnenſtral erwartete, um ſich zu entfalten. Kein Traumgeſicht rief dieſen Sonnenſtral hervor, ſondern der Anblick des deutſchen Primas, als er im Verein der Väter der gallikaniſchen und italiäniſchen Kirche mit Fenelons Liebe und freundlicher Weisheit erſchien.

Sollte dieſer Verſuch ſo glücklich ſeyn, hie und da einem Freunde des Göttlichen im Menſchen das Herz zu erweitern, einem Wankenden auf dem mühſamen Pfad zur Wahrheit und

Tugend den Muth aufzurichten, einem Jüngling für der Menſchheit und Gottes Sache den Buſen zu befeuern, was könnte mir noch zu wünſchen übrig bleiben?

Sublimi feriam sidera vertice!

Horat.

Fenelon.

Erſter Geſang.

1.

Nicht ein Eroberer, von Völkerblut beflecket,
Kein König, den der Prunk der Eitelkeit umſtralt,
Hat zum Geſang, o Muſe! dich erwecket.
Begeiſternd iſt dir eine Lichtgeſtalt
Mit eines Friedensengels hehren Mienen,
Als du nach gold'nen Saiten griffſt, erſchienen;
Ein Genius liebathmender Religion —
Der Himmel ſingt mein Lied; mein Lied iſt Fenelon.

2.

Dem jungen Adler gleich, der ſeine Schwingen
Erſt ſchüchtern übt, eh' er zur Sonne ſich erhebt,
Fleugt Röth' auf dein Geſicht o Muſe! Zagend bebt
Die Stimme dir, aus Furcht, es möchte dir mißlingen,
Dein hohes Ideal nach Würde zu beſingen.
Doch faſſe Muth! dein Lied, das nicht den Ruhm
erſchwebt,
Vom Stralen-Diadem des eigenen Werths umgeben,
Wird durch den Gegenſtand ſein Schickſal überleben.

3.

O Dalberg, edler Geiſt! in dem ſo mild und rein
Der Geiſt von Fenelon ſich wiederſpiegelt,
Laß mich, von deutſchem Hochgefühl beflügelt,
Mein Lied von dieſem Himmliſchen Dir weyh'n!
In Eins verſchmolzen ſoll fortan den Söhnen
Und Töchtern Deutſchlands in gerührter Bruſt —
Zugleich der Deutſchen, wie der Franken, Luſt
Der Name Fenelon und Dalberg tönen.

4.

Von der Verfeinerung Sirenen eingewiegt
Gefiel ſich Frankreich in dem falſchen Schimmer,
Mit welchem Witz und Pracht die Welt belügt.
Mit ſtolzem Lächeln ſah es auf die Trümmer
So manches ſtillen Heiligthums herab,
Geſtürzt vom Lavaſtrom entnervender Gedanken.
So tief geſunken war es nie. Da gab
Gott einen Fenelon dem Volk der Franken.

5.

So weckt der Sonne Blick den Frühlings-Weſt,
Wenn noch vom Winterfroſt umſchauert
Das Bächlein ſchweigt, die Wieſ' um ihre Blumen trauert,
Im blätterloſen Hayn kein Lied ſich hören läßt.
Doch jetzt lebt Alles auf bey Zephirs mildem Fächeln:
Das Bächlein lallt ihm Dank; am dürren Dornenſtrauch
Begrüßen Veilchen ihn mit holdem Kindeslächeln;
Zu Zauberliedern lockt die Nachtigall ſein Hauch.

6.

Mit einem Prinzen hatte die Dauphine
Die Sehnſucht ihres Volks beſchenkt. Sein Jubelton
Empfieng den Knaben, der in gold'ner Wiege ſchon
Berufen ſchien, daß er vom hergeſtellten Thron
Nach kühn beſchwornem Sturm dem Volk zum Tröſter
diene.
Mit heit'rer Ruh verſchied der Greis, der ſeinem Sohn
Den Enkel Heinrichs wies, des Vielgeliebten,
Der todt die Hydern ſchlug, die Frankreich lang betrübten.

7.

Der Engel, welchen dieſem theuern Kind
Der Vater ob den Sternen zum Geleiter
Erſah durch dieſes Lebens Labyrinth,
Wekt jeden Keim in ihm, der, ſanft und heiter
Zum Himmel lächelnd, Frankreichs Glück verheißt.
Doch, zart beſorgt, daß einſt des Laſters Funk' entglimme
In ſeiner Bruſt, ſpricht er zum hohen Geiſt,
Der Frankreichs Wohl bewacht, mit ſanft bewegter Stim̃e:

8.

„Dem Kind, zum Schutze mir von Gott vertraut,
Hat liebend die Natur die Seele ſchön gebildet.
Doch, wenn ſein reiner Blick einſt in die Hofwelt ſchaut,
Wo die Verführung ſchlau die Schlingen übergüldet,
Wo Tugend, Frömmigkeit nur Blendwerk ſind und Scherz,
O dann beſchleichet, Freund! Bekümmerniß mein Herz.
Ruf' einen Mann nach Gottes Herzen ihm zur Seite,
Der auf dem Glatteis ſeine Tritte leite."

9.

Doch Ludwig, von dem Heer der Schmeichler Groß genannt,
Erfreute ſich im Arm verſchmitzter Weiber
Des Siegerglücks von ihm zum Krieg gedung'ner Räuber,
Als ſeinen Blicken ſich, von höh'rer Macht geſandt
In unverhoſtem Traum der Schutzgeiſt Frankreichs zeigte,
Der, einen düſtern Flor von Kummer im Geſicht,
Vom Haupt den Lorbeer nahm, den Lilien-Zepter neigte,
Und Worte ſprach, ernſt wie ein Strafgericht:

10.

„In ſchnöder Wolluſt Schoos ſcheint jede Sorge
Der Zukunft dir zu flieh'n aus eingeſchlafner Bruſt.
Träumt dir vielleicht, des Glücks der Gegenwart bewußt,
Daß es dir ſeine Gunſt auf ferne Zeiten borge?
Du irrſt! Den Augen einer Buhlerinn
Mag deinen Liebreiz wohl dereinſt dein Gold erſetzen.
Doch nimmer hemmſt du Frankreichs eiligen Ruin
In ſtolzer Ruh mit deiner Völker Schätzen."

11.

„Der Glanz, der dich umſchimmert, iſt es nicht,
Was Frankreich groß gemacht. Dem Geiſt, der Seelen Stärke,
Die, wie die Gottheit ſchafft, und neue Bahnen bricht,
Verdankt dein Reich die hohen Wunderwerke,
Wodurch es auf der Größe Gipfel ſtieg.
Nur Er, der Sonnen winkt aus leeren Nächten,
Ruft große Männer auf, nur Er verleihet Sieg
Und Stärk' und Ruhm durch ſie der Erde Mächten."

12.

„Auf ein Jahrhundert oft ſcheint Gottes Hand
Der hohen Genien Modelle zu zerbrechen,
Um ſo nach gold'ner Zeit den Unverſtand
Des blinden, trägen Uebermuths zu rächen.
Die Hoffnung Frankreichs hängt mit ſanft umwölktem Blick
An deinem Enkel jetzt. Wird dieſer gut und weiſe,
Dann zieht Gott ſeine Hand von Frankreich nicht zurück;
Kein böſer Dämon greift in ſeines Glücks Geleiſe.“

13.

„Wähl' aus den Beßten, die dein Reich umfaßt,
Des Prinzen Mentor aus — den Weiſen ohne Tadel,
Den Geiſt von Wahrheit hell, das Herz voll Seelenadel;
Und findeſt du ihn nicht im Goldpallaſt,
So ſuch' ihn bis in niedern Hütten.
Begegnet er dir, wie von Gott geſandt,
So drück' ihn an die Bruſt, das er ſich laß' erbitten;
Nenn' ihn der Krone herrlichſten Demant.“

14.

Indem der Genius die Göttermahnung ſpricht,
Wird jeder Zug allmählig ihm erheitert,
Wie, wenn ein Sonnenſtral durch Schneegewölke bricht,
Des Winters trüber Duft zum Aetherblau ſich läutert.
Den König aber flieht die Ruh. Die Montespan *)
Verwundert ſich, tiefſinnig ihn zu ſehen.
Den Grund davon im Innern zu erſpähen,
Schärft ſeinen Blick am Hofe jedermann.

---

*) Wer kennt ſie nicht!

15.

Der Staatsrath wird verſammelt. Ernſt vom Throne
Verkündigt ſeinen Willen der Monarch:
Dem Herzog von Burgund, dem Erben ſeiner Krone,
Den Edelſten, an dem kein Ariſtarch
Ein Fleckchen wittern kann, zum Mentor auszuwählen.
Vereinen ſoll der Mann mit Neſtors klugem Sinn
Die Weisheit des Sokrat, und überhin
Soll die Religion ihn ganz beſeelen.

16.

Ein leblos Staunen fährt bey dieſem Königswort
In alle Schranzen. Jeder ſenkt zur Erde
Den Blick mit höfiſch ſchweigender Geberde,
Obgleich um ſeiner Lippen leiſen Bord
Der Name deſſen ſchwebt, den er im Stillen
Zum Mentor ſchnell erwählt nach ſeiner Ehrſucht Plan.
Der König blicket forſchend jeden an.
Doch keiner will ſich hier vor ſeinem Blick enthüllen.

17.

Sobald der Divan auseinander gieng,
Verſchwand der Räthe ſchüchtern Schweigen.
An der Kabale dunkelm Himmel fieng
Sich jeder Selbſtſucht an, der Hoffnung Stern zu zeigen.
Des Königs Buhlerinn und ſein Gewiſſensrath
Seh'n ihren Vorſaal voller täglich
Von der Inſekten Schwarm, die ſehr beweglich
Ihr winzig Ich aufnöthigen dem Staat.

81.

Wie ſich die Werber hier an Werber drängen!
Ein bunt Gemiſch von jedem Kolorit;
Mit den Tartüffen, die die Köpfe hängen,
Ein Epikur, Katull, ſogar ein Demokrit.
Tartüff hat nebſt den Bonzen zu Patronen
Die ganze Sippſchaft büſſender Matronen;
Doch ſchönen Geiſtern, und galanten Damen iſt
Der Schönſte, Witzigſte — der allerbeſte Chriſt.

19.

Die Majeſtät muß ſich gefallen laſſen,
Daß mancher eitle Geck ſich auf die Liſte ſetzt,
Der ſeinen Werth nur nach den Laſtern ſchätzt,
Die ihn nach ſeinem Wahn erhöh'n vor andern Klaſſen.
Dem König reißt zuletzt der Faden der Geduld.
Er zürnet dem Gewürm der Fanfarone
Und Dunſe, das erkriechen will von ſeiner Huld
Die Mentors = Würde bey des Dauphins Sohne.

20.

Wie Dunſt zerrinnt manch glänzendes Projeckt.
Doch neue Hoffnung ſtralt der ſehr berühmten Gilde,
Die ihre Herrſchſucht ſchlau mit Gottes Ehre deckt,
Daß einer ihres Geiſt's für ſie den Prinzen bilde.
Sonach iſt Ludwigs Beichtrath ſchnell bedacht,
Dem hohen Büßer zu Gemüth zu führen:
„Weg ſey des Altars Glanz, weg des Monarchen Macht,
Wo Jeſuiten nicht regieren."

21.

Der König fühlt des Zuſpruchs Vollgewicht.
Die klügelnde Moral von dem geſchmeid'gen Orden
War ſeinem Herzen längſt Bedürfniß worden.
Verdankt er doch nur ihrem Doppellicht
Die Kunſt, mit Frömmigkeit die Wolluſt zu verbinden.
La Chaiſ'*) 1) wiegt ſein Gemüth in ſüßer Zuverſicht:
Er werde ſicherlich Erlaſſung ſeiner Sünden
Durchs eifrige Gebet des Ordens finden.

22.

Schon reifte der Entſchluß in ſeiner Bruſt,
Zum Mentor, nächſt den gold'nen Stuffen
Des Thrones, einen Knecht des Ordens zu berufen,
Als ihm (von wannen? ward ihm nicht bewußt)
Ein Geiſterlaut leis zuzuliſpeln dünkte:
„Warum ſchweigt Alles dir vom edeln jungen Mann,
Der ſelbſt der Ketzer Herz ſo ſchnell gewann
Durch eine Frömmigkeit, die nie ſich ſchminkte?“

23.

Und liebreich ſtralt nun das verklärte Bild
Von dem mit Jeſu Geiſt vertrauten Jünger
Vor Ludwigs Seele. „Hier iſt Gottes Finger“!
Ruft er von edlem Wahrheitsſinn erfüllt.
„Man ſchweigt von ihm. Wohl fürchten ihn die Thoren?
Die Böſen wohl noch mehr — den weiſen Fenelon,
Den Freund, die Zierde der Religion?
Doch dieſer Fenelon iſt mir von Gott erkohren.“

---

*) Beichtvater des Königs während zwey und dreyßig Jahren.

24.

Auf tauſend Zungen trägt blitzſchnell des Königs Wahl
Die Sage durch Paris, und Wonn' und Trauer ſcheiden
Vom Schwarm der Böſen jetzt der Guten kleine Zahl,
Wie ſie am Weltgericht ſich einſt durch Himmelsfreuden
Geſchieden werden ſeh'n, und durch der Hölle Qual.
In Lob und Läſterung wetteifern nun die Beiden
Zum Ruhme Fenelons. Die Edlen ſegnen ihn,
Der eine Nemeſis den Laſterhaften ſchien.

25.

Einheimiſch ſchleicht, ganz Ohr und Mund an allen Höfen,
Ein Ungethüm, umflattert von Betrug. Es heißt
Den Franzen: Perſifflage. Seinen Geiſt
Nähret Galle nur; Gift iſt, was ihm entfleußt,
Ob ſeine Lippen gleich von goldnem Honig tröfen.
Oft tödtlich ſind die Wunden, die es beißt.
Des argen Dämons voll, ſtreicht jeder Feind des Guten
Den Namen Fenelon jetzt ungeſcheut mit Ruthen.

26.

Dem Einen däucht der Mann zu aufgeklärt;
Der Andre rüget ſcharf die Strenge ſeiner Tugend.
Hier macht man zum Verbrechen ihm die Jugend;
Dort zweifelt man ſogar an ſeinem Werth,
Weil er ein Dichter iſt. So theilte ihre Rollen,
Dem klugen Feldherrn gleich, die bunte Gottheit aus.
Sie zieht von Feſt zu Feſt, von Schmaus zu Schmaus,
Zuflüſternd Allen, was ſie reden ſollen.

27.

Doch, wie ſie zürnend merkt, daß nichts verfangen will,
Fleugt ſie zum Fanatismus, einem Gotte,
Dem damals eine Tempel-Grotte,
Wie Mitternacht ſo dunkel und ſo ſtill,
Ganz nah am Schloß der Bourboniden ſtand. „In Eile“
Ruft ſie ihm zu, „vollziehe meinen Plan!
Der König wiederſteht nicht deinem Pfeile,
Zeigſt du ihm Fenelon als Feind der Gottheit an“

28.

Nicht zweymal bitten läßt das Ungeheuer.
Doch legt es klüglich ab der Furien Geſtalt,
In der ihm aus dem Blick ein allverzehrend Feuer,
In blöder Völker Aug wie von Kometen, wallt.
Sein Odem iſt Verderben; Paradieſe
Haucht er in Wüſten um. Und geußt ins Menſchenherz
Den Tigerdurſt nach Blut, und treibet Scherz
Mit menſchlichem Gefühl der bang umkniete Rieſe.

29.

Als Weib, für welches ſchon die Anmuth fleht,
Wirft dieſer Proteus ſich zu Ludwigs Füßen,
Und badet ſie mit Thränengüſſen,
Indeß ihr holder Blick, zuweilen ſanft erhöht,
Voll nachgeahmter Wehmuth ſchmachtet.
Der König, der mit ſtummer Rührung ſie betrachtet,
Glaubt, daß ein Engel vor ihm ſteh',
Und zieht mit Zärtlichkeit ſie in die Höh'.

30.

„Wenn“, ſeufzt ſie jetzt, „wenn deine Majeſtät
Mein Herz durchblickt, das ſeit der Jugend Blüthe
Stets nur für Gottes Sache glühte,
Dann löſ't mein Kummer ſich in Wonne. Denn es fleht
Nicht unerhört ein ſchwaches Weib. Es prange
In Fenelon die Tugend noch ſo ſchön,
Zum Schutzgeiſt Frankreichs wirſt du nicht erſeh'n
Die unter Blumen laurt — die Schlange.

31.

„Erinnerſt du dich, Sir'! wie dieſer Fenelon
Als ihm die Sendung ward, die Ketzer zu bekehren,
Mit ſein'em Geiſte von Religion
Sich unterfieng, die Dragonaden zu beſchwören,
Womit dein Eifer heilſam war bedacht
Des Glaubens Einheit zu erzwingen a);
Und dem Verächter deiner Gottgeweihten Macht
Sollt' es, zu täuſchen dich, gelingen?“

32.

„Um Gottes Sache wär' es ach! geſcheh'n!
Doch nein! dein Wille kann's nicht ſeyn, o König!
Das Werk der Medicis und deins, in wenig
Jahrzehnten unterwühlt, zerſtöhrt zu ſeh'n.
Der Duldung Schützer preiſt man dir? Wer darf es
wagen?
Der Freche, glaube mir, ſpricht deiner Weisheit Hohn.
Die Duldung würde blüh'n. Doch deinem Thron,
Wo nicht, dem Glauben, muß dein Enkel dann entſagen.“

33.

Ein Blitzgetroff'ner ſteht der König da,
Sein Inn'res fühlt ſich tief verwundet.
„So wahr ich", ruft er aus, „auf Gott nur ſah,
Indem durch mich ſein Arm mein Frankreich ausgerundet,
Der Geiſt der Toleranz täuſcht Ludwigs Seele nicht.
Nie wird des Königs erſter Pflicht,
Die Reinigkeit des Glaubens zu bewachen,
Ein Menſch, ein Engel nicht mich treulos machen."

34.

Der Fanatiſmus, welcher ſeinen Sieg
Im Blick des Königs lieſt, eilt voll Frohlocken
Zum: Gott, dich loben wir! mit allen Glocken,
Die zu Gebot ihm ſteh'n, zu laden. „Sieg"!
Tönts in Palläſten, „Sieg"! am Spinnerocken.
Indeß betäubt der Guten Wehmuth ſchwieg,
Hohnlächelten die Gleißner und Bigoten,
Und laut erſcholl der Jubel der Zeloten.

35.

Doch dem Monarchen ſank in Schwermuth das Gemüth.
Durch ſeiner Augen trüben Nebel glüht
Ein düſtres Feuer; ſeine Wangen bleichen;
Oft ſieht man drüber eine Thräne ſchleichen.
Vergebens ſuchen ihm mit Saitenſpiel,
Mit Opfer, Freudenfeſt und andern Siebenſachen
Die Weiber den entſchlafnen Frohſinn anzufachen.
Für all' dies hat jetzt Ludwig kein Gefühl,

36.

Er ſucht die Einſamkeit, gerade ſo
Wie er zuvor mit ihr ſich ſelber floh.
Zu wenig heimlich ſind ihm die Boskete
Des herrlichen Verſail; der Nachtigall Geflöte
Stöhrt ſeinen trüben Hang. Zu lebend dünken ihn
Die Marmorgruppen, die aus ſanftem Grün
Sein Auge ſonſt entzückt; zu lebend die Najaden,
Die Wolluſt athmend ruh'n um ſtralende Kaskaden.

37.

Durch abgeleg'ner Schattengänge Nacht
Irrt er allein umher, bezaubert jetzt vom Bilde
Von Fenelon, dem Ideale weiſer Milde,
Jetzt aufgeſchreckt durch die geheimnißvolle Macht
Des ſchlauen Unholds, der mit allen Reizen
Beſorgter Zärtlichkeit ſo ernſtlich warnt.
Indeß in ihm ſich Furcht und Liebe ſo durchkreuzen,
Iſt jeder Ausweg ihm, wohin er ſieht, umgarnt.

38.

Ein Fürſt, in deſſen Bruſt Mißtrauen zu ſich ſelber
Sich eingeniſtet hat, iſt für die Lebenden
Nicht mehr; ſein Geiſt iſt von der Herrſchaft Höh'n
Schon in der Ahnen ſchaurige Gewölber
Hinabgeſchieden. Ein Geſpenſt der Nacht
Weilt er auf Erden nur, herumzupoltern
Und ſeines Hofes Kreis mit Schreckniſſen zu foltern,
Von blöder Zweifelſucht im Fiebertraum erdacht.

39.

Die Geiſtesſchwäche macht den großen Ludwig klein.
Er traut nicht mehr dem Gott in ſeinem Buſen,
Und läßt durch ein Phantom, umſtralt von heil'gem Schein,
Verſteinern ſein Gefühl, wie durch Meduſen.
Er ſieht, wo Duldung weht, des Aufruhrs Fahne weh'n.
In lichten Flammen ſieht er ſchon ſein Frankreich ſteh'n.
Schon wankt ſein Thron. Ihm däucht, beym Einſturz ſeiner Säulen
Hör' er auf Fenelon und Ludwig Flüche heulen.

40.

So plagte König Saul einſt ſeinen Hof und ſich,
Bis er, von Trübſinn voll, geheim nach Endor ſchlich,
Durch eine Zauberinn den Unſtern zu erfahren,
Der ihn bedroht. Des Schickſals leider! zu gewiß,
Warf er jetzt blind von Wuth ſich in des Feindes Schaaren;
Und weil hier kein Geſchoß ſich ſein erbarmte, ſtieß
Er in die Bruſt ſein Schwerdt, und gab ſich ſo den Frieden.
Dem Franken-König ſchien kein beßres Loos beſchieden.

41.

Das Uebel wuchs, je mehr es ſich verſchloß.
Dem Tod glich der Monarch. Kein ſüſſer Schlummer goß
In ſein Gemüth die Ruh von himmliſchem Gefieder.
Die finſt're Nacht rief ihm des Tags Bilder wieder,
Nur ſchreckender zurück. Doch der Gewiſſensrath,
Der Leibarzt, und die Buhlerinn des Kranken,
Ihn zu zerſtreu'n, erſchöpfen die Gedanken.
Zuletzt für eine Jagd ſtimmt das Triumvirat.

42.

Diana hatte ſonſt den königlichen Spleen
Mit holdem Blick verſcheucht. Sie läßt von allen Höh'n
Zur Jagd im Lieblingsforſt jetzt hundert Hörner blaſen.
Vergebens ſucht das Wild der Mordluſt zu entgeh'n;
Mit Schnauben und Gebell hört es die Hunde raſen.
Der laute Jubel ſchallt aus Gründen und von Höh'n.
Nur Einen ſieht Diana traurig bleiben.
Die Schwermuth kann auch ſie dem König nicht vertreiben.

43.

Ein Hirſch (von deſſen Haupt und Lenden ſtrömt ſein Blut),
Der durch Gebüſch und Teich mit manchem kühnen Sprunge,
Vor Müde athemlos und mit erſtarrter Zunge,
Zu retten ſich bemüht vor ſeiner Mörder Wuth,
Wirft einen Wehmuthsblick auf Ludwig, der ihn rühret,
Weil er in ihm ein Bild vom eignen Loos erblickt;
Zum erſtenmal vielleicht, ſeit er ein Volk regieret,
Fühlt er, wie ſchwer die Bruſt lichtloſer Jammer drückt.

44.

Die Thräne zittert ihm von ſchaambedeckter Wange.
Er flieht, indem gedankenvoll er ſich verliert,
Wohin kein Lichtſtral dringt, kein Pfad den Wandrer führt,
Im tiefſten Tannenwald, bis, fern vom Hörnerklange
Der Jagd, ein ſtilles Thal von Felſen ihn empfängt,
Wo, mit der Gemſe die an ſchrofer Klippe hängt,
Der Adler und die Brut von ihm verwandten Geyern
Den Schöpfer ſelten nur mit wilden Tönen feyern.

45.

Als öffnete vor ihm des Himmels Klarheit ſich,
Kehrt die erſehnte Ruh gleich einem Strale wieder
In ſein Gemüth; er ſinkt in ſtummer Andacht nieder.
Die Wildniß ſpricht zu ihm ſo hehr, ſo feyerlich
Wie noch kein Tempel-Dom. Ein Glanz' aus höhern Sphären
Umleuchtet ihn, indeß ein himmliſches Gebild
Mit unerreichter Würd' und Anmuth ſich enthüllt.
Kein Raphael kann ſo ſein Ideal verklären.

46.

Melodiſch, wie kein Lied ein Erdenkind noch ſang,
Entzückt jetzt Ludwigs Ohr die himmelsvolle Rede:
„Zu lange dauert ſchon in deiner Bruſt die Fehde,
Wovon das Mißgetön durch alle Himmel drang.
Entſage dem unſeligen Gedanken:
Dein Scepter und dein Schwerdt ſey dir von Gott verliehn,
Zu nöthigen die Herzen deiner Franken,
Nach Einer Melodie in Andacht zu erglüh'n.“

47.

„In Geiſt und Wahrheit nur, in Einfalt und mit Liebe,
Und nicht mit Sklavenſcheu will Gott verehret ſeyn.
Was fruchtete dein Zwang? . . Viel eiteln Heuchelſchein,
Doch nie, daß tiefer nicht der Schalk ins Herz ſich grübe.
Schwurſt du den Königseid nicht Gott, dem ew'gen Geiſt,
Der ſeine Sonne, ſeine Segenswolke
Sich keinem Sterblichen entziehen heißt?
Ja, Duldung, Duldung, Fürſt! verſprachſt du deinem Volke.“

48.

Die Göttinn ſchweigt; ein Lächeln ſchwebt um ihren Mund,
Wie dem Meſſias einſt, wenn er, das Herz voll Liebe,
Der Duldung Lehre that den Phariſäern kund
(Sie kannten vorhin nur des ſtolzen Eifers Triebe).
Doch jetzt aus einem Buch, das holde Genien
Mit Roſenfingern ſanft entrollen,
Läßt ſich der Name Fenelons, des Liebevollen,
In Stralenſchrift den froh erſtaunten Ludwig ſeh'n.

49.

Und kaum hat er im Grund der aufgehellten Seele
Zum Mentor ſeines Enkels den erwählt,
Von dem er klar erkennt, daß Gott ihn ſelbſt erwähle,
So wird die Aetherluft von Symphonie'n beſeelt,
Dergleichen noch kein Sterblicher vernommen.
Vergnügt, wie niemals noch kehrt Ludwig in ſein Schloß,
Indeß der Preisgeſang aus leichter Höhe floß:
„Heil Frankreich! Ludwig Heil, dem Weiſen und dem Frommen!"

Zweyter Geſang.

1.

Am Bord der Seine, doch dem Lärm der Königsſtadt
Entzogen; deren Glück die Sybariten preiſen,
Steht eine Wohnung, ganz gemacht für einen Weiſen,
Für den nur das, was Gut und Schön iſt, Reize hat.
Ein reines Aetherblau, des Himmels Ruh verbreitend,
Beſtralt des Angers Grün, von Blumenſchmelz durchwebt.
Hier weilte Fenelon, von Gottes Geiſt umſchwebt,
Wie ein Apoſtel ſich zu Göttlichem bereitend 3).

2.

Am dunkelnden Azur des Himmels pries den Herrn
Das Sterngefunkel ſchon mit namenloſem Prangen;
Ein mildes Licht entfloß des Mondes Silberwangen
Aufs ſchweigende Gefild. Da ſah von einem Stern,
Wo von der Liebe Quell die ſchönſten Hymnen klangen,
Der Engel, welchen Gott dem Enkel Ludwigs gab,
Auf ihn, der ſorglos ſchlief, mit einem Blick herab,
In dem Zufriedenheit und zarte Sorge rangen.

3.

Als eine Thräne jetzt des Seraphs Aug' entfiel,
Durchbebte Schauer jedes Harfenſpiel
Der Himmels-Söhne bis zur höchſten, lichten Ferne
Um des Jehova Thron. Doch von dem nächſten Sterne
Rief Frankreichs Schutzgeiſt ſeinem Freunde zu:
„Sieh' dort den Weiſen, der durch himmliſche Gedanken
Zum Urlicht ſich erhebt! kennſt einen Edlern du?
Blick' in ſein Herz! Es liebt, Gott liebt es ohne Schranken."

4.

„Die Blätter, die er lieſt, ſind todte Worte nicht.
Wie glüht, wie ſtralt, wie flammt ſein Angeſicht!
Mit Feuer ſchrieb's der Jünger, den der Heiland liebte.
Dies Feu'r begeiſtert auch den ſtillen Weiſen hier,
Und nährt in ſeiner Bruſt die göttliche Begier,
Die Völker, deren Geiſt die Nacht des Wahnes trübte,
Mit gleicher Liebe zu befrey'n von ihr,
Wie er ſie ſegnend erſt an den Hugnotten übte."

5.

„So denkt jetzt Fenelon. Er ſieht ſchon Griechenland,
Erhellt vom Chriſtenthum, zu ſchönerm Flor erwachen,
Als jener, der im Sturm der Barbarey verſchwand 4).
Doch Er, der liebevoll mit weiſer Hand
Durch Licht und Finſterniß wie ſteuerloſe Nachen
Die Völker führt, beſchloß nicht ſo. Die Stunde ſchlug
Noch nicht, um zu Athen aufs neu den Funken anzufachen,
Den dorthin Paulus ſchon, der Gotterfüllte, trug."

6.

„Den Unerforſchlichen bewog mein heißes Flehen,
Den Weiſen, den du ſiehſt, den edeln Fenelon,
Dem Prinzen von Burgund zum Mentor zu erſehen.
Ich ward geſandt zu der Religion
Mit göttlichem Befehl, ſie ſolle nicht verweilen
Den Rathſchluß zu vollziehn.“ Noch ſprach der Seraph dies,
Als ſich bey Fenelon ein Page melden ließ
Mit Ludwigs Siegelbrief: „An ſeinen Thron zu eilen.“

7.

Dem Weiſen, der ſich ſelbſt nicht ſucht, iſt ſolch ein Ruf,
Der unverſeh'ns ſich zeigt, ein Wink des Himmels.
Noch ſchlief die Hauptſtadt, müd des Tag- und Nachtgetümmels;
Noch rollten Wagen nicht, noch donnerte kein Huf,
Als Fenelon bereits mit glühendem Gebete
Im heitern Dom, der Unſer Lieben Frau
Gewidmet iſt, um Licht und Kraft von oben flehte,
Und über ihn Entzücken floß, wie Himmelsthau.

8.

Sie ſelbſt, die Gottes Huld zur Freundinn für dies Leben
Erkohren hat dem Menſchen, die Religion,
Schwebt leis und unſichtbar um Fenelon.
Sie hat den hohen Glanz von Weſen ihm gegeben,
Die um den Herrn, der iſt und war und ſeyn wird, ſchweben.
Den ſo Verklärten führt ſie jetzt zum Thron,
Wo Ludwig, von des Reichs Magnaten rings umfunkelt,
Sie, wie der Morgenſtral den Sternenglanz verdunkelt.

9.

Der Hof erſtaunt. Im Raum wo ſeine Lüfte weh'n
Scheint ihm ein himmliſch Bild, ein ſeltſam Fänomen.
Den Augen traut man kaum. Ein Blendwerk wittern Alle;
Doch ſchweigt der Neid erblaßt. Die hohe Naſe ſinkt
Dem Ahnenſtolz. Es ſchämt die Analiſt ſich der Kralle,
Die ſie verhüllt. Mit blitzverſengtem Flügel hinkt
Der Witz; die Scheelſucht ſpäht umſonſt aus hundert Augen
Entdeckter Mackeln Luſt begierig einzuſaugen.

10.

Den Hypokriten zwar mißfällt der ganze Mann.
In ihm ein Ideal von frommem Sinn zu ſehen,
Jagt ſie in einen Grimm, der kaum ſich hehlen kann.
Die Schönen, deren Aug am ſchärfſten ſieht, geſtehen:
Ein Weſen ſo voll Geiſt und Anmuth ſey
Der Feen Zauberwerk, und ihren Blicken neu 5).
Dem König iſt, ihm geh' ein Glücksſtern auf im Traume;
Ein frohes Lächeln ſpielt an ſeines Mundes Saume.

11.

Doch durch die Mummerey des Hofs, wo mit dem Mund
Sich das Geſicht verſchwört, die Augen zu berücken,
Läßt unſern Fenelon, tief in der Seelen Grund,
Der Genius, der ihn umſchwebt, die Tücken
Der ſchwarzen Bosheit, die in Licht ſich hüllt, erblicken.
Nichts nützt hier Schmink' und Flor, der Worte Nebel nichts!
Nackt ſteh'n die Herzen, wie am Tage des Gerichts —
Fürwahr kein Schaugemäld, den Weiſen zu entzücken.

12.

Der mit verdrehtem Blick dort ſtets nur ſpricht von Gott,
Weiß nichts von Gott, als daß dem Ehrgeiz die Chimäre
(Er nennt ſie höhniſch Gott) als Werkzeug ſich bewähre.
Ein Andrer äffet nach mit innerm Spott
Der Tugend Hochgefühl. Ein dritter, kalt
Wie Eis, ſcheint alle Welt mit Freundſchaft anzuſtecken.
Des vierten Herrſchſucht preiſt des Fürſten Allgewalt,
Um ſelbſt die Klauen weiter auszuſtrecken.

13.

Im Kreis des Frauenvolkes dächteſt du
Die ſchlimmſte ſey des Königs Buhlerinn? Mit nichten!
Den Spröden, die ſo ſcharf die Schweſter ſplitterrichten,
Stiehlt Eiferſucht und Neid bey Tag und Nacht die Ruh.
Würd' Amors Feuerblick auf eine dieſer Schönen,
Der jetzt den Buſen noch der Stolz der Keuſchheit bläht,
Aus Ludwigs Augen glüh'n, o zweifelt nicht! ihr ſäh't
Ihr Herz ſich mit dem Loos der Montespan verſöhnen.

14.

So ſinkt die Maske vor des Sehers Blick
Dem übertünchten Schwarm von Schranzen. Zum
Gequick
Von Natter, Skorpion, und Kröt' und Klapperſchlange
Wird ihm ihr Truggeſpräch. Er ſchaudert ſcheu zurück,
Dem Wandrer gleich, der ſich am Felſenhange,
Dem eine Quell' entſtralt, auf Blumen hingelegt.
Auf einmal ſcheint der Fels, von einem Sturm bewegt,
Zu wanken ihm; er fliehet mit entfärbter Wange.

15.

„Wie? unter dieſer Abart ſoll mein Prinz
Sich auf den Sonnenberg der Tugend ſchwingen?
Im Kreis des bis ins Mark verdorb'nen Hofgeſinds
Soll mir das große Werk gelingen,
Den Prinzen, der ſchon jetzt ſich von der Schmeicheley
Vergöttern hört, zum edeln Menſchen zu erziehen?
Hier ſoll in ſeiner Bruſt des Böſen zarte Scheu
Und inniges Gefühl für Recht und Wahrheit blühen?"

16.

Dergleichen Zweifel dringen ſich dem Geiſt
Des edeln Mentors auf, als ihm zum erſtenmale,
Dem theuern Telemach zur Seite, bis zum Strale
Des Morgenroths die Nacht gedankenvoll verfleußt.
Doch jetzt umſchwebt ihn einer von den Träumen,
Die ſeinen Lieblingen zum Troſt der Himmel ſchickt.
Es iſt des Prinzen Engel, der ſein Aug entzückt;
Ganz Licht iſt ſein Gewand, das Lilien beſäumen.

17.

Dem Seraph leuchtet hohe Zuverſicht
Von Stirn' und Blick, da er die weiſen Worte ſpricht:
„Freund Gottes! zage nicht. Der dir den Ruf gegeben,
Er, der die Menſchheit ſelbſt erziehet, wird ſein Licht
Auf deine Pfade ſtreu'n, wird deinen Muth erheben.
Die Laſter, die den Hof verpeſten, dürfen nicht
Ins Heiligthum, wo du den Prinzen bildeſt, ſchleichen.
Der Geiſt des Chriſtenthums wird ſie von ihm verſcheuchen."

18.

„Die ſcheele Schmeicheley im Schoos der Ueppigkeit
Hat keinen Prinzen noch zum großen Mann erzogen.
Der vierte Heinrich ward zum Helden ſeiner Zeit,
Zum Vater ſeines Volks durch Thatkraft eingeweyht.
Ihn hat kein Blumenweg zu der Unſterblichkeit
Geführt. Ihn hob der Kampf mit ſeines Schickſals Wogen.
Drum ſey dein Prinz am Hof, als leb' er fern davon!
Der nicht des Throns bedarf, nur der ziert einen Thron."

19.

„Er lern' und übe ſich in einem beſſern Lande,
Wo Tugend, ſiegbekrönt, mit frechen Laſtern kriegt;
Wo keine Fürſtengunſt birgt des Verbrechens Schande,
Die Wahrheit ſich dem Spruch des Mächtigen nicht ſchmiegt,
Und die Geſetze nicht geſchrieben ſind im Sande;
Wo Freyheitsſinn dem Glanz der Knechtſchaft nicht erliegt,
Wo man zu ſcheiden weiß den Menſchen von dem Stande,
Und Menſchenwerth nicht hängt an einem Ordensbande."

20.

„Weil deine Zeit, dein Volk mit Tand und Laſtern pralt,
So laß ein Fabel-Land durchwandern deinen Prinzen,
Wo manches Götterbild ihm mild entgegenſtralt,
Und keinen Menſchenhaß verzerrte Weſen grinzen.
Hier adle ſich ſein Herz, hier ſchärf' er ſeinen Blick,
Hier ſeh' er den Verein des Guten mit dem Schönen,
Und eines Königs, Gott ihn nähernd, Glück,
Durch Wohlthun einem Volk zu trocknen ſeine Thränen!"

21.

So ſprach der Engel, und verſchwand. Ein neuer Tag
War bräutlich im Gemüth von Mentor aufgegangen.
Das düſtre Pfadgewind zum fernen Ziele lag
Nun aufgehellt vor ihm. Wie wenn mit Roſenwangen
Ein Frühlingsmorgen glüht; ſein ſanfter Blick zerſtreut
Das Dunkel und Gedüſt; entfaltet liegt, ſo weit
Des Wandrers Auge reicht, zu ſeinen Füßen
Das ganze Land mit Gärten, Zauberſee'n und Flüſſen.

22.

Eh' ſich das Erdenvolk davon was ahnen ließ,
War ſchon von Telemachs und Mentors Wanderungen
Der Ruf von Stern zu Stern die Himmel durchgedrungen
Bis ins Elyſium, der Guten Paradies,
Wo ſie mit heiterm Blick dem Tag entgegenſehen,
Der mit Poſaunenton die Leiber wecken wird,
Um, mit dem Geiſt verklärt zu ſtehen
Vor dem Gericht, das hält der große Völker-Hirt.

23.

Hier im Elyſium, wo nie den reinſten Aether
Ein Wölkchen trübt, den Lenz kein Wechſel unterbricht,
Ein Tag dem andern gleich, beglänzt vom Zauberlicht
Der Unſchuld, mild verfleußt, und kein Verräther
Um frommer Liebe Mirthenlauben lauſcht —
Hier werden oft in anmuthsvollen Kreiſen,
Von jeglichen Jahrhunderts edeln Weiſen,
Unſterbliche Gedanken ausgetauſcht.

24.

So ward hier Cäſars Bruſt von Heinrichs Herz erweitert,
Der Geiſt von Sokrates durch Paskals Geiſt geläutert,
Und einem Ariſtot, deß Bahnen Newton hellt,
Der Blick ins Heiligthum der Wahrheit noch geheitert.
Hoch freu'n des Guten auf der Unterwelt
Sich die Unſterblichen in ihrer lichten Spähre;
Und wenn von ihr herauf ein Frevel ſchauert, fällt
In ihren Feſtpokal der Wehmuth ſanfte Zähre.

25.

An einer Silberquelle Blumenrand
Saß jenes Ludwigs Mutter *), deſſen Milde
Sein Volk mit Jubel preißt, und den zum Muſterbilde
Die Kirch' erhob auf den Altar. Ihr Vaterland
Erwog hier Blanka**), ſtill im Herzen. Leis berührte
Die Wang' ihr eines Geiſt's bekanntes Weh'n;
Es war der Engel, den wir erſt geſeh'n,
Wie er das Wort zum Wohl des Lieblings Frankreichs
führte.

26.

Mit holdem Wink begrüſſet ſie den Freund;
Und als vom Prinzen von Burgund er ſo viel Gutes
Ihr zugeflüſtert hatte, das ihr würdig ſcheint,
Die Seele zu erfreu'n den Edlern ihres Blutes,
So führt den werthen Boten ſie im Hain
Von Palmen in den hohen Cirkus ein,
Wo, herrlich anzuſchau'n, die Weiſen und die Helden
Auf Raſenthronen ſich der Wahrheit Siege melden.

---

*) Des IX. oder des Heiligen.

**) Die erſte Regentin von Frankreich.

27.

Vom Glanz des Gaſts entzückt hebt Alles ſich vom Sitz,
Und heißt willkommen ihn, und ſtellt ihm hundert Fragen,
Die er, nach Geiſterart, behender als der Blitz,
Mit leiſen Zeichen löſt. Auf gold'nem Schilde tragen
Sully und l'Hopital ihn jetzt zuhöchſt empor;
Der ganze Kreis erſtummt, und wird für ihn ganz Ohr;
Und nun beginnt er, den erlauchten Seelen
Die Züge Telemachs und Mentors zu erzählen:

28.

„Prinz Telemach, Odyſſeus Sohn war, ſo
Wie junge Prinzen ſind, von Sitten etwas roh.
Doch war von der Natur in ſeines Geiſtes Feuer
Ein Titus, Mark Aurel, wo nicht — ein Ungeheuer
Wie Nero, wie Tiber, verkündigt. Froh und leicht
War ſein Geberdenſpiel. Sein Herz ward ſchnell erweicht,
Und brannte ſchnell in Zorn. Sein Witz glich einer Quelle,
Die über Felſen brauſ't; es ſchäumet Well' an Welle.

29.

Ein Prinz von ſolchen Gaben iſt ein Stoff, der nur
Der Hand des Bildners harrt, um Welten zu entzücken;
Nicht wie Pygmalion, ein Bild nach der Natur,
Doch todt, eh' Himmelsfunken es durchzücken,
Kam Telemach zur Welt. Den ſchönen Leib durchfleußt
Voll Leben, voll Gefühl ein heller, hoher Geiſt.
Entfalten durft' ihn Mentor nur; gleichwie die Sonne
Dem Keim die Roſ' entlockt, der Schöpfung Zier und
Wonne.

30.

Auf dieſes Lebens Meer bey unbewölkter Fahrt
Hohnſprechen der Gefahr, und dann bey Sturmgewittern
Dem ſchwanken Schiffe gleich vor Wog' und Klippe zittern,
Dies iſt der Jugend und der Thorheit Sitt' und Art.
Allein Tollkühne ſchwingt der Ruhm nicht zu den Sternen,
Und Helden ziemt es nicht, im Kampf davon zu flieh'n;
Ein Held muß vor dem Sturm die Segel niederzieh'n,
Und, tobt er, feſten Blicks ſich durchzukämpfen lernen.

31.

So bildet Mentor Telemachs Gemüth,
Da er den Ocean mit ihm durchzieht;
Warnt erſt den Uebermuth, ſcheint dann ihm nachzugeben;
Doch, als Aenäens Flotte naht, und zagend Beben
Des Zöglings Herz erſtarrt, belebt er ſeinen Muth;
Und Mentors Gegenwart des Geiſt's und kaltem Blut
Sieht unſer Prinz die Macht getäuſchter Troier weichen,
Und glücklich ſeinen Kahn Sicilien erreichen.

32.

Hier herrſcht Aceſt, der längſt Odiſſeu's todtfeind war.
Als Opfer will der Fürſt der Troier Rachegeiſtern
Die beyden Freunde weih'n. Schon flammet der Altar;
Frohlockend wogt umher des Volks blutdurſt'ge Schaar.
Doch Mentors Weisheit, um die Rachbegier zu meiſtern,
Macht die Verſchwörung jetzt dem König offenbar,
Die ſeinen Thron bedroht; der Prinz, gleich einem Wetter,
Wird der Rebellen Tod, und ſeines Feindes Retter.

33.

Die Dankbarkeit Aceſt's ſchenkt unſerm edeln Paar
Ein Ruderſchiff, beſtimmt nach Ithaka zu ſteuern.
Doch anders wollen es die Götter! Wie ein Aar
Aus Wolken ſtürmt, ſo ſchnell erbeutet ein Korſar
Die arglos Rudernden; ſie werden Ungeheuern
Von Nabobs, gleich dem Vieh, auf Thebens Markte baar
Verhandelt, um im Schacht des Goldgebürgs zu fröhnen.
Hier lernt der Prinz die Schmach von tauſend Erdenſöhnen.

34.

Des Mitleids Thräne ſchleicht ihm oft die Wang' hinab.
Doch einſt, dem Argusaug der Wächter ſich entziehend
Verirrt er in den Hain, der, von Orangen glühend,
Den Tempeldom Apolls, des Muſengotts umgab.
Des Prieſters Leyer tönt zu hohen Preisgeſängen,
Und Löw' und Leopard und Tyger legen ſich
Zu Füſſen ihm, entzückt von ſeinen Zauberklängen.
Es ſchien, daß ein Gefühl die Felſen ſelbſt beſchlich.

35.

Der Prinz, dem die Gewalt der Harmonie des Schönen
Die Seel' ergreift, empfängt der Muſen Unterricht,
Die mit dem Lorbeer bald den edeln Schüler krönen.
Denn ſeines Saitenſpiels Bezauberung durchbricht
Der Wildniß Nacht, wo noch geſetzlos Hirten lebt[illegible],
Die wie Cyklop und Faun vor keinem Unrecht bebten.
Zu Menſchen, deren Bruſt von ſanftern Trieben glüht,
Verwandelte ſie erſt des neuen Orpheu's Lied.

36.

Von dieſen Wundern dringt der Preis zum Throne,
Auf dem Seſoſtris glänzt, der Vater ſeines Lands.
Doch ſtirbt er, ach! da er dem Wundermann zum Lohne
Die Freyheit zugedacht; und es vererbet ſich dem Sohne
Seſoſtris Tugend nicht, nur ſeine Krone.
Nicht in der Milde ſucht Bachoris ſeinen Glanz.
Verdammt wird Telemach zu ew'gen Finſterniſſen,
Als die Phönizier der Knechtſchaft ihn entriſſen.

37.

Er ſchifft nach Tyr. Hier ſaß Pygmalion,
Ein wahrer Cromwell, voll des Argwohns auf dem Thron;
Der Wolluſt Knecht. Doch hat für ihn noch größre Reize
Das Gold. Mit Graus umſchwebt den Wüthrich Tag und Nacht
Sichäus Schatten, den der Mordſtahl ſeinem Geize
Mit ganzen Hekatomben dargebracht.
Die Furcht verwandelt ihm ſein Schloß in einen Kerker;
Durch jedes Opfer, das ihr fällt, wird ſie nur ſtärker.

38.

Voll tiefen Abſcheu's gegen Tyranney
Verläßt der Prinz die Stadt, wo ſchadenfroh ein Dey
Durch geizbeſeelten Zwang den Flor des Handels ſtöret.
Sein Segel bringt ihn bald, von Zephyr aufgeſchwellt,
Nach Cypern, wo, von Amors Fackel ſanft erhellt,
Der Mutter ſüſſe Macht ein weichlich Volk verehret,
Das, unter Lauben ſtets auf Roſen hingeſtreut,
In's Schöne ganz verliebt, die ernſte Wahrheit ſcheut.

39.

Wie freut es Mentorn hier, des Jünglings hohe Seele,
Gekräftigt durch den Kampf mit ſchnöder Luſt, zu ſeh'n!
Mit holderm Zauberton, als dem der Philomele,
Als ob dem Meeresſchaum ſie erſt enttauchte, ſchön,
Sagt ihm Cythere: „Nimm Beſitz von meinem Reiche!“
Ihr ſchalkhaft lächelnd Kind ſchärft ſchon den Pfeil für ihn.
Doch die Aegide hält Minerva vor; der bleiche
Kupido weint vor Zorn, beſiegt davon zu zieh'n.

40.

Im Buſen Telemachs ſtralt nun mit Götterklarheit
Ein neües Leben auf; ihm zeigt ſein reines Licht,
Wie Nichts die Schönheit ſey, verkläret ihr der Wahrheit
Und Tugend ew'ger Glanz die Sinnenreize nicht.
Der Gottheit täuſchend Bild erblickt er in Cytheren;
Im Herzen läßt ihr Aug' ein ſchmerzlich Gift zurück,
Indeß Minervens Mund und würdevoller Blick
Des Himmels heit're Ruh den Sterblichen gewähren.

41.

Ein ſchönes Bild des Glücks, das Zeus dem Menſchen giebt,
Wenn er Minerven mehr als Paphos Göttinn liebt,
Stellt ſich dem Prinzen jetzt in Kreta dar, der Inſel
Voll Zauber und Gedeih'n, wo er nach ſeiner Flucht
Vor Cyperns Ueppigkeit die ſchlichte Weisheit ſucht.
Der Sitten Einfalt, die dort blüht, mahlt euch kein Pinſel.
Unſchuldiger Genuß iſt hier der Arbeit Frucht,
Nie ſtört der Frohen Mahl der Darbenden Gewinſel.

42.

Hier hat einſt Minos, jezt der Höllenrichter Zeus,
Durch heiliges Geſetz, das auch den Fürſten bindet,
Das Wohl des ganzen Volks mit Weisheit feſt gegründet.
Jezt eben both ſein Thron, als eines Wettkampfs Preis,
Sich edelm Ehrgeitz an. Doch konnte nur ein Weiſer
Hier König ſeyn. Denn all' ſein Vorzug war die Pflicht,
Der Edelſte zu ſeyn; der Wolluſt Roſe nicht
Schmückt hier die Krone, noch das blut'ge Lorbeerreiſer.

43.

Indeſſen lockt des Prinzen Hochgefühl
Den Kampf, zu wagen ein ſo ſchönes Ziel;
Und nach der Richter Spruch wird er von allen Stuffen
Der Volksverſammlung froh zum König ausgerufen.
Doch mit beſcheidner Art, die die Cretenſer rührt,
Lehnt er den Preis von ſich. Nach Mentors weiſem Rathe
Fällt auf den Weiſeſten der Weiſen nun im Staate
Des Volkes freye Wahl; Ariſtodem regiert.

44.

„O mögen eure Fahrt die Götter mild geleiten!"
Mit dieſem Segenswunſch und feuchtem Aug' entließ
Ariſtodem die Freunde. Lieblich blies
Der Wind ihr Segel auf vom ſchönen, hell gebläuten
Gewölbe des Olymps. Doch plötzlich wird es Nacht.
Denn Venus war geeilt in ihrem Taubenwagen,
Dem Gott Neptun den Schimpf verſchmähter Göttermacht
Mit aller Glut des Zorns der Liebe vorzuklagen.

45.

Den Himmel und die Flut vermengt jetzt der Orkan.
Auf einem Maſt gelingt es Mentorn kaum zu retten
Den theuern Telemach. Mit diamant'nen Ketten
Scheint ſie des Schickſals Arm tief in den Ocean
Zu reiſſen. Doch der Wellenſpiel legt ehrerbietig
Sie ab am Felsgeſtad von einem Zauber-Reich.
Calypſo waltet hier, wie die Natur ſo gütig,
An Schönheit, wie an Liſt, der Liebesgöttinn gleich.

46.

In dieſem Paradies die Rache zu vollenden
Schickt Cypria den goldgelockten Knaben hin;
Dem iſt es nur ein Spiel, die Herzen zu verblenden.
Als Page dient er jetzt der Feen-Königin.
Sie ſelbſt, und Telemach, und alle Nymphen herzen
Das holde Kind. Allein, indem ſie mit ihm ſcherzen,
Schleicht unvermerkt und tief in ihre Bruſt das Gift,
Und Mentor iſt allein, den Amors Pfeil nicht trift.

47.

Schon iſt in Amathunt Calypſo's Reich verwandelt.
Nur Liebe winkt und athmet hier. In Telemach
Verlöſchet ſie die Spuren allgemach
Der Bahn zu ew'gem Ruhm, die er bisher gewandelt.
Der weiſe Mentor warnt vergebens. Ach! die Liebe,
Von Grazien umſchwebt, hat höhere Magie,
Iſt für ein edles Herz gefährlicher, als die,
Die als Bachantinn ſchwärmt mit frechem Sinnentriebe.

48.

Der Prinz liebt Eucharis. Die Eiferſucht durchglüht
Calypſo's Herz mit Wuth. Sie ſchweift, der Löwin ähnlich,
Der man die Jungen ſtahl, umher, und wünſcht jetzt ſehnlich
Des Theuern Flucht, und ſchwört beym Styx, wenn er entflieht,
Ihn nicht zu hindern. Licht, dem Frühroth gleich, entſchimmert
In Mentors Bruſt dem Schwur. Nur fehlt ein Fahrzeug noch.
Doch fern im Felsgeklüft, wo Niemand das Gepoch
Der Arbeit hört, wird ſchnell ein prächtig Schiff gezimmert.

49.

Allein Cupido ſieht's, und zeigt's den Nymphen an.
Mänaden gleich an Blick und Haar eilt nun zum Strande,
Die Fackeln hoch, der Schwarm; der kleine Held voran.
Die Fackeln fliegen, und im unlöſchbaren Brande
Steht das verhaßte Schiff. Von hohem Felſenrande
Sieht Mentor es beſtürzt, der Prinz ſich freuend an.
Doch eh' er ſich's verſieht, iſt er hinabgezogen
Von Mentorn, der mit ihm ſich anvertraut den Wogen.

50.

Ein Schiff, das Mentors Blick im neblichten Gedüft
Von Fern' erſah, empfängt die Schwimmenden wie Brüder.
Dem Prinzen kehrt gemach die Ruh' ins Herz; das Gift
Hat ausgetobt; er ſieht mit eignen Augen wieder,
Und fühlt, daß eines Throns kein Sklave würdig ſey;
Die täuſchendſte, die ärgſte Sklaverey
Sey aber die in Amors Roſenkette,
Aus welcher nur die Flucht, kein Unterhandeln rette.

51.

Indeß ihm Telemachs beredtes Auge dankt,
Greift Mentor jetzt zur Ley'r, und ſingt vom Gott der Götter,
Vor deſſen Augenwink der ganze Weltkreis wankt,
Zu dem die Unſchuld darf aufſchau'n als ihrem Retter;
Aus deſſen Haupt Minerva ſprang, gleich wie
Die Sonn' entſteigt dem Meer, das Blendwerk zu zerſtreuen,
Das um die Seele webt der Hauch der Phantaſie,
Wenn Venus Amorn ſchickt, die Menſchen zu — erfreuen.

52.

Mit neuer Tugendkraft begeiſtert der Geſang
Des Prinzen Seele. Leis belauſchet der Tritonen
Gewimmel ihn; die Sterne ſteh'n beym Zauberklang
Mit hellerm Glanze ſtill an den azurnen Zonen.
Inzwiſchen täuſcht Neptun mit Träumen, die ſchon oft
Die Wachen eingewiegt, die Augen des Piloten.
Ihm däucht, Verliebten gleich, zu ſehen was er hofft.
Die Täuſchungen ſind ihm des Glückes ſichre Boten.

53.

Schon lacht von Ithaka das Ufer ihm; allein,
Als er im Hafen jetzt die raſchen Segel ſtreichet,
Sieht er, zu ſpät enttäuſcht, den bittern Irrthum ein;
Statt Ithaka hat er Heſperien erreichet;
Und nicht Penelope, nicht Odyſſeu's
Begrüßt hier Telemach. Jedoch mit offnen Armen
Umfängt mit Mentorn ihn der Fürſt Idomeneus,
Des Unglücks Schüler ſelbſt, für's Unglück voll Erbarmen.

54.
Herabgeſchleudert von der Ahnen Thron
Durch Jovis Wink, hat er an dieſen ſchönen Küſten
Ein Reich geſtiftet, das, umringt von weiten Wüſten,
Wie eine Roſ' aus Dornen blüht. Wie überm Mohn
Die Palme ragt, ſo ſchwingt ſich über andre Staaten
Sein Land empor. Heiß glüht nach Heldenthaten
Des Königs Bruſt, vor dem ſich alle Nachbarn ſeh'n,
Wie in der Sonne Glanz die Sterne, untergeh'n.

55.
Nicht der Erobrung Luſt, nicht Durſt des Goldgewinnes,
Die Furcht weckt einen Bund von Völkern freyen Sinnes,
Die in dem Untergang des großen Königs noch
Die letzte Hoffnung ſeh'n zur Rettung vor dem Joch.
Es zieht ein zahllos Heer aus allen Bundes-Landen,
Wie Hell'as Völker einſt zum Sturz von Priams Macht
Die Trojer zogen, vor Salent, der Stadt voll Pracht
Und Wolluſt, auf Geheiß Idomeneu's entſtanden.

56.
Wie Meereswogen, die, vom Sturm empört,
Umbrauſen einen Fels, ſo ſieht von ſtolzen Thürmen
Salent die Feinde Schaar auf Schaar. Man hört
Wie donnerndes Gewölk, aus dem der Blitzſtral fährt,
Die Rach' in Blick und Gang, ſie vor die Wälle ſtürmen.
Den Tand der Ueppigkeit, die jetzt ſein Unglück mehrt,
Beklagt umſonſt der weiche Salentiner;
Das Jammern ſeiner Angſt macht nur die Feinde kühner.

57.

Idomeneu's beweint vor Jupiters Altar,
Daß ſich zur Schmeicheley ſein Ohr zu gern geneiget,
Nach der des Thrones Glanz mit ſeinen Schrecken ſteiget,
Und er nur ſicher ſteht, wenn drohend immerdar
Auf aller Nachbarn Haupt ſein Schwerdt Verderben blitzet.
Doch Mentor auf des Königs Bitten eilt,
Ein Genius, der ihn vor neuem Unſtern ſchützet,
In's Lager, wo ſchon Mars Befehl zum Sturm ertheilt.

58.

Ein dumpf Gemurmel rauſcht von Reih' zu Reihe fort.
Doch nimmt ein Völkerhirt, im Sinn der Salentiner
Nur ein Barbar, mit edler Würde jetzt das Wort:
„Der Oelzweig kündigt dich uns an als einen Diener
Des Friedens, der ſo mild von deinem Antlitz ſtralt.
O glaube nicht, daß uns der blut'ge Krieg entzücke!
So thöricht gram ſind wir nicht unſerm wahren Glücke:
Uns lockt nicht Reichthum, nicht des Ruhmes Dunſtgeſtalt.

59.

„Kann euch, ihr Griechen! ſolch ein Trugbild reizen,
Manch ſchönes Land mit Schwerdt und Feuer zu durchzieh'n?
Iſt dies die Frucht der Künſte, die euch blüh'n,
Nach einer Größe, die auf Leichen thront, zu geizen?
O neiden können wir euch nicht, bedauern nur.
Die Erd' iſt für kein Volk allein geſchaffen worden.
Drum däucht uns Raſerey, aus Habſucht Brüder morden,
Die an die Bruſt, wie uns, drückt liebend die Natur.

60.

„Seit deinen König ſein Geſtirn hieher vertrieben,
Blieb etwas unverſucht von uns, um ihn
Dem Frieden zu gewinnen, den wir lieben?
Entſchloſſen wir uns nicht ins Hochgebürg zu zieh'n,
Daß ſeine Griechen ganz das ebne Land behalten,
Wo jede Blume prangt, wo goldne Früchte glüh'n?
Allein er ſieht voll Neid jetzt unſre Freyheit blüh'n,
Und will von Burgen auch in unſern Thälern walten.

61.

„Entſcheide nun, o Freund der Götter! ob ſie nicht
Uns zürnten, wenn wir feig die Schmach ertrügen?
Ob nicht uns waffnete der Freygebohrnen Pflicht,
Eh' frey zu ſterben, als dem Dränger ſich zu ſchmiegen?“
Jetzt ſchwieg der Völkerhirt, und Mentor ſprach: „In euch
Sieht künftig der Monarch das Bollwerk für ſein Reich.
In euern Thälern ſoll der Freyheit Hymnus ſchallen,
Und jede Burg, die ihr das Joch gedroht, ſoll fallen.“

62.

Bey dieſen Worten ſinkt des Kriegs empörte Glut.
Vom heitern Himmel glänzt herab der holde Friede.
Er ſtralt in jeder Bruſt; er tönt von Glied zu Gliede
In allen Schaaren auf, und, unbefleckt vom Blut,
Zieh'n ſie frohlockend heim, den Oelzweig auf dem Hut.
An Dankaltären wird mit manchem Heldenliede
Bey Flötenklang und Tanz der Freyheit Bund erneut,
Und mancher Feſtpokal dem Bundesfreund geweyht.

63.

Durch Mentors Geiſt beginnt dem Königreich Salent
Ein goldnes Alter. Prunk und Weichlichkeit verſchwinden
Am Hof, in Stadt und Land. Ein edler Wettſtreit brennt,
Den regen Trieb nach Ruhm durch Tugend zu verkünden.
Ein munt'res Kraftgefühl, des Fleißes ſchönſter Sold,
Belohnt ein zahlreich Volk, entblüht den keuſchen Ehen.
Von kahlem Felſen blinkt der Traube röthlich Gold;
Die Haide ſieht den Weſt des Kornes Wogen blähen.

64.

Wohin hier Telemach die Augen kehr't, entzückt
Die Weisheit ihn, die Gott nachahmet im Regieren.
Einſt ſagt ihm Mentor: „Stets ſoll dich Minerva führen!"
Und ſchwebt gen Himmel, gleich der Göttlichen geſchmückt.
Hier enden Telemachs und Mentors Seelen-Reiſen.
O Freunde! was ich euch erzählt, ein Traum iſt's nicht!
Vertauſcht die Namen nur; es iſt der Unterricht
Des Herzogs von Burgund durch Fenelon den Weiſen."

65.

Indem der Engel ſchließt den lieblichen Bericht,
Den die Unſterblichen gleich Bienen eingeſogen,
Hat ſie zum Thymian gelockt das Morgenlicht;
Hier zeigt den Blicken ſich in einem Regenbogen
Auf glänzendem Gewölk, von Fenelon das Bild,
Und das von Telemach, in dem ſich rein und mild,
Wie im kriſtallnen See der Zauberkreis von Hügeln,
Die Züge Mentors wiederſpiegeln.

66.

Bewunderndes Entzücken rauſcht wie Harfenlaut
Durch der Verſammlung feyerliches Schweigen.
So, wenn ein Paradies, von ſtiller Nacht bethaut,
Dem rothbeglänzten Meer die Sonne ſieht entſteigen,
Erwacht im ſtillen Hain der Vögel Jubelchor.
Bald tönen Melodei'n von allen Zweigen.
Doch dringt zuletzt voll Anmuth aus den Sängerreigen
Allein das Zauberlied der Nachtigall hervor.

67.

Mit ſeinem Alkuin*) erhebt ſich Carl der Große
Vom Stuhle jetzt, und voll Begeiſt'rung preiſt
Er ſeiner Franken Glück, weil Gott ſolch einen Geiſt
Wie Fenelon erkohr, damit der letzte Sproße
Des Throns gebildet werde, ſeiner werth zu ſeyn.
„O hätte dir, mein Sohn**)! ein ſolcher Stern geſchimert,
Nicht wäre dann mein Reich am Belt, am Po, am Rhein,
Am Iſter, ſchneller als mein Grab, zertrümmert!

68.

„Auch deine Schöpfungen, o edler Alkuin!
Sie würden jetzt vielleicht, nur noch verſchönert blüh'n.
Die Nacht der Barbarey, der du mein Volk entriſſen,
Hätt' ihm nicht mehr mit neuen Finſterniſſen
Die Fackel ausgelöſcht. Geſehen hätt' ich nicht,
Wie ſcheu die Enkel floh'n der Wahrheit Morgenlicht,
Zu Gott mit Schrecken nur ein Volk von Chriſten blickte,
Und die Gerechtigkeit des Stärkern Fauſt erdrückte.

---

*) Kanzler, oder Geheimſchreiber Karl des Großen.

**) Ludwig der Fromme.

69.

„O Engel, deſſen Herz ſo zart für Frankreich fühlt,
Geh' hin zu Ludwig, vor den Schmeichlern ihn zu warnen,
Die, weil mit Amorn er und mit Cythere ſpielt,
Sein Herz mit glattem Trug und Heuchelſchein umgarnen.
Sag ihm, ſein beſter Freund ſey Fenelon!
Zur hellſten Stralenhöh' im Ehrentempel ſteigen,
Heiß ihn ſein Herrſcherwink, um aller Welt zu zeigen:
Des Königs höchſtes Ziel ſey die Religion."

70.

Der Kaiſer ſagt es, und der Engel eilt
Auf Schwingen, die den Flug der Denkkraft übereilen,
In's goldene Gemach, wo König Ludwig weilt,
Um der Unſterblichen Beſchluß ihm mitzutheilen.
Gerecht ſcheint Ludwig, was dem Himmel iſt genehm.
Der Stuhl von Cambray ſteht verwaist, und mit Entzücken
Sieht die Religion ihr ſtralend Diadem
Die Stirne Fenelons, des frommen Weiſen, ſchmücken.

Dritter Geſang.

1.

Indeß in Lauben, ſchimmernd wie Rubin,
Auf Wieſen von Azur in lichtumfloßnen Kreiſen,
Im wonnetrunknen Blick der Helden und der Weiſen
Dem Mentor Telemachs des Dankes Zähren glüh'n,
Blickt ſtaunend Ludwigs Hof im niedern Erdgefilde
Auf Fenelons erlauchten Zögling hin;
Sieht, wie das Rohe ſich in ihm zu edler Milde,
Und jeder ſchöne Keim zu einer Tugend bilde.

2.

Allein das Edle, das in Seelen beſſ'rer Art
Bewundrung nur erweckt und reine Freude,
Das pumpt die Gall' in's Herz, und gelbt das Aug dem Neide,
Und lockt zum Tadel den, deß liebſte Augenweide
Die Mackeln ſind, die er im Sonnenlicht gewahrt.
So ſaugt die Weſpe Giſt aus Blumen rein und zart.
Und ihres Honigs Gold die Biene. So bedecken
Die Fliegen gar zu gern des Spiegels Glanz mit Flecken.

3.

Weil aber hier das Werk das Lob des Meiſters ſpricht,
Getraut der Höfling ſich, ihn nicht zu loben, nicht.
Doch ſtatt vom Herzen, ſtrömt ſein Lob nur von den Lippen,
Und adelt keinen Zug in dem Alltagsgeſicht.
Ach! ſeines Glückes Grund droht leider umzukippen;
Schon zittert ſeine Gunſt, zu ſcheitern an den Klippen
Der Wahrheit, des Verdienſts, wenn Telemach regiert,
Den in das Heiligthum der Weisheit Mentor führt.

4.

Die Oberprieſterin der Paraſiten —
Die ſchöne Montespan, verfolgt von Sorgen, wacht,
Und gäbe alles Gold, erpreßt vom Volk der Hütten
Durch des Finanzgotts harte Satelliten,
Um eine Schaale Schlafs. Vergebens! Tag und Nacht
Schwebt der Gedank' ihr vor: Was wird aus deiner Macht,
Wenn auf den Thron, auf welchem nun dein Ludwig pranget,
Der Zögling Fenelons, ach! ſtets zu früh gelanget?

5.

So lag, ſich härmend unter gold'nem Baldaſin
Des ſchwachen Königs allgewalt'ge Buhlerin,
Vor der der Großvezier ſich bis zum Staube neigte,
Als ihrem feuchten Aug', erhellt vom Lampenſchein,
Die Gottheit, der ſie dient, der Flatterſinn ſich zeigte;
Ein kindiſcher Hermaphrodit. Der Scherze Reih'n
Umtanzt ihm Blick und Mund, und lacht von ſeinem Kranze.
Galanterie nennt ihn ſein Favorit, der Franze.

6.

„Was trübet dir den Geiſt, den du mir ganz geweyht?"
Hebt jetzt die Gottheit an, und ſchüttelt wild die Locken.
„Liebt Ludwig dich nicht mehr? Wird nicht dein Haupt beſtreut
Von jedem Augenblick mit ſeiner Gnade Flocken?
Wie wird zu deinem Gram der Weiſen Zunft frohlocken!
Am Stirnhaar faſſe du die flücht'ge Roſenzeit!
Dem Pöbel überlaß' der Zukunft bange Sorgen;
Ein Götterkind weiß nur von Heute, nichts von Morgen."

7.

„Du bebſt vor Feuelon? Dich ſchreckt ſein Telemach?
Ich lächle deiner Angſt. Iſt denn der Prinz ſchon König?
Und ſäß' er auf dem Thron, es koſtete mir wenig,
Und hundert lüſterne Begierden würden wach
In ſeiner Bruſt, die bald das Dunſtgebäu von Tugend
Und Weisheit niederweh'n. Vertrauend ſeiner Jugend,
Lock' ihn ins Labyrinth zu meinem Zauberſchloß.
Was gilts? zu meinem Dienſt wird er dein Bundgenoß."

8.

Die Dame fühlet ſich von dieſer Rede
So ſehr entzückt, daß ſie, von Papho's Glanz umblinkt,
Durch holde Phantaſein, in ſüſſen Schlummer ſinkt;
Und als der Mittagsſtral ſie wecket, iſt ihr jede
Anwandelung von Spleen aus Herz und Sinn verwiſcht.
Kaum hatten Mokka's Trank im ſchönſten Porzellane
Für ſie und ihren Zeus die Nymphen aufgetiſcht,
So nicket dieſer ſchon zu jedem ihrer Plane.

9.

Und nun, o Arioſt, o Rubens, o Alban!
Malt meinem Leſer, was ich ſchwach nur zeichnen kann —
Die Feenwelt, in der an Zauber Zauber glühen,
Wohin mit Cypripor und allen Grazien
Der neue Jupiter und ſeine Leda ziehen.
Durch Gärten, die auf Marmorſtuffen ſich erhöh'n,
Führt zum Pallaſt ein Weg, dem Bäume Kühlung weh'n,
Die reich an gold'ner Frucht zugleich ſüß duftend blühen.

10.

Hier wird die Pracht verſchönt von dem Geſchmack.
An Spiegelwänden, reich verziert mit goldnem Lack,
Sieht man, ſich hundertfach in weichen Götterbildern
Und Arabesken, zart von Blumenſchmuck durchwebt,
Die Siege Cypria's und ihres Knaben ſchildern.
Bildſäulen ohne Zahl, und Gruppen, wie belebt,
Im Hellgrün der Allee'n, um fünfzig Waſſerbecken
Vereinen ſich zur Luſt, die Herzen zu erwecken.

11.

In dieſen Zauberort muß Telemach. So will
Der Ahnherr es, ſo will's die Dame ſeines Herzens.
Des Prinzen Engel hält, die Zeugen tiefen Schmerzens
Im Aug', ob dem Pallaſt auf lichter Wolke ſtill.
Doch ſieht er ſanft erfreut, wie vor den Zauberey'n
Der Wolluſt Telemach in Unſchuld hold erröthet,
Und zu Minerven leis im keuſchen Buſen betet:
„Bewahre mein Gemüth, mit deiner Aegis, rein!“

12.

Die Göttin, unerkannt, ſteht ihm zur Seite
In Fenelons Geſtalt; in Einfalt männlich ſchön.
Was Göttliches ſcheint Allen, die ihn ſeh'n,
Daß ſeines Blicks gedämpfte Glut bedeute —
Was Göttliches das Spiel der Muskeln um den Mund.
Doch Ludwig ruft entzückt: „Der Herzog von Burgund
Sey König unſers Feſts, wobey der Huldgöttinnen
Und Muſen Wettſtreit ſoll ergötzen alle Sinnen.“

13.

Am Morgen weckt, verdunkelnd den Geſang im Hain,
Die Schlummernden, wie aus des Himmels Sphären,
Die lieblichſte Muſik von Virtuoſen-Chören.
Frohſtaunend ſieht Aurora, wie ihr Wiederſchein
In Waſſerſtralen ſpielt, von plätſchernden Najaden
Zu Lauben, Grotten, Tempeln aufgehaucht,
Worin die Götter ſich und die Göttinnen baden,
In Regenbogenglanz und Roſenglut getaucht.

14.

Umweht mit Ambraduft von Flora's ſchönſten Töchtern
Wird jede ſüſſe Frucht Pomonens nun kredenzt
Durch Ganymeden hier, durch Heben dort. Es glänzt
In blinkendem Kriſtall des Nymphenborns Verächtern
Des Nektars röthlich Gold. Das muntre Hifthorn ſchallt,
Und Herr'n und Damen trägt in Arthemis Gefolge
Das Pferd dem Wilde nach. So treibt ein Sturm
die Wolke;
Sie rauſcht, daß Berg und Thal vom Donner wiederhallt.

15.

Und als mit Siegstrophä'n der Jagdzug wiederkehret,
Brennt Garten, Hain und Schloß, mit zauberiſchem Glanz
Von Lampen ohne Zahl und Feuerwerk verkläret.
Am Bord von einem See beginnt ein Fackeltanz.
Der Gondeln Flotte deckt die ſchimmerreichen Wellen,
Und ſchwebt bey Klang und Sang zu einem Pantheon,
In dem der Liebesgöttin diamant'nen Thron,
Wie auf Idalia, die klarſten Sterne hellen.

16.

Am Thron', auf eines Amors Schultern, glühet
Ein Vöglein, Purpur ganz und Gold, durch Zauberey
Der Kunſt beſeelt zu weicher Melodey.
Es ſingt, ſo oft ein Viertelſtündchen fliehet:
„O pflückt die Roſe, wie der Knospe ſie entblühet!
Ihr Glanz vergeht, ach! wie ein Tag im May.
Der Liebe Roſe pflückt im Lenz der ſüſſen Triebe,
Wo noch die Liebe lockt zu Gegenliebe!"

17.

Nun löſen Opernſpiel, Banquett und Ball ſich ab.
Der Becher von Smaragd mit funkelndem Tokaier
Macht zwanzigmal den Kreis. Es tönt zur gold'nen Leyer
Der Hymnus des Katull von Venus Siegesfeyer.
In Wellenlinien, von Quinaults *) Zauberſtab
Geleitet, ſchlingt ſich leis an Blumenketten
Das ſchwebende Ballet der Blonden und Brunetten.
Die Holde lächelt ſelbſt aus Roſenduft herab.

---

*) Erfinder des erſten eigentlichen Ballets.

18.

Wie von den Grazien ſich einſt in Amathunt
Adonis ſah umſchwebt, ſo ſieht die ſchönſten Feyen
Geſchäftig um ſich her der Herzog von Burgund,
In die Myſterien der Lieb' ihn einzuweihen.
Indeß Galanterie beſeelet Aug' und Mund,
Und ihre Blümchen ſucht auf jedes Wort zu ſtreuen,
Macht jetzt die Montespan den Wunſch des Königs kund:
Der Prinz möcht ihm ſein Herz durch Mährchen noch erfreuen.

19.

An ſeinen Lippen hängt bewegungslos der Kreis,
In dem, wie Stern an Stern, die Huldgöttinnen prangen.
Ihr Ohr zu ſchärfen, neigen ſie es leis.
Ein anmuthvolles Roth fliegt auf des Prinzen Wangen;
Und nun mit der Natur melodiſch ſanftem Ton
Erzählet er, anſtatt aus dem Dekameron
Und Tauſend Einer Nacht, wornach ſich viele ſehnen,
Vom Leben Telemachs der Tugend ſchönſte Scenen.

20.

Am liebſten weilet er in der Kalypſo Reich,
Wo der Minerva Schutz ſein Herz, für Amorn weich,
Des Knaben liſtigen Bezauberungen,
Die es umſonſt bekämpft, durch ſchnelle Flucht entrungen;
Und an Idomeneu's, des großen Königs Hof,
Den Mentor von der Brut der Schmeicheley befreyet,
Wo dann des Herrſchers Hand, vom Volk gebenedeyet,
Anſtatt von Bürgerblut, von lauter Segen troſ.

21.

Und während ſo der Prinz die Macht der Tugend
Und ihren himmliſchen Triumph beſchreibt,
Verklärt ihr Feuer ihm jedweden Reiz der Jugend,
Gleich wie der Weſt die Roſ' aus zarter Hülle treibt.
Und wie ein edles Pferd, das Schlachtgetös gewöhnet,
Sich bäumt und wiehernd ſchnaubt, wenn die Trompe tönet,
Sieht ihn zum Tugendkampf begeiſtert, wer ihn ſieht;
Sein Auge ſtralet, ſeine Wange glüht.

22.

Doch vor den Augen wird den Zofen trüb und dunkel.
Schnell wechſelt im Geſicht Schneebläſſe mit Karmin.
So ſchwanket zweifelhaft des Himmels Sterngefunkel,
Wenn von dem Morgenroth der Berge Wipfel glüh'n.
Und wie erſchrickt der König, als gleich einer Leiche
Er ſeine Montespan in Ohnmacht ſinken ſieht;
Wie einſt Armid', als ihr der göttergleiche
Rinald, gefeſſelt ſchon von ihrem Reiz — entflieht. *)

23.

Doch wie die Fee im goldnen Schlafgemache
Ins Leben neu erwacht, und ſchmachtend nun der Blick
Der Tiefverwundeten den Diener ihrer Rache
Zu ſuchen ſcheint, verzweifelnd ſchon an ihrem Glück,
Gewahrt ſie froh erſtaunt den königlichen Sklaven,
Der flehend kniet, und, voll der Zärtlichkeit,
Bey ihrer Schönheit ſchwört, ſo ſtreng, als ſie gebeut,
Die Unbild, die ſie faſt entſeelte, zu beſtrafen.

---

*) La Gerusaleme liberata, Canto XII.

24.

Mit hohem, ſeines Siegs gewiſſem Stolze ſpricht
Zum König die Gebieterin: „In Wahrheit!
Nicht mich, die Majeſtät verletzt das Spottgedicht,
Das, ſchlau verhüllt im Schein von laut'rer Sonnenklarheit
Der Tugend, Fenelon dem Prinzen in den Mund
Zu legen ſich erkühnt. Es giebt dich dem Gelächter
Der Großen Preis, und, wird es in Europa kund,
Europa wird, o großer König! dein Verächter."

25.

Die Schöne ſchweigt. Der König ſteht betäubt. Ihm däucht,
Vor ſeiner Seele ſink' ein Nebel. Es beſchleicht
Ein ſchwarzer Dämon ſie, der jeden Traum verdüſtert,
Und Schein und Seyn vermengt; der Argwohn flüſtert
Ihm zu: „Idomeneu's biſt du; ſein Hof
Der deinige; Kalypſo deines Herzens Götze.
Mit Idealen ſäugt der eitle Philoſoph
Des Prinzen Geiſt, daß er den Ahnherrn nimmer ſchätze." 6)

26.

Der König ruft: Ein Page kömmt; es eilt
Der Page, Fenelon den Weiſen vorzufodern.
Der Weiſe, der dem Winke nicht verweilt,
Sieht fern in Ludwigs Blick ein wüthend Feuer lodern.
Doch bebt die Unſchuld nicht. „Wer foderte dich auf",
Fährt der Monarch ihn an, „mein Regiment zu tadeln?
Wer, durch ein Spottgedicht auf meinen Herrſcherlauf,
Den Erben meines Throns zum Schwärmer zu entadeln."

27.

„Zum Schwärmer?.. Schwärmerey“ erwiedert Fenelon,
„Iſt doch die Wahrheit nicht? Nicht Schwärmerey die Tugend?
Sind edle Männer nicht die Schule für die Jugend
Des Prinzen? Darf ich ihm verhehlen, daß der Thron
Des Volkes wegen ſey, nicht umgekehrt? Iſt's wenig,
Von ſeinem Volk geliebt zu ſeyn, für einen König?
Auch er iſt Menſch. Wie könnt' er für der Menſchen Loos,
Die er beherrſcht, gleichgültig ſeyn, und dennoch groß?

28.

„Doch, weñ ihm Wolluſt winkt, weñ zu Erobrungs-Kriegen
Des Ruhmes Trugbild lockt; wenn dann die Schmeicheley
Ihm heuchelnd lügt, daß nicht ein Menſch, ein Gott er ſey,
Daß Königsgröße ruh' auf dem Gepräng von Siegen,
Erkauft mit Strömen Bluts, und auf des Hofes Pracht —
Wer hält ihn noch, wenn nicht der himmliſche Gedanke:
Zum Wohl der Völker nur verlieh' dir Gott die Macht;
Drum gab ihr dieſer Gott Gerechtigkeit zur Schranke.“

29.

„Wozu“, ruft Ludwig aus, „die täuſchende Schimäre?
Der Staat bin ich! Dies iſt des Thrones Fundament.
Sinkt dieſer Pfeiler ein, was wäre
Die Majeſtät? Ein Schatten, den man König nennt!
Den König muß der Ruhm, den Adel ſoll die Ehre
Begeiſtern; Schrecken nur iſt, was der Pöbel kennt.
Sieh hier das Bildniß Karls!*) Mir ahnt, wenn ich's erblicke,
Daß meinen Enkel auf's Schaffot ein Kromwel ſchicke.“

---

*) Karls I. von England.

30.

Mit ſtolzer Hoheit ſagt es der Despot.
Doch, eine Thrän' im Aug', beſeufzt der edle Weiſe
Das Loos des Königs, der kein anderes Gebot,
Als ſeine Willkühr kennt im weiten Herrſcherkreiſe.
Inzwiſchen hatte die Galanterie
Im Schmuck des Schmetterlings nach Paphos ſich begeben;
Ihr Lächeln, ihren Scherz ſcheint Kummer zu umſchweben.
An ihrem Fittig nur erkennt Cythere ſie.

31.

„Was fehlt dir theures Kind?“ — Kaum hat auf dieſe Frage
Der flatterhafte Gaſt geſtottert ſeine Klage,
So fleugt der Liebesgott daher; des Zornes Glut
Rollt in dem Augenpaar, das Haargold ſträubt die Wuth;
Die Roſe knickt ſein Fuß, und Unmuth rauſcht ſein Köcher.
„Gerecht, o Mutter! iſt, was die Galanterie
Von dir verlangt. Beſchimpft ſind ich und ſie
Von zween Sterblichen. Seyd, Götter! unſre Rächer.“

32.

Der Knabe ſchreyt ſo laut, daß Vater Zeus erwacht.
In einem Augenblick auf ſeinem Sonnenwagen
Sieht er ſich von Olymp nach Paphos hingetragen.
Wie er die Klägerin von Fern' erblickt, da lacht
Der Donnerer ſanft. Doch, weil der Tochter Wangen thauen,
Und Amor ſchweigt, und klägliche Geſichter macht,
So runzeln ſich des Gotts allmächt'ge Augenbraunen;
Er würdigt ſich, herab zur Unterwelt zu ſchauen.

33.

Als nun der Klage Grund ſein Geiſt erwogen hat,
Spricht er mit heiterm Ernſt: „Spart, Lieben, eure Thränen!
Das Uebel iſt ſo arg nicht, wie ihr ſcheint zu wähnen.
Geh', Amor! du hinab. In deiner Lieblingsſtadt —
Paris lebt Maintenon, die Wittwe des Poeten,
Der dich ſo viel beſang *). Entflamme du ihr Herz
Für Ludwig, der ſie liebt. Sie wird zwar ſanft erröthen;
Doch dir iſt, Spröde zu beſiegen, nur ein Scherz!"

34.

„Die holde Frömmigkeit macht ihr den Fenelon,
Der euch betrübt, zum Freund. Die Montespan verehret
Die Tugend, die ſie ſelbſt nicht übt, in Maintenon.
Wenn dieſer Heiligen das Herz dein Gift verzehret,
So rufe die Bigotterie zu Hülf', o Sohn!
Sie herrſch' am Hof, Galanterie nehm' ihren Schleyer;
Dann ſpricht, ſo wahr ich bin dein Vater! deinem Feuer
Kein Heil'ger ungeſtraft auf meiner Erde Hohn."

35.

Verſchönt von nie geſeh'nem Glanze,
Küßt Pavia, von Dank gerührt, die Wange Zeus.
Vor Freude außer ſich dreht Amor ſich im Kreis,
Und ſchwingt die Fackel hoch im Siegestanze;
Und der Galanterie entwimmelt von dem Kranze
Der Scherze lauter Schwarm. Doch Jupiters Geheiß
Zum Staunen von Paris mit Eifer zu vollbringen,
Eilt das verſtandne Paar auf muntern Roſenſchwingen.

---

*) Scarron.

36.

Und ſeht! ſchon wird, was Zeus vorhergeſagt,
Den Augen klar. Der Hof iſt wie verwandelt. 7)
Die Gottheit, die jetzt hoch vor andern ragt,
Iſt die Bigotterie. Der groſe König handelt
Nach den Orakeln nur, die ſie im Dunkeln giebt,
Und niemand iſt nicht fromm, der Ludwigs Gnade liebt.
Die Liederlichſten ſchmückt der Frommheit ſchönſte Hülle,
Und der Bigoten Zunſt geneußt der Ehren Fülle.

37.

Der Frömmler wird galant, der Wüſtling ein Bigot.
Wer ſich empfehlen will, der zeigt vom Roſenkranze
Nachläßig ein Fragment, und wird dabey nicht roth.
In Gottes Tempeln hoft dem König jetzt der Schranze.
Hier prangt die Buhlerin in engelreinem Glanze.
Die Monteſpan ſogar hält ſtreng das Fleiſchverbot; 8)
Sie geht ins Kloſter oft 9), die Sünde zu beweinen,
Die ach! zu fliehen droht, und hofft noch fromm zu
ſcheinen.

38.

Doch wie ſich Helios, wenn er ins Meer verſinkt,
Mit flücht'gem Glanz in Duft und Wellen malet,
So iſt der Schein, mit dem die Monteſpan noch ſträlet,
Nur Kerzenlicht, das, ach! der Liebe Grab umblinkt.
Ein andres Bild verklärt jetzt Amor, ſtatt dem ihren,
In Ludwigs Bruſt. Der Hof ſieht Maintenon regieren,
Vor ihr ſchon kriechend, weil Gewürm nur kriechen kann.
Doch unſer Fenelon ſteht aufrecht, wie ein Mann.

39.

Der neuen Sultanin, zum Herrſchen wie gebohren,
Gab die Natur ein Herz, das weiblich fein empfand
Für Schön und Gut, und es zu würdigen verſtand.
Ihr heller Scharfblick war der Schreck gemeiner Thoren.
Sie achtet Fenelon, den Edeln rein wie Gold,
Und fühlet ſich zu ihm mit Trieben angezogen,
Wie nur die Seele, die der Freundſchaft Werth erwogen,
Dem aus den Edelſten Erkohrenen ſie zollt. 10)

40.

Auch er ſchätzt ihren Seelenadel,
Und fürchtet den Verluſt von ihrer Freundſchaft nicht,
Indem er, eingedenk der Freundſchaft erſter Pflicht,
Mit dem gerechten Lob vermiſcht den milden Tadel. 11)
Sie fühlt des Tadels Werth, und preiſt ihr Glück,
Daß jemand noch ihr naht, der ſich, wenn alle ſchweigen,
Nicht ſcheut, der Wahrheit Spiegel ihr zu zeigen,
Weil ihre Gunſt nicht blendet ſeinen Blick.

41.

Die Zwietracht, deren Bruſt ſtets Neid und Haß beweget,
Reizt längſt das ſchöne Bild ſo reiner Sympathie
Zur Wuth. Mit Argusaugen lauert ſie
Von nächtlichem Gewölk, wie Satan, und erwäget:
Was dieſer Seelen Band zerreiſſen kann? Noch ſinnt
Sie alſo nach, als ihr Cytherens Sohn begegnet.
„Gerade ſucht' ich dich“, ruft das verſchmitzte Kind;
„Stehſt du mir diesmal bey, ſo ſey von Zeus geſegnet!“

42.

„Der Seelen dort, die du beſchieleſt, himmliſch Band
Iſt mir verhaßt. Der Traum, der ſüſſe Traum verſchwand,
Harmoniſch würden ſie für mich empfinden
Und für mein Schweſterkind, für die Galanterie.
Dau'rt ihre Freundſchaft fort, ſo, fürcht' ich, werden ſie
Den halben Hof, vielleicht ſelbſt Ludwig uns entwinden,
Dies dulde nicht! du weißt, daß, wie der Flatterſinn,
Auch ich zu jedem Dienſt dir ſtets gewärtig bin."

43.

Ein hölliſch Lächeln zuckt der Zwietracht aus den Augen.
„Geh", ſpricht ſie, „holdes Kind! und helle mir den Pfad
Zur Kluft im Tartarus, wo ſtets die Hermandad
Aus jeder Blume Gift ſich freuet einzuſaugen."
Freund Amor weigert ſich nicht einen Augenblick,
Denn Abentheuer ſind des kleinen Ritters Sache;
Und einen Götterſohn, wie ihn, ſchreckt nicht zurück
Der ſumpfig ſchwarze Stix, noch Cerberus, der Drache.

44.

Zwar ſträubt ſich Charon lang, die Pilger in den Kahn
Zu nehmen, nur beſtimmt für blutberaubte Schatten;
Doch wird der Ruderknecht geſchmeidig, wie ein Schwan,
Als Amors Augen ihm den Gott bewieſen hatten.
Die Schattenwelt, gewöhnt an ſchauervolle Nacht,
Erbebt, von Amors Licht ſich angeſtralt zu ſehen.
Doch plötzlich ſperrt die Kluft, von Donnern rings umkracht,
Den Rachen auf, worein beherzt die Pilger gehen.

45.

Die ungeheure finſtre Wüſteney
Beherrſchet hier das Graun der ew'gen Todesſtille.
In Hieroglyphen ſpricht die ſchweigende Sybille,
Von Sterblichen, nur wo der Tyranney
Die Freyheit wich, gekannt. Der Erſte, deſſen Willen
Allmächtig ward, erſann das Brandmal Ketzerey
Für der Vernunft Gebrauch, wie für des Schwärmers
Grille.
So wuchs zu Rieſenmacht die Ketzermacherey.

46.

Der Blitz, der dann und wann aus ihren Blicken ſprühet,
Beleuchtet die Trophä'n von Menſchenſchädeln, die
Ihr Spruch verdamt. Das Werk von manchem Lichtgenie
Verzehrt ihr Brandaltar, deß Aſche nie verglühet.
„Stillwaltende"! ſo fleht zu ihr die Zwietracht nun,
„Der unbeſtraft kein Geiſt im Weltall widerſtehet,
Dein Blitz laß eine Zeit die Janſeniſten *) ruh'n,
Damit nicht Fenelon, die Blindſchleich', ihm entgehe!"

47.

Wild ſchäumt die Pythia; ihr Auge flammt. Sie macht
Ein myſtiſch Zeichen jetzt, und hundert Eulen rauſchen
Um ihren Dreyfuß her, begierig zu erlauſchen
Des Spruches dunkeln Sinn. Da leuchtet durch die Nacht,
Nach ihres Zauberſtabs geheimnißvollen Winken,
Der Name Fenelon; und um ein Tafelrund
Setzt ſich der Eulenrath, und alle Naſen blinken
Von Brillen, groß, wie noch auf Naſen keine ſtund.

---

*) Die Verfolgung der Irrlehren, welche die Jeſuiten Janſenismus nannten, war damals an der Tagesordnung.

48.

Von dieſen Richtern wird jedwedes Blatt zerknittert,
Auf welchem Fenelon den Geiſt in Worte goß.
Sie ſuchen, ſtatt des Kerns, die dürren Hülſen bloß,
Wo Ketzerey'n der Nüſtern Spürkraft wittert.
Verdrüſſig nichts zu ſeh'n, ſo ſcharf ihr Auge guckt,
Bleicht ſchon Verzweifelung die Großinquiſitoren,
Als jetzt des Obmanns Fund erquickt der Schöppen Ohren:
Daß Ketzerey im Wort von reiner Liebe ſpuckt. *)

49.

„Wer zweifelt wohl, dies Wort ſey Urgrund alles Böſen?
Steht's in Molinos **) doch und in der Bourignon.***)
Dies Wort verdammen ja die bloßen Sinne ſchon.
Denn reine Lieb' iſt nie auf Erden noch geweſen."
Auf einem ſchwarzen Blatt geſchrieben, übergiebt
Der Zwietracht dieſen Spruch, hochglühend die Sybille;
Doch Amor, der hinein ſchielt durch die größte Brille,
Sagt: „Mir auch ſolch ein Blatt, wofern ihr Amoren liebt!"

50.

„Indeß die Freundin hier nach Rom es überbringet,
Trag' ich es nach Paris. Auf jeden Putzaltar
Leg' ich es hin. Ich ſchwör's! in Gaſſenliedern ſinget
Es die Natur; die Kunſt ſtellt's auf der Bühne dar."
Bewegt reicht die Sybill' ihr Blatt dem ſchlauen Kinde.
Das Pilgerpaar kehrt froh in's dunkle Pfadgewinde.
Erſt, wie das Morgenroth verſcheucht die Finſterniß,
Trennt ſie der Scheideweg nach Rom und nach Paris.

---

*) Im Buche: Maximes des Saintes. **) Vater des neuen Quietismus. ***) Eine ſehr berüchtigte Quietiſtin.

51.

Bekanntlich dringt, nicht rauh von Pförtnern angeſprochen,
Der leicht beſchwingte Gott in's innerſte Gemach;
Leis öffnet ſich die Thür der Flügel ſanftem Pochen.
Kaum waren zu Paris der Schönen Augen wach,
So hallten ſchon der Hermandad Verketzerungen
Aus Amors Heiligthum in der Sorbonne nach.
Der reinen Liebe Fluch tönt ſchon von allen Zungen,
Eh' noch zu Ludwigs Ohr der Ruf ſich durchgedrungen.

52.

Deß zürnet der Monarch. „Daß ſich die Ketzerey
So nah zum Throne wagt, ſoll ich allein nicht wiſſen!"
Mit einem Thränenſtrom fällt Amor ihm zu Füßen, 12)
Als ob er ſchon verbannt von ſeinem Hofe ſey.
Dem Liebesgott zu Lieb wird Maintenon verziehen.
Doch treibt den König noch ſein Dämon hin und her.
„Der Schwärmer", donnert er, „ſoll gleich nach Kambray ziehen,
Des Königs Angeſicht entweih' er niemals mehr!"

53.

Verbannung hieß man es bey Hof, wenn ſeiner Heerde
Ein zürnend Machtgebot zurück den Hirten gab.
Doch Fenelon, als zög' er nach der Heimatherde
Ergreift mit heiterm Muth den theuern Hirtenſtab.
Ihn lockt der göttliche Beruf, zu ſeyn der Vater
Der Dürſtigen, der Troſt der Trauernden; das Licht
Der Pilger durch die Nacht; der Zweifelnden Berather,
Und Allen Alles, wie der Weltapoſtel ſpricht. 13)

54.

So freut den Schiffer, lang das Spielzeug von Orkanen,
Die ſtille Bucht. So hüpſt vor Luſt ein Bergquell auf;
Durch Klüft' und Strauch mußt' er den Weg ſich bahnen,
Die Wieſ' empfängt ihn jetzt, und blumig wird ſein Lauf.
So beut ein dunkler Hayn der Philomele
Die Sicherheit, die ihr der Sonnenglanz verſagt;
In Lieder löst ſich hier bezaubernd ihre Kehle,
Wo durch die graue Nacht kein Sperberaug ſich wagt.

55.

Doch, wo der Vatikan die Stirne ſtolz erhebet,
Fand jetzt den Sieg die Zwietracht nicht ſo leicht.
Dieweil der Irrthum ſtets vor jedem Windſtoß bebet,
Herrſcht hier die Einigkeit, die keinem Sturme weicht:
Dem Alpengipfel gleich, den Aetherglanz umſchwebet,
Wenn furchtbar durch das Thal die Wetterwolke zeucht.
Drum rennt ſich athemlos zu allen Kardinälen
Die Zwietracht nun, und darf auf Mehrheit doch nicht
zählen. 14)

56.

Vom Himmel neigt ſich die Religion, und ſpricht:
„Beurtheilt Fenelons Idee vom frommen Leben
Nach dem gemeinen Maas der Sittenlehrer nicht!
Was Tauſenden unmöglich däucht, das Streben
Nach reiner Tugend, iſt der höhern Seele Pflicht.
Nicht jedes Aug' erträgt das ungebroch'ne Licht.
Doch nur im Aetherblau, im Stralenmeer der Sonne
Labt ſich des Adlers Durſt nach überird'ſcher Wonne."

57.

„Wenn ſich die Grübelſucht vermißt, am Sternenthron
Des Ewigen des Urlichts Schleyer zu durchſchauen;
Wenn einen Babelthurn aus Träumen zu erbauen
Die Erdenweisheit prahlt, und wähnt, was Gottes Sohn
Nur als Geheimniß lehrt, durch Schlüße zu ergründen,
Dann mahnt der Wahrheit Geiſt euch auf zur Wachſamkeit,
Damit in der Vernunft verwegnem Streit
Des Glaubens reiner Glanz und Friede nicht verſchwinden.

58.

„Doch, wenn ein Fenelon, der Sonnenblume gleich,
Sich ſtets aus reinem Trieb zum Quell des Lichtes kehret;
Wenn er dem Eigennutz ins lichtumfloßne Reich
Der Liebe jeden Zugang wehret;
Wenn er, wie Gottes Sohn, zu lieben lehret,
O Freunde! mag der Spötter lächeln; mag
Der Gleisner läſtern; einſt wird am Entſcheidungstag
Die Frage nur: Wie viel habt ihr geliebt?
gehöret!"

59.

Sie ſagts, und manche Bruſt durchſtralt ihr Himmelsglanz.
Man blickt ſich fragend an: Ob nicht den ſchönſten Kranz
In Gottes Vaterreich der Heilige verdiene,
Den die Verläumdung ſchwarz zu lügen ſich erkühne? 15)
Bey dieſem Vorſchlag tobt der ganzen Hölle Glut
Im Eingeweid der Zwietracht, wie dem Tiger,
Der lang ein Reh verfolgt; jetzt knirſchet er vor Wuth,
Weil Nacht das Opfer ſchützt vor dem vermeinten Sieger.

60.

Voll Ingrimms ſäumt ſie nicht, den Unſtern, der ſie ſchreckt,
An ihren Buſenfreund den Amor zu berichten,
Und dieſer eilt, den Kopf in ein Biret verſteckt,
Den Einklang im Senat des Pabſtes zu vernichten.
Er droht, den Donnerkeil von Ludwig in der Hand, 16)
Schreckt mit der Ketzerey nur ſchwach gedämpften Flamen,
Bis endlich der Synod mit Zittern ſich verſtand,
Vom Geiſte Fenelons die Schale zu verdammen. 17)

61.

Doch Innozenz*), der, ſchon das Haupt mit Schnee beſtreut,
Sanct Peters hehren Stuhl mit jeder Tugend ſchmücket,
Sieht mit bewegter Bruſt, wie Eiferſucht und Neid
Den Liebenswürdigſten, den Reinen niederdrücket.
Er ſpricht, indeß die Zwietracht noch die Stimmen zählt:
„Geirrt hat Fenelon aus Uebermaaß der Liebe;
Doch weh' dem Gegentheil, dem es an Liebe fehlt“! 18)
Und eine Thräne zeugt, wie dies ſein Herz betrübe.

62.

Ein Cherub faßt die Thräne, die der Chriſtenheit
Ehrwürd'gem Vater von der Wange fließet,
Im Demantbecher auf; vor Gottes Lichtthron gießet
Er ſie als Stern, der ſtets der Liebe Glanz verſtreut.
Des Pabſtes Worte ſingt in ſanften Harmonieen
Der Himmelsſöhne Chor. Indeß den Sterblichen
Die Ehre Fenelons im Hohn ſcheint zu vergeh'n,
Sieht Gott für ſeinen Ruhm die Engel alle glühen.

---

*) Innozenz XII.

63.

So dunkelt oft Gewölk der blauen Berge Saum;
Wild brauſend ſtürzt ein Schwarm von Winden durch
die Ritzen
An Aeols Felſenburg. Der Lüfte ſchwülen Raum
Entflammet drohend rings der Wolken Kampf mit
Blitzen.
Vom Donnerwagen bebt die Hütte. Doch es winkt
Jehova jetzt, und ſeht! von Weſten ſanft gezogen
Stralt Iris leis herauf, und freundlich blinkt
An grauer Regenwand ihr heitrer Friedensbogen.

64.

O ihr, die, von dem Erdenvolk miskannt,
Mit keuſcher Liebe ſtrebt nach ungefälſchter Wahrheit!
Den Wahn, der ſie vom Erdenvolk verbannt,
Durchſtralt, die leiſe Waag' in der gerechten Hand,
Die ſtille Richterinn in ewig reiner Klarheit.
Gerichtet hat ſie jetzt, und blickt zum Sternenland.
Von dort, ihr Edeln! ſeht, durch Nacht und Sturm
und Wellen,
Euch Fenelons Geſtirn die Pfade ſanft erhellen.

Anmerkungen.

Geſang I. Strophe 21.

1) Le père La Chaise disoit assez ouvertement que les dévots étoient des imbécilles, et les gens de bien trop scrupuleux.

Ce père pretendoit qu'il suffisoit de craindre Dieu, et Madame de Maintenon désiroit surtout qu'on l'aimât; il ne mettoit d'importance à rien qu'à son credit. Mad. de Maintenon, peinte par elle même. Paris 1810. p. 148 et 250. Der Weltmann St. Simon (Memoires T. II. p. 195.) giebt ihm hingegen das Lob: il supprima bien des fripponneries, et des avis anonymes contre beaucoups de gens, en servit quantité, et ne fit jamais de mal, qu'à son corps défendant.

Minder vortheilhaft ſpricht St. Simon von dem Einfluß des Paters le Tellier, der dem von La Chaise im Beichtvateramt nachfolgte:

On a prétendu que le père le Tellier avoit inspiré au Roi, long-temps avant sa mort, de se faire agréger dans la compagnie, qu'il lui en avoit vanté les privilèges certains pour le salut, les indulgences plénières qui y sont attachées; qu'il l'avoit persuadé, que quelques crimes qu'on eût commis, et dans quelque difficulté qu'on se trouvât de les reparer, cette profession secrette lavoit tout et assuroit infailliblement le salut, pourvu qu'on fût fidelle à ses vœux; que le Général fut admis, du consentement du Roi, dans le secret: que le Roi en fit les vœux entre les mains du père le Tellier; que dans les derniers jours de sa vie, on les entendit tous deux, l'un fortifier, l'autre s'appuyer sur ses promesses. *Mémoires de St. Simon.* Supplém. T. I. p. 8. sq.

Geſang I. Strophe 31.

2) **Fenelon** ſchrieb an **Boſſuet**: Si on voulait leur faire abjurer le christianisme et suivre l'alcoran, il n'y aurait qu'à leur montrer des dragons. *Histoire de Fénélon, par **Bausset*** T. II. p. 101.

La force, ſagte er dem Prätendenten von **England**, ne peut jamais persuader les hommes; elle ne fait que des hypocrites. Quand les Rois se mêlent de Religion, au lieu de la protéger, ils la mettent en servitude. Accordez donc à tous la tolérance civile; non en approuvant tout comme indifférent, mais en souffrant avec patience tout ce que Dieu souffre, et en tâchant de ramener les hommes par une douce persuasion. ***Ramsay***: *Histoire de la vie de Fénélon.* p. 181.

Geſang II. Strophe 1.

3) Damals machte er die Ode, worin es heißt:

Des Grecs je vois le plus sage
Jouet d'un indigne sort,
Tranquille dans son naufrage
Et circonspect dans le port.
Vainqueur des vents en furie,
Pour sa sauvage patrie,
Bravant les flots nuit et jour.
O combien de mon bocage,
Le calme, le frais, l'ombrage
Méritent mieux mon amour.

Fénélon ne se présentait à l'archevêché que très rarement, et dans les seules circonstances où le respect et la bienséance lui en faisaient un devoir. Ce fût dans une de ces occasions que M. de Harlai (l'archevêque) lui dit d'un ton de reproche, où il entrait plus d'amertume que

de bienveillance: "M. l'abbé, vous voulez être oublié, vous le serez." *Hist. de Fénélon par Bausset.* T. II. p. 75.

Geſang II. Strophe 5.

4) Einſt ſchrieb Fenelon an ſeinen Oheim: La *Grèce* entière s'ouvre a moi: Le sultan effrayé recule; déjà le Péloponèse respire en liberté, et l'église de Corinthe va refleurir; la voix de l'apôtre s'y fera encore entendre. Je me sens transporté dans ces beaux lieux et parmi ces ruines précieuses, pour y recueillir, avec les plus curieux monuments, l'esprit même de l'antiquité. Je cherche cet aréopage, où St. Paul annonça aux sages du monde le dieu inconnu; mais le profane vient après le sacré, et je ne dédaigne pas de descendre au Pirée, où Socrate fait le plan de sa république Je monte au double sommet du Parnasse; je ceuille les lauriers de Delphes et je goûte les délices de Tempé.

Quand est-ce que le sang des Turcs se mêlera avec celui des Perses sur les plaines de Marathon, pour laisser la Grèce entière à la religion, à la philosophie et aux beaux arts, qui la regardent comme leur patrie.

. . . . Arva, beata
Petamus arva, divites et insulas

Hist. de Fénélon par Bausset. T. II. p. 41.

Geſang II. Strophe 10.

5) Il falloit faire effort pour cesser de le regarder. Tous ses portraits sont parlans, sans toute fois avoir pû attraper la justesse de l'harmonie qui frappoit dans l'original, et la délicatesse de chaque caractère que ce visage rassembloit. Ses manières y répondoient dans la même proportion, avec

une aisance qui en donnoit aux autres, et cet air et ce bon goût, qu'on ne tient que de l'usage de la meilleure compagnie et du grand monde, qui se trouvoit répandu de soi même dans toutes ses conversations. Avec cela, une éloquence naturelle, douce, fleurie, une politesse insinuante, mais noble et proportionée, une élocution facile, nette, agréable, un air de clarté, de netteté, pour se faire entendre dans les matières les plus embarrassées et les plus abstraites; avec cela, un homme qui ne vouloit jamais avoir plus d'ésprit que ceux à qui il parloit, qui se méttoit à la portée de chacun, sans se faire jamais sentir, qui le mettoit a l'aise, et qui sembloit enchanter, de façon qu'on ne pouvoit le quitter, ni s'en défendre, ni pas chercher à le retrouver. *Mémoires de Mr. le Duc de St. Simon etc.* T. II. p. 150.

Né avec un coeur tendre et une imagination douce et brillante, son esprit était nourri de la fleur des belles-lettres. Plein de goût et de graces, il préférait dans la Théologie tout ce qui a l'air touchant et sublime, à ce qu'elle a de sombre et d'épineux.

Son imagination s'échauffait par la candeur et par la vertu, comme les autres s'enflamment par leurs passions. Sa passion étoit d'aimer *Dieu* pour lui-même. *Voltaire: Essay sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des Nations etc.* T, VII. p. 352.

Geſang III. Strophe 25.

6) Les succès prodigieux du Télémaque, en France et en Europe, fut ce qui contribua le plus à aigrir Louis XIV. contre son auteur: on s'étoit empressé de lui dénoncer cet ouvrage comme la satire la plus éclatante de ses principes de gouvernement et des évènements de son

régne. On s'étoit etudié à chercher, dans la conduite et le caractère des personnages de ce poëme, des allusions piquantes à la cour et aux ministres de Louis XIV. et si l'on en croit M. de Saint-Simon, le Maréchal de Noailles, qui ne vouloit rien moins que toutes les places du Duc de Beauvilliers, disait au Roi et à qui vouloit l'entendre, qu'il falloit être ennemi de sa personne pour avoir composé le Télémaque.

Il regretta sourtout d'avoir confié l'éducation de son petit fils à un homme dont les principes lui parurent dangereux, parce qu'il les jugeoit entièrement opposés a l'opinion qu'il s'étoit faite de la nation que le jeune prince étoit appelé à gouverner. *Hist. de Fénélon par Bausset.* T. II. p. 161 et 163. Vergl. *Voltaire: Essay sur l'hist. générale.* T. VII. p. 359. etc.

Geſang III. Strophe 36.

7) Le roi porté au bien par Mdm. de Maintenon le soutenoit avec tant de fermeté, qu'on vit bientôt un changement à la cour: on commença à y parler de *dévotion.* Les dames les plus déréglées furent les plus hipocrites. Les églises, les confessionnaux, les bals et les loges de l'opéra affluoient de monde. M. de Montespan donnoit l'exemple, et vouloit du moins plaire par un peu de pieté mêlé à un reste de magnificence. Les fêtes devinrent moins fréquentes: les talens agréables furent moins estimés: tout jusqu'au plaisir prit un air serieux. Louis s'aplaudit de ces conversions apparentes: les femmes lui sacrifièrent leurs goûts les plus chéris: les amans furent renvoyés, ou se cachèrent: le rouge commença de s'effacer: toutes les modes eurent plus de modestie, dans l'éffet et dans le nom: on eut des scrupules, on eut du regret d'être brouillé avec

Rome. *Mémoires pour servir a l'histoire de Madame de Maintenon par* ***la Beaumelle*** *etc.* T. III. p. 15. à Amsterdam 1756.

Geſang III. Strophe 37.

8) Pendant une semaine sainte, Madame de Maintenon s'étonna de voir les repas de la favorite soumis à toutes les rigueurs du régime de l'église; et ayant des idées trop élevées de la religion pour imaginer qu'on crût pouvoir expier aucun scandale par l'abstinence, elle pensa que c'étoit un veritable retour à la vertu qui lui imposoit ces privations, et se hasarda de lui insinuer combien il y auroit de gloire pour elle à renoncer au roi, après l'avoir asservi. Madame de Maintenon ne resta pas long-temps dans son erreur. "Croyez-vous", lui répondit Madame de Montespan, "que parce qu'on viole un devoir, on veut les enfreindre tous."

"Le roi", dit Madame de Maintenon, "ne manquera pas une abstinence, mais il ne comprendra pas qu'il faut reparer ses fautes et aimer Dieu plutôt que le craindre. *Madame de* ***Maintenon****, peinte par elle-méme.* p. 71 et 248.

Geſang III. Strophe 37.

9) Die Frau von **Monteſpan** beſuchte oft das Kloſter der Karmelitinnen, wo eine ihrer Vorfahrerinnen, die Herzogin von **Valliere**, Buſſe that. ***La Beaumelle*** *Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de Maintenon.* T. II. p. 137. Nach der **Monteſpan** Entfernung vom Hofe ſchreibt **Saint-Simon** (*Mémoires* T. II. p. 125.) von ihr: Ses macérations étoient continuelles; ses chemises et ses draps étoient de toile jaune, la plus dure, et la plus grossière; mais cachés sous des draps et une chemise

ordinaire, elle portoit sans cesse des bracelets, des jarretières, et une ceinture à pointes de fer, qui lui faisoient souvent des plaies, et sa langue, autrefois si à craindre, avoit aussi sa pénitence. Uebrigens behielt ſie ſtets eine lächerliche Furcht vor dem Tod, die St. Simon gleichfalls beſchreibt.

Geſang III. Strophe 39.

10) Die Frau von Maintenon war geſinnt, Fenelon zu ihrem Gewiſſensrath zu wählen. Ihre Briefe beweiſen, daß ſie ihn aufs innigſte verehrte, und dieſe Verehrung ſo lange an den Tag legte, bis ihre Politik es ihr unterſagte.

Geſang III. Strophe 40.

11) Fenelon ſchrieb einſt an die Frau von Maintenon: „Vous êtes bonne à l'égard de ceux pour qui vous avez du goût et de l'estime; mais vous êtes froide dès que ce goût vous manque; quand vous êtes sèche, votre secheresse va assez loin. Ce qui vous blesse vous blesse vivement."

„Vous tenez par un sentiment de mauvaise gloire au plaisir de soutenir votre prospérité avec moderation, et de paraître, par votre coeur, au dessus de votre place."

„Vous êtes naturellement disposée à la confiance pour des gens de bien, dont vous n'avez pas assez éprouvé la prudence; mais quand vous commencez à vous défier, votre coeur s'éloigne d'eux trop brusquement. Il y a cependant un milieu entre l'excessive confiance qui ne sait plus à quoi s'en tenir, lorsqu'elle sent que ce qu'elle croyait tenir lui échappe."

„On dit que vous vous mêlez trop peu des affaires. Ceux qui vous parlent ainsi, sont inspirés par l'inquiètude, par l'envie de se mêler du gouvernement, et par le dépit contre ceux qui distribuent les grâces, ou par l'espoir d'en

obtenir par vous. Le zèle du salut du roi ne doit point vous faire aller au delà des bornes que la providence semble vous avoir marquées."

"Vous avez à la cour des personnes qui paraissent bien intentionnées; elles méritent que vous les traitiez bien, et que vous les encouragiés; mais il faut beaucoup de précaution, car mille gens se feraient dévots pour vous plaire." *Histoire de Fénélon, par Bausset.* T. I. p. 230. 231. 232 et 233.

Geſang III. Strophe 52.

12) La prévention de Louis XIV. dut encore s'accroitre, en voyant Bossuet venir lui demander pardon de ne lui avoir pas révélé plutôt le fanatisme de son confrère. *Histoire de Fénélon par Bausset.* T. I. p. 360.

Geſang III. Strophe 53.

13) Mr. de Cambray humilié jusques à l'excès, rassasié d'opprobres et exilé dans son Diocese, y goûta cette paix profonde, qui accompagne toujours la pure vertu. Il s'appliqua uniquement à rendre les hommes bons et heureux en remplissant avec exactitude toutes les fonctions de la vie Episcopale. *Histoire de la vie de Fénélon par Ramsay* p. 91. Vergl. *Mémoires de St. Simon.* T. II. p. 243. Dieſer wirft ihm zwar Ehrgeiz vor, aber ohne allen Beweis.

Geſang III. Strophe 55.

14) In der niedergeſetzten Congregation war lange Zeit die Hälfte der Prälaten für die Freyſprechung Fenelons.

Geſang III. Strophe 59.

15) Telle étoit l'autorité de Bossuet, que le père de la Chaise n'osa soûtenir l'Archevêque de Cambrai auprès du

Roi son pénitent, et que Madame de Maintenon abandonna absolument son ami. Le Roi écrivit au Pape Innocent XII. qu'on lui avoit deféré le livre de l'Archevêque de Cambrai comme un ouvrage pernicieux, qu'il l'avoit fait remettre aux mains du Nonce, et qu'il pressoit sa Sainteté de juger. *Voltaire: Essay sur l'Histoire générale etc.* T. VII. p. 358.

Le livre fut remis entre les mains des consulteurs du St. Office, qui étoient au nombre de dix. Ils tinrent leurs assemblées pendant près de huit mois, ils travaillèrent avec une application extrême, et se partagèrent enfin dans leurs sentimens. Cinq furent d'avis de censurer le livre, et cinq autres soutinrent que sa Doctrine étoit saine. L'Archevêque de Chietti, un des Consulteurs déclara hautement: "qu'il falloit ou brûler les livres de St. François de Sales, ou admettre celui de Mr. de Cambray." *Histoire de la vie de Fénélon par Ramsay*, p. 69.

Geſang III. Strophe 60.

16) Ludwig XIV. nachdem er lange vergeblich die Verdammung des Feneloniſchen Werks vom Pabſt verlangt hatte, ließ ſich von der Maintenon und von den Biſchöfen Boſſuet und Noailles bereden, und ſchrieb einen ſehr nachdrucklichen Brief (bey *Bausset* T. II. p. 53.) an den Pabſt, nebſt einem ſehr harten an den franzöſiſchen Bothſchafter Kardinal von Bouillon in Rom, wodurch er ihm gleichſam für den Erfolg verantwortlich machte. Zu gleicher Zeit ſtrich der König eigenhändig Fenelon und mehrere ſeiner Freunde von der Liſte der Angeſtellten beym Herzog von Burgund aus. Bis dahin hatte er ihm den Titel und Gehalt als Erzieher des Prinzen belaſſen. Dennoch gieng Innozenz mit Wiederwillen daran, den König zu befriedigen, und wünſchte einen Ausweg zu finden. Quelques jours avant la décision finale, le Pape proposa aux Cardinaux d'examiner

entre eux, s'il ne ſeroit pas à-propos de terminer la diſpute par un decret apostolique, où l'on ſeroit en imitation des conciles certains canons sur la vie interieure sans condamner expressément le livre de Mr. de Cambray. Le Cardinal Casa Nata rejetta hautement cette proposition, comme autorisant le livre des Maximes, *ce qui pourroit brouiller*, dit cette Eminence, *Rome avec la France.* ***Ramsay** vie de Fénelon*, p. 69.

Geſang III. Strophe 60.

17) Durch ein Breve vom 12. Merz 1699. wurden 23. Sätze aus den Maximes des Saints vorzüglich aus dem Grunde verworfen, weil durch die Leſung und den Gebrauch dieſes Buches die Gläubigen unvermerkt in die von der Kirche ſchon verworfenen Irrthümer verleitet werden könnten. S. das Breve im Anhang von *Bausset Histoire de Fénélon.* T. II. p. 490.

Geſang III. Strophe 61.

18) "Peccavit excessu amoris divini, sed vos peccatis defectu amoris proximi." — Dies waren die Worte des Pabſts an Fenelons Gegner. Auch verlieh er bald nach der Kundmachung des Breve wider die Maximes des Saints dreyen Prälaten, die gegen die Cenſur geſtimmt hatten, den Kardinalshut. Dem Pabſt Innozenz XII. gereicht es auch, wie Innozenz XI. den er ſich in Vielem zum Muſter wählte, zum Ruhm, daß der franzöſ. Hof ihm nie den mindeſten Beyfall über die Zurückrufung des Ediks von Nantes abgewinnen konnte (*Histoire des Papes* T. V — *St. Simon Mémoires etc.* T. I. p. 179.), und daß er mit Nachdruck dem Nepotismus ſteuerte, während er die Armen mit Wohlthaten überhäufte, und ſie ſeine Neffen nannte. Dictionaire histor. de Feller. Liége. Art. *Fénélon* et *Innocent XII.*

Zu Verbeſſern

S. 14. Str. 23. V. 4. nach Ruft, ſetze (,)
— 23. — 48. · 8. für den l. dem.
— 30. — 18. · 1. „ ſcheele l. ſchale.
— 32. — 24. · 3. „ des l. deß.
— 34. — 32. · 1. „ todtfeind l. Todtfeind.
— 38. — 43. · 2. „ den Kampf, zu wagen, l. den Kampf zu wagen.
— 39. — 45. · 5. „ Wellenſpiel l. Wellen Spiel.
— 42. — 55. · 7. „ Die Trojer zogen, l. gen Troja zogen.
— 45. — 65. · 4. „ Hier zeigt den Blicken l. zeigt ihren Blicken.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die

Deutſche Kirche.

Ein Vorſchlag zu ihrer neuen Begründung
und Einrichtung.

Im April,
MDCCCXV.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

I. Allgemeine Anſichten über das Bedürfniß einer neuen Begründung und Einrichtung der deutſchen Kirche. . . . 3.

II. Ueber den Geiſt und das Weſen eines Konkordats für den deutſchen Staatenbund. 18.

III. Entwurf eines Konkordats für den deutſchen Staatenbund. . . . . 35.

IV. Entwurf eines organiſchen Geſetzes für die deutſche Kirche. . . . . 51.

V. Religiöſe Duldung. . . . 61.

VI. Über den Übertritt von der kath. Kirche zur protestantischen und umgekehrt. 65.

Die
Deutſche Kirche.

I.

Allgemeine Anſichten über das Bedürfniß einer neuen Begründung und Einrichtung der deutſchen Kirche.

Der Kaltſinn der verfeinerten Welt für das Göttliche beweist ſich auch dadurch, daß die Politik unſerer Tage gewöhnlich das Kirchenweſen als einen Gegenſtand von ſehr untergeordneter Bedeutenheit kaum der Aufmerkſamkeit würdigt. So lange die Stürme der franzöſiſchen Staatsumwälzung wütheten, iſt dieſe großentheils dem Verfall der Religion zugeſchrieben worden, und man gab ſich überall das Anſehen, als mache man ſichs zur erſten Angelegenheit, dieſem Verfalle zu ſteuern.

Dies hinderte aber keineswegs, daß der zehnjährige Kampf gegen die Revolution mit der Unterdrückung und Beraubung der Kirche in Deutſchland beſchloſſen wurde.

Dieſe politiſche Masregel ſetzte die deutſche Kirche in Hinſicht ihrer zeitlichen Verhältniſſe in eine noch nachtheiligere Lage, als in welcher die franzöſiſche ſich befand, der das neue Konkordat mit dem Päbſtlichen Stuhl kurz zuvor die Ausſicht der Wiedererlangung des verlohrnen Eigenthums und ſo mancher vormahligen Vorrechte auf immer gewonnen hatte.

Ein Machtſpruch der Politik brachte in Deutſchland das nämliche Reſultat hervor, welches in Frankreich durch die Revolution war herbeygeführt worden.

Ein Ereigniß von dieſer Natur hat unausweichlich einen ſehr bedeutenden Einfluß, der ſich aber nicht auf einmal den Blicken darſtellt, ſondern nur allmählig entwickeln kann.

Die erſte Folge der Beraubung der Kirche war, daß ſie nun auch ihre Selbſtſtändigkeit, Freyheit und Unabhängigkeit verlor. Die Biſchöfe und ihre Kapitel wurden Penſioniſten des Staats, dem es jezt ein angelegentliches, aber auch leichtes Geſchäft wurde, die Würkſamkeit dieſer geiſtlichen Behörden nach Gutbefinden einzuſchränken, und den Abſichten der politiſchen Verwaltung unterzuordnen. Von den Rechten, die der Biſchof oder ſein Vikariat gemäß der Kirchenverfaſſung bisher ohne Störung ausgeübt hatte, wurde eines nach dem andern ſtreitig gemacht, willkührlich zugeſchnitten oder ganz entzogen. Zulezt trat man mit dem vergeblichen Verſuch einer genauen Scheidung der reingeiſtlichen und der gemiſchten Befugniſſe der Kirche auf, und das Reſultat dieſes, einſeitig vom Staat, als Richter in ſeiner eigenen Sache, vorgenommenen Scheidungs-Prozeſſes war, daß der Kirche gar nichts mehr ohne Beiſtimmung, und ſehr wenig ohne Mitwürkung der Staatsbehörden zu thun vergönnt blieb. Das Placetum regium erhielt eine unbeſchränkte Ausdehnung. Die Staats-Genehmigung wurde biſchöflichen Anordnungen verſagt, ohne daß ein politiſcher Nachtheil von ihnen beſorgt werden konnte, blos weil die politiſchen Machthaber perſönlich andere Anſichten hatten, als der Biſchof. Auch begnügten ſich dieſe nicht mit Verwerfung biſchöflicher Hirtenbriefe: ſie ſchrieben zuweilen ſelbſt die Abänderung gleichſam vor, die darinn ſtatt finden ſollten; ſie verlangten endlich daß kein Hirtenbrief kundgemacht werde, der nicht das Siegel der Staatsgenehmigung ausdrücklich an der Stirne träge.

Was die Domkapitel betrift, ſo betrachteten die meiſten Regierungen ſie für gänzlich aufgelöſt, wozu ihre Mitglieder zum Theil ſelbſt den ſcheinbaren Vorwand lieferten, indem ſie ſich nach dem Erlöſchen ihrer politiſchen Exiſtenz gern jeder Verpflichtung entzogen, die aus der Kirchlichen Verfaſſung hervorgeht, obgleich dieſe durch den Hauptſchluß der Reichsdeputation von 1803. war unberührt geblieben. Auch mußten dieſe Körperſchaften ſehr zuſammenſchwinden, da ſeit 1803. keines ihrer geſtorbenen Mitglieder wieder erſetzt wurde. Am auffallendſten zeigte ſich die Nullität, in welche die Domkapitel im Angeſichte des Staats gefallen waren, beym Abſterben der Biſchöfe, wo ihnen die Ausübung des auf allgemeinen Kirchengeſetzen beruhenden Rechtes, für das verwaiste Bisthum Fürſorge zu treffen, nicht geſtattet wurde. Man gieng dabey von der unrichtigen Behauptung aus, die Kapitel ſeyen auch in ihrer kirchlichen Eigenſchaft aufgelöst; ſie könnten ſich daher nicht mehr gehörig verſammeln, ſie ſeyen mithin auſſer Stand, kanoniſche Verrichtungen auszuüben.

In mehreren Staaten wurden die Prüfungen, denen die Geiſtlichen ſich unterziehen mußten, um ſich zur Bewerbung um Pfründen zu befähigen, den Biſchöfen ganz entzogen. In einem Staat wurden ſogar Geiſtliche als landesfürſtliche Dekane den biſchöflichen entgegengeſetzt, um die Würkſamkeit der letztern zu lähmen. Beynah in ganz Deutſchland ſah ſich der Geiſtliche von ſeinem wahren Standpunkte hinweggedrängt, indem man ihn, nicht ohne angenommene Miene der Achtung, in einen Polizey-Beamten des Staats zu verwandeln ſuchte. Als Staatsbeamter mußte er nun manches thun und manches unterlaſſen, was ihm als Geiſtlichen nicht geziemte. Das Band zwiſchen Biſchof und Geiſtlichkeit erſchlaffte zuſehends, und eben ſo die ſittliche Ordnung unter der letztern. Dieſe Auflöſung der Disziplin erſchwerte es der biſchöflichen Behörde ungemein, der beſſern Bildung des Klerus, ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſo manchen heilſamen Verbeſſerungen in den verſchiedenen Zweigen der Seelſorgsverwaltung den erwünſchten Vorſchub zu geben,

Inzwiſchen hat, ungeachtet dieſer ungünſtigen Verhältniſſe, der Seeſorger-Stand, beſonders im Schulfach erfreuliche Fortſchritte gemacht. Seit 15. Jahren haben im Ganzen die Volksſchulen eine Geſtalt gewonnen, die mit der vorigen ſehr vortheilhaft abſticht; und dies verdanken die Regierungen beynahe ganz der eifrigen Verwendung gebildeter Seelſorger. Dieſe Verwendung iſt aber eine Würkung der beſſern Bildung des Clerus, nicht der Sekulariſation; ſie iſt älter als dieſe, ſeit welcher ſich die Schulſtiftungen weit mehr vermindert, als vermehrt haben.

Die Einführung und Betreibung zweckmäßiger Paſtoral- und Schulkonferenzen und Leſezirkel unter den Seelſorgern hat in einigen Bisthümern einen ſchönen Wetteifer zu ihrer unverrückt fortſchreitenden Berufsbildung erweckt und in einem Zeitalter, wo die Cultur der Wiſſenſchaften einen ſo hohen Grad erreicht hat, ein wohlthätiges Maaß von Licht und Wärme unter denen verbreitet, welche berufen ſind, das Reich der Wahrheit und Tugend in allen Claſſen zu erweitern.

Deutſchland blieb immer noch vor Frankreich der Vorzug, daß das Vermögen der Pfarren, der Schulen, und der milden Anſtalten nicht geradehin der Raubſucht preisgegeben wurde. Vielmehr erklärte der Reichsrezeß von

1803. §. 63. dieſes Vermögen für unantaſtbar. Aber mit Auflöſung des Reichsverbands fiel auch dieſe Schranke nieder, und die Hand der Finanzkünſtler griff gierig auch nach den einzig übrigen Gaben, welche die fromme und milde Menſchlichkeit für höhere Zwecke der Obhut der Kirche und dem Schutze des Staats anvertraut hatte. Man entzog die Stiftung der Einſicht und Aufſicht der geiſtlichen Behörden; man traf verſchiedene Maaßregeln, die dahin abzweckten, die Verwaltung ſämmlicher Stiftungsgüter der Finanzverwaltung des Staats gänzlich unterzuordnen. Eigene, ſehr koſtſpielige Staatsverwaltungen des geiſtlichen Stiftungsguts wurden errichtet; eine Maaßregel, deren unmittelbarer Nachtheil ſich in dem Unvermögen zeigt, worinn dieſe neue Verwaltungs-Behörden ſich jezt befinden, die den Stiftungs-Zwecken angemeſſenen Ausgaben zu beſtreiten.

Was kann nun eine Kirche leiſten, die ihres Vermögens, ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer Freyheit beraubt iſt? Wie iſt es ihr möglich, zur Handhabung der öffentlichen Ordnung wohlthätig mitzuwürken, da ihr die Kraft genommen iſt, in ihrem eigenen Schooße der Unordnung zu ſteuern? Wie wird ſie, die ſelbſt ohne Anſehen iſt, das Anſehen des Staats befördern können? Was für einen Eindruck kann es machen, wenn eine Kirche, die in auffallender Abhängigkeit von den Staatsbehörden ſteht, den Maaßregeln und Verfügungen der letztern das

Wort ſpricht? Mit welcher Würde kann ſie, ſelbſt zum Bettler verurtheilt, und unvermögend das Beiſpiel der Wohlthätigkeit zu geben, dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo wichtige Tugend empfehlen? Wie ſehr muß es ſie nicht der wahrhaft Armen im Volke jammern, welche flehend zu ihr die Hände erheben, denen ſie keine Gabe mehr zu reichen vermag? Kann es den Rohen im Volke Verehrung für die Religion einflößen, wenn ſie ſehen, daß ihre Diener und Anſtalten, von oben herab vernachläßigt, in Verachtung ſchmachten? Läßt ſich endlich erwarten, daß Adel der Geſinnungen, daß reine Vaterlandsliebe, daß das Aufſtreben zum Wahren und Guten unter einer Geiſtlichkeit die Oberhand gewinnen oder erhalten werden, die ſich zum niedrigen Werkzeuge der Polizey herabgewürdigt ſieht, und vom ſchnöden Miethlohne lebt, der ihr für Knechtsdienſte kärglich hingereicht wird?

Die Welt iſt jezt, wie noch nie, durch den Ausbruch großer Umwälzungen erſchüttert. Zwar ſind die meiſten Völker wieder unter die Herrſchaft ihrer altverehrten Regentenhäuſer zurückgekehrt; zwar iſt die Anhänglichkeit dieſer Völker für ihre Beherrſcher nicht erloſchen, ſie hat vielmehr neues Leben gewonnen; zwar hat die grauſame Erfahrung den Völkern einen tiefen Abſcheu vor gewaltſamen Revolutionen eingeprägt. Indeſſen darf die große Veränderung der öffentlichen Meinung über ſtaatsrechtliche

Gegenſtände nicht überſehen werden. In Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, vertrat noch vor 25. Jahren die ehrerbietige Verehrung des Herkommens und des Beſitzſtandes die Stelle der öffentlichen Meinung. So iſt es nicht mehr. Der Geringſte im Volke raiſonniert jezt über den Staat, die Regierung, die Geſetze, die Abgaben, die Rechte des Regenten, und die der Unterthanen. Das Reich des blinden Gehorſams iſt vorüber. Der Verſtand will Ueberzeugung durch Belehrung; ſonſt ſträubt er, wie ein trotziger Knabe, ſich der Authorität entgegen. Die Empfänglichkeit für religiöſe Wahrheiten hat ſich zwar unter der großen Mehrheit noch erhalten; aber man irret, wenn man dieſe Empfänglichkeit mit dem alten Köhlerglauben verwechſelt. Die Ueberlieferung des Glaubens der Väter erſcheint noch ehrwürdig: aber ſie kann ſich der beleuchtenden Fackel der Vernunft nicht mehr entziehen. Sie muß mithin ſo vorgetragen werden, daß ſie die Prüfung aushält, daß ſie nicht das Spielwerk jedes Sophiſten zu werden Gefahr läuft. Auf der anderen Seite hat ſich auch über die Begriffe von Eigenthum und Freyheit viel Licht, mitunter auch ein ſehr gefährliches Helldunkel verbreitet. Unſere Völker ſind in der Kultur ſo weit vorgerückt, daß ſie den hohen Werth des Eigenthums und der Freyheit zu ſchätzen wiſſen. Dies iſt unſtreitig ein großer Vorſchritt in der Civiliſation, der aber auch zur Folge hat, daß jezt unter uns nur der

Eigenthümer und der Freye ſich politiſcher Bedeutenheit und Achtung erfreuen können. In deſpotiſchen Reichen genügt ein Machtwort des Herrſchers, um den ärmſten, niedrigſten Sklaven zur Allgewalt zu erheben, weil dort im Grund der Regent allein Eigenthümer und frey iſt. Bey uns klebt an dem Begriffe von Sklaverey, Knechtſchaft, ein Schandmal, welches ſelbſt ausgezeichnete Verdienſte nur mühſam verlöſchen. Am wenigſten ſind Anſtalten, die von der Gunſt und Willkühr eines Herrſchers abhängen, zu Pflegerinnen dauerhafter fortſchreitenden Kultur geeignet. Was läßt ſich demnach von dem Anſehen und Einfluß ſolcher Oberhirten und Seelſorger erwarten, die keine ſelbſtſtändige Exiſtenz im Staate haben, die kein Eigenthum beſitzen, ſondern vom Solde leben. Der wichtigſte Vortheil, welchen dem Staat die Religion gewährt, iſt ihre feyerliche Sanktion, durch die der Wille der Regierung den Völkern als Wille Gottes erſcheint. Wie können aber die Organe, welche dieſe Sanktion verkünden, das allgemeine Vertrauen erwarten, wenn ſie im Solde des Staats, und in allem von deſſen Befehlen abhängig ſind? — Eines der wichtigſten Ergebniſſe der neueſten politiſchen Umwälzungen iſt die Tendenz der Völker nach einer zweckmäßigen Repräſentation bey der Theilnahme an der Geſetzgebung und an der Beſtimmung der öffentlichen Laſten. Wie kann die Geiſtlichkeit von dieſer Repräſentation ausgeſchloſſen werden, ohne ſie unter die andern Klaſſen der Staatsbürger tief herabzuſetzen? Vielleicht wendet man ein, als Landſtand werde der Geiſtliche zum Nachtheil ſeines Berufs in die Angelegenheiten dieſer Welt hineingezogen. Aber warum ſollte die Theilnahme an den ſchönſten irdiſchen Intereſſen der Völker dem Berufe des Geiſtlichen Abbruch thun? Sollen ihm dieſe Intereſſen fremd bleiben? oder iſt es des Menſchen Natur gemäß, daß er ſich für Gegenſtände verwende, die außer ſeinem Geſichtspunkt liegen, weil ſie ſein Intereſſe nicht mit berühren? In allen Staaten von Europa ward urſprünglich dem geiſtlichen Stand der erſte Rang unter den Reichs- oder Landſtänden zuerkannt. Vorzüglich dieſer Einrichtung verdanken die Völker die Behauptung ihrer Freyheit, indem die geiſtlichen Reichsſtände im Kampfe zwiſchen despotiſch geſinnten Königen und nach Unabhängigkeit ſtrebenden Großen mehrentheils die Vermittlung ausübten, und dem Misbrauche der Gewalt von beiden Seiten mit edler Freymüthigkeit ſich entgegenſetzten. Auch wären ohne dieſe Einrichtung die Regenten ſelbſt in den meiſten Ländern bloße Vaſallen von Rom geworden. Nur England machte hierinn im Mittelalter eine Ausnahme. Aber hier begünſtigte die inländiſche Hierarchie die Anmaßungen des römiſchen Hofes nur deswegen ſo ſehr, weil die Könige durch Demüthigung der Reichsſtände die politiſche Freyheit der Nation niederzudrücken gedachten.

Geſtehen muß man freylich, daß der Anſpruch einiger Päbſte auf eine Oberherrſchaft über alle Reiche der Welt auch die Geiſtlichkeit in manchen Staaten zu Unternehmungen der Herrſchſucht verleitet habe. Dies hat der Religion, es hat der Geiſtlichkeit ſelbſt unſäglich geſchadet; es hat das Zutrauen zu ihr bey den Regenten und Völkern geſchwächt, und zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Stand den Zunder einer Zwietracht geworfen, welche die Ruhe der Staaten ſo oft zerſtört, und zwey Stände, die ihrer Beſtimmung nach Eines Sinnes für Recht und Wahrheit ſich verwenden ſollten, in einen Kampf verwickelt, der ſich je länger je mehr zum Nachtheil des geiſtlichen Standes entſchied. Die Behauptungen päbſtlicher Machtvollkommenheit, wovon die Bulle in Coena Domini als ein kurzer Inbegriff anzuſehen iſt, veranlaßten auf der andern Seite das Beſtreben nach Vereinigung der geiſtlichē Gewalt mit der weltlichen; ein Beſtreben, das in den Masregeln und Verfügungen der Souveraine, beſonders ſeit der Reformation immer klarer zum Vorſchein kam, und von den Hofkanoniſten mit jener ſcharfſinnigen Gelehrſamkeit unterſtützt wurde, die dem Kirchenrecht eine ganz neue Geſtalt verlieh. Die Politik ſchwankt, zwiſchen der froſtigen Gleichgültigkeit gegen die Religion und der Einſicht ihres Vortheils für den Staat, in Widerſprüchen hin und her. Die Gleichgültigkeit hemmt den Schutz und erkältet die Theilnahme, welche ſie den religiöſen Anſtalten und der religiöſen

Bildung der Völker wiedmen könnte. Die Einſicht vom politiſchen Nutzen der Religion verleitet ſie oft, ſich unberufen zum Schiedsrichter der innern Angelegenheiten des Heiligthums aufzuwerfen. Auf der andern Seite ſcheint zu Rom der Wahn von päbſtlicher Machtvollkommenheit, ohne Scheu vor dem Licht des Zeitalters, wieder zu erwachen; eine Erſcheinung, die billig jeden Unbefangenen befremdet, den die Tugenden Pius VII. mit Verehrung erfüllen. So wenig das Kirchenrecht, welches ſich auf die falſchen Dekretalen ſtützt, dem reinen Geiſte des Evangeliums entſpricht, ſo enthält doch dasjenige Kirchenrecht, welches nach der Politik der Höfe geſtaltet wurde, auch manche Behauptung, die ſich mit den reinen Grundſäzen der katholiſchen Kirchenverfaſſung nicht in Einklang bringen läßt. Aus der Kolliſion beider Extreme iſt eine Verwirrung in dem Kirchenweſen hervorgegangen, die es jezt den Nüchternen und Vernünftigen auf beiden Seiten ſehr erwünſchlich macht, daß eine aufrichtige Ausgleichung zu Stand kommen möge.

Die Geſchichte Deutſchlands hat im Verlaufe von eilf Jahrhunderten nur zwey Konkordate mit dem päbſtlichen Stuhl aufzuweiſen: Das von Kaiſer Heinrich V. mit Calixt III. zur Beendigung des großen Inveſtitur-Streits, und das vom Kaiſer Friederich III. mit Nikolaus V. zur Berichtigung der durch Annahme der Beſchlüſſe des Kirchenraths von

Baſel gleichſam ſchon zu Befugniſſen erwachſenen alten Forderungen der deutſchen Kirche.

Jezt iſt es nicht um Beilegung einer beſondern Streitigkeit, ſondern um die völlig neue Begründung der deutſchen Kirche, deren vormalige Verhältniſſe größtentheils aufgehört haben, zu thun. Nicht unbenutzt wird hoffentlich dieſer Anlaß vorübergehen zu einer zweckmäßigen Ausgleichung der bisher ſtreitigen Verhältniſſe zwiſchen Rom und der deutſchen Kirche, und zwiſchen den Rechten des Altars und denen des Throns.

Um ſicher zum Ziel zu gelangen, iſt es rathſam, die Foderungen an den Römiſchen Hof, deſſen Eifer in Bewahrung der von ihm bisher ausgeübten Befugniſſe durch die Erfahrung der vier leyten Jahrzehnte vielleicht mehr als je zur Beharrlichkeit geſtimmt iſt, nicht höher zu ſtellen und weiter auszudehnen, als ohne gegründete Beſorgniß, das ganze Geſchäft daran ſcheitern zu ſehen, geſchehen kann. Klugheit empfiehlt daher, alle Streitpunkte mit Stillſchweigen zu umgehen, von deren Erörterung mit dem erwähnten Hofe ſich dermal kein günſtiger Erfolg erwarten ließe. Es kann daher genügen, wenn das künftige Konkordat in Hinſicht ſolcher Gegenſtände, welche die Prätenſionen des Römiſchen Hofes betreffen, die nothwendigſten Beſtimmungen enthält, ohne welche die Freyheit der deutſchen Kirche nicht beſtehen könnte, und daß in die übrigen Artikel des Konkordats wenige ſtens keine, dieſer Freyheit nachtheilige Beſtimmung aufgenommen werde.

Manche ſonſtige Verhältniſſe, welche die freundliche Zuſammenwürkung von Staat und Kirche verlangten, können durch ein organiſches Geſetz in Uebereinſtimmung der Intereſſenten in Deutſchland feſtgeſetzt werden, ohne daß davon in dem Konkordate mit dem päbſtlichen Sthul Erwähnung geſchehe.

Von der größten Wichtigkeit iſt die Aufſtellung einer richtigen Gränzlinie zwiſchen den drey Arten von Gegenſtänden,

1. die für das Konkordat, und
2. die für ein organiſches Geſez geeignet ſind, und
3. die vor der Hand am beſten dem freundlichen Einvernehmen und der Zeit zur Ausgleichung überlaſſen bleiben.

Plane der Verfinſterung und Unterdrückung ſind auch unſrer Zeit nicht fremde. Dadurch, wähnt Mancher, werde der Rückgang der Zeit bewirkt, und die Rückkehr ſolcher Umwälzungen auf immer abgewehrt, die der Menſchheit ſo viel Unheil gebracht. Dies ſey, meynen ſie, die würdigſte Belohnung der Völker für ihre großen Anſtrengungen zur Abſchüttelung fremden Joches. Werden ſich aber auch die Völker mit ſolchem Lohn begnügen? werden ſie ſich jezt für Recht und Freyheit gleichgültig zeigen, von denen ſie im großen Kampf begeiſtert wurden? Wahrſcheinlich iſt dies nicht. Vielmehr dürfte das

Ankämpfen von Freyheit und Recht nur eine deſto kräftigere Vereinigung zur Behauptung derſelben hervorrufen, und beweiſen, daß die vieljährige Schule des Leidens, wenn für die Großen, doch keineswegs für die Völker fruchtlos geblieben. Die Künſte mistrauiſcher Herrſchſucht werden zwar noch manchen Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß erregen. Dies wird mittelbar nutzen; es wird die Einſichten berichtigen, Uebertreibungen zurückſcheuchen und Mäßigung befördern. Aber die Ideen des Wahren und Guten werden im Kampfe nicht untergehen, ſondern ſich kräftigen und läutern. Die ſanfte Vermittlung der Kirche kann hier den Sieg der Menſchheit ſehr erleichtern. Indem ſie die Religion in ihrem reinen Glanze darſtellt; indem ſie mit dem gleichen Muthe den Unglauben und den Aberglauben bekämpft, wird ſie dem Fanatismus die Nahrung und die Waffen, und der Tyranney den heiligen Deckmantel entziehen; ſie wird durch ihr Beyſpiel von Milde und Mäßigung die von Leidenſchaft geblendeten Gemüther zur Ausſöhnung ſtimmen; ihre Lehren und Ermahnungen werden das Band des Vertrauens zwiſchen Regenten und Völker wieder befeſtigen, und den erſtern deutſchen Sinn für Recht und Wahrheit, den andern Liebe geſetzmäßiger Ordnung einflößen.

II.

Ueber den Geiſt und das Weſen eines Konkordats für den deutſchen Staatenbund.

§. 1.

Als Haupt-Erfoderniſſe einer guten Kirchen-Einrichtung in Deutſchland werden wohl folgende anerkannt werden:

1.) Daß ſie ein harmoniſches Verhältniß und Zuſammenwürcken der politiſchen und geiſtlichen Gewalten zur Beförderung des ſittlich religiöſen Wohls der Völker begründe.

2.) Daß ſie die deutſchen Biſchöfe in den Stand ſetze, durch ihr Anſehen und ihre freye Würkſamkeit die ächte Religioſität und die geiſtige Bildung der Völker ſtets zu befördern.

3.) Daß ſie in alle dem unter den deutſchen Biſchöfen gleichförmige Geſinnungen und Zuſammenſtimmung zu ebenmäßigem Verfahren unterhalte.

4.) Daß ſie dem Epiſkopat in Deutſchland gegen die ungebührlichen Anſprüche und Anmaſſungen der Römiſchen Kurie würckſamen Schutz gewähre.

§. 2.

Wollte man eine ſolche Kirchen-Einrichtung durch Privat Konkordate zwiſchen den einzelnen deutſchen Höfen und dem Römiſchen zu Stande bringen, ſo würde man den Zweck gewiß verfehlen. Denn

1.) Würde dieſer Weg dem Römiſchen Hofe die größte Leichtigkeit verſchaffen, das Divide et impera zu ſpielen.

2.) Könnte die Unterhandlung eines einzelnen deutſchen Hofs mit Rom nie den imponirenden Eindruck machen, den ſich die Unterhandlung des ganzen Deutſchen Bundes verſprechen dürfte.

3.) Würde auf ſolche Art keine Gleichförmigkeit in der Kirchen-Einrichtung erzielt werden.

4.) Jede unpaſſende und unzeitige Nachgiebigkeit eines einzelnen deutſchen Hofs würde gleich ein Beyſpiel aufſtellen, welches nicht leicht ohne nachtheiligen Einfluß auf andere deutſche Staaten bleiben könnte.

Um zu einer für Deutſchland gedeihlichen Kircheneinrichtung zu gelangen, iſt ein Konkordat des deutſchen Staaten-Bundes mit dem päbſtlichen Stuhl das angemeſſenſte und ſicherſte Mittel.

Man wird aber am ſicherſten ein ſolches Konkordat zu Stande bringen, wenn jetzt ſchon feſtgeſetzt wird, daß ohne Verzug eine von der oberſten Bundesbehörde niedergeſetzte Deputation von ſachkundigen deutſchen Männern das Konkordat entwerfen ſoll, damit der von der oberſten Bundesbehörde genehmigte Entwurf Seiner Päbſtlichen Heiligkeit zur Beiſtimmung vorgelegt, und annehmlich gemacht werden möge.

§. 3.

Wie einer jeden andern geſellſchaftlichen Verbindung, iſt auch der deutſchen Kirche *Einheit und Zuſammenhang* weſentlich.

Nur dadurch wird die deutſche Kirche

1.) Die ihr zur nützlichen Würkſamkeit nöthige Selbſtſtändigkeit und Würde erlangen.

2.) Den Anmaſſungen der römiſchen Kurie hinreichenden Widerſtand leiſten können, und

3.) Im Stande ſeyn, eine reine Disziplin zu handhaben, und gemeinſames Fortſchreiten in der wahren Bildung der Völker zu befördern.

Eben zur Erleichterung dieſer wichtigen Zwecke verlangt das Wohl der deutſchen Kirche einen *Primas* unter den Biſchöfen.

Ohne Primas, der das Band der Einheit in dem deutſchen Episkopat befeſtige, die Relationen der Biſchöfe mit Rom unterſtütze, in vorkommenden Fällen die Verſammlung der deutſchen Kirchenvorſteher präſidire, und nach Erfoderniß ihre Gerechtſame vertheidige, würde die Deutſche Kirche in jeder Hinſicht in einer ungünſtigern Lage, als die Kirche jeder andern Nation ſich befinden. Sie würde kaum auf den Namen einer Nationalkirche Anſpruch machen können. Sie würde keinem Angriff auf ihre Verfaſſung und Rechte, er möchte von Staatsbehörden oder von Römiſchen Kurialiſten geſchehen, lange würkſame Gegenwehr zu leiſten vermögen. Die Nachgiebigkeit und Schwäche des Einzelnen würde den Nachtheil des Ganzen nach ſich ziehen. Vorliebe und inkonſequente Neuerungsſucht würde freyen Spielraum erhalten. Allen noch ſo wohl gemeinten und nothwendigen Verbeſſerungen würde der feſte Haltungspunkt fehlen. Das Gute, wenn es gleich allgemein gefühltes Bedürfniß wäre, ſtünde iſolirt, weil es ihm an dem Organ mangeln würde, um ſich gehörig zu verbreiten. Die Freyheiten der deutſchen Kirche würden ſich bald verlieren, indem der bloße Buchſtabe ſie nicht ſchützen könnte. Die deutſchen Biſchöfe würden allmählig in die Dependenz von der Römiſchen Kurie herabſinken, in welcher ein großer Theil der Biſchöfe in Italien ſich befinden. Deutſchlands politiſches Intreſſe ſträubt ſich gegen eine ſolche Abhängigkeit ſeiner Biſchöfe, welche ſie zu willenloſen Werkzeugen der Politik des Römiſchen Hofes machen würde, auf deren Mitwürkung daher Vaterland und Verfaſſung keine ſichere Rechnung machen könnten. Dieſer Abhängigkeit ſträubt nicht minder das Intereſſe der Religion und der deutſchen Kirche ſich entgegen.

Dagegen hat von der Aufſtellung eines Primas kein einzelner deutſcher Bundes-Staat das Mindeſte zu beſorgen. Durch ſeine Wirkſamkeit wird die Würkſamkeit keines einzelnen deutſchen Biſchofs oder Erzbiſchofs geſchmälert, beeinträchtigt oder geſtört, ſondern vielmehr nur befördert und beſchirmt. Als Erzbiſchof hätte der Primas nur die nämliche Jurisdiction wie die andern deutſchen Erzbiſchöfe in ihrer Provinz, indem die Apellationen in jeder Provinz an den betreffenden Erzbiſchof zu gelangen hätten. Wenn ſich aber ein Biſchof oder Erzbiſchof gegen den andern ungebührliche Eingriffe herausnehmen würde, ſo wäre der Primas die erſte Inſtanz der kanoniſchen Entſcheidung oder gütlichen Beylegung des Zwiſts. Durch eine ſolche Einrichtung würde dann manchem Rekurs nach Rom vorgebeugt, der immer mit Weitläufigkeiten verbunden zu ſeyn pflegt.

Noch ein vorzüglich wichtiger Vortheil kann mittelſt eines Primas der deutſchen Kirche erzielt werden, nämlich die Beſeitigung der nicht geringen Verlegenheit, welche ſchon mehrmal in verſchiedenen Ländern entſtanden iſt, wenn der Päbſtliche Hof den ernannten Biſchöfen aus Gründen, die der Religion und der weſentlichen Kirchenverfaſſung fremde ſind, die kanoniſche Beſtätigung verweigert.

Wenn nämlich ein Primas exiſtirt, ſo kann feſtgeſetzt werden, daß derſelbe den ſogenannten Inquiſitionsprozeß über jeden zum Biſchof Ernannten mit Zuzug des betreffenden Erzbiſchofs und des älteſten Biſchofs der Provinz mit der Würkung zu führen habe: Daß, wenn der Ernannte bey dieſer Unterſuchung für fähig und würdig erkannt worden iſt, Se. Päbſtliche Heiligkeit die Beſtätigung nicht verweigern können, ſondern, im Fall der dennoch erfolgenden Verweigerung, zwar noch Vorſtellungen einzutreten, ſofern aber dieſe fruchtlos blieben, der Primas der deutſchen Kirche nach Verfluß des kanoniſchen Termins, die kanoniſche Beſtätigung zu ertheilen habe; eine Einrichtung, die den Verordnungen der allgemeinen Concilien von Nicäa und Konſtantinopel, und der Praxis der zwölf erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums ganz entſpricht.

Zur ſelbſtſtändigen, angemeſſenen Dotation des geiſtlichen Primas, bietet ſich gegenwärtig die ſchönſte Gelegenheit dar, ohne daß ſie irgend einem der erlauchten Souveraine des Deutſchen Staaten-Bundes zur Laſt fiele.

Maynz iſt wieder mit Deutſchland vereinigt. Als deutſche Bundesfeſtung wird Maynz wahrſcheinlich Kaiſerliche oder Bundes-Beſatzung erhalten, und iſt mithin keineswegs geeignet, der Souverainität irgend eines der mächtigen Häuſer in Deutſchland unterworfen zu werden.

Der Natur der Sache, dem Intereſſe des ganzen Bundes, und ſicher auch den Wünſchen der Stadt Maynz, die wohl auch Berückſichtigung verdienen, würde am beßten entſprochen, wenn der Sitz des Primas wieder nach Maynz verlegt, und ihm zur Dotation die Stadt, nebſt den noch vorhandenen Beſitzungen des ehmaligen Kurfürſten von Maynz auf dem linken Rheinufer, ferner die Beſitzungen des Domkapitels zu Aſchaffenburg, und allenfalls ein Antheil an dem noch diſponibeln Rheinſchiffahrts-Oktroy eingeräumt würden. Sollte aber Maynz einer andern Beſtimmung vorbehalten ſeyn, ſo wird noch immer unter mehrern Auskunftsmitteln die Auswahl offen bleiben.

So könnte unter andern Regensburg gleichfalls zum Sitz des Primas ſehr geeignet bleiben, zumal wenn dieſe Stadt zum Sitz der oberſten Bundesbehörde auserſehen würde.

Ohnehin hat die Krone Baiern jetzt die angemeßenſte Stellung auf das geſammte katholiſche Kirchenweſen in Deutſchland, durch ſein Beyſpiel und auf dem Wege freundlicher Verhandlung wohlthätig einzuwirken. Baiern beherrſcht den größten Theil der katholiſchen Völker Deutſchlands. Es begreift die meiſten Bisthümer in ſich. Es iſt im Beſitze der herrlichſten Mittel der Kultur, der ſchönſten Bildungsanſtalten; es iſt eine aufſtrebende Bewegung in den Kräften der Nation.

§. 4

Zur Baſis der künftigen Eintheilung der Bisthümer in Deutſchland kann unbedenklich angenommen werden, daß ſo viel möglich die bis 1803 beſtandener Bisthümer erhalten werden ſollen, wenn nur die den Umſtänden angemeſſene Berichtigung der Diözeſangrenzen, und nach Erforderniß die Verſetzung eines Biſchofſitzes oder die Errichtung eines neuen vorbehalten wird. Die deutſchen Bisthümer waren bisher von ſolchem Umfange, daß ſie (wenige ausgenommen, z. B. Fuld, Corvey und Paſſau) keine große Ausdehnung zulaſſen, wohl aber mehrere eine Beſchränkung ihrer Grenzen erfordern dürften,

Für die möglichſte Beybehaltung der alten Bisthümer, als Baſis, ſpricht

1.) Das ehrwürdige Alterthum, das bis zu der Einführung des Chriſtenthums hinaufreicht.

2.) Das Vorhandenſeyn der zu den Bisthumsanſtalten erforderlichen Gebäude an Orten, wo bisher die Biſchöfe reſidirten.

3.) Die Abgeneigtheit des Römiſchen Hofs, uralte Bisthümer aufzuheben.

4.) Die Unmöglichkeit, einen andern Maaßſtab der Bisthümereintheilung als beſſere Baſis vorzuſchlagen,

Denn

1.) Die Annahme einer gewiſſen Seelenzahl iſt in jeder Hinſicht ein ſchwankender Maaßſtab: Ein größeres Land kann eine bey weiten geringere Bevölkerung haben, als ein kleineres. Sodann kann die Seelenzahl in einem Lande in der Folge der Zeiten ſehr ab- oder zunehmen, u. ſ. w.

2.) Die Territorial-Grenzen biethen ebenfalls keinen bleibenden Maaßſtab dar. Denn

3.) Sie ſind ſehr veränderlich, und

4.) Giebt es in Deutſchland noch mehrere Staaten, deren Umfang für ein beſonderes Bisthum zu klein iſt, oder die eine zu geringe Anzahl Katholiken enthalten, um ein eigenes Bisthum zu errichten.

§. 5.

Unſere Kirchengeſetze erfordern in jedem Bisthum neben dem Biſchof ein Domkapitel. Dieſes iſt an die Stelle der Aelteſten getreten, welche in den erſten Zeiten des Chriſtenthums den Rath des Biſchofs bildeten.

Die Beſtimmung des Domkapitels verlangt, daß der Biſchof bey allen wichtigen Angelegenheiten ſeines Kirchenſprengels daſſelbe zu Rath ziehe; daß er deſſen Mitglieder mit einzelnen Theilen der Bisthumsverwaltung beauftrage; endlich daß das Kapitel bey Erledigung des biſchöflichen Stuhls nach kanoniſcher Vorſchrift für die Bisthumsverwaltung Sorge trage, und auch an der Wiederbeſetzung geſetzmäßigen Antheil nehme.

§. 6.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ſind die Pflanzſchulen der Geiſtlichkeit, die Seminarien. Eines der dringendſten Bedürfniſſe ſind ſolche Anſtalten, damit ſtets eine hinreichende Anzahl von fähigen und würdigen Seelſorgern und Schullehrern nachgezogen werde.

Der Aufwand, der für ſolche Anſtalten gemacht wird, ſo ferne ſie ihrem Zweck entſprechen, bringt hundertfältige Früchte. Ihre Wichtigkeit für die Wohlfahrt der Geſellſchaft iſt von der größten Ausdehnung. Unüberſehbar iſt der Schade, den unwiſſende oder ungeſittete Geiſtliche anrichten; unbegrenzt der Segen, den rechtſchaffene und gut gebildete Seelſorger verbreiten. Die unentgeldliche Unterhaltung der bedürftigen Zöglinge geiſtlicher Seminarien iſt ein nur ſehr mäßiger Erſatz für den Verluſt ſo mannigfaltiger Erleichterungen, welche die reichen Abteyen armen ſtudierenden Zöglingen darboten.

Mehrere Biſthümer in Deutſchland ſind ſchon mit treflichen, reichlich ausgeſtatteten Seminarien verſehen. In andern iſt ihre Stiftung noch unzureichend.

Jedes Biſthum bedarf eines Seminars. Denn unmöglich kann ein Biſchof für die Seelſorgsverwaltung verantwortlich ſeyn, wenn ihm das weſentliche Mittel abgeht, um ſich der zweckmäßigen Ausbildung der Seelſorger zu verſichern.

§. 7.

Die deutſche Kirche darf mit allem Grund auf eine *anſehnliche Dotation* ihrer Anſtalten Anſpruch machen.

Sie war bis 1803. unter allen Kirchen die reichſte an Gütern und weltlicher Macht. Alles dies hat ſie den Forderungen der Politik zur Erhaltung des Friedens zum Opfer gebracht.

Der Reichsrezeß von 1803. verſpricht aber eine neue Dotation der Bisthümer. Die Verbindlichkeit dazu haftet als heilige Schuld auf den ſäkulariſirten geiſtlichen Staaten.

Den Anlaß zu den Säkulariſationen gab der Verluſt der Länder auf dem linken Rheinufer, für welche die deutſchen Fürſtenhäuſer Entſchädigung verlangten.

Dieſe Länder ſind jetzt wieder erobert, und mit Deutſchland vereinigt. Mäßig iſt in ſolchen Verhältniſſen die Foderung der deutſchen Kirche, daß eine anſehnliche Ausſtattung ihrer Anſtalten möchte beſtimmt werden. Die deutſchen Staaten können dabey ſelbſt nur gewinnen. Denn die ächte Grundbildung des Volks hängt vorzüglich von der Beſchaffenheit dieſer Anſtalten ab. Rohe und unwiſſende Seelſorger ſind die ärgſte Landplage. Auſſerdem daß ſie unfähig ſind, zur beſſern Bildung des Volkes mitzuwürken, ſind ſie noch das ſtärkſte Hinderniß derſelben.

Wie die Welt einmal beſchaffen iſt, bedarf ein Biſchof des äuſſern Anſehens, um ſeine

Beſtimmung mit Würde zu erfüllen. Zu ihm nimmt der Dürftige, der Verlaſſene, nimmt jede Anſtalt, welche geiſtigen Zwecken, oder der Linderung des menſchlichen Elends gewidmet iſt, die erſte Zuflucht. Von ihm erwarten ſie Hülfe und Unterſtützung. In jeder Art von Wohlthätigkeit ſoll er das Beyſpiel geben.

Was die Räthe des Biſchofs, die Mitglieder des Domkapitels betrift, ſo geziemet es ſich, daß ſie in einer ſolchen Lage ſich befinden, die ſie der Nahrungsſorgen überhebt, und in den Stand ſetzt, mit Anſtand zu leben, und ſich ganz ihrem Berufe zu widmen. Auch muß dem Staat daran liegen, daß jederzeit Männer aus den erſten Klaſſen in den geiſtlichen Stand treten. Denn dadurch am Beßten läßt ſich verhindern, daß die beſſere Bildung, Adel der Denkungsart, und lieberale Anſichten unter der Geiſtlichkeit erhalten, und weder durch die Rohheit, welche den Leuten von niederer Herkunft gewöhnlich anklebt, noch durch die Einſeitigkeit der Begriffe, welche die Entferntheit von der gebildeten Welt, und der Mangel an politiſchen Anſichten nach ſich ziehen, verdrängt werden mögen.

§. 8.

Das ihnen nöthige Anſehen im Verhältniſſe mit den andern Klaſſen im Staate werden aber der Biſchof und ſein Kapitel nicht wohl behaupten, wenn ſie nicht als ſelbſtſtändige Gutsbeſitzer mit den andern Ständen in näherer Berührung ſtehen, und als Mitglied der Landſtände einen verfaſſungsmäßigen Einfluß auf die Staatsverwaltung ausüben. Dem Staat muß ſelbſt daran liegen, daß die Biſchöfe und Domkapitel, Gutsbeſitzer und Landſtände ſeyen, weil ſie dadurch in das gemeinſame Intereſſe des Vaterlandes verflochten werden, und an den Vortheilen und Laſten der Staatsverwaltung unmittelbaren Antheil nehmen.

Die Kirche iſt kein blos ideales Weſen. Ihr Reich iſt zwar nicht von dieſer Welt; aber ſie iſt doch in dieſer Welt, und für ſie. Mithin liegt es daran, daß ſie ſich in einer Lage befinden, die den Verhältniſſen und Bedürfniſſen der Welt entſpricht. Ihr Zweck iſt, die Funken des Göttlichen in der Menſchheit zu beleben, und ſie zur Wahrheit und Tugend zu erziehen. Dazu bedarf ſie einer von der Welt unabhängigen Wirkſamkeit, und dieſe iſt in dieſer Welt an den Beſitz eines unantaſtbaren Eigenthums gebunden. Bey Völkern, deren Verfaſſung auf Grund und Boden beruht, iſt nur der als ein wahrhaft Freyer geachtet, der Grund und Boden beſitzt. Das weltliche Beſitzthum der Kirche iſt demnach die äußere Geſtalt, an welcher man die Bürgſchaft ihres unabhängigen Wirkens erkennt.

Die reichlichſte Beſoldungen aus der Staatskaſſe können die Vortheile, welche der eigene Güterbeſitz mit Selbſtverwaltung mit ſich bringt, keineswegs aufwiegen. Die Kirchlichen Anſtalten ſind von der Art, daß das Bedürfniß derſelben bey allem Wechſel der Zeiten fortbeſteht. Sie verlangen mithin auch eine Grundlage, die gegen die gewöhnliche Wandelbarkeit der Umſtände Sicherheit gewährt.

Gehalte aus den Staatskaſſen gerathen nicht ſelten wegen unvorhergeſehenen Staatsausgaben ins Stocken, und können ſchon für ſich ſelbſt nicht zum Voraus auf alle Zukunft fixirt werden, da der Werth des Geldes und der Preis der Dinge einer beſtändigen Ebbe und Fluth unterworfen ſind.

Der Beruf des geiſtlichen Standes fordert von ihm eine freye, unabhängige Seele, indem er ihm ein anderes Reich, als das irdiſche dieſer Welt zum Ziele ſeiner Beſtrebungen vorſtellt. Eben deßwegen iſt es nicht gut, wenn der geiſtliche Stand in Hinſicht ſeiner Subſiſtenz in einer ſolchen Abhängigkeit von der Willkühr des weltlichen Arms ſteht, welche mit Beſoldung verbunden wäre.

Uebrigens läßt ſich auch nur dann, wenn die Dotation in Realitäten beſteht, erwarten, daß mit der Zeit Zuſtiftungen geſchehen werden. Bleibt alles geiſtliche Gut für immer verſchlungen, oder, was Eines iſt, geſchehen jetzt keine ſolide Dotationen, ſo wird der ſo ſehr erloſchene Stiftungstrieb nimmermehr erwachen.

§. 9.

Von der höchſten Nothwendigkeit iſt, daß das Pfarr- Schul- und Stiftungs-

Vermögen, das in den deutſchen Staaten noch beſteht, ſichergeſtellt werde.

Die meiſten katholiſchen Staaten Deutſchlands ſtehen jetzt unter proteſtantiſchen Regenten. Die perſönliche Denkart dieſer Regenten berechtigt zwar zum größten Vertrauen. Aber ſie macht eine geſetzliche Verſicherung nicht überflüßig. So wenig es in den Geſinnungen der Katholiken liegt, daß den Proteſtanten der Beſitz und Genuß ihres Kirchen- Schul- und ſonſtigen Stiftungsguts geſchmälert, oder geſtört werde, ſo gerecht iſt ihre Foderung von Gewährleiſtung der Unverletzlichkeit ihres Eigenthums.

Die Selbſtverwaltung ihres Stiftungs-Vermögens iſt ein Recht, welches jede Konfeſſion als weſentlich und unveräuſſerlich reklamirt. Die Staatsverwaltung des Kirchenguts und der milden Stiftungen, eine willkührliche Ausdehnung des Rechts der oberſten Aufſicht, iſt äuſſerſt koſtſpielig und gewährt die Sicherheit bei weitem nicht, die gemäß der Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte bey der Verwaltung durch jene, denen der Stifter ſie unentgeldlich oder gegen ein geringes Honorar übertragen hat, ſtatt fand.

Wo die Stiftungen unter Staatsverwaltung gezogen worden ſind, hat die Erfahrung erwieſen, daß der Stiftungsfond immer mehr zuſammenſchwand, und zuletzt zur nothdürftigen Beſtreitung der Stiftungszwecke nicht mehr zureichte, während er vorhin jährlich Vieles vorſchlug, und Erſparniſſe machte, die zu wohlthätigen Vorſchüſſen an Privaten oder an den Staat ſelbſt Mittel darbothen.

Zum Gegenſtand der Finanzſpeculationen ſind die frommen und milden Stiftungen nicht geeignet. Dieſe leiſten, was der Staat aus eigenen Mitteln zu leiſten nicht vermag; ſie erſetzen ſo manches Mangelhafte in der Staatshaushaltung, ſie ſind der Menſchheit heiliges Eigenthum.

Der Staat iſt berufen, nicht es zu verwalten, nicht darüber nach Gutbefinden zu verfügen, aber es vor jedem Mißbrauch und jeder unbefugten Antaſtung in Schutz zu nehmen.

Eine haltbare und zweckmäßige Kircheneinrichtung gehört zu den größten Wohlthaten, die der Menſchheit erwieſen werden können; ſie ſetzt die beiden Behörden, wovon die eine die innere ſittlich religiöſe Ordnung, die andere aber die äuſſere, polizeiliche und rechtliche Ordnung zum Zwecke hat, in freundliches Einvernehmen; ſie bewürkt, daß Staat und Kirche ſich zur Förderung alles deſſen, was die Wohlfahrt der Völker verlangt, die Hände biethen; ſie verſcheucht das unſelige Mistrauen zwiſchen Staat und Kirche, indem ſie ſowohl den Vorwurf des Staats: als bilde die Kirche einen Statum in Statu, als die Beſchwerde der Kirche: der Staat behandle ſie wie eine Dienſtmagd, vollkommen beſeitigt.

Durch eine richtige Grenzbeſtimmung zwiſchen Staat und Kirche wird einer Menge von Unordnungen begegnet, die Pflicht des Bürgers und des Chriſten in Einklang gebracht, und jeder vermocht, Gott zu geben, was Gott, und dem Kaiſer, was dem Kaiſer gebührt.

§. 10.

Damit endlich die Verfaſſung der deutſchen Kirche im Ganzen und die Beobachtung derſelben in einzelnen Fällen eine zuverläßige Gewährſchaft erhalte, welche ſie vor Willkühr und Unordnung bewahre, muß den Erz- und Biſchöfen die Befugniß eingeräumt werden, in allen Fällen, wo ſie ihre anerkannten Rechte oder die kirchliche Verfaſſung beeinträchtigt finden, den politiſchen und richterlichen Schutz der oberſten Bundesbehörde anzurufen.

Dankbar erinnert ſich die deutſche Kirche der wohlwollenden und kräftigen Beſchirmung, welche die glorreichen Kaiſer aus Habsburgs erlauchten Hauſe ihr Jahrhunderte lang in mancherley Gefahren angedeihen ließen, und nach eilfjähriger Hilfloſigkeit erheitert ſich ihre Ausſicht bey dem Gedanken an den erhabenen Beſchützer, welcher ihr von der Vorſehung wieder gegeben iſt.

III.

Entwurf eines Konkordats für den deutſchen Staatenbund.

I.

Die katholiſche Religion wird in allen Staaten des deutſchen Bundes den Schutz der Verfaſſung genießen, und ihre Unverletzlichkeit und freye Ausübung wird von allen Souverainen des Bundes und von der oberſten Bundesbehörde garantirt.

II.

Indem man von dem Grundſatz ausgeht, die ſeit der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland beſtandenen Biſthümer, ſo viel es dermal die Umſtände geſtatten, zu erhalten, wird feſtgeſetzt:

a.) Es ſollen erhalten, und reſpective hergeſtellt werden die Biſthümer **Maynz**, **Trier**, **Kölln**, **Lüttich**, **Worms**, **Salzburg**, **Brixen**, **Trient**, **Regensburg**, **Augsburg**, (**Konſtanz**,) **Eichſtädt**, **Würzburg**, **Bamberg**, **Hildesheim**, **Münſter**, **Paderborn**, und **Osnabrück**.

b.) Statt des Bisthums Speyer, wird ein Bisthum zu Bruchſal (oder Freyburg) errichtet; ferner wird

c.) Ein neues Bisthum zu Ellwangen errichtet. Dagegen

d.) Erlöſchen und werden aufhören die Bisthümer Chiemſee, Corvey, Fuld, Freyſingen, und Paſſau.

e.) Es wird im Einverſtändniß der Souveraine von der oberſten Bundesbehörde ein beſonderer Vertrag über die vollſtändige, den jezigen Umſtänden und Bedürfniſſen angemeſſene Berichtigung der Diözeſan = Grenzen mit dem päbſtlichen Stuhl abgeſchloſſen werden. Einſtweilen iſt man über folgende Punkte übereingekommen.

1.) Das neue Bisthum Ellwangen ſoll alle katholiſchen Staaten und unterthanen Seiner Majeſtät des Königs von Würtemberg umfaſſen.

2.) Das Bisthum Maynz ſoll nebſt ſeinen ehevorigen Umfang das Bisthum Fuld in ſich begreifen.

3.) Mit dem Bisthum Münſter, wird das Bisthum Corvey vereiningt.

4.) Das Bisthum Worms erhält nebſt dem ehevorigen Antheil an den Ländern auf dem linken Rheinufer den Antheil des Bisthums Speyer, der auf dem linken Rheinufer gelegen iſt.

5.) Das neue Bisthum Bruchſal (oder Freyburg) umfaßt alle katholiſche Staaten und Unterthanen des Großherzogthums Baden nebſt den Gebiethen der Fürſten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen.

6.) Der bisherige Oeſterreichiſche Antheil des Bisthums Konſtanz wird mit dem Bisthum Brixen, der bisherige Bayeriſche Antheil des Bisthums Konſtanz wird mit dem Bisthum Augsburg vereinigt.

7.) Das Bisthum Konſtanz, in ſofern es bisher der Schweiz angehörte, wird künftig, nebſt ſeinem bisherigen Antheil an der Schweiz, St. Gallen mit einbegriffen, auch die Theile der Kantone Aargau, Solothurn und Baſel enthalten, welche bisher zum Bisthum Baſel gehörten. Der Sitz des Biſchofs wird durch das Konkordat mit der Schweiz beſtimmt werden.

8.) Die Bisthümer Trier und Kölln erhalten wieder ihre ehevorigen Grenzen, ſofern ſie ſich nicht in dermal franzöſiſches Gebiet erſtreckten, und werden noch erweitert durch den preußiſch werdenden Antheil des Bisthums Lüttich.

9.) Das Bisthum Freyſingen wird nach München verlegt.

10.) Der Bayeriſche Antheil des Bisthums Paſſau wird mit Regensburg vereinigt; der Oeſterreichiſche mit Linz.

11.) Die geiſtliche Jurisdiction geht ſogleich mit der Vollziehung des gegenwärtigen Konkordats, von dem Bisthum, welches ſie bisher ausübte, auf das bezeichnete Bisthum über.

12.) Die übrigen Biſthümer behalten ihre bisherigen Grenzen, bis die Berichtigung derſelben zwiſchen Seiner Päbſtlichen Heiligkeit und der oberſten Bundesbehörde verabredet ſeyn wird.

III.

Zu Erzbiſchöflichen Sitzen werden beſtimmt: 1. Maynz (oder Regensburg), 2. Salzburg, und 3. Münſter.

Die Provinz von Maynz (oder Regensburg) beſteht aus den Biſthümern Maynz, Regensburg, Worms, Trier, Bruchſal, Ellwangen, Eichſtädt, Bamberg, München, Augsburg, Würzburg, Konſtanz (oder wie das neue Schweizer-Biſthum heißen wird).

Die Provinz von Salzburg umfaßt Salzburg, Trient, Brixen, und Chur.

Die Provinz von Münſter beſteht aus den Biſthümern Münſter, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Kölln, Lüttich (und Breslau).

IV.

Der Erzbiſchof von Maynz (oder Regensburg) bekleidet die Würde eines Primas der deutſchen Kirche. Seine Würde ſoll der Gerichtsbarkeit keines der andern zwey Erzbiſchöfe zum Abbruch gereichen. Ihm gebühren aber nachſtehende Vorrechte:

1.) Der erſte Rang unter den Erzbiſchöfen.

2.) Der Vorſitz in allen Verſammlungen der deutſchen Biſchöfe.

3.) Die Führung des Informativprozeſſes über die kanoniſchen Eigenſchaften der neu erwählten Biſchöfe vor ihrer Konfirmation, nach der unten folgenden nähern Beſtimmung.

4.) Die Korreſpondenz und Leitung der Verhandlungen in allen gemeinſamen Angelegenheiten der deutſchen Kirche mit dem Päbſtlichen Stuhle ſowohl, als der oberſten Bundesbehörde.

5.) Das Amt eines Vermittlers in Streitigkeiten zwiſchen Biſchöfen, in Hinſicht ihrer geiſtlichen Jurisdiction.

Bleibt der Verſuch der Vermittlung fruchtlos, ſo iſt erſt alsdann die Sache zur richterlichen Entſcheidung geeignet; und zwar in erſter Inſtanz vor den betreffenden Erzbiſchof, in zweyter Inſtanz vor den päbſtlichen Stuhl. Sind die ſtreitenden Theile zwey Biſchöfe von verſchiedenen Provinzen, ſo iſt der Primas die erſte Inſtanz.

V.

In jedem Bisthum wird ein Domkapitel errichtet, welches den erſten und ordentlichen Rath des Biſchofs bildet. Das Domkapitel wird überall aus 12. Mitgliedern beſtehen, unter denen drey Dignatarien, nämlich ein Domprobſt, der zugleich der General-Vicar des Bisthums iſt, ein Domdechant, dem die Leitung der Angelegenheiten des Domkapitels zuſteht, und ein

Domſkolaſter, dem die Leitung des Schulweſens obliegen wird, ſeyn werden.

Einer der Domherren verſieht als Prediger die Domkanzel.

VI.

In jedem Bisthum wird wenigſt ein Seminar Statt finden, in welchem die Kandidaten des geiſtlichen Standes ſich wenigſt vier Jahre lang aufhalten müſſen, um ſich berufmäßig auszubilden. Die Vorſteher des Seminars hat der Biſchof zu ernennen. Mit dem Seminar wird die theologiſche Fakultät in Verbindung geſetzt *). Auch ſoll in jedem Bisthum für die fehlerhaften Cleriker eine Beſſerungs-Anſtalt errichtet werden.

VII.

Die Dotationen der Biſchöfe, der Domkapitel und der Seminarien ſollen überall in liegenden Gründen beſtehen, worüber dem Biſchof und dem Domkapitel die Selbſtverwaltung zuſtehen ſoll.

VIII.

Die Biſchöfe ſollen in allen deutſchen Staaten den erſten Rang unter den Landſtänden, und mit dieſen gleiche Rechte erhalten. Auch ſollen

---

*) Die theologiſche Fakultät braucht deßwegen von den andern Fakultäten der Univerſität nicht getrennt zu werden. Eine ſolche Trennung wäre nachtheilig.

die Domkapitel bey den Landſtänden durch den Domdechant als Deputirte mit Sitz und Stimme repräſentiert werden.

IX.

Die Dotation der Erzbiſchöfe ſoll dergeſtalt ausgemittelt werden, daß das reine Erträgniß ihrer Dotationsgüter wenigſtens 30,000 fl. beträgt; die Dotation der Biſchöfe ſo, daß ihr reines Einkommen nicht unter 20,000 fl. zu ſtehen komme.

Das Minimum des Einkommens eines Domprobſten wird auf 5000 fl., das eines Domdechants auf 4000 fl., das eines Domſkolaſters auf 3000 fl., das eines Domkapitularen auf 2500 fl. beſtimmt; den Erz- und Biſchöfen und allen Mitgliedern der Domkapitel werden Wohnungen, die ihrer Würde angemeſſen ſind, angewieſen, und für den Unterhalt dieſer Gebäude beſondere Fürſorge getroffen werden.

X.

Niemand wird zwey Biſthümer oder zwey Domprübenden zugleich beſitzen und genießen können, und keine die Dispenſe ſoll darüber Statt finden und gültig ſeyn. Die kanoniſche Reſidenz der Domherren wird auf 9. Monate feſtgeſetzt.

XI.

Die kanoniſche Beſetzung der Biſthümer hat auf folgende Weiſe zu geſchehen:

Das Domkapitel ſchlägt inner drey Monaten nach Erledigung des biſchöflichen Stuhls, während welchen es nach kanoniſcher Vorſchrift für die Biſthums-Verwaltung Fürſorge zu treffen hat, drey Subjecte vor: der Landesherr wählt aus dieſen drey Subjecten eines, welches ſodann von dem Domkapitel Sr. Päbſtlichen Heiligkeit zur Beſtätigung präſentirt wird. Die Konſekration wird inner drey Monaten nach der Konfirmation durch den Erzbiſchof der Provinz vorgenommen.

XII.

Der Informativprozeß über die kanoniſche Fähigkeit und Würdigkeit des zu einem Biſthum Präſentirten übertragen Se. Päbſtliche Heiligkeit jedesmal dem Primas, mit Zuzug des älteſten Biſchofs der Provinz. Die Akten des Informativprozeſſes ſendet der Primas an Se. Päbſtliche Heiligkeit, Höchſtwelche inner drey Monaten nach Maasgabe der darinn enthaltenen kanoniſchen Gründe die Beſtätigung des präſentirten ertheilen, oder verweigern.

Erfolgt die Verweigerung aus den in dem Informativprozeß enthaltenen Kanoniſchen Gründen, ſo wird von dem Landesherrn und Domkapitel ein anderes Subject auf die beſagte Art inner vier Monaten in Vorſchlag gebracht. Bey der Beſtätigung eines neuen Primas vertritt der älteſte Erzbiſchof deſſen Stelle.

XIII.

Der Eid, welchen die Biſchöfe nach ihrer Confirmation Sr. Päbſtlichen Heiligkeit ablegen, wird in folgenden Ausdrücken abgefaßt ſeyn:

Ego N. nominatus Ecclesiæ N. episcopus promitto et juro Sanctissimo Domino N. Papæ ejusdemque successoribus fidem et canonicam obedientiam juxta decreta et canones universalis ecclesiæ exhibere; jura et auctoritatem ecclesiæ catholicæ defendere et promovere curabo, et divinum munus regendæ ecclesiæ N. mihi commissum in animarum populique salutem pro viribus exequi spondeo.

XIV.

Die Domkapitel werden auf folgend Art beſetzt werden:

Der Biſchof präſentirt dem Landesherrn inner drey Monaten nach Erledigung einer Präbende drey Kandidaten, aus welchen der Landesherr inner drey weitern Monaten einen erwählt.

Niemand kann vorgeſchlagen und gewählt werden, der nicht die Theologiſchen Studien mit gutem Erfolg gemacht; wenigſt fünf Jahre in der Seelſorge oder in Biſthums-Geſchäften gearbeitet, und ſich das Zeugniß eines unbeſcholtenen Wandels erworben hat.

Auch muß er entweder von altem deutſchen Adel ſeyn, oder die Docktorswürde auf einer deutſchen hohen Schule empfangen haben.

Den Dompropſt, der immer zugleich General-Vicar (oder Weyhbiſchof) iſt, ernennt der Biſchof mit Genehmigung des Landesherrn. Den Domdechant erwählt das Kapitel durch die Mehrheit der Stimmen. Zum Skolaſter ſchlägt der Landesherr ein zu dieſem Amte fähiges Subject dem Biſchof zur kanoniſchen Beſtätigung vor. Auf erfolgtes Einverſtändniß zwiſchen dem Landesherrn und dem Biſchof wird er im Kapitel inſtallirt.

Bey Beſetzung aller dieſer Stellen wird auf den deutſchen Reichsadel, ohne ſonſtiges Verdienſt hintanzuſetzen, ſo viel möglich Rückſicht genommen werden. Aber von dem Adelichen, wie von dem Nichtadelichen, werden die oben bezeichneten Eigenſchaften erfordert.

XV.

Alle Kuratpfründen ſollen gemäß einer Konkursprüfungsordnung dergeſtalt beſetzt werden, daß der Biſchof aus den Kandidaten drey fähige und würdige, wenn ſich ihrer ſo viele gemeldet haben, dem Landesherrn oder ſonſtigen Patron in einer Klaſſifikation vorſchlägt, woraus der Landesherr oder Patron dann einen ſpäteſtens inner vier Monaten ernennet, und dem Biſchof zur kanoniſchen Inſtitution präſentirt. Nach Verfluß des Termins von vier Monaten tritt das Devolutionsrecht des Biſchofes ein.

Die Ernennung und Verſetzung der bloßen Vikarien, Kooperatoren und Pfarrverweſer wird privative dem Biſchof überlaſſen.

XVI.

Bey jedem Domkapitel werden nebſt einem Kapellmeiſter 10. Vikarien, die zugleich zur Aushilfe in der Seelſorge verpflichtet ſind, für den Gottesdienſt in der Domkirche geſtiftet. Das Domkapitel übt das Kollaturrecht dieſer Pfründen aus.

XVII.

Zur Deckung der Ausgaben für den Gottesdienſt und die Unterhaltung der Gebäulichkeiten der Domkirche wird in jedem Bisthum ein eigener zureichender Fond, wo ein ſolcher nicht ſchon vorhanden iſt, ausgeſetzt werden, den der Biſchof und das Domkapitel zu verwalten haben.

XVIII.

Die Ruralgeiſtlichkeit wird in allen Bisthümern in Dekanatsbezirke oder Landkapitel abgetheilt werden. Der Dekan wird auf den Dreyer-Vorſchlag des Kapitels vom Biſchof ernennt, und vom Landesherrn, indem er ihn zum Schulinſpektor in dem Dekanatsbezirk ernennt, beſtätigt.

XIX.

Der Kundmachung biſchöflicher Hirtenbriefe und Anordnungen ſoll von den Staatsbehörden kein Hinderniß entgegengeſetzt, auch keine Erwähnung der Landesfürſtlichen Genehmigung gefordert werden, ſobald ihr Inhalt ſich auf geiſtliche Gegenſtände beſchränkt.

XX.

In Anſehung des Sakraments der Ehe wird Folgendes feſtgeſetzt.

a.) Die Einſegnung der Ehe wird in Zukunft unter Strafe der Nichtigkeit nie geſchehen, bevor die Kontrahenten die Staatserlaubniß erhalten haben. Dagegen

b.) Wird der Staat keine Ehe von Katholiken für gültig anerkennen, die nicht vor der Kirche in vorgeſchriebener Form abgeſchloſſen iſt.

c.) Wird der Staat die Ehe zwiſchen Perſonen von verſchiedenen Konfeſſionen nur alsdann als gültig erkennen, wann die nach den beiderſeitigen Religionsgrundſätzen weſentlichen Erfoderniſſe erfüllt ſind. Das ferner

d.) Dem Biſchof bey vorkommenden Nichtigkeitsklagen zuſteht, über die Gültigkeit des Eheſakraments zu entſcheiden, ſo wird der Staat mit dieſer Entſcheidung auch die bürgerliche Gültigkeit oder Nichtigkeit des Ehevertrags verbinden.

e.) Nichtigkeits Erklärungen von Ehen verſchiedener Konfeſſionen, werden nur in Anſehung jenes Theils, nach deſſen Konfeſſion dieſe Nullitätserklärung zuläßig iſt, in Beziehung auf das Eheband und die Zulaſſung einer weitern Ehe rechtliche und bürgerliche Würkungen haben. Endlich

f.) Wird auch keiner zeitlichen Trennung von Tiſch und Bett vom Staat ohne biſchöfliche Erlaubniß Statt gegeben werden.

XXI.

Der Päbſtliche Stuhl überläßt den Biſchöfen die Dispenſen in den verbothenen Graden der Verwandtſchaft und Schwägerſchaft bis zum erſten Grad, ohne zu verlangen, daß dazu jemals beſondere Vollmachten von den Biſchöfen eingeholt werden müſſen.

Die Dispengeſuche im erſten Grad müſſen vom Biſchof unterſucht und ſodann von ihm dem Päbſtlichen Stuhl vorgelegt werden. Dieſer überträgt alsdann die Vollziehung der Dispenſe dem Biſchof. Dergleichen Dispenſen werden vom Päbſtlichen Stuhl ſowohl, als von den Biſchöfen, jedesmal unentgeldlich ertheilt.

XXII.

Die Intercalargefälle der Bisthümer während ihrer Erledigung werden vom Kapitel verwaltet, und ihr Ertrag zum Dotationsfond des Bisthums geſchlagen.

XXIII.

Die Intercalargefälle der Kuratpfründen ſollen vom Biſchof verwaltet und nach Abzug der Verweſungskoſten zur Hälfte dem biſchöflichen Seminar, zur Hälfte den Schulen der Pfarre zufließen.

XXIV

Sr. Päbſtlichen Heiligkeit werden die Dispenſen über zwey volle Jahre an dem zum Empfang der höhern Weyhen vorgeſchriebenen

Alter vorbehalten; desgleichen die Dispenſen zum freywilligen Austritt aus dem geiſtlichen Stand. Keine ſolche Dispens wird aber ohne vorherige Begutachtung des Biſchofs ertheilt werden.

XXV.

Der Päbſtliche Stuhl wird keineswegs zugeben, daß in Sachen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit dem unmittelbaren Appellationszug von den Biſchöflichen Gerichten an die Erzbiſchöflichen ein Hinderniß gelegt werde. Auch wird er keine Appellation mit Übergehung der Erzbiſchöflichen Gerichte annehmen. Dagegen ſoll auch die Appellation in ſolchen Sachen von den Erzbiſchöflichen Gerichten an den Päbſtlichen Stuhl nicht gehindert werden. Seine Päbſtliche Heiligkeit machen ſich aber verbindlich, für ſolche Appellationen deutſche Rechtskundige Männer geiſtlichen Standes, die auf einer deutſchen hohen Schule das Doktorat empfangen haben, als judices in partibus zu beſtellen.

XXVI.

Die Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen in blos religiöſen oder Disziplinar-Gegenſtänden wird dem Biſchof ausſchließlich überlaſſen.

XXVII.

In allen bürgerlichen und peinlichen Rechtsſachen genießen alle Mitglieder der Geiſtlichkeit ein privilegirtes Forum.

XXVIII.

In Kriminalfällen geſchieht der Informativprozeß eines Geiſtlichen in Gegenwart eines Biſchöflichen Kommiſſärs, und die Ueberlieferung des Delinquenten von Seite des Biſchofs an den weltlichen Richter erſt nach Ausſprechung des Urtheils, das ihn für ſchuldig erkannt.

Die Unverletzlichkeit des rechtmäßigen Beſitzſtands aller Pfarr- Schul- und Kirchengüter und aller frommen und milden Stiftungen wird feyerlich garantrit; und es ſoll darüber ohne Beiſtimmung der Kirche keine Verfügung getroffen werden können. Den ſtiftungsgemäßen Verwaltungsrechten in Hinſicht dieſer Güter und Stiftungen ſoll kein Abbruch geſchehen, ſondern voller Schutz verliehen werden. Die Abhöre der Rechnungen ſoll alljährlich in Gegenwart eines Biſchöflichen Deputriten geſchehen.

XXIX.

Von den geiſtlichen oder Kirchengütern ſollen niemals höhere Abgaben als von den Gütern der Layen verlangt, und es ſoll bey der Beſteuerung von dem Einkommen die Congrua Sustentatio des Pfrundinnhabers oder der Kirche oder Stiftung zum Voraus in Abzug gebracht werden.

XXX.

Das gegenwärtige Konkordat ſoll einen weſentlichen Beſtandtheil der Verfaſſung des deutſchen Bundes und jedes einzelnen Bundesſtaats ausmachen, und es wird unter den Schutz der oberſten Bundesbehörde geſtellt. Auch werden das oberſte Bundesgericht und alle Gerichte in den einzelnen Bundesſtaaten verbindlich gemacht, ſich genau an daſſelbe zu halten.

XXXI.

Alle Geſetze, Verordnungen, Dekrete, die in verſchiedenen deutſchen Staaten beſtehen mögen, verlieren, in ſo ferne ſie mit dem gegenwärtigen Konkordat nicht in Einklang ſtehen, ihre Gültigkeit und verbindende Kraft.

IV.

Entwurf eines organiſchen Geſetzes für die deutſche Kirche.

1. Keine Bulle, kein Breve und keine Verordnung von Sr. Päbſtlichen Heiligkeit oder von Päbſtlichen Behörden darf kundgemacht und vollzogen werden, bevor der Landesherr nach Einvernehmung des Erz- und Biſchofes die Bewilligung dazu ertheilt hat. 1).

2.) Die Biſchöfe haben den Entwurf der von ihnen kund zu machenden Hirtenbriefe jedesmal der Landesregierung vorzulegen. Dieſe wird aber der Kundmachung kein Hinderniß entgegenſetzen, ſobald nichts darinn enthalten iſt, was der guten Ordnung und Ruhe im Staate nachtheilig ſeyn könnte 2).

---

1) Dieſe Anordnung bleibt noch immer eine nothwendige Maaßregel, die aber in Deutſchland nur dann den Zweck erſt erreicht, wenn ſie für alle deutſchen Staaten verbindlich iſt.

2) Iſt eine Regierung von den perſönlichen Geſinnungen eines Biſchofs ganz verſichert, ſo wird es ſie und den Biſchof ehren, wenn ſie einen noch weit beſchränktern Gebrauch des Placet macht.

3.) Kein Mönchsorden, der gegenwärtig in den deutſchen Bundesſtaaten nicht beſteht, ſoll in einen derſelben ohne Bewilligung der oberſten Bundesbehörde eingeführt werden dürfen 3).

4.) Niemals und nirgendwo darf einer Exemtion von der ordentlichen Biſchöflichen Juriſdiktion ſtatt gegeben werden.

5.) In den Frauen-Klöſtern ſollen in Zukunft nirgendwo vor erreichtem 50. Lebensjahr lebenslängliche Gelübde abgelegt werden dürfen. Bis zu dieſem Alter können die Gelübde nur von 3 Jahr zu 3 Jahr erneuert werden 4).

6.) Wenn Se. Päbſtliche Heiligkeit einen Legaten oder Nuntius nach Deutſchland abordnen, ſo kann er in dieſer Eigenſchaft nicht anerkannt werden, bevor nicht die oberſte Bundesbehörde ſeine Vollmachten eingeſehen hat. Einem ſolchen Legaten oder Nuntius darf nirgend geſtattet werden, in die Befugniſſe der Biſchöfe einzugreifen oder ſich eine mit der ihrigen konkurrente Juriſdiktion anzumaſſen 5)

---

3) Niemals nothwendiger als jetzt, wo Schwärmereyen und falſche Frömmigkeit den Unfug, der mittelſt der Orden getrieben ward, wieder ſehr erleichtert.

4) Frauenklöſter können heut zu Tag in Deutſchland einzig nur für Erziehung und Krankenpflege ferner beſtehen. Dieſen edeln Zwecken, welche die reinſten Abſichten und zugleich beſondere Fähigkeiten verlangen, wären die lebenslänglichen Gelübde offenbar hinderlich.

5) Der Nutzen, den die Nuntien nach der Geſchichte Deutſchland gebracht, könnte nicht wohl zum Beweggrund ihrer fernerern Zulaſſung dienen. Allein der Schade, den ſie geſtiftet, iſt nicht in ihrem

7.) Die Rechnungen über die Fonds der Kirchen und der frommen und milden Stiftungen ſollen aller Orten jährlich in Gegenwart von Landesherrlichen und Biſchöflichen Commiſſarien abgehört werden. In den einzelnen Pfarren vertritt hierinn der Orts = Pfarrer die Stelle des Biſchofs. Die Dekanate müſſen jährlich eine genaue Ueberſicht von dem Zuſtand aller dieſer Stiftungsfonds mit Bemerkung des Aktiv = und Paſſiv = Vermögens, der Einnahme und Ausgabe an den Biſchof einſenden. Das nämliche geſchieht von Seite der weltlichen Aemter an die Landes = Regierung 6).

8.) Die Ernennung der Vorſteher und Lehrer in den Biſchöflichen Seminarien wird den Biſchöfen eingeräumt. Die Ernannten können aber ihre Stelle nicht eher antreten, bis ſie die Staatsgenehmigung erhalten haben. Die Landes = Regierung kann ſich jederzeit durch Com-

---

Standesberuf, ſondern in der Verkehrtheit der Römiſchen Kurie gegründet. Daß der Pabſt in alle Gegenden der Chriſtenheit Boten ſende, um Ordnung, Eintracht, Reinheit des Glaubens und der Sitten zu befördern, iſt den ächten Grundſätzen des Kirchenrechtes ganz gemäß. So lange aber der Inhalt der falſchen Dekretalen die Seele der Römiſchen Kurie und ihrer Nuntien bleibt, darf die vorgeſchlagene Vorſichtsmaasregel in Hinſicht der letztern nicht außer Acht gelaſſen werden.

6) Die gemeinſame Beaufſichtigung der Verwaltung des Kirchen = und Stiftungsguts, die hier vorgeſchlagen wird, iſt deſſen wirkſamſte Garantie. Jede Korporation verwaltet immer ihr Vermögen am Beſten ſelbſt, weil ſie am meiſten dabei intereſſirt iſt. Es bedarf der Vormundſchaft des Staats nicht. Dieſer braucht nur gegen Mißbräuche zu wachen.

miſſarien von dem Zuſtand der Seminarien in Kenntniß ſetzen.

9.) Der Tafeltitel, welcher zur Ertheilung einer der höhern Weyhen erfoderlich iſt, kann von dem Landesherrn oder von Privaten ausgeſtellt werden, unterliegt aber im letztern Falle der landesherrlichen Beſtätigung. Durch Ausſtellung des Tafeltitels wird die Verbindlichkeit übernommen, den hinreichenden Unterhalt eines geiſtlichen Individuums, im Fall der aus was immer für einer Urſache eintretenden Untauglichkeit deſſelben zu geiſtlichen Verrichtungen, zu beſtreiten. Mit der Aufnahme in ein Biſchöfliches Seminar iſt auch die Befreyung von der Pflichtigkeit zum Kriegsdienſt verbunden.

10.) In die Seminarien darf kein Kandidat aufgenommen werden, der ſich nicht über die mit gutem Fortgang gemachten Studien aus den vorgeſchriebenen Fächern ausgewieſen hat.

11.) In jedem Bundesſtaat wird die Regierung einen Fond ausmitteln, aus welchem den verdienten, durch Alter, Krankheit, oder ſonſt zur Seelſorge unvermögend gewordenen Prieſtern nach Umſtänden entweder eine ſtandesmäßige Penſion, wovon das Minimum auf 500 fl. feſtgeſetzt wird, oder die nöthige Unterſtützung zum Unterhalt eines Hülfsprieſters ſoll gereicht werden 7).

---

7) Ohne ſolche Unterſtützung iſt der gering dotirte Seelſorger (und dies wird immer die Mehrzahl ſeyn) der bitterſten Noth preisgegeben, welche auf die Seelſorgsverwaltung verderblich zurückwirkt.

12.) Jeder Geiſtliche iſt gehalten, vor ſeiner erſten Anſtellung in der Seelſorge, dem Landesherrn eine Verſicherung der Treue durch Einſendung des nachſtehenden Formulars zu leiſten:

Ich verſpreche dem König (Großherzog, Fürſten u. ſ. w.), ſeinen Nachfolgern und der Verfaſſung Treue und Gehorſam; ich gelobe, gegen das allgemeine Beßte nichts zu unternehmen, und das Wohl des Staats nach Kräften, beſonders durch gewiſſenhafte Erfüllung meiner Berufs- und Amtspflichten zu befördern n).

13.) Jeder neu ernannte Pfarrer wird der Gemeinde in der Kirche ſowohl als in der Schule von einem Biſchöflichen Commiſſär in Beyſeyn eines Landesherrlichen mit angemeſſener Feyerlichkeit vorgeſtellt o).

14.) In allen Biſthümern ſollen unter der Geiſtlichkeit Paſtoralkonferenzen u. Leſezirkel eingerichtet werden, deren Zweck in Beförderung des Gemeingeiſtes für genaue Berufserfüllung und für fortgeſetzte wiſſenſchaftliche Ausbildung beſteht. Die ganze Leitung dieſer Anſtalten gehört zu den Befugniſſen der Biſchöfe.

---

n) Dieſes Verſprechen iſt dem Sinne der Kirche keineswegs zuwider. Es drückt das wahre Verhältnis des Geiſtlichen zum Staat aus, ohne ihn in die Kategorie der Staatsdiener zu verſetzen.

o) Dieſe Vorſtellung iſt, wenn ſie mit Würde geſchieht, einer der ſchönſten Anläſſe, die heilſame Wirkſamkeit der Seelſorge feſt zu begründen. Die Einrichtung, die jetzt hierin im Biſthum Konſtanz beſteht, verdient Nachahmung.

Die Reſultate und Fortſchritte derſelben ſollen alle Jahre öffentlich bekannt gemacht werden 10).

15.) In Allem, was die *Amtsverrichtungen* der Geiſtlichen betrift, ſind ſie ihrem Biſchof verantwortlich, und dieſer ſoll daher niemals und nirgend in der Anwendung der kanoniſchen Mittel zur Aufrechthaltung einer guten Disziplin unter ſeinem Clerus gehindert werden.

16.) Bey *Verlaſſenſchaften* der Geiſtlichen wird dem Biſchof zwar keine Gerichtsbarkeit mehr eingeräumt; aber ſein Commiſſär ſoll zur Beſchleunigung der Erbſchafts-Verhandlung, deren Leitung dem weltlichen Amt obliegt, ungehindert mitwirken 11). Gleich bey der Obſignation, welcher der Biſchöfliche Commiſſär beywohnt, werden ihm die Pfarr- und Kirchenbücher und alle ſonſtige vorgefundene Amtsſchriften, Siegel, kirchliche Gefäſſe, u. d. g. ausgeliefert, worüber ein Protokoll aufgenommen wird.

---

10) Müßiggang, Trägheit, Indolenz ſind Hauptgebrechen, an denen der Klerus krank liegt. Ihnen wird nicht geſteuert, wenn demſelben nicht der Trieb nach eigener geiſtiger Ausbildung und die Liebe zur Volksbildung (zum Schulweſen) eingeflößt werden. Dazu ſind Konferenzen, Leſezirkel, auch Kapitelsbibliotheken und Preisaufgaben wichtige Mittel.

11) Der Nachlaß der Geiſtlichen iſt nach dem Geiſt der Kirche das patrimonium pauperum: Wenn er bedürftigen Verwandten des Verſtorbenen zugedacht iſt, ſo verfehlt er ſeine Beſtimmung nicht. Wie unwürdig, wenn er durch unnütze Verlängerung und Weitſchweifigkeit der Verhandlung geſchmälert, oft beynahe aufgezehrt wird!

17.) Alle neue geiſtliche und milde Stiftungen bedürfen der Landesherrlichen und der Biſchöflichen Beſtätigung. Alle Jahre ſoll ein genaues Verzeichniß der gemachten neuen Stiftungen dieſer Art öffentlich bekannt gemacht werden 12).

18.) Den Biſchöfen iſt unbenommen, kirchliche Strafen, die den Kirchengeſetzen gemäß ſind, gegen Kirchengenoſſen in Anwendung zu bringen. Aber mit dieſen kirchlichen Strafen, ſelbſt mit der Ausſchließung aus der kirchlichen Gemeinſchaft, ſind keine bürgerlichen Wirkungen verbunden 13).

19.) In der Befugniß der Biſchöfe ſteht die Zenſur aller Religionsſchriften. Auch kommt es ihnen zu, die Katechismen für den Unterricht in den Kirchen und Schulen, das Ritual und das Geſang- und Andachtsbuch für den öffentlichen Gottesdienſt vorzuſchreiben. Doch kann dies nur mit vorheriger Genehmigung der Staatsbehörde geſchehen.

---

12) Dieſe Kundmachung iſt eben ſo nützlich, als billig. Denn die Stiftungen ſind Gaben, die der Menſchheit freywillig dargebracht werden. Dem Staat liegt es daran, daß ſolche Stiftungen geſchehen, und daß die Geſinnungen, aus denen ſie hervorgehen, nicht erlöſchen und nicht erkalten.

13) La religion a de si grandes menaces, elle a de si grandes promesses, que lorsqu'elles sont présentes à notre esprit, quelquechose que le magistrat puisse faire pour nous containdre à la quitter, il semble qu'on ne nous laisse rien quand on nous l'ote, et qu'on ne nous a rien oté lorsqu'on nous la laisse. Montesquieu Esprit des Loix. L. XXV. Ch. 12.

20.) Die Anordnung von öffentlichen Gebeten, wie auch von feyerlichen Gottesdienſten bey beſondern Anläßen hat jedesmal nur durch den Biſchof zu geſchehen. Auch werden in vorkommenden Fällen die Formulare der Gebete vom Biſchof vorgeſchrieben. Beides geſchieht im Einverſtändniß mit der Landesregierung [14].

21.) An allen Sonn- und Feyertagen wird beim öffentlichen Gottesdienſt ein Gebet für den Landesherrn verrichtet, und bey feyerlichen Veranlaſſungen die Orationen und das Salvum fac für das wohl des Landesherrn und ſeines Hauſes abgeſungen.

22.) Man wird trachten, durch gemeinſame Einleitung der oberſten Bundesbehörde bey dem Päbſtlichen Stuhl eine gleichförmige Reducirung der Feyertage in allen Bundesſtaaten zu bewirken [15].

23.) Eine neue Errichtung, Trennung oder Vereinigung von Pfarren oder auch andern Pfründen kann nur mit gemeinſamem Einverſtändniß zwiſchen dem Biſchof und der Landesregierung geſchehen.

24.) Die Erbauung neuer Kirchen oder Kapellen und die Bewilligung des Gottesdienſtes darinn darf nicht ohne Genehmigung des Staats erfolgen.

---

[14] Wenn die weltliche Regierung Gebete anordnet, ſo wird die Andacht durch den Gedanken an eine politiſche Abſicht geſtört.

[15] Gleichförmigkeit wäre hierin für die Induſtrie und den Verkehr, und auch für die Gottesverehrung ſelbſt vortheilhaft.

25.) Die Landesregierungen werden Sorge tragen, daß ſo viel möglich jede Confeſſion, wo ſie eine Gemeinde bildet, ihren eigenen Tempel erhalte, und dadurch der Simultangebrauch der Kirchen überflüßig werde [16].

26.) Bekanntmachung weltlicher Staats- und Polizey-Verordnungen wird in den Kirchen keine Statt finden, und niemals gefordert werden [17].

27.) Alle biſchöflichen Taxen werden abgeſchaft [18] bis auf folgende:

a.) Die Inveſtitur-Taxen oder Annaten ſollen, wo ſie herkömmlich ſind, von allen Präbenden, die mehr als 500 fl. ertragen, ferner nach bisheriger Obſervanz entrichtet werden.

b.) Für alle übrigen Ausfertigungen darf nichts weiter als eine Schreibgebühr für die Kanzley, welche nach Umſtänden zu beſtimmen iſt, verlangt werden.

---

[16] Mit dem Simultangebrauch ſind immer für einen oder beyde Theile Beſchränkungen und Unbequemlichkeiten verbunden, die zu ärgerlichen Zwiſten Anlaß geben.

[17] Solche Kundmachungen von der Kanzel, ſie mögen vor, unter oder nach dem Gottesdienſt geſchehen, ſtört die Erbauung, verſcheucht die Andacht, vermiſcht die guten Eindrücke der Predigt und der religioſen Feyer. Nichts Profanes gehört in den Tempel des Herrn, deſſen Reich nicht iſt von dieſer Welt

[18] Gratis accepistis, gratis date! Dieß ſetzt aber voraus, daß der fixe Gehalt der Angeſtellten befriedigend ſey.

28.) Inner 6 Jahren wird jeder Dioceſanſprengel von dem Biſchof, und alle 3 Jahre jedes Kapitel von dem Dekan viſitirt werden. Die Koſten der erſtern Viſitation trägt der Biſchof; die Koſten der andern die Geiſtlichkeit des Kapitels 19).

29.) Alle 5 Jahre ſoll in jedem Bisthum von dem Biſchof eine Synode gehalten werden, deren Zweck in gleichförmiger Beförderung des reinen Religions-Unterrichts und der reinen Disziplin beſteht, und zu welcher alle Mitglieder des Domkapitels und von jedem Landkapitel wenigſt ein Abgeordneter beyzurufen ſind 20).

30.) Alle 10 Jahre wird in jeder Erzbiſchöflichen Provinz eine Provinzial-Synode zu gleichem Zweck vernaſtaltet, welcher alle Biſchöfe mit den Dekanen der Domkapitel beyzuwohnen haben 21).

Man wird in Zukunft keine Ausnahme und Dispens mehr in Hinſicht der kanoniſchen Satzungen geſtatten, welche den Beſitz zweyer oder mehrerer Bisthümer, Kanonikate oder anderer Pfründen verbieten.

---

19) Concil. Arelat. VI. a. 815. c. 17.

20) Nulla pæne res disciplinæ mores ab Ecclesia Christi depulit, quam sacerdotum negligentia, qui contemptis canonibus ad corrigendos ecclesiasticos mores synodum facere negligunt. *Concil. Tolet.* IV. a. 633. C. 3.

21.) *Concilium Aurelianum* III. a. 538. C. 1.

V.

Religiöſe Duldung.

Der die Menſchheit veredelnde Geiſt der göttlichen Religion hat, wie die Geſchichte bezeugt, keinen gefährlichern Gegner, als die Vermiſchung derſelben mit den zeitlichen Intereſſen.

Indem durch Aufſtellung ausſchließlicher bürgerlicher Vorrechte für die Genoſſen des einen, oder andern chriſtlichen Bekenntniſſes der religiöſe Glaube zum Kaufpreis irdiſcher Vortheile herabgewürdigt wird, legt man zugleich in die Gemüther den unſeligen Keim von Eiferſucht und Mißtrauen, welcher den Geiſt der Liebe verdrängt, ohne den der Glaube zur eitel tönenden Schelle, zum bloſſen Firniße wird, und ſtatt Vereinigung der Gemüther ihre Entzweyung, ſtatt Frieden Beunruhigung befördert.

Zu den edelſten Vorzügen unſeres Zeitalters gehört die allgemein verbreitete Einſicht, daß die Intoleranz unter den verſchiedenen chriſtlichen Glaubensgenoſſen eben ſo ſehr mit dem Chriſtenthum, als mit einer vernünftigen Politik im offenbarſten Widerſpruche ſteht.

Die ſo ſehr geprieſene Toleranz wird aber ein Wort ohne Bedeutung, ſobald ein Religionstheil in bürgerlicher Hinſicht zurückgeſetzt iſt. In dieſer Zurückſetzung allein beſteht eigentlich die Intoleranz, von der bey uns im XIX. Jahrhundert noch die Rede ſeyn kann. Denn wider die roheren Aeuſſerungen des Partheygeiſtes, der ſich ehedem unter dem Schein eines frommen Eifers an der Perſon und dem Vermögen des friedlichen Mitbürgers vergriff, gewähren die Fortſchritte der Kultur eine Schutzwehr, welche kein Machthaber mehr ungeſtraft zu durchbrechen wagen wird.

Der Begriff von Duldung hat ſich ſeit ein Paar Jahrzehnten bis zur Gleichſtellung der chriſtlichen Confeſſionen in den bürgerlichen Rechten erhoben.

Dieſe Duldung wurde in mehreren Staaten, beſonders den deutſchen, Grundgeſetz, und der Vortheil davon zeigte ſich in allen Zweigen der Verwaltung.

Jetzt auf einmal bemüht ſich ein falſcher Eifer, dieſe Duldung als eine giftige Frucht der religiöſen Gleichgültigkeit zu verſchreien. Gleißner von verſchiedenen Confeſſionen haben den Mantel einer in myſtiſches Dunkel ſchleichenden Frömmigkeit umgehängt, um die Intoleranz als das Weſen und die nothwendige Bedingung ächt religiöſer Geſinnung anzupreiſen. Hört man blos auf ihre Aeuſſerungen, ſo wird man verſucht, ſich in das XV. Jahrhundert zurück verſetzt zu glauben, wo jeder Theolog freyen Spielraum hatte, ſeiner Lieblings-Lehre die Ruhe ganzer Völker preiszugeben.

Manche gutmüthige Leute laſſen ſich durch das Gelärm bethören. Einige werden ängſtlich und meynen, man wäre in der Duldung wirklich zu weit gegangen. Andere fangen an, ſich ihrer bisherigen Duldſamkeit zu ſchämen, und legen ihrer Seele Gewalt an, den Maximen der Unduldſamkeit zu huldigen.

Dieſe Stimmung entfaltet ſich ſeit geraumer Zeit in mancherley Erſcheinungen, die den Menſchenfreund noch weiteres Unheil beſorgen laſſen; hier durch die Schrecken der Inquiſition, dort in der Veränderung einer Confeſſion durch die andere aus rechtmäßigem Beſitz; hier in mißtrauiſcher Zurückſetzung, dort in völliger Ausſchließung.

Hohe Zeit iſt es, dieſem Unweſen feſte Schranken zu ſetzen, und die ſchönſte Frucht der ächten Kultur und Aufklärung vor den dunkeln Verſuchen gallſüchtiger Finſterlinge in Sicherheit zu bringen.

Der Vortheil iſt gegenſeitig und gleich für alle Confeſſionen, und es iſt wohl kein rechtſchaffner, biederer Deutſcher der jetzt nicht mit Zuverſicht erwartet, daß die Duldung im angegebenen Sinn zu einem Grundſatze des neuen Staaten-Bundes der deutſchen Völker werde erhoben und feyerlich ausgeſprochen werden.

Deutſchland macht hierauf vermöge ſeiner Kultur und Aufklärung den gerechteſten und gültigſten Anſpruch. Es iſt Stimme der Nation. Nirgends ſoll die Verſchiedenheit des chriſtlichen Bekenntniſſes einen Unterſchied im Genuße der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen; niemand werde ferner wegen ſeiner Confeſſion von einer Anſtellung oder einem Amt im Staat ausgeſchloſſen; einzig werde einer jeden Confeſſion die ausſchließliche Verwaltung der Gegenſtände ihrer Gottesverehrung und ihres Kirchenguts, welches einer jeden abgeſondert und ungeſchmälert verbleibe, vorbehalten und geſichert; übrigens ſey in jeder Gemeinde den Einwohnern aller drey chriſtlichen Bekenntniſſe geſtattet, Anſtalten der öffentlichen Gottesverehrung zu errichten, und keine der verſchiedenen Confeſſionen dürfe von der andern hierinn geſtört oder beeinträchtigt werden; dieſes ſey bleibendes Grundgeſetz für alle Zukunft, welchem keine Landesverfaſſung, kein Vertrag und keine Verordnung in deutſchen Landen Abbruch zu thun vermöge.

In Hinſicht der in proteſtantiſchen Ländern wohnenden Katholiken wird die im Weſtphäliſchen Frieden begründete Suſpenſion der Biſchöflichen Gerichtsbarkeit aufgehoben. Eben ſo werden gänzlich aufgehoben ſämmtliche Parrochialrechte katholiſcher Seelſorger über proteſtantiſche, und proteſtantiſcher Seelſorger über katholiſche Einwohner.

VI.

Ueber das Verhältniß der katholiſchen Kirche zur proteſtantiſchen in Deutſchland.

Ihres Reichsthums und äuſſern Schmuckes beraubt, kann die katholiſche Kirche in Deutſchland den Proteſtanten keine politiſche Eiferſucht mehr einſtößen. Aber von einer gewiſſen Seite gebehrdet man ſich, als wäre die proteſtantiſche Kirche jetzt die ältere, die katholiſche die jüngere Schweſter. Man ſpricht und handelt, als hätten für das katholiſche Deutſche die Grundſätze, welche ſeit Einführung des Chriſtenthums als Kirchenrecht geachtet worden, ihre Gültigkeit gänzlich verlohren, während hingegen die Grundſätze, welche die Proteſtanten ihr Kirchenrecht nennen, in verbindlicher Kraft fortbeſtünden. Man möchte die katholiſche Kirche in Deutſchland als ein Gebäude darſtellen, das erſt von Grund aus neu zu errichten ſey, die proteſtantiſche Kirche aber als einen herrlichen Baum, der durch dreyhundertjährige Früchte ſich bewährt, und allen Stürmen Trotz geboten hat. Allein die gewandteſte Sophiſtik würde ſich vergeblich bemühen, dieſen Geſichtspunkt den Unbefangenen aufzudringen. Er kann bei einem klaren Anblick der Geſchichte und der durch den Wechſel der Zeit herbeygeführten Verhältniſſe nicht beſtehen. Das Weſen der katholiſchen Kirchenverfaſſung hat nicht gealtert; vielmehr iſt es beym Zuſammenſturz ihres Zufälligen in hellerm Glanz, bedeutender und ehrwürdiger erſchienen. Dagegen hat ſich ſowohl in dem äuſſern Kirchenregiment des Proteſtantismus, als in ſeinem innern Weſen Vieles ausnehmend verändert, und es zeigt ſich täglich mehr, wie wenig die Formen des Gottesdienſtes in der Kirchen-Zucht, welche noch von den erſten Reformatoren herrühren, der jetzt waltenden Sinnesart der proteſtantiſchen Gemeinen zuſagen. Mehrere Regierungen fühlen das Bedürfniß einer zweyten Reformation, welche in verſchiedenen Stüken von einer ganz andern Anſicht, als die erſtere ausgienge. Allein wie kann eine ſolche Reformation, wenn ſie von dem weltlichen Arme gegeben wird, das Anſehen und Vertrauen in Anſpruch nehmen, mittelſt deſſen ein als Mann des Herrn hochgeachteter Einzelner, oder eine als Stellvertreterin Gottes verehrte Behörde die Herzen der Völker wie Bäche zu lenken vermochte? Wie läßt ſich den Reformen, die neuerlich bey den Proteſtanten in Vorſchlag gebracht worden, Gleichförmigkeit, allgemeine Achtung und bleibende Dauer verſchaffen? — Einzelne Männer von Geiſt und Kraft können hierinn zuverläßig mehr leiſten als die oberſten Staatsbehörden, denen ohnehin die herrſchend gewordene finanzielle Politik die väterliche Würde längſt abgeſtreift hat, in welcher ſie vor Alters im Angeſicht der Völker erſchienen ſind? — Doch iſt es wohl denkbar, daß unſere Staatsmänner in Deutſchland noch der Idee Platz geben könnten, die Verſchiedenheit der Confeſſionen ferner als ein Vehikel des politiſchen Einfluſſes zu gebrauchen? — Wohl mag Gleichheit des Glaubensbekenntniſſes auf Seite des Beherrſchers und der Unterthanen forthin wünſchenswerth erſcheinen; wohl mögen die religiöſen Gefühle, an Erinnerungen der Vergangenheit geknüpft, den katholiſchen Theil der Deutſchen überhaupt dem öſterreichiſchen Kaiſerſtamm, den proteſtantiſchen aber dem Haus Brandenburg auch jetzt noch geneigter machen; ausſchließend und ſcharf bezeichnet ſind dieſe Empfindungen nimmermehr. Der tolerante Geiſt der Regierungen hat in den Unterthanen den ehedem lebhaften Gedanken an den Religions-Unterſchied, der zwiſchen ihnen und ihrem Beherrſcher ſtatt findet, ſehr geſchwächt. Die deutſchen Völker fordern zwar noch Religioſität von ihrem Fürſten, weil ſie dieſelbe als die ſichere Bürgſchaft einer gerechten und milden Verwaltung betrachten; ſie haben aber aufgehört, Verſchiedenheit der Confeſſionen mit Atheismus oder Gottloſigkeit zu verwechſeln; ſie wähnen nicht mehr, Gott einen Dienſt zu erweiſen durch Treuloſigkeit an ihrem rechtmäßigen Regenten, weil er nicht ihres Glaubens iſt. Dieſe mildere Denkart iſt jedoch von religiöſer Gleichgültigkeit weit entfernt; die herzliche und feſte Anhänglichkeit der deutſchen Völker an den Glauben ihrer Väter iſt dadurch nur menſchenfreundlicher geworden.

Auffallen muß in ſolchen Verhältniſſen der Antrag einiger norddeutſchen Staatsmänner: „Es möchten in der Urkunde des deutſchen Bundes alle Rechte der Evangeliſchen, wie ſie durch Friedensſchlüſſe, Verträge und Landesverfaſſungen beſtimmt werden, Gewährleiſtung erhalten.“ Wie eine ſolche Gewährleiſtung mit der Gleichheit der politiſchen und bürgerlichen Rechte aller chriſtlichen Confeſſionen beſtehen könnte, iſt nicht einzuſehen. Denn unter jenen Rechten ſteht das Normaljahr, das Jus reformandi, die Ausſchließung der Katholiken von öffentlichen Aemtern u. ſ. w. oben an.

Welchen erfreulichen Gegenſatz bildet mit dieſer Forderung proteſtantiſcher Staatsmänner das Benehmen der katholiſchen! Hat ein einziger von dieſen am Kongreße zu Wien für ſeine Kirche die Gewährleiſtung einer Befugniß verlangt, wodurch die politiſche Gleichheit und Freyheit der Confeſſion gefährdet würde?

Doch die ſehr große Mehrheit der Proteſtanten in Deutſchland iſt weit entfernt, ſolche Geſinnungen zu theilen, welche darauf abzielen, den Proteſtantismus neuerdings zum Werkzeug herrſchſüchtiger Plane herabzuwürdigen. — Weiſe Regierungen betrachten den religiöſen Glauben in jeder Geſtalt als die zuverläßigſte Grundlage guter Zucht und Ordnung und aller öffentlichen und häuslichen Tugenden. Ihr Beſtreben iſt es daher, durch unpartheyiſchen Schutz aller Confeſſionen, und mittelſt zweckmäßiger Lehr- und Bildungs-Anſtalten den Gemeinſinn und die Einmüthigkeit für Alles, was das Geſammtwohl erfordert, unter ihnen zu befördern, und zu bewirken, daß bey Allen der religiöſe Glaube in gleichem Maaß als lebendige, reine Triebfeder treuer und unverdroßener Pflichterfüllung ſich wirkſam erhalte.

BIBL[illegible]
[illegible]
MONAC[illegible]

Blüthen aus Italien

von

J. H. v. Weſſenberg.

Zweite, ſehr vermehrte Ausgabe.

Zürich, 1820.
Bey Orell, Füßli und Compagnie.

Blüthen aus Italien.

Italia.

Italia, du Schooskind der Natur!
Mit frommer Luſt betrat ich deine Gärten,
Schon hell vom Morgenſcheine der Kultur,
Als ſcheu den Blick noch weg die Völker kehrten.

Dich lockte des Erob'rers blut'ger Kranz,
Doch mehr entzückten dich des Friedens Künſte,
Dir war der Weisheit und des Schönen Glanz
Kein Wahn, wie dem Barbar, kein Hirngeſpinſte.

Wetteifernd ſang dein Flakkus, dein Virgil,
Mit Pindar und Homer. Auch Demoſthene
Hat Rom gehört. Vollendung war dein Ziel,
Du Kind des Mars und Liebling von Athene!

Gerettet haſt du Hella's Genius;
Sein Funke war's, von welchem du durchlodert,
Der Barbarey vielköpf'gen Cerberus
Zum Kampfe mit dem Licht herausgefordert.

Der Drach fiel. Europa jauchzte hoch,
Die Dante, Arioſt' und Raphaele
Verklärten den Triumph des Geiſt's, dem Joch
Entſchwungen, und des Aberglaubens Höhle.

Beglückte Zeit! Das Denken war Verdienſt,
Und Weiſen gab der Thron des Beyfalls Lächeln
Beglücktes Volk, dem, Göttin! du erſchienſt,
Aſträa, mit des Frühlings Kranz und Fackeln.

Italia, du Schooßkind der Natur,
Und einſt des Forſchungstriebes heil'ge Wiege!
Wo find' ich deines alten Geiſtes Spur?
Wo darf ich jetzt noch feyern deine Siege?

Der Dom zu Mailand.

O Meiſterwerk der Andacht, das in ſich
Mit deutſcher Kunſt des welſchen Geiſt vermählt *),
Hoch ſchlagt die Bruſt des Deutſchen, ſchaut er dich,
Von frommer Vorwelt Genius beſeelt.

In hundert Pfeilern, wie ein Tannenwald,
Voll Majeſtät der Marmor ſich erhebt;
Zum Himmel winkt die myſtiſche Geſtalt,
Die, einer Flamme gleich, dem Staub entſchwebt.

Reich iſt verziert mit Bildwerk das Gewand,
Das Innere des Doms wie einfach ſchön!
Von Außen mag das Aug' des Künſtlers Hand,
Im Innern Gottes Heiligthum nur ſeh'n.

---

*) Seit bald drey Jahrhunderten wird an dem Dom gearbeitet. Jetzt nähert er ſich ſeiner Vollendung; ein reicher Fond iſt dazu geſtiftet. Die Bauart iſt die veredelte deutſche oder gothiſche. Das Aeußere iſt ganz von weißem Marmor. Zahllos ſind die daran angebrachten Thürmchen, Statuen ꝛc.

Die Wölbung ſanft ob Säulenreih'n ſich ſchließt.
Die Stille herrſcht; kein Bild den Sinn zerſtreut.
Gemalter Scheiben Glanz, der ſich ergießt
Durch hehres Dunkel, ladt zur Innigkeit.

Karl Borromä ruht hier. Aus prächt'ger Gruft
Spricht ſich ſein Geiſt noch ernſt und liebend aus *).
Ambroſius, der Gottgeweihte, ruft:
„Bleibt, Ungeweihte, fern von Gottes Haus!“ **)

---

*) Durch viele milde Stiftungen, die des Heiligen ſegenreiches Andenken verewigen.

**) Ambroſius, Erzbiſchof, verſagte dem Kaiſer Theodoſius den Eingang in den Tempel (den alten Dom zu Mailand), bevor er wegen des zu Theſſalonich angerichteten Blutbades Buße gethan.

Die Monumente.

(Zu Florenz.)

Manch Denkmal, das die Schmeicheley erſann,
Sah in Florenz der Wandrer ſtaunend an.
Doch fand er, ach! zu tiefem Aergerniß
Kein Denkmal noch auf Lorenz Medicis.

Da warf gedankenvoll er einen Blick,
Gemiſcht von Wehmuth und von Zorn zurück
Auf jenen Pomp von Reichthum und von Kunſt,
Der feſtzuzaubern ſtrebt der Ehre Dunſt.

Dann rief er aus: O Wahn der Eitelkeit,
Des Ruhms Herold zu ſeyn, dein lacht die Zeit.
Kein Sarkophag beſticht die Nemeſis,
Und ſein bedarf kein Lorenz Medicis!

Für ihn iſt jedes Monument zu klein,
Deß unberühmte Könige ſich freun.
Die Welt ſein Name mit Verehrung füllt,
So lang' ihr noch die Menſchenwürde gilt.

Der Sieg des Chriſtenthums.

(Bei Ponte Molle [Pons Milvius] vor Rom *).

Kein Obelisk, kein Siegesbogen hier?
So diene dieſe Brücke mir dafür!
War's hier doch, wo der Tyber, ſtolz auf hundert
Triumphe Roms, zwei Römer-Reiche ſchied,
Als einſt die Erden-Königin verwundert
Sah ihrer Götter goldne Zeit verblüht,
Sah unterm Kreuze ſich den Adler ſchmiegen,
Und Kraft von ihm erflehen, um zu ſiegen. –
Dort zog heran vom fernen Oſten Konſtantins
Siegprangend Heer. Hier ſtand entſchloßnen Sinn's
Maxentius mit tapfern Veteranen.
Zwei Welten ſind in Kampf. Der Sieg ſcheint vor den Fahnen
Des alten Roms, wie Sturmgewitter, herzuziehn.
Schon wankt, ſchon weicht die Streitmacht von Byzanz. Entſetzlich

---

*) Reſtaurirt und verſchönert durch Pius VII.

Raſt Mordgewühl durch alle Reih'n. Doch plötzlich
Sieht Konſtantin ein Kreuz *) am heitern Aether glüh'n,
Indeß ſein Wiederſchein auf eine ſeichte Stelle
Des Tybers glänzt. „Seht“! ruft entzückt der Held,
„Dort winkt der Sieg!“ — Das Zeichen einer beſſern Welt
Stralt in der Chriſten Bruſt, wie Morgenhelle;
Begeiſtert ſtürzt zu Roß und Fuß die Schaar ſich in den Strom;
Schon hört der Feind ihr Jubeln zwiſchen ſich und Rom.
Nun drängt ſich Heer und Heer hier auf der Brücke.
Hell flammt der Sieg. Verzweiflung tobt im Blicke.
Es gilt das Loos der Welt. Da fällt Maxentius;
Mit ihm der Heiden wilde Wuth. Der Fluß
Wälzt ernſt und trüb in's Meer die blut'gen Leichen. —
Wo iſt die Macht, die nicht dem Glauben müßte weichen? . .

---

*) Ein Kreuz mit der Inſchrift: „In hoc signo vinces!“ — Zwei herrliche Fresken von Raphael in den Stanzen des Vatikans ſtellen dieſen Gegenſtand dar.

Rom.

In trübem Ernſt wallt dort der ſtolze Tyber,
Als ſänn' er nach der thatenſchweren Zeit,
Die in der Menſchenbildung großem Streit
Mit wildem Wechſel ging an ihm vorüber.
Die Macht zerfiel, wovor die Welt gebebt;
Die Trümmer noch der Schönheit Hauch umſchwebt.

O Genius, der du im rohen Wilden
Vom Funken Gottes weckteſt das Gefühl,
Dein Lächeln lockt zu der Vollendung Ziel,
Schafft Wüſteney'n zu himmliſchen Gefilden.
Sein Abglanz ſtralte noch dem Weiſen Troſt,
Wenn Stürme durch der Zeiten Nacht getoſt.

O du, den als Apoll Athen geſtaltet,
Der als Apoll im Vatikan noch glänzt,
Steht je dein Altar öd' und unbekränzt
Vom Römer, deſſen Sinn für dich erkaltet —
Dann, Genius des Schönen! ſey gerecht,
Mit ew'ger Blindheit ſtrafe dies Geſchlecht!

Roms Ruinen.

Gebirge von Trümmern, wer hat euch gehäuft? —
Die Zeit, die das Saatkorn entfaltet und reift.
Ob ewige Jugend die Wang' ihr umblühte,
Verwelken das Schönſte die Wandelnde ſieht.

Der Eſel jetzt trabt, und das Bettelvolk ſchleicht,
Wo Caſars Geſpann im Triumphzug gekeucht,
Wo ſtolz der Pallaſt von Auguſt ſich gethürmt,
Den Winzer nun kaum ein Gemäuer noch ſchirmt.

Umſonſt, o ihr Sterblichen! wähnt euer Herz,
Unſterblichkeit ſpendeten Marmor und Erz.
Wo prangt noch Horazens, wo Cicero's Grab?
Doch fiel ihrem Kranz auch ein Blättchen nur ab? —

Die Schönheit.

Wenn den göttlichen Zauber ich empfinde,
Den du, der unſterblichen Liebe zarter,
Hauch, o Schönheit! gießeſt über die Erde,
Schweb' ich im Himmel.

Doch dein Glanz am Gewand des Frühlings, webend
Roſ' und Veilchen, welche bey Zephyrs Kuß der Knoſpe
Sanft entlächeln, gleich aufblühenden Mädchen,
Schwindet er nimmer?

Ach! der Frühling hat Flügel; ſchon am Mittag
Senkt ihr Haupt die Blum', und das Mädchen farblos,
Und mit Wehmuth ſucht, o Schönheit! mein Blick dich –
Ueber den Sternen.

Sankt Peters Dom.

(Zu Rom.)

O entzückender Gedanke,
Der der Menſchheit enge Schranke
Fromm und liebend überſchwebt:
Einen Tempeldom zu bauen,
Gleich dem Himmel anzuſchauen,
Ueber dem der Urgeiſt webt *).

Dieſer Wölbungen und Maſſen
Stille, heitre Räume faſſen
Kann ein ſterblich Auge nicht.
Doch die Harmonie des großen
Ganzen ſteht vor mir, umfloſſen
Von der Schönheit Zauberlicht.

---

*) Der Baumeiſter Bramante hatte beim Entwurf der Peterskuppel den Gedanken, ein Pantheon in der Luft zu erbauen. Die Moſaik an der Kuppel ſtellt auf golden ſtralendem Grund Engel und Heilige vor, in deren höchſtem Mittelpunkt Gott der Vater hernieder blickt.

In ſo hehrer Tempelhalle
Spricht der Geiſt, nach welchem alle
Geiſter, als der Sonne ſehn;
Den in Sinai's Gewittern
Hörte Moſes Volk mit Zittern,
Deſſen Worte nie vergehn;

Der, von Sehern tauben Ohren
Kund gethan, den Sohn erkohren,
Daß er ſey das Licht der Welt;
Menſchlich zu den Menſchenkindern
Kam das Elend er zu lindern,
Das ihr Herz gefangen hält.

Alle Menſchen grüßt' er Brüder:
Liebt euch, ſprach er, alle wieder,
Wie euch liebt des Vaters Sohn!
Er, die Liebe, will nur Liebe!
Opfer, nicht aus dieſem Triebe
Gott geweiht, ſind ihm nur Hohn.

Seht! auf Götzentrümmern leuchtet
Jetzt das Kreuz, von Blut befeuchtet,
Ew'ger Liebe Hochaltar.

Hier auch hat bezeugt die Wahrheit
Petrus, dem ſie einſt in Klarheit
Auf dem Berg' erſchienen war.

An ſein Grab, erhellt im Glanze
Von der Lampen goldnem Kranze *),
Wallt der Pilger tief gerührt,
Voll der Sehnſucht heil'gem Triebe
Nach dem Reich, wo in der Liebe
Eine Heerd' iſt und Ein Hirt.

---

*) Das Grab des heiligen Apoſtelfürſten Petrus, in welches unter der großen Kuppel vor dem Hochaltar marmorne Stiegen hinabführen, iſt rings von einem Geländer umgeben, auf dem beſtändig viele ſchöngearbeitete vergoldete Lampen brennen.

Das Kolliſeum *).

Welch ein Bau, wo Bogen über Bogen
Herrlich rings ſich zu den Wolken thürmt **)!
Mancher Pfeiler ſtürzte, von den Wogen
Roher Wuth Jahrhunderte beſtürmt.
Schmucklos ſtehn die öden Stufenreihen;
Niemand kommt, des Lebens ſich zu freuen ***)!

---

*) Eigentlich Koloſſeum, ſo genannt von einer koloſſalen Bildſäule des Nero, die aus dem Vorhofe des Pallaſts dieſes Kaiſers war dorthin verſetzt worden. Caſſiodor ſagt, daß Titus einen Strom von Gold hätte fließen laſſen, um dieſen Wunderbau zu errichten. Veſpaſian hatte ihn begonnen. Zwölftauſend Juden, zu Jeruſalem gefangen gemacht, ſchanzten daran fünf Jahre lang ununterbrochen. Feyerlichkeiten, die hundert Tage dauerten, weyhten den Ort mit 20,000 Schlachtopfern ein. Der eyförmige Umfang iſt von 2000, die Höhe von 190 Sch., ſagt Petit Radel. Geringer werden dieſe Maaßverhältniſſe von Barbault angegeben.

**) Drey Reihen, jede von achtzig Bogen neben einander; die erſte mit Säulen von doriſcher, die zweite von ioniſcher, die dritte von corinthiſcher Ordnung verziert.

***) Das Amphitheater hatte im Ganzen für hunderttauſend Zuſchauer Raum.

Stillen Ernſtes durch zerrißne Mauern
Blinkt der Mond in den Ruin herab;
Einſam ſcheint der Palatin zu trauern,
Denn die Pracht der Cäſarn deckt ein Grab.
Schatten ſeh' ich auf und nieder ſteigen —
Schatten, ach! des Todten ſtumme Zeugen.

Biſt erloſchen, Rom! das hier im wilden
Fechterkampf der Vorzeit ſtolzes Bild
Jubelnd noch begrüßt, war gleich vom milden
Geiſt Athens ſchon manche Bruſt erfüllt.
Furchtlos ſterben, lernten von Barbaren
Hier die Römer, als ſie weichlich waren.

Doch es floß nicht Blut allein von Sklaven;
Heldenblut, das reinſte floß zugleich.
Chriſten, die des Bonzen Flüche trafen,
Prediger von Jeſu ew'gem Reich —
Starben hier frohlockend, wo der Liebe
Blick oft ſänftigte des Raubthiers Triebe.

Freundlich ſchmiegte ſich, gleich einem Lamme,
Vor dem Märtyrer der ſtolze Leu;
Doch nur höher ſchlug der Rachſucht Flamme,

Tobend ſcholl des Cirkus Mordgeſchrey.
Toller Wahn, die Wahrheit werde ſchweigen,
Hat das Blut geſtrömt von ihren Zeugen!

Nimmer ſchwieg ſie, nimmer kann ſie ſchweigen!
Seht, hier ſelbſt ſteht jetzt das Kreuz des Herrn,
Das, entſproſſen aus dem Blut der Zeugen,
Ruft: „Wer Götzen dienet, bleibe fern!“
Gottes Finger traf des Stolzes Bühne,
Und ſein Bethaus ward die Prachtruine *).

---

*) Der innere Raum des Koliſeums iſt jetzt rings mit Altaren beſetzt, und gegen die Mitte erhebt ſich ein einfaches hölzernes Kreuz. Dieſe Verwandlung in eine Art von Kirche, wo auch von Zeit zu Zeit Meſſe gehalten und gepredigt wird, trägt ſeit Benedikt XIV. vorzuglich bey, daß dieſes große Werk der Vorzeit vor Verunreinigung und weiterer Zerſtörung bewahrt wird. Unter Pius VII. wurde an der Nordſeite ein hoher Strebepfeiler angebaut, um dem Einſturz, den ein Erdbeben veranlaſſen könnte, zu begegnen.

Alte Grabſchrift aus römiſchen Katakomben.

Ein Menſch, der ſeine Brüder herzlich liebte,
Weil ihm die Liebe Gott in's Herz geſtralt,
Der, wenn das Leben ihm die Argliſt trübte,
Mit Segen ſtets die Läſterung vergalt,
Erwartet hier vertrauend, ohne Schrecken,
Der Vater werd' ihn liebend einſt erwecken.

Der Tempel Gregors des Großen.

(Auf dem Mons Cölius).

Gruß dir, o Tempel auf den heitern Höhen,
Wo Gregor einſt, der Große, mild geglänzt'
Von Demuth nur, von Ehrgeiz nie bekränzt.
Hat er die Welt entzückt, wie Frühlingswehen
Um Quelle, Blüthenbaum und Veilchenſtrauch;
Nannt' Aller Diener ſich, und war es auch.

An dieſem Tiſch *) hat täglich er die Armen,
Unendlich mehr als Gold und Silber werth,
Mit Brod des Erd- und Himmelreichs genährt;
Geſtillt hat jede Thräne ſein Erbarmen;
Drum hieß er Vater Allen, die gedrückt
An Leib und Seele zu ihm aufgeblickt.

---

*) Die ſteinerne Tafel, an welcher Gregor die Armen ſpeiſ'te, wird gezeigt.

Nicht ſo nach Art der ſtolzen Weltgebieter
In den geſtürzten Goldpaläſten dort *); —
Als Vorbild, durch des Glaubens That und Wort
War er der Heerde Chriſti erſter Hüter.
Da neigte jedes Herz ſich ehrfurchtsvoll
Zu Petri Stuhl, dem Segen nur entquoll.

Auch er war ein Eroberer. — Von Ländern? . .
O nein! Von Seelen, die unſterblich ſind.
Der Britten rohes Volk in Jeſu Kind
Wußt' er durch Friedensboten ſanft zu ändern.
Wie rühmlicher, als Cäſar! Gregors Krone —
Geflochten iſt ſie von dem ew'gen Sohne.

---

*) Die Kaiſerpaläſte ſtehen gegenüber auf dem Mons Palatinus.

Das Unvergängliche.

Zurück ſtürzt einſt die Welt mit ihrer Pracht
In's Nichts, dem es entrief des Schöpfers Macht.
Doch, wie ein Fels in Ungewittern, ſteht
Dein Wort, o Herr! das ewig nie vergeht.

Mit Hohn vernahm es, ſtolz auf ihren Glanz,
Salem, die Königin des Judenlands.
Wo iſt ihr Tempel nun? — Im weiten Raum
Erſpäht das Aug' die öde Stätte kaum.

Blind, ein Verbannter, irrt, der Heimath fern,
Der Jud' umher, ein Zeuge für den Herrn.
Dem Adler Roms ward Sions Burg ein Raub;
Doch warf ihn ſelbſt des Kreuzes Glanz in Staub.

Dein Wort, Herr! zeigt uns in des Senfkorns Bild
Des Vaters Reich, das Erd' und Himmel füllt;
Wo uns der Liebe Schatten mild umwehn,
Und hinter Gräbern wir die Dämm'rung ſehn.

Die Nacht verſchwand; hell glänzt das Morgenroth!
Wo iſt dein Schrecken, wo dein Stachel, Tod?
Die Welt vergeht; doch nie vergeht das Wort
Des Sohnes an des Vaters Rechten dort.

Raphael.

Es war ein Herbſttag. Trüber Nebel wallte
Am Saum der kahlen Berge. Rauhe Luft
Durchſtrich die Stoppeln. Im Gebüſch erſchallte
Kein Lied. Die Gegend ſchwieg wie eine Gruft.
Still ſaß ich da vor Roms zerfallnen Thoren,
In ſchöner Zeit Erinn'rung ſanft verloren.

Ich ſah: Das Morgenroth zerfloß am Himmel,
Aus langem Schlaf erwachte jetzt die Welt.
Wie regten ſich in herrlichem Gewimmel
Die Geiſter, von des Wettſtreits Glanz erhellt.
Scheu floh die Eule vor des Lichtes Söhnen,
Die nur dem Wahren huldigten und Schönen.

Doch alles Schöne, je dem Geiſt entfloſſen,
Verdunkelt ward's von den Geſtalten dort,
Die, wie von Gott liebathmend hingegoſſen,
Als Ideale leuchten fort und fort.
Auf Erden ward ihr Urbild nie geſehen,
Winkt uns nur von des Glaubens Stralenhöhen.

Madonna — welche Anmuth, welche Würde!
Das Chriſtuskind — die Gottheit ſtralt aus ihm!
In Einfalt göttlich, ſelbſt in ſchlechter Hürde,
Und himmliſch ſchön im Chor der Elohim.
Entzückt ſah ich Marie'n zum Himmel ſchweben,
Des Herrn Verklärung nur mit heil'gem Beben.

Aus dieſer Glorie von Himmelsbildern
Trat jetzt ein Jüngling, hehr wie ein Apoll;
Des Geiſtes Kraft ſchien Lieb' in ihm zu mildern,
Ein ſüßer Laut aus blauem Aether quoll:
„Den todten Sinn für Schönheit zu beleben,
„Ward Engel Raphael der Welt gegeben.“

Das Pantheon.

(In Rom).

Mit Ehrfurcht, o Rotunda! nah' ich dir;
Zum Himmel ſcheint dein Dom ſich zu erweitern,
Einſt allen Göttern heilig, doch hinfür
Dem Einen Gott und ſeines Ruhms Verbreitern.

Der edle Menſch, des Schöpfers Meiſterſtück,
Stralt hier empor auf des Verdienſtes Stufen;
Hier wird der Dulder, deſſen heitrer Blick
Das Göttliche geſucht, zum Kranz berufen.

Die troz dem Hohn die Wahrheit laut bekannt,
Die, deren Blut getränkt die Saat der Lehren,
Sie werden Glaubensheldem hier genannt;
In Hymnen tönt ihr Preis an Feſtaltären.

Die ſtille Tugend, die den Sieg erkämpft,
Die Tugend, die den Trug der Ungeheuer
Im Schafsgewand mit Wort und That gedämpft,
Verklärt zum Vorbild hier der Andacht Feyer.

Auch euch, ihr milden Genien, durch die
Dem Forſchungstrieb die Fackel ward entzündet,
Und Zauberkraft die Kunſt der Wahrheit lieh,
Der Nachwelt frommer Dank hier Kronen windet.

Unſterbliche! denn eure Werke ſind
Die Blüthen der Kultur, und ihre Wächter;
Sie ſtrahlten die Vernunft ins Erdenkind,
Noch roh, und ſanfter Tugenden Verächter.

Und ſeiner Würde ward der Menſch bewußt;
Ließt ihr ſein Urbild ihm vom Himmel ſchweben,
Und ſtirbt ein Held, ihr ſagt ihm: „In der Bruſt
Der folgenden Geſchlechter wirſt du leben!“

An euern Büſten weint mein Aug' entzückt,
Ein heilig Feuer glüht in meinem Buſen;
Ihr habt, o Sterne! mich dem Staub entrückt,
Hell iſt mein Pfad ins Himmelreich der Muſen.

Erhabner Dom! in hehrem Geiſterbund
Verſchwiſterſt du das Wahre, Gute, Schöne.
Durch dich macht Gott, die Liebe ſelbſt, es kund:
„Ihr alle, die mich liebt, ſeyd meine Söhne!“

Unter Galiläis Bruſtbild im Pantheon zu Rom.

Der Wahrheit ſpricht die Dummheit Hohn,
Und läſtert den, der ſie entſchleyert;
Doch hebt die Zeit die Wahrheit auf den Thron,
Und ihren Martyrer, gefeyert
Gleich einem Gott, ins Pantheon.

Das Grabmal der Cäcilia Metella,

Gemahlin des Craſſus *).

„Ein Denkmal, beſte, zärtlichſte der Frauen!
Will ich dir ſtiften, dauernder als Erz;
Frey, hoch und feſt verkünd' es ſtets den Auen,
Die Rom umlächeln, deines Gatten Schmerz.
Den Sarkophag, wo deine Aſche ruht **),
Beſchütz' ein Thurm vor aller Zeiten Wuth!“

So dachte Craſſus, als empor ſich heben
Das Grabmal er den theuern Manen hieß.
Noch ſteht's, indeß die Zeit, der Erde Beben,
Und Sturm und Krieg rings alles niederſtieß.
Vom reichſten Römer — zeugt der Weihaltar,
Wie viel ihm eine ſolche Gattin war.

---

*) Vor dem Thore St Sebaſtian, auf der Via Appia.

**) Jetzt im Hofraume des Pallaſts Farneſe aufgeſtellt.

Dies Heiligthum des Friedens hat zum Schirme
Des rohen Fauſtrechts der Barbar entweiht *).
Metella's Aſche war ein Spiel der Stürme,
Sie ſelbſt nicht Beute der Vergeſſenheit.
Ihr Grab verkündet Allen, die es ſchau'n,
Wie hoch die Würde ward geehrt der Frau'n.

Fauſtinens ſchnöde Sitten zu verſchleyern,
Schuf Antonin ein weiblich Bildungshaus **).
Doch, der Metella Tugenden zu feyern,
Spricht dieſer Thurm bloß ihren Namen aus ***).
Fauſtinens Sühnungsdenkmal liegt verſtaubt,
Metella's Thurm, euch, Frau'n zu Ehren, bleibt.

---

*) Es wurde im Mittelalter zur Feſtung umgeſchaffen.

**) Vid. Histor. August. in Vita Antonini pii.

***) Die Inſchrift heißt: Caeciliae Q. Cretici F. Metellae Crassi.

Bey der Grotte des Neptun zu Tivoli.

Rings auf dieſen Höhen prangten Tempel,
Schimmerten Palläſte mit dem Stempel
Stolzer Prachtluſt, der die Welt gefröhnt.
Was iſt all die Herrlichkeit geworden? . .
Trümmer zeugen, wie von rohen Horden
Ward des Römers Herrſcherglanz verhöhnt.

Du nur bliebſt bey dieſer Weltempörung,
Unberührt vom Arme der Zerſtörung,
Hehres Denkmal von des Schöpfers Macht!
Nie vor Sterblichen haſt du gezittert;
Aber nach Jahrtauſenden erſchüttert
Uns noch deine Größe, deine Pracht.

Hier vor dieſer Wölbung, dieſen Säulen,
Wo hindurch die Ströme donnernd eilen,
Fühlten Weltgebieter längſt ihr Nichts:
Fühlten ſchauernd ſchon im Erdenleben
Ihre Bruſt vor einer Hand erbeben,
Die die Wage hält des Weltgerichts.

Domitians Pallaſt zu Caſtel Gandolpho.

(Jetzt Villa Barberini).

Iſt's möglich? dieſe himmliſche Terraſſe,
Von der entzückt ſich über Roms Gefilde
Das Aug' im Glanz und Duft am Meer verliert,
War einſt der Lieblingsort Domitians?
Hier wandelnd, wenn der Sonnen-Aufgang ihm
Das weite Land in voller Anmuth zeigte,
Hatt' er mit düſterm Ernſt und ungerührt
Die Roll' entworfen von den Menſchenopfern,
Die jeden Tag er weihte dem Verdacht,
Oft auch der bloßen kaiſerlichen Laune? . .
Mir ſchaudert. Fort, du ſcheußliches Geſpenſt!
Wenn Satan ſelbſt den Qualen ew'ger Nacht
Entſteigen könnt' an dieſe Wonneſtufe
Der Schöpfung, beben müßt' er vor der Macht,
Die ſolch ein Paradies den Sterblichen
Zum Wohnplatz gab. Doch du, Tyrann, zum Gärtner

Des Zauberlands beſtellt, ſandſt deine Wolluſt,
In jeder Bruſt der Freude leiſe Regung
Durch Schrecken zu erſticken, wähnteſt, Gott
Zu ſeyn, wenn mit des Geizes Argwohn du
Der Erd' alleinigen Genuß verlangteſt,
Wenn alle ſtumm dir fröhnten, wenn den Frevel,
Sich Menſch zu fühlen, ſchnell Blutrache traf,
Und jeder Biedermann, der von dir ging,
Das Haupt befühlte, ob am Rumpf es feſt
Noch halte. Nimmer durfeſt du, Geſpenſt
Der Höll' entweihen dieſe Stelle, wo
Dem Menſchen iſt vergönnt zu ſchauen Gott
In ſeiner Schöpfung Pracht. Die Stell' iſt heilig!
Kein Heuchler nahe! — Wer nicht beten kann,
Der ſtöre nicht des Beters ſtille Feyer!

Der Scherbenberg zu Rom.

(Monte testaceo).

Ein Denkmal, deſſen keine Kunſt ſich freut,
Ward dir, beneidenswerthe Zunft der Töpfer!
Roms Töpfe bildete zum Berg die Zeit *);
Wer ſieht ihn, und gedenkt nicht ihrer Schöpfer?

Die Werke von Lyſipp' und Phidias
Sind Kalkſtaub jetzt, an Mauern längſt verwittert.
Den Berg hier wählte ſich die Zeit zum Spaß
Als Ruhſitz, wenn ſie Welten hat erſchüttert.

Der Vorzeit Heldenmäler ſind verſtäubt;
Du ſelbſt, o Rom! liegſt unter Schutt begraben.
Verſchont vom Zeitenſtrom der Berg nur bleibt,
Zu dem ihr Scherflein Sklav' und Conſul gaben.

---

*) Der ganze Berg beſteht bloß aus Scherben zerbrochener Erdgeſchirre.

Von Tempeln und Palläſten ließen die
Vandal und Hunne nur zerſtreute Trümmer;
Doch was Jahrhunderte geſammelt hier —
Den Scherbenberg zerſtreu'n die Menſchen nimmer.

Unſterblich Monument der Töpferkunſt,
Das die Natur mit friſcher Wang' umlächelt!
Vor dir verfleucht des Menſchen Werk wie Dunſt,
Den jetzt ein Lufthauch hebt, jetzt niederfachelt.

Drum füll' im Schatten, der den Fuß dir kühlt,
Den Weinpokal der köſtlichſte Falerner,
Den je kein Bauch uns hell und friſch erhielt *);
Die Roſe krön' ihn, duftend, ohne Dörner!

---

*) Im Innern des Monte Teſtacco ſind die beſten Keller von Rom. Der darin aufbewahrte Wein wird wegen ſeiner Friſche ſehr geſchätzt. Rings umher ſtehen Bänke und Tiſche im Baumſchatten, wo ſich die Römer, beſonders zur Herbſtzeit, zahlreich einfinden.

Villa Madama.

Auf dem Monte Mario vor der Porta del Popolo von Rom.

Steil war der Pfad und rauh. Doch jetzt beherrſcht
Mein Auge dich entzückt, o Flur von Rom,
Bis wo der Strom des Tybers fern in Duft
Und Glanz entſchwindet. Aber öd' und ſtill,
Im Kranz von traurigen Cypreſſen, ſteht
Hier auf der Berghöh' das zerfallne Schloß.
Wie traurig, wie verlaſſen! . . . Keine Spur
Von Menſchen! . . Doch, im Riedgras ruhet dort
Ein Hirt, indeß die Zieg' am Dornbuſch nagt.
„Sprich, Knabe! wohnt hier Niemand in der Burg?“
„Ich, Herr! und dieſe Ziege wohnen drin,
Mein Vater auch, und noch ein Bruder, die
Im Wald jetzt Reiſer ſammeln. Doch im Saal,
Dort, wo ihr Wand' und Decke ſehr bemahlt *),

---

*) Von Julio Romano u. Johann v. Udine, beide Raphaels Schüler. Die Mahlerey hat aber ſehr gelitten.

Da hauſen Fledermäuſe nur. Da ſpuckts!
Oft, wenn der Mond hineinſchaut, wenn der Wind
Durch offne Fenſter heulet, tanzen hier
Geſpenſter, gräßlich anzuſeh'n, mit Klau'n,
Und Schweif und Bocksfuß um die böſe Frau,
Der einſt das Schloß gehört. Sie geißeln ſie
Mit Schlangen. Einer Leiche gleicht ſie, blaß
An Lipp' und Wange. Doch ihr Auge glüht
Wie ein Karfunkel. Frankreichs Königin
Soll ſie geweſen ſeyn. Man hieß ſie nur
Die böſe Catharina *). Blut und Mord
War ihre Luſt. In jenem Saal, ſo geht
Die Sage, theilte man in finſtrer Nacht
Bei Tanz und Becherklang die Rollen aus
Zum Trauerſpiel, die Bluthochzeit genannt **).
Seht, dort, wo abgeſtuft der Kreis ſich hebt,
Da lechzte ſich am Bild des Opferfeſts
Das Aug'. Es tönte: „Gott, dich loben wir!"

---

*) Die Villa war ein Eigenthum der Catharina von Medicis.

**) Die Sage iſt, in dieſer mediceiſchen Villa wären die Fäden zu dem abſcheulichen Werk der Finſterniß im tiefſten Geheimniß geſponnen worden, unter der Maske der Freude.

Die Opfer fielen. Hoch von dem Balkon
Zu ihrer Wehklag', ihren Zuckungen
Hohnlächelte die Fürſtin; Muth einſprach
Ihr Wink den Henkersknechten. — Dieſe ſind's,
(Meint jetzt der Vater), die die böſe Frau
Beim Mondſchein geiſeln. Huſch! mir ſchaudert, wenn
Ich Abends ſcheu hin auf die Mauern ſeh;
Sie ſtehn ſeit Menſchenaltern wüſt und öd *):
Glaubt mir's, auf ihnen ruht Sankt Peters Fluch **)."
Der Knabe ſagte wahr. . . Nicht heiter ſtieg
Vom Berg ich nieder. Vor mir ſchwebte das
Geſpenſt der böſen Frau, bis mir am Fuß
Des Bergs der Freunde Gruß entgegen ſcholl.

---

*) Unweit von der Villa ſieht man in einem Halbkreiſe die Spuren eines kleinen offenen Theaters.

**) Wenn gleich die Mordgreuel der Bartholomäusnacht an denen der Revolutionstage ein grelles Seitenſtück erhalten haben, ſo erſcheinen doch jene im Auge der Religion gerade um deßwillen um ſo abſcheulicher, weil ſie unter dem Schein und Vorwand der Religion veranſtaltet und ausgeführt wurden.

Der Segen von Oben.

Ein Senfkörnlein iſt Gottes Reich:
Zum Pflanzchen keimt es zart und weich,
Muß kämpfen viel mit Stürmen.
Doch ſieh! erquickt von Sonn und Thau,
Wird es die Königin der Au,
Kann Heerd' und Vöglein ſchirmen.

Wenn du des Guten Saamen ſtreuſt,
Dich reines Sinns der Menſchheit weihſt,
Befiehl dich Gottes Wegen!
Die Ausſaat keimt geheim und ſtill,
Und wird gedeihn, wie Gott es will;
Vertrau nur ſeinem Segen!

Die Weihe zur Andacht.

Ich ſtieg hinauf zum Tempel, um zu beten,
Da ſah' hinein ich einen Gleißner treten,
Und mit der Andacht war es aus.
Doch betend knie'n voll Ruh und Himmelsklarheit
Sah ich die Einfalt, fromm in Geiſt und Wahrheit;
Da fühlt' ich mich in Gottes Haus.

Der Gleißner ſtand indeß am Hochaltare,
Stolz rief ſein hohes Auge: „Gott bewahre
Daß ich ſey, wie der Sünder dort!“
Von fern ſchlug an die Bruſt ein Armer;
Die Thrän' im Blicke, ſeufzt' er: „Gott Erbarmer!“
Doch heiter, ſah ich, ging er fort.

Kam eine Wittwe jezt, und ſchweigend drückte
Dem Armen ſie, der dankend aufwärts blickte,
Ein Scherflein in die dürre Hand.
Mit Kaltſinn ging vorbei der Phariſäer;
Doch Gott war jener Demuthsvollen näher,
Weil ſeine Lieb' ihr Herz empfand.

Der Tempel.

Beglückt, zu wem dein holder Blick ſich neigt,
O heitrer Glaube, von der Lieb' erzeugt!
Ihm ſtrahlt ins Herz ein Friede, fremd der Welt;
Durch Sturm und Nacht den Pfad dein Stern ihm hellt.

Der Schöpfung gab dein Licht des Frühlings Glanz,
Zum Tugendkampf winkt uns dein Sternenkranz;
Zum Schutz der Unſchuld weckſt du Heldenmuth,
Froh weih'n der Wahrheit deine Söhn' ihr Blut.

Ihr Ruhm iſt es, Nachahmer deß zu ſeyn,
Der allen leuchten läßt der Sonne Schein.
Ihr Mund von Nächſtenliebe wenig ſpricht;
Sie üben ſie. Das thut der Gleißner nicht.

Doch ſelten ach! erſcheinſt, o Engel du,
Vertrau'n im Blick und Heiterkeit und Ruh.
Entzückt küßt mancher deines Kleides Saum;
Doch ahnt er deines Odems Säuſeln kaum.

Ob auch der Dom von Gold und Marmor glänzt,
Der Schwarm der Pilger deine Bilder kränzt; —
Die Selbſtſucht nur beſeelet ihr Gebet.
Was frommen Tempel, wo dein Geiſt nicht weht?..

Tibur, jetzt Tivoli.

(Im Oktober 1817).

Hier, wo ich ſchreibe, Freund! – hat einſt Mäzen
Von ſeines fürſtlichen Pallaſt's erhabner Zinne
Das ſtolze Rom mit unbewölktem Sinne
Und ſeinem Lärme fern im ſchönſten Glanz geſehn.
Hier fühlt er ſich, beim Lied der Nachtigallen,
Verloren in den Zauberreiz der Au;
Vom Meer begränzt, umſtrahlt von Aetherblau,
Die ſchwere Laſt der finſtern Sorg' entfallen,
Und ſtieg er dann hinab in die gewölbten Hallen,
Durch die der Anio mit wildem Brauſen ſchäumt *),
Iſt, wenn des Stroms Kryſtall die Abendgluth beſäumt,
Der Schutzgeiſt Roms mit ernſten Mienen
Und warnender Geberd' ihm oft erſchienen.

---

*) Durch die untern Gewölbe des Pallaſts von Mäzen ſtrömt ein Arm des Fluſſes, und ſtürzt dann vor den Fenſtern der Villa die Felſen herunter.

Die Weltherrſchaft, Auguſt's Idol,
Vergleichend mit dem Wogenſturz, der nimmer
Zu ſtürzen ruht, bis einſt durchwühlt und hohl
Das Felsgebirg' zuſammenbricht in Trümmer.
Prophetiſch ſprach er dann, Caſſandern gleich:
„So wie der Bürger Tugend hob das Reich,
So wird, ſo muß ihr Uebermuth es fällen.
Schon macht die Ueppigkeit ſie feig und weich;
Man hört den Neid des Pöbels gelb und bleich
Um die Palläſte ſtolzer Praſſer bellen.
Man ſieht den Edelmuth, wie Schaum der Wellen
Am Felsgeſtad, vor ſchnödem Gold zerſchellen.
Schon wagt's kein Cato mehr, den reichen Böſewicht
Vor allem Volk zu ziehn in's Strafgericht.
Noch mancher Stoiker wird zwar von Tugend ſchwatzen;
Doch, weil ſein Beyſpiel Hohn den Lehren ſpricht,
So lächelt Alt und Jung der eiteln Fratzen.
Den Circus ſiehſt du vollgedrängt, die Tempel leer.
„Wozu bedürfen," kreiſcht der Witz der Spötter,
„Des Weihrauchs wohl die ſeel'gen Götter?"
Geopfert wird fortan nur Einem Gotte mehr,
Dem Bauch; der wird ein Ungeheuer,
Das nimmerſatt und grauſam wild,

Des eignen Kind's nicht ſchont. Was ſonſt den Hunger ſtillt,
Reizt ihn zu neuer Wuth. Vom Feuer
Der Zwietracht furchtbarlich
Entbrannt, ſieht man die Bürger ſich
Zerfleiſchen wie Hyänen, Gift in Zahn und Kralle.
Es tobt ein Krieg von Allen wider Alle;
Das große Kaiſerreich gleicht einem Balle,
Den der Parteien Wuth dem in die Hände wirft,
Der höhern Kaufpreis beut für eine Krone,
Befleckt nicht nur vom Blute der Nerone,
Auch von der Völker Blut, die zu der Menſchheit Hohne
Wahnſinn'ger Herrſchſucht Schlund hinabgeſchlürft.
Doch wird das Maas einſt voll. Den rüſtigen Barbaren —
Der Römling ſpöttle nur! — legt dann die Nemeſis
Das Rachſchwert in die Fauſt. Schon Varus hat's erfahren,
Wie ſchwer der Arm ſey dieſer rohen Schaaren.
Rom ſelbſt wird ihn einſt fühlen. Riß auf Riß
Stürzt Pfeiler über Pfeiler ein. Verſchmähte Götter
Verſagen ihren Schutz. Wo zeigt ſich noch ein Retter?
Ein Zins, den Feigheit zollt der Horden kühnem Muth,

Wird ihn erhöhn, und bald ſchwimmt Rom im eignen Blut,
Indeß der Hunn' und Goth' aus ſeinen Meiſterbildern
Sich Kalk zu Hütten brennt. Wer gibt mir Farbengluth,
Um der Verwüſtung Grau'l lebendig vorzuſchildern!" —
Wohl war's kein Traum, Mäzen! der täuſchend dich umſchwebt,
Ein Nachtgeiſt, nahte ſich des Schickſals ſchwarze Stunde
Der Weltgebieterin. In weiter Runde
Seh' ich Ruin, der auf Ruinen ſich erhebt.
Wo Tempel prangten, zeigt, vom Geisblatt jetzt umwebt,
Zerfallnes Mauerwerk mit Wuth zerbrochne Säulen.
Der Kaiſerwohnungen Getrümmer theilen
Der Hirt und Winzer ſich zum Dach.
Den Schutt der Villa, wo zur Rettung vor der Schmach
Der Tyranney das Bündniß ward beſchworen
Von Caſſius und Cäſars eignem Sohn *).

---

*) Von der Villa des Caſſius und Brutus ſind die Subſtruktionen in einem Wald von Oelbäumen vor dem Eingang von Tivoli noch zu ſehen.

Verbirgt des Oelbaums Schatten. Keiner Leyer Ton,
Die Flakkus einſt berührt, ergötzet mehr die Ohren.
Dort, wo er ſang, tönt dumpf, von keinem Orgelklang
Belebt, der Bettelmönche Gruß der Horen *).
Auch hier, wo ſich dein Geiſt dem Weltgewühl entſchwang,
Auch hier, Mäzen! hat der Zerſtörung Arm gewaltet.
Doch würdeſt du verſöhnt mit ihrer grauſen Spur
Vom ſanften Jugendglanz der immer ſchönen Flur. —
Den Menſchen, hat er Göttliches geſtaltet,
Ergötzt die Muh' es zu zertrummern nur,
Indeß die ewig ſchaffende Natur
Stets aus des Schönen Staub des Schönen Blüth' entfaltet.

---

*) Ueber den Bädern des Horaz bey Tivoli iſt jetzt ein Franziskanerkloſter erbaut.

Die Feldkapelle.

Ruhend auf grünem Hügel in einer alten
Buche Schatten, ſah ich, wie die Sonne hinabſank
Hinter leichtem Gewölk. Die Schnitter kehrten
Fröhlich ſcherzend und ſingend vom Feld. Am Wege
War ein Kapellchen. Niederlegend die Sichel,
Knieten Madchen und Knab', und die Eltern mit Andacht
Vor das Gebild der Madonna mit dem Kinde.
Abendglanz, hinſtreifend am ſilbernen Scheitel
Greiſer Schnitter, am Goldgelocke des Jünglings,
Und an der Kornblum' und den Spitzen der Aehren
Um der betenden Madchen geflochtenes Haupthaar,
Gab dem Gnadenbild ſolche Beleuchtung, daß es
Schien zu leben. Den Segen, glaubt' ich, ertheile
Mit dem Handchen das Kind. Madonna ſtralte
Ganz in himmliſcher Anmuth. Einen Greiſen bemerkt' ich,

Welchem die Thräne funkelnd fiel von der Wange,
Als er, ſanft ſich verneigend, aufſtand. Entgegen
Ihm, zu erfragen ging ich den Grund ſeiner Rührung.
„Nimmer bleibt ihr verwundert“, ſprach nun der Alte,
„Wenn ihr vernehmt die Geſchichte des Bildes.
Wild und öd' umher war die Gegend. Mein Aelter-Vater
Machte ſie urbar, und da fand er das Bildwerk
Unter Schutt, und erbaut' ihm dieſe Kapelle.
Lange ſchalt ihn verdrießlich der Pfarrer, ſchmollend
Ueber des Götzendienſts Gräuel. Doch der Finder
Ruhete nimmer, bis mit Feſtgepränge das Bildniß
Ward vom Pfarrer geweiht vor der ganzen Gemeinde.
Viele Sommer verfloſſen ſeither. Die Aerndten
Waren alle geſegnet. Wie wär' ich heute
Ohne Rührung geſchieden von der guten Madonna?“
Näher jetzt tretend dem Gnadenbild, erkannt' ich
Einer Ceres Geſtalt von griechiſchem Meiſel,
Links den Aehrenkranz in der Hand; auf den rechten
Arm hingelegt war ihr ein lieblicher Amor
Von dem Finder, welcher, der Götterlehre nicht kundig,

Ceres und Amor fromm zuſammengefüget
In die Gruppe der Mutter mit dem göttlichen Knaben.

Die Kaiſerpalläſte.

(Mons Palatinus zu Rom).

Die Sonne ſtralt, der blaue Himmel lacht
Ob dem Ruin der Welttyrannen-Pracht.
Wo finſter einſt ein Auge nichts erblickt,
Als Sklaven, ſieht der Waller jetzt entzückt.

Voll Mutterliebe, deckt der Knechtſchaft Spur
Mit zaub'riſchem Gewebe die Natur;
Wo am Portik der Adler ſtolz geſchwebt,
Jetzt ſanft die Reb' am Ulmbaum ſich erhebt.

Hier einſt des Herrſchers Fuß auf Purpur ſtand,
Von Gold und Marmor glänzten Deck' und Wand;
Doch ein Geſpenſt fuhr ſchaurig durch die Bruſt,
Und miſchte Gift in jede Lebensluſt.

Wenn dir, Tyrann! die Wolluſt hier gewinkt,
Hell im Smaragd der Göttertrank geblinkt,
Da ſahſt du Schatten bleich und blutgefleckt;
Du flohſt, von bangen Seufzern weggeſchreckt.

Umſonſt! dir ging der Unſchuld letztes Ach,
Der Fluch der Völker unerbittlich nach;
Stets ſchwebte dir mit Schlangengeißeln vor
Der ſchwarzen Eumeniden hehrer Chor.

Doch dieſe Trümmer ſind ein Sühnaltar.
Die Blume haucht mir Duft, die Luft iſt klar;
Froh an der Mutter Bruſt der Säugling ſpielt;
Wo Nero ras'te, ſanft der Menſch jetzt fühlt.

Das römiſche Forum.

(Jetzt Campo Vaccino).

Hier, wo die Pracht noch jetzt im Schutt erglänzet,
Wie ſtolz hat hier die Vorwelt ſich bewegt!
Die Kronen, ſeht! die ihre Stirn' umkränzet,
Sind hier zerbrochen auf ihr Grab gelegt.
Ihr Trümmer, hebt des Sterblichen Gedanken,
Nur, daß er beſſer fühle ſeine Schranken!

Was ein Jahrtauſend ſchuf, hat ein Jahrtauſend
Mit ehrnem Fuß und wilder Luſt zerſtört;
Was übrig ließ der Rohheit Wuth, verbrauſend,
Als Heiligthumer jetzt der Kunſtſinn ehrt.
Wie vor Jahrtauſenden mit gleichem Schimmer
Blickt Sonn' und Mond auf alter Größe Trümmer.

Wo Tullius gedonnert *), muhen Kühe,
Der Eſel trabt, wo Caſar triumphiert;
Wo vor Auguſt der Erdkreis bog die Kniee **),
Durch Dorngebüſch die Ziege meckernd irrt.
Am Kapitol hört man nur Bettler ſchreyen;
Oed' trauern dort des Koliſäums Reihen.

Der Eintracht bauten Römer einen Tempel ***)
Im Kranz von Siegesbogen, welche doch
Zum Hohn der Menſchheit prangten mit dem Stempel:
„Vereint hat alle Völker unſer Joch!“
Empört warf jetzt der Nord des Joches Splittern
Rom in's Geſicht, und ließ die Dränger zittern.

Der Glaub' an falſche Götter fiel; da bebten
Die Tempel auch; doch manche Säule preiſt
Noch jetzt den Einen, dem die Chriſten lebten,
Getreu bis in den Tod mit Heldengeiſt.
Dem Kreuze, Jeſu ſchlichtem Siegeszeichen,
Sah man der Götter ſtolze Bilder weichen.

---

*) Das Roſtrum.

**) Der Palatin.

***) Der Tempel der Concordia.

O hehrer Troſt, der du entſtralſt dem Kreuze
Das ſtill und ernſt auf Grabern ſich erhebt,
Hier wo der Sklav entweihter Sinnenreize
Schon vor dem Wort des Todes feig gebebt!
Mit heiterm Blick ziehn Chriſten durch Ruinen
Nach jenem Land, wo ewig Palmen grünen.

Die Prieſterweihe.

(Rom im Auguſt 1817).

Von dir, o Herr! geſtiftet, gleich
Dem Senfkörnlein iſt Gottes Reich;
Du gibſt das Wachsthum und Gedeihn.
Die Aerndt' in dieſem Reich iſt groß,
Die Zahl Berufner gränzenlos,
Doch der Erwählten Zahl nur klein.

Der Prieſter, den du dir gewählt,
Sey ganz von deinem Geiſt beſeelt!
Dies flehn wir tiefgerührt, o Herr!
Er ſuche ſich nicht, nur dein Reich,
Und ſchäme, den Apoſteln gleich,
Sich deines Kreuzes nimmermehr.

Der Unſchuld Glanz ſey ſein Gewand!
Dein Reich, nicht eitler Weisheit Tand
    Verkünd' er uns mit Mund und That!
Er ſtärk' in uns des Glaubens Kraft,
Des Glaubens, der die Liebe ſchafft,
    Durch die der Menſch der Gottheit naht.

Beſchirm' ihn vor der Böſen Rath,
Gieb deinen Segen ſeiner Saat;
    Füll' ihm die Bruſt mit Muth und Licht!
Nach deinem Vorbild, ew'ger Hirt,
Leit' er uns, daß kein Schaaf verirrt,
    Daß Alle ſchaun dein Angeſicht!

Der Grundſtein der neuen Kirche.

Der du den Weltenraum mit Sonne, Mond und Sternen
Zur Wohnung dir erbaut in unermeßnen Fernen,
Und jede Menſchenbruſt zum Heiligthum geweiht!
Sieh' vaterlich herab, wenn wir, dein Lob zu ſtammeln,
Aus Stein den Tempel bau'n, wo fromm der Geiſt ſich ſammeln,
Das Herz ſich prüfen kann, nicht von der Welt zerſtreut.

Ein Grundſtein nur ſteht feſt, der, den du ſelbſt gegründet,
Die Lehre, die du uns durch deinen Sohn verkündet.
Sie ſey, Allvater! auch des neuen Tempels Grund!

Dein Wort ſoll hier die Bruſt mit Licht und Kraft durchdringen,
Zu ew'ger Wahrheit ſich vom Staub die Seele ſchwingen.
Damit die That bezeugt, was laut bekennt der Mund.

Mög' ohne Hülle hier das Herz zu dir ſich heben,
Der Bruderliebe Gluth des Glaubens Kraft beleben,
Die Hoffnung Morgenglanz uns ſtreu'n ins Erdenthal!
Dann dient dein Tempel hier zum Vorbild uns der Hallen,
Wo des Vergelters Thron die Seligen umwallen,
Wie um der Sonne Bahn die Sterne ſonder Zahl.

Die Orgel.

Wunderſchön im hochgewölbten Dom
Schwebſt du, wie ein Sternenchor am Himmel;
Deiner Töne feyerlichem Strom
Weichet ehrfurchtsvoll das Erdgetümmel.
Ueber die Gemeinde fleußt er hin,
Läutert, ſtärkt und adelt ihren Sinn.

Mit der Allgewalt der Harmonien
Leiteſt du, wie Bäche, die Gefühle.
Haß und Neid erlöſchen, Sorgen fliehn;
Staubbewohner ſehn verklärt am Ziele.
Sünder füllſt du mit der Wehmuth Schmerz;
Wenn du jubelſt, jubelt jedes Herz.

In der frommen Einfalt ſchwaches Lied
Tönſt du Kraft, die Herzen zu durchdringen;
Dem Geſang, von Liebe ſanft entglüht,
Gibſt du Flügel, ſich zu Gott zu ſchwingen.
Tempel und Gemeinde ſchwebt empor;
Mitzuſingen ſcheint der Engel Chor.

Heiliger dem Herzen wird das Feſt,
Wird der Trauertag durch deine Klänge.
Hier am Brautaltar wie Frühlingsweſt,
Wie im Hain der Nachtigall Geſänge,
Kunden ſie, gleich Donner und Orkan,
Dort am Grab den Sieg des Geiſtes an.

Legende.

Saß ein Augur einſt im Vorgemache
Des Prätoriums, wo ſeiner Sache
Wegen auch gerad Sankt Paulus ſtand,
Harrend auf Beſcheid. Zu ihm gewandt,
Höhniſch lächelnd ſprach der Zeichendeuter:
„Welch ein Wahnwitz macht dich zum Beſtreiter
Unſrer Götter? Sind ja Träume bloß,
Für den Pöbel herrlich, ſchön und groß.
Selbſt dein Meiſter, wär' er nicht geſtorben
Voll der Schmach am Kreuz, fürwahr erworben
Hätt' ein Plätzchen im Olymp auch er;
Denn dort ſteht noch manche Blende leer
Für der Dichtung Hirngeburt, die Götter.“
Paulus ſah mit Wehmuth an den Spötter.
Drauf begegnet er nach wenig Tagen
Ihm beim Tempel, wo vom Donnerwagen

Blitzet Zevs *). Es ſchrie der Schalk, den Blick
Wild verdrehend: „Welch ein Mißgeſchick
Droht dem Reich! Im Eingeweid' des Stieres
Las ich's: Dieſe Sekte, die ſich ihres
Gottes rühmt, den man zum Kreuz verdammt,
Hat den Zorn des großen Zevs entflammt.
O erbarmt euch eurer Stadt, ihr Götter,
Schleudert ſie in Staub die freveln Spötter!“
Rief's, und lachte innerlich darob.
Paulus ſtill den Blick zum Himmel hob,
Und zu Boden ſtürzten rings die Götter,
Den Augur zermalmend, ihren Spötter.

---

*) Auf dem Forum (jezt Campo Vaccino) ſtand der Tempel des Jupiter Ammons, wovon man jezt noch drey herrliche korinthiſche Säulen ſieht. Wo der Apoſtel gefangen ſaß, am Fuße des kapitoliniſchen Berges, ſteht jezt die Kirche St. Pietro in Carcere.

Das Schöne.

Dort, wo den Dom für der Athene Bildniß
Den Phidias Perikles bauen hieß,
Bewahrt von Säulentrümmern nur der Wildniß
Geſtrüpp, was der Barbar noch übrig ließ.
Kaum, daß noch eine Spur von Götterſagen
Des Forſchers Blicke zu entdecken wagen.

Der Platz am Meer, wo, wie ein Gott im Volke,
Demoſthenes der Herzen Strom gelenkt,
Schweigt öde jetzt, ſo oft nicht eine Wolke,
Von Weitem ſchwarz, ſich rauſchend niederſenkt.
Wo Sophokles entlockte ſüße Thränen,
Hört man die Winde bang durch Diſteln ſtöhnen.

Hier ſucht das Aug' umſonſt die Propyläen,
Wo Sokrates den Gott in uns befrug,
Das ewig Schöne Plato lehrte ſehen,
Zum Lied Homers der Greis die Laute ſchlug.
Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde,
Daß es zertrummert, daß zu Staub es werde.

Das Eine bleibt, die Sehnſucht nach dem Schönen,
Die, gleich dem Schönen ſelbſt, unſterblich bluht.
In Taſſo lebt, wie in Virgil, das Sehnen,
Das, nie geſtillt, nach Idealen gluht.
Viel Schönes iſt auf Erden ſchon entſchwunden;
Doch ſchöner iſt, was keiner noch gefunden.

Der Nachahmer.

(Im Vatikan).

Was fehlt dem Abbild hier? Iſt's nicht genau
Dem Urbild nachgezeichnet, nachgemahlt?
Erkennſt du Zug für Zug nicht Raphaels
Madonna und ihr göttlich Kind *), umſtrahlt
Von Glanzgewölk und Engelsköpfchen; vorn
Den Genius mit himmelvollem Blick;
Johannes hier, der vor Herodes Zeugniß
Der Wahrheit gab, wie in der Wüſte; dort
Hieronymus, deß Löwenmuth bewacht
Ihr Heiligthum; voll hoher Einfalt dann
Franz von Aſſis, und hier den Donator
In Demuth fromm? — „Wohl ſeh ich alles dies
Im Vorbild. Auch im Nachbild iſt kein Zug

---

*) Das Gemählde ſtand ſonſt zu Foligno, hernach einige Zeit im Muſeum zu Paris; jetzt iſt es im Vatikan.

Vergeſſen, und kein Faltenwurf, kein Licht,
Kein Schatten. Eins nur fehlt – die Seele" —
„Wie?
Iſt leblos denn mein Bild?" – Das eben nicht;
Allein von höhern Lebensfunken, von
Der göttlichen Begeiſt'rung, die im Werk
Des Meiſters athmet, weht in deinem Nichts.
„Wie mach' ichs Freund! Ins Nachbild dieſen Geiſt
Hineinzuzaubern?" – „Mach's gerade ſo,
Wie Peruginos Schüler *). Steig hinab
In deines Innern Tiefen! Lerne hier
Mit Innigkeit beſchaun das Göttliche,
Das Ewig-Schöne. Dieſe Harmonie,
Der Anmuth Götterhauch, des Farbenſpiels
Melodiſch Schweben, und des Ideals
Geheimnißvoll Gewebe – Nein, dich lehrt's
Kein Bilderſaal. Erſt fühlen mußt du es,
Und tragen in der Bruſt. Belauſche dann
Der holden Jungfrau im Gebete ſich
Verklärend Angeſicht. Bewundere
Den ſchönen Knaben; wie vom Auge, Stirn
Und Wange ſtralt die ſtille Majeſtät

---

*) Raphael von Urbino.

Der Unſchuld! Kehre drauf zu Raphaels
Madonna mit dem Kind, und — male! — Nicht
Was ſieht dein Auge; was der Genius
Dir eingibt, male! — Leben wird dein Bild!
Denn jeder findet deine Seele drinn."

Die Villa Hadriana.

(Bey Tivoli).

Zerſtörte Trümmer, von der Sonn' erhellt,
Entragen dem Gebüſch von Tiburs Hügeln;
Dort ruhte ſtolz ein Adler einſt, die Welt
Umſchattend mit des Friedens ſanften Flügeln.

Mit allem Zauber von Geſchmack und Gold
Rief Hadrian Athen nach dieſen Gründen;
Der Muſen Gott, der Kaiſerſchöpfung hold,
Kam ſelbſt der Künſtler Buſen zu entzünden.

Der Triumphator fühlte hier entzückt
Sein Herz ſich mit der Menſchlichkeit verſöhnen,
Gerührt von einer Macht, die nur beglückt,
Und nie zerſtört — der Macht des Ewig-Schönen.

Ein Hoherprieſter von Apoll, erſchien
Der Weltdeſpot, den Plato's Geiſt umſchwebte,
Gekrönt mit Kränzen, die unſterblich blühn,
Die Tage ſegnend, die er hier verlebte *).

Dort ſank die Sonn' hinab! Doch höhern Glanz
Ergoß ſie ſinkend noch auf die Gefilde.
So hat ſich hier der Liebling Griechenlands —
Der Schönheitsſinn verklärt mit Göttermilde.

Wild rankt Geſtrüpp ſich um Ruinen jetzt,
Wo ſich Natur und Kunſt ſo zart umfingen.
Doch hör' ich hier, von Trümmern noch ergötzt,
Die Nachtigall das Lob des Schönen ſingen.

---

*) Il réduisit à ces sept années (passées dans cette Villa) par un calcul philosophique le temps qu'il avait vecu. Dupaty lettres sur l'Italie. LXXI.

Die Wahrheit.

Blick in dein Herz, blick auf zum Glanz der
Sterne!
Dir ſtralt ein reines Licht von nah und ferne.
Zwar nur ein Schleyer iſt dieß heitre Licht;
Doch mild durch ihn der Wahrheit Sonne bricht.

O folge fromm und treu dem hehren Lichte!
Folg' ihm, wenn mit des Seraphims Geſichte
Als Trug es höhnt die ſchmeichelnde Begier!
Dein Richter, ſtralt es in und über dir.

Elegien zu St. Onuphrio bei Taſſo's Eiche.

A. Der Tugend Zeugen.

Eiche! die du Ruh' in Taſſo's Bruſt geweht,
Manche Seele hat ihr kindliches Gebet,
Ihr Gelübde dir, nur dir und dem vertraut,
Der das Saatkorn tief im Erdenſchoos bethaut.

Zeugen nicht bedarf des Frommen gute That;
Zeugt am ſchönſten doch die Frucht von edler Saat!
Und genügt es nicht, daß tief in mein Gemüth
Ueberm Sterngezelt des Vaters Auge ſieht?

Strahlt in unſre Bruſt dies Auge Beifall nicht,
Jubelnd ihm umſonſt der Zeugen Menge ſpricht;
Doch die ſtille That, von keines Lob erhellt,
Wird verklären einſt der Herr vor aller Welt.

B. Taſſo's Eiche.

Süß war dein Traum, o Taſſo! ſüß und ſchön,
Bis dich Erfahrung weckte rauh und kalt;
Doch ließ dich Wehmuth ſtill die Dämmrung ſehn,
Hier, wo des Lebens Mißgetön verhallt.

Mild hat der Eiche Säuſeln dir geweht,
Dem ein Orkan des Herzens Blüthen brach;
Den Engel Liebe, den die Welt verſchmäht,
Begrüßte hier noch fromm dein leiſes Ach!

Sie, der ſo feurig glühte dein Geſang,
Verließ dich nicht, als Freundſchaft ſelbſt dich mied;
Vom Himmel tönte dir ihr Zauberklang
Noch hier, ſo oft die Sonne kam und ſchied.

Von allen Gütern, die das Glück dir lieh,
Zwar nicht Eines deine Sehnſucht rief;
Doch was du ſtets geſucht, gefunden nie,
Beſtrahlte noch dein Aug', als es entſchlief *).

---

*) Die ſchlanke, hoch- und breitwipflichte Eiche, unter welcher Taſſo, der Welt und Menſchen überdrüſſig, am ſinkenden Lebensabend manche Stunde ſoll einſam verweilt haben, ſteht auf dem Berge Janikulus, und beſchattet dort eine im abgeſtuften Halbkreis geſtaltete Terraſſe, von welcher ſich eine herrliche Ausſicht über Rom und die Umgegend darbietet. Nicht weit davon iſt das Kloſter St. Onufrio, in deſſen Kirche Taſſo's Gebeine ruhen. Sein Grabmahl, zwar von Marmor, aber geſchmacklos, zeigt (außer einer Grabſchrift) des Dichters Bildniß, in Oehl gemahlt, aber durch das Alter ſehr verdunkelt.

C. Troſt.

Wenn du leideſt, wenn in deine Seele
Sich der Schwermuth düſtre Wolke ſenkt,
Wenn kein Stern in deines Jammers Höhle
Einen Stral der beſſern Zukunft lenkt,
Faſſe ſtillen Muths die bittre Schaale!
Bald erblinkt ſie dir von höherm Strale.

Tief in Todesſchlummer hat der Freuden
Zauberklang gewiegt dein zärtlich Herz.
Schweigend nahn ſich dir die ernſten Leiden;
Sinnvoll winkt ihr Auge himmelwärts.
Jenes Weſen ſendet dir die Leiden,
Das die Blum' erquickt auf dürren Haiden.

Dieſem Weſen dienen Sonn' und Stürme
Für den Zweck, den Menſchen wohlzuthun;
Zu der unbewehrten Unſchuld Schirme
Läßt es ſeine Blitze nimmer ruhn.

Rollt ſein Donner, Frevler ſoll er ſchrecken;
Doch ſein Engel wird die Frommen decken.

Blumenwege führen nicht zum Himmel.
Trüglich Gift reicht dir der Menge Lob;
Mancher fiel, betäubt vom Preisgetümmel,
Den die Läſt'rung über ſich erhob.
Der Verläumdung Schlangenzungen reizen,
Stets nach reiner Tugend Ruhm zu geizen.

Eigenliebe hüllt in dunkle Falten
Unſrer Fehler heimliches Geſchwür;
Heilung kann es nur vom Schmerz erhalten,
Unberührt gereicht's zum Tode dir.
Freye fühlen ſich in Banden freyer,
Und geläutert wird das Gold im Feuer.

Prahle nicht, du ſeyſt ein Liebling Gottes,
Wenn die Leiden dir vorübergehn;
Doch, zu der Verfolgung, zu des Spottes
Ziel erkoren, darfſt du aufwärts ſehn.
Faſſen darfſt du ſtillen Muths die Schaale,
Bitter zwar, doch hell vom höhern Strale.

D. Zuverſicht.

Trübſinn, dunkles Kind der Selbſtſucht, bleibe
Meiner Seele fern!
Daß dein Mißklang nicht den Muth betäube,
Der mich ſpornt, wenn ich die Bahn beſtäube,
Nach dem beſſern Stern.

Welkt die Saat, für die ich kindlich flehte?
Nein, ſie welket nicht!
Welch Gewitter, welcher Sturm verwehte
Je das Saatkorn, das der Vater ſäte,
Spendend Thau und Licht?

Wenn ich kämpfend nach dem Guten ſtrebe,
Werd' ich Kindern gleich;
Betend, daß mein Opfer rein ſich hebe,
Daß in mir kein Erdgedanke lebe,
Gott nur und ſein Reich.

Eine Sonne hellt der Welten Pfade,
Einer hält Gericht.
Irrthum iſt das Loos der Menſchheit. Gnade
Füllt die Kluft. Was krumm iſt, macht gerade
Der die Kronen flicht.

E. Abendbetrachtung.

O curas hominum, o quantum est in rebus inane!

Persius.

Des Zephyrs Hauch weht in der Eiche Blättern,
Vom Dämmerſchein aus Weſten mild durchglüht;
Des Nachtigallgeſangs frohlockend Schmettern
Verſchmelzt ſich in ein melancholiſch Lied,
Und Roms dumpfbrauſendes Getöſe gleichet
Der Meeresbrandung, wenn der Sturm entweichet.

Dein Schweigen, o Natur! winkt der Betrachtung,
Die, von der Vorwelt Genien umſchwebt,
Mit Wehmuth ſieht der Zauberflur Umnachtung,
Den Blick dann ruhig zu den Sternen hebt,
Und, ſanft verloren in den lichten Sphären,
Der Welt vergißt, gemiſcht aus Trug und Zähren.

Wie hat die Bruſt der Morgenglanz des Lebens
Mit frommen Idealen mir geſchwellt!
Froh ſtrebt' ich ihnen nach; doch des Beſtrebens
Hohnlächelte die liſtig kalte Welt.
Dort winkt mir Troſt und Fried' aus heitrer Ferne!
Der Sehnſucht Freiſtatt ſind die goldnen Sterne.

Wie Gras verblühn die ſchönſten Erdenkronen,
Die lockend baut die Wolluſt und der Ruhm;
Doch in des Geiſtes ewig klaren Zonen
Hat die Unſterblichkeit ihr Heiligthum.
Wie euch, ihr Sterne, durch die Nacht der Zeiten,
Seh ich die Wahrheit und die Tugend ſchreiten.

F. Das Licht des Lebens.

Einen Funken aus der heiligen Fülle
Seines Urlichts hauchte der Ewige,
Unerforſchliche, der Himmel und Erde rief
Aus dem Nichts, in das Menſchengebilde.
Hellt dieſer Funke den Pfad des Lebens,
Geußt ſein Schimmer ſich aus in der Bruſt,
Sanft erwärmend, o da verſchönt die Erde
Sich zum Paradies, und ein himmliſch Entzücken
Sagt es der Seele leiſ': Ihr Vater ſey — Gott,
Und ihr Gefühl wird ganz zu Gebet und Hymnus.
Liebe, göttliche Liebe! dem Sterblichen
Gab zum Pfand der Unſterblichkeit dich der Schöpfer.
Mag des Bergſtroms Wuth nun verwüſten die Flur,
vom Bliz
Dampfen der Wald, und Halm und ſchwellende Frucht
Sinken, vom Sturme zerknickt — den Menſchen
Siehſt an der Liebe Hand du über den Trümmern

Seiner Schöpfungen wandeln, wie einen Gott,
Aber weh', erſtirbt ihm der Funk' in der Bruſt!
Vergebens
Prangt im beſchimmerten Duft und Thau das Land,
Reich mit Früchten geſchmückt; vergebens wirbelt
Ihren Geſang im Sonnenfluge die Lerche;
An der Quelle, worin des Aethers Bläue die Schatten
Stiller Myrthen erhellt, verhaucht der Nachtigall
zärtliches
Lied umſonſt. Es ſchleicht im herrlichſten Eden
Leichenähnlich der Menſch, hat in ihm die Selbſtſucht
Ausgelöſcht den Funken vom Himmel — die Liebe. —
Sinkende Sonne, verweile! Welchen Zauber
Lächelt auf das Gefild noch ſcheidend dein Blick!
Wie die Blätter der Eiche hier glühn! Doch ſchaurig
Würde von öder Grabnacht umfaßt die Prachtflur,
Stralte jetzt an des Himmels dunkelndem Zelt
Freundlich der Abendſtern nicht, dein Liebling; glänzte
Von der ſchweigenden Luna Wange dein Kuß nicht!

G. Der Abſchied von Taſſo's Eiche.

Leb' wohl, o Eiche! Oft noch wehe
Dem Pilger Himmelslüfte zu;
Ein Zeuge beßrer Welten ſtehe
Noch lang' auf dieſer ſtillen Höhe,
Und ſäusle Kühlung, ſäusle Ruh!

Zu dir entfloh ich dem Gewühle,
Ließ Belveder' und Kapitol,
Als ſtünd' ich, Taſſo gleich, am Ziele.
Dir, Freundin himmliſcher Gefühle,
Sag' ich mit Wehmuth: Lebe wohl!

Gebet für die Verläumder.

Du weißt es, Herr! ob ich dein Reich geſucht?
Ob heilig iſt die Zunge, die mir flucht?
Dein Blick durchſchaut der Herzen tiefſten Grund.
Vor dir bin ich ein Sünder. Doch warum
Bebt' ich vor deines Richtſtuhls Heiligthum?
Du ſprichſt mein Urtheil, nicht der Lügner Mund.

Sie ſchäumen, wie des Meers ergrimmte Fluth.
Biſt du mit mir, ich lächle ihrer Wuth.
Die tödten kann den Leib, die Seele nicht:
Wenn die Poſaun' uns ruft, vor dir zu ſtehn,
Und ſie auf mich dein Auge ſtrahlen ſehn,
Wie wird ſie dann durchſchauern dein Gericht!

O du, der einſt mit himmliſchem Gebet
Fur ſeine Mörder noch am Kreuz gefleht,
Geuß deines Mitleids Gluth in meine Bruſt!
Sie wiſſen nicht, die Blinden, was ſie thun,
Sonſt würd' ihr Herz an deinem Herzen ruhn;
Sie fänden nicht am Laſtern ihre Luſt.

Der Armen ſchon', ach! ſchone, guter Hirt!
Sie haben ſich in Wüſteney'n verirrt;
Da ſtrömt kein Quell, kein Stern durchblinkt die Nacht.
Zu dir, des Lichtes und der Liebe Quell,
Aufblick' ihr Herz, und werde ſanft und hell,
Und nimmermehr werd' ihres Grolls gedacht!

Das alte Formium, jetzt Mole di Gaeta *).

(Am 10. Oktober 1817).

Im Frieden hier in dieſer ſchönen Bucht,
Von Gärten, deren Glanz kein Winter trübt, umgeben,
Die Freyheit Roms zu überleben —
Verdiente wohl dies Loos zu ſeyn die Frucht
Des Lebens eines Cicero? — Ihr Götter!
Bewahrt vor ſolcher Schande Roms Erretter!
Doch, armer Tullius! dein Geiſt hat nimmer Ruh.
Mit Zittern flieheſt du,
Einſt Catilina's Niederdonnerer, vor Schergen
Des ſchwächlichen Antonius, des feigen Knechts
Des Weibs Kleopatra. Wie konnteſt du dir bergen,
Der Tod ſey wünſchenswerth, wenn rettungslos des Rechts

---

*) Auf der Stätte von Cicero's Villa, von welcher aus er, vor den Soldaten des Antonius fliehend, ihnen begegnete, und ſogleich enthauptet wurde.

Grundfeſten mit der Freiheit faſſen?
Doch nein; dich treibt das drükende Gefühl,
Umſonſt vor Cäſar, vor Pompejus und vor Allen,
Die nach der Tyranney verruchtem Ziel
Ausſtreckten längſt die Adlerskrallen,
In Demuth dich geſchmiegt zu haben, ach!
Zu deiner und des Vaterlandes Schmach.
Wie ſchöner war dein Ende, wenn, begeiſtert
Vom edlem Muth, du dich entgegenwarfſt dem Plan
Der Frevler, die des Staats durch Ränke ſich bemeiſtert!
Jetzt ſankſt, ein Opfer du der Göttin, welche nicht
Der Schein von Größe täuſcht, kein Pöbellob beſticht.
Sie trau'rte, da du fielſt, und rief: „Mit ſchönen Reden
Lenkſt du den Haufen wohl; den Feind in dir zu tödten
Vermag die Gottheit nur, die dir das Zeugniß ſpricht
Der Unſchuld, wenn den Stab der Unterdrücker bricht.“

Die Hungersnoth.

Welch Elend! Gott mir ſchaudert. Sind die Leichen,
Verkündigend das nahe Weltgericht,
Der Gruft entſtiegen? — Dieſe todtenbleichen,
Hohlaugig grinzenden Geſtalten gleichen
Geſpenſtern, aber Menſchen nicht.

Doch hört! ein Jammerruf, das Herz zerſchneidend,
Fleht Rettung von des Wuchers Tyranney;
Der Menſch, im Paradieſe Hunger leidend,
Wankt kraftlos hin, das Vieh im Stall beneidend,
Und ſeine Brüder gehn vorbey.

Und keiner reicht ihm Brod aus vollem Speicher,
Den blaß vor Angſt des Praſſers Geiz verhehlt.
Verſchmachten mögen Waiſ' und Wittwe, weicher
Wird nicht ſein Herz; doch lächelnd wird er reicher,
Je mehr der Hunger Opfer zählt.

Italia! hat die Natur mit Liebe
Ihr Füllhorn denn in deinen Schoos geleert,
Nur daß ſein Spiel des Wuchers Argliſt übe,
Ob auch des Armen Hand umſonſt ſich hübe
Zum Schöpfer, der die Raben nährt?

Ha! kommt kein Engel, der an dieſen Teufeln,
Mit Blut gemäſtet, rächt der Menſchheit Schmach?
Kann Mitleid in kein Herz die Wonne träufeln,
Zu retten, die am vollen Tiſch verzweifeln,
Worüber Gott den Segen ſprach? . . .

Aller Heiligen.

(Im Pantheon zu Rom).

Der du die Freunde deines Vaters alle
  Vereinſt wie Brüder dort in ſeinem Reich,
Dir tönt der Preis aus dieſer Tempelhalle,
  O Haupt und Hirt, als Gott dem Vater gleich!

Du ſprachſt einſt ſelig, die den Vater lieben,
  Und reinen Herzens, wie die Kinder ſind;
Die nicht dein Wort bloß hören, es auch üben,
  Von ihm erhellt in Nacht und Irrgewind'.

Du prieſeſt ſelig, die den Frieden ſuchen,
  Und, arm im Geiſt, auf ſtillen Pfaden gehn;
Die jene ſegnen, welche ihnen fluchen,
  In Druck und Schmach für die Verfolger flehn.

Wie Pilger zogen ſie durch's Erdgetümmel,
    Der Sehnſucht Blick zum Sternenland gekehrt,
Und ſammelten ſich Schätze für den Himmel,
    Als Nichts verſchmähend, was die Welt verehrt.

Du warſt der Fels, auf dem ihr Glaube ruhte.
    Orkane tobten rings; er wankte nie.
Wie Schaum der Wogen brach an ihrem Muthe
    Der Hölle Macht, verſchworen wider ſie.

Wie Gold in Gluth, ward ihrer Tugend Schimmer,
    Geprüft in Trübſal, rein von Schein und Trug;
Gott war mit ihnen, und ſie bebten nimmer,
    So furchtbar auch ihr Schiff der Seeſturm ſchlug.

Ein Wiederſchein vom Reich der Lieb' und Wahrheit,
    Hat hell geleuchtet vor der Welt ihr Licht;
Nun glänzen ſie in jenes Reiches Klarheit
    Gleich Sonnen vor des Vaters Angeſicht.

Sankt Michael.

„Von welchem Meiſter iſt dies Altarbild?“ –
„Kennt ihr den Pinſel nicht von Guido?“ gab
Zur Antwort mir der Kloſterbruder. „Fremd
Seyd ihr gewiß, habt ihr vom Wunder nie
Gehört, hier vom Erzengel Michael
Gewirkt, der, Gottes Stral im Blick, und ganz
Von Himmelskraft begeiſtert, bändiget
Die Schlange. Doch erzählen will ich's euch. –
Vor Allen mächtig war in dieſem Land
Johanna. Ihres Erbguts nicht allein,
Auch ihrer Schönheit Reiz gab einen Hof
Von Freyern ihr. Doch keinem neigte ſich
Ihr Herz. Sonſt war ihr ſanft Gemüth, ihr Sinn
Voll Milde für die Armen, und der Glanz
Der Unſchuld ihres Lebens Jedermanns
Bewund'rung. Oft betrat ſie fromm dies Haus

Des Herrn, wenn ſtill ſein hehres Opfer ward
Gefeyert, oder feſtlichen Geſang
Der Orgeltöne Strom zum Himmel trug.
Des Kloſters Abt war Diomed. Es that
Die Würde der Geſtalt der Seele Kraft
Und Anmuth kund. Johanna fühlte mehr,
Als Achtung für den Mann. Sie ward
Mit Zittern und Erröthen es gewahr.
Doch nährte ſich geheim die Gluth. Dem Abt
Erregte der Prinzeſſin emſiger
Beſuch im Kloſter endlich ſelbſt Verdacht.
Doch ſucht' er ihn mit edlem Anſtand zu
Verhüllen. Es gelang ihm lange Zeit.
Doch eines Tags, als nach dem Wechſelgruß
Sie mit geheimnißvollem Ungeſtüm
In ihn gedrungen war, zum Zweygeſpräch
Sie in des Garten Schattengänge zu
Begleiten, lenkt' er unvermerkt den Schritt
Zur Kirch' hinein, und hielt vor dem Altar
Sanct Michaels auf einmal ſtille, ſtarr
Die Blicke auf ſein Bild geheftet. Sie
Erhob nun auch die Augen nach dem Bild,
Von ihr noch nie geſehn. Doch wunderbar
Ergreift nach kurzer Weil' ein Schauern ſie.

Sie ſinkt dem Abt zu Füßen, ſeine Hand
Mit Thränen feuchtend, und geſenkten Blicks
Mit Beben für die ſchwere Unbild ihm
Vergebung flehend. Doch befremdet ſtellt
Der Abt ſich, bis ſie ihm erzählt, wie ſchnell
Das Anſchaun des Gemälds ihr Herz entriß
Der Sünde ſtill genährtem Traum, indem
Im Engel ſie ſein ſprechend Ebenbild
Erkannt, und in der Schlange Mädchenkopf
Ihr eigenes. (So hatte in geheim
Der Abt bey Guido ſich's erbeten). Zeuch
Im Frieden, meine Tochter! ſprach er nun
Erfreut, und reichte der Prinzeſſin gern
Den Schleyer. Ueber dem Altarblatt liest
Man jetzt: Hallelujah! Er hat geſiegt!" *)

---

*) Die Kirche Santa Maria del Parto in Neapel an der Mergellina wurde von Jacob Sannazar, Geheimſchreiber und Freund des Königs Friderich II. erbaut. Als Dichter wurde er Azzio Sincero genannt. Der Cardinal Bembo ſetzte ihm folgende Grabſchrift:

Da sacro cineri flores; hic ille Maroni
Sincerus, Musâ, proximus ut tumulo.

In dieſer Kirche befindet ſich rechts beim Eintritt das merkwürdige Bild, worin der Erzengel Mi-

Neapel.

Wie heißt das Land, wo ſtets das Aetherblau
Des Himmels ſtralend fließt um Meer und Au,
Um der Orangen Gold ihr Bluhduft ſchwebt,
Die Reb' am Oel- und Feigenbaum ſich hebt,
Und, reich an Trauben, liebend ihn umwebt?
Parthenope! Kein Land der Sonne
War einſt, wie du, des Griechen Wonne.

Wie heißt das Volk, das laut die Klage führt
Von tiefem Elend, doch die Hand nicht rührt
Zu ſchaffen das, woran es ihm gebricht —
Gewerb und Handel, Eigenthum und Licht,
Und Schutz der Unſchuld vor dem Böſewicht?

---

chael den Teufel bekämpft. Die Schlange trägt einen ſchönen weiblichen Kopf, und der Erzengel die Aehnlichkeit des Biſchofs von Ariano, Diomedes Caraffa. Der Biſchof ſchrieb nach ſeinem Siege die Worte: fecit victoriam, alleluja 1542 über das Gemählde.

Neapel gibt dem Volk den Namen;
Wer löſt den Fluch von ſeinem Saamen?

O Weltengeiſt, der dieſes Eden ſchuf,
Gib einem Genius den milden Ruf:
Er komm' erbarmend ſich des Zauberlandes!
Sein Volk mit friſchem Geiſt durchathm' er ganz!
Der Aſch' erſteh' es zum erloſchnen Glanz!
Das ſchönſte Land gleicht einem wilden,
Fehlt ihm ein Volk, um es zu bilden.

Die Wallfahrt nach dem Veſuv.

Als zum Fuß des Veſuvs wir gelangten, war es
Dunkel bereits. Langohre trugen beim Schein der Fackel
Jetzt hinauf uns den holprichten Pfad durch weite
Schwarze Gefilde von Lava. Hin und wieder
Sah ich die Rebe, den Feigenbaum umarmend,
Von der Fackel beglänzt, entragen der todten
Wüſte. Still war die Luft; der Himmel in leichten
Dunſt gehüllt. Doch hellte bezaubernd das Dunkel
Oft die ſprühende Gluth, die auf des Berges
Gipfel herrlich emporſchlug, gleich einer Garbe,
Die, wie Funken, die Aehren verſtreut. Ein Glöckchen
Tönte jetzt leiſ' hervor aus hoher Umſchattung.
Eine Klauſe verhüllt ſie, den Pilgern gaſtlich.
„Nag' am Geſträuch hier, mein treuer Langohr,“ ſagt' ich,
Und ich ſetzte mich unter den breiten Wipfel

Einer Platane, den Blick dem flammenden Krater
Zugekehrt. Als hätt' ich im Lethe getrunken,
Fühlte, ſanft erſchauernd, der Gottheit ſich näher,
Aber entrückt den dumpfen Schranken des Lebens
Meine Seele, und ihr ſchien jetzt, um ſich verſammelt
Aus der Ferne die lieben, ihr gleichgeſtimmten,
Seelen zu ſehn, und Gedanken und Gefühle
Tauſchte ſie traulich mit ihnen. Doch der Klauſner
Unterbrach das leiſe Seelengeſpräche, meinem
Freund und Begleitern erzählend: „Viele Jahre
Wohn' ich frohen Gemüths hier. Auch nicht mehr einmal
Stieg ich hinab. Wie könnt' ich zurück mich ſehnen
Nach dem Flachland? Ein Paradies iſt's für jene
Nur, die vorbeyziehn, oder von fern' es ſchauen *).
Hier erbleicht ſein Zauberglanz nie. Dort unten
Blaſen mit Gifthauch Wolluſt und Geiz und Argliſt
Unverſehens ihn weg." — Füllt aber mit Unruh
Nicht der Vulkan dich beſtändig? — „Er, mein beſter

---

*) Un voyageur á l'aspect de cette vue magnifique (à St. Martino) s'ecria devant un Chartreux: le bonheur est ici! „Oui, repartit le solitaire, pour ceux qui passent." Dupaty lettres sur l'Italie. T. II. l. 113.

Freund, erinnert mich ſtets an das Nichts der Dinge,
Hoch von den Menſchleins beſtaunt und heiß erſehnet.
Auch vor dem Tode nicht zittern lehrt der Freund mich,
Mehr geborgen, als die im Pallaſt und Theater!“ *)
Herzlich drückt' ich dem Klausner die Hand. Des Berges
Kupp' entloderte jetzt eine Feuerſäule,
Und auf Thabor glaubt' ich zu ſtehn, wo begeiſtert
Rief der Apoſtel: „Hier laßt Hütten uns bauen!“
Ein Gebet entſtieg meiner Bruſt jetzt: „Du reiner
Ewiger Geiſt, in welchem Wahrheit und Liebe
Eines nur ſind, o läutre mein Herz, das Wunder
Wirkend in ihm der Wiedergeburt! Vergeſſen
Mög' es die häßlichen Züge, die das Siegel
Himmliſcher Herkunft entweyhn im Menſchenbuſen.
Wahrheit nur herrſch' in meinem Gemüth und Liebe!
Liebe vergilt die Läſtrung, Wohlthun die Unbild.

---

*) Das herrliche Theater St. Carlos zu Neapel war einige Zeit vorher abgebrannt. Der ſkeptiſche Klausner glaubt nicht, daß er auf dem Veſuv der Feuersgefahr mehr ausgeſetzt ſey, als der Städter im wohlbeleuchteten Theater.

Meidend den Trug, der hinweg von dir lockt, will ich
Wallen auf Erden nach deinem Reich, ein Pilger —
Dies Gelübde bezeug', o Veſuv, deß Opferflamme
Tag und Nacht verkündet den ewigen Weltgeiſt.“

Der Veſuv.

(Am 28. Okt. 1817).

Mit welcher feyerlichen Pracht
Hellſt du, o Feuerberg, die Nacht!
Die Steingluth ziſcht, von Rauch umwallt,
Die Flamme blitzt, der Donner hallt.
Wir ſtehn erſtaunt am Opferheerde
Des Herrn des Himmels und der Erde.

Auch in den Schrecken der Natur
Zeigt herrlich ſich des Schöpfers Spur.
Von dem nur ſtammeln kann der Mund,
Den macht die Flammenſchrift hier kund.
Mein Lied verſtummt vor ſolchem Zeichen;
Die Sprache muß der Andacht weichen.

Der Pallaſt Caraſſa, einſt der Königin Johanna, am Meere bei Neapel *).

Den Saum vom Mond verſilbert, rauſcht die Fluth
Um den Pallaſt, einſt herrlich, Trümmer jetzt.
Durch öde Hallen bebt in blaſſer Gluth
Manch Bild, vor dem der Wandler ſich entſetzt,
Denkt er der Königin, die hier geliebt,
Und, ach! ſo ſchnöd' der Liebe Glanz getrübt.

Von dieſen Fenſtern, wo ſie oft am Arm
Des Freunds **) aufſchimmern ſah des Tages Licht,

---

*) Johanna II. bewohnte dieſes Gebäude, eines der ſchönſten zu Neapel; nun längſt eine Ruine. Es wird vom Meere auf drey Seiten beſpült. Die untern Gewölbe zeigen Spuren von Bädern. Der Pallaſt ſteht nahe bei Pauſilipp, unter dem Grabmahl Virgils. Die Ausſicht iſt bezaubernd ſchön.

**) Graf v. Carracioli. Er hatte gleiches Schickſal wie Eſſex, der Königin Eliſabeth Geliebter.

Sah ſie ihn ſteigen, kalt und ohne Harm,
Aufs Blutgerüſt, und fühlt' Erbarmen nicht,
Als noch ſein Blick mit Wehmuth ſie geſucht,
Eh' ſank das Beil, das ihrem Herzen flucht.

O Eiferſucht, von Nemeſis geſandt!
Zum Tiger ſchuf dein Hauch ein liebend Weib.
Ein blutend Haupt, den Blick nach ihr gewandt,
Schwebt ſtets ihr vor, durchſchauernd Seel und Leib.
Ein hohl Geſpenſt, das ſcheu das Taglicht haßt,
Spuckt ſie durch die Gewölbe im Pallaſt . . .

Puzzuolo.

(Am 30. Oktober).

Preis, Trümmer! euch, der Vorwelt ſchönſte Zeugen!
Doch friſcher glanzt die Wange der Natur.
Die Roſe winkt; Orang' und Traube neigen
Vom Ulmbaum ſich; ein Tempe, prangt die Flur.
Drei Inſeln fern ihr bläulich Haupt erheben;
Dem Meerglanz ſie wie Feenland entſchweben.

Magſt du, o Zeit! dein Moos mit kalten Händen
Auf die zerfallnen Göttertempel ſtreun;
Es wölbt ein Dom ſich hier, von allen Enden,
Wie Aether klar im Mond- und Sonnenſchein.
Kein Sturm vertilgt die ew'gen Feſtaltare,
Geſchmückt mit Blumen ſtets, Oliv' und Aehre.

Iſt's Traum? Iſt's Wahrheit? Göttliche Gefilde
Durchſchwebt mein Blick. Doch welcher Genius
Schuf zaubernd dieſe Saulen und Gebilde?
Und welcher Dämon ſtieß mit ehrnem Fuß
An dieſe Schöpfungen, im Staub noch lebend,
Im Staube noch das Herz zum Himmel hebend?

Den Mägdlein, die bekränzt mit Veilchen ſingen,
Vom Baum der Knabe lachelnd Früchte beut.
Dir, o Natur, die immer ſich verjungen
Der Himmel lehrt, iſt heut ein Feſt geweiht;
Ein jährlich Feſt, ſeit dieſes Landes Söhne
Dein Jugendreiz entzückt, o Immerſchöne!

Baja.

Nullus in orbe locus Bajis prelucet amoenis.

Horat.

Wie blühſt du himmliſch ſchön, verklärte Bucht!
Geräuſchvoll einſt, doch jezt ſo ländlich ſtill!
Dem, welcher, müd' der Stürme, Frieden ſucht,
Gibt deiner Anmuth Lächeln, was er will.
Du beutſt dem Römer ſchon, was Rom verſagt,
Den Vollgenuß der freundlichen Natur *).
Doch als auch hier zu freveln er gewagt,
Verbannt' ihn Nemeſis aus deiner Flur **).

---

*) Tu secanda marmora
Locas sub ipsum funus, et sepulcri
Immemor struis domos,
Marisque Bajis obstrepentis urges
Summovere littora,
Parum locuples continente ripa.
Horat. Lib. II. Od. 18.

**) Martial. Lib. I.

Noch zeugen Trümmer von zerfallner Pracht,
Wo ſetzt die Rebe ſanft um's Hüttchen webt;
Vom Frühroth bis in monderhellter Nacht
Die heitre Ruh Geſtad und Meer umſchwebt.
O Zaubergegend, die kein Lob erreicht! *)
An Freundes Hand vergäß ich hier der Welt,
Wo man gekrümmt nach Dunſtgebilden ſchleicht,
Und Lieb' und Wahrheit, ach! für Träume hält.

---

*) Littus natae Veneris aureum Bajas,
Bajas superbae blanda dona naturae,
Ut mille laudem versibus Bajas,
Laudabo digne non tamen satis Bajas.
Martial. Lib. IX. 18.

Die Karthauſe St. Martino zu Neapel.

(Am 31. Oktober 1817).

Umflort der Menſchen Tücke
Mit Schwermuth deine Blicke,
Iſt deiner Seele Stern verglüht,
Des Lebens Luſt dir abgeblüht,
O komm hieher, von dieſen Zauberhöhn
Hinuber in die beßre Welt zu ſehn!

Von Garten hier umgeben,
Dem Meerglanz leiſ' entſchweben
Mein Aug' die blauen Inſeln ſieht,
Und wie Veſuv dort dampft und glüht,
Indeß, ein Strom, der fern vom Berg ſich geußt,
Neapels brauſendes Getös zerſteußt.

Hier, wo kein Hauch aus Grüften
Sich mengt den Himmelslüften,
Fühlt mit der Schöpfung ſich verſöhnt
Die Seele, die den Fittig dehnt
Jenſeits der Erde nach den ſel'gen Au'n,
Wo Gott ſich gibt von Angeſicht zu ſchau'n.

Pompeji *).

Geleit', o Muſe! Wehmuth im Geſicht,
Des Wändlers Fuß bei ſanftem Dammerſchein!
Jahrhunderte ſchien hier kein mildes Licht;
Jetzt ſpricht der Vorwelt Geiſt aus jedem Stein.

In dieſen heitern Tempeln **) miſchte ſich
Dem Opferduft der Unſchuld fromm Gebet;
Orakel tönten, Frevlern ſchauerlich,
Dem Reinen nicht, dem Fried' im Buſen weht ***).

---

*) Pompejos celebram Campaniae urbem, in quam ab altera parte Surrentinum, Stabianumque litus, ab altera Herculanense conveniunt, mareque ex aperto reductum amoeno sinu cingunt, disedisse terrae motu, vexatis quaecunque adjacebant, regionibus audivimus. Seneca. Lib. VI. quaestion. natural.

**) Die Tempel der Iſis, des Herkules, der Venus und des Zevs.

***) In dem Tempel der Iſis iſt hinter dem Altar ein durch eine dünne Mauer verdeckter Raum, in welchem die Prieſter ſich ſtellten, wenn ſie das Volk durch vorgebliche Götterſprüche täuſchten.

Im Forum *) hier ſchoß manch beredtes Wort;
Das Recht entſchied der Spruch, die Gunſt das Loos.
Man drängt' in Strömen ſich zur Bühne dort **),
Wo dir, o Tugend! manche Zähre floß.

Schmuck iſt des Krämers Haus, ſchön der Pallaſt;
Gemahld' und Bildwerk athmen Schönheitsſinn ***).
O Hella's Geiſt, das Reich des Siegers haſt
Erobert du. Auch hier ſah Rom dich blühn ****).

---

*) Das Forum mit dem erhöhten Platze des Richters oder Redners iſt wohl erhalten.

**) Ein großes und ein kleines Theater ſind ausgegraben.

***) Die Verzierungen beſtehen außer den Statuen und Vaſen, dem Getäfel von Marmor und den muſiviſchen Fußböden, meiſt aus Bildnerarbeit von Stucco und Fresko-Mahlerey. Dieſe beſonders hat ſich bewunderungswürdig erhalten, und zeugt, was die Zeichnung und die Formen betrifft, vom griechiſchen Kunſtſinn. Die Fresken in den Wohnungen der Vornehmen ſind allerdings vollendeter, als die in den Häuschen des Gewerbsmanns und Krämers. Aber auch hier iſt der gemeine Anſtreicher dem ſchönen griechiſchen Muſter gefolgt.

****) Auch die einzige Bibliothek, die bisher gefunden worden, enthält, ſo viel ſich aus den bisher aufgerollten Büchern ſchließen läßt, faſt nur griechiſche Werke.

Wie wogt' es einſt durch dieſes Thor? *) Noch glänzt
Manch Denkmahl rings des zärtlichſten Gefühls,
Gerührt hat hier der Freund die Urn' umkränzt,
Der Jüngling fromm gedacht des Lebensziels **).

Hier ſaß, umjubelt von der Kinder Schwarm,
Die Mutter, die der Unſchuld Spiel entzückt;
Hier ging die Braut an des Geliebten Arm,
Jungfräulich hold mit jedem Reiz geſchmückt.

Wie öd' iſt's nun! Kein Rad erſchallt, kein Wort,
Kein Tritt! . . Kein Menſch geht ein, kein Menſch geht aus;
Trieb Siegers-Schwert die Brut in Ketten fort?
Schlich mordend eine Peſt von Haus zu Haus? . .

---

*) Die groſse Pforte, die auf die konſulariſche Straße führt, welche Strabo ſo beſchreibt. Tertia via a Regio per Brutios et Lucanos et Samnium in Campaniam ducens, atque in Appiam viam.

**) Wie man zur Stadt hinaus kömmt, ſieht man auf beiden Seiten eine Menge Grabmäler und Denkſteine, wovon mehrere durch Größe und Schönheit ſich auszeichnen.

Nicht Krieg noch Peſt; Veſuv, dein Feuerſchlund
Umgab Pompeji ſchnell mit Grabes Nacht [*];
Doch jugendlich die alte Stadt erſtund,
Ein Wunderwerk, o Kunſtſinn, deiner Macht [**])!

Die wilden Stürme langer Barbarey
Zerſtörten weit umher, was ſie erreicht.
Pompeji ſchlief, bis, wie durch Zauberei,
Sein guter Genius die Nacht verſcheucht.

---

*) Ein glühender Aſchenregen, doch wohl auch mit Lava vermiſcht, ſcheint die Stadt bedeckt zu haben.

**) Die Nachgrabungen, die Carl III. im Jahr 1748 anfangen ließ, brachten die Stadt wieder an's Licht. Jetzt iſt ohngefähr der vierte Theil ausgegraben, ſo weit man aus den entdeckten Ringmauern beurtheilen kann.

Die Todtenfeyer.

(Zu Monteroñ).

Langſam naht, auf himmelblauer Bahre,
Weiß gekleidet, eine Roſ' im Haare
Eines Mädchens liebliche Geſtalt;
Lebensſchein gibt ihr die Abendhelle;
Doch der Zug wankt ſchweigend zur Kapelle;
Kerzen flackern; dumpf das Glöcklein ſchallt.

Eines Pferdes wilder Hufſchlag knickte
Dieſe Blume, die das Dorf entzückte;
Ach! ein Jüngling liebte ſie ſo treu!
An der Bahre ſank, wie todt, er nieder;
Wie im Traum erwacht' er lächelnd wieder;
Sprach vom Strauß, weil nah das Brautfeſt ſey.

Ja! dort oben in den heitern Räumen
Werdet ihr bald tauſchen Strauß und Kranz;
Mädchen, dein Geliebter wird nicht ſäumen;
Jauchz' entgegen ihm mit Engelglanz.
Herzen, die ſich hier ſo treu geliebt,
Lohnt einſt Liebe, die kein Scheiden trübt.

Am Meere.

(Zwiſchen Ankona und Sinigaglia).

So weit das Auge reicht, erblickt es nichts,
Als Meer und Luft, und hier ein Fiſcherdach.
Den Fernduft ſtreift ein Schein des Morgenlichts;
Von Zephyrs Kuß wird jede Welle wach.

Bald wandelt ſich in Ernſt der Wellen Spiel,
Dumpf rauſchen ſchwarze Waſſerberg' empor;
Wildſchäumend tobt der Wogen Kampfgewühl,
Zum eignen Sturz drängt jede ſich hervor.

Indeſſen ſteigt die Sonn' in vollem Glanz;
Der Himmel lachelt. Endlich wird es ſtill.
So fleucht das Leben hin, ein Wechſeltanz.
Stets ſtrebt der Menſch, weiß ſelten was er will.

An die Unschuld.

(In den Thälern von Savoyen.)

Himmelstochter! auf des Frühroths Flügeln
Schwebteſt du herab zu Edens Hügeln.
Sanft gerührt von deiner Schönheit Glanz,
Wand aus Veilchen Eva dir den Kranz;
Und der Roſ', entlockt von Zephyrs Fächeln,
Und dem Stern des Morgens, glich dein Lächeln.

O bey dieſem Lächeln, wie verſchönten
Hayn und Wieſe ſich, wie ſanfter tönten
Bach, Kaskad' und Nachtigall, wie ſchien
Freundlicher die Sonne ſelbſt zu glühn!
Edens Kinder ſahn mit frömmern Blicken,
Fühlten zärtlicher der Lieb' Entzücken.

Ach! warum, der Engel Schönſter, kehrten
Deine Blicke ſich von Edens Garten?
Als du flohſt, erblich der Sonne Schein;
Schaurig klagten Winde, Bach und Hayn;
Eden ſchwand, die Furcht drang in die Herzen,
Und die Liebe ward ein Quell der Schmerzen.

Himmliſche! nur durch der Wehmuth Schleyer
Sieht der Menſch dich noch, und deine Feyer
Iſt für ihn ein Trauerfeſt. Dein Mund
Lächelt Hoffnung nur. Dich macht jetzt kund
Das Erröthen holder Schaam, der ſtillen
Zeugin, daß uns Angſt und Sehnſucht füllen.

Das fromme Landmädchen.

Seh' ich den bunten Wieſenplan,
Den Bach, den Thau, die Blümchen an,
Und Gottes Sonn' und Gottes Sterne,
Wie flög' ich, ach! zu Ihm ſo gerne!

Hör' ich der Vöglein holdes Lied,
Wenn durchs Gebüſch der Morgen glüht,
Und alles bräutlich glänzt, wie hübe
Nicht auch mein Herz zu Gott die Liebe?

Doch wenn ich durch den Kirchhof geh,
Das Ruhbett, ach! der Schweſtern ſeh,
Durch Thränen mir die Hoffnung lächelt,
Und Himmelsluft mich ſanft umſächelt.

Auf einer Bergkuppe.

Wie ſchön iſt's hier, von lichtumfloſſ'nen Höhen
Das weite Land in vollem Glanz zu ſehen!
Wie herrlich wogt der Aehren goldnes Meer!
Wie lacht der Traubenhügel-Kranz umher!
Manch Dörfchen liegt gehüllt in grüne Nacht;
Fromm blickt hervor die Kirch' in ſtiller Pracht.

Dort zieht der Rhein durch hundert Paradieſe,
Manch Bächlein tränkt die blumenreiche Wieſe,
Entblinkend dem Gebüſch. Dem Fernduft leiſ'
Entſchwebt der bläulichen Gebirge Kreis.
O! Mutter Erde, wie unſäglich ſchön
Schmückſt du den Pfad, den wir zum Himmel gehn!

Was weht ſo mild? Iſt's nicht der Geiſt der Liebe?
Vom Himmel weht er, läuternd alle Triebe;
Wir ſehn aus voller Hand ihn Seegen ſtreun.
Was ſollt' auch uns, als Wohlthun, mehr erfreun?
Könnt'ſt du den Bruder hülflos ſchmachten ſehn,
Wie hörte dann der Vater noch dein Flehn?

Die Burg.

Die Burg der alten Helden
Prangt ernſt im Abendſtral;
Viel Wunder weiß zu melden
Von ihr die Sag' im Thal.

Sie blickt ſchon manch Jahrhundert
In's grüne Thal hinab;
Man ſchaut noch jetzt verwundert
Hinauf zum Heldengrab.

Die Burg zerfiel in Trümmer;
Die Starken deckt die Gruft;
Doch jetzt ihr Thatenſchimmer
Noch zur Begeiſtrung ruft.

Sie ſaugten ein dort oben
Deß reinen Aethers Luſt;
Gott und Natur erhoben
Der deutſchen Männer Bruſt.

Sahn ſie die Sonne ziehen
Herauf die Tannenhöhn,
Die ſcheidende noch glühen
Im Fernduft herrlich ſchön —

Da ſchien ein Held die Sonne,
Goß Heldengluth ins Herz;
Dem Adler gleich voll Wonne
Schwang es ſich himmelwärts.

Die Burgruine.

Hier ragt' einſt hoch die Ritterveſte!
Kaum iſt von ihr noch eine Spur,
Wo, ſtolz auf hundertjähr'ge Aeſte,
Die Eiche ſchattet ihre Flur.
Was Menſchenhand erbaut, in Trümmern
Stürzt Menſchenhand es fühllos hin;
Doch die Natur ſcheint's nicht zu kümmern,
Wie ſie geblüht, ſeht ihr ſie blüh'n.

Wo vor Jahrhunderten der Ritter
Die Sonn' im Fernduſt ſah verglühn,
Winkt jetzt ihr Abendglanz dem Schnitter
Zur Ruh mit ſeiner Schnitterin.
Und wo der ſüßen Minne Lieder
Wettkämpften mit der Nachtigall,
Vermählt ſich ihren Tönen wieder
Der Brautgeſang und Flötenſchall.

Abſchied von Italien.

Land, wo Virgil und Flakkus ſang,
Petrark' empfand und Taſſo glühte,
Wo Dante's Geiſt durch Höll' und Himmel drang,
Wo Raphael zum Ideal ſich ſchwang,
Das einſt des Griechen Bruſt entblühte –

Leb' wohl, der Künſte Vaterland!
Lebt wohl, ihr ſchönen Hesperiden!
In Duft verglüht der Appeninen Rand,
Sanft, wie der Freunde letzter Wink der Hand,
Als von der Heimath ich geſchieden.

Zum Rhein, wo meine Hütte ſteht,
Folgt mir jetzt, hehre Kunſtgebilde!
Dort lächelt, wenn die Sonne niedergeht,
Leiſ' an die Harf' ein Alpenlüftchen weht,
Mir Frieden zu, voll Göttermilde!

Ihr, die herab den Himmel zieht,
Verſöhnt und ſänftigt alle Triebe.
Noch wall' ich, wenn der Erde Reiz verblüht,
Wenn matter ſchon des Lebens Dämm'rung glüht,
In eurer Zauberwelt mit Liebe.

Zu verbeſſern:

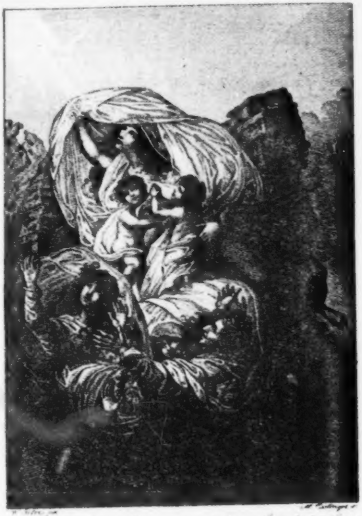
Seite	Zeile	
32	3	für war l. ward'
64	8	„ Harmonien l. Harmonie'n
70	13	„ Donator l. Donatar
71	4	„ von l. vom
84	7	„ baut l. bau'n
—	11	„ Seh l. Seh'
100	5	„ Zauberlandes l. Zauberlands
110	1	„ Baja l. Bajä
114	10	„ celebram l. celebrem
116	22	„ die Brut l. das Volk

Inhaltsanzeige.

Seite
1. Italia 3
2. Der Dom zu Mayland 5
3. Die Monumente. (Zu Florenz) . . . 7
4. Der Sieg des Chriſtenthums. (Bei Ponte Molle vor Rom) 9
5. Rom 11
6. Roms Ruinen 12
7. Die Schönheit 13
8. St. Peters Dom 14
9. Das Kolliſeum 17
10. Alte Grabſchrift aus römiſchen Katakomben . 20
11. Der Tempel Gregors des Großen . . 21
12. Das Unvergängliche 23
13. Raphael 25
14. Das Pantheon 27
15. Unter Galiläis Bruſtbild im Pantheon . . 30
16. Das Grabmahl der Cäcilia Metella, Gemahlin des Craſſus 31
17. Bei der Grotte des Neptun zu Tivoli . . 33
18. Domitians Pallaſt zu Caſtel Gandolpho . 35
19. Der Scherbenberg zu Rom 37
20. Villa Madama 39
21. Der Segen von Oben 42
22. Die Weihe zur Andacht 43
23. Der Tempel 45
24. Tibur. Jezt Tivoli 47
25. Die Feldkapelle 52
26. Die Kaiſerpalläſte 55
27. Das römiſche Forum 57
28. Die Prieſterweihe 61

Seite

29. Der Grundſtein der neuen Kirche . . . 62
30. Die Orgel 64
31. Legende 66
32. Das Schöne 68
33. Der Nachahmer 70
34. Die Villa Hadriana 73
35. Die Wahrheit 75
36. Elegien zu St. Onuphrio bei Taſſo's Eiche.
Der Tugend Zeugen 76
37. Taſſo's Eiche 77
38. Troſt 79
39. Zuverſicht 81
40. Abendbetrachtungen 83
41. Das Licht des Lebens 85
42. Der Abſchied von Taſſo's Eiche . . . 87
43. Gebet für die Verläumder 89
44. Das alte Formium (jetzt Mole di Gaeta) . 90
45. Die Hungersnoth 92
46. Allerheiligen im Pantheon 94
47. St. Michael (zu Neapel) 96
48. Neapel 99
49. Die Wallfahrt auf den Veſuv . . . 101
50. Der Veſuv 105
51. Der Pallaſt Caraffa zu Neapel . . . 106
52. Puzzuolo 108
53. Bajä 110
54. Die Carthauſe St. Martino zu Neapel . 112
55. Pompeji 114
56. Die Todtenfeyer zu Monteroſi . . . 118
57. Am Meere 120
58. An die Unſchuld 121
59. Das fromme Landmädchen 123
60. Auf einer Bergkuppe 124
61. Die Burg 126
62. Die Burgruine 128
63. Abſchied von Italien 129



Wo ist dein Sieg, wo ist dein Stachel Tod?

Die
Auferſtehung unſers Herrn

Conſtanz bey M: Wallis, 1821.

Die Auferſtehung
unſers Herrn.

Eine Betrachtung an Seinem Grabe

von

J. H. v. Weſſenberg.

> „Daß dieſem Ort kein ſchwatzender Prediger,
> Kein wandelloſer Chriſt, der Propheten ſelbſt
> Nicht fühlt, ſich nahe! Jeder Laut, der
> Göttliche Dinge nicht tönt, verſtumme!"
>
> Klopſtock.

Conſtanz, bei W. Wallis. 1821.

Schriftſtellen des N. Teſtaments.

Matth. XXVII. 50—66. XXVIII. —
Mark. XV. 33—47. XVI.
Luk. XXIII. 42—56. XXIV.
Joh. XIX. 25—42. XX. XXI.
Apoſtg. I. 3—12. X. 41—42. XIII. 29—39.
Kor. XV.

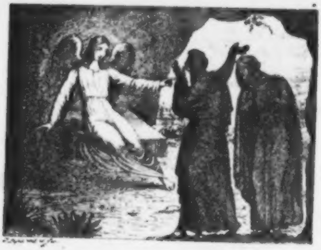
Chriſten, ſenkt am Pilgerſtabe
Hier das Haupt in Ehrfurcht ſtill!
Denn ihr ſteht am heil'gen Grabe
Deſſen, der, ſtatt gold'ner Gabe,
Nur ein Herz voll Einfalt will.

Wer dies bringt, der ſey willkommen!
Deſſen Leichnam hier geruht,
Hat die Sünd' hinweggenommen,
Hat verklärt den Blick des Frommen,
Der des Vaters Willen thut.

Ueberm Grabe glänzt das Zeichen,
Das zerſtreut des Wahnes Nacht,
Das auch mitten unter Leichen
Heißt die Todesſchrecken weichen,
Das die Hölle zittern macht.

Weit hinweg von hier die Seele,
Die ſich ſchnöd mit Andacht ſchminkt!
Des Erlöſers Grabeshöhle
Wird entweiht von einer Seele,
Der das Kreuz nicht aufwärts winkt.

Naht mit reiner Demuth, Brüder!
Dann wird euch der Heiland nah'n!
Himmelsruh weht auf euch nieder;
Freundlich hellt ein Engel wieder
Euch die lang' umwölkte Bahn.



Sind es nicht ſolche Gefühle, die in euch, ihr frommen Pilger! der Anblick der ehrwürdigen Grabſtätte aufruft, worin der Leichnam unſers Erlöſers gelegen, und woraus Er, der Gott-Menſch voll himmliſcher Kraft zum neuen — ewigen Leben erſtund? Ein heiliger Schauer, in welchem unausſprechliche Wehmuth und Wonne ſich vermiſchen, muß euch durchdringen, wenn ihr bedenkt, daß hier die finſtere Nacht des Todes den Göttlichen umfieng. Er, das Licht vom Lichte, mußte nach dem Rathſchluſſe des Vaters im Himmel im Staubgewande dieſe Nacht durchziehen, um ihre Schreckniſſe von uns auf immer zu verſcheuchen, um den Sieg des unvergänglichen Lebens, wovon der Keim in jedes Menſchen Buſen geſenkt iſt, nicht bloß mit Worten, ſondern durch die That ſeiner glorreichen Erhebung aus dem Grabe zur ewigen Herrlichkeit, augenſcheinlich zu beweiſen. Hier wurde der eiſerne Scepter des Todes, welchem uns Alle, nach dem Ebenbilde des Ewigen geſchaffene Menſchen, die Sünde unterwarf, zerbrochen. Hier dürfen wir nun mit erleichterter Bruſt, mit zum Himmel gewandten Blicken ausrufen:

„Wo iſt dein Sieg, wo iſt dein Stachel, Tod?“ O es iſt mir, als hör' ich hier, wie Melodien der himmliſchen Geiſter, ſeelenvolle Geſänge ſanft hernieder weh'n in das friedliche Säuſeln der Haine von Palmen und Zedern; und welche ſüſſen Balſamdüfte athmen nicht umher, die ſich aufſchlieſſenden tauſend Kelche der mit heitern Kinderaugen aufblickenden Blumen! Hier laßt uns, meine Freunde, das Feſt unſrer Unſterblichkeit feyern! Können wir aber dies auf eine würdigere Weiſe thun, als wenn wir uns in die Lage und Stimmung jener gottſeligen Frauen, als ſie das Grab des Herrn beſuchten, und leer fanden, und ſeiner Jünger verſetzen, da ſie nach ſeiner Auferſtehung Ihn wieder ſahen? Die Frauen, deren Seele Jeſu, als dem von ihr erkannten Welterlöſer liebevoll anhieng, waren ihm mit der geſpannten Sehnſucht der gerührteſten Theilnahme an die Stätten ſeines Leidens bis zum Kreuze nachgefolgt. Die Sonnenverfinſterung, die ſeinem Tode vorhergieng, und die wundervollen Erſcheinungen, die im Augenblick, als der erhabene Dulder ſein Haupt neigte und ſtarb, die Juden und römiſchen Soldaten mit Staunen und Schrecken erfüllten, hatten in die unſägliche Trauer jener treuen Schülerinnen ein Gefühl von Bewunderung gemiſcht, das die Verehrung für den Gekreuzigten noch erhöhte; ſie hatten die Hoffnungen, die er in ihnen geweckt, ganz neu belebt. Die erbebenden und ſich öffnenden Felswände in der Umgebung von Jeruſalem, meiſt Begräbniſſen gewidmet, ſchienen ſeinen Feinden, für die Er noch am Kreuze, den halbgebrochenen Blick voll Mitleid auf ſie herabſenkend, vom Vater um Verzeihung gefleht hatte, ihre Herzenshärte vorzuwerfen, und ſie beſchämen zu wollen. Das plötzliche Entzweireiſſen des Vorhangs, der das Allerheiligſte im Tempel den Blicken des Volkes verhüllte, machte bedeutungsvoll kund: Gott wolle von nun an nicht mehr zu Jeruſalem allein durch das Gepränge des jüdiſchen Opferdienſtes, ſondern aller Orten in Geiſt und Wahrheit verehret werden. Dieſe Zeichen des Himmels beſtätigten die Unſchuld des Gerechten, welcher ſelbſt ſein Richter, der römiſche Landpfleger Pilatus, ungeachtet ſeiner Menſchenfurcht, vor dem Volke das Zeugniß gegeben hatte. Was der Menge der Zuſchauer die innere Stimme bisher nur leiſe geſagt hatte, ſprachen jetzt zu ihr jene Schreckenszeichen deſto ſtärker. Sie, die zur Kreuzigung Chriſti, wie zu einem anziehenden Schauſpiel herbeigeſtrömt waren, giengen, an die Bruſt ſchlagend, hinweg, weil es ihnen wie ein Blitz durch das Gewiſſen fuhr: der Gekreuzigte ſey ein Schuldloſer, ein Gerechter. *) Ein aufheiternder Stral leuchtete unterdeß in die Thränen der Getreuen, deren ſchmerzvolle Blicke noch zum Kreuz emporſchauten, an dem die Leiche deſſen hieng, der ſich für Alle zum Opfer gebracht. Fand ſich doch ſelbſt der römiſche Hauptmann mit ſeinen Soldaten, die um Jeſu die Wache hatten, gedrungen, laut auszurufen: „In der That, dieſer Menſch war Gottes Sohn!" — Als aber nun die Sorge für Beſtattung des Verblichenen unter den trauernden Freunden zur Sprache kam, war die Verlegenheit

---

*) Lukas XXIII. 48.

nicht gering. Es war ihnen wichtig, durch Erfüllung dieſer Pflicht, ihre Verehrung für Jeſus feierlich kund zu geben. Da er aber wie ein Verbrecher hingerichtet war, ſo konnten ſie über den Leichnam nicht verfügen. Jeder Beſchimpfung war er blosgeſtellt, und es ſchien ihm die gleiche Schmach, wie den Leichen der Miſſethäter, die neben ihm hiengen, und noch nicht geſtorben waren, bevor zu ſtehen. Dazu kam, daß es Vorabend des Sabbaths war, an dem das jüdiſche Geſetz keine Beſtattung der Todten erlaubte. Mithin war keine Zeit zu verſäumen. Dieſer Verlegenheit der Freunde half unvermuthet ein geheimer Anhänger des Herrn ab. Joſeph von Arimathea, ein reicher Mann, Mitglied des hohen Rathes, gut und gerecht, erwog die Umſtände in frommem Gemüth; alle

Menſchenfurcht, alle Schüchternheit verſchwand jetzt vor ſeiner hohen Verehrung für den Gekreuzigten; er gieng zu Pilatus, und bat ſich ohne Scheu den Leichnam aus. Der Landpfleger wunderte ſich, daß Jeſus (der König der Nazaräer, wie er ihn wohl ſpottweis nannte,) ſchon geſtorben ſey; als er aber vom Hauptmann der Wache, den er rufen ließ, den Hergang vernommen hatte, machte er dem Joſeph, der ein Mann von Anſehen war, mit dem Leichnam gern ein Geſchenk. Zufrieden eilte dieſer nach Golgatha, wo er einige Freunde Jeſu, und unter den andächtigen Frauen, wahrſcheinlich auch Maria, die Mutter des Herrn, die Bruſt vom Schmerz, der einem ſiebenfachen Schwerte glich, durchbohrt, verſammelt fand. Der Leichnam wurde mit inniger Ehrerbiethung vom

Kreuz herabgenommen. Joſeph wickelte ihn in reine und feine Leinwand, mit den Spezereyen (Myrrhen und Aloe,) wovon ſein Freund Nikodemus bei hundert Pfunde hergebracht hatte. Dieſer, mit ihm gleichgeſinnt, erwartete ſeit ſeinem Nachtgeſpräche mit Jeſu das von Ihm angekündigte Reich Gottes mit ſtiller Sehnſucht. In der Nähe lag ein Garten, in welchem Joſeph für ſich und ſeine Angehörigen ein Grab in den Felſen hatte aushauen laſſen. Es war Frühling. Ringsumher blühten die Balſamſtauden, ſproßten und dufteten die ſchönſten Blumen hervor, und es erglänzten die Augen des Rebſtocks von freudigen hoffnungsvollen Thränen. Das Grab war neu; noch Niemand hatte darin gelegen. Hier wurde die Leiche von den Freunden beigeſetzt, die alle Welt um ſich her vergaßen im edeln Schmerz unſterblicher Weſen. Die heiligen Frauen waren mit großer Aufmerkſamkeit zugegen; ſie hielten die Augen voll Wehmuth lange auf den Leichnam des geliebten Meiſters, dann auf den Eingang der Gruft, dem ein großer Stein vorgewälzt wurde, geheftet. Nur mit Mühe, nur mit tief verwundetem Herzen riſſen ſie ſich, wie es dunkler ward, von der Grabſtätte los, und nach ihrer Zurückkunft in die Stadt war ihr erſtes Geſchäft, wohlriechendes Gewürz und Salböl einzukaufen, womit ſie, ſobald der Sabbath vorüber ſeyn würde, die Leiche nach der Sitte des Morgenlandes, um ſie vor Verweſung zu ſchützen, förmlich einbalſamiren wollten, weil es dazu am Abende des Vorſabbaths an Zeit gebrach.

Was gieng inzwiſchen in der Seele der Feinde des Herrn, der Hohenprieſter und Phariſäer vor? Die Erſcheinungen, die den Tod des Gekreuzigten begleiteten, hatten ihnen die Freude ihres Triumphs ſehr verbittert. Der Himmel ſchien die Rechtfertigung deſſen, der ſich ohne Murren, ohne Laut des Unmuths, wie ein Lamm von ihnen ſchlachten ließ, übernommen zu haben. Sie waren voll Angſt, das Volk möchte den geſpielten Betrug, das Gewebe ihrer Verläumdungen durchblicken, und plötzlich von der abſichtlich gereitzten Wuth gegen Jeſus zur begeiſterten Verehrung und vom: Kreuzige Ihn! zum Hoſiannah! übergehen, und die Blutſchuld von ſich ab einzig auf die Häupter ſeiner verſchmitzten Vorſteher wälzen. Ihre Bangigkeit vermehrte ſich, da ihnen jetzt beifiel, daß Jeſus mehrmal von ſeiner Auferſtehung nach drei Tagen geſprochen. Die Erweckung der Tochter des Jairus, des Jünglings von Naim und des Lazarus, obgleich von ihnen (den Ungläubigen) der Schwarzkunſt oder Zauberei zugeſchrieben, ließ ſie beſorgen, es möchte jene Vorherſagung doch in Erfüllung gehen. Dazu kam noch ein Gerücht von mehrern auferſtandenen Todten, die nach Jeſu Hinſcheiden von ihren Freunden geſehen worden. Daher verdroß es ſie nicht wenig, daß der Leichnam ihrer Macht entzogen, und ehrenvoll (ſogar von einem ihrer Rathsglieder) war beſtattet worden. Nach langem Hin- und Herſinnen, verſammelten ſich die Vornehmſten und Blindeifrigſten aus ihnen bei Pilatus, und ſprachen: „Herr! wir erinnern uns, daß dieſer Verführer noch bei Lebzeiten ſagte: nach drei Tagen werde er wieder auferſtehen. Befiehl alſo, daß die Gruft bis auf den dritten Tag bewacht werde, damit nicht etwa ſeine Jünger kommen, ihn ſtehlen, und dann dem Volke ſagen, er ſey von den Todten auferſtanden; und ſo der letzte Betrug ärger, als der erſte werde." — Pilatus, der Jeſum für unſchuldig hielt, mochte wohl innerlich an der großen Furcht, welche noch der Schatten, der Geiſt des Gekreuzigten den hartherzigen Heuchlern einflößte, ſich recht ſehr ergötzen. Doch der weltkluge Mann, ohne ſich dies anmerken zu laſſen, ſtellte ſie durch die Antwort zufrieden: „Ihr habet die Wache; gehet nur, und bewahrt ihn nach euerm Gutdünken!" Nun hielten ſie ſich ihrer Sache gewiß; ſie eilten zur

Gruft, umſtellten ſie mit der Wache, und, um ja der Möglichkeit eines Betrugs zu begegnen, legten ſie noch ihre Siegel an den Stein am Eingange der Gruft. Sie trugen kein Bedenken, alles dies am Sabbathe zu thun, über deſſen Entheiligung ſie doch vorhin ſo grimmig gelärmt hatten, weil Jeſus an einem ſolchen Tage einen Kranken geheilt. *) Den Heuchlern war dieſe Heilung ein Gräuel. Aber was immer ſie zur Sättigung ihres Haſſes gegen Jeſum thaten, ſtellten die blinden Eiferer den Verrichtungen beim Gottesdienſte gleich. Wahrſcheinlich veranſtalteten ſie alles ſo viel möglich geheim und im Stillen, mit Vermeidung des öffentlichen

---

*) Matth. XII. 10—14. Mark. III. 2—6. Luk. VI. 7—11.

Aufſehens. Es mag jedoch ihnen hier in der Nähe der Leiche des Meſſiäs ſehr unheimlich unter der Bruſt geweſen ſeyn, und man kann ſich leicht vorſtellen, welche ängſtliche Sorgfalt dieſe Männer, deren Herz aus Stolz, Verſchmitztheit und Trug zuſammengeſetzt war, und deren übles Bewußtſeyn ſie mit Argwohn erfüllte, anwandten, damit ihr Plan gegen den Gerechten, bisher mit Erfolg durchgeführt, nicht noch an dem Leichnam des Gemordeten zu Schanden-werde. Wie ſie aber das Grab ſo feſt verſchloſſen, und noch dazu mit ihren Siegeln belegt ſahen, ohne deren Erbrechung es nicht geöffnet werden konnte; wie ſie überdies die Gruft von zuverläſſigen Wachen ganz umgeben ſahen, da mochten ſie mit ſtolzer Sicherheit in die Stadt zurücktraben, unterdeß ſie ihrer ſchlauen Vorſicht eine Lobrede hielten. Armſeliger, kurzer Triumph! Gerade dieſe argwöhniſchen Vorkehren ſollten die Auferſtehung Jeſu zu verherrlichen, und ihre Gewißheit zu bekräftigen dienen.

Der Sabbath war nun vorüber. Bei dem erſten Frühſcheine begaben ſich die frommen Frauen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach von der Umſtellung des Grabes mit einer römiſchen Wache nichts erfahren hatten, von Jeruſalem auf den Weg dahin. Den Gegenſtand ihrer Geſpräche, wie ihrer Gedanken kann man ſich vorſtellen. Noch angefüllt war ihre Seele von Allem dem, was ſich inner wenigen Tagen mit dem geliebten Meiſter begeben hatte. Bis auf Golgatha hatten ſie ihn begleitet. Bei ſeinem Kreuz, und an ſeinem Grabe hatten ſie geweint. Sie hatten den Schuldloſen, himmliſch Reinen als das auserſehene Opfer der Wuth und des Wahnſinns leidenſchaftlicher Eiferer und boshafter Heuchler mit dem Ausdruck überirdiſcher Ruh' und Zuverſicht leiden und ſterben ſehen. Untröſtlich war ihr Herz über den Verluſt des Einzigen, Unbegreiflichen, Göttlichen. Noch war es ihnen nicht möglich, alles von Ihm Gehörte und Geſchehene, ſeine Lehren und Thaten, ſein Leben und ſein Ende in ein übereinſtimmendes Bild zu vereinigen. Zu viele verworrene Vorſtellungen drängten ſich in ihrem Gemüthe mit dem Schmerze zuſammen, als daß ſie ſchon eine feſte, gewiſſe Anſicht von dem Plane hätten faſſen können, welchen die Vorſehung durch Ihn ausführen wollte; durch Ihn, der ſo himmliſch gelebt, ſo göttlich gewirkt, ſo herrlich und beſeligend gelehrt, und nun doch vor den Augen alles Volks ſo ſchimpflich geſtorben war! Wie konnten ſie dieſen Ausgang mit dem Uebrigen in Einklang bringen? Schöne, große Bruchſtücke, aber noch kein befriedigendes Ganzes! Wohl hatten ſie alle ſeine Worte ſorgfältig im Herzen bewahrt; wohl nährten ſie auch nach ſeinem Kreuztod unausſprechliche Hoffnungen von der Kraft ſeines Wortes, von ſeinem bleibenden Verhältniſſe zum himmliſchen Vater. Zwar hatte dieſer Ihn ſcheinbar verlaſſen, hatte Ihn ſeinen Mördern eingehändigt, hatte zugegeben, daß Er verhöhnt zwiſchen bekannten Miſſethätern den Geiſt aufgab. Aber Er hatte ja ſelbſt ſeine Leiden und ſeinen ſchmerzvollen Tod vorhergeſagt; Er hatte gezeigt, daß Er Macht über ſeine Feinde habe, und daß es blos in ſeinem Willen ſtand, ſich ihnen zu entziehen. Ueberdies konnten die guten Frauen von den vertrauten Jüngern des Herrn vernommen haben, wie Er am letzten Abendmale, das Er mit den Tiefbetrübten hielt, ihnen die Verſicherung gegeben: Er werde ſie auch nach ſeiner Heimkehr zum Vater nicht verlaſſen; wie Er ihnen zum Unterpfand fortwährender Vereinigung ſeinen Leib und ſein Blut unter den Geſtalten des Brodes und Weines dargereicht; wie Er ihnen endlich geſagt habe: daß ſie von Ihm in die Welt geſandt ſeyen, wie Er vom Vater, daß ſie Ihm ſpäter eben dahin folgen würden, wohin Er jetzt gehe, und daß, wenn Er über der Erde erhoben ſey, Er Alle, die mit Ihm Eines Sinnes ſind, zu Sich ziehen werde.

War gleich die Erinnerung an alles dies jetzt durch den Schmerz verdüſtert, mehr Dämmerung, als volles Tageslicht, ſo lag doch Stoff und Grund genug darin für die in Demuth frommen Schülerinnen des Herrn, um den Endausgang mit Vertrauen zu erwarten, und dem Troſte aufrichtender Hoffnung nicht zu entſagen. Ohne dieſe Hoffnung wären ſie der ſo natürlichen Betrübniß über den Tod des Geliebten erlegen. Die Trennung ach! war ſo ſchmerzlich, und nun ſollten ſie auch die ſterbliche Hülle, bald einen Raub der Verweſung, zum letztenmal mit ihren Thränen benetzen. Als ſie in ſolchen Gedanken der Grabhöhle näher kamen, erinnerten ſie ſich, daß der Eingang mit einem großen Stein verſchloſſen worden. Sie ſprachen daher bekümmert unter ſich:

„Wer wird uns den Stein wegwälzen?" Doch ſehet! wie ſie die Gruft im Geſicht hatten, wurden ſie gewahr, daß der Stein ſchon weggewälzt und die Grabhöhle offen war. Auf dem Steine ſaß ein unbekannter Jüngling, ein Engel. Sein Antlitz ſtralte, ſein Gewand war glänzend wie der Schnee. Wie er ihr Erſchrecken bemerkte, ſprach er zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Ihr ſuchet Jeſum, den Gekreuzigten. Er iſt nicht hier; Er iſt auferſtanden. Kommet und beſehet den Platz, wo er gelegen!" Voll Erſtaunen giengen ſie nun in die Gruft hinein. Sie fanden den Leichnam nicht, ſondern wo er gelegen, erblickten ſie einen Jüngling, jenem ähnlich, der drauſſen auf dem Grabſteine ſaß. Da ſchlugen ſie die Augen, vom Glanze geblendet nieder, und zitterten. Jener aber redete ſie an: „Was ſuchet ihr den Lebenden unter den Todten? Er iſt nicht hier, er iſt auferſtanden.“ Erinnert euch, was er noch in Galiläa zu euch ſprach: „Der Sohn des Menſchen muß in die Hände der Sünder überliefert und gekreuzigt werden, und am dritten Tage wieder auferſtehen. Gehet eilends zu den Jüngern, und ſaget ihnen: Er iſt von den Todten auferſtanden, wie er vorhergeſagt: er wird vor euch hin nach Galiläa gehen; *) dort werdet ihr ihn ſehen (und ſeines Umgangs euch erfreuen.“) Dieſe Worte waren helle Lichtſtralen in die Finſterniß; mit einem Mal erwachte jetzt in den Frauen das Andenken an die frühern Vorherſagungen des Herrn, und

---

*) Matth. XXVI. 32.

ſie erkannten nun ihre Bedeutung. Sie ſtaunten noch über das, was ſie geſehen. Aber ihr Schrecken machte himmliſcher Freude Platz über das, was ſie gehört. Das Höchſte ihrer kindlich frommen Ahnungen ſahen ſie der ſchönſten Erfüllung nah. Ihr Herz überließ ſich ganz dem Wonnegefühl der Ausſicht auf des Meſſias herandämmerndes Reich. — Freunde! wenn ihr jetzt auch ſo vor dem Grabe des Herrn ſtündet, und auf dem weggewälzten Grabſteine ſchaute euch ein Engel hellleuchtend ins Angeſicht, mit der einen Hand auf die leere Gruft hindeutend, mit der andern nach der von Fern' heraufſchimmernden Sonne, und ihr ſähet jetzt über der Grabhöhle zwiſchen friſch bethauten Blumen einen Kornhalm mit voller Aehre ſich erheben, von der leiſen

Morgenluft beweht, würde nicht eure Seele freudig aufſchauern, berührt vom Stral und Hauch und Wink aus beſſern Welten? Nun aber, Freunde! jeder Erdfleck, den euer Fuß betritt, iſt ein Menſchengrab, und jedes Grab iſt eine Stätte künftiger Auferſtehung, vom Beſieger des Todes zum Altar der Unſterblichkeit eingeweiht. Ihr dürft euch mithin eben ſo innig der Auferſtehung des Herrn freuen, wie die guten Frauen von Jeruſalem. Dieſe eilten, den Jüngern Nachricht zu bringen, damit auch ſie kämen und ſähen. Kaum hatten ſie ſich aber eine Strecke vom Grab entfernt, da begegnete ihnen Jeſus ſelbſt, und ſprach: „Seyd gegrüßt!“ Sie traten Ihm näher, deſſen Haupt, noch vor wenigen Tagen zum Hohn des Pöbels mit Dornen gekrönt, jetzt vom Glanze des Sieges ſtralte; ſie umfaßten ſeine Füſſe, und fielen vor Ihm nieder. Da ſagte der Herr zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Gehet, und bringet meinen Brüdern (den Jüngern) die Botſchaft, ſie ſollen nach Galiläa gehen; dort werden ſie mich ſehen.” Wer könnte den überbeſeligenden Eindruck dieſes Wiederſehens auf das fromme Gemüth der Frauen beſchreiben! Genug, ſie hatten ihn wieder; hatten ihn geſehen, geſprochen. Den Himmel im Herzen, beflügelten ſie ihre Schritte, um den Jüngern, die noch mit Leid und Trauer erfüllt waren, den Auftrag des ins Leben Erſtandenen zu melden. Wie verwundert waren dieſe bei den Ausſagen der Frauen! Sie kamen ihnen wie Mährchen vor; und ſie glaubten ihnen nicht. So wenig hatten ſie die Reden des Herrn, wodurch er ihnen ſeine Auferſtehung angekündigt hatte, *) beachtet, oder gefaßt. Sie dachten ſich wohl die guten Frauen von einem Traumgeſichte, einer Erſcheinung ihrer Einbildung getäuſcht, was um ſo begreiflicher ſey, da fein und tief empfindende Seelen, zumal von Weibern, wenn ſie ſich unglücklich fühlen, nur zu geneigt ſind, das zu glauben, was ſie zu ihrem Troſte wünſchen.

Doch war, ſey es noch vor dieſen Frauen, oder zugleich mit ihnen, eine ihrer Freundinnen Maria von Magdala (vermuthlich zu Bethanien wohnhaft, **) das nahe am

---

*) Matth. XVI. 21. XVII. 23. XX. 19. Mark. VIII. 31. Luk. IX. 22. Vergl. Matth. XII. 40.

**) Joh. XII. 1—3. Vergl. mit XX.

Oelberge lag) zu der Gruft des Herrn gekommen. Beim Hingehen (es war noch dunkel) hatte ſie eine Erderſchütterung verſpürt. Als ſie nun anlangte, ſah ſie den Stein von der Gruft weggewälzt. Sie konnt' es nicht faſſen. In der Verwirrung des Gemüths fiel ihr nicht bei, daß Er ohnlängſt, bevor er den Lazarus, ihren Bruder aus dem Grab' erweckte, ihre zweifelnde, troſtloſe Schweſter mit den Worten aufgerichtet hatte: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben." *) Ohne nähere Unterſuchung eilte ſie, die vertrauten Jünger des Herrn, Petrus und Johannes aufzuſuchen, und als ſie dieſelben fand, brach ſie mit Wehmuth und Thränen in die Klage aus:

---

*) Joh. XI. 25.

Sie haben den Herrn aus der Gruſt genommen, und wir wiſſen nicht (Niemand weiß) wo ſie ihn hingebracht. Sie fürchtete wohl, die Leiche des Unvergeßlichen ſey von ſeinen Feinden argliſtig entwendet worden, um ihn den Ehrenbezeugungen der Freunde zu entziehen. Sogleich machten die beiden Jünger ſich auf den Weg nach der Gruſt mit begieriger Eile. Johannes, der liebevolle Jünger, ſey es wegen jugendlichem Feuer, ſey es, weil er ſich der ſtandhaften, lauterſten Treue an Jeſus bewußt war, kam dem ſonſt ſo raſchen Petrus voraus. Dieſem hatte der Blick, den ihm der Herr nach ſeiner dreimaligen Verläugnung zuwarf, eine Wehmuth eingeprägt, welche noch ſchwer auf ihm laſtete. Johannes ſchaute mit der ſeinem ſanften Karackter angemeſſenen

Schüchternheit in die Gruft hinein, und ſah die leinenen Binden da liegen. Nun kam auch Petrus; dieſer begieriger, gieng gleich in die Grabhöhle hinein, und ſah gleichſalls die Binden und das Tuch, das des Herrn Haupt umwunden hatte, beſonders zuſammengelegt. *) Johannes begab ſich jezt auch in die Gruft, ſah und glaubte, daß der Herr wirklich auferſtanden ſey. Was die Propheten, was Er ſelbſt darüber vorhergeſagt, wurde ihnen plözlich hell. Sie kehrten ohne Verweilen nach Hauſe. Ihrer Seele war der Himmel wieder offen. Was konnte ihnen näher

---

*) Wäre die Leiche von Jemand geſtohlen worden, wozu hätte er ſich die Mühe und Zeit genommen, den Leichnam zu entbloßen, und die leinenen Binden und Tücher in Ordnung zuſammenzulegen?

liegen, als nun auch die Brüder von ihrer bangen Trauer zu befreien! Maria von Magdala, die auch wieder zur Gruſt gekommen war, blieb aber auſſen vor derſelben ſtehen; noch immer ſtürzten Thränen über ihre Wangen. Indem ſie nun weinend ſich hineinbückte, ſah ſie zwey weißgekleidete Engel da ſitzen, wo das Haupt und die Füſſe des Leichnams Jeſu gelegen. Dieſe redeten ſie an: „Frau! warum weineſt du?“ Sie antwortete: „Meinen Herrn hat man genommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingebracht.“ Als ſie ſich jetzt umwandte, ſtand Jeſus nicht fern. Sie erkannte ihn aber nicht. Er fragte ſie: „Warum weineſt du? Wen ſucheſt du?“ Sie, die ihn für den Gärtner anſah, (denn der Platz um die Gruſt war ein Garten) antwortete ihm

„Haſt du ihn vielleicht hinweggetragen? So ſage mir doch, wo du ihn hingelegt, daß ich ihn hole." Da ſprach Jeſus (mit dem ihm eigenen Tone) „Maria!" Schnell wandte ſie ſich um, erkannte ihn jetzt und rief mit freudiger Verwunderung: Mein Lehrer! — Bei dieſem Aufruf voll inniger Rührung, war es natürlich die erſte Bewegung des ſtaunenden Entzückens der treuen Schülerin Jeſu, ſich vor ihm niederzuwerfen. Sie, welche früher als reumüthige Büſſerin ſeine Füße mit Thränen und koſtbarem Salböl benetzt, und mit ihren Haaren abgetrocknet hatte, wollte jetzt nur ſeine Kniee berühren, was nach morgenländiſcher Sitte eine Art von Anbetung war. Allein Jeſus wehrte ihr's und ſprach: „Berühre mich nicht! (gleichſam als wollte er andeuten, daß ſein erſtandener Leib nicht mehr der Erde, ſondern ſchon dem Gebiete der Unſterblichkeit angehöre.) Noch bin ich nicht aufgefahren zum Vater. (Erſt, wenn ich verklärt zur Rechten meines Vaters ſitze, will ich Zeichen der Anbetung annehmen.) Geh' aber hin (ohne dich hier mit Ehrfurchtsbezeugungen aufzuhalten) zu meinen Brüdern, und ſag' ihnen: ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott." Dieſe Worte des Herrn, die alle Schatten und Nebel zerſtreuten, alle Räthſel mit einem Mal lösten, umwandelten vollends die Trauer und Bekümmerniß der Magdalerin in Jubel. Sie gieng eilig zu den Jüngern, und erzählte ihnen, wie ſie mit eigenen Augen den

Herrn geſehen, und was er ihr für einen Auftrag an ſie gegeben habe.

Einigen Jüngern mocht' es allerdings befremdlich vorgekommen ſeyn, daß der Herr ſich früher den Frauen gezeigt und dieſelben geſprochen haben ſollte, als ſie, die Vertrauteſten, die Eingeweihten, die Auserwählten. Sie brauchten ſich aber nur zu erinnern, daß ſeit der Schöpfung der Welt Gott ſich jederzeit mit Vorliebe ſchwacher Werkzeuge zur Einleitung wichtiger Ereigniſſe in dem Entwurf ſeiner Erziehung der Menſchheit bedient; wie auch Jeſus zur Verkündigung ſeiner Lehre nicht Männer von beſonderer Weisheit und von gelehrter Bildung, ſondern ſie, obgleich rohe und unwiſſende Fiſcher und Zöllner berufen habe; wie er ihnen endlich ſo oft zu erkennen gegeben: daß er nur auf das Herz, auf die innere Geſinnung ſehe, und daß Niemand in das Reich ſeines Vaters eingehen könne, der nicht werde, wie die unſchuldigen, argloſen, demüthigen Kinder. Die frommen Frauen hatten jene Auszeichnung vor den meiſten Jüngern wohl verdient. Denn während der Tage der Leiden Jeſu hatte weder falſche Schaam, noch das Hohngerede und Toben des Pöbels, noch der Zorneifer der Hohen auf ſie gewirkt; ihrer ſelbſt vergeſſend war ihre ganze Seele nur mit dem Schickſal ihres entſetzlich mißkannten Lehrmeiſters beſchäftigt; ſie blieben, ſo weit es nur immer angieng, im Angeſichte des Volkes in des Geliebten Nähe, und lieſſen ihn nicht aus den Augen; ſie waren bis ans Kreuz ſorgfältig bedacht, ihm alle Theilnahme, und, wo möglich auch Hilfe zu leiſten; ſie ſcheuten ſich nicht, ihre reine und innige Liebe und Verehrung zu dem Gekreuzigten, Allen denen zu zeigen, deren Bosheit oder Blindheit ihn ans Kreuz ſchlug. Sogar noch auf den entſeelten Leichnam dehnten ſie ihre zärtliche Sorge aus. Wie anders die meiſten der Jünger! Schüchtern zerſtreuten und verbargen ſie ſich. Simon Petrus, den ſo ſehr ausgezeichneten Apoſtel trieben Menſchenfurcht und falſche Schaam ſo weit, ſeinen Herrn zu verläugnen. Kleinmüthig, obgleich mit großer Betrübniß und nicht ohne alle Hoffnung warteten ſeine, noch vor Kurzem ſo entſchloſſenen Schüler, gleich einer von einem plötzlichen Sturmgewitter geſchüchterten Schaafheerde, ab, was die Geſchichte ihres Meiſters für einen Ausgang nehmen werde. Nur von Johannes iſt bekannt, daß er den geliebten Meiſter auch am Kreuze nicht verließ, und wohl auch ſeiner Beſtattung beiwohnte. — Den meiſten Jüngern ward es jetzt ſchwer, den Frauen aufs Wort zu glauben. Doch konnten ſie gegen die zuſammenſtimmenden Ausſagen der Frauen, in denen kein Falſch war, ſowohl derjenigen, die zuſammen das Grab beſucht, als der Magdalena, die einzeln dort geweſen, nichts einwenden, zumal ſich damit ganz im Einklang befand, was Petrus und Johannes berichteten; nur daß dieſe ſelbſt den Herrn noch weder geſehen noch geſprochen hatten. Allmählig nach mehrerer Ueberlegung gewann die Hoffnung mehr heitern Raum, es möchte doch wahr ſeyn, was die Frauen einſtimmig erzählten. Zur Steigerung und

Anfachung dieſer Hoffnung, trug ohne Zweifel bei, daß viele der Zerſtreuten ſich nach und nach am Abende nebſt andern treuen Anhängern verſammelt fanden, wo ſie die verſchiedenen Nachrichten mit einander vergleichen konnten, und nun wohl auch ein und anderer Bericht gab, wie das Verſchwinden der Leiche des Herrn die Häupter des Synedriums und der Phariſäer, die alle ihre Vorſorgen vereitelt ſahen, in Angſt verſetzt habe. Es waren nemlich einige von denen, die am Grabe die Wache hatten, in die Stadt gekommen, und hatten (noch voll der Furcht und leichenblaß) den Oberprieſtern von der wundervollen Begebenheit Kunde hinterbracht. Mit Beſtürzung und Entſetzen hören dieſe jetzt von den Soldaten, wie die Erde auf einmahl ſtark erbebt ſey, wie die Felſen geborſten wären, wie eine himmliſche Geſtalt, ein Engel, Bliß im Anblick und in ſchneeweis glänzendem Gewande den Stein von dem Eingang der Gruft gewälzt, und ſich darauf geſetzt habe, und nun ſie, die Wächter, vor Schrecken entſeelt, wie todt hingeſtürzt ſeyen. Schnell rufen die Oberprieſter die Aelteſten zuſammen und halten Rath, wie der Vorfall vertuſcht und dem Volk verheimlicht, oder wohl gar zum Nachtheil der Sache des Gekreuzigten und ſeiner Anhänger entſtellt werden könnte. „Schwer iſt unſere Aufgabe, dachten ſie; wir müſſen verhindern, daß die Soldaten nicht das Wahre unter die Leute bringen, beſonders jetzt, wo noch ſo viele tauſend fremde Juden wegen des Oſterfeſtes ſich in der Stadt befinden. Denn, erfahren die Leute den wahren Hergang; ſo ſteht das ganze Anſehen des Synedriums auf dem Spiel, und die Sache Jeſu erhält einen glänzenden Sieg.” Sie lieſſen daher die Soldaten, nachdem ſie mit vielem Geld waren beſtochen worden, vor ſich rufen, und ſprachen zu ihnen: „Sprenget unter die Leute aus: Jeſu Jünger ſind in der Nacht, als wir vom Schlaf überwältigt waren, wie Diebe herbeigeſchlichen, und haben ihn geſtohlen. Sollte dies dem Landpfleger zu Ohren kommen, ſo überlaßt uns nur die Sorge, wir werden ihn ſchon überreden (durch Geld oder gute Worte beſchwichtigen,) und euch der Gefahr der Beſtrafung entziehen. Die Soldaten, durch das Geld gewonnen, und froh, der befürchteten ſchweren Ahndung wegen ihrem Entfliehen vom Grabe zu entgehen, thaten, wie ſie unterrichtet waren. Der Unbefangene konnte zwar nicht umhin, zu entgegnen: ihr ſchliefet, — wie könnet ihr uns denn erzählen, was ihr nur wachend hättet ſehen können? . . Dennoch iſt begreiflich, daß ihre Lügenrede, ſo höchſt unwahrſcheinlich ſie an ſich in jeder Hinſicht war, bei dem vornehmen und niedern Pöbel leicht Glauben fand. Denn der Auferſtandene war dieſen Leuten verhaßt, und ſein Blut rief Gottes Strafgericht über ſie, wenn anders er, deſſen Kreuzigung ſie ſo heftig verlangt hatten, als der Meſſias wieder erſcheinen würde. Der Betrug allein dämpfte die Schrecken ihres Gewiſſens. So kränkend hingegen das argliſtig ausgeſprengte Gerücht für die Jünger des Herrn war, ſo fanden ſie doch in ihrem Bewußtſeyn volle Beruhigung, und jetzt, wo ſie den Auferſtandenen ſelbſt noch nicht geſehen hatten, mußte in ihren Augen das argliſtige Beſtreben ſeiner grauſamen Feinde, auch die Thatſache, die ſo offenbar zu ſeiner Verherrlichung dienen ſollte, durch plumpe Verläumdung und Lüge zu neuem Stoff ſeiner Läſterung zu verarbeiten, der Wahrhaftigkeit der Ausſagen der Frauen neues Gewicht verleihen. Doch nur ſtufenweiſe ſollten die Jünger zur vollen (aber deſto gewiſſern) Erkenntniß, daß ihr Meiſter auferſtanden ſey, gelangen. Sie ſollten nicht durch plötzliche Ueberraſchung erſchüttert werden. Der Eindruck einer ſolchen hätte wohl augenblicklich von großer Stärke ſeyn müſſen; aber er hätte nicht ſo tief gehaftet, als die nach und nach erfolgenden Vorgänge, die geeignet waren, ihre Seele von dem leiſeſten Schimmer der Dämmerung bis zum hellen Mittag zu erleuchten. Alles, was nun vorgieng, ſcheint nur darauf abgeſehen, ihre Sinnesänderung, welche Jeſus während der ganzen Zeit ſeines öffentlichen Lehramts angebahnt hatte, zu vollenden. Es ſollte jetzt ihre Erwartung eines irdiſchen Reiches voll Glanz und Herrlichkeit durch die Idee eines überſinnlichen, himmliſchen, ewigen Reiches der Wahrheit und Liebe verdrängt werden; es ſollte ihnen der Sinn der göttlichen Worte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt" — ganz entwölkt erſcheinen: es ſollte ihnen klar werden, das Ziel ihres Berufes ſey: Das Reich Gottes nicht in der Auſſenwelt, ſondern im Heiligthum der Herzen zu errichten. — Der Wunſch der Jünger, ihren Meiſter nach ſeiner

Auferſtehung wieder zu ſehen, gieng mehrmal in Erfüllung. Bald erſchien er einzelnen, bald den verſammelten. Zuerſt ſcheint er dem Petrus, der wohl am meiſten des Troſtes und der Aufrichtung bedürftig war, ſich dargeſtellt zu haben. Welche Wogen der Wonne müſſen nicht hier in dem Apoſtel, deſſen Eifer durch die Glut der Bußzähren über ſeine Verläugnung noch verſtärkt war, ſich erhoben; wie innig wird er den Werth der milden Gnade des Herrn gefühlt, wie ungeſtüm, wie feurig den Schwur ewiger Treue ausgedrückt haben! — Bald hernach begegneten Jeſu zween ſeiner Jünger auf dem Wege nach Emaus, einem Flecken, ein paar Stunden von Jeruſalem entfernt. Unerkannt löst er ihnen die Zweifel über die Auferſtehung des am Kreuze Geſtorbenen, die ihr Herz beängſtigten, und worüber ſie ſich gerade unterredeten, den Geiſt noch immer zwiſchen Glauben und Unglauben umhergetrieben. Wie zart, und doch wie tief das Gemüth ergreifend benimmt er ſich dabei! Er erklärt ihnen das ganze Schickſal des Herrn aus den Schriften der Propheten, von Moſes bis auf Johannes den Täufer, die ihnen wohl bekannt, aber, dem geiſtigen Auge wie durch einen Vorhang verhüllt, ein verſiegeltes Buch waren! Sehet ihr denn noch nicht, ſprach er, ſeyd ihr denn ſo unverſtändig und trägen Herzens, um immer, ohngeachtet des klaren Inhalts der Schriften nicht zu erkennen, daß Chriſtus alles dieſes leiden mußte, um zu ſeiner Herrlichkeit zu gelangen?" Seine Rede war ſo eindringend, ſeine Aufſchlüſſe über die Schrift in Beziehung auf den Meſſias waren ſo beſtimmt, ſo lichtvoll, daß dabei den beiden Jüngern, wie ſie nachher ſelbſt ſagten, das Herz glühte. Doch, daß der Herr ſelbſt es ſey, der ihr Inneres ſo erwärmte und aufweckte, davon hatten ſie keine Ahnung. Sie verwunderten ſich über den höchſt verſtändigen und weiſen Geſetzlehrer. Aber erſt, als er am Tiſche das Brod ſegnete, brach und ihnen darreichte, giengen ihnen die Augen auf, und erkannten ſie Ihn. Wie himmliſch, wie beſeligend war ihr Gefühl bei dieſem Wiedererkennen! Aber ohne daß ſie merkten, wie, war er ſchon aus ihrem Geſichte verſchwunden. Genug für einmal, den Auferſtandenen geſehen und geſprochen zu haben. Ohne Aufſchub, obgleich die Nacht ſchon einbrach, kehrten ſie in die Stadt zurück, um den Vorfall den andern Jüngern zu melden. Sie trafen ihrer Viele verſammelt an, und wurden von ihnen mit dem Freudenruf empfangen: Wahrhaftig der Herr iſt erſtanden, und (auch) dem Simon erſchienen. Nun erzählten auch die zwei ankommenden Jünger, froh begeiſtert, was ihnen begegnet. Doch während ſie noch ſo redeten, ſtand der Herr ſelbſt (ohne daß man wußte, wie er in den Saal, deſſen Thüren verriegelt waren, gekommen ſey) in ihrer Mitte und ſprach: „Friede ſey mit euch!” Sie wähnten aber im erſten frohen Erſtaunen einen Geiſt zu ſehen. Er fragte ſie daher: warum ſo erſchrocken? warum haltet ihr mich für einen Geiſt? Und indem er ihnen ſeine Hände und Füße (mit den Nägelmaalen) wies, ſagte er: „Ich bin es ſelber.” Ein (bloſer) Geiſt hat ja nicht Fleiſch und Bein, wie ich habe. Dann, um ſie vollends zu überzeugen, begehrte er etwas zu eſſen, und aß vor ihren Augen von einem gebratenen Fiſch und Honigſeim. Nun hauchte Er ſie an mit den Worten: Empfanget den heiligen Geiſt! (Dieſer wird euch nach meinem Scheiden alle Einſicht und Kraft geben, deren ihr bedürft.) Keiner zweifelte mehr. Alle wurden voll Zuverſicht. — Thomas war allein von den Eilfen nicht zugegen geweſen. Wahrſcheinlich, weil er, als ungläubig an den gehörten Erzählungen von der Auferſtehung des Herrn, die frommen Frauen für getäuſchte, gutmüthige Geiſterſeherinnen hielt, und in der Verſammlung von den Mitbrüdern kein Licht zu erhalten hoffte, war er ausgeblieben, und entweder ſucht' er anderswo

Auskunſt, oder Troſt in einſamer Betrachtung. Indeſſen ſäumten die Jünger nicht, ihn von Allem in Kenntniß zu ſetzen. Er aber ſprach: „Ich glaub' es nicht, ſo lang ich nicht ſelbſt die Wundmaale in ſeinen Händen ſehe, und in dieſe Maale und in die (Wunde ſeiner) Seite meine Hände lege." Acht Tage vergiengen; tief gebeugt rang ſeine Seele mit Bangigkeit, ſehnte vergebens ſich nach einem Schimmer in die Nacht ſeiner Zweifel. Jetzt fand er ſich (noch immer troſtlos) in der Verſammlung vieler andern Jünger ein. Die Thür war abermals aus Furcht vor den Juden verſchloſſen. Siehe! plötzlich ſtand der Herr unter ihnen, mit dem Segensgruß: „Friede ſey mit euch! und gleich foderte er den Thomas auf, ſeine Wundmaale zu beſchauen, und die Hand in ſeine Seite zu legen. Da war es dem verwunderten Jünger, als vergiengen Erd' und Himmel um ihn. Raſch vom Zweifel zum frohlockenden und anbetenden Glauben übergehend, rief er auf: „Mein Herr und mein Gott!“ Jeſus aber verſetzte (mit einem Tone, der bis in die geheimſten Tiefen der Seele drang:) „Nun glaubſt du, Thomas! weil du mich geſehen. Selig, die nicht ſahen, und dennoch glaubten!“ Treffender und zugleich freundlicher konnte der Sohn Gottes dem Thomas die Sprödigkeit an die Erfüllung ſeiner Worte zu glauben nicht vorhalten. Wie Viele ſeit Adam und Abraham hatten an ihn geglaubt, ohne ihn zu ſehen? Auch für unſern Sinn iſt ſeine menſchliche Geſtalt entſchwunden. Aber wir empfinden die ſegenvollen Wirkungen ſeiner Auferſtehung, und — glauben, in heiterer Hoffnung auf den Tag, wo wir ſelbſt, den Gräbern entſtiegen, vor dem Erſten der Auferſtandenen, dem Herrn der Ernte mit frohem Schauern hintreten werden. Unterdeſſen erwärmen wir uns mit Dank an dem Mittagsſtrale der Sonne, deren herrlichen Aufgang die treuen Freunde Jeſu geſehen haben, und dann unter allen Drangſalen und Leiden mit Frohlocken bezeugten. Selig fürwahr, wer nicht ſah und dennoch glaubt! *) Gibt es hingegen einen peinlichern Zuſtand, als den eines Menſchen, der den Glauben an Gott und an ſein beſſeres Selbſt, an ſeine Menſchenwürde verloren hat; dem Mißtrauen und Zweifel jeden Genuß, jede Freude

---

*) I. Petr. I. 8—9.

vergällen, jeden Blick auf die ſchöne Erde, oder nach dem noch ſchönern Himmel verdüſtern? Er gleicht einer dunkeln Meereswoge, die der Wind hin und her treibt.*) Nur der argloſe Kinderglaube gießt wahre und ſtete Freudigkeit in Geiſt und Herz; nur Vertrauen gibt Ruh' und Frieden; nur innige Zuverſicht auf den Vater im Himmel ſtößt Muth und Kraft ein zu gelaſſener Ertragung der Bürden des Lebens und zur ſtandhaften Erfüllung ſeiner Pflichten. — Nach des Thomas Ueberweiſung zweifelte keiner der Jünger mehr an des Herrn Auferſtehung. Doch waren ſie in Anſehung des von ihm zu ſtiftenden Reichs noch immer im Dunkeln. Jeſus erſchien ihnen aber noch mehrmals; zuerſt in Galiläa dem Jakobus allein; *) hernach ſieben aus ihnen, worunter Johannes und Petrus, in der Frühröthe am See Tiberias, als ſie die ganze Nacht vergeblich auf einen Fiſchfang ausgegangen waren, und nun auf das Geheiß des Unerkannten, der vom Ufer her ihnen zurief, einen großen Fiſchzug machten, an welchem Zeichen ſie, die zu Menſchenfiſchern Berufenen, ihren Herrn erkannten, worauf er die Liebe des Petrus mit göttlichen, das Innerſte des Herzens durchforſchende Fragen prüfte, und ihm dafür die Belohnung der Marterkrone verkündigte; endlich auf einem Berge, wo er den eilf Apoſteln in Gegenwart von mehr als

---

*) Jak. I. 6—8.

---

*) I. Kor. XV. 7.

fünfhundert Brüdern *) die Vollmacht zu lehren und zu taufen alle Völker und die Sünden nachzulaſſen erneuerte, und die merkwürdigen Worte ſprach: „Mir iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." — — — Auf ſolche Weiſe gieng der Erſtandene mit den Jüngern vierzig Tage um; alle ſeine Erſcheinungen geſchahen aber unverſehens, wie ein Stral aus den Wolken, und eben ſo ſchnell und unmerklich entzog er ſich wieder den Blicken der Jünger. Niemand wußte, wo er ſich aufhielt. Sein Leib hatte wohl ſchon die geläuterte (uns freilich unbekannte) Natur eines Verklärten, der in höherer Sphäre lebt und

---

*) I. Kor. XV. 6.

webt, angenommen; obwohl ein wahrer menſchlicher Leib, war er doch den Sinnen der Sterblichen bald ſichtbar, bald (vielleicht durch des Urlichts Glanz bedeckt) unſichtbar; jetzt ſahen ſie ihn, ohne ihn zu erkennen; jetzt auf einmal fiel der Nebel von ihren Augen, und ſie erkannten ihn. Der Herr ſtellte ſich den von Gott erkorenen Jüngern, nicht aber dem ganzen Volke dar, *) weil es ihm nicht um ſeine Erſchreckung, Beſchämung und Demüthigung, noch um ſein Hoſianna zu thun war, weil er nicht wollte, daß das Volk durch vorübergehende ſinnliche Wahrnehmung nur augenblicklich in Staunen verſetzt und erſchüttert, ſondern durch den Glauben wahrhaft bekehrt und gebeſſert

---

*) Apoſtelgeſch. X. 41.

werde. Auch den Mitgliedern des Synedriums erſchien er nicht. Deſſen bedurft' er aber auch zur Beglaubigung ſeiner Auferſtehung nicht. Hätten die Verblendeten ſeine Wiedererſcheinung nicht auch für ein Blendwerk des böſen Geiſtes angeſeh'n? Oder, hätten ſie auch dem klaren Zeugniſſe der Sinne nicht widerſtehen können, was wäre wohl erfolgt, als ein vorübergehendes Entſetzen? Ihre Wuth wäre bald mit neuer Glut erwacht; ſie, die dem auferweckten Lazarus nach dem Leben geſtrebt, hätten auch nach einem zweiten Mord des erſtandenen Jeſus gelechzt. *) Selbſt unter den Jüngern verweilte er meiſt nur, wie im Vorbeigehn, nur Augenblicke, um ihnen zu zeigen, daß

---

*) Luk. XII. 15.

er ſchon das unſterbliche Leben begonnen, und um ſie auf ſein baldiges völliges Verſchwinden von der Erde vorzubereiten, damit ſie auch dann noch feſt an Ihn glauben, und auf Ihn vertrauen, wenn ſie Ihn nicht mehr ſehen würden. Er geht indeſſen eben ſo freundlich mit ihnen um, wie vor ſeinem Tode, und nennet ſie immer ſeine Kinder und Brüder; aber alle Worte, die er zu ihnen ſpricht, deuten auf die Vollendung ſeiner Sendung, auf das Höchſte ſeiner Offenbarungen, und laſſen ſie hellere Blicke werfen in's Allerheiligſte. Das Reich Gottes iſt der Gegenſtand aller ſeiner Reden. Und als er nun eines Tages auf dem Oelberge (nahe bei Bethanien), wo er ſonſt öfters einſam gebetet, und wo in jener ſchauervollen Nacht Er, der Herr des Lebens, mit der Macht des Todes gerungen, und dann, kindlich ergeben in den Willen ſeines Vaters, ſich der Gewalt ſeines Verräthers überliefert hatte, ſich den vertrauten Jüngern wieder darſtellte: da befahl er ihnen, in Jeruſalem beiſammen zu bleiben, und den heiligen Geiſt zu erwarten, der, der Verheiſſung gemäß, in ſeiner ganzen Fülle über ſie herabkommen würde; dann erhob er feierlich ſeine Hände, und ſegnete ſie. Während er dies that, ward er vor ihren Augen erhoben, und ein (lichtes) Gewölk entzog ihn ihren Blicken. Als dieſe noch unverwandt zum Himmel hinaufſahen, (dem Entſchwindenden nachzufolgen ſtrebend,) ſehet, da ſtanden zwei Männer (Engel) in weiſſem Gewande bei ihnen, und ſprachen: „Was ſtehet ihr noch hier und ſchauet zum Himmel? (Was hoffet ihr hier noch weiter zu ſehen? Euch genüge die Gewißheit:) Dieſer Jeſus, der von euch weg in den Himmel genommen ward, wird (einſt) eben ſo wiederkommen, (als Richter der Lebendigen und der Todten) wie ihr ihn jezt ſehet in den Himmel ſich erheben.“

Dies iſt der einfach und ſtill fortſchreitende Gang, vom Fürſten des Lichtes und Lebens erwählt, um die Verkünder ſeines unvergänglichen Reiches von einer unruhvollen Erwartung zur ruhigen Gewißheit, aus der bangen Bekümmerniß zum Frieden ohne Gleichen, vom Irdiſchen zum Himmliſchen einzuführen. Es ſollte ihnen jeder Zweifel gelöſt, jeder Scheingrund zum Wankelmuth weggeräumt werden. Sie, die bisher noch immer zwiſchen ſinnlichen und höhern Gedanken und Erwartungen getheilt waren, ſollten mit ſich vollkommen Eins werden, indem ſie das ewig fortblühende Reich Gottes als das einzige Ziel ihres Strebens erkannten.*) Ihre Blicke, die bisher immer nur Iſrael umfiengen, ſollten auf alle Völker und Zeiten ohne Ausnahme ſich erweitern. Was in den Augen der Welt groß und herrlich und von koſtbarem Werth iſt, das ſollte ihnen wie Staub und Spreu verächtlich ſcheinen; das vor der Welt Unſcheinbare hingegen, der Kinderſinn und ein einfältig demüthiges Herz voll Glauben und Liebe, ſollten ſie als das höchſte Gut betrachten. Keine Furcht ſollten ſie fortan kennen, als die Furcht Gottes; keine Hoffnung, als die ſeines Reiches. In ſolcher Gemüthsſtimmung verließ Jeſus ſeine Jünger, als er heimkehrte zum Vater, von wo er ihnen den heiligen Geiſt herabſandte, der ſie mit Heldenmuth und unüberwindlicher Stärke zur Vollführung ihres Auftrags erfüllte: in den Herzen die Altäre der Götzen zu ſtürzen, ſie zu Tempeln der Liebe zu weihen, und zugleich mit der Nacht der Sünde die Schreckniſſe des Todes zu zerſtören.

---

*) Chriſtus ſollte durch den Glauben in ihren Herzen wohnen, und ſie in der Liebe eingewurzelt und befeſtigt werden. Epheſ. III. 17. Joh. XIV. 23.

Und ſehet! die Boten des Herrn, getauft mit der Feuertaufe des heiligen Geiſtes, treten jetzt aller Orten, unter den Heiden und Juden, vor Hohen und Niedern mit ſcheuloſem Freimuth auf, als Herolde der Auferſtehung und Unſterblichkeit. Vor dem nämlichen Volke, das kurz zuvor Jeſum gekreuzigt hatte, hören wir ſie kund machen, daß Er, gemäß der Vorherſagung aller Propheten von den Todten erſtanden, und nun als der Meſſias, der Sohn Gottes, ſitzend zu ſeiner Rechten, Gewalt habe, über Alles im Himmel und auf Erden, und einſt kommen werde zu richten die Guten und Böſen. *) So oft ſie von der andern Welt und von der Veredlung und Verherrlichung durch den Tod ſprachen, verklärte ſich ihr ganzes Weſen, und man ſah es ihrer Seele an, daß ſie ihrer Heimath gewiß, daß ſie eingeſchrieben ſey in das Buch des ewigen Lebens. Und ſo mächtig war der Eindruck ihrer Rede, daß gleich Tauſende, ſelbſt viele jüdiſche Prieſter, tief im

---

*) Apoſtelgeſch. I. u. X. 42.

Innerſten erſchüttert, die Lehre des Auferſtandenen umfaßten. Wir ſehen ihre Bekenner unerſchrocken dem Tod ins Angeſicht blicken, Gott mehr als den Menſchen gehorchen, alle Drohungen und Lockungen der Welt verſchmähen, und, der unverwelklichen Krone am Ziel ihrer Laufbahn verſichert, Verfolgung und Schmach, Leiden und Sterben um Jeſu des Gekreuzigten willen für Gewinn achten. Ihr Blut war die fruchtbare Ausſaat, welcher zahlloſe Schaaren von erleuchteten und frohen Bekennern des Glaubens an Auferſtehung und ewiges Leben entſproßten, von denen in allen Himmelsſtrichen das Kreuz gepflanzt wurde, das ſinnvolle Zeichen vom Siege des Lebens über den Tod, um welches alle Völker ſich ſammeln, bis nur Eine Heerde ſeyn wird und Ein Hirt.

Wie ganz anders zeigt ſich jetzt, meine Freunde! der Menſch vor unſern Augen, den der Stral der Unſterblichkeit erhellet. Alles verſchwindet an ihm, was hinfällig iſt, was irdiſchen Bedürfniſſen angehört. Ein edleres Gewächs, obgleich in den Staub der Erde gepflanzt, athmet er, von einem höhern Geiſt erfüllt, in den Lichträumen des Himmels. Er hat den Tod beſiegt, und dahingeſtreckt. Weit über das Grab geht ſein erhabener Blick ins Unendliche hinaus. Verachtung des Vergänglichen ſitzt auf ſeinen Lippen, die Ungeduld von den Banden des Staubes erlöſt zu ſeyn, hebt ſeine Bruſt und dringt bis in die Stirn' hinauf. Aber der Friede, welcher auf dieſer in einer ſeligen Stille ſchwebet, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll ſüſſer, heiterer Zuverſicht. So lebt, ſo ſtirbt der Chriſt, den die Religion über den Gräbern der Todten der Unſterblichkeit geweiht hat. *)

Wohl begibt es ſich auch in unſern Tagen noch, daß Menſchen, die ſich über die Maaßen weiſe dünken, gleich jenem Statthalter Felix, **) zu dem der Apoſtel Paulus von dem künftigen Gerichte ſprach, betroffen daſteh'n, erblaſſen und zurückbeben, aber kein Wort weiter davon hören wollen, ſondern wohl gar hintendrein den unbequemen Erinnerer an den Tag gerechter Vergeltung, „wo der Richter ernſt die Wage nimmt, und die Mächtigen wägt, wenn ſie geſtorben ſind," als einen Sinnloſen, einen Wahnwizigen verhöhnen. Um ſo beſeligender ſind aber die Wirkungen des Glaubens an das künftige Gericht für Alle, die von Herzen demüthig ſind, die mit reinem, ſtillem Sinne dem nachſtreben, was gut und gerecht iſt, und den Odem Gottes in ihrer Bruſt und eine Sehnſucht nach etwas Beſſerm als dem Vergänglichen fühlen. Ihrem Ohr ertönt das Evangelium als eine fröhliche Botſchaft. Das Erdenleben iſt ihnen eine Pilgerreiſe nach dem Vaterlande. Dankbar preiſen ſie hier den Vater für jede freundliche Gabe, aber mit Zuverſicht auch für jede Bürde und Prüfung, die er ihnen auflegt. Denn ſie vertrauen feſt der Verheiſſung ſeines Sohnes, der ſiegreich aus der Nacht des Todes hervorgieng.

---

*) I. Kor. XV. 29.

**) Apoſtelgeſch. XXIV. 25.

Muß nicht jeder Menſch dem Menſchen jetzt ehrwürdig erſcheinen, da er in ihm nicht ſowohl einen Mitbewohner der vorübergehenden Welt, als der künftigen, ewigen erblickt; heute zwar noch einen Sterblichen, vielleicht aber morgen ſchon einen Unſterblichen. Wir gleichen nicht einer Wolke, die ſpurlos dahin fährt; wir ſind Gottes Familie; *) Seine Hand ſchuf uns nicht, um uns zu vertilgen. **) Deswegen kann jetzt einer zum andern mit Zuverſicht ſagen: Sieh! die Sonne ſinkt nach vollendetem Tageslauf hinter Gewölken hinab, und verſchwindet, aber nur um den Geſichtskreis einer andern Gegend mit friſchem Morgenglanze zu verklären. Dies iſt das Bild des rechtſchaffenen Chriſten! Sieh! welch ein freundlicher Schimmer ergießt ſich vom Mond und den zahlloſen Sternen am blauen Himmel jetzt über die Gräber der Entſchlafenen! Wohl nur ein ſanfter Wiederſchein ihrer ſeligen Wohnungen! — Wenn ihr daher, Liebende und Geliebte, Gatte und Gattinn, Eltern und Kinder, Geſchwiſter und Freunde! nun am Grabe von einander ſcheidet; ſo blickt ihr zwar in daſſelbe tief betrübt, mit inniger Wehmuth hinab: aber es ſtralet durch eure Thränen die troſtvolle, ſichere Ausſicht des baldigen, dann ewigen Wiederſehens! . . Welch ein entzückender Gedanke für wahre Freunde, für liebende Genoſſen einer Familie, für vertraute Mitarbeiter an dem großen Werke der Menſchenveredlung: es kommt der Tag, es iſt ein Ort, wo wir uns wiederſehen, wo wir uns wechſelſeitig unſrer Glückſeligkeit erfreuen werden, von der jede Vorſtellung hienieden nur ein matter Schattenriß iſt! . . Zärtliche Mutter, die du mit namenloſem Schmerz über der Leiche deines Lieblings dich hinbeugſt, und den Funken des Lebens ach! umſonſt in ihm aufzuhauchen ſtrebeſt: blick' hinauf! der Engel lebt, er ſchlummert in Vaters Schoos. Wenn einſt auch dein Aug' im Tode bricht, ſo wird ſein himmliſches Lächeln es erhellen, indem er dir die Palme des ewigen Lebens entgegenbringt. — Euch, ihr Söhne und Töchter! rufe das Grab eurer frommen Eltern das Bild ihres Geiſtes, ihre Vorſchriften und Beiſpiele der Weisheit und Tugend oft in die Erinnerung zurück, damit ihr ernſtlich ihnen nachſtrebet. Das iſt die Achtung, das die Liebe, wodurch ihr ſie und euch ehret, indem ſie euch würdig macht, ihnen einſt wieder vor's Angeſicht zu treten, und mit ihnen im Lande der Vergeltung vereinigt zu werden. — Wer immer du ſeyeſt, o Menſch! ein Fröhlicher, oder ein Trauernder; die Erde iſt für dich das Land der Ausſaat, nicht der Ernte. Wie ein zitternder Waſſertropfen an der Blume, von dir ſelbſt kaum bemerkt, gleitet das Leben, jetzt von Stürmen bewegt, jetzt bei Sonnenheitre hinab, in der Ewigkeit ſtillen Ozean. Jugend, Ehren, Güter ſchwinden dahin, wie Täuſchungen des Augenblicks. Darum lerne das Ewige kennen, und bewahr' es tief in der Bruſt! Das Reine nur, die volle Aehre nur geht in den Himmel ein; aus der vollen Aehre nur windet der Richter dort ſeine Kränze; wohl erhebt ſich aufwärts auch der Spreu, der Staub und der Rauch; er ſinkt aber bald zurück, woher er kam. Warum trauerſt du, o Reicher! beim leiſeſten Flügelgeräuſch des Todes? Hat ſich dein Herz nicht wie ein Maulwurf in den Staub deines Goldes vergraben: warum fürchteſt du ihn? Nicht als ein gewaltiger Räuber, als ein Führer zu unvergleichlich beſſern Schätzen naht er dir. — Dich aber, in Armuth Schmachtender, dich Leidender! beſucht der Tod als ein Bote des Friedens, der jede Thräne abtrocknet, jeden Kummer ſtillt, und mit ewiger Wonn' erquickt. Euer Stammgut iſt im Himmelreich angelegt; dort warten euer hundertfältige Zinſe. Wegen Ereigniſſen, die euch auf Erden Thränen auspreſſen, werdet ihr dort Jubelgeſänge des Danks anſtimmen, weil Gott euch gerettet hat, indem er euch betrübte. . . Auch den weiſen Forſcher nach Wahrheit darf der Gedanke an die Kürze des Lebens im Vergleich mit der Ausdehnung der Laufbahn ſeines Geiſtes nicht niederſchlagen; er weiß, daß das Stückwerk ſeines Wiſſens jenſeits ergänzt, daß er, was ihm jetzt nur durch dunkle Gläſer, nur in trüben Spiegeln, wie ein Räthſel erſcheint, dort von Angeſicht ſchauen werde. — Ihr aber, deren göttliche Eingebungen die todte Materie begeiſtern, nicht vergeblich glüht ein unendliches Sehnen in euerm Buſen. Mag auch der Wiederſchein euers Weſens hier blos wie ein ſchimmerndes Gewölk über dem Strome der Zeit hinſchweben! Euer glühender Durſt wird einſt dort oben an der Urquelle alles Wahren, Guten und Schönen geſtillt. . . „Was iſt der Nachruhm? — ein Wort! Was iſt das Wort: Nachruhm? — Bewegte Luft.“ *) Die ſich eurer Thaten lobpreiſend erinnern, ihr Männer von Verdienſt! auch ſie werden alle bald nach euch ſterben; auch diejenigen, die dieſen nachfolgen, ſterben, bis euer Andenken auf Erden, durch lauter Sterbliche fortgepflanzt, auch ſtirbt. Aber es iſt ein Ruhm vor Gott, der wird nicht erlöſchen. Es ſind Unſterbliche, in deren Andenken ihr lebt; euer Andenken iſt mithin auch unſterblich. — Doch wen immer die Welt mißkennt und läſtert, wer ungerechtem Druck oder dem Giftzahn der Verläumdung erliegt: voll heitern Troſtes

---

*) Apoſtelgeſch. XVII. 28.

**) Vergl. Hiob VII. VIII. X. XIX. 25. Pred. XII. 7. Weish. III. 1—9. Tob. II. 15—18.

---

*) Shakespeare's Hamlet.

kann er jetzt dem unſterblichen Richter entgegen geh'n, der das Innerſte der Menſchen durchſchaut, die Herzen prüft, den Werth der Geſinnungen wägt. Was jede Seele in Seinen Augen gilt, das wird Er einſt aller Welt offenbaren. — Auch ihr ſeyd nicht auf ewig von euern Geliebten geſchieden, deren Gebeine fern vom Vaterland, und von Thränen unbenetzt auf ödem Schlachtfelde verdorren, oder mit Schiffstrümmern an unwirthlichem Strand ein Spiel der Wogen und Stürme ſind; einſt wird auch euch ein ewiges Vaterland mit ihnen wieder vereinigen. — Selbſt der Sünder, der Tiefgefallene darf nimmer verzweifeln. Wenn ſein Herz reuevoll dem Böſen entſagt, ſich ganz von ihm losreißt und dem Urquell des Guten ſich zuwendet: kann er ſein thränend Auge mit Hoffnung zu dem ewigen Richter erheben, zu Jeſu, der nicht will der Sünder Tod, der da kam, ſie Alle zu retten, der für die Sünden der ganzen Welt ſtarb, der noch am Kreuze dem reumüthigen Verbrecher, welcher neben ihm hieng, auf die Bitte ſeiner zu gedenken, ſo liebreich verſicherte: „Wahrlich, noch heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn!“ — Vorzüglich an euch ertönt aus dem Grabe Jeſu, des Erſtandenen, eine ernſte, rührende Stimme, an euch, deren Herzen von Feindſeligkeit gegen einander glühen. „Ihr ſeyd Brüder, ruft ſie; Ein Gott iſt euer Vater; euch beide zu beſeligen kam Jeſus vom Himmel; euch beide zu richten wird er wieder erſcheinen. Und wie? Bitterer Haß konnte in euern Herzen auflodern, wegen Dingen, die Nichts, die vergänglicher ſind, als die Heublumen zu euern Füßen? Könnte wohl dies häßliche Feuer noch an der Grabſtätte deſſen euch entzünden, der da geſagt hat: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe; dies iſt mein Gebot!?" *) — Gott iſt die Liebe. Wer den Bruder nicht liebt, der kennet Gott nicht, und kann nicht zum ewigen Leben gelangen. **) Sein Herz wird ein Wurm zernagen, der ewig nicht ſtirbt. O ſo laſſet doch Brüder! die Sonne nicht untergeh'n, eh' ihr euch von Herzen ausgeſöhnt habt!" — — So unverkennbar, ſo tief der Hang zum Böſen uns allen eingeſenkt, ſo wahr es iſt, daß ein Trieb des menſchlichen Herzens

---

*) Joh. XV. 12.
**) Joh. III. 15. IV. 8.

von Jugend auf dem anerkannten Guten widerſtrebe: ſo vernehmlich ruft Gott uns durch tauſend Stimmen zu: „Die Welt mit ihrer Luſt vergeht, wer aber auf mich hofft, der lebt ewig.“ — Voll des Friedens, kindlich Gott ergeben, den Morgenſchein der Unſterblichkeit in der Bruſt und auf dem Antlitz, — ſo ſtirbt der Chriſt… „Ach dies iſt ja unſer geliebter Antonio!“ ruft ihr mit Wehmuth auf. Wie bewegungslos und blaß er daliegt! Sie haben ihm einen Blumenkranz um die Schläfe gewunden… „Wohl, dem Sieger gebührt der Kranz. Sehet nur, wie über dem bleichen Geſichte ein Ausdruck des Vertrauens ſchwebt, welches mit Ruh' alles Irdiſche wie einen Schatten, einen Traum unter ſich verſchwinden ſieht.“ — — Auch Kaiſer und Könige, jetzt Chriſten, ſind ſich bewuſt, daß ihrer das nämliche Gericht harret, wie des geringſten ihrer Untergebenen, und daß der Richter dort urtheilen wird ohne Anſehen der Perſon. Sie wiſſen, daß vor Seinem Gerichtsſtuhl ihr ganzes Volk für oder wider ſie als Zeugen aufſtehen werde. Welch' eine Mahnung an die Hirten der Völker, gerecht und menſchlich zu regieren! Aber auch welch' ein Troſt für den Herrſcher, der die Wonne der Menſchheit iſt, für den Vater des Vaterlandes, wenn im Augenblicke, wo alle Herrlichkeit der Erde vor ihm in die Nacht des Todes verſinkt, ihm ein Stral von jenen Höhen der Unſterblichkeit ins Auge leuchtet, „wo *) den Königen Lob, beſſeres Lob

---

*) Wie Klopſtock ſingt.

ergänzt: die Nachahmer der Gottheit ſind!“

In Wahrheit unſere allerhöchſte Seligkeit auf Erden beſteht in freudigem Hoffen, durch Ihn, und mit Ihm, der aus Liebe zu uns den Tod beſiegt hat, verherrlicht zu werden. Die ganze Natur gleicht einer Gebährenden, die ſich nach ihrer Entbindung ſehnt. So blicken auch wir, obgleich mit Zuverſicht, doch unter Seufzern und Thränen jener Verherrlichung entgegen. *)

Mögen wir hier am Grabe unſers Erlöſers rükwärts oder vorwärts ſchauen, ſo erblicken wir alle Gerechten der vergangenen und künftigen Geſchlechter als Mitgenoſſen ſeiner Auferſtehung. Sie Alle

---

*) Röm. VIII. 18—35.

ſind Glieder Eines Leibes, deſſen Haupt Chriſtus iſt. Die ganze Erde, vom erſten Aufgang bis zum letzten Untergang der Sonne, die ihren Schauplatz beleuchtet, liegt vor uns wie ein Gottesacker, heiliger Todten voll, die dem großen Erntetag entgegenſchlummern. Ich ſeh' ihn dämmern. Wie rauſcht es von Pol zu Pol! Wie regt es ſich plötzlich in allen Gräbern! Allen geſtorbenen Geſchlechtern gibt der Odem Gottes neues Leben. *) Mit freudigem Schauern blicken die Frommen aufwärts. Der Himmel öffnet ſich ihnen in vollem Lichtglanz. Doch in der Bruſt der Verworfenen erwacht die Hölle. Sie beben, ſie verzweifeln! Umſonſt rufen ſie die Nacht des Grabes zurück, umſonſt

---

*) Heſekiel XXXVII. 17.

rufen ſie zu den Bergen: Bedecket, zermalmet, vernichtet uns! Unter Sturmgeheul und Jubelhymnen erſchallt die Poſaune des Engels. Blitzende Gewölke verkünden des Richters Ankunft. Das Buch des Lebens ſteht aufgeſchlagen, und das des Todes. Jeder lieſt darin ſein Urtheil, der mit Wonne, der mit Entſetzen. Ein jeder ſieht ſeinen Engel, der ihn auf Erden warnend begleitete, als Zeugen aufſteh'n, und allen Anweſenden wird jetzt kund, was vorher in Geheimniß ſich hüllte. Nun erntet dort jeder, was er hier geſäet hat. Jede Tugend wird gekrönt, jeder Zug der Liebe vergolten. Wie durch die Sünde Adams der Tod kam, den Alle ſterben: ſo iſt ihnen durch Chriſtus der Eingang ins Leben wieder geöffnet. Der Tod iſt der Sünde Sold:

ſein Keim liegt in jeder Frucht der Sünde, und über den Knecht der Sünde, der gleich dem Wurm' auf dem Bauche kriecht und des Staubes nicht ſatt werden kann, hat der Tod volle Gewalt. Aber ſchon im Pilgergewande von Staub können wir uns als mit Chriſtus Auferſtandene, als Sieger über den Tod betrachten, wenn wir durch die Kraft des Glaubens und der Liebe — der Sünde abſterben, *) wenn wir auf Erden leben, als wären wir Bürger des Himmels. **) Gleichwie das Saamenkorn ſich verwandeln muß, eh' es lebendig aufſproßt und Früchte bringt: ſo muß auch die Körperhülle des Menſchen in Verweſung übergeh'n, bevor ein unſichtbar verjüngter und verherrlichter Leib über dem Staub' ihn überkleidet. Verwesliches, Unanſehnliches wird geſäet: Unverwesliches, Herrliches wird auferſteh'n. Ein thieriſcher (irdiſcher) Körper wird geſäet: ein geiſtiger (himmliſcher) wird auferſteh'n, und immer ſchöner verklärt werden nach dem Ebenbilde des Herrn, den er ſchauen wird von Angeſicht. *) Doch werden die Grade der Verklärung (nach den Abſtufungen des Glaubens und der Liebe der unſterblichen Bewohner ſterblicher Hüllen) eben ſo verſchieden ſeyn, wie der Glanz der Sonne, des Mondes und der Geſtirne. **) Zuverläſſig aber wird das

---

*) Kol. III. 1. 2.

**) Epheſ. II. 6. Kol. III. 3. 4.

---

*) II. Kor. III. 18.

**) Von den Graden der Belohnung S. Matth. XXV. 14–30. Vergl. Daniel XII. 2. 3.

Verweslíche der Unverweslichkeit nicht theilhaftig, ſondern nur das, was am Menſchen dem Himmel entſtammt (nur der Menſch, wie er ſchuldlos und unſterblich aus der Hand des Schöpfers kam.) Das jezt Sterbliche muß die Unſterblichkeit anziehen. Dann geht in Erfüllung was geſchrieben ſteht: Verſchlungen iſt der Tod im Sieg! Wo iſt dein Stachel, Tod? Wo iſt dein Sieg, o Hölle? *)

„Dann wägt die Wagſchaal' in der gehobnen Hand,
Gott, Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jezt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien." **)

---

*) I. Kor. XV. Vergl. Jeſai XXV. 8. Hoſ. XIII. 14.

**) Klopſtock.

Nimmer wird es dort, wie hier, Gerechten ſo ergehen, als wären ihre Werke gottlos, und Gottloſen, als wären ihre Werke gerecht. *) Als unzertrennliche Freundinnen werden dort, am Throne der ewigen Gerechtigkeit, Tugend und Glückſeligkeit ſich umarmen.

Käm' auch ein Seraph herab, und lüpfte den Schleier, der uns den Zuſtand künftiger Seligkeit verhüllt: wäre wohl unſer Auge rein genug, um das Himmliſche zu erfaſſen? O nein! was dort uns erwartet, hat auf Erden noch kein Auge geſehen, kein Ohr vernommen. Nur dem Auge des Geiſtes iſt es ſchon hier in lichten Augenblicken vergönnt, den Saum des Himmelreichs leiſe zu berühren,

---

*) Prediger VIII. 14.

wo wir, Gott ähnlich, als reine Geiſter, deren Klarheit nichts Vergängliches mehr trübt, Ihn unverhüllt, wie Er iſt, ſchauen werden, das ganze Triebwerk ſeiner Schöpfungen durchblickend, und ewig uns labend an dem unverſieglichen Urquell der Weisheit und Liebe, welchem zahlloſe Ströme von Seligkeit entquellen, die in einander ſich ergieſſen zu einem einzigen Wonnegefühl der Vereinigung mit Ihm, von dem wir nur zu ſtammeln vermögen.

Umgeben ſehen wir hier das Grab des Herrn, ſo weit die Sonne und die andern Himmelslichter auf die Erde ſtralen, von Gräbern der Menſchengeſchlechter, von Adam bis auf uns. Die Denkmale ihres irdiſchen Strebens, die ſtolzen Werke ihrer Hände, die auf unſterblichen Ruhm Anſpruch zu machen ſchienen, liegen in

Trümmern übereinander gehäuft. Auch jene, die noch jetzt unſer Aug' entzücken, unſere Bewunderung erregen, zeigen zunehmende Spuren der Zerſtörung. Mit Ruinen, Zeugen der Hinfälligkeit, iſt der ganze Schauplatz des irdiſchen Lebens bedeckt. — Freunde! laßt uns, die Augen davon hinweggewandt, gleich den frommen Frauen und treuen Jüngern des Herrn in ſein offenes Grab hineinſchauen, und dann, die Blicke heiter zum Himmel erhebend, aus vollen Händen Blumen, Blüthenzweige und Lorbeer um den Eingang des Grabes ſtreuen, und mit dem Kuſſe der Liebe uns wechſelweiſe wie Brüder umarmen, während unſer aller Mund im Triumphtone ſingt;

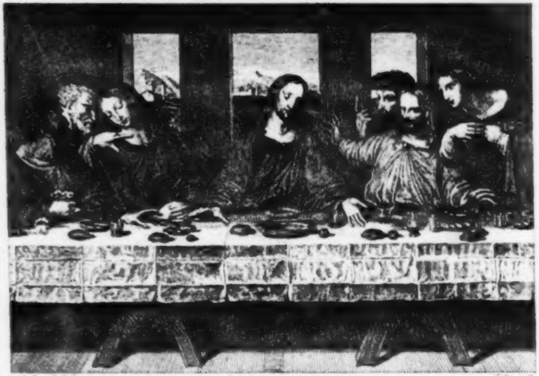
* * *

Das Grab iſt leer! das Grab iſt leer!
Der Fürſt des Lebens ſtark und hehr
Entſtieg des Grabes Nächten.
Frohlock', o Geiſt! Triumpf! Triumpf!
Wie ward dein Stachel, Tod! ſo ſtumpf
Im Kampf mit dem Gerechten!

Verſchlingen ſollt' in ew'ge Nacht
Das Grab des Lichts und Lebens Macht —
So wähnten Jeſu Feinde.
Da hat der Herr das Grab geweiht
Zum Pfad vom Staub zur Herrlichkeit,
Für alle ſeine Freunde.

Wie Pilger zieh'n wir jetzt zum Grab;
Doch lächelnd ſchauen wir hinab,
Und ſingen Siegeslieder.
Er iſt's, der in die Erd' uns ſä't;
Sein Odem, der vom Himmel weht,
Weckt uns zur Ernte wieder! —

Gedruckt bei Wilhelm Haas in Baſel.


nach Leon. da Vinci

Das

heilige Abendmal

Constanz bey W: Wallis, 1822.

Das
heilige Abendmal.

Ein Angebinde für die Jugend

von

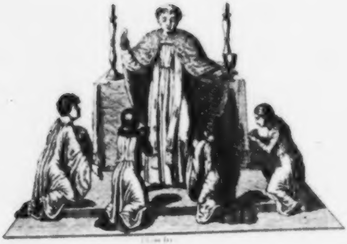
J. H. v. Weſſenberg.

Wer mein Fleiſch iſt und mein Blut trinkt,
Der bleibt in mir und ich in ihm.
Joh. VI. 56.

Conſtanz, bei W. Wallis. 1822.

Schriftſtellen.

Matth. XXVI. 20.—29.
Mark. XIV. 16—25.
Lukas XXII. 13—23.
Johannes VI. 27 — 68. XIV. XV. XVI.
und XVII.
I. Kor. X. 16. 17. 21. XI. 20. 23—29.
Apoſtelgeſch. II. 42. 46. XX. 7. XXVII. 35.



Die Kinder des Baſilius, eines angeſehenen Mannes zu Antiochia (der weltberühmten Stadt im Morgenlande), waren beim erſten Frühſchein' hinausgegangen, den Grabhügel ihrer Mutter mit Blumen zu ſchmücken. Schon war ein Jahr vorüber, ſeit die Theure, in der Blüthe des Alters, gleich einem Engel, der nur auf kurze Zeit die Erde beſucht, den geliebten Kindern entſchwand. Dieſe verehrten ſie wie eine Heilige. — Jetzt war ihnen auch der Vater auf einem einſamen Pfade zum Gottesacker nachgefolgt. Wie er der Ruhſtätte der Unvergeßlichen näher kam, rollte ihm eine Thräne nach der andern über die Wange. Doch welch ein rührendes Schauſpiel bot ihm der Grabhügel dar! Die Kinder hatten ihn ganz mit Blumengewinden bedeckt; vom Kreuze wehte der ſchönſte Kranz herab, und an den Fuß deſſelben hatten ſie eine Roſe hingepflanzt; und nun knieten die zwei Knaben und die jüngere Schweſter vor dem Grabe, die Hände andächtig gefaltet, und die Blicke zum heitern, blauen Himmel gerichtet. Durch ein glühendes Gebüſch beleuchtete die Morgenſonne die Scene. Baſilius blieb eine Weile in ſtiller Betrachtung ſtehn. Doch jetzt bemerkte ihn die kleine Cäcilia, und kaum hatte ſie ausgerufen: der Vater! der Vater! — hiengen ſchon alle drei Kinder ihm an Hals und Wange, wetteifernd die Thräne wegzuküſſen, welche friſch daran glänzte. Meine Kinder! ſprach er bewegt, wie ſchön habt ihr das Ruhbett der guten Mutter geſchmückt. Mit welcher reinen Wonne ſchaut dort die Verklärte, uns unſichtbar, auf euch herab! Ihr freuet euch doch wohl recht herzlich darauf, ſie wieder zu ſehen? — „O gewiß! erwiederten alle drei zugleich.“— „Wir ſehen uns wieder! — fuhr Paul der ältere Knabe fort — ſo hat die Mutter ſelbſt zu uns geſagt, da wir trauernd um ihr Bett knieten; der Prieſter hatte ihr eben die heilige Hoſtie gereicht, und ihre Augen und Hände mit Oel geſalbt; ſie hatte dann mit verſchloſſenen Augen ſtill gebetet. Jetzt ſchlug ſie die Augen auf, blickte ſanft lächelnd zu uns nieder, und ſprach: Kinder! fürchtet Gott, und liebet ihn! dann ſehen wir uns wieder! — und ſie wies mit der einen Hand zum Himmel, mit der andern gab ſie uns den Segen, und wir gelobten ihr unter Thränen, was ſie empfahl, zu thun. Sieh, Vater! eben dies Gelübde haben wir jetzt hier, wo die gute Mutter ſchläft, wiederholt.“ Baſilius war von dem ſchönen frommen Sinne der Kinder innigſt gerührt. Habt ihr auch bemerkt, ſagte er, wie ruhig und heiter die Mutter bis zum letzten Augenblicke war, wo ſie in ein ſchöneres Land hinüber ſchlummerte? Wer gab ihr wohl dieſe Ruh' und Heiterkeit? — „Wer anders, als Gott, verſetzte Johannes, der jüngere Knabe; waren es doch die letzten Worte, die ſie zu uns redete. O ſie ſind mir unvergeßlich! Weinet nicht, ihr Lieben! ſagte ſie, ich gehe zu Gott, und bitte vor Ihm für euer Wohl! Er iſt unſer Aller liebender Schöpfer und Vater. Mit Ihm vereinigt, ſehen wir uns wieder. — Der Vater. Wißt ihr aber auch, woher die Mutter deſſen ſo verſichert war? Cäcilia. Es muß es wohl Gott ſelbſt ihr geſagt haben. Der Vater. Können wir denn Gott ſehen, und mit ihm ſprechen? Paul. Du und die Mutter haben uns oft geſagt: die ganze Natur ſey Gottes Widerſchein; in ihr könnten wir Gott ſchauen, wie groß, wie freundlich und gütig er iſt; durch ſie rede Gott mit uns, wenn wir nur recht aufmerkten; auch ſpreche er zu uns durch eine Stimme in unſrer Bruſt, die man das

Gewiſſen nennt; dieſe Stimme ſage uns, was gut oder böſe ſey. Der Vater. Haſt du dieſe Stimme ſchon oft vernommen? Paul. O ja gewiß! Der Vater. Nicht wahr, wenn du gut gehandelt, ſo gab ſie dir Beifall. Wenn du aber gefehlt, trieb ſie dir die Schaamröthe ins Geſicht? — Und was ſagte dir denn die Natur von Gott? Paul. Die ſchöne Morgenſonne und der liebliche Abendſchein, die blumenreiche Wieſe und der Himmel voll Sternen, ſie ſcheinen mir oft zu ſagen: Der uns gemacht hat, muß er nicht ſelber groß und mächtig, ſchön und lieblich ſeyn über die Maaſſen? Der Vater. Aber ſeht, alles, was wir auf Erden erblicken, iſt vergänglich. Jährlich kleiden ſich und verblühen die Blumen und Bäume; alle Thiere ſterben; die Menſchen ſelbſt leben nur eine flüchtige Reihe von Jahren. Dann nimmt das Grab ſie auf. Wer gibt uns nun die Hoffnung, daß unſere Seele fortlebe, nachdem der Leib geſtorben iſt? **Paul.** Dies wiſſen wir von Chriſtus, der Gottes Sohn iſt, und den ſein Vater geſendet hat, daß er uns lehre, was wir thun, glauben und hoffen ſollen. Du haſt uns noch weniges von Ihm geſagt. Aber es iſt gar ſo herrlich. Erzähle uns doch ſeine Geſchichte ganz! **Die zwei andern Kinder:** O wir bitten, wir bitten dich recht ſchön. **Der Vater.** Nun, ſo ſetzt euch hier neben mir auf den blumigten Raſen nieder, und hört! — Der Menſch, wie er aus Gottes Hand kam, war unſchuldig und fromm, gut und weiſe. Der gütige Schöpfer hatte ihm einen überaus ſchönen Garten, das Paradies zum Wohnplatz gegeben, wo er der angenehmſten Tage in ungetrübter Heiterkeit und Ruhe genoß. Die Frucht eines einzigen Baumes hatte er ihm unterſagt. Der Menſch mochte aber der Begierde nach dem Genuſſe dieſer verbotenen Frucht nicht widerſtehn. Er aß von ihr; da verfinſterte ſich plötzlich alles in ihm und um ihn her; er verlor mit ſeiner Unſchuld auch ſeine Zufriedenheit. Aus dem Paradieſe verbannt, fühlt' er ſeither zwei Triebe in ſich, die einander widerſtreiten; der eine zieht ihn zum Guten, der andere zum Böſen. Sein Leben ward mühſelig, ein beſtändiger Kampf; eine Menge von Leiden beſuchten ihn, in jeden Freudenbecher miſchte ſich Bitterkeit, und die dornenvolle Laufbahn ſeines Lebens beſchloß jetzt der Tod. Ein dichter Schleier verhüllte ihm die Zukunft über dem Grabe. Viele Menſchen wurden böſe und verfielen von einem Laſter in das andere; ſie verloren Gott ganz aus den Augen, und folgten blindlings ihren böſen Gelüſten. Doch gab es auch zu allen Zeiten gute und fromme Menſchen, die ihr Elend trauernd fühlten, und einſahen, daß ſeine Quelle die Sünde ſey; die daher den Kampf mit den Lockungen der Sünde muthig beſtanden, ſich innig und mit großem Vertrauen auf Gott, nach der Erlöſung aus ihrem Zuſtande von Verderbtheit und troſtloſer Ungewißheit ſehnten. Von Zeit zu Zeit belebte Gott ihre Erwartung von der Sendung eines Erlöſers. Endlich kam dieſer vom Himmel herab. Jeſus Chriſtus, ſo hieß er, trat unter dem jüdiſchen Volk' auf, das Gott ſchon in den früheſten Zeiten zum vorzüglichen Werkzeuge ſeiner Abſichten für die Heiligung der Menſchen auserwählt hatte, das aber jetzt ſelbſt in der Nacht des Aberglaubens und in den Sümpfen der Laſter tief verſunken war. Er bewies durch Lehre und Thaten, daß er der Sohn Gottes ſey, und daß er Macht habe zu helfen; er unterwies die Menſchen, wie ſie durch Reinigung und Beſſerung ihres Herzens wieder Gottes Freunde, und der verlornen Glückſeligkeit wieder theilhaftig werden könnten. Die Böſen aber haßten und läſterten ihn, weil er ihre ſchlechten Werke an's Licht zog, weil er ihnen den Schein von Frömmigkeit, womit ſie die Ruchloſigkeit ihres Herzens verbargen, vom Geſicht riß. Sie verfolgten ihn, und ſchlugen ihn an's Kreuz. Noch ſterbend bat er für ſeine Feinde. „Vater! rief er, verzeih' ihnen; ſie wiſſen nicht, was ſie thun." Bevor er aber zum Tod hingeſchleppt wurde, hielt er mit ſeinen Schülern ein Abendmal. Es war gerade das Oſterfeſt, das die Juden zum Gedächtniß ihrer wunderbaren Befreiung aus der Knechtſchaft in Egypten, durch Verzehrung eines Lammes, im häuslichen Kreiſe begiengen. So hielt es auch Jeſus mit ſeinen Jüngern. Ihr könnt' euch vorſtellen, wie trauernd, wie bekümmert dieſe waren. Am Schluſſe des Abendmals aber nahm er Brod und einen Kelch mit Wein, ſegnete beides mit Gebet, und ſprach: „Eſſet, dieſes iſt mein Leib; trinket, dieſes iſt mein Blut; das Blut des neuen ewigen Bundes, *) das für Viele **) zur Vergebung der Sünden vergoſſen wird. Thut es ſo (von nun an) zu meinem Andenken."

---

*) Zu dem Jeſus alle Menſchen einlud.

**) Für alle nämlich, die an Ihn glauben, und ſich aufrichtig zu Gott kehren.

Er ſtund jetzt *) vom Tiſche auf, und wuſch ſeinen Jüngern die Füße, um ihnen ein Beiſpiel der Demuth und Dienſtfertigkeit zu geben, womit ſie einander behandeln ſollten. **) Dann ſprach er weiter zu ihnen: „Kinder! nur noch kurze Zeit bin ich bei euch. Aber euer Herz verzage nicht! Ich verlaſſe die Welt, und gehe zum Vater. Glaubet an Ihn, und glaubet an mich! Ich bin der wahre Weinſtock, mein Vater iſt der Weingärtner; bleibet als Rebſchoſſe mit mir vereinigt: dann werdet ihr viele und gute Früchte tragen. Wie der Vater mich liebt, ſo liebe ich euch. Beharret auch ihr in meiner Liebe! Dann ſehen wir uns wieder, und werden einſt ewig zuſammen beim Vater wohnen, (der mich geſandt hat.) Wie ich euch geliebt habe, ſo liebet einander! Daran ſoll Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd.” — Dies iſt das unausſprechlich erhabene und geheimnißvolle Abendmal, liebe Kinder! bei deſſen Anordnung Jeſus uns Alle, als Brüder und Freunde, im Auge hatte; welches wir daher noch jetzt beſtändig mit dankbarer Rührung und Andacht abhalten, zum ſtets erneuerten Andenken an ſeinen Tod, durch den er das Opfer der unbegrenzteſten Liebe zu uns beſiegelte, als ein ſinnvolles Merkmal ſeiner fortdauernden wahren und vollkommenen, höchſt beſeligenden Vereinigung mit uns, als ein freudenvolles Gaſtmal der Bruderliebe unſterblicher Weſen. Ihr ſehet es oft, wie die Abendſonne nach einem ſchönen Tage ihr Scheiden noch mit den mildeſten ihrer Stralen verklärt. Eben ſo machte es Jeſus. In dem Augenblicke, wo er von ſeinen Jüngern Abſchied nahm, und voraus ſah, daß ſie, die Seele von Trauer und Angſt getrübt, Ihn alle verlaſſen und ſich zerſtreuen würden, ſtiftete er im Abendmal ein Denkmal des Bundes, der ſie mit Ihm ewig vereinigen ſollte. Bei der Erinnerung daran ſollten einſt alle Gewölke aus ihrer Bruſt verſchwinden. Heller ſtralte dann in ihr der Glaube, inniger glühte die Liebe; ein neues, höheres Leben war ihrer Seele aufgegangen. Durch keine Wuth der Verfolgungen lieſſen die getreuen Schüler des Gekreuzigten ſich abhalten, das Abendmal, ſogar in den dunkeln Grüften der Verſtorbenen, zu feiern. Durch ſeinen Genuß geſtärkt, ſahen ſie freudig den Leiden und dem Tod ins Geſicht, womit Viele ihren Glauben bezeugten. Oefters empfangen es jetzt die Chriſten gemeinſam vor dem Altare, und noch den Sterbenden wird es gereicht, als die Wegzehrung für's künftige Leben, als das heiligſte Unterpfand der Göttlichkeit der Lehre Jeſu und ſeiner Verheißungen. — Cäcilia. Wo iſt denn jetzt Jeſus? — Der Vater. Er gieng, zum Erſtaunen Aller, vermöge göttlicher Kraft aus der Nacht des Grabes hervor, erſchien wieder ſeinen Jüngern, und belehrte ſie noch über das Reich ſeines Vaters; zweien aus ihnen, die er auf der Straße begegnete, ſprach er davon, ohne daß ſie ihn kannten, mit ſo warmer Beredſamkeit, daß das Herz in ihnen glühte. Sie erkannten ihn erſt, als er beim Abendeſſen das Brod nahm, es ſegnete und ihnen darreichte.*) Einige Zeit hernach waren ſeine treueſten Schüler auf freiem Felde um ihn verſammelt; da ſegnete er ſie, und ward vor ihren Augen erhoben; eine Wolke entzog ihn ihren Blicken. Nun thront er dort oben in der Fülle der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters, der ihm alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden.**) **Johannes.** Wann bekommen wir ihn denn zu ſehen? — **Der Vater.** Wann ihr hingegangen ſeyd, wo die Mutter jetzt iſt. Dort regiert er ewig mit dem Vater, umgeben von den Engeln und allen Heiligen: dort wird er uns Alle richten, je nachdem wir auf Erden gelebt haben. —

---

*) Nach dem Abendmale. Joh. XIII. 2.

**) Denn wer im Reiche Gottes der Vornehmſte ſeyn will, der werde Aller Diener. Matth. XX. 26—28. XXIII. 11. Mark. IX. 35.

---

*) Luk. XXIV. 13.
**) Luk. XXIV. 50.51. Apoſtelg. I.

Cäcilia. Da wird er wohl ſehr finſter ausſehen, und ſehr ſtrenge ſeyn? — **Der Vater.** Gerecht wird er richten, ein freigebiger Vergelter jeder guten That und Geſinnung; aber allerdings ernſt und ſtreng gegen die Böſen; Er, der ſonſt voll Gnade und Milde, voll Sanftmuth und Freundlichkeit iſt, der alle Menſchen, wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, um ſich verſammeln möchte, der, wie ein guter Hirt dem verirrten Schäflein nachgeht, und nicht ruht, bis er es wieder gefunden hat. — **Cäcilia.** Wenn wir alſo gut und fromm ſind auf Erden, haben wir wohl nicht Urſache, uns vor ihm zu fürchten? — **Der Vater.** O nein! Mit freudigem Herzen darf der Gute, der Gerechte der Ankunft ſeines göttlichen Richters entgegenſehen. — **Johannes.**

Was du uns vom Abendmal erzählteſt, iſt gar ſo ſchön. Nicht wahr, Vater! wenn wir recht gelehrig und folgſam ſind, führſt du uns auch bald zum Abendmal? Mich verlangt ſehr darnach. — **Paul und Cäcilia.** Mich auch! Mich auch! — **Der Vater.** Eure Zulaſſung zum Abendmale hängt nicht von mir ab. Darüber muß der Biſchof oder der von ihm beſtellte Prieſter entſcheiden. Aber ſie laſſen kein Kind zu, das nicht in öffentlicher Prüfung bewieſen hat, daß es die Geſchichte und die Lehren Jeſu ganz inne habe. *) Urtheilt nun ſelbſt, was ihr hoffen dürfet! — Da die Kinder gut geartet und beſcheiden waren, ſo ſahen ſie wohl ein, daß ſie wegen der Zulaſſung zum Tiſch des Herrn noch Geduld tragen müßten; ſie verſprachen aber dem Vater, ihren Fleiß zu verdoppeln, um je eher, je lieber würdig befunden zu werden. Mit inniger Freude bemerkte der Vater die Sehnſucht, die in dem Gemüthe der Kinder erwacht war; er nahm ſich vor, ſie bei jedem Anlaß zu nähren. Denn er verſprach ſich davon für die fromme Veredlung ihres Herzens großen Nutzen. Wohl fand ſich noch eine geheime Urſache, warum das Abendmal für ſie ſo viel Anziehendes hatte. Wenn der Vater aus der Kirche, wo er das Brod des Himmels empfieng, nach Hauſe kam, war über ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen eine wunderbare Friedlichkeit und Klarheit ausgegoſſen, und es verbreitete ſich rings um ihn der Stral eines liebreichen Wohlwollens. Dies war den ſcharfſichtigen Augen der Kinder nicht entgangen; ſie ſagten ſich einander oft: Der Vater iſt heute ſo ungemein aufgeheitert und freundlich; gewiß war er beim Abendmal. Und ſie irrten ſich nicht.

---

*) Den neugebornen Kindern wurde jedoch in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten gleich nach der Taufe der heilige Kelch gereicht; ein Gebrauch, der ſpäter aus weiſen Gründen eingeſtellt wurde.

Bei Baſilius war die Frömmigkeit keine Larve, keine Schminke. Sie war eine friſche, lebendige Quelle, die im Herzen ihren Sitz hatte, und ſich über ſein ganzes Leben mit Segen ergoß. Seine Vaterſtadt hatte lange Zeit durch Reinheit des Sinns und der Sitten vorzüglich geleuchtet; in ihr hatten die Apoſtel ſelbſt das Evangelium verkündet,*) und ſie war der erſte

---

*) Apoſtelg. XI. 22. ꝛc. XIV. 26

Ort, wo die Jünger des Herrn ſich Chriſten nannten. *) Aber jetzt war viele Lauigkeit eingeriſſen. Dies ſchmerzte den Baſilius recht ſehr. Welche Nahrung, ſeufzte er oft, für die verkehrte ſinnliche Denkart der Heiden, die mit ſtolzem Lächeln auf die Lehre des Gekreuzigten, als eine Thorheit niederſchauen! Der ehrwürdige Prieſter **) **Johann Chriſoſtomus** war ſein vertrauter Freund.***) Nicht ſelten unterhielten ſie ſich über den damaligen Zuſtand des Chriſtenthums, die im Schwang gehenden Verderbniſſe, und die Mittel der Abhilfe. Eines Tages ſagte

---

*) Apoſtelg. XI. 26.

**) Später Erzbiſchof zu Konſtantinopel.

***) Ein anderer Freund des Chriſoſtomus der auch Baſilius hieß, und Biſchof wurde, iſt mit dem unſrigen nicht zu verwechſeln.

Baſilius zu Chriſoſtomus: Wie kommt es doch, daß ſo Viele den Herrn oftmals im Abendmal empfangen, und dennoch ſo Wenige ſeine Lehre ausüben? — Chriſoſtomus. Leider! iſt das Abendmal bei Vielen zu einem äußern Gebrauch herabgeſunken, den ſie geiſtlos mitmachen, wie die Götzendiener ihre Opfer. Sie thun es mehr zu Folge der Gewohnheit, als mit Ueberzeugung, und ſo, daß die Seele dabei wäre. An gewiſſen Feſttagen drängt ſich jeder an den Tiſch des Herrn, ohne Rückſicht auf die Faſſung, in der ſein Gewiſſen ſich befindet, obgleich die Reinheit der Seele allein und zu jeder Zeit des Zutritts würdig macht. Jeder ſcheut ſich zwar, mit ungewaſchenen Händen zum Altar zu treten; aber mit befleckter Seele — nur Wenige. Würden die Chriſten alle im Abendmale ſich auf's innigſte mit Chriſto vereinigen, er würde ſich zuverläſſig in ihrem ganzen Wandel offenbaren. Weil ſie aber den Leib des Herrn von einem gemeinen Brode nicht unterſcheiden, deswegen gibt es unter uns ſo Viele, deren Seele krank und ſchwach dahinſiecht. *) Baſilius. Wird aber die von Gott erleuchtete Kirche ſich nicht zu Vorkehrungen aufgerufen finden, um der Achtung des Abendmals wieder aufzuhelfen? Wird ſie nicht alle Lauen und Leichtfertigen, die ein heidniſches Leben mit dem Chriſtennamen bemänteln, davon ausſchließen, dem Ausſpruch des Herrn gemäß: die Perlen nicht den Schweinen vorzuwerfen? — Chriſoſtomus. Die Kirche verſäumt

---

*) I. Kor. XI. 30.

nichts. Sie entfernt alle, die als unbußfertige Verbrecher, als verſtockte Sünder bekannt ſind, vom Tiſche des Herrn; ſie ruft warnend von allen Kanzeln: Wer den Leib und das Blut des Herrn unwürdig ißt und trinkt, der eſſe und trinke ſich ſelbſt das Gericht, weil er ſie wie gemeine Speiſe genießt; *) ſie ermahnt im Beichtgerichte, vor Allem aufrichtige Buße zu thun, das verübte Böſe zu vergüten, Sinn und Wandel umzuändern, der Sünde ganz zu entſagen, ſich mit dem Feind aufrichtig auszuſöhnen, und dann erſt mit reinem Gewiſſen und in Demuth dem himmliſchen Gaſtmal zu nahen. Wenn deß ohngeachtet Viele, die vor Gottes Augen nicht beſſer ſind, als die öffentlichen

---

*) I. Kor. XI. 29.

Sünder, heuchelnd und leichtſinnig an den Tiſch des Herrn ſich hinzudrängen, was vermag die Kirche dagegen? Was bleibt ihr übrig, als zu ſeufzen, als den Herzensforſcher, der das Verborgene jeder Seele kennt, zu bitten, daß er ſich der Leichtfertigen und der Scheinchriſten erbarme, und in ihrem Innern einen Stachel entzünde, der ſie zur Wahrheit erwecke und treibe? — **Baſilius.** Manchem Einzelnen hat ſchon Trübſal die Augen geöffnet, und ihn zur Beſinnung gebracht. Mir ahnet längſt, es ſammle ſich über dem heitern Himmel unſrer üppigen, ſorgenloſen Antiochener, die ſelbſt das Heiligſte gering achten, ein ſchweres Gewitter, deſſen plötzlicher Ausbruch ihnen den Abgrund furchtbar beleuchten wird, an deſſen Rande ſie jetzt wie Schlaftrunkne taumeln. — Noch ſprachen die Frommen ſo miteinander, da unterbrach ſie ein Bote des kaiſerlichen Statthalters, der den Chriſoſtomus eilig zu ſich beſchied, er möchte kommen, um mit der ihm eigenen Beredſamkeit das empörte Volk zu beruhigen, das plötzlich um die Hauptkirche zuſammengeſtrömt war, und tauſendſtimmig verlangte, der Erzbiſchof möchte ſich beim Kaiſer (Theodoſius) um Erleichterung der unerſchwinglichen Abgaben, worüber ſich ſeit geraumer Zeit viel Murren hören ließ, verwenden. *) Durch die flehentlichen Bitten hörte man wilde Drohungen tönen,

---

*) Chriſoſtomus, damals der Presbyter, theilte mit dem Biſchof die Sorge für den Lehrvortrag, die Verwaltung der Sakramente, und die meiſten Angelegenheiten der Kirche und der Seelenpflege.

den Pallaſt des Statthalters zu ſtürmen. Schrecken durchlief die Stadt. Der verehrte Kirchenhirt, den das Volk ſuchte, war in biſchöflichen Verrichtungen abweſend. Keiner der Bürger, die durch Würden, Reichthum und Geburt ſich auszeichneten, wagte einen Verſuch zur Beſänftigung der tobenden Menge. Vielmehr verbargen ſie ſich, ſowohl den Ungeſtüm des Pöbels fürchtend, als die Verantwortlichkeit gegen den Hof; nicht bedenkend, daß ſie durch ihr Zaudern und Schweigen ſich der Theilnahme verdächtig machten. So ſehr auch Chriſoſtomus, begleitet von Baſilius, herbeigeeilt war, kam er doch zu ſpät, um die Ausſchweifungen eines Volksaufruhrs zu hindern. Die Rotten und Haufen waren wüthend auf den Marktplatz geſtürmt, hatten den

Statthalter zu ermorden gedroht, hatten die Bildſäulen des Kaiſers, ſeines Vaters, ſeiner verſtorbenen Gemahlin, der gottſeligen Faccilla und ihrer beiden Söhne niedergeriſſen, die Bruchſtücke durch die Straßen geſchleift, und ſich Schmählieder auf den Monarchen erlaubt. *) Der edle Chriſoſtomus, alle die traurigen Folgen des Ereigniſſes im Geiſte vorausſehend, beklagte mit ſeinem Freunde, voll Betrübniß, das Unglück der Stadt. Am folgenden Morgen lag ein dumpfer, unruhvoller Schrecken über ihr verbreitet. Eilboten waren bereits in der Nacht mit dem Berichte vom Vorgefallenen an den Hof nach Konſtantinopel weggeeilt. Was ließ ſich

---

*) Dieſer Aufruhr ereignete ſich am 26. Hornung des Jahrs 387 nach Chriſti Geburt.

erwarten, als die ſtrengſte Beſtrafung einer Stadt, welche jetzt das kaiſerliche Wohlwollen, und Auszeichnungen, deren ſie bisher genoß, mit den Freveln eines Aufſtandes vergolten hatte? Angſt drückte alle Herzen nieder. Nur Chriſoſtomus und ſein rechtſchaffener Freund Baſilius waren frei davon; eben ſo der Erzbiſchof. Ihr ſchmerzlicher Kummer war ganz ihren Mitbürgern zugewendet. Sie verhielten ſich anfangs ſchweigend, im einſamen Gebet. Unterdeſſen bekamen ſie Auskunft über die eigentlichen Triebwerke, die, den Blicken der Zuſchauer verdeckt, die Flamme der Empörung in einem ſonſt gutmüthigen Volke zu ſo wildem Ausbruch aufgeregt hatten. Ein paar Dutzend müßige Pflaſtertreter (die gewöhnliche Peſt großer Städte), freche Buben, deren leichtſertiger Sinn, allem Ernſt abhold, und ohne Scheu vor dem Böſen, Tag ein Tag aus zwiſchen den öffentlichen Bädern, dem Cirkus,*) und der Schaubühne ihr Leben hin und hertrieb, — dieſe waren es, die den Pöbel, der vorlängſt, von rohen, durch Eigennutz verhärteten Steuerbeamten gedrängt, Klagen laut werden ließ, durch Worte und Beiſpiele frecher That, durch Verbreitung von Schmähſchriften, und mancherlei Vorſpiegelungen, auf Erregung von Furcht und Hofnung berechnet, reizten und anfeuerten, bis er die Linie der der Obrigkeit gebührenden Achtung überſchritt. Zugleich vernahm man jetzt, der kaiſerliche Statthalter habe bereits viele Bürger und angeſehene Rathsherren, theils auf die Anzeige ihrer Theilnahme, theils wegen bloßem Verdacht einkerkern laſſen, ſowohl um jeden Schein einer Schuld von ſich abzuwälzen, als um die öffentliche Ruhe vor neuer Störung zu verwahren; während manche der wahren Urheber Mittel und Wege fanden, ſich ſchadenfroh durch Flucht zu retten. Der Biſchof und die zwei Freunde verabredeten nun, vom gleichen Geiſte der Liebe beſeelt, die Rolle, die jeder übernehmen möge. Flavian, als guter Hirt, der ſein Leben für die Schafe wagt, belud ſich mit dem Geſchäfte des Fürſprechers beim Kaiſer, und ohngeachtet ſeines hohen Alters ſchickte er ſich gleich zur Reiſe an; Baſilius mit der Verwendung zur Linderung des Schickſals der Eingekerkerten und mit Stimmung des

---

*) Wo die Kampfſpiele von Menſchen und Thieren gegeben wurden.

Statthalters zur Milde; Chriſoſtomus endlich mit der Bearbeitung der Gemüther im Volke durch die Kraft des Wortes, um ſie, mittelſt ernſter und rechter Erwägung deſſen, wozu die Zeitumſtände auffoderten, dem Reiche Gottes näher zu bringen.

Nur Wenige ließen ſich in jenen Tagen der Beſtürzung öffentlich blicken; dieſe mit geſenktem Haupte, mehr todt, als lebendig. Schweigend ſah einer den andern an; vertraute Bekannte ſchienen einander verdächtig. Man ſah Viele in Ketten über den Markt in die Gefängniſſe abführen; unter dieſen Leute, die durch Verdienſte oder durch Veranſtaltung öffentlicher Luſtkämpfe, (Wettrennen, Thiergefechte u. dgl.) die Gunſt des Volks erworben hatten. Man ſah, wie ihre Thüren verſiegelt, wie die Weiber und Kinder aus ihren Häuſern vertrieben wurden. Die Frauen und Töchter, die Väter und Mütter und die Geſchwiſter der Verhafteten drängten ſich wehklagend in den Vorhof des Gerichts. Jetzt verhüllten ſie ihr Geſicht aus Schaam vor den Schergen; jetzt krümmten ſie ſich beweglich jammernd vor den Eingängen; jetzt ſchleppten ſie ſich auf der Erde, jeden Vorübergehenden anflehend um Mitleid und um Verwendung für die Angeklagten. Tagelang blieben ſie ſo auf dem harten Pflaſter gelagert, das Herz von tauſend Schmerzen durchbohrt, von Schreckbildern der Angſt und des Todes umſchwebt. Inzwiſchen nahm das Volk aller Ordnungen, von allem, was die Welt ſonſt Erfreuliches darbietet, verlaſſen, ſeine Zuflucht in die Tempel; der Marktplatz, ſonſt wimmelnd von Volk, und brauſend vom Geräuſche des Verkehrs, wurde geflohen, weil er nur Stoff zur Trauer vor's Auge brachte; in den Tempeln hoffte man den Troſt zu finden, den die Welt verſagte. In Bußkleider gehüllt, erhuben ſie tiefbewegt die Hände zu den Altären, warfen ſich in den Staub, küßten die Gräber der Märtyrer, und umfaßten die Bildſäulen der Apoſtel. Erſt nach einigen Tagen, da die heftige Bewegung der Gemüther ſich etwas gelegt hatte, beſtieg der verehrte Prediger die geweihte Rednerbühne. Noch beſtand damals die ſchöne, löbliche Sitte, daß bei der gemeinſamen Gottesverehrung, wo nicht Alle, doch Viele der Anweſenden mit dem Prieſter das Abendmal empfingen. Vorher, nach einigen Gebeten und Geſängen, verlas der Diakon eine Stelle des

Evangeliums; dann folgte die Predigt. — „Waren es nicht prophetiſche Worte," hub Chriſoſtomus an, „die ich vor acht Tagen zu euch ſprach, da ich euch mit ſo wohlwollendem Ernſte vor den Verführern warnte, die euch mit einſchmeichelnden Reden zu bethören ſuchen? *) O wären doch, ſagte ich, nur Einige aus euch von heiligem Eifer durchglüht; ſie hätten die Macht, das ganze Volk mit beſſern Geſinnungen zu beſeelen. Jetzt, nachdem das Werk der Verführung vollbracht iſt, gebt ihr mir Beifall. Was frommt er mir aber? Der beſte Beifall iſt es für mich, wenn ihr das, was ich euch ſage, im Leben übet. Die Kirche iſt

---

*) Chriſoſtom. erſte Rede über die Bildſäulen.

keine Schaubühne. Umſonſt ſind wir hier, wenn wir nach augenblicklicher Unterhaltung, leer an Früchten des Geiſtes, nach Hauſe gehen. Vorzüglich in Unglücksfällen muß der Chriſt ſich von den Ungläubigen unterſcheiden, indem er gelaſſen und muthvoll alles erträgt, begeiſtert durch die Hoffnung der zukünftigen Güter. Sein Glaube muß einem Felſen gleichen, der der Gewalt der anſtrömenden Fluthen widerſteht. Doch was ſeh' ich? Der Schrecken hat euch alle gebeugt und faſt entſeelt. Was fürchtet ihr denn, ihr, die ihr euch des Glaubens an Chriſtus rühmt? Ihr zittert vor des Kaiſers Zorn, der euch mit Schande, mit Einziehung der Güter, mit Verbannung droht. Aber warum habt ihr nicht vor der Sünde gezittert? Dieſe iſt doch allein etwas

Schreckliches. Alles Andere ſind eitle Traumbilder; das wahre Uebel iſt: Thun, was Gott mißfällt. Fern ſey es von mir, euern Schmerz durch Vorwürfe zu vergrößern. Aber, weil ich herzlich euch zu beſſern wünſche, muß ich es ſagen: Wer hat uns die Wunde geſchlagen, als wir ſelbſt? Wer ſoll demnach das Heilmittel bereiten, als wir? Doch, warum ſeyd ihr jetzt ſo muthlos? Iſt doch ein Gott, der weit beſſer für uns ſorgt, als wir es vermögen! Haben wir doch an Jeſus einen Freund im Himmel, der mehr vermag, als alle Freunde auf Erden! Was nutzt euch jetzt all euer Gold, eure Ueppigkeit und Pracht? Was ſind ſie, als Schatten und Träume? Ja, ſie ſind euch jetzt ſogar zur Laſt. Können ſie den Zorn der Menſchen nicht beſänftigen, wie viel weniger den Zorn Gottes? Jetzt ſehet ihr es ein, daß wir bloß durchreiſende Pilger in dieſer Welt ſind, die nichts mit hineingebracht, und nichts in die andere Welt mitnehmen werden, wenn wir hier nicht Schätze ſammeln, die dort Zinſe bringen. Mit jubelndem Frohlocken möcht' ich daher dem Vater im Himmel danken für die Betrübniß, die er über uns geſendet hat; und mit Paulus möcht' ich euch zurufen: Freuet euch im Herrn! *) Denn dieſe Betrübniß öffnet dem Herrn, deſſen Kraft beſonders im Leiden mächtig iſt, **) den Eingang in unſere Herzen. Oder was könnt' es Seligeres geben, als eine Seele, in der Chriſtus wohnt?

---

*) Philipp. III. 1. IV. 4.
**) II. Kor. XII. 9.

Schon dies iſt von guter Vorbedeutung, daß nun die Theater *) leer ſtehen, daß die unzüchtigen Lieder verſtummen, daß keine Betrunkenen mehr durch die Gaſſen taumeln. Die ganze Stadt iſt auf einmal einer ſittſamen Jungfrau ähnlich geworden. Die Gemüther wenden ſich zum Himmliſchen; ſie dürſten nach höherm Troſt. Wie beim Toben des Meeres die Furcht Alle in den Hafen treibt, ſo vereinigt jetzt der Sturm, der über unſre Stadt losbrach, Alle hier im Tempel Gottes durch das Band des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe. Möchte doch dieſer Eindruck nicht vorübergehend ſeyn!

---

*) Dieſe waren damals ſehr ausgeartet, und ſehr verführeriſche Schulen der Unſittlichkeit geworden.

O fürwahr! ich zittere für euch, weit weniger vor des Kaiſers Zorn, als vor euch ſelbſt, vor euerm Leichtſinn, der, ſobald das Gewitter ſich verzogen hat, ſich ſo gern der alten Sicherheit überläßt. Wird er nicht gleich wieder die Schaubühnen, die Tanzplätze, die Rennbahn, die jetzt verſchloſſen ſind, mit euch anfüllen, und ſchnell jede Spur der beſſern Geſinnungen in euch vertilgen, denen jetzt euer Herz zu huldigen den Anſchein hat? Werden dann die Weltgedanken nicht plötzlich alle himmliſchen wieder daraus verdrängen? Kann aber wohl dem Kranken die Mäßigkeit einiger Tage die Geneſung verſchaffen, wenn er, kaum fühlt er ſich beſſer, gleich wieder der Unmäßigkeit fröhnt? Rückkehr zum vorigen Leben würde nur ein noch weit furchtbareres

Strafgericht auf euch vom Himmel herabrufen. Nur eine vollſtändige Beſſerung in Sinn und Wandel kann euch vor Gott rechtfertigen, kann euch vor größerm Jammer bewahren, *) kann euch den Frieden und die Heiterkeit einer Seele geben, die ganz Eins iſt mit Dem, der, ganz Eins mit dem himmliſchen Vater, die Welt beſiegt hat. Ihr preiſet diejenigen ſelig, die zur Zeit gelebt, da Chriſtus auf Erden war, die Ihn geſehn, gehört, geſprochen haben. Aber ſteht es nicht bei euch, beſtändig mit Ihm umzugehn? Oder was hindert euch, Ihn in euer Haus, ja was weit mehr iſt, in euer Herz aufzunehmen; Ihn täglich zum Tiſchgenoſſen zu haben, Ihn in ſeinen bedürftigen Brüdern

---

*) Vergl. Joh. V. 15.

zu ſpeiſen und zu kleiden, Ihm ſtets euer Innerſtes zu eröffnen, Ihn um Rath und Hülfe zu bitten, Ihn, der ſo freundlich uns Allen zuruft: Ich bleibe bei euch bis ans Ende der Welt?! Kommet zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken. *)

Dies iſt die herrliche Frucht, welche der Genuß des heil. Abendmals, zu dem ihr heute ſo ganz zerknirſcht und mit heiliger Stimmung tretet, in euch hervorbringen ſoll: *Ganz Eins zu werden mit Chriſto!* **) Was heißt dies aber — Eins ſeyn mit Ihm? Iſt der Eins mit Chriſto, der zwar mit Ihm ernten will, aber ohne mit Ihm zu ſäen; der zwar gern ſein

---

*) Matth. XI. 28.
**) Joh. VI. 56.

Miterbe des Himmels werden möchte, aber auf Erden ſo lebt, als ob es kein Himmelreich gäbe; der zwar getauft iſt auf ſeinen Namen, aber doch gebläht von der eigenen, bettelarmen Weisheit; der zwar mit Seinem Kreuze die Stirn bezeichnet, aber es zu tragen, ihm ſeine Begierden zu unterwerfen ſich weigert; der zwar einen Jünger Desjenigen, der alle Güter der Erde für nichts achtete, ſich nennet, während doch ſein Herz ganz dieſen Gütern anhängt; deſſen Lippe zwar mit Chriſti Worten zum Vater betet, deſſen Herz aber ein Altar der Hoffart, der Habſucht, der Augenluſt iſt; der zwar goldene Gefäſſe und ſeidene Decken an die Altäre des Herrn vergabt, aber die Nackten und Hungernden erfrieren und verſchmachten läßt? — Der zwar durch Faſten Chriſto nachzuahmen vorgibt, aber wie die Phariſäer nur von Speiſen, nicht von Sünden ſich enthält; den Leckerbiſſen für einige Zeit entſagt, aber der Wittwe Haus durch Wucher, des Bruders Herz durch Haß verzehrt; oder der zwar die Liebe Gottes ſtets im Munde führt, aber die Liebe gegen den Nächſten auszuüben mit Härte und Kaltſinn verſäumt? — — O ein Solcher heuchelt ein Verehrer Chriſti zu ſeyn; aber, da ihm der Geiſt fehlt, der allein das Leben gibt, *) iſt er entfernter von Chriſto, als ein Heide. Indem er den Leib des Herrn empfängt, nimmt er ſeinen Richter und ſein Verdammungsurtheil in ſich auf. Er iſt ganz denjenigen gleich, die den Herrn gekreuzigt haben. So empfieng auch Judas den Leib

---

*) Joh. VI. 63.

und das Blut des Herrn, während er den Verrath des Liebevollen, des Göttlichen im Herzen brütete. Doch nein! heute wird kein Judas ſich in dieſe Verſammlung einſchleichen. Euch Allen, ich ſeh' es euch an, iſt es ein wahrer Ernſt, ganz mit Chriſto Eins zu werden. O werdet es! Nur von euch hängt es ab. Eure vorübergehende Betrübniß wird ſich dann für euch in eine Quelle von Zufriedenheit verwandeln, die weder hier noch dort verſiegt. Ihr werdet dieſen Tempel als ganz neue Menſchen verlaſſen, die den alten ausgezogen haben. Ihr werdet Alle, die ihr an dem Leibe Chriſti Theil genommen, ſelbſt nur Ein Leib ſeyn, deſſen Haupt Chriſtus iſt. *) Ihr werdet ein jeder Aller Diener

---

*) I. Kor. X. 16. 17.

werden, wie Er es war; gleich Ihm, nicht das Eurige ſuchen, ſondern Gottes Sache. Kein Entſetzen wird euch mehr überfallen, als das vor dem Unrecht, vor der Sünde. Ihr werdet nicht mehr diejenigen fürchten, die den Leib tödten können, ſondern nur Den, der Leib und Seele in's Verderben ſtürzen kann. Ihr werdet nicht, wie die ſinnlich geſinnten Juden, Wunder auſſer euch, ſondern das größte Wunder, das eurer innern Heiligung verlangen. Denn was würden euch alle jene äuſſern Wunder ohne dieſe innere Heiligung frommen? — Eben ſo wenig, als den Juden, die den Sohn Gottes durch eine Menge Wunderthaten ſeinen himmliſchen Vater verherrlichen ſahen, und Ihn dennoch an's Kreuz ſchlugen. Wer die Liebe ausübt, wozu bedarf er Wunder? — Wer ſie aber nicht übt, was kann er durch die Wunder gewinnen? Wenn ihr Eins ſeyd mit Chriſto, ſo werden Reichthümer euch nicht mehr mit Kummer und Angſt, ſondern mit der Wonne Gutes zu thun erfüllen; zeitliche Leiden euch nimmer in Troſtloſigkeit ſtürzen, der Genuß vergänglicher Güter keinen Augenblick das Andenken an eure ewige Beſtimmung in euch verwiſchen. Auch dem Kaiſer werdet ihr dann, gleich Chriſto, willig leiſten, was ihm gebührt, nicht aus knechtiſcher Furcht vor dem Schwerte, das er trägt, ſondern aus Liebe zu Gott, von dem er ſeine Gewalt empfangen hat, damit ihr unter ſeinem Schutz in Frieden leben könnet. Schon auf Erden werdet ihr als Bürger des Himmels euch darſtellen. Das unlautere Feuer der Feindſchaft, des Neides, der Lüſternheit wird in Aller Bruſt ausgelöſcht ſeyn. Einer wird dem Andern in Ertragung der Lebensbürden unter die Arme greifen. Unbilden werdet ihr mit Wohlthaten, Böſes mit Gutem vergelten. Dieſe ganze Chriſtengemeine, der ich jetzt den Leib und das Blut des Herrn darzureichen im Begriff ſtehe, wird Ein Herz und Eine Seele ſeyn, und, voll des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, der Wiederkunft des Herrn entgegen ſehen.”

Die feierlichſte Stille herrſchte unter der Rede des hochverehrten Chriſoſtomus. Nur leiſe Seufzer lieſſen ſich zuweilen hören. Auch Baſilius war zugegen. Zu Hauſe harrten die Kinder mit Ungeduld auf ſeine Rückkunft, um aus ſeinem Munde die Erzählung deſſen, was in der Kirche vorgieng, zu vernehmen. Baſilius faßte ſie jetzt mit Rührung bei der Hand, und führte ſie an eine Stelle, wo ſie die aus dem Tempel zurückwallende Menge in's Auge bekamen. Welche Ruhe, welche Freudigkeit auf allen Geſichtern! Welche Eingezogenheit! Keine ſtolze Miene, kein Zug eitler Gefallſucht oder leichtfertigen Sinnes. Alles ſtill in ſich gekehrt, aber heiter; mitunter ein Aug', in dem eine Thräne ſtralte, aufwärts ſich hebend; alte Feinde mit Rührung die Hand ſich reichend, und den Kuß des Friedens ſich gebend; die Reichen freundlich die Dürftigſten zu einem Liebesmal einladend. Manche Zähre des Dankes blinkte in dem Auge der verſchämten Armuth. Schweigend gab die Rechte wovon die Linke nichts wußte. Es war, als ob die Wittwen und Waiſen ein Feſt begiengen. Des Baſilius Kinder konnten des Anblicks nicht ſatt werden; ſie ſagten: „So ſahen wir die

Leute noch nie vom Abendmal kommen." — „Wundert euch nicht, verſetzte der Vater, noch niemals waren die Leute ſo gut vorbereitet zum Abendmal gegangen. Des Menſchen größtes Elend rührt daher, daß er vom Mittelpunkt der Religion — von der Liebe losgeriſſen wird. Sein Elend dauert und wächſt fort und fort, bis er dieſen Mittelpunkt wieder gefunden und erfaßt hat. Dahin treibt ihn nicht ſelten das Unglück. Fürwahr, meine Lieben! die Prüfung der Leiden iſt eine treffliche Schule der Gottesfurcht, die aller Weisheit Anfang iſt!" — Dem treflichen Mann ſchien das Morgenroth einer gründlichen Beſſerung ſeiner Vaterſtadt aufzugehen. Seine menſchenfreundliche Verwendung milderte den ſtrengen Sinn des heidniſchen Statthalters und der beſtellten Richter.

Neue Einkerkerungen unterblieben; die meiſten Gefangenen wurden der Freiheit zurückgeſtellt. Die vernunftwidrige, grauſame Folter hörte auf zur Erforſchung der Wahrheit gebraucht zu werden. Das Loos der Gefangenen ſelbſt erhielt Linderung. Chriſoſtomus, der unermüdete Seelenhirt, beſuchte ſie alle im Gefängniß, und goß in ihre umnachtete Seele Licht und himmliſchen Troſt. Endlich neigte ſich auch, vorzüglich auf des ehrwürdigen Biſchofs Flavian ſalbungsvolle Fürbitte des Kaiſers Herz zur Milde. Der liebreiche Hirt ſeiner Gemeine war wie ein Büßender vor ihn getreten, als ob die Schuld ganz auf ſeinem grauen Haupte laſte; er hatte zu ihm geſagt: „Vergib ihnen; wo nicht, ſo vertilge auch mich mit ihnen! *) Doch gedenke, daß,

---

*) Wie Moſes zu Gott. Exod. XXXII. 31. 32.

wenn du den Menſchen ihre Schuld nachlaſſeſt, dein Vater im Himmel auch dir deine Schulden erlaſſen werde." *) Vergeſſenheit des Geſchehenen ſprach des Kaiſers Brief aus, den Flavian nach Antiochien brachte. Die allermeiſten Theilnehmer am Aufruhr wurden begnadigt. Doch einige, zum Theil Männer in Würden und hohem Anſehen, darunter vielleicht auch ſolche, welche mehr der Schein als die Schuld verdammte, traf der Ausſpruch der Verbannung oder des Todes. Chriſoſtomus verdoppelte nun für dieſe ſeine liebreiche Sorge, und Baſilius war ſein treuer Gehülfe, oft auch ſein Begleiter in den Kerker der Verurtheilten. Einige Mal erlaubte er ſeinen Kindern Zeugen zu ſeyn,

---

*) Matth. VI. 14.

wie hier die Kraft des Evangeliums und der Sakramente, die Nacht des Jammers in einen hellen Vorhof der künftigen Welt verwandelte. Noch am letzten Tage, an dem die einen in die Verbannung, die andern auf das Blutgerüſt zogen, reichte ihnen Chriſoſtomus das Brod des Lebens, den Eindruck der heiligen Handlung mit gefühlvoller Rede verſtärkend. Man glaubte, einen der Apoſtel, ja den Herrn ſelbſt zu ſehen, von treuen Bekennern umgeben, die ſich von der Sünde losgeſagt, und den Glauben an ein ewiges Reich in ſich aufgenommen haben. Die düſtern, eingefallenen Züge im Geſichte der Verurtheilten erheiterten ſich; man hätte ſie eher für Begnadigte gehalten. Innerlich betend ſchienen ſie ihr Loos zu ſegnen, das ihre Verbindung mit Jeſu inniger, ja unauflöslich gemacht. Ihre Frauen, Kinder und Freunde, welche troſtlos und jammernd, von ihnen Abſchied zu nehmen gekommen waren, wurden durch ihre herrlichen Zuſprüche aufgerichtet und erbaut. Sie ſchieden mit der troſtvollen Zuverſicht des Wiederſehens, wenn auch nicht auf Erden, doch im beſſern Vaterlande.

„Ihr habt geſehen, ſagte Baſilius zu den Kindern, als er mit ihnen den rührenden Schauplatz verließ, wie die Religion Alle beſeligt, die ihre Zuflucht zu ihr nehmen. Auch die, welche die Welt mit rauher Hand von ſich ſtößt, nimmt ſie liebreich auf, und entſchädigt ſie für den Verluſt hinfälliger Güter mit dem Vorgefühle himmliſcher Wonne. Viele dieſer Verurtheilten waren im Beſitz von allem, was die Menſchen für wünſchenswerth halten. Allem dem müſſen ſie nun den Rücken kehren. Aber wie freudig thun ſie es! Nicht Einen Blick des Schmerzes werfen ſie auf das Verlorne zurück; ſondern, ihren göttlichen Freund, den Gekreuzigten im Herzen, ziehen ſie gelaſſen und heiter ihren Weg, der ewigen Krone gewiß. O was iſt alles Erdenglück, meine Kinder! gegen die Seligkeit dieſer von der Welt Ausgeſtoßenen, in der Meinung der Welt, höchſt Unglücklichen, die ſich vorher im Vollgenuß ihres Reichthums und Anſehens vielleicht umſonſt nach Zufriedenheit ſehnten.

Täglich ſtärker wurde das Verlangen der Kinder, an dem Abendmale des Herrn Theil zu nehmen. Sie wohnten dem Unterricht aus der Bibel mit der größten Aufmerkſamkeit bei, und es war eine ſchöne Vorſtellung von der Weisheit, mit welcher

Gott die Menſchen ſeit Jahrtauſenden erzieht, in ihre Seele gekommen. Sie ſahen ein, daß der Menſch, ſich ſelbſt überlaſſen, das elendeſte Geſchöpf auf Erden wäre; daß er aber, wenn Gott ihn leitet, nie irre gehe, ſondern auch bei ſcheinbarem Mißgeſchick, nur um ſo ſicherer das Ziel erreiche; daß aber dieſes Ziel nicht auf Erden zu finden ſey, ſondern weit höher, über den Wolken ſtehe. Die Kinder hatten ſich überzeugt, daß wir nur Pilger nach einem unvergleichlich ſchönern Lande ſeyen; daß aber der Pilger thöricht handle, wenn er über der Herberge des Ziels der Reiſe vergißt, und in dem Lande, wo er nur durchreist, ſein Herz ſo feſt an jeden Genuß heftet, als ob dieſer ewig daure. — Der Vater ſagte ihnen oft: „Wo unſer göttlicher Freund Chriſtus vorausgieng, da ſollt auch ihr hinkommen. Mit Dornen beſäet war der Pfad, den Er gieng, der nicht einen Stein beſaß, auf den er ſein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen konnte; wie dürften wir, ſeine Schüler, hoffen, auf lauter blumigten Wegen zu Ihm zu gelangen? Sagte Er doch ſelbſt: wer mir nachfolgen will, der muß mein Kreuz auf ſich nehmen. *) Ich bin der Weg. Niemand kommt zum Vater, es ſey durch mich." Damit es uns aber weder an Kraft noch Muth fehle, hat er uns, wenn wir ihm nur herzlich vertrauen, ſeinen Beiſtand verſprochen; noch bevor er heimkehrte zum Vater, hat er, wie ihr wißt, das Abendmal geſtiftet, in welchem Er — Gott und Menſch — ſich wirklich und wahrhaft unter

---

*) Matth. X. 38. XVI. 24. Luk. XIV. 27.

den einfachen Geſtalten des Brodes und des Weines, als eine Speiſe von himmliſch-göttlicher Kraft ſeinen Freunden zu genieſſen gibt. Kein Auge, kein Ohr, keine Vernunft kann es faſſen. Aber fürwahr ein demüthig glaubendes Herz, in welchem Chriſtus wohnt, deſſen Nahrung Er geworden iſt, hat ſchon hienieden das ewige Leben. *)

Nur zu bald kam über Antiochien abermals ein Verhängniß, das einen neuen Beweis von der hehren Kraft des Abendmals veranlaſſen ſollte. Eine furchtbare Seuche verbreitete ſich unverſehens, man wußte nicht wie, noch woher. Sie ſchonte keines Rangs, Alters oder Geſchlechts, und wegen des Jahres Mißwachs, ſchlichen ihr

---

*) Joh. VI. 55. 56. 57.

jezt bitteres Elend und bleiche Hungersnoth auf der Ferſe nach. Wenige Wochen, und die ganze große Stadt glich einem Lazareth. Als ihr Schutzengel zeigte ſich diesmal Timotheus, der Freund und Nachfolger im Prieſteramte des Chriſoſtomus, dem kurz vorher vom Kaiser der biſchöfliche Stuhl der Hauptſtadt war aufgenöthiget worden. Unbegrenzt war die Liebe, womit er ſich ganz dem Dienſte der Hilfsbedürftigen hingab. Auf ſeine Verwendung ließ der liebreiche Biſchof den größten Theil ſeines Pallaſtes den armen Peſtkranken einräumen. Des frommen Prieſters ſanfte Beredſamkeit öffnete die Kiſten und Vorraths-Kammern der Vermöglichen den Schaaren der Verſchmachtenden, deren bloſer Anblick ſchon das Herz durchbohrte. Er gieng aber auch ſelbſt in Begleitung anderer frommen

Geiſtlichen, unermüdet von Gaſſe zu Gaſſe, von Haus zu Haus, um Allen, deren Seele nach himmliſchen Tröſtungen dürſtete, Worte des Lebens zu verkünden, und ſie mit dem Brode des Lebens zu erquicken. Sein Wort und ſein Beiſpiel richteten den Glauben an die Vorſehung auf, den die Bemerkung, daß die Seuche auch der Frömmſten und Beſten nicht ſchonte, wankend zu machen anfieng. Das Chriſtenthum zeigte ſich hier im ſchönſten Lichte. Während die Heiden ihre Hausgenoſſen, ſobald die Seuche ſie ergriffen hatte, gefühllos verſtieſſen und ihrem Schickſal preisgaben, ſah man die edelſten Chriſten gegen die Erkrankten ohne Unterſchied in einer Liebe wetteifern, deren Sorge ſich bis auf die Beſtattung der Todten ausdehnte. Auch Baſilius, im Liebesdienſte der leidenden Menſchheit jetzt des Timotheus treuer Gehülfe, ſcheute für ſeine Perſon keine Gefahr. Aber um die Kinder vor Anſteckung zu bewahren, hatte er ſie auf das Haus und die anſtoßende Gartenflur eingeſchränkt. Da ſahen ſie nun oft aus einem Erkerfenſter, wie der ehrwürdige Timotheus auf der Gaſſe, auf öffentlichem Platze, an den Stufen des Tempels den verlaſſenen Peſtkranken die heilige Wegzehrung reichte, und ſie hatten mit Rührung bemerkt, daß die Kranken nach dem Empfang der Himmelsſpeiſe entweder heiter und ſanft verſchieden, oder wegen ihrer ſichtbaren Erleichterung Gott dankten.

Eines Tages (der Vater war im freiwilligen Krankendienſt ausgegangen) lagen die guten Kinder wieder am Erkerfenſter. Da wankte armſelig gekleidet ein ältlicher

Mann kraftlos am Hauſe vorüber; ein wahres Jammerbild! Gähling fiel er ohnmächtig nieder. Niemand war da, der ihm beiſpringen konnte. Die Kinder, vom Anblick ergriffen, ohne des väterlichen Verbots zu achten, ſtürzten die Treppen hinunter auf die Gaſſe, rüttelten an dem Ohnmächtigen, und mit bewegter Stimme riefen ſie um Hülfe. Der erſte, der ſich zeigte, war Baſilius ſelbſt. Er gieng gerade ſeinem Hauſe zu. Welch' ein Schauſpiel für ſein Herz! Einerſeits freute es ihn wegen des ſchönen Zugs von Menſchenliebe der Kinder; andererſeits verſetzte es ihn in große Furcht wegen ihrer Gefahr der Anſteckung. „Was macht ihr hier?" rief er zitternd. — „Einem Hülfloſen beiſtehn, war die Antwort, wie der barmherzige Samariter gethan, deſſen Geſchichte uns jüngſt bis zu Thränen rührte." — Jetzt erſt ſah Baſilius dem Armen näher in's Geſicht; es war ihm wohl bekannt. Der Mann war ein Heide, vordem ſehr reich, und damals wegen ſeiner Freigebigkeit geachtet, nachdem er aber ſein Vermögen leichtfertig durchgebracht hatte, vergeſſen. Als er nun wieder zu ſich kam, und die drei holden Kinder mit zarter Sorgfalt um ihn beſchäftigt ſah, war er ganz verwundert. Welcher Gott, rief er, hat mir dieſe guten Genien *) zugeſendet? Und indem er jetzt den Baſilius erkannte, trat ihm eine Thräne in's Auge, und er blickte wie beſchämt zu Boden. Baſilius reichte ihm mit ſichtlicher Rührung die Hand, und ließ ihn in ſein Haus tragen, und liebreich ſeiner pflegen.

---

*) Engel, gute Geiſter.

In wenigen Tagen war er hergeſtellt. Denn ſein Uebel beſtund blos in Kraftloſigkeit aus Mangel. Die Kinder, die an ſeiner Pflege herzlich Theil genommen, faßten eine ganz beſondere Zuneigung zu dem Mann. Er war unglücklich. Aber das Unglück lenkte ſein Gemüth dem Himmel zu. Die Kinder hatten ihn ſagen gehört: Wahrlich! ſolche Liebe fand ich nirgend unter den Verehrern der Götter. — Und als er geneſen war, eröffnete er ſeinem Wohlthäter den Wunſch, die Chriſtentaufe zu empfangen. Dieſer behielt ihn bei ſich, ließ ihn genau unterrichten, und hatte hernach die Freude, Zeuge bei ſeiner Taufe, ſpäter bei ſeinem Zutritt zum Abendmal zu ſeyn. Eine anſehnliche Pachtung auf einem Landgut ganz in der Nähe der Stadt, wo Baſilius ſelbſt mit den Kindern die ſchönere Jahreszeit zuzubringen pflegte, war ihm anvertraut worden. Phanias, ſo hieß der neue Pächter, äuſſerte ſich jezt oft: „Nun erſt entzückt mich die Holdſeligkeit der ſchönen Natur. Als ich noch reich war, und eigene Landgüter beſaß, ſagte ſie meinem Herzen, das die Thorheit umnebelte, nichts. Seitdem aber der Friede vom Himmel darein kam, welche Freuden gewährt mir jeder Blick in ihr wundervolles Gebiet!" — Eines Abends ſaß hier Baſilius vor ſeinem Landhaus mit den Kindern in einer Laube von Jasmin auf einem begrasten Felsabhang, welcher hoch am Ufer des Flußes Orontes, unfern dem weit ſich ausdehnenden weiſſen See, die von den bläulichten ſyriſchen Gebürgen begrenzte Gegend überſchaute. Entzückend war die Ausſicht auf die herrliche Landſchaft. Nachdem Baſilius das Schickſal des Phanias ſelig geprieſen, ſagte er mit freudiger Rührung: Liebe Kinder! das iſt euer Werk! Durch eure Liebe iſt er an Leib und Seele geneſen. Sagt, womit kann ich euch dafür eine Freude machen?" — Lange ſchwiegen die Kinder. Endlich trat Paul hervor und ſprach: Du weißt, Vater! wie ſehr wir uns ſchon lange nach dem Abendmal ſehnen. Nichts könnte uns mehr freuen, als wenn dieſer Wunſch bald in Erfüllung käme. — Mit heiterm Ernſt erwiederte der Vater: Es geſchehe, weil ihr eine ſo wahre Liebe an euerm Nächſten erwieſen! Ich werde mit Timotheus reden. Stimmt dieſer bei, dann führ' ich euch mit Freuden am nächſten weiſſen Sonntage zum Tiſch des Herrn, der das Vorbild der Liebe, ja die Liebe ſelber iſt."

Kaum hatte Baſilius dies geſprochen, da ward ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren gemeldet, das dringend ihn zu ſprechen verlange. Es war Ismene, des Phanias Tochter, ſchön und anmuthig von Geſtalt und von eingezogenem Weſen. Sie hatte die Mutter frühzeitig verloren, und den Vater ſeit Jahren vergeblich geſucht, aber jetzt, wie durch Ohngefähr vernommen, der Vermißte lebe, und wohne ſeit einiger Zeit in des Baſilius Haus. Ihre Verlaſſenheit nach des Vaters plötzlicher Verarmung und Flucht, hatte das Mitleid einer reichen Chriſten-Familie erregt. Sie wurde im Chriſtenthum eingeweiht, empfieng die Taufe, mit ihr den Namen Felicitas, und wegen ihrer ſchnellen Fortſchritte in der Einſicht und Uebung der ihr neuen Lehre, war ſie ſchon vor einem Jahre zum Abendmal gelaſſen worden: „Edler Menſchenfreund! ſprach ſie jetzt zu Baſilius, mit großer Schüchternheit, ja mit Angſt tret' ich unter euer Dach. Ich, eine Chriſtinn, ſuche hier meinen Vater, einen Heiden. Ach! er wird mir fluchen, wenn er erfährt, daß ich zu den Chriſten übergetreten." — Sey ohne Sorge! verſetzte freundlich der Hausherr, und ließ den Phanias rufen. Die Kinder unterhielten ſich beiſeits mit dem Mädchen. Inzwiſchen kam Phanias. „Du thuſt ſehr geheim vor mir, ſprach zu ihm Baſilius mit forſchendem Blicke; ich vernehme, du habeſt eine Tochter; wo iſt ſie? Phanias. Allerdings hatte ich eine Tochter. Sie war kaum ſechs Jahre alt, als meine Verirrungen mich nöthigten, Haus und Heimath zu verlaſſen; ich ſchweifte Jahre lang in entfernten Ländern, ein

Bettler umher, und ſeit meiner Rückkunft in dieſe Stadt forſchte ich umſonſt ihr nach. Die Leute, denen ich ſie fliehend anvertraute, ſind geſtorben. Niemand weiß mir die mindeſte Auskunft zu geben. Sie iſt ohne Zweifel im bitterſten Elend verſchmachtet. **Baſilius.** Du irreſt; ſie lebt, und iſt eine Chriſtinn; hier ſteht ſie vor dir. Phanias erkannte jetzt die aufgewachſene Tochter; ſie fiel ihm ſprachlos um den Hals, und er rief: O wie barmherzig und gütig iſt Gott, der aus unſerm Jammer uns eine Schule der Wahrheit und die Quelle überſchwänglicher Seligkeit bereitet hat.“ Felicitas ward nun die Stütze und der Troſt des alternden Vaters.

Das Oſterfeſt war vorüber, der weiſſe Sonntag nah. Da ſprach Baſilius zu den Kindern: „Ihr waret ſeit mehreren Wochen beſonders fleißig und brav. Darum kommt heute mit mir, ich will euch ein Vergnügen machen, ich will in das einſame Thal euch führen, das man wegen ſeiner Schönheit das paradieſiſche nennt. Ihr habt davon ſchon gehört. Es iſt von frommen Mönchen bewohnt. Das Thal war wirklich von ausnehmender Anmuth. Eine klare Quelle durchfloß die blumenreichen Wieſen, über denen auf ſanften Anhöhen Haine von wohlthätigen Dattelpalmen und wohlriechenden Sandelbäumen wehten. Nichts unterbrach hier die herzerhebende Stille bei Tag und Nacht, als der Ton der Glocke, die zur Andacht einlud, und der heilige Geſang der Bewohner, die, wie Brüder in Liebe zuſammen lebend, durch Enthaltſamkeit, Gebet und Betrachtung der göttlichen Dinge die Freiheit und das Leben des Geiſtes, welche die Sünde zerſtört, zu gewinnen ſuchten. Recht herzlich empfieng der Greis Macedonius, des Baſilius Jugendfreund, die lieben Gäſte, und freute ſich innigſt der Kinder, durch deren blühende Geſtalt und ſittſame Geberden ein Geiſt und ein Herz hervorſchimmerten, die viel Trefliches verſprachen.” Ich ſtelle ſie dir vor, ſprach Baſilius, damit du ſie ſegneſt. In wenigen Tagen treten ſie das Erſtemal zum heiligen Gaſtmal des Altars. Möge dein Segen ſie ſtets als treue Schüler des Herrn zum Himmel geleiten! — Macedonius redete nun die rührendſten Worte der Ermahnung zu ihnen, und pries ſie über die Maaſſen ſelig wegen ihrer bevorſtehenden innigern Vereinigung mit dem göttlichen Kinderfreunde. Und nachdem er ſie eine Weile ſchweigend und nachſinnend betrachtet hatte, faßte er ſie bei der Hand, öffnete die Thür' eines Saals (es war der Speiſeſaal der Mönche), und ſagte: Hier an der Wand, ihr Lieben! ſeht ihr das Abendmal des Herrn in ſchöner Abbildung. Einer der Brüder hat es in Nebenſtunden in ſchlichter Einfalt hingemalt, und wir ſind ihm alle dafür ſehr dankbar. Denn das Gemälde gibt täglich unſerm Geiſte reichliche Nahrung, während der Leib die ihm nöthige bekömmt. Die Kinder waren ganz entzückt, den Vorgang, den die Evangelien ſo einfach, aber rührend erzählen, hier ſo wahr und lebendig dargeſtellt zu ſehen. — O wie tief und innig, rief Paul aus, iſt der Heiland betrübt! Man ſieht es ihm an, er ſpricht jetzt die Worte: „Einer iſt unter euch, der mich verrathen wird.“ Und wie bewegt iſt das Gemüth der Apoſtel. —

Sieh doch, fiel die Schweſter ein, wie Johannes *) in wehmüthigem Schmerz beinahe zuſammenſinkt. — Und wie zudringlich, bemerkte jetzt der jüngere Bruder, Petrus **) ihnen winkt, von Jeſus zu erforſchen, wer der Verräther ſey? Und wie die andern Alle ſich verwundern und entſetzen. Der eine fragt den andern: wer kann es denn ſeyn? — Aber ſeht, ſagte jetzt Macedonius, den Iſkariot, wie er mit verſtellter Ruh und kaltem Trotz die Brüder ſeitwärts anblickt, wie er mit eiſerner Stirne fragt: „Bin ichs?" wie er aber ſcheu das Auge des Meiſters flieht! Doch hat er in der Heftigkeit des Aergers über die unerwartete Offenbarung ſeines Verraths das Salzfaß vor ſich umgeſtoſſen. — Fürwahr rief Paul, ein durchaus ruchloſer Menſch; er muß alles Gefühl ausgezogen haben. Wie konnt' er es ſonſt über's Herz bringen, den Leib und das Blut des Herrn mitzugenießen, *) den er doch in der nemlichen Nacht noch an ſeine Feinde zu überliefern entſchloſſen war? — O mein Sohn! verſetzte Macedonius, das Herz des Menſchen iſt ein Abgrund von Güte und Bösartigkeit. Jede Abweichung vom ſchmalen Pfade des Rechten und Guten — wer weiß, wie weit ſie führen werde! Nur eine Linie trennt das Gebiet der Tugend von dem des Laſters. Hätte Judas die erſte Regung der ſchändlichen Geldgierde und des häßlichen Neides

---

*) Johannes, der Jeſum ſo unausſprechlich liebte.

**) Petrus, der ſo feſt und innig an Jeſus, den Sohn Gottes glaubte, und ſich deſſen ſo lebhaft bewußt war.

---

*) Luk. XXII. 21.

im Keim' erſtickt, gewiß er würde nie ſo tief, bis zum ſchwarzen Verrath des Göttlichen herabgeſunken ſeyn. Aber nur zu oft tritt Frechheit an die Stelle der verſcheuchten Unſchuld. Vergebens ſchauert dann das natürliche Gefühl noch zurück. Judas eilt jetzt in die Nacht hinaus, den Verrath zu vollbringen. Darum, liebe Kinder! bewachet die Unſchuld eures Herzens wie das koſtbarſte, theuerſte Kleinod!" — Die Kinder betrachteten noch eine gute Weile mit wahrer Herzensluſt das ausdrucksvolle Gemälde. Alsdann nahm Macedonius wieder das Wort. „Wohlan! in wenigen Tagen, ſprach er, werdet ihr an dem nemlichen Abendmale Theil nehmen, das ihr hier abgebildet ſehet. Mit Vergnügen bemerke ich den tiefen Eindruck, den dieſes Bild auf euch macht. Er verlöſche nie in eurer Seele!

Eine heilige Ehrfurcht, ein aufrichtiges, heißes Verlangen nach völliger Vereinigung mit Jeſu, in Sinn und Wandel, geleit' euch jederzeit zu dieſem erhabenen, anbetungswürdigen Gaſtmal; ein Friede, wie ihn Nichts in der Welt geben kann, eine unerſchütterliche Zuverſicht auf das Unvergängliche, eine überirdiſche Kraft zum Kampf für Tugend und Wahrheit, ein feſter, freudiger Heldenmuth zur Ertragung der Beſchwerden des irdiſchen Lebens, und die ſichere Hoffnung des ewigen — begleit' euch ſtärkend und ermunternd von dieſem Gaſtmale zu euern Berufspflichten zurück! Es erſchein' euch ſtets als der hellſte Lichtpunkt, in welchem alle Stralen unſrer Religion ſich ſammeln; ſtets ſey es euch die lauterſte Quelle der Beſeligung im Leben und Tode!"

In einer frommen, äuſſerſt heitern Stimmung verlieſſen die Kinder des Baſilius die Einſiedlerwohnung des paradieſiſchen Thales. Die Erforſchung ihres Herzens und Lebens ward jetzt ihr ernſtes Geſchäft. Timotheus empfieng das reumüthige Bekenntniß ihrer Fehler, mit Rührung, nicht ohne Thränen und mit ſchönen und feſten Entſchlüſſen für die Zukunft abgelegt.

Endlich erſchien der lang erſehnte Tag. Alle Kinder, die nach ſorgfältiger Prüfung der Zulaſſung zur erſten Kommunion waren würdig erachtet worden, verſammelten ſich in der Hauptkirche; die Knaben in ſchwarzem, die Mädchen in ſchneeweiſſem Feſtgewande. Jene trugen eine Roſe an der Bruſt, die andern eine liebliche Blumenkrone auf dem Haupte; alle, die brennende Kerze in der Hand, paarweis in ſchöner

Ordnung gereiht. Die Eltern der Kinder, tief gerührt, beſchloſſen den Zug. Der alte Erzbiſchof Flavian, deſſen Tugenden nicht minder, als ſeine weiſſen Haare glänzten, beſtieg nun die Kanzel. Es war die tiefſte Stille. Der ehrwürdige Kirchenhirt ſprach: „Friede ſey mit euch! So begrüß' ich euch, ihr glücklichen Kinder, die ihr auserwählt ſeyd zum herrlichen Gaſtmal, euch von euerm göttlichen Freunde bereitet! Er, der euch unausſprechlich liebt, will euch ſich ſelbſt zur Speiſe geben, damit ihr ganz Eins werdet mit Ihm, wie die Glieder Eines Leibes, wovon Er das Haupt iſt. Mit Ihm ſoll ſein Reich in euern Herzen unerſchütterliche Wurzeln faſſen. Ueberflieſſend von Gnade und Milde ſind die Geſetze dieſes Reichs; ſie befehlen Liebe Gottes und Liebe des Nächſten, und die Rechte, welche ſie jedem verleihen, der ſie erfüllt, heiſſen: Sittliche Freiheit und ewiges Leben. Was euch die Sünde geraubt hat, gibt euer Freund euch heut' in verjüngter Schönheit zurück. Die Zauberfeſſeln ſind gelöst, an denen euch die Sünde argliſtig in's Verderben fortzureiſſen gedachte. Beſiegt iſt der Tod, dem die Sünde die Macht gegeben hatte, euch, geboren aus Staub! wieder in Staub zu verwandeln. So ſchön der Frühling iſt, der gegenwärtig vor euerm leiblichen Aug' aufblühet, noch viel ſchöner iſt der, der vor dem Aug' eures Geiſtes ſich entfaltet; ein neuer Himmel und eine neue Erde! *) Auf immer entſagt ihr heute

---

*) II. Petri III. 13. Röm. VIII. 19. Hebr. XII. 26.

vor Gott und der ganzen Chriſtengemeinde allem Götzendienſt; ihr entſaget der Sünde und ihrem ſchnöden Sold, aller Habſucht, Hoffart und Unlauterkeit. Dagegen tretet ihr ein in alle Rechte der Mitglieder des Reichs Gottes, in welchem Wahrheit und Tugend die Herrſchaft führen. Die Kinder dieſes Reiches nähren ſich nicht, wie die Väter gethan, die, ſchmachtend nach dem verheiſſenen Land, umherirrten in der Wüſte, mit vergänglichem Brode: ſondern mit dem Brode, das vom Himmel herabkömmt. Wer dieſes Brod ißt, der hat das ewige Leben; Chriſtus iſt in ihm, und er in Chriſto, der von ſich geſagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er, der Sieger über den Tod, der Auferſtandene, der zum Vater Aufgefahrne wird ihn am jüngſten Tag auferwecken zur

Theilnahme an ſeiner Herrlichkeit. *) Sehet, liebe Kinder! dies ſind die erhabnen Rechte, die euch, als Miterben des Reichs Gottes der Herr einräumt, indem Er ſich ſelbſt euch zur Speiſe gibt. Und was verlangt Er dafür von euch? Nichts weiter, als daß ihr ihn liebet, aufrichtig und von ganzem Herzen liebet. „Beharret in meiner Liebe, **) ruft Er euch zu; ſeyd ſtets vereinigt mit mir, wie die Rebſchoſſe mit der Rebe! Dann werdet ihr reich werden an guten Früchten. ***) Denn wenn ihr mich liebet; ſo werdet ihr meine Gebote halten; ****) — mein oberſtes Gebot aber iſt: daß ihr euch einander

---

*) Joh. VI.
**) Joh. XV. 9. 10.
***) Joh. XV. 1—6.
****) Joh. XIV. 15.

liebet, wie ich euch geliebt habe. *) Worin beſteht alſo das Gelöbniß, das ihr iezt beim Zutritt zum Gaſtmal des ewigen Lebens ableget? Einzig in der wahren, unverbrüchlichen Liebe zu dem, der ſelbſt euch mit unendlicher Liebe umfaßt. Ihm ſollet ihr nachahmen in der Liebe gegen alle Brüder und Schweſtern, indem ihr ſie nicht nur an denen ausübt, die euch wohl wollen, ſondern auch an denen, die euch haſſen und Uebels erweiſen. Dieſe Liebe macht ſtark zum Guten, und ſiegreich gegen das Böſe. Durch nichts laßt ſie in euch verdunkeln! Seyd froh mit den Fröhlichen, trauernd mit den Trauernden. Den Armen gebt willig Gehör und begegnet ihnen freundlich und ſanft! —

---

*) Joh. XV. 12.

Kinder! ihr ſtehet jetzt auf dem Scheidewege zwiſchen der Weisheit und der Thorheit. Wenn ihr ſehet, wie die Menſchen mit ſo heißer Begierde ſich abmühen und mit einander in die Wette laufen, und ihr ſie fraget: was ſuchet ihr ſo eifrig? ſo iſt die Antwort: das Glück. Fraget ihr nun weiter: was nennt man Glück? ſo heißt es: wenn dem Menſchen Alles nach Wunſche geht, wenn ſeine Begierden volle Sättigung erhalten, wenn er an Nichts Mangel leidet, wenn er frei von Schmerzen iſt. Dieſes trügliche Schattenbild, dieſer Traum wäre alſo das Ziel, das die Welt ſo in Bewegung ſetzt! Blicket aber rings um euch her! Wie ſelten wird dieſer Traum verwirklicht? Von wie geringer Dauer iſt er? Und wie ſchmerzlich iſt alsdann das Erwachen! Wen hat er noch befriedigt? Wie oft wird das ſogenannte Glück für ſeinen Beſitzer die Quelle des Uebermuths, der Trägheit und alles Böſen! Wie oft iſt daher der vermeintlich Glückliche der elendeſte Sohn der Erde! O wie Mancher in Palläſten ſchmachtet umſonſt nach dem Glück in ärmlichen Hütten! Keine noch ſo glänzende Höhe, kein Thron ſchützt vor widrigen Schickſalen. Sie ſetzen ihn vielmehr am gefährlichſten aus. Der nur iſt wahrhaft glücklich zu preiſen, der mit Gott, dem Urquell und Geber alles Guten Eins iſt; der im Vertrauen auf Ihn, als väterlichen Erzieher in jeder Lage des Lebens, nach ſeinen Vorſchriften wandelt. Was ſind alle Beſchwerden der Pilgerreiſe gegen die Herrlichkeit des Himmelreichs, *)

---

*) Rom. VIII. 18.

das ihm verſprochen iſt? Keine Furcht ſtört den Frieden ſeiner Seele. Alles Widerwärtige verſchwindet darin, gleich wie ein Funke, der ins Meer fällt, ſchnell verlöſcht. — O liebe Kinder! der Sinn der Welt und ihre Werke ſind böſe; verkehrt ſind ihre Wege; Natterngift verbirgt ihre Zunge. Wer ihr Freund ſeyn will, wird Gottes Feind. *) Haltet es demnach nicht mit ihr! Zwar wird ſie euch deshalb anfeinden; ſie wird euch als Thoren belächeln; ſie wird eure Tugend, eure Gerechtigkeit läſtern und verläumden. Doch wanket nicht, verzaget nicht! Auch euern göttlichen Freund hat die Welt gehaßt und verfolgt bis in den Tod. Aber er hat die Welt überwunden. **) Oftmals werdet ihr ſehen, daß die Welt frohlockt, während ihr trauert. Doch beharret im Guten; und während der Schein von Fröhlichkeit, wie falſche Schminke vom Geſicht der Leichtſinnigen, der Laſterhaften abfällt, wird eure Trauer ſich in Freude verwandeln, und Niemand wird euch dieſe Freude rauben. *) Die Welt wird jedoch Allem aufbieten, um euch zu gewinnen; ſie wird ſich mit allen Reizen der Verführung an euern Pfad hinſtellen, wird liebkoſend alle ihre ſchimmernden Gaben euch antragen, damit ihr euch mit ihr in Freundſchaft einlaſſet. Denket alsdann recht innig und lebhaft an euern Freund Jeſus, der, von der Welt auf gleiche Art verſucht, ſie ſo herrlich beſchämt und geſagt hat: Mein

---

*) Jakob IV. 4.

**) Joh. XV. 18.

---

*) Joh. XVI. 20.

Reich iſt nicht von dieſer Welt; das Reich Gottes aber iſt nur derer, die da ſind, wie die Kinder; voll Reinigkeit und Unſchuld. — Ihr ſeyd Bürger dieſes Reiches. — Von dieſem Geſichtspunkte faſſet alle Begegniſſe eures Lebens auf! Dann werden ſie euch viel Licht über eure Beſtimmung und über die väterlichen Abſichten Gottes mit euch geben; in der himmliſchen Einfalt, die ſeinen Kindern geziemt, werdet ihr ſtets Urſache finden, euch im Herrn zu freuen und den ewigen Vater dankbar zu preiſen; hingegen euch ſelbſt auf nichts etwas einbilden, noch über etwas euch kleinmüthig betrüben. —

Doch die Kinder der Welt werden euch zureden: „Was hindert euch denn, Verehrer Chriſti und zugleich Freunde der Welt zu ſeyn; über die Auferſtehung Chriſti zu frohlocken, und zugleich die Freuden der Erde zu genießen? Hoffet immerhin mit Chriſto; aber verſäumet auch nicht, die Roſen an euerm Pfade zu pflücken, eh' ſie verblühen!" Dieſe Reden ſind um ſo täuſchender, da ſie Chriſtum nicht geradezu verwerfen, und da dieſer ſelbſt ſeinen Jüngern den Genuß irdiſcher Güter nicht unterſagt. Aber er gab auch ſelbſt das Beiſpiel der größten Mäſſigkeit; er befahl Enthaltung von Allem, was das Herz verunreinigen kann; er ſagte, es ſey unmöglich, zweien Herrn (Gott und der Welt) zu dienen; er lehrte, nur der könne ins Himmelreich kommen, der ſein Herz von Allem, was der Erde gehört, frei gemacht hat. Wer die Welt und ihre Freuden liebt, den bethören, den berauſchen ſie, der wird ihr Sklave; je mehr er den Becher der Weltfreuden ausleert, deſto mehr verliert er den Geſchmack an den Freuden des Geiſtes; zuletzt ſinkt er vor dem Gegenſtand ſeiner ſinnlichen Begierlichkeit, wie vor einem Abgott nieder, und die Religion, ſo freundlich ſie ihn warnt, ſo liebreich ſie ihm zuruft, erſcheint ihm nur als eine Thörin oder Betrügerin, die ihm ſein Glück mißgönnt. Dies iſt das Loos der Kinder dieſer Welt! Auf blumigten Wegen taumeln ſie der Sünde in die Arme, welche ſie mit tauſend reizenden Banden in den Abgrund reißt. . .

Alles, liebe Kinder! iſt dem Wechſel unterworfen, nur die Wahrheit und Tugend nicht. Folget unwandelbar der Führung dieſer Töchter des Himmels. Im Genuſſe des reinen Friedens und Troſtes, den die Unſchuld, den ein frommes Leben gibt, werdet ihr nie das Laſter um ſeinen ſchnöden Sold beneiden. So oft euch etwas Unerwartetes begegnet, erhebe ſich euer Herz zu euerm göttlichen Freunde; es frage ſich ſtets: wie würde wohl Er gehandelt haben? Was iſt hier ſein Wille, ſein Gebot? Der Gedanke an Ihn, den Reinſten, mit dem ihr euch heute ſo innig verbindet, wird jeden unlautern Gedanken von euch verſcheuchen. Er wird euch aufs Beſte rathen und leiten, als ein guter Hirt, der nicht will, daß eines ſeiner Schäfchen verloren gehe dem Himmelreich. O liebreichſter Hirt! ſiehe mit Wohlgefallen auf dieſe reinen, jungfräulichen Seelen herab. Mit frommer Sehnſucht nahen ſie Dir, und geloben feierlich: ganz Dein zu ſeyn, als Glieder Deines Leibes zu leben, nachahmend Deiner Liebe, und vertrauend Deinen

Verheiſſungen. Von mehreren aus euch, liebe Kinder! blicket Vater oder Mutter heute vom Aufenthalte der Seligen über den Sternen auf euch nieder, — freudige Zeugen der Früchte des Saamens, den ihr Wort und ihr Beiſpiel in eure Herzen geſtreut. Vor dem Lichtthrone des Ewigen vereinigen ſie ſich mit euern noch lebenden Eltern und Lehrern, die hier in Andacht verſammelt ſind, und mit mir in der Bitte: Laß, o Gott! einſt dieſe Kinder alle mit dem Gaſtkleide der Unſchuld, das ſie heute ſchmückt, wieder erſcheinen vor Deinem Sohne, um ewig Theil zu nehmen an dem Gaſtmale des ewigen Lebens!"

Als der Biſchof die Kanzel verließ, begleitete ihn ein ſanftes Orgelſpiel, das alle Gemüther zur Innigkeit ſtimmte an den Fuß des Altars. Feierlich traten jetzt paarweis die Kinder vor ihn, und reichten ihm die Hand, zum Zeichen des Gelöbniſſes, und kehrten dann wieder in ihre Stühle. Nach einigen geiſtvollen Gebeten, an denen die Kinder Theil nahmen, beſtieg der Biſchof die oberſte Stufe des Altars, wo ein goldener Kelch den Leib des Herrn in der Hülle des mit ſeinen Worten geweihten Brodes bewahrte, und die Kinder empfiengen es alle aus ſeiner Hand. Man hätte glauben mögen, eine lange Reihe ſeliger Geiſter nach der Pforte des Himmels wallen zu ſehen. Nun folgte andächtige Stille. Doch auf einmal fiel in das Jubelgetön der Orgel die ganze Verſammlung ein mit dem Geſang:

Welch ein Himmel, welche Klarheit
Stralt ſo mild in uns empor!
Uns erquickt am Quell der Wahrheit
Was kein Aug' erreicht, kein Ohr.

Er, der Gottheit ganze Fülle,
Liebevoller Menſch zugleich —
In geheimnißvoller Hülle
Wählt Er unſer Herz zum Reich.

Herrſche du in unſerm Herzen
Mit unendlicher Gewalt!
Läßt die Welt mit allen Scherzen,
Aller Luſt es doch ſo kalt!
O entzünd' in uns die Liebe,
Die dein Leben hat verklärt,
Die mit Allmacht alle Triebe
In der Bruſt zum Himmel kehrt.

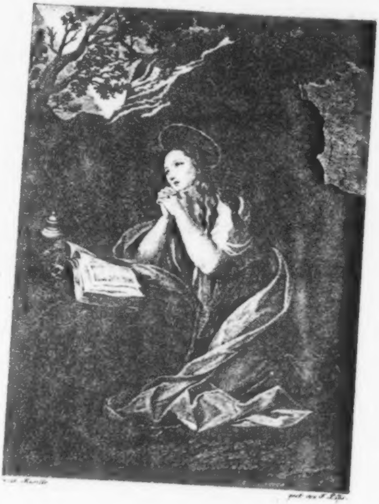
Froh entſagen wir den Gaben,
Die als Sold die Sünde beut.
Alles, wenn wir dich nur haben,
Sind zu opfern wir bereit.
Was du willſt, ſey unſer Wollen;
Nur dein Beifall unſre Luſt!
Güter, deinem Geiſt entquollen,
Alle Sehnſucht unſrer Bruſt!

Frieden kann dein Geiſt nur geben;
Unſre Seele ſey ſein Thron!
Gleich des Himmels Burgern, leben
Wir alsdann auf Erden ſchon.

Und ein Herz und eine Seele,
Pilger nach dem Einen Land,
Daß des Ziels nicht Einer fehle,
Reichen Alle ſich die Hand.

Erdentand ſoll nimmer trennen,
Die dein Bruderwort verſöhnt,
Chriſt fortan ſich Keiner nennen,
Der des Staubes Götzen fröhnt!
Fürſt des Lichtes! Fürſt des Lebens!
Gib uns deinen Kinderſinn!
O dann ſchmachten nicht vergebens
Wir nach deines Reichs Beginn.

Gedruckt bei Wilhelm Haas in Baſel.



[illegible] Murillo

[illegible]

Magdalena

von

J. H. von Weſſenberg.

Conſtanz, bei W. Wallis.
1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schriftſtellen.

Matth. XXVI. 1—13. Mark. XIV. 3 — 9. XVI. 9, 10. Luk. VII. 36 — 50. VIII. 2. X. 38 — 42. Joh. XI. 1 — 45. XII. 1 — 8. XX. 1 — 18.

Entflohen war aus deinem Herzen
Der Unſchuld heit're Ruh',
Und zwiſchen Sinnenluſt und Reueſchmerzen,
Ein Schilfrohr, wankteſt du.

Da ſtralt vom Lehrer ohne Gleichen
Ein Blick in dein Gemüth;
Nun tagt's in dir, die Erdgedanken weichen,
Und deine Seele glüht.

Nicht mehr der Welt glüht deine Seele;
Der Himmel iſt in ihr;
Sie zagt und zweifelt nimmer, was ſie wähle;
Was Gott, gefällt auch dir!

Du hörſt entzückt zu Jeſu Füßen
Sein Wort von Gottes Reich,
Und ganz in Thränen ſieht er dich zerfließen,
Der Roſ' im Thaue gleich.

Voll Liebe ſalbſt mit Nardenole
Des Meiſters Füße du;
Deckſt tröcknend ſie dem Freunde deiner Seele
Mit deinen Locken zu.

Die du dem Himmel ſchienſt verloren,
Den du ſo ſehr betrübt,
Biſt iezt von ihm zur Lieblingin erkoren,
Weil du ſo viel geliebt.

Wem in der Chriſtenheit wäre dieſes ſchöne, milde Muſterbild einer Seele, die vom Pfade der Tugend abgeirrt, aber, berührt vom Strahle der Liebe Gottes, ganz und innig zu Ihm ſich wendet, unbekannt? Zu wem, der ſich für einen Sünder bekennen muß, ſpricht das Bild nicht ſanft erhebend und freundlich tröſtend? .... Niemals, fürwahr hat das menſchliche Herz ſich lehrreicher und anziehender entfaltet, als in der Geſchichte der Maria Magdalena.

Die Hausgenoſſenſchaft, in deren Schooße ſie entſproſſen, war zu Bethanien, einem Flecken nahe bei Jeruſalem *) angeſiedelt. Sie ſelbſt ſcheint aber nachher längere Zeit, ſey es nun, weil ſie ihrem Gatten gefolgt,

---

*) Sechs Stadien, ohngefähr drei Viertelſtunden von da entfernt.

ſey es erſt, als ſie Witwe*) geworden war, zu Magdala gelebt zu haben, einem von einem alten Thurm beherrſchten Städtchen am höchſt maleriſchen See Genezareth**). Von dieſem Städtchen erhielt ſie, zur Unterſcheidung von andern Marien, den Beinamen Magdalena. Sie muß, nach allem, was die Evangelien berichten, in ihrer Jugend ausnehmend ſchön, und ſchon damals von zartfühlender Gemüthsart geweſen ſeyn, und was wir von ihren Geſchwiſtern, Lazarus und Martha, wiſſen, läßt vermuthen, daß das Haus, in welchem ſie erzogen ward, im Schatten der Gottesfurcht und im Glanze ſtiller, beſcheidener Tugenden blühte. Ganz Natur, von liebenswürdiger Einfalt, ohne Falſch, Verſtellung oder Tücke, willig jeder einnehmenden Erſcheinung ſich hingebend, und Jedermann, beſonders denen, die ein vortheilhaftes Aeuſſere empfiehlt, das Beſte zutrauend, — ſo denk' ich ſie mir. Wie oft knüpft aber nicht in der Welt gerade an dieſe ſchöne Sinnesart die ſchlaue Verführung am liebſten ihre häßlichen Entwürfe! Drei Klippen ſind es vorzüglich, die im Meere des Lebens der Unſchuld Gefahr drohen: ein durch jeden Eindruck leicht bewegliches Gefühl; dann die Neigung zum ſinnlichen Vergnügen; endlich die das Herz ſo leicht bethörende Eitelkeit. — Wie vieles trägt nicht geſchäftig dazu bei, die Eitelkeit im ſchönen, zarten Geſchlechte von Jugend auf zu wecken und groß zu ſäugen? Wie viele Mühe gibt man ſich nicht, auch die beſten, ſchätzbarſten Eigenſchaften der Mädchen, der Eitelkeit unterzuordnen! Wird nicht oft an ihnen das Aeußerliche allein, oder doch vor allem andern bewundert? Wie oft wird nicht ein Wort zum Lobe der züchtigen Schaam, der Eingezogenheit, der Arbeitsliebe, des ſtillen Geiſtes und der Sanftmuth einer aufblühenden Tochter, ihres wahren Schmuckes vor Gott *), mit Achſelzucken, mit dem höhniſchen Bedauern abgefertiget: Schade, daß ihr alles dies in der Welt nicht zum Glücke helfen kann! Selbſt zärtliche Aeltern laſſen ſich durch ſolche alberne Anſicht berücken. Die Tochter ſoll dies und jenes lernen; ſie ſoll ihren Geiſt bilden. Aber wozu? — Einzig um es in Zierlichkeit und Putz Andern zuvorzuthun, um der Welt zu gefallen, um zu bezaubern. Und kaum erwarten kann die eitle Mutter den Augenblick, wo es die Weltſitte ihr vergönnt, die Tochter auf die öffentlichen Schau- und Prunkbühnen der Gefallſucht einzuführen, und ſie in allen den kleinen Künſten zu unterrichten, die den Beifall der Gecken erobern **). Wie ſelten ſind, zumal in der großen Welt, die Mütter, die ihren Töchtern Geſchmack am Einfachen und Edeln, an der ſittlichen Anmuth im Anzuge, in Blick und Geberde, und im ganzen Betragen einzuflößen, und es ihnen tief einzuprägen ſuchen: daß alle äuſſern Reize nur durch die Schönheit eines ſanften und friedlichen Gemüthes, eines guten und tugendhaften Herzens einen Werth bekommen; dies ſey die Schönheit, der Niemand widerſteht, die ſelbſt den Böſen, den Laſterhaften Ehrfurcht abnöthiget. — Mit dem Hange zum Vergnügen verhält es ſich nicht anders. Von Natur iſt der Menſch nüchtern und mäßig, und er würde es bleiben, erzeugten nicht Müßiggang und Arbeitsſcheu die Langeweile, die in Geiſt und Gemüth eine wüſte Leere hervorbringt, deren peinliches Gefühl den Menſchen antreibt, ſich ſelber zu entfliehen, im Jagen nach ſogenannten Zeitvertreiben ſich zu vergeſſen, und die dem Innern mangelnde Zufriedenheit, welche nur das Bewußtſeyn der Einigkeit mit Gott geben kann, im Taumel äuſſerer Zerſtreuungen zu ſuchen. Von den ſinnlichen Freuden gilt übrigens vorzüglich das Wort des Herrn:

---

*) Hieronymus über Matth. XV. 40.

**) *Ligfoth Coregraph.* im Matthäus C. 76. II. 226. Der See Genezareth iſt von hohen Bergen umgeben, und gleicht an maleriſcher Schönheit dem Lokarner See in Italien. S. J. K. Joliffe's Reiſe in Paläſtina ꝛc. Leipzig 1821, S. 55.

---

*) I. Petr. III. 3. 4.

) Die Früchte ſolcher verkehrten Erziehung ſchildert **Milton (im verlornen Paradieſe Geſ. XI.):

> — holdſelig ſchön und frohgeſinnt,
> Doch leer an all dem innern Werth, in dem
> Des Weibes Ruhm und ächter Schmuck beſteht:
> Gebildet nur für Tanz, Geſang und Putz,
> Geſchwätz und buhleriſches Augenſpiel!

„Wer dieſes Waſſer trinkt, wird wieder dürſten.“ *) Ja, der Durſt darnach wird immer heftiger, je mehr man ihn zu ſtillen ſucht. Der Genuß ſolcher Freuden befriediget nie, am wenigſten den, der beſſere, dauerhaftere kennt oder ahnet: ſondern läßt oft einen Stachel peinlicher Unruhe in dem Herzen zurück. — Was aber die Empfindſamkeit betrift, ſo erleichtert ſie beſonders bei ſolchen Perſonen den Sieg der Verführung, die ihrer Sinnesart nach offen und wohlwollend ſind. Sie denken mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopfe; freilich immer noch beſſer, als wenn der Kopf das Herz verſchmachten läßt. Empfänglich für jeden Eindruck des Edeln, Guten und Schönen, werden ſie aber auch vom Scheine davon leicht getäuſcht. Dergleichen gutartige Seelen ſind es, welche die Geiſter der Finſterniß, die ſich in Engel des Lichtes verkleiden, am öfteſten bethören. Einem ſanften Regenbogenſchein gleicht ihr Erguß himmliſcher Gefühle. Wen ſollte er nicht entzücken? Wer ſollte ihm mißtrauen?

---

*) Joh. IV. 13.

Antwortet ihm doch in dem tief und ſeinfühlenden Herzen der reinſte Wiederklang! Wie könnte der nicht ein guter Menſch ſeyn, der ſo ſüße, fromme Gefühle zu erwecken und zu pflegen verſteht?.... So wähnt, ſo träumt die Argloſe, während die Sinnlichkeit des Verführers ſich unter der Maſke des empfindſamen Mitgefühls in ihr Herz einſchleicht. Dem plötzlichen Erwachen aus dieſer Bezauberung folgt zuweilen nach dem Entſetzen über die grauſam getäuſchte Erwartung ein Gram, der das Herz bricht, oder ein Mißfallen an Allem unter der Sonne: zuweilen aber auch eine kraftloſe Betäubung, ein dumpfes Verſinken in lichtloſen Unglauben an die beſſere Menſchheit, an Wahrheit und Tugend, und mit kalter, rauher Hand zerreißt dieſer Unglaube jedes ſchöne Band, das vom Hinabſturz in den Strudel thörichter Begierden und Genüſſe zurückhält. — Da Magdalena noch jung war, als ſie Witwe wurde, ſo hätten ihre frommen Geſchwiſter Martha und Lazarus ihr am beſten zu Schutzengeln gedient. Aber ſie lebte fern von ihnen, ohne warnenden Freund, ohne weiſen Rathgeber. Ihr äuſſerer Wohlſtand gab ihr ein behagliches Leben für Sinn und Gemüth; ihr blieb im Grunde nichts zu wünſchen; alles in ihrer Umgebung lachte ſie an. Um wie viel mehr hätte ihr Herz unter ſolchen Umſtänden der Wachſamkeit bedurft! Doch die Lockungen eitler Freuden ſiengen an, das Aetherblau ihrer bis dahin ſo reinen, heitern Seele zu trüben. Lange Zeit tändelte ſie nur mit der Sünde, ohne ſie zu kennen. Aber allmählig erröthete ſie nicht mehr bei zweideutigen Scherzreden. In ihrer Gegenwart durfte jetzt zu dem Lobe ihrer Schönheit die Sprache der Empfindſamkeit, und mit dieſer ein in dünnes Florgewebe verhüllter Ausdruck lüſterner Begierde in Blick und Ton und Geberde ſich geſellen. Der bunte müßige Schwarm ſogenannter Freunde und Anbeter, obgleich ihre glatten Worte und ihr abgeſchliffenes Weſen den Schalk ihres Herzens ſehr gut durchblicken lieſſen, wurde zwar anfangs getadelt, hernach aber geduldet, endlich gern geſehen. Ihr Lächeln war ja ſo ſüß, und ſchien ſo aufrichtig, ihre Reden waren ja ſo voll Ergebenheit! Ein unbewachter

Augenblick, und die Argloſe fiel in die ausgeſpannten Netze der Sünde. Dieſe liſtige, vielgewandte Zauberin bediente ſich nun aller Künſte der Täuſchung, um in ihrer Gefangenen die Stimme des Gewiſſens, und jede Sehnſucht nach Befreiung aus ihrer ſchändlichen Sklaverei zu erſticken. Doch jene Stimme hörte nie auf, ſich ihr warnend und beſtrafend, freundlich und ernſt vernehmen zu laſſen, und ach! wie oft wünſchte ſie in einſamer Kammer, unter einem Strome von Thränen, die Tage zurück, wo die Reinheit des Herzens ihr in jedem Gedanken an Gott, und bei jedem Blick in ſeine Schöpfung Himmelswonne zu koſten gegeben. Wie heiter lächelte ihr damals alles in der reichen, ſchönen Natur! wie freundlich, wie mitfühlend, wie freuderweckend ſchien die Blume, der Bach, das Geſäuſel der Blätter zu ihrer Seele zu ſprechen! Aber auf einmal verdüſterte ſich alles vor ihr, verſtummten ihr alle die lieblichen Töne; es kam ihr vor, als ob die Natur mit ſeltſamer Wehmuth von ihr das Antlitz wegwende. Wenn ſie jetzt einen ſchärfern Blick in die Tiefe ihres Innern warf, wie erſchauerte ſie über die Verwüſtung, welche hier die Sünde in ſo kurzer Zeit angerichtet hatte. Es war ihr, als ſähe ſie eine weite, öde Brandſtätte um ſich her; ſonſt nichts, als die verwirrte Flucht der den troſtloſen Blick Zurückwendenden — ein jammervoller Anblick! Und doch, wie gering, wie unbedeutend ſchien die Urſache! Nur ein Fünkchen war der Lampe in unvorſichtiger Kindeshand entfallen. Unbemerkt von geheimem Brennſtoffe genährt, wuchs die Glut, bis bei Nacht, während Alles ſchlief, die Flamme wirbelnd zum Dache hinaus ſchlug, und ein heftiger Wind auf alle Seiten Feuerbrände ſchleuderte. — So ſah ſie ihr Inneres; von den herrlichen Anlagen nur noch Trümmer; die ſchönſten Blüthen zerknickt; der himmliſche Friede verſchwunden. — Zu bedauern wäre der Menſch, in deſſen Bruſt der Geiſt die Triebe der Sinnlichkeit nicht mehr bekämpfte. Aber bei Magdalena war der Kampf ſchon ungleich geworden; es mangelte ihr das heilige Gefühl der Kraft von oben, wodurch ſie vorhin die Sinnlichkeit ſo glücklich in Zucht gehalten.

Doch eine ruheloſe, wehmüthige Sehnſucht trieb ſie wohl oft allein in die freie Flur hinaus, oder in die Dunkelheit der Palmen- und Zypreſſenwälder, um ſich auszuweinen, oder ſie verweilte in nächtlichen Stunden auf dem Söller ihrer Wohnung, die thränenvollen Blicke zum geſtirnten Himmel erhebend. Der unſichtbare Herzensforſcher allein wußte, was ſie wollte, wornach ſie ſich ſehnte. Mancher Davidiſche Bußpſalm, manche rührende Stelle in den Propheten mochte ihr in dieſem Zuſtande ein erquickender Lichtſtral ſeyn, ihren Vorſatz der Umkehr ſtärken, ihre gebeugte und umwölkte Seele zum Vertrauen aufrichten, und mit Hoffnung erheitern. Wohl geſchah es auch, daß ſie ihren innern Kampf den leichtfertigen Mitgenoſſen der Sünde nicht zu verbergen vermochte. Selten nur hatte der fein ſpottende Witz, womit Lippen, die ſonſt das Zartgefühl für Wohlſtand nicht bewahrten*), Mariens innere Unruhe zu beſchwichtigen ſuchten, die Wirkung des Mohnſaftes, der auf kurze Zeit in

---

*) Sprüchw. V. 2.

Schlummer ſenkt, aber in keinen ruhigen, aus dem man mit dem Gefühle der Beſſerung erwacht. Wie oft ſtund die reumüthige Sünderin auf, um wieder, ach! tiefer zu ſinken. Die Keime der Tugend waren jedoch in ihr noch unvergiftet. Mitten in ihren Verirrungen hatte ſie den ſchlichten, unbefangenen Sinn für das Wahre, Gute und Schöne, und die liebreiche Milde für jeden Nothleidenden unverſehrt bewahrt; weit entfernt, der Liebe für eiteln Schmuck die Wonne wohlzuthun hinzuopfern. Dieſe Sinnesart, dieſe Milde waren ihre Schutzengel am Rande des offenen Abgrundes. Oft empfand ſie die unausſprechliche Freude, das Auge im Himmel allein zum Zeugen einer Wohlthat zu haben. Noch ein Umſtand mochte ihr Umlenken zur Tugend erleichtern. Schon bevor ſie auf der Bahn der Sünde wandelte, hatte ſie die zarteſte Scheu vor jeder böſen Nachrede von dem Nächſten, und vor dem Einſtimmen in den Ton der ſchleichenden, flüſternden Verläumdung. Jetzt aber war dieſe Scheu in ein wahres, herzliches Mitleid übergegangen, das ſie mit Allen empfand, die ſo unglücklich waren, ſich von dem erhabenen Pfade der Tugend verlocken zu laſſen. Dieſe war ihr noch nie in einem ſchönern Licht erſchienen. Unausſprechlich ſchmerzlich war ihr das Gefühl, von ihr getrennt zu ſeyn. Das Laſter hatte ihr Herz nur geſchwächt, aber nie verdorben. Wir ſehen, wie ſie allmählig geſunken. Laßt uns nun auch im Geiſte den Gang ihrer edeln, ſiegreichen Erhebung verfolgen!

Wohl war ihr früher der Ruf der Bußpredigten des Johannes nicht unbekannt geblieben. Aber ſchwerlich war ſie zu ihm in die Wüſte gepilgert. Sein Aufruf zur Buße mochte ihr zu rauh ertönen, und wurde von dem lockenden Klang der Freude und Schmeichelei übertäubt. Aber jetzt hatten ſchon ſeit geraumer Zeit die herrlichen Lehren und Werke Jeſu in der ganzen Umgegend die allgemeine Bewunderung erregt, und er war nunmehr ſelbſt in die Nähe gekommen, mit hoher Einfalt das Reich Gottes verkündend, und viele, hartnäckig jedem Heilverſuche widerſtrebende Krankheiten heilend. Eine lehr- und wunderbegierige Menge folgte ihm. An einem ſchönen Morgen war er mit ſeinen Vertrauteſten auf einen Berg *) geſtiegen. Viel Volk, das ſich unten um ihn verſammelt hatte, ſtrömte ihm nach. Wohl mochte auch Magdalena ſich dort eingefunden haben. Was ſie von Jeſu gehört, hatte ſie mit Zutrauen erfüllt. Sie ſcheute daher die ernſte Wahrheit aus ſeinem Munde nicht; vielmehr war ihr Verlangen darnach ſo ſtark, daß keine falſche Schaam ſie abhalten konnte. Betrachten wir ſie, wie ſie ſittſam nach des Landes Gebrauch von einem dünnen Schleier verhüllt, unter einer Palme ſich niederſetzt, ſo, daß ſie, die bekannte Sünderin, ohne ſich unter die Vorderſten hinzudrängen, den Göttlichen doch genau ſehen und hören kann. Eben ſpricht er: „Selig, die reines Herzens ſind; ſie werden Gott ſchauen!“ Während er es ſpricht, fällt ein Blick des Redenden auf die Zuhörerin, der ihr Inneres ganz durchſchaut. Sie fühlt es mit leiſem Schauer,

---

*) Von welchem Berge man der ſchönſten und weiteſten Ausſicht genießt. Joliffe's Reiſe in Paläſtina, 1821, S. 44 ꝛc.

und die eiteln Gedanken verſchwinden ihr alle aus dem Gemüth, wie der Nebel vor dem Lichtſtrale des Tages. Eine Thräne glänzt in ihrem Auge. So ſieht man oft den Thautropfen an der leiſe ſich öffnenden Roſenknoſpe ſchimmern. Ganz niedergedrückt hatte ſie der Schmerz über ihr Fernſeyn von der Glückſeligkeit eines reinen Herzens, hätte ihr nicht der Blick voll Milde, womit Jeſus ſeine Worte begleitete, Vertrauen eingeflößt. Doch mit dieſem Blicke war ihr das Morgenroth eines ganz neuen Lebens aufgegangen. Sie hatte mit Innigkeit den Vorſatz umfaßt, der Sünde und ihrem Gefolge für immer den Abſchied zu geben. Wie widerlich kamen ihr jetzt, als ſie wieder in ihrer zierlich geſchmückten Wohnung war, die Gegenſtände vor, die mit eitelm Schimmer ein üppiges Leben bezeugten. Ihre eigenen Reize ſchienen ihr haſſenswerth; ſie war geneigt, dem Schöpfer Vorwürfe zu machen, daß er ihre Geſtalt mit Schönheit ausgeſtattet, als ob er ſie ihr nicht eben ſo wie der Lilie gegeben hätte, damit ſie Seine Herrlichkeit ſichtbar darſtelle. Iſt doch die Schönheit eines tugendhaften Weibes in ihres Hauſes kleiner Welt, was die aufgehende Sonne an Gottes Himmel *). Man kann ſich denken, mit welchem Ernſte ſie bei der Rückkehr vom Berge den bisherigen ſogenannten Hausfreunden den Zutritt verwehrte; wie ſie dann tief bewegt auf die Kniee ſank und ihre Seele in glühendes Gebet ergoß, in das manche bittere Zähre ſich miſchte; tief, innig war ihr Schmerz, und nur von Gott hoffte ſie Linderung und Troſt. — Worüber in der Welt täuſchen ſich die Menſchen leichter und lieber, als über ihre Reue? Der oberflächlichſte Schein wird oft für die Sache, der kleinſte ſchwankende Schritt einer Annäherung zu Gott für Vereinigung mit Ihm, das Koſten der Arznei ſchon für völlige Heilung genommen. Durch das Bereuen ſeiner Fehler wähnt man ſich des Vermeidens derſelben enthoben. Eine Widerwärtigkeit, die dem Sünder auf ſeinen verkehrten Gängen aufſtößt, macht ihn verdrüßig, oder auch eine augenblickliche Anwandlung von Furcht vor dem ewigen Richter,

---

*) Sirach. XXVI. 16.

oder eine Angſt vor zeitlichem Schaden tritt dem Weiterſchreiten auf der Bahn des Laſters in den Weg. Gleich deutet die Eigenliebe dieſen Verluſt, dieſe Furcht, dieſe Angſt als Reue aus. Das peinliche Gefühl der Nachwehen des Leichtſinnes, der Thorheit wird mit dem Schmerz verwechſelt, der Beſſerung erzeugt. Aber kaum zeigt ſich die Sünde wieder im Flitterglanze ihrer Reize, ſo fliegt der, der eben von Reue geträumt, der Lockenden mit verſtärktem Feuer in die Arme. Jede Reue, jede Buße, die nicht die Axt an die Wurzel legt, die nicht die Keime der böſen Begierden ausrottet *), durch die der innere Menſch nicht gleichſam wiedergeboren wird **), iſt eitler Selbſtbetrug, ein Schwanken zwiſchen Gott und Sich, zwiſchen der Tugend und dem Laſter, zwiſchen Leben und Tod. Doch Magdalena's Reue war anders. Sie war kein bloßer Anflug von beſſern Geſinnungen, den der leiſeſte Luftzug verweht; ſie hatte der Welt und ihren Götzen unbedingt und aufrichtig entſagt. Ihre Buße hatte nichts mit jener eiteln Schauſtellung gemein, womit man oft in der Welt Sünderinnen prangen ſieht, nur um einen ſchlechten Ruf, nicht um ſich ſelber zu verbeſſern; ſie wollte nicht blos die Mittel der Gefallſucht, oder die Leidenſchaften ſelber wechſeln, wie Manche thun, die, nachdem die Körperreize verwelkt ſind [*]), die Maske der Betſchweſterei anlegen, und nun mit einem Schein von Eifer für Zucht und Frömmigkeit, ein Gewerbe treiben. — Wer ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle [**]). So lehrt die Weisheit von oben. Hingegen der Selbſtdünkel dieſer falſchen Büßerinnen geberdet ſich wie jener Phariſäer, welcher mit Verachtung auf den ſündigen Zöllner, der in ſeiner Demuth wahrlich höher ſtand, als er, herunter ſah; Splitterrichten iſt dieſes Selbſtdünkels Lieblingsgeſchäft. Unſerer Magdalena war er fremd. Sie war ſich ihrer eigenen Fehler zu ſchmerzlich bewußt, um ſich das Richten der Fehler Anderer zu erlauben; ſie war eine tief gebeugte, zerknirſchte Seele, die, im Gefühle ihrer Niedrigkeit nach dem Stral von oben ſich ſehnend, zu Dem hinaufblickte, der ihr den Quell eines neuen Lebens gezeigt. Des göttlichen Lehrers Bild ſchwebte nun beſtändig vor ihr, und gewann täglich friſcheres Leben in ihr. Dieſes Bild war ihr gleichſam ein Spiegel. Jemehr ſie hineinſah, deſto mehr Flecken und Mängel wurde ſie an ſich gewahr. Ihr genügte nicht die gefühlvolle Bewunderung Jeſu, ſondern ſie glaubte, nichts gethan zu haben, wenn ſie nicht alles anwende, um Ihm ähnlich, ja Eins mit Ihm zu werden. Ihre Hauptſorge war, Ihn ganz kennen zu lernen; ihre größte Freude, von Ihm erzählen zu hören. Da vernahm ſie dann, wie mild, wie liebreich er zu den Sündern ſich herablaſſe; wie er, weit entfernt von der düſtern Strenge der Phariſäer, die, die Sünder mit ſtolzem Blicke verdammend, ſich durch jeden Verkehr mit ihnen für verunreinigt hielten, ſie vielmehr recht ſorgſam aufſuchte, um ihre Seelen Gott und der Tugend zu gewinnen. Sie hörte mit frommer

---

*) Matth. XV. 19. 20. Mark. VII. 20.

**) Joh. III. 3.

---

[*]) Sirach, XVIII. 21.
[**]). Vergl. Sirach I. 29.

Verwunderung, wie der Zöllner Zachäus *) und Andere, die lange im Rufe großer Sünder ſtunden, nun unter Jeſu Jünger aufgenommen, ganz neue Menſchen geworden. Von dem freundlichen, ſeelengewinnenden Benehmen Jeſu an dem Brunnen vor der Stadt Sichar mit der Samariterin **) (den jüdiſchen Heuchlern ein Gräuel) war das Gerücht wohl auch zu ihr gedrungen. Frommer Muth erfüllte ſie, als ſie vernahm, der Herr habe gelehrt, wir alle ſollten zu Gott, wie zu unſerm Vater, in redlicher, ſchlichter Einfalt beten, er möchte uns unſre Schulden eben ſo vergeben, wie wir unſern Schuldnern vergeben. Ihr Vertrauen zu Gottes Erbarmungen wuchs noch höher, da ſie erfuhr, Jeſus habe zu der Ehebrecherin, welche die Schriftgelehrten, erbarmungslos auf den Buchſtaben des Geſetzes ſich berufend, wollten ſteinigen laſſen, geſprochen: Geh' hin und ſündige fortan nicht mehr! ***) und er habe von ſich ſelbſt geſagt: er ſey ein guter Hirt, der ſein Leben für ſeine Schaafe gebe, und wenn von Hunderten ſich ein einziges verirre, er die neun und neunzig ſtehen laſſe, um dem verirrten nachzugehen, und nicht ruhe, bis er es auf ſeiner Schulter nach Hauſe bringe. Sie hatte ferner mit großer Rührung die ſchönen Parabeln vom hochzeitlichen Kleide*), von dem mit ſeiner Tugend pralenden Phariſäer und dem Zöllner**) voll Demuth und Reue, und vom verlornen Sohn***) erzählen gehört, welche Jeſus vortrug, um zu zeigen, wie liebreich Gott der Sünder ſich annehme, und wie er keinen von ſich verſtoße, der reumüthig ſich ihm nahe. — Mit ſtralender Schrift waren ihr die troſtvollen Worte in die Seele, und es ſchien ihr, ſie wären auch an ihren Wänden geſchrieben: „der demüthige Zöllner gieng begnadigt hinweg, nicht ſo der aufgeblaſene Phariſäer. Denn wer ſich erhöhet, wird erniedrigt, wer ſich erniedrigt, wird erhöhet werden****)."

---

*) Luk. XIX. 1—9.

**) Joh. IV.

***) Joh. VIII. 11.

---

*) Matth. XXII. 11. ꝛc.

**) Luk. XVIII. 10—15.

***) Luk. XV. 11—32.

****) Luk. XVIII. 14.

Und dann: „dieſer mein Sohn war todt, und lebt wieder, verloren war er, und hat ſich wieder gefunden *);“ endlich: „Im Himmel wird über einen Sünder, der Buße thut, eine größere Freude ſeyn, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen **).“ — Wie ganz getroffen fand ſie ſich nicht im Bilde des verlornen Sohnes! Aus der innerſten Tiefe des Herzens rief ſie mit ihm aus: „Vater, an dir habe ich mich verſündigt; ich bin nicht mehr werth, dein Kind zu heißen ***).“

Still blickt von bethautem Pfade
Marie auf die blaue Fluth,
Die brandend ſchäumt am Geſtade
Und kühlt der Sonn' ihre Glut.

Es traf ſie ein Stral der Liebe,
Die über den Sternen webt;
Doch ſcheint ihr die Welt und trübe,
In der ſie der Luſt gelebt.

---

*) Luk. XV. 24.
**) Luk. XV. 7.
***) Luk. XV. 21.

Jetzt hebt ſie den Blick voll Thränen
Hinauf, wo die Sterne glüh'n,
Strebt mit unendlichem Sehnen
Der Erdennacht zu entflieh'n.

Da nicken die goldnen Sterne
Gar mild und freundlich ihr zu.
Ihr geußt aus der lichten Ferne
Geſang in die Seele Ruh':

„Dem Himmel gibſt höh're Freude,
Du, die zu Gott dich gekehrt,
Als ſelbſt die Heerd' auf der Weide,
So treu den Hirten gehört!“

Doch ſeht ſie jetzt beim erſten Frühſchein' in ihrer einſamen Kammer. Wie ſie da ſitzt, vertieft im ernſten Nachſinnen über die Wege, auf denen Gott ſie zu ſich berief! All das zierliche Geſchmeide, womit ſie vorher ſo oft die Reize ihrer Geſtalt zu erhöhen ſich gefiel, Seide und Gold, Perlen und Edelſteine, Armbänder, Ringe und Halsketten, die Spiegel, das Schminkkäſtchen und die Salbentöpſchen *), alles lag in Unordnung zerſtreut zu ihren Füßen. Ein Blick voll Verachtung, von Wehmuth gemildert, ſtreiſte nachläßig darüber hin. Noch vor Kurzem hieng ihr Herz an dieſem Tand; die ihr umſchwebenden Erinnerungen, vordem ihre Wonne, verwandelten ſich ihr jetzt in ſtachlichte Vorwürfe. Waren doch dieſe Trophäen der Eitelkeit zum Theil der Sold, der Lohn ihrer Hingebung an die Sünde. Nun will ſie aber nur in Gottes Augen ſchön erſcheinen; nur nach ſeiner Liebe ſehnt ſich ihr Herz. Doch ſehet! während ſie noch dieſen Betrachtungen nachhängt, bringt man ihr die Nachricht: Jeſus iſt hier in dem Städtchen; Simon der Phariſäer hat ihn zu einem Gaſtmal geladen; er wird ſich ſicher dort einfinden **). Ob und wiefern dieſer Simon ein Verehrer Jeſu geweſen, ſcheint zweifelhaft. Vielleicht war Eitelkeit oder Neugierde, wo nicht gar Argliſt der Beweggrund ſeiner Einladung. Um ſo wohlwollender war ihre Annahme von Seite des göttlichen Freundes aller Menſchen, beſonders der Sünder. Noch lag *) Er zu Tiſche. Siehe! da kam Magdalena. Sie kam ungerufen; ſie kam blos um demjenigen ihre Verehrung zu bezeigen, von dem ſie die Heilung ihrer tiefen Seelenwunden hoffte. Wohl fiel es ihr bei, ſie möchte in dem Hauſe des Phariſäers mit Verachtung, mit Hohn angeſehen, vielleicht mit Beſchämung fortgewieſen werden. Ohngeachtet aller dieſer abſchreckenden Umſtände, gab ſie doch einzig der edeln Stimme ihres Gewiſſens Gehör. Sie kam, und ſtellte ſich demüthig hinter Ihn, in den Raum, wo die Diener zur Aufwartung ſich aufzuhalten pflegten. Wie hätte ſie im Bewußtſeyn ihrer Unwürdigkeit ſich getraut, ihm geradezu vor's Angeſicht zu treten! Sie ſtellte ſich alſo hinter ihn, und weinte. Ihre häufig ſtrömenden Thränen benetzten ſeine Füße, und ſie trocknete ſie dann mit dem ſchönen Haare, das ihr vom Haupt über Bruſt und Angeſicht floß, und küßte ſie, und ſalbte ſie mit einem wohlriechenden Balſam,

---

*) Vergl. Iſaias III. 18 — 23.

**) Luk. VII. 36 — 50.

---

*) Nach morgenländiſcher Sitte.

den ſie in einem alabaſternen Gefäße mitgebracht hatte. So rührend der Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen in allem dieſem war, dennoch erregte er in dem Phariſäer widrige Empfindungen. So ſtark iſt die Macht der Vorurtheile; ſo unempfänglich iſt ein verſchrobenes Herz für die Sprache unverkünſtelter Natur, Einfalt und Wahrheit. „Wär' er wirklich ein Prophet, dachte Simon bei ſich, wie Viele von ihm glauben, wie könnt' es ihm unbekannt ſeyn, was für ein Weib dieſe iſt, die ihn anrührt.“ Der Phariſäer gieng davon aus, Jeſus müſſe gerade ſo denken, wie die Glieder ſeiner Zunft, die die Verunreinigung der Seele kaum beachteten, aber um ſo ängſtlicher vor der Verunreinigung ſich hüteten, die nach ihrer Meinung die mindeſte körperliche Berührung mit Sündern oder auch nur mit gemeinen, niedern Leuten verurſache *). Jeſus, der, ohne der phyſiognomiſchen Kunſt zu bedürfen, die geheimſten

---

*) Weshalb ſie auf den Straßen ſich immer an der Seite hielten, um jeder ſolchen Berührung auszuweichen.

Gedanken durchblickte, und auch gar wohl wußte, wer die Magdalena ſey, unterbrach den Simon in ſeinem argwöhniſchen Selbſtgeſpräche mit den Worten: Höre, Simon! ich habe dir etwas zu ſagen. Simon: Sprich Lehrer! Jeſus: Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner; der eine war ihm fünfhundert, der andere fünfzig Denare*) ſchuldig. Da ſie aber nicht bezahlen konnten, ſchenkte er beiden die Schuld. Sage doch, wer von beiden wird ihn mehr lieben? Simon: Ich denke der, dem er das Meiſte geſchenkt. Jeſus verſetzte mit bedeutendem Ernſte: du haſt recht geurtheilt, und mit freundlicher Würde nach der Büßerin hinter ihm ſich wendend, fuhr er fort: Steheſt du hier dieſes Weib? Ich kam in dein Haus, und nicht einmal Waſſer für meine Füße (wie ſelbſt bei Niedrigen üblich) reichteſt du mir; dieſe aber hat ſie mit Thränen benetzt, und mit ihren Haaren getröcknet. Keinen Kuß haſt du mir (nach der Sitte des Landes beim

---

*) Römiſche Zehner, eine Münze im Werthe von etwa zehn Kreuzern.

Empfang von Gäſten) gegeben; dieſe aber, ſo wie ſie hereintrat, konnte nicht aufhören, meine Füße zu küſſen. Du haſt nicht (einmal) mein Haupt mit (gemeinem) Oele geſalbt, (wie ſonſt bei Mahlzeiten ſehr oft geſchah; *) dieſe aber hat (ſogar) meine Füße mit (koſtbarem) Balſam geſalbt. Darum, ich ſage es dir, werden ihre viele Sünden vergeben. Denn groß iſt ihre Liebe, (und dieſe deckt der Sünden Menge **). Wem aber (nur) wenig erlaſſen wird, der liebt auch nur wenig. (Eben weil ſie als eine ſo tief geſunkene Sünderin zu mir ein ſolches unbegränztes Vertrauen faßte, hat ihr mein Vater im Himmel wegen mir alle Schuld erlaſſen, und deswegen iſt ihre Liebe zu mir ſo groß, ſo innig); deswegen ſoll ſich aber auch Niemand an dem, was ſie mir erwieſen, ärgern. Hierauf ſprach Jeſus zu ihr, die inzwiſchen den demüthig und ſchamhaft geſenkten Blick zu Jeſu erhoben hatte: „Deine Sünden ſind dir vergeben!“ (Wie in ihrem eigenen Herzen, ſo ſind ihre Sünden jetzt auch im Schuldbuche des ewigen Richters getilgt). Dadurch ſagte er allen Anweſenden : die erſt noch als eine große Sünderin vor euch ſtand, ſie ſteht nun als eine Reine vor euch! Ueberraſcht und ſchweigend ſahen die Gäſte ſich einander an, die meiſten höchſt verwundert, einige mit ſichtbarem Aerger. Wer iſt dieſer, fiengen ſie jetzt zu murmeln an, der ſogar Sünden zu vergeben ſich herausnimmt? — Sie dachten ganz richtig : nur Gott vermag dies. Aber daß Jeſus Gottes Sohn ſey, daß Er die Fülle der Gottheit in ſich trage, erkannten ſie nicht. Doch dieſer mit einem Blick voll göttlicher Liebe ſprach jetzt zu Magdalena : „Dein Glaube hat dir geholfen. Geh' hin im Frieden!“ Man kann ſich vorſtellen, wie beruhigt, wie heiter, wie beſeligt die Begnadigte nach Hauſe gieng. Ihre Bruſt, in der noch kurz vorher der ewige Geiſt und der eitle Weltſinn ſo furchtbar kämpften, war nun voll des Friedens, den die Welt nicht kennt, und den Nichts in ihr gibt, aber auch Nichts in ihr erſetzt.

---

*) Pſ. XXIII. 5.

**) I. Petr. IV. 8.

Wie erhaben und liebenswürdig erſcheint hier die Religion Jeſu! Gerade dann verklärt ſich ihr ganzes Weſen am herrlichſten, wenn ſie Gefallene aufrichtet, wenn ſie Verlorne rettet *). Sehet! eine reumüthige Sünderin, von denen, die ſich gut dünken, verhöhnt, vom gemeinen Haufen ſelbſt mit Verachtung angeſehen, ohne Rath, ohne Freund, ohne Mitleid in der Welt, nimmt ihre Zuflucht zu ihr, deren Ruf ſie vernommen: Kommet zu mir, ihr mit Mühe Beladenen, ihr Gedrückten, ihr Armſeligen **)! Und wie empfängt ſie die Reumüthige? Mit offenen Armen, mit der freundlichſten Miene. Kein verwundendes Wort, kein niederbeugender Blick! Nichts als Erbarmung, Milde, Liebe! — Sie vergißt der Schuld, und gedenkt einzig der aufrichtigen Reue, der innigen Sehnſucht nach Beſſerung, nach Heiligung.

Von nun an war und blieb die Witwe von Magdala die innigſte, treueſte Schülerin des Herrn. Keine unlautere Neigung entweihte mehr ihre Bruſt. Sieben böſe Geiſter, hieß es, ſeyen von ihr gewichen ***). Nebſt andern gottſeligen Frauen war auch ſie in Jeſu Gefolge, als er mit den Apoſteln von einem Flecken zum andern reiste, die Botſchaft vom Reiche Gottes verbreitend. Alles, was ſie beſaßen, war dem Herrn geweiht, wurde für die Bedürfniſſe der von ihm auserwählten Glaubensboten verwendet. Sie kannten kein höheres Erdenglück, als dem ewigen Sohne des Vaters im Himmel zu dienen*). Und wer war auch ſolcher Dienſtleiſtung würdiger, als dieſe von jeder Selbſtſucht reinen, Gott ergebenen Seelen! Von der Zeit an ſcheint zwiſchen Magdalena und Maria, der Mutter des Herrn, und einigen vertrauten Freundinnen der leztern ſich eine zarte, heilige Verbindung angeknüpft zu haben. Dies Verhältniß ganz eigener Art verdient eine beſondere Betrachtung. Sie, die Jungfräuliche, die Reinſte wird die Freundin der verrufenen Sünderin. Wie ganz im Geiſte der Lehre ihres Sohnes! Wie ſehr muß der Umgang mit der anſpruchloſen Magd Gottes, die vor

---

*) Matth. XVIII. 11. Luk. XIX. 10.

**) Matth. XI. 28.

***) Luk. VIII. 2.

---

*) Luk. VIII. 1. 2. 3. XXIII. 49. Matth. XXVII. 55. Mark. XV. 41.

Allen ihres Geſchlechtes war gewürdiget worden, die Mutter des Welterlöſers zu werden, beigetragen haben, der edeln, ſanften, innig liebenden Büßerin das mühſame Fortſchreiten auf dem Pfade der Tugend zu erleichtern!

Wie lange ſich Magdalena in Jeſu gewöhnlichem Gefolge befand, iſt ungewiß. Wir begegnen ihr aber wieder in dem Hauſe ihrer Schweſter Martha und ihres Bruders Lazarus zu Bethanien *). Auch hier der nämliche Charakter voll Sanftmuth, Demuth, Nichtachtung alles deſſen, was nicht Gott, ſondern dem Staub angehört. Der Göttliche erfreute ſie hier mit einem Beſuche. Er hatte kurz vorher die ſchöne, rührende Parabel vom barmherzigen Samaritan vorgetragen. Da kam er mit ſeinen Jüngern in den Flecken, den die fromme Geſchwiſter, eines Sinnes und Herzens zuſammenlebend, durch thätige Nächſtenliebe und ſtille Eingezogenheit erbauten. Sie nahmen Ihn in ihr Haus auf; wir mögen uns denken, mit welcher liebreichen Ehrfurcht! Glückſeliges Haus! die höchſte

---

*) Luk. X. 39 — 42.

Liebe in menſchlicher Geſtalt iſt ſein Gaſt. Maria von Magdala (wir wollen ſie von nun an mit dem Evangeliſten Maria nennen) ganz Begierde, den kurzen Aufenthalt des vorbeireiſenden göttlichen Lehrers zu ihrer Heiligung zu benutzen, ſetzte ſich zu deſſen Füßen; Aug' und Seele hiengen an den Lippen, denen Worte des ewigen Lebens mit hinreißender Anmuth entſtrömten. Indeſſen war es der guten Martha ganze Sorge, den geliebten Meiſter ſo wohl als möglich zu bewirthen. Nichts ſchien ihr für den Augenblick wichtiger, als dies; ſie glaubte, für die gute Bewirthung des Einzigen nicht zuviel thun zu können, und dieſe Sorge nicht blos den Dienſtboten überlaſſen zu dürfen. Sie legte daher ſehr geſchäftig in Allem ſelbſt Hand an. Als ſie aber ſah, wie ihre Schweſter ſich durch Nichts ſtören ließ, ſondern, die Hände im Schoos, ruhig und ſorglos zu Jeſu Füßen ſitzen blieb, verdroß es ſie; mit Ungeduld trat ſie hinzu, ſprechend: Herr! kümmert es dich denn nicht, daß meine Schweſter es mir allein überläßt, zu bedienen? Sag' ihr doch, daß ſie mir helfe! Der Herr erwiederte ihr aber mit liebevoller

Güte: Martha, Martha! du machſt dir (aus wohlmeinender Liebe zu mir) viele Sorge und Unruhe. (Doch wiſſe!) Eines nur iſt nöthig. Maria aber hat (dies Eine) den beſten Theil erwählt (den Unterricht vom Reiche Gottes); der ſoll ihr nicht genommen werden (er wird ihr ein lebendiger Quell der Beſeligung ſeyn, der ewig nie verſiegt). Konnte das Betragen der Maria ein ſchöneres Lob, ihre Schweſter eine mildere Zurechtweiſung erhalten? . . . Maria dürſtete nämlich nach dem ewigen Leben, und war daher, ohne ſich zu rühren, ja, ohne nur ein Wort zu reden, ganz Ohr für die Worte des Herrn, den ſie ſchon lange nicht mehr gehört, und vielleicht Morgen ſchon nicht mehr wird hören können; während Martha, die rechtſchaffene Hausfrau, ihre Liebe zu Jeſu nicht beſſer beweiſen zu können meinte, als wenn ſie ſich um deſſen leibliche Pflege recht ängſtlich kümmere und abmühe. Der Heiland verkannte ihre gute Meinung nicht; er gab ihr nur zu verſtehen, der Menſch lebe nicht vom Brod' allein, das Leben ſey mehr, als die Speiſe, das Irdiſche müße billig jederzeit dem Ewigen nachſtehen;

die Beſſerung, Veredlung, Heiligung der Seele ſey weitaus das Wichtigſte, das Größte, unverletzbar von jeder Macht, von jedem Wechſel des Schickſals. Suchet vor Allem das Reich Gottes; das übrige, deſſen ihr bedürfet, Nahrung und Kleidung wird Er, ein guter Vater, ſo wie er die Lilien des Feldes kleidet, und die Vögel in der Luft ernährt, mittheilen, ohne daß ihr euch ängſtlich darum zu kümmern brauchet*).

Indeſſen ſehen wir Gott diejenigen, die er am meiſten liebt, mit einer gewißen Vorliebe, wie das Gold im Feuer, durch die Glut der Leiden prüfen**). Von einer ſolchen Prüfung (ſie war ſchmerzlich verwundend) wurde auch Maria und ihre Schweſter heimgeſucht. Ihr Bruder Lazarus, den ſie ſo zärtlich liebten, erkrankte***). Bald zeigte ſich Gefahr. Der erſte Gedanke der beſtürzten Schweſtern war: Jeſus. Wäre er doch nur hier! — Er hielt ſich gerade in einer ziemlichen Entfernung von Bethanien auf *). Sie ſandten eilig zu Ihm, mit der Nachricht: Herr! Siehe, den du liebſt, Lazarus,— er iſt (tödtlich) krank. Wie ſagt dieſe Nachricht, ohne etwas zu fordern, doch Alles, was die Liebenden wünſchten, erwarteten von Dem, der die Liebe ſelbſt iſt! Doch Jeſus, obgleich ihr wahrer Freund, ſchien keineswegs betroffen. Ganz gelaſſen erwiedert er: dieſe Krankheit iſt nicht zum Tode, ſondern zur Ehre Gottes, damit ſein Sohn (vor der Welt) verherrlicht werde. — So viel Troſt auch in der Antwort lag, ſo konnten doch die guten Schweſtern ſie nicht recht faſſen. Ihr Sinn wurde ihnen immer räthſelhafter, je mehr ſich der Zuſtand des Lazarus verſchlimmerte, und als jetzt der Arzt hoffnungslos ſchweigend an ſeinem Lager ſtand. Sie hatten ſicher gehofft, Jeſus würde ſelbſt, er würde bald kommen, und immer harrten ſie noch ſeiner Ankunft, auch noch, als der geliebte Bruder mit ruhiger Ergebung in ihren Armen verſchied. Er blieb aber,

---

*) Matth. VI. 25 — 34.

**) Job. V. 17. 18. Denkſpr. III. 12. I. Kor. XI. 32. Röm. VIII. 28. Hebr. XII. 6. Jak. I. 12. I. Petr. I. 6. 7.

***) Joh. XI. 1 — 45.

---

*) Joh. X. 40.

obgleich er alles wußte, noch zwei Tage an dem Orte, wo er war. Erſt am dritten Tage ſagte er (ohne des Grundes zu erwähnen) zu den Jüngern: Laſſet uns wieder nach Judäa gehen! Die kleinmüthigen Jünger machten Einwendungen, weil ſie für das Leben ihres Meiſters (wohl auch für das ihrige) fürchteten. Denn die Einwohner von Judäa, von ſeinen Feinden aufgereizt, hatten ihn ohnlängſt zu ſteinigen getrachtet. Er ſuchte aber den Jüngern ihre Furcht zu benehmen, indem er ihnen zu verſtehen gab, daß wer im Lichte des Glaubens an ſeinen Vater wandle, nichts zu fürchten habe. (Wenn Gott mit uns iſt, wer vermag etwas wider uns?) Dann ſetzte er bei: Lazarus, unſer Freund, ſchläft; aber ich gehe hin, um ihn aus dem Schlafe zu wecken. — Wenn er ſchläft, entgegneten die Jünger, ſo wird er geneſen. Sie meinten nämlich, Er rede von der Ruhe des Schlafs, die, wenn ſie bei Kranken eintritt, oft ein Zeichen der Beſſerung iſt. Allein Jeſus hatte vom Tode, der allerdings für uns alle nur ein Schlaf iſt, geſprochen, und, ihr Mißverſtändniß gewahrend, ſagte er ihnen jetzt geradezu: Lazarus iſt geſtorben, und ich bin froh, daß ich nicht dort war, damit ihr (deſto zuverſichtlicher) glaubet. Doch laſſet uns nun zu ihm gehen! — Wohin? Wozu? dachten die Jünger bei ſich; denn ſie verſtunden ſeine Worte nicht. Was will er jetzt bei ſeinem Grabe thun? an einem Orte, der Jeruſalem ſo nahe liegt, dem Sitze der Schriftgelehrten und Phariſäer, die längſt auf ihn lauern, um ihn umzubringen? Beſtürzt und traurig ſprach daher Thomas zu ſeinen Mitjüngern: (Nun, wenn es denn ſeyn muß) ſo laßt uns mit ihm hingehen, daß wir mit ihm ſterben! — Als nun Jeſus vor Bethanien kam, wurde ihm geſagt: Lazarus liege ſchon vier Tage im Grabe, und gemäß einer löblichen Landesſitte waren jetzt viele Juden von Jeruſalem zu den Schweſtern gekommen, um ſie wegen des Bruders zu tröſten. Der Helfer nahte in dem Augenblicke, wo alle Hilfe verſchwunden ſchien. Doch kaum war die Nachricht in die Wohnung der Frauen gelangt: Jeſus komme, er ſey ſchon vor dem Flecken; ſo eilte Martha ihm entgegen, während Maria, die, der

Welt entfremdet, ganz in Schmerz verſunken, nicht merkte, was vorgieng, ſitzen blieb. Als Martha Jeſum anſichtig wurde, rief ſie aus: Herr! wäreſt du doch (der du ſchon ſo Viele geſund gemacht) hier geweſen! mein Bruder wäre (ſicherlich) nicht geſtorben. Doch bin ich auch jetzt noch gewiß, ſetzte ſie mit einer Miene voll Zuverſicht bei, Gott wird dir gewähren, um was du ihn bitteſt. — Jeſus, dem dieſes ungeheuchelte große Vertrauen ſehr gefiel, verſetzte: (Sey getroſt!) dein Bruder wird wieder auferſtehen. Martha. Das weiß ich wohl, daß er auferſtehen wird bei der (allgemeinen) Auferſtehung am jüngſten Tage. Jeſus. (Die Trauer umwölkt jetzt deinen Blick. Aber ſieh!) Ich (ſelbſt) bin die Auferſtehung und das Leben (der Urquell und Geber alles Lebens). Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch ſtirbt, und Jeder, der lebt, und an mich glaubt (deſſen Seele, nach meiner Lehre, der Wahrheit und Tugend zugethan iſt) wird in Ewigkeit nicht ſterben. Glaubſt du das? Martha. Ja Herr! ich glaube das. Wahrlich du biſt der der Welt verheißene Sohn des lebendigen

Gottes. — Nach dieſen Worten, die von ihrem unbegränzten Vertrauen zu Jeſu zeugen, das wider alle Hoffnung dennoch der Hoffnung ſich ergab, gieng ſie eilig nach ihrer Wohnung zurück, rief ihrer Schweſter, und ſagte ihr leiſe ins Ohr: der Meiſter iſt da, und wünſcht dich zu ſprechen. Ganz überraſcht machte Maria ſich ſchnell auf zu Jeſu, der noch auſſer dem Flecken ſich befand, wohl nicht weit von der Stätte, wo Lazarus begraben lag. Als die Juden, die ihr im Hauſe Troſt zuſprachen, ſie forteilen ſahen, folgten ſie ihr. Sie geht, dachten ſie, zu der Gruft, ſie hofft dort Linderung ihres Schmerzes; aber er wird nur gewaltiger ſie ergreifen. Da nun Maria Jeſum erblickte, fiel ſie ihm zu Füßen, und ſprach mit der tiefſten Rührung eben ſo wie vorhin Martha: „Ach Herr! wäreſt du doch hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.“ — Wie oft hatten wohl die trauernden Schweſtern während der Krankheit und nach dem Hingange des Bruders ſo zu einander geſprochen; vielleicht auch oft ſo im einſamen Schmerz dem abweſenden, fernen Freund und Meiſter nachgerufen; der Wiederhall davon tönte jetzt neuerdings aus ihrem Herzen. Ein Strom von Thränen unterbrach die Rede der Maria, und die Juden, die ihr gefolgt waren, vom Mitgefühl' ergriffen, weinten auch. Jeſus aber, der dieſes ſah, und zugleich die Herzen durchſchaute, wurde von dem Anblick aufs innigſte gerührt, und fragte mit dem Ton der herzlichſten Theilnahme: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie antworteten: komm' und ſieh es! Und als Jeſus jetzt die Grabhöhle ſah, weinte er. Welch ein Schauſpiel, den Sohn Gottes an der Gruft des Freundes mit den Weinenden weinen zu ſehen! Die Gottheit ſelbſt erſchien hier als Mittelpunkt aller empfindenden Seelen. Seht doch, ſagten die Juden zu einander, wie lieb er ihn gehabt! Andere dagegen murmelten, einige mit aufrichtigem, mehrere mit verſtelltem Mißmuth*): konnte denn Er, der den Blinden ſehend gemacht, nicht auch machen, daß dieſer nicht ſtürbe? Eine tiefe Wehmuth verbreitete ſich abermals über das Antliz Jeſu. Mit dem Ausdrucke des vollen Gefühls ſeiner Gottheit trat er jetzt näher zur Gruft, einer Felshöhle, deren Eingang mit einem Stein verſchloſſen war. Ringsum blühte das friſche Leben des Frühlings an Bäumen, Blumen und Kräutern. Feierlich ſprach er: „Nehmet den Stein weg!“ Still erwartete Maria, was erfolgen werde. Doch Martha rief mit voreiliger Bekümmerniß: Herr! er riecht ſchon; denn er liegt bereits vier Tage im Grabe. Jeſus, ihr einen Mangel an Zuverſicht verweiſend, verſetzte: „Hab' ich dir nicht geſagt, wenn du glauben würdeſt, ſo würdeſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen?“ Dadurch erinnerte er ſie an das, was er auf die Nachricht von des Lazarus Krankheit den Schweſtern hatte ſagen laſſen. Der Stein wurde nun weggewälzt. Jeſus aber, ſich Eins fühlend mit dem ewigen Vater, richtete die ſtralenden Augen gen Himmel, und ſeines Werkes zum Voraus gewiß, ſprach er: Vater! ich danke dir, daß du mich gehört haſt. Um der Umſtehenden willen danke ich dir dafür. Hernach rief er mit lauter Stimme: Lazarus komm heraus! Und ſiehe, von der ſchönſten Frühlingsſonne beglänzt, kam augenblicklich der Verſtorbene hervor, ſchweigend, an Händen und Füßen mit Binden umwunden, und das Geſicht mit einem Tuche umhüllt. Welch ein tiefer Schauer, welch ein Gefühl der unendlichen Macht mochte die Anweſenden durchzittern! Die Wonne der Schweſtern war unausſprechlich. Wie hätten ſie Worte dafür gefunden? Jeſus aber ſagte voll göttlicher Ruhe: Bindet ihn los und laſſet ihn gehen! Das Staunen, die Ehrfurcht, die Freudigkeit auf allen Geſichtern läßt ſich ſchildern; aber was im Innern der Augenzeugen vorgieng, wer könnt' es beſchreiben? Die frommen Schweſtern hatten ihren geliebten Bruder wieder; ſie hatten ihn durch Jeſum, den Sohn Gottes, wieder. Wie ſehr beſtärkt fühlten ſie ſich nun in ihrem Glauben an Ihn, wie belebt ihr Vertrauen auf ſeine Verheißungen! Mit was für andern Empfindungen geleiteten ſie den Bruder jetzt in ihre Wohnung zurück, als ſie ihn jüngſt zum Grabe geleitet! Wie froh waren ſie nun, daß Jeſus nicht gleich geholfen, da er jetzt als Beleber des Todten noch herrlicher vor ihnen ſtand.

---

*) Dies erhellet aus Joh. XI. 55 und 56.

Dieſe Begebenheit erweckte in Vielen einen lebendigen Glauben an Jeſus, aber ſie ſteigerte auch die Erbitterung ſeiner Feinde aufs höchſte. Nicht lange nachher, als er das letzte Mal zum Oſterfeſte nach Jeruſalem zog, kam er wieder nach Bethanien. Diesmal kehrte er bei einem gewißen Simon ein, den er früher vom Ausſatz geheilt *). In ſeinem Hauſe hatten die Freunde Jeſu ihm ein Abendmahl bereitet. Unter den Tiſchgenoſſen war Lazarus, der ſprechendſte Zeuge der Gotteswürde des gefeierten Gaſtes. Die ſeligſten Gefühle des Dankes, der Freude, der andächtigen Verehrung wogten bei dieſem Mahl in jeder Bruſt, ſtralten aus Aller Augen! Martha, die ſtets geſchäftige, unermüdete, ſobald es darum zu thun war, ihre Liebe zu Jeſu zu beweiſen, gab ſich auch hier mit Seiner und der Seinigen Bewirthung viel zu ſchaffen. Maria hingegen, ihrem Charakter inniger Verehrung getreu, kam während der Mahlzeit mit einem Gefäß von Alabaſter, das ein Pfund ächtes koſtbares

---

*) Vielleicht der Geheilte bei Matth. VIII. 2. ꝛc. Er iſt nicht zu verwechſeln mit dem Phariſäer Simon, Luk. VII. 36., bei dem die erſte Fußſalbung Jeſu geſchah.

Nardenöl*) enthielt. Schweigend goß ſie das Gefäß über das Haupt und auf die Füße des Herrn aus, und trocknete dieſe mit ihren Haaren. Der Wohlgeruch verbreitete ſich durch das ganze Haus. Diesmal miſchten ſich keine Zähren der Buße in die liebevolle Ehrfurcht der Magdalerin. Es war eine freudige Huldigung, dem Todtenerwecker dargebracht. Doch Judas Jskariot faßte dies nicht. Dieſer Jünger, deſſen Herz voll Heuchelei und Geiz ſchon den Verrath des Meiſters brütete, ſprach mit ſichtbarem Aerger: Warum hat man dieſe Salbe nicht lieber um dreihundert Zehner**) verkauft, und das Geld unter die Armen vertheilt? Er ſagte dies nicht, weil ihm die Armen ſo ſehr am Herzen lagen, ſondern weil er ein Dieb war, der, indem ihm der Beutel zur Beſtreitung der Ausgaben anvertraut war, was von Verehrern des Herrn hineingelegt wurde, unterſchlug. Wie hätt' er, den niederer Eigennutz beherrſchte, zur Geſinnung der reinen, ſchönen, edeln Seele ſich erſchwingen können, die, alle Güter der Erde für nichts achtend, einzig die Ehre deſſen ſuchte, der ihr das ewige Leben gab! Erſtickt doch der Geiz jeden Funken des beſſern menſchlichen Gefühls. Indeſſen auch Andere, die des Judas geheime Gedanken nicht durchblickten, und wohl wußten, wie abhold der Lehrmeiſter allen Genüſſen der Ueppigkeit ſey, äuſſerten mit unverſtelltem Unwillen: Wozu dieſe Verſchwendung? Sie lieſſen nicht undeutlich merken, daß ſie der Maria deshalb zürnten. Dieſe ſchwieg aber, obgleich ſie ſich verkannt ſah, in ſtiller Erhabenheit ihrer Abſicht bewußt. Doch Jeſus, dem Nichts entgieng, übernahm jetzt ihre Rechtfertigung. „Laſſet ſie doch!“ ſprach er mit gelaſſener Sanftmuth; „warum kränket ihr ſie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Arme habet ihr allezeit um euch, und könnet ihnen wohl thun, wenn ihr wollet; mich aber habet ihr nicht allezeit. (Nur ſelten komm' ich zu euch, und bald werde ich ganz von der Erde wieder verſchwinden). Sie that, was ſie konnte; ſchon zum Voraus ſalbte ſie meinen

---

*) Die am meiſten geſchätzte Art von Salben nach Plinius, Hist. nat. XII. 12.

**) Etwa 50 Gulden.

Körper (wenn gleich ihr unbewußt), zum (nahe bevorſtehenden) Begräbniß ein. Wahrlich ich ſage euch: Wo in der ganzen Welt dieſes Evangelium verkündigt wird, da wird auch dieſe ihre That (zu ihrem ruhmvollen Andenken) erzählt werden*)." — Schöner, herrlicher Nachruhm, unbefleckt von ſchuldloſen Thränen und Blut, und von jeder Mackel, wodurch nur zu oft der Ehrgeiz, die Selbſtſucht, die Eitelkeit den Glanz des Nachruhms verdüſtert! Aus weſſen Mund kam die Verkündung des Nachruhms der Magdalerin? Nicht aus dem Munde ſtolzer Gebieter, die nur vergängliche Ehre ſpenden, noch des gedankenloſen Haufens, deſſen Meinung einem Schilfrohre gleicht, das jeder Windzug hin und her bewegt, ſondern aus dem Munde des Unvergleichlichen, des ewigen Richters, der da geſagt hat: Was ihr einem meiner geringſten Brüder thut, das habt ihr mir gethan**).

---

*) Matth. XXVI. 6 — 13. Mark. XIV. 3 — 9. Joh. XII. 1 — 8.

**) Matth. XXV. 40.

Bald auf dieſen Beſuch Jeſu in Bethanien folgte ſein feſtlicher Einzug in Jeruſalem. Wahrſcheinlich war Magdalena dabei zugegen, und ihr Herz — wie wallte es auf vor Freude, als ſie das Volk, vorzüglich durch den Ruf von der Auferweckung des Lazarus herbeigezogen, ihm mit Lobpreiſungen zujubeln hörte, als ſie ſah, wie es ihm auf ſeinem Wege Kleider ausbreitete und ihn mit Palmzweigen ſchmückte. Aber mit welcher Trauer wird ihr Herz erfüllt, als jetzt der Herr am Abhange des Oelbergs ſtille ſtand, die prächtige Judenſtadt, die herrlich vor ihm ausgebreitet lag *), wehmüthig anblickte, und über die Verwüſtung weinte, die er im Geiſte über ſie hereinbrechen ſah, weil ſie die Zeit ſeiner Heimſuchung nicht zur Bekehrung annehmen wollte **). Nicht ohne düſtere Ahnungen mußte ſie zugleich den Aerger und Ingrimm bemerken, die ſich, das Schlimmſte verkündend, in den finſtern Geſichtern, den umwölkten Stirnen, den hämiſchen Blicken der Schriftgelehrten und

---

*) S. Joliffe's Reiſe in Paläſtina, S. 106.

**) Luk. XIX. 41 ꝛc.

Phariſäer ausſprachen. Schon giengen dumpfe Gerüchte von ihrem Vorhaben umher, den Todtenerwecker zu ermorden, und mit ihm auch den wegen ſeiner Erweckung verhaßten Lazarus. Doch mocht' es der frommen Jüngerin unglaublich vorkommen, daß ſie einen ſolchen Frevel wagen würden, wenn ſie den Ausdruck begeiſterter Anhänglichkeit auf Seite des Volks bedachte *). Nur zu bald brach aber das Sturmgewitter los, das ihre gutmüthigen Zweifel zerſtörte. Welche bange, leidensvolle Tage waren es nicht für ſie und ihre Freundinnen, in denen der von ihnen angebetete Meiſter verrathen, gefangen, mißhandelt, verſpottet, nach Golgatha (dem gewöhnlichen Richtplatze) geſchleppt, und an's Kreuz geſchlagen wurde. Allein wie ſchön bewährte ſich hier ihre unerſchütterliche Treue! Furcht und Angſt wegen ihrer eigenen Sicherheit blieben ihnen fremd. Nur Er war ihr Gedanke, ihre Sorge. Sie ließen ihn nicht aus den Augen. Ohne Scheu vor der Roheit der Kriegsknechte und der höhnenden

---

*) Luk. XIX. 48.

Wuth eines aufgereizten Pöbels folgten ſie ihm, ſo weit ſie konnten. Und welche zärtliche Theilnahme bewieſen ſie ihm nicht auf dieſem qualvollen Gange. Tief fühlte er den Werth dieſer Theilnahme. Vor Ermüdung faſt zuſammenſinkend, ſprach er zu den Weinenden: Ihr Töchter Jeruſalems! weinet nicht über mich! über euch ſelber weinet und eure Kinder *). Als Er ſchon am Kreuze hieng, und jetzt, umringt von einer verſpottenden Menge aller Klaſſen, zum Himmel aufrief: Vater! vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun **)! wie innig mußte nicht den vollen Sinn dieſer Worte Magdalena empfinden, ſie, die lange als Sünderin auch nicht wußte, was ſie that. Ach! ſind es nicht auch meine Vergehungen, dachte ſie, die den Göttlichen an's Kreuz geheftet? und ſtärker floſſen ihre Thränen. Eine Scene folgte nun der andern, die Saiten ihres zartfühlenden Herzens ſchmerzlich berührend, aber auch ihren Schmerz mit hehrer Tröſtung lindernd. Einer der zwei Miſſethäter, zwiſchen denen Jeſus am Kreuze hieng, läſterte ihn. Biſt du Chriſtus, rief der gefühlloſe Böſewicht ihm zu, ſo rette dich ſelber und uns! Der Andere aber verwies es ihm, und ſuchte ihn zur Furcht des ewigen Richters zu bereden. Was klagſt du? ſprach er, wir leiden verdienter Weiſe die gerechte Strafe unſrer Verbrechen. Aber dieſer hat nichts Unrechtes gethan. Hierauf wandte er ſich zu Jeſu mit den Worten: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommeſt! Da erwiederte ihm Jeſus: Wahrlich heute noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn *). Wie überſelig mußte hier Magdalena den reumüthigen Verbrecher preiſen, der noch an der Pforte der Ewigkeit Gnade gefunden. Bald hernach, ſie und Maria (die Mutter Jeſu), ihre Schweſter und Johannes der Jünger ſtanden bei dem Kreuze, da blickte der Gekreuzigte freundlich auf ſeine Mutter und auf Johannes, den er ſehr liebte, und ſagte zu der erſtern mit ſanftem Tone: Frau! Sieh hier deinen Sohn! (Dieſer wird von nun an Sohnes Stelle an

---

*) Luk. XXIII. 28.

**) Luk. XXIII. 34.

---

*) Luk. XXIII. 39—43.

dir vertreten). Dann ſagte er zu dem Jünger: Siehe deine Mutter! (Nimm dich ihrer an, wie der Sohn ſeiner Mutter *). Welche lehrreiche, rührende Sorgfalt des Göttlichen im Augenblicke, wo er, auf dem Altar des Kreuzes für die Menſchheit ſich opfernd, zum Vater zurückzukehren im Begriff war! Unſere Religion bildet Eine große Familie, deren Haupt iſt Chriſtus. Wie könnte irgend ein Chriſt ganz elend und verlaſſen ſtehen, wenn ſeine Brüder das erſte Gebot ihres Meiſters nicht blos im Munde führen, ſondern wirklich ausüben? Für Magdalena war es ein troſtvoller Gedanke: Sollten auch Bruder und Schweſter vor mir dahin ſcheiden, immerhin darf ich auf die Liebe Aller rechnen, die Jeſu wahre Freunde ſind. Doch, als jetzt der Herr ſein Haupt neigte, und den Geiſt aufgab, da brach nicht nur ſeiner Mutter, auch der treuen Magdalena das Herz. Nicht in lauten Klagen, noch in heftigen Geberden äuſſerte ſich ihr Schmerz. Keine Spur von

---

*) Joh. XIX. 25 ꝛc.

Verzweiflung entweihte die Scene. Die ganze Welt iſt ihnen vor dem Einen verſchwunden, nach deſſen Leiche die trauervollen Blicke gerichtet ſind. Sehet! wie Magdalena, jetzt auf der oberſten Höhe der Prüfung, an des Jammers äuſſerſter Grenze, ſchweigend auf die Kniee ſinkt, wie ſie mit einer beinah' ihr Leben ausathmenden Innigkeit das Kreuz umfaßt! Ach! wie bereitwillig ſtürbe ſie hier, um dem unſäglich geliebten Todten zu folgen. Inzwiſchen verfinſtert ſich die Sonne; die Erde bebt; erhabener Schauer bemächtigt ſich jeglicher Bruſt. Viele, ungläubig gekommen, kehren reumüthig an das Herz ſchlagend nach der Stadt. Selbſt der heidniſche Hauptmann der Wache ruft aus: Fürwahr! der war Gottes Sohn! Lange Zeit mochte der betäubende Schmerz der frommen Dulderin Magdalena die lindernden Thränen verſagen; aber wie ſie jetzt zum Geſtorbenen hinaufblickt, wo das blaſſe, geſunkene Haupt, ohngeachtet des erloſchenen Blicks noch Vergebung und ſegenvolle Milde zu athmen ſcheint, da löst ſich ihr Herz in einen Thränenſtrom auf. Sie und die Freundinnen verlaſſen den Todten am

Kreuze nicht. Als ſie aber nun gedachten, welche Schmach den Leichen von Hingerichteten beſtimmt ſey, da ſannen ſie ängſtlich hin und her, wie die Beſtattung auf ehrenvolle Art geſchehen könnte. „Wird wohl der römiſche Statthalter, wird der jüdiſche hohe Rath es zugeben? Wie nehmen wir die Leiche vom Kreuze herab? Wird die Wache uns gewähren laſſen? Und — Morgen iſt Sabbath, an dem das (jüdiſche) Geſetz keine Beerdigung erlaubt. Warten wir aber noch länger, ſo kommen uns die Juden zuvor.“ Noch waren ſie mit Löſung ſolcher Zweifel beſchäftigt, da kam der rechtſchaffene Joſeph von Arimathea, ein Mitglied des Rathes zu ihnen. Pilatus, ſprach er, hat mir die Leiche Jeſu geſchenkt, und er führte die frommen Frauen in ſeine Familiengruft, die nicht fern in Felſen gehauen und noch ungebraucht war*). Die Frauen beſahen ſie**), und nun waren ſie auch bei der Abnahme vom Kreuze gegenwärtig, und dann bei der Beſtattung ſelbſt [*]), mit unſäglicher Trauer, aber auch voll der edeln Ruhe unſterblicher Weſen. Das Grab wurde mit einem großen Stein verſchloſſen. Magdalena konnte auch jetzt noch von der Nähe der Leiche ihres göttlichen Freundes ſich nicht losreiſſen; ſie ſetzte ſich mit einer ihrer Freundinnen dem Grabe gegenüber [**]), und verweilte, wahrſcheinlich bis ſich die Dämmerung verlor. Noch am nämlichen Vorabende des Sabbaths ſchafften ſie mit den andern Frauen in der Stadt Spezereien und wohlriechende Salben an, um damit am Morgen nach dem Sabbath der Leiche nach dem Gebrauche des Landes Ehre zu erweiſen [***]). Magdalena kann den erſten Schimmer des Tages kaum erwarten. Sie begibt ſich mit einer der Freundinnen vor den andern, da es noch dunkel war, auf den Weg nach dem Grabe. Sie beſprechen ſich darüber, wer ihnen den Stein vom Grabe wegheben würde. Da ſpüren ſie eine Erderſchütterung. Als ſie beim Grab anlangen, ſehen ſie vor dem Eingange, jetzt wohl von einem Dämmerſchein beleuchtet, den Stein weggewälzt. Unbegreiflich! Die Verwirrung des Staunens verhindert ſie, an die Macht des Todtenerweckers, der von ſich geſagt: ich bin die Auferſtehung, zu denken, und eben ſo an eine nähere Unterſuchung. Denn Schaudern und Zittern hatte ſie ergriffen *). Magdalena eilt allein, indeß ihre Begleiterin, um die andern Frauen zu erwarten, zurückblieb, die vertrauten Jünger des Herrn, Petrus und Johannes, zu finden. Das Herz von Schreck und Wehmuth gepreßt, ruft ſie ihnen zu: Sie haben den Herrn aus der Gruft genommen, und wir wiſſen nicht, (Niemand weiß) wo ſie ihn hingebracht. Mehr ſagte ſie nicht. Sie ſchauerte vor dem Gedanken zurück, der ihr tief in der Seele lag, daß die Feinde des Unvergleichlichen auch noch an ſeiner Leiche möchten gefrevelt, und ſie argliſtig entwendet haben,

---

*) Joh. XIX. 41. 42.

**) Luk. XXIII. 55.

---

[*]) Matth. XXVII. 61. Mark. XV. 47. Luk. XXIII. 55.

[**]) Matth. XXVII. 61.

[***]) Mark. XVI. 1. Luk. XXIII. 56.

---

*) Mark. XVI. 8.

um ihn den Ehrenbezeugungen der Freunde zu entziehen. Doch die zwei Jünger giengen unverweilt zur Gruft hinaus, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen. Da kam auch Magdalena wieder dahin, ſie blieb aber, während die Jünger ſich in der Gruft befanden, drauſſen ſtehen. Erſt als die Jünger weg waren, bückte ſie ſich, Thränen in den Augen und mit großer Schüchternheit in die Gruft hinein. Welch ein Anblick! Zwei weiß gekleidete Engel ſaßen da, wo das Haupt und die Füße des Leichnams gelegen. Warum weinſt du? fragten ſie. Meinen Herrn, erwiederte die in Jammer Verſunkene, hat man weggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingebracht. Ohne Zweifel hoffte ſie von den Engeln Auskunft. Doch ſchweigend, voll himmliſcher Zuverſicht ſahen dieſe ſie an. Als ſie ſich aber jetzt umwandte, da erblickte ſie Jemanden in dem Garten, der, im vollen Blüthenſchmuck prangend, die Gruft umgab. Er fragte ſie mit dem ſanften Tone des Mitleids: warum weineſt du? wen ſuchſt du? Sie, in der Meinung, er ſey der Gärtner, gab raſch zur Antwort: haſt vielleicht du ihn weggenommen? So ſage mir doch, wo du ihn hingelegt, daß ich ihn hole. Da ſprach der Ungekannte: Maria! Welch ein Ton der Stimme! Wie bekannt! So ſpricht ja nur Jeſus. Schnell wendet ſie ſich um, und erkennt ihn, den ſo ſchmerzlich Vermißten. Mit freudiger Verwunderung ruft ſie aus: Mein Herr! Von inniger Rührung und ſtaunendem Entzücken hingeriſſen, wirft ſie ſich vor ihm nieder, und mit ſchweigender Ehrfurcht will ſie ſeine Kniee berühren, was nach der Sitte des Morgenlandes eine Art Anbetung war. Doch Jeſus wehret es ihr. „Berühre mich nicht, ſprach Er, der ſchon dem unvergänglichen Reiche angehörte: (Nicht bleiben kann ich jetzt unter euch, nur als ein ſchnell vorübereilender Gaſt erſcheine ich dir.) (Aber)noch bin ich nicht aufgefahren zum Vater. (Erſt alsdann ſoll man mich anbeten). Geh aber hin zu meinen Brüdern und ſag' ihnen: ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott.“ Welche Jubel wallten bei dieſen Worten, die freilich auf ein neues Scheiden, aber auch auf ewige Vereinigung aller Freunde deuteten, in dem überſeligen Herzen der Jüngerin auf; ſie gieng eilig zu den Jüngern, ihnen zu erzählen, wie ſie mit eigenen Augen den Herrn geſehen, und was er ihr für einen Auftrag an ſie gegeben. Allein die Jünger hielten ihre Ausſagen für ein Mährchen *). Die Nachricht der Magdalena war die erſte. Denn der Herr war ihr zuerſt, noch früher als den andern Frauen erſchienen **). Sie kam ihnen als eine gutmüthige Träumerin vor, die das geſehen zu haben wähnt, was ſie ſehnlich gewünſcht. Wie empfindlich mußte ihr, der Unbefangenen, der nur Wahrheit Sprechenden das Mißtrauen ſeyn gegen das, was ſie mit Augen geſehen, mit Ohren gehört! Wie innig, wie lebhaft mußte ſie wünſchen, die eigene Anſchauung möchte die noch zweifelnden Jünger von der vollen Wahrheit ihrer Ausſagen überführen. Ihr Wunſch wurde auch bald erfüllt, und ſie ſah nun mit Entzücken alle treuen Schüler des Göttlichen erfüllt von Glauben und Hoffnung. Alles berechtigt, anzunehmen, daß ſie mehrmal zugegen war, als der Auferſtandene den Jüngern erſchien, daß ſie ihn ſah und hörte, Worte des Lebens redend, wohl auch auf dem Oelberge, als er ſich dort ihren Blicken entzog, aufſchwebend zum ewigen Vater. Daß ſie öftern Verſammlungen der Jünger in Jeruſalem vor und nach der Auffahrt des Herrn, und auch derjenigen, wo der heilige Geiſt unter Windesbrauſen und Erſchütterung des Hauſes in Geſtalt feuriger Zungen über ſie herabkam, beigewohnt, iſt zum Theil gewiß, zum Theil höchſt wahrſcheinlich. Denn die Geſchichte der Apoſtel meldet, daß die Jünger, nunmehr des ſinnlichen Troſtes im Umgange mit dem Herrn beraubt, als ſie vom Oelberge, wo er aufgefahren war, in die Stadt zurückkamen, in dem Oberſaale des Hauſes, das ſie bewohnten, nebſt den Frauen vereint in anhaltendem Gebete verweilten *). Wie die Verkünder des von Jeſu geſtifteten Reichs, ihrer Beſtimmung gemäß, in alle Welt ſich zerſtreuten, begaben ſich die gottſeligen Frauen wahrſcheinlich an

---

*) Mark. XVI. 11. Luk. XXIV. 11.

**) Mark. XVI. 9.

---

*) Apoſtelg. I. 13. 14.

Orte, wo ſie in Verbindung mit Gleichgeſinnten Troſt und Aufmunterung fanden, und lebten darin in ſtiller Eingezogenheit und einfältiger Frömmigkeit, (gleich Kindern) nur durch das Beiſpiel jener Liebe glänzend, durch welche die erſten Chriſtengemeinden Ein Herz und Eine Seele waren *). Gewiß bewahrte Magdalena jedes Wort, das den Lippen des Erlöſers entfloſſen, treu in der Bruſt, erwog es oft, und war unabläßig es auszuüben bedacht, ſtets befliſſen, wie ihr göttliches Vorbild, der hochmüthigen, hartherzigen Welt die Erhabenheit der Demuth und die Schönheit des Mitleidens zu zeigen. Mit welcher ſeligen Inbrunſt wird ſie jährlich die wichtigſten Begebenheiten im Leben des Herrn, ihres ewig treuen Freundes, im Genuſſe des von ihm geſtifteten Abendmahls gefeiert haben. Wie vereint, wie ganz Eins mit Ihm fühlte ſich dann die demüthige Magd, die Alles für Nichts achtete, auſſer Ihm, dem ſie das ewige Leben verdankte. Ueberſchwänglich war ihre Freude an dem Anblick des ſteten Wachsthums des Reichs

---

*) Apoſtelg. IV. 32.

Chriſti und an der Ausſicht auf deſſen künftige Ausdehnung. In Demuth betete ſie den Gang der Vorſehung an, unter deren ſichtbarer Leitung die Grenzen dieſes Reiches allmählig, mit ſcheinbar ſchwachen Mitteln gegen zahlloſe und mächtige Hinderniſſe durch einen mühſamen, beharrlichen Kampf ſich erweiterte; wie die Gefahr des von Sturm und Wogen wild umher geworfenen Schiffleins oft aufs höchſte ſtieg, und gerade dann die Hilfe am nächſten war. Dabei erinnerte ſie ſich, wie der Herr das Reich ſeines Vaters einem Senfkörnlein verglich, das unter des Himmels ſegenreichen Einflüſſen zum weitſchattenden Baum emporwächst. — So lange Lazarus und Martha zu Bethania lebten, blieb Magdalena (ſo läßt ſich vermuthen) bei ihnen, indem ſich die Geſchwiſter aufs zärtlichſte liebten, und durch das, was Jeſus an ihnen gethan, noch inniger verbunden waren. Marien, die Mutter des Herrn, hatte der geliebte Jünger Johannes als heiliges Unterpfand des Herrn zu ſich genommen*), ſie ehrend wie eine Mutter. Nachdem ſie aber der Herr zu ſich berufen hatte, begab ſich, nach einer glaubwürdigen Sage, Magdalena mit dem Apoſtel Johannes nach Epheſus *). Daß ſie die Märtirerkrone dort empfangen, beruht auf keiner ſichern Angabe. Wohl trug ſie die größte Bereitwilligkeit, ja eine wahre Sehnſucht im Herzen, für Chriſtus auch ihr Leben zu opfern, ihr Blut zu vergieſſen. Aber der Herr mußte ſie dazu berufen. Nur Seine Ehre ſuchend, trug ſie demüthig ſein Kreuz, und da ſie einen guten Kampf gekämpft, durfte ſie mit Zuverſicht dem unverwelklichen Siegeskranz entgegenſehen. Selig, voll des höhern Friedens entſchlief ſie im Herrn, Sie, die ſeit ihrer Wiedergeburt im Geiſte voll unbegrenzter Liebe im Herrn gelebt. Ergebung, Frieden, und ſelige Hoffnung lächelte das erblaſſende Geſicht.

---

*) Man glaubt, ſie haben zu Jeruſalem

---

gelebt, bei welcher Stadt man noch heut zu Tag den Ort des angeblichen Begräbniſſes Mariä zeigt, wovon jedoch kein Schriftſteller des chriſtlichen Alterthums etwas meldet. S. Joliffe's Reiſe in Paläſtina, XV. 220. p.

*) *Modestus* apud *Photium.* Cod. 275.

Um ihr Lager weinten Engel
Freudenthränen in ihr Herz,
Lindernd ſo den Todesſchmerz,
Bis jetzt, von der Erdemängel
Letztem Stäubchen rein, ihr Geiſt entſchwebt,
Leiſ' auf Engelſchwingen ſich erhebt.

Sanft erſcholl der Gruß: Maria!
Der dem Mund des Herrn entquoll,
Unausſprechlich anmuthsvoll;
Und der Himmel rief: Maria!
Wie Geſang der Sphären, in den Höh'n
Aller Sel'gen hört den Gruß ſie weh'n.

Ein erhab'nes Wonnebeben
Durch die Himmel ſich ergoß,
Dann ein Jubel grenzenlos,
Als die Todte gieng in's Leben,
Lächelnd auf der Erde Ruhm und Spott,
Ewig Eins mit Chriſto, Eins mit Gott.

Gedruckt bei Wegelin und Rätzer in St. Gallen.

Ueber
den ſittlichen Einfluß
der Schaubühne

von

J. H. v. Weſſenberg.

Segnius irritant animos demissa per aures,
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus.
Horat.

Zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe.

Conſtanz, bei W. Wallis.
1825.

Gedruckt bei Wegelin und Rätzer in St. Gallen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unlängſt erſchien eine Geſchichte der Vorſtellungen von der Sittlichkeit des Schauſpiels von Carl Friedrich Stäudlin. Göttingen 1823. Das Werk beſchränkt ſich auf Angabe und Zuſammenſtellung der verſchiedenen Beurtheilungen, die das Schauſpiel in Hinſicht ſeines ſittlichen Einfluſſes in verſchiedenen Zeiten erfahren hat, in welchen Beurtheilungen vielfältig der Geiſt der Philoſophien, der Religionen und der Partheiungen ſich abſpiegelt. Obgleich der Herr Verfaſſer ſich einer eigenen gründlichen Würdigung des ſittlichen Werths der merkwürdigſten Erzeugniſſe der dramatiſchen Kunſt ganz enthält; ſo bleibt ſein Buch doch immer ſehr anziehend und reizt zu tieferm Nachdenken. Seit einem halben Jahrhunderte hat der Gegenſtand einen hohen Grad von Wichtigkeit erlangt, indem die Liebhaberei für dramatiſche Darſtellungen ſich nicht mehr blos in Haupt- und Reſidenzſtädten, ſondern bis in den kleinſten Provinzſtädtchen, ja ſelbſt in ländlichen Ortſchaften mit geſteigerter Lebhaftigkeit kund gibt. Ein unbefangener Blick auf die Beſchaffenheit dieſer Liebhaberei läßt keinen Zweifel, daß ihr Beweggrund und ihre Tendenz gemeinhin lediglich in dem Wunſch einer angenehmen Unterhaltung, eines vergnügenden Zeitvertreibs (curarum dulce levamen) beſtehe. Wohl ſchmückt man dieſen Wunſch mit einigen Phraſen von Bildung und Verfeinerung des Gefühls, des Geſchmacks und der Sitten aus. Aber darauf wird doch wenig Gewicht gelegt. Zwar haben Viele dem d'Alembert*) nachgebetet: das Schauſpiel ſey die in Handlung verſetzte Moral; es verwandle ihre Vorſchriften in Beiſpiele. Wenn aber der nämliche Schriftſteller es zugleich dem Theater zum Verdienſt anrechnet, daß es den Leuten die Bitterkeit und Abgeſchmacktheit ihrer Exiſtenz ertragen helfe; ſo enthält dieſes Lob ſein eigenes Geſtändniß, daß

---

*) S. deſſen Abhandlung in *J. J. Rousseau's* Oeuvres. Supplements I. 31. Auch Johnſon nennt das Theater eine Schule der Sitten.

er die Bühne vorzüglich als eine angenehme Zeitverkürzung für die müßigen, mithin von vieler Langenweile geplagten Claſſen anſehe. Von eigentlichem Kunſtſinn, oder von ernſtlichen, höhern Forderungen an die Schaubühne, als der Ergötzung eines Augen- und Ohrenſchmauſes findet ſich an den allermeiſten Orten kaum eine leiſe Regung. Unſer Volk hat hierin viel Aehnliches mit dem römiſchen zur Zeit des Untergangs der Republik unter ſeinen neuen Herren, die die Sehnſucht nach der verlornen Freiheit durch Vermehrung der öffentlichen Volksbeluſtigungen vollends zu erſticken bedacht waren. Es war bei den häufigen Spektakeln verſchiedener Art, die damals den entarteten Römern gegeben wurden, und wofür der Aufwand die Schätze ganzer Königreiche erſchöpfte,*) einzig auf ergötzende Beſchäftigung der Sinne und der Phantaſie abgeſehen.**) Damals, wie jetzt, ſuchte

---

*) Tit. Liv. B. VII.

**) Vergl. Mark Aurels Betrachtungen B. VII. p. 4. Die Stadt Rom war voll von Lehrern der Mimik und Pantomime; denen es nie an Schülern fehlte. Sie fanden Bühnen in allen Häuſern, und Männer man vor Allem angenehme Zerſtreuung, um jedem ernſten Gedanken und jeder Anregung zu ernſter Prüfung zu entgehen. Auch zu Athen und in einigen andern griechiſchen Städten hatte die Schaubühne unter den beliebten Volksvergnügungen einen hohen, ja den höchſten Rang. Aber ſie war hier nicht dies allein; ſie hatte noch eine höhere Beſtimmung, die nämlich: eine fromme Geſinnung von den Göttern und göttlichen Dingen und den Sinn für erhabene, große Bürgertugenden, die Liebe der geordneten Freiheit und den Haß der Tirannei zu beleben und zu ſteigern.*) In allen Dramen des Aeſchylus und des Sophokles und in den mehreſten des Euripides, obgleich hier mit weniger Größe und Würde, iſt dieſes preiswürdige Streben nicht zu verkennen. Ein heilſamer Schrecken, ein

---

und Weiber waren in ſie vernarrt. *Seneca* quæst. Natur. VII. 32. *Tertull.* de Spectac. *Ammian. Marcell.* Lib. 14.

*) Vergl. außer Platons Minos, Barthelemy's Reiſen des j. Anacharſis und *Arnaud*, Oeuvres complettes Paris 1808. II. 89. etc.

tiefes inniges Mitleid wird darin eingeflößt; die Seele wird durch heftige Schläge gebeugt, nur um ſich in edelm Selbſtgefühl wieder zu heben. Der höchſte, beharrlichſte Muth wird zur Bewunderung ausgeſtellt, alles Niederträchtige der tiefſten Verachtung preisgegeben. Ihre meiſten Stücke mußten ſchon deshalb, weil ſie die merkwürdigſten Auftritte aus der heroiſchen Zeit ihrer Geſchichte darſtellen, die ganze Nation zur Theilnahme wecken, und in den feinſten und erhabenſten Zügen ſeiner Darſtellung war der Dichter gewiß, von Allen verſtanden und durch das lebhafteſte Mitgefühl belohnt zu werden.*)

Von jedem dieſer großen Tragiker gilt, was ein Kunſtrichter von Dante rühmt.**) Er läßt Affekte, die ihrer Natur nach ſtumme ſind, oder in einer Art Verzückung nur kurze, unterbrochene Ausrufungen hervorbringen, ſich nicht in ſchönen Tiraden, in rollenden Verſen ausdrücken; er will die edlere Natur nicht verſchönern oder übertreiben, um ſie etwa, wie Einige meinen, empfindſamer zu machen, ſondern er will ſie zeigen, wie ſie iſt. Die große Sorgfalt, der Natur Zierrathen zu leihen, deren ſie nicht bedarf, iſt nicht nur der falſchen Delikateſſe unſerer Sitten, ſondern vielleicht noch mehr der großen Schwierigkeit zuzuſchreiben, den Mittelweg zwiſchen dem Gemeinen, Flachen und dem wahrhaft Natürlich-Schönen zu finden. —

---

*) Vergl. Chr. v. Stollberg's Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des Sophokles S. 30.

**) Verſuche über die Charaktere und die Werke der beſten italieniſchen Dichter. Braunſchweig. 1763. I. 114.

Selbſt des Ariſtophanes Luſtſpiele, deren muthwilliger Spott, deren leichtfertige Ausgelaſſenheit ohne Gleichen in jeder Beziehung großen Tadel verdient, beabſichtigten mit der Darlegung eines unerſchöpflichen Witzes nicht blos die Ergötzung der lachluſtigen, müßigen Cekropiden oder Kechenäer, ſondern vielfältig auch die Reinigung des religioſen und politiſchen Volkslebens von albernen, ſchädlichen Vorurtheilen und thörichten Verirrungen. Sie enthalten zum Theil die ſtärkſte, ungeſcheuteſte Warnung und Abmahnung der Machthaber vor jeder Herabſetzung der Würde des Staats und vor Eingriffen in die Rechte und Freiheiten des Volkes, zum Theil auch ein kräftiges Gegengift wider die Trugſpiele der Sophiſterei in den Schulen und der demagogiſchen Künſte auf dem Marktplatze.[*])

Die römiſche Schaubühne war blos eine Nachahmung der griechiſchen, nicht nur im Luſt-, auch im Trauerſpiele. Die Nachahmung blieb aber weit hinter dem Vorbilde zurück, und niemals erhob ſich die tragiſche Bühne in Rom zu der Würde einer Religions- oder Nationalanſtalt. Beinah' alle Trauerſpiele der Römer, eines Livius Andronicus, Nävius, Ennius, Pacuvius, der beiden Attius, des L. Varius und des Ovid, von denen nur wenige Nachrichten und Fragmente übrig, und die ohne Zweifel weit ſchlechtern des Seneka, die ganz auf uns gekommen ſind, behandeln griechiſche Stoffe.[**])

---

[*]) Vergl. Charaktere der vornehmſten Dichter. Leipzig 1803. B. VII. St. I. S. 129. etc. mit *La Harpe*, Cours de Litterature II. Sect. 1.

[**]) Nur der Paul Emil von Pacuvius und der Decius und Brutus von L. Attius machen hierin eine Ausnahme. Auch die Dilettanten wählten meiſt griechiſche Gegenſtände, wie der Thyeſt des Gracchus, der Adraſt und Oedipus des Julius Cäſar, der Ajax des Auguſt. Doch Mezänas in ſeiner Octavia wählte einen römiſchen Gegenſtand.

Da es nun der römiſchen Geſchichte an erhabenen und tragiſchen Begebenheiten und Charakteren keineswegs fehlt; ſo läßt ſich dies nur daraus erklären, daß, ſo lange die Freiheit blühte, Roms aufdämmernde Literatur ſich ganz nach der griechiſchen bildete, und ſpäter unter den Kaiſern es mißlich geweſen wäre, die freiſinnigen Tugenden der großen Republikaner auf der Bühne zu verherrlichen.*) —

Während der hernach Jahrhunderte andauernden Nacht der Barbarei lag der Sinn und Geſchmack für dramatiſche Kunſt in tiefem Schlaf, und als es ein wenig zu dämmern anfieng,**) übte er ſich lange, zuweilen mit Vorſchub der Geiſtlichkeit, zuweilen ihr zum Trotz in rohen und burlesken Darſtellungen von Auftritten aus der Bibel und der Legende.***) Das Heilige wurde darin mit

---

*) Vergl. **Quintillian's** Instit. Orat. L. X. 61. und **Adolph Gottl. Lange** Vindiciæ Tragœdiæ Romanæ. Lips. 1822.

**) *Ginguene* Hist. littér. de l'Italie. VI. 159.

***) *Ginguene* Hist. littéraire de l'Italie. VI. p. II ch. 19. **Davies** kurze Geſchichte der engliſchen Bühne vor ſeinem Leben von Dav. Garrick. Leipzig 1782. *Mouhy*, dem Profanen, das Ernſte mit dem Komiſchen regellos vermiſcht. Und doch dienten ihnen oft die Kirchen zur Bühne. Freilich waren viele Prediger ſelbſt damals Komödianten, die in einer Viertelſtunde ihre Zuhörer lachen und weinen machten, und beides, das Lachen und Weinen, wie ſie wollten, aus Einem Verhältniſſe ergoſſen.*)

Noch des berühmten ſpaniſchen Dichters Lope *de Vega* (geb. 1562) Schauſpiele, Lebensläufe der Heiligen genannt, ſind Muſter von ausſchweifenden Phantaſieſtücken dieſer Art. In buntem Gewühl ſieht man hier allegoriſche Perſonen, Spaßmacher, Heilige, Bauern, Studenten, Könige, das Chriſtuskind, Gott Vater, den Teufel, und was nur die wildeſte Laune von heterogenen Weſen durcheinander werfen kann,

---

Hist. du Théâtre Français III. 4. *Marmontel*, Élémens de la littérature. VI. 153. La Mimographie 1770. p. 367. Flögels Geſch. der komiſchen Literatur IV. 235. fg. Von dieſen Mystères ſagt *Boileau* : eine rohe Bande habe ſie zuerſt zu Paris aufgeführt : Et sottement zélée en sa simplicité Joua les Saints, la Vierge et Dieu par piété.

*) S. *Poggiana*. Amsterdam. 1720. I. p. 114.

handelnd, oder doch redend auftreten.*) Aber nach dem Wiedererwachen einer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung nahm das Drama in ganz Europa, freilich in mehr oder minder entſchiedener Weiſe, den Schwung und die Richtung des Griechiſchen. So in **Italien**,**) **England**, **Spanien** und **Frankreich**, wenigſt in den

---

*) S. **Bouterwecks** Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit III. 385. Ohngefähr auf gleicher Linie ſtehen die geiſtlichen Schauſpiele des Portugieſen *Gil Vincente* (geſt. 1557). S. **Bouterwecks** Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit IV. 94 fg.

) Ueber die Anfänge der Bildung des italieniſchen Theaters nach dem der Alten S. *Ginguene* Hist. litteraire de l'Italie VI. P. II. ch. 19 u. fg. und die betreffenden Stücke ſind geſammelt in *Maffei* Teatro Italiano, osia scelta di tragedie per uso della scena. Verona 1723, auch Venezia 1746. III. Vol. **Arioſts Comödien haben die Fehler der Alten, ohne ihre Schönheiten; man findet darin nirgend die wahre, naive Schilderung der Affekte, wie im Terenz. Uebrigens verletzen ſie durchgehends die guten Sitten, und Zotten vertreten mehrentheils die Stelle des komiſchen Salzes. S. Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter. Braunſchweig 1764. I. 146.

Meiſterwerken ihrer vorzüglichſten Theaterdichter, eines Shakſpeare*) und Calderon,**) Corneille und Racine,***) und eines

---

*) Auch in Addiſons und Thomſons Trauerſpielen, in Jephſons Braganza und in Eduard Young's Rache iſt dieſe Tendenz nicht zu verkennen; dann in Otway's Waiſe und gerettetem Venedig und im Alaſco von M. A. Shee. Addiſon's und Steele's Aufſätze im Schwätzer und im Zuſchauer, zween allgemein geleſenen Zeitſchriften, trugen viel bei, die engliſche Bühne zu reinigen und zu veredeln. In Deutſchland gewann die Kritik nie ſolchen Einfluß. Kein kritiſches Journal gelangte zu einer Art geſetzgeberiſchen Anſehens.

**) Welchem Einiges von Lope *de Vega* und Auguſtins *de Montiano y Layando* Virginie ſich an die Seite ſtellt. S. Leſſings theatraliſche Bibliothek. Berlin 1754. I. 117. fg. In den meiſten weltlichen Stücken des Lope *de Vega* walten die ausſchweifendſten Galanterien, mit und ohne Dezenz nach dem damals üblichen Lieblingsſprüchlein: Liebe entſchuldigt Alles; nur wenig durch Ehrgefühl, aber nie durch eine ſittliche Idee gezügelt. Bouterweck III. 377. Drei ſeiner vorzüglichern Stücke erſchienen jüngſt unter der Aufſchrift: Stern, Szepter, Blume, überſetzt von Malsburg. Dresden 1824.

***) Welchen Voltaire in der Merope, Tancred, Moliere.*) Sondert man von dem eigentlichen Inhalt und Geiſt ihrer Bühnenſtücke das blos Konventionelle und die Auswüchſe, welche Geburten der vorübergehenden Sitten und Moden, des National- und Zeitgeſchmacks ſind; ſo wird man finden, daß ſie in eine ideale, ſchönere und beſſere Welt verſetzen, daß ſie das Gemüth über den Staub der Gemeinheit, des Alltagslebens zu erheben, ſeine Geſinnungen, ſeine Leidenſchaften und die Lebensart zu läutern, zu veredeln trachten. Die nämliche Tendenz, nur mit einem mehr entſchiedenen philoſophiſchen Geſichtspunkte, zeigt ſich auch in den Tragödien des

---

Mahomed, Semiramis und Zaire, dann Renouard, der Verfaſſer der Templer, rühmlichſt ſich anſchließt, vielleicht auch des *Luce de Lancival* Hector und Einiges von Ducis.

*) Freilich iſt hier nur von ſeinen Meiſterwerken, nicht von ſeinen Poſſen die Rede, wenn gleich ein neuer geſchätzter Kritiker (Europa, Frankf. 1803. II. 143) dieſe Poſſen nicht nur als friſch und leicht, ſondern auch als zierlich (?) bezeichnet. Den beſten Werken von Moliere ſind einige Stücke von Regnard an die Seite zu ſtellen.

Alfieri,*) in den beſten von **Leſſing**, in des **Leiſewitz** Jul. v. Tarent, in **Göthe's** Iphigenie und Taſſo, vorzüglich aber in den Meiſterwerken von **Friedrich Schiller**, und in einigen Dramen von geiſtverwandten Deutſchen (**Collin**, **Körner**, **Müllner**, **Oehlenſchläger**, **Grillparzer**, **Raupach** und **Houwald**)**). Aber von dieſen einzelnen hochſtämmigen Gewächſen der deutſchen

---

*) Welchem *Monti*, *Pindemonte* und *Mazzoni* ſich glücklich und preiswürdig anreihen. Ueber des leztern Trauerſpiel: Il Conte di Carmagnola. S. **Göthe's** Kunſt und Alterthum B. III. p. 3. S. 33. fg. Von ſich ſelbſt ſchreibt **Alfieri** in der Apologie ſeiner Tragödien (I. 98): Jo scrivo con la sola lusinga, che forse, rinascendo degli Italiani, si recitaranno un giorno queste tragœdie: non ci sarò allora; sichè egli è un mero piacere ideale per parte mia.

) Auch **Gerſtenbergs Ugolino möchte ich beizählen, und Einiges von **Gotter**. **Babo**, **Kratter**, **Uhland**, **Heinrich v. Kleiſt** und Andere haben im hiſtoriſchen Drama Verdienſtliches geleiſtet. In **polniſcher** Sprache zeichnen ſich hierin einige Dramen des Grafen **Wezyk**, und in der **ungariſchen** ein Trauer- und ein paar Schauſpiele von **Carl Kiſfaludy** aus. S. Theater der Magyaren. Ueberſetzt von Graf v. **Gaal**. Brünn. 1821. I. Thl.

Dramaturgik würde man ſehr irrig auf die Beſchaffenheit unſerer deutſchen Bühnen im Allgemeinen einen Schluß ziehen. Im Ganzen hat den Zuſtand und die Tendenz unſerer jetzigen deutſchen Schaubühne **Schillers** Genius zürnend (im Gedicht an Shakſpeares Schatten) mit unübertrefflicher Wahrheit geſchildert:

„Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von Beiden! uns kann nur das rein Empfindſame rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
„Was? Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr?“
Nichts! Man ſieht bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs und Huſarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere

Großes begegnen, was kann Großes durch ſie geſcheh'n?"
Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?" *)
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?" —
Nimm's nicht übel, mein Heros! Das iſt ein verſchiedener Caſus:

---

*) Hier wäre freilich eine nähere Erorterung nöthig, wie ferne eine Idee vom Schickſal auf chriſtlichen Theatern zulaſſig befunden werden konne. Doch daruber weiter unten.

Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet iſt der Wirth und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.“ —

Wie treffend wahr iſt nicht dieſes Bild unſerer Schaubühne, auf welcher es einzig auf die Illuſion angelegt iſt, damit man glaube, es ſey Alles, was man auf ihr ſieht, ganz natürlich; auf welcher daher die natürliche, die täuſchende Wahrheit, die vorzüglich das künſtleriſche Verdienſt des Schauſpielers ſeyn ſoll, zum Hauptverdienſt und Hauptziel der dramatiſchen Dichtung ſelbſt erhoben wurde.*) Deswegen ſehen wir

---

*) Die hinreiſſende Natürlichkeit der Darſtellung, mit poetiſchem Schwung vereint, war auch der Vorzug, der die Stücke des Lope *de Vega* auszeichnete; ein Vorzug, der bei ihm durch die ausſchweifend meta-

auf unſrer Bühne die ſentimentalen, gutmüthigen, meiſtens ſehr moraliſchen Scenen eines Iffland (mehrentheils aus dem gemeinen Leben entlehnt) mit den obſzönen und ſchlüpfrigen aber gefällig witzigen Dialogen und den das Verbrechen zur idealen Liebenswürdigkeit emporſteigernden Empfindungsſtücken eines Kotzebue und mit Göthe's und Anderer naiven Vermengungen des Heroiſchen mit dem Gemein-Natürlichen brüderlich abwechſeln. Ifflands Darſtellungen haben größtentheils die langweilig-peinliche Wahrheit der Alltags-Welt;

---

phoriſchen Redensarten im damaligen Zeitgeſchmack mitunter geſchwächt, nie aufgehoben wird. Auf ſeine regelloſen Stücke iſt es vorzüglich gemünzt, wenn in des *Cervantes* Don Quixotte (II. 17.) von der damaligen Bühne geklagt wird, daß ſie täglich Dinge vorführe, die weder Kopf, noch Fuß noch Schwanz hätten, aber mit lautem Händeklatſchen für trefflich und herrlich ausgerufen würden. In der Vorrede zu ſeinen eigenen Schauſpielen, 1614, nennt er den Lope ein „Monstruo de la naturaleza.“ In Deutſchland haben vorzüglich Diderot's Schauſpiele, beſonders ſein Hausvater, den Geſchmack der Natürlichkeit auf dem Theater eingeführt.

ſie rühren auch zuweilen gleich dieſen bis zu Thränen; aber nur ſelten erheben ſie über dieſen engen und beengenden Kreis; es ſind meiſtens wohl getroffene Familien- und theils ländliche, theils ſtädtiſche Sittengemälde, und die Tendenz iſt unzweideutig der Unſchuld und Tugend zugeneigt. Kotzebue's Dichtungen hingegen hauchen mehrentheils, von der Eulalia, der einnehmendſten Gefühlszauberin in Menſchenhaß und Reue bis zu dem ſchmutzigen Rehbock herab ein ſublimirtes, feines Gift, das in die tiefſten verborgenſten Winkel des Herzens dringt, und die edelſten Keime der Sittlichkeit verdirbt, indem ihr Zauber Phantaſie und Empfindung für die Apotheoſe oder doch für Entſchuldigung und Beſchönigung des Laſters, des Verbrechens beſticht. Mit der größten Gewandtheit des Talents und der Kunſt und nur mit zu günſtigem Erfolg hat er die eroberte Volksgunſt mißbraucht, um alles Göttliche und Menſchlich-Ehrwürdige, und ſelbſt den Sinn für das Höhere lächerlich zu machen, das zarteſte, heiligſte Verhältniß, das der Ehe, zu perſifliren, durch ausgelaſſenen Scherz die Scham zu erſticken und jedes beſſere Gefühl durch kühne Steigerung und Ueberraſchung und allerlei Täuſchung zu verfälſchen.*) — Noch weit ſchmerzlicher iſt es jedoch für den biedern Deutſchen, wenn ſein genialer Lieblings-Dichter, wenn **Göthe** ſeinem Helden für Recht, Wahrheit und Tugend unvermerkt mit einer ſeltſam holden Natürlichkeit die Lorbeeren vom Haupte pflückt und ſie gegen Roſen von Paphos austauſcht. Wie erbärmlich figurirt ſein **Egmont** mit der Liebe zu dem Bürgermädchen Klara, die noch dazu neben ihm einen andern Liebhaber hat, in dem Augenblicke, wo ſein Volk ihn zur Befreiung von einer unerträglich gewordenen Tyrannei aufruft! Dieſe Darſtellung iſt in einem hiſtoriſchen Stücke um ſo auffallender, als ſie in der Geſchichte keinen Fuß hat, ſondern reine Erfindung des

---

*) **Auguſt's von Kotzebue** Talent, zumal im Dialog, verdient großes Lob; wie Keiner verſtand er die Kunſt, Menſchen von allen Klaſſen zu rühren und zu ergötzen; um ſo mehr iſt die Anwendung zu bedauern. Seine witzige Laune zeigt ſich in den **Kleinſtädtern** in vollem Schimmer. Auch iſt ſein Verdienſt, manche vornehme Vorurtheile mit treffendem Witz geſtäupt zu haben, nicht zu verkennen. Selbſt einem und anderem ſeiner Stücke, z. B. ſeinem **Bruderzwiſt**, läßt ſich eine ſchöne, ſittliche Tendenz nicht abſprechen.

Dichters iſt. Wozu dieſe Erniedrigung des Helden, der aufrichtig die Freiheiten ſeines Vaterlandes zu erhalten wünſchte? Der Dichter möchte zwar durch den Kontraſt zwiſchen der unerſchrockenen und unbedingten Hingebung des Mädchens für den von ihr geliebten Helden im Moment, wo ſeine Hinrichtung beſchloſſen ſcheint, mit dem zaghaften, unthätigen Kaltſinn der durch Alba eingeſchüchterten Bürger von Brüſſel, die ihn ſonſt und noch kurz zuvor als ihren Abgott feierten, das Intereſſe für Egmont erhöhen. Aber dient die Liebeständelei mit dem Bürgermädchen, die in Göthe's Drama den*) glücklich verehlichten Egmont, den Vater vieler Kinder, in dem Zeitpunkt der höchſten Kriſe des belgiſchen Freiheitskampfes ſo unheldenmäßig beſchäftigt, dem Kaltſinn der Bürgerſchaft von Brüſſel nach ſeiner Feſtnehmung durch Alba nicht vielmehr zu einiger Entſchuldigung? — Der Dichter nimmt ſeinem Helden Gemahlin und Kinder, und dem Zuſchauer das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, das ſo trefflich hätte benutzt werden können, um ſeinen Charakter zu heben, und Theilnahme für ihn zu erregen. Dafür legt er ihn in den Schoos der Geliebten eines braven Bürgerſohns, deſſen Glück dadurch zerſtört wird. Und macht verbotene Geſchlechtsneigung, als Triebfeder des Beſten und Edelſten dargeſtellt, nicht dieſes ſelbſt verdächtig, indem es darauf ein zweideutiges Licht wirft? Noch ungeziemender iſt, daß der Dichter das inzwiſchen am freiwillig genommenen Gift geſtorbene Klärchen dem Egmont in der letzten Nacht vor ſeiner Hinrichtung im Traum erſcheinen läßt, um ihm den künftigen Triumph der Sache der Freiheit, für die er ſterben ſoll, zu verkünden. Oder ſoll etwa Klärchens verklärte Erſcheinung in der Geſtalt der Freiheit das Publikum dafür entſchädigen, daß die Scene, wo der Held der Freiheit in Klärchens Schoos ruhte und tändelte, den Enthuſiasmus für ihn ſo unſchicklich abgekühlt hat? — Dann wäre die Entſchädigung beinahe noch ärger als der Schaden. — Warum legt denn der Dichter Schwäche über Schwäche ſeinem Helden bei, ſowohl in ſeinem Benehmen als in ſeinen Reden? Warum läßt er ihm nicht einmal ſo viel Größe und Ernſt, als nöthig wäre, um den vielen Menſchlichkeiten das Intereſſe zu verſchaffen, das die ſogenannte Humanität an hochſtehenden Perſonen einzuflößen pflegt? Durch welche ſtrahlende That, durch welches große Verdienſt erwirbt ſich der Götheſche Egmont ein Recht auf Nachſicht? Von ſeinen Verdienſten wird auf der Bühne nichts kund, als blos vom Hörenſagen; ſeine Schwachheiten hingegen ſehen wir mit unſern Augen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um ein ſo ehrenvolles Vertrauen zu rechtfertigen? . . Auch die ſo ernſte Aufforderung Wilhelms von Oranien weckt bei ihm keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung beim Liebchen, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubaden.*) —

---

*) Mit einer Pfalzgräfin am Rhein.

O wie wäre doch dieſer Egmont mit ſeinem Klärchen, dieſer Held ohne Größe, Würde und Anſtand zu Athen ausgeziſcht worden! . . Bei den Griechen fand es ſcharfe Rüge, wenn der Charakter ſelbſt nur einer untergeordneten Perſon auf der Bühne befleckt wurde, ohne daß der Dichter durchaus dazu genöthigt war.*) Am wenigſten war es aber erlaubt, die Denkart und Sitten der Helden ſelbſt herabzuſetzen. Wie ſehr ward es dem Euripides nicht verargt, als er die von ſchändlicher Liebe zu ihrem Stiefſohn Hypolytus entbrannte Phädra aufs Theater brachte! Man hielt es für gefährlich dem Laſter die Unterſtützung großer Beiſpiele zu leihen.**) Der rauſchende Beifall, den Dramen im Geiſte von Göthe's Egmont bei uns erhielten, bezeugt nur eine gewiſſe Sympathie in der Denk- und Empfindungsweiſe der Zeitgenoſſen und des Dichters, oder vielmehr ſeiner Helden.

---

*) Vergl. Fr. Schiller über Göthe's Egmont, in den kleinern proſaiſchen Schriften. Leipzig 1802. IV. 243 — 267.

War doch an der Neige des vorigen Jahrhunderts aller hohe kräftige Enthuſiasmus vor der Liebelei mit dem Natürlichen, vor dem Schwelgen in allen Abarten von Empfindelei, vor der gezierten und vornehmen Scheu des Ueberſinnlichen und jeder ernſten Anſicht des Lebens entſlohen. Wie konnte da eine ächte Begeiſterung für das wahrhaft Edle, Hohe, Göttliche aufkommen? Und gerade dieſe Begeiſterung wäre doch der würdigſte Zweck, dem die Schaubühne nachſtreben mußte, wenn ſie nicht zur gemeinen Beluſtigung herabſinken, wenn ſie zur ſittlichen und bürgerlichen Veredlung mitwirken ſoll. Wer in den Geiſt der Meiſterwerke der griechiſchen Tragiker und der beſten Stücke eines Calderon, Shakſpeares, Corneille und Alfieri einzudringen verſucht, wird nicht zweifeln, daß dieſer Zweck ſtets ihrer Seele vorgeſchwebt habe, und daß ſie weit entfernt waren, ihre Zuſchauer blos ſinnlich und witzig ergötzen und beluſtigen, oder gar ihren Vorurtheilen und ihrer Verderbniß ſchmeicheln oder ihnen gar Lobreden halten zu wollen. Wie konnten getreue Schilderungen der gemeinen Alltagsauftritte auf dem Marktplatze des menſchlichen Lebens den Menſchen erheben und veredeln? Auch waren es nicht vorübergehende Eindrücke, was jene großen Tragiker bezweckten, ſondern tiefe Begründung einer vorherrſchenden Neigung, einer erhebenden Begeiſterung für das Schönſte und Höchſte, das Beſte und Heiligſte. Warum war der Geſchlechtsliebe (in ihrer Süſſigkeit ſowohl, als in ihrer Schmerzen Bitterkeit, in ihrer Zärtlichkeit ſowohl, als in ihrer Wuth) im griechiſchen Drama nie die Hauptrolle, warum waren ihr nur untergeordnete Rollen vergonnt?*) — Blos deswegen, weil ſie etwas Alltägliches, Gemeines iſt, weil ſie mit aller Macht, die ſie ausübt, doch keinen höhern Adel verleiht, weil ſie den Weiſen, den Helden, den Edelſten vor andern Menſchenkindern nicht auszeichnet, vielmehr ſie zu dem gemeinen Haufen herunterſtellt; weil ſie in ihrer Leidenſchaftlichkeit oft in verbrecheriſche Schwäche oder Raſerei ausartet, weil ihre getreue Schilderung weit mehr die Leidenſchaft entzündet, als davor warnt oder davon heilt; weil endlich die Herrſchaft, die der Liebe auf dem Theater eingeräumt wird, nothwendig die Herrſchaft der Weiber über die Männer in einem die

---

*) Ariſtot. Poetik c. 15.

**) Des Ariſtoph. Fröſche v. 1052: „Bergen muß, wer ein Dichter iſt, das Bösartige, nicht hervorziehen, noch zur Schau ſtellen dem Volk. Denn ſieh, unmündige Knäblein zu verſtändigen, ſind Lehrmeiſter beſtellt; den Erwachſenen aber die Dichter.“

---

*) In Menanders Komödien, ſo weit wir ſie aus einigen Fragmenten und aus einigen Nachbildungen von Terenz kennen, ſpielt die Liebe zwar eine ſehr bedeutende Rolle, aber nie in der Perſon von Jungfrauen oder Matronen, ſondern nur von Hetären.

Ordnung und das Wohl der Geſellſchaft ſtörenden und gefährdenden Grad erweitert. **Euripides** in ſeiner **Phädra**, dem einzigen ſeiner noch vorhandenen Stücke, wo die Liebe (nicht ohne großen Tadel der Athener) ihre Herrſchaft entfaltet, ſtellt dieſe Leidenſchaft als einen von höhern Mächten verhängten **Wahnſinn** eines tief zerrütteten Gemüthes dar.*) — Der die Frauenwürde ſo ſehr erhebende Zuſtand des weiblichen Geſchlechts, der das eigene Werk des Chriſtenthums iſt, im Gegenſatze mit dem Zuſtand häuslicher Herabwürdigung der Weiber bei allen Völkern des Morgenlandes, mußte unfehlbar auch auf die Dichtung einen milden Einfluß ausüben, indem er die Empfindung und die Phantaſie zur huldigenden Verehrung gegen holde Weiblichkeit ſtimmte. Die Achtung für Frauenwürde, von dem edlern Rittergeiſte zur ſchönſten Begeiſterung geſteigert, wurde die Mutter der **romantiſchen Dichtung**. Doch nur zu bald wurde dieſe reine Flamme von der zunehmenden Ueppigkeit und

---

*) Manche treffende Bemerkung enthält A. W. **Schlegels** Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807.

Verfeinerung verwebt; dann blieb Jahrhunderte lang von der Romantik in Sitten und Poeſie nichts übrig, als eine gleißende Formelei, die ſeither als Maske des rohen Geſchlechtstriebs mannigfach im Leben und auf der Bühne mißbraucht wird. Wird nun aber die Liebe der Helden des Trauerſpiels, wie von den Franzoſen meiſt geſchah, nur als Galanterie behandelt, welche die Helden als Zerſtreuung in ihre ernſten Geſchäfte miſchen; ſo werden leicht auch ihre Thaten bloße Spiegelfechterei. Selbſt Corneille iſt hierin nicht tadelfrei. Daran dachte wohl Napoleon*) nicht, als er das hohe Trauerſpiel eine Schule großer Männer nannte, indem es die Seele befeuert, das Herz erweitert und erhebt, und als er meinte, Frankreich verdanke einen Theil der ſchönen Thaten ſeiner Sohne dem Corneille. „Lebte er,“ ſo äußerte der Kaiſer zur Zeit ſeiner Macht, „ich würde ihn zum Fürſten machen.“ Daran hätte Napoleon wohl Unrecht gethan. Denn was ſoll der Fürſtenhut auf dem

---

*) S. *Las Cases* Memorial de Ste. Helène. 1823. II. S. 306.

Scheitel eines großen Dichters? Aber das Wort beweiſt doch die hohe Idee, die der weltberühmte Mann von der Schaubühne hatte. Ein wahrhaft großes poetiſches Genie wird von dem Charakter und der Handlungsweiſe ächt heroiſcher Seelen mächtig angezogen, weil darin immer das Poetiſche, das Ideale hervorragt. Solche Seelen und auch ihr Leben im Gedicht erfriſchen die Welt, die ſonſt ſo gern ermattet, einſchläft und farblos wird.

Der Trauer- und Schauſpieldichter ſoll ſich, wie A. W. Schlegel*) von Shakſpeare ſagt, wie ein Schutzgeiſt höherer Art zu den Menſchen herablaſſen, als wüßt' er nichts um ſeine Ueberlegenheit, anſpruchlos und unbefangen wie ein Kind in Einfalt Großes verkündend. Das Wehen eines großen Geiſtes blättert hier gleichſam in dem ungeheuren Buche der ewigen Weltordnung. Aber auch iſt Shakſpeare auf der brittiſchen Inſel ſeit ein paar Jahrhunderten nicht nur allein berühmt, ſondern heilig; man hört ſeine Sittenſprüche überall, ſelbſt im Parlamente.*) Peter Corneille ſagt: der Menſch wird ſich bewundern, wenn er mich hört und wenn er mich lieſt.**) In der That weiß ſein Genius alle ſeine Figuren und ihre Sprache zu erhöhen und zu veredeln. Nur etwas Praleriſches kann man mitunter ſeinen Helden vorwerfen. Dies kommt wohl daher, weil er es gewöhnlich mehr darauf anlegt, Bewunderung zu erregen, als zu rühren. Der Geiſt jener Galanterie, die zu ſeiner Zeit den Hof beherrſchte, und nach der ſich die Geſelligkeit modelte, war dem edlern Schwung ſeines Geiſtes ſehr hinderlich.***) Calderon vereinigt mit der größten Zartheit edle Größe. — Sophokles ſoll ſelbſt von ſich geſagt haben: er ſtelle die Menſchen dar, wie ſie ſeyn ſollen (Ariſtoteles Poetik c. XXV.). Man denke aber ja nicht, daß er ſtoiſche Ideale im Auge hatte. Er ſprach nur von Menſchen, wie Alle ihren Anlagen und ihrer Beſtimmung nach ſeyn könnten und ſollten. Er ſchließt die ſanften Empfindungen von dem Großen und Erhabenen in ſeinen Charakteren nicht aus, ſondern weiß beides ſo zu vermiſchen, daß die Foderungen der Humanität befriedigt werden, und doch das Erhabene und Große den erſten Rang behauptet.*) Er verliert nie ſeinen Hauptzweck, auf eine erhabene Art zu rühren, aus den Augen. Er gibt den weiblichen Perſonen die unerſchütterliche Beharrlichkeit treuer Geſinnungen, den Heroismus des Duldens, den männlichen die ſchöne Rüſtigkeit der Heldenjugend.**)

---

*) Ueber dramatiſche Kunſt und Literatur, Thl. II Abthl. 2, S. 89.

---

*) Göthe's Meiſters Lehrjahre und Lichtenbergs vermiſchte Schriften. Wien 1817. III. 213.

**) S. *Arnaud*, Oeuvres compl. I. 339.

***) Eine wiewohl ſcharfe, doch in mehrerer Beziehung nicht ungegründete Kritik der Werke dieſes erſten großen Tragikers Frankreichs. S. in den Charakteren der vornehmſten Dichter, V. St. 1.

Die ſanftern und zarten Gefühle vor den politiſchen Tugenden auf der Bühne zu verdrängen, wäre widerſinnig. Die ächte Sittlichkeit würde dadurch nicht gefördert, und der dramatiſche Effekt verlöre vieles. Nur darf der Liebe nicht die Hauptrolle zugetheilt werden. Als Nebenfigur, als Epiſode, als Gegenſatz kann ſie hingegen trefflich zur Folie dienen, um die ſtarken, wahrhaft tragiſchen Charaktere beſſer hervorzuheben. Wie liebenswürdig iſt nicht in dieſer Hinſicht in Schillers Wallenſtein das Verhältniß zwiſchen Max Piccolomini, dem Sohn des Hauptgegners von Wallenſteins Ehrgeiz und der Tochter des letztern. Es iſt ſo ein Paar jener himmliſchen Weſen, die mitten unter allen Stürmen des Lebens die treue Liebe und den Sinn für Wahrheit rein und unverſehrt bewahren, ohne ſelbſt durch die Zwiſte verehrter Eltern ſich irren zu laſſen. Wird hingegen die Liebe im Trauerſpiele zwar andern Leidenſchaften und Zwecken untergeordnet, aber nur als Galanterie und gemeine Intrigue dargeſtellt; ſo ſpielt ſie ſelbſt eine höchſt klägliche Rolle, und verdirbt das Intereſſe der tragiſchen Handlung. Dadurch werden die größten Helden der Einbildungskraft und der Geſchichte zu einer elenden Konvenienz erniedrigt. Der Ernſt erſcheint als Spielerei, die Spielerei als Ernſt, und in dem Zeremoniel der Sprache klingt Nichts wie Alles und Alles wie Nichts.*) Je weniger Empfindung, deſto mehr ſichtbares Haſchen nach ihrem Schein.

---

*) Charaktere der vornehmſten Dichter. Leipzig 1795. IV. B. 1. St. S. 93.

**) A. W. Schlegel. Ueber dramatiſche Kunſt I. 241.

---

*) Ramdohr Venus-Urania, Thl. III. Abthl. 2. S. 58 u. 162.

Von allen berühmten Trauerſpielen, wo die Liebe die Hauptrolle hat, möchten Shakſpeares Romeo und Julie und Othello vor dem Gerichtshofe der Sittlichkeit noch am meiſten ſich rechtfertigen. Das erſte Drama iſt ein unübertreffliches Gemälde der ächten innigen Liebe, ihrer lautern Seligkeit, aber auch der widrigen Schickſale, denen ſie auf Erden ausgeſetzt iſt. Das Verhältniß der Liebenden iſt rein, und auf eine höchſt zarte und tugendliche Weiſe idealiſirt; nicht die Leidenſchaft, ein Zuſammenfluß zufälliger Umſtände führt die ſo tief rührende und erſchütternde Kataſtrophe herbei, über die nichts tröſten könnte, wenn nicht in der wandelloſen Treue der höchſte Troſt läge. — Othello iſt ein höchſt lehrreiches Warnungsbild der Eiferſucht. Als ihr Opfer fällt das reinſte Weſen: Desdemona, voll Einfalt, Sanftmuth und Demuth, und ſo unſchuldig, daß ſie von der Möglichkeit einer Untreue kaum eine Ahnung hat, die ergebenſte, zärtlichſte Gattin.*) Von einigen Makeln im

---

*) A. W. Schlegel. Ueber dram. Kunſt. B. II. Abth 2. S. 144.

Ausdruck gereinigt, dürften beide Stücke überall den trefflichſten Eindruck machen; wobei man doch geſtehen muß, daß nur edlere, beſſere Naturen ihre ſittlichen Schönheiten ganz zu fühlen und zu würdigen im Stande ſeyn dürften.

Wenn aber die Weiber auf der Bühne mehr Ehrgeiz als Liebe, und die Helden mehr Liebe als Ehrgeiz an den Tag legen; ſo mag dies zwar einiges Staunen erregen. Aber es iſt eine Verkehrung der Natur, die in hohem Grade beſchämend iſt, und das Gefühl der Menſchenwürde verletzt.

Einen ſchönen Gegenſtand für das Trauerſpiel haben jüngſt ein paar dramatiſche Dichter in dem Paria entdeckt, der, als Symbol der herabgeſetzten, unterdrückten, verachteten Menſchheit aller Völker, im Gegenſtreit ſeines edeln Selbſt mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältniſſen erſcheint. Beide, Caſimir de la Vigne und Michael Beer haben ihn würdig und mit Effekt auf die Bühne geſtellt. Jetzt wäre noch eine dritte dramatiſche Darſtellung nach der Idee von Göthe's Gedicht (in Kunſt und Alterthum, IV. B. 1. H.) einer indiſchen Legende gemäß zu wünſchen, wo wieder Paria, deſſen Lage hilflos ſcheint, ſich vertrauend zum Gott der Götter wendete, um Seine Vermittlung flehend. Nur müßte der Knoten ſich anders löſen als in dieſem Gedichte. Geſchichte und Völkerkunde ſind nicht arm an ähnlichen würdigen Gegenſtänden, die ihren Sophokles erwarten. Der Geiſt, das Herz und das Leben des Menſchen ſind unerſchöpflich; wenn man nur daraus zu ſchöpfen verſteht.*)

Was die Oper betrifft, ſo gehört es zu ihrem Weſen, nur Gefühle zu erregen und ſie auf den höchſten Grad zu ſteigern. Alles muß in ihr einzig hierauf gerichtet ſeyn. Verſtand und Vernunft, Weisheit und Ehrfurcht vor dem Göttlichen, dürfen hier, handelnd und redend nur erſcheinen, um auf das Gefühl zu wirken. Es iſt aber auch der Oper, in der das Lyriſche vorherrſchen ſoll, die Region eines höhern, idealen Lebens angewieſen, von welcher ſie ſich nie ohne Gefahr, ihren Zweck zu verfehlen, herablaſſen darf. Schon die Pracht und der Zauber der Dekorationen verſetzt ſie dahin. Das gemeine Leben iſt der Oper fremd. Auch die Liebe ſollte daher in der Oper nur in ihrer reinſten Glorie, oder in ihrer tiefſten Bekümmerniß mit großen, erhabenen Zügen auftreten, und eben weil ſie hier durch Geſang und Muſik, die das Hauptelement der Oper ſind, ſo ſehr begünſtigt wird, ſo ſollte ihre Gewalt um ſo mehr durch das Spiel und den Ausdruck höherer, tugendhafter und heroiſcher Gefühle gemäſſigt werden. Dies wurde bisher von den meiſten Operndichtern, ſelbſt dem trefflichen Metaſtaſio zu wenig beachtet. Daß es ihm z. B. ſchwer geworden wäre, in ſeiner Dido der Liebe nur die zweite Rolle zu geben, iſt begreiflich. Wozu aber in ſeinem Cato, dem unterliegenden Vertheidiger der Freiheit von Rom, das Gewebe von Liebeshändeln und Weiberliſt? Aehnlicher Tadel trifft ſeinen Regulus, Themiſtokles, Alexander und ſeine Semiramis. Die Dichtung dieſes Meiſters iſt übrigens im höchſten Grade muſikaliſch. Selten aber iſt die Muſik dazu genug poetiſch. Daß der Tonſetzer wenig beachte, wie der Held handelt, ſondern faſt einzig, wie er empfindet, iſt ganz der Natur gemäß. Aber gewöhnlich wird in der Oper Alles dem muſikaliſchen Intereſſe aufgeopfert.

---

*) Worte aus dem Buche der Bücher. Dresden 1824. S. 115.

Die Muſik, die anziehendſte aller Grazien des Ausdrucks, wie Ariſtoteles*) ſie nennt, im Gefühl ihrer Kraft ſelbſtſtändig aufzutreten, verſchmähte es bald, eine Begleiterin der Dichtung zu ſeyn, oder gar der Begeiſterung des Dichters zu folgen; ſie rang nach der Herrſchaft, indem ſie alle Reize und Lobſprüche, welche ſie mit der Poeſie getheilt hatte, für ſich allein in Anſpruch nahm. Daher die unbilligſten Forderungen der Tonſetzer von Opern an den Operndichter, als ob, was in der Poeſie ſinnlos, abgeſchmackt, häßlich iſt, in der Muſik als bedeutſam, edel und ſchön erſcheinen könne. Deswegen ſind auch die Chöre in den Opern ſelten, was ſie hier, gleich wie in der alten Tragödie, ſeyn ſollten, die zwiſchen die Kämpfenden vermittelnd, erläuternd, verſöhnend, kräftigend auftretenden Boten des Himmels.**)

---

*) In ſeiner Dichtkunſt. Kap. VI.

**) *J. J. Rousseau* Dictionnaire de Musique, Art. Opéra. *La Harpe* Cours de litterature VI. 51 u. fg.; Charakters der vornehmſten Dichter. Leipzig 1794. B. III. St. 1. 95. fg.; Heinſe's Hildegard von Hohenthal I. 212. fg. II. 68. 104. 256. 281 und 308 fg.; L. Tieck Muſikaliſche

Schon die von der Natur abweichende Sonderbarkeit, daß in der Oper nicht nur der Singfähige und Singluſtige, ſondern daß hier Alles ſingt, auch der Haß, die Rache, die Wuth, die Verzweiflung, der Greis und die Ahnfrau, der Bettler und der Monarch, der Tyrann und der Sklave, der Hartherzige und der Spötter, ja der Teufel ſelbſt, ſchon dieſes mahnt den Operndichter an die Nothwendigkeit, ſich über alles Gemeine weit zu erheben, und nie aus der idealen Welt herauszutreten. Mit vielen ſchönen und zierlichen Worten richtet er hier wenig aus. Vorzüglich muß er ſich hüten, die Gefühle zu zerſtreuen oder zu erkälten. Der Ausdruck muß bedeutungsvoll ſeyn, um die Empfindung ſtets zu heben, und in leichtem und raſchem Wechſel muß das Ganze ſich bewegen, um das Gemüth zu bemeiſtern und

---

Leiden und Freuden. Dresden 1824; und Auerbachers Aufſatz im Orpheus. Nürnberg 1824. II. 22 ꝛc. S. auch des großen Tonſetzers *Nic. Marcello* Teatro alla moda, ossia metodo sicuro e facile per ben comporre ed esequire opere italiane in musica. 1720. — eine treffende Satyre über die damaligen Mißbräuche in der italieniſchen Oper.

fortzureiſſen. Aber zahllos ſind die Klippen, die der Dichter auszuweichen hat, um nicht alle Ausſchweifungen der anſchaulichen Darſtellung mit allen Ausſchweifungen der Tonkunſt zu verbinden, wodurch der Hörer und Zuſchauer öfters zu jedem geiſtigen Genuß unfähig gemacht wird. Die Opern Don Juan (komp. von Mozart) und der Freiſchütz (komp. v. M. Weber)*) haben hierin, jede in ihrer Art, den Gipfel erreicht, und die Berauſchung, der Taumel, welche dieſe ausſchweifende Darſtellungen von Liebesentweihung und Teufelsbraus unter dem Volk der Liebhaber erregt haben, beweist, wie gerade die größten Genie's durch das Bewußtſeyn ihrer Zaubermacht ſich hinreiſſen laſſen, den ärgſten Ausſchweifungen der Kunſt Eingang und Beifall zu verſchaffen. — Das Melodrama und die Operette hegen ſchon in ihrem Weſen, dem Wechſel von Sprechen und Singen, einen äſthetiſchen Widerſpruch und einen ſo hohen Grad des Unnatürlichen, daß die Liebhaberei dafür ſich nur aus dem Reize der Neuheit erklären läßt. Die durch die Menge der Leiſtungen erſchöpfte dramatiſche Kunſt mußte zuletzt auf dieſes unnatürliche Mittel verfallen, um den Heißhunger des Publikums nach neuen Erzeugniſſen zu ſtillen.

---

*) Die Einmiſchung ſehr moraliſcher und auch religiöſer Dinge in den Schnickſchnack von Teufelszauber und Teufelswundern macht den Eindruck auf das große Publikum nur noch verderblicher. Das Gute dient hier zum Vehikel des Böſen, wenn gleich der Verfaſſer das Widerſpiel beabſichtete. Die ganze Frucht iſt tiefere Befeſtigung des Aberglaubens. Das Stück ſoll rühren, und doch gebührt dem Stoff nur Verſpottung.

Faſſen wir nun den ſittlichen Zweck der Schaubühne näher in's Auge! Welche Verſtärkung für die Macht der Religion und der Geſetze, wenn mit ihnen die Schaubühne in Bund tritt, ſie, auf welcher Alles Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöst, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit, unbeſtechlich wie Rhadamanthus, Gericht hält! Beſonders hat die höher ſtehende

Claſſe von Menſchen Urſache, dankbar gegen die Bühne zu ſeyn. Hier hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.*) — Aber auch dem Volke ſollen hier die Feinde und Freunde des Gemeinwohls in wahren Charakterſchilderungen vor's Auge gebracht werden. Das Trauerſpiel vorzüglich lehrt, wie der verheerendſte Brand oft aus einem unbeachteten Funken entſteht; wie gefährlich es ſey, mit der lockenden Sünde zu ſpielen, welche furchtbare Gewalt die erwachende böſe Neigung durch Nachgiebigkeit und Schonung gewinne. Uebrigens ſoll die Bühne nicht nur von den Laſtern abſchrecken, ſondern auch vor den Thorheiten, deren Verzeichniß das der Laſter weit überſteigt, warnen und davon entwöhnen. Der Menſch ſoll da den Menſchen, mit Enthüllung der geheimſten innern Triebwerke ſeiner Handlungen, in ſeiner Höhe und Tiefe anſchauen, ſoll ſich ſelbſt und die Menſchen um ſich her, richtiger beurtheilen und mit Thoren und Selbſtſüchtigen weiſe umgehen lernen; er ſoll da lernen, daß die Vereinigung von Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit keine Chimäre ſey; er ſoll da ſehen, wie das Glück den Würdigen ſelten begünſtigt, wie aber das Gefühl der Würdigkeit mit Kraft erfüllt, das Schwerſte zu tragen.*) Hier lehren Gemälde heidniſcher Pfaffenwuth Religionshaß vermeiden. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne auch Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläſſigter Erziehung in rührenden, erſchütternden Gemälden an uns vorüberführen; hier könnten unſere Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſere Mütter vernünftiger lieben lernen. — Vielleicht könnte es ſogar witzigen Komödien am beſten gelingen, die Ausgeburt eines donquixotiſchen Ritterthums, die Sitte des Wechſelmords um einer falſchen Ehre willen, deren Wahnbegriffe das heutige Theater nährt,*) aus der geſitteten Welt zu verbannen. — Auch Temperamentsfehler gibt es, die der Menſch verbeſſern kann. Die Bühne kann ihm wegen den Folgen bange machen, wenn er nicht auf ſeiner Hut iſt, und dem Temperament zügellos den Lauf läßt. Der Glückliche wird hier nüchtern, und der Sichere beſorgt, der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne; der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und iſt es nicht Verdienſt genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſeinen Muth an Szenen des Leidens ſtählt, ſeine Empfindung an Lagen des Unglücks übt, den Anblick ſeines

---

*) Fr. Schillers kleine proſaiſche Schriften. 1802. IV. T. 19. 21.

---

*) Schröder. Ueber den Einfluß des Schauſpiels auf die Bildung der Jugend. Gotha 1804. S. 22.

---

*) Selbſt in Corneille's herrlichem Cid. Freilich liegt das Vorurtheil der Pflicht, die Ehre durch Zweikampf zu rächen, tief in den Sitten der Zeit und des Landes, und weil Cid ſich durch Befolgung dieſes Vorurtheils dem Verluſt der von ihm innig geliebten Ximene ausſetzt, und dieſe dadurch in einen ſchweren Kampf zwiſchen der Liebe zu Cid und dem, was ſie ihrem Vater ſchuldig iſt, geräth; ſo iſt die Wirkung des Zweikampfs tragiſch genug, und weder eine Apologie jenes Vorurtheils, noch eine Einladung, es zu hegen.

Schickſals beim Anblick fremden Schickſals erträglicher fühlt, wenn zuweilen ein edles, unverfälſchtes Gemüth ermuntert wird und erwärmt; beim rohen Haufen ſummt doch zum mindeſten eine verlaſſene Saite der Menſchheit verloren noch nach. *)

Ueberhaupt vermag das Drama, wie das Erzeugniß keiner andern Kunſt, das Leben darzuſtellen, nicht nur im Einzelnen, auch im Ganzen, in ſeinen Tiefen und Höhen, in jeder Lage, in allen Wechſeln. Es entfaltet alle ſeine innere Triebwerke, und enthüllt ſeinen tiefern Sinn, ſeine Bedeutung; in der Macht der Schauſpielkunſt liegt es, was im Volksleben und in der Geſchichte für die Menſchheit das Wichtigſte iſt, ihren vorwaltenden Geiſt lehrend und warnend Allen anſchaulich zu machen. Alles Leben iſt Kampf, und auch auf der Bühne ſoll es ſo erſcheinen. Das Schauſpiel wählt zum Gegenſtande ſeiner Schilderungen vorzüglich die Kämpfe des reinmenſchlichen, des häuslichen, des der

---

*) Fr. Schiller. Ueber das gegenwärtige deutſche Theater.

Oeffentlichkeit entzogenen Lebens; das Trauerſpiel hingegen die offenkundigen Kämpfe der politiſchen Intereſſen und Leidenſchaften, der Macht, des Ehrgeizes, der Ruhmſucht auf der einen, und des Freiheitſinnes und der Bürgertugenden auf der andern Seite. Wie unermeßlich iſt demnach der Spielraum der dramatiſchen Kunſt!

Seitdem die bildenden Künſte aufgehört haben, durch die lebhafte Theilnahme aller Klaſſen Bildnerinnen des Volksgeiſtes zu ſeyn, ſeitdem ſie ſich müſſen gefallen laſſen, dem Geſchmack und den Launen Einzelner zu dienen, bleibt die Schaubühne beinahe die einzige Schule zur Bildung des *Schönheitsſinnes* der Volker, zur Verſchönerung ihres Lebens. Mittelſt ſchöner *Erfindung* und ſchöner *Darſtellung* vermag ſie hierin viel. Denn durch ihr vielſeitiges und großartiges Weſen kann ſie auf Alle und Jede mit Macht einwirken, mögen ihre Anlagen, mag ihr zufälliger Bildungsgang ſie mehr zum Anſchauungs-, Gefühls- oder idealen Leben hinneigen. Jeden im Volke vermag ſie anzuregen, zu bereichern und an ihm zu bilden. Auf einer guten Schaubühne ſollten ſich die ewigen Geſetze der Schöpfung und Bildung aller Weſen klar und lebendig durch die That ausſprechen; hier ſoll der Zuſammenhang des Kleinſten mit dem Größten ſich kund geben; hier ſoll es Jedermann anſchaulich werden, daß der ſcheinbar Geringſte über dem ſcheinbar Höchſten ſtehen konne, indem hier nur die ewige Güte und Gerechtigkeit den Endausſchlag gibt, den falſchen Schein vernichtend, und von dem himmliſchen Lichte des Schönen verklärt. Das menſchliche Herz iſt der Brennpunkt, in welchem alle Stralen des dramatiſchen Kunſtwerks veredelnd zuſammentreffen ſollen.

Um ein vollendetes dramatiſches Meiſterſtück vollkommen zu genießen, wird freilich eine Stufe vielſeitiger Bildung erfordert, die nie das Eigenthum der Mehrheit ſeyn wird. Aber doch muß von jedem guten Stück verlangt werden, daß ſein Totaleindruck für das große Publikum berechnet ſey. Jeder Anweſende muß ſich dadurch können zum Guten belebt, ermuntert, gehoben, gekräftigt, von Abſcheu vor dem Schlechten ergriffen, vom Beſſern, Edeln, Schönen im Menſchenleben angezogen, erheitert, getröſtet fühlen, muß mithin das Schauſpiel mit wahrem Seelengewinn verlaſſen können.

Im Schauſpielhauſe iſt der Geiſt des Menſchen durch Entfernung aller ſtörenden Vorſtellungen von Sorgen und Geſchäften vorzüglich geſchickt, jeden lebhaftern oder tiefern Eindruck anzunehmen, ja er ſehnt ſich darnach. Jedermann iſt hier vorbereitet in begieriger Erwartung deſſen, was die Bühne geben werde.*)

Freilich waren die Schauſpieldichter von jeher geneigt, die Regelloſigkeiten und Fehler ihrer Stücke mit dem Vorgeben zu entſchuldigen: „Das Publikum wolle ſie ſo und nicht anders; andere Stücke würden höchſtens einigen Kennern gefallen.“ Und man muß auch geſtehen, daß hier der Beifall des Haufens mehr Geld eintrage als der Beifall der wenigen Kenner. Aber ſo werden ja die Schauſpiele blos eine Kaufmannswaare, die nach Schnitt und Farbe gefertigt wird, die gerade Mode ſind, damit ſie viele Abnehmer finde.**)

Das Urtheil der Menge verdient immer Beachtung, ſo unſicher und veränderlich es iſt. Bald trifft ſie das Rechte, bald verfehlt ſie es.

---

*) J. G. Sulzer. Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte IV. Art. Schauſpiele S. 282.

**) Don Quixotte v. Mancha. II. 17.

Eben deswegen wird es der Bühne, bevor das Publikum für ſie gebildet iſt, ſchwer, ſich ihr Publikum zu bilden.[*]) Der Fürſt von Verona, Candella Scala, bei dem Dante ſich lange Zeit aufhielt, fragte ihn eines Tages, als Poſſenreiſſer ſeinen Hof gar ſehr beluſtigten: woher kommt es doch, daß ein abgeſchmackter Narr Allen beſſer gefällt, als du, den man für einen Weiſen hält? — Weil Gleiches das Gleiche liebt — war die Antwort des Dichters. Die Eigenliebe will vorzüglich nur Figuren und Bilder, die dem lieben Ich ähneln und ſchmeichelnd ergötzen. Daher wird ſich auch in einem ſelbſtſüchtelnden Zeitalter das Publikum vom Theater am behaglichſten angezogen fühlen, wenn es ihm lebendige Gemälde ſeiner Erbärmlichkeit vor's Auge bringt. Wie ſehr wird aber nicht die dramatiſche Muſe hiedurch entweiht!

„Liebhaber und Künſtler,“ ſagt Göthe,[**]) „bilden ſich wechſelweiſe; der Liebhaber ſucht immer einen allgemeinen, unbeſtimmten Genuß:

---

*) Fr. Schiller, über das gegenwärtige Theater.

**) Wilhelm Meiſters Lehrjahre, VIII. B. 7. Kap.

das Kunſtwerk ſoll ihm ohngefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menſchen glauben, die Organe, ein Kunſtwerk zu genießen, bildeten ſich eben ſo von ſelbſt aus, wie die Zunge und der Gaum; man urtheilt daher oft über ein Kunſtwerk, wie über eine Speiſe, und begreift nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um ſich zum wahren Kunſtgenuſſe zu erheben.“ — In gewiſſem Sinn und Maaß iſt die Foderung an ein dramatiſches Werk gewiß nicht ungerecht, daß es nicht blos die Anſchauung befriedige, daß es auch den edlern Seelenkräften genüge. Allein das Geiſtige wird nur gar zu leicht vom Stoffartigen unterdrückt, und daher iſt der Menſch nur zu geneigt, ſich mit dem Geringſten abzugeben (und abfinden zu laſſen); Geiſt und Sinn ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schonen und Vollkommnen ab, daß die Fähigkeit es zu empfinden auf alle Weiſe erhalten zu werden verdient.*) Dies wird aber nur dann erreicht, wenn in den Dichter- und Kunſtwerken das Sinnliche dem Sittlichen dergeſtalt nachſteht, daß von Jenem nur ſo viel erſcheine, als nöthig iſt, dieſes ganz darzuſtellen.“

---

*) Ebendaſelbſt, V. 1.

Es iſt indeſſen auch, wie Schiller bemerkt,*) nicht wahr, was man gewohnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunſt herabzieht; der Künſtler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch Künſtler gefallen. Das Publikum braucht nichts, als Empfänglichkeit, und dieſe beſitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbeſtimmten Verlangen, mit einem vielſeitigen Vermögen. Zu dem Höchſten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut ſich an dem Verſtändigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, ſich mit dem Schlechten zu begnügen, ſo wird es zuverläſſig damit aufhören, das Vortreffliche zu fodern, wenn man es ihm erſt gegeben hat.“ — Freilich, wenn das Publikum einmal vom Künſtler verwöhnt, verdorben, herabgezogen iſt; ſo erheiſcht es Mühe, um daſſelbe wieder für das wahrhaft Schöne und Vollendete empfänglich zu machen. Immer iſt es aber eine falſche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man in ihr die Empfindungen erregt, die ſie haben will, und nicht die ſie haben ſoll.*) Wenn gleich es dem dramatiſchen Dichter mehr als einem andern an der erklärten Gunſt des Publikums gelegen iſt, ſo ſoll er ſich doch nur ſcheinbar zu ihm herablaſſen, in der That aber es zu ſich empor heben.**) Auch der Schauſpieler wird vergeblich das höhere Ziel der Kunſt zu erreichen, vergeblich ihre Würde zu behaupten ſuchen, wofern ihn nicht das Genie des Dichters unterſtützt.***)

---

*) Fr. Schiller in der Vorrede zu der Braut von Meſſina.

Wenn Rouſſeau****) ſagt: „jedes Volk liebe nur diejenigen Schauſpiele, welche ſeine Neigung begünſtigen, anſtatt daß ſolche nothwendig wären, welche ſie mäßigten;“ ſo iſt dies nur halb wahr. Von Schauſpielen gilt hier was von Predigten. Wahrheiten, die das Gewiſſen erſchüttern, ſind eine bittere Arznei. Doch vernimmt das Volk ſie nicht ungern, wenn ſie mit

---

*) Göthe's Wilh. Meiſters Lehrjahre. V. 8.

**) A. W. Schlegel. Ueber dramatiſche Kunſt I. 40.

***) Goede England und Wales. Dresden 1806. III. 130.

****) Oeuvres. Melanges. I. 144. p.

Salbung, Kraft und Würde vorgetragen werden. In Anſehung des Vortrags liebt es zwar, wenn man ſich zu ihm herabläßt. Aber das Triviale liebt es auch an dem Prediger nicht. Vielmehr verlangt es, daß dieſer es erhebe. So erwerben auch die Theaterſtücke, die den heftigſten Abſcheu vor dem Laſter und der Niederträchtigkeit einflößen, und die am mächtigſten zur Tugend, zum Edelmuth, zur Flucht des Böſen aneifern, ſtets und überall den größten Beifall. Das Theater verhält ſich zum Zuſchauer, wie ein Buch zu ſeinem Leſer. Manches Buch wird ein Liebling der Leſewelt, obgleich es ihren Neigungen, ſey es mit Ernſt oder Scherz, den Krieg erklärt. Für den Weiſen enthält das beſte Buch in ſittlicher Hinſicht kaum etwas, das er nicht ſchon wüßte. Doch findet er darin Nahrung für ſein Gemüth und Ermunterung zum Wahren, zum Guten. Rouſſeau ſagt:*) „nur die Vernunft ſey auf der Bühne zu nichts gut.“ Auch dieſe Behauptung ſchielt. Setzt ſich die Phantaſie, ſey es auf der Bühne, ſey es im Leben, über die Vernunft jugendlich vornehm hinweg, lächelt ſie auf dieſe als auf eine grämliche Pedantin herab, welcher Vernünftige wird dieſen Uebermuth billigen? Ein affektirter Stoiker würde freilich auf der Bühne eher Lachen, als Bewunderung erregen. Froſtige Deklamationen von Sprüchen der Vernunft können ſich hier keine Wirkung verſprechen, und zu Sittenpredigten iſt die Bühne nicht der Ort. Die ſchönſten Nüancen und Beſchreibungen von Leidenſchaften vermögen hier nur wenigen Schimmer zu verbreiten, nicht aber zu erwärmen. Auf der Bühne muß alles in Leben geſetzt werden, um Effekt zu machen. Sie ſoll die Moral weniger mit Worten lehren, als durch die in die Sinne fallende Handlung. Der Beſucher der Schaubühne will von ihr nicht an den feierlichen Ernſt der Kirche, noch an den pädagogiſchen der Schulen erinnert werden, obgleich er es nicht übel aufnimmt, wenn das Schauſpiel die nämliche ſittliche Sinnesart einflößt, wie die Predigt oder der Vortrag eines Lehrers der Weisheit. Man erwartet von ihr lebendige Schilderungen; Triebe, Neigungen, Leidenſchaften müſſen in Bewegung gebracht und entfaltet werden. Wenn aber die Vernunft auf der Bühne, unſichtbar wie die

---

*) A. a. O. p. 157.

Gottheit, über dem ganzen Getriebe der Handlung wacht und waltet, und zur rechten Zeit als ein himmliſches Weſen im vollen Glanze ſegenvoll hervortritt; ſo wird ihr Eindruck um ſo ſiegreicher ſeyn. — — Das gemeine Volk nimmt freilich an den beſten franzöſiſchen Tragodien wenig Antheil. Aber ſie ſind auch nur für ein etwas gebildetes Publikum geſchrieben. Uebrigens gibt es doch Scenen darin, die eines Jeden Gefühl mächtig ergreifen.*) Das wahrhaft *Einfache* in der Kunſtdarſtellung, wie im Lehrvortrag, iſt auch das Aechtvolksthümliche. Aber um dieſes Einfache zu erreichen, glaube man ja nicht, es bedürfe einer Herablaſſung; nein, der Erhebung bedarf es zum Höchſten; oder auch, wenn man will, einer Herablaſſung in die innerſten Tiefen des Gemüths. Denn dieſen Tiefen entquellen die erhabenſten Gedanken. Die griechiſchen Tragiker waren gewiß erhaben, und doch dichteten ſie für ihr ganzes liebes Volk, welches ſie auch ſehr wohl und dankbar verſtand.

Plato's Bemerkung (in ſ. Republik) iſt zwar

---

*) Mad. *de Staël* de l'Allemagne I. 341.

ganz richtig: daß die Darſtellung der Tugend in ihrer größten Reinheit ohne den Kontraſt des Laſters und ſeiner vielfachen Triebwerke kein dramatiſches Intereſſe haben würde. Wenn er aber behauptet, daß mit der dramatiſchen Schilderung des Laſters nothwendig eine Gefährdung der Sittlichkeit für den großen Haufen verbunden ſey; ſo ſcheint er eine Unbekanntſchaft mit dem Böſen in dem großen Haufen vorauszuſetzen, die der Erfahrung widerſpricht. Die angeborne Neigung zum Böſen, oder vielmehr die Schwäche im Widerſtand gegen daſſelbe, macht es für alle Menſchen nöthig, ſie mit den Täuſchungen des Laſters bekannt zu machen, ſie davor zu warnen und ihnen einen Abſcheu davor einzuprägen. Dies iſt der Beruf nicht nur des Predigers, ſondern auch des Geſchichtſchreibers und des Dramatikers. Selbſt die Bibel ſchildert das Laſter in allen ſeinen Abarten, um davon zu entfernen. In wiefern indeſſen die Bühne überhaupt der Sittlichkeit des großen Haufens zuſage, wird weiter unten erwogen werden.

Mit verachtendem Lächeln blickt der heutige Zeitgeiſt auf die Schauſpiele des Mittelalters nach bibliſchen Geſchichten und der Legende

(Mystères)*) herab. Allein, verdient die Wahl des Gegenſtandes Tadel, oder nicht vielmehr die Roheit und Unſchicklichkeit ſeiner Behandlung?**) „Das Heilige," ſagt man, „gehört nicht auf das Theater, es wird hier entweiht." Allerdings können gewiſſe heilige Perſonen, die höchſten Vorwürfe unſerer religiöſen Verehrung ohne Gefahr der Entheiligung nicht wohl auf die Scene gebracht werden. Dahin gehört vor Allem die Gottheit ſelbſt, der ewige Sohn und Erlöſer, ſodann ſeine Mutter und die Apoſtel, endlich auch die Engel. Die höhern Weſen in unſerer Religion ſtehen in einer ſo großen Entfernung von uns, ſie ſind von einer ſo verſchiedenen Natur, daß ſie mit keiner Schicklichkeit auf demſelben Schauplatze mit uns erſcheinen können.***)

---

*) Autos Sacramentáles, Vida de Santos bei den Spaniern; Miracle Plays bei den Engländern.

**) Vergl. *Du Bos* Reflexions crit. sur la Poesie etc. III. Paris. 1770. M. 17. Daß die Mystères zum Theil auch wahrhaft poetiſche Scenen enthielten, ſieht man ſchon aus den Bruchſtücken in Bouterwecks Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit V. 100. und 54.

***) H. Home's Grundſätze der Kritik. Frankfurt und Leipzig 1775. II. B. 22. Kap. S. 315.

Aber daß bibliſche Stoffe ohne einen Schatten von Entweihung für die Schaubühne bearbeitet werden können, davon ſind Racine's Athalie[*]) und Eſther, Alfieri's Saul, Mehul's Brüder Joſephs herrliche, jeden Zweifel widerlegende Proben.[**]) Die Vermiſchung des Gemeinen, Trivialen und Komiſchen mit dem Heiligen war das Hauptgebrechen der Mystères, die bis in's ſechszehnte Jahrhundert auf den Bühnen der civiliſirten Völker ſich erhielten, und iſt unbedingt verwerflich. Auch verſtößt es gegen unſer religiöſes Schicklichkeitsgefühl, die ehrwürdigen Gebräuche unſerer Religion auf der Bühne zu erblicken.*) Daher iſt für uns manche Darſtellung bei Calderon anſtößig. Auch die feierliche Prozeſſion in Schillers Jungfrau von Orleans**) konnte nicht und noch weit weniger die Beicht und Communion in ſeiner Maria Stuart dem gegründeten Tadel entgehen. Die letztere Scene wird längſt in allen Theatern weggelaſſen. Sie iſt auch für die Wirkung des Ganzen überflüſſig. Hierin ſtehen wir von den Griechen in weiter Entfernung. Unſer religiöſer Boden iſt eben ein ganz anderer als der ihrige. Jede griechiſche Tragödie war in der Regel gewiſſermaßen eine Feier der Götter, mit deren bilderreichen Sagen die tragiſche Bühne in der engſten Verbindung ſtand. Bei uns iſt vielleicht nichts

---

[*] Von der Athalie ſ. eine ſchöne Würdigung in *Lemercier* Cours de littérature. Paris 1817. I. 477. ſq.

[**] Baour-Lormians Omaſis oder Joſeph in Egypten, in's Deutſche übertragen von Robert (Berlin 1813) hat gleichfalls viel Verdienſt. — Weit mehr poetiſches aber hat Lord Byrons Kain. Beſonders tragiſch iſt der Charakter der Eva. Nur Schade, daß das Stück ſich nicht aufführen läßt. — Klopſtock's David und ſein Salomon machen auf der Bühne keinen Effekt. Sein Tod Adams läßt ſich nicht darſtellen. Krummachers Johannes der Täufer hat treffliche Scenen. Deßgleichen Roberts Jephta, ein Seitenſtück zu des Euripides Iphigenia, nicht in Hinſicht der Behandlung, aber in Hinſicht der Handlung. Schon G. Buchanan ſchrieb eine Jephta. Paris 1557. 4.

---

*) Schon in den fränkiſchen Kapitularien (*Baluz.* I. 906) heißt es: Si quis ex Scenicis vestem sacerdotalem aut monasticam, vel mulieris religiosæ, vel qualicunque ecclesiastico statui similem indutus fuerit, corporali pœna subsistat et exilio tradatur.

**) Vergl. Klingemann Kunſt und Natur. I. 151.

mehr im Stande, die Kirche herabzuſetzen und ihr immer mehr die Würde, die Liebe, Verehrung und Theilnehmung zu entziehen, als wenn man ihre Gebräuche und Ceremonien, die ihre hohen Myſterien andeuten, auf die Schaubühne überträgt, wo Täuſchung an die Stelle der Wahrheit tritt.*) — Alle Poeſie des Chriſten iſt geheimnißvoll; ſie hat weſentlich den Charakter einer wehmüthigen Sehnſucht, indem die Seele, gleichſam unter den Trauerweiden der Verbannung in ein Land des Kampfes, der Entbehrung und der Leiden, ihr Verlangen nach der entfernten, ihr fremd gewordenen Heimath ausathmet.**) Dies iſt auch der Charakter einer ächt chriſtlichen Tragödie. Da die Trauer und die Sehnſucht, die ihn bilden, aus dem ewig klaren Quell der Liebe ſtrömen, ſo ermangeln ſie auch ſelbſt nie der Klarheit und löſen ſich mit Demuth und Milde, Ahnung und Hoffnung in einen Frieden auf, wie ihn die Welt nicht gibt. — Zwar ſind verſchiedene bibliſche Scenen von dem Gebiet der Epopee und der bildenden Künſte nicht ausgeſchloſſen, die aber die Bühne nicht duldet. Was indeſſen die ſittliche Grazie und die holde Schaam verletzt, ſollte vom Theater eben ſo ſehr, als von den Werken der bildenden Kunſt verbannt ſeyn. Hierin befinden ſich beide auf Einer Linie. So iſt die Scene des betrunkenen Noah mit ſeinen Söhnen, des Loth mit ſeinen Töchtern, der Suſanna mit den alten Verführern, der Betſabé mit David für keine der ſchönen Künſte geziemend. Aber eine Menge höchſt rührender und erhebender Auftritte aus der Bibel könnten, zweckmäßig dramatiſirt, einen Effekt hervorbringen, der der Moral und dem frommen Sinn gleich ſehr förderlich wäre. Oder warum ſollte nicht auch die Bühne dazu dienen, für das Herrlichſte und Menſchlichſte, das der Menſch hat, für ſeine Religion zu begeiſtern? Warum ſollte nicht auch ſie ein Herold der Gottheit ſeyn? Warum ſie nicht auch mithelfen, den Eindruck der Anſtalten der Gottesverehrung zu verſtärken und fortzuſetzen? —

---

*) Stäudlin a. a. O. S. 37.

**) A. W. Schlegel. Ueber dramatiſche Kunſt. I. B.

Allerdings ein Mißbrauch des religiöſen Gefühls und eine große ſchädliche Verirrung unſerer neueſten tragiſchen Bühne iſt die Wiedereinführung eines unabwendbaren Schickſals oder Verhängniſſes unter mancherlei Geſtalten. Wohl die gräßlichſte iſt die des Fluchs (nach Schillers Braut von Meſſina durch Müllner, Zacharias Werner*) u. A.), der nur durch Blut und durch den Tod derjenigen, die er traf, geſühnt werde, den aber in gewiſſen Umſtänden der Selbſtmord ſühne. Das Chriſtenthum feiert am Fuße des Kreuzes, im Lichte des Glaubens den Triumph der menſchlichen Freiheit; die Götterlehre der Alten ſetzt des Menſchen Würde in die Anerkennung des Triumphs des unabwendbaren Verhängniſſes. Dies bezeichnet den weſentlichen Unterſchied im Charakter einer chriſtlichen und der altgriechiſchen Tragödie. — Um mich nicht ſelbſt abzuſchreiben, verweiſe ich auf meine Abhandlungen darüber, die dem zweiten Theil meines Volkslebens zu Athen (Zürich, bei Orell und Füßli, 1823) angehängt ſind. Daß jedoch mit der Idee der Alten vom Schickſal oder Verhängniß die ewige Gerechtigkeit, welche ſie als Nemeſis verehrten, eben ſo wenig zu verwechſeln ſey, als mit dem, was der Chriſt in noch reinerer und umfaſſenderer Bedeutung unter der Vorſehung verſteht, wurde auch dort ſchon bemerkt. Die Seele des Trauerſpiels ſollte dies ausmachen. Seine Aufgabe iſt es, die höchſte göttliche Kraft in menſchlich freien Weſen im ernſten, beſonnenen Kampfe mit den Leidenſchaften, den Irrthümern und dem Mißgeſchick und im ſcheinbaren, unbeabſichtigten Kampfe mit der ewigen Weltordnung, zugleich aber ſtets die Uebermacht der letztern darzuſtellen. Eben dies verleiht der Tugend die höchſte Würde und den höchſten Reiz, daß die ſcheinbare Disharmonie zwiſchen der ſittlichen und phyſiſchen Welt vor dem geiſtigen Auge des Beobachters gelöst wird, indem eine unſichtbare Macht des Menſchen ſicherſte Hoffnungen zernichtet, und ihn vom höchſten Gipfel vermeinten Glücks herabwirft, ſeinen Stolz demüthigt und ſeine Freude plötzlich in Trauer verwandelt, die Tugend aber aus der Dunkelheit der Verfolgung und Verachtung in ſiegreichem Glanze hervorgeht, oder wenn der Verbrecher, nachdem er lange dem Abgrund ausgewichen, gerade dann hineinſtürzt, da er ſein Ziel gegen alle Gewitter geborgen wähnt. Doch braucht die Tugend ihren Sieg auf dem Theater nicht immer ſo zu feiern, daß er Allen in die Augen falle; genug, wenn es in der theilnehmenden Seele aller Zuſchauer, auch bei dem glücklichſten Erfolg des Verbrechens, widertönt: die verfolgte, die unterdrückte Tugend ſey ſiegreich, ſey triumphirend. Nichts erhebt mächtiger das Herz, als wenn wir ſehen, wie ſittliche Größe und Kraft über Unglück, Verfolgung und Elend ſich erhebt. „Nicht alſo glücklichen Erfolg knüpfe das Schauſpiel immer an Pflichttreue, nicht immer an pflichtwidrige Handlung traurige Folgen. Aber immer zeige es die erſtere in ſchönem, die letztere in häßlichem Lichte. Immer erſcheine der mit widrigem Schickſal kämpfende und ihm erliegende Rechtſchaffene ſo, daß der Zuſchauer ihn ehre, und ſich ihm ähnlich wünſche, der Schuldbare hingegen auch in der glücklichſten Lage, auch bei dem beſten Erfolg ſo, daß der Zuſchauer entweder mit Abſcheu oder mit Mitleid ſein Benehmen für verwerflich erkenne.“*) — Wenn aber Müllner**) die Einführung des Schickſals auf die Bühne in ſo fern zu rechtfertigen ſucht, als ſie zugleich die überſinnliche Nothwendigkeit und die ſittliche Freiheit in ihrem wechſelnden oder gleichzeitigen Einfluß auf die menſchlichen Handlungen darſtellt, ſo iſt es, abgeſehen davon, daß er ſelbſt in ſeiner Schuld nicht dabei ſtehen geblieben, einleuchtend, daß dadurch das wahre Verhältniß zwiſchen der menſchlichen Freiheit und der ewigen Weltordnung nicht mit Klarheit ausgeſprochen ſey. Zwiſchen dem freien Willen des Einzelnen und der unwandelbaren Ordnung des Weltalls findet kein ſolcher Widerſtreit ſtatt, daß erſterer jemals durch dieſe unterdrückt werde. Die Weltordnung folgt allerdings unverrückt dem Geſetze der Gerechtigkeit. Sie umfaßt aber ſtets das Ganze, ohne die freiwilligen Abirrungen der Einzelnen vom Recht durch Zwang zu hindern. — Sie begnügt ſich, dieſelben durch Warnungen, durch Zeichen, durch das Abſchreckende der Folgen einer verkehrten Sinnesart von Freveln zurückzuhalten. — Die Mißlaute des Weltgangs löſen ſich in eine höhere Harmonie auf, welche wir fühlen, aber nicht begreifen. Die Aufgabe der tragiſchen Dichtung iſt es, die Zuſchauer auf eine ſolche Höhe des

---

*) In ſ. 24ten Februar. Das Kreuz an der Oſtſee, und die Söhne des Thales ſind Werners beſte Dramen, auch in ſittlicher Hinſicht.

---

*) Schröder Ueber den Einfluß des Schauſpiels. S. 18.

**) Vermiſchte Schriften. Stuttgart 1824. I. 225 ꝛc.

Gefühls zu erheben, ihren Schmerz zu läutern und zu verſöhnen, und ſie mit dem Troſt frommer Ergebung zu entlaſſen.*) Allein ganz entgegengeſetzt iſt die Wirkung, wenn das Drama die ewige Weltordnung in ein Zerrbild grenzenloſer Willkühr verwandelt oder in ein Geſpenſt, das tückiſch in die Netze des Böſen lockt und dann grinſend zum Untergang des Verſtrickten lacht. Die Sache näher beſehen, dürfte freilich der, im neuern Drama wieder eingeführte Gebrauch des Fatums vielfältig auf Rechnung der Verlegenheit des Dichters kommen, den Knoten, den er geſchürzt hat, zu löſen. Auf natürliche Art will es nicht gehen; alſo muß das Fatum einen Theaterſtreich thun, mag es auch der Kunſt und der Moral zugleich das Leben koſten.

Eine Folge der falſchen Empfindelei und der wieder aufgeweckten Schickſalsidee, die unſer Theater in neueſten Zeiten beherrſchten, war der öftere Gebrauch, den die tragiſchen Dichter vom

---

*) Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift. Baſel 1823. III. 97. *F. Ancillon* Melange de littérature et de philos. Paris 1809. I. 197.

Selbſtmord machten, um den Knoten der tragiſchen Verwickelung zu löſen. Wie ſehr dadurch die Moralität in ihrem Grund erſchüttert werde, bedarf wohl keines Beweiſes.*)

Das *Lächerliche*, welches unſere Bühne über die Thorheiten und Laſter ſo reichlich ausgießt, ſollte es auch nicht Viele, wie *Diderot* meint, vor dem Irrenhaus bewahren, kann doch allerdings einer ſchädlichen Anſteckung wehren, wenn es nur nicht in eine ausgelaſſene Verſpottung ausſchweift, welche die äuſſerlichen Sonderbarkeiten, die nur zu oft die ſtrengſte Tugend und Rechtſchaffenheit begleiten, mit dem eigentlich Böſen vermengt und dem Hohngelächter preis gibt, und ſo die Achtung für das Heilige und Ehrwürdige auslöſcht oder verſcheucht. Auch im wirklichen Leben erſcheint oft die Sünde in einer lieblichen, die Tugend in einer nichts weniger als anziehenden Geſtalt. Wie leicht kann

---

*) „Seinem Leben ein Ende machen, nachdem man es auf alle Weiſe verworren hat, wird faſt für eine Klugheit; zu ſterben, um der Schande zu entgehen, faſt für eine Ehre gehalten." *Heinroth*. Ueber die Wahrheit. Leipzig 1824. S. 26.

nun dieſer Gegenſatz, auf der Bühne in's Licht geſtellt, auf Koſten der Tugend Lachen erregen! Gleiches gilt von den lächerlichen Rollen, welche nur zu oft Väter, Vormünder, Pädagogen ſpielen. Wenn bei ihrer Darſtellung auf der Bühne nicht klar die Abſicht durchſcheint, dieſe Perſonen, die der Jugend ehrwürdig ſeyn ſollen, zu verbeſſern, wie leicht wird ſie nicht das Gefühl dieſer Ehrwürdigkeit unheilbar verwunden! Es fodert mithin viel ſittliches Zartgefühl, um hier, wo mehrentheils jede ſichtbare Schranke verſchwindet, die rechte Linie nie zu überſchreiten, und ſtets zu beachten, was die Vernunft billigt und die ehrwürdige Sitte zuläßt oder verwirft, um nicht dem Gemeinen und Niedrigen in der menſchlichen Natur Luft zu machen. So iſt es ein Vergehen, das Unglück zu verſpotten, geſchäh' es auch mit noch ſo gefälligem Witz, und nur zum Scherze. Auch gibt es Vorurtheile und Gebräuche, die blos deswegen Schonung verdienen, weil ſie mit Tugenden und heiligen Ideen verwandt ſind, die durch Zerſtörung der erſten verletzt würden. — Beruhen doch die Tugend, die gute wackere Sitte, der Glaube und die Freudigkeit der Volker auf Ueberlieferungen und Gewohnheiten. — Am ungefährlichſten iſt die Hervorhebung des Lächerlichen an den Thorheiten, Albernheiten und ſeltſamen Widerſprüchen, denen bald eine Laune der Mode, bald der flüchtige Geiſt des Augenblicks in der überverfeinerten Welt unter mancherlei Verlarvungen Eingang und ein gewiſſes Anſehen verſchafft. Gegen dieſe Tagsgeſchöpfe der Geſellſchaft kann die komiſche Bühne mit beſſerm Erfolg als jede andere Art der Dichtung oder Belehrung zu Felde ziehen.

Die Verbannung der aus dem Stegreif geſpielten Fratzenſtücke iſt ein Verdienſt der neueſten Zeit.*) Hier ergoß ſich oft der roheſte Pöbelwitz, um lautes Gelächter zu erregen, ſchamlos in unzüchtigen Reden und Anſpielungen, und trug nicht wenig bei, unter dem gemeinen Volke die ſittliche Veredlung aufzuhalten. Möchte ihr Loos endlich auch die wandernden Marionetten-Bühnen treffen, die mit der gleichen Mackel der Unſittlichkeit befleckt ſind!

Auch jede Verzerrung und Uebertreibung

---

*) V. Sonnenfels Handbuch der innern Staatsverwaltung. Wien 1798. I. §. 128.

in der Darſtellung der Charaktere zerſtört die ſittliche Harmonie des Drama's, und verwundet das beſſere Gefühl der Zuſchauer. Der Menſch an der äußerſten Grenze des Unglücks kann wohl zuweilen auf dem Theater einen ſehr heilſamen Eindruck machen. Aber die äuſſerſte Verruchtheit ſollte vielleicht nie in ihrer ganzen furchtbaren Wahrheit auf die Bühne gebracht werden.*) Das Ungeheure in der Verdorbenheit wird hier beſſer nur erzählt oder angedeutet, oder doch in einem etwas mildern Lichte dargeſtellt, als in vollem Lichte lebendig in Handlung geſetzt. Wer entſetzt ſich nicht vor Seneka's Medea oder vor ſeinem Atreus und Thieſt? Wen erfüllt nicht tiefes Grauen vor des Corneille Rodogune, oder Voltaire's Mahomed? Wer wendet nicht mit Abſcheu ſich weg von des Martelli Tullia,**) die ſich ſichtbar freut, ihren Wagen über den

---

*) Im neueſten Theater iſt ein auffallendes Beiſpiel eines ſolchen Ungeheuers, der Richter Cook in der Parthenenwuth von Ziegler. Er erregt Schauder, Abſcheu und Entſetzen.

**) S. *Ginguene* Histoire littéraire d'Italie. VI. ch. 20. p. 62 etc.

Leichnam ihres auf ihr Geheiß ermordeten Vaters hinrollen zu laſſen? *) — Nichts Aehnlichem begegnet man auf der griechiſchen Bühne. Selbſt bei Aeſchylus, in deſſen Trauerſpielen das Entſetzen mit dem Haupt bis in den Himmel einherſchreitet, wird die Erſchütterung in gewiſſen Grenzen gehalten. Seine Gemälde ſollten ſchauderhaft, aber nicht grauſenhaft und gräuelvoll ſeyn. **) Das Trauerſpiel aller gebildeten Völker, beſonders aus der erſten Zeit ihres literäriſchen Aufſchwungs führt aber eine Menge moraliſcher Ungeheuer auf die Bühne. Es iſt, als ob manche Tragöden gerade die abſcheulichſten Gräuelthaten, die die Geſchichte uns überliefert, gefliſſentlich ausgewählt hätten, wahrſcheinlich in der Hoffnung des leichtern Gelingens in der Darſtellung und des Hervorbringens eines ſtarken Effekts. Sie bedachten aber nicht, daß dadurch das Gefühl abgeſtumpft werde. Auch erſcheint unnütze Bos-

---

*) Treffend ſagt Horaz (Epiſtel an die Piſonen 185 ꝛc.):
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in Anguem!

**) Barthelemy's Reiſen des j. Anacharſis.

heit, die im wirklichen Leben den höchſten Grad von Abſcheu erregt, auf der Bühne abgeſchmackt, weil man nicht daran glaubt. Es fehlt ihr die Wahrſcheinlichkeit.*) Freilich noch ſchlimmer iſt es, wird durch erhöhten Glanz eines großen Verſtandes, einer großen Kühnheit das Verdienſt der beſcheidenen Tugend in Schatten gerückt, wird das gewaltige Verbrechen mit einem täuſchend gefälligen Aeuſſern überfirnißt, wird die Bosheit mit falſchem Schimmer von Seelengröße, die Unſittlichkeit mit empfindſamer Heuchelei bekleidet.**) Beiſpiele davon ſind jetzt auf unſerer Bühne nicht ſelten.

Die Naturaliſten haben ſich auf der andern Seite mehrmal darüber aufgehalten, daß auf der tragiſchen Bühne der Unterdrückte dem Tyrann ungeſcheut die ſtärkſten Wahrheiten in's Geſicht ſage. Allein man hat Unrecht, wenn man dies als gegen die Wahrſcheinlichkeit ſtreitend verwirft. Denn auf der tragiſchen Bühne müſſen alle

---

*) Charaktere der vornehmſten Dichter. B. V. St. 1. S. 50.

**) Vergl. A. W. Schlegel. Ueber dramatiſche Kunſt. II. 2. S. 67.

Charaktere, mithin auch der einer edeln Freimüthigkeit idealiſirt ſeyn, und gleichſam im höhern Style über das Gewöhnliche ſich erheben. Zur Ehre der Menſchheit geſchieht hierin wahrſcheinlich Manches, was im gemeinen Leben nicht wahrſcheinlich iſt.*)

Nichts wirkt ſtärker auf die Phantaſie, als Ueberraſchung. Die Dramatiker verdienen wegen der ſorgfältigen Anwendung dieſes Mittels Effekt zu machen, Lob; höchſt tadelhaft aber iſt ſein Mißbrauch, wenn Alles, was der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit am grellſten widerſpricht, wenn das Abentheuerlichſte, wenn alle finſtere Mächte zu Hülfe gerufen werden, um ein beſtändiges Staunen zu erregen, um Sinne und Geiſt zu betäuben.

Um Effekt zu machen, ſcheut ſich unſere Bühne mitunter auch nicht, dem Aberglauben Nahrung zu geben. Welch einen widerlichen Gegenſatz bildet das ſehr materielle Erſcheinen von Geſpenſtern, von Geiſtern der Abgeſchiedenen in mehrern unſerer neueſten Dramen (z. B. dem

---

*) Ariſtoteles Dichtkunſt. K. 18.

Schutzgeiſt von Kotzebue, der Ahnfrau von Grillparzer) mit den Anſprüchen unſers Zeitalters auf hohe Vernunftbildung, Abſtreifung von Wahnbegriſſen, helle Einſichten im Gebiete der Natur! Wohl nichts iſt geeigneter, dem ſo höchſt ſchädlichen Aberglauben, dieſer tauſendköpfigen Hyder, die ohnehin in den Verkehrtheiten des menſchlichen Herzens ſo viele Säugammen und Schutzpatrone findet, neue Stärke und neuen Kredit zu verleihen. Wenn in einigen Stücken von Shakſpeare die Hexen und Geiſter ihr Weſen treiben; ſo läßt es ſich wohl beſſer ſchon aus dem Kulturgrade ſeines Zeitalters erklären; aber es iſt auch meiſt ganz augenſcheinlich, daß es dem brittiſchen Tragiker damit kein Ernſt ſey, daß er jene unholden Phantaſiegebilde nur als erfundene, ſimboliſche Weſen zur Maſchinerie des Stücks, (beſonders zur Veranſchaulichung der geheimen Verhandlungen des Gewiſſens),*) gebrauche, daß er ſie nur als ſolche auftreten laſſe.

Wie nachtheilig muß es aber nicht auf die ſittlich-religiöſe Sinnesart eines Volkes wirken, wenn die Wunderſucht in ihm genährt wird? Wer thut dies aber mehr, als unſere neueſte Bühne?

---

*) Z. B. im Makbeth.

Etwas Auſſerordentliches in ein Drama zu bringen, hält nicht ſchwer; aber es muß ihm ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit gegeben werden, ſonſt geht ſelbſt der Effekt verloren. Es erfolgt höchſtens ein ungläubiges dumpfes Staunen, aber weder Bewunderung noch Entzücken. Auf der Bühne muß, wie in der Geſchichte, alles motivirt und einigermaſſen vorbereitet werden, um einen ſtarken bleibenden Eindruck zu machen. Das Wunderbare für ſich allein kann die Aufmerkſamkeit und Theilnahme nie dauernd feſſeln.

Pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet.

Die Sage von Doctor Fauſt iſt mehrmal*)

---

*) Von Maler Müller, von Klinger und Andern; aber wenig befriedigend. Ueber Müllers und Klingers Fauſt enthält Treffendes Franz Horn: Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. Berlin 1824. III. 305 und 312. Jetzt, heißt es, wollen Maria v. Weber und Roſſini ſich für die Oper auch an dem Fauſt verſuchen. Ueber Klingemanns Fauſt, für die

für die Bühne bearbeitet worden. Sie iſt aber für ſie weniger geeignet, als für das dialogiſirte und erzählende Lehrgedicht. An Schauerlichem iſt die Sage allerdings reich. Aber was ſoll der Teufel auf der Bühne? — Von Göthe's Fauſt kann hier nur in ſo ferne die Rede ſeyn, als der Geiſt dieſes alle Schranken kühn überfliegenden Drama's auf manche Werke, die die Bühne betreten, Einfluß erhielt. Geiſt und Herz allen Lockungen zur Verirrung und zum Böſen blosgeſtellt und ihnen unterliegend, dies iſt der Gegenſtand des Stücks. Alles, was darin vorgeht, entſteigt dem Abgrund der finſtern Mächte. Mephiſtopheles (das böſe Prinzip) herrſcht darin mit Allgewalt. Die Züge ſataniſcher Virtuoſität und menſchlicher Schwäche ſind mit Witz und Scharfſinn meiſterhaft gezeichnet, und neben einander geſtellt. Aber dies iſt auch Alles. Von einer Erhebung des guten Prinzips über das böſe, von der beſſern, höhern Kraft im Menſchen, von der Macht ſeines Willens, von ſeiner Verwandſchaft mit Gott zeigen ſich nur zuweilen leiſe

---

Bühne bearbeitet, leſe man ihn ſelbſt in Kunſt und Natur. 1819. I. 23 fg.

Spuren; aber gleich werden ſie wieder verwiſcht. Daher ſchreibt eine geiſtreiche Frau: *) „Die ganze Schöpfung erſcheint hier als ein ſchlechtes Werk, zu deſſen Zenſor der Teufel ſich aufwirft.“ Uebrigens ſind die Erbärmlichkeiten der Zeitgenoſſen darin mit treuer Wahrheit abgeſpiegelt. Schade, daß das Gute, Wahre und Rechte darin nirgend mit wahrem Ernſt in Schutz genommen wird! Indeſſen wird der tiefer Forſchende im Fauſt eine Beſtätigung finden, daß alles Wiſſen und alle Kultur bei völligem Mangel an Demuth und Glauben zu nichts führe, als allen Täuſchungen des Geiſtes der Lüge zu überliefern. — Wird Beaumarchai's Hochzeit des Figaro als Seitenſtück zu Göthe's Fauſt betrachtet; ſo muß freilich dieſer auch in ſittlicher Hinſicht ſehr gewinnen. Selbſt in der Heimath der Frivolität, die bis zur ruchloſen, abgefeimten, alles Heilige und Edle kalt verhöhnenden Schlechtigkeit ausartet, iſt Nichts erſchienen, das dieſe arge, gleißende Verruchtheit mit ſo leichtem Witz ſieg-

---

*) *Mad. de Staël-Holstein* de l'Allemagne T. I. ch. 23. p. 67.

reich über die Pedanterie der Tugend und Ehrlichkeit dargeſtellt hat. In Göthe's Fauſt wird mehr die ernſte Tiefe, in Beaumarchai's Figaro die gefällig heitere Auſſenſeite der äuſſerſten Verdorbenheit zur klaren lebendigen Anſchauung gebracht.

Doch auf den ſittlichen Verderb unſers Theaters hat wohl nichts ſo ſtark und durchgreifend eingewirkt, als der Einfluß der ſo gewaltig in der modernen Kultur waltenden Romantik. In Spanien und Italien wurden den Schauſpielen großentheils Novellen zum Grunde gelegt; die beliebteſte Dichtung bei den ſüdlichen Völkern, die keine angenehmere Zeitverkürzung kannten und kennen als die behagliche Erzählung, welcher Geſchichte und Sage den Stoff leihen, deren Verzierung aber der Phantaſie freigegeben iſt. Dieſe Novellen, worin die Sitten der Zeit oft nur zu getreu nach der Natur und mit vielſeitiger Verletzung des ſittlichen Zartgefühls geſchildert ſind, haben zwar hierin Aehnlichkeit mit unſern Romanen. Aber es finden ſich darin doch mehr Spuren belehrenden Ernſtes; edle und heroiſche Züge werden darin hervorgehoben; der Witz züchtigt die Thorheit und Unſittlichkeit mit friſcher und freier Laune. In manchen ſpätern Erzählungen, reich an Abentheuern der Liebe und des Rittergeiſtes bemerkt man das Beſtreben, mittelſt der Geſchlechtsneigung den kriegeriſchen Muth und die Ruhmbegierde zu rühren, und dem geſelligen Umgang in den höhern Reihen der Geſellſchaft mehr Feinheit und Glanz zu geben. Die Tapferkeit des Mannes fodert hier das Weib zur Sittigkeit auf, und die Liebe des Weibes ſpornt jenen zur Ausdauer auf der Bahn des Heldenmuths.*) Mitunter hebt eine Tinte religiöſer Schwärmerei den Reiz der Darſtellung. Doch nur zu bald haben eine jetzt feinere, jetzt gröbere Lüſternheit und eine künſtliche, ſchale und alberne Ziererei dieſe Art von Dichtungen ihres beſſern Geiſtes beraubt. Unſere neue Romantik iſt mehr weichlich als heldenartig, mehr Träumerei als Erzählung, mehr Malerei des Gefühls als Spiel des Witzes. Sie iſt für die erwachſene Jugend eben ſo Phantaſie- und Seelenverwüſtend, als für die Kinderwelt ſolche Zaubermährchen, wie die von tauſend und einer Nacht.**) Nach

---

*) Ramdohrs Venus-Urania. Thl. III. Abth. 2. S. 1[illegible].

**) Deren Urſprung bei den Indiern, Perſern und Arabern dieſer Romantik nun hat ſich unſere neueſte Dramaturgie gebildet. Sehr natürlich! Iſt doch die Bildung der Meiſten, die das Schauſpielhaus beſuchen, größtentheils das Ergebniß der in allen Klaſſen verbreiteten Romanenleſerei. Die neuern dramatiſchen Dichter konnten es ſich unmöglich bequemer machen, als indem ſie die Romane in Schau- und Trauerſpiele traveſtirten. Daher jetzt die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden in Phiſiognomie und Geberdung, Richtung und Zweck. Die Bühnenſtücke und Romane bilden jetzt nur Eine Familie.*) Deshalb iſt in der ſittlichen Würdigung unſerer Romanen-Literatur auch die der dramatiſchen enthalten. Nur ſind die Eindrücke des Drama's noch ſtärker und einnehmender, weil es nicht nur die Phantaſie erregt, ſondern auch den Sinnen ſelbſt reichliche Koſt darbietet. Was die Verkehrtheit der Neigungen, die Verſtimmung des reinen Gefühls, die falſche Sentimentalität, die Verweichlichung des Charak-

---

zu ſuchen iſt. S. die neueſte Ausgabe von Joſ. v. Hammer. Stuttgart 1823 III. B.

*) Manche Romane ſind auch wirklich theatraliſch genug.

ters betrifft; ſo geben die Dramen den Romanen wenigſt nichts nach. Beide ſind ein nur zu treuer Spiegel der herrſchenden, theils offenen, theils ſchleichenden und heuchelnden Schlechtigkeit in der Denkart und den Sitten. Und blickt ein Affe in den Spiegel, ſagt **Lichtenberg**, ſo kann kein Apoſtel herausſchauen. Aber eine häßliche Perſon findet manchmal ihr Geſicht nichts weniger als häßlich. Der verfeinerte, alles beherrſchende **Geſchlechtstrieb** iſt jetzt die Seele der Schauſpiele wie der Romane, und ihre Helden ſind mehr leidend, als kräftig handelnd, mehr empfindelnd, ſophiſtiſch klügelnd, nachgebend, als muthig kämpfend. Zahlloſe Schaaren ſolcher Dichtungen ſind nichts weiter, als mehr oder minder getreue Gemälde der verderblichen, den innern Frieden und das häusliche Glück zerſtörenden Richtungen und Ausſchweifungen jenes Triebes. Seine Ausſchweifungen werden aber auf mancherlei Weiſe, im Namen bald der Natur, bald der Vernunft ſophiſtiſch beſchönigt und entſchuldigt, obgleich Natur und Vernunft dem Geſchlechtstrieb, damit er zur Beglückung und Veredlung der Menſchen diene, eine ſehr ſtille und eingezogene Sphäre, die der Häuslichkeit anweiſen. Wie wenige Romane machen hierin eine erfreuliche Ausnahme!*) In Vielen wird mit der Schwärmerei der Liebe noch manche andere angefacht und gefördert. Die Schau- und Luſtſpiele, ſelbſt Tragödien folgen dankbar und nacheifernd dieſem tiefen Geleis. Kein Wunder, daß ſie einer Menge empfänglicher Naturen begegnen, denen ſie beliebte Weide ſind, wenn ſie gleich oft in eckler Eintönigkeit ſich wiederholen. So lange der auf ſolcher Grundlage geſtiftete Bund zwiſchen Dramaturgie und Romantik beſteht, gehört eine in ſittlicher Hinſicht heilſame Reform unſerer Schaubühne zu den frommen Wünſchen, die erfolglos in den Blättern der Bücher verwehen.

Alt und oft widerlegt, aber ſtets erneuert iſt die Entſchuldigung der unſittlichen Reden und Schilderungen in den Schauſpielen: ſie hätten blos zur Abſicht, den Spiegel des herrſchenden

---

*) Romane, wie die von Cervantes, Hippel und Jean Paul ſind eigentliche Gegengifte gegen die gewöhnlichen Romane. Wen mag es aber befremden, wenn die Romane, ſeit ſie jährlich zu Hunderten wie Pilze hervorſchießen, gehaltleer, oft auch formlos ſind, ein Spiel um Nichts und zu Nichts?

Lebens vorzuhalten, ohne es zu billigen; die Nutzanwendung ſey dem Zuſchauer heimgeſtellt. Allein, wie Viele ſind im Stand, eine heilſame Nutzanwendung daraus zu ziehen? Werden nicht bei weitem die Meiſten wie die argloſen Vögel an den lockenden Leimruthen hängen bleiben, die das Schauſpiel ihnen vorhält?

In großen Städten, wo das Sittenverderbniß einen hohen Grad erreicht hat, muß man freilich die Schaubühne, auch wie ſie jetzt beſtellt iſt, noch zu den minder ſchädlichen Vergnügungen zählen, womit die müßige Zeit von Vielen ausgefüllt wird, denen der häusliche Kreis eine traurige Einöde iſt, und in denen der Gedanke an ſinnlichen, ſtets erneuten Lebensgenuß alle andern beherrſcht. Aber in den kleinern Städten, an weniger bevölkerten Orten, wo der Reichthum und die Begierden noch gemäſſigt ſind, wo die Werktage der Arbeit und die Feſttage der Religion geweiht werden, wo noch Geſchmack für häusliche Freuden obwaltet, und wo von Allen über Jeden und von Jedem über Alle eine Sittenzenſur ausgeübt wird, iſt das Theater nicht nur entbehrlich, ſondern deſſen Einführung kann hier leicht eine verderbliche Revolution in den Sitten hervorbringen. Dieſe wird unausweichlich, wenn die ſogenannte Theaterwuth einreißt, wenn man der Menge theatraliſcher Vorſtellungen nimmer ſatt werden kann, und wenn zugleich keine ſorgſame Auswahl der Stücke Statt findet. Schon die Glieder der herumziehenden Geſellſchaften, die ſich Kinder der Thalie und Melpomene nennen, ſind mehrentheils Perſonen, deren ſittlicher Charakter keine Achtung einflößt, die aber nicht ſelten auf und auſſer der Bühne alle Triebfedern der Verführung in's Spiel zu ſetzen ſich bemühen. Sodann zerrüttet aber auch eine heftige Vergnügungsſucht in kleinern Städten alle häuslichen Verhältniſſe, und die verführeriſchen Reizungen zum Böſen, wie die Bühne ſie heut zu Tag ſo verſchwenderiſch darbietet, machen auf die einfachen Gemüther kleiner Orte tiefern Eindruck, als in den verwöhnten Hauptſtädten, und dieſer Eindruck wird dort weniger durch andere Dinge verwiſcht, wohl aber von der minder zerſtreuten Phantaſie lebhafter verarbeitet.*) Auch wird das anſteckende

---

*) Vergl. *J. J. Rousseau* Oeuvres complètes. Mélanges. Deuxpont 1782. III. p. 119 ſq.

Zehrfieber der Hausſcheu durch die Bühne nicht geheilt, ſondern beſtändig genährt.

Für die, die im Beſitze der Kenntniß des Guten und Böſen ſind, kann Beides ohne weitere Gefahr in mancherlei wahren Geſtalten gezeigt werden; ja es kann dies ſogar heilſam ſeyn, um vor dem Böſen zu warnen und abzuſchrecken, zu dem Guten aber zu ermuntern und dafür zu begeiſtern. Aber wenn die Bühne die Kenntniß des Böſen zuerſt beibringt, wird ſie meiſt eine gefährliche Verführerin. — Selbſt wegen dem Verderb der Kunſt iſt es beklagenswerth, daß es ſo vielen Buden, die in Städtchen und Flecken mit Thaliens Namen ſich ſchmücken, vergönnt wird, die eigentlichen Tempel dieſer Muſe zu entehren.*)

Zu Paris, London, Wien, Berlin mag die Bühne durch ihre Darſtellungen ohne Schaden, ja zu heilſamer Abmahnung die Einwohner erinnern, daß gewiſſe Thorheiten und Laſter unter ihnen im Schwunge ſind. In den Provinzialſtädten machen die nämlichen Darſtellungen kund: ſie ſeyen in der Hauptſtadt Mode geworden; für wie Manche ein Aufruf zur Nachahmung!

---

*) Beiträge zur deutſch. Schaubühne von Aug. Klingemann. Braunſchweig 1824 S. 127.

Bei den Griechen war die Aufführung von Schauſpielen keine Alltagsſache. Sie geſchah ſelten. Aber dann wurde Vieles darauf verwendet. Es war eine Art religiöſer Feierlichkeit im größern Styl, an der Jedermann Theil nehmen wollte, und zu Athen wurde dieſe den Armen ſogar durch Austheilung von zwei Obolen an Jeden, um ſeinen Platz zu bezahlen und ſeine ſonſtigen Bedürfniſſe zu beſtreiten, erleichtert. Große Dramen wurden nur an gewiſſen den Göttern geweihten Feſten gegeben. Kein Stück kam auf die Bühne, das nicht im Wettſtreit der dramatiſchen Dichter den Kranz erhalten hatte. Die Jahre, wann die Meiſterwerke der großen Tragiker zum erſtenmal auf die Bühne kamen, machten Epoche. Wie anders bei uns! Man verlangt beinah alle Tag eine andere Vorſtellung. Wie kann da ein großer und tiefer Eindruck haften? Mit welcher Leichtigkeit erhalten aber jetzt auch die werthloſeſten Stücke den Zutritt auf unſere erſten Bühnen! —

Die tauſendfachen, ſtets neuen Leiſtungen, welche die heutige Liebhaberei für die Schaubühne ſodert, überſteigt das Kraftmaaß und die Schranken der dramatiſchen Dichtung, und ſchon dies führt ihre Ausartung herbei. Wozu mußte ſie nicht ſchon ihre Zuflucht nehmen, was mußte ſie nicht ſchon in ihr Gebieth einſchwärzen, um die nimmerſatte Neugierde des Publikums einigermaſſen zufriedenzuſtellen! Da übrigens Nichts dem Haufen neuer ſcheint, als was ſchon vor hundert Jahren verbraucht und veraltert war, iſt es ein Wunder, wenn wir die Mißgeburten der Vorzeit auf unſern Theatern ſich erneuern ſehen? — Der Schaden, den das Zubringen eines bedeutenden Theils des Lebens im Theater der Arbeitsliebe und dem häuslichen Wohle bringt, iſt ſchwer zu berechnen. Doch mag dadurch der Wunſch eines Schutzredners deſſelben*) verwirklicht werden, daß wir Alle Komödianten würden; ein Wunſch, der übrigens in der großen Welt ſo ziemlich in Erfüllung geht, ohne daß es dazu einer beſondern Aufmunterung durch die dramatiſche Kunſt bedürfte.

---

*) Le Mimographe ou idée d'une honnête femme pour la reforme du Théâtre national. Amsterd. 1770. p. 139 etc.

Für uns iſt hier die Hauptfrage: welchen ſittlichen Einfluß hat das dem jetzigen romantiſchen Geſchmack huldigende Theater? Iſt er veredelnd, oder dem Verderbniß der Sitten, worüber ſo allgemein geklagt wird, dienſtbar? — Dieſe Frage iſt wohl für jeden Unbefangenen in dem Geſagten bereits beantwortet. Allen denen, deren Geiſt und Herz mit Romanen aufgefüttert worden, gibt die Bühne nichts Neues mehr; mächtig beſtärkt und unterhält ſie aber die Neigungen und Leidenſchaften, welche die Romane zu wecken und zu entzünden pflegen. Nur für diejenigen, die mit dergleichen Dichtungen unbekannt ſind, hat unſere Bühne den Reiz der Neuheit, der dann um ſo tiefer in die Herzen ſich ſenkt, als einerſeits die Scenen, die ſich hier vergegenwärtigen, mit den Lehren und Mahnungen der Schule und Kirche und den Sitten ehrbarer Familien ſeltſam kontraſtiren, und anderſeits hier aller Zauber der Geſtalten, der Geberden, der Töne, der Schilderung und Beleuchtung im raſchen Wechſel die Täuſchung des wirklichen Lebens bedeutend erhöht.*) Beide Klaſſen von Zuſchauern fühlen ſich daher von der Bühne, wie ſie iſt, mächtig angezogen, und die allgemein verbreitete Liebhaberei für das Vergnügen, das ſie gewährt, kann Niemanden befremden; aber eben ſo wenig, wenn der Auftritte von ſchamloſer Liebelei und nichtswürdigen Liebesintriguen, und die der Untreue, des Betrugs, der Frivolität ſich in dem täglichen Leben in empörender Art vermehren und vervielfältigen. Dieſe traurige Wahrnehmung gilt vorzüglich von den Dienſtboten und allen den niedern Volksklaſſen, welche heut zu Tag ein unmäßiger Hang beherrſcht, ſich im Sinnengenuß und in der Befriedigung der Eitelkeit den höhern Ständen gleich zu ſtellen. — Warum erhalten Züge der Treue und Rechtſchaffenheit von Dienſtboten ſo ſelten ein Plätzchen auf der Bühne, während ſie dem verſchmitzten Intriguenſpiel derſelben einen ſo großen Einfluß einräumt? Hiedurch gibt ſie nur dem Geſind und der leichtſinnigen Jugend

---

*) Corruptelarum disciplina, ubi fiunt per imaginem.

---

quæ pudenda ſunt, ut fiant ſine pudore quæ vera ſunt. *Lactantius* in Epitome ad Pendatium. Kann doch die bloße Anregung zärtlicher Neigungen für einen unbeſtimmten Gegenſtand einen beſtimmten zum Bedürfniß machen.

Unterricht in loſen Künſten, die ihnen noch unbekannt waren.*) Oder ſoll das Theater eine Anſtalt ſeyn, in welcher das Geſinde ſeine Herrſchaft, Töchter ihre Mütter betrügen lernen, und Kupplerinnen ihre Ernte halten?**)

Die Schaubühne, ſagt man, halte den Menſchen den Spiegel der Wahrheit vor. Wie oft mißbraucht ſie aber nicht ihre Taſchenſpielerkunſt, dieſen Spiegel ſo gewandt zu drehen und zu wenden, daß die vorgebliche Wahrheit jede Geſtalt annimmt, die der Künſtlerin beliebt. Doch geſetzt, die Tendenz der Schaubühne ſey edel. Auch dann muß ſie, um ihren Zweck zu erreichen, das menſchliche Leben mit Wahrheit ſchildern; ſie muß gewiſſermaſſen ein treuer Spiegel der Weltbühne ſeyn; ſie muß mithin neben den hier ſeltenen Bildern der Unſchuld, der Weisheit, der Tugend auch manche der Verderbtheit, der Thorheit, des Laſters aufſtellen; ſie muß die verborgenen Triebfedern des menſchlichen Thuns ans Licht bringen und anſchaulich machen; ſie muß der Verführung und Täuſchung die Larve vom Geſicht reiſſen; ſie muß tiefe Blicke in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens und des Weltlebens werfen laſſen. Hieraus ergibt ſich, in wie ferne ſie für eine oder die andere Klaſſe bildend und veredelnd ſeyn könne oder nicht. So wenig ſich behaupten läßt, daß jedes Buch für alle Alter und Stände, Geſchlechter und Bildungsſtufen gleich nützlich ſey, eben ſo wenig wird man in Anſehung der Schaubühne alle Sterblichen auf Eine Linie ſtellen wollen. Vielmehr wird Jeder, der unbefangen über die Sache nachdenkt, ſich überzeugen, daß ein Theater, das allen Foderungen der Kunſt Genüge leiſtet, nur für den Genuß und die Bildung ſolcher Menſchen ſich eigne, die das Gute und Böſe, den Schein und das Wahre, die Schilderung und die Abſicht zu unterſcheiden wiſſen und nicht in Gefahr ſtehen, von jedem Blendwerke der Sinne, von jedem Lüftchen des Gefühls fortgeriſſen zu werden. Wenn von einem Theater für das gemeine Volk oder für Kinder die Rede wäre; ſo müßte die Kunſt jetzt manches in ihren Foderungen nachlaſſen, damit es für die Zuſchauer zugleich lehrreich und erbaulich und unterhaltend werde. Lehrreich und erbaulich kann übrigens die Bühne nie und für Niemand ſeyn, wenn ſie ſich damit begnügt, Laſter oder Thorheiten treu darzuſtellen, ohne es dort mit Ernſt, hier mit ironiſchem Lächeln zu thun, und das entgegenſtehende Wahre, Rechte und Edle durch den Kontraſt hervorzuheben.

---

*) Vergl. Mimographie 1770. p. 16. u. ff.

**) Morgenblatt. Stuttgart 1824. Nro. 26. S. 97.

In Anſehung der Eigenſchaft unſerer Schaubühne, die Leute zu *ergötzen*, ihre Langweile zu vertreiben, ſagt uns ein feiner Kenner: *) daß man ſelten ein Schauſpiel finde, ſo unbedeutend oder belachenswerth es auch ſeyn mag, das nicht einige Unterhaltung gewähre. Wer gewahrt aber nicht unter dieſen linden Worten den Stachel ſchalkhafter Ironie? Wohl läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß jetzt eine Menge Gecken und Windbeutel die fleißigſten Beſucher des Theaters ſind, ohne ſich im mindeſten um das Schauſpiel zu bekümmern. Und gibt es nicht große Theater, zumal in Italien, die die Stelle eines Kaffeehauſes oder eines Caſino's vertreten? Dagegen, wie viele Beſucher zählt unſere Schaubühne nicht auch, die über Alles ganz entzückt ſind, obgleich ſie von Allem, was darauf vorgeht, oft nicht den zehnten Theil, oft gar Nichts verſtehen. Wie Viele verlangen nichts von ihr, als Erleichterung der Verdauung. Nach allem dem wird dem Publikum, welches unſere Schauſpielhäuſer anfüllt, kein Unrecht geſchehen, wenn man annimmt, daß ein ſehr großer Theil deſſelben ſie ohne Empfänglichkeit für einen bildenden Einfluß beſuche.

---

*) W. Irvings Briefe Jonathan's Oldſtyle's (überſetzt Berlin 1824). S. 9.

Man macht zwar viel Aufhebens von der Menſchenkenntniß, welche das Theater beibringe. Was indeſſen die feinern Schattirungen betrifft, ſo ſind nur Wenige ſie aufzufaſſen fähig, und noch ſeltener iſt ein ganzer Kreis von Zuſchauern, der mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt in ſeiner flüchtigen Erſcheinung haſcht.*) Die ſchönſten Gedanken, die Genieblitze eines Shakſpeare, Calderon, Schiller und die Aktion, die feine Abſtufung in der Melodie der Betonung und der vielleicht noch feiner abgeſtufte Ausdruck im Mienenſpiel eines Garrick oder Eckhoff,

---

*) Fr. Schiller in dem Prolog zum Wallenſtein.

Fleck oder Iffland, einer Syddons oder Schröder ſind Wirkungen von Urſachen, die tief liegen. Der Haufen hält ſich an der Oberfläche.*) Iſt es aber für die Mehrheit nicht höchſt gefährlich, die Menſchen in ihrer größten Verdorbenheit kennen zu lernen, den Schleier, den die Weltſitte darüber ausbreitet, vor ihren Augen wegzuheben, ſie in die Künſte der Verhüllung des Laſters, in die Liſten, Täuſchungen und Bubenſtücke einzuweihen, wodurch ſo Viele in der Welt, wie man ſagt, ihr Glück machen, und die Schwäche, die Thorheit, die Schlechtigkeit mit gefälligem Schein zu umgeben. Aber auch ſchon durch die Entfaltung der höchſten Konſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen werden wir ergötzt, obgleich hier die Anſtalten und der Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſere lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlagen derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, auf's feurigſte wünſchen ſollten.*)

---

* Lichtenbergs vermiſchte Schriften. III. 202. Göde England, Wales, Irland und Schottland. Dresden 1806. III. 225 und 229.

Man rechnet es dem Theater zum Verdienſt an, das Herz, die Gefühle weicher, gelinder, ſanfter zu ſtimmen. Es iſt wahr, daß wir durch manche Scene auf der Bühne weit mehr gerührt werden, als wenn wir von der wirklichen Handlung Zeugen wären. Auſſerdem, daß wir ſchon mit der Empfänglichkeit und in der Abſicht gerührt zu werden in's Schauſpielhaus kommen, wendet auch die Kunſt hier alles an, um Rührung hervorzubringen. Aber der Eindruck iſt meiſt nur augenblicklich, ſchnell vorübergehend, und haftet nicht wie der eines Auftritts im wirklichen Leben. Die emſigſten Beſucher, die wärmſten Freunde des Theaters, denen ſeine Darſtellungen am meiſten Thränen entlocken, ſind in ihrem häuslichen Berufskreis oft nichts weniger als ſanft und mild, theilnehmend und hülfreich. Manche übertragen wohl die empfindſame Sprache der Bühne in die des geſellſchaftlichen Umgangs; ſie ſehen aber dieſen Umgang eben auch nur für eine

---

*) Fr. Schillers kleine proſaiſche Schriften. IV. 108.

Schaubühne an, und bilden ſich wohl gar ein, durch humane Aeuſſerungen vor der Welt allen Pflichten der Humanität Genüge zu leiſten.*) Es gibt übrigens eine Weichheit der Seele, die der Tugend ſehr nachtheilig wird, weil ſie die Kraft entzieht, tugendhaft zu ſeyn. Oft wiederholte Rührungen entnerven, und machen unfähiger dem Zug der Leidenſchaft zu widerſtehen. Schon Plato beſchuldigt die tragiſchen Dichter, die Menſchen zu ſehr den Leidenſchaften hinzugeben und zu verweichlichen, und er wirft überhaupt der Bühne vor, daß ſie die Anlagen in uns nähre und belebe, die man bändigen und zügeln ſollte, und das zur Herrſchaft bringe, was gehorchen ſollte.**)

Die Schaubühne entwickelt vor unſern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menſchlichen Verirrungen; ſie ſtimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachſicht in Beurtheilung des Nächſten; ſie zähmt den Leichtſinn im Richten und Verdammen, und, thut ſie gleich hierin weiter nichts, als der

---

*) Vergl. *J. J. Rousseau* Oeuvres. Melanges p 152 etc

**) In ſeiner Republik.

göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu arbeiten; ſo wäre dies ſchon ein großes Verdienſt. Wie aber, wenn das Schauſpiel darauf ausgeht, das Laſter zu entſchuldigen, den Abſcheu vor ihm abzuſtumpfen, den Haß des Böſen abzukühlen, Duldſamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es die Gewiſſenhaftigkeit als Dummheit, die Eingezogenheit als Albernheit darſtellt; wenn es in die Geheimniſſe des Laſters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewiſſen zu betäuben, um für den Verbrecher, den Wüſtling, durch Herausſtellung einer liebenswürdigen Seite das Gemüth zu beſtechen? . . . Gibt es dann eine gefährlichere Giftmiſcherin als die Bühne? — Was iſt eine Tugend, wie ſie oft auf unſerer Bühne ſich zeigt, ohne Begeiſterung, ohne Charakter, die, indem ſie ſich von dem Laſter losreißt, noch halb lüſtern nach der ſüßen Gefangenſchaft ſich zurückzuſehnen ſcheint?*)

Man preist ferner unſer Theater als eine Schule der feinen Sitte, der Urbanität, der

---

*) Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift von Lehrern der Basler Hochſchule. 1823. III. 84.

Lebensart und Politeſſe. So ſchätzbar dieſe Dinge, zumal in der großen Welt ſeyn mögen, in den niedern Klaſſen gewinnt die Sache leicht eine mißliche Geſtalt und Richtung. Hier wird eine Verfeinerung dieſer Art zur höchſt gefährlichen Klippe der Moral. Argloſe Einfalt, ſchlichte Redlichkeit, Sittſamkeit, Eingezogenheit, holde Scham, ſtille, heilige Scheu vor jeder Anmuthung zum Böſen — dies ſind die Edelſteine, die den ſchönſten Schmuck aller Volksklaſſen ausmachen, und beſonders für den arbeitſamen Mittelſtand das ſind, was dem Mädchen der Kranz der jungfräulichen Ehre. Sind doch ſie es auch (freilich immer ſeltener), die in den höhern, wie in den niedern Ständen dem häuslichen Leben den höchſten Reiz, die größte Würde und die wahre Glückſeligkeit verleihen. — Wie wenige Bühnen ſind übrigens treue Spiegel des ächten feinen Tons und des wahrhaft guten Anſtands der gebildeten Geſellſchaft! Wie wenige Schauſpieler ſind fähig, hierin das Rechte zu leiſten und ſich gleichfern von Ziererei und Unbehülflichkeit auf der zarten Linie des Anſtandes zu bewegen, unter welchem wir hier nicht blos herzloſe, höfiſche Glattzüngigkeit und Scherwenzelei, ſondern vielmehr äuſſere Würde, gefälliges Weſen, die holde Anmuth in Ton und Geberde, die milde Leutſeligkeit verſtehen.*) — Die ſogenannten Ritterſpiele ſind gewöhnlich nichts weniger, als Schulen der Urbanität.**) Wie viele prunken ſogar mit ſchlecht bemäntelter Roheit! Selbſt an Göthe's Götz von Berlichingen, dieſem ſonſt anziehenden Sittengemälde, klebt dieſe Makel.

Wenn wir indeſſen in dem üppig reichen Garten unſerer dramatiſchen Literatur, die gelungenen Ueberſetzungen aus fremden Sprachen miteingerechnet, uns genauer umſehen; ſo bemerken wir mit Vergnügen, daß es der deutſchen Bühne, wenn nur die rechte Auswahl getroffen werden wollte, an einem ſolchen Vorrath, wenn auch nicht durchaus tadelloſer, doch in mancher Beziehung guter, auch trefflicher, im Ganzen lobenswürdiger Stücke nicht fehle, der hinreichen dürfte, die ſchädlichen, Sitten verderbenden Stücke zu verdrängen und zu entbehren. — Manches in die Plunderkammer verwieſene Stück dürfte bei dieſer Sichtung wieder in Ehren geſetzt werden; manches gefeierte hingegen dort den wohl verdienten Platz einnehmen.

---

*) Wie weit ſteht Courtoiſie noch hinter Urbanität! Wie Viele haben jene ohne dieſe!

**) Iffland ſchiebt das Verſchwinden von Anſtand und Bildung von unſerer Bühne auf die Erſcheinung der ſogenannten Ritter- und Spektakelſtücke. (S. Klingemanns Kunſt und Natur, I. 114.) Doch iſt es auch in dem perſönlichen Umgang der Schauſpieler begründet.

Aber freilich muß man dann bei den Theatern der Abſicht entſagen, durch ſchmeichelnde Befriedigung jeder Lüſternheit und durch zuvorkommende Liebkoſung aller Schwächen des Publikums die Kaſſe zu füllen. Die Bühnen müſſen aufhören, der Habſucht ihrer Witzpächter fröhnen zu müſſen.*)

Die Sittlichkeit wird durch Alles das gefährdet, was den Charakter, die Würde des Menſchen herabſetzt, was ihn vom Göttlichen, Heiligen, Ehrwürdigen abwendet, was die Verwandlung ſeines Lebens in eitles Scheinweſen begünſtigt, was den Glauben, er ſey das Spielwerk eines blinden, geſetzloſen Ohngefährs, umhergetrieben im Nichts und um das Nichts, verbreitet, was endlich ſeine Erniedrigung zum vernunftloſen Thier durch die Obermacht der thieriſchen Triebe befördert. Wer fühlt, was das heiße, hat auch den Maaßſtab zur Beurtheilung der Sittlichkeit einer jeden Sache, mithin auch des Schauſpiels in ſich.

---

*) Vergl. D. Garricks Leben von Davies. Leipzig 1782. I. 163. Göde, England und Wales. Dresden 1806. III. 200 ꝛc.

Als weſentliche Geſichtspunkte in Anſehung der Sittlichkeit der Schaubühne dürften demnach, beſonders für das Benehmen derjenigen, welche Amt, Stand oder Beruf hierin zum Rathen, Warnen und Einwirken auffodern, folgende bezeichnet werden:

1) In *kleinen Städten* iſt die Liebhaberei für's Theater mit mancherlei kaum vermeidlichen ſittlichen Nachtheilen verbunden. Mögen die Schauſpiele von den Liebhabern ſelbſt oder von eigentlichen Schauſpielern aufgeführt werden: ſo ſollten, um der Ausartung dieſer Liebhaberei in Leidenſchaft zu begegnen, die Vorſtellungen *ſelten*, ſie ſollten nur ein Salz, eine Würze an der Tafel des menſchlichen Lebens ſeyn. Sonſt möchte, wie ein ehrwürdiger Sittenlehrer*) ſich

---

*) J. M. Sailer, Handbuch der chriſtlichen Moral. III.

ausdrückt, der Ernſt der Häuslichkeit und der Geiſt der Arbeit ſich vollends in Scherz und Spiel auflöſen. Ferner ſollte der gewählte Kreis von Liebhabern, die ſich zur Aufführung von Theaterſtücken vereinigen, nur Perſonen von geprüftem ſittlichem Charakter aufnehmen, und die unerfahrne, leicht entzündliche Jugend ſollte ganz davon ausgeſchloſſen ſeyn.

2) Nur nach ſorgſamer Auswahl ſollte den Schauſpielen die Ehre der Aufführung zuerkannt werden. Nur denjenigen gebührt ſie, die geeignet ſind, das Gemüth zu veredeln, es zu erheben, es von liebloſen und albernen Vorurtheilen zu entwöhnen, es für das Gute, Schöne und Erhabene zu ſtimmen, zu begeiſtern, Abſcheu vor

---

W. Derſelbe fodert mit Recht von einem Liebhaber-Theater, „daß es nicht blos von allem Schmutze der Pöbelhaftigkeit gereinigt ſey, ſondern durchaus kein Verhältniß, das kraft der urſprünglichen Einſetzung heilig und höchſt ehrwürdig iſt, z. B. das eheliche, zum Stoffe der Perſiflage mache. Edle Frauen und ernſte Männer werden es unter ihrer Würde und beleidigend für ihre ſittliche Delikateſſe finden, ihre Gliedmaßen zu Darſtellungen, die das Heilige lächerlich machen, herzuleihen.“

dem Laſter in jeder Lage und Geſtalt einzuſtößen, von Thorheiten abzuſchrecken, die Sitten von Roheit und Ausgelaſſenheit zu reinigen. Ein unauflöslicher Bann entferne hingegen von der Schaubühne alle Stücke, die das Verbrechen, die Verruchtheit in ihrer ganzen ungeheuren Gräßlichkeit darſtellen; die die moraliſche Zurechnung durch ein unabwendbares Verhängniß aufheben; die es darauf anlegen, das Laſter zu beſchönigen oder zu entſchuldigen, oder gar es zu idealiſiren und das Gemüth auf dem Wege der Empfindung dafür einzunehmen; die das Publikum für den Lüderlichen, den Schwelger, den Tiefgeſunkenen, den kühnen Verbrecher durch Kontraſtirung mit dem heuchelnden und ſchleichenden Böſewicht intereſſiren; die, um Effekt zu machen, und die Menge anzukörnen, durch Entfaltung des Zauberkreiſes einer verrückten und getrübten Phantaſie, in welchem Hexen und Geſpenſter, Leichenlarven und Kobolde ſich tummeln, den Hang zum Aberglauben nähren; die durch die Idee von der nur durch den Tod tilgbaren Macht des einen Menſchen verfolgenden Fluchs oder von einer nur durch Selbſtmord zu ſühnenden Blutſchuld die Grundbegriffe des Chriſtenthums von des Menſchen freiem Wiſſen, von Gottes Gnade und Barmherzigkeit unterwühlen; die darauf ausgehen, Lüſternheit zu erregen, die Blüthe der Scham zu zerknicken, die Sinne und Phantaſie mit ſchlüpfrigen Bildern, Witzſpielen und Zoten anzufüllen; die die Unſchuld, die Reinheit der Sitten, die zarte Scheu vor dem Böſen, die Heiligkeit der Ehe, die Treue, die kindliche Pietät, den Enthuſiasmus für Recht und Wahrheit, die fromme Geſinnung, die Gebräuche der Religion dem Hohngelächter blosſtellen.

3) **Der häufige Beſuch des Theaters** iſt den meiſten Individuen wegen mehrfachen ſittlichen Nachtheilen zu mißrathen. Für manche Haushaltung ſind ſchon die Koſten und die Zeitverſäumniß ein den Wohlſtand oft gefährdender Luxus.*) Aber noch mehr wird die Ordnung im Gemüthe geſtört und zerrüttet, wenn gewiſſe Eindrücke der Schaubühne zu vorherrſchenden Gedanken und Gefühlen

---

*) Die Stadtprediger zu Zürich ſetzen in ihrer Zuſchrift an ihre Gemeinde über öffentliche Luſtbarkeiten (Zürich bei Orell 1802) S. 8. in Zweifel: ob und neben dem Theater nicht gleichwohl jede übliche Privatergötzlichkeit und Luſtparthie ihren Fortgang behalten würde?

werden, die ſich der Seele bemächtigen, und ſie dann beinahe ausſchließlich beſchäftigen. — „Aber, wendet man ein, warum ſollten wir die Schaubühne nicht wenigſtens ſo oft als die Predigt beſuchen?“ — Weil dann die Predigt nur zu leicht das Schickſal des guten Saamens haben möchte, der auf Felſen oder hartgetretenen Weg oder unter Dörner fiel. — „Man unterſcheide, ſagt jetzt ein Vornehmer (d. i. einer, der ſich ſo dünkt), zwiſchen den Gebildeten und Ungebildeten. Wird letztern das Schauſpiel zuweilen als Zuckerbrod gereicht; ſo wird es ihnen weder Magen noch Gaumen verderben.“ — „Wer maaßt es ſich aber an, hör' ich von allen Seiten rufen, uns zu den Ungebildeten zu zählen? — Wir machen Anſpruch auf Bildung ſo gut als Jemand.“ — Gut! wir wollen nicht darüber rechten. Es würde uns vielmehr gar ſehr freuen, wenn alle Rufenden wirklich zu den Recht-Gebildeten gehörten. Dies macht uns aber in unſern Anforderungen hinſichtlich der Schaubühne nur noch ſtrenger und dreiſter. Sie ſuchen alſo hier Nahrung für Bildung, oder bildendes Vergnügen? Natürlich kann nur von ächter Bildung die Rede ſeyn. Wie preiswürdig! Wahrhaftigkeit, Rechtſchaffenheit, Edelmuth, Tugend iſt demnach der Endzweck Ihres Theaterbeſuchs. O ſo beſuchen Sie es denn immerhin mit einer ſo ſchönen Stimmung! Aber geben Sie nur Acht, daß ſie Ihnen nicht im Schauſpielhaus unvermerkt entſchlüpfe, oder gleichſam mit Taſchenſpieler-Künſten entwendet werde! Kein Ergötzen am Niedrig-Sinnlichen, keine Beſtechung der Sophiſterei verſcheuche die ſchöne Stimmung! Sie alſo, gebildete Mütter! werden Ihre erwachſenen Töchter nur deshalb in das Theater führen, damit ihre Anſicht der trugvollen Welt ſich aufhelle, damit ſie ſcheiden lernen den Schein von der Wahrheit, damit ſie zurückſchaudern vor den mit Blumen verdeckten Schlingen, welche die Argliſt der Unſchuld legt. Und Sie, gebildete Jungfrauen! werden die Schaubühne nur in der gleichen heiligen Abſicht beſuchen. — Gott ſegne ſie, dieſe Abſicht, damit ſie ungetrübt bleibe und ſchöne Frucht bringe! Auch Du, blühender Jüngling! auch Du, ernſter Hausvater! wollt ihr euch das Theater eine Schule deſſen, was gut und löblich, was ſchön und geziemend, was groß und edel iſt, ſeyn laſſen, nun ſo werde das Schauſpielhaus nur ſolchen Vorſtellungen zu lieb von euch betreten, die das heilige Feuer in der Bruſt zu beleben geeignet ſind; nie werdet ihr mit Wohlgefallen bei Scenen verweilen, die der Haufen wegen des Sinnenkitzels lobt; ihr werdet auf der Hut ſeyn, euch nicht durch das gleiſſende Farbenſpiel falſcher Sentimentalität täuſchen und bethören zu laſſen. — —

4) Für das *kindliche Alter* beiderlei Geſchlechts iſt indeſſen ſelbſt die gereinigte beſſere Schaubühne weder eine ihrer Faſſungsgabe zuſagende Schule der Belehrung, noch eine ihrer Bildungsſtufe angemeſſene Unterhaltung. Das Theater verleidet ihm zu leicht die eigentliche, mühſam und ſtufenweis in ihrem Unterricht fortſchreitende Schule und die einfachen Spiele der muntern Jugend. Es gibt ſeiner Phantaſie eine zu große Gewalt, und weckt Gefühle und Triebe, deren Erwachen die Natur weislich einer Lebensepoche von reiferer, beſſerer Ausbildung der Vernunft vorbehalten hat. Die Frühreiſe wird nur mit Schaden befördert. Ihre Früchte ſind bitter. Leicht wird das Schauſpiel für junge Leute eine Schule der *Verſtellung*, die ihrem Charakter den ſchönſten Schmuck der Offenheit und Wahrheit raubt, und der *Ziererei*, die die holde Einfalt ihres Sinnes und ihrer Geberden verwiſcht.

Auch ſtrömt von der Schaubühne eine reiche Quelle von Täuſchungen, die, ſind ſie ſchon in das jugendliche Gemüth gedrungen, tiefen Eindruck machen, und durch die noch zu unmündige, der Belehrungen der Erfahrung entbehrende Vernunft nicht zerſtreut und berichtigt werden können. Daher wäre der Jugend auch der gemäßigte Beſuch der Schaubühne erſt dann zu geſtatten, wenn ihre höhern Geiſteskräfte durch ſorgſame Erziehung, Angewöhnungen im Guten, Unterricht und Religion einen bedeutenden Grad von Entwickelung, Stärke und ſicherer Haltung erreicht haben.*)

---

*) Vergl. darüber Niemeyers Grundſätze d. Erziehung. I. 103 und 160. Milde's Lehrb. der Erziehungskunde. Wien 1813. II. §. 15 und 147, und Schröder Ueber den Einfluß des Schauſpiels auf die Bildung der Jugend. Gotha 1804. S. 47 ꝛc. — Frau von Campan ſagt in ihrem Werke: Die häusliche Erziehung, vorzüglich des weiblichen Geſchlechts (herausgegeben v. Wilhelmine v. Gersdorf. Leipz. 1824), S. 208 fg.: „Das Schauſpiel ſey dem Mädchen bis zu dem Alter unterſagt, wo die Kenntniß der dramatiſchen Literatur (d. i. ihrer Meiſterwerke) ihr das Verlangen gibt, eines aufführen zu ſehen, und man wähle dann ſolche,

Möge dieſer Verſuch beitragen, eine Reinigung unſerer Schaubühne von ihren ſittlichen Makeln zu veranlaſſen! Mögen die Prieſter, Verehrer und Liebhaber der dramatiſchen Kunſt vereinigt dahin wirken, daß es tief unter ihrer Würde geachtet werde, das Publikum auf Koſten der Tugend zu ergötzen; daß ſie vielmehr, gemäß dem hohen Rang, der ihr unter den ſchönen Künſten gebührt und vermöge des Einfluſſes, den ihr Zauber, durch Anregung der verſchiedenen Anlagen und Kräfte der Menſchheit ausübt, nicht nur eine reine Fülle von Genuß und Vergnügen ſpende, ſondern auch bildend Herz und Sitten veredle!

---

die in das junge Herz nur die höchſten Begriffe, die erhabenſten Geſinnungen bringen können. Aber nie führe die Mutter ihre Tochter in das Theater, wenn gewöhnliche, vom Zauber der Muſik begleitete Auftritte Perſonen als die Helden verliebter Intriken darſtellen, in denen ſie ihre nähern Umgebungen wieder erkennen kann; — nie führe man die jungen Söhne zu den pantomimiſchen Tänzen, wo Liebe und Wolluſt ſich durch ſtumme Sprache darſtellen, und durch den einzigen Ausdruck der Sinne zum Herzen gelangen.“

Erläuternde Zuſätze.

1) Zu S. 6. Note *). Vorzüglich deswegen floßten die alten chriſtlichen Lehrer den Ihrigen Abſcheu gegen das Theater ein, weil hier die Sagen von den Göttern dargeſtellt und dadurch ſowohl der Glaube, als der keuſche Sinn des Chriſtenthums vielfach verletzt wurde. Auch Kaiſer **Julian** unterſagte den heidniſchen Prieſtern bei den Schauſpielen zu erſcheinen, wegen der unanſtändigen Stucke, die damals aufgeführt wurden, wobei er den Wunſch äuſſerte, die Schaubühne wieder mit der Religion in Verbindung zu ſetzen, und zu ihrer urſprünglichen, dem Dionyſos geweihten Reinheit zurückzuführen. *Juliani* Op. p. 288.

2) Zu S. 11, Z. 7. Unter den Schauſpielen, mit denen **Philipp der Schöne** 1313 den Ritterſchlag ſeiner Söhne feierte, war auch der Lebenslauf des Meiſters **Renard**, der erſt als Arzt, dann als Pfaffe, hernach als Biſchof und Erzbiſchof und endlich als Pabſt auftrat; toujours

mangeant poules et poissons. S. Le grand Fabliaux, I. 329. Von andern ſatyriſchen Darſtellungen ſ. Hottingers Geſchichte der Eidgenoſſen während der Kirchentrennung, 1825. I. 336 fg. In Polen und Rußland finden wir dergleichen heilig-profane Theaterſtücke noch in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. S. Benj. Bergmann Peter der Große als Menſch und Regent. Königsberg, 1823. I. 80. — In der Tendenz, herrſchende Thorheiten lächerlich zu machen, und in der bunten Vermiſchung alles Heiligen und Profanen, wie auch in der Derbheit der Ironie kommen mit den Myſterien, die in der Mitte des 15ten Jahrhunderts aufgekommenen allegoriſchen Darſtellungen (Moralitäten genannt) überein, und auch in noch viel ſpätern Schauſpielen ſah man die feierlichſten und ernſteſten Auftritte vom perſonifizirten Laſter und dem Teufel mit unzeitiger Poſſenreiſſerei unterbrochen. (Vergl. Auguſt Skottowe's W. Shakſpeare's Leben. Leipzig, 1825. S. 13 — 18.) Das Theater war damals eine ironiſche Sittenzenſur. Aber durch ſchamloſe Ausgelaſſenheit wurde der Werth dieſer Zenſur ſehr verdunkelt.

3) Zu S. 13, Note *). Man rühmt jetzt in

England unter andern Maſſingers Bruder und Schweſter; Webſters Fürſtin von Malfy; Lillo's Unglückliche Heurath; Schelly's Cenci. Letzteres Trauerſpiel iſt reich an erhabenen, aber auch an zu gräßlichen Scenen. Was Lord Byron betrifft, ſo geſteht er ſelbſt (S. Th. Medwin Geſpräche mit ihm. Stuttg. 1824. S. 131.), daß er den Doge von Venedig, Marius Faliero, nicht für die Bühne geſchrieben. Gilt nicht Gleiches von ſeinem Manfred und Kain? — Der geiſtig-ſittlichen Verbeſſerung der brittiſchen Bühne ſteht jetzt vielleicht nichts mehr entgegen, als der unbegrenzte Heißhunger des Publikums nach Spektakelſtücken, die den Sinn für das wahrhaft Schöne, Rührende und Erhabene abſtumpfen. Auch iſt heutzutage nirgendwo der Aufwand für die Maſchinerie, den Prunk und Pomp des eiteln Schauweſens ſo ausſchweifend, wie in England.

4) Zu S. 28, Z. 2. Von Euripides heißt es in der griechiſchen Anthologie, daß er „der Weisheit Ernſt einte mit reizender Kunſt.“ Siehe Fr. Jakobs Leben und Kunſt der Alten. I. S. 161. n. 67. Dieſes Lob verdient er wegen ſeiner großen Zierlichkeit und ſeinem Reichthum an Spruchen der Weisheit. Aber an Erhabenheit und an Ein-

heit und Stärke des Eindrucks ſteht das Ganze ſeiner Dramen großentheils weit hinter denen des Sophokles und Aeſchylus zurück.

5) Zu S. 41, Z. 1. Einen erfreulichen Beweis von der nahen Verwandtſchaft des Sinnes für das Schöne mit dem ſittlichen Gefühle gibt die Gunſt des Publikums, die fortwährend ungemindert der Zauberflöte (von Mozart) und größtentheils auch dem unterbrochenen Opferfeſt (von Spontini) wie keinen andern Opern zugewendet bleibt.

6) Zu S. 43, Z. 18. Von Caſimir Bonjour, dem Verf. der Mére rivale und des Mari à bonnes fortunes, wo die Verirrungen der häuslichen Thorheiten treffend geſchildert werden, ſieht man jetzt auch ein Stück: l'Education, auf der franzöſiſchen Bühne, das gegen einige Verkehrtheiten der Erziehung gerichtet iſt.

7) Zu S. 61, Z. 21. Man hat auch das Beten auf dem Theater als Entweihung des Heiligen getadelt (A. F. Holſt, die Reiſe in die Heimath. Deſſau 1824, S. 111. fg.), aber wohl nur aus Mißverſtand; als ob man nur in den Tempeln, und nicht überall und in allen Vorfällen des Lebens beten ſolle; als ob es dem

ächten Künſtler, der von dem, was er darſtellt, recht ergriffen iſt, mit dem Gebet kein wahrer Ernſt ſeyn konne; als ob das Theater nicht auch in gewiſſem Sinne ein Bethaus ſeyn könne, d. i. eine Verſammlung, wo die Herzen ſich zu Gott erheben. Nur in ſo fern es als eitle Ziererei ſich zeigt, verdient das Beten auch auf dem Theater, wie anderwärts in hohem Grade den Namen einer Profanirung des Heiligen.

8) S. 69, Z. 10. Von Scharfſicht und Tiefſinn zeugt die Bemerkung (in Franz Horns Nachträgen zu den Umriſſen zur Geſchichte der Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands von 1790 bis 1818.): daß nur derjenige, der auf der höchſten Anſicht des Lebens ſteht, wo er das Vergängliche und Nichtswürdige von dem Bleibenden und Unvergänglichen genau unterſcheidet, die Waffen der ächten Ironie, deren geflügelte Pfeile heilen, indem ſie verwunden, recht zu führen vermöge. Denn nur eines Solchen lächelnder Tadel wird nie bitter, ſondern ſtets menſchenfreundlich ſeyn, nie beleidigen, immer beſſern. Seine Ironie wird im Thoren nie den Menſchen verkennen. Ein liebreicher, milder Ernſt wird durch ſeine am meiſten Lachen erregenden Schil-

derungen blicken, wird zum Nachdenken reizen, das zur Entdeckung des Schalks im eigenen Buſen anleitet, wird endlich das Urtheil über Andere läutern und mäſſigen. Doch „ſeit die Leute albern weinen gelernt haben, ſchämen ſie ſich geſcheid zu lachen.“ (Fr. Schlegels Ehrenpforte und Triumphbogen für Aug. Kotzebue, S. 31.)

9) Zu S. 71, Z. ult. Für Zuſchauer von guter Geſinnung und wohlgeordnetem Gemüthe iſt die Schilderung des höchſten Grads ſittlicher Verdorbenheit eine widrige Befleckung der Seele. Denjenigen hingegen, die noch ſchwankend am Rande vorbedachter Bosheit ſtehen, iſt es gefährlich, ihnen die Künſte darzulegen, wodurch ſinnreiche Bosheit früher geſiegt hat. Fielding und Smollett, zwei Biographien v. Walter Scott. Leipzig 1824, S. 80.

10) Nichts Unanſtändiges iſt dramatiſch, der Dramatiker muß den Ausdruck zu adeln verſtehen.

Observations sur la tragédie romantique p. *P. Lamé.* Paris 1824.

Bei dem Verleger dieſes ſind nachfolgende Schriften von

J. H. von Weſſenberg

erſchienen und in jeder Buchhandlung für die beigeſetzten Ladenpreiſe zu erhalten:

- **Die Bergpredigt unſers Herrn und Erlöſers.** Ein Neujahrsgeſchenk für Freunde. Vierte verbeſſerte Auflage. Mit Titelvignette und Muſik. 8. 1825. 9 gr. oder 36 kr.
- **Magdalena.** Ein bibliſches Gemälde. Mit zwei Kupfern nach Murillo und Canova, geſtochen v. J. Lips. 8. 1824. geheftet. 12 gr. oder 48 kr.
- **Bibliſche Schilderungen.** Mit 4 Kupfern und 7 Vignetten, geſtochen von Eßlinger und Lips. 12. 1823. geb. 2 Rthlr. 12 gr. oder fl. 4.

Aus letzterem ſind wieder folgende Schilderungen einzeln zu haben:

- **Jeſus der göttliche Kinderfreund.** Ein Angebinde guter Eltern für gute Kinder. Mit Titelkupfer, Vignetten und Muſik. Zweite verbeſſerte Auflage. 1823. 12 gr. oder 48 kr.
- **Johannes der Vorläufer unſers Herrn und Erlöſers.** Mit Kupfer und Vignette. 1821. 12 gr. oder 48 kr.
- **Die Auferſtehung unſers Herrn.** Eine Betrachtung an Seinem Grabe. Mit Kupfer und Vignetten. 1821. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.
- **Das heilige Abendmal.** Ein Angebinde für die Jugend. Mit Kupfer und Vignetten. 1822. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Noch iſt folgende Schrift unter der Preſſe, und wird nächſtens in allen Buchhandlungen zu haben ſeyn:

Lieder und Hymnen
zur
Gottesverehrung des Chriſten
von
J. H. v. Weſſenberg.

Conſtanz bei W. Wallis. 1825.

Lieder und Hymnen

zur

Gottesverehrung des Chriſten

von

J. H. von Weſſenberg.

Conſtanz, bei W. Wallis.
1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

I.

Lieder.

Seite.

Der Urgeiſt. 3

Religion. 5

Der Glaube. 7

Gottesdienſt, am Morgen. 8

Liebe Gottes. (Melodie von Beuzager). 12

Gebeth. 14

Schein und Seyn. 16

Gottes Nähe. 18

Der Chriſttag. 20

Seite.
Der Stern der Weiſen. 22
Der Segen von Oben. 23
Bitte um den heiligen Geiſt. (Melodie von H. G. Nägeli). 24
Das Pfingſtfeſt. 26
Lied an Pfingſten. 28
Der Kinderſinn. (Mel. von Schmittbauer). . 30

Das Vater unſer. (Mel. v. H. G. Nägeli).

Erſte Bitte. 32
Zweite Bitte. 34
Dritte Bitte. 35
Vierte Bitte. 37
Fünfte Bitte. 39
Sechste Bitte. 42
Siebente Bitte. 45
Bußlied. 47
Das Abendmahl. 49

Seite.
Beim Bittgang um die Fluren. (Mel. von Ant. Sulzer). 52
Am Allerſeelentag. 57
Am Dankfeſte für den Frieden. 62
Das Fronleichnamsfeſt. 64
Die wahre Freude. 67
Die acht Seligkeiten. (Mel. von Zſchokke). . 69
Die Prieſterweihe 73
Die Trauung. 75
Das Kirchweihfeſt. 77
Der Grundſtein der neuen Kirche. 80
Gebethe für Kranke. 1. und 2. . . . 83 u. 85
Das letzte Gericht. 87
Am Grabe des Herrn. 89
Auferſtehungslied. 91
Das Credo. 93
Das Salve Regina. 97

Seite.
An Maria. 99
Das Stabat Mater. 103
Paulus der Apoſtel. 105
Johannes der Evangeliſt. 108
Magdalena 111
Cäcilia 113
Allerheiligen. 115

II.

Hymnen.

Beim Frühgottesdienſt. 119
Abendandacht. 121
Im Advent. 123
Weihnachten. 125
Der heil. Stephanus. 127
Die unſchuldigen Kinder. 129

Seite.
Der Neujahrstag. 131
Die Erſcheinung des Herrn. 133
Maria. 135
Mariä Lichtmeß. 138
Mariä Verkündigung. 140
Das Oſterfeſt. 142
Chriſti Auffahrt. 144
Das Pfingſtfeſt. 146
Dreieinigkeit. 148
Die Apoſtel. 150
Mariä Himmelfahrt. I. und II. . . 152 u. 154
Mariä Geburt. 155
Am Kirchweihfeſte. 156
Allerheiligen. 158
Mariä Empfängniß. 160
Johannes der Täufer. 162
Johannes der Evangeliſt. 164

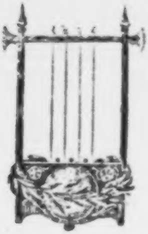
Seite.
Der Nährvater Joſeph. 166
Der heilige Biſchof. 167
Die Märtyrer. 169
Die heilige Jungfrau. 171
Die Heilige. 173
Die Schutzengel. 175
Aufmunterung zum Lob Gottes. 177
Von dem Werthe der Frömmigkeit. 179
Das allgemeine Dankfeſt *). 181
Allgemeines Gebeth. 183
Antiphonen oder Umriße zu Madonna-Bildern.
1 – 10. . . . . 186 – 192

---

* Die vorſtehenden Hymnen ſind von Knecht in Muſik geſezt.

I.

Lieder.



Der Urgeiſt.

Kein vergänglich Auge ſieht
Durch den blauen Aetherſchleyer,
Wo an Sternlein Sternlein glüht.
Dennoch treibt ein mächtig Feuer
Meinen Geiſt, daß er dem Staub entflieht.

Könnte wohl den Sternenplan
Meine Sehnſucht überſchweben,
Zöge ſie kein Weſen an,
Quölle drüben nicht ein Leben,
Das die Seele hier nur ahnen kann?

4

Urgeiſt, den kein Auge ſieht,
Aber jede Seel' empfindet,
Den, was blühet und verblüht,
Als den Liebenden verkündet —
Könnt' ich zweifeln, was zu dir mich zieht?

Religion.

Sinn für das, was göttlich iſt,
Sink', erliſch nicht ganz auf Erden,
Daß wir nicht zu Schatten werden,
Wenn du, ach! erſtorben biſt.
O verlaß uns nicht auf Erden,
Sinn für das, was göttlich iſt.

Menſchlich ward der Menſch durch dich;
Adel gabſt du den Gedanken,
Brachſt die engen, dumpfen Schranken,
Wo der Geiſt den Sinnen wich,
Und er ſchwang jetzt ohne Wanken
Freudig zu den Sternen ſich.

Kein Barbar noch widerſtund
Deines Zaubers Harmonien;
Nächte ſchwinden, Schrecken fliehen,
Sprichſt du aus geweihtem Mund;
Felſenherzen ſah man glühen,
That des Himmels Weh'n dich kund.

Sinn für das, was göttlich iſt,
Sink', erliſch nicht ganz auf Erden,
Daß wir nicht zu Schatten werden,
Wenn du, ach! erſtorben biſt.
O verlaß uns nicht auf Erden,
Sinn für das, was göttlich iſt!

* * *

Der Glaube.

Es wallt ein Licht ob dieſer Welt,
Das ihrer Stürme Nacht erhellt.
Gleichwie dem Aug' der Morgen glüht,
So glänzt der Glaube dem Gemüth.

Wenn der Erfahrung Nebelbild
Die Bruſt mit Schmerz und Wehmuth füllt,
Und uns des Tages Schwüle drückt,
Das Herz im Glauben Troſt erblickt.

Und rauſcht aus Grabnacht bang und dumpf
Der kalte Todt — Triumph! Triumph!
Mild ſtralt von deinem Angeſicht,
O Glaube! — Licht, des Himmels Licht.

8

Gottesdienſt,

am Morgen.

Gott! wie fühlt mein Herz ſich weiter
Hier im Tempel der Natur,
Und wie ſteigt mein Geiſt befreiter
Auf der Leiter
Deiner Schöpfung hoch zur Sternenflur.

Zweifel fliehen hier erröthend;
Alles zeugt, o Gott! du ſeyſt.
Fluren duftend, Wälder flötend —
Tiefanbethend
Huldigt dir mit der Natur mein Geiſt.

Ueberall ſteh'n dir Altäre,
Opfer dampfen überall;
Prieſter gibt's in jeder Sphäre;
Dir zur Ehre
Dient der Erde Glanz, Gedüft und Schall!

Doch hat in der Schöpfung Hallen
Der Gedank': Unendlichkeit,
Und der Trieb, dir zu gefallen,
Mich vor allen
Zu der hohen Prieſterſchaft geweiht.

Tief ins Herz ſteht's mir geſchrieben,
Laut auftönt es: „Jede Kraft,
Die du gabſt, wohlthätig üben —
Sey dich lieben,
Sey der Ruf der hohen Prieſterſchaft!"

Allen Blicken, die ich wende
Auf dein Wohlthun, o Natur!
Auf der mütterlichen Hände
Liebes-Spende
Stralet dieſes Rufes helle Spur.

Der ſo gut und weiſ' und mächtig
Seine Größe durch dich ſpricht,
Die du ſtralſt ſo ſchön, ſo prächtig,
Ruft wohl, dächt' ich,
Auch durch's Blümchen hier: „Vergiß mein nicht!“

Zaubervoll ergießt dein bläulich
Luftgewölb' der Ehrfurcht Strom;
Und gerührter ruf' ich: Heilig,
Dreimal Heilig!
Hier, als in der Peterskirche Dom!

Und zur Andachtshöh' entflügelt
Dein Konzert mir Herz und Blick
Mächt'ger, als durch Kunſt gezügelt,
Schön erklügelt
Einer Kirchenoper Meiſterſtück!

Ungekerkert ſchwebt zur Quelle
Der Vollkommenheit mein Geiſt;
Und er ſchöpft aus jeder Welle
Sonnenhelle
Sich ein Bild, das ihn dem Staub entreißt!

O Natur, mit Gottes Siegel
Prangende, voll Herrlichkeit!
Gib zum Himmelreich mir Flügel,
Sey mir Spiegel!
Herz und Wandel ſeyen dir geweiht.

Liebe Gottes.

Könnt' ich je zu viel dich lieben,
Der du ſelbſt die Liebe biſt,
Die der Unſchuld von dem trüben
Auge mild die Thräne küßt,
Alle Welt mit Segen füllt
Und mit Troſt das Leiden ſtillt?

Könnte je genug ſich läutern
Mein Gefühl, das aufwärts dringt,
Und vom Staube ſich zum heitern
Schauen deines Weſens ſchwingt,
Das die Seelen ganz durchſieht,
Dem ſich kein Gedank' entzieht?

Nur in lautern Quellen malet
Sich der Glanz der Sonne rein;
Nur aus Aetherbläue ſtralet
Freundlich ſie auf Flur und Hain
Nur die reines Herzens geh'n,
Werden, Gott! dein Antlitz ſeh'n.

Gebeth.

Mich entſchwingt der Abendröthe
Lichter Fittig. Gott! ich bethe
Dich in Geiſt und Wahrheit an!
Denn mich heben Lichtgedanken,
Frei von allen Sinnenſchranken
Ueber deine Sternenbahn.

Welche feierliche Stille!
O ich fühl's, aus deiner Fülle
Lebt, o Gott! ein Funk' in mir.
Liebe nennen ihn die Engel
Ehrfurchtsvoll. Denn ohne Mängel
Glänzt der Liebe Geiſt vor dir.

Rein von jedem niedern Triebe
Glüh' in meiner Bruſt die Liebe,
Dir, dem Urquell zugekehrt.
Mit der Glut der Abendröthe,
Mit der Seraphim Gebethe
Sey dies Opfer deiner werth!

Schein und Seyn.

Die Hülle nicht, der Geiſt entſcheidet;
Vom Himmel kommt der Geiſt.
Der Prunk, womit der Stolz ſich kleidet,
Iſt Staub, ſo ſehr er gleißt.
Der Geiſt, der Geiſt entſchwingt dem Staube;
Er adelt Herz und That.
Wer ſchätzet wohl nach ſeinem Laube
Den Baum, der Früchte hat?

Hinweg aus reiner Seelen Mitte
Die ſich vor andern dünkt,
Weil ſie nach Phariſäer-Sitte
Mit Frömmigkeit ſich ſchminkt!
Gleich einer übertünchten Leiche,
Des Lebens Lüge nur,
Spukt ſie hervor vom Todtenreiche,
Ein Abſcheu der Natur.

Unſelig, die beſtändig wanken
Dem Schilf im Winde gleich,
Getrieben jetzt von Erdgedanken
Und jetzt von Gottes Reich!
Nicht zween Herren kann man dienen;
Um Gottes Freund zu ſeyn
Muß man ſein Herz, nicht ſeine Mienen,
Dem Herzenskenner weih'n.

Weh' dem, der nicht von ganzer Seele,
Was er geberdet, iſt;
Der wähnt, daß er ſich Gott empfehle,
Spricht er: ich bin ein Chriſt!
Der Herr wird ihn dereinſt nicht fragen:
Wie fromm ſein Wandel ſchien;
Ins Buch des Lebens eingetragen
Steht nur der fromme Sinn!

Gottes Nähe.

Ach! umringt von Finſterniſſen
Suchen wir, was wir vermiſſen,
Frieden ſuchen wir und Licht.
Zwiſchen Hoffen, zwiſchen Beben
Eilt durch Nacht und Sturm das Leben;
Still und heiter wird es nicht.

Doch, wenn glühend uns die Thräne
Stürzt vom Aug' auf dunkler Szene,
Seht! da fällt ein Stral darein.
Laſſet uns vom finſtern Thale
Aufwärts blicken nach dem Strale
Mild wie leiſer Dämmerſchein!

Er verkündet von den Höhen
Uns ein Licht, dereinſt zu ſehen,
Das kein Aug' hienieden ſah.
Deinen Kindern ſchickſt du milden
Frieden, Gott! aus Lichtgefilden;
Ihrem Herzen biſt du nah!

Der Chriſttag.

Liebe, reine Lieb' iſt Gott!
Liebe kömmt, die Welt zu retten!
Liebe bricht der Sünde Ketten,
Trotz der Hölle Grimm und Spott!

Frieden ſingt der Engel Chor,
Frieden Gottes allen Guten!
O Triumph! aus trüben Fluthen
Glänzt der Stern des Heils empor!

Seht! als Kind kömmt Gottes Sohn!
Dieſem größten Himmels-Gaſte
Dient ein Stall jetzt zum Pallaſte,
Dient die Krippe hier zum Thron!

Welche Milde ſtralt dies Kind
Auf uns ſchwache Menſchen nieder!
Freundlich grüßt es uns als Brüder,
Wenn wir reines Herzens ſind!

Einſt am großen Weltgericht
Bebt vor dieſem Kind der Sünder.
Die nicht werden, wie die Kinder,
Seh'n nicht Gottes Angeſicht.

Demuth macht die Seele rein!
Hoffahrt führt zum Sündenfalle!
Kindes-Einfalt weih' uns Alle
Heut zu Jeſu Brüdern ein!

Der Stern der Weiſen.

Wer ſendet uns den heitern Stern,
Der dort herauf von Oſten ſchimmert?
Sagt die Geburt er an des Herrn,
Deß Wort voll Einfalt nah und fern
Der Götzen eitle Macht zertrümmert?

Drei Weiſe ſah das Morgenland
Die Bruſt voll Ahnung nach dem Sterne ziehen.
Still jetzt ob einer Hütt' er ſtand.
Hier zeigt der Jungfrau reine Hand
Ein ſtrahlend Kind, vor dem die Engel knien.

O Stern, wie himmliſch haſt du nicht
Die fromme Zuverſicht belohnt den Weiſen!
Kein Marmor kann, kein Lobgedicht
Genug dein wunderbares Licht
Und das Vertrau'n zu ſeiner Quelle preiſen.

Der Segen von Oben.

Ein Senfkörnlein iſt Gottes Reich;
Zum Pflänzchen keimt es zart und weich,
Muß kämpfen viel mit Stürmen.
Doch ſieh! erquickt von Sonn' und Thau,
Wird es die Königin der Au',
Kann Heerd' und Vöglein ſchirmen.

Wenn du des Guten Saamen ſtreuſt,
Dich reines Sinn's der Menſchheit weihſt,
Befiehl dich Gottes Wegen!
Die Ausſaat keimt geheim und ſtill,
Und wird gedeih'n, wie Gott es will;
Vertrau' nur ſeinem Segen!

Bitte um den heiligen Geiſt.

Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Liebe,
Den der Herr den Jüngern gab,
Läutre jeden unſrer Triebe!
Geiſt der Liebe,
Geiſt der Wahrheit, komm zu uns herab!

Geiſt der Liebe, Geiſt der Wahrheit!
Nebel hüllt des Menſchen Pfad.
Führ' ihn du zur Sonnen-Klarheit!
Geiſt der Wahrheit,
Geiſt der Liebe, ſey uns Licht und Rath!

Unſers Herzens Tugendquelle
Trüben Sinnen-Luſt und Schmerz!
Leidenſchaft treibt Well' auf Welle;
O erhelle,
Geiſt der Lieb' und Wahrheit, unſer Herz!

Laß' in Sturm und Ungewittern
Uns nicht zagen, guter Geiſt!
Auch alsdann laß uns nicht zittern,
Wenn den bittern
Kelch dein Friedensbot' uns leeren heißt!

Das Pfingſtfeſt.

Kommt, Brüder! ſchmückt das Feſt mit Mayen!
Begeht es mit Geſang und Tanz!
Heut kam der Geiſt, um uns zu weihen,
Mit Kraft herab, wie Sternenglanz.
Des Himmels Klarheit that ſich auf den Blicken;
Die Bruſt durchfloß ein namenlos Entzücken.

Der Geiſt gab Heldenmuth den Blöden,
Den Schmachtenden — das Himmelreich,
Einfältigen — Gewalt zu reden.
Mit Blitzesglut, den Engeln gleich.
That kund ihr Blick, beſtralt vom ew'gen Leben,
Das Weltgericht, da ſah man Frevler beben.

Doch weht, als Weſtgeſäuſel linder,
Der Geiſt auf Alle, die er liebt,
Auf Gottes gute, fromme Kinder —
Den Frieden, den die Welt nicht gibt.
Die ſich geliebt im Erdenthal wie Brüder,
Verſammelſt du, o Geiſt! im Himmel wieder.

28

Lied an Pfingſten.

Den Frieden, den die Welt nicht gibt,
Gib uns, o Geiſt, von oben!
Den Frieden, den kein Wölkchen trübt,
Wenn rings Gewitter toben;
Den Frieden, der mit Licht erfüllt,
Durch den mit Himmelsklarheit
Verſcheucht wird jedes Truggebild
Vom Reich der Lieb' und Wahrheit.

Das Reich des Herrn erſcheinet nicht
Mit gleiſſender Geberde.
Wie von der Finſterniß das Licht
Iſt's fern von dem der Erde.
Kein Ohr vernimmt's, kein Auge ſieht's,
Die Welt kann's nicht begreifen.
O Geiſt! im Innern des Gemüths
Laß blüh'n dies Reich und reifen!

29

Den Kindern mach', o Geiſt, uns gleich,
Einfältig laß uns werden!
Den Kindern gib das Himmelreich,
Die Einfalt ſchon auf Erden.
Die du erleuchteſt, ſuchen nicht
Was Staub iſt und vergehet;
Sie fühlen, wenn ihr Auge bricht,
Zum Ew'gen ſich erhöhet.

Der Kinderſinn.

O Sohn des Vaters, Jeſu Chriſt!
Der du der Freund der Kinder biſt;
Du ſiehſt uns dir in Einfalt nah'n,
Von dir den Segen zu empfah'n.

Wir ſchwören Dir mit Mund und Hand,
Zum Himmel Aug' und Herz gewandt:
Nie ſoll in unſrer Bruſt verblüh'n
Der fromme ſtille Kinderſinn!

Fremd iſt der Kinderſinn der Welt;
Doch dir das Blümchen wohl gefällt.
Gewebt iſt es gar wunderhold
Aus Aetherblau und Sonnengold.

Wer nicht das Blümchen rein bewahrt,
Des Himmelreichs vergeblich harrt.
Doch der, dem friſch das Blümchen blüht,
Schon hier den Himmel offen ſieht.

Drum blüh' es ſtets in unſrer Bruſt,
Nicht angeregt von niedrer Luſt.
Mit ihm geſchmückt einſt, nahen wir
Am Erntetag in Jubel dir.

Das Vater unſer.

Erſte Bitte.

Höchſtes Weſen, das du ewig biſt,
Und erſchufſt, was war, ſeyn wird und iſt;
Urquell, welchem alle Sonnen,
Erd' und Firmament entronnen;
Geiſt, den heil'ger Glanz umfließt,
Der in alle Schöpfungen die Wonnen
Des Gefühles ſeiner Kraft ergießt!

Geiſter, die unlaut'rer Luſt erglüh'n,
Scheuen dich, und möchten dir entflieh'n.
Doch kein Abgrund, keine Höhe
Macht, daß ſie dein Aug' nicht ſehe;
Du erreichſt uns wo wir zieh'n.
Wenn ein Geiſt auf deinem Blitz dich flöhe,
Trüge der vor deinen Richtſtuhl ihn.

Heilig! Heilig! ſingt dir immerdar
Deiner Himmelsgeiſter lichte Schaar.
Deiner Macht und Weisheit Fülle
Stralt durch aller Weſen Hülle.
O du ſpiegelſt ſonnenklar
Dich im Tröpfchen Thau; dir bringt die Grille
Mit der Nachtigall ihr Loblied dar.

Doch der Menſch, der dich empfindet, denkt
Unausſprechliches von dir, und ſenkt
Stumm das Antlitz. Seine Wangen
Glüh'n von himmliſchem Verlangen
Dir zu nahen. Liebe drängt
Sein Gemüth, dein Urbild zu umfangen,
Vater! ruft er, tief in ſich verſenkt.

Zweite Bitte.

Unſern Pfad verhüllet Dunkel;
Blod iſt unſrer Augen Kraft.
Strale du, wie Sterngefunkel
Durch das Dunkel
Geiſt von oben, der den Tag erſchafft!

Ueber Erdentand erhoben
Laß uns blicken himmelwärts!
Laß nicht, wenn Gewitter toben
Geiſt von oben!
Feig' in Kleinmuth ſinken unſer Herz.

Führ' uns in das Reich der Wahrheit,
In der Liebe Reich, o Geiſt!
Schwing von Klarheit uns zu Klarheit,
Wo der Wahrheit,
Wo der Liebe Quell lebendig fleußt!

Dritte Bitte.

Die Welt, o Gott! iſt deines Willens Spiegel;
Der Glühwurm, wie die Sonne trägt ſein Siegel,
Und alles ruft: Gott iſt der Herr!
Ein Tag ſagt es dem andern; es erzählen
Die ſternenvollen Nächte ſich's; die Seelen
Empfinden es: nicht einer iſt, wie Er.

Der Seraph eilt, den leisempfundnen Willen
Des Heiligſten mit Ehrfurcht zu erfüllen;
Die Sonnen wandeln ſeine Bahn.
Der Blumen Flor, des Bächleins holdes Schwätzen,
Des Vögleins Lied folgt ſeinen Urgeſetzen;
Ihm huldigt hier der Weſt, dort der Orkan.

Doch ſteigt des Menſchen Blick vom Staub zum Himmel,
Allein ſchaut Er, im dienſtbaren Gewimmel
Der Erd', ein freier Geiſt empor.
Nicht Sklavendienſt, wie vom Gefäß der Töpfer,
Verlangt vom Freigeſchaffenen der Schöpfer,
Der liebend ihn zu ew'ger Lieb' erkohr.

Ein Volk von Brüdern, die ſich herzlich lieben,
Soll bilden das Geſetz, mit Glut geſchrieben
Von Gott in aller Menſchen Bruſt.
Auch ich bin Menſch. Beſiegend meine Mängel,
Darf ich wetteifern mit dem reinſten Engel,
Zu ſeyn des Höchſten unnennbare Luſt.

Vierte Bitte.

Weß iſt die unſichtbare Hand,
Die Blumenkränz' um Thäler wand,
Die ſchmückt den Baum mit zartem Grün,
Und Trauben heißt am Rebſtock glüh'n?

An leiſem Band der Liebe führt,
Wie Lämmer auf der Weid' ein Hirt,
Des Jahres Zeiten, Sonn' und Mond,
Ein Geiſt, der ob den Sternen thront.

Kein Blümchen hat ſein Kleid geſtickt,
Obgleich ſein Glanz das Aug' entzückt.
Der Vogel ſä't nicht, dennoch blüht
Ihm Frucht, ſo weit die Sonne glüht.

Vertrauend ſtreut den Saamen bloß
Der Sämann in der Erde Schoos.
Doch er nicht gibt die Lebenskraft,
Wodurch der Saame Früchte ſchafft.

Du, der den Thau, den Sonnenſchein,
Den Regen ſchickt, gibſt das Gedeih'n,
Vom Himmel kömmt die Wunderkraft,
Die Aehren reiſt und Ernten ſchafft.

Gib, Vater! uns das Brod, deß wir
Bedürftig ſind als Pilger hier,
Das Herz voll Sehnſucht hingewandt
Zum ſchönen, hehren Vaterland.

Fünfte Bitte.

Wer iſt vor deinem Angeſichte
O Gott! von Sünden rein?
Was frommt in deines Richtſtuhls Lichte
Der Tugend eitler Schein?
O durch des Laſters Lebenshülle
Erblickſt du Todesſpur;
Du ſiehſt, wie es gebiert der Wille;
Vor dir gilt dieſer nur.

Wer deiner auch im Feind gedenket,
Der iſt dein Kind, nur Der;
Nicht wer das Herz des Bruders kränket,
Ruft er dir gleich: Herr! Herr!
Wie kann dich, Unſichtbarer! lieben
Des Sterblichen Gemüth,
Der lieblos Brüder kann betrüben,
Die er mit Augen ſieht?

Die Oel in Andrer Wunden gießen,
  Und in ihr Dunkel Licht,
Die wird der Heiland Brüder grüßen
  Am hehren Weltgericht.
Doch ſtolzen Gleisnern wird er ſagen:
  „Ich kenn' euch nicht!“ Denn ſie
Erkannten bei des Elends Klagen
  Ihn auch in Brüdern nie.

Umſonſt wird dann der Praſſer ſchmachten
  Nach einem Tröpflein Troſt,
Weil er dem Armen mit Verachten
  Verſagt der Hündchen Koſt.
Umſonſt wird um Erbarmung flehen,
  Aus tiefſter Finſterniß,
Der hilflos hieß die Waiſen gehen,
  Und Schuldnern nichts erließ.

Der du die Todten rufſt ins Leben,
  Die längſt in Gräbern ruh'n,

Du wirſt uns unſre Schuld vergeben,
Wie wir den Brüdern thun.
Drum ſey der Brüder Schuld zernichtet,
Getilgt ſey Haß und Neid!
Du richteſt den, der hier nicht richtet,
Einſt mit Barmherzigkeit.

Sechste Bitte.

Die Böſen, ach! die Böſen, die
Uns möchten unſern Kinderglauben
An eine beßre Menſchheit rauben —
Aus unſerm Aug', o Gott! entferne ſie.

Sanft leite unſern Fuß vorbei,
Wo Spötter ſteh'n an Blumenwegen,
Wo ſie der Unſchuld Schlingen legen
Der Argliſt voll, die Frevler ohne Scheu!

Zu Eis erſtarr' uns nicht das Herz,
Seh'n wir empfindungsloſen Reichen
Kein Elend ihren Sinn erweichen,
Nicht Thränen ſchmelzen ihre Bruſt von Erz.

Laß uns nicht ſitzen im Gericht,
Wo ſtolze Gleisner ohne Beben
Verdammen den, für den ſein Leben
So rein, wie eine Silberquelle ſpricht.

Sagt Jemand's Mund: es iſt kein Gott!
So laß in ſeines Herzens Falten
Uns ſehn die ſtillen Schrecken walten
Deß, den er läugnet mit verwegnem Spott!

Bebt Schauer uns in das Gemüth,
Weil ſich die heil'gen Bande löſen,
Dann werd' uns beym Triumph der Böſen
Die Bruſt vom Bilde deines Sohns durchglüht!

Er kam, der Sonn' an Milde gleich,
Der Liebe Vorbild uns zu werden,
Verwarf der Heuchelei Geberden,
Und ſprach, ein Gott: „der Kinder iſt mein Reich.“

O göttlich Bild, erheitre du,
Will uns die Welt den Kinderglauben
An eine beßre Menſchheit rauben,
Das bang umwölkte Herz mit Edens Ruh!

Siebente Bitte.

Klagen ſchweiget! trocknet Thränen!
Edler Seelen frommem Sehnen
Hat den Tröſter Gott geſandt.
Die jetzt glauben, lieben hoffen,
Seh'n ſchon hier den Himmel offen,
Nicht der Erde mehr verwandt.

Schmerz und Schmach ſind Feuerſchwingen
Für die Seele, die zum Ringen
Nach Vollendung Gott berief.
Nur vor einem Uebel ſchauert
Sie zurück. Denn ach! es lauert
In des Herzens Abgrund tief.

Ew'ger Vater! wir empfehlen
Dir vertrauend unſre Seelen,
  Rette ſie vom ew'gen Tod!
Geuß ins Dunkel ihrer Pfade,
Licht umfloßner Quell der Gnade!
  Deines Lebens Morgenroth.

Bußlied.

Deiner Kinder, ach! erbarme,
Gott! erbarme dich!
Täuſchend zog die Sünd' uns Arme,
Zog uns, ach! an ſich.

Nimmer ſind wir deine Kinder,
Deinem Bilde gleich!
Troſtlos irren wir, als Sünder,
Fern von deinem Reich.

Ach! wir fühlen tief im Herzen
Keine Ruhe mehr.
Keine Thräne ſtillt die Schmerzen;
Nacht liegt um uns her.

Gleich verlaßnen Waiſen flehen,
Seufzen wir zu dir!
Wieder deine Pfade gehen,
Vater! wollen wir.

Dir empfahl dein Sohn die Sünder
Einſt am Kreuze noch;
Drum befrei uns, deine Kinder,
Von der Sünde Joch!

Nicht umſonſt ſteig' unſer Flehen
Reuevoll zu dir!
Künftig deine Pfade gehen,
Vater! wollen wir.

Das Abendmahl.

Welch ein Himmel, welche Klarheit
Stralt ſo mild in uns empor!
Uns erquickt am Quell der Wahrheit,
Was kein Aug' erreicht, kein Ohr.
Er, der Gottheit ganze Fülle,
Liebevoller Menſch zugleich —
In geheimnißvoller Hülle
Wählt er unſer Herz zum Reich.

Herrſche du in unſerm Herzen
Mit unendlicher Gewalt!
Läßt die Welt mit allen Scherzen,
Aller Luſt es doch ſo kalt!
O entzünd' in uns die Liebe,
Die dein Leben hat verklärt,
Die mit Allmacht alle Triebe
In der Bruſt zum Himmel kehrt.

Froh entſagen wir den Gaben,
Die als Sold die Sünde beut.
Alles, wenn wir dich nur haben,
Sind zu opfern wir bereit.
Was du willſt, ſey unſer Wollen,
Nur dein Beifall unſre Luſt!
Güter, deinem Geiſt entquollen,
Alle Sehnſucht unſrer Bruſt!

Frieden kann dein Geiſt nur geben;
Unſre Seele ſey ſein Thron!
Gleich des Himmels Bürgern, leben
Wir alsdann auf Erden ſchon.
Und ein Herz und eine Seele,
Pilger nach dem Einen Land,
Daß des Ziels nicht Einer fehle,
Reichen Alle ſich die Hand.

Erdentand ſoll nimmer trennen,
Die dein Bruderwort verſöhnt,

Chriſt fortan ſich Keiner nennen,
Der des Staubes Götzen fröhnt!
Fürſt des Lichtes! Fürſt des Lebens!
Gib uns deinen Kinderſinn!
O dann ſchmachten nicht vergebens
Wir nach deines Reichs Beginn.

Bei'm Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick, o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unſer Herz erweitert ſich;
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand gibt Segen,
Gibt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Vater! gib uns deinen Segen,
Gib uns Sonnenſchein und Regen!

Chor ꝛc.

Freudig ſtreuten wir den Saamen;
Denn wir ſtreuten ihn im Namen

Deſſen, der mit Einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze ſchuf.
Dein, o Vater! iſt der Segen!
Dein iſt Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater! iſt der Segen;
Dein iſt Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig;
Das Gedeihen gibt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Der ſo ſchön die Blumen kleidet,
Der ſo mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater ſeyn.
Ja, dem Frommen giebſt du Segen,
Gibſt ihm Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen gibſt du Segen,
Gibſt ihm Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Laß mit Frucht den Baum ſich ſchmücken,
Reich an Korn den Halm ſich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wieſen für die Heerde blühn!
Ueberall auf unſern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unſern Wegen
Walte väterlich dein Segen!

Chor ꝛc.

Schone, Vater! in Gewittern,
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von böſen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Das Volk.

Schreck' uns ab von böſen Wegen,
Auch dein Donner bringe Segen!

Chor ꝛc.

Ruhen laſſen wir den Saamen
In des Allbelebers Namen,

Der den Leib in Gräber ſä't,
Bis er glorreich auferſteht.
Alle Frommen führt ſein Segen
Einſt dem Erntetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt ſein Segen
Einſt dem Erntetag entgegen.

Am Allerſeelentag.

Chor.

Vater, deſſen Huld das Leben
Uns bis jetzt ſo mild gegeben,
Trauernd ſteigt von Gräbern hier
Deiner Kinder Blick zu dir!
Viel entſchlieſen unſrer Brüder.
Friede Gottes ſchweb' hernieder!

Das Volk.

Viel entſchlieſen unſrer Brüder ꝛc.

Chor.

Alles, was ſo ſchön auf Erden
Heißt für uns dein Machtwort werden,

Blühet, ach! nur kurze Zeit.
Doch, als Saat, von dir geſtreu't,
Ruh'n hier deines Sohnes Brüder.
Gottes Friede ſchwebt hernieder.

Das Volk.

Sanfter ruh'n hier Jeſu Brüder ꝛc.

Chor.

Des Gewiſſens Schrecken halten
Feſt den Sünder, wenn den kalten
Arm des Tods er ſchaudernd fühlt,
Und der Gram ſein Herz durchwühlt.
Geiſt der Buße ſchweb' hernieder!
Büßende nennt Jeſus Brüder.

Das Volk.

Büßende nennt Jeſus Brüder.
Friede ſchweb' auf ſie hernieder!

Chor.

Doch im Blick des Frommen malet
Sich ſein Leben. — Wie er ſtralet,
Wenn hinauf in's Vaterland
Winkt des Todes-Engels Hand!
Ihm ertönen Himmelslieder.
Gottes Friede ſchwebt hernieder.

Das Volk.

Hört! es tönen Himmelslieder ꝛc.

Chor.

Tod! wo ſind nun deine Schrecken?
Des Erlöſers Boten wecken
Einſt das ſchlummernde Gebein,
Und es wird unſterblich ſeyn.
Friede Gottes ſchweb' hernieder!
Einſt erſtehn die Todten wieder.

Das Volk.

Einſt erſteh'n die Todten wieder.

Chor.

Jeſus Chriſtus! nicht vergebens
Gabſt du uns das Wort des Lebens!
Auf der Gräber Saatenfeld
Reift die Ernte jener Welt.
Ewig deines Reiches Glieder,
Seh'n ſich Gottes Freunde wieder.

Das Volk.

Gottes Freunde ſeh'n ſich wieder,
Ewig deines Reiches Glieder!

Volk und Chor.

Drum laßt auf der Geliebten Grab
Uns heut des Herbſtes Blumen ſtreuen,
Und hoffend ihres Siegs uns freuen!
Der Segensbecher fließ' hinab!

O laßt uns das Gelübd' erneuen
An der verklärten Freunde Grab,
Das Leben ganz nur dem zu weihen,
  Der zur Unſterblichkeit es gab!

Am Dankfeſte für den Frieden.

Der du väterlich uns Allen
Bruderlieb' ins Herz geprägt,
Sieh vor dir uns niederfallen,
Inniglich zum Dank bewegt!
Denn ein Engel, von den Höhen
Deines Lichts herabgeſandt,
Kam, von harten Kriegeswehen
Zu erlöſen Volk und Land.

Vater! nicht nach unſern Sünden
Wogeſt du die Straf' uns zu.
Nur um Reue zu entzünden,
Um zu beſſern, ſchlugeſt du!
Schonend willſt du jetzt uns lehren,
Daß dein Geiſt die Liebe iſt,
Welche nicht nur — die dich ehren
Auch die Frevler mild umſchließt.

Eintracht pflanze nun der Friede,
Wo die Helden ſich bekriegt!
Bei des Frohſinns heiterm Liede
Blüh' empor, was öde liegt!
Friede komm in jede Seele,
Durch der Leiden Sturm erkrankt!
Friede, Gottes Friede ſtähle
Die im Kampf der Tugend wankt!

Eine Thrän' im Auge, falle
An des Feindes Bruſt der Feind!
Eine Seele ſeyen Alle,
Liebender! in dir vereint!
Unſern Erdpfad ſchon erhelle
Deines Friedens Morgenroth,
Den kein Wölkchen, keine Welle,
Kein Gewitterſturm bedroht!

Das Fronleichnamsfeſt.

Vater! aus des Lichtes Fülle
Kam der Sohn zu uns herab;
Heller ſtralte nun dein Wille;
Denn die Hülle
Sank, und vor uns ſchwanden Nacht und Grab.

Aber, ach! die Brut der Hölle
Schwur den Untergang dem Licht,
Das an bunter Wolken Stelle
Goß die Helle,
Die des Wahnes Zauberfeſſeln bricht.

Argliſt mit der Wuth Geberden
Lauerte voll Heuchelſchein.
Gott! dem Hirten deiner Heerden
Blieb auf Erden
Zu des müden Hauptes Ruh kein Stein.

Um den Herrn die Jünger ſaßen
Tief betrübt am Abſchiedsmal,
Als ein Wunder ohne Maßen
Ihren naſſen
Blick erheiterte mit Gottes Stral.

Brod und Wein den Theuern gebend,
Sprach der Herr: „Eſſ't meinen Leib!
Trinkt mein Blut!“ Wie ſeelerhebend,
Wie belebend
Jedem, den gebar ein ſterblich Weib!

Dieſes hehre Pfand der Liebe
Feyre heute Jubelton!
Dankbar opfern unſre Triebe
Wir der Liebe,
Die herab ſich läßt vom ew'gen Thron.

Feſtlich triumphirt der Glaube,
Der verhüllt die Gottheit ſieht,

Dem in ſtiller Friedenslaube
Hier im Staube
Ewiger Vergeltung Dämm'rung glüht.

Seufzer ſchweiget! Trocknet Thränen!
Hoffend blickt auf euern Freund,
Der einſt ſtille des Herzens Sehnen
Allen denen,
Die die Liebe hier mit Ihm vereint!

Die wahre Freude.

Freut euch im Herrn! In ihm frohlocket
Des Waldes großer Sängerchor.
Den Duft, den ſeine Sonn' entlocket,
Haucht froh zu ihm die Roſ' empor.
Die Erd' erglänzt in Ihm von Freude,
Der ſich ſo freundlich niederbückt,
Und ſeinen Schäfchen gibt zur Weide,
Was ſie erfreut, was ſie erquickt.

Freut euch im Herrn! Wie ſtimmt die Freude,
Die ſein gedenkt, das Herz ſo mild!
Glänzt ihr vom Blick, vom Stralenkleide
Nicht ſanft der Liebe heil'ges Bild?
Leiſ' ruft ſie euch: Allvater liebet
Ein Herz nur, das die Brüder liebt,
Das mit dem Trauernden ſich trübet,
Das froh empfängt, doch froher gibt.

Freut euch im Herrn! Was gleicht der Freude,
Die dir ein Blick des Danks gewährt,
Weil du der Noth, der Liſt, dem Neide
Entzogſt ihr Opfer unverſehrt.
Welch doppelter Genuß, wo Freunde
Am heitern Mahl der Freude ruh'n!
Und welche Himmelswonn', am Feinde
Zu rächen ſich durch Gutes thun!

Freut euch im Herrn! Wie Gras verblühet
Die Freude, nur des Staubes Kind;
Doch die zu Gott auflächelt, glühet
Verſchönt, wenn wir nicht Staub mehr ſind.
O Wonne, wenn uns jede Blume,
Am Pilgerpfade fromm gepflückt —
Vom ew'gen Licht im Heiligthume
Verklärt, den Kranz des Lebens ſchmückt!

Die acht Seligkeiten.

Selig, die in Einfalt wandeln,
Gut mit ſtillem Sinne handeln,
Was ſie werth ſind, Gott verdanken,
Nie mit ſeiner Weisheit zanken,
Hier auf Erden Kindern gleich.
Ihrer iſt das Himmelreich!

Selig, deren Seraphsmilde
Zähmt das Rohe, dämpft das Wilde;
Deren ſanftem Blick als Sieger
Schmeichelnd huldiget der Tyger.
Wo ſie auf der Erde zieh'n,
Seh'n wir Paradieſe blüh'n!

Selig, die bei Feſten trauern,
Wo der Argliſt Schlangen lauern;
Deren Aug' kein Sternlein heitert,
Deren Bruſt kein Troſt erweitert.
Der die Welt zu tröſten kam,
Kehrt in Wonn' einſt ihren Gram.

Selig, die gerührt vom Strale
Ew'gen Lichts, im Erdenthale,
Wie der Aar nach Sonnenklarheit,
Dürſten nach dem Quell der Wahrheit.
Wo kein Schäfchen mehr verirrt,
Sammelt ſie am Quell der Hirt.

Selig, die des Kummers Zähren
Durch ihr Mitgefühl verklären;
Daß kein Bruder darf verzweifeln,

Oel in jede Wunde träufeln.
Ein Erbarmen, gränzenlos,
Ruht für ſie in Vaters Schoos.

Selig, denen, wie die Quelle
Stralt das Herz von Aetherhelle,
Erdenluſt für wenig achtend,
Stets nach Himmelswonne ſchmachtend.
Unverhüllt, von Angeſicht
Schau'n ſie Gott in ſeinem Licht.

Selig, die den Frieden lieben,
Nie der Unſchuld Freude trüben.
Ihres Herzens ſtilles Sehnen
Lächelt durch der Wehmuth Thränen.
Frieden fühlet, wer dem Pfad
Dieſer Kinder Gottes naht.

Selig, die da ſchuldlos leiden,
Stolz verſchmäh'n des Laſters Freuden,
Und bei hartem Druck gelaſſen
Jene ſegnen, die ſie haſſen.
Goldne Thronen, Sternen gleich,
Steh'n für ſie im Himmelreich.

Die Prieſterweihe.

Von dir, o Herr! geſtiftet, gleich
Dem Senfkörnlein iſt Gottes Reich.
Du gibſt das Wachsthum und Gedeih'n.
Die Ernt' in dieſem Reich iſt groß,
Die Zahl Berufner grenzenlos,
Doch der Erwählten Zahl nur klein.

Der Prieſter, den du dir erwählt,
Sey ganz von deinem Geiſt beſeelt!
Dies fleh'n wir tiefgerührt, o Herr!
Er ſuche ſich nicht, nur dein Reich,
Und ſchäme, den Apoſteln gleich,
Sich deines Kreuzes nimmermehr.

Der Unſchuld Glanz ſey ſein Gewand!
Dein Reich, nicht eitler Weisheit Tand,
Verkünd' er uns mit Mund und That!
Er ſtärk' in uns des Glaubens Kraft,
Des Glaubens, der die Liebe ſchafft,
Durch die der Menſch der Gottheit naht.

Beſchirm' ihn vor der Böſen Rath!
Gieb deinen Segen ſeiner Saat!
Füll' ihm die Bruſt mit Muth und Licht!
Nach deinem Vorbild, ew'ger Hirt!
Leit' er uns, daß kein Schaf verirret,
Daß Alle ſchau'n dein Angeſicht!

Die Trauung.

Dem Kranze Preis, dem holden,
Der, roſenroth und golden,
Dich, liebes Brautpaar ſchmückt!
Ein Engel aus der Höhe,
Wir nennen ihn die Ehe,
Reicht' ihn euch, ſanft entzückt.

Er ſprach: „Auf allen Wegen
Geleit' euch mild der Segen
Vom großen, guten Geiſt,
Der, wenn euch Nächt' umdunkeln,
Ein klares Sternbild, funkeln
Die treue Liebe heißt!“

Wohlan! den Pfad durch's Leben
Zieht freudig, ohne Beben
  Und traulich Hand in Hand;
Und denke: es führt uns beide
Der Pfad durch Leid und Freude
  In's ſchöne Vaterland.

Das Kirchweihfeſt.

Des Tempels hehre Halle
  Iſt Gott dem Herrn geweiht.
Laßt, Brüder! ſie uns alle
  Einweih'n durch Frömmigkeit!
Hier ſchwing' in Geiſt und Wahrheit
  Sich das Gemüth zum Herrn!
Hier leucht' in reinſter Klarheit
  Uns der Erlöſung Stern!

Was nützte uns der Tempel,
  Entheiligten wir ihn
Durch heidniſches Exempel,
  Und durch unlautern Sinn?
Drum nah' ihm keine Seele,
  Getüncht mit Heuchelſchein!

Denn keine Räuberhöle,
Ein Bethaus ſoll er ſeyn!

Nicht Opfer, aber Liebe
Verlangt der Herr von uns —
Den göttlichſten der Triebe
Als Seele unſers Thuns.
Die Liebe kam hernieder,
Zum Opfer ſich zu weih'n;
Und wir, o Chriſtenbrüder!
Wir könnten lieblos ſeyn?

Einfältiglich wie Kinder
Fleh'n wir, o Herr! zu dir.
Du rufſt hier ſelbſt zum Sünder
So liebreich: „Komm' zu mir!“
O du umfängſt mit Freude
Das Schaf, das ſich verirrt,
Und führſt auf gute Weide
Uns hier, ein treuer Hirt.

Schon glänzt mit Morgenſchimmern
  Uns hier der Sabbath an,
Wo über Erdentrümmern
  Uns Jeſus wird empfah'n.
Dann ſtralt in voller Klarheit
  Vor uns des Tempels Pracht,
Von dem die ew'ge Wahrheit
  Zum Eckſtein ſich gemacht.

Der Grundſtein der neuen Kirche.

Der du den Weltenraum mit Sonne, Mond und Sternen
Zur Wohnung dir erbaut in unermeßnen Fernen,
Und jede Menſchenbruſt zum Heiligthum geweiht;
Sieh' väterlich herab, wenn wir, dein Lob zu ſtammeln,
Aus Stein den Tempel bau'n, wo fromm der Geiſt ſich ſammeln,
Das Herz ſich prüfen kann, nicht von der Welt zerſtreut.

Ein Grundſtein nur ſteht feſt, der, den du ſelbſt gegründet,
Die Lehre, die du uns durch deinen Sohn verkündet.
Sie ſey, Allvater! auch des neuen Tempels Grund!
Dein Wort ſoll hier die Bruſt mit Licht und Kraft durchdringen,
Zu ew'ger Wahrheit ſich vom Staub die Seele ſchwingen,
Damit die That bezeugt, was laut bekennt der Mund.

Mög' ohne Hülle hier das Herz zu dir ſich heben,
Der Bruderliebe Gluth des Glaubens Kraft beleben,
Die Hoffnung Morgenglanz uns ſtreu'n ins Erdenthal!

Dann dient dein Tempel hier zum Vorbild uns der Hallen,
Wo des Vergelters Thron die Seligen umwallen,
Wie um der Sonne Bahn die Sterne ſonder Zahl.

Gebethe für Kranke.

1.

Der du in allen Nöthen
Den Menſchen Troſt gebracht,
Die dich um Hülfe flehten
Stark und geſund gemacht;
Du, deſſen Wink das Leben
Zurück den Todten gab,
Du willſt nicht, daß wir beben
Beim dunkeln Gang zum Grab.

Triumph! du biſt beſieget;
Wo iſt dein Stachel, Tod?
Der Leib nur dir erlieget,
Den Geiſt nährt Himmels Brod.

Dein Wort iſt nicht vergebens,
O Herr! ihm trauen wir;
Das Brod des ew'gen Lebens
Vereint uns ganz mit dir.

Dein Prieſter ſalbt den Kranken,
Und bethet über ihn;
Weit über Weltgedanken
Schwingt ſich geſtärkt ſein Sinn.
Der Körperſchmerz wird milder,
Erhöht fühlt ſich der Geiſt;
In heitre Himmelsbilder
Der Erde Nacht zerfleußt.

2.

Das Erden-Leben ſchwindet
Der Blume gleich, dahin.
Uns Pilgern iſt verkündet
Das Land, nach dem wir zieh'n.
Triumphgeſänge ſingend,
Zieh'n wir die rauhe Bahn;
Du ſelbſt, den Tod bezwingend,
O Herr! gingſt ſie voran.

Sieh! einen unſrer Brüder
Hat Krankheit ſchwer berührt.
Send' ihm den Engel nieder,
Der mild zum Ziele führt;

Der, daß ſein Herz nicht wanke,
Daß ihm kein Schreckenbild
Sich nah', kein Erdgedanke,
Mit deiner Kraft erfüllt!

Verhüllt ſind uns die Wege,
Die deine Weisheit geht,
Daß in die Hand dir lege
Der Menſch, um was er fleht.
Mög' uns dein Fried' umſchweben,
Wenn Tod und Grabnacht droht.
Dem Tod entblüht das Leben,
Der Nacht folgt Morgenroth.

Das letzte Gericht.

(Dies irae.)

Furchtbar wird der Tag ſich röthen,
Kund gethan von den Propheten,
Der die Welt in Staub wird treten.

Welch ein Schauern, welch ein Beben,
Wenn herab der Herr wird ſchweben,
Richter über Tod und Leben!

Der Poſaune folgt zum Throne
Aus den Gräbern jeder Zone
Wer ein Joch trug, wer die Krone.

Die man ſah wie Staub verwehen,
Staunend zum Gericht erſtehen,
Wird Natur und Tod ſie ſehen.

Und das Buch ſteht aufgeſchlagen;
Jeder lieſt ſich eingetragen,
Der mit Wonne, der mit Klagen.

Bliz entſtralt des Herrn Geſichte;
Nichts entzieht ſich mehr dem Lichte,
Nichts vergeltendem Gerichte.

Herr! darf ich zu hoffen wagen?
Werd' ich deinen Blick ertragen,
Wo Gerechte ſelbſt noch zagen?

O wer kann vor dir beſtehen!
Laß mich, Herr! nicht untergehen,
Unverdient, doch Heil mich ſehen!

Am Grabe des Herrn.

Chriſten! ſenkt am Pilgerſtabe
Hier das Haupt in Ehrfurcht ſtill!
Denn ihr ſteht am heil'gen Grabe
Deſſen, der, ſtatt goldner Gabe,
Nur ein Herz voll Einfalt will.

Wer dies bringt, der ſey willkommen!
Deſſen Leichnam hier geruht,
Hat die Sünd' hinweggenommen,
Hat verklärt den Blick des Frommen,
Der des Vaters Willen thut.

Ueberm Grabe glänzt das Zeichen,
Das zerſtreut des Wahnes Nacht,
Das auch mitten unter Leichen
Heißt die Todesſchrecken weichen —
Das die Hölle zittern macht.

Weit hinweg von hier die Seele,
Die ſich ſchnöd' mit Andacht ſchminkt!
Des Erlöſers Grabeshöhle
Wird entweiht von einer Seele,
Der das Kreuz nicht aufwärts winkt.

Naht mit reiner Demuth, Brüder!
Dann wird euch der Heiland nah'n.
Himmelsruh' weht auf euch nieder;
Freundlich hellt ein Engel wieder
Euch die langumwölkte Bahn.

Auferſtehungslied.

Das Grab iſt leer! das Grab iſt leer!
Der Fürſt des Lebens ſtark und hehr
Entſtieg des Grabes Nächten.
Frohlock', o Geiſt! Triumph! Triumph!
Wie ward dein Stachel, Tod! ſo ſtumpf
Im Kampf mit dem Gerechten!

Verſchlingen ſollt' in ew'ge Nacht
Das Grab des Lichts und Lebens Macht —
So wähnten Jeſu Feinde.
Da hat der Herr das Grab geweiht
Zum Pfad vom Staub zur Herrlichkeit,
Für alle ſeine Freunde.

Wie Pilger zieh'n wir jetzt zum Grab;
Doch lächelnd ſchauen wir hinab,
Und ſingen Siegeslieder.
Er iſt's, der in die Erd' uns ſä't;
Sein Odem, der vom Himmel weht,
Weckt uns zur Ernte wieder!

Das Credo.

Dem Staub', o Gott! entſchwing' ich mich
Zu deinen Lichtgefilden.
Erhellt vom Glauben, preiſ' ich dich,
Den Mächtigen und Milden,
Der du die Liebe ſelber biſt,
Durch welchen Erd' und Himmel iſt!

Dein Sohn erſchien, den Sterblichen
Von Anbeginn verkündet,
Gleich einem Stern aus deinen Höh'n,
Der liebreich Lieb' entzündet.
Da floh die Nacht, die dich verhüllt,
Der Wahrheit wich das Schattenbild.

Den Herrn gebar der Jungfrau Schoos,
Gleichwie der Lenz die Blume,
Dieweil ſich über ſie ergoß
Der Geiſt vom Heiligthume.
Dem, welcher wird den Kindern gleich
Verhieß der Sohn des Vaters Reich.

Der Heuchler Bruſt entbrannte wild
Daß Jeſus Liebe lehrte,
Und weit hinweg vom Götzenbild
Des Scheins die Herzen kehrte.
Wild riefen ſie: an's Kreuz mit ihm!
Da weinten alle Seraphim.

Als ſterbend Er das Haupt geneigt,
Bat er noch für die Feinde.
Ein Mörder der ihm Reue zeigt,
Wird einer ſeiner Freunde.
Doch um ſein Grab von Felſen wacht
Der Blinden Argwohn Tag und Nacht.

Umſonſt! des Heilands Gottesmacht
Bricht ſiegreich Fels und Siegel,
Und hellt mit Morgenroth die Nacht
Um unſre Todtenhügel.
Nun thront verklärt zur Rechten dir
Der Sohn, o Vater! für und für.

Aus deiner Fülle ſandteſt du
Den Geiſt der Lieb' und Wahrheit,
Der dem Gemüth gab Himmelsruh
Und dem Verſtande Klarheit,
Damit, von Trug und Sünde frei,
Ein Hirt und eine Heerde ſey.

Des Kinderglaubens Roſenband
Führt alle, die dich lieben,
Voll Sehnſucht nach dem fernen Land,
Das keine Wolken trüben.
O Vater! durch ein himmliſch Band
Sind alle Guten ſich verwandt!

Einſt röthet ſich der große Tag,
Wo uns dein Sohn wird richten;
Das Schuldbuch, das verſchloſſen lag,
Wird dann ſein Spruch zernichten,
Wird jeglichem, der ihn geliebt,
Belohnen, was er Gut's verübt.

Wenn des Gerichts Poſaune tönt
Sprengt ſich das Grab mit Beben;
Was lieben kann, wird ausgeſohnt;
Den Tod beſiegt das Leben.
Froh ſchwebt der Auferſtand'nen Geiſt
Zum Quell, wo ewig Leben fleußt.

Das Salve Regina.

O Mutter des Barmherzigen,
Maria ſey gegrüßet!
Wenn wir dich Gott vertrauen ſeh'n,
Wird jedes Leid verſüßet.
Sieh! gleich Verbannten ſeufzen wir
Im dunkeln Thal der Thränen hier;
O wende du dein Angeſicht
Auf uns vom Lichtgefilde!
Den Tugendpfad hell' uns ein Licht
Aus deinem Aug', o Milde!
Vom Abgrund warn' uns ſanft dein Blick
Wenn die Verführung lockt, zurück.
In aller Trübſal, Angſt und Noth
Zeig' uns das Bild des Sohnes,

Verklärt im hehren Morgenroth
Vom Land des Tugendlohnes.
Stral' uns noch Troſt im Tode zu,
O ſüße, milde Mutter du!

An Maria.

O du Heilige,
Hochgeſegnete,
Süße Mutter der Liebe!
Tröſterin im Leiden!
Reinſter Quell der Freuden!
O bitt für uns, Maria!

O du Frömmeſte,
Gott vertrauendſte,
Schönſte Tochter des Himmels,
Daß wir hier auf Erden
Fromm, wie du auch werden!
O bitt u. ſ. w.

O du Reineſte,
Auserwählteſte;
Heller Spiegel der Unſchuld!
Rein wie Lilienblüthe
Sey unſer Gemüthe!
O bitt u. ſ. w.

O Sittſamſte,
Eingezogenſte,
Zierde deines Geſchlechtes!
Daß wir treu im Stillen
Gottes Wort erfüllen.
O bitt u. ſ. w.

O Sanftmüthigſte,
Allerfreundlichſte,
Zarte Jungfrau voll Anmuth!
Daß wir friedlich leben,
Keinen Anſtoß geben!
O bitt u. ſ. w.

O Demüthige,
Sanftbeſcheidene,
Wie das Veilchen im Thale!
Daß wir Gott nur ehren,
Aller Hoffart wehren.
O bitt u. ſ. w.

O Geduldige,
Gottergebene,
Auf dem Nachtpfad des Lebens!
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen.
O bitt u. ſ. w.

O du Himmliſche,
Liebenswürdigſte,
Leuchtend Vorbild der Tugend!
Daß wir dir auch gleichen,
Dir, der Tugendreichen!
O bitt u. ſ. w.

O du Seligſte,
Hochverherrlichte,
Nächſt zur Rechten des Sohnes!
Daß auch uns zum Lohne
Er verleih' die Krone!
O bitt u. ſ. w.

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unſers Erlöſers!
Tröſtend uns begleite
In dem letzten Streite!
O bitt u. ſ. w.

Gottes Lieblinginn!
Sey Fürſprecherin!
Daß wir einſt im Gerichte
Wegen unſern Sünden
Gnade mögen finden.
O bitt u. ſ. w.

Das Stabat Mater.

Weinend, mit zerrißnem Herzen
Stand die Mutter, voll der Schmerzen,
Bei dem Kreuz, zum Sohn gekehrt;
Durch die bang umwölkte Seele,
Dunkel wie des Grabes Höhle,
Drang das Leiden, wie ein Schwert.

O was mußte ſie empfinden,
Als ſie ihren Sohn vom blinden
Haſſe ſah dem Tod geweiht!
Doch durch ihrer Trauer Wolke,
Unbemerkt vom Erdenvolke
Dämmert' ihr Unſterblichkeit.

Herr! dein Kreuz laß mich beſchirmen,
Laß bei dieſes Lebens Stürmen
Meinen Pfad erhellen dies!
Nach der Körperhülle Schwinden
Laß einſt meine Seel' empfinden
Deinen Glanz im Paradies!

Paulus der Apoſtel.

Mann voll Gottes Licht und Stärke!
Deines Glaubens Wunderwerke
  Hellen uns, Geſtirnen gleich,
Dieſes Lebens dunkle Pfade,
Daß wir, ſtark durch Gottes Gnade,
  Zieh'n mit Jubel in ſein Reich.

Wider den Meſſias glühte
Dir ein Eifer im Gemüthe,
  Der dir gottgefällig ſchien,
Als ein Stral der Seele Tiefen
Traf, und Himmelstöne riefen:
  »Saul! wo reißt dein Geiſt dich hin?«

Da verſchwand vor deinen Blicken
Rings die Welt. Doch voll Entzücken
Schauteſt du in jenes Reich,
Das den Weiſen zwar verhüllet,
Doch mit Licht uns alle füllet,
Macht uns Einfalt-Kindern gleich.

Mochten nun der Juden Rotten
Läſtern, Griechen lächelnd ſpotten,
Jeſu Geiſt entflammte dich,
Und vor deinen Worten ſchmolzen
Die Idole, und der ſtolzen
Phariſäer Schein verblich.

Wie erſtaunte nicht der Pöbel
Von Athen, wie ſank der Nebel
Falſcher Weisheit, und ihr Spott,
Als, umringt von Götzenbildern,
Du begannſt mit Kraft zu ſchildern
Den noch unbekannten Gott.

Daß vor Gott der Geiſt nur gelte,
Nicht die Hülle, wie erhellte
  Deine Feuerrede dies,
Da du gleich dem Schilfe ſchwanken
Sah'ſt des Chriſtenvolks Gedanken,
  Das mit Müh' den Wahn verließ.

Göttlich groß war dein Beginnen:
Alle Chriſto zu gewinnen;
  Gottes Segen war dein Lohn.
Dich, der in Gefahr und Banden
Wie ein Held den Kampf beſtanden,
  Rief zu ſich des Vaters Sohn.

Johannes der Evangeliſt.

Den der Herr vor andern liebte,
Weil, von Liebe ganz durchglüht
Dein jungfräuliches Gemüth
Liebe ſtets vor andern übte;
Liebevoller Jünger! dir
Weih'n das Feſt der Liebe wir.

„Gott iſt Liebe! Seine Sonne
Stralt euch, Brüder! allen gleich;
Liebe giebt das Himmelreich,
Löſ't Betrübniß auf in Wonne.“
Alſo thateſt du den Bund
Zwiſchen Gott und Menſchen kund.

Ganz ergoß in deine Seele
  Gottes Sohn ſein liebend Herz,
  Daß im Kampf mit Hohn und Schmerz.
Muth und Stärke nie dir fehle;
  Und du wardſt, von Lieb' erfüllt,
  Aller Chriſten Muſterbild.

Da bei'm Abſchied von der Erde
  Jeſu Seele ward betrübt,
  Weil von denen, die er liebt,
Einer ihn verrathen werde,
  Lagſt du an der Bruſt des Herrn,
  Wie am Himmelblau ein Stern.

Als dein Herz beym Kreuz des Lehrers,
  Wo mit dir Maria ſtand,
  Unausſprechliches empfand,
Neigte ſich des Weltverklärers
  Haupt, und liebreich ſagt' er dir:
  „Sohn! ſieh' deine Mutter hier!"

Zu Marien dann ſich wendend,
Sprach er liebevoll zu ihr:
„Deinen Sohn ſieh, Mutter, hier!“
Da, der Liebe Werk vollendend,
Er ins Auge dir geblickt,
O wie ward dein Geiſt entzückt!

Liebe war dein ganzes Leben,
Wie des Meiſters Leben war;
Bächen gleich, die ſanft und klar,
Wo ſie ziehen, Segen geben.
„Liebt euch, Brüder! immerfort,
Liebt euch!“ war dein letztes Wort.

Magdalena.

Entflohen war aus deinem Herzen
Der Unſchuld heitre Ruh,
Und zwiſchen Sinnenluſt und Reueſchmerzen
Ein Schilfrohr, ſchwankteſt du.

Da ſtralt vom Lehrer ohne Gleichen
Ein Blick in dein Gemüth;
Nun tagt's in dir; die Erdgedanken weichen,
Und deine Seele glüht.

Nicht mehr der Welt glüht deine Seele;
Der Himmel iſt in ihr;
Sie zagt und zweifelt nimmer, was ſie wähle,
Was Gott, gefällt auch dir.

Du hörſt entzückt zu Jeſu Füßen
Sein Wort von Gottes Reich,
Und ganz in Thränen ſieht er dich zerfließen,
Der Roſ' im Thaue gleich.

Voll Liebe ſalbſt mit Nardenöle
Des Meiſters Füße du;
Deckſt trocknend ſie dem Freunde deiner Seele
Mit deinen Locken zu.

Die du dem Himmel ſchienſt verloren,
Den du ſo ſehr betrübt,
Biſt jetzt von ihm zur Lieblinginn erkohren,
Weil du ſo viel geliebt.

Cäcilia.

Reine Jungfrau, deren Seele
Schon auf Erden glich dem Hall
Aus der zarten, ſüßen Kehle
Liebevoller Nachtigall!
Sanft entlockt nun Freudenthränen
Dein Geſang des Himmels Söhnen.

Wie im Thal der Silberquelle
Melodie durch Blumen zieht,
Tönt dein Leben, rein und helle
In der Engel Harf' und Lied;
Preis der Harmonie, o Hehre!
Nennen dich des Himmels Chöre.

Deines Lebens Wohlklang ſtimme
Auch zum Wohlklang unſer Herz,
Daß es, frei von Falſch und Krümme,
Blick' und athme himmelwärts,
Wo von deinem frommen Leben
Harmonien Gott umſchweben.

Allerheiligen.

Heiligſter! nach deinem Bilde
Schufeſt du des Menſchen Geiſt;
Hauchteſt Kraft in ihn und Milde,
Gabſt ihm Ausſicht in Gefilde,
Wo kein Trug des Irrthums gleißt;
Wo der Weisheit keine wilde
Leidenſchaft den Stab entreißt.

Kinder nenneſt du uns Alle,
Weil dein Weſen Liebe iſt!
Liebe hebt vom Sündenfalle,
Liebe führt zur ew'gen Halle,
Die dein heil'ger Glanz umfließt.
Heilig, Vater! ſollen Alle
Werden, wie du heilig biſt.

Heilig preiſen wir die Guten,
Deren Geiſt für Wahrheit rang —
Die unheil'ger Lüſte Gluthen
Siegreich dämpften; die nicht ruhten,
Wenn der Ruf der Pflicht erklang —
Die, für's Heiligthum zu bluten,
Gingen mit Triumphgeſang.

Laß, o Gott, ihr Vorbild Spiegel
Uns im Kampf des Lebens ſeyn!
Der Begierde werd' es Zügel,
Unſrer Tugend leih' es Flügel;
In der Hoffnung Dämmerſchein
Weih' es unſern Todtenhügel
Zu des Himmels Vorhof ein!

II.

Hymnen.

1.

Bei'm Frühgottesdienſt.

Schon bei des Tages Aufgang laßt
Uns kindlich nahen unſerm Gott,
Daß er mit ſeiner Weisheit Stral
Den Pfad uns helle, den wir geh'n!

Kein Glied beleidige den Herrn!
Nichts Eitles denke der Verſtand.
Den Mund beherrſche Wahrheit nur,
Nur reine Liebe das Gemüth.

Von dir allein kommt Licht und Kraft!
Stärk' uns, o Herr! mit deinem Geiſt!
Dann trübt kein Sturmgewölk das Herz,
Und die Verführung lockt umſonſt.

Der Wandel jedes Tages ſey
Ein unbefleckter Gottesdienſt.
Was wir mit dir beginnen Herr!
Laß uns vollbringen auch mit dir.

In des Bedrängten Trauerkelch
Gieß' unſre Liebe ſanften Troſt!
Des Armen Thräne trockne mild
Des Reichen ſegenvolle Hand!

Der Sinne frechen Uebermuth
Bezähme Zucht und Mäßigkeit!
Nicht unterjochen mög' in uns
Den ew'gen Geiſt — was ſterblich iſt!

2.

Abend-Andacht.

O du, in deſſen Lichtgemach
Nicht dringt der Blick des Erdenſohns,
Vor dem die Heil'gen zitternd ſteh'n,
Sein Antlitz ſcheu der Seraph hüllt!

In tiefen Nächten ſchmachten wir
Nach Licht, nach deinem Licht, o Gott!
Urquell des Lichts! du kannſt allein
Um uns zerſtreu'n des Wahnes Nacht!

Die Sonn' iſt ſchwaches Sinnbild nur
Des Tag's, den einſt herauf du führſt.
Doch warum ſäumt ſo lang der Tag? —
Erſt ſinken muß das Erdgewand!

Wenn, ſeiner Bande ledig, einſt
Der Geiſt zu dir ſich ſchwingt, o Gott!
Dann wird in ew'gem Licht dich ſchau'n,
Dich preiſen, lieben dich der Geiſt!

3.

Im Advent.

Welch himmliſch Frühroth glüht herauf!
Kein Tag noch dämmerte ſo ſchön,
Seit du, o Gott, dein Ebenbild —
Den Menſchen ſchufſt im Paradies.

Vom Wahn bethört, nicht mehr dein Bild,
Verſank in tiefe Nacht der Menſch.
Ein Knecht der Sünde, ſchmachtete,
Sich ſelbſt ein Räthſel, er nach Licht!

Durch's Nachtgewölk fiel mancher Stral;
Doch ſtillteſt du die Sehnſucht nicht!
Jetzt flieh'n die Schatten; herrlich ſtralt
Der Rettung lang erſehnter Tag.

Mit Jubelton entgegen ihm,
Der Licht und Heil vom Himmel bringt!
Entgegen ihm im Feſtgewand,
Nicht reich an Schmuck, durch Unſchuld ſchön.

Der eiteln Luſt entſagend, laßt
Uns ihm mit reinem Herzen nah'n!
Auf Geld und Silber ſieht er nicht,
Doch liebreich auf ein reines Herz.

4.

Weihnachten.

Geboren iſt das Heil der Welt,
Des ew'gen Vaters ew'ger Sohn!
O Nacht, in der dies Licht erſtund,
Du leuchteſt heller, als der Tag!

„Den Guten Gottes Friede!" tönt
Vom Sterngewölb' der Engel Lied.
Zum Neugebornen eile hin,
Wer Gott mit reinem Herzen ſucht!

Erhabne Demuth zeigt ſich hier!
Ihr ſeht im Stall ein armes Kind!
Der Glaub' erblickt in dir, o Kind!
Durch dieſe Hülle Gottes Sohn.

Auch ſchweigend aus der Krippe ſchon
Gibſt kund du der erſtaunten Welt:
„Nur die, ſo werden wie ein Kind,
Geh'n ein in meines Vaters Reich!“

O heil'ges Kind! voll Lieb' und Huld,
Füll' unſer Herz mit deinem Geiſt!
Mach' unſern Wandel ſanft und rein
Nach deiner Kindheit Ebenbild!

5.

Der heilige Stephanus.

Du, deſſen Blut die Ausſaat ward
Im Erntefeld des Märterthums!
Wir flechten keine Krone dir
Aus Blumen, die vergänglich ſind.

Wie wunderbar beweiſt an dir
Die Liebe ſich, dies Himmelskind!
Ihr holder Glanz verkläret dir
Nicht nur das Leben, auch den Tod.

Als blinder Wuth dein Leib erlag,
Da that ſich dir der Himmel auf.
Dein Herz zerfloß in dem Gebeth,
Das deine Mörder Gott empfahl.

Der du mit zarter Milde hier
Der Armen Liebesmahl bedient,
Du ſitzeſt jetzt am ew'gen Mahl,
Das ſeinen Treuen gibt der Herr.

Dein Haupt umſtralet Himmelsglanz,
So herrlich glänzt kein Diadem.
Der Schimmer deines Angeſichts
Macht dich dem hehren Seraph gleich.

Dein Leben gab zum Opfer ſich
Für Jeſus, der, ſich opfernd, ſtarb.
Dein Tod beſtättigte mit Kraft
Das Wort: wo iſt dein Stachel, Tod?

Du gingſt voran den blut'gen Pfad,
Der zum Triumph der Wahrheit führt!
Dir folgte nach, mit Sieg gekrönt,
Ein unaufhörlich Helden-Heer!

6.

Die unſchuldigen Kinder.

Heil, Blüthen euch der Märtyrer!
Die in des Lebens Dämmerſchein
Erbarmungslos das Schwert gemäht,
Wie Sturm die Roſenknospen bricht.

Du zarte Schaar Geopferter!
Für Chriſtus zeugt dein reines Blut.
Unſchuldig ſpielſt du am Altar
Mit Palmenzweig und Lorbeer-Kranz.

Was nützt, Herodes, dir der Mord?
Vergebens ſucht dein blut'ger Stahl
Im Leichenfeld Unſchuldiger
Der Hochgebenedeyten Sohn.

So auch entging des Pharo's Wuth —
Ein Vorbild Chriſti, Moſes einſt.
Wer widerſteht der Macht des Herrn?
Nie fehlte noch, was Er beſchloß!

7.

Der Neujahrstag.

Heiland! kaum erblickte dein Aug' das Tageslicht,
Von der Thränen Erſtling benetzt, da riefſt du
Tiefbewegt zum Vater: „Nach deinem Willen
Werd' ich zum Opfer.

Dir gefallen Thiere nicht mehr zur Sühnung.
Ich, aus deinem Urlicht gefloſſen, bringe
Selbſt, mit Blut beſprenget für aller Menſchen
Schulden die Sühne.“

Tag, an dem der Heiland begann dies Opfer,
Sey dem Knaben Jeſu von uns geheiligt!
Statt des Leib's Beſchneidung verlangt er liebreich
Jene des Herzens.

Da der erſte Morgen des Jahrs ſich röthet,
Laßt uns heut den Götzen der Welt entſagen,
Durch dein Blut, o Jeſu! zu Kindern Gottes
Wiedergeboren.

8.

Die Erſcheinung des Herrn.

Welch heitrer Stern glänzt dort ſo ſchön?
Er thut den neuen König kund,
Deß Reich nicht iſt von dieſer Welt!
Zu ſeiner Wiege führt der Stern.

Die alten Seher täuſchten nicht!
Der Stern hebt ſich aus Jakobs Stamm.
Ins Auge ſtralet hell ſein Licht,
Noch heller in der Weiſen Bruſt.

Die Lieb' iſt aller Zög'rung Feind.
Nicht hemmt ſie Mühe, nicht Gefahr.
In unbekannte Ferne zieh'n
Die Weiſen froh dem Sterne nach.

So freundlich wink' uns nicht umſonſt
O Heiland! deiner Gnade Licht.
Wir folgen freudig dem Geſtirn,
Das Gott den Völkern leuchten hieß.

◆

9.

Maria.

Die du in der Entzogenheit dunkelm Schoos
Den Erdpfad ſtill durchwallteſt, die Magd des Herrn,
Nur ſeine Magd, als ſchon des Sohnes
Gottheit ſo mild ſich der Welt verklärte. —

Wie ſtralt aus deinem Leben der Vorſicht Hand
Seit dich der Engel: „Mutter des Herrn“ begrüßt,
Bis bei Triumphgeſang die Mutter
Krönte der Sohn vor des Vaters Lichtthron.

Daß deine hehre Würde kein Erdenglanz
Entweihe, ſtellet Gott dein beſcheidnes Loos
Den Frauen dar zum Vorbild. Kämpfend
Zeigt er mit Schmerz dein Gemüth voll Sanftmuth.

Wie prüſt er nicht, Erkorne! dein Mutterherz.
Ein Stall empfängt dich zu der Geburt des Herrn;
Dich treibt Tyrannenwuth, aus theurer
Heimath zu flüchten das Pfand des Himmels.

Dann ſeh'n wir tief bekümmert im Tempel nach
Den Knaben ſuchen, als er vom Vater ſprach
Wie noch kein Menſch. Mit welcher Demuth
Folgſt bis zum Kreuz du dem großen Dulder!

Du ſahſt ihn ſterbend, aber erſtanden auch!
Und wonneſchauernd blickſt du der Wolke nach,
Die glänzend ihn entſchwingt der Erde;
Jauchzend eröffnet ſich dir der Himmel!

10.

Mariä Lichtmeß.

Welch heil'ges Opfer ſtellt ſich im Tempel dar?
Zugleich iſt Chriſtus Prieſter und Opfer heut!
Der Schleier fällt! der ew'gen Wahrheit
Weiche verblichener Bilder Schatten!

Nicht Opferheerden ſchlachte der Prieſter mehr!
Nicht ferner färb' ihr Blut den Altar! Er ſelbſt —
Der Hoheprieſter weihet ſühnend
Vor dem Altare ſich Gott dem Vater.

Die Jungfrau, fromm die Augen geſenket, hält
Das Kind, ſich ſeiner Gottheit bewußt, im Arm;
Voll Demuth zarte Turteltauben
Opfernd, der Armen beſcheidne Gabe,

„Nun laß uns, Herr! ſo rufen mit Simeon
Wir alle, laß uns ſterben in heitrer Ruh,
Da unſerm Blick das Heil ſich zeigte,
Das du bereitet haſt allen Völkern!“

11.

Mariä Verkündigung.

Wie heißt die Tugend, die, o Maria! dir
Erwarb die Würde: Mutter des Sohns zu ſeyn
Vom ew'gen Vater, als der Armuth
Schatten dich barg, wie der Strauch die Roſe?

Durch Körperreiz verdunkelte dich vielleicht
Manch' eitle Tochter; dir nicht beneidenswerth!
Vom Himmel floß der Glanz, mit welchem
Andacht und Sittſamkeit dich verklärten.

Doch was dich mehr noch ſchmückte mit Engelreiz,
Beſcheid'ne Armuth war's, mit dem Blick zu Gott,
Die, nie ſich ſelbſt gefallend, reines
Streben der Seele — zur Tugend adelt.

Die Demuth weihte dich vor des Ew'gen Thron
Zur hohen Würde: Mutter des Sohns zu ſeyn;
Die Demuth, die zum Engel Gottes
Sagte: hier bin ich, die Magd des Herrn!

12.

Das Oſterfeſt.

Ihr Himmelschöre ſtrömt herbei,
Und ſinget freudigen Geſang!
Dem Grab entſchwingt ſich wunderbar
Der Herr, von Todesbanden frei.

Umſonſt bewacht die heil'ge Gruft
Des Wahnſinns Furcht mit Kriegerſchaar.
Kein Siegel hemmt des Sohns Erſteh'n,
Wenn ihn zu ſich der Vater ruft.

O Volk, an Glauben ſo gering!
Der Herr bedarf des Truges nicht.
Zum Leben kehrt aus eigner Kraft,
Der wie ein Gott zum Tode ging.

Am Kreuze rief ihm: ſteig herab!
Die Judenrotte höhniſch zu.
Herab vom Kreuze ſtieg er nicht;
Doch ſteigt er ſiegreich aus dem Grab.

Laß, Chriſtus! ſterben uns mit dir!
Mit dir laß uns zugleich erſteh'n!
Der Erd' entſaget unſer Herz
Das Himmliſche nur lieben wir!

13.

Chriſti Auffahrt.

Dein göttlich Werk iſt nun vollbracht!
Dich, o des Todes Sieger! ruft
Des Himmels ew'ge Herrlichkeit,
Die du verließeſt, jetzt zurück!

Schon blickſt du hoch vom Glanzgewölk
Auf unſre Erde mild herab!
Dir ſtrömt mit Dankesliedern nach
Ein Heer Erlöſ'ter im Triumph.

Schnell öffnet ſich des Himmels Thor.
Die Engelchöre ſeh'n erſtaunt,
Wie zu des Vaters Rechten jetzt
Der Gottmenſch auf den Lichtthron ſteigt.

Dort ſtralt verklärt das blut'ge Kreuz,
Woran du für die Menſchen ſtarbſt!
Wer mit Vertrau'n zum Kreuze blickt,
Den rufſt du in des Vaters Reich.

Der Rebe gleich, blüht deine Braut —
Die Kirche, deines Segens froh.
Wie Lebensodem wirkt dein Geiſt
In jedem Zweig mit Gotteskraft.

Mit wüthenden Orkanen kämpft
Der Kirche Schiff; es ſinket nicht;
Gib du der Kämpfenden den Sieg;
Die Palme winkt in deiner Hand!

Wo du vorangingſt, hehres Haupt!
Berufſt du alle Glieder hin.
Uns alle laß den Lichtpfad geh'n,
Den deines Wandels Spur erhellt!

14.

Das Pfingſtfeſt.

Schweigt ehrfurchtsvoll, ihr Brüder! Seht!
Der Himmel öffnet ſich ob euch.
In feurigen Geſtalten ſchwebt
Der Liebe Geiſt auf euch herab.

Ihr Neugeborenen für Gott!
Entſagt unheil'gen Sitten heut,
Weiht ganz dem Ew'gen euer Herz,
Ihm, der der Liebe Urquell iſt!

Was laut von Erd' und Himmel tönt,
Was allen ſchrieb Natur ins Herz,
Was weht im Weſt, im Donner hallt,
Das ſagt der Geiſt euch: „Lieber Gott!“

Der allgemeine Vater ſprach
Am hehren Schöpfungstage ſchon:
„Wie Brüder, Menſchen, liebet euch!“
Euch lieben — lehrt auch heut ſein Geiſt!

O du, der Liebe guter Geiſt!
Auf Pfaden, die dein Licht erhellt,
Laß meiden uns, was Gott verbeut,
Und üben, was ſein Wort empfiehlt.

15.

Dreieinigkeit.

Noch blühte nicht der Erde Pracht,
Noch leuchteten die Sterne nicht;
Dein liebreich Wort, o Gott! erklang,
Und Erd' und Himmel prieſen dich.

Doch ſchwang ſich keine Seele noch
Vom Staub, Unendlicher! zu dir.
Da blies in's Erdgebild dein Hauch;
Im Menſchen ſtralte jetzt dein Bild.

In deinen Werken ſah der Menſch
Nur Spuren deiner Vaterhuld.
Doch ach! von eitlem Wahn getäuſcht,
Verlor ſein Blick der Unſchuld Pfad.

In Nacht, in tiefe Nacht verſank
Des Menſchen Geiſt, nicht mehr dein Bild:
Sein ſtilles Schmachten drang zu dir.
Die Hoffnung glänzte mild herauf.

Der Retter kömmt! Kein König iſt's,
Kein Engel. Gott! dein eigner Sohn!
Er bringt ſich ſelbſt zur Sühnung dar
Für jeden, der dich herzlich liebt.

Von Himmelsglanz ſandt' uns der Sohn
Der Lieb' und Weisheit heil'gen Geiſt.
Durch alle Welt wirkt Gottes Geiſt;
Der Trug verſinkt, die Wahrheit ſiegt!

Zum Guten, Vater, gib uns Kraft!
Hell' uns, o Sohn! der Wahrheit Pfad!
Zum Streben nach der Tugend Kranz
Entzünd' in uns das Herz, o Geiſt!

16.

Die Apoſtel.

Des Himmels erſte Zierden ihr,
Die ihr vor allen Heil'gen glänzt!
Zwölf Lichter dieſer ird'ſchen Welt,
Zwölf Richter am Gerichtstag einſt.

Den tief geſunk'nen Brüdern führt
Ihr einen ſchönern Tag herauf!
Die eitler Wahn mit Trug umzog,
Erleuchtet mild der Wahrheit Licht.

Nicht mit Gewalt, mit Waffen nicht,
Nicht mit beredter Zunge Kunſt,
Mit des verhöhnten Kreuzes Wort
Beſiegt für Chriſtus ihr die Welt!

Die Feſſeln ſprengt ein hehrer Geiſt,
In deren Zwang die Welt geſeufzt.
Des Jochs entledigt, freut ſie ſich
Der Freiheit unter Gottes Huth.

Durch euch wird allen Völkern kund,
Was lang von Gott verhüllet blieb.
Was ihr Erhabenes vollbracht,
Dies ſagt ein Pol dem andern Pol.

Dem einzigen, dreiein'gen Gott
Sey höchſter Dank, ſey höchſter Preis!
Ihm, der aus finſtrer Nacht uns rief
Zum Lichtglanz ſeiner Herrlichkeit.

17.

Mariä Himmelfahrt.

I.

Jauchzt mit Siegesgetön, Bürger des Himmels!
Heut an ihres Triumphs feſtlichem Tage
Ward die Mutter des Herrn, friedlich erſchlummert
In den Armen des Tods, himmliſch verkläret.

Wonneſchauer durchbebt, Lichtglanz umſtrömt dich,
Deren Leben ſo ſtill floß wie der Wiesbach!
Die ins irdiſche Kleid hüllte den Ew'gen,
Wird vom Ew'gen geſchmückt jetzt mit dem Urlicht.

Hehren Troſtes Geſtirn leuchtet zur Erde
Von der Höhe, wo du, Heilige! ſtraleſt;
Du, die Erſte im Chor aller Erlöſten,
Stehſt dem Sohne zunächſt, hell wie die Sonne.

Bitt', o bitte für uns, Mutter des Heilands!
Daß vom Irdiſchen uns läutre die Tugend
Auf dem dornigten Pfad zu der Verklärung!
Uns, die Brüder des Sohns, liebe wie Kinder!

II.

An dem Tage, wo du der Erd', o Jungfrau!
Froh enteilend, dich ſchwangſt an Gottes Lichtthron,
Da ertönten die Himmel dir vom Gruße:
„Mutter des Heilands!“

Wir auch grüßen dich heut, o Reinſte, flehend:
Laß voll Milde herab uns deiner Wonne
Lichtborn träufeln ein Tröpfchen nur, zu ſtillen
Unſere Sehnſucht!

18.

Mariä Geburt.

Ein Geſchlecht, dem Tode geweiht, war jenes,
Deſſen Mutter Even belog die Sünde.
Doch erbebe, Lügnerin! vor der neuen
Eva Beſtimmung.

Jene, blind durch gleiſſenden Trug der Schlange,
Sog ihr Gift, vererbend auf alle Nachwelt,
Dieſe kömmt voll Heilkraft, des Drachen ſtolzen
Giftkamm zertretend.

Froh verbreitet ſich auf der Engel Harfen
Bei der neuen Eva Geburt der Jubel.
Aus der Wolken Dunkel erglänzt des Friedens
Farbiger Bogen.

19.

Am Kirchweihfeſte.

Ew'gem Frieden eingeweihet,
Selig iſt die Gottes-Stadt,
Die die Tugend in den Himmeln
Aus lebend'gen Steinen baut.
Heilig! Heilig! Heilig! ſingt
Stets dort aller Engel Chor.

Eine Braut, ſchön wie die Sonne,
Wenn ſie früh dem Meer' entſteigt,
(Liebe mildert ihre Hoheit)
Wird dem Heiland zugeführt.
Des Triumphzugs Straßen glüh'n
Von des reinſten Goldes Pracht.

Perlen ſchimmern an den Pforten
Zu dem innern Heiligthum.
Nur der Tugend Seraph leitet
Jene in dies heil'ge Zelt,
Die um Chriſti willen hier
Drückt der Thorheit blinder Haß.

Gottes ew'ges Lob ertöne
Auch in dieſem Tempel hier,
Den zur Heiligung der Chriſten
Jener Geiſt hat eingeweiht,
Deſſen Kraft des Menſchen Bruſt
Zum lebend'gen Tempel macht!

20.

Allerheiligen.

Laut von Jubel ertönt, Himmel! dein Sterngewölb!
Aller Heiligen Preis ſingen die Engel Gott.
Wir, vom Vaterland fern, ſtimmen dem Jubel bei
Mit der Sehnſucht gedämpftem Ton.

Wann erſcheint uns der Tag, welcher die Bande löſ't,
Die den Aufſchwung zu Gott hemmen dem Sterblichen?
Wann verſchwindet des Trugs wechſelndes Dunſtgewölk,
Das den Himmel uns Armen birgt?

Ihr, Verklärte des Herrn! ſchauet die Wahrheit rein;
Wir durch Schleier. Euch fließt ewiger Liebe Born,
Nicht von Wehmuth getrübt; wie nach dem Quell der Hirſch,
Nach Unſterblichkeit ſchmachten wir.

Seyd, ihr Heiligen! uns Spiegel der Tugenden!
Mit der Palme des Siegs winket uns mild herab,
Daß der kämpfende Geiſt muthiger ſtreb' ans Ziel,
Welches ewig vereint mit Gott!

21.

Mariä Empfängniß.

Hebt, Brüder! froh die Häupter zum Himmel auf!
Das Grau'n der Nacht verliert ſich, der Tag iſt nah.
  Schon glühn von Purpurglanz die Berge;
  Stralend vom Urlicht, hebt ſich die Sonne!

Der Flur geſenkte Blumen erquickt der Thau.
Doch glänzt vor allen dort eine Lilie.
  Die Knoſp' entfaltet ſich, o Wunder!
  Engel entzücket die Himmelsblume.

Um ihren Thron verſammeln ſich huldigend
Gerechtigkeit und Glaub', und die holde Schaam;
Die Wahrheit ſchwebt um ihre Lippen,
Denen der Odem der Lieb' enthauchet.

„Gegrüßet ſeyſt du, Mutter des Herrn! du biſt
Geſegneter, als Seraph und Cherubim!"
(So ſingen alle Himmelschöre)
„Jungfrau! der Ew'ge hat dich begnadigt!"

22.

Johannes der Täufer.

Wer iſt der Jüngling, kommend aus rauhem Forſt?
Bezaubert ſtrömt die Menge des Volks um ihn.
Ihr Auge hängt an ſeinen Lippen.
Jüngling! was feſſelt dich an die Schaaren.

Nicht reichſt du doch den Becher der Wolluſt dar
In ſtolzer Feier glänzender Fürſtenmacht.
Nicht ſchwankt dein Sinn nach leichter Volks-Gunſt,
Schwach wie das Schilfrohr, der Lüfte Spielzeug.

Schon dreizehn Jahre lenkte ſich nie dein Fuß
Aus öder Wildniß, wo, von Elia's Muth
Begeiſtert, du den Sündern rufeſt:
„Büßend bereitet des Heilands Wege!“

Den Tod nicht ſcheuend, hältſt du dem Frevelſinn
Des Mächtigen den Spiegel der Wahrheit vor;
Weckſt das Gewiſſen zum Gefühle
Deſſen, der über den Sternen richtet.

Dein Haupt, als ſchon der Henker es blutend trug
Zum Gaſtgelag, der tanzenden Dirne Preis,
Sprach aus erloſchnem Aug' entſetzlich
Noch dem Tyrannen ins Herz: du ſündigſt!

23.

Johannes der Evangeliſt.

Den vor andern der Herr liebte; wie einen Sohn,
Deſſen lauterer Geiſt Wonne dem Heiland war,
Seiner Sorgen Gefährt', ihm in den Tod getreu,
Seiner Herrlichkeit Augenzeug'!

Selig preiſen wir dich, welchem den innern Sinn
Gern aus liebender Bruſt öffnete Gottes Sohn:
Deſſen Blicken er ſich auf dem verklärten Berg
Unverſchleyert als Gott gezeigt.

Als am Abendmal du ruhteſt am Buſen ihm,
Strömte Gott in dein Herz reichlicher ſeinen Geiſt.
Doch wer fühlet dir nach, was deine Seele litt,
Als am Kreuze des Herrn du ſtandſt!

Als die Mutter er dir ſterbend, ein heil'ges Pfand,
Dich der Mutter zugleich zärtlich als Sohn empfahl,
Wie entbrannte das Herz für den Beruf in dir
Göttlich liebender Jüngerſchaft.

Liebe trof dir vom Mund, ſtralte vom Antlitz dir,
Prägte jegliche Spur deiner Apoſtelbahn.
„Liebt euch, Brüder!“ ſo rief liebreich dein Lebenslauf;
„Liebt euch, Brüder!“ dein letztes Wort!

24.

Der Nährvater Joſeph.

Als der Vater des Lichts dich zum Geſpons erkohr
Für die Mutter des Sohns, weihte dein lautrer Sinn
Dich zum zärtlichen Freund heiliger Unſchuld ein,
Zum Vertrauten des Himmels dich.

Du entzogeſt das Kind, liebreich beſorgt dem Zorn
Eines Wüthrichs durch Flucht, pflegteſt des Zarten ſtill,
Seiner Gottheit bedacht in der verſchwiegnen Bruſt,
Guten Vätern das ſchönſte Bild!

Welche Schule für uns wird noch dein Sterbebett!
Da Marien der Schmerz glühend vom Auge bebt,
Stralt der göttliche Sohn Troſt in der Mutter Herz,
Himmelsdämm'rung in deinen Blick.

25.

Der heilige Biſchof.

Chriſtus, Haupt und Vater der Seelenhirten!
Ehrfurchtsvoll verſammeln ſich heut die Deinen
Zum Gedächtniß eines erhabnen Hirten
Feſtlich im Tempel.

Auf dem hehren Stuhle ſaß er voll Demuth,
Fern von eitelm Geiſte, nicht eigenmächtig;
Ihn beriefſt du, Herr, wie den Petrus, ſprechend:
Weide die Schaafe.

Seiner Heerde Vater und hohes Vorbild,
Gab er freudig alles ihr hin, ſich ſelbſt auch.
Aller Diener, ſtrebte ſein Eifer, Allen
Alles zu werden.

Für die Sünder bath er mit tiefer Rührung;
Die Gefall'nen richtete auf ſein Troſtwort;
Seine Lehre warnte vor Liſt die Unſchuld,
Bannte den Irrwahn.

Höre gütig, Herr! des Verklärten Bitten,
Daß wir einſt, vereint mit ihm, den Vater,
Sohn und Geiſt mit Liedern des Danks durch alle
Ewigkeit preiſen.

26.

Die Märtyrer.

Euch, Märtyrer des Herrn! gebührt
Von uns der Tugend Preisgeſang.
Umſonſt zog euch die arge Welt
Jetzt ſchmeichelnd, drohend jetzt an's Joch.

Voll Sehnſucht nach dem Vaterland,
Verhöhntet ihr der Erde Luſt.
Für Gottes Sache ſelbſt ward euch
Des Lebens Opfer ſüß und leicht.

Euch ſchreckte nicht der Henker Wuth,
Des Drängers Trutz, der Folter Pein.
Hoch ſchwang euch über Qual und Tod
Des Glaubens Heldenſinn empor.

So ſtieg zu dir, o Herr! die Schaar
Mit ewiggrünem Palmenzweig,
Mit Sieges-Lorbeer, deſſen Blut
Als Edelſteine heller glänzt.

Preis ſey dem Vater, Preis dem Sohn,
Auch gleicher Preis dem heil'gen Geiſt,
Durch den geſtärkt, die Märtyrer,
Den Tod nicht ſcheuend, obgeſiegt!

27.

Die heilige Jungfrau.

Des Himmels Pforte ſchließt ſich auf.
Der Bräut'gam kommt! Eilt alle froh
Entgegen ihm, Jungfrau'n des Herrn,
In engelreinem Glanzgewand!

Erſchienen iſt der Hochzeittag,
Der eure lange Sehnſucht ſtillt.
Der hehren Wonne dieſes Tags
Weicht unſrer Erde höchſte Luſt.

Was konnt' euch geben dieſe Welt,
Euch, deren Herz für Gott nur ſchlug?
Süß lohnt euch jetzt ein himmliſch Band,
Das euern Geiſt mit Gott vereint.

Nie hat euch niedre Sinnenluſt
Der Unſchuld reines Licht verweht.
Drum ſchließt euch jetzt der Bräutigam
Sein Lichtgemach mit Freuden auf.

Auch unſer Herz entweihe nie,
O Chriſtus! ein unheil'ger Trieb.
Der Reinen iſt das Himmelreich!
Sie werden Gottes Antlitz ſchau'n.

28.

Die Heilige.

Dein Leben, fromme Magd des Herrn!
Das wie ein Bach im Schatten floß,
Schien ohne Reiz dem Aug' der Welt;
Doch mit Gefallen ſah es Gott.

Nur Ein Geſetz, die Liebe nur
War tief geprägt in dein Gemüth.
Für jedermann, der Nachſicht voll,
Sah man dich ſtreng nur gegen dich.

Du linderteſt mit milder Hand
Verſchämter Armuth ſtille Noth.
Was deine Rechte gab, davon
Ward deiner Linken nichts bekannt.

Wenn deine heitre Seele ſich
In glühendem Gebeth ergoß,
Wie hold verklärte dein Geſicht
Der Friede, den die Welt nicht gibt.

Das Herz zum Göttlichen gewandt,
Schienſt du, dem Tand der Erde fremd,
Hienieden ſchon zu wandeln dort,
Wo jetzt mit Engeln ſtralt dein Geiſt.

29.

Die Schutzengel.

Vater des Lichtes! überſtralt vom Glanze
Deines Angeſichts, ſchwebt um dich der Engel
Lichtchor, gleich den Sternen, die um die Sonne
Schimmern unſichtbar.

Da, von dem Urlicht hell, die Engel jubelnd
Dich als ewige Liebe prieſen, weihte
Segnend ſie, o Schöpfer, dein Blick zu hehren
Freunden der Menſchen!

Deinen Erwählten brachten ſie vom Himmel
Troſt und Botſchaft von dir! Ein Engel grüßt', o reinſte
Jungfrau! dich als Mutter des Herrn; dir dienten
Engel, o Heiland!

Engel! o wacht am Pfad der Unſchuld! warnt ſie
Sanfterröthend beym Reiz des Laſters! Trocknet
Dem Gedrückten leiſ' vom Geſicht die Thräne —
    Traget vor Gott ſie!

Eilt, wo des Dulders Seele ringt, mit Hoffnung
Ihr zu laben den Blick, bevor ſie hinſinkt!
Mit dem Morgenſchein des Vergeltungstages
    Hellet die Grabnacht!

30.

Aufmunterung zum Lob Gottes.

Herr! du bedarfſt nicht unſers Lobs!
Doch weil du väterlich uns liebſt,
Gefällt der Kinder Loblied dir,
Das rein aus frommem Herzen wallt.

Wie freudig hebt ſich unſer Herz,
Wenn es, Unendlicher! dich denkt.
Wie ſinkt's bei'm Niederſchau'n auf ſich,
Umringt von Finſterniß und Tod.

Vom Würmchen ſteigt der Geiſt zu dir;
Im Tröpfchen Thau erblickt er dich.
Ihm ſpiegelt ſich dein Bild, o Gott!
In allem, was ſein Aug' entdeckt.

Von deiner Weisheit Tiefen zeugt
Der Nacht erhab'nes Schweigen uns;
Der Glanz des Tags verkündet froh,
Wie deine Huld ſo herrlich ſey.

Zu blöd für ſolche Wunder, ſtaunt
Des Menſchen Geiſt; die Sprach' erarmt.
Doch ſchweigen kann die Liebe nicht,
Die ihm das Innerſte durchglüht.

Ergießen muß ſie ſich im Preis
Von dir, o Vater! der ſo mild
Der Erde-Leiden Kelch verſüßt,
Und über'm Grab die Wolke hellt.

Dahin, dahin ſehnt ſich das Herz;
Doch ſeinen Aufſchwung hemmt der Staub.
Den ſchmalen Pfad zu dir, o Herr!
Zu wandeln, gieb uns Licht und Kraft!

31.

Von dem Werthe der Frömmigkeit.

Dein Aug', o Vater! wachet mild
Ob dem, der lebt nach deinem Geiſt.
Er gleicht dem Baum, der reich an Frucht
Sich malt im Bach, der ihn erquickt.

Dein Donner rollt, es tobt der Sturm;
Der Fromme zagt und zittert nicht.
Dein Friede, Gott! umſtralt ſein Herz,
Indeß umher Gewitter zieh'n.

Den Frevler ſieht er ohne Neid,
Wenn er gleich Zedern ſchwingt ſein Haupt.
Des Gleißners Mark durchfrißt ein Wurm.
Du winkſt, vertilgt iſt ſeine Spur.

Im Goldpallaſt, bei'm Prachtfeſt weh'n
Den Frevler Gottes Schrecken an.
Der Fromme blickt mit heit'rer Ruh'
Durch's Nachtgewölk der Noth zu Gott.

Der Tugend Kraft gib uns, o Herr!
Laß trachten uns nach deinem Reich!
Die Herrlichkeit der Welt vergeht.
Dein Reich währt ewiglich, wie du!

32.

Das allgemeine Dankfeſt.

Allgütiger! kein Wort erreicht
Das Dankgefühl, das uns durchſtrömt,
Seh'n auf des Jahres Segen wir,
Der deiner Hand ſo mild entquoll!

Der Sonn' entſtralte deine Kraft;
Die Wolke trof von deiner Huld;
Dein Thau erquickte ſanft den Halm;
Dein Donner ſprach: „du ſeyſt der Herr!“

Wer zählt die Gaben deiner Hand?
Die Aehre, die vergoldet ſank —
Die Traube, die ſo ſchön geglüht —
Das Gräschen auch — war dein Geſchenk!

Aus deiner Liebe Lichtquell floß
Der Freundſchaft himmliſch heit'rer Troſt,
Die Freudenzähr' im Vaterblick,
Des Mutterherzens Wonneſtrom.

Und, o wie oft erklang dein Wort,
Sanft warnend vor des Laſters Reiz!
Wie wunderbar wieſ' uns dein Stral
Aus dunkelm Labyrinth den Pfad!

Wodurch verdienten wir, o Gott!
Solch unermeſſne Vaterhuld?
Ach! eitel iſt des Menſchen Thun!
Doch dir gefällt ein lauter Herz.

O gib der Kinder Einfalt uns!
Ein Herz, von Bruderlieb' erhellt,
Ein Leben, wie der Wiesbach rein —
Dies ſey, Allgüt'ger! unſer Dank.

33.

Allgemeines Gebeth.

Du biſt, o Unerforſchlicher! weil du biſt!
Nur weil du biſt, ſind wir, und iſt alle Welt!
Dich preiſ't der Glühwurm und der Fixſtern;
Inniger bethet der Menſch: „o Vater!“

Was dein Verſtand nicht denkt, nicht umſpannt dein Arm,
Dein Blick nicht ſchauet, Schöpfer! das iſt nicht. Doch
Du biſt der Geiſter Sonne. Liebe
Glühet um dich in der Engel Andacht!

Der höchſte Seraph, will er dich nennen, ſchweigt,
Und hüllt ſein Antlitz. O Unausſprechlicher!
Wie nennte dich der Staubbewohner
Hinter der Sterblichkeit trüberm Schleier?

Doch uns verbürgt im Dunkel der Erdenbahn
Der Funk', in unſre Seele gehaucht von dir,
Erſt Dämmerung, dann Mittag. Heller
Stralt es und heller. „Dein Reich
erſchein' uns!“

Dein Wille thut ſich Engeln und Menſchen kund.
Die Erde, wie der Himmel verkündige
Des Willens Achtung, nicht in leerem
Lippengeklingel; in Herz und Wandel!

Nicht unſer Wille, deiner geſcheh'! Wir ſind
Die Kinder, du der Vater! Dem Endlichen
Entrollt ſich nur der Schöpfung Bruchſtück;
Du nur, Unendlicher! ſchauſt die ganze.

Der du den Raben ſättigſt und auch den Wurm,
O laß die Aehr' uns reifen, die Traube glüh'n.
Nicht ſchmacht' umſonſt nach Licht die Seele!
Spende den Kindern dein Brod, o Vater!

Was würden wir, entflammte der Sünder dich
Zur Rache, wie den Menſchen der Menſch.
Doch nein!
Dein Sonnenlicht ſcheint auch dem Sünder;
Warnend erſchüttert ſein Herz dein Donner;

Und mild verklärt die Zähre des Büßenden
Dein Begen, der an ſegnender Wolke glänzt.
Jetzt leiſ' im Weſt, jetzt durch Orkane
Führſt du die Menſchheit zum hehren Ziele.

Kein ſeelenlos Gebild, das den Werth nicht fühlt
Dir nachzuahmen, ſollte der Menſch dir ſeyn.
Du gabſt ihm Freiheit, die zur Tugend
Adelt die That, in der Hand die Wage.

Die Dornen, Vater! heft' an den Roſenſtrauch
Am Pilgerpfad, daß Sehnſucht erglüh' in uns
Nach jenem Land, wo jede Klage
Schweigt, nur die Thräne der Wonne zittert!

Antiphonen
oder
Umriſſe zu Madonna-Bildern.

1.

Mild, wie der Morgenſtern an des Himmels dunkelm Gewölbe
Stralet dein Bildniß auf uns, o Gebährerinn des Meſſias!
Tief verſunken in Nacht war die Menſchheit, nach Dämm'rung ſich ſehnend,
Als dir ein Engel des Herrn, o Jungfrau! erſchien mit dem Gruße:
„Unter den Weibern hat Gott dich begnadigt; ſein Geiſt wird
Ueber dich kommen. Des Sohn's, o Erkohrne vom ewigen Vater!

Wirſt die Mutter du ſeyn." Doch du verſetzteſt voll Demuth:
„Siehe, des Herrn Magd bin ich; an mir geſchehe ſein Wille!"

2.

„Preis in den Höhen dem Herrn, und Friede den Guten auf Erden!"
Engel ſangen dir ſo in das Mutterherz, o Maria!
Einen Himmel, als du zu dem Knaben dich neigteſt, deß Auge
Göttlich zu dir auflächelte. Hirten eilten vom Felde
Hin zu der Krippe, zu ſeh'n, was ihnen die Engel verkündet.
Körbchen goſſen ſie aus voll ländlicher Blumen, und neigten
Fromm das Antliz, entzückt nachſtammelnd die Pſalmen der Engel

Von dem Erlöſer der Welt, in Kindesgeſtalt jetzt erſchienen.
Jegliches Wort in der Bruſt erwogſt du mit Sorgfalt, o Mutter!

3.

Als, o Maria! du ſahſt den freundlichen Stern, der den Weiſen
Morgenlands hellte den Pfad, ſtillſteh'n ob dem göttlichen Knaben,
Und, entzückt von dem Glanz, der dem Knaben entſtralte, ſie Myrrhen
Opferten, Weihrauch und Gold, wie empfandſt du die Würde:
Mutter des Sohnes zu ſeyn, den allen Geſchlechtern der Menſchen
Hat als Retter vom Tode geſandt der ewige Vater!

4.

Die du über alle Mütter
Weit erhaben biſt an Würde,
Wollteſt ihnen ſeyn das Vorbild
Jeder Tugend, auch der Demuth.
Drum erſchienſt du jetzt im Tempel
Gleich den Niedrigſten des Volkes
Zween Turteltauben opfernd.
Mehr gefällt dem Herrn dein Opfer,
Als das Opfer aller Reichen,
O Maria! die der Seraph
Mit der Ehrfurcht leiſem Schauer
Mutter nennt des Sohns vom Vater!

5.

Da, vom Tempel Salems kehrend,
Du den Sohn vergebens ſuchteſt,
O von welcher tiefen Trauer
Ward dein Mutterherz umfangen!
Doch als du den Knaben fandeſt

In dem Kreis der Schriftgelehrten,
Mit der Macht der Gottesfülle
Sprechend von dem ew'gen Vater,
Welch ein ſtaunendes Entzücken
Strömte durch dein Herz, o Mutter!

6.

Wenn entzückt der Jünger Seele,
Wie am Blumenkelch die Biene
Hing an ihres Meiſters Lippen,
Glühte doch kein Herz wie deines,
O Maria! Keines fühlte
So der hehren Weisheit Stärke,
So den Vorgeſchmack des Himmels,
Wie dein Herz, Gebenedeyte!

7.

Die der Vater zu des Sohnes Mutter auserkohr, Maria!
Deines Sohnes heil'ge Lehre

Spiegelt ſich in deinem Wandel,
Wie das Aetherblau des Himmels
Auf der Quelle Silberfläche.
Weil du thatſt des Vaters Willen
Liebte dich der Sohn vor Andern.

8.

O Maria! welch ein Jubel
Mußte himmelan dich ſchwingen,
Als du ſahſt erfüllt dein Hoffen
Durch des Sohnes Auferſtehung,
Und er lebend dir erſchienen,
Bis er ſegnend ward erhoben
Durch ein Glanzgewölk zum Vater.

9.

O du Mutter des Erlöſers,
Deren Glaub' an ihn nicht wankte,
Als ſein Haupt am Kreuz ſich neigte,
Offen ſtralte dir der Himmel,

Da du ſahſt den Sohn des Vaters,
Vor dem Aug' erſtaunter Jünger
Auf dem Glanzgewölk verſchwinden
Von dem Erdkreis in den Himmel.

10.

Mit den Jüngern und Apoſteln
Warſt auch du in der Gemeine,
Als vom Wind das Haus erbebte,
Und der Geiſt der Lieb' und Wahrheit
Ueber jedem Haupte ſchwebte,
Aehnlich einer Feuerzunge.
Dieſer Geiſt blieb dein, o Mutter!
Hellte dir den Pfad zum Himmel.

Vorläufige Anzeige.

Im Laufe des nächſten Jahres, 1826, wird erſcheinen:

Die chriſtlichen Bilder, als Beförderungsmittel des chriſtlichen Sinnes, von J. H. von Weſſenberg. Mit 16 Kupfern und Vignetten, geſtochen von M. Eßlinger. gr. 8. Conſtanz, bei W. Wallis.

Ueber den ſittlichen Einfluß der Romane.

Ein Verſuch

von

J. H. v. Weſſenberg.

Si tibi nulla sitim finiret copia limphæ,
Narrares medicis.
Horat.

Conſtanz bei W. Wallis.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der älteſte unter den bekannten Romanen iſt die liebliche Dichtung des Apulejus*) von Amor und Pſyche, die dem Pinſel eines Raphael und anderer großen Meiſter ſo anmuthreiche Bilder entlockt hat.**) An ſie reihen ſich freundlich die Erzählungen vom Klitophon und der Leucippe,***) von Daphnis und der Chloe,****) von Anthia und dem Abrokomas,*****) von dem Ysmenes und der Ismenia,*) von dem Cheräos und der Kallirhoe.**) Doch ſind dies eher mileſiſche Mährchen, deren Geiſt und Form die vom Bürgerſinn abgekehrten Griechen den üppigen Perſern und dieſe den Indiern abgelernt haben ſollen, als eigentliche Romane. Später ſtellte des griechiſchen Biſchofs Heliodor***) anmuthiges Gedicht von Theagenes und Chariklea****) als Muſter im Romantiſchen ſich dar. Sind nun gleich alle die eben genannte Dichtungen, denen auch die Liebesbriefe des noch ſpätern Ariſtänet beigezählt werden mögen, in Zeiten des Verfalls von Geſchmack und Geiſtesbildung entſtanden, fehlt ihnen gleich die Einfalt und Würde der Volkspoeſie homeriſcher Darſtellungen; ſo ſind ſie doch weit entfernt von der ſteifen und affektirten Feierlichkeit der meiſten romantiſchen Schilderungen, welche im Gefolge der Kreuzzüge der Geſchmack für die prachtliebende und üppigſtolze Poeſie des Morgenlandes erzeugt hat. Die alberne Wunderfigur der Helden, deren Vorzüge und Tugenden hier beſtändig auf Stelzen einherſchreiten, gab Veranlaſſung, daß man das Romantiſche bis in's achtzehnte Jahrhundert als Gegenſatz des Natürlichen bezeichnet hat.*) Die nüchternſte Erklärung des Worts: Roman liegt wohl in der romaniſchen Sprache, als der Wiege der früheſten romantiſchen Dichtungen der Neuern; oder liegt etwa in dem Wort eine Anſpielung auf Roms antike Größe und ſeine Schwärmerei für Ruhm? oder auf die ſpätern Römerzüge? oder auf Roms Erfriſchung im Zauber des Morgenlandes? . . . Ich weiß es nicht, und was könnten auch dergleichen Wortdeutungen frommen? Eigentlich romantiſch iſt jede dichteriſche Darſtellung einer Begebenheit aus dem Leben, wobei die Einbildungskraft den Pinſel führt, mit der Abſicht, dem Herzen gewiſſe ſüße, milde Empfindungen der zärtlichen Gattung einzuflößen.

---

*) Aus dem zweiten Jahrhundert der chriſtl. Zeitrechnung.

**) Ovids Verwandlungen ſtreifen zuweilen in's Romantiſche; gehören aber doch mehr in's Reich der Mährchen und Sagen.

***) Von Achilles Tatius.

****) Des Longus, wahrſcheinlich aus dem vierten Jahrhunderte. Sein Roman iſt verdeutſcht von Krabinger. Landshut 1809.

*****) Von Xenophon von Epheſus.

---

*) Von Euſtathius.

**) Von Chariton. Ueberſetzt von Schmieder. Leipzig 1806. Vergleiche Herders Adraſtea. III. 138 fg.

***) Heliodor lebte zur Zeit des Kaiſers Theodoſius.

****) In's Deutſche überſetzt früher von Meinhardt, jetzt von K. W. Göttling. Frankfurt 1822.

---

*) S. Sulzer, Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, Art.: Romanhaft. Vergleiche Batteux, Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz. Leipzig 1759. S. 434.

So kann eine Erzählung, eine Ballade, ein Drama romantiſch ſeyn. Auch eine Gegend wird ſo genannt, wenn ihr Totaleindruck zu ſanften, der Liebe ſich zuneigenden Gefühlen ſtimmt. Alles Eintönige und Symetriſche, alles abſichtlich nach gewiſſen Regeln Geformte iſt vom Romantiſchen ausgeſchloſſen. Charakterſchilderung iſt Hauptſache im Roman. Auch muß die Erfindung in ihm die Neugierde reizen, und der Gang der Erzählung die Theilnahme unterhalten. Aber weder das Abentheuerliche, noch das tief Rührende oder Erſchütternde gehört zu ſeinem Weſen. Dagegen iſt das Geheimniß- und Ahnungsvolle beſonders einheimiſch in ſeinem Gebiete. Eine romantiſche Gegend und eine romantiſche Dichtung ſollen immer etwas über den ſichtbaren Grenzen hinaus Liegendes zu wünſchen und zu ahnen geben, ſollen eine geheime Sehnſucht darnach erregen. Dies zur Sehnſucht Stimmende gibt dem Roman einen frommen, bald ernſten, bald heitern Anſtrich. Vorzüglich deswegen finden wir in den Dichtungen der Alten, welche von ihren religiöſen Ideen wenig über die ſinnlichen Schranken der Gegenwart erhoben wurden, nur ſparſame Anklänge des eigentlich Romantiſchen, und erſt unter der

Herrſchaft des an Hoffnungen und Ahnungen ſo reichen Chriſtenthums hat der Geſchmack dafür in der Poeſie ſich ausgebildet und die Oberhand gewonnen. Aber auch kein Wunder, daß einige Neuern in ihrer Liebe für Romantik ſo weit gingen, verehrte Formen des Gottesdienſtes, ja die Religion und ihre Orakel ſelbſt in ihr Zauberreich ziehen zu wollen. Vielfältig kokettirte die Romantik mit den Ideen von göttlichen Dingen. Doch, das Göttliche in uns wird dadurch entweiht, ohne daß die wahre Poeſie dabei gewänne. Gewöhnlich verſteht man jetzt unter Roman eine ſolche proſaiſch-poetiſche Darſtellung aus dem Leben, die einer Geſchichte ähnlich ſieht, und worin die Liebe, wo nicht beherrſchend, doch vermittelnd eine Hauptrolle ſpielt; ſie, die mit Seufzen anfängt, wie unſer Leben mit Thränen, und in deren Entwickelung, auch wie im Leben, Leiden und Freuden ſich durchweben. Bei Völkern, deren Geiſtes- und Körperkräfte ganz den großen Intereſſen der Freiheit und des Vaterlandes zugewendet ſind, ſieht man die Epopee und die Tragödie auch bei ſteigender Bildung unter allen Dichtungsarten den Rang behaupten. Aber leicht erklärbar iſt es, daß die romantiſche Dichtung, vorzüglich in einem verfeinerten und verweichlichten Zeitalter, nach dem Verfall alles Großen und bei Völkern, die einer eigenthümlichen National-Epopee ermangeln oder bei denen der beſungene Heldengeiſt erloſchen iſt, ihr Glück zu machen pflege. Indeſſen, ſo beliebt ſie jezt der Menge iſt, haben doch die Verirrungen und Ausſchweifungen ihrer Erzeugniſſe ſie ſelber, wenigſt bei denjenigen Perſonen in übeln Ruf gebracht, die auch bei Geiſteswerken, die vorzüglich den Geſchmack in Anſpruch nehmen, allererſt nach ihrer Beziehung auf die Veredlung der Menſchen ſich erkundigen. Doch wird nur ein ſauertöpfiſcher, grämlicher Ueber-Strenger in der Sittenlehre den Roman überhaupt als etwas Unſittliches oder nothwendig Unſittlichkeit Förderndes deswegen verdammen, weil er ſich vorzüglich mit der Geſchlechtsliebe in ihren verſchiedenen Geſtalten befaßt. Iſt doch dieſe an ſich nichts Unedles, vielmehr eine ſchöne, köſtliche Gabe des Schöpfers, und, von der Vernunft geleitet, kann ſie ein Mittelpunkt ſolcher Empfindungen und Beſtrebungen werden, die den Menſchen zugleich veredeln und beglücken. Sie flößt Sanftheit ein, mildert dadurch die Sitten und reinigt ſie von dem Rohen und Wilden.

Wie oft vermählt ſie ſich nicht mit hoher Tugend, mit kindlichen oder Freundſchaftsgefühlen, verſchmelzt ſich mit den himmliſchen Vater- und Mutterfreuden, oder bekommt durch ein reines Gefühl für das Göttliche, für Freiheit und Vaterland eine höhere Weihe! Dann entfaltet ſie die ſchönſten, zarteſten Keime des Guten, dann wird ſie das ſtärkſte Bündniß zu wechſelſeitiger Veredlung.*) Wie ſchön, wie reizend ſchildern nicht ſelbſt die heiligen Bücher das häusliche Leben der Patriarchen, die Bewerbung um die holde Rebekka, die Tugenden einer Rachel, einer Ruth, einer Tabitha! — Und welche Wunder ſittlicher Umwandlungen hat nicht die Liebe ſchon gewirkt! Wie oft iſt nicht ihr ſüßes Gift, wohl bereitet, zur rechten Zeit die wirkſamſte ſittliche Arznei geworden? Sie dämpft und mäßigt alle andern blos thieriſchen Begierden, und macht ſelbſt die Sinnlichkeit der Humanität dienſtbar. Der tugendhaft Liebende iſt gewöhnlich zu allem Guten aufgelegt, und iſt nicht gerade in der Blüthenzeit der Liebe das unverdorbene Herz am empfänglichſten, die erhabenſten Ideen der Religion mit der innigen Begeiſterung aufzunehmen, die ihnen die rechte Fruchtbarkeit für das Leben verleiht? — Freilich, ſind Romane nichts weiter als Verſchönerungen oder Ausſchmückungen ſolcher Neigungen und Leidenſchaften, welche die Tugend zu lieben unterſagt, wie können ſie dann auf die Liebe des Tugendfreundes Anſpruch machen?*) Doch, ſelbſt unter den mildern Moraliſten mit ungerunzelter Stirne gibt es ſolche, die das Leſen von Romanen überhaupt für eine kindiſche Unterhaltung erklären, die des ernſten Mannes unwürdig ſey. Allein ſind wir denn nicht Alle ein wenig Kinder? und iſt es nicht in der That gut, wenn wir es ſind? Eine Kindsſtube ſoll freilich die Leſewelt nicht ſeyn, wo man ſich mit hölzernen Klappern, Steckenpferden und Gliederpuppen beluſtigt; dieſe Siebenſachen muß der kindlichſte Sinn des wahrhaft Gebildeten ſich verbitten. Aber eben ſo wenig können ihn Bachanalien und Saturnalien entzücken. — Verhielte ſich indeſſen der Roman zu den höhern Dichtungsarten auch

---

*) Vergl. Ramdohr, Venus-Urania. Leipz. 1798. II. 332 fg.

---

*) Vergleiche Pensées de *Nicole*. Paris 1806. p. 50.

nur wie die Arabeske zum hiſtoriſchen Gemälde, wer könnte ihm bildendes Verdienſt, wer wohlthuenden Einfluß auf Geiſt und Gefühl abſprechen? — Wird er auch nur als Weide der Phantaſie, als Mittel der Erholung (der durch Arbeit abgeſpannten, erſchöpften Kraft), der Unterhaltung, des angenehmen Zeitvertreibs betrachtet; ſo erſcheint er auch ſchon von dieſer Seite in bedeutender Wichtigkeit. Oder wäre es etwa gleichgültig, womit wir uns ergötzen, mit welchen Gegenſtänden wir uns die Stunden freier Muße verkürzen, vor welchen Bildern wir unſere Phantaſie mit Behagen erheitern? Sollten unſere Freuden und Vergnügungen weniger bildend ſeyn, als unſere Arbeiten und Leiden? Nichts gereichte wohl früher unſerer ſchönen Literatur mehr zum Vorwurf, als daß ſie von dem ſittlichen und geiſtigen Bedürfniſſe der großen Maſſe der Nation rein abgeſchieden war, und, anſtatt die wahrhaft veredelnden Ideen und Anſichten zum Gemeingut der niedern wie der höhern Stände zu machen, eine neue Scheidewand zwiſchen ihnen wurde. Welche Klaſſe von Schriftſtellern verdient demnach mehr Beachtung, als die populären, deren edler Beruf es iſt, die höchſten Wahrheiten dem einfältigſten Verſtand faßlich und genießbar zu machen, und auch dem weniger Gebildeten Wohlgefallen daran beizubringen, indem ſie den Zauber des Schönen darüber ausgießen? Dieſen Beruf hat auch der romantiſche Dichter. Er ſpricht zum ganzen Volk; denn er richtet ſich zunächſt an — das Herz. — Zwar läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß es ein heikles Unternehmen ſey, die Geſchichte irgend einer individuellen Geſchlechtsliebe ſo zu behandeln, daß ſie zugleich in hohem Grade anziehend ſey, und durchaus nur zur bildenden Ergötzung, zur Beſſerung des Sinnes, zur Belehrung und Warnung diene, ohne der Lüſternheit Nahrung zu geben oder das Unſittliche zu beſchönigen. Darin beſteht aber doch die Aufgabe des ewigen Sittengeſetzes, dem auch der Romantiker unterthan iſt. Gute Romane ſind die Geſchichte des menſchlichen Herzens,*) und mehr vielleicht als jede andere Dichtung, der wahrſte Spiegel des Geiſtes und der Geſittung eines Volkes. Vor dem Geſchichtſchreiber hat der Romantiker den großen Vortheil, daß er Schöpfer und

---

*) *La Harpe*, Cours de littérature. VII. 297.

Geſchichtſchreiber ſeiner Perſonen und ihrer Verhältniſſe zugleich iſt. Von ſeinem Standpunkt kann und ſoll er mit einem Blick ſehen, wohin Alles abzwecke; und es liegt in ſeiner Macht, in das Verhältniß von Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck das rechte Maaß und Einklang zu bringen. Walter Scott ſagt:*) „Das Beſte (ich möchte lieber ſagen: das Wenigſte), was ſich von Romanen erwarten läßt, iſt, daß ſie das jugendliche Gemüth (ſind ſie denn gerade für dieſe am beſten geeignet?) zuweilen durch Schilderungen nach dem Leben belehren können, und zuweilen durch Züge von edler Geſinnung und Erzählungen erdichteter Leiden ihre beſſern Empfindungen und ihr Mitgefühl beleben. Dies abgerechnet, ſind ſie blos ein Reiz, ein üppiger Genuß für die Erheiterung des gebildeten Lebens, eine Befriedigung jener halben Liebe zur Literatur, die auf einer gewiſſen Stufe der allgemeinen geſellſchaftlichen Ausbildung alle Volksklaſſen durchdringt, und ſie werden weit mehr zur Beluſtigung geleſen, als mit der mindeſten Hoffnung,

---

*) Fielding und Smollet. Leipzig 1824. S. 48.

Belehrung daraus zu ziehen.“ — Man wird dem berühmten engliſchen Romantiker nicht vorwerfen, daß er ſeine Foderungen an den Roman überſpanne. Sie ſind wohl nur zu nüchtern, und der geniale Schottländer möchte wohl ſelbſt in manchen ſeiner romantiſchen Schilderungen des wirklichen (nicht idealen) Lebens den Zweck bloßer Unterhaltung zu ſehr im Auge gehabt haben. Dieſe wären ſonſt mit der Menge aneinander gereihter Gemälde und mit der Maſchinerie des Auſſerordentlichen ſparſamer; es wäre darin nicht ſo viel buntes Geräthe zuſammengehäuft: ſie hätten keine ſo üppige Ausſtattung mit ſorgfältig ausgemalten Einzelheiten erhalten, die das Intereſſe, welches dem Ganzen, beſonders des Innern der Perſonen, gebührt, zerſtreuen. Mir deucht, der Roman ſolle, wie das Drama und wie jedes andere ſchöne Kunſtwerk, das Herz, die Empfindungen reinigen und heben, verſchönern und veredeln; auch hier ſolle die reine, vollendete Menſchheit in ihrer Würde zum Vorbild, zum Ziel unſers Strebens aufgeſtellt werden. So wenig demnach hier der Bezeichnung des Romans als eines bloßen Scherzes der Phantaſie mit vielfarbigen überraſchenden Lebensanſichten*) beigeſtimmt werden kann, wird er vielmehr deswegen als eine glückliche Dichtungsform anerkannt, weil ihm das Bedeutendſte in der Natur und alles Reinmenſchliche zur Enthüllung und Beleuchtung mit allen Stralen der Phantaſie und der Sehnſucht zu Gebote ſteht. Ganz vorzüglich in dieſer Art von Dichtungen ſollte das Gute und Schöne ſich einen; ganz vorzüglich hier das Schöne zum Guten anlocken, und durch Entlarvung der Liſten und Täuſchungen des Böſen davon zurückſcheuchen. — Der Romanendichter nimmt zwar lediglich die Welt der Phantaſie und der Gefühle in Anſpruch; aber hierin liegt ſeine Stärke und ſein Reichthum. Er kann nicht, wie der Maler, eine ſichtbare, gleichſam handgreifliche Darſtellung ſeiner Städte und Wälder, ſeiner Schlöſſer und Burgen geben; aber durch Aufregung der Phantaſie eines gleichgeſtimmten Leſers ſtellt er vor das geiſtige Auge Landſchaften, ſchöner als Claude und wilder als Salvator Roſa ſie ſchuf. Er vermag es nicht, wie der Schauſpieldichter, die Helden der Vorzeit oder der Geſchöpfe ſeiner Phantaſie verkörpert in der Anmuth und Hoheit eines Kemple oder einer Siddons vor unſer leibliches Auge zu ſtellen; aber er kann ſeine Leſer dahin bringen, noch edlere und reizendere Geſtalten, als jene ſind, zu beſchwören.*) Der Roman, des Zaubers der äuſſern ſinnlichen Darſtellungen entblößt, wirkt nicht unmittelbar, wie das Schauſpiel, auf die Sinne; dieſer Mangel wird aber durch den immer fortgeſetzten Eindruck, den die Leſung des Romans hervorbringt, vielfach erſetzt. Hier werden alle Urſachen der Begebenheiten vor uns ausgebreitet; die verwickeltesten Knoten vor unſern Augen entwirrt. Nur dem Genius eines Shakſpeares und einigermaaßen auch dem des Calderon iſt es gelungen, dieſen Vorzug des Romans mit dem dramatiſchen Effekt in ihren Darſtellungen zu verbinden. Auch ſind dieſe beiden Dramatiker eine treffliche Schule für den Romantiker. Der Balſam oder das Gift wird im Roman tropfenweis in die Seele geträufelt. Auch iſt das Gebiet, in welchem der Roman ſeinen

---

*) S. Clodius in der Zeitſchrift Hermes. Leipzig 1820. III. 246.

---

*) Walter Scott. a. a. O. S. 15.

Einfluß ausübt, jetzt noch ausgedehnter, als das des Theaters. Nicht nur iſt er die Lieblingsleſerei der fleißigſten Beſucher des Schauſpiels; er wird auch von Solchen mit Heißhunger geſucht, denen der Zeitvertreib im Schauſpielhauſe verſagt iſt, die aber, wie der Engländer Gray ſich ausdrückt, keine höhere Seligkeit im Paradies ahnen können, als die, auf einem Ruhepolſter hingeſtreckt ſich an Romanen zu leben. Wie viele große und kleine Orte gibt es jetzt nicht, wo ein neuer Roman in jedem Monat, wohl gar in jeder Woche zum Bedürfniß der weiblichen Bewohner eines Hauſes, ſelbſt in den niedern Klaſſen, geworden iſt. Schon die unmündige Jugend ſieht man durch ein Meer von Romanen jagen, wie ein ſteuerloſes Fahrzeug. Sollte man daraus nicht auf ſehr verbreitete Bildung den Schluß ziehen dürfen? Vermag doch keine Dichtung dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen als der Roman. In ihm iſt die ganze Welt und ihre innere Werkſtätte, das Menſchenherz als eine Zauberwelt, ganz unſer. Er kann zwar auch das Gemeine verſchönern und adeln. Nirgend aber mehr als in ihm wird das Gemeine in ſeiner rohen Geſtalt abgeſchmackt, unerquicklich, häßlich, widerlich.*) Der Romantiker mag immerhin das lebendige, warme Kolorit der niederländiſchen Malerſchule ſich anzueignen ſuchen; er hüte ſich aber, mit ihr in der natürlichen Darſtellung des Niedrigen zu wetteifern. Seelenmaler ſoll er ſeyn; vor Allem dies. — Die tiefſten Geheimniſſe der Menſchennatur, das Räthſel der Liebe und des Haſſes, die Abgründe der Karaktere, wie ſie uns das eigene Leben und die Geſchichte zeigt, laſſen ſich im Roman am anſchaulichſten entwickeln.**) Was am tiefſten im Menſchen verborgen liegt, alle ſeine Anlagen und Neigungen, alles, was aus ihm hervorgehen kann, ſehen wir in ſeinem Bereich mit friſcher Farbe ſich entfalten. Es iſt keine Tugend, keine ſittliche Wahrheit, welche der Roman nicht eindringlich, mit Zaubermacht zu lehren vermag. Er ſoll ſie lehren, aber nicht wie ein dazu beſoldeter Informator, ſondern, wie das Leben ſelbſt in ſeiner Mannigfaltigkeit und Vollſtändigkeit.***) Weit weniger durch die

---

*) Herders Adraſtea. III. 152.

**) Franz Horn, Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. III. 244.

***) Ebendaſelbſt. S. 322. Vergl. (Blankenburg) Verſuch über den Roman. Leipz. 1774. S. 253 fg. 414 fg.

Beredſamkeit der Worte, als durch das Bild der Handlungen und des Schickſals von Perſonen, ſoll er die Schwächen und Thorheiten rügen und bekämpfen, und zur Weisheit und Tugend ermuntern. Wie der Dramatiker, ſo komme auch der Romantiker in ſeinem Werke ſo wenig als möglich ſelbſt zum Vorſchein. Er lehre, aber, wie Jean Paul ſagt, gleich der Blume, die nur durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen und ſelber durch ihr Duften die Zeiten des Tages wahrſagt; hingegen nie werde das zarte Gewächs ſeiner Dichtung zum hölzernen Kanzel- und Lehrſtuhl gezimmert. Die ſtärkſte Empfindung, wird ſie wortreich, iſt unerträglich. Wie beredt wird ſie aber nicht oft mit einer bloßen Miene oder Geberde, einem Blick, ja einem bedeutſamen Schweigen! Der Romantiker ſey ganz eigentlich Nachahmer des Schöpfers, deſſen Werk ſo unbemerkt in's Daſeyn tritt, daß das Ganze aus den Theilen hervorzugehen ſcheint, und man die Hand des Werkmeiſters nirgend erblickt. Wie in der Epopee, wie im Drama, ſo auch im Roman würde der Eindruck flüchtig über die Seele gleiten, wenn nicht die Hauptfiguren darin ausgezeichnet wären, und das ſittliche Gefühl bleibt unbefriedigt, wenn nicht wenigſt eine derſelben den Glauben an Menſchenwürde rechtfertigt oder belebt. Es iſt Pflicht (beſonders des Dichters), die Tugend, das Recht, die Wahrheit ſo ſchön zu malen, als immer möglich, und das Uebel wäre ſo groß eben nicht, wenn uns die Leidenſchaft für ſolche heilige Geſtalten entflammte.*) Indeſſen wäre die Foderung übertrieben, daß im Roman lauter Ideale von Weisheit und Tugend aufgeſtellt werden ſollen. Alle Perſonen im Roman mögen mit Schwächen behaftet erſcheinen, die meiſten mögen in einer oder anderer Beziehung Tadel verdienen, wie dies auch im gemeinen Leben ſich zeigt. Aber das Recht ſoll Recht behalten; aus dem Ganzen ſoll erſichtlich ſeyn, daß nur der Wahrheit und dem Guten die Oberhand, die Herrſchaft gebühre. Erbaulicher als die Schöpfung, moraliſcher als Geſchichte und Erfahrung, philoſophiſcher als der Inſtinkt ſinnlicher vernünftiger Naturen ſoll auch der Roman nicht ſeyn.**) Aber wie käme er zu dem Vorrecht, die Natur, die Erfahrung und das beſſere Selbſt in uns zu verhöhnen und die

---

*) *M. Montaigne* Gedanken und Meinungen (überſetzt von Bode). II. 160.

**) Fr. Jakobi, Allwills Briefe. Vorrede S. XVI.

Seele in die ſeuchenſchwangern Lufträume der Täuſchung unterzutauchen? . . . Der heilloſeſte Mißbrauch der Poeſie iſt es, das Laſter in eine liebenswürdige Geſtalt zu hüllen, und ihm dadurch Reize zu leihen, die ihm die Wirklichkeit verſagt hat (desinit in piscem mulier formosa superne).

Der Menſch, kein bloßer Erdkloß, fühlt in ſeiner Bruſt den Keim der Vollkommenheit, wovon er aber hier nur Bildern begegnet; daher findet er hier nirgendwo völlige Ruhe und Befriedigung, ſondern, ſeines göttlichen Urſprungs ſich bewußt, aber ſtets im Kampfe mit dem Ungöttlichen, blickt er mit tiefem Ernſt und ſtiller Wehmuth in das Leben. Mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ſehnt er ſich nach etwas Anderm.*) Dieſe Sehnſucht beweist ſeine höhere Natur. Und gerade dieſe höhere Natur zu pflegen iſt der edle Beruf des Dichters, und unter allen Dichtungsarten wäre vielleicht der Roman der wirkſamſte, um

---

*) Vergl. Wandsbeker Bote. VI. 134. — L'histoire est souvent désespérante, et le passé ressemble un peu trop au présent. Qui n'a pas eu besoin quelquefois de se refugier dans le monde idéal pour se consoler du monde réel? *Chénier*, Fragmens du Cours de littérature. Paris 1818. p. 90.

die Sehnſucht guter und ſchöner Seelen nach dem Unſichtbaren ungeſchwächt zu erhalten, und aus dem milden Troſt, den ſie enthält, Balſam für jede Wunde, Salböl für jede edlere Anſtrengung zuzubereiten. Sphärenmuſik ſollte die romantiſche Dichtung ſeyn, und wie Blüthen- und Blumenduft über der Erde hinſchweben.

Immer werden zartfühlende Seelen, obgleich in kaum bemerkbarer Minderzahl, zuletzt doch der fühlloſen, rohen Maſſe das Geſetz geben. Seit Lange üben aber die Romane vorzüglichen Einfluß auf die Gefühlsbildung der gebildeten Völker aus. Wie wichtig iſt es demnach, daß ſie das Gefühl erhöhen und veredeln, anſtatt es zu verweichlichen und zu verſtimmen! Die Phantaſie zu bezaubern, ein empfindſames Herz zu rühren oder auch zu entzücken, das Schönheitsgefühl zu nähren, ſind an ſich unſchuldige, ja löbliche Zwecke, denen der Dichter in jeder Geſtaltung ſeiner Eingebungen nachſtreben ſoll. Doch hat eine Dichtung, die ſich hierauf beſchränkt, die ſittliche Aufgabe noch nicht gelöſt; ſie iſt noch kein reiner Abglanz der Menſchenwürde, die in Gott ihren Urſprung hat und ihr Ziel; ſie kann immer noch ein aus Sümpfen aufſteigendes Irrlicht ſeyn, das den argloſen Waller von den ſichern Lebenspfaden verlockt, und ſein Herz bethört. Auch leiſtet der Kritiker im höhern Sinne ſeinem Beruf noch kein Genüge, wenn er blos den äſthetiſchen, nicht auch den ſittlichen Werth einer Dichtung würdigt. Der rechte Poet, auch der romantiſche, iſt, wie Asmus*) ſagt, ein Kieſelſtein, an den der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen. — Im Grund ſollte, wie Herder bemerkt,**) jeder Roman ein Traum ſeyn, ein bloßer ſchöner morgen- oder abendröthlicher Traum. Indem ſie uns dadurch über das grobe ſtaubichte Gewirre der Wirklichkeit erheben, werden ſie ſo bezaubernd. Daher iſt die gemeine, alltägliche Welt kein würdiger Gegenſtand des Romans. Von allgemeinem Intereſſe ſoll das in ihm Dargeſtellte ſeyn, damit jeder ſich ſelbſt wieder darin finde. Aber nie ſollte es zur Gemeinheit herabſinken. Alltägliche Dinge ſehen und hören wir beſtändig; wozu, o Dichter! trägſt du den Zauberſtab und die Krone, als daß du uns in eine ſchönere Welt zaubern, uns magiſch erfreuen und belehren ſollſt. Frivole Geſchichten, Frazzengeſtalten erdrücken, wie der Alp, und wehmüthig wendet die Muſe von Romanen ſich hinweg, wo die Dichtung dem Pöbel von Leſern zu gefallen ſich in ein Seiltänzergerüſt oder die Bude eines Taſchenſpielers verwandelt. Iſt es hingegen nicht wahre Wohlthat für den Erdenpilger, wenn ihm der Dichter Geſichte ſchöner Vergangenheit und Zukunft zeigt, während ihm die Gegenwart nur zu ſehr das Auge trübt, das beſſere Gefühl erkältet, und den edeln Muth niederſchlägt! Indem der ächte Romanendichter ſeinen Traum uns vor die Seele webt, iſt es ihm vergönnt, aus den tiefſten Gründen die Heimlichkeiten und Neigungen unſeres Herzens hervorzuholen, unſere Verſäumniſſe und Fehler uns im Mondlichte zu zeigen, und unſere wahren Feinde uns warnend und ſtrafend vor's Auge zu bringen. Die ächte Tugend, die wahre Liebe malt ein ſolcher Dichtertraum ſchöner als Raphael und Guido; ſeine Stimmen, wie Stimmen aus einer beſſern Welt, haben zauberiſche Kraft.*)

---

*) Sämmtliche Werke des Wandsbeker Boten. III. 88.

**) Adraſtea. III. 171. Vergl. Jean Paul, kleine Bücherſchau. II. 105.

---

*) Herders Adraſtea. III. 172. 174.

Der Roman hat ſeine eigentliche Welt im *innern* Menſchen. Sein Gebiet iſt daher unermeßlich. Kein Abgrund iſt ihm unzugänglich; kein Mißklang zu ſtark, kein Schickſalsknoten zu abentheuerlich, den er nicht zu löſen vermöchte. Friedlich ſollte er alle Kräfte und Anlagen im Menſchen wie des Orpheus Leyer verſöhnen. Er enthüllt die Geheimniſſe der großen Wechſelwirkung zwiſchen der äußern Natur und dem Innern des Menſchen, zwiſchen den beiden Gebieten feſtgeordneter und freithätiger, phyſiſcher und ſittlicher Kräfte; und kann er auch zuweilen den Schleier eben ſo wenig heben, als es der Ernſt tiefſinniger Forſchung vermag; ſo iſt es ihm doch vergönnt, mit neckendem Scherze daran zu zupfen. Die wichtigſten Wahrheiten ſind auch die *einfachſten*. Sie zu beweiſen, zu demonſtriren, iſt beinahe vergebliche Mühe, zumal die Menſchen mehrentheils wenig Sinn haben für das Einfache. Sie wollen, daß ihnen die Wahrheit, die für die durch Lug und Trug, Täuſchung und eitles Scheinweſen Verwöhnten etwas Grelles, Bitteres und Stachlichtes hat, durch irgend eine Zauberei beliebt gemacht werde. Hier gilt der Spruch der griechiſchen

Anthologie:*) „dem du die Roſe verſagſt, deutſt du die Dornen umſonſt.“ Das große Publikum iſt das große Kind, und ſträubt ſich gegen das Einnehmen jeder Arznei, wenn ihm nicht der Rand des Bechers mit Honig beſtrichen wird. Hiezu ſcheint der Roman wie das Feenmährchen ganz eigentlich erfunden. In den höhern Reihen der gebildeten Welt ſpendet der Roman auch dadurch viel Vergnügen, weil ſie in ihm das Gemälde des innern Lebens vor ſich entwickelt und ausgebreitet ſieht, das in den Auftritten der Wirklichkeit ihr ſtets verſchloſſen bleibt und verhüllt. Der Roman kann das Bild des Zeitalters und überhaupt des wirklichen Lebens am unbefangenſten und treffendſten darſtellen, und zugleich in freundlichen Zügen die Umriſſe der beſſern und ſchönern Möglichkeit entwerfen. Daher iſt die romantiſche Dichtung von Mehrern**) als der allgemeine Ausdruck der bei den neuern Völkern vorwaltenden Geſittung bezeichnet und ihr die Beſtimmung angewieſen worden, dieſem Geiſt in allen Wechſeln und Fortſchritten bis zu ſeiner Vollendung zu folgen. Förderndes Organ der Geſittung ſoll ſie ſeyn. Dieſer Beſtimmung entſpricht aber der Roman dadurch noch nicht, daß er anzieht und intereſſirt, ſondern nur dann, wenn er einen Trieb, eine Sehnſucht nach Veredlung anregt, wenn er die Seele für das Höchſte, das Beſte ſtimmt, wenn er die Neigungen und Leidenſchaften reinigt, wenn er vom Gold, welches der Zeitſtrom mit ſich führt, die Schlacken ſcheidet, wenn er die Bruſt mit Abſcheu vor dem Schlechten, wär' es auch das Schooskind der Zeit, und mit Liebe für das Gute, wär' es noch ſo ſehr verkannt, erfüllt. — Der Dichter, der ſich ſelber zu ſchätzen weiß und die innere Weihe hat, wird mithin nicht nach blos unterhaltungsſüchtigen und neugierigen Leſern fragen; vielmehr wird er durch Werke von gediegenem Werth ihren Sinn und Geſchmack verbeſſern; ſie werden ſich zu ihm erheben, wenn er ſich nicht ſelbſt erniedrigt.*)

---

*) C. Fr. Jakobs, Kunſt und Leben der Alten. II. B. 9. Nro. 56.

**) Noch neuerlich in der Schrift: Essai sur la littérature romantique. Paris 1825. p. 4 und 222 fg.

Obgleich der Roman die Illuſion und den

---

*) (Blankenburg) Verſuch über den Roman. S. 353.

Zauber der Dichtung über das Bild des Lebens verbreitet, ſo iſt's doch dem Leſer, wenn das Bild gut entworfen iſt, als ob ihm alles Dargeſtellte ſelbſt wiederführe. Das eben iſt der Vorzug der Malerei des Romans, das Leben nicht blos in ſeiner Oberfläche zu zeigen, wie der ſinnliche Menſch es aufzufaſſen pflegt, ſondern es in ſeinen innerſten Tiefen zu erſchließen. Wenn er daher gewiſſe Wahrheiten auch nur andeutet, ſo ſoll es doch auf eine Art geſchehen, die tief eindringt und ergreift. Gerade dadurch wird er am meiſten bildend, daß er die Täuſchungen des Lebens, das Eitle und Nichtige der Dinge, welche die Welt am höchſten ſchäzt, uns nahe vor das geiſtige Auge rückt. Das Wohlgefallen an der ſchönen Darſtellung ſoll den Durchgang zur Wahrheit öffnen, indem es mehr den Geiſt als die Sinne anſpricht. Jedoch gehört es keineswegs zur Beſtimmung des Romans, der Seele den äußern Glanz der gebildeten Welt zu verleiden. Man mißkenne nicht, daß eine gewiſſe Anmuth in den Sitten, in der Lebensart, auf die Sittlichkeit ſelbſt vortheilhaft wirke. Das Beſtreben, liebenswürdig zu erſcheinen, verdient fürwahr keinen Tadel. Es iſt vielmehr eine ſchöne, ſchäzbare (heutiges Tags nur zu ſeltene) Frucht der Geſelligkeit. Dagegen, wie viele herrliche Anlagen gehen nicht in der Gemeinheit und Roheit unter! Freilich ſollte jenes Beſtreben ſich ſtets dem von der Pflicht gebotenen: liebenswürdig zu ſeyn, unterordnen. Möchte auch dies der Romandichter jederzeit beachten! Er bekämpfe mit den mildtreffenden Pfeilen gemüthlicher Ironie die Liebhaberei des eiteln, nichtigen Scheinweſens, aber auch den cyniſchen Wahn, daß Vernachläßigung äußerer Anmuth, des Schicklichen, des Anſtands zum Ernſt, zur Würde der Tugend gehöre und ihren Werth erhöhe.

In manchen Ländern gleicht das öffentliche Leben noch immer den Leichenbegängniſſen der ſüdlichen Völker. Nur die Todten (und ihre Klaſſiker) haben das Geſicht aufgedeckt; alle Mitgehende ſind auf alle mögliche Art verlarvt. Der Roman trete nun hier ſcheulos unter die Leute, nehme ihnen ſanft die Masken vom Geſicht, und zeige die Welt und ihr Treiben in wahrer Geſtalt! Wird dann das Bild nicht für Jedermann, weß Landes er ſey, unterrichtend ſeyn?

Doch, das eigentliche Element des Romans ſind die Angelegenheiten des Herzens. Wie ſegenvoll wirkt er, wenn er in dieſes mehr noch als Waſſer und Luft bewegliche Element Klarheit und Ordnung bringt; aber auch wie verderblich, wenn er wild in demſelben umher wühlt, es verwirrt und trübt!

Nach der zahlloſen Menge von Romanen zu urtheilen, ſollte man glauben, dieſe Dichtungsart ſey die leichteſte von der Welt. Es iſt aber keineswegs ſo. Nur weſſen Geiſt auf der Höhe des Lebens ſteht, und ſeine tiefſten Abgründe erforſcht hat, iſt im Stand, daſſelbe, ſey es von ſeiner ernſten, ſey es von ſeiner komiſchen Seite, mit lebendigen Farben zugleich anziehend und belehrend zu ſchildern,

„Strebſt nach dem Höchſten du, ſo ſteig' allerſt in die Tiefen!
Tief liegt Gold in dem Schacht, im Meeresgrunde die Perle.*)

Bei unſern jetzigen Völkern, die ſolcher Epopeen und Dramen, welche die Frucht des nationellen Geiſtes ſind, ermangeln, iſt die Romantik an ihre Stelle getreten. Ein trefflicher Roman ſollte daher auch, wie vordem ein herrliches Heldengedicht oder ein meiſterhaftes Trauer- oder Schauſpiel, Epoche machen. Jetzt gehen aber unſere beſſern romantiſchen Dichtungen, nicht eben was ihren innern Werth, doch was ihre Schätzung betrifft, in der Sündfluth von mittelmäßigen und ſchlechten Erzeugniſſen verloren, woran die heißhungrige Neugierde des Publikums ſich abwechſelnd erquickt. Jeder geiſtloſe Dichterling glaubt ſich heut zu Tag berufen, den Roman ſeines Lebens bekannt zu machen, und da dieſer ſich von der Heerſtraße der Gemeinheit nicht entfernt; ſo wird er für einige Zeit des Leſerpöbels beliebte Weide. Wie viele Romane beſitzen wir dagegen, die es wahrhaft verdienen, bleibendes Lieblingsbuch für ein Alter oder eine Klaſſe des Volks zu ſeyn, indem ſie, gleich Denkmälern einer beſſern, ſchönern Welt die Seele über das Gewirr des vielgetrübten Lebens erheben?

---

*) Joſ. v. Hammer, Morgenländiſches Kleeblatt. S. 73.

Die Neigung zum Romanesken gründet ſich indeſſen doch in des Menſchen beſſerer Natur; ſie zeigte ſich, gleichwie die Vorliebe für's Auſſerordentliche, für's Abentheuerliche ſchon in den Kindern, von jeher bei allen Völkern, die ſich nur auf die erſten Stufen über die Roheit erhoben. Sind doch ihre älteſten Sagen ein Gewebe von

Romanzen, und waren in der Zeitfolge die zahlloſen Legenden, die myſtiſchen Andachtsbücher, die Gebetbücher im Geiſt und Styl eines Pater Cochem, ſelbſt die Predigten nach Weiſe und Kunſt eines Abraham a Sankta Clara nicht auch eine Art von Romanen? Schon der durch milden Ernſt ehrwürdige Fleury*) geſteht den Nachtheil der falſchen Legenden freimüthig ein, daß ſie viele fromme Seelen verführt haben, Dinge nachzuahmen, die nie geübt worden und nicht ausübbar ſind. Sollten nicht auch die Romanendichter dieſe Klippe ſorgſam vermeiden?

Der Grund, warum jetzt im großen, leſeluſtigen Publikum mit ſo heißer Begierde nach Romanen gehaſcht wird, iſt nebſt der ausnehmenden Leichtigkeit, womit ſich die meiſten leſen laſſen, die ergötzende Beſchäftigung, welche ſie der Phantaſie und der aufgeregten Sinnlichkeit geben. — Auch das Leſen iſt heut zu Tag zu einem bloßen Gegenſtand der Genußſucht geworden; für das

---

*) C'est un inconvénient des fausses légendes, d'avoir donné occasion à des ames pieuses de vouloir imiter ce qui n'a jamais été pratiqué ni praticable. *A. Fleury*, nouveaux Opusc. Paris 1807. p. 203.

beſte Buch wird das gehalten, das am meiſten zu genießen gibt. Die Leſeſucht iſt daher meiſtens die Frucht eines Müßiggangs des Geiſtes. Man will nicht leſen um zu verſtehen; man ſcheut die Anſtrengung, die das Verſtehen fodert; man will nur unter lachenden Bildern ſchwärmen, oder in dunkeln Gefühlen träumend verſinken.*) Höher geben die gewöhnlichen Anſprüche nicht. Wenn nur die Stunden angenehm oder behaglich verfließen! Bei dem Haufen der Leſer leiſtet dies aber auch die elendeſte Waare, wenn ſie nur einige matten Reize hat, oder mit einigen bunten Lappen und leichten Flittern von Rührung und Entzücken flackert und flunkert. Aber auch den Gebildetern bietet die Romantik eine liebliche, ſüße Koſt; Sie —

„Die gefällige Tochter des Schaums —
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums“**)

gleichſam mit dem Duft und Glanz der Morgen- und Abendröthe. Beim weiblichen Geſchlechte liegt in der Seele gewöhnlich ein ſtarker Hang zu zärtlicher, ſchwärmeriſcher Hingebung. Inſofern er Perſonen des männlichen Geſchlechts berührt, erzeugt er Liebesverhältniſſe; in ſofern er unſichtbaren Dingen ſich zuwendet, Frömmigkeit, die aber nur zu oft in Frömmelei und Aberglauben ausartet. Vielfältig verſchmelzt ſich bei den Weibern das Denken und Urtheilen in das Gefühl. Eben deswegen ſind ſie der Täuſchung, der Verblendung ſo ſehr ausgeſetzt. Schon hieraus erklärt ſich, warum Romane vorzugsweiſe die Lieblingsleſerei des Frauenzimmers ſind. Sie unterhalten ihre Phantaſie mit Bildern, die ihren Neigungen zuſagen, ihnen ſchmeicheln. Dazu kommt ein überwiegender Hang zur Zerſtreuung und zum ſinnlichen Vergnügen, daher auch zur öftern Abwechſelung, ohne welche dieſes Vergnügen ſeinen Reiz verliert. Welche Leſerei gewährt hierin ſo reichliche Befriedigung, wie die in allen Farben des Regenbogens ſtralende Muſe mit dem Füllhorn der Romantik? Obgleich die meiſten ihrer Gaben die Sinne und die Einbildungskraft mit dem nämlichen Gegenſtande beſchäftigen, welche Verſchiedenheit findet ſich nicht in der Einkleidung, im Kolorit, in den Lagen und Verhältniſſen, worin der Liebe unerſchöpflicher Geiſt Entwürfe webt, ſeinen Scharfſinn zeigt, und das Ziel bald erreicht, bald verfehlt. Wer nun oft und viel aus dieſer Zauberquelle getrunken, deſſen Durſt, ſtatt geſtillt zu werden, nimmt zu. Unter den vielen Getränken, aus ihr geſchöpft, die man uns kredenzt, ſind zwar nur die wenigſten von berauſchender Kraft; deſto mehrere haben die einſchläfernde, erſchlaffende, betäubende Wirkung des Opiums. Ihr häufiger Gebrauch benimmt alle Tüchtigkeit für höhere Beſtrebungen und edlern Seelengenuß. Dieſe Wirkung iſt beim zärtern Geſchlecht um ſo verderblicher, als ohnehin ſein Charakter weicher iſt, mithin in höherm Grade der tiefern Einprägung des Bildes ächter Tugend und jener reinen innern Glückſeligkeit, die nur im Geleite der Tugend ſich einfindet, bedarf. Wie vor einer Zauberlaterne geht das Leben im Roman vor uns vorüber. Alles iſt hier Bewegung; ein Bild drängt das andere, eine Empfindung die andere; alle Wendungen und Verſchlingungen der Leidenſchaften treten ans Licht. Auf den Wellen iſt alles Welle, und dieſes unaufhörlich bewegte Wellenſpiel hat für die Phantaſie einen unbeſchreiblichen Reiz. Von einem großen, tiefen und dauerhaften Eindruck kann hier natürlich ſelten die Rede ſeyn. Die meiſten Romane ſind flüchtige Durchreiſende, irrende Glücksritter. Feurig bewillkommt, dienen ſie einmal zum Zeitvertreib; dann wird ihrer kaum mehr gedacht. Weil ſie aber doch größtentheils an Inhalt und Tendenz nahe verwandt ſind; ſo unterhalten ſie, wie eine wahre Propaganda, in der Seele fort und fort jene ſchale, durch Ueberreiz überſpannte, ſinnlich-weichliche Stimmung, die der Indolenz ſo behaglich iſt, die aber gegen jede ernſte Anſtrengung ſich ſträubt. In der That verhaucht die Maſſe ſchlechter Romane, gleich den pontiniſchen Sümpfen, ein feines Gift, den Unvorſichtigen todtgefährlich, die ſich ſeinen Einwirkungen arglos überlaſſen. Bei dem Haufen iſt der Romanen-hunger blos ſinnlich. Er begnügt ſich mit jeder Nahrung; auch das Platte, das Abgeſchmackte, das Abentheuerlichſte läßt er ſich gefallen, wenn es nur neu ſcheint, wozu es blos armſeliger Umkleidungen bedarf. An eine zweite Leſung des nämlichen Romans iſt kein Gedanke. Wie ſehr aber die Sucht nach blos ſinnlicher Unterhaltung die Dichter verleite, ſich Alles zu erlauben, das bezeugen nur zu viele ihrer Mißgeburten. Doch das Schlimmſte iſt vielleicht dies, daß gar Viele ſich einbilden, ſie zögen aus der bunten Romanenleſerei für ihre Bildung und Lebensweisheit großen Gewinn, während doch ihr Geiſt dadurch nicht im mindeſten heller, und eben ſo wenig ihr Herz veredelt, vielmehr nur zu oft dermaßen verſchrobener und ſchlaffer wird, daß der Charakter zuletzt alle Gediegenheit und Haltung verliert. Und gerade das Herz, dieſes, obgleich man es mit einer Hand bedecken kann, doch unermeßliche Gebiet, iſt der heimathliche Boden, deſſen Anbau, deſſen Verbeſſerung der Romantiker ſtets zu ſeinem Geſchäft machen ſollte. Auf wie Wenige iſt aber Klopſtocks ſchöner Gruß (an Gellert) anwendbar:

---

*) Vergl. Dräſeke, der Weg durch die Wüſte. Lüneburg 1821. S. 57.

**) Fr. Schillers Braut von Meſſina.

„Dich ſoll der ſchönſten Mutter geliebteſte
Und ſchönſte Tochter leſen, und reizender
Im Leſen werden?“ In wie viele unſerer Romane darf, ohne ſchamhaft zu erröthen, die Jungfrau blicken; ſie, die der Dichter vergleicht

— „der jugendlichen Roſe,
So lange ſie in mütterlicher Hut
Geſchützt vom Dorn, umhegt vom zarten Mooſe,
Und unberührt von Hirt und Heerde ruht?“*)

---

*) Arioſts raſender Roland. Geſ. I. Nro. 42.

Welch eine verhältnißmäßig kleine Familie bilden die Romane, die das Herz der Frauen mit Liebe zu ihrer wahren, heiligen Beſtimmung erfüllen, wie **Schiller** ſie in einem herrlichen Liede*) ſo lieblich darſtellt: „himmliſche Roſen in's irdiſche Leben zu flechten, zu flechten der Liebe beglückendes Band, und in der Grazie züchtigem Schleier mit heiliger Hand wachſam das ewige Feuer ſchöner Gefühle zu nähren;“ oder wie **Thomſon****) ſie ſchildert: „die ſüßen Gaben der Natur zu würzen, in Kindern aufzublühen zum zweiten Leben; dem Umgang ſeine höchſte Anmuth zu leihen; das Haus dem Mann zur ſchönſten Luſt zu ordnen; durch unterwürfige, beſcheidene Weisheit, durch ſanfte Kunſt, die alle Sorge verſcheucht, die Tugenden, das Glück des Lebens zu erhöhen und ſeine Mühen zu lindern.“ — Wie ſelten kommt dem Jüngling ein Roman in die Hände, der ihn warnt vor den Wegen der Sünder, die zuletzt in's Todtenreich führen;***) vor den Hoffnungen des Leichtſinnigen, des Gott-

---

*) **Die Würde der Frauen.**

) In ſeinen **Jahrszeiten.

***) **Sirach** XXI. 10.

vergeſſenen, die wie Staub, wie Rauch im Winde verwehen;*) vor dem erſten Mißtritt, vor dem Tändeln mit der Sünde, die mit Schlauheit das Gewiſſen, wie Dejanira den Herkules, das brennende Gewand umzulegen beredet, welches man nimmer los wird, als mit dem Leben? . . . Wie ſelten iſt der Roman, der den Zwiſchenraum vom erſten Antriebe bis zur Vollführung eines Frevels aufhellt; einen Zwiſchenraum, der dem ungeübten Blick des Unerfahrenen eine verrätheriſche Illuſion, ein Traumbild nur zu oft verhüllt? Wie ſelten ein Roman, der vor Allem zur Erringung des Sieges über ſich ſelber, der jeden andern Sieg am zuverläſſigſten verbürgt, ermuntert? Wie wenige Romane zeigen das ſinnliche Vergnügen von ſeiner freilich ſtrengen und bittern, aber wahren und wichtigen Seite, als den ernſteſten Morallehrer, der da lehrt, welche ſchweren Bußen das bloße Sinnenvergnügen auflegt, wie es ſelbſt nur zu bald zum ſtachlichten Buß- und Marterkleid, ja zur Folterbank wird, und welche peinliche Sattheit es hervorbringt, im Gegenſatz des heitern Friedens, der das Heiligthum der Tugend und alle Zugänge zu ihm durchſtralt. Wie wenige ſtellen die Geiſtesbildung nach ihrem wahren Werthe im Verhältniß zur ſittlichen Bildung in's Licht, indem ſie den augenſcheinlichen Beweis führen, daß in der gebildeten Welt die Geiſtesgaben zwar von Gott ſind, aber die Anwendung nur zu oft vom Teufel? — Welche unzählbare Schaar bilden hingegen nicht die Romane, die den grauſamſten Hochverrath an der Menſchheit begehen, indem Alles in ihnen mit ſchlauer Kunſt darauf angelegt iſt, mit dem Schein himmliſcher Züge des Guten und Schönen, mit dem gleißenden Firniß einer ſublimen Lebensweisheit das Herz zu bethören, und ſtatt ihm einen ariadniſchen Faden darzubieten, an dem es aus den vielfach ſich windenden Irrpfaden der Welt ſich zurecht finden möchte, es vielmehr, wie Armide den Rinald, mit allen Zauberkünſten zu verblenden und ihm jeden Argwohn vor den mit Blumen bedeckten Schlingen und Abgründen zu benehmen? — Würden wohl, wenn nicht eine ſolche Menge ſcham- und zuchtloſer Romane geleſen würde, ihrer ſo viele im wirklichen Leben geſpielt werden? — Eine geleſene Unzüchtigkeit, ſagt Jean Paul,*) überreizt die junge Seele im Treibhaus des Körpers zur Fortſetzung, und die ſüße Dialektik, welche feinen Lebensgenuß predigt, findet bei der Jugend immer offene Ohren. Daher meint auch dieſer treffliche Romantiker, der der vernachläßigten Perle des unſchuldigen Sinnes ſo geiſtvolle Einfaſſungen zu geben weiß, es ſollte Verbote, wenn nicht mancher Bücher, doch wenigſt mancher Leſer geben, namentlich in Anſehung der Leihbibliotheken. Doch hievon ſpäter!

---

*) Buch der Weisheit. V. 14.

Im Allgemeinen erhebt ſich gegen die in allen Klaſſen verbreitete Romanenleſerei ſchon darin ein hochwichtiges Bedenken, daß dieſe Dichtungsart das Gefühl zu ſtark aufregt und der Phantaſie, dieſer durch ihre Magie furchtbarſten Macht in der Welt, zu große Herrſchaft einräumt. Worüber man ſchwärmt und träumt, das pflegt man gerade am wenigſten zu thun und zu verwirklichen. Es iſt etwas gar Herrliches, Freundliches und Beſeligendes um eine reine, ſpiegelhelle, unverdorbene Phantaſie. Durch ſie erblickt die Seele Alles in dem rechten Lichte, welches in Freude und Trauer ſtets Mäßigkeit einflößt und die Neigungen und Begierden beſchwichtigt. Nichts Unſeligeres hingegen, als eine verſchrobene, verwirrte, verwilderte, mit den unreinen Bildern des Böſen, des Schändlichen geſchwängerte Phantaſie. Sie iſt der Hohlſpiegel, in deſſen Brennpunkt die häßlichſten, furchtbarſten Leidenſchaften ſich entzünden; das Meduſenhaupt, deſſen Anblick den Verſtand und das Herz erſtarrt, und jede Art von Wahnſinn und Schwärmerei hervorruft. Deswegen nennt Montaigne die Imagination die Närrin des Hauſes. Maaßt ſie ſich doch gar zu gern dadurch die Meiſterſchaft an, daß ſie ſich, wo ſie nur kann, zwiſchen unſere Vernunft und die Wahrheit ſtellt. Wo ſie einmal herrſcht, darf die Vernunft ſich nicht mehr zeigen. Die Narrheit aber, was iſt ſie anders, als ein Ueberſchnappen der Einbildung? Und welchem Uebel ſind die einzelnen Menſchen, ja ganze Völker, mehr ausgeſetzt? Wie Viele liegen nicht krank in dieſem Spital, ohne es nur im mindeſten zu ahnen, ein Phantom mit dem andern, und Träume mit Träumen vertauſchend? Wie viele Ideen ſind nicht Träume eines Wachenden? Einige Duldung gegen dergleichen Träume und Träumer iſt allerdings billig und nöthig. Denn ohne ſolche Duldung müßte man aus der Welt. Wie ſchlimm ſteht es aber nicht mit dem Verſtand, wenn wüſte Träume den Platz ausfüllen, den die Wahrheit einnehmen ſollte? Zuletzt iſt es bei allen Graden von Narrheit denn doch der Eigenſinn, ſich geltend zu machen, der ſie unausſtehlich macht. Liegt nicht eben darin die Urſache, warum die Narrheiten, die durch Romane veranlaßt oder begünſtigt ſind, minder auffallen und mehr Nachſicht finden, als andere? Sie ſpazieren friedlich und freundlich neben und durcheinander in weiten Kreiſen, um die Wahrheit und Weisheit und Tugend herum, und geben ſich zuweilen traulich die Hand, oder es löst auch die eine die andere ab; jede hat ihre Zeit. Wie viele Mondswechſel hat das Publikum auf dem Gebiete der Romantik ſeit ſechszig Jahren nicht erlebt! — Aber zahllos ſind die Romane, in denen die Empfindung die Grenzen der Wahrheit überfliegt.

---

*) Freiheitsbüchlein. 1806. S. 98.

Iſt es nun in jedem Lebensalter gefährlich, der Phantaſie, dieſem nie ruhenden, ſtets entzündenden Organ der Lüſternheit, das Uebergewicht einzuräumen, ſo iſt doch dieſe Gefahr im jugendlichen Alter, wo der Verſtand noch ungeübt, das Herz noch unerfahren iſt, und jeder ſtarke Eindruck ſich dem Gemüth tief wie das Siegel dem Wachs einprägt, am größten. Was ſoll demnach für die Jugendbildung der Roman, zu deſſen Weſen es gehört, die Welt und das Leben in ihr mit dem Zauber phantaſtiſcher Bilder nach Luſt und Liebe auszumalen? Wie gewaltig muß nicht die Phantaſie erſtarken, wenn ihre Herrſchaft ſchon in der jugendlichen Seele durch Romane begründet wird? Eilt doch ohnehin bei Allen dieſe Herrſchaft der der Vernunft ſo gerne voran, daß dieſe ſpäter unſägliche Mühe hat, um ſie des Throns zu entſetzen! Schon Rouſſeau[*] zählt es zu den traurigſten Wirkungen vieler Romane, daß ſie ihren Leſern durch Vorzauberung von Umſtänden, die nicht die ihrigen ſind, für die ihrigen Eckel einflößen, und alle ihre Gefühle und Gedanken jenem idealen Zuſtande zuwenden. Freilich ſollten die Romane vielmehr dahin ſtreben, die Vorurtheile und falſchen Maximen der großen und verderbten Welt zu zerſtören, und ihre Verächtlichkeit zu zeigen. Aber wie Viele thun nicht das Gegentheil! Und welcher Unterſchied zwiſchen den Perſonen in den Romanen, der Heimath ſchöner Seelen und den Perſonen der wirklichen Welt! Was Wunder, wenn Solche, die von den Bildern des romantiſchen Paradieſes angefüllt ſind, ſich in der Wirklichkeit überall verwaist, getäuſcht, gedrückt und beengt fühlen! Die meiſten Romane ſind auch ſchon dadurch, daß ſie die Phantaſie überſpannen, dem ächten Studium des Menſchen hinderlich. Sie ſind es aber auch durch ihre Schilderungen ſelbſt. Die guten Menſchen ſtellen ſie als Engel dar, die verkehrten als Scheuſale; der weite Raum dazwiſchen wird mit Zerrbildern angefüllt.*) Schon der Wunſch, Effekt zu machen, treibt den Romantiker an, in ſeinen Gemälden zu übertreiben. Mehrentheils zeigt uns ſein Pinſel die Welt mit allen ihren Illuſionen; nur hat er dieſe noch verſtärkt, ihren Glanz erhöht und von ſeiner Art und Kunſt beigefügt. Aus allem dem iſt die gewöhnliche Wirkung der Romane leicht zu ermeſſen.

---

[*] Vorrede zur nouvelle Héloise.

Doch, wer könnte die im Geheim fortgehenden

---

*) Ueber den Werth der Empfindſamkeit, beſonders in Rückſicht auf die Romane. Halle 1730. S. 87.

Wirkungen eines Romans oder einzelner Situationen darin auf die Sittlichkeit und das Lebensglück des Leſers oder der Leſerin berechnen! Der Saamen, den er in die Seele ſtreut, iſt beinah unmerklich; er zündet aber oft ſchnell, wie ein Fünkchen; gewöhnlicher jedoch iſt ſeine Wirkung die eines ſchleichenden Gifts. Selbſt in manchem, mit reinſittlicher Abſicht geſchriebenen Roman ſtößt man, wo er die zärtlichen Neigungen berührt, auf Stellen, die in entzündlichen Seelen ein verderbliches Feuer wecken können. Möchte demnach der Romanendichter ſtets eingedenk ſeyn, daß er zwiſchen Abgründen wandle, und das Herz des Leſers über Gluten führe, die unter trüglicher Aſche ſchlummern! Möge er ſich hüten, die Schleier, in welche die Natur die tiefſten Geheimniſſe des Herzens gehüllt hat, zu gewaltſam zu zerreiſſen! Der nützlichſte Roman für die erwachſene Jugend wäre vielleicht derjenige, der die Aufſchrift verdiente: die Romanenleſerei, eine der gefährlichſten Klippen der Tugend. Mit feiner Seelenkunde müßten hier in einem auffallenden Beiſpiele die Folgen dieſer moraliſchen Seuche gewieſen werden. — Mitgefühl iſt etwas Heiliges in des Menſchen Bruſt, und überhaupt ſind wahre Empfindungen, wie Aſmus*) bemerkt, eine rechte Gottesgabe, ein großer Reichthum (Gold und Ehre ſind nichts gegen ſie), und darum kann's einem Leid thun, wenn die Leute ſich und Andern was weiß machen, dem Spinnengewebe der Empfindelei nachlaufen, und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuſchnüren und Thür und Thor verriegeln. Bei keiner Art von Schätzen bedarf es, damit ſie uns und andern frommen, einer weiſen Sparſamkeit im Genießen und Mittheilen und der Bewahrung vor Verfälſchung ſo ſehr, wie bei dem Reichthum der Empfindungen. Durch Mißbrauch gehen ſie unwiederbringlich verloren, und ihre Verfälſchung macht den Menſchen zum — Kamäleon. — Damit die Empfindſamkeit nicht zu Extremen ſich neige, muß ſie nicht durch Bilder überſpannt, ſondern durch die Beurtheilung gebildet und geordnet werden. Wahres Gefühl, ſtets mit Güte, Milde und Mitleid vereint, hat ſeinen Aufenthalt im Innerſten des Herzens; das überſpannte waltet nur in den Räumen der Einbildung, und bringt keine oder ſchlechte Früchte. Wie oft wurde nicht ſchon die Simpathie, weder von der Fackel der Vernunft, noch von der Leuchte des Glaubens geleitet, ein Fallſtrick, ſtatt eine Führerin des Lebens! Wenn irgend Jemand ſowohl zum Thun als zum Leiden unfähig iſt, ſo iſt es derjenige, deſſen Empfindung und Einbildungskraft durch Romanenleſerei zu hoch geſpannt worden ſind.*) Er wähnt, ſich zum Rang höherer Weſen zu erſchwingen, wenn er die gewöhnlichen Berufsgeſchäfte, die Aufmerkſamkeit, Fleiß und Anſtrengung erfodern, bei denen es aber nichts zu empfindeln und zu träumen gibt, gröbern Seelen, wie er ſie nennt, überläßt, indeß er ſeinen empfindſamen Träumen nachhängt.**) Die Zeiten der Empfindſamkeit würden daher ſehr übel daran ſeyn, wenn nicht Zeiten ohne Empfindſamkeit für die Erleichterung des menſchlichen Elends thätig geſorgt hätten. Das ächte Mitgefühl geht in Thätigkeit über, führt zu Berathſchlagungen, zum Wirken, zum Handanlegen, um Noth und Jammer zu mindern, während die Empfindſamkeit in wollüſtigen Schmerzen über erdichtete Leiden ſchwelgt, bei den wirklichen in Thränen dahinſchmachtet, ihre Kraft in Seufzern aushaucht und unter den Verzuckungen eines theatraliſchen Leidweſens verſinkt, wenn ſie nicht gar vor Uebermaas des Gefühls die Augen von den Scenen des Jammers wegwendet, weil ihre Nerven zu ſchwach ſind, um den Anblick zu ertragen. Geſchöpfe ſolcher Empfindſamkeit wären von den geiſtreichen Griechen verſpottet, von den ſtoiſchen Römern verachtet worden; ſelbſt ihre Weiber hätten ſich mit Unwillen davon abgekehrt. Jede lebhafte Schilderung des Elends, wenn ſie auch nur erdichtet iſt, macht ſie weichherzig; aber beim Ruf, beim Anblick wirklicher Noth bleiben ſie kalt und gleichgültig. Wie Mancher iſt auch ſchon aus Uebermaas von anſcheinender Theilnehmung ein Menſchenfeind geworden! Sein überſpanntes Gefühl iſt ſelbſtſüchtig; es findet ſich durch Alles verletzt, was ihm nicht Genuß, Befriedigung gewährt. Nichts iſt ſchwankender, als die Kaſuiſtik der Empfindſamkeit. So oft ſie auch Thränen und Seufzer entlockt; ſo hindert ſie doch nicht, daß gleich hernach die Hand zum Unrecht, zur Unterdrückung des Nächſten ſich ausſtrecke. Wie könnte der gerecht ſeyn, der den Werth der Menſchen und Dinge nach kränkelnden Gefühlen beurtheilt?*) Dieſes falſche Spiel mit Empfindungen erzeugt endlich die Heuchelei, die ſich und Andere durch den Schein entlehnter Tugend, entlehnten Geiſtes, täuſcht, um in Anderer Buſen eine Wärme, die man ſelbſt nicht empfindet, zu erregen. — Was ſoll der empfindſame Roman dem Jüngling, dem Mädchen, in denen das religiöſe Gefühl noch nicht erſtarkt, und die Vernunft noch wenig ausgebildet iſt? Sein Eindruck kann nur dazu dienen, ihnen die friſche, heitere Anſicht des Lebens zu trüben, und die Beſchäftigung mit trockenen Lehrgegenſtänden und mit tüchtigen Studien zu verleiden, die allein das Gelernte in unſer Eigenthum zu verwandeln vermögen, und unſerm Geiſt eine gewiſſe Meiſterſchaft im Gebrauche ſeiner Kräfte verſchaffen. Dazu aber ſind nächſt der Bibel die alten und neuen Klaſſiker die wirkſamſten Organe, und ſchon dies iſt ein unſäglicher Nachtheil der meiſten

---

*) Sämmtl. Werke des Wandsbecker Boten. IV. 110.

---

*) Ueber den Werth der Empfindſamkeit. Halle 1786. 110.

**) Campe's väterlicher Rath für meine Tochter. S. 209.

---

*) S. Eberhard, im Anhang zu der oben angeführten Schrift über den Werth der Empfindſamkeit. S. 113 bis 135. — Hugo Blairs Predigten. III. S. 1.

Romane, Sinn und Geſchmack für den tiefen, inhaltſchweren Ernſt und die ernſte, goldreiche Tiefe eines Homer und Virgil, eines Dante und Young, eines Milton und Klopſtock zu erſticken. Iſt aber einmal die Bildung des Jünglings, des Mädchens, ſo weit vorgerückt, daß ſie ſich angewöhnt haben, die Ausſprüche der Religion, der Vernunft und des Gewiſſens in allen Vorfällen zur Richtſchnur zu nehmen; ſtehen ſie bereits im Vorhofe der Welterfahrung; ſind ſie bei ihrer Einführung in den Verkehr mit der Welt eines berathenden Freundes bedürftig; ſo mag dieſer Freund (Vater, Mutter, oder wer ihre Stelle vertritt) auch den Roman zu Hülfe rufen, aber nur ſparſam, nur mit ſorgfältiger Auswahl, nur denjenigen, der die Tugend in ihrer reinen Schönheit zeigt, der die Unſchuld des Herzens als das Erbtheil und den Schmuck des Weibes verklärt, der auf den Schutzengel, der über ſie wacht, hindeutet, den Engel, mit welchem, wenn er ſich abwendet, alles Glück entweicht; der die Verführungskünſte des gleißenden Betrügers entlarvt, die Abgründe des Leichtſinns aufhellt, den Zauber lockender Täuſchungen zerſtört. Aber auch dieſen Roman ſollte der Sohn, die Tochter, nur unter den Augen des Erziehers leſen, der ihn zuvor bis zur Vertrautheit kennen und im Stand ſeyn muß, jedem falſchen oder verkehrten Eindruck auf der Stelle zu begegnen. — Mit wie rührendem Ernſt warnt Pfeffel in ſeiner ſchönen Epiſtel an Phöbe, vor dem Roman,

„Der bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menſchenkind erreichet,
Bald für das Laſter uns erweichet,
Das in der Unſchuld Feierkleid
Sich langſam in die Seele ſchleichet,
Bald unſrer Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenſchaft
Zur Fürſtin der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantaſei
Des Schickſals blinder Tyrannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.“

Doch, unter den ſittlichen Wirkungen des Romans ſteht ſein Einfluß auf die Geſchlechtsverhältniſſe oben an. Immer wird die Mäßigung und weiſe Leitung des Triebes, dem die Fortpflanzung der Gattung anvertraut iſt, der ſeiner Natur nach ſo gewaltig und in ſeinen Ausſchweifungen ſo verderblich iſt, und deſſen Verirrungen eben ſo manigfaltig als ſeltſam ſind, eine der wichtigſten und ſchwierigſten Aufgaben der Erziehung und der Regierungskunſt ſeyn.*) Die Liebe — ſie iſt fürwahr kein Scherz. Was kann ernſthafter ſeyn, als der Zweck, einen andern Menſchen mit ſich ſelber zu beglücken,**) und gemeinſam in gutgearteten Kindern fortzuleben? Die höhere Verſittlichung des Verhältniſſes der Geſchlechter iſt keines der geringſten Verdienſte des Chriſtenthums. Von dem chriſtlichen Dichter verlangt man daher mit Recht, daß er den Charakter der Geſchlechtsliebe reiner und edler darſtelle, als die Alten gethan.***) Geben gleich auch bei

---

*) Fœcunda culpæ sæcula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domos.
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

So bezeichnet **Horaz** auf gleiche Weiſe, wie **Salomo** (in den Denkſprüchen), die Verletzung der ehelichen Treue als Hauptquelle des Verderbens.

) **Ramdohr, Venus-Urania. II. 356.

***) Dieſer Anſicht iſt auch **Schiller** in ſeinen proſaiſchen Schriften II. 156 ꝛc.

Pourquoi donc vouloir embellir des passions grossières et prostituer à la corruption du cœur le pinceau réservé pour les grâces? pourquoi immoruns die Männer die Geſetze; die Sitten werden meiſtentheils von dem weiblichen Geſchlechte beſtimmt. Soll nun auch der Roman hiezu als wohlthätiges Vehikel dienen; ſo darf er den Geſchlechtstrieb nicht in Flammen ſetzen, ſondern er muß ihn, ſey es mit Ernſt oder Scherz, auf eine ſanfte Weiſe lenken, damit er ſeine Beſtimmung nicht verfehle, damit er eine Quelle, nicht des bitterſten Jammers, ſondern des reinſten irdiſchen Lebensglücks, abgebe. Indem er die Schönheit, die Anmuth des andern Geſchlechts in ſeiner ſiegreichen Kraft darſtellt, zeige er zugleich, wie ſeine Schwäche Achtung fodert, und wie es, von Scham und Tugend geſchmückt, Ehrfurcht gebietet. Er hebe vorzüglich die Anmuth hervor, welche nur die Tugend verleiht, und die ein ſchönes Gemüth zu allem Guten anfeuert und von allem Unwürdigen zurückhält! Wem leuchtet dabei nicht ein, daß Dichtungen, die mittelſt der Phantaſie den Geſchlechtstrieb erregen, für junge Leute, in denen dieſer Trieb

---

taliser des faiblesses honteuses, et changer en poison l'aliment des cœurs sensibles? *Mercier*, Du théâtre. Amsterdam 1773. p. 219.

entweder noch ſchlummert, oder noch kaum im Erwachen begriffen iſt, ſchon deswegen gefährdend ſind, weil ſie den Trieb vor dem Zeitpunkt wecken und reizen, den die weiſe Natur für ihn auserſehen hat? — Alſo weit entfernt, die Verirrungen ſinnlicher Leidenſchaft zu verſchönern, achte der Romandichter es für ſein ſchönſtes Verdienſt, das ſüße Glück eines tugendhaften, ehelichen und häuslichen Lebens mit wahren Farben zu ſchildern und vor den vielfachen Gefahren, die es bedrohen, zu warnen. — Wohl das gefährlichſte in Romanen iſt eine allzufreie oder zweideutige Rede oder Schilderung, die einen ſtrafbaren oder halbſtrafbaren Zuſtand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles, was die eheliche Verbindung antaſtet.*) Ein Mädchen, ſagt Rouſſeau (in der Vorrede zur neuen Heloiſe S. 7 fg.), das ſich unterfängt, eine einzige Seite in dieſem Roman zu leſen, iſt ſchon verloren. Aber nicht auf den Roman ſchieb' es die Schuld; das Uebel war vorher geſchehen. Weil ſie angefangen hat; ſo leſe ſie immerhin bis an's Ende; ſie hat nichts mehr zu wagen. Man hat das Leſen der Romane für die Jugend nützlich machen wollen. Ich kenne kein unſinnigeres Unternehmen. Es heißt ſo viel, als das Haus anzünden, um von den Waſſerpumpen Gebrauch zu machen. — In dem Einfluß der Geſchlechtsverhältniſſe auf das Leben liegt ein Zauber, mit welchem keine andere Gewalt zu vergleichen iſt. Zu frühzeitig und aus vollen Bechern in die Seele der Jugend gegoſſen, wirkt er zerſtörend. Was können ihr ſolche Romane frommen, welche ſchöne Ideale zärtlicher Verhältniſſe oder auch des ehelichen Glücks aufſtellen? Vergebens glaubt man ihr durch ſie das Gegengift der Wolluſt einzuimpfen. Müſſen ſie aber nicht in jungen Gemüthern Erwartungen erregen, welche die Wirklichkeit allerwärts Lügen ſtraft? Das Gebiet des irdiſchen Liebesgottes iſt zwar ein Roſengarten; alle Lagen und Umſtände des Lebens kann er mit heitern, duftenden Blumen bekränzen; aber zahllos ſind auch die Dornen, die hier die Blumen umflechten. Und obgleich das häusliche Leben das Heiligthum und das Aſyl der reinſten Freuden genannt werden darf; ſo iſt doch auch es in vieler Hinſicht eine Kampfſchule der Tugend, der Geduld, der Genügſamkeit, der

---

*) Göthe's Wahlverwandtſchaften. I. 173.

Selbſtbeherrſchung. Die Bürde des einen wird hier unvermeidlich eine Bürde des andern, und gerade das wechſelſeitige Tragen und Erleichtern dieſer Bürden iſt die ächte Grundlage des ehelichen Glückes. Daß ſeit der wachſenden Herrſchaft der Romantik das Glück der Ehen in den gebildetern Klaſſen zugenommen habe, läßt ſich ſchwerlich behaupten. Man ſieht aber auch nicht, daß die zarte Achtung für das weibliche Geſchlecht Fortſchritte mache. Iſt es ja doch das Geſchäft vieler Romane, dieſes Geſchlecht zu verkleinern. Wenn hinwieder die meiſten Romane unaufhörlich von dem ſchwächern Geſchlecht Eigenſchaften anpreiſen, welche ihm die Natur nur ſelten verleiht und ſchnell hinſchwinden läßt, was Wunder, wenn es am Ende ſich im Ernſt als den Mittelpunkt, als den einzigen Ausſpender des irdiſchen Glückes anſieht; dann aber, wenn dieſer benedelnde Weihrauch verfliegt, zum Bewußtſeyn ſeiner angebornen Schwäche erwacht, und nur mit Mühe zur Theilnahme an den Drangſalen des Lebens bewogen werden kann.*)

---

*) (v. Ittner) Leben Joh. Georg Jakobi's. Zürich 1822. S. 144.

Zu einer ächten, nicht blos ſinnlichen Liebe geſellt ſich auch jederzeit das holde Gefühl der Freundſchaft, die aus wechſelſeitiger Schätzung guter Eigenſchaften entſteht. Sollte der Romantiker nicht den Antheil, den die Freundſchaft an der Liebe hat, und die Art, wie dieſe durch jene veredelt wird, vorzüglich hervorheben und mit feinen Zügen in's Licht ſetzen? Dadurch bekäme die Liebe neuen unverwelklichen Reiz. Aber auch, abgeſehen von ihrer Verwandtſchaft mit der Liebe, kann die Freundſchaft einen anziehenden Gegenſtand für den Roman abgeben, und vielleicht in keiner Form der Dichtung können das Werden, das Wachsthum und die Wunderkraft der Freundſchaft ſchöner und rührender geſchildert werden.*)

In der Erziehung gibt es wohl kaum einen unglücklichern Mißgriff, als Feenmährchen zum Mittel des Unterrichts von Kindern auszuerſehen. Man mag in dieſe Dichtungen noch ſo reine Sittenlehren einkleiden, immer werden ſie in der Phantaſie der Kinder Eindrücke von Furcht und Leichtgläubigkeit zurücklaſſen. Die Vernunft kommt dann leicht zu ſpät, um dieſe Eindrücke zu vertilgen. „Hat die Phantaſie eines Kindes einmal ein Mückchen zum Elephanten gemacht, ſo kann es von dem Rieſen ſeiner Einbildung eben ſo wohl zertreten werden, wie von einem wirklichen.“ *) Warum ſollte der Kopf eines Kindes, dieſer unentweihte, heilige Boden (tabula rasa) für Mährchen geeigneter ſeyn, als für die Wahrheit? Dieſe braucht nur ſeiner Faſſungsgabe nahe gebracht zu werden. Dies geſchieht durch ſchlichte Lehren, entkleidet von allen Schnörkeln der Schulſprache, und noch mehr durch Erzählungen, ohne daß es des Mährchenhaften bedürfte. — Allerdings haftet in unſerer Bruſt ein unerklärbares, tiefes Gefühl von Ehrfurcht vor dem Höhern, Ewigen, das erhaben ſteht über Zeit und Raum, und dieſes heilige Gefühl fodert ſchon im Kinde frühzeitig zärtliche Pflege. Wird es aber durch abentheuerliche Mährchen aus dem Reiche der Feen und Kobolde nicht mehr verwirrt und verdunkelt als gepflegt? Wird hiedurch nicht die Geſpenſterfurcht in die junge Seele gepflanzt? — Allerdings mag

---

*) Vergl. (Blankenburg) Verſuch über den Roman. Leipzig 1774. S. 168. 172.

---

*) Gemälde weiblicher Erziehung von Carol. Rudolphi Heidelberg. II. 302.

das Kind lieber unterhalten als unterrichtet werden. Aber wenn man dieſem Hang nachgiebt, was wird es dann noch lernen? Wahre, geſunde Freude hat gewiß für das Kind mehr bildende Kraft, als das ſchmerzliche Gefühl von Anſtrengung. Doch eine ſolche Freude gewährt ihm das Mährchen nicht. Nichts kann beim Kinderunterricht zweckmäßiger ſeyn, als das Erfreuliche mit dem Lehrreichen zu verbinden. Aber was bieten wohl die meiſten Mährchen dem Kinde Lehrreiches? Sie verſetzen es in den Zuſtand des Traums; aber den tiefern Sinn zu deuten, iſt es noch nicht im Stande. Und was kann ungeſchickter und grauſamer ſeyn, als die Phantaſie eines Kindes, das mit ſeinem ungetrübten Sinn den Himmel auf der Erde findet, durch ſchreckende, ſchauerliche Truggeſtalten (wie in Peraults Mährchen von der Mutter Gans oder auch in Tauſend und Einer Nacht)*) zu verderben? Und doch wie viele Jahrhunderte hat nicht dergleichen Spuck in der

---

*) Selbſt die Bearbeitung dieſer Mährchen von K. L. Grimm, obgleich von Vielem geläutert, was den lautern Kinderſinn gefährden kann, hebt die Bedenklichkeit für Kinder nicht.

Kinderſtube ſein Anſehen behauptet! Die Unarten des Herzens, dieſe kleinen Teufelchen in uns, zeigte man den Kindern als eine Art Mitregenten des Weltalls; das ſichere Mittel, um den die Keime der Tugend erſtickenden Aberglauben frühzeitig zu begründen.*)

Sollte nicht auch zu den fördernden Urſachen der jetzigen Geneigtheit ſo Vieler in den kultivirten Klaſſen zur Schwärmerei und zum Glauben an Viſionen und alberne Gaukeleien die allverbreitete Leſerei der Romane zu zählen ſeyn; nicht nur derjenigen, die unmittelbar den Hang zum myſtiſchen und zum aber- oder übergläubiſchen Wahn begünſtigen, ſondern auch ſolcher, die ihm mittelbar Vorſchub geben? Nur das Licht erhellet; nur die Nacht iſt finſter, und nur die das Licht ſcheuen, bedürfen der Nacht. Der Tugend, beſonders der des Weibes, wird der düſtere Myſtizismus, den ſolche Romane dem Gemüth mittheilen, eine gefährliche Klippe. Denn je dunkler es in der Seele des Weibes wird, deſto geneigter iſt ſie zu Fehltritten, zumal wenn in dieſer Dunkelheit ihre Triebe auf eine idealiſchſinnliche Weiſe geweckt und geſteigert werden. Ein Vehikel zur Förderung des Hanges zur lichtloſen Schwärmerei werden die Romane auch dann, wenn ſie unvermerkt die Einbildung über die Vernunft erheben, die Karakterſtärke als Thorheit belächeln, und jeden Sinnengenuß als gleichgültig, erlaubt und vernünftig darſtellen, ſobald er nur ſo beſchaffen iſt, daß er die Fähigkeit zu fernern Sinnengenüſſen nicht zerſtört. Solche Verführer im Schafkleide, die in die Herzen durch die beredte Malerei der Einbildungskraft ſich einſchmeicheln, verwiſchen allmählig die ernſten Lehren der Religion, flößen für ſie einen gewiſſen Kaltſinn ein, und bringen bei Leuten, in deren Seelen der Erdſtoff überwiegt, die wenig nachdenken, und auch die Uebung in der Selbſtbekämpfung ſcheuen, die heiligſten Grundſätze aus den Fugen. Es wird vor ihren Augen Alles, ſelbſt die ewige Wahrheit, ſchielend und ſchwebend, ſchwankend und zerflieſſend.

---

*) Herders Adraſtea. III. 156. 158.

Welche Schwärme von Zwittern ſehen wir nicht in allen Reihen, auf allen Stufen der Geſellſchaft! Sie haben zwölf Geſichter und ſchillern mit allen Farben. Man ſieht es ihnen an, ſie möchten ſtets Ja und Nein zugleich ausſprechen, und ſie werden ſich nur am Hin- und Herſchwanken ihrer ſelbſt bewußt. Ihr Kopf neigt ſich unabläſſig gegen die linke Schulter, und ihr Mund öffnet ſich beſtändig, um zurückzunehmen, was ihm kaum zuvor entfiel. Der Leichtſinn und die Selbſtſucht haben kein Gedächtniß; ſie ſind Wetterhähne. Wie wenige Seelen ſind ſich ſelber klar! Wie wenige haben den Muth, es ſtets auch Andern zu ſeyn! Wie wenige geſtehen ſich ſelber, wo es ihnen fehlt und wie viel ihnen abgeht! Und auch die beſtgeordnete, vollkommenſte Seele hat damit vollauf zu thun, daß ſie nicht aus eigner Schwäche ſtrauchle und falle.*) Von den Muſen begehrt ſie daher mit Recht Stützen, nicht Schmeichler, tyrtäiſche Schlachtgeſänge, nicht anakreontiſche Wiegenlieder. Wie ſehr muß aber die Illuſion und die Verweichlichung, welche die gewöhnliche Romanenleſerei hervorbringt, die Anzahl ſchwächlicher Seelen vergrößern, in denen der Aufruf eines edeln Dichters**) keinen Widerklang findet, wenn er ſpricht:

---

*) Montaigne, Gedanken und Meinungen; überſ. von Bode. III. 35.

**) Fr. Graf v. Stolberg.

„Sey deinen Freunden immer treu,
Und mild bei fremdem Schmerz;
Den Göttern dieſer Erde ſey
Dein Nacken ſtark wie Erz!
Die Wahrheit ſey dir nie ein Scherz!
Rein ſey dein Herz,
Und ſchaue glaubend himmelwärts!

Auch der Roman zeige: der edle Sohn, die zärtliche Tochter, der gute Bruder, der treue Freund ſey gewöhnlich als Gatte der Achtung und Liebe am würdigſten.

Man klagt: die Karakterloſigkeit habe mit der Bildung und Aufklärung zugenommen. Die Klage iſt gegründet. Aber wer trägt die Schuld, als die Prieſter der Kultur unſers wächſernen Zeitalters, und unter dieſen vorzüglich die Dichter, und unter den Dichtern ganz beſonders die Romanendichter? Möchten doch einige von ihnen dem Menſchen alle Selbſtſtändigkeit abſprechen, und ihn zur bloßen Schaukel machen, oder zu einem Saitenſpiel, deſſen Töne blos durch die Berührungen der Auſſenwelt beſtimmt werden.

Doch es iſt Zeit, daß wir unſere Romantik, wie ſie beſonders ſeit 70 bis 80 Jahren ihr Weſen treibt, in ihren merkwürdigſten Erzeugniſſen näher betrachten. Es iſt keine Art von Verführung und Bethörung, zu der ſie ſich nicht hätte müſſen gebrauchen laſſen. Glücklicher Weiſe hat ſie auch Gegengifte, die in ihrem Garten gewachſen ſind, aufzuweiſen. Es iſt wohl keine Modenarrheit erſchienen, welcher nicht ein Roman die Schellen angehängt hätte. Wie gefällig werden hingegen auch Eitelkeit und Neugierde, welche Montaigne die Geiſeln unſerer Seele nennt,*) von vielen unſerer Romane gehegt und gepflegt. Und wie entſetzlich werden nicht ihre Lieblingsleſer von dieſen Geiſeln geplagt! Sie können nicht dazu kommen, heimiſch mit ſich ſelbſt zu werden; ſie ſind immer mit Gedanken und Gefühlen auswärts; denn dahin treibt ſie ihre Leſerei, niemals in ſich hinein, auſſer inſoferne ſie die Selbſtſucht unter ſchönen Verhüllungen verſtärkt. Die feierlichſte und langweiligſte Geſellſchaft wirkt hierin wohlthuender, als die mehreſten Romane, die nicht einmal ein Lachen über den Weisheitskram erregen, den ſie zur Schau bringen.

Ohne Zweifel liegt die Haupturſache unſers ungeheuern Reichthums an ſchlechten Romanen in der gar zu üppigen Fruchtbarkeit unſers literariſchen Bodens an ſolchen Dichtungen. Ihre Verfaſſer ſind von der ſchon oben gerügten Einbildung angeſteckt, der Roman ſey die leichteſte aller Poeſien. Nicht nur der Umſtand, daß die Proſa ihm genügt, veranlaßt dieſen Wahn. Auch dies nährt ihn, daß der Roman manche Vortheile mit der Geſchichte, der Epopee, dem Trauerſpiel und der Komödie gemein hat, ohne an die hohen und ſtrengen Foderungen dieſer Darſtellungsarten gebunden zu ſeyn.*) Es wird zu wenig bedacht, daß ein guter Roman die ſeltene Vereinigung vieler Eigenſchaften, die im Geſchichtſchreiber, im Heldendichter, im Dramatiker vereinzelt ſind, in einem glücklichen Ebenmaas erfodert. Wie viel gehört nicht dazu, um einen großen Geſchichtsmaler hervorzubringen? und die Seelenmalerei mit bloßen Schriftzügen ſollte nichts weiter, als etwas lebhafte Phantaſie und Fertigkeit im ſchriftlichen Ausdruck verlangen? . . . Wie heißt aber wohl der Genius, der die gewöhnlichen Romanendichter begeiſtert? Bei Vielen, ſagt man,

---

*) Montaigne, Gedanken und Meinungen. I. 370.

---

*) Vergl. *Chénier*, tableau historique de la littérature française. Paris 1816. p. 235.

ſey es der Hunger, ein unbändiger roher Geſelle, der für jeden Tag mit Ungeſtüm ſeine Mahlzeit verlangt; und iſt nicht jede freie Kunſt, die nach Brod geht, die größte aller Miſeren? Bei Andern iſt eitle Gefallſucht, Sucht zu glänzen, einen Augenblick Aufſehen zu erregen, ſichtbar im Spiel. Auch dieſe Art Buchmacherei iſt nur eitles Selbſtbedürfniß, aus dem oder jenem Grunde; eine Kunſt auf der Maultrommel zu ſpielen, wozu das Publikum tanzt! Inwendig ſehen Schriftſteller und Leſer ſich einander ziemlich gleich.*) Das Publikum iſt eine Schöne, die nur unterhalten ſeyn will, und manche Schriftſteller, um ihr Lächeln buhlend, heften ihre Augen ſtets auf ſie, und haben beſtändig die Taſche voll Zuckerplätzchen und Bonbons.**) Sie fragen immer nur nach dem Urtheil der jetzigen Welt, und es iſt ihnen nur darum zu thun, den Ton der Mode und den äuſſerlichen Schein der Unterhaltung, der gerade gilt, zu erhaſchen. Hamlet***) hat auch ſie mit andern Hofſchranzen gezeichnet, da er von

---

*) Wandsbeker Bote. IV. 81.

**) Wandsbeker Bote. I. 156.

***) Shakſpeare's Hamlet. Aufzug V, Auftrit II.

Jemand ſagt : er machte Umſtände an ſeiner Mutter Bruſt, eh' er daran ſog. Hatte nicht auch Plato Solche im Auge, da er die Dichter als höchſtgefährliche Weſen aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollte? Allein eben das, weßwegen dieſer Weiſe an dem Schnickſchnack unſerer Romane wenig Gefallen hatte, iſt der Grund, warum das Publikum ſie jetzt liebt. Es kann ihrer nicht ſatt werden, verlangt aber immer neue, und man ſieht es den Romanenſchreibern täglich mehr an, wie ſauer es ihnen werde, ſich noch bemerkbar zu machen. Zwar iſt das Reich der ſchaffenden Phantaſie unermeßlich. Aber im dichtenden Individuum iſt die Zeugungskraft dieſer Tauſendkünſtlerin, ſobald ſie ſich an keine Wirklichkeit hält, meiſtens bald erſchöpft. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß man nach den zahlloſen Verſuchen, die manchfachen Lagen des Lebens und die verſchiedenen Charaktere und Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens in empfindſamen, humoriſtiſchen, ſatyriſchen, frommen und philoſophierenden Romanen darzuſtellen, zuletzt überall den hiſtoriſchen Roman den Reihen beſchließen ſieht. Auch dieſe Art von Romanen hat ihr Glück gemacht, ſoviel auch die Freunde der

Geſchichtsmuſe dagegen einzuwenden finden, und ſo vielfachen Anſtoß ſie daran nehmen. Der hiſtoriſche Roman iſt allerdings eine Zwitterart, weder Dichtung allein, noch Wahrheit allein, ſondern beides. Aber findet ſich mehr oder weniger dieſes Gemiſch nicht in allen Hiſtorien, beſonders aber in denjenigen, deren Verfaſſer ihre Anſichten den Thatſachen unterſchieben und ſie uns immer nur durch ihre Augengläſer ſehen laſſen? Iſt manche Geſchichte nicht auch ein Roman?*) Und enthält nicht ein guter Roman eine vollſtändigere Geſchichte des menſchlichen Herzens, als die beſte Geſchichte von Reichen, von Königen und Helden und ihren Kriegs- und Staatsaktionen. Da er ſich zunächſt mit den Gefühlen und innern Anliegen der Menſchen befaßt, ſo kommt er dem Menſchen näher als die Geſchichte; er verſetzt ihn ganz in Lagen, denen des Leſers ähnlich. Muß doch auch der Geſchichtſchreiber, will er kein bloßer Chroniſt ſeyn, das Gerippe der Thatſachen überkleiden, und die Art, wie ſie ſich im Zuſammenhang in ſeinem Geiſt abgeſpiegelt haben, ſind das eigentlich Anziehende ſeiner Darſtellung. Allerdings ſind hiſtoriſche Zerrbilder, wie Meißners Alkibiades, verwerflich, weil ſie der Wahrheit ganz ermangeln, und ihnen ſomit der Grundſtoff fehlt, den die Dichtung mit ihren Stralen hätte verklären mögen. Und iſt es nicht ärgerlich, ruhmgekrönte Perſonen in einer romantiſchen Narrenkleidung zu erblicken?*) — Solche hiſtoriſche Romane hingegen, wie mehrere von Walter Scott, können als ſeelenkundige Kommentare oder als ſich bewegende Bildergalerien der Geſchichte von Zeitaltern und Menſchen ſelbſt für den gründlichſten Geſchichtsforſcher von großem Intereſſe und von wirklichem Nutzen ſeyn. Was wirft auf die Geſchichte helleres Licht, als ſolche Dichtungen? Sie ſchildern im Detail und nach dem Leben, was der Hiſtoriker in allgemeinen Umriſſen darſtellt, und indem ſie den Leſer in die geheimſten Tiefen in der Bruſt der handelnden Perſonen blicken laſſen, erklären ſie den verborgenen Zuſammenhang zwiſchen dem innern und äußern Menſchen, zwiſchen den Begebenheiten und ihren Triebfedern. Freilich iſt die Foderung

---

*) Wo nicht, wie Fontenelle ſagt, une fable convenue.

---

*) Carmine fœdo — splendida facta linunt. *Horat.* Ep. l. II. ep. 1.

an den hiſtoriſchen Roman, der Wahrheit treu zu bleiben, etwas ſtrenger, als an das hiſtoriſche Schauſpiel. Denn man erwartet von jenem ein wahres, treues, lebendiges Gemälde der Menſchen und ihrer Zeit; wogegen im Schauſpiel Alles dem Haupteffekt untergeordnet werden darf, den Ein Charakter und Eine Handlung hervorbringen ſoll. Wenn aber der hiſtoriſche Roman die edlern Triebfedern des menſchlichen Wirkens recht in's Licht ſetzt, ſo kann er auch weſentlich zur Ehrenrettung groſſer Männer beitragen, in denen das unfreundliche Vorurtheil mancher Geſchichtſchreiber blos vom Eigennutz getriebene Maſchinen ſehen läßt. — Indeſſen wird ſich doch den Denkwürdigkeiten und Biographien, ſind ſie anders mit Wahrheitsliebe, mit ſittlichem Ernſt und mit Geiſt geſchrieben, der Vorzug kaum abſtreiten laſſen.

Auch die Legende liefert erbaulichen Stoff zu romantiſchen Gemälden. Wie reich an ſchönen, anziehenden Situationen ſind z. B. nicht die Dichtungen aus dem Leben der heil. Genoveva! Die Behandlung fodert aber eben ſo viel Scharfſinn als feinen religiöſen Takt. In Koſegartens Legenden weht nur ſelten der zarte, ſinnige Genius, der die Legenden von Herder beſeelt.

Es iſt fürwahr ein herrliches Vorrecht des Dichters, auch des romantiſchen, die Wahrheit im klaren, reinen Spiegel, ſey es nun einer Schilderung oder einer Allegorie, zu zeigen. Der Glanz und Zauber, womit er ſie umgibt, iſt weniger ein Schleier als eine Verklärung. Der würdige Gebrauch dieſes Vorrechts bekommt vorzüglich in Zeiten der Verfeinerung, wo man, unbekümmert um die Geſinnung, nur auf Reinigung des Geſichts der Seele bedacht iſt, und wo man nicht Maſken genug aufzutreiben weiß, um ſein Inneres recht zu vermummen, und um die Wahrheit vor ſich und Andern zu verbergen, unſchätzbaren Werth.

Allein, in wie vielen Romanen wird nicht nur die Wahrheit, ſondern auch die Wahrſcheinlichkeit ſcheulos auf die Seite geſetzt, obgleich gerade hier, wo man treue Gemälde nach der Natur erwartet, das eigentliche Wunderbare am übelſten angebracht iſt, und nur ſtörend wirkt. Das Menſchenleben iſt zwar kein Schachſpiel, und es kommt darin viel Wahres (Wirkliches) vor, das auf den erſten Anblick ſehr unwahrſcheinlich iſt. Aber wie viele Romane würfeln nicht in ihren Charakterſchilderungen das Widerſprechendſte zuſammen; wie mancher malt den Delphin in den Wald und ſetzt in die Fluthen den Eber;*) in wie vielen glaubt man ſich nicht in eine Welt, die mit der unſern gar nichts gemein hat, verſetzt, ſo bevölkert ſind ſie mit himmliſchen und hölliſchen Geiſtern, mit Zauberern und Geſpenſtern und allem ihrem Spuck ohne Anlaß und Motiv! Wie ſehr muß nicht dieſes bunte Gemengſel von albernen Wundern, wobei nur der Ernſt, mit welchem ſie in den Romanen berichtet werden, lächerlich iſt, der Ehrfurcht für das Wunderbare der Religion Eintrag thun! Wie ſehr muß es das Auge der Vernunft verfinſtern!**) Noch eine andere Waffe, womit die Romantik die Vernunft befehdet, iſt das Paradoxe, die uneheliche Mißgeburt der witzelnden Phantaſie und des ſchielenden Verſtandes. Nirgend erſcheint dieſer falſche Schein von Wahrheit blendender, wie im Roman. Wenn dieſer Schein in ihm widerſtralt, ſo werden alle ſeichte Köpfe für einige Zeit bethört. Auch kommt wohl keine auffallende Meinung, keine Halb-Narrheit zum Vorſchein, zu deren Ritter ſich nicht irgend ein Romantiker aufwürfe.

---

*) Horaz, Epiſtel an die Piſonen, v. 30.

**) Vielleicht machen einzig J. Stillings Traum- und Geiſterſcenen eine Ausnahme, obgleich auch hier viel Unerquickliches vorkommt, das einen widerlichen Erdgeruch hat.

Sonderbare Verkehrtheit! Der Menſch hegt eine große Scheu vor der Wahrheit, und die Unwahrheit hat für ihn Reize, die er an der Wahrheit vermißt. Halbe Wahrheiten gewinnt er gerne lieb, oder kann ſie doch ertragen und dulden; nur die ganze Wahrheit nicht, und doch hat allein die ganze wirklichen Werth: jede halbe iſt nichts weiter als eine geſchminkte Lüge. Was kann aber die Muſenkunſt mehr erniedrigen, als die Lüge zu ſchminken? . . . Wie im hiſtoriſchen Gemälde, ſo auch im Roman, iſt der Ausdruck, die Phiſiognomie der Perſonen, ihre Charakterſchilderung, Hauptſache, die Seele des Ganzen. Wenn aber hier Helden und Mordbrenner, Heilige und Giftmiſcher, wie in einem Kabinet von Wachsfiguren, neben einander ſtehen, von dem Vorzeiger durch Nichts unterſchieden, als die an die Bruſt gehefteten Aufſchriften, wie iſt da ein ſittlicher Eindruck möglich?*) Dieſer Indifferentismus kann nur einen Fieberfroſt erregen. Iſt es gleich des Dichters Pflicht, ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheinen zu laſſen, ſo fodert doch ſein Beruf, irgend eine Perſon, irgend eine ſchöne Seele in ſchöner Geſtalt, als die Auserwählte, den Liebling ſeiner Wahl, auf welchen die Stralen ſeiner Dichtung ſich ſammeln, zu bezeichnen.

---

*) Jean Paul, kleine Bücherſchau. 1825. I. 193.

Daß der Geiſt der Philoſophie, die gerade an der Tagesordnung iſt, ſich auch in den Roman oftmals verwebe, oder ihm wenigſtens ihren Mantel umhänge, iſt das gemeinſame natürliche Loos aller Dichtungsarten in gebildeten Zeitaltern; freilich nicht immer dem poetiſchen Genius zum Frommen. Mit der Blüthe ächter Philoſophie (Lebensweisheit) ſollte wohl jeder Roman vorzüglich geſchmückt ſeyn; er ſollte ihre feinen Wohlgerüche weit umher verhauchen, und ihre edeln Säfte, der Biene gleich, in goldnen Honig verarbeiten. Er kann und ſoll die Goldmünzen der Philoſophie in kleiner Münze unter das Volk bringen. Wenn aber die Romantik die Giftblumen des verführeriſchen Weisheitskrams einer verderbten Zeit mit Vorliebe in ihren Beeten und Glashäuſern erzieht und ihnen ihren Glanzfirniß anſchminkt, wie könnte ſie ſich des Vorwurfs eines ſchändlichen Gewerbs erwehren? . . . Auch als Geſchmacksverderber ſäen unſere Wolken von Romanen viel Unkraut. Iſt es doch allem Geiſtloſen eigenthümlich, den Geiſt zu erſticken; und wie könnte wohl der Schwarm von Dichterlingen ohne höhere Weihe den Sinn für das Schöne bilden und beleben? Einer überbietet den Andern in der Buhlerei, mit dem Reiz der Neuheit und falſcher Originalität, Liebhaber zu werben, und dieſer Buhlſchaft werden die ewigen Geſetze des wahrhaft Schönen beſtändig zum Opfer gebracht. Vorzüglich unſere romantiſchen Mißgeburten ſind es, die für ihre Leſer gleich Meduſens Haupt alles Lebendige in Gottes Schöpfung in Geripp und bloßen Erdkloß verwandeln.

Kein Feld der Poeſie iſt jetzt ſo ausgebreitet, als das der Romantik. Sie ſorgt für jeden Geſchmack, folgt geſchmeidig ſeinen Wechſeln, läßt in ihren Werken bald das ſentimentale, bald das ſatyriſche, bald das humoriſtiſche, bald das hiſtoriſche Element vorherrſchen, und hat ſich zu einem unüberſehlichen Garten ausgebildet, der von allen Farben des Regenbogens und des Pfauenrades erglänzt, und in welchem alle Blumen und Früchte, neben der Aloe, der Kokosnuß und der Orange auch das Veilchen und die Erdbeere gedeihen. Wenn nur nicht ſo viele Giftpflanzen und Stinkblumen daneben wucherten! Wäre dies nicht, wir hätten uns wahrlich an der Mannigfaltigkeit der Geſtalten und Bilder nur zu erbauen und zu ergötzen. Oder wo iſt wohl die allgemeine Uebereinſtimmung der Seele über Sprache, Styl und Formen? Waren zwei Morgen- oder Abendröthen jemals einander vollkommen gleich? Hat nicht jeder Stern einen etwas verſchiedenen Glanz? Hat nicht jeder Baum ſeine beſondere Frucht, jede Blume und Blüthe ihre ganz eigenen Schönheiten? Und wenn am Gaſtmal der nämliche Götterwein alle Becher füllt, warum ſollt' es die Freude ſtören, daß ein Becher purpurroth iſt, der andere blau, der andere grün? Eigentlich könnte jeder Leſer ſeinen beſondern Roman brauchen, da jeder etwas anderes erlebt und etwas anderes begehrt und träumt.*) Alle unſere Romane zu klaſſifiziren, wie Linné die Pflanzen, habe ich keinen Beruf. Die nachſtehende Ueberſicht wird ſich auf diejenigen beſchränken, die in irgend einer Weiſe ſich auszeichnen. Hoffentlich werden die Grazien dem Maler nicht zürnen, wenn das Gemälde nicht ſo heiter ausfällt, als es in ſeinen Wünſchen läge.

---

*) Jean Paul, kleine Bücherſchau. Breslau 1825. II. p. 142.

Bei Werken des Geſchmacks, wie die Romane, hängt ihr ſittlicher Einfluß großentheils von dem Eindruck ab, den ſie auf das Publikum machen, von der Sinnesart, mit welcher dieſes ſie auffaßt und ſich aneignet. Die Abſicht des Verfaſſers allein iſt hier nicht entſcheidend, zumal wenn ſie nicht deutlich durch das Ganze ausgeſprochen iſt. Wenn aber der Eindruck die Tugend gefährdet; ſo wird die Nachhilfe noch ſo erbaulicher Deutungen wenig frommen, und der Verfaſſer kann ſchon deshalb nicht ſchuldfrei erklärt werden, weil es an ihm war, mittelſt der Kunde ſeines Publikums dieſen Eindruck vorauszuſehen.

Was ſoll ich nun aber insbeſondere von den vielen Romanen ſagen, die als Verſuche zarter Schilderungen einer ſogenannten reinen Liebe erſchienen ſind, welche, wem ſie einmal aufgegangen, wenigſt wie die Dichter verſichern, nie erliſcht, auch nicht in den Stürmen des Lebens, auch nicht im Grabesdunkel der Trennung, auch nicht unter dem Schnee des Alters? Nächſt Rouſſeau's Neuer Heloiſe ſcheint mir in dieſer

Beziehung die Gabriele von Johanna Schopenhauer (III Thle., Leipzig 1824) beſonderer Beachtung würdig. Einige Bemerkungen über dieſen Roman mögen hier ſtehen, als mehr oder minder anwendbar auf die ganze Klaſſe. — So unglücklich die Heldin der reinen Liebe (Gabriele) vor der Welt ſcheint, ſo iſt dieſe Liebe doch, wie hier erzählt wird, das Licht und Leben, das ſie für Alles entſchädigt und ſie über den Wogen des Lebens hebt und aufrecht hält. Mit ihr iſt die Liebe der Galanterie und die Frivolität gewiſſer herrſchender Anſichten von der Ehe in einen treffenden Kontraſt geſtellt. Dem Vorwurf von zuviel Schwäche und Nachgiebigkeit dürfte jedoch die Gabriele nicht entgehen. Obgleich ſie mit ganzer Liebe an dem liebenswürdigen Ottokar hieng, verbindet ſie ſich dennoch gegen alle Neigung mit einem höchſt abgeſchmackten Vetter, weil der Vater es will. Nun verliert aber das ſittliche Intereſſe an der Unglücklichen dadurch gar ſehr, daß ihre Liebe, ihre innerſte Herzensneigung unvermerkt von dem lange abweſenden Ottokar, auf den lange anweſenden Hippolit übergeht. Dieſe Störung der Einheit, die der in Frage ſtehenden Liebe weſentlich iſt, wird dadurch nicht verbeſſert, daß Ottokar die idealen Anſprüche ſeiner platoniſchen Liebe gleichſam an Hippolit abtritt. Das Bild ihres, aus Ehrgeiz (um reich und dadurch in den Stand geſetzt zu werden, ſeine Tochter fürſtlich zu vermählen) zum albernſten Alchimiſten gewordenen Vaters iſt gar zu widerlich. Die Vorfälle, in Betreff dieſes Vaters, haben überhaupt einen Anſtrich von Unnatur. Er iſt ein Verrückter der abgeſchmackteſten und abſtoßendſten Art. Der Charakter des Moriz, den die arme Gabriele, aus Achtung für den Willen des Vaters, ſich zum Gemahl aufdringen läßt, iſt zwar auch von der unausſtehlichſten Art; indeſſen hat er doch mehr Wahrheit. Es gibt wirklich ſolche einbilderiſch wohlmeinende Leutchen, die vielgeſchäftig Nichts thun, und ohne den Grund davon ſelbſt zu ahnen, ſtets ſich und andern zur Plage und Laſt ſind. Auch die Nebenperſonen ſind Figuren aus der wirklichen Welt. Freund Erneſto erinnert an Mittlers ſeltſame Figur in Göthe's Wahlverwandtſchaften; ſeine Rolle iſt vielleicht noch beſſer durchgeführt, und in jedem Fall natürlicher. — Ohne Zweifel iſt die Abſicht der Verfaſſerin gut, ſehr gut; auf Warnung vor

Verirrungen und auf Ermunterung zu edler treuer Geſinnung gerichtet. Und dennoch wird der Eindruck im Ganzen der ſittlichen Bildung weit mehr hinderlich als förderlich ſeyn. Denn, erſtens iſt alles in ihm berechnet, die weiche Stimmung und Sinnesart einzuflößen, die zur Grundlage oder zum Grundton ächter Tugend ſich keineswegs eignet, ſondern am meiſten dazu beiträgt, daß man aus Mangel an feſten, geprüften Grundſätzen durch die Umſtände ſich unvermerkt hinreiſſen oder vom Gefühl bemeiſtern und einwiegen läßt, weil man nicht im rechten Augenblicke zur feſten Entſchließung und zur Ausführung kommt. Sodann erneuert und ſteigert dieſer Roman die Idee von einer, wie man ſagt, platoniſchen Liebe, oder ſchönen Leidenſchaft, die an dem Geliebten Alles vergöttlicht, und, obgleich auſſer der Ehe, dennoch ein würdiger Träger des Lebens werden könne. Dieſe Idee, ſo lieblich ſie Manchen anſprechen, und ſo ſehr ſie der Poeſie zuſagen mag, ſo wenig wird ſie durch die Erfahrung beſtätigt. Vielmehr lehrt dieſe, daß dergleichen Verbindungen, wenn ſie nicht zuletzt in bloße, beſonnene und von Gewohnheit verſtärkte Freundſchaft ſich auflöſen, ein klägliches Ende nehmen.

Der Grund liegt tief in der Natur und der Beſtimmung der Geſchlechtsliebe. Alles Markten frommt hier zu Nichts, und es führen hier alle Mittelſtufen zwiſchen dem Erkalten und Auflöſen oder dem Einswerden für Leben und Tod – zum Argen. Die anziehendſten, reizendſten Täuſchungen über dieſes Verhältniß, auf Unkunde oder Mißkennung der Natur beruhend, dienen nur dazu, das unſägliche Unglück, das der ſchalkhafte Eros oder Amor durch den auſſer ſeinen ſittlichen Schranken waltenden Geſchlechtstrieb anrichtet, zu vermehren. Mit der ächten Liebe von zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts iſt allerdings auch Seelenliebe. Aber wann hat ein junges Mädchen, ein junges Weib, oder ein feuriger Jüngling oder Mann blos die Seele der geliebten Perſon geliebt? Die Lehre von einer reinen, idealiſchen Liebe (zu dem ſelbſt erwählten Gegenſtande), als Troſt und Erſatz für alle Leiden einer unglücklichen Ehe; eine Lehre, welche hier die Mutter ihrer Tochter Gabriele als heiliges Vermächtniß hinterläßt, gehört wohl zu den gefährlichſten. Oder wird wohl durch das Beiſpiel der Gabriele dieſe Gefährlichkeit beſeitigt? . .

Abälard und Heloiſe von Feßler hat die

Tendenz, den Myſtizism des damaligen Zeitalters in verklärter Geſtalt wieder zu geben. Als romantiſches Charaktergemälde übertreffen die Originalbriefe dieſer beiden merkwürdigen Liebenden weit alle poetiſchen Nachbildungen, ſogar die von *Pope*. Das Anziehendſte in jenen Briefen iſt der Kampf irdiſcher und überirdiſcher Liebe; ein Kampf, der in der Bruſt des Menſchen gewöhnlich erſt dann ganz aufhört, wenn ſie nicht mehr ſchlägt. Man ſieht allen Zügen in den Briefen der Heloiſe an, die keine Falte ihres Herzens vor ihrem geliebten Abälard verbirgt, wie aufrichtig ſie darnach ringt, ihre Liebe zu ihm mit der Liebe zu Gott in Einklang zu bringen, und aus den Briefen des Abälard ſpricht ein beſonnenes, ernſtes Streben, der Geliebten ihren edeln Kampf zu erleichtern.*)

Des Weibes Herz kennt nur *ein* Glück auf Erden; dies Glück heißt: lieben um geliebt zu werden.**) Liebe iſt die Wurzel und Frucht ihres Weſens; ſie ſieht *alles* in ihrem Lichte. Die Hölle iſt allen gefühlvollen Frauen, wie der

---

*) Von ganz anderer gemeinerer Tendenz iſt des *Aeneas Sylvius* Roman *Euryale* und *Lukrezia*.

**) Der *Paria* von *Michael Beer*. Auftritt 1.

heiligen Thereſe der Ort, wo man nicht liebt. Ihr ganzes Leben iſt eine Geſchichte der Neigungen. Das Herz iſt ihre Welt. Hier will ſie herrſchen. Ihre ganze Seele legt ſie in den Handel der Neigungen. Leidet dieſer Schiffbruch, ſo macht ihr Herz Banquerut. Wohin ſoll es ſich wenden, wenn ſeine Gefühle Boten des Kummers werden? Sie kann wohl ihre wunden Gefühle aller Welt verbergen; aber um ſo tiefer, tödtlicher zerwühlen ſie ihr Herz.*) Für ſolche Wunden gibt es keinen Balſam, als den der Tröſtungen der Religion. Ohne ſie wankt ein zartfühlendes weibliches Weſen, deſſen Herz durch unglückliche Liebe gebrochen iſt, freudenlos und im dumpfſten Schmerz einer in Geheim ſie verzehrenden Glut, die nichts in der Welt zu dämpfen vermag, dem Grabe zu.

In den alten Romanen (im Triſtan, Oberon, Doolin von Mainz, in der ſchönen Maguellone, Johann von Saintré, Aucaſſin und Nicolette, Gerard von Nevers**) ꝛc.), auch im Niebelungen Liede und im Roman von der Roſe, hat die Liebe wenigſt eine friſche, lebendige Farbe; ſie iſt dem

---

*) Waſhinton Irwing. Skizzenbuch. I. 124 fg.

**) Treſſan hat viele dieſer Romane umgearbeitet.

Herzen etwas Ernſtes und Heiliges; Treue und Ehre ſind ihr Schmuck. Dieſer vorwaltende Geiſt minderte den ſittlichen Eindruck der vielen Verſtöße gegen die Dezenz, die ſich zu vielen geſchmackloſen Uebertreibungen geſellen.

Eine Beurtheilung der moraliſchen Seite der Neuen Heloiſe wäre hier am rechten Orte. Was könnte aber zu dem, was darüber geſagt worden, hinzugefügt werden? Als Dichtung, als Erguß glühender, von liebender Schwärmerei begeiſterter Seelen iſt das Werk höchſt lobenswerth, obgleich darin mitunter viel zu viel gegrübelt, erörtert und philoſophirt wird, als es der Natur von zwei ſolchen blos durch Liebe für ihren Zweck ſinnreichen Glutſeelen angemeſſen iſt. Dergleichen Belehrungen, ſo belebt und beſeelt ſie auch ſind, verfehlen den rechten Eindruck, weil ſie durchaus nicht aus der Situation der Perſonen, welche ſie vortragen, hervorgehen, ſondern ihr ganz fremd ſind. Indeſſen hat der berühmte Verfaſſer ſelbſt, gewiß im lebhaften Gefühl des Eindrucks, den ſein Roman machen würde, in der Vorrede mit feierlichem Ernſt vor jeder Mittheilung von Werken ſo entzündender Natur an die Jugend gewarnt. Die Liebe ſpricht hier in der That mit der ſtärkſten, zuweilen erhabenen Beredſamkeit. Die Aengſten und Unruhen, die bangen Leiden leidenſchaftlicher Liebe ſind mit einer Meiſterhaftigkeit, mit einer ergreifenden Wahrheit wie nirgend geſchildert. Aber eben dieſes lebendige, warme Gemälde dient mehr dazu, zart- und tieffühlende Seelen zu entflammen, als vor der Anſteckung zu bewahren. Doch wär' es möglich, daß manche wackere Seele, die bereits traurige Erfahrungen in der Liebe gemacht hat, in der Neuen Heloiſe heilſame Arznei fände. Denn auſſerdem, daß dieſer Roman reich iſt an Menſchenkenntniß und an Bemerkungen und Anklängen, die das Herz erheben, ſtellt er die anſchauliche Lehre auf: daß die edelſte Liebe, als Leidenſchaft, den größten Verirrungen blos ſtelle. Uebrigens hatte es St. Preux vor ſeiner beſſern Liebe in der Verdorbenheit ſchon weit gebracht. An dieſer Klippe ſcheiterte alles. Der Charakter war nicht auf beiden Seiten rein, und wenn es wahr iſt, daß gute Ehen im Himmel geſchloſſen werden; ſo konnte dieſer zur Verbindung einer Heloiſe mit einem St. Preux den Segen nicht geben.

In naher Verwandtſchaft mit der Neuen Heloiſe, was den ſittlichen Eindruck betrifft, ſtehen Göthe's Werther und deſſen Seitenſtück — die Briefe des Ortis von Foscolo. In beiden iſt die Liebe zu ſchwärmeriſchem Wahnſinn geſteigert; in beiden iſt ſie hoffnungslos; beide ſchließt dieſelbe Kataſtrophe des Selbſtmords; ein Endausgang, der zwar natürlich herbeigeführt wird, aber dennoch nichts Lockendes darbietet, ſondern vielmehr vor den der Willkühr entgehenden Folgen verbotener hoffnungsloſer Liebe zurückſchrecken ſollte. Indeſſen ſoll der Eindruck in der ſentimentalen Epoche der Bekanntmachung des Werther ganz anders und ſehr anſteckend geweſen ſeyn. Verliebte Narren fanden darin wehmüthige Nahrung; bei dem zarten Geſchlecht aber erregte der gute arme Werther inniges Mitleid, und man wünſchte ſich recht viele dergleichen, nur mit dem Vorbehalt, die tragiſche Verzweiflung noch zu rechter Zeit zu verhüten. Was den Ortis betrifft; ſo war er mehr darauf berechnet, hingebenden enthuſiaſtiſchen Freiheitsſinn unter jungen Italienern anzufachen, als der Liebe Schwärmerei, obgleich auch dieſe in ſeinen Briefen Gluten des ſüdlichen Himmels ſprüht. Der Werther iſt ein Natur-Gemälde, der Ortis ein idealiſch-poetiſches. — Was läßt

Werther's Geſchichte in der Bruſt des Leſers zurück, als troſtloſe Wehmuth? Nur Mißtöne bringt er hervor, nicht einen löst er. Bei einigem Nachdenken muß Jedermann geſtehen, Werther habe ſein Schickſal verdient. Denn aus erbärmlicher Schwäche geht er unter. Asmus ſagt von ihm mit ſeiner unnachahmlichen Naivetät: *) „Der Arme will nicht weg vom Feuer und Bratſpieß, und wendet ſich (gleich einer Fliege) ſo lange daran herum, bis er caput iſt.“ Er gieng mit ſeinem Herzen um, wie er ſelbſt geſteht, wie mit einem kranken Kinde, und that ihm alles zu Gefallen. Und doch betrachten wir ſeine Lotte, die der Dichter mit großer natürlicher Wahrheit ſchildert! Sie iſt nur eine der flachen weiblichen Charaktere, denen man überall begegnet. Ueberhaupt iſt das Hauptverdienſt des Werther, daß er uns einen treuen Spiegel der Einbildungskrankheiten des Zeitalters vorhält. Welch eine ſchlechte Figur macht er aber neben Shakſpeare's Hamlet, der bei aller Schwärmerei und Ausſchweifung ſeiner Leidenſchaft zu Ophelien doch immer als edlere Natur ſich darſtellt! Hamlet

---

*) Wandsbeker Bote. I. 30.

erregt Bewunderung und lebhafte Theilnahme: Werther verliert, je näher man ihn kennen lernt. Er ſieht die Welt überall nur im Spiegel ſeiner Laune. Wie ſchön vergißt hingegen Hamlet ſein eigenes Leid bei der ernſten Betrachtung, wie tief die Welt im Argen liege! Der brittiſche Dichter ſchützt ſeinen Helden vor dem Selbſtmord durch geſundes, reines Naturgefühl. Dieſes iſt dem Werther fremd; alles kränkelt an ihm. Er ſtößt aber ſogar die Hilfe der Religion mit der faden Einwendung von ſich: „muß ſie denn auch mir ſeyn, was ſie Andern iſt?“ — Ortis kann zwar gleichfalls vom Vorwurf der Schwäche nicht gereinigt werden. Aber das Intereſſe für ihn wird dadurch gehoben, daß ſeine unglückliche Liebe mit ſeiner Verzweiflung an der Wohlfart, an einer Wiedergeburt des Vaterlandes zuſammentrifft. Indeſſen iſt Ortis, wie Cäſarotti ſagt, ein Werk mörderiſcher Erhabenheit, gifthauchender Vortrefflichkeit. Jeder Brief des Ortis athmet uneigennütziges Mitleid mit dem Unglück Anderer, wie die Natur es uns einflößt. Aber der Eindruck des Ganzen läuft auf eine Art Unwillen gegen die Natur hinaus, als hätte ſie uns hervorgebracht, damit wir durch eigenes und fremdes Elend litten, ohne es lindern zu können. Ein Menſch, der durch die Liebe verleitet wird, die Gaſtfreundſchaft zu verletzen, den Ruf einer Jungfrau zu gefährden, eine ganze Familie in's Unglück zu verwickeln, der aber allem dem durch den Tod ausweicht, liefert nicht, wie es anfänglich ſcheinen möchte, einen Beweis für die Macht des freien Willens. Vielmehr gibt er zu erkennen, daß alle Handlungen nicht ſowohl von der Vernunft, als von gewaltigen Leidenſchaften ausgehen.

Mit den ſanftern Tinten einer liebenswürdigen Schwermuth erſchien bald hernach die Valerie von Frau v. Krüdener, einer vielſeitig gebildeten, ſpäter durch myſtiſche Schwärmerei ſo berüchtigten Dame aus der großen Welt, und hatte ſich einer ziemlich guten Aufnahme in Frankreichs gebildeten Zirkeln zu erfreuen, obgleich Chateaubriant's Atala und ſeine Märtyrer damals alle Putztiſche in Beſchlag genommen hatten. Auch Valerie iſt das weichliche Schmachten einer hoffnungsloſen Liebe. Alles iſt weich und lind und zerfließend in dieſem melancholiſchen Roman, der übrigens viele Kenntniß der großen Welt verräth. In Atala hingegen finden wir die Schilderung einer Liebe zweier

Naturkinder, die von religiöſem Vorurtheil gehindert wird, aber, als das Herz der Liebenden bricht, am Lichte, das ein frommer Greis mild darein ſtralen läßt, mit Gott und ſeiner Schöpfung ſich verſöhnt. Reich iſt dieſer Roman an ſchönen, erhabenen, rührenden Scenen. Alles, was die Natur in den Gegenden, die der Miſſiſippi und Ohio durchſtrömen, Herrliches und Süßes darbietet, und was die Bruſt unverdorbener Naturkinder Schönes und Gutes bewahrt, iſt hier benutzt, um die Glorie des Chriſtenthums zu erhöhen, um ſeine troſtvollen Lehren dem Herzen als die holdeſte, beſeligendſte Gabe des Himmels werth zu machen, und zugleich um vor den Gefahren verblendender Schwärmerei und des lichtloſen Wahnglaubens zu warnen. Hie und da wird jedoch die Phantaſie ausſchweifend, und mehr als ein Ausdruck oder auch eine Schilderung dürfte dem Myſtizismus Nahrung geben, und ſelbſt die religiöſe Seelenſtimmung der Atala dürfte wegen ihrer Ueberſpannung auf manches Gemüth nicht den heilſamſten Eindruck machen. — So viel Lob übrigens Atala verdient; ſo gebührt doch dem weit ältern Roman: **Paul und Virginie** von **Bernardin de St. Pierre** in vieler, wo nicht in jeder Beziehung der Preis. Nichts übertrifft dieſe idilliſch zarte Schilderung der Charaktere wahrer Naturkinder, der Leiden und Freuden ihrer Liebe, und der großen Scenen, welche die Natur vor ihnen entfaltet. — Das Intereſſe des Gemäldes wird noch durch den Gegenſatz der Selbſtſucht und Härte in der Welt, die ſich gebildet nennt, erhöht. — Ein liebliches Seitenſtück iſt des nämlichen Verfaſſers Chaumière indienne, wo der Stolz der Braminen mit der aufgeklärten Tugend und Beſcheidenheit eines Paria und ſeiner Familie in einen ſchönen, lehrreichen Gegenſatz geſtellt ſind. Auch hier dienen herrliche Naturbeſchreibungen zur Einfaſſung des zartgehaltenen, das Gemüth anſprechenden Gemäldes.*) — **Müllers Siegwart** (eine Kloſter-

---

*) Vergl. über Bernard de St. Pierre (*Chénier*, tableau historique de la litterature française. Paris 1816. ch. VI. p. 196.) Dieſer ſanfte Dichter, auch Verfaſſer der **Studien der Natur**, erinnert an unſern anmuthvollen Sal. **Geßner**, den Dichter des Tod Abels und des erſten Schiffers. Wer hat poetiſcher als ſie, die Natur zu verklären gewußt? Ihnen nahe kommt **Girard** in ſeinem Ami de la Nature. Paris 1787. ch. Buisson.

geſchichte) wird als Beitrag zur Seelenlehre ſtets Beachtung verdienen; auch dann noch, wenn keine Klöſter mehr ſind. Vergeblich würde man in dieſem Romane Gemälde von der Lichtſeite des Mönchsweſens ſuchen, oder Schilderungen ihrer Schattenſeite, dergleichen in des Erasmus von Rotterdam Geſprächen und ſeinem Lob der Narrheit, in den Briefen über das Mönchsweſen (v. Laroche), in Buchner's Schriften (München 1820) und im erſten Theile von Franz X. Bronner's Selbſtbiographie vorkommen. Hier mag auch von Paskal's meiſterhaften Provinzialbriefen Erwähnung geſchehen, die jedoch viel zu wahr ſind, um den Dichtungen beigezählt zu werden. Ein Roman, der die darin entlarvten Maximen in Handlung verſetzte, iſt noch zu erwarten. — Im Siegwart von Müller, voll Zartheit des Gefühls, hat die reine ſchwärmeriſche Liebe einen religiöſen Anſtrich; die fromme weichliche Empfindung zerfließt aber oft in andächtelnde Empfindelei. Nirgend wird das Herz gehoben oder geſtärkt, aber es wird ihm eine ſüße melancholiſche Stimmung eingeflößt; ſchwachen Gemüthern um ſo nachtheiliger, als die Empfindſamkeit hier als ein Kind der Religion und Tugend ſich zeigt:

Deswegen hat dieſer Roman ganz gegen die Abſicht des Verfaſſers zur ſchwindſüchtigen Abzehrung des deutſchen Volkscharakters mitgewirkt.*) Doch, wer liest heut zu Tag noch den Siegwart? Seine breite wäßrichte Weitſchweifigkeit und der veränderte Geſchmack haben ihn längſt auſſer Kurs geſetzt. Wer ihn zu leſen ſich noch entſchlöße, würde wohl auch vor Salzmann's Karl von Karlsberg, der Galerie des menſchlichen Elends (in 5 ſtarken Bänden), nicht zurückſchaudern. Des Verfaſſers Abſicht war gewiß höchſt wohlmeinend und loblich; ſie iſt nur zu deutlich ausgeſprochen, um dem poetiſchen Effekt Eintrag zu thun, dem der Verfaſſer aber auch nicht nachſtrebte. Nur in einiger Beziehung auf das Kloſterweſen mit Siegwart verwandt, iſt Diderots nichts weniger als erbauliche Kloſterfrau (la Religieuse). Als Gemälde, mit tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens und obgleich mit ſehr kräftiger Färbung, doch auch mit vielen zarten und ſeinen Zügen ausgeführt, worin aus den verborgenſten Abgründen mitunter die rührendſten Laute hervorgerufen werden, verdient dieſer Roman die Aufmerkſamkeit des Menſchenbeobachters. Es iſt ein Gemälde von Nonnen, wie ſie durchaus nicht ſeyn ſollen, und von Ausartungen, deren einzelne Beiſpiele zur Verläſterung aller weiblichen Gemeinden der Art, Veranlaſſung und Vorwand gaben. Die Farben ſind grell, das Bild iſt überladen. Dem Schamgefühl tritt manche Schilderung gar zu nah. Drei Nonnenklöſter werden darin geſchildert. Das erſte und zweite könnten ſich zum Lehrſpiegel und zur Warnungstafel für Vorſteherinnen ſolcher Anſtalten auf gleiche Art eignen, wie die Neue Heloiſe für Mütter und Erzieherinnen der weiblichen Jugend. Die verfolgte Heldin des Romans erſcheint durchaus in ſittlicher Reinheit. Seine Haupttendenz iſt, junge Perſonen von einem Stand abzuhalten, wo ſie augenſcheinlich Gefahr laufen ſollen, phyſiſch und ſittlich unterzugehen in Mißmuth, Verrücktheit oder Verzweiflung. Greſſet's Ververt ſcherzt; Diderot ſchildert mit düſterm Ernſt. Der Ernſt iſt aber zu einſeitig gegen das Kloſterleben gerichtet. Der urſprüngliche Geiſt ſeiner Begründung erhält keine Würdigung, und eben ſo wird unbeachtet gelaſſen, daß die Ausartung der Klöſter eigentlich das Werk der Unberufenen ſey; und daß in allen Ständen, beſonders in kleinen Städten und in vornehm ſich gebehrdenden Familien manches beengende Verhältniß eines Kloſters gleichfalls ſich vordränge, wobei es denn überall auf den Geiſt ankommt, womit man ſeine Verhältniſſe geſtaltet und ſie zum Theil trägt, zum Theil verbeſſert.

---

*) Vergleiche Bouterwecks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. XI. 47; und Wachler's Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. II. 4. 239 fg.

Mit Romanen, die das Zartgefühl ſittlicher Scham verletzen, kann wohl die Literatur keines Landes der franzöſiſchen die Palme ſtreitig machen. Zu einer gewiſſen, bald feinern, bald gröbern Lüſternheit hatte ſich ihr Roman immer geneigt. Aber eine Vergleichung zwiſchen dergleichen Dichtungen aus der Zeit Ludwigs XIII. und XIV. und denen unter Ludwig XV. bezeichnet die furchtbaren Fortſchritte ſchamloſer Verdorbenheit. Die alten Romane, deren Urbilder im Morgenland (bei den Perſern, Arabern und Mauren) zu ſuchen ſind, ſchildern die Galanterie in einer Weiſe, die heut zu Tage weder die Köpfe verrücken, noch die Herzen bezaubern, ſondern nur Langeweile und hie und da einiges Lachen über die gezierte Abentheuerlichkeit der Dichtung erregen dürfte. Hier wird die Liebe als das wichtigſte Geſchäft betrieben, um das, als ihre Sonne, ſich alle Lebensverhältniſſe bewegen. Des d'Urfé, des Kalprenede und der Scudery weitgedehnte Ritter-Romane, voll der falſchen Erhabenheit des Renomiſten, der ſich in einer Ehrenſache überall in Vortheil zu ſetzen ſucht, voll übertriebener Schilderungen, denen jedoch eine Idee von Heldenthum zum Grunde liegt, lieſt Niemand mehr, und den vielen franzöſiſchen Romanen, die nichts als eine Einkleidung von verliebten Hofintriguen ſind, vorzüglich aber den ſchamloſen Galliſchen Liebesgeſchichten des Büſſy-Rabutin ward mit Recht kein beſſeres Loos. Dagegen werden der Gräfin La Fayette, Prinzeſſin von Cleves, und Zaide, ſowohl wegen ihrer heitern Eleganz und dem edeln Intereſſe der Erfindung als wegen reiner Tendenz ihren Reiz nie ganz verlieren. Auch Hamilton's Fleur d'Épine (Dornblüthe) gehört zu den zarteſten Schilderungen der Liebe. Hingegen ſeine Denkwürdigkeiten Grammonts ſind die Quinteſſenz der Frivolität.*)

---

*) Jetzt durch die ſchamloſen Denkwürdigkeiten eines Lauzün, eines Caſanova und And., die zwar auch

Man erblickt hier das Bild eines leichten und feinſinnigen Geiſtes, tief eingeweiht in alle Verderbniſſe der Höfe, und gewöhnt, nichts für ein Vergehen anzuſehen, als was lächerlich iſt, die ſchlechteſten Sitten mit einem Firniß höfiſch-galanter Zärtlichkeit zu übertünchen und die Weisheit des Lebens auf Genuß und Fröhlichkeit zurückzuführen. Zur Hauptmaxime des geſelligen Lebens machten es ſolche Werke: über Alles leicht wegzuſchlüpfen, auf Nichts feſtzuhalten. (Glissez, mortels, n'appuyez pas!) Des jüngern Crebillons Romane ſind vollends die Unzüchtigkeit ſelbſt. Auch Marivaux Romane kann die Moral nicht billigen. In ſeiner Marianne und dem Paysan parvenu wird, wie in ſeinen Schauſpielen, mit einem Schein von Natürlichkeit, dem jedoch die vielen eingeſtreuten Reflexionen, ſo richtig auch viele ſind, großen Abbruch thun, die Kunſt gelehrt, aus den geheimſten Schwächen des weiblichen Geſchlechts, die er als ihm angeboren darſtellt, durch Ueberraſchung Vortheile zu ziehen. Kein Wunder, daß er in ſeinem Donquichote

---

ein Gemiſch von Wahrheit und Dichtung, doch keine Romane ſind, weit übertreffen.

moderne die idealiſche Tendenz des Cervantes lächerlich zu machen ſuchte. Daher brachte er einige, doch wenige Lacher auf ſeine Seite. — Mit weit mehr Verletzung des Anſtandes tritt Joh. Bapt. Louvets Roman: die Liebſchaften des Marquis v. Faublas, auf. Der Verfaſſer will hier ein Gemälde der Verderbniſſe der höhern Welt liefern, und er ſtellt eine Bildergalerie der Verführung zum Laſter auf. Neue Beiträge zu dieſer obſcenen Galerie ſind die Romane von Pigault Le Brun,*) die in ſtarken Auflagen Frankreich überſchwemmen. — Nicht minder gefährlich ſind, ohngeachtet ihres vornehmen Styls, die meiſten Romane der Frau von Genlis, als Verſuche, die raffinirteſte Frivolität nicht nur mit einem gewiſſen Anſtand, ſondern auch mit der Miene, der Verlarvung und den Geberden der Sittlichkeit, ja ſelbſt der Frömmigkeit, in genaue Verbindung zu bringen. Dahin gehören ihre Vœux téméraires, ihre Alphonſine, ihre

---

*) Les Barons de Felsheim, mon Oncle Thomas, Angélique et Jeanneton, Monsieur Bette, le Peintre, l'Enfant du carnaval, le Père Jérôme, nebſt vielen andern.

Vallière und Maintenon, ihr Beliſair, ihre Belagerung von Rochelle, ihr Alphons oder der natürliche Sohn, vorzüglich aber ihre Mères rivales, wo die Perſon, welche über das Leben der tugendhafteſten Frau Jammer und Schande verbreitet, alles dies durch Kloſterbuße ſühnt, und die Chevaliers du Cygne, wo die cyniſche Lüderlichkeit der Prinzeſſin Armflede das ſittliche Gefühl empört. Ihr einziger Roman, der wahres Lob verdient, iſt Mademoiselle de Clermont. — Von dem ſittlichen Eindruck der Romane der Genlis ſehr verſchieden iſt der der vielbeſprochenen Delphine von Frau v. Stael. Dieſer an meiſterhaften Charakterſchilderungen ſo reiche Roman, obgleich ſonſt der Scheinheiligkeit im höchſten Grad abhold, möchte uns doch lehren, das Weib habe die Meinung zu ehren und ſich geſchmeidig ihr zu fügen, während es dem Mann zieme, ſie zu verachten und ihr zu trotzen. Ein großer Irrthum, dem ſchon Rouſſeau, wie andern Paradoxen, blendenden Schein zu geben ſuchte! Beide, Mann und Weib, ſollen der geprüften guten Meinung huldigen, beide der ſchlechten, verderbten ſich widerſetzen. Obgleich in Dingen des bloßen Anſtands an eigene Vorſchriften gebunden, ſtehen doch beide Geſchlechter gegen das ewige Sittengeſetz im gleichen Verhältniß, und die Natur hat nicht dem einen einen Freibrief zu Skandalen gegeben, und das andere zur Heuchelei verdammt.*) — Dem deutſchen und engliſchen Charakter war jene galliſche Leichtfertigkeit ſtets zuwider. Daher mußten in Deutſchland und England Romane, die ſich kühn über die Scham hinwegſetzen, durch ſinn- und geiſtreiche Bemerkungen, durch den Zauber des Geheimnißvollen oder durch den Anſtrich von philoſophiſcher Tiefe ſich empfehlen, um Eingang zu finden. Nur dies erwarb z. B. Heinſe's Romanen Beachtung; aber eben dadurch wurde ihr Publikum heilſam beſchränkt. Ihr poetiſches Element iſt ſtürmiſcher bachiſcher Taumel, der berauſcht und gewaltſam fortreißt, ſinnliche Kraftfülle und glühende Phantaſie; aber alles dies bringt keine Schöpfung hervor, die froh und heiter macht und wahrhaft befriedigt; viel weniger die veredelt. Selbſt in Heinſe's Ardinghello iſt das Romantiſche blos ſinnliche Glut. Die Sünde wird hier ganz in romantiſche Farben getaucht, die ſinnliche Luſt künſtleriſch und die Kunſt als Sinnenluſt dargeſtellt.*) – Des Friedrich Schulz Moriz und ſeine mikrologiſche Aufſätze verſcheuchen ein reines Gemüth durch ſcheuloſe Ausgelaſſenheit; weniger ſeine Leopoldine, die aber doch kein erbauliches Charakterbild iſt. Schulz iſt der deutſche Marivaux. — Von Schillings gift- und geiſtreichen Romanen ſagt Jean Paul,**) „ſie ſeyen nie widerlicher und unſittlicher, als wenn ſie eine hohe Liebe malen wollen, der man den Zufall ihres Werths und ihrer Dauer anſieht. Jede Entſchiedenheit, es ſey zum Beſtand oder zum Abfall, wäre ſittlicher und poetiſcher zugleich.“

---

*) Von den beiden Romanen der Frau von Stael, Delphine und Corinne, ſagt Wieland (in ſeiner Auswahl denkwürdiger Briefe. Wien 1815. II. 103.) das treffende Wort: „So viel Herrliches und Leſenswerthes ſie enthalten, ſoll und kann keine Frau vor ihrem 40ſten, keine Jungfrau vor ihrem 50ſten Jahre ſie leſen.“

Der ſonſt geiſtreiche Verfaſſer der Lucinde (Berlin 1799) würde wohl jetzt dieſes Kind einer verderbten Phantaſie ſelbſt gern verläugnen. Sie wird in guter Geſellſchaft nicht genannt, und es iſt ein wahres Glück, daß dieſer Roman, trotz ſeinem philoſophirenden Anſtrich, größtentheils in eben ſo hohem Grad für den Geſchmack widerlich als phantaſtiſch ausgeſchmückt iſt. An verführeriſchem Reiz behaupten die Bijoux indiscrets des Diderot, einer der ſchmutzigſten Romane, die je die Stufen des Parnaſſes befleckt haben, den Rang. Doch läßt alle dergleichen Geburten romantiſcher Schamloſigkeit die Abſcheu und Eckel erregende Juſtine (des Marquis von Sade) weit hinter ſich; ein wahrer Sodomsapfel der franzöſiſchen Revolutionszeit oder vielmehr der ſcheußlichen Verdorbenheit, die dieſe herbeigeführt hat. Merkwürdig iſt, daß dieſes ſchändliche Buch, das einen praktiſchen Lehrkurs des Atheimus und der Unſittlichkeit bildet, im Kerker das Daſeyn erhielt, wo der Verfaſſer die ungeheuerſten Wolluſtfrevel büßen ſollte; daß er aber erſt unter der Herrſchaft der Zügelloſigkeit (1791) an's Licht trat.*) Obgleich die darin vorkommenden Schilderungen die Phantaſie, das Gefühl und die Sinnlichkeit

---

*) Franz Horns Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. III. 328.

**) Kleine Bücherſchau. 1825. I. 143.

---

*) Biographie universelle. Art. *de Sade.*

auf die grauſamſte Folter ſpannen; ſo wurde die Juſtine doch auf einige Zeit die Modeleſerei der Pariſer, wie ihre viele Auflagen*) bezeugen. Dieſe Thatſache begründet die traurige Wahrheit: daß die Empfänglichkeit für ſo abſcheuliche Darſtellungen in den Klaſſen der Nation, die ſich die gebildeten nannten, ſehr verbreitet war. Man ſollte glauben, die Juſtine bezeichne den äußerſten Gipfel der ſataniſchen Kunſt, mittelſt der Illuſion der Dichtung die Seelen durch und durch zu verpeſten. Gewiſſermaaßen wird ſie jedoch von Retif's de la Bretonne: Le cœur humain dévoilé (Paris 1796. 12 vol.) noch überboten, wo der Menſch als Dummkopf, Narr, Schurke, Vieh, ein's um das andere und oft alles dies in Einem und dennoch als gleichſam bevorrechtet erſcheint, wahren Seelenadel, und zwar nicht poetiſch, ſondern lebendig anzuſchauen. Dieſer Roman wird zugleich anziehend und gefährlich durch ſein Gemiſch von Sentimentalität und Brutalität, von Ruchloſigkeit und Niaiſerie, von Eitelkeit und Verworfenheit, ſodann wieder durch tiefgefühlte Darſtellungen der edelſten, ſchönſten Weiblichkeit und patriarchaliſcher Sitteneinfalt. — Von den Bildern ſchamloſer Unzucht wendet ſich zuletzt ſelbſt der Verderbte mit Eckel hinweg. Sie werden daher an Gefährlichkeit für die Tugend, für die innerſten und zarteſten Keime der Sittlichkeit von ſolchen Dichtungen übertroffen, die das Vertrauen auf eine mit Weisheit und Liebe waltende Vorſehung, die die ſchöne, tröſtende Sehnſucht nach dem Ewigen, Unvergänglichen, die den Glauben an uneigennützige und mackelloſe Tugend mit dem tödtlichen Mehlthau des ſpöttiſchen Zweifels oder der bezweifelnden Ironie beträufeln. Dahin gehört zuvörderſt Voltaire's Candide, der, obgleich zunächſt gegen Leibnitzens Idee von der beſten Welt gerichtet, doch zugleich allen Aufblick zum Himmel, allen Sinn für's Höhere mit Hohn übergießt. Das Gegengift hat Johnſon in ſeinem Roman: Raſſelas (Deutſch. Meißen 1786) dargeboten, indem er die Hoffnung auf eine beſſere Welt belebt und dadurch über die Täuſchungen der irdiſchen tröſtet. Mag der Dichter von Ferney den Preis des

---

*) Vergl. C. F. Hubers ſämmtliche Schriften. Tübingen 1810. II. 220 fg. — Die letzte Auflage, wo die eben ſo infame Juliette beigedruckt iſt, in 10 Bänden mit 100 Kupferſtichen, ließ Napoleon vernichten.

Witzes davontragen; ſeinem brittiſchen Gegner bleibt die Palme des Scharfſinns und menſchenfreundlicher Weisheit. — Auch Voltaire's Prinzeſſin von Babylon, ſein Micromegas, ſein Zadig u. a. m., verhauchen mit dem muthwilligſten Witz und allem Zauber der Darſtellung den Geiſt einer alles ſittliche und religiöſe Gefühl verhöhnenden Frivolität, die mit einem Anſtrich von Philoſophie ausgeſchmückt iſt. Noch verſchmitzter in ſolchem Unterfangen und mit bedächtiger Leichtigkeit und lächelndem Ernſt geht Diderot zu Werk in ſeinem Jakob der Fataliſt, der den Glauben an die Vorſehung, durch den Schein eines unabwendbaren Verhängniſſes in den Schickſalen der Menſchen, in Mißkredit zu bringen ſucht; ferner in ſeinem Rameau's Neffen, der alle Tugend für Gleisnerei oder Narrheit erklärt, und die höchſte Lüderlichkeit in Schutz nimmt.*) Die Romane des Engländers

---

*) Hier wird im Ton des nur zu ernſten Scherzes gelehrt: die Laſter, die uns Nutzen bringen, zu pflegen, ſich aber vor dem Ton, wie den Aeußerungen, die uns lächerlich machen würden, zu hüten. Mag man uns für Taugenichtſe halten, nur nicht für dumm! Gold iſt alles, und

Robert Bage (die Dünen von Barham, die ſchöne Syrerin, Jakob Wallacé, der Menſch wie er iſt, und der Menſch wie er ſeyn ſoll), brittiſchen Humor mit franzöſiſchem Witz glücklich verbindend, pflügen mit Voltaire's und Diderots Stieren und ſäen Diſteln ſtatt Immortellen. Die Weisheit, wodurch, nach ſeiner Meinung, die Sittlichkeit und das Wohl des Menſchen feſt begründet würde, überläßt ihn bei allen Wechſeln, Lockungen und Stürmen lediglich der Leitung ſeiner Vernunft, ohne ihm den warnenden und tröſtenden Aufblick zu einem unſichtbaren Regierer und Richter zu vergönnen. Das Zartgefühl, in Hinſicht der Geſchlechtsverhältniſſe und ſelbſt des heiligen Bandes der Ehe, wird in dieſen Romanen vielfältig verwundet. Auch beweiſen ſeine Schilderungen der verſchiedenen Klaſſen der jetzigen Geſellſchaft eine große Unkunde ihres wahren ſittlichen Charakters; eine Unkunde, die den Verfaſſer zu ganz unpaſſenden Vorſchlägen für ihre Verbeſſerung verleitet.

---

das Uebrige ohne Gold iſt nichts. Nur die Erziehung iſt gut, die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit.

Mehr die Zugänge zum Herzen als zum Verſtand verfolgend, ſind nicht minder verführeriſch die Briefe der Ninon de Lenclos, und in noch höherm Grade des Laclos Liaisons dangereuses, ein vielgeleſener Roman, welchem der geiſtreiche Weltmann und Dichter von Steigenteſch in ſeiner Marie, die in äſthetiſcher Hinſicht viel Lob verdient, ein deutſches Seitenſtück gegeben hat. Der Ninon Briefe an ihren Anbeter ſind ein geiſtreich witziges Perſifflage der Meinung, die die Geſchlechtsliebe über den Rang eines blinden Sinnetriebes erhebt.*) Alles Edlere in den Verbindungen beider Geſchlechter wird hier als Eigenthum der Freundſchaft in Anſpruch genommen; die Liebe der Treue unfähig, dieſe aber als der Freundſchaft erſtes Geſetz erklärt. — Die beiden letztern Dichtungen begegnen ſich in

---

*) Dieſer niedern Anſicht widerſprachen ſchon die eigentlichen Liebesbriefe, in denen die Liebe unverdorbener Seelen ſich natürlich, ohne Rückhalt und Nebenabſicht ausſpricht; z. B. die Lettres de *Babet* par *Boursault* und die Lettres de *Fanny Butler* von der *Riccoboni*. Von der Ninon berichten übrigens ihre Verehrer, ſie habe die größte Beſtändigkeit in der Freundſchaft mit der größten Unbeſtändigkeit in der Liebe vereinigt.

dem Streben, die Meinung zu begründen, daß auch die tugendhafteſte Frau den Verführungskünſten des feinen Lüſtlings nicht zu widerſtehen vermöge; daß ſelbſt ihre Tugend für ſie ein Fallſtrick, ein Netz werde. Die Entſchleierung der Kunſtgriffe, deren ſich der Lüſtling zur Verführung bedient, iſt aber wohl kaum das rechte Mittel, die Unſchuld vor Nachſtellungen zu ſichern. Heilſamer möchte auf Frauen die Warnung wirken, die aus dieſen Romanen ſo vernehmlich ſpricht, daß ſie keinem Sittenloſen, keinem Wüſtling den Zutritt geſtatten dürfen, woferne ſie nicht zuletzt ſein Opfer werden wollen, und daß eine Mutter ihre Tochter der Gefahr preis gibt, ſobald ſie aufhört, ihre erſte Vertraute zu ſeyn. — Der Lebensgeiſt ächter Sittlichkeit und Tugend ſcheint aber Vielen noch mehr gefährdet durch die weit züchtigern Wahlverwandtſchaften, einem der Form nach klaſſiſchen Roman von Göthe, wo mit großem Talent und gewandter Kunſt der Menſch als ein bloßes Clavicordium, ein unfreies Saitenſpiel dargeſtellt wird, auf welchem die äuſſere Welt und die Umſtände die Harmonien und Disharmonien hervorlocken, die das Gewebe des Lebens bilden und ihm den Namen eines guten oder ſchlechten, tugend- oder laſterhaften verſchaffen. Nach dieſer Theorie, die man in dem Roman des Dichters von Herrmann und Dorothea, dieſem einfachen, reinen Gemälde deutſchen Bürger- und Vaterlandsſinns und des holden Familienlebens, nur ungern gewahrt, zeigt ſich die Tugendkraft, beſonders des weiblichen Geſchlechts, in einem ſehr zweifelhaften Lichte, und das Band der Ehe wird äußerſt locker. Ihr unerwünſchtes tragiſches Schickſal verdienen die in dem Roman ſpielenden Perſonen gar wohl. Oder was Beſſeres gebührt denn ſolchen Menſchen, die, ſich ſelbſt genügend, in's Blaue hineinleben, und die reichen Gaben, womit ſie begünſtigt ſind, nur inſofern beachten, als ihr Herz einzig einen ruhloſen Wunſch fühlt, ſich das Leben recht behaglich und angenehm einzurichten; einen Wunſch, dem alles andere untergeordnet wird? Nur das beſſere Weſen Ottiliens erhebt ſich darüber. Obgleich auch ſie in der äuſſern Erſcheinung, man weiß nicht recht, in der Schwäche oder in der Sophiſtik, untergeht. Sonſt zeigt ſich nirgend der Morgenſchein eines edlern Bedürfniſſes, einer höhern Sehnſucht; vielmehr ſind die Hauptperſonen ſtets mehr zum abergläubiſchen Wahn als zum frommen Glauben geneigt. Indeſſen will der Dichter uns Mitleid zu den durch ihre Schuld Verlornen einflößen, indem er ihr Schickſal, ihre Gemüthsſtimmung, ihre Liebe lediglich als das Ergebniß der Verhältniſſe zwiſchen den Individuen und den Umſtänden erblicken läßt. Auch ſieht man es ihnen an, daß das Heiligſte in ihrem Herzen ein Windfähnlein ſey. Ein geiſtreicher Kunſtrichter*) möchte zwar dem Roman einen weit edleren Geſichtspunkt abgewinnen. „Derſelbe male uns,“ ſagt er, „ſowohl den Unfrieden und die Unklarheit, als die reine Himmelsluft und die ſchöne Tugend, die ſich der Menſch aneignen kann; er zeige uns, daß, was Leben hat, auch Leben werde, und was den Tod und die Sünde aufgenommen, ſey es auch die zarteſte und feinſte, ſterben und untergehen müſſe.“ Dieſe Deutung, an ſich höchſt erfreulich, läßt ſich auch aus dem Gange der Begebenheit herausnehmen. Denn die geſchilderte Denk- und Lebensweiſe enthält den Keim des Todes in ſich, und da das Herz die Quelle des wahren Lebens iſt; ſo iſt es ſehr erklärbar, daß, wer es nicht behütet, zu Grunde gehe.*) Aber, läge auch dieſe Deutung im Sinne des Dichters, läßt ſich wohl erwarten, daß viele Leſer dieſelbe auffaſſen und anerkennen werden? Werden nicht bei weitem die meiſten eine bequeme Entſchuldigungslehre in Göthe's chymiſchen Wahlverwandtſchaften der Seelen finden? — Ein enthuſiaſtiſcher Freund der Göthe'ſchen Muſe behauptet zwar; daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe gebe, als gerade die Wahlverwandtſchaften, in denen ihr alle Helden und Heldinnen des Stücks (wegen Verletzung ihres heiligen Bandes) zum Opfer gebracht werden. Für den tiefern Forſcher allerdings, und zwar eben ſo, wie Machiavells Buch vom Fürſten ein Gegengift der Tyrannei werden kann. Was Mittler (der von keinem Theil beachtete Sonderling) über die Ehe ſagt, iſt eben ſo wahr, als ſchön. Aber was frommen alle dieſe Lehren, wenn der menſchliche Wille wie eine Drahtpuppe von der Macht der Umſtände gegängelt wird? Wohl kommt auch in dieſem Roman, dem in Hinſicht des ausgebildeten Styls der Preis gebührt, manches Goldkorn ſchätzbarer Wahrheit zum Vorſchein, ſo wie mancher feine Blick tiefer Menſchenkunde. Wie wär' er ſonſt ein Werk von Gothe? Aber der ſittliche Eindruck geht in dem Geiſte des Ganzen, der die Quelle aller Moral verdächtig macht, verloren. Am klarſten ſpricht ſich dieſer Geiſt in einer Aeuſſerung Charlottens (Thl. II., S. 262) aus: „Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt, vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint; und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen.“ Hiernach erſcheint das Leben, wie Frau von Stael*) in ihrer Beurtheilung dieſes Romans bemerkt, als etwas ziemlich Gleichgültiges, es werde wie immer hingebracht; traurig, wenn man es tief ergründet, ziemlich angenehm, wenn man darüber weggleitet; ſittlichen Krankheiten unterworfen, die man heilen muß, wenn man kann, an denen man aber ſterben muß, kann man nicht davon geneſen. — Bei ſo geiſtreichen

---

*) Franz Horn, Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. III. 251.

---

*) Sprüchw. IV. 23. Matth. XV. 19.

---

*) De l'Allemagne. Paris 1820. II. 92.

Schriften, wie die von Göthe, kommt indeſſen ſehr viel auf die Sinnesart und die Sehweiſe des Leſers an. Für den, deſſen Seele von erprobter Weisheit geläutert und gekräftigt iſt, können ſie nur belehrend und bildend ſeyn. Wär' es aber deshalb der moraliſchen Kritik erlaubt, ihr Gefährliches für andere Seelen zu verhehlen?*) — Hier iſt der Ort, auch von Thümmels Reiſen im ſüdlichen Frankreich ein Wort zu reden. Durch die Maske einer lieblichen und feinen Ironie blickt auch hier oft ein gewiſſer frivoler Cynismus, der nicht auf deutſchem Boden gewachſen iſt. Sonſt hat dieſer Roman, der Menſchen und Sitten nach dem Leben ſchildert, das Verdienſt, viele Thorheiten und Heucheleien mit heiterer Schalksmiene treffend zu züchtigen oder gutmüthig zu belächeln. Nur in gereifterm Alter läßt dieſer Roman ſich mit Nutzen leſen. — Eine Dichtung voll ſittlicher Grazie iſt Thümmels Wilhelmine, wo in komiſchen Situationen mit fröhlichem Muthwillen der Sieg liebenswürdiger Unſchuld über vornehme Lüſternheit gefeiert wird.

---

*) Uebrigens möchte man faſt wünſchen, daß, wer den Göthe'ſchen Roman zu leſen ſich vornimmt, ſich vorher über deſſen erbauliche Deutung bei Eckermann, in ſeinen ſcharfſinnigen Beiträgen zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Göthe (Stuttgard 1824), Raths erhole.

Als Humoriſt, der halb im Ernſt, halb im Scherz mit ironiſchem Lächeln oder ein ſolches erregend, wie ein fernes ſtilles Wetterleuchten die Wahrheit aus der Dunkelheit hervorhebt, ſteht Thümmel nicht auf niederer Stufe. Doch ſtehen der kindlich fromme Claudius, der keinen Roman geſchrieben, und der geiſtvolle, biedere deutſche Jean Paul,*) der ihrer ſehr viele geſchrieben, höher, auch hinſichtlich der poetiſchen Kraft, vorzüglich aber in ſittlicher Beziehung. Des Erſtern Seelengemälde ziehen mit reiner Gemüthlichkeit und kindlicher Einfalt die ganze Seele des Leſers himmelwärts; der andere führt ſie eben dahin durch liebliche Blumengefilde und unter einem Blüthenregen und Sternengefunkel von Witz, ſcharfſinnigen Lichtblicken und heiterer

---

*) Wir erwähnen hier nur des Titan, der unſichtbaren Loge, des Hesperus, des Quintus Fixlein, des Campanerthals, der Frucht- und Dornenſtücke, der Palingeneſien, der Flegeljahre und des Kometen.

Laune; daher man ihm gern die zuweilen gezierte Manier, die Ueberladung mit gelehrten Siebenſachen, und manche nicht anmuthige Unförmlichkeiten und Ungleichheiten in der Darſtellung, ſo ermüdend ſie ſind, verzeiht. Schwebt doch ſein Genius auf hellen, glühenden Wolken hin, und lächelnd ſtürzt er ſein reiches Füllhorn um.*) — Jean Paul ganz vorzüglich hat das ſchöne Verdienſt, dem hochgeſchwellten trüben Strom einer geiſtloſen, ſinnlich-lüſternen und weichlichen Romantik glänzende Muſter geiſtvoller Romane entgegengeſtellt zu haben, die mit vielfachem Zauber nach einer ſchönen idealen Welt hindeuten und Reinigung und Veredlung der Geſinnung bezielen. — Immer bleibt jedoch des Cervantes Don Quixote in humoriſtiſchen Schilderungen einzig. Ihm am nächſten ſtehen unter den Franzoſen Rabelais (in ſeinem Gargantua) und Le Sage, im Gilblas de Santillane und im Diable boiteux, unter den Engländern aber Swift, Fielding, Smollet und Sterne. — Es iſt nichts Profanes oder Ehrwürdiges, das Rabelais nicht mit der Lauge ſeines burlesquen Witzes übergießt, und dieſer Lauge iſt mitunter viel Schmutz und Unflat beigemiſcht.*) Aber auch nur die Maske eines Schalksnarren gab ihm zu ſeiner Zeit, die er genau kannte, das Vorrecht, die derbſten Wahrheiten zu ſagen.**) Dagegen ſehen wir im Don Quixote den edlen Ritter de la Mancha als den unſterblichen Repräſentanten aller Phantaſten auftreten, die, wie er, mit dem herrlichſten Enthuſiasmus zu Narren werden, weil ihr ſonſt geſunder Verſtand den Reizen einer Selbſttäuſchung nicht widerſtehen kann, in der ſie ſich als erhabene Weſen fühlen. Sehr glücklich und meiſterhaft hat Cervantes dem Ideal eines Enthuſiaſten das Muſterbild gemeiner, eigennütziger Denkart in Sancho Panſa, dem Knappen des unvergleichlichen Ritters zur Seite geſtellt. Nebenher werden das abentheuerliche Ritterthum, die ihm huldigende Romantik, der verdorbene

---

*) Franz Horn a. a. O.

---

*) Où *Rabelais* est mauvais, ſagt *Labruyère*, il passe bien loin au delà du pire; c'est le charme de la canaille; où il est bon, il va jusqu'à l'exquis et à l'excellent; il peut être le mets des plus délicats.

**) Auch von Fiſchart haben wir einen Gargantua, von L. Chriſtian Sander neu bearbeitet (1785).

Geſchmack und eine Menge Thorheiten mit ächt komiſcher Darſtellungsgabe zur Schau gebracht. — Der Gilblas treibt ſein Weſen in einer weniger idealen Welt; er iſt vielmehr ein frappantes Gemälde der argloſen Einfalt, die beſtändig Gefahr läuft, an den Verhältniſſen der wirklichen Welt die Naſe zu zerbrechen oder in ihre Schlingen zu fallen. Doch wird das ſittliche Gefühl bei den gehäuften Schilderungen von Spitzbuben und Gaunern und von ihrem ſtrafloſen Glück in der Welt etwas unfreundlich berührt. So ſehr ſie zum Lachen reizen, ſo wird doch bei einigem Nachdenken die Luſtigkeit durch ein wehmüthiges Schmerzgefühl verdrängt. — Im Diable boiteux macht der Höllengeiſt Asmodee, gleichſam die Rolle des Mentors eines jungen feurigen Spaniers ſpielend, mit meiſterlicher Schalkheit ſeine Gloſſen über die Laſter der Menſchen, und weiß ihre Thorheiten auf der lächerlichſten Seite zu zeigen. Dieſe Hohnneckerei ſeiner eigenen Lieblinge läuft durch den ganzen Roman, den vielleicht kein anderer an Tiefblick in des Menſchen Natur, an der Gabe, ihre Schwächen in den geheimſten Falten aufzuſpüren und an einem Witz übertrifft, deſſen Schlag man fühlt, bevor man ſeinen geſpannten Bogen gewahrt. Mehr ſittlicher Ernſt hätte das Verdienſt der Romane von Le Sage nur gehoben.*) — Fieldings Roman, Joſeph Andrews, noch mehr aber ſein Tom Jones ſind meiſterhafte Schilderungen der rohen Seite der menſchlichen Natur, und auch hier trifft ein, was Paskal ſagt, es ſey immer mißlich, dem Menſchen ſehen zu laſſen, wie nah' er an die Thierheit grenze, ohne ihm zugleich den Adel ſeiner Seele zu zeigen. Bei Fielding wird dem Leichtſinn zu ſehr geſchmeichelt. Während er den

---

*) Vergl. Biographie des Romanciers célèbres par *Walter Scott*. Paris 1826. I. 25. — Ein Seitenſtück zum Diable boiteux iſt des Jhonſone's (oder Johnſons) Chriſal. Doch hat dieſer einen weit ernſtern Charakter. Man hat den Le Sage einen Horaz und den Johnſon einen Juvenal in Proſa genannt. Sein Chriſal iſt eigentlich ein lebendiges Spiegelgemälde des verdorbenen geſellſchaftlichen Zuſtands in England in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das Gemälde, größtentheils im Sinn der öffentlichen Meinung entworfen, weit mehr Schatten als Licht, iſt meiſt Abſcheu, ſelten Lachen erregend. Es iſt mehrentheils, doch nicht immer, gerecht. So wird z. B. der Stifter der Methodiſten Whitefield als Heuchler dargeſtellt, und das war er nicht.

Gegenſatz der natürlichen Anlagen und der geſellſchaftlichen Heuchelei mit vieler Kunſt hervorhebt, findet er alles unnatürlich, was ſich über die gemeine Natur erhebt. Dieſe mit allen ihren Schwächen iſt ſein Höchſtes; alle höhern Anſprüche auf wahre, mithin erhabene oder doch reine ſittliche Würde werden verſpottet. Seine Glorie ſetzt Fielding in die Apotheoſe des natürlichen Gefühls, das ſtets zur Güte und Milde und zum Edelmuth geneigt iſt, im Gegenſatz mit den Anmaßungen der Pedanterie der Tugend.*) Zum Lob gereicht es ihm, daß unter den vielen Perſonen ſeines Romans nur einer als durchaus laſterhaft erſcheint, und dies iſt der Heuchler. Zu bedauern iſt es, ſagt Walter Scott,**) daß die ſchöne Schilderung der Offenherzigkeit und Großmuth in Tom Jones Charakter ſo wenig Nachahmer gefunden hat. Für die Laufbahn ſeiner Verirrungen gibt die Welt bald allen Anleitung. Viele Stellen in Tom Jones beleidigen heut zu Tag das Zartgefühl. Freilich ſind ſie mehr ſpaßhaft roh, als eigentlich verführeriſch, und in andern Stellen wird der Sache der Religion und Tugend das Wort geſprochen. — Gleiches gilt von Smollets Humphrey Klinker, Peregrine Pikle und Rodrich Random. Smollet weiß gleich flämmiſchen Malern mit kräftigen Zügen den niedrigſten Scenen des Lebens Intereſſe zu geben. Er malt ganz nach der Natur. Aber es iſt faſt immer die gemeine. — Sein Rodrich Random iſt eine glückliche Nachbildung des Gilblas. Die Sitten und Thorheiten der Zeit werden darin mit treffendem Witz geſchildert. — In Peregrine Pikle, dem Bilde liederlicher Verſchwendung, iſt oft die Laune ſo zügellos, daß man alles Gefühl für Anſtand vermißt. — Humphrey Klinker, Smollets Meiſterſtück, ſchildert mit unnachahmlicher Laune und meiſterhafter Charakterzeichnung die verſchiedenen Eindrücke derſelben Gegenſtände auf verſchiedene Glieder derſelben Familie. Die bizarreſten und disparateſten Charaktere werden dadurch in Einklang gebracht, daß ein Jeder des Andern Anſichten dulden lernt, und ihn ſein Steckenpferd reiten läßt. — Einige Geiſtesverwandtſchaft mit Smollet und Fielding bemerkt man in Cumberlands Heinrich, dem Bild eines Helden von Enthaltſamkeit, der gegen alle Reize und Lockungen eines höchſt verführeriſchen Weſens ſiegreich dargeſtellt iſt. Die Situationen verletzen zuweilen den Anſtand. Nebenbei liefert der Roman eine geiſtreiche Schilderung des Charakters der Methodiſten in der Perſon des Ezechiel Dew. — Auch der ſittliche Werth des an komiſchem Witz und an feinen Bemerkungen ſo reichen Triſtram Shandy von Sterne wird mitunter durch cyniſchen Muthwillen verdunkelt, der jedoch, ohne die Abſicht Lüſternheit zu erregen, meiſtens durch die Larve naiver Unſchuld hervorblickt. Des Onkels Toby Feldzüge ſind die ironiſche Allegorie aller menſchlichen Pedantereien und Liebhabereien. Die Situationen ſind meiſterhaft gewählt. So auch in Yoriks empfindſamen Reiſen. Hier iſt aber der Ausdruck des Muthwillens gemäßigter. Alles wird hier, auch bei komiſchen Scenen, ſcheinbar nach dem Gefühle (durch ſeine feinern Augengläſer) beurtheilt, ſo, daß, wie Jean Paul ſich ausdrückt,*) neben der Thräne des Lachens die des Mitleids fortfließt.

---

*) Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. VIII. 40.

**) Fielding und Smollet. 1824. S. 49.

---

*) Kleine Bücherſchau. Breslau 1825. I. 136. Vergl. Wielands Ausgewählte Briefe. Zürich 1815. II. 297 fg.

Indem der Satyr durch Yoriks Thränen über die Verirrungen des Herzens lächelt, wird das Herz mit den menſchlichen Thorheiten ausgeſöhnt und gegen die Schwächen der Menſchen Milde und Nachſicht eingeflößt. Wenn man von den einzelnen ſchwachen Augenblicken des guten Yorik hinwegſieht, ſo kann man wohl fragen: Wer hat jemals ein feineres Gefühl für das Sittlich-Schöne gezeigt? Wer die Metaphyſik der Empfindungen und die geheimſten Triebfedern unſrer Natur zarter und anſchaulicher entwickelt? — Hippels Romane, ſeine Lebensläufe in aufſteigender Linie und ſeine Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z ſind keine Nachahmung der Yorikſchen. Sie gehören aber zur gleichen Familie. Man gewahrt hier nicht ſo heitern, fröhlichen Witz als beim Britten; auch nicht ſo komiſche Schilderungen. Aber die Gedanken und das Gefühl ſind vielleicht tiefer; ſie neigen ſich mehr zur frommen Gemüthlichkeit. Das Komiſche dient nur zur Folie dem Rührenden. — Tieks Phantaſus, theils ernſten, ja tragiſchen, theils komiſchen oder humoriſtiſchen Inhalts, hat durchgehends eine rein-ſittliche Richtung, und an Tiefe des Sinnes und Sinnigkeit der Erfindung und Feinheit der Ironie ſteht dieſe Sammlung weit über des Verfaſſers eigentlichen Romanen (Abdallah, William Lovell und Peter Leberecht), in denen eine gewiſſe troſtloſe Härte und Einſeitigkeit unheimlich anſpricht, und auch über ſeine neuern (ſogenannten) Novellen. Unter den letztern zeichnet ſich die Verlobung durch Anmuth der Figuren und Klarheit und Durchſichtigkeit der Färbung aus. Das Verdienteſte darin iſt die Schilderung der falſchen Richtung und alberne Geberdung eines wiedererwachten religiöſen Lebens, beſonders im Bunde mit der Sentimentalität in der vornehmen Geſellſchaft. Dieſes ſüßlich und ſelig Thun mit Empfindungen, von denen man nicht wirklich ergriffen und durchdrungen iſt, ſondern höchſtens flüchtig berührt worden, dieſe Frömmigkeit ohne wahres inneres religiöſes Leben, dieſe fromme Unſchamhaftigkeit, die ſich in ganzer Nacktheit zeigt, und mit den geheimſten Regungen, welche die wahre Frömmigkeit in dem innern Heiligthum zu verſchließen pflegt, ein prunkendes Spiel treibt. Ungern vermißt man in Tieks Verlobung, in einer der Perſonen, das Bild eines recht religioſen Lebens.*) — An die humoriſtiſchen Romane oder

---

*) Vergl. Heidelberger Jahrbücher. 1825. IV. S. 359.

Erzählungen ſchließen ſich auch des Gr. **LeMaiſtre** Reiſe um mein Zimmer und der Leproſe an. Sie ſind von großer Zartheit und Anmuth. So auch des **Ximenes**: Mein Zimmer, eine kleine Welt. **Ulrich Hegners** höchſt gemüthliche **Molkenkur** ſtellt ſich dieſen Dichtungen rühmlich zur Seite. Die Tendenz iſt rein ſittlich; die Darſtellung ausnehmend lieblich, recht nach der Natur; durch das Ganze weht ein liebenswürdiger Humor. — Mancherlei Lob gebührt auch einigen Romanen von **Hofmann**, ſeinem **Kater Murr**, ſeinem **Meiſter Floh** und einigen **Erzählungen** in **Callots Manier**. Sie verrathen ein ſchönes, aber nicht zur vollen Entfaltung, Ausbildung und Klarheit gelangtes Talent zur Humoriſtik. Das Wunderbare und Alltägliche ſcheint hier oft nur vom Zufall zuſammengewürfelt. Das Phantaſtiſche aber ſtellt Hofmann mitunter meiſterhaft, nur zu ſchauerlich, dar. Seine Zerrbilder hingegen ſind zuweilen häßlich, widerlich. Uebrigens iſt ſeine Tendenz im Ganzen dem Sittlichen zugekehrt. Nur iſt ſie durch bittere Menſchenverachtung getrübt. Vorzüglich beachtungs- und achtungswerth iſt ſeine Ironie über Mißbrauch, Ausartung und falſche Schminke der Kunſt.

In einiger Beziehung merkwürdig iſt Otto von Franz Horn (Bremen 1810). Der Charakter des Helden iſt viel zu zurückſtoßend, als daß er irgend Jemand zur Nachahmung verlocken oder ihn auch nur geneigt machen könnte, ſeine Rechtfertigung zu übernehmen. Daß die Hand des liebenswürdigen Weſens, das er ſo ſchnöde verlaſſen, ihm in der Oede des letzten Augenblicks freundlich die Augen zudrückt, iſt ein nicht neues, aber immer erfreuliches Bild. So ſchön aber auch die hehre Unſchuld und Ergebenheit dieſes weiblichen Weſens geſchildert iſt, mit welchem Otto ſich nur verbindet, um in loſem Wahnſinn es für ein Luftgebild hinzugeben, ſo macht doch das Ganze, wegen den vielen Unwahrſcheinlichkeiten in der Erfindung, nur geringen Eindruck, und wegen dem Mißverhältniß zwiſchen den ſittlichen Urſachen und Wirkungen nicht den rechten und wohlthuenden, den der Verfaſſer, wie es ſcheint, bezweckte. Ohne jene Fehler würde nämlich nicht blos aus der Vergleichung der Charaktere des Otto und der Johanna und aus einzelnen Aeußerungen, ſondern aus dem Ganzen müßte lebendig mit Klarheit hervorgehen, daß alle ächte Glückſeligkeit auf innerlicher Einheit, auf Reinheit des Herzens beruhe; daß ſelbſt das äußere Unglück, das den erprobten rechtſchaffenen Mann trifft, nie die verzerrte Geſtalt der Widrigkeiten und des Ungemachs annehmen könne, in der es ſich dem nahet, der auch nur auf Momente den heiligen Bund mit der Natur brach und an dem göttlichen frevelte in frechem Uebermuth und Willkühr ohne Maas. Selbſt den elenden Otto wehet auf Augenblicke, unter dem einfachen Dach ſeines Schwiegervaters, wo dieſe friedliche Glückſeligkeit wohnte, ein Gefühl davon an. Es zeigte ſich aber bald, daß er ſich ſelbſt täuſchte, indem ſein Inneres viel zu verworren, zerriſſen und wüſte war, um den himmliſchen Werth der Geliebten recht zu fühlen. Wie er war, mußte ſie freilich bald allen Reiz für ihn verlieren; nur nicht gegen ein Luftgebild, dem er durch alle Länder nachrennt. Denn ſo für das Ideale geſtimmt war ſeine Seele doch keineswegs. Was frommt es für den Eindruck auf den Leſer, daß er vor ſeinem Hinſcheiden mit tief gebeugter Seele, doch ohne alle Tüchtigkeit und Kraft zur Beſſerung bekennt, er habe ſich entfernt von der Natur und dem rechten Maas; er habe in Hochmuth und eigenſüchtiger Liebe ein frevelhaftes Spiel getrieben mit dem Glücke

Anderer; ſein ganzes Leben ſey ein großer Irrthum?

Vielleicht niemals hat ein Romantiker das Ziel: die Tugend liebenswürdig darzuſtellen, ſich mit ſo beſtimmtem Ernſt vorgeſteckt, wie **Richardſon**, der eigentliche Erfinder des Familienromans, der mit Vorliebe die innerſten Verhältniſſe des häuslichen Lebens, beſonders diejenigen ſchildert, die das Gefühl in Anſpruch nehmen. Sein ſchönſter Ruhm wird immer ſeyn, daß ſein Leben von der nämlichen ſittlichen Reinheit und Milde wiederglänzte, die der Schmuck ſeiner Schriften ſind. Auch empfand er ſelber tief, was er ſchilderte. Während er die Gemälde der Seelenleiden ſeiner Pamela, ſeiner Clariſſa entwarf, geſchah es oft, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen.*) Wenn **Franz Horn** (in ſeiner Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. III. 244) ſagt: Richardſons Romane ſeyen ſehr intereſſante und theilweis vertrauliche **Exempelbücher**; ſo fragt es ſich einerſeits: ob nicht alle Romane dies ſeyn ſollen? anderſeits kann man freilich Richardſons

---

*) *Walter Scott*, Biographie des Romanciers celèbres. Paris 1826. I. 117.

Helden nicht von einer gewiſſen Ziererei freiſprechen, womit ſie ſich benehmen und ihre Tugend wechſelſeitig auskramen. Eitles Geſchwätz von Tugend verträgt ſich nicht mit ihrer Erhabenheit, und obgleich vollkommene Charaktere mit der Natur des Romans nicht wie mit der Natur des Drama's unverträglich ſind, ſo darf doch auch der Roman Niemanden vollkommener ſchildern, als der Menſch es ſeyn kann.*) In beider Hinſicht trifft des Richardſons Romane gerechter Tadel. In der Pamela und im Grandiſſon iſt es gar zu deutlich darauf abgeſehen, reine Ideale aufzuſtellen und die Tugend mit dem Lohn des Glücks in Verbindung zu zeigen; während die Erfahrung jene Ideale nie, und dieſe Verbindung ſelten aufweist, und es der unſeligſte Irrthum iſt, zu glauben, daß der Tugend wahre Belohnung in ſo nichtigen Dingen, wie die Erdengüter, die vom Zufall abhängen, beſtehen könne. Karl Grandiſſon iſt eine Art Ungeheuer von Vollendung, wie man noch nie eines geſehen hat; immer ſtralt er auf hohem Wolkenthron, oder ſchreitet mit zierlichen goldenen Pantoffeln im Sonnenglanz einher. — Auch Pamela iſt die ſittliche Reinheit ſelbſt. Ihre Gefühle ſind im Ganzen ſehr erbaulich. Doch vermindert es ihr Verdienſt, daß ſie (das arme Mädchen), die den Nachſtellungen des großen Herrn, der ſie verführen möchte, widerſteht, keine Neigung für ihn fühlt, und daß ſie zuletzt dennoch ſeinen Heurathsantrag ſo willig annimmt, obgleich ſie ihn von der ſchlechteſten Seite hatte kennen gelernt.

---

*) (Blankenburg) Verſuch über den Roman. Leipzig 1774. S. 57, 77 fg.

In der Clariſſa ſind dergleichen Fehler theils glücklich vermieden, theils minder auffallend. Daher iſt auch dieſer Richardſon'ſche Roman unter ſeinen Brüdern der lehrreichſte. Die Heldin iſt lange Zeit von dem täuſchenden Schein von Liebenswürdigkeit, womit der abſcheuliche Lovelace zu glänzen weiß, ganz eingenommen. Ihr erſter Schritt einer Vertraulichkeit mit ihm bringt grenzenloſes Elend über ſie. Welche Warnung! Sobald er die Larve fallen läßt, verabſcheut ſie ihn. Doch dann erſt erſcheint ſie im höchſten Glanz der Tugendwürde, nachdem der Schändliche ſie durch Gewalt zum Opfer ſeiner Lüſte gemacht hat. Sie ſtirbt, und ihm bleibt nichts, als die Entehrung und das Bewußtſeyn ſeiner gräßlichen

Schuld. Warum bleibt der Dichter hier nicht ſtehen? Wozu bedurft' es, daß er noch die Hand eines Verwandten der Verklärten bewaffnet, um ſie zu rächen? Durch dieſe Rache wird die reine Glorie der Heldin nur verdüſtert. Uebrigens bleibt es immer ein Problem: ob der abgefeimte Wüſtling Lovelace, der mit dem raffinirteſten Geiſt allen Künſten aufbietet, um die Clariſſa in ſein Netz zu locken, nicht den Thierinſtinkt ſeines Gleichen aufregen, und ein einziger ſeiner Kunſtgriffe die Argliſt ſo vieler Andern ſchärfen könne, die bei beſchränkterm Geiſte noch gemeinerer Sittenloſigkeit ergeben ſind? — Aus der Clariſſa ſollen indeſſen Aeltern lernen, ihre Rechte über ihre Kinder in Heurathſachen zu mäßigen und die Töchter ſowohl als die Mütter lehrt dieſer Roman, ſich vor dem lockenden Schein und vor der trüglichen Maxime, daß ein bekehrter Böſewicht der beſte Gatte werde, zu hüten, und nur der geprüften Tugend, niemals den aimables roués, ſie mögen ſich noch ſo ſchön geberden, zu trauen. — Lange ſchon nimmt das Publikum faſt keine Notiz mehr von Richardſons Romanen.*) Dies rührt theils von der Umwälzung im Gebiete des Geſchmacks, theils von der ermüdenden Weitſchweifigkeit her, in der die ſchönen Parthien ſeiner Dichtungen gleichſam erſäuft ſind. Indeſſen dürfte eine zweckmäßig abgekürzte Ausgabe ſeiner Clariſſa und Pamela und ſeines Grandiſſon noch jetzt eine lehrreiche Lektüre für die erwachſene Jugend abgeben.*) — Anziehender jedoch und unübertroffen iſt **Goldſmiths Vikar von Wakefield**, als geiſtvolles und rührendes, mit ſittlichem Zartgefühl entworfenes Gemälde einer einfachen Prediger-Familie, die durch die verführeriſchen Reize der Sucht zu glänzen und über ihren Stand hinaus zu ſtreben an den Rand des äußerſten Elends verlockt, und nur durch Dazwiſchenkunft eines ſeltenen Edelmuths gerettet wird. Dieſer Roman weckt Liebe zur Tugend, Abſcheu gegen das Laſter. — Weit tiefer in vieler Hinſicht ſtehen die Romane der **Riccoboni** (Briefe der Gräfin

---

*) Doch iſt jetzt wieder eine neue franzöſiſche Ueberſetzung

---

der Clariſſa von **Letourneur** in 14 Bänden in 8. erſchienen.

*) Es exiſtirt auch ein deutſcher Auszug. Aber ich kenne ihn nicht, kann daher über ſeine Zweckmäßigkeit nichts ſagen.

Sancerre, Briefe des Lord Rivers, Miß Jenny, der Marquis v. Creßy, Erneſtine und Amalie).*) Es ſind lauter Liebesgeſchichten; aber man erkennt in der feinen Darſtellung überall die Verehrerin Richardſons, die ihre Gemälde für Tugend und gute Sitten anziehend und lehrreich zu machen ſtrebt.

Auf einer weit höhern Stufe der Kunſt ſtehen Wielands Romane. Sie haben zwar ſchon aufgehört, die Lieblinge des deutſchen Publikums zu ſeyn. Doch, der Zauber des Styls von mehrern, ihr attiſches Salz, ihr anmuthiges Weſen, ſchützt ſie vor Vergeſſenheit. In allen kehren dieſelben Lebensanſichten, dieſelben Lehren wieder, nur in verändertem Gewand. Mit leichter Ironie, worin ſich der franzöſiſche Witz und die lucianiſche Laune vermählen, weiß die Wielandiſche Muſe über die Schwächen der philoſophiſchen Syſteme und ihrer Geweihten und die Albernheit der Schwärmerei ein Lächeln zu erregen. Dagegen ſucht ſie die behagliche Lebensweisheit eines Epikur und Ariſtipp faſt überall als die einzige vernünftige zu empfehlen, und läuft nicht ſelten Gefahr, alle Tugend und allen frommen Glauben mit ihren Prieſtern der Unredlichkeit verdächtig oder lächerlich zu machen. Der am meiſten vollendete, glänzendſte und auch gehaltreichſte ſeiner Romane iſt ſein Agathon, wenn gleich er Anfangs eine ziemlich kaltſinnige Aufnahme fand.*) Unter den reizendſten Schilderungen der Natur entfaltet ſich hier der ganze innere Menſch, wie er denkt und handelt, in den wichtigſten Anliegen des Lebens, im Drange der Leidenſchaft und des Zweifels. Ein lebendiger, tiefer, klaſſiſch gebildeter Sinn durchwebt das Ganze. Indeſſen kann nur ein gereifterer Geiſt daſſelbe recht verſtehen und Nutzen daraus ziehen. Für junge, feurige, noch unbefeſtigte Seelen iſt Agathon vielleicht der gefährlichſte aller Romane. Nicht nur erregen ſeine Gemälde zu ſehr die Glut der Lüſternheit; auch findet dieſe in ihm zu viele Scheingründe, die ihr das Wort reden, als daß man hoffen dürfte, das Herz der unerfahrnen Jugend werde, ſo vielen Reizen widerſtehend, der Tugend ſich zuwenden. Sehr treffend ſchrieb daher Friedrich Jakobi darüber an Wieland ſelbſt:*) „es ſollte verhütet werden, daß der Leſer die Schwärmerei des Helden nicht mit ſeinen tugendhaften Geſinnungen in Eins werfe, und in Zweifel gerathe, ob nicht der Vortheil, den Hippias dem Agathon abgewinnt, ein Sieg über die Tugend ſelbſt ſey.“**)

---

*) Das Beſte iſt geſammelt und umgearbeitet in Anton Walls Ueberſetzung. Leipzig 1731. IV. B.

---

*) Worüber ſich der Verfaſſer (ſ. Auswahl denkwürdiger Briefe. Wien 1815) ſelbſt beſchwert.

Weit minder glänzend ſind Makenzie's Romane: der Mann von Gefühl (Deutſch. Danzig 1794) und der Mann von Welt (Deutſch. Leipzig 1808). Aber ſie enthalten eine lehrreiche Galerie von Charakterbildern, die mit einem reinen und wahren Gefühl, worin etwas Schwermüthiges vorherrſcht, entworfen ſind. Vorzüglich anziehend iſt der Kontraſt zwiſchen Harlay, der vor lauter ſittlicher Empfindſamkeit zu den täglichen Geſchäften des Lebens untüchtig wird, und Sindal, der durch die Gewohnheit, alle ausſchweifenden Gelüſte zu befriedigen, zu einem Ungeheuer von Selbſtſucht verſteinert wird.

---

*) Fr. Jakobi's auserleſener Briefwechſel. 1825. I. 92.

**) Wieland ſcheint ſelbſt unter der Arbeit ſo etwas beſorgt zu haben. S. ſeinen Brief an Zimmermann in der Auswahl auserleſener Briefe. Zürich 1813. II. 202 fg.

In Prevoſts Dechant von Killerine oder: Bücherklugheit ſtrandet im Weltlauf, findet man intereſſante düſtere Gemälde von dem mitleidswürdigen Zuſtande der katholiſchen Irländer, den indeſſen jetzt Th. Moore's Capitän Rock mit weit lebendigerer Wahrheit und mit unübertrefflichem Spott auf ihre Verfolger allen fühlenden Seelen intereſſant gemacht hat. — Ein wahrer Gegenfüßler aller romantiſchen Sentimentalität, hatte Swift weit früher als ſeine oben genannten Landsleute in ſeinen Reiſen Gullivers die Verkehrtheit und Nichtigkeit der menſchlichen Dinge, ihre Mängel, Gebrechen und Thorheiten mit einem aus reicher Ader ſtrömenden Witz recht anſchaulich zu machen gewußt, und, obgleich er in ſeinem Mährchen von der Tonne der hohen biſchöflichen Kirche, auf Koſten der Andern, ein Kompliment machen wollte; ſo iſt doch ſeine Hauptabſicht, den blinden Aberglauben ſowohl als die vernünftelnde Schwärmerei zu bekämpfen, und er thut es mit ſtarkem, treffendem Witz; freilich nicht ſelten mit einem Leichtſinn, der den Anſtand, und noch mehr die Würde religiöſer Gegenſtände ſtark verletzt. Sein Satyr hat aber bei aller Bitterkeit die Miene einer ſo gutmüthigen

Treuherzigkeit, daß Niemand ihm übel wollen kann, und er auch den Ernſteſten zum Lachen nöthigt.

Die Perſiſchen Briefe von Montesquieu ſind der erſte gelungene geiſtvolle und witzige Verſuch unter der Maske eines mit reizender Sinnlichkeit wohlausgeſtatteten Romans, die herrſchenden Thorheiten und Gebrechen des Zeitalters und des eigenen Vaterlands, als gehörten ſie dem entfernten Ausland an, oder als würden ſie von einem Wildfremden beurtheilt, zu rügen. Die ſpätern peruvianiſchen Briefe der Graffigny, auch die marokkaniſchen, ferner die Briefe eines Mameluken von Lavallée ſind ſchwache, doch nicht verdienſtloſe Nachbildungen.

Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen von Hermes (VI Bde.) hat zwar Richardſons Manier und Weitſchweifigkeit; aber es gebricht ihr der ächte Dichtergeiſt. Ein Gemiſch tragiſcher und komiſcher Scenen, geſchmückt mit gemeinen Plattheiten, falſchem Witz und welker Empfindelei. Und doch iſt der Roman nicht ohne gute gelungene Scenen, der Aufbewahrung würdig. Er iſt eine Vorrathskammer von lehrreichen Beobachtungen und Belehrungen. Ueberall arbeitet er der Selbſtſucht und Einſeitigkeit der verſchiedenen Stände, der Störung des Lebens durch ärgerliche Mißbräuche, der tückiſchen Büberei und Verſtocktheit entgegen; überall ſtrebend, die Achtung für Männer- und Frauenwürde, für jungfräuliche Reinheit, für fromme Sittlichkeit, für Ehe- und Familienglück zu begründen.*)

Dem Sebaldus Nothanker von Fried. Nikolai wurde nicht ohne allen Grund eine Einſeitigkeit des Verſtandes, die alles Gemüthliche von ſich ſtößt, vorgeworfen. Aber zur Abkühlung der Liebhaberei für myſtiſchen Unſinn und geiſtlichen Stolz behält dieſer geiſtreiche Roman wahres Verdienſt, und das Bellen und Poltern aller Myſtiker und Schwärmer gegen ihn half nur, dieſes Verdienſt noch zu heben. Dem aufgeblähten Prieſter, dem eingebildeten Schriftſteller und allen Handhabern des Bücherweſens werden hier mit Naivetät die triftigſten Wahrheiten geſagt, und ihre Liſten und Schwächen werden ſcheulos aufgedeckt. Gegen Schul- und

---

*) Wachler, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. 1819. II. 205 fg.

Modewitz zieht dieſer Roman muthig und mit Witz zu Felde. Auch erhalten verjährte Nationalthorheiten die verdiente Rüge. — Wohl mag die Satyre über die Pietiſten mitunter zu bitter ſeyn, und es iſt immer ein mißliches Unterfangen, Fehler in der Religion lächerlich zu machen, anſtatt Mitleid oder Abſcheu dafür einzuflößen. Aber ernſte Rüge verdient es doch gewiß, wenn Leute, die unaufhörlich Chriſtum im Munde führen, ſeine Lehre: Richtet nicht! ſo wenig beobachten, daß ſie hinter der Larve der Gottſeligkeit Jeden ſchief anſehen und ihm hinderlich ſind, der nicht mit ihnen gerad eines Sinnes iſt und gleich ihnen mit frommen Empfindungen tändelt.*)

Mit trefflicher Laune ſind in des ſpaniſchen Jeſuiten Isla Fra Gerundio die ſchlechten Studien und die lächerlich abgeſchmackten Prediger ſeiner Zeit, wohl auch ſpäterer Zeiten (?), dargeſtellt. Mit nicht geringerm, aber etwas derberm Witz, iſt in Buchners Pangraz (München 1821) das Treiben und Wirken gemeiner Bettelmönche in ihrer Ausartung unter den niedern

---

*) Vergl. Heinrich Stillings häusliches Leben. 1789. S. 5, 93, 98, 140, 197 fg.

Volksklaſſen geſchildert. Jammerſchade, daß die Wahrheit eines Gemäldes aus dem wirklichen Leben ſo wenig erbaulich iſt! Doch, ſolche Sittenſchilderungen liegen eigentlich nicht im Bereich des Romans.

Des Muſäus phyſiognomiſche Reiſen bewahren das Andenken an die Gefahren einer Verirrung des menſchlichen Verſtandes durch Uebertreibung im Gebrauch einer an ſich wahren und reichhaltigen Bemerkung: daß die Phyſiognomien ein Spiegel der Seelen ſind. Noch köſtlichere Gaben des Muſäus ſind ſeine freundlich-heitern Volksmährchen. Auch der Neubert Romane und des Nikol. Vogt Sagen am Rheine, Apels Volksmährchen, Grimms deutſche Sagen, des Gr. Mailath magiariſche Sagen, ſo wie Cunninghams Sagen von Schottland, und J. Rudolphs Wyß Volksſagen aus der Schweiz (Bern 1815), denen die Châteaux suisses der Frau von Montolieu rühmlich zur Seite ſtehen; auch Nachtigalls Volks-Sagen verdienen Beachtung. Kein Volk iſt ohne Ueberlieferungen aus der Vorwelt; in ihnen ſpiegelt ſich am reinſten der Genius, der Charakter, die Sitte, und ihre Klänge ſprechen in jedem Volke das Gemüth am freundlichſten an; tönen ſie doch aus ſeiner Kindheit herauf. Kommt unſer aller ſeliges Jugendleben uns nicht am Abende des Lebens als Mährchen vor? Und wie Vieles wird nicht zum Mährchen, das im Leben für uns die ſtärkſten Reize hat! — Den Sagen und Mährchen ſchließen bei mehrern, beſonders ſüdlichen Völkern, die Novellen (bei den Franzoſen auch Fabliaux genannt) ſich an. Ihrem Weſen nach ſcherzhaft, ſind ſie zwar mehrentheils, vom Decamerone des Boccacio an, dem unlautern Eros geweiht; auch trifft der Spott von Vielen nicht blos Mißbräuche, ſondern ſchont ſelbſt der religiöſen Ideen nicht. Doch gibt es auch, zumal in Italien, einen Schatz von Solchen, die Lachen erregen, ohne die Scham oder das fromme Gefühl zu verletzen.*) Eine gute Auswahl wäre wünſchenswerth. Auch bei Boccacio finden ſich köſtliche Juwelen, z. B. die großmüthigen Freunde, die vielgeprüfte Griſelde, Gräfin von Saluzzo (trefflich in Verſe gebracht von Baron Nikolai), und die drei

---

*) *Chénier*, Fragmens du Cours de littérature. Paris 1818. p. 57 etc., p. 95 etc.

Ringe (ſo meiſterhaft benuzt von Leſſing in ſeinem Nathan).*)

In (Joh. Karl) Wezels Geſchichte des Tobias Knaut (4 Bände) wird über Allerlei mit Wiz und Geiſt geplaudert. Aber der Wiz iſt oft geſucht, das Gefühl affektirt, das Ganze zu gedehnt. Die Scenen aus dem niedern Leben ſind am glücklichſten ausgemalt.

Wer die Unarten und Bizarrerien einer Geſellſchaft wandernder Schauſpieler und ihr phantaſtiſches Treiben will kennen lernen, der leſe mit einem Rückblick auf die frühern Schilderungen in den Romanen des Le Sage den erſten Theil von Wilhelm Meiſters Lehrjahren. Es iſt ein Gemälde von Meiſterhand, zu welchem dieſer Roman noch manche köſtliche Seitenſtücke aufſtellt, die jedoch nur derjenige ganz zu würdigen verſteht, der die höhern Stufen der Ausbildung ſchon erſtiegen hat. Ueber das Gebiet des

---

*) Der eigentliche Sinn der drei Ringe iſt: durch Liebe müſſe der Glaube ſich bewähren; ohne ſie ſey er todt und könne Niemand frommen, ſo viel man ſich auch darauf einbilde.

Schönen verbreitet die eben ſo ſehr didaktiſche als erzählende Dichtung Blitze des Genie's.

Im Alterthümler von Walter Scott ſind viele herrliche Epiſoden vielleicht das beſte; er zeichnet uns aber auch die Narrheiten einer Art von etwas langweiligen Sonderlingen, die mit raſtloſer Phantaſie Alles, auch das Geringfügigſte, in der Gegenwart durch die Brille der Alterthumsgrübelei anſehen und ſich ſo ein eigenes Bild von der Vorwelt erträumen. Der ſatyriſche Theil des Romans trifft den Gelehrſamkeitskrämer, der einem Kriegsſchiffe nicht unähnlich iſt, das bald von dieſer, bald von jener Seite den Feinden, die es verfolgen, eine volle Ladung gibt. Nebenher lernt man hier auch noch, daß dergleichen Liebhabereien Nachſicht gebühre, da ſie mit trefflichen Eigenſchaften ſehr wohl beſtehen können.

Cramers Erasmus Schleicher (der einzige der zahlloſen Romane des Verfaſſers, der Erwähnung verdient) zeichnet ſich durch eine ziemlich naive, freilich mitunter rohe und triviale Ironie aus, womit er die auffallendſten Verderbniſſe und Narrheiten der Welt belacht. An Plattheiten, Uebertreibungen und Zerrbildern fehlt es indeſſen auch hier nicht, und ſowohl in der Sprache als in den Schilderungen und Situationen wird der ſittliche Anſtand in hohem Grad beleidigt.

Wielands Abderiten ſind ein Kabinetsſtück, worin Jedermann, auſſer den Abderiten ſelbſt, eine treue ironiſche Darſtellung der Erbärmlichkeit einbilderiſcher Beſchränktheit und Kurzſichtigkeit erkennt.

In J. Gottw. Müllers Siegfried von Lindenberg (4 Bde.), dieſer ächt komiſchen Schilderung eines aus Kraft und Schwäche zuſammengeſetzten landjunkerlichen Sonderlings, iſt der ſich breit machende Junkerdünkel, als alberner Popanz, dem Gelächter des Publikums überliefert.

Feßlers Hofnarr iſt kalter Scherz und Spott über die Verirrungen und Uebertreibungen bei den entgegengeſetzten — proſaiſchen und poetiſchen Naturen; der Hofnarr erſcheint edler als ſein proſaiſcher Gönner.

Lorenz Stark von Engel iſt ein mit wahren und feinen Zügen entworfenes Gemälde einer ſchätzbaren bürgerlichen Familie, in welcher bedeutende Mißverhältniſſe, von ſchroffen, eckigen, aber nicht widerlichen Sonderbarkeiten des redlichen, wackern Hausvaters, der an Smollets Matthias Bramble im Humphrei Klinker erinnert, herrührend, ſich in der Gutmüthigkeit aller Charaktere, ſobald ſie zu allſeitiger Anerkenntniß gelangt iſt, freundlich löſen. Die Zeichnung übertrifft hier bei weitem das Kolorit. Aber die Haltung iſt gut, und man ſieht, der Verfaſſer hat nach der Natur gezeichnet.

Ellen Percy oder Erziehung durch Schickſale (1822. 2 Bde.) von **Thereſe Huber** (nach dem Engliſchen bearbeitet) iſt eine höchſt lehrreiche und ſehr anziehende Darſtellung der Verirrungen eines vom Glück verzogenen und verzärtelten jungen Frauenzimmers und ihrer Zurückführung zur Tugend, zu innerm Frieden und zu geſellſchaftlichem Wohlſtand, durch die Prüfungen des Unglücks, die als Folgen jener Verirrungen ſich einſtellten. Man ſieht hier eine urſprünglich edle Natur tief ſinken, aber auch an der Hand des Schickſals, die ſie durch dunkle mühſame Pfade führt, ſich fromm und vertrauend erheben.

Von unübertroffener Originalität, Wahrheit und Einfalt iſt des ehrwürdigen Menſchenfreunds **Peſtalozzi** Seelengemälde der niederſten Volksklaſſe in ſeinem **Lienhard und Gertrud**; ein Buch voll wahrer Volksweisheit, mit großer Volksliebe geſchrieben. Ein Seitenſtück haben wir an dem Dörfchen Traubenheim von Schlez, wo die Folgen guter Erziehung für Einzelne und eine ganze Gemeinde in einer erdichteten Geſchichte vor Augen geſtellt ſind. Auch dem Spizbart von Schummel (1779), dieſem Zerrbild ungeſtümer, tölpiſcher, oft eitler und wenig überlegter Neuerungsſucht in der Kindererziehung, gebührt einige Beachtung, obgleich die Rüge in Salzmanns Krebsbüchlein (freilich kein Roman) noch treffender iſt. — In der gemüthlichen, kindlich-frommen Geſchichte von Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahren und Wanderſchaft, einem pſychologiſchen Kabinetsſtücke, lernen wir vorzüglich, wie der Menſch nicht ſicherer gehen könne, als wenn er in Einfalt des Herzens und der Sitten Gott vertraut, und daß, wer mit einem beſtändig guten Gewiſſen alt geworden, ſich vieler guten Handlungen bewußt iſt, und früh gelernt hat, mit Gott umzugehen, zu einer Größe und Freiheit gelangt, die der größte Eroberer nie erreicht hat; daß der Menſch nach der Maxime der ewigen Liebe mittelſt harter Prüfungen geübt und zum Ueberwinden durch demüthiges und gelaſſenes Leiden und Meiden im Guten geſtärkt werde, und daß er, wenn

Trübſale über ihn kommen, den frohen Glauben ergreifen ſoll: daß er auf Gottes Univerſität ſey, der etwas aus ihm machen wolle (II. 147.); daß er ihm ja nicht aus der Schule laufe, indem der treue Schüler aus jedem Läuterungsfeuer gereinigter und verklärter hervortritt. Manche Stellen in dem Buch möchten freilich den Unbefeſtigten zur falſchen Empfindſamkeit oder zur Schwärmerei verleiten, und es dürfte daher wohl erſt von Perſonen von gereifter Vernunft und geprüftem Glauben mit vollem Nutzen geleſen werden. — Von weit geringerm Werth nach Inhalt und Einkleidung iſt die Selbſtbiographie, welche Moriz unter der Aufſchrift Anton Reiſer bekannt gemacht. Sie ermangelt des tiefen innigen Gefühls für das Höchſte, die Stillings Leben durchſtrömt. Doch gibt ſie manchen lehrreichen Wink über die wichtigen Folgen erſter Eindrücke, dann der Erziehung, endlich der Geſellſchaft, in die der Menſch geräth.

Im Schauerlich-Geheimnißvollen kann der Roman der Anna Radcliff: Abentheuer im Walde (the Roman of the forest),*) als

---

*) In's Deutſche überſezt. Leipzig 1791. III Bde.

Choranführer angeſehen werden. Den Helden des Stücks (La Mothe) macht ſeine Charakterſchwäche ſtets bereit, das Werkzeug zu Freveln zu werden, gegen die ſein Herz ſich ſträubt. In ſeinem Aerger gegen die Welt, die ihn mit Verachtung ausgeſtoßen hat, und genöthigt, in einer zerfallenen, von furchtbaren Geheimniſſen erfüllten Burg eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen, rächt er ſich durch Ausübung finſterer Willführ an ſeiner Familie. Doch ein gewaltig böſer Geiſt tritt auf, dem es gelingt, indem er mit Erfolg bald Verführung bald Schrecken anwendet, den Schwachen dahin zu bringen, daß er ſich zur Ausführung ſchwarzer Anſchläge gegen die Tugend und das Leben einer von der Dankbarkeit, der Ehre und der Gaſtfreundſchaft ſeinem Schutz empfohlenen Waiſe hingibt. Der Effekt des Phantaſtiſchen wird durch wohlgelungene Gemälde aus der Natur verſtärkt. — Noch ſchauerlicher, zauber- und wunderreicher, ſowohl in den Charakteren als in den Schilderungen, ſind Udolphos Geheimniſſe der nämlichen Verfaſſerin (Deutſch. Leipzig 1796. 4 Bde.). Auch hier iſt die Heldin durch den Einfluß treuloſer und tyranniſcher Vormünder von dem Gegenſtand ihrer Neigung getrennt und in eine Burgruine verwieſen, wo die abentheuerlichſten Schreckensſcenen vor ihren Augen ſich entfalten. Doch wird auch dieſer Roman im Schrecklichen noch von einem dritten übertroffen: die Italienerin (Deutſch. Königsberg 1797. 3 Bde.). Beim Anblick ſo düſterer Gemälde von Greuelthaten findet der Leſer einzig in ihrer Unwahrſcheinlichkeit einigen Troſt. Was aber das Wunderbare betrifft, ſo wird hier, nachdem die Phantaſie auf's Höchſte geſpannt worden, der Zauber durch Erklärungen, die obgleich unerwartet, doch mehr oder minder natürlich ſind, gelöst. Viele Zeitumſtände begünſtigten die Richtung der Romantik nach den dunkeln Zaubergebiethen der Geiſterſeherei. Aus dem zahlloſen Schwarm nichtswürdiger Nachahmungen, welche die Muſe der Radcliff erweckte, ſah man bald den Mönch von Levis das Haupt erheben, der mit ſeltenem Talent die furchtbarſten Schreckniſſe mit den wollüſtigſten Schildereien zu einem ſonderbaren Ganzen verſchmolz. Das große Aergerniß, das dieſer Roman veranlaßte, konnte der Verfaſſer durch die oft ſchon verſuchte Ausflucht nicht beſchwichtigen: daß die endliche Beſtrafung des Laſters den Eindruck der lebendigen Gemälde ſeiner Ausſchweifungen verwiſchen müſſe. Doch ſo überreich alle dieſe Romane an Schauder erregenden Scenen ſind, ſo weichen ſie doch vor dem raſenden Teufelsbraus im Melmoth des Maturin zurück. Man hat ihn mit gerechter Ironie den Dante der Romantiker genannt. Auch in ſeinem Für und Wider und ſeinen Albingenſern ſpielen Geſpenſter und Zauberinnen die Hauptrollen. Im erſten Roman ſind aber die verſchiedenen Eindrücke der Lehre der Methodiſten auf ein urſprünglich gut oder bösgeartetes Gemüth mit tiefer Sachkenntniß geſchildert, und aus dem wilden, trüben Gewirr im andern Roman ragen einige hiſtoriſche Geſtalten in düſterer Wahrheit hervor. — Die Muſe von Walter Scott ſtreift gleichfalls mit Vorliebe an den Abgründen des Schauerlichen umher. Sie weiß aber mehrentheils hierin ein weiſes Maas zu halten und den ſanftern Gefühlen die Oberhand zu verſchaffen. In ihren Darſtellungen iſt das Schauerliche nicht Hauptſache, ſondern nur was der Schatten und das Helldunkel in ſchönen Gemälden. — Auch Göthe ſcheut in ſeinem Wilhelm Meiſter den Reiz des Geheimnißvollen nicht. Er gebraucht ihn aber mit vielem Scharfſinn, nur als untergeordnetes Mittel, — ob jedoch zu einem höhern Ziel, als einer inner den Schranken der Sinnlichkeit ſich bildenden Weisheit? darüber läßt uns der Dichter ungewiß. Das groſe Räthſel in des Menſchen Bruſt zu löſen — dieſe Aufgabe ſchien ihm wohl zu hoch. Doch ſcheint er mancherlei Schlüſſel zu dieſem Behuf zu probieren. — Schillers Genius hatte vielleicht die glücklichſten Anlagen für das Romantiſch-Schauerliche. Sein Geiſterſeher, ein unvollendetes Bruchſtück, aber ein Gemälde von lebendiger Wahrheit, iſt ein gewichtiger Zeuge von der Seichtigkeit und Erbärmlichkeit damaliger Zeit, die im Streben nach dem Geheimnißvollen und Wunderbaren gleichſam ihre Erholung von unfruchtbarem Grübeln und für ihr eigenes froſtiges, falſches und ſchales Weſen in allen Schaudern des abergläubiſchen Wahnſinns und Betrugs Entſchädigung ſuchte. Indeſſen ſcheint der Zauber, womit der Roman, ſo weit er reicht, den geheimen Spuck der Geiſterſeherei umgibt, das Intereſſe dafür (wenigſt für den groſen Haufen der Leſer) mehr zu nähren als von ſeiner Nichtigkeit zu überführen, was doch wahrſcheinlich im Plan des Dichters lag, der aber nicht zur Vollendung gedieh. Dieſe wurde (von Follenius) verſucht, aber der Verſuch mißglückte.

Geiſtreich ſind mehrere Gaben von Klinger und Benzel-Sternau. In Klingers Romanen ſieht man die beſſere Menſchennatur kräftig, mitunter bitter und mit ſchroffer Einſeitigkeit ankämpfend gegen die ſittlichen Verderbniſſe, die ſich in der Welt entfalten und dem Rechten, Guten und Edeln überall in den Weg treten. Mit großer Weltkenntniß werden hier die Werke der Finſterniß im höhern geſellſchaftlichen Leben, die Tücke und Künſte leidenſchaftlicher Selbſtſucht in allen Geſtalten entſchleiert, und die Anmaaßungen der vornehmen Welt und der Scheinweisheit mit Nachdruck gezüchtigt. Die Schilderungen verfehlen oft durch ihr Gräßliches und Schauderhaftes den rechten Eindruck.

Die Romane von Benzel-Sternau, die mit Geiſt und Witz nicht dürftig ausgeſtattet ſind, und deren äſthetiſcher Eindruck nur durch eine gewiſſe gezierte Manier geſchwächt wird, haben in ſittlicher Beziehung eine lobwürdige Tendenz. Zuweilen, beſonders im goldenen Kalb, zeigt ſich eine Neigung zum Paradoxen. Mehrere Charaktere ſind nach dem Leben mit feiner Menſchenkunde gezeichnet.

Pfiſters Nordenſtern iſt ein wahres, lehrreiches Familiengemälde.

Demme's Pächter Martin und ſein Vater ſpricht herzlich und redlich zum Herzen.

In den romantiſchen Werken von **Zſchokke** und **Pahl**, deren Anſehen ihre meiſterhafte hiſtoriſche Ueberſichten wohl begründen, ſpricht ſich ein geſunder, beſonnener, der Veredlung der Menſchheit zugewendeter Geiſt aus, der bald mit Ernſt, bald mit Scherz wichtige verkannte Wahrheiten geltend zu machen weiß. Eine reiche Ader aufheiternder Lebensweisheit ſtrömt in ihren Schriften.

Den Romanen von **Knigge** (Roman meines Lebens, Geſchichte von Seelberg und Briefe des armen Herrn von Mildenburg), von **Lafontaine** (Flamming, Familie von Halden und vielen andern häuslichen Gemälden) und von **Spieß** läßt ſich zum Theil auch in ſittlicher Beziehung manches Gute nachſagen. Aber das Meiſte der zwei Letztgenannten iſt eilfertige Fabrikarbeit und etwas leichte und ſeichte Waare. Nach den erſten mehr oder minder gelungenen Leiſtungen, die das empfindſame Publikum ſehr erfreuten, zeigte ſich hier bei vielen nachfolgenden eine traurige Erſchöpfung. — **Starke's** häusliche Gemälde ſind, als Romane betrachtet, was Ifflands Schauſpiele für die Bühne. — **Kotzebue's** Romane (die Ortenbergiſche Familie, Ildegerte von Norwegen, Leontine und Philibert) haben gleiche Tendenz mit ſeinen Schauſpielen, nach der Tugend ſchielend und blinzelnd, aber mit dem Schlechten liebäugelnd. In Bezug auf die Kunſtform ſteht ihr poetiſches Verdienſt weit hinter ſeinen beſſern Dramen.

Die Romane der **Cottin**, unter dieſen vorzüglich Malvina, Amelie von Mansfeld, Mathilde und les Exilés de Sibérie, empfehlen ſich durch meiſterhafte Charakterzeichnung und rührende Schilderungen der edelſten und zarteſten Gefühle. Doch dürften auch dieſe Romane der Jugend keineswegs frommen; deſto eher dem reifern Alter. Sie malen beſonders gut die Liebe im Unglück. — Nach ihnen verdienen einige Romane der Frau von **Souza** (Flahaut) mit Lob Erwähnung: Adèle de Sénange, Émilie et Alphonse, Charles et Marie und Eugène de Rothelin. — Rein ſittlich iſt die Sinnesart und Gefühlsweiſe in der

Sophie La Roche Fräulein von Sternheim, Meluſinens Sommerabenden und Roſaliens Briefen. Es athmet darin ein zarter weiblicher Sinn, durch Welterfahrung und Nachdenken gebildet, und nach Reinigung und Stärkung für das Höhere ſtrebend. — Auch die viel ſpätern romantiſchen Dichtungen der Helmine von Chezy durchweht ein rein ſittlicher frommer Geiſt. Sie ſind reich an ſchönen Anklängen, die das Gemüth veredeln.

Blums jetzt vergeſſene Spaziergänge ſind ein Buch, das jugendlichen Gemüthern edle, wohlthätige Geſinnungen einflößen kann; die Schreibart iſt blühend; für Tugend und Religion ſpricht ſich der Verfaſſer mit Wärme aus. Empfehlungswürdig ſind auch in Hinſicht der ſittlichen Tendenz Ramdohrs und C. F. Hubers Erzählungen, die von Pfeffel; einige von Rochlitz, beſonders ſeine Charakterſchilderungen; ſodann mehrere von Caroline v. Pichler, Joſephine v. Perin und Fanny Tarnow; ferner manches Sinnigzarte von Kind (in den Tulpen, Malven und Lindenblüthen) und Einiges von Miltitz und von Van der Velde, mehr noch von Franz Horn (der Geiſt des Friedens, Liebe und Ehe, der ewige Jude, die Mitternacht ꝛc.). — **Marmontels** moraliſche (?) Erzählungen ſind kleine Romane, mit Zierlichkeit und Geiſt gedichtet; aber kein Buch für die Jugend. Er zeigt die Unſchuld und Tugend ſtets mit roſigen Farben und in heiterm Lichte. Mitunter flößt er aber, vielleicht aus Gefälligkeit für die Welt, vor ihren Verderbniſſen, die er ſchildert, nicht den gebührenden Abſcheu ein. Einige ſeiner Gemälde ſind ganz dazu gemacht, in jungen Herzen lüſterne Begierden zu erregen, obgleich es vom Verfaſſer nicht darauf abgeſehen war. Die ſpätern Erzählungen ſind hierin mackelloſer.

Der Renegat, **der Einſiedler**, **Ipſiboé** und die **Freunde** von **Arlincourt** haben ſich durch einen glänzenden eigenen Styl empfohlen; die Kompoſition ermangelt aber der Natur, das Kolorit der Wahrheit. Alle Gefühle ſind überſpannt. Reiner Tugendſinn und ächte Frömmigkeit finden hier keine Nahrung. Alles, auch die Religion, bekommt einen leidenſchaftlichen Anſtrich.

Sternbalds Wanderungen (von Tiek nach Wackenröder) bekamen vorzüglich dadurch Intereſſe, daß ſie gewiſſe neue Kunſtanſichten im Zauber des Helldunkels den allerdings geiſtloſen verſchrobenen des achtzehnten Jahrhunderts entgegenſtellten. Das Unvergängliche der Kunſt wird hier mit wahrhaft andächtiger Begeiſterung, in beſtändiger Beziehung auf Religion, geſchildert. Es iſt aber durch Scenen entſtellt, die dem reinen Gefühl keineswegs zuſagen.*)

La Motte Fouqué's liebliche *Undine* mit ihren ſtillen Leiden erfüllt den Leſer mit eben ſo viel Troſt als Wehmuth und mit einer Sehnſucht nach Vollendung, auch dem Unvergänglichen, die alle Freuden des flüchtigen Erdenlebens erhöht und allen ſeinen Jammer verſüßt.

Des *Novalis* (Hardenberg) Bruchſtück *Heinrich von Ofterdingen*, freilich mehr Feenmährchen als Roman, berührt die höchſten Ideen des Menſchen, und iſt eine der zarteſten, feinſinnigſten, lieblichſten Dichtungen in deutſcher

---

*) *Die reiſenden Maler* von *Ernſt Wagner* (II Bde. 1806.) ſind weder dem Gehalt noch der Form nach ein Seitenſtück zu Sternbalds Wanderungen. Selbſt das Gute verdunkele dort die Menge von Trivialitäten im Ausdruck, in den Charakteren und in den Situationen, die nicht nur das ſittliche, auch das äſthetiſche Gefühl verletzen.

Nation; reich an Tönen, Stralen und Blumen aus einer beſſern, ſchönern Welt.

Wie tief unter den letztern beiden Dichtungen, wie frivol erſcheinen im Vergleich mit ihnen **Anton Walls** Bagatellen, Amalthea, das Lamm unter den Wölfen, Murad u. ſ. w. Doch hatte Wall die Gabe heiterer Erzählungen in hohem Grade.

Aus mehrern neuern romantiſchen Gaben, z. B. Allvin und Theodor und Roſaliens Nachlaß von **Jakobs**, **Joh. Ludw. Ewalds** ehelichen Verhältniſſen (III Bde.), den Glockentönen von **Strauß**, und aus Einigem in den **Bildern des innern Lebens** (vom Verfaſſer von Wahl und Führung) weht ein ſanfter ſittlich-religiöſer Geiſt, vor dem Schlechten und vor Täuſchungen warnend und zum Höchſten und Beſten ermunternd. **Wahl und Führung** (Leipzig 1818, 2 Bde.) ſteht nicht auf ſo ungetrübt-reiner Linie. Es iſt ein romantiſcher Verſuch, die Reformirten vor den Lockungen des Katholiziſmus, der hier mit grellen Farben als Fanatiſmus geſchildert wird, zu warnen. Sollte jemals ein Gegenſtück erſcheinen, was der Religion kaum frommen dürfte; ſo wäre wenigſt zu wünſchen, daß der Eifer mit mehr Zartgefühl auftrete.

Eine ganz eigene Klaſſe von Romanen bilden der Alwill und der Woldemar von Fried. Jakobi, höchſt ausgezeichnet durch Gediegenheit und Anmuth des Styls, durch eine ſeltene Verſchmelzung einer ſanften Wärme des Gefühls mit dem feinſten Tiefſinn des Geiſtes. Solche zarte Seelengemälde, gleichſam die Schilderung der Entfaltung und Veredlung trefflicher Seelen, ſind das Höchſte, was die Romantik zu leiſten vermag.

Man muß indeſſen geſtehen, daß hier gerade das Romantiſche den geringern, das Philoſophiſche aber den höchſten Werth hat. Die feinen und tiefen Blicke in den innern Menſchen gehören dieſem an.*) Daß es ein Vermögen der Göttlichkeit im Menſchen gebe, wiewohl es bis tief in das Innere ſeines Weſens abhängig und gebrechlich iſt und ſeyn müſſe, daß Abſtreifung alles eiteln Scheinweſens die erſte Foderung ächter Menſchenbildung ſey, daß Gott und Tugend kein leerer Wahn ſind, iſt vorzüglich das Thema des Woldemar; daß ächte Liebe der Grund und das Weſen aller Menſchen-Würde ſey, das Thema des Alwill. Alles iſt in beiden Romanen von dem reinſten ſittlichen Gefühl bis in ſeine zarteſten Theile beſeelt. Ueberall durchſchimmern jene Ideen der Dichtung leichte Hülle. In beiden Romanen wird gegen alle Meutereien der Eitelkeit, jede Tücke in der Tiefe des Herzens der Krieg geführt, und der Menſch auf einen Mittelpunkt in ihm angewieſen, bei welchem Stand zu halten iſt.*)

---

*) Vergleiche Charakteriſtiken und Kritiken der Brüder Schlegel. 1801. I. 4 fg.

Eine gewiſſe Tinte von Schwermuth wird man an den meiſten Kunſtwerken, auch den Dichtungen, wie an denen des 14. — 15. Jahrhunderts, ſo auch der neueſten Zeit gewahr. Aber wie verſchieden iſt nicht der Ausdruck dieſes ſchwermüthigen Weſens! Auch ſeine Quelle iſt verſchieden. In jenen frühern Zeiten war es der Abdruck, gleichſam das Ausathmen eines ernſten und frommen, der Seele feſt inwohnenden Glaubens, deſſen Stralen die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge offenbaren; in unſern Tagen iſt es das Erzeugniß einer ſehnſüchtig nachſinnenden Forſchung in den Schriftzügen der Natur und des Gemüths. Dies galt insbeſondere von allen Romanen, die den Zuſtand eines Erdenſohns ſchildern, der mit den wirklichen Verhältniſſen der Geſellſchaft ſich nicht befreunden kann und nach einer idealen Welt ſich hingetrieben fühlt.

---

*) Vergl. Fr. Köppen, Vertraute Briefe über Bücher und Welt. Leipzig 1823. II. 232 fg.

Iſt Fenelons Telemach ein Roman? iſt er eine Epopée? Weder das Eine, noch das Andere. Er iſt eine von den Dichtungen mit einem Janusgeſicht, die, über jede Theorie ſich erhebend, in den ſchönſten himmliſchen Geſtalten die Wahrheit und Tugend auf die Erde herabbringen, alle Gemüther, auch die der Jugend ſchon, mit unwiderſtehlicher Anmuth entzückend. Mit allen Reizen des Styls prägt er ihnen die Lehren ein, die am meiſten beitragen, das Wohl der Völker zu begründen.

Monteſquieu's Temple de Gnide und Algarotti's Congrès de Cythère ſind eher epiſche Lehrgedichte, als Romane. Sie ſind voll feiner und zarter Schilderungen und Bemerkungen, in Beziehung auf die geſelligen Verhältniſſe der Geſchlechter und ihre Wahnbegriffe darüber, mit züchtigem Anſtand und zum Theil mit ironiſchem Lächeln vorgetragen.

Barthelemy's, im Geiſt und Styl der Alten, mit großer Gelehrſamkeit und ſeltenem

Geſchmack geſchriebenen **Reiſen des jungen Anarcharſis** gehören eben ſo wenig, als die **Athenienſiſchen Briefe** (aus dem Engliſchen überſetzt von **Fr. Jakobs**) nur in einiger Beziehung in das Gebiet der Romantik. Sie entlehnen ihr blos einige Formen und Farben, um ihre wahre und ernſte Darſtellung des Merkwürdigſten in Altgriechenland, was die Bewunderung der Nachwelt feſſelt, anziehender zu machen. Der Franzos iſt hier dem Engländer weit überlegen. Das Nämliche verſuchten, in Bezug auf Großgriechenland, **Cuoco** in ſeinem Platone in Italia (überſetzt von Rehfuß), einem Buch, das alten klaſſiſchen Geiſt athmet, und in Bezug auf das alte Rom **von Theis** in **Polyklets** Reiſen oder Briefen über Rom (III Bde.), **Kuffners** Artemidor im Reiche der Römer (IV Bde.) und **Bugny** in ſeinem *Pollion* ou le Siècle d'Auguste (IV Bde.). Romantiſcher ſind die Reiſen des jungen **Cyrus** von **Ramſay** und **Salvandy's Don Alonſo**. Der letztere liefert uns von den merkwürdigſten Gegenden, Naturwundern, Volkscharakteren und Sitten im europäiſchen und amerikaniſchen **Spanien** in den letzten 25 Jahren, ſo wie von denen in **Schottland** die vortreffliche

Caledonia der Frau von Harmes und mehrere Romane von Walter Scott (beſonders ſein Wawerley) und von denen von Irland der Lady Morgan Odonnel oder Reiſe nach dem Rieſendamm, eine treue lebenvolle Schilderung. Aehnliches leiſtet mit großem Zauber des Styls und vielen poetiſchen Reizen, über das moderne Italien, doch nur in Hinſicht der höhern Reihen der Geſellſchaft, der Frau von Stael geiſtvolle Corinne, wo ſüdliche Himmelsluft weht, und der Nationalcharakter des Italieners und der des Franzoſen und Engländers in meiſterhaften Gegenſätzen zur lebendigen Anſchauung gebracht ſind. Wie die Heldin als Weib und als Dichterin ihre Selbſtentzweiung fühlt, iſt trefflich geſchildert; aber traurig genug, daß ſie bänglich, zwiſchen hellen Einſichten, unſittlichen Schmerzen und gewaltſamen Erhebungen, das Grab ſich wünſcht.*) In Hinſicht der Darſtellung des künſtleriſchen Lebens in Italien möchte der Lady Morgan Salvator Roſa und ſeine Zeit (überſ. von Hell und Lotz) den Vorzug verdienen. Hier iſt freilich mehr Geſchichte als Dichtung; doch

---

*) Jean Paul, kleine Bücherſchau. I. 153 fg.

Alles mit friſchen Farben geſchildert. Das Romantiſche liegt in der Perſönlichkeit und dem Leben des Helden ſelbſt. — Tieks Novelle: das Dichterleben, ſtellt mit künſtlicher Verſchmelzung des Geſchichtlichen und Poetiſchen ein anziehendes Seitenſtück auf in dem lebenvollen Bilde des Untergehens der alt-engliſchen Dichtungsweiſe vor dem aufgehenden Geſtirn des Genius von Shakſpeare. — Mit hiſtoriſcher Wahrheit und mit attiſcher Grazie hat uns **Böttiger** in ſeiner **Sabina** (Leipzig 1803) eine treffliche Darſtellung des Privatlebens der reichen und üppigen Römer und Römerinnen gegeben.

Des wackern **Meyer** Dya-Na-Sore (V Bde.), ein düſter-glühendes Gemälde des verſunkenen Orients, bei dem es vorzüglich auf die Weckung einer in neuern Völkern ſo ſeltenen Vaterlandsliebe abgeſehen iſt, findet lange ſchon die verdiente Beachtung nicht mehr. So ſchön einzelne Parthien ſind, ſo gewährt doch das Ganze zu wenig Unterhaltung. Sein Styl iſt etwas zu preziös und wird zuweilen ſchwülſtig. Auch iſt der Gang der Darſtellung zu gedehnt, um das Intereſſe zu feſſeln.*)

---

*) Eine Umarbeitung in kürzere Form, durch den Verfaſſer ſelbſt, wäre ſehr zu wünſchen.

Von den Legionen neuer Ritterromane (es ſind meiſt falſche Zwitter des Heldengedichts) läßt ſich wenig Preiswürdiges melden; vielmehr iſt zu bedauern, daß ſie lange Zeit, gleich Schwärmen von Maikäfern, die Luft um den Parnaß verfinſtert haben.

Nebſt Paul Stettens Briefen eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert, einem treuen Sittengemälde, machen der Zauberring von La Motte Fouqué und Appenzellers Gertrud von Wart oder treue Liebe bis in den Tod, jener durch zarten Zauber, dieſe durch edle, rührende Einfachheit, eine rühmliche Ausnahme. — Im Zauberring ſehen wir die in verſchiedene Länder zerſtreuten Kinder des einen deutſchen Ritters, die ſich bald in Haß, bald in Liebe begegnen, zuletzt durch Liebe vereinigt. — Auch Fouqué's Alwin würde wegen ſeiner jugendlich-friſchen Darſtellung des alten Ritterlebens alles Lob verdienen, wenn nicht der Held ſelbſt eine ſo zerflieſſende Nebelgeſtalt wäre, die auf einmal an der Bruſt von vier Liebenden ſchmachtend und ſeufzend hängen bleibt.

Unter den vielen Ritterromanen der Benedikte von Naubert ſind Thekla von Thurn und

Herrmann von Unna noch immer einiger Beachtung werth.

Doch vielleicht in keinem Roman ſind die Sitten des häuslichen Lebens in den Zeiten des Ritterthums mit mehr Sachkenntniß, lebendiger und zugleich mit ſolchem Zauber des dem Aberglauben des XI. und XII. Jahrhunderts anpaſſenden Wunderbaren geſchildert, wie in der Burg von Otranto von Horaz Walpole (Deutſch. Berlin 1794), der uns mit den Perſonen, der Sinnesart, den Gebräuchen jener Zeit gleichſam einheimiſch macht, wo ſich Alles vereinigte, um dem Geiſt einen Schwung zum Abentheuerlichen mitzutheilen.

Wozu ſollen uns aber jetzt, hört man fragen, die Schilderungen eines ſo barbariſchen Zeitalters frommen? — eine Frage, die die Geſchichte ſo gut, als den Roman berührt. Allerdings können ſie frommen, indem ſie vor großen Verirrungen warnen, indem ſie zeigen, daß aus Verſchmähung des Wiſſens allgemeine Unwiſſenheit und aus dieſer geſetzloſe Willkühr hervorgeht, deren Herrſchaft jede beſſere Kraft erdrückt, indem ſie endlich die erfreuliche Anſtrengung des menſchlichen Geiſtes darſtellen, der, um dieſer Herrſchaft zu entgehen, ein ſchönes mächtiges Bündniß zwiſchen veredelter

Liebe und frommen Gefühlen geſtiftet hat, welchem die Blüthe des Ritterthums entkeimte.

Den beſten hiſtoriſchen Romanen dürfen, nebſt mehrern von Walter Scott (namentlich Montroſe, Robin der Rothe, die Puritaner, Kenilworth und A.), in denen wirkliche Begebenheiten, alte Sagen und Gebilde freier poetiſcher Erfindung glücklich verſchmolzen ſind, und durch treue Charakter-, Sitten- und Naturſchilderungen einen beſondern Glanz erhalten, immer noch des Marmontel (keineswegs tadelfreier) Beliſar und ſeine (auf Garalaño's de Vega begründeten) Inkas, des Florian Numa Pompilius, Meißners Bianca Capello, dann von Feßler ſein Mathias Corvinus, Mark Aurel und Attila gezählt werden. Feßler hat uns auch in ſeinem Bonaventura das myſtiſche Leben mit dem Lichte der Romantik zu verklären geſucht. Gleiches hat in Anſehung der Märtyrer des Chriſtenthums Chateaubriands glücklichere Muſe geleiſtet. Das Verdienſt ſeines Romans, reich an herrlichen Schilderungen der Natur und der Seelen, wäre vollſtändig, hätte der Verfaſſer manche Anſichten und Gebräuche der Chriſten ſpäterer Jahrhunderte nicht in die reinern, goldnen

Zeiten des Chriſtenthums verpflanzt. Weit unter ihm ſteht **Salvandy's Islaor** ou le Barde chrétien, eine verunglückte Nachahmung des Atala. Das darin aufgeſtellte Bild von Kaiſer Julian iſt ganz verfehlt, und auch die übrigen Schilderungen ſind zu grell. Nicht leicht wird ein Leſer ſich durch das Buch für den Werth des Chriſtenthums erwärmt fühlen. Sehr lobenswürdig hingegen iſt der **Agathokles** von **Caroline Pichler**, wo die Verhältniſſe der Chriſten zur Zeit des Diokletian lehrreich dargeſtellt ſind. Der Leſer wird auf eine anziehende Weiſe mit den himmliſchen Einflüſſen einer Lehre, die ſo demüthig auf Erden erſchien, bekannt gemacht. — Der **Politik** oder Staatsverwaltung gewidmet ſind, auſſer der einſt in allen Sprachen geleſene **Argenis** von **Barclai**, deren ſatyriſche Allegorie längſt ihr Intereſſe verloren hat, die noch immer ſchätzbare Trilogie von **Albr. v. Haller**: **Uſong**, **Alfred** und **Fabius** und **Cato**, die den Geiſt einer durch Gemüthsadel gemilderten ariſtokratiſchen und demokratiſchen Alleinherrſchaft, einer durch weiſe Verfaſſung beſchränkten Monarchie und einer guten republikaniſchen Regierung, in welcher die Volksherrſchaft durch den Einfluß der

Beſten gemäßigt und geordnet wird, zu bezeichnen ſuchen;*) ferner Teraſſons Sethos (überſ. von Claudius); dann Wielands goldener Spiegel und Daniſchmende, auch Sintenis Hallo's glücklicher Abend; welche Romane jedoch ſammt und ſonders den Geſprächen des Phozion von Mably, der Cyropädie des Xenophon, dem mit klaſſiſcher Schönheit und ächtem Dichtergeiſt geſchriebenen Telemach des frommen und geiſtvollen Fenelon, der das Herz mit edler Begeiſterung erwärmt, und Ramſay's ſchon erwähnten Reiſen des jungen Cyrus, an Gediegenheit der Form und des Inhalts weit nachſtehen. Immer werden Kronprinzen und alle, die berufen ſind, den Völkern Gottes Ebenbild darzuſtellen, wenn ſie mit Salomo um Weisheit und Erkenntniß bitten, die vier eben genannten Bücher nicht ohne Nutzen leſen.**) Auch des Cuoco Platone in Italia *) belehrt mit vieler Anmuth und Würde von den Quellen der Verdorbenheit der Völker, und von den ſittlichen Eigenſchaften, die einzig ihre dauerhafte Wohlfahrt begründen, indem weder Zeit noch Ort, noch Wechſel der Meinungen und Sitten, die ewige Ordnung verrücken können, nach welcher Weisheit und Tugend entweder befolgt werden oder ſich rächen. Doch Schwache und Unerfahrne vermöchten nicht, die hier dargebotene Koſt zu verdauen.

---

*) An tiefer und warmer Liebe für geſetzmäßige Freiheit und heiliges Recht weit übertroffen von Carl Friedrich Moſers freilich nicht romantiſchen Schriften: Der Herr und der Diener; Beherzigungen; Daniel in der Löwengrube.

**) Wandsbeker Bote. IV. 147. Herders Adraſtea. III. 163.

Der Eindruck ſolcher Romane, in denen ohne geſchichtlichen Grund blos ſchöne Träume von politiſchen, bürgerlichen oder religiöſen Einrichtungen ausgemalt ſind, geht vielleicht am ſpurloſeſten vorüber. Ein neues Beiſpiel liefert Julius und Evagoras von Fried. Fries. **) Von fruchtbarem Erfolg könnten diejenigen ſeyn, worin das Fehlerhafte in unſern Einrichtungen mit feiner oder treffender Satyre bezeichnet würde. Ein Chodowiecki müßte die Bilder dazu liefern. — Hingegen muß man geſtehen, daß des ehrwürdigen Thomas Morus Utopien und Klimms unterirdiſche Reiſen von Holberg durch ihr wohlmeinend Erbauliches und Belehrendes die Langeweile nicht aufwiegen, die ihre Leſung jetzt erregt. Letzterm gebricht es doch nicht immer an feiner Ironie, welche uns die Tugend oder das Laſter in ihrer wahren Geſtalt zeigt. — Ohne Vergleich anziehender iſt die Ironie des Thomas Moore in ſeinem ſchon oben erwähnten Capitän Rock, wo die Verkehrtheit der niederdrückenden Maasregeln der engliſchen Regierung gegen die katholiſchen Irländer mit der trefflichſten Laune an den Pranger geſtellt und perſiflirt wird. — Wer mit den verderblichen Wirkungen des talmudiſchen Aberglaubens auf die Denkart und Sitten der Juden genauer bekannt werden will, leſe des Polen Julian Niemczewicz Levi und Sara, einen gut geſchriebenen Roman, gegen den die Kritik nichts einzuwenden weiß, als ſeine zu lebendige, zum Theil gräßliche Wahrheit bis in die kleinen Details. Auch dieſer Roman gehört zu den gelungenſten Gemälden des Talmudismus in ſeiner tiefſten Ausartung.*) — Sehr glücklich hat der Nordamerikaner Cooper (in ſeinem

---

*) Bereits oben angeführt.

**) S. Heidelberger Jahrbücher. 1825. II. Bd.

---

*) Sehr gerühmt wird auch, wegen großer Wahrheit und

Piloten, im Spion und in den Anſiedlern) den Befreiungskrieg ſeines Vaterlandes, um Nationalintereſſe zu erregen, zum poetiſchen Hintergrund gewählt. — In Carmontelle's dialogiſirtem Roman: Les Femmes, herausgegeben von Picard, ſindet man eine ſehr gelungene Malerei von Frankreichs geſellſchaftlichem Leben vor der Revolution.

Als einen ſehr feinen humoriſtiſchen Beobachter und geiſtreichen Erzähler hat ſich noch ein Nordamerikaner, Washington Irwing, in ſeinen Bracebridge Hall, oder den Charakteren, den Erzählungen eines Reiſenden, und Gottfried Crayons Skizzenbuch erwieſen. Spielend deckt er die verkehrteſten Meinungen und Beſtrebungen auf, ſcheut es aber, in das Labyrinth der Leidenſchaften tief einzudringen, um nicht die Schlafenden zu wecken. Sein Witz beleidigt nicht; denn ſein erſtes Geſetz iſt der Anſtand. *) Nicht Originalität, aber ſittliche Grazie und leichte Ironie zeichnen ſeine Dar-

---

Lebendigkeit, des Polen Ign. Kraſiki Miszels und Dziela.

*) S. Hermes. Leipzig 1824. St. III. S. 314.

ſtellungen aus. — Hier gebührt Jouys Wanderungen durch Frankreich (l'Hermite de la Chaussée d'Antin, l'Hermite en Province, etc.) Erwähnung. Mit mehr Witz, aber weniger Tiefe als Irwing, macht er mit den herrſchenden Thorheiten des neueſten Frankreichs ſcherzend bekannt und ſcherzend verlacht er ſie.

Und hiemit ſey unſere Galerie der Romane, die ſich noch ausnehmend erweitern ließe, geſchloſſen. Worin beſteht aber nun das reine Ergebniß aus der Vergleichung dieſer Galerie mit den vorangeſchickten Betrachtungen? Wie mir däucht, iſt dieſes Ergebniß ſehr einfach.

I. Im Allgemeinen kann eine ſtrenge und ernſte Moral (und was iſt eine Moral, die nicht ernſt und ſtreng iſt?) die Herrſchaft, welche die Romantik jetzt im Publikum ausübt, nicht billigen; ſie muß ſie vielmehr mit herzlich wahrer Frömmigkeit, mit ernſter Berufstreue, mit der Würde des Lebens für unvereinbarlich erklären; ſie muß ſie als eine der fruchtbarſten Quellen und eine der ſchmachvollſten Früchte der Thorheit und Erſchlaffung und des immer tiefern Verſinkens in die Verſumpfungen klügelnder Sinnlichkeit bedauern und anklagen. Die Moral muß wünſchen, daß beſonders in Bezug auf die Romane der Leſeſeuche gewehrt, daß die zunehmende Begierde ſowohl ſich zu unterrichten, als ſich zu unterhalten, auf eine Weiſe befriedigt werde, die der Wahrheitsliebe und der Tugend beſſern Vorſchub gäbe, als durch den Zaubertrank dér meiſten Romane geſchieht. Die Moral muß vor den vielen traurigen Folgen der Romanenleſerei mit Ernſt warnen; ſie muß Aeltern und Lehrern, Hausvätern und Hausmüttern deshalb in's Gewiſſen reden, und ſie zur Beſonnenheit und Wachſamkeit auffodern. Sie muß zur Kräftigung, zur Ermannung des ſittlichen Gemeingeiſtes ermuntern, damit er jeder Schlechtigkeit im Leben und in Büchern ſich entgegenſtelle.*) Sie muß die Dichter, denen Gott den Funken des Genie's und einnehmende Darſtellungsgabe verlieh, an die hohe Verantwortlichkeit ihres ſchönen Berufs erinnern, den der romantiſche Unfug ſo entſetzlich und vielfach entweiht. Sie muß endlich auch an diejenigen, denen die Leitung der Völker anvertraut iſt, mit der Auffoderung ſich wenden, daß ſie ihren Einfluß gebrauchen, um dem Geſchmack, der Meinung, den Sitten die vorherrſchende Hinneigung zum Phantaſtiſchen, Frivolen und Schwankenden zu benehmen, die man jetzt an ihnen gewahrt, und die beſonders durch die unaufhörlich zuſtrömenden Bäche romantiſcher Dichtungen, die von auſſen nach lauter köſtlichen Spezereien riechen, aber inwendig nach allerlei Laſtern ſtinken, ſo reichliche Nahrung erhält. Eine mit größerm Ernſt der Sittlichkeit zugewendete Erziehung würde wohl am wirkſamſten zur Austrocknung dieſer ſchlammichten Bäche beitragen, und eine Verminderung und Veredlung des Theaterweſens könnte auch der Romantik eine beſſere Richtung geben. — Man hat in verſchiedenen Sprachen Bibliotheken (Sammlungen) von Romanen herausgegeben. Weit verdienſtlicher wäre das Unternehmen einer ſorgſamen Auswahl des Beſten, Edelſten, Reinſten, Gediegenſten aus den zahlloſen Geburten der Romantik. Dadurch würden ihre Strömungen geläutert. Manches ſchöne Kapitel, manche treffliche Erzählung oder Epiſode, die in einem weitläufigen Roman vergraben liegen, würden dadurch gerettet, das, was ſittlich bildend iſt, würde aufbewahrt, das Andere möchte dann unbetrauert in Vergeſſenheit fallen. All das bösartige Zauberweſen verſchwände, womit einſt Circé die Gefährten des Ulyſſes ſo unglücklich verwandelt hat.

---

*) Wachlers Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. II. 273.

II. In den einzelnen Familien werd' es nicht ſowohl Geſetz als ſtillſchweigende Uebereinkunft, den Kindern und den Dienſtboten das Leſen keines Romans (wohin jedoch weder Robinſon Cruſoe noch manch andere erdichtete Erzählung zu rechnen iſt) zu geſtatten. Auch der Name Roman werde nie genannt, um nicht die Lüſternheit darnach zu wecken! Der Vater, die Mutter, denen die ſittliche Bildung ihrer Kinder das höchſte Gut und die heiligſte Sorge iſt, ſind ſich ſtets bewußt, daß dieſen die größte Scheu, die größte Ehrfurcht gebühre (puero maxima debetur reverentia); ſie werden daher nie zugeben, daß ihre Kinder ein Buch leſen oder daß ihnen aus einem Buche vorgeleſen werde, das ſie nicht ſelbſt kennen, und von deſſen Ungefährlichkeit ſie nicht überzeugt ſind. Es gibt aber keinen eigentlichen Roman, der für Kinder wahrhaft bildend, von dem nicht vielmehr einige Störung ihrer ächten Bildung zu beſorgen wäre. Was ſollen überhaupt Romane den Kindern? Die Zeit, welche die erfoderliche Entfaltung ihres Körpers und die Schwäche ihrer Organe für ihren Unterricht einräumen, iſt ſehr beſchränkt, und kann nur allmählig erweitert werden. Dieſe Zeit muß aber ernſten Gegenſtänden, der Bildung des Verſtandes, des Gedächtniſſes und des Charakters gewidmet ſeyn. Das Kind muß frühzeitig angewöhnt werden, ſeine Kenntniſſe mit Selbſtanſtrengung zu erwerben. Romanenleſerei benimmt der Jugend den Geſchmack und die Luſt für ernſtere Studien, und die Frühreife, die ſie hervorbringt, hemmt die natürliche Entwickelung der Kräfte, und zerſtört die Fähigkeit, die ächten Freuden des Lebens, wie ſie für jedes Alter beſtimmt ſind, mit reinem Sinn zu genießen. — Ausgelöſcht darf zwar des Kindes Phantaſie nicht werden, aber auch nicht mit zu vieler Gunſt ausgeſtattet, belebt und geſteigert. Der Genuß der ſchönen Natur, die ſtets neuen Entdeckungen, die das Kind in ihrem Reiche macht, und ſein Umgang mit frommen, tugendhaften Menſchen, die es liebt und von denen es geliebt wird, ſind die beſten und zweckmäßigſten Bildner ſeiner Phantaſie. Auch helfen dazu Erzählungen, die zugleich für Verſtand und Herz bildend ſind. Welche herrliche Nahrung gewähren nicht dem Kind-Menſchen die ausgewählten bibliſchen Geſchichten und Erzählungen, wie die von Chriſtoph Schmid, Hebel und Krummacher! Auch in vorgerücktern Jahren behalten ſie ihren Reiz und Werth. Für höhere Altersſtufen fehlt es uns aber auch nicht an Jugendſchriften, die zugleich ergötzend und belehrend ſind. Salzmann, Schlez, Loſſius, Campe, Wilmſen, Houwald, Berquin, Bouilly, Edgeworth u. ſ. w. haben uns mit ſehr ſchätzbaren beſchenkt. — Beginnen nun bei dem Knaben die wiſſenſchaftlichen Studien und bei dem Mädchen die häuslichen, wie bliebe da Raum und Zeit für Romane? Fodern doch dieſe Studien die unzerſtreute Verwendung des Geiſtes, um recht zu gedeihen. Da gilt das Sprichwort: die Kunſt braucht lange Zeit, aber dieſe iſt kurz. In dieſem Abſchnitt des Lebens werfen die Ideen von Gott und ſeinen Fügungen in die Bruſt, worin der ſich regende Kampf zwiſchen Gut und Bös das Gewiſſen weckt, hellere Stralen, und es iſt für das ganze Leben entſcheidend, daß dieſe Stralen in einen Focus geſammelt werden, zu einem nie erlöſchenden Brandopfer unentweihter Liebe. Käme jetzt die glühende Luft von Romanen angeflogen, wie leicht würde das heilige Feuer verweht.

III. „Sollten aber für den erwachſenen Sohn, die blühende Tochter, in der Kraft- und Glanzfülle ihres Frühlings, nicht Romane am geeignetſten ſeyn, um ihnen dieſe holde Blüthenzeit ihres Lebens zu verſchönern?“ — Wozu dieſe Verſchönerung des ſchönſten Lebensraums? Seine Bewohner bedürfen ihrer wahrlich nicht; und dann, ſind nicht die mehrſten Romane weit geſchickter, den Frühling unſchuldiger, heiterer Jugendtage voreilig zu entblättern, zu entfärben und zu zerſtören, als ihn zu verlängern? — „Sollen wir aber denn,“ wendet man ein, „die Kunſt zu leben erſt lernen, wenn unſer Leben dahin iſt?“ — Gewiß nicht! Aber ſind denn die Romane gerade das ſicherſte, bewährteſte Vehikel, die Kunſt des Lebens zu lehren? Wollte man die unſittlichen Romane dahin rechnen, ſo könnte man ihnen freilich die Kraft, auf jugendliche Gemüther tiefen Eindruck zu machen und ſie zu entzünden, nicht abſprechen. Was aber die wahrhaft gediegenen, geiſt- und ſinnvollen Romane betrifft; ſo ſind der Jüngling und das Mädchen in ihrer Unerfahrenheit und bei ihrem Mangel an Uebung in genauer Vergleichung und Unterſcheidung der feinern Schattirungen der Charaktere noch lange nicht im Stand, ſie zu begreifen, ihre ſittlichen Schönheiten zu würdigen und die rechte Frucht daraus zu ziehen. — „Aber in welcher Epoche ſoll denn das Leſen ſolcher Romane vergönnt oder zu empfehlen ſeyn?“ — In den Familien, die, den bürgerlichen Gewerben ſich widmend, in einer glücklichen Entfernung von den Verderbniſſen der feiner gebildeten Welt leben, kommt dieſe Epoche nie. In den andern aber erſt dann, wenn Religion, Vernunftbildung und das Tugendbeiſpiel innig verehrter und geliebter Aeltern einen feſten Grund für Zeit und Ewigkeit gelegt haben, den kein Wind verführeriſcher Lehren ſo leicht erſchüttern, keine Fluth des Zeit- und Weltgeiſtes ſo leicht wegſpülen kann. Und auch dann leſe Sohn und Tochter nur den von Vater und Mutter ſorgſam ausgewählten Roman, oder noch beſſer, eine Auswahl des Reinſten, Zarteſten und Beſten darin, unter ihren Augen, unter ihrer Anleitung!

In dem eben Geſagten ſtimmen die Ausſprüche aller Trefflichen, die die Erziehung der Jugend zum Gegenſtand ihres Nachdenkens und zur wichtigen Angelegenheit ihres Lebens gemacht haben, überein. Fenelon ſagt in ſeiner Anleitung für Erziehung der Töchter (Abſchnitt 12.): „ernſthafte, profane Schriften (beſonders Geſchichtsbücher), die nichts Gefährliches für die Leidenſchaften haben, möchten das beſte Mittel ſeyn, den Töchtern die Komödien und Romane zu verleiden.“ Wohl möglich; aber man ſetze ſich nicht in den Fall, erſt Mittel zu bedürfen, um ihnen den Geſchmack an Romanen zu benehmen. — Die Frau von Lambert*) erachtet die Romane noch für gefährlicher, als die Schauſpiele; weil ſie noch mehr die Phantaſie entzünden, das Schamgefühl ſchwächen und das Herz verwirren. Marie Edgeworth**) warnt gleichfalls vor ihnen, weil ſie eine enge Verbindung der innern Tugend mit den äußern Grazien vorſpiegeln, und heftige Gemüthsbewegungen dergeſtalt zum Bedürfniß machen, daß ohne ſie die Welt öde, das

---

*) Avis sur la véritable éducation.

**) Education pratique. Genève 1801. I. 238.

Leben läſtig ſcheint. — Frau von Campan*) ſagt: „in dem Alter, wo die Beurtheilung noch nicht gebildet iſt, wo die erſten Begriffe durch unbeſtimmte Empfindungen erregt werden, muß man die Mädchen ſorgſam vor Romanenleſen hüten, und die Mutter eher ſelbſt den Muth haben, dieſen Dichtungen zu entſagen, die zwar oft ohne Gefahr die Muße einer gebildeten Frau erheitern können, hingegen ſehr häufig der Bildung einer jungen Perſon den traurigſten Eintrag thun. Dieſe Gattung Leſerei verweichlicht den Charakter, macht gleichgültig für alltägliche geſunde Freuden, und ſtößt Eckel ein für alles, was nicht lebhaft gemalt und geſchildert iſt.“ Eine andere deutſche Erzieherin**) meint, die Mütter könnten den Töchtern das Paradies ächter Liebe nicht ſicherer verſchließen, als wenn ſie ihren Leſehunger vom zwölften Jahre mit Romanen und Schauſpielen vom gewöhnlichen Schlage nach Herzenswunſch befriedigen ließen. Aehnliche Anſichten hegen unſere beſten deutſchen Pädagogen. Niemeyer[*]) glaubt zwar, daß moraliſche Ideale (z. B. die von Richardſon) in dem jugendlichen Alter nichts ſchaden; dagegen empfiehlt er den Erziehern die Sorge, daß nichts in die Hände der Jugend komme, was den Verſtand verdunkelt, ſtatt ihn aufzuklären; die Einbildungskraft befleckt, ſtatt ihr reine Bilder zuzuführen; die Empfindungen überſpannt, ſtatt ſie zu mäßigen; die Grundſätze einer ächten Gottesfurcht, Tugend und Rechtſchaffenheit wankend macht, ſtatt ſie zu befeſtigen; Unzufriedenheit mit der Welt durch irregeleitete, ungeregelte Phantaſien erweckt, ſtatt ſie zu gewöhnen, aus jeder Lage Gutes zu ziehen u. ſ. w. Hat Niemeyer dadurch nicht über die meiſten Romane die Verbannung aus dem Kreiſe der Jugend ausgeſprochen? — Richtige und lebendige Schilderungen von Charakteren und Beiſpielen dürfen ſich gewiß weit mehr Wirkung auf das Gefühl- und Begehrungs-Vermögen der Jugend verſprechen, als trockene Belehrungen. Allein ſolche Schilderungen enthalten nicht blos unſere beſſern Romane. Weit paſſendere findet die Jugend in den bibliſchen Geſchichten, in Theophraſts und Labruyere's Charakteren, in Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, in Platons Phädon, in des Cornelius Nepos und Plutarchs Biographien, im Salluſt, in des Tacitus Agrikola. Auch Shaftesbury's Charakterzeichnungen ermuntern mit einem reinen Eifer, frei von falſcher Empfindelei und ſchaler Witzelei, zur Tugend. — Wie reichhaltig ſind nicht z. B. die bibliſchen Erzählungen von dem ägyptiſchen Joſeph, von der Ruth, von Tobias, an Scenen, die das Herz entzücken, indem ſie es veredeln! — Weſentliches Erfoderniß jedes Kinderbuchs, jeder Jugendſchrift, ſie mögen nun mehr der Unterhaltung oder der Belehrung gewidmet ſeyn, iſt es, daß darin dasjenige, was dem Menſchen ehrwürdig ſeyn muß, nicht allein nicht verkleinert, ſondern, wär' es auch nur im Vorbeigehen, groß und ſchön vorgeſtellt werde.*)

---

*) Die häusliche Erziehung, vorzüglich des weiblichen Geſchlechts; überſetzt von Gersdorf. 1824. S. 201 fg.

**) Caroline Rudolphi, Gemälde weibl. Erziehung. II. 324.

---

[*]) Grundſätze der Erziehung. Halle 1824. I. 254.

IV. „Für wen,“ wird man fragen, „eignet ſich denn im Grund der Roman?“ Oder vielmehr, „wer iſt geeignet, aus ihm zugleich den rechten

---

*) Aehnliche Aeußerungen ſ. in Mildes Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde. Wien 1813. II. 203.

Genuß und ſittlichen Vortheil zu ziehen?“ — Mir däucht, es ſind diejenigen, die durch Alter, Ausbildung der Vernunft, erweiterte Lebensweisheit und treue Uebung der Religion, über die Verſuchung hinweg ſind, ſelbſt noch Romane zu ſpielen. Nur Solche werden ſie mit hellem Auge leſen, ihren tiefer liegenden Sinn, ihre leiſern Töne verſtehen; nur ihnen werden ſie tröſtenden Balſam in die Bruſt gießen, ſchlecht vernarbte Wunden heilen, das abblühende Leben mit friſchen Farben erheitern, und das erkältete Herz für das ideale Leben erwärmen. Eben deswegen, weil ein guter Roman die geheime Geſchichte des menſchlichen Herzens iſt, kann er nur von dem recht begriffen werden, der durch Beobachtung und Erfahrung herzenskundig geworden iſt. Für den Jüngling, das Mädchen, iſt der Roman eine Sphynx. Er legt ihnen Räthſel vor; ſie vermögen ſie aber nicht zu löſen, und haben auch dazu keinen Beruf, weil ihr kindlicher Glaube noch ungetrübt iſt, und die Welt für ſie noch keine Räthſel hat. Der beſte Roman kann ihnen nichts geben, nur nehmen; er kann nur den ſeligen Frieden, den reinen Himmel des goldenen Zeitalters, das lichte

Morgenroth des Lebens und der Liebe in der Jugendſeele trüben und ſtören.

V. „Soll aber die Staatsregierung zu der ſtets anſchwellenden Fluth ſchaler, Geiſt und Herz verderbender Romane gleichgültig zuſehen?“ — Während man ſie angſtvolle Blicke den politiſchen Zeitblättern zuwenden ſieht, die der Tag bringt und der Tag verweht, genießt die Romantik der volleſten Freiheit ihre Giftmiſcherei zu treiben, und aller Orten ihre Buden aufzuſchlagen mit allerlei Lockungen für Jung und Alt. Wodurch läßt ſich dies erklären? Glaubt man etwa, die Sittlichkeit diene dem Staat weniger zur Stütze, als die Unwiſſenheit und der Aberglaube in politiſchen Dingen? Die Anſteckung des Laſters ſey dem Staat minder gefährlich, als die Zerſtreuung politiſcher Vorurtheile? .. Wen muß die gelinde Nachſicht der Polizei vieler Länder in Hinſicht der Romane nicht befremden? Merkwürdig iſt, daß in den Statuten des Vereins, zur Verbeſſerung des großen Gefängniſſes von Newgate in London, die Leſung von Schauſpielen und Romanen ſtreng verboten iſt.*) Aber kaum einer von den Romanen, die das Brandmal ſchamloſer Unſittlichkeit an der Stirne tragen, iſt aus den öffentlichen Leihbibliotheken verbannt. Die meiſten dieſer unbewachten, üppig-fortwuchernden Anſtalten ſind Zwillingsſchweſtern der Lotterien; die letztern zerrütten das Vermögen, jene die Sittlichkeit der Haushaltungen; dieſe ſind Pflanz- und Zufluchtſtätten der Verſchwendung, jene der Verführung. Der Unterſchied iſt blos, daß die Lotterien unbedingt ſollten verboten, die Leihbibliotheken nur beſchränkt und einer wachſamen Aufſicht unterſtellt werden. Jedes irreligiöſe oder unſittliche Buch, mithin auch jeder Roman, der dem Glauben an das Göttliche oder der Schamhaftigkeit Hohn ſpricht, werde aus dieſen Anſtalten mit Bedrohung ſchwerer Ahndung verbannt! Aber es werde auch die Abreichung von Büchern nur an die Häupter der Familien, nicht an Söhne und Töchter oder Dienſtboten, geſtattet. Insbeſondere iſt es wichtig, daß die ſtudierende Jugend von jeder Theilnahme ausgeſchloſſen werde. Um aber dieſe Ausſchließung mehr zu verſichern, wären für dieſe Klaſſe der Jugend eigene Leſezirkel unter der Aufſicht ihrer Lehrer zu veranſtalten. Dies wurde bereits mit gutem Erfolg verſucht. An manchen Orten könnten Vereine guter, fromm geſinnter Väter und Mütter durch Begründung gemeinſamer Bücherſammlungen dem Zweck der Ausſchließung des Unſittlichen noch näher kommen. Ueberall werden dergleichen Vorkehren, mit liebreichem Sinn, Beſonnenheit und Umſicht getroffen, und mit Ernſt gehandhabt, durch erfreuliche Früchte ſich bewähren. Die Zeit ruft darnach mit lauter Stimme.*)

---

*) Brittannia. Jahrgang 1825. B. II. Heft 1. S. 22.

---

*) Vergl. Hermann Münzenberger Beleuchtung des Romans. Straßburg 1825.

Gedruckt bei Wegelin und Räzer in St. Gallen.

In der gleichen Verlagshandlung ſind ferner erſchienen:

Ueber
den ſittlichen Einfluß der Schaubühne
von
J. H. v. Weſſenberg.
Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Preis 12 gr. oder 48 kr.

Die Bergpredigt unſers Herrn und Erlöſers.
Geſchenk für Freunde
von
J. H. v. Weſſenberg.
Vierte verbeſſerte Auflage. Preis 9 gr. oder 36 kr.

Magdalena
von
J. H. v. Weſſenberg.
Mit zwei Kupfern.
Preis 12 gr oder 48 kr.

Bibliſche Schilderungen

von

I. H. v. Weſſenberg.

Mit 4 Kupfern und 7 Vignetten.
Preis 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl.

Aus dieſem Werke ſind folgende Schilderungen
einzeln zu haben:

Jeſus der göttliche Kinderfreund.
Zweite verbeſſerte Auflage. 12 gr. oder 45 kr.

Johannes, der Vorläufer unſers Herrn und Erlöſers.
12 gr. oder 45 kr.

Das heilige Abendmal.
18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Die Auferſtehung unſers Herrn
Eine Betrachtung an ſeinem Grabe.
18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Lieder und Hymnen
zur
Gottesverehrung des Chriſten.

Von

I. H. v. Weſſenberg.

Preis auf Druckpapier 16 gr. oder 1 fl.
Auf Velinpapier, elegant gebunden 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Gais, Weißbad
und
# die Molkenkuren
im
Canton Appenzell.

Von

Fr. K. v. Kronfels.

Mit den Anſichten von Gais, Appenzell, Weißbad
und dem Wildkirchlein.

Dieſe Schrift erſcheint erſt gegen Ende des Monats Mai 1836, und wird dann ſogleich an alle deutſche und ſchweizeriſche Buchhandlungen verſandt. Der Verkaufspreis kann vorläufig noch nicht beſtimmt werden.

Der Inhalt zerfällt in folgende Abſchnitte:

I. Die Molkenkur.

II. Der Kurort Gais und deſſen Umgebungen.

III. Weißbad und deſſen Umgebungen.

IV. Hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Ueberblick des Cantons Appenzell.

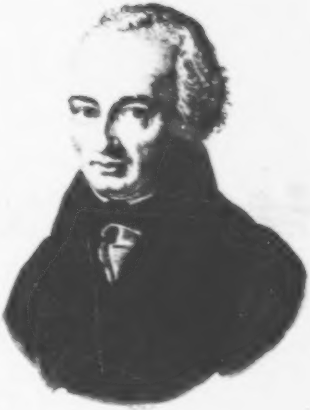
V. Des Appenzellers Alpenwirthſchaft und Sennenleben.

Im Laufe des Monats Auguſt 1836, erſcheint noch in der gleichen Verlagshandlung:

Darſtellung
der
# merkwürdigſten Schweizer-Schlachten
vom Jahr 1298 bis 1499.

Nach den Grundſätzen der Taktik und Strategie beſchrieben
von
F. L. v. Haller von Königsfelden.

Mit 5 Schlachtplanen.



Neue Gedichte

von

Ign: Heinr: v. Wessenberg.

Constanz
bei W: Wallis. 1826.

G. 32651.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſtes Buch.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Das Heiligthum.

Wo fleugt mein Geiſt? Wer gab ihm den hohen
Schwung?
Durch lichte Glanzgefilde, wo Stern an Stern
Zuſammentönt mit hehrem Einklang
In's Hallelujah der Himmelsgeiſter?

Wag' ich's zu nah'n dem Heiligen, ich von Staub?
Sein Lichtglanz ſenkt das Auge dem Seraph ſelbſt.
Doch aus dem Lichtglanz weht ein Liſpel:
„Nahe dich liebend, o Kind! dem Vater.“

So töne denn mein Leben melodiſch, gleich
Der Liebe Hymnen! Menſchen, ihr alle ſeyd
Mir Brüder! Jede Flur und Hütte
Laſſet zum Tempel uns weih'n dem Vater!

O nie entweihen ſoll ihn das Mißgetön
Liebloſer Neigung, und es entzünde hier
Kein Beter je ſein Opfer ohne
Sühne des Herzens! Den Feind umarm' er,

Ein Freund, bevor ſein Fuß in das Heiligthum
Sich wagt! Doch furchtbar komm' in Gewittern Gott,
Schleicht her mit frommem Blick der Gleißner,
Oder ein falſcher Prophet im Schafskleid!

Andacht.

Sieh', wie feſtlich opfert die Natur!
Blumenduft, der Vögelein Geflöte,
Blüthen, die der Weſt in's Bächlein wehte,
Und das Bächlein, ſchimmernd durch die Flur,
Zeigen dankbar dir des Schöpfers Spur.
O du, über Vöglein, Bach und Flur
Durch Empfindung und Vernunft Erhöhte —
Sollteſt, Pſyche! du kein Opfer weih'n?
Deine jungfräuliche Wange röthe
Holder Unſchuld ſanfter Morgenſchein,
Und, wie Roſendüfte ſüß und rein,
Athme zärtlich kindliche Gebete!

Das fromme Landmädchen.

Sanft, wie aus Gewölk der helle
Frühſtern ſtralt, erſcheint Marie,
Kehrend von der Waldkapelle.
Wie ein Engel wallet ſie,
Der entzückt des Herrn gedenkt,
Unſchuldvoll den Blick geſenkt.

Gottes Fried', o Mädchen! leitet
Dich in's holde Thal zurück.
Wo du, Reine! wallſt, verbreitet
Frommen Sinn dein frommer Blick.
Allen Hirten, die dich ſeh'n,
Scheint der Frühſtern aufzugeh'n.

Gott.

Wohin ſich deine Blicke wenden,
Beſeeltes ſpricht zur Seele dir.
Ein Spiel, berührt von Meiſterhänden,
Tönt Erd' und Himmel dir und mir.
Ein Geiſt, den wir im Innern ahnen,
Weht uns im Weſt, rauſcht in Orkanen.

Wer nennt den Geiſt, der Schöpfung Seele,
Den Quell, woraus das Leben fließt;
Süß im Geſang der Zauberkehle,
Mild im Gewölk, das ſich ergießt;
Bei Sonn' und Mond, im Thau und Regen,
Auf Triſt und Hügeln reich an Segen?..

Den großen Geiſt nennt dir im Herzen
Die Stimme zart und engelrein,
Der Sinn, dem nichts vermag zu ſchwärzen,
Den ewig heitern Morgenſchein;
Der ſchönſte, göttlichſte der Triebe,
Der Ruf in dir: „Gott iſt die Liebe!“

Das Bild.

Sanft wie die Unſchuld lächelt,
Der Roſe gleich, im Morgenſchein
Vom Zephyr aufgefächelt,
Blickt in mein Herz ein Bild hinein;
Es lispelt mild: Gedenke mein!

Stralt über mir der Aether,
Glänzt rings der See, die Flur, der Hain,
Von Abendglut jetzt röther,
Da ſpricht, ermunternd, mich zu freu'n,
Das holde Bild: Gedenke mein!

Lädt mich im Zauberglanze
Die Welt in ihre Gärten ein,
Gleich winkt im Veilchen-Kranze
Das Bild mir ſüß und engelrein;
Mit Wehmuth ſpricht's: Gedenke mein!

Schleicht ſich mit düſtern Qualen
In's krank Herz die Schwermuth ein,
Sieh da, mit Himmelsſtralen
Verklärt das Bild mein Kämmerlein:
Sanft ruft es: Freund! gedenke mein!

Die Weihe zum Göttlichen.

Wem nicht der Gott im Buſen glüht —
  Der Gott des ewig Schönen,
Wie kann unſterblich tönen,
  Vom Göttlichen ſein Lied?
Sein Lied mag noch ſo prächtig klingen,
Tief in's Gemüth wird es fürwahr nicht dringen.

Wem Göttliches ſich nie enthüllt,
  Weß Triebe ſtets am Staube kleben,
Kann werden je ſein Leben
  Vom Göttlichen ein Bild?
Hier mag's, wie Gräber, ſich vergülden,
Doch nimmer blüht's in ewigen Geſilden.

O Göttliches! dich hat kein Ohr
  Gehört, kein Aug' hat dich geſehen.
Du wehſt, wie Geiſter wehen,
  Tief aus der Bruſt hervor.
Wer dich im Innern nicht empfunden,
Der wird dich auch von keinem Stern erkunden.

Der fromme Sinn.

Blüth' und Veilchen im Kranz, ruhend am Silberbach,
Sah den lächelnden Mai, Daphne, des Hirtenthals
Schönſtes Kind, und ſie fragte
Leiſ': Wer ſandte dich, holder Freund?

Doch der Silberbach ſchwoll brauſend; die Hirtin ſah
Vom entwurzelten Buſch ſinken der Nachtigall
Brut, und mild, wie das Mitleid,
Eilt ſie rettend in's Fluthgetoß.

Mag die Hände der Menſch falten im prächt'gen Dom,
Oder wo ſich die Luft heiter zum Tempel wölbt,
Fromme Seelen erkennet
Nur am Wehen der Liebe Gott.

Der Geiſt von Oben.

Was webt am Brautkleid ſo geſchäftig,
  Womit der Lenz dich ſchmückt, Natur?
Was weht ſo ſanft, was brauſt ſo heftig
  Durch See und Waldung, Wieſ' und Flur?
Was ſtralt den Liebreiz, wenn der Himmel
  Die Erde küßt im Dämmerlicht?
Geheimnißvoll dem Sterngewimmel
  Entſchwebt ein Geiſt — wer fühlt ihn nicht?

Wer ſchlug in uns hervor den Funken,
  Der Licht wirft in des Lebens Nacht,
Und, iſt die Welt in Staub verſunken,
  Sie wieder hebt mit Zaubermacht?
Wer gab den Genius des Schönen,
  Der wie ein Stern aus Wolken ſcheint,
Um mit dem Schickſal zu verſöhnen
  Zum Tröſter uns, zum holden Freund?

Wer ſchrieb das Urgeſetz des Rechten
  Dem Starken in die Bruſt? Wer zwingt
Zu huldigen den Himmelsmächten
  Ein Herz, das ſtolz nach Herrſchaft ringt?
O Geiſt der Liebe! Allbeſieger,
  Der, da er Bande gibt, beglückt!
Dich hat, das Loos von Fürſt und Pflüger
  Mild auszugleichen, Gott geſchickt.

Du biſt der Quell des Geiſts der Seher,
Der, warnend an des Abgrunds Rand,
Den Völkern klärer wies und näher
Des Lichts, der Wahrheit heil'ges Land; —
Der über Gräbern rief dem Leben,
Jetzt rauſchen hörte das Gebein,
Dann die Geſchlechter ſah ſich heben
Entzückt vom neuen Morgenſchein.*)

Ein Bräut'gam, tretend aus der Kammer
Der Braut, ein Lenztag, ſtill dem Meer
Entſchimmernd, ſtieg herab, den Jammer
Der Welt zu ſtillen, ſanft und hehr.
Des Friedens Fürſt, das Licht vom Lichte,
Der Liebe Vorbild, und er gieng
Mit Dem zu ſitzen zu Gerichte,
Von dem er alle Macht empfieng.

Wie braust der Sturm, daß tief erſchüttert
Des Friedens ſtille Wohnung bebt!
Die Herzen glüh'n; doch keines zittert;
Hell ſtralt der Blick, von Muth belebt.
Hinaus weht nun in alle Zonen
Ein liebender, erhabner Geiſt.
Im Himmel kann auf Erden wohnen,
Wem in der Bruſt er ſegnend fleußt.

---

*) Heſekiel. XXXVII. 7.

Der Wahrheit Sieg.

Belächeln mag die Welt gleich Kinderträumen
Was liebend das Gemüth und glaubend ſä't!
Einſt reift die Ernte doch in hohern Räumen,
Wohin nicht Eisluft bläst, kein Gluthauch weht.

Dort blüht, was hier kein Aug, kein Ohr gewahret,
Doch, leiſ' in frommer, reiner Bruſt gewebt, —
Ein geiſtiges Gebild — ſich offenbaret,
Vor welchem ſcheu die niedre Seel' erbebt.

Wird lange noch des Truges Dunſtgeflimmer
Der Wahrheit Stral den Sterblichen entzieh'n?
Wo tritt ihr Fuß verachtend nicht auf Trümmer
Des ſtolzen Wahns, der einſt unſterblich ſchien?

Wenn Gotterfüllt, zu himmliſchen Gedanken
Ein edler Menſch die Staubverſunknen ruft,
Was kümmert ihn die Welt? Was ſind die Schranken
Der Erd' ihm noch? Er athmet Himmelsluft!

Der Selbſtſüchtling.

Fühlſt du vom Odem des Unendlichen
In deiner Bruſt auch nicht ein leiſes Weh'n?
Schwingt dich nicht einer deiner Triebe
Hinauf, wo ewig webt die Liebe —
Dann möge Gott ſich dein erbarmen,
Du ärmſter, ach! verlaßner Armen!

Dir iſt die Lebensfülle der Natur
Ein Schattenſpiel, ein Grabgewölbe nur.
Dir ſagt die Sonn' am blauen Himmel
So wenig als das Sterngewimmel.
Vorbei der Liebe frohſte Reigen
Schleichſt einſam du mit dumpfem Schweigen.

Ich ſeh' der Brüder Noth und ihr Geſtöhn
Umſonſt zu dir um eine Thräne fleh'n.
Mehr ſcheint das Felsſtück zu empfinden,
Um das Geſcheiterte ſich winden.
Umſonſt, wenn einſt dich Donner wecken,
Rufſt du den Bergen: dich zu decken!

Die Weisheit.

Wie nach friſcher Quelle ſich
Wandrer ſehnt an heißen Tagen,
So voll Sehnſucht hörſt du mich
Stets nach dir, o Weisheit! fragen.
„Fragſt nach Weisheit für und für —
Wo denn fragteſt du nach ihr?“

In Paläſten, wo die Freude
Auf des Stolzen Stirne glänzt,
Wo, umſtralt von Goldgeſchmeide,
Wolluſt ſie mit Roſen kränzt.
„Wo die Wolluſt Kränze flicht,
Freund! da wohnt die Weisheit nicht!“

Ließ mich d'rauf hinein bereden,
Wo die Spinne — Politik
Mit der Schlauheit feinſten Fäden
Spinnt und webt am Völkerglück.
„Was die Schlauheit ſpinnt, zerbricht:
Netze webt die Weisheit nicht!“

Schloß mich d'rob in eine Zelle,
Dünkte geißelnd mich ein Held,
Floh, der Eule gleich, die Helle,
Und ſprach Hohn der argen Welt.
„Freund! die Weisheit liebt das Licht,
Scheut die hellſte Helle nicht!“

D'rum beſucht' ich jetzt die Hallen,
Wo des Denkers heller Geiſt
Sich beſtaunt mit Wohlgefallen,
Und ſein Ich zum Gott beweist.
„Freund! wie fand'ſt du den Beweis?
Stolzes Grübeln macht nicht weis!“

Hielt mich d'rum zum Muſenvolke,
Das die Welt mit Göttern füllt;
Auf der Künſte bunter Wolke
Sah ich — dich? — ach nein — dein Bild:
„Freund! das Wolkenbild zerfleußt;
Weisheit iſt ein ew'ger Geiſt!“

Eine Waiſe ſah ich dann
Voll Vertrau'n die Händchen falten,
Was die Welt nicht geben kann,
Von dem Himmel zu erhalten.
„Freund: wo Einfalt Gott vertraut,
Iſt mein Tempelchen gebaut!“

Bruderliebe.

Himmliſche! die du die Herzen
Wie ein zartes Saitenſpiel
Für der Brüder Freud' und Schmerzen
Stimmſt zum reinſten Mitgefühl —
Jeden Mißklang niedrer Triebe
Tilg' in uns, o Bruderliebe!

Wenn du winkſt, o Engel! wählen
Wir der Trauer ſtilles Haus,
Und des Elends düſt're Hölen
Zu des Wohlthuns Tempeln aus.
Keiner ſchäme ſich der Thränen,
Ihm entlockt von Jammer-Scenen!

Ach! des Elends gibt es, Brüder!
Unterm Monde noch ſo viel.
Doch — die Liebe ſchweb' hernieder,
Und dem Elend ſteht ſein Ziel.
Brüder! wenn wir liebreich werden,
Wird es beſſer ſeyn auf Erden.

Zu verſchämter Armuth Tönen,
Neiget ſanft ein leiſes Ohr.
Wo verlaß'ne Waiſen ſtöhnen,
Hebt ſie aus dem Staub hervor!
Daß dem Laſter ſie entfliehen,
Laßt zu Menſchen ſie erziehen!

Armer Unſchuld dient zum Schilde;
Warnt ſie an dem Scheideweg!
In des Bettels träger Gilde
Macht den Trieb zur Arbeit reg!
Wo das Alter hilflos läge,
Eilt mit Troſt und milder Pflege!

Weckt im Buſen ſtolzer Reichen
Das erſtorb'ne Mitgefühl!
Harte Seelen zu erweichen
Dien' auch Kunſt und Opernſpiel!
Wir, o Freunde! wollen Brüdern
Auch den Haß mit Lieb' erwiedern!

Für den Lohn laßt Jenen ſorgen,
Der das Herz zur Liebe ſchuf!
Wohlthun, blieb es auch verborgen,
Iſt ein göttlicher Beruf!
Wenn's der Welt verborgen bliebe,
Ob den Sternen ſieht's die Liebe!

Die Stufen des Lebens.

Am Thor des Lebens lächelt dem Sterblichen
Der Unſchuld heitrer Frohſinn. Wie ſchnell entflieht
Sein roſ'ger Traum! Doch, kaum erwachet,
Lockt ihn die Wolluſt in Zaubergärten.

Im Sinnenrauſch gedenkt er des Gottes nicht,
Der ihn beſeelet. Aber der Rauſch vergeht;
Da winkt, in Licht gehüllt, die Weisheit
Schweigend zur Höh', wo die Palme wehet.

Die Seele glüht dem Lehrling. Die Stirn bethaut,
Entbehrend, duldend naht er dem Heiligthum.
Nun tönt es ihm aus hehrem Dunkel:
„Forſche dein Herz, und nicht fern iſt Gott dir!“

Doch da er nachſinnt, neiget ſein Genius
Die Fackel, ſtillen Ernſtes. In Dämm'rung ſinkt
Des Lebens Schauſpiel. Nur Erinn'rung
Bleibt, und geleitet die Seele jenſeits.

Troſt in der Verbannung.

In's Elend, o Menſch! entflohſt du dem Paradies,
Verfolgt von der Scham verdunkelnder Triebe.
Du fühleſt, daß, ach! deine Schuld dich verſtieß.
Doch der erbarmende Vater ließ
In deiner Bruſt, daß ſie nicht troſtlos bliebe,
Die Nacht durchſchimmern den Stern unendlicher Liebe.

Theodizee.

Dir ward ein ſehnſuchtvolles Herz
O Sterblicher! zum Looſe.
An deine Freude ſtreift der Schmerz,
Aus Dornen blüht die Roſe.
Dir ſtürzt das Hüttchen der Orkan
Und reinigt auch die Lüfte.
Dein Tod fängt mit dem Leben an,
Dir wächst Arznei bei'm Gifte.

Durch's Blau des Aethers jubilirt
Die Lerche nach Gewittern;
Und dich, den Gott ſo liebreich führt,
Macht jeder Windſtoß zittern!
In Nöthen iſt dir Gott nicht fern;
Er ſtillt des Meeres Wogen;
Aus Nächten leuchtet dir ſein Stern;
Nach Stürmen glänzt ſein Bogen.

Kaum weilt dein Pfad auf heitrer Flur,
Träumſt gleich vom Paradieſe,
Bauſt Schlößer, wähnend, gut ſey nur
Von allen Welten dieſe.
Doch bald umwolkt der Himmel ſich,
Es ſchmachten Blum' und Kräuter;
Dir bangt, die Schwüle drücket dich;
Du ſeufzeſt: „weiter! weiter!" *

Die Ebb' und Fluth von flücht'ger Luſt
Und flücht'gen Leidensgluten
Kann ſtillen nicht in deiner Bruſt
Die Sehnſucht nach dem Guten.
Aus Freudenbechern trinkſt du hier
Nur Durſt nach beſſern Freuden.
Zu ſchönern Welten flügeln dir
Den Geiſt der Erde Leiden.

Die Ideale.

Unter Blüthen-Bäumen
Däucht in ſüßen Träumen
Uns die Welt ſo ſchön,
Seh'n im Morgengolde
Wir ſo manches holde
Bild aus Nebeln geh'n.

Von dem Staub zum Leben
Himmelan zu ſtreben,
Lockt das holde Bild,
Lächelt Angſt und Schmerzen
Weg aus unſerm Herzen,
Heiter, engelmild.

Auf des Lichtes Flügeln
Nah'n wir uns den Hügeln
Ew'ger Liebe ſchon.
Ach! da weckt ein rauher
Arm zu tiefem Schauer
Uns mit kaltem Hohn;

Und es gräbt mit Schmerzen
Tief in unſerm Herzen
Sich die Wehmuth ein.
Ha! wornach mit Thränen
Wir ſo heiß uns ſehnen
Iſt es denn nur Schein?

Die Kirche.

Viel hundert Jahre ſtieg zum Gipfel
   Des Glanzes deine Macht empor,
Umſchattend mit dem hehren Wipfel
   Der Völker unermeßnen Chor.
Die Liebe hat dein Reich errichtet
   Auf laut'rer Wahrheit Felſengrund.
Schön ward der Herzen Zwiſt geſchlichtet,
   Als du ſie riefſt zum Brüderbund.

Lang blieb die Zierde deiner Tempel
   Ein einfach Kreuz, des Mittlers Thron.
Nicht bloß der Mund, auch das Exempel
   Der Chriſten ſprach: Religion.
Die Kelche zwar nur bleiern waren,
   Doch deine Prieſter waren Gold.
Von Heil'gen ſahſt du ganze Schaaren,
   Als Schmach nur war dein Ehrenſold.

D'rauf wurden deinem Gott Paläſte
   Aus edlem Stein und Erz geweiht.
Doch mit dem äuſſern Pomp der Feſte
   Stieg nicht des Herzens Frömmigkeit.
Die Einfalt wich dem Heuchelſcheine;
   Das Reich des Prieſters ward die — Welt:
Religion, die Engelreine,
   Zum ſchnöden Gotzenbild entſtellt.

Da ſchrie der Frommen heißes Sehnen
Nach Beſſerung in Haupt und Glied.
Doch lohnte Spott die edeln Thränen,
Fluch den, der Gold von Schlacken ſchied.
Voll ward das Maas; der Funke ſprühte;
Die halbe Welt durchlief der Brand.
Still wuchs indeß in ſchönrer Blüthe
Dein Geiſt, gepflanzt von Gottes Hand.

Nur dieſer Geiſt, ein Kind vom Himmel
Goß Balſam in dein Mutterherz,
Von der Partheiwuth Kampfgetümmel
Erfüllt mit namenloſem Schmerz.
Und jede Stimme, die verſöhnen,
Und ſchlichten kann der Meinung Krieg,
Ließ dieſer Geiſt mit Macht ertönen.
Wer hoffte nicht der Liebe Sieg?

Doch, ſtolz ſich an den Lehrſtuhl ſchwingend,
Sprach deinem Geiſt der Dünkel Hohn;
Es ſchämte, ſchalem Witz ſich dingend,
Des Glaubens ſich der Erdenſohn.
Die Fackel ſchwang des Spötters Rechte,
Der Weisheit Schein barg ſeinen Groll;
Er pries als Tag des Wahnſinns Nächte,
Wo Brüderblut in Strömen quoll.

Du haſt des Leidens Kelch, den bittern,
Mild, wie dein Stifter, ausgeleert,
Haſt als den Fels, der den Gewittern
Der Hölle trotzt, dich neu bewährt.

Und ſegnend ſprichſt du, wie dein Lehrer:
„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!
Gott ſieht auf's Herz nur der Verehrer,
Nicht auf das Opfer, ſo da fällt.“

Wie als die Kelche bleiern waren,
Sahſt wieder Prieſter du, wie Gold
Geprüft in Schmach und in Gefahren;
Die Zeit der Trübſal war dir hold.
Dir nah'n ſich wieder manche Kinder,
Die ſich im Wahn von dir gewandt,
Im ſtillen Schmerz gerührter Sünder,
Vertrauend deiner Mutterhand.

O möge doch auf Haupt und Gliedern
Verjüngend ruh'n des Stifters Geiſt,
Daß du nur ſeyſt ein Bund von Brüdern,
Durch welchen eine Seele fleußt;
Daß keiner ſtolz dem andern fluche;
Daß jeder werde wie ein Kind;
Daß Aller Herz das Reich nur ſuche,
Deß Glieder nur die Reinen ſind!

Drei Sterne: Glaube, Hoffnung, Liebe —
Sind deiner Stirn erhab'ne Zier.
Wenn nichts vom Erdenglanz dir bliebe,
Zur Herrlichkeit — was fehlte dir?
Das Wort, das du bewahrſt, entfaltet
Sich ſtill, dem Senfkorn gleich, zum Baum:
Sein Schatten hat, wenn Sturmnacht waltet,
Für Gottes ganze Heerde Raum.

Mariens Bildniß.

Wenn mir ein Seraph liehe die Zauberkraft,
Die euch, o Raphael und Correggio!
Die Hand begeiſtert, doch erreicht' ich
Nimmer von dir das Bildniß, Maria!

Das ſtralend mir emporſtieg in dem Gemüth,
Als Sie, die mich gebahr, in Entzückung mir
Von deiner Würde ſprach, o Reine!
Dir am Altar mich, den Knaben, weihend.

Wohl malt' ich ſtille Hoheit auf heitrer Stirn,
Der Wange leiſe Roth', und das Lächeln, das
Die Lipp' umſpielt, und in den Blicken
Liebe, ſich ſpiegelnd im Aug' des Sohnes.

Doch, ſtralt von dir, verdunkelnd der Engel Glanz,
Auf mich herab die Demuth vor Gott dem Herrn,
O Heilige! Da bebt mein Pinſel
Muthlos zur Erd', und mein Blick verwirrt ſich.

Das Madonnenbild.

Hell funkelte der Abendſtern,
Da ſah ich, im Geſicht die Farbe
Der Unſchuld, Aennchen geh'n von fern,
Im Arm der Blumen ſchönſte Garbe.
Dort, wo das Land ſich hebt, vom Schein
Des Monds das braune Haar beſchimmert,
Trat ſie zur Flurkapell' hinein,
Wo vor Madonn' ein Lämpchen flimmert.

Still lächelnd, ſanft geſenkt das Aug',
Flocht ſie zwei Kränz', und krönte ſchweigend
Das göttlich ſchöne Kind, ſo auch
Die holde Jungfrau, fromm ſich neigend.
Dann, knieend, ſprach ſie das Gebet:
„Ihr Milden! kennt den Himmelsfrieden,
Der ſtets mir durch die Bruſt geweht.
Wie ſchmerzlich, ach! iſt er geſchieden! —

Mich liebt der ſchöne Hirt Aminth,
Mich rühret ſein Blick voll ſüßer Bitte.
Doch wie verließ' ein frommes Kind
Die Mutter, krank in ihrer Hütte?
O möchte ſie geneſen bald,
Und dankbar zum Altar mich führen!“ —
Tief fühlt' ich des Gebets Gewalt.
Mußt' es Madonn' und Kind nicht rühren?..

Die Nacht von Correggio.

(In der kön. Galerie zu Dresden.)

Heil'ge Nacht, von Hirten fromm gefeiert,
Welch ein Licht entquillt dir, heil'ge Nacht?
Vielen Weiſen blieb das Licht verſchleiert,
Die mit Forſchen Nächte durchgewacht.
Doch das Licht, das Weiſen ſich verborgen,
Glänzt der Einfalt, wie kein Frühlingsmorgen.

Himmelsglanz, entſtralend hier dem Kinde,
Wer darf ohne Schauern dir ſich nah'n?
Wer dich anſchau'n, daß er nicht erblinde?
Nur die Reinen ſtralſt du freundlich an.
Die da liebend Gott von Herzen ehren,
Sehen Ihn im Kinde ſich verklären.

O wie demuthsvoll, wie voll Vertrauen
Neigen ſich die Hirten vor dem Kind,
Beut das ſchönſte Mädchen ihrer Auen
Turteltäubchen ihm zum Angebind!
Hell ergeußt ſich in dem niedern Stalle
Hehrer Friede Gottes über Alle.

An die Sterne.

1.

Gold'ne Sterne, die ihr über mir
Sanft in ew'gem Frieden leuchtet,
Fleht mein Blick, von Wehmuth ſtill befeuchtet,
Euch um Troſt, wie freundlich winkt und lächelt ihr!

O gewiß fühlt eine Seel' in euch,
Fühlt der Liebe Wonn' und Schmerzen.
Oft erloſch die Hoffnung mir im Herzen;
Doch ich blickt' euch an, und ſah in's Himmelreich.

Blinder Zufall nicht hat euch geſtreut
In des Aethers Blau. Vom Weſen,
Das die Welt erſchuf, ſeyd ihr erleſen,
Uns den Pfad zu hellen zur Unſterblichkeit.

2.

Welch ein Funkeln, welch ein Feierglanz!
Welch ein Einklang, welch ein Friede!
Wie der Tanz bei'm Brautfeſt-Liede
Schwebt der Stäubchen, ſchwebt der Welten
Tanz!
Einen Tempel bilden Erd' und Himmel;
Hallelujah! ruft das Prachtgewimmel.

Nirgend eine Grenz' erreicht mein Blick.
Wer ermißt das Meer der Sterne?
Hinter jeder lichten Ferne
Weicht noch eine, lichtumſtralt, zurück.
Nur dein Auge kann das All umfaſſen,
Der du wogſt und ordneteſt die Maſſen!

Jedem Weſen zeichnete den Pfad
Deine Weisheit. Keines irret,
Treu dem Pfad. Doch weh! verwirret
Stolz die Gleiſe durch ſein ſtürmend Rad.
Die ihr dort in ew'ger Ordnung Kreiſen
Stralt, euch gleicht der Lebenspfad des Weiſen.

Die Tugend.

Unſäglich ernſt und mild,
Der Gottheit ſchönſtes Bild —
Wie winkt ſo mütterlich
Uns Alle Sie zu ſich!
Kaum haucht ſie auf den Mund,
Thut er ſchon Allen kund:
Daß nur auf ihrem Pfad
Der Menſch dem Himmel naht.

Es lockt ihr hold Geſicht
Zu Gold und Wolluſt nicht,
Nicht Sturm, noch Tod entreißt
Was uns ihr Blick verheißt.
Ha! wer die Tugend ſieht,
Und nicht von Lieb' erglüht,
Weh ihm! geſäugt hat ihn
Die Bruſt der Tigerin.

Die fromme Seele.

O ſchöne Erde, ſchöner Himmel,
Wo, treu der Einfalt der Natur,
Mit Kindesblick im Glanzgewimmel,
Der Menſch folgt ihrer holden Spur!
Kein Donner, keine Stürm' erſchüttern
Die heit're Ruh' in ſeiner Bruſt.
Wovor im Weltall ſoll ſie zittern?
Sie iſt ſich keiner Schuld bewußt.

Der edle Menſch fühlt ſich dem Weſen,
Das die Natur erſchuf, verwandt.
Er kann in Allem Gott nur leſen,
Nur Züge ſeiner Vaterhand.
Er fühlt mit jeder Quell' und Blume;
Doch, wo ſich Menſchliches ihm naht,
Da wird ſein Herz zum Heiligthume,
Da hellt die Liebe ſeinen Pfad.

Was wär' ihm ohne Bruderliebe
Der volle Reichthum der Natur?
Wie einſam ſtünd' er, ach! wo bliebe
Von ſeinem Leben eine Spur?
O wunderſchön ſind Erd' und Himmel,
Beſtralt ſie nur der Liebe Blick.
O ſeht der Schöpfung Prachtgewimmel!
Sie iſt der Liebe Meiſterſtück.

Veredlung.

O Weltkind, froh des Tands und Schaums
In eitler Thorheit Schlöſſern,
Du lächelſt kalt des ſchönen Traums
Vom Stufengang zum Beſſern.
Dir ſcheint die Menſchheit ſtets ſich nur
Zu dreh'n in ew'gen Kreiſen
Vom gold'nen Alter der Kultur
Zurück in das von Eiſen.

Der armen Weisheit, ach! die ſo
Das Herz im Kaltſinn wieget!
Des Lebens macht ſie den nicht froh,
Der in ihr Joch ſich ſchmieget.
Der Hoffnung holder Schimmer wich
Von dieſes Timons Höhle.
Ach Gott! ach Gott! erbarme dich
Der tiefgeſunknen Seele!

Von eitler Erdenweisheit nicht
Wird uns der Pfad erheitert,
Auf dem der Geiſt von Licht zu Licht
Geheimnißvoll ſich läutert.
Das Korn verweſt, um zu erſteh'n.
Der Vater hoch im Himmel
Läßt nur aus dunkler Nacht uns ſeh'n
In's hehre Sterngewimmel.

Ermunterung.

Fühlſt du, daß deine Seele ſich trübe,
O ſie ſtelle den Urgeiſt ſich dar,
Der da iſt und wird ſeyn, wie er war;
Der mit der Allmacht ew'ger Liebe
Ueber den Sternen melodiſch webt,
Leis ob den Wogen der Meere ſchwebt,
Und das Leben giebt Allem, was lebt.
Wenn in der Welt nichts anders dir bliebe,
Als der Gedank' an den großen Geiſt,
Könnt' im Sturme der deinige zagen?
Feig, weil ihn heut' ein Gewölk umfleußt,
Auch dem Glauben der Zukunft entſagen?

Was über den Sternen iſt.

Wie wagt' ein ſterblich Aug' es hier,
Der Sonnen höchſte Sonne! dir
In's unverſchleierte Geſicht zu blicken?
Vernichtung ſtraft am Flammenheerd der Mücken
Zu kühne unvorſichtige Begier.

Doch haſt du unbegrenzte Höh'n,
Wo Welten ſich um Welten dreh'n,
Unendlicher! im Dunkeln uns entfaltet.
So gibt dein Geiſt, der unerforſchlich waltet,
Sich durch die Nacht im Lichtgewand zu ſeh'n.

Und welch ein Abgrund iſt gelegt
In's Herz, geheimnißvoll bewegt!
Vor ihm verliert ſich der Verſtand mit Schweigen.
Doch leiſe Töne hör' ich ihm entſteigen.
Gott! Gott! dein Odem iſt's, der hier ſich regt!

Die Prieſterweihe.

(An den deutſchen Primas)

Dir, Hoherprieſter an dem heitern Dome
Der Weisheit, die ſo rein vom Himmel kam,
Und von der Welt, gleich einem Feuerſtrome
Hinweg des Böſen dunkle Schrecken nahm!
Dir gieng ich nach bis in die fernen Thale,*)
Von wo Sankt Bonifaz mit Gottes Strale
Durch Deutſchlands finſtre Götzenhaine drang,
Und Wahn und Trug mit ſchlichtem Kreuz bezwang.

Dort fand ich forſchend dich in hehrer Stille
Der Weisheit Tiefen, mit des Sehers Blick.
Vor ihm entſinkt den Mythen ihre Hülle;
Die Traumgebilde fliehen ſcheu zurück.
Du ſiehſt den Keim der Wahrheit ſich entfalten,
Aufblühen dann in herrlichen Geſtalten,
Doch welken, ach! wo Lieb' ihn nicht beſcheint,
Weil Liebe nur den Geiſt mit Gott vereint.

„Sey Gottes Prieſter!“ ſprachſt du ernſt, die Hände
Auf's Haupt mir legend, ſegnend, tief gerührt;

---

*) Von Fuld, oder dem alten Buchonien.

„Sey Prieſter Gottes, eingedenk, es ſende
Die ew'ge Liebe, die die Welt regiert,
Als Herold dich, ſie Allen zu verkünden
Durch Wort und That, den Lahmen auch und Blinden;
Daß Alle werden von der Selbſtſucht frei,
Und nur ein Hirt und eine Heerde ſey.“

Noch ſprachſt du ſo, da ſchien ein Chor von Engeln
In mein Gemüth melodiſch einzuzieh'n;
Und ich empfand, ich Sterblicher voll Mängeln,
Als wäre Gott darin, mein Innres glühn.
Hell ebneten ſich der Gefühle Wogen;
Verklärend neigte ſich ein Stralenbogen,
Und ſanft entklang es dem Gewölk voll Glanz:
„Die Liebenden empfah'n des Himmels Kranz!“

Religion und Kunſt.

Der du ſo alt biſt als die Welt,
O Bund des Heiligen und Schönen,
Geweiht von dem, der Alles hält,
Um Erd' und Himmel auszuſöhnen!

Durch dich iſt mild wie Weſt, und hehr
Wie Sturm und Blitz und Donnerrollen,
Dem Geiſt von Moſes und Homer
Unſterblicher Geſang entquollen.

Wie wiederſtralten deine Macht
Apell's und Phydias Gebilde!
Dein Lichtbot' in die finſtre Nacht,
Kam Raphael vom Sterngefilde.

Daß, wenn der Staub ihm täuſchend blinkt,
Der Geiſt nicht ſelbſt zum Staube werde, —
Er dankt es dir. Dein Zauber winkt
In's Himmelreich dem Sohn der Erde.

Lied der Blinden.

(In ihrer Bildungsanſtalt.)

Gott! Allvater! auch den Blinden
Reichſt als Kindern du die Vaterhand.
Tief von Dank gerührt, verkünden
Wir dein Lob, das Herz zu dir gewandt.

Unſerm Aug' haſt du verſchloſſen
Tauſend Reize deiner ſchönen Welt.
Doch, von deinem Licht umfloſſen
Fühlt auch unſer Herz, was dir gefällt.

Wie der Frühling ſich entfaltet,
Seh'n wir nie; auch nicht, wie er entflieht.
Doch ein Zauber, nie veraltet,
Schmückt den Lenz, der uns im Geiſte blüht.

Dunkel ſind uns manche Pfade,
Die den Sehenden ſo heiter ſind.
Doch das Urlicht deiner Gnade,
Leitet uns im dunkeln Labyrinth.

Von der Welt verlaß'ne Waiſen,
Irrten einſam wir, und ausſichtlos.
Wie verbannt von Menſchen-Kreiſen,
Ward vom Menſchen uns die Hülle blos.

Da erſchien dein Kind, die Liebe,
   Führte in dies Heiligthum uns ein,
Weckt uns da der Tugend Triebe,
   Lehrt uns denken, lehrt uns Menſchen ſeyn.

Und vergönnt iſt jetzt uns Blinden
   Sanft geführt von deiner Vaterhand,
Dankbar jubelnd zu verkünden,
   Daß du deinen Engel uns geſandt.

Wo dein Engel winkt, da gehen
   Wir wie Kinder, ſicher vor Gefahr.
Was kein Auge je geſehen,
   Wird dereinſt auch unſern Augen klar!

Das Pfarr-Jubiläum.

1.

O Hirt, geſchmückt mit Silberhaaren!
Heut feiern wir das Jubelfeſt
Des Guten und des Wahren,
Weil uns ſeit fünfzig Jahren
Der Herr durch dich ſo freundlich weiden läßt.

Dir ſagen hier an Feſtaltären
Was Worte nicht vermögend ſind,
Die hellen Freudenzähren,
Daß wir dich ſo verehren,
Wie den geliebten Vater nur ſein Kind.

Du haſt uns ſtets auf gute Weide
Zu lautern Quellen nur geführt,
Gabſt Troſt in jedem Leide,
Und hehre Seelenfreude,
Die alle Welt nicht gibt, o beſter Hirt!

Was du für uns gethan im Leben —
Vergelten können wir es nicht,
Eh' wir mit Wonnebeben
Von dir einſt Zeugniß geben
Der ew'gen Liebe, die dein Urtheil ſpricht!

2.

Wie der Pilger von der Höhe
Froh die Laufbahn überblickt,
Und ihm in des Aethers Nähe
Däucht, er ſehe
Schon das Land, mit ew'gem Lenz geſchmückt.

Alſo ſeh'n wir ſich verklären
Deine Blicke, theurer Greis!
Jetzt, wo dir an Dankaltären
Freudenzähren
Glüh'n, wie Thau am Blumenkranz des Mai's.

O in dieſen Zähren ſpiegelt
Hell ſich deiner Liebe Bild,
Die die Wahrheit uns entſiegelt,
Oft geflügelt
Troſt uns brachte, wie ein Engel mild.

Edler Hirt! mit Wonnebeben
Füllt dich ſchon die Melodie,
Die dir ruft zum Lohn . . . Entſchweben
Wird dein Leben.
Nie den Herzen deiner Heerde, nie!

Der Roſenkranz.

Freundlich, wie der Frühſtern, neigeſt
Du vom Himmel dich, o Jungfrau!
Auf dem Mutterarm den Knaben,
Dem die Gottheit ſtralt vom Antlitz.
Lichte Seraphime ſchweben
Um dich her, in gold'ne Harfen
Deine Tugenden beſingend;
Und der Knabe, himmliſch lächelnd,
Läßt bei'm Preiſe jeder Tugend
Eine Frühlingsroſe fallen,
Die die Mutterwürd' und Unſchuld
Flechten, ſanft entzückt, zur Krone
Guten Töchtern, edeln Müttern,
Aehnlich deinem Bild, Maria!

Klage.

Der du ob der ſchönen Erde
Wölbteſt hoch das heitre Blau,
Trauernd, ach! am Opferherde
Dieſer Erde
Blickt mein Aug' nach deiner Sternenau.

Vater! deinen Kindern allen
Leuchtet deine Sonn', ein Bild
Hehrer Gnade. Doch ſie wallen
Durch die Hallen
Deiner Liebe kalt und haßerfüllt.

Frei haſt du der Länder Auen
Uns geöffnet, frei das Meer.
Doch der Menſch hat Tigerklauen;
Selbſt den blauen
Himmel gönnt nicht ſeinen Brüdern er.

Sieh, der Menſchlichkeit Altäre —
Selbſtſucht wirft ſie in den Staub;
Weigert Wittwen jede Aehre,
Ihrer Zähre
Spottend, zu des Säuglings Wimmern taub.

Gott! in's Grau'n des Chaos löſet
Deine ſchöne Welt ſich auf.
Ohne Liebe nichts geneſet;
Herz verweſet;
Höllenflamme leckt ſchon wild herauf!

Vater! o nur Einen Funken
Deiner Liebe in ihr Herz!
Tief ſind ſie, ach! tief verſunken,
Sündetrunken;
Doch ein Funke hebt ſie himmelwärts.

Troſt.

Wer als Waiſe netzt die blaſſen
Wangen, von der Welt verlaſſen;
Wer mit allen Saitenſchlägen
Herzen ſuchte zu bewegen,
Die ihn fühllos, ach! und ſchnöde
Stießen in des Lebens Oede;
Wer vom Gift geheimer Lügen
Schuld- und wehrlos liegt in Zügen;
Wem ein Hochverrath der Liebe
Brach das treue Herz, was bliebe
Für ein Troſt dem Armen, hübe
Sich ſein Blick nicht nach den Fernen,
Wo ein zahllos Chor von Sternen,
Die den Einklang nie verlernen,
Ewig klar und heiter ſchwebet,
Weil die Hand ſie trägt und hebet,
Welche der zerknickten Aehre
Schont, und trocknet jede Zähre,
Aber auch mit Donnerſchwere
Schlägt den Frevler auf dem Throne,
Greift ſein Arm mit kaltem Hohne
Nach der Unſchuld reiner Krone.

Der Dorfkirchhof.

Im Dörfchen ſchlägt kein Herz, zu welchem nicht
Ein Hügel hier mit ſanfter Wehmuth ſpricht:
Keins, das nicht wünſcht zur Ruhe hier zu geh'n,
In Hoffnung mit Geliebten zu erſteh'n.

Seht! keine Schrift hier eines Ruhms gedenkt,
Der die erſtaunte Welt in Noth geſenkt.
Doch einſam hier manch ſüße Thräne quillt
Vor ſtiller Tugend ſanft verklärtem Bild.

Das Grab, vom Prunk der Lüge nicht entweiht,
Iſt hier ein Altar der Unſterblichkeit.
Die Roſen, all ſein Schmuck, vergänglich zwar —
Verjüngt die Lieb' im Frühling jedes Jahr.

Still über'm Grab, ſtatt Siegesfahnen, ſteht
Ein Kreuzchen, von der Trauerweid' umweht.
Leiſ' iſt ihr Schlummer, deren Leben, gleich
Dem Wiesbach, floß geheim und ſegenreich.

O Gottes Saat, mit Thränen und Gebet,
Geläut und Klaggeſang in Staub geſä't,
Dir töne Ruhe, Heimchens Schlummerlied
Bis du erwachſt, vom Paradies umblüht!

Unſterblichkeit.

Armer Sterblicher! du klagſt,
Daß du nicht unſterblich biſt geboren.
Blick' empor, nur Pilger hier und Gaſt!
Siehe, der Unſterblichkeit Palaſt
Winkt dir dort mit tauſend goldnen Thoren.

Lebensmüder! klage nicht,
Daß der Freude Roſen dir verblühen.
Blüht doch ſtets im Lenz die Himmelsau,
Wo Geſtirne, gleich dem Wieſenthau,
Funkelnd um die Eine Sonne glühen.

Tiefgebeugtes Herz, du klagſt:
Mit dem Freund geſtorben ſey dein Leben.
Er ja lebet, ohne den kein Laub
Fällt vom Baum. Der Leben gab dem Staub,
Wird dem Geiſt auch über'm Staub es geben.

Das Land der Verheißung.

Von der langen Wallfahrt müde,
Suchſt du wohl das Friedensthal,
Wo bei'm ewig heitern Liede
Blinkt der ewig heitre Stral?

Fragſt wohl ſehnend: wo die Quelle
Reinen Glücks durch Blumen glänzt,
Nicht vergänglich, wie die Welle,
Die ein flücht'ger Frühling kränzt.

Fragſt umſonſt nicht nach der Quelle.
Zwar der Erd' entfleußt ſie nicht;
Doch, ein Bild voll ſanfter Helle,
Stralt ſie uns wie Dämmerlicht.

Sahſt du's nie in holden Träumen
Mit verklärtem Blick und Mund,
Berge, die du liebſt, beſäumen,
Glüh'n aus Bächleins hellem Grund?

Wo du hinblickſt, fromme Seele!
Winkt ein Stral der Gottheit dir,
Daß dein Flug die Spur nicht fehle
Des erhabnen Pfads zu ihr.

Winkt aus Wolk' und Aetherbläue,
Winkt im Thau am Blumenflor,
Winkt, ein Sinnbild ew'ger Treue,
Stern an Stern am Himmelsthor.

Das Weltgericht.

Sag' an, mein Lied! wer ſind die Mächtigen,
Vor denen einſt, wer frevelt, muß erbeben?...
Die Seufzer ſind's, die leis zum Himmel ſchweben.
Die Thränen ſind's, die nicht um Rache fleh'n;
Des edeln Dulders Wehmuthblick, ſein Schweigen.
Sie ſind's, die vor dem ew'gen Richter zeugen.

Sie ſammeln ob des Drängers Haupt ſich ſtill,
Wie Sturmgewölk ſich lagert auf Gebürgen.
Der Stolze ſieht ſie nicht. Sein Wahnſinn will
Nicht ſeh'n. Ihn freut Zerſtören nur und Würgen.
Noch einmal blicket ihn mit Engelsmilde
Die Unſchuld an. Umſonſt! Ihr höhnt der Wilde.

Und dunkler ſenken die Gewölke ſich.
Die Seufzer werden zum Orkan, die Thränen
Verwandeln ſich in Glut, und ſchauerlich
Scheint aus der Wolluſt Schoos der Tod zu gähnen.
Jetzt endlich bebt der Frevler, halb vernichtet.
Zu ſpät! — Der ob den Sternen hat gerichtet.

Zuverſicht.

Glauben ſollſt du, lieben, hoffen!
Dann iſt dir der Himmel offen,
Wandelſt nie in ſternenloſer Nacht;
Biſt erfüllt vom Lichtgedanken:
Daß ein Weſen ohne Schranken,
Daß ob dir die ew'ge Liebe wacht.

Mögen ſich die Wogen thürmen,
Still und lächelnd unter Stürmen
Ruhſt, ein Kind im Schoos des Vaters, du.
Was vermögen tauſend Feinde,
Kannſt du nur zum Einen Freunde
Ob den Sternen ſchau'n voll heit'rer Ruh?

Deine Seele wird gelaſſen,
Wird mit Muth ihr Kreuz umfaſſen,
Freundlich grüßen ihren Dornenkranz.
Reicht ihn Gott auch in Gewittern,
Nimmer wirſt du feig erzittern,
Blinkt doch Seine Hand von Morgenglanz!

Gebet eines Sterbenden.

Allvater! noch vom Sterbebette
Wend' ich vertrauend mich zu dir.
Iſt's deine Hand doch, welche mir
Als Leitband reicht die Schmerzenskette.

Ich küſſe deine Hand. Sie lenkte
Mein Schickſal ſtets ſo väterlich!
Heut bettet ſie auf Dornen mich,
Die geſtern mir nur Roſen ſchenkte.

Dem Pilger durch das Land der Thränen
Prüft Trübſal läuternd Sinn und Herz,
Gleich wie die Glut des Goldes Erz,
Weckt ihm nach deinem Reich ein Sehnen.

Du gabſt es mir, das ſchöne Leben,
Mit ſeinem Mond- und Sonnenglanz,
Mit ſeiner Freuden flücht'gem Kranz,
Mit ſeiner Wonne ſüßem Beben.

Nun fühl' ich's ſchwinden, leiſ' vergehen,
Wie Duft im Weſthauch ſich verliert;
Wie herbſtlich Laub vom Wind entführt,
Wie Schatten, die nicht ſtille ſtehen.

Nimm es zurück, nicht rein von Flecken,
Von Gleisnerei doch unberührt!
O möge mild, was es entziert,
Der Fittig deiner Liebe decken!

Der Gottesacker.

Heiligthum des Friedens! Frühlingsgarten,
Wo der Liebe Hauch die zarten
Blumenopfer leiſ' umweht,
In der Hoffnung Dämmerſcheine
Schlummern hier der Sterblichen Gebeine,
Der Unſterblichkeit geſä't.

Dieſes Saatfeld ſammelt freundlich wieder
Die das Glück getrennt; wie Brüder
Fürſt und Bettler, Bruſt an Bruſt.
Ihre Seelen ſteh'n vor dem Gerichte
Gottes, in der Wahrheit Lichte
Eigner Mängel nur bewußt.

Die im Leben niemal ſich gefunden,
Hat der Tod hier ſtill verbunden;
Ihrer Herzen Mißklang ſchweigt.
Die ſich liebten, werden hier erſtehen
Hand in Hand. Ihr Wiederſehen
Iſt ein Tag, der nie ſich neigt.

Sey gegrüßt, du Tag der höchſten Wonne!
Eine nie geſeh'ne Sonne
Wird verklären dieſes Feld.
Dieſes Schlummern unter Roſenhecken
Wird verjüngt in's Leben wecken
Ein Geſang aus beſſ'rer Welt.

Zweites Buch.

An die Natur.

Dir, o Natur, dir, Zauberin mit Bildern!
  Weih' ich mein Lied. In deiner Farben Glut
Tauch' ihm den Pinſel, um dich treu zu ſchildern,
  Dich, wenn auf dir des Himmels Friede ruht,
Und leiſer Lichtſchein durch dein Lächeln zittert,
Dich, wenn der Kräfte Kampf die Welt erſchüttert.

Wie prachtvoll zeigſt du Myriaden Welten
  Durchwandelnd ſtill die blaue Himmelsflur!
Wie jeder Sonne die von ihr erhellten
  Planeten dienen, lehrſt du ſie, Natur!
Lehrſt ſie in ew'gem Einklang ſich bewegen
Stets ohne Fehl auf ſpurlos heitern Wegen.

O Sonne, Quell des Lichtes! alles Schöne
  Und alles Leben ſtrömt aus dir hervor.
Dein Stral entlockt dem Chaos alle Töne,
  Die ſanft gemiſcht entzücken Aug' und Ohr.
Den Gletſcher ſchmückt dein Glanz, und ſchweigend gießet
Der Mond ihn aus, wenn Schlaf die Erd' umfließet.

Mit Gold beſäumt der Grenzgebirge Gipfel
  Dein Morgenſtral, begrüßt in Feld und Hain
Vom Luſtgetön im Weſt bewegter Wipfel,

Vom Glanz des See's im rothen Wiederſchein,
Vom Opferduft der Wieſ' im Thaugeflimmer,
Das zahllos wiederholet deinen Schimmer.

Stets höher fährſt du mit den Flammenroſſen,
O Tagsgeſtirn am Himmelblau empor.
Die Flur und Waſſer hat dein Glanz umfloſſen,
Die Fern' umſchwebt der Schwüle leiſer Flor.
Geſang und Ruh' in grüner Nacht bewirthen
Am kühlen Bach mit Pflügern, Heerd' und Hirten.

Doch wenn gemach die Sonnenpferd' ermatten,
Lebend'ger jetzt an's Aug die Ferne tritt,
Wenn länger ſich ergeußt der Berge Schatten,
Wenn Land und Meer in höhrer Färbung glüht;
Wie freundlich blinkſt du, Abendſtern! wie rührend
Tönt, Nachtigall! dein Lied, ſich ſanft verlierend.

Wer zählt die Welten, die fernſtralend blicken
Von dunkelndem Gewölb? Der Geiſt verſinkt
Im Abgrund der Betrachtung mit Entzücken,
Indeß der Mond herab der Täuſchung winkt,
Die durch ihr Zauberlicht mit Traumgeſtalten
Die Erde füllt, ſo wechſelnd ſich entfalten.

Mit ſolchem Reiz ſind ausgeſchmückt die Horen,
Dich, o Natur! umſchwebend Tag und Nacht.
Der Monde Genien, von dir erkoren
Für unſre Luſt, ſchmückt nicht geringre Pracht.
Schenkt Blumen uns der Lenz, der Sommer Aehren,
Auch Herbſt und Winter wollen uns beſcheren.

Auf Fittigen der Morgenröthe lächelt
Der Frühling ſtill in's Thal; das Bächlein glänzt,
Die Bäume blüh'n, indeß, vom Weſt umfächelt,
Das Hellgrün ſich mit Roſ' und Veilchen kränzt.
Die Lerche jubelt auf, und Philomele
Geußt Zärtlichkeit in manche ſchöne Seele.

Die Freud' ertönt jetzt laut von allen Zweigen;
Der Wohlgeruch von tauſend Blumen wallt.
Das Kornfeld wogt; die frohen Halmen neigen
Ihr goldnes Haupt; das Feſt der Ernte ſchallt.
Die Wittwe ſelbſt, gebeugt zur Aehrenleſe,
Erfreut der Sichelklang, das Luſtgetöſe.

Doch ſeht! ſchon lacht, von Glut durchblinkt die Traube
Aus heiterm Grün am Felſenhügel dort!
Der Winzer krönt den Becher froh mit Laube;
Sein Jauchzen pflanzt von Höh' zu Höh' ſich fort.
Die reichſten Rebgeſchoſſe trägt in Chören
Die Jugend heim, zum Schmuck den Hausaltären.

O Lied, das ſanft den Lenz geküßt, auf Flügeln
Des Adlers dich in Sommerglut getaucht,
Dann froh geſchwebt ob traubenreichen Hügeln,
Was bebſt du jetzt, von Nordluft angehaucht?
Ermuth'ge dich! der Winter beut den Blicken
Gemälde, rauh und wild, doch zum Entzücken.

Sieh! dort, ein ernſter Greis fährt er herunter
Mit Sturmgebraus! Der Strom erſtarrt zu Eis.
In Schnee gehüllt, glänzt hell das Land, und munter
Mit Schlitten läuft der Stahlſchuh um den Preis.
Dem Nordlicht weicht der ew'gen Nächte Dunkel.
Die Eisgewölbe blitzen, wie Karfunkel.

So mild vertheilt haſt du, Natur! die Gaben,
Haſt jede Jahrszeit mütterlich bedacht.
Dein Reiz ſey anmuthsvoll, er ſey erhaben,
Es wechſeln nur die Szenen deiner Pracht.
Manch Tempe blüht, umſtarrt vom Felsgeklüfte;
Der Dornſtrauch birgt der Roſe Glanz und Düfte.

Doch, wenn in deinem Schoos die Stoffe gähren,
Wenn eifernd jetzt ihr Kampf den Kerker ſprengt,
Wenn, voll Begier einander zu verzehren,
Mit Wuth die eine Kraft die and're drängt,
Entſetzlich biſt du dann! Doch durch das Grauen
Gibt ſtill ein Arm vom Himmel ſich zu ſchauen.

Der Arm im Nu läßt Berge fallen, Höhen
Der Fläch' entſteigen, Inſeln wunderſchön
Aus Fluthen tauchen, Bäch' und Flüſſ' und Seen
Im Dunkel wie durch Zauberei entſteh'n.
Zum Felsabſturz lenkt er den Strom, der brüllend
Hinunter ſtürmt, in Schaumgewölk ſich hüllend!

Jetzt wallt der Strom im Thal, wo heitre Matten,
Von Fichtenhöh'n umkränzt, die Welle tränkt,
Die bald wie Silber glänzt, bald in der Schatten
Umarmung ſich geliebt, und liebend ſenkt.
So fleußt, an Wechſeln reich, ein edles Leben,
Das freundlich lächelnd Huldgöttinen weben.

Was tobt ſo furchtbar in den Alpengründen?
Am Gipfel ſtreifte leiſ' im Mittagſtral
Ein Vögelchen, den Frühling anzukünden;
Da bebt der Berg; verſchwunden iſt das Thal.
Der Schneekoloß, dem kahlen Fels entriſſen,
Mit Blitzes-Eil ſtürzt donnernd ihm zu Füßen.

Doch gählings ſchmelzt des Winters Eispaläſte
Die Maienluft. Zum Strome ſchwillt der Bach.
Der Strom, mit Wuthgebrüll des Dammes Veſte
Durchbrechend, ahmt dem Meer im Sturme nach.
Der Kahn befährt das Land, wo mit den Hügeln
Sich Sonn' und Mond und Regenbogen ſpiegeln.

Welch bange Schwüle! Welche Nacht! Wie ringen
Wild brauſend Stürm' und Wolken! Land und Meer
Entflammt nun Blitz auf Blitz mit ſchnellen Schwingen;
Der Donner Schlag auf Schlag rollt hoch einher.
Es dampft der Zedernwald. Mit Wolken ſpielet
Der Woge Schaum, die ſchwarz im Abgrund wühlet.

Jetzt ſenkt ſich das Gewölk. Wie rauſcht der Regen
An Segen reich auf's lechzende Gefild!
Welch ſüßes Duftgemiſch haucht mir entgegen?
Der Blumen Dank iſt's, der die Luft erfüllt.
Wie athm' ich leicht! Welch ſchöne Friedensfeier!
Sanft lächelnd wölbt die Ruh den prächt'gen Schleier.

Still glänzt das Weltmeer jetzt wie heitrer Spiegel,
Wo ſich der Himmel früh, als roſ'ge Braut,
Und, ſchwebt die Nacht herab auf dunkelm Flügel,
Mit Sternenaugen ohne Zahl beſchaut.
Auf oder nieder mag der Schiffer ſehen,
Er ſieht des Himmels Prachtgewölb ſich drehen.

Dort raucht ein Berg, gleich einem Opferherde!
Dumpf brüllt ſein Eingeweid. Sein offner Mund
Wirft Feuerſäulen aus. Es wankt die Erde,
Und leuchtend flutet Steinglut aus dem Schlund.
Vom Wiederſchein verklärt, mit freud'gem Ziſchen
Sieht ſie das Meer mit ſeiner Fluth ſich miſchen.

Entſeelt von Schrecken, iſt das Volk entflohen;
Doch ruhig blickt, Natur! dir in's Geſicht
Dein Freund, der weiſe Plinius. Der hohen
Begeiſt'rung voll, ſcheut die Gefahr er nicht;

Stirbt froh, im Tod noch deine Macht zu feiern,
Furchtbare! ganz Begier dich zu entſchleiern.*)

Mit gleichem Muth erfülleſt du den Helden,
Der Wüſt' und Meer von Pol zu Pol durchdringt,
Um der erſtaunten Welt von dir zu melden
Die Wunder, die Camöns**) ſo ſchön beſingt.
Des edeln Cook,***) des edeln la Pérouſe****)
Verhängniß, ach! beweint mit dir die Muſe.

Ein Meer, zur Sonn' aufwirbelnd, ſieht mit Schauern
Der Wandersmann endloſer Steppen Sand,*****)
Sieht, um den Baum gerollt, die Schlange******) lauern,
Den Krokodill am ſchilfbewachſ'nen Strand;

---

*) Man ſehe darüber den trefflichen Brief des Neffen, Plinius des Jungern, an Tacitus.

**) In der Luſiade; ihr Held iſt Vasco de Gama, der erſte Umſegler von Afrika.

***) Von den Wilden getodtet, deren Wohlthäter er war.

****) Der kuhne Weltumſegler, deſſen Schickſal bisher unbekannt iſt Seine letzte Seefahrt von Neu-Holland aus beabſichtigte die Durchforſchung der Archipele um Neu-Guinea.

*****) Die Sandhoſen in den Steppen von Afrika und Sudamerika.

******) Die Boaſchlange.

Sieht, wie der Chimboraſſo*) trägt den Himmel,
Des Montblancs**) Haupt ſtill blickt auf's Erdgewimmel.

Verſchmachtend zieh'n oft Tage lang die Pilger
Durch's öde Sandmeer, das ein Wind durchwühlt,
Dem, alles Lebens rauſchendem Vertilger,
Kein Gras, kein Thau die Glut der Flügel kühlt.***)
Doch plötzlich ſeh'n ſie dann mit Wonnebeben
Von fern ein grünes Eiland****) ſich erheben.

---

*) In Südamerika. Der höchſte der Andes im Königreiche Quitto, nach Alex. v. Humboldts Monum. des peuples de l'Amérique (I. 277. II. 112.) 3350 Klafter oder 19,000 Fuß hoch. Er erinnert an den Atlas, von welchem Herodot (IV. 185.) ſagt: „Er iſt von einer ſolchen Höhe, daß man den Gipfel nicht ſehen kann, weil er im Sommer ſowohl, als im Winter mit Wolken bedeckt iſt. Die Einwohner des Landes nennen ihn daher nur die Himmelsſäule."

**) Unweit vom Genferſee, über den ſein Silberhaupt, die voranſtehende Gebirgsreihe beherrſchend, ehrwürdig ſich erhebt, 14,700 Fuß über'm Meere. S. Sauſſure, Voyage dans les Alpes.

***) Dieſen Wind nennen die Afrikaner Simoom. Ihm vergleichen die Morgenländer einen ſchnellen, gewaltthätigen Eroberer.

****) Eine Oaſe (Oaſis), von den Afrikanern Inſel des Sandmeers genannt. S. P. Pananti's Reiſe an der Küſte der Barbarei. Berlin, 1823. S. 154. fg.

Dort herrſcht ein Tannenforſt, das Land umdunkelnd,
Hier eint ſich Silberblüthe gold'ner Frucht;
Dort weh'n die Zweige Nachts vom Glühwurm funkelnd,*)
Hier hellen Phosphorlichter Meer und Bucht.**)
Auf ſtillem See der Schwan im Mondlicht gleitet,
Mit dem an Glanz ſein Schneegefieder ſtreitet.

Wo Bäume, Flammen gleich gen Himmel wallen—
O Wald, du Schauſpiel, das die Bruſt erhebt!
Wie lieblich iſt's, wenn durch die grünen Hallen
Von Licht und Schatten leiſes Kampfſpiel bebt.
Piſang***) und Palme****) winken froh zur Freude,
Sanft mahnt an Aller Loos die Trauerweide.

---

*) Beſonders in Lima und Bengalen, auch bei Salerno. S. Wolbergs Reiſen. III. 170. u. anderwärts.

**) S. Alex. v. Humboldt, Anſichten der Natur. S. 162-215 ꝛc.

***) Der Lebens- oder Brodbaum, auch Baum des irdiſchen Paradieſes, gerade aufwärts ſtrebend, mit breiten herrlichen Blättern.

****) Eine Art von Palmbäumen erreicht die Höhe von 160 bis 190 Fuß. Eine andere Art trägt eiförmige, goldfarbene und zur Hälfte purpurrothe Aepfel, wovon ganze Trauben vom Gipfel des majeſtätiſchen Stammes herabhängen. Andere Palmen tragen die Datteln. (S. Humboldt a. a. O. 255.) Ihre Blätter und Zweige

Was rauſcht jetzt im Geſträuch? Aufſchauernd hüpfet
Das Mädchen fort, das Beeren hier gepflückt.
O kehre! keine Schlang' iſt's. Harmlos ſchlüpfet
Die Eidechſ' an die Sonn' hervor. Wie blickt
Ihr Auge freundlich! Welch ein Goldglanz ſtralet
Im Grün und Blau, das Leib und Köpfchen malet!

Hört! Eines Vögleins Laut weckt ihrer Tauſend;
Vom leiſen Liſpel bis zum Vollgetön;
Bald Flöt' und Harfe, bald wie Sturmwind brauſend,
Wogt der Geſangſtrom durch die luft'gen Höh'n.
Ein zärtlich Lied, der Hymnus Einer Kehle
Wird jetzt zum Chor, des ganzen Waldes Seele.

Doch ſieh, Natur! da tritt einher dein König!
Wie ſich zum Licht Geſtalt und Antlitz hebt!
Den Staub berührt ſein flücht'ger Fuß nur wenig,
Weil in der Bruſt die Sehnſucht aufwärts ſtrebt.
Nur Pilger, froh die Blum' am Pfad zu pflücken,
Hängt doch an dir der Menſch mit Kindesblicken.

Kein Anklang iſt, wodurch du nicht den Tiefen
Der Seel' entzauberteſt ein Mitgefühl —
Bald Lieb' und Wehmuth, wenn ſie längſt entſchlieſen,

---

werden zum Bau der Wohnungen gebraucht; auch dienen die Blätter zu Sonnenſchirmen und Fächern. Ihr Mark dient zur Nahrung, ſo wie die Datteln, die ſie tragen.

Betäubt, erſtickt vom bunten Weltgewühl,
Bald Sehnſucht, ach! bei des Verblühens Schauern,
Und hoffendes Vertrau'n nach dumpfem Trauern.

Uns weht in jedem deiner Odemzüge
Des Kraftgefühls geſunder, friſcher Geiſt;
Mit Blumen ſchon behängſt du uns die Wiege,
Und noch das Grab, auf das die Thräne fleußt.
Und, brach das Herz, iſt aller Troſt entſchwunden,
Dein Anblick träufelt Balſam in die Wunden.

In deinem Abgrund, wie auf deinen Höhen
Gibſt du geheimnißvoll ein Wunderreich,
Das keine Grenzen zeigt, dem Aug' zu ſehen,
Dem Himmel bald und bald der Hölle gleich.
Mit Anmuth wechſelt Schreckliches. Doch immer
Durch alle Wechſel ſtralt der Liebe Schimmer.

Du athmeſt Liebestöne der Cykade,
Der Turteltaub' und Aeolsharfen ein,
Beſeelſt der Lerche Flug zum Sonnenbade,
Daß ſich des Jubels Erd' und Himmel freu'n.
Doch wenn von dir gleich Engeln Töchter ſingen,
Glaubt ſich das Herz von Stern zu Stern zu ſchwingen.

Du lehrſt den Pfau im Sonnenſtral die Spiegel
Des Schweifs entfalten in ein ſtolzes Rad,
Hauchſt Gold und Himmelblau an Hals und Flügel
Dem Kolibri am glühenden Geſtad.

Dein Feuer ſprüht dem Pferd' in Aug' und Sehnen;
Ernſt blickt des Löwen Haupt aus goldnen Mähnen.

Dein Werk, Natur! iſt auch der Unſchuld Lächeln,
Des Auges ſtralend Aetherblau, der Scham
Anmuthiges Erröthen. Magiſch fächeln
Die Freuden, die du gibſt, hinweg den Gram.
Dem Greiſe, bei'm Verglühn der letzten Sonne
Geußt noch auf's Angeſicht dein Liebreiz Wonne.

Schon ſtralten mild des Himmels lichte Räume,
Die Erd' umwallte ſchon ihr Feierkleid.
Jetzt erſt gewahrt der Menſch, als ob ihm träume,
Das Weib (die Schönheit war all' ihr Geſchmeid),
Dein Meiſterſtück, Natur! — Er ſieht's, und findet
Dich doppelt ſchön, weil Sie dich mit empfindet.

Der Jüngling ſchmückt im namenloſen Sehnen
Mit deinen Roſen ſeiner Liebe Schmerz,
Und, gleich der Roſ' im Thau, mit ſüßen Thränen,
Aus deinem Arm ſinkt ihm die Hold' an's Herz.
Doch wer malt ihr Gefühl, küßt voll Verlangen
Das Lächeln Er von ihres Säuglings Wangen!

Dich liebt im ew'gen Eis der Kamtſchadale,
Der Wilde dich, den deine Sonne ſchwärzt.
Dich grüßt des Hirten Lied im Schweizerthale,
Dich ſelbſt der Hottentott als Mutter herzt.

Bei Bajä*) ſprichſt du ſanft in warmen Tönen,
Mit rauher Majeſtät zu Nordens Söhnen.

Auch wo verſunkne Pracht dein Licht beſchimmert,
Wo Memphis ſtand, Palmyra und Athen,
Wo das Kameel ein Säulengang, zertrümmert,
Jetzt herbergt, iſt dein Jugendglanz zu ſeh'n.
Unſterblich wird er in den Bildern leben,
Die ſanft die Muſe hieß vom Himmel ſchweben.

Natur! wo hat dein Reich des Schönen Grenzen?
Wo hebſt du nicht der frommen Seele Flug
Jenſeits des Sternen-Raums? Wer ſieht dich glänzen,
Und liebt nicht Den, der dich im Schooſe trug?
Preis dir, des Himmels ſchönſte Tochter! weihe
Und leite mich, du heilige, du treue!

---

*) Die berühmte Bucht; eine der ſchönſten Stellen in der Nähe von Neapel.

Der Frühling.

Dort ſchwebt er her, der Lenz im Jugendglanz!
Er kommt! Entgegen ihm mit Sang und Tanz,
Du Mädchen, dem ſo hold das Veilchen winkt,
Du Jüngling, dem ihr Bild im Bächlein winkt!

Er lächelt, ſeht! und heitres Aetherblau
Umfleußt verklärend Wälder, See und Au;
Es ſchmücken zum Alter ſich Erd' und Luft,
Voll Nachtigallgeſang und Blüthenduft.

Durchbebt kein frommes Sehnen euch die Bruſt,
Kein Mitgefühl der allgemeinen Luſt?
Und iſt ein Menſch auf Erden, den ihr nicht
Umarmen möchtet, Wonn' im Angeſicht?

An die Roſe.

1.

Der Jugend holdes Bild, o Roſe!
  Wer gab dir deinen Frühlingsglanz,
Dir, Liebling in der Mutter Schooſe,
  Dir, Zierde ihres Feſtgewands?..
In's Daſein weckte dich der Sonne
  Belebend Licht geheimnißvoll;
Ein Kind des Strals, dem alle Wonne,
  Die Erd' und Himmel füllt, entquoll.

Doch ſey nicht ſtolz auf deinen Schimmer!
  Der heitre Stral, der ihn dir gab,
(Sieh nur der Schweſtern traur'ge Trümmer!)
  Streift auch von dir ihn wieder ab.
Heut prangſt du herrlich, morgen ſinket
  Schmucklos dein Haupt und todtenbleich;
Vom Aug' all der Bewundrer blinket
  Kein Thränchen nach in's Schattenreich!

2.

Die der Weſt im Thaugeflimmer
Liebend lockt aus zartem Grün,
O entfalte deinen Schimmer,
Holde Blumen-Königin!

Eile froh vom Dornenſtengel
Roſe! deinem Throne zu;
Sie, der Unſchuld ſchönſten Engel
Schmück'! o ſchönſte Blume du!

Friedlich, ohne Sorge blühe
Auf dem zarten Buſen hier!
Doch ein Dorn — vor dieſem fliehe
Jeder Unhold — bleibe dir!

3.

O du, des Frühlings Zier und Wonne!
Wie wunderſchön
Prangſt, Roſe! du, auch uns zur Wonne
Vor allen Blumen, die die Sonne
Jetzt heißt entſteh'n!

Die Lilie gleichet dir, o Roſe!
An Anmuth nicht;
Dir huldigen im niedern Mooſe
Das Veilchen und das anſpruchloſe
Vergißmeinnicht.

Von dir entlehnt der heitre Himmel
Den Purpurglanz,
Grüßt ihn mit frühem Luſtgetümmel
Und ſpät in ſanfterm Prachtgewimmel
Der Stunden Tanz.

Dich pries der Freude froher Lehrer
Anakreon
Der Traube göttlichem Gewährer
Als ſeiner zärtlichſten Verehrer
Erſehnten Lohn.

An Aphroditens hohem Feſte
Schmückſt du allein
Dem ſchlauen Sohn das aufgelöſte
Gelock von Gold, ein Spiel der Weſte
Im Roſenſchein.

Des Lebens Fackel neigt am Grabe,
Von dir beſtreut –
Der ernſte Tod, ein hehrer Knabe,
Sanft lächelnd dir, der letzten Gabe
Der Zärtlichkeit!

Zur Zier und Wonne gab dem Lenze
Der Schöpfer dich,
Daß er, ein Himmelsbot', uns glänze.
Mit dir, o Roſ', in Eden kränze
Ein Engel mich!

An die Lilie.

Zögre nimmer! Dich erwarten
Flur und Wieſe. Aus des zarten
Grüns Umhüllung ſteig' empor!
Sieh! die Blumen alle prangen,
Farbenglut an Stirn' und Wangen;
Herrlich ragt die Roſ' hervor.

Aller Sehnſucht, das Entſtehen
Deiner ſanften Pracht zu ſehen,
Ahnt nicht dein beſcheidner Sinn.
Doch mit jungfräulichem Glanze
Stralſt du mackellos im Kranze
Aller — ihre Königinn.

Jugend, Schönheit, Liebe ſchmücken
Sich mit Roſen; mit Entzücken
Neigen ſie ſich ſtill vor dir;
Feiern fromm das engelreine
Bild der Unſchuld, feiern deine
Anmuth ſpiegelnd ſich an ihr.

Iſt einſt aller Schmelz der Farben
Hingewelkt, am Tag der Garben,
Sank die letzte Roſ' in Staub;
Dann in Seraphs Hand, zum Einen
Quell des Lichts winkſt du den Reinen,
Nimmer der Verweſung Raub.

Das Friedensthal.

Komm in mein Thal! Durch Blumen flieſſet
Das Leben ſtill, dem Bächlein gleich,
Auf das ſein Licht der Himmel gieſſet
Und kühle Schatten das Geſträuch.
Das Tempe, heilig allen Dichtern —
Scheint wieder hier von den Geſichtern.

Komm in mein Thal: Die kleine Hütte
Hat Raum genug für dich und mich,
Und für die Muſe, ſchlicht an Sitte,
Voll Einfalt und ſchamhaftiglich.
Sie lehrt im Hain der Nachtigallen
Vom Schöpfer uns mit Rührung lallen.

Komm in mein Thal! Von Freude ſchimmernd
Grüßt uns der Tag, wenn, mild umweht,
Er kömmt, das Gras mit Thau beflimmernd,
Und wenn in Glut er untergeht.
Oft ſieht der Mond uns unter Linden
Des Weltalls hehren Geiſt empfinden.

Komm in mein Thal! Die Sternlein blinken
Sanft auf den Teich und Wald herab.
Dem Geiſte däucht, ihr heitres Winken
Löſ' ihm den Schleier freundlich ab.
Wir fühlen, wenn hinauf wir ſehen,
In uns des Andern Seele wehen.

Komm in mein Thal! Im finſtern Sturme
Wie durch das Blau des Aethers blinkt
Des Vaters Hand, die auch dem Wurme,
Nicht Sternen nur, mit Liebe winkt.
Gleich Säuglingen im Mutterſchooſe
Sieht Er uns lächeln unſerm Looſe.

Die Geiſter der Natur.

O ſelig, wer, von Himmelsruh' erfüllt,
Vom zarten Grün des Blüthenhains umhüllt,
Der Nachtigall liebvolles Lied belauſcht,
Worein nur Quell- und Blattgeliſpel rauſcht!

Natur! es iſt des Friedens hehrer Geiſt,
Der jedem deiner Töne mild entfleußt.
Wo weilt ein Gram, den er an deiner Bruſt
Nicht zaubernd löſt zu friſcher Lebensluſt?

Weckt deines Hauchs beſeelte Melodie
Den ſüßen Widerklang der Simpathie,
Verklärſt du ſanft der Liebe Bild dem Blick,
Welch überſchwängliches, welch Götter-Glück!

Doch, hat aus frommer Bruſt das theure Bild
Ein ſchwarzer Geiſt verſcheucht, in Licht gehüllt,
Was ſind ihr Blüthenhain und Nachtigall?
Ach! Oede, — Nichts der Schöpfung ſchönes All!

An Liebestönen reich biſt du, Natur!
Für liebende, geliebte Seelen nur.
Das Kind verſteht, was ſtill die Mutter ſpricht;
Beredt, auch wenn ſie ſchweigt, iſt ihr Geſicht.

Die Einfalt.

Schöner, als in Goldgeſchmeide,
Sehen wir im Schäferkleide,
Einfalt! dich auf Blumen geh'n.
Fern vom Prunke, ſchlicht an Sitte
Lehreſt du aus niedrer Hütte
Freudig ſtets zum Himmel ſeh'n.

Gottes Sonne geht dir munter
Täglich auf, und täglich unter;
Kein Gewölk trübt deine Ruh.
Wie vom heitern Regenbogen
Winkt Sie dir, die dich erzogen,
Auch im Sturme Frieden zu.

Lächelnd gehſt du Veilchen pflücken,
Lächelnd ſiehſt du Blitze zücken,
Wie ein Kind an Mutterhand.
Wirſt auch lächeln, holder Engel,
Winkt dir aus dem Land der Mängel
Die Natur in ſchön'res Land.

Der Tannenwald.

Dein hehres Dunkel, das mich rings umhüllt,
O Tannenwald! die Bruſt mit Ehrfurcht füllt;
O ſey gegrüßt, du Bild von Gottes Reich,
Im Saamenkörnchen ihm und Wachsthum gleich.

Geheimnißvoll mit Sonnenſchein und Thau
Geſegnet, ſchwangſt du dich in's Aetherblau;
Auf Säulen ohne Zahl die Kuppel ruht,
Den Vögelſchaaren eine ſichre Huth.

So wächst im ſtillen Buſen mächtig fort,
Im Stral der Lieb' und Wahrheit Gottes Wort.
Der Tugend beut der Wipfel milden Schutz,
Die Wurzel — allen Sturmgewittern Trutz.

Lied bei der Dämmerung.

Uns bangt oft, wenn die Sonne ſtralt,
Weil ſchwüle Dünſte ſteigen,
Eh' vor des ſchwarzen Sturms Gewalt
Sich Roſ' und Tanne beugen.
Doch, o wie ſtill ſind Flur und Hain,
Beim Dämmer-, Mond- und Sternenſchein!

D'rum ſey gegrüßt, o Dämmerſchein,
Wann du den Tag verkündeſt!
O Mond, wann du durch Flur und Hain
Mit ſanftem Licht mir zündeſt.
Auch du, der Liebe milder Stern!
Biſt ſtets ein Bote mir des Herrn.

Wohl ſehnt mein Herz ſich nach dem Tag,
Den kein Gewölk verdüſtert.
Doch Licht und Schatten, Nacht und Tag
Auf Erden ſind verſchwiſtert.
Indeß wie könnt' ich troſtlos ſeyn
Bei Dämmer-, Mond- und Sternenſchein?

Der Abendſtern.

O milder Stral vom heitern Abendſterne,
Der du ſo lind das Auge mir berührſt,
Sag', ehe du im Dunkel dich verlierſt,
Was bringſt du mir aus der azurnen Ferne?

Iſt es ein Lichtblick in die ew'gen Sphären?
Der Gruß, das Lächeln, einer Seel' entſtralt,
Die dort mich liebt? ein Wink der Huldgeſtalt,
Die oft im Traum ich ſah ſich mir verklären?

Biſt du ein Wiederſchein vom höchſten Schönen,
Wornach ein ſüßes Sehnen, nie geſtillt,
Doch ſtets begeiſternd, mir die Bruſt erfüllt
Mit leiſer Melodie von Engeltönen?

Entfloßeſt du dem Quell des heil'gen Feuers,
Womit die Hoffnung nährt des Dulders Muth?
In Schatten ſinkt die Flur. Doch welche Glut
Durchſchimmert ſanft den Saum des dunkeln Schleiers?

Dank dir, die du den milden Stral geſendet,
O Liebe, Göttin dort des Sternenlands!
Auch mir enthüll' es einſt dein Morgenglanz,
Wenn mühſam hier mein Pfad in Nacht ſich endet!

Die heitere Nacht.

Welch magiſche Helle
Stralt Frieden um mich!
Die Blum' an der Quelle
Still neiget ſie ſich.

Sanft blickt durch die Weiden
Der Mond auf den Teich,
Streift blaß über Haiden
Auf Duft und Geſträuch.

Geſtalten und Farben
Verſchwinden umher;
Sie wechſelten, ſtarben;
Nicht kenn' ich ſie mehr.

Vom Staube geläutert,
Fleugt aufwärts mein Geiſt,
Vom Lichtquell erheitert,
Der ewig dort fleußt.

Das Weltmeer.

O Weltmeer! großes Bild der ew'gen Macht,
Der Schöpf'rinn aller Erd'- und Himmelspracht,
Der Herrſcherinn des Alls; gleich ſchön biſt du
In Sturmbewegung und in heitrer Ruh.

Wenn feierliches Schweigen dich umſchwebt,
Wie hehr, wie grenzenlos, wie glanzbelebt!
Voll Glut umarmſt du Sonn' und Mond als Braut;
Entzückt in dir das Sternenmeer ſich ſchaut.

Doch wenn zum Kampf dich fordert der Orkan,
Mit furchtbar finſterm Ernſt hebſt du dich dann;
Die Erd' erſchütternd, ſtraft den Uebermuth
Dein Abgrund, Berge ſchleudernd ſchwarzer Fluth.

Was unter'm Mond — verwittert, altert nicht?
Nur du, nicht eine Runzel im Geſicht,
O Meer, dem Himmel gleich, unendlich groß,
Und ſtets bei allen Wechſeln wandellos!

Beim Grabe des Virgil.

(Am Pauſilipp.)

1.

Am Grab Virgils, das hoch auf Felſen ſteht,
Den Lorbeer ſtill die Thränenweid' umweht.
Die Gegend ſchweigt. Das letzte Licht verglimmt
Im Ferndufſt, wo das Vorgebirg *) ſich krümmt.
Dem Rauch Veſuvs entlodern Feuerquellen;
Im Wiederſcheine glüh'n des Meeres Wellen.

Wer liebend in's Geſicht der Schöpfung blickt,
Hier ſeit Jahrtauſenden weilt er entzückt.
Wie manche Thrän' hat einſam hier gebebt,
O Liebe, dir, die über Sternen webt!
Wo weht dein Hauch mit ſolcher Kraft und Milde
Wie hier, in dem elyſiſchen Gefilde?

Wo Erd' und Himmel ſanft im Einklang ſteh'n,
Fühl' über'm Staub' ich Gottes Odem weh'n.
Die Seele ſchwingt ſich auf. Der Schleier fällt.
Den Kummer ſtillt ein Blick in jene Welt.
Mag den Vulkan die eigne Glut zertrümmern!
Ich ſeh' aus Nacht des Himmels Augen ſchimmern.

---

*) Von Miſene.

2.

Die Roſe lächelt, Freund! die Traube glänzt,
Still neigt der Lorbeer ſich zur Myrthe.
Gerührt hat hier des Sängers Urn' umgränzt
Manch blut'ger Held, manch blumenreicher Hirte.

Hörſt du die Leyer, wie ſie leiſ' erbebt,
Als ob von Geiſterhauch durchflüſtert,
Ein Nachklang des Geſangs, der Höh' entſchwebt,
Wo mit Virgil die Muſe ſich verſchwiſtert.

Wie ſüß muß ſeines Liedes Melodie
Hoch oben weh'n im Götterhaine!
Still ruht das Meer; belauſchen laß uns ſie
Und ſchau'n ſein Bildniß dort im Sternenſcheine.

Am Meere.

(Bei Neapel.)

Die Ruh ſchwebt heiter lächelnd über'm Meer.
Die Sterne zieh'n, wie Geiſter leiſ' einher.
Sanft mit dem Mondesſtral die Welle ſpielt,
In welcher kaum die Sonne ſich gekühlt.
Wie nenn' ich dich, die himmelwärts mich ziehet,
Du hehre Macht, von der mein Herz erglühet?

Dort oben weilſt du, wo kein Auge thränt,
Nach der mein Geiſt ſich wonneſchauernd ſehnt.
Dein Hauch iſt Liebe, dein Gewand iſt Licht.
Zwar hüllet immer Dämm'rung dein Geſicht.
Doch, wenn ich dich durch Schleier ſchimmern ſehe,
Dann ahn' ich Tag, dann fühl' ich Gottes Nähe.

Die Sternennacht.

(Beim Pantheon.)

Willkommen hier, du traute, ſtille
Befreierin vom Druck,
O Nacht, in blauer Aetherhülle
Mit hehrem Stralenſchmuck!

O die ihr über mir euch drehet
In Räumen, glanzumhüllt,
Ihr Welten, wer hat euch geſäet
Dort, wo das Licht entquillt?

Wie wird des Pantheons Rotunde
Vor Seinem Dom ſo klein!
Kein Meiſter auf dem Erdenrunde
Kann ſein Erbauer ſeyn.

Vor ihm ſink' ich in Andacht nieder.
Er ſieht auch mich von fern.
Der Thau ſtralt Seinen Abglanz wieder
Gleichwie der Himmelsſtern.

An den Mond.

Stiller Freund des Wallers in der Nacht!
Frieden geuß in ſeine Bruſt dein Schimmer!
Ach! am Sonnenlicht fand ihn der Dulder nimmer,
Tiefgebeugt von des Geſchickes Macht.

Eine Thrän' entfällt jetzt ſeinem Blick,
Da er ſieht im Bach dein Bildniß zittern;
Ach! die Thräne, der, zu mildern ihn den bittern
Gram, des Tags verbeut ſein hart Geſchick.

Wie ſie blinkt, von deinem Glanz erhellt!
Sanft erſtaunt, entdeckt mit leiſem Schauer
Seine Seele, fern vom dunkeln Land der Trauer,
Wo du leuchteſt, eine beſſ're Welt.

Der blinde Greis und ſein Führer.

Schweigt mir von des Frühlings Glänzen.
In den Thälern, auf den Höh'n!
Mag er ſich mit Blumen kränzen!
Ich muß einſam weinen geh'n.
Denn kein Stral der Frühlingswonne
Leuchtet in des Blinden Nacht;
Stets verhüllt mit Mond und Sonne
Iſt ihm dieſer Schöpfung Pracht!

Alle Blüthen ſind gefallen,
Wie vom rauhen Nord verweht;
Schonung hat ſich, ach! von allen
Knospen Eine nicht erfleht.
O wie einſam, wie verlaſſen,
Wie in öder, leerer Welt,
Steht der Blinde, dem den naſſen
Blick kein Sternlein mehr erhellt!

Doch ihm naht mit weichem Triebe
Manches edle Bruderherz;
Hoch vom Himmel weht die Liebe,
Lindernd jeden Erdenſchmerz.
Seht! als meinen Engel ſandte
Sie den armen Knaben hier;
Und ſo wall' ich nach dem Lande,
Wo es ewig tagt auch mir!

Drittes Buch.

Die Freunde.

Kein ſchaler Schwätzer dräng' in die Laube ſich,
Wo edler Freunde ſanfte Beredſamkeit
Die Seelen tauſcht, erwärmt vom Becher,
Den mit dem Roſenblatt ſchmückt der Zephyr,
Die Laub' umſäuſelnd! Hell wie ein Silberbach
Fleußt das Geſpräch, beſeelt von der Weisheit, die
Zum Guten fügt das Schöne. Sterne
Lauſchen ihm ſchweigend, und funkeln heller,
Seh'n ſie die Freunde wandeln jetzt Arm in Arm
Zum ſtillen Thal hinab, wo die Ruhe winkt.
Bei'm Händedruck verklärt ihr Auge
Göttlich ein Stral von den Zwillingsſternen.

Die Freundes-Seelen.

Zwei Seelen, ſich mit Götterwonn' empfindend,
Sind Zwei nicht, Eine nur;
Der Ulm' und Rebe gleich ſich feſt umwindend,
Getraut von der Natur.

Umſonſt lockt Aug' und Ohr der Luſt Gewimmel,
Sie ſind ihm blind und taub.
Die ſo Vereinigten von Gott im Himmel —
Wie trennte ſie der Staub?

Wenn fromm die eine glüht vom ewig Schönen,
Nie bleibt die andre kalt.
In ſich hört jede nur die andre tönen
Mit lieblicher Gewalt.

Für beide gibt es Wüſte nicht, noch Wildniß:
Die eine zieht die andre nach;
Der einen ſtralt verklärt der andern Bildniß
Im Traum, im Thau, im Bach.

Sagt Lebewohl die eine hier der andern,
Eins ſind ſie fort und fort,
Beſtralt vom Stern, wohin ſie beide wandern,
Noch inniger einſt dort.

Zwei holde Kläng' aus ſüßer Hirtenflöte,
Zwei Seufzer ſanft vermiſcht;
Zwei Stralen Eines Blicks der Morgenröthe
Vom Tag, der nie erliſcht.

Bei'm geſtirnten Himmel.

O käm' ein Engel doch, mir zu erzählen
Von jenen Sternen, die ſo freundlich glühn!
Er ſagte mir gewiß: wo jetzt die Seelen
Dort wandeln, mir verwandt mit zartem Sinn?
Ob ſie oft ſchauen nach der Erde hin?

Ob der Gedank' an mich ſie noch durchſchüttert
Mit ſanfter Luſt? ob, wenn am Silberbach
Mein Traumbild ſie umſchwebt, die Thräne zittert?
Ob dann, ſingt eine Nachtigall ſie wach,
Nach dem Entſchwundnen ruft ihr ſüßes Ach?

Dann hüb' ich ſehnſuchtsvoller noch die Blicke
Zu euch, ihr Welten, die ſo freundlich wink't!
Ich tränke Vorgefühl vom Götterglücke,
Das dort bei'm Wiederſeh'n im Auge blinkt,
Bevor man ſich in offne Arme ſinkt.

Sehnſucht nach den Freunden.

(Am Bodenſee.)

Traurend wandl' ich umher an den holdanlächelnden Ufern
Dieſes bezaubernden Sees, freundlich vom Himmel beſtralt.
Ach! mich entzückt nicht der Glanz im Thau ſüßduftender Wieſen,
Nicht durchſchimmertes Grün, leiſe vom Zephyr umhaucht.
Du, ſanftkoſende Quelle, worein ſich ſpiegelnd das Veilchen
Mit dem Vergißmeinnicht bückt, weckeſt nur Wehmuth in mir.
Selbſt die Nachtigall hellet ihr zärtliches Lied mir vergebens,
Lockend zu Jubel und Tanz; trüber wölkt ſich mein Geiſt.
Schwer aufathmet die Bruſt, in die Fern' hinſtarret mein Auge
Düſter; aber jetzt bebt ſtill eine Thräne hervor.
O nicht umſonſt ſchuf Gott harmoniſch gebildete Seelen.
Ruhlos ſuchen ſich die, bis ſie vereint das Geſchick.
Tröſtend umſchaffet das Mitgefühl zum Eden die Wüſte;
Doppelt verſchönt ſich die Flur, ſieht mit dem Freund ſie der Freund.

Trennet ſtygiſche Nacht vom Freunde den Freund; er enteilet
  Seinem Elyſium, dringt kühn in die ſtygiſche Nacht.
Nicht abſchreckt der Kozyth ihn, und Cerberus nicht; wie ein Gott blickt
  Er nach dem Freund, an den Hals fliegt über Drachen er ihm.
Seelen, der meinen verwandt! welch dunkles Verhängniß hält fern euch
  Vom Paradieſe, das, ach! reizlos mir blühet ohn' euch.
Alles verblüht! den Freuden allein gibt ewige Jugend
  Gott, die die Freundſchaft in's Herz pflanzte mit roſiger Hand.
Wenn, jetzt zögernd ihr einſt mich ſucht hier am Zaubergeſtade,
  Zeigt euch, Freunde! vielleicht ſchweigend ein Winzer mein Grab.
Einſam wank' auf dem Hügel ich jetzt, zum Grab mir erſehen,
  Flehende Blicke nach euch ſendend über den See.
Seufzend bekränz' ich dir den Altar, o Freundſchaft! Die Thräne
  Sinkt, von Sehnſucht entlockt täglich auf's Weihegeflecht.

Ehe mich ſieht dies Gefild am Arm geh'n eines der Theuern,
Dämpft die Wehmuth mein Lied, heilig, o Göttliche! dir.

An meine Schweſter.

Tönt zu dir vom Blüthenſtrauch
Philomelens Zauberhauch,
Einen Seelengruß von mir
Singt die Seelenvolle dir!

Wenn, beglänzt vom Abendlicht
Sanft zu dir das Bächlein ſpricht,
Sanft erzählt es auch von mir,
Von des Bruders Freundſchaft dir.

Gibt dem Zephir leis und kühl
Deine Locke ſich zum Spiel,
An die Wange weht er dir
Einen zarten Kuß von mir.

Glüht der Sonn' im Niedergeh'n
Schon der Blick vom Auferſteh'n,
Hell verkündet ſich in ihr
Unſer Wiederſehen dir.

Geußt der Mond ſein ſtilles Licht
Freundlich über dein Geſicht,
Meine Seele, glaub' es mir,
Stralet in die Seele dir.

Des Lehrers Geneſung.

(Auf J. M. Sailer.)

Auf's Schmerzenlager ſank der Edle hin;
  Durch ſeine Glieder tobte ſchauernd Fieber.
Sein Geiſt ſah' heiter auf; die Tugend ſchien
Von des Vergelters Hand zu fodern ihn
  Zum hehren Erntekranz hinüber.

Doch ſeht! jetzt trat vor Gottes Angeſicht
  Der Freundſchaft Engel, und zerfloß in Zähren.
„Ach! rief er, laß die Schmachtenden nach Licht
Im dunkeln Labyrinth des Wahnes nicht
  Des treuen Führers jetzt entbehren!“

Ihn hörte Gott. Der Stern des Troſtes ſcheint!
  Den Trefflichen durchathmet neues Leben.
Dir dankt, o Herr! von Tauſenden geweint,
Die Thräne — für den Führer, für den Freund,
  Uns neuerdings von Dir gegeben.

Die Glückwünſche an die Freunde.

Nicht Häufen Goldes wünſch' ich euch,
Nicht Hoheit, Szepter, Kron' und Reich.
Denn, ach! wie mancher hatte dies,
Der dennoch nie ſich glücklich pries.

Doch der Geſundheit Kraftgefühl,
Bis vor der Reiſe höherm Ziel
Des Lebens Lämpchen ſanft verglüht,
Dies, Freunde! wünſchet euch mein Lied.

Der Wahrheit feſſelfreien Gang —
Auch dieſen wünſcht euch mein Geſang.
Für eiteln, niedern Tand zu hoch,
Füg' euer Geiſt ſich keinem Joch!

Auf Gottes ſchöner, heitrer Flur
Schmück' eure Pfade die Natur,
Sie, deren Jugend nie verblüht!
Mit Wärme wünſcht euch dies mein Lied.

Doch, wird das Pfädlein trüb und ſteil,
Ziſcht durch die Nacht der Bosheit Pfeil,
Dann öffn' euch, gleich den guten Fey'n,
Die Freundſchaft leiſ' ihr Kämmerlein.

Und dies noch wünſcht euch mein Geſang:
Stets hell' euch ſanft den Pilgergang
Der Glaube an ein ſchön'res Land,
Wohin uns führt des Vaters Hand!

Der Burgfriede.

An den Fürſten von Hohenzollern-Hechingen.

Von ernſter Felshöh' ſiehſt du der Väter Burg
Herniederſchau'n, auf blühende Thäler jetzt,
Wo einſt, im Trutzbund mit des Jägers
Rohheit, die Eber den Fleiß verſcheuchten.

Der Erntejubel eines zufried'nen Volks
Grüßt, Vater! dich. Kein ſchmetterndes Jagdhorn ſtört
Den Frohſinn, da die Sichel blinkt, und
Lieder auftönen von Garbenbindern.

Holdſelig lächelnd kränzet den Becher dir
Die Freundſchaft, ſchmückt mit Roſen den Pfad, und oft
Lenkt deinen Blick ihr Auge ſtralend
Nach den Gefilden des Wiederſehens.

Die düſtre Sorge gib du den Winden! Mag
Ihr Zorn erſchüttern ſchimmernder Thoren Glück,
Mit Müh' erbaut auf Sand und Dunſtglanz;
Felsburg des Deinen ſey Gott! Nie wankt ſie.

Das Heiligthum der Liebe.

Vom Heiligthum des Himmels
Strömt ächter Liebe Quell.
Das Heiligthum des Herzens
Bewahr' ihn klar und hell!
Dann fließt er ewig heiter,
Die Freud' im Silberblick,
Mit reinen Jubeltönen
In's Himmelreich zurück.

Ein Herz, voll ſolcher Liebe
Erhab'ner Melodei,
Möcht' über Erd' und Himmel
Aufjubeln ohne Scheu;
Möcht' alle Welt umarmen
Und küſſen jeden Stern;
Möcht', aus der Sonne trinkend,
In ihr verſinken gern.

Entzückt ſieht es die Erde
In Liebeszauber glüh'n,
Ob ihr die Liebe, lächelnd,
Ein Füllhorn leerend, zieh'n.
Lieb' athmet ihm das Blümchen,
Weht ihm der leiſe Weſt,
Und Nachtigall und Heimchen
Nur Lieb' erklingen läßt.

Doch nie mengt ſich ſein Odem
Der Wolluſt ſchnödem Hauch;
Gleichwie den Glanz der Sterne
Trübt ſeine Glut kein Rauch.
Es hört, wenn Stürme brauſen,
Geſang der Sphären nur,
Begrüßt im Regenbogen
Der ew'gen Liebe Spur.

Mag doch ein Herz voll Liebe,
Von Liebe ganz erhellt,
Als Thoren kalt belächeln
Die liebedürft'ge Welt!
Vergib ihr, Gott der Liebe!
Sie weiß nicht, was ſie thut;
Kennt nicht dein heilig Weben,
Nicht deine Himmelsglut.

Die Inſelfahrt.

Die Luft war heiter und wehte leis.
Uns lockte freundlich im Zauberkreis
Des bläulichen See's die Inſel dort
Mit ihrem grünen, blühenden Bord.

„Zur Inſel leitet der Kahn euch hin,
Seht gleich ihr fern ein Gewitter zieh'n.
S'iſt, auf mein Wort! doch keine Gefahr;“
So ſprach der Schiffer, als ſagt' er wahr.

In's Schifflein ſprangen wir froh und keck,
Leicht glitt es über der Fluth hinweg.
Doch, wie ein Aar aus der Höhe blitzt,
Umtobt ein toſender Sturm uns itzt.

Allein dem Schiffer nicht ſank der Muth;
Eh' wir gelandet, ſein Arm nicht ruht.
Welch Schauſpiel zeigt ſich nun, hehr und groß,
Da See und Himmel in Eins zerfloß!

Die Wogen brausten und ſchäumten wild:
Gewölk umhiengen See und Gefild.
Doch ſehet! es glimmt ſchon der Abendſchein,
Und Iris taucht in Zauber uns ein.

D'rum, Freunde! wollen wir Hand in Hand,
Befreit von Furcht, nach dem Vaterland,
Bei Sturm und Gewitter lächelnd zieh'n;
Schon ſinkt das Dunkel, die Berge glüh'n.

Das Dörfchen.

Dein Dörfchen, traute Seele!
Geht nie mir aus dem Sinn.
Stets denk' ich liebend hin.
So ſehnt ſich Philomele
In's Land, wo Roſen blüh'n.

Würd' auch auf öder Heide
Dein holdes Dörfchen ſteh'n,
Ich fänd' es dennoch ſchön,
Und flög', entzückt vor Freude,
Dich wieder dort zu ſeh'n.

Die Liebe macht die Fluren,
Die du bewohnſt, mir hold.
Der Himmel iſt ihr Sold,
Beglänzt all' ihre Spuren
Wie Thau im Morgengold.

Geliebt, ſtrahlſt du nur Liebe,
Weil Liebe nur beglückt.
Auch wenn dich Kummer drückt,
Macht er dein Aug' nicht trübe,
Das hell durch Thränen blickt.

Vor der Abreiſe.

Wolken längs den Bergen ſchwebten;
Glühend barg die Sonne ihr Geſicht.
Herzen pochten, Thränen bebten —
Freudenthränen nicht!

Trennung rief verwandten Seelen
Schon nach kurzem, kurzem Wiederſeh'n.
Ach! wie ſehr ſie nun ſich fehlen,
Fühlen nur die zween.

Doch aus Nebelfernen blinken
Freundlich uns der Liebe Sterne noch.
Laß die andern alle ſinken,
Glüh'n uns dieſe doch!

Heinrichs Abſchied von der Schweſter.

Aetherbläue, beſtralt vom Abendgolde,
Floß um die freundliche Burg; die Holde
Schaute dem Bruder ſtill in's Geſicht,
Das zu ihr flehte: „Vergiß mein nicht!“

Und er führte bewegt der Treugeliebten
Hand an ſein Herz, und den Tiefbetrübten
Sank nun, berührt von ſchauriger Macht,
Himmel und Erd' in Mitternacht.

Ach! ſie ſind jetzt getrennt! Es ſeh'n die Beiden
Ueber dem fernenden See die Sonne ſcheiden.
Doch ihre Herzen trennen ſich nie.
Niemals von Heinrich ſcheidet Marie!

Lied aus der Ferne.

Berge trennen uns und Thale.
Ach! wie ſcheinſt du meiner Sehnſucht fern!
Aber ſtets mit ſanftem Strale
Glänzet mir der Treue heller Stern,
Dem ein Lächeln deiner Seel' entblinkt,
Während rings die Erd' in Nacht verſinkt.

Ach! vielleicht daß nimmer, nimmer
Unſre Augen ſich begegnen hier!
Aber dort dereinſt im Schimmer
Der Vollendung walleſt du mit mir;
Wallſt mit mir die Sternenwelt umher;
Berg und Thale ſcheiden uns nicht mehr.

Wenn der Mond den Bach beglänzet,
Wo du ſitzeſt, und dein Blick ſich hebt
In den Raum, den nichts begränzet,
Wiſſe, daß dort auch mein Auge ſchwebt.
O du ſcheinſt mir, wie ein Seraph ſchön,
Dann mit leiſem Gruß herabzuſeh'n.

Pilgers Klage.

Wo ſind' ich Ruh? .. Den Schiffer, lang
umſtürmt,
Empfängt die ſich're Bucht, den müden Pflüger
Des Hüttchens ſtilles Dach. Der Friede ſchirmt
Nach blut'gem Kampf Beſiegte, wie Beſieger.
Mir hellt kein Sternlein ſanft den rauhen Pfad;
Er ſchlingt ſich ſchauervoll durch Felsabgründe.
Oft nachtet es, eh' meinem Haupt ich finde
Ein lindes Moos, dem milder Schlummer naht.

Warum entzogſt du mir den Blick voll Huld,
Das ſüße Lächeln, o Natur? Verdüſtert
Die Bruſt mir doch kein Nachtgeſpenſt der Schuld;
Mir zürnt kein Geiſt, der ſchaurig mich umflüſtert.
Doch wank' ich welk und öd' und freudenlos
Durch deine Gärten, deine Säulenhallen;
Nicht rührt das Lied mich deiner Nachtigallen,
Entzückend ſchon dem Kind im Mutterſchoos.

Wo iſt, fragt' ich, ein Punkt, der nimmer
wankt? ..
Das heil'ge Recht? — in Staub ſah' ich es treten.
Der Tugend Muth? — Wie ſchnöd' wird ihm
gedankt!
Der Wahrheit Wort? — Wer höhnt nicht des
Propheten?

Was blieb? Vertrauensvoll reicht' ich die Hand
Dem Mann, der wacker ſchien in Lebensſtürmen.
Die Stunde kam, wo ſich Gefahren thürmen;
Er ließ allein mich kämpfen, und — verſchwand.

Wo weilſt du jetzt, o ſchöner Zwillingsſtern,
Der einſt in mich ſo freundlich Licht ergoſſen?
Der Freund war mein Gedanke nah' und fern;
O Band, wo Seel' in Seele ſchien gefloſſen!
Doch ihn ergriff ein eitler Wahn; er ſah
Mit Kaltſinn meiner Wehmuth heiße Thränen,
Sprach lächelnd Hohn des Freundes frommem Sehnen;
Ein Blitzgetroffner, ſtand ich einſam da.

Wohin ſoll ich die Tritte lenken? — Schlägt
Ein Herz noch, ohne Falſch, von ew'ger Liebe,
Wie ſie vom Himmel niederſtieg, bewegt? —
Flöß' über ihm die Luft auch noch ſo trübe,
Fern von dem Land, wo die Orangen glüh'n,
Ich ſucht' es auf, fänd' auch in Wildniß Frieden;
Die Felswand ſtralte mir, dem Lebensmüden:
„Die Liebe iſt der Schöpfung großer Sinn!“

Der arme Heinrich.

Einſam durch die grünen Schattengänge
Wanket Heinrich, ſtarren Blicks voll Nacht;
Ihn ermuntern nicht des Hains Geſänge,
Nicht des Bächleins Glanz, der Wieſe Pracht.
Einem Freunde war ſein Herz gewogen.
Ha! der Bube hat es frech betrogen;
Plötzlich ſchwand der ſüße, ſüße Schein.
Nun in öder Welt ſteht er allein!
Sanfte Hoffnung! nicht dein leiſes Sehnen
Lindert mehr des Armen Schmerz mit Thränen.
Wo der Freund oft bei dem Freunde ſaß,
Sinket Heinrich leichenkalt und blaß.

Sehnſucht der Liebe.

Im Schattenlande ſucheſt du,
O Erdenpilger, Liebe?
Wohl winket uns ihr Sternlein zu,
Doch oft in Nebeltrübe.

Da ſiehſt du, daß, enthüllt, ſie dir
Hienieden ſich verkläre;
Da blickſt du trauernd auf zu ihr;
Es fließt der Sehnſucht Zähre.

Sie flieſſe nur! Das Schmerzgefühl
Wird deinen Geiſt erheben,
Und ſüßer Weiheſtunden viel
Dem ſtillen Dulder geben.

Im klaren, ſanftbewegten Teich,
Bei leiſer Lüfte Wehen,
Läßt dich, der Abendröthe gleich,
Ihr Bild die Liebe ſehen.

Nachruf und Klage.

Warum verſtummt dein Lied, o Nachtigall?
Wie gierig lauſchte dem beſeelten Schall
Im Frühlingshain der Meiſterſänger Chor!
Du ſchweigſt, und ſieh! den Hain deckt Trauerflor.

O frage nicht, warum die Zaub'rin ſchweigt,
Warum die Wehmuth ſtill ihr Haupt gebeugt!
Ach! ihrem Lied gab Liebe jeden Ton;
Doch kaltes Lobgeräuſch war all ihr Lohn.

Erſtummt iſt ſie, weil Niemand ſie verſtund,
Obgleich Bewund'rung ſcholl aus offnem Mund.
Kein Lobgeräuſch auf ihren Zauber-Klang,
Nur Liebe will der Liebenden Geſang.

Das Glöcklein des Wildkirchleins.

(Im Kanton Appenzell.)

1.

Glöcklein! tönſt von luſt'ger Höhe
Dumpf und leis in's grüne Thal.
Deine Segenstöne wehe
Sanfter Weſt im Abendſtral
An ein liebend Herz im Thal!

Töne von der Felſenmauer,
Frieden Gottes in dies Herz;
Mit der Sehnſucht ſüßer Trauer!
Süßer, als der Freude Scherz
Iſt ſie für ein liebend Herz.

Wenn bei deinem düſtern Klange
Eine Thrän' ihr Auge füllt —
Eh' ſie bebt auf ihre Wange,
Strale d'rein des Fernen Bild —
Lächelnd, ſtill und engelmild!

◆

2.

Tönſt Tag für Tag, o Glöcklein! ernſt und mild
Aus luft'ger Höh' den Früh- und Abendſegen,
Wenn, rothbeglänzt, das grüne Thalgefild
Den Eisberg ſieht erglüh'n von Gottes Bild,
Daß jede Bruſt mit Wonn' ihm jauchz' entgegen!

Die Hände faltet fromm dein hehrer Klang
Dem Hirtenvolk, ſtreut Gottes heil'gen Frieden
Auf jeden Tag im ſtillen Lebensgang,
Weckt ſeines Dankes heitern Lobgeſang,
Weht ihm in's Herz den Himmel ſchon hienieden.

Dem Pilger auch, o Glöcklein! töne mild,
Sucht er geſunde Kraft in dieſen Thälern.
Verſcheuch' aus ſeiner Seele jedes Bild,
Das ſie mit Nacht und bitterm Gram erfüllt,
Tön' ihm Vergeſſenheit von allen Quälern!

Heinrichs Abſchied von den Bergen.

Wann werd' ich euch, ihr anmuthreichen Höh'n!
Um mich ſo heiter lächelnd, wiederſeh'n?
Ich muß von euch (die letzten Stunden flieh'n)
Fern, fern, und ach! von Ihr noch ferner zieh'n,
In deren Blicken ſeelenvollem Spiegel
Ich oft euch ſah verklärt, ihr Berg' und Hügel!

Wenn euer Bild vor Ihrer Seele ſchwebt,
Von Morgenglut, von Mondſchein leiſ' umbebt',
Wenn dann, gemiſcht mit ſtiller Wehmuth Schmerz
Des Himmels Wonne ſchauert durch ihr Herz,
Dann ruft auch mich vor Ihrer Seele Spiegel
Verklärt zurück, ihr holden Berg' und Hügel!

O mögen ſtets von euch, geliebte Höh'n!
Zu Ihr, der Fernen, milde Lüfte weh'n,
Ihr Gottes Frieden ſäuſeln, ihr den Gruß
Des Freundes liſpeln ſanft mit zartem Kuß!
Lebt wohl, lebt wohl, ihr anmuthreichen Höhen,
Bis Sie und ich und ihr uns wiederſehen!

Der Bund.

Gedenkſt du noch der roſenwang'gen Zeit,
Wo Arm in Arm wir durch das Leben gingen,
Das blühend Nachtigallgebüſch' umhingen;
Wo mit der Herzen Innigkeit
Wir uns der ſchönen Gotteswelt gefreut?

Gedenkſt du noch des freundlich ſtillen Thals,
Wo wir entzückt uns wollten Hütten bauen,
Am Silberbach, auf Blumen, unter'm blauen
Gewölb' im Glanz des Frühlingsſtrals,
Des Goldprunks lächelnd und des Schwelgermals?

Gedenkſt du noch des See's voll Zauberpracht?
Wir ſah'n ihn erſt des Himmels Ruhe ſpiegeln,
D'rauf wutherfüllt, empört von Sturmesflügeln.
Da rief'ſt du in die Schauernacht:
„Laß nie dem Glück' uns trauen, wenn es lacht!“

Gedenkſt du noch der anmuthreichen Höh'n,
Wo wir, in edler Schwärmerei verloren,
Einſam der Freundſchaft heil'gen Bund beſchworen:
Für's Rechte ſtets vereint zu ſteh'n,
Stets treu der Spur der Wahrheit nachzugeh'n?..

Die roſenwang'ge Zeit — ſie iſt verblüht,
Wie Nebelduft manch ſchöner Traum zerfloſſen;
Der Weltſinn hat uns manches Herz verſchloſſen.
Doch, wie der Pfad ſich dunkler zieht,
Stets heller mir des Bundes Sternlein glüht!

Die Trennung.

Trüber ſcheint der Abendſtral;
Sprachlos ſteh'n wir, wo der Weg ſich ſcheidet;
Blicke ſagen, was die Seele leidet.
Ach! vielleicht zum letzten — letzten Mal,
Wie an ſeines Lebens dunkelm Rand
Drücket jetzt der Freund des Freundes Hand.

Noch ein Rückblick, noch ein Gruß,
Und auf immer hat das Aug' verloren,
Den vor Tauſenden das Herz erkoren.
Einſam, wie durch Wüſten wankt der Fuß.
Wehmuth wölkt die Seele; unbewußt
Reißt ſich mancher Seufzer aus der Bruſt.

Sternlein, das ſo freundlich glüht!
Meines Freundes Seele werde heiter,
Leichter fühl' er ſeine Bruſt und weiter,
Wenn er ſanft und hell dich wandeln ſieht.
Seine Seele zeigſt du Sternlein mir,
Meine Seele leucht' auch Ihm von dir!

Lebewohl.

Lebe wohl! es ſcheiden
   Unſre Herzen nicht!
Fern' auch ſtralet beiden
   Eines Gottes Licht.

Lebe wohl! von Ferne
   Schwebt um dich mein Geiſt,
Winkt von jedem Sterne,
   Der dir Troſt verheißt.

Lebe wohl! der lichte
   Dämmerſchein enthüllt
Mir, wie Traumgeſichte
   Beſſrer Welt, dein Bild.

Dir noch glüht mein Leben
   Am beeisten Pol;
Wo Vulkane beben,
   Seufz' ich: Lebe wohl!

„Lebe wohl!“ ſo flüſtern
   Weſte dir von mir;
Lebe wohl! aus düſtern
   Wolken ruf' ich dir.

Lebe wohl! es ſcheiden
   Unſre Seelen nicht.
Freundſchaft ſtreuet beiden
   Auf den Pfad ihr Licht.

Viertes Buch.

6

Univ. Bibl.
München

Die Heimath.

Land, von milder Luft befächelt,
Ueberſtralt von heiterm Sonnenſchein,
Land, wo ſanft die Ruhe lächelt,
Stiller Friede ſchwebt auf Wieſ' und Hain;
Wo ich einſt ſo glücklich lebte,
Gold'ne Tage ſüßer Kinderzeit,
Froh der Eltern Herz erbebte,
Selig bei der Kinder Seligkeit!

Süßes Land! dein bin ich wieder,
Müd' des Pilgerganges durch die Welt.
Heitrer tönen meine Lieder,
Wenn dein Licht auf meine Harfe fällt.
Liebend haſt du mich erzogen,
Liebend kehr' ich an dein Mutterherz,
Wie die Schwalb', im Herbſt entflogen,
Wiederkehrt im himmelblauen Merz.

Deine dunkeln Tannenhöhen
Glüh'n im Frühduft mir, wie wann entzückt
Freund dem Freund bei'm Wiederſehen
Durch der Sehnſucht Flor in's Auge blickt.

Manche Hoffnung ſank in Trümmer.
Neue, ſchönre dämmert meinem Geiſt,
Seh' ich dich im Abendſchimmer,
Der an der Vogeſen Saum zerfleußt.

Lächle mir, gleich einem Engel,
Der im ſtillen Glanz der Unſchuld blüht,
Die Erinn'rung an die Mängel
Meines Lebens ſanft aus dem Gemüth!
Gib bei guten, ſchönen Seelen
Mir der häßlichen Vergeſſenheit!
Bei'm Geſang von Philomelen
Lehre du mich ihre Zärtlichkeit!

Jedes Veilchen, jede Roſe,
Einſt mit Liebe kindlich dir entpflückt;
Seh' ich deinem milden Schooſe
Neu entblüh'n, mit friſchem Reiz geſchmückt.
Flechten will ich ſie zu Kränzen.
Die, ſo Wehmuth nicht auf Gräber ſtreut,
Sollen an der Laube glänzen,
Euch, ihr theuern Lebenden! geweiht.

Einladung auf's Land.

(An meinen Bruder Johann.)

Wenn du entfliehſt dem Weltgewühl,
Die Wehmuth tief im Herzen,
Die kein Geſang, kein Opernſpiel
Vermag dir wegzuſcherzen:
Dann möcht' ich zaubern dich, o Freund!
Auf dieſe heitern Hügel,
Wo Erd' und Himmel widerſcheint
Aus blauem Waſſerſpiegel.

Hier ward von uns ſo manches Feſt
Der Freundſchaft ſchön gefeiert,
Ihr Bund bei Abendroth und Weſt,
Mit Innigkeit erneuert.
Fern hier vom Mißgetön der Welt,
Fern von der Thoren Heerde
Schien uns, von Zärtlichkeit erhellt,
Ein Paradies die Erde.

Hier, Freund! ſollt' uns ein Hüttchen ſteh'n,
Hier, wo kein Trugbild flimmert.
Wir würden froh durch's Leben geh'n,
Um keinen Tand bekümmert.
Sieh! Wonne liſpeln Quell und Baum,
Sie lacht von Höh'n und Gründen.
Das Leben, Bruder! iſt kein Traum,
Wenn wir es rein empfinden!

Bei meines Dörfchens Wiederſehen. *)

O Dörfchen, wo die Knabenzeit
So heiter mir verfloß,
Und ſich, mit Blüthen ſanft beſtreut,
In's Lebensthal ergoß!
Wie fühlt bei deinem Wiederſeh'n
Mein Weſen ſich verjüngt,
Von manchem Bild, das mich ſo ſchön,
So traulich grüßt, umringt.

Manch alter Freund am alten Ort
Zeigt jetzt ſein Antlitz mir,
Die bläulichen Vogeſen dort,
Der dunkle Schwarzwald hier;
So mancher Baum, der Frucht mir bot,
Der Traubenhügel Kranz,
Das alte Früh- und Abendroth,
Im Teich des Mondes Glanz.

Biſt immer jung und wunderſchön,
Du freundliche Natur!
Indeß, die deinen Liebreiz ſeh'n,
Vergeh'n faſt ohne Spur.
Die Mutter, ach! der Vater, ach!
Sie ſeh'n dich nimmer blüh'n,
Mit Wehmuth blick' ich ihnen nach,
Dort wo die Sterne glüh'n!

---

*) Feldkirch im Breisgau.

Der Nachtigall Grab.

Die ihr mit reinem Herzen liebt,
Eilt her zum kleinen Grabe,
Das ich bekränzt, und tief betrübt
Mit Schmerz befeuchtet habe.
Hier ſchlummert meine Nachtigall —
Die zaubervolle Kehle;
Ihr letzter Hauch war noch ein Hall
Von einer Engelſeele.

Kaum klang ihr ſeelenvolles Lied,
Da ſprach das Bächlein ſtiller,
Im ganzen Hain, von Luſt durchglüht,
Schwieg jeder laute Triller.
Die Biene horchte mit Gefühl,
Die Luft ſchien ſich zu heitern;
Der Weſt verließ ſein Blätterſpiel,
Der Echo Ton zu läutern.

Nun ſingt nicht mehr die Nachtigall,
Die Freundin meiner Seele.
Ach! nimmer tönt ein ſüßer Schall
Aus ihrer Zauberkehle.
Doch, ſetzet hier, wer zärtlich liebt,
Bei'm Dämmerſchein ſich nieder,
So weicht was ſeine Seele trübt;
Ihm tönt's wie Himmelslieder.

An der Wiege.

Quem tu semel
Nascentem placido lumine videris.
Horat.

Ueber Deinem Auge flieſſe
Holdes Kind! des Aethers ſanftes Blau!
Und der Sterne ſchönſter gieſſe
Wonn' hinein, ſo mild, wie Frühlingsthau,
Segnend eine friſche Blumenau.

Kein Komet mit dunkelm Schweife,
Kein Geſtirn, das ſtolz und düſter glüht,
Keines, zornig funkelnd, ſtreife
Deinen Blick, daß rein ſey dein Gemüth,
Bis voll Schönheit d'rin das Gute blüht.

Drückt dich einſt des Tages Schwüle,
Zieh'n um dich Gewitter ſchwarz und wild,
Blicke ſtill, mit Dankgefühle
Nach dem Stern, aus dem dir heut ſo mild
In's erwachend Auge Friede quillt!

Mutterliebe.

(Der Gräfin von Rechberg, geb. Gräfin v. Görz.)

Der Mutter Liebling liegt in Todesſchauern;
Bei'm Anblick bricht ihr Herz in ſtummem Trauern;
Ihr Auge wachet kummervoll; ſie ſinnt
Bei Nacht und Tag nur auf das theure Kind.

Ihr leiſes Ohr lauſcht jedem Ach und Wehe;
Sie naht dem Theuern nur auf linder Zehe;
Vor Fliegen ſchirmt ihn zart die weiche Hand,
Und niemals iſt ihr Blick von ihm gewandt.

Drei Wochen ſchon verſcheuchen bange Sorgen
Den ſüßen Schlaf. Ihr lächelt nicht der Morgen,
Noch glüht der Abend ihr. Todt iſt die Flur.
Der Seele Nacht hellt Mutterliebe nur.

Sie welkt, der Roſe gleich auf dürrer Haide,
Doch wie vergilt den langen Gram die Freude,
Wenn jetzt, vom erſten Schlummer ſanft erquickt,
Des Lieblings Aug' ihr in die Seele blickt!

Ein wonnig Roth fliegt auf die bleichen Wangen;
Die Thräne fleußt. Mit innigem Verlangen
Küßt ſie den Engel, den ihr fromm Gebet
Dem harten Sinn der Parze abgefleht.

„O Kind! ruft die Natur mit zarter Stimme,
Daß frommer Dank im Buſen nie verglimme,
Gedenke ſtets, was dir die Mutter war!
Dein Leben ſey des Dankes Weihaltar!“

Die trauernde Mutter.

Der Thränenweid an ſchweigender Quelle gleich,
Neigſt du, Eudora! über dem Knaben dich,
Dem noch auf blaſſer Wang' und Lippe
Schwebet ein Lächeln, ein Hauch des Himmels.

Du weinſt! Ach nimmer flehen den Engel dir
Zurück der Sehnſucht Thränen in's Schattenland.
Blick aufwärts! Dir, o Mutter! winkt er
Lächelnd im Schooſe des ew'gen Vaters.

Der Tochter Glückwunſch.

Nimm freundlich heut die Roſe,
Der Liebe zartes Pfand,
Das Bild vom ſchönſten Looſe,
Von deiner Tochter Hand!
O daß im Heiligthume
Der Mutterlieb' und Treu'
Der Schöpfung Lieblingsblume
Dir ſtets ein Denkmal ſey!

Beim Lied der Nachtigallen
Stieg in der Blumen Chor,
Als Königin von allen,
Die Roſe ſanft empor.
Das Sinnbild holder Jugend,
Die ſchönſte Blum' im Kranz
Der Unſchuld und der Tugend,
Erhöht ſie ihren Glanz.

Mit Roſen haſt die Wiege
Du zärtlich mir geſchmückt,
Mit Roſen heit're Züge
Mir früh in's Herz gedrückt.
Drum will ich deine Wege
Mit Roſen ſtets beſtreu'n.
O daß ich ſelbſt dich möge,
Der Roſe gleich, erfreu'n!

Der Mutter Namensfeier.

(Im Winter.)

Heute, Mutter! müſſen wir uns freu'n,
Denn es iſt das Feſt der Mutterliebe!
Könnt' ein höh'res Feſt für Kinder ſeyn,
Folgen ſie des Herzens frommen Triebe?

Worte, beſte Mutter! können dir
Nie für deine Liebe würdig danken.
Aber unſer Herz hängt feſt an ihr,
Wie am Ulmenbaum die Epheuranken.

Noch kein Blümchen prangt auf hellem Grün,
Und wir können dir kein Sträuschen pflücken.
Doch mit Blumen, welche nie verblüh'n,
Wollen wir dein Mutteraug' entzücken.

Herzlich ſchwören wir dir Kindertreu',
Schwören, Gottes Bild in dir zu lieben,
Und, daß troſtlos nie dein Leben ſey,
Sterne dir zu ſeyn, die nie ſich trüben.

Wenn der Tugend reiner Glanz uns ſchmückt,
Die ſo ſanft dein Wort und Vorbild lehren,
Wird dein Mutterherz nicht hoch beglückt?
Kann dir Gott ein ſchönres Feſt gewähren?

Am Grabe meines Vaters.

„Schied er ewig von uns, Bruder! Am Hügel hier
Iſt's ſo ſchauerlich ſtill! Seh' in's Geſicht ich dir,
Stärker ſtürzt mir die Thräne.
Ach! der Vater iſt uns nicht mehr!

Bruder, reiche mir Troſt!“ — „Weine! der Schmerz hat mir
Selbſt die Thräne verſagt.“ — „Armer, deß' trockner Blick
Starrt, o komm' und beſtreue
Mit den Blumen das öde Grab!“

Wie die Thrän' euch verſchönt, Blumen! O ſaget uns:
Wo der Vater jetzt weilt? Siehe, zum Himmel blickt
Still ihr Auge. Der Vater
Lebt, o Bruder! im beſſern Land.

Beßter, Theu'rſter! vom Stern, den du bewohnſt, o ſchau
Segnend nieder, wo wir an der geſchmückten Gruft
Deine Tugend verehren
Voll der Sehnſucht nach Wiederſeh'n.

Die ſterbende Schweſter.

(1801.)

Angeweht von dem Lenz, grünt des erwachenden
Quells verödeter Rand; durch die balſamiſchen
Lüfte lächelt das Veilchen
Froh. Ach! lächelte nur auch Sie!

Doch ſie lächelt! So ſanft ſtralet der Abendſtern
Licht durch Nebel des Herbſts. Aber ihr Lächeln
grüßt
Nicht den Frühling der Erde;
Ein verklärterer blüht ihr auf.

Zarte Seele, von Gott nur für die himmliſche
Lieb' erſchaffen! o fleug, nicht von der Erd'
entweiht,
Auf zur Heimath! Dort leuchte
Meiner Sehnſucht ein holder Stern!

Die Oſtereier.

Als Eltern noch einfältiglich
Dem Kindesſinn nicht wehrten,
Verſammelten die Kinder ſich
Am Oſtertag in Gärten,
Und ſuchten, wo zu finden ſey
Ein bunt bemaltes Oſterei.

O die ihr gern noch Kinder ſeyd,
Euch öffn' ich leis das Pförtchen,
Damit ihr euch wie Kinder freut,
In meiner Muſe Gärtchen,
Und jeder d'rin mit Jubelſchrei
Sich find' ein liebes Oſterei.

Mit Kinderaugen ſoll zu euch
Das Aufgefund'ne blicken,
Wie Veilchen, die am Dorngeſträuch
Mit holder Einfalt nicken,
Wie Röschen, wie Vergißmeinnicht,
Mit ſanft aufläche lndem Geſicht.

Das goldene Alter.

Klar und lauter, Gottes Geiſte gleich,
Quoll aus ſeinem Hauch des Menſchen Geiſt.
Doch auf Erden, ach! wo find' ich euch,
Lieb' und Treue, die kein Wahn zerreißt!
Seyd ihr nicht der Welt zum Mährchen worden,
Nicht zur Larve, welche freundlich gleißt,
Um die Unſchuld ſicherer zu morden?

Ha! der Bildung, die ein liebend Herz
Fein wie Spinne, glatt wie Schlangen macht.
Mit der Tugend treibt ſie loſen Scherz,
Der der Einfalt ihres Glaubens lacht;
Ihre Hoffnung ſchilt ſie Fieberträume,
Und verbeut zu blicken himmelwärts,
Und zerknickt des ew'gen Lebens Keime.

Kehre wieder, holde Kinderwelt!
Wo die Unſchuld an der Seraphshand
Eines Glaubens, den die Liebe hellt,
Heiter wallte durch das Schattenland
Nach dem ſchönern, wo in Aetherbläue
Ew'ger Freundſchaft wonnevolles Band
Lohnt der Edeln ungefälſchte Treue.

An die Unſchuld.

1.

Aus ſtillem Lichtgefilde
Beſtralſt du, Reine, Milde!
  Mein ſchwankend Boot,
Die Augen blau wie Aether,
Und hell die Wang' und röther
  Als Morgenroth.

Du lächelſt heitern Frieden
Wenn Stürme mich ermüden,
  Von Nacht umhüllt,
Wenn mir der Menſchheit Trauer
Die Bruſt mit tiefem Schauer
  Und Wehmuth füllt.

Wenn alle Welt dich flöhe,
Zu deiner Stralenhöhe
  Blickt' ich doch ſtets.
Dein Reich, o Unſchuld! blühet
Wo lautre Liebe glühet;
  Kein Sturm verweht's!

2.

Die du ſtets in Aetherglanz,
Auf dem Haupt den Veilchenkranz,
Schwebſt auf heiterm Frühlingspfad,
Heil'ge Unſchuld! leite du
Mich dem Quell der Liebe zu,
Dem allein das Reine naht.

Ewig blühend, ewig ſchön
Laß mein Auge dich nur ſeh'n;
Wenn das Laſter lockt, nur dich!
Dein Erröthen und dein Blick
Scheuch' es in die Nacht zurück,
Fülle mit dem Himmel mich!

Die Mutter der Armen.

Eine Mutter voll Erbarmen
Bleib', o Freundliche! den Armen;
Sie erflehten dich vom Herrn.
Ihren Jammer, ihre Zähren
Sah er, als, dich zu verklären,
Winkte der Vergeltung Stern.

Gottes Seraph kam hernieder.
Deiner Liebe ſang er Lieder
In ſein himmliſch Saitenſpiel.
Schon möcht' er den Kranz dir reichen;
Doch den Armen ſieh! von bleichen
Wangen ſtrömt das Schmerzgefühl.

Und es tönt vom Sternenthrone:
„Seraph! laß noch ruh'n die Krone!
Friſch erblüh' ihr Lebensglanz!
Lang bedarf das Heer der Armen
Noch der Mutter voll Erbarmen.
Einſt noch ſchöner ſtral' ihr Kranz!“

An die Schaam.

Schönſter Engel, den der Erde
Blöde Kinder je geſeh'n,
Deine himmliſche Gebehrde
Nennen ſelbſt die Faunen ſchön,
Die am ſtillen Opferherde,
Wo der Unſchuld Flammen weh'n,
Spottend ſonſt vorübergeh'n.

Schaam! mit jungfräulicher Röthe
Schreckſt du des Verführers Blick,
Scheuchſt vom zarten Blumenbeete
Holder Einfalt ihn zurück.
Vor der Lockung Zauberflöte
Sicherſt du ihr ſtilles Glück,
Waltend über ihr Geſchick.

Frömmer wird in deiner Nähe,
Wer den Abweg ſchon betrat.
Du allein bewahrſt der Ehe
Myrtenlauben vor Verrath.
Wehe dem Vermeßnen, wehe!
Der, entfernt von deinem Pfad,
Ihrem Heiligthum ſich naht!

Schönſter Engel Gottes: ſchmücke
Du der Jugend Frühlingskranz,
Daß er Aller Herz entzücke
Stets mit friſchem Tugendglanz:
Wolluſt, mit dem frechen Blicke,
Raub' im wilden Freudentanz
Nie ein Blümchen deinem Kranz!

An einen edeln Jüngling.

Sic itur ad astra. *Virg.*

Jüngling mit der freien Seele,
Mit der Unſchuld Kraftgefühl,
Traue nicht der Zauberkehle,
Die dir ſchmeichelt! Prüf' und wähle!
Aber Lob ſey nie dein Ziel!

Ob dir Beifall jauchzt die Menge,
Ob ſie läſtert, wanke nicht!
Trüglich oft ſind Preisgeſänge;
Doch der Wahrheit Pfad iſt enge;
Zwiſchen Klüften geht die Pflicht.

Wandle aufrecht vor den Götzen,
Knie't vor ihnen gleich die Welt!
Lächelnd zu des Markts Geſchwätzen
Folge du den Urgeſetzen,
Deren Stral dein Herz erhellt.

Wahrheit nur und Tugend winden
Kränze, welche nie verblüh'n.
Andre Kränze, Freund! verkünden
Nur den Glanz geſchminkter Sünden,
Die das Licht des Tages flieh'n.

Sey des Pöbels Läſterzungen,
Nur dem Gott in dir nicht, taub!
Gleich dem Aar, der, kühn entſchwungen,
Bis zur Sonne durchgedrungen,
Schüttelt ab der Erde Staub.

Die Quelle des Frohſinns.

Hab' ich ſtill und ohne Prahlen
Eine gute That gethan,
O wie lacht mich Alles an
Mit des Himmels ſchönſten Stralen;
Ha! wie find' ich wohlgemuth
Dieſe Welt ſo ſchön und gut!

Milder leuchtet mir die Sonne,
Lieblicher des Aethers Blau;
Bächlein, Waldgeſang und Au
Füllen mich mit ſüßrer Wonne;
Unſchuld, Frohſinn, Friede ſpricht
Mir aus jedem Angeſicht.

Weck' o Funk' aus Gottes Fülle
Mir den Keim oft im Gemüth,
Der zu edler That erblüht
Ohne Zeugen, in der Stille.
O dann hellt des Himmels Stral
Mir der Erde dunkles Thal!

Die Trauer.

Der Wieſenbach im Abendſtral
Floß trüber durch das Blüthenthal.
Die Wange bleich, das Auge naß,
Hier ſtill ein Hirtenmädchen ſaß,
Zerpflückend, ach! den theuern Kranz,
Geflochten jüngſt zum Brautfeſttanz.
Vom Berg das Kirchlein trauernd ſchaut,
„Was tönt des Glöckchens dumpfer Laut?
Wen tragen die Geſpielen dort
Bei'm Klang des Glöckchens ſchweigend fort?“
Sein Haupt umblüht im Abendglanz,
Von Thränen feucht; ein friſcher Kranz.
Noch ſchön, doch nimmer lächelnd, ach!
Sieht ſie ſein Bild im Wieſenbach.
Jetzt ſchweigt des Glöckchens dumpfer Laut,
Da bricht das Herz der armen Braut.
Doch die am Grab noch trauernd ſteh'n,
Hinauf zween Engel ſchimmern ſeh'n.

Eudore.

Im ſchönſten Paradies der Welt
Wo Glanz dem Jubel ſich geſellt,
Bewölkt der Wehmuth ſtiller Schmerz Eudoren
Den Blick, der, bald im Ferngedüft verloren,
Bald durch den Aether ſchwebend, nie ſich hellt,
Dem lindernd keine Thrän' entfällt.

Wenn thaubeglänzt bei Haingeflöt
Der Morgen um ihr Lager weht,
Und Wonn' enthaucht der Roſ' in ſüßen Düften,
Sehnt ſich ihr Herz beklemmt nach reinern Lüften,
Jetzt nach der fernſten Berge blauem Rand,
Jetzt himmelwärts den Blick gewandt.

Doch, wenn bei'm Nachtigallenlied
Der Abend durch ihr Fenſter glüht,
Jetzt leiſ' das Glöcklein tönt von Alpenhöhen,
Da fühlt ſie eines Geiſtes ſanftes Wehen;
Nicht heiter wird ihr Auge. Doch mit Ruh'
Schwebt es dem Stern der Liebe zu.

Pilgerlieder.

1.

Dunkel wird es um mich her,
Und mein Pfädlein freudenleer.
Freundlich Sternlein! leite mich.
O kein Endlicher hat dich
Mir geſandt zum Troſt und Licht.
Göttlich ſtralt's mir dein Geſicht,
Daß du Dem entquollen biſt,
Der die Liebe ſelber iſt.
Ew'ge Lieb' erleuchtet dich.
Leit', o Sternlein! leite mich.

2.

Mir weicht die Kraft, mir ſinkt der Muth,
Das rauhe Pfädlein fortzuwandern.
Es führt durch Stürm' und Sonnenglut
Von einem Abgrund, ach! zum andern.
Mir glüht kein holder Abendſchein
Durch das Gewölk, vom Sturm zerriſſen.
Wo ſind' ich Armer einen Stein
Dem müden Haupt zum Ruhekiſſen?
Kein Sternlein glänzt. Den welken Hain
Beſeelt kein Laut. O! ödes Leben,
Das nicht der Liebe Hände weben,
Nicht ihres Liedes Zauber ſtimmt!
Doch, wüßt' ich, wo ihr Sternlein flimmt!
Wo nähm' ich Flügel hinzuſchweben?..

Nachtlied.

Walle heiter durch die Erdennacht!
Niemals laß den holden Glauben,
Daß ob dir ein liebend Auge wacht,
Dir vom dunkeln Schickſal rauben.
Walle ſtets voll Ruh' und Zuverſicht,
Bis die Berge ſich vom Licht verklären,
Das entſleußt den ewigklaren Sphären,
Wo ein Auge ſtralt, das niemals bricht!

Die Sehnſucht.

Dunkel ſind des Lebens Pfade;
Dunkel ziehen durch die Bruſt
Schwebend auf beſchwingtem Rade
Gleich Phantomen Schmerz und Luſt.
Und das Herz — es ruhet nimmer!
Lächelnd lockt und flieht das Glück.
Nur die Sehnſucht bleibt zurück.
Holde Sehnſucht! deinen Schimmer
Geuß ermunternd ſtets auf mich!
Gib mir Kraft und Muth zum Guten!
Nimmer beb' ich dann, wenn ſich
Thürmen rings des Schickſals Fluthen!

Grablied.

Laßt mit Lied und Tänzen
Wallen uns am Grab,
Wo nach wenig Lenzen
Still der Mond wird glänzen
Auch auf uns herab!

Bei der Flamme Lodern
Sinke der Altar!
Der einſt Frucht wird fodern,
Läßt den Keim erſt modern
Leiſ' und unſichtbar.

Was gebar die Erde,
Kehrt in ihren Schoos,
Daß dem Geiſte werde,
Frei von Staubbeſchwerde,
Guter Engel Loos!

Der gute Pfarrer iſt todt.*)

Welche Trauer, welches Schweigen,
Schwebt ob dieſes Dörfchens Flur?
Wo die Freuden der Natur
Wallten heitern Blicks, da ſteigen
Jetzt nur Seufzer, ſchimmern Thränen nur.

Riß die Mutter, riß den Vater
Guten Kindern weg der Tod?
Oder welch ein Unglück droht?
Ach! den liebenden Berather,
Freund und Schutzgeiſt Aller, nahm der Tod.

Sieh! dort ſchläft er unterm Hügel,
Einfach mit dem Kreuz geſchmückt,
Und mit Veilchen, friſch gepflückt,
Und mit Thränen... Ach! den Spiegel
Reiner Tugend hat das Grab entrückt.

Dieſer treue Jünger lebte,
Wie ſein großes Vorbild, ganz
Seiner Heerd'; ihr Tugendglanz
War der Ruhm nach dem er ſtrebte,
Ward des edeln Kämpfers Siegeskranz.

---

*) Dekan und Pfarrer Joſ. Tobias zu Minſele.

Des Verklärten fromme Heerde!
Nie erlöſche dir ſein Bild;
Wie ein Seraph hehr und mild
Stral' es noch den Enkeln, werde
Ihrer Tugend Leitgeſtirn und Schild.

Des Pfarrers Grabſchrift.

Einen Engel hatte von den Sternen
Gott zu euch herabgeſandt,
Daß von ihm ihr möchtet wandeln lernen
Fromm und gut, den Blick gewandt
Nach der Heimath ob den goldnen Sternen,
Dorthin gieng er freudig euch voraus,
Wartet euer dort im Vaterhaus,
Hoffend, daß aus euch nur eine Heerde
Unter einem Hirten, Chriſtu, werde.

Freund Metzlers*) Denkmal.

Der als Chriſt die Menſchheit liebte,
Treu in ihrem Dienſt ſich übte,
Oft ihr half, ſie nie betrübte,
Streifte ſeinen Staub hier ab.

Jetzt genießt er, was hienieden
Seinem Durſt und nimmer müden
Forſchungsgeiſt nach Licht und Frieden
Erden-Weisheit niemals gab.

---

*) Geh. Rath und Leibarzt zu Sigmaringen, Verfaſſer einer trefflichen Paſtoral-Medizin; geſt. 1812.

Der gute Jüngling.

Still und einfach durch das Leben
Ging der Jüngling. Die Natur
Hatte ihm ein Herz gegeben,
Und dies Herz ſchlug Liebe nur;
Wie des Bergquells heitrer Spiegel
Voll von ihrem Himmelsglanz.
Ach! auf ſeinem Raſenhügel
Welkt jetzt ſchon der Treue Kranz;
Und — wie eitel iſt das Leben doch!
Wer gedenkt des guten Jünglings noch?

Konrad Mayer.*)

Ihn rief die Welt – Er floh die Welt,
Und nahte demuthsvoll dem Heiligthume.
Der Preis, um den er wie ein Held
Den Kampf beſtund, war eine Himmelsblume.
Mit ihr von Seraphshand geſchmückt die Bruſt,
Belächelt er der Erde Tand und Luſt.

---

*) Geboren am 27. Mai 1730.
Geſtorben am 6. Jenner 1813. Ave pia anima!

Das Geſicht.

Des Thales Bach floß dunkelhell,
Wie meiner Sehnſucht Traum.
Der Mondſchein blinkte in's Gewell;
Voll Schlafs war Flur und Baum.

Kein Gräschen fächelte die Luft,
Kein Fliegchen ſummte leis,
Die Blümchen hauchten keinen Duft;
Still ging der Sterne Kreis.

Ich ſaß und ſchaut' in's Bächlein klar;
Sieh! dem Kriſtall entſtralt
Der Freundin Bjld, den Kranz im Haar,
Ein Engel an Geſtalt.

Wer biſt du, ſeufzt' ich, ſüßes Bild?
Doch, aufwärts blickend, ſchwand
Der Engel, wie die Dämm'rung mild,
Stillwinkend mit der Hand.

Die Verklärte.

Wie ein Seraph, der vom Himmel
Niederſchwebt, dann lächelnd weilt,
Doch dem rauſchenden Gewimmel
Bald, die Thrän' im Aug', enteilt,
Schwand ſie mir, erſchienen kaum,
Aber nicht ein bloßer Traum.

Denn der Unſchuld und der Tugend
Heitres Bild ſah ich in ihr.
Mit der Anmuth ew'ger Jugend
Neigte ſie ſich ſanft zu mir.
Was mit Engelsmienen ſie
Mir geſagt, vergeß' ich nie.

Dort im Himmel ſteht die Reine,
Heilige nun auch für mich;
Und, indeß ich um ſie weine,
Naht ihr Geiſt dem meinen ſich;
Was ſein himmliſch Säuſeln ſpricht,
Gibt mir Muth und Zuverſicht.

Ihre Grabſchrift.

Heiter lächelnd, ohne Beben
Schlief ſie ein, und ſanft erloſch ihr Blick.
Wie vom Winterfroſt in's Leben,
Schwebte leis ihr Geiſt zu Gott zurück.
Dem entſchwundnen Seraph, ach!
Blicken wir durch Thränen nach.

An die tiefbetrübten Eltern.

Am Grab ihrer Tochter.

Sie hat den ſchönen Lenz der Erde nur geſeh'n,
  Von ihren Stürmen unberührt,
Und zu den Frühlingslüften, die ſie jetzt umweh'n,
  Hat mild ihr Engel ſie entführt.
O! die ihr weint, von ſtets beſonnten Höh'n
Wird blühend einſt ſie euch entgegen geh'n.

Die Zukunft.

Wie lieblich glüht der Abend durch's Geſträuch
Dort, wo am Felsabhang der Pfad ſich wendet!
O traut dem Schimmer nur! Nicht täuſcht er euch.
Welch Zauberland, an Glanz und Segen reich,
In das hinab ihr dort die Blicke ſendet!

Ihr Freunde! neigt ſich eures Lebens Tag,
Müßt ihr das Lebewohl der ſchönen Erde
Jetzt ſagen, und verwandten Seelen, ach!
O daß euch, blicken dieſe weinend nach,
Bei'm letzten Stral der Himmel offen werde!

Fünftes Buch.

Das Vaterland.

Dreimal beglücktes Volk, wo der Natur
Gefühle adelt zur Religion
Die Liebe zum gemeinen Vaterland;
Wo man dem Vaterlande lebt und ſtirbt!

Einſt opferte den Göttern Xenophon,
Das Haupt bekränzt. Da kam ein Bote, ſprach:
Im Treffen fiel dein Sohn. Das Schlachtfeld hat
Das Blut des Sterbenden gefärbt. — Den Kranz
Nimmt ſchweigend ſich vom Haupt der Vater, und
Das Opfer ſetzt er fort. „Doch hör' auch dies,
Fügt nun der Bote bei, als Sieger ſtarb
Dein Sohn;“ und ſchweigend ſchmücket ſich der Greis
Die Silberhaare wieder mit dem Kranz.

Der freie Mann.

Wer darf ſich vergleichen dem freien Mann,
Den nichts in das Sklavenjoch beugen kann?
Er ſpricht vor dem Thron mit edelm Erkühnen:
„Dem Recht, nicht der Willkühr, ſchwor ich zu
dienen.“
Wirft ihn in Feſſeln des Herrſchers Gewalt,
Der Herrſcher bleibt Er noch in Knechtsgeſtalt.
Wo iſt ein ſo edler, tapferer Krieger?
Nie kehrt er, oder er kehret als Sieger,
An offener Bruſt, an der Stirne bloß,
Nicht rücklings verlezt von des Feinds Geſchoß.
So zärtlich ihm gab die Lieb' ihre Weihe,
So warm für's Vaterland fühlet der Freie.
Ruft dieſes ihn auf, dann ſeht ihr dem Fleh'n
Der Seinen ihn taub für's Vaterland ſteh'n.
Wähnt Mancher ſich frei, der in Ketten wandelt,
So höhnt er die Thoren nicht, aber handelt
Bedacht, wie ein Gott, bei Nacht und bei Tag,
Wie er von der Kette ſie retten mag.
Doch, ſieget die Knechtſchaft im Kapitole,
Dann kehrt mit Würd' er ſich weg vom Idole.
In ſchweigender Ruh', o feiger Tirann!
Erwartet dein Mordbeil der freie Mann.

Die Unterjochten.

Die fremden Sieger herrſchten im Land. Es glich
Dem Hänflingsneſt, ob welchem der Geier ſchwebt.
Kein Angſtlaut unterbrach die Stille.
Aber beredt war das ernſte Schweigen;

Wie wenn ein dumpfes Schauern um Hain und Flur
Verkündigt den Orkan. Von dem himmliſchen
Gefilde war entfloh'n die Freude;
Sanftes Gefühl in der Bruſt verſteinert.

Gefühl nur von des Vaterlands tiefer Schmach,
Dies Eine glühte heimlich in jeder Bruſt.
Nicht mehr gefeiert, ſenkte Hymen
Trauernd die Fackel im leeren Tempel.

Erröthend ging das Mädchen, erröthend ging
Vorbei der freigeborene Jüngling, nun
Ein Sklav. Wie hätte Sklavenenkel
Sterbend der Vater vermocht zu ſegnen?

Bei ſtiller Nacht beſuchten oft, nur geſeh'n
Von Gottes Sternen, Wieſen, mit Wald umkränzt
Die Freunde. Muth'ger ſah nun jeder
Nah'n der Befreiung verhüllten Morgen.

Die Ehrſucht.

Sieh dort, wo Alpen ſtolz ſich heben,
Eis und Granit,
Wie in den Abgrund ohne Beben
Der Jäger ſieht.

Sein Fuß läßt klimmend Steine rollen,
Und wie ein Stral
Stürzt donnernd nach in loſen Schollen
Der Berg in's Thal.

Ein Augenblick, und ach! begraben
Liegt eine Welt,
Ein Volk, Natur! von deinen Gaben
Die Bruſt geſchwellt.

So ſchleudert Ehrſucht oft Verderben
Auf's Erdenrund.
Mit Brudermord muß es ſich färben,
Gebeut ihr Mund.

Nun liegt der Länder Pracht zertrümmert,
Beſtrömt von Blut;
Doch Freud' im Blick der Ehrſucht ſchimmert
Wie Höllenglut.

Cicero's Ende.

Noch einmal warſt du groß, ein Römer noch, ein Mann,
Als fiel dein Haupt, der Freiheitsfeinde Schrecken.
Doch er — wie feig und klein, der ängſtliche Tyrann,
Der ſeine Schande wähnt mit deinem Grab zu decken!
So lang noch deiner Rede Donner hallen, kann
Kein Schlaf Antonius erquicken. Was gewann
Sein Ehrgeiz, hat dein Mund noch Macht, in allen Ecken
Der Welt den Freiheitsſinn zu wecken?
Ein andrer Katilina, würd' er dann
Mit Bürgerblut ſich nur umſonſt beflecken.
Doch ſeht! wie gräßlich lächelt der Tyrann,
Da ihm dein ſchweigend Haupt die Schergen jetzt entdecken!
Sein Lächeln mißt mit Luſt des Abgrunds Nacht,
In die dein Vaterland er warf. Doch ewig wacht
Die Nemeſis. Nicht ruhen ihre Schrecken
In deines Mörders Bruſt. Kein Siegspomp, keine Macht
Kann ihm der Göttin ernſten Blick verdecken.
Stets hört er dich, wie du im Kapitol
Ihn übergibſt der Freiheit Rachegeiſtern,

Der Freiheit, die nicht ſtirbt, die Hohn ſpricht
allen Meiſtern
Der Unterjochungskunſt, die kein Idol
Verſchont, doch deinen Ruhm von Pol zu Pol
Auf Adlerſchwingen trägt, daß du, bewundert,
Ein Stern den Völkern, ſtralſt in jeglichem
Jahrhundert.

Der ſterbende Fechter.*)

(Statue im Kapitol.)

Wer biſt du, Fechter! der ſo zierlich ſtirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um weicher Römer ſchnödes Lob noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben ſtrömt zur Erde?
Wie luſtberauſcht jetzt Aller Augen blinken
Bei deines Haupts ſchön abgeſtuftem Sinken!

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!
Seht: jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen**)
Unmenſchlich Jubeln laut der Rache rufen!

---

*) Vergl. Cicero, quæst. Tuscul., wo er ſagt: ein Fechter von Ehrgefühl ſey noch ſterbend beſorgt mit Anſtand zu fallen.

**) Des Amphitheaters, wo die Fechter ihre Kampfſpiele hielten.

Der Verbannte.

Ubinam, aut quibus locis te positam patria, rear?
Catullus.

Verbannt vom Vaterlande,
Leb' ich ihm dennoch ganz!
Wo gäb' es ſüßre Bande,
Als die des Vaterland's?
Hat es mich gleich verſtoßen,
Doch liebt mein Herz es treu,
Und zeigt, in Schmerz zerfloſſen,
Ob ſeiner werth ich ſey.

Wer ſagt, er liebe ſtärker
Das Vaterland, als ich,
Der trotze Tod und Kerker,
Und weih' als Opfer ſich,
Und wand're mir zur Seite! —
Wo beut ein Stein mir Ruh'?
Wo blüht mir, was mich freute?
Dem Grabe wank' ich zu.

O Vaterland! dich liebet
Kein Bürger mehr, wie ich.
Dein Mißgeſchick betrübet,
Dein Wohl entzücket mich.
Dir ſchlägt mein Herz entgegen,
So lang es hoffend ſchlägt.
Zu dir der Liebe Segen
Mein letzter Seufzer trägt.

Elegie.

Welch ein Heerzug wälzt ſich längs dem Rheine
Dort gen Abend? Waffenreihen glüh'n;
Luft und Feld durchblitzt ihr Glanz. Der Hayne
Luſt erſtummt, wo rauhe Krieger zieh'n.
Tod verbreitend durch die Dörfer ſchleichen
Tauſende von Opfern wilder Seuchen.
Hoch vom Wall, den düſtres Grau'n umſchwebt,
Brüllet Mord, daß Berg und Thal erbebt.

O Natur, die du den Reiz des Schönen
Immer jung auf deine Kinder ſtreuſt,
Welcher Dämon wagt es, wegzuhöhnen
Deinen Frieden, der die Flur umfleußt?
Sonne, die du jetzt ſo heiter ſtraleſt,
Bunt die Wieſe, blau die Berge maleſt,
Hehre, ſprich: Warum verfinſtert nicht
Der Bedrängten Jammer dein Geſicht?

Freudig rollt hier deine grüne Welle
Zwiſchen Reben hin, o Vater Rhein!
Auf ihr ſchwebt, verklärt von Aetherhelle,
Blühender Geſtade Wiederſchein.
Ha! du fühlſt nicht, was die Menſchheit leidet,
Walleſt froh, indeß die Freud' uns meidet,
Wie ein Held von fern der ſchönen Braut
Mit der Sehnſucht Glut entgegen ſchaut.

Doch dem Ewigen, der Flur und Himmel,
Sonn' und Fluß ſo freundlich ſchimmern heißt,
Ordnung uns im wogenden Gewimmel,
In dem Kampf der Elemente weiſ't,
Welch ein Schauſpiel muß es Ihm gewähren,
Raſ't der Menſch, um ſinnreich zu zerſtören —
Iſt im weiten Reiche der Natur
Arm und elend, ach! ihr König nur?

Ihr, die der Regierer ob den Sternen
Für der Völker Wohl berief zum Thron,
Seht, wie ſchrecklich Herrſchbegier entfernen
Kann von der Natur des Menſchen Sohn!
Zähmt in euerm Buſen dieſe Hyder,
Und die Völker lieben ſich wie Brüder;
Fallen euch wie Kinder an die Bruſt,
Preiſen jubelnd euch, der Erde Luſt!

Das verheerte Dörfchen.

Welcher Unhold hat den Frieden,
Von den Göttern dir beſchieden,
Armes Dörfchen! ſo zerſtört?
Blieb er taub zu deinen Bitten,
Als er, ach! die ſtillen Hütten,
Ach! die ſchöne Flur verheert?

Sah' er fühllos deinen Müttern
Thränen von der Wange zittern
Auf den Säugling ihrer Bruſt?
Selbſt das flehende Gewimmer
Holder Unſchuld — konnt' es nimmer
Dämpfen ſeine wilde Luſt?

Oedes Dörfchen! dich betrauert
Düſtern Scheins der Mond . . . wie ſchauert
Todesröcheln um dich her!
Ach! des Friedens ſchöne Sonne,
Ein Jahrhundert deine Wonne —
Lächelt, Dörfchen, dir nicht mehr!

Doch zu jenen lichten Fernen
Blicke hoffend! ob den Sternen
Lebt der Guten treuer Freund!
Der den Stürmen ruft hienieden,
Winkt dem Bogen auch, der Frieden
Durch zerriſſ'ne Wolken ſcheint!

Nachruf an den Frieden.

Wo bleibſt du, Sehnſucht aller Welt,
Zu lang entbehrter Friede!
Wer Menſch iſt, fleht nach dir; ſogar der Held,
Des blut'gen Kampfſpiels müde.

Erliſcht nicht ſelbſt der Kronen Glanz,
Benetzt von Blut und Zähren?
War nicht die erſte Kron' ein Oelzweigkranz,
Durchwebt von Blüth' und Aehren? *)

Vom beſſern Stern, wohin du flohſt,
O Friede! kehre wieder.
Schweb' auf die Thronen! Aller Völker Troſt
Weht dir vom Glanzgefieder.

---

*) S. *C. Plinius*, Histor. natur. L. XVIII. c. 2.

An den Welteroberer.

(1812.)

Hörſt du, Tyrann! der Völker Brauſen,
Wie ſturmbewegtes Meer?
Befällt dich vor dir ſelbſt kein Grauſen
Bei'm Toben um dich her?

Wie lange ſoll der Völker Nacken
Noch treten ſtolz dein Fuß,
Als wären's Würmer, wären's Schlacken
Von deiner Laune Guß?

Iſt's denn ſo unermeſſ'ne Wonne,
Gebieten einer Welt,
In der das milde Licht der Sonne
Nur ſcheu auf Thränen fällt.

Gibt's keinen feſten Grund, als Trümmer
Für dich und deinen Thron?
Labt dich der Menſchheit Angſtgewimmer
Mehr, als ihr Jubelton?

Noch gönnt dir Nemeſis zu wählen:
Der Welt ein Gott zu ſeyn —
Wo nicht, ihr Satan, ſie zu quälen
Bis ſie dein Tod wird freu'n!

Freiheitsgeſang.

Kein Sohn des Staubs iſt Herr der Welt.
Es herrſcht ein Gott in unſichtbaren Höhen!
Von ihm, was lebt, zum Leben Kraft erhält;
Ohn' ihn vermag vom Baum kein Blatt zu wehen.

Iſt er mit uns, wie können wir
Vor der verſchwornen Macht der Dränger zittern?
O Schutz der Unſchuld! wir vertrauen dir,
Der Stolzen Plane wird dein Arm zerſplittern.

Zum Dulden gabſt du Kraft und Muth;
Gib Muth und Kraft, dem Unrecht Trotz zu bieten,
Und edel-froh zu opfern Gut und Blut,
Daß kein Tyrann mehr wage, hier zu wüthen!

Die Freiheit ſproſſ' aus unſerm Blut!
Kein Zwinghof wird, wo es geſtrömt, ſich heben!
Aus unſrer Aſche noch weht heil'ge Glut —
Weh' dir, Tyrann! Entfleuch mit Grau'n und Beben!

Das Land der Treue.

O mein biedres deutſches Vaterland!
Ewig ſey mein Herz dir eigen;
Seine Treue ſoll kein Unfall beugen.
Bis an meines Lebens kalten Rand
Will ich laut der ganzen Welt bezeugen:
Daß du ſeyſt der Treue Vaterland!

Mag mit wetterleuchtendem Verſtand,
Mag mit Opernſpiel und Tänzen
Frankreich ſtolz vor deutſchen Völkern glänzen.
Nimmer kann des Ewigtreuen Hand,
Stolzes Frankreich! deine Treue kränzen.
Du nicht biſt der Treue Vaterland!

Mag der Britten kühne Schiffershand
Donnernd alle Ufer ſchrecken,
Und mit Flotten alle Meere decken;
Doch, ſo lang, von Goldbegier entbrannt,
Sie nach Raub die blut'gen Klauen ſtrecken,
Poch' auf Treue nicht ihr Inſelland!

Mit der reichſten Fluren Prachtgewand,
Mit der Künſte ſchönſten Trümmern
Mag Italien in Ruhe ſchimmern!
Doch, wo Konradin Verräther fand,
Scheint man ſich um Treue nicht zu kümmern,
Wie in ſeinem deutſchen Vaterland.

D'rum, o biedres deutſches Vaterland!
Sey mein Herz dir ewig eigen;
Seine Treue ſoll kein Unfall beugen.
Bis an meines Lebens kalten Rand
Will ich laut der ganzen Welt bezeugen:
Daß du ſeyſt der Treue Vaterland!

Der deutſche Mann.

(1811.)

Sagt, wo iſt der deutſche Mann,
Der die Deutſchheit retten kann?

Wer, die Bruſt von Leidenſchaft,
Nicht von Heldengeiſt durchlodert,
Des Beſiegers Löwenkraft
Prahlend auf den Kampfplatz fodert —
Sagt, iſt der der deutſche Mann,
Der die Deutſchheit retten kann?

Wer des deutſchen Sinnes Frucht
In den rohen Lebensweiſen
Finſtrer Eichelwälder ſucht,
Mag den Hottentotten preiſen:
Daß er ſey der deutſche Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Wem bei'm Blick nach Söldnergold
Deutſcher Sinn und Muth erkaltet,
Deutſchheit von den Lippen rollt,
Aber nicht im Buſen waltet,
Ach! der iſt kein deutſcher Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Wer an deutſchem Fürſtenthron
Feig mit Schmeichellügen wedelt,
Iſt nicht Hermanns ächter Sohn,

Der den alten Stamm veredelt.
Wo denn iſt der deutſche Mann,
Der die Deutſchheit retten kann?

Wer in der verſchwiegnen Bruſt
Deutſcher Tugend Thatkraft ſäuget,
Und ſich, deutſchen Werths bewußt,
Nicht vor Götzenbildern beuget,
Der iſt, traun! ein deutſcher Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Wer der Deutſchheit hohen Werth
In der Männer ernſter Tugend,
In der Weiber Treu verehrt,
Und in Zucht und Schaam der Jugend,
Traun! der iſt ein deutſcher Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Der der Freiheit hehren Geiſt
Um kein Gold der Welt verhandelt,
Dem ihn auch kein Joch entreißt,
Unter dem er aufrecht wandelt,
Der iſt euch ein deutſcher Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Dem kein Unſtern ſeiner Zeit
Deutſcher Treue Sehnſucht dämpfet,
Wenn mit feſter Männlichkeit
Er für Recht und Wahrheit kämpfet, —
Reicht die Hand dem deutſchen Mann,
Der die Deutſchheit retten kann!

Die Burg Hohenzollern.

An den Fürſten Friedrich zu Hechingen. 1814.

Wer iſt, dem nicht auf dieſen Höhen
    Auch höher wallt die deutſche Bruſt?
Wer kann bei dieſem Denkmal ſtehen,
    Und fühlt nicht ſchauerliche Luſt?
Wen rührt nicht hier ein frommes Sehnen
Nach grauer Vorzeit bis zu Thränen?

Der Mann, deß Wink in Himmelslüften
    Dieß Bergſchloß ſich erſchwingen hieß,
Der ſiechte nicht an Modegiften,
    Nicht Weichheit war ſein Paradies.
Dem Staub' entfloh des Starken Seele,
Daß ſie im Sonnenbad ſich ſtähle.

Zur Wohnung ziemt der Felſengipfel
    Allein dem königlichen Aar.
Er gönnt mit Stolz die dunkeln Wipfel
    Zum Dach gemeiner Vögelſchaar.
Kein Schmeichler kriecht, wo Adler hauſen,
Kein Gleiſner lügt, wo Stürme brauſen.

Heil euch, ihr Edeln, die hier oben
    Verachtetet, was gleist und ſchleicht!
Für Freiheit ſtets das Schwert gehoben,

Habt ihr die Knechtſchaft kühn verſcheucht.
Ihr dientet Gott nur und dem Schönen,
Nie ſah man euch dem Ausland fröhnen.

Schön dehnten ſich in weiter Ferne
Zu euern Füßen Wald und Flur;
Hoch winkten über euch die Sterne;
Gott ſprach zu euch durch die Natur.
Wenn Früh- und Abendlüfte wehten,
Sah' euch die Sonn' in Einfalt beten.

Kein Graf, kein Ritter zog vorüber,
Den nicht als Gaſt die Burg empfieng;
Froh lief das Aug' dem Pilgrim über,
Wenn er, gelabt, von dannen ging;
Doch ſcheu' mit ſeines Wuchers Bude
Schlich ſeitwärts, blaß vor Angſt, der Jude.

Erfrechten ſich des Fremdlings Fahnen
Zu flattern in die Gauen Teuts,
Nicht braucht' es erſt des Kaiſers Mahnen:
Wer glühte nicht bei'm Namen Teuts?
Hier zog gleich einer Wetterwolke
Graf Zollern aus mit reiſ'gem Volke.

Und wenn jetzt, heiß erkämpft, der Friede
Auch wieder dieſe Burg beſchien,
Wie freudig klang bei'm Siegesliede
Der Becher durch die Säle hin!
Der Minne Sold empfing der Ritter;
Den Helden pries Geſang zur Zitter.

Die wackte Zeit, wann kehrt ſie wieder?
Die Burg verwittert öd und ſtill.
Still blickt, o Freund! dein Barde nieder,
Kann dir nicht ſingen, was er will.
Wann rauſcht uns Hermanns Adlerſchwinge,
Daß ich, ein Deutſcher, Deutſchland ſinge?...

Deutſche Klagen.

1.

Der Deutſche trägt auf Adlerſchwingen
Den Sieg durch's Vaterland.
Doch zittert mir die Hand
Die Harf' hinab. Ich kann nicht ſingen.

Ich ſeh' mit Deutſchen Deutſche ringen,
Von Eiferſucht entbrannt,
Und, ach! ihr Vaterland —
Sie wiſſen nicht für wen — bezwingen.

Gib eines Hermanns Rache Schwingen,
O Schmach im deutſchen Land!
Die Harf' in deutſcher Hand
Will ich, ein Barde Hermanns, ſingen!

2.

Hehre Geiſter deutſcher Ahnen!
Aus zerfall'nen Burgen ſeh' ich euch
Stilles Ernſt's die Enkel mahnen,
Enkel, ach! an Leib und Seele weich.
Ha! ihr zürnt mit Recht den matten,
Schleichenden, geiſtloſen Schatten.

Deutſchheit tönt von ihren Lippen,
Doch die Herzen läßt die Deutſchheit kalt.
An der fremden Sitte Klippen
Treibt der Leichtſinn ſie mit Allgewalt.
Keine Röthe fliegt bei'm Klange
Vaterland auf deutſche Wange.

Deutſcher Muth und deutſche Treue!
Ach! aus Deutſchland ſeyd ihr längſt verbannt!
Ausgelöſcht iſt längſt die Weihe
Deutſchen Sinn's, den alle Welt gekannt —
Innig liebend, Unrecht wehrend,
Niedres haſſend, Gott verehrend.

Gleißen ſeh' ich, o der Schande!
Mit dem Firniß der Galanterie
Unſre Deutſchen — mit dem Tande
Fremder Mode prunken ſeh' ich ſie,
Und um fremde Götzen tanzen,
Hohn belächelt ſelbſt vom Franzen.

Wie der deutſchen Berge Wipfel
  Durch Gewölk im Sonnenſtrale glüh'n,
Stralten deutſcher Tempel Gipfel
  Frohen Glauben. Ach! er ſank dahin.
Seit uns Meinungen geſchieden,
Schwand den Herzen Gottes Frieden.

Hermanns Geiſt! du blickſt ſo traurig
  Auf dein weiland edles Volk herab!
Todesodem wehet ſchaurig
  Ueber ihm, wie einem großen Grab.
Könnte doch den Todten Leben,
Hermanns Geiſt! dein Zürnen geben.

3.

Durch die Fluren Deutſchlands ziehend
Traur' ich über ſein Geſchick.
Nirgend zeigt ſich mehr dem Blick
Deutſche Kraft und Treue blühend.
Ach! wann kehrt ihr Lenz zurück?
Möchten doch an Trümmern glühend
Thränen zeugen: daß nach tauſend Jahren
Feucht das Aug' es leſe: „Deutſche waren!“

Mein Vaterland.

Biſt du für immer entflohen vom deutſchen Boden, o Freiheit!
Sühnt kein Opfer mit dir, Zürnenden, Hermanns Geſchlecht?
Wird dein Sinn nicht erweicht, fleht feurig zu Dir in des Jünglings
Buſen das Weihegelübd: „Freiheit, oder den Tod!“
Wende nicht froſtig den Blick von der Thräne der Mutter! ſie glühet
Auf den Säugling, der, ach! lebt, um ein Sklave zu ſeyn.
O verſage dein Ohr dem ſilberlockigen Greis nicht,
Der des gefallenen Volks Schande mit Wehmuth beſeufzt!
Krampfhaft empört ſich ſein Herz, wirft er prophetiſche Blicke
Auf ein Jahrhundert voll Schmach, feig ſich ſchmiegend in's Joch.
Zähren verſagt ihm der Schmerz, wenn er in tödtlichen Schlummer
Fremde Bezauberung ſieht wiegen germaniſchen Geiſt.
Ach! vom Becher entnervt, den Gallien lächelnd umherbot,

Starrt der Deutſche betäubt jetzt von des Galliers Sieg.
Nicht gedenkt er des Tags, wo Auguſts ſiegprangender Adler
Floh, und Hermann in Staub Roms Legionen geſtürzt.
Nimmer begeiſternd, verhallt in der Wüſte des Vaterlands Name;
Faſelnd von Wohlfahrt der Welt ſuchet ein jeder nur Sich.
Wenn auch die Schaam jetzt erliſcht; man das Joch, mit gleißender Flitter
Tand und mit Roſen geſchmückt preiſet als Gottes Geſchenk;
Jeder edle Gedank' im Buſen erſtummet, kein Herold der Wahrheit
Oeffentlich ſpricht, und das Volk liegt vor dem Einen Idol,
Und ein Verbrechen es iſt: an die Rechte der Menſchheit erinnern,
Ach! des Erinnerers Haupt fällt, nicht von Vielen beweint;
Finſter wird dann der Despot, vor Aller Betäubung erbebend,
Zum Geſetz und Gericht wählen den leiſen Verdacht,
Wird, der Liebe Geheimniß entweihend, den Freund zum Verräther

Dingen gegen den Freund, gegen den Vater den Sohn.
Ausgeſät iſt der Argwohn. Es ſchleichet ſein Gift in die Herzen
Zärtlicher Gatten ſich ein, löſend das heiligſte Band . . .
Wachet auch jetzt die Freiheit nicht auf mit verzehrender Flamme?
Rafft kein Hermann ſich auf? Schickt keinen Hermann uns Gott?
O in der Wiege ſeh' ich ihn, wie er Schlangen zerdrücket;
Freiheit ſäuget ihn ſtark, Wahrheit bewachet ſein Herz.
Ihm darf nicht die Verzärtelung nah'n. Im ſtählernen Körper
Bild' eine Seele ſich aus, männlich empfindend und ſchön.
Nicht im Palaſte verderb' ihn die Schmeichelei; in den Hütten
Lehr' ihn Gott den Beruf, Retter vom Elend zu ſeyn!
Jedes Unrecht entflamm' ihn zum hehren Beruf. Doch bewahr' es
Klug die verſchwiegene Bruſt bis zum entſcheidenden Tag!
Wer zu edel geſinnt iſt für den Schimmer der Knechtſchaft,

Wer des Vaterlands Schmach fühlet, der werde ſein Freund!
Wenn der Menſchheit jezt ſpotten Nerone, ſicher ſich wähnend,
Weil in der Weichlichkeit Schoos ſie nur Vergötterung ſeh'n,
Dann erſchein', o mein Hermann! ein rächender Blitzſtral den Drängern,
Für die Bedrängten ein Licht, welches der Grabnacht entweckt!

Deutſcher Geſang.

(1806.)

Deutſchland, ſagt ihr, iſt gefallen,
Ha! ſo ſchwatzt die Afterwelt!
Ich, ein Deutſcher, ſag' es Allen,
Selbſt des neuen Roms Vaſallen,
Daß mit Deutſchlands morſchen Hallen
Nicht die Deutſchheit fällt.

O bewahrt nur, deutſche Brüder!
Deutſchen Sinn und deutſche Kraft!
Harrt vereint und feſt und bieder
Eines Hermanns, der uns wieder
Auf des Adlers Sturmgefieder
Feiger Schmach entrafft!

Hermanns Volk wird frei erſtehen,
Wenn in Staub das Neurom ſinkt.
Von des Gotthards ſtolzen Höhen
Wird die Fahne Hermanns wehen
Bis an den beeisten Seen,
Wo ihm Fingal winkt!

Altes Kriegslied.

Zu Schwert und Schild
Wem Freiheit gilt!
Wie wenn durch Tannen
Der Sturmwind brüllt,
Brüllt des Tyrannen
Raubgier jetzt wild.
Zu Schwert und Schild!
Die Bruſt durchglühe
Der Freiheitsſinn!
Der Miethling fliehe
Wo Freie zieh'n!
Herab gleich Wettern
Von euern Höh'n,
Die zu zerſchmettern,
Die unten ſteh'n,
Und euch verſchmäh'n
Weil ihr in Hütten
Noch fromme Sitten
Der Väter ehrt,
Und ſtolz dem Schimmer,
Der ſie bethört,
Den Rücken kehrt.
Droh'n nicht die Trümmer
Der Burgen dort,
Wo Raub und Mord
Einſt waren Spiele,

Des Joches Hohn?
Sie mögen droh'n!
Dem Kraftgefühle,
Das ſtrömt im Mann,
Der frei iſt, kann
Im Kampfgewühle
Nichts widerſteh'n.
Wenn hoch die Fahne
Der Freiheit weh'n
Die Sklaven ſeh'n,
Sinkt mit dem Wahne
Von leichtem Sieg
Ihr Muth zum Krieg
Mit freien Seelen.
Dem Volke kann
Der Sieg nicht fehlen,
In welchem man,
Anſtatt zu zählen,
Sieht jedem Mann
Den Helden an.
Denn alle wählen,
Wenn Knechtſchaft droht,
Mit Luſt den Tod.

Der lezte Kampf.

Jn Deutſchlands freie Gauen trug
Das Römerheer den Adler,
Der ſtolzen Sinns in Feſſeln ſchlug
Der Knechtſchaft kühne Tadler.
Da zog auch aus mit Wehr und Schild
Die ſchöne Jungfrau Hermingild.

Dem Vater folgt ſie in die Schlacht;
Aus ihren Augen ſprühet
Das Hochgefühl, das Helden macht,
Von dem ihr Buſen glühet.
Kein Held, kein Panzer wehrt dem Tod,
Den ringsum ihre Keule droht.

Sie geht einher durch Ströme Bluts;
Vor ihrer Seele ſchwebet
Der Deutſchheit Geiſt, voll Felſenmuths,
Der nie vor Stürmen bebet.
Vom Himmel ſinket ſchon die Nacht,
Noch immer wogt und tobt die Schlacht.

Der ſchönen deutſchen Heldin ſchien
Der Adler Roms zu fliehen,
Und ſich nach grauen Bergen hin
Das Mordgetön zu ziehen.
Jhr Ohr umrauſchen jezt nur noch
Der Eichen Wipfel hehr und hoch.

Doch welchen Leichen blinkt der Mond
Dort in's Geſicht? O wehe!
Was ſtralſt du ſo, grauſamer Mond!
Daß ſie das Aergſte ſehe?
Der Vater mit den Söhnen liegt
Im Blut. Du, Adler, haſt geſiegt!

Sie wankt den Leichen zu; da fährt
Mit Blut gefärbt und düſter
Vorüber Siegfrieds Geiſt. Sie hört
Ein klagendes Geflüſter.
Der Jüngling lebte nur für Sie;
Ihr Herz war ſein. Jetzt ſinkt ihr Knie.

Sie faßt des Vaters kalte Hand,
Und netzet ſie mit Zähren.
Wozu ſollt' ohne Vaterland
Mein Leben länger währen?
So ſeufzt ſie, ach! ihr Geiſt entflieht.
Ihm ruft umſonſt des Barden Lied.

Der gerechte Krieg.

(1813.)

Rühmlich iſt die Fehde
Für den eignen Herd,
Wenn mit ſchlauer Rede
Und mit wildem Schwerd
Droht der Stolz des kühnen
Räubers, der, bethört
Von dem Glücke, ſchwört:
Mir ſoll Alles dienen!

Des Erobrers Glanz
Iſt für deutſche Seelen
Viel zu trüb. Der Kranz,
Den die Edeln wählen,
Stralt im Heiligthum
Unentweihter Wahrheit.
Freiheit iſt der Ruhm,
Der in ew'ger Klarheit
Sie mit Muth entflammt,
Ketten zu zerbrechen,
Welche Gott verdammt,
Und die Schmach zu rächen,
Daß von ſtolzem Thron
Wagt ein Menſchenſohn
Freien Hohn zu ſprechen!
„Freiheit oder Tod!“

Iſt der Deutſchen Loſung,
Wenn ein Zwingherr droht.
Hell wie Morgenroth
Glänzt der Helden Tod,
Trotz des Grabs Bemooſung.

Deutſchlands Befreiung.

(1814.)

Wer war's, da die Wächter entſchliefen,
Vom Fremdling in Ketten gelegt,
Der tief in den innerſten Tiefen
Der Deutſchen Gemüther bewegt;
Daß kühn ſie die Ketten zerſprengten,
Und, furchtbar wie Gottes Gericht,
Den Stolzen, die Deutſchland bedrängten,
Hinwarfen das Joch in's Geſicht?

Wohl war es kein irdiſches Weſen,
Heut ſiegend und morgen beſiegt.
Gott, Gott hat den Engel erleſen,
Vor welchem die Hölle ſich ſchmiegt.
Der Engel mit heiligen Gluthen
Entflammte den Deutſchen die Bruſt.
Nichts konnte die Helden entmuthen,
Der Hülfe von Gott ſich bewußt.

Paris, wie ein Weib auf den Knieen,
Um Gnade den Deutſchen jetzt fleht.
Vor Unmuth die Wangen ihm glühen,
Er wendet den Rücken und geht —
Empfangt ihn mit Jubel, Teutonen!
Den Sieger, von Raub unbefleckt;
Preist Ihn, der, den Stolz zu entthronen,
Euch mild ſeinen Engel erweckt.

Die Heimkehr des Kriegers.

Die Gemeine.

„Gott grüß dich, Freund! der du geſtritten
Für die Gemein' und Flur und Hütten!
Dir ſchmückt der Eichen Laub den Hut.
Wir ſeh'n vor dir die Fahne fliegen,
Die freudig zeugt von deinen Siegen.
Darfſt ſingen jetzt: der Krieg iſt gut!“

Der Krieger.

An euch nur und an's Vaterland
Dacht' ich in grauſen Schlachtgewittern.
Drum konnt' ich vor dem Tod nicht zittern,
Und riß die Fahn' aus Feindes Hand.
Jetzt ſchmückt mir Eichenlaub den Hut.
Doch ach! der Krieg iſt d'rum nicht gut!

Denn ſeht! wir wateten im Blut;
Entſetzlich raſte das Getümmel,
Des angeſteckten Dörfchens Glut
Schlug roth hinauf am trüben Himmel.
Schmückt Eichenlaub mir gleich den Hut,
Wie ſäng' ich noch: der Krieg iſt gut?

Ich hörte, wie, ihr Kind auf Armen,
Die Mutter um Erbarmen rief.

Der Krieg, ach Gott! hat kein Erbarmen.
Doch brach mein Herz; ich ſeufzt', und lief,
Und rettete der Unſchuld Blut,
Und ſang nicht mehr: der Krieg iſt gut!

Jetzt ſchritt mir nach ein holder Knabe,
Und ſchmiegt' an meine Fahne ſich;
Den Vater ſtieß ein Schwert zu Grabe,
Die Mutter hier im Brand erblich.
Die Thrän' entfiel mir in die Glut.
Verwünſcht, o Krieg! ſey deine Wuth.

Dem Knaben reicht' ich gern die Fahne,
Und ſagt' ihm freundlich: „folge mir!"
Jetzt folgt er mir mit meiner Fahne
Wie Gottes Engel für und für.
Nicht feil iſt mir die Fahne mehr,
Seitdem ſie ward der Unſchuld Wehr.

Die Gemeine.

„Sein Herz blieb auch im Kriege gut.
Drum ſchmück', o Braut! ihm jetzt den Hut!
Die Fahne ſoll, ein Segenszeichen —
Von unſern Hütten nimmer weichen!
An Feſten trage ſie einher
Der Knabe, dein Geſchenk, o Herr!

Das Denkmal der Deutſchheit.

(1814.)

Wie freigeſinnter Deutſchen vereinte Kraft
Erobrer ſtürzt, tönt ewig im Bardenlied,
Im Lied der Völkerſchlacht auf Leipzigs
Staunender Flur, wo der Deutſchen Adler

Wehklagend den der Gallier fliehend ſah;
Wo tiefbewegt der Kaiſer Germaniens
Zum Sternenrichter knieend aufſah,
Welcher gerichtet an dieſem Tage.

Was frommte, wo, zu brechen des Fremdlings Joch,
Die Teutſchen Gott begeiſtert, ein Denkmal jetzt,
Vom Schweis des Volks benetzt, der Seufzer
Frohnenbelaſteter Teutſchen ſpottend?

Nicht ſolch ein Denkmal, Fürſten! verlangt von euch
Die deutſche Völkerſchlacht, die zurück euch gab
Die Freiheit. Welcher Deutſche kannte
Jemal ein höheres Gut, als Freiheit?

O Himmelstochter, die du mit hellem Schild
Die Unſchuld ſchirmſt und Wahrheit und Recht, zurück
Fleht Dich der Deutſche, dem die Wange
Glüht von des Vaterlands hehrer Liebe.

Die Gefallenen für's Vaterland.

Die ihr ſankt, vom Sieg des Vaterlands bekränzt,
Euern Tod entweihe keine Klage!
Wie nach einem ſchwülen Wolkentage
Hell in's Meer hinab die Abendſonne glänzt,
So hat euer Fall das deutſche Volk verkläret.
Ew'gen Ruhm hat Gott euch noch im Tod gewähret.

Bräute, die ihr nach geliebten Helden weint,
Gattin, deren Herz um einen Edeln trauert,
Seht! die Deutſchen ſteh'n als Freie dort vereint,
Wo die Helden ruh'n, vom Freiheitsglanz beſcheint.
Scheu naht ihrem Grab der Fremdling, und ihn ſchauert!

Des Helden Todesfeier.

Der Wittwe des Helden.

Arme Molly! nach den Auen
Starrſt du weinend, wo dein Guſtav fiel.
Blick' empor zum himmelblauen
Zelt, wo jetzt den jungen Held die grauen
Helden feiern mit Geſang und Spiel!

Freudig gab er hin ſein Leben,
Sah ſein brechend Auge doch dem Land,
Das ihm Alles, das ihm Dich gegeben,
Hehren Sieg vom Himmel ſchweben;
Du nur fühlſt, was ſterbend er empfand:

O, bei'm letzten leiſen Röcheln
Schwebte liebreich noch vor ihm dein Bild,
Und er ſah dein himmliſch Lächeln,
Fühlte deine Hand die Stirn' ihm fächeln,
Und entſchlief, ſie drückend ſtill und mild.

Der verwundete Krieger.

Seh' ich, armer Kriegesmann:
Dich an Krücken bettlend an,
Möcht' ich bittre Thränen weinen,
Zürnend, daß mein Vaterland
Dir nicht dankbar reicht die Hand –
Dem Vertheidiger der Seinen.

Heil dir, o Hellenenland!
Der verwundte Krieger ſtand
Hoch in Ehren. Herzen pochten
Ihm entgegen; der Geſang
Pries ihn glücklich; Kronen flochten
Ihm die Jungfrau'n; Lebenlang
Ward er Gaſt des Vaterlands,
Schien dem Volk ſein höchſter Glanz.

So den Göttern nah' verwandt,
Hieß der Held in Hermanns Land.
Für das Vaterland zu ſterben,
Oder Wunden zu erwerben,
Brannten Alle, Jung und Alt.
Denn des Kriegers Würde galt
In der deutſchen Männer Kreis
Für des Lebens höchſten Preis.

Reiche dankbar, deutſches Land!
Deutſchen Kriegern jetzt die Hand.
Laß ſie nicht, zum Hohn des Franken,
Der ſie frägt, im Witz gewandt:
Wo iſt euer Vaterland?
Bettelnd an der Straße wanken.

Die Friedensfeier.

Ausgedonnert hatte die Schlacht. Man ſah noch
Glimmen die Aſche verbrannter Dörfer und Städte.
Wo des Hellgrüns ſich und der Blumen die Heerde
Sonſt gefreut, wo erſt noch mit wogenden Saaten
Spielte der Weſt, wo ſchon in Purpur der Traube
Gold zu dunkeln begann, wo glücklicher Menſchen
Heiterer Frohſinn mit den Sängern des Waldes
Hatte geeifert auf der Flöt' und im Liede,
Waltet ſchauerlich jetzt in öder Wüſte
Stille des Tods. Nur ſchallt zuweilen der Geier
Wildes Gekreiſch; es lockte ſie aus dem fernen
Felsgeklüft und dem Dunkel des Tannenforſtes
Leichengeruch in das todtenbeſäete Schlachtfeld.
Hier ſchon zwei bange Nächt' irrt, ſuchend den Vater,
Guſtav; bei dem Entſeelten am Rand eines Bächleins,
Dem ſich vermiſchte ſein Blut, war jetzt er, von Müde
Ueberwältigt und Gram, geſunken in Ohnmacht.
Plötzlich erwacht er. Sein Ohr hat ein Klagton geſtreifet,

Wehmuthsvoll, wie ein Liſpel der Birk' im Sturmwind.
Vater, ſeufzt er, o Vater! und ſtreckt die Hände
Flehend empor. Da zerfloß ſein Traumgebilde.
Aber es wallet Marie vorbei, das ſchönſte
Mädchen der Flur. Mit ſchweigender Sehnſucht hatte
Oft ihr nachgeblickt an dem Kirchgang der Jüngling.
Gleich der Roſe (der Sturm beraubte des Stabs ſie)
Steht in der weiten Welt die verlaſſ'ne Waiſe,
Wendend die rothgeweinten Augen zum Himmel,
Seit in der Schlachtwuth ihr väterlich Haus in Aſche
Sank. Aus dem brennenden hätte ſie noch die kranke
Mutter gerettet. Doch bald erlag dem Jammer
Ihr bekümmertes Herz. Sie ſtarb in Mariens Armen.
Von der geliebten Heimath fern, an des Mitleids
Thür zu pochen, für Brod verdingend die Freiheit,
Pilgert ſie nun. Es war ein Herbſttag. Der Abend
Flimmte durch trübes Gewölk. Sein Stral verklärt jetzt

Des hinſchwebenden Engels Geſtalt. Ihr Haargold
Flattert im Wind. Froh ſchauernd erkennt ſie Guſtav.
Unausſprechlich erhöht ihren Reiz ihm das Unglück.
Und, da er rufend ihr nacheilt, ſiehe! mit Anmuth
Wendet ſie ſich. Wer malt mir jetzt die Gefühle,
Welche dem Blicke der Blick erzählt, ſich begegnend,
Bis, beredtſamer noch, die Thräne hervordringt.
Aus der glühenden Wolke, ſtillheitern Lächelns,
Schien der Eltern Geiſt ſie zu ſegnen ... Liebe,
Himmliſche Liebe! Du zauberſt Leichengefilde
Schnell zum Arkadien um, wo Marie und Guſtav
Eine Hütte ſich bauten, geweiht dem Frieden.

Das Volksfeſt.

(1815.)

Berg und Thal ertönt von Freude.
Jung und Alt im Feierkleide
Jauchzt mit nie gefühlter Luſt.
Vater kömmt zu ſeinen Kindern;
Ihre Nöthen will er lindern,
Trägt ſie All' in treuer Bruſt.

Wo er zieht, auf Blumenwegen
Singt die Jugend ihm entgegen;
Jede Hütte ſteht geſchmückt;
Fahnen flattern, Sträuße wehen,
Feuer brennt auf allen Höhen,
Jedes Auge ſtralt entzückt.

Heiliger Triumph der Liebe!
Niemals haben ſchön're Triebe
Fürſt und Volk vereint, wie hier.
Gibt es ſüßre Wonn', o Kaiſer!
Nein, die ſchönſten Lorbeerreiſer
Flocht der Völker Liebe Dir!

Sankt Helena.

Du fond de son exil encor présent partout,
Grand comme son malheur, détrôné, mais debout
Sur les débris de sa fortune.
C. Delavigne.

Ringsum von Stürmen geſchlagenes Felsland! dich wählten die Götter
Weislich zum Grabe dem Mann, welcher ein Fels war im Sturm.
Fernt doch das brauſende Weltmeer alle Getreuen. Nicht Einer
Pflegt nun das einſame Grab, ſchmückend mit blühendem Kranz.
Doch nach der Sage beſuchet es oft bei'm feiernden Sternglanz,
Thränen im Blick, und laut klagend, die Göttin des Meers:
„Dich, der du wagteſt mit Theſeus Muth meine Feſſeln zu ſprengen,
Flehen dereinſt, ach! umſonſt Völker zurück vom Olymp!“

Deutſche Klage.

(1814.)

Verklärend ſtieg die Sonne hinter Trümmern,
Vom langen Krieg und Aufruhr wild gehäuft.
Sie ſtrahlt' auf Blüthen, noch mit Blut beträuft;
Doch gold'ne Frucht ſchien leis hervor zu ſchimmern.

Mit Jubelſang begrüßten die Germanen
Der Freiheit Engel, der vom Himmel kam,
Vom Arm des Knechtes ſanft die Feſſel nahm,
Und freundlich winkte nach des Lichtes Bahnen.

Ha! ſchöner Traum, wie bald biſt du entſchwunden!
Wo du geſtrahlt, ſchwebt ein Geſpenſt, das Nacht
Und Schrecken um ſich geußt. Von ſeiner Macht
Fühlt ſchaudernd ſich des Denkers Geiſt gebunden.

In bunten Schwärmen kreucht das Ungeziefer,
Von Selbſtſucht ausgebrütet, keck hervor;
Frech ziſcht der Unken, heult der Eulen Chor;
Der Deutſchen Kraftgefühl ſinkt täglich tiefer.

Sich ſelbſt nur ſucht ein Jeder, unbekümmert,
Fall' oder ſteh' das deutſche Vaterland!
Geſetze ſchreibt man wohl, doch nur in Sand.
Sein Krönlein nur freut jeden, weil es flimmert.

O Schmach! wie lang noch wird euch, Deutſche! gängeln
Die Sucht nach Flitterprunk mit ſchnödem Band?
Wird Eintracht ewig ſieh'n das deutſche Land?
Wie ſteh'n dem Ausland wir mit ſolchen Mängeln?

Erwach', o Edelmuth! der du die Hyder
Des fremden Lügengeiſts hinweggeſcheucht,
Wehr' auch dem heimiſchen! Wenn der entfleucht,
Stralt Deutſchland auch die Sonne freundlich wieder.

Verkriechen wird ſich dann aus Deutſchlands Grenzen
Der Ränk' und Willkühr ſchändliches Gezücht.
Noch ſterbend wird dem Greiſe das Geſicht
Von ſchönrer Zukunft Morgenroth erglänzen.

Die feſtliche Schiffahrt auf dem Zürcherſee.

(Veranſtaltet von der gemeinnützigen Geſellſchaft,
im Juli 1824.)

So oft Venedigs Doge warf den Ring
In's Meer, die Schiffer-Stadt ihm zu vermählen,
Wie ſchlug den Zehnern*) ſtolz die Bruſt! doch hing
Rings öde Nacht um tauſend Sklavenſeelen.

Der Freiheit Flagge, unſrer Schiffe Zier,
Nennt jeder Schweizer Sein mit gleichem Rechte,
Und Keiner iſt, der nicht bei'm Blick zu ihr
Rüttli's und Tells mit Hochgefühl gedächte.

Der Himmel ſtralt auf Land und See ſo mild;
Er freut ſich, Freien nur in's Aug' zu ſcheinen.
Die Wellen ſpiegeln froh der Freiheit Bild,
Um das Gemeinſinn uns und Treuſinn einen.

Wohlan! was recht und wahr iſt, ſchön und gut,
Das ein' uns feſt! Dann Wonn' uns über Wonne!
Hoch kränzet mit der Freiheit heil'ger Glut
Stets unſrer Firnen Eis Allvaters Sonne!

---

*) Die Dieci waren eigentlich die Regierung von Venedig.

An Griechenland.

(1821.)

Dir, o der Heldenſeelen Vaterland!
Iſt jeder Blick der Freiheit zugewandt.
Die Menſchheit freut ſich ſegnend deines Kriegs.
Gerecht iſt Gott! Er hält den Kranz des Siegs.

Kalt lächeln mag der Britte deines Muths,
Der Jude Vampyr ſeyn auch deines Bluts,
Der Moskowit dir, oft getäuſchtes Land!
Verſagen jetzt die treuvergeßne Hand.

Vertrau nur Gott, der hoch vom Sternenthron
Den tapfern Völkern Freiheit gibt zum Lohn!
Verderb den Drängern blitzt das Kreuz des Herrn
Von deinen Fahnen, Wimpeln ſchon von fern!

Erblaſſend werden ſie die Helden ſeh'n
Von Termopyl und Salamis erſteh'n.
In Staub wird donnern ihr Vertrau'n auf's Glück,
Themiſtokles! Leonidas!-dein Blick.

Doch, fleht der Feind Erbarmen, o gedenkt
Deß, der das Herz zur Milde ſtets gelenkt!
Und krönt der Fried' euch mit der Freiheit Kranz,
Schmück' ihn die Muſe dann mit ew'gem Glanz!

Griechenland an die Chriſtenheit.

Soll denn ein ganzes Volk von Brüdern
Verlaſſen untergeh'n?
Läßt ſich, von ſeinen Klageliedern
Gerührt, kein Retter ſeh'n?
Iſt aller Chriſtenſinn entſchlafen?
Vereinigt das Panier
Des Kreuzes nur der Selbſtſucht Sklaven
Zu ſchnöder Raubbegier?

O Schmach! Der Halbmond bei'm Erblicken
Des Griechenmuths erbleicht;
Und Chriſten kehren uns den Rücken,
Von düſterm Wahn geſcheucht.
Sie nennen uns mit Hohn – Rebellen!
Die Ketten brach uns Gott.
Gebührt uns, weil mit Sturm und Wellen
Wir muthvoll kämpfen, Spott?

Harrt ihr vielleicht, bis mein Geſtöhne
Verſtummt am jüngſten Tag,
Wo auch der letzte meiner Söhne
Dem Türkendolch erlag?
Bis nirgendwo auf Hella's Höhen,
Auch auf den Gräbern nicht,
Ein Kreuz mehr darf, ein Zeichen ſtehen
Von unſers Glaubens Licht?

O, die ihr ungerührt der Brüder
  Bedrängniß ſeht, bedenkt,
Wie ſehr ihr ſtrebt dem Geiſt zuwider,
  Der Aller Schickſal lenkt.
Laßt hilflos nur das Volk von Brüdern!
  Gott ſitzt einſt zu Gericht;
Dann wird er euerm Fleh'n erwiedern:
  „Ihr lügt! ich kenn' euch nicht!“

Griechenlands Gefahr.

O Eintracht, Stifterin des Völkerglücks!
Warum verweilſt du ſtralenreichen Blicks
Bei Horden roh und wild, und meideſt doch
Ein Volk, das ruhmvoll bricht ſein ſchmählich Joch?

Fühlſt du nicht Mitleid, daß das Heldenland,
So oft zum Sieg geführt von deiner Hand,
Weil argliſtvoll der Eris Apfel blinkt,
Mit Schmach ein Opfer feiger Dränger ſinkt?

Auf Feuerflügeln komm', erneu den Bund,
Der ſich ſo glorreich gab den Völkern kund,
Der Tyrannei ein Denkmal ew'gen Hohns
In Termopyls Gefild und Marathons!

Der Traum.

(Am 14. Oktober 1822.)

Acht Jahre ſind's, am Donauſtrand
Wie herrlich war des Tages Feier,
Wie Keiner dämmerte dem Land
Von Teut, ſeit Hermann dem Befreier!
Wie ſtralte da in Aller Blick
Das Morgenroth von goldnen Zeiten,
Wo, an der Freiheit Hand, zum Glück
Gerechtigkeit und Tugend leiten.

O Freiheit! wie erſchieneſt du
Für Fürſt und Volk ein Bild der Gnade:
Wie goß dein Aug' voll Himmelsruh'
Des Friedens Füll' auf ihre Pfade!
Die Kron', auf die dein Lächeln fiel,
Wie glänzte ſie von Freudenzähren,
Dir, o des Völkerkampfes Ziel!
Geweint an tauſend Dankaltären.

Und du, o ſanfte Menſchlichkeit!
Wie freundlich ludeſt du als Gäſte
Die Völker, ach ſo lang entzweit!
Zur Brüderſchaft, zum Bundesfeſte.
„Daß nimmermehr der Klageton
Des Einen unerhört verhalle;
Daß der Veredlung werd' ihr Lohn!"
So ſchwuren freudig ſie dir Alle.

Zu dir, Religion! dem Blick
Voll Huld, der Bruſt voll Liebe – kehrte
Mit Rührung Aller Herz zurück,
Zu dir, vom Völkerſieg Verklärte!
Gelobt ward dir, weil Gott allein
Den Sieg verlieh, ſo ſollten nimmer
Verdüſtern Wahn und Heuchelſchein,
O Kind des Himmels, deinen Schimmer.

Welch heitre Zukunft! Menſchenwohl
Sprach jedes Zeichen. Erd' und Himmel
Umarmten ſich. Von Pol zu Pol
Erſcholl ein jubelndes Getümmel.
Doch plötzlich unterbrach's der Klang
Von neuen Geiſeln, neuen Ketten,
Und, ach! der Griechen Jammer drang
Umſonſt zu Thronen, ſie zu retten.

Das Türkenjoch, das ſchmachvoll drückt
Der Chriſten Nacken, ward von Chriſten
So ſchnöd mit Blumen ausgeſchmückt,
Als ob ſie's dankbar küſſen müßten.
Die Schlangenzüngler um den Thron
Hört man am Fürſtenworte deuteln,
Um ſchlau im zarten Keime ſchon
Der Freiheit Ausſaat zu vereiteln.

Verhöhnt, o Freiheit! wird dein Bild,
Weil mit der Frazze Buben ſpielen.
O Thorheit, die die Eiche ſchilt,

Weil Eber um die Wurzel wühlen!
Doch feſſelfrei, bedeckt mit Schaum,
Seh' ich des falſchen Eifers Drachen ...
War Alles denn ein flücht'ger Traum?
Wie ſchmerzlich, ach! iſt das Erwachen.

Des Schutzgeiſts Sühne.

Warum ſo ernſt, warum ſo bleich,
Du ſinnige Geſtalt,
Dem Dunſtgebild des Moorlands gleich,
Das trüb im Mondlicht wallt?
Biſt du es, die im Himmelsglanz
Den deutſchen Völkern jüngſt,
In hehrer Hand der Freiheit Kranz,
Voran zum Siege gingſt?

Du biſt es, ha! doch wie entſtellt!
Mit Wehmuth ruft dein Blick,
Dem glühend eine Thrän' entfällt,
Den Sieg von uns zurück.
O zürne nicht! Was recht und gut,
Glaubt, liebt und hoffet noch
Der Deutſche, wie als deutſcher Muth
Zerbrach des Fremdlings Joch.

Blick wieder mild' auf unſre Höh'n,
Wo dir mit friſcher Luſt
Des deutſchen Dankes Flammen weh'n
Mit Liedern deutſcher Bruſt!
Laut ſchallt es: Gott iſt unſer Gott!
Er hat uns dich geſandt;
Da ward des Fremdlings frecher Spott
Gerächt im deutſchen Land.

Der Adler.

Dem Felſen ſtolz entſchweben,
Frei von Gefahr,
Durch's Aetherblau ſich heben
Seh' ich den Aar.
Sein Auge trinkt die Sonne,
Den Quell des Lichts.
Ihm lacht die Schöpfung Wonne,
Ihn ſchrecket nichts.

Das Blut in ſeinen Adern
Trübt nicht der Wahn:
Es ſey, mit Gott zu hadern
Des Helden Bahn.
Wenn er, ein Feind der Tücke,
Hochrauſchend zeucht,
Bebt, ſcheu vor ſeinem Blicke,
Was kriecht und ſchleicht.

In ſein Geſchlecht zu wüthen,
Fällt ihm nicht bei,
Und Sklaven zu gebieten
Denkt er zu frei.
Des Friedens gold'ner Schimmer,
Für Menſchen bleich,
Stralt hell im Felsgetrümmer
Dem Adler-Reich.

Nur Freud' aus deinem Borne
Schöpft er, Natur!
Lacht keck des Schickſals Zorne,
Treu deiner Spur;
Gedeiht, gleich Tannenwipfeln,
Jahrhunderte;
Stirbt frei auf Bergesgipfeln
Ohn' Ach und Weh.

Sechstes Buch.

An die Natur.

Welche Ruhe geußt dein Lächeln,
O Natur! in mein empfindend Herz.
Deines Hauches leiſes Fächeln
Wecket ſanft des Frohſinns heitern Scherz.
Wie das Kind der Mutter, ſchau' ich dir
In's Geſicht. Nur Liebe ſpricht es mir.

Biſt mir Bild des Unſichtbaren,
Der ſo ſchön und anmuthvoll dich ſchuf.
Drum in deinem ewig klaren
Tempel ſchwör' ich Treue deinem Ruf.
Mutter! wenn mein müdes Auge bricht,
Lächelt mir noch Liebe dein Geſicht.

Das Hirtenvölkchen.

O Völkchen, das der Himmel liebet,
Weil du die Tugend liebſt,
Weil du, die Bruſt noch ungetrübet
Von Laſtern, die der Weichling übet,
Getreu der Unſchuld bliebſt!

Dir nahe Niemand ſich mit Sitten
Der argen großen Welt!
Nie werd' in deinen ſtillen Hütten,
Wo Einfalt wohnt, ein Thor gelitten,
Der Gold für Tugend hält!

Glückſelig, wer, wie du, verborgen
In trautem Kreiſe lebt!
Sein Leben iſt ein Frühlingsmorgen
In deſſen Luſt nur ſüße Sorgen
Die Zärtlichkeit verwebt.

An die Freude.

Die Heiterkeit auf Wang' und Stirn', o Freude!
Schwebſt lächelnd du vom blauen Dom herab,
Wo dir der Sterne Chor den Wohllaut gab;
Der ew'gen Jugend Glanz iſt dein Geſchmeide.
Wohin dein Auge ſtralt, da herrſcheſt du,
Schlägt dir das Herz, haucht dir die Blume zu.

Dein Lächeln macht die Welt zum Paradieſe,
Die ohne dich, was ſie verheißt, nicht hält.
Dem Wald gibſt du Muſik, die ſtets gefällt,
Den Traubenhügeln Lieder, Tanz der Wieſe.
Doch ganz empfinden deine Zauber nur
Die ſchlichten Söhn' und Töchter der Natur.

Zu ſchwül iſt dir die Luft der Goldpaläſte,
Wo dich zu locken Witz und Kunſt ſich müht,
Kein Blümchen dir aus friſcher Knoſpe blüht,
Und Langeweile gähnt bei'm Prunk der Feſte.
Auf freier Alp entzückſt du Hirtenreih'n,
Weihſt Halmendächer dir zum Tempel ein.

Von dir bekömmt die Seele Feuerſchwingen,
Ruft Gott und Vaterland auf hehre Bahn.
Du glühſt im Aug' der Helden, die ſich nah'n,
Dein Jubel ſchallt, wenn ſie ihr Opfer bringen.
Dem Märtyrer für Recht und Wahrheit hellt
Den Pfad dein Blick aus einer beſſern Welt.

Die ſchöne Gegend.

Bläue ſtralt; der Morgen glühet;
Weſte weh'n: das Bächlein glänzt
Durch die Flur. Wie ſchön ſie blühet!
Fern umziehet
Sie Gebirg, von Silberduft begrenzt.

Aber ohne dich, o Liebe!
Ohne deinen milden Geiſt
Ach! wie würd' uns alles trübe!
Gott! wie bliebe
Deine ſchöne Welt für uns verwaiſt!

Fern', o Liebe! floh' ich, ferne
Aus des Tempe's Einerlei,
Dem nicht leuchten deine Sterne:
O wie gerne
Folgt' ich dir in iede Wüſteney!

Sehnſucht nach der Natur.

Hinaus, hinaus, wo frei die Lüfte wehen,
Wo ſein Gefühl das Vöglein heiter ſingt!
Mir wird ſo eng, wo Heuchler lauernd ſtehen,
Wo gar ſo fromm die Schellenkappe klingt.

Jetzt, da durch Bäume Abendgluten zittern,
Am Bächlein hier des Schöpfers ſich erfreu'n –
Iſt's weiſer nicht, als hinter goldnen Gittern,
Du ſchnöde Welt! geplagt dein Liebling ſeyn?

Mag dein Gewühl von Lug- und Truggeſtalten
Ergötzen, wem kein Herz im Buſen glüht!
Mich laß in Einfalt fromm die Hände falten,
Wo Gottes Tempel ſtralend mich umblüht!

Die Schweiz.

(1809.)

Welch Land, o Schweiz!
Gleicht dir an Reiz?
Wer kann dich ſchildern?
Die Phantaſie
Mit allen Bildern
Vermag es nie.
Wie durch Magie
In's Daſeyn geben
Muß man es ſehen
Dein Paradies
Von jenen Höhen,
Die Haller*) pries.

Wie dort die Wipfel
Der Rieſengipfel
Vom Morgen glüh'n!
Die Nebel zieh'n
Sich an den Trümmern
Der Burgen hin;
Die Seen ſchimmern,
Die Ufer blüh'n,

---

*) In dem Gedichte: Die Alpen.

Schön, wie die Kränze,
Womit entzückt
Der Knab' im Lenze
Sein Mädchen ſchmückt.

Auf hoher Weide
Lädt Flötenton
Zu Tanz und Freude
Den Alpenſohn,
Der ohne Zittern
Gleich Sturmgewittern
Lawinen hört
Das Thal erſchüttern,
Das, mild verklärt
Vom Licht Aurorens,
Die Zauber Florens
Dem Blick gewährt.

Welch Glanzgewimmel,
Welch Luſtgetümmel
In Flur und Hain!
Wie jauchzt die Wonne
Im Hirtenreih'n!
Er grüßt die Sonne,
Der Gottheit Bild.
Das Prachtgefild,
Das ſie enthüllt,
Malt euch kein Pinſel.
Seht, wie die Inſel

Der Fluth enttaucht!
Vom Weſt umhaucht,
Beſchneit mit Blüthe
Der Mädchen Hüte
Der Apfelbaum,
Der dort vom Saum
Am Rebenhügel
Zum Waſſerſpiegel
Sich reizend bückt.

Wo hoch aus wilden
Granitgefilden,
Beinah' erdrückt
Von Eisgebilden,
Das Kirchlein blickt,
Entſchäumt dem Dunkel
Des Walds der Quell,
Der himmelhell
Durch's Thaugefunkel
Der Wieſe jetzt
Mit Blumen ſchwätzt,
Jetzt ſeine Wellen
In lauten Fällen
So ſchön ergötzt,
Bis, ſanft ermattet,
Er ſich, umſchattet
Vom Erlendach,
Mit Quellen gattet,
Und dann gemach

Die Flur durchwallet —
Ein Segensborn.
Doch fern verhallet
Der Wogen Zorn,
Die aus Gehölzen
Sich donnernd wälzen.

Hier trabt die Kuh
Durch duft'ge Kräuter
In ſtolzer Ruh
Mit vollem Euter
Dem Stiere zu,
Der ſich den Kaiſer
Der Triſten dünkt.
Doch lächeld winkt,
Und athmet leiſer
Die Hirtin nun,
Sieht ſie den Hirten
Im Schatten ruh'n,
Wo Täubchen girrten.
Zum Zauberklang
Der Nachtigallen
Hör' ich erſchallen
Des Laubdachs Hallen
Vom Wettgeſang
Der keuſchen Liebe.
Zu höherm Triebe
Schwebt dann das Lied,
Von Rütli's Helden.

Von Winkelried
Den Ruhm zu melden.
Den Beiden glüht
Bei'm Händedrücken
Von Wang' und Blicken
Ein süß Entzücken:
Daß nichts an Reiz
Dir gleicht, o Schweiz!

Die Heilquelle.

Zu Eger.

Quelle, woraus in perlendem Tranke
Mild der Geſundheit Kraft ſich ergeußt,
Frommes Vertrauens naht dir der Kranke,
Scheidend von dir mit freudigem Danke
Preiſt er die Gabe, die dir entfleußt!

Ferne der Zweifler, welcher mit Künſten
Spürt nach dem Geiſte, der dich beſeelt!
Stoffes genug zu gelehrten Geſpinnſten
Schöpft er, aus feinen verflüchtigten Dünſten,
Nicht was das Leben erfriſcht und ſtählt.

So wie die Mutter freundlich im Stillen
Reichet dem Kind die liebende Bruſt,
Läßt die Natur dich ſchweigend entquillen,
Um der Schmachtenden Herz zu erfüllen
Friſch mit erquickender Lebensluſt.

Quelle, woraus in perlendem Tranke
Mild der Geſundheit Kraft ſich ergeußt,
Kindlich vertrauend naht dir der Kranke;
Scheidend kränzt er mit Liedern zum Danke
Feſtlich die Gabe, die dir entfleußt.

Die Wildniß.

(Am 24. Juli 1810.)

Mag der Vöglein Lied hier immer ſchweigen,
Mag der matte Stral nur Felſen zeigen,
Wo zum Sonnenlicht kein Röschen lacht:
Dennoch weih' ich hier an Pfeffers Quelle
Dir, o Freundſchaft! eine Waldkapelle,
Sanft berührt von einer Zaubermacht.

Denn ich fand hier eine ſchöne Seele,
Holder als das Lied der Philomele,
Und als Päſtums Roſen holder mir.
Dank dir, ew'ger Geiſt! der du im Dunkeln
Läſſeſt deiner Liebe Sternlein funkeln
Allen, deren Herz ſich ſehnt nach dir!

Abſchied von der Quelle von Pfeffers.

Quelle, die aus dieſen wilden
Freudeloſen Berggefilden,
Wie ein Stern aus Nächten, blickt,
Und, gleich einem himmliſch milden
Geiſt, die Leidenden erquickt!

Scheidend aus den dunkeln Gründen,
Wo dich Felſengäng' umwinden,
Sink' ich dankbar in den Staub.
Wer nicht hier weiß Gott zu finden,
Bleibt für Gottes Stimme taub!

Badenweiler.

(1826.)

Wohin ſich deine Blicke wenden,
Holdſelig lächelnde Natur!
Das ſtolze Werk von Menſchenhänden —
Du ſehſt's in ſtolzen Trümmern nur.
Dich ſah der Römer ſchon im Liebreiz prangen,
Der noch Entzücken malt auf deutſche Wangen.

Für jedes Herz entſtrömt dir Freude,
Und deine Hand voll Milde beut
Der Heilkraft Quelle jedem Leide
Wie vor Jahrtauſenden, noch heut.
Mit heitrer Luft, mit kühlen Schattenhallen,
Mit ſchön erhellten Fernen winkſt du Allen.

Die Glut der reinſten Himmelsröthe
Durchſtralet deinen Labetrank,
Und Blumen windet mit Gebete
Um den Pokal des Pilgers Dank.
Altar ſind ihm, verklärt von deinem Schimmer,
Beim Römerbad der deutſchen Felsburg Trümmer.

An ein Thal.

Sanftes Thal! in deinen Armen
Laß vergeſſen mich der Welt!
Laß mein Herz für das erwarmen,
Was ſo mild den Erdpfad hellt,
Eh' der Weltſinn ohn' Erbarmen
Täuſchend ſich dazwiſchen ſtellt.

Einfalt! hehre Kraft des Einen,
Der der Erde Paradies
Sich entfalten, und ihm ſcheinen
Myriaden Sonnen hieß;
Hier, o Einfalt! möcht' ich weinen,
Daß dich, ach! die Welt verſtieß!

In dies Thal ſeyd ihr geflüchtet
Freuden, die die Prachtluſt flieh'n;
Freiheit, die das Gold zernichtet,
Und du ſtiller, heitrer Sinn,
Der den Blick zum Himmel richtet,
Welkt der Erde Reiz dahin!

O des ſeligſten der Looſe
Deß, der hier entzogen lebt!
Heiter lächelt ihm die Roſe;
Freundlich wie ein Seraph ſchwebt
Ruh' um ihn auf weichem Mooſe,
Nie von Gram und Furcht umbebt.

Wenn er zwiſchen Wald und Wieſe
Hier bei'm Nachtigallenlied
Leis entſchläft, und nur ihm dieſe
Zauberwelt im Traum verglüht,
Wacht er auf im Paradieſe,
Wo dies Thal verſchönert blüht.

Hauteville bei Vevay.

(Am Genferſee.)

Welch ein Himmel beſtralt dieſes Elyſium!
Holde Mutter, Natur! jeden beſeeltern Reiz
Hat dein Zauber mit Wärme
Ausgegoſſen auf dieſes Land.

Heil'ges Land, wo ſo ſchön in Heloiſens Bruſt
Edens zarteſtes Kind, Liebe mit Innigkeit,
Gute Seelen entzückend
Zur Unſterblichkeit aufgeblüht!

Freunde! Laſſet uns hier trauliche Hütten bau'n!
Sanft begeiſtert der See, glühend vom Morgengold,
Oder ſpiegelnd den Mondſchein
An den Felſen von Meillerie.

Ueberſchütte das Glück Andre mit Gold und Glanz,
Bis ſie gähnen! Der Neid bleiche die Andern! Hier
Soll kein Wölkchen den Himmel
Trüben, welchen die Freundſchaft ſchuf.

Das Wildkirchlein,
im Kanton Appenzell.

(Am 3. Auguſt 1810.)

Die Sonn' erhellt das Grün der Schatten,
Sanft weht der Weſt in Gras und Hain;
Im Thauglanz nikt der Flor der Matten;
Zur Heiterkeit lädt alles ein.
Das Auge, gleich dem Morgenſterne,
Blickt ahnungslos zur blauen Ferne;
Hier blüht in lächelnder Natur,
O Kindheit! deiner Wonne Spur.

Der Geiſt entſchwingt mit raſchern Flügeln
Sich jetzt auf glatter, ſteilrer Bahn
Vom Flachland zu beſonntern Hügeln
An's Ziel der Hoffnungen hinan.
Die Freude locket, wo wir gehen,
Läßt Röschen aus dem Fels entſtehen;
Das Grau der Zukunft, die uns dräut,
Verhüllt der Glanz der Jugendzeit.

Doch, ach! der Traum entſchwebt vor Lüften,
Die rauher um die Glieder weh'n;
Das Auge ſtarrt vor Felſenklüften,
Und ſtrebt umſonſt nach Licht zu ſpäh'n;
Stets dunkler wird der Pfad und enger
Und bänger wird's der Bruſt, und bänger;
Mit Schauer greift die Hand zum Stab,
Erſchrocken ſchaut das Aug' hinab.

Schon ſcheint ſich uns die Welt zu ſchließen,
  An ſchroffer Felswand klebt der Blick;
Da ruft mit freundlich-ernſten Grüßen
  Ein Greis in's Leben uns zurück;
Die Ruhebank in ſtiller Zelle
Läßt uns in reiner Sonnenhelle
  Das Land, das wir durchpilgerten,
  Mit ſüßer Wonne überſeh'n.

Doch winkt uns jetzt aus düſtrer Höle
  Ein flimmernd Licht in leiſer Hand,
Zu folgen ihm, mit heitrer Seele
  In ein noch höhres, ſchönres Land.
Die Sehnſucht dehnt der Pſyche Schwingen,
Sie muß durch Grabesdunkel dringen.
  Doch, wie ein Stral durch Wolken bricht,
  Erſcheint ſie, ein Gebild von Licht.

Entkörpert eilen wir zur Höhe,
  Wo rein des Himmels Aether fließt,
Wo in der Gottheit heil'ger Nähe
  Der Menſch erſt fühlet, was er iſt.
Gleich Hymnenton aus Engelsſphären
Läßt lieblich ſich die Stimme hören:
  „Hier wird ein Hüttchen dem gewährt,
  Der reines Herzens Gott verehrt!“

Reichenau bei Chur.

(An Salis.)

Lieblich erhebt der Hügel ſich, die Felſen
Schau'n, von Tannen bekränzt, auf holder Thäler
Hellgrün. Wo ſich brauſend die Flüß' umarmen,
Grüßt man den Rheinſtrom.

Freund! o wie ſchön! Doch was umwölkt dein Auge?
Ach! im Eden, von Gott geweiht zum Frohſinn
Tobte Krieg. Blut tränkte die Wieſ': in Aſche
Stürzte das Dörfchen.

Jetzt, da der Fried' in dieſe Thäler lächelt,
Tön', o Salis! dein Saitenſpiel des Himmels
Harmonie'n, daß zarter das Mädchen fühle,
Edler der Jüngling!

Der Wanderer auf den Bergtrümmern von Goldau.

(Im Kanton Schwyz.)

Trüb' ſtarrt mein Blick, und eine Thräne fällt,
Wo mit Entzücken einſt mein Auge weilte.
Wo biſt du hin, anmuth'ge Hirtenwelt,
Der ohne Dank kein Wandrer ſonſt enteilte?

Vergebens ſuch' ich deiner Reize Spur.
Nichts ſteht vom Kirchthurm mehr, der ſegnend
blickte
Auf die zerſtreuten Hütten deiner Flur,
Kein Baum, kein Strauch, der deine Gärten
ſchmückte!

Des Dorngeſtrüpps Verwildrung überzieht
Das weite Chaos. Keine Heerde läutet,
Kein Quell, kein Flötenklang, kein ſanftes Lied
Tönt durch die Stille, ſchauerlich verbreitet.

Vom hohen Rigi *) ſah der Hirt betäubt
Den Wald und Berg jetzt taumeln, jetzt, bei'm
Brüllen
Von tauſend Donnern durch die Luft verſtäubt,
Das ſchöne Thal mit Nacht und Tod erfüllen.

---

*) Gegenüber dem geſtürzten Roßberg.

Mit holder Braut der Jüngling Hand in Hand
Zog durch das Thal, in ſeelenvollen Liedern
Wetteifernd mit der Nachtigall; da ſtand
Ihr Leben plötzlich ſtill in allen Gliedern.

Mit Beben denk' ich hier des Augenblicks,
Der dich zur Gruft, o Eden! umgeſtaltet.
Wohl mancher hat, erſtaunt ob des Geſchicks,
Noch Tage hier die Hand zu Gott gefaltet!

In dieſem grauenvollen Labyrinth
Entſank der Säugling kalt der Mutter Armen,
Und an des Vaters Bruſt wie manches Kind
Erlag dem Hunger, wimmernd nach Erbarmen!

Vor dir, o Ew'ger! hüll' ich mein Geſicht.
Dein Wink erſchuf, dein Wink zerſtieb dies Eden.
Du führſt im Dunkel, wie im Morgenlicht.
Wie dürft' ein Menſch zu klagen ſich entblöden?

Als du dem Berge winkteſt: „Stürz herab!“
Gab Engeln auch dein Vateraug' Befehle,
Zu bringen aus der Trümmer finſterm Grab
In deinen Lichtſchoos jede fromme Seele.

Phantaſie der Schwermuth.

Weites Schneegefild begränzen
Düſtre Tannen. Durch den Nebelflor
Seh' ich keinen Lichtſtral glänzen,
Keinen holden Laut vernimmt mein Ohr.

Schweigend ſchwebet dort ein Rabe,
Krächzt ſein Lied vom dürren Aſte nun.
Ach! er krächzt ein Lied vom Grabe,
Duft von Leichen witternd, die hier ruh'n.

An des Lebens dunkler Grenze
Wall' ich ſchauernd, Vater der Natur!
Singt kein Vöglein mir vom Lenze,
Welcher jenſeits blüht auf ſchönrer Flur?

Die Harmonie des Abends.

Still ſpiegeln ſich im See die grünen Höh'n,
Von Gärten ſchön umblüht, bekränzt von Tannen.
Aus dem Gebüſch, durch das der Abend glüht,
Tönt zärtliches Gefühl der Nachtigallen.

Des Hirten Flöte lockt den Widerhall.
Zum Tanz von Knab' und Dirn' erklingt die
Cyther.
Vom Berge ſchallt das Jagdhorn. Pfeilgeſchwind
Rauſcht nach des Hirſchen Spur der Zug durch
Wälder.

Am Thalbach gibt mit Schlägen, dumpf und
ſchwer,
Den feierlichen Takt der Eiſenhammer.
Still hält der Kahn. Sein Ruder hebt empor
Der Schiffer, neigt ſich leiſ', und lauſcht den
Tönen.

Wartegg am Bodenſee.

(An den Hrn. Domprobſten Grafen von Thurn.)

Der du die Menſchen als Freund liebſt, wie ſie nur Wenige lieben,
Weil, was die Menſchheit bedarf, Wenige fühlen, wie du,
Siehe! wie glühend von Dank jetzt feiern die Erd' und der Himmel
Hier wo den ſpiegelnden See ſcheidend die Sonne verklärt.
O mit der Wonne des Himmels erhebt das Geſchöpf ſich zum Schöpfer,
Sieht eine Welt es um ſich, durch ſeine Liebe beglückt.

Der Königsſtein bei Pirna.

(An meine Schweſter.)

Welch' ein Anblick, Freundin! welche Szene!
    Rings entfalten Paradieſe ſich.
Dein Gefühl glänzt in der Freudenthräne;
    So begeiſtert ſah ich niemals dich.
Fühlſt du wohl auf dieſen Felſenhöhen
Ahnungen des ſchönern Lebens wehen?
    Weicht das Irdiſche von dir zurück?
    Taucht ſich in Eliſium dein Blick?

„O hier fließt des Himmels ſüßer Friede!
    Rufſt du, von der Klarheit ſanft entzückt;
Ward hier Einer je des Lebens müde?
    Welkt' ein Veilchen hier, vom Dorn erſtickt?"
Sieh die Wälle, ſieh die feſten Thürme!
Zeugen ſie von Frieden? ..Ach! die Stürme
    Trieben hieher aus dem Weltgewog
    Manches Herz, das Leidenſchaft betrog.

Wohl hat Manchem hier zuerſt gelächelt
    Die Natur in ihrem Aetherglanz!
Manchem noch die Knoſpe aufgefächelt,
    Einzig unzerknickt im Lebenskranz;
Daß, gerettet aus den Irrgewinden
Wilden Treibens, er ſich mochte finden,
    Durch ein Gitter angeſtralt vom Licht
    Deſſen, der kein mattes Herz zerbricht.

Dreimal ſelig, wer mit heitrer Seele
    Schauen darf in dieſes Zauberland,
Unbeſorgt, in ſeinen Himmel ſtehle
    Die Erinny's ſich, der Höll' entſandt!
Uns ſey dieſer Fels Altar! O Sonne!
Zeuge du, wie hier die reinſte Wonne
    Unſre Seelen ſchwingt zum Weltengeiſt,
    Dem mit Schönheitsglanz die Güt' entfleußt!

Der Jüngling an das Bächlein.

Leiſ', o Bächlein! töne,
Neben dem Ismene
Sanft ihr Haupt gelegt.
Wieg' in ſüßen Schlummer
Jeden zarten Kummer,
Der ihr Herz bewegt!

Rufe Seraphsbildern,
Ihr das Glück zu ſchildern,
Das die Liebe gibt,
Der die Himmelbläue
Holder Schaam und Treue
Nicht ein Schatten trübt.

Wenn, vom Weſt umfächelt,
Sie erwacht, und lächelt
Bei der Vöglein Lied,
Dir im Lächeln malet
Sich ihr Himmel, ſtralet
Liebe ihr Gemüth.

Dann von Hain und Wieſen
Und von mir geprieſen
Wirſt, o Bächlein! du.
Könnt' ich mit dir tauſchen,
Heimlich ſie belauſchen,
Lächelt ſie dir zu!

Abendphantaſie.

Durch Lindenwipfel ſäuſelt Abendluft,
Seufzt leiſ' im Schilf, bläht ſanft die Saat zu Wellen,
Begrüßt mit Kußgeliſpel zart die Quellen
Und friſcher Blumen Farbenglanz und Duft.
Doch mit der Aeolsharfe ſüßen Lauten
Bringt ſie von fern mir Kunde von Vertrauten.

Geliebte Seelen, wo ihr immer weilt,
Gelöſt iſt mir das Siegel eurer Töne.
Ein ewig Band verſchwiſtert alles Schöne.
Die Wahrheit einigt, was die Meinung theilt.
Im Weſtgeſäuſel tönt der Liebe Geiſt,
Der in die Seelen von den Sternen fleußt.

Der Abend am See.

Wie lieblich, wenn im See, der ſchweigend glänzt,
Des Tages letzter Stral verglühet!
Still naht Erinnerung. Schmerz verlächelnd kränzt
Die Roſ'ge jeden Traum, der, ach! geblühet!

Welch heller Lichtpfad! wie er roth erglüht,
Und immer röther! wo entſteigt, wo glänzet
Dein ſchönes Ziel? Gewiß, ein Frühling blüht,
Ein Eden dort, wo Ruh' die Liebe kränzet!

An eine Grille.

(Nach Sarbiev.)

Die du, berauſcht von Thränen des Himmels, dich
Dort auf der Pappel zitternden Schatten wiegſt,
Und durch dein hell Gezirp, o Grille!
Dich und den ſchweigenden Wald ergötzeſt —

Jetzt, da nach trägem Winter der Sommer, ach!
Zu ſchnell — auf Feuerrädern vorüber ſtürzt,
O hemme doch den Flug der ſchönſten
Tage, mit Schlumer-Getön bezaubernd!

Wie eilig flieh'n die Stunden! Am eiligſten
Die heitern. Wann verweilte das Himmelskind —
Die Freude lang genug? Zur Trauer
Stimmt, ach! zu oft nur des Schmerzens
Zaudern.

Die Quelle.

Fließeſt ſanft, o Quelle,
Von des Frühroths Helle
Lieblich angeglänzt;
Liſpelſt nach die Lieder,
Unter denen wieder
Dich der Mai bekränzt.

Silberblüthen-Flocken
Schmücken dich beim Locken
Süßer Nachtigall.
Mit der Liebe Treue
Malt des Himmels Bläue
Sich auf dein Kriſtall.

Anmuthvoll ſich bückend
Lächelt, Blümchen pflückend,
Dir die Unſchuld zu.
Ihrem ſtillen Sehnen
Sprichſt mit Engeltönen
Beſſrer Welten du.

Zitternd blinkt die helle
Zähr' in deine Welle,
Angehaucht vom Weſt,
Der die leis entwehte
Mit der Wangenröthe
Schein ſich miſchen läßt.

Glück der Einfalt.

Glückſelig Mädchen ſtiller Auen,
Kannſt heiter ſtets zum Himmel ſchauen,
Weil dich kein Vorwurf ſchreckt.
Im Reiz der Unſchuld ſchön wie Engel
Brauchſt du des Schmucks nicht, der die Mängel
Der Städterin verdeckt.

Wenn mit dem Frühroth Weſte koſen,
Bekränzen Veilchen dich und Roſen
Und das Vergißmeinnicht;
Und, ſtralt der Abendſtern im Dunkeln,
Seh' ich im ſchwarzen Haar dir funkeln
Des Glühwurms ſanftes Licht.

Dies iſt dein Schmuck; der Bach dein Spiegel.
Durch Blumenufer trägt der Flügel
Des Frohſinns dein Gemüth.
Aus Glanzduft lächelt fern die Liebe,
Bis dich, entlockt durch ſüße Triebe,
Ihr Paradies umblüht.

Die Alpenſänger.

Schimmernd durch die Tannenzacken
Glüht der Abend. Leiſe Lüfte weh'n.
Von der Alpe grünem Nacken,
Wo im Gras die Kühe läutend geh'n,
Tönt die Flöte, ſonder Kunſt geſpielt,
Was Mirtill für dich, o Daphne! fühlt.

Täuſchend ahmt die Liebestöne
Echo nach, die rings die Thäler füllt.
Sanft erwiedert jetzt die Schöne
Auf der Schafhut, von Gebüſch verhüllt.
Zaubernd, wie der Nachtigall Geſang,
Haucht ihr Lied der Liebe ſüßen Klang.

Sterne blinken ſchon im Dunkel,
Lang noch tönt der Liebe Wettſtreit fort.
Liebe nickt im Sterngefunkel,
Liſpelt längs des Bachs beblümtem Bord.
Schlummernd ruh'n die Heerden. Auch Mirtill
Bläst nicht mehr, und Daphne's Lied wird ſtill.

Doch was ſeh' ich? Wie beflügelt
Wallet ſchon im ſtillen Thal ihr Fuß.
Wonne glänzt ihr Aug'. Es ſiegelt
Ihr Gefühl ein Händedruck, ein Kuß,
Und ſie ſcheiden, ſicher ihres Glucks:
Daphne grüßt die Mutter heitern Blicks.

Auf der Bergkuppe.

Ich fühle mich in Gottes Nähe,
Von Schauern leiſ' umbebt; ich ſehe
Den ſchönen blauen Himmel nur,
Die unermeßne Sternenflur.
Die Erd' entflieht im Ferngedüfte;
Die Seele athmet reinre Lüfte.
Von keinem Traum, der Kummer gibt,
Wird ihrer Wonne Glanz getrübt.
Sie fleugt auf der Begeiſtrung Flügeln;
Die Wahrheit will ihr Blick entſiegeln.
Welch Licht umfleußt jetzt dieſe Höh'n!
Ich ſeh', was nie mein Aug' geſeh'n.
O könnt' ich hier mein Hüttchen bauen,
Stets, Fried' im Herzen, Gott zu ſchauen!

Die Friedensburg.

Tost, Stürme! Schäumt ihr Wogen, empört und wild!
Stillheitern Blickes lächl' ich auf eure Wuth
Vom Felsgeſtad, wo hehr und ſchweigend
Leuchtet die Burg in der Glut des Abends.

Mag, weſſen Wieg' ein feindlicher Stern beſchien,
Sich einem Traumbild opfernd, deß Glanz ihn täuſcht,
Das Glück verſchmäh'n, das gleich dem Veilchen
Blühet im Schatten, der Liebe Pflegkind!

Von dir entlockt, o Eden des Friedens! mich
Kein Traumbild mehr. Sokratiſche Weisheit kränzt
Den Becher, unberührt vom Gleisner,
Heilig der Freundſchaft, und euch, ihr Muſen!

Die Mondnacht.

Straleſt ſo freundlich, ſo freundlich, o Mond!
Durch die Fenſter der ſchwebenden Felsburg mich an.
Stralteſt ſo freundlich ſchon damals herein,
Als Vater und Mutter dir ſchauten entzückt,
Rings von den Kindern umjubelt, in's Angeſicht.
Jetzt den Hügel beleuchteſt du, ach! wo ſie ruh'n,
Und ſiehſt, wie der Sehnſucht Zähre mir fleußt.
Wären es denn nur Schatten, die ſpurlos vergeh'n,
Was du beſcheinſt? Oder hellet dein Zitterglanz
Leis in der Nacht uns des Schleiers Saum,
Der den Blöden verhüllet, was ewig beſteht?

Der Wanderer.

Wohin, o Pfädlein! führſt du mich?
Es hellt kein Mond, kein Sternlein dich.
Welch ſchaurig Schweigen liegt umher!
Naht ſich kein Geiſt dem meinen mehr?
Iſt alles todt? Leb' ich allein?
Wie beſſer mir, auch todt zu ſeyn!
Kein Stern, o Pfädlein! helle dich.
Zum Grab, zum Grabe führe mich!

Die Stimme aus dem Grabe.

Haſt du das Leben, Freund! in dir,
So trete froh herein zu mir!

Wanderer.

Das Leben, Geiſt! iſt's kein Gedicht?
Ich ſucht' es ſtets, und fand es nicht.

Die Stimme.

Haſt du geliebt, geglaubt, gehofft?

Wanderer.

Geliebt das hab' ich viel und oft.

Die Stimme.

Und was?

Wanderer.

Nur Schatten, ach! ſie ſind
Dahin, wie Nebelduft im Wind.

Die Stimme.

Doch blieb der Liebe Sehnſucht dir?

Wanderer.

Die Sehnſucht blieb, ſie wuchs in mir.

Die Stimme.

So trete froh herein. Die Thür'
Zur ew'gen Liebe öffn' ich dir.

Siebentes Buch.

Der Bettler.

(Eine Legende.)

Wo im Stall den Herrn gebar
Die die reinſte Jungfrau war,
Prangt ein Tempel hoch und klar.
Saß ein armer Muſelmann
An der Pforte. Jedermann
Fleht der Greis mit Wehmuth an,
Der da fromm als Pilger zeucht.
Mancher Chriſt, das Herz erweicht,
Seiner Hand ein Geldſtück reicht.
Eines Tages ein Prälat
Aus des Tempels Pforte trat.
Auch von ihm der Moslem bat,
Tiefgebeugt mit hagrer Hand.
Aber ſtolz hinweggewandt,
Wuth im Blick, der Prieſter ſtand.
„Türkenhund! erfrechſt du dich
Hier den heil'gen Grund, wie ich
Zu betreten? — Trolle dich!“
Doch vom Tempel tönt's ihm zu:
„Iſt er denn kein Menſch, wie du?“
Und jetzt ſeht, in einem Nu
Statt des armen Ibrahim
Glänzend, wie ein Seraphim
Saß der Heiland ſelbſt vor ihm.

Das Lob Gottes.*)

Franciscus einſt der Heil'ge ſaß
Vor ſeiner Zell', und Pſalmen las.
Der Abend durch die Blätter glüht,
Als durch der Dämm'rung Stille
Mit hellem Flügelſchlag ihr Lied
Jetzt tönen läßt die Grille.

Gott preist das Grillchen für den Thau,
Der es erquickt auf ſchoner Au.
Der Heil'ge ſchlägt den Pſalter zu;
Denn ſchoner, wollt's ihm ſcheinen,
Ruf' ihm das fromme Grillchen zu:
„Wie groß iſt Gott im Kleinen!“

---

*) S. Sancti Francisci Vita. Cap. 8.

Sankt Johannes Zeitvertreib. *)

Von Sankt Johannes Stärchen
Laßt ſagen euch ein Mährchen!
Zu Epheſus, der herrlichen Stadt,
War Oberhirt der Jünger,
Der ſchönern Ruhm bei den Menſchen hat,
Als alle Weltbezwinger.
Des Abends, wenn der Gottesmann
Mit Lehr' und Liebe ſo viel gethan,
Empfing den Arbeitmüden
Der Zelle ſtiller Frieden.
Willkommen hieß ihn hier ein Staar,
Bemüht, ihn mit der Aeuglein Paar,
Mit Schnabel, Schweif und Pfötgen
Zur Liebkoſung zu nöth'gen.
Stets ſanft und heiter ſtreichelte dann
Des Lieblings Hälschen der Gottesmann,
Froh ſchäkernd mit ihm wie ein Kind,
Bis Zeuge davon die Sterne ſind.

Im Spiele ſo mit dem Stärchen
Schien einſt der Heilige wie verlor'n;
Da kömmt ein kluges Herrchen
Mit Bogen, Jägertaſch' und Horn,

---

*) Vergl. Cassian. C. 21.

Blieb ſteh'n und ſtützt, vom Jagen müd,
Auf ſeinen Bogen ſich, und ſieht
Durch's Fenſter es mit Staunen an,
Wie mit dem Stärchen ſcherzt Johann.
Lang ſteht er ſtill vor des Biſchofs Haus,
Zuletzt geht ihm das Schweigen aus.
Er ruft durch's Fenſter ſpöttiſch: „Ei!
Wie kann mit ſolcher Kinderei
Vergeuden die gold'ne Zeit ein Mann
Der Leib und Seele heilen kann!“

Sanft lächelnd ihm der Gottesmann,
Der auch im Thoren den Menſchen liebt,
An Antwort ſtatt die Frage gibt:
„Warum iſt jetzt dein Bogen nicht
Geſpannt?“ — „Weil ſtets geſpannt, er bricht!“
„Ganz richtig, Sohn! und minder nicht
Spannt meinen Geiſt das Stärchen ab,
Das einſt Mariens Sohn mir gab.“

Der Menſch und Gott.

Tief ſinnend ſchaute St. Auguſtin nach dem Meer,
In welches ſtralend ſich tauchte die Sonne.
Anſtatt zu empfinden des Schauſpiels Wonne,
Zerſpliß er das Hirn ſich die Kreuz und Quer,
Der Schöpfung Geheimniſſe zu ergründen,
Und einen Begriff von Gottes Natur zu finden.
Doch einen Knaben bemerkt' er jetzt an dem Strand,
Der aus dem Meere mit der gehöhleten Hand
Bedächtlich ſchöpft' in eine Vertiefung von Sand.
„Was treibſt du?“ frägt der Weiſe mit ernſtem Hohn,
Mit Lächeln erwiedert der Knabe: Lange ſchon
Treib' ich, was du, und ſchöpfe mit eitler Beſchwer
In dieſe kleine Vertiefung das große Meer.
St. Auguſtin, die Stirne ſich reibend, verſteinert ſtand,
Als jetzt, wie ein Engel leuchtend, der Knab' entſchwand.

Die Prediger in der Wüſte.

In nächtlichen Wäldern, umſtarrt von Felſenſchlünden,
Den Göttern, wie ihre Verehrer, roh und wild,
Floß Menſchenblut; es war kein Erbarmen zu finden.
Da kam ein Bote des Herrn, das Wort zu verkünden:
„Im Menſchen zu lieben Allvaters Ebenbild.“
Doch ſieh, es fielen unter die Diſtel und Dörner
Und auf Granitfels die himmliſchen Saamenkörner.
Deß grämte ſich tief des Apoſtels liebend Herz,
Und ſeinem Schutzgeiſt klagt' er mit Wehmuth den Schmerz.
Da faßt bei'm Arm der geflügelte Geiſt ihn ſchweigend;
Schnell, wie der Wind, ging über die Wildniß der Flug.
Als plötzlich auf eines Berggipfels ſanftem Bug
Still hielt der Engel, von fern dem Heiligen zeigend,
Wie jetzt die Sonne ſich taucht ins Meer, und vom Dom
Des Himmels die Abendgluth ihren Zauber gießet
Auf Flur und Bach und auf den gewaltigen Strom,

Der donnernd von Felſen in heitre Auen fließet. —
„Wenn ſelbſt für ſolche Wunder die Sterblichen blind,
Und auch der Natur Poſaunen, an hehren Oertern
Verhallend, nur Prediger in der Wüſte ſind,
Was wagſt du zu hoffen, Freund! von den todten Wörtern?“

Die Weiſen.

Jüngſt ſchlief ich ein am öden Strand
Des Meeres der Erkenntniß,
Still ſeufzend das Bekenntniß
Von unſers Wiſſens eitlem Tand.

Da kam es mir im Traume vor,
Die Weiſen, manch Jahrhundert
Von männiglich bewundert
Seh' ich in eines Tempels Chor.

Ein Lichtgewölk barg Gottes Thron:
Vor ihm die Engel knieten,
Die hell von Andacht glühten.
Jetzt ſcholl hervor ein hehrer Ton:

„Ob ihr viel liebtet, oder nicht,
Umringt von Finſterniſſen?
Nicht über euer Wiſſen –
Hält der Allwiſſende Gericht.“

„Dem, der in dunkler Erdennacht,
Als er den Geiſt erhellte,
Die Bruſt für Tugend ſchwellte,
Dem iſt die Krone zugedacht!“

Bei jedem Wörtchen des Sermons
Den Preisbewerbern länger
Die Naſe ward, und bänger
Um des vermeinten ſichern Lohns.

Schnell ihres Wiſſens Kranz verblich;
Der eine dem Exempel
Des andern nach, zum Tempel
Hinaus geſenkt und ſchamroth ſchlich.

Ein Kind nur blieb, die Liebe, ſteh'n;
„Preis ihm!“ die Engel ſangen:
„Du weckteſt das Verlangen
Nach dem, was noch kein Aug' geſeh'n!“

Die böſe Nixe.

Waſſer-Nixe voll Trug! bei der Schwüle der Luft
Winkteſt dem Jünglinge du hinunter zu dir!
Nichts mehr vom Jüngling, ach! ſahen, noch hörten wir.
Jünglinge! flieht, wenn die Nixe lockend euch ruft.

Die Sirenen.

Das Ufer blüht. Doch lockender noch glänzt
Das Lichtumfloſſ'ne Meer, von Duft begrenzt.
„Iſt aber wohl dem Glanzgeſicht zu trau'n?
Darf ich mein Glück auf heitre Wellen bau'n?"

„O weil' am Ufer! drüben lauſcht Gefahr!
Ruft in der Bruſt die Stimme ſanft und klar.
Doch freudig, mit der Sehnſucht heißer Gluth,
Vertraut der Jüngling ſich der Meeresfluth."

Und zwiſchen Spiegelfluth und Aetherblau
Wird wohl ihm, wie der Roſ' im Morgenthau.
Nicht Klippen ahnt er, noch Sirenentrug,
Weil Zephyr treibt des Segels muntern Flug.

Doch plötzlich raſt die Windsbraut, zückt der Stral;
Schon kracht der Maſt; die See wird Berg und Thal.
Des Jünglings Seel' indeß, trotz Wog' und Sturm,
Bleibt feſt und aufrecht, wie ein Felſenthurm.

Und finſtrer Well' und ſchwarzer Wolk' entfleußt
Geſang, der Lied ſich in die Seel' ergeußt,
Und vor ſie webt ein ſüßes Traumgebild,
Das ſchmeichelnd ſie mit arger Täuſchung füllt.

Bezaubernd tönt ſo der Sirenen Lied.
Da ſtarrt gelöst dem Jüngling jedes Glied.
Vom Nachtorkan zerſchellt am Felſenriff,
Verſchlingt der grauſe Schlund des Lebens Schiff.

Narziß.

Durch Elyſium fließt eine Quelle,
Mild und klar, wie ſie kein Ruysdal malt.
Sanft erſtaunt ſieht ſich aus ihrer Helle
Jedes Zauberbild zurückgeſtralt.

Wenn die Unſchuld leis ſich drüber neiget,
O wie feiern Nachtigall und Au
Ihr Gebild, das hier ſich lächelnd zeiget,
Wo ihr Aug' entzückt des Himmels Blau.

Nicht alſo Narziß. Aus ſeinen Blicken
Schwand der Fluren, ſchwand des Himmels Glanz,
Als er in die Quelle mit Entzücken
Sah; ſein Bild verſchlang die Seele ganz.

Und als ſeelenloſe Blume malet
In der Quelle ſich Narziß, ein Bild,
Das, Koketten gleich, nur ſich beſtralet,
Doch mit Wonne keine Seele füllt.

Das beſcheidene Röschen.

Im ſtillen Alpenthale
  Sah ich ein Röschen blüh'n.
Durch Laub mit ſanftem Strale
  Die Sonn' aufs Röschen ſchien.
Schön Röschen war nicht eitel;
  Beſtändig fiel ihm bei:
Wie flüchtig, ach! und eitel
  Der Blumen Schönheit ſey.
Narziß und Nelke blühte
  Im hellſten Morgenglanz;
Doch, als die Sonn' erglühte,
  Schwand hin der Eiteln Kranz.
Nur Röschen, das am Morgen
  Den eiteln Schimmer mied,
Saß friſch, von Laub geborgen,
  Noch als die Sonne ſchied.

Der Traum.

Da Blümchen von der Wieſe
Zum Kranz das Mädchen wand,
Träumt ihr vom Paradieſe
An treuer Liebe Hand.
Leiſ' in der Silberquelle,
Von Abendgluth verklärt,
Drängt küſſend Well' an Welle;
Nicht eine wiederkehrt.

So flicht ſie Blümchen träumend,
Träumt, Blümchen flechtend, fort;
Da kömmt ein Sturm, und ſchäumend
Schwillt Bächlein über Bord.
Das Mädchen bebt: das Kränzchen
Verſinkt im Wellenſchaum;
Nie ſah ſie mehr das Kränzchen,
Und, ach! den ſchönen Traum.

Fidele.

Heiß liebte ſie der König,
Doch treuer liebt ſie ihn.
Der Hofglanz galt ihr wenig,
Nur Er lag ihr im Sinn.

Vergaß er gleich der Treuen,
Sie blieb doch immer treu.
Ihm mußt' ihr Herz ſich weihen,
Und bräch' es auch dabei.

Ihn ſtahl ihr einer Zofe
Gelock zu ſchnöder Luſt;
Doch bannt ſein Bann vom Hofe
Ihn nicht aus ihrer Bruſt.

Ihr glüh'n des Landes Sterne;
Sie buhlen um ihr Herz.
Ihr Herz bleibt Allen ferne,
Kehrt ſtill ſich himmelwärts.

In's Dunkel einer Zelle
Verſchließt ſie ihren Schmerz,
Weiht an des Himmels Schwelle
Dem Ewigen ihr Herz.

Sie ſtirbt. Ihr Geiſt entfliehet
Zum Quell der Liebe. Doch
Ihr letzter Seufzer glühet
Dem Ungetreuen noch.

Die Macht des Gewiſſens.

Noch klang die freudige Zitter
Durch den beleuchteten Saal;
Im Runde glühender Ritter
Gieng ſchäumend der Feſtpokal.
Der Buhl' im Demantgeflitter
Der Fürſt gab glänzendes Mahl;
D'rein ohne Wolk' und Gewitter
Zuckt plötzlich ein Donnerſtral.

Und zu entſetzlichem Grauen
Gibt eine himmliſche Hand
Sein Todesurtheil zu ſchauen
Dem König an goldner Wand.
Leis fragten Ritter und Frauen:
Was ſo entſetzlich er fand?
Doch ſtumm, mit tödtlichem Grauen
Starrt er an die goldne Wand.

Und jetzt verkehrt ſich in Schrecken
Im Blick der Buhle die Luſt.
Den König möchte ſie wecken,
Sinkt todt an des Todten Bruſt.
Den Hof ergreifen die Schrecken
Des Richters tief in der Bruſt;
Die Wand mit blutigen Flecken
Entwarnt der verbot'nen Luſt.

Die Sünderin und ihre Richter.

Des Ehbruchs halber im Tempel ſtand
Die ſchöne Dirne, bleich wie die Wand,
Umringt von frommer Zeloten Schwarm,
Wovon ein jeder, an Tugend arm,
Zum Tugendwächter ſich fühlte warm.
Doch auch mit der Liebe Majeſtät
War da der Weiſe von Nazareth.
Ihr Aug' die Sünderin nicht erhöht.
Es bebt vor dem ſchadenfrohen Blick
Hohnlächelnder Richter ſcheu zurück.
Noch mehr beſchämt ſie der Seher da,
Der aller Herzen Falten durchſah.
Laut rieſen mit funkelndem Geſicht
Die Heuchler ihm zu: Verdammet nicht
Selbſt Moſes zum Tod das Natter-Gezücht,
Das, o des Greuels! die Ehe bricht!
Stillſchweigend Jeſus ſich niederbückt,
Mit Fingern Zeichen dem Sand eindrückt:
D'rin jeder Phariſäer erblickt
Sein Sünden-Regiſter dargeſtellt.
D'rum fragen ſie ſich, von Wuth geſchwellt:
Warum verdammt er die Metze nicht?
Doch Er, des Himmels Ruh' im Geſicht:
„Wer keiner Sünde ſich iſt bewußt,
Der werf' einen Stein ihr an die Bruſt!“

Und wie er jetzt ſchauet um ſich her,
Der Tempel ſchon war von Richtern leer.
D'rauf ſanft zur Sünderin ſpricht der Herr:
„Geh' hin, und ſündige fort nicht
mehr!“

Die brave Mutter.

Was ſtöhnt vom Geſtad ſo ängſtlich hinaus
Durch des Sturms Geheul in der Wogen Gebraus?
Dort nah' an der Hütt' am felſigten Strand
Streckt ein Mädchen und Knab voll Jammer die Hand
Hinaus nach dem Aufruhr der Waſſerwelt,
Wo in gräßlicher Nacht, vom Blitz nur erhellt,
Von Abgrund zu Abgrund taumelt ein Nachen.
„Ach Vater! ach Mutter!“ ſtöhnt's vom Geſtad.
Erbarme dich, Himmel! Kein Retter naht.
Wild öffnet die Fluth den entſetzlichen Rachen,
Und hinein von dem Wogenberg ſchaut der Kahn,
Und zerberſtet in Trümmer. Mit blindem Wahn —
Umklammern die Beiden ein Brett. Ach! es ſinkt
Schon mit Beiden die Tiefe hinab. Doch jetzt blinkt
Ein Sternlein der Mutter in's Herz, und ſie ruft —
Ein Engel des Lebens, hinab in des Todes Gruft —
Dem Gatten zu: „Nur für Einen iſt Rettung hie;
Lebe den Kindern du; ich ſterbe für ſie!“ —

Und ſie taucht unter, ward nimmer geſeh'n.
Den Vater treibet die Fluth an des Ufers Höh'n.
Schluchzend hängen die Kinder ſich ihm an die Bruſt:
Die Thränen bejammern der Mutter Verluſt.
Der Himmel ſchweigt nun; es ſchweigen die Wogen;
Sanft ſtralet herab aus dem Regenbogen
Der Mutter Bild, und, von Liebe durchglüht,
Singt die Nachtigall von der Heil'gen ein Lied.

Das Almoſen.

Vom Winterfroſt erſtarrend, lag
Ein Pilger am Gehäge,
Wo g'rad zum üpp'gen Freudentag
Der Landgraf zog die Wege.
Herr, ach! erbarmt euch, fleht der Mann.
Allein nicht ſieht der Herr ihn an,
Stolz trabt er fort zum Schloſſe.
D'rauf kommt auf ſchlechtem Roſſe
Ein Kriegsknecht. Der erwartet nicht
Des Armen Fleh'n; er ſieht und ſpricht:
Freund! Gold und Silber hab' ich nicht;
Doch theil' ich, was ich habe:
Auch dies iſt Gottes Gabe!
Er ſagt's, und ſchon zertheilt ſein Schwert
Den Mantel, der ihn deckte.
Der Pilger, alt und abgezehrt,
Rief jetzt, das Aug' von Dank verklärt,
Der tief ſein Herz bewegte,
Die Hände faltend, himmelwärts:
„O Gott, ſo reich an Segen:
Den Reichen gib ein weiches Herz,
Den Milden gib Vermögen!“

Des Königs Erheiterung.

„Was frommt mir Prunk? was Harfenklang?
Was Hofnarr und Miniſter?
Iſt's mir ſo ſchwül doch, öd und bang,
Und im Gemüth ſo düſter!“
Der König dacht's. Die Sonne ſank.
In's Freie ſchlich er ſeelenkrank,
Rieb ſich voll Gram die Stirne.

Der letzte Stral durchglühte mild
Die leisbewegten Blätter;
Das Vöglein, noch die Bruſt erfüllt
Von Liedern, pries das Wetter.
Das Bächlein rauſcht' und blinkte ſanft,
Umnickt vom blumenreichen Ranft;
D'rauf ſaß ein holder Knabe.

Sein Haargold flog im Weſt; er ſah
Voll heitrer Ruh' in's Blaue,
Und dachte bei ſich: Fern und nah
Iſt alles, was ich ſchaue,
So fröhlich! Doch der König kam;
Der Knabe ſah des Königs Gram,
Und hatte ſein Erbarmen.

Ein Engelein auf Armen, rief
Die Mutter jetzt dem Knaben;
Die Mutter kam, der Knabe lief

Und bracht' ihr ſchöne Gaben.
Die Mutter freut des Sträußchens Glanz,
Den Engel ſchmückt der Blumenkranz,
Und Kind und Mutter lächeln.

D'rob jubilirt der Knab' und ſpringt
Der Mutter vor zur Hütte.
Der Vater vor der Hütte ſingt
In ſeiner Lieben Mitte.
Der König ſeufzt, den Wehmuthsblick
Nach dem Palaſt, wo ihm Muſik
Und Pracht nicht hellt die Stirne.

Ward nun dem König ſchwül und bang,
Und in der Seele düſter,
So ließ er Prunk und Harfenklang
Und Hofnarr und Miniſter;
Der Sehnſucht voll, bei'm Abendſchein
Sucht' er das Freie ganz allein,
Und hell ward ſeine Stirne.

Das Vögelein und der Gärtner.

Flog einmal ein Vögelein
In ein blühend Gärtchen n'ein.
Purpur war ſein Kleid und Gold.
Lieder ſang es ſüß und hold.

Sang vom Haag aus heitrer Bruſt,
Arglos nichts als Lieb' und Luſt.
Doch, im Arm ein Rohr voll Blei,
Schlich der Gärtner ſtill herbei.

Starr ſein Aug' von Mordluſt blinkt
Nach dem Haag, wo Vöglein ſingt;
Und ſchon wollt' er drücken los,
Als auf ihn das Vöglein ſchoß.

Auf die Naſe hackt es ihm,
Lärmt und tobt mit Ungeſtüm,
Bis er ihm jezt folgt zum Haag —
Schlummernd hier ein Knäbchen lag.

Knäbchen ſchlummernd hier ſo lind,
War des Jägers einzig Kind.
Schaamröth' ihm in's Antlitz ſteigt,
Vöglein jubelnd aufwärts fleugt.

Manche Luſt uns ſchuldlos ſcheint:
Wer ihr fröhnt, es bald beweint.
Warnt nicht das Gewiſſen ihn,
Sinkt die Unſchuld, ach! dahin.

Der Antiquar.

Nicht fern vom Coloſſäum *) ſaß, beglänzt
Vom Morgenſchein, auf einem Säulenknauf,
Den Epheu überwebt und Gras umwallt,
Ein ſchönes Weib, den Säugling an der Bruſt.
Ein Mädchen und ein Knabe ſpielten froh
Vor ihren Augen, ſie verklärend mit
Der Mutterfreude ſüßem Stral. Da kommt
Ein Fremdling, blaß, mit tiefem, düſterm Blick,
Der Kaiſerburgen **) Trümmer zu beſeh'n.
Er macht ein ſehr gelehrt Geſicht, und zieht
Bedächtlich Maaß und Zirkel jetzt hervor,
Als woll' er Läng' und Breite haargenau
Erſpäh'n; nun wird des Marmors er gewahr —
Der jungen Mutter Sitz, und naht ihm leis,
Durch ſcharfes Glas des Knaufs Verzierungen
Ringsum betrachtend: „Welch ein Meiſterwerk!
Ruft er entzückt, beſtaunenswürdig! aus
Der beſten Zeit! Wie Schade, wenn es hier
Jn. Staub verwittert! Frau, gehört es euch?
Jch biet' euch dafür Gold.“ — Die Frau, den Blick
Nicht wendend von dem Liebling ihrer Bruſt,

---

*) Zu Rom, nahe am Forum, jetzt *Campo Vaccino*.

**) Auf dem *Mons palatinus*, ganz in der Nähe des Coloſſäums.

Entgegnet ſanft: Wir ſind nur Pächter hier;
Seit Menſchenalter aber dienet uns,
Bewohnern — dort des niedern Winzerdachs —
Der Säulenknauf zur Bank. Hier Tag für Tag
Seh'n kommen wir die Sonn' und geh'n; hier wird
Herzinnig jedes Feſt, das die Natur
Uns gibt, gefeiert. Der du haſt ein Herz,
O Fremdling! wollteſt du, daß künftig wir
Der theuern Bank entbehren? Stünd' es auch
Bei meinem Mann, das Marmorſtück um Gold
Zu tauſchen, wär' es ihm fürwahr nicht feil.
Doch, weil es dir ſo ſehr gefällt, ſo komm,
Beſchau' es, wann du willſt; wirſt jedesmal
Hier Menſchen ſeh'n, die ihres Looſes ſich
Mit Liebe freuen und mit Dank zu Gott.
Da ſie es ſagte, drückte inn'ger ſie
Den Liebling an ihr Herz, hold lächelnd. Wie
Gewurzelt ſtand der Antiquar, noch mehr
Entzückt vom heitern Leben, das ihm hier
Entgegen trat, als von der ſchönen Spur
Entſchwund'ner Zeit. Oft, wenn am bläulichen
Gebirg die Sonn' heraufſtieg, oder ſie
Hinunterſank, kam er zum Säulenknauf,
Worauf, des Jubels froher Kinder froh,
Die Mutter ſaß, den Säugling an der Bruſt.

Die Räuber bei Albano.

Die Morgenſonne hatte noch den Thau
Dem Gras, von ihr beſchimmert, nicht entküßt;
Ich ſaß am Weg nach dem einſt heil'gen Berg,
Wo weit umher der Tempel Zevs geherrſcht,*)
In einer Quell' Umſchattung; unter mir
Den ſtillen See, in deſſen heiterm Blau
Des Ufers dunkles Grün ſich ſpiegelte
Mit St. Gandolfo's**) Burg; dem fernen Duft
Entſtieg die Peterskuppel, Roma's Haupt.
Das große Schauſpiel der Natur beſah
Gleich mir von nahem Felsabhang ein Hirt
Mit ſchweigendem Entzücken. „Glücklicher!
Rief ich, der du ſolch Paradies bewohnſt.“ –
Wohl ſchön, verſetzte d'rauf mit Ernſt der Hirt,
Wohl ſchön, o Fremdling! prangt das Land.
Doch iſt's
Unheimiſch wohnen, wo allüberall
Banditen lauern. Sieh! die Ziegen hier

---

*) Der Monte Cavo (Mons albanus) auf dem der Tempel des Jupiters von Latium ſtand. Hier wurdem die Feriæ latinæ von den Römern gefeiert, und die römiſchen Feldherren hielten hier den kleinen Triumph. *Tit. Liv.* XXVI. 21. Vergl. *Virg.* Aen. L. VII. 603, und L. XII. 133.

**) Castel St. Gandolpho.

Und Schaafe, meine Habe! Tag und Nacht
Zittr' ich für ſie, von Wölfen nie bedroht,
Doch ſtets von Diebsgeſind in Wald und Schlucht." *)
„Und habt ihr denn nicht Muth und Wehr, die Brut
Zu tilgen?" – „Ach, umſonſt! Seit Hannibal,
Der Erzſchelm hier gehaust — dort von der Höh'
Sah einſt ſein Geyer-Schwarm nach Rom hinab –
Iſt dieſes ſchöne Land das Erbgut ſtets
Der Räuber. Haſt du nie von Attila
Und Genſerich gehört, von Hunnen und
Vandalen? Rieſen waren's rauh und kühn,
Furchtbar von Ausſeh'n. Ihrer Gräber voll
Iſt rings die Gegend. Oft zur Nachtzeit, wenn,
Gehüllt in Schatten, weit die Eb'ne ſchweigt,
Hört man in dieſen Gräbern wild Geräuſch.
Du lächelſt, Fremdling? Doch es iſt gewiß –
Die grabentſtandenen Unholde ſind's,
Nicht lächelſt du mir's aus dem Kopf – ſie ſelbſt –
Die Tag und Nacht uns und den Heerden droh'n.
Er ſprach's, und traurig eilt' er einem Schaaf,
Das arglos ſich verlief, in's Dickicht nach.

---

*) Der Berg iſt voll Höhlen, dem gewöhnlichen Aufenthalt der Räuber, wie Homer von den Cyklopen berichtet. Odyſſ. IX.

Die römiſchen Denkmäler

(im ſüdlichen Frankreich.)

Auch dieſem ſchönen Land haſt du, erhabnes Rom!
Mit Monumenten, die dem wilden Strom
Der Zeit Jahrtauſende getrotzt, den Stempel
Von deiner Größe aufgeprägt. Die edeln Tempel,
Die ungeheuern Bogen, kühn geſprengt, *)
Worauf von Berg zu Berg die Waſſer du geleitet,
Und dieſer Stufenkreis für Tauſende bereitet
Von Kampfbeſchauern, dicht in Reih'n gedrängt — **)
Bezeugen dieſe Herrlichkeiten
Uns nicht Triumphe der Kultur?
„Wohl! Doch die Barbarei hat gleichfalls ihre Spur
Tief eingedrückt. Ach, ſehet! Trümmer nur
Ließ ſie uns von der Pracht der alten Zeiten.
Iſt euch, Barbaren! doch ein Greuel die Kultur.
Oft kann mit ihr der Genius des Schönen
Noch nach Jahrhunderten euch kaum verſöhnen."

Der Sklaven Wechſelmord, der Heiden Luſt —
Vertauſchtet ihr mit niedern Poſſenſpielen.

---

*) Le pont du Gard.
**) Das Amphitheater zu Nismes.

Doch füllt ein Stiergefecht, ein Seiltanz euch die Bruſt
Nicht heute noch mit laut aufjubelnden Gefühlen?
Stürzt blutend, athemlos, um eure Luſt zu kühlen,
Der Stier, noch ſterbend ruft ſein Blick an euer Herz;
Doch kalt erwiedert dieſes ihn mit wildem Scherz.

In Schutt vergrubt ihr manches Wunderwerk, und hoch
Darauf gepflanzt habt ihr des Kreuzes Zeichen.
Es ſtralte freundlich. Wahn und Knechtſchaft ſah es weichen
Vor ſeinem Glanz, wie Nebel vor der Sonne. Doch
Wie manches neue, nicht gelinde Joch
Erſann und modelte zu Rechtsgebräuchen
Der nachtumhüllte, ſchnöde Geiz!
Wie manchem neuen, wohl nicht ſchönen Wahne
Erbautet ihr Altäre! Selbſt das Kreuz —
Wie oft habt ihr es nicht entweiht zur Fahne
Der Argliſt und Bethörung,
Liebloſer Wuth und frevelnder Empörung!

Erhöht es Ihn, dem unſer Knie ſich beugt,
Wenn hier das ſchöne Haupt, von euern Keulen
Geſtümmelt, in den Staub der Gott der Muſen neigt?

Wenn dort der Tempel trauert, ſeiner Säulen
Beraubt? wenn in den Circus, der jetzt ſchweigt,
Die Fledermäuſe ſich und Ratten theilen?
Er, der der Sanftmuth Vorbild ſich gezeigt,
Wo? wann? befahl er uns, von Göttern zu zerſtören
Das Kunſtgebild in Marmor und in Erz?
Was könnt' es frommen auch, indeß das Herz
Die Götzen niedrer Leidenſchaft entehren?
Iſt es nicht chriſtlicher, wenn wir die Lehren,
Durch die der Pfad des Pilgers himmelwärts
Sich hellt, auch mit dem Glanz der Kunſt verklären?
O laßt den reinen Kinderſinn in euch
Mit Frühlingsmilde pflanzen Gottes Reich!
Dann wird das Ideal des Schönen
In euerm Bild von Gott, der uns ſich ſelber gleich
Geſchaffen hat, die Züge ſanft verſöhnen.

Heloiſe an Abaillard.

(An ſeinem Grabmal im Paraklet.)

Dies alſo wär' es alles, was auf Erden
Noch meinem Herzen bleibt — das Staubgewand
Von Abaillard, dem Gatten, Freund und Vater,
Dem Liebling ſeiner Zeit, dem jeden Schmuck
Natur und Kunſt und Wiſſenſchaft verlieh.
Voll Wehmuth will ſein Angedenken ich
An ſeinem Sarg' hier feiern, bis mein Staub
Mit ſeinem Staub ſich miſcht, und unſre Seelen,
Schon hier vereint durch treue Liebe, dort
Zerfließen ganz in Einem Stral von Gott,
Zu dem ſich ihre Sehnſucht längſt gewandt.

Dort erſt wird ſie geſtillt, die Sehnſucht; dort
Mit reiner Wonne labt der Liebe Quell,
Der, ach! in dunkler Erdennacht ſo oft
Getrübt uns floß durch namenloſes Leid!
An dieſem Ort, dem niedre Luſt nicht naht,
Fühl' ich die Liebe, wie ſie Gott entfleußt.
Gebet und Thränen! läutert noch mein Herz
Von jedem Schatten der Erinnerung
An Freuden, die den Frieden einſt verſcheucht...

O Abaillard! wie arm erſchien ich ſtets
Vor dir. Du gabſt mir Alles, Alles, was
Verſchönert hat mein Leben, und was gab
Ich dir? – Mich ſelber, weiter nichts, und, ach! –

Wie tief ſchmerzt der Gedanke mich! — mit mir
Des Elends volles Maaß. Doch haſt du mir
Verzieh'n, haſt neue Wohlthat auf mein Haupt
Gehäuft, haſt mir den Frieden hier im Schoos
Der Einſamkeit geſchenkt, und als das Land
Der großen Todten ob den Sternen dich
Berief, vermachteſt du mir noch des Geiſts —
Des ewig theuern Hülle. Gegen ſie
Sind mir der Erde Schätz' und Kronen Spreu.

Dein Blick, dein Lächeln, deiner Worte Zauber
Gab der Natur für mich den ſüßen Reiz.
Wie oft, ſeit uns ein grauſames Geſtirn
Getrennt, ſah' ich verklärt die Fluren von
Des Tages Leuchte, von dem ſtillen Freund
Der Nacht, und fühlte – Nichts. Du weilteſt fern,
Und um mich her war alles Wüſtenei.
Jetzt, wenn gedämpft ein Stral der Dämmrung, wenn
Ein Glanz des Mondlichts durch des düſtern Chors
Gemalte Scheiben auf dein Grabmal fällt,
Scheint er den Himmel mir zu öffnen, wo
An Gottes Lichtthron all dein Fühlen zum
Gebet für deine Heloiſ erglüht.
Entgegen dir fleugt wonneſchauernd dann
Mein Geiſt. Mit Jubelton grüß' ich den Tod,
Mich ewig einend meinem Abaillard.

Anna Boleyn,

zweite Gemahlin Heinrichs VIII. von England im Gefängniſſe. *)

Du haſt gerichtet, ſäumende, doch nie
Ausbleibende Vergelterin! Die Schuld,
Wovon des Königs Argwohn träumt, hat nie
Befleckt mein liebend treues Herz, und doch
Bekenn' ich demuthvoll mein Haupt dem Schwert
Verfallen, das du ſchwingſt. O hohe Frau, **)
Der ich gedient, eh ſie der Fürſt, in mich
Entbrannt, verſtieß, wie oft, den Blick
Voll Wehmuth, ſanft verweiſend, trat vor mich
Dein Bild, und bange Ahnung bleichte dann
Der Hoheit Glanz; doch, Frohſinn heuchelnd, barg
Des Grams und ſtillgeweinter Thränen Spur
Vor dem Gebieter ich, der einſt die Magd
Zum Thron erhob, jetzt in den Kerker warf.
Nicht Gott hat mir die Kron' auf's Haupt geſetzt.
Ein böſer Dämon that's. Wie könnt' ich Gott
Jetzt fleh'n, mir zu erhalten ſein Geſchenk?

---

*) S. David Hume's Geſchichte von Großbrittannien. B. VII. K. V.

**) Katharina von Arragonien, deren Hofdame Anna Boleyn geweſen.

Der Dämon, der die Krone gab, mag ſie
Nur wieder nehmen! Nicht beneid' ich dich,
Johanna, *) der dort hinter'm Blutgerüſt,
Wo Morgen fällt mein Haupt, das Brautgemach
Geſchmückt wird. Gott vergeb' ihr, und auch ihm —
O richt' ihn mild, den nur Verblendeten —
Deß Gunſt bloß eine Laune mir gewann,
Und gleich ſchnell eine Laune mir entriß.
Allſehender! blick' in mein Herz! Auch jetzt
Miſcht ſich kein Tropfen Haß in mein Gefühl,
Das treu, obgleich mißkannt, ihm ſtets geglüht,
Der aus dem Staub zum höchſten Erdenglanz
Mich ſchwang, jetzt, weil der jüngern Leidenſchaft,
Die ſeine Bruſt bewegt, im Weg ich ſteh',
Auf höhre Stufe noch als Märtyrin
Zur Himmelskrone mich zu ſchwingen eilt. —
O du, der die gebeugte Blume mild
Mit Thau erquickſt, geuß deinen Frieden jetzt
In dieſe Bruſt, der nie die Welt ihn gab.
Gern, gern entſagt ſie ihr, geängſtet nur
Von dem Gedanken, deine Gaben, ach!
Geweiht zu haben ſchnödem Götzendienſt
Der eiteln Luſt an nicht'gem Erdentand.

---

*) Johanna Seymour, der Königin Hofdame, mit welcher ſich Heinrich VIII. am Tage nach der Hinrichtung der Anna Boleyn trauen ließ.

Verzeih', verzeih' dem Wahn, der mich bethört!
Wie ein verlornes Kind, lang umgeirrt,
Das jetzt erblickt der Heimath theures Dach,
Wo ſeiner offnen Arms die Mutter harrt,
Laß heiter mich dem Tod in's Antlitz ſeh'n!

Die junge Gefangene in Frankreichs Schreckenszeit.

(Nach Andreas Chenier.)

„Die Sichel ſchont des zarten Keims der Aehre;
Mit Phöbo's Glut und mit Aurorens Zähre
Nährt ſich die Traub' im Sommer ſorgenlos.
Und ich, noch jung, vielleicht nicht ohne Reize,
Zur Stunde zwar gebeugt von ſchwerem Kreuze,
Soll ſterben ſchon?.. Nein, ſchöner ſey mein Loos!

Mag, wer nicht hofft, dem Tode, Gleichmuth lügend,
In's Antlitz ſchau'n! Dem Nachtorkan mich ſchmiegend,
Erwart' ich friſchen Muths das Morgenroth.
Wohl herbe Tage gibt's: doch auch ſo ſüße!
Wo glänzt ein See, den nie die Ruh' verließe?
Wo blüht die Roſe, die kein Dorn umdroht?

Umſonſt beenget mich des Kerkers Mauer.
Mein heitrer Sinn hellt ihre düſtre Trauer,
Schwingt in der Freiheit Aether mich empor.
Des rauhen Jägers Schlinge ſich entringend,
Mengt, friſcher, ſel'ger, Jubellieder ſingend,
Die Nachtigall ſich in des Himmels Chor.

Schon ſterben ſollt' ich? Ruh' wiegt mich in Schlummer,

Ruh' lächelt beim Erwachen mir. Kein Kummer
Bewölkt den Tag mir, keiner ſtört den Schlaf.
Erſchein' ich früh, mich grüßen Aller Blicke,
Mein Anblick ruft die Freude faſt zurücke
Auf Stirnen, trüb vom Schickſal, das ſie traf.

Mein ſchöner Weg, wie weit iſt er vom Ziele!
Zog ich vorbei mit freudigem Gefühle
Erſt nur die nächſten Blüthenbäume doch!
Am Lebens-Gaſtmal ſah ich frohe Zecher;
Mein Mund hat kaum berühret der Freude Becher,
In meiner Hand ſchäumt voll der Becher noch.

Ein Frühlingskind, will ich die Ernte ſehen,
Der Sonne gleich der Monde Kreislauf gehen,
Mein ganzes Jahr vollenden will auch ich.
In Glanz erblühend, will, des Gartens Ehre,
Ich nicht, daß blos das Frühroth mich verkläre,
Will meinen Tag vollenden freudiglich.

Magſt warten, Tod, magſt warten! O entferne,
Entferne dich! Empfang dich immer gerne
Wen Schande, wen Verzweifelung verzehrt!
Mir bietet die Natur noch grüne Schatten,
Die Liebe manchen Kuß. Mit Freuden gatten
Sich Hoffnungen, daß Freude wieder kehrt."

So hört' ich einer Mitgeſang'nen Klagen,
Ihr Wünſchen, Hoffen (durft' ihr's, ach! nicht ſagen —
Die Schergen lauerten — was ich empfand).
Da ſeufzt' ich leiſe: Gott erhör' ihr Flehen:
Einſt fleht, der ihr am Arm den Pfad wird gehen,
Gleich ihr: den Tod halt fern' uns deine Hand!

Das Gaſtmal des Doktors Fauſt.

Des Blocksbergs Chorregent und Küſter,
Der edeln Zauberei berühmteſter Magiſter,
Großpontifex der miſtiſchen Philiſter,
Des Höllendrachen Erzbeſchwörer,
Bombaſti Parazelſi großer Lehrer,
Kurz Doktor Fauſt lud einſt in Nürnberg, wo den Trichter
Der Weisheit nebſt den andern Reichskleinodien
Wohlweiſer Magiſtrat gibt männiglich zu ſeh'n;
Hier lud einſt Doktor Fauſt die lorbeerreichen Dichter,
Die Deuter des Zodiakus und der Kometen,
Der Alchymie bewährteſte Hermeten,
Und der Apokalyps erlauchte Exegeten,
Und mit den Nomina- und Realiſten,
Die ganze Sippſchaft weltberühmter Iſten
Zu einem Schmaus, dergleichen wohl in ſeinem Leben
Den nüchtern Muſen nie ihr Präſident thät geben.
Es ſeufzt das Tafelrund, gebeugt von Ortolanen,
Spanferkeln, Auſtern und Faſanen,
Paſteten, Trüffeln und Melonen,
Orangen, Ananas, und — Bohnen,
Und allem dem, was je den Gaſtronomen lüſtern

Gemacht den Kennergaum, und die erfahrnen Nüſtern.
Auch laſſen ſich die Herrn von allen Fakultäten,
Als kämen ſie gerad aus langen Hungersnöthen
Ohn' Unterſchied die Leckerbiſſen wohlbehagen.
Ganz ſichtbarlich ſchwellt auf ihr Magen.
Doch wie die ſechste Stunde hat geſchlagen,
Seit ſie dem Opferdienſt des Bauchgotts obgelegen,
Sucht taumelnd Jeglicher nach Mantel, Hut und Degen,
Sich zum Verdauungswerk bei Haus auf's Ohr zu legen.
Allein, indem ſie ſich der Thüre zu bewegen,
Durchſchauert blöd und öd das Mißbehagen
Urplötzlich Jeglichen, er habe nichts im Magen.
Da ſie die herbe Noth ſich nun einander klagen,
Und zum Beweis den Bauch wie eine Trommel ſchlagen,
Fängt Doktor Fauſt, der faſt vor Lachen
Zerberſten möchte, an, ein Amtsgeſicht zu machen.
„Verehrte Gäſte! ſpricht er, ſucht darin kein Wunder,
Daß euer Magen blöd ſich fühlt. Denn all der Plunder,
Den ihr mit Heißbegier verſchlungen habt, war — Wind.
Ihr ärgert euch? Allein ihr Herrn und Freunde!

ſind

Die Wiſſenſchaften denn, die mit gelehrten Mienen
Ihr gegen blankes Geld von hoherhabnen Bühnen
Den Ungeweihten ſpendet, mehr, als – Wind?
Wie ihr die Welt bedient, muß man auch euch bedienen!

Die Verzweiflung.

Der Ritter floh, mit Graus erfüllt,
Als wär' er ganz von Sinnen.
Ihn jaget, ach! ein blut'ges Bild;
Dem möcht' er baß entrinnen.
Umſonſt! die Blicke graß und wild,
Schwebt vor ihm her ſein Schrecken
Mit des Erſchlagnen Leichenbild,
Entſtellt von blut'gen Flecken.

Das Bild, das ihn mit Graus erfüllt
Dräut nah' und aus der Ferne.
In Blut ſcheint ihm der Mond gehüllt,
Blutroth glüh'n ihm die Sterne.
Rauſcht nur ein Blatt, vom Wind bewegt,
Der Ritter fährt zuſammen,
Däucht ihm doch was um ihn ſich regt,
Den Morder zu verdammen.

Ein Uhu glotzt von jedem Baum
Mit Augen wie Karfunkel.
Stets bänger wechſelt Traum mit Traum
Tief in des Buſens Dunkel.
Ihm träumt bei halbgefrorner Luft,
Daß Erd' und Himmel glimme,
Und aus der tiefſten Höllenkluft
Verfolg' ihn eine Stimme.

Sein Gaul macht jetzt urplötzlich Halt,
Senkt traurend Aug' und Ohren,
Und ſchaurig tönt's aus finſterm Wald:
Biſt ewiglich verlohren!
Entſetzlich winkt das Leichenbild;
Sein Schwert zuckt ſtarr der Ritter
Auf ſeine Bruſt, und ſinkt, umhüllt
Von Nacht und Sturmgewitter.)

Der Unglaube.

Der Frevler ſpricht in ſeines Taumels Wahn:
„Es iſt kein Gott!“ tönt's gleich in ihm: er lüge.
Ihm frommt kein Gott, den er nur fürchten kann.
Was nützen, richtet Der, des Laſters Siege?

Doch Gottes Schrecken donnern, wo er zieht.
Sein Mark durchbebt im Wolluſtbett ihr Schauern.
Kein Schmeichler ſänftigt ſie, kein Opernlied.
Ein blinkend Schwert ſcheint über'm Haupt zu lauern.

„Iſt denn kein Labyrinth, Gott zu entflieh'n?
„Kein Zauber, ſeine Stimme zu erſticken?“
So ſeufzt des Frevlers Herz, und ſchlau und kühn
Wagt nun ſein Witz, den Glauben zu zerknicken.

„Dein Gott — laß fahren dieſen Fiebertraum!
„Sich ſelbſt regiert die Welt, den Arm von Eiſen.
„Gleichwie des Windes Spiel der Wellen Schaum,
„Schafft blinder Trieb den Thoren und den Weiſen.“

Des Schickſals bleiches Ungeheuer ſchwebt
Jetzt unaufhörlich vor des Frevlers Seele.
Stolz fordert er's zum Kampf heraus, und bebt.
Da beut ihm Schutz des Aberglaubens Höhle.

Hier frägt er ängſtlich nach der Sterne Spruch,
Dingt Zeichendeuter, opfert den Dämonen.
Umſonſt! kein Wunderſegen löst den Fluch
Im Buſen, wo des Laſters Götzen thronen.

Die Rieſenarme ſchlingt Verzweiflung wild
Um den Verſtockten. Frevlern ſtets zum Schrecken,
Umſchwebt ſein Grab noch der Verzweiflung Bild,
Bis ihn die Donner-des Verhöhnten wecken.

Die Heuchelei.

Schlau zu ſeinem Trug verhüllt
In des Seraphs Klarheit,
Prangſt du, gleißendes Gebild!
Mit dem Schein der Wahrheit.
Durch dein Lächeln zuckt ſo wild
Was mein Herz mit Schauder füllt.

Von den Lippen trieft dir zwar
Honigſüße Rede,
Welche, wie ein Bächlein klar,
Schmückt der Blumen jede.
Doch vom Herzen ſtrömt ſie nicht,
Gibt kein Leben, gibt kein Licht.

Wenn dein Mund vom Himmel koſt,
Klebt dein Blick am Staube.
Nicht erhellt, wenn Sturmwind toſt,
Dein Gemüth der Glaube.
Doch, dein Aug' auch himmelwärts,
Staub nur ſucht dein niedrig Herz.

Eiferſt du für Gott, da ſchwebt
Durch die Himmel Trauer;
Jede fromme Seel' erbebt
Bang von tiefem Schauer.
Ha! in deines Auges Glut
Lodert einer Hölle Wuth.

Die Beredſamkeit.

Der Blitz ſchlug ein, da ſtand
Hellauf bei Sturmesweben,
Gar jämmerlich zu ſehen!
Des Töffels Hof in Brand.

Und, ach! der arme Mann
Sieht jetzt ſein Glück zerriſſen.
Rief' nicht ſein gut Gewiſſen,
Verzweiflung packt' ihn an.

Geſetzt, du ſollteſt nun
Als Paſtor an dem Oertchen
Am Sonntag durch ein Wörtchen
So was für Töffeln thun;

Und wärſt noch brühewarm
Vom Abſud der Aeſthetik,
Und vom Prinzip der Ethik,
Sonſt frei von Leid und Harm;

Und kramteſt bunt und kraus
Und in der vollſten Glori
Die Regeln a priori
Von reiner Tugend aus;

So kämeſt du vielleicht
Zum Ruhm: du ſeyſt ein Redner.
Doch machte der Herr Redner
Wohl kaum ein Auge feucht.

D'rum möcht' ich bitten faſt:
Leg' du den Redner ſchlafen
Und laß nur ſeyn den braven,
Jetzt armen Mann dein Gaſt.

Bring' ihn mit Weib und Kind
Vorerſt in deine Kammer,
Und geuß in ihren Jammer
Des Troſtes Oel gelind!

Am Sonntag führe dann
Die Waiſen ſelbſt zum Tempel,
Wo dir dein ſchön Exempel
Die Herzen ſchon gewann.

Jetzt rede keck! 's dringt ein;
Laß nur das Herz gewähren,
Und Töffel darf der Zähren
Und Gaben ſicher ſeyn!

Die Geiſtesruhe.

Voll Ernſt im Lehnſtuhl thät
Schmelfungus vegetiren.
Am Schlaf nichts zu verlieren,
Liebt er was ſtille ſteht;
Will auch fein ſäuberlich
Auf's Neue gar nichts halten;
Hält alles auf die Alten,
Nur noch was mehr auf — Sich.

Glotzaugen macht der Mann
Auf jeglichen Aufklärer,
Iſt ſchlau, und ſieht den Störer
Der Geiſtesruh' ihm an.
Nicht plagt ihn Wunderfitz
Für Wiſſenſchaft und Künſte.
Die ſind ihm Luftgeſpinſte
Und alles Argen Sitz.

Sein Abgott iſt die Ruh'.
Karthäuſer wär' er worden;
Allein die Thür zum Orden
Schlug ihm ſein Gaumen zu.
Das Denken ſcheut er ſehr,
Mag Schluß an Schluß nicht fädeln;
Denn, ach! was ſtört im edeln
Geſchäft der Dauung mehr?

Das Figuriren wär'
Noch was für ihn geweſen.
Doch tanzt an ſeinem Beſen
Nur mühſam ſo ein Bär.
Er darum weislich thät
Sein Lebtag vegetiren;
Laßt Fünfe ſeyn gleich Vieren,
Und alles ſteh'n, wie's ſteht.

Die Disputation.

(Die Szene ſtellt ein akademiſches Gebände vor. Es iſt ſchon dunkler Abend. Man hört einen lauten Lärmen von durcheinanderſchreienden Stimmen in dem großen akademiſchen Saale, der hell erleuchtet iſt. Mitunter ein Paukenſchlag und Trompetenſtoß. Der Lärm nimmt immer zu.)

Ein Unbekannter.

(Vor dem Hauſe.)

Was will hier das Gepolter?
Poſaunt der jüngſte Tag?
Und folgt zu Wonn' und Folter
Wer ſtill in Gräbern lag?

Der Pedell.

Sey ruhig, Freund! es zanken
Sich die Gelehrten nur,
Und wechſeln ſo Gedanken
Vom Weſen der Natur.

Der Unbekannte.

Zu was denn das Gelärme,
Wenn's nur Gedanken ſind?
Sie brauſen ja wie Schwärme
Von Wolken und von Wind.

Der Pedell.

Es raſſeln halt die Räder
Bei'm Wettlauf nach dem Ziel;
Da drängt und treibt ein jeder
Nach Kräften durch's Gewühl.

Und wer jetzt glaubt, die Wahrheit
Ertappt zu haben, ruft:
„Seht ſie in voller Klarheit!
Weg iſt Gewölk und Duft.“

Wenn d'rauf die andern ſchreien:
„Pah, 's iſt ein bloß Gedicht
Mit dieſem nagelneuen
Erfundnen Sonnenlicht“ —

So läuft die Laus den Sehern
Gern über Lung' und Milz.
„Auf! thun ſie kund den Schmähern,
„Zum Kampf! die Wahrheit gilt's!“..

(Der Lärm wird ſtärker.)

Nun geht's an ein Turnieren,
Gleich einem Stiergefecht.
Die Gründe, hört! marſchiren;
Doch geben die nicht Recht.

(Der Unbekannte tritt mit dem Pedell vor die Thür des Saals. Der Pedell guckt durch's Schlüſſelloch, und ruft:)

Die Bruſt allein entſcheidet!
Sey übervoll von Licht,
Wenn deine Lunge leidet
Bleibt dir der Wahlplatz nicht.

(Die Thürflügel des Saals öffnen ſich. Der Unbekannte tritt hinein, und erſcheint in der Göttergeſtalt der Minerva. Die Diſputanten erſtummen. Minerva ſpricht:)

Laßt ab, ihr Herrn, vom Zanken!
Der Menſch erlauſcht die Spur
Der Wahrheit durch Gedanken
Und Selbſterforſchung nur.

Achtes Buch.

Das Geheimniß.

(Liebe und Wahrheit.)

Wo blüht das Blümchen, das nie verblüht?
Wo ſtralt das Sternlein, das ewig glüht?
Dein Mund, o Muſe! dein heil'ger Mund
Thu mir das Blümchen und Sternlein kund!
„Verkünden kann es dir nicht mein Mund,
Macht es dein Innerſtes dir nicht kund.
Im Innerſten glüht und blüht es zart.
Wohl jedem, der es getreu bewahrt!“

Der Traum.

Zu friſchem Leben, in der Unſchuld Glanz
Schien die erſtorbne Welt mir zu erblühen.
Die Wahrheit reicht', o Tugend! dir den Kranz,
Die Liebe kam, die Menſchen zu erziehen:

Der Traum war ſchön. Ich weint' ihm ſeufzend nach,
Als er entſchwand, ein helles Duftgebilde.
Zu ſchön, zu rein für dieſe Staubwelt, ach!
Floh er zurück in beſſre Lichtgefilde.

Mag Haß und Trug verbreiten Nacht und Tod,
Mein Glaube lebt, — kein Sturm wird ihn zerknicken:
Was ich im Traumbild ſah, iſt Morgenroth;
Den Tag werd' ich dort oben einſt erblicken.

Der Geiſt.

Wie mächtig wogt die geiſtige Bewegung
Durch die Jahrtauſende zu uns herab!
Wo blieb im Strom die Spur der erſten Regung,
Die ihm ein großer Lichtgedanke gab?
Doch ſprach der Lichtgedanke Hohn den Dämmen
Vielfärb'gen Wahns, verſchworen ihn zu hemmen.

Wie tobte nicht in tauſend hohlen Schädeln
Das Vorurtheil, als der Gedank' erſchien!
Wie macht' es nicht das Volk vom Haß des Edeln,
Der ihn in's Chaos leuchten ließ, erglüh'n!
Doch der Gedanke ſtralte fort; die Blicke
Gewöhnten ſich; beſchämt ſchwand Angſt und Tücke.

Dank euerm Starkmuth, ihr erhabnen Geiſter!
Sonſt hätt' in Nacht der Zeiten Geiſt ſich nur
Verdichtet; nimmer, dunkeln Erdſinns Meiſter,
Säh' auf zum Licht der König der Natur.
D'rum, Geiſter kämpft! Der Kampfpreis iſt die Wahrheit.
Euch Allen winkt ſie zu in milder Klarheit.

In edler Einfalt kamen, ohne Klügeln
Sie, deren Wort beſchwor die ſchwarze Nacht.

Ein höhres Weſen ſchien ſie zu beflügeln,
Sie ſprachen, handelten aus höhrer Macht,
Im wilden Aufruhr, den ihr Lichtwort weckte,
Des Staubgewölks nicht achtend, das ſie deckte.

Doch, nahet euch, geſchmückt mit allen Reizen
Ein Engelbild, das Schmeichelreden ſpricht —
O traut ihm nicht! Wann trug der Schierling Waizen?
Der Glanz der Lüge fleußt vom Himmel nicht.
Ernſt iſt die Wahrheit, wird euch oft betrüben,
Empfiehlt Geduld, lehrt auch die Feinde lieben.

Still weht ein Geiſt im Weltall hin, geſtaltend
Nach ew'gen Urgeſetzen Raum und Zeit,
Dem Moder weihend Alles, was veraltend
Zuſammenfällt, belebend, was gedeiht;
Des Sonnenlichts allmähliger Verbreiter,
Indeß ſich Thoren heiſer ſchrei'n: Nicht weiter!

Die Harmonie des Lebens.

Seht, wie ſchäumet das Bächlein, o ſeht!
Ueber den Rand jetzt rauſcht es mit Wüthen.
Weh' der Blume, die grüßend dort ſteht!
Zürnt es nicht ſelbſt den ſilbernen Blüthen,
Welche der Weſt ihm vom Baume weht?
Selbſt nicht dem Tag, der mit rothgeglühten
Wangen es freundlich um Kühlung fleht?
Welch ein Dämon beſeelet, o Bächlein! dich,
Dich, das labend für Blumen und Kräuter
Gleiteteſt jüngſt noch ſo ſanft und heiter,
Daß dein Klang äoliſchen Harfen glich? —
Geiſt, der du über den Waſſern ſchwebeſt,
Kämpfender Kräfte Gewirr zur Ordnung hebeſt,
Und die Geſtirne gewogen haſt, daß ſie
Wandeln im Reigen ewiger Harmonie,
Blick' auf das Bächlein mit mildem Stral,
Daß es ſanfter fließe durch's blühende Thal,
Preiſend dich mit melodiſchen Tonen,
Ewiger Quell des Wahren und Schönen!

Des Weltſinns Entſagung.

(Nach Jacopone.)

Was ringt die Welt doch ſo nach eitelm Ruhm,
Nach eines Trugbilds flücht'gem Eigenthum?
Wird alle Macht nicht der Zerſtörung Raub,
Schnell wie das brechlichſte Gefäß von Staub?

Magſt eher einer Schrift auf Wellen trau'n,
Als auf der nicht'gen Welt Scheingüter bau'n!
Sie thut, als ſpende ſie der Tugend Lohn,
Und die ſie kränzt, ſind, ach! der Tugend Hohn.

Wie Viele, ſtolz auf Schönheit, Gold und Macht,
Berauſcht von Glück, Eroberung und Pracht,
Der Gottheit ſpottend und des Weltgerichts,
Ließ ſtürzen jäh' ein Augenblick in Nichts!

Des Menſchen Herrlichkeit, welch kurzes Feſt,
Das wie ſein Schatten Spur nicht hinterläßt!
O Kind des Staubs! wer ſteht für Morgen dir?
Eil', heut für dort zu ſammeln Schätze hier!

Wie ſchön ſagt nicht das Buch von Gottes Reich:
„Des Graſes Blume ſey der Weltruhm gleich!“
Was iſt das Leben, das ſo ſchnell vergeht?
Ein herbſtlich Laub, vom Winde fortgeweht.

Dein nennſt du, was ein Augenblick dir nimmt.
Was gibt die Welt, dem Raube nicht beſtimmt?
Aufwärts den Blick! dort oben nur iſt Ruh'.
Glückſelig nur biſt, Weltverächter du!

An die Zeit.

Wunderbarſtes aller Weſen,
Die der Schöpfung Raum durchzieh'n,
Buch, in welchem alle leſen,
Zeit! des Guten und des Böſen
Mutter und Zerſtörerin!

Niemand ſieht und hört dein Gehen;
Biſt zugleich an jedem Ort;
Eileſt, taub für unſer Flehen,
Nenneſt Tod das Stilleſtehen.
Weiter! iſt dein großes Wort.

An des Ew'gen ſonnenklaren
Stuhl befeſtigt iſt das Band,
Das um Welten, welche waren,
Sind, und einſt ſich offenbaren,
Schweigend windet deine Hand.

Was dein Hauch gebar, vergehet.
Doch kein Staub, kein Blumenduft
Wird von deinem Hauch verwehet,
Der nicht bald verjüngt erſtehet.
Zeit! dein Schoos iſt keine Gruft.

Glieder an dem großen Ringe
Deiner unermeßnen Macht,
Fühlen deiner leiſen Schwinge
Hehren Zauber alle Dinge,
Selbſt der Geiſt, der deiner lacht.

Mag ein Heuchler groß ſich lügen,
Ihn entlarvt dein Adlerblick;
Scheint ein Nachtgeiſt heut zu ſiegen,
Morgen gibſt in heil'gen Kriegen
Du der Welt das Licht zurück.

Dir genügt' nur, was des Guten
Geiſt mit Schönheit göttlich eint.
Die für Recht und Wahrheit bluten,
Sprichſt du heilig. Deine Gluten
Läutern, was uns Wahrheit ſcheint.

O! dir müſſen alle Weſen
Huldigen, die noch ſich flieh'n,
Alle dein Orakel leſen —
Zeit! des Guten und des Böſen
Unbeſtoch'ne Richterin!

Der Troſt.

Mit Schmerzen in die Welt
Kamſt du vom Mutterherzen,
Und, 's iſt ſchon ſo beſtellt,
Mußt auch hinaus mit Schmerzen.
Wenn alle Sinnen ſchwinden,
Von Schmerz wirſt frei dich finden.

Doch zwiſchen Wieg' und Sarg
Rupft neidiſch jeder Freude,
So klein ſie ſey und karg,
Der Schmerz am Flügelkleide.
Und für dies Schmerzenleben
Wär' dir dein Herz gegeben?

O komm', und blick' empor,
Wo dir die goldnen Sterne,
Wie Gottes Engelchor
Aus weiter, blauer Ferne,
Willſt du im Schmerz verſinken,
So klar, ſo freundlich winken.

Das Ziel der Reiſe.

Der Wanderer.

Mutter Erde, biſt ſo ſchön, ſo ſchön!
Nimmer, nimmer möcht' ich von dir geh'n!

Die Wolluſt.

Eile zu genieſſen! – Was ſo ſchön
Dir jetzt lächelt, ach! – wird bald vergeh'n!

Der Wanderer.

Keine deiner Blumen ſüß und ſchön
Will ich ungepflückt vorübergeh'n.

Die Weisheit.

Wird der Weg bedornt, die Ausſicht trüb,
Bleibt auch dann dies Leben dir ſo lieb?

Der Wanderer.

Ach das Leben bleibt doch immer ſchön!
Schaudernd iſt's, in Staub, in Nichts zergeh'n.

Die Weisheit.

Ewig lebet, wer auf ſteilem Pfad
Durch die Tugend ſich der Gottheit naht.
Opfer will ſie nicht, nur Lieb' und That.

Der Wanderer.

Hilflos kann den Bergpfad ich nicht geh'n;
Felſen drohen; rauhe Winde weh'n.
Willſt du einen Führer mir erſeh'n?

Die Weisheit.

Sieh', ein Genius, von Gott geſandt,
Bietet liebreich dir die Engelshand.
Folg' ihm du zum ſchönen Vaterland!

Der Glückſelige.

Wem mild das Leben hinfließt bei heiterm Sinn
Im Bund mit Seelen, für den erhabnen Flug
Zum ew'gen Licht von Gott begeiſtert,
Glühend der Schönheit verklärtem Urbild —

Beſeligend von holdem Geſtirne blickt
Auf den des Glücksrads leiſe Bewegerin,
Und ſchwingt, vor jedem Sturm geborgen
Ihn in das Wonnegefild der Götter.

Ihm ängſtigt nicht die Seele der bleiche Neid,
Nicht treibet ſie die wogende Sorg' umher,
Noch ſchreckt ſie ein Geſicht der Zukunft,
Trüb' in der Gegenwart Quell ſich ſpiegelnd.

Glückſelig da, wo ſilbergelockt der Nord
Das Aug' umſtarrt mit ewigem Eis, und wo
Die Sonne, brennend auf die Sandflur,
Schwärzet den Säugling der wilden Mohrin.

So laß uns, in der Muſen (der Himmliſchen!)
Gefolg' und ſtets umſchwebt von den Grazien,
Mit ſanftem Scherz und heiterm Frohſinn
Tage der Götter, o Freund! verleben.

Lebensweisheit.

Die öde Welt voll Schein und Trug
Laß fahren, ach! laß fahren!
Entfleuch ihr, Freund! mit edelm Flug
Zum Guten und zum Wahren.
Das Gute nicht, das Wahre nicht
Erhellt die Prunkpaläſte.
Der Heuchelſchein, das Irrwiſchlicht
Sind hier die liebſten Gäſte.

Die Tugend ſucht die heitre Flur,
Wohnt gern in ſtiller Hütte.
Die Wahrheit, Freundin der Natur,
Liebt ihrer Einfalt Sitte.
Doch in der Himmliſchen Geleit
Auf allen Pfaden gehen
Die Freiheit und die Fröhlichkeit,
Sonſt nirgendwo zu ſehen.

An Erde, Sonn' und Mond erſcheint
Des Schöpfers volle Klarheit
Nur dem vertrauten Herzensfreund
Der Tugend und der Wahrheit.
Ihm macht zum Paradies die Welt
Der Umgang edler Seelen,
Bis er von ihr im Sternenzelt
Den Engeln kann erzählen.

An die Wespe.

Störerinn der Freude,
Gelb und ſchwarz vom Neide,
Wespe, zeuch von hier!
Träge Betteldirne!
Deckt nicht Schaam die Stirne
Vor der Biene dir?

Sieh! die Blümchen glühen
Froher, wo ſie blühen
An der Biene Pfad.
Aber, ach! wie bange
Beben Traub' und Wange
Wo dein Sumſen naht.

Diebin lockrer Tage,
Aller Welt zur Plage,
Keinem Weſen hold,
Dich beſchämt die Biene:
Daß ſie andern diene,
Schafft ſie ohne Sold.

Bienchen hört vom Preiſe
Seiner Lebensweiſe
Tönen Wies' und Bach.
Taumelſt du zu Grabe,
Wespe! krächzt kein Rabe
Dir ein Klaglied nach.

Zufriedenheit.

Wie ſchön hat Gott die Welt gemacht!
Doch iſt bei all' der Schöpfungspracht
So ſelten, wo wir wohnen,
In Hütten und auf Thronen,
Ein Auge, das zufrieden lacht.

Indeß voll Luſt das Vöglein ſingt,
Das Bächlein froh durch Wieſen ſpringt,
Im Thau die Blümchen glühen,
Stehn gramvoll wir, und fliehen
Der Mutter Hand, die ſanft uns winkt.

Verzeih', Natur! wir träumen wach;
Uns träumt, wir ſind dein König, ach!
Der Feſſel ſpotten Knechte,
Und, blind für deine Rechte,
Zieh'n wir den ſchnöden Götzen nach.

Des Herzens Ruh' und Frohſinn flieht,
Wo Stolz und Neid und Habſucht glüht.
D'rum iſt ein Aug' voll Wonne,
Stets hell wie Gottes Sonne,
So ſelten, als ein rein Gemüth.

Die hohen Stellen.

(An einen Bewerber.)

Gelingt es je dem kriechenden Inſekt
Durch Krümmungen zu hohem Ziel zu ſchleichen;
Wird jemand dort den Ehrenpreis ihm reichen,
Gleich wie dem Pferd, das edler Schweiß bedeckt?

Was kriecht, iſt niedrig, iſt gemein und ſchlecht;
Das Krumme macht kein Klügeln je gerade.
D'rum wandle aufrecht! Weiche nie vom Pfade,
Den dir bezeichnen Ehre, Pflicht und Recht!

Sey hoher Stellen würdig! Dieſes ehrt,
Nicht ihr Beſitz, oft nur des Zufalls Gabe.
Verdienſte ſterben nicht, blüh'n über'm Grabe;
Nur ſie, nicht Stellen, ſind des Lebens Werth.

Das Weſen der Philoſophie.

Ueber dem Weſen der Welt, die wir ſehen, zu löſen das Siegel,
Strebte der forſchende Geiſt manches Jahrhundert umſonſt.
Seher treten jezt auf, verkündend ein pythiſch Orakel:
Alles Geſchaffenen Grund liege, o Wunder! im Nichts.
Nun bezweifle noch wer des Atheners goldenen Ausſpruch:
Höchſte Weisheit ſey nur: Wiſſen, man wiſſe noch Nichts.

Die Tugend.

Schweigt, oder flieht, ihr Ungeweihten!
Denn ſingen ſoll in gold'ne Saiten
   Mein Lied des Himmels Kind —
Die Tugend, die dem Staub entſchwinget,
Durch die, wornach der Ehrgeiz ringet —
   Macht, Kronen, Ruhm erſt etwas ſind.

Dem Veilchen gleich, das ungeſehen
Den Reiz entfaltend, nicht auf Höhen,
   Doch gern am Dornſtrauch blüht,
Scheut Sie den Markt, ſucht deine Gänge,
Natur! verſchmäht das Lob der Menge,
   Die auf das Glanzgewölk nur ſieht.

Des Edeln Keime weckt, o Tugend!
Dein Hauch im Herzen zarter Jugend,
   Der Frühlingsſonne gleich.
Wer dir ſich weiht, ruht ohne Zittern
In deinem Lichtſchoos bei Gewittern,
   Bleibt groß bei'm Hohn, im Elend reich.

Dein Urlicht, das des Himmels Stühle
So mild verklärt, ſtralt auch Gefühle
   Von Gott der Erde zu.
Des Glückes lächelnd, das verſchwindet,
Fragt ein Gemüth, das dich empfindet,
   Nach Weltlohn nicht; ſein Lohn biſt du!

Wie lieblich wär' in deinem Strale
Der Pilgergang im Erdenthale!
Doch dich verſcheucht — dein Bild;
Dein Bild, womit des Gleisners Tücke
Sich vor der Unſchuld Kinderblicke
So ſchlau, ſo täuſchend, ach! verhüllt.

Doch welcher Lichtglanz fließt dort nieder!
Welch Meer von Sonnen! welche Lieder!
Gott nahet ſich! er ſpricht:
„Mein Reich ſteht nur den Reinen offen,
Die gläubig lieben, liebend hoffen,
Geleitet von der Tugend Licht!“

An Carl von Dalberg.

Edler! dem in biedrer Deutſchen Herzen
Ewig der Verehrung Denkmal ſteht,
Längſt ſchon fühlteſt du mit tiefen Schmerzen,
Wie die Deutſchheit ſchmählig untergeht.

O wie würdig ſchönrer, beßrer Zeiten,
Strebt in ſelt'nem Kampf dein hoher Geiſt,
Sie der deutſchen Nachwelt zu bereiten,
Da der Mitwelt Glück ein Sturm zerreißt.

Streue Saamen, Edler! pflege Blüthen!
Das Gedeihen gibt die Vaterhand,
Die mit Weisheit hieß die Stürme wüthen,
Und zum Troſt der Menſchheit dich geſandt!

Rom, der Cäſarn Thron, das Weltreich ſchimmern
Längſt nicht mehr; ihr Ruhm verhallt dem Ohr.
Ewig ſchön blüht auf den ſtolzen Trümmern
Jeſu, des Verſchmähten, Lehr' empor!

Der Ernſt der Tugend.

Warum kehrt das Geſicht ihr mit Wehmuth ab von der Tugend,
  Sprechend mit Hohn: „Wie ſo ernſt dieſe Matrone da blickt!“
Lächelnd möchtet ihr ſie, ſanft koſend mit honigen Worten.
  Thoren! der Buhlerin Reiz wünſcht ihr der Tugend — umſonſt!
Nicht ein erheuchelter Schein iſt ihr Ernſt, nicht eitle Geberde.
  Ohne den herrſchenden Ernſt wäre die Tugend nicht Sie.
Reines Bewußtſeyn, entquillt es dem Adel göttlicher Herkunft,
  Prägt den Gemüthern die Scheu deß, was erniedriget, ein.

Die Gunſt der Muſen.

(An H. H. Fußli in Zurich.)

Freund des Wahren, Freund des Schönen!
  Selig, wer den Muſen fröhnt,
  Die, wenn Ach und Weh ertönt,
Ihn mit Gottes Welt verſöhnen.

O die Muſen weihen ihren
  Freund zum Prieſter der Natur.
  Unſrer Mutter leiſe Spur
Findet, wen die Holden führen.

Alle häßliche Begierden
  Lauern um Palaſt und Thron.
  Doch bei'm ſtillen Muſenſohn
Weilen gern der Menſchheit Zierden.

Freundlich lebt er mit den hehren,
  Edeln Geiſtern jeder Zeit,
  Die dem Wahren Lieblichkeit
Durch des Schönen Reiz gewähren.

An die Wahrheit.

Himmelstochter, die ein Schleier
Ungeweihten ſtets verhüllt,
Die der Wahn ein Ungeheuer,
Eine Brut der Hölle ſchilt,
O! entziehe dich den Blicken,
Die nach dir ſich ſehnen, nicht.
Wahrheit! heiliges Entzücken
Gieß in uns dein mildes Licht.

Chor.

Himmliſchrein umfleußt, o Wahrheit!
Den Unendlichen dein Glanz.
Heller als ſein Sternenkranz
Leuchtet deiner Augen Klarheit.

Zwiſchen ſchauervollen Klüften,
Ueber Dornen läuft der Pfad,
Der, entfernt von Erdelüften
Deinem Heiligthum ſich naht.
Aber auf der lichten Höhe
Lohneſt du der Forſchung Müh',
Das Gefühl von Gottes-Nähe
Lohnt mit Himmelsruhe ſie.

Chor.

Kronen, Gold und Ruhm verſchwinden;
Deine Wonn', o Wahrheit fleußt
Ewig rein; ſie wird der Geiſt
Ob den Sternen noch empfinden.

Mag das Reich der Finſterniſſe
Gegen dich im Aufruhr zieh'n,
Mag es, ſtolz vom Wahn: es müſſe
Herrſchen, dir von Neid erglüh'n!
Wie die Nacht dem Sonnenlichte
Weicht der Finſterniſſe Reich
Deinem ſtralenden Geſichte,
Einem Blitzgetroffnen gleich.

Chor.

Für die Wahrheit laßt uns kriegen!
Der in uns das Herz bewegt,
Das ſo heiß der Wahrheit ſchlägt,
Gibt ihm auch die Kraft zu ſiegen.

Wehrt mit Schrecken gleich dem Volke
Deinen Anblick der Deſpot,
Durch des Schreckens ſchwarze Wolke
Dringt zuletzt dein Morgenroth.
Hochentzückt von deinem Schimmer,
Fühlt der Sklav ſich plötzlich frei,
Und ſein Kerker fällt in Trümmer
Und ihn freut, daß Menſch er ſey.

Chor.

Mit der Freiheit Bild bemaleſt
Du des Edeln Kerkerwand,
Jedes ungerechte Band
Wird zu Staub, das du beſtraleſt.

Manchen Tempel, ein Jahrhundert
Von den Weiſen dir erbaut,
Stürzt, vom Pöbel hoch bewundert,
Ein Tyrann, dem vor dir graut.
Doch, wenn der Tyrann einſt modert
Glänzt dein Prieſter hoch verehrt;
Da, wo deine Liebe lodert
Stralt dein Tempel unverſehrt.

Chor.

Die den Leib nur tödten, können
Schrecken deine Freunde nicht,
Vor dem ſchwarzen Vehmgericht
Deine Treuen ſich zu nennen.

Gleich dem Strom, der lang verloren
Brauste durch der Wildniß Nacht,
Plötzlich aus den Felſenthoren
Stürzt mit kühner Rieſenmacht;
Alſo ſcheinſt du oft verdunkelt
Von des Wahnſinns Legion;
Doch der Mitternacht entfunkelt
Heller bald dein Himmelsthron.

Chor.

Muth beſeel' uns in dem Kampfe
Mit den Feinden deines Lichts!
Tönt die Wage des Gerichts,
Stirbt ihr Zorn in wildem Krampfe.

Um die Unſchuld zu betrügen
Lügt der Irrthum dein Geſicht,
Hofft, dein Lichtreich zu beſiegen
Durch den Schein von deinem Licht.
Doch der Heuchelei Geflimmer
Schwindet, wenn dein Auge ſtralt,
Wie bei'm erſten Morgenſchimmer
Eines Irrwiſchs Glanzgeſtalt.

Chor.

Schon', o ew'ger Geiſt! der Blinden,
Die nicht wiſſen, was ſie thun!
Aber laß den Bliß nicht ruh'n,
Eh' ihr Grab die Gleisner finden!

Der Sieg der Wahrheit.

(An P. Uſteri.)

Freund! der du die Wahrheit liebſt,
Stets für ihre hehre Sache
Ein Achill im Kampfe bliebſt,
Sey du ferner ihre Wache!

Prägt der Genius der Zeit
Uns nicht täglich falſche Münzen?
Seh'n wir ihn nicht ungeſcheut
An den Thron der Wahrheit grinzen?

O des himmliſchen Sokrat
Denk' ich oft mit Freudenzähren.
Was er für die Wahrheit that
Wird ihn ſtets mit ihr verklären.

Heil'ge Wahrheit! über'm Grab
Iſt der Weiſe noch dein Wächter,
Dem Athen den Schierling gab,
Mit dem Namen: Gottverächter.

Weſſen Herz empört ſich nicht
Ob Sokrats verſchmitzten Richtern,
Ziſchet gleich dies Nachtgezücht
Frech noch jezt vor Gottes Lichtern!

Feindlich tritt die Leidenſchaft
Oft gleich Wolken vor die Wahrheit.
Doch mit ungeſchwächter Kraft
Stralt ſie bald in ſchönrer Klarheit.

Freund! ſo lang noch Seelen blüh'n,
Die in nächtlichen Gewittern
Rein und hell der Wahrheit glüh'n,
Wollen wir für ſie nicht zittern!

Mahnung zur Veredlung.

Veredlung iſt die Loſung!
So heißt euch die Bemooſung
Des Alten — unterm Blatt
Des Neuen, und ihr freuet
Der Fälſchung euch, entweihet
Das Wort durch Sinn und That.

In Deutſchlands Eichenhainen
War Edel-Seyn, nicht Scheinen,
Die Loſung deutſcher Pflicht.
Im Kampf mit Worten wedeln,
Dann feig entfliehen, veredeln
Hieß das den Deutſchen nicht!

D'rum möcht' ich ſchön euch bitten:
Flieht in Palaſt und Hütten
Den Schein, und werdet wahr!
Laßt All' uns edel werden;
Veredlung wird auf Erden
Dann ohne Wortprunk klar!

An die Schönheit.

Schönheit! lieblichſte der Feen,
Welche mit dem Morgenſtral,
Mit der Weſte ſanftem Wehen
Von den Höhen
Gottes kam geſandt in's Erdenthal!

Tauſend göttliche Gebilde
Zauberſt du vor unſern Blick,
Oeffneſt ihm die Lichtgefilde,
Wo mit Milde
Wahrheit thront, und blüht der Liebe Glück.

Freundlich zieheſt du den Schleier
Grenzenloſem Elend vor,
Zähmſt des Laſters Ungeheuer,
Dämpfſt das Feuer
Roher Bruſt, ſieht ſie zu dir empor!

Aller Reiz des Lebens ſchwindet
Mit der Anmuth deines Lichts.
Wer nicht liebend dich empfindet,
Stahl umwindet
Dem das Herz, dem iſt die Tugend Nichts.

D'rum, o lieblichſte der Feen!
Lächle mit dem Morgenſtral,
Mit der Weſte ſanftem Wehen
Von den Höhen
Gottes ſtets herab in's Erdenthal!

Schönheitslehre.

Schönes Mädchen! Tochter der Natur!
Wie die Pfirſche blühen deine Wangen,
Gleich dem Morgenſterne ſanft und klar
Leuchtet deiner Augen holdes Paar.
Deine Stirn', umkränzt von dunkelm Haar,
Stralt, ein Frühlingshimmel immerdar.
Wie die Knoſp', an welcher Bienlein hangen,
Weckt dein Roſenmund ein ſüß Verlangen.
Schönes Mädchen! Tochter der Natur,
Biſt die Zierde dieſer Wieſenflur!

Wahrlich! Mädchen ſind wie Engel ſchön,
Läßt ſich durch des Körpers ſchönen Schleier
Eine himmliſch ſchöne Seele ſeh'n;
Sind den Menſchen, ſind dem Himmel theuer!

Mädchen! ſey ganz Einfalt, ganz Natur!
Flitterlos ſey dein Gewand von Linnen,
Deine Haare ſchmück' ein Blümchen nur.
Nicht durch Seide, Gold und Perlenſchnur,
Nur durch Reinheit kann dein Reiz gewinnen.

Aber ſoll dein Liebreiz nie verblüh'n,
O ſo leite ſtets der Unſchuld Engel!
Mit dem unverwelklich heitern Sinn
Deine Seele durch das Leben hin!
Dann wird ſie, ein Weſen ohne Mängel,
Einſt vor ihres Schöpfers Lichtthron zieh'n.

Die Thräne.

O Thräne, Kind des zarten Gefühls, du blinkſt
Vom Aug', in dem ein Himmel von Liebe ſtralt.
Sanft hebt es ſich, und ſieh'! das Sternlein,
Ach! das erſehnte, verklärt dich, Thräne.

In jenes Sternleins Schimmer begegnen ſich
Mit leiſem Kuß der Liebenden Seelen. Fleuß
O Thräne ſtiller Sehnſucht! Stralend
Rinn' auch die meine, beglänzt vom Sternlein.

Dem Lehrverdienſt ſeine Krone!

Die Kinder.

Daß der König dich belohne,
O wie muß es uns erfreu'n!
Aber deine ſchönſte Krone
Wollen wir auch künftig ſeyn.

Lange glänze dir der Ehre
Schönes Zeichen auf der Bruſt!
Doch daß ſchöner dich verkläre
Unſre Tugend, deine Luſt!

Blicke heiter in die Ferne!
Was du ſäteſt, wird gedeih'n.
Sieh' wie blinkt die Flur der Sterne!
Dort wird einſt die Aerndte ſeyn.

Wann du wirſt den Heiland hören,
Der dich ruft zum Himmelglanz,
Wollen wir in Engelchören
Winden um dein Haupt den Kranz.

Chor der Gemeine.

Freund begrüßt dich die Gemeine.
Denn ihr Kleinod iſt das Deine.
Keiner iſt, der dich nicht ehrt,
Seinen Blick von Dank verklärt.

An Peſtalozzi.

1806.

Göttliche Kraft erloſch den Völkern. Sinnlos
Ward vergöttert die Form. Die Geiſter träumten.
Plötzlich ſchlägt aus Weſten der Blitz. Die längſt
ſchon
Modernde Welt ſtürzt!

Mag jetzt im blutbeſprengten Schutt mit kaltem
Auge wühlen nach Gold der Geiz; die Ehrſucht
Pyramiden thürmen. Du ſuchſt die beſſre
Nachwelt im Menſchen!

Blick' in die Fern', o Greis! mit heit'rer Ruhe!
Auch in Wildniſſen reift des Menſchenbildners
Ausſaat. Durch die Mitternacht ſtralt dein
Name,
O Peſtalozzi!

An ein Glückskind.

Dem Wechſel hold, umwebt, o Natur! dein Hauch
Des Phöbos Feuer athmendes Antlitz oft
Mit Wolken, glühend bald und roſigt,
Bald zu Gewittern ſich furchtbar dunkelnd.

Doch, hat die Wolk' in kühlendem Wetterſchein
Des Segens ſich entladen, verklärt der Glanz
Des Regenbogens jetzt die Gegend,
Sieh' was da lebt, wie es ſtralt und duftet!

Sonſt welkte ſchon die Roſ', in der Knosp' erſtickt,
Und jede Blüth', ein Opfer des Sonnengotts. —
Mißtrauend, Freund! geneuß des Glückes.
Tück' iſt das Lächeln der leichten Dirne.

Weh' dem, der, ein verzärteltes Kind des Glück's,
Sich ſeinen Schimmer wählet zum Licht. Er klimmt
Geblendet zwiſchen Schlünden. Staunend
Blickt er vom Gipfel. Da ſtürzt ihn Schwindel.

Im Thal' erwärmt die Sonne, doch ſengt ſie nie.
Gefahrlos hört man krachen, gebeugt vom Sturm,
Des Berges Tannen. Hinter Wolken
Dämmern der Hoffnung verklärte Fluren.

Täuſchung und Wahrheit.

Wenn uns die Phantaſie in holde Träume
wiegt,
Wie ſchlummert ſich's ſo ſüß in ſanft bewegtem
Nachen!
Doch plötzlich tobt ein Sturm. Der Träume
Schwarm entfliegt,
Wild brüllend öffnet ſich der Abgrund — welch'
Erwachen!

Die Erde gab uns, Freund! der Schöpfer nicht
zum Träumen.
Uns hieß er Roſen blüh'n, Weſtlüfte Kühlung
weh'n,
Doch ſicher vor Gefahr nicht einen Tag vergehn;
Und Adlersflug gab Er der Zeit, daß wir nicht
ſäumen.

Wer nicht des Kampfs vergißt beim Freudenklang der Zitter,
Wer ſtets der Wahrheit frei in's Sonnenantlitz
blickt,
Den ritzen Dornen nicht, wenn er die Roſe pflückt,
Den bleicht bei heitrer Fahrt kein tückiſch
Sturmgewitter.

Der Frohſinn.

Welch eine ſchöne Gottesgabe
Biſt du, o froher, heitrer Sinn!
Wie preis' ich Gott, daß ich dich habe,
Daß ich wie Kinder fröhlich bin.

Wie laſteten des Lebens Mühen
Mir ohne dich ſo ſchwer, ſo ſchwer!
Wie ſäh' ich noch die Roſe blühen,
Wann Schierling wuchert weit umher!

Wie loderte mein Haß der Böſen,
Von dir zum Mitleid nicht verſchönt?
Der Schöpfung Räthſel kann nicht löſen
Wen nicht mit ihr dein Geiſt verſöhnt.

O Frohſinn! dir verdank' ich Alles,
Was mir das weiche Herz erquickt,
Wenn rings ſein Auge des Zerfalles
Und der Verweſung Spur erblickt.

Du gibſt mir, Engel! einen Himmel
Auf dieſer armen, öden Welt.
Du lächelſt ſtill in ihr Getümmel,
Blickſt hell empor, wenn ſie zerfällt.

Der Sonderling.

Wer nicht auf der breiten Gaſſe
Nur nach Brod und Schauſpiel rennt,
Weſſen Geiſt ſich von der Maſſe
Scheidet, die die Welt ſich nennt,
Wird von Thoren ſcharf bekrittelt,
Wird ein Sonderling betitelt.

Weh' ihm, wenn vor dem Idole
Seiner Zeit er ſich nicht krümmt,
Und nicht ſchwört auf die Symbole,
Die der große Schwarm beſtimmt.
Ach! den Sklaven ſcheint ein Freier
Sonderling und Abentheuer.

Doch, wenn Alles vor dem Wahne
Knie'te, ſtehe du allein!
Treu der Wahrheit heil'ger Fahne,
Laß dich von der Welt verſchrei'n!
Von der Weisheit auserkoren,
Bleib' ein Sonderling den Thoren!

Seraphine.

Heiter floß ihr Leben zwiſchen Klippen.
Von den Wangen, aus dem Engelsblick
Spiegelte nur Wahrheit ſich zurück;
Honigſüß entquoll ſie ihren Lippen.

Unſern Blicken iſt ſie, ach! entſchwunden.
In den Himmel ſchwebte ſie empor.
„Weicht ihr, Alle, rief der Engel-Chor,
Die aus Gnad' ein Plätzchen hier gefunden!

Eigen iſt das Himmelreich der Reinen!
Senkt deshalb vor ihr den Lorbeerkranz!
Neigt euch tief! Hier frommt kein Erdenglanz.
Seht! die Krone bringen ihr die Kleinen.

Jene, die der Herr um ſich verſammelt,
Sprechend: Nimmer kommt ihr in mein Reich,
Werdet ihr nicht dieſen Kindern gleich!
Fühlt ihr Herz doch was die Zunge ſtammelt.“

Reine Magd des Herren! dein ganzes Weſen
War ein kindlich gläubiges Gebet.
Dich, iſt Heldenruhm wie Staub verweht,
Wird man ſtets im Buch des Lebens leſen.

Die heiligen Orte.

Heilig ſey dir jede Stelle,
Wo die Liebe dir genah't,
Die im Himmel ihre Quelle,
Ihren Thron im Herzen hat!

Oft nach dieſen Stellen kehre
Sehnſuchtsvoll den frommen Blick!
Bau' im Geiſte dort Altäre!
Dort nur blühte dir das Glück.

Dann wird leiſer Morgenſchauer
Lind dein Dankgebet umweh'n;
Wirſt am Rand des Lands der Trauer
Das der Wonne dämmern ſeh'n.

Die goldene Zeit.

Wann kehrſt du wieder, gold'ne Zeit des Schönen,
Wo ſelbſt der Krieg nicht wegſcheucht den Apoll?
Ha ſüße, holde Zeit, wo ruhevoll
Die Welt ſich labt mit allen Muſentönen!

Wie ſchön, wie ſchön, als noch bei jedem Feſte,
Indeß der frohe Becher ging umher,
Der Barde ſang Geſänge des Homer
In niedern Hütten wie in Goldpaläſten.

Wie herrlich, als bei jedem Schritt den Blicken
Ein großes Bild des Vaterlands ſich wies,
Der Götterhimmel ſelbſt ſich niederließ,
In Erz und Stein die Menſchen zu entzücken!

Wie oft hat nicht das Denkmal edler Helden
Der hohen Sehnſucht ſchöne Thrän' entlockt!
Weh', weh' dem Volk, wo dieſe Thräne ſtockt!
Was kann von ihm die hehre Muſe melden?

Wen hat der Völker freudige Bewegung
Nicht hoch entzückt, als zu Olympia
Auf jede Kunſt der Himmel lächelnd ſah!
Da blieb dem Wettſtreit fremd des Neides Regung.

Urania! auf jeden Pfad im Leben
Ergoß ſich daſmals deiner Anmuth Glanz.
Dem ſchönſten Sylfen hießeſt du, den Kranz
Des Jünglings, der die Fackel neigt, umſchweben.

O kehre wieder, gold'ne Zeit des Schönen!
Den Helden kränz' im Lorbeerhain Apoll,
Und ſinget Ruh', ſo weit der Krieg erſcholl,
In jede Bruſt, ihr freundlichen Kamoenen!

Anhang.

Das Lied der Mutter.

O mit welchem Frieden, welcher Ruh',
Liebling meines Herzens, ſchlummerſt du!
Schlummre fort! Kein Traum von Erdenpracht
Wecke dich aus deines Friedens Nacht!

Nur des Aethers Bläue klar und hell,
Nur die Roſe, ſpiegelnd ſich im Quell,
Locke dir bei'm Schein von Morgengold,
Auf die Wang' ein Lächeln ſüß und hold:

Und, erwachſt du, höchſtes Lebensglück
Stral' in dich der Mutter Wonneblick!
Mild verkünd' er dir: die Liebe nur
Zeig' auf Erden ſchon des Himmels Spur!

Der Feſtpokal.

Gottes Gabe blinkt im Becher,
Nicht dem Bunde roher Zecher,
Doch der Freunde ſchönem Bund,
Dem des Wahren, dem des Guten
Siegsgeſang mit heil'gen Gluten
Feſtlich tönt von Herz und Mund.

Seht! den Feſtpokal umwindet
Feines Bildwerk. Dies verkündet,
Wem er blinke, hell und klar.
Lächelnd legt ein holder Knabe
Süßer Trauben gold'ne Gabe
Auf der Freundſchaft Weihaltar.

Darum nur mit frommen Lippen
Dürfe der am Becher nippen,
Der da fühlt der Freundſchaft Werth,
Und, berührt von dieſem Engel,
Sanft zu mindern ſtrebt die Mängel,
Deren Schwarm die Selbſtſucht nährt!

Bei'm Abſchiede von den Freunden.

Trüb ſenkt ſich zwiſchen uns der Fernung Schleier.
Der ſtillen Bucht entruft euch das Geſchick
Jn's weite Meer. Euch folgt mein Sehnſuchtsblick,
O Freunde! Wehmuth dämpft den Klang der Leyer.

Die große Welt, was gibt ſie uns, als Spreuer?
Die Freundſchaft nur gewährt der Götter Glück.
O laß mich ſehen, gütiges Geſchick!
Das Land, wo wir erneu'n des Bundes Feier.

Glückſelig Land, wo edleren Naturen
Die Liebe ſtets als Mutter ſich erweist,
Wo keine Thrän', als die der Wonne fleußt,
Du biſt kein Traum! – Schon winkt ihr, holde Fluren,
Die ihr der Freunde Wiederſeh'n verheißt.
Hellt uns den Pfad, ihr milden Dioskuren!

Des Freundes Gebet.

Einſam flücht' ich mich in deine Hallen,
Tempel Gottes! Keiner Tritte Wallen
Hör' ich, noch der Beter Lallen;
Keine Thränen fallen;
Sängerchor und Orgel ſchweigt.

Doch der Andacht Feuerſchwinge trage
Vor den Herrn des Lebens meine Klage:
Daß an ſeiner heil'gen Wage
Auf des Freundes Tage
Sich des Todes Schale neigt.

Wohl befriedigſt du ſein frommes Sehnen,
Rufſt du ihn vom düſtern Thal der Thränen,
Wo mit Zweifeln kämpft das Wähnen,
In das Land, wo denen,
Die dich lieben, winkt dein Kranz.

Doch wo ſäh' ich Armer noch das Siegel
Deiner Huld, wo reiner Tugend-Spiegel,
Und zu dir wo nähm' ich Flügel,
Birgt des Grabes Hügel
Mir des Leitſterns milden Glanz?

Der verblichene Freund.

Sieh, Bruder! hier, die Stirne kalt,
Die Augen eingeſunken,
Des Freundes ſchweigende Geſtalt! . . .
Den Blick von Wonne trunken,
Sah er mit uns noch heute Nacht
Hinauf zur lichten Himmelspracht,
Wo Wolken glüh'n wie Funken.
„Wie ſchön winkt,“ rief er, ſanft entzückt,
„Dort oben von den Sternen
Die Liebe, die hernieder blickt,
Aus unermeſſ'nen Fernen!“
„Wir ſeh'n uns wieder!“ ſagt' er drauf,
Und blickte ſehnſuchtsvoll hinauf.
Nun liegt hier, ach! die Stirne kalt,
Die Augen eingeſunken,
Des Freundes ſchweigende Geſtalt.
Wohl iſt ſein Geiſt dorthin entwallt,
Wo Welten glüh'n wie Funken.

Des Chriſten Klage.

Schauerlich wie Nacht umfängt mich
Tiefe Trauer. Ach! es hängt dich
   Neuerdings, o Herr! die Welt an's Kreuz.
Mit den ſchändlichſten der Triebe
Wird vergolten dir die Liebe;
   Hoffart ſiegt und wilde Luſt und Geiz.

Deine Lieb' entſchwang den Grüften
Unſern Geiſt zu hehren Lüften,
   Die kein Erdenhauch bewölken mag.
Doch die Blöden taumeln wieder
Zu den Grüften. Klagelieder
   Wein' ich leis den armen Brüdern nach.

Ew'ge Liebe! kindlich läutre
Meinen Geiſt, daß, wie das heitre
   Sternlein er durchſchimmre die Nacht!
Mögen Alle, die es ſehen,
Fühlen deines Geiſtes Wehen,
   Das ſo ſelig Gottes Kinder macht!

In der Charwoche.

O Leiden ohne Maaß! Für welche Schuld
Hat dich dem Sohn der Vater aufgelegt?
Ihm, deſſen Herz von ew'ger Liebe ſchlägt,
Dem Vorbild jetzt unſäglicher Geduld!

Altäre, Tempel, hüllt in Trauer euch!
Und du, mein Herz, o ſchuldbelad'nes Herz!
Vergeh', vergeh' in namenloſem Schmerz.
Für dich verließ der Sohn des Vaters Reich.

Solch einen Freund ſah Gottes Erde nie.
Sein Mund, der ganz von Liebe überfloß,
Entrief dich des Verderbens dunkelm Schoos;
Und ſolche Liebe wie vergiltſt du ſie?

Wo ſchrie ein Jammer, den er nicht geſtillt?
Iſt eine Wunde, die er nicht verband?
Wie ſchön verklärt hat er des Grabes Rand?
Und wie haſt du des Dankes Pflicht erfüllt?

„An's Kreuz mit Ihm!“ ruft Wahnſinn wild bewegt,
Und ſieh! Er ſchleppt, bedeckt von Blut und Hohn,
Gekrönt das Haupt mit Dornen, ſeinen Thron —
Das Kreuz, an das ihn deine Sünde ſchlägt.

Altäre, Tempel, hüllt in Trauer euch!
Und du, mein Herz, o ſchuldbelad'nes Herz!
Vergehſt du nicht in namenloſem Schmerz?
Er ſtirbt, der dir erſchloß das Himmelreich!

Die Religion im Bunde mit der Freiheit.

Die Freiheit kam von Gottes Sternenthron
An deiner Hand herab, Religion!
Wo ſich ein Herz zum Tempel dir geweiht,
Hat deiner Schweſter Huld es auch erfreut.

Du ſelber kamſt, den Menſchen zu befrei'n,
In ihm das Bild der Gottheit zu erneu'n.
Der Leidenſchaft, dem Sinnentrieb' entſinkt
Die Feſſel, wo dein Sonnenauge blinkt.

Die du des Heuchlers frommen Stolz verſchmähſt,
Doch liebreich ſegnend unter Kindern gehſt,
Du haſt nur Blitze für die Tyrannei;
Der ganzen Menſchheit rufſt du: werde frei!

Dein Weiheblick beſtralt mit heil'ger Glut
Die Königskron' und auch den Bürgerhut.
Mag oben Einer, mögen Viele ſteh'n,
Dein Volk ſoll nirgendwo in Ketten geh'n.

An deinem Throne ſucht die Freiheit Schutz,
Beut Frevelmuth dem Recht, der Ordnung Trutz.
Den Fürſten warnt, den Völkern wehrt dein Blick,
Will bau'n ihr Wahn auf Willkühr Erdenglück.

Voll des Gefühls, wem Alles ſie verdankt,
Daß nie, von dir geſtützt, ihr Altar wankt,

Sorgt deine Freundin, daß, wo ſtralt ihr Kranz,
Nicht Wahn, noch Kaltſinn trübe deinen Glanz.

Wenn raſender Betrug ein Volk berauſcht,
Süß tönt der Mund, der Dolch im Buſen lauſcht,
Nicht weinſt du dann allein. Allvater ſieht,
Wie deinem Schmerz der Freundin Thräne glüht.

Der Kämpfer edelm Muth winkt deine Hand
Nach deinem und der Freiheit Vaterland.
Für Jeden ſteht die Krone dort bereit,
Der dir und ihr des Lebens Opfer weiht.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Seite
Das Heiligthum . . . . . 3 – 4
Andacht 5
Das fromme Landmädchen 6
Gott 7
Das Bild 8
Die Weihe zum Göttlichen 9
Der fromme Sinn 10
Der Geiſt von Oben . . . . . . 11 — 12
Der Wahrheit Sieg 13
Der Selbſtſüchtling 14
Die Weisheit . . . . 15 — 16
Bruderliebe . . . . 17 — 18
Die Stufen des Lebens 19
Troſt in der Verbannung 20
Theodizee . . . . 21 — 22
Die Ideale 23
Die Kirche . . . . 24 — 26
Mariens Bildniß 27
Das Madonnenbild 28
Die Nacht von Correggio 29
An die Sterne 1. 30
. . . 2. 31
Die Tugend 32

Seite
Die fromme Seele 33
Veredlung 34
Ermunterung 35
Was über den Sternen iſt 36
Die Prieſterweihe . . . . . 37 — 38
Religion und Kunſt 39
Lied der Blinden . . . . . 40 — 41
Das Pfarr-Jubiläum 1. 42
» » » 2. 43
Der Roſenkranz 44
Klage . . . . 45 — 46
Troſt 47
Der Dorfkirchhof 48
Unſterblichkeit 49
Das Land der Verheiſſung 50
Das Weltgericht 51
Zuverſicht 52
Gebet eines Sterbenden 53
Der Gottesacker 54

Zweites Buch.

An die Natur . . . . . 57 — 69
Der Frühling 70
An die Roſe 1. 71
» » » 2. 72
» » » 3. . . . . . 73 — 74
An die Lilie 75
Das Friedensthal . . . . . 76 — 77
Die Geiſter der Natur 78
Die Einfalt 79
Der Tannenwald 80

Seite
Lied bei der Dämmerung 81
Der Abendſtern 82
Die heitere Nacht 83
Das Weltmeer 84
Beim Grabe des Virgil 1. . . . 85
„ „ „ „ 2. 86
Am Meere 87
Die Sternennacht 88
An den Mond 89
Der blinde Greis und ſein Führer . . 90

Drittes Buch.

Die Freunde 93
Die Freundes Seelen 94
Bei'm geſtirnten Himmel 95
Sehnſucht nach den Freunden . . 96 – 98
An meine Schweſter 99
Des Lehrers Geneſung 100
Die Glückwünſche an die Freunde . . 101
Der Burgfriede 102
Das Heiligthum der Liebe . . . 103–104
Die Inſelfahrt 105
Das Dörfchen 106
Vor der Abreiſe 107
Heinrichs Abſchied 108
Lied aus der Ferne 109
Pilgers Klage 110–111
Der arme Heinrich 112
Sehnſucht der Liebe 113
Nachruf und Klage 114
Das Glöcklein des Wildkirchleins 1. . 115

Seite
Das Glöcklein des Wildkirchleins 2. . 116
Heinrichs Abſchied von den Bergen . . 117
Der Bund 118
Die Trennung 119
Lebewohl 120

Viertes Buch.

Die Heimath . . . . . . 123—124
Einladung auf's Land 125
Bei meines Dörfchens Wiederſehn . . 126
Der Nachtigall Grab 127
An der Wiege 128
Mutterliebe . . . . . . 129—130
Die trauernde Mutter 131
Der Tochter Glückwunſch 132
Der Mutter Namensfeier 133
Am Grabe meines Vaters 134
Die ſterbende Schweſter 135
Die Oſtereier 136
Das goldene Alter 137
An die Unſchuld 1. 138
„ „ „ 2. 139
Die Mutter der Armen 140
An die Schaam . . . . . 141—142
An einen edlen Jüngling . . . 143—144
Die Quelle des Frohſinns . . . 145
Die Trauer 146
Eudore 147
Pilgerlieder 1. 148
„ „ 2. 149
Nachtlied 150

Seite
Die Sehnſucht 151
Grablied 152
Der gute Pfarrer iſt todt . . . . 153—154
Des Pfarrers Grabſchrift 155
Freund Metzlers Denkmal 156
Der gute Jüngling 157
Konrad Mayer 158
Das Geſicht 159
Die Verklärte 160
Ihre Grabſchrift 161
An die tiefbetrübten Aeltern 161
Die Zukunft 162

Fünftes Buch.

Das Vaterland 165
Der freie Mann 166
Die Unterjochten 167
Die Ehrſucht 168
Cicero's Ende . . . . 169—170
Der ſterbende Fechter 171
Der Verbannte 172
Elegie . . . . 173—174
Das verheerte Dörfchen 175
Nachruf an den Frieden 176
An den Welteroberer 177
Freiheitsgeſang 178
Das Land der Treue . . . . . 179—180
Der deutſche Mann . . . . . 181—182
Die Burg Hohenzollern . . . . 183—185
Deutſche Klagen 1. 186
" " 2. . . . . . . 187—188
" " 3. 189

Seite

Mein Vaterland . . . . . . 190—193
Deutſcher Geſang 194
Altes Kriegslied . . . . . . 195—196
Der letzte Kampf . . . . . 197—198
Der gerechte Krieg . . . . . 199—200
Deutſchlands Befreiung 201
Die Heimkehr des Kriegers . . . 202—203
Das Denkmal der Deutſchheit . . . 204
Die Gefallenen für's Vaterland . . . 205
Des Helden Todesfeier 206
Der verwundete Krieger . . . 207—208
Die Friedensfeier . . . . . 209—211
Das Volksfeſt 212
St. Helena 213
Deutſche Klage . . . . . . 214—215
Feſtliche Schiffarth 216
An Griechenland 217
Griechenland an die Chriſtenheit . . . 218
Griechenlands Gefahr 219
Der Traum . . . . . . 220—222
Des Schutzgeiſt's Sühne 223
Der Adler . . . . 224—225

Sechstes Buch.

An die Natur 229
Das Hirtenvölkchen 230
An die Freude 231
Die ſchöne Gegend 232
Sehnſucht nach der Natur 233
Die Schweiz . . . . . . 234—238
Die Heilquelle zu Eger 239

Seite
Die Wildniß 240
Abſchied von der Quelle zu Pfeffers . 241
Badenweiler 242
An ein Thal . . . . . . 243—244
Hauteville 245
Das Wildkirchlein . . . . . 246—247
Reichenau bei Chur 248
Der Wanderer auf den Bergtrümmern
von Goldau . . . . . . 249—250
Phantaſie der Schwermuth . . . 251
Die Harmonie des Abends . . . 252
Wartegg am Bodenſee 253
Der Königsſtein . . . . . 254—255
Der Jüngling an das Bächlein . . 256
Abendphantaſie 257
Der Abend am See 258
An eine Grille 259
Die Quelle 260
Glück der Einfalt 261
Die Alpenſänger 262
Auf der Bergkuppe 263
Die Friedensburg 264
Die Mondnacht 257
Der Wanderer . . . . . . 258—259

Siebentes Buch.

Der Bettler 263
Das Lob Gottes 264
St. Johannes Zeitvertreib . . . 265—266
Der Menſch und Gott 267
Die Prediger in der Wüſte . . 268—269

	Seite
Die Weiſen	270–271
Die böſe Nixe	272
Die Sirenen	273–274
Narziß	275
Das beſcheidene Röschen	276
Der Traum	277
Fidele	278
Die Macht des Gewiſſens	279
Die Sünderinn und ihre Richter	280–281
Die brave Mutter	282–283
Das Almoſen	284
Des Königs Erheiterung	285–286
Das Vögelein und der Gärtner	287
Der Antiquar	288–289
Die Räuber bei Albano	290–291
Die römiſchen Denkmäler	292–294
Heloiſe an Abaillard	295–296
Anna Boleyn	297–299
Die junge Gefangene in Frankreichs Schreckenszeit	300–302
Das Gaſtmal des Dr. Fauſt	303–305
Die Verzweiflung	306–307
Der Unglaube	308–309
Die Heuchelei	310
Die Beredſamkeit	311–312
Die Geiſtesruhe	313–314
Die Diſputation	315–317

Achtes Buch.

Das Geheimniß	321
Der Traum	322

Seite
Der Geiſt . . . . 323—324
Die Harmonie des Lebens 325
Des Weltſinns Entſagung . . . 326—327
An die Zeit . . . . 328—329
Der Troſt 330
Das Ziel der Reiſe . . . . . 331—332
Der Glückſelige 333
Lebensweisheit 334
An die Wespe 335
Zufriedenheit 336
Die hohen Stellen 337
Das Weſen der Philoſophie 338
Die Tugend . . . . . . 339—340
An Dalberg 341
Das Ernſte der Tugend 342
Die Gunſt der Muſen 343
An die Wahrheit . . . . . 344—347
Der Sieg der Wahrheit . . . 348—349
Mahnung zur Veredlung 350
An die Schönheit 351
Schönheitslehre 352
Die Thräne 353
Dem Lehrverdienſt ſeine Krone . . . 354
An Peſtalozzi 355
An ein Glückskind 356
Täuſchung und Wahrheit 357
Der Frohſinn 358
Der Sonderling 359
Seraphine 360
Die heiligen Orte 361
Die goldene Zeit . . . . . 362—363

Seite

Anhang.

Das Lied der Mutter 364
Der Feſtpokal 365
Bei'm Abſchiede von den Freunden . . 366
Des Freundes Gebet 367
Der verblichene Freund 368
Des Chriſten Klage 369
In der Charwoche 370
Die Religion im Bunde mit der Freiheit . . . . 371—372

Verbeſſerungen.

S. 3. Z. 2. das? am Ende bleibt weg.
„ 9. „ 3. Der heit're Gott des ewig Schönen,
„ 12. „ 12. nach hehr bleibt das Punktum weg.
„ 23. letzte Zeile, ſt. „Iſt" l. Wär' es denn nur Schein?
„ 35. Z. 4. ewiger ſt. ew'ger
„ 50. „ 4. 5te Strophe, zu ihr; ſt. „zu ihr.
„ 52. „ 3. Dann ſieh'ſt du den Himmel offen,
„ 65. „ 1. Stolbergs ſt. Wolbergs.
„ 66. „ 1. Was rauſcht dort ſt. jezt ꝛc.
„ 75 „ 6. 3te Strophe, fehlt hinter „Anmuth" d. Comma.
„ 76. „ 1. 2te „ Thal! ſt. Thal:
„ 89. „ 3. 2te „ zu mildern ihm ſt. ihn.
„ 105. „ 2. 5te „ Gewölk' ſt. Gewölk
„ 106. Zur Aufſchrift: „An meine Schweſter."
„ 109. Z. 3. 3te „ von nichts ſt. den nichts
„ 143. „ 3. 3te „ fehlt nach Geſchwätzen, d. Comma.
„ 146. „ 8. ſchaut. ſt. ſchaut,
„ „ „ 13. feucht, ſt. feucht;
„ „ „ 16. Laut; ſt. Laut,
„ 153. „ 4. 4te Strophe, nach: der Ruhm, fehlt d. Comma.
„ „ in der Note: Minſeln ſt. Minsele.
„ 183. Z. 4. 2te Strophe, Dies ſt. Dieß
„ 187. letzte Zeile. Hohnbelächelt ſt. Hohn belächelt.
„ 190. Z. 1. nach: Mein Vaterland, fehlt die Jahrzahl 1809.
„ 195. „ 1. nach: Altes Kriegslied. fehlt: (im Mittelalter.)
„ 198. letzte Zeile. der Barden ſt. des Barden.
„ 204. Z. 1. 2te Strophe, fliehen ſt. fliehend.
„ 212. zur Aufſchrift: (im Vorarlberg 1815.)
„ 214. in der Aufſchrift iſt die Jahrzahl 1814 wegzulaſſen.
„ 240. Z. 6. 1te Strophe, von deiner ſt. einer
„ 242. hätte in einer Note bemerkt werden ſollen: zu Badenweiler iſt ein vollſtändig ausgegrabenes römiſches Bad zu ſehen.

S. 241. Z. 3. und nun ſt. und nur
„ 254. hätte in einer Note bemerkt werden ſollen: Die Veſte Königſtein, iſt ein Staatsgefängniß.
„ 258. Z. 3. Erinnrung ſt. Erinnerung
„ „ (eigentlich S. 266.) Z. 8. heller dich. ſt. helle dich.
Ebendaſelbſt nach Z. 18.: Wobei das Herz geglaubt, gehofft.
S. 267. Z. 14. Hohn. ſt. Hohn,
„ 273. „ 3. von unten, lind ſt. Lied
„ 303. „ 4. myſtiſchen ſt. miſtiſchen.
„ 312. Strophe 1, Z. 3. Meiſter ſt. der Herr
„ 314. Z. 7. Läßt ſt. Laßt.
„ 329. Strophe 3. Einſt verſöhnſt du alle Weſen,
Die ſich jetzt noch feindlich flieh'n,]
Wenn ſie dein Orakel leſen,
„ 341. An Carl v. Dalberg (1806.)
„ 344. Z. 6. 3te Strophe, Müh; ſt. Müh,
„ 346. „ 1. 2te „ tödten können,
„ 348. „ 4. 5te „ zu ſt. vor.
„ 350. „ 5. 2te „ entflieh'n ſt. entfliehen.

Durch ein Verſehen kommen die Seitenzahlen 257 bis 264 doppelt vor, weßhalb der geneigte Leſer, da dies beim Aufſuchen nach dem Regiſter leicht Verwirrung verurſachen kann, recht ſehr um Entſchuldigung gebeten wird.

Gais, Weißbad
und
# die Molkenkuren im Canton Appenzell,
von
Fr. K. v. Kronfels.

Mit vier Anſichten.
8. Conſtanz bei W. Wallis. 1826. Elegant gebunden.
Preis 1 Thlr. 15 gr. ſächſ. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Seit den wenigen Monaten der Erſcheinung dieſes Buches finden ſich in ſchweizeriſchen Zeitblättern, ſo wie im Litteraturblatte des Morgenblattes, bereits die vortheilhafteſten Rezenſionen über daſſelbe. Die letztere, im Morgenblatt, kennt das größere gebildete Publikum, daher es überflüſſig erſcheinen möchte, dieſelbe hier zu wiederholen.

Hingegen die heimathlichen Stimmen können nur in ſehr engem Kreiſe in Deutſchland bekannt geworden ſeyn, und der Verleger erlaubt ſich, ſolche als einen Reiſepaß, zum Behuf dieſer Anzeige, abdrucken zu laſſen.

Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizer-Bote ſagt in ſeiner Nro. 21. vom 25. Mai 1826:

„Die freundliche Jahrszeit iſt da, nach welcher ſich alle Geſunden, und noch mehr die Kranken ſehnen, und wo der Frühling mit ſeinen ſchönſten Farben und Blumen die zahlreichen Heilquellen, Bäder, Geſundbrunnen und Molken-Trinkſtatten der Schweiz bekränzt. Am ſpäteſten werden gewöhnlich die Schottenkurorte beſucht, wenn die Heerden erſt zu den gewürzreichern Pflanzen der höchſten Alpen gelangen können. Dann ſind beſonders Gais und

„Weißbad im Appenzellerland von Einheimiſchen und Fremden am meiſten beſucht, weil ſie zu den berühmteſten der öſtlichen Schweiz gehören.

„Gar erfreulich für die, welche nun nach Gais und Weißbad gehen, iſt, daß ſie nun auch zur Belehrung und Unterhaltung eine beſondere Beſchreibung dieſer Kurörter, mit den daſigen Preiſen, Einrichtungen, Spaziergängen, Umgebungen, Merkwürdigkeiten, mit Anweiſungen über Gebrauch und Nutzen der Gaisſchotten-Kuren u. ſ. w. haben können.“ u. ſ. f.

Der Erzähler vom 9. Juni 1826 nennt dieſes Buch „eine anziehende, nicht oberflächliche, doch mehr gefällige als tief und trocken ſtudierte Schrift. — Wir empfehlen ſie den beſuchenden Fremden als neues Bedürfniß, den Ein- und Umwohnenden zum Wohlgefallen an ſich ſelbſt, um deſſen willen ſie nicht Gefahr laufen, wie Narciſſus in Blumen verwandelt zu werden. Sie finden daran ein wohl beſchriebenes Panorama, deſſen detaillirter Centralpunkt Gais iſt, für alle Ausflüge von dem ſchauerlich-romantiſchen Pfäffers, bis in die reizvollen Gefilde von Conſtanz, und ein zweites, mit dem Centralpunkt Weißbad für die Alpenreiſe, die gewiß keiner weſtlichen an Herrlichkeit nachſteht, und wobei der koloſſale Säntis, deſſen Spitze 7700 Fuß über das Weltmeer emporragt, und der nahe Wanderer mit Ehrfurcht begrüßt, mit allen ſeinen Zugängen getreu geſchildert iſt. — Den Eingang der Schrift macht ein ſinniger, mediciniſch und diätetiſcher Abſchnitt von der Molke, ihrer Bereitung und Anwendung, den intereſſanten Schluß die Alpenwirthſchaft und das Sennenleben. Dieſem vorangehend findet man einen hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Ueberblick des Cantons Appenzell.“

Ausführlicher noch ſprechen die ſchweizeriſchen Litteraturblätter, Nro. 19. Zürich 1826.

„Als Curgaſt beſuchte der Verfaſſer von Freyburg im Breisgau aus im verfloßnen Jahr den berühmten Molkenort Gais und da er, mit viel andern ſeiner Beſucher

„mehr, eine belehrende Nachweiſung über Verhältniſſe
„wie des Ortes ſo des Molkengebrauchs vermißte, faßte er
„den Entſchluß dem Bedürfniſſe abzuhelfen und den Stoff
„für ſolche Ortsbeſchreibung durch eigne Beobachtung,
„mündliche Erkundigung und Nachſchlagen der zerſtreuten
„Angaben in Druckſchriften zu ſammeln: größern Werth
„und den ziemenden Umfang eines kleinen Buches glaubte
„er vollends und mit Recht ſeiner Schrift durch Aufnahme
„von Beſchreibungen auch der Umgebungen und der Ge-
„genden zu ertheilen, wohin Ausflüge vom Curorte her
„bequem und angenehm unternommen werden können.
„Die Wahl, die Ordnung und der Vortrag des geſammelten
„Stoffs ſind zweckmäßig, gefällig und lobenswerth, und
„die Ausſtattung durch den Verleger verdient gleichmäßiges
„Lob. Der Einband ſchon ſtellt Appenzell und Weisbad in
„niedlichen Bildern dar, den Flecken Gais gibt das gröſ-
„ſere Titelkupfer und das romantiſche Wildkirchlein ward
„zur Titelvignette gewählt. Im erſten Abſchnitt, die
„Molkenkur überſchrieben, werden Herkunft, Bereitung,
„Eigenſchaften und Anwendung der Molken überhaupt
„und der Ziegenmolken inſonderheit, nebſt dem ziemenden
„Curverhalten, gemeinverſtändlich, umſichtig und zweck-
„mäßig vorgetragen, weſentlich nach Angaben der Ab-
„handlungen zweyer Aerzte, des Hr. Doktor Heim in Gais
„und des jüngſtverſtorbenen Doktor Ernſt in Winterthur.
„Der Begriff von Stärkung durch Curen und nach den
„Curen, wie er S. 26 gegeben wird, mögen Nichtärzte
„ſich merken, und der tüchtige junge Arzt in Gais möge
„der Bitte um einſichtige und unbefangene Beobachtung
„der Heilkräfte der Molken, ſo wie um deren Bekannt-
„machung (S. 32) entſprechen. Die Ortsbeſchreibung im
„2ten Abſchnitt gibt auch eine kleine Geſchichte der Mol-
„kenanſtalt in Gais, die um die Mitte des abgefloßnen
„Jahrhunderts begann und um welche Zurich ſich man-
„cherley Verdienſt erwarb. Verſchiedenes, das noch weiter-
„hin zu vervollkommnen iſt, findet ſich hier an rechter

„Stelle erinnert: die Schattengänge zumal für die Molkentrinker und eine Einrichtung für Bäder.

„Das Weisbad mit ſeinen Umgebungen füllt den dritten ſehr anziehenden Abſchnitt: die ſtädtiſchen Curgäſte von Gais fahren Sonntags dahin um ländliche Feſte zu feyern, bey deren Gewimmel es an Contraſten jeglicher Art nicht fehlen kann; hier aber werden nur ihre Tänze und Geſänge, ihr Jauchzen und Jubeln ſehr freundlich und reizend geſchildert. Der hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Ueberblick des Cantons Appenzell im vierten und die Darſtellung der Alpenwirthſchaft wie des Sennenlebens der Appenzeller Landleute im fünften Abſchnitt ſind gutentheils aus Schläpfers Alpenbeſchreibungen und Steinmüllers Alpenwirthſchaftskunde geſchöpft. Ein paar auffallende Mißgriffe bilden die angeblich ſchwimmende Inſel im Wenigerſee und die vorgebliche Seltenheit des Waſſers in den Alpen. Die Berichtigungen werden ſich leicht geben, nicht minder die ziemenden Nachträge, und das nutzbare Büchlein wird beyde in einer zweyten Ausgabe, die ihm nicht allzulange entſtehen mag, aufnehmen."

Ferner iſt ſo eben erſchienen, und bereits in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu haben:

Darſtellung der merkwürdigſten Schweizer-Schlachten vom Jahr 1298 bis 1499; nach den Grundſätzen der Strategie und Taktik beſchrieben von **Franz Ludwig v. Haller** von Königsfelden. Mit acht Schlachtplänen. Conſtanz 1826. Verlag von W. Wallis. Preis 2 Thlr. 18 gr. ſächſ. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Die chriſtlichen Bilder
ein
Beförderungsmittel des chriſtlichen Sinnes.

von

Ign. Heinr. v. Weſſenberg.

muta poesis.

Erſter Band.

Conſtanz, 1827.
Verlag von W. Wallis.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die chriſtlichen Bilder,

ein

Beförderungsmittel des chriſtlichen Sinnes.

Erſter Band.

Constanz, gedruckt bei J. M. Bannhard.

Vorbericht.

Nirgend erſcheinen die ſchönen Künſte ſo erhaben, nirgend dem Menſchen ſo wichtig und ehrwürdig, als wo ſie dem, was ſein Höchſtes, ſein Heiligſtes iſt, ſeiner Religion ſich weihen. Haben ſie dem äuſſern Glanze des Chriſtenthums gedient; ſo fragt es ſich: ob ſie Ihm ſeit Jahrhunderten nicht weit größern Dank ſchuldig ſind? Wenn ſie dieſe göttliche Offenbarung vor den Menſchen verherrlicht haben, ſo war es hingegen Sie, die ihnen durch große rührende Erinnerungen, durch erhabene Vorbilder des Lebens, durch ehrwürdige Feierlichkeiten eine Menge mächtiger Anklänge der reinſten und ſchönſten Begeiſterung zu den herrlichſten Meiſterwerken verlieh.— *) So hoch man übrigens die Verdienſte verſchönernder Kunſt, insbeſondere der zeichnenden und bildenden, zur Beförderung der chriſtlichen Gottesverehrung anſchlagen mag, ſo muß man doch geſtehen, daß diejenigen, wodurch ſie ſich früher in ihrer Befreundung mit der heidniſchen Götterlehre auszeichnete, nicht leicht zu erreichen ſind.

---

*) S. in den Memorie di Relig. Morale e Letteratura. Modena 1820. Heft 26, die Abhandl. v. Angelo Majo: Von den Dienſten, welche ſich Religion und Kunſt gegenſeitig leiſten.

Wahr iſt es: die (geiſtige) Lehre des Sohns Gottes **bedarf nicht**, wie die (ſinnliche) Götterlehre des Vehikels der Kunſt; nicht minder wahr, daß die Kunſt für den würdigen Ausdruck des (gemüthlichen) Idealen im Chriſtenthum mehrere und größere Schwierigkeiten zu überwinden habe, als bei der Darſtellung der (ſinnlich-beengten) Ideale des Götterdienſtes. Aber was berechtigt, das Weſen des Chriſtenthums als dem Weſen der Kunſt widerſtrebend zu erklären? Wir bedürfen fürwahr dieſes Feigenblatts nicht, um die Blößen und Mängel der neuern Kunſt zu verhüllen. Allerdings kann das Chriſtenthum der Bilder entbehren. Auch hat Es gerade in der Blüthenzeit ſeines erhabenen Kampfes und ſeines reinſten Glanzes den Gebrauch aller Werke ſchöner Kunſt zur Beſchämung des auf künſtleriſche Bildung ſtolzen Heidenthums Jahrhunderte lang verſchmäht. Aber nach dem Erlöſchen des alten Heidenthums hat ſich das Verhältniß der ſchönen Künſte zum Chriſtenthum ſehr geändert. *)

Die nachſtehenden Blätter ſind ein Verſuch, mit Gründen und Thatſachen einleuchtend zu zeigen, wie viel Herrliches und Bildendes die chriſtliche Kunſt zu leiſten vermöge, ſo bald ſie ohne Selbſtdünkel mit gotterfülltem, liebreichem Herzen durch

---

*) „Religion und Kunſt ſtehen neben einander wie zwei befreundete Weſen, deren innere Verwandtſchaft, wiewohl gegenſeitig unerkannt und kaum geahndet, doch auf mancherlei Weiſe herausbricht. — Freundliche Worte und Ergießungen des Herzens ſchweben ihnen immer auf den Lippen, und kehren immer wieder zurück, weil ſie die rechte Art und den letzten Grund ihres Sinnens und Sehnens noch nicht wieder finden können.“ **Schleiermacher.** Ueber die Religion. Berlin. 1821. S. 299.

kindlich gläubigen Gebrauch des Genie's und des wahren Talents (dieſer koſtbaren Gaben Gottes) das Chriſtenthum in ſeinem Geiſt erfaßt und durchdringt, und in der ihm entſprechenden Geſtalt darzuſtellen ſtrebt.

Allerdings haben wir uns zu hüten, daß nicht wie bei den Griechen die Kunſt die Meiſterſchaft über die Religion ſich anmaße, ſo, daß ſtatt der Religion die Kunſt, ſtatt des Heiligen das Schöne der Auſſenwelt das Leben beherrſche. *)

Alles Heilige iſt auch ſchön. Uns iſt aber nicht, wie bei den Griechen, nichts heilig als das Schöne; **) uns ſollen die ſchönen Kunſtwerke nur zur ſinnlich geiſtigen Vermittelung dienen, um die Harmonie des innern Lebens, die Vereinigung mit dem Göttlichen zu befördern.

„Der Sinnlichbefangene hält ſich daran feſt, daß weder das Erbauliche, noch das Bedeutſame das Schöne, und nur dies Eine, nicht jenes das einzige und höchſte Ziel der Kunſt ſey. Allein der chriſtliche Kunſtfreund betrachtet das Schöne ſelbſt nur als eine höchſt bedeutungsvolle Offenbarung der Gottheit, ***) und iſt der feſten Anſicht, daß es einem chriſtlichen Volke zieme, kunſtliebend, aber noch mehr religiös zu ſeyn.“

---

*) Neander Denkw. aus der Geſch. des Chriſtenth. Berlin. 1823. I. 2. Heft 74. Vergl. St. Auguſtin de Civit. Dei. IV. c. 31.

**) Wie Fr. Schiller in dem Gedichte: die Götter Griechenlands, ſich ausdrückt.

***) Feßlers Reſultate ſeines Denkens und Erfahrens. Breslau. 1826. S. 232.

Die Vermiſchung des Profanen mit dem Heiligen hat der chriſtlichen Kunſt unſäglich viel geſchadet. Nicht nur der Aberglaube und Myſtizismus haben ſich dieſer Vermiſchung ſchuldig gemacht, ſondern auch bald der heidniſche Sinn, bald die ungezügelte Phantaſie der Künſtler. Wie könnten dieſe das Idealiſche in ihren dem Chriſtenthum gewidmeten Werken zu erreichen hoffen, ohne ſelbſt von dieſer Religion in ihrer Lauterkeit begeiſtert zu ſeyn?

Was ſoll aber die Kunſt in den Kirchen, wenn ſie nicht das Gemüth zum Höchſten, zum Göttlichen erhebt?

Nur in einem großen, erhabenen Styl muß die Kunſt von göttlichen Dingen zu den Menſchen reden. Dadurch gewinnen beide — die Kunſt und die Religion. Durch das Widerſpiel werden beide gefährdet.

Das Unendliche im Endlichen zu gebären, iſt des chriſtlichen Künſtlers Aufgabe und Streben.

Schöne Bilder und ſchöne Tempel möchten indeſſen gewiſſe ſich vornehm gebärdende Geiſter wohl etwa noch den grobſinnlichen Volksklaſſen gönnen, finden ſie aber unwürdig, der Gottesverehrung hellgeſinnter Chriſten behilflich zu werden. Dieſe Anſicht zeugt eben nicht von großem Scharfſinne. Gerade für den Sinnlichbefangenen, Rohen, den Thiermenſchen ſind die trefflichſten Kunſtwerke ſtumm und todt; je heller dagegen, je veredelter eine Seele iſt, deſto reiner und vollſtändiger wird der Eindruck ſeyn, der ſie zur Betrachtung und Aneignung des Göttlichen ſtimmt und begeiſtert. Mit dem Fortgange der geiſtigen und ſittlichen Bildung eines Volks ſollte daher auch die Verſchönerung der

Tempel und heiligen Gebräuche gleichen Schritt halten. Jedes häßliche, verzerrte, Wahrheit und Geſchmack verletzende Bild iſt den Gebildeten ein Aerger, und erfüllt den rohen Haufen nur mit Regungen des knechtiſchen Sinnes, des Aberglaubens. Ein ſchönes, wahres, reines Bild hingegen kann auch dem minder Gebildeten (nur nicht Verbildeten) Liebe und Ehrfurcht für das, was es abbildet, einflößen.

Welcher Freund des Chriſtenthums ſollte demnach nicht wünſchen, daß, von deſſen ungetrübtem Geiſte geweiht, der Bund der ſchönen Künſte mit der Kirche wieder enger geknüpft werde, und er die äuſſern Anſtalten für Belebung des frommen Sinnes verherrliche! Hier unten ſehen wir Gott nur in Bildern und Geſtalten; dort oben erſt wie Er iſt, von Angeſicht. (I. Kor. XIII. 12.)

Alle Pracht und Herrlichkeit dieſer Welt vergeht, gleich einem Traume. Aber unverwelklich blüht die Liebe des Schönen und Erhabenen in des Edeln Bruſt. Ohne Zweifel haben unſere Freunde Sokrates und Plato, Homer und Raphael, Fenelon und Winkelmann dieſe Liebe, die göttlichen Weſens iſt, hinübergenommen in jene Gefilde, wo der Urquell alles Schönen und Erhabnen im reinſten Glanze ſtralt. Oder worin ſollte wohl die Seligkeit der Unſterblichen, wenn nicht im klaren Schauen des Urquells, beſtehen?

Mit der Schüchternheit, welche die Vielſeitigkeit und Schwierigkeit des Gegenſtandes einflößt, zugleich aber auch mit der Zuverſicht, womit die Ueberzeugung eines edeln Zweckes die Bruſt erfüllt, übergeb' ich dieſen Verſuch dem Publikum; für ihn kaum ein höheres Verdienſt anſprechend, als daß er Veranlaſſung zu einer Arbeit werde, die mit einer größeren Vollſtändigkeit auch einen höhern Grad von Vollendung verbindet. *)

Der du ſo alt biſt als die Welt,
O Bund des Heiligen und Schönen,
Geweiht von Dem, der Alles hält,
Um Erd' und Himmel auszuſöhnen!

Durch dich iſt mild wie Weſt und hehr
Wie Sturm und Blitz und Donnerrollen
Dem Geiſt von Moſes und Homer
Unſterblicher Geſang entquollen.

Wie wiederſtralten deine Macht
Apell's und Phydias Gebilde!
Dein Lichtbot' in die finſtre Nacht,
Kam Raphael vom Sterngefilde.

Daß, wenn der Staub ihm täuſchend blinkt,
Der Geiſt nicht ſelbſt zum Staube werde,
Dir dankt er es! Dein Zauber winkt
In's Himmelreich dem Sohn der Erde.

---

*) Jede begründete Berichtigung wird mit Dank für eine zweite Ausgabe benutzt werden.

Erſte Abtheilung.

Geſchichtliche und religiöſe Beleuchtung des Gebrauchs der Bilder in chriſtlichen Kirchen.

Erſter Abſchnitt.

Sittlich = religiöſer Nutzen der Bilder überhaupt, und beſonderer Grund des moſaiſchen Bilderverbots.

In den mehreſten Religionen des Alterthums wurden die Bilder als ein vorzügliches Mittel, die Menſchen zur Auffaſſung des Göttlichen zu befähigen, und ſie zur Erkenntniß und Verehrung der Gottheit anzuziehen, betrachtet. 1) Was iſt auch das Geſchäft ächter Menſchenbildung anders, als: das Ueberſinnliche dem Sinnenweſen faßlich, und ihm das Wahre und Gute beliebt zu machen? „Sinne und Leidenſchaften (ja die Gefühle überhaupt) reden und

---

1) Consilio sapientum, quo facilius animos imperitorum ad deorum cultum a vitæ pravitate converterent. Cicero de Natura deorum n. 27.

verſtehen nichts als Bilder.“ 2) „Durch unmittelbare Mittheilung (ſagt ein geiſtvoller Alterthumsforſcher) werden rohe und ſpracharme Völker nicht gebildet, und der Richtweg der Demonſtration iſt hier nicht der kürzeſte. Das reinſte Licht der lauterſten Erkenntniß muß ſich zuvor in einem körperlichen Gegenſtande brechen, damit es nur im Reflex, und in gefärbtem, wenn auch trübem Schein, auf das ungeübte Auge falle. Nur das Impoſante (mit Macht auf Sinnen und Einbildung wirkende) kann aus dem Schlummer halb thieriſcher Dumpfheit aufwecken. Was iſt aber imponirender, als das Bild? Die Wahrheit einer heilſamen Lehre, welche auf dem weiten Wege des Begriffs verloren gehen würde, trifft im Bilde unmittelbar zum Ziele. Das Geiſtige, in dem Moment eines Blicks und in dem Brennpunkte des Augenblicklichen und Augenſcheinlichen zuſammengedrängt, iſt für rohe Gemüther erwecklicher, als die gründlichſte Belehrung. Alles ſpricht dafür, daß in jenem hohen Alterthum das Bild aus geſchickten Prieſter-Händen und das Bild prieſterlicher Rede in Urſprung und Abſicht Eins und Daſſelbe war. Es war ausgeprägt für den Unterricht, und, geſprochen oder gemodelt, immer gehörte es dem Sinne an, und ſtellte ſich dem Auge dar. In dem einen Fall war es ein Sinnſpruch, in dem andern ein Sinnbild. Jene geſammte Spruchweisheit des alten Orients, und die dem morgenländiſchen Charakter getreue Lehrweisheit der Griechen, was iſt ſie anders, als ein beſtändiges Ausprägen inhaltsreicher Bilder? Die Apologen eines Wiſchnu-Sarma und Pilpai, die Sprüche der hebräiſchen Propheten, die Orakel der Griechen, die Symbole des Pythagoras kommen in der gemeinſchaftlichen Eigenſchaft überein, daß ſie im Beharrlichen verweilen,

---

2) Kreuzzüge eines Philologen. S. 163.

und für das Auge malen. Es iſt mithin in der ſymboliſchen Prieſterlehre der Vorwelt das Gebiet der Rede von dem des ſichtbaren Bildes nicht getrennt.“ 3) Sprache der Menſchen hat Buchſtaben, Sinn der Menſchen hat Bilder nöthig. 4) In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit. 5) Die Kunſt, Gedanken und Begebenheiten durch Bilder auszudrücken (bildende Kunſt) iſt älter als Schrift. 6) So bei allen Völkern, bei den Mexikanern, wie bei den Egyptern. Jene Kunſt aber iſt, wie Simonides ſagt, eine ſtumme Poeſie. 7) Dies gilt vorzüglich von der Malerei und von der Plaſtik. Ihren Werken gibt Ariſtoteles den Vorzug vor den Schriften der Weiſen, weil ſie die Schönheit der Tugend ſowohl, als die Häßlichkeit des Laſters viel kürzer, lebhafter und eindringlicher darſtellen. 8) Doch die Bilder, in welche zuerſt die Dichter, dann auch die Philoſophen ihre Ideen von göttlichen Dingen einkleideten,

---

3) Friedr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker und beſonders der Griechen. Leipzig. 1818. B. 1. S. 4, 18, 20. Vergl. Montfaucon l'Antiquitée expliquée T. II. Humboldt Monumens des peuples de l'Amerique I. p. 173, p. 248 etc. II. p. 141, p. 208. T. II. liv. 4. T. I. ch. III. Dupuis Origine de tous les cultes. Paris 1792.

4) J. G. Jakobi ſämmtliche Werke. Zürich. IV. 21.

5) Hamanns Schriften, herausg. v. Roth. II. 259.

6) Winkelmanns Vorrede zu den Monumenti inediti. K. I. §. 2.

7) Das Nämliche ſagt der heil. Baſilius homil. 20, und Gregor v. Nyſſa in Orat. de S. Theodoro: solet pictura tacens in pariete loqui et maxime prodesse. Der heil. Paulinus aber ſchreibt ep. XII. ad Severum: quod picturæ librorum instar sint.

8) So auch Quintilian Instit. Orat. XI. 3. Segnius irritant animos demissa per aurem, quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus. Horat. ad Pis.

waren es, wornach ſpäter die Künſtler die ihrigen entwarfen. 9) „Bilder waren die Förderungsmittel der erſten religiöſen Erziehung der Völker. Da den Menſchen das natürliche Bedürfniß treibt, ſeine religiöſen Empfindungen auf irgend eine Weiſe feſtzuhalten, und er dies in Begriffen nicht zu thun vermag, ſo thut er es vermittelſt der Einbildungskraft und ſinnlichen Anſchauung, indem er an irgend eine Erſcheinung, an irgend einen Gegenſtand der Natur ſeine Empfindung anknüpft. Quelle und Stein, die Natur überhaupt wird ihm zum Denkmal und Zeichen Gottes, der ihm in hoher Erſcheinung das Herz entzündet; ſelbſt die Stelle wird heilig, wo das Heilige in ſanfter Berührung an ihm vorübergieng.“ 10) Sodann verlangt die Liebe Bildniſſe der geliebten und verehrten Perſonen. Dieſe wurden durch die Kunſt verſchönert, und es geſchah, daß die bei Lebzeiten abgebildeten Menſchen nach ihrem Tode für Götter gehalten wurden. 11) Es findet indeſſen zwiſchen Sinnbildern und eigentlichen Bildern ein wichtiger Unterſchied Statt. Erſtere wurden gewöhnlich bei ihrer Entſtehung nur als Deutung und Denkzeichen des Göttlichen für heilig geachtet; letztere aber nur zu oft gleich im Urſprung ſelbſt zu Gegenſtänden der Verehrung erhoben. Doch geſchah auch, daß die eigentlichen Bilder, ihrer wahren Beſtimmung gemäß, nur zur Belehrung und Erbauung dienten, während Sinnbilder nach und nach die Verehrung erhielten, die nur den Gegenſtänden gebührt, welche ſie andeuten. Die moſaiſche

---

9) Winkelmanns Verſuch einer Allegorie. Dresden 1766. S. 8. Suspendit picta vultum mentemque tabella. Horat. II.

10) J. S. Drey kurze Einleitung in das Studium der Theologie. Tübingen 1819. S. 25 und 51.

11) Buch der Weisheit XIV. 12—20. Vergl. Lactant. Inst. divin. II. 2.

Religion, ſo wenig die Symbolik ihr fremd iſt, ſtellte jedoch in Beziehung auf Bilder, als Gegenſtände der Verehrung, zuerſt eine höchſt merkwürdige Ausnahme auf. Dies muß beim erſten Anblick befremden. Denn Moſes unternahm ein Volk zu bilden, in welchem durch langwierige harte Knechtſchaft in dem bereits ſehr gebildeten, dem Dienſte der Sonne (Oſiris) und des Mondes (Iſis) ergebenen Egypten, der Sinn für Wahrheit abgeſtumpft war, und das an roher Sinnlichkeit vielleicht alle Nationen, gegen die es nun zu kämpfen hatte, übertraf. Davon legte daſſelbe die auffallendſten Beweiſe während ſeiner wundervollen Wanderung in der Wüſte ab. Auch hätte der Bilderdienſt (die Anbetung des goldenen Kalbs, der Baal- und Molochgötzen und des Geſtirnes Remphan (Saturn) ſeiner Neigung weit mehr zugeſagt, 12) als die reine Verehrung des Einen unſichtbaren Gottes, von dem ein Bildniß zu machen, um es anzubeten, ihm durch die ſchauervolle Kundmachung vom Berge Sinai ſtreng verboten war. Allein, ganz von andern Geſetzgebern abweichend, die der Sinnlichkeit ihrer Völker befriedigend entgegen kamen, und ihr nur eine ihren höhern Abſichten entſprechende Richtung zu geben ſuchten, legte der hebräiſche Geſetzgeber alles darauf an, ſein Volk durch den Glauben an den Einen (keine Abbildung zulaſſenden) Gott, Ihm ein neues Geſchlecht zu erziehen, das, von Abgötterei fern, aus entehrender Knechtſchaft ſich erhebe, und durch eine große Anzahl beſchwerlicher Vorſchriften in Beziehung auf die Gebräuche des Lebens, ſeine Treue an jenem Einen Gott ſo auf die Probe zu ſetzen, daß ſie gegen alle Täuſchungen der Sinnlichkeit geborgen ſey. Selbſt alle Steine, mit hierogli-

---

12) Exod. XXXII. 1. Amos V. 25. Apoſtelg. VII. 39—43. Vergl. Miltons verlornes Paradies. Geſ. I.

phiſchen Figuren beſchrieben, verbot Moſes, weil ihr Geheimnißvolles zum Betrug des (egyptiſchen) Götzendienſtes verleiten könnte. 13) Das am meiſten in die Augen fallende Bild der Gottheit iſt die Sonne, deren Anbetung auch in die früheſten Zeiten hinabreicht. 14) Moſes verbot deswegen den Betenden ihr Angeſicht gegen die Sonne zu wenden, und die Beter in der Stiftshütte kehrten der Morgenſonne den Rücken. 15) Kein Bildniß war darin geduldet, auſſer den in Anbetung verſunkenen zwei Cherubinen auf der Bundeslade (Moſ. II. B. XXXVII. 8.) und denen auf Vorhängen und Tapeten im Allerheiligſten; ferner die eherne Schlange; ſodann ſah man in Salomo's Tempel nebſt Cherubinen von gigantiſcher Größe die Verzierungen mit Blumenwerk, Löwenköpfen u. dgl. (I. Buch der Könige VI. 23.) und die zwölf Rinder von Bronze als Geſtell des ſogenannten ehernen Meeres (I. Buch der Könige VII. 23.) 16) Metallarbeiter und Steinſchneider waren im Volk hochverehrt, und Moſes ſelbſt ſagt von einem

---

13) Moſ. B. III. K. 26. V. 1. Vergl. M. Mendelsſohn Jeruſalem S. 150.

14) Bei den Südamerikanern, wie bei den Perſern. S. Robertson Hist. de l'Amerique T. II. p. 385. sq.

15) S. Moſ. B. II. K. XXVI. V. 18, 20, 22, und einen Aufſatz in J. G. Müllers philoſophiſchen Aufſätzen. Breslau. 1789. S. 206.

16) Erſt in der Folgezeit dehnten die Juden das moſaiſche Verbot von Götzenbildern auf jede Art von Figuren aus (Origines contra Celsum IV. C. 37.) Flavius Joſephus (Jüd. Alterth. B. 18. Kap. 5, n. 3.) erzählt, daß die Juden den Vitellius gebeten, die röm. Feldzeichen nicht durch ihr Land gehen zu laſſen, weil dieſe Figuren von Adlern enthielten. Maimonides hingegen erklärt die Bilder von wilden und andern Thieren, auch von Bäumen, Pflanzen u. dgl. nur nicht die von Menſchen für zuläſſig. Reiske de Imagine Christi. p. 130.

ſolchen: Gott habe ihn mit Weisheit und Verſtand erfüllt. (Moſ. II. B. XXXI. 2, 3. XXXVI. 1, 2.) Ueberhaupt erreichten die Künſte im Judenland eine hohe Stufe, und der Tempel zu Jeruſalem, den kein anderer je an Majeſtät, Umfang und Prachtverzierung übertraf, iſt ein augenſcheinlicher Beweis, daß auch in dieſem Lande die Religion mit der Kunſt im Bunde ſtand. Es war alſo weder Kunſthaß, noch Mangel an Kunſtſinn, was die eigentlichen Bilder, ſowohl gemalte als plaſtiſche, von dem Bereiche der Religion ausſchloß. Nur der grelle Gegenſatz zwiſchen der Vielgötterei und der Verehrung Eines Gottes war es, was alle auf Moſes gefolgten Propheten, mit wie heiligem Eifer ſie auch die ſtolzen und abergläubiſchen Mißdeutungen des moſaiſchen Geſetzes bekämpften, fortwährend antrieb, den Bann gegen die Bilder inner dem Heiligthum Jehovah's ohne Nachſicht aufrecht zu halten. Die gewiſſenhafte Beobachtung des Verbots des Bilderdienſtes, der bei andern Völkern ſo weit ausſchweifte, daß man Menſchen ſchlachtete, um ſie den häßlichen Verkörperungen des Widerſinnigſten, — den angebeteten Thiergeſtalten (ſogar einer ſcheußlichen Meerkatze) zu opfern, ſonderte die Juden von allen Anhängern des Götzendienſtes ab, machte ſie aber über alle in ihrer Nachbarſchaft ſiegreich. Jede Abweichung von dieſem Verbote ſtürzte ſie in Sittenverderbniß und in Sklaverei,[17] indem der Geiſt durch ſchnöden Sinnentrug knechtiſch gefeſſelt wurde. Wenn indeſſen gleich Moſes kein Bild zuließ, um den Einen ewigen Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde zu bezeichnen; ſo bediente er ſich doch nicht nur eines pomphaften und weitläufigen Zermoniels beim Gottesdienſte, ſondern auch großer, wundervoller Naturerſcheinungen, um den Gemüthern durch den Sinneneindruck von der Macht und Herrlichkeit des höchſten Weſens hohe Ideen einzuprägen, und in ſeiner Sprache ſind ſchon die Keime des Reichthums von erhabenen Bildern in den Büchern der ſpätern jüdiſchen Propheten zu finden. 18) Wie herrlich ſind die Worte des Jeſaias 66, 1: „Der Allerhöchſte wohnt nicht in Tempeln von Menſchenhänden gemacht. Der Himmel iſt mein Thron, die Erde mein Fußſchemmel. Welches Haus wollet ihr mir bauen? ſpricht der Herr; oder welcher Ort könnte für mich ein beſtändiger Wohnſitz ſeyn? Hat nicht meine Hand dieſes Alles hervorgebracht?“ Doch immer mehr entfremdeten ſich die Juden dem Geiſt ihrer Propheten. Blos den Buchſtaben der Ueberlieferungen feſthaltend, entfernte ſich ihr Herz von Gott und wurde voll der Götzen, obgleich ſie äuſſerlich nur Einen Gott anbeteten. Sie fuhren fort, die Aufſtellung von Bildern als die höchſte Verunreinigung des Tempels anzuſehen. Aber ſie beugten ſich vor Gott nur, weil ſie in ihm den dereinſtigen Vollſtrecker ihrer Wünſche und Träume von irdiſcher Größe zu erblicken wähnten.

---

[17] S. nebſt hundert Stellen in den Propheten, beſonders Iſaias und Jeremias, Michaelis moſaiſches Recht. Thl. I. §. 32, 33. Thl. V. §. 245 — 251.

---

18) Die Weisheit dieſer Lehrmethode empfiehlt ſich jedem Erzieher. „Das Erhabene, ſagt Jean Paul (Levana S. 139) iſt die Tempelſtufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermeßlichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod; ſo ſprecht das Wort Gott vor dem Kinde aus! Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Uebelthat, eine Edelthat ſind Bauſtätten einer andern Kinderkirche.“ Vergl. Herder über die Hebr. Poeſie. — Die geſchnittenen Steine der Hebräer beweiſen übrigens, daß ſie ſich allmählig auch mit Ausübung ſchöner Kunſt befreundeten. Eichhornii Comment. de Gemmis sculptis Hebr. in Comment. Göttingens. de an. 1813.

Zweiter Abſchnitt.

Moslemiſcher Abſcheu vor den Bildern.

Mit den treffendſten Zügen iſt die Geſchichte der Abgötterei in den Worten des Apoſtels **Paulus** dargeſtellt: „Da die Menſchen, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich weiſe dünkten, wurden ſie Thoren, und vertauſchten die Majeſtät des unvergänglichen Gottes (in welchem wir doch leben, weben und ſind) mit dem Bilde des vergänglichen Menſchen, ja ſelbſt der Vögel, der vierfüſſigen und kriechenden Thiere.“ (Röm. I. 22, 23. Vergl. Buch der Weisheit XII. 23, 24.)

Der Hauptmangel in einer vielgötteriſchen Religion iſt der Mangel an Einheit des innern Lebens. Der Menſch, blosgeſtellt den tauſendfachen Angriffen der Feinde in ſeinem eigenen Herzen, wie in der Welt, umringt von Sünde, Irrthum und Jammer, bedarf ein vertrautes, mitfühlendes Herz, vor dem er allen ſeinen Schmerz ausſchütten, dem er alle ſeine Noth klagen könne. Er bedarf einer unſichtbaren Hand, ſtärker als alle ſichtbaren, der er vertrauen könne: daß ſie ihn halte und hebe in allen Stürmen, in allen Kämpfen des vielfach ſich wendenden Lebens. Ein ſolches vertrautes Freundesherz jenſeits der Wolken, eine ſolche unſichtbare, allmächtige Hand hatte der arme Heide nicht. 1) Wenn die Bilder des Göttlichen die Vorſtellung dieſes Einen Freundes verdunkeln oder gar entrücken, dann geht die Religion

---

1) A. Neander Denkw. aus der Geſch. des Chriſtenth. I. B. 2. Heft. S. 67. Berlin. 1823.

im Bilderdienſt unter. Allem Verderben, das dieſe Vielgötterei erzeugt hat, liegt Selbſtabgötterei (Vergötterung der böſen Begierden) zum Grunde, oder vielmehr darin beſteht gerade ihr Verderben.

Merkwürdig iſt, wie der Moslemismus den ganzen Abſcheu des Moſaismus vor dem Bilderdienſte ſich aneignete. Da es Mahomeds Hauptabſicht war, die verſchiedenartigſten Stämme in Arabien, die theils den jüdiſchen, theils mehreren heidniſchen Meinungen und Gebräuchen anhiengen, zugleich durch religiöſe und politiſche Bande zu vereinigen; ſo hielt er für nöthig, daß alle die ſinnlichen Symbole der einzelnen Partheien wegfielen, die der Vereinigung hinderlich geweſen wären. Sogar das Ausſprechen der Namen der griechiſchen Götter ward daher vom Islam verboten; damit auch das Leſen der griechiſchen Dichter; wie viel mehr — der Gebrauch der Bilder! 2) Weil aber Mahomed, der auch in Einführung einer Menge von religiöſen Uebungen und Gebräuchen gleichſam zum Erſatz für die Bilder mit Moſes zu wetteifern ſuchte, den Arabern verboten hatte, Menſchen und Thiere abzubilden, ſo gebrauchten ſie Sonne, Mond, Sterne, Schnörkel, Blumenzüge ꝛc. zu Verzierungen, dergleichen man an den meiſten Kirchen und andern großen Gebäuden aus dem mittlern Zeitalter antrifft. Und dies iſt die Urſache, warum man dergleichen regelloſe Erzeugniſſe einer ausſchweifenden Phantaſie in den nachfolgenden Zeiten Arabesken, bisweilen Moresken genannt hat. 3) Der arabiſche Geſchmack in ſolchen Verzierungen

---

2) Mahomed v. Oelsner. Frankfurt. 1810. S. VIII. und 162.

3) Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken. Leipzig. 1790. S. 22, flg. Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte. I. Einl. 59. Grotesken oder ſeltſame Zuſammenſetzungen von wirklichen oder phantaſtiſchen Thieren und Pflanzen finden ſich ſchon in den älteſten orientaliſchen Tapeten.

verbreitete ſich zuerſt von Bagdad, wo unter den Abaſſiden Pracht und Ueppigkeit den höchſten Gipfel erreichten, nach Conſtantinopel, und ſpäter aus den mauriſchen Reſidenzen der ſpaniſchen Halbinſel in alle zur Kultur aufſtrebenden Länder. 4) Die prächtigen Tempel der Araber und Mauren bezeugen ihre Kunſtliebe, und es beſtätigte ſich auch hier die Eitelkeit des Beſtrebens, alle Kunſt und ſinnliche Darſtellung aus dem Gebiete der Religion zu verbannen. Ein Beweis, daß nur die völlige Einung der Geſtalt mit dem Weſen (dem Geiſt) der Glaubenslehre zur vollendeten Bildung hinführt. Die Einung iſt aber nur dann erreichbar, wenn der Werth des Aeuſſern, des Bildlichen nicht überſchätzt wird, ſondern daſſelbe ſich demüthig und dienſtbar dem Göttlichen anſchmiegt, um ſeine Offenbarung zu befördern.

Dritter Abſchnitt.

Götzendienſt ohne Bilder, und Verhältniß der Bilder zum Chriſtenthum.

Es gibt indeſſen auch Völker, bei denen wir Götzendienſt ohne Bilder antreffen. So kannten die alten Perſer auſſer dem Bilde Gottes in menſchlicher Geſtalt — dem Menſchen ſelbſt kein Bild für die Gottheit, als die auf Erden Alles belebende Sonne. Sie gaben aber nach Anleitung des Zendaveſta den

---

4) Florillo a. a. O. S. 62 — 66.

guten und böſen Geiſtern manigfaltige, großentheils erdichtete Thiergeſtalten, und die oberſten Naturgeiſter und Himmelsfürſten bildeten ſie in der Geſtalt kriegeriſcher Helden; als deren Gehilfen ſie ſich die Ferues, himmliſche Urbilder aller belebten irdiſchen Weſen vorſtellten. Dieſe Figuren und die Abbildungen gottesdienſtlicher Gebräuche mit menſchlichen Geſtalten verzierten der Perſer königliche Paläſte und Grabmäler. Tempel hatten ſie keine. 1)

Bei mehreren amerikaniſchen Völkern fanden ihre Entdecker gleichfalls die Verehrung der Sonne (ſodann des Mondes und der Sterne) ohne Gebrauch von Bildern. So bei den wilden Natches, in deren Tempel eigene Diener die Unterhaltung des ewigen Feuers bewachten; 2) ſo bei den mit mehr Bildung einfache und ſanfte Sitten verbindenden Bewohnern von Peru, die ihrem Gott (der Sonne) Feldfrüchte und Thiere zum Opfer darbrachten; 3) ſo endlich bei den Mexikanern, wo neben einem weit höhern Grad von Bildung die grauſamen Menſchenopfer in Uebung waren. Hier wurden die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten durch Bilder-Schriften d. i. durch eine Reihe von Figuren, mittelſt einer Moſaik von bunten Federn gebildet, aufbewahrt. Aber eigentliche Gemälde oder plaſtiſche Gebilde fanden ſich keine. 4)

Eben ſo kennt die Sinto-Religion, die urſprüngliche in Japan, keine Bilder. Selbſt von den Untergottheiten ſind in

---

1) Herders Werke zur Philoſophie und Geſchichte I. 134 — 152. zur Religion und Theologie V. 430. ꝛc. Vergl. Chardins Voj. en Perse. 1811. T. VIII. Niebuhr Voj. en Arabie. T. II. und Silv. de Saçy Mem. sur div. Antiq. de la Perse. 1793.

2) Robertson Histoire de l'Amerique T. II. Liv. IV. 38. etc.

3) Robertson T. IV. Liv. VII. p. 69, 71, 74.

4) Robertson T. IV. Liv. VII. p. 35, 61, 64.

ihren Tempeln keine aufgeſtellt. Man ſieht hier ſtatt aller Götzenbilder einen großen Spiegel von Metall, als Sinnbild der Gottheit, der keine Mackel der Seele verborgen iſt. 5)

Confuzé verwarf allen Götzendienſt. Wie tief unter ſeiner Lehre ſteht aber jetzt die Religion des Volks in China! Es verehrt der Götzen viele, und bildet ſie ab, und zwar in verzerrten, widrigen Figuren. In dieſer Nation iſt der ächte Schönheitsſinn bisher noch nicht entwickelt. Ihre Malerei und Bildhauerei ſtehen auf ſehr niedrer Stufe, 6) und können nur den Aberglauben fördern.

Doch die vorhin angeführten Beiſpiele reichen hin, um darzuthun, daß die göttliche Verehrung von Geſchöpfen und der Gebrauch religiöſer Bilder getrennt ſeyn können. Die Aufzählung aller Völker, wo dieſe Trennung ſtatt fand oder noch findet, iſt hier überflüſſig.

Auch den Römern hat ihr Geſetzgeber Numa verboten, Menſchen- und Thierähnliche Bilder der Gottheit ſich zu machen. Und früher, ſagt Plutarch, 7) war auch bei ihnen weder ein Gemälde noch ein Kunſtgebilde von Gott, ſondern in den erſten hundert und ſiebenzig Jahren des Staats baute man zwar Tempel und heilige Kapellen, aber ſtets ohne Bilder, weil es (ganz nach den Lehrſätzen des Pythagoras) für unheilig erachtet wurde, das Höhere durch das Niedere darzuſtellen, und man dafür hielt, der

---

5) Zimmermanns Taſchenbuch der Reiſen. Jahrg. 1810. Zweite Abtheilung. S. 206. ꝛc. nach Charlevoix. Vergl. Prevost Histoire gen. des Voyages. 1756. T. XIV. p. 400. etc.

6) Zimmermann a. a. O. Erſte Abth. S. 292. ꝛc. S. die Figuren in dem Atlas historique par Geudeville. Amsterdam. 1719. T. V. p. 154.

7) Plutarchs Numa n. 8.

Gottheit nicht anders, als durch den Gedanken ſich nähern zu können. Erſt nach genauerer Bekanntſchaft mit dem Götterdienſte der Griechen und anderer Völker, die ſie nach und nach unterjochten, und deren Götter ſie ſich aneigneten, wurde die einfache Idee des Numa dem Intereſſe des Welterobernden Staats aufgeopfert. Und noch ſpäter erſt, als der Luxus und Ehrgeitz ſchon die Grundlagen des Freiſtaats unterwühlten, wurden den Göttern Bildſäulen errichtet. 8) Man ſieht hieraus, daß bei den Römern die mythologiſche Bildnerei nicht aus reiner Quelle floß.

In keiner Religion finden wir hingegen die Idee von Einem Gott, Schöpfer und Erhalter aller Dinge ſo rein aufgefaßt und dargeſtellt, wie in der chriſtlichen. Alle ihre Lehren, Vorſchriften und Anſtalten zielen dahin, die Idee von Gott lauter, unentſtellt und lebendig in den Gemüthern zu bewahren. Mit Anordnung äuſſerer ſichtbarer Bilder befaßt ſie ſich durchaus nicht, weil kein irdiſches Bild denkbar iſt, das fähig und würdig wäre, Gott, der ein Geiſt iſt, und ſeine Vollkommenheiten ganz genügend auszudrücken. Aber im Grunde tritt dies auch bei den Wortlauten und Schriftzeichen ein, die bei allem Beſtreben nach Reinheit von ſinnlicher Beimiſchung, dennoch ſtets unvermögend ſind, ſich ganz bis zur reinen Würde des Göttlichen zu erheben. Obgleich daher die chriſtliche Kirche ſich in ihrem Styl von Anbeginn der größten Einfalt und Erhabenheit beflis, ſo hat ſie doch auch manchmal dem ſinnlichen Bedürfniſſe der Schwächern nachgegeben, und eine Bilder-Sprache darin zugelaſſen. Von dieſer finden ſich ſchon in den Reden, Gleichniſſen, Parabeln Jeſu ſelbſt Spuren. Dieſer himmliſche Lehrer ſtellt uns Gott immer unter dem Bild eines allgemeinen Vaters dar. Es iſt ſich daher

---

8) Plinius Histor. Natur. XXXIV. 10.

nicht zu verwundern, daß in der Folgezeit die ſinnliche Darſtellung dieſes Bildes in den Chriſtentempeln Eingang fand. War aber hier einmal ein ſymboliſches Bild aufgeſtellt; ſo iſt es leicht begreiflich, daß allmählig viele andere Bilder ſich anſchloßen, die gleichfalls den bezeichnenden Ausdrücken und den Erzählungen des Evangeliums nachgebildet waren. Dies kann um ſo weniger befremden, als das ganze Chriſtenthum auf einer Reihe geſchichtlicher Thatſachen beruht. Der Sohn Gottes ſelbſt ward Menſch und lebte und wirkte menſchlich unter Menſchen. Unmöglich konnte der Kunſttrieb der Verſuchung lange widerſtehen, die merkwürdigſten Züge aus der Lebensgeſchichte Jeſu, die an Handlungen vom erhabenſten und rührendſten Charakter, welche jedes fühlende Herz in Anſpruch nehmen, ſo reich iſt, mit Farben und Meiſel anſchaulich darzuſtellen, und das Göttliche unter menſchlichen Geſtalten auch für die Sinne ſtets gegenwärtig zu erhalten. Zur Zeit des ſtillen Uranfangs des Chriſtenthums ſtanden die ſchönen Künſte auf der höchſten Stufe; aber ſie waren nur den heidniſchen Fabeln dienſtbar. Während hingegen das Chriſtenthum an Ausbreitung gewann, waren die ſchönen Künſte immer ſichtbarer in einen Verfall gerathen, der beſonders nach Conſtantin dem Großen Rieſenſchritte machte. Doch hinderte dies nicht, daß die Künſte, die ſich bisher der heidniſchen Mythologie geweiht hatten, nunmehr zur Verherrlichung der Gegenſtände des neuen Glaubens angewendet wurden. Der Eifer für die Verzierung und Pracht der Chriſtentempel wuchs vielmehr ſo ſehr, daß bald Männer von Anſehen aufſtanden, die hier einen neuen Götzendienſt erblicken wollten, und im Gegeneifer den Gebrauch der Bilder überhaupt als Erneuerung des Heidenthums verwarfen. Schon die grauſame Heftigkeit, womit die Fehde hierüber in der Kirche geführt wurde, läßt vermuthen, daß auf beiden Seiten die Menge durch eine mit Leidenſchaft umfaßte Idee ſich auf ein Aeuſſerſtes fortreiſſen ließ. Der Keim zu dieſem großen Streit entwickelte ſich im Schooße des Chriſtenthums auf folgende Weiſe. — Der Gottesdienſt der Chriſten war in den erſten Jahrhunderten höchſt einfach. 9) Man war mehr auf die Ausſchmückung der Seelen der Gemeinde, als der Kirchen, mehr auf Bekleidung und Speiſung der Bedürftigen, als auf Erbauung prächtiger Tempel bedacht. „Was frommt es, ſchrieb Hieronimus, 10) wenn die Wände der Kirchen von Edelſteinen glänzen, Chriſtus aber in den Armen Hunger leidet?“ Auch Ambroſius 11) will, daß man den lebendigen Gefäßen vor den metallenen den Vorzug gebe. Und als ſpäter die Pracht in den Kirchen aufkam, wurde auch bald die Rüge zum Sprüchwort: „Vordem finſtere Kirchen, aber lichte Herzen, jetzt helle Kirchen, aber finſtere Herzen; vordem hölzerne Kelche, aber goldene Prieſter, jetzt goldene Kelche, und hölzerne Prieſter.“ 12) Obgleich indeſſen Gregor (I.) der Große ſich mehr noch mit Lehre und Almoſen, als mit Ausſchmückung der Kirchen befaßte, ſo glaubte er doch, wie ſein Brief an den Biſchof Auguſtin in England 13) bezeugt, man hätte ſelbſt die prächtigen Göttertempel immerhin, nachdem ſie durch heilige Gebräuche gereinigt

---

9) S. Fleury mœurs des premiers chrètiens. Mosheim Instit. Hist. Eccles. antiquæ. Helmstadii. 1774. Cave erſtes Chriſtenthum. Arnolds Abbildung der erſten Chriſten. B. II. K. 1, 2, 3. und Ant. Blakmore chriſtl. Alterth., überſ. v. Rambach. I. B. VIII.

10) Epist. 58 ad Paulin. Gleichſtimmig iſt des hl. Chriſoſtomus Aeuſſerung. Homil. 51 in Math.

11) Liv. II. de Offic. 28.

12) Aventin Annal. Boj.

13) Epist. Greg. M. Liv. I. C. 71. Gregor wurde Pabſt 590, und ſtarb 604.

worden, für den Dienſt des wahren Gottes erhalten können. Aber die Götterbilder konnten nicht gleiche Nachſicht anſprechen. 14) Aus den Tempeln mußten ſie verſchwinden. 15) Auch wurde mit Recht den Chriſten die Verfertigung oder Ausſchmückung von Götzenbildern zum Gebrauch der Heiden als Theilnahme am Götzendienſt angerechnet, damit nicht der Eigennutz das religiöſe Gefühl erkälte. 16) Daß man aber ſolche Bilder ohne Unterſchied zertrümmerte, und auch derjenigen nicht ſchonte, die als Meiſterwerke der Kunſt für alle Zeiten von hohem Werthe waren, wird der Kunſtfreund nie aufhören zu bedauern. 17) Es iſt dies zum Theil der

---

14) Sogar das Trinken aus den Hörnern erlegter Auerochſen, vordem als Siegeszeichen aufbewahrt, und an Feſten zu Ehren der Götter als Becher gebraucht, wurde nur dann erlaubt, wenn man das Kreuz darauf anbrachte. Vergl. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen I. 11.

15) Wo ferne man ſie nicht in chriſtl. Bilder umſchuf, was zuweilen geſchah. S. Zoſimus Geſchichte und Manſo's Leben Conſtantins des Gr. 1817. S. 253 u. Beil. VII. S. 316. Winkelmann Geſch. der Kunſt des Alterthums. Dresden. 1764. Th. II. S. 425.

16) Constitut. Apostol. Liv. VIII. C. 31. Concil. Elvir. Tertullian de Idololatria. C. 6.

17) Plutarch (im Aratus n. 13) erzählt: „Der Maler Neokles habe den Aratus, Beſieger von Sycyon gebeten, des Gemäldes von Melanthus, den Tyrannen Ariſtratus an einen Wagen, auf dem die Siegesgöttin ſaß, vorſtellend, zu ſchonen.“ Gegen die Tyrannen, ſagte er, muß man Krieg führen, aber nicht gegen die Bildniſſe der Tyrannen. Laſſen wir wenigſt den Wagen und die Siegesgöttin! Ich will dir ſchon machen, daß Ariſtratus von dem Gemälde weichen ſoll. Da ſich Aratus dieſes gefallen ließ, wiſchte Neokles die ſtehende Figur des Tyrannen Aratus weg, und ſetzte an ihre Stelle bloß eine Palme.

Unwiſſenheit und Roheit der zum Chriſtenthum bekehrten Völker, 18) zum Theil dem frommen an ſich löblichen Eifer der Kirchenvorſteher zuzuſchreiben, die vor der Möglichkeit der Rückkehr eines Julian zitterten und die Anhänglichkeit des ſinnlichen Haufens an manche heidniſche Gebräuche nur mit Müh' erſtickten. 19) Ahmte doch ſelbſt bei Aufſtellung der Bildſäulen von Perſonen des kaiſerlichen Hauſes die knechtiſche Schmeichelei lange noch ungeſcheut die abgöttiſchen Ehrenbezeugungen nach; 20) wenn gleich kaiſerliche Edikte (des Theodoſius) die ſcheuloſe Zertrümmerung aller heidniſchen Bildſäulen befahlen. Daher der Abſcheu der Kirchenvorſteher vor der Malerei und Bildhauerei, als abgöttiſch und im Dienſte der böſen Geiſter ſtehend. 21) Sie fanden es aber doch der Klugheit gemäß, um in den Herzen des Volks die Neigung zum heidniſchen Weſen leichter zu zerſtören, ihm für deſſen ſinnliches Gepräng' einigen Erſatz zu gewähren. Dieſe Nachgiebigkeit, die mit Geſtattung bildlicher Symbole, vorzüglich des Kreuzes, 22)

---

18) Denen die Conzilien, z. B. das von Elvira oder Illiberis (Grenada) kein Lob ſprachen: Si quis idolafregerit, et ibidem fuerit occisus, quia in evangeliis non est scriptum, nec invenitur ab apostolis unquam factum, placuit eum in numerum non recipi martyrum. Can. 60. Conc. Eliberitane.

19) Tertullian in Libro de Idolatria C. 3. Propter hanc causam, ad eradicandam scilicet materiam Idolatriæ, lege divina proclamat: ne feceris idolum!

20) S. D'Aschery Spicileg. und Neander's heil. Chriſoſtemus II. 219. nov. T. I.

21) Tertull. de Idolat. C. 3 u. 7. Clemens Protrep. p. 41. Constit. Apost. VIII. 32.

22) Fleury Hist. Eccles. Liv. LVI. 45. Münter Simbol. vet. Eccles. Hafniæ. 1819. p. 17.

ſodann auch des Lammes, 23) der Taube ꝛc., 24) und mit Einführung der Reliquien der Märtyrer 25) anfieng, wurde um ſo unbedenklicher ausgedehnt, je mehr die Furcht verhaßter Vergleichung zwiſchen den neuen Gegenſtänden der Verehrung und den heidniſchen ſich verlor. Daher die Zulaſſung von Abbildungen Chriſti und der Heiligen von Malern und Bildhauern. 26) Einige fanden zwar die gemalten zuläſſig, aber nicht die plaſtiſchen, 27) wegen größerer Aehnlichkeit mit den Götzenbildern, die durchgehends das Werk der Bildhauer waren. Chriſtliche Statuen blieben lange Zeit eine Seltenheit, als Gemälde ſchon üblicher wurden. 28) Man ſah in den Tempeln keine andere Bildſäulen, als die lebendigen, wie Origines (Contra Celsum. VIII. 400.) die von dem Geiſte Chriſti beſeelten Gläubigen nennt, indem er beiſetzt, daß mit ihnen kein Zevs des Phidias zu vergleichen ſey. Selbſt von Cruzifiren findet man vor Ende des ſiebenten Jahrhunderts keine Spur. Vorher war das bloße Kreuz ohne Figur üblich,

---

23) Doch hat noch die trullaniſche Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel v. 691 die Abbildung Chriſti in Geſtalt eines Lamms verboten, und ſelbſt die Abbildung deſſelben am Kreuze, welche dieſe Verſammlung billigte, war vorher ſelten. Casali de Vet. sacr. christ. I. 3. Gori de Mitrato Cap. Christi. C. 8. §. 1 u. 3. p. 172 u. 173.

24) Ducange Constant. Christ. Liv. III. §. 62 — 64.

25) Fleury Dissertat. in Histor. Eccles. III. §. 4. p. 115.

26) Gregor. Nyssens. Orat. in Theod. Mart. C. 2 u. Orat. de Vita S. Gregor. Thamath. C. 7.

27) Z. B. des Patriarchs Germanus epist. in VII. Synodi Actis. Art. IV.

28) Germanus Epist. ad Thom. episcop. Claudiopol. Petavius de Incarnat. Liv. XV. C. 14. n. 3.

oder man ſah am Fuße des Kreuzes, wohl auch mitten daran, oder an der Spitze ein Lamm. 29) Ueberhaupt kam nicht aus dem kirchlichen, ſondern aus dem häuslichen Leben der Gebrauch religiöſer Bilder zuerſt unter die Chriſten. Ihre Trinkgefäſſe, ihre Siegelringe, Denkmünzen, dann auch ihre Gräber verzierten ſie mit chriſtlichen Sinnbildern im Gegenſatz der Heiden, an deren Geräthſchaften vielfältig Götterbilder zu ſehen waren. 30) Die viel ſpätere Aufſtellung von Gemälden in den Kirchen geſchah anfangs mit großer Vorſicht und Gewiſſens-Aengſtlichkeit, und die ehrwürdigen Gemälde wurden nur dazu benutzt, Unwiſſende zu belehren, und Kaltſinnige zu erwecken. 31) Blos in dieſer Abſicht ließ im Anfange des fünften Jahrhunderts Paulinus, nachheriger Biſchof zu Nola in einer neuerbauten Kirche daſelbſt die Dreieinigkeit, die Apoſtel und Evangeliſten und bibliſche Geſchichten in muſiviſchen und gemalten Bildern darſtellen. 32) Wenn ehemals die Tempel mit den Geſtalten und Bildern vernunftloſer oder erdichteter Weſen ausgeſchmückt waren; ſo geſchah dies jetzt mit den Bildern der Heiligen, die ſich zu

---

29) Münter Sinnbilder der alten Chriſten. I. 77. fg.

30) S. bei Münter die Abbildungen und Neanders allgem. Geſch. der chriſtl. Religion. B. I. Abtheil. II. S. 507.

31) „Non ad adorandos, sed ad eorum, qui decertaverunt memoriam et ad posterorum exercitationem atque præparationem." Acta S. Policarpi ap. Euseb. hist. eccles. Liv. IV. C. 15. — „Ut qui litteras nesciunt, neque sacras litteras possunt legere, picturæ contemplatione in memoriam revocent illorum præclara facta, qui Deo vero sincere servierunt." Nilus Abbas (S. Chrisostomi discipulus) in Synodo VII. art. 4.

32) Paulini Epist. 32. p. 205. carm. 24. B. 362. ꝛc. B. 552. ꝛc. edit. Paris. 1622. Schröckhs Kirchengeſchichte VII. 134. ꝛc.

lebendigen und vernunftbegabten Tempeln des ihnen inwohnenden Gottes gemacht. 33) Aber unvermerkt ſchritt der Aberglaube, den man beſchwichtigen wollte, zur Uebertragung der Verehrung vom unſichtbaren Urbild auf die ſichtbaren Nachbildungen über. Der Gebrauch und ſelbſt die Verehrung der Bilder war ſchon vor Ende des ſechsten Jahrhunderts feſtgegründet. 34) Schon im zweiten Jahrhundert hatte die Abbildung Chriſti auf Kirchengefäſſen ſtatt. 35) Aber auch bereits im Anfange des vierten zeigen ſich Spuren von öffentlichem Tadel des Bildergebrauchs. 36) Doch fand dieſer in den Kirchen erſt ſpäter und nur allmählig ausgebreiteten Eingang. Zu Ende des vierten Jahrhunderts antwortete der Abt Nilus 37) einem Vornehmen, der ihm das Vorhaben der Erbauung eines großen Tempels zum Andenken der Märtyrer mitgetheilt hatte, der mit mancherlei Bildwerken, auch Jagdgemälden ausgeſchmückt werden ſollte: „Es ſey etwas Kindiſches, durch dergleichen Dinge das Auge der Gläubigen zu zerſtreuen. Eines feſten und männlichen

---

33) Joh. Damascenus de cult. Imag. Orat. II. p. 718. etc.

34) Gibbons Geſchichte vom Verfall und Untergang des römiſchen Reichs. B. VII. S. 107, 133, 162. B. IX. S. 281. Antiquit. christian. Institutiones, Auctore L. Salvaggio. Moguntiæ. 1787. P. I. Liv. II. p. 52 — 55. P. II. p. 319. sq.

35) Tertullian L. de pudicitia Cap. X. erwähnt der Abbildung des guten Hirten in erhabener Arbeit auf Kelchen. Vergl. Cap. VIII. und Gregor Nyssa. Orat. de Deitate filii etc. Fleury Hist. Eccles. L. V. §. 46. Euſebius im achten Buche (Kirchengeſchichte) gedenkt der Bilder Chriſti und der Apoſtel, Auguſtinus eines Gemäldes von der Steinigung des Stephanus.

36) In der Synode von Illiberis Can. 36. Vergl. S. Augustin. de morib. eccles. cathol. L. I. C. 34. der im III. Jahrh. lebte.

37) S. ſeine Werke IV. 61. Neanders Chriſoſtomus II. 337.

Sinnes aber ſey es würdig, daß in dem Sakrarium gegen Oſten nur Ein Kreuz aufgerichtet werde; denn durch das Eine heilbringende Kreuz gelangte das Menſchengeſchlecht zum Heil, durch das Eine werde den Verzweifelten Hoffnung überall verkündigt; übrigens möge der innere Raum mit Darſtellungen aus der Geſchichte des alten und neuen Teſtaments durch die Hand eines ausgezeichneten Malers von allen Seiten beſetzt werden, damit diejenigen, die nicht leſen können, durch die Betrachtung der Gemälde an die chriſtliche Tugend Derer, welche dem wahren Gott auf die rechte Weiſe gedient haben, erinnert und erweckt würden zur Nachahmung ihrer großen Werke.“ So ſehr auch Euſebius 38) die goldverzierten Decken und Wände, die bunten und reichen Vorhänge und die Menge koſtbarer Kleinodien in den Tempeln, die Conſtantin († 337.) und ſeine Mutter (Helena) errichteten, anrühmt, ſo wenig ſpricht er von Standbildern, erhabenen Arbeiten und Gemälden in denſelben. Doch redet Aſterius, 39) obgleich er ſich ſehr ſtark gegen den Gebrauch der Bilder Chriſti ausläßt, mit Wohlgefallen von einem Gemälde von der Leidensgeſchichte der Märterin Euphemia, und nennt den einen frommen Maler, der ſo viel möglich durch ſeine Kunſt, wie der Redner jährlich am Feſte der Heiligen durch ſein Wort, die Geſchichte derſelben anſchaulich zu machen geſucht. — Lange war der allegoriſche Geſchmack vorherrſchend, der vielfältig auch heidniſchen Bildern

---

38) S. deſſen Kirchengeſchichte VII. C. 18. X. 4. Euseb. Vita Constantini Liv. III. 23—44. Manſo Leben Conſtantins des Großen. S. 253 u. fg. Vergl. auch Hieron. de Idolis n. 3.

39) Biſchof v. Amaſia zu Ende des IV. Jahrhunderts Opp. ad Combesis. Fol. 207.

einen chriſtlichen Sinn unterſchob. 40) Doch mußte dieſer Geſchmack allmählig dem zunehmenden Kunſtſinn weichen. Allein im Anfange des achten Jahrhunderts wurde durch die auffallende Größe des Mißbrauchs der Tadel des Bilderdienſtes ſtärker, und erregte unter den Griechen in vielen Gemüthern die Beſorgniß, unter dem Scheine des Chriſtenthums den Götzendienſt der Voreltern wieder hergeſtellt zu ſehen. Der Eindruck dieſes Tadels wurde geſchärft durch den ſtillen und lauten Vorwurf der Juden und Mahomedaner, deren Abſcheu vor Bildniſſen und ihrer Verehrung unerſchüttert blieb. Conſtantins Nachfolger, griechiſche Kaiſer, machten ſich zu Anführern der Bilderfeinde; 41) des Heidenthums ſtärkſter und ſiegreichſter Bekämpfer — der römiſche Pabſt 42) wurde das Haupt ihrer Freunde. Heere von Mönchen waren unter dieſen vorzüglich eifrig. Die Synode zu Conſtantinopel von 754 donnerte wider den verbreiteten Bilderdienſt, als Erneuerung des Heidenthums. 43) Dieſem Vorwurf widerſprechend, nahmen

---

40) Unter den Fresken der Katakomben von Rom ſieht man den Erlöſer unter der Geſtalt des Orpheus; den Elias gleich dem Apoll auf einem von fünf prächtigen Roſſen gezogenen Wagen ꝛc. Dieſe Fresken ſollen vom IV. oder V. Jahrhunderte ſeyn. Orloff Essai. sur l'Hist. de la Peint. 'd Ital. I. 82 — 85.

41) Anfangs begnügte ſich jedoch Leo der Iſaurier damit, die Bilder ſo hoch als möglich in den Tempeln ſtellen zu laſſen, um ſie der Verehrung gleichſam zu entrücken.

42) Die Päbſte ließen frühzeitig die Kirchen zu Rom mit Moſaiken und Gemälden verzieren. Muratori Script. rer. Ital. Fol. II. P. I. p. 196. sq.

43) Vergl. Gibbon, a. a. O. B. XI. S. 291, 297. Montesquieu Grandeur et Decad. des Romains. XXII.: Une superstition grossière qui abaisse l'esprit autant que la religion l'eléve plaça toute la vertu et toute la confiance des hommes dans une ignorante stupidité pour les images.

ihn die Synoden zu Rom in Schutz. Mit Grund ſtellte Gregor I. dem bilderſtürmenden Kaiſer Leo vor: er ärgere und empöre die Mehrheit der Chriſten durch Zerſtörung des Mittels, das ſo viele Heiden dem Chriſtenthum gewonnen, und das auch die Rohen und Unwiſſenden, die des Leſens unkundig ſind, belehre. 44) Die große Maſſe der Chriſten im Morgenlande ſchied ſich nun in zwei gegeneinander heftig erbitterte Partheien, die der Bilderſtürmer und die der Eiferer für Beibehaltung der Bilder. Die Meinungen ſtanden ſich ſchroff entgegen. Die einen verdammten mit dem Mißbrauche zugleich den möglichen guten Gebrauch; die andern ſchienen mit dem guten Gebrauch auch den Mißbrauch gut zu heißen oder doch zu beſchönigen geneigt. In den Verhandlungen herrſchte Heftigkeit; in den zu ihrer Unterſtützung angeführten Gründen Verwirrung. Der Eifer von beiden Theilen artete in blutdürſtigen Fanatismus aus; die einen wurden von denen, welche den Glauben an die Einheit Gottes für bedroht hielten, als Abgötterer verfolgt, die andern von denen, welchen Gott in ſeinen Heiligen verſchmäht ſchien, als Gotteslästerer verflucht. 45) Doch die Kirchen von Frankreich, Deutſchland, England und Spanien ſteuerten, auch nachdem der zweite große Kirchenrath von Nicäa (im Jahr 787) unter Roms vorzüglichem Einfluſſe ſich mit warmem Eifer gegen die Synode von Conſtantinopel und für die Verehrung der Bilder ausgeſprochen hatte, zwiſchen beiden Aeuſſerſten in der Mitte durch, indem ſie zwar die Bilder in ihren Kirchen zuließen, aber nur als paſſende Verzierungen zur Erinnerung an das Unſichtbare, und als lebendige und nützliche

---

44) Mansi Concil. XII. 960 — 982. Vergl. ibid. p. 1060.

45) Natalis Alexander Hist. Eccles. VIII. dissert. VI. §. 6.

Denkmäler des Glaubens und der Geſchichte 46) Eine Synode von dreihundert Biſchöfen, zu Frankfurt im Jahr 794, unter Carls des Großen Anſehen verſammelt, 47) durch eine eigene mehrere Jahre vorher in Umlauf gebrachte Schrift 48) vorbereitet, mißbilligte die Wuth der Bilderſtürmer, die den Lehrſatz der Zuläſſigkeit von Bildern verdammten; 49) aber einen weit härtern Tadel ſprach ſie gegen der Griechen Aberglauben aus. 50) Die Beſchlüſſe dieſer Synode wurden in einer ſpätern Verſammlung zu Paris (oder Sens) unter Ludwig dem Frommen (im Jahr 825,) 51) ohne Beachtung der Gegenſchrift des Papſts

---

46) Petavius de Incarnat. L. XV. C. 16. Fleury hist. Eccl. L. 44. §. 47.

47) Eginhard Vit. Caroli M. Harzheim Concilior. Germaniæ. Collect. Coloniæ. 1759. I. 322 et 324.

48) Baluzii Capitular. I. 262. Goldast Imp. decret. de cultu imaginum. Auch beſonders herausgegeben von C. A. Heumann. Hanov. 1731. In dieſer Schrift heißt es: Litt. C. 31. Secundum antiquam P. P. et ecclesiasticam traditionem eas in ecclesia in ornamento et memoria rerum gestarum, si libet, habeamus. L. III. C. 16. In basilicis Sanctorum imagines non ad adorandum, sed ad memoriam rerum gestarum et ad venustatem parietum habere permittimus. Lib. IV. C. 4. Eas in ornamentis ecclesiæ habere permittentes, modis omnibus spernimus adorationem. Vergl. Schröckhs Kirchengeſchichte XX. 584 — 597.

49) Wodurch die Bilderſtürmer ſich allerdings des Irrthums ſchuldig machten. S. Muratori von der Mäſſigung in Religionsſachen. Thl. I. Cap. XV. S. 314.

50) Concil. Francof. Con. II. Gibbon Thl. XI. S. 351. Schröckhs chriſtl. Kircheng. XX. 596. ꝛc. Joh. Dallæi de imaginib. L. IV. C. 4. p. 429. etc.

51) Collet. Concil. T. IX. p. 647. sq. Mansi XIV. 415. etc. Goldast Collect. Constit. Imper. I. 154. etc. Synodus Parisiensis de imaginibus. Francf. 1596. Calles in ſeinen Annalen will dieſe Verſammlung durchaus nicht als einen Synod gelten laſſen.

Hadrian, die den Vorwurf der Mißdeutung der Nicäer-Synode enthielt, 52) beſtätigt. So tief im Chriſtenthum begründet der Abſcheu vor Bilderanbetung den Biſchöfen erſchien, die an dieſen Beſchlüſſen Theil nahmen, ſo mochten ſie doch die Beihilfe der Bilder zur Belehrung und zur Belebung eines frommen Sinnes für um ſo erwünſchter anſehen, als der Religionsunterricht, ohngeachtet der Bemühungen Carls des Großen und ſeines Alkuin ihn zu verbeſſern, damals noch äuſſerſt dürftig und mangelhaft war. 53) Wie hätten die Chriſten wegen den Bildern Chriſti und der heiligen Zeugen ſeiner Lehre ſich anfeinden, ſich bekriegen können, hätte der Geiſt des Chriſtenthums — die Liebe unter ihnen geherrſcht? — Doch der Streit würde nie den Grad von Bitterkeit erreicht haben, ſondern wäre bald erloſchen, hätten ihn die Kunſtgriffe herrſchſüchtiger Politik nicht genährt und ſeine Quelle mehr und mehr vergiftet. Mögen die bilderſtürmenden Kaiſer von der Vernichtung des Bilderdienſtes die Vereinigung aller Sekten, und ſelbſt der Juden und Mahomedaner mit den Chriſten, oder eine Erweiterung ihres Gebiets, oder die ihrer Macht in Beziehung auf die Kirche erwartet haben, in jedem Fall war das Mittel ſchlecht gewählt; gerade das Gegentheil ihrer Abſicht war das Ergebniß. Der Bilderdienſt ſelbſt gewann im Orient um ſo mehr Herrſchaft, und wurde um ſo ausſchweifender, je grauſamer er verfolgt worden war. 54) (Beil. B.)

---

52) Adriani Papæ ad Carolum Regem de imaginibus scriptum, quo confutantur illi, qui Synodum Nicænum II. oppugnarunt bei Harduin Art. Concil. IV. 773.

53) Schröckhs Kirchengeſchichte. XIX. 416 — 423.

54) Fr. Chr. Schloſſer Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer. Frankf. 1812. Maimburg Histoire des Iconoclastes II. T. Vergl. Lefevre Entretiens sur l'hist. de l'arianisme et des Iconoclastes du P. Maimb. Colog. 1683.

Im Abendland aber hat die Folgezeit den geſunden Menſchenverſtand und ächt chriſtlichen Sinn der Erklärung der Frankfurter-Synode gerechtfertigt. Denn in der finſtern Unordnung, die im Mittelalter überhand nahm, ſteigerten Unwiſſenheit und frommer Betrug den Bilderdienſt auf einen ſolchen Grad von Albernheit, 55) daß wahrhaft fromme und zugleich unterrichtete Chriſten manchmal verſucht werden mochten, die griechiſche und römiſche Abgötterei beinahe verzeihlicher und einer edeln Deutung empfänglicher zu finden, indem ihre beſſern Göttergebilde doch die Seele aufwärts zum Ueberſinnlichen wieſen, wogegen die Figuren des neuen Bilderdienſtes nur der groben Sinnlichkeit Nahrung gaben, und zum ſtumpfſinnigſten Aberglauben herabzogen. Mit dem heftigſten Eifer hatten ſich ſchon unter der Regierung Ludwigs des Frommen die gelehrten Erzbiſchöfe Claudius zu Turin 56) und Agobard von Lyon 57) darüber ausgedrückt. — Mehrere Jahrhunderte ſpäter rügte der heilige Bernhard mit Wärme die Ueberladung

---

55) Mabillon Præf. ad acta Ord. S. Benedicti Sæcul. IV. P. I. §. 3. n. 45. p. XXVIII.

56) Den Erzbiſchof Claudius trieb ſein Eifer ſo weit, daß er alle Bilder und Kreuze in den Kirchen ſeines Sprengels zerſtören ließ. In ſeinem Schreiben an den Abt Theudemir (S. Magna biblioth. Veter. patrum T. IV. P. II. p. 149 etc.), der ihm deßhalb Vorwürfe machte, eifert er ſehr gegen allen Bilderdienſt und ſagt von der Verehrung des Kreuzes: Gott befiehlt, das Kreuz auf ſich zu nehmen und ihm nachzufolgen, nicht aber es anzubeten; und dieſe Menſchen wollen es anbeten, ohne es weder körperlicher noch geiſtiger Weiſe auf ſich zu nehmen. Gott ſo dienen, heißt ihn verläugnen.

57) Auch Agobard dringt aus Beſorgniß der Abgötterei (ſ. im Buche de cultu imaginum) auf völlige Abſtellung der Bilder in den Kirchen. Der Nämliche eiferte auch gegen den Glauben an Hexerei.

der Bethäuſer mit koſtbaren Bildern und der Kloſterwände mit Heiligengemälden und weltlichen Schildereien. 58) Auch der ſtrenge und ernſte Abt Abailard eifert dagegen in ſeiner dem Kloſter Paraklet gegebenen Regel. 59) Später eben ſo der heilige Dominikus und Franz von Aßis. Die Künſtler ſetzten aber auch vielfältig den Wohlſtand und die Wahrheit auf die Seite. Vergeblich erhob noch Johann Gerſon dagegen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts kräftige Vorſtellungen. Die Kirchen blieben voll der abgeſchmackteſten und abentheuerlichſten Bilder, denen die im vierzehnten Jahrhundert üblichen geiſtlichen Schauſpiele (Mystères), worin das Burleske die ſonderbarſten Miſchungen des Aberglaubens und der Lüſternheit vermittelte, 60) zum Theil als Vorbilder dienten, oder doch Anſehen verſchafften. 61) Auch giengen die Träume des überall Allegorien ſehenden Myſtizismus der Schrifterklärer und ihnen geiſtesverwandten Dichter in die Werke der bildenden Kunſt über, und nach der Aufdämmerung des Studiums klaſſiſcher Alterthümer neigte ſich, wie die Poeſie, ſo auch die bildende Kunſt zur bunten Vermiſchung der heidniſchen mit den chriſtlichen Mythen; einer Vermiſchung, die dem Aberglauben neue Spielräume geöffnet, die Kunſt aber mehr und mehr dem reinen Geiſt des Chriſtenthums entfremdet hat. Bei

---

58) Apologia ad Guilielm. Abbat. Cluniac. Vergl. Guil. de Nangis. Chron. ad an. 1113. u. Martene thesaur. V. wo ein Kapitelsbeſchluß der Ciſterzienſer vorkommt: ne de cætero fiant in ordine picturæ, sculpturæ præter imaginem Christi, neque varietates pavimentorum.

59) Epist. ad Helois. VIII. Opp. p. 195.

60) Ou, ſagt Boileau, l'on jouait les Saints, la Vierge et Dieu, par piété.

61) Vergl. Schillers Horen I. Jahrgang V. 22. ꝛc.

dieſen rohern und feinern Ausſchweifungen konnte, wenn gleich ihr Einfluß durch eine gewiſſe fromme Gutmüthigkeit gemildert wurde, weder das reine Feuer des chriſtlichen Sinnes, noch der Geſchmack für das wahrhaft Schöne und Göttliche der Kunſt beſtehen. Plötzlich erhob ſich aber gegen ſie in dem Reformationsgeiſte des fünfzehnten Jahrhunderts ein gewaltiger Gegner, der neuerdings den Gebrauch der Bilder im Gebiete der Religion überhaupt, beſonders ihre Aufſtellung in den Tempeln für Götzendienſt erklärte, und mit ungezähmtem Feuereifer viele ſchätzbaren Erzeugniſſe der wiedererwachten Kunſt zerſtörte. (S. Beil. C.) Dieſe Zerſtörungswuth muß jetzt um ſo mehr auffallen, als ſie gerade in dem Zeitpunkt ausbrach, wo die bildenden Künſte, durch den Geſchmack der Gebildeten und durch die Liebhaberei und Freigebigkeit der Großen ermuntert und durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden begünſtigt, der höchſten Vollendung entgegen giengen und ſie bereits erreicht hatten. Doch vergeblich rief Eraſmus den neuen Bilderſtürmern zu: „Was frommt es, die Götzen auſſer euch zu ſtürzen, wenn die Götzen im Innern des Herzens aufrecht bleiben? 62) Umſonſt ſuchten die Reformatoren ſelbſt den Eifer

---

62) Z. B. in Epistola contra quosdam qui se jactant evangelicos: „Was hat es genützt, die Bilder zu ſtürmen, wenn jeder noch ſeinen eigenen Götzen im Herzen hat, den er verehrt?“ Epist. 512. Append.: „Man ſchafft die Bilder aus den Tempeln fort, welche doch zur Zierde und zum Nutzen dienten. Man ſteure lieber der abergläubiſchen Verehrung, und ſchaffe die unanſtändigen und überflüſſigen fort, nur nach und nach und ohne Geräuſch.“ Schrieb doch auch Zwingli: „Der Götzendienſt folgt erſt hernach, ſo der Abgott ſchon aufgerichtet iſt, im Herzen.“ (M. H. Zwinglis ſämmtliche Schriften im Auszug von L. Uſteri und S. Vögelin. Zürich. 1819. I. 6. 2. Abth. S. 457. Ganz im Einklang mit

der Stürmer, ihn mißbilligend, zu mäſſigen. 63) Die Tempel der Reformation wurden größtentheils zu öden Hallen, aus denen aller Zauber der ſchönen Künſte verbannt war. „Kein Abbild duldete ſie, allein das körperloſe Wort verehrend.“ 64) Die Orgel verſtummte, welche vorhin die Schauer der Gegenwart Gottes verkündigt hatte, und kein Meiſterwerk der Bildnerei und Malerkunſt ſprach mehr durch die Sinne zu der der Andacht empfänglichen Seele: „Sieh hier im Abglanze das ewige Weſen, im

---

jenen Aeuſſerungen des Erasmus ſtehen die Vorſtellungen, welche bei dem Religionsgeſpräche zu Zürich (vom 26ſten Oktober 1523) der Komthur Schmied gegen Zwingli vorbrachte: „Die falſchen Bilder (die Abgötterei) in unſern Herzen ſoll man nach meiner Meinung durch die Predigt des göttlichen Wortes zuerſt abthun, ehe von den äuſſern und ſichtbaren Bildern die Rede ſeyn kann. — So hat auch Paulus die Götter und Bilder der Athenienſer nicht angefochten, wohl aber geſucht, in ihre Herzen dem unſichtbaren Gott einen Tempel zu errichten, überzeugt, daß das Abgöttiſche dann von ſelbſt hinfallen werde. (S. J. J. Hottingers Geſchichte der Eidgenoſſen zur Zeit der Kirchentrennung. Zürich. 1825. I. 458. fg.)

63) J. B. U. Zwingli: „An den Bildern vergehen ſich die Stürmer; denn was nicht zur Schmach Gottes und Verärgerniß der Gläubigen oder Verführniß der Schwachen dient, es ſey geſchnitzt oder gemalt, das dringt das erſte Gebot nicht abzutilgen. Daß ſie aber um aller Bilder alſo kämpfen, iſt ein Irrſal. Warum? Darum, daß ſie nur auf den Buchſtaben, und nicht auf den Sinn des Geſetzes ſehen. — Die Stürmer vergehen ſich auch nicht klein in der Maaß der Verärgerniß, ſo ſie am Götzenſturme anheben das Evangelium zu pflanzen.“ Sämmtliche Schriften. B. I. Abth. II. S. 477 — 478.

64) Fr. Schiller, Maria Stuart.

Bild enthülltere Züge des Urbilds; ſieh hier die gottgefällige Frömmigkeit und Tugend, wie ſie deiner Verehrung, deiner Nacheiferung würdig ſind!" Was die Menſchen leiten ſoll, muß allerdings wahr, aber Allen verſtändlich ſeyn; wenn es ihnen auch in Bildern beigebracht wird, die ſie ſich bei jeder Stufe der Erkenntniß anders erklären; wenn ſie dadurch nur zum Guten geleitet werden! (Vergl. Lichtenbergs verm. Schriften II. 41 u. 53). Iſt doch dies der höchſte, der einzig vernünftige Zweck aller Religionsgebräuche. — Der neue Bilderſturm veranlaßte indeſſen die Vorſteher der katholiſchen Kirche, eine genauere Sorgfalt für Entfernung der Mißbräuche und Ausſchweifungen des Aberglaubens von dem Bildergebrauch in den Tempeln anzuordnen.

Auf eine furchtbare Art hat nach Umfluß von Jahrhunderten die franzöſiſche Staatsumwälzung (1791) die Bilderſtürmerei erneuert. Der politiſche Fanatismus des unwiſſenden und rohen Pöbels, die Statuen der Heiligen, bisher Gegenſtände ſeiner Verehrung, mit den Denkmalen der Feudalherrſchaft verwechſelnd, zerſtörte ſie aller Orten in und an den Tempeln mit unerbittlicher Wuth, auch der Denkmale und Bildniſſe der größten Wohlthäter des Volks nicht ſchonend. Selbſt die von vernünftigen Bilderfreunden gebrauchte Liſt, ſolchen Statuen rothe Kappen 65) aufzuſetzen, um ſie mit dem Wahn des Haufens auszuſöhnen, war vergeblich. Doch dieſer Wahn war nur ein hitziges Fieber. Schamröthe folgte, als dieſes wich. Jenen Bannfluch aber gegen die Bilder, welchen ein ſtürmiſcher Eifer für die Reinheit der Gottesverehrung im ſechszehnten Jahrhundert ausgeſprochen hat, hebt allmählig eine von der Erfahrung geleitete Philoſophie wieder auf.

---

65) Das Abzeichen der Jakobiner.

Anerkennend, welche Kraft der Kunſt inwohne, um des Erdenbürgers Herz zum Himmelreich zu erheben, verlangt ſie, daß der Religion dieſe zu den Sinnen ſprechende Art des Unterrichts und der Erbauung veredelt, zurückgeſtellt werde, um den vom Zeitgeiſt geſchwächten religiöſen Sinn durch den Reiz des Schönen wieder zu beleben. 66) So bewährt ſich, was Leſſing 67) geſagt hat: „Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.“ Der ſcharfſinnige Leibnitz, ſo ſehr er die Verzierung der Tempel, die in ein Theatergepränge ausartete, als der wahren Andacht verderblich mißbilligt, trägt doch kein Bedenken, die große Wirkſamkeit der ſchönen Kunſt für Belebung und Erhöhung der innern Frömmigkeit, und die Möglichkeit ſie von Abgötterei rein zu erhalten, einzugeſtehen. 68) Aber auch in Diderots Bemerkung in einem Aufſatz über Malerei und Bildhauerei ꝛc. 69) liegt viel Wahres: „Da die Gemälde, ſagt er, womit man die Tempel ausſchmückt, beſtimmt ſind, Handlungen und Thaten der Helden der Religion zu verewigen, und die Ehrfurcht des Volks zu erregen, ſo ſcheint es mir gar nicht gleichgültig, ob ſie gut oder ſchlecht gewählt werden. Der Kirchenmaler iſt, nach meinem Begriff, ein Redner,

---

66) Wilh. Roscoes Leben und Regierung des Pabſt Leo X. Leipzig. 1808. B. III. Kap. 19. S. 237 u. fg. (Beilage D.)

67) Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unterſuchung. Berlin. 1769. b. Voß. S. 87.

68) Leibnitzens Syſtem der Theologie. Mainz. 1820. S. 110 u. fg. S. 116 u. fg. (S. die Beilage E.)

69) Leipzig. b. Sommer. 1802. S. 34 u. fg.

der deutlicher, treffender, verſtändlicher, und dem gemeinen Menſchenhaufen einleuchtender predigt, als alle Pfarrer und ihre Gehülfen. Letztere ſprechen zu Ohren, die oft verſtopft ſind; das Gemälde hingegen ſpricht zu den Augen, ſo wie das Schauſpiel der Natur, von dem wir beinah' alles, (?) was wir wiſſen, erlernt haben.« — Ein neuerer geiſtvoller Schriftſteller 70) glaubt, eine ſolche Umkehr zur Religion, wo in einem Moment, wie durch eine innere unmittelbare Erleuchtung der Sinn für das Höchſte aufgeht, und es den Menſchen mit ſeiner Herrlichkeit überfüllt, könne eher als irgend etwas der Anblick großer und erhabener Kunſtwerke bewirken.« — Auch iſt nicht zu ſagen, wie ſehr der Eindruck erhabener Religionslehren durch eine wohlgelungene Schilderung verſtärkt werden könne. Man denke nur an Bilder, wie Raphaels Verklärung, Leonardo's Abendmal, und Dominichino's ſterbender Hieronymus! Welcher Vortrag vermöchte mit ſolcher Beredſamkeit die Gottheit Chriſti, die Abſcheulichkeit des Verraths an Ihm, und die Seligkeit des Todes eines Gerechten darzuſtellen? . .

Aber Nichts wirkt auch verkehrter als ſchlechte Kunſtwerke. Wer ſich mit der Ideen-Verbindung und den Anſichten und Vorſtellungen des gemeinen Mannes vertraut zu machen Gelegenheit gehabt, dem fehlt es nicht an manigfaltigen Erfahrungen, wie nachtheilig unſchickliche Bilder zur Nährung des Aberglaubens und ſchiefer Religionsbegriffe wirkſam ſind. Der Eindruck durch die Sinne iſt beim Volk immer überwiegend, vorzüglich dann, wenn er mit dem mündlichen oder ſchriftlichen Unterrichte nicht übereinſtimmt. Wenn Gott oder Chriſtus der Herr im Tempel in einer Geſtalt vorgeſtellt ſind, die ihrer Würde zuwiderläuft; ſo

---

70) Schleiermacher. Ueber die Religion. Berlin. 1821. S. 237.

wird dieſe Geſtalt ſich der Seele des Volks von Kindheit an einprägen, und den richtigern und reinern Vorſtellungen des Unterrichts ſtets hinderlich ſeyn. Eben ſo werden Mißgeſtalten, Marien oder andere Heilige vor- oder vielmehr ent-ſtellend, niemal die Ideen des Guten, Edeln und Heiligen, der Frömmigkeit und Tugend zu wecken oder zu beleben vermögen. Zerrbilder von unholden Geiſtern aber mögen zwar eine gewiſſe Furcht einflößen, aber eben ſo wenig würdige Antriebe zum Guten und Liebe dafür ins Herz pflanzen, als alle Schreckgeſpenſter der Tirannei patriotiſche Geſinnungen einflößen können. 71) Das religiöſe Leben wohlthuend, erbaulich anregen ſollen die Kirchenbilder; ſonſt ſind ſie wenigſt zu nichts nütze. Dies haben ſie aber mit allem Aeuſſern des Kultus gemein.

Für den Verſtand ſind freilich Bilder eben ſo wenig als für das Gehör; was ſollten ſie unmittelbar ihnen ſagen? Sie wenden ſich zunächſt an das Auge und an die Einbildungskraft. Durch dieſe können ſie aber mächtig einwirken auf die Vernunft (die Mutter der Ideen) und das Gefühl (den Schöpfer alles Schönen), überhaupt auf die ganze Gemüthswelt. Beſonders wirkſam iſt der Eindruck ſchöner heiliger Bilder auf die weibliche Seele, die mit einer feinern Gefühlsempfänglichkeit für die höchſten Ideen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung begabt iſt, und auf die Seele der Kinder, die, noch weich und ungetrübt, am

---

71) Seelſorger haben aber auch durch vieljährige Beobachtung wahrgenommen, daß das oſtmalige lange Anſchauen eines häßlichen Madonna- oder andern Heiligenbildes von verzerrtem, rohem, oder dummem Ausdruck, auf die ſchwangern Mütter in der Gemeinde ſolchen Eindruck gemacht habe, daß an ihren Kindern gewöhnlich die Geſichtsbildung und der Ausdruck jenes Madonna- oder Heiligenbildes ſich abdrückten.

liebſten an Bildern ſich weidet und begierig jedes Bild in ſich aufnimmt, das der Phantaſie Beſchäftigung gibt.

Wie demnach die Bilder der Lehre nachhelfen ſollen, ſo ſollte auch der Erklärung, der Dollmetſchung der Bilder ein eigner Unterricht gewidmet werden. In Kirchen, die mit ſchönen, erbaulichen Bildern verziert ſind, halte der Seelſorger von Zeit zu Zeit einen Vortrag, um den Gemüthern die Vorſtellungen einzuprägen, die der Anblick, die Betrachtung dieſer Bilder in ihnen anregen ſoll. Er führe beſonders die Jugend vor dieſelben, um die Liebe zur Tugend in ihnen recht zu entzünden! Hier ſey mir eine Bemerkung in Hinſicht des häuslichen Gebrauchs von Bildern erlaubt! Noch immer ſieht man nicht nur in Paläſten, auch in gemeinen Häuſern mancherlei Gegenſtände der Götterlehre in Gemälden und Kupferſtichen die Gemächer chriſtlicher Familien verzieren. Den Reinen iſt zwar Alles rein, und das ſinnlich Schöne vieler dieſer Bilder läßt ſich nicht in Abrede ſtellen. Wie oft muß indeſſen nicht die jungfräuliche Scham ſich mit Erröthen davon abwenden! Doch manche dieſer Darſtellungen ſind auch reich an geiſtigen Schönheiten. Allein wie Viele haben ein Auge dafür? Wie Wenige dringen durch die Zauberhülle des Sinnenreizes bis zum Geiſtigen, Sinnvollen ſolcher Bilder? — Was den Götterverehrern heilig ſeyn mochte, hat nichts Heiliges mehr für uns. Eben ſo bieten auch nur wenige ſymboliſche Bilder der griechiſchen Mythologie uns noch Lehrreiches dar. Wär' es daher nicht erbaulicher und chriſtlicher Haushaltungen würdiger, den Bildern, die die Gegenſtände ihrer höchſten religiöſen Verehrung darſtellen, überall zum Schmuck der Wohnzimmer den Vorzug einzuräumen? Dem Geſchmack geſchähe dadurch kein Abbruch; aber der fromme Sinn würde angeregt und belebt.

Vierter Abſchnitt.

Erfoderniſſe der chriſtlichen Bilder nach den Foderungen des Evangeliums und des reinen Geſchmacks.

Daß die Bilder im Dienſte des Aberglaubens der Religion großen Nachtheil zugefügt haben, läßt ſich nicht läugnen. Welcher vernünftige Chriſt wird nicht mit Unwillen von dem rohen Fanatismus ſich abwenden, der jetzt die ſchönſten Gebilde des Genie's, die Vorbilder der Kunſt in Trümmer ſchlug, und jetzt die Tempel mit Frazzenbildern eines abgeſchmackten Fetiſchdienſtes ausſchmücken hieß! Ihm wird der falſche Eifer der unverſtändigen Bilderſtürmer und der wahngläubigen Bilderverehrer gleich widerlich ſeyn. Wer jetzt die Sache unbefangen ins Auge faßt, wird geſtehen müßen, es habe mit den bildenden Künſten die gleiche Bewandtniß, wie mit der Beredſamkeit, Poeſie und Muſik. Dieſe und jene können den frommen Sinn eben ſowohl erheben, als niederdrücken, je nachdem ſie es auf Täuſchung und Sinnenkitzel anlegen, oder ſich den Zweck vorſetzen, den Odem Gottes in des Menſchen Bruſt anzufachen, ſeine Gedanken und Gefühle zu läutern, und ſie für das Göttliche zu ſtimmen, damit dieſes, im Worte ſich offenbarend, tiefer eindringe und von ſeinem Eindruck nichts verloren gehe. 1) Wo die Künſte ſich ſo benehmen, ſind ihre Werke Arznei und Stärkungsmittel der Seele, und ihre Prieſter ehrwürdig, nicht ſo ſehr wegen

---

1) Vergl. S. Augustin de Doctrina Christ. II. 40. IV. 11, 16.

angelernter Kunſtfertigkeit, als wegen deſſen, was ſie begeiſtert, und durch ihre Begeiſterung auch der Andern Gemüther ergreift, hinreißt, aufwärts ſchwingt. Verſchloſſen ſey das Heiligthum jedem Kunſtwerk, das Begierden und Leidenſchaften erregt, oder ihre Empörung anfeuert! Aber alle die genannten Künſte beſitzen einen ganz eigenen Zauber, um die Seele über das Niedrige und Vergängliche zum Ewigen und Göttlichen zu erheben, Gottes- und Nächſtenliebe in ihr zu entzünden, ihre Sehnſucht nach dem Quell des Lebens, nach der Seligkeit, die noch kein Auge geſehen, kein Ohr vernommen, zu ſteigern, und den ernſten großen Wahrheiten der Religion das Abſchreckende zu benehmen, womit nur zu oft das Blendwerk ſinnlicher Verkehrtheit ſie verdeckt.

Deß ohngeachtet ſtemmte ſich, die Gefahr der Abwege, des Mißbrauchs vorwendend, noch in den jüngſten Tagen die in der Reformationszeit erſtarkte Vorſtellungsart mächtig gegen die Wiedereinführung der bildenden Künſte in die Tempel.

Noch am Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts, als die beſten Maler und Bildhauer Brittaniens ſich erboten, der Verzierung der (1672 angefangenen und 1710 vollendeten) herrlichen St. Paulskirche zu London ihre Talente zu widmen, warfen die reichen Biſchöfe der engliſchen Kirche ſich als Verfechter der evangeliſchen Einfalt in den Kirchen auf, und widerſetzten ſich mit ſeltſamem Eifer der Zulaſſung von Gemälden und Standbildern in jenem Tempel. Die für die letztern beſtimmten Niſchen ſollten unausgefüllt bleiben. Erſt im Jahr 1774 gelang es dem Einfluß der angeſehenſten Männer, jenen Widerſtand zu beſiegen, und dem Wunſche der vorzüglichſten Künſtler wurde willfahrt. 2)

---

2) J. D. Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte. B. V. S. 482 und 483.

Die Scheu des Gebrauchs der Bilder dürfte unter den Anhängern der Reformation um ſo leichter verſchwinden, wenn ſie beobachten, daß die katholiſchen Oberhirten aus ihren Tempeln Alles zu entfernen bedacht ſind, was eine abergläubiſche Verehrung der Bilder nähren kann. Schon der Kirchenrath von Trient verordnete die Bekämpfung des Wahns, der den Bildern eine innere Kraft beilegt, als eines unchriſtlichen Aberglaubens. Wenn daher an einzelnen Wallfahrtsorten noch Spuren dieſes Wahns ſich zeigen; ſo iſt dies der katholiſchen Glaubenslehre fremd, und nur ein Beweis, wie ſchwer es ſey, einen in dem beſchränkten Kreiſe der Volksideen tief eingewurzelten Aberglauben auszurotten. Doch dieſer Wahn wird immer mehr vor den hellern Einſichten, womit der verbeſſerte Unterricht alle Claſſen, beſonders in ſittlicher und religiöſer Beziehung begabt, verſchwinden. Immer mehr wird man ſich von allen Seiten überzeugen: daß, obgleich das Chriſtenthum und die Gottesverehrung in chriſtlichen Tempeln der Bilder nicht als eines unentbehrlichen Hilfsmittels bedürfe, dennoch der Gebrauch derſelben in chriſtlichen Tempeln zur Belebung der ächten Frömmigkeit, die Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbetet, ſehr dienlich ſeyn könne, wenn ſie den unerläßlichen Foderungen der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre und eines geläuterten Geſchmacks entſprechen. Worin beſtehen alſo dieſe Foderungen —

I. der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre?

Sie verlangt mit gerechter Strenge, daß kein Bild, das einem der Gottesverehrung geweihten Gebäude zur Zierde dienen ſoll, einen Zug der großen Wahrheiten, welche die Tugend, den Troſt und die Hoffnung des Chriſten begründen, ſchwäche, zweifelhaft mache, zweideutig darſtelle, oder in ein falſches Licht ſetze. Sie verlangt, daß ein Bild, dem die Ehre widerfährt, eine chriſtliche Kirche zu verherrlichen, ein reiner und treuer Abdruck der Religion, ihrer Lehren und Ueberlieferungen ſeyn ſoll. Dieſen Foderungen ſollen die Statuen, Basreliefs und Gemälde in den Tempeln genügen, ſie mögen etwas Geſchichtliches vorſtellen, oder in Allegorien oder Symbolen das Gemüth des Betrachters anſprechen. Die kirchliche Bildnerei hat ſich daher nicht nur alles deſſen zu enthalten, was das Schamgefühl beleidigt, was die ſittliche Grazie verſcheucht, was den Anſtand verletzt, was lächerlich, unedel, niedrig und trivial iſt, ſondern ſie darf ſich auch nichts erlauben, was der religiöſen oder geſchichtlichen Wahrheit zuwiderläuft, nichts Zweideutiges, nichts, was nach Ammenmärchen und Fabeln riecht, nichts, was der Aberglaube ſich als Nahrung aneignen könnte. 3) Mit dieſen Foderungen der Religion ſtimmen

II. die des geläuterten Geſchmacks vollkommen überein.

Auch er duldet an Bildern in Chriſtentempeln Nichts, was mit der Würde und Erhabenheit heiliger Dinge ſtreitet; er verlangt aber überdies, daß hier das Ideal des Schönen ſo ungetrübt als möglich den Sinnen nahe gebracht werde; daß der Künſtler alle Nebendinge und alle Zaubereien ſeiner Kunſt dieſem Ideal unterordne; daß er in ſeine Gebilde nichts aufnehme, wodurch der Eindruck des Schönen, des Harmoniſchen, des Erhabenen und Anmuthigen geſchwächt oder zerſtört würde.

---

3) Nihil profanum, nihilque inhonestum appareat; cum Domum Dei deceat Sanctitudo. Concil. Trident. Sess. XXV.

Wenn jeder fremdartige Schmuck überhaupt der Schönheit, der Anmuth und dem Erhabnen Abbruch thut, ſo ſtört er vorzüglich in Kirchen, wo es von der größten Wichtigkeit iſt, daß das Ganze ſowohl, als die einzelnen Bilder einen tiefen, erbauenden, zur Andacht ſtimmenden Eindruck machen, mithin das Sichtbare nur erſcheinen dürfe, um dem Unſichtbaren einen Körper zu geben. 4)

„Alles Aeuſſere in den Kirchen ſey ein Gemälde, in dem das Leben der Religion nach Auſſen ſich bilde; ſey ein Organ, durch das ſich das Leben der Religion nach innen bewege.“ 5)

Nichts ſpreche hier blos zu den Sinnen. Durch die Sinne bringe das Heilige in die Herzen!

Die Seele werde hier geläutert durch heilige Gefühle; ſie kehre geſtärkt und ermuthigt in die mühevollen Pfade des Lebens zurück! „Der Menſch, der hier auf einer licht- und glanzvollen Stufe am Throne des Ewigen gekniet hat, vergeß' es nie, und behalte durchs ganze Leben die Weihe, die er dort erhielt!“ 6)

Dann wird die ſchöne Inſchrift in Erfüllung gehen, die nach des Paulinus Bericht am Ausgang eines alten Chriſtentempels geleſen wurde:

„Quisquis ab æde Dei, perfectis ordine votis,
Egrederis, remea corpore, corde mane!“

---

4) H. Fuessly Lettres on Peinting. London. 1803.

5) J. M. Sailer. Neue Beiträge zur Bildung des Geiſtlichen. München. 1811. B. II. §. 78. S. 200.

6) Caledonia v. Fr. v. Harmes. II. 50.

Fünfter Abſchnitt.

Unterſchied und Verhältniß zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Kunſt, hiſtoriſch nachgewieſen.

Als der Apoſtel Paulus nach Athen kam, war dem Volke die Idee von dem Einen unſichtbaren Gott ganz fremd geworden (Apoſtelgeſch. XVII. 23). Einziger Gegenſtand der Verehrung des Haufens waren die zahlloſen Götter, deren Bildern ſelbſt ſein Wahn hilfreiche Kraft beilegte. Allein urſprünglich, und auch in der Folge bei den Gebildeten richtete ſich die Anbetung nur auf die abgeſonderten Eigenſchaften, Kräfte oder Kraftäuſſerungen der Einen Gottheit, die durch jene Götterbilder verſinnlicht wurden; 1) und es iſt nicht zu zweifeln, daß durch

---

1) Zeno (bei Diog. Laert. VII. 147.) ſagt: „Gott iſt der Urheber und gleichſam der Vater des Alls, ſowohl im Allgemeinen, als in Rückſicht auf den Theil von ihm, der Alles durchdringt, und mit vielen Namen bezeichnet wird, je nach den Kräften.“ So auch „durch ſinnlich vernehmbare Bilder, ſagt Porphyrius, ſtellten die Alten Gott und ſeine Kräfte dar; durch das Sichtbare bildeten ſie das Unſichtbare ab, für diejenigen, die in den Bildniſſen wie in Büchern eine Schrift, die von den Göttern handelt, zu leſen gelernt haben.“ (Porphyrius in ſeiner Schrift de Pyth. oraculis C. 21.) So auch Cicero de Natura Deorum L. II. C. 8 und 40. worüber Laktanz bemerkt: Intelligebat Cicero, falsa esse, quæ homines adorarent; nam cum multa dixisset, quæ ad eversionem religionum valerent; ait tamen: non

die Bildniſſe des Zevs, Königs der Götter, der Minerva, der Pallas-Athene, des Apoll u. ſ. w., in welchen das Genie eines Phidias, Parhaſius, Polyklet u. a. das Ideal des Schönen und Erhabenen den Sinnen dargeſtellt hatten, in manchem Beſchauer, vor deſſen Augen das Erz, der Marmor und das Elfenbein ſich in dieſe Götterbilder verwandelten, reinere Vorſtellungen von der Gottheit erweckt worden ſind. Ohne Zweifel war dies der einzige und wahre Gewinn, den viele Wahlfahrter nach Elis, Delphi und Dodonna, manche Beſucher des Parthenon in Athen, des Juno-Tempels in Argos u. ſ. w. davon trugen. Im Parthenon war jetzt des Phidias großes Standbild der Minerva von Elfenbein und Gold nicht als Vorſtreiterin zu ſehen, kriegsluſtig kämpfend, oder Furcht erregend, ſondern in ſtiller Ruhe

---

esse illa vulgo disputanda, ne susceptas publice religiones disputatio talis exstinquat. So leitet auch Plinius de Histor. Natur. II. 7. VII. próver. C. 7. den Polytheismus daher, daß die Menſchen aus Unvermögen den ganzen Begriff der Vollkommenheit aufzufaſſen, ihn in ſeine Theile zerlegten. Vergl. Varro Fragm. edit. Bipont. p. 221. Seneca de Serenit. IV. Plutarch. de placitis philos. I. 7. de defectu Orac. C. 12 u. 48. de Iside et Osiride. C. 23 u. 67. Vergl. Lactant. div. Instit. L. I. p. 16. Vergl. Tertullian Apolog. adv. Gentes 23: Sic plerique disponunt divinitatem, ut imperium summæ dominationis esse penes unum, officia ejus penes multos velint. Arnobius IV. 13. Clemens. Alexandr. Stromat. L. VI. p. 635. Euseb. de Cæsarea Præpar. Evang. C. 13. p. 105. Juliani Opp. Orat. IV. p. 132. Augustinus de Civit. Dei L. IV. C. 19. Ambros. de Fide L. I. C. 5. Die klaſſiſchen Stellen aus den Büchern der Perſer und Egypter, Griechen und Römer, daß ſie alle Eine höchſte Gottheit annahmen, hat Ramſay zuſammengeſtellt im I. im Anhang zu ſeinen Voyages de Cyrus — sur la Theologie des Anciens. „Heilige Bilder, ſagen die Indier, ſind nur Erinnerungen der Gottheit, die man am ſinnend, ein edles Symbol der Vernunft, der Weisheit, der Thätigkeit aller Geiſteskräfte, den Schild zu ihren Füßen, eine Viktoria in der Hand. Wer in den Tempel des olympiſchen Jupiters zu Elis kam, bewunderte an ſeinem koloſſalen Bilde von Phidias, dem erſten unter den klaſſiſchen Götterbildnern, 2) die Größe der Unternehmung, die Koſtbarkeit der Materie (Gold und Elfenbein), die Vortrefflichkeit der Arbeit, die glückliche Zuſammenſtimmung aller Theile; noch weit mehr aber den erhabenen Ausdruck, welchen der Künſtler dem Kopfe des alle Welt mit dem Wink der Augbrauen lenkenden Jupiters zu geben gewußt hat. Die Gottheit erſchien in demſelben mit allen Stralen ihrer Macht, mit dem Tiefſinn ihrer Weisheit, mit der Zärtlichkeit ihrer Güte. Vorher bildeten die Künſtler den König der Götter nur mit gemeinen Zügen,

---

eigentlichſten und tiefſten in ſich ſelbſt, in einem reinen Verſtand und Herzen findet." **Herders** Werke zur Philoſophie und Geſchichte I. 45. S. auch F. G. **Welker** Anhang zu den Etymologiſch-Mythologiſchen Andeutungen v. K. **Schwenk** (Elberfeld. 1823.) S. 287 und 344: In einer Vielheit gleichſam von Genien wird das göttlich Schaffende und Ernährende, in geſchloſſenem Vereine, als ein Ganzes und Einiges angebetet; Zeit, Zufall und Mißbrauch reiſſen das Verbundene auseinander, und unfaßlich und rein magiſch ſteht es fernerhin da." Vergl. auch über die Religion der Hindus A. **Doos** Nachrichten nebſt den Bemerkungen **Wielands** im VI. B. der Suppl., ſ. Werke 1798. S. 112. Les payens avoient leurs fables qu'ils distinguoient fort de leur religion. Hé qui se persuadera qu'Ovide ait pretendu exposer dans ses Métamorphoses la religion des Romains? — — il y avait chez les payens deux sortes de religions: une religion poetique et une religion réelle. etc. **Brumoy** Theatre des Grecs. XIII. 440.

2) Diis quam hominibus efficiendis melior artifex. **Quintilian** Inst. Orat. L. XII. C. 10.

ohne Würde und ohne unterſcheidenden Charakter; Phidias war der erſte, welcher ſo zu ſagen die göttliche Majeſtät erreichte, ſo, daß durch ſein Werk die Andacht der Völker einen neuen Schwung bekam, indem ſie nun den Gegenſtand ihrer Anbetung zu ſehen glaubten. 3) Ein herrliches Seitenſtück war Polyklets 4) koloſſale Juno in dem Tempel zu Argos. 5) Der Kopf ſoll einen unausſprechlichen Ausdruck von Hoheit (vorzüglich in den großgewölbten

---

3) Quintilian a. a. O. ſagt daher von dieſem Jupiter: cujus pulchritudo adjecisse aliquid etiam receptæ religioni videtur, adeo majestas operis deum æquavit. Vergl. Pauſanias I. n. 400. Plin. Histor. Natur. n. 4. Livius XLV. 20. Anacharſis Reiſe durch Griechenland von Barthelemy Th. III. K. 38. Dieſer olympiſche Jupiter wurde unter den Byzantiniſchen Kaiſern mit andern Wunderwerken der griechiſchen Kunſt nach Conſtantinopel verpflanzt, wo ſie in den Stürmen der Barbarei zu Grunde giengen. S. auch das Prachtwerk von Quatremére de Quincy Le Jupiter Olympien. Paris. 1815. Mit 31 illuminirten Kupfern. Sehr treffend iſt das Epigramm der griechiſchen Antologie:

„Zeus kam ſelbſt vom Olympos herab, dir zu zeigen ſein Antlitz,
Phidias! oder du ſtiegſt, ihn zu beſchauen hinauf.“

4) Polyklet wurde für die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers Normallehrer. Auch verdankt ihm die Kunſt die Regel: Figuren immer nur auf dem einen Beine ruhen zu laſſen; woraus ſich das Zuſammenziehen der einen Seite und Ausdehnen der andern ergeben hat, worin eines der Grundgeheimniſſe der antiken Kunſt zur Zeit des beſten Styls beſteht, weil davon die Anmuth der Bewegungen, und der gefällige Kontraſt der Glieder abhängt, und die Eintheilung des Ganzen in entſchiedene Maſſen erleichtert wird. Vergl. Plinius XXXIV. 8, 9, 19. H. Meyer Geſchichte der bildenden Künſte Griechenlands. S. 70.

5) Pauſanias II. 17.

offenen Augen und dem gebieteriſchen Munde) gehabt haben; wovon man ſich vielleicht jetzt noch eine ziemlich richtige Idee machen kann, wenn man den gleichfalls koloſſalen Junokopf in der Villa Ludoviſi zu Rom betrachtet. 6) Solche Götterbilder verdrängten die rohern, welche die Vorzeit zur Verehrung aufgeſtellt hatte, und die nun mit Staub bedeckt in einem Winkel der Tempel lagen, ohne daß jemand ſich mehr in Gebeten an ſie wendete. 7) Wer konnte aber den Apoll in Delphos anblicken, ohne ſeine Bruſt von der Ehrerbietung ergriffen und erweitert zu fühlen, welche das Vollendete, das Erhabene dem Gemüth einflößt. Zwar iſt dieſer Apoll eine — Menſchengeſtalt. Wie konnte aber auch der Künſtler für das Auge des Menſchen eine ſchönere und edlere bilden? 8) Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs, und ſeine Stellung zeugt von der ihn erfüllenden Größe. In ihm iſt die reizende Männlichkeit mit gefälliger Jugend gepaart. Sein Anblick verſetzt in das Reich der Schönheiten, die ſich über die (wirkliche) Natur erheben; denn hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit erfodert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen dieſen Körper, ſondern ein himmliſcher Geiſt, der ſich wie ein ſanfter Strom ergoſſen, hat gleichſam die ganze Umſchreibung dieſer Figur erfüllt. 9) Er hat den Python, wider welchen er

---

6) Vergl. **Winkelmann** Geſchichte der Kunſt. B. V. K. 2. §. 7.

7) **Pauſanias** a. a. O.

8) Quæ compositio membrorum, quæ conformatio lineamentorum, quæ figura, quæ species, humanà potest esse pulchrior? Cicero de Natura Deorum. n. 18.

9) Nec tamen ea species corpus est, sed quasi corpus; nec habet sanguinem, sed quasi sanguinem; — — ut primum non sensu, sed mente cernatur. Cicero de Natura Deorum. n. 18.

zuerſt ſeinen Bogen gebraucht, verfolgt, und ſein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe ſeiner Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick, wie ins Unendliche weit über ſeinen Sieg hinaus. Verachtung ſitzt auf ſeinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in ſich zieht, blähet ſich in den Nüſſen ſeiner Naſe, und tritt bis in die ſtolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer ſeligen Stille auf derſelben ſchwebt, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll Süſſigkeit, wie unter den Muſen, die ihn zu umarmen ſuchen. 10) »Es iſt der Gott des Lichts, der König des Tages, deſſen ſtralendes Weſen die Finſterniſſe beſiegt hat.« »Er kömmt hervor, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, und freut ſich ſeines Laufes.« — 11)

Wenn indeſſen neuerlich geſagt worden, der Sinn und das Beſtreben der griechiſchen Künſtler ſey geweſen, den Menſchen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenſchen; 12) ſo bedarf dies

---

10) Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums. B. XI. K. 3, §. 11 und fg. Derſelbe ſagt in ſeinen Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke §. 42: „Was Natur, Geiſt und Kunſt hervorzubringen vermögend geweſen, liegt hier vor Augen.“ Vergl. über die Götterideale Hirt Bilderbuch für Mythologie. Berlin. 1805. Heft. I. S. 4—7. Der damalige Styl befriedigt am meiſten die Foderungen der geiſtig-ſittlichen Natur des Menſchen, und obwohl er zugleich auch den Sinnen wohlgefällt, ſo iſt er doch weit entfernt, der Begierde nach Sinnengenuß zu dienen.

11) Eine nur mittelmäſſige Abbildung dieſes Apolls v. G. S. Avril findet man im Muſeum Napoleon; beſſer geſtochen iſt er jetzt von Fontana.

12) Göthe Kunſt und Alterthum, II. 1. Heft. S. 23. — Wenn übrigens Schiller in der vorletzten Strophe ſeiner Götter Griechenlands ſang: Da die Götter menſchlicher noch waren, waren Menſchen göttlicher; ſo kann dies nur im Gegenſatz unmenſch-

wohl einer nähern Beſtimmung. Ihre vorzüglichſten Werke hatten allerdings die Tendenz, die Menſchen zu dem Göttlichen zu erheben; aber eben um dieſen Zweck zu erreichen, zeigten ſie die Götter in der edelſten menſchlichen Geſtalt. Da die Sagen von den Göttern, ihnen menſchliche Neigungen, Leidenſchaften, Schwächen und Laſter andichteten; ſo war es eine würdige Aufgabe für die Kunſt, die durch dieſe Dichtungen verdunkelte Idee der Gottheit zu reinigen, indem ſie ihr die edelſte Geſtalt gab, welche die Alten in ihrer ſinnlichen Befangenheit ſich vorſtellen konnten. In ſo weit hat die alte Kunſt die Götter allerdings vermenſcht und zugleich die Menſchheit veredelt oder gleichſam vergöttert. Die chriſtliche Kunſt hingegen ſieht überall im Menſchen das Ebenbild Gottes, und dieſes Ebenbild in menſchlichen Figuren darzuſtellen, iſt ihre eigentliche Aufgabe, da ſie ſich des Unvermögens Gott ſelbſt in ſeiner Weſenheit darzuſtellen vollkommen bewußt iſt. Doch es vergiengen Jahrhunderte, bevor dieſe Aufgabe begriffen und ihre Löſung mit befriedigendem Erfolg unternommem wurde.

Unter Conſtantin dem Großen und nach ihm wurde nicht nur Griechenland, ſondern auch das alte Rom ſeiner ſchönſten Kunſtſchätze beraubt, um das neue zu verzieren. Conſtantinopels Palläſte und auch öffentliche Plätze blieben dann noch bis in ſpäte Zeiten hinab mit Standbildern griechiſcher Götter und Helden geſchmückt. (Winkelmann XII. K. 3.) Hingegen die chriſtlichen Kirchen entbehrten auch hier noch lange Zeit den Schmuck von Gemälden und Standbildern, weil es dem Geiſt des Chriſtenthums entſprechender ſchien, den Unſichtbaren ohne Bildniß

---

licher Götter treffend ſeyn. In Beziehung auf das Chriſtenthum läßt ſich mit voller Wahrheit ſagen: Da die Gottheit göttlicher geworden, wurden die Menſchen menſchlicher.

zu verehren. Aber auch nachdem man ſchon von dieſer Anſicht gewichen war, und während dem ganzen Bilderſtreit, der einen großen Reichthum an chriſtlichen Schildereien und Standbildern vorausſetzt, läßt uns die Geſchichte ohne Nachricht von einem wahrhaft berühmten Künſtler oder einem ausgezeichneten Kunſtwerke. Die Beziehung des religiöſen Volksſinns zu den alten Bildwerken war im Chriſtenthum untergegangen, und der Geſchmack in Kunſtſachen eben ſo wie in der Litteratur völlig ausgeartet. Die ſchönſten antiken Statuen ſtanden zwar noch vor Aller Augen, aber leblos, ſeelenlos; es fehlte das geiſtige Auge dafür; man hatte aufgehört ſie zu verſtehen. Die heidniſchen Meiſter fanden daher in dieſer Epoche keine Schüler, die ihren Geiſt zu erfaſſen fähig waren, und die Gegenſtände chriſtlicher Verehrung warteten noch lange auf ihren Phidias und Polygnotus. Von dem Mönche **Lazarus**, deſſen Eifer im Malen heiliger Bilder der Kaiſer Theophilus mit Einkerkerung und durch das Brennen ſeiner Hände mit glühenden Eiſen beſtrafen ließ, iſt weder ein Werk, noch die Beſchreibung eines ſolchen auf uns gekommen. 13) Nichts erklärt uns dieſes Stillſchweigen der Geſchichte beſſer, als der Umſtand, daß man ſeit Conſtantin dem Großen in der Kunſt mehr die Dienerin der Pracht und Ueppigkeit, als die Bildnerin des Lebens und des Geſchmacks ſehen wollte. Zu dem ſchon den Römern eigenthümlichen Mangel an eigenem wahren Kunſtſinn geſellte ſich jetzt bei den Neugriechen der Hang zum Seltſamen, Koſtbaren und Schimmernden; der Stoff fieng an, über die Form zu ſiegen, und Gold, Perlen und Edelſteine auch in der Kunſt Bedeutung zu gewinnen. Nicht

---

13) Was man von ihm weiß, hat **Lazzaro Baldi** zuſammengetragen in dem Breve compendio della Vità di S. Lazzaro monaco e Pittore. Roma. 1681.

das Künſtlergenie, nicht der Kunſtſinn, nur die Prachtliebe wurde in den neuen Tempeln bewundert. 14) Uebrigens verband ſich frühzeitig beim Aufkommen chriſtlicher Bildnerei mit dem Streben ſich von allem Heidniſchen entfernt zu halten, die damalige Abſtumpfung des Geſchmacks und der Kunſtfertigkeiten, um jene rohen Gebilde bibliſcher Figuren (Chriſti, Mariä, der Apoſtel) hervorzubringen, denen man nach und nach das Anſehen von Originalien zu verſchaffen wußte. Sie wurden ſtehende Typen; je roher, um ſo verehrter, 15) und es könnte faſt ſcheinen, die

---

14) Nazar. Cap. 35. Panegyr. Vet. Constant. T. II. p. 274. J. C. F. Manſo, Leben Conſtantin des Großen. S. 253—256. Vergl. d'Agincourt Histoire de l'Art depuis sa decadence. Livr. II.

15) Von der Gleichförmigkeit der heiligen Figuren in den byzantiniſchen Gemälden kann man ſich durch den Anblick der Vielen, die in Schleißheim verſammelt ſind, überzeugen. Noch jetzt iſt in Rußland und Griechenland der byzantiniſche Geſchmack in Kirchenbildern unverändezt. Steifheit und Härte in der Zeichnung und den Umriſſen, Grellheit des Kolorits mit großer Goldverſchwendung, Mangel an Haltung, Geiſt und Ausdruck. Davon darf Niemand abgehen, ſo wenig als in Mexiko und bei den Hindus an der Figur der Götzen etwas verändert werden darf. Andere Gemälde werden für ketzeriſch geachtet. (Vergl. Sieber Reiſe nach der Inſel Kreta. 1823. II. 124, und Alex. v. Humboldt Verſ. über Neuſpanien I. 137.) Ihre Verfertigung erfodert daher eher gute Handwerker als Künſtler. (Orloff Essai sur l'hist. de la Peinture en Italie. II. 394.) Schon die egyptiſchen und hernach die aeginetiſchen Kunſtwerke unterſcheiden ſich durch herkömmlich feſtgeſetzte Formen von den Werken der attiſchen Kunſt, die das Erzeugniß eines freien Kunſtſinns waren, der ſich durch keine Beſchränkungen im Einzelnen die Ideen im Großen aus dem Auge rücken ließ. Jene für die Kunſt ſo verderbliche Stereotypik der religiöſen Bilder hat dem Morgenland nur den

chriſtlichen Maler und Bildner bis zu Cimabue hätten den mythologiſchen Künſtlern darin nachahmen wollen, daß ſie jeder heiligen Figur einen beſtimmten Typus zu geben ſuchten. — Alle Bilder, auch die profanen, nahmen eine vorſchriftmäſſige Geſtalt, Miene und Haltung an, und von Juſtinians Zeit herab verlor ſich auch das richtige Maaß, das Verhältniß der Theile und die Wahrheit der Umriſſe. Vor der Bildhauerei gewann die Moſaik, die nicht minder geſchmackloſe Werke lieferte, wegen des Werths und des Farbenglanzes der Steine den Vorzug. Auch in den Gemälden wurde das Kunſtſchöne durch eine Menge Goldes erſetzt. Die Kunſt ſank zum Handwerk herab. 16) Noch ſchlechter war es mit der Kunſt der Gothen beſtellt. Obgleich der einſichtsvolle Theodorich für die Erhaltung der noch vorhandenen Werke der alten Kunſt Sorge trug, und auch große Bauwerke aufführen und Bildſäulen errichten ließ; ſo geben doch die wenigen Ueberbleibſel davon keinen vortheilhaften Begriff vom herrſchenden Geſchmack. Uebrigens wurden dieſe Arbeiten nicht von den Ueberwindern, den Gothen, ſondern von einheimiſchen Italienern verfertigt. 17) Bis zum zwölften Jahrhundert verfiel nun die Kunſt, mehrentheils dem neugriechiſchen Geſchmack ſich anſchmiegend,

---

Vortheil gebracht, daß ſeine Kirchen nicht ſo ſehr, wie die im Abendlande mit ganz unwürdigen, albernen, lächerlichen oder Abſcheu erregenden Vorſtellungen angefüllt wurden. Sie gab hingegen den Bildern eben dadurch, daß ſie von keinem das Gemüth ergreifenden Kunſtgenius beſeelt ſind, etwas Götzenartiges, was dem Aberglauben förderlich iſt.

16) S. Heyne's Abhandlung über die Fortdauer der Künſte in Conſtantinopel im XI. und XIII. B. der Commentat. Soc. Götting.

17) Sartorius Verſuch über die Regierung der Oſtgothen in Italien. 1804. K. IX. S. 164 — 174, u. Manſo Geſchichte des oſtgoth. Reiches. S. 139. ꝛc., 396. ꝛc.

immer tieſer in Barbarei, bis endlich die Ausbeute der Kreuzzüge und der aufblühende Wohlſtand der freien Städte in Italien und am Niederrhein ihr wieder neues Leben verliehen. Doch konnte ſie ſich nur mühſam erheben, und lange noch (bis nach Cimabue) dienten ihr die byzantiniſchen Werke mehr oder weniger zu Vorbildern. Nur ſehr allmählig wurde die Kunſt zur Einfalt und zum Studium der Natur zurückgeführt. 18) Cimabue's herber Großartigkeit fehlten die Anmuth und die edlen Formen, die man bei Giotto ſchon mehr antrifft, der auch ſeinen Figuren mehr Handlung und freiere Bewegung gab. 19) Maſſaccio (geboren 1417, ſchon geſtorben 1443) machte ſchon einen großen Schritt weiter. Großartig, treu, wahr, anſpruchlos in der Nachahmung der Natur, alles kleinlich Suchende, alles eitel Prahlende abweiſend, faßte er das Leben in ſeinen tiefſten Beziehungen, das Herz in ſeinen innerſten Regungen auf, und prägte alles von innen heraus in klaren, ſichern, allverſtändlichen Zügen und Formen aus. (W. Müller im Hermes. 1821. III. St. ꝛc. S. 204). Vaſari ſagt von ihm: Le cose fatte innanzi a lui si possono chiamar dipinte, e le sue, vive, verace e naturale, fan che ne un maestro di quella età si accosto a moderni quanto costui. Er hat mitunter ſchon raphaeliſche Köpfe. Er gibt jeder Figur den ihr eigenthümlichen Ausdruck. In ihrer Stellung und Bewegung herrſcht Einfalt; ſo auch ſchon in ſeinen Gewändern, indem er dem kleinlichen Faltenwurf entſagte. Die Figuren treten natürlich hervor. Das Nackte hat Wahrheit, die Färbung iſt zart und harmoniſch. (Vergl. Kunſtblatt. Tüb. 1825. Nro. 81 und 82).

---

18) Treffliche Bemerkungen darüber finden ſich in Rumohrs Aufſatz im Kunſtblatt Nro. 11, des Jahrg. 1821, des Morgenblatts S. 43 f.

19) Rumohr im Kunſtblatt Nro. 32, Jahrgang 1821.

Seit der Wiederherſtellung der Künſte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind dann unſre größten Meiſter, welche die Chriſtentempel verherrlicht haben, bei jenen vortrefflichen Kunſtgebilden des Alterthums, um ſich den ächten ſchönen Styl anzueignen, in die Schule gegangen. 20) Erſt ſpäter kam die Frage zur Erörterung: ob und wie ferne dies zu billigen ſey? Der Kenner und Bewunderer der unſterblichen Werke eines Raphaels von Urbino könnte ſtatt aller Antwort auf die himmliſchen Schönheiten dieſer Werke ſelbſt hinweiſen. Der große Vorzug derſelben vor denen von Raphaels Lehrmeiſter, dem Perugino, der das Ideal des Schönen in der Antike noch nicht ſtudiert hatte, wird jeden Unbefangenen überzeugen, welchen Schwung dieſes Studium, dem der große Seelenmaler Raphael zu Rom ſich widmete, ſeiner Kunſt verliehen habe. Man mag die fromme Gutmüthigkeit, Ruhe und Einfalt in den beſſern Werken der frühern florentiniſchen,21) altniederländiſchen und niederrheiniſchen Schulen noch ſo ſehr anpreiſen, man wird doch geſtehen müſſen, daß die ausnehmend

---

20) Nebſt Vaſari iſt hierüber Lanzi der ſtärkſte Gewährsmann (Hist. pittor. T. II. P. II. L. 3. p. 105); noch ſtärker jedoch ſprechen dafür die Werke der Maler ſelbſt.

21) Man betrachte z. B. mit unbefangenem Auge die Zeichnungen nach Cimabue, Tafi, Buffalmacco, Guido da Sienna und Giotto (alle vom XIII. Jahrhundert.) in der Gebrüder Riepenhauſen Geſchichte der Malerei in Italien. I. Thl. Tübingen. 1810, auch in Agincourt histoire de l'art, oder die Originale ſelbſt zu Florenz, zu Aßis und anderwärts. (Vergl. Kunſtblatt 40 und fg. vom Jahr 1821). Nicht alles iſt hier zu tadeln; manches vielmehr zu lernen. Die Compoſition iſt zum Theil wacker, und der Ausdruck oft in hohem Grade wahr, fromm und herzlich. Aber wie weit iſt alles noch von der Vollendung und vom Idealen! Dies gilt auch von Fieſole und Maſſaccio,

größere Vollendung in Zeichnung, Haltung, Kolorit, Harmonie, die ſich in den raphaeliſchen Werken offenbart, und noch mehr ſein Idealiſches, der Würde der Religion weit mehr entſpreche, und, wenn ſeine Figuren edler, erhabener und in jeder Hinſicht vollendeter ſind, ſie deswegen nichts an religiöſem Sinn, frommer Innigkeit und himmliſcher Ruhe und Freudigkeit (den Kennzeichen des Göttlichen) im Vergleich mit jenen der frühern Schulen verloren haben. Mit Recht warnt der ächte Kenner den Lehrling, ſich von dem Gefälligen an manchen Werken aus der Zeit des Verfalls und der Ausartung der Kunſt in leere oberflächliche Manier nicht beſtechen zu laſſen, und lenkt ſtatt deſſen ſein Augenmerk auf den innern Werth der zwar fehlerhaften Werke aus der Zeit vor der Kunſtvollendung, die aber doch von einer genialen Kraft zeugen, welche die Morgenröthe dieſer Vollendung herauf zu führen half. Man mag daher Jünglingen von ausgezeichneten Anlagen zur Kunſt immerhin mit Lanzi (Storia pittorica d'Italia) vorerſt das Studium der Vorgänger Raphaels empfehlen, bevor ſie zum Studium dieſes Göttlichen in der Kunſt ſich wagen, damit ſie gleichſam mit Ihm die gleiche Schule machen, und ſo zugleich vor der Nachahmerei und vor den Verirrungen, Mißgriffen und Ausartungen der nach-raphaeliſchen Schulen geborgen bleiben. Dies kann jedoch dem Vorzug der Werke Raphaels, als idealer Vorbilder, ihrem ganzen Charakter nach, nichts benehmen. „Holbein und Albrecht Dürer, ſagt Winkelmann, 22)

Lippi und Dom. Ghirlandajo und ſelbſt von Perugino, wenn gleich dieſe Meiſter ſchon in Vielem weit beſſer ſind, als jene. S. die Gemälde der älteſten florentiniſchen Maler Maſſaccio, Maſolino, Lippi, Gaddo, geſt. von C. Laſinio. 12. Bl.

22) Geſchichte der Kunſt der Alten. I. B. 3. K.

die Väter der Kunſt in Deutſchland, haben ein erfreuliches Talent in derſelben gezeigt, und wenn ſie, wie Raphael, Correggio und Titian die Werke der Alten hätten betrachten und nachahmen können, würden ſie eben ſo groß wie dieſe geworden ſeyn, ja dieſe vielleicht übertroffen haben.“ Dies gilt in Anſehung der genannten beiden deutſchen Meiſter vorzüglich nur in Hinſicht der Umriſſe und Geſtalten. Zu loben iſt insbeſondere bei Albrecht Dürer, als chriſtlichem Maler der Ernſt und die Strenge des Styls, der Reichthum und das Bedeutungsvolle in ſeinen Compoſitionen neben großer Einfalt, und der unbeſchreibliche Fleiß in der Ausführung. Das Herbe, Düſtere, Schroffe, Eckige, Ungelenke, oft Unpaſſende und Ungraziöſe in ſeinen Werken kommt auf Rechnung der deutſchen Zeitumgebung und der Unkenntniß der Antike. — Was jedoch das Ideale betrifft, zu dem das Kunſtgenie jener deutſchen Meiſter ſich nie erhob, ſo liegt allerdings der Keim davon ſchon in den Werken von Fieſole, Maſſaccio, Perugino und mehreren andern alten Malern zu Florenz; allein die Vollendung in jeder Beziehung erblicken wir zuerſt in Raphaels Schöpfungen. Idee und Ausdruck verſchmelzen ſich hier an ſinnlich vollendeten Geſtalten im innigſten, reinſten Einklang. Und ſo muß es in jedem wahren Meiſterwerke ſeyn. — Die Hand des Künſtlers ſoll nichts ausführen, was er ſich nicht vorerſt im Geiſte gebildet hat. 23) Der größte Maler iſt es gerade dann am meiſten, wenn er, noch ohne Pinſel in der Hand, im Geiſt arbeitet. Wenn die Idee nicht aus des Künſtlers Innerm quoll; ſo wird ſein, auch ſonſt ſchönes Bild

---

23) Dies war der Hauptgrundſatz des Dominichino. S. Füßlis Künſtler-Lexikon. Art. Zampieri. S. 6130.

kalt und ſeelenlos ſeyn. 24) Wenn ihm aber die Kunſt abgeht, ſeine Schöpfungen richtig und lebendig, mit Würde und Anmuth zu geſtalten; ſo wird man zwar mehr oder weniger die durchſchimmernde Idee und das Genie des Künſtlers bewundern, aber an der Ausführung Vieles ungern vermiſſen. Weil der Weg vom Kopf zur Hand weit iſt, bedarf es vieler Uebung, bis dieſe jenen ganz verſtehen und ihm dergeſtalt folgen lernt, daß ſie gleichſam inſtinktmäſſig die Ideen in Meiſterwerken ausdrückt. Der Stufen zur künſtleriſchen Vollendung ſind unzählig viele. Nichts iſt zugleich erfunden, und zur Vollendung gebracht worden. 25) In den alten Gemälden vor der vollkommenen Wiedergeburt der Kunſt ſtößt man vielfältig auf Unkunde in der zweckmäſſigen Anordnung des Ganzen und der Gruppen, in der Perſpektive und im Helldunkel, in der Reinigkeit und Leichtigkeit der Umriſſe und in der Darſtellung des Licht- und Luftkreiſes, in welchem Alles ſich bewegt. 26) — Man ließ auſſer Acht, daß Hände und Füße eben ſo gut ihre Phyſiognomie haben, wie der Kopf, und daß, wenn nicht Alles zuſammenſtimmt, der Eindruck verfehlt werde. — Der Schöpfer legte die herrlichſte Pracht in die Erfindung ſeiner Werke, und die größte Sparſamkeit in ihre Ausführung. Jene Künſtler hingegen wurden nicht ſelten karg und dürftig in der Erfindung, und nur prächtig in der Ausführung. — Indeſſen findet man in manchen ihrer Werke ſo viel

---

24) Wohl deswegen copirte Nikolaus Pouſſin nie Gemälde, ſelbſt die von ihm bewunderteſten nicht, und hielt es für beſſer, ſolche fleißig zu betrachten, und reiflich darüber nachzudenken. Doch möcht' es keinem jüngern Künſtler ſchaden, einige Copien ganz vorzüglicher Stücke zu verſuchen.

25) Quintilian Instit. Orator. L. IX. C. 4.

26) Infelix operis summa, quia ponere totum nescit. Horat. Ars poet. V. 34.

Treffliches, Bewunderungswürdiges, daß der Liebhaber wohl thut, ſich die Freude an ſolchen Freunden durch ihre Mängel und Fehler nicht verkümmern zu laſſen. Nur der nach Vollendung ſtrebende Künſtler darf ſie nicht überſehen. Dieſer anerkenne überall das Gute, aber nur das Beſſere, das Beſte diene ihm zum Vorbild! — Störend ſind bei jenen alten Malern, beſonders in ihren Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte die oft an das Gemeine ſtreifende Natürlichkeit, die häufige Ueberladung mit Nebendingen, die nicht zur Hauptſache gehören und oft die Aufmerkſamkeit von ihr abwenden, die Verzerrung im Ausdruck der Leidenſchaft. Das Kindliche erſcheint hier nicht ſelten kindiſch, das Fromme frömmelnd. — Man vermeide dieſe Fehler, aber überſehe dabei nicht, wie die nämlichen Gemälde durch Wahrheit und Lebhaftigkeit, durch fromme Einfalt und Reinheit des Sinnes ein wahrhaft chriſtliches Gemüth mit einer ganz eigenen Zauberkraft anſprechen. Jedem Verdienſt ſeine Krone! — Wer könnte Hemmelings Meiſterwerke zu Brügges 27), z. B. ſeine Geburt des Herrn, ſeine Vorſtellung im Tempel, ſeinen heiligen Chriſtoph, oder Schoréels ſterbende Maria, oder des Unbekannten Anbetung der drei Weiſen (zu Köln), oder des Joh. van Eick 28)

---

27) Vie des peintres Flammands par Descamps T. I. p. 13. Ein handſchriftliches Brevier in der St. Markusbibliothek zu Venedig iſt reich an herrlichen Miniaturen von Hemmeling aus dem alten und neuen Teſtament und der Legende. Vergl. Kunſtbl. 1823. Nro. 14.

28) Nicht ſowohl des Erfinders der Oelmalerei, als des genialen Verbeſſerers einer ſchon lange beſtandenen, von Byzanz über Deutſchland verbreiteten Kunſtübung, die nach van Eick ſehr ſchnell die Malerei in Tempera ganz verdrängte. Vergl. Lanzi (ed. 4.) III. 228. Cicognara Stor. della Scultura. II. 99. G. Fr. Waagen über Hub. und Joh. van Eick. Breslau. 1812. S. 124. ꝛc.

Verkündung und ſeine Opferung Mariä, und ähnliche Stücke, 29) in **Boiſerées** Gallerie zu Stuttgart 30) anſchauen, und nicht dem holdſeligen Ideal chriſtlicher Kunſt huldigen, das in dem frommen Gemüthe dieſer Künſtler ſich gebildet hatte? Wer ſollte bei ihren Meiſterwerken, über der Bewunderung des Idealen in den ſchönen, würdevollen Geſichtern, deren hoher und tiefer Ernſt durch die Heiterkeit der Umgebungen von Natur und Kunſt und Szenen des gemeinen Lebens ſo ſchön gemildert wird, nicht gern der Kritik entſagen, zu welcher ſelbſt in ihnen, noch weit mehr aber in den Werken der minder großen Meiſter ihrer Schulen, Verzeichnungen in Händen und Füßen und ſo manches Fehlerhafte in den Gewändern, beſonders das Harte ihres vieleckigen Faltenwurfs, wohl auch in der Harmonie der Farben und der Compoſition aufruft? — Lauter Fehler, 31) welche Raphael und ſeine beſten Zeitgenoſſen und Schüler zuerſt aus dem Gebiete der Malerei verbannten, von denen daher der

---

29) S. das Kunſtblatt Nro. 57 zum Morgenblatt für gebildete Stände v. 1820. Was Schoréel betrifft, ſo überlebte er den Raphael, und hatte während ſeines langen Aufenthalts in Italien und in Rom ſelbſt gewiß die beſten Gemälde von Raphael geſehen. — Es iſt bekannt, daß er ſie vor allen andern ſtudierte. Kein Wunder, daß man Spuren der Nachahmung von Raphael in einigen Werken Schoréels findet. S. Vie des peintres Flammands par Descamps T. I. p. 54. Johanna Schopenhauer, Joh. van Eick. II. 62. und fg.

30) Dieſe Gemälde ſind zum Theil ſchon in Steinabdrücken von Strixner erſchienen. (S. Kunſtblatt Nro. 13. Jahrgang 1821.)

31) Von denen ſich jetzt in den getreuen Steindrücken von Strixner jedermann überzeugen kann.

Ausdruck des Schönen in ihren Werken höchſt ſelten geſtört wird. Man ſieht es dieſen Werken an, daß ihren Urhebern ſtets des Theognis goldner Spruch vor der Seele geſchwebt: „Schön ſey, was uns gefällt; das Schöne nur ſoll uns gefallen.“ Auch findet auf ſie, was unſer trefflicher Dichter ſagt, volle Anwendung:

„Was ſchöne Seelen ſchön empfunden
Muß trefflich, muß vollkommen ſeyn!“ 32)

Nicht ſowohl die Schönheit der Formen, das Kolorit, das Helldunkel, kurz das Aeußere, Materielle, ſondern das tiefe Gemüth, die ſchöne Seele iſt es, wodurch Raphael ſo mächtig wirkt, und wodurch er ſich aller Herzen ſo gewaltig bemeiſtert. 33) Es iſt übrigens keineswegs wahrſcheinlich, daß von den Gemälden von Johann van Eick 34) (geboren um 1400), von Hemmeling,

---

32) Fr. Schiller. Die Künſtler.

33) J. P. Eckermann, Beiträge zur Poeſie. Stuttg. 1824. S. 251.

34) Den Joh. van Eick übertrifft zwar Maſſaccio an Idealität und Großheit in den Charakteren, ſo wie im Kunſtgerechten der Compoſition, und, wenn auch nicht in der Richtigkeit, doch in der Vollendung der Zeichnung der Körper und im reinern und edlern Geſchmack der Gewandung. Dagegen kommt van Eick dem Maſſaccio in der Strenge und Objektivität der Auffaſſung wenigſt gleich, wo nicht zuvor, und iſt ihm in der Kenntniß des menſchlichen Kopfs, ſo wie in dem Plaſtiſchen, der Naturwahrheit und Lebendigkeit alles Vorgeſtellten ſchon ſehr überlegen, und läßt ihn in der Art zu malen, in der Färbung, zum Theil auch der Perſpektive, der Ausbildung der Landſchaft und aller andern Naturwerke, weit hinter ſich. Waagen, über Hub. und Joh. van Eick. S. 167. Derſelbe bemerkt S. 179 ſehr richtig: „Die ſo vielen kleinlichen, unnatürlichen Brüche in der Gewandung der meiſten

von Jſrael von Mecken und andern berühmten Niederländern dem Raphael Nichts zur Anſchauung gekommen ſey. Aber, obgleich er die ſchöne Färbung und manches Anmuthige daran freudig anerkannt haben wird; ſo fühlte er ſich doch wohl zu ihrer Schule minder, als von Maſſaccio und andern Lichtern der Florentinerſchule angezogen, zumal, nachdem er in dem Studium der Antiken und der Natur ſeinen Geſchmack und ſein eigenes Ideal ausgebildet hatte.

Beim Zeichnen will R. Mengs, daß man immer an's Malen, und beim Malen, daß man an's Zeichnen denke. Wie richtig! Nur zu oft thut eines dem andern Abbruch. Dem vollkommenen Bild wird man es aber nicht anſehen, daß der Maler mehr auf das eine als das andere gedacht habe.

Was von den altflorentiniſchen und niederrheiniſchen Meiſtern 35) unſern aufſtrebenden Künſtlern am meiſten zu wünſchen iſt, was ſie ſich am eifrigſten daraus aneignen ſollten, iſt weniger noch der herrliche Glanz der Farben und der Reichthum der Erfindung (dies findet man auch bei Rubens und Paul von Verona), als die Einfalt eines reinen Gemüths, der fromme kind-

---

Werke der oberdeutſchen Schule zeigt ſich zwar bei Joh. van Eick in einzelnen Spuren, verſchwindet aber in ſeinen ſpätern Werken, und noch mehr in denen ſeiner Schüler. Obgleich die Gemälde jener Schule durch Friſche und Pracht der Färbung ſich auszeichnen, ſo hat doch das Fleiſch nicht die Naturwahrheit im Tone; in den Schatten herrſcht nicht die Wärme und Klarheit, die übrigen Farben haben nicht die Reinheit, Glut und Durchſichtigkeit der alten Niederländer. Eben ſo halten ſie mit dieſen in der Regel in der Ausführung der Köpfe den Vergleich nicht aus."

35) Mit denen in da Fieſole's und Joh. Bellinis Werken manche Analogie wahrnehmbar iſt.

liche Sinn, der aus ihren Werken athmet. Meiſtens ſchwebt über dem Ganzen eine gewiſſe heilige Stille und Ruhe, und der Ernſt der Figuren wird durch eine beſondere Heiterkeit in den Umgebungen gemildert. Unverkennbar beſteht hierin das Hauptverdienſt der Schulen von Maſſaccio und van Eick, und es iſt ſich nicht zu verwundern, daß noch jetzt reine, zur Andacht ſich hinneigende Seelen von ihren Bildern ſich ſo ſtark angezogen fühlen; ſie finden darin eine Verwandſchaft, eine Aehnlichkeit mit ihren kindlichen Ideen vom Reiche des Himmels. Die kindlich-fromme Stimmung der Seele, ohne welche ſich in der chriſtlichen Kunſt Nichts wahrhaft Erhabenes und Andacht erweckendes hervorbringen läßt, hat auch Raphael aus der Schule des Perugino mit ſich gebracht, und nie von ihr gelaſſen, auch nachdem er ſchon im Studium der Antike weit vorgerückt war. Die größten Maler, wie die größten Dichter waren die einfachſten und wahrſten. Wie gewiſſe Gifte, gibt die Lüge und Uebertreibung den Farben höhern Glanz, zerfrißt aber den Grund des Gemäldes. So entlehnt auch der beſte Styl immer ſeinen vorzüglichen Glanz von der Einfalt und Wahrheit. Immer und überall war die Bewahrung des Allerheiligſten jungfräulichen Händen anvertraut. Nur ein einfältiges, heiteres, ſchuldloſes Gemüth vermag das Höchſte in der Kunſt zu erreichen. Denn dieſes Höchſte liegt in dem Einfachen, das mitten aus dem Mannigfaltigen hervorſtralt. In allen Meiſterwerken der Kunſt iſt dieſe recht hervorgehobene Simplizität das Siegel der Vortreſſlichkeit. Darin beſteht eben die Virtuoſität in der Kunſt, ihre Werke ſo zu machen, daß man gar nichts von der Kunſt an ihnen wahrnimmt. 36) Sie iſt das eigentliche Medium,

---

36) Vergl. G. Leſſing Antigötze. I. 8. II. 7.

wodurch es uns möglich wird, das Schöne, das in der Wirklichkeit vielfältig geſtört, geſchwächt und verwirrt erſcheint, in ſeiner Reinheit darzuſtellen. Auch hat die ächte Kunſt eine ganz eigene Kraft, unſere geiſtigen Vorſtellungen, beſonders die vom Göttlichen, zu reinigen und zu verklären.

Es iſt kaum denkbar, daß ein Rubens die beſten Werke der van Eick, Hemmeling u. ſ. w. nicht gekannt habe. Aber ob er ihren Werth je gefühlt? möchte man billig bezweifeln. Im Gefühl eigener Virtuoſität mochte er ſich wohl himmelhoch über ſie erhaben dünken, gleichwie Lukas Giordano über die ältern Florentiner. Interreſſant hätt' es aber ſeyn müſſen, einem Geſpräche des Rubens über das Verdienſt der altniederländiſchen Schule in Gegenwart ihrer Werke zuzuhören. Wie wird er darüber geurtheilt haben, er, der bei den glänzenden Bildern von Julio Romano, Paul Veroneſe und Titian in die Schule gegangen war, und ſeinen Ruhm darin ſuchte, ſie an Pracht noch zu übertreffen? Dieſer blendende Schimmer ſeiner Werke hat ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, jene altniederländiſchen Meiſterwerke der Beachtung der Kunſtfreunde lange Zeit zu entziehen.

Das Studium der Natur iſt dem chriſtlichen Künſtler allerdings eben ſo nothwendig, ja nothwendiger noch, als das der Antike. Das eine ſchließt das andere nicht aus, und beide können mit einander gehen, ohne ſich gegenſeitig Abbruch zu thun. Iſt doch die ſchöne Natur die älteſte Antike, und beſteht nicht ein Hauptverdienſt der Bildwerke, welche das Alterthum als die vollendeteſten bewunderte, in ihrer großen Naturwahrheit? Indeſſen lehrt die Betrachtung der ſchönen Antike den Künſtler Schönheiten in der Natur entdecken, die er mit bloßem Auge ohne Erregung und Bildung des idealen Sinnes durch die

Antike wohl nie würde wahrgenommen haben. 37) Hingegen muß der Künſtler, mag er in der Natur oder Antike ſein Vorbild, oder ſeine Studien ſuchen, in beiden Fällen ſich vor der Nachahmerei, die den Geiſt, die Seele, das Lebendige verfehlt, hüten. Das Nachahmen der Antike kann zur Trockenheit und Einförmigkeit führen; das Nachahmen der Natur zu fahrläſſigen Ausſchweifungen über den Zweck verſchönernder Kunſt. Was nutzt die glühende, die ſchönſte Natur vor deinen Augen dir; was frommt dir das gebildeteſte der Kunſt rings um dich her, wenn liebevolle Schöpfungskraft nicht deine Seele füllt, und in den Fingerſpitzen dir nicht wieder bildend wird? (Göthe's Werke 1806. I. 207.) Die Natur nachahmen darf für den Künſtler nichts Geringeres ſeyn, als ein Beſtreben ſeine Kunſtfertigkeit der Natur gleich zu machen, ſo, daß das Werk der Kunſt als das Werk der Natur erſcheine. — Es gibt aber in der Nachahmung der Natur viele Stufen. Nicht nur Rubens und Jak. Jordäns ſind Maler nach der Natur; auch Titian, auch Raphael ſind es. Aber Raphael ſtrebte nach der höchſten Schönheit, die in der Natur möglich iſt; Titian nach der höchſten Schönheit, die die Natur ſeinem Auge darbot; Rubens hat die Natur durch ſein Kolorit und ſeine Lichtvertheilung zu verklären geſucht; ſein Schüler Jordäns begnügt ſich die Natur mit Wahrheit darzuſtellen.

Die Kunſt der Alten zeigt ſich uns erhaben, groß, ſchön, über der Natur im Reiche der Ideen ſchwebend. Und doch läßt

---

37) Vergl. Winkelmann Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke.

ſich das Schöne ihrer Formen theilweiſe in der Wirklichkeit wiederfinden, und gerade die höchſte Erhebung des Geiſtes in der Kunſt kann nur durch die natürlichſten Formen zur Anſchauung gebracht werden. Die Antiken dringen ſich daher dem jungen ſtudirenden Künſtler nicht zu unbedingten Muſtern auf, ſondern ſetzen ihn vielmehr gegen die Natur in Freiheit, zeigen ihm den Weg, ſich derſelben zu höhern Zwecken zu bedienen. — [38] So wird die Antike für den Künſtler eine zweite Natur, oder vielmehr ein Spiegel, worin er die Natur verklärt und in reiner Schönheit erblickt. Damit er aber das Vorzügliche in den Kunſtwerken ſowohl als in der Natur, die ihm zur Anſchauung kommen, ſich mit Vortheil aneigne, bedarf er eines glücklichen Inſtinkts. Dem Genie wird dies immer am beſten gelingen. Doch iſt auch ein hoher Grad von Scharfſinn dazu nöthig. Immer wird des Künſtlers Form hinter der Kraft, Eindringlichkeit und innern Vollendung der Naturformen zurückbleiben. Aber er kann die ganze Fülle der Naturformen mit klarem Sinn erfaſſen, ſie mit Geiſt und Gewandtheit ſich mehr und mehr aneignen, und ſie dann für menſchliche Zwecke ſelbſtthätig verwenden; und da ſein Zweck nicht blos Nachahmung von Geſtalten, ſondern Darſtellung von Ideen iſt, ſo kann er die Schönheit, die er in der Natur aufgefaßt, durch den Ausdruck der Ideen, den er ihr verleiht, geiſtig veredeln. [39] Was die Natur entwirft, wird ſo von der Kunſt vollführt. [40] De Pile unterſcheidet in der Malerei

---

38) Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 298. ꝛc.

39) Vergl. die Aufſätze von Rumohr und Schnorr im Kunſtblatt 1825. Nro. 75 u. 76.

40) Wielands Muſarion im III. Buche.

das einfache, gemeine Wahre nach der Natur, und das idealiſche, 41) wovon die gehörige Verbindung das Höchſte in der Kunſt hervorbringt. 42) Eben in dieſer Verbindung iſt Raphael unübertroffen; ein vollkommener Meiſter im Ausdruck, aber noch mehr in der Idee. 43) Seine Madonnen ſind dem Styl der Antike gemäß; ſie ſind aber auch der ſchönen Natur nachgebildet. Tiefes, geiſtiges Studium der Natur ſowohl, als der Antike gieng der Hervorbringung dieſer trefflichen Gebilde voraus, und liegt ihr zum Grunde. Der Kopf der Madonna della Sedia z. B. würde, was die ſchöne Form betrifft, jeden Künſtler des Alterthums ehren. Nun wird verſichert, dem Meiſter habe, wie zu vielen andern Gemälden ſeine Geliebte (die Fornarina) auch zu dieſem Bilde geſeſſen, und in der That erkennt man daran ihre Hauptzüge. Aber wie veredelt ſind ſie nicht zur Würde der reinſten Jungfrau und der liebenden Mutter, und zwar der Mutter des Göttlichen ohne Gleichen! — 44) Wenn

---

41) Im Allgemeinen ſcheint mir folgende Definition richtig zu ſeyn: l'ideal c'est le réel, moins l'individuel. Fragmens philosophiques par Victor Cousin. Paris. 1826. p. 333.

42) Einleitung in die Malerei aus Grundſätzen. Leipzig. 1760. S. 23—28.

43) Von ihm gilt das Lob, das Plinius dem griechiſchen Maler Thimantes gibt: In omnibus ejus operibus intelligitur plus semper quam pingitur; et cum ars summa sit, ingenium tamen ultra artem est. Liv. XXXV. C. 10.

44) Vergl. Lanzi Storia pittor. I. 408. Aehnliches wird erzählt von dem Modell, deſſen ſich Guido Reni zu ſeiner beſten Magdalena bediente (Lanzi T. II. P. II. p. 195.), womit er aber das Studium der Köpfe in der Gruppe der Niobe verband; von Franz Albani, dem ſeine Frau und Kinder, die ſehr ſchön waren, zu Modellen dienten; von Dominichino, dem ſeine geliebte Frau Vorbild für viele Bilder war; von Chriſtoph

aber jetzt Jemand auftritt, und ſagt: „An der Antike ſey das Leben in den Formen erſtarrt, und das Wirken ſelbſt des Geiſtes in blendenden Umriſſen gefeſſelt, hingegen in den Werken der chriſtlichen Malerei vor Raphael, deren Meiſtern der Blick auf die Antike noch nicht geſtattet war, ſtelle ſich die Natur ganz nach dem Leben dar;“ 45) ſo kann man zwar

---

Allori (Museo Florent. I. 146), von Filippo Lippi (Quants Streifereien im Geb. d. Kunſt, II. 66) u. v. A. So wiſſen wir auch, daß mehrere antike Statuen von Göttinnen, nach dem Ebenbilde ſchöner Weiber gemacht wurden. (Plin. XXXV. 10. Winkelmann Einleitung zu den Monument. inedit. C. IV. §. 13.) Auch wird der aufmerkſame Beobachter noch jetzt vorzüglich in den Gegenden, wo Raphael, Correggio, Dominichino, Titian und andere große Meiſter lebten, den Styl der Geſichtsbildung, beſonders unter den Frauen gewahren, der in ihren Werken vorherrſchend iſt. — Im Allgemeinen kann das Anbringen wirklicher Ebenbilder in Charakterbildern eben ſo wenig, als in der Darſtellung des Idealen gebilligt werden. Charakter und Ideal werden dabei leicht zu ſehr nachgeſetzt. Dies zeigt ſich bei vielen Gemälden, beſonders aus der venezianiſchen und flammändiſchen Schule. So theilte Rubens in einer heiligen Familie, welche den Altar einer Kapelle neben ſeinem Grabmal in der Jakobskirche zu Antwerpen ſchmückt, die Rollen unter die Glieder ſeiner Familie, ſein Selbſt nicht vergeſſend. (Hofſtetter Nachricht von Kunſtſachen. I. 89.) So muß in Giorgiones Niederlage des Goliath — David mit des Malers Figur ſich begnügen. (T. I. 341.) So entnahmen Paul Veroneſe, Titian, Baſſano ꝛc., gleichwie die alten niederländiſchen und deutſchen Maler, die oft gemeinen Naturen in ihren Gemälden aus ihren nächſten Umgebungen.

45) V. Speth. Die Kunſt in Italien. München. 1820. Thl. I. S. 297 u. 299. Aehnliches ſcheint auch der Verfaſſer der Schrift: Ueber Nachahmung in der Malerei, Frankfurt. 1818. S. 73, zu behaupten.

zugeben: in den letzten Werken (den vorzüglichſten nämlich) ſey mehr gemeine Natur, und mitunter auch eine größere Mannigfaltigkeit der Sentimentalität zu finden, als in der Antike. Allein auſſerdem, daß ſie den Antiken in der Richtigkeit der Zeichnung und in der ſinnlichen Schönheit und Grazie der Formen, die doch auch der Natur nichts weniger als fremd ſind, weit nachſtehen, ſo iſt es ein ungerechter Vorwurf gegen die Antike: ſie ſey ſtarre Form, ohne inneres Leben. Wer hat den pythiſchen Apoll, die Gruppen der Niobe und des Laokon, wer ſo manches Basrelief nach dem Homer mit reinem Sinne betrachtet, der nicht geſtehen müßte, der ſchönſte Ausdruck eines poetiſch-geiſtigen Lebens ſey hier in Klarheit und Fülle gegeben? Allerdings finden wir in den beſten chriſtlichen Bildern nicht das Verſchmelzen von Form und Idee wie in den altgriechiſchen Göttergebilden. In jenen herrſcht die Idee über die Form. Weil jedoch die Idee aus der edelſten, ſchönſten Liebe hervorquillt, ſo ſoll die Form dabei nichts verlieren. — Wahr iſt es ferner, daß im Chriſtenthum eine weit reichere und reinere Ader des Sittlichen, der das Gefühl der Menſchenwürde hebenden und belebenden Ideen ſtröme, als in der Götterlehre der Alten; daß dort der Kampf des Geiſtes mit den Leidenſchaften ſtärker in Vorſchein komme, und daß daher der chriſtlichen Kunſt ein viel weiterer Spielraum zu verſchiedenartiger Abſtufung und Nüanzirung der Empfindungen und der ſittlichen Charaktere offen ſtehe, als der Antike. Um ſo leichter freilich und vielfacher ſind auch die Abirrungen vom wahrhaft Schönen, Erhabenen, Würdigen, welchen der chriſtliche Künſtler eben durch die größere Auswahl, die ihm freiſteht, ausgeſetzt iſt. Nichts kann ihn vor dieſen Klippen beſſer ſichern, als die ſtete Vereinigung des Studiums der Antike mit dem der Natur. Dieſer Vereinigung und unmerklichen Miſchung, von einem dichteriſchen frommen Genius hervorgebracht, verdanken wir es, daß in den Meiſterwerken des unſterblichen Raphaels das Ideale mit der Wahrheit verbunden iſt, und daß es dem nämlichen Meiſter gelang, ſeinen Patriarchen den Charakter der Urwelt, ſeinen Apoſteln die höchſte Einfalt, ſeinen Märtyrern des Glaubens ſtärkſte Kraft, ſeinen Madonnen eine himmliſche Anmuth und Würde und ſeinem verklärten Chriſtus die Göttlichkeit ſelbſt zu verleihen. 46) Solche Kunſtwerke ſprechen zu unſrer Empfindung eine höhere Sprache; wir können mit dem Vollkommnen nicht ſchalten und walten, wie wir wollen; wir ſind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns ſelbſt, von ihm erhöht und verbeſſert wieder zu erhalten. 47) — Des Raphaels Madonnen entzücken nicht durch die Lineamente der Venus von Medizis oder der Niobe, ſondern weil in dieſer Miene, dieſem Lächeln die holde Demuth, die Liebe zum ewigen Sohn, die Reinheit des Gemüths, kurz eine himmliſche Anmuth ſichtbar iſt, und dieſe ſich nicht nur über das Geſicht, ſondern auch über die Stellung, die Geberden, die Bewegungen, die Falten der Gewänder mit einer Leichtigkeit verbreitet, die bewundert, nicht nachgeahmt werden kann. — 48) Das Geiſtige, das Ideale gibt den Raphaeliſchen Werken den höchſten Werth. Hierin ſtimmen ſie mit der ſchönen Antike überein. Denn man würde ſich ſehr irren, wollte man das allgemeine Wohlgefallen an den ſchönen Werken der beſten Zeit

---

46) Lanzi Storia pitt. I. 406, 409.

47) Göthes Propyläen. I. B. I. St. S. XXIII. ꝛc.

48) Missirini in Appl. de la descrizione della Pitture di Raphael a Bellori, p. 257.

griechiſcher Kunſt dem Sinnenreiz zuſchreiben. Dieſer iſt hier minder als bei vielen Bildwerken von weit geringerer Vollendung. Was an jenen Werken ſo allgemein und zu allen Zeiten hohes Wohlgefallen erregt, iſt die reine durch nichts geſtörte Harmonie aller Theile mit einer Idee. Was aber den techniſchen (formellen), freilich nur dem ſcharf geübten Kennerauge bemerkbaren Vorzug der Antiken betrifft; ſo ſetzt ihn Winkelmann 49) darein, daß ihre idealiſchen Figuren, wie ein durch das Feuer gezogener ätheriſcher Geiſt, von jeder menſchlichen Schwachheit befreit ſcheinen, ſo, daß man an ihnen weder Sehnen noch Adern bemerkt. Die Begränzung auf den äuſſerſten Punkten der Oberfläche, über die ſich ein friſcher Lebenshauch verbreitet, ſollte dem göttlichen Weſen gleichſam einen Scheinkörper geben, ohne aus irdiſchem Stoff gebildet zu ſeyn, noch an der menſchlichen Nothdurft Theil zu nehmen. — Auch ihre Bilder von Helden rückten die Künſtler, mit Beobachtung eines ſehr feinen Unterſchiedes bis an die Grenze dieſes Ausdrucks von Göttlichkeit. — 50) Leiden und Genuß ſtören nicht das ſchöne Ebenmaß der Züge, entadeln nicht die Stellung, zerren nicht an der Fülle der edeln Geſtalt. — Warum ſollte der chriſtliche Künſtler bei Darſtellung der Ideale ſeiner Religion nicht nach dem nämlichen Vorzug ſtreben? — Mir ſcheint, Raphael, Correggio und einige Andere haben dies mit gutem Erfolg gethan. Der Seelenausdruck ihrer Gebilde iſt zwar mannigfaltiger und lebhafter, als in der Antike, und ſie haben dagegen vielleicht weniger blos

---

49) Einleitung zu den Monumenti antichi inediti.

50) Vergl. K. IV. §. 15 — 25. G. Forſter, die Kunſt und das Zeitalter, in d. Kl. Schriften. Berlin. 1794.

ſinnliche Lebensfülle; aber wer könnte ihnen deshalb einen hohen Grad von Schönheit der Formen abſprechen? — Bis jetzt bleibt Raphael in Anſehung des Idealen der Kunſt beinahe unerreicht, ſicher unübertroffen. Erhabenheit und Anmuth zeigen ſich in ſeinen Werken ſo unzertrennlich und in Eins verſchmolzen, daß die eine nur der andern Alles zu verdanken ſcheint. Beide ſind Natur und doch weit darüber. Mit der Sicherheit einer jungfräulichen Seele ſchwebt das Weſen von beiden in einer glücklichen Mitte zwiſchen jeder Uebertreibung. Raphael war aber auch Schüler ſowohl der Antike als der Natur, und dadurch erhob er ſich ſo weit über ſeinen Lehrmeiſter Perugino; darum gelang es ihm, ein vorhin noch nie geſehenes Ideal darzuſtellen, und den Michael Angelo in der Zeichnung, den Leonardo da Vinci in der Färbung, den Bartholomäo della Porta in der Lieblichkeit zu erreichen, wo nicht zu übertreffen. Wie die Werke keines Andern ſind die des Raphaels Muſter der ſo ſchweren und ſeltenen Vereinigung des Idealen und des lebendigen Individuellen aus der Wirklichkeit. Doch hatte Raphael einen Vorgänger in der dramatiſchen Zuſammenſtellung und im Ausdruck der Charaktere und Leidenſchaften an Leonardo da Vinci, der auch dem Michael Angelo in der Beachtung der Antiken und im anatomiſchen Studium, und dem Correggio in der maleriſchen Beleuchtung und Anmuth voranging. Im redlichen Streben nach den Vorzügen des Meiſters verriethen indeſſen Raphaels Schüler nur zu bald nach ſeinem Tode ihr Unvermögen, das Ideale und das Natürliche auf die Weiſe zu vereinigen, aus welcher die Vollendung ſeiner Werke hervorgegangen war. Dem Julio Romano, ſeinem liebſten Schüler und Gehülfen, mangelte es gewiß weder an Genie, noch an tiefem Studium der Antike ſowohl, als der Natur. Aber dieſes Studium tritt in ſeinen Werken ſo ſtark und grell hervor, daß alle Grazie daran verſchwindet, nicht nur die der Antike, ſondern auch die der Natur, und daß ſeine Schöpfungen in ihm weit eher den Schüler des gewaltigen Michael Angelo als des himmliſchen Raphael vermuthen ließen. Er legt gleich dem Michael Angelo den Ausdruck vorzüglich in das hervorſpringende Spiel der Muskeln und in die anatomiſche Wirkung der Gliederbewegungen. Andere aus der Schule Raphaels wendeten ihr ganzes Augenmerk auf die Anmuth und Lieblichkeit in ſeinen Bildern; ſie wählten die Grazie zu ihrer erſten, wo nicht einzigen Aufgabe, und verfielen immer mehr ins Manierirte, indem ſie auf die Wahrheit verzichteten, und von der Antike ſowohl als der Natur blos einen Schein erborgten, deſſen Zauber aber kein Kennerauge beſtechen konnte, das ſich durch keinerlei Art von Täuſchung für die Foderung des wahren Schönen abfinden läßt. Es fehlte ihren Gebilden meiſtens an lebendiger Seele, friſchem Geiſt, beſtimmtem Ausdruck und Charakter und auch oft an Reinheit der Zeichnung, und ſie entfernten ſich nicht minder von dem Idealen, als von der Natur, indem ſie die hohe Einfalt der Antike mißkannten, und einerſeits die fromme Einfalt und das viele Treffliche in der alten Schule ganz unbeachtet ließen und anderſeits ſogar die Muſter aus der raphaeliſchen Zeit zu meiſtern, zu corrigiren den eiteln Anſpruch machten. Wohl mag der wahre Maler der Grazie, Correggio, nicht wenig zu dieſer Verirrung beigetragen haben. Seine geiſtvolle und gemüthliche Grazie iſt ein ſo duftig zartes, die Natur liebewarm, aber leiſ' umſchwebendes Weſen, daß eine Linie mehr oder weniger hinreichte, ſie zu zerſtören. Er bediente ſich gewagter Verkürzungen, und mit halben Tinten und zarten Wiederſcheinen brachte er das liebliche Helldunkel hervor, das ſeinen Gebilden einen eigenen Zauber gibt. Man ſieht treffliche Copien nach Correggio, aber Nachahmung

(Nachbildung ſeiner Geſtalten ohne ſein Gefühl) wird hier nie gelingen. — Noch gibt es eine dritte Claſſe von Malern, der Raphaeliſchen Schule angehörig, die ihren Vorzug einzig in einer auſſerordentlichen Lebendigkeit und Kühnheit ihrer Darſtellungen ſuchten. — Allererſt wurde dieſer Verfall der Kunſt in allen Beziehungen von den drei Carracci's zu Bologna recht lebhaft erkannt. Ihrer ſinnreichen Anſtrengung gelang es, eine Schule zu ſtiften, die ſich die harmoniſche Vereinigung des Schönen der Antike und der Natur, des Idealen und des Natürlichen zum Vorwurf machte. Die Carracci ſtrebten, ihren Werken alle Schönheiten anzueignen, damit weder die Wahrheit und Kraft durch die Anmuth, noch dieſe durch jene ausgelöſcht werde, und der Zauber des Colorits nur dazu diene, das Verdienſt der Compoſition und der Zeichnung beſſer hervorzuheben. In den Meiſterwerken von Quido, Dominichino und Albani zeigt ſich in hohem Grade das Lobenswürdige und das Tadelhafte dieſer Schule, welche bei allem Beſtreben nach Vollendung es doch nicht immer vermied, entweder wegen zu ängſtlicher Nachahmung der Antike in plaſtiſche Kälte oder durch zu treue Nachahmung der Natur in's Unedle zu verfallen. Die Venezianiſche Schule gieng hierin wohl am weiteſten. Bei allem Reichthum an Farbenglanz, an Menge von Figuren, an Gewändern, an Verzierungen jeder Art blieb ſie arm an Ideen. Alle ihre Werke ſprechen ſtark zu den Sinnen, die meiſten aber wenig und ſchwach zu Geiſt und Gemüth. 51)

---

51) Titian bildet eine abgeſonderte Schule. Ihm war weder um grandiöſe kühne Zeichnung, noch um idealiſche Anmuth, noch um lebendigen Seelenausdruck zu thun, ſondern um die Wahrheit der Natur in ihrem vollen Glanze, was er durch ſeine herrliche Färbung und ſeine Mitteltinten erreichte.

Dies alles erwäge der aufſtrebende chriſtliche Künſtler! Was jedoch ſeiner Bildung die Krone aufſetzen ſoll, iſt die innige Verehrung des Heiligen, des Göttlichen, als Grundton von Sinn und Leben. Nichts befruchtet beſſer das Genie, nichts gibt ihm höhern Schwung, als die Tugend und die ächte fromme Geſinnung. Nur aus den Tiefen eines wahrhaft frommen, Gott ergebenen Gemüths hat die Welt chriſtliche Kunſtwerke von wahrer Vollendung hervorgehen geſehen.

„Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geſelligen Lebens ſchmücken, von allen die zarteſte, die ſchönſte, die vergänglichſte, iſt die Blüthe der Kunſt. Vor dem Entfalten ſcheint ihre Knoſpe nur ein dunkles Chaos, welches ſich mühſam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt. Vergebens wünſcht man, dieſen glänzenden Moment zu verlängern oder feſtzuhalten; nicht einmal ihn wieder zu bringen, ſteht in menſchlicher Hand.“ 52) Immer wird indeſſen Leonardo da Vinci zur tiefern Betrachtung einladen, Quido gefallen, Dominichino mit den Carracci's innige Bewunderung erregen, Correggio entzücken, Raphael begeiſtern, während die gleiſſenden oder prunkvollen Werke der von ihrer entarteten Zeit hochgeprieſenen Manieriſten höchſtens noch den flüchtigen Eindruck von Bühnenverzierungen hervorbringen. — In der Geſchichte der politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe, der mechaniſchen Künſte, des Handels und ſelbſt der Wiſſenſchaften läßt ſich mit ziemlicher Genauigkeit die Verkettung der Urſachen und Wirkungen nachweiſen, in welcher dieſe Dinge ihre Richtung und Geſtalt bekommen, und Fortſchritte oder Rückſchritte gemacht

---

52) G. Forſter Kl. Schriften. III. 285.

haben. Anders verhält es ſich mit den ſchönen Künſten. Der Genius, der dieſe beſeelt, und ihre Werke ſchafft, obgleich er in der Ausführung die mechaniſchen Hilfsmittel nicht verſchmäht, geht doch in ſeinen weſentlichen Verrichtungen nach Geſetzen zu Werke, die, den Nachforſchungen und Berechnungen des Verſtandes entzogen, gewiſſermaſſen ein Geheimniß ſind. Die Ideen des Schönen, des Guten, des Vollkommenen, ſich nahe verwandt, liegen tief im Gemüth. 53) Aber ſie leiden keine Zergliederung, ſondern entſchwinden jedem, der mit der Abſicht ſie zu zergliedern ſich naht. Die größten Meiſter, die herrlichſten Gebilde der Kunſt (Werke des Genie's) erſcheinen oft unerwartet, ohne alle Vorbereitung, wie vom Himmel geſendet, und erwecken um ſo lebhafter die Begeiſterung. Eben ſo auffallend iſt aber auch das ſchnelle Verſinken und Ausarten der Kunſt. Wohl laſſen ſich einige Urſachen angeben; aber ſie löſen das Räthſel nicht ganz. Allerdings iſt begreiflich, warum Giotto, obgleich er ſich durch harmoniſche Verbindung der Theile zu einem Ganzen ſchon ſehr auszeichnete, nicht vollendete Bilder wie Raphael geliefert. Aber wie dieſer ſich aus der Schule des Perugino ſo ſchnell zu ſolcher Höhe, zur Vollendung erſchwingen konnte, wer mag es ganz befriedigend erklären? Eben ſo, was erklärt uns die ſchnelle Abartung der Raphaeliſchen Schule, auſſer der allgemeinen Bemerkung, daß das Schöne, wie das Vollendete auf

---

53) „Das Schöne und Vollkommene iſt in dem Sinn der Griechen gleichbedeutend; das Schöne (To Kalon) iſt ihnen das Höchſte, und ein Liebhaber des Schönen, der allein unter der Herrſchaft des Schönen (und keiner andern) ſteht, iſt ihnen das Ideal eines glückſeligen und achtungswürdigen Menſchen." (S. Luzian's Charidamus.)

ſo leiſer Linie ſchwebe, daß die mindeſte Abirrung von ihr verhütet werden muß, wenn den Glanz der Künſte nicht völlige Verdunkelung gefährden ſoll. — Mit den Werken der bildenden Kunſt haben die Eingebungen der tragiſchen Muſe die meiſte Aehnlichkeit. Aber ſo nahe ſah man doch den Aufſchwung und Verfall ſich auf der Bühne nicht folgen, wie in den Werkſtätten der Malerei und Plaſtik. Indeſſen findet zwiſchen den Werken des Raphael und eines Caravaggio, Barroccio, Peter von Cortona beinahe das gleiche Verhältniß ſtatt, wie zwiſchen den Tragödien des Sophocles und des Seneca. In jenen die edelſte Wahrheit, die ſchönſte Haltung, die reinſte Harmonie; in dieſen alles auf den erſten Sinneneindruck mittelſt einer Miſchung von ſtark wirkenden Schatten und blendendem Lichtglanz berechnet. In jenen Handlung und Ruhe, wo beide hingehören; in dieſen alles voll kunſtreicher Beſtechung für das Auge durch Prunk und Geräuſch, Contraſte und heftige Bewegung.

Immerhin ſpiegelt ſich bei gänzlichem Verfall des ächten Kunſtgeſchmacks, in den Kunſtwerken die ganze Erbärmlichkeit eines ſeichten, entarteten Zeitgeiſts ab. So einſt unter den byzantiniſchen Kaiſern und neuerlich im achtzehnten Jahrhundert, das die Bilder eines Coypel und Boucher als die höchſten Leiſtungen der Kunſt bewundern konnte. Jene ſteifen, mit Gold prunkenden, ſeelenloſen Kunſtwerke des grundverdorbenen Byzanz tragen das Gepräge eines höfiſchen, gedrückten, in Förmlichkeiten verſunkenen Zeitgeiſts, und wer erkennt jetzt nicht an den Bildern der Manieriſten des vorigen Jahrhunderts, in denen eine grelle ſchimmernde Farbenmiſchung, oder eine geleckte, glatte, überzarte Behandlung, oder ein blendender Lichteffekt, oder eine geſuchte Zierlichkeit oder eine gewiſſe charakterloſe Weichheit und preziöſe Nachläſſigkeit die Stelle der genialen Grosartigkeit, der Wahrheit, der Würde und Bedeutung im Ausdruck und der Richtigkeit der Zeichnung vertritt, den getreuen Abdruck des herrſchenden eiteln und frivolen Sinnes, der, von aller ernſten Wahrheit abgewendet, ſich jeder Täuſchung und Bezauberung durch das Blendwerk eines ſinnlichen und ſündlichen Lügengeiſtes hingab, durch deſſen Einfluß es der im Materiellen befangenen, eigennützigen Selbſtſucht gelungen war, dem idealen Leben der Seele im unſichtbaren Reiche des Göttlichen und Ewigen allen Reiz zu benehmen. Auch hier hat ſich die Bemerkung als richtig bewährt, daß der Verfall des Kunſtgeſchmacks gewöhnlich von den Kunſtliebhabern herrühre. 54) Was läßt ſich aber auch von dem Künſtler ſagen, der ſich zum feilen Lohnknechte des launigten und verwöhnten Geſchmacks der Mächtigen und Reichen verdingt, der keinen höhern Zweck ſeiner Kunſt als den Erwerb eines geringen oder höhern Taglohns kennt, den die Idee nicht begeiſtert: durch den veredelnden Eindruck ſeiner Bildwerke auf die Gemüther, noch in der ſpäteſten Nachwelt fortzuleben?

Der Eindruck der Kunſtwerke iſt im Allgemeinen der richtigſte Geſetzgeber für den Künſtler. Nichts lähmt ſeine Selbſtthätigkeit nachtheiliger, als die Vergötterung einer Theorie oder conventioneller Formen und Regeln. Als Meiſter, nicht als Sclave ſoll er die Natur und die Vorbilder der Kunſt betrachten. Sonſt wird er ſich über den Rang eines Kopiſten nicht erheben. Er wird vielleicht nichts Abgeſchmacktes, aber gewiß nichts Erhabenes, nichts Vortreffliches hervorbringen.

Auch nach Grazie muß jeder Künſtler ſtreben, der auf Vollendung Anſpruch macht. Aber die Linien, welche das Gebiet und Weſen

---

54) H. R. Fueßlins kritiſches Verzeichniß der beſten Kupferſtiche. I. 45.

der Grazie umſchreiben, ſind ſo zart, daß der Künſtler im Streben nach ihr, nur zu leicht unvermerkt auf Abwege geräth. Bekanntlich haben die Alten ſie in drei weiblichen Figuren vorgeſtellt. Wieland (Ariſtipp I. 248.) macht davon eine feine Schilderung. „Die erſte, ſagt er, iſt ein kaum ſichtbares, Mund und Augen und das ganze Geſicht ſanft umfließendes Lächeln, das nie verſchwindet, weder beim Sprechen, noch beim Hören, ſelbſt beim Tadeln und Zürnen nicht; die zweite iſt eine unnachahmliche Leichtigkeit im Gang und in allen Bewegungen und Stellungen des Körpers, die im Gehen etwas Schwebendes und in der Ruh' ein Anſehen hat, das jeden Gedanken an Läſſigkeit oder Trägheit verſcheucht; die dritte iſt die holde Schamröthe, die Tochter des zarteſten Gefühls, die dem Adel der Geſichtsbildung und dem Ausdruck des Selbſtbewußtſeyns nichts benimmt.“ Dieſes Lächeln, dieſe Leichtigkeit, dieſes Erröthen ſo zu verkörpern, daß der Geiſt in ſeiner Lauterkeit ohne Mühe durchſchimmere, dies iſt des Künſtlers Aufgabe.

Sechſter Abſchnitt.

Von der Gefahr des Uebergleitens vom Gebrauche religiöſer Bilder in die Abgötterei.

Das Bilderverbot im Morgenlande hatte zur Folge, daß in den Kirchen ſtatt der Bilder allegoriſche Vorſtellungen angebracht wurden, 1) dergleichen ſchon im Anfang des Chriſtenthums unbedenklich, ja zweckmäßig ſchienen, 2) deren Gebrauch aber ſpäter aus Beſorgniß der Mißdeutung war verboten worden. 3) Dieſe Beſorgniß iſt nirgend gegründeter als bei Symbolen, und die Gefahr des Uebergleitens in die Abgötterei, wozu die ſinnliche Natur des Menſchen eine ſo entſchiedene Neigung hat, iſt nach der Erfahrung weit größer bei der ſymboliſchen Darſtellung göttlicher Dinge, als bei den der Natur gemäßen Bildern, die entweder eine wirkliche Begebenheit oder Perſon in Beziehung auf die Religion zum Vorwurf haben. Die Mythen-Geſchichte mehrerer Völker, beſonders der Egypter und Indier ſtrotzt von Belegen. Der Grund liegt wohl darin, daß die Symbolik weit höher ſtrebt, als die eigentliche plaſtiſche oder maleriſche Kunſt. Dieſe will nichts weiter, als ſo viel möglich anſchauliche Vergegenwärtigung des Göttlichen und Heiligen für die Sinne. Jene hingegen hat kein geringeres Ziel, als das Menſchliche mit dem Göttlichen zu identifiziren, indem ſie das Unendliche, Unſichtbare durch ſinnliche Zeichen der Seele ſo andeutet, daß in dieſer durch das Zeichen die Idee vom bezeichneten Unendlichen erweckt werde. Natürlich kann hier das Zeichen dem Bezeichneten nie ganz entſprechen. Denn wie könnte das Sinnliche Stellvertreter deſſen werden, was, nicht in die Sinne fallend, nur im reinen geiſtigen Denken erkannt zu werden vermag? 4) Eigentlich iſt hier zwiſchen der Symbolik und der Sprachkunſt nur der Unterſchied, daß die letztere zum Ausdruck des Ueberſinnlichen blos willkührliche

---

1) Cedrenus Hist. p. 518.

2) Mamachi Origin. et antiq. christ. T. III. p. 16.

3) Can. 82. Concil. Trullani. Acta Concil. Paris. 1714. III. 1691.

4) Creuzer Symbolik. B. I. S. 66.

Laute und Buchſtaben, die Nichts ſinnlich darſtellen, die erſtern dagegen in die Sinne fallende Dinge auswählt, die, ſeyen ſie nun geradezu der Natur entnommen, oder blos von der Phantaſie gebildet, für den geiſtigen Sinn eine Aehnlichkeit mit dem zu bezeichnenden Ueberſinnlichen haben ſollten. Da der Menſch verzweifeln muß, in ſinnlichen Abbildern das Unendliche vollſtändig und ungetrübt zu erreichen, und er doch eine Sehnſucht hat, das Unendliche im Endlichen zu gebären; 5) ſo bedient er ſich dazu entweder des Worts oder des Symbols (Sinnbilds). Wie ſchwer es ſey, hierin dem Mißverſtand und der Mißdeutung, ja bei dem Haufen ſogar dem Unverſtand, der Sinnloſigkeit zu begegnen, liegt in der Natur der Sache. Das Wort und das Symbol wurden nur zu leicht die Veranlaſſung zur Abgötterei; 6) ſie wurden zur Sphynx, welche jeden verdirbt, der ihre Räthſel nicht zu löſen verſteht. Daher machte man die religiöſen Symbole bei den alten Völkern zur Geheimlehre, während ſie für die Menge das Achtungsvolle, Schauerliche, Ehrfurchtgebietende nur durch das nächtliche Dunkel erhielten, welches ihr den urſprünglichen Sinn verhüllte. Der Myſtizismus, Idee und Symbol, Sache und Bild ſtets verwechſelnd, diente ganz vorzüglich zur Ver-

---

5) Creuzer a. a. O. S. 67.

6) S. nebſt Creuzer a. a. O. Thl. I. §. 62. S. 211 und fg. Winkelmanns Werke (Donauöſchingen. 1825.) I. 159, und Moſes Mendelsſohn Jeruſalem S. 142, auch L. Hug Unterſ. über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt. Freiburg. 1812. S. 140, und ſonſt; ferner Zoega's Leben von Welker. Stuttgart. B. I. S. 146. u. fg. J. J. Wagner Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. 1808. S. 75. u. fg. Radlof Schreibungslehre. S. 5. u. fg. C. Wielands Supplem. zu ſeinen Werken. Leipzig. 1798. VI. 14. u. fg.

unſtaltung der Werke ſchöner Kunſt, 7) Die Verwechſelung der Idee und des Symbols iſt die Quelle des Aberglaubens und des Unglaubens. Plutarch 8) ſagt: „Bald bedient man ſich dunkler, bald klarer heiliger Symbole. Sie leiten alle, nur nicht ohne Gefahr, den Geiſt zum Göttlichen hin. Denn Einige, den Sinn ganz und gar verfehlend, verſinken in Aberglauben, Andere, dieſen wie einen Sumpf fliehend, ſtürzen in den Abgrund des Unglaubens. 9) Die Menge, die Mannigfaltigkeit, oft auch die Seltſamkeit oder die Vieldeutigkeit der Symbole führt allmählig in einen Irrgarten von Wahn und Aberglauben, in welchem der ſelbſtſüchtige Betrug der Ausleger die Menge ſtets mehr zu verirren geneigt iſt, und aus welchem zuletzt ſelbſt der gelehrte Forſcher ſich nicht mehr herauszufinden weiß. Zuweilen liegt das Bedeutende des Symbols in Eigenſchaften des Dinges, das zum Zeichen gebraucht wird, von denen nur Wenige Kenntniß haben, oder die nicht erweislich ſind. 10) Hieraus erklärt ſich, wie die niedrigſten Geſchöpfe im Thier- und Pflanzenreich und die häßlichſten Frazzengeſtalten bei verſchiedenen Nationen (in Egypten,

---

7) H. Schmid, der Myſtizismus des Mittelalters. Jena. 1824. S. 19.

8) de Iside et Osiride. C. 67.

9) Zahllos bevölkert iſt bei den Hindus der Pantheon der Götter, und der Halbgötter ſind Myriaden. Ein wenig Roth, über einen Stein, über ein Stück Lehm, über einen Baumſtumpen geſchmiert, verwandelt dieſe Dinge in Götter, vom Pöbel angebetet, und ſelbſt von Höhern mit ſcheinbarer Andacht begrüßt. S. Walter Hamiltons Geogr. ſtatiſtiſch. hiſtor. Beſchreibung von Hindoſtan.

10) So ſollte der Roßkäfer bei den Egyptern ein Bild der Sonne ſeyn, weil angeblich jenes Inſekt geſchlechtlos ſey, und die Katze ein Bild der Iſis (Luna), weil ſie ſo viel Junge als Tage in einem Mondsumlauf zu werfen pflege. Winkelmann a. a. O. I. 160.

Indien ꝛc.) aus ſinnvollen Symbolen zu Gegenſtänden der göttlichen Verehrung der Menge wurden. Das bedeutſame Symbol wurde zuletzt zum unverſtandenen, aber furchtbaren Idol. Aehnliche Erſcheinungen weist die Geſchichte auf, wo die Symbolik mit der eigentlich bildenden Kunſt in dem Heiligthume ſich vermählte, woraus die Syſteme der Mythologie hervorgiengen, jene reichen Gewebe von Dichtungen und Wahrheit, an denen beides aus der Menge von ſinnlichen Bezeichnungen zu ſichten, in der Folgezeit ſelbſt die Weiſeſten und Hellſehendſten die größte Schwierigkeit fanden. Eben ſo vergeblich, als künſtlich, waren die Verſuche eines Plotinus, Porphyrius und Anderer, allen heidniſchen Mythen eine vernünftige Deutung zu geben. — Die Symbole der Perſer, der Egypter und der andern Völker des Morgenlandes bezogen ſich meiſt auf die innern Eigenſchaften der Gottheit, die der Griechen und Römer auf die äuſſern, die in der Natur ſich darſtellen. Daher bemeiſterte ſich bei den letztern die Kunſt des Symbols; bei den erſtern wurde die Kunſt ganz von dem Symbol beherrſcht. Bei den Indiern ſtand die Kaſte der Künſtler unter den Befehlen der Bramanen. — Beim Fortſchreiten der bildenden Kunſt in Griechenland zu einem edlern Styl ſtrebte ſie immer mehr, die Götter anſtatt in blos ſymboliſchen Figuren, mit wohlgeſtalteten Zügen und paſſenden Charakteren darzuſtellen. So reich übrigens die Götterlehre der Griechen und Römer an Symbolen blieb, welche die Kunſt in der Folgezeit, zuerſt in einem ausdrucksvollen, gewaltigen und mächtigen, aber noch herben und ſtrengen Styl, ſpäter aber mit Erhabenheit und in vollendeter Schönheit erſcheinen ließ, 11) ſo ſparſam iſt

---

11) Heinrich Meyer Geſch. der bildenden Künſte bei den Griechen. Dresden. 1824. I. 3 — 58.

damit das Chriſtenthum. Seine Symbole, obgleich vor dem Aufkommen der chriſtlichen Kunſt etwas zahlreicher, beſchränken ſich jetzt auf wenige. Die allgemeinſten ſind: das Zeichen des Kreuzes und die äuſſern Merkmale der Sakramente, womit noch einige Kirchengebräuche, z. B. des Weihwaſſers, der Aeſcherung, der Fußwaſchung u. d. gl. in Verwandſchaft ſtehen. Auch kann man ihnen die Vorſtellung von Gott unter dem Bild eines Auges in einem Dreieck, des Sohnes Gottes unter dem Bild eines Lammes unter dem Kreuze 12) oder auf einem verſiegelten Buche (Apocal. V. 6.) 13) und des heiligen Geiſtes unter dem Bild einer ſchwebenden Taube (Matth. III. 16.) beizählen. Aber ſelbſt bedeutſame Symbole werden ſehr bald für die Menge ihrer Bedeutung verluſtig, wenn man ſie durch einen Unterricht zu erklären unterläßt, der ihren Sinn in den heiligen Urkunden ſelbſt nachweist. Der Anker war bei den Chriſten von jeher ein bedeutendes Sinnbild der Hoffnung des ewigen Lebens; 14)

---

12) Fr. Münter Symbola veteris ecclesiæ artis operibus expressa. Hafniæ. 1819. §. 1. p. 5. Deſſelben Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten. I. Heft mit vier Steindrücken und einer Kupfertafel. Altona. 1825. Casali de vet. christian. ritu. T. 1. p. 2. Cinabini vet. mon. C. 24. T. 1. p. 240.

13) Dieſen allegoriſchen Vorſtellungen von Chriſtus ſchließen ſich die altüblichen an als Jüngling, der einen Löwen und Drachen zertritt, als Phönix, als Orpheus u. ſ. w. (Bottini Rom. Totter. Tom. XX. XXVIII. Bori Rom. Sotter. p. 307, 311. etc. Aringhi Rom. Subterr. I. p. 291, 295. II. 25, 29. VI. C. 21. Euseb. Laus Constantini, L. XIII. C. 15. F. Borrom. de pict. sacris II. 2. Casali a. a. O. p. 5. Cinabini a. a. O. Tav. 16. C. 25.

14) Münter Symbola a. a. O. §. III. 6. Sinnbilder. I. 28.

die **Taube** mit einem Oelzweig im Schnabel ein Sinnbild des himmliſchen Friedens; 15) die Taube für ſich ein Sinnbild der chriſtlichen Einfalt; 16) die **Rebe** (der Weinſtock) ein Sinnbild Chriſti (Joh. XV. 1.); 17) der nach der Quelle brünſtig ſich ſehnende **Hirſch** das Sinnbild des Verlangens der Vereinigung mit Chriſtus, mit Gott (Pſ. XLI. 1.); 18) das **Einhorn** ein Sinnbild Chriſti oder auch der Reinheit und Stärke; 19) die **Krone** und **Palme** die Zeichen des Siegs über Sünde und Tod und der ewigen Belohnung. 20) Als Beizeichen oder Sinnbilder der vier Evangeliſten ſind (mit Beziehung auf Offenbar. IV. 6. 7.) ſeit den älteſten Zeiten der Engel, Adler, Ochs und Löwe angenommen worden; 21) und ſo macht auch der **Hahn** den Apoſtel Petrus kennbar. Doch iſt der Hahn auch ein Sinnbild der Wachſamkeit, und wohl als ſolcher ſtand er ſchon im chriſtlichen Alterthum auf Kirchthürmen. 22) Sehr frühzeitig ſah man auf Sarkophagen, Grabſteinen, Kelchen, Lampen, Gemmen, Glasſcherben und in Gemälden den **Hirten**, der ſein Leben für die Schaafe läßt (Joh. X. 11.), und den, der das verlorne Schaf ſucht und zurückbringt (Luk. XV. 4, 5.) abgebildet. 23) Die weiße **Lilie** zwiſchen Maria und Joſeph aus der Erde erwachſend, bezeichnet ſchon durch die

---

15) Münter §. VII. p. 9 u. XII. p. 27.
16) Münter §. IX. p. 15. ꝛc.
17) Münter §. XXIV. p. 32. Sinnbilder. I. 31.
18) Münter §. VIII. p. 13. Sinnbilder. I. 58.
19) Münter Sinnbilder. I. S. 41.
20) Münter §. X. p. 16. §. XVIII. p. 27.
21) Münter §. XV. p. 24.
22) Münter §. XVI. p. 26. Sinnbilder. I. 55.
23) Münter Sinnbilder. I. 60 — 65.

Farbe die Reinheit ihres Verhältniſſes. (Gewöhnlich gibt der Künſtler die Lilie dem Joſeph in die Hand). Daß aber Maria als Himmelskönigin das blaue Gewand hat, ſcheint eine unabänderliche Konvention ſinnvoller Maler geworden zu ſeyn. Daran erinnern uns vorzüglich die altdeutſchen Gemälde aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. In der oft ſeltſamen Zuſammenſtellung, zuweilen ſogar in den Farben der Gewänder heiliger Perſonen, beſonders der oft vorkommenden Apoſtel, zeigen ſich Spuren allegoriſch-myſtiſcher Bedeutung, die uns jedoch heut zu Tage wenig anſpricht, obgleich der Sinn der altdeutſchen Künſtler ſie eben ſo ungezwungen, als ſicher zu erreichen wußte. 24) Der Schlüſſel dazu läßt ſich in der myſtiſchen Richtung der platoniſirenden Philoſopheme und der Dichtungen des Zeitalters ausfindig machen. Mehrere neue Kunſtrichter wollen aber auch in manchen Gemälden, ſelbſt der beſten italieniſchen Schulen einen Cyklus von myſtiſchen Ideen durch die Zuſammenſtellung, oft ganz ohne Beziehung mit einander ſtehender Figuren, angedeutet finden. 25) Ein Beiſpiel, das noch zu den nüchternſten gehört, mag hier genügen. Vordem hatten

---

24) Creuzer Symbolik. B. I. S. 156.

25) Vergl. Wackenröders Ergieſſungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Berlin. 1798. (Tieck) Sternbalds Wanderungen 1798 und Fr. Schlegels Europa. 1803. 1. B. 1. St. S. 128. fg. Gewürdiget, obgleich nur in flüchtigen Zügen, hat dieſe neue Schule Göthe's Kunſt und Alterthum. B. 1. Heft 2. S. 23. u. fg. Keratry du Beau dans les arts d'imitations. Paris. 1822, II. 84. bemerkt über dieſe Kunſtmyſtick: En procedant de cette manière a l'examen des ouvrages d'imitation, on y voit tout ce qu'on veut, comme dans certains astres, et la science du connaisseur se reduit à hasarder avec quelque facilité des conjectures plus ou moins probables.

die Kritiker an der Umgebung der berühmten heiligen Cäcilia von Raphael manches auszuſtellen. Allerdings ſind die Nebenperſonen: Paulus, Johannes, Auguſtinus und Magdalena der Hauptperſon ziemlich fremd; die beiden erſten Apoſtel hätten als die erſten Verkünder des Evangeliums unter den Heiden, und als die edelſten Lobredner des jungfräulichen Sinnes immerhin daneben ſtehen mögen; aber wozu die andern zwey? Cäcilia war ja keine Büßerin, wie ſie. Die natürlichſte Erklärung iſt dieſe, daß das Altarblatt ein Votivbild ſey, für welches von dem Donator nebſt Cäcilien auch die andern Figuren beſtellt worden. Dabei bleibt dem Genie des Malers das große Verdienſt, die beſtellte Gruppe in eine ſchöne, ſelbſt geiſtige Harmonie gebracht zu haben, obgleich der Magdalena keine Theilnahme am Ganzen anzuſehen iſt. Dies Lob iſt aber einigen neuern Kunſtrichtern zu gering. Ein gemüthlich Hellſehender von wahrem Verdienſt will darin eine wunderbare myſtiſche Einheit finden, indem Raphael den Moment der Seele habe fixiren wollen, in welchem die Heilige, wegen der himmliſchen Muſik, von unnennbaren Entzücken ergriffen, ihre fromme Umgebung in reges Mitgefühl auflöſt, Paulus aber in die Tiefe einer bewußtloſen (?) ernſten Betrachtung darüber verſunken iſt. 26) Es liegt allerdings Wahres in dieſer Bemerkung. Nur wird dadurch noch auffallender, daß die Magdalena gar kein Mitgefühl äuſſert. 27)

---

26) V. Speth, die Kunſt in Italien. München. 1819. I. Thl. S. 118 u. fg.

27) Vasari Vita di Raphaele p. 30 glaubt, der Künſtler habe im Geſicht der Magdalena ihre heitere frohe Stimmung wegen ihrer Bekehrung ausdrücken wollen. Aber von einer ſolchen Stimmung ſcheint mir nichts ſichtbar. Es iſt das ruhige Geſicht einer Schönen,

Die Cäcilia ſcheint ihr eben ſo fremd, als der himmliſche Geſang der Engel, der über der Gruppe ſchwebt, und wohin Cäcilia mit unausſprechlich ſchönem Entzücken die Blicke erhebt. Die Hände der letztern halten das Orgelſpiel nachläſſig geſenkt gegen die Erde, auf welcher die andern muſikaliſchen Inſtrumente zerſtreut liegen. Meines Erachtens liegt gerade in dieſer Demüthigung der irdiſch menſchlichen Tonkunſt im Gegenſatz mit dem Entzücken, welches ſich in dem Geſichte der heiligen Tonkünſtlerin, und in gewiſſem Maaß auch in dem des Johannes über die vom Himmel herabwehende Melodie, und mit der ſinnvollen Bewunderung, welche ſich im Geſichte des Paulus und Auguſtin über dieſe Melodie und ihre Wirkung auf Cäcilien ausſpricht, die (recht verſtändliche) Einheit, die des Raphaels zartem Genius vorſchwebte, als er dies Meiſterſtück entwarf. Seine Hauptidee war: die unendliche Erhabenheit der himmliſchen Muſik (oder Seligkeit) über die irdiſche, welche von jener nur ein ſchwacher Widerhall und Abglanz iſt, ſinnlich darzuſtellen. Fueßly 28) glaubt, die Heilige gehe hier der Stelle entgegen, wo die Palme ſie erwartet. „Nur ihr Fuß, ſagt er, berührt noch die Erde; ihre gehobenen Blicke ſagen

---

die dem Maler geſeſſen, ſo wie ſie jetzt dem Beſchauer zugewendet iſt. Ein neuer Dichter (T. W. Riemer Gedichte. 1826. I. 72.) deutet die Untheilnahme der Magdalena ſo: „So ſcheint ſich Aug und Ohr von Magdalenen noch in die Welt, die ſie verließ, zu ſehnen." Daran dachte wohl der Maler keineswegs. Schön iſt das Geſicht der Magdalena, und ſein Ausdruck vollkommene Ruhe. Dieſer Ausdruck würde zwar einer Heiligen, die der himmliſchen Seligkeit bereits genießt, wohl ziemen. Aber dazu gehörte dann noch die himmliſche Verklärung, das ſelige Entzücken.

28) Ueber das Leben und die Werke Raphaels (1815) S. 20.

uns, wo jetzt ſchon ihre Gedanken ſind; ihr Antlitz iſt heiter, ihr Gang ſtille. Engel voll überirdiſcher Grazie feiern ihre Ankunft — ein bloßes Stimmenconzert, ohne Inſtrumente, die uns zu ſehr an dieſe Unterwelt erinnern würden; mehrere ihrer eigenen, von Menſchenhänden gemacht, liegen bereits zertrümmert zu ihren Füßen, und bald wird auch das letzte, die kleine tonloſe Orgel, ihrer ſchönen Hand entſinken.“ 29) Ihre ganze Seele löſet ſich auf im Vorgefühle himmliſcher Harmonien.

Weil ſeit einiger Zeit der Geſchmack an Legenden im Gebiete der Malerei wieder auflebt, ſo werden hier einige Worte darüber nicht unpaſſend ſeyn. In dem Umfange des Tempels, wo die Religion ſich in ihrer Reinheit darſtellen ſoll, gebührt der Legende (ſelbſt der gereinigten) nur eine ſehr untergeordnete Stelle. Der Charakter der Religion iſt Einfalt und Wahrheit, — himmliſche Züge, die durch jede Uebertreibung, alſo auch durch jede Schwärmerei nur entſtellt werden können. Zur Schwärmerei geſellt ſich nur zu gern der Aberglaube, dieſer falſche Nachäffer der Frömmigkeit, der, ein Sohn der Unwiſſenheit und der ſittlichen Trägheit oder Erſchlaffung, des heiligen Scheines ſich bedient, um die Seele zu betäuben, und

---

29) Vasari Vita di Raphaele p. 37 ſagt: da un coro in cielo di Angeli abbagliata, sta audire il suono, tutta data in preda all' armonia, e si vede nella sua testa quella astrazione, che si vede nel viso di coloro, che sono in estasi. — Wenn der Verf. des Manuel du Museum Francais IV. n. 31 den Apoſtel Paulus für den Henker hält, der Mitleid mit der Heiligen hat, den Apoſtel Johannes für einen Verwandten oder Neophyten, den hl. Auguſtin endlich für einen ſie zum Richtplatz begleitenden Prieſter; ſo ſteht dieſe höchſt proſaiſche, alberne und ganz willkührliche Deutung freilich noch tief unter jeder myſtiſchen.

den Keim des Strebens nach Vollkommenheit in ihr zu erſticken. Entweihung der Kunſt iſt es, ſolchen Unfug zu befördern, welches geſchieht, wenn ſie die Legende in den Kirchen an die Stelle des Göttlichen und der bibliſchen Wahrheit, oder doch ihnen als gleich ehrwürdig an die Seite ſetzt. 30) Aus dem Gebiete der Kunſt ſey deswegen alle und jede Legende nicht ganz verwieſen, ſo wenig, als andere hiſtoriſche Sagen. Die beſſern Legenden, ſind Volksſagen aus der kirchlichen Vorzeit, der Erbauung eines chriſtlichen Sinnes beſtimmt. Wie ſie uns von einigen geiſtvollen Schriftſtellern mit prüfender Auswahl und in gereinigter Geſtalt wiedergegeben ſind, 31) enthalten ſie anmuthigen Stoff für

---

30) Melchior Canus de locis theolog. C. VI. „Ces sortes d'écrivains, ſchreibt Fleury, ces faiseurs de contes devots, et de romans spirituels, ces inventeurs de faux miracles et d'histoires apocryphes, ont fait à l'église un mal plus considerable qu'on ne l'a crû, sans doute, lors qu'on a pensé que l'on pouvoit tolerer leur licence. Car outre qu'ils ont eu grand tort de s'imaginer que les matières de notre religion puissent être embellies par des fictions et par des mensonges, ils ont abusé de la simplicité et de la crédulité du peuple qu'ils ont jetté dans l'erreur; et ce qui est encore pis, ces sortes d'auteurs donnent lieu aux libertins de douter des verites plus importantes, et de les confondre malicieusement avec ces sortes de fictions." Hist. eccles. Disc. XXX. p. XLI. Vergl. Eichhorn allgem. Geſchichte der Kultur und Litteratur des neuern Europa's. I. 112 — 117. Die Synode zu Rom v. 494 verbot die Vorleſung der Legenden von Märtyrern unter dem Gottesdienſte, weil ſie großentheils von Unbekannten herrührten, von Einfältigen mit Zuſätzen angefüllt, auch ungeſchickt verfaßt waren. Decret. Gratiani Dist. 15.

31) Alſo nicht wie die Legenda aurea Jacobi de Voragine (geſt. 1298) ſie gibt, von welcher Melch. Canus ſchrieb: Hanc homo scripsit ferrei cordis, plumbei oris, animi certe parum severi. Nach den einzelnen Vorarbeiten v. Herder, Chriſtoph Schmid, zum

maleriſche Darſtellungen. Die ſchlechten, ſagt Herder, 32) verkehren den Sinn und ſind Zeugen von verkehrtem Sinne. Die guten, reinen ſprechen mit ſüßer Gewalt dem menſchlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in ſich ſelbſt, Glauben, Liebe, Geduld, ſtrengen Gehorſam. Innigkeit und ſchmuckloſe Einfalt, populäre Herzlichkeit, eine eigne ſanft rührende Kraft ſind ihre Sprache. Sie ſind Nachbildungen der Bibel. Die wenigſten jedoch ſind für das Innere des Heiligthums geeignet, und alle beſſer für die Vorhöfe, Vorhallen und Säulengänge, die den Tempeln zum Eingang und zur Umgebung dienen, als für dieſe ſelbſt. Ein Unterſchied iſt übrigens hier zwiſchen den Legenden zu beachten, die ſich auf die evangeliſche und apoſtoliſche Geſchichte beziehen, und denen, die das Leben der ſpätern Heiligen betreffen. Den erſtern gebührt wenigſt nur dann Eingang in chriſtliche Tempel, wenn ſie von einer wohlbegründeten ſteten Ueberlieferung der ganzen Kirche unterſtützt ſind. Die andern aber müſſen entweder geſchichtliche Wahrheit haben, oder zu ſchönen erbaulichen Allegorien dienen, um irgend in Kirchen zuläſſig zu ſeyn.

In den katholiſchen Tempeln iſt es üblich, obgleich nicht vorgeſchrieben, auf einem der Nebenaltäre den Heiligen, deſſen Name bei der feierlichen Einweihung ihnen beigelegt wurde, in einer

---

Theil auch von Buchfelner und in Koſegartens Schriften, Dichtungen. ꝛc. Greifswald. 1816. II. B. (welche Sammlung jedoch einer ſorgſamen Sichtung noch ſehr bedürftig wäre, indem ſich der Spreuer darin noch mehr als des guten Waizens befinden), und von mehrern Andern, wär' es wohl an der Zeit, eine ganz gereinigte Sammlung ſchöner, geiſtvoller und gemüthlicher Legenden zu veranſtalten.

32) Ueber die Legende.

einzelnen Figur oder in einer merkwürdigen Handlung ſeines Lebens darzuſtellen. Welcher Tadel kann eine ſolche Darſtellung treffen, wenn ſie geeignet iſt, das Andenken an eine hohe Tugend in den Zuſchauern lebhaft zu erwecken? Die Bildniſſe ausgezeichneter, verklärter Diener und Freunde Gottes, deren Tugenden die Kirche der allgemeinen Verehrung empfiehlt, ſind klar ſprechende, unzweideutige Symbole, den bibliſchen Darſtellungen nahe verwandt, obſchon ihnen untergeordnet. Und iſt es nicht herzerhebend für den Chriſten, wenn er im Tempel Gottes die ſchönſten Früchte, die herrlichſten Erſcheinungen, welche das Chriſtenthum in allen Jahrhunderten erzeugt hat, in einer Reihe ſchöner Denkmäler vergegenwärtigt ſieht?

Sollte aber das Bild des Hauptaltars nicht immer auf Gott und Chriſtus unmittelbar und vorzugsweiſe ſich beziehen? 33) Allerdings! die Bilder der ſogenannten Schutzheiligen (Kirchenpatronen) ſollten nur in Nebenkapellen oder doch nur auf Seitenaltären (ſo lange ſolche ſtatt finden), angebracht werden; für die Verzierung des Hauptaltars ziemt ſich nur ein bibliſcher Gegenſtand, und zwar aus dem neuen Bunde, worin Chriſtus, der Sohn Gottes, die Hauptfigur iſt. Dadurch kommt das Altarbild mit der Beſtimmung des Altars, auf welchem der Opfertod Jeſu vor den Augen der Chriſtengemeinde gefeiert wird, in übereinſtimmende Verbindung. So verlangt es der Geiſt der chriſtkatholiſchen Gottesverehrung.

---

33) Theologiſche Quartalſchrift. Tübingen. 1822. Heft IV. S. 721.

Siebenter Abſchnitt.

Die Schulen und Studien des chriſtlichen Künſtlers.

Genie iſt ein göttlicher Hauch, und ſich ſelber ein Geheimniß. Kein Unterricht kann Genie verleihen. Meiſterwerke können es nur wecken und befeuern. Die beſte Kunſttheorie kann wenig leiſten, wenn ſie nicht durch Beiſpiele beſtätigt und erläutert wird. Der Künſtler, der ſein Talent dem Chriſtenthum weiht, ſollte drei Schulen durchgehen, die jedoch für ſeine Kunſt nur Eine ausmachen: Die Bibel; die Akademie (oder die ſie erſetzende Anleitung eines ächten Meiſters) zur Bildung correkter Kunſtfertigkeit und reinen Geſchmacks, und die Galerieen der vorzüglichſten Kunſtwerke, beſonders der religiöſen. Demokrit 1) bat die Götter um die (innere) Erſcheinung lieblicher, angenehmer Bilder. 2) Eben ſo ſollte der chriſtliche Künſtler um Erſcheinungen ſolcher Bilder bitten, welche Achtung und Liebe für die Religion einflößen, den geiſtigen Blick verfeinern, ihm die Geheimniſſe der Schöpfung aufhellen, das Geiſtige vom blos Körperlichen abſtreifend enthüllen, und das Gemüth ruhig und heiter machen. 3) Der Zuſtand eines nicht zu ſtörenden Friedens iſt der Gott ähnliche, der die Schönheit im reinſten Glanze und

---

1) Der nämliche, von dem erzählt wird, er habe ſich des Augenlichts beraubt. Cicero de Finib. V. 29.

2) Plutarchs Paulus Aemilius I. und vom Verfall der Orakel. Vergl. Euseb. Præp. Ev. p. 122.

3) Vergl. Herder zerſtreute Blätter. Samml. I. S. 135. ꝛc.

in der Vollendung erſcheinen läßt. Dieſer Friede muß den Künſtler bei Darſtellung göttlicher oder heiliger Perſonen in jeder Lage, auch bei ihren ſtärkſten Leiden und Gemüthsbewegungen durchſtralen. „Nur da wird er die höchſte Schönheit finden, wo die Einheit (Harmonie) des Geiſtes und Körpers erſcheint, wo der Geiſt zur Vollendung aufgeblüht iſt, wo ſich die Unſchuld mit der Erkenntniß, die Einfalt mit der Fülle und dem Glanze, die Demuth mit dem Vertrauen, der Ernſt mit der Heiterkeit vereinigt.“ 4) Es wird ihm eben deshalb beim Unternehmen eines Kirchenbildes jederzeit nützlich ſeyn, die Frage an ſich zu ſtellen: „wie würden Raphael, Guido, Carracci, Dominichino, Correggio und die andern großen Maler in meinem Fall bei der Anordnung, im Ausdruck u. ſ. w. ſich benehmen?“ 5) Und beim Ausarbeiten: „wie würden dieſe großen Meiſter davon urtheilen?“ Um ſeine Beſtimmung zu erfüllen, bedarf er vorzüglich eines tief eindringenden Studiums der Bibel; nicht des eigentlich gelehrten, aber desjenigen, das die Charaktere, die Denkweiſen, die Sitten, die Gebräuche, das Koſtüm der bibliſchen Perſonen, Völker und Zeiten anſchaulich macht, und gleichſam lebendig der Seele vergegenwärtigt. Eines ſolchen Studiums des Homer haben ſich gewiß Phydias und Parhaſius, Xeuxis und Apelles und die andern Heroen der griechiſchen Kunſt befliſſen. Den Geiſt, die Seele der Begebenheiten zu erfaſſen, iſt zwar ohne Zweifel ein ſchwieriges Unternehmen. Aber ohne dies muß der Künſtler eben ſo gut, als der Geſchichtſchreiber und der Dichter,

---

4) Theodor oder des Zweiflers Weihe. Berlin. 1822. II. 319.

5) Nach der Anweiſung, die Longin (Ueber das Erhabene, Sect. XIV.) dem Dichter und Redner gibt. Wie hätte Homer dies geſagt? wie Plato, Demoſthenes, Thukydides?

auf tadelloſe Meiſterſchaft verzichten. Die beiden letztern können hierin dem Künſtler vor- und in die Hände arbeiten. Aber dieſer muß ſich mit ihren Werken innigſt vertraut gemacht, er muß ſich mit ihrem Geiſte ganz durchdrungen haben, um daraus den gehörigen Vortheil zu ziehen. Die Sprache der Bibel iſt größtentheils von ausnehmender Einfalt, und eben dadurch voll Leben, voll Ausdruck für das Gemüth. Zu ihrer vollſtändigen Auffaſſung ſind indeſſen die hiſtoriſchen Commentare oder Paraphraſen z. B. von Erasmus, a) Heß, b) Riemeier, c) Oberthür, d) Krummacher, e) Chriſtoph Schmid, f) Hebel, g) Dräſeke, h) Dereſer u. A. ſchätzbare Hilfsmittel; i)

---

a) Paraphraſen über das Evangelium des Matthäus.

b) Bibliſche Geſchichten und das Leben Jeſu und der Apoſtel.

c) Charakteriſtik der Bibel.

d) Bibliſche Antropologie.

e) Parabeln, Johannes u. ſ. w.

f) Bibliſche Geſchichte für die Jugend. München. (In gemüthlich-kindlicher Darſtellung vortrefflich.)

g) Bibliſche Geſchichten für die Jugend von Dr. J. P. Hebel. II. Bd. Stuttgart. 1824. (Manches Bild iſt hier in kurzen Zügen recht meiſterlich gelungen.)

h) H. B. Dräſeke Gemälde aus der heil. Schrift. Lüneburg. 1821. Deſſen Predigten über die Samariterin. (I. Thl.)

i) Dahin gehören auch Dereſers Ruth, und die Darſtellung von Ruth in den Idyllen von C. Pichler und von C. v. Dalberg in ſeiner Aeſthetik; vielleicht auch J. H. v. Weſſenbergs Bergpredigt, Jeſus der Kinderfreund, die Auferſtehung des Herrn, das Abendmal, Johannes der Vorläufer, und Magdalena; ferner A. Franke Jeſus Chriſtus in evangeliſchen Gemälden. Breslau. 1824. Man Vergl. Berruyer Histoire du peuple de Dieu. Bitaubé Histoire de Joseph. Keratry Ruth et Noemi. Paris. 1811. Bodmers Sündfluth und andere bibliſche Gemälde. Die Geſo auch die Meiſterwerke chriſtlicher Dichtung z. B. Klopſtocks Meſſiade voll herzerhebender Hymnen und Seelengemälden, wie auch mehrere ſeiner Oden; ferner des ſchwermüthig erhabnen Miltons verlornes Paradies, ſo reich an genialen Schilderungen des Göttlichen und Sataniſchen, des Paradieſes und der Hölle, der reinſten Unſchuld und der ſchwärzeſten Verworfenheit; dann mehrere alte Kirchenhymnen von hoher Einfalt, 6) wie auch die geiſtvollen von Sancteul 7) ſind ſehr geeignet, die Einbildung des Künſtlers mit ſchönen und herrlichen Bildern zu bereichern; endlich dramatiſche Meiſterwerke, wie Corneille's Polyeukt, noch mehr Racine's Eſther und Athalia und

---

ſchichte Joſephs hat auch Fr. Carl v. Moſer ſehr rührend dargeſtellt. Eine ſchätzbare Sammlung bibliſcher Schilderungen iſt F. C. Petri's Klio und Kalliope, Geſchichte und Dichtung. II. B. Eiſenach. 1822. Der Künſtler wird jedoch wohl thun, von ſolchen Umſchreibungen des Bibeltextes nur in ſo ferne Gebrauch zu machen, als dieſer Text ſelbſt dadurch gut erläutert und bildend dargeſtellt iſt.

6) Von Prudentius, St. Bernhard, St. Thomas, dem Mönch Gottſchalk, Juan de la Crux, Jakobone, Joh. de Benedictis, Sedulius, Card. Bona u. a. Vergl. Herders ſämmtliche Werke. Schöne Litteratur und Kunſt. B. VII. S. 257. ſq.

7) Sanctolii Victorini Hymni sacri. Parisiis. 1698. Hymn. veter. poetar. christianor. eccles. latinæ selecte cura C. A. Byorn. Kopenhagen. 1818. Fr. Weinzierl hymni sacri, quos ex plurimum Galliæ dioecesium breviariis collegit. August. Vind. 1820. J. H. v. Weſſenbergs Hymnen für die Gottesverehrung des Chriſten. Conſtanz. 1825. Auch einige Sonette von A. W. Schlegel ſind kleine religiöſe Gemälde (in ſeinen poetiſchen Werken, S. 85, vorzüglich das 1., 6. und 11.) Des P. Torinelli Canzonette Marianesche über die Leidensgeſchichte der Jungfrau Maria kenne ich nur dem Namen nach.

Alfieris Saul. 8) Gerne würde man dem Maler auch Sannazar's Gedicht auf die Geburt Mariä, wie auch Petrark's prachtvollen Lobgeſang an die ſeligſte Jungfrau, beides voll großer Schönheiten empfehlen, wenn nicht dem erſtern ſo viel Heidniſch-Mythologiſches, in letzterm dem Ideal von Maria ſo viel Göttliches, daß ſie ſelbſt des Dichters Gottheit wird, beigemiſcht wäre. 9) Auch Sancteul erlaubt ſich in ſeinen Hymnen nicht ſelten Bilder, Anſpielungen und Abzeichen, die der Götterlehre und blos irdiſchen Gebilden entlehnt ſind, daher für die Dar-

---

8) Auch Bruchſtücke in Buchanans Jephta und ſein Tod des Johannes gehören hieher. „Dichter (ſagt Ramdohr über Malerei ꝛc. III. 26), welche ihre ganze Kunſt in die Darſtellung der Affekte ſetzen, und dabei die Schilderung des verſtärkenden Ausdrucks durch Geberden dem Acteur überlaſſen, ſcheinen beſonders dazu geſchickt, Auftritte für die Malerei, die ſelbſt ein pantomimiſches Drama iſt, zu liefern. Nur hüte ſich der Maler, dieſe Eigenheiten in den Geberden der Schauſpieler in ſein Gemälde überzutragen.

9) Reiner und vom Geiſt frommer Andacht mehr durchweht, iſt des Vida Chriſtiade, obgleich auch dieſes Gedicht von fremdartigen Bildern nicht frei iſt. Von Thom. Ceva's, eines Jeſuiten, übrigens nicht unpoetiſchem Puer Jesus, ins Deutſche überſetzt von J. D. Müller. Magdeburg. 1822., mag es genügen, des Guido Ferrari, auch eines Jeſuiten Urtheil in der Raccolta d'opuscoli scientifici é filologici T. 44. p. 274 anzuführen: Opus vero universum Poema inscribitur, non eo ut leges epici sectetur, sed Comico-heroicum auctor magis statuebat esse appellandum. Der Verfaßer ſelbſt ſetzt ſein Gedicht in dem Vorbericht in die Claſſe der komiſch-heroiſchen. Manches darin iſt aus grauen Volksſagen und Legenden entlehnt; auch iſt mancher burleske Auftritt eingewebt nach dem Geſchmack der Zeit, viel Unanſtändiges, Triviales, Gemeines; Gemälde à la Teniers u. Oſtade, fern von idylliſcher Zartheit.

ſtellung chriſtlicher Ideale ſich keineswegs ſchicken. Klopſtock iſt wohl hievon unter allen Dichtern am reinſten. In Milton iſt größtentheils das Altteſtamentliche vorherrſchend; das Geiſterreich muß bei ihm den Foderungen ſinnlicher Geſtaltung unbedingt ſich fügen. Mehr durch getreue Wahrheit, als durch maleriſche Schilderungen empfehlen ſich des Juventius, des Coelius Sedulius und beſonders des Arators Einkleidungen der evangeliſchen und apoſtoliſchen Geſchichten in lateiniſchen Verſen. — [10] Von einem weit geläutertern Geiſt beſeelt und auch weit maleriſcher ſind mehrere bibliſche Dichtungen aus der Geſchichte des alten Bundes von Bodmer und von Pyrker; beſonders zeichnen ſich die des letztern Dichters (in ſeinen Perlen der heiligen Vorzeit. Wien. 1826), ſein Moſes, Samuel, Helias, Eliſa und die Makkabäer durch kräftige und einfach erhabene, oft ſehr maleriſche Darſtellung und geiſtvolle Ausführung aus. Ein der Bildung des Künſtlers gewidmeter Commentar über die Bibel, der, mit den beſten Muſterbildern geſchmückt, zugleich die claſſiſchen Stellen der Dichter benutzte, iſt ein Werk, das wir noch vermiſſen. Würde daſſelbe in unſern Kunſtſchulen dem Lehrling zum Handbuch dienen; ſo könnte es dem chriſtlichen Kunſtgenius eine veredelte höhere Richtung geben; es könnte dazu beitragen, den Geſchmack vor Verirrungen zu bewahren, das Geiſtloſe aus dem Gebiete der Kunſt zu verbannen, die Ideen zu erfriſchen, und der blinden und ſclaviſchen Nachahmerei zu wehren, die immer der Kunſt Tod iſt, mögen die Vorbilder auch die größte Bewunderung verdienen. Denn die trefflichſten können den Künſtler nie ſeiner erſten Pflicht entbinden, die ihm inwohnende Kraft, den eigenen Genius walten zu laſſen. Des großen Leonardo da Vinci Ausſpruch: „wer hinter einem Andern hergeht, wird ihn nie übertreffen“ — hat ſich zu allen Zeiten bewährt. Vorbilder ſollen des Künſtlers Blick üben, ſollen ſeine Beurtheilungskraft ſchärfen; ihr Studium ſoll ihn belehren; aber ſie ſollen nicht die Glut ſeiner eigenen Phantaſie und Empfindung auslöſchen, ſeine eigene Urkraft gegen die falſche Münze bloßer Reminiszenzen austauſchen, und ihn gewöhnen, ſtatt mit eigenen klaren Augen, durch ein künſtliches Prisma zu ſehen, und ſtatt nach Luſt und Liebe, nach fremden, nur bedingt-wahren Regeln zu fühlen.

---

[10] Nicht viel beſſer ſind in bildender Hinſicht Hübners Einhundert und vier bibliſche Darſtellungen in Jamben. 2 Thl. Nürnberg. 1821.

> Wenn ihr's nicht fühlet; ihr werdet's nicht erjagen,
> Wenn es nicht aus der Seele dringt,
> Und mit urkräftigem Behagen
> Die Herzen aller — Seher zwingt. 11)

Wer ohne unmittelbare Begeiſterung der Muſen ſich dem Tempel ihres Gottes naht, in der Meinung, es ſey an der bloßen Kunſt genug, der wird als ein Todter unter Lebendige kommen, und ſein Dichten als eines blos Vernünftigen wird gegen die geflügelten Sprüche des Begeiſterten wie Nichts ſeyn. 12)

Hieraus iſt klar, daß der Werth der Akademien oder Kunſtſchulen nur ſehr bedingt ſeyn könne. Ihre Entſtehung fällt auch nicht in die Epochen der höchſten Blüthe der Kunſt, vielmehr in die ihrer Abnahme, und ſie hatten mehr zum Zweck der fernern Ausartung zu begegnen, als einen rechten Kunſtſinn zu begründen. Seitdem man jedoch aus ſolchen Kunſtſchulen viel

---

11) Göthe's Fauſt. Tüb. 1808. S. 43.
12) Platon's Phädrus.

Mittelmäßiges hervorgehen ſah, haben ſich viele Stimmen gegen ihre Nützlichkeit erhoben. Allein wie oft ſind nicht auch Schüler unter der Leitung einzelner, ſelbſt großer Meiſter einſeitig, Stümper, ſclaviſche Nachahmer ihrer Eigenheiten, Fortpflanzer ihrer Manier und Unarten geworden! Ein gewißer Geiſt muß zwar von jeder Kunſtſchule ausgehen, wenn ſie nicht geiſtlos iſt. Aber zunächſt iſt es ihre Beſtimmung: den Zöglingen das Mechaniſch-Techniſche der Kunſt nach ſeinem Umfange (jedoch mit Hinweiſung auf die beſten Vorbilder der Natur und trefflicher Meiſter) zur Fertigkeit zu bringen. Wie die Zöglinge alsdann das Erlernte anf ihre eigene Weiſe benutzen, daraus ihre Formen bilden, dieſelben ordnen, bewegen und als Künſtler mit dem eigenen Funken ihres Geiſtes beleben wollen, das iſt und bleibt ihre Sache. Ihre Individualität darf durchaus nicht verwiſcht werden. Iſt der Geiſt der Wahrheit, mit dem Sinn fürs Schöne vereint, in ihnen; ſo ſind ſie zu Künſtlern geboren, und die Schule hat mit dem Unterricht das Ihrige gethan. — Iſt aber dieſer Geiſt nicht in ihnen, wie vermag die Schule das zu geben, was ein freies Geſchenk des Himmels iſt? Immer wird es eine nicht leichte Aufgabe ſeyn, die Vortheile der Kunſtſchulen mit Vermeidung ihrer Nachtheile, zu erreichen. 13) Treffend ſind darüber die Bemerkungen von Parini. 14) Die ſchönen Künſte haben bei den Alten geblüht, und ſind ſpäter in Italien wieder entſtanden ohne Akademien oder ſtändige Schulen, die nach beſtimmten Vorſchriften regiert werden. Ihre Akademien waren der freie Ideentauſch der wackern Künſtler, wobei mittelſt wechſelſeitiger Mittheilung ihre Kenntniß vervoll-

---

10) Vergl. Speth im Kunſtblatt 1821.

11) Opere. Milano. 1803. B. 153.

kommneter und durch Vorzeigung ihrer Werke ihr Wetteifer entzündet wurde. Ihre Schulen waren die Werkſtätten der guten Künſtler, wo die Zöglinge ihre Arbeiten ſtudierten. Will man alſo jetzt Akademien und Schulen; ſo ſollen ſie doch nicht ausſchlieſſend ſeyn, und ihre Geſetze nur das Aeußere guter Ordnung regeln. Der wohlthätigſte Schutz, den eine Regierung ſolchen Anſtalten geben kann, iſt, ſie mit trefflichen Muſtern und Vorbildern, mit tüchtigen und kunſteifrigen Lehrern und mit Hilfsmitteln und Gelegenheiten zur Erleichterung der Kunſtſtudien zu verſehen.» — Nichts iſt mehr gegen die Natur, als die Zahl der Kunſtſchüler auf direktem Wege vermehren zu wollen. Dadurch wird nur die Mittelmäßigkeit erzogen. Vielmehr wäre ſehr zu wünſchen, daß die Kunſtſchulen ſich auch mit *Prüfung der Köpfe* (der Geiſtesanlagen, des Genie's), mit Sichtung der Talente, mit humaner Abwarnung der Unfähigen, Ungeweihten vom Heiligthume der Kunſt mehr und mit beſſerm Erfolge befaſſen würden. Freilich führen bloße Theorien hier nicht zum Ziele. Nur der geübte, freie und ſcharfſichtige Blick des Kunſt- und Menſchenkenners kann hier den Dienſt leiſten, den das Gedeihen der Kunſt in Anſpruch nimmt. — Das Poſitive, das Wiſſenſchaftliche der Kunſt iſt der eigentliche Gegenſtand der Akademie. Das Ideale muß aus der Eigenthümlichkeit des einzelnen Kunſtjüngers hervorgehen. 15) Indeſſen

---

15) Wer lehrt den Adler fliegen? Weſſen Witz
Vermißt ſich je, den Flug ihm vorzuzirkeln?
Wenn er ſich freien Schwungs zur Sonne ſchwingt,
Meint ihr, er werd' erſt euern Kompaß fragen?
Meint ihr, mit euerm Zaum der Regel ihn zu zügeln?
Spenſers Traum aus dem Engliſchen. Str. 8.

kann auch ſchon der akademiſche Unterricht die Entfaltung der Anlagen zum Idealen, wie überhaupt die Ausbildung des Kunſtſinns und Kunſtgeſchmacks ausnehmend fördern durch Anleitung zum zweckmäßigen Leſen claſſiſcher Schriftſteller und zum Studium wahrer Meiſterwerke. Dadurch kann die Phantaſie ſchon in der Kunſtſchule vor Auswüchſen und Ausſchweifungen bewahrt werden und den Schwung zum Idealen erhalten, in welchem allein der rechte Künſtler Befriedigung finden kann und ſoll. Indeſſen thut der Kunſtjünger am beſten, ſich in den erſten Jahren des Unterrichts auf das Studium der Natur und weniger Meiſterwerke zu beſchränken. Das erweiterte Studium der letztern in großen Galerien (wie die zu Rom, Florenz, Bologna, Parma, Dresden, Paris, Mailand, Venedig, Genua, Wien, München, Berlin) ſetzt, um gute Frucht zu bringen, ſchon viele Kunſtſtudien voraus. Daſſelbe legt aber dann ihnen allen die Krone auf und iſt das wirkſamſte Mittel zur Weckung und Belebung der ächten hohen Begeiſterung, welche die Mutter des Vortrefflichen in allen Künſten iſt. 16)

---

16) Gute Bemerkungen über die Bildung angehender Künſtler finden ſich in Hofſtätters Nachrichten von Kunſtſachen. II. 289 ꝛc., in Göthe's Propyläen II. B. 2. St. S. 4. ꝛc. und 141. ꝛc. in Kunſt und Alterthum. III. 1. S. 120 fg., in Dalbergs Kunſtſchulen. (Horen. 1795. St. V. 622 ꝛc.) in einem Anhang zu v. Quants Geſch. der Kupferſtecherkunſt, und bei Ramdohr über Malerei und Bildhauerei III. 135 — 153.

Achter Abſchnitt.

Von der Nachbildung vorzüglicher Meiſterwerke und von der Anwendbarkeit verſchiedener Arten der Malerei zur Verzierung chriſtlicher Kirchen.

Schon **Horaz** warnt ernſtlich vor der **Nachahmerei** oder der ſclaviſchen Nachahmung, bei der man in eine Enge geräth, woraus man weder ohne Scham zurück, noch ohne größere Fehler vorwärts kann. 1) Solche äffiſche Nachahmerei könnte nur dem Meiſter des Originals zur Belehrung dienen, deſſen Mängel und Fehler dadurch erſt recht hervortreten. Wenn es ſchon ſchwer iſt, die Natur mit Aehnlichkeit zu treffen, wie viel

---

1) Reichhaltig an vortrefflichen Bemerkungen für den Künſtler ſowohl, als für den Dichter iſt überhaupt **Horazens** Brief an die Piſonen. „Ein wohlgezeichnetes Charakterſtück heißt es hier, wie wohl ſonſt ohne Reiz und Styl und Kunſt, macht oft mehr Eindruck, als ein Werk, das zierlich aber gehaltleer iſt. Den Griechen aber verlieh die Muſe zugleich Genie und feines Kunſtgefühl, die Gabe der Empfindung und des ſchönen, vollendeten Ausdrucks. Es gibt der Dinge viel, worin die Mittelmäſſigkeit mit gutem Fug geſtattet wird. Den mittelmäſſigen Künſtler aber ſchützen weder Götter, noch Menſchen, noch der Ort, wo ſeine Werke aufgeſtellt ſind, vor dem Untergang. Wen alſo kein höherer Genius anweht, wen die Muſe nicht hold anlächelt, der wage ſich weder an Pinſel, noch Griffel und Meiſel!" So räth auch **Horaz** dem Celſus (ep. I. 3.), ſich eigenen (praktiſchen) Schatz anzuſchaffen, und die Schriften unberupft zu laſſen, die der palatiniſche Gott bereits aufbewahrt, damit, wenn einſt die Schaar der Vögel ihre Federn zurück zu fordern kommt, nicht unverſeh'ns entblöſt von der geſtohlenen Farbenpracht die kleine Krähe zum Gelächter werde.

ſchwerer die Nachahmerei ihrer Nachahmung! 2) Doch treffend ſagt Klopſtock: „Nur ſelten ward die Natur von dem Griechen nachgeahmt; er ſtellte ſie dar, 3) und ſo war auch Raphael kein Nachahmer der Antiken, ſondern ſein Streben gieng, ſeitdem er ſie kannte, ſtets dahin, etwas eben ſo vollendetes hervorzubringen. Doch beabſichtigte auch Horaz eine Verbannung aller Nachbildungen vortrefflicher Muſterbilder keineswegs. Nur wäre zu wünſchen, die Nachbildungen würden ſtets, anſtatt Nachäffungen des Techniſchen und der Manier zu ſeyn, 4) mit verwandtem Geiſt, mit klarer Erkenntniß, mit reinem und innigem Gefühl der Gründe, warum der Meiſter das Urbild ſo und ſo gearbeitet habe, ſomit des Ausdrucks, des Charakters, der Seele des nachgebildeten Urbilds behandelt. 5) Solchen Nachbildungen gebührt vor ſchlechten oder auch nur mittelmäßigen Originalen bei weitem der Vorzug. Wie könnte der verbreitete Geſchmack des Schönen ſolcher Nachahmungen entbehren? Uebertrieben, ja thöricht wäre die Foderung, daß in unſern Tau-

---

2) Plinius Ep. VI. 28.

3) Klopſtocks Oden. II. der Nachahmer 256. Wo die Natur das Meiſte gethan, muß der Menſch am enthaltſamſten ſeyn, ihr Werk zu verdecken und zu überladen. Mit Furcht und Zittern, Ehrerbietung und Dank (ſoll er) nachahmen, nicht die Natur aus Eitelkeit und durch Eigendünkel auszuſtechen ſuchen. Hamanns Schriften, herausg. v. Roth. VII. 342.

4) Belehrend iſt jenes Wort an einen zu genauen, zu ängſtlichen Copiſten: weniger redlich wäre redlich geweſen.

5) Vergl. R. Mengs hinterlaſſene Werke. III. 70 — 71. Albern freilich wäre es, eine Gemälde-Fabrik in Vorſchlag bringen zu wollen, dergleichen der Quacker Booth in London zur Vervielfältigung der Oelgemälde um wohlfeile Preiſe, aber wie zu erwarten, mit geringem Erfolg, veranſtaltet hat. (Fiorillo G. d. Z. K. V. 859.)

ſenden von Kirchen in Stadt und Land lauter Meiſterwerke aufgeſtellt werden ſollen. Abgeſehen davon, daß hiezu die Geldmittel fehlen, werden große Maler und Bildhauer 6) immer zu den Seltenheiten gehören, und ihre Originalwerke können nur in Nachbildungen verbreitet werden. Zur Zeit des Parhaſius hatte man nach Quinctilian (L. II. 10.) keine andern Bilder der Götter und Helden, als die den Originalen dieſes großen Malers nachgebildet waren.

Wenn unſere jungen Künſtler, anſtatt die beſten Werke großer Meiſter ſorglich zu copiren, und ſo einzudringen in ihren eigenthümlichen Geiſt, gleich ſelbſt als Meiſter Aehnliches hervorbringen wollen, ſo verfallen ſie darüber leicht in eine Nachahmerei der Nebendinge, ſelbſt der Fehler, die ſie eben ſo kindiſch und lächerlich erſcheinen läßt, als jenen, der, um einem großen Manne gleich zu kommen, eben ſo zu huſten, zu ſchnarren, den Kopf zu tragen oder gebückt zu gehen, ſich mühte. 7) Wer aber mit Geiſt copirt, wird durch die Einſicht der großen Verdienſte des Urbilds beſcheiden, und ſeine Beſcheidenheit wird durch das Beſtreben gemäßigt, etwas zu erreichen, was er noch nicht kann. Ein rechter Copiſt wird alſo durch ſein Copiren höher gebracht, vorwärts getrieben, wogegen der ſelbſtgenügſame Anfänger, der ſchon Original ſeyn will, auf ſeiner Stufe von

---

6) Wie wohl thut es zwar religiöſen Gefühlen, in bloßen Dorfkirchen, auch in den abgeſchiedenſten Thälern, z. B. in Tirol zu Steinach ſchöne Altarbilder von Knoller, oder zu Reith bei Rottenburg und zu St. Johann im Ahrnthale Gemälde von Schöpf, oder in den Dörfern Ortenberg und Ichenheim im Badiſchen Altarbilder der talentvollen Marie Ellenrieder zu treffen. Solche Erſcheinungen ſind in den kleinern Städten Italiens nicht ſelten.

7) Hofmanns Lebensanſichten des Katers Murr. 1822. II. 258.

Ausbildung ſtehen bleibt. Ueberhaupt bringt der Kunſt vielleicht Nichts größern Nachtheil, als die Sucht nach Originalität bei Talenten, die der Kraft eigener ſchöner Erfindung noch ermangeln. Alle mittelmäßigen, oder nicht mit Genie begabten Künſtler würden am Beſten thun, ihr Talent auf gute Copien trefflicher Bilder zu verwenden. Durch die Vertheilung ſolcher Copien in den Kirchen würde die Menge ſchlechter Gemälde daraus verdrängt; der Wiederſchein vorzüglicher Meiſterwerke käme unter das Volk; Geſchmack und Erbauung würden gefördert, und der Kunſtpfuſcherei wäre gewehrt.

Zum Meiſter in der Kunſt macht auch die größte Virtuoſität in der Nachbildung noch nicht. Aber ein Nachbildner, der ſein Vorbild mit Geiſt aufzufaſſen und wieder zu geben weiß, ſteht hoch über dem Pöbel von Künſtlern, die ohne den Verein von Geiſt und Talent mit bloßen techniſchen Kenntniſſen wahre Kunſtwerke hervorzubringen ſich einbilden. — Möchte man dies doch in den Kunſtſchulen genauer beachten! Die Schüler, die hier zuſammenſtrömen, zerfallen in drei Claſſen, die Genialen oder Talentreichen, die Hoffnung gewähren, ſich zur Meiſterſchaft in der Kunſt zu erſchwingen (deren gibt es immer nur wenige); ſodann die guten Talente, die durch Ausbildung und Fleiß es dahin bringen, wenigſt treffliche Nachbildner zu werden; endlich der Schwarm handwerksmäſſiger Köpfe, die das Körperliche der Kunſt ſtets mit dem Geiſtigen verwechſeln, und denen es an Kraft gebricht, ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Dieſe letztern ſind die wahren Kunſtverderber. Man ſollte bedacht ſeyn, ſie frühzeitig aus der Kunſtſchule zu entfernen, damit ſie ſich mit ihren Pfuſchwerken nicht in das Heiligthum eindrängen. In Fabriken, in feinern Gewerben könnten ſie gute Dienſte leiſten. Hingegen die zweite Claſſe verdiente alle Sorgfalt in Ausbildung und

Leitung ihres hervorbringenden Talents, weil ſie die rechten Organe zur Verbreitung des Kunſtlichts in die Maſſe des Volkes enthält, während die jungen Künſtler der erſten Claſſe ſich ſelber Bahn brechen und der Kunſtſchule kaum bedürfen.

Zu den ſchätzbarſten Nachbildungen für den Kirchengebrauch gehören in gewiſſer Hinſicht die muſiviſchen Arbeiten zu Rom und Mailand. In der großen Peterskirche ſind durch ſie einige der erſten Muſterbilder von Raphael, dem Einzigen ohne Gleichen, von Dominichino, 8) dem genialen Zeichner des Gemüths, von Guido Reni, 9) dem Meiſter in der Färbung des höhern, beſeelten Lebens, 10) u. A., auf eine Art wiedergegeben, die das Aug' entzückt, und zugleich der Zeit trotzt. Mit den Urbildern halten ſie freilich eine ſtrenge Vergleichung nicht aus. Schon der Mechanism ihrer Verfertigung und das Widerſtreben des Stoffes gegen den genauen Ausdruck aller Tonarten der Farben mit ihren feinſten Schattirungen (obgleich man es bis auf achtzigtauſend Farbentöne gebracht haben ſoll) vermehrt hier den Nachtheil, 11) den

---

8) Bellori ſchreibt ihm die Kunſt zu di delineare gli anime et di colorire la vita.

9) Guido's Köpfe nennt Passeri volti di paradiso.

10) Mit ihnen aber leider auch mittelmäßige Bilder, die dieſer koſtſpieligen Ehre nicht würdig ſind.

11) Selbſt im blos Mechaniſchen bleibt dieſe Kunſt weit hinter der Natur zurück. Lichtenberg (in ſeinen vermiſchten Schriften IV. 312.) macht die ſehr feine Bemerkung, daß das größte Kunſtſtück muſiviſcher Arbeit gegen die Flügel eines Schmetterlings gehalten, deren die Natur in einer Sommerſtunde Tauſende formt, ſelbſt nur Oberfläche gegen Oberfläche verglichen, ſchnödes Kinderſpiel ſey.

ohnehin keine Copie ganz beſiegt. 12) Als Verzierung großer Tempel machen ſie aber einen großen, ich möchte ſagen, größern Effect, als die Urbilder ſelbſt, und ſie ſind keineswegs das bloße Caput mortuum des Urbilds, wie einige meinen, 13) ſondern höchſt ſchätzbare, glänzende, dauerhafte beinah' unverwüſtliche Ueberlieferungen des Ganzen in Styl und Compoſition und des Totalausdrucks von Gemälden, deren Stoff der fortſchreitenden Zerſtörungskraft der Zeit nicht widerſteht. Doch der Verbreitung dieſer Art von Nachbildung tritt ſchon die große Koſtbarkeit in den Weg. Dieſe Schwierigkeit theilen mit ihr, aber ohne den Vorzug gleicher Haltbarkeit, die ſchönen Gobelins und Hauteliſſes (in denen wir Raphaels Tapeten beſitzen) aus den Fabriken von Madrid und Paris, und die ſpäter verſuchten Nachbildungen der Gemälde in Sammet (wovon Herr Gregoire in Paris der Erfinder iſt). Die täuſchende Wahrheit, der Glanz und die Pracht, womit die Teppiche von Wolle, Seide, Gold und Silber gefertigt, die Gegenſtände darſtellen, kann ſchon Vaſari nicht genug rühmen,

---

12) Vergl. Ramdohr über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom. Th. III. S. 209 — 214. Marcello und Calandra waren die erſten, die die Kirche von St. Peter zu Rom mit muſiviſchen Altarblättern verherrlichten. (Vergl. J. Vaſari Leben der Maler und Bildhauer ꝛc. 1786. S. 194. ꝛc.) Dann folgten Paul Roſetti und Franz Zuchi; endlich ſtiftete Peter Paul von Chriſtophoris im Anfange des XVIII. Jahrhunderts eine Schule der muſiviſchen Kunſt, die er noch ſehr vervollkommnete. Vergl. Ueber Moſaik von Gurlitt. Magdeb. 1798. u. Orloff. Essai I. 100. ꝛc. u. 256. II. 117. 226. Jos. de Furietti de Musivis. Romæ. 1757. u. Castellan Lettres sur l'Italie. 1819. II. 237. u. fg.

13) Winkelmann und ſein Jahrhundert v. Göthe. S. 249. u. fg.

indem er von denen nach Raphael ſpricht.[14] Wahre Verunſtaltung aber iſt die zu Rom und anderwärts in Italien übliche Verzierung der herrlichſten Tempel an gewiſſen hohen Feſten durch Bekleidung ihrer unvergleichlichen Marmorſäulen mit Damaſt und Gobelins, die von einer Geſellſchaft Hebräer gemiethet, zu dieſem Gebrauche Jahr aus Jahr ein von einer Kirche in die andere wandern. — Aufmunterung hingegen verdienen die Verſuche (vorzüglich eines gewiſſen Franzis Eginton in England (geſtorben 1805),[15] H. Dihl’ in Paris, Frank von Nürnberg, Höcker in Breslau, Andr. Helmle zu Freiburg im Breisgau und Anderer zu Bern ꝛc., welchen Allen ein Kloſterbruder zu St. Blaſien im Schwarzwald, deſſen Werke in daſigem herrlichen Tempel zu ſehen ſind, vorangieng,[16] die Glasmalerei wieder zu ihrer glänzenden Vollendung wie im vierzehnten, fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte zu bringen.[17] Die Wirkung dieſer Glasmalerei

---

[14] De Piles Abregé de la vie des peintres. Ep. Vasari, p. 213.

[15] Von dieſem Eginton iſt beſonders das letzte Gericht im Magdalenen Collegio zu Oxfort, und die Bekehrung Pauli zu Birmingham berühmt.

[16] Vergl. Kunſtbl. v. 1826. Nro. 20, 21, 22, 79.

[17] Schon bei Prudentius findet ſich Spur von gemalten Kirchenfenſtern. S. den Discours sur la peinture moderne vor dem IV. B. des Musée francais. p. 32.

Vortreffliche Glasgemälde ſieht man in Florenz von Lorenz Ghiberti, Donatello, Dominico Levi, Goro und Bernardo de Franzesco; zu Arezzo von Spinelli, Guilelmo von Marcilla; zu Rom von Claudio (Lanzi franz. Ausg. I. 274—278). Die Namen der Glasmaler von Köln und Nürnberg, dort im Dom, hier in den Lorenz- und Sebaldskirchen ſind mir nicht bekannt; eben ſo wenig als die in dem Dom zu Straßburg und im Münſter zu Freiburg im Breisgau. Die durch treffliche an Kirchenfenſtern kann, am rechten Ort angebracht, auch in neuen Tempelgebäuden mit Vortheil benutzt werden. Der Glanz und die Durchſichtigkeit der ins Glas geſchmelzten Farben gibt nicht nur ſchönen Darſtellungen höhern Reitz, ſondern wirkt auch auf's Auge und Gemüth wohlthuend durch die manigfaltigen Brechungen des Tageslichts und deſſen glühende Reflexe an Wänden und Pfeilern, welche das Gefühl von Ehrfurcht mittelſt des Zaubers von Verklärung und Helldunkel befördern. 18) Doch machen ganze, hohe gemalte Fenſter nur in den Tempeln von ſogenannter gothiſcher Bauart den rechten Effekt. In heitern Kirchen

---

Zeichnung, Ausdruck und herrliches Farbenſpiel ausgezeichneten Glasgemälde des Karthäuſer-Kloſters zu Molsheim ſind jetzt im Muſeum zu Straßburg aufgeſtellt. Sie umfaſſen viele Scenen aus dem Leben und Leiden Chriſti, aus dem alten Teſtamente, und aus der Legende des heil. Bruno und anderer Einſiedler. Der Maler hieß Lorenz Link.

18) Terror namque ibidem Dei et claritas magna conspicitur. Gregor Turon. Hist. eccles. T. II. 16. Vergl. A. Le Noir Musée imperial des monumens francais. Paris. 1810. p. 98 — 111. B. Speth Beitrag zur Geſchichte der Glasmalerei in dem Kunſtblatt Nro. 28 des Jahrgangs 1820 des Morgenblatts. — Vergl. auch das Kunſtblatt Nro. 25 deſſelben Jahrgangs. Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte Th. III. von Frankreich, S. 19, 42, 50, 60, 108, 160. IV. Spanien S. 99. fg. 187. fg. V. in Großbrittanien S. 50, 75, 135, 189, 218. Deſſelben Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden. I. 197, 199, 200, 412. II. 278, 378, 481. IV. S. 60. Das Hauptwerk iſt: Le Vieil l'Art de la peinture sur verre etc. Paris. 1774. Ueberſetzt von Harrepeter. Nürnberg. 1778. Viel Merkwürdiges enthält auch C. Geerling Sammlung von Anſichten alter enkauſtiſcher Glasgemälde aus den verſchiedenen Epochen. Cöln. 1826. Fol.

des neuern Styls dürften nur einzelne Figuren, in den Fenſtern angebracht, von guter Wirkung ſeyn.

Sind Freskogemälde in Kirchen zweckmäſſig? — Der Gegenſtand verdient von mehreren Seiten betrachtet zu werden. In Kirchen gothiſcher Bauart wären Fresken übel angebracht. Denn es fehlt hier durchaus an dem gehörigen Lichte. Ueber den Bogengängen ließen ſich dergleichen hier ſchon wegen ihrer Verzweigung mit den Knäufen der Pfeiler keine anbringen, und in den Kuppeln, die zuweilen den Chor mit dem Langhaus verbinden, herrſcht meiſt ein feierliches Dunkel. In den Tempeln von neuer italieniſcher Bauart dürften die Kuppeln für die Freskomalerei am geeigneteſten ſeyn. Aber auch hier erfodern ſie eine recht günſtige Beleuchtung, welche man bei mehrern der berühmteſten Kuppeln (in Rom, Parma u. ſ. w.) vermißt, weshalb die größten Schönheiten ihrer Fresken fürs Auge verloren gehen. Ausnehmend iſt hingegen ihr Effekt an ſehr geräumigen, wohl beleuchteten Kuppeln, wie die der Peterskirche (wo die Moſaik zu Hilfe genommen iſt), der Invalidenkirche zu Paris, der Kloſterkirche zu St. Blaſien im Schwarzwald ꝛc. An ſolchen Kuppeln wird die Idee vom unermeſſenen Himmelsgewölbe durch ſchöne Fresken ſehr begünſtigt. An der Decke des Langhauſes, wo die betende Gemeine ſich aufhält, iſt Freskomalerei in der Regel ganz unpaſſend. Wer blickt hier gerade über ſich aufwärts? Das Beſchauen der Fresken verurſacht hier große Pein, wodurch der Künſtler für ſeine große Mühe nicht belohnt wird. 19) Weit ſchicklicher ſind die Fresken in Seitenkapellen, auch etwa über den Chorſtühlen im Chor, wo man ſich ihrer Betrachtung ohne Beſchwerde, mit Muße überlaſſen kann. Schon weniger paſſend ſind ſie an Wänden des Langhauſes,

---

19) Journal des Débat's 24. Sept. 1823.

obgleich ſie auch davon nicht ganz auszuſchließen ſind. Einzelne Figuren, z. B. der Evangeliſten, der Apoſtel, der Propheten, der Kirchenväter ſind hier öfters mit Vortheil über den Pfeilern, wie in Statuen, ſo auch in Fresko anzubringen. Auch für die Vorhallen ſind Fresken eine ſehr geeignete Verzierung. Sind dieſe Vorhallen geräumig und gut beleuchtet; ſo bieten ſie die beſte Gelegenheit dar, eine Reihe großer Darſtellungen in Fresko (wie in den raphaeliſchen Stanzen) vor's Auge zu bringen. — Warum ſollten nicht auch Altarblätter in Fresko ſich gut ausnehmen? In ſehr großen Kirchen, auf hochgeſtellten Altären iſt dies gewiß der Fall. Solche Altarblätter hätten zugleich den Vortheil größerer Dauerhaftigkeit. — Wie jede Ueberladung, ſo macht auch die mit Fresken in Tempeln einen widrigen Eindruck, oder vielmehr der Eindruck des Ganzen und des Einzelnen wird durch ſie geſtört. Aber mit Sparſamkeit angebracht, machen ſie einen um ſo ſtärkern Effekt, als ſie am beſten für die Entfernung und die Perſpektive mit optiſcher Täuſchung berechnet werden können. — Hat ein Tempel die Geſtalt einer *Rotunde*; ſo können die Wände rings herum, ſtatt mit Altären (was ſelbſt nach den Vorſchriften der kirchlichen Liturgie unſchicklich iſt) mit Fresken oder Oelgemälden verziert werden; dieſe Malereien mögen dann fortlaufend und zuſammenhängend, oder in Abſchnitte abgetheilt ſeyn. Wird mit ihnen noch die Malerei der Kuppel in paſſende Verbindung geſetzt; ſo kann der Künſtler hier ein harmoniſches, Geiſt und Gemüth anſprechendes Ganze vor's Auge bringen, wie keine andere Tempelform es zuläßt. Dies kann geſchehen, das Licht mag gerade durch die Kuppel, oder ſeitwärts einfallen, wenn es nur von oben herabkömmt. Dort oben verkläre ſich die Wonne des Himmels in manigfaltigen Scenen; hier an den Wänden vergegenwärtige ſich jeder edle Kampf der Tugend auf Erden; dort oben ergieße ſich ein Ocean von Klarheit und Frieden; hier unten entfalte ſich die mühſam ſich verklärende Fülle der Kraft des innern Lebens im düſtern Kampfe mit den äuſſern Verderbniſſen der Welt; dort töne der Triumph der irdiſchen Sieger mit dem Jubel der guten Geiſter des Himmels im reinſten Einklang zuſammen, hier unten rühre und ergreife jedes fromme und edle Gemüth der Gegenſatz zwiſchen den heldenmüthigen Vorkämpfern des Guten und Wahren und den gleißneriſchen Verfolgern deſſelben. — Daß Darſtellungen aus der heidniſchen Götterlehre zu Verzierungen an und in chriſtlichen Tempeln unpaſſend ſind, bedarf wohl keines Beweiſes. Dergleichen, unter andern die Verwandlung der Thyrrhener in Delphine ſchmücken den Rand der großen Sixtiniſchen Pforte der St. Peterskirche. Das Unpaſſende hievon iſt auffallend. Es iſt hier auch der Ort, von dem Gebrauch der Arabesken in den Kirchen einiges zu ſagen. In dieſen Verzierungen ſieht man aus dem Gebiete der Natur und Kunſt und der ſchöpferiſchen Phantaſie die von einander entfernteſten Dinge in ein harmoniſches Ganzes vereinigt; eines aus dem andern ſich entfaltend, eines zum andern ſich neigend; es deckend oder umfaſſend, ſtützend und geſtützt; wirkliche Weſen friedlich neben Weſen der Einbildung, Wahrheit an Dichtung ſich ſchweſterlich anſchmiegend. 20) Es iſt eine gewiſſe Einheit, eine Art von Plan darin, aber verdeckt durch ein freies Spiel der Laune, ohne Anſpruch, gleich einer Hieroglyphe gedeutet zu werden. 21) Man findet ſolche Zierrathen in den Ruinen von Perſepolis; ſie ſollen auch ſchon im alten Egypten heimiſch geweſen ſeyn. Zu

---

20) J. G. Jakobi ſämmtliche Werke. Zürich. 1819. IV. 10 fg.

21) K. P. Moritz Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente. Berlin. 1793. S. 28.

Rom kamen ſie (nach Vitruv) zur Zeit des Auguſtus in Schwung. Die ſchönſten fand man in den Bädern des Titus, und dieſe dienten dem Raphael zum Vorbild. Viele ſind zwar der Meinung, dergleichen Verzierungen ſeyen für Kirchen gar nicht geeignet, weil ſie der Würde und dem großen und erhabenen Charakter, wovon hier alles das Gepräge haben ſoll, nicht entſprechen, und die Gedanken der Anweſenden leicht zerſtreuen, ſie von der Andacht, von dem Ernſte, den jene geheiligten Orte einzuflößen beſtimmt ſind, abziehen, oder wenigſt die dort geziemende andächtige Stimmung ſtören können. 22) Allerdings gibt es Arabesken die Menge, welche die Beſtimmung chriſtlicher Tempel von ſich ausſchließt, und die ſich weit mehr zur Ausſchmückung ſolcher Verſammlungsplätze ſchicken, die dem Vergnügen gewidmet ſind. Dahin gehören alle, die, ins Gebiet des Komiſchen ſtreifend, mit dem Namen Grottesken bezeichnet werden, wie auch diejenigen, in die der heidniſche Mythus verwebt iſt. 23) Es gibt aber auch Arabesken, die einer Kirche ſehr wohl zur Verzierung dienen können, ohne ihrer Würde das Mindeſte zu benehmen. Die Kirchen können zwar derſelben ſehr wohl

---

22) Ueber den Gebrauch der Grottesken und Arabesken. Leipzig. 1790. S. 36. ꝛc. Vergl. (Fiorillo) über die Groteske. Göttingen. 1791. Seidel in ſ. Charinomos nennt die Arabeske das Mährchen der Malerei, woraus ſich ſeine Unſtatthaftigkeit bei der Darſtellung des Heiligen und Höchſten von ſelbſt verſtehe. (S. ſchöne Künſte in Berlin. 1826. S. 56). Von vielen Arabesken iſt dies nicht zu bezweifeln, und in chriſtliche Bilder ſelbſt paßt allerdings keine.

23) In und an manchen Kirchen Italiens ſieht man Basreliefs von altrömiſcher Arbeit mit bacchiſchen Darſtellungen, Satyren, Faunen, Zentauren, auch Heroen-Figuren.

entbehren; aber zuweilen, ſparſam, mit Ueberlegung, Auswahl und Geſchmack angebracht, können ſie die übrigen Schönheiten auch des Heiligthums hervorzuheben helfen. **Edle Einfalt** in ihren Beſtandtheilen und in ihrer Zuſammenſetzung iſt hier das Hauptgeſetz. Das Pflanzenreich liefert dazu in ſeinen Früchten, Blumen, Blättern und Zweigen den angemeſſenſten und reichſten Stoff. Doch können auch Vögel, Bienen und Köpfe von edlern Thierarten, beſonders aber wohlgebildete Genien, Engelsköpfe, wie auch Geſtirne mit Vortheil damit in Verbindung geſetzt werden. 24) Dieſe Verbindung darf nur zufällig erſcheinen, obgleich ihr eine leitende Idee zum Grunde liegt. Mehrere treffliche Muſter finden ſich in den Logen von Raphael im Vatikan, wo ſie in der lieblichſten Mannigfaltigkeit die Zwiſchenräume der bibliſchen Darſtellungen ſo zierlich ausfüllen; 25) mit dieſen ſah man die Arbeiten von Schülern des Raphael und des lieblichen Johann von Udine, von Giulio und Alleſſandro, ferner die eines

---

24) Der Tadel, den Vitruv gegen ſolche Erfindungen ausſpricht: Nunc pinguntur tectoriis monstra potius, quam ex rebus finitis imagines certæ. (Lib. VII. cap 5.) muß billig auf ſolche Abſchweifungen beſchränkt werden, die gegen den Geſchmack verſtoßen.

25) Abbildungen davon finden ſich in dem Werke: Les peintures de Raphael aux voutes des loges du Vatican par Ottaviani et Volpato. 1771. (ſpäter auch ſehr ſchön kolorirt). Beſchrieben ſind ſie von Ramdohr über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom. Th. I. S. 229. fg. Früher haben M. L'Asne, C. S. Bartoli, C. Baudet, Ph. Thomaſſin, M. Lucheſe und F. von la Guentiere Raphaels Grottesken geſtochen. Die von Joh. Nanni von Udine ſind von J. Ottaviani, auch zum Theil von Corn. Bos (1550) in 2 Bl., und zum Theil v. Caylus, die v. Julio Rom. von J. Cock geſtochen. Vergl. Quatermere Hist. de Raph. p. 118.

Granello, eines Marto da Feltre, Mariotto, Pier di Coſimo, Mattidoro und Bachiacca und einiger andern Maler in Spanien, wovon wir aber bisher keine Abdrücke beſitzen, wetteifern. 26) Dahin gehören auch manche Verzierungen an Portalen, Vorhallen, Bögen, Gewölben, Grabmälern, Fenſtern, Taufſteinen, Sakramentarien oder Tabernakeln, Altären und Kanzeln in den Kirchen des Mittelalters bis ins fünfzehnte Jahrhundert; 27) auch in alten Chorbüchern dieſer Zeit; ferner die an den ehrenen Thüren des Baptiſteriums zu Florenz von Ghiberti, und an den Thüren des Doms zu Mailand. Die Roſen an der Kuppel des Pantheons und die Blätter und Blumengewinde an der bisher noch nicht aufgerichteten marmornen Triumphpforte zu Mailand würden jedem chriſtlichen Tempel zur Zierde gereichen. Der Maler von Arabesken kann endlich manche ſinnvolle Werke der beſten Blumenmaler benutzen. — Indeſſen können dergleichen Verzierungen in ſolchen chriſtlichen Tempeln, deren großer, imponirender Bauſtyl ſie überflüſſig macht, nur ſparſam angewendet werden. Auch andere Kirchengebäude entbehren

---

26) Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte. IV. 64. 66.

27) S. die Abbildungen bei d'Agincourt, Cicognara, in Molls Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Baukunſt. Darmſtadt. 1815 bis 1823, und den Denkmalen der Baukunſt am Oberrhein. Freiburg. 3 Hefte. 1825. Die ſogenannten gothiſchen Verzierungen ſtehen größtentheils an Schönheit den altgriechiſchen und denen nach, die im XV. u. XVI. Jahrhundert ihnen nachgebildet wurden. Jene ſtehen aber mit dem Kirchenſtyl der zweiten Hälfte des XIII. und der erſten des XIV. Jahrhunderts in Harmonie; einem Bauſtyl, der durch eine Kühnheit und Leichtigkeit ſich auszeichnet, welche machen, daß die Tempel noch viel größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind, während bei dem griechiſchen Bauſtyl das Widerſpiel ſtatt findet.

ihrer lieber, als daß man ſie damit überlade, oder mit abentheuerlichen oder unanſtändigen verunziere. Der arabiſche und auch der alt- und neugothiſche Geſchmack unterliegt hierin großentheils gerechtem Tadel. Satyre, Bocksgeſtalten, Thiergefechte, Silenen und theils lächerliche, theils unzüchtige Zerrbilder betrunkener und ausgelaſſener Mönche, dergleichen man an und in mehreren alten Domkirchen antrifft, ſind Mißgeburten des Zeitgeſchmacks und Entweihungen des Heiligthums. 28) Unbedingt verwerflich iſt auch das fade,

---

28) Unter den Chorſtühlen in der Kapelle Heinrichs VII. in der Weſtminſter Abtei zeigen einige Basreliefs äußerſt ſchlüpfrige und unzüchtige Bilder. Aehnliche findet man zu Canterbury, an Chalk Church in Kent, im Dom zu Straßburg, und wenigſtens burleske in dem von Conſtanz, Baſel u. a., z. B. von Mönchen, die der Teufel in den Klauen hält; Werke, zum Theil des XIII. u. XIV., zum Theil aber auch des XV. Jahrhunderts, in Zeiten, wo der Aberglaube nicht hinderte, daß die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit und der Mönche dem Gelächter Preis gegeben wurden. Vergl. **Hottinger** Geſchichte der Eidgenoſſen während der Kirchentrennung. I. 333. ſg. Was die Poeſien der Zeit und die Schauſpiele (Mystères) hinlänglich beurkunden. (**Fiorillo** Geſchichte der zeichnenden Künſte. V. 185. **Deſſen** kl. Schriften. I. 65 — 70). Im Chor der Domkirche zu Paris ſieht man unter den Basreliefs den Herodes auf dem Throne zum Kindermord Befehle gebend, zugleich aber von heftigen Schmerzen angegriffen. Zwei kleine Teufel ſtehen auf ſeinen Schultern und wollen ihm die Krone nehmen. (S. kritiſche Anmerkungen über die Fehler der Maler bei geiſtlichen Gegenſtänden. Leipzig. 1772. S. 396.) Weit wahrſcheinlicher iſt dieſe Erſcheinung einem ſatyriſchen Geiſt, als der eingeriſſenen Ueppigkeit unter dem Clerus zuzuſchreiben. Auf Rechnung des letztern kömmt hingegen, wenn die Abtiſſin eines Frauenkloſters zu Parma (St. Paolo) ihre Gemächer durch Correggio mit einer Menge Scenen der Götter, Grazien, Faunen (ſie ſind geſt. v. Fr. Rosaspina

alberne, geſchmackloſe Geſchnörkel franzöſiſcher Erfindung vom ſiebenzehnten Jahrhundert bis zum Ende des achtzehnten; 29)

---

in den Pitture di Ant. Allegri esistenti in Parma nel Monastero di S. Paolo in 35 Platten) verzieren ließ. Man ſieht hier Juno, die nackt, mit Amboßen an den Füßen, vom erzürnten Zeus zwiſchen Himmel und Erde aufgehängt ſchwebt; Diana, die umgeben von nackten Nymphen und Liebesgöttern von der Jagd kehrt, und ſich von Amor den Kopf eines Hirſchen bringen läßt. (S. Ragionamenti sopra una Stanza dipinta dal celebre A. Allegri nel Monastero di S. Paolo in Parma 1794. Vergl. allgem. Kunſtz. S. 217 — 224. Von der Hagen Briefe in die Heimat. II. 37). In der Peterskirche zu Caen ſind verſchiedene Scenen aus alten Sagen und Dichtungen verliebter Art, z. B. von Triſtan und der Tafelrunde im Bildwerke v. 1368 dargeſtellt (Essai histor. sur la ville de Caen par de la Rue 1820). Dies zeugt wohl noch mehr von einer mit Myſtik verwebten Geſchmackloſigkeit, als von Ausgelaſſenheit. Schon der heil. Bernhard eifert indeſſen in ſeiner Apologie an den Abt Wilhelm (v. 1153) gegen unziemliche Bildwerke in den Kirchen und Arabesken an den Wänden der Convente: „Cæterum in claustris coram legentibus fratribus, quid facit illa ridicula monstruositas, mira quædam deformis formositas ac formosa deformitas? Quid ibi immundæ simiæ? quid feri leones? quid monstruosi centauri? quid semi-homines? quid maculosæ tigrides? quid milites pugnantes? quid venatores tibicinantes? Videas sub uno capite multa corpora, et rursus in uno corpore capita multa. Cernitur hinc in quatrupede cauda serpentis, illic in pisce caput quatrupedis. Ibi bestia præfert equum, capram trahens retro dimidium; hic cornutum animal equum gestat posterius. etc., etc. Auch Abaillard, der heil. Dominik und Franz von Aßis eiferten heftig gegen den Frevel üppiger Kirchenverzierungen. (Abaill. ep. 8. Fleury Hist. eccles. Liv. 79. Nro. 25).

29) Davon finden ſich noch lange Zeit bewunderte Muſter in J. A. Meissonier Livre d'ornemens. Paris. 1788. Man vergleiche mit dieſen Mißgeburten: Klenze die ſchönſten Ueberbleibſel griechiſcher Ornamente der Glyptik, Plaſtik und Malerei. Fol. München. 1823.

um nichts beſſer, als die früher und gleichzeitig ſo beliebten chineſiſchen, japaniſchen und perſiſchen Ornamente. 30) Es ſind Bilder oder vielmehr Fratzen, leer an Gedanken, womit der Abſcheu vor dem leeren Raum die Wände beklekſt. 31) Auch Kariathiden oder Kanephoren 32) als Trägerinnen an Gewölben, Frontons und Architraven in oder an chriſtlichen Tempeln würden ſich, ſo geſchmackvoll ſie auch ſeyn möchten, nicht ſchicken. Dürften aber nicht an ihre Stelle andere idealiſche Figuren treten, z. B. Glaube, Hoffnung, Liebe, gewiſſe Tugenden, oder auch Engelsgeſtalten? — Hier begegnet uns noch die Frage: ob nicht auch die Landſchaft zur Verzierung chriſtlicher Tempel ſich eigne? — In ſo ferne die Landſchaft für ſich beſteht, ohne Beziehung auf das Göttliche und Himmliſche der Religion, mithin blos der irdiſchen Schöpfung angehörend, paßt ſie zur Beſtimmung eines Tempels keineswegs. Denn ſie zieht die Seele an den Sinnen auf die Erde herab, anſtatt ſie darüber zu erheben. — Ein Sonnenaufgang, ein Sonnenuntergang, eine hellgeſtirnte Nacht können zwar als Zeugen der Macht und Weisheit Gottes in dem Gemüth ein frommes Entzücken erregen, und dies kann auch die Wirkung ſchöner Darſtellungen der Jahreszeiten (von Malern, wie Claude, 33) Schwanenfeld, Orizonte, Ruißdael, Salvator Roſa, Vernet, Dughet, Both, Bergheem ꝛc.)

---

30) Ueber das Entſtehen der Arabesken und Grottesken. S. Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte. B. IV. S. 57.

31) Winkelmann Gedanken über die Nachahmung griechiſcher Werke. §. 169.

32) Böttiger Amalthea. III. 141. fg. 153. fg.

33) Sein Liber veritatis, d. i., die Sammlung von zweihundert Abdrücken ſeiner Zeichnungen, in brauner Tuſchmanier von K. Carlom, bei Boydell. 1774. Nro. 77.

ſeyn. 34) Sie würden aber, als für ſich beſtehende Bilder in Kirchen angebracht, die Menge kalt laſſen, oder leicht zerſtreuen.— Es gibt jedoch eine Menge heiliger Gemälde, wo der hiſtoriſche Gegenſtand durch eine Landſchaft, als Vor- oder Hintergrund ſehr gewinnen kann, nicht nur weil er dadurch mehr hervorgehoben wird, ſondern oft auch, weil er mehr geiſtige Bedeutung erhält, ſtärker auf die Seele wirkt, beſonders, wenn die äuſſere Natur mit der ſittlichen und mit der Stimmung der Gemüther im Einklang oder im auffallenden Kontraſt erſcheint. 35) Beiſpiels-

---

34) In den ſogenannten barbariſchen Jahrhunderten ſah man häufig Landſchaften, Seegegenden, Jagden, Fiſchereien, Thierſtücke die Kirchen verzieren. Paulin de S. Felice Nat. Carm. X. 473. etc. S. Nilus epist. ad Olimpiad. IV. 61. Boldetti osservat sopra cimeteri. L. I. C. 6.

35) Vergl. A. v. Humboldts Anſichten der Natur. 1808. S. 173. ꝛc. Der nämliche geiſtvolle Verfaſſer ſagt S. 283: in dem innern empfänglichen Sinn ſpiegelt lebendig und wahr ſich die phyſiſche Welt. Was den Charakter einer Landſchaft bezeichnet, Umriß der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begränzen, das Dunkel der Tannenwälder, der Waldſtrom, welcher tobend zwiſchen überhängenden Klippen hinſtürzt; alles ſteht in altem, geheimnißvollem Verkehr mit dem innern Leben des Menſchen.

Schon die Jahres- und Tageszeiten, in welch ſchöner und ſinnvoller Beziehung ſtehen ſie nicht zum menſchlichen Leben? Für ſo viele Zuſtände unſers Gemüthes finden wir ein treffendes Bild in der Natur, und dieſes nicht blos in einzelner, iſolirter Beziehung; ſondern von den Begegniſſen, dem Charakter ganzer Völker und Zeiten, gibt die Landſchaft, als der Schauplatz ihrer Entwikelung, als der ſtumme Zeuge ihres Lebens, oft einen ſo lebendigen Eindruck. Senket uns nicht ein Blick auf Roms Umgebungen tief in das Verſtändniß ſeiner Schickſale? Ja, indem dieſe Landſchaft die Spuren von dem Geiſte und Charakter ſo weit auseinander weiſe werde hier nur der Scenen Chriſti als Lehrer, als Kinderfreund, als Wunderthäter, oder ſeine Ankündigung an die Hirten, ſeine Anbetung von dieſen und von den Weiſen, ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt erwähnt. — Das Gleiche gilt in gewiſſer Art von den Bauverzierungen; auch ſie können den Eindruck einer heiligen Scene ſehr verſtärken. Wie viel Herrliches in landſchaftlichem und architektoniſchen Beiwerke zeigen uns nicht die größern Darſtellungen von Raphael, Leonardo da Vinci, van Eick, Schoreel, Hämmeling, Joh. Bellini, Titian, Paul v. Verona, Hanib. Caracci, Dominichino, Rubens und Nik. Pouſſin. 36) Nirgend tritt hier (auſſer zuweilen bei Paul v. Verona) das Landſchaftliche oder Architektoniſche, ſo meiſterhaft und genievoll es auch iſt, als die Hauptſache hervor, 37) noch erſcheint hier das Kleinliche (des Details),

---

liegender Zeiten, auf wunderſam bedeutende Weiſe in ein Geſammtbild verwebet, — empfangen wir durch ſie einen Eindruck, welchen ſelbſt die Leſung der Geſchichte nicht zu geben im Stande iſt. (Tagebücher aus Rom. München. 1821. Heft 4.) Viel Beachtungswerthes ſagt Fernow in ſeinen römiſch. Studien III., beſ. S. 100 ꝛc. Dem Künſtler empfiehlt ſich das Werk: Histoire de l'art du paysage depuis la renaissance des beaux arts jusqu'au 18ème siècle, ou recherches sur l'origine et les progrés de ce genre de peinture, et sur la vie, les ouvrages et le talent distinctif des principaux paysagistes des différentes écoles par J. B. Deperthes; 1 vol. Paris. 1822. So auch (Quandts) Ideen aus dem Gebiete der ſchönen Künſte. Leipz. 1804.

36) Auch Benozzo Gozzoli hat in ſeinen bibliſchen Darſtellungen im Campo Santo zu Piſa im Architektoniſchen ſchon Erſtaunliches geleiſtet. S. die Umriſſe von Laſinio.

37) Wogegen eigentliche Landſchaftsmaler, wie z. B. der unübertroffene Claude ſich der hiſtoriſchen Figuren nur als Staffirung, um ihre Naturſchilderung noch mehr zu beleben, bedienten.

ſondern nur das Große, Frappante, Imponirende. Aber wie ſehr dient nicht das Beiwerk, um das Geſchichtliche zu heben, es für Geiſt und Auge näher zu bezeichnen, den Eindruck treffender zu machen! Es verhält ſich damit gerade ſo, wie mit den Beſchreibungen von Natur und Kunſtwerken, welche Dichter, wie Horaz, Virgil, Milton, Shakſpeare und Göthe,[38] ihren meiſterhaften Seelengemälden zur Einfaſſung geben.

In dem gebildeten Griechenland und Rom wurden, freilich erſt, nachdem die Ueppigkeit ſchon große Fortſchritte gemacht hatte, die Privatwohnungen nicht blos der Großen und Reichen, auch der Gemeinen mit Nachbildungen ſchöner Meiſterbilder geziert. Man ſehe die Wandgemälde von Herkulanum und Pompeje! Aehnliches zeigt ſich wieder in den geſchmackvollen Mobilien, Tapeten, Vaſen, Bronzen u. d. gl., in denen der Gewerbfleiß unſrer Zeit die ſchönſten Modelle der Egyptier und Griechen abgeprägt hat! — Was für Mittel gäb' es wohl, unſern mehreſten Tempeln in Städten und Dörfern nach und nach ſolche Bilder zu verſchaffen, die der Würde der Religion und den Foderungen eines geläuterten Geſchmacks zuſagen, auſſer gelungenen Nachbildungen der idealiſchen Werke großer Meiſter? Leider wird hierauf noch zu wenig Sorge verwendet, und mit zu großer Nachſicht wird manchem Stümper die Ehre vergönnt, ſeine todtgebornen, geiſt- und geſchmackloſen Machwerke auf den Altar zu ſtellen. Dieſe Nachgibigkeit gegen die Künſtler einer niedern Rangordnung ſchmeichelt zwar dem Dünkel ihrer Eitelkeit, aber verdirbt die Kunſt, und wirkt durch ihren Einfluß auf die Volksbildung nachtheilig. Es fehlt ſolchen Künſtlern mehrentheils die genauere Bekanntſchaft mit wahren, genialen Kunſtwerken. Dieſe wäre ihnen daher möglichſt zu erleichtern. Dank gebührt dem Beſtreben Caſp. Lavaters, geiſtvolle und würdige Darſtellungen bibliſcher Scenen durch die Künſtler Chodowieki, Penzel, Lips, Gränicher, Berger u. A. 39) zu veranlaſſen. Beſonders ſchätzbar in dieſer Beziehung iſt Landons neues Teſtament nach den vier Evangelien mit ein und fünfzig geſtochenen Umriſſen 40) nach Raphael, Paul v. Verona, Dominichino, Albano und Nikl. Pouſſin. Möchte bald ein ähnliches Werk über die Apoſtelgeſchichte nachfolgen! — In England erſchien 1811 von Joh. Hecollet eine Bibel in drei Quartbänden mit 120 Kupferſtichen von Heath, Reagle, Fittler u. A. nach vorzüglichen Gemälden (Preis 17 Guinéen). Aber ein noch koſtbareres Prachtwerk iſt Maklins Bilderbibel, in London veranſtaltet nach den Gemälden von Lutherbourg, John Opie, Benj. Weſt, Hamilton, auch geſchmückt mit vielen allegoriſchen Vignetten. 41) Die Zierlichkeit iſt jedoch hier mehr, als die Erhabenheit der Erfindung zu loben. Rühmliche Erwähnung verdienen auch Fügers zwanzig Darſtellungen nach Klopſtocks Meſſiade, ſchön geſtochen von John für die Göſchenſche Ausgabe in Quarto und von J. F. Leybold in Folio, einzelne Stücke von Alb. Raindel u. A. Als ein heilſames Beförderungsmittel einer Verbeſſerung in den religiöſen Kirchenbildern

---

[38] Mitunter auch Herder, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand.

---

39) Für ſeine Meſſiade.

40) Paris. 1810. (Prix 40 francs).

41) Der Titel iſt : Maklins Bible with beautifuls engravings fromm pictures by the most eminent brittle artist. VI. vol. in fol. 1800. Ein Exemplar koſtete auf Subſcription 35 Guinéen, und wird jetzt bis 50 bezahlt. Fiorillo Geſch. d. z. K. V. 779.

ſind beſonders mehrere Bilderbibeln zum Unterricht der Kinder und des Volks anzuſehen. Unter dieſen haben die Bilder der evangeliſchen Geſchichten von den Gebrüdern Wierir[42] einen bedeutenden Rang, nicht nur wegen der Feinheit des Stichs, ſondern zum Theil auch wegen ſinnreicher Erfindung und großer Wahrheit des Ausdrucks. Des Unſchicklichen, Frazzenhaften und Abgeſchmackten findet ſich daneben freilich ſehr Vieles. Auch nur mit ſehr beſchränktem Lob nennen wir von den ältern Bilderbibeln die v. Matth. Merian zu Baſel 1627, dann die meiſt nach guten Meiſtern von Phil. Andr. Kilian zu Augsburg; ferner die von Chriſtoph Weigel ebendaſelbſt. In Hinſicht der würdigen Erfindung und des frommen Ausdrucks zeichneten ſich zuerſt die Bilder aus der bibliſchen Geſchichte des alten und neuen Teſtaments von Joh. Rudolph Schellenberg, (zweite Ausgabe. Winterthur. 1826), wozu Lavater den kurzen Text bearbeitete, vor den frühern Kupferbibeln vortheilhaft aus. Schade, daß ſo viele Verſtöße gegen die Zeichnung darin vorkommen. Faſt alle Figuren ſind etwas zu lang, ihre Bewegung oft ungelenk. Mitunter iſt ſelbſt die Erfindung bizarr; z. B. das Gemach, wo die drei Weiſen das Kind anbeten, gleicht der Stube eines Handwerkers; in der Flucht nach Egypten trägt Joſeph, obgleich der helle Mond ſcheint, eine große Laterne an einer Stange. In mancher Hinſicht wird die Schellenbergiſche Bilderbibel von denjenigen übertroffen, die ſpäter zu Wien,[43] und zu Paris[44] erſchienen ſind. Ihnen ſchließen ſich noch folgende an: die von der Herderſchen Kunſthandlung zu Freiburg im Breisgau verlegte, geſtochen von Carl Schuler, 45) die vorzügliches Lob verdient; dann die zu München von Carl Schleich (bei Fleiſchmann) beſorgte; ferner zwei mit lithographiſchen Abdrücken, wovon die erſtern zu München, die ſpätern zu Nürnberg, 46) erſchienen ſind. Durch Verbreitung der beſſern dieſer Nachbildungen in den Volksſchulen, ſo weit ſie auch noch hinter den Urbildern zurück ſtehen, wird allmählig der Geſchmack ſelbſt der niedrigern Claſſen veredelt, und ihnen Sinn und Gefühl für beſſere Kirchenbilder beigebracht, und eben dadurch werden auch die Foderungen des größern Publikums an die Künſtler unmerklich geſteigert. 47)

---

[42] Evangelicæ Historiæ Imagines, oder auch unter der Aufſchrift: Adnotat. et Meditat. in Evangelia. Aut. Hiron. Natali. Antw. 1507.

[43] In 181 Kupfern.

[44] La Sainte Bible par Mr. Sacy, 12 vol., ornée de 156 estampes. Paris. 1800. (Viele Stiche ſind von Klauber.)

---

45) II. B. in 8. mit Erklärungen von Ewald. Auch Erzählungen aus der Bibel für die Jugend, von D. G. L. Jerrer, mit Kupfern von Frieß und Fleiſchmann. II. Thl. Nürnberg. 1820. Die Kupfer zum alten Teſtament ſind beſſer, als die zum neuen. Von den zwölf Kupfern von Kowatſch in Franz Rittlers Geſchichte der Apoſtel Jeſu, Wien. 1822, iſt keines ganz befriedigend. Doch iſt die Compoſition in den Bildern vom Greiſen Johannes, von Petrus und Saphira, von des Andreas und des Thomas Hinrichtung nicht ohne Verdienſt.

46) Einhundert und vier (leider in der Ausführung mißlungene) Bilder aus der bibliſchen Geſchichte des A. und N. Teſtaments. In Steindruck von Chr. Fues und Buchner. Nürnberg. 1821. In mancher Hinſicht beſſer ſind die bibliſchen Abbildungen in Steindruck von G. Engelmann. Mühlhauſen und Paris 1823, in 50 Blättern. Indeſſen ſind ſie tadelhaft wegen vielen fantaſtiſchen Uebertreibungen und Ziererelen nach Art der franz. Theater-Decorationen. Eine neue Kupferbibel iſt jetzt in Wien angekündigt von Zeppe. Die Zeichnungen beſorgt Leder, den Stich Stöber.

47) Erwähnung verdienen auch die Holzſchnitte von F. W. Gubitz, obgleich noch einer weit höhern Vollendung empfänglich.

Neunter Abſchnitt.

Genauere Erörterung der Bedenken gegen die Zuläſſigkeit der bildenden Kunſt überhaupt und der plaſtiſchen insbeſondere in chriſtlichen Tempeln.

Dies eben gibt der chriſtlichen Religion eine ſo unvergleichliche Liebenswürdigkeit, daß ſie ſich in ſchlichter Geſtalt zu allen Menſchen, wie eine Mutter zu ihren Kindern, herabläßt, daß ſie keinen Werth darauf ſetzt, ob ſie gelehrt oder ungelehrt, arm oder reich, mehr oder minder gebildet ſind, ſondern ihnen mit gleicher Liebe alle ihre himmliſchen Kleinodien und Verheißungen in den Schoos legt, und nur auf ihre Faſſungskraft die milde Rückſicht nimmt, daß ſie ihre Lehren den einen in Milch, den andern in ſtärkerer Speiſe darreicht. Warum ſollte ſie ſich nicht auch der Bilder, die die kindlich-geſinnten ganz vorzüglich anſprechen, zu ihrer Abſicht bedienen?

Das Chriſtenthum beruht auf Geſchichte. Es iſt eine Reihe Erzählungen von Perſonen, von ihrem Geiſt und ihren Begebenheiten; eine Galerie großer Beiſpiele. Eben das bildet die Majeſtät dieſer Religion, daß ihr Weſen ſich vom Urſprung der Welt an alle Jahrhunderte hindurch als die göttliche Kraft bewährt, die allein den Menſchen im Innerſten ſeiner Natur veredelt und beſeligt. Daher iſt auch das Chriſtenthum wie alles Geſchichtliche ganz beſonders zur bildlichen Darſtellung geeignet. Wodurch erhält die Profangeſchichte anziehendern Reiz als durch Bilder? Und warum ſollte die Kirche als Lehrerin des ganz geſchichtlichen Chriſtenthums nicht gleichfalls des Organs der bildenden Künſte ſich bedienen? Was iſt es, das der erbaulichen Rede ihre Kraft verleiht, daß ſie in des Zuhörers Seele dringt und ſich ihrer bemächtigt? Was anders (wofern es ſich von natürlichen Einwirkungen handelt), als daß gleichſam eine andere Seele, ein Geiſt, ein Genius mit Macht ſich vernehmen läßt? Und verhält es ſich mit dem Zauber, den ein treffliches Bild auf den Beſchauer übt, nicht eben ſo? Iſt es nicht des Künſtlers Seele, die hier durch ſein Gebilde wirkt, indem ſie ihm die täuſchende Wahrheit einer Perſon oder Begebenheit, welche Ehrfurcht oder Rührung erregt, einzuathmen gewußt? Wohl könnt' es zur Belehrung und Erbauung dienlich ſeyn, wenn an den Wänden aller Tempel die wichtigſten Lehrſätze des Chriſtenthums mit großen goldenen Buchſtaben angeſchrieben würden, z. B. Im Anfang war das Wort. — Liebe Gott über alles und den Nächſten wie dich ſelber! — Gott iſt die Liebe! — Wer ſagt, er liebe Gott und haßt ſeinen Nächſten, der iſt ein Lügner. — Selig, die reinen Herzens ſind, ſie werden Gott ſchauen. — Die Hauptſache wäre hier wie bei den Bildern, daß die ſchön und klar hingeſchriebenen Worte oft geleſen, daß ihr Sinn wohl erwogen und tief beherzigt werde. Warum ſollten aber gute Bilder nicht mehr noch als Worte, als Buchſtaben den Menſchen auf die Spur der Wahrheit behülflich ſeyn? Vermag doch das Bild auf einen Augenblick die ganze Wahrheit lebendig hinzuſtellen, während das bloße Wort immer der Zweifelſucht oder doch der Deutelei ausgeſetzt bleibt. **Erasmus** ſcheint zwar anderer Anſicht, wenn er irgendwo ſagt: 1) »Was zeigt dir jene Natur, wofern ſie etwas von Chriſtus zeigt, als etwa die Geſtalt ſeines Körpers? Die

---

1) Paraclesis id est, adhortationes ad christianæ philosophiæ studium, in fine.

heiligen Schriften dagegen ſtellen das lebendige Bild der Heiligkeit ſeiner Seele vor deine Augen hin, und laſſen Chriſtus vor dir reden, Kranke heilen, ſterben und vom Tod' erſtehen, ja bringen denſelben in ſeiner ganzen Herrlichkeit den Augen deines Geiſtes ſo nahe, daß du wahrlich weniger ſehen würdeſt, wenn du ihn mit leiblichen Augen erblickteſt.« Daß aber eine gute Statue Chriſti nur ſeinen Körper zeige, wie konnte Erasmus dies behaupten? Doch er gibt anderswo ſelbſt Erläuterung, wie er dies verſtehe. Er ſagt: »Wo iſt wohl der Klotz, der glauben kann, Holz und Stein habe Empfindung? und geſetzt, es hätte ſolche gegeben, war denn das ein ſchwieriges Geſchäft, das Volk vom Endzweck der Bilder freundlich zu belehren, ſie ſeyen darum da, um dem Gedächtniſſe der Ungelehrten nachzuhelfen?« 2) — Im Uebrigen wird der Freund der chriſtlichen Bilder ſeiner obigen Bemerkung gern beiſtimmen. Die Bilder würden uns wenig frommen, wenn wir nicht durch die heiligen Schriften von dem Charakter, dem Leben, den Lehren, den Thaten, der Verherrlichung Jeſu eine getreue Anſchauung erhielten, wenn ſie uns nicht in ſeinen Geiſt einweiheten, wenn ihr Unterricht nicht dem Betrachten der Bilder vorhergienge und es begleitete. Denn die Kunſtwerke ſtehen, wie Platon 3) ſagt, wie lebendig da; will man ſie aber um etwas befragen, ſo ſchweigen ſie. Dem bloßen Namenchriſten, der Chriſtum nicht kennt, können daher die chriſtlichen Bilder freilich nichts ſeyn, als ſtumme Formen oder — Götzen, und nur die reinen Herzens ſind, können Gott ſchauen. Wohl unterrichteten und frommen Chriſten aber dienen gute bildliche Darſtellungen der höchſten

---

2) Epist. contra quosdam qui se falso jactant evangelicos.

3) Im Phädrus.

Gegenſtände ihrer Verehrung, Chriſti, ſeiner Freunde und Gehilfen, ſeiner Thaten u. ſ. w. zur Belehrung und Erbauung. Dieſe Bilder prägen ſich nicht ſo ſehr ihren Augen, als ihrem Gemüth ein. — 4) Sie verſtärken und beleben den Eindruck, die Ideen und Geſinnungen, welche die heiligen Schriften im Gemüth erregten, durch den Reiz edler Verſinnlichung, durch die Kraft lebhafter Vergegenwärtigung; ſie befeuern, ſie beflügeln die Sehnſucht nach Verähnlichung mit dem Göttlichen. Mächtiger zwar iſt das Wort Gottes, oder vielmehr der es belebende Geiſt, als das Bild, von Menſchenhand hervorgebracht. Jenes Wort enthält eine Fülle des ewigen Lebens. Aber das Bild kann doch den Altar des Herzens entzünden, damit dann das Wort Gottes, der lebendige Glaube das Opfer vollende. — Wenn die Reformatoren einwendeten: Chriſtus habe nirgend den Unterricht mittelſt der Bilder gelehrt; 5) ſo bedachten ſie nicht, daß Chriſtus ſich auch nirgend dagegen erklärte, und daß er überhaupt die Auswahl der zweckdienlichſten Behelfe des Unterrichts nach Zeit und Umſtänden der von Ihm geſtifteten Kirche überließ. Er hat auch die Errichtung von Tempeln nicht befohlen; hat er ſie aber deswegen unterſagt? — Nicht bündiger iſt das Argument: „Da Chriſtus wahrer Gott iſt; ſo iſt jedes Bildniß von ihm unzuläſſig. 6) Gott iſt ein Geiſt, und überdies unendlich. Welcher Bildner wird ſich auch vermeſſen, Ihn, wie Er iſt, im beſchränkten Raume darſtellen zu wollen?“ — Welcher Chriſt wird das Sinnbild des Göttlichen

---

4) Non modo oculis imagines, sed etiam animis inculcatis. Cicero de natura Deorum. N. 39.

5) S. Zwinglis ſämmtl. Schriften. I. B., 2te Abtheilung, S. 471.

6) Zwingli a. a. O. S. 477.

für mehr, als Sinnbild halten? Chriſtus iſt aber auch als Menſch erſchienen, und in ſo ferne ſteht nichts im Wege, daß die Kunſt ihn uns (ſinnlich-geiſtigen Weſen) in ſo edler Menſchengeſtalt darſtelle, als ſie vermag.

Nicht in den Bildern iſt der Sitz des Heidenthums, nicht im Worte der Sitz des Chriſtenthums. Der Sitz von beiden iſt im Innerſten des Herzens. Weder das Wort allein, noch das Bild allein bemächtigt ſich des ganzen innern Menſchen; die eigentliche Sprache des Gefühls — der hörbare Ton, der beſeelte Laut, die Harmonie und Melodie der Laute und Töne — die Muſik muß gleichfalls zu Hilfe kommen, damit das geſprochene Wort noch durch verwandte Anklänge belebt, beflügelt, begeiſtert, damit auch mittelſt des Gehörs der Eindruck des angeſchauten geiſtvollen Bildes verſtärkt werde. Zwar iſt des richtig aufgefaßten und verſtandenen göttlichen Wortes Kraft unendlich. Aber ſein Verſtändniß, ſeine Auffaſſung wird durch das Bild voll Seele, voll Ausdruck, und durch das dem Bild entſprechende Spiel der Töne ungemein erleichtert; Bild und Muſik öffnen und ſtimmen das Gemüth für das Wort, bereiten ihm die Wege, prägen es tiefer ein, machen es unauslöſchlich.

Das Wort Gottes iſt allerdings die Hauptſache. Warum ſollt' es aber zur Verbreitung ſeiner milden, beſeligenden Herrſchaft unter den Menſchen die Dienſte der Beredſamkeit, der Muſik und der bildenden Künſte verſchmähen? Sind doch die Anlagen zu dieſen Künſten auch Gottes Gaben! Freilich ſollen ihre Inhaber ſich nicht erdreiſten, Gottes Wort zu meiſtern, und es durch den Zauber der Kunſt gleichſam als Nebenſache in den Schatten zu rücken, ſondern demüthig und andächtig ſollen ſie ihre Gaben ſo anwenden, daß ſie nur dem Göttlichen zur Folie dienen, damit es heller hervorſtrale und der Gemüther ſich ganz bemächtige.

Doch ſelbſt das Wort, in Verbindung mit allen Muſenkünſten reicht nicht hin, um die Tempel mit wahren Gottesverehrern zu füllen. Dazu wird noch vor Allem die Reinheit des Herzens und die Innigkeit des Glaubens der Tempelbeſucher erfodert. Mangelt dieſer Glaube und dieſe Lauterkeit des Sinnes; ſo fällt das Wort unter Dörner und auf Felsgrund, die Harmonie der Töne verhallt, wie ein gellend Erz, und die herrlichſten Gebilde der Kunſt ſind todt, ohne beſeelte Sprache für Auge und Gemüth.

Beim Entſtehen des Chriſtenthums mochte zwar die Aufſtellung plaſtiſcher Bildwerke in den Kirchen anſtößig ſcheinen, indem dieſe zu ſehr an die Gegenſtände der Anbetung im alten Götterdienſt erinnerten; 7) doch fand die gleiche Bedenklichkeit ſchon frühzeitig bei den chriſtlichen Grabmälern nicht ſtatt, wie uns die noch vorhandenen Sarkophage mit den Bildern Chriſti, Mariä, der Apoſtel u. ſ. w. beweiſen. 8) In der Folge der Zeit mußte das Anſtößige auch für die Tempel verſchwinden. Die lange Vernachläſſigung der plaſtiſchen Kunſt mochte aber nebſt der einreiſſenden Barbarei Miturſache geweſen ſeyn, daß im Mittelalter die Statuen und Basreliefs in den gottesdienſtlichen Gebäuden an Abentheuerlichkeit und Ungeſchmack die Werke der Malerei noch übertrafen. Kein Wunder, daß der Aberglaube die plaſtiſchen oder figürlichen Gebilde der Maria

---

7) Probabilem puto eorum conjecturam, qui, quo tempore Synodus illa (Eliberitana) celebrata est, recentem adhuc Idolatriæ memoriam fuisse dicant, ob idque nondum expedisse, christianorum in Oratoriis ac templis imagines statui. Petavius dogm. theol. de Incarnatione. Lib. 15. C. 14. N. 8. Vergl. Winkelmann und ſein Jahrhundert von Göthe. Tübingen 1805. S. 208. Vergl. Bell. A.

8) (Sicklers) Almanach von Rom. 1810. S. 171. u. fg. Cicognara. I.

und anderer Heiligen weit öfter als die Gemälde von ihnen, zum Gegenſtand ausſchweifender Verehrung wählte. Dabei ließ er ſich in der Auswahl keineswegs durch Schönheit und Anmuth beſtimmen, ſondern nicht ſelten gerade durch das Widerſpiel, und durch entſtellende Sonderbarkeiten, mit denen die Legende um ſo kecker wundervolle Sagen in Verbindung ſetzte, je auffallender ſie waren. Manches hochverehrte Wunderbild iſt in ſo hohem Grade dem, was wir ſchön, oder erhaben oder auch nur gefällig und anziehend finden, fremd, daß hier der Glaube genöthigt war, ſich über den Augenſchein vollkommen hinweg zu ſetzen. — 9) Schöne Statuen würden nicht leicht zu dieſer Ehre gelangt ſeyn. 10) Man darf mithin noch weit weniger in unſern erhellteren Tagen von dem Gebrauch einer edeln plaſtiſchen Kunſt in der Ausſchmückung der Chriſtentempel Gefahren der Abgötterei beſorgen. Wichtigere Bedenken möchte vielleicht die Kunſt ſelbſt erheben, weil der (ins Unendliche gehende) Geiſt der chriſtlichen Gottesverehrung die Aufgabe, das Ideale in plaſtiſchen Gebilden zu erreichen, weit ſchwieriger macht, als vordem der (ſinnlich-begrenzte) Götterdienſt. 11)

---

9) Belege dazu findet man genug unter den fünfzig Bildern in Guil Gumpenberg Atlas Marianus, sive de imaginibus Deiparæ per orbem christianum miraculosis. Monachi 1657.

10) Dieſe Bemerkung hat ohne Zweifel Göthe's Epigramm veranlaßt:

> „Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gebilde;
> Werke des Geiſts und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.“

11) In plaſtiſchen Werken hilft dem Neuern ſeine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier iſt er genöthigt, das Bild ſeiner Einbildungskraft auf das genaueſte im Raum zu beſtimmen, und ſich folglich mit dem alten Künſtler gerade in derjenigen Eigenſchaft zu

Doch (auch abgeſehen von den Verſuchen ſeit und nach Michael Angelo) haben in den neueſten Zeiten **Canova**, **Thorwaldſen** und **Danneker** dieſe Schwierigkeiten mit Glück zu überwinden geſucht. Gebilde, wie **Canova's** Magdalena, ſeine Figur der Wohlthätigkeit, und ſeine Religion (eigentlich die Kirche als Mutter der Gläubigen) 12) **Thorwaldſens** Chriſtus und mehrere ſeiner Basreliefs, 13) und vorzüglich **Dannekers** Standbild des Erlöſers, werden ohne Zweifel die Nacheiferung der Künſtler künftiger Zeitalter erregen. Dies letztere iſt wohl der herrlichſte Verſuch, die Aufgabe des höchſten Ideals der chriſtlichen Kunſt zu löſen. Und warum ſollte Thorwaldſens Genie nicht eben ſo meiſterhaft den Einzug Chriſti in Jeruſalem im Basrelief darſtellen, als den Thriumphzug Alexanders, wenn nur Beſtellung an ihn käme? — Zerſtreut finden ſich in den Kirchen zu Florenz und Piſa, zu Rom und Bologna, und in vielen andern Städten Italiens, und auch, obwohl ſeltener in Deutſchland und Frankreich ältere chriſtliche Statuen und Basreliefs, die ſchon in hohem Grade befriedigen, obgleich viele darunter dem Tadel

---

meſſen, worin dieſer ſeinen unbeſtreitbaren Vorzug hat. **Fr. Schiller** über neue und ſentimentale Dichtung in den kleinen proſaiſchen Schriften. Th. II. S. 67.

12) S. **Fernows** römiſche Studien (Zürich. 1806.) Thl. I. S. 127—31, der aber dieſes Kunſtwerk blos aus dem antiken, und nicht aus dem chriſtlichen Geſichtspunkt, daher zu ſcharf und unbillig beurtheilt.

Ueber **Canova's** frühere Vorſtellung der Religion an dem Grabdenkmal Clemens XIII. S. **Fernows** R. Studien. Thl. I. S. 95. Die neuere, die ihren Triumph darſtellen ſoll, iſt weit gelungener. Darüber mehr in der **zweiten** Abtheilung.

13) **Kunſtblatt** des Morgenblatts Nro. 14, des Jahrgangs 1820.

nicht entgehen, zuviel den Werken der Malerei nachgebildet zu ſeyn, und ſich von dem einzig guten Styl, dem der Antike noch zu ſehr zu entfernen. Doch davon ausführlich in dem eigenen Abſchnitte von den vorzüglichen chriſtlichen Werken plaſtiſcher Kunſt!

Zehnter Abſchnitt.

Vom Kunſtideale des Chriſtenthums.

Hier begegnen uns zwei für den Künſtler höchſt wichtige Fragen. Gibt es auch wirklich ein Kunſtideal des Chriſtenthums? Und iſt dieſes Ideal von dem der Alten weſentlich verſchieden? — Wer die herrlichen Bilder von Chriſtus, der Madonna und der Apoſtel von Raphael und einigen ihm verwandten Genien betrachtet hat, oder ſie auch nur aus guten Kupferſtichen kennt, wie könnt' er die bejahende Entſcheidung beider Fragen erſt von einer gelehrten Erörterung erwarten? Iſt Raphaels Vorſtellung des das Licht ſchaffenden Allvaters, iſt ſein Chriſtus in der Verklärung, iſt ſeine Madonna zu Dresden oder von Foligno, ſind ſeine Propheten, Apoſtel und Evangeliſten minder idealiſche Figuren, als ein Jupiter, ein Apoll, eine Juno, eine Minerva von Phydias, Polyklet und Liſipp? Vereinigen ſie nicht, gleich dieſen alle Vollkommenheiten, die ſich in der gegebenen Perſon nach der Idee und frommen Ueberlieferung denken laſſen? Oder was iſt ein Ideal anders, als die

Uebereinſtimmung der Geſtalten eines Bildes in allen Theilen mit der Idee des darzuſtellenden Charakters, oder die harmoniſche Vereinigung der trefflichſten Eigenſchaften ohne Mangel und Beſchränkung in Einem Weſen, gemäß der Idee von ſeinem Charakter? 1) So gibt es ein ſittliches Ideal vom Menſchen überhaupt. Sobald man es aber äuſſerlich darſtellen will, wird man ſich über alle Menſchen, wie die Erfahrung ſie aufweiſt, erheben, und die Vortrefflichkeiten einzelner Menſchen ſo vereinigen müſſen, daß ein höheres — göttliches Gebilde daraus entſtehe. Man wendet ein: „die Natur mache keine Moſaiken und ihre Werke beſtünden nicht aus zuſammengetragenen Stücken. Sie macht ſie aus Einem Guß, Einem Wurf." Dies iſt ganz richtig. Auch das Genie geht ſo zu Werk. Aber gleichwie die Natur eine unendliche Fülle von Formen beſitzt, die ſie nach einem innern Inſtinkt zuſammenſetzt, ſo auch das Genie. In ſo fern aber ein Kunſtwerk Nachahmung der Natur iſt, muß das Genie den

---

1) Nec vero ille artifex (Phidias), cum faceret Jovis formam aut Minervæ, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quædam, quam intuens in eaque defixus, ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cicero Orator. I. 9. Eben ſo äußert ſich Plotinus Ennéad. V. 8. Das nämliche ſagt des Simonides Vers auf den Amor des Praxiteles den Grotius ſo überſetzt:

> Quam bene Praxiteles finxit, quem sentit amorem!
> De corde exemplum sumserat ille suo.

So ſchreibt auch Raphael (an den Grafen Caſtiglione): Ma essendo carestia e di buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, che mi vienne alla mente. Se questa ha in se alcuna eccelenca d'arte, io non so: ben mi aflatico di averla.

Verſtand, die Urtheilskraft den Geſchmack zu Hilfe nehmen, und dieſe ſind allerdings für das Einzelne an ein genaues Studium der Natur gebunden. 2) Immerhin mag den ſchönſten Werken der antiken Bildhauerei ein Naturgebilde als Modell zum Grunde liegen; dennoch ſchwebte dem Künſtler ein Urbild ſeiner Idee vor, das er nirgend in der Natur gefunden, ſondern das ſein Genie unbewußt ſich ſelber ſchaffen mußte, als dem Charakter, den er darſtellen ſollte, ganz entſprechend, ihn vollſtändig erreichend. 3) Man wendet ferner ein: „Welche Anmaſſung es beſſer, ſchöner machen zu wollen, als der Schöpfer ſelbſt!“ Wer könnte, wer wollte dies? Aber daß der Künſtler unter den manigfaltigen Gegenſtänden und Auftritten der Natur eine Auswahl treffen müſſe, geben auch diejenigen zu, die kein Ideal des Schönen anerkennen. Was iſt aber Idealiſiren anders, als das einzelne Schönſte, das aber auch zugleich wahr und paſſend ſeyn muß, auswählen und in ein harmoniſches Ganze vereinigen? Auch indem der Künſtler ein gegebenes Modell veredelt und verſchönert, trifft er eine ſolche Auswahl, indem ſeine Einbildung ihm die Züge vergegenwärtigt, die zur Vervollkommnung ſeines Bildes dienen. Das Ideal, oder die ſichtbare Schönheit vollendeter Form überſteigt zwar nicht die Natur, iſt nichts Uebernatürliches; die Kunſt ſtrebt nachahmend eben ſo wie die Natur in ihrer ungehemmten Entwickelung nach vollendeter Form. Indeſſen wird in der Wirklichkeit ſelten oder nie die von der Kunſt erreichte Vollendung angetroffen,

---

2) Keratry Du beau dans les arts d'imitation. II. 127.

3) Die ſinnliche Schönheit gab ihm die ſchöne Natur, die er vor Augen hatte; die göttliche Schönheit nahm er von dem Ideal, das ihm vor der Seele ſchwebte. Vergl. Winkelmann Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke, §. 38.

wenigſt nicht von dem Geiſte beſeelt, den die Kunſt ihr einzuhauchen weiß. »Ohne leiſen Mißton iſt wohl keine, ſelbſt nicht die lieblichſte Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendeteſte irdiſche Weſen nur ein Akkord iſt jenes großen Zuſammenklanges, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt.« 4) Könnte man übrigens auch die Hervorbringung eines idealen Natur-Schönen dem Künſtler abſprechen; ſo bliebe dann doch das ſittliche Ideal; denn in allem dem, was das Gemüth, das Gefühl, kurz den innerſten Menſchen anſpricht, iſt eine Abſtufung ins Unendliche unläugbar, und das Streben nach Vollkommenheit iſt hierin des Schöpfers großes Geſetz. Wie könnte aber die Kunſt das Sittlich-Ideale darſtellen, ohne daß ſeine Stralen auch auf das Phyſiſche des Menſchen und ſelbſt auf die Natur um ihn ſich ergößen? —

Es iſt durchaus unwahr, daß das Genie ſeine Gebilde aus Nichts erſchaffe; ſeine Kraft beſteht darin, aus einzelnen Bildern, die es aus Natur und Kunſt und aus vergleichender Betrachtung ſchöpft, vollendete Gebilde, die über die Schranken ſinnlicher Wahrnehmung ſich erheben, zu verarbeiten, ohne daß eine Spur anſtrengender Arbeit ſich zeige. Freilich macht das bloße Zuſammenfügen der ſchönſten Glieder eines Körpers, der ſchönſten Hände und Füße, des ſchönſten Kopfs u. ſ. w. noch kein vollendetes, ideales Ganze. Die völligſte Uebereinſtimmung iſt hier das Weſentliche. Nichts darf als Flickwerk erſcheinen. Das ſchönſte Flickwerk iſt ſtörend. Alle Theile müſſen als unentbehrlich und unverbeſſerlich für das Ganze ſich zeigen, und

---

4) G. Forſter die Kunſt und das Zeitalter in ſeinen kleinen Schriften. Th. III. Berlin. 1794. Vergl. Wieland. Ueber die Ideale im XXIV. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke.

einzeln nur in ſo ferne die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, als ſie jeder ſichtbarlich zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen. Das Letztere muß ſtets mit allen Theilen und Bewegungen dem Geiſte des Künſtlers vorgeſchwebt haben. Schöne Bewegungen der Geſtalten laſſen ſich in Uebereinſtimmung mit den Bewegungen der Seele idealiſiren; aber um ſie wahr und richtig darzuſtellen, muß der Künſtler ſie der Wirklichkeit in der Natur abgelauſcht haben. In der Natur wirkt alles von innen nach der Oberfläche heraus nach nothwendigen Geſetzen. Dieſe unendlich vielfach, aber jederzeit durch beſtimmte Urſachen modifizirten Wirkungen lernt man nur durch Anſchauung und Beobachtung wirklicher Gegenſtände kennen. — Die Vereinigung der größten Schönheit einzelner Theile mehrerer Figuren gibt für ſich noch keine idealiſche. Das Genie muß ſo vereinigten Schönheiten erſt die rechte Uebereinſtimmung geben. So Zeuxis, als ihm fünf Jungfrauen von Kortona zur Vollendung ſeiner Venus zu Vorbildern dienten. Die Figur war ſchon im Weſentlichen fertig. Aber jede der fünf Schönheiten gab ihm nun Anlaß, die einzelnen Theile zu vollenden. Vielleicht war doch eine unter ihnen ſeine Hauptnorm.5) Reynolds Meinung: daß eine gewiſſe Mittelform dem Ideal eigenthümlich ſey, beruht auf einem Mißverſtändniß. Uebertreibungen dieſſeits und jenſeits können allerdings mit dem Idealen nicht beſtehen, und in ſo fern hält dieſes immer die goldene Mitte.6) Aber nicht das Mittlere iſt die Grundlage des Ideals, ſondern das Aeuſſerſte, nämlich die feine, nur dem ſcharfen Kennerauge bemerkbare Grenze, über die hinaus eine Geſtalt aufhört

---

5) E. David Sur l'art statuaire. 7. 211 — 213.

6) Nach des Horaz: Medium tenuere beati.

ſchön und erhaben zu ſeyn. Alles Unwahre, der Natur Ungetreue liegt über, oder vielmehr unter dieſer Grenze. 7)

Das Chriſtenthum gibt uns von Gott, dem ewigen Vater und von ſeinem Sohne, dem Erlöſer der Menſchen eine ſolche Vorſtellung, die ein Ideal bildet, welchem kein anderes vergleichbar, und welches für uns klar und deutlich umſchrieben iſt. Gott Vater iſt durch die Lehre des Chriſtenthums als Allvater ſchon ſtark bezeichnet, und dieſe Bezeichnung bekömmt Vollendung, indem ſie ihn als den allmächtigen Schöpfer und Erhalter des Weltalls vorſtellt, der mit unbegrenzter Weisheit und Liebe über Alles waltet, und beſonders als weiſer und liebevoller Erzieher der Menſchen ihr Beſtes beſorgt. Die höchſte Macht, Weisheit und Liebe ſind hier vereinigt, und eben dadurch alles Unvollkommne ausgeſchloſſen. Wir geben gerne zu, daß eine ſinnliche Darſtellung dieſes Ideals mit unvergleichlich größern Schwierigkeiten verbunden ſey, als die des Jupiter-Zevs, des unumſchränkten Regenten des Olymps und der Erde. Denn der letztere wird, nur nach weit vergrößertem Maaßſtab, wie ein anderer menſchlicher Regent gedacht, genießt zwar ewiger, wandelloſer Jugend, und iſt allwaltend und allſehend; an Ihn iſt die Kette der Schickſale gebunden; er theilt aber doch die Herrſchaft mit vielen Unter-Göttern, und hat mit dieſen und mit den Sterblichen ihre Leidenſchaften gemein. Wie tief ſteht nicht dieſes griechiſche Ideal unter dem chriſtlichen? — Noch weit beſtimmter iſt das Ideal vom Erlöſer der Menſchen bezeichnet. Seine Liebe ohne gleichen, womit er ſich ganz dem Heil der Menſchen weihte und opferte, iſt der hochhervorſtralende, herrſchende

---

7) Vergl. den Aufſatz im London-Magazin: Ueber die Elginiſchen Marmorwerke, im Auszug im Kunſtblatt 1822, Nro. 66, 67, 68.

zug ſeines Weſens. — Noch beſtimmter und für menſchliche Vorſtellungskraft faßlicher umſchrieben iſt das Ideal der Madonna, zumal ſie gewöhnlich mit dem göttlichen Kinde vorgeſtellt wird. Es iſt das Vorbild der ſchönſten, vollendeteſten jungfräulichen Weiblichkeit, das Ideal zugleich der reinſten Jungfrau und der edelſten, glückſeligſten Mutter. — Allerdings geben alle dieſe chriſtlichen Ideale blos den moraliſchen Menſchen an, wie ein Kunſtrichter bemerkt, 8) und eben in der feinern Bezeichnung und Abſtufung des Sittlichen im Ausdruck, in den Charakteren beſteht der Triumpf der chriſtlichen Kunſt; wenn aber derſelbe beifügt: ſie ſeyen nicht durch Bilder darſtellbar, und keines habe einen beſtimmten, in äuſſerer bildlicher Darſtellung auf Einheit zu bringenden Charakter; ſo iſt ſchwer zu begreifen, was ihn den Meiſterwerken gegenüber, welche dieſe Ideale wirklich bildlich dargeſtellt haben, zu ſolchen Behauptungen verleiten konnte. Wenn er aber noch weiter ſagt: „alle (dieſe Ideale) haben entweder widerſtreitende, einander aufhebende Eigenſchaften, oder ſie ſind von einer Unbeſtimmtheit, die keine charakteriſtiſche Individualität der Bildung darbietet,“ — wahrlich dann möcht' ich ihn in Einfalt lächelnd fragen: wo denn der Widerſprüche unter den Eigenſchaften mehr ſeyen, als gerade im Charakter der Götter des Olymps? wo hingegen die ſittliche Einheit ſich vollendeter finde, als in Gott Vater, in Jeſu, in ſeiner Mutter, ja ſelbſt in den Propheten, in Johannes dem Täufer, in den Apoſteln? Nicht nur ihre bildlichen Darſtellungen auf der höchſten Höhe, welche die chriſtliche Kunſt bisher erreicht hat, auch die der unmittelbaren Vorgänger Raphaels, dieſer einfältig frommen, gefühlvollen Verehrer des Heiligen, das im Chriſtenthum geoffenbart iſt, ja ſelbſt

---

8) Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 210.

ſchon mehrere Bilder der Byzantiſchen Schule, und ſpäter die der altniederländiſchen beweiſen, daß immer die nämlichen ſittlichen Ideale der Seele der Meiſter vorgeſchwebt haben. Daß es zu ihrer höchſten künſtleriſchen Vollendung eines Zeitraums von mehr als tauſend Jahren bedurfte, davon liegt der Grund in den der Kunſt ſo hinderlichen Zeitumſtänden. Die Art, wie ſie ſich in der Seele der Künſtler geſtaltet, und manigfaltig ausgebildet und veredelt, dann mit verſchiedenem Glanz und Wiederſchein ausgegoſſen haben, war ihnen ſelbſt eben ſo, wie den Alten bei ihren Idealen ein Geheimniß. Wie dürften wir uns jetzt erkühnen, ſolches zu erklären? Die Alten, wie die Neuern können nicht umhin, das Idealbild einer höhern Eingebung zuzuſchreiben. 9) Est Deus in nobis, agitante calescimus illo. Aus jener milden, hehren und reinen Liebe, die der Geiſt und Grundton des Chriſtenthums iſt, gieng für den Schönheitsſinn eine eigene Grazie, und ein eigenes Ideal hervor, welche der Dichter in Geſängen, der Künſtler in Gebilden Allen anſchaulich zu machen ſtrebte.

Pindar ſingt (Pyth. 8. V. 136.): Wir ſind der Traum von einem Schatten. Nur wenn ein Stral der Göttlichkeit ein Glanz von Zevs des Menſchen Sinn erleuchtet, dann glänzt ſein

---

9) Chi non ritrova nel fondo del suo intilletto e del suo cuore li semi benigni per divenir massimo per queſta ſtrada, invano ſi affida trovare efficaci ajuti nelle ſterili disputazioni de'critici, e nell' ardue dottrine della bellera e dell' excellenca. M. Missirini in Append. delle descrizione delle pitture di Raphaello. Roma 1821. p. 249. Vergl. (Wakenröder) Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders und des B. v. Rumohr Aufſatz über Kunſtgegenſtände im Kunſtblatt, Nro. 55, des Jahrgangs 1820. Sillers Almanach von Rom 1810. S. 153 — 195.

eigenes Daſeyn auf, und um ihn eine liebliche Welt. Einen dieſer Stralen wirft der Genius des Schönen in dieſes Schattenthal. Daher fand ſchon Cicero, in jeder ſchönen Geſtalt ſey etwas Unendliches und Unermeßliches, das nicht ergründet werden kann. Das Schöne aber, deſſen Weſen auſſer unſerer Faſſungskraft liegt, und dem Göttlichen verwandt iſt,[10] ſo wie die entſprechende Liebe zum Schönen, hat nach Platons[11] Bemerkung eine große Stufenleiter. Von dem blos körperlich Schönen gelangt man zum Verein des Schönen an Körper und Seele, und zwar vom Einzelnen zu dem, was allen gemeinſam iſt; hernach zu der Schönheit unkörperlicher Weſen (der Tugend, der Weisheit); endlich zur geiſtigen Anſchauung des Schönen, das ſchön an ſich, in ungetrübter Reinheit, über allen Vergleich und ewig gleich iſt. Hieraus erhellet der Unterſchied zwiſchen der natürlichen und idealen Schönheit, bei welcher letztern der Künſtler den ſchönſten Werken der Natur noch das Licht der ewigen Dinge beimiſcht, und die edelſten Formen mit einem göttlichen Geiſte beſeelt. Warum ſollte dieſer Unterſchied im Gebiete des Chriſtenthums weniger ſtatt finden, als in dem der griechiſchen Mythologie? .. Indem die chriſtliche Kunſt die ſinnlichen Eindrücke durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höhern Gefühlen heiligt, ſtrebt ſie zugleich die Ahnungen des Geiſtes, ſeine unausſprechlichen Anſchauungen vom Unendlichen der Materie anſchaubar den Sinnen einzuprägen. —[12] Zeno nannte die vollkommene Schönheit die Blüthe der Tugend, weil ſie auf das Göttliche deutet.[13] In der

---

[10] Winkelmanns Vorrede zu den Monumenti inediti. IV. Kap. §. 6.

[11] Im Gaſtmale.

[12] Vergl. A. W. Schlegel. Ueber dramatiſche Kunſt und Literatur. 1809. I. 25.

[13] Diogenes Laert. VII. Maxim. Tyr. XXV. édit. 1740.

That macht die Tugend ſchöner, das Laſter häßlicher. Dies iſt ganz wahr, wenn gleich viele Tugendhafte nichts weniger als ſchön, und viele Laſterhafte nichts weniger als häßlich ſind. Unverfälſchte Tugend kann ſelbſt dem Häßlichen hohe Reize geben. 14) Die eigentliche Aufgabe des Künſtlers iſt immer das Schöne, und unter dem Schönen das Schönſte.

„Auf dem Gebiete der Schönheit berühren ſich die Grenzen der Natur, die dem Zwange gehorcht, und der Geiſterwelt, die frei dem Geſetze der Liebe huldigt. — Das Schöne iſt die allgemeine Sprache für die ſinnliche Darſtellung der Begriffe des Guten. — Indem der Schöpfer die ſinnliche Natur mit der Huld der Schönheit umgab, machte er ſie zum wunderbaren Boten des Himmels, zur Prophetin ſeiner Offenbarungen. — Die Auslegung dieſer Offenbarungen dem Kinderſinn der Unſchuld leicht verſtändlich zu machen, iſt des Künſtlers höchſtes Beſtreben.“ 15) Es wird ihm aber nie gelingen, wenn er ſich nicht über das Buchſtäbliche, Formelle der ſchönen Natur zu ihrer geiſtigen Schönheit erhebt, was dadurch geſchieht, daß er den reinen Abglanz ihres klar aufgefaßten Bildes im Spiegel des begeiſterten Gemüthes wiederſcheinen läßt.

Das Wirkliche in der Sinnenwelt kann das Gemüth nie ganz befriedigen; daher ſein Streben darüber hinaus nach dem Idealen, dem helleſten Wiederſcheine des Guten, hinter deſſen lieblichen Stralen verſchwinden muß Kunſt und Künſtler.

Die Schönheit, die dem Charakter einer darzuſtellenden Perſon z. B. einer Madonna entſpricht, iſt ihre Aufgabe. Um

---

14) Vergl. G. Lichtenbergs vermiſchte Schriften. III. 362. ꝛc.

15) Joh. Neeb vermiſchte Schriften. III. Frankfurt. 1821. S. 302 und 305.

ſie zu löſen, kann ſie nicht umhin, die natürliche und die ideale Schönheit in dem nämlichen Bilde zu vereinigen.

Fernow, 16) nachdem er ſelbſt zugeſtanden hatte, daß das Ideal der Schönheit, welches in der Erſcheinung der Ausdruck vollendeter Menſchheit iſt, nur durch religiöſe Begeiſterung habe erzeugt werden können, will hernach doch dem Chriſtenthum die Kraft zu dieſer Begeiſterung zum Kunſtideal abſprechen. Der Grund, den er anführt, daß es, als Religion des Herzens mehr für das praktiſche Leben, als für die Kunſt begeiſternd ſey, klingt ſeltſam genug. Warum ſollte gerade die Religion, die am mächtigſten auf Heiligung des Herzens und Wandels dringt und wirkt, der Kraft ermangeln, zum Idealen in der Kunſt zu begeiſtern? Daß auch das beſte Kunſtwerk noch unter den Idealen, die das Chriſtenthum aufſtellt, zurückbleibt, beweist nicht, daß es die Kunſt nicht zur Belebung ihres erhabenen Sinnes und ſittlich-geiſtigen Weſens in Anſpruch nehmen könne. Auch den alten Götteridealen ſtrebte der Künſtler nur nahe zu kommen, ohne jemals dieſelben zu erreichen. Zwar findet dies beim Chriſtenthum noch in höherm Grade ſtatt. Bleiben aber nicht auch die heiligſten Chriſten im Leben unter dem ſittlichen Ideale zurück, welches ihr Meiſter im Auge hatte, da er ſagte: „Werdet vollkommen, wie es euer Vater im Himmel iſt!“ — Iſt eine religiöſe Lehre, die das Mitgefühl (die Sympathie) mehr in Anſpruch nimmt, es mehr von ſelbſtiſchen Gefühlen läutert, es zum heiligſten Band der geſammten Menſchheit weiht, als das Chriſtenthum? Iſt aber nicht das Mitgefühl das Geheimniß der Kunſt, wie der Natur? wie die Seele der Schöpfung, ſo der Geiſt, der mit belebendem Hauch in alten ächten Kunſt-

---

16) Jn den römiſchen Studien. Th. 1. S. 275. fg.

werken webt und waltet, in Staunen ſetzt und bezaubert? — Zu keiner Zeit hat die Kunſt durch möglichſt würdige Darſtellungen des Göttlichen den Götzendienſt befördert. Vielmehr kann man mit Grund behaupten, daß die herrlichen Götterbilder eines Phydias und ſeines Gleichen zur Reinigung der religiöſen Vorſtellungen gedient, und der Idee des wahren Gottes näher gebracht haben. Warum ſollten treffliche, geiſt- und ſinnreiche Darſtellungen aus dem Gebiete des Chriſtenthums nicht auf das chriſtliche Volk eine gleich wohlthätige Wirkung hervorbringen? . . Allerdings haben unſere Maler und Bildhauer keinen Homer, der ihrer Einbildungskraft die religiöſen Bilder und Geſtalten mit genauer, jedermann kenntlicher, ſinnlicher Beſtimmtheit, gleichſam ſchon vollendet vorführt; des Chriſtenthums trefflichſte Dichter ſind reicher an Ideen und geiſtigen Schilderungen, als an ſinnlich begrenzten und beſtimmten Bildern und Charakteren, und dies findet bei den chriſtlichen Dichtern in um ſo höherm Grade ſtatt, je inniger ihr Gemüth von den Idealen ihrer Religion ergriffen und durchdrungen war; z. B. bei Klopſtock mehr als bei Milton. Aber dafür entſchädigt der chriſtliche Dichter den Künſtler nicht nur dadurch, daß er ihm für die ſinnliche Darſtellung einen weitern Spielraum offen läßt, ſondern vorzüglich durch eine beſtimmtere Bezeichnung des Sittlichen der Charaktere, als man ſie im Homer antrifft. Dieſe beſtimmtere Bezeichnung des Sittlichen, wo der Griffel nie ſchwankt, nachläßt, oder ſinkt, verdankt der chriſtliche Dichter den Urkunden ſeiner Religion — der Bibel. Dieſe hiſtoriſchen Bücher ſind die erſte und lehrreichſte Schule für den religiöſen Dichter und Künſtler. Sie gehen von dem Einfachſten, von der Kinderſtube der Menſchheit, von dem Familienleben aus, und ſtellen dann mit einfältigen, aber ſichern und erhabenen Zügen die Ideale der höchſten Weisheit und Tugend im Gegenſatze mit der Thorheit und dem Laſter, der Schwäche und Gleißnerei vor die Seele, und geben den ſittlichen Charakteren Umriſſe, die eben ſo deutlich, als gemeinfaßlich ſind. Wenn der Künſtler ſelbſt dichteriſchen Geiſt hat (und welcher wahre Künſtler hat ihn nicht?); ſo kann ihm das Studium der Bibel, wofern er in ihren Geiſt eindringt, und ihre Schilderungen in ihrer vollen Bedeutung erfaßt, für ſeinen Zweck, was die Auffaſſung des geiſtigen Ideals oder der hiſtoriſchen Figuren betrifft, vollkommen genügen. Im Sittlichen der Charaktere iſt hier nichts Unbeſtimmtes, und alle, oft die kleinſten — ſinnlich darſtellbaren Umſtände, die auf die Charaktere ein Licht werfen, das ſie klarer hervorhebt, ſind darin mit großer Einfalt, aber eben deswegen mit treffender Wahrheit aufgezeichnet. Der chriſtliche Dichter kann und ſoll eigentlich nur die Ideen, die Charaktere, die erhabenen Wahrheiten, welche die Bibel in geſchichtlicher Form darſtellt, in der Einbildung des Künſtlers beleben, ſtärker beleuchten, ſein Gemüth in die ihnen angemeſſenſte Stimmung verſetzen, und eine Begeiſterung dafür in ihm anfachen, damit er ſie glühend umfaſſe, und mit Feuer darſtelle. 17)

H. v. **Ramdohr** 18) findet den **phiſiognomiſchen Charakter** in den Köpfen der Figuren des mythiſchen Umkreiſes der Alten viel bedeutungsvoller, höher, edler, als in den Köpfen der Perſonen unſrer Gottheit, unſrer Patriarchen, Apoſtel und Heiligen, welche mehrentheils das Gepräge finſterer Eingezogenheit, oder duldſamer Demuth auf ihren Geſichtsbildungen

---

17) Vergl. G. v. **Seckendorf** Vorleſungen über die bildende Kunſt. Aarau. 1814, und Del bello Ideale e delle opere di Tiziano. Lettere pittoriche di G. **Caroani**. Edit. seconda. Padova. 1820.

18) Ueber Malerei und Bildhauerei. III. 180.

tragen. Dieſer Vorwurf iſt erſtens nicht durchaus begründet, und ſo fern' er Grund hat, trifft er nur die Gebrechen unſrer Künſtler, nicht aber die chriſtliche Kunſt ſelbſt. Dieſe macht zwar die Schönheit der äuſſern Geſtalt nicht zu ihrem Hauptzweck, wie die Kunſt der alten Griechen. Doch ſtrebt auch ſie nach Schönheit der Geſtalten, ſo weit dieſe nur immer mit der Wahrheit der Darſtellung und des Ausdrucks vereinbarlich iſt. Ihr Hauptzweck iſt: Darſtellung des Geiſtes, der Seele, der Triebfeder einer Handlung oder einer Perſon, ihres ſittlichen Charakters. Dieſe Darſtellung mag freilich oft der Schönheit der Geſtalten Abbruch thun; aber ſie ſchließt ſolche nicht aus; und bei den eigentlichen Idealen, z. B. in den Bildern von Chriſtus, von der Madonna, von den Engeln u. ſ. w. verlangt ſie weſentlich ſchöne Geſtalten. Eingezogenheit und Demuth gehören allerdings zum Charakter unſrer Heiligen. Aber dieſe Tugenden ſind nicht ächter Art, wenn ihrem Ausdruck Heiterkeit, Adel und Würde fehlen. Heiliger Ernſt iſt nicht mit Trübſinn, fromme Demuth nicht mit blödem Schwachſinn zu verwechſeln. Der Sohn Gottes ſelbſt war von Herzen demüthig.

Ueberhaupt beruht die Bezeichnung des Unterſchieds zwiſchen der *alten* und der *neuen* Kunſt, die den Werken der erſtern den Charakter der *Freude*, denen der andern den Charakter der *Trauer* beilegt, auf einer Täuſchung, die weder in dem weſentlichen Unterſchiede des Chriſtenthums von dem Heidenthum, noch in den Foderungen der chriſtlichen Kunſt, ſondern einzig in Mißgriffen einzelner chriſtlichen Künſtler, oder in der Verwechſelung der Gegenſtände ihrer Auswahl mit dem Charakter ihrer Kunſt Entſchuldigung finden kann. Dem ſinnigen Betrachter der ſchönſten antiken Statuen, beſonders der jugendlichen, den Apoll an ihrer Spitze, kann es nicht entgehen, daß ihren Ausdruck ein leiſes Gewölke ſtiller Trauer oder Wehmuth umſchwebt. Der Grund hievon liegt wohl darin, daß die antike Kunſt über die Schranken ſchöner Sinnlichkeit nicht hinaus konnte, und eben deßhalb an die Endlichkeit alles ſinnlich Schönen erinnern mußte, das bei Göttern und Menſchen dem unentfliehbaren und unerbittlichen Schickſal unterliegt. Wie ſollte dies die Seele nicht zur Schwermuth ſtimmen? Auch ſtralt uns aus keinem antiken Gebilde mythiſcher Gottheiten oder Heroen das ungetrübte, grenzenloſe Entzücken, wie aus ſo manchen Bildern von Raphael, Correggio, Guido, Dominichino, Titian entgegen. Miſcht ſich gleich hier in den Ausdruck des Entzückens noch der der Sehnſucht nach dem Ewigen; ſo liegt doch dieſer Sehnſucht eine klare, beſeligende Zuverſicht, die über alle Trauer im Lande der Verbannung erhebt, zum Grunde. 19)

Noch ein Anderer 20) will den chriſtlichen Bildern die charakteriſtiſche Schönheit überhaupt abſprechen. Er ſagt: „Unſere Madonnen, Magdalenen, Katharinen, Sebaſtiane, Joh. Baptiſte zeichnen ſich ſehr oft durch einen hohen Grad von Schönheit aus; aber ſie iſt größtentheils unbeſtimmt. Vermuthlich lag in der Seele unſerer beſten Künſtler kein entwickelter Charakter des Gegenſtandes, an den ſie ſich machten; nur die allgemeine Idee des Schönen, des Weichen, des Sanften, des Geiſtigen belebte ihren Pinſel. Man verwechsle die Attribute der Figuren und ihre Handlungen, ſo wird Magdalena gar füglich in die Stelle einer Madonna, oder Katharina in jene der Magdalena eintreten können, ohne daß wir die Aenderung gewahr würden.

---

19) Vergl. Solgers nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Leipzig. 1826. II. 499. fg.

20) Hofſtätter Nachr. v. Kunſtſachen ꝛc. II. 161.

So giengen die Alten nicht zu Werke. Ihre Gebilde von Juno, Venus, Pallas, wenn ſie gleich alle ſchön waren, unterſchieden ſich deutlich von einander; denn ſie hatten charakteriſtiſche Schönheit ꝛc.« — Woferne dieſer Vorwurf gegen die chriſtlichen Bilder gegründet wäre, könnte doch auch er nur die Künſtler treffen, nicht die chriſtliche Kunſt. Denn gerade die Charakteriſtik iſt die Hauptaufgabe, die vorzüglichſte Beſtimmung der letztern. Nur ſind die Charaktere im Chriſtenthum, weit mehr der innerſten Tiefe des Gemüths und Geiſtes angehörend, nicht ſo ſinnlich umſchrieben, wie die Charaktere in der griechiſchen Mythologie. Indeſſen iſt es doch unrichtig, daß die alten Göttergebilde der Juno, Venus, Pallas, Ceres, Flora ꝛc. und eben ſo die des Mars, Apoll, Bachus, Merkur ꝛc., würden ſie ihrer Attributen entkleidet, dennoch als dieſe Gottheiten leicht erkennbar wären. Wenigſt bei manchen träte dieſe Leichtigkeit gewiß nicht ein. Warum läge auch ſonſt der Göttercharakter ſo mancher ausgegrabenen Statue unter den Kennern in unauflöslichem Streit? .. Wer hingegen wird eine Madonna von Raphael, Correggio, Dominichino ꝛc. für eine Magdalena oder Katharina zu halten verſucht werden; ſelbſt wenn das göttliche Kind nicht auf ihrem Schooße ruhte? Der Charakter der Madonna iſt von dem der andern Heiligen auch ohne Beizeichen, gewiß eben ſo weſentlich unterſchieden, als der Charakter der Juno von dem der Minerva, der Venus, der Ceres, der Diana ꝛc. Eben ſo iſt der Charakter einer Magdalena, eines Joh. des Täufers, eines Joh. des Evangeliſten durch ihr Leben genau bezeichnet. So verſchieden die natürliche Schönheit ihrer Figuren in den Gemälden verſchiedener Meiſter iſt, ſo findet ſich doch in der Bezeichnung ihres Charakters unter ihnen Uebereinſtimmung, freilich mit zahlloſen Abſtufungen. Uebrigens iſt eine genaue Paralelle nur dann denkbar, wenn man einzeln ſtehende Gebilde der Plaſtik der Alten, mit einzelnen Figuren der Plaſtik der Neuen vergleicht. Bei dieſer Vergleichung kann man den Alten im Allgemeinen den Vorzug ſchon deswegen nicht abſtreiten, weil die chriſtlichen Gegenſtände weit minder zur plaſtiſchen, als zur maleriſchen Darſtellung ſich eignen. (Ausnahmen verändern die Weſenheit der Sache nicht). Worin liegt aber der Grund davon, als gerade in der Verſchiedenheit der chriſtlichen und der mythologiſchen Charakteriſtik? Die letztere hat für die Sinne und den Verſtand eine enge und beſtimmte Begränzung; die erſtere umfaßt das ganze weite Gebiet moraliſcher Empfindungen, und kennt keine Grenzen, als welche Vernunft und Offenbarung bezeichnen. Die alte Götterlehre berührt mehr die Oberfläche des Menſchen, ſeine ſinnlichen Gefühle, als das Innere des Gemüths; das Chriſtenthum hat es nur mit dieſem zu thun. Nur dem innerlich Schönen und Guten — dem Heiligen zugewandt, iſt es doch dem Aeußern nicht abhold, ſofern es ein Mittel iſt, jenes zu fördern.

Die chriſtliche Kunſt hat keinen müſſigen Zeitvertreib, kein eitles Blendwerk, noch weniger Beluſtigung der Sinne, auch nicht zunächſt Verfeinerung und Befriedigung des Schönheitsſinns zum Zweck. Sie ſoll das Sittlich-Schöne dem Gemüth einprägen, und ſo an der Bildung des innern Menſchen Theil nehmen; ſie ſoll in ihm die Funken der beſſern, edlern Gefühle anfachen; ſie ſoll das Herz zu erhabenen Entſchlieſſungen ſtimmen, ächte Frömmigkeit fördern. Ihre Zauberkraft darf ſie mithin nicht blos und vorzüglich in der reizenden Farbengebung, in der ſchönen Gruppirung, in der richtigen Zeichnung und Anatomie, in der glücklichen Schattirung und Bewirkung des Helldunkels, oder in andern minder bedeutenden Dingen aufſuchen, ſondern in der feinen, edeln, zweckmäſſigen Darſtellung des Charakters der

Figuren, die ſie als belehrende, rührende, erbauende Vorbilder zu ſchildern ſich vornimmt. Dem religiöſen Künſtler genügt mithin die bloße techniſche Fertigkeit (ſo nöthig ihm dieſe, wie dem Dichter die Sprachfertigkeit iſt) keineswegs; er bedarf vielmehr vorzüglich nebſt der innern Begeiſterung, eines gründlichen und anhaltenden Studiums der Seele, des Charakters der erhabenen Gegenſtände, die er mit Geiſt und Würde darzuſtellen berufen iſt, ſodann der beſten, ſchönſten, zweckmäſſigſten Darſtellungsformen. Der Verbindung dieſes Studiums mit dem angebornen Genie verdanken wir die Fortſchritte der chriſtlichen Kunſt, und die unſterblichen Werke des Raphael, des Leonardo, des Dominichino, des Correggio, der Caracci, des Guido und der andern Meiſter, die dem Ideal am nächſten gekommen. Wie viel hat der Künſtler nicht zu lernen, bevor er hoffen darf, der Vollendung ſich zu nähern! 21) „Wie aber, hör' ich einwenden, wenn wir die Antike gar nicht hätten, könnten wir wohl auf anderm Wege zum idealiſch Schönen gelangen?“ — Die Möglichkeit iſt nicht abzuläugnen, und, die Korrektheit abgerechnet, finden wir wirklich in mehrern alten Bildern, die der Bekanntſchaft mit den Antiken vorhergiengen, idealiſche Schönheit. Aber, ſo trefflicher Vorbilder wie die Antiken ermangelnd, bedürften wir wohl eines langen Umwegs und des Zuſammentreffens vieler günſtigen Umſtände, wie wir ſie bei der Entfaltung des griechiſchen Kunſtideals in ſeiner Vollendung wahrnehmen. Wie ſelten iſt aber ein ſolcher Zuſammenfluß, und wie viele Vorübungen ſetzt er nicht voraus.

Der Unterſchied der antiken und modernen Kunſtideale iſt das Erzeugniß der innerſten Weſenheit und ſchönſten Kraft der

---

21) Vergl. Hofſtätter a. a. O. II. 116. ꝛc.

griechiſchen Götter-Symbolik und des Chriſtenthums. Dort war es die höchſte Aufgabe der Kunſt: den geiſtig-ſinnlichen Menſchen in ſeiner Vollendung darzuſtellen; hier iſt ihre Aufgabe: die ſittliche Vollkommenheit auf ihren erhabenſten Lichtpunkten von Glauben, Liebe und Hoffnung lebendig vor die Seele zu bringen. Das Gebiet der alten Kunſt war demnach in beſtimmte Grenzen eingeſchloſſen, das der neuern iſt unbegrenzt. Weſentlich iſt den idealen Geſtalten der erſtern eine vollkommene Ruhe; dem chriſtlichen Ideal iſt eine ſolche Ruhe nicht weſentlich; dieſes fodert vielmehr den Ausdruck eines Strebens, einer Sehnſucht nach etwas Höherm, das den Sinnen entrückt iſt. Eben deswegen läßt ſich die Gottheit ſelbſt nach chriſtlichen Vorſtellungen nie ganz rein und befriedigend darſtellen, ſondern das Höchſte, was die Kunſt erreichen kann, iſt eine ſolche ſichtbare Harmonie der ſittlichen Eigenſchaften, durch deren Anſchauung die Ahnung einer höhern, unſichtbaren Harmonie erregt wird. Des Phidias Jupiter, ſeine Minerva, des Poliklet Juno ließen dem Betrachter nichts zu wünſchen übrig. Dagegen die vollendetſten Bildungen vom Allvater, vom Sohne Gottes, anſtatt zu befriedigen, dienen dem Gemüthe nur zur Anregung, ſich über der ganzen ſichtbaren Welt in dem Oceane des Unendlichen in Bewunderung und Anbetung zu verlieren. — Ein Charakter wie Chriſtus kann von der Kunſt nichts verlangen; aber die Kunſt ſehr viel von ihm. Und wenn die Alten in Charakteren ſittlicher Größe von uns übertroffen werden können, ſo verdanken wir es Chriſtus und keinem andern. 22) Mag immerhin der chriſtliche Künſtler, der Gott den Vater, den leidenden Chriſtus, ſeine ſchmerzvolle

---

22) J. P. Eckermann Beiträge zur Poeſie. Stuttg. 1824. S. 250.

Mutter oder die büſſende Magdalena, oder Johannes den Täufer, oder einen der Wahrheit ſich weihenden Märtyrer darſtellen will, ſich vorher einen der beſten Jupitersköpfe, den Laokoon, die Niobe, die beſſern Statuen von Apoll, Merkur oder den Dioskuren vergegenwärtigen. Aber er hüte ſich das Studium der beſtimmten Formen einer ſolchen Antike zu ängſtlich zu verfolgen und ſich dieſelben zu tief einzuprägen, anſtatt blos das Geiſtige darin, das dem Bild, welches aus dem Grund ſeiner Seele hervorgangen iſt, anpaßt, dieſem anzueignen. Sonſt leidet der ſittliche Charakter des chriſtlichen Bildes durch das Plagiat aus dem antiken.

Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß das Ideale, das auch von dem chriſtlichen Künſtler gefodert wird, ſich nicht blos auf einzelne Figuren, ſondern auf das Ganze der Darſtellungen beziehe; mithin ſowohl auf die Erfindung, auf den Ausdruck, auf die Anordnung und Zuſammenſtellung, als auf die Schönheit der Geſtalten.

Vorzüglich in den neueſten Zeiten entrüſtete ſich eine gewiſſe Schule vor dem Gedanken: die Contemplation des griechiſchen Ideals möchte doch wohl zur Ausbildung des chriſtlichen beigetragen haben. Die Verſchiedenheit beider Künſtler-Ideale läßt ſich wohl eben ſo wenig, als die Verſchiedenheit der chriſtlichen und heidniſchen Religion in Abrede ſtellen. Das griechiſche iſt mehr ſinnlicher, das chriſtliche mehr geiſtiger Natur; das Erſte iſt vorzüglich Sache der äſthetiſchen Anſchauung, das Andere des empfindenden Gemüths. So verhalten ſich zu einander die griechiſchen Gebilde des Apoll und der Venus zu den Raphaeliſchen von Chriſtus und der Madonna. Perugino und vor ihm Maſaccio hatten das chriſtliche Kunſt-Ideal bereits um vieles der Vollendung näher gebracht. Von ihren Bildern zeichnen ſich die erſten des

Raphael nur durch größere Gefälligkeit und Weichheit der Formen aus. Aber nachdem er in Rom die herrlichen Antiken geſehen, da verklärte ſich das Ideal des Schönen in ſeiner Bruſt erſt mit ungetrübter Reinheit. Seine Bilder bekamen mehr und mehr vollendete Geſtalten, Leben und Anmuth. Seine Madonnen wurden gleichſam rein ſittliche Geſtaltungen einer himmliſchen Seele. Alles Gemeine und Unedle, ſo wie alles Steife verſchwand. Das Reine und Geiſtige bewegte ſich frei in durchſichtiger, himmliſch verklärter, mehr dem Gefühl als dem Geſicht wahrnehmbarer Hülle. So fremd Raphaelen der Gedanke war, ſeine heiligen Bilder den Götterbildern Athens nachzubilden, ſo kann es doch dem unbefangenen Beobachter kaum entgehen, daß ſeine ſpätern Bilder immer mehr, was die Reinheit und den Adel der Geſtalten, der Zeichnung und der Stellungen und Bewegungen belangt, den griechiſchen Meiſterwerken ſich nähern. Welche hohe Ruhe, welche ſtille Anmuth herrſcht in Raphaels gelungenſten Stücken! Dies haben ſie mit den griechiſchen Gebilden gemein. Aber auch zugleich welche Innigkeit, welche fromme, himmliſche Anmuth! Dies ſind die Schönheiten, die ihm das Chriſtenthum darbot, die dieſem eigenthümlich ſind.

Eilfter Abſchnitt.

Bewahrung der chriſtlichen Kunſt vor jeder Entweihung.

Wir ſtehen auf heiligem Boden. Alles ſey davon verwieſen, was mit den chriſtlichen Idealen nicht zuſammenſtimmt! Es mag ſonſt ſchön, es mag gefällig oder prächtig, es mag ſelbſt in gewiſſer Hinſicht groß und erhaben ſeyn; aber in unſerm Heiligthum iſt dafür keine Stelle. Wir beſitzen eine Menge Gemälde, die einer Galerie zur Zierde gereichen, aber in Gottes Tempeln die Beſtimmung verfehlen: ein Herold der Verherrlichung des Ewigen, ein Wecker heiliger, frommer Empfindungen zu ſeyn. In das Heiligthum gehört nur das Heilige, und das Unedle gehört nicht neben das erhabenſte, das heidniſche nicht neben das chriſtliche. Was ſollen z. B. in chriſtlichen Tempeln Verzierungen mit Ochſen- oder Schafsköpfen, oder mit Faunen und Nereiden u. d. gl.? 1) Auch zum Bilderſaale darf das Haus Gottes nicht herabgewürdigt werden, ſey es durch die Menge von Bildern, oder durch Vermiſchung profaner und heiliger Gegenſtände. Schon durch die Ueberladung wird in dem beſchränkten Raum eines Tempels der Eindruck eines herrlichen Kunſtgebildes ſehr geſchwächt. 2) Für Altäre ſind eigentlich nur ſolche Scenen oder Gegenſtände paſſend, wo die Fülle der Gottheit oder die Kraft des ewigen Sohnes ſich offenbart. Die Stellung anderer Bilder

---

1) Dahin gehört auch die Verzierung mancher Kirche in Italien mit antiken Basreliefs; dahin die Umwandlung der antiken Schaale, deren erhabene Arbeit den Mythus von Bachus darſtellt, in ein Taufbecken im Dom zu Neapel, in welchem auch neben den Statuen der Märtyrer und Kirchenlehrer die der Nymphe Parthenope ſteht. S. Rehfues Gemälde von Neapel. II. 113.

2) Schon Alberti, einer der berühmteſten Herſteller der Baukunſt, ein Freund des Lorenz von Medicis (geſtorben am Ende des XV. Jahrhunderts), hat in ſeinem Werke: de re aedificatoria, 1485. (auch London 1726, und ins Italieniſche überſetzt, Venedig 1549 bemerkt, daß es nicht nur der Würde der Religion, ſondern auch dem Vortheil der Kunſt am angemeſſenſten wäre, wenn man in jeder Kirche nur Einen Altar erblickte.

über dem Altar, auf dem das Opfer des Kreuzes und das Abendmal gefeiert wird, hat für das geiſtige Auge des denkenden Chriſten immer etwas Störendes. Die Hauptzierde des Altars iſt das Kreuz oder das Bild des Gekreuzigten. Auch iſt es hier nicht um bloße Bewunderung oder um Uebung des kritiſchen Kunſtgeſchmacks zu thun, ſondern um Entfaltung, Stärkung, Erhöhung des Göttlichen im Menſchen. 3) Dies aber können keine Theaterverzierungen, ſo ergötzend, ſo bezaubernd ſie für den Anblick ſeyn mögen, bewirken. Nicht vergänglichen Sinnenreiz ſoll der Tempel erregen, ſondern die Idee, die Ahnung des Ewigen. Nichts dürfe demnach hier Eingang finden, wodurch die allgemeine Andacht und Erbauung geſtört werden kann. Wer ſollte aus ihm nicht jede Darſtellung entfernt wünſchen, welche die reine Phantaſie unſchuldiger Kinder trüben, oder der züchtigen Jungfrau die Schamröthe ins Geſicht treiben könnte? Die Scene des betrunkenen Noe, die des von ſeinen Töchtern beſchlafenen Loth, die der wollüſtigen Potiphar, der badenden Betſabé, welche David vom Söller ſeines Pallaſtes betrachtet, der im Bad überfallenen Suſanna mögen mit noch ſo behutſamem Zartgefühl dargeſtellt ſeyn; ſie gehören nicht in die Tempel. Den Reinen iſt zwar alles rein. So war es bei den erſten Chriſten Gewohnheit, daß auch die Erwachſenen ganz nackt getauft wurden. 4)

---

3) Nur durch das Bewußtſeyn der Verbindung mit demjenigen, was unvergänglich und ewig iſt, wird unſer beſchränktes Daſein erweitert, unſer inneres Leben vermehrt, daurendes Wohlgefallen und wahre Begeiſterung erzeugt. Franz Theremin die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin. 1823. S. 177.

4) Cyrilli Hieros. Catech. Mystag. ed Opon. 1703. C. 2, 3, 4, p. 284. etc. Jos. Vicecomitis Observ. de antiq. Baptismi ritibus L. 4, C. 10, p. 286. etc. Bingham Orig. Eccles. T. 4, L. 11, C. 11.

Dennoch darf der Maler heut zu Tag in der Darſtellung ſolcher Scenen die Foderungen unſrer jetzigen Begriffe von Scham nicht unbeachtet laſſen, und muß das Nackte theilweis bekleiden. Den Schwachen Aergerniß zu geben, iſt hier zweifach ungeziemend. Daher ſind auch die nackten Figuren von Adam und Eva und die dem Kind die Bruſt darreichende Madonna für die Kirchen wenig geeignet. Bei den Bildniſſen mancher Heiligen, z. B. eines Johannes des Täufers, einer Magdalena, eines heiligen Sebaſtian, des auf dem Roſte liegenden Laurenzius u. A. darf der Kirchenmaler nicht ſeiner üppigen Einbildung ſich überlaſſen, ſondern er muß ſorglich bedacht ſeyn, daß die Reize ſinnlicher Darſtellung die Heiligkeit und Reinheit der Geſinnung nicht unterdrücken. 5) Dies gilt gleichfalls von den Schilderungen des letzten Gerichts und der Auferſtehung der Todten. Die berühmteſten von Michelangelo und Rubens ſind große, bewunderungs-

---

5) Frà Bartolomeo hatte einen ſchönen heil. Sebaſtian für eine Kloſterkirche gemalt. Als aber die Mönche im Beichtſtuhl erfuhren, daß Frauen beim Anblick dieſes Heiligen wegen der gefälligen allzufreien Nachahmung der Natur zur Sünde gereizt worden, ſchafften ſie das Bild aus der Kirche. S. Fiorillo I. 315. nach Vaſari. Eben ſo gieng es der heil. Thereſia von Santerre in der königl. Kapelle zu Verſailles (geſt. v. Pollenik). Die Heilige, vom Pfeil eines himmliſchen Amorins verwundet, hat einen ſo verliebten und verführeriſchen Ausdruck, daß kein Prieſter mehr auf dem Altar, wo das Bild ſich befand, Meſſe leſen wollte. Füßli Art. Santerre. Sollte man nicht auch in den Darſtellungen des göttlichen Knaben die Schamtheile verhüllen?.. Wenn gleich die Reinen und Verſtändigen hier keinen Anſtoß finden; ſo dürfte doch die Verhüllung den Vorzug verdienen. Hierin ſagt die Nachahmung der Antike unſerm ſittlichen Gefühl, das weſentlich ſchamhaft iſt, keineswegs zu.

würdige Studien für den Maler und anatomiſchen Zeichner; aber das Göttliche, das Unſterbliche iſt darin vom Sinnlichen und Sterblichen erdrückt und verſchlungen. Ein Gleiches ſollte der Kirchenkünſtler in Hinſicht der Engelsfiguren beobachten. Man verlangt von ihm himmliſche Geſtalten, holdſelige Bilder der Unſchuld, in denen keine Leidenſchaft ſtürmt, keine ſinnliche Begierde ſich regt, und die keine ſolche in Andern erregen; aber keine Antinous, keine Ganymede, keinen Amor oder Kupido, auch keine Hermaphroditen. — Entweiht wird ferner die heilige Stätte durch alles, was Grauen oder Eckel erregt, und was Unmenſchlichkeit verräth. Dahin gehören die meiſten, wo nicht alle Schilderungen des bethlehemitiſchen Kindermordes; 6) dahin ſo viele

---

6) Ohne der Schilderungen eines Tintoretto (Winklers Gemälde S. 26), oder gar eines Rubens (im Buſch beim Haag), die an gräßlicher Wahrheit alles übertreffen, oder des Hannib. Caracci (Galer. v. München) ausführlich zu erwähnen, gedenk' ich hier des lieblichen Guido. In ſeinem Bilde (in der Galerie des Muſeums zu Bologna), ſchön geſtochen von Fr. Bartollozzi (Musée Franc.) III. 2.) wird das Schreckliche zwar durch das Rührende gemildert. Aber mit Grauſen erfüllt die Unmenſchlichkeit der Kriegsknechte und die wüthende Verzweifſung der Mütter. Nur die vorderſte, jung und ſchön, verſöhnt wieder mit der Menſchheit. Ihr einziges Kind liegt todt in ſeinem Blute zu ihren Füßen. Ihrem ſtarr darauf gehefteten Auge verſagt das Uebermaaß des Schmerzes die Thräne. Ein Ideal des tiefſten mütterlichen Jammers! Das Kleine liegt noch im Tode lieblich da. Der Tod hat mit leiſer Hand auf ſeine Bläſſe Züge des ſanfteſten Schlummers eingedrückt. — Der gleiche Zug findet ſich ſchon in den Tapeten von Raphael. Hier ſieht man im Vorgrund eine Mutter auf dem Boden ſitzend, auf ihrem Schoos das gemordete Kind. Ihr Schmerz iſt ſtill, aber von ſprechender Wahrheit.

Peinigungen, Hinrichtungen der heiligen Märtyrer beiden Geſchlechts; dahin ſelbſt manche ſonſt vortreffliche Darſtellungen der Leiden des Erlöſers, z. B. der Geiſelung, der Aufdrückung der Dornenkrone ꝛc. — Mit ſiegreicher Einfalt erhebe ſich in den Chriſtentempeln das Kreuz, an welchem der Sohn Gottes ſich für die Menſchheit zum Opfer dargebracht hat! Wird aber ſein Bildniß am Kreuze angebracht; ſo erheb' es ſich über den Schmerzausdruck gemeinen menſchlichen Leidens; man erkenn' an ihm den Göttlichen, der voll unbegränzter Liebe des an Ihm begangenen großen Unrechts nicht gedenkt, ſondern voll erhabener Ruh und Zuverſicht

---

(Quatremere Hist. de Raph. p. 327.) Im Uebrigen ſind auch die Raphaeliſchen Schilderungen dieſer Mordſcene (S. die Umriſſe in Landons Vie et Oeuvres de Raph. III., Nro. 126 u. 127, VIII. Nro. 414 u. 415) wenig befriedigend. — Wollte man dieſen Gegenſtand doch darſtellen, ſo ſollten nur die tief trauernden Mütter und ältern Geſchwiſter neben den gemordeten Kindern erſcheinen, über denen vom Himmel herab liebliche Genien Kronen und Palmzweige freundlich jubelnd empor halten. Dies letztere iſt bei Guido trefflich ausgeführt. Eben ſo von Joh. Torbido in S. Stephan zu Verona. Die unmenſchlich grauſame Ermordung ſelbſt kann nichts zur Erbauung beitragen. Auch könnte man darſtellen, wie die verklärten Kinder, auf welche Palmzweige und Kronen herabfallen, von Engeln zum Himmel hinauf geleitet werden, während unten die betrübten Mütter Troſt ſuchend und findend hinaufblicken. — Ceva gibt in ſeinem Gedichte: der Knabe Jeſus (Geſ. III, V. 201. ꝛc.) die Schilderung einer Trauerfeier der Mütter am Jahrtage des Kindermordes. Die Scene iſt eine fern von der Stadt von einem Myrthenwald umgebene Wieſe, auf welcher man kleine beblümte Hügel zur Seite gewölbter Grabmäler gewahrt. Die aus Egypten zurückgekehrte Maria ſteht tröſtend in der Mitte der trauernden Mütter. Der Gegenſtand hat viel Maleriſches.

den Willen ſeines himmliſchen Vaters vollbringt. Auch Maria, die Bruſt vom Schmerz, wie von einem ſiebenfachen Schwerte durchbohrt, möge in uns gleichen Schmerz über unſre Sünden, welche Jeſum neuerdings ans Kreuz geſchlagen, erregen. Aber der Ausdruck dieſes Schmerzes ſey edel, ſey von dem höhern Gefühle der Verherrlichung des Sohnes gemildert; durch die Thräne der Mutter ſtrale die Hoffnung des ewigen Wiederſehens! Auch die Bildniſſe der Zeugen des Gekreuzigten, die ihre Treue an Ihn mit ihrem Blute beſiegelt haben, mögen, im Tempel aufgeſtellt, in der Bruſt der Chriſten einen heiligen Heldenmuth entzünden. Aber dann ſeyen ſie keine Verſuche genauer und richtiger Darſtellung der Verzerrungen des Körpers, welche die Anwendung verſchiedener Peinigungen verurſacht,[7] ſondern aus dem Geſichte des Märtyrers leuchte die Wonne und Zuverſicht des Sieges über die Schmerzen des Todes und der ewigen Vereinigung mit Chriſtus! — Eben darin muß ſich die Figur eines chriſtlichen Märtyrers von der des Laokoon oder der Niobe weſentlich unterſcheiden. In dieſen Beiden iſt zwar ein edler, keineswegs wüthender Kampf nicht blos mit Körperſchmerz, ſondern auch mit den höchſten Seelenleiden ſichtbar. Aber es fehlt der hehre Troſt und die Zuverſicht des glorreichen Sieges. — Indeſſen kann der chriſtliche Künſtler an beiden Meiſterwerken der Alten Vieles lernen. Denn hier verfällt der Schmerz nirgend in Grimaſſe oder Uebertreibung weder im Geſicht noch in der Stellung des Körpers. Im Laokoon ſind der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele durch den ganzen Bau der Figur gleichmäſſig ausgetheilt und abgewogen. Er leidet; aber wie des Sophokles Philoktet; ſein Leiden dringt uns tief in die Seele; wir wünſchen aber, es gleich ihm ertragen zu können. 8) Treffend ſagt ein neuer Kunſtrichter: 9) Der Henker Wuth und die Grauſamkeit der Marter, und des Pöbels aufgereizte Schaar in wildem Jubel zu malen, erlaſſen wir euch, damit ihr das Heilige nicht durch Frazzen- und Schreckbilder entweihet. Nur das peinliche Werkzeug mögt ihr, wo es thunlich, beigeben, damit der Heilige daran kenntlich werde. Das Leiden ſelbſt, das Innere, ſchildere der Seele Ausdruck, aber nicht bis zur Grimaſſe; darum ſey er gemiſcht mit unerſchütterlicher Hoffnung und Zuverſicht, die da Muth einflößt, das Leben ſelbſt an die Palme der Unſterblichkeit zu ſetzen, und die Wahrheit eher mit dem Blute zu verſiegeln, als, von Menſchenfurcht getrieben, ſie in Wort oder That zu verläugnen. 10) Eben ſo iſt es uns,

---

[7] Wie z. B. Nik. Pouſſins heil. Erasmus (im Vatikan und zu Dresden, geſt. von M. d. Mitelli), dem man die Gedärme aus dem Leibe haſpelt, oder das bekannte Standbild des heil. Bartholomäus in der Domkirche zu Mailand, deſſen Leib ſchon enthäutet iſt, und dem ſeine abgezogene Haut gleich einem Schawl über den einen Arm herabhängt.

---

8) Winkelmann Ueber die Nachahmung der griechiſchen Werke. §. 79. (I. 30).

9) V. Speth, die Kunſt in Italien. B. II. S. 158 u. fg.

10) Deswegen möchte ich das ſonſt ſo meiſterhafte Bild des Titian — Peter der Märtyrer, gut geſt. v. H. Laurent (Musée fr. III. 5.) und v. Felix Juliani, nicht unter die Muſterbilder aufnehmen. Es iſt die Scene eines Mords, der Entſetzen verbreitet. Die kanibaliſche Wuth des Todſchlägers, der Schrecken des fliehenden Gefährten des Heiligen, die Flucht der Mitſchuldigen an der grauſen That machen einen zu erſchütternden Eindruck, als daß der aufwärts gekehrte Blick des Märtyrers und die holden Genien mit Palmen in der Höhe ihn ganz verſcheuchen könnten. Indeſſen iſt der Aufblick des Märtyrers von hoher Schönheit.

wie der nämliche Schriftſteller bemerkt, bei der Schilderung der Wunderthäter nicht ſo ſehr um ein Spektakel des Wunders, als darum zu thun, daß der Glaube, der unwandelbare, recht unerſchütterlich in ſeiner ganzen Zuverſicht gezeigt werde. Denn dieſer Glaube iſt es, der nach heiliger Lehre Berge verſetzt. — Endlich bleibe alles Gemeine, Triviale aus dem Kreiſe der Kirchengemälde verbannt! 11) Die Darſtellung der heiligen Familie liefert die erhabenſten Vorbilder der Unſchuld, der Frömmigkeit, der Liebe, welche die Seele jeder chriſtlichen Haushaltung ſeyn ſollen; aber, wie das Kind Jeſu gewaſchen, oder gebadet, oder in Windeln gelegt wird, 12) oder wie ihm die Mutter ein Gewand anzieht, oder wie daſſelbe ihr bei der Wäſche behülflich iſt, oder wie das Kind mit einem Vögelchen ſpielt, oder wenn es den Geſpielen Johannes weinen macht (wie in Hanib. Caracci's Bilde: Maria mit der Schwalbe, genannt), weil es ihm den Vogel weggenommen, oder wenn es gar die Brille (?) dem alten (?) Nährvater von der Naſe nimmt, und ſie auf die ſeine ſetzt, um dadurch in einem Buch, das Joſeph ihm vorhält, zu leſen, 13)

---

11) „Es iſt weder mechaniſch noch dichteriſch unwahrſcheinlich, daß ein Ausſätziger ſich kratzt, während Chriſtus ſeinen Mitkranken heilet; es iſt auch nicht wider das Uebliche. Allein es paßt, es ſchickt ſich nicht in den Eindruck, den die Darſtellung einer heiligen Handlung auf mich machen ſoll, es iſt wider meine Begriffe vom Anſtand, wider ſittliche Wahrſcheinlichkeit, mit einem Worte wider das Schickliche." Von Ramdohr Ueber Malerei und Bildhauerei. II. 231.

12) Wenn gleich dergleichen ſelbſt in Raphaeliſchen Bildern vorkömmt.

13) Gemälde des Andr. Sacchi. S. J. B. Paßeri Leben der Maler, Bildh. 1780. S. 360. So verſtößt es gegen die Heiligkeit des Gegenſtandes, wenn in der ſonſt lieblichen heil. Familie

u. d. gl. m., ſind keine Scenen, die der Aufſtellung in Tempeln würdig ſind. Hier darf das Heilige durch das Gemeine und Alltägliche nicht in Vergeſſenheit gerathen, das Geiſtige nie vom Thieriſchen, das Ueberſinnliche vom Sinnlichen verdunkelt werden. Die körperlichen Schönheiten müſſen nur der Seele zur Folie dienen; dieſe muß überall durchſchimmern; der edle Charakter, das wahrhaft Heilige muß ſiegend, muß vorherrſchend erſcheinen. 14) Denn darin beſteht die Aufgabe des Künſtlers: dem Idealen eine ihm zuſagende Geſtalt zu geben. 15) Der Künſtler darf mithin weder die Idee erfinden, noch ſie durch willkührliche Abänderung einſchränken oder erniedrigen, ſondern er ſoll ſie rein auffaſſen, und, da ſie geiſtig iſt, ſinnlich ausbilden und geſtalten, und zwar ſo, daß ſie in dieſer Geſtalt ungeſchwächt und ungetrübt dem Sinn erſcheine, aber jedes empfängliche Gemüth erhebend und begeiſternd anſpreche. Würde und Wahrheit der Compoſition und des Ausdrucks iſt der religiöſen Kunſt erſtes Geſetz.

---

von Blanchard (in der Großh. Galer. zu Mannheim) der heil. Joſeph dem göttlichen Knaben einen Brei darreicht, dieſer aber ſich ſträubt, und die Mutter ihn zu beſchwichtigen ſucht.

14) „Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſte, kurz ſo verliert er eben ſo viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft viel verſtattet.“ Fr. Schiller, Ueber die nöthigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen, in den kl. proſ. Schriften, Th. II. Lpz. 1800. S. 395.

15) Daher könnt' ich an dem Bilde des Sebaſtian del Plombo, wo dem Kinde Jeſu auf der Mutter Schooß ſein Ruhebett von Engeln zubereitet wird (S. Landon Annal. VIII. 97.), nichts tadelwerthes finden.

Es gibt indeſſen wohl kaum eine Ausſchweifung, zu der die Phantaſie ſonſt großer und verdienſtvoller Künſtler, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht aufgelegt wäre; 16) es iſt keine, wovon die Kunſtwelt nicht die auffallendſten Proben liefert. Ihre umſtändliche Aufzählung ſoll dieſe Blätter nicht bemackeln. Die Kirchen ſind damit nur noch zu reichlich verſehen. Ein würdiger Gegenſtand der Aufſicht und Wachſamkeit der geiſtlichen Vorſteher iſt es, dergleichen Mißgeburten aus den Tempeln zu beſeitigen, und keinem neuen Kunſtwerk in eine Kirche den Zutritt zu geſtatten, bevor es nach umſichtiger Prüfung dieſer Ehre würdig erkannt worden iſt. 17)

---

16) Nach dem Ausſpruche des Horaz ad Pisones V. 10. Pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit æqua potestas. Viele ſolcher Verirrungen ſind zuſammengeſtellt und gezüchtigt in La Pittura, satira di Salvator Rosa con le note di Giov. Dom. Fiorillo. Göttingen 1795.

17) Deswegen verordnet der Kirchenrath von Trient (Sen. XXV.) ſehr weiſe: nemini licere ullo in loco vel Ecclesia, etiam quomodolibet exemta, ullam insolitam ponere vel ponendam curare imaginem, nisi ab episcopo approbata fuerit. Manche gute Bemerkung in dieſer Beziehung findet ſich in Haßlers Aufſatz über den Einfluß religiöſer Gemälde auf die Sittlichkeit im Archiv für die Paſtoralconferenzen des Bisthums Conſtanz. Jahrg. 1806. B. I. S. 356. fg. u. 411. fg., und Moll über Verbindung von Religion u. Kunſt im nämlichen Paſtoral-Archiv. 1824. IV. 215. fg. — Was Chateaubriand, reich an maleriſcher Darſtellungsgabe, in ſ. Genie du Christianisme. Paris. 1802. T. III. Ch. III, IV et V. über chriſtliche Bilder vorträgt, iſt höchſt unbedeutend, und wie in dem ganzen Werke wird auch hierin das Wahre mit dem Irrigen, Halbwahren und Schielenden in ein myſtiſches Helldunkel vermengt. Ihm war es nur um die Wirkung für den Augenblick zu thun. S. Las Cases Memorial de St. Hélène. IV. 121. etc. Sein Werk iſt ein Verſuch, den Reichthum des Chriſtenthums für die Poeſie darzulegen; aber es gewinnt dabei

Hatten doch ſchön die Thebaner ein Geſetz, welches dem Künſtler die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot. 18)

Uebrigens läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß, um den vollen Eindruck von Gemälden und Bildwerken in Tempeln zu erreichen, das Ganze des Gebäudes, ſein Totaleindruck, ſeine Abtheilung, die Harmonie der Theile, die ſämmtlichen Verzierungen, die Beleuchtung und die Stelle, die jedem Kunſtgebilde angewieſen iſt, zuſammenwirken müßen. Es war daher für die Kunſt wahrer Vortheil, daß mehrere unſerer größten Meiſter in der Malerei und Bildhauerei ſich auch in der Baukunſt zur Meiſterſchaft erhoben, und die Leitung des Baues der Tempel übernommen haben, welche ihre Bilder ſchmücken ſollten. Daß die ſogenannten gothiſchen Münſter den Werken bildender Kunſt durchaus ungünſtig ſeyen, läßt ſich nicht behaupten. Nur müſſen ſie in ihnen am rechten Ort und anders, als in Tempeln der neuern italieniſchen Bauart angebracht werden.

---

das Anſehen, als ob irgend ein chriſtl. Volk in ſeinem Glauben blos eine Galerie für ſeine Poeten ſuchen könnte. — Nicht lehrreicher und noch minder erbauend ſind die Anſichten des H. Chr. Paalzow in ſ. Schrift: das äſthetiſche Chriſtenth. Lemgo 1819. S. 135 — 144. Viel Treffendes hingegen ſagt Horſtig in ſeiner Myſterioſophie, oder über die Veredlung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes. Frankf. a. M. beſonders I. 99 — 110. Die gründlichſten Bemerkungen finden ſich in dem Werke: Kritiſche Anmerkungen über die Fehler der Maler wider die geiſtliche Geſchichte und das Koſtüm. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig. 1772. bei Dyk. Doch geht der Verfaſſer in der Strenge mancher ſeiner Foderungen an die Maler zu weit. — „L'évangile abonde en Sublime entre les mains qui savent le respecter; les autres, en y melant leur ouvrage, n'en tirent que des pauvertés et superstitions." Keratry sur le Beau et le Sublime. Paris. 1823. p. 247.

18) S. Leſſings Laokoon. S. 12. u. Kolektanea. Berl. 1790. II. 130.

Auch Denkmäler, von der Eitelkeit, oder der Dankbarkeit dem Andenken von Verſtorbenen errichtet, ſind keine angemeſſene Verzierung chriſtlicher Tempel. Sie können zwar durch paſſende Symbole oder allegoriſche Darſtellungen an Tod und Unſterblichkeit erinnern, oder auch eine Anempfehlung rührender oder bewunderungswürdiger Tugenden enthalten. Da ſie aber zugleich als Zeugen des menſchlichen Stolzes und Ehrgeizes, der Schmeichelei und der Eitelkeit, die das Eitle zu verewigen ſtrebt, über dem Staube der Vergänglichkeit irdiſcher Größe ſich erheben; ſo ſtimmen ſie nach dem Geiſte der demüthigſten aller Religionen nicht wohl mit der Heiligkeit des Orts überein, wo nur der Eine groß und herrlich iſt, deſſen Auge, unbeſtechlich von äuſſerm Pomp und Menſchenlob, die Herzen durchſchaut, und Alle — Hohe und Niedere nur nach dem Werthe des Innern richtet ohne Anſehen der Perſon. 19) Man hat in vielen Ländern die ſogenannten heiligen Gräber, die in der Charwoche zum Andenken des Erlöſertodes in den Kirchen errichtet wurden, als ſtörenden theatraliſchen Prunk abgeſchafft, fand aber kein Bedenken, die Grabdenkmale nichtiger Größe in den Kirchen zu belaſſen. Was ſollen aber die Trophäen des irdiſchen Ruhmes neben dem Gekreuzigten, dem alle Gewalt gegeben iſt, und vor dem alle Knie

---

19) Als ich, ſagt Washington Irwing, in ſeinem Skizzenbuch. Berlin. 1825. I. 203. ꝛc., auf die geſchichtlichen Denkmale umherblickte, die ſtattlichen Waffenbilder, den kalten Marmorprunk, womit die Größe den hingeſchiedenen Reiz prachtvoll betrauert, betrachtete, und mich nun zu dieſer armen Wittwe wandte, wie ſie am Altare ihres Gottes, von Alter und Kummer gebeugt, verweilte, und das Gebet und den Preis eines frommen, wenn gleich gebrochenen Herzens darbrachte, ſo fühlte ich, daß dies lebende Denkmal des Schmerzes jene alle zuſammen aufwiege.

ſich beugen ſollen? — 20) Sie mögen ehrenvoll dort ihren Platz einnehmen, wo die Frömmigkeit die Leichen aller Chriſten ohne Unterſchied des Ranges friedlich neben einander verſammelt; dort mögen über den Gräbern, wohl auch in Hallen, Säulengängen, 21) Grabkapellen und Pantheons 22) jene Denkmäler die Nichtigkeit

---

20) Es knieen zwar die Statuen Carls V. und Phillipps II. auf ihren Denkmälern neben dem Hauptaltar der Kirche im Eſkurial. Miſcht ſich aber nicht hier in den Gedanken an die Nichtigkeit irdiſcher Hoheit unwillkührlich ein Entſetzen ob dem grenzenloſen Ehrgeiz, womit dieſe Monarchen die Welt ermüdet haben? Bourgoing Tableau de l'Espagne. I. 225. etc. Der hl. Carl von Boromä ließ aus dem Dom zu Mailand alle Grabmäler, ſelbſt die ſeiner Verwandten, entfernen. S. Millin Voy. dans le Milanais. Paris. 1817. I. 32.

21) Wie im Campo Santo zu Piſa, einer Galerie in einem länglichten Viereck. Die Gemälde und Bildhauereien ſind freilich von ſehr verſchiedenem Kunſtwerthe. S. Pitture del Campo Santo di Pisa intagliate da Carlo Lasinio. Firenze, presso G. Molini. Eine Abbildung der Architektur dieſes Säulenganges, deſſen edler Styl großen Eindruck macht, findet man in J. A. Castellan Lettres sur l'Italie. Paris. 1819. III. 270. etc.

22) Wie z. B. in Sta Croce in Florenz ꝛc. in der Weſtminſterabtei zu London (Ackermann History and Antiquitiés of the Abbey Church S. Peters Weſtminſter. II. B. mit 184 Kupfern. S. auch Niemeyer Beob. auf Reiſen. 1820. I. 169 ꝛc.); dann im Dom von Rothſchild, dem prächtigen Begräbnißort der Könige von Dännemark. — An der Weſtminſterabtei rügt mit Recht Göde (England, Wales ꝛc. III. 135), daß dieſes prächtige, majeſtätiſche Gebäude (von dem ein engliſcher Schriftſteller ſagt: die Allmacht habe den Bau geleitet und die Engel hätten ihn ausgeführt) von allen Seiten mit planlos aufgeſtellten, zum Theil ſehr geſchmackloſen Denkmälern überfüllt ſey, wodurch der Eindruck rührender Erhabenheit des Gebäudes ſehr geſchwächt wird, ſtatt daß ihn

alles irdiſchen Glanzes bezeugen, und auf das beſſere Land hindeuten, wo nur Wahrheit und Tugend gelten! — Dort mögen ſie (eben ſo wie die Statuen großer und verdienter Männer auf öffentlichen Plätzen in großartiger Umgebung) zur Bewunderung, zur Nachahmung der Tugenden aufrufen, mögen das Bild des Geiſtes der Wohlthäter unſers Geſchlechts in den Herzen erneuern, damit es fortlebe, wenn die Mächtigen, die ohne die Auszeichnung eigener Tugend, die Stufen ihrer Hoheit nach Jahrhunderten zählten, die nicht mehr ſind, nach Würden, die verſchwinden, nach Handlungen, die ſie nicht gethan, die Vergeſſenheit deckt. 23) An ſolchen eigens beſtimmten Plätzen können ſich ſolche Denkmäler eben ſo gut als in Kirchen Schonung und Dauer verſprechen.

---

wohlgeordnete einfache Denkmale, auch bloße Marmortafeln mit kurzen Inſchriften erhöhen würden. — Gleicher Tadel findet ſich in Johanna Schopenhauer Reiſe durch England und Schottland. Leipzig. 1818. II. 355. Ohne Ordnung und Wahl ſtehen die Denkmäler durcheinander; das wahrhaft Schöne und Große wird durch Mittelmäſſiges verdrängt und entſtellt; alles voll Staub und Schmutz. — Gute Ideen über chriſtliche Gottesäcker und Grabmäler enthält Voits Schrift: Ueber die Anlegung und Umwandlung der Gottesäcker in heitern Ruhegärten der Abgeſchiedenen. Augsburg. 1825.

23) Maſſillon in einer ſeiner Predigten. Dies will ſchon Tacitus Vita Agricolæ Not. 46. Auch aus dieſem Grunde, nebſt dem Vortheil für das Kunſtſtudium, muß ich bedauern, daß die vielen ſchönen und merkwürdigen Grabdenkmäler, die im Muſeum der Alterthümer aux petits Augustins zu Paris vereinigt waren, wo ſie eine hiſtoriſche Galerie für die Kunſtbildung ſowohl als für das Andenken berühmter Männer bildeten, ſeit 1815 wieder an die einzelnen Tempel in Frankreich zurückgegeben wurden, wo ſie in ihrer Iſolirung wenig bedeuten.

Selbſt den irdiſchen Ueberreſten der Heiligen weiſen die ehrwürdigen Vorſchriften der Kirche ihre Stelle nicht auf dem Altar, um dort in Gold und Edelſteinen zu prangen, ſondern im Eingeweide des Altares an, weil ſchon das chriſtliche Alterthum es anſtändig befunden hat, daß über den Gebeinen der Blutzeugen Chriſti und anderer Heiligen ſein geheimnißvolles Opfer und ſein Abendmal gefeiert werde. 24)

Zwölfter Abſchnitt.

Das Höchſte der Kunſt entfaltet ſich erſt vollſtändig im öffentlichen Leben, beſonders im religiöſen, kirchlichen.

Um bedeutende Fortſchritte zu machen, um zur Erhabenheit zu gelangen, muß die Kunſt mehr dem öffentlichen, als dem Privatleben angehören. Wo es kein öffentliches Leben gibt, wo jeder nur ſich ſucht, nur ſeinem kleinen Eigennutz nachſtrebt, da kann die Kunſt unmöglich einen erhabenen Charakter annehmen.

---

24) S. Augustin. Serm. 113 u. 338. Nos enim in isto loco non aram fecimus Stephano, sed de reliquiis Stephani aram Deo. Contra Faustum. L. XXI. C. 21. Populus Christianus memorias martyrum religiosa solemnitate concelebrat — — ita tamen, ut nulli martyrum, sed ipsi Deo martyrum, quamvis in memoriis martyrum, constituamus altaria. etc. Auctor Sermon. IV. de Innocentibus Concil. Carthag. V. Can. 5. Prudentii hymn. 5.

Ein Alter ſagt: ein Sclave ſey unfähig, ein großer Redner zu ſeyn. 1) Iſt aber die Freiheit nicht das wahre Element auch der bildenden Künſte? und haben ſie alle wohl einen gefährlichern Gegner als die Knechtſchaft, die die Seele erniedrigt und ihre Geſinnungen verdirbt, indem ſie ihr nebſt der Furcht eine Abgötterei für den Reichthum und die Wolluſt einflößt; wobei jeder edle Aufſchwung erſtickt und der reine Geſchmack am Schönen durch einen eiteln ausſchweifenden Hang nach Prunk und Glanz und ſinnlichem Genuß verdrängt wird? — Den Gipfel der Vollendung aber hat die Kunſt immer nur dann erreicht, wenn ſie mit frommem Sinne als begeiſterte Freundin der Religion (der erhabenſten Vereinigung der Menſchen) zur Förderung der öffentlichen Gottesverehrung aufgetreten iſt. Dann ſind der Welt immer auch über den heilſamen Einfluß der Kunſt die Augen aufgegangen. Jede andere Art ſie darüber zu öffnen, iſt unzulänglich und der Kunſt ſelbſt wenig förderlich. Die wahre Kunſt iſt eine Dienerin des Glaubens; nur in ihrer Entartung ſagt ſie ſich davon los. So wie ihre Anfänge mehrentheils von der Religion veranlaßt wurden, ſo hat ſie auch ihre ſchönſten Blüthen im Heiligthum, in den Tempeln entfaltet. Man hat ſie daher mit Recht die Mutter der Kunſt genannt. Ueberall war es die Volksreligion, welche das Bedürfniß der Kunſt erweckt, und von dieſer die Hervorbringung großer Werke gefodert hat. 2) Das eben iſt die edle, große Beſtimmung der Kunſt, den beſſern Theil des Menſchen (das Göttliche in ihm) aus dem dumpfen und trüben Gewirre des gemeinen irdiſchen Treibens und ſeiner alltäglichen

---

1) **Longinus** vom Erhabnen. Abſchnitt 44.

2) **Feßlers** Reſultate ſeines Denkens und Erfahrens. Breslau. 1826. S. 228.

Trauer⸗ und Luſtſpiele zu retten; durch ſinnliche Darſtellung des Idealen das Gefühl ſeiner Würde in ihm zu beleben; durch den Anblick der ewigen Schönheit der Tugend, des Gemeinſinns, des Heldenmuths, die Reize der Selbſtſucht abzuſtumpfen; das Niedrige und Thieriſche, das Kleine und Schwache im Menſchen mit den höhern Foderungen ſeiner geiſtig⸗ſittlichen Natur in Einklang zu bringen. Welchen höhern Triumph, welchen ſchönern, würdigern Preis könnte der Künſtler mit ſeinen Gaben erſtreben! Ihn erringt die Kunſt, indem ſie mittelſt Vergegenwärtigung des idealen Schönen den Grundton unſerer Anlagen zur Gottähnlichkeit mit ſolcher Zauberkraft erregt, daß er in keinem der Verhältniſſe des Lebens mehr verklinge, ſondern in allen die Mißtöne zu mildern und auszuſöhnen vermöge. Solche Gewalt gewinnt indeſſen die Kunſt nur dann, wenn ihre wichtige Beſtimmung von einer Nation anerkannt wird, wenn das Gemeinweſen ſie mit liebender Verehrung wie einen Genius des Himmels, zum Prieſteramt im Heiligthum der Religion und der Tugenden, die die Stützen der öffentlichen Wohlfahrt ſind, beruft. Dann werden ihre Werke von Geſchlecht zu Geſchlecht Denkmäler des edeln und frommen Sinnes, die, gleich einer ſchönen Handlung jedermann auffodern, im gleichen Sinne zu handeln. 3) So war es in der ſchönſten Zeit der

---

3) Wenn **Köppen** (in ſeinen vertrauten Briefen über Bücher und Welt II. 47.) äuſſert, daß Malerei (Bildniſſe ausgenommen) auf eine ſehr geringe Zahl von Menſchen wirke; ſo iſt dies eine Anſicht, welche die Erfahrung, wenigſt was religiöſe Bilder betrifft, und bei Völkern, die vom Geſchmack am Schönen durchdrungen waren, widerlegt. Nur dort mag dieſe Anſicht ſich bewähren, wo Roheit, Verwilderung und Knechtſchaft kein Gefühl, auſſer für grobſinnliches Vergnügen aufkommen laſſen. Denn wo im häuslichen Kreiſe Bildniſſe der Verwandten und Freunde beliebt

Kunſt in Griechenland. Indem die Künſtler ſich der Religion dienſtbar machten, empfingen ſie von ihr eine gewiſſe Unveränderlichkeit des Geſchmacks und der Formen, die ſie vor dem Wechſel der Laune bewahrte. Sclaven war das Heiligthum der Kunſt verſchloſſen. Ihre Werke mußten den hohen Begriffen eines ganzen freien Volkes entſprechen. Des Künſtlers Glück und Ehre hingen nicht von dem Eigenſinn eines unwiſſenden Stolzes ab, und ſeine Werke waren nicht nach dem elenden Geſchmack oder nach dem übelgeſchaffenen Auge eines durch die Schmeichelei und Knechtſchaft aufgeworfenen Richters gebildet, ſondern die Weiſeſten des ganzen Volkes beurtheilten und belohnten ſie und ihre Werke in der Verſammlung aller Griechen. 4) Alle freien Städte wetteiferten, ihre Götter durch Meiſterwerke der ſchönen Künſte, durch Tempel und Bildniſſe zu verherrlichen, während ihre berühmteſten Männer ſich mit ſehr geringen Wohnungen, von Mäſſigkeit und Einfalt geſchmückt, begnügten, und in dieſer Hinſicht vor ihren Mitbürgern nichts voraus hatten. 5) Auch die Tempel, meinte man, ſind Wohnungen, aber Wohnungen der Götter, und eben weil dieſe in ihren Wohnungen keine Bedürfniſſe haben, findet auch

---

ſind, da wird gewiß auch ſchon der Sinn für bildliche Darſtellung des Höhern, des Göttlichen erwacht ſeyn. — Sehr richtig bemerkt von Quandt (im Anhang zu ſeiner Geſchichte der Kupferſtecher-Kunſt S. 303): So lange den Menſchen die Schönheit der Form gleichgültig iſt, ſtehen ſie auf einer niedern Stufe; ein großer Theil des Lebens und der Welt hat keine Bedeutung für ſie, und um ſo ſtärker ſind ſie der Herrſchaft ſinnlicher Lüſte und Bedürfniſſe hingegeben.

4) Winkelmann Geſchichte der Kunſt der Alten. B. IV. K. 119, 24 und 28.

5) Demoſthenes II. Olynthiſche Rede.

hier die Kunſt kein Hinderniß für ihre Schöpfungen. 6) Dieſe rühmliche Beſtimmung, welche der öffentliche Geiſt den Künſten gab, war es, was ſie in ihrer Großheit erhielt, was den Phidias, Polygnotus, Parhaſius, Praxiteles, Liſipp, Polyklet und die andern unübertrefflichen Meiſter hervorrief, und wodurch ſie, die weniger für Geld, als für den Ruhm arbeiteten, zu Werken begeiſtert wurden, die die Welt mit Bewunderung erfüllten. 7)

Wenn die Künſtler allein die Richter ihrer Werke ſind, ſo wird die Kritik nicht leicht die Fortſchritte der Kunſt fördern.

---

6) Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr ꝛc. der vornehmſten Völker der alten Welt. Th. III. Abthl. I. S. 500. „Es liegt wohl in einem feinen religiöſen Gefühle des Menſchen, daß er dem Hauſe Gottes gern ein anderes und herrlicheres Anſehen gibt, als ſeiner eigenen Wohnung; da, wo er ſeine Andacht verrichtet, und ſeine Gedanken zu etwas Höherm wendet, verlangt er auch, daß die Umgebung ihn dazu erhebe; er will durch die Anſicht ihm heilig gewordener Gegenſtände aus der gewöhnlichen Stimmung ſeiner Seele ſich zu etwas Höherm angeregt fühlen. So dachten wohl meiſtens die alten Egypter, ſo das Volk Iſraels, oder die Griechen und Römer zu den Zeiten ihrer Blüthe und Freiheit; ſo das chriſtliche Europa in den Tagen ſeiner regeſten Kraft.“ ꝛc. Anſichten über die bildende Künſte und Darſtellung des Gangs derſelben in Toskana von einem deutſchen Künſtler in Rom. Heidelberg und Speier. 1820. S. 2. fg.

7) Vergleiche damit den ganzen fünfzehnten Abſchnitt bei Heeren a. a. O. v. S. 474 bis 512. Caylus Abhandlung zur Geſchichte und zur Kunſt. Altenb. 1768. I. 92 — 107. Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, Th. II., S. 324 bis 331, und Sprengels ſchöne Zueignungsſchrift ſ. Ueberſetzung v. W. Roscoes Lorenz v. Medicis. Berlin. 1797.

Der beſte Richter iſt die große Geſellſchaft, das Volk. 8) Viele ſehen in der Regel beſſer, als Einer. Freilich ſetzt dies voraus, daß ihr Geſchmack gebildet und geübt ſey. 9) Dann wird das Volk richtig urtheilen; widrigenfalls blindlings loben und verwerfen, gleich dem launenvollen Kinde, das, von ſeiner Amme verwöhnt, bald dieſes, bald jenes Spielzeug mit Hitze verlangt, und die Puppe, die es ſo eben feurig geherzt, mit Unwillen wegwirft. 10)

Ein ähnlicher Enthuſiasmus für die ſchönen Künſte zur Verherrlichung der Religion, wie bei den Griechen, erwachte im fünfzehnten Jahrhunderte, vorzüglich in Italien. Päbſte, Biſchöfe und Fürſten, Städte und Klöſter, Obrigkeiten und reiche Adeliche, Zünfte und Bürger ſetzten ihren Ruhm in freigebige Ermunterung vorzüglicher Künſtler, zuerſt der florentiniſchen, ſodann der venetianiſchen und der römiſchen, ſpäter der lombardiſchen und bologneſiſchen Schule, zu ſchönen und erhabenen Darſtellungen religiöſer Gegenſtände. 11) Der gleiche Enthu-

---

8) So berief Phidias das gebildete Publikum von Athen zu richten über ſeinen olympiſchen Jupiter, und auch andere große Künſtler hielten es nicht unter ihrer Würde, nach ſeinem Urtheile ihre Meiſterwerke zu verbeſſern. Wer erinnert ſich aber nicht auch des Zurufs von Apelles an den am Geſicht einer Figur krittelnden Schuſter: ne sutor ultra crepidam! S. Luzian für die Bilder. 14.

9) Vergl. Segur Galerie morale et politique. III. 177.

10) Vergl. Horaz Ep. II. 1., der ſeine Vergleichung mit dem Verſe ſchließt:

Quid placet aut odio est, quod non mutabile credas?

11) S. W. Roscoes Leben des Lorenz v. Medicis, Kap. 9, und Leo X. B. III. K. 19. Lanzi Storia pittorica de l'Italia. T. I. Die Horen Stück IX. S. 11 — 15.

ſiasmus für die Kunſt, beſonders die chriſtliche, verbreitete ſich bald hernach auch in Spanien. Zum zweitenmal empfingen die Hetrusker die Künſte aus der Hand der Griechen, um den Geſchmack dafür weiter zu verbreiten. In nördlichen Gegenden aber, namentlich in den Niederlanden und in mehreren deutſchen Reichsſtädten, hat der Kunſtſinn ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhunderte mit ſelbſtſtändiger Kraft, vorzüglich durch eine fromme Einfalt der Geſtalten, und durch eine Fülle von Farbenglanz ſich auszeichnend, eine religiöſe Richtung genommen. In den Niederländern lag von jeher ein tiefer reger Sinn für Religion und Vaterland, und für ein Zuſammenwirken zu gemeinſamen öffentlichen Zwecken. War nun hier durch die Geiſtlichkeit, den Adel, die Bürgerſchaft, oder, bei den Hauptkirchen, durch aller drei Stände Vereinigung ein Kirchenbau entſtanden, ſo trennte man ſich in kleinere Maſſen, um die einzelnen Theile deſſelben auf eine würdige Weiſe auszuſchmücken. Der Geiſtlichkeit lag es ob, den Hauptaltar zu verzieren. Jede Gewerbzunft oder Verbrüderung, auch einzelne adeliche Familien ließen ſich eine Kapelle oder wenigſt einen Altar zu demſelben Zweck einräumen. Nach den Mitteln eines jeden wurden alsdann bei mehr oder minder berühmten Meiſtern Bildhauerarbeiten, noch mehr aber Gemälde beſtellt, und unter den Reichern entſtand ein Wetteifer, es hierin einander zuvorzuthun. 12) Das nämliche geſchah in den deutſchen und italieniſchen Städten. Der religiöſe Kunſtſinn wurde aber hier in ſeiner Entwickelung plötzlich durch den Kampf der Meinungen aufgehalten, welchen die Reformation erweckte, und der nebſt Verſiegung der Geldmittel, beim Pöbel

---

12) Waagen Ueber Hub. u. Joh. van Eick. Breslau. 1822. S. 56, 58.

einen Fanatismus, und bei Gebildeten einen Kaltſinn gegen die religiöſe Kunſt zur Folge hatte. Die Werke der beiden van Eick, des Hans Hemmeling, Hans Schoréel, Lukas v. Leyden in den Niederlanden und in Deutſchland, die von Albrecht Dürer, Albrecht Altdorfer, Lukas Kranach, Hans Holbein und einiger andern zeigen, wie viel Herrliches damals für die Kunſt in den Ländern aufgeblüht war, wo die Glaubensänderung gegen ihren Gebrauch in den Kirchen ſich auflehnte. 13)

Aus den vielſeitigen Bewegungen und Kämpfen unſrer neueſten Zeit hat ſich abermals ein Sinn und Streben für religiöſe Kunſt hervorgearbeitet. Wenn ihr einerſeits die Aufhebung ſo vieler reichen Stiftungen, Biſthümer und Klöſter, der ungeheure Zuwachs des Kriegsſtandes, und das Sinken der öffentlichen und Privatwohlhabenheit hinderlich ſind; ſo wird ſie doch andrerſeits durch mehrere Umſtände begünſtigt. Der Leichtſinn, welcher noch vor Kurzem jeder wetterleuchtenden Verhöhnung des Religiöſen ſchallenden Beifall gab, hat ernſten Betrachtungen Platz gemacht. Man fängt an einzuſehen, daß der Witz nur dann wohlthätig und achtungswürdig ſey, wenn er Laſter, Heuchelei und Mißbräuche züchtigt, daß er aber ſeine Schärfe feindſelig gegen die Menſchheit ſelber kehre, ſobald er ſich an das Heilige wagt. Traurige Erfahrungen haben zu gleicher Zeit die Ueberzeugung verbreitet, daß der Verſtand allein nicht zureiche, um geſetzliche Ordnung und Zufriedenheit

---

13) Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden. B. II. (Hanov. 1817.). S. 328 — 455. Vergl. Wieſe über A. Dürer und Luk. Kranachs Leben und Werke von Joſeph Heller. Bamberg bei Kunz. 1821. Kunſtblatt. Tübingen. 1822. Nro. 1. S. 2.

unter den Menſchen zu bewirken, daß es der Ideen einer höhern Ordnung dazu bedürfe, daß aber dieſe Ideen mehr das Herz, als den Verſtand anſprechen; daß die Reinigkeit, die Güte des Herzens ihnen näher bringe, als der ſcharfſinnigſte Verſtand; daß daher der bloße Unterricht mit Buchſtaben zu ihrer feſten Begründung und fruchtbaren Belebung nicht auslange, ſondern dazu die anſchauliche Belehrung, welche das Ueberſinnliche ſinnlich zu vergegenwärtigen ſtrebt, nicht entbehrt werden könne. Dieſe Umſtände geben der Hoffnung Raum, daß wir für die große Verminderung der Zahl und des Reichthums unſrer Tempel in einer dem Chriſtenthum angemeſſenen Verzierung der übrig bleibenden und in einer freundlichen Zuſammenwirkung der heiligen Kunſt mit dem Unterricht von göttlichen Dingen, den erwünſchten Erſatz erhalten werden.

Schon ſehen wir die Kunſt ihren Bund mit der Religion erneuern. Fürſten, Prälaten und Gemeinden widmen dieſem Bund ermunternden Beifall. Manches geiſt- und ſinnvolle Altarblatt und mehrere plaſtiſche Meiſterwerke lebender Künſtler finden jetzt nicht nur in katholiſchen, auch in proteſtantiſchen Tempeln Eingang, und dienen in beiden zur Belebung des frommen Sinnes und der Andacht. In mehrern Ländern ſind Kunſtſchulen und Kunſtvereine entſtanden, in denen dieſe religiöſe Tendenz vorherrſchend iſt. Zu ihrer Unterſtützung haben die vordem in Kloſterkirchen zerſtreuten Gemälde ſich in Galerien, nicht um eitelm Prunk, ſondern um dem Studium junger Künſtler zu dienen, geſammelt. — Was jedoch ohne Zweifel noch weit kräftiger auch die religiöſe Kunſt fördern wird, iſt der in vielen Ländern, beſonders den deutſchen, erwachte, durch das Gefühl einem Gemeinweſen anzugehören bewirkte *Gemeinſinn*, und das durch ihn und freiſinnige Verfaſſungen erneuerte *öffentliche Leben*. Dadurch dürfte das

Intereſſe der Bürger einer Gemeinde, der vorzüglich Begüterten eines Landes für die Verherrlichung ihrer Kirchen neuen Schwung erhalten und vereinigten Kräften wieder möglich werden, Werke zu Stande zu bringen, die das Anſehen der vaterländiſchen Religion befeſtigen helfen, und zugleich der edelſte Stolz und hoher Genuß aller Mitglieder des Bürgervereins ſind. Zur Förderung der Kunſt ſind übrigens nebſt den öffentlichen Aufmunterungen des ächten Talents, auch öffentliche Abwarnungen des angehenden Künſtlers, den Selbſtdünkel über ſeinen Mangel an ſolchem Talent verblendet, zu wünſchen. Nur dürfen dieſe, wie jene nicht von einem Kaſtengeiſt ausgehen, wenn nicht Geſchmack und Kunſt der Spielball einiger Bevorrechteten werden ſoll. — Die Ehrenzeichen, womit große Künſtler belohnt werden, ehren eigentlich mehr den Geber, als den Empfänger, deſſen Ruhm ſchon durch ſeine Werke geſichert iſt, ohne durch vergängliche Zeichen gewinnen zu können. Was aber Gnadengehalte betrifft, ſo haben ſie meiſt zur Einſchläferung des Talents gedient, wogegen durch Beſtellungen, durch großmüthige Belohnung einzelner Werke die ausgezeichneteſten veranlaßt worden ſind. Gehen hierin die Regenten mit dem Beiſpiele voran, ſo wird es ihnen leicht, einen nachahmenden Wetteifer unter den Großen und Reichen zu erwecken. Dann wird es an guten Künſtlern und Werken nicht fehlen. — 14)

---

14) La più favorevole combinazione per le belle Arte, quella chegli Artisti abbian luogo d'operare nell' Arte loro affine di proccaciarsi guadagno é stima. Ció accade quando il Governo construisce e nobilita, senza pericolo di aggravare lo stato, publiche fabriche; quando a tale occasione lascia libero il concorso e quindi l'emulazione degli Artisti; quando permette ai municipy di fare lo stesso senza notabile aggravio dei cittadini, e quando questi stimolati dall' esempio del Governo e del Publico si animano a fare il medesimo.

Die Kunſt in Kupfer zu ſtechen, deren große Fortſchritte in den letzten Zeiten, beſonders ſeit zwanzig Jahren nicht zu verkennen ſind, wenn gleich die Treue oft dem Glanz und der Zierlichkeit geopfert wird, und ihre jüngere Schweſter, die Lithographie, 15) tragen mächtig dazu bei, den Sinn für religiöſe Kunſt zu fördern, den Geſchmack zu läutern und dem Künſtler, dem die Kirchen allmählig wieder Beſchäftigung geben, den Gebrauch trefflicher Vorbilder zu erleichtern. Dieſen Künſten verdanken die beſten Werke der Malerei und Bildnerei allgemeine Verbreitung und Schirm gegen Vergänglichkeit. Die frühern Kupferſtecher ſtrebten nur nach Richtigkeit der Zeichnung. Jetzt iſt das Streben ihrer Kunſt auch auf das Wiedergeben der Harmonie und des vollen Ausdrucks der Farben, des Schattens und Lichtes gerichtet. Der Steindruck eifert ihr glücklich nach. — Indeſſen iſt zum Frommen der Kunſt überhaupt zu wünſchen, daß die Kupferſtecher- und Steindruckkunſt immer weniger von ihrer eigentlichen Beſtimmung ſich entfernen mögen, die darin beſteht, das Gemälde oder Bildwerk dem Geiſt und der Form nach genau darzuſtellen,

---

G. Parini Opere V. 154. — Quand la profession des arts est honorée, quand les grands maitres sont employés et dignement récompensés, il s'en forme toujours asses de nouveaux ; au lieu qu'en multipliant directement les élèves, contre l'ordre naturel des choses, on s'expose á voir une foule d'hommes mediocres corrompre le gout et enlever peut-être au vrai talent les travaux et les honneurs qu'ils devrait seul obtenir. David Recherches sur l'art statuaire. Paris. 1805. p. 169. ꝛc.

15) S. die kurze Nachricht von ihrer Entſtehung und Ausbildung von Speth im Kunſtblatt Nro. 99 bis 103 des Morgenblatts 1820. Dezemberheft von 1825. Nro. 37 u. 38, und Göthe's Kunſt und Alterthum. III. B. 2. H. S. 97. ꝛc.

und den ganzen Werth deſſelben, ſo weit es ohne den Vortheil der Farben oder der äuſſern körperlichen Geſtaltung thunlich iſt, vor's Auge zu bringen. — Erfreulich iſt auch die Nacheiferung, welche die vortrefflichen Darſtellungen der alten, beinah entſchlafenen Freskomalerei unter einigen jungen deutſchen Künſtlern zu Rom erweckt haben, und die ſich bereits in Verſuchen beurkundet, die die Erwartung vollendeter Arbeiten der Art rechtfertigen. 16) Eine treffende Warnung aber gegen eine neue Verirrung vieler Jünger der Kunſt enthalten die gewichtigen Worte (in Göthe's Kunſt und Alterthum V. 128): »das wirkliche Nachahmen der Bilder aus dem Kindesalter der Kunſt bringt entſchiedene große Nachtheile, weil dadurch die in jenen Bildern noch nicht zu findenden Hauptregeln, welche der Kunſt als Grundlage dienen müſſen, auſſer Uebung kommen. Schon ſehen wir ſolche von Vielen vernachläſſigt, und ſollte das Nichtachten derſelben zunehmend weiter fortdauern; ſo dürfte bald von der Malerei im höhern Kunſtſinne uns nur noch die Tradition übrig ſeyn.« Man läuft bei ſolcher Nachahmerei, obgleich ſie

---

16) Einige, freilich ſehr unvollſtändige und noch der Berichtigung bedürfende Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der Malerei in Deutſchland liefert der als Sammler ſo verdienſtvolle Fiorillo im IV. Buche ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den Niederlanden. S. 80 — 160, 190. u. fg., womit die Rezenſion im Tübinger Kunſtblatt Nro. 52, 53 ꝛc. des Jahrgangs 1821 zu vergleichen iſt. Mehr und Geiſtreicheres der Verfaſſer der oben angeführten Anſichten über die bildenden Künſte im dritten Abſchnitte. S. 65 u. fg. nebſt dem Anhang S. 205 u. fg., und Göthe's erſt angeführter Aufſatz. Beachtung verdient auch Manches über die neueſten Kunſtwerke in den Kunſtblättern zum Morgenblatt für gebildete Stände ſeit 1820.

durch den Gegenſatz der theatraliſch-überſpannten Manier der Franzoſen einigermaſſen entſchuldigt wird, immer große Gefahr, die Mängel und Fehler jener alten Schulen ohne ihre Vorzüge ſich anzueignen; gleichwie auch ſo manche Nachahmer des Shakſpear's nur in den Fehlern mit dieſem bewunderungswürdigen Maler der Seelen, ihrer Leidenſchaften und Charaktere eine Aehnlichkeit haben. Iſt doch das Verzeichnen jenen alten Meiſtern leichter abzulernen, als ihre unzerſtörbare Farbenpracht, ihr unermüdetes Ausarbeiten bis in die kleinſten Theile, und der einfältig fromme Sinn, mit welchem ſie ſich der Kunſt widmeten. Was beſonders dieſen frommen Sinn betrifft; ſo iſt er zwar unſern jetzigen Künſtlern recht ſehr zu wünſchen. Aber wer ihn nicht hat, gibt ſeinen Werken vergeblich den Schein und Anſtrich davon. Die Nachahmerei des frommen Sinnes wird eckelhafter, leerer Myſtizismus, der ſeine Hohlheit für Tiefe nimmt. So ſchleicht ſich in die dürrſten Köpfe der Wahn: nicht allein alle Foderungen der Kunſt erfüllt zu haben, ſondern ſogar alles, was ſchon die Begeiſterung der Edelſten geſchaffen, zu überflügeln, wenn ſie irgend einen ſcheinfrommen Gedanken ausſinnen, und dieſen unverſtändlich und dürftig mit Geſtalt bekleiden. 17)

Hier noch ein freundliches Wort an dich, junger Mann, der du, angetrieben von einem innern Genius, welcher dich ſchon anlächelte mit einweihendem Blick, als du geboren wardſt, der ſchönen bildenden Kunſt, und zwar im Dienſte der Religion dich weiheſt. Folg' ihm, dieſem Genius, mit einfältig frommem Gemüthe! Er iſt dir vom Himmel zum Führer beſtellt. Dein

---

17) Solgers nachgelaſſene Schriften u. Briefwechſel. Leipzig. 1826. I. 246.

Beruf iſt ein Prieſterthum. Mithin ſey alles Unheilige ihm fremd! Ungeſchminkte Frömmigkeit, innige Andacht zu dem Göttlichen, weder von Myſtizismus umnebelt, noch von Aberglauben verdüſtert, ſey der Schutzgeiſt deiner Liebe zum Schönen, deines Kunſtbeſtrebens nach würdiger Darſtellung deſſelben! Mißtrauend vermeide die Zauberketten, die ſich unvermerkt um den Geiſt und die Hand des Kunſtjüngers winden, im Gefolge von *falſchen Propheten der Kunſt!* Es gab ihrer zu allen Zeiten, und in ihren Worten und Werken liegt für den Argloſen eine beſonders täuſchende Kraft, die daher rührt, daß ſie, einzelne Wahrheiten mit vollem Glanze beleuchtend, die andern aber künſtlich in Schatten rückend, die Wahrheit als ein Ganzes in ein zauberiſches Helldunkel hüllen, das jede klare Anſicht verhindert. Die Täuſchung, die Verirrung wird Mode, und macht ihre Urtheile durch *Lob*geräuſch geltend. Deswegen iſt der Künſtler, der nur für die Bewunderung (ſeiner Zeitgenoſſen) arbeitet, kaum noch der Bewunderung werth. 18) Aber hüte dich auch dem *Gefühl*, ſo ausnehmend viel auf daſſelbe in Kunſtſachen ankömmt, dich ganz zu überlaſſen. Es könnte dich leicht zu *Uebertreibungen*, die den Effekt gewaltſam erzwingen wollen, oder zu einer *Manier*, die die Blößen mit trüglichem Schein zu verdecken ſucht, verleiten, oder dir gar für das *Gemeine*, das *Niedrige* Geſchmack einflößen. Das Studium muß dein Gefühl läutern und leiten, und berichtigen, damit es nicht vom Schönen und Wahren abirre. — Halte dich zwar vor Allem an die *Natur*; Sie ſey deine erſte Lehrerin! Hat aber dein Aug' und deine Hand gelernt, mit Sicherheit den Zügen der Urbilder, welche die Natur dir darſtellt, zu folgen und ſie nach-

---

18) Forſter kleine Schriften. I. 12. ꝛc.

zubilden, dann gehe zur Betrachtung der Kunſtwerke über; vor allen der antiken! Die Natur wird auch hier deine Beurtheilung am ſicherſten leiten. Doch wirſt du an den Meiſterwerken der Alten bei ſchärferer Vergleichung Schönheiten entdecken, die über die Natur ſich erheben, — dein Schönheitsſinn wird ſich durch ihre Betrachtung veredeln. — Nicht ſo ſehr nach den großen Meiſtern, als gleich ihnen ſtrebe dich zu bilden. Spähe und forſche nach den Wegen, auf denen ſie zum hohen Ziele gelangt ſind, und, haſt du Muth, ſo ſchlage dieſelben ein, wie ſie, und laſſe nicht davon ab! — Aber gerade an den größten Meiſterſtücken der Kunſt ſind die (oft genialen) Fehler das, was am täuſchendſten und wahrhaft verführeriſch zur (leichten) Nachahmung anlockt. 19) Was man jedoch dem genialen Meiſter billig nachſieht, wird man dem Nachahmer nimmer verzeihen. Um das Urbild vollkommen zu erreichen, wird das Genie des Meiſters erfodert. Mache daher den Anfang deiner Kunſtbetrachtungen bei den erſten rohen Verſuchen, in denen die entſtehende Kunſt ſich geübt, und ſteige dann ſtufenweiſe bis zu den Werken aufwärts, an denen das Siegel der Vollendung ſtralt. In den Ueberbleibſeln der byzantiniſchen Kunſt, in den Gebilden der Florentiner Cimabue, Giotto, Maſaccio u. ſ. w., in denen der Deutſchen Wohlgemuth, Martin Schön, Albrecht Dürer, Lukas v. Leyden, Lukas Kranach und ihrer noch älteren Vorgänger wirſt du erſehen, wie weit ſie, bei großen Anlagen, hinter der ſchönen Natur, und noch mehr hinter dem Ideal zurückgeblieben. Nun mögen dir aber auch die vorzüglichſten Meiſterwerke, welche jenſeits der Alpen Fra Bartholomeo, Leonardo da Vinci und der himmliſche Raphael, dieſſeits die Joh. van Eick,

---

19) Decipit exemplar vitiis inimitabile. Horat. Ep. I. 19.

Hemmeling und Schoréel, ans Licht geſtellt, anſchaulich machen, auf welche Höhe die Kunſt ſich erſchwingen könne durch geniales, ſinniges Studium der Natur ſowohl, als des Ideals! Wenn du hernach wieder herabſteigſt zur Betrachtung der Werke, hier eines Tibaldi, Julio Romano, Sabbatini, Baroccio, Primaticio, Procaccino, Zucheri, Carravaggio, Baſſano, Paul Veroneſe, Berettini, Lukas Giordano und Solimena, dort eines Hemskerk, van Mander, Breughel, Rembrandt und Rubens; ſo biſt du ſchon zum voraus gegen die Bezauberung durch einzelne glänzende Seiten ihres Kunſttalents geborgen. Du wirſt jetzt zum Studium der Werke des an Lieblichkeit unübertroffenen Correggio, der Caracci, des Guido, Albani, Dominichino, Lanfranko, und Titian, dann eines Guercino, van Dyk, Maratti, Le Sueur, Nik. Pouſſin und Mengs ſchreiten können, ohne Gefahr, ihren Genius zu vergöttern. Die höchſt achtbaren, ausgezeichneten großen Verdienſte ihrer geiſtvollen, zum Theil genialen Werke um einzelne Theile der Kunſt, anerkennend, Verdienſte, welche nur ein blinder Partheigeiſt abläugnen kann, wirſt du doch die Spuren mancher Abweichung von der Natur und dem Ideal nicht überſehen, welche die Frucht bald eines zu vorherrſchenden Strebens nach Natürlichkeit, bald der zu ſclaviſchen Nachahmung der Antike, bald aber auch einer jener Verirrungen des Schönheitsſinnes ſind, die oft blos von der Begierde ſich auszuzeichnen veranlaßt werden. Die Wahrnehmung, die Erkenntniß alles deſſen wird dich verhindern, im Streben, dieſe herrlichen Meiſter nachzuahmen oder gar zu übertreffen ins Reich manierirter Zierlichkeit oder Großartigkeit auszuſchweifen; ſie wird dich vielmehr mit verjüngter Begeiſterung zu dem gleichſam göttlichen, weil in der Vereinigung aller großen Eigenſchaften einzigen Raphael, zu der ewig ſchönen Natur und zu den idealen Gebilden der alten Plaſtik zurückführen. — Durch die Widerſprüche in den Urtheilen der Kunſtrichter laß dich nicht verwirren! Durch dieſes Irrgewinde wird jenes Dreigeſtirn dich am ſicherſten hindurchführen. Du ſelbſt enthalte dich der Ausübung des Zenſoramtes, da du noch kaum Schüler geworden! An allen Kunſtwerken ſuche am eifrigſten das Schöne und unter dem Schönen das Schönſte zu erkennen! Vergleiche aber, möcht' ich rathen, mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit im Ganzen und im Einzelnen die Meiſterwerke der Andern mit denen von Raphael, und du wirſt in der Wahl deines Vorbilds nimmer zweifeln und zagen. Nachdem der ganze Kreis der bedeutendſten Beſtrebungen und Verirrungen der Kunſt vor dir vorübergegangen, wird dir das Vollendete im vollen Glanz' erſcheinen, und, fühlſt du dich bei ſeinem Anſchauen zu einer edeln, freien Nacheiferung ermuntert, ſo wird es dir auch die holde Beſcheidenheit einflößen, die die Mitgift der ächten Virtuoſität iſt, und aus dem Bewußtſeyn der mannigfaltigen Schwierigkeiten entſteht, die das Ziel der Vollkommenheit umgeben. Wenn du dann noch manchmal zur Betrachtung der beſten Bilder der florentiniſchen und altniederländiſchen Schulen zurückkommſt, um deine Seele an ihrer reinen Gemüthlichkeit, an ihrem hohen Ernſt, an ihrer innig frommen Andacht zu erquicken; ſo wird deiner Seele mancher treffliche Zug ſich einprägen, ohne Gefahr von den Foderungen der Korrektheit oder des Ideals hinweggelockt zu werden. Und ſo möchte denn der Gang deiner Kunſtausbildung dem entzückenden Traum des Jakob zu vergleichen ſeyn, vor welchem auf einer Leiter, die auf der Erde ſtand und bis in den Himmel reichte, Gottes Engel auf und nieder ſtiegen. Zu oberſt war Gott. Das Göttliche ſey das Endziel alles deines Beſtrebens! Zwar lang iſt der Weg der Kunſt und kurz das Leben; aber ein kräftiges Gemüth und eine beſonnene Beharrlichkeit hat von jeher alles Große gewirkt, und alles Schwierige überwunden, wenn anders der Segen des Himmels die Kraft des Genie's dazu verliehen hat. 20) „Was du dann mit heiliger Hand bildeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen; du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut; einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt!“ 21)

---

20) Kunſtblatt 1823. Nro. 44. S. 174.

21) Fr. Schiller der Genius. Cum ars summa sit, ingenium tamen ultra artem est. Plin. lib. XXXV. C. 36.

Zweite Abtheilung.

Von unſern vorzüglichen Muſterbildern für den Kirchengebrauch.

Erſter Abſchnitt.

Von den einzelnen Haupterfoderniſſen chriſtlicher Bilder und von ihren Verſtößen gegen die Würde der chriſtlichen Religion, die Zeitrechnung, die Ortsverhältniſſe, das Coſtüm und die Wahrheit.

Durch die Menge von berühmten maleriſchen Darſtellungen aus der chriſtlichen Religionsgeſchichte wird die Auswahl des Schönſten, Beſten und Zweckmäſſigſten nicht wenig erſchwert. Oft befriedigt in einem Bilde manches Einzelne, nicht ſo das Ganze. Der Glanz einer kräftigen und harmoniſchen Färbung 1)

---

1) Lanzi (franz. Ausgabe. III. 282.) macht die ſehr richtige Bemerkung: daß die Kunſt ſchöner und kräftiger Färbung lange durch mündliche Ueberlieferung der Meiſter, auf die Schüler ſich fort-

ſchöne Rundung der Formen, meiſterhafte Verkürzungen, zauberiſches Helldunkel, gefällige Gegenſätze von Licht und Schatten u. d. gl. tragen zwar viel zur Vollendung eines Gemäldes bei, gehören aber doch mehr zu ſeinem Körper als ſeiner Seele. 2)

---

gepflanzt habe; ſeitdem aber dieſe Ueberlieferung aufgehört, laufe man jetzt beinahe ſchon zwei Jahrhunderte nach der Methode der guten Coloriſten, ohne ſie zu erreichen.

Die Bemerkungen, welche Leſſing aus des Jeſuiten Franz Lana (geſt. 1684.) Prodromo zu dem Werke Magisterium Naturæ et Artis in ſeine Kollektaneen zur Literatur unter dem Artikel Colorit aufgenommen hat, verdienen Beachtung; vorzüglich dasjenige, was er von der verſchiedenen Wirkung der Farben nach der Lage, in welche das Gemälde zum Lichte kommt, vorbringt. Franz Lana war ſelbſt Maler. Aber Füßlis Lexikon gibt keine Nachrichten von ihm und ſeinen Werken. — Sehr geiſtvoll und lehrreich iſt auch, was Göthe in ſeiner Farbenlehre in der ſechsten Abtheilung des I. Thl. S. 758 fg. ſagt, und im II. Thl. S. 350. fg., die Geſchichte des Colorits ſeit Wiederherſtellung der Kunſt. Treffend wahr iſt Göthe's Aeußerung. S. 336. „Es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht." Das Beſte, was bisher über die Aneignung einer guten Farbengebung geſagt worden, ſind vielleicht die Bemerkungen von Mengs, deſſen eigene Bilder die Vollendung der Zeichnung und des Colorits in hohem Grade vereinigen, in ſeinem praktiſchen Unterricht von der Malerei. Man ſehe auch, über das Erzielen eines guten Colorits, die Schrift: Jak. Roux Die Faben. Ein Verſuch über Technik alter und neuer Malerei. Heidelb. 1824.

2) Wenn daher Cochin Vojage d'Italie II. 184. ſagt: le vrai charme de la peinture est le colorit, l'harmonie et l'accord général du tableau; ſo iſt dies in Hinſicht des ſinnlichen Eindrucks ganz richtig; aber wie könnte ſich, zumal bei chriſtlichen Bildern ihr Werth hierauf beſchränken? Derſelbe ſagt (III. 157.): das ſchöne Colorit und das Verſtändniß des Helldunkels entſtehe von der Angewöhnung,

Auch kann ein Bild von großer äſthetiſcher Schönheit ſeyn, und dennoch eignet es ſich für die Aufſtellung in Tempeln wenig oder gar nicht. Ein anderes verdient dieſe Ehre wegen der großen, edeln Idee und ſchönen, geiſtvollen Zuſammenſetzung in hohem Grade, obgleich die Ausführung des Kunſtwerks im Einzelnen gerechter Tadel trifft. In einem dritten zeichnen ſich einzelne Figuren als Muſterbilder für den Kirchengebrauch beſonders aus, wenn ſchon das Ganze ihm nicht geziemt. Dieſen Unterſchied hat man in dieſem Werke zu beobachten und zu bezeichnen geſucht. Uebrigens iſt der Kreis der hier beſchriebenen oder angerühmten Bilder auf das in irgend einer Beziehung anerkannte Vorzügliche beſchränkt, dem die Anführung von Bildern des zweiten Ranges nur zur Folie dienen ſoll. Wo es möglich war, ſind die beſten Kupferſtiche, die nach jedem Bild erſchienen, angegeben.[3] Die

---

die Natur nur mit ihren Wirkungen von Farben, Rundung, direkten Lichtern und Wiederſcheinen aufzunehmen. Durch lange Praktik der Farbenmiſchung könne ſo die Technik allmählig zum Ausdruck der Empfindung gelangen, welche der Anblick der Natur erregt. Weil aber der Maler hiebei zu beſtimmte Umriſſe vermeiden muß: ſo kann er freilich leicht in eine Unbeſtimmtheit der Zeichnung verfallen. Bei manchen guten Coloriſten iſt dies wirklich der Fall, wogegen die dem Plaſtiſchen ſich zuneigenden Maler bei der beſten Zeichnung ſchlechte oder mittelmäßige Coloriſten ſind. — Für Kirchenbilder iſt allerdings ein ſchönes harmoniſches und dauerhaftes Colorit um ſo wichtiger, weil ihr Eindruck vorzüglich von ihm abhängt, und ohne ihn die trefflichſte Compoſition und Zeichnung für die meiſten Beſchauer verloren geht.

[3] Man laſſe übrigens nie auſſer Acht, daß das ganze, allſeitige Verdienſt der Gemälde nur aus der Anſicht dieſer ſelbſt, und, was Zeichnung und Charakterausdruck betrifft, aus Originalzeichnungen und Cartons der Meiſter ſelbſt, gewöhnlich alles weit

Beſchreibungen und Beurtheilungen ſind theils unſern beſten Kritikern entnommen, theils nach eigener Beobachtung entworfen; mehrentheils freilich nur mit den Hauptzügen, weil dieſe dem Zweck genügen. Selten iſt ein Tadel ausgeſprochen, ohne daß zugleich das Schöne lobend anerkannt wäre. Beſonders wichtig ſchien es, das Unterſcheidende in der Compoſition verſchiedener Bilder des nämlichen Gegenſtandes bemerklich zu machen. Nicht von allen bedeutenden Scenen der evangeliſchen Geſchichte ſind Vorbilder nahmhaft gemacht, weil mir von mehrern keine bekannt ſind. Noch bleibt den Künſtlern ein großes Feld zur Nachleſe. Nur mit Schüchternheit hab' ich manche, obgleich berühmte Gemälde, und doch wohl eher noch zu viele, als zu wenige, angeführt. Vielleicht wird man ſich auch für die Trockenheit ihrer Aufzählung oft zu wenig durch Reize der Darſtellung entſchädigt finden. Aber die ausführlichſten Beſchreibungen wären gleichfalls unzureichend, und würden überdies leicht ermüden. Man wird endlich die zu große Sparſamkeit ausführlicher Kritiken tadeln. Allein auch die Schätzung der Kunſtwerke, noch mehr als die der Bücher erfährt den Wechſel der Meinungen und des Geſchmacks. Oft fließen an einem Kunſtwerke Jahrhunderte hin, bis ſeine Vorzüge recht erkannt und gewürdigt, und ſeine Mängel und Fehler entdeckt werden. Daher die Einſeitigkeit und die Verſchiedenheit der Urtheile in verſchiedenen Zeiten. Man hat in dieſem Werke geſtrebt, nur ſolche Urtheile aufzuſtellen, welche die Beſtätigung der Nachwelt hoffen dürfen. 4)

---

minder aus Kupferſtichen beurtheilt werden könne. Das Malen blos nach Kupferſtichen gewöhnt zu einer ängſtlichen, kleinlichen Manier.

4) Bei der Aufzählung der Kunſtwerke iſt man nicht ſtreng der Zeit-

Einzelne Meiſter, wie Raphael, Dominichino, Albr. Dürer und Pouſſin haben für ſich allein in einer Reihe von Gemälden eine Bilderbibel geliefert. Aber der nämliche Gegenſtand iſt oft von vielen Meiſtern, wenn auch nicht gleich vortrefflich, doch preiswürdig dargeſtellt worden.

Wohl kein Kunſtwerk iſt über allen Tadel erhaben. Die meiſten tragen Spuren der Zeit und Oertlichkeit, die übrigens nicht durchgehends Rüge verdienen. Je größer das Genie, deſto mehr iſt es Verirrungen ausgeſetzt. Merkt man doch zuweilen ſelbſt dem in poetiſchem Sinne göttlichen Homer es an, ſein Genius ſey für Augenblicke gleichſam eingeſchlummert. Auch die Sonne hat ihre Flecken. Indeſſen bleibt es gewiß: je vollendeter ein Werk iſt, deſto mehr gewinnt es, wenn man es von allen Seiten prüft, beleuchtet und durchforſcht.

Wahrheit und Schönheit in den Formen und im Ausdruck muß man von jedem Werke der bildenden Kunſt fodern. Dieſe Foderung iſt unerläßlich. Nicht minder weſentlich iſt die einer gewiſſen Einheit und Harmonie des Ganzen. Die Wahrheit bezieht ſich vorzüglich auf die Perſonen, die Handlungen, die Charaktere und den richtigen und lebendigen Ausdruck; die Harmonie mehr auf die Stellung, Verhältniſſe und Farbengebung. Eines der größten Verdienſte jeder bildlichen Darſtellung iſt, daß Alles, was den Geiſt und das Gemüth anſpricht, zuſammenſtimme, daß Alles von Einem Punkt, Einer Abſicht auszugehen und dahin zu zielen ſcheine.

Eine Perſon und eine Haupthandlung muß vorherrſchend

---

folge gewiſſer Schulen gefolgt, weil eine ſolche Claſſenordnung in Kunſtſachen nicht ſo wichtig iſt, als in der Pflanzen- und Mineralienkunde.

die Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und alle übrigen Perſonen, Handlungen und Umgebungen dazu dienen, den erwünſchten Eindruck jener Einen Perſon und Haupthandlung zu unterſtützen. Alles, was in die Handlung Verwirrung bringt, was ihrer Verſtändlichkeit Abbruch thut, ſchadet dem Ausdruck des Gemäldes. Nichts iſt hierin ſtörender, als ein Ueberfluß von Perſonen oder auch von Verzierungen. Vor jeder Ueppigkeit, jedem Luxus der Art hüte ſich die Phantaſie des Künſtlers! Was immer den Hauptausdruck nicht fördert, iſt ihm in der Regel hinderlich. [5]) Ferner muß der Beſchauer jede der Hauptperſonen auf den erſten Blick von den andern unterſcheiden können. Aehnlichkeit zwiſchen den Phiſiognomien und Stellungen wirkt auch ſelbſt bei den Nebenperſonen nachtheilig, weil ein vorzüglicher Reiz wie der Natur ſo auch der Kunſtwerke in der Mannigfaltigkeit beſteht. Iſt aber ein Bild in Beziehung auf den Ausdruck der Figuren wirklich vollendet; ſo macht es doch erſt dann den vollen Eindruck, wenn auch unter den materiellen Beſtandtheilen des Kunſtwerkes ſich ein Ebenmaaß und Einklang zeigt, wenn alles in der Anordnung in einander greiſt, wenn die Gruppen in gefällige Geſtalten ſich bilden, wenn eine die andere hebt, wenn ein Ton, ſey es der Trauer oder der Freude, des Ernſtes oder

---

5) In manchen ſonſt herrlichen Bildern von Paul von Verona, von Tintoretto und von Peter von Cortona findet ſich ein großes Mißverhältniß zwiſchen der Haupthandlung und den Beiwerken. — In den großen Gemälden des Peter von Cortona herrſcht eine Meiſterhaftigkeit in der Luftperſpektive, die ihnen einen beſondern Zauber verleiht. Aber die Leichtigkeit und Eleganz ſeiner Manier, die den Ideen einen weiten Raum gab, artete bei ſeinen Schülern immer mehr in Nachläſſigkeit aus. Ihre Werke machen Effekt, aber ſie halten die Prüfung nicht aus.

der Demuth, des Schreckens oder der Sehnſucht u. ſ. w., durch das Ganze herrſcht, wenn die Farbentöne ſich lieblich und freundlich verſchmelzen, wenn nichts Schreiendes, Unpaſſendes, Mißſtehendes das Auge beleidigt, und den Eindruck des Ganzen ſtört. Ueberhaupt darf die Mannigfaltigkeit der Einfachheit nie Abbruch thun. Dieſe iſt das große Geſetz wie der ſchönen Natur, ſo auch der ſchönen Kunſt. Wie in ſchönen Landſchaften, ſo ſehen wir auch in ſchönen Figuren Viel mit Wenigem angedeutet oder ausgedrückt. Die weiſe Beobachtung dieſer Regel ſetzt freilich im Gefühl, im Aug und in der Hand des Künſtlers Meiſterhaftigkeit voraus. Sie gehört aber weſentlich zum Gepräge der Vollendung. Daher erfodert auch das zweckmäſſige Anbringen von Epiſoden großen Scharfſinn. Denn ſie müßen immer der Haupthandlung untergeordnet bleiben, und ſie mehr hervorheben. Ihre Verbindung mit der Haupthandlung muß klar und einleuchtend ſeyn.

Hierin, wie auch in Allem, was die Wahrheit des Ausdrucks aller Perſonen, beſonders in großen Darſtellungen betrifft, findet der Maler nirgend ſo viele, nirgend trefflichere und lehrreichere Vorbilder als in den Werken des Raphael. Hier ſieht man Perſonen aus allen Zeiten, von jedem Alter, in den verſchiedenſten Lagen. Es iſt keine Leidenſchaft und kaum eine Stimmung oder Bewegung des Gemüths oder ein Charakter, den Raphael nicht in mancherlei Abſtufungen und Schattirungen geſchildert hätte. Dabei weiß er mit dem feinſten Gefühl jeder Perſon in Lage, Stellung, Miene, Geberde, Bewegung, Kleiderwurf u. ſ. w. den Ausdruck zu geben, der dem Eindruck entſpricht, welchen der nämliche Gegenſtand, die nämliche Handlung auf Jeden machen ſoll. Daher die große Einheit, die wunderbare Zuſammenſtimmung in ſeinen umfaſſendſten Compoſitionen. Auch ſeine

Epiſoden ſind natürlich herbeigeführt, finden in der Hauptſcene ihr Motif, und dienen dazu, dieſe beſſer ins Licht zu ſetzen. Immer hat in ſeinen Bildern der Hauptgegenſtand und die Hauptperſon den Vorzug. So ſtehen auch alle Gruppen im rechten Verhältniſſe zur vornehmſten. Der Ausdruck in ſeinen größern Gemälden gewinnt vorzüglich durch eine wohlüberlegte Miſchung von Ruhe und Bewegung mit genauer Rückſicht auf den Charackter und die Beſtimmung jeder Figur. Seine größte Meiſterhaftigkeit zeigt ſich darin, die innern Bewegungen der Seele an den Tag zu legen. Eine Empfindung der Seele ſetzt alle ſeine Figuren in Bewegung. Wenn er, ſagt Mengs, 6) eine von ſeinen Figuren ſprechend vorſtellt, ſo ſieht man in ihrem Geſicht, ob ſie ohne Affekt und mit Bedacht redet oder mit Heftigkeit; der denkende zeigt, wie ſtark er denke. Aus den Geſichtszügen einer jeden Figur kann man unterſcheiden, ob die Leidenſchaft, die ſie bewegt, kaum angefangen hat, ob ſie aufs höchſte geſtiegen iſt, oder ob ſie ihrem Ende ſich nähert. Il cor negli occhi e nella fronte ha scritto. (Petrarca.)

In allen Kunſtwerken, die eine Geſchichte darſtellen, muß der Ausdruck ganz vorzüglich von ſprechender Wahrheit ſeyn. Denn der wahre Ausdruck iſt hier der Hauptzweck, und ſelbſt die Schönheit in Stellung, Umriſſen und Geſtalten muß der Wahrheit untergeordnet werden, ohne welche das Bild einer Schrift gleicht, deren Sinn ungewiß und zweifelhaft iſt. Doch ſollte in den chriſtlichen Bildern wie in den Darſtellungen der Götter und Heroen von griechiſchen Künſtlern die Schönheit, vorzüglich die ſittliche, ſtets die Zunge an der Waage des Aus-

---

6) Hinterlaſſene Werke. Halle. 1786. II. 78 fg. Vergl. 183 fg., und Lanzi franzöſiſche Ausgabe. II. 92, 93.

drucks ſeyn,[7] das heißt, unbeſchadet der Wahrheit des Ausdrucks bleibe jede Verzerrung, alles Gräßliche, alles Eckelhafte vermieden und auch der Ausdruck des Schmerzens oder der Leidenſchaft ſey dergeſtalt gemäßigt, daß der Schönheitsſinn nicht beleidigt werde. Demnach ſind die auf einem Irrwege, die da lehren, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, der Leidenſchaften ſolle oder dürfe in den Bildern bis zur äuſſerſten Grenze der Möglichkeit getrieben werden. Doch verfalle der chriſtliche Künſtler auch nicht aus Scheu vor dem Unſchönen in die Manier einiger griechiſchen Künſtler, z. B. der äginetiſchen, die dem fallenden, ſterbenden Kämpfer das nämliche Lächeln gaben, wie dem obſiegenden.[8]

Eine religiöſe Darſtellung muß vor Allem das Gefühl anſprechen. Der Mangel an dem Zauber, der dies bewirkt, verräth die Unkraft des Künſtlers. Ein ſolcher hat die Weihe nicht. Seine Werke ſind gleichſam Sünden wider den heiligen Geiſt, die nicht können vergeben werden. Der ächte Künſtler muß tief in die Geheimniſſe der Natur eingedrungen ſeyn, oder vielmehr dieſe muß für ihn wie die Geliebte für den Geliebten keine Geheimniſſe mehr haben. Er muß nicht nur ihrer Sprache; auch ihrem Schweigen Bedeutung zu geben, er muß allen Dingen Leben und Beredtſamkeit einzuflößen wiſſen. Alle Räthſel der Natur und des Gemüths muß er anſchaulich zu löſen verſtehen. Uns (Menſchen) ſoll er vorzüglich den Menſchen nach dem Leben ſchildern, doch ſo, daß er uns zur Erhebung ermuntere, und vor der Erniedrigung warne, indem er des Menſchen Würde im vollen Glanze, ſeine Verirrungen aber, im Gegenſatze mit ihr, mit Wahrheit, doch ohne Hohn und ohne Uebertreibung zeige. Was hier von dem chriſtlichen Künſtler geſagt iſt, gilt auch von dem Beſchauer ſeiner Werke. Dieſer lebt mit Guido's oder Correggio's heiliger Familie, oder mit Raphaels Verklärung oder mit Leonardo da Vinci's Abendmale noch nicht ganz befreundet, wenn er in ihren Gemälden blos die Richtigkeit der Zeichnung, den Ton des Colorits, die Schönheit der Formen und die Kraft des Ausdrucks vollſtändig aufzufaſſen und gründlich zu beurtheilen verſteht: es waltet in dieſen Bildern noch ein Leben des Geiſtes, welches in Worten unausſprechlich, nur für den religiöſen, mit Andacht beſchauenden Kunſtſinn vorhanden iſt. 9)

---

[7] Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. I. 4. S. 168.

[8] S. über die äginetiſchen Statuen in München die Abhandlungen von Wagner und Schelling.

Unnachſichtlich iſt die Foderung an jeden Geſchichtmaler: daß ſein Bild den Gegenſtand mit voller, unverkennbarer Wahrheit, in einem das Gemüth anziehenden Geſichtspunkte, mit Formen, die dem Schönheitsſinn genügen, vor's Auge bringe. Dieſe Wahrheit muß eben ſo gut in der Poeſie des Künſtlers (ſeiner Ausſchmückung oder Verklärung der Thatſache), als in ſeiner Proſa (der bloßen Darſtellung der wirklichen Thatſache) ſich zeigen. So groß und vielfältig die Schwierigkeiten ſind, mit denen er hier zu kämpfen hat, ſie verdoppeln ſich noch bei den chriſtlichen Bildern. Denn ſie ſollen das Höchſte der geiſtig-ſittlichen Welt auf eine das Herz dafür ſtimmende und einnehmende Weiſe anſchaulich machen. Iſt es dem Geſchichtmaler überhaupt für ſein Gelingen weſentlich, daß er ſich von dem Bezeichnenden der Perſonen, von ihrem Charakter und

---

9) Feßlers Reſultate ſeines Denkens und Erfahrens. Breslau. 1826. S. 17.

von der Seele und dem Zuſammenhang der Handlung ganz durchdringen laſſe, wie ſehr muß nicht erſt der chriſtliche Bildner darnach ſtreben! Zwar ſind die bibliſchen Figuren und Vorgänge höchſt einfach, ſo wie deren Erzählung. Allein gerade ihre Einfachheit erhöht die Schwierigkeit einer befriedigenden Darſtellung. Sie ſprechen weniger die Sinne an, als die Scenen aus den Heldenſagen und der Götterlehre im Homer, in Ovids Verwandlungen, im Virgil u. ſ. w. Um ſo mehr muß der chriſtliche Künſtler von dem Geiſt der Geſchichte, die er vergegenwärtigen will, erfüllt ſeyn, und ein klares, lebendiges Bild davon ſeinem Gemüth eingeprägt haben. Gelehrte Forſchungen werden ihm hiezu minder behilflich ſeyn, als die Auffaſſung des Ganzen und des Einzelnen mit ſchlichtem, unbefangenem, einfältigem Sinn. Die chriſtliche Kunſt ſoll ſich zur heidniſchen und überhaupt zur profanen verhalten, wie die Predigt des Evangeliums zur weltlichen Beredſamkeit der Griechen und Römer. Dieſe war blos auf Ueberredung für ein Intereſſe der Gegenwart berechnet; jene beabſichtet Ueberzeugung von ewiger Wahrheit und Geſinnungen, deren Frucht das ewige Leben iſt. So ſollen auch die chriſtlichen Bilder nicht ſo ſehr zu den Sinnen ſprechen, als zum Gemüth. Dieſes anzuregen, zu reinigen, zu veredeln, es für Wahrheit und Tugend zu begeiſtern, ſey ihr Zweck, nicht die Ergötzung der Sinne, nicht eine flüchtige Unterhaltung, nicht das bloße Wohlgefallen des kritiſchen Kunſtkenners. Nur deshalb ſollen ſie gefallen, um heilſam auf das innere Leben zu wirken. Sonſt wären ſie bei allem Gefallen unnütze Prediger in der Wüſte, und würden in der Kirche mehr zerſtreuen als erbauen.

Zur vielſeitigen gründlichen Ausbildung wird es indeſſen dem Kirchenmaler dienen, wenn er ſein Studium nicht blos auf geiſtliche und religiöſe Bilder beſchränkt. Er ſtudiere auch die beſten Gemälde aus der Profangeſchichte. Ihre Charakteriſtik, ihr Ausdruck, ihre Handlung, wie auch ihre Beiwerke werden ihm viele Vorbilder darbieten. Nur ſey er ſtets bedacht, den Geiſt zu gewahren und recht in's Auge zu faſſen, der ein jedes religiöſe Bild, ſey es auch in vielem Einzelnen einem analogen profanen verwandt, auszeichnen muß.

In Hinſicht der hiſtoriſchen Wahrheit iſt die Stellung des Geſchichtmalers, und vorzüglich des chriſtlichen, von dem des Dramatikers weſentlich verſchieden. Der Letztere hat in Allem, was nicht die Charaktere berührt, große Freiheit, von der hiſtoriſchen Wahrheit abzuweichen, wenn er nur die Charaktere getreu und wahr, obgleich verſtärkt, verſchönert, verklärt, darſtellt, und überhaupt gegen die Wahrſcheinlichkeit ſich nicht verfehlt. Dem chriſtlichen Bildner hingegen kann ſolche Freiheit nicht zugeſtanden werden. Seine Erfindung erlaubt zwar in Hinſicht einer Menge von Nebendingen und Zufälligkeiten, wie auch in Hinſicht des Moments der Handlung und ihrer Ausdehnung und Zuſammenſetzung der Perſonen viele Auswahl. Seine Darſtellung muß aber nicht nur die Charaktere, ſondern auch die Begebenheit ſelbſt mit Treue wiederſpiegeln. Vielleicht wäre daher eine beſondere Bibelgeſellſchaft für Künſtler zu wünſchen, damit ihre Bilder die bibliſchen Scenen nicht phantaſtiſch, ſondern nach der Wahrheit ſchildern und behilflich ſeyn mögen, uns über das die Augen zu öffnen, was wir nicht ſehen.

Die theatraliſche Darſtellung taugt überhaupt nicht zum Vorbild für den Geſchichtmaler; am wenigſten für den chriſtlichen. Die nachtheilige Einwirkung eines ſolchen Vorbilds beweiſen manche Werke einer neuen, in vieler Hinſicht verdienſtvollen Malerſchule (von David). Nicht die eigentliche reine Wahrheit iſt das Ziel theatraliſcher Darſtellung, ſondern eine

Illuſion, die über die Wahrheit hinaus geht, und leicht zu Uebertreibungen verleitet, die wohl auf der Bühne Verzeihung erhalten, in chriſtlichen Bildern aber den frommen Eindruck ganz verwiſchen.

In vielen religiöſen Bildern (auch unter denen, die wir im Ganzen oder zum Theil als muſterhaft anführen) kommen Verſtöſſe gegen die **Zeitrechnung** und **Ortsverhältniſſe** vor. Es fragt ſich: ob ſie durchaus unzuläſſig ſind? Daß das **Coſtüm** des Zeitalters beobachtet werde, 10) fodert die hiſtoriſche Wahrheit. Ein gleiches gilt von der **Bauart**, den **Mobilien** ꝛc. — 11)

---

10) Ueber die Beobachtung des Coſtüms geben Anleitung **Bardon** Costume des anciens peuples, 1772, in 6 B., 1784, und 4 B. in 4. mit 360 Abbildungen, deutſch von W. G. **Beker**. Leipzig. 1776. ferner **André Lens** le costume des peuples de l'Antiquité, prouvé par les monumens (mit Zuſätzen und Berichtigungen von G. H. **Martini**. Dresden. 1784.) Eine Menge andrer von der Kleidung, den Wohnungen, dem Hausrath und den Gebräuchen bei verſchiedenen Völkern handelnder Werke ſind angezeigt in **Cigognara's** Catalogo ragionato dei libri d'arte e d'Antichità. Pisa. 1821. I. 268 — 312.

11) Der Künſtler wird mit vorzüglichem Nutzen folgende Werke zu Rathe ziehen:

Niebuhr Reiſe durch Egypten und Arabien. Koppenhagen. 1772. 4. (Mit ſehr genauen Abbildungen von Gebräuchen, Kleidertrachten, Hausgeräthen ꝛc. der Araber.)

Pococke Beſchreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder, aus dem Engliſchen von J. F. Beyer mit Anmerkungen, von Schreber, 3 B. Erlangen. 1791. 4.

J. R. **Jolliffe's** Reiſe in Paläſtina, Syrien und Egypten im Jahre 1817. Herausgegeben von **Roſenmüller**. Leipzig. 1821.

Roſenmüller Anſichten von Paläſtina nach Meyers Original-Zeichnungen. Leipzig. 1810. Qu. Folio.

Buckingham Travels in Palestine, through the Countries

Roſenkränze, Kruzifixe, Scapuliere, Weihwaſſerkeſſel u. d. gl. ſind in Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte durchaus unſchicklich. Das in den bibliſchen Darſtellungen des Mittelalters bis über das fünfzehnte Jahrhundert ſo häufig vorkommende Anbringen der (freilich zum Theil maleriſchen) Trachten dieſer Zeiten wird durch das Vorgeben keineswegs gerechtfertigt, dieſen Meiſtern ſey es ſo geweſen, als habe ſich das herrliche, das wundervolle vor ihren Augen begeben. War es dem Raphael und den größten Meiſtern der italieniſchen Schulen, die dem Coſtüm treu zu ſeyn ſtrebten, nicht auch, und vielleicht in noch höherm Grade ſo? .. Endlich iſt es auch ein billiges Verlangen an den Maler, die Natur ſo zu ſchildern, wie ſie in den Ländern ſich zeigt, wo die Begebenheit vorgieng, die der Gegenſtand des

---

of Bashan and Gilead, east of the River Jordan, including a visit to the Cities of Geraza and Gamala in the Decapolis, with Maps, Plates and Vignettes, 4. London 1822.

J. B. Burkhard Travels in Syria and the Holy Land. 4. London 1822.

The Land of Canaan, geographically and historically described, being a Map of the Land of Canaan and the City of Jerusalem whereinthe most remarkable Occurrences mentioned in the holy scriptures are pointe dont and delineated in their proper places with the several texts that recite them.

Voyage pittoresque en Syrie. Fol. mit Vorrede und Text von Langlés.

Travels in Syria and Mount. Sinai By the late John. Lewis Burkhardt. 4.

Paul Lucas Voyage a la Levante. Fol.

Description de l'Egypte, groß Fol. Paris 1803—1812. (Die architektoniſchen und landſchaftlichen Blätter ſind vortrefflich.)

Wood the Ruins of Baalbeck.

Wood the Ruins of Palmyre.

Gemäldes iſt. 12) — Was aber die Zuſammenſtellung von Perſonen aus verſchiedenen Zeitaltern betrifft; ſo iſt vorerſt unter geſchichtlichen und allegoriſchen oder ſymboliſchen Darſtellungen ein Unterſchied zu machen. In letztern kann eine ſolche Zuſammenſtellung zuläſſig und zum beabſichtigten Ausdruck einer gewiſſen Idee nothwendig ſeyn. In erſtern aber iſt es jederzeit zu mißbilligen, wenn der Künſtler Perſonen von verſchiedenem Zeitalter als Theilnehmer an der vorgehenden Handlung erſcheinen läßt. So iſt es eine Störung der Wahrheit, den heiligen Hieronymus, Auguſtin,

---

Raccolta d'antichità greche e romane ad uso degli artisti disegnate ad incise da Giov. Bignoli. Milano. 1821. K. Lang, die Nationen der Vorzeit, hauptſächlich in dem Zeitraum der Größe von Griechenland und Rom, ihr häusliches Leben, ihre Sitten und Gebräuche, u. ſ. w., in Kupfern dargeſtellt. Leipzig. 1811, 2 Bde.

J. P. Schilchers Auszug aus Johns Archäologie, mit der Aufſchrift: bibliſche Alterthümer für die erwachſene Jugend, Wien. 1810, (gibt auch dem Künſtler über die Gebräuche der Hebräer die nothdürftigſten Auskünfte.)

12) Die heilige Geſchichte geht meiſtens in Gegenden und auf Plätzen vor, die ſehr maleriſch ſind. „Die immerwährenden Ernten des heiligen Landes, die Geſundheit der Luft, ſeine klaren Quellen, ſeine Flüſſe, Seen und unvergleichlichen Ebnen, ſeine Berge und Thäler, alles dies nebſt der Heiterkeit ſeines Himmels beweiſet, daß dieſes Land wirklich ein Feld iſt, das der Herr geſegnet hat (I. B. Moſe, XXVII. 27, 28.) Jolliffe's Reiſe in Paläſtina, S. 79. Der chriſtliche Geſchichtmaler, indem er ſich an die Natur hält, entgeht zugleich dem Charakterloſen, das jedem idealiſchen Landſchaftsgemälde zum Vorwurf gereicht, dem keine beſtimmte Naturgegend zum Grunde liegt.

Bruno oder Bernhard unter den anbetenden Hirten, oder in dem Gefolge der Weiſen von Morgenland, oder unter den trauernden Frauen am Grabe des Herrn zu erblicken. Wie kommt Johann der Evangeliſt oder der Apoſtel Paulus unter die Anbeter des göttlichen Kindes in der Wiege? In dem ausdruckvollen Gemälde des Hanibal Caracci, wo die Frauen den Leichnam Chriſti betrauern, iſt es befremdend, den heiligen Franz v. Aßis hinter der Leiche zu ſehen. Selbſt in dem Bilde Raphaels: die Vertreibung des Heliodors aus dem Tempel würde Julius II., der hier mit ſeinem Gefolge im päbſtlichen Coſtüm, und nicht in dem des Hohenprieſters Onias erſcheint, (dieſen ſieht man vorn betend am Altar) als Zuſchauer dieſes Auftritts ſich übel ausnehmen, wenn die Darſtellung nicht für die päbſtlichen Gemächer, ſondern für eine Kirche beſtimmt wäre. Wofern aber Perſonen von andern Zeitaltern an der vorgeſtellten Scene oder Handlung keinen Antheil nehmen, können ſie dabei als für ſich ſtehende Figuren zuweilen angebracht werden, ohne der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe zu treten. So hat es nichts Unſchickliches, wenn man in Raphaels Darſtellungen der Madonna mit dem Kind in der himmliſchen Glorie, unten den heiligen Hieronymus, Franz v. Aßis, Katharina u. ſ. w. in Ehrfurcht andeutender Stellung, oder wenn man ähnliche Figuren neben dem Thron, worauf das göttliche Kind in den Armen ſeiner Mutter ſich der Anbetung der Welt darſtellt, erblickt. Sobald überhaupt die Hauptſcene im Himmel vorgeht, ſo kann auf der Erde mehreres Ungleichzeitiges zuſammengeſtellt werden, weil vor dem Himmliſchen, Ewigen aller Zeitunterſchied verſchwindet. Solche Zuſammenſtellungen haben aber gewöhnlich einen allegoriſchen oder ſymboliſchen, myſtiſchen Sinn. Wenn die Schutzheiligen einer Kirche oder Stadt vor der Madonna mit dem

Kinde vorgeſtellt werden; ſo drückt dies das Verhältniß der Heiligen zur Gottheit nicht unpaſſend aus, wobei wohl nicht erſt erinnert zu werden braucht, daß die Anbetung an das göttliche Kind, und nicht an die Madonna gerichtet iſt, deren ganze Andacht ſelbſt an dieſes Kind ſich wendet. Wie neben der Madonna mit dem Kinde, ſo können auch vor dem einzelnen Bilde des Gekreuzigten, Patriarchen, Propheten, Apoſtel oder andere Heilige zuſammen eine Stelle finden. Denn jene einfachen Darſtellungen der Madonna mit dem Kinde, des Gekreuzigten u. d. gl. gehören im Grund allen Zeiten an, und ſind gleichſam als ſtralende Mittelpunkte der religiöſen Welt, des göttlichen Reiches, wovon die Heiligen aller Jahrhunderte ausgezeichnete Mitglieder ſind, zu betrachten. Eine gute Gruppirung der Nebenperſonen um ſolch einen Mittelpunkt gibt übrigens erwünſchten Anlaß, die ſchönſten maleriſchen Effekte zu erreichen.

Das Anbringen der Beſteller und Vergaber von Kirchenbildern im Vorgrunde verdient im Durchſchnitt eher Tadel als Lob. Mag dies auch nicht immer der eiteln Begierde ſein Andenken zu verewigen, ſondern auch wahrer Frömmigkeit zuzuſchreiben ſeyn; ſo hat es doch für den Betrachter des Heiligen etwas Störendes.

In vielen alten maleriſchen Darſtellungen aus der Bibel vergegenwärtigen ſich uns die gleichfalls alten mimiſchen Schauſtücke (Myſtères), die Jahrhunderte lang die Stelle des jetzigen Theaters einnahmen. Daher in jenen, wie in dieſen neben viel Einfalt und Gemüthlichkeit ſo viel Unpaſſendes, Ausſchweifendes und Gemeines, das der Würde des Gegenſtandes durchaus fremd iſt. Man gewahrt aber auch in manchen ſpätern Gemälden noch Dinge, die bloßen Sagen, (auch ganz profanen) und frommen Mährchen entlehnt ſind.

Auf einige einzelne Verſtöſſe gegen die Wahrheit, die Zeitrechnung, das Schickliche und das Coſtüm, wird es hier nicht der unrechte Ort ſeyn, aufmerkſam zu machen. — Die Mutter der Zebedäer bittet Chriſtum, ihren beiden Söhnen den erſten Platz in ſeinem Reich einzuräumen. Mehrere Maler, vergeſſend, daß die beiden Brüder Apoſtel waren, haben die Mutter gemalt, wie ſie dem Herrn ein Paar Knaben vorſtellt. — In Gemälden vom jüngſten Gerichte ſieht man zuweilen Maria und die Apoſtel für die Verdammten bitten, als wenn hier noch Fürbitte ſtatt finden könnte. —

Um die unbefleckte Empfängniß Mariä, einen Gegenſtand, der ſich für den Pinſel nicht ſonderlich eignet, mit Anſtand darzuſtellen, zeigen uns mehrere Maler den Joachim und die Anna, wie ſie ſich bei der goldenen Thür des Tempels begegnen und ſich einen Kuß geben, als wodurch Anna ſchwanger geworden; alles nach einem Legenden-Mährchen. Wie weit vorzüglicher iſt die Vorſtellung: Maria in jugendlicher Schönheit und im weißen Unter- und himmelblauen Obergewand (aber nicht in einem durchſichtigen Flor, wie in einem Bilde von Carl le Brün), eine Krone von Sternen um das Haupt, in der Hand eine Lilie, die Füße auf der Erdkugel, um die eine Schlange ſich windet, der ſie den Kopf zertritt, oder auch auf einer Mondſcheibe. Des Rubens Bild, geſtochen von Matth. Bröckens, gehört hieher. Von Murillo ſah ich ein ſchönes im Palaſte Braſchi zu Rom.

Prächtige Kleidung und geſuchter Putz, womit Maria in den Bildern mancher Maler ausgeſchmückt iſt, widerſprechen nicht nur der Wahrheit, ſondern auch der Beſcheidenheit und Demuth der Mutter des Herrn. Je einfacher, edler, ungeſuchter ihr Schmuck und ihr Anzug iſt, deſto beſſer! Virtus nescit ornari.

Zacharias wird oft als Hoherprieſter vorgeſtellt, und doch war er nur ein gemeiner Prieſter; er wird im Allerheiligſten vorgeſtellt, und die Handlung des Rauchopfers geſchah Auſſen vor dem Allerheiligſten; man gibt ihm ein Rauchfaß in die Hand, obgleich das Rauchwerk auf dem Altar brannte. Eher noch könnte er, in der einen Hand ein Gefäß mit Kohlen, in der andern ein Rauchkäſtchen, vorgeſtellt werden.

Die Trauung Mariä wird meiſt im Tempel vorgeſtellt. Dies iſt ein Verſtoß wider die Wahrheit. Richtiger würde die Vorhalle, oder ein Hausſaal zur Scene gewählt. Ein Prieſter in Pontifikalkleidung verrichtet die Zeremonie. Dies iſt ebenfalls unrichtig. Meiſt war es der Vater der Braut, oder auch der des Bräutigams, der ſie einſegnete. Doch möcht' ich ein Prieſtercoſtüm des Einſegnenden deshalb minder tadelhaft finden, weil die Handlung ſelbſt dazu dient, die Heiligkeit der Ehe zu ſymboliſiren.

Peter von Cortona hat in einem ſchönen Gemälde (im Pallaſte zu Toulouſe), die Sybille von Cumä vorgeſtellt, wie ſie dem Kaiſer Auguſt die Geburt des Meſſias verkündigt, und ihm in der Luft eine Jungfrau mit einem Kinde auf dem Arm zeigt; wieder eine bloße Erdichtung.

In den meiſten Gemälden von der Beſchneidung Jeſu wird die Handlung von einem Prieſter, wo nicht gar dem Hohenprieſter verrichtet, obgleich die Prieſter ſich damit nie befaßten. Sie wurde auch nicht im Tempel oder in der Synagoge vorgenommen, ſondern im Wohnhauſe der Eltern. Die Maler verſtoſſen gewöhnlich auch hierin gegen die hiſtoriſche Wahrheit. In der Darſtellung Jeſu im Tempel figurirt oft gleichfalls der Hoheprieſter; ganz irrig. Dies Geſchäft war den gemeinen Prieſtern übertragen. Einige Maler laſſen die Maria hier in reicher Kleidung auftreten, obgleich ſie nur zwei Turteltauben, das Opfer der Armen, darbringt.

Auch im Abendmale von **Leonardo da Vinci** kommt ein Verſtoß gegen die Sitte der Zeit und des Volks vor, indem die Perſonen ſitzend, anſtatt entweder ſtehend oder liegend, vorgeſtellt ſind. Indeſſen läßt ſich Leonardo hierüber rechtfertigen. Auſſerdem, daß das Coſtüm hier unſicher iſt und es ſchwer hielte, in allem Tiſchgeräth u. d. gl. eine genaue hiſtoriſche Wahrheit zu erreichen, wird im Abendmale des Herrn eine Handlung dargeſtellt, die in unſern Kirchen oftmals erneuert wird. Hier iſt es mithin eine Hauptaufgabe des Künſtlers, die Scene den Vorſtellungen der heutigen Chriſten ſo viel möglich näher zu bringen. Dieſer Grund findet hingegen bei blos jüdiſchen Scenen, die bei uns nicht erneuert werden, keine Anwendung.

Sonſt ſchätzbare Gemälde von der Auferſtehung des Herrn zeigen uns die Wächter am Grabe ſchlafend, als ob ſie das Lügenmährchen der jüdiſchen Prieſter und Schriftgelehrten durch die That beſtätigen wollten. In einem Gemälde ſah ich ſogar einen der Soldaten noch über dem Stein, der das Grab zudeckt, ſchlafend hingeſtreckt. Wie widerſinnig!

Selbſt **Raphael** hat ſich Entſtellungen der geſchichtlichen Wahrheit zu Schulden kommen laſſen. Z. B. in ſeinem Gemälde von der Heilung eines Lahmgebornen durch Petrus (Apoſtelgeſchichte III.) iſt jener als ein Mann vorgeſtellt, dem das ganze Bein abgenommen iſt, und der ſich mit einem hölzernen forthilft. In ſeinem Durchgang durch den Jordan iſt dieſer Fluß (nach Art der Antiken) perſonifizirt vorgeſtellt, wie er das Waſſer in ſeiner Urne zurückhält, bis die Iſraeliten durch das Flußbett gegangen. Dieſe Art, das Wunder darzuſtellen, riecht nach der heidniſchen Fabel. In ſeiner Trauung Mariä mit Joſeph (in der Galerie zu Mailand) iſt die Umgebung von angeblichen Mitwerbern um Maria mit Ruthen ohne Blüthe, wovon der eine ſie aus Aerger über ſein Knie zerbricht, einem albernen Mährchen entlehnt, das durch apokryphiſche Bücher verbreitet wurde. Raphaels Johannes in der Wüſte hat ein Tiegerfell um die Lenden, obgleich das Evangelium ſein Gewand beſtimmt als ein rauhes von Kameelhaaren bezeichnet.

Folgende Grundſätze ſcheinen mir von der Art zu ſeyn, daß ſie von keinem Künſtler überſchritten werden dürfen.

Sobald ein Gegenſtand, ein Ereigniß entweder nicht mit leicht erkennbarer Wahrſcheinlichkeit, oder nicht ohne Verletzung des Schicklichen, oder doch nur mit zweideutigem Anſtand vorgeſtellt werden kann, ſollte ſich die Kunſt mit deſſen Vorſtellung gar nicht befaſſen.

Ferner ſollte der Künſtler von jedem Ereigniß, das er darſtellen will, diejenige Seite, den Moment und die Stellung wählen, die am beſten zur Belehrung, Erbauung, Rührung dient, wodurch das Göttliche, das Edle, das Sittlichſchöne am hellſten ins Licht geſetzt wird. Das Gemeine oder blos die Sinnen Anſprechende iſt in geiſtlichen Vorſtellungen ſorgfältig zu meiden.

Endlich gebührt bei allen Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte denjenigen der Vorzug, die in Geiſt und Wahrheit den heiligen Urkunden entſprechen. Von Schilderungen aber, die blos einer ehrwürdigen Ueberlieferung nachgebildet ſind, iſt wenigſtens jeder Zuſatz, jede Ausſchmückung, die von Märchen herrührt, fern zu halten.

Wie ließe ſich hingegen der Rigorismus jener Kritiker billigen, die auch ſolche Verſchönerungen in chriſtlichen Gemälden verdammen, welche, ohne der Erzählung der heiligen Schriften zu widerſprechen, dazu dienen, den geiſtig-ſittlichen Eindruck in frommen Gemüthern zu erhöhen? Warum ſollten z. B. bei dem Kinde in der Krippe nicht Maria und Joſeph in anbetender Stellung, oder auch anbetende Engel vorgeſtellt werden? Warum ſollt' es tadelhaft ſeyn, wenn das Licht von dem Kind ausſtralt? Der Künſtler hat hier nicht die Abſicht, neue Wunder zu erfinden, ſondern nur in der Darſtellung eines Ereigniſſes, in welchem die höchſte Wunderkraft Gottes ſich zeigt, das Göttliche gehörig hervorzuheben. Solche Wunder des Genie's ſind gerade das Höchſte der Kunſt. Eben ſo wenig ſcheint es Rüge zu verdienen, daß in vielen Gemälden die Hirten ihre Ehrfurcht mit Darbringung ländlicher Gaben (Lämmer, Blumen, Früchte ꝛc.) an den Tag legen. Eine in's Kleinlichte gehende Kritik hat von den Künſtlern eine genaue Uebereinſtimmung auch in den Nebenumſtänden gefodert. Dieſe Kritik würde zuletzt alle Kunſtwerke in kalte, trockene Stereotypen verwandeln. 13) Wenn in unweſentlichen Dingen den Künſtlern alle Freiheit der Erfindung und Anordnung benommen würde, wie ließe ſich noch ein geniales Erzeugniß

---

13) **Photius** ſagt in Epist. 64. (ed. per Rich. Montacutium, Londini 1651, p. 118): „Dissimilitudo quæ cernitur inter imagines, non evacuat prorsus imaginis naturam aut veritatem. Non enim tantum per corporis figuram et habitum coloribus exprimitur imaginatum, sed quâdam sui dispositione, congruenti aliqua actione, passionum emphasi, et in locis sanctis dedicatione, inscriptionum expositione, et aliis quibusdam insignioribus symbolis, quæ vel non omnia, aut saltem non e majori parte à fidelium imaginibus abesse debent: per quæ, non minus quam si omnia adessent, in memoriam et honorem imaginati (qui finis est imagines fabrefaciendi) deducemur."

von ihnen erwarten? Mit Recht verlangt die Kritik — Wahrheit und Würde in chriſtlichen Kunſtwerken; aber nicht ſo, daß der Buchſtabe den Geiſt tödten dürfe, ſondern vielmehr, daß der Geiſt in Allem vorherrſche. Durch zu große Knickerei mit den Mitteln der Darſtellung würde die Kunſt ärmlich und froſtig. Soll ſie uns doch in eine ideale Welt hinüberzaubern, und es iſt billig zu bedenken, daß die Malerei ſo wenig, als die Poeſie blos die demüthige Magd der Geſchichte ſeyn ſoll, daß eine gute maleriſche Darſtellung auch Poeſie ſeyn könne (pictura poesis), ja meiſtens, um zu befriedigen, ſeyn ſolle; daß dies ihr Verdienſt noch beträchtlich erhöhe; daß jedoch die Poeſie des Malers zu gleicher Zeit anpaſſend, ſchicklich und verſchönend ſeyn müſſe; 14) daß man mithin den chriſtlichen Maler nicht ſtrenger, als den chriſtlichen Dichter beurtheilen dürfe. 15) Es iſt hier vorzüglich von der Poeſie der Empfindung, des Gefühls die Rede; von der ſchönſten, erhabenſten, von welcher erſt jede andere den rechten Werth erhält. — Eben deswegen iſt es auch dem Maler erlaubt, das Bild einer wichtigen Handlung dadurch zu bereichern, daß er die Andeutung oder Vorbildung ihrer

---

14) Dies wird man z. B. in der Geburt Chriſti von Bened. Caſtiglione, gen. Genoveſe (von ihm ſelbſt geäzt) vermiſſen, wo Maria mit dem Kind in der Ruine eines zierlichen Gebäudes auf Stroh ſitzt, der himmliſche Vater aus den Wolken auf ſie herabſieht, und unter vielen Genien ein ſchwebender Engel (wohl Gabriel?) ſie mit einem Rauchfaß beräuchert.

15) Hierin verſtoßen ſich nicht ſelten die ſonſt ſchätzbaren kritiſchen Anmerkungen über die Fehler der Maler wider die geiſtliche Geſchichte und das Coſtüm. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig. 1772. Das Original iſt gedruckt Paris 1771. II. Vol. Der Verfaſſer heißt De Bure.

bedeutenden Folgen hinein verwebt. Solche phrophetiſche Züge können den Eindruck ſehr erhöhen. Ueberhaupt kann der chriſtliche Künſtler dadurch nicht genügen, daß er das äuſſerlich Geſchehene darſtellt. Sein Werk muß auch den heiligen Sinn, die höhere Bedeutung, den Grund und die Wirkungen aufdecken und lebendig vor die Seele bringen. Allerdings iſt die feurige Phantaſie des bildenden Künſtlers wie des Dichters ſehr geneigt, das rechte Maaß zu überfliegen. Würde aber, um den Mißbrauch zu verhüten, verwehrt, von den Eingebungen einer reinen Phantaſie ſolchen Gebrauch zu machen, der, weit entfernt die *Wahrheit* zu verdunkeln, nur dazu dient, ſie vor des Menſchen Auge zu *verklären*, wie könnte die bildende Kunſt dem Schickſal entgehen, welches neuerlich das *chriſtliche* Lied erfuhr? Wie flach, wie trocken, wie froſtig iſt dieſes nicht geworden, ſeitdem es, ſeinem eigentlichen Element, dem innigen Gefühl entfremdet, nur noch als Widerhall der Ausſprüche des Verſtandes und der Vernunft ertönt; ſeitdem es die Beſtimmung verſchmäht, ein kindlich-einfältiger Ausdruck des Verhältniſſes zwiſchen Menſchen und Gott zu ſeyn; ſeitdem es die erhabene Bilderſprache der Propheten und des Pſalmiſten mit den geſuchten Worten menſchlicher Weisheit vertauſcht hat? Wie das Lied ſoll auch das Bild Herz und Gemüth für die Wahrheit begeiſtern. Wie könnten ſie dies aber, ohne ſich des Organs der Phantaſie, freilich mit genauer Beachtung der Lehren der Religion, zu bedienen? 16)

---

16) Das, was *Platon* den göttlichen Wahnſinn nennt, darf auch dem bildenden Künſtler nicht fehlen, ſollen anders ſeine Werke beſeelt ſeyn, ſollen ſie inneres Leben haben und lebendig ergreifen. Dieſer Wahnſinn, (höhere Eingebung, Inſpiration, afflatus divinus, mens divinior) iſt nach Platons Bemerkung (in S. Phaidros)

Ueberhaupt muß die gemeine Wahrheit gegen die höhern Foderungen der Kunſt zurückſtehen. Dies iſt auch wohl der Grund, warum Leonardo da Vinci in ſeinem Abendmale, Jeſus und die Apoſtel nicht liegend (nach damaliger Sitte), ſondern ſitzend erſcheinen läßt, und daß dieſe Perſonen an eine Seite des Tiſches geſetzt ſind. Denn beide Umſtände bringen der maleriſchen Darſtellung großen Vortheil. Obgleich übrigens das Charakteriſtiſche im Geiſte der Zeiten und Begebenheiten für die künſtleriſche Darſtellung weit bedeutender iſt, als das bloße äußere Coſtüm, und obgleich nur eine geiſtloſe kritiſche Tadelſucht in Nebendingen jede poetiſche Lizenz, wenn gleich ſie den Effekt befördert, unerbittlich verdammt, ſo läßt ſich doch die Anſicht von A. W. Schlegel kaum rechtfertigen, wenn er ſagt: „Die ältern chriſtlichen Maler ſtellen den Heiland, die Jungfrau Maria, die Erzväter und Apoſtel in einer idealiſchen Tracht vor, die untergeordneten Theilnehmer oder Zuſchauer der Handlung aber in Trachten ihres eigenen Volkes und ihrer Zeit. Ein richtiger Sinn leitete ſie dabei. Das geheimnißvolle Heilige ſoll in einer Ehrfurcht gebietenden Ferne gehalten werden, das Menſchliche hingegen iſt nur in der gewohnten (?) Umgebung recht verſtändlich.“ 17) Zwar iſt das Coſtüm des Mittelalters nicht ſo läppiſch, geſchmacklos und albern, als das der letztern Jahrhunderte unter der launichten Herrſchaft der Mode (einer dem

---

mehr Wahrſinn, als die bloße Verſtändigkeit, weil er tiefere Blicke werfen läßt in die Abgründe des Gemüths, in das unſichtbare Triebwerk der Handlungen, in die Geheimniſſe der edlern Menſchennatur.

17) Ueber dramatiſche Kunſt und Literatur. Heidelberg. 1811. II. Th. 2te Abtheilung, S. 45. ꝛc.

Alterthum unbekannten Gottheit). Aber aus welchem Grund ſollten die Figuren der heiligen Geſchichten in ein neueres Coſtüm, oder in ein idealiſch-phantaſtiſches vermummt werden, während das eigenthümliche ſo viel Maleriſches darbietet? Soll denn die Kunſt dem oft ſeltſamen (bizarren) Geſchmack des Haufens, dem vorübergehenden der Zeitgenoſſen ſich anſchmiegen, oder nicht vielmehr ihn läutern und heben? und gehört ein ächtes Kunſtwerk nicht eher der Menſchengeſchichte an, als der ſchnell verſchwindenden Gegenwart, ihren Thorheiten und Vorurtheilen? . .

Indeſſen hat der Maler bei der Wahl des Coſtüms nicht blos auf hiſtoriſche Wahrheit zu ſehen, ſondern ganz beſonders auch auf guten Effekt, auf Schönheit, Schicklichkeit und Anmuth. Es gibt Coſtüme, die zu häßlich, bizarr oder widrig ſind, als daß die Kunſt ihre Aufnahme in ihr Gebiet genehmigen könnte. Das Einfache und Edle hingegen iſt auch hierin immer und überall ſchön, und ihm gebührt daher der Vorzug. Stets ſollte der reine und geläuterte Sinn und Geſchmack des Künſtlers, bei aller ſorglichen Treue und Wahrhaftigkeit in der Darſtellung der Aeußerlichkeiten jedes Zeitalters und Volkes, durchſchimmern, und durch eine gewiſſe wohl überlegte Freiheit kann er nur Lob ſtatt Tadel verdienen. Vergeblich wäre der Verſuch, den verſtändigen Künſtler-Takt in Ausmittelung deſſen, was hier jedesmal das Beſte iſt, durch eine Theorie zu erſetzen.

Cochin (Voyage d'Italie. III. 59 und 154). rühmt die Lizenz des Paul von Verona, der in ſeinen großen Bildern mancherlei altes und neues Coſtüm nach der Eingebung ſeines Geſchmacks vermiſchte, wegen dem herrlichen Effekt und der ſchönen Harmonie des Ganzen, die er dadurch erzielt habe, wie auch wegen der natürlichen Wahrheit der Draperie, die er nicht in dem Grad würde erreicht haben, wenn ſein Pinſel mehr der Phantaſie, als der Wirklichkeit, die er vor Augen hatte, gefolgt wäre. Die größere Schwierigkeit bei Darſtellung alter Coſtüme iſt wahr; aber Raphael und andere haben die Möglichkeit ſie zu überwinden gezeigt. Einige Freiheit wäre jedoch dem Paul Caliari wohl nachzuſehen. Allein er trieb ſie ſo weit, daß bei vielen ſeiner das Auge bezaubernden Darſtellungen der Beſchauer ein Banquet oder eine andere weltliche Scene aus der Geſchichte von Venedig, anſtatt einer aus dem neuen Teſtament zu ſehen glaubt. In Galerien oder Paläſten erregen ſie billig die größte Bewunderung. Aber welchen religiöſen Eindruck kann man ſich davon in Kirchen verſprechen?

Dieſe Betrachtungen führen natürlich zu der Frage: ob und wie ferne die glückliche Ausübung der Kunſt wiſſenſchaftliche und gelehrte Kenntniſſe verlange? Daß ſolche Kenntniſſe dem Maler, beſonders dem hiſtoriſchen großen Vortheil bringen können, beweiſen die Meiſterwerke von Raphael, Leonardo da Vinci, Hanibal Caracci, Nik. Pouſſin und vielen andern Künſtlern des erſten Ranges, Werke, aus denen das Licht des Genie's wiederſtralt. Ihnen aber waren dieſe Kenntniſſe nur ein Werkzeug, deſſen ihr Genie ſich mit gewandter Leichtigkeit bediente. Nirgend wird die Pedanterie unausſtehlicher, als in dem freien Gebiete der ſchönen Künſte. Niemals darf hier die Gelehrſamkeit vorherrſchend zum Vorſchein kommen, um die Aufmerkſamkeit an ſich zu reiſſen. Bei Pouſſin und Lebrün iſt dies zuweilen der Fall; bei Raphael und da Vinci nirgend. Nur mit verborgener Hand ſoll die Gelehrſamkeit dem Genie zu ſeinem Triumph in Darſtellung des Schönen, des Anmuthigen, des Erhabenen behilflich ſeyn. Correggio war wohl nicht eigentlich gelehrt. Aber ſeine Werke genügen beinahe durchgehends den ſtrengſten Foderungen des Verſtandes, obgleich ſie nur hingehaucht ſcheinen, um das reinſte Gefühl zu befriedigen. Man bemerkt hingegen in den beſſern Bildern des Philipp Champagne große Correktheit; ſo auch in denen des zierlichen Van der Werft; 18) aber ihren meiſten Figuren fehlt doch das höhere Leben, ohne das ein Kunſtwerk uns kalt läßt. Selbſt den ſchönen Formen des Hanibal Caracci ſieht man mitunter das Studium an, das ſie mit Anſtrengung hervorgebracht hat, wodurch dem Eindruck Abbruch geſchieht. Um das Gefühl lebhaft zu erregen, muß der Künſtler ſelbſt mit tiefem Gefühl begabt, und dieſes Gefühl muß von dem darzuſtellenden Gegenſtande tief ergriffen ſeyn. — Der ächte Künſtler weiß aus allen Kenntniſſen Nutzen zu ziehen; er verſchmäht es nicht, auch bei vorgerücktem Alter noch als Schüler zu ſtreben; er hat nie ausgelernt; unabläſſig ſtrebt er nach der Vereinigung aller Schönheiten ſowohl in der Zeichnung als im Ausdruck, ſowohl in der Compoſition als im Helldunkel und im Colorit. Mit dieſem Sinn geht er bei Alten und Neuen in die Schule. Doch muß der Künſtler ſich auch bei Erwerbung mannigfacher Kenntniſſe und Einſichten hüten, in der Auswahl des Schönſten und Beſten ſchwankend zu werden, was ihm in der Ausführung hinderlich wird.

Zur guten Charakter-Schilderung in religiöſen Gemälden iſt es nicht genug, daß des Künſtlers Phantaſie ein treuer Spiegel der Perſonen und Handlungen ſey; in der genialen Tiefe ſeines Gemüths müßen ſich auch die Stralen der idealen Natur abſpiegeln. Er muß zwar mit Wahrheit zeichnen. Aber

---

18) Seine Figuren ſind wie aus Elfenbein gedrechſelt. In ſeinen Bildern iſt mehr Eleganz als Seele, mehr Firniß als Gehalt, mehr Vollendung im Einzelnen als im Ganzen.

unter manchen Zügen eines Charakters iſt es oft ein einziger, der für das ganze Bild entſcheidet; nur Einer, der ſich für die bildliche Darſtellung eignet, nur Einer, der gerade für die zu beſchreibende Lage oder Handlung paßt. Die Auswahl iſt hier von der höchſten Wichtigkeit. Darf ſchon der Dichter, beſonders der tragiſche nicht Alles zur Schau ſtellen, wie viel weniger der bildende Künſtler! Ein feiner, wenig beachteter Zug gehörig angebracht, dient zuweilen am beſten, einen Charakter zu beleuchten und hervorzuheben. Treu muß die Schilderung ſeyn, aber nicht überladen, natürlich, aber nie gemein. Uebrigens iſt es hier für den Künſtler, wie für den Dichter eine ſchwere, aber höchſt wichtige Aufgabe, in Allem die gehörige Sparſamkeit anzuwenden, lieber Viel mit Wenig, als Wenig durch Viel auszurichten, und nicht Einen Strich mehr zu thun, als gerade der bezielte Ausdruck oder Effekt erfodert.

Zweiter Abſchnitt.

Verzeichniß der Hauptwerke über chriſtliche Bilder.

Ein Verzeichniß der Hauptwerke, die in dieſer Schrift benutzt worden, und die über die darin behandelten Gegenſtände näher belehrende Auskunft geben, wird hier am rechten Orte ſtehen. 1)

---

1) Winkelmanns und Mengs Schriften über die Kunſt, die in dieſem Werke ſtets berückſichtigt worden, ſind nicht in dies Ver-

Allgemeines Künſtler-Lexikon von J. R. Füßli und ſeines Sohnes H. Heinr. Füßli. Zürich, Fol. fortgeſetzt bis 1820 und vollendet. (Ein Werk, dem an Vollſtändigkeit und Genauigkeit keines gleich kommt).

H. Rud. Füßlis kritiſches Verzeichniß der beſten, nach den berühmteſten Malern aller Schulen, vorhandenen Kupferſtiche. Zürich. 1806. IV Thl. in 8. (Eine höchſt geiſtreiche und geſchmackvolle Beurtheilung des Genie's und der Manier der vorzüglichſten Maler und ihrer Meiſterwerke. Schade, daß das Werk Bruchſtück geblieben!)

Heinrich Haſe Ueberſichtstafeln zur Geſchichte der neuern Kunſt von den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung an bis zu Raphael Sanzio's Tod, nach Denkmalen zuſammenſtellt. Dresden. 1827. (Beachtungswerth wegen der Zuſammenſtellung vieler auf die Kunſt einfließenden Zeitereigniſſe).

Receuil d'estampes d'après les plus beaux tableaux et plus beaux dessins qui sont en France. Paris. 1729. Fol. (Bekannt unter dem Namen: Receuil Crozat). (Eine der merkwürdigſten und reichſten Sammlungen meiſt trefflicher Kupfer-

---

zeichniß aufgenommen worden, weil ſie die Kunſt überhaupt betreffen, und in dieſer Hinſicht klaſſiſch ſind. Ihnen ſind von ältern beizuzählen: Leonardo da Vinci de la Pittura, franz. Traité de la Peinture. Paris. 1651. in Fol., und Leon. Bapt. Alberti de Pictura, præstantissima et nunquam satis laudata arte etc. Basileæ. 1540, ins Italieniſche überſetzt von Dominichi. 1547. Des Nik. Pouſſins Observations sur la peinture findet man in Gault de St. Germain Vie de Poussin, p. 81. Des Franz Albani Gedanken über die Malerei in Malvaſia's Felsina Pittrice. II. 244. ꝛc. Auch des Carlo Dolce Dialog über die Malerei verdient Beachtung.

ſtiche nach Meiſterwerken). Sie wird jedoch übertroffen vom Museum Napoleon, jetzt Musée Francais. Paris. gr. Fol. 1803. V. T. (Einem Werk, deſſen Vollendung das ſchätzbarſte Denkmal der Kunſt geworden wäre, das aber auch als Torſo kein Seitenſtück hat.)

Galerie du Musée Napoleon, publiée par Filhol graveur et redigée par Lavallé. Paris. 1804 — 1813. Vol. X. (Dieſes Werk enthält die Bilder in Oktavo, welche das größere in Folio liefert. Viele der kleinen Bilder ſind ſehr gelungen. Die Sammlung iſt vollſtändiger, als das Muſeum Napol. Jetzt erſcheint eine Fortſetzung unter der Aufſchrift: Musée Royal par M. de Filhol von den Werken, womit das K. Muſeum ſeit 1814 bereichert worden iſt).

Manuel du Musée Francais par F. E. T. M. D. L. J. N. Paris. 1802 — 1806. 10 Livraisons.

C. P. Landon Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux arts. Paris. 1804. Vol. XX. 8.

Deſſelben Choix de tableaux et statues des plus celebres musées et cabinets étrangers avec des notices historiques et critiques par une sociétée d'artistes et d'amateurs, Ouvrage destiné a servir de complement au Musée de France 4 Livraisons. Paris. 1819 — 1820.

Deſſelben Vie et Oeuvres des Peintres les plus célebres de toutes les écoles; receuil classique, contenant l'Oeuvre complete des Peintres du premier rang etc. gravé en trait. Paris. 1803. (3 Vol. contenants l'Oeuvre du Dominiquin et un Choix de l'Albane; 2 contenants celui de Michel-Ange et un Choix de celui de Daniel de Volterre et de Baccio Bandinelli; 8 formants l'Oeuvre de Raphael; 4 celui du Poussin; 2 contenants l'Oeuvre de le Sueur et un Choix de Jouvenet; Choix de peintures antiques, 3 Vol.; Oeuvre du Corrége, et du Parmesan 2 Vol. (Dieſe Sammlung von Umriſſen nach Meiſterwerken iſt in hohem Grade ſchätzbar. An Richtigkeit und Reinheit bleibt vielen dieſer Umriſſe freilich noch viel zu wünſchen. Doch übertreffen ſie die frühern, und geben großentheils eine richtige Idee vom Ganzen der Erfindung).

Pitture a fresco di Andrea del Sarto, petit in fol. Firenze. 1823.

Galerie du Louvre repres. par des Gravures a l'eau forte, exec. par Marie Cosway avec une description histor. et crit. par J. Griffths. Paris. 1802.

Fr. W. B. v. Ramdohr Ueber Malerei und Bildhauerarbeit in Rom, für Liebhaber des Schönen in der Kunſt. Leipzig, bei Weidmann 1798. III. Thl. 8. (Ueber die Kunſtwerke in Rom noch immer vielleicht das umfaſſendſte Werk. Freilich hat ſich ſeither in den römiſchen Galerien vieles geändert).

Richardson Traité de la Peinture et de la Sculpture. Amstertam. 1728. T. III. (Ein Gemiſch von guten, halbwahren, ſchielenden und unrichtigen Anſichten).

Vasari Vite de Pittori. Fierenza. 1568. und Roma 1760. III. Vol. in 4. (Die Hauptquelle der italieniſchen Kunſtgeſchichte. Vaſari iſt als ihr Schöpfer anzuſehen). Zu ſeinem Werke gehört J. G. Bottari Note alle Vite di Vasari. Fierenza. VII. Vol. 1772.

Luigi Lanzi Storia Pittorica della Italia III. Vol. gr. 8. 1795 — 1796. Eine ſpätere Ausgabe hat 4 Bände. (Voll tiefer Blicke in den Genius und die Manieren der vorzüglichſten Maler Italiens. Ueberſetzt ins Franzöſiſche von Mad. Armande Dieudé. Paris. 1824).

Essai sur l'Histoire de la Peinture en Italie depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours par le Comte Gr. Orloff. Paris. 1823. II. T. (Dieſes Werk eines geiſtvollen Liebhabers der Kunſt, der ſich lange in Italien aufgehalten, empfiehlt ſich durch Vollſtändigkeit, richtige Angabe der Folgereihe und Stammfolge der Maler, und viele (doch meiſt von Lanzi erborgte) gute Bemerkungen und Beurtheilungen. Vieles im Einzelnen iſt unrichtig; manches Urtheil etwas flüchtig oder ſchielend. Ein ähnliches Werk über die Bildhauerei in Italien iſt von dem Verfaſſer angekündigt).

Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte ſeit ihrer Wiederherſtellung. Göttingen. V. B. 8. (Dieſes Werk begreift Italien, Spanien, Frankreich und England).

Derſelbe Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden. IV B. Hanover 1820. (Reich an intereſſanten Details ſind Fiorillo's Zuſammenſtellungen und mitunter auch an richtigen Beurtheilungen).

Memorie Storiche su la vita, gli studi e le opere di Leonardo da Vinci da Carlo Amoretti. Milano. 1804. (Mit dieſem Werk iſt zu vergleichen G. B. Braun des Leonardo da Vinci Leben und Kunſt. Halle. 1819).

Ueber Raphaels Werke ſind auſſer Mengs am lehrreichſten H. H. Füßlis Vorleſung. Zürich 1815, und in ſeinem Künſtler-Lexikon der Artikel Raphael; ſodann des Quatremere de Quincy und Brauns eigene Schriften über Raphael, die im Verlauf oftmals angeführt werden.

Vie de Nicolas Poussin, consideré comme Chef de l'Ecole francaise par P. M. Gault de Saint Germain. Paris. 1816. (Dieſes Werk iſt nicht mehr im Buchhandel. Warum hat Niemand eine deutſche Bearbeitung unternommen?)

Histoire de la Peinture en Italie par M. Beyle. V. Vol.

Paris. 1823 — 1824. (Eine gedrängte, aber vollſtändige und glänzende Darſtellung mit vielen ſcharfſinnigen Erörterungen, vermiſcht mit manchen Irrungen und Paradoxien).

Fr. H. de Burtin Traité theoretique et pratique des connoisances qui sont necessaires à tout amateur de tableaux. Bruxelles. 1808. T. II. 8. (Etwas abſprechend; doch ſchätzbar, vorzüglich in Hinſicht der niederländiſchen Malerei).

Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler über die vornehmſten Kupferſtecher und ihre Werke, von H. M. Huber, Roſt und Martini. IX. B. Zürich. 1796 — 1808. (Bisher das vollſtändigſte Werk in ſeiner Art).

Notice des Estampes exposées à la Bibliotheque du Roi. Paris. 1819.

Adam von Bartſch Anleitung zur Kupferſtichkunde. Wien bei Wallisöh. 1821. II. B. (Ein klaſſiſches Werk). Nicht minder ſchätzbar iſt ſein Peintre Graveur (in XXI B.), wo alle Kupferſtiche der Maler verzeichnet ſind, die ihre eigenen oder Anderer Bilder geſtochen haben. Mit der Anleitung von Bartſch verdient verglichen zu werden der Entwurf zu einer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt und deren Wechſelwirkung mit andern zeichnenden Künſten von J. G. Quandt. Leipzig. 1826. Eine Schrift, die viele Einſicht und Sachkenntniß an den Tag legt, und manchen ſchiefen und oberflächlichen Urtheilen begegnet. Dieſen Werken ſchließen ſich an:

Manuel des amateurs d'Estampes p. J. C. L. M. Paris chez Foucault. 1821. I. Vol. 8.

Manuel de l'amateur d'Estampes p. F. E. Joubert. III. Vol. 8. Paris. 1821.

Praktiſches Handbuch für Kupferſtichſammler, oder Lexikon der vorzüglichſten und beliebteſten Kupferſtecher ꝛc., v. Joſeph

Heller. II. B. Bamberg. 1823. Das Verdienſt dieſes Werks beſteht in der Angabe der (freilich ſehr wandelbaren) Preiſe, und in einer zweckmäßigen Anleitung für Liebhaber bei der Auswahl des Beſten für Sammlungen von Kupferſtichen.

Grundlage zu der Lehre von den verſchiedenen Gattungen der Malerei, von A. Weiſe. Halle und Leipzig. 1823. (Eine Reihe von Kunſtbemerkungen, die dem angehenden Künſtler, der über den Elementarunterricht hinweg iſt, von Nutzen ſeyn können).

Die vollſtändigſte Anzeige von Kupferſtichen nach Raphael iſt der Catalogue des Estampes gravées d'apres Raphael par Tauriscus Euboeus. Francfort. 1819.

Forsters British Gallery of engravings with Some anvant of cach picture and life of the artist. Fol. 13. Livr. London. 1820.

The Italien School of Dessing, being a Series of ac Similes of originel Drawings, by the moot eminent Peinters and Scolptors of Italy, with biographica notices of the artists and observations on theis Works. By William Young Ottley. London. 84 Kupfertafeln und 72 S. Text, in Fol. (Nach Buonarotti finden ſich hier von Raphael 21 Zeichnungen; dann auch nach Fra Bartholomeo, Hanib. Caracci u. A.)

Bononensium Pictorum celebrioris gloriæ quædam (nämlich 12) sacræ icones delineatæ et nunc artis amatoribus dicatæ a Josepho Maria Metello, Pictore bononiensi. gr. Fol. 1678.

Pincecoteca della Pontificia Academia delle belle Arti in Bologna. Publ. da Franc. Rosaspina. Bisher 3 Hefte. 2)

Il gran Theatro di Venezia da Dominico Louisa. 1720,

---

2) Durch dieſes Werk wird das frühere von Tibaldi überflüſſig. Ueber die Maler der Schule von Bologna gibt des Carlo Cesare

mit 123 Kupferſtichen nach den berühmteſten öffentlichen Gemälden von Venedig.

Varie Pitture a Fresco de principali Maestri Veneziani. Venezia. 1760. kl. Fol., 24 Figuren mit Erläuterungen.

Raccolta di 112 Stampe di Pitture di Storia sacra, copiate degli originali di celebri authori, esistenti in Venezia. da Pietro Monaco. Venezia. 1763. gr. Fol. (Ueber die venezianiſche Schule iſt nachzuſehen: Ant. Mas. Zanetti Della Pittura Veneziana et delle opere publiche de Veneziani Maestri. Venezia. 1771).

Schola Italica Picturæ, impensis G. Hamilton. Romæ. 1773. (40 Blätter).

Schola Italica artis pictoriæ, sive tabulæ insigniores in Romanis pinacothecis adservatæ tabulis ære incisis nunc primum (?) editæ sumtibus Petri Pauli Montagnani Mirabilis. Romæ. 1805.

Museo Fiorentino v. Gabarri.

Galeria di Firenze da Paolo Lasinio, presto Molino. Sodann vorzüglich das herrliche Werk:

Tableaux, Statues, Basreliefs, Camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti, dessinés par Wicar, gravés sous la Direction de Lacombe avec les explications par Mongez l'ainé. Paris. 1789 — 1813. 50 Livraisons. IV. T. in Fol.

Malvasia Felsina Pittrice, Vite e Ritratti di Pittori Bolognesi. Bologna. 1678. II. T. die vollſtändigſte Nachricht. Seine Urtheile ſind aber oft ſchief, hart und unbillig. So ſagt er z. B., daß die Carracci ſich durch die Nachahmung des Raphael verdorben hätten. Winkelmann (Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt, S. 5), nennt ihn einen Schwätzer.

Galeria Reale di Firenze, incisa a Contorni sotto la direczione di Benvenuti. 8. Firenze. 9. T. 1824.
(Ueber die florentiniſche Schule iſt nachzuſehen des Lastri Hetruria pittrice. Firenze 1791 — 1795. V. Vol. in Fol.)

A. Morrona Pisa illustrata nelle arti di dissegno. Livorno. 1812. III. Vol.

Pinacoteca del Pallazzo Reale delle Scienze e delle arti di Milano in 4. distrib. 28.

Real Museo Borbonico. Napoli. 1824. in 4. (Dieſes ſchätzbare Werk, das nicht nur die Gemälde und Statuen, ſondern alle Kunſtwerke des Muſeums darſtellen ſoll, wird fortgeſetzt).

La Pittura Cremonese descritta dal Conte Barthol. Vidoni. in Fol. 1824, mit Kupfern. v. Garavaglia. (Dieſes Werk verbreitet viel Licht über die Geſchichte einer bisher wenig beachteten Malerſchule. Die geätzten Blätter ſind ganz im Geiſt und zur Veranſchaulichung der Manier jener alten Meiſter, deren Bilder ſie darſtellen ſollen, gearbeitet.)

Notizie intorno alle opere di Gaudenzio Ferrari, pittore e plasticatore da Gaudenzio Bordiga. Milano. 1824. in 4.

Suite d'études calquées et dessinés d'apres cinq tableaux de Raphael. (Le Spasimo, la Visitation, la Vierge dite la Perle, la Vierge au poisson, une Sainte famille, terminée par Jule Romain) — (alle wieder in Madrid) par Bonnemaison. Paris. 1811. Fol. (Der Text iſt von Emeric David). Sehr ſchön.

F. F. Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſachen in Italien. II. B. Wien 1792, und J. Ch. Maiers Beſchreibung von Venedig. Leipzig 1796. IV. B. (Dieſe Werke handeln von den venezianiſch-lombardiſch-bologneſiſchen Schulen).

Ueber den neueſten Zuſtand der franzöſiſchen Schule. S. Revue encyclopedique. Paris. 1822. XIV. 234. ꝛc. und die Salons von Landon und Andern.

D. Ant. Palomino Velaſco Leben aller ſpaniſchen und fremden Maler, Bildhauer und Baumeiſter, welche ſich in Spanien berühmt gemacht haben. Dresden. 1781. (Das große Werk des Palomino iſt zu Madrid u. z. B. 1715. in 4. erſchienen).

Dictionaire des Peintres espagnoles par F. Guilliet. Paris. 1816. (Des Palominos Werk iſt zum Grund gelegt; aber Vieles ergänzt nach Conr. Bermudez und andern, auch eigenen Beobachtungen des Verfaſſers).

Einen uns noch wenig bekannten Reichthum von chriſtlichen Bildern lieferten die großen ſpaniſchen Maler, die in den italieniſchen Schulen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts gebildet, doch über ſclaviſche Nachahmung ihrer Meiſter ſich weit erhoben und zum Theil in der Färbung mit den beſten Niederländern wetteiferten. Ein gutes Kupferwerk nach den vorzüglichſten Bildern ſpaniſcher Maler in den königlichen und Privatgalerien, und in den Kirchen wäre ſehr zu wünſchen, um zur nähern Kenntniß der Schönheiten und Vorzüge der ſpaniſchen Schule und ihrer Gebrechen und Ausſchweifungen zu gelangen. Hier genüge die Erwähnung noch folgender Werke: Joannes de Herrera Declaration de los disemos y estampes de la Fabrica del Escurial.

Morzzolari (D. Ilarie) Le reali Grandezze dell' Escuriale di Spagna. Bologna. 1648. 4.

De los Santos (Francesco) Descripcion del Monasterio de S. Lorenzo de l'Escorial. Madrid. 1698. Fol.

Von den Gemälden des Eskurial hat auch Richard Cumberland ein Verzeichniß bekannt gemacht.

Von dem nämlichen Cumberland haben wir Anecdotes of eminent Paintres in Spain.

La Vie des Peintres Flammands, Allemands et Hollandais par J. B. Descamps. IV. Vol. 8. Paris. 1753. (Umfaſſender, als van Manders Lebensbeſchreibungen der niederländiſchen und hochdeutſchen Maler, aber nicht ſo genau). Dahin gehört auch J. B. Descamps Reiſe durch Flandern und Brabant, in Abſicht auf die Malerei ꝛc. Leipzig. 17[illegible]1.

Receuil d'Estampes d'aprés les plus celebres Tableaux de la Galerie R. de Dresde. II. B. 101 Bl. Fol., herausgegeben von C. H. v. Heineke. (Leider unvollendet, und was die Stiche betrifft, großentheils unbefriedigend).

(Riedel und Wenzel) Verzeichniſſe der Gemälde in der churfürſtlichen Galerie zu Dresden. Leipzig. 1771.

Neues Sach- und Ortsverzeichniß der königlich ſächſiſchen Gemälde-Galerie zu Dresden 1819, (von Demian). Seither iſt aber wieder ein anderes geordnetes Verzeichniß 1826 erſchienen, welches wohl bald wieder durch ein anderes abgelöst werden dürfte, indem die herrliche Galerie in jeder Hinſicht einer beſſern Anordnung ihrer Kunſt hiezu bedarf.

Von Mannlich zweihundert Bilder in Steindruck aus dem königlich baierſchen Gemälde-Saal in München und Schleißheim, von Strixner, Pilotti und Andern. München. 1817. Fol. nebſt 2 Bänden in 8.

Notice des Tableaux de la Galerie Royale de Munic 1822. (Nach der neueſten Anordnung der Gemälde).

Königlich preuſſiſche Gemälde-Galerie. Fol. Berlin. 1822, mit lythographiſchen Abbildungen.

Verzeichniß der ehemals zu der Giuſtinianiſchen, jetzt zu den königlichen Sammlungen gehörigen Gemälde. Berlin. 1825. (Von der ehemals Sollyſchen, jetzt königlichen Sammlung iſt das Verzeichniß noch zu erwarten).

Kaiſerlich königliche Bilder-Galerie im Belvedere zu Wien, gezeichnet von Perger, geſtochen von verſchiedenen Künſtlern, herausgegeben von C. Haas. Wien. 1821. kl. 4. (Bisher 40 Hefte).

Verzeichniß der Bilder dieſer Galerie von Roſa.

Galerie de l'Heremitage à Petersburg, gravée au Trait avec la description histor. p. Camille. Geneve. II. Vol. Fol.

(Fanti) Description des Tableaux de la Galerie du Prince de Lichtenstein. Vienne. 1780.

Hiſtoriſche Erklärungen der Gemälde, welche Herr Gottfr. Winkler in Leipzig geſammelt. Leipzig. 1808.

Memoires of painting by W. Buchanan 1824. 2 Vol. (Dieſes Buch enthält ein chronologiſches Verzeichniß vieler ſeit 1790 nach England gebrachten auswärtigen Gemälde). Sodann enthält das Werk :

Anecdotes of the arts in England on comparabile observations on Architectur, Sculptur, and Peinting by Rev. James Dalloway. London. 1800. 8. (Eine ziemlich vollſtändige Liſte der in England zerſtreuten Meiſterwerke. Die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werks führt die Aufſchrift: Les beaux Arts en Angletere etc. publié et augmenté par A. H. Millin. Paris. 1807. 8.)

Umſtändliche Nachrichten von der engliſchen Malerſchule liefert Pilkington's general Dictionary of peintres. New edition witt numerons addition particulary of the most distinquis hed artists of the british Scool. 2 Vol. London. 1824.

Catalog der Gemälde-Galerie in Brüſſel. 1819.

Des Joh. Molano (Vermeulen) Abhandlung: De Picturis et imaginibus sacris, tractans de vitandis circa eas abusibus et earumdem significationibus. Lovanii 1570 und 1794. 8., enthält nebſt vielem Unbedeutendem, manche treffende Rüge, und manchen beachtungswerthen Wink, was in chriſtlichen Bildern zu meiden ſey, ohne ſich mit dem eigentlich künſtleriſchen Verdienſt zu befaſſen. Weit vorzüglicher iſt das ſchon oben angeführte Werk: **Kritiſche Anmerkungen über die Fehler der Maler** wider die geiſtliche Geſchichte, (aus dem Franzöſ.) Leipzig. 1772.

Des **Mery** Theologie des Peintres. Paris, iſt nur eine Ueberſetzung mit Zuſätzen von **Joh. Molano's** [3] Werk de Picturis.

Den Trattato della Pittura e Scultura, uso e abuso loro compito da un theologo e da un Pittore (man glaubt von **Pietro Beretino da Cortona**). Fiorenza. 1652, konnt' ich nirgend ausfindig machen. Eben ſo wenig des **Spaniers Franz Pacheco** Trattado de las picturas sacradas. Der Verfaſſer, ſelbſt ein berühmter Maler, ſtarb 1654. Das Buch ſoll ein Elementarwerk voll trefflicher Anweiſungen ſeyn, iſt aber ſelbſt in Spanien ſelten. (**Fiorillo** Geſchichte der zeichnenden Künſte. IV. S. 227, 228).

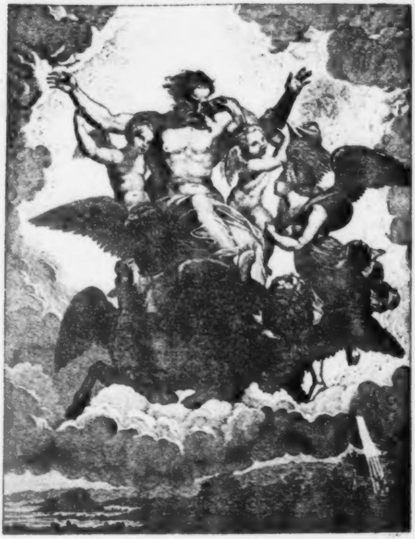
Joh. de Ayala, ein ſpaniſcher Mönch, ſchrieb gleichfalls ein Buch von den Fehlern der Maler mit der Aufſchrift: Pictor christianus eruditus, sive de erroribus, qui passim admittuntur circa pingendas sacras imagines. Libri Octo Matruti 1730, in 4. Das Buch ſoll viele übertriebene Foderungen enthalten. **Cigognara** (in ſeinem Catalogo ragianato I. 23), nennt ſie fanatiſch. Sehr rigoriſtiſch iſt auch des **Card. Pallcotti** Discorso intorno le imagini sacre e profane, dove si scuoprono varii abusi loro. Bologna. 1582. Von milderm Sinn iſt **Frederici Boromäi** de Pictura sacra Libri duo in 8. Ohne Ort und Jahr. (Wahrſcheinlich in Mailand gedruckt). Des Spaniers **Gregor de Tapia** und **Salcedo** De los errores que se cometen en las picturas sagradas iſt mir nicht näher bekannt.

---

[3] Dieſer ſchrieb auch ein Werk: De Historia S. S. Imag. et picturar. L. IV. 1594, u. Lugd. 1619.

In Anſehung der oft ſo abweichenden Urtheile, die in den oben verzeichneten und andern Schriften über anerkannte Kunſtwerke vorkommen, ſey uns hier eine allgemeine Bemerkung erlaubt. Ohngeachtet des verbreiteten Sinnes für Schönheit überhaupt, iſt doch kein Gegenſtand, der mit mehr verſchiedenen Augen angeſehen wird, als ein Kunſtwerk. Selbſt das vortrefflichſte wird mitunter in einiger Beziehung Tadel erfahren, wogegen es auch Pfuſchwerke gibt, die, obgleich einige Zeit unmäſſig geprieſen, zuletzt doch Jedermanns Mißfallen erregen. Eine große Zahl von Kunſtwerken befindet ſich in der Mitte. Schneidende, unbedingt abſprechende Urtheile über ſolche ſind mit Recht verdächtig, und nirgend iſt der Austauſch abweichender Urtheile dem Intereſſe der Sache förderlicher, als im Bereiche der Kunſt. Durch dieſen Austauſch wird am ſicherſten das Urtheil berichtigt und der Geſchmack geläutert. Und einer ſolchen Läuterung und Berichtigung iſt der Kunſtſinn zu jeder Zeit bedürftig. Denn die Urtheile, die ihn berühren, ſind nur zu oft der geiſt- und gefühlleere Nachhall einer imponirenden Authorität oder einer eingeſchlichenen Mode, zweier Götzen, denen die blinden Verehrer immer die liebſten ſind.

Schöne chriſtliche Bilder wollen vor Allem auch mit chriſtlichen Augen geſehen, von einem chriſtlichen Gemüth durchgefühlt werden. Für jeden Andern ſind ſie wenigſt halbtodt; manches daran wird ihnen zum Aergerniß, und nur das Sinnlich-Schöne iſt ihnen daran genießbar. Nur in die Seele des wahren, fühlenden Chriſten ergießt ſich ihr voller Eindruck, weil nur er ihre Sprache verſteht.



Dritter Abſchnitt.

Bilder von Gott Vater.

Ehre ſey dem Hocherhabnen, dem Erſten, dem Vater der Schöpfung!
Dem unſre Pſalme ſtammeln,
Obgleich der Wunderbare Er
Unausſprechlich und undenkbar iſt.

Klopſtock.

„Der kühnſte Pinſel muß zittern bei dem verwegenen Verſuch, mit Form und Farben den unendlichen Geiſt, den ewigen Vater, der das Weltall durchdringt und erhält, zu bezeichnen.“ 1)

Deswegen wirft ſchon Chriſoſtomus 2) über das Verdienſt von des Phidias olympiſchem Jupiter Zweifel auf. „Du haſt, redet er den berühmten Künſtler an, eine große Verantwortung auf dich geladen. — Du haſt dieſes Bild ſo herrlich geſtaltet, daß ganz Griechenland und jeder, der es ſieht, ſich keine andere Vorſtellung mehr von Gott machen kann. Haſt du nun (aber) auch die göttliche Natur würdig genug dargeſtellt?“ —

---

1) Gibbon Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs. B. XI. S. 282.

2) Orationes edit. Reiske. I. 399 — 401.

Wer möchte dieſe Frage bejahen? Auſſerdem, daß dem Phidias eine durch die griechiſche Mythe getrübte Vorſtellung von Gott vorſchwebte, iſt ja überhaupt, was wir mit Bild und Form begreifen, nicht Gott. 3) Wem wollt ihr, ruft der Prophet, 4) Ihn vergleichen? Was für ein Bildniß für ihn wählen? .. Von Gott ein Bildniß im eigentlichen Sinne zu fertigen, überſteigt die Grenzen der Kunſt. Denn wie könnte ſie einen Geiſt und zwar den unendlichen abbilden? Nur das Bild, unter dem unſer Geiſt die Idee von Gott innerlich oder durch Worte ſich verſinnbildet, läßt ſich auch von der Kunſt im Raume darſtellen, und dieſer Darſtellung iſt jede Abgötterei fremd, ſobald wir nicht das Bild anbeten, ſondern daſſelbe nur dazu dient, die Idee von Gott und ſeiner Wirkſamkeit in uns zu erneuern und zu beleben. Dem Heſekiel (I. 26.) erſchien Gott wie ein Menſch geſtaltet. Eben ſo dem Daniel (VII. 9.) auf einem feurigen Throne ſitzend; vor ihm aufgeſchlagene Bücher. Wie könnte Ihn die Kunſt unter anderer als menſchlicher Geſtalt bilden? War doch dem Menſchen nie etwas ſchöner, als der Menſch. — Der Chriſten geiſtiges Bild von Gott, iſt das eines allmächtigen und allliebenden Vaters, und dieſes Bild iſt wohl das Einzige, das der Kunſt die Möglichkeit darbietet, die Eigenſchaften Gottes einigermaaßen befriedigend mit ſichtbaren Zügen darzuſtellen. Dem Phidias ſchwebte bei der Bildung ſeines olympiſchen Jupiters die Idee des Beherrſchers der Götter und Menſchen vor der Seele, und es war in ſeinem Bilde ohngeachtet des höchſt heitern Blickes, der hohen Ruhe auf der Stirne und der großen Milde um den Mund der Ausdruck der

---

3) Galler von Kaiſersberg (von Ammon.) Erlangen 1826. S. 41.

4) Iſaias. XL. 18.

Macht, der Majeſtät vorherrſchend. Die Idee dieſer Macht ohne Gleichen war aber durch die Schickſalsidee geſchwächt und verdunkelt, und konnte zur vollen ſittlichen Klarheit nicht gelangen, weil ihr das Lebensprinzip der Sittlichkeit — die Liebe, nicht zum Grunde lag. — Die Scheu der Chriſten in den erſten Zeiten vor jeder bildlichen Darſtellung der Gottheit iſt ſehr begreiflich und höchſt achtungswürdig, indem ſie den Schwachen zum Rückfall in Abgötterei hätte Anlaß werden können. Nachdem aber der Glaube an Götter ganz erloſchen und das Heidenthum zerſtört war, verſuchte ſich die Kunſt wieder ohne Anſtoß auch in chriſtlichen Kirchen, den ewigen Vater bildlich vor's Auge zu bringen. Gewetteifert in ſolchen Verſuchen haben nach vielen Vorgängern der gewaltige *Michael Angelo*, der himmliſche *Raphael*, der geiſtvolle *Dominichino*, der anmuthige *Guido*, der liebliche *Albani*, der gelehrte Maler für den Geiſt — *Nik. Pouſſin*.

Welches Ideal ſtellte ſich heller oder dunkler vor ihre Seele? Alle bedienen ſich des Bildes eines ehrwürdigen Greiſen von erhabenem Ausdruck, der hohe Begriffe einflößt, und, frei von allen Mängeln (Schwachheiten der Natur und Zeichen der Sterblichkeit), die man ſich ſonſt mit dem Greiſenalter verbunden denkt. Hohes Alter ſchließt an ſich das Schöne und die Kraft nicht aus. Die *ewige Jugend* war für Zevs, den höchſten unter den Göttern der Griechen bezeichnend, als Bild der höchſten inner ſinnlichen Schranken denkbaren Glückſeligkeit. Der Chriſten Gott iſt über eine ſolche Glückſeligkeit erhaben. Sein Weſen iſt *endlos*, ohne alle Schranken, und er iſt zugleich *Allvater*. Eine edle, ehrwürdige Greiſengeſtalt bezeichnet ihn am treffendſten. — Meiſtens laſſen die Künſtler Gott Vater mit Majeſtät aus hellem oder dunkelm Gewölke ſich hervorheben. Aber in der Phiſiognomie läßt der eine mehr das Ernſte, das Ehrfurcht gebietende vorwalten, der andere mehr das Liebreiche, Milde; der eine mehr die Allmacht, der andere mehr die unendliche Güte.

Nach der Vorſtellung des Evangeliums kennt Gottes Liebe zu den Menſchen keine Grenzen, als welche die Gerechtigkeit ihr ſetzt, die aber der Langmuth und Erbarmung bis zum Tage des Gerichts großen Raum läßt.

Nach dieſer Idee ſollte in der Phiſiognomie des ewigen Vaters die Liebe alle andern Vollkommenheiten mit ſanftem Strale für das blöde Auge des Sterblichen mildern. Der immer heitere Blick und die feierliche Ruhe und Stille (ſchon in der Antike der Ausdruck des Königs der Götter) ſind auch hier charakteriſtiſch. Viele und heftige Geberden ſind keine Zeichen von Würde und Größe. Der hohe Ernſt ſollte ſich hier in der liebenden Theilnahme an dem Wohle des Menſchengeſchlechts gleichſam auflöſen, darin verſchmelzen. Im Antlitz und in den Geberden ſollten wir zwar den Allbeherrſcher ahnen, aber vorzüglich den Allvater erblicken. Kein ſtolzer Königsblick ziemt ſich für Gott, ſondern ein Blick voll der Huld und Gnade.

Ein volles Haar, gleich der herabwallenden Löwenmähne, (Hoſeas V. 14.) und die die Welt leiſe bewegende Augenbraue (in der Antike nach Homer) drücken im ewigen Vater die Allmacht zweckmäſſig aus.

Dieſe Aehnlichkeit mit Löwenmähnen hat zwar auch der Wurf der Haare an den beſten Jupitersköpfen, indem ſie von der Stirn hinaufgeſtrichen ſind, und auf beiden Seiten bogenweis in verſchiedenen Abtheilungen herunter fallen. 5) Nur iſt hier viel Zierliches und Künſtliches, das gleichſam ſinnliches Gefallen beabſichtigt; was der rein geiſtigen Würde des Allvaters nicht entſpricht.

---

5) Winkelmann Geſch. d. Kunſt. B. IV, §. 4, B. V, §. 11, u. d. Noten.

Dem Bart, der nicht zu lang ſeyn darf, iſt eine ſanfte Bewegung, ihm ſowohl, als dem Haupthaar eine glänzende Weiße, dem Gewand ein großartiger, erhabener Wurf angemeſſen. Die Farbe des Gewands iſt wohl am ſchicklichſten beim Unterkleide, wenn ein ſolches angebracht wird, purpurroth, und beim Mantel himmelblau, allenfalls mit Sternen beſät.

Die Alten bedienten ſich bei Vorſtellung der oberſten Gottheit ſinnbildlicher Andeutungen. So war z. B. der Jupiter in Creta ohne Ohren, zum Zeichen, daß er als allmächtig und allwiſſend der Ohren nicht bedürfe; der Jupiter des Orpheus hatte beide Geſchlechter, um anzudeuten, daß er aller Menſchen Schöpfer und Herr ſey. Allein ſolche Sinnbilder, auſſerdem, daß ſie vieldeutig ſind, wären für die reine Idee des Chriſtenthums von Gott dem unendlichen Vater höchſt unpaſſend.

Der Mangel alles Bildlichen kann indeſſen der Verirrung, der Schwärmerei mehr Vorſchub geben, als das unvollkommen Bildliche, weil Vernunft und frommer Sinn dieſem ſeine wahre Bedeutung geben, jener aber die Idee dem Spiel der Einbildung überläßt.

Auch die Bibel ſpricht von Gott in Bildern; ſie ſpricht von ſeinem hellleuchtenden Antlitze, von ſeinem allſehenden Auge, von ſeiner allwaltenden Hand u. ſ. w. Sie wendet ſinnbildlich die Gemüthsſtimmungen des Zorns, der Rache, der Langmuth auf ihn an. Wie konnte ſie anders, da ſie ſich in der armen Sprache der Menſchen ausdrücken mußte, um von Menſchen verſtanden zu werden? Warum ſollte nicht auch die Kunſt von Gott in ihrer beredtſamen Bilderſprache reden dürfen? 6) Chriſtus

---

6) Quod Scriptura facit verbis, cur artifex non faciet signis? Thomas Waldensis, Doctrinalis. Tit. 19, cap. 155.

nennt Gott ſeinen und unſern Vater. Warum ſollte die Kunſt ihn nicht in der Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſen voll Hoheit und Liebe darſtellen? Wird dadurch geſagt: Gott ſey ein Greis? Iſt der heilige Geiſt deswegen eine Taube, oder eine feurige Zunge, weil er Menſchen in dieſen Geſtalten ſichtbar geworden? — Nur ein roher und unwiſſender Menſch kann hier das Bild mit der Sache verwechſeln. Er wird es aber thun, das Bild ſtehe ſchriftlich in der Bibel, oder figürlich im Tempel. Hieraus wird indeſſen klar, daß die Bilder, ſeyen ſie in der Bibel, oder Erzeugniſſe der Kunſt, um nicht mißverſtanden zu werden, der Erklärung bedürfen. 7)

Jehova bedeutet nichts weiter, als den Ewigen und in der Seele ſeiner Verkünder, der Propheten, war die reinſte Lichtidee des göttlichen Weſens aufgegangen. Indeſſen mag in den Gemälden, welche Scenen aus der theokratiſchen Geſchichte der Israeliten darſtellen, immerhin das in den heiligen Büchern des alten Bundes vorkommende Bild von Jehova, dem Führer des von Ihm auserwählten Volkes gebraucht werden; ein Bild, in welchem die alle Feinde niederdonnernde Allmacht, die jeden Ungehorſam ſtreng beſtrafende Gerechtigkeit und der Zorneifer rächender Vergeltung vorherrſchend ſind.

---

7) So viel gegen einige Aeuſſerungen angeſehener Schriftſteller, z. B. G. Forſters in ſ. kl. Schriften, III. 306, der ſo weit geht, zu ſagen: „Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: „Gott iſt ein Geiſt“ gepredigt wird, entweiht ein Bild die heilige Stätte, wo man ein geiſtiges Urweſen verehrt.“ Allerdings, wenn das Bild für das Weſen genommen wird, und nicht für einen ſchwachen Abriß, gleichſam die Abſchattung des Unſichtbaren.

Doch bei der Schöpfungsgeſchichte und bei vielen der Sündfluth vorhergehenden Ereigniſſen iſt dieſes Bild nicht anwendbar; ſelbſt auf viele Begebenheiten der Patriarchen nicht; am wenigſten aber auf die Scenen des Evangeliums. Die Züge des göttlichen Bildes müßen mit der jedesmaligen Handlung der Gottheit übereinſtimmen.

Uebrigens ſollte der Zorneifer, der Unwille, die ſtrafende Gerechtigkeit der gerechten Gottheit (in chriſtlichen Bildern eben ſo gut, wie in der Antike) nicht in heftigen, die erhabene Geſtalt entſtellenden Bewegungen, ſondern nur in einfachen, aber ſprechenden einzelnen Zügen, vorzüglich in Naſe und Mund ausgedrückt werden. 8)

Immerhin wird die Kunſt ihr Unvermögen zur Hervorbringung eines befriedigenden Bildes von Gott dem Vater eingeſtehen müſſen. Am offenbarſten würde dieſes Unvermögen, wenn an die Kunſt die Foderung erginge: ein ſolches Bild einzeln und ohne beſondere hiſtoriſche Beziehung aufzuſtellen. Doch eine ſolche Foderung wäre dem Geiſt des Chriſtenthums wenig gemäß. Wohl ſind die drei Perſonen der Gottheit in Ein Bild zuſammen geſtellt worden. Ein ſolches Bild gehört zu den ſymboliſchen. Auch hat Raphael die erſchaffende Gottheit einzeln gemalt; aber nur um die Idee des Erſchaffens (es werde Licht!) zu verſinnbilden. Allein man trug immer Bedenken, das einzelne Bild von Gott dem Vater, auf den Altar zu ſtellen; 9) wogegen der chriſtliche Sinn mit der Aufſtellung der

---

8) Ganz nach der Bibel. z. B. Samuel XXII. Pſ. 18. 2. Sirach XXIII. Jeſ. LIV. 3.

9) Man ſieht wohl hin und wieder, doch ſelten ein Bild, Gott Vater allein, blos von Engeln umgeben darſtellend. Doch ſcheint

einzelnen Figur des göttlichen Erlöſers ſich wohl befreunden kann. Das Bild von Gott dem Vater ſteht eigentlich über den Grenzen des Kunſtideals. 10)

In dem Geſichte des Vaters, wie es in Michael Angelo's Bildern erſcheint, iſt die Güte und Milde von dem majeſtätiſchen Ernſte ganz verdrängt. Auch in den Raphaeliſchen Bildern iſt der Ernſt meiſtens überwiegend. Wie es ſcheint, getraute ſich Raphael nicht, in der Darſtellung des Erhabenſten ſich von ſeinem verehrten Muſter, dem Michael Angelo ſehr zu entfernen.

In des Letztern berühmtem Deckengemälde der ſixtiniſchen Capelle im Vatikan iſt die Schöpfung Adams, geſtochen von B. G. Mantuan, von Beatricetto, von Cunego und (in der Scuóla Ital. von Hamilton), neuerlich von Cioni; ſodann im Umriß, im Almanach von Rom von 1801, und in Falks kleinen Abhandlungen über Poeſie und Kunſt, Weimar. 1803. S. 2, genialiſch dargeſtellt, indem hier das Leben wie in einem elektriſchen Strome aus Gottes Fingerſpitze in die des ſchon halb aufgerichteten Adams hinüberſtrömt. 11) Gott Vater, von Genien ſeiner Kräfte getragen, zeigt ſich zwar mit hoher Würde, als allgewaltig, erhaben und voll Ruhe, wie Er ſtreng und ernſt durch die Welträume dahinfährt, Furcht erregend, und Strafe

---

mir dieſe Darſtellung nicht zu empfehlen, und den alten Kirchenſatzungen entgegen.

10) Der Kirchenrath von Trient, Sess. 25, verordnet daher: „wenn man Geſchichten der Bibel malen wolle, in welchen das Bildniß Gottes vorkommt, ſo ſolle man dem Volke ja recht einprägen, daß dieſe Abbildungen nicht darum geſchehen, als ob Gott mit körperlichen Augen geſehen, oder durch Farben und Figuren dargeſtellt werden könne."

11) Speth die Kunſt in Italien. II. 208.

verhängend. Allein wie paßt dieſes Jehova-Bild zur Darſtellung der Schöpfung, des ſchönſten, mildeſten Akts der allmächtigen Liebe, wo Er das Chaos entwirrt, die Finſterniß durch das Licht beherrſcht, und wo jetzt der Menſch unſchuldig, als des Schöpfers ungetrübtes Ebenbild aus ſeiner Hand hervorgeht? Sollte hier im Bilde Gottes nicht die Liebe des Allvaters am hellſten hervorſtralen? — Der Ausdruck der Macht und des ſinnvollſten Ernſtes iſt in Michael Angelo's ſchaffender Gottheit vortrefflich. Aber Erſchaffen iſt vorzüglich ein Werk der Liebe, und von dieſer gewahrt man hier keinen Zug. Das Gleiche gilt von Buonarotti's Erſchaffung des Weibes, 12) das ſich mit gefaltenen Händen und demuthvoll gegen den Ewigen hinneigt, deſſen erhobene Hand ſie ins Daſeyn gerufen. — »Unendlich erhaben, ſagt mein trefflicher Freund Füßli, 13) aber furchtbar zugleich — ganz im Sinne des alten Teſtaments ſchwebt die Gottheit über uns in der ſixtiniſchen Capelle (in der Vorſtellung des letzten Gerichts). Väterlich wohlwollend, gnädig, barmherzig, Alles, was Athem hat, mit ſeiner Liebe umfaſſend, ſenkt ſie ſich hingegen zu uns herab in Raphaels Logenbildern (auch die Bibel Raphaels genannt); vollkommen im Geiſte der chriſtlichen Kirche — erſcheint ſie hier als Gründerin und Beſchützerin des neuen Glaubens.«

In den Logen des Vatikans ſehen wir nämlich Gott Vater, wie er Himmel und Erde, wie er Sonne und Mond erſchafft; noch merkwürdiger iſt deſſen Darſtellung, wie Er das Chaos ordnet, ein Alter von kraftvollem Anſehen und würdevollem

---

12) Geſt. v. D. Cunego (in der Scuola Ital. v. Hamilton) und im Umriß im Almanach von Rom v. 1801.

13) Ueber Raphaels Leben und Werke, S. 26.

Ernſt, der jedoch vielleicht mehr Anſtrengung zeigt, als ſeinem Weſen geziemt, welches Moſes (I. B. I. 3.) mit den einfachen Worten: „Gott ſprach, und es ward Licht“ — ſo unübertrefflich bezeichnet. Eine leiſe Bewegung, ein Wink wäre hinreichend geweſen. 14) Aber von der größten Erhabenheit iſt es, daß Raphaels Schöpfer mit der einen Hand die Sonne, mit der andern den Mond berührt. Gibt es einen beſſern Ausdruck für die höchſte Idee? Gleichfalls würdevoll erſcheint hier Gott Vater wieder, wie er das Waſſer vom Feſten ſcheidet, und die Thiere erſchafft; wie Er die Eva dem Adam vorſtellt; ferner wie Er die erſten Menſchen aus dem Paradieſe verbannt (in welcher Vorſtellung freilich der Ernſt ſtrafender Gerechtigkeit mit Recht vorherrſcht); ſodann, wie Er dem Abraham Verheiſſungen macht. (S. die Umriſſe bei Landon Vie et Oeuvres de Raphael. I. Nro. 10, 11, 12, 13, 14, 23). In Raphaels Vorſtellung: wie Gott dem Noah die Erbauung der Arche befiehlt, hat die herabſchwebende Gottheit, von Engeln getragen, einen Charakter hehrer, aber doch milder Majeſtät.

Doch wohl nirgend hat Raphael das oberſte Weſen beſſer abgebildet, als in ſeinem kleinen, aber meiſterhaften Bilde: das Traumgeſicht des Heſekiel (Kap. X.), geſtochen von Nik. Larmeſſin (Recueil Crozat. I. 28), dann von Fr. Poilly, v. Maria Cosway, von Fr. Pigeot fur die Galerie de Florence, v. Wikar, II. B., und für die Galerie Fr. v.

---

14) Dieſe Bemerkung gilt auch, doch minder von dem Bilde Raphaels, vom Schöpfer in der Capelle Chigi der Kirche: Maria del Popolo zu Rom, geſt. v. Nik. Dorigny (1695) und Hieronimus Blömärt (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael. III. Nro. 170). Die kleinen Engel um den Schöpfer ſind überaus ſchön und anmuthig.

Filhol. III. 187, am beſten von Longhi (Musée fr. IV. 2), jetzt in größerm Format von Paul Caronni und dann in Oktavo in der Freiburger Bilderbibel von Schuler, Nro. 87. Das Geſicht und die ganze Stellung des in Begleitung der vier ſinnbildlichen Figuren des Evangeliums, des Stiers, des Löwen, des Adlers und des Engel-(Menſchen) über den Wolken einherziehenden himmliſchen Vaters iſt voll übermenſchlicher Hoheit und weltumfaſſenden Sinnes. 15) Die Bewegung im Haupthaar und Bart paßt gut zu der des Leibes, der Hände und Füße, während im Geſicht die höchſte Ruhe ausgedrückt iſt. Mit dem Ehrfurcht-gebietenden der großen, von einer Glorie mit Cherubsköpfen umgebenen Hauptfigur ſteht die naive fromme Anmuth der beiden Engelchen, auf welchen die ausgebreiteten, erhobenen Arme der Gottheit ruhen, in dem lieblichſten Contraſte. Jene drei idealiſch-geſtalteten Thiere ſcheinen frohlockend Gottes Wolkenſitz zu tragen, und ſie ſowohl, als der daneben ſchwebende Engel-Menſch (gleichſam der Genius der Menſchheit) richten mit Inbrunſt gegen ihn ihre Flügel und ihre Blicke; ſie ſind ganz Handlung, jeder nach ſeiner Weiſe; der Ochſe und Löwe brüllen; der Adler ſchreit, der Engel-Menſch fühlt, und drückt ſeine Arme (anbetend)

---

15) Wenn Braun (Leben und Werke Raphaels, Wiesb. 1819, S. 124 u. 293) in der Figur der Gottheit mehr das Staunen, die Verzückung eines Propheten, als die Würde des Höchſten gewahrt, ſo ſcheint er den Ausdruck und die Geberde des unergründlichen Tiefſinns unendlicher Liebe, die huldreich auf den Genius der Menſchheit herab blickt, mit den Zeichen des Staunens und der Verzückung zu verwechſeln. — Einige Grundlinien zu der Weiſe von Raphaels Darſtellung finden ſich in des Camillo Boccaccino: Chriſtus, wie er den Evangeliſten erſcheint. (Vidoni Pittura Cremonese, p. 39).

auf ſeine Bruſt, und erhebt ſein andachtvolles Auge, das um Gnade, um Erlöſung zu flehen ſcheint, zum Vater. Durch den großen Gedanken dieſer Einigung ſteigert der Künſtler unſern Begriff von der Macht des allliebenden höchſten Weſens, dem von allen Geſchöpfen (im Himmel und auf Erden) Dienſt und Anbetung gebühren. — Wirft man endlich den Blick niederwärts auf die Erde, wo eine weite Landſchaft ſich hindehnt, wie klein erſcheint ſolche gegen ihren Schöpfer! Die Figur des anbetenden Propheten, und eine andere, die mitten in der vom Himmel herabſtrömenden Lichtkatarakte ſteht, ſind kaum ſichtbar... Die Gottheit iſt hier Alles. 16) Freilich hätte der Meiſter dieſe herrliche Uebereinſtimmung in ſein Bild nicht bringen können, wenn er alles Beiwerk des prophetiſchen Traumgeſichts darin aufgenommen hätte. Mit Recht ließ er den am Firmament errichteten Thron mit den Rädern, die die Erde berühren, weg. Dieſe gigantiſchen Maſchinen hätten die große Einfachheit des Eindrucks geſtört.

In den Basreliefs an der ehernen Thüre des Baptiſteriums zu Florenz von Lorenzo Ghiberti (in Umriſſen geſtochen von Feodor) befinden ſich mehrere Bilder des ewigen Vaters voll Ausdruck von Würde und Machtfülle. Der Kopfputz, eine ſeltſame Mütze an einem Paar derſelben, wäre freilich, als ſtörend weg zu wünſchen.

---

16) H. H. Füßli Ueber Raphaels Leben und Werke, S. 21. Aus dem Geſagten erhellet, daß wir dem Urtheil von Mengs (Schriften II. 196.) nicht unbedingt beiſtimmen können, welcher ſagt: „Raphaels Bilder von dem himmliſchen Vater kann man in der Natur antreffen, und vielleicht noch viel ſchöner.“ Einiges in manchem dieſer Bilder befriedigt nicht ganz, aber im Ausdruck nähern ſie ſich immer dem Ideal. Der Ausdruck aber iſt die Hauptſache. Doch bei Raphael nähern ſich meiſtens auch die Geſtalten dem Ideal.

Wenn Peter Liberi in ſeinem ſonſt ſchönen Bilde in St. Catharina zu Vizenza den himmliſchen Vater in der Figur eines ganz nackten Greiſen darſtellt; ſo wird Jedermann das Unſchickliche fühlen. (Lanzi III. 287. franzöſiſche Ausgabe).

Von großer Würde iſt der ewige Vater in himmliſcher Glorie von Fra Bartholomeo in der Galerie zu Florenz, geſtochen von Coiny.

Von Dominichino müßen wir mehrere Bilder anführen. Das eine iſt geſtochen von Baudet, Fr. Cherau und Nik. Tardieu. Der ewige Vater in den Wolken; den einen Arm, der ſich ſegnend erhebt, unterſtützt ein Engel; ein anderer kleiner Engel ſteht neben der Weltkugel, auf welcher eine Hand der Gottheit ruht. (Landon Vie et Oeuvres. I. Pl. 26).

Von demſelben der ewige Vater in ſeiner Glorie, geſtochen von J. G. Thulott und Peter Bettelini (Landon Vie et Oeuvres. III. Pl. 136).

Beide Darſtellungen haben viel Erhabenes.

Sehr lobenswürdig iſt auch des ewigen Vaters Darſtellung in zwei andern Gemälden des Dominichino (im Pariſer Muſeum), wo Er den erſten Menſchen ihren Ungehorſam vorwirft (Geneſ. III. 8.), geſtochen von Baudet, Fr. Cherau und Nik. Tardieu (Landon Vie et Oeuvres. I. Pl. 28 und 29). Von Engeln getragen, hat die Gottheit in Geſicht und Stellung den würdevollen Ernſt, der der Handlung entſpricht. Adam ſcheint die Schuld auf Eva, Eva auf die Schlange zu legen. Der Löwe und das Lamm ruhen noch neben einander; aber im erſtern ſcheint etwas Grimmiges zu erwachen. (Vergl. Manuel du Muséum F. II. Nro. 14).

Unter die ſchönſten Köpfe des ewigen Vaters gehört der in der Vorſtellung der dreieinigen Gottheit von Guido Reni, (zu Rom in S. Trinita dei Pellegrini), geſtochen von N. Dorigny. Der Blick iſt erhaben, und die Züge von Güte und Milde ſind mit dem Majeſtätiſchen und Ernſten harmoniſch vereinigt. — Eine andere Vorſtellung von Gott Vater von Guido findet ſich zu Peſaro in der Hauptkirche.

In Nik. Pouſſins erſtem Opfer Noahs nach der Sündfluth (geſtochen von Jakob Frey) ſtralt vom Angeſicht des himmliſchen Vaters hohe Milde.

Erhabne, große Majeſtät hat der himmliſche Vater über dem auffahrenden Chriſtus, von Mengs (in der katholiſchen Hofkirche zu Dresden), geſtochen von Stölzel. Haupthaar und Bart ſind ſchneeweiß. Ganz befriedigt das Antlitz nicht.

Gut charakteriſirt iſt Er in Peter Franz Mola's Vorſtellung der Dreifaltigkeit, (geſtochen von C. Blömärt).

Auch in der Erſchaffung Adams von Pordenone (geſtochen von Olivier Catti) hat die Figur des himmliſchen Vaters viel Imponirendes.

Ferner iſt nach Piazetta ein gutes Bild vom ewigen Vater, geſtochen von J. M. Pitteri.

Beachtung verdient auch die Vorſtellung von Gott Vater, von Fra Bartholomeo in der Kirche St. Romano zu Lukka mit den Worten: Alpha und Omega, und in Albr. Dürers Dreieinigkeit (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien), lythographirt in 13 Blättern von Julie Mihes. (Kunſtblatt vom Jänner 1821. Nro. 8, S. 32).

La Hire, der Jüngere, hat den ewigen Vater auf Wolken dargeſtellt, den für das Heil der Menſchen geopferten Sohn in den Armen haltend; darüber ſchwebt der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube. Rings umher Engelgruppen in tiefer Betrachtung. Das Bild iſt im Muſeum zu Lyon.

An Joh. van Eycks Vorſtellung des ewigen Vaters 17) iſt die prächtige päbſtliche Krone, der purpurne mit Gold verbrämte Rauchmantel und der kreuzförmige kriſtallne Szepter, deſſen mit Edelſteinen reich beſetzte Spitze ein großer Saphir ziert, eben ſo wenig paſſend, als die Steifheit der Figur Lob verdient; wohl aber gebührt ſolches der hohen Ruhe im Geſicht, und dem ernſten, ſinnvollen Blick. Das Uebrige des Geſichts hält ſich ſtreng an den von Byzanz überlieferten Typus von Chriſtus-Bildern. Gott Vater iſt daher hier kein Greis, mit herabfließendem Bart, ſondern ein Mann in der Vollkraft und Lebensfülle, ſtehend, und mit erhobener Rechte den Segen ertheilend. (S. den Umriß in Landon's Annal. du Musée. XVII. 46).

In des oft geiſtvollen Manieriſten Ant. Coypel Darſtellung der erſten Menſchen, wie ihnen, nachdem ſie von der verbotenen Frucht gegeſſen, Gott erſcheint, und ihnen die Verbannung aus dem Paradieſe ankündigt, hat der in Gewitterwolken in einer Glorie erſcheinende Vater ein Antlitz und eine Haltung, worin Majeſtät und Milde vereinigt ausgedrückt ſind. Doch möchte ich der Figur mehr erhabene Einfachheit wünſchen. Sie iſt nicht ganz frei von dem, was an's Theatraliſche erinnert. Schön geſtochen iſt das Bild von P. Drevet, dem Sohn, in Fol., im Kleinen für die Wiener Bilderbibel, von Jak. Adam.

In einem Altarbilde, das der berühmte Canova für die Kirche ſeines Vaterorts Poſſagno gemalt hat, ſoll ein neues

---

17) In einem Altargemälde (die Anbetung des Lammes) in der Kirche St. Bavon zu Gent, das urſprünglich aus zwölf Tafeln beſtund. S. Johanna Schopenhauer Joh. van Eyck. I. 54. ꝛc., und Waagen, S. 211 – 229. Kunſtblatt 1824, Nro. 23.

Ideal des himmliſchen Vaters, das keinen Greis darſtellt, ſich finden. Von dieſem Bild ſoll ein Stich vorhanden ſeyn. 18)

Ausgezeichnet ſind in ein Paar Darſtellungen des geiſtvollen Füger nach Klopſtocks Meſſiade (geſtochen von John, Reindel und Leypold) die Köpfe des himmliſchen Vaters. 19) Sie kommen dem Ideal der erhabenen und liebreichen Vaterwürde ſehr nahe; ſie bezeichnen aber zunächſt des Vaters Verhältniß zum ewigen Sohn. In dem einen Bilde ſchwört der Sohn dem Vater die Erfüllung ſeiner Beſtimmung als Meſſias, und der Vater ver-

---

18) S. Stendhal Rome, Naples et Florence. Paris 1819, p. 137.

19) Darüber ſchrieb Klopſtock ſelbſt an Füger: „Chriſtus, der dem Vater ſchwört, kann von Ihnen ſelbſt nicht übertroffen werden. Aber, kühner Mann! Sie haben auch den Vater gewagt. Raphael und Angelo hatten es, ſagen Sie, gethan. Ihr habt alle drei geſündigt! Auch große Künſtler dürfen den Vater nicht bilden; keiner darfs." Treffend erwiederte der Maler: aus gleicher Urſache dürfte er auch keinen Engel, noch einen Satan zeichnen. — Warum ſoll aber der an Mitteln der Imagination ſo viel ärmere Maler deswegen eine äſthetiſche oder gar eine metaphyſiſche Sünde begehen, wenn er das Antlitz, das Haupt, den Arm zeichnet, von welchem der Gott Vater des Dichters ſelbſt ſagt, daß er ſie ausbreitet, und höchſtens noch einen Leib hinzuſetzt, zu dem ſie gehören, und weil er in ſeiner Armuth auch einen Gott Vater herſtellen will, der freilich durch ſeinen Mund nicht ſpricht, ſondern nur zu ſprechen ſcheinen ſoll? — Welcher gebildete Zuſchauer wird deswegen Gott den Vater als einen alten Mann wirklich denken, weil man ihn unter der Geſtalt eines kraftvollen und ehrwürdigen Greiſen in der Malerei vorſtellt? Wie viele erhabene Bilder in der Dichtkunſt und in der Malerei müßten wir entbehren, wenn unſere Vorfahren, in derſelben allen ſinnlichen Vorſtellungen des höchſten Weſens entſagt hätten?" S. Auswahl aus Klopſtocks nachgelaſſenem Briefwechſel. Leipzig 1821. I. 299 — 305.

ſichert ihn des Erfolgs. In dem andern hat ſich der Sohn zur Rechten des Vaters geſetzt, der von der Wonne unendlicher Liebe über das vollbrachte Erlöſungswerk erfüllt ſcheint.

»Der ewige Vater handelt nie anders, als zum Wohl des Ganzen; die Mythologie läßt ihre Götter aus Privatintereſſe nach Leidenſchaft handeln.« Dies darf der Künſtler nie aus dem Geſichte verlieren. 20)

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
In ſtillem, ſanftem Säuſeln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens!

Klopſtock.

Anmerkung. Von der Dreieinigkeit führen wir noch folgende Bilder an: von L. **Cardi**, geſtochen von A. **Cambiaſi** und J. D. **Herz**; von H. **Fumacini**, geſtochen von D. **Tibaldi** (1570). von Gr. d. **Graſſo**, geſtochen von K. **Audran**; von A. M. **Viani**, geſtochen von J. **Sadeler**; von P. P. **Rubens**, geſtochen von L. **Vorſtermann**, S. **Bolswert** und A. **Lommelin**; von J. **Guarana**, geſtochen von F. **Bartolozzi**; von P. F. **Mola**, geſtochen von F. **Lauvemont**; von P. **Liberi**, geſtochen von J. **Barone**; von P. **Beretino**, geſtochen von P. **Aquila**; von **Guido Reni**, geſtochen von P. **Chenu**.

Iſt der edle Menſch nicht das richtigſte Sinn- und Ebenbild der Gottheit? En l'honorant soi même, l'homme croit bonorer son créateur. — Et en éffet l'ame d'un grand homme ne parait elle pas émaner directement de celle de Dieu? **Orloff** Essai I. 6.

20) Vergl. über dieſen Abſchnitt **Carl Ludwig Juncker**, Jupiter, eine Antike, zugleich ein Muſter für die würdige ſinnliche Darſtellung des ewigen Vaters. Nürnberg. 1788.

Vierter Abſchnitt.

Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes.

Die Klarheit des Vaters im Angeſichte des Sohnes.

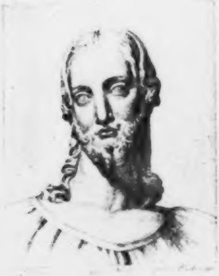
Klopſtock.

Gegenſtand der Anbetung iſt kein Bild Chriſti, eben ſo wenig, als ſeine leibliche Geſtalt. Aber, wie dieſe zur Verehrung einladen und ſtimmen mochte, ſo ſoll es auch das Bild.

In dem Bilde Jeſu, des ſchönſten der Menſchenkinder, glänzend von ewiger Jugend 1) ſoll mit der ſichtbarlich von ihm ausſtralenden Fülle der Gottheit ſich die reinſte, vollendete Menſchheit verſchmelzen, und der das irdiſche Auge niederſchlagende Glanz der erſtern, mittelſt der letztern ſanftern Farben gemildert werden. Chriſtus iſt als Menſch in Menſchengeſtalt erſchienen. Bei ſeiner Abbildung genügt es aber nicht, die Menſchengeſtalt über jede, die wir kennen, zu erheben; das Göttliche muß das Menſchliche überſtralen. Nur ſehr Wenig findet hier von dem Sinnlich-Erhabenen und Schönen, das die idealiſchen Kunſtgebilde der griechiſchen Götter auszeichnet, Anwendung. Der Künſtler muß ſich ein ganz eigenthümliches Ideal bilden, um den Meſſias würdig darzuſtellen. Hier iſt das Kindliche und die Heldengröße ohne gleichen,

---

1) Pſ. 44, V. 3, V. 78. Pſ. 101, V. 26—28. Hebr. I. 9, 12.



der freiwillige Knecht von Allen und der König der Könige in Einer Perſon vereinigt. Aber alle Vorſtellungen eines allgewaltigen Herrſchers und eines ſiegreichen Helden weichen von der Idee des göttlichen Weſens zurück, das blos aus unendlicher Liebe zu den Sterblichen ſich herabläßt, um ſie durch lebendiges Wort und Vorbild, Lehre und That, der Sünde und ihrem Elend zu entreiſſen, ſie der Tugend, und eben dadurch der Seligkeit zuzuführen, und ſo mit Gott zu vereinigen. Der Künſtler hat keinen mächtigen Fürſten dieſer Welt, wie das jüdiſche Vorurtheil ihn ſich vorbildete, noch einen Propheten, der die Menſchen von der thätigen Liebe Gottes losſpricht, um ſie durch Gnade ohne ihr Zuthun ſelig zu machen, wie ihn die irdiſchgeſinnten Chriſten ſich vorbilden, 2) darzuſtellen, ſondern ein erhabenes und freundliches Weſen, das vom Himmel gekommen, um die Menſchen zu Nachahmern Gottes zu machen. Von dem Auge muß, wie der Herr ſelbſt gelehrt (Matth. VI. 22.), die Heiterkeit des ganzen Leibes ausgehen; von dem lautern Lichte des Auges muß ſich Licht über das ganze Aeuſſere verbreiten. Als jüdiſcher Lehrer trat der Meſſias auf. Göttliches lehrend und durch wundervolles Wohlthun Segen verbreitend, gieng er umher. Als ſolchen muß ihn der Künſtler ſchildern. Sein ganzes Weſen muß die höchſte Liebe und Zuverſicht ausdrücken; es muß jedermann in die Seele ſprechen: „Sehet! ich bin der, den der Vater im Himmel geſandt hat, um euch gut und ſelig zu machen; ich bin der Weg, das Licht und das Leben; ich bin der gute Hirt; kommt alle zu mir, die ihr beladen ſeyd mit Kummer und Schmerz, ich will euch erquicken; mein Reich

---

2) Vergl. Pensées de Pascal. Paris. 1761. p. 73.

iſt nicht von dieſer Welt, es iſt nicht auſſer euch, ſondern in euch; wer mir nachfolgen will, der verſchmähe und laſſe die Welt, verläugne ſich ſelbſt, und nehme gelaſſen das Kreuz auf ſich, lege alle Furcht ab; ich habe die Welt überwunden: der, zu dem ich wiederkehre, der Vater im Himmel wird auch euch um ſich verſammeln, wenn ihr, Eins mit mir, Seinen Willen erfüllet; dann wird nur Ein Hirt und Eine Heerde ſeyn.“

Der Charakter Chriſti, der in Kunſtwerken ſo gut, als im wörtlichen Unterricht am ſtärkſten hervorgehoben werden ſollte, iſt der des durchaus heiligen Stifters des unvergänglichen Reichs Gottes, welches alle Menſchen umfaſſt, die nach Heiligkeit ſtreben, indem ſie in Geſinnung und That den Willen des Vaters im Himmel erfüllen. Vom Bilde Chriſti ſollte demnach alles entfernt bleiben, was blos die Wirkung von Orts- und Zeitumſtänden, von beſchränkter Einſicht und Denkart, von Erziehung oder Temperament iſt. Das ruhige, aber kalte Kraftgefühl, das den ſchönſten antiken Götterbildern ſo gut anſteht, iſt ſehr verſchieden von dem himmliſchen Frieden, der über das ganze Weſen eines Chriſtusbildes ſich ergießen ſoll. Eben ſo hat ſeine Heiligkeit und Würde mit der eines irdiſchen Königs nichts gemein. Auch ſeine Güte und Milde, ſeine Sanftmuth und Gelaſſenheit, ſein Mitleid ſind höherer Art; ſie würden durch jede Beimiſchung eines Ausdrucks von Gefühlen oder Affekten, welche Weichlichkeit oder Schwäche verrathen, entſtellt und herabgewürdigt. 3) Dem Künſtler ſchwebe entweder die Idee des Lehrers der höchſten Weisheit vor, oder die des Erlöſers vom größten Uebel, von der

---

3) Vergl. J. Chr. A. Grohmann über Chriſtusgemälde. Leipzig. 1794.

Knechtſchaft der Sünde, oder die des Beſeligers ohne Gleichen, des Fürſten des Lebens, des Lichts und des Friedens!

Die nicht zu verkennende Schwierigkeit der Darſtellung eines dem Ideal Chriſti entſprechenden Bildes hat einige Kunſtrichter verleitet, ihre Möglichkeit zu läugnen. 4) Ihr Hauptgrund iſt: Der Künſtler könne das Göttliche und Menſchliche nicht in einem Bilde vermiſchen, ohne daß das eine durch das andere Abbruch leide. Dabei wurde aber nicht bedacht, daß man von dem Künſtler nur verlange, daß er das Göttliche in ſo weit darſtelle, als es in reinmenſchlicher Geſtalt darſtellbar iſt; daß die reinmenſchliche Geſtalt die einzige ſey, in welcher das Göttliche von uns angeſchaut und erkannt werden kann; daß Chriſtus ſelbſt, der in reinmenſchlicher Geſtalt auf Erden erſchien, von allen Menſchen verlangt, ſie ſollten ſich nach Gottes Bild umzubilden ſtreben, ſie ſollten trachten, vollkommen, wie der Vater im Himmel zu werden. Die griechiſchen Götterbilder erhoben ſich über die Natur, wie ſie in der Wirklichkeit vorkommt; warum ſollte die Kunſt den geiſtigen Ausdruck im Bilde Chriſti nicht zu der Idee des Göttlichen erheben können?

Auf der Stirn herrſche unbewölkte Hoheit, Ruhe und Heiterkeit; das Auge ſey hell und klar, nicht funkelnd oder feurig, wie das eines irdiſchen Helden, ein Spiegel des Himmels, und nur mit gedämpftem Glanze von (überirdiſcher) Liebe ſtralend; um den Mund, wo in den Muskeln die edelſten und zärtlichſten Gefühle ſich am beredteſten ausſprechen, ſchwebe der Ausdruck der höchſten Milde und Freundlichkeit; ſanft geſcheitelt fließe das Haar am Haupte nieder, wall' es dann in kunſtloſem Gelock' über dem Nacken, oder verlier' es ſich am Hinterkopfe.

---

4) z. B. Forſter in den Anſichten vom Niederrheine. I. 241.

Sehr richtig bemerkt Lavater (phiſiognomiſche Fragmente, S. 434): »Man frage ſich bei allen vorkommenden Chriſtusbildern nicht nur: Paßt dieſe Miene für den gegenwärtigen Moment? ſondern allvörderſt: Paßt dieſe Geſichtsform zu allen bekannten charakteriſtiſchen Momenten des göttlichen Sohnes, der immer zugleich Menſchenſohn und Meſſias war? — Die Miene für den Moment täuſcht uns gar oft, beſticht unſer Urtheil für den ganzen Charakter, und wenn die Miene vorüber iſt, ſo ſehen wir nichts mehr.«

Nach den verſchiedenen Altersſtufen muß die Phiſiognomie von Chriſtus freilich anders und näher bezeichnet werden. Doch muß die Göttlichkeit ſchon durch die ſanften Züge des Kindes, dann durch die beſtimmtern des Knaben, und endlich durch die ausgebildeten des Mannes hervorleuchten. Da Chriſtus noch als junger Mann ſeine irdiſche Laufbahn endigte; ſo verbietet dem Künſtler ſchon die Natur dieſes Alters die Anwendung aller zu feſten, tiefen oder an's Rauhe grenzenden Züge. Doch muß er ſich auch vor aller weichlichen Schönheit oder Grazie und noch mehr vor allem Gezierten ſorgfältig hüten, und ſelbſt die große Milde und Sanftmuth des Charakters muß er ſtets durch einen gewiſſen göttlichen Ernſt zu mäſſigen wiſſen.

Auch die Verſchiedenheit der Lage und der Handlung, in welcher der Göttliche dargeſtellt wird, macht verſchiedene Anfoderungen an den Künſtler. Chriſtus als Lehrer, als Tröſter der Trauernden, als wohlthuender Wunderthäter, als Zurechtweiſer der Phariſäer, als Kinderfreund, als Prophet, als Leidender, ſind ſehr verſchiedene Figuren. Aber in allen den mannigfaltigen Lagen ſeiner irdiſchen Geſchichte muß ſeine Gemüthsſtimmung von allem entfernt erſcheinen, was eine heftige, leidenſchaftliche Bewegung vermuthen ließe. 5) Das Göttliche, die Herkunft des himmliſchen Weſens muß immer die Oberherrſchaft über die ſinnlichen Affizirungen behalten. Nie darf der Figur des Meſſias der hehre Friede fehlen, den die Welt nicht geben kann. Seine himmliſche Ruhe, das Bewußtſeyn ſeiner Gotteswürde, die Unerſchütterlichkeit, die Reinheit ſeines Sinnes muß ſtets mit den Umgebungen einen auffallenden, wohlthuenden Gegenſatz bilden, oder, ſo ferne ſie ſich mittheilt, hervorragend erſcheinen, er mag zwiſchen Phariſäern oder ſeinen Jüngern, zwiſchen Hilfsbedürftigen, oder vor ſeinen ſtolzen Richtern, unter der Hoſianna rufenden Menge, oder unter den trauernden Frauen, er mag als Eiferer für die Ehre ſeines himmliſchen Vaters, indem er die Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, oder als mit Wehmuth erfüllter Freund, da er zu ſeinen Jüngern ſagt: es iſt Einer, der mich verrathen wird, erſcheinen. — Die einzelne Figur, gleichſam das Seelenbildniß des Göttlichen (abgeſondert von jeder Handlung) dürfte immer die ſchwerſte Aufgabe der Kunſt ſeyn. Denn hier entbehrt ſie des Kontraſts, wodurch ſie deſſen Figur in den Scenen ſeines Lebens, in ein ſo vortheilhaftes Licht hervorzuheben vermag.

Ob die Statue Chriſti, die bis 362 zu Cäſarea ſich befand, wirklich ein getreues Bildniß war, können wir nimmer mit Gewißheit ausmitteln. Die ſtärkſten Gründe ſprechen dagegen. Es iſt auch keine Zeichnung davon auf uns gelangt. 6) Von der

---

5) Junker hat in ſeiner Schrift: Chriſtus und Maria, phyſiognomiſch in 24 Kupferſtichen vorgeſtellt 1791, eine maleriſche Charakteriſtik von Chriſtus in ſeinen verſchiedenen Lebensaltern und Verhältniſſen verſucht; aber ſeine Bemerkungen gehen nicht ſehr tief, und er ſcheint die beſten Chriſtusköpfe gar nicht gekannt zu haben.

6) Euseb. VII, C. 18. Fleury, L. 15, §. 20.

Herkunft anderer angeblicher Original-Bildniſſe des Heilands iſt noch weniger Zuverläſſiges bekannt. 7)

Kein Evangeliſt, ſelbſt nicht der Schooßjünger des Herrn berichtet uns etwas von Jeſu Geſtalt und Geſichtsbildung.

Vergeblich bemühte ſich die Schweſter des Kaiſers Conſtantin des Großen, ein ächtes Bild Chriſti ausfindig zu machen. 8) Es iſt dies leicht erklärbar. Die Judenchriſten, die die jüdiſche Scheu vor Bildern beibehielten, verfertigten gewiß keine Bilder von Chriſtus, und den Heidenchriſten waren alle ſolche Abbildungen verhaßt, weil ſie in ihnen Verſuchungen zur Abgötterei ſahen. Auch verwarf noch der allgemeine Kirchenrath zu Conſtantinopel 754 alle vom Heilande ſelbſt oder von ſeinen Apoſteln hergeleiteten Bilder Chriſti, indem er nur dasjenige, das er uns im Abendmale hinterließ, als wahrhaft anerkannte. 9)

Eine zwar alte und wie es ſcheint, viel verbreitete, aber durch Nichts verbürgte Sage macht von ſeiner Figur folgende Beſchreibung: Er war wohlgebaut; dunkelhelles Haupthaar, geſcheitelt, fließend, nach unten etwas kraus oder gelockt; ſchwarze Augbraue, nicht ſehr gewölbt und nicht ſtets fortlaufend; klare blaue Augen, nicht ſchielend, noch umherſchweifend; eine erhabene Naſe; der Bart hellfarbig und nicht üppig; der Hals ſanft geneigt, um nicht ſteif zu erſcheinen; die Geſichtsfarbe hellbraun; die Stirne überaus heiter, nicht rund, etwas geſenkt, mit mäſſiger Röthe geziert. Die Miene verkündete einen verſtändigen Mann

---

7) S. Joh. Reiske de Imaginibus Christi. Wolfenbüttel. 1685. Vergl. Franc. Vavassoris de forma Christi liber. Parisiis. 1649.

8) Labbæi Concil. T. VII. 494.

9) Labbæi Concil. T. VII. p. 446. etc.

von ernſten und zugleich anmuthigen Sitten, und dem alles Unſanfte (Zornmüthige) fremd iſt.“ 10)

Im achten, neunten und zehnten Jahrhunderte wurde Chriſtus am Kreuze ſehr oft bekleidet vorgeſtellt. 11) Ihm eine ſchöne und edle Geſtalt zu geben, hätte damals wider die herrſchende Meinung verſtoſſen. 12) Die Trullaniſche Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel von 692 hatte Can. 82 verordnet, daß Chriſtus nur am Kreuze dargeſtellt werden ſolle. Lange Zeit wurde er noch jung und die Königsbinde um das Haupt, gebildet. Den Malern ſchwebte noch etwas von den Foderungen altgriechiſcher Kunſt vor der Seele; 13) weshalb die chriſtlichen Schriftſteller vom vierten Jahrhundert an, oft Chriſtum mit dem jugendlichen Apoll vergleichen. Dies entſprach den Vorſtellungen, welche **Origines**, 14) **Hieronymus**, 15) **Chriſoſtomus**, 16) **Ambroſius**, 17) **Auguſtin** 18)

---

10) Nicephori Calisti hist. Eul. L. I. C. 40. Continuator Magdeb. Cent. L. I, C. 10. Noctes christianæ Joh. Fechtii X. 359. etc. Gabler de Authentia epist. Lentuli ad Senatum. Rom. Jenæ. 1819.

11) Martene et Durand Voj. litteraire p. 137.

12) Sur la peinture moderne, vorgedruckt dem IV. Band des Musée francais. p. 49.

13) Casali de vet. christian. rit. p. 2. Bosco Roma Sotteranea. p. 551. Aringhi Roma subterr. II, C. 13. p. 48. Gore de mitrato Capite J. Christ. IV. 2. etc.

14) Contra Celsum. L. VI, C. 75, 76, 77. opp. ed Ruæi. I. 688. etc.

15) Ep. 65. ad princip., Nro. 8 u. 9, in Matth., C. 9 u. 21, in Jsaiam. I, C. 53.

16) In Matth. hom. 27, ep. 2, in Psalm. 44, C. 2.

17) De fide, L. II, C. 8.

18) In Psalm. 44, Serm. 27 u. 95.

und Johann der Damaszener 19) geltend zu machen geſucht, indem ſie ſich auf Pſalm 44, Vers 3, 4 und 5:

Du biſt der Schönſte unter den Menſchenkindern!
Holdſelig ſind deine Lippen;
Darum ſegne dich Gott ewiglich ꝛc.

berieſen. Allein die entgegengeſetzte Meinung, welche mit Berufung auf Iſaias LII. 14 und LIII. 1, 3, 12 von Juſtin, 20) Tertullian, 21) Baſilius, 22) Clemens 23) und Cyrillus von Alexandrien 24) vertheidigt wurde, Chriſtus ſey nicht wohlgeſtaltet geweſen und habe weder ſchöne, noch edle Züge gehabt, gewann die Oberhand. Die Figuren Chriſti erſchienen daher in den Kunſtgebilden lange Zeit hager, abgezehrt, traurig und alt. 25) Des Celſus Argument: 26) Chriſtus war nicht ſchön; alſo nicht Gott — verfing nichts gegen dieſe Anſicht. 27)

---

19) Epist. ad Theophaniam, C. 3, p. 631, damit ſtimmen überein Hadrian papa ep. ad Carol. reg. S. Bernhard. Serm. 2. T. 1. 807.

20) Dialog cum Tryphone, C. 85, 88, 100.

21) Advers. Jud., C. 14. de carne Christi, C. 9. advers. Marc. III. 1, 2.

22) In Psalm. 44, C. 4 u. 5.

23) Pædagog. III. C. 1, p. 252. Stromat. C. 17, p. 559.

24) De Nudat. Noé. II. 43.

25) S. die Medaillen bei Du Cange. Aug. Byzant. p. 116, 123, 128, 186. Vergl. Denon Voy. en Egypte pt. 100.

26) Apud Origin. contra Cels. VI, C. 75.

27) Tertullian (de carne Christi, C. 9). gebraucht nebſt der mißverſtandenen Stelle des Iſaias 53, 3, und dem Ausdruck: Knechtsgeſtalt, deſſen ſich Paulus bedient, das ſonderbare Argument zum Erweis von Chriſti körperlicher Häßlichkeit: daß ſonſt die Juden ſich nicht erfrecht hätten, ihm in's Angeſicht zu ſpeien.

Die ihr anhingen, ließen ſich nicht ausreden, daß die körperliche Häßlichkeit ein Merkmal ſeiner Meſſiaswürde ſey; ſie konnten ſich nicht mit dem Gedanken befreunden: daß, auch ohne eine beſondere organiſche Schönheit, von der der ſittliche Ausdruck noch ſehr verſchieden iſt, anzunehmen, es dennoch wahrſcheinlich ſey, daß die Herrlichkeit ſeines innern göttlichen Lebens, die himmliſche Erhabenheit, Ruhe und Klarheit ſeines Gemüths, auch auf ſeinem Angeſicht, auch in ſeiner ganzen äuſſern Erſcheinung ſich ausgeprägt habe. 28)

Doch allmählig, wie das Chriſtenthum nach ſeiner Verbreitung, von dem Heidenthum nichts mehr zu beſorgen hatte, und der Geſchmack ſich wieder in gleichem Maaß verbeſſerte, als die trübſinnigen Anſichten, denen in allem Materiellen das Werk des Satans ſich darſtellte, aus der Religionslehre verſchwanden, wurde die unfreundliche Bildung der Chriſtusköpfe durch das freundliche Ideal verdrängt, deſſen Züge, als Abglanz der verborgenen Gottheit, wie Chriſoſtomus 29) ſich ausdrückt, diejenigen, die ihn ſahen, beim erſten Anblick zu ihm ziehen mußten. Und wirklich zeigen ſich die Grundzüge dieſes Ideals (hohe Stirn, ovales Geſicht, geſcheiteltes Haar, nicht langer, krauſer Bart und der Ausdruck von Ernſt und Milde) faſt in allen auf uns gekommenen alten Chriſtusköpfen bis zur Wiederherſtellung der Kunſt, wo Cimabue und Giotto es ſich aneigneten und weiter fortpflanzten, bis endlich Raphael und Geiſtesverwandte ihm eine höhere Vollendung gaben. 30)

---

28) Neanders Geiſt des Tertullianus. Berlin. 1825. S. 399.

29) Opp. T. IV. col. 30.

30) Am genaueſten und ausführlichſten iſt das Geſchichtliche der alten Chriſtusköpfe behandelt von Frid. Münter in ſeinen Sinnbildern und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten. Altona. 1825. II. Heft.

Die vergleichende Betrachtung von Bildern Chriſti mag zu einiger Beurtheilung behilflich ſeyn, in wie weit die bildende Kunſt bisher dem vollendeten Ideal nahe gekommen ſey.

Zu den allerſchönſten Chriſtusköpfen gehört der von Raphael in ſeiner berühmten Verklärung, welcher ein beſonderer Abſchnitt dieſer Schrift gewidmet iſt. In dem Geſichte des Verklärten glaubt man den Glanz ewigen Lichts, das unausſprechlich Erhabne, den Ausdruck der Gottheit zu ſehen, welche die Blicke ſeiner Auserwählten beſeligen müßen. 31) In Raphaels Disputa hat Chriſti Figur in der himmliſchen Glorie, etwas Göttliches im Ausdruck; es iſt aber mit Milde und Erbarmung in Beziehung auf die Menſchheit gemiſcht.

In das enthuſiaſtiſche Lob, das jetzt Viele dem Chriſtuskopfe von J. Hemmeling (in der Boiſſere'ſchen Sammlung) ſpenden, 32) kann ich nicht einſtimmen. Er iſt ganz nach dem alten byzantiniſchen Typus, 33) ſymetriſch gebildet; allerdings ein edles, geiſtvolles, beſonders ſehr verſtändiges Geſicht. Wunderklar ſind die Augen; jeder Theil des Geſichts hat Maaß und Verhältniß; in den Lippen liegt etwas Gütiges, Wohlwollendes, das Ganze und die Theile verkündigen einen tiefen Menſchenkenner, einen verſtändigen, heitergeſinnten, klugen, ja ſogar weiſen Mann; aber wo ſind die Kennzeichen, daß er der Meſſias, die göttliche Liebe ſelbſt iſt? — Wie weit vorzüglicher ſind die Raphaeliſchen Bilder! Einen ſchönen Chriſtus in einer

---

31) In cui par vedere quel candore di luce eterna, quella sottigliezza, quell' aria di divinità, che dee beare gli occhi de' suoi eletti. Lanzi Storia pittor. Bassano 1795. I. 405.

32) Joh. Schopenhauer in ihrem Joh. van Eyck. I. 187 fg. Vergl. S. 192.

33) Dieſer Anſicht iſt auch Waagen Ueber H. und J. van Eyk. I. 71.

herrlichen Engels-Glorie ſieht man in Raphaels Gemälde, deshalb Cinque Santi genannt, weil neben Chriſtus Maria, die ſich andachtsvoll nach ihm neigt, und Johann der Täufer, der auf ihn hinweiſt, ſodann unten der Apoſtel Paulus, der, eine ernſte geiſtvolle Figur, mit dem Schwerte daſteht, und die heilige Katharina, die jungfräulich-ſchön kniend hinaufblickt, ſich im Gemälde zuſammen befinden. Chriſtus hat hier einen erhabenen, würdevollen und zugleich himmliſch milden Ausdruck, (geſtochen iſt das Bild von J. B. Maſſard und von Richhomme (Musée fr. V.) Der Umriß ſteht in Landon's Annales III. 29.)

In dem Bilde: Chriſtus mit den zwölf Apoſteln, nach Raphaels Zeichnung (von Mark Anton, in Umriſſen von Marchand, und bei Landon Vie et Oeuvres V. p. 286, und ſchwarz von Langer), hebt der Heiland ſegnend die eine Hand empor, in der andern trägt er die Siegesfahne des Kreuzes; voll Ruhe und liebreich wie ein guter Hirt; das geſcheitelte Haar fällt in Locken auf die Schultern herab; das Gewand einfach und gut gelegt. Dieſe edle Figur hat vielleicht die von Hemmeling (lithographirt von Strixner) veranlaßt. Chriſtus hält hier gleichfalls die Siegesfahne in der Hand. Auch die Stellung iſt edel, und das (jedoch zu ſcharfkantige) Gewand gut geworfen.

Der Chriſtuskopf von Hanib. Caracci (Bruſtbild in der Galerie zu Dresden) iſt ohne Zweifel das Erzeugniß eines anhaltenden Strebens nach dem Ideal. Es herrſcht in dem jugendlich männlichen Kopf viel Adel, und eine ausnehmende Milde und Harmonie, womit auch das Haar von Scheitel und Bart trefflich zuſammenſtimmt. Alle Züge groß, aber ruhig und geordnet. Das braune Auge offen, feſt und licht. Alle Linien um die Augen und den Mund voll Anmuth und Kraft. Geſtochen iſt das Bild von C. G. Schulze, in punktirter Manier von

Weiß in Wien. Leider iſt in dieſen Nachbildungen von der erhabenen Milde viel verloren gegangen. Es iſt aber ein neuer Kupferſtich von Scriven (bei Artaria in Mannheim) erſchienen, der dem Urbilde etwas näher kommt.

Von dem vortrefflichen Chriſtusbild von Danneker, (geſtochen von M. Eßlinger,[34]) wird der Abſchnitt von den Meiſterwerken chriſtlicher Bildhauerei ausführlich reden. Es iſt ein Ideal göttlicher Milde und Würde des liebevollſten göttlichen Lehrers.

Der von Heinr. Goltzius geſtochene Kopf Chriſti im Profil gehört wohl auch zu den allerſchönſten. (Füßli. K. IV. B. 77.)

Edel an Geſtalt, in Stellung, Geberde und Ausdruck iſt der koloſſale Chriſtus, als Lehrer der Welt dargeſtellt, von Boccaccio Boccacino, geätzt von Garavaglia (Vidoni pittura Cremonese 1824, p. 53), welchen ſchon Vaſari gelobt. In ſitzender Stellung, in einer Glorie von Stralen hält er mit der linken Hand ein offenes Buch auf das Knie geſtützt, und deutet mit der Rechten nach oben. Sein Geſicht hat einen Ausdruck geiſtvoller erhabener Ruhe mit dem Bewußtſeyn eines höhern Berufs. Das Gewand iſt einfach, und der Hoheit der Figur angemeſſen. Vollendetes Kunſtideal iſt jedoch dieſer Chriſtus noch lange nicht.

Würdevoll, auf das Reich des Vaters hinweiſend, iſt die Figur des Heilands der Welt von Fra Bartholomeo, geſtochen von F. Calendi (Musée fr. III. 12), und von Dambrun (Galerie Fr. v. Filhol. VII. 476). Er ſteht gleichſam als Statue auf einem Fußgeſtell, einen Stab haltend, der mit einer

---

[34] Noch immer wird ein guter Kupferſtich der ganzen Figur mit Sehnſucht erwartet. Man begnüge ſich demnach vorerſt mit dem beiliegenden Bruſtbilde.

Weltkugel und einem Kreuz endigt, mit der Rechten aufwärts deutend, und blickt auf die vier Evangeliſten herab, die mit Aufmerkſamkeit und Begeiſterung unten ſtehen.

Dem Leonardo da Vinci ſchwebte bei ſeinen Chriſtusköpfen das Ideal der größten Milde vor. Auſſer dem vortrefflichen Chriſtuskopf in ſeinem berühmten Abendmal haben wir von dieſem Meiſter den Chriſtuskopf von großer männlicher Schönheit in der fürſtlich Lichtenſteiniſchen Galerie zu Wien, (Winkelmann Geſchichte der Kunſt V. K. I. §. 41), und das Bruſtbild von Chriſtus (en Medaillon mit der Umſchrift: Christus, rex venit in pace, et Deus homo factus est), ſehr ſchön geſtochen von Anton Conte in Mailand. Es iſt ein höchſt mildes, edles und geiſtvolles Profil. Sehr ähnlich iſt das Profil, das Fleiſchmann zu Nürnberg geſtochen. Ferner der Salvator mundi mit der Weltkugel, (im Pariſer Muſeum), geätzt von W. Holler, ſodann das Bild, geſtochen in punktirter Manier und illuminirt von V. R. Grüner in Fol. mit der Ueberſchrift: Ego sum lux mundi. Milde und Geiſt ſind hier in hohem Grad vereinigt. Das ganze Geſicht ſpricht Gewißheit und Zuverſicht aus, und flößt ſie ein. Die Züge ſind ſehr regelmäßig; der zierlichen Legung der Haare, beſonders um den Mund und am Bart könnte man freilich zu viele Sorgfalt vorwerfen. Daß aber der Meiſter dem Idealiſchen nachgeſtrebt, iſt nicht zu verkennen. — Sehr geiſtvoll iſt auch der Chriſtus (Halbfigur) von Leonardo da Vinci, geſtochen von Raphael Morghen. Es iſt der Menſchheit Lehrer. Der Ausdruck iſt der von hehrer Ueberzeugung und von liebreicher Milde, die die Zuhörer für das Himmliſche gewinnen will. Auch das ſchön geſcheitelte Haupthaar und die Stellung ſind vortrefflich. Dieſe Halbfigur iſt aus Leonardo da Vinci's größerm Gemälde, das Chriſtum unter den Phariſäern und Schriftgelehrten nach Matth. XXII. 37. vorſtellt, genommen ꝛc., welches unter andern Joh. Leonetti 1799 geſtochen. Die Unterſchrift im Morghenſchen Stich: Tres sunt, qui testimonium dant in Cœlo, aus dem erſten Briefe Johannes V. 7, würde in dem Munde des Apoſtels paſſen. Hier aber ſpricht der Heiland: Du ſollſt Gott von ganzem Herzen ꝛc. lieben! 35)

Man hat auch Bilder, wo der Erlöſer auf Wolken von den Symbolen der vier Evangeliſten getragen wird; ähnlich dem berühmten Bilde des himmliſchen Vaters von Raphael. Ein ſolches Bild von Jak. Francia (lithographirt von F. Piloti) enthält die königliche Galerie in München. Hier ſind nebſt jenen Symbolen noch zwei an Schultern und Füßen (?) geflügelte Engel die Träger. Irre ich nicht, ſo exiſtirt ein ſolches Bild auch von Nik. Pouſſin. Mir ſcheint aber dieſe Darſtellung für ſich ſelbſt nicht recht paſſend.

Von Andr. del Sarto ſieht man ein ſchönes Bild an dem Tabernakel der Frauenkapelle All' Anuntiata zu Florenz. In den Zügen dieſes Chriſtuskopfs vereint ſich viele Würde und Milde, in ſeinen Blicken liegt viel Geiſt und Gefühl (Quandts Streifereien im Gebiete der Kunſt. III. 156.)

Ein Chriſtuskopf von Albr. Dürer (im Steindruck von Bandiren und von Bendorin 1820) hat den Ausdruck erhabner Ruhe mit menſchlicher Würde. Das byzantiniſche Ideal liegt zum Grunde. Ein ſymetriſches, etwas länglichtes Oval. Zierlich herabfließendes Haupthaar, ſo auch das Haar überm

---

35) Von dem Bildniſſe Chriſti des Juanes in der Kapelle des heiligen Petrus zu Valenzia iſt mir kein Kupferſtich bekannt; das Bild wird von Palomino (S. 40) ausnehmend gerühmt. Gleiches Lob ertheilt er (S. 181) einem Bilde von Anton Pereda in einer Kapelle der Kirche der Kapuzinerinnen zu Madrid.

Mund und am Kinn; klares, ziemlich durchdringendes Auge; ſanft gewölbte Stirn; Naſe und Mund auf liebreiches Gefühl deutend.

Der Chriſtus (ein Bruſtbild) von Titian (im Pariſer Muſeum, Landon's Annales XIV. 51), hat große Würde und Milde; die Weisheit ſtralt von der Stirne, und der Mund verkündet Güte und Sanftmuth. Das gleiche gilt von Titians Salvator mundi (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien) der Ausdruck iſt erhabne Sanftmuth.

Auch an dem lehrenden Heiland von Titian (in der Sammlung von Gr. Benzel-Sternau) iſt Alles mit größter Sorgfalt behandelt. Der Blick iſt voll Ruhe und göttlicher Milde; die Stirn edel und heiter. Der aufwärts gerichtete Zeigefinger deutet auf des Menſchen höheres Ziel.

Titians-Erlöſer, im Palaſte der Cornari zu Venedig, die rechte Hand zum Segnen aufgehoben, in der linken die Weltkugel mit dem Kreuze. Das Auge iſt mild; aber etwas matt. Die Stirne zu glatt. In Naſe und Mund liegt Ausdruck hoher Liebe (Maier Beſchreibung von Venedig. I 386.)

Einer der geiſtreichſten und mildeſten Chriſtusköpfe iſt der von Titian in ſeinem Bilde vom Zinsgroſchen. Davon ſpäter!

Der Chriſtuskopf von Guido Reni, geſtochen von R. Ranteuil (im Steindruck von F. Piloti) hat einen Ausdruck menſchenfreundlicher Würde; das Bewußtſeyn der Gottheit erſcheint hier, mit Wehmuth über der Menſchheit tiefen Verfall gemiſcht.

Hoffſtetter (Nachrichten von Kunſtſachen II. 73) ſchreibt einen Salvator mundi zu Padua im Hauſe Camillo dem Guido zu. Er ſagt von dem Bilde: »Heiterkeit der Seele, ſanfte Geiſtigkeit, Wohlwollen, Menſchenliebe leuchtet von den ſchönen, wahren, kraftvollen Formen, vom herrlichen Auge, von der ſchönen Wölbung der Stirne, von dem wallenden Haupthaar, und von der geiſtvollen Wendung des Nackens. Dies Urtheil beſtätigt Maier in der Beſchreibung von Venedig. III. 146.

Der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen von J. Bergler (geſtochen von Jak. Adam für die Wiener Bilderbibel) hat viel Würde in Geſicht und Stellung. Doch wäre dem Geſicht ein beſtimmterer Ausdruck ſanft herablaſſender Liebe zu wünſchen.

Beſondere Beachtung gebührt dem Bild von Carlo Dolce: Chriſtus in einer Glorie auf Wolken, vor ihm in Gewölk die Weltkugel, über der ein Kreuzchen ſteht. Er hält die Rechte gleichſam ſegnend empor, und zeigt mit der andern auf die Wunde an der Bruſt. Aus den Wundmalen der Hände und der Bruſt ſtrömen anſtatt des Bluts Lichtſtralen. Dadurch ſoll wahrſcheinlich angedeutet werden, daß dem Leiden Chriſti die Erleuchtung und Beſeligung der Welt entfloſſen ſey. Das Bild hat die Unterſchrift: Sic Deus dilexit mundum. Es iſt ungemein ſchön geſtochen von Raphael Morghen, (nach ihm von Schwertgeburth für das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipzig. 1823.) Dem Ausdruck im Geſicht fehlt es nicht an einem ausnehmenden Grad von edler Sanftmuth und von hingebender Liebe. Auch das Haupthaar iſt ſanft herabfließend. Geſicht, Stellung und Geberde ſcheinen zu ſagen: Unendlich iſt meine Liebe zu euch!

Noch verdienen hier folgende Chriſtusköpfe bemerkt zu werden:

Der Heiland mit der Weltkugel von Iſrael v. Mechlen in der königlichen Galerie zu München, (nach Mannlich, Nro. 92.) Ein edles, mildes, geiſtvolles Geſicht.

Chriſtus, der ſeine offene Seite zeigt, von Franzeſchini (Volterano), von ihm ſelbſt radirt, S. Museo Fior. III. 93.

Ein Bruſtbild des Erlöſers (in Steindruck zu München von einem Ungenannten, mit der Unterſchrift: So groß iſt die Liebe Gottes, Joh. III. 16.)

Ein Salvator von Andr. Sirani (Schule des Guido) zu Bologna; ein Bild von großer Anmuth (Hofſtätter II.)

Ein Bruſtbild des Erlöſers mit aufgehobener Hand, um zu ſegnen von Benedetto Lutti (in der Dresdner Galerie II. 153.)

Das Chriſtusbild in Lavaters Phiſiognomiſchen Fragm. I. 449.

Ein Chriſtuskopf, geſtochen von R. Brichet nach einem alten Bilde, das ohne Grund, für ein wahres Ebenbild ausgegeben wird. Dieſes Profil hat etwas Einfach-Geiſtreiches und Mildes.

Ein Chriſtuskopf von Werner in Lavaters Phiſiognomiſchen Fragm. I. 91, hat viel Schlichtes, Gutmüthiges, Vertrauen Einflößendes; aber mehr nicht.

Das Bildniß Chriſti, das in der Bilderbibel oder dem Leben Jeſu ꝛc. von Carl Schleich dem ältern (München 1820) voranſteht, hat einen ſchönen Ausdruck von Milde, Liebe, erhabener Ruhe und Zuverſicht.

Chriſtus in einer Glorie von Ludw. Caracci, geſtochen von Ant. Lorenzini.

Le Sauveur du monde v. Stella, geſtochen von Seb. Jg. Klauber.

Ein Bruſtbild nach Chery, punktirt von Bertrandi. Geiſtreich, aber nichts Göttliches.

Auch Raph. Mengs, in Allem nach dem Ideal ſtrebend, hat ſich an Chriſtusköpfen verſucht. Den einen geſtochen von Lips, hat Lavater ſeiner Phiſiognomik (IV. 447) einverleibt; ein regelmäßiges Geſicht, mit dem Ausdruck von Ruhe, Sanftmuth und Güte; aber zu elegant, dagegen zu wenig erhaben. Ein heller und reiner Geiſt ſpricht aus dem Geſicht, aber weder die Gottheit, noch ihr Weſen, die allmächtige Liebe. Der andere (ein Bruſtbild) im Beſitz des Herrn v. Braun in Wien, geſtochen von F. John für das Taſchenbuch Aglaja, (Wien 1822), hat viel Mildes, Ruhiges und Erhaben-Freundliches. Aber im Ausdruck des höhern Geiſtigen ſteht er doch weit unter dem Kopf von Hanib. Caracci, der doch wohl dabei Mengſen vorgeſchwebt hat.

Auch Gerh. Kügelgen hat eine Darſtellung Chriſti, wie er ſpricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, verſucht. (S. den Umriß in ſeinem Leben von Haſſe 1824). Die Geſichtsbildung iſt edel; der Ausdruck aber nicht bedeutend genug. In den Haarlocken und den Falten des Gewandes zu viel Geziertes, zu wenig Einfachheit.

Von Paul Veroneſe: Chriſtus, der triumphirend über Wolken daher ſchwebt, umgeben von einer Glorie mit muſizirenden Engeln. Unter ihm ſitzen Petrus und Paulus auf Wolken mit Bewunderung aufwärts blickend. Geſtochen von M. Lasne.

Der Heiland (Halbfigur) Salvator mundi, geſtochen von Amiconi.

Ein Chriſtuskopf (aus einem Gemälde vom Gebete im Oelgarten), wahrſcheinlich nach Carlo Dolce, im Steindruck von Hertrich hat den Ausdruck des tiefſten Seelenleidens. (Die beſten Bilder: Ecce homo, werden ſpäter im Abſchnitt 22 angeführt werden.)

Im Bruſtbilde des Weltheilands von Karl Lebrün, noch neuerlich geſtochen von Eßlinger, fehlt es dem Kopf neben großer Sanftheit und liebendem Wohlwollen ganz an göttlicher Kraft und Erhabenheit, das mens divinior.

Der Heiland mit der Unterſchrift: Salvator mundi von

Brouwne, geſtochen von J. M. Ardell iſt mir nur dem Namen noch bekannt. 36)

Dieſen Darſtellungen füge ich die Aufzählung noch einiger andern bei, die die Figur Chriſti, einzeln als Jüngling, oder Knaben oder Kind darſtellen.

Ein Chriſtus als Jüngling in innigem Gebet, in Steindruck von Gröger nach ſeiner Erfindung.

Von Leonardo da Vinci iſt ein geiſtvolles Bruſtbild des Knaben Jeſu in der königlichen (ehemals giuſtinianiſchen Galerie) zu Berlin. Das Haupt iſt umſtralt, und langes Haar fällt von ihm herab.

Der gute Hirt von Barth. Murillo, geſtochen von Major und von Heath (Landon Choix de tableaux I.) Chriſtus iſt als Knabe vorgeſtellt, der im Feld auf einem Steine ſitzt. Sein Geſicht, von Lichtglanz umſtralt, iſt von ausnehmender Anmuth. Mit inniger, reiner Andacht iſt es zum Himmel gerichtet; die eine Hand hält einen Hirtenſtab, die andere berührt liebreich eines der Schafe. Das Bild ſteht jetzt im Muſeum zu Madrid. (S. M. J. Quin's Beſuch in Spanien 1822 ꝛc., aus dem Engliſchen, Braunſchweig 1824, S. 271.) Ein ähnliches Bild enthält die Galerie des Herzogs von Leuchtenberg zu München. Wir erwähnen hier auch des guten Hirten, der ein Schäfchen auf dem Rücken trägt, von Ph. Champagne (in dem K. Muſeum zu Tours). Zeichnung und Kolorit ſind ſehr gut. Im Geſichte des Erlöſers iſt edle Freude ausgedrückt mit einer Miſchung lieblicher Sorgfalt. Ideales hat jedoch dieſes Geſicht, nichts.

---

36) Von Malern ſtudirt zu werden verdienen: Benj. West's Studies of large heads from his grand picture of Christ rejected, in punktirter Manier geſtochen von Scrives. (Preis 18 fl.)

Das Jeſuskind des Anton Amato in Banco dei Poveri zu Neapel wird als bewunderungswürdig gerühmt. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. II. 379.)

Jeſus, als Hirtenknabe, eine Dornenkrone in ſeiner Hand betrachtend, von Murillo (ſchön geſtochen von R. Strange), iſt ſehr anſprechend. Desgleichen: das Jeſuskind in einer Landſchaft liegend, betrachtet das Kreuz, das ihm drei Engel aus den Wolken bringen von Fr. Albani, geſtochen von J. Audran. Ferner das Kind Jeſu auf einem Strohbettchen liegend, breitet aufwärts die Hände aus, von Dominichino (ein Oval, geſtochen von R. Strange und von K. Earlom (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 46.)

Der Knabe Jeſus, der auf dem Kreuze ſchlummert; von Guido Reni (in der fürſtlich lichtenſteiniſchen Galerie zu Wien), geſtochen von Gaetano Gandolfi, iſt eine, noch von mehrern andern ſchön ausgeführte Idee. Dahin gehört das auf dem Kreuze ſchlafende Kind Jeſu von Titian (in der Gemälde-Sammlung des Gr. v. Arundel); reiner und zarter Ausdruck des Friedens kindlicher Unſchuld; von Fr. Albano, geſtochen von J. Masquelliers voll Anmuth. (Tableaux de Florence I. 2. Schöner Ausdruck kindlicher Unſchuld und Reinheit voll friedlicher Ruhe. Die Gegend iſt ernſt und wild; im Hintergrund ſieht man eine Stadt). 37) Das von van Dyck, geſtochen von J. Volpato; das von Chriſtoph Allori, geſtochen von Bettelini.

Ein Chriſtusknabe von Andr. Mantegna (in einem

---

37) Comme le calme dans ce visage fait sentir que l'amour divin n'a rien á craindre de la douleur ni de la mort! ſagt über dieſes Bild Mad. de Stael in der Corinne I. 319.

Schrank aufbewahrt in der Kirche St. Zeno zu Verona) hebt ſegnend die Hand empor. Er ſteht aufrecht in einer Glorie, ein Schleier geht um den Arm und die Scham. Welche Freiheit und Feſtigkeit, ruft ein Beſchauer (Thierſch Reiſen I. 75) in Zeichnung und Stellung, welche Anmuth und Hoheit des Geſichts und dieſe Friſche und Natur in der Behandlung des Nackten! —

Das Jeſuskind, das den Knaben Johannes umarmt von van Dyk, geſtochen von Arnold de Jode und von Th. Burke. Ein freundlich anſprechendes Bild.

Der Redemptor Mundi von Pitteri. Der Kopf eines Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, rund, regelmäßig, geiſtverkündend; aber ohne ſichtbare Spur des Göttlichen.

Jeſus als Knabe, mehrere Roſen auf der Bruſt, von Carlo Dolce (in der Galerie zu München). Schöne Kindes-Einfalt und Unſchuld, mit höchſt lieblichem und edelm Ausdruck. Das Bild iſt ſchön geſtochen von Karcher, noch beſſer aber im Kleinen von Raph. Morghen mit der Unterſchrift: Salvator mundi; auch gut lithographirt von Dohmen.

Der Knabe Jeſus unbekleidet, mit dem Kreuze, das er oben mit der Rechten und mehr unten auch mit der Linken umfaßt; von Guido Reni (in St. Salvator zu Bologna). Tief in die Gedanken ſeines künftigen Leidens verſenkt, hat er zugleich die Miene der größten Menſchenfreundlichkeit. (Hofſtätter Nachr. II. 148).

Das Kind Jeſu auf Wolken ſitzend, den linken Fuß auf die Weltkugel geſtellt. Von Andreas del Sarto in der guiſtinianiſchen Galerie zu Berlin. Im Hintergrunde eine Glorie, oben mit Cherubsköpfen.

Das Kind Jeſu von Carl Maratti mit der Aufſchrift:

Verbum caro factum, ſehr ſchön geſtochen von G. Garavaglia. Das Kind ſitzt auf einem über Stroh ausgebreiteten rothen Tuche. Neben ihm zur Rechten in anbetender Stellung der Knabe Johannes. Ober ihm links zwei aus den Wolken ſchauende Engelsköpfe voll freudigem Wohlgefallen. Aus Stellung und Miene des Kindes blickt die Majeſtät hehrer Einfalt. 38)

Fünfter Abſchnitt.

Das Reich des Himmels oder der Aufenthalt der Seligen im Vereine mit Gott.

„Der ew'ge Vater neigte nun herab
Vom Himmel, wo er über alle Höh'n
Erhaben thront, ſein Aug', und überſah
Mit einem Blick die Weſen, die er ſchuf,
Und dieſer Weſen Thun. Die Heiligen
Des Himmels ſtanden, dicht wie Stern' um ihn,
In ſeinem Anſchau'n namenloſe Wonn'
Empfindend; ihm zur Rechten ſaß der Sohn,
Das Ebenbild von ſeiner Herrlichkeit.
Unendlich herrlicher war Gottes Sohn.

---

38) In Lavaters phiſiognomiſchen Fragmenten I. 83. fg. IV. 433—455 kommen ſchätzbare Bemerkungen nebſt Kritiken über Chriſtusbilder vor, die dem Werk einverleibt ſind.

Das Weſen ſeines Vaters ſtralt aus ihm
Unendliches Erbarmen.
Endloſe Lieb' und Gnade ſonder Maaß
Erſchien auf ſeinem Antlitz ſichtbarlich;
Und Hoſianna füllte nah und fern
Die himmliſchen Gefilde. Tief gebückt
Vor beider Thron, und unter fei'rlicher
Anbetung legten zu des Thrones Fuß
Sie ihre Kronen. — —
Ein ſüßes Vorſpiel, weckend heilige
Begeiſterung, öffnet ihren Lobgeſang,
Und jede Stimme fügt der Weiſe ſich
Mit Wohllaut; ſolche Eintracht herrſcht im Himmel. 1)

Wer könnte mit dem Pinſel oder Meiſel darſtellen, was kein ſterblich Auge je geſehen, kein Ohr je vernommen? Alles, was der Künſtler hierin leiſten kann, beſteht in ſinnlich-geiſtigen Andeutungen, um ſelige Ahnungen zu erwecken.

In des Himmels heitern Regionen,
Wo die reinen Frommen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Strom nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr. (Fr. Schiller.)

Jeder Mißlaut iſt verklungen. Alles Schattenwerk verſchwunden; die Augen bedürfen der Spiegel und Gläſer nimmer; die beſeligende Wahrheit ſteht hell und klar vor ihnen; ſie ſchauen, was vorher das Herz nur ahnden konnte.

Der Grundton in einem Gemälde vom Himmelreich ſey demnach Klarheit und Friede, ſey triumphirende Wonne

---

1) Miltons verlornes Paradies. Geſ. III.

der durch das Anſchauen Gottes beſeligten Geiſter. Es walte hier die größte Harmonie ohne alle Verwirrung, und das Auge des Betrachters erquicke der ungeſtörte Anblick der Blüthe jeder ſittlichen und geiſtigen Schönheit im freudigen, liebevollen Verein um die Sonne des Weltalls, um Gott!

Je näher ſich hier der Künſtler dem Sinn der göttlichen Offenbarungen 2) anſchließt, deſto beſſer; deſto weniger geräth er in Gefahr zu verirren und auszuſchweifen. In vieler Hinſicht befriedigend iſt die Darſtellung Raphaels in ſeinem berühmten Wandgemälde: die Disputa, oder der Streit über das Sakrament des Altars benannt, geſtochen von Volpato. »Der Schleier, der den dritten Himmel verhüllt, iſt weggezogen; der ewige Vater erſcheint in ſichtbarer Geſtalt; ſein Glanz, von Haupt und Bruſt ausgehend, ſtralt durch alle Himmelsräume; Cherubime und Seraphime umgeben Ihn, in Ehrfurcht ausdrückender Entfernung und Geberde. Mit einer Hand hält er die Erdkugel, mit der andern ſegnet er ſie. Unter Ihm ſitzt der Sohn (ſchriftmäßiger wäre es: Ihm zur Rechten), der ſich mit ausgeſtreckten Händen und einer Miene voll Mitleid und Huld der erlösten Menſchheit anzunehmen ſcheint, weiter unten zeigt ſich der erleuchtende Geiſt in Taubengeſtalt. An des Welterlöſers Seite, doch etwas tiefer, erblickt man ſeine Mutter, eine edle Geſtalt; ſie betet Ihn an; an der andern Seite Johannes

---

2) z. B. Offenbarung VII. 15, 16, 17. XXI. In der letztern Stelle wird der Aufenthalt der Seligen, ein erherrlichen Stadt verglichen, welches Bild (ſo ſehr es der Juden ſinnlichen Begriffen zuſagte) ſich doch zur maleriſchen Darſtellung wenig eignet. Vergl. Hebr. XII. 22. Tim. IV. 18. Matth. XVI. 27. Joh. XVII. 28.

den Täufer, der auf Ihn als den Welterlöſer hinweist. Im Himmel der Seligen ſieht man Patriarchen, Propheten, Apoſtel, Evangeliſten und Märtyrer, alle ſehr kenntlich bezeichnet, alle vom höchſten Licht erhellt, entzückt, begeiſtert und beſeligt, alle theilnehmend an Gottes Herrlichkeit. Unter ihnen erſcheint Adam, von den Flecken ſeines Falles gereinigt.« 3) Dieſe Anordnung iſt einfach und groß gedacht; es herrſcht durchaus erhabene Ruhe und Seligkeit; alles wie aufgelöst in — Gott. Die Stufenordnung der Seligen iſt bewunderungswürdig; der übrige Raum voll der Genien und des Lichts. Uebrigens erinnert in den einzelnen Figuren noch Vieles an die ſchönſte Zeit des Perugino, was die Anordnung und Symetrie des Ganzen betrifft, an Orgagna's letztes Gericht. 4)

Hiernächſt ſind ein Paar Darſtellungen von Correggio vorzüglich berühmt. Zuvörderſt die an der Kuppel der Kirche St. Johann zu Parma. Chriſtus ſitzt in einer Glorie, umgeben von Engeln (geſtochen in 11 Blättern von J. M. Giovanni; im Umriß in Landon's Oeuvres du Corrége 29 — 39). Das Colorit iſt durch die Zeit ſehr geſchwächt. Vieles Einzelne iſt auch weniger vollkommen, als das Ganze, deſſen Anordnung und Effekt, beſonders wie er urſprünglich geweſen ſeyn muß, großes Lob verdienen. Die Figuren ſind jedoch ſo koloſſal, daß ſie, von unten geſehen, mehr als natürliche Größe haben. (Vergl. Füßli kritiſches Verzeichniß, II. 39.)

In der Galerie Marescalchi zu Bologna ſah ich ein

---

3) Vergl. W. Roscoes Leben und Regierung Leo. X. B. III. S. 387. G. P. Bellori Descrizione delle imagini dipinte da Raphaelo d'Urbino nel Vaticano. Roma. 1821. p. 11. etc.

4) Quatremère de Quinci Hist. de Raphael. p. 56.

Oelgemälde von Correggio, das man, obgleich es trefflich ausgeführt iſt, doch für ein Studium zu jenem Platfond halten könnte. Es zeigt Chriſtus, als Weltheiland, nur den untern Theil des Leibes in ein faltiges weiſſes Gewand geſchlagen, im Uebrigen unbekleidet, auf einer Wolke ſitzend, von Engeln getragen, das Geſicht voll ruhiger Hoheit und liebreicher Milde, mit ſanft wehendem Haupthaar, die Hände zum Segnen ausbreitend, verklärt in hellem Lichte, das um ihn ausgegoſſen iſt. Der Hintergrund iſt ganz Licht; alſo Licht auf Licht; das Gewand Chriſti glänzend wie Schnee. Die Engel voll Anmuth. Das ganze Bild verſinnlicht die Worte: »Ich bin das Licht und das Leben.« — 5)

An der Kuppel der Domkirche zu Parma hat Correggio die Erhöhung Mariens vorgeſtellt. Chriſtus kommt ihr entgegen (die Verkürzung ſeiner Figur, obgleich auf die Ferne berechnet, iſt doch etwas gewaltſam) in einer Glorie. Maria wird von vielen Engeln getragen, wovon einige ihr Kleid anfaſſen, andere auf verſchiedenen Inſtrumenten ſpielen, warum nicht lieber blos ſingen? 6) Tiefer herab ſind viele Heilige beiden Geſchlechts. Alles iſt ausnehmend ſchön geordnet, in freudiger, anmuthsvoller Bewegung und voll holden Weſens. Ein himmliſcher Glanz ſtralt von allen Geſichtern. Das Ganze muß von einem großen Effekt geweſen ſeyn, als die Malerei

---

5) Vergl. Thierſch, Schorns und Anderer Reiſen in Italien. Leipzig. 1825. I. 360.

6) In den alten ſlaviſchen Kirchen in Illyrien haben die hölzernen Engel Dudelſäcke in den Händen, weil dieſes Inſtrument beim Volke das beliebteſte iſt. (S. die illyriſchen Provinzen und ihre Einwohner. Wien. 1812. S. 176).

noch nicht ſo ſehr gelitten. (S. Mengs Werke III. 134. u. fg. Vergl. Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 455.) — J. B. Vanni hat das Ganze auf einem großen Blatt radirt; die einzelnen Theile auf dreizehn beſondern Blättern (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 41 — 44. S. auch die Umriſſe in Landon's Oeuvres, 40 — 54.) Im Kleinen iſt die Idee Correggio's in einem Gemälde von Hanib. Caracci ausgeführt in der Galerie Borgheſe. (S. Ramdohr I. 308. Orloff Essai II. 236. 7)

---

7) Allerdings hat auch Correggio hier viel zu viel dem Ruhm überwundener Schwierigkeiten in anatomiſchen Darſtellungen geopfert. Doch ward mit großem Unrecht das Ganze ein verworrenes Gewimmel und ſpottweis ein Fricaſſée von Fröſchen genannt. (S. Van der Hagen Briefe in die Heimath II. 34). Nur durch einzelne Parthien wird dies Urtheil entſchuldigt. (S. Landon Pl. 52). Es bedarf aber freilich eines ſcharfen Auges und eine längere Betrachtung, um das Einzelne gehörig aufzufaſſen, und auch um den Eindruck des Ganzen, den der Meiſter beabſichtigte, habhaft zu werden. Dies iſt indeſſen bei allen hohen Kuppelgemälden der Fall. Les objets qu'on ne voit que de loin, n'ont pas besoin d'être bien terminés; les détails y deviennent inutiles; l'ordonnance générale, le choix heureux des principales lignes, les effets bien décidés de couleur et de lumière y sont seuls essentiels: il faut que les yeux soient seduits au premier aspect; dailleurs, des figures en l'air, melées avec des ornemens de stuc, avec des paysages dans les nues; cette foule d'objets créés pour amuser les yeux, sons des rêves de l'imaginations; et ce que l'on voit en revant, peut bien ne pas ressembler exactement à ce qui s'offre tous les jours à nos regards: la fausseté même devient là presqu'une vérité, puisque nous savons bien que nous devons n'y voir que des choses extraordinaires. Taillaſſon in ſeinen Observations sur quelques grands peintres p. 283. macht dieſe Bemerkung auf Veranlaſſung der Fresken des Peter von Cortona.

Von Angelico da Fieſole in der St. Lorenzkapelle im Vatikan (S. die Beſchreibung von Hirth) iſt in einem kleinem Gemälde höchſt anmuthig die Aufnahme der Seligen im Himmel geſchildert. Sie ziehen über die Wolken empor, von ihren Engeln begleitet, und die Vorausgegangenen erwarten ſie am Throne Gottes in feſtlichen Reihen. Alle Geſtalten ſind von Licht umfloſſen, ſogar ohne Schlagſchatten, von reiner Schönheit, ohne Geſchlechtsunterſchied. (Quandt. Streifereien im Gebiete der Kunſt II. 294. ꝛc.)

Ein anderes Bild Fieſole's iſt im Muſeum St. Marco zu Florenz. Im Vorgrund verſammeln ſich die Seligen. Im Hintergrund ſtralt aus den Thoren einer Stadt goldenes Licht. Geſtalt und Blick des Heilands iſt voll Erhabenheit und Liebe. (Quandt a. a. O. III. 123). Auch in der großen Darſtellung des Weltgerichts in der Frauenkapelle des Doms zu Orvietto iſt der Himmel, wo der Weltrichter thront, umgeben von vielen Heiligen und ſingenden und muſizirenden Engeln von Fieſole und ſeinem Schüler Benozzo Gozzoli.

In der Kirche St. Gregorio (auf dem Mons Cœlius in Rom) ſtellt in einer Capelle das Freskogemälde des Platfonds von Guido Reni den himmliſchen Vater in einem Halbkreis ſingender und muſizirender Engel vor. Der Ausdruck der Engelsköpfe iſt ſo lebendig und andächtig, daß man bei längerem Betrachten die himmliſchen Töne ihrer Muſik zu hören glaubt. — Eine Bemerkung ſey mir hier erlaubt! Unſere größten Maler gaben den Engeln im Himmel mancherlei Muſikinſtrumente. Vielleicht iſt aber die Harfe (auf welcher auch Oſſians Geiſter ſich vernehmen laſſen) das einzige, das in den Händen der Engel ſich gut ausnimmt. Geſtalt und Klang haben etwas Aetheriſches, dem zarten Weſen himmliſcher Geiſter Anpaſſendes.

Der Platfond des Langhauſes der Kartäuſerkirche St. Martino in Neapel ſtellt in einem Freskogemälde von Lanfranko Chriſtus in der himmliſchen Glorie vor; er iſt von den zwölf Apoſteln umgeben. Zwiſchen den Säulenbogen des Schiffs ſieht man die begeiſterten Propheten, meiſt von Spagnoletto.

In Dominichino's Gemälde: La Vierge du Rosaire genannt (jetzt wieder in der Galerie der Akademie zu Bologna, geſtochen von G. Audran und von J. G. Thelott, im Umriß in Landon's Annales XI. 9, und in dem Vie et Oeuvres I. Pl. 8), hat die obere Scene, die im Himmel vorgeht, viel Treffliches. Der Knabe Jeſus, der vor der Mutter ſteht, ſtreut Roſen auf die Erde hinab. Ueber ihm ſingt ein Chor von ſchönen Engeln. Auf der andern Seite ſieht man Engel mit den Zeichen des Leidens Chriſti, alle mit angemeſſenem Ausdruck. Ueber alle Engelgruppen endlich ſchwebt der Siegesengel mit der Glaubensfahne. Das Ganze ſcheint den Sinn zu haben: Jeſus beſeligt die, die gleich ihm um der Gerechtigkeit willen leiden. Verſchiedene Arten von Leidenden ſind in den untern Gruppen dargeſtellt. (Vergl. Manuel du Museum fr. II. Nro. 3. Vergl. Füßli kritiſches Verzeichniß. II. 306).

Wegen der Erfindung und Anordnung verdient auch die Darſtellung des ewigen Vaters, der von der höchſten Höhe, umgeben mit der ganzen himmliſchen Glorie von Engeln und Heiligen herniederſchaut, an der großen Kuppel der St. Peterskirche in Moſaik ausgeführt, Beachtung. Es iſt hier bei der weiten Entfernung Alles auf den Effekt nach unten berechnet, der, wenn auch nicht tadelfrei, doch ſehr erhaben iſt. (Vergl. Speth die Kunſt in Italien. II. 108).

Ferner gebührt an der Kuppel einer Capelle in der Peterskirche, der Anbetung des Lammes in einer himmliſchen

Glorie, (nach des Joh. Offenbarung IV, V, u. ſ. w.) 8) gleichfalls einer Moſaik, nach Peter von Cortona (ſie iſt geſtochen von Peter Aquila) einige Aufmerkſamkeit. (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 64). Dahin gehört auch das Allerheiligenbild von Paul von Verona (in der Kirche dieſes Namens zu Venedig). Es hat ſchöne Köpfe, gute Gruppen, und Lichteffekt. Aber dieſem Meiſter gelingt die Schilderung der Erdenpracht beſſer, als die der Seligkeit im Himmel (Cochin Voy. d'Italie. III. 99); ferner die Darſtellung von Joh. Bapt. Gauli an der Kuppel der Jeſuitenkirche zu Rom. Himmel und Hölle beugen die Knie vor dem unbefleckten Lamme. Viel Wahrheit in einzelnen Figuren, in Verkürzungen und im Colorit; aber ausſchweifende Phantaſie und oft mangelhafte Zeichnung. — Weit vorzuziehen iſt das Bild vom nämlichen Gegenſtand von den Gebrüdern Hubert und Joh. van Eyck in der Kirche St. Bavon zu Gent. (Vergl. Abſchn. 3). Hier ſind treffliche Figuren. In dem Geſichte der Maria iſt die höchſte Reinheit mit der ſeligſten, innigſten Andacht ausgedrückt. Sie hat etwas Idealiſches in Geſtalt und Ausdruck. Johann der Täufer bildet den Gegenſatz voll Ernſt und Bedeutung. Die Engel in der Höhe ſind ſo natürlich, daß man glaubt, ihren Geſang zu hören. Auch der Altar, worauf das Lamm ſteht, dem aus der Bruſt Blut in einen Kelch entſtrömt, iſt zunächſt von ſchönen Engeln umgeben. Einige halten die Werkzeuge der Paſſion, zwei ſchwingen Rauchfäſſer, (?) andere beten innig. Aus der Ferne nahen rechts die männlichen, links die weiblichen Märtyrer, die Siegespalme in der Hand. Im Vorgrunde erblickt man rechts geiſtliche, links weltliche Anbeter des Lammes. Von großer Mannigfaltigkeit, zum Theil

---

8) Vergl. Münter Sinnbilder der alten Chriſten I. 81. fg.

auch Schönheit, ſind die Köpfe mit dem verſchiedenſten Ausdruck. Dichter reichen dem Lamm ihre Kränze, Märtyrer ihre geopferten Glieder (warum nicht lieber ihre Palmen?) dar. Im Vorgrunde zwiſchen den Anbetern geiſtlichen und weltlichen Standes ſteht der Brunnen des lebendigen Waſſers; den Gipfel ziert ein bronzener St. Michael; klare Waſſerſtralen ergießen ſich aus ſieben Drachenköpfen. Ganz oben, gerade über dem Lamm, und unter Gott Vater verbreitet der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube goldene Stralen auf alle Auserwählten. (Vergl. Waagen, Hubert und Joh. van Eyck, S. 213, und deſſen Nachtrag im Kunſtblatt von 1824. Nro. 23, 24 und 25.

In der Himmelsglorie an der Kuppel von St. Andreas della Valle zu Rom von Lanfranko, geſtochen von C. Ceſio in 8 Blättern, geht das Licht von der Chriſtusfigur aus, wodurch das Ganze eine ſehr milde und harmoniſche Beleuchtung erhält.

Von Jakob Palma dem jüngern haben wir eine Verſammlung aller Heiligen im Himmel, in deren Mitte Chriſtus ſeine ankommende Mutter empfängt. (Radirt von A. Barbiette). Die Anordnung iſt hier das Beſte.

Von Albani ſieht man im Pariſer Muſeum eine Darſtellung des Vaters im Himmel, von einer Glorie von Engeln und Seligen umgeben, auch von Genien getragen. Er gibt gerade einem Seraph einen Befehl. Es iſt viel Himmliſches in dieſem Gemälde. (Landon's Annales. X. 147).

An der Kuppel der Kirche von St. Thereſia in Venedig von Joh. Tiepolo (geſtochen von ſeinem Sohn Dominik), wo Maria in himmliſcher Glorie der Thereſia und zwei andern Frauen erſcheint, iſt der Lichtglanz des Himmels meiſterhaft. (Orloff. Essai. II. 174).

Von Peter Mignard (ob geſtochen, weiß ich nicht) ein

Kuppelgemälde zu Val de Grace (worüber Moliere das Gedicht: La Gloire de Val de Grace verfaſſte). Man ſieht hier in ſtralender Herrlichkeit zahlreiche Gruppen von Propheten, Märtyrern, heiligen Jungfrauen und Bekennern des Glaubens. (Fiorillo. III. 188).

„Laut vom Jubel ertönt, Himmel! dein Sterngewölb.
Aller Heiligen Preis ſingen die Engel Gott.
Wir, vom Vaterland fern, ſtimmen dem Jubel bei
Mit der Sehnſucht gedämpftem Ton.“

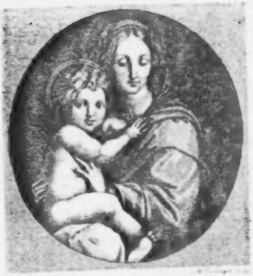
Sechster Abſchnitt.

Madonna mit dem Kinde.

Holder ſtralet das Auge dir,
Süſſe Mutter, im Glanz himmliſcher Freude, wenn
Auf den roſigen Knaben du
Niederblickeſt, und Ihn leiſe dem Herzen nahſt.
Zarter ſchlingen ſich Blum' und Stamm
Nicht zuſammen, wie du, Kind an der Mutter Blick,
Wie die Mutter an deinem Blick
Hängt, und trinket in ihm Athem der Seligkeit. 1)

---

1) Balde überſetzt von Herder.



In dem Ideale der Madonna vereinigt ſich die reinſte Jungfräulichkeit, mit der ſchönſten Würde einer Mutter, und welcher Mutter! — der Mutter des ewigen Sohnes vom ewigen Vater. Alſo mit der ſanften, friedlichen Holdſeligkeit der lauterſten himmliſchen Unſchuld muß hier zugleich das innigſte zarte Gefühl einer liebenden Mutter verſchmolzen erſcheinen, und beides durch das ſtillheitre Bewußtſeyn des göttlichen Weſens und der hohen Beſtimmung ihres Sohnes, durch deſſen zarte Kindeshülle die Kunſt in mancherlei Abſtufungen das Göttliche durchſchimmernd ſich offenbaren läßt, über das blos Reinmenſchliche durch Vergeiſtigung erhoben werden.

Gibt es, fragt Herder, 2) eine ſittlichere Grazie als im Gemälde der mütterlichen Liebe, verſchmolzen mit jungfräulicher Unſchuld?

„So trat, ſagt er anderswo 3) die gebenedeite Jungfrau, die Mutter des Weltheilands in einer eigenen Idee hervor, zu der ihr die griechiſchen Muſen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der ſie die Holdſelige, die Gottesgeliebte; ihre eigene Demuth half ihr dazu, in der ſie ſich die Magd des Herrn nannte. Aus dieſen beiden Zügen floß ihr liebliches Weſen zuſammen, das ſich dem menſchlichen Herzen innig vertraut machte. Dichter hatten ſie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft gegrüßt, zutrauliche Gebete ſie liebreich angeredet; jetzt trat die Kunſt hinzu, ſie auch ſichtbar zu machen, ſie und das Kind in ihren Armen, die ſelige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuſchheit alſo und mütterliche

---

2) Kalligone III. 280.

3) Sämmtliche Werke. Abtheilung zur ſchönen Kunſt und Literatur. B. VII. S. 203.

Liebe, Unſchuld des Herzens und jene Demuth, die in der größten Hoheit ſich ſelbſt nicht kennt, die in niedriger Armuth die ſeligſte ihres Geſchlechtes iſt; dieſe neue Form der Menſchheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. — Eine Schönheit, die die Sinne rührt, wäre Entweihung dieſes Charakters, dem nur diejenige ziemt, welche den Geiſt, die Seele, das Gemüth entzückt.« 4)

Höheres bildet
Die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn. 5)

Die Madonna erſcheint in Gemälden bald allein, doch weit öfter mit dem göttlichen Kinde; bald auch mit dem Knaben Johannes, als dritter Perſon; meiſt in einer Landſchaft. In andern Bildern wird ſie mit dem Kinde auf Wolken oder auf einem Thron dargeſtellt, mehr oder weniger mit Engeln und auch mit gewiſſen Heiligen, die entweder mit der Erlöſungsgeſchichte in Verbindung ſtehen, oder auch nur die von einer Kirche, einer Gemeinde, einem Donator erwählten Patrone ſind, umgeben. Die würdige Darſtellung der Madonna mit dem göttlichen Kinde kann man als eine ſymboliſche Figur der Religion anſehen, die den Erdenſohn mit himmliſcher Holdſeligkeit einlädt zur ewigen Liebe. — 6) Welcher Maler kann hier dem himmliſchen Raphael

---

4) Dies gilt auch in Hinſicht des Gewandes. Pracht und geſuchter Putz ſtimmen nicht mit der Reinheit, Beſcheidenheit und Demuth der Maria überein. Ein reines, einfaches Gewand ſchickt ſich am beſten zu ihrem Charakter. — Vordem ließen Mönche ſie zuweilen in ihrem Ordenshabit malen. O Eitelkeit unter frommem Scheine!

5) Fr. Schiller's Braut von Meſſina.

6) „Eine Holdſelige wird die Jungfrau begrüßt, welche erſehen war,

die Palme ſtreitig machen? Wohl haben manche Madonnen von Mantegna, Bartolomeo, Franzesko Francia, Ghirlandajo, Garofalo, Leonardo da Vinci, Luini, Correggio, Guido, Dominichino, Andrea del Sarto, auch von den Caracci's und Andern, große Schönheiten, die das Gemüth anſprechen. Aber welche vereinigen ſolche Würde mit ſolcher Holdſeligkeit, wie die Raphaeliſchen? Unter dieſen möchte ich Vier oben anſetzen, die als idealiſche Geſtalten um den Vorzug wetteifern können: die Madonna dei Candelabri (vordem in der Galerie Giuſtiniani, jetzt im Beſitz des Fürſten von Canino, Lucian Buonaparte in Rom); die Madonna di Foligno (jetzt im Vatikan); die Madonna della Sedia (im Pallaſte Pitti zu Florenz) und die Madonna di S. Siſto (vormals zu Piazenza, jetzt in der königlichen Galerie zu Dresden.) Die erſte iſt vortrefflich geſtochen von Bettelini, und ſpäter gleichfals

---

die Mutter deſſen zu werden, in dem ſich das Göttliche in völliger Lauterkeit den Menſchen darſtellen ſollte. — Die Schönheit iſt allein für das Auge, die Holdſeligkeit mehr noch für das Herz — geiſtige Geſtalt in der körperlichen. — Reinheit und Güte ſind das Weſen der Holdſeligkeit. — Ohne die Demuth, mit welcher die wahre Güte immer gepaart geht, würde dieſe ſich nicht zur Holdſeligkeit geſtalten können. — Willſt du die Holdſelige in ihrer Verklärung ſehen; betrachte ſie — im ſeligen Muttergefühle, (oder) im Gebete. — Der Verluſt der Unſchuld nimmt dem Gemüthe das friſche Leben, die ſelige Unbefangenheit, die Empfänglichkeit für innige Gefühle, die ſich in der Holdſeligkeit ausdrücken; er zerſtört den heitern Frieden. — Wir verlieren und vergeſſen uns im Anſchauen des Holdſeligen; die Sinnlichkeit hat hier keine Gewalt mehr, Wonne und Ehrerbietung füllen unſer Herz, wir fühlen uns beſſer in ſeiner Nähe." Fr. Ehrenbergs weiblicher Sinn und weibliches Leben. Berlin. 1819. I. 1.

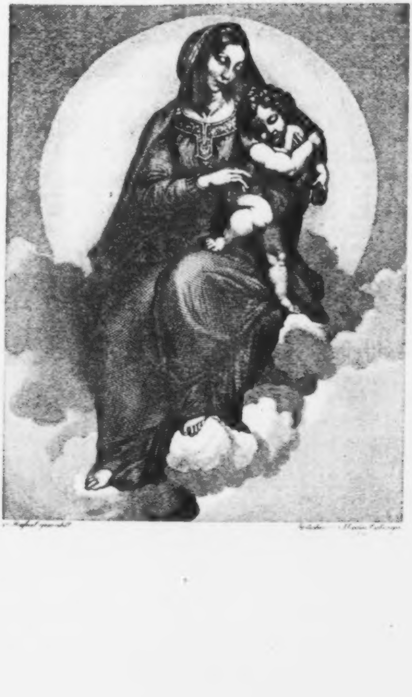
ſehr gut von Folo (nur ſind hier die Leuchtfakeln nebſt den beiden ſie tragenden Engeln weggelaſſen),7) auch von Moriz Blot; die zweite von D. Vincenti Vittorin, von Franz Pigeot (Galerie Fr. v. Filhol. IX. 607), und ganz meiſterhaft von Desnojers, erſt neuerlich ſehr zart von Schenker, auch von Roßmäßler und von Franz Beiſſon. (Landon Vie et Oeuvres de Raphael VIII. Nro. 443.); die dritte von Pichianti, von Bartolozzi, von J. Volpato, von J. G. v. Müller (für das Musée francais. I. 2), von Eugen Duponchel (für die Tabl. de Florence. VI), von Ulmer, (mit Weglaſſung des Johannes, von van Schuppen), dann von Raphael Morghen und von Desnojers. Beide letztere Kupferſtiche ſtreiten um die Palme. (Landon Annales VII. 97, und Vie et Oeuvres de Raphael. II. Nro. 109). Die vierte iſt geſtochen früher von G. Schulze, aber neuerlich mit dem höchſten Grad von Virtuoſität von Müller, dem Sohn. Dieſer Kupferſtich gehört zu den erſten Meiſterwerken der Kunſt. Nach ihm, viel geringer, doch nicht ſchlecht, iſt ein Blatt erſchienen von Philipp Toſetti. (Landon Choix. II). 8)

Die erſtere iſt der einfachſte, lauterſte und vollendeſte Ausdruck einer himmliſch reinen Jungfrau, voll des innern Friedens, voll ſtiller Wonne über die Gnade, die der Herr ſeiner Magd erwieſen. Sie hat nichts Königliches im Geſicht; aber der Ausdruck, mit dem ſie zum geiſtvollen und anmuthigen Kinde auf ihrem Schooße hinblickt, muß er nicht alle Herzen mit Liebe

---

7) So auch in dem hier beiliegenden Abdrucke.

8) Ein für allemal ſey hier bemerkt, daß die vollſtändige Anzeige aller Kupferſtiche nach Raphaels Madonnen und heiligen Familien in dem Catalog von Tauriscus Euboeus nachgeſehen werden könne.



zu Ihr, und mit Anbetung gegen das Kind (einem Ideal edler Kindeseinfalt in der ſchönſten Geſtalt) erfüllen? — Mit der beſcheidenen Demuth im geſenkten Blick und der reinen Jungfräulichkeit im ganzen Weſen der Madonna verbindet ſich die würdevolle, erhabene Ruhe in Geſicht und Stellung. Dieſe Verbindung macht ihre Geſtalt um ſo idealiſcher, als ihre Vorzüge, ihre Anmuth, ihr ſchöner Ausdruck unverkennbar aus dem Gefühl der Jungfrau von ihrem Verhältniſſe zum göttlichen Kinde hervorſtralen.

Auf deinem holden Knaben ruht dein Blick,
In ſeligen Betrachtungen verloren.
Das Licht der Erde, welches du geboren,
Stralt ſeinen ew'gen Glanz auf dich zurück. 9)

Die zweite iſt die wahre *Königin der Engel*, voll holdſeliger Demuth und Majeſtät, ganz erfüllt von der Gottheit des Knaben in ihren Armen, der da ſegnend hinabblickt auf die, welche ihm vertrauen und den Willen ſeines Vaters thun. Die Glorie von kleinen Engeln um Maria und das Kind iſt von der ausnehmendſten Schönheit; die kleinen Engel ſind Ideale reiner Kindlichkeit, der das Himmelreich angehört. Im untern Theile des Bildes ſind links St. Hieronymus mit dem geiſtvollen Einſiedlergeſicht, der den knieenden Donator zu empfehlen ſcheint, ſodann rechts der ſtehende Johann der Täufer, und der knieende St. Franziskus, herrliche Figuren. Beſonders ſchön iſt der Kontraſt der rauhen, doch edeln Mannsgeſtalt des Johannes mit unbeſorgtem Bart und Haar, welch letzteres ihm auf die Schultern herabfällt, und des vor ihm knienden Franz mit dem ſeraphiſchen Geſicht voll Salbung, voll hingebender Andacht, mit zartem Profil.

---

9) *Joſeph Muth* Ismael und Maria. Hadamar. 1823. S. 74. V. 314. ꝛc.

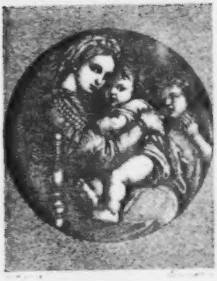
Vorn in der Mitte ſteht eine idealiſch ſchöne Engelsfigur, die eine Votivtafel vor ſich hält, den entzückten Blick aufwärts gerichtet. Hinten eine ſchöne Landſchaft, über der ein Regenbogen glänzt. Die Harmonie der ganzen Anordnung iſt unübertrefflich. 10) (Vergl. Speth Kunſt in Italien II. 365, und mit dem Manuel du Musée Francais. IV. Nro. 38).

In der dritten iſt die edle Mutterwürde hervorragend. Mit hehrer, ſeliger Ruhe umfaſſt ſie den gotterfüllten, ernſt ſeiner hohen Beſtimmung nachſinnenden Knaben, und vergißt darüber alle Sorgen und allen Kummer der Welt; Sie ſagt gleichſam ſchweigend zu den Zuſchauern: Umfaſſet, verehret, liebet Ihn, wie ich, und euer Heil iſt geborgen, ihr ſeyd überſelig, gleich mir! Der daneben an den Schooß der Madonna ſich anſchmiegende Knabe Johannes mit dem Ausdruck der kindlichen Andacht und Demuth und des innigſten Vertrauens zeigt gleichſam durch ein Beiſpiel, wie jeder Chriſt geſinnt ſeyn ſoll. — Maria und ſelbſt der Knabe Johannes iſt hier allerdings idealiſcher, als das Kind Jeſu, das vielleicht der Natur entnommen iſt, aber doch ſehr veredelt. Es hat einen ganz eigenen Ernſt. Auch ſeine Glieder haben etwas kräftigeres, als Kindern gewöhnlich zukommt. Die Färbung, das Halbdunkel und die Rundung der Figuren ſind hier gleichfalls meiſterhaft.

Endlich die vierte iſt die Himmliſch-Verklärte, wie ſie zu ſchauen dem Auge des Sterblichen nur in ſeltenen Augenblicken durch einen Schleier von ewigem Lichtglanz vergönnt iſt. Hier iſt alles himmliſch und göttlich; das Irdiſche verſchwindet. Im Geſichte der Madonna iſt ein Ebenmaaß, eine Zartheit, mit

---

10) In dem beiliegenden Stich iſt die untere Scene ganz weggeblieben, und auch in dem obern fehlt die Engelsglorie.



Nichts auf Erden zu vergleichen. Keine Spur von Lächeln oder Wehmuth! — Nichts ſtört oder trübt den Frieden der reinſten und innigſten himmliſchen Seligkeit. — Durch die kindliche Körperhülle ſtralt der Welterlöſer; des Knaben klares, reines Auge ſieht mit hoher, ruhiger Zufriedenheit herab auf den Glauben und die Hoffnung, die ſeine Liebe in den Herzen hervorlockt. — Die zwei knieenden Heiligen, St. Sixtus (Pabſt) und St. Katharina, etwas tiefer auch auf Wolken geſtellt, vertreten hier gleichſam ſinnbildlich die Gemeine der frommen Gläubigen. — Aber welch ein Himmel blickt aus den ſeelenvollen Augen der ganz unten emporſchauenden zwei kleinen Engel! 11) Geiſtvollere gibt es nicht. 12) Wir ſehen hier die Madonna mit einem Geſicht voll Unſchuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer ſelig ruhigen Stellung. Wie groß und edel iſt ihr ganzer Contour! Das Kind auf ihren Armen iſt weit erhaben über gemeine Kinder durch ein Geſicht, aus welchem ein Stral der Gottheit durch die zarte Hülle kindlicher Unſchuld hervorzuleuchten ſcheint. Die heilige Katharina zur rechten Seite knieend in einer anbetenden Stellung, iſt weit

---

11) Nur ſehr ungern mußte der Verfaſſer auf Mittheilung des ganzen Bildes verzichten, und ſich auf eine Abbildung der zwei Hauptfiguren beſchränken.

12) In dem Muſeum zu Rouen überraſcht ein Gemälde, mit dem Namen von Raphael, das Zug für Zug dem der Madonna in der Galerie von Dresden gleicht; nur daß hier der heilige Armand ſtatt dem Pabſt Sixtus vor ihr kniet und eine Biſchofsmütze ſtatt der Tiara im Vordergrunde ſichtbar iſt. Eine Abtiſſin des Kloſters St. Armand zu Rouen ſoll das Bild im Jahr 1515 beſtellt haben, welches wirklich des großen Meiſters nicht unwürdig iſt, dem man es zuſchreibt. (E. Meier) Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Reiſenden. Leipzig. 1824. S. 85.

unter der Majeſtät der Hauptfigur. Aber ihre Ehrfurcht, die durch ihre ſanfte Seitenwendung und ihren geſenkten Blick ſich zu erkennen gibt, und durch die Faltung ihrer an die Bruſt gedrückten ſchönen Hände noch anſchaulicher und rührender gemacht iſt, wird von einer jungfräulichen Anmuth im Geſicht gemildert. Der heilige Sixtus, dieſer Heiligen gegenüber im Kirchenornat, iſt ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Hinterhaupt, doch ſtark hervorſtehendem Bart und mit frommen Zügen, deſſen Entzückung die Bewegung einer ſeiner Hände ausdrücken hilft. 13) Er ſcheint durch ſeine Geberde, die Linke an ſeine Bruſt führend und mit der Rechten hinabdeutend, und durch das Sprechende im Aug und Mund des aufwärts gerichteten Hauptes ſeine Heerde fürbittend zu empfehlen.

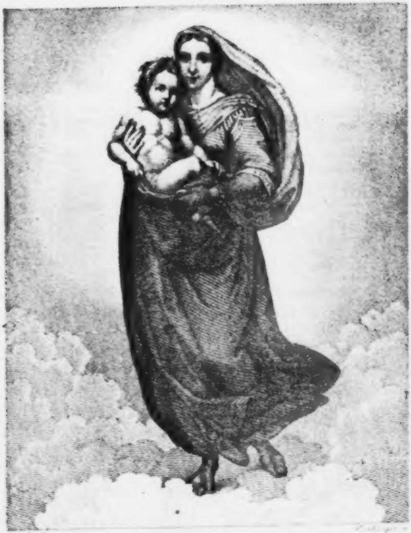
Unverkennbar richtet ſich in dieſen vier Bildern der Charakter und Ausdruck der Mutter ganz nach dem des Kindes, von dem allein ſie ihre Würde hat, und von deſſen Gottheit ein ſanfter Wiederſchein ſich über ſie ergießt. 14)

Die Anmuth, die dem Ideal der Madonna geziemt, iſt wohl die allerzarteſte, und für die ſinnliche Darſtellung die ſchwierigſte. Um ſo zahlreicher ſind die Verirrungen der Maler, die ſie zu erreichen ſtreben. Sie darf der Würde der Mutter des Herrn nicht Abbruch thun, und es darf doch auch dieſe nicht in kalte, blos Ehrfurcht gebietende Majeſtät übergehen. Die reinſte Jungfräulichkeit muß ſich mit ihr aufs innigſte verbinden.

---

13) Winkelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke. §. 971. ꝛc.

14) Doch fieng man nach Euseb. Hist. Eccl. L. VII, C. 13. Sozomen L. V, C. 26. und Assemanni Biblioth. Oriental. T. III, P. II. p. 349. etc. erſt im fünften Jahrhundert an, die Jungfrau Maria mit dem Sohn in den Armen darzuſtellen.



Weder kindliche Einfalt (Naivetät), woran blos die Natur, noch der gefällige Reiz, woran die Kunſt vorzüglichen Antheil hat, findet hier Platz. Wir ſollen in Maria weder blos ein ſchönes Naturkind, noch weniger eine Prieſterin der Gefallſucht, aber auch keine Quäkerin erblicken. Alles Leidenſchaftliche, aber auch jede Ziererei bleibe ihr fern! Jeder ihrer Züge, ſelbſt ihr Lächeln und ihre Affekte müſſen ſich hauptſächlich auf den göttlichen Sohn beziehen. Der Ausdruck ihrer Grazie muß ſtets an Ihn erinnern, mithin etwas Himmliſches athmen. Der Ausdruck dieſes Himmliſchen werde ja nicht durch ein Uebergewicht ſinnlicher Reize geſchwächt! Ein Madonnabild würde durch die ſchmachtende, liebäugelnde Anmuth im Blick der Göttin von Paphos, oder durch die freien und muntern Blicke der jungfräulichen Jagdgöttin Diana eben ſo ſehr verunziert, als durch das ſtolze, gebieteriſche Weſen der Juno. — Selbſt der Minerva hoher und ſtrenger, tiefſinniger Ernſt würde ſie übel kleiden. Vorzüglich hüte ſich der Künſtler, das Lächeln der argloſen Einfalt, der zierreichen Gefallſucht, der lüſternen Buhlerei auf die Madonna zu übertragen. Selbſt das Lächeln der idealen Venus, ja ſogar der Venus-Urania geziemt ihr nicht. — Die Blüthe irdiſcher Schönheit muß, in dem Schimmer überirdiſcher Verklärung, jede unheilige Begierde zurückſcheuchen. 15) „Aus den Madonnen Raphaels wird man nie etwas anderes machen können, als — Madonnen. Der erhabene Charakter, den er ihnen gegeben hat, ihr großartiger Styl, die Würde ihres Ausdrucks, gleich edel und anmuthig, ihre ehrfurchtgebietende Ruhe in den liebenswürdigſten Sorgen der Mütterlichkeit, der tiefe Gedanke, den ihre reine und heitere Stirne enthüllt; die bedeutende

---

15) Kunſtblatt 1824. Nro. 62, S. 287.

Miene, durch welche ſie uns oft in die Myſterien eines geopferten Gottes eingeweiht zu ſeyn ſcheinen: — alles lehrt uns, daß der Künſtler, wenn er derlei Gegenſtände behandelte, ſeine Ideen in zwei ſehr verſchiedenen Ordnungen von Dingen ſchöpfte. Das Lächeln ſeiner Madonnen gehört noch der Erde und den ſüſſen Gewalten der Natur, ihr Blick dem Himmel an und der Zukunft.“ 16)

Madonnenbilder verherrlichen vorzüglich das Gebiet der italieniſchen Schulen, beſonders ſeit Leonardo und Raphael. Vor ihnen haben die Künſtler ſie nie zur idealen Schönheit ganz erhoben, und die niederländiſchen und deutſchen Meiſter, ſelbſt von van Eyck und Albr. Dürer an, haben mehrentheils immer nur der natürlichen Wahrheit nachgeſtrebt.

Zu den ſchönſten Madonnenbildern von Raphael zählen wir die im Eſkurial bei Madrid unter dem Namen del Pezzo oder del Peſce bekannt (geſtochen von Mark. Anton, oder Mark. van Ravena, dann von Ferd. Selma, und von Fr. Bartolozzi; minder gut, doch nicht ohne Verdienſt, was den weſentlichen Ausdruck betrifft, von David Chatillon, und in Bonnemaisons Suite d'études, wo die Köpfe einzeln gut gegeben ſind, neuerlich (1822) von Roßmäßler, dann ſehr fleißig, aber nicht weich genug von Frid. Lignon, und der Kopf Mariä lithographirt von J. Brodtmann). 17) Doch der neueſte Stich von Desnojers übertrifft bei weitem die frühern, und kann meiſterhaft genannt werden. Das Geſicht der Madonna hat unſtreitig mehr Geiſt, als die von

---

16) Vergl. Keratry du Beau dans les arts.

17) Kunſtblatt 1822. Nro. 44.

St. Silveſter, und wenn es minder jungfräulich iſt, als die Madonna dei candelabri; ſo übertrifft ſie dieſelbe an Hoheit und Würde. Man könnte ihr Kälte vorwerfen, wenn nicht die Milde im Blick und Mund den Vorwurf beſeitigte. Das Kind iſt ein gar würdiges, göttliches Weſen, das Vertrauen und Verehrung einflößt. Maria auf einem erhabenen, thronähnlichen Sitze, hält mit einer Majeſtät, worin die Würde der Mutter des Heilands der Welt und die reinſte, ſanfteſte Jungfräulichkeit ſich miſchen, das auf ihrem Schooße ſitzende Kind, das mit auſſerordentlicher Anmuth ſeine Rechte gegen einen Fiſch ausſtreckt, den ihm ein ſchöner Knabe mit der Miene der Unſchuld (Tobias) in demüthiger, knieender Stellung darbietet, indem er von einem neben ihm ſtehenden Engel (Raphael), deſſen Miene, beſonders das Aug, innig theilnehmende Empfehlung ausſpricht, vorgeſtellt wird. Der Blick des göttlichen Kindes iſt auf den des Engel, die Blicke Mariens hingegen ſind auf den Knaben mit dem Fiſch gerichtet. Auch dies, wie die ganze Anordnung ſehr zweckmäßig. Die Erfindung hat den ſchönen Sinn, daß der Engel in der Perſon des jungen Tobias die geſammte Jugend der Fürbitte der jungfräulichen Mutter des Herrn und der Huld des göttlichen Kindes empfiehlt. Seitwärts ſieht man den heiligen Hieronymus in einer andachts- und ehrfurchtsvollen Stellung. Er hält ein offenes Buch vor ſich hin (wohl ſeine Erklärung der heiligen Schrift), in welches das göttliche Kind huldvoll die Linke hineinlegt. (S. den Umriß bei Landon Choix II., und Vie et Oeuvres de Raphael, V. Nro. 295. Vergl. Quatremère de Quinci Hist. de Raphael. p. 146. etc.)

Die Madonna in Raphaels berühmter heiligen Familie im königlichen Muſeum zu Paris (geſtochen von Edelink, wovon der folgende Abſchnitt (von den heiligen Familien) umſtändlicher ſprechen wird), hat zwar einen bewunderungswürdig ſchönen Ausdruck von liebevoller Mutterſorge und jungfräulicher Sittſamkeit; aber ſo idealiſch, als in jenen vier Bildern iſt er nicht, wenn gleich die Natur hier ſehr veredelt erſcheint. Eben ſo wenig kann die höchſt liebliche Madonna (in der Tracht der Landmädchen im Florentiniſchen), die unter dem Namen la belle Jardinière bekannt iſt, (trefflich geſtochen von Desnojers, früher von P. Audouin für das Musée Francais. (l. 1. von Jak. Chereau und von Maſſard, Sohn (Galerie Fr. v. Filhol VI.) Landon Vie et Oeuvres, de Raph. II. Nro. 106, im Kleinen von H. C. Müller (Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, Leipzig 1825.) mit jenen vier Bildern in Vergleichung treten, weil in ihr nur die ſchöne Einfalt, das Rein-Menſchliche unſchuldiger Weiblichkeit, (candeur et simplicité), freilich mit ausnehmend zarten Umriſſen ausgedrückt iſt. Die mehr irdiſche Natur an dem übrigens ſchönen kräftigen Knaben Johannes, der ehrerbietig auf ſein rechtes Knie fällt, kontraſtirt ſehr gut mit der geiſtigen und himmliſchen Natur des göttlichen Kindes, deſſen Aufblick zur Mutter voll Liebe iſt. (Vergl. Journal für Litteratur und Kunſt. Zürich 1805. I. 77 ꝛc. und Manuel du Museum fr. VI. Nro. 10. 18) Der Karakter der Unſchuld in allen drei Figuren bildet eine liebliche Harmonie.

Unter allen Malern von Madonnen ziemt es ſich, nach dem

---

18) Ein ſanftes, unſchuldiges Mädchen iſt auch die Madonna von Raphael, das ſtehende Kind haltend, welches das Kreuz in die Hand nimmt, das ihm der kniende Johannes darreicht. (Geſtochen von B. Picart im Umriß in Landon's Vie et Oeuvres de Raphael. III. Nro. 144).

himmliſchen Raphael den bezaubernden Correggio zu nennen. Weniger in ſchönen vollendeten Formen, als in der Anmuth der Bewegung und des Ausdrucks, welche er durch den Zauber des Helldunkels und der Färbung, durch die Auswahl und harmoniſche Zuſammenſtellung der Farben und durch die leiſe Abſtufung des Lichts zu befördern wußte, hat Correggio ein ideales Schöne hervorgebracht, welches das Schöne der bloßen Natur übertrifft.

In dem Gemälde Correggio's, des Malers der Grazie 19) (vom heiligen Sebaſtian benannt in der königlichen Galerie zu Dresden), geſtochen von P. A. Kilian und Chriſtoph Bartelli (Landon Oeuvres 25), hat das Geſicht der Mutter eine ſchöne Würde, und das Kind ausnehmende Anmuth. Ueberhaupt ſind in dieſem Bild alle Figuren vom ſchönſten und wahreſten Ausdruck. Die Engel haben etwas Himmliſches. Entzückend iſt die Andacht des größern, der mit frommer Scheu das Geſicht abwendet. Voll heiterer Unſchuld iſt ein anderer, der auf einer Wolke zu reiten ſcheint; welche Stellung jedoch etwas an's komiſche ſtreift. — In Correggio's Bild (vom heiligen Hieronymus benannt, im Muſeum zu Parma), gut geſtochen von Auguſt Caracci, Villamena, Cort; ſehr ſchön von Rob. Strange, ſehr ausdrucksvoll und zierlich von Maur. Gandolfi, 20) auch von Maria Cosway (für die Galerie du Louvre. Paris 1802. Nro. 24), von Devilliers und für die Galerie von Filhol. II. 7

---

19) De la grace, encore plus belle que la beauté. Lafontaine.

20) So viel Lob dieſer Stich verdient; ſo hat er doch die Anmuth der weiblichen- und Engelsköpfe nicht vollſtändig erreicht; auch iſt über den Stich ein Metallglanz verbreitet, der dem Urbild fremd iſt.

von Bovinet. Landon Oeuvres, Pl. 27), iſt der Madonna Geſicht von unbeſchreiblicher Anmuth, und zugleich voll erhabenen Bewußtſeyns ihrer Würde. Mit dem ſeligſten Muttergefühle ſitzt ſie in einer edeln, ruhigen Stellung, das Kind auf ihrem Schooſe. Davor ein Engel, der ein von dem neben ihm ſtehenden Kirchenlehrer Hieronymus empfangenes Buch (wahrſcheinlich die Bibel) hält, in welchem er dem Kinde mit der Hand eine Stelle weiſet, gegen die es ſich hinneigt, während es mit holder Miene den Heiligen anblickt, der es anreden zu wollen ſcheint. (Wohl iſt die Stelle ein Text, der die Liebe als das Weſen des Chriſtenthums bezeichnet!) Auf der andern Seite St. Magdalena, gegen das Kind ſich neigend, und während ſie deſſen einen Fuß berührt, ihm mit liebevoller Sehnſucht das Geſicht zuwendend. Hinter ihr ein Engel, mit einem Gefäß, das wahrſcheinlich wohlriechendes Salböl enthält. Die menſchlichen Alter und Geſchlechte erſcheinen hier veredelt in harmoniſchem Vereine (in Maria, dem göttlichen Kinde, Magdalena, Hieronymus (als Greis) einem Engel (als Jüngling) und einem andern (als Knaben).

Je mehr man das Bild betrachtet, deſto mehr befriedigt jede Figur, ſowohl einzeln für ſich, als in ihrer Zuſammenſtimmung zu den andern, deſto mehr fühlt man den Zauber an und über dem Ganzen. Das göttliche Kind gefällt vielleicht Manchem auf den erſten Anblick am wenigſten. Das Ausbreiten ſeiner Schenkel und Füße über den Schooß der Mutter, und eben ſo ſeiner Arme, gibt ihm ein ſeltſames Ausſehen, das durch ſeine hochgewölbte Stirn und ſein krauſes Haar noch vermehrt wird. Näher betrachtet, iſt aber dieſes Seltſame der Charakter des Genialen, Göttlichen, was dieſes Kind über andere weit erhebt. Es iſt hier der Lichtpunkt des Ganzen, der Gegenſtand der Verehrung aller Anweſenden; dieſe ſind in der That alle einzig mit ihm beſchäftigt, es aber mit allen. Und dies wird eben durch die Ausbreitung von Füßen und Händen vermittelt, indem die rechte Hand auf das Buch, das der größere Engel ihm vorhält, hinweist, die andere ſanft auf dem Haupt der Magdalena ruht, die den rechten Fuß andächtig berührt, während unter ihm weg Maria ihre Linke gegen den rechten Fuß des Kindes hinhält. Das Verhältniß der Mutter zum Kinde iſt höchſt einfach und ſchön ausgedrückt. Das jungfräuliche Geſicht und das holdſelige Lächeln der Mutter auf das Kind herab könnten nicht graziöſer ſeyn. Die Grazie ſchwebt aber hier auf leiſen Lineamenten. Die ſeitwärts geſenkte, ſich anſchmiegende Stellung der Magdalena entſpricht ganz ihrer ehrerbietigen, aber innigen Liebe zu dem göttlichen Kind, an deſſen Leib ſie ihre Wange lehnt. Aus ihrem Geſicht leuchtet ſanfte Beruhigung, Troſt, Friede. Mit ihrem Charakter ſtimmt der ſtill vor ſich hinſinnende kleine Engel hinter ihr mit dem Salbgefäß ganz überein. Aus dem größern Engel aber, der das Buch vorhält und auf eine Stelle deſſelben hindeutet, ſtralt eine himmliſche Begeiſterung, die mit dem tiefen, frommen Ernſt des Greiſen Hieronymus einen ſchönen Gegenſatz bildet. Dieſer, eine markige Geſtalt mit ſtarkem Haupthaar, mit ſtruppichter Augbraue und mit langem Bart iſt voll gediegener Kraft. Die Nägel an den Füßen und Händen ſind etwas lang gewachſen; wohl um die einſiedleriſche Lebensweiſe des Heiligen anzuzeigen? Endlich iſt der Hintergrund, eine Gebirgsgegend mit zerfallenen Tempel- und andern Gebäuden, der feierlich-lieblichen Scene durchaus angemeſſen.

Am meiſten Aehnlichkeit mit der Grazie dieſes Bildes hat die Madonna, benannt vom heiligen Georg in der Galerie zu Dresden, (geſtochen von J. M. Giovannini und von Nik. Beauvais), ein herrliches Bild, in welchem man aber an allen Figuren die ähnliche Grazie, als gehörten ſie alle zu einer Familie, wahrnimmt. Kann dies gleich in einem ſo ſchönen Bilde, wo die Harmonie des Ganzen dabei eher gewinnt, als verliert, nicht fehlerhaft genannt werden; ſo wäre doch vor der Nachahmung zu warnen. Maria ſitzt auf einem thronartigen Piedeſtal, das Kind haltend. Auf den Seiten St. Georg, Johann der Täufer, St. Geminianus und Peter der Märtyrer. Ein beſonders graziöſer Engel überreicht dem Kinde das Modell der Stadt Modena. Dieſes (das Kind) iſt voll Anmuth in Form und Geberde. (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 76).

In Correggio's Bild der Madonna (königliche Galerie zu Dresden) mit dem Kind auf einem Throne, vor welchem St. Johannes, Catharina, Franz und Anton von Padua ihre Verehrung ausdrücken (geſtochen von G. M. Mitelli und Feſſard, im Umriß bei Landon Oeuvres du Corr. Pl. 19) iſt viel Anmuth und Würde. Obgleich dieſes Bild zu den frühern Arbeiten des Meiſters gehört; ſo zeigt es doch ſchon einen hohen Grad ſeiner Virtuoſität. Das Ganze gefällt ſchon ſehr durch ſchöne Anordnung und Uebereinſtimmung. Die Stellung und Geberde der Maria iſt höchſt lieblich. Sehr ſchön kann ihr Geſicht keineswegs genannt werden. Doch hat es ſanfte, gefällige Würde. Schön und anmuthreich aber iſt das Geſicht des göttlichen Kindes. Franz von Aßis und Johann der Täufer ſind herrliche Figuren, jener voll inniger Andacht, dieſer voll Kraft und Wahrheit. Der lichthelle Grund hebt die Figuren trefflich hervor. — Mehrere Madonnen mit dem Kinde von Correggio ſind geſtochen von Coelmanns, von R. Cooper (1763.) von Dom. Cunego, von Fr. Aquila, H. Bonato, P. Veneto, Joſ. Faccioli, L. Portmann, Ravenet, Freidhof, N. Edelink, Orſelini, A. David, A. Scaccerati, Angel. Kaufmann und Luk. Vorſtermann (im Umriſſe bei **Landon** Oeuvres du Corrége. Pl. 7, 8, 9, 10, 22). Zu den ſchönſten Madonnen das **Correggio** iſt das Bild im franzöſiſchen Muſeum) in punktirter Manier geſtochen von **Duthé** zu zählen, worauf das göttliche Kind der vor ihr knieenden heiligen Katharina, hinter welcher Sebaſtian mit Pfeilen (eine geiſtvolle Figur) ſteht, einen Ring darreicht. Das Kind iſt beſonders anmuthig.

Die Grazie der Madonnen des **Correggio** hat etwas ganz Eigenes, womit nichts in der Kunſt verglichen werden kann. Wer vermöchte den Zauber ihres Eindrucks zu erklären? Correggio's Pinſel ſcheint, alle zu beſtimmten Umriſſe und jeden zu ſtarken Ausdruck vermeidend, mit den Schönheitslinien und den Farbentönen leiſe zu ſpielen, und durch ſolches Spiel mittelſt der Rundung der Formen, der Mitteltinten, des Helldunkels und der Milderung der Schatten durch Wiederſcheine Wunder zu wirken. Seine Grazie iſt lächelnd; aber dies iſt auch die von Leonardo, von Andreas del Sarto und andern, ohne deshalb der des Parmeſauers gleich zu kommen. So ſehr Raphaels ſchönſte Madonnen die des Correggio an reiner, hoher Idealität übertreffen, ſo müſſen ſie doch, was die bezaubernde Grazie betrifft, denen des letztern die Palme überlaſſen. Die Madonnen des Raphael laden zur Betrachtung und Bewunderung ein; die des Correggio entzücken mit einnehmendem Reitz auf den erſten Anblick. Man könnte die erſtern einem herrlich ſchönen Morgen, die andern einem lieblich verklärten Abend vergleichen.

Nach der Betrachtung der vorzüglichſten Madonnen von Raphael und Correggio, der größten Kunſtlichter in dieſem Bereiche, laßt uns nebſt ihren Madonnenbildern des zweiten Ranges auch die beſten der andern Meiſter, wie in einer Galerie, ohne geregelte Ordnung in Augenſchein nehmen! Machen wir den Anfang mit

Titians 21) parce somnum rumpere (trefflich geſtochen von Raphael Morghen). Hier iſt das Geſicht der Mutter, die ſich mit Bruſt und Haupt über dem ſchlafenden Kind ſanft hinbeugt, von regelmäßiger Schönheit und auch ſehr lieblich und mütterlich, aber von keinem hohen Geiſt beſeelt. Auch das ſchlafende Kind hat nichts Ideales, aber die größte Wahrheit. Mutter und Kind ſind ſchöne, liebliche Naturen. Die Ausführung iſt meiſterhaft und der Eindruck, obgleich nicht ergreifend, oder feſthaltend, doch angenehm. — Wie geiſtvoller, wenn gleich auch nicht idealiſch, iſt der Ausdruck in Hannib. Caracci's Madonna (im Pariſer Muſeum), die dem Knaben Johannes wehrt, den ſchlafenden Jeſus zu wecken, (geſtochen von St. Picart, von M. Lasne, von Heinr. Heinzelmann; von Fr. Bartolozzi und neuerlich von Reindel, Museé Franc. V.), am ausdruckvollſten von Avril, ſodann von Langlois für die Galerie Fr. v. Filhol IV. 242). Die Mutter iſt ein ſchönes römiſches Frauengeſicht; Ihr Ausdruck und auch der des kräftigen Knaben Johannes von großer Wahrheit. Der ſchlafende Knabe Jeſus aber hat überdies etwas ſehr Edles. — 22) In der Anmuth werden aber die Bilder der Carracci weit übertroffen von denen ihres Schülers Guido Reni, der eine ganz eigenthümliche Leichtigkeit hat, über ſchöne Figuren geiſtige Anmuth auszugießen und ſie beſonders in den Wendungen der Köpfe auszudrücken. Man könnte die Grazie des

---

21) Von deſſen andern Madonnenbildern und ihrer Eigenthümlichkeit ſpäter unten.

22) Aehnlichkeit mit dieſem Bilde hat C. le Brün's Sommeil de l'enfant Jesus, geſtochen von Poilly (Manuel du Musée Francais V. Nro. 26), und Maratti's Parce somnum rumpere, trefflich geſtochen von R. Strange.

Correggio die des Gefühls, die des Guido, die des Geiſtes, die des Titians, die des Körpers nennen, wenn hier überhaupt eine ſcharfe Scheidung zwiſchen Gefühl, Geiſt und Körper denkbar wäre. Denn in den Meiſterwerken dieſer drei findet ſich zu der ihnen eigenthümlichen Grazie freilich auch eine Beimiſchung der zwei andern. — Großes Lob verdient Guido's ſchlafendes Kind; neben ihm Maria, es in anbetender Stellung betrachtend, geſtochen von Corn. Blömert, auch von G. Vallet und von Gleditſch; ein Bild voll Anmuth und Lieblichkeit. Das entblößt in der ſüßeſten Ruhe ſchlafende Kind iſt von ungemein ſchöner Geſtalt, mit der größten Zartheit gezeichnet. Die Beleuchtung geht von der Seite gerade auf daſſelbe, und verliert ſich gegen deſſen Geſicht in ein ſanftes Helldunkel. Dieſes wird durch eine Art Vorhang bewirkt, wodurch auch die Figur der Mutter ein nur mattes Licht erhält, und eine ausnehmend gefällige Harmonie über das Ganze verbreitet wird. — Das nämliche, mit wenigen Abänderungen, geſtochen von R. Strange; ein drittes ähnliches, geſtochen von J. F. Ravenet (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 227 — 229). Damit wetteifern an Schönheit noch folgende Bilder von Guido Reni: *a*) Maria, die das ſchlafende Kind mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Händen anbetet. *b*) Maria hebt das Tuch auf, mit welchem das ſchlafende Kind bedeckt war, und betrachtet es mit ernſtem Nachdenken. Das Geſicht der Maria iſt von beſonderer Schönheit und Würde; die Form des Kindes voll Anmuth und das Sanfte des Schlafs mit bewunderungswürdiger Wahrheit ausgedrückt. Dieſes Bild iſt mit dem Motto: Ego mater pulchræ dilectionis, gut geſtochen von Fr. Poilly und von R. Strange. *c*) Guido's Madonna, die das ſchlafende Kind mit einem Schleier bedeckt (im Quirinal). Der Ausdruck iſt eben ſo wahr, als lieblich (Ramdohr II. 197). *d*) Seine

Madonna, mit dem einen Arm das Kind, das auf einem Kiſſen ruht, mit dem andern den Knaben Johannes, der dem göttlichen Kinde den Fuß küßt, umfaſſend, geſtochen von Guibert und L. Dennel (Tableaux de Florence XXIX.), jetzt trefflich geſtochen von Maurus Gandolfi (Bartſch Anleitung zur Kupferſtichkunde I. 226.) *e*) In Guido's Maria in einer Glorie, auf einer Wolke ſitzend mit dem Kind auf dem Schooße, von Engeln gekrönt (geſtochen von J. Zochi), iſt erhabene Anmuth in den Geſichtern.

In dem Gemälde von Dominichino, die Madonna vom Roſenkranze) geſtochen von Audran ſind die drei Figuren der Maria, des Knaben, der mit holdem Weſen Roſen herabſtreut, und des Engels, der ihm dieſe Blumen aus einem Korb darreicht, von großer Schönheit.

Eine ausnehmend ſchöne Madonna mit dem Kind und Johannes, die (obgleich die Grazie des Bildes auf Parmeſano deutet), dem Dominichino zugeſchrieben wird, und wornach den Stich M. Eßlinger übernommen hat, befindet ſich zu Conſtanz. Der Domherr Graf Thurn iſt der Beſitzer. Die Charaktere aller drei Figuren ſind von großer Wahrheit und Anmuth. Die Holdſeligkeit der Mutter, in der ſich Sanftheit und Würde vereinigen, läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Es iſt ein Ideal mütterlicher Lieblichkeit, und geiſtvoll iſt die Kindlichkeit der beiden Kinder; über dem ſchön geformten Ganzen ſchwebt eine Harmonie des liebenswürdigſten, ſanfteſten und freundlichſten Tons und Ausdrucks. Doch ehe wir noch einmal auf Dominichino zurückkommen, müſſen wir noch bei mehrern Werken von Raphael verweilen, deſſen Madonnabildern zum Theil in Hinſicht des Ideals, zum Theil wenigſt [illegible] Hinſicht reiner, würdevoller Anmuth, oder einer Würde und Mäßigung im Ausdruck, wie ſie dem Göttlichen, dem Unſterblichen dient, der Preis gebührt. Zu den ſchönſten gehört wohl die Vierge au Linge, meiſterhaft geſtochen von Desnojers, (früher von C. Simonneau (Receuil Crozat I. 29.) von Fr. Poilly, von Edm. Bovinet und von Jak. Frey (Galerie Fr. v. Filhol IV. 217), und von Maria Cosway und von Ingouf (für die Musée Franc. II. 2). Maria in knieender Stellung hebt von dem ſanft ſchlummernden Kind ein dünnes Leinenzeug hinweg, und umfaßt mit der andern den gleichfalls knieenden Knaben Johannes, der innig anbetend die Hände faltet. Alle drei Köpfe ſind von idealer Schönheit. Ueber dem edeln und jungfräulichen Geſicht der Maria ſchwebt die ſtille Mutterwonne wegen eines ſolchen Kindes; (mehr Wärme möchte man jedoch dem Geſicht wünſchen). Das Kind ſelbſt iſt ein reines Bild liebenswürdiger Unſchuld. Der kleine Johannes iſt die kindliche Andacht ſelbſt. (Landon Vie et Oeuvres de Raphael II. Nro. 108).

Etwas weniger erhaben, aber wohl in jungfräulicher Anmuth noch vorzüglicher iſt eine ähnliche Darſtellung im Sonno del Bambino von Raphael, trefflich geſtochen von P. Bettelini.[23] Die Mutter hat hier etwas ausnehmend Reines, Stillfrommes, Gemüthlich-Feierliches, und im Knaben Johannes iſt ſein kindliches Entzücken an dem ſchlummernden Jeſuskind beſonders lieblich ausgedrückt.

Eines der lieblichſten und geiſtvollſten Bilder iſt dasjenige, das mehr als zwei Jahrhunderte im Beſitze der Herzoge von Alba zu Madrid ſich befand, jetzt aber dem Herrn Creswelt in London gehört, und wovon jüngſt (1827) ein meiſterhafter Stich von Desnojers erſchien. In einer freundlichen, von ſanften Hügeln, an deſſen einem ein Städtchen ſich anlehnt, begrenzten Landſchaft ſitzt auf einem Baumſtumpfen Maria, in der Linken, die auf dem Schenkel ruht, zwiſchen den Fingern ein kleines Buch haltend, mit der Rechten das göttliche Kind umfaſſend, deſſen linker Fuß über ihrem rechten Schenkel herabhängt, während der andere auf dem Boden ſteht. Das Kind ſtützt die linke Hand auf der Mutter Schooß, und erfaßt mit der Rechten ein langes Rohrkreuz, das der Knabe Johannes knieend vor ihr hinhält. Die Mutter, eine ſchöne, höchſt jungfräuliche Geſtalt, einfach gekleidet (ein Tuch iſt ihr geſchmackvoll über dem Haupt gewunden), blickt mit einem leiſen Zug von ſanfter Wehmuth nach dem Rohrkreuz. Das Jeſuskind, ganz nackt (nur die Scham verbirgt ein Wulſt oder Bauſch des Gewandes der Mutter), von ſchlankem zierlichen Wuchs und geiſtvollem Ausdruck blickt mit edler Ruh und Zuverſicht den Knaben Johannes an. Dieſer aber, dem ein Pelzgewand zierlich über dem Rücken um die Lenden geheftet iſt, (ein Knabe von kraftvoller Schönheit), ſieht mit frommer Gemüthlichkeit und ſichtbarer Theilnahme (wie in prophetiſcher Ahnung) zu dem göttlichen Kind hinauf. Den Vorgrund ſchmücken Gras, Blümchen und Kräuter.

---

[23] War dieſe Madonna nicht vormals zu Loretto? S. Matthiſſons Erinnerungen. V. 17.

Das Bild, ehedem in der Galerie Orleans, iſt geſtochen von Ch. Flipart und Ludwig Petit. Die Madonna hält das ſtehende Kind, das ſich an ſie ſchmiegt. Das Geſicht der Mutter mit geſenkten Augen hat viel Ruhe und Innigkeit; das des Kindes den Ausdruck der reinſten Unſchuld. (Landon Vie et Oeuvres de Raphael. VI. Nro. 325).

Gleiches Lob verdient die Madonna (im Palaſte Tempi zu Florenz), ſehr gut geſtochen von Denojers (1823), etwas mehr denn Halbfigur, ſtehend; ein ländlicher Hintergrund. Recht mütterlich hält und umfaßt ſie das Kind, welches, gegen ſie gekehrt, nur drei

Viertheile ſeines Geſichtes zeigt, das eher ernſt und geiſtvoll als lieblich zu nennen iſt. Dagegen hat der Ausdruck im Geſicht der Mutter eine ſchöne jungfräuliche Anmuth, wenn gleich es mehr wie ein Bildniß nach der Natur, als wie eine Erfindung des Meiſters ausſieht. —

In dem Bilde in den Zimmern des Großherzogs von Toskana, (geſtochen von Franz Stöber) hat das Kind, welches die Mutter auf der einen Hand trägt, und mit der andern anfaßt, viel Aehnliches mit dem Vorigen (im Palaſt Tempi). Die Madonna aber, die ſtill vor ſich niederblickt, hat nicht ſo viel Graziöſes. Sie ähnelt dem Styl des Perugino. — Auch das Bild (Cabinet Crozat I. 25), ſchön geſtochen von N. Larmeſſin, dann von Chereau und von Romanet, jetzt von Nik. Giudetti (im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres, III. 145), hat wahres Verdienſt. Das Geſicht der Madonna, die ſitzend und ſeitwärts ſich neigend auf das über ihrem Schooß der Länge nach liegende Kind mit Wohlgefallen herabblickt, hat einen ſehr ruhigen, ſanften, mütterlichen Ausdruck, aber nichts Erhabenes, oder Tief empfundenes. Das Kind hingegen iſt nicht nur ſchön, ſondern hat auch etwas Edles und Geiſtvolles im Aufblick. — Ein Seitenſtück zu dieſem Bild iſt ein anderes, das, wie das Vorige der Galerie Orleans zugehörte, und auch von N. Larmeſſin geſtochen iſt. (Receuil Crozat I. 24, im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres, III. p. 146, auch geſtochen von Duflos und Huber). Die Madonna, höchſt mütterlich hält mit einer Hand den Fuß des Kindes, mit der andern umfaßt ſie es unter den Schultern. Das Kind von anmuthiger Munterkeit hält ſich mit beiden Händen an der Mutter Bruſtgewand.

Das Kind ſegnet den Knaben Johannes, der vor ihm kniet, geſtochen von N. Pitau.

Das Jeſuskind mit einem Vögelchen (einem Stieglitz), das ihm Johannes darbringt (in der Galerie zu Florenz), geſtochen von Desnojers und Raphael Morghen (Landon Choix I.) Die Madonna iſt von himmliſcher Anmuth; die beiden Kinder in der Einfalt der Unſchuld, von liebenswürdiger Freundlichkeit. (Vaſari Vita di Raphaele). Ein wahres Frühlingsbild! Die Scene iſt eine heitere Landſchaft. Die jungfräuliche Mutter ſchaut mit zärtlicher Liebe auf das Spiel der Kinder; ihre Seele iſt ein reiner Spiegel, von keinem Hauche irdiſcher Neigungen getrübt; Gottes Friede wohnt in ihr, und iſt über ihr ganzes Weſen ausgegeſſen. Die beiden Kinder ſind harmloſe, unſchuldige Weſen, fromm und gut. Mag man auch in ihren Formen noch etwas von der befangenen Art der peruginiſchen Schule gewahren (Göthe's Propyläen I. B. S. 106.), der Ausdruck verliert dabei nichts. Das göttliche Kind ſtreichelt liebreich den Vogel mit dem Händchen, und ungemein zärtlich hängen ſeine Blicke an denen des jungen Freundes, der ihm den Vogel mit ſo inniger Freude darreicht. Kein Kirchenbild, aber ein höchſt liebliches, anmuthiges Kabinetsſtück!

Die Madonna, geſtochen von Nicolet (Tableaux de Florence. XXIV. 1.) Sie, höchſt jungfräulich und mütterlich, mit dem Kind von lieblichem und geiſtvollem Ausdruck, auf einem Thron unter einem Baldachin, deſſen Vorhang zwei Engel zurückſchlagen. Nebenher ſtehen vier Heilige. Unten zwei kleine Engel, die aus einem Papier ſingen. (Landon Annales, IV, 75, und Vie et Oeuvres de Raphael. II. Nro. 110).

Die Madonna mit dem Schmetterlinge, ſchön geſtochen von Mark. Ant. Raimondi, weniger gut von Jg. Pavon. Sie ſitzt auf einem thronartigen Stuhl mit Engelsverzierungen. Das göttliche Kind, das ſie mit beiden Händen auf dem Schooße hält, reicht dem vor ihm knieenden Knaben Johannes eine (Korn-) Blume; dieſer hält ihm mit Andacht ein kleines Kreuz entgegen. Das Geſicht der Madonna hat viel Milde, Frommes, Mütterliches, Reines. Ein Schmetterling ruht auf ihrem Schooß.

Eine ähnliche, gut geſtochen von Jg. Pavon. Sie ſitzt auf einer thronartigen Bank, an deren Fußgeſtell, der heilige Georg und ein Engel, der auf eine Schlange tritt und eine Waage in der Hand hält, eingeſchnitzt ſind. 24). Sie hält auf dem Schoos das göttliche Kind, dem Johannes knieend ein Kreuzchen darreicht. Beide Knaben ſind ſehr lieblich, Maria ſanft und mütterlich, aber nicht idealiſch.

Die Madonna, die dem Kind, das auf ihrem Schooße ſitzt, Nelken reicht, geſtochen von Johann Couvay und Joſeph Boulanger. 25).

Maria ſtehend hält das Kind Jeſus; der Knabe Johannes, von einem Engel gehalten, faſſt es liebreich, kindlich an. Auf der

---

24) An dem Throne Mariä mit dem Kinde ſind, beſonders von ältern Malern, der Sündenfall, der Tod Abels, die Vertreibung aus dem Paradies, Simſon den Löwen tödtend u. d. gl. häufig angebracht.

25) Man zeigt noch ein Paar Madonnenbilder, wo die Nelke vorkömmt; eines bei Camuccini, ehemals in der Sammlung Aldobrandini zu Rom, wo die Madonna voll Anmuth in veilchenfarbnem Kleide zwiſchen zwei offenen Fenſtern ſitzend, die Arme um das göttliche Kind auf ihrem Schooße und den kleinen Johannes neben ihr breitet, der von ihm eine Nelke empfängt. Das andere Bild ſieht man beim Maler und Kunſthändler Wocher zu Baſel. Hier hält die Madonna die Nelke. Das Bild iſt ſehr ſchön. Doch hätt' ich es eher für einen vorzüglichen Saſſaferrato, als für einen Raphael gehalten. Einige geben es für eine Copie nach Raphael (im Eskurial) von Palmerini. Aus welchem Grunde, iſt mir nicht bekannt.

andern Seite ſteht ein anbetender Engel. (Geſtochen von Aug. Veneto im Umriß in Landon's Vie et Oeuvres de Raphael. VII. Nro. 390).

Die Madonna zu Perugia im Hauſe des Gr. v. Caſtiglione, geſtochen von Amsler (noch im Styl des Perugino).

Ein Bild, geſtochen von Eliſab. Sirani: Maria ſitzend, hält mit beiden Händen das Kind, das auf einem Kiſſen ſteht, und die Hände nach einer kleinen Fahne ausſtreckt, die der Knabe Johannes ihm darreicht.

Die Madonna del Palazzo Colonna zu Rom, geſtochen von Marguelier (Kunſtblatt Nro. 21, vom Jahr 1820). Das Bild iſt aus Raphaels früherer, doch nicht ganz erſter Zeit. Der Blick und das ganze Weſen dieſer Madonna iſt höchſt ſanft und heiter. Sie hat Aehnlichkeit mit der belle Jardinière. Der ſchöne Knabe ſchaut mit fröhlichem Muth ſich um, hält ſich aber an dem Gewand am Hals der Mutter, wodurch dieſer mehr enthüllt wird. (Vergl. G. Quandt's Streiferei im Gebiete der Kunſt. II. 199).

La Vierge aux Ruines von Raphael (etwas rauh geſtochen von Pradier). Im Vordergrunde Maria ſtehend, die eine Hand über dem Haupte des Chriſtuskindes, die andere mit einem Finger in der Schleiſe, die den Knaben über den Hüften umgürtet. Dem Heiland gegenüber ſitzt der Knabe Johannes. Durchaus edle und reine Formen. Im Hintergrunde Ruinen mit Fernſicht. Durch ein offenes Thor ſteigt der heilige Joſeph, ein Licht in der Hand, in die zerfallenen Gebände hinab. 26)

---

26) Gen. Minutoli zu Berlin (jetzt zu Neuchatel) beſitzt ein dem Raphael zugeſchriebenes Bild. (Geſtochen von G. M. V. del. et sculp. Romæ. 1624): Die ſitzende Madonna wendet ihr Haupt zu dem Knaben Johannes, der auf einem Kiſſen ſitzend und in der

Ungern verläßt der Beſchauer die Raphaeliſchen Madonnen, wenn er einmal die Vollendung und den Adel der Formen und die Grazie des Göttlichen recht erfaſſt hat, die bei aller Verſchiedenheit ihr gemeinſames Gepräge ſind, um zu andern Meiſtern überzugehen. Durch den Adel der Zeichnung und Erfindung nähert ſich den Raphaeliſchen Bildern eines von Julio Romano: Maria mit dem Kinde, das auf ihrem Schooße ſteht, und das ſie mit beiden Händen anfaßt, voll der Würde jungfräulicher Anmuth. Es iſt geſtochen von M. Eßlinger für das Taſchenbuch Cornelia. Heidelberg. 1824.

Von einnehmender Schönheit, auch dem Styl des Raphael ſich nähernd, ſind viele Madonnen des Andreas Sabbatini von

---

Rechten das Kreuz, mit der Linken dem Kind auf der Mutter Schooß eine Blume darreicht. Das Bild hat ſehr gelitten. — Manéga (Kunſthändler zu Baſel und Genf) bietet eine Madonna von Raphael zum Verkauf aus, die von einem Kloſter zu Peruggia verlängſt nach Spanien gekommen ſeyn ſoll, und zur Zeit der Staatswirren veräußert wurde. Sitzend blickt ſie mit lieblicher Mütterlichkeit auf das Kind nieder, das, auf ihrem Schooß mit herabhängenden Füßen hingeſtreckt, mit der einen Hand ihr, mit der andern dem wohlgebräunten Knaben Johannes (dem Bild frommer ehrerbietiger Beſcheidenheit) Feldblümchen darreicht. Der Ausblick des göttlichen Kindes zur Mutter iſt himmliſch ſchön. Die Zeichnung, die Stellung und Wendung ſeines Leibes und ſein Incarnat ſind von der ſchönſten Wahrheit. Die Weiſſe der Leinwand, auf der es ruht, und woven die Mutter ein Ende mit der Hand erfaßt, hebt die nackten Formen des Kindes und der mütterlichen Hand vortheilhaft hervor. Das rothe Unterkleid und der blaue Schawl, der ihr leicht die Schulter herabhängt, haben einen großartigen Faltenwurf. Das Hauptlicht fällt über das Geſicht der Madonna auf das Jeſuskind.

Salerno (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 355). Sehr anmuthig iſt ſeine Maria im Muſeum zu Paris. (Landon Annal. XIV. 107). Sie hält das Kind, welches gen Himmel weiſt, während Johannes ihm ein Kreuz einhändigt. —

Von anmuthiger Innigkeit und jungfräulicher Schönheit ſind mehrere Bilder von Fra Bartholomeo di St. Marco. In dem einen, geſtochen von Ch. Simmoneau, hält Maria knieend das Kind in ihren Armen, von einem Conzert von Engeln umgeben. (Landon Choix. II.) In einem andern hält die Mutter (voll Würde) ein offenes Buch in der Hand, auf welches das Kind mit vielbedeutendem Ausdruck hinweiſt. In einem dritten (in der Sammlung des Fürſten Eſterhazi), geſtochen in punktirter Manier von Fr. John (für die Aglaja. Wien 1824), umfaſſt die Madonna, eine Figur von ſchöner jungfräulicher Naivetät, mit der einen Hand das geiſtvolle Kind, mit der andern hält ſie voll Andacht ein Aermchen des Kindes empor, als wolle ſie es küſſen. Dieſes Bild hat in der Anlage viele Aehnlichkeit mit dem Münchner-Bilde, das ſpäter unter den heiligen Familien wird angeführt werden. Nur hat das letztere noch weit mehr fromme Innigkeit. Alle Madonnenbilder von Fra Bartholomeo haben eine jungfräuliche Anmuth, die nicht durch den leiſeſten Zug von Sinnlichkeit oder blos irdiſche Reize geſtört wird.

Wenden wir uns nun zu dem großen Maler, der den eigentlichen Wendepunkt der ältern und neuern Malerei bezeichnet, zu Leonardo da Vinci. Von ihm erwähnen wir zuerſt des Bildes in Schelburne House (S. Goede IV. 40). Maria ſitzt zur rechten Seite unter einem Baum, in einer freien einſamen Gegend, in deren Entfernung man einen See erblickt. Ihr zur Linken ſteht ein Engel betend; zu ihrer Rechten knieet der Knabe Johannes, und hört aufmerkſam mit andächtig gefaltenen Händen dem

Chriſtkinde zu, das im Vordergrunde Marien gegenüber mit ernſter Miene und aufgehobener Hand ſpricht. Meiſterhaft iſt der Ausdruck von Innigkeit der Mutterliebe und frommer Freude in Mariens Blicken, von heiligem Ernſt im Geſicht des Chriſtkindes von himmliſcher Frömmigkeit und Liebe in dem des Johannes. — Auch in dem Bilde: Madonna del Lago, ſehr ſchön und zart geſtochen von J. Longhi, bildet ein von Anhöhen umgebener See den Hintergrund. Vorn in der Mitte ſitzt die Holdſelige, mit ſinniger Anmuth ſich neigend. Die linke Hand hält das Kind mit einer Binde auf dem Schooß, und die rechte erfaſſt mild das Kinn des Johannes Knaben, der, die Hände gefaltet, vor dem Kinde knieet, welches mit aufgehobener Hand ihn ſegnet. Der Ausdruck der Mutter iſt beſeligende Liebe, der des Kindes die ſtille Majeſtät heiliger Unſchuld, der des Johannes reine kindliche Ehrerbietung. — Ein anderes Madonnabild von Leonardo, das Franz I. dem König von England geſchenkt, ſchlecht geſtochen von Juſter, ſoll von ausnehmender Schönheit ſeyn. Das Kind Jeſu ſitzt auf einem Kiſſen über dem Knie der Mutter. (Braun des Leonardo da Vinci Leben und Kunſt. Halle. 1819. S. 25). — Eine vierte Madonna von Leonardo iſt geſtochen von Maria Cosway (in der Galerie du Louvre v. Griffths, Nro. 14). Voll Anmuth und von ſeltener Vollendung. Der Kopf der Maria iſt von ausgezeichneter Schönheit. — Eine fünfte (in der königlichen Galerie zu München). Sie hält das Kind auf dem Schooße; der Knabe Johannes überreicht ihm kniend eine Blume. (Braun. S. 135). In einem ſechsten Bilde (im Palaſt Albani zu Rom) ſcheint Maria vom göttlichen Kinde, daß ſich dagegen zu ſträuben ſcheint, eine Lilie, die es in der Hand hält, zu begehren. Ein Bild voll Grazie. (Lanzi. I.)

Man begegnet noch ſonſt hie und da einer Madonna von dieſem großen Meiſter; alle ſind von ähnlicher Anmuth. Milde und Güte ſind darin vorherrſchend. Haare (meiſt rothe) und Gewänder ſind beſonders fleißig und mit Geſchmack bearbeitet. Züchtig und ſittſam liegen die Gewänder am Körper. Seine mehreſten Madonnen haben ein Grübchen unter der Wange, das ihnen eine eigene Grazie gibt. Sie erinnert ſchon in etwas an das anmuthige Lächeln und die Bewegung des Mundes nach den Winkeln hinauf in Correggio's Madonnen. Indeſſen liegt in dieſer Grazie doch etwas Manier, und eben wegen ihr erheben ſich Leonardo's Madonnen nie ganz zum Ideal. 27)

Verſchiedene Madonnenbilder von Schülern des Leonardo, von Anton Sogliano, von Lorenz von Credi, von Bernhard Luini, haben in Geiſt und Manier ſo große Aehnlichkeit mit denen des Meiſters, daß ſie oft ſchwer von ihnen zu unterſcheiden ſind. 28)

Von Bernhard Luini (dem Schüler des Leonardo, der noch mehr Natürlichkeit als ſein Meiſter an den Tag legt, deſſen Bilder aber doch vielfältig mit denen des Meiſters verwechſelt

---

27) Braun in Leonardo's Leben und Kunſt bemerkt S. 47: „Seine Köpfe haben ſehr hohe ſchmale Stirnen, meiſt mit geſcheitelten, lang herabwallenden Haaren. Die Naſe iſt gewöhnlich breit, geſenkt und mit ſtarker herabgehender Spitze, der Mund breit und hoch in den Winkeln hinaufgezogen; in den Wangen ſind oft Grübchen durch das Lächeln, das er zu häufig anbrachte. Sehr paſſend iſt dies in Köpfen, deren ganzes Weſen Empfindſamkeit iſt, minder gut in andern, wo Kraft erfodert wird. Ein Muſterbild für erſtere Art iſt die ſchöne Joconde, die heilige Anna in dem Bilde, das einſt die Galerie zu Kaſſel zierte; für letztere fehlerhafte Art, der heilige Johannes der Täufer in dem Pariſer Muſeum, (geſtochen von Boulanger)."

28) Lanzi I. in der franzöſiſchen Ueberſetzung. S. 204 — 207.

werden) iſt ein Bild, ſchön geſtochen von Biſi (nach einem eingerahmten Freskogemälde der Brera zu Mailand). Mutter und Kind haben viel Anmuth und Würde; auch der am Fuße des Thronſitzes die Zither ſpielende Engel iſt wegen der frommen Begeiſterung ſehr lobenswerth. Daneben ſtehen rechts der heilige Anton der Eremit und die heilige Barbara; zwei würdige Figuren.

Eine andere iſt lithographirt von Hardorff. Eine ſanfte weibliche Geſtalt neigt ſich mütterlich zu den beiden Knaben Jeſus und Johannes, die ſich vor ihr, der erſtere ſitzend, der andere knieend, umarmen.

Eine dritte vortreffliche Madonna von B. Luini in der Franziskanerkirche delli Angeli zu Lugano erwartet noch einen würdigen Griffel. Die Madonna voll mütterlicher Anmuth umfaßt ſtehend das Chriſtuskind zur Rechten und den Knaben Johannes zur Linken, nachdenkend niederſchauend. Das Kind ſpielt mit einem Lamm, der knieende Johannes, ein Kreuz in der Hand, deutet auf das Spiel des Heilands. (Kunſtblatt 1822. Nro 49. S. 195.

Von Leonardo und Luini wird unſer Blick am liebſten wieder zu Correggio ſich wenden. Unter ſeinen Madonnen nimmt ſich die in Florenz (Tableaux de Florence XVIII.) durch eine beſondere Grazie aus. Maria knieend betrachtet mit Innigkeit das vor ihr liegende göttliche Kind. Das Licht ſcheint von dieſem ins Geſicht der Mutter zu ſtralen. Das anmuthvolle Bild iſt geſtochen von L. Delignon.

Die Madonna von Correggio (in der Sammlung des Gr. Fries zu Wien), ſchön geſtochen von G. Audran, Rahl, G. Chateau, J. L. Delignon. (Vergl. Landon Oeuvres du Cor. II.), gleichfalls knieend vor dem auf Stroh liegenden Kinde, iſt ein naiver Ausdruck der Mutterfreude. Ihr Geſicht, ohne idealiſch ſchön zu ſeyn, hat viel Jungfräulich Zartes und Anmuthvolles, ein Wonnelächeln, wie nur Correggio es geben konnte, und das an ſeine Engel erinnert.

Die Giuſtinianiſche Galerie zu Berlin enthält eine Madonna von **Correggio**, die ihr ſtehendes Kind mit holdſeliger Wonne betrachtet. Das Bild iſt von ausnehmender Anmuth, und des beſten Grabſtichels würdig.

Ausnehmend ſchön ſind mehrere Madonnen von **Correggio** in Verbindung mit der Vermählung der heiligen Katharina. Eine dieſer Vorſtellungen hat jüngſt **C. Lorichon** gut geſtochen.

Von **Correggio** iſt la Madonna col divoto (zu München) trefflich geſtochen von **B. Bettelini**. Maria mit dem Kind (beide weder idealiſch, noch ſehr anmuthig) auf den Wolken. Unten St. Hieronymus und St. Jakobus, der den Donator empfehlend darzuſtellen ſcheint; treffliche Figuren.

Wegen edelm Styl und Ausdruck verdient eine Madonna von **Ramenghi**, genannt **Bagnacavallo** (in der königlichen Galerie zu Dresden) großes Lob. Schade, daß das Bild ziemlich verdorben und ſchlecht reſtaurirt iſt. Maria mit dem Kind, das himmelwärts deutet, in den Wolken, von einer Glorie von Engeln umgeben, hat eine mit Milde gemiſchte edle Würde, und im ganzen Bilde ſieht man den Schüler Raphaels. Die Figuren des Petrus, Paulus, Antonius und Geminianus, die unten ſtehen, ſind herrliche Charaktere voll heiligen Ernſtes. — Wegen der Aehnlichkeit des Gegenſtandes werde hier des großen herrlichen Bildes von **Doſſo Doſſi** (gleichfalls in der königlichen Galerie zu Dresden) gedacht, wo die vier Kirchenväter in tiefer Betrachtung ſich befinden. Oben ſitzt Gott Vater auf einer Weltkugel in einer von Engeln umgebenen Glorie, und legt ſegnend die Hände auf das Haupt der heiligen Jungfrau, die in tiefer Demuth vor ihm kniet. Alles in dieſem Bild iſt von ausnehmender Schönheit, trefflichem Ausdruck und großer Harmonie.

Von **Innocenco da Imola** (Schüler des Francia und ſpäter der raphaeliſchen Werke) enthält der Dom zu Faenza ein ſchönes Bild (von 1526): Madonna mit dem Kinde ſitzt auf einem Thron; davor der Knabe Johannes; weiter unten ein Engel, der die Zither ſpielt. Zu beiden Seiten Eliſabeth und Zacharias, Petrus und Paulus. Ueber dem Throne hält ein Engel ein Spruchband mit der Inſchrift: Hic est puer magnus coram Deo. Ein anderes Bild von Innocenco ſteht in der Akademie zu Bologna. (Thierſch Reiſen I. 382.)

Von Ludw. Caracci, geſtochen von Raphael Morghen (in Form eines kleinen Medaillons). Das Geſicht der Mutter hat viel Anmuth und iſt edel. Das des Kindes deutet auf etwas Großes, Höheres. Von demſelben ein ſchönes Bild im Styl des Correggio, geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. 2), und von Bettelini (Musée fr. V). Sie, die Reine, Demuthsvolle hält mit der einen Hand ein Buch, mit der andern das auf ihrem Schooß ſtehende Kind, das mit der Linken aufwärts deutet, und ſinnvoll niederblickt.

Von Dominichino, geſtochen von P. del Po (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 38). Maria ſitzt auf einem erhöhten, von muſizirenden Engeln umgebenen Throne; das Kind ſteht an ihrem Schooß. Sie hält es mit der einen Hand, in der andern ein geſchloſſenes Buch. Unten ſchreibt der Evangeliſt Johannes in Begeiſterung auf der einen Seite, auf der andern ſteht in bittender Stellung der heilige Biſchof Petronius. Alles iſt mit viel Würde und Wahrheit ausgedrückt. — Von demſelben Meiſter: Maria mit dem Kinde auf der Erdkugel ſtehend, rings umher anbetende Engel. Sehr ſchön. (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 135).

Von Hannib. Caracci (in der Galerie zu Dresden) geſtochen von R. Dupuis. Maria ſitzt auf einem Throne, mit der einen Hand das Kind auf dem Schooß haltend, mit der andern ein offenes Buch. Nebenperſonen ſind: Johannes der Täufer, Matthäus und Franziskus. Der letztere küßt dem Kind einen Fuß. Der Ausdruck des Kindes iſt höchſt bedeutend, und der aller andern Figuren charakteriſtiſch. Der Vollkommenheit dieſes Bildes fehlt nur das Anmuthvolle des Correggio. Anordnung, Betrachtung und Zeichnung ſind vortrefflich. (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 154).

Von Hannib. Caracci enthält auch der Chor des Doms zu Reggio eine durch Schönheit der Zeichnung, der Stellungen und der Drappirung ausgezeichnetes Bild, wo Maria mit dem Kind auf Wolken zwiſchen Engeln erſcheint; unten rechts ein Heiliger, links eine Heilige. (Cochin Voj. I. 73).

Von Guido Reni, geſtochen von Raphael Morghen. Johannes küßt dem Kind Jeſu einen Fuß, und dieſes ſegnet ihn. Von hoher Einfalt. (Landon Annal. VI. 113).

Von Franz Albani, geſtochen von M. Lasne, auch von Piroli. Maria mit dem Kinde auf Wolken; die Füße auf dem Mond; um ihr Haupt eine Sternenkrone. —

Von Johann Cariane ſieht man in der Servitenkirche zu Bergamo eine Madonna, umgeben von einem Kreis von Seligen und Engeln, während andere Engel zu ihren Füßen muſiziren. Ein Bild voll Anmuth. Den Hintergrund bildet eine ſchöne Landſchaft. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 112).

Von van Eyck (in der Sammlung des Herrn Campe zu Leipzig). 29) Wunderſchön iſt der ſanfte, liebliche, gemüth- und geiſtvolle Ausdruck der beiden Figuren.

Von Antonelli von Meſſina (1497) iſt zu Catanea in Sizilien eine ſchöne Madonna zu ſehen. Die Jungfrau rein

---

29) Dieſe Sammlung ſoll jetzt wieder zerſtreut ſeyn.

und ſchlicht ſitzt auf einem hölzernen Throne. Auf ihrem rechten Knie ſteht das Kind, nackt, nur einen Flor um die Hüften; es hält in der Rechten einen Apfel, in der Linken, die gegen die Mutter erhoben iſt, eine Blume. (Kunſtblatt 1825. Nro. 57, S. 225).

Von Franz Mazzuoli (Parmeſano) ſind drei Vorſtellungen ſehr gut geſtochen; die eine von Benigno Roſſi, die andere von Fr. Bartolozzi, die dritte von J. Roſaſpina. In der Giuſtinianiſchen, jetzt königlichen Galerie zu Berlin iſt ein ſchönes Bild. Die Jungfrau ſitzt auf einem antiken Stuhl. Das Kind, nachläßig auf ihrem Schooß, in einer der Entfaltung ſeiner Form vortheilhaften Stellung hingeſtreckt, hält die eine Hand auf einer Weltkugel, und reicht mit der andern der Mutter, die es mit Liebe betrachtet, eine Roſe. Von dieſem anmuthigen Maler ſieht man in verſchiedenen Galerien, z. B. Corſini, Albani, Borgheſe (zu Rom) liebliche Bilder mit der Madonna, dem göttlichen Kind und dem Knaben Johannes. Zuweilen iſt die heilige Katharina, oder Zacharias, oder eine andere Figur beigefügt. Seine weiblichen Figuren ſind gewöhnlich etwas zu lang, und ihre Grazie übergleitet zuweilen in eine gewiſſe Ziererei, indem ſie etwas zu ſehr über die Grenzlinie der Wahrheit geht. Deswegen ſagte Auguſtin Caraccin: »ein wenig von des Parmegiano Grazie, aber nicht die ganze!« —

Von Andreas del Sarto iſt ein Bild, geſtochen von Bartolozzi. (Landon Choix II.) Eine ſehr ſchöne, anmuthvolle Madonna mit dem Kinde von Andreas del Sarto enthält die Giuſtinianiſche Galerie zu Berlin. (Nro. 8). Alle ſeine Madonnen haben eine gewiſſe geiſtvolle Anmuth. Aber keine iſt idealiſch ſchön. Sie gleichen ſich faſt alle als Abbilder ſeiner ſchönen, obgleich böſen Frau (Lanzi I. opera 2). Seine Kinder haben etwas von denen des Leonardo.

Mit einigen Worten erwähnen wir einer Madonna von **Carlo Cignani**, geſtochen von **Joh. Sauter**. Ungemein anmuthig und herzlich; ſodann von dem mit reicher Phantaſie nach blendendem Schein ſtrebenden Manieriſten **Fr. Solimena**, geſtochen von **Fab. Berardi**. Sie betrachtet das vor ihr ſchlafend liegende Kind. Edle Formen und wahrer Ausdruck. Auch **ſeine** Maria Mater Dei, geſtochen von **Carl Orſolini**, iſt eine holde Figur, zart und geiſtreich im Ausdruck. Sie betet mit gefalteten Händen. Doch wenden wir uns zu den Bildern von **Franzesko Francia** (**Raibolini**), eines (wiewohl ältern) Zeitgenoſſen von Raphael. Hier werden wir mit reinem Vergnügen verweilen. Seiner Madonnabilder ſieht man in den Galerien viele, die einander ziemlich ähnlich zu ſeyn pflegen. Die Formen ſind edel und ſanft; es umſchwebt ſie ein leiſer Anſtrich oder Hauch von Wehmuth. Das eine Bild iſt geſtochen von **Auguſtin Venetus**. Mehrere ſehr ſchöne ſah ich in der Akademie zu Bologna,30) eines in der daſigen Kirche St. Maria Maggiore, eines in der Galerie Ercolani daſelbſt; ſodann eines

---

30) Die Madonna ſitzt mit dem ſegnenden Kinde voll himmliſcher Ruhe zwiſchen zwei Engeln in ſchöner Jünglingsgeſtalt. Dieſe in reichem Gewande mit gelblockigen Haare, das ein Stirnband in der glatten Scheitelung hält, beide ſtehend, mit geſenktem Blicke und mit gefalteten Händen anbetend. Auf der Stufe des Throns ſitzen zwei Engelknaben; der eine geigend iſt im Wohlgefallen an den Tönen, die er den Saiten entlockt, verſunken; der andere mit der Zither hat die ſpielende Hand von dem Inſtrument zurückgezogen, und lauſcht wie auf den Nachklang mit leiſe geöffneten Lippen, denen vielleicht Geſang entſchwebt. Zu jeder Seite ſtehen zwei Heilige. **Thierſch**, **Schorn** und Anderer Reiſen in Italien. I. 369.

in der Galerie Doria, eines in der Galerie Borgheſe, eines im Palaſte Barberini Sciarra zu Rom; eines in der Galerie Brera zu Mailand (Maria ſitzt auf einem Gewölk, oben liebliche Engel, unten mehrere Heilige); ein anderes bei Boiſeré in Stuttgart, (jetzt zu München) eines in der Galerie zu Wien (Roſa I. 30), und ein vortreffliches großes Bild (in der Münchner Galerie 714). Hier ſteht Maria in einer blumigten Landſchaft, mit etwas gebeugten Knieen, die Hände kreuzweis über der Bruſt, und ſchaut mit großer Anmuth zu dem Kinde nieder, das, unter Blumen auf einem Teppich liegend, halb lächelnd, halb ernſt, den Finger auf den Mund haltend, emporblickt. (Vergl. Hagen Briefe in die Heimat I. 97). Von einer der Madonnen des Franz Francia ſchrieb Raphael: non vedendone da nessun altro piu belle, et piu devote e ben fatte. (Lanzi II. 2. p. 19). 31)

Auch von Guercino, wenn gleich ſeine Madonnen das Ideal nie erreichen und auch nicht darnach ſtreben, verdienen doch wenigſt einige unſere Beachtung. Nicht nur verſteht ſich dieſer Meiſter auf den ſtarken Natureffekt; er weiß auch das feinere Gefühl einzunehmen; ſeine Erſindung iſt zuweilen höchſt lieblich, und über das Ganze verbreitet ſich eine ſchöne Harmonie. Sein Bild, geſtochen von Pitau, zeigt uns zwei anmuthvolle, wohlgeordnete Figuren. Maria lieſt voll Anmuth in einem Buche; das Kind, das auch auf das Buch hinblickt, hält mit der einen Hand eine Roſe, und bewegt die andere nach der Mutter Buſen.

Von Demſelben: Maria lehrt Jeſus leſen, geſtochen von Fr. Bartolozzi.

---

31) Ein guter Stich nach einer Madonna des Francia von Zullaul iſt ohnlängſt erſchienen.

Von Demſelben, ſchön geſtochen von P. Bettelini. Mit lieblicher Miene blickt ſie auf ein Vögelchen auf dem Zeigeſinger ihrer Rechten, welches das auf ihrem Schooße ſitzende Kind an einem Faden hält und aufmerkſam anſieht, während eines ſeiner Händchen das Bruſttuch der Mutter anfaſſt. (Für ein Kirchenbild zu ſpielend).

Von Simon Memmi, mittelmäßig geſtochen von Raphael Morghen. Eine edle Geſtalt, von einfacher Hoheit und ſchlichter Anmuth.

Von Pet. Perugino (Landon Annal. XV. 37). Madonna mit dem Kind in einer Glorie von Engeln aus den Wolken; unten vier Heilige. Das Bild gehört zu des Meiſters beſten. So auch das im Palaſte Pitti zu Florenz. Ein Engel trägt das Chriſtuskind auf den Armen; Maria und der kleine Johannes knieen anbetend davor. Voll frommer Andacht. — Eine andere Madonna von Perugino (in der Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Galerie zu Wien) iſt ſehr gut geſtochen von C. Rahl (1825). Die Idee iſt vielleicht noch beachtungswerther, als die Ausführung. Maria knieet, die Hände gefaltet vor dem Kinde. Dieſes ſitzt auf einem Sack oder Polſter, und wird von einem knieenden Engel gehalten. Der letztere hat einen gemüthlich andächtigen Ausdruck. Auch das Geſicht des Kindes iſt geiſtvoll. Warum es aber die eine Hand gegen den Mund führt, iſt zweifelhaft. Die Figur der Maria hat etwas Schlichtjungfräuliches. Hinten iſt eine ſchöne Landſchaft mit Hirten. (Kunſtblatt 1826. Nro. 5).

Von Bernhard von Faſſolo. Maria mit dem Kinde unter einer Art von Baldachin ſitzend. Ihr Geſicht iſt von großer Anmuth und himmliſcher Ruhe; das Kind von geiſtvollem Ausdruck. (Landon Annal. XVI. 137).

Von Filippo Lippi unter vielen andern lieblichen Bildern in Florenz eines in der daſigen Galerie, wo die Mutter mit einem Geſicht von ganz eigener Grazie auf das Kind niederblickt.

Ein anderes von Filippo Lippi ſah ich in der Sammlung des Herrn Campe in Leipzig. Die Madonna betet knieend das Kind an, das von ihr zur heiligen Anna ſich wendet, die es auf der andern Seite anbetet. Hinter der Madonna ſchwebt ein kleiner Engel. Dieſer Engel, ſodann das Geſicht der Madonna voll inniger Andacht, vorzüglich aber der Ausdruck ſinniger Liebe im Kinde, ſind von wunderbarer Schönheit.

Von Andreas Mantegna ſind mehrere Madonnen merkwürdig. Die eine in der Kirche della Vittoria zu Mantua, iſt von 1495. Die Madonna unter vielen Heiligen; Michael der Erzengel und Mauritius halten ihr den Mantel. Ein Bild von der ſchönſten Zeichnung, zarter Carnation, der lieblichſten Anmuth, und trefflichem Ausdruck der Köpfe. Jeder Kopf könnte zum Muſterbild dienen wegen der Lebendigkeit und dem Ausdruck; auch wegen dem Studium der Antike. Die Formen ſowohl im Nakten, als unter Gewändern ſind ausnehmend ſanft. Auch die Nebendinge ſind vortrefflich: die Nuanzierung der Gewänder, der Glanz der Metalle, die thauichte Friſche der ſchönen Früchte. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 371. Orloff. Essai. II. 195. Fiorillo. II. 24). Eine andere Madonna, die das auf ihrem Schooß liegende Kind mit Inbrunſt umarmt, iſt von dem Maler ſelbſt geſtochen. —

Die Kirche St. Zeno zu Verona bewahrt mehrere herrliche Madonnabilder von Mantegna. Die über dem hinterſten Altar iſt in drei Flächen eingetheilt. In der mittlern thront ſie ſelbſt mit dem Chriſtuskinde, das auf die tiefern Engelsköpfe herabblickt; im Felde zur Linken der Jungfrau ſind Johannes der Täufer und die heiligen Laurenzius und Antonius, rechts die Apoſtel Petrus, Paulus und Johannes. Sehr zu loben iſt hier die Anmuth und Schönheit der Mutter und der Engel, die mit Ernſt gemiſchte Milde des Chriſtuskindes, die ſtrenge Gemüthsart des Täufers, die ſanfte des Evangeliſten, die Würde und Kraft der Apoſtelfürſten und die große Harmonie des Ganzen. (**Thierſch** Reiſen. I. 73).

Von **Mantegna** ſieht man auch eine ſchöne Madonna in der ſtädtiſchen Gemäldeſammlung zu Mainz. Ihr Ausdruck iſt eine ſtille Wehmuth, aber mit einer Grazie begleitet, die hernach Correggio ſelbſt mitunter eher wieder verkörperte, als erhöhte. Das Kind iſt ein derbes Gewächs, voll Kraft und Leben; ernſt iſt Blick und Miene. Das Obergewand der Maria iſt ultramarinblau. Das Ganze iſt vortrefflich erhalten. Hinter der Maria iſt ein Pfeiler, zu beiden Seiten etwas Landſchaft, der Himmel iſt wie Silber, und drüber hinaus hängt ein Blumengewinde, daß ſich über dem Heiligenſcheine der Maria vereinigt. Der Fußboden iſt mit einer Fülle von ſauber ausgemahlten Kräutern und Blumen bedeckt. Dieſe Verzierung findet man häufig in den Madonnenbildern der ältern Zeit.

Von **Benvenuto Garofalo** (das nämliche im Pariſer Muſeum, geſtochen von J. B. **de Poilly** und **Dambrün**, und in der Dresdner Galerie). Die Mutter knieend vor dem ſchlafenden Kinde betet es an. Ihr gegenüber knieet ein bekleideter Engel, das Schweißtuch in einer Hand, mit der andern die Dornenkrone über dem Kind haltend und den Blick wehmuthsvoll auf die Mutter richtend. Am Himmel zwei Chöre von Engeln, einige die Leidenszeichen tragend. Das Ganze voll Anmuth, obgleich in der Ausführung manche Härte vorkommt. (**Landon** Annales VII. 41. **Demian**, S. 244. Nro. 133. Galerie Fr. v. **Filhol** X. 687).

Von **Demſelben**: Die Madonna auf einem Throne, das

Kind vor ihr ſtehend; auf beiden Seiten muſizirende Engel. Die Inſtrumente laſſen nicht gut in den Händen ſolcher himmliſchen Weſen. Sonſt iſt viel Anmuth in dem Bilde. Die untenſtehenden drei Heiligen ſind wahrſcheinlich die Kirchenpatrone. (Landon Annales X. 79).

Sehr gemüthlich und von erhabener Anmuth ſind einige Madonnen auf Thronen und Wolken von Galeazo Campi. (S. Vidoni Pittura Cremonese p. 71) und von Giulio Campi (Vidoni p. 77 und 81). Als Votivbilder mit mehrern Heiligen, den beſſern beizuzählen.

Ueber eine Madonna des Joſeph von Fieſole [32] im Muſeum zu Florenz, ſoll Michael Angelo, als er ſie zu Geſicht bekam, ausgerufen haben: er müſſe die Schönheit der Maria im Himmel ſelbſt geſehen haben. Sie ſchwebt, das ſchöne Kind auf dem Arme, von lieblichen Engeln umgeben, die auf verſchiedenen Inſtrumenten (!) ſpielen. Unter dieſen iſt beſonders einer ſeelenvoll, der auf der einen Hand eine kleine Orgel hält, und ſinnend die Taſten mit der andern berührt. (G. Quandt's Streifereien im Gebiete der Kunſt. III. 175).

Auch des Andreas Camedoni Madonnen bezaubern durch ihre jungfräuliche Sittſamkeit. (Fiorillo. I. 411).

Von Francucci, oder Innozenz v. Imola (in Giacobo Maggiore zu Bologna). Maria ſchwebt über Wolken mit dem

---

[32] Den Madonnen dieſes großen Meiſters (gebildet nach Maſſaccio, geſtorben 1455) fehlt es ſonſt meiſt an jugendlicher Anmuth. Siehe Pittura di Fra Giovanni da Fiesole, gezeichnet und geſtochen von G. B. Nochl, gr. Fol. und die Krönung Mariä von dieſem Meiſter, gut geſtochen von Forſell mit erklärendem Texte von A. W. v. Schlegel.

Kinde ohne Engelbegleitung, in einem lichtvollen Raume. Ihre Bildung iſt ſanft, von edelm Ernſt erhöht; ihre Stellung hat viel Anmuth. Unten ſind ſieben heilige Jungfrauen; die mittlere mit einer Fahne, iſt eine Figur von vorzüglicher edler Schönheit. (Hofſtätter. II. 177 u. ſg.)

Von Cantarini, lithographirt nach Deris Zeichnung (Carlsruhe). Sanfter mütterlicher Ausdruck; eine ſüſſe, ſelige Ruhe im ſchlafenden Kinde.

Von Mich. Ang. Anſelini (Landon Annales XIII. 99). Die Geſichter der Madonna, des Kindes und des heiligen Joſeph ſind vortrefflich, voll Wahrheit im Ausdruck. Die heilige Barbara daneben iſt hier der Hauptſache fremd.

Von Luigi (Andr.), genannt l'Ingegno (Landon Annal. IV. 35), geſtochen von Tardieu. Die heilige Familie wird von Engeln mit Trauben bedient. Alles von großer Lieblichkeit.

Von Sebaſt. del Piombo (Landon Annal. VIII. 97). Die Madonna mit dem Kinde. Neben ihnen drei kleine Engel in unſchuldiger Ehrfurcht. Die Figuren ſind von edler Einfalt. Der Sack auf einer Schulter des einen Engels iſt eine alberne Kaprizze des Malers. 33)

Doch weit höher ſtehen einige Bilder von Joh. Bellini. Das eine (jetzt in der Akademie zu Venedig) zeigt die Madonna mit dem Kind auf einem Thronſitze in einer zierlichen Niſche. Am Fuße des Thrones drei Engel mit Saitenſpiel; daneben ſechs Heilige. Die Madonna hat viel Schönheit und Würde, und von den drei Engeln iſt beſonders der mittlere, der ſein himmelblaues

---

33) Ein anderes berühmtes Bild dieſes Meiſters: Madonna in der Glorie; im Vorgrund ſechs Heilige, war ſonſt zu Treviſo in der Hauptkirche zu ſehen.

Auge zur Madonna aufſchlägt, von bewunderungswürdiger Schönheit und Lieblichkeit. (Landon Annal. XV. 15). Ein anderes Bild von Joh. Bellini iſt in der Sakriſtei der Kirche S. Redemtore zu Venedig: das Kind entſchlummert auf der Mutter Schooß unter der Harmonie zweier Lautenſpieler. Alles voll Anmuth. (Matthiſſons Erinnerungen V. 63). Es iſt dies Bild wohl das nämliche, das nach Lanzi (franzöſiſche Ausgabe. III. 49) in einem Schrank bei den Kapuzinern zu Venedig aufbewahrt wird; ein Bild voll Zauber durch Schönheit, Anmuth und Ausdruck.

Von Vinzenzo Giminiani, Raphaels Schüler. (Galerie zu Dresden. Demian S. 245. Nro. 135. Kunſtblatt 1822. Nro. 16. S. 62), gut und ſchön geſtochen von Giov. Garavaglia. Madonna mit edlem und ſanften Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit hält das über ihrem Schooß liegende Kind, das mit inniger Begier den kleinen Johannes mit den Händchen an Haupt und Kinn anfaſſt, und Lippe an Lippe hält. Ein ungemein liebliches Bild, wenn gleich die Madonna nicht an's Ideal reicht, ſondern nur ein Bildniß nach der Natur ſeyn mag.

Von Lorenzo Lotto ſieht man ein anmuthvolles Bild in der Akademie zu Bergamo. Die Madonna trägt ſitzend das göttliche Kind im Schooße. Umher ſtehen mehrere Heilige. Vor dem Kind iſt der Knabe Johannes voll heitern Frohſinns, im Begriff ein Lämmchen zu bekränzen. (David Bertolotti Peregrinationi. Milano 1822. II 25).

Zahlreich ſind, nicht in Kirchen, ſondern in Galerien die lieblichen Madonnen von Joh. Bapt. Salvi, gen. Saſſaferato. Die eine befindet ſich im Palaſt Caſali zu Rom; man ſieht ihrer in München, Wien, Dresden, Paris. Sie ſind jedoch an Schönheit ſehr verſchieden. Bald erinnern ſie an Raphael, bald an Guido. Sehr wahr bezeichnet Lanzi, (franzöſiſche Ausgabe, II. 216.)

das Verdienſt dieſes Malers, indem er ſagt: wenn er das Ideal der Griechen nicht hatte; ſo hatte er doch ein dem Charakter der heiligen Jungfrau ganz entſprechendes, worin vorzüglich die Demuth ſich auszeichnet. Dieſem Charakter iſt auch das Einfache in Gewand und Schmuck zuſagend. Die Würde verliert nichts dabei. Nur ſind die Umriſſe der Fleiſchparthien mitunter etwas zu ſcharf, nicht weich und ſanft genug, und die Geſichtsfarbe zu blaß.

Von Palma, dem Aeltern, (Galerie zu Dresden. Demian S. 249. Nro. 132) Maria, das Kind auf dem Schooße, das ſich zum Knaben Johannes neigt. Beide halten eine beſchriebene Rolle. Zwiſchen beiden knieet die heilige Katharina. Das Ganze voll Anmuth. Schöne Köpfe, treffliche Figuren voll Wahrheit und Ausdruck.

Von Titian, geſtochen von C. Blömårt. Das auf der Mutter Schooß ſtehende Kind hält einen Aepfel in der Hand. Der Knabe Johannes nähert ſich ihm, ein aufgerolltes Papier mit der Aufſchrift: ecce agnus Dei in der Hand. Im Grund eine in Helldunkel gehaltene Glorie von Cherubinen. Ein anderes, noch ſchöneres Bild iſt ſehr gut geſtochen von Joh. Morin, minder gut von H. Syers: Maria betrachtet das mit bedeutendem Ernſt aufwärts blickende Kind mit Ehrfurcht. Ein drittes Bild hat in der Kompoſition viel ähnliches mit Raphaels Madonna della Sedia der Ausdruck iſt wahr und naiv. Es iſt auch geſtochen von C. Blömårt; ein viertes Bild iſt geſtochen von Jak. Matham. Maria reicht ſitzend das Kind dem Knaben Johannes dar, indem ſie ſich ſeitwärts zu Katharina wendet. Die Geſichter ſind von holdem gemüthlichem Ausdruck. — Ein fünftes Bild iſt geſtochen von C. Audran. Hier knieet Katharina vor der Madonna und hält über ihrem Schooße das Kind, es liebevoll betrachtend.

Zur Seite bietet der Knabe Johannes Früchte dar. Anmuthig. (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 37—40). — In einem ſechsten, geſtochen von Joh. D. Pichianti, ſehen wir Maria mit dem Kinde in den Armen, das ihr eine Biene zeigt. Ein ſiebentes, wo die Madonna zwiſchen zwei Engeln ſitzt, die das Kind anbeten, im Muſeum zu Paris (Landon Annal., XV. 131), iſt von großer Schönheit. Ein achtes, dem letztern ähnliches, jetzt (1825) bei Artaria in Mannheim, iſt meiſterhaft geſtochen von P. Anderloni. Das Bild iſt voll Anmuth und von einem edeln Styl. Maria, einen Florſchleier überm Haupt und in einem weiten zierlichen, doch einfachen Gewande, ſitzt unter einem Baume, zwiſchen deſſen Zweigen ein Tuch aufgehängt iſt; das göttliche Kind liegt der Länge nach auf ihrem Schooß, ruhig vor ſich hinblickend; die Mutter, auf es mit zärtlichem Wohlgefallen herabſchauend, faltet fromm die Hände. Auf jeder Seite kniect in einiger Entfernung ein zierlich gekleideter Engel, das Haupt ſchön gelockt und mit breiten Schwingen, die ſich ſanft zuſammenziehen, der eine die Hände zum Gebet vereinigend, der andere Hände und Arme voll inniger Andacht über der Bruſt kreuzend. Beide ſind von großer Schönheit. Der eine hat mehr Männliches, der andere mehr Weibliches. Nur iſt zu tadeln, daß die Anbetung der beiden Engel an die Madonna, ſtatt an das göttliche Kind, gerichtet ſcheint, obgleich die Deutung zuläſſig wäre, daß die Engel des Winks der Madonna gewärtig ſind, wie ſie dem göttlichen Kinde dienen mögen. — Der Boden iſt mit Blumen geſchmückt. Rechts zeigt die Fernſicht Berge, links eine Stadt.

Auſſerdem muß hier auch eines Paars Titianiſcher Bilder zu Venedig gedacht werden, wo die Madonna in der Glorie erſcheint, und unten mehrere Heilige ſich befinden. Das erſtere befindet ſich in der Minoritenkirche (Frari). Die Gewänder

der Madonna tragen zum Wiederglanze und zur Hervorhebung der einnehmenden Schönheit des Kindes, das an ihren Hals ſich ſchmiegt, ungemein bei. Ueber einer Wolke ſind einige Engelchen angebracht. Unten nimmt ſich der heilige Petrus in gelbem Gewand vorzüglich aus. Neben ihm die heiligen Franziſkus und Antonius; ſodann auf einer Treppe einige Herren aus dem Hauſe Peſaro knieend in ernſter Andacht. — Das andere Bild iſt in St. Nicoletto. Der heilige Nikolaus in prieſterlicher Kleidung blickt mit ernſthafter, andächtiger Geberde in die Herrlichkeit, in der die Madonna mit zwei ausnehmend ſchönen, kleinen Engeln ſich befindet. Dem heiligen Nikolaus zur Seite ſteht die heilige Katharina in edler, beſcheidener Stellung, und Petrus gruppirt ſich auf der andern Seite mit St. Franziſkus und Antonius, der, ehrerbiethig an ein Kreuz ſich ſchmiegend aufwärts blickt. Zuletzt ſteht St. Sebaſtian, wie zum Märtyrthum bereit; eine ſchöne Figur voll Leben (J. Ch. Maier Beſchreibung von Venedig. 1795 I. 396 rc. 401 rc.) 34)

---

34) Das Ideale der Formen war es eben nicht, wornach Titian ſtrebte; wohl aber der gefällige Effekt, den er vorzüglich durch den Zauber ſeines Colorits erreichte, welchen er wieder vorzüglich durch Vermeidung ſtarker und dunkler Schattenmaſſen durch Abſtufung der Hell- oder Mitteltinten hervorbrachte. In der Schönheit und Friſche des Incarnats übertrifft er alle Meiſter, ſelbſt den Correggio, auch den van Dyck. Alle Gegenſtände, die ſein Pinſel darſtellt, erſcheinen im friſcheſten Lebensglanze. Mittelſt des Helldunkels, wodurch er die Lichter klarer, die Wiederſcheine dunkler zu halten weiß, gibt er auch wie Keiner vor ihm, den Körpern die rechte Rundung. Die ſinnliche Grazie iſt bei ihm gewöhnlich vorherrſchend. Doch haben die Bewegungen und Stellungen ſeiner Figuren meiſt etwas Edles. Seine Geſichter ſind von großer Wahrheit,

Paul Cagliari und Peter Beretini ſind eben nicht für Madonnenbilder als Muſter zu empfehlen. Es fehlt ihnen das ſchöne Ideal und die himmliſche Einfalt. Aber in der Anordnung, der Stellung, der Drapperie, der Harmonie der Farben und dem Effekt iſt vieles auch an ihren Madonnenbildern zu lernen. Vom erſtern werde hier nur des Bildes erwähnt, in der Sakriſtei der Kirche Zaccaria zu Venedig. Madonna ſitzt auf einem thronartigen prachtvollen Geſtell. Darneben St. Joſeph und der Knabe Johannes der Täufer. Unten Hieronymus, Franz und Juſtina. Das Ganze iſt von ſchöner Wirkung. Die Haltung der Maria, ihre ſtille Würde, ihr geſchloſſener Mund voll Liebe, das edle Herabſchauen des Kindes, die innige Kindlichkeit in der Haltung ſeines linken Arms ſind höchſt lobenswerth. Maria hält mit beiden Händen das Kind halb ſchwebend. Sie weiß, wen ſie hält! (J. Ch. Maier Beſchreibung von Venedig I. 111 ꝛc. Cochin Voy. III. 48.)

Von Peter Beretini von Cortona erwähnen wir des Bildes in der Galerie zu Mailand: Maria mit dem Kind auf einem Throne. Mehrere Heilige ſtehen und knieen daneben. Sehr ſchön. (Landon Choix I.)

Von Lionello Spada, geſtochen von J. G. Müller, mit

---

oft auch von ausnehmender Schönheit. Ueberdies dienen noch die herrlichen Vor- und Hintergründe, die lieblichen Landſchaften und Fernſichten, die reiche Verzierung in Gewand und Schmuck ꝛc., den Glanz und Adel der Figuren hervorzuheben. Sein Sinn mochte weniger für das geiſtige lebender Erſcheinungen, als für das Medium derſelben, für das Licht, geſchärft geweſen ſeyn; daher die ihm einzig eigenthümliche Klarheit, Kraft und Magie des Colorits, welches in ſeinen Gemälden nur zu oft die Stelle der geiſtigen Verklärung erſetzen mußte.

der Unterſchrift: Mater S. nati fata requirens. Auf der Ecke eines Tiſches ſteht das Kind zwiſchen den Armen der vor ihm ſtehenden Mutter, beide Hände um ihren Hals ſchlingend und das Lockenhaupt ſanft an ihre Wange lehnend. Die Mutter beugt ſich zu ihm mit innigem Gefühl herab, den ſinnenden Blick auf ein Buch gerichtet, das ſie mit beiden Händen hält. (Kunſtbl. Jahrg. 1820. Nro. 13.)

Von ſüßer lächelnder Anmuth iſt die Madonna des Joh. Bapt. Gauli in der Kirche des heiligen Franz von Ripa in Rom. Zu den Füßen des göttlichen Kindes knieet Eliſabeth mit lieblichen Engeln. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 294.)

Von Chriſtoph Allori. Die Madonna mit dem Kinde, geſtochen von Bettelini. Sanfte Anmuth mit mütterlichem Weſen.

Von Cavedone (in der Kirche dei Mendicanti di Dentro zu Bologna) die Madonna mit dem Kinde auf Wolken, mit Engeln umgeben. Unten die heiligen Alo (?) und Petronius knieend. Die Köpfe ſind ſehr ſchön; die Drappirung, die Färbung und das Helldunkel vortrefflich. Nur das Gewand der Madonna iſt zu fliegend !(Cochin Voj. d'Ital. II. 119.)

Von Carl Maratti, geſtochen von Wilh. Valet und von R. Strange, mit der Aufſchrift: Parce somnum rumpere! Das ſchlafende Kind und die mit Wonne betrachtende Mutter ſind ſinnvoll mit Würde und Anmuth dargeſtellt, die anbetenden Engel aber beſonders ſchön. Hinten ſieht man eine Harfe; auf der Seite die heilige Katharina. Ein ähnliches Bild in der Dresdner Galerie iſt geſtochen von C. D. Jardinier; eine etwas veränderte Darſtellung aber, geſtochen von Daullé. In einem vierten Bilde geſtochen von Arnold Weſterhout iſt das Kind von ausnehmender Schönheit, Würde und Anmuth. (Füßli kritiſches Verzeichniß, I. 263, 273). Lanzi ſagt von C. Maratti's Madonnen: ſie haben einen zugleich beſcheidenen und edeln Ausdruck von Liebenswürdigkeit. (Franzöſiſche Ausgabe II. 273).

Die Madonna von Carlo Dolce 35) (Galerie zu München), geſtochen von Erneſt Heß, und ſehr gut lithographirt von F. Dahmen. Sie, das Geſicht voll jungfräulicher Anmuth, umfaſſt mit der Linken das vor ihr ſtehende Kind, und hält in der Rechten einige Lilien, die ſie aus einem Blumenkörbchen genommen, und freundlich betrachtet; das Kind hält in der Linken eine Roſe, die es mit Wohlgefallen anſieht, mit der erhobenen Rechten ſcheint es ſie zu ſegnen. Gemüthlich ſpricht die Unſchuld aus der Mutter und etwas Göttliches aus dem Kinde. — Die meiſten andern Madonnen dieſes Meiſters, deren man in vielen Galerien antrifft, gleichen einander. Durch ein ſchön geformtes, feines und zartes Geſicht, deſſen Anmuth und Incarnat durch einen dunkelblauen Schleier zweckmäßig gehoben wird, ſchimmert eine ſanfte, gute Seele, aber wenig Geiſt. Es iſt zu wenig Bewegung und ſprechender Ausdruck darin, und über dem Ganzen liegt eine gewiſſe Kälte. —

Die Madonna von van Dyck (in der königlichen Galerie zu Dresden, Nro. 526), mit Krone und Szepter iſt nur ein ſehr ſchönes Bildniß. Aber das Kind, das auf ihrem Schooße ſteht, hat eine bewunderungswürdige Holdſeligkeit.

Von Alb. Dürer, geſtochen von ihm ſelbſt (1519). Maria, einen Schleier auf dem Haupte, hält das ſchlafende Kind, das von einem Mädchen daneben angebetet wird. 36)

---

35) Carlo Dolce verlegte ſich ganz auf Nachahmung der ſchönen Natur. Seine Geſichter haben meiſtens einen wahren, doch ſelten lebhaften Ausdruck frommer Geſinnung. Damit ſtimmt der ſanfte Ton ſeiner Farben überein.

36) Sehr richtig bemerkt von Quandt in ſeiner Geſchichte der Kupfer-

Eine Madonna von Lukas Kranach (in der Pfarrkirche zu St. Jakob in Innsbruck, auch in Paſſau zu ſehen). Schöne, gelaſſene Ruhe und einfache Weiblichkeit in der Madonna, und kindliche Anmuth mit zärtlicher Mutterliebe in dem Kinde. Dieſes iſt ganz nakt in einer rechts gewandten Seitenſtellung mit dem rechten Fuß auf das linke Knie der Mutter ſtehend, mit dem linken Fuß in aufſteigender Stellung, auf dem linken Vorderarm der Mutter ruhend, die es mit ihrer Rechten an ſich hält, mit der Linken aber unterſtützt; das linke Aermchen ſchlägt es um den Nacken der Mutter, während es ſie mit der rechten Hand ſanft am Kinn berührt, das Geſicht an das der Mutter gedrückt. Alles recht natürlich. Aber wie konnte man das Bild mit Raphaels Madonna della Sedia in Parallele ſetzen, wo nicht höher ſtellen?.. (S. Literaturzeitung für katholiſche Religionslehrer. 1823. IV. 289 u. fg.) Das Bild iſt in Tyrol unzähligemale vervielfältigt. (Thierſch Reiſen. I. 13).

Die Madonna von Hans Holbein in der königlichen Galerie zu Dresden, gehört zu den ſchönſten Werken dieſes Meiſters, ſowohl

---

ſtecherkunſt, S. 24.: Dürers Madonnen und Heiligenbilder verdienen als Porträte und Scenen aus dem Leben höchſten Beifall. Sein Beiſpiel gab der Kunſt eine Richtung zu einem Realismus, der ihr Streben einestheils niederhielt, hinſichtlich der Darſtellung aber förderte. Leider war er in der Wahl der Vorbilder aus der Natur nicht immer ſehr glücklich. In vielen ſeiner Werke iſt etwas Großartiges. Aber nie konnte er bis zum Idealen ſich empor arbeiten. Vergl. Orpheus. Nürnberg. 1825. IV. S. 27. fg. Joſeph Heller in ſeinem: Leben und Werke Albr. Dürers, Bamberg 1827, B. II, führt eine große Zahl von Madonnen mit dem Kinde, wie auch von Marien ohne das Kind von dieſem großen Meiſter auf.

in Hinſicht der Anordnung, als der Zeichnung und Ausführung. Sie, von edler Geſichtsbildung, ernſt und mild, ſitzt auf einem Throne, und hält das kränkelnde Kind der vor ihr betenden Familie des Bürgermeiſters Maler von Baſel im Arme. Mitten in dem Kreis der Familie ſteht das Jeſuskind, dem man die höhere Herkunft anſieht. 37)

Von Murillo, die Madonna geſtochen von C. T. Carmona (wenn ich nicht irre, iſt es die in der königlichen Galerie zu Dresden). Schön, obgleich nicht idealiſch ſchön. Sanfte Würde und edle Einfalt in Kind und Mutter. Gleiches gilt von andern Madonnen des Murillo, eines Koloriſten von großer Wahrheit und vielem Geiſt. — 38)

Erwähnung verdient, von Rik. Factor (einem Spanier), eine Madonna mit dem Kinde, wovon um das Jahr 1790, als akademiſche Preisaufgabe ein Kupferſtich erſchienen iſt. (Fiorillo IV. 130.)

Von den Madonnen anderer ſpaniſcher Maler wollen wir hier nur einiger erwähnen: einer von Louis de Velasco zu Toledo (Fiorillo VI. 131), ſodann der Madonna des frommen Karthäuſers Fr. Juan Sanchez Cotau, mit Blumenkränzen; ſie ſollen beide von liebenswürdiger Schönheit und voll himmliſcher

---

37) Eine Madonna von H. Holbein, die ich beſitze, hat nicht ſo viel Würde, aber ſie iſt von nicht geringer Lieblichkeit. Das Kind faſſt mit einer Hand ein Ende des dünnen Flors, der über dem Haupt der Mutter herabfällt, und deutet mit der andern auf einen Apfel. Eheſtens wird ein eigenes Werk über Holbein und ſeine Bilder von Ulrich Hegner zu Berlin bei Reimer erſcheinen.

38) In den Werken der Schüler oder Nachahmer des Murillo findet man, wie in denen dieſes Meiſters viel Harmonie, guten Lichteffekt, anmuthige Erfindung, aber ſelten Figuren, die über das Gemeine ſich erheben.

Andacht ſeyn. (Fiorillo IV. 178). Wir gedenken ferner der Madonna mit dem Kinde von Alonſo Cano im Dom zu Sevilla, und einer andern im Erzbiſchöflichen Palaſte zu Granada. Sie hat den Roſenkranz in der Hand, was freilich unpaſſend iſt. (Fiorillo IV. 267). Dann zweier Madonnen von Pedro de Moja; die eine, vor der ein Biſchof knieet, im Dom zu Granada, die andere, vor der der heilige Alybius betet, in St. Auguſtino daſelbſt (Fiorillo IV. 284 und 286 rühmt ſie ſehr). Möchten uns gute Kupferſtiche mit dieſen Werken näher bekannt machen!

In der Maria di Montenero, deren Verzierung im byzantiniſchen Geſchmack iſt, gut geſtochen von P. Bonato nach einer Zeichnung von Tofanelli, hat der Ausdruck von Mutter und Kind ſanfte Würde. Sie thront auf einem mit einem orientaliſchen Teppich verzierten Sitz, auf dem Schooße das Kind, welches einen Vogel an einem Faden hält. Beide haben eine Krone auf dem Haupt. Auf ihrem Mantel iſt ein Stern. Das Gewand des Kindes iſt mit Blumen und Buchſtaben verziert.

Von P. Peter Rubens können wir die einzige Madonna rühmen, welche Raphael Morghen geſtochen hat. Das ſtarkgelokte Kind, ganz nakt, hängt ſchlafend auf ihrem Schooß herab. Daſſelbe iſt voll Wahrheit und wirklich ſchön. Die Mutter hat keinen erhabenen oder ſehr anmuthigen Ausdruck (die Niederländerinn erkennt man auch hier), iſt aber doch weit edler, als die gewöhnlichen Madonnen dieſes phantaſiereichen, prächtigen Farbentongebers. 39)

---

39) Eine Madonna mit dem Kind in den Armen, von Engeln umgeben, davon zwei ſie krönen, von Rubens, geſtochen von Cornel Viſcher iſt mir nie zu Geſicht gekommen. — Die Madonna mit dem Kinde, ganz von Engeln umgeben (im Pariſer Muſeum Landon Annales V. 121, und Manuel du Musée fr. III. Nro. 25), iſt eine ſchöne Idee; aber die Geſichter haben zu wenig Edles.

Beachtung verdient P. Mignards Madonna, punktirt von Duthé. Sitzend hält ſie das Kind, das über ihrem Schooß auf einem Kiſſen ſitzt, und mit der Linken ein Ende ihres Schleiers über ſein Haupt hinzieht, und mit der Rechten aus der Hand der Mutter eine Traube in Empfang nimmt. Nebenher auf einem Tiſche ſteht ein Körbchen mit Früchten. Der Ausdruck iſt freundlich, ſchön und wahr, aber nicht idealiſch. 40)

Der Madonna von Robert Langer, ſehr ſchön geſtochen von Peter Lutz (1826), kann das Lob eines ſehr lieblichen Eindrucks nicht verſagt werden. Das ſchöne Kind auf dem Schooß der Mutter deutet mit vielſagender Miene mit der Rechten nach dem Kreuz von Rohr, das es mit der Linken hält. Die ſitzende Mutter in jungfräulicher Holdſeligkeit und von ſanftem Weſen, in geſchmackvollem edelm Anzug, zu dem Kind hingeneigt, das ſie mit den Armen und den gefalteten Händen am Leib umfaſſt, ſcheint in heiliges Nachſinnen vertieft. Ueber einem Vorhang blicken zwei ſinnige Engelsköpfe mit kindlichem Wohlgefallen auf das göttliche Kind.

Auch dieſe Madonna wird manches fromme Gemüth erfreuen, wenn ſie gleich in Hinſicht des chriſtlichen Kunſtideals nur einen untergeordneten Rang einnimmt.

„Iſt dieſes denn erſchöpft?“ möchte man bei Betrachtung der Madonnen neuerer Zeit zu fragen ſich verſucht fühlen. Dies wird nie der Fall ſeyn. Iſt doch der Gegenſtand unerſchöpflich. Aber ſelten ſind die Genie's, die das Ideale auf eine neue, durchaus befriedigende Weiſe zu geſtalten vermögen. Indeſſen

---

40) Welchen Werth die Madonna von Angelica Kaufmann, geſtochen von V. Green, habe, kann ich nicht beurtheilen, da ich das Bild nie zu Geſicht bekam.

ſey mir am Schluße dieſer anmuthreichen Reihe von ſchönen, zum Theil herrlichen Madonnenbildern auch noch die rühmliche Erwähnung einer ganz neuen Darſtellung vergönnt, welche die treffliche Malerin Marie Ellenrieder von Conſtanz in Rom gefertigt hat. Das Bild hat Lebensgröße und befindet ſich dermal in Conſtanz. — Maria, eine Jungfrau, mädchenhaft, von ſchlichter, ſchlanker und zarter Geſtalt, in rothem Unter- und blauem Obergewand, führt an der Hand den göttlichen Knaben, der (in einem leichten weißen Gewand, das bis an die Kniee reicht), ſinnvoll die Rechte zum Segnen erhebt, aus dem lichtvollen Eingang des Himmels hervor. Die hohe Einfachheit des Ganzen und des Einzelnen, der Compoſition ſelbſt und ihrer Ausführung zieht ſogleich des Beſchauers ganze Seele an ſich. Das Haupt der Madonna iſt ſanft (gegen das Kind) geneigt. Ihr Geſicht, ihre Geſtalt, Stellung, Haltung und ihr Gang (ſie iſt nämlich mit einem Fuß eine ſanfte Stufe heruntergetreten) verkünden eine himmliſche Reinheit, die ſich nicht beſchreiben läßt. Der Knabe, ſo kindlich er iſt, hat doch eine gewiſſe Majeſtät himmliſcher Unſchuld. Die Malerin hat es offenbar darauf angelegt, den Knaben recht hervorzuheben, und es iſt ihr trefflich gelungen. Maria hält die Blicke auf ihn geheftet; man ſieht, ſie weiß nur von Ihm, ſie lebt ganz in Ihm. Mit der rechten Hand berührt ſie die Linke des Knaben, mit der Linken hält ſie ſanft ihr herabfließendes Obergewand am Leib empor, damit es ſie im Gehen nicht hindere. — In dieſem vortrefflichen Bilde hat ſich die ideale Würde und Schönheit des raphaeliſchen Styls, mit der frommen Einfalt und Anmuth des altflorentiniſchen glücklich verſchmolzen. — Die Zeichnung iſt trefflich und das Kolorit von der gefälligſten Harmonie, obgleich die beiden Figuren in heller Glorie ſtehen. Der ganze Schmuck der einfachen Gewänder beſteht bei Beiden in ſchmalen goldenen Säumen von zierlicher Zeichnung, und einem Paar kleinen Haften des Mantels an der Bruſt der Madonna, beſtehend aus fein in Gold gefaßten Perlen. — Die Idee der Darſtellung iſt neu und ſchön. Wer möchte ſie tadeln? Sie iſt vielmehr bewundernswerth. Oder warum ſollte die Madonna immer nur, den Knaben auf dem Schooß oder den Armen tragend vorgeſtellt werden? Hier erſcheint das Chriſtuskind erhabner, ſelbſtſtändiger, göttlicher. 41)

---

41) Dieſe Künſtlerin übertrifft jetzt ſchon (1825) die berühmte Angelica Kaufmann in der Correktheit der Zeichnung, in dem Idealen des Ausdrucks und in der Schönheit und dem Schmelz des Colorits. Ihre Compoſitionen haben das Gepräg' edler Einfachheit. Nächſt den Werken des Raphael hat ſie vorzüglich die der Florentinerſchule in ihrer ſchönſten Blüthe zu Rom und Florenz ſtudirt. Ihre Drappirung meiſt mit breitem, doch nie ſchwerfälligem Faltenwurf iſt ſchlicht und großartig. Ihre Geſichter haben das Ruhige und Durchſichtige, das am meiſten geeignet iſt, eine edle, ſanfte und fromme Gemüthsſtimmung auszudrücken. Auch an Händen und Füßen gewahrt man die Vollendung, welche nicht blos eine Wirkung des Studiums der Natur und der Antike iſt. Dem idealen Schönen iſt die ganze Seele der Künſtlerin zugewandt. — So weit das Urtheil eines Kunſtliebenden Freundes, den ich mit ihren Werken bekannt zu machen das Vergnügen hatte.

a) Von P. Palagi in Mailand ſah ich in der Brera ausgeſtellt eine ſehr ſchöne Madonna. Sie reicht dem vor ihr ſtehenden Jeſuskind einen Roſenkranz herab. Sie blickt mit Anmuth auf das Kind, und dieſes mit Wonne zu ihr empor. Die Formen ſind ſchön und edel, doch möchte man dem Ausdruck mehr Tiefe und Innigkeit wünſchen. Das Colorit iſt bezaubernd. Eine andere ohne Kind, die Hände über der Bruſt haltend, von Palagi, ſchön geſtochen von A. Locatelli, hat zu wenig im Ausdruck, was ſie als Mutter des Herrn bezeichnete.

b) Vor mir liegt ein von Füßli, dem Vater, vor einem halben Jahrhundert verfaßtes Verzeichniß von 1047 im Kupferſtich erſchie-

Das Beiwerk in dem Bilde iſt von großer Einfachheit. Die Aufmerkſamkeit des Beſchauers wird daher durch nichts zerſtreut. 42)

---

nenen Bildern der Madonna mit dem Kinde, und eines von 188 Madonnen in der Glorie. Dieſe Verzeichniſſe ließen ſich aber jetzt noch beträchtlich vergrößern.

42) Meine Hoffnung, gegenwärtiges Werk durch einen Steindruck nach dieſem Madonnabilde ſchmücken zu können, wurde dadurch vereitelt, daß die verſuchte Zeichnung auf Stein keine gute Abdrücke lieferte; weshalb ich es vorzog, keine, als ungenügende Abdrücke bekannt zu machen.

* * *

Unter den vielen Bildern, die das Kind ſtillende Madonna vorſtellend, verdienen beſonders zwei, das eine von Guido Reni, ſehr ſchön geſtochen von Gandolfi, das andere von Hannib. Caracci, gut geſtochen von Jgn. Pavon, wegen der Schönheit der Köpfe der Madonna, des Kindes und des Knaben Johannes Erwähnung. Für die Kirchen iſt der Gegenſtand nicht paſſend; a) obgleich ſein Anblick in manchen Müttern und auch in manchen Jungfrauen, wie auch in Jünglingen von zartem Sinn nur reine Gefühle wecken mag. b)

a) Il y a effectivement dans l'acte et la fonction de nourrice quelque chôse qu'un sentiment religieux et delicat aime à soustraire aux yeux comme tenant de trop prés à l'humanité. Quatremere de Quinci Hist. de Raphael. p. 138.

b) Es iſt daher eben nicht zu verwundern, daß, wie Jak. Caſanova (in ſeinen Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Schütz B. VI), von einem ſpaniſchen Großinquiſitor erzählt; er einen Caplan mißbilligt habe, der an einem Madonnabilde der Art, das mit beſonderer Andacht beſucht wurde, durch einen Maler den Buſen der heiligen Jungfrau zum allgemeinen Aergerniß mit einem Tuch bekleiden laſſen, weil ihm die Schönheit dieſes Buſens, wenn er auf dem Altar vermöge ſeines Amtes Meſſe las, die Phantaſie verwirrte. Indem er, ſagte der Großinquiſitor, ſeine Sündhaftigkeit Andern unterſchob, hat er der Religion Nachtheil zugefügt.

Siebenter Abſchnitt.

Die heilige Familie.

In den Kreis dieſer Darſtellung gehört keine der beſondern Handlungen, die die evangeliſche Geſchichte uns erzählt, ſondern ſie ſoll uns die zur Familie des göttlichen Knaben gehörenden Perſonen um Ihn in ſolcher Weiſe ſchildern, daß ihre Gefühle von Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe für den Knaben in die Beſchauer übergehen.

Allerdings mag der Chriſt in dieſen Bildern anziehende Vorbilder des edelſten häuslichen Lebens und ſeiner ſchönſten Tugenden erblicken. Doch ihr Ziel ſteht noch höher.

Raphaels Darſtellungen, ohne je die natürliche Anmuth zu verſäumen, halten ſich doch meiſt von dem blos Natürlichen einer Schilderung des häuslichen Lebens fern. In ihnen dringt eine fromme, höhre Begeiſterung, ein Stral himmliſcher Tugend hervor, der über die ganze Umgebung ſich verbreitet. Alle Figuren tragen an ſich einen Charakter von Hoheit und Frömmigkeit, der ſich auf das göttliche Kind bezieht, welches den Hauptgegenſtand ausmacht. Und über dem Ganzen ſchwebt ein heiliger Friede. Doch möchte man der Madonna in mehreren dieſer Bilder etwas mehr von der frommen Innigkeit und Demuth und der ſinnigen Einfalt wünſchen, welche die eines Fra Bartolomeo und mehrerer Altflorentiner auszeichnen.

Vor allen ſtehe hier die berühmte heilige Familie von Raphael, für Franz I. gefertigt, und noch jetzt im königlichen Muſeum zu Paris, vortrefflich geſtochen von Mark. Anton Raymondi, noch beſſer nach ihm von Mark. von Ravenna, und wieder nach dem Orginal, meiſterhaft von Edelink, nach dieſem von Schiavonetti, ſodann von Jakob Frey (Receuil d'est. 1, 3), von Maria Cosway, von Johann Maſſard und von Richomme (im Umriß in Landon's Evangiles, und in Landons Vie et Oeuvres de Raph. II, ſodann geſtochen von L. Panguet für die Galerie Fr. v. Filhol X. 709, und ganz neuerlich zum Theil ſehr gut von C. L. Schuler. 1) Maria neigt ſich von ihrem Sitze mit einer ſanften Bewegung zu dem Kinde Jeſu, welches ſich aus einer Wiege gegen ſie erhoben hat, und mit liebender ſehnſuchtsvoller Geberde ſie zu umarmen ſtrebt. Daneben Eliſabeth, die, ein Knie auf dem Boden, den kleinen Johannes hält, welcher mit gefaltenen Händen und einer Miene voll Unſchuld, Liebe und Bewunderung äuſſert. Hinter dieſer Gruppe Joſeph, ſtehend, mit auf den Arm geſtütztem Haupt, in einer nachdenkenden Stellung, und über Maria und dem Kinde zwei geiſtvolle, anmuthige Engel, wovon einer Blumen ſtreut, der andere aber, die Hände kreuzend ſeine Andacht bezeigt. (Manuel du Musée fr. IV. Nro. 3. Quatremere de Quinci Hist. de Raph. p. 281.) —

Kompoſition, Zeichnung, Ausdruck, Färbung, Würde, und Anmuth, alles iſt gleich vortrefflich. In dem Geſicht und dem ganzen Weſen der Madonna, einzig von dem Gedanken an den göttlichen Sohn beſeelt, iſt etwas höchſt würdiges und doch graziöſes. Damit bilden der ſinnende Ernſt des Joſeph und die andächtige Ehrfurcht der alten Eliſabeth einen guten Gegenſatz. Die ſchönen

---

1) Doch iſt der Ausdruck im Geſicht der Maria nicht erreicht. Das Bild wird jetzt dem Vernehmen nach auch geſtochen von Desnojers.

Geſtalten der Engel und ihre Beſchäftigung deuten das Himmliſche der Szene an. Die ſchönſte Figur iſt indeſſen der göttliche Knabe; ein wahrhaft ideales Kind. Der kleine Johannes ſcheint vom Anblick ergriffen; ſo fromm iſt ſeine Stellung und ſein Staunen.

Aehnlichkeit hat die Kompoſition der Madonna von der Perle (im Eskurial), geſtochen von Vorſtermann und im Umriß in Bonnemaiſons Suite d'études d'après Raph., und bei Landon (Vie et Oeuvre III. Pl. 143.) Maria ſitzend, hält mit einer Hand das göttliche Kind, deſſen rechter Fuß an ihrem rechten Kniee herabhängt, während ſein linker Fuß auf eine Wiege ſich ſtützt. Der Knabe Johannes bietet ihm auf dem aufgeſtülpten Fell, das ihn kleidet, einige Früchte dar. Das göttliche Kind wendet ſich lächelnd, und gleichſam fragend an ſeine Mutter. Dieſe ſtützt ihre Linke auf die Schulter der knieenden heiligen Eliſabeth, die nachſinnend ſcheint. In den Ruinen eines entfernten Gebäudes ſieht man den heiligen Joſeph. (Quatremere de Quinci Hist. de Raph. p. 212. Volkmanns Reiſen durch Spanien I. 255.)

Unter den vielen andern heiligen Familien Raphaels müßen wir hier noch beſonders auf folgende aufmerkſam machen:

Die eine im Pariſer Muſeum (Landon Annales IV. 21, und Vie et Oeuvres de Raph. VIII. Nro. 436, geſtochen von Franz Villamena). Die Madonna mit holdſeligem Ausdruck hat das Kind auf dem Schooß; mit einer Hand umfaßt es die heilige Anna, die mit ihm zu ſprechen ſcheint. Hinter dieſer ſteht die heilige Katharina (die freilich nicht hieher gehört). Der Knabe Johannes ſitzt auf der Seite, auf das Kind Jeſus bedeutungsvoll hinweiſend.

Eine andere, geſtochen von Mark. Anton. Maria und Eliſabeth unter einem Palmbaum in einer Landſchaft; das Kind auf dem Schooß der Mutter, welche ſitzend die Hände faltet, ſegnet den Knaben Johannes, der vor ihm knieet. (Landon Vie et Oeuvres de Raph. V. Nro. 294).

Eine dritte, auch im Pariſer Muſeum, (geſtochen von Riquet, Galerie Fr. v. Filhol I. 156. Landon's Annales II. 9 und Vie et Oeuvres de Raph. II. Nro. 107 , geſtochen von Fr. v. Poilly, Drevet und Jakob Simoneau, ſodann auch von Morace (Musée fr. IV. 3). Neben Maria ſteht das Kind in der Wiege, und erfaſſt den auf dem Schooß der Eliſabeth knieenden Johannes am Kinn, um ihn zu küſſen. 2)

Ein viertes Bild, wo die Madonna den Schleier über dem Kind weghebt, das die Hände gegen ſie ausſtreckt, iſt ſchön geſtochen von Richhomme. Hinter ihr ſteht Joſeph mit ſinnvollem Ernſte (Landon Annales, XVI. 109 Vie et Oeuvres de Raph. III. Pl. 148). 3) Eine ähnliche frühre Darſtellung iſt jetzt im Beſitz des Kardinals Feſch. Raphael hat ſie im Alter von 17 Jahr gemalt. Joſeph ſteht auf einen Stab geſtützt. (Quatremere de Quinci Hist. de Raph. p. 8. Vergl. Lanzi franz. Ausg. I. 55.

In einer fünften Darſtellung, (gut geſtochen von R. Lar-

---

2) Eine ähnliche mit einigen Veränderungen iſt geſtochen von Vorſtermann (und im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres de Raphael III. Nro. 143.) In einer dritten Darſtellung, geſtochen von Cherubin Albert (1538), Moro und Vorſtermann (Landon a. a. O. VI. Nro. 330, empfängt das ſtehende Kind von dem vor ihm ſtehenden Johannes ein Vögelchen. Maria und Eliſabeth ſehen mit gutmüthig frommer Miene zu.

3) Ein ähnliches Bild iſt ohnlängſt zu Mailand durch die Sorgfalt des Malers Manteni aus dem Staub gerettet worden. S. Unterhaltungsblatt für Welt- und Menſchenkunde. Aarau. 1824. Nro. 41. S. 548.

meſſin (Receuil Crozat I. 20), neuerlich von Peter Fontana (und in einem ſehr guten Umriß in Landon's Vie et Oeuvres, de Raph. II. Nro. 104), ſind alle Figuren ſtehend. Johannes, ſich etwas verneigend, naht dem ihn freundlich anblickenden Kinde, um von ihm einen Kuß zu empfangen. Maria hält das Kind und blickt liebreich nieder. Joſeph ſcheint, einen Bündel auf dem Rücken, fortzueilen. Sein Ausſehen iſt etwas finſter. Maria iſt jungfräulich ſchön und von großer Sanftheit. Das Kind und Johannes haben viel Liebliches; ihr Verhältniß iſt gut ausgedrückt.

Ganz vorzüglich iſt ein ſechstes Bild: die heilige Familie, vom Vorhang, der vor einem Fenſter im Hintergrunde ſichtbar iſt, benannt (dell' impannata) im Palaſte Pitti zu Florenz, ſchön geſtochen von Esquivel (1825), früher von Soto Major. Maria iſt im Begriff, das göttliche Kind der ſitzenden Eliſabeth, die ihre Arme entgegenſtreckt, darzureichen. Das Kind, am Hals der Mutter hängend, wendet ſich gegen ſie mit einem Lächeln voll Wonne und Liebe. Hinten zeigt Magdalena (?) auf den Johannes, der etwa neun Jahre alt (?) auf einer Tigerhaut ruht, und die Hand verkündend emporhebt, (Göthe's, Propyläen, I. B. 2. H. S. 53. Quatremere Quinci Hist. de Raph. p. 142).

Ein ſiebentes Bild (ehemals in der Galerie Orleans), geſtochen von Eg. Rouſſelet und Jean Raimond, (Receuil Crozat, 23. Landon Vie et Oeuvres, VI. Nro. 327). Maria in einer blumenreichen Gegend hält das Kind auf ihrem Schooß an einer Binde; Joſeph, ſich neigend, reicht ihm Blümchen dar. Durchaus ſchöner und anmuthiger Ausdruck.

Eine achte Darſtellung iſt gut geſtochen von C. Heß. Die Madonna und die heilige Eliſabeth knieen einander gegenüber; beide Kinder ſtehen, von ihnen gehalten, und ſpielen mit einer ſchmalen Rolle, auf welcher das Agnus Dei ſteht. Hinter der Gruppe ſteht Joſeph, auf einen Stab gelehnt, und ſieht auf Eliſabeth herab, die mit ihm zu ſprechen ſcheint. Die beiden Kinder und Mütter bilden treffliche Gegenſätze; die Eliſabeth eine edle, aber alternde Geſtalt, die Maria von hoher Jugend-Schöne mit himmliſchen Zügen; das Kind Jeſu desgleichen, Johannes aber rauher, wie aus gröberm Stoff gebildet. (Vergl. Journal für Literatur und Kunſt, Zürich 1805. IV. 361 ꝛc.)

Eine neunte, viel beſtrittene, aber, wie es ſcheint, doch ächte in der kaiſerlichen Galerie zu Wien (Roſa I. 109), geſtochen von Julius Bonaſone. Maria, das rechte Knie auf der Erde, reicht das Kind Jeſu dem Knaben Johannes dar, der vor ihm knieet, und ihm Früchte übergibt, wobei er von Joſeph am Arm emporgehoben wird. 4)

Dem raphaeliſchen Styl ſehr nahe kommend, iſt eine heilige Familie von Julio Romano im Eskurial, aber einige Zeit in Paris (ſchön geſtochen von Fr. v. Poilly, von Maria Cosway und von Perſichini in Bonnemaisons Suite d'études, im Umriß in Landon's Annales, VIII. 13). Der Knabe Johannes hält eine offene Rolle Papier, woraus er vorzuleſen

---

4) Einige andere ſchöne heilige Familien von Raphael. (S. im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres de Raphael VIII. Nro. 424, und 427, 441, 442). Noch eine ſoll ſich in der Galerie von Lord Spencer zu Althorp befinden (in der ſpätern Manier des Meiſters). Warum hat Dibdin, der das Bild beſchreibt, in ſeinem Prachtwerke: Aedes Althorpianæ, London 1822, keinen guten Kupferſtich davon geliefert? — Ob von der ſchönen heiligen Familie des Perugino bei den Karmelitern zu Perugia ein Stich exiſtirt, iſt mir unbekannt.

ſcheint. 5) Die vorzüglichſte Darſtellung von Julio iſt in der Galerie zu Florenz, geſtochen von Morel (Tabl. de Florence XXIII.); aber auch ſie hat nichts Idealiſches. Ein anderes Bild, ſchön geſtochen von Chatillon (Musée fr. V. Galerie Fr. v. Filhol V. 355), ſieht man in Paris. Madonna, das Kind auf den Armen; daneben weiſt der Knabe Johannes auf das Kind. Alle drei Figuren haben einen bedeutungsvollen Ausdruck. Aus dem Kinde Jeſu ſpricht etwas Göttliches; die Mutter voll hoher Ruhe; der Knabe Johannes hat die Miene eines Propheten. Joſeph ſieht hinten mit ernſtem Blicke zu. Hier, wie in den meiſten übrigen Madonnenbildern des Julio Romano zeigt ſich der Schüler Michael Angelo's. Wie er der Anmuth ſich nähern will, ergreift ihn ein Zweifel, ein Schauder, und unverſehens ſteht das Grandioſe, das Gewaltige an der Stelle der Anmuth.

Zu den wenigen Ausnahmen gehören zwei Bilder zu Rom; das eine auf dem Hauptaltar der Kirche Maria delle anime, und die andere in einem Gemache des Capitols. Beide ſind voll hoher Anmuth. Im erſtern Bilde knieen Engel und Heilige um die Verklärte.

Hiernächſt ſoll von uns Correggio begrüßt werden! Zuvörderſt ſeine heilige Familie, geſtochen von J. Watſon. Johannes bringt dem göttlichen Kinde, das Maria auf dem Schooße hält, ſein Lamm. Das Jeſuskind hat viel Liebreiches; der Johannes viel Kindlich-Ehrfurchtvolles. Er hält das Lamm unter dem Arm. Sodann die heilige Familie, ſchön geſtochen von Petro

---

5) Eine andere heilige Familie von Julio Romano, in der königlichen Galerie zu Dresden, iſt geſtochen von Joh. Jak. Flipart. (Durchaus nichts Ideales. Das Kind ſteht in einem Becken, und es wird ihm auf die Hüfte Waſſer gegoſſen).

Bonato (1811). Hier iſt das Geſicht der Mutter, die den göttlichen Knaben auf dem Schooß hält, ein Aermchen von ihm erfaſſt, und, ganz von Zärtlichkeit durchdrungen, daſſelbe mit unſäglicher Wonne anblickt, von unbeſchreiblich ſanfter holdſeliger Lieblichkeit. Der Knabe befriedigt weniger. Er hat etwas Geniales, das aber an Trotz, Eigenſinn oder Störrigkeit ſtreift, oder zu ſtreifen ſcheint.

Eine heilige Familie von Correggio (im Palaſte Sampieri zu Bologna) zeigt die Madonna jung und ſchön, mit der größten Freundlichkeit, in einer anmuthvollen Stellung; ſitzend neigt ſie ſich vorwärts gegen den kleinen Johannes, der ſie umarmt, und ſcheint ihn liebkoſend abzuhalten, daß er das ſchlafende Chriſtkind nicht wecke. Dieſes ſchläft ſanft in der Mutter-Schooß; ſein Körper bildet eine ſchöne Schlangenlinie. An der andern Seite des Gemäldes ſitzt Joſeph in ruhiger, tiefer Betrachtung. (Hofſtätter. II. 190. ꝛc.)

Von Correggio (Tableaux de Florence XXV), geſtochen von H. Guttenberg. Madonna ſitzt unter einem Palmbaume; das Kind ſteht auf ihrem Schooß, und empfängt von Joſeph Datteln. Alles höchſt lieblich. (Auf der andern Seite von Joſeph zeigt ſich ein Mönch mit andächtiger Geberde).

Von Leonardo da Vinci verdienen drei heilige Familien im Muſeum zu Paris große Bewunderung. Die eine iſt bekannt unter dem Namen La Vierge aux Rochers, trefflich geſtochen von Desnojers,[6] (nach ihm auch ſehr gut im Kleinen bei Fr.

---

[6] Graf Benzel-Sternau beſitzt das nämliche (aber weit größere) Bild; nur hat es nicht die nämliche Fernſicht durch die Felſen. Das Bild kam von Paris, und wurde vom Kunſthändler Lamp

Janet). Mitten unter hohen Felſen, zwiſchen denen hindurch eine Fernſicht aufs Waſſer ſich öffnet, ſitzt Maria mit dem Kinde. Der Knabe Johannes betet es an. Das Kind ſcheint ihn zu ſegnen. Ein Engel im Vorgrunde zeigt dem Zuſchauer mit dem Finger auf dieſe Scene hin, gleich als wollte er ihn auf das Verhältniß beider Kinder aufmerkſam machen. Die Harmonie des Ganzen und die einzelnen Figuren ſind von der holdſeligſten Anmuth. Vor den Füßen Mariä erblickt man die Lilie, das Sinnbild jungfräulicher Reinheit. — Die andere Darſtellung (Landon Annales, V. 9) zeigt uns das Kind auf der Mutter Schooß, wie es von dem knieenden Engel Michael jugendlich blühend, blond und voll Süſſigkeit in glänzender Rüſtung (der Panzer von Gold, der Waffenrock roth) eine Waage empfängt, und zugleich den kleinen Johannes bedeutungsvoll anblickt, an welchen ein Schäfchen ſich ſchmiegt. Hinten ſteht Eliſabeth, mit dem Ausdruck ernſten Nachſinnens. — In einer dritten, (in der Kaſſler Galerie) ertheilt das göttliche Kind, auf dem Schooße der Mutter ſitzend, den vor ihm knieenden Johannes, den Segen. Die Mutter, ſcheint mit der Eliſabeth zu ſprechen, an der man Spuren von Schönheit gewahrt, und deren Lächeln einnehmend iſt. Rechts ſteht Joſeph nachdenkend, einen Stab in der Hand. (Brauns Leben und Kunſt des Leonardo da Vinci. S. 24). In einer vierten Darſtellung, ſchön geſtochen von Georg Cantini (Musée fr. III. 8), ſitzt die jungfräulich holde Maria auf dem Schooß ihrer freundlich vor ſich ſchauenden Mutter Anna (freilich eine ſeltſame Stellung), und will das göttliche Kind auf ihren Schooß nehmen, das aber ein vor ihm liegendes Lamm zu beſteigen im Begriff iſt. Es gibt nichts Lieblicheres, als der

---

zu Baſel verkauft. S. Unterhaltungsblatt. Aarau. 1825. Nro. 16. S. 271. ꝛc.

Ausdruck himmliſcher Gefühle in den drei Figuren. Der Hintergrund iſt ein von Felsgebirgen durchſchnittenes Meer. — Eine fünfte heilige Familie von Leonardo bewahrt die Ambroſiana. Sie wäre des Grabſtichels eines Longhi höchſt würdig. — Was von den Madonnabildern des Leonardo geſagt worden, gilt auch von ſeinen heiligen Familien. Ueberall dieſelbe ganz eigene Holdſeligkeit und Grazie; überall eine ſinnvolle Anordnung und eine liebliche Heiterkeit, die über das Ganze ſich ergießt.

Von Bernh. Luini (im Pariſer Muſeum), geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. Nro. 35. Galerie v. Filhol I.); ausnehmend lieblich, in einem edeln Styl und voll Anmuth; beſonders das Kind und Johannes, den jenes mit der einen Hand am Kinn berührt, mit der andern ſegnet. (Landon Annales, VI. 89).

Durch eine ganz vorzügliche Anmuth ſprechen zum Gemüth einige heilige Familien von Fra Bartolomeo. Die eine gehört zu den ſchönſten Bildern der königlichen Galerie zu München, (gut lithographirt von Piloty). In dem höchſt ſanften und friedlichen Geſicht der Maria iſt das Mädchenhafte und Mütterliche trefflich verſchmolzen. Zierlich und doch höchſt einfach iſt ihr Gewand. Sie blickt mit ſtiller, andächtiger Wonne zum göttlichen Kind herab, das auf einem Kiſſen über ihrem Schooße ruht, und mit edelm, ſinnvollem Blick ſeitwärts niederſchaut. Mit dem einen Arm umfängt ſie das ſitzende Kind, mit dem andern hält ſie ſein rechtes Aermchen empor, als wollte ſie daſſelbe küſſen. Hinten ſieht man Joſephs Geſicht voll frommen Ernſtes. — Das andere Bild ziert die Galerie Corſini zu Rom. In den Zügen der Madonna iſt eine unbeſchreibliche Ruhe, eine Ausgleichung aller Gefühle in Seligkeit. Der Knabe von anmuthig frohem Weſen ſcheint den Schooß der Mutter verlaſſen zu wollen.

(G. Quandts Streifereien im Geb. d. Kunſt II. 201. Lanzi I. in der franzöſ. Ausg. S. 236). — Eine dritte befindet ſich in der ehemals giuſtinianiſchen, jetzt königlichen Galerie zu Berlin. Die Jungfrau in der Mitte, reich gekleidet, hält das Kind in ihren Armen; ihr zur Rechten ſteht Joſeph, (zur Linken bezeugt Anton von Padua ſeine Ehrfurcht).

Von Guido Reni, geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre. Paris 1802. II. 13). Maria und Joſeph und zwei Engel betrachten mit Ehrfurcht und Entzücken das ſchlummernde Kind. Auf der andern Seite, etwas tiefer umarmt die heilige Eliſabeth den Knaben Johannes, während Zacharias in einem Buche lieſt. Das Bild hat großes Verdienſt.

Sechs Vorſtellungen von Guido Reni, von ihm ſelbſt radirt, edel und voll Anmuth, ohne daß die Erfindung beſonders ausgezeichnet wäre, ſind beſchrieben in Füßlins kritiſchem Verzeichniß II. 251 — 256, die eine im Umriß bei Landon Annales, XII. 133. Eine andere heißt le Silence du Guide. Sie war ehedem in der Galerie Brühl zu Dresden, und kam dann nach Brüſſel (Burtin II. 205. Filhol I. 62).

Von Garofalo, geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. 17). Die heilige Jungfrau hält das Kind auf ihrem Schooße; der heilige Joſeph erfaßt liebkoſend ſeine Händchen. Die heilige Eliſabeth ſtellt den Johannes mit ſeinem Lamme dar. Das Bild galt lange für ein Werk Raphaels.

Von Ludwig Caracci, geſtochen von ihm ſelbſt. Sehr ſchön. (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 127). Maria ſitzend mit einem Buche, welches ſie halb geöffnet mit beiden Händen hält; ſie ſcheint eben zu leſen aufgehört zu haben, und ſieht mit nachdenkendem, aber ſanftem Blicke vor ſich hin. Neben ihr ſitzt auf einem kleinen Ruhebette, an die Mutter gelehnt, das göttliche Kind, ein Ende ihres Oberkleides mit einer Hand über ſeinem Haupt haltend. Hinter ihr betrachtet es Johannes mit unſchuldiger freudiger Miene.

Eine andere heilige Familie von **Lud. Caracci** (in **Wiltonhouſe** in England. S. **Göde** England, Wales ꝛc. 1806. V. 151.), geſtochen von **Hannib. Caracci**. Maria ſitzt hinter der Kindergruppe Jeſus und Johannes, die gleichfalls ſitzen, und umfaßt ſie. Johannes hält das Chriſtkind zärtlich umſchlungen. Joſeph ſitzt rechts und ſcheint aus einem Buche vorzuleſen, Maria aufmerkſam zuzuhören.

Von **Hannib. Caracci** (in der Galerie zu Florenz, geſtochen von **Maſſard** (Tableaux de Florence II. 1. **Landon** Choix I). Madonna faßt das Kind, das ſtehend mit ſinnvoller Miene auf ein Buch ſieht, auf das die Mutter die Rechte hält. Alle Figuren ſind ſchön. Das Geſicht des Kindes hat etwas Göttliches. Das Bild iſt auch geſtochen von **Langlois**. (Galerie Fr. v. **Filhol** VII. 452.)

Von **Demſelben**, geſtochen von **J. Bouilland**, ſehr anmuthig. Der Knabe Jeſus hilft ſeinem Nährvater Joſeph in ſeiner Arbeit mit gutmüthiger Folgſamkeit. Maria, mit nachdenkender, heiterer Miene vor ſich hinblickend, iſt mit Nähen beſchäftigt.

Von **Demſelben**, geſtochen von **Cornel Blömärt** (**Winkler** hiſt. Erklär. S. 10). Das Kind ſteht auf dem Schooße der Mutter und umhalst ſie, indem es ſich nach Joſeph umſieht, der hinten an einem Tiſch gelehnt, in einer Hand ein Buch, in der andern (unpaſſend genug) eine Brille hält. Der Knabe Johannes lehnt ſich an den Korb, worauf Maria ſitzt.

Von **Andreas del Sarto** exiſtiren viele heilige Familien. Zuvörderſt die in Fresko über einer Thür des Kloſtergangs dell' Annonciata zu Florenz, geſtochen von **Franz van Steen**, noch weit beſſer von **Raphael Morghen**. Das Bild wird la Madonna del Sacco genannt, weil Joſeph auf einem polſterartigen Sack ruht. Das Kind iſt hier geiſtvoller als die Mutter. Obgleich jedoch ihr Geſicht ſich durch nichts Idealiſches auszeichnet, ſo hat es doch einen Ausdruck von Mütterlichkeit, der ein tiefes Gefühl von der Erhabenheit des Sohnes, wovon Joſeph aus den Propheten vorzuleſen ſcheint, anzeigt. Die Anordnung und Harmonie des Ganzen iſt meiſterhaft. (**Fiorillo** I. 329.) Sodann enthält die **Agar'ſche** Sammlung zu London eine vorzügliche heilige Familie dieſes Meiſters. (**Goede** IV. 69). Im Vordergrunde knieet Maria; an ihren Schooß gelehnt ſitzt das Kind auf dem Boden. Neben Marien zur Rechten ſteht Eliſabeth, bei ihr der Knabe Johannes. Das Chriſtuskind ſcheint zu ſprechen, und Maria andachtsvoll zuzuhören. Johannes ſtrebt nach ſeinem Geliebten hin. Eliſabeth hält ihn zurück, damit er die Rede des göttlichen Kindes nicht unterbreche. Hinter der Gruppe links ſtehen zwei Engel, die über Marien auf das Kind niederſchauen, und mit gefaltenen Händen beten. Das Geſicht der Madonna hat den Abglanz innerer Verklärung. Mit ihrer jugendlichen Schönheit contraſtirt die alte ehrwürdige Geſtalt der Eliſabeth, deren Ausdruck ſehr belebt iſt. Der Ernſt, mit dem ſie den Johannes zurückhält, wird durch die Mutterliebe gemildert, die aus ihren Augen glänzt. Johannes iſt eine ſeelenvolle Knabengeſtalt. Unſchuld, Liebe, Anbetung und himmliſche Freude drückt ſich in den Mienen der Engel aus, von denen einer ſich zum andern wendet, um ihm ſein Entzücken über das göttliche Kind auszudrücken. — Dieſen Bildern ſchließen ſich an: das ſehr ſchöne Bild in der Galerie zu Florenz (Tableaux T. III), geſtochen von **Duponchel**; ſodann das Bild in München, geſtochen von **L. C. Coſſe**; ein anderes, geſtochen von **Ferd. Gregorius**; eines (zu

Wien) geſtochen von F. John für das Taſchenbuch Aglaja 1821; und noch eines im Pariſer Muſeum (Landon Annales VI. 141). Alle Köpfe ſind geiſtreich, aber wie mit einer Tinte ſanfter Schwermuth angehaucht. 7)

Von Bonifaz von Verona beſitzt der Fürſt Rezzonico in Rom eine heilige Familie. Die Scene iſt die Werkſtätte des heiligen Joſeph. Dieſer ſchläft, und Maria iſt mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Inzwiſchen umgeben kleine Engel das göttliche Kind, mit den Werkzeugen des Zimmermanns ſpielend. Der eine fügt zwei Hölzer in ein Kreuz. Dieſe Idee hat auch Franz Albani mehrmal aufgenommen. (Lanzi franz. Ausgabe. III. 150).

Von vorzüglicher Schönheit ſind mehrere Darſtellungen von Franz Albani. Das eine geſtochen von C. M. Vermeulen. Maria, unter einem Baume ſitzend, hält das auf einem Polſter ſtehende Kind; ſie ſcheint mit Joſeph zu ſprechen. Das Kind ſchmiegt ſich der Mutter liebkoſend um den Hals, und hat ein nachdenkendes Ausſehen. Zwei Engel knieen ihm zur Seite mit Ehrfurcht und Bewunderung. Ein anderes von Albani, wo zwei knieende Engel dem Kinde Blumen darreichen, iſt geſtochen von P. F. Mola. Ein drittes im Pariſer Muſeum (Galerie Fr. v. Filhol. VI. 416. Landon Annal. XVI. 23) vereinigt alle Anmuth der Compoſition und des Ausdrucks. Maria hält das Kind, das über der Wiege ſteht, und den mit einem Fuß knieenden und die Hände kreuzenden Knaben Johannes umfaſſt. Dieſen hält die Eliſabeth mit einer Hand. Hinter der Maria ſtehen zwei Engel in Andacht. Zwei kleine Genien ſchweben in der Höhe;

---

7) Gleiches Lob gebührt einer heiligen Familie in der Giuſtinianiſchen Galerie zu Berlin, Nro. 12. Die Madonna hält das Kind auf ihrem Schooß; es iſt gegen den Knaben Johannes gewandt, den Eliſabeth in ihren Armen hält.

der eine trägt ein Körbchen mit Blumen, die der andere herabſtreut. Joſeph ſitzt, ein Buch haltend, ſeitwärts und betrachtet gemuthlich die Scene. Ein viertes Bild (Tableaux de Florence XXVI:1.) iſt geſtochen von C. S. Gaucher. Die Mutter lieſt; das Kind, auf einem Kiſſen ſitzend und an ihre Bruſt ſich lehnend, ſchläft. Zwei anbetende Engel hinter ihm. Vorn ſieht Joſeph, einen Vorhang zurückſchlagend, zu. Ein fünftes, geſtochen von Jul. Cäſ. Proccacino (im raphaeliſchen Styl) in der Dresdner Galerie, geſtochen von J. Cammerata. Ein ſechstes ſchmückte ſonſt die Kapuzinerkirche zu Bologna (Cochin Voj. d'Ital. II. 134). Das Kind iſt im Begriff der Mutter Schooß zu verlaſſen, um die Abzeichen der Paſſion, welche ihm Engelchen in einer Glorie zeigen, zu betrachten. Hinter Marie ſind zwei ſchöne Engel in Jünglingsgeſtalt. Auch Joſeph iſt eine würdige Figur.

Von Gaudentius Ferrari (in der Sammlung des Herrn Campe zu Nürnberg) im Umriß in dem Sammler für Kunſt und Alterthum in Nurnberg 1824. I. Heft. Das göttliche Kind und der Knabe Johannes umarmen ſich recht innig. Der erſtere ſcheint von letzterm ſeinen Sinn und Willen abhorchen zu wollen. Das göttliche Kind empfängt freundlich den Kuß des Knaben, und umfaſſt ihn mit dem Arme. Joſeph hält die beiden Kinder mit ſorgſamer Gemüthlichkeit zuſammen. Maria knieet in betender Stellung vor der Gruppe. Ihr edles Geſicht iſt voll milder, frommer Zärtlichkeit, voll Andacht.

Sehr ſchön iſt eine heilige Familie von Peter von Cortona, gut geſtochen von Heinzelmann. Die Mutter betrachtet das auf ihrem Schooß ſchlummernde Kind mit andächtiger Inbrunſt. Joſeph ſteht im Hintergrund in tiefem Nachdenken. Zwei Engel beten das Kind an, andere ſchweben in der Höhe, zwei davon mit den Zeichen der Kreuzigung, der dritte mit einer kleinen Blumenkrone.

Von Franz Mazzuoli, genannt Parmeſano, iſt eine ſehr liebliche heilige Familie im Muſeum zu Paris, wenn ich nicht irre, geſtochen von Corn. Blömårt, davon der Umriß in Landon's Annal. I. 89, auch geſtochen von Bovinet. (Galerie Fr. v. Filhol. II. 421).

Von dem Nämlichen eine heilige Familie, geſtochen von C. Agricola (1817). Die Compoſition iſt ſehr anmuthig; beſonders die Geſtalt und der Ausdruck des auf Stroh liegenden Kindes und des kleinen Engels neben ihm. Joſeph iſt eine würdige Figur. Die Stellung der Mutter iſt nicht edel genug, und ihr Geſicht hat keinen recht paſſenden Ausdruck.

Auszeichnung gebührt einer heiligen Familie von Guercino in der Sammlung des Herzogs von Devonshire, ſehr ſchön geſtochen von R. Earlom. Maria, mit Würde und Anmuth, und voll ernſter Zufriedenheit herabblickend, hält ſitzend das Kind auf ihrem Schooß; dieſes mit wonnevollem Ausdruck ruht mit dem Haupt an ihrem Buſen. Johannes küßt ihm das zugeſtreckte Händchen mit dem Ausdruck lebhaften Vergnügens. Joſeph, an einem Stab gelehnt, betrachtet dieſe Scene mit Wohlgefallen. (Füßli kritiſches Verzeichniß. II. 363).

In einem andern Bilde von Guercino, geſtochen von J. B. Pasquilino, das jedoch flüchtiger, als das vorige ausgeführt iſt, herrſcht eine ungemeine Anmuth und Herzlichkeit in der Erfindung und Anordnung, und viele Grazie in den Formen der Figuren. Maria bedeckt das in einem Bett ſchlafende Kind mit einem Schleier. Hinter ihr iſt Anna, die die eine Hand auf die Schulter legt und das Kind betrachtet. Von der Seite kommt Joſeph herbei, der den ebenfalls ſchlafenden kleinen Johannes in den Armen trägt, und ihn, wie es ſcheint, neben Jeſum hinlegen will. (Füßli kritiſches Verzeichniß. II. 362).

Für einen Altar ſcheint mir die Scene nicht erhaben genug. Aber als gemüthliche Darſtellung eines ſchönen, frommen Familienlebens iſt das Bild ſehr anſprechend. — In einem dritten Bilde von Guercino, geſtochen von Roſaſpina, reicht das göttliche Kind, über dem Schooß der Mutter ausgeſtreckt, rücklings dem erfreuten Nährvater Joſeph eine Roſe zum Riechen; vor ihm knieet Johannes, den Maria mit einer Hand umfaſſt. Alle Figuren ſind von großer Wahrheit, und haben einen ſchönen, wenn gleich nicht idealen, Ausdruck. Die Scene iſt für ein Kirchenbild zu ſpielend.

Die heilige Familie von Carlo Cignani (Galerie von München) ſchön lithographirt von Piloty. Das Kind, ein ganz kleines Kreuz in der Rechten auf der Bruſt haltend, liegt ſchlafend auf einer Wiege; hinter ihr beugt ſich, das ſchlafende Kind betrachtend, der Knabe Johannes darüber; unten an der Wiege blickt ein Lamm hinauf. Maria, eine liebliche, mädchenhafte Figur, knieet davor, mit dem Blick auf dem Kinde weilend, und hält noch die Spitze der Leindecke, die ſie vom Kinde weggehoben.

Auch von Carl Maratti beſitzen wir vorzügliche Darſtellungen der heiligen Familie. Die eine iſt trefflich geſtochen von J. Smith. Maria hat das Kind auf dem Schooße; dieſes hält mit der einen Hand ein kleines Kreuz, mit der andern einen Nagel, den ihm zwei ſehr ſchöne Engel knieend darreichen. Joſeph ſieht der Handlung in ernſter Betrachtung zu. Das Reinkindliche mit bedeutungsvoller Anmuth iſt im Geſicht des Kindes glücklich ausgedrückt. In einem andern Bilde von Maratti, meiſterhaft geſtochen von Edelinck, auch von Frey, von Bartolozzi und Duflos, ſehen wir Joſeph einige abgepflückte Blumen dem Jeſuskind bringen, das vom Schooße der Mutter ſie mit dankbarem Vergnügen anzunehmen im Begriff iſt.

Von Murillo, geſtochen von Thomas Chambars und von **Joh. Bapt. Tilliard.** Naiv und lieblich, aber nichts Edles.

Von **F. Nik. Bovias** in der Domkirche zu Valencia. Das Kind richtet ſich auf dem Schooß der auf einer Bank ſitzenden Mutter auf, und ſtreckt die Hand nach St. Eliſabeth auf, die neben Maria ſitzt, die Arme zum Empfang des Kindes bereit. Seitwärts hinter Maria ſteht Joſeph betrachtend, an ein Geländer gelehnt. Das Kind iſt eben ſo trefflich, als der innige Ausdruck der Mutterliebe der Jungfrau und der theilnehmenden Liebe der ältern Freundin. (**Kunſtblatt** 1823, Nro. 7, S. 26).

Von **Heinrich Goltzius**, geſtochen von **ihm ſelbſt**. (**Füßli** kritiſches Verzeichniß IV. 75). Sehr gemüthlich. Das Kind hält mit der einen Hand einige Kirſchen, und liebkost mit der andern den jungen Johannes, der ſich halb knieend gegen ſolches beugt, und mit innigem Vergnügen das Geſicht zu ihm hinneigt, von dem es mit freudig huldvoller Miene angeblickt wird. Maria und Joſeph ſchauen mit herzlich froher Theilnahme zu.

Von **Titian**, geſtochen von **Jul. Buonaſone**. Gemüthlich und naiv. 8)

Von **Paul Veroneſe**, ſehr ſchön geſtochen von **Aug. Caracci.** (**Füßli** III. 135).

Von **Joh. Baſſano**, geſtochen von **Philipp Thomaſſin**. Maria hält ſitzend das Kind auf dem Schooß, welches ſich

---

8) **Goede** IV. 145, beſchreibt eine heilige Familie von **Titian** in einer herrlichen Landſchaft, worin die Maria von idealiſch-himmliſcher (?) Schönheit ſey; desgleichen der Knabe Johannes. Auch gibt er den Figuren der heiligen Katharina und Eliſabeth das größte Lob.

gegen den kleinen Johannes neigt, und ihn liebreich umarmt. Hinter Maria ſtützt Joſeph ſein Haupt auf den einen Arm.

Von Joh. v. Achen (Winklers Gemälde. S. 33), geſtochen von Sadeler. Das Kind ſitzend im Schooße der Mutter, windet ſpielend ein Händchen um den Zeigfinger ihrer Rechten, und erfaſſt mit der andern den dünnen Schleier, der von ihrem Haupte fließt; zugleich blickt es froh lächelnd nach Joſeph, der hinten, einen Vorhang lupfend, herzutritt. Anna wendet ſich bewundernd zum Kind. Ein Engel beut ihm eine Lilie dar, und ein anderer rückwärts knieend, blickt entzückt gen Himmel.

Von Franz Frank im Muſeum zu Paris (Landon Annales V. 49). Das Kind ſteht am Schooße der Mutter, trägt mit einer Hand die Weltkugel, und legt den einen Fuß über den der Mutter, welcher eine Schlange zertritt. Der Ausdruck der Geſichter iſt voll Holdſeligkeit und Andacht. Hinter der Mutter ſteht ein Engel mit einer Harfe.

Eine heilige Familie von Gottfr. Schalken (Landon Annal. XIV. 125) iſt von ſchöner Erfindung. Die Figuren ſind edel. Anna hebt den Schleier von dem ſchlafenden Kind auf dem Schooße der Mutter ſanft auf. Joſeph ſcheint beim Schein einer Lampe einzuſchlummern. Hinter der Gruppe blickt ein Engel andachtsvoll aufwärts.

Von Vandyck zwei heilige Familien, beide geſtochen von Sch. v. Bolswaert, haben viel Anmuth und holden Ausdruck.

Von Nik. Pouſſin die heilige Familie in einer Landſchaft (Landon Annales XVII. 64. Manuel du Musée fr. I. Nro. 11). Es herrſcht nichts Ideales, aber viel Ruhe und Anmuth in dieſer Darſtellung.

Von Carl Le Brün (im Pariſer Muſeum), geſtochen von G. Edelinck. Sehr ſchön. Das Kind Jeſu, ſtehend, ſcheint mit gen Himmel gerichteten Blicken ein Danklied zu ſingen. Maria ſitzt dabei mit geſenkten Augen, tief gerührt und mit inniger Andacht; Joſeph in andächtiger Stellung ſcheint zu beten. Auch die heilige Familie von Carl Le Brün (in der königlichen Galerie zu Dresden), wo Maria dem kleinen Johannes wehrt, das auf ihrem Schooße ſchlafende Kind zu wecken, iſt von eigener Anmuth. Eliſabeth, Zacharias, Anna und Joachim umgeben die Gruppe.

Von Sebaſt. Bourdon (Landon Annales III. 113), gut geſtochen von M. Natalis. Die Madonna hält das ſtehende Kind auf der ſteinernen Einfaſſung eines Springbrunnens. Die heilige Anna ſtellt ihm knieend den Knaben Johannes vor, der ihm ein Rohrkreuz mit Inſchrift darreicht. Das Kind betrachtet dieſes mit bedeutungsvollem Ausdruck. Joſeph ſitzt in einiger Entfernung, ein Buch in der Hand haltend. Ein Engel betet das Kind an; ein anderer ſtreut Blumen auf es, welche mehrere kleine Genien zu ſammeln und herbeizubringen beſchäftigt ſind. Zween andere ſieht man in den Wolken, den einen mit einem Palmzweige. Das Bild iſt mehr wegen ſeiner geiſtvollen Erfindung und Anordnung als wegen idealiſcher Figuren beachtenswerth.

Von der Galerie aller ſchönen, verdienſtlichen und lobwürdigen Bilder von Madonnen und heiligen Familien auch nur das Verzeichniß aufzunehmen, liegt außer der Beſtimmung dieſes Werkes, Von den hier angezeigten hat jedes wahren Kunſtwerth, freilich viele nur in gewiſſer Beziehung. Man mußte ſich mit Andeutungen begnügen, ohne der tiefern Forſchung und genauern Würdigung von Künſtlern und Liebhabern vorzugreifen. 9)

---

9) Von der Anna Barbara Abeſch ſieht man in der Pfarrkirche zu Surſee, Cantons Luzern, nebſt andern Bildern einen Jeſusknaben zwiſchen ſeinen Aeltern, von ſchönem Ausdruck.

Achter Abſchnitt.

Die Engels-Figuren.

Klopſtock iſt der Dichter der guten Geiſter, der Engel, wie **Milton** der der Böſen, der Häupter der Hölle, der Satane. Eine edlere, unſer Gemüth anſprechendere Geſtalt, als die menſchliche, obgleich in möglichſter Reinheit urſprünglicher Schöne, läßt ſich den Engeln nicht geben. 1) Auch zeigt ſie uns in dieſer Geſtalt die Bibel, übrigens durch Feuer und Lichtglanz mannigfach verklärt, mitunter auch damit bekleidet. 2) Indeſſen iſt im Ernſt

---

1) Der Kirchenrath von **Nicäa** von 787, that den Ausſpruch; daß Engel gemalt werden dürfen, (wenn gleich ſie unkörperliche Weſen ſind).

2) Ausführlicher handelt davon die dem **Areopagiten Dionisius** zugeſchriebene Schrift: die **himmliſche Hierarchie** (in deſſen Schriften überſetzt von **Engelhart**. Sulzbach. 1823. Th. II. C. 4—15, auch beſonders überſetzt von **Kaufmann**. Luzern. 1821. C. 14). Der Verfaſſer, der die Engel genau beſchreibt, theilt ſie in neun Claſſen, das iſt drei Hierarchien, wovon jede drei Chöre in ſich faſſt. Seine Vorſtellung von ihnen iſt allen frühern Schriftſtellern fremd. Obgleich größtentheils Erzeugniß ſeiner Phantaſie, ſpricht ſie doch wenig zu der Phantaſie Anderer. Dem Künſtler bringt ſie keinen Gewinn, und er thut beſſer ſich an Bilder der heiligen Schrift zu halten. Die **Legende** (S. **Koſegartens** Legenden I. 26, u. fg.), gibt jenen neun Claſſen von Engeln folgende nähere Beſtimmung:

und Scherz gegen die bildliche Darſtellung der Engel, der reinen und guten Geiſter im Himmel mancherlei eingewendet worden. Man hat gefragt: welchem Geſchlecht ſollen ſie angehören? Soll man ſie bekleidet oder nackt vorſtellen? Statt aller Antwort auf dergleichen witzige und ſpitzfindige Fragen möcht' ich blos auf die Engel Raphaels, Correggio's, Albanis, Guido's und andrer großen Meiſter hinweiſen. Im Geiſterreich iſt kein Unterſchied der Geſchlechter. Dort wird weder gefreit, noch geehlicht. Dort ſind Sinn und Auge lauter Licht und Klarheit, und dem Reinen iſt alles rein. Was liegt übrigens auffallendes darin, die Engel ohne Geſchlechtstheile zu bilden? Iſt es doch hier nicht ſeltſamer, als wenn Orpheus den Jupiter als beiden Geſchlechtern angehörig vorſtellt, weil er Aller Herr und Vater iſt. Das Schönſte, Heiterſte, Edelſte der Knaben- und Mädchengeſtalt ſoll in der idealen Engelsfigur unmerklich verſchmolzen ſeyn. Des Giovanni von S. Giovanni zur heitern Fröhlichkeit geneigter Geiſt verleitete ihn unter die Chöre von Engeln, die er malte, auch weibliche zu miſchen. Man hat dies als

---

„Erſtlich die Hierarchie der niedern Engeln; der obern,
Dann der Fürſtenthümer, der oberſten Ordnung von dreien,
Welchen die Hut obliegt der Menſchen, Gemeinden und Reiche.
Zweitens die Hierarchie der Tugenden, Kräft' und Gewalten,
Welchen das Gute zu fördern gebührt, zu ſteuern dem Böſen,
Auch zu pflegen des Rechts in den weiten Staaten des Himmels.
Drittens die Hierarchie der Thronen, der Cherubs und
Seraphs,
Welche verwalten geheimern Dienſt im innerſten Tempel.
Ruhig genießen die Thronen in ſeligem Anſchau'n;
Raſtlos ſtrebet der Cherub nach ſchrankenloſer Erkenntniß;
Aber der Seraph flammt in Liebe, der Höchſt' in dem Höchſten."

lächerlichen Einfall ſcharf getadelt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. I. 353). Warum ſollte aber, ſagt Fiorillo (I. 420), die Zartheit der weiblichen Bildung, die ſchon unter der irdiſchen Hülle der Phantaſie ein Bild von jenen himmliſchen Geſtalten darbieten kann, nicht mit der Natur eines Engels zuſammengedacht werden dürfen? Alexander Allori und der Ritter von Arpino thaten desgleichen. Wenn die Griechen ihre Götter, als beiden Geſchlechtern angehörig ſich dachten, ſo paßt dies noch weit mehr auf unſre Engel. Denn ſie ſind wirklich geſchlechtlos. Später hat Rubens in einer Vorſtellung des Sturzes der böſen Engel unter dieſe auch weibliche Formen gebracht, was mir aus zwei Gründen unſchicklich ſcheint, erſtens weil hier die ſanftern weiblichen Formen ſich für Empörer nicht beſonders eignen, und dann weil der Maler ſie nur angewendet hat, um den ſinnlichen Eindruck zu verſtärken, während hier der geiſtige vorherrſchen ſollte (vergl. Füßli kritiſches Verzeichniß. IV. 141). In Engelsfiguren ſollten ſich Kraft und Anmuth lieblich verſchmelzen, mithin der jugendlich männliche und weibliche Charakter zur höchſten Schönheit in einander fließen. Flügel oder Fittige ſind kein weſentliches Abzeichen der Engel; der chriſtliche Künſtler gibt ſie ihnen, wie der heidniſche ſie ſeinen Genien gab, weil wir kein anderes Werkzeug oder Organ zum Fliegen, d. i. zum Wandeln durch die Lufträume kennen. Iſaias (VI. 2.) zeigt uns die Seraphe um den Thron der Gottheit ſtehen, jeden mit ſechs Flügeln. Mit zweien bedecken ſie ihr Angeſicht, mit zweien ihre Füße, und zwei dienen ihnen zum Fliegen oder Schweben. Das Fliegen iſt eben nichts Eigenthümliches der Engel; beſſer noch dünkt mich das Schweben ihre unſichtbare Bewegung auszudrücken, die an die Schranken des Raums und der Zeit nicht gebunden iſt. Auch haben mehrere Meiſter Engel ohne Flügel und Fittige gemalt, ohne daß deshalb den Zuſchauer eine Angſt befiele, ſie möchten auf die Erde fallen. Die Hauptſache iſt: dem Ausdruck im Antlitz, dem Bau, der Haltung und Bewegung aller Glieder, kurz dem ganzen Weſen die Natur des Aetheriſchen, des Himmliſchen anzuhauchen, ſo, daß man ſehe, es ſey dies kein irdiſch-ſinnliches Geſchöpf, ſondern von einer höhern Rangordnung. Daher thut auch der Maler gut, den Engeln nur ſolche Flügel zu geben, die an keine beſtimmte Art von geflügelten Thieren, z. B. Schwanen, Pfauen, Adler, Gänſe, Reiger ꝛc. erinnern. Was ihre Farbe betrifft, ſo hat er vorzüglich ſolche zu wählen, wodurch die Harmonie des Ganzen gefördert wird. Wohl darf der Engel Trauer oder Freude bezeigen; ja es liegt dies in ſeinem Beruf. Aber dieſe Affekte müſſen bei ihm vom Irdiſchen geläutert erſcheinen. Daher darf der Künſtler an dem himmliſchen Gewächs der Engel auch die Adern, Nerven und Muskeln von keinem erhitzten Blut anſchwellen, ſondern ſo wenig davon merken laſſen, als der Bildner eines Jupiter oder Apoll, einer Juno, Minerva oder Venus es ſich erlaubte. Deswegen hüllt Raphael ſeine Engel meiſtens in Licht, und Correggio malt ihre Schatten als wie ein wiederſcheinendes Licht.[3] Doch hindert dies keineswegs, daß die Geſtalt der Engel auch ſinnlich ſchön ſeyn ſoll. Zur Erläuterung ſtehe hier ein Wort über eine Bemerkung Vaſaris[4] in Hinſicht eines Bildes von Paul von Verona, das die drei Erzengel darſtellt: »So ſehr Zeichnung und Färbung daran zu loben ſey, ſo ſeyen ihm doch die Schenkel der Engel getadelt worden, als zu dünn und ſchmächtig; hierauf könne man aber erwiedern: daß man ja doch die Engel mit Flügeln und gleichſam himmliſchen luftigen Leibern bilde, als wären ſie Vögel; da könne man wohl auch ihre Schenkel ſchmal und trocken machen, damit ſie mit größerer Leichtigkeit fliegen und in die Höhe gehen könnten.“ Dieſe witzige Entſchuldigung enthält eine ungebührliche Unterordnung des Naturgemäßen unter das Symboliſche. In gerader Linie würde ſie zu den argen Gebilden der egyptiſchen und indiſchen Kunſt führen. Die letztere bildet ihre Genien mit zuſammengewachſenen Füßen, weil ſie ſich derſelben nur zum Stoß im Fluge und nicht zum Gehen bedienen. — Doch gehen wir zur Erwägung der geiſtigen Schönheit über, die in Kunſtgebilden den Engeln gebührt. Eine ſchöne Knaben- oder Jünglings-, oder auch eine ſchöne Mädchengeſtalt macht noch keinen Engel. Es werden zwar Mädchen häufig Engel genannt; deshalb ſind aber Engel keine leibhafte Mädchen. Es iſt hier von einer höchſt zarten Idealgeſtalt die Rede. 5) Mithin ſollte man beim Anblick einer Engelsfigur den Maler zu fragen ſich gedrungen fühlen: in welchen Himmel haſt du geblickt, als du dieſen Engel gemalt? Die Schrift zeigt uns die Engel als Boten der Gottheit, beſtimmt, den Menſchen zu ihrem Beſten zu dienen. Dieſe Beſtimmung muß ihr Bildner ſtets vor Augen haben. Theilnehmende Liebe zu den Menſchen, Mitleid an dem ſchuldlos Leidenden, ſehnliche Begierde zu tröſten und zu helfen; Wonne an dem Guten, Scheu vor allem Böſen, heiteres Vertrauen zu Gott, das die gleiche Stimmung in den Menſchen erregt, dies ſind die Charakterzüge, welche der Künſtler ſeinen Engelsfiguren verleihen muß. —

---

[3] Mengs Werke III. 147. — Lieben ſie nicht auch, ſingt Milton, die Himmelsgeiſter, und wie äußern ſie Ihr Lieben? Blos durch Bilcke? oder miſcht, einſtrebend wie das Licht, ſich Geiſt mit Geiſt? (Verlornes Paradies, Geſang VII).

[4] Leben der Maler. III. 505. N. Flor. Ausg.

---

5) Seidel Charinomos. I. Abth. 2.

Winkelmann, gewiß ein feiner Kenner des Schönen, bezeichnet den geflügelten Genius in der Villa Borgheſe (jetzt im Muſeum zu Paris) in der Größe eines wohlgemachten Jünglings als ein wahres Engelsideal! Wenn die Einbildungskraft, ſagt er, 6) mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllt, und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beſchäftigt, ſich im Schlafe die Erſcheinung eines Engels bildete, deſſen Angeſicht von göttlichem Licht erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchſten Uebereinſtimmung ſchien, in ſolcher Geſtalt ſtelle ſich der Leſer dieſes ſchöne Bild vor. Man könnte ſagen, die Natur habe dieſe Schönheit, mit Genehmhaltung Gottes, nach der Schönheit der Engel gebildet. Allerdings verdient dieſe Statue das Studium des Künſtlers, der Engel darzuſtellen unternimmt.

Nirgends ſind die verſchiedenen Abſtufungen der Engel mit größerer Zartheit geſchildert, als in der Meſſiade von Klopſtock Wenn dieſe Schilderungen durch zu öftere Wiederholung verlieren; ſo gereicht es dem Genie des Dichters zum Verdienſt, die Charaktere dieſer Bewohner des Himmels mehr durch ihre Reden, als mittelſt maleriſcher Darſtellungen bezeichnet zu haben. Charakteriſtiſch ſind die Figuren der drei Erzengel Michael, Raphael, Gabriel und der Schutzengel überhaupt. 7) Der erſtere iſt der

---

6) Geſchichte der Kunſt. B. V. C. I. §. 12. S. die Abbildung dieſes Genius in Piraneſi's Scultura del Palazzo della Villa Borghese Stanza 9, Nro. 11.

7) Andere Namen von Engeln kommen in der heiligen Schrift nicht vor. Die katholiſche Kirche will daher auch nicht, daß dergleichen unter andern Namen angerufen werden. Der Synod zu Soiſſon von 745, verdammte deswegen den Adelbert. Natal. Alexander hist. eccles. T. V. Paris. 1699. Fol. p. 675. Klopſtock und ſchon

Beſieger Luzifers und aller böſen Engel (vorgeſtellt unter dem Bilde des Satans oder Teufels). Der zweite iſt aus der lieblichen Geſchichte des Tobias und ſeines Sohnes bekannt. Gabriel verkündigte Maria der Jungfrau ohne Gleichen ihren Beruf zur Würde Mutter des göttlichen Sohnes zu werden. Die Schutzengel aber ſind die guten Genien, deren Stimme in jedes Menſchenbruſt ſich vernehmen läßt, beſonders bei den Anregungen der böſen Begierlichkeit.

Raphael hat in einem Bilde alle drei Erzengel, zum Kinde Jeſu, das Maria in den Wolken ſitzend hält, aufblickend dargeſtellt. Gabriel hat die Stellung des Verkündigens, Michael tritt auf den geſtürzten Drachen, und hält eine Waage in der rechten Hand. Raphael empfiehlt knieend einen Knaben neben ihm. Das Bild iſt geſtochen von Chiſi Mantuan (im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres de Raph. VIII.)

Noch andere Maler haben die drei Erzengel zuſammen oder einzeln ohne beſtimmte Handlung dargeſtellt. So ſieht man ſie alle drei auf einem (ſchon oben erwähnten) Bilde von Paul von Verona in St. Euphonia daſelbſt nebeneinander; drei anmuthvolle Jugendgeſtalten voll Hoheit und Ruhe, gehoben noch durch die lebendig glühende und doch harmoniſche Färbung. Allein es fehlt dieſer Zuſammenſtellung ebenſo, als wenn die Figuren einzeln ſtünden an Bedeutung. Dieſe können Engel nur dadurch bekommen, daß ſie als Boten der Gottheit ihr zum Wohl der Menſchheit dienend erſcheinen. (Vergl. Thierſch Reiſen I. 84).

---

vor ihm Milton nennen einen Engel Uriel; bei letzterm iſt es der Engel der Sonne. (Paradise loost. B. III. v. 622. etc.) Ferner kommt in Miltons fünftem Geſang der Engel Abdiel vor, der unter den Engeln, die Luzifer befehligte, allein widerſtand.

I. Die Schutzengel (Pſalm 103. V. 4. Matth. XXII. 30. Apoſtelgeſch. XII. 7. Hebr. I. 14 ꝛc.).

Engel! o wacht am Pfad der Unſchuld! warnt ſie
Sanft erröthend beim Reiz des Laſters! Trocknet
Dem Gedrückten leiſ vom Geſicht die Thräne —
    Traget vor Gott ſie!
Eilt, wo des Dulders Seele ringt, mit Hoffnung
Ihr zu laben den Blick, bevor ſie hinſinkt;
Mit dem Morgenſchein des Vergeltungstages
    Hellet die Grabnacht!

a) Von **Dominichino** (in der Galerie zu Neapel Lo Studio), geſtochen von A. **Düflos**. (**Landon** Vie et Oeuvres, I. Pl. 83). Der Schutzengel hält mit der einen Hand einen großen Schild, mit der andern weiſt er dem Knaben, der neben ihm ſteht, gen Himmel. Auf dem Geſichte des Schutzengels herrſcht himmliſche Hoheit und eine unausſprechliche, Vertrauen einflößende Ruhe. Dieſes Vertrauen iſt in dem Knaben, den er führt, ſchön ausgedrückt. 8)

b) Von **Guido Reni**, geſtochen von K. **Audran**.

c) Von **Titian** im Palaſte Barbarigo zu Venedig. Der Knabe, den der Schutzengel führt, hat einen rührenden Ausdruck von Unſchuld. (**Thierſch Reiſen**, I. 192).

d) Von **Dominico Feti**, geſtochen von N. **Dupuis** und

---

8) In der Kirche St. Franzens d'Aßiſi zu Palermo iſt ein ſehr ſchönes Bild des Schutzengels, fälſchlich dem **Raphael** zugeſchrieben, vielleicht von **Coppola**. S. **Riedeſels** Reiſe durch Sizilien und Großgriechenland. Zürich. 1771. S. 10.

Maria Cosway 9). (Receuil Crozat I. 102). Der Engel voll Würde und Anmuth führt einen Knaben, eine Geſtalt voll Unſchuld, und zeigt ihm den rechten Weg. Hinten erblickt man den böſen Engel in der Flucht. Ein Umriß davon ſteht in Landons Annales, IV. 65.

e) Von Matthias Elias in der Kapuzinerkirche zu Dünkirchen; unter dem Engel, der den Knaben führt, ſieht man die Laſter in Beſtürzung (Descamps, III. 381).

f) Von Franz Solimena, geſtochen von J. Wagner. Der Schutzengel führt einen kleinen Knaben der Madonna mit dem Kind entgegen, die auf den Wolken thront.

g) In dem Gemälde (des Pariſer Muſeums) von L. Spada (Landon Annales, X. 9), das den heiligen Franz von Aßis vorſtellt, wie er von einem Engel Chriſto in den Wolken empfehlend dargeſtellt wird, iſt die Figur des Engels vortrefflich.

h) Der Schutzengel von Erasmus Quellin in der Pfarrkirche zum heiligen Andreas zu Antwerpen wird wegen genialer Anordnung, richtiger Zeichnung und Schönheit der Köpfe ſehr gerühmt (Descamps Vie, II. 110. Descamps Reiſe 178). Der Engel beſchützt einen Jüngling mit ſeinem Schilde, mit der Rechten den Donnerſtral auf die Laſter und ſeine Lockungen herabſchleudernd. Die Wolluſt, entflieht mit trauriger Geberde.

i) Von Johann v. Mabuſe, lithogr. von Strirner nach dem Bild in der Boiſeré'ſchen Sammlung. Vor dem Engel von ſchönem Ausdruck, den die reiche goldene. Rüſtung als Michael bezeichnet, knieet ein in ſeinen Schutz ſich empfehlender Mann.

k) Der Schutzengel, der, ein Buch in einer Hand, auf das er mit der andern hinweiſt, einen jungen Menſchen beten

---

9) S. Galerie du Louvre, Nro. I. Pl. 2.

lehrt, von Matteo Roſelli, (geſtochen von F. John für die Aglaja Taſchenbuch 1822) mit dem Ausdruck ſanfter, aber ſinnvoller Einfalt und zugleich edler Milde.

l) Von Pellegrino Tibaldi, von ihm ſelbſt geätzt. (1575).

m) Von Murillos befindet ſich ein Schutzengel, von hoher Würde und Anmuth, in der Sammlung des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (Münchner allg. Lit. Zeit. 1820. Nro. 97. S. 771). Vor ihm ein Mönch in knieender, bittender Stellung.

n) Von Maria Cosway. Der Schutzengel, der ein ſehr ſchönes ſchlafendes Kind beſchirmt, in geſchabter Manier, wahrſcheinlich auch erfunden von ihr ſelbſt (Fiorillo V. 692).

o) Von Carl Loth ein Schutzengel (in der königlichen Galerie zu München) lithographirt.

p) Von Juan de Alfaro in einer Kapelle der kaiſerlichen Kollegiatkirche zu Madrid. Von großer Schönheit. (Palamino S. 224).

q) Von Katharina Ginnaſi (in der Kirche del Angelo Custode zu Rom). Der Engel führt ein Kind, fern von der Hölle zum Himmel hinauf (J. B. Paſſeri Leben der Maler S. 358).

r) Ein Schutzengel von B. Weſt, ſehr ſchön geſtochen von R. Strange, führt eine als Mädchen geſtaltete Seele dem Himmel zu, wo das Jeſuskind auf einer Wolke ihm mit freundlicher Miene die Arme entgegenhält. Oben ſchauen ein Paar kleine Engel der Scene zu. Der Schutzengel iſt eine ſchöne, liebliche Figur; nur möchte man das weite fliegende Gewand wegwünſchen.

s) Von W. Peters. Ein Kind wird von einem Engel in den Himmel geleitet; zwei zierliche Darſtellungen, beide geſtochen in punktirter Manier von W. Dickenſon (1781).

t) Von Radlick, geſtochen von Paſſini. — Dann mögen noch folgende erwähnt werden: von Peter Beretini, geſtochen von G. Chateau; von Maratti, geſtochen von P. Aquila und J. Frey; von F. Baroccio, geſtochen von Guido Reni; von A. Sachi, geſtochen von Jacoboni; von Le Brun, geſtochen von K. Audran.

II. Der Erzengel Raphael.

a) Von Raphael, geſtochen von Ph. A. Kilian. Der Engel führt den Tobias an der Hand. Sein Ausdruck iſt ſehr ſchön. Nur ſollte er, hat man bemerkt, keine Flügel haben, weil er von Tobias noch nicht erkannt iſt.

b) Von Auguſtin Caracci, geſtochen von J. F. Ravenet. Der junge Tobias ſteht im Begriffe dem blinden Vater die Augen zu ſalben; der Engel ſieht zu in der Geſtalt eines ſchön gebildeten reiſenden Jünglings. 10)

c) Von Titian, deſſen Pinſel auch hier Wahrheit und Täuſchung durch einen eigenen Zauber der Färbung wunderbar zu vermiſchen wußte. Dies Bild iſt eines ſeiner früheſten. Daſſelbe iſt in der Sakriſtei St. Marziale zu Venedig. Es iſt von großer Einfachheit und Wahrheit und von ſchönem Charakter. (Füßli Künſtler-Lexikon, Nachtrag S. 2047.)

d) Von Salvator Roſa (Landon Annales, VII. 21). Raphael befiehlt dem jungen Tobias, den Fiſch aus dem Waſſer zu ziehen, deſſen Galle die Blindheit des Vaters heilen ſoll. Auch hier wird gerügt, daß der Engel mit Flügeln erſcheint,

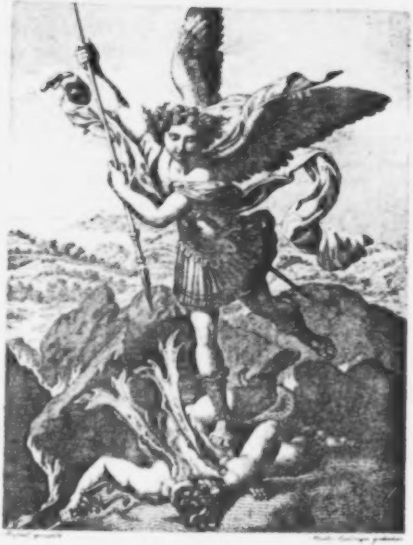
---

10) Ein anderes Bild vom Engel Raphael mit dem jungen Tobias, von Hannib. Caracci, iſt geſtochen von Jean Langlois.

da er doch damals von dem jungen Tobias noch nicht als Engel anerkannt war. Dieſer Uebelſtand iſt vermieden in dem Kupferſtich von **Grüner**, der in die Wiener Bilderbibel aufgenommen iſt.

III. Der Erzengel Michael ſtürzt die böſen Engel in den Abgrund (Daniel X. 13. Offenb. XII. 7 — 9).

Von P. P. **Rubens** drei verſchiedene Darſtellungen, geſtochen von **Jonas Suyderhöf**, von **Jakob Neefs** und von L. **Vorſtermann** (**Füßli** kritiſches Verzeichniß IV. 140. P). In der erſtern bildet die Maſſe von ſallenden Engeln (worunter ſich unſchicklich auch weibliche Figuren befinden) eine einſtürzende Pyramide, worüber der Erzengel zürnend mit der einen Hand ſeinen glänzenden Schild gegen die Fallenden hinhält, und mit der andern im Begriff iſt, den Blitz auf ſie zu ſchleudern. Das Ganze iſt voll Feuer. In der dritten Vorſtellung befindet ſich der Erzengel den Fallenden zu nah, und wie im Handgemeng. Aber in der zweiten befriedigt die Compoſition am meiſten. Die Anordnung der fallenden Gruppe, die Mannigfaltigkeit und ſchöne Zeichnung der einzelnen Figuren, der Ausdruck des Blitze werfenden Erzengels und die Anwendung von Licht und Helldunkel ſind meiſterhaft. — Von **Le Brun** haben wir auch ein großes Bild, geſtochen von **Alexis Loir** in zwei Blättern. Vor der göttlichen Kraft des Erzengels ſtürzt Alles nieder. Unter den ſtürzenden Engeln herrſcht eine große Verwirrung. (Manuel du Musée fr. V. Nro. 33); von **Jul. Carpioni** (in St. Michael zu Venedig). Eine Compoſition von viel Feuer und Ausdruck; von **R. de la Fage** zwei Bilder, das eine von ihm ſelbſt geſtochen, das andere von **E. Simmoneau**; von **Franz Potenzano**, geſtochen von **ihm ſelbſt** (1583). Von **Luk. Giordano** (königliche Galerie zu Wien), geſtochen von



J. Eißner. Der Engel, der den Fuß auf den Nacken des Luzifers ſetzt, hat viel Adel und Leichtigkeit; nur iſt er zu zierlich ausgeſchmückt. Der Ausdruck in dem Geſichte des geſtürzten Engels iſt von gräßlicher Wahrheit. — Es iſt keine geringe Aufgabe für den Maler, die Ruinen eines Erzengels in dem geſtürzten Engelfürſten darzuſtellen, wie Milton und Klopſtock es mit Glück verſuchten. 11) Mit dieſer Darſtellung nahe verwandt iſt

IV. Der Sieg des Erzengels Michael über den Satan (Offenbarung XII. 7 — 9).

a) Von Raphael, trefflich geſtochen von Egid. Rouſſelet, von Nik. Larmeſſin, (Receuil de Crozat I. 4), von H. J. Chatillon, dann auch von Maria Cosway und neuerlich ſehr gut von Ant. Pet. Tardieu (p. d. Musée fr. III. 1), und von Pigeot für die Galerie Fr. v. Filhol IV. 235. Michael ſchwebt noch faſt ganz in der Luft, und berührt den heruntergeſtoſſenen Satan nur noch mit dem einen Fuße, ihn mit der Lanze bedrohend. Der Geſtürzte hebt durch gewaltige Drehung des Halſes das Geſicht aufwärts. Dieſes iſt ein Ideal der ſchrecklichſten Bosheit, wie Michaels Geſicht ein Ideal hoher, himmliſcher Tugend-

---

11) Als Studien verdienen hier die Darſtellungen des Sturzes der Titanen von Julio Romano (im Pallaſte el T. zu Mantua) und des Perino del Vaga (im Palaſte Doria zu Genua), ferner des Guido Reni (geſtochen von Bartolom. Coriolan) die Beachtung der Maler. In den gewaltigen, ungeheuern Geſtalten der Rieſen iſt ein frappantes Bild der rohen Naturkräfte, die durch ihre Empörung ſich zu Grund richten, gegeben. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. V. 90. Orpheus von Weichſelbaumer. Nürnberg 1822. I. 56.)

ſtärke. Die verſchiedenen Tinten in der Carnation des Satans zeigen an allen ſeinen Gliedern die Wirkung des Feuers, das ſie geröthet hat. In ſeinem Kopf und ſeinem ganzen Weſen ſind alle Arten der Wuth und der Verzweiflung eines unbegrenzten, aber gedemuthigten Stolzes. (Vergl. Landon Annales, du Musée II. 97, und Vie et Oeuvres de Raph. II. Nro. 112.) Raphaels St. Michael iſt für die neue Malerei, was der vatikaniſche Apoll für die alte Sculptur, das vollendete Muſter idealiſcher männlicher Schönheit. Schon die Stellung dieſes Haupts der himmliſchen Heerſchaaren iſt ſiegreich; es iſt diejenige der Ueberlegenheit ohne Mühe, und faſt ohne Kampf. Der ganze obere Theil der Figur iſt mit einer Zierlichkeit bekleidet, die ſich für keinen ſterblichen Helden geziemen würde. Der Glanz des Goldes und Stahls an der Bekleidung dient, die hehre Figur noch zu heben. Der Kopf iſt edel, anmuthsvoll und zugleich kriegeriſch; ſeine Züge ſind nicht entſtellt; das Gefühl von Verachtung und Entrüſtung ſtreift kaum über ſeine Lippen; die Stirn iſt ungetrübt. Alle ſeine Bewegungen entfalten ſich mit hoher Ruhe; ſeine drohenden Arme behalten ihren ſchönen Umriß. Seine Lanze ſcheint wegen Form, Stählung und reichem Schmuck aus dem Arſenal des Himmels geholt. Seine Flügel, welche durch Unbeholfenheit der Kunſt gewöhnlich an menſchlichen Figuren ſo ſchwerfällig erſcheinen, heben und breiten ſich hier mit wunderſamer Leichtigkeit aus. Kaum ſeine Fußſpitze berührt den ſchon zu Boden geſchmetterten Rebellen; die Lage des letztern iſt ſo gut überlegt, daß, ungeachtet er nur von dem Tritt dieſes Fußes des Siegers auf eine ſeiner Schultern im Zaume gehalten wird, alle ſeine Glieder, durch ſeinen Fall ſich in einer ſolchen Stellung befinden, die ihn jedes Gebrauchs derſelben, und ſomit aller Kraft beraubt. Sonſt aber iſt die Figur dieſes Satans häßlich ſchön. Der durch ſeine Entwürdigung häßlich gewordene

Kopf behält noch Größe und Ebenmaas in den Formen. »Donnerkeils-Narben ſind tief eingedrückt der Stirn, und ſeinem Aug' entlodert die Unſterblichkeit der Hölle.« Es iſt der Satan Miltons.[12] In ſeiner Fauſt hält er noch die gabelförmige Waffe, die in dem Kampf mit den himmliſchen ſtumpf geworden; man ſieht ihn noch, wie er von Fall zu Fall überwälzt und auf das Feuerland ſtürzt, das ihn aufnimmt. Der Boden raucht, die Flamme zuckt hervor und beleckt durch die Schatten den glühenden Sand.[13] Mit der Ruh im Geſicht des Erzengels, wovon nur ein Zug der Verachtung an den Augbraunen und Lippen eine Ausnahme macht, bildet die Bewegung im Haar, in dem Gewand, im gehobenen linken Fuß, in den Armen und Flügeln einen vortheilhaft wirkenden Kontraſt. — Die rothen und bräunlichen Töne in der Färbung des Satans erhöhen noch das Grauen vor ihm, während die heitern, friſchen und kräftigen Farben am Erzengel mit dazu dienen, ſein Weſen zu bezeichnen.

---

[12] **Milton** Paradise lost. I. und nach ihm Lord **Byrons** Manfred im letzten Auftritt. Ein neuer franzöſiſcher Dichter (**Chênedollé**) ſagt von Satan:

„Tel un pin, reste de l'orage,
Montre encore au ciel, qu'il outrage
Son front par la foudre brisé."
Ach! wie ſein Anſeh'n mich mit Graus durchdrang,
Wie wild erſchien, wie froh in Andrer Schaden!

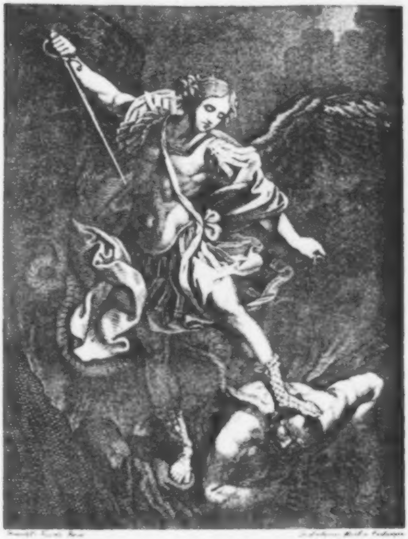
(**Dante's** Hölle Geſ. XXI. 31.) Treffend iſt die Bezeichnung Luzifers in Lord **Byrons** Cain (erſter Aufzug):

„Ein Weſen, engelgleich, doch düſtern Anſehn's,
Und ſtolzer blickt er wie die andern Geiſter;
Der finſtre Gram ſcheint ſein unſterblich Leben halb zu füllen.

[13] S. H. H. **Füßli** über Raphaels Leben und Werke. S. 28 und 29. und das Manuel du Musée B. IV. Nro. 2. **Vasari** III. 208.

Eine andere Darſtellung von Raphael in der Galerie du Musée Napoleon, Nro. 235, und in Landons Annales, IV. 61, iſt weit weniger idealiſch (geſtochen von Auguſtin Muſis und im Receuil d'estampes, I. 15). Seine ritterliche Tracht würde ſich eher noch für einen St. Georg ſchicken. Auch geht die Scene auf Erden in einer Landſchaft vor (Manuel du Musée fr. IV. Nro. 12). Eben ſo eine dritte nach einer Zeichnung von Raphael, geſtochen von Marko Ravigniano, (im Umriß in Landon's Vie et Oeuvres de Raph. VII, Nro. 392). Hier ſteht der Erzengel in ſiegreicher Ruhe über dem gebändigten. Der Ausdruck des Geſichts iſt ſehr gut; er ſpricht Verachtung mit dem ſichern Bewußtſeyn himmliſcher Kraft.

b) Von Guido Reni, in der Kapuzinerkirche zu Rom, (geſtochen von Peter Baillu, auch trefflich von Jakob Frey, neuerlich von J. Volpato, und dann von Folo). Michael hat als Ueberwinder ſeinen Widerſacher bereits unter den Füßen. Mit dem blinkenden Schwert, das er gegen ihn zückt, ſcheint er ihn nur noch bedrohen zu wollen; in einer Hand hält er die Kette, mit welcher Satan an den Felſen gebunden werden ſoll. Der Engel iſt eine der ſchönſten, geiſtreichſten Engelsfiguren; ſein abwärts gegen den Satan gewandtes Geſicht, ein Ideal von der erhabenen, durch himmliſche Anmuth (man könnte beinahe ſagen Wehmuth über den gefallenen Engel) gemilderten Stärke des für das Göttliche ſiegenden Geiſtes, voll des Bewußtſeyns der göttlichen Kraft, durch die er ſiegt. An Erhabenheit erreicht allerdings dieſer Michael den des Raphael nicht. Auch ſteht Satan in Guido's Bild weit unter dem Ideal, das Raphael uns vor Augen ſtellt. Doch kann ich dem Vorwurf, Guido's Engel ſey an Stellung und Geberde blos ein zierlicher Theaterheld keineswegs beiſtimmen. Mit Unrecht ſtellt man ihm ſein jugendliches Ausſehen und ſeine auf dem äußerſten



Punkt des Gleichgewichts ſchwebende Stellung vor. Ewige Jugend gehört ja vorzüglich zum Bild eines unſterblichen Weſens, und die ſchwebende Stellung drückt wohl die Uebermacht des Geiſtes vor der körperlichen Anſtrengung treffend aus. Der Kopf des Engels iſt eine ganz aufgeblühte Blume. Die gefälligen Schönheiten der Männlichkeit und Weiblichkeit vereinigen ſich hier mit jungfräulicher Reinheit und hohem Adel. Das Wallen des Haares iſt vortrefflich; die Röthe, die auf die Wangen geflogen, deutet auf heiligen Zorn; um den Mund und an den Augbrauen ſchwebt eine von Schwäche weit entfernte Milde. Die Figur des Engels ſcheint mir tadellos. 14) Daß ihr das Feuer der Raphaeliſchen fehlt, mag wohl in Guido's Abſicht gelegen ſeyn, indem er durch den gemilderten Ernſt des Engels, den Kontraſt mit Satan verſtärken wollte. Nur ſollte der tiefe Ingrimm des letztern lebhafter ausgedrückt ſeyn. Sein Geſicht iſt zu gemein — niedrig, wie das eines gewöhnlichen verſtockten Böſewichts, der hingerichtet wird. (Vergl. das Urtheil von **Ramdohr** III. 255, und **Speth** Kunſt in Italien III. 86. ꝛc.)

c) Von **Peter v. Cortona**, geſtochen von **Fr. Spiere**; in ſeinem großen Styl.

d) Von **Mazzuchelli**, geſtochen von **Morazzone** (zweimal, in St. Giovanne zu Como und in Vareſe bei Mailand). Starker Ausdruck.

e) Von **Luk. Giordano** iſt ein Bild von großer Maſchinerie in der Auferſtehungskirche zu Neapel. St. Michael ſteht

---

14) **Guido** ſchrieb ſelbſt darüber an einen Hofbedienten Urbans VIII. beim Ueberſenden des Gemäldes: Vorrei aver avuto penello angelico, e forme di Paradiso per formar l'Archangelo e vederlo in Cielo, ma io non ho potuto salir tant' alto, e in vano l'ho ricercato in terra, si che ho riguardato in quella forma che nell Idea mi sono stabilita,

aufrecht, mit den Füßen auf Luzifer tretend, in der Luft. Zwei Teufel, den Thron des letztern tragend, ſtürzen mit ihm. Unten ſieht man mehrere ſchon geſtürzte in Qualen der Hölle. Oben zeigt ſich Gott Vater im Rauchmantel. Ganz unpaſſend! (Cochin Voj. d'Ital. II. 175). 15)

Der Kampf des Erzengels mit dem Satan, d. i. des himmliſchen Genius des Guten mit dem hölliſchen Geiſt des Böſen, dem Verſucher von Anbeginn, iſt wohl der einzige Gegenſtand, für den ſich die Vorſtellung dieſes böſen Geiſtes in den Kirchen ſchickt. Aber auch der Ungethüms-Geſtalt, die aus Bock, Menſch und Drache zuſammengeſetzt iſt, gebührt völlige Aechtung aus dem Gebiete der chriſtlichen Kunſt. Für die Kirchen eignet ſich die Darſtellung, wie Jeſus in der Wüſte von den Engeln bedient wird, weit beſſer, als die ſeiner Verſuchung. Immerhin trete er hier in menſchlicher Figur auf, als Ideal abgefeimter Bosheit, als gefallener Engel, in deſſen Geſicht ein lügneriſcher Abglanz des Himmliſchen nur dazu diene, den Reiz ſeiner Verführungsgabe zu verſtärken. Miltons Teufel liefern zu dieſem Behufe dem Künſtler die beſten Studien. 16)

Den chriſtlichen Bildnern ſataniſcher Köpfe können die antiken Vorſtellungen des Kopfs der Meduſa zu Statten kommen,

---

15) Noch erwähnen wir der Bilder von R. la Fage, geſtochen von E. Simmoneau; von J. Dottani, geſtochen von F. Polanzani; von J. B. Ricci, geſtochen von Ph. Thomaſſin; von J. Rottenhammer, geſtochen von J. E. Krüger; von L. Sabattini, geſtochen von A. Caracci; von F. Solimena, geſtochen von P. Gautbier; von Titian, geſtochen von F. A. Andriot; von Pet. de Witte, geſtochen von R. Sadeler, d. S.

16) Vergl. Hemſterhuis vermiſchte philoſophiſche Schriften Th. I. S. 47.

als ein gemiſchtes Ideal von hoher Schönheit und grauenerregendem Ausdruck, von Anmuth und Schreckniß, von edeln Grundzügen und furchtbarer Verwilderung des Charakters. Zu den merkwürdigſten Meduſenköpfen gehört der ehemals im Pallaſte Lanti zu Rom von Perſeus getragene (abgebildet in Bracci Memorie degli antichi Incisori. T. II. tab. 3); dann die Maske der Meduſa im Pallaſte Rondinini; ferner das Meduſenhaupt auf der Rüſtung eines Bruſtbildes des Kaiſers Hadrian im Muſeum des Kapitols (S. Albertolli Miscellan. P. III. Tab. 17 und 18); endlich einige Bilder auf Gemmen, z. B. der Karniol im Muſeo Strozzi (S. die Abbildung in Stoſch Pierres gravées, 63, 65, und im Museo Florent. II. tab. 7. Nro. 1). 17)

In einer Menge von Bildern, deren dieſer Verſuch über chriſtliche Bilder erwähnt, kommen Engel vor. Sie hier beſonders aufzählen, wäre überflüſſig; man findet ſie in den Darſtellungen des Himmelreichs, der Geburt Jeſu, der Anbetung der Hirten, der heiligen Familien, der Verkündung und Auffahrt Mariä ꝛc.

Guido Reni's Engel ſind ſo, daß man ſie ſich nicht leicht geiſtiger denken kann. In dieſer Hinſicht verdienen z. B. ſeine ſechs Engel, die Leidenszeichen Chriſti tragend in ſechs Bildern

---

17) Winkelmann Geſchichte der Kunſt. B. V. C. 2. §. 20. Maleriſch ſchön und erhaben ſchildert Pyrker (in ſeinem Moſes, zweiter Geſang) den Todesengel, den Jehova über Egypten herabgeſandt. Er naht, „das zweiſchneidige Schwert in erhobener Rechte, furchtbaren Ernſt im Blick und Zorn auf den Lippen. Verhüllt, wie im Nebel des Abends der Vollmond, war ſein ſtralender Leib von düſterm Flor, und die Locken, ſonſt voll himmliſcher Schön', aufſträubten ſich ihm von der Stirne." — Doch von dem Todesengel ein Mehreres im Abſchnitt von den Bildern des Weltgerichts!

(im Pallaſte Roſpiglioſi zu Rom), großes Lob; eben ſo ſein Engel, der dem Einſiedler Elias Trank und Speiſe bringt (in der Domkirche zu Ravenna); ferner eine Glorie von Engeln von ihm ſelbſt geſtochen, und ſeine Engel auf dem Hauptaltar dei mendicanti zu Bologna (Hofſtätter, II. 212). Gleichfalls großes Lob gebührt acht kleinen Engeln mit Leuchtern, Rauchfäſſern und dgl. von Dominichino (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 24 und 25). Sie ſind von der holdſeligſten Unſchuld und Naivetät. — So auch ſein Bruſtbild eines Engels mit aufgeſchlagenen Augen, geſtochen von R. Strange (Londini 1756). — Von Dominik Guidobono ſieht man im Dom zu Turin eine Glorie von Engeln, die man dem Guido zueignen könnte (Lanzi franzöſiſche Ausgabe, V. 156).

Doch Raphaels Engelsköpfe ſind durchaus idealiſch. Frei von allem Kindiſchen, erheben ſie das Kindliche zu der Idee, die der Sohn Gottes davon gibt, indem er ſagt: »Ihrer, der Kinder, iſt das Reich Gottes; nur wer wird wie ſie, kann es ſchauen.« Die Heiterkeit ihrer Seele iſt ungetrübt von den Schatten des Irdiſchen; ſie ſind die Repräſentanten der ſchönen Menſchheit, ſie ſtehen wie Propheten unter den Menſchen, die ihnen in verklärter Sprache predigen, welche ſie aber nur zu oft nicht verſtehen. (Vgl. Tieck Phantaſien über die Kunſt. Berlin 1799. S. 96 ꝛc.)

In dem Gemälde Raphaels, die Befreiung Petri aus dem Kerker, iſt der Engel, der ihn befreit, ein wahrer Himmelsbote, zart, jugendlich ſchön, ganz in Sonnenlicht gehüllt, das von ihm ausgeht, den dunkeln Kerker beleuchtet, und dem Beſchauer durch ein Gitter blendend entgegenſtralt. — Welche Andacht iſt nicht in dem Chor von Engeln, deren Geſang in Raphaels Bild von der heiligen Cäcilia gleichſam ſich hören läßt! Voll himmliſcher Anmuth iſt der Engel in der heiligen Familie (zu

Paris, geſtochen von Edelink), der Blumen ſtreut. — Und wie geiſtreich erhaben, wie ſchön in ſchlichter Einfalt ſind nicht der eine Engel im Vorgrunde der Madonna von Foligno und die zwei Engel im Vorgrunde der Madonna vom heiligen Sixtus zu Dresden! Und wie wunderſchön, wie anmuthig und kindlich fromm ſind nicht die kleinen Engelsköpfe, womit Raphael die himmliſche Glorie in vielen ſeiner Bilder, z. B. in der Madonna von Foligno, bevölkert! — Gute Studien ſind Raphaels Engel, in den Wolken fliegend, geſtochen von W. Baillie in Röthelmanier.

Auch Titian hat in mehreren Bildern, beſonders in ſeiner Auffahrt Mariä gezeigt, daß er himmliſche Weſen darzuſtellen verſtehe. Im genannten Bilde ſind die vielen Engel, die um die Aufſchwebende einen Chor bilden, holdſelige Geſtalten voll ſüßer Andacht, jeder von etwas verſchiedenem Ausdruck.

In Giovanni's da Fieſole Engelsfiguren iſt viel Einfalt, Andacht und Unſchuld (vergl. Kunſtblatt 1826. Nro. 16. S. 70).

Von den Genien und Engeln des Correggio aber ſagte Hannib. Carracci (S. Lanzi II. P. 1. 308, et Arnaud Oeuvres I. 195): „Sorridono con una naturalezza' e semplicita, che innamora e sforza a rider con loro.“ Sie bilden ein eigenes Geſchlecht himmliſcher Weſen. Correggio's kleine Genien haben das graziöſe Lächeln ſeiner Kinder, die größern Engel viel von der Anmuth ſeiner weiblichen Figuren. Der Engel in ſeiner heiligen Familie zu Parma (vom heiligen Hieronymus benannt) iſt ein jugendliches Gebilde vom ſchönſten Wuchſe, ſo viel man aus dem oberen Theile und den Händen, die man allein ſieht, urtheilen kann. Wie frei und leicht iſt die Haltung! wie fein und lieblich der Kopf! wie ätheriſch der Blick! wie bedeutſam das holde Lächeln!

Anziehend und belehrend iſt eine aufmerkſame Vergleichung der Engel von Raphael und Correggio mit ihren Amors und Amorinen. Welche Verſchiedenheit iſt nicht in der Grazie von beiden! Bei den letztern iſt ſie ſchalkhaft anlockend, freudetrunken, auch wohl trübe Schwermuth verkündend; die der erſtern hingegen geiſtig, ätheriſch, voll freudiger Andacht, ohne Anflug von Lüſternheit, mit dem ruhigen heitern Blick der Liebe zu allen guten Weſen und des Mitleids, der ſanften Trauer gegen alle verkehrten. Des Correggio Engelsköpfe bilden eine eigene Gattung, mit keiner andern vergleichbar. Ihr ſeltſames Lächeln ſtreift zuweilen beinahe an das Zerrbild, und doch ſind ſie keines. Man gedenke hier nur der kleinen Engel in ſeinen Madonnenbildern (vom heiligen Sebaſtian und vom St. Georg benannt) in Dresden. Eine überirdiſche Einfalt lächelt aus ihnen, kein Schalk von Amorinen, und doch eine, auch ſinnlich anziehende Kindlichkeit. Eine leiſe Anmuth, deren Linien nicht bemerkbar ſind, umſchwebt alle ihre Züge. Man betrachte z. B. die Gruppen von Engeln an dem Gewölbe des Doms zu Parma, trefflich geſtochen von Fr. Roſaſpina.

Die kleinen Engel in den Bildern des Albano haben die größte Süſſigkeit. Aber, obgleich keine gemeine Kinder, erheben ſie ſich doch nicht zur Anmuth himmliſcher Weſen.

Mengs Engel am Platfond der Kirche zu St. Euſebio in Rom und ſeine Engel an der Decke des Papirus-Gemachs im Vatikan erinnern an die Lieblichkeit der Engel des Correggio. Es ſind himmliſche Weſen.

Die Engel in den Altarbildern des Auguſtin Maſſaccio (aus der Schule des Maratti) haben gleichfalls einen hohen Grad von Anmuth (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. II. 278).

Beachtung verdienen zwei Engel, die ihre ſeligen Empfinbungen mitzutheilen ſcheinen, von F. Vicino Portuenſis, geſtochen von A. Le Grand; ſie haben einen geiſtvollen Ausdruck von reinem Gefühl; ferner der Engel mit der Krone und der Palme von Seb. Ricci, geſtochen von Honoré Fragonard; endlich zwei Engel, die entzückt zum Himmel aufblicken, von W. Peters, geſtochen von A. Le Grand. In den Augen iſt eine Fülle von Klarheit und Seligkeit. 18)

Noch oftmals kommen wir in der Folge zur Betrachtung von Engelsfiguren zurück. Ihrem Ideal gebührt ein beſonderes Studium des chriſtlichen Künſtlers. Wie mancher bibliſchen oder frommen Scene verleihen ſie den höhern Glanz! Durch ſie vorzüglich wird hier die Verbindung zwiſchen Erde und Himmel, die Beziehung des Menſchen zum Göttlichen dem Gemüth zur Anſchauung gebracht. Denn ſie, von Gott mit ſegnendem Blick zu hehren Freunden der Menſchen geweiht, brachten Seinen Erwählten Botſchaft von ihm; ein Engel grüßte die reinſte Jungfrau als Mutter des Herrn; Engel bedienten den Heiland. Sie ſind uns Vorboten und Vorbilder eines höhern, ſchönern, unvergänglichen Lebens.

---

18) Göthe lobt eine Engelsfigur von Ruhs in Kaſſel in einem Bilde: die drei ſingenden Engel. S. Kunſt und Alterthum. B. II. Heft III. S. 145. Siehe auch die 4 Engelsköpfe im I. Heft, von N. S. Le Grand Fantaisies lithographiées par Haller. Berne 1821. — Studien (freilich von verſchiedenem Werth) finden ſich, außer bei Milton und Klopſtock, in Byrons Heaven and Earth (Himmel und Erde) und in Thom. Moore Lowe of the Angels (Liebe der Engel), beide London 1823. Traduit Paris 1823. Les amours des Anges. in 12.

Beilagen.

A.

Zuſammenſtellung einiger Auszüge aus merkwürdigen Urkunden der Kirchengeſchichte in Betreff des kirchlichen Gebrauchs und der Verehrung der Bilder.

So lange der große Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Heidenthum fortdauerte, mußte der Gebrauch von Bildern in chriſtlichen Kirchen ihren Vorſtehern ſehr bedenklich ſcheinen. „Der heidniſchen Vermiſchung von Kunſt und Religion mußte feindſeliges Abſtoſſen der Kunſt zuerſt entgegentreten, bis das Chriſtenthum, nachdem es zuerſt das innere Leben geheiligt, und das Göttliche von der Vermiſchung mit dem Natürlichen losgemacht, nun auf eine höhere Weiſe die Harmonie zwiſchen dem Innerlichen und Aeuſſerlichen, dem Weſen und der Form wiederherſtellen würde (Neanders Geiſt des Tertullianus. Berlin 1825. S. 48)." Daraus erklärt ſich das polemiſche Auftreten der Kirche in den erſten drei Jahrhunderten gegen den Gebrauch von Bildern, indem ſie noch nicht hoffen durfte, der Gefahr des Einſchleichens heidniſcher Vorſtellungen dadurch zu begegnen, daß der Bildergebrauch durch den neuen Geiſt, den das Chriſtenthum einflößt, umgebildet würde (vergl. Neanders heil. Chriſoſtomus II. 143. Nro. 11 und fg., und Selvaggio Antiquit. Christianæ. L. II.

P. 11. C. 10). **Tertullian** (in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts) fand die Verzierung eines Kelchs oder Bechers mit dem Bilde des guten Hirten ſehr anſtöſſig (in ſeinem Buche de Pudicitia). Und **Clemens von Alexandrien** (geſtorben 217) erklärte ſich ſchon früher (Stromata L. V. p. 559) gegen die religiöſen Bilder, „damit wir nicht am Sinnlichen kleben, ſondern zum Geiſtigen uns erheben mögen; denn die Gewohnheit der ſinnlichen Anſchauung laſſe die Erhabenheit des Göttlichen geringſchätzen und das geiſtige Weſen durch etwas Sinnliches verehren, heiße, es herabwürdigen.“ Ohne Zweifel beſorgten **Tertullian** und **Clemens** von der Abbildung des Göttlichen einen Anthropopathismus, der wieder dem Heidenthum nahe bringen könnte. Der Erſtere nennt es in ſeiner Schrift gegen den Marzion (II. 16) eine Verkehrtheit, daß man, ſtatt in die menſchliche Natur das Göttliche zu pflanzen, in die Gottheit das Menſchliche überträgt, und ſtatt den Menſchen zum Bilde Gottes zu erheben, vielmehr Gott zum Bilde des Menſchen herabzieht. Allein er ſelbſt macht doch auch in der nämlichen Schrift (II. 27) die ganz richtige Bemerkung: „daß Gott mit dem Menſchen umgieng, damit der Menſch lerne, göttlich zu leben.“ Und worin beſteht der Zweck guter religiöſer Bilder, als gleichfalls den Menſchen zum Göttlichen zu erheben und ihm das Göttliche tiefer einzuprägen? Das Bild iſt nur Bild, nicht Urbild, kann aber doch an das Urbild erinnern.

Im Can. XXXVI. des Concilii **Eliberitani** (zu Elvira in Granada von 305) wird verordnet: Placuit, picturas in Ecclesiis esse non debere: ne quod colitur et adoratur, in parietibus depingatur. **Mansi** Conc. T. II. p. 11. Die Note p. 46 macht wahrſcheinlich, dies Verbot beziehe ſich nur auf die Abbildungen der dreieinigen Gottheit.

Der Biſchof **Epiphanius** (368) ſchrieb an den Biſchof Johann zu Jeruſalem (wie **Hieronymus** berichtet): „Auf meiner Reiſe durch **Anablata**, ein Dorf in Paläſtina, fand ich einen Vorhang in der Thür der Kirche, in welchem ein Bild, etwa Chriſti oder eines Heiligen (denn dies erinnere ich mich nicht genau), gefärbt und gemalt war. Da ich ſah, daß das Gemälde eines Menſchen gegen das Gebot der heiligen Schrift in der Kirche hieng, zerriß ich es und gab den Kirchenvorſtehern den Rath, die Leiche eines Armen darin einzuwickeln und zu begraben." (S. Schöne Geſchichtsforſchungen über die kirchlichen Gebräuche der erſten Chriſten. III. 206.)

Hingegen beſchreibt der heilige Paulinus von Nola (393) ſehr umſtändlich die von ihm in den beiden Kirchen, die er dem heiligen Felix zu Nola und Fondi erbaut hatte, angebrachte Gemälde, wobei ſein Zweck war, das häufig zum Feſte des Heiligen zuſammenſtrömende Landvolk zu beſchäftigen und vom Trunk und andern Ausſchweifungen abzuhalten (Epist. XXX et XXXII. Ed. Paris. 1685).

Auch Biſchof Aſterius von Amaſea (401) mißbilligt nur die Abbildungen Chriſti, nicht aber die der Heiligen (Neanders heiliger Chriſoſtomus. II. 147. Concilia Binii, III. 327). Nilus aber (440) tadelt die Verzierung der Kirchen mit weltlichen Gegenſtänden, ſtatt mit bibliſchen Geſchichten, damit die, des Leſens Unkundigen durch die Betrachtung der Gemälde an die chriſtliche Tugend derer, die dem wahren Gott auf die rechte Weiſe gedient haben, zur Nacheiferung erweckt werden. Dem heiligen Nilus waren ſolche Bilder eine biblia pauperum (S. Neanders Chriſoſtomus. II. 337).

Der heilige Germanus, Patriarch zu Konſtantinopel, ſchreibt in ſeinem Schutzbriefe vom Jahre 727: Nullam facimus imaginem ad exhibendam divinitatem invisibilem. Fleury Hist. eccl. L. 42. §. 2. Das chriſtliche Alterthum war überhaupt ſolchen Bildern nicht hold. Jener Erklärung des Germanus ſtimmte auch das Concil. Nicæum II. bei, und im Artikel VII. führt es einen Brief des Euſebius v. Cäſarea an, worin er der Kaiſerin Konſtantia das Bildniß Jeſu Chriſti nicht erlaubt. Selbſt der eifrigſte Bilderverfechter Joh. Damaszenus (de fide orthodoxa L. IV. C. 17. Orat. 1) ſchreibt (im 8ten Jahrhundert) in Hinſicht der Bilder von Gott Vater: „Quomodo illius imago, qui sub aspectum non cadit, explicabitur, quomodo, qui corporis est expers, coloribus describetur?"

Mit vieler Nachgiebigkeit ſchrieb indeſſen Gregor der Große früher, im Jahr 599, an den Serenus, Biſchof zu Marſeille (Lib. VII. ep. 109): Mihi tamen videtur imagines istas a te præter fas et æquum fuisse confractas. Nam imagines depinguntur in Ecclesia eo consilio, ut illi qui litteras nesciunt, in pariete conspiciant, quod in Libris legere non possunt. Consultius ergo egisses, si illas servasses, et prohibuisses, ne populus adorando picturam peccaret. S. **Fleury** hist. eccl. l. 36. §. 9. — In einem andern Schreiben (Lib. VII. ep. 111) ſagt **Gregor**: Aliud est, picturam adorare, aliud per picturæ historiam quid sit adorandum, addiscere. Nam quod legentibus scriptura, hoc idiotis præstat pictura cernentibus, qui in ipsa etiam ignorantes vident, quid sequi debeant; in ipsa legunt, qui literas nesciunt. Und wieder anderswo (Lib. VII. ep. 9): Frangi vero non debuit, quod non ad adorandum in Ecclesia, sed ad instruendos solummodo mentes fuit nescientium collocatum. — Atque indica, quod non tibi ipsa visio historiæ, quæ pictura teste pandebatur, displicuerit, ſed illa adoratio, quæ picturis fuerat incompetenter exhibita. Et siquis imagines facere voluerit, minime prohibe: adorare vero imagines omnibus modis devita. Sed hoc sollicite admoneas, ut ex visione rei gestæ ardorem compunctionis percipiant, et in adoratione solius trinitatis æstimentur. Ferner (Lib. VII. 54): Et nos quidem, non quasi ante divinitatem, ante illam (imaginem Christi) prosternimur, sed illum adoramus, quem per imaginem aut natum, aut passum, aut in throno sedentem recordamur. — Was läßt ſich wohl hiegegen einwenden?..

Tertullian ſagt in ſeiner Schrift gegen den Marcion (II. 18): „Durch den Opfercultus (ſo reich an Zeremonien) wollte Gott, zu den Bedürfniſſen der Menſchen ſich herablaſſend, ſie gewöhnen, die Gebräuche, durch die man den Götzen Verehrung zu erweiſen pflegte, auf den wahren Gott anzuwenden, um ſie ſo vom Götzendienſte zu entwöhnen." Warum hätte die chriſtliche Kirche nicht auch nach Aufhebung des jüdiſchen Opfercultus der Bilder ſich bedienen dürfen, um die Verehrung des Einen Gottes bei allem Volk zu befördern, und die Juden vom Opfercultus, die Heiden aber vom Götzendienſte zu entwöhnen?

Die Akten des Conciliums von **Konſtantinopel** (vom Jahr 754), wo die Bilderfeinde vollſtändig ſiegten, ſind nicht auf uns gekommen. Wir kennen aber ihren weſentlichen Inhalt aus den Akten des zweiten Conciliums von Nicäa (vom Jahre 787), welches die Beſchlüſſe des Konſtantinopolitaniſchen verdammt hat. (Act. Concil. IV. Sess. VI. p. 328 fg. bei Harduin Act. Mansi XIII. 203 ꝛc.) Die Subſtanz der eigenen entgegengeſetzten Entſcheidungen des Nicäiſchen beſteht in Folgendem (Act. Sess. VII.): Definimus in omni certitudine ac diligentia; sicut figuram pretiosæ ac vivificæ crucis, ita venerabiles ac sanctas imagines proponendas, tam quæ de coloribus et tessellis, quam quæ ex alia materia congruenter in sanctis Dei ecclesiis, et sacris, et vestibus, et in parietibus ac tabulis, Domibus et viis: tam videlicet imaginem Domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi, quam intemeratæ dominæ nostræ sanctæ Dei genitricis, honorabiliumque Angelorum, et omnium sanctorum simul et almorum virorum. Quanto enim frequentius per imaginalem formationem videntur, tanto qui has contemplantur, alacrius eriguntur ad primitivorum earum memoriam et desiderium, ad osculum et ad honorarium his adorationem tribuendam. Non tamen ad veram latriam, quæ secundum fidem est, quæque solam divinam naturam decet, impartiendam: ita ut istis, sicuti figuræ pretiosæ ac vivificæ crucis, et sanctis evangeliis, et reliquis sacris monumentis, incensorum et Luminum oblatio ad harum honorem efficiendum exhibeatur, quemadmodum et antiquis piæ consuetudinis erat. Imaginis enim honor ad primitivum transit: et qui adorat imaginem, adorat in ea depicti subsistentiam." Mansi Concil. XIII. 378 etc. Calles Annales Eccles. Germ. II. 449. Mabillon Præfat. ad Ord. S. Benedict. Annal. Sæcul. IV. §. 3. Nro. 18. T. V.

Hingegen der Beſchluß des Conciliums von Frankfurt vom Jahr 794, Canon. II., lautet ſo: „Allata est in medium quæstio de nova Græcorum Synodo, quam de adorandis imaginibus Constantinopoli (welche Synode nachher von der Kaiſerin Irene nach Nicäa verlegt worden) fecerunt, in qua scriptum habebatur, ut qui imaginibus Sanctorum, ita ut Deificatæ Trinitati, servitium aut adorationem non impenderent, anathema judicarentur. Qui supra Sanctissimi Patres nostri omnimodis adorationem, et servitium renuentes contemserunt, atque consentientes condemnaverunt."

Ob die Väter der Kirchenverſammlung zu Frankfurt die Akten des zweiten Conciliums von Nicäa genau kannten, wird zwar aus mehrern Gründen ſehr bezweifelt. Um ſo gewiſſer ſcheint aber, daß ſie in die Diſtinction einer Adoration, die Gott und die den Bildern der Gottheit und der Heiligen, deren Aufſtellung in den Kirchen ſie übrigens nicht, wohl aber deren Zerſtörung unterſagten, gebühre, aus Beſorgniß eines ſchwer zu vermeidenden Mißbrauchs ſich nicht einlaſſen wollten, ſondern feſt darauf beharrten, die Adoration gebühre ſchlechterdings Gott allein (S. Mabillon Acta S. Ordinis S. Benedicti Præfat. I. ad Sæculi IV. P. I. §. 3. Nro. 28 und 45). Dies wird auch durch die Kapitularien Karls des Großen (Lib. III. c. 16), ferner durch die Aeußerungen Walafrieds (Strabo) des Schielenden, Abts der Reichenau (geſtorben 849) im Vergleich mit denen des Erzbiſchofs Agobard von Lyon (geſtorben 840) beſtätigt. Keiner äuſſerte ſich im fränkiſchen Klerus ſtärker gegen den Bilderdienſt, als der letztere in ſeinem Werke: „Liber de imaginibus, sive Liber contra eorum superstitionem, qui picturis et imaginibus Sanctorum adorationis obsequium deferendum putant. (in Opp. T. I. pag. 221—268. Parisiis 1666).“ „Sollte jemand ſagen, ſchreibt er (p. 244), er glaube nicht, daß in dem Bilde, welches er anbete, etwas Göttliches ſey, ſondern er verehre es blos wegen deſſen, von dem es das Bild ſey; ſo antworte man ihm: wenn das von ihm angebetete Bild nicht Gott iſt, ſo darf es auch zu Ehren der Heiligen nicht verehrt werden; als welche ſich keine göttliche Ehre anmaßen.“ — „Wenn man denen, die den Götzendienſt verlaſſen hatten, befehlen würde, Bilder der Heiligen zu verehren, ſo würde es ihnen, glaube ich, ſo vorkommen, daß ſie nicht die Götzen verlaſſen, ſondern nur die Bilder vertauſcht hätten. (Und p. 264): Niemand betrüge oder verfähre ſich! Wer ein Gemälde, eine gegoſſene oder geſchnitzte Bildſäule anbetet, erweiſet nicht Gott eine Verehrung; er ehret nicht Engel oder heilige Menſchen, ſondern blos Bilder (vergl. Dupin Nouv. Biblioth. des Antiq. Eccles. T. VII. p. 4). Ganz im gemäßigten Sinne der Frankfurter Synode äußerte ſich hingegen Walafried (Strabo) in ſeinem Buche de exordiis et incrementis rerum ecclesiast. (apud Hittorp. de divinis cathol. Ecclesiæ Officiis ac Ministeriis (Colon. 1568) c. 8. p. 396 etc. Vergl. Pagius ad an. 825). Er nennt die Bilder eine Zierde der Kirche, denen aber gar keine abergläubiſche Verehrung erzeigt werden dürfe. Auf der andern Seite iſt ihm das griechiſche Bilderſtürmen eine Ketzerei, und der unter Ludwig dem Frommen ſie erneuernde Claudius (Biſchof zu Turin, der alle Bilder und ſogar die Kreuze aus den Kirchen hinauswerfen ließ) dürfte wohl, wie er ſagt, vor dem Richterſtuhle Chriſti eben ſowohl ſein Strafurtheil erhalten haben, als diejenigen es verdienen, welche das Bild ihres Fürſten auf einer Münze beſchimpfen. Weil nun die Chriſten, ſetzt er hinzu, ſo viel Religionseinſicht beſitzen, daß ſie den Heiligen alle göttliche Ehre verſagen, und ſich nur ihre Fürbitte bei Gott ausbitten, ſo darf man auch nicht alle gemäßigte Ehrerbietung gegen dieſelben aufheben. Wenn man ſie deswegen vernichten wollte, weil ſie nicht angebetet werden dürfen, ſo müßte man auch die Tempel zerſtören, damit es nicht ſcheine, als glaubten wir, der Schöpfer der Welt ſey zwiſchen Wänden eingeſchloſſen. Zuletzt würde, wenn man alles verändern wollte, wobei Unverſtändige irren könnten, beinahe nichts übrig bleiben, woran wir unſere Andacht üben, und Einfältige zur Liebe des Unſichtbaren ziehen könnten. Für dieſe ſind die Bilder eine Art von Schrift; ſie, welche durch Worte kaum zum Glauben der Begebenheiten gebracht werden können, werden durch ein Gemälde des Leidens Chriſti bis zu Thränen gerührt. Den Reinen iſt alles, und den Unreinen nichts rein. Man verachte alſo den Nutzen der Bilder nicht, verletze aber auch nicht durch ihre unmäßige Verehrung die Geſundheit des Glaubens, und ziehe ſich nicht den Vorwurf zu, daß man durch körperliche Dinge verhindert werde, das Geiſtliche zu betrachten." (S. Schröckhs chriſtliche Kirchengeſchichte. Thl. XXIII. S. 425 ꝛc.) „Non sunt omnimodis, ſagt Walafried, honesti, et moderati imaginum honores abjiciendi. Sic itaque imagines, et picturæ habendæ sunt, et amandæ, ut nec despectu utilitas adnulletur, et hæc irreverentia in ipsorum, quorum similitudines sunt, redundet injuriam; nec cultu immoderato fidei sanitas vulneretur, et corporalibus rebus honor nimie impensus arguat nos minus spiritulia contemplari.") Auch der Biſchof Jonas zu Orleans, der den genannten Biſchof Claudius am ausführlichſten widerlegte, hält genau die Mittelſtraße der Frankfurter-Synode. Die Bilder der Heiligen, ſagt er (de cultu Imag. p. 94, in Biblioth. P. P. Colon. T. IX. Part. prior.), und die hiſtoriſchen Gemälde in den Kirchen dienten zu ihrer Verſchönerung und zum Andenken; eine Anbetung gebühre ihnen nicht; ſie könnten in jener Abſicht eben ſowohl daſelbſt ſtehen, als die Bilder in der Stiftshütte. In Gallien, fährt er fort (p. 97), erlaubt man zwar Heiligenbilder zu haben; verabſcheut aber die Anbetung derſelben (S. Schröckh a. a. O. XXXIII. 417).

Merkwürdig iſt die einem vernünftigen Gebrauch der Bilder günſtige Erklärung des gelehrten Patriarchen Photius (beiläufig vom Jahr 860), in Epist. I. ad Michaelem Bulgariæ principem. Londini 1618, p. 15:

„Idolum venerandam Christi imaginem (o nimis audacem impiæ linquæ sonum, et cordis atheistici boatum!) appellant, per quam Idololatricus error eliminatur: hanc convitiis et omnibus dehonestamentis fœdatam per compita, forum et plateas pedibus proculcant, distrahunt varie, igni demum comburendam tradunt. Spectaculum christianis deplorandum, dignum Paganorum in Christum odio. . . Patet quippe cunctis, quod Imaginibus honor habitus, eorum honor sit qui repræsentantur, quemadmodum et infamia atque decus transit ab Imagine in imaginatum." —

Scimus, ſchrieb der heilige Bernhard, namque, quod illi (episcopi) sapientibus et insipientibus debitores cum sint, carnalis populi devotionem, quia spiritualibus non possunt, corporalibus excitant ornamentis (Apolog. ad Guilielmum Abbat. XI).

Im 12ten und 13ten Jahrhunderte wurden verſchiedene bibliſche Darſtellungen, in Büchern abgezeichnet zuſammengeſtellt, und dergleichen Bilderbibeln bald nach dem Aufleben der Holzſchneidekunſt unter dem Namen Biblia pauperum bekannt gemacht (Breitkopf Geſchichte der Holzſchneidekunſt. S. 82. Fiorillo kleine Schriften I. 88). (Ein Exemplar einer ſolchen mit der Hand gezeichneten Bilderbibel (wahrſcheinlich aus dem 13ten Jahrhundert) bewahrt die Lyceums-Bibliothek in Conſtanz, beſtehend aus 17 Seiten in breit Folio auf Pergament. Aufſchrift und Jahrzahl fehlen. Auf jeder Seite ſind zwei Medaillons mit Hauptſcenen aus der heiligen Geſchichte, mit Figuren und Scenen aus dem alten Bunde, die damit in Verbindung ſtehen, umgeben. Den Anfang macht die Verkündung, den Schluß Mariä Krönung durch Chriſtus. Mehrere Köpfe haben guten Ausdruck. Einige Inſchriften ſind lateiniſch, der eingeſchaltete Text deutſch.)

Eine viel reichhaltigere Bilderbibel enthält der Hortus deliciarum der Abtiſſin zu Hohenburg oder St. Ottilien im Elſaß, Herrad von Landsperg, vom 12ten Jahrhundert (Siehe den Auszug davon von Chr. Moriz Engelhardt mit 12 Kupfertafeln. Stuttgart 1818). Nach der Abſicht der Verfaſſerin war ihr Werk blos für die Belehrung und Erbauung der Kloſterfrauen beſtimmt. Der Text zu den bibliſchen Bildern beſteht meiſt in myſtiſch-allegoriſchen Deutungen.

Im 15ten Jahrhunderte ließ Cardinal Johann de Turrecremata die Kirche alla Minerva zu Rom mit 34 Gemälden ſchmücken, und ſchrieb darüber Betrachtungen, die nachher mit Holzſchnitten nach jenen Gemälden öfters im Druck erſchienen (Fiorillo kleine Schriften. I. 39).

Dies iſt in ſo ferne merkwürdig, als es anzeigt, auch damals ſeyen Bilder als Mittel des Volksunterrichts betrachtet worden.

In der bildlichen Vorſtellung der Dreifaltigkeit zeigten ſich mancherlei Ausſchweifungen der Phantaſie. Es erhellet aus Gerſons Rüge (Opp. IV. 47), daß die Vorſtellung des dreieinigen Gottes in utero Virginis Mariæ ziemlich üblich war. Ganz verwerflich iſt auch die Vorſtellung durch Eine Figur mit drei Köpfen (S. Molanus de picturis. C. III). Paſſender war das alte Bild zu Nola, das der heilige Paulinus (epist. 12) ſo beſchreibt:

> Pleno coruscat Trinitas mysterio
> Stat Christus agno; vox Patris cælo tonat,
> Et per columbam spiritus sanctus fluit.

Joh. Faber, Biſchof zu Wien (vorher General-Vikar zu Conſtanz), in ſeiner heſtigen Vertheidigung der Bilder Chriſti und der Heiligen (Opuscula. Lipsiæ 1535), wirſt den Reformatoren vor: ſie rauften, ganz gegen die evangeliſche Vorſchrift, den Waizen mit dem Unkraut aus, indem ſie mit dem Mißbrauch der Bilder auch ihren Gebrauch verwarfen und abſtellten.

Mit chriſtlicher Weisheit und Milde gab zu derſelben Zeit ein deutſcher Biſchof folgende Belehrung: „Honoras imaginem, vultus Christi saxo, lignove efformatam aut fucatam coloribus: multo religiosius honoranda mentis illius imago, quæ spiritus sancti artificio expressa est litteris evangelicis.“ Litera pastoralis Christophori de Stadion, Episcopi Augustani in Actis selectis Eccles. Augustanæ, p. 60. Auch im Anhang zu Zapfs Leben dieſes ausgezeichneten Biſchofs, der zur Zeit des Erasmus die Zierde des deutſchen Episkopats war.

In der Reformationsformel, welche Kaiſer Karl V. im Jahr 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg in Vorſchlag brachte, kömmt die Stelle vor, welche beweist, daß damals die Bilder mannigfaltig zu ſchnöden Zwecken mißbraucht wurden, deren Schändlichkeit den Mißbrauch bei Kirchenbildern noch überwog: „Similiter petulantes, et obscœnæ imagines, libidinum incitamenta cum multa fœditate ostendentes vel ad ludibrium religionis, aut ad certorum hominum infamiam effigiatæ prohibeantur.“ (Gærtneri corpus juris eccles. cathol. per Germanium. Salisb. 1799. T. II. p. 261.)

Damals waren auch die geiſtlichen Schauſpiele (Mystères) noch in allen Ländern in Uebung, wobei die heiligſten Perſonen in lächerlicher Umgebung und albernen Auftritten dargeſtellt wurden. Wenn dieſe Schauſpiele vielfältigen Anlaß, wo nicht zur Verhöhnung des Heiligen, doch zu einer niedrigen Anſicht deſſelben Anlaß gaben, ſo mußten auch die ihnen nachgebildeten Gemälde heiliger Gegenſtände die gleiche Wirkung hervorbringen.

Der Kirchenrath von Trient (Sess. XXV., den Mißbräuchen mit Bildern begegnend) führte mit den ältern Concilien gleiche Sprache: Doceatur populus, non propterea divinitatem figurari, quasi corporis oculis conspici, vel coloribus aut figuris exprimi possit. Papſt Benedikt XIV. ſchreibt in einer dogmatiſchen Epiſtel vom Jahre 1745: Tres personas SS. Trinitatis exhiberi licet, sed sub illa solum specie, sub qua in SS. Scripturis hominibus apparuisse legitur.

Curent Episcopi, ſagt die Synode zu Sens in Frankreich im Jahr 1528, ut imagines veritati scripturæ non convenientes ab Ecclesiis tollantur. Und im eben bemerkten zweiten Decret des Conciliums zu Trient Sess. XXV. heißt es: Imagines porro Christi, Deiparæ Virginis, et aliorum Sanctorum, in templis præsertim, habendas, et retinendas, eisque debitum honorem et venerationem impertinendam; non quod credatur inesse aliqua in iis divinitas vel virtus, propter quam sint colendæ, vel quod ab eis sit aliquid petendum, vel quod fiducia in imaginibus sit figenda, veluti olim fiebat a gentibus, quæ in idolibus opem suam collocabant; sed quoniam honos, qui eis exhibetur, refertur ad prototypa, quæ illæ repræsentant, ita, ut per imagines, quas osculamur, et coram quibus caput operimus et procumbimus, Christum adoremus et sanctos, quorum istæ similitudinem gerunt, veneremus, id, quod conciliorum, præsertim vere 2dæ Nicænæ Synodi decretis contra imaginum oppugnatores est sancitum. Illud vero diligenter doceant Episcopi, per historiam mysteriorum nostræ redemptionis picturis expressas erudiri, et confirmari populum in articulis fidei commemorandis etc. Si qui abusus irrepserint, eos prorsus aboleri sancta Synodus vehementer cupit, ita, ut nullæ falsi dogmatis imagines, et rudibus periculosi erroris occasionem præbentes statuantur, etc. Omnis denique lascivia vitetur, ita ut procaci venustate imagines non pingantur, nec ornentur etc. Vergl. damit S. Caroli Borrom. Concilium Provinc. Instruct. III. de fabricis Eccles. — (Die Erfahrung lehrt aber: je häßlicher, mißgeſtalteter ein Kirchenbild iſt, um ſo größer die Gefahr der Abgötterei. Ein ſolches Bild bekommt leicht die Natur eines unverſtändlichen Symbols. Seine Mißgeſtalt weckt und nährt im Volke den Wahn einer ihm inwohnenden übernatürlichen Kraft.)

Papſt Paul der Fünfte belegte die Maler, die ohne Erlaubniß der Kirchenbehörde Kirchenbilder machen würden, mit Geld- und Kerkerſtrafen. Paulo V. per mezzo del Card. Mellini suo Vicario, fece con un publico editto l'Anno 1610 proibire sotto gravi pene pecuniarie e di Carcere (!) a Pittori ed a custodi e Superiori delle chiese tanto regolari come secolari, di sospensione a Divinis, e privazione dell Offizio, et altre ad arbitrio etc. proibi il fare alcuna pittura o permettere, che si faccia nelle Chiese loro senza espressa licenza in escritto del Sig. Card. Vicario etc. (Boldetti Cimiteri dei antichi Christiani.) — (Sollte aber nicht jeder Pfuſcher, jeder Kunſtverderber, jeder Entweiher des Heiligen in der Kunſt von der Befugniß Kirchenbilder zu fertigen ausgeſchloſſen, und dieſe nur dem bewährten Künſtler eingeräumt werden?) — In den Conſtitutionen der Diöceſe Porto zu Rom im Jahr 1802 von dem Kardinal Antonelli, als Biſchof herausgegeben, wird Capit. XII. pag. 57 vorgeſchrieben: „Imagines vel nimia turpitudine indecoras, quæ risum, aut spretum moveant, aut procaci venustate depictas, quæ ad lasciviam excitent, aut profanam redoleant pompam, a locis sacris removeri omnino jubemus, cum Domum Dei deceat Sanctitudo (Ps. 92).

Von Kaiſer Joſeph II. wurde 1784 verordnet: jede Statue von Heiligen ſolle nur aus der Materie, von der ſie verfertigt ſey, beſtehen, und müße folglich auch ihre Kleidung eben ſo von Stein, Holz, Gold oder Silber ſeyn, ohne mit einer andern Materie bekleidet zu ſeyn; auch ſollen keine Statuen mehr bei feierlichen Umgängen mitgetragen werden. (Petzeck Sammlung der öſterreichiſchen Geſetze und Verordnung, IX. Nro. 533 und 540, S. 370 und 378). Anordnungen, in Hinſicht welcher nur zu bedauern iſt, daß ſie nicht von der Kirchenbehörde ausgegangen ſind, und unter dem Schutze der Staatsgewalt allgemein im Vollzug geſetzt wurden.

Eine biſchöfliche Speieriſche Verordnung vom 14. Juli 1732 befiehlt die Wegſchaffung verunſtalteter und unförmlicher Bilder aus den Kirchen und deren Erſetzung durch auferbauliche (Sammlung der B. Speieriſchen Hirtenbriefe. Bruchſal (1786), S. 109.

Eine erzbiſchöflich mainziſche Verordnung vom 12ten Nov. 1788 befiehlt dem Klerus, im Sinne der Synode von Trient und jener von Mainz, von 1549, über die Lehre vom Nutzen und Gebrauche der Bilder drei und mehrere Sonntage hinter einander (?) zu lehren und alle wohldenkende Chriſten zu ermahnen, daß ſie nicht durch Aberglauben und ſelbſtgeſchaffene Afterandachten die chriſtkatholiſche Religion entehren.

Beſonders zweckmäßig ſind die Anordnungen des Biſchofs von Augsburg vom 15ten November 1826 (S. Magazin für katholiſche Geiſtliche. Landshut 1827. I. 213 fg.): „Nach dem allgemeinen Grundſatze, daß hinſichtlich der Einrichtung der Kirchen ungekünſtelte Einfalt und Reinlichkeit dem zerſtreuenden Prunke und überladenen Schmucke vorzuziehen ſey, ſollen die Seelſorger fleißig darauf ſehen, daß die Kirche nicht mit unnützen Zierrathen und Bildern überladen werde, oder daß, was ſo ganz zwecklos iſt, ſich nicht mehrere Bilder von der nämlichen Vorſtellung, z. B. vielerlei Marienbilder, an einem Altar, oder ſonſt zunächſt neben einander befinden, und was gar oft geſchieht, das Hauptbild des Altarblattes unſichtbar machen, und oft das Allerheiligſte in Schatten ſtellen. Auch ſollen keine Bilder geduldet werden, welche gegen die hiſtoriſche Wahrheit oder den guten Geſchmak anſtoſſen. Nach Vorſchrift des Rituals ſoll ohne Genehmigung des biſchöflichen Ordinariats kein Altarblatt, und ſonſt ohne Erlaubniß des Pfarrers kein Bildniß in der Kirche aufgeſtellt werden. Den Gemälden allerlei fremdartige Sachen, als Münzen, Herzen, Steine und dergleichen anzuheften, iſt, als geſchmacklos und als den Bildern ſehr nachtheilig, nicht zu geſtatten."

Das Verzeichniß ſolcher Verordnungen könnte noch ſehr vergrößert werden. Hier mag die Anführung einer biſchöflichen Conſtanziſchen, vom 18. Jänner 1826 den Reihen ſchließen. „Vorlängſt heißt es in derſelben, haben die ſchönen Künſte unſerer heiligen Religion gehuldigt, und mit Wohlgefallen hat ſie das Anerbieten ihrer Dienſte aufgenommen. Denn, obgleich die Göttliche ſelbſt keines äuſſern Schmuckes bedarf, ſo ſind doch die Werke der ſchönen Künſte ſehr geeignet, die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf die heiligen Geſchichten und Lehren der Religion hinzuziehen, und ſie den Gemüthern tiefer einzuprägen. Sie ſind ſelbſt eine beſonders wirkſame Art des Unterrichts und der Erbauung, und der Eindruck der Predigt des göttlichen Wortes wird durch ſie nicht wenig verſtärkt. Wegen des möglichen Mißbrauchs hat indeſſen die Religion durch den Mund der Kirche zu verſchiedenen Zeiten erklärt, unter welchen Bedingungen ſie die Huldigung der Künſte ſich gefallen laſſe. Sie will nämlich, daß nur ſolche Bilder das Heiligthum verzieren, welche das Heilige, die Offenbarungen Gottes, die Thaten des Erlöſers, ſeiner Jünger und ihrer Nachfolger mit Wahrheit und Würde darſtellen, und dadurch das religiöſe Leben erbaulich anregen und das Gemüth zum Unſichtbaren erheben. Alles, was die Ehrbarkeit verletzt, was die Erzählungen des Evangeliums verunſtaltet, was Anſtoß geben, was falſche oder ſchiefe Vorſtellungen von göttlichen Dingen veranlaſſen, was den Aberglauben nähren kann, will die Kirche von ihren Bildern entfernt wiſſen. Die frühern Anordnungen hierüber hat der Kirchenrath von Trient (Sess. XXV. de reform.) mit beſonderm Nachdruck erneuert. Um nun dieſen Anordnungen die gebührende Befolgung zu verſchaffen, werden allen Seelſorgern nachſtehende Anweiſungen gegeben:

1) So ferne ſich in ihren Kirchen oder Kapellen ſolche Bilder oder Statuen befänden, die in einer oder der andern Hinſicht unanſtändig ſind, oder den erhabenen Vorſtellungen unſerer heiligen Religion zuwiderlaufen, hat der betreffende Seelſorger davon durch das Dekanat die umſtändliche Anzeige zu machen, damit im Einverſtändniſſe mit der Staatsbehörde der Gegenſtand des Anſtoſſes auf die angemeſſenſte Weiſe beſeitigt werden könne.

2) Bevor in Zukunft irgend ein Bild, Gemälde, Schnitzwerk, oder eine Statue für irgend eine Kirche beſtellt oder angekauft werden will, ſoll darüber mit genauer Beſchreibung des Bildes dem biſchöflichen Ordinariat berichtet werden, damit es ſeine Zuläſſigkeit beurtheilen könne.

3) So oft der Bau einer neuen Kirche oder die Errichtung neuer Altäre beſchloſſen wird, ſind

a) die Entwürfe der Bilder, die auf den Altären angebracht werden wollen, an das biſchöfliche Ordinariat einzuſenden, und

b) iſt der Künſtler namhaft zu machen, dem die Verfertigung übertragen werden will, damit wir durch Rückſprache mit der Staatsbehörde gehörige Fürſorge treffen können, um allem Unanſtändigen zu begegnen.

Den Dekanaten wird es zur Pflicht gemacht, ſtets alle Wachſamkeit über die genaue Beobachtung der gegenwärtigen Anordnungen anzuwenden, damit auch durch die Bilder in den Kirchen überall Gott verherrlicht, und die wahre *Andacht im Geiſt* und in der Wahrheit befördert werde.

B.

Auszüge aus F. C. Schloſſers Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs. Frankfurt am Main 1812.

(S. 165.) „Mochte Leo der Iſaurier und ſein Hofbiſchof über die Bilder glauben, was ſie wollten, mochten ſie es für Götzendienſt halten, daß man vor Holz und Stein niederfiel, mochten ſie gegen neue Gebräuche ſtrenge verfahren und ihre Geiſtlichen anhalten, die Schrift zu leſen, um beſſere Begriffe von Gott zu bekommen, wer gab ihnen die Erlaubniß, ſich über den Glauben der Unterthanen als Richter aufzuwerfen, wer das Recht, mit unheiliger Hand ein Holz oder einen Stein herabzureißen, an den auch nur einer der Unterthanen ſeine Seele heftete, wenn er ſich über die irdiſchen Verhältniſſe zu erheben gedachte?"

(S. 177.) „Der Hauptmann der Leibwache, von wenigen begleitet, wollte entweder, um ſich beliebt zu machen, oder auf Befehl ſeines Herrn das berühmteſte Bild in der Stadt zerſchlagen. Dies war ein Chriſtusbild über dem Thore des Palaſtes, der gleichſam als Eingang zum Hauptpalaſt führte, wegen ſeines kupfernen Dachs die Chalke hieß, und durch die Menge ſeiner Säulen und Statuen mit dem Kapitol

Roms wetteiferte. Das Bild ſelbſt war in ganz beſonderem Rufe und hatte unter Mauritius und Heraklius Wunder gethan. Wie der Trabant das Bild, das er wohl ſanfter ſchon als Kunſtwerk hätte abnehmen können, mit der Art herabzuſchlagen ſich bemühte, und die Bitten der umſtehenden Weiber verſchmähte, geriethen dieſe in Wuth, riſſen die Leiter unter ihm weg, daß er hinſtürzte, und erſchlugen ihn nebſt ſeinen Begleitern, die den Angriff nicht erwartet hatten. Durch das vergoſſene Blut erhitzt, ſtürzten die Furien und der Pöbel mit ihnen in das Patriarchalgebäude, um auch den Anaſtaſius ihrer Wuth zu opfern; allein dieſer rettete ſich in den kaiſerlichen Palaſt. Leo, der anfangs dem Lärmen zugeſehen hatte, ließ ſeine Garde jetzt auf den Pöbel, die Mönche und die Weiber einhauen, wo die erbitterten Soldaten, alle Bilderfeinde, auch nicht ſchonend verfuhren; die gefallenen Weiber verſetzten hernach die Griechen unter die Heiligen. Das Bild ließ indeſſen Leo völlig herabſchlagen und an ſeiner Stelle ein Kreuz ſetzen, deſſen Unterſchrift ſeinen Haß gegen die Bilder verewigen ſollte.

(S. 186.) Johannes Damaszenus hatte nicht ſo bald von dem erſten Edikte des Kaiſers gehört, als er es zu widerlegen unternahm, und ſeine im Geiſt der Zeitphiloſophie abgefaßten und mit ihr angefüllten Reden für die Bilder fanden ſo viel Beifall, daß ſie in Verbindung mit ſeinen andern dogmatiſchen Schriften das Handbuch bildeten, das man der Jugend, die etwas mehr als das Gewöhnliche wiſſen wollte, in die Hand gab.

Der Grund für den Bilderdienſt, den er daraus hernimmt, daß die ewige Idee der Welt und ihrer Geſchöpfe in der Gottheit ein ewiges Bild vor aller Zeit geweſen ſey, ſpricht eben nicht für ſein genaues Studium des Plato und Ariſtoteles, die ihn wohl tiefer hätten führen müßen. Beſſer iſt es, wenn er ſich auf die Schwäche der menſchlichen Natur beruft, und behauptet, daß dem ſinnlichen Menſchen zwar die Gottheit ſelbſt durch Bilder nicht deutlicher gemacht, daß aber gewiſſe Verhältniſſe des göttlichen Weſens und künftige Ereigniſſe könnten bildlich angedeutet werden. Lächerlich wird er aber, wenn er ironiſch dem Kaiſer betheuert, daß ſo wenig man ihm ſeinen Hofſtaat nehmen dürfte, eben ſo wenig auch er Chriſto die Engel und Heiligen, die ſeinen himmliſchen Hofſtaat bildeten, rauben dürfe. Wenn man alſo, was der Kaiſer damals noch zugab, Chriſtus und die Maria malen dürfe, ſo müſſe man nothwendig auch ihren Hof dazu malen dürfen."

(S. 199.) „Leo wollte mit Gewalt die Menſchen zu reinerer Erkenntniß bringen, weil er nur die Tugenden eines Herrſchers, nicht die eines edlen Menſchen beſaß, der weiß, daß die Weisheit nicht gelehrt *) und noch weniger erzwungen wird, daß der Hauſe, ewig dem Irrthum Preis gegeben, **) von einer Thorheit in die andere ſinkt, und, der Wahrheit unempfänglich, einen Götzen verehrt, den er bald von Holz und Stein aufſtellt, bald in andern Gegenſtänden ſucht, die gerade nicht beſſer ſind."

(S. 214.) „Aus den Verhandlungen des Conciliums zu Conſtantinopel (753) ſieht man ſehr deutlich, daß es für die vernünftige Gottesverehrung ganz gleichgültig war, ob die Bilderfreunde oder die Bilderfeinde in dem Streit obſiegten. Siegten die erſtern, ſo blieb eine Art Abgötterei; wenn die Andern ihren Willen durchſetzten, ſo mußte, da man neue Menſchenſatzungen ſtatt des Evangeliums predigte, in den Menſchen, die die reine Wahrheit blendete, mit dem Sinnlichen bald das Ueberſinnliche weggetilgt ſeyn. Ja die Vernichtung der Bilder ſelbſt hatte etwas Fanatiſches an ſich, da die heiligen Väter ſie aus dem Grunde verwarfen, weil die Bildhauerei und Malerei heidniſche Künſte ſeyen, durch welche man heilige Dinge nicht darſtellen müſſe. Der Gang, den ſie verfolgen, iſt ungefähr dieſer: Der Teufel habe ſich über den reinen Glauben der Chriſten, der ſich eine Zeit lang erhalten und auf ſechs Concilien bewährt habe, geärgert, und habe alſo ſo lange alle ſeine Liſt aufgeboten, bis er die Chriſten zur Abgötterei unter einer neuen Geſtalt gebracht habe; dadurch ſey denn nothwendig geworden, was jetzt geſchehen, daß Gott ſeine wahren Diener, und vor allen den Kaiſer, der hier als ein neuer Apoſtel erſcheine, erweckte, und durch ihren Eifer des Teufels Trug vernichtete. Darum wollen wir denn auch, rufen ſie im heiligen Eifer, dem Frevel der Maler und Bildhauer, welche das, was nicht kann dargeſtellt werden, darſtellen wollen, wehren und ihn hemmen, um ſo mehr, da ſie, die nur das Menſchliche an Chriſtus darzuſtellen vermögen, weil das Göttliche kein Bild faßt, in die Ketzerei derer fallen, die nur eine Natur in ihm glauben. Da ſie ſich einbilden, hier den wahren Punkt ganz neu getroffen zu haben, ſo verweilen ſie bei den Gedanken und legen darauf ein ſehr großes Gewicht, um zu beweiſen, daß alle Bilder von Chriſto gottlos und ketzeriſch ſind; allein, da die Heiligen nicht wie Chriſtus eine doppelte Natur hatten, ſo konnte man noch immer Bilder von dieſen zur Verehrung aufſtellen. Aber auch die Heiligen ſind ja über alle Himmel erhöhet und in einem Zuſtande, den kein irdiſcher Gedanke faßt und jeder Pinſel oder Meiſel herabſetzt, wenn er ihn ſichtbar machen will; auch ſie ſinnlich darſtellen zu wollen, iſt alſo Frevel. An dieſe Gründe reihen ſie viele Stellen älterer Schriftſteller, und bringen bald durch eine gezwungene Erklärung heraus, daß auch dieſe den Bilderdienſt verworfen hätten."

---

*) Warum nicht? — Das bloße Wort reicht freilich nicht hin. Aber es iſt doch eine Dienerin der Weisheit.

**) Daß dies ſo ſeyn müſſe, wird der Verfaſſer wohl nicht meinen?

(S. 257.) „Der Kaiſer ahndete wohl die Stärke der Gegenpartei, da er den neuen Patriarchen nöthigte, den Bildern feierlich abzuſchwören; er wußte aber nicht, daß ſeine eigene Gemahlin des Eides, den ſie ſeinem Vater geſchworen, vergeſſen habe, und mit den Mönchen in Verbindung getreten ſey. Seelen, wie die der Irene, welche gerne den Himmel erwerben, ohne ihn zu verdienen, oder durch Aufopferung zu ſuchen, bedürfen am erſten der Mittel, die das Ueberſinnliche recht handgreiflich machen, beſonders wenn ſie zugleich auf eine übernatürliche Weiſe zu ſinnlichen Dingen verhelfen?"

(S. 258.) „Obgleich die Irene ſtandhaft läugnete, daß ſie von in ihrem Zimmer verſtekten Bildern etwas gewußt habe, ſo entfernte ſie dennoch Leo aus dem Palaſte und brach allen Umgang mit ihr ab. Glücklicherweiſe für ſie ſtarb er bald darauf, ſonſt würde er ihren

Meineid wohl dadurch gerächt haben, daß er ihr die Vormundſchaft über ſeinen unmündigen Sohn (er war zehen Jahr alt) nicht übertragen. Jetzt kam ſie mit bittern Vorwürfen über ihren Meineid und einer kurzen Verbannung davon, da der Tod ihren Gemahl übereilte.“

(S. 260.) „Sie (die Brüder Leo's) erhielten, damit ſie aller Hoffnung zu regieren beraubt würden, die Tonſur und wurden zu Prieſtern geweiht, ja, damit dies recht bekannt werde, mußten ſie am Weihnachtstage das Abendmahl austheilen. Sonderbare Anwendung der heiligſten Myſterien des Glaubens! und doch war Irene ſelbſt nicht ohne Religion; nur war ihr, wie allen weiblichen und im Glanze verdorbenen Seelen, die Religion mehr Mittel als Zweck.“

(S. 401.) „Die glückliche Ruhe (des Reichs) von allen Seiten weckte in Leo's Seele den Gedanken wieder, den er als Armenier ſchon lange genährt, und den alle Vernünftige mit ihm theilten, daß der Mißbrauch, welchen man von den Bildern machte, die wahre Religion zerſtöre, und den Verfall des Staats herbei führe, weil der Haufe ſich gewöhnte, überall Wunder zu ſehen und zu hoffen, und deshalb alle menſchlichen Mittel den Staat zu erhalten, vernachläßigte. Man ſieht aus der folgenden Geſchichte leicht, daß dieſe Meinung ſelbſt unter dem Klerus noch viele Vertheidiger fand, daß die gewaltſame Veränderung, welche Irene vorgenommen hatte, bei weitem nicht überall gebilligt ward, und daß Viele ſogar öffentlich das Unglück des Reichs dem Zorn der Gottheit über die Abgötterei, wie ſie es nannten, zuſchrieben: aber läugnen darf man nicht, daß auch die Bilderfeinde, von fanatiſchem Eifer beſeelt in der Wahl der Mittel, die zu ihrem Zweck führten, nicht ſehr ängſtlich waren, und beſonders Leo den Armenier durch einen Aberglauben anderer Art zum erſten Schritt gegen die Bilder brachten. Auch er nämlich glaubte, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, an Weiſſagungen; auch ihm, wie vielen Andern, die nie Kaiſer wurden, hatte ein Mönch den Thron geweiſſaget; die Weiſſagung war eingetroffen und hatte Leo's Glauben an Propheten vermehrt; welches dann ein ſchlauer Bilderfeind benutzte.“

(S. 435.) „Die Neutralität Michaels (des II., oder des Stammlers), der die Mönche und Geiſtlichen und ſelbſt alle Gelehrten haßte, hatte übrigens eine ganz andere Quelle, als die Mäſſigung und der Eifer Leo's (des Armeniers). Dieſer, mit wahrem Eifer für die reine Lehre erfüllt, wollte die chriſtliche Religion auf ihre erſte Reinheit zurückführen; Michael ſah nach Art der Neuern die religiöſe Anſtalt politiſch an, und wollte, ohne ſelbſt das Heilige zu ahnden, den Pöbel aller Stände, den die irdiſche Feſſel nicht feſt genug halte, in die Bande des Aberglaubens ſchlagen. Sein gemeiner Witz und ſein einem Kaiſer unanſtändiger Spott ſchonte keines Dings, weder irdiſcher noch himmliſcher Art; das zeigte ſchon genug, wie wenig die Religion und ihre Diener von ihm zu hoffen hätten; aber er ſcheute ſich auch nicht, zu ſagen, daß er nur einen Gott kenne, der ſeine Macht nicht theile, noch mittheile; er zweifelte an der Auferſtehung Chriſti und läugnete die Exiſtenz des Teufels aus einem Grunde, den man in neuern Zeiten geltend gemacht, weil deſſelben in den moſaiſchen Schriften keine Erwähnung geſchehe.“

(S. 521.) „Den Maler, Lazarus, ließ Kaiſer Theophilus zuerſt durch Drohungen von ſeinem Handwerk abſchrecken; wie er nicht aufhörte, befahl er ihn zu martern, und ließ ihn halbtodt in einen Kerker werfen. Er genaß, und malte, wie er geneſen, wieder, welches man der Gewohnheit, oder, wenn er Künſtler war, der Kunſt hätte verzeihen müſſen. Theophilus befahl ihm die Hände mit glühenden Eiſen zu brennen, und mit Mühe entriſſen ihn die Bitten der Theodora dem Tode.“

(S. 552.) „Ob die Sache vorher ſchon ausgemacht war, oder ob die Kaiſerin (Theodora) um ihren Gemahl, wenn nicht wirklich, das konnte ſie ja nach Methodius Worten nicht hoffen, doch in der Meinung, die Menſchen aus der Hölle zu retten, die Nothlüge erſann; genug, ſie erklärte der (geiſtlichen) Verſammlung, daß ſie dem Theophilus kurz vor ſeinem Ende vorgeſtellt habe, welche geiſtliche und leibliche Uebel aus der Ketzerei des Bilderſturmes gefloſſen ſeyen und fließen könnten, und daß er, gerührt von ihren Vorſtellungen, mit Innigkeit die Bilder umarmt und geküßt habe. Die Verſammlung, welche die Theodora nicht beleidigen durfte, und den Bildern nicht ſchnell genug zu ihrer vorigen Ehre helfen zu können glaubte, betheuerte der Kaiſerin, daß, da dem alſo ſey, ſie für den Theophilus Vergebung ſeiner Sünden von Gott ſuchen wollten, ſie zu finden verſichert wären, und ihr darüber eine förmliche Urkunde ausſtellen wollten. Nachdem der Bilderkrieg 110 Jahre gewüthet hatte, verſchaffte die Synode zu Conſtantinopel von 842 unter der Theodora der Bilderverehrung im Orient den Sieg. — Man vergl. Maimbourg Hist. des Iconoclastes; Joh. Dallæi de Imaginibus. Lugd. Batav. 1642. Natal. Alexander dissert. de usu et cultu Imaginum. Frid. Spanheim Hist. imaginum restituta. 1686.

C.

Bilderſturm auf Veranlaſſung der kirchlichen Reformation im ſechszehnten Jahrhunderte.

Von allen Scenen der Art iſt wohl der Bilderſturm der Geuſen in den Niederlanden am merkwürdigſten. Hier deſſen Beſchreibung von Friedrich Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung. Leipzig. 1801. B. IV. u. fg.:

„Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre (der Geuſen) Armuth; die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraſſen, jedes Heiligenbild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566). Der Anfang des Bilderſturms geſchah in Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen ſich von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen, und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That und durch neuen Zulauf verſtärkt, dringen ſie geraden Wegs nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Calviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beiſpiel wird ſogleich in Menin, Komines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von Maria Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte.

Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf das Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen: warum es ſich neulich ſobald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampf herausfoderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spas verdroß, wollte ſie von da herunter reiſſen, und es kam auf dem Predigtſtuhl zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefodert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eines, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen, und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werke. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwei Schächern, dem Hochaltare gegenüber, aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen, und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beiden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont.

Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom, einen den größten und prächtigſten in der Chriſtenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fakeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Capellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt.

Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben, auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Greuel." — Man vergleiche damit was David Hume von den Bilderſtürmern in England und Schottland meldet. Aus ſeiner Geſchichte Jakobs I. Abſchn. III. erſehen wir, wie vergeblich dieſer König ihren Fanatiſmus zu mildern ſuchte. Das Feuer des Andachtseifers, das die Neuerung erweckte, und der Widerſtand in Flammen ſetzte, hatte das Gemüth der ſchottländiſchen Religionsverbeſſerer ſo eingenommen, daß alle Gebräuche und Verzierungen, und ſelbſt die Ordnung des Gottesdienſtes mit Verachtung als unnütz verworfen wurden, weil ſie die Einbildung in ihrer heftigen Entzückung aufhielten, und die Wirkungen des Geiſtes, wovon ſie ſich begeiſtert glaubten, verhinderten. Es wurde der nakendſte und einfachſte Gottesdienſt eingeführt, der nichts von den Sinnen erborgte, ſondern ganz allein in der Betrachtung des göttlichen Weſens beſtand, das ſich einzig dem Verſtand entdeckt. Dieſe Art der Andacht, die dem höchſten Weſen ſo ſehr, der menſchlichen Schwachheit ſo wenig gemäß iſt, verurſachte ſichtbarlich die größten Zerrüttungen in der menſchlichen Bruſt, und zernichtete alle vernünftigen Grundregeln des geſelligen Betragens. — Alle ſcharfſichtigen Augen ſahen es deutlich, und der König ſelbſt, daß ſich durch die Uebermacht der Schwärmerei eine dunkle, finſtere Stimmung über das Volk ausbreite; ein Geiſt, der hartnäckig und gefährlich, ununterwürfig und unordentlich war, und gleich ſehr von Verachtung aller Gewalt, als von Haß gegen alle andern Religionsübungen, vornehmlich gegen die katholiſchen, beſeelet wurde. Um dieſe Gemüthsſtimmungen zu erweichen, bemühte ſich Jakob dem Gottesdienſte der Nation einigen Anſtrich von Aberglauben (?) zu geben, und ſolche Gebräuche und Ceremonien einzuführen, die einigermaßen die Seele beſchäftigen und den Sinnen ſchmeicheln möchten, ohne jedoch gar zu ſehr von der Einfalt abzugehen, wodurch die Reformation ſich unterſchied. Es wurden auch die feinern Künſte, ſo roh ſie auch noch in dieſen nordiſchen Königreichen waren, zur Auszierung der Kirchen beſchäftigt; und die Capelle des Königs, worin eine Orgel gebauet, und einige Gemälde und Bildſäulen aufgeſtellt waren, wurde als ein Muſter für die übrigen Kirchen der Nation vorgeſtellt. Aber die Muſik war den Ohren der, von Vorurtheilen eingenommenen, ſchottländiſchen Geiſtlichen ein Aergerniß; die Bildhauerkunſt und Malerei ſchienen ihnen Werkzeuge des Götzendienſtes zu ſeyn; der Chorrock war ein Ueberreſt der Papiſterei, und alle Bewegungen und Geberden, die die Liturgie vorſchrieb, waren ein Schritt nach dem geiſtlichen Babylon, welches ſo ſehr der Gegenſtand ihres Abſcheues und Haſſes war. Alles wurde für gottlos gehalten, nur nicht ihre eignen myſtiſchen Zuſätze zu der heiligen Schrift, welche ſie anbeteten, und deren morgenländiſchen prophetiſchen Styl ſie bei allen ſchlechten Vorfällen des Lebens brauchten." — Man vergleiche über die Geſchichte des Bilderſturmes Wagenaer allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. V. 81—85. „Dieſe traurige Begebenheit, ſchreibt Waagen (in ſeiner trefflichen Schrift über Hubert und Joh. van Eick. S. 65), iſt nicht allein hauptſächlich ſchuld, daß wir aus der voreickiſchen Zeit ſo gut wie gar nichts übrig haben, indem man natürlich lieber die vollkommnern Kunſtwerke der ſpätern Zeit, als jene frühern von geringerm Werthe zu retten ſuchte, ſondern daß ſelbſt von den Werken der van Eick und ihrer ganzen Schule verhältnißmäßig gegen den urſprünglichen Reichthum nur wenige Ueberreſte vorhanden ſind. — Die Reformationsgeſchichte der meiſten Länder liefert ſehr oberflächliche Nachrichten von den Bilderſtürmen; es iſt, als ob die gebildetern Anhänger der Reform ſich aus Schaam wegen dieſer Verirrung geſcheut hätten, ihre Scenen zu ſchildern. Sie erklärt ſich blos dadurch, daß die Wuth der entzügelten Leidenſchaft blind macht, daß ſie nur am Zerſtören Luſt findet, und daß ihr Zerſtörungseifer ſich am ungeſtümmſten auf die Gegenſtände bisheriger Verehrung wirft, ſobald ſie ihr als Hinderniß, als Abzeichen der Gegenpartei vorgeſpiegelt werden. Wegen ihrer Naivetät verdienen hier einige Züge der Bilderſtürmerei in der Schweiz, wie ſie im fünften Theile der helvetiſchen Kirchengeſchichte von L. Wirz, fortgeſetzt von M. Kirchhofer. Zürich 1819. S. 123 und fg. erzählt ſind, aufgenommen zu werden. In Zürich wurde der Wunſch nach Abſchaffung der Bilder durch die Schrift Ludw. Hetzers: Urtheil Gottes, wie man ſich mit den Bildern halten ſolle, veranlaßt. Die Schrift, in der Mutterſprache abgefaßt, wirkte auf das Volk ſelbſt. Ein großes Bild des am Kreuze hangenden Erlöſers vor dem obern Stadtthor zu Stadelhofen wurde durch den Schuſter Niklaus Hottinger mit Beihülfe anderer Bürger und eines zu Zürich wohnhaften Webers von St. Gallen, Lorenz Hochrütner ausgegraben und umgeworfen. Dieſe That wurde von den Anhängern des alten Glaubens als ein todeswürdiges Verbrechen angeſehen, und erregte ſolchen Lärm, daß die Obrigkeit die Urheber verhaften ließ. Da jedoch Freunde des neuen Glaubens ſie zu rechtfertigen oder wenigſtens zu entſchuldigen ſuchten, ſo entſtand große Erbitterung. Doch gaben die Prediger der Reform ſelbſt zu, daß die Thäter, zwar nicht am Leben, doch auf andere Weiſe geſtraft werden mögen, weil ſie eigenmächtig und ohne obrigkeitliche Bewilligung das Standbild umgeworfen hätten. Später wurde auch Hottinger als Haupturheber verurtheilt, Stadt und Kanton zwei Jahre zu meiden, und nach Verfluß derſelben ohne erlangte Gnade nicht zurückzukehren. Die Urphede mußte er bei Gott und den Heiligen ſchwören. Den Hochrütner traf die gleiche Strafe. Im gleichen Jahre wurden in der St. Peterskirche zu Zürich etliche Tafeln, Briefe, Heiligenbilder und andere Gotteszierden abgeriſſen. Der Rath ließ die Sache unterſuchen, und der Verdacht fiel auf den Baarfüſſer Lorenz Mayer. Auf Befragen geſtand er, daß er zu einem Kaplan um eben dieſe Zeit geſagt habe: Es gelüſte ihn, die Götzen an dem Altar herunterzuſchlagen, da ſo viele arme Leute vor der Kirche ſitzen, die keine Kleider hätten und großen Hunger litten (!). — Thomas Plater erzählt in ſeiner naiven Sprache, wie er als Cuſtos des Schullehrers Myconius den Ofen hätte einheizen ſollen, und aus Mangel an Holz (!) ſich in die Kirche geſchlichen und das Bild des Evangeliſten Johannes vom Altar genommen und in den Ofen geſchoben habe, mit den Worten: Jäggli nun bucke dich, du mußt in den Ofen, ob du ſchon Johannes ſollteſt ſeyn. Hoch loderte das Bild auf. Myconius lobte ſeinen Cuſtos, daß er heute wohl eingeheizt habe; aber demſelben wurde warm und übel zu Muthe, als er zwei Prieſter miteinander zanken hörte, und einer den andern hart anfuhr: du lutheriſcher Schelm! du haſt mir meinen Johannes geſtohlen (S. 220). — In Egliſau verſuchte der Pfarrer Ulrich Hafner mit einem Bürger des Abends einige Bildertafeln aus einer Capelle wegzuräumen; allein ein Schauder überfiel ſie, und ſie ließen die Tafeln auſſer der Capelle ſtehen. Als mitten in der Nacht der Bürger ſie wieder an ihren Ort ſtellen wollte, fand er ſie zerbrochen. Aus der Kirche in der Stadt wurden Bilder weggenommen und in den Rhein geworfen, ohne daß man einen Einbruch in die verſchloſſene Kirche wahrnahm oder die Thäter entdeckte (S. 229). Dieſe Thatſachen beweiſen, daß in der Schweiz, wo die der Reform geneigten Obrigkeiten dem eigenmächtigen Aufräumen nicht hold waren, die Gegner der Bilder lange Zeit nur heimlicher Weiſe ſie aus der Kirche entfernten. — Die Bilderſtürmer der Reformation hatten ſchon im Jahr 1497 ſogar in der Stadt Italiens, wo die Künſte am herrlichſten blühten, einen heftigen Vorgänger an dem politiſch-religiöſen Schwärmer Savanarola (dem Dominikanermönch), der aus Fanatismus gegen die, die Kunſt beſchützenden Medicis viele Kunſtwerke öffentlich verbrennen ließ. — Selbſt die Griechen, obgleich ſo eifrige Verehrer von Götterbildern, blieben von der Wuth ihrer Zerſtörung nicht immer frei. Haß und Eiferſucht waren die Triebfedern. So in dem erbitterten Kriege zwiſchen den Achäern und Aetoliern zerſtörten die letztern zu Dios in Macedonien die Hallen und die Tempel mit ihren Statuen, und richteten auch zu Dodonna in Epirus den Tempel des Jupiter und die Statuen in den Galerien zu Grunde (Polyb IV, V und IX. Winkelmann Geſchichte der Kunſt. II. S. 362).

D.

Der Aufſchwung der religiöſen Kunſt im Gegenſatz mit der Reformation von W. Roscoe.

Ehe (die Reformation) eintrat, hatte die katholiſche Religion nicht allein ihrem Haſſe gegen Malerei und Bildhauerei entſagt; ſie war ſogar die Pflegmutter beider Künſte geworden, und hatte ihnen den herrlichſten Stoff zur Darſtellung geliefert. Der Künſtler, deſſen Werke die Landesreligion verſinnlichten, wurde mit einer Art heiliger Ehrfurcht betrachtet, und da gewöhnlich ſeine Arbeit von Königen, Päbſten, freigebigen Prälaten und reichen Klöſtern bezahlt wurde, ſo ermunterte die reichliche Belohnung ihn und andere zu neuen Verſuchen. Soll es dem Künſtler mit ſeinem Werke ganz gelingen, ſo wird dazu oft ein günſtiges Zuſammentreffen äußerer Umſtände erfodert, und wenn der Geiſt in der feierlichen Stille des Kloſters, oder der majeſtätiſchen Domkirche ſchon voll heiliger Ehrfurcht ergriffen iſt, ſo weilet er mit doppelter Aufmerkſamkeit bei Gegenſtänden, die ſchon mit ſeinem Gefühle im Einklange ſtehen, und auf die treffendſte Art dem Auge das ſichtbar darſtellen, was ſchon in Gedanken ſeine Bewunderung und fromme Ehrfurcht aufgeregt hat. Auch der Vortheil des geräumigen Platzes, an welchem der Maler und Bildhauer ſeine Kunſtwerke aufſtellen, wo er ſie auf Jahrhunderte hinaus vor aller Beſchädigung ſichern, und dem Auge in der günſtigſten Miſchung von Licht und Schatten, wie in der anmuthigſten Stellung und Lage darbieten konnte, mußte ihm für den Eindruck bürgen, den er auf die Zuſchauer machen wollte. Der Zweck der Reformation war, ihn aller dieſer Vortheile zu berauben, ſeine Meiſterſtücke aus den, der öffentlichen Gottesverehrung geweihten Gebäuden zu verbannen, als ob er dieſe durch ſie nur entweihete und in Götzentempel verwandelte, und den Stoff ſeiner Kunſt nur auf die weniger anziehenden Gegenſtände der Profangeſchichte zu beſchränken, indem ſie ihm zugleich das minder begüterte Publikum der Laien zu Beſchützern ſeines Talents, und Abnehmern ſeiner Werke anwies. Dieſe Wirkung darf jedoch weniger der Denkart und dem Betreiben Luthers ſelbſt, als vielmehr ſeiner mit Unverſtand eifernden Anhänger beigemeſſen werden, die in dieſem Stücke viel weiter giengen, als er nöthig oder dienlich erachtete. Während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg hatte ſein Schüler Carlſtadt in einer ſolchen Anwandlung heiligen Eifers alle Gemälde und Bildſäulen der Heiligen in der Kirche zu Wittenberg zerſtören laſſen. Aber kaum hatte Luther dieſes erfahren, als er ohne Vorwiſſen und Erlaubniß des Kurfürſten ſein Patmos verließ, und dahin zurückeilte, wo er denn auch jenem Unfuge thätigen Einhalt that. **Luther** äußerte ſich darüber in verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften, ſo daß man ſieht, er wollte dergleichen Bilder wohl dulden, wenn ſie nur nicht Gegenſtände religiöſer Verehrung ſeyn ſollten, übrigens meinte er, es ſey eben nicht verdienſtlich, dieſe Künſte zu ermuntern, und gab ganz im Geiſte eines Herrnhuters zu verſtehen, dies Geld könne wohl nützlicher zum Beſten der Brüder angewandt werden. **Erasmus** dachte in dieſem, wie in andern Stücken gemäßigter und billiger. „Diejenigen“ ſagte er, „welche, wenn gleich mit zu vieler Hitze, gegen die Bilder geeifert haben, hatten allerdings einigen Grund dazu; denn Abgötterei, das heißt, Anbetung der Bilder, iſt ein ſchreckliches Verbrechen, und wenn gleich jetzt der Abgötterei geſteuert iſt, ſo muß man doch immer gegen die Künſte des Satans auf ſeiner Hut ſeyn. Wenn wir aber bedenken, daß Bildhauerkunſt und Malerei, die man ſonſt als ſchöne Künſte betrachtet hat, eine Art ſtillſchweigender Dichtung ſind, und das Gefühl oft mehr aufregen, als alle Kunſt des begabteſten Redners, ſo müßen wir geſtehen, es wäre beſſer gethan, wenn man nur ihrem Mißbrauch Einhalt thäte, ohne ihre nützliche Wirkung zu hindern. Ich wünſchte in der That alle Wände öffentlicher Gebäude mit Gemälden aus dem Leben Jeſu verziert zu ſehen, vorausgeſetzt, daß die Malerei geſchmackvoll und angemeſſen wäre. So wie aber die afrikaniſche Kirchenverſammlung verordnet hat, daß in den Kirchen nichts als die kanoniſchen Schriften der Bibel vorgeleſen werden ſollten, ſo müßen billig auch alle Gemälde in den Kirchen nur aus der bibliſchen Geſchichte entlehnt ſeyn. In den Vorſälen, Hallen und Kreuzgängen möchten immerhin auch Gegenſtände aus der Profangeſchichte dargeſtellt werden, wenn ſie an heilſame Sittenlehren erinnern können; allein abgeſchmackte, ſchmutzige, oder zum Aufruhr reitzende Gemälde ſollten aus allen Häuſern verbannt werden, und ſo wie es eine Art von Gottesläſterung iſt, die heilige Schrift zu muthwilligen Scherzen und Poſſen zu mißbrauchen, ſo müßten auch die Maler geſtraft werden, die in ihren Darſtellungen bibliſcher Geſchichten ihre eignen lächerlichen und albernen Einfälle einmiſchen. Können ſie ihre Thorheit nicht laſſen, ſo mögen ſie ſich im Philoſtratus nach Stoff umſehen, obgleich ſelbſt die heidniſche Geſchichte manche nützliche Lehre zu ertheilen vermochte.“ Es iſt ſehr zu bedauern, daß ein ſo vernünftiges Urtheil, welches Luther ſelbſt hätte billigen müßen, die beinahe gänzliche Verbannung aller Gemälde aus den proteſtantiſchen Kirchen nicht verhüten konnte. Dadurch iſt nicht allein der Kunſt ein unerſetzlicher Schaden zugefügt, ſondern es iſt auch dem Volk eine Art des Unterrichts entzogen worden, die eben ſo gut darauf berechnet war, ſein Gefühl aufzuregen, und ſeine Frömmigkeit zu nähren, als der mündliche Vortrag. (Wilhelm Roscoe Leben und Regierung des Pabſts Leo X. Leipzig 1808. B. III. C. 19. S. 237. fg.)

E.

Leibnitzens Anſicht von den chriſtlichen Bildern. Ein Auszug aus dem Syſteme der Theologie, nach ſeiner (als ächt anerkannten) franzöſiſchen Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Hanover ins Deutſche überſetzt von Andr. Räß und Nik. Weis. Mainz 1820. Zweite Auflage. S. 117 u. ſ. f. (Vergl. die Göttingiſchen Anzeigen vom Jahr 1821. St. 52. S. 505 fg., und von 1827. St. 78.)

Hätte der ſcharfſinnige Philoſoph in dieſer Schrift auch nur, wie Einige wahrſcheinlich zu machen geſucht, eine genauere Darſtellung der Lehren der katholiſchen Kirche beabſichtigt, ſie wäre ſchon dadurch der Beachtung in nicht geringem Grade würdig.

„Schwieriger, ſchreibt er, iſt die Frage von der Bilderverehrung, in wie weit nämlich erlaubt ſey, dieſelben in religiöſer Hinſicht zu gebrauchen, und ob man durch ſie dem Prototyp Ehre erweiſen könne. Denn Gott hat gewiß nicht ohne wichtige Urſache ſeinem Volke jeden Gebrauch der geſchnitzten Bilder unterſagt, und man glaubt, er habe jedes Ebenbild verboten, damit man ſich nicht derſelben als Götzen bedienen möchte; und die alte Kirche hat in den erſten Zeiten, wie ſich aus dem Kirchenrathe von Elvira und andern Stellen des Alterthums ergibt, keine Bildniſſe in die Bethäuſer aufgenommen, oder gewiß nicht ohne Schwierigkeit: hernach haben die Biſchöfe von Gallien und Germanien in der Synode von Frankfurt, unter Karl dem Großen, heftig gegen die morgenländiſchen Bilderverehrer und die zweite Nicäiſche Kirchenverſammlung geeifert: und in der That gab dieſer Streit zu vielem Blutvergießen, zu großen Stürmen und Umwälzungen im Orient Anlaß, und iſt nicht die geringſte Urſache des Verluſts von Aſien. Die Juden indeß und die Sarazenen rechneten unter die übrigen Urſachen ihres Haſſes gegen die Chriſten auch die Verehrung der Bilder; auch kann nicht geläugnet werden, daß ſchon damals im Gottesdienſte große Mißbräuche bei dem Volke überhand genommen, und Mahomeo und ſeine Anhänger nur (?) deshalb ſo vielen Beifall erhielten, weil ſie ſich rühmten, die Verehrung des einzigen Gottes wieder herzuſtellen. Auch im vorigen Jahrhundert haben die Lobpreiſer der Reformation eine ſtarke Beſchönigung ihres Unternehmens in eben dieſem Gegenſtande gefunden.

Auf der andern Seite ſcheinen für den religiöſen Gebrauch der Bilder der offenbare Nutzen und die Vernunft zu ſtreiten. Denn aus welchem andern Grunde leſen und hören wir die Geſchichte, als um uns die Bilder derſelben ins Gedächtniß einzuprägen? Da dieſelben aber ſehr flüchtig, und nicht immer beſtimmt genug und anſchaulich ſind, ſo muß die Maler- und Bildhauerkunſt als eine große Wohlthat Gottes angeſehen werden, weil wir durch ſie dauerhafte Abbildungen erhalten, wodurch die Gegenſtände ſehr deutlich und lebhaft und dazu noch äußerſt ſchön ausgedrückt werden, bei deren Anblick (da es nicht immer vergönnt iſt, das Urbild ſelbſt zu ſchauen), die innern Bilder erneuert werden, und ſich, wie ein in Wachs gedrücktes Siegel, tiefer in den Geiſt einprägen können. Da demnach die Bilder einen ſo trefflichen Dienſt gewähren, wo können ſie wohl, frage ich, beſſer gebraucht werden, als wo es ſehr nützlich iſt, unſerm Gedächtniſſe die dauerhafteſten und kraftvollſten Abbildungen einzugraben, — ich meine im Bereich der Frömmigkeit und göttlichen Liebe? beſonders da ich oben erinnert habe, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften (alſo auch die Malerei) bei der Gottesverehrung am vorzüglichſten hervorglänzen ſollen.

Nach dieſer Erwägung waltet kein Zweifel mehr ob, daß das göttliche Geſetz und weiſe Männer eine an ſich unſchädliche, ja ſogar ſehr nützliche Sache, wenn ſie in den gehörigen Schranken bleibt, nur in gewiſſen Zeiten und Orten lieber verbieten wollten, weil ſie große Mißbräuche erzeugen mochte, gegen die man ſich damals nur mühſam verwahren konnte. Sehen wir alſo, worin vorzüglich dieſe Mißbräuche beſtanden! Im Anfange, da noch kein geſchriebenes Geſetz von Gott verkündet worden, und die wahre Gottesverehrung allein durch die Ueberlieferung der Aeltern fortgepflanzt wurde, vergaſſen viele Menſchen den einzig unendlichen und unſichtbaren Schöpfer aller Dinge und ſanken bis zur Verehrung der Gegenſtände, welche ihre Sinne ſchauten, als der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Himmels, der Elemente, herab. Bald aber verleitete die Menſchen Ehrgeiz der Tyrannen, oder auch Hochachtung für verdienſtvolle Männer, daß ſie Sterbliche zu Göttern erhuben, und obſchon Einige einen gewiſſen, über alle übrigen erhabenen, Gott verehrten: ſo dachten ſie ſich denſelben doch nicht entfernt von den Andern durch einen unendlichen Raum, ſondern nur einem Menſchen gleich, der unter ſeines Gleichen der Vornehmſte wäre. Unläugbar gaben die Gemälde und Bildſäulen dieſem verkehrten Götterdienſte die größte Stärke. Denn ſo hatten ſie beſtändig einen Reiz zu dieſem verkehrten und bald eingewurzelten Hange vor Augen, und indem ſie ſich die Todten lebendig vorſtellten, wurden dadurch ihre falſchen Begriffe von der Gottheit begünſtigt. Als nun der Aberglaube bald, ich weiß nicht, was für Wunderdinge oder auch göttliche Gunſtbezeugungen bei den Statuen ſich erdichtete, oder wahrzunehmen glaubte, welche die Opferprieſter aus Geldgier ausposaunten oder vergröſſerten, da wähnte man, es wäre in den Statuen ſelbſt eine gewiſſe beſondere Kraft der Gottheit.

Dieſem Verderbniſſe der Heiden ſetzten ſich die Patriarchen, Anbeter der unſichtbaren Weſenheit, männlich entgegen. Unter denſelben ſchloß ſich Abraham durch einen beſondern Bund an den wahren Gott, und denſelben Gottesdienſt übertrug er glücklicher Weiſe auf die Nachkommenſchaft. Gewiß ward von jenen Völkern vorzüglich, welche für Abrahams Abkömmlinge gehalten werden, die Verehrung Eines Gottes fortbewahrt, und wieder allmälig unter die übrigen Völkerſchaften ausgebreitet; und als Iſrael, Abrahams Enkel, durch die Theurung der Früchte genöthigt, gen Aegypten gezogen und ſich da die Iſraeliten vermehrt hatten, ſo gefiel es Gott, damit nicht nach und nach ihre Standhaftigkeit durch den Umgang mit einer äußerſt abergläubiſchen Nation erſchüttert werden möchte, ſein auserwähltes Volk durch ſeinen ſtarken Arm aus Pharao's Dienſtbarkeit zu befreien und ihm neue Geſetze durch Moſes zu geben, deren eines entweder unbeſchränkt den Gebrauch der Bilder, oder doch wenigſtens den religiöſen verbot, damit derſelbe rein vom Götzendienſte, der damals allgemein herrſchte, bewahrt würde. Dieſelbe Urſache war vielleicht auch noch bei den erſten Chriſten, und es ſchien Gott und den heiligen Männern ſicherer, auf die entgegengeſetzte Seite ſich zu neigen, und eine an ſich gute und nützliche, aber doch gleichgültige Sache zu vermiſſen, als noch zarte und unbefeſtigte Gemüther der Gefahr auszuſetzen. Wenn alſo ein ſtarker Beweggrund der Vorſichtigkeit vorhanden wäre, oder eine Furcht vor Abgötterei, ſo zweifle ich nicht, daß ſehr wohl mit den Bildniſſen geſchehen könne, was Ezechias mit der ehernen Schlange gethan, welche doch ſelbſt auf Gottes Befehl aufgerichtet worden war. Es wäre ebenfalls rathſam, ſich derſelben bei einem Volke zu enthalten, das etwa aus Haß gegen die Bilder von der Annahme des chriſtlichen Glaubens abgeſchreckt wird, was einſt bei den Arabern, Perſern und Scythen und andern Völkern des Orients der Fall ſeyn könnte, wenn Gott die Waffen der Chriſten (?) oder vielmehr ihre Predigten begünſtigen, und der letzte Tag der Tyrannei des Mahomeds kommen wird.

Aus dieſer genauen Erörterung ergibt ſich nun, daß Gottes Geſetz, wenn ein ſolches vorhanden war, gegen die Bilder und ſelbſt gegen ihre Verehrung, in ſofern dieſelbe nichts gegen die Ehre Gottes enthält, als ein bloßes Ceremonialgeſetz zu beachten ſey, das nur für eine gewiſſe Zeit beſtimmt und von den Chriſten vielleicht aus wichtigen Urſachen eine Zeitlang beibehalten ward, welches — wie jenes vom Sabbattage und jenes von dem Blute und erſtickten Fleiſche, noch viel deutlicher im neuen Teſtament ausgedrückt, und doch darum nicht minder bei dem größten Theile der Chriſtenheit veraltet iſt, da die Urſache, daſſelbe beizubehalten aufhörte.

Daß ſogar bei den Juden eine Nachſicht ſtatt fand, erhellet aus Beiſpielen. Denn obgleich die gemalten und geſchnitzten Bilder durchaus verboten waren, ſo wurden doch, der Vorſtellungen lebloſer Dinge zu geſchweigen, gewiß goldene Cherubine und die Schlange von Moſes, wie auch andere Cherubine, und Ochſen und Löwen von Salomo, die auch meiſtens im Heiligthume aufgeſtellt waren, theils vorgeſchrieben, theils gebilligt. Und obwohl im Beginn des Chriſtenthums wahrſcheinlich keine oder ſehr wenige Bildniſſe in den Bethäuſern ſtanden (denn nur von dem Bildniſſe Chriſti, welcher unter der Geſtalt des guten Hirten das verirrte Schäflein ſucht, und auf den heiligen Gefäſſen eingegraben war, geſchieht Meldung bei Tertullian), ſo kann doch ihre allmälige Aufnahme nicht in Abrede geſtellt werden; und bei dem heiligen Gregor, Biſchof von Niſſa, wird das Gemälde der Leiden eines gewiſſen Märtyrers beſchrieben, welches an der Thür eines Tempels künſtlich angebracht war, anderer Stellen jetzt noch nicht zu erwähnen.

Was aber die Verehrung der Bilder ſelbſt betrifft, ſo kann nicht geläugnet werden, daß aus Furcht des Aberglaubens die Chriſten ſich lange davon enthielten, beſonders als ſie noch an verſchiedenen Orten mit den Heiden vermiſcht lebten. Endlich, da in dem größten Theile der bekannten und geſitteten Welt die Verehrung der Dämonen ausgetilgt war und von den Göttern nur noch ſpottweiſe Erwähnung geſchah, ſo ſchien auch ehrwürdigen Männern keine Urſache mehr obzuwalten, warum man die Bilder — ein Alphabet der Einfältigen und einen mächtigen Antrieb zur Frömmigkeit für das Volk, von dem Gottesdienſte ausſchlieſſen ſollte. Daß man aber lange unentſchloſſen geweſen, beweiſen die Streitigkeiten der Bilderſtürmer im Orient und die Widerſtrebung der Väter zu Frankfurt, und ſogar ein Aelterer als dieſe, der heilige Gregor, der Große genannt, der römiſchen Kirche Biſchof, ſcheint hierin nicht immer auf derſelben Meinung geblieben zu ſeyn. Denn in dem Briefe an den Serenus, Biſchof von Marſeille, billigt er, daß dieſer verboten, die Bilder anzubeten, und tadelt ihn, daß er ſie zertrümmert habe. Und eben derſelbe ſagt in einem Schreiben an einen gewiſſen Sekundinus, dem er ein Bild des Erlöſers zugeſchickt hatte: Nicht wie vor der Gottheit werfen wir uns vor daſſelbe hin, ſondern jenen beten wir an, den wir uns durch das Bildniß in ſeiner Geburt oder in ſeinen Leiden, jetzt in der Herrlichkeit thronend, verſtellen; was deutlich beweist, daß Gregor vor dem Bildniſſe oder gegen daſſelbe hingewandt Chriſtum anzubeten pflegte. Und dies iſt wirklich, was Einige Anbetung der Bilder nennen, wie ich weiter unten darthun werde. Auch ſcheint es, Gregor habe in einer Sache, die er für gleichgültig hielt, um das Aergerniß zu verhüten, ſich nach jenen gerichtet, an die er ſchrieb. Denn in Gallien fand die Bilderverehrung ſpäter Aufnahme; lange vorher hatte ſie ſchon im Orient ſtatt und in Italien: und ein gewiſſer Prieſter, mit Namen Claudius, von Ludwig dem Frommen aus Gallien nach Italien geſchickt und wegen ſeiner Lehre zum Biſchof von Turin ernannt, erzählt, daß er in Gefahr geweſen ſey, weil er ſich der Bilderverehrung entgegengeſetzt, wie aus ſeinem Widerleger Jonas von Orleans erhellet. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit muß, wie ich glaube, aus dem Genius der Völker hergeleitet werden; weil die Einwohner jener Länder immer eine lebhaftere Einbildungskraft gehabt, und alſo feſter an dem äuſſern Gepränge hafteten. Daher ward auch den Statuen der Kaiſer und Könige Ehre gezollt, wie der Perſon des Fürſten; was in Gallien und Germanien faſt unbekannt iſt. Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß jene Völker es als einen Gottesraub verabſcheuten, wenn ſie erfuhren, daß man den Bildniſſen Chriſti und der Heiligen die Ehre, ſo wie ſie dieſelbe erwieſen, anderwärts (was doch zuweilen aus gutem und löblichem Eifer geſchehen konnte) verſage, weil ſie ſich darunter das Urbild vergegenwärtigten: denn ſie erweiterten die Verhältniſſe der Dinge, und darum ſind ſie auch empfindlicher und zartfühlender; obgleich dieſelben Völker, wenn ſie von der entgegengeſetzten Meinung eingenommen ſind, zu ſehr auf das andere Aeuſſerſte gerathen können, wie wir bei den Mahomedanern ſehen, die nicht einmal die Vorſtellungen lebendiger Dinge im Profanen dulden. Allmählig aber iſt dem Orient und Italien auch Gallien und Germanien und faſt die ganze chriſtliche Welt beigetreten, bis die Veränderungen des vorigen Jahrhunderts (des 16ten) begannen.

Vor dem Bilde des Gekreuzigten ſich niederwerfen, und bei dem Anblicke deſſelben denjenigen, welchen es vorſtellt, verehren, kann nach meiner Anſicht nichts Böſes ſeyn; der Nutzen aber iſt offenbar; denn es iſt bekannt, daß die Gefühle wunderbar dadurch erweckt werden. Wir haben oben geſehen, daß der heilige Gregor der Große dies öſters that; auch jene, welche ſich zur Augsburger Confeſſion bekennen, ſind dieſem Gebrauche nicht ganz abhold; und in der That, wenn man nicht wüßte, daß vor Zeiten große Mißbräuche in Betreff der Bilder eingeſchlichen, welche die gute Sache verdächtigt haben, und uns nicht bekannt wäre, welche Streitigkeiten vor Zeiten und auch in unſern Tagen hierüber entſtanden ſind, ſo würde vielleicht niemand auf den Verdacht gekommen ſeyn, als läge in der Verehrung, die vor einem Bild ſtatt findet, etwas Böſes, Gefährliches oder Anſtöſſiges; ſo unſchuldig, ja ſo vernünftig und löblich ſcheint die Sache an ſich ſelbſt. Zwar pflegt man dagegen einzuwenden: auch die Heiden haben ſich dieſer Auslegung bedient; denn ſie ſagten: nicht Marmor und Holz werde von ihnen angebetet, ſondern die Götter. Allein außerdem, daß ſie eine gewiſſe Kraft in den Bildern anerkannten, und Vertrauen auf dieſelben ſetzten, iſt auch ſchon oben bemerkt worden, daß die Verehrung der Bilder ehehin verboten war, nicht weil ſie in ſich böſe iſt, ſondern, weil ſie zur Verehrung falſcher Götter hinleite; denn in der That iſt (in dem gewöhnlichen Sinne des Worts) nur dasjenige abgöttiſch, was die Gott gebührende Ehre einem andern Gegenſtande zuwendet. Allein heutzutage wird in der Kirche alle Verehrung der Bilder blos auf jene Vorbilder bezogen, durch die wir jenes einzige Weſen verehren, dem wir allein göttliche Ehre zu erzeigen gelernt haben, und deſſen Wohlthaten wir in Andern ſchauen, damit wir deſto mehr dadurch angemahnt werden, Gott als den Mittelpunkt aller unſerer Verehrung zu betrachten. —

Da ich alſo nach genauer Prüfung in der Bilderverehrung, ſo wie ſie die Väter zu Trient gut heiſſen, nichts ſinde, was der Ehre Gottes zuwider wäre; da zu dieſen Zeiten keine Gefahr der Abgötterei zu fürchten iſt, wodurch die Gott allein gebührende Ehre Geſchöpfen könnte zugewandt werden, weil alle hinlänglich unterrichtet ſind, daß man nur dem einzigen höchſten Weſen göttliche Ehre erweiſen müſſe; da übrigens ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch dieſer Gebrauch in der Kirche herrſcht, welcher, ohne die größten Veränderungen zu verurſachen, nicht könnte aufgehoben werden; zuletzt, da nach Abſchaffung der Mißbräuche, die Verehrung der Bilder vieles zur Frömmigkeit beiträgt: ſo ſchließe ich daraus, daß die Verehrung des Urbildes vor dem Bilde (worin allein der Bilderdienſt beſteht) ſehr wohl und mit Nutzen beibehalten werde. Nur muß man die größte Vorſorge anwenden, um ihn in die gehörigen Grenzen genau zu beſchränken. Man muß dabei die Menſchen wohl unterweiſen, damit ſie von Dingen, welche die Ehre Gottes betreffen, richtig denken und reden lernen, und nicht zum größten Aergerniſſe etwas ſich ereigne, wodurch die Gemüther der Kircheneinheit abgeneigt, oder jene, welche zur Umkehr bereit ſind, abgeſchreckt würden."

Verzeichniß der Kupferſtiche zum Erſten Bande.

I. Als Titelkupfer das Bruſtbild der **Madonna mit dem göttlichen Kinde** von **Raphael** (aus ſeinem Gemälde in der königlichen Galerie zu Dresden, vom heiligen **Sixtus** benannt) nach dem Kupferſtich von **Fr. Müller**, geſtochen von **J. Lips**.

II. Auf dem Titelblatt **Raphaels Bildniß**, nach einem Gemälde von **ihm ſelbſt**, geſtochen von **Martin Eßlinger**.

III. Das **Traumgeſicht Heſekiels** von **Raphael** nach dem Stich von **J. Longhi**, geſtochen von **M. Eßlinger**, zu Seite 235.

IV. Der **Chriſtuskopf** von **R. v. Dannecker**, geſtochen von **M. Eßlinger** . . . . zu S. 252.

V. Die **Madonna dei Candelabri** von **Raphael** (mit Weglaſſung der beiden Engel mit Leuchtfackeln), geſtochen nach **Felo** von **M. Eßlinger** . . . . zu S. 284.

VI. Aus dem Bilde: die **Madonna von Foligno** von **Raphael**, die Madonna mit dem Kinde in der Glorie, ohne die untern Figuren ꝛc., nach **Desnoyers** von **M. Eßlinger** . zu S. 289.

VII. Die **Madonna della Sedia** von **Raphael** nach **Desnoyers** und **R. Morghen** von **M. Eßlinger** . . . zu S. 290.

VIII. Aus der **Madonna di St. Sisto** von **Raphael** blos die Madonna mit dem Kinde in einer Glorie, nach **Fr. Müller** von **M. Eßlinger** . . . . zu S. 292.

IX. Der **Erzengel Michael**, der den Drachen bändigt, von **Raphael** nach **Tardieu**, von **M. Eßlinger** . . zu S. 373.

X. Der **Erzengel Michael** von **Guido Reni**, nach **J. Volpato** von **M. Eßlinger** . . . . . zu S. 377.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verbeſſerungen und Zuſätze.

Seite 23. Zeile 16. auf einer ſehr glänzenden Stufe.

S. 25. Note 16. iſt beizuſetzen: Clemens Protrept. p. 41.

S. 28. Note 30. iſt beizuſetzen: Gregor Nazianz. Homil de S. Meletio. Hieron. in Cap. IV. Jonæ prophetæ.

S. 29. Note 34. lies Selvaggio ſtatt Salvaggio.

S. 50. Note 1. beizufügen vor Eusebius — Gregor Nazianz Orat. XXXI. 15. 16.

S. 52. Note 3. Pausanias I. 40. V. 11.

S. 57. Note 15. Nach Geiſt und Ausdruck. Man vergl. auch Kalendaria ecclesiæ universæ p. studio J. S. Assemanni T. 1. p. 43. p. Acta Sanctorum (der Bollandiſten). T. 1. p. 41. Monologium ecclesiæ græcæ. Urbini 1727, und Fiorillo kleine Schriften II. 40 und fg.

S. 65. Z. 3. gemüthlichen ſt. holdſeligen.

S. 69. Z. 13. Angeſichts ſt. in Gegenwart.

S. 73. Note 44. Quandt ſt. Quant.

S. 79. Z. 15. Guido ſt. Quido.

S. 80. Z. 18. Guido ſt. Quido.

S. 113. Am Ende der Note 12 iſt beizufügen: Von den vielen, alten und neuen muſiviſchen Darſtellungen in der Markuskirche zu Venedig gibt umſtändliche Nachricht Maier in ſeiner Beſchreibung von Venedig 1795. I. 161—180.

S. 126. Z. 10. nach Dominichino iſt Albani zu ſetzen.

S. 137. Note 9. iſt beizuſetzen: Vergl. Joſ. Baretti Reiſen von London nach Genua durch England, Portugal, Spanien und Frankreich. Leipzig 1772. I. 205 fg.

S. 154. Z. 17. Zu Streit gehört die Note: Ueber die Vieldeutigkeit mancher alten Götterbilder. S. z. B. Creuzer Symbolik, 1810. I. 79 fg.

S. 160. Am Ende der Note 1: Dahin gehören auch die zwei Amoretten in erhabener Arbeit unter der Orgel in S. Maria delli miracoli zu Venedig, welche man dem Phidias oder Praxiteles zuſchreibt, und die dem dortigen Muſeum zu großer Zierde gereichen würden. Maier Beſchr. von Venedig. I. 322.

S. 224. Z. 22. adde: **Giov. Pietro Bellori** Vite dei Pittori, Scultori ed Architetti moderni 3 Vol. 8. Milano. Raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architectura scritte da più celebri personaggi dei secoli XV. XVI. e XVII., publicata da M. **Gio. Bottari**, e continuata fino ai nostri giorni da **Stefano Ticozzi**. 8. Vol. in-16. Milano 1822—25.

S. 267. Zu Z. 3 bedeutend: *) **Joſ. Heller** in ſeinem Leben Albr. Dürers B. II. erwähnt zwanzig Bildniſſe des Erlöſers, auſſer den vielen Ecce homo des nämlichen Meiſters.

S. 272. Z. 25. Auch dem **Albr. Dürer** wird ein Bild, das den Knaben Chriſtus in einer Landſchaft auf einem Kreuze ruhend darſtellt, zugeſchrieben (**Joſeph Heller** Leben und Werke des **Albr. Dürer**. B. II. 173).

S. 273. Z. 19. von **Dahmen** ſtatt von **Dohmen**.

S. 283. Z. 11. Von **Albrecht Dürer** enthält die k. k. Galerie zu Wien ein Bild, wo die Dreieinigkeit von allen Heiligen verehrt wird. Unten im Vorgrunde knieen mehrere Weltliche. Den Hintergrund bildet eine ſchöne Landſchaft (**Joſ. Heller** a. a. O. II. 256).

S. 305. Z. penult. **Coeswelt** ſt. **Creswelt**.

S. 306. **Desnoyers** ſt. **Denoyers**.

S. 310. Z. ult.: Das Bild in der k. k. Galerie zu Wien, geſtochen von **P. Anderloni**, deſſen Aechtheit von Einigen bezweifelt wird, hat in der Erfindung große Aehnlichkeit mit der belle Jardinière. Doch fehlt der Madonna die holde Einfalt der letztern, ohne daß ſie mehr Würde hätte. Die beiden Kinder, obgleich ſchön, ſind auch nicht ſo geiſtvoll und ideal. Johannes reicht hier dem Kinde ſein Rohrkreuz. Im Hintergrunde iſt eine liebliche Landſchaft mit einer Stadt.

S. 312. Z. 22. *) Zwei beſonders ſchöne Madonnen von **Fra Bartolomeo** befanden ſich, wenigſtens ehemals, zu Lukka in den Kirchen St. Johann und St. Roman (**Richardſon**, p. 656 u. 657).

S. 321. Note 31. adde und eine andere nach einem Bilde in der königl. Galerie zu Dresden von **N. Lecomte**.

S. 322. Z. 15. Nach Andacht: Ferner das Bild in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien (von 1493). Sie mit dem Kinde ſitzt unter einem Baldachin. Rechts ſteht Petrus und hinter ihm Hieronymus, eine Feder in der Hand; links Paulus und Johannes der Täufer (**Roſa** I. 94).

Inhalt des erſten Bandes.

Vorbericht IV

Erſte Abtheilung.

Geſchichtliche und religiöſe Beleuchtung des Gebrauchs der Bilder in chriſtlichen Kirchen.

Seite.
Erſter Abſchnitt. Sittlich religiöſer Nutzen der Bilder überhaupt, und beſonderer Grund des moſaiſchen Bilderverbots 9
Zweiter Abſchnitt. Moslemiſcher Abſcheu vor den Bildern. 17
Dritter Abſchnitt. Götzendienſt ohne Bilder, und Verhältniß der Bilder zum Chriſtenthum 19
Vierter Abſchnitt. Erfoderniſſe der chriſtlichen Bilder nach den Foderungen des Evangeliums und des reinen Geſchmacks 44
Fünfter Abſchnitt. Unterſchied und Verhältniß zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Kunſt, hiſtoriſch nachgewieſen. 49
Sechster Abſchnitt. Von der Gefahr des Uebergleitens vom Gebrauche religiöſer Bilder in die Abgötterei . 84
Siebenter Abſchnitt. Die Schulen und Studien des chriſtlichen Künſtlers 98
Achter Abſchnitt. Von der Nachbildung vorzüglicher Meiſterwerke und von der Anwendbarkeit verſchiedener Arten der Malerei zur Verzierung chriſtlicher Kirchen . 108
Neunter Abſchnitt. Genauere Erörterung der Bedenken gegen die Zuläſſigkeit der bildenden Kunſt überhaupt und der plaſtiſchen insbeſondere in chriſtlichen Tempeln. 131
Zehnter Abſchnitt. Vom Kunſtideale des Chriſtenthums. 139
Eilfter Abſchnitt. Bewahrung der chriſtlichen Kunſt vor jeder Entweihung 159
Zwölfter Abſchnitt. Das Höchſte der Kunſt entfaltet ſich erſt vollſtändig im öffentlichen Leben, beſonders im religiöſen, kirchlichen 174

Zweite Abtheilung.

Von unſern vorzüglichen Muſterbildern für den Kirchengebrauch.

Seite.

Erſter Abſchnitt. Von den einzelnen Haupterfoderniſſen chriſtlicher Bilder und von ihren Verſtößen gegen die Würde der chriſtlichen Religion, die Zeitrechnung, die Ortsverhältniſſe, das Coſtüm und die Wahrheit . 193

Zweiter Abſchnitt. Verzeichniß der Hauptwerke über chriſtliche Bilder 221

Dritter Abſchnitt. Bilder von Gott Vater . . 235

Vierter Abſchnitt. Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes . 252

Fünfter Abſchnitt. Das Reich des Himmels, oder der Aufenthalt der Seligen im Vereine mit Gott . . 274

Sechster Abſchnitt. Madonna mit dem Kinde . . 284

Siebenter Abſchnitt. Die heilige Familie . . . 341

Achter Abſchnitt. Die Engelsfiguren 361

Beilage: A. Zuſammenſtellung einiger Auszüge aus merkwürdigen Urkunden der Kirchengeſchichte in Betreff des kirchlichen Gebrauchs und der Verehrung der Bilder. 385

Beilage B. Auszüge aus F. C. Schloſſers Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs . 399

Beilage C. Bilderſturm auf Veranlaſſung der kirchlichen Reformation im ſechszehnten Jahrhunderte . . . 405

Beilage D. Der Aufſchwung der religiöſen Kunſt im Gegenſatze mit der Reformation von W. Roscoe . . 411

Beilage E. Leibnitzens Anſicht von chriſtlichen Bildern. Ein Auszug aus dem Syſteme der Theologie ꝛc. . . 414

Verzeichniß der Kupferſtiche zum erſten Bande . 422

Verbeſſerungen und Zuſätze 423

Die chriſtlichen Bilder
ein
Beförderungsmittel
des
# chriſtlichen Sinnes.

von
Ign. Heinr. v. Weſſenberg.

muta poesis.

Zweiter Band.

Conſtanz, 1827.
Verlag von W. Wallis.

[illegible]
IA
ACENSIS.

Die chriſtlichen Bilder,

ein

Beförderungsmittel des chriſtlichen Sinnes.

Zweiter Band.

Constanz, gedruckt bei J. M. Bannhard.

Neunter Abſchnitt.

Die Geburt Chriſti und ihre Ankündigung den Hirten auf dem Felde. (Luk. II. 7—15.)

Geboren iſt das Heil der Welt,
Des ew'gen Vaters ew'ger Sohn!
O Nacht, in der dies Licht entſtand,
Du leuchteſt heller, als der Tag.
„Den Guten Gottes Frieden!" tönt
Vom Sterngewölb' der Engel Lied.
Zum Neugebornen eilet hin,
Mit kindlichem Gemüth das Hirtenvolk.

In den Bildern ſehen wir beide Scenen, bald einzeln, bald verbunden. Zu der *erſten* genügen drei Perſonen. Maria und Joſeph ſind gewöhnlich in anbetender Stellung vor dem göttlichen Kinde zu ſehen; auch Ochs und Eſel (obgleich die Evangeliſten nichts davon melden), mit dem Ausdruck inſtinktartiger Theilnehmung, (mit Beziehung auf *Jeſaias* I. 3). 1) Die Krippe läßt keine Verzierung zu. Der Stall oder die Ruine eines ſolchen giebt der Phantaſie des Malers mehr Spielraum. Engelsglorien, auch dienende Engel ſind ganz paſſend.

Von *Nicolo del Abbate* iſt ein Bild (in Fresko unter dem Portikus des Palaſts Leoni zu Bologna) geſtochen von *Gaetano Gandolfi* (1768 u. 69). Ganz im Styl und Geiſt Raphaels, mit der

---

1) Dieſer Text lautet ſo: „Der Ochs kennt ſeinen Eigenthümer; der Eſel ſeines Herrn Krippe. Iſrael kennt ihn nicht."

Färbung des Titian und der Lieblichkeit des Parmegianino (S. Algarotti und Orloff Essai II. 214. Lanzi franz. Ausgabe. III. 407).

Eine Geburt Chriſti von Gaudentio Ferrari, geſtochen von J. B. Poilly (Rec. Crozat. I. 81. Landon Annal. IV. 103—105) hat einen ſchönen ſanften Ausdruck voll Anmuth. Drei Engelchen umgeben das Kaumgeborne, das zur Mutter Augen und Händchen emporhebt. Dieſe knieet vor ihm; eben ſo Joſeph rechts (links ein Kardinal, wohl der Donator).

Von H. Hemmeling (Sammlung von Boiſeré), trefflich lithographirt von Strixner. Maleriſch und ſinnvoll. Die Mutter knieet vor dem göttlichen Kinde, das auf dem Saume ihres Mantels liegt; zwei kleine Engel betrachten es. Joſeph ſteht etwas ſeitwärts mit dem Ausdruck von Verwunderung. Das Ganze iſt einfach, voll Wahrheit und Ruhe.

Von Bern. Luini, ſchön geſtochen (1827) von Katharina Piotti. Das Kind, mit umſtraltem Haupte, liegt auf einer über Stroh gebreiteten Leinwand. Maria knieet anbetend vor dem Kinde, bei welchem zwei gekleidete Engel knieen, der eine geigend (?) der andere auf der Flöte blaſend. Hinter den Engeln ſieht man die Köpfe von Ochs und Eſel. Hinter Maria ſteht Joſeph, fromm die Hände auf der Bruſt zuſammenlegend. Der Ausdruck aller Geſichter iſt höchſt gemüthlich. Die Scene iſt ein offener zerfallener Stall mit Strohdach. In der Ferne ſieht man Schaafe und Hüter; oben einen Engel in der Glorie.

Von J. Baſſano, geſtochen von Joh. Sadeler. Die Hirten liegen vor Anbruch des Tages zerſtreut bei ihren Herden. Zwei von ihnen ſind erwacht und bemerken mit Verwunderung den von oben gegen ſie redenden Engel, von deſſen Licht die Beleuchtung ausgeht. Das Vieh nimmt zu vielen Raum ein, und wird gleichſam die Hauptſache.

Vaſari[2] lobt ſehr die Anmuth einer Darſtellung von Raphael. Kupferſtich ſah ich keinen davon.

Von Hans Holbein iſt das Bild in der Univerſitätskapelle des herrlichen Münſters zu Freiburg im Breisgau bemerkenswerth. Der Mond blickt durch zerriſſenes Gewölke. Das Hauptlicht geht vom Kinde aus, das in einer weiten Halle, von funf Engeln umſpielt, auf einer Wiege ruht. Joſeph und Maria neigen ſich zu ihm herab, und ein alter Hirte beugt ſich um eine Säule in einer Beleuchtung, die ganz vortrefflich iſt. Hinter Maria brennt ein kleines Feuer, und in der Ferne verkündet ein Engel den Hirten die Geburt (Heinr. Schreibers Geſchichte und Beſchreibung des Münſters zu Freiburg im Breisgau. 1820. S. 283).

Von Albr. Dürer. Maria, mit langen herabhängenden Haaren, betet das Kind, das im Stalle auf der Streue liegt, an, während Joſeph mit einem brennenden Lichte zur Thür hereintritt. An der Krippe Ochs und Eſel. In der Ferne ſchwebt ein Engel, der die Geburt verkündet; über ihm iſt eine Glorie mit lobſingenden Engeln (Joſ. Heller Leben und Werke Albr. Dürers. Bamberg 1827. B. II. 168 ꝛc.)

Von Lelio Orſi (eine ſehr ſchöne Compoſition) in der Sammlung des Kardinals Feſch. Die Anmuth des Correggio, ſeines Lehrers, hat der Maler mit dem kühnen und großen Styl des M. Angelo zu verbinden gewußt (Galer. du Louvre publiée par J. Griffths. Paris 1802. II. ad Nro. 1).

Von Bernardin Campi (in St. Dominik zu Cremona) ein meiſterhaftes Bild, wenn es eben auch nicht ein Kern aller Kunſtvollkommenheit wäre, wie Lamo, des Malers Biograph, und nach ihm Lanzi es nennt.

---

[2] Vita di Raphaele, p. 25, la nativita di Jesù Christo, dov' è la Vergine, che con un velo cuopre il figliuolo, il qual e di tanta bellezza, che nell' tutte le membre dimostra essere vera aria dello figliouolo di Dio. Wo iſt aber jetzt dies Bild?

Von Baroccio wird eine Geburt Chriſti gerühmt in der Galerie Spencer zu Althorp in England (S. Dibdin Aedes Althorpianæ. II).

Eine Geburt des Herrn, von Laktanz Gambara in St. Fauſtino zu Brescia, iſt voll Anmuth und erinnert an den Styl von Raphael (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 170).

Von Flink, geſtochen von J. Longhi (Musée fr. IV). Der Engel in einer Glorie, umgeben von vielen himmliſchen Genien, verkündet die Geburt des Herrn den Hirten, wovon eine Gruppe mit ihrer Heerde erwacht iſt, eine andere aber erſt erwacht. Das Staunen iſt gut gegeben, nach den verſchiedenen Graden des Wachſeyns.

Von Rembrandt, geſtochen vom ihm ſelbſt. Der Contraſt zwiſchen der Glorie mit den Engeln und dem Staunen und der Beſtürzung der Hirten iſt von großer Wirkung (Füßli. IV. 250).

Von Bartol. Schidone zu Loreto. Von großer Lieblichkeit (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 417).

Von Peter v. Rotari (in der Kapelle des Collegiums della Miſericordia zu Bergamo). Das Helldunkel iſt des Correggio würdig. Alles Licht geht von dem Kindlein aus, und beleuchtet ſtufenweis alle Gruppen.

Von Carl Maratti, von ihm ſelbſt radirt. Vor Maria liegt das Kind in der Krippe. Links Joſeph, das Haupt auf die rechte Hand ſtützend; rechts zwei anbetende Engel.

Ein Bild von Dan. Corbi in der Kirche der Obſervantiner zu Macerata ſoll durch eine ganz eigene Abſtufung des Lichtes einen trefflichen Effekt machen, wenn es bei ſinkendem Tag betrachtet wird (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. II. 320).

Von Adam Vanderweyth (Landon Annales XV. 41). Compoſition und Zeichnung ſind gut.

Von Adam Pynaker (Burtin II. 276). Die Glorie der Engel vom hohen Himmel verbreitet einen herrlichen Glanz über die weite Gegend. Einige Hirten gehen, ein anderer knieet in Anbetung, ein dritter iſt kaum im Erwachen, ein vierter iſt noch ſchlafend.

Von Phil. Wouwermanns, geſtochen von P. F. Beaumont (Winklers Gem. S. 238). Ein hochſchwebender Engel bricht, mit Klarheit umgeben, durch die finſtern Wolken, und gibt der Nacht den Glanz des Tages. Die Hirten ſitzen bei einer niedern Strohhütte, an nakten (?) Bäumen; ihre Heerden ſind in der Ferne zerſtreut. Ein Kind flüchtet ſich furchtſam in den Schooß der Mutter; ein betagter Hirt faltet die Hände; ein anderer verhüllt das Geſicht mit beiden Händen.

Noch müſſen von der Ankündigung an die Hirten erwähnt werden die Bilder von H. Goltzius, geſtochen von A. Collärt und von Abrah. Bloemärt, geſtochen von Joh. Sanredan. 3)

Man muß ein Chriſt ſeyn, um die ganze Wonne des Ereigniſſes der Geburt des Welterlöſers, wodurch die Erde wieder mit dem Himmel ausgeſöhnt und vereinigt wird, durch und durch zu

---

3) Der Verfaſſer der kritiſchen Anmerkungen über die Fehler der Maler äußert S. 250 und fg.: Die Maler würden gut thun den Augenblick darzuſtellen, da Maria ihren Sohn in Windeln wickelte, oder da beide Aeltern das Kind in die Krippe legen. Mir ſcheint dieſe Auswahl weder edel, noch geiſtreich, noch maleriſch.

fühlen. Im Gemälde ſoll dieſe Wonne allen Weſen auf Erden und am Himmel entſtralen. Es iſt ein neuer Schöpfungstag, ein Weltverjüngungsfeſt. Und das iſt eben das Herrlichſte an dieſer Scene, daß ihre Erhabenheit ohne Gleichen in der größten Natureinfalt und Kindlichkeit erſcheint, die einem Jeden mit unwiderſtehlicher Anmuth zu den Sinnen und zum Herzen ſpricht. In der Dunkelheit, in der Armuth wird der Sohn Gottes, das Licht und Heil der Welt geboren, und wem offenbaret er ſich zuerſt? Denen, die von Herzen einfältig ſind. Ländlich iſt der Schauplatz, ländlich ſind der Sinn und die Sitten der Handelnden. Der Himmel frohlockt; feſtlich ſchmücken ſich Fluren, Thäler und Hütten, und alle lautern, ſanften, heiligen und ſeligen Gefühle verklären die Scene der Geburt des Herrn und ſo auch die folgende ſeiner Anbetung von den Hirten. Welch ein lieblicher, weiter Spielraum für den frommen Genius des Künſtlers!

Zehnter Abſchnitt.

Die Anbetung der Hirten. (Luk. II. 15—20.)

„Preis in der Höhe dem Herrn, und Friede den Guten auf Erden!
Engel ſangen dir ſo in das Mutterherz, o Maria!
Einen Himmel, als du zu dem Knaben dich neigteſt, deß Auge
Göttlich zu dir auflächelte. Hirten eilten vom Felde
An die Krippe, zu ſeh'n, was ihnen die Engel verkündet,
Körbchen goßen ſie aus voll ländlicher Blumen, und neigten
Fromm das Antlitz, entzückt nachſtammelnd die Pſalmen der Engel
Von dem Erlöſer der Welt, in Kindesgeſtalt jetzt erſchienen.
Jegliches Wort in der Bruſt erwogſt du mit Sorgfalt, o Mutter!

Die Reihe der Darſtellungen dieſer gemüthlichen Scene eröffne hier billig das hoch gefeierte Bild von Correggio (die Nacht benannt) in der königlichen Galerie zu Dresden. Es iſt bereits vielmal, aber noch nicht befriedigend geſtochen v. Joſ. Mar. Metteli, von Rasciotti, von P. S. Surugue d. Sohne, und von J. Daullé, von Chriſt. Fr. Boetius (davon exiſtiren aber nur drei Abdrücke) von H. Vincent, beſſer von Sloane. (Allgemeine Kunſtzeitung. Frankfurt. 1803. II. 151. u. fg.), auch von Roßmäßler und mittelmäßig von Ant. Zechino. Jetzt iſt ein Stich von Garavaglia angekündigt. (Der Umriß, übel gelungen bei Landon Oeuvres du Correge, pl. 1). Alles Licht ſtralt aus dem Kinde. 1) Eine geniale Idee! das Kind iſt ſehr verkürzt. Maria hat nichts Ideales; aber ſanft und voll Anſtand neigt ſie ſich mit mütterlichem Wohlgefallen über das Kind. Joſeph iſt im Hintergrund mit einem Mauleſel beſchäftigt. Ein Hirtenmädchen, voll frommer Einfalt, in einem Körbchen zwei Turteltauben tragend, hält vor dem blendenden Schein die Hand vors Geſicht, ſcheint aber ganz entzückt vom Anſchauen des Kindes. Die Hirten, der alte und der junge ſind voll Andacht, der jüngere mit Entzücken emporblickend, der Alte vergnügt das Kind betrachtend. Leiſe Morgendämmerung in der Ferne, die man durch die weite Oeffnung des zerfallenen Gebäudes erblickt. Oben ſchweben leichte Engelgruppen. Der große Hund, der ſich an die Lagerſtätte des neugebornen Erlöſers hindrängt, ſtört in etwas das Erhabne des Eindrucks. Aber ein ſehr glücklicher Gedanke war es, die Gruppe der Anbetenden aus einem alten und einem jungen Hirten und einem Hirtenmädchen zuſammenzuſetzen. (Vergl. Füßli's

---

1) Wie der Kirchenhymnus ſich ausdrückt: „Aeterni parentis splendorem æternum velatum sub carne."

kritiſches Verzeichniß. II. 71. R. Mengs Werke III. 146, und Morgenſtern in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Leipzig. 1811. S. 247. u. fg.)

Himmelsglanz, entſtralend hier dem Kinde,
Wer darf ohne Schauern dir ſich nah'n?
Wer dich anſchau'n, daß er nicht erblinde?
Nur die Reinen ſtralſt du freundlich an.
Die da liebend Gott von Herzen ehren,
Sehen Ihn im Kinde ſich verklären.

O wie demuthvoll, wie voll Vertrauen
Neigen ſich die Hirten vor dem Kind,
Beut das ſchönſte Mädchen ihrer Auen
Turteltäubchen ihm zum Angebind!
Hell ergeußt ſich in dem niedern Stalle
Hehrer Friede Gottes über Alle.

Von Raphael haben wir mehrere Darſtellungen; die eine geſtochen von Corn. Bloemårt, B. Franco, Vallet und del Po (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael IV. Nro. 222). Die Charakteriſtik der Hirten iſt vortrefflich. Die Mutter, die das Kind aufdeckt, höchſt jungfräulich. Oben ſchweben ein Paar liebliche Engel. Unten ſpielt einer auf einer Mandoline. Die Architektur mit Säulen, Bogen und Ausſicht auf eine Stadt iſt wohl etwas zu grandiös. Die andere, geſtochen von Bonaſone, und von Leon. David (Landon a. a. O. IV. Nro. 224), iſt gleichfalls trefflich charakteriſirt. Hier iſt die Scene ein beinahe ganz offener Stall von Holz, mit einer Fernſicht, wo ein Engel den Hirten erſcheint. Ochs und Eſel ſcheinen das Kind zu verehren. In der dritten (Landon V. Nro. 292) iſt der Ausdruck aller Geſichter ſehr gemüthlich; beſonders das von zwei Hirten, wovon der eine anbetend knieet, der andere über ihn ſich lehnt. Auch ein

Lämmchen knieet vor der Wiege. Die Mutter hebt die Decke vom Kind, das voll Anmuth die Händchen erhebt, weg. Die vierte iſt in Raphaels erſter Manier (Landon V. Nro. 293). Aus dem Stalle ſieht man durch ein Fenſter auf eine Landſchaft. Zwei Engel ſchweben über dem Kinde, von welchem Joſeph ſanft ein Tuch weghebt; Maria mit den Hirten betet es knieend an. — Unter den letztern iſt in Raphaels Bildern meiſtens einer, der ehrerbietig nach Hut oder Mütze greift. Dort bringt eine Hirtin Tauben, hier ein junger Hirt ein Lamm. Der eine drängt ſich hinzu, der andere bleibt ſcheu zurück; einem dritten ſpricht Joſeph Muth ein, ſich zu nahen. Man ſieht Engel über der Krippe ſchweben und von der Ferne her den Hirten den Weg zur Krippe zeigen und ſie hinführen (Braun Raphaels Leben und Werke. Wiesbaden 1819. S. 153). In einer fünften, am wenigſten befriedigenden Darſtellung von Raphael (im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres I. pl. 58) ſind zwar die Hirten von gutem Ausdruck, aber ſeltſam iſt, daß Joſeph dem einen traulich die Hand reicht, daß das Kind auf einem Poſtament ſitzt und auf den Ochſen deutet, und oben zwei ſchwer bekleidete Engel, ein männlicher und ein weiblicher ſchweben. Noch in einer ſechsten (bei Landon VI. pl. 331), geſtochen von Georg Ghiſi iſt wieder der Ausdruck aller Figuren ſehr zu loben. Maria und Joſeph knieen anbetend vor dem Kinde, das auf einem Stohbettchen liegt. Zwei Hirten knieen, der eine deutet gen Himmel. Zwei ſtehen. Der eine trägt ein Lamm, der andere hebt den Hut vom Kopf. Ober dem Stall eine Gruppe ſingender Engel. Der eine ſpielt auf einer Leyer. Das Bild iſt offenbar von der erſten Zeit Raphaels.

Von Julio Romano im Muſeum zu Paris, geſtochen von L. Desplaces (Receuil Crozat I. 49). Maria betet ſelbſt mit den Hirten an. Das Bild iſt ſehr ſchön; der Ausdruck aller

Figuren wahr und gut (der heilige Johannes Evang. und der heilige Longin ſtehen hier im Vordergrund, als Kirchenpatronen).

Von Guido Reni (zu St. Martin in Neapel), gut geſtochen von Franz Poilly, dann von Drevet, in ſchwarzer Manier von J. P. Pichler, und in punktirter Manier von J. B. Michel. Vorzüglich ſchön. Die Mutter ſelbſt betrachtet das Kind mit anbetender Geberde. Seitwärts im Vorgrunde ſieht, auf einen Stab gelehnt, Joſeph der Handlung zu. Der Ausdruck der vier Hirten iſt freudige Ehrfurcht. Sie ſind vortrefflich gruppirt. Der eine hält knieend einen Knaben bei ſich. Oben eine Glorie von Engeln. Die Beleuchtung und Schattirung macht eine ſtarke und harmonievolle Wirkung (S. Landon Choix II. Füßli kritiſches Verzeichniß. Thl. II, S. 213. Cochin Voj. I. 479).

Von Carravagio, ſehr gut geſtochen von Corn. Cort. (1569). Eine große und ſchöne Compoſition von ſinnreicher Erfindung und großer Wahrheit. Beſonders lobenswerth iſt es, daß in dieſem Bilde die ſich zudrängenden Hirten nicht den vollen Anblick der Maria und des götilichen Kindes hindern. Die edle Figur der erſtern erſcheint hochſitzend. Sie hat ein Tuch vom Kinde weggehoben, und dieſes in lebhafter Bewegung blickt die Hirten mit einer mit Ernſt verbundenen Anmuth an. Joſeph ſteht dahinter in nachdenkender Stellung. Vom Hintergrunde des alten zerfallenen Gebäudes kommen verſchiedene männliche und weibliche Perſonen, Gaben bringend (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 196 u. fg.).

Von Hannib. Carracci, gut (obgleich nicht ohne einige Härte) geſtochen für das Pariſer Muſeum von Lips dem ältern (beſſer, als vorher von Ch. Simmoneau und von F. Aliamet). Das Bild eifert in vielen Schönheiten mit der Nacht von Correggio. Auch hier geht das Hauptlicht vom Kinde aus und zieht das Auge auf die Hauptgruppe hin, wo Maria die Decke vom Kinde weghebt, um es einem vor der Krippe knieenden Hirten ſehen zu laſſen, während Joſeph im Mittelgrunde den Ankommenden den Eingang des zerfallenen Gebäudes öffnet. Das Licht einer Fackel, die ein Hirt andern voranträgt, und weiter zurück das noch mattere Licht einer Laterne, die ein Hirt hält, bewirken eine ſehr wohlthuende Abſtufung der Beleuchtung, die ſich in einer Dämmerung verliert. Zwei Engel nahe bei der Krippe betrachten das Kind mit freudiger Bewunderung. Der über dem Kind in der Krippe ſchwebende Chor muſizirender Engel iſt wunderſchön (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 162). Nur die muſikaliſchen Inſtrumente möcht' ich wegwünſchen. Sie erinnern zu ſehr an die Erde. In das Himmelreich gehört nur der Geſang, dieſes ſeelenvolle Organ der Geiſter, einzig geeignet, die ſüße, heilige Harmonie anzudeuten, die in der Seele die Ahnung einer höhern Welt erweckt. Nur mag zuweilen begleitend die Harfe mit ertönen. Aber auch dieſe iſt in vorſtehender Scene ganz entbehrlich.

Von Dominichino, geſtochen von D. Cunego und von Kolbenſchlag (auch in Landons Evangiles Pl. 27, und in Vie et Oeuvres II. Pl. 103). Das Kind, von dem das Licht ausgeht, iſt anmuthsvoll. Maria ſchön und geiſtreich. Alle Charaktere gut ausgedrückt. Nur ſtört die vorderſte Hirtenfigur, die auf einem Dudelſack pfeift.

Von Carl Cignani, geſtochen von J. Michel, auch von F. A. Meloni. Dieſes Bild hat mit der untern Scene des vorigen Aehnlichkeit. Die vom Kind ausgehende Beleuchtung verbreitet über das Ganze eine ſanfte Harmonie. Maria deckt das Kind den Hirten auf, die ſich ehrerbietig, voll Bewunderung nähern und Geſchenke bringen. Zur Seite betrachten ein Paar holde Engelchen das Kind mit wonnevoller Miene. Im Vorgrunde ſitzt Joſeph, eine leinene Binde aufwickelnd (Füßli kritiſches Verzeichniß. II. 385).

In Paul Veroneſe's Bild, auf dem Hauptaltar der Kirche St. Joſeph zu Venedig, hat beſonders Maria charakteriſtiſche Schönheit des Wohlwollens und der Jungfräulichkeit (Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſachen. I. 370. Maier Beſchreibung von Venedig. I. 53).

Von Andr. Schiavone (zu Rimini), geſtochen (aber ſchlecht) von C. Mogalli. Die Compoſition iſt gut; die Ausführung fleißig (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 153).

Von Ludw. Carracci, geſtochen von Mar. Cosway (Galerie du Louvre II. Nro. 33). Das Kind liegt auf der Erde. Neben ihm die Mutter in anbetender Stellung. Joſeph zeigt es den herbeikommenden Hirten, von denen einer (ſonderbar genug) einen Knaben auf der Schulter trägt. Der Jungfrau zur Rechten betrachten zwei Engel die Scene, andere ſtreuen Blumen aus der Höhe auf den Neugebornen herab. Die Zeichnung iſt nicht tadelfrei.

Von A. Carracci (Landon Annales XII. 3). Schade, daß das Anmuthige der Darſtellung durch einiges Triviale geſtört wird.

Von Heinr. Goltzius, von ihm ſelbſt geſtochen (Füßli kritiſches Verzeichniß. IV. 73). Von großer Wahrheit im Ausdruck. Maria hebt knieend das Linnen von der Krippe weg. Hinter ihr ſteht Joſeph, eine brennende Kerze in der Hand, das Kind mit inniger Freude betrachtend. Nahe knieet ein ältlicher Hirte voll freudiger Ehrfurcht, die Hände gefaltet, das Geſicht aufwärts gerichtet. Seitwärts gegen den Vorgrund, ein Kniee auf der Erde, betrachtet ein junger rüſtiger Hirte das Kind mit dem Ausdruck plötzlicher Verwunderung. Schade; daß die Geſichter nichts Edleres haben. Noch ein anderes ähnliches, aber im Stich nur halb vollendetes Bild iſt gleichfalls ſehr ſchön. Maria hebt ein Leintuch von der Krippe, während Joſeph eine brennende Kerze (?) darüber hält und den zwei Hirten mit lebhafter Freude auf das Kind hindeutet. Der eine Hirte iſt voll Verwunderung, der andere voll innigen Wohlgefallens (Füßli IV. 78).

Von P. P. Rubens (in der königlichen Galerie zu München, Nro. 530). Schöne Compoſition; die Figuren in Lebensgröße. Die Hirten ſind gut charakteriſirt. Den Hauptfiguren fehlt das Ideale.

Von Vanderwerff, geſtochen von G. Patas (Tableaux de Florence XIV.), aber weit ſchöner geſtochen von P. Bettelini. Das Hauptlicht fällt auch hier auf das Kind, von ſehr geiſtreicher Bildung. Die Mutter mehr gefällig als edel. Ein Paar Hirten ſehr andächtig. Die zwei kleinen Engel in den Lüften ſinnvoll. — (Landon Choix I.)

Von van Veen, geſtochen von Egbert van Panderen. Sehr gemüthlicher Ausdruck und ſchöne Anordnung. Das Kind liegt auf einem mit Stroh bedeckten Mauerwerk. Zur Rechten ſitzt Maria anmuthig und voll inniger Ehrfurcht. Zu beiden Seiten, näher und entferuter, anbetende und Gaben darbringende Hirten und Hirtinnen. In der Höhe mehrere mit Ehrfurcht zuſchauende Engel. Vorzüglich ſchön ſind zwei zur Linken knieende weibliche Figuren, wovon die eine einen Korb mit Eiern, die andere einiges Geflügel hält, mit dem Ausdruck herzlichen Vergnügens (Füßli IV. 80.)

Von Murillo, geſtochen von V. Green. Alles lobenswerth, nur die unbedeutenden Formen des Kindes und der Mutter nicht.

Das Bild von Luk. Giordano in der Apoſtelkirche zu Neapel iſt auf den Effekt berechnet (Cochin Voj. d'Ital. II. 162);

Das von Ribera (Spagnolleto), geſt. von Ingouf für das Musée fr. IV, und von Villery (Galer. fr. p. Filhol, III. 163), gemüthlich. Die Mutter betet mit Joſeph und den Hirten in einfaltiger Andacht das Kind an. Die Andacht iſt, den verſchiedenen Charakteren gemäß, trefflich ausgedrückt. In der Ferne ſieht man den Engel in der verklärten Höhe über Hirten und Heerden.

Von Carl Maratti (im Pariſer Muſeum), geſtochen von J. B. de Poilly (Rec. Crozat I. 121). Der Ausdruck von ein Paar die ganze Länge des Körpers ſich hinſtreckenden Hirten iſt etwas ſtark. Die herabſchwebenden Engelchen, wovon einige dem Kinde liebkoſen, ſind lobenswerth, bis auf den, der ein Rauchfaß ſchwingt.

Von Abrah. Bloemårt (in der Kirche St. Clara zu Herzogenbuſch), gut geſtochen von B. A. Bolswert. Gefällig und naiv, bis auf einige Verzeichnungen. Neben Maria knieen drei Hirten. Sie iſt mit edler Sittſamkeit dargeſtellt, aber nichts Ideales. Das Kind hat viel Liebliches, und die Hirten haben wahre innige Andacht. Auch iſt die ſtehende Hirtin mit dem Strohhut voll frommer Begeiſterung. Am meiſten Tadel verdient die Figur des Joſeph, der mit verdrüſſiger Miene mit der einen Hand ein Horn des Ochſen hält, mit der andern ihm im Haupthaar kraut. Oben eine Glorie ſchön gruppirter Engel, die ſingen und anbeten.

Von Palma dem Aeltern (Landon Annales X. 109). Viel Naivetät.

Das Bild von Bernardino Gatti, gen. Solaro (S. Vidonis Pittura Cremonese, p. 55) hat große Schönheiten. Die Mutter, die über das göttliche Kind ſich hinbeugt, iſt voll Anmuth, die Hirten voll andächtigem Ausdruck, die Engel in den Lüften voll Lieblichkeit; die Architektonik iſt paſſend. Der heil. Petrus im Rauchmantel und der neben ihm knieende Prieſter (der Donator) ſind jedoch hier ganz fremdartige Figuren (Landon Annales XIV. 53).

Von Dominick Feti, geſtochen von Franz Ravenet. Ein knieender Engel hebt einen leichten Schleier von dem Neugebornen hinweg. Auf der einen Seite beten die Hirten, auf der andern Maria und Joſeph an. Oben ſchweben Genien.

Sehr freundlich iſt die Darſtellung von D. Chodowiecki (zu Lavaters Meſſiade), viel dem Correggio nachgebildet. Die Entzückung und Andacht der drei vorderſten Hirten iſt trefflich ausgedrückt. Der eine hält ein Kind in den Armen, das die Händchen faltet, und dem er Freudiges zu ſagen ſcheint.

Einer Darſtellung von Luk. Giordano gibt Lanzi (franzöſiſche Ausgabe II. 425), großes Lob, und ſagt, daß ſie mit reinem Geſchmack ausgeführt ſey. Sie iſt in Fresko gemalt in einem Saale des königlichen Schloſſes Buonretiro in Spanien.

Von N. Pouſſin (königl. Galerie zu München), lithographirt von Murel. Der Ausdruck der Hirten iſt vortrefflich; das Geſicht der Maria ſanft und demüthig, verwundert, doch zu wenig edel. —

Von Jakob Baſſano in der Kirche St. Joſeph in Baſſano. Die Figuren haben wahren Ausdruck; aber keine (ſelbſt die der Maria nicht) erhebt ſich über das Gemeine, auſſer dem neugebornen Kinde, das mit einem Gefühl höherer Abkunft emporſchaut. Die Verwunderung und Andacht der Hirten äuſſert ſich auf eine naive Art. Durch die Thür des Stalls ſieht man auf einen Thurm (der Stadt Betlehem). Zu einem Fenſter von oben herab blicken zwei beinahe nackende Weibsperſonen mit zwei Männern in Nachthemdern herab (wie trivial)! Auf der andern Seite beſchauen von einem Säulengeſims drei Hirtenknaben die Scene. In der Höhe ſtralt eine Glorie mit einer Menge von Engeln, die, ohne ausnehmend ſchön zu ſeyn, doch ihr Staunen und Entzücken mit vieler Wahrheit einander mittheilen. In Beziehung auf Kraft der Tinten und des Helldunkels iſt das Bild ein Meiſterſtück.

Von C. Poelenburg ehemals in der Galerie zu Mannheim, geſtochen in punktirter Manier von Durmer. (Burtin II. 270). Eine Compoſition von fünf und fünfzig Figuren, gut angeordnet.

Von Jak. de Bray, geſtochen von J. A. Richter. Das Kind iſt in Windeln gewickelt, was Luk. II. 7, ganz gemäß, aber freilich dem Effekt ungünſtig iſt. Es ſchlägt übrigens aufmerkſam die Augen nach den anbetenden Hirten auf. Maria hebt ein weiſſes Tuch auf, womit das Kind bedeckt war. (Descamps Vie. Winklers Gemälde. S. 116).

Welche Milde ſtralt dies Kind
Auf uns ſchwache Menſchen nieder,
Freundlich grüßt es uns als Brüder,
Wenn wir reines Herzens ſind. 2)

---

2) Wir wollen hier noch folgender Bilder erwähnen: von Marcus v. Siena, geſtochen von Corn. Cort (1568); von Guercino, geſtochen von Mergolino; von P. Beretini, geſtochen von F. Bartolozzi; von J. Blanchard, geſtochen von E. Baudet und J. le Blond; von Bronzino, geſtochen von Ghiſi und J. Cock; von P. Caldara, geſtochen von C. Cort und J. Sadeler; von G. Mignard, geſtochen von F. Poilly; von Titian, geſtochen von G. Boel, Caraglio und Lorenzini; von Jak. Jordäns, geſtochen von Marinus; von Tintorett, geſtochen von Carl Sacchi.

Eilfter Abſchnitt.

Die Beſchneidung des Kindes Jeſu.
(Luk. II. 21).

Heiland! kaum erblickt dein Aug das Taglicht,
Von der Thränen Erſtling benetzt, da rufſt du
Tief bewegt zum Vater: „Nach deinem Willen
Werd ich zum Opfer."
Tag, an dem der Heiland begann dies Opfer,
Sey dem Knaben Jeſu von uns geheiligt!
Statt des Kinds Beſchneidung verlangt er liebreich
Jene des Herzens.

Obgleich im Chriſtenthum an die Stelle der Vorſchrift einer leiblichen Beſchneidung die Vorſchrift der Beſchneidung des Herzens getreten iſt; ſo behält doch jene Handlung in Beziehung auf den Erlöſer für den Chriſten hohes Intereſſe. Auch haben mehrere Maler ſie erbaulich dargeſtellt, indem ſie die Empfindungen der Theilnahme, der Verwunderung, der Ehrfurcht Mariä, des Joſeph und der andern Perſonen, die bei der Beſchneidung vorkommen, würdig ausdrückten, und auch dem göttlichen Kind den Ausdruck rührender Hingebung und Gelaſſenheit gaben.

In Hinſicht der Nebendinge aber, die auf die jüdiſchen Gebräuche bei der Beſchneidung ſich beziehen, findet man in den Gemälden große Verſchiedenheit, und die meiſten ſind voll von Verſtößen gegen die geſchichtliche Wahrheit. Die meiſten wählen den Tempel oder eine Vorhalle deſſelben zur Scene. Die Handlung geſchah aber im väterlichen Hauſe; bei Jeſus wahrſcheinlich in der Herberge zu Betlehem. Die meiſten laſſen einen Prieſter oder gar den Hohenprieſter die Beſchneidung vornehmen. Allein nicht die Prieſter, vielweniger der Hoheprieſter hatten damit zu thun. Jeder Hausvater war hierin Prieſter ſeines Hauſes. Dieſer läſſt jedoch die Beſchneidung durch einen Kunſtverſtändigen vornehmen in Gegenwart eines Pathen. Weibsperſon ſoll keine anweſend ſeyn. Die Maler haben gewöhnlich nur einen glänzenden Effekt in dieſen Nebendingen zum Augenmerk. Der ſittlich-religiöſe Eindruck könnte aber bei mehr Einfachheit in Nebendingen nur gewinnen.

Von Raphael, gut geſtochen von B. Lepicier (Receuil Crozat I. 51). Die Scene iſt des Tempels prächtige Vorhalle, angefüllt mit ſchönen Figuren. Schön ausgedrückt iſt die Beſorgtheit der Madonna, die das göttliche Kind vor dem Prieſter hält, der die Beſchneidung mit aller Achtſamkeit verrichtet.

Von Guido Reni, geſtochen von Fr. Aliamet (für die Boydelliſche Sammlung) und von Jul. Traballeſi. Sehr zart und voll Wahrheit. Ein Prieſter hält das Kind, das mit geduldiger Wehmuth das Haupt ſeitwärts ſenkt, mit beiden Händen mit dem Ausdruck der Theilnahme über einem etwas erhöhten Tiſch, während ein anderer mit behutſamer Sorgfalt die Handlung zu vollziehen im Begriff iſt. Daneben zwei Engel. Etwas tiefer knieet Maria mit einer Freundin in anbetender Stellung; ſeitwärts Joſeph mit an der Bruſt gefalteten Händen. Lauter Halbfiguren. Der Ausdruck der Köpfe, die Zeichnung, die Drappirung, die Beleuchtung, alles iſt vortrefflich. (Füßli kritiſches Verzeichniß. II. 230).

In vieler Hinſicht geringer iſt das Bild von Dominichino, geſtochen von Dom. Cunego (auch in Landons Evangiles. Pl. 28). Die Scene iſt ein zierlicher Porticus. Das Kind, auf einer Schüſſel liegend, hat einen geiſtvollen Ausdruck. Der Ausdruck und die Anordnung der übrigen Figuren, ſo ſchön dieſe gezeichnet ſind, haben nichts Vorzügliches. Hinter dem Hohenprieſter ſchaut ein Mann durch ein Augenglas (?) auf die Handlung herab. (Vergl. Füßli kritiſches Verzeichniß. IV. 321).

Von Julio Romano (im Muſeum zu Paris), geſtochen von B. Lepicier. Eine ſchöne, große Compoſition; ſehr feierlich; aber mit zu großer Pracht.

Von Ciro Ferri, geſtochen von Fr. Spierre und J. Blondeau. Edle Compoſition.

Von Marco di Oggione (in der neuen königlichen Galerie zu Berlin). Der Ausdruck der Maria, die dem Prieſter das Kind darreicht, iſt ſanfte Ergebung mit ruhiger Zuverſicht.

Von Giulio Campi (geätzt bei Vidoni Pittura Cremonese p. 79). Einfache Compoſition, ſchön geordnet. Die Handlung geſchieht im Tempel. Der Ausdruck aller acht Figuren iſt vortrefflich.

Von Joh. Bellini in St. Zacharia zu Venedig. Treffliche Köpfe; beſonders iſt der der Madonna von ſeltener Schönheit und Anmuth (Maier Beſchreibung von Venedig. I. 110).

Von Joh. van Eick (in der Sammlung von Boiſeré) lithographirt von Strirner. Die Figur Mariä iſt voll Anmuth und edelm Anſtand. Die andern Figuren ſind zu reich gekleidet. Die Bauverzierung iſt ſehr ſchön.

Von Lukas van Leyden (königliche Galerie zu München), lithographirt von Strirner: gemüthlich und gute Anordnung. Daß Joſeph das Kind dem Prieſter darreicht, iſt etwas ſeltſam.

Nach der Zeichnung des Heinrich Goltzius, geſtochen von ihm ſelbſt, und von F. Houſecom: eine große, ſehr ſchöne Compoſition in Geiſt und Manier des Albr. Dürer. Die

Scene iſt ein Tempel von gothiſcher Bauart (!) In der Mitte hält der Oberprieſter ſitzend das Kind über eine auf ſeinem Schooß liegende Schüſſel; vor ihm ſitzt ein Prieſter, der die Beſchneidung an dem Kinde, das trefflich gezeichnet iſt, und den Ausdruck wehmüthiger Duldung hat, vollzieht. Links ſitzt ein Levit, ein Buch auf dem Schooß, und die Hände gefaltet. Rechts ein anderer, der aufmerkſam zuſieht. Im zweiten Grunde ſteht Joſeph, in der einen Hand einen Hut, die andere an die Bruſt gelegt, ehrerbietig voll Ernſt und Theilnahme. Daneben Maria mit geſenktem Haupt hinblickend voll Andacht. Hinter und neben dieſen ſieht man mancherlei Zuſchauer. Im vorderſten Grunde ſteht ein Tempeldiener in gothiſcher Tracht (?), einen großen Leuchter haltend. (Füßli kritiſches Verzeichniß. IV. 70).

Von Quercino (in der Kirche Jeſu und Maria zu Bologna, dann im Muſeum zu Paris), ſchön geſtochen von Fr. Bartolozzi, (früher von R. Strange) auch im Kleinen von Jak. Adam in Wien. Sehr gemüthlich und edel. Beſonders Maria, deren Geſicht Wohlwollen, Unſchuld und ſeliges Bewußtſeyn mit wehmüthiger Theilnahme ausſpricht, womit die Stellung ganz übereinſtimmt. Auch Joſeph iſt eine würdige und die jungen Diener ſind ſchöne Figuren. Nur dem beſchneidenden Prieſter wäre mehr Würde zu wünſchen. (Auch in Landons Annales II. 93, im Umriß. S. Cochin Voj. d'Ital. II. 116).

Von Doſſo Doſſi, geſtochen von Maria Cosway (Galer. du Louvre 1802, 11, 18), und von Riquet für die Galerie Fr. v. Filhol V. 313. (Landon Annales XIII. 129), eine an ſich ſehr anmuthige und naive Darſtellung, aber doch etwas zu naiv. Denn eine alte Frau liebkoſt dem Kind, um es zur ſchmerzlichen Handlung vorzubereiten; aber das Kind, durch den Anblick des Meſſers erſchreckt, ſucht bei einer nebenſtehenden Perſon Schutz.

Von Barocci (in der Kirche vom Namen Jeſu) zu Peſaro. Schöne Köpfe und gute Wirkung. (Cochin Voj. en Italie I. 93).

Auch das Bild von P. P. Rubens auf dem Hauptaltar von St. Ambroſio zu Genua hat großes Verdienſt wegen den herrlichen Köpfen voll Ausdrucks. (Geſtochen von A. Lommelin).

Von Peter Mignard, geſtochen von Scotin. Hier geht die Beſchneidung in einer Synagoge vor ſich. Die Krone, die man zur Seite der Geſetzrollen bemerkt, deutet wohl auf die Abſtammung von David. Von zwei Männern in Privatkleidung hält der eine ſtehend das Kind auf einem Tiſche, darauf eine Decke liegt; der andere ſitzt und will die Beſchneidung vornehmen. 1)

Beſſer würden wohl die Maler thun, ſtatt der Beſchneidung die Namengebung, die unmittelbar auf die Beſchneidung folgte, darzuſtellen. Dieſe iſt für ſich ſelbſt zur ſinnlichen Darſtellung wenig ſchicklich; die Namengebung iſt auch bei Jeſu von höherer Bedeutung; ſie iſt von dem Seher der Vorzeit vorhergeſagt. Der Name Jeſu war in der Familie der Maria und des Joſephs nicht üblich. Daß er dennoch dem Kind gegeben wurde, iſt höhere Fügung. Viel Treffendes über eine Darſtellung der Namengebung kommt vor in den kritiſchen Bemerkungen über die Fehler der Maler. Cap. X. S. 293, u. fg. Der Verfaſſer meint, dieſe Scene ſey der der Beſchneidung für Chriſten vorzuziehen, und ſeine Gründe ſind nicht verwerflich. Eines Bildes von Mantegna in der Galerie zu Florenz ſey hier erwähnt. Alle Figuren ſind ſtehend. Der Prieſter einen Schreibgriffel in der Hand, fragt die Maria nach dem Namen des Kindes. Dieſes ſcheint der Mutter

---

1) Wir nennen noch Bilder von G. v. Eckhout, geſtochen von Oeſer; von L. Caracci, geſtochen von J. M. Creſſi.

afflatu divino zu ſagen, was ſie antworten ſoll. Die Mutter fromm auf das Kind achtend. Vor dem Prieſter hält ein Mädchen auf einem Teller das Schreibzeug empor; Joſeph trägt in der Rechten ein Körbchen mit Tauben. (?) 2)

Zwölfter Abſchnitt.

Die Darſtellung des Kindes Jeſu im Tempel.

(Luk. II. 22 und 38.)

Die Jungfrau, fromm die Augen geſenket, hält
Das Kind, ſich ſeiner Gottheit bewußt, im Arm;
Voll Demuth zarte Turteltauben
Opfernd, der Armen beſcheid'ne Gabe.
„Nun laß uns Herr! ſo rufen mit Simeon
Wir alle, laß uns ſterben mit heit'rer Ruh',
Da unſerm Blick das Heil ſich zeigte,
Das du bereitet haſt allen Völkern.“

Hier müſſen die zwei verſchiedenen Handlungen, I. der Akt der Darſtellung und II. die Begeiſterung des Simeon wohl unterſchieden werden. In vielen Gemälden ſind beide vereinigt. Wir wollen hier zuerſt die Bilder der erſtern Scene betrachten.]

---

2) In einem Bilde von Tintoretto (geſtochen von J. Matham oder Jer. Falk) hat der Knabe Johannes ein Paar Tauben am Rohrſtab hängen. Welche kindiſche Idee; Und dann wie kommt der Knabe Johannes hieher?

I.

Von **Joh. van Eick** (in der Boiſeré'ſchen Sammlung zu Stuttgart), lithographirt von **Strixner**. Simeon in einer Vorhalle des Tempels, ein heiterer Greis, empfängt das Kind aus den Händen der Mutter. Er iſt im Begriff begeiſtert auszurufen: Nun laß, o Herr! deinen Diener in Frieden fahren! Seine Lippen beben vor Entzücken; ſein Auge blickt freudig aufwärts; die Maria im Profil iſt eine reine, würdige und milde jungfräuliche Geſtalt, von deren Haupt ein Schleier herabwallt, und die innig, ernſt, gedanken- und ahnungsvoll den Blick dem Prieſter zuwendet. Der Ausdruck des ſchönen und edeln Geſichts iſt Beſcheidenheit und Bewußtſeyn hoher Mutterwürde. Sie ſteht im Vorgrunde am Altar. Ihr zur Seite mehr zurück ſteht Joſeph, eine brennende Kerze (?) in der Hand. Einige andere Perſonen umgeben den Altar; ganz vorn neben Maria ein ſehr ſchönes, junges Mädchen, ein Körbchen mit den Tauben in der Hand, mit dem Ausdruck unbefangener Unſchuld und kindlicher Neugier. Durch die offen ſtehende Thür des hochgewölbten, mit Säulen, vielen Fenſtern und in die Tiefe ſich verlierenden Bogengängen geſchmückten Gebäudes blickt man in die volkreiche, belebte Straße und auf grüne Bäume; im Tempel ſelbſt ſieht man an den entfernten Säulen Troſt ſuchende Kranke und Preſthafte ſich lehnen. (**Joh. Schopenhauer**, Joh. van Eick I. 40. **Kunſtblatt** 1823. Nro. 20. 1824. 44. S. 175. **Waagen**, S. 239 ꝛc.)

Dieſem trefflichen Bild ſchließt ſich das von H. **Hemmeling** an, das im Johannisſpital zu Brügge bewundert wird. Maria voll hoher Würde ſteht am Altar; neben ihr die heilige Anna, und der kräftig und edelgehaltene Prieſter. Die ganze aus fünf Figuren beſtehende Gruppe iſt von bewunderungswürdiger Schönheit (**Joh. Schopenhauer**, Joh. van Eick I. 135).

Von B. Luini iſt eine ganz eigene Vorſtellung Simeons im Tempel (zu Sarano), gut geſtochen von Ant. Giberti. Eine Halle von prächtiger Architektur iſt die Scene. Durch die Eingangspforte ſieht man auf eine Landſchaft, in welcher die Flucht nach Egypten dargeſtellt iſt. Wie wenig beide Darſtellungen für das nämliche Bild ſich eignen iſt klar. Sonſt iſt das Bild von großer Schönheit. Beſonders lobenswürdig iſt das Erſtaunen Mariä über Simeons prophetiſchen Erguß.

Von Doſſo Doſſi befindet ſich ein ſchönes Bild (freilich nur in der Copie) bei den Dominikanern zu Faenza. Trefflich iſt der Ausdruck von Verwunderung der Schriftlehrer. In den Figuren und im Coſtüme iſt viel Mannigfaltigkeit (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. V. 25).

Von P. P. Rubens in der Hauptkirche zu Antwerpen, geſtochen von P. Pontius und Valentin Green (Landon Annales XVI. 57. Manuel du Musée fr. III. 23). Lebhafter und edler Ausdruck. Das Coſtüm des alten Simeon iſt gegen die Wahrheit. Aber der Charakterausdruck und die Stellung ſeiner Figur iſt vortrefflich.

Von Jak. Jordäns (Galerie zu Dresden). Simeon hält das Kind in den Armen. Dieſer Theil des Bildes iſt vortrefflich; die Begeiſterung des Greiſen meiſterhaft. Das übrige hingegen, beſonders die Maria, wenig anſprechend.

Von Dominichino, geſtochen von D. Cunego (auch in Landon's Evangiles, Pl. 29). Simeon voll hoher Würde mit dem Ausdruck ſeligen Vergnügens; Maria demüthig und ſittſam; Joſeph voll Ernſt; die Opfer herbringenden weiblichen Figuren ſehr heitere, fromme und holde Weſen.

Von Guido Reni, geſtochen von R. Earlome 1778 (zwei

Bilder, das eine in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien Roſa I. 103), das andere im Dom zu Modena (Cochin Voj. I. 31); ſie haben viel Aehnliches). Simeon nimmt das Jeſuskind auf die Arme, und ſieht mit lebhafter Empfindung gen Himmel. Joachim und Anna ſtehen ihm zur Linken, Joſeph zur Rechten. Maria knieet voll jungfräulicher Sittſamkeit tief in ſich verſenkt auf einer Stufe. Alle Figuren ſind ſchön und voll Würde; die Zeichnung vortreffich. Ein Knabe im Vorgrund, kindlich unſchuldig, ſpielt mit den Opfertauben. Ein älterer Knabe, der ein Licht trägt, ſieht nach dem ſpielenden um. Beide Knaben ſind von entzückender Naivetät.

II.

Von Johann Bellini findet man in den Paläſten Barbarigo und Grimani zu Venedig ſchöne Bilder von dieſem Gegenſtande, und das im erſtern Palaſte daneben ſtehende Bild des Gentile Bellini iſt noch ſchöner (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 51).

Von Orazio Samachini iſt eine ſehr ſchöne Darſtellung in der St. Jakobskirche zu Bologna (Lanzi Storia I. 2. p. 52), geſtochen von Aug. Caracci. Die Hauptfiguren haben eine ſelige und würdevolle Andacht. Das Ganze iſt voll Anmuth.

Von Carl Nuvolone ſieht man ein ſehr ſchönes Bild im Bethaus neben der Kirche St. Vincenz zu Piacenza (Fiorillo II. 637).

Von Paul Veroneſe (in der Galerie zu Dresden), geſtochen von Ph. Andr. Kilian, von Wilh. Courtois und von Benig. Boſſi. Maria hat viel Anmuth und edeln Anſtand. Die meiſten Köpfe ſind gut charakteriſirt. Das Ganze groß und prachtvoll. Die Scene iſt in einem Säulengang von doriſcher Ordnung. Welch ein Gegenſatz zwiſchen der Pracht dieſer Darſtellung und der edeln Einfalt und Würde des weit ältern Bildes von Fra Bartolomeo (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien), geſtochen von A. Campanella (für Hamiltons Scuola Italica), von Maſſard und neuerlich meiſterhaft von C. Rahl (1823) im Kleinen; freilich ſchwächer von A. Perfetti und von S. Langer. — Wie einfach und das Gemüth anſprechend! Ernſt und Würde gepaart mit Anmuth! Welche ſchöne Harmonie, welch ein frommer Geiſt ſchwebt über dem Ganzen! Die Compoſition und der Ausdruck zarter und heiliger Empfindungen ſind gleich vortrefflich. Der Prieſter, eine höchſt ehrwürdige Geſtalt, hält das ſchöne geiſtvolle Kind, das die Umſtehenden zu ſegnen ſcheint. Maria, die es dargereicht, iſt voll ſanfter aber nachſinnender Ergebung und Demuth. Joſeph, die Tauben haltend, ſieht gedankenvoll zu. Zwei ältliche Frauen dabei, die eine knieend, die andere ſtehend, voll Andacht. Nur iſt es unſchicklich und verſtößt gegen die Wahrheit, daß in dem Tempel der alle Bilder verabſcheuenden Juden die Figur des Moſes auf dem Altare ſteht. (Landon Choix de tableaux I. 5. Roſa I. 123. Tableaux de Florence XIV. 2. Kunſtblatt 1822. Nro. 14. S. 56. Kunſtblatt 1824. Nro. 18. S. 70. Göthe's Kunſt und Alterthum. B. V. H. II. S. 69 fg.)

Von Raphael iſt ein Bild geſtochen von Ch. Alberti und B. Franko.

Von Titian, geſtochen von W. Hollar und von Louiſa.

Von Rembrandt, geſtochen von R. Earlom, M. Peel, J. Watſon, J. Frey und Sevilliers. Die Anordnung des Ganzen iſt beſſer, als die Charakteriſirung (Galer. fr. p. Filhol, V).

Von Simon Vouet, geſtochen von M. Dorigny (Landon Annales XIII. 99). Anmuthig und edel gezeichnet. Anordnung, Drappirung und Perſpektive ſind lobenswerth. Das beſte Werk des **Vouet** (**Tailaſſon** observat. par quelque grands peintures, p. 31). 3)

Von **Boullogne** (in der lieben Frauenkirche zu Paris), meiſterhaft geſtochen von **Pet. Drevet** d. S. und von **N. Tardieu** (im Kleinen von **Ph. A. Kilian** für ſeine Bilder-Bibel und für die Wiener Bibel von **Jak. Adam**). Sehr ſchön; rührender Ausdruck in allen Stellungen und Geſichtern; beſonders ſchön iſt das Lächeln des Kindes und der beſeelte Blick des Prieſters.

Von **Ch. Le Brun**, geſtochen von **J. B. Poilly**, von **Gerard Scotin**, auch von **B. Audran** und **L. Crespi**.

Von **Sebaſt. Bourdon** (im Muſeum zu Paris). Lieblicher Ausdruck (**Landon** Annales V. 101). Viel Verdienſtliches findet ſich im Bild von **Jouvenet**, geſtochen von **Alexis Loir**.

Von **John Opie** iſt eine Darbringung im Tempel mit erhabener Empfindung und glücklich ausgeführt (**Fiorillo** V. 670. Der Stich befindet ſich in **Maklins** Pracht-Bibel).

Von **Camuccini**, dem trefflichen Componiſten und Zeichner, iſt ein ſehr ſchönes Bild in der Kirche St. Johann zu Piacenza (**Orloff** Essai II. 423). 4)

---

3) Auch von **Hyazinth Vermont** iſt ein gutes Bild in der Ludwigs-Kirche zu Verſailles.

4) Noch verdienen genannt zu werden die Bilder: von **F. Barozio**, geſtochen von **Ph. Thomaſſin**; von **Paul Veroneſe**, geſtochen von **N. R. Cochin**, **C. Cort**, **T. Villamena**, **J. B. Jakſon**; von **M. Corneille**, geſtochen von **J. Audran**; von **E. Le Sueur**, **C. Duflos**; von **Titian**, geſtochen von **J. B. Jakſon**; von **T. Salviati**, geſtochen von **A. Andreani**; von **J. B. Golzius**, von ihm ſelbſt geſtochen; von **A. Turchi**, geſtochen von **C. van Dalen**; von **S. Ricci**, geſtochen von **P. Monaco**;

Man darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß viele Maler zwei oder gar drei verſchiedene Handlungen miteinander zuſammenſtellen, nämlich die Reinigung Mariä, die durch ihre Darſtellung vor dem Prieſter und dem Opfer von ein Paar Tauben geſchah (nach dem dritten Buch Moſes XXII. 2—8); 5) ferner die Darbringung des Kindes Jeſu, als des Erſtgebornen im Tempel, ſodann die Lob- und Seligpreiſung des alten Simeon und der Prophetin Anna. Die erſten zwei Handlungen können ohne Störung in einem Bild vereinigt werden; aber die dritte erfordert eine beſondere Darſtellung. Ob ſie vor der Darbringung, wie Maria mit dem Kinde in den Tempel eintrat, oder nachher ſtatt fand, darüber ſind die Meinungen verſchieden. Die erſtere hat Vieles für ſich. Selbſt dieſe dritte Scene hat zwei verſchiedene Abtheilungen: die Handlung des Simeon und die der Anna, welche jedoch gleichzeitig in Einem Bilde dargeſtellt werden können, indem die fromme Greiſin Anna in die Lobpreiſung des Simeon einſtimmte (vergl. kritiſche Bemerkungen über die Fehler der Maler. S. 337, 347 und fg.).

---

von A. D. Gabbiani, geſtochen von F. Bartolozzi; von Dietrici, geſtochen von G. F. Schmidt; von Bonifaz Bembo (geb. 1440) in Vidoni's Pittura Cremonese, p. 23.

5) Dahin gehört z. B. das ſchöne Bild von Franz Romanelli in der Karthaus zu Rom, in Moſaik in der Peterskirche.

Dreizehnter Abſchnitt.

Die Anbetung der Weiſen aus Morgenland.
(Matth. II. 1. 2. 9. 10. 11.)

„O wie geh'n auf ihrem Pfade
Sinnvoll ſie und froh einher!
Immer ſtralt der hohen Gnade
Zeichen hell vor ihnen her,
Bis das Kindlein mild und hehr
Ihnen ſtralt mit höhrer Gnade.
Ihre fromme Liebe zollt
Saba's Duft und Saba's Gold.

Fr. L. v. Stolberg.

Die einfache Erzählung des Evangeliſten bietet wenig Stoff zu einer reichen und prachtvollen Darſtellung. Weil aber die Weiſen aus Morgenland nach ſehr wahrſcheinlicher Ueberlieferung vornehme Männer waren, die ſich der tiefern Erforſchung der Wahrheit widmeten, woraus in der Folgezeit die Meinung frommer Lehrer Könige machte, welche Meinung in die Volksſage und ſpäter in die Volksſchauſpiele (Mystères) übergieng; weil ferner das Morgenland wegen ſeiner Prachtliebe bekannt iſt; weil die Schrift ſagt: die Weiſen hätten Gold, Weyrauch und Myrrhen dargebracht; weil endlich ſchon alte Schrifterklärer in den drei Weiſen die Völker und Reiche aller Weltgegenden vorgebildet ſahen, die in Zukunft das Licht der Welt erkennen würden; 1) ſo benutzten

---

1) Schon **Tertullian** (lib. III. Contin. Marcion) ſcheint wegen des hohen Anſehens, deſſen die Magier im Morgenlande genoſſen, in den drei Weiſen ſymboliſche Stellvertreter der Könige geſehen zu

die Maler alles dies zu Compoſitionen, denen wenige andere bibliſche Scenen an Glanz und Reichthum gleichkommen. Sie laſſen die Weiſen (immer drei, eine Zahl, die zwar durch nichts erweislich iſt, aber doch allgemein angenommen wird) im Königsſchmucke mit einem prächtigen Gefolg' erſcheinen, 2) und vor dem göttlichen Kind in Demuth niederfallen, und das Kind anbeten. Das letztere iſt dem Evangelium (V. 11), ganz gemäß. Auch der prächtige Aufzug der Demüthigen verdient, in ſo ferne dadurch das Verhältniß aller irdiſchen Macht zu dem Sohne Gottes bezeichnet wird, eher Beifall, als Tadel. Nur ſollte auch hier ein gewiſſes Maaß beobachtet werden. Auch um den Glanz zu vermehren, werden die drei Weiſen aus drei Welttheilen gewählt; der eine iſt weiß, der andere braun, der dritte ſchwarz; eben ſo ſind Tracht und Gefolg nach ihrer Herkunft verſchieden.

---

haben. Nam et magos reges fere habuit Oriens. Die Meinung jedoch, daß die drei Weiſen wirkliche Könige geweſen, iſt erſt im Mittelalter vom neunten Jahrhundert an in Aufnahme gekommen. (**Calmet** Dissertationes vet. et nov. Testam. T. III. 26 etc.) Nach einer alten Sage wären ſie aus den drei damals bekannten Welttheilen Aſien, Afrika und Europa gekommen; weshalb die Künſtler für ſie das Coſtum eines Aethiopiers, eines Perſers und eines Griechen oder Römers wählten. Doch waren ſie weit wahrſcheinlicher aus Syrien, Arabien und Chaldäa, oder alle drei aus Chaldäa. (S. **Calmet** a. a. O. S. 22 ꝛc.)

2) Merkwürdig iſt, daß noch in Darſtellungen aus dem Mittelalter die drei Weiſen ohne königlichen Schmuck erſcheinen. Siehe z. B. **Fr. Adelung**, die korſſuniſchen Thüren in der Cathedral-Kirche der heiligen Sophie in Nowogorod. Berlin 1823. Tafel 8. Dieſes Kunſtwerk iſt vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Dagegen in **Herrad von Landſperg** Hortus deliciarum vom zwölften Jahrhundert (S. den Auszug von **Engelhardt** Tafel III) erſcheinen ſie ſchon mit Kronen im königlichen Schmucke.

Dieſes nimmt ſich zwar ſehr gut aus, ſtreitet aber gegen die hiſtoriſche Wahrheit. Denn ſie alle kamen aus dem Morgenlande. Nicht leicht wird ſich ein Bild finden, das in ſolchen Nebendingen die Prüfung ganz aushielte. Die vorzüglichſten ſind:

Von Raphael (in ſeinen Tapeten zu Rom), gut geſtochen von Pet. Santo Bartoli in drei Platten, von N. Dorigny und J. Seb. Bouillemont (im Umriß in Landons Evangiles und in Vie et Oeuvres de Raphael III. Nro. 125). Eine der ſchönſten und reichſten Darſtellungen. Trefflicher Ausdruck und bewunderungswürdige Einfalt im Mannigfaltigen, voll der Pracht und des Lebens. Die Hauptperſonen haben viel geziemenden Anſtand und Würde. Das Erſtaunen und die Begierde des (ausnehmend zahlreichen) Gefolges, das hier alle Völker der Erde ſtellvertreten ſoll, das Kind, über dem der Stern ſtill ſteht, zu ſehen, iſt meiſterhaft ausgedrückt. In den Verzierungen findet man Spuren von Albr. Dürers Art. Dieſer hatte dem Raphael ſein Bild von dem nämlichen Gegenſtand zugeſandt, das der Beſchenkte in ſeiner Werkſtatt aufhieng, wogegen er dem Dürer das ſeinige verehrte. (Vergl. Fernow's römiſche Studien. III. 178).

Eine andere Darſtellung von Raphael (Manuel du Musée fr. IV. Nro. 6. Landon Vie et Oeuvres de Raph. VIII. Nro. 474) gehört zu ſeinen früheſten Arbeiten. Der Maler hatte das Ideale noch nicht erreicht. In den Köpfen herrſcht Monotonie. Das Coſtüm der meiſten Perſonen gehört in die Zeiten des Ritterthums.

Eine dritte unter den Bildern der Logen des Vatikans (Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 59), iſt einfach und anmuthig; es iſt hier kein architektoniſcher Prunk, und die drei Weiſen erſcheinen in ſchlichter Kleidung. Unter ihren Geſichtern herrſcht etwas Monotonie.

Eine vierte, geſtochen von P. S. Bartoli und von Cock. (Landon Vie et Oeuvres de Raphael VII. Nro. 386).

Eine des Studiums vorzüglich würdige Darſtellung iſt das ovale Bild von Dom. Ghirlandajo zu Florenz (in der Kirche der Innocenti) wegen dem lieblichen Ausdruck der Madonna und des Kindes und der Andacht in Stellung, Geberden und Mienen der Weiſen und ihres Gefolgs; ferner ein Bild von Cavedone zu Bologna, das dem Pinſel eines Titian die Palme ſtreitig macht. (Orloff Essai I. 304). Viel Verdienſt hat auch das Bild von Perugino in der Dresdner Galerie (S. Athenäum von Schlegel II. 81). Endlich muß auch das große Freskogemälde von Benozzo Gozzoli in der Kapelle des Pallaſts Riccardi zu Florenz, eine große Compoſition mit herrlichen Figuren von Menſchen und Engeln, dem Studium empfohlen werden. — Von Marcello Fogolino ſieht man ein großes Bild im Rathhauſe zu Vizenza von reicher Zuſammenſtellung und Erfindung. Vorzüglich ſchön ſind die Architektur und die Landſchaft. Der Styl gleicht dem von Perugino. (Kunſtblatt. 1825. Nro. 91).

Keinem Maler vielleicht war dieſe bibliſche Scene willkommener, als dem Pet. Paul. Rubens, um den vollen Glanz ſeiner Kunſt und ſeines Pinſels zur Schau zu ſtellen. Sein Bild, geſtochen von Lukas Vorſtermann und G. Laireſſe, auch von Wagner iſt von großer Pracht, und ſchöner Anordnung. Der Gedanke, wodurch es ſich vor andern auszeichnet, iſt, daß das auf der Mutter Schooß ſtehende Kind (beſſer wäre es in ſeinem ſo zarten Alter ſitzend oder liegend vorgeſtellt) ein Händchen ſegnend auf den Scheitel des vor ihm knieenden Weiſen legt. (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 201, Landon Annales II. 53). Ein anderes Bild von Rubens (in der Kirche St. Michael zu Antwerpen) mehrmal geſtochen, und andere von Nik. Lauwers und von Adrian Lommelin, (Descamps Reiſe 182), auch für die Wiener Bilderbibel von Jak. Adam, läßt das (gut gezeichnete) Kind mit einem Händchen nach den goldenen Münzen greifen, die ihm einer der Weiſen ehrfurchtsvoll darreicht. Dieſe Idee ſcheint mir eben nicht ſehr paſſend. 3) Aber die Behandlung iſt durchaus trefflich, und, wenn der Maria mehr Anmuth und Würde zu wünſchen wäre, (Manuel du Musée fr. III. Nro. 36); ſo iſt doch der Ausdruck des Kindes ſehr zu loben.

Descamps führt noch mehrere Darſtellungen von Rubens an (S. 31, 91, 113 und 335), die eine geſtochen von Witdouck. — Auch von Caſpar Crayer rühmt er mehrere von großem Effekt.

N. Pouſſins Darſtellung, geſtochen von Vallet und von Morghen für das Musée fr. II. Pl. XXXIX., iſt von edler Erfindung. Es herrſcht hier wenig Pracht. Die Weiſen erſcheinen nicht als Könige. Aber Compoſition und Ausdruck ſind ſehr geiſtvoll. Lobenswerth iſt ferner

Das Bild von Joh. Bapt. Tiepolo von ihm ſelbſt geſtochen; ſein beſtes Stück.

Von Bern. Luini in Fresko zu Sacona bei Mailand, ſchön geſtochen von C. Dellarocca.

Von Balthaſar Peruzzi (im Palaſte Bentovoglio zu Bologna), geſtochen von Aug. Caracci (1579) in mehreren Blättern. Große Compoſition.

---

3) Auch im Muſeum zu Lyon wird eine ſehr ſchöne Vorſtellung von Rubens geſehen. Der vorderſte Weiſe küßt dem Kind die Füſſe. Das Bild ſoll ehemals in München geweſen ſeyn (?) (S. T. Artaud Notice du Musée de Lyon. 1808. p. 4). Ein anderes Bild ſieht man in Buen Retiro bei Madrid (Bourgoing tableaux de l'Espagne I. 255); ferner in Schelburne-Houſe (Goede. IV. 42).

Des **Del Roſſo** ſchönes Bild in der heiligen Geiſtkirche zu Florenz. (**Fiorillo** I. 389).

Von **Dominichino**, geſtochen von **D. Cunego**. Alles iſt hier vortrefflich charakteriſirt (**Landon** Vie et Oeuvres du Dom. III. Pl. 127). —

Von **Sodoma** (zu St. Auguſtino in Rom im Styl des Leonardo da Vinci. **Lanzi** franzöſiſche Ausgabe. I. 471).

Von **Gaudenzio Ferrari** (in der Galerie zu Mailand) geſtochen von **Biſi**. Reiche Compoſition von edelm Ausdruck.

Von **Hieron.** von **Carpi** ſteht ein Bild voll Anmuth in der Kirche St. Martino zu Bologna. (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe. V. 51).

Ein Bild von **Carl Maratti** iſt geſtochen von **Nik. Dorigny**, **J. Frey** und **K. Audenärt**.

Von **Johann Schwarz**, Maria ſitzt, das Kind auf dem Schooße, in der Mitte des Gemäldes; Huld und Anmuth umſtralen die edle Geſtalt. Der älteſte der Könige bietet knieend ein Prachtgefäß dem ſehr ſchönen Kinde dar, das den Dekel davon weghebt, kindlich ſpielend, und doch mit göttlich ernſtem Blicke den König betrachtend. Alles iſt vollendet und gut geordnet. (**Joh. Schopenhauer**, **Joh. van Eick**. II. 172).

Von **Lukas v. Leiden** (im Kleinen in der königlichen Galerie zu Dresden), kräftig geſtochen von **ihm ſelbſt**. Guter, wahrer Ausdruck, maleriſche Anordnung und höchſte Sorgfalt in der Ausführung. Das Coſtüm iſt meiſt unpaſſend. Das Kind ſteht aufrecht auf dem Schooße der Maria. (**Füßli** kritiſches Verzeichniß. IV. 18). Viel Aehnlichkeit in der Compoſition hat das Bild von **Heinrich Goltzius**, geſtochen von **ihm ſelbſt**. In der Anordnung iſt viel Schönes und Wahres. Viele Perſonen ſind jedoch überflüſſig, und in der Ausführung iſt zu viel geſuchte

Bizarrerie und Carrikatur. Auch ſind auſſer dem Kind, der Figur Joſephs und den knieenden Weiſen die übrigen Figuren faſt alle ohne Handlung und ohne bedeutenden Charakter und gemüthlichen Ausdruck. (Füßli kritiſches Verzeichniß. IV. 72).

Von C. Poelenburg (Dresdner Galerie, Nro. 496), geſtochen von G. Perelle. Große Ruinen (eine von der Wahrheit abweichende Erfindung) bilden die Scene.

Von Coningh, geſtochen von Ortmann (Galerie p. Filhol VII. 494). Viel Pracht, aber unpaſſende Vermiſchung der Coſtüme. Mehr Lob verdient das Bild

Von Paul Veroneſe (Dresdner Galerie), geſtochen von Karl Sacchi, J. Trojen, Pommer, F. Hortemels, R. Dupuis, J. Ph. le Bas und Phil. Andr. Kilian. Große prachtvolle Compoſition und ſchöne Anordnung. Das Geſicht der Maria iſt anmuthig, ihr Anſtand edel. Die meiſten Köpfe ſind ſtark und kühn charakteriſirt (Füßli III. 142). In der Galerie des Herzogs von Leuchtenberg zu München ſieht man gleichfalls ein ſchönes Bild von Paul von Verona.

Ganz im Geſchmack des Paul von Verona iſt das Bild von Sebaſt. Ricci (ſehr gut geſtochen von J. M. Liotard 1743). Gute Anordnung und reiche Ausſtattung. Unter dem Gefolge ſind ſehr naiv und ſtark charakteriſirte Köpfe, gefällige und ſinnrich verknüpfte Gruppen. Licht und Helldunkel ſind trefflich behandelt (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 167). 4)

Das Bild von van Eik, ſo viele und große Schönheiten es hat, kann doch unter die Vorbilder für den Kirchenmaler nur

---

4) Auch ein Bild von Turchi ſoll großes Lob verdienen (Orloff Essai II. 146).

mit vielen Einſchränkungen geſetzt werden. Das göttliche Kind iſt ganz unbedeutend. Die Mutter hat einen guten Ausdruck. Zwei Könige gleichfalls. Wie paßt aber der ſtolze (als Mauren-König dargeſtellte) Carl der Kühne mit ſeinem Gefolge hieher? Das trotzige Ausſehen dieſes ehrgeizigen Fürſten ſteht mit der vorgeſtellten Scene in grellem Widerſpruch. Selbſt die eifrigſten Lobpreiſer dieſes Gemäldes ſagen: Stolz, trotzig beinahe ſteht er da, etwas ſeitwärts gewendet, halb beleidigt, halb verwundert über die erſcheinende Aermlichkeit des Zieles, zu welchem der Stern ihn führte (Johanna Schopenhauers Joh. van Eick. 1822. I. 37, und damit einſtimmig Waagen S. 237 ꝛc.). Auch in Hinſicht des Coſtüms iſt viel einzuwenden, indem es aus mehrern Zeiten und Ländern gemiſcht iſt. — Gleiches gilt von dem ebenfalls ſchönen Bilde von J. van Eick, ſehr gut geſtochen von C. E. Heß. Die Figuren von Maria, Joſeph und zwei drüber ſchwebenden Engeln ſind jedoch ſehr lobenswerth. Man ſieht hier übrigens noch einen vierten König (Kunſtblatt 1824. Nro. 48). Vor dieſen Bildern des van Eick gebührt in Hinſicht der Compoſition und des angemeſſenen Ausdrucks einem großen Bilde, vordem auf dem Rathhauſe, jetzt im Dom zu Köln, der Vorzug. Auf dem Bilde iſt zwar die Inſchrift: Philipp Calw 1510, zu leſen. Man weiß aber überall nichts von einem Meiſter dieſes Namens. Vorlängſt wurde das Bild einem Meiſter Wilhelm zugeſchrieben. Aber auch von dieſem iſt nichts bekannt. Das Bild iſt von ausnehmender Schönheit und dürfte wohl dem Joh. van Eick, oder doch ſeiner Schule angehören. Der Hintergrund von Gold dient dazu, die kräftig colorirten Figuren noch mehr hervorzuheben. Die Madonna hat in ihrer Stellung eine ſanfte Würde und im Geſicht eine große jungfräuliche Reinheit und Anmuth, den ganzen Reiz der Demuth der Magd des Herrn. Ein Diadem ſchmückt ihr blondes Haupthaar, und ein blauer Mantel fließt von ihren Schultern herab. Der Faltenwurf iſt im Ganzen ſchön, nur unten etwas zu eckigt. Das göttliche Kind auf der Mutter Schooß hat den Ausdruck ſanfter Hoheit; es ſtreckt die Rechte ſegnend über die ihm opfernden Weiſen aus. Dieſe, ſo wie die Männer ihres Gefolges ſind wahrſcheinlich Bildniſſe nach der Natur; ausdruckvolle Geſtalten, gut angeordnet 5) (vergl. Gemälde von Köln. Mainz 1822. S. 29, und Werner, der Mainzer Dom und ſeine Denkmäler. 1827).

Von Hans Holbein iſt in der Univerſitätskapelle des Münſters zu Freiburg im Breisgau ein ſchönes Bild. Neben dem Mohren-König im weiſſen goldverbrämten Kleide ſteht eine ausdrucksvolle Figur, die, wie geblendet, die Hand über die Augen hält, und zum Stern hinaufſchaut. Vorn befindet ſich ein Windſpiel (H. Schreibers Geſchichte und Beſchreibung des Münſters zu Freiburg. 1820. S. 284).

Ein Bild von Albr. Dürer zeigt man in der Kirche des heiligen Johannes zu Genua. Das Kind wird als eine ſchöne Geſtalt gerühmt, die in Unſchuld und Würde das Kindliche und Göttliche bezeichnet. In den drei Weiſen iſt der Ausdruck von Ehrfurcht und Andacht ſichtbar (Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Reiſenden. Leipzig 1824. S. 425). In einem andern Bilde von Albr. Dürer (in der Großherzoglichen Galerie zu Florenz) greift das Kind freudig in das Kiſtchen mit Gold, das der ältere Weiſe ihm darreicht. Dieſer blickt das Kind mit liebendem Wohlgefallen an. Ueber der Maria hell-

---

5) Wie man vernimmt, iſt jetzt eine Lithographie von dieſem Bild und ſeinen Seitenbildern erſchienen von Dittmann. (Pr. 21 fl.)

blondes langes Haar hängt ein weiſſes Tuch. Im Vorgrunde ſieht man umgeworfene Säulenſtücke, mit verſchiedenen Kräutern umwachſen, worauf Inſekten und Schmetterlinge (?) (Joſ. Heller Leben und Werke Albr. Dürers B. II. 160). 6)

Von dem ſpaniſchen Maler Fernando Yannes, einem Schüler von Raphael, wird zu Cuença eine Anbetung der Weiſen im Geſchmacke des Leonardo da Vinci gerühmt (Fiorillo IV. 73); ferner die von Bartolom. Cardenus im Kloſter des heiligen Paulus zu Valadolid (Fiorillo IV. 174), und von Claudio Coello in St. Gines zu Madrid (Fiorillo IV. 318).

Von J. Müller gemalt und geſtochen (1598). Große und ſchöne Compoſition.

Von Dietrich (Landon Annal. XIV. 41), korrekt und edel; aber weit unter Raphael und Rubens.

Von Langer dem Sohne (zu Düſſeldorf). Die Jungfrau Maria, ohne ein Ideal zu ſeyn, iſt eine würdevolle, ſanfte, holde Geſtalt; das Kind voll geiſtreicher Anmuth; der vor ihm knieende Weiſe ein ſchöner Greis voll Andacht; einen paſſenden Gegenſatz mit ihm bildet der hinter ihm ſtehende Weiſe, ein ſehr ſchöner Jüngling mit dem Ausdruck ſinniger Schwermuth, in einer reich verbrämten Kleidung im orientaliſchen Geſchmack (der Mantel iſt gelb; vielleicht wär' es zweckmäſſiger, das Oberkleid roth, das Unterkleid gelb zu färben). Neben dem zweiten Weiſen ſteht ein ältlicher Mann in Gedanken vertieft. Hinter ihm der

---

6) In der St. Stephanskirche zu Conſtanz ziert eine ſchöne Darſtellung den Hauptaltar. In den Figuren der Maria voll Würde und der drei Weiſen iſt etwas Grandiöſes. Der Meiſter hieß Möppenheim.

dritte Weiſe. Ueber der heiligen Familie unter der Dachbedeckung bläst ein Hirte in frommer Einfalt die Flöte. Das Gefolge der Weiſen ſtarrt in dumpfſinniger Anſchauung (vergl. **Kunſtblätter** 1823. Nro. 86). 7)

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Flucht nach, die Ruhe in und die Rückkehr aus Egypten.

(Matth. II. 13—15. 19—23.)

In dieſer Vorſtellung werden oft verſchiedene Scenen verwechſelt. Die erſte Scene iſt der Traum Joſephs, wo ihm ein Engel die Flucht nach Egypten befiehlt; die zweite die Abreiſe

---

7) Sehr intereſſant ſind die Darſtellungen der Epiphanie in Basreliefs, die in den römiſchen Katakomben gefunden worden (man findet Abbildungen in **Heinr. Seels** Mithra-Geheimniſſen. Aarau 1823. S. 463 und 475). Die drei Weiſen tragen die perſiſche Mütze und überhaupt die Kleidung des Mithra. In Chriſtus iſt ihnen ein neues Geſtirn (eine neue Sonne?) aufgegangen. Merkwürdig iſt noch, daß auf einem dieſer Basreliefs der jüdiſche Aaron trauernd hinweggeht, gleichſam als von dem Glanze des Sterns, der zur Wiege der göttlichen Liebe führt, verſcheucht. — Wir kennen noch Bilder von N. **dell Abbate**, geſtochen von J. B. C. **Bautre**; von **Bonamati**, geſtochen von **Krüger**; von **Baſſano**, geſtochen von **Th. van Keſſel**; von **Titian**, von **Th. van Keſſel**, von **Steph. Subleyras**, geſtochen von A. **Laſfrery**; von A. **Caracci**, geſtochen von J. M. **Crespi**; von J. **Stella**, geſtochen

dahin; die dritte die Ruhe in Egypten; die vierte der zweite Traum, wo dem Joſeph die Umkehr nach Iſrael befohlen wird; die fünfte die Ankunft in Nazareth. Alle dieſe obgleich einfache, doch bedeutende Auftritte ſind zu ſchönen und rührenden maleriſchen Erfindungen und Darſtellungen ſehr geeignet. Alle geben der Phantaſie großen Spielraum, beſonders die zweite, dritte und fünfte. Das Landſchaftliche und das Moraliſche verleihen ſich gegenſeitig einen ganz eigenen Glanz. Was iſt rührender als die Flucht dieſes Kindes vor der Wuth eines von Furcht gepeinigten Tirannen! Der Maler kann uns hier die Theilnahme der Himmelsbewohner an dem ſchon ſo frühzeitig von irdiſchen Leidenſchaften verfolgten Sohn Gottes entfalten. Zugleich ſtellt er uns ein ſchönes Vorbild zarter Sorgfalt guter und frommer Aeltern vor Augen. Wir wollen die beſſern Gemälde in Augenſchein nehmen.

Der Engel erſcheint dem Joſeph im Schlaf, ihm den Befehl zur Flucht ertheilend. Von *Raphael Mengs*, geſtochen von *Morel* (in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien. Roſa I. 90, und in der von Florenz Tabl. de Florence XIII). Der Engel iſt idealiſch ſchön. Joſeph ſitzt ſchlafend; man ſieht ihm an, daß er träumt; der leuchtende Engel ſteht hinter ihm (warum nicht lieber vor ihm?) und ſagt ihm: Fliehe! nach der Ferne deutend.[1] Dies Bild übertrifft

---

von *W. Heller*; von *Guercino*, geſtochen von *F. Bartolozzi*, von *Ph. Champagne* (in dem Muſeum zu Straßburg). — Sehr beachtenswerth iſt auch die *niellirte* Darſtellung von *Maſo Finiguerra*, geſtochen von *Girardet* in *Duchesne's* Essai sur les Nielles. Paris 1826. p. 144.

[1] Ein ähnliches Bild von *Mengs* ſieht man auf einem Seitenaltar der Hofkirche zu Dresden, und im Kleinen in der königl. Galerie.

um Vieles die Darſtellung von Daniel Crespi (in der kaiſerl. königlichen Galerie zu Wien. Roſa I. 16). Sehr ſchön hingegen iſt das Bild von R. Mignard, gut geſtochen von R. Baudet. — In dem Styl des Caravaggio, nur gemäſſigt was Formen und Colorit betrifft, iſt das Bild von Franz Guerrieri bei den Philippinern zu Fano. — Auch das Bild von Cornel. Cort, geſtochen von Philipp Soir iſt lobenswerth.

Die heilige Familie im Begriff nach Egypten zu entfliehen, von Guido Reni, meiſterhaft geſtochen von Fr. Poilly, auch von C. Galle und von A. Zaballi. Maria, in deren ſchönem Geſichte ſich die größte Anmuth und die naivſte Sittſamkeit mit mütterlicher Sorglichkeit vermiſcht, hat das ſchlafende Kind mit einer Binde an ſich befeſtigt, hält es aber noch mit der einen Hand, indem ſie mit der andern einen Mantel über den Kopf zieht. Joſeph ſcheint ihr zuzureden, die Abreiſe zu beſchleunigen. Vor ihnen geht ein kleiner Engel in der einen Hand ein Geſchirr mit Roſenblättern, in der andern eine Roſe, die er mit holdſeliger Miene Marien zeigt.

Von Fried. Barrocio, (geſtochen von Cornel. Cort, auch von G. Hamilton, von R. Schiaminoſe, und von H. Guttenberg). Maria, die das Kind an den Rand eines Baches niedergeſetzt hat, ſchöpft Waſſer aus demſelben, während Joſeph kleine Zweige von einem Kirſchbaum bricht, und dem Kinde einen davon darreicht.

Von Raphael (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael IV. Nro. 231). Joſeph führt das Laſtthier, das die Jungfrau mit dem Kinde trägt, über eine Brücke. Ueber dieſe neigt ſich ein Baum, und Engel reichen Früchte von ihm dem Kinde herab.

Von Joh. Fr. Romanelli, geſtochen von G. Chateau.

Maria, an einen Felſen gelehnt, hält das ſitzende Kind, und ſtreckt einen Arm gegen die Zweige eines Baumes, um Früchte für das Kind zu pflücken, wozu ihr ein ſchwebender kleiner Engel behülflich iſt. Andere Engel ſchweben über ihr und dem Kinde, welches ein Gefallen an den Früchten zu zeigen ſcheint. Im zweiten Grunde iſt Joſeph unter einem Palmbaume in Betrachtung (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 246).

Von Ciro Ferri, geſtochen von B. Farjat. Die ſitzende Mutter, eine anmuthvolle würdige Figur, hält das Kind, dem ein ſchöner Engel eine Taube bringt (wohl als Symbol der Unſchuld, Matth. X, 16). Indem das Kind ſolche anfaſſt, wendet es ſich mit holder Freundlichkeit gegen die Mutter, gleichſam ihren Beifall ſuchend. Joſeph iſt im Hintergrunde in ernſter Betrachtung. In der Ferne führt ein Engel das Laſtthier der Reiſenden zum Waſſer (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 278.)

In einem andern Bilde von Ciro Ferri, geſtochen von W. Chateau, zeigt Maria dem Kind auf ihrem Schooß eine Dattel, nach der es mit liebreicher Miene die Hand ausſtreckt. Das Geſicht der Maria iſt beſonders ſchön und edel (Füßli I. 279).

Von Hannib. Caracci (im Palaſte Doria zu Rom. Ramdohr III. 131). Tauben fliegen voran und zeigen der himmliſchen Unſchuld den Weg.

Von Ludw. Caracci (Dresdner Galerie). Das Kind ſchläft auf dem Schooße der Mutter, die nach einer Glorie von Engeln aufwärts blickt, welche die Paſſionswerkzeuge tragen.

Von Aug. Caracci, geſtochen von ihm ſelbſt und von Jak. Pron.

Von Claude Lorrain: Die Flucht in Egypten in einer Landſchaft, geſtochen (1757) von Fr. Vivareſe, von Dan. Lespinière, neuerlich von J. Volpato und auch von W.

Fr. Gmelin. Die Harmonie der Landſchaft iſt entzückend. Ein anderes Bild befindet ſich in der Galerie Doria zu Rom. Die heilige Familie ruht an einem Bache, der durch einen Wald fließt.

Correggio's Ruhe in Egypten (la Zingarella), geſtochen von Rich. Houſton, von J. H. Frezza, Hieron. Roſſi, N. Bernard, A. C. Brown, Agoſto di S. Agoſtino, P. Earlom; ſehr gut von D. Preisler, am beſten von Porporati (S. Landon Annales II. 55. Oeuvres V), iſt als Gemälde ſehr ſchön. Die Madonna ſitzt unter einem Baume und neigt ihr Haupt gegen das Kind, welches an ihrer Bruſt ſchlummert, und durch die Wendung ihres Kopfes zum Theil in Schatten geſetzt wird. Sie betrachtet des Kindes holde Züge, während Müdigkeit und Schlaf auch ihre Augen ſchließen wollen. Die Geſichter der Madonna und des Kindes haben nichts Idealiſches, aber doch viel holde Natur. Oben ſchweben Engel, auf die liebliche Gruppe herabblickend. Hinter der Jungfrau ſitzt unbeſorgt ein Kaninchen, und neben ihr ſchläft ein Vogel. Die ſanfteſte Ruhe herrſcht in dem ganzenBilde (Allgemeine Kunſtzeitung 1803. S. 148—51). — Ein anderes Bild (zu Florenz), geſtochen von Drevet, Berger und H. Guttenberg (Landon Oeuvres du Corrége Pl. IV.), zeichnet ſich durch einfache Compoſition aus. Nur gehört die Figur des Donators nicht dazu. Lieblich, aber von geringerm Kunſtwerth iſt die unter dem Namen der Madonna della Scodella bekannte Ruhe in Egypten von Correggio (in der heiligen Grabskirche zu Verona), vielmal geſtochen von F. Briccio, Maſſé, von einem Ungenannten und von Maria Cosway (für die Galerie du Louvre 1802. II. St. 8, im Umriß Landon Oeuvres III). Die Landſchaft iſt ſchön. Engel bedienen die Ruhenden. Einer füllt eine Schaale mit Waſſer für das Kind, andere biegen die Zweige eines Baumes herab, um dem heiligen

Joſeph das Pflücken der Datteln zu erleichtern. Die Idee iſt ſehr anmuthig ausgeführt.

Drei Darſtellungen von Camillo Proccacini, von ihm ſelbſt radirt, dann geſtochen von J. Orlandi. Eines dieſer Bilder iſt trefflich geſtochen von Giuſ. Longhi. Ein ſehr liebliches Bild. Beſonders iſt die Stellung und der Kopf der Madonna ſehr anmuthig, voll ländlicher ſtill-heiterer Naivetät und Unſchuld.

In dem Bilde, geſtochen von Ant. Wierix hält Joſeph ſtehend dem Kind eine Weintraube entgegen.

Von großer Lieblichkeit iſt auch die Flucht nach Egypten von Giovanni von St. Giovanni (in der Akademie zu Florenz in Fresko, aber eingerahmt).

Die Rückkehr aus Egypten, von Ludw. Carracci, geſtochen von Fr. Bricci. Der nämliche Gegenſtand von Hannib. Carracci, geſtochen von Jak. Rouſſeau.

Von Albani eine Ruhe in Egypten, geſtochen von Chateau und von Cosmo Mogallis (auch im Umriß in Landon's Evangiles und den Vie et Oeuvres I. Pl. 5). Voll Anmuth. Kleine Engel reichen dem Kinde Früchte von einem Baume herab.

Von Dominichino, geſtochen von D. Cunego und G. Byrne (die Abreiſe). Sehr gefällig. Ein Engel geht voran, gleichſam als Wegweiſer (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 130).

Von Peter Franz Mola, geſtochen von Edm. Jeaurat (Rec. Crozat I. 112) und A. Matthieu. Eine Ruhe in Egypten. Maria an einem flieſſenden Waſſer im Schatten eines dichten Gebüſches ruhend, hinter dem das Bild des Sphynx ſichtbar iſt, iſt beſchäftigt, das ſanft ſchlafende Kind zu decken. Joſeph iſt ſchon im Begriff einzuſchlafen, was man aus dem ſinkenden Haupte ſchließt. Aus der Entfernung eilt ein Engel herbei, während Gruppen von Engeln über dem Gebüſche ſchweben. Vielleicht bringt jener Engel die Botſchaft zur Rückkehr aus Egypten.

Von Guido Reni, eine Ruhe in Egypten, geſtochen von Gandolfi für das Musée fr. II., und von Ribault (Galerie fr. p. Filhol IV. 271. Landon Annales X. 25). Einfach und edel. Das Kind, die Hände ausſtreckend, ſieht lächelnd zur Mutter hinauf, welche mit mütterlichem Wohlgefallen auf es herabblickt. 2). Eine ähnliche, ſehr anmuthige, doch minder ſchöne Darſtellung iſt das Bild von Peſareſe, geſtochen von Hennique (Musée fr. I. Landon Annal. IX. 97).

Von Treviſani (in der königlichen Galerie zu Dresden). In einer gefälligen Landſchaft ſitzt Maria im Schatten eines prächtigen Baumes mit übereinander geſchlagenen ausgeſtreckten Füſſen, den Blick auf das Kind geſenkt, das von ihrem Schooße mit Händen und Füſſen vorſtrebend zu den beiden Engeln ſich wendet, die auf einem Stein vor ihm knieen. Das Geſicht der Mutter iſt lieblich, aber nicht idealiſch. Joſeph blickt mit aufgehobenen Händen und Geſicht zum Baum hinauf, worin eine Menge von Engeln ſich bewegen. Der Eſel erſcheint weidend in der Ferne, von einem kleinen Engel geführt (Athenäum von Schlegel 1799. II. 79). Eines andern Bildes von Treviſani erwähnt Burtin (II. 332). Es iſt geſtochen von de Landney. Ein Engel ruht vor der Madonna, ein anderer pflückt eine Blume. — Von Peter Rotari (in der königlichen Galerie zu Dresden). Ein Nachtſtück von ſchöner Wirkung. Im Lichteffekt iſt Correggio's Nacht nicht unglücklich nachgeahmt. Das

---

2) Es gibt auch Stiche nach Guido von C. Loll, F. Polly und S. Bernard.

Kind, von welchem das Licht ausgeht, iſt blendend weiß. Im Geſicht der Mutter zeigt ſich ein Gemiſch von Andacht und Sorgfalt. Die Engel, die die Scene dienend umgeben, ſind fromm und anmuthig.

Von Carlo Cignani, geſtochen von B. Eredi. Joſeph wird im Schlaf von einem Engel zur Flucht ermahnt. Einfach und edel.

Sehr ſchön iſt das Bild von Joſ. Cignaroli in der St. Antonskirche zu Parma. Maria mit dem Kinde (würdevoll ſchön) ſchreitet über einen ſchmalen Steg; St. Joſeph iſt ihr dabei behülflich. Der Ausdruck von Sorglichkeit des letztern wird noch durch den Umſtand bekräftigt, daß ein Theil ſeines Mantels in das Waſſer hinabgefallen iſt und darauf ſchwimmt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 353).

Von Lukas Giordano, geſtochen von P. Monako und H. Winſtanley (ein naives liebliches und gemüthliches Bild). Die Flüchtigen ſtoſſen in einem Kahn vom Ufer eines Fluſſes ab. Maria ſitzt ſtill, das Kind an der Bruſt, Joſeph ſteht zur Seite auf einen Stab gelehnt. Ein Engel hält das mit eingeſchiffte Laſtthier (man ſieht dieſes Bild auch im Gartenſaal der Isola bella).

Von Aleſſandro Turchi (in St. Romualdo zu Rom), die Madonna ſitzt auf einem Pferde (?), das Kind in den Armen, indem ſie es liebreich anſieht, und mit einem ſtarken Ausdruck von Sorglichkeit an den Schooß drückt. Ein Engel in weiſſem aufgeſchürztem Gewand führt das Pferd am Zügel. Joſeph ſcheint eilig zu gehen. In der Ferne zeigt ſich ein Obelisk (Paſſeri Leben der Maler. 1786. S. 202 ꝛc.).

Von van der Werff, geſtochen von Avril (Musée Fr. II.) und von Bovinet (Galerie fr. par Filhol II). Joſeph hält Maria an der Hand, die, das Kind in der Rechten, ſorgſam an einem Waſſer vorbeigeht. Schöner Ausdruck.

Von Nik. Pouſſin, ſehr ſchön geſtochen von R. Morghen (auch von P. Chateau, E. Baudet und del Pò). Treffliche Compoſition. Die Mutter, die Hände faltend, iſt voll Andacht. Das Kind auf ihrem Schooß, mit einer geiſtvollen Wendung des Geſichts gegen ſie, hat etwas Hohes, Uebernatürliches. Zwei Engel reichen ihm knieend Milch und Honig dar. Ueber ihm ſchweben zwei kleine Engel, Blumen ſtreuend. Joſeph ruht ermüdet ſeitwärts.

Von Sebaſt. Bourdon. Vier (von ihm ſelbſt geſtochene) ſehr naive Darſtellungen: Der Morgen vor der Abreiſe, die Ruhe, die Flucht, die Rückkehr (Göthe Kunſt und Alterthum, B. II. Heft I. S. 158 ꝛc.). 1. Joſeph ruht eingehüllt, auf dem Gepäcke, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das Kind, eben erwachend, ſich rührt. Die Mutter daneben betet. Höchſt bewegt ſchwebt ein Engel gegen Joſeph zu, und deutet mit beiden Händen nach einer Gegend, die, mit Tempeln und Obelisken geſchmückt, ein Traumbild Egyptens darſtellt. 2. Die Familie, von der Reiſe ermüdet, ruht zwiſchen Ruinen. Joſeph ſteht, gelehnt an das Laſtthier, das einem Steintrog ſich nähert; doch ein Engel hinter ihm ergreift ihn am Mantel, nach dem Meere deutend. Joſeph ſchaut auf, und zeigt zugleich nach des Thieres Futter. Madonna, mit dem Kinde beſchäftigt, ſieht ſich verwundert um. 3. Hinter ſich, zur Rechten eine große Bergſtadt, führt Joſeph das Thier knapp am Zaum einen verborgenen Pfad hinab, über den hinaus das Meer ſich ſehen läßt. Die Mutter auf dem Sattel hat die Blicke ganz in das ſchlafende Kind verſenkt. 4. Maria ruht auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens; das Kind an der Bruſt ſchaut ſie ernſt und horchend an, während Joſeph dahinter ſtehend und herüber gelehnt, auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild zeigt, und es zu erklären ſcheint. Das Thier nagt hinterwärts an üppig grünenden Zweigen. In der Ferne Obelisken, in der Nähe Palmen.

Von J. D. Tiepolo haben wir 27 Vorſtellungen über dieſen Gegenſtand in gr. 4.

Von G. Bettino Cignaroli (geſtochen von Zuchi oder Cunego) zu St. Antonio Abbate in Parma. Madonna mit dem Kind ſchreitet über eine ſchmale Brücke. Joſeph mit dem Ausdruck der ängſtlichſten Sorgfalt iſt ihr behülflich, nicht achtend, daß ſein herabgefallener Mantel im Fluſſe ſchwimmt. Mehrere Engel begleiten den Zug. Die Geſichter ſind edel, der Ausdruck trefflich (vergl. Orloff Essai II. 186 ꝛc.).

Von Jak. Jordäns, geſtochen von ihm ſelbſt, von Paul Pontius und (für die Wiener Bilderbibel) von Jakob Adam. Das Mondlicht beſcheint die Wandernden beim Durchgang durch einen Bach. Ein anderes Bild von J. Jordäns, geſtochen von Ph. A. Kilian für ſeine Bibel, zeigt Joſeph, in dem einen Arm ſeine Werkzeuge als Zimmermann tragend, mit der andern Hand das Laſtthier führend, das Maria mit dem Kinde trägt. Maria hat einen ſchönen mütterlichen Ausdruck.

Von Dietrici (zu Brüſſel, ſiehe Burtins traité theor. et prat. II. 172). Die Flucht geht in der Nacht durch eine waldigte Berggegend. Ein Engel fliegt mit einer Fackel voran. In einem andern von Dietrici ſelbſt geſtochenen Bilde trägt Joſeph die Fackel (es iſt auch geſtochen von J. G. Wille).

Eine Flucht nach Egypten von Adam Elzheimer (geſtochen von H. Goudt) gehört zu ſeinen beſten Arbeiten. Joſeph führt den Eſel, auf dem die Mutter mit dem Kinde ſitzt, in geſtirnter Nacht durch einen Fluß, der mit vielen Waſſerpflanzen geziert iſt, und hält mit einer Hand einen brennenden Tannenaſt (vergl. Vie des peintres flammands et allemands par Descamps I. 286). Von Elzheimer haben wir auch eine Ruhe auf der Flucht in Egypten (wohl das Bild der kaiſerl. Galerie zu Wien?), geſtochen von M. Eßlinger (für das rheiniſche Taſchenbuch 1822). Die heilige Familie wird von Engeln bedient. Der Eine pflückt Datteln von dem Baume, unter dem die Familie ruht. Dieſer Engel und Maria haben den Ausdruck frommer Anmuth. Die Scene mit Joſeph iſt trivial.

Von Hans Baldung zeigt der Hauptaltar im Münſter zu Freiburg im Breisgau ein ſehr ſchönes Bild. Die heilige Familie zieht an einem Dattelbaume vorüber. Maria, dunkelgrün gekleidet, aber mit einem Halstuche und einem Kopfputze, wie ihn begüterte Bürgersfrauen zur Zeit des Künſtlers getragen haben mochten, reitet mit dem Kinde auf einem Maulthiere, mit dem linken Arme das Kind umfangend, in der rechten Hand den Zügel haltend. Neben ihr geht Joſeph, den Roſenkranz in der Linken (o der frommen Einfalt des Malers!); die Rechte hält über der Achſel den Wanderſtab, an dem eine Flaſche hängt. An dem Baume klettern vier Engel in der gefälligſten Anordnung; ein fünfter Engel läßt ſich an dem äußerſten Zweige des Dattelbaumes auf das vorbeiziehende Thier herab, und hält in der linken Hand drei Datteln, die er dem Kinde bietet. Dieſes hat, an den Buſen der Mutter geſchmiegt, ſchon mehrere Früchte in ſeinem Schooße. Die Maria iſt von edler Geſtalt; Joſeph voll Ausdruck, und die Köpfe der Kinder voll einſchmeichelnder Lieblichkeit. — Das Fleiſch iſt von großer Wahrheit; die Köpfe von ausnehmendem Ausdruck; das Colorit lebhaft; Alles mit großem Fleiß ausgearbeitet. Manche Härte und Schärfe in den Umriſſen und andere Fehler haben Baldungs Bilder mit denen von Dürer gemein (Vergl. Denkmale deutſcher Baukunſt des Mittelalters. Freiburg 1826. Heft II. S. 40).

La vièrge à la Coquille von Dominichino, ſchön geſtochen von Saulx (Musée fr. V.), und von Wilh. Byrne, kann auf den erſten Anblick für eine Ruhe auf der Flucht nach Egypten gehalten werden, ſtünde nicht der Knabe Johannes vor dem göttlichen Kinde, das auf dem Schooße der Mutter ruht, welche unter einem Baume ſitzend, mit einer Muſchel aus einer heitern Quelle ſchöpft. Hinter dieſer Gruppe ſteht Joſeph mit dem Packthier. Auf der entgegengeſetzten Seite in einiger Ferne zeigt ſich eine reiſende Frau, wahrſcheinlich die Eliſabeth, welche der heiligen Familie nachreiſt. Der Ausdruck der Kinder und auch der Madonna iſt höchſt anmuthig. Die Landſchaft iſt ſehr ſchön.

In einer Ruhe in Egypten von H. Goltzius, geſtochen von ihm ſelbſt (1585) und von Andr. Collärt, lieſt Joſeph Trauben für das Kind Jeſu.

Die Ruhe in Egypten von Breughel, geſtochen von Bovinet (Galer. fr. p. Filhol, IV). Die Landſchaft iſt ſehr ſchön. Zwei Engelchen ſchweben mit Kränzen herbei.

Eine andere Ruhe von Erasmus Quellyn in der Joſephskapelle der Pfarrkirche des Heilands zu Gent rühmt Descamps (II. 110).

Von Cam. Procaccino, geſtochen von Ant. Wierix. Der heilige Joſeph hält ſtehend eine Weintraube.

Von Cornelius Poelembourg (Winklers Gemälde, S. 194). Die Ruhe iſt in einer ſchönen Landſchaft. Maria, gen Himmel blickend, ſcheint zu beten. Ein Chor kleiner Engel läßt ſich von oben ſehen.

Von Bart. Murillos, geſtochen von J. Spilsbury (1778) (Landon Choix II). Die Anordnung iſt gut; den beiden kleinen Engeln fehlt aber der höhere Ausdruck.

Die Ruhe von Vandyck, geſtochen von Diebenbeck (Burtin II. 191) hat viel Anmuth.

Von P. P. Rubens. Die Rückkehr aus Egypten, geſtochen von Luk. Vorſtermann (1620) und von J. M. Ardell und von R. Lawrin.

Von Gerhard Seghers, geſtochen von Bolswert. Der Knabe Jeſus geht hier zwiſchen Maria und Joſeph.

Eine andere Rückkehr von Le Brun, geſtochen von J. B. de Poilly. — Die Rückkehr aus Egypten von Franz Ricci, geſtochen von Theodor Crüger (1619). Auf dem Blatt ſteht irrig: Dietrich Krüger. Der kleine Johannes empfängt das Kind Jeſus, es umarmend. 3)

Ueber ein Gemälde von Hannib. Carracci ſang J. G. Jakobi:

„Holdes Kind, das in der Mutter Schooß
Eingeſchlummert liegt! Des Himmels Melodien
Tönen dir im Traum, und Engel knieen
Vor dem Flüchtling, deſſen Erdenloos
Müh' und Arbeit iſt. — Wie niedrig und wie groß!
Um dich her in andachtsvoller Stille
Berg und Thal! Aus grober Hülle
Ragt hervor die kleine ſchwache Hand,
Die, zum Wohlthun ausgeſandt,
Ueber Meer und über Land
Ruhe bringen ſoll und Segen.

---

3) Noch mögen folgende Bilder genannt werden: von C. Maratti, geſtochen von R. Audenärt, J. Frey und S. Valée; von P. P. Rubens, geſtochen von S. Bolswert und C. Galle; von Titian, geſtochen von N. R. Cochin, le Blond, Buonaſone und Th. van Keſſel; von G. Campi, geſtochen von Th. Thomaſſin und A. Riedel; von J. B. Caſtiglione, geſtochen von F. Bartolozzi; von N. Mignard, geſtochen von A. Maſſon; von J. Palma, geſtochen von C. Mogalli; von Giorgione, geſtochen von Theod. van Keſſel; von J. B. Paggi, geſtochen von Corn. Galle.

Liebend weh'n die Winde, rieſelt hin der Fluß;
Denn mit leiſen Herzensſchlägen
Hält die Mutter ihres Säuglings Fuß,
Ach! der auf bedornten Wegen,
Guten Seelen nach, die ſich verirrt,
Tief im Staube wandeln wird;
Aber künft'ger Herrlichkeit entgegen
Unter Schmach und Elend geht,
Und dereinſt verklärt auf Gräbern ſteht.

Fünfzehnter Abſchnitt.

Jeſus als zwölfjähriger Knabe lehrend im Tempel.

(Luk. II. 45—50.)

Dieſer Gegenſtand gibt den Malern vorzüglich dadurch Gelegenheit ihr Talent zu zeigen, daß der Gotterfüllte Knabe im Tempel (wahrſcheinlich war eine gewiſſe Abtheilung deſſelben beſtimmt, wo die Schriftlehrer ſich zu verſammeln und das Geſetz zu erklären pflegten) in der Mitte der Schriftlehrer mit dieſen einen Gegenſatz von erhabener Einfalt bildet. Ausgezeichnet ſind folgende Bilder:

Von Raphael, geſtochen von Hugo da Corpi.

Von Leonardo da Vinci (im Palaſte Pamfili zu Rom, copirt von Biaggio Betti für die Kirche St. Silveſter daſelbſt. (Fiorillo I. 299), gut geſtochen von Leonetti und von Bauſe. — Von Dom. Beccafumi. Jeſus ſitzt auf einer Tribune. Das Bild iſt geſtochen von einem Ungenannten.

Von Bern. Luini (zu Sarano 1525). Der Wechſel von Freude und Schmerz auf dem Geſichte der Mutter iſt trefflich gegeben. Ueberhaupt iſt die Charakteriſtik ſehr lobenswerth.

Von Caravaggio, geſtochen von Dennel (Tableaux de Florence XXVI. 4). Trefflich charakteriſirt.

Von Doſſo Doſſi, il Ferrarese, ein in Anordnung und Ausdruck vortreffliches Bild in der Galerie Doria zu Rom (nicht geſtochen), und ein anderes, dem gleiches Lob gebührt, in der königlichen Galerie zu Dresden.

Von Garofalo, geſtochen von Dambrun (Galerie fr. p. Filhol. IX). Schade, daß die Figur Jeſu für das Alter von 12 Jahren zu groß iſt.

Von Luk. Giordano, geſtochen von ihm ſelbſt. Der Knabe ſowohl, als die Schriftgelehrten ſind gut charakteriſirt. Im Hintergrunde ſieht man Maria und Joſeph ſich nähern, voll Erſtaunen über die Begebenheit.

Von Spagnoletto, geſtochen von J. Männl, J. Trojen und Ch. Levaſſeur (Landon Choix I). Der junge Chriſtus iſt von hoher Einfalt.

Von Caravaggio, geſtochen von Georg Malbert und von Dennel für die Tabl. der Galerie de Florence. T. III.

Von Rembrandt (in der Galerie zu München), geſtochen von ihm ſelbſt, von G. Eckhout, von John Greenwood und von K. E. Heß. Die Charakteriſirung der Perſonen, beſonders der Schriftlehrer, und die Anordnung ſind vortrefflich. Das Hauptlicht ruht auf dem Knaben Jeſus (Füßli IV. 235). Das Bild iſt auch im Kleinen gut geſtochen für die Wiener Bilderbibel.

Von van der Werff (Galerie de Dusseldorf, pl. 16, jetzt königliche Galerie zu München, Nro. 1274), geſtochen von

Valent. Green. Die Anordnung, der Contraſt, die Charakteriſtik ſind gut. Jeſus in der Mitte, gut beleuchtet, hat etwas einfach Erhabenes. Die Schriftlehrer drücken durch Mienen und Geberden Bewunderung und Staunen aus. 1)

Von Joh. Jordäns, eine ſeiner beſten Arbeiten (in der Walpurgis-Kirche zu Furnes. Die Zuſammenſetzung iſt reich an Figuren mit ſchön charakteriſirten Köpfen (Descamps Vie des peintres flammands II. 7, und Reiſen 325).

Von Nik. Pouſſin, geſtochen von G. Audran.

Von Ant. Coypel (in der Kirche Notre Dame zu Paris), geſtochen von Ch. Simoneau. Geiſtreiche Erfindung und Anordnung.

Von Caſp. Landi, geſtochen von Raph. Perſichini. Schöne, geiſtvolle Compoſition. Man ſieht es dem jungen Chriſtus in ſeiner edeln Einfalt an, daß er die argliſtige Gelehrtheit ſeiner Umgebung ganz durchblicke. Ein Schriftgelehrter legt ihm gerade eine Frage vor. Ein anderer harrt geſpannt der Antwort. Zwei Paare zanken und rathſchlagen unter ſich. Unſchicklich iſt, daß Maria und Joſeph ganz nahe hinter dem Heiland erſcheinen. In einiger Entfernung wäre ihr Erſcheinen ſchicklicher.

Von J. P. Langer, von ihm ſelbſt geiſtreich radirt. Der Gegenſtand iſt großartig und mit Geiſt behandelt; die Hauptfiguren ſind gut charakteriſirt, und die Anordnung iſt lobenswerth (Kunſtblatt Nro. 32 vom Jahr 1820).

---

1) Niederrheiniſches Taſchenbuch 1799.

Sechszehnter Abſchnitt.

Johannes der Täufer und Vorläufer des Herrn.

(Matth. III. IX, 2—19. XIV, 1—12. XVII, 10—13. Mark. I, 2—14. VI, 14—29. Luk. I, 5—25. 39—45. 56—80. III, 1—22. VII, 18—35. Joh. I, 15—36. 41. 42. III, 23—36. V, 33—36.)

a.

Johannes in der Wüſte.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell 1)
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.

Er ſitzt am Felſen, wo der Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
„Ach, gegen Dich, wie bin ich ſtreng und wild!“

Die ideale Figur des Johannes iſt eines der ſinnvollſten und erhabenſten Sinnbilder des Chriſtenthums. Sie bezeichnet die Ver-

---

1) Von A. W. Schlegel.

kündung des nahen Meſſias und ſeines Reiches; ſie ſchildert zum Voraus den einfachen über Alles hervorragenden göttlichen Charakter des Verkündeten; ſie iſt das ſinnliche Vorbild der einzig würdigen Weiſe ſeiner Aufnahme, die mit dem feierlich prächtigen Empfang der Großen der Erde Nichts gemein hat, indem ſie blos in vollkommener Läuterung und Einfalt des Sinnes und Herzens beſteht, frei von Prunk und äußerer Geberde.

Johannes in der Wüſte von **Raphael**, in der Galerie zu Florenz, geſtochen von **Hugo da Carpi**, auch von **Franz Quercin**, dann von **Berwik**, Tableaux de Fiorence XII. (Der Umriß in **Landons** Vie et Oeuvres de Raphael VI. Nro. 324.) „In tiefe Einſamkeit, ins Schweigen einer Felskluft, das nur von rieſelnden Quellen leiſe unterbrochen wird — aus einer Welt zurückgezogen, die ſein reiner Sinn verſchmähte, erblickt der ernſte Seher der Wüſte einen goldenen Lichtſchein, der von dem kunſtloſen kleinen Kreuze von Bambusrohr flammend in die Halbnacht ausgeht, und Begeiſterung ergreift ihn. Die dunkeln, feſtgehefteten Augen funkeln unter der vom braungelockten Haupthaar umſchatteten edeln Stirn; die ſchön geſchwungenen Augbrauen ziehen ſich zuſammen; die Lippen von Weiſſagung ſchwer, öffnen ſich; die Rechte weist mit deutendem Zeigefinger auf jenes ſtralende Kreuz; die niedergehaltene Linke hält eine Rolle, auf der man nur das Dei, als das Bedeutendſte liest. Er ſitzt noch, ein Tigerfell (ſtatt einem Kleid von Kameelhaaren, wie die Schrift ſagt) um den linken Arm und um den rechten Schenkel, auf einem Felſenſtück; aber auch ſo ſchon in reger Thätigkeit; ſein linker Fuß ſcheint nur noch leicht die Erde zu berühren. Bald ſteht er auf und verkündigt mit mächtiger Stimme **Den**, der, größer als er ſelbſt, kommen ſoll — den Reiniger des Menſchengeſchlechts — und den Erlöſer von allem Uebel.“ (**H. H. Füßli.**

Ueber das Leben und die Werke Raphaels. S. 38. Morgenſterns Auszüge aus Tagebüchern. I. 361). Die ausnehmend ſchöne Figur iſt die eines Jünglings, doch von ernſtem Ausdruck. Der Vorgrund iſt mit ſchönen Kräutern und Blümchen geſchmückt.

Ein in Nebendingen etwas verſchiedenes Bild war vordem die Zierde der Galerie Orleans (geſtochen von Franz Chereau, Receuil Crozat I. 14), und kam dann nach London (wo es wieder geſtochen wurde von J. Vendramini).

Ein drittes Bild ſchmückt jetzt die Großherzogliche Galerie zu Darmſtadt (es iſt geſtochen von John). Hier iſt das Geſicht des Johannes, der auf einem Felsſtück ſitzt, noch jugendlicher und von freudigerm Ausdruck, als in den beiden vorigen Bildern. Auch das Muskelſpiel am Körper iſt viel ſanfter. Die jugendliche Geſtalt iſt zwar für den Prediger in der Wüſte nicht der hiſtoriſchen Wahrheit gemäß. Aber für ſein Ideal des großen Verkündigers des Lichtes mochte Raphael ſie angemeſſener finden, als die männliche, und auch deshalb wählte er wohl jene, weil die höchſte Schönheit in der Mitte ſteht zwiſchen den vollen, weichen und runden Formen des Kindes und den ſcharfen, beſtimmten des Mannes, indem in der Jünglingsgeſtalt Fülle und Kraft ſich gegenſeitig mäſſigen. Als Hintergrund ſieht man hier nur einen ſchroffen, dunkeln Felſen, und links davon eine kurze Ausſicht auf einen in Morgenduft ergrauenden Berg. Rechts zeigt ſich das abſchüſſige Ufer des Jordans, aus dem nur ein ſchwacher Schimmer blinkt, und etwas höher, ganz in der Ferne, eine dem Felſen entrieſelnde Quelle mit wenigen Lichtblitzen (S. Brauns Aufſatz im Kunſtblatt 1827, Nro. 7).

Ein viertes Bild befindet ſich im königlichen Muſeum zu Paris; es iſt geſtochen von Sim. Valée, auch von J. Couvay

(S. den Umriß in Landons Annales XVII. 99). Johannes ſitzt auf einem Baumſtumpen, mit einer Hand ein ſich entrollendes Papier haltend, mit der andern auf ein Kreuz (ohne Schimmer) hinweiſend. Das eine Bein ſtreckt ſich hinter dem Baumſtumpen hervor, das andere zieht ſich zurück. Dadurch ſind Körper und Kopf halb ſeitwärts gewendet. Das Kameelhaarkleid zieht ſich auch über den Kopf und fällt über den Rücken zwiſchen den Beinen hinab. Durch den kräuterreichen Vorgrund fließt ein Waſſer. Hinten ſieht man Diſteln. — Dieſe **vier** Bilder werden alle dem Raphael zugeſchrieben. Ob und in wie ferne an dem einen oder dem andern ein Antheil den Schülern dieſes Meiſters zukommt, iſt bisher unentſchieden.

Ein **fünftes** ähnliches Bild wurde im königlich ſpaniſchen Luſtſchloſſe St. Ildephonſo aufbewahrt (**Volkmann** neueſte Reiſen durch Spanien 1785. S. 232), und ein **sechstes** ſieht man in der Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Galerie zu Wien. Mit dem Florentiner Bilde ſoll eines zu Bologna die größte Aehnlichkeit haben. —

Mit der Aufführung dieſer Raphaeliſchen Johannesbilder mag es hier genügen. Doch ſchlieſſe ſich ihnen das ehedem zu Düſſeldorf (Galerie de Düsseldorf Pl. 14), jetzt in der königl. Galerie zu München befindliche geiſtvolle Bild an, das lange Zeit gleichfalls dem **Raphael**, dann dem **Julio Romano**, auch dem **Andr. del Sarto** (**Quandts** Streifereien im Gebiete der Kunſt I. 110) zugeſchrieben ward, aber wahrſcheinlicher von **Franz Salviati** gemalt iſt. Ihm gebührt unter den idealen Gebilden ein ehrenvoller Platz. Wie ſehr wär' es würdig, von einem Meiſtergriffel geſtochen zu werden! Ein Mann, in Jünglings-Schöne, ſitzt Johannes auf dem erhöhten Vorgrund einer dunkeln Waldgegend. Der nachdenkende Blick ſeines mit krauſen, lichtbraunen Locken bedeckten, ſich vorneigenden Hauptes iſt auf eine neben ihm ſprudelnde Quelle gerichtet, aus welcher er mit einer Schaale in der Rechten geſchöpft hat, die er nun zum Munde führt; in der Linken erfaßt er ein neben ihm auf dem Raſen ruhendes kleines Kreuz. Es iſt der Seher, dem das Bild des Gottmenſchen, des Erlöſers einer verdorbenen Welt lebhaft vor der Seele ſchwebt. Theilnehmende Bewunderung ſenkt ſeinen Blick; unter der großen Wölbung der Augenlieder ſteht das göttliche Geſicht der innern Sühne, worüber ihm das Irdiſche gering ſcheint. Durch Enthaltſamkeit und Selbſtverläugnung geſchärft und geläutert, ergründet ſein reiner Sinn die Zukunft. Innig fühlt er das Elend der geſunkenen Menſchheit. Doch eine heilige Freude über den kommenden, den ſchon vorhandenen Retter erheitert die Züge des Mundes und die edle Stirne (vergl. H. H. **Füßli**: Ueber das Leben und die Werke Raphaels. S. 77 und fg., und **Fiorillo** I. 328). 2)

„Da ſitzt er an dem kahlen Felſenquell
Der edle Jüngling, der mit hohem Muth
In einer öden, nackten Wüſte ſich
Zum Kampf bereitet mit dem Wahn der Zeit.

---

2) Mit ganz ausnehmender Vorliebe beurtheilt dieſes Bild G. **Forſter** (Voyage sur les rives du Rhin I. 190). Er findet in dieſem Johannes die Grundzüge des berühmten antiken Antinous, deſſen zierlichen Formen einer vollendeten Natur der Maler die ernſte Größe und die ſanfte Würde eines Propheten beizufügen gewußt. In Forſters Lobpreiſungen ſtimmen auch **Heinſe** in ſeiner Beſchreibung einiger Gemälde der Düſſeldorfer Galerie u. **Matthiſſon** (Schriften. Zürich 1825) II. 94 fg. **Damals** zweifelte Niemand, das Bild ſey von Raphael.

Um ſeine Stirne ſchweben himmliſche
Gedanken, Bilder einer beſſern Welt.
Er fand in ſich, was ſein Geſchlecht verlor,
Die angeſtammte Würde der Natur
Und retten will er es vom Sclavenjoch.“ 3)

Noch in der peruginiſchen Manier iſt Raphaels Johannes, ſtehend und lehrend, umgeben von einer Menge verſchiedenartiger Menſchen aus allen Ständen. Das Bild iſt geſtochen von Anton Capellan. Hier iſt Johannes eine kräftige, bärtige Jugendgeſtalt; er hält in der Linken ein langes Kreuz, und deutet mit dem Zeigefinger der Rechten aufwärts. Die Haare fliegen rückwärts zurück. Ueber dem Kameelhaarkleid hängt ein langer fliegender Mantel?

Auch der Johannes von Raphael in dem Gemälde der Madonna von Foligno verlangt hier eine Stelle. Er deutet mit Kraft auf das Kind Jeſu über ihm in den Wolken. Das Geſicht iſt voll hohen Ernſtes und heiligen Eifers, während dem geöffneten Mund die freundliche Einladung zu entquillen ſcheint, die Wege des Herrn zu bereiten.

In Correggio's Madonna-Bild, vom heiligen Georg benannt (in der königlichen Galerie zu Dresden), iſt der Johannes näher am Vorgrund eine ſchöne jugendliche Geſtalt. Er wendet das Geſicht gegen die Beſchauer und deutet mit der einen Hand auf das Chriſtuskind. Dieſer Johannes hat eine ganz beſondere Grazie, die aber nur den freudigen Herold des Erlöſers, nicht den ernſten Bußprediger bezeichnet.

Ein Bild von Guido Reni, von ihm ſelbſt geſtochen,

---

3) C. Schreiber. Die Malerei. Dortmund 1804. S. 29 fg.

zeigt den Johannes als Jüngling, ſitzend an einer Felswand, und in eine Schaale von dem daraus hervorquellenden Waſſer auffaſſend.

> Wer iſt der Jüngling, kommend aus rauhem Forſt?
> Bezaubert ſtrömt die Menge des Volks um ihn.
> Ihr Auge hängt an ſeinen Lippen.
> Jüngling! was feſſelt an dich die Schaaren?

Der am Jordan predigende Johannes von Guido Reni (in der Akademie zu Bologna), gut geſtochen von R. Morghen (im Kleinen von M. Eßlinger) iſt eine kraft- und geiſtvolle Figur, in deren Geſicht ſich der hohe Ernſt und Feuereifer ausſpricht, womit der gewaltige Herold des Sohnes Gottes rief: Ebnet ſeine Wege! Mit der Rechten zeigt er bedeutungsvoll gen Himmel. Ueber der Linken und dem Schooß hängt ein Fell herab.

Ein Johannes von Guido, geſtochen von Nik. Bazin, ſitzt mit dem linken Ellbogen an einem Felſen gelehnt; er hält mit dieſer Hand das Kreuz von Rohr, mit der andern umfaßt er mit dem Ausdruck ſanfter Theilnahme ein Lamm, das ſich traulich an ſeinen Schenkel anſchmiegt.

Noch ein anderer Johannes von Guido, ein Lamm mit der einen Hand haltend, mit der andern gen Himmel weiſend, iſt geſtochen von P. P. Molas. Ein Bild von kräftigem, ſchönem Ausdruck.

Ein viertes, gleichfalls treffliches Bild von Guido, zeigt die Sakriſtei der Eremitaner (St. Philipp und Jakob) zu Padua. Eine blühende Jugendgeſtalt mit vieler Hoheit der Seele. Schon die Stellung iſt ſehr vortheilhaft. Der linke Arm ruht leicht auf einem Felsſtück; der rechte iſt ausgeſtreckt, und die Hand, die mit dem Zeigefinger auf das Lamm Gottes hinzuweiſen ſcheint, welches jedoch hier nicht zu ſehen iſt, kommt unter den Ellenbogen des linken Arms zu ruhen, aber ſo ſanft, als ob er frei wäre. Nur um den Unterleib hängt eine ſchmale rothe Trapperie. Das edle, von Schönheit leuchtende Haupt mit ſchwarzem, krauſem Haar und großgewölbten Augen, mit langer, breitrückiger, rundgeformter Naſe und weichgewölbtem Kinn neigt ſich nur wenig nach der rechten Seite. Der Ausdruck einer ſtillen, ſanften Schwermuth, mit Ernſt und Tiefſinn verbunden, liegt vorzüglich in den halb geöffneten Augen und in der aufgezogenen Oberlippe, wiewohl jeder Theil des Geſichts und jede Lage der übrigen Glieder dieſelbe Sprache zu führen-ſcheint (Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſachen, II. 57 ꝛc. Maier. III. 133. Thierſch Reiſen I. 107). 4)

Von Hannib. Caracci (in der Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg in München). Am äuſſerſten Vorgrund einer vom Jordan durchſtrömten Landſchaft ſitzt Johannes, das Geſicht dem Beſchauer zugewandt, und zeigt nach dem Felſen hin, auf deſſen Höhe ſich ihm Chriſtus, wie in einer Erſcheinung zeigt. Mit Ernſt und Nachdruck ſpricht er die Worte: Sehet das Lamm Gottes! Der iſt's, deſſen Weg ich bereiten ſoll (S. die ausführliche Beurtheilung von Speth im Tübinger Kunſtblatt. Nro. 18 vom Jahrgang 1821).

Von Ludw. Caracci rühmt Lanzi (Storia II. C. II. p. 77), einen Johannes, der in der Wüſte predigt, in der Kirche der Karthäuſer zu Bologna. Starker, kühner Ausdruck. Seine Stellung

---

4) Von Guido haben wir auch ein Bild, das den Johannes, wie er in der Wüſte dem Herrn zum erſtenmal begegnet, vorſtellt (geſtochen für das Musée fr. II. 6). Der Ausdruck iſt gut. Aber die heilige Schrift ſagt nichts von einer frühern Zuſammenkunft, als am Jordan, worin ſich Jeſus von Johannes taufen ließ (Matth. III. 13. Joh. I. 29).

iſt edel; in der einfachen Bewegung herrſcht Anſtand, und in der Farbengebung iſt ein ſchönes Verhältniß von Sanftheit und Stärke. Trefflich iſt hier die feſte Seelengröße, die reinſte Herzensdemuth, die Weisheit des Sehers und die ruhigſte Anerkenntniß, daß aller Ruhm dem Sender, nicht dem Geſandten gebühre, ausgedrückt.

Von Hannib. Caracci enthält die Galerie zu Paris (Filhol VII. 448), eine Darſtellung, geſtochen von Riquet, an welcher aber die Landſchaft das Merkwürdigſte iſt.

Von Dominichino: Johannes weist ſeine Schüler auf den Meſſias hin, (in Landons Evangiles Pl. 45). Viel Ausdruck und Wahrheit.

Von Correggio, (zu Parma), geſtochen von J. B. Chiſi und von W. Hollar. (Landon Oeuvres Pl. 18).

Von Bern. Luini, geſtochen von P. Anderloni. Johannes weist auf ein Lamm, ſagend: Ecce agnus dei.

Von Pellegrini in der Kirche des heiligen Jakob zu Bologna. Johannes predigt in der Wüſte. Sehr ſchön und wahr. (Lanzi I. 2. p. 45).

Von ſtarkem Ausdruck iſt der predigende Johannes in einem Bilde von Laurenz Paſinelli, (von ihm ſelbſt geätzt). Es iſt viel maleriſches Feuer in dem Bilde. Der Schauplatz gleicht aber mehr dem Marktplatz von Venedig, als einer Wüſte.

Von Barthol. Carducho iſt zu Madrid ein bewunderungswürdiger Johannes in der Wüſte (nicht geſtochen; Fiorillo IV. 169).

Von Peter Franz Mola, geſtochen von J. P. H. le Bas (für die Orleaniſche Sammlung Receuil Crozat I. 110). Johannes predigt in der Wüſte. Er ſowohl, als die Umgebung ſind ziemlich gut charakteriſirt. Doch iſt viel Gemeines in den Geſichtern. Beſonders ſchön ausgeführt iſt die Landſchaft. —

Von demſelben Maler: Johannes in der Wüſte, der dem

Volk um ihn her den von Fern kommenden Meſſias zeigt, geſtochen von P. S. Bartoli. (S. den Umriß in Landons Annales XIV. 113). Gut charakteriſirt.

Von Titian in St. Maria Maggiore zu Venedig. (Maier I. 431). Eine ſchöne Figur; Ausdruck, Stellung, Gewand vortrefflich. Die Form der Glieder bezeichnet den Bewohner der Wildniß; Miene und Geberden zeugen von frommem Ernſt und großer Geiſtesſtärke. Das Lamm neben ihm ſcheint zu leben. Die entfernte Landſchaft dient, die Schönheit des Ganzen zu erhöhen.

Von Hieron. Mutian, Johannes in der Wüſte im Gebet begriffen; neben ihm das Lamm, trefflich geſtochen von Corn. Cort. Sehr ausdrucksvoll.

Von Parmegianino, geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. Nro. 38). Johannes predigt am Eingang einer Felſenhöle. Die Zuhörer ſind von jedem Alter und Geſchlecht. Die Zeichnung iſt correkt. Die Figuren ſind trefflich gruppirt. Von demſelben liefert Landon (Vie et Oeuvres Pl. 11) den Umriß der einzelnen Figur des Johannes, der, neben ſich das Lamm, unter einem Baume ſitzt, und mit bedeutender Miene und Geberde mit der Linken in die Ferne zeigt.

Von Theod. Ph. Liagno (auch Liano), einem Spanier iſt ein ſehr ſchöner Johannes von ihm ſelbſt ſchön geſtochen. Er predigt ſtehend in der Wüſte. Im Hintergrund ſieht man eine Stadt; im Vorgrund zween ſich beſprechende Männer.

Wir erwähnen noch folgender Bilder:

Von Albani (in der Galerie zu Lyon) eine geiſtreiche Compoſition, geſtochen von Steph. Gantrel (in Landons Evangiles im Umriß, und in Vie et Oeuvres III. Pl. 8); ſodann von Paul Veroneſe, geſtochen von Andr. Zuchi. Der Johannes in der Wüſte von Quercino (in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien, III. 4), geſtochen von J. Kowatſch, ſitzt auf einem Felſen, eine ſchöne jugendliche Figur, mit weitem Mantel (?) bekleidet, in der Linken das Kreuz, mit der Rechten ernſt zum Himmel deutend.

Von C. Maratti, geſtochen von Dambrün (Galerie fr. par Filhol X. 662) und von C. Dupuis (Receuil Crozat I. 122). Guter Ausdruck.

Von Joh. Gauli, geſtochen von B. Lepicier (Receuil Crozat I. 119). Gut charakteriſirte große Compoſition.

Von Heinr. van Balen (in der Frauenkirche zu Antwerpen). Sehr ſchön.

Von Abr. Blömärt, geſtochen von J. Falk (1661).

Von Seb. Ricci, geſt. von P. A. Kilian für ſeine Bilderbibel.

Von Prete Genoveſe (in der Wiener Galerie. Roſa I. 172). Johannes beantwortet die Frage, wer er ſey? (Joh. I. 19. ꝛc.). Die geſpannte Aufmerkſamkeit, das Staunen und die reumüthigen Empfindungen mehrerer Zuhörer ſind ſehr gut und kräftig ausgedrückt.

Von Luk. van Leyden, geſtochen von Nik. de Bryn, dem Sohn; von Reynolds, geſtochen von Joſ. Grozer.

Johannes tauft ſeine Schüler am Jordan: von Hannib. Caracci, geſtochen von Jak. Rouſſeau. Sodann von N. Pouſſin, geſtochen von Ant. Verico, und ſehr gut von G. Audran. Voll Ausdruck (Manuel I. Nro. 14. Landon III. 81). Die ganz nackten Figuren ſind ſchöne akademiſche Studien, aber für ein Kirchenbild gar nicht paſſend.

Johannes der Täufer als Jüngling, rufend in der Wüſte von R. R. Mengs, geſtochen von P. P. Moles und von Em. Carmona. (1784).

Von Joh. Tiepolo, ſchön geſtochen von ſeinem Sohn Dominik. Lobenswürdige Compoſition.

Von Pomp. Battoni, geſtochen von J. P. Pichler, (in der Dresdner Galerie Nro. 113). Johannes auf der Erde ſitzend, ein Lamm an der Seite, zeigt auf den Meſſias, der in einiger Entfernung ſichtbar iſt. Das Bild hat nichts Idealiſches, noch ſehr Geiſtreiches.

Von **Gerhard Kügelgen**, Johannes hält ein von Licht umfloſſenes Kreuz in der Linken, auf das er mit der Rechten hindeutet, den ſtrengen Blick des Bußpredigers vor ſich hinrichtend (**Zeitgenoſſen** XIII. 48).

Von **Murillo** (zu Sevilla), **Johann der Täufer** mit **Chriſtus**, ganze Figuren, etwas unter Lebensgröße. Das Bild hat eigentlich keine Handlung. Johannes hat das Rohrkreuz in der rechten Hand und ſtreckt die linke aus. Chriſtus hat die Arme ruhig über der Bruſt zuſammengeſchlagen, den einen etwas vorgeſtreckt; im Hintergrund verfolgt man in unabſehbare Ferne eine grüne Ebene, die der Jordan durchſtrömt. Dieſe Landſchaft hat etwas von **Claude Lorrain**. — Die beiden Figuren ſind durchaus vortrefflich, ſie leben. — Der Ausdruck der aufgeregten Seher-Kraft im Täufer und der göttlichen Ruhe im Chriſtus iſt, ohne geſucht zu ſeyn, mit der größten Wahrheit gegeben. Man rechne noch dazu die nur von Murillo erreichbare Wahrheit in dem Colorit, den Gewändern, der Luft u. ſ. w. (**Kunſtblatt** 1822. Nro. 80. S. 319).

b.

Den Tod nicht ſcheuend, hältſt du dem Frevelſinn,
Des Mächtigen den Spiegel der Wahrheit vor;
Weckſt das Gewiſſen zum Gefühle
Deſſen, der über den Sternen richtet.

Johannes vor Herodes, ihm ſein ehebrecheriſches Leben vorwerfend: von **Le Brün**, geſtochen von **G. Vallet**. — Von **Anſiaux** im Muſeum zu Paris (Salon de 1822. I. 53). Guter Ausdruck, aber die Figur des Johannes iſt zu theatraliſch.

Von Arey de Bois (Winklers Gem. S. 230). Johannes hält dem Herodes und der Herodias ihr Verbrechen vor. Er hält ein offenes Buch in der Linken, und hebt die Rechte auf mit verweiſender Geberde. Der König iſt trotzig. Herodias tritt hervor gegen den Propheten, mit geballter Fauſt ihm drohend; eine Geberde, die zu niedrig und heftig iſt.

Johannes der Täufer im Gefängniß von B. Ricci, geſtochen von J. B. Gallestruzzi.

c.

Des Johannes Hinrichtung.

Die Enthauptung des Johannes von Eliſa Sirani, geſtochen von ihr ſelbſt. Ein Henker hält in einer Hand das Schwerdt, in der andern das blutende Haupt, das er in eine Schüſſel legt, die ein junger Mann hält. Im Vorgrunde die Tochter des Herodes mit ihren beiden Frauen. Das Nämliche von Zuccarelli, geſtochen für die Wiener Bibel von J. Gerſtner. Die Weiber ſind hier nicht zu ſehen. Aber über der Scene erſcheinen Engel, wovon einer einen Palmzweig hält. — Das Bild von Caſp. de Crayer (zu Brüſſel) wird ſehr gerühmt (Descamps Reiſe 87). — Das Bild von Ad. Elzheimer, ſehr gut geſtochen von Hollar und von H. Goudt iſt gleichfalls von trefflichem Ausdruck. — Auch die Enthauptung Johannes von Joh. Bertucci, in der Galerie Ercolani zu Bologna, iſt eine gut charakteriſirte Darſtellung (Lanzi Stor. pittor. II. P. II. p. 68). — In dem Bilde von Antonio Campi (geätzt in Vidonis Pittura Cremonese p. 89) tritt der Scharfrichter mit einem Fuß auf den Leichnam des Heiligen, und hält in der Rechten das Schwerdt, in der Linken das blutende Haupt. Salome hält eine Schüſſel entgegen. Der Ausdruck im Geſichte des Johannes und im Geſichte des Henkers ſind vortrefflich, und die ganze Compoſition hat etwas Grandiöſes. — Von Joh. Piazetta enthält die Kirche des heiligen Anton zu Padua eine treffliche Darſtellung. Das Geſicht des Johannes iſt abgezehrt, aber die Miene menſchenfreundlich, und aus dem Auge ſpricht das Gefühl einer großen, erhabenen Seele. Die Handlung des Henkers, der ſeinen Hemdärmel aufſtülpt, iſt etwas zu heftig. Das Licht dringt durch eine dunkle Oeffnung in den Kerker ein, wodurch viel Helldunkel verbreitet wird. Die ſtärkſte Lichtmaſſe fällt auf den Heiligen (Maier Beſchreibung von Venedig. III. 108. Hofſtätter II. 47 ꝛc. Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 336. Cochin III. 162). 5)

Von H. Hemmeling ſieht man in einem weitſchichtigen Gemälde im heiligen Johannis-Spital zu Brügge mehrere Scenen der Hinrichtung des Täufers. Die eine zeigt den blutenden Leichnam im Vordergrund auf der Erde; neben ihm ſteht die ſchöne, reichgeſchmückte Königstochter. Schauernd, erbleichend, mit geſenktem Blick empfängt ſie des Gemordeten Haupt, deſſen Züge noch jetzt erhabene Ruhe verkünden. Mehr ſeitwärts ſieht man zwei Männer in Schmerz verſunken (Joh. Schopenhauers Joh. van Eyck. I. 138).

Das Bild von der Enthauptung des Johannes, von Caravaggio in der Conventual-Kirche in Malta, iſt von groſſem Effekt.

Von Rubens: das Gaſtmal des Herodes, wo die Tochter der Herodias ihrer Mutter das Haupt des Johannes überreicht, geſtochen von Sch. A. Bolswert. Das nämliche Gaſtmal mit

---

5) Auch exiſtirt ein Bild von J. B. Mercati, von ihm ſelbſt radirt.

60 Figuren in Lebensgröſſe von **Solimena** (im Schloſſe St. **Ildephonſo**. **Volkmanns** Reiſen durch Spanien. S. 233). 6)

Endlich müſſen hier bemerkt werden die Fresko-Gemälde des **Andr. del Sarto** in der Vorhalle des Kloſters del Scalzo zu Florenz, unter der Aufſchrift: das Leben und der Tod Johannes des Täufers in Kupferſtichen herausgegeben von **Theodor C. Krüger**. 1818. 14 Blätter quer Folio. Die Gemälde haben größtentheils ſehr gelitten. Die beſten ſind: Johannes, der predigt; Maria grüßt die Eliſabeth; Johannes tauft im Jordan (S. Beſchreibungen dieſer Gemälde bei **Bocchi** Bellezze di Firenze, p. 471 ꝛc.).

Von **Joſeph Diotti** von Bergamo ſah ich in der Kunſtausſtellung zu Mailand 1825 eine treffliche Darſtellung, die für die Pfarrkirche von Stezzano im Bergameſiſchen beſtimmt war. Der Scharfrichter iſt im Begriff den Mann Gottes zu enthaupten. Dieſer iſt voll erhabener Ergebung. Die Umſtehenden, auch die Tochter der Herodias voll geſpannter Erwartung, haben einen ſehr wahren Ausdruck.

d.

Das Haupt des Johannes wird der Herodias gebracht.

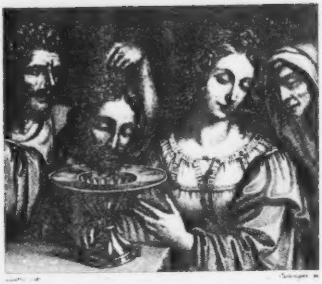
Von **Leonardo da Vinci**: die Salome, Tochter der Herodias, zierlich gekleidet, das Haupt mit Blüthen geſchmückt, blickt und deutet mit Wohlgefallen auf ein Gefäß, worein der Scharfrichter das blutige Haupt legt (kaiſerlich königliche Galerie

---

6) Hier mag auch der Darſtellung erwähnt werden, wo **Herodes die drei Weiſen vor ſich erſcheinen** läßt, um den Zweck ihrer Reiſe zu erforſchen. Von **Sebaſt. Conca** (in der königlichen Galerie zu Dresden).

zu Wien), geſtochen von J. **Trojen**. Die **Dresdner** Galerie (Nro. 64) enthält ein ähnliches Bild, ohne den Scharfrichter; ein anderes das Muſeum zu **Neapel**. Noch eines mit drei Figuren befindet ſich im Beſitze des Grafen **Benzel-Sternau** (**Unterhaltungsblatt**. Aarau 1825. Nro. 20, S. 347). Salome, das Haupt, dem einige Blutstropfen entfallen, und das der Scharfrichter hält, in ein zierliches Becken empfangend, hält mit der Linken das Gefäß, und ſcheint mit der Rechten es unterſtützen zu wollen. Zierlich geflochtenes Goldhaar umgibt ihre hochgewölbte Stirne. Alles in ihrem ſchönen Geſicht athmet Lüſternheit und Leichtſinn. Das Antlitz des Johanneskopfs iſt von männlich edelm Ausdruck, voll hoher Ruhe. Die rohe Gemeinheit, der Ausdruck pöbelhafter Verworfenheit in den Köpfen des Scharfrichters und der Alten neben der Salome iſt trefflich gegeben. In allen dieſen Bildern ſcheint der Maler für die Salome das Bildniß einer ſehr ſchönen, aber eiteln Königin, Johanna von Sicilien gewählt zu haben. Sie gleichen alle dem Bildniß dieſer Königin in der Galerie Doria. Freilich findet man das nämliche Geſicht, nur mit andern Nüanzen, auch an Leonardo's Cäcilia in München und an ſeiner Vanitas in der Galerie Sciarra zu Rom.

Von des Leonardo Schüler **Bern. Luini** enthält die Tribune des Muſeums zu Florenz ein herrliches Bild, ſehr ſchön geſtochen von **Garavaglia**. Das ſchöne aber Leichtſinn, Eitelkeit und Wolluſt verrathende Geſicht der Salome hat viel Aehnliches mit dem in den Bildern des Leonardo. Es iſt die Larve eines tief gefallenen Engels. Das Menſchlich-Hohe und Zarte iſt in den ſonſt ſchönen Zügen verwiſcht. Krampfhaft zuckt ein Lächeln um den Mund. Sie hält das Gefäß, in das ein ſtumpfſinniger Henker das Haupt legt, in welchem ſich eine edle Ruhe ausſpricht. Das Geſicht wendet ſie etwas ab, aber ohne Regung von Mitleid.



Hinter ihr ſteht ein altes Weib, in deren matten, aber verſchmitzten Zügen man eine Beſchönigung der Mordthat liest. — Das nämliche, oder ein ganz ähnliches Bild in der Galerie zu Florenz wird dem Cäſare da Seſto zugeſchrieben; es iſt geſtochen von Forſter. Die gleiche Darſtellung findet ſich in dem Bilde von Giorgione (gut lithographirt in der königlich preuſſiſchen Galerie, II. Heft, Nro. 1). Hinter der Salome ſteht eine liſtig ausſehende Dienerin. Dieſes Bild hält jedoch in Hinſicht der ſinnigen und zarten Charakteriſirung mit den Bildern von Leonardo und Luini keine Vergleichung aus. Und gar in des Rubens Bilde in der Galerie im Pallmall zu London iſt die Tochter Herodias nicht wie bei Leonardo und Luini ein jugendlich reizendes Weſen, von Leichtſinn und Eitelkeit beherrſcht, ſondern ein betrübtes, über die Jugendblüthe hinaus in Sünden gereiftes und verworfenes Geſchöpf. Wie ſollte dieſe Geſtalt durch Tanz verführen? Nie hätte Herodes ihr zu Lieb den Johannes geopfert! (Brittania. Stuttgart. 1825. 1. B. 11. Heft. S. 148).

Die Salome trägt eine Schüſſel, über welcher die Hand des Henkers das blutende Haupt des Johannes an den Haaren hält, von Andr. Solario, oder einem andern Schüler des Leonardo da Vinci (Landon Annales X. 11). Des Johannes Geſicht iſt vom edelſten Ausdruck. Die Salome hat auch hier die Phiſiognomie des Leichtſinns.

Salome, die das Haupt des Johannes vom Henker empfangen hat, trägt es zu ihrer Mutter auf einer Schüſſel. Von Joh. v. Achen, geſtochen von Joh. Barra.

Von Guido Reni, geſtochen von Jak. Frey. Salome, die den Kopf des Johannes in ein Becken legt, welches ihr ein junger Menſch vorhält. Daneben einige Weiber von ihrer Begleitung. Die Anordnung iſt ſehr gut. Ihrem Geſicht wäre jedoch mehr Ausdruck zu wünſchen (ſagt Ramdohr III. 79).

Dieſem Bild ähnlich iſt ein anderes von Guido, das ehedem zu Hubertsburg ſich befand, nach dem ſiebenjährigen Krieg aber in die Aufrer'ſche Sammlung in London kam (Göde IV. 148). Die Salome iſt eine wunderſchöne Geſtalt. Ihr Geſicht iſt anmuthsvoll; aber es lächelt bei dem gräßlichen Anblick, und dies verräth die innere Stimmung. Auf einem Beine knieend, überreicht ihr ein Diener mit ausdruckvollem, gleichſam forſchendem Blicke das blutige Haupt.

Von Guido Reni: Salome trägt das Haupt des Johannes (im Palaſt Corſini zu Rom), geſtochen von Barthol. Coriolano, und gut von J. Volpato und von P. Fontana. Sehr ſchön, beſonders der Kopf der Salome, von jugendlichem Leichtſinn. Auch das Haupt des Johannes hat einen edeln Ausdruck (Ramdohr III. 159. Lanzi T. II. P. II. p. 105).

Die nämliche, das Haupt des Johannes in einer Schüſſel tragend, von Titian, geſtochen von L. Vorſtermann (ehedem in der Brüſſeler Galerie).

Die Tochter der Herodias hält das Haupt des Johannes von Carlo Dolce (in der Dresdner Galerie), geſtochen von Ph. Andr. Kilian und von Mogalli. Viel Leichtſinn im Ausdruck des Geſichts der Salome und das Geſicht des Johannes hat einen ſprechend edeln Ausdruck. Das nämliche von Carl Voth, geſtochen von Ph. Andr. Kilian.

Die Salome unter einem Bogengange trägt vor ſich das Haupt des Johannes in einer Schüſſel, von Luk. van Leyden (Landon Annales XV. 17).

Auch das Bild von Alexander Bonvicino in der Brera zu Mailand, gut geſtochen von Catharina Piotti (1823) verdient Beachtung; eben ſo das Bild von Laur. Paſinelli, geſtochen von Joh. Vitalba.

Dein Haupt, als ſchon der Henker es blutend trug
Zum Gaſtgelag, der tanzenden Dirne Preis,
Sprach aus erloſch'nem Aug' entſetzlich
Noch dem Tirannen ins Herz: du ſündigſt!

Auch von der Geburt- und Jugendzeit des Johannes gab uns die Kunſt treffliche Bilder. Als Knabe kommt er in denen der Madonna und der heiligen Familie vielfältig vor; eine anmuthige Zierde derſelben. Hier erwähnen wir noch folgende Scenen:

e.

Der Engel verkündet dem Zacharias im Tempel, daß ſeine Frau einen Sohn gebären werde (Luk. I. 1 ꝛc.). 7) Von Andr. del Sarto, geſtochen von Theodor Crüger. — Von Joh. Bellini in der Zacharias-Kirche zu Venedig (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. III. 48).

Von der Geburt des Johannes 8) (Luk. I. 57) ſieht man ein treffliches Bild von Jak. Zuchi in der Kirche des ent-

---

7) Was bei dieſer Darſtellung von den Malern zu beobachten ſey, ſetzt der Verfaſſer der kritiſchen Anmerkungen über die Fehler der Maler, S. 125 ꝛc., gut auseinander. Die Scene iſt der Ort des Tempels, wo das Rauchwerk geopfert wurde. Das Rauchgefäß hat die Form eines alten Kelchs ohne Deckel und Kette. Das Rauchwerk wurde in Käſtchen aufbewahrt. Die Prieſter giengen im Tempel mit bloßen Füſſen. Zacharias, der Prieſter, aber nicht Hoheprieſter war, muß ſtehend, nicht knieend vorgeſtellt werden.

8) Johannes der Täufer iſt der einzige Märtyrer, deſſen Feſt die katholiſche Kirche am Tage ſeiner Geburt, und nicht ſeines Sterbens (als dem ächten Geburtstag des Chriſten) feiert. Eigentlich ſollten Bilder nur die Erzählung des Lukas I. 58: Als die Nachbarn und Verwandten die Geburt hörten, nahmen ſie Theil an ihrer (der Aeltern) Freude, darſtellen.

haupteten Johannes zu Rom (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 288). Aber der Gegenſtand eignet ſich im Grund nicht zu maleriſchen Darſtellungen.

Zacharias ſchreibt den Namen des Johannes (Luk. I. 59), von Andr. del Sarto, geſtochen von Cam. Tinti. Mehrere Maler verbinden mit der Namengebung auch die Beſchneidung, was ſtörend iſt. Der Vorfall bei Benennung des Kindes iſt ein ſchöner Stoff zu einem Seelengemälde, deſſen Hauptzüge die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf das, was Zacharias geſchrieben, ihr Erſtaunen, ihn wieder reden zu hören, ſeine Freude ſelbſt und ſeine göttliche Begeiſterung ſeyn dürften.

Der Knabe Johannes ſchläft auf ſeinem Kreuze, das die Umſchrift hat: Sieh das Lamm Gottes! Daneben betet Eliſabeth mit Begeiſterung; der Vater Zacharias aber liest in den Propheten, von Albani. Sehr ſchön (Landon Annal. XVI. 123. Galerie du Musée fr. par Filhol. Nro. 266).

Der Knabe Johannes ſchläft: von Carlo Dolce, geſtochen von Morel (Musée fr. V.). Ein Andacht erweckendes Bild. Neben dem ſchlafenden Knaben liegt ein Kreuz von Schilfrohr mit der Umſchrift: Ecce agnus Dei! Die Mutter ſteht vor ihm, mit begeiſtertem Geſicht ihn Gott weihend, der Vater ſeitwärts vertieft in einem Buche leſend. Engelköpfchen ſchauen herab.

Der Knabe Johannes ſpielt mit einem Lamme, von Leonardo da Vinci im Pariſer Muſeum, geſtochen von Le Grand (Nouv. des Arts II. 305). Er umfaßt den Hals des Lammes mit kindlicher Innigkeit, von B. Luini (nunmehr wieder in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand), gut geſtochen von H. Geminiani und von Maria Cosway (für die Galerie du Louvre 1802. II. 11, jetzt auch von Anderloni und von Müller, Landon Annal. XVI. 129). Sehr anmuthig. Der holde Knabe mit dem reichgelockten Kopf iſt höchſt unſchuldig und freundlich. Nur hätte das Kreuz als Abzeichen nicht wegbleiben ſollen, um den myſtiſchen Sinn anzudeuten (Landon XVI. 129). Auch nach Correggio iſt ein ſchöner Knabe Johannes geſtochen von Maria Cosway (Galer. du Louvre II. 10). Doch iſt es mehr der Kopf eines Mädchens, als der eines Knaben.

Ein anderes ſehr liebliches Bruſtbild des Knaben Johannes, von Albani, befindet ſich im Beſitze des Herrn Grafen von Klenau in Regensburg.

Der Knabe Johannes in einer einſamen Gegend ein Lamm liebkoſend von Murillo, geſtochen von G. Scorodoomoff (Wiener Galerie, Roſa I. 176) iſt eine holde und geiſtvolle Darſtellung. 9)

Johannes als Knabe in einer wilden Gegend liegend, in der einen Hand das Rohrkreuz, mit der andern den Heiland ankündend, von Hannib. Carracci, ſehr ſchön geſtochen von Longhi (oder vielmehr ſeinem Schüler Marri). Auſſer dem Verdienſt der Zeichnung und Carnation iſt auch der geiſtvolle Ausdruck zu loben. Sinnend ſind Stirn und Auge; um dieſe ſchwebt ein leiſer Zug von Wehmuth; um den Mund ein ſanfter Ernſt (Kunſtblatt 1824. Nro. 83). 10)

Der Knabe Johannes bietet dem Knaben Jeſu ſein Lamm dar; dieſer legt wohlgefällig die Hand auf daſſelbe, von P. Rubens, geſtochen von Corn. Galle.

---

9) Ein ähnliches Bild von Lorenzo Lotto (Venedig) wird gerühmt. Orloff Essai II. 72.

10) Mar. Ellenrieder zu Conſtanz hat ein ſehr anmuthiges Bild gefertigt, wo der Knabe Johannes in einer Wildniß ſitzend ſein Kreuz von Rohr zuſammenfügt; ein ſchöner, kräftiger Knabe mit dem Ausdruck ſanften Tiefſinns.

Die Kinder Jeſu und Johannes herzen ſich. Von Parmegiano (im Umriſſe bei Landon Musée I. 170).

Der kleine Johannes empfängt von ſeinem Vater Zacharias den Segen in Gegenwart ſeiner Mutter von Franz Bigio, geſtochen von Th. Crüger. 11)

In Anſehung der letztern Bilder wird es kaum der Bemerkung bedürfen, daß ſie ſich, ſo fromm und anmuthig ſie auch ſind, mehr für die Privaterbauung als den Kirchengebrauch eignen.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Die Taufe Chriſti.

(Matth. III. 13—17. Mark. I. 9—11. Luk. III. 21. 22.)

Von Raphael (in den Loggien des Vatikans). Schöne Anordnung. Die Engel ſind hier treffliche Figuren, vorzüglich der im Vorgrund, ganz Andacht und Demuth (Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. 60).

Von Gaudentio Ferrari iſt in St. Celſo zu Mailand eine ſehr ſchöne Darſtellung zu ſehen.

---

11) In der Kirche dell' Incoronata zu Lodi ſieht man von Caliſto Piazza (Schüler Titians) in einer Capelle das Leben Johann des Täufers in ſo reinem Sinn gedacht und mit ſo tiefer Charakteriſtik ausgeführt, daß man den Maler eher für einen Schüler des Raphael als des Titian halten möchte, wenn nicht die Färbung ganz Titianiſch wäre (Kunſtblatt 1823. Nro. 1. S. 2).

Von Franz Albani (ehedem in der königlichen Galerie zu Paris, jetzt im Muſeum zu Lyon), geſtochen von Bened. Audran, von W. Ballet und G. Chateau (D. M. Bonavere, J. Roli, J. Wagner u. v. A.). Sehr ſchön. Die Anordnung iſt ungemein geſchmackvoll; die Charaktere der Hauptfiguren ſind voll Würde. Der Augenblick iſt gewählt, wo der Himmel ſich öffnet, und die Stimme Gottes (des Vaters) ſich vernehmen läßt. Zwei Engel, der eine in der Luft ſchwebend, halten dem Heiland Gewänder über einen Theil des Leibes (beſſer wäre es wohl, ſie beteten ihn an). Mehrere Zuſchauer zur Seite des Täufers zeigen große Begierde nach der Taufe und ſcheinen ſie von ihm zu verlangen. Jenſeits des von Waſſerfällen belebten Fluſſes ſieht man viele Leute, die herüber zu kommen ſich anſchicken (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 260. Artaud Musée de Lyon, p. 30). Im Umriß findet man dies Bild auch in Landons Evangiles und in Vie et Oeuvres III. P. I. 2. Nur ſind hier die Zuſchauer nicht aufgenommen. 1)

Von Guido Reni (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien. Roſa I. 150), gut geſchabt von J. P. Pichler, dann geſtochen für Pergers Wiener Galerie von J. Steinmüller. Von vorzüglicher Schönheit und ſanfter Anmuth ſind drei Engel (zwei zwiſchen Chriſtus und dem Täufer und der dritte an der andern Seite des Meſſias), die ſein Gewand halten, mit einem äuſſerſt ſchönen Ausdruck von anbetender Ehrfurcht.

Von Franz Franzia (Raibolini) in der Dresdner Galerie (Demiani, S. 292. Nro. 317). Jeſus ſteht voll Demuth

---

1) Ein anderes Bild von Albani iſt in der giuſtinianiſchen, jetzt königlichen Galerie zu Berlin.

und Gottinnigkeit im Jordan. Johannes knieend neben ihm, eine Schaale in der Rechten. Rechts zwei Engel in ſchweigender Betrachtung. Sehr anſprechend.

Von Lukas v. Leyden, von ihm ſelbſt geſtochen (1510). Eine große Compoſition.

Von Andreas del Sarto, geſtochen von Hieron. Cock und C. H. Alberti.

Von Martin de Voß, geſtochen von Viſcher. Feierliche Handlung in einer ſchönen Landſchaft. Hinter Johannes ſtehen zwei Engel, wovon der eine ſinnvoll auf das Rohrkreuz deutet, das der Täufer in der Linken hält. Am andern Flußufer ſieht man zwei ſitzende Jünger; der eine hält ein Buch, worin er auf die betreffende Stelle des Propheten hinweiſt.

Von Nik. Pouſſin, geſtochen von Dughuet und Chatillon. Einfache Compoſition voll Würde des Ausdrucks. Eine gröſſere Compoſition von Pouſſin mit vielen Nebenperſonen, deren mannigfaltiger Ausdruck trefflich iſt, und die alle gen Himmel nach dem Ort hinblicken, woher die Stimme kam, iſt geſtochen von J. Pesne (Landon Choix I.). [2]

Von der Taufe Chriſti von Juan Fernandez Navarette im Eskurial iſt leider! bisher kein Stich bekannt (Fiorillo IV. 110). Eben ſo wenig von der Taufe Chriſti des Vicente Joannes zu Valencia (Fiorillo IV. 120).

Von H. Carracci, geſtochen von K. Audran.

Von Feti iſt eine ſehr ſchöne Darſtellung in der Galerie Corſini (ob geſtochen? iſt mir unbekannt. Fiorillo I. 399).

Von Fr. Salviati, geſtochen von Ph. Thomaſſin.

---

[2] Bilder von Pouſſin haben auch geſtochen Drevet, D. Erdinger, P. del Pò und L. van Somer.

Von Joh. Tiepolo, geſtochen von ſeinem Sohn Dominik.

Von Joh. von Valencia in der Domkirche daſelbſt (Kunſtblatt 1822. Nro. 102, S. 406).

Von Franz Pacheco die Taufe Chriſti zu Granada, und dann wieder zu Los Toribios in Sevilla (Fiorillo IV. 226. 228).

Von Juan de Pareja die Taufe Chriſti in der Dreieinigkeitskirche zu Toledo (Fiorillo IV. 256).

In der Taufe Chriſti von van Dyck (zu Antwerpen) hat die Figur des Johannes den rechten Ernſt mit der gehörigen Anmuth; aber dem Chriſtus fehlen Geiſt und Würde. (Forſter Vojage sur les rives du Rhin etc. II. 248).

Von L. Vogel in Dresden wird eine Darſtellung ſehr gelobt. Mehrere Engel, dienend oder anbetend in anmuthvollen Gruppen beleben den Vorgrund. (Kunſtblatt 1822. Nro. 69, S. 274). Auch eine von Begaſſe: Der Ausdruck der ſechs Engel, die erhabene Demuth des Erlöſers, die fromme Begeiſterung des Täufers ſind mit tiefem Sinn dargeſtellt. (Kunſtblatt 1823. Nro. 80, S. 318) 3)

Achtzehnter Abſchnitt.

Jeſus in der Wüſte.

(Matth. IV. 1—11. Luk. IV. 1—12. Mark. I. 12. 13).

So ſinnvollen und reichen Stoff die Scenen, welche das Evangelium hier vorzeichnet, dem Maler darbieten, ſo ſind mir doch ſehr wenige Bilder bekannt, die ſie befrie-

---

3) Von wem das gute Bild auf dem erſten Nebenaltar in der herrl. Kirche zu Ró, nahe bei Mailand ſey, konnt' ich nicht erfahren.

digend darſtellen. Freilich ſind die Schwierigkeiten nicht zu verkennen. Auſſer denen, welchen die Schriftausleger begegnen, liegt für den Maler ſchon eine große in dem gehörigen Gegenſatz der zwei Figuren des Göttlichen und des Verworfenſten. Das Gefühl, wie wenig das Bild des Letztern als ein Scheuſal mit Hörnern, Schwanz, Bocksfüßen und Klauen u. ſ. w. hier paſſe, war gebildetern Zeiten vorbehalten. Vordem glaubte man, den Satan überall nicht gräßlich genug darſtellen zu können, um die Gemüther recht lebhaft zum Abſcheu und zum Widerſtreben gegen den Verhaßten, Feindſeligen aufzuregen. Man ließ auſſer Acht, daß er ein gefallener Engel ſey, und daß er ſich gern in Licht und Schaafskleid verhülle, um deſto leichter zu bethören und zu verführen.

Die Darſtellung von Dominichino (im Umriß in Landons Evangiles Pl. 31), iſt einfach und von ſinnreichem Ausdruck. In einer Wildniß naht Satan im Gewand eines Rabiners dem Herrn; er hält einen Stein in der Hand, und ſpricht zu Jeſu: mache, daß dieſer Stein Brod werde! (beſſer und der Wahrheit gemäßer wär' es, Satan wieſe auf die Felſenſteine in der Wüſte nach Matth. IV. 3, als daß er nur einen Stein Jeſu verhält, obgleich bei Lukas IV. 2 nur von einem Steine die Rede iſt). Satans verſchmitztes Weſen und des Herrn durchſchauender Blick voll würdevoller Verachtung ſind trefflich gegeben.

In der ehemaligen Galerie zu Brüſſel befand ſich ein Bild Dominichino's von der Verſuchung, geſtochen von P. Liſibeten. Aber ich kenne das Blatt nicht.

Zu C. Lavaters Meſſiade befinden ſich drei verdienſtliche Darſtellungen von der Verſuchung Jeſu durch den Satan (geſtochen von D. Berger); erſtens mit den Steinen, die er in Brod verwandeln ſoll, dann auf den Zinnen des Tempels, endlich wo er angebetet ſeyn will, und der Herr ihm ſagt: Hebe dich Satan!

Der Ausdruck des Satans im erſten und dritten Bilde iſt beſſer, als im zweiten, wo er als ſchöner Jüngling erſcheint.

Das Bild von Paul. de Cepedes zu Sevilla im Kapitelsſaale wird gerühmt (Fiorillo IV. 161); es iſt ſchwerlich geſtochen.

Jeſus in der Wüſte, von den Engeln bedient, von Carl le Brun, geſtochen von Mariette, Tardieu und Drevet. Geiſtvoll und ſchön (Landon Annales III. 125, hat den Umriß). Es herrſcht in dem Bild eine himmliſche Ruhe. Das Geſicht Chriſti iſt voll Milde. Die Köpfe der Engel könnten edler ſeyn, und ihr Gewand leichter.

Von Ludwig Caracci, ehedem in Paris, jetzt im Muſeum zu Lyon, radiert von einem Ungenannten (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 126 ꝛc.). Jeſus iſt im Händewaſchen begriffen, in einer edeln, ruhigen und holden Wendung gegen die vor ihm knieenden Engel gekehrt. Im Mittelgrunde tragen Engel Speiſen auf. Im Hintergrunde ſcheinen andere Früchte zu ſuchen. Dieſe letztern Engel hätten wohl wegbleiben können.

Das Bild von Tintoretto, geſtochen von P. Liſibeten (Cochin Voj. III. 75), hat viel Schönes.

Von Sandro Boticelli iſt ein großes prächtiges Gemälde von der Verſuchung Chriſti auf der Zinne des Tempels in der ſixtiniſchen Capelle zu ſehen. Die Hauptfigur verſchwindet aber vor der großen Architektur und der Menge von Perſonen, die im Vorhof Opfer bringen.

Von Rubens (die Verſuchung Jeſu) geſtochen von Jak. de Wit und von Chriſtoph Jegher, J. Punt, J. M. Preißler. *)

---

*) Noch haben wir folgende Bilder: von Elzheimer, geſtochen von W. Hollar; von J. Breughel, geſtochen von Sadeler; von Hannib. Caracci, geſtochen von le Blond.

Neunzehnter Abſchnitt.

Verſchiedene Handlungen Jeſu während der Zeit ſeines Lehramtes.

Scenen, für Kirchen, beſonders für Altäre vorzüglich geeignet. Denn ſie bringen uns das höchſte, ſchönſte Vorbild und die edelſte und troſtvollſte Lehre zugleich vor die Augen. Ihre Ausführung, ſoll ſie anders befriedigen, erfodert freilich den Verein vieler und verſchiedener Gaben. Den Sohn Gottes, den Welterlöſer ſchon als einzelne Figur würdig darzuſtellen, iſt eine höchſt ſchwierige Aufgabe. Die Schwierigkeit der Aufgabe kann zunehmen, wenn dieſe Figur in Handlung verſetzt werden ſoll, bei Begebenheiten, die die Sendung vom himmliſchen Vater bezeugen. Immer muß dieſe Figur hervorragend erſcheinen; die Umgebungen können ſie wohl, wie der Schatten das Licht, hervorzuheben dienen, aber ſie können ihr keinen höhern Glanz verleihen; vielmehr ſoll ſich von ihr aus ein höheres Licht auf die Umgebungen ergießen, und ſchon die Gegenwart eines ſo erhabenen Weſens ſcheint (in einer Kunſt-Darſtellung) eine gewiſſe Veredlung der Perſonen und Sachen, die mit ihm in Berührung ſtehen, zu erfodern. Die bedeutendſten Verſtöſſe der Kirchenmaler rühren indeſſen davon her, daß ſie von dem Gegenſtand nicht recht durchdrungen waren. In den einfachen Worten, mit denen die Evangeliſten erzählen, liegt ſehr oft für den, der ihren Sinn zu faſſen weiß, eine ganz eigene Seelenmalerei. Die bibliſche Erzählung iſt daher ein höchſt wichtiges Studium für den Kirchenmaler, der ſeine Beſtimmung erfüllen will, und wie könnten Verſündigungen gegen dieſe Beſtimmung durch allen Zauber der Zeichnung, des Colorits und der Erfindung vor dem Richtſtuhl der Religion aufgewogen werden? Die Seele, der Geiſt, der wahre Ausdruck des Bildes wird durch ſeine Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Darſtellung immer weſentlich gewinnen, mehrentheils auch in äſthetiſcher Beziehung. Auch hier, wie in der Geſchichtsmalerei überhaupt, ſchließt die Wahrheit die Poeſie keineswegs aus; aber dieſe muß jener doch immer untergeordnet und anpaſſend ſeyn; die Dichtung muß die Wahrheit nicht verdunkeln, ſondern noch mehr zu heben und ins Licht zu ſtellen dienen.

Die folgende Zuſammenſtellung vorzüglicher, maleriſcher Darſtellungen macht weder auf Vollſtändigkeit, noch auf genaue chronologiſche Reiheordnung Anſpruch. Der Verfaſſer fühlt ſehr wohl, daß ſie einer großen Erweiterung empfänglich, vielleicht auch mancher Berichtigung bedürftig ſey. Eine umſtändliche Beſchreibung der angezeigten Bilder fodert ein eigenes Werk. Sie mußte daher unterbleiben, und eben deshalb auch die Beurtheilung des Werths und der Mängel und Fehler großentheils auf wenige Bemerkungen ſich beſchränken.

Das Wunder bei der Hochzeit von Cana in Galiläa (Joh. II. 2—11). Von Tintoretto, geſtochen von J. Volpato, auch radiert von Odoardo Fialetti (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 97). Die Darſtellung iſt ziemlich genau nach dem Evangelium; ſie wäre aber bedeutungsvoller geworden, hätte der Maler die Figur Chriſti und ſeiner Mutter im Vorgrunde ſtatt in der weiteſten Entfernung angebracht. — Von Paul Veroneſe (jetzt im Pariſer Muſeum), geſtochen von J. G. Seuter, radiert von J. B. Vanni, von Joſ. Diamantini und flüchtig von N. Cochin (im Umriß in Landons Evangiles Pl. 44). 1) Eine große prächtige Compoſition, wovon aber

---

1) Eine andere Darſtellung von Paul von Verona im Kleinen, wo der offene Saal ein dreifaches Gewölbe hat, das auf korinthiſchen

nur Weniges zur Darſtellung der evangeliſchen Handlung paßt. Eine gute Kritik des Gemäldes geben Hofſtätters Nachrichten von Kunſtſachen I. 299 ꝛc., Taillason in ſeinen Observations sur quelques grands peintres. Paris 1807, p. 35 ꝛc., und das Manuel du Musée fr. IX. Nro. 1. Man vergleiche aber auch damit die Apologie in Hegners: Auch ich war in Paris. Winterthur 1804. III. 79—84. Das ganze Werk iſt ein prachtvolles, üppiges Tafelfeſt von reichen Venezianern und andern Zeitgenoſſen, deren Kleidertrachten mit großer Mannigfaltigkeit angebracht ſind; auch Karl V. mit dem goldenen Vließe, Franz I., Soliman II., Maria von England und Kardinäle finden ſich unter den Gäſten; die meiſten Köpfe ſind Portraits; im Vordergrunde ſieht man ein Orcheſter, in welchem des Malers und ſeiner Freunde Bildniſſe figuriren. Eine Menge von Dienern nah und fern iſt mit Auftragen der Speiſen und verſchiedenen Dienſten bei der Mahlzeit beſchäftigt. Ueberall fällt ein großer Reichthum in Gewändern, und ungemeine Koſtbarkeit des Geräths in den Zurichtungen der großen Tafel in's Auge. Das Burleske iſt auch nicht geſpart. Der Anblick des Ganzen iſt bezaubernd; aber entfernt jeden Gedanken an den Gegenſtand, der hier vorgeſtellt ſeyn ſoll. Alles ohne Vorzug zieht die Augen an ſich, aber nirgend eine Haupthandlung oder vielmehr iſt dieſe (die Wundergeſchichte) ſelbſt ſo unſcheinbar, daß ſie auch auf keinem Geſicht eine Bewegung hervorruft. 2)

Säulen ruht, befand ſich ehedem in der Winkleriſchen Sammlung. (S. Hiſtoriſche Erklärung S. 7). Im Großen iſt eine Darſtellung mit drei Tiſchen, woran 35 Perſonen ſitzen, in der Brera zu Mailand. Im Vorgrund zanken ſich Hunde und Katzen um Knochen.

2) Keratry du Beau dans les Arts l'imitation II. 74. Vergl. Maler Venedig III. 20 ꝛc. Viel Aehnliches im Styl hat Boratoris Bild in der Galerie zu Florenz; dann das von Andr. Vicentino 1549.

Ein Gemälde von Schnorr ſoll, dieſe Fehler vermeidend, trefflich den Gegenſtand ausdrücken. (S. Kunſtbl. Nro. 14, Jahrg. 1820).

Der wunderbare Fiſchzug Petri (Luk. V. 1—9). Hier ſind zwei Scenen zu unterſcheiden: 1) wo Jeſus dem Petrus zuruft, das Netz auszuwerfen; 2) wo der reiche Fiſchzug bereits geſchehen iſt. Von der erſtern bewahrt die ehemalige Kapuziner- (jetzt reformirte) Kirche in Conſtanz ein treffliches Altarbild von dem daſigen Maler Chriſtoph Storer, einem Schüler des Herkules Proccacini. Jeſus, ganz am Strande des bewegten Meeres ſtehend, mit bloßen Füßen, in hellblauem Gewand, eine würdevolle Figur, mit der Linken ſein Gewand aufaſſend, die Rechte an ſeine Bruſt führend, ſpricht mit freundlicher Zuverſicht dem Simon zu. Dieſer, eine kräftige Mannsgeſtalt, in einem Schiffe knieend, hält ein leeres Netz in den Händen. Der Ausdruck ſeines gegen Jeſus gewendeten Geſichts zeigt bedenkliche Unentſchloſſenheit. Auch der ſchöne Jüngling, der hinter ihm ſteht und über ihn ſich beugt, und ein Alter, der tiefer im Schiff bemerkt wird, haben den Ausdruck zweifelhafter Verwunderung. Hinter dem Heiland ſieht man den Kopf eines Apoſtels mit edler, erwartungsvoller Miene. Oben in den Wolken ſchauen mehrere ſchöne kleine Engel ſchwebend und vergnügt der Handlung zu. Ueber ihnen in der Mitte erſcheint der heilige Geiſt in Taubengeſtalt. Nur dies verdient Tadel. Sonſt ſind Ausdruck, Anordnung, Drapperie, Haltung und Harmonie ungemein lobenswerth. (Man könnte übrigens das Bild auch auf die Stelle Matth. IV. 21. 22 deuten). — Von der zweiten Scene haben wir ein herrliches Bild von Raphael in ſeinen Cartons zu Hamptoncourt und in den Tapeten zu Rom, ſehr ausdrucksvoll geſtochen von N. Dorigny, auch von Cornel Met, jetzt ſehr ſchön von Halloway (Landons Evangiles, Pl. 32, und Vie et Oeuvres de Raph. I.

Nro. 2). Der wunderbare Fiſchzug iſt bereits geſchehen. Jeſus, ruhige Würde in der Haltung und göttliche Milde im Geſicht, ſitzt im Schiff und Petrus ſinkt andächtig vor ihm nieder, gleichſam um Vergebung flehend, daß er nicht früher geglaubt. Gleiche Gefühle drückt der hinten ſtehende Apoſtel aus. Alle Charaktere und eben ſo die Anordnung ſind voll Geiſt und Wahrheit. Die Störche am Strande ſcheinen durch den reichen Fiſchfang, den ſie wittern, herbeigeführt (Vgl. Allgemeine Kunſtzeitung. Frankfurt 1803. S. 104 fg.).

Von Luk. Giordano, geſtochen von P. Monaco. Gefällig und mit groſſem Geſchmack geordnet, von P. P. Rubens, im Kleinen geſtochen für die Wiener Bilderbibel von J. Adam.

Die Berufung des Petrus und Andreas zum Apoſtelamt (Matth. IV. 18. Mark. I. 16. Joh. I. 38) von Ant. Bellucci, geſtochen von David Froſato; — Von Dominichino (in Landons Evangiles), geſtochen von K. Lingée; — Von Mark. Baſaiti in der Karthaus zu Venedig. Schöne Figuren in einer ſchönen Landſchaft mit der Fernſicht auf eine Stadt. Alles voll Wahrheit und Anmuth. Das Hauptlicht fällt auf die Figur Jeſu, und überhaupt iſt das Licht auf das Vortheilhafteſte vertheilt (Maier III. 30). — Von Friedr. Barocci zu Peſaro (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 180).

Die Berufung des Matthäus (Matth. IX. 9): von Ludwig Caracci, ſehr ausdrucksvoll (Landon Annales IV. 27). Von Juan de Pareja (zu Aranjuez. Fiorillo IV. 256).

Jeſus ſpricht: Folget mir nach, ich will euch zu Menſchenfiſchern machen. Von Peter von Cortona, geſtochen von Fr. Vivareß.

Jeſus nächtliches Geſpräch mit Nikodemus (Joh. III. 1—21). Sehr ſchön iſt Rembrandts Bild, geſtochen von **John Greenwood**. — In J. **Preislers** Bild, geſtochen für die Wiener Bilderbibel von **Jak. Adam**, ſind beide Figuren geiſtreich und von einfachem, ſchönem Ausdruck. Auch des **Peter de Jode** des Vaters Darſtellung (von **ihm ſelbſt** erfunden und geſtochen) 3) verdient Beachtung. Ferner das Bild von P. P. **Rubens**, geſtochen von J. L. **Kraft**; von **Tintoretto**, geſtochen von H. **Winſtanley**; von T. A. **Meloni**, geſtochen von J. **Wolf**; von L. **Vigée**, geſtochen von F. **Baſan**.

Jeſus erweckt den Sohn der Witwe zu Nain von dem Tode (Luk. VII. 11). Von dieſer höchſt maleriſchen Scene haben wir Bilder von **Aug. Caracci**, trefflich geſtochen (für die Sammlung der Kupfer nach der Galerie de Lucien Buonaparte) von J. **Folo**. — Von **Lambert Sutermann**, geſtochen von **Lamb. Suavius**. Von **Friedr. Zucchero**, geſt. von **Jak. Matham**, **Guillemot**, und von **Alipr. Caprioli**. Große Compoſition mit manchen Fehlern, aber auch großen Schönheiten. Die Scene iſt unter einem Stadtthor, durch welches der Leichenzug gehen ſollte. Die Bahre iſt zu den Füßen Jeſu hingeſtellt, der ernſt und ruhevoll, den ausgeſtreckt geweſenen Arm ſenkend, den Ruf zum Leben eben gethan zu haben ſcheint. Der Jüngling hat ſich ſchon mit dem Oberleibe gehoben, blickt, wie aus einem Traume erwacht, gegen Jeſum, und macht mit den Händen eine anbetende Bewegung. Im Vorgrunde liegt die Mutter mit einigen andern Weibern in Trauerkleidern halb verhüllt auf den Knieen. Die übrigen Perſonen zeigen auf mannigfaltige Art ihr Erſtaunen und ihre Ehrfurcht. — In einem andern Bilde von **Fr. Zuchero**, ſchön geſtochen von **Ph. Thomaſſin**, ſieht man den Jüngling mit noch geſchloſſenen

---

3) Wo nicht nach G. **Seghers** oder **Adam van Oort**?

Augen nach Luft ſchnappen und mit den Händen matte Zeichen des Wiederauflebens geben. So wahr hier der Ausdruck ſeyn mag, ſo iſt er doch höchſt widerlich (Vergl. Füßli kritiſches Verzeichniß I. 227—229. Landon Annales de 1819, p. 25). — Von Wikar (Schüler von David) wurde in Rom und London ein Bild, deſſen Figuren coloſſal ſind, bewundert; vorzüglich wegen der Kühnheit (?) und Richtigkeit der Zeichnung (Orloff Essai II. 435).

Jeſus im Geſpräche mit der Samariterin am Brunnen (Joh. IV. 5—27). Von Raphael, geſtochen von Nik. van Hoje, B. Lens und P. Bartoli (Landons Evangiles, Pl. 45, und Vie et Oeuvres IV. 236). — Von Hannib. Caracci, geſtochen von Ch. Simoneau, von Carl Maratti, L. Mattioli, von J. Audran, von Theodor van Keſſel, von Joh. Biſchop und K. H. Rahl (im Umriß in Landons Choix de tableaux I.). Trefflich charakteriſirte Darſtellung. — Von Mich. Angelo, geſtochen von Beatrizet und A. Laffreri. — Von Franz Albani, geſtochen von Steph. Baudet, Drevet, H. Edelink und von Pet. Landry. — Von B. Garafalo, geſtochen von F. Hortemels (Receuil Crozat I. 73). Die Miene Jeſu höchſt bedeutend, die der Frau voll Erſtaunen. — Von Guido Reni, geſtochen von L. Fabri (Musée fr. V.), von Maria Cosway (Galer. du Louvre II. Nro. 40) und von Bovinet (Galer. par Filhol I. 3) im Umriß in Landons Annales III. 39. Einfach und anmuthig. Die Ausführung verdient großes Lob. Dem Geſichte Jeſu ſieht man es an, er entdecke das Innerſte der Frau, und dieſer, ſie ſtaune darüber. Mehr Würde möchte jedoch der Figur Chriſti wohl zu wünſchen ſeyn, obgleich hier mit Recht die Gutmüthigkeit die Oberhand behauptet. — Von Seb. Ricci, gut geſtochen von J. M. Liotard. Viel Wahrheit und Anmuth. — Von

Biliverti, geſtochen von Le Villair (Tableaux de Florence XXIX. 3). Der Ausdruck Chriſti iſt trefflich; der der Frau zu ſtolz. Der Knabe hinter dem Brunnen hat hier nichts zu ſchaffen. — Von Paul Veroneſe, geſtochen von Le Febre. — Von C. Cignani, geſtochen von J. M. Liotar; von C. Maratti, geſtochen von J. Frey; von N. Pouſſin, geſtochen von J. Pesne, Audriot und J. Audran; von M. Torbido, geſtochen von L. Valeſio. Von Philipp Champagne, geſtochen von G. Edelinck und Nik. Pitau (1676); von N. Bertin, geſtochen von Tardieu.

Chriſtus übergibt dem Petrus die Schlüſſel ſeiner Kirche (Matth. XVI. 13, in Verbindung mit Joh. XXI). Von Raphael (in ſeinen Cartons zu Hamptoncourt), geſtochen ſehr kräftig und treu von Dorigny, auch von Peter Soutmann, von J. Buonaſone, von Diana Chiſi, von Audran, Theod. Bowles, S. Gribelin, C. Kirkal, le Sueur, ganz vortrefflich von Halloway, (im Umriß in Landons Evangiles und in Vie et Oeuvres de Raph. I. 3). Die Charaktere, ja die Gedanken jeder Perſon ſind trefflich ausgedrückt (S. Du Bos Reflexions sur le Peint. I. 99, Webb Ueber das Schöne in der Malerei VII. S. 176, und die Allgemeine Kunſtzeitung. Frankfurt 1803. S. 108). Chriſtus voll erhabenen Gefühls deutet mit der einen Hand auf eine Heerde Schaafe, die neben ihm weidet, mit der andern auf die Schlüſſel, welche der knieende Petrus voll tiefer Rührung von ihm empfangen hat. In den Geſichtern der um ihn verſammelten Apoſtel ſieht man theils Erſtaunen, theils liebreiches beiſtimmendes Zutrauen, beſonders im Johannes, theils einen Zug von Eiferſucht. Das Ganze athmet hohe Ruhe und Harmonie. Warum in der ſchönen Landſchaft des Hintergrunds eine Feuersbrunſt auflodere, weiß ich mir nicht zu erklären. Auf Joh. XXI. ſcheint von dem Bilde zu paſſen, das: Weide meine Schaafe! und daß Iſkarioth fehlt. — Das Bild von P. P. Rubens (in der St. Gudula Kirche zu Brüſſel), geſtochen von F. Eiſen, enthält eine ſchöne Charakteriſtik: Chriſtus voll ſanfter Würde; Petrus voll Ergebung, Vertrauen, Glauben und Liebe. — Denſelben Gegenſtand hat auch Nik. Pouſſin meiſterhaft ausgeführt, (geſtochen von J. Pesne und ſchön punktirt von Aleſſandro Contardi). Sanfte Würde im Ausdruck. Ueber dem Ganzen ſchwebt erhabene Ruhe. Die Scene iſt eine waldigte Landſchaft. Auf der einen Seite ſteht Chriſtus voll hoher Milde, mit der einen Hand zwei Schlüſſel dem vor ihm knieenden und demüthig, mit Entzücken zu ihm aufblickenden Petrus reichend, mit der andern gen Himmel deutend. Von den fünf Apoſteln umher iſt nur der eine knieend als ob er ſich durch des Petrus Beiſpiel hingeriſſen fühlte. Der Ausdruck in allen dieſen Figuren iſt vortrefflich. Eine etwas entfernte Gruppe bilden ſechs andere Apoſtel, wovon beſonders zwei ſehr aufmerkſam und verwundert der Haupthandlung zuſchauen, andere aber, worunter Johannes (eine ſchöne Jünglingsgeſtalt) ſich zu beſprechen ſcheinen. Der am äußerſten Ende ſtehende iſt wohl Judas Iſkarioth; er iſt tiefſinnig und erfaſſt mit einer Hand ſeinen Bart. Hinter Chriſtus geht in einiger Entfernung ein wie die Apoſtel gekleideter Mann, in einem Buche leſend (Dieſe Figur ſcheint überflüſſig). In einem andern Bilde von Pouſſin, geſtochen von Drevet, ſteht Chriſtus in der Mitte der Apoſtel und hält einen Schlüſſel in der aufgehobenen Hand. 4)

---

4) Wir haben noch Bilder von Guido Reni, geſtochen von J. B. Bolognini; von Quercino, geſtochen von J. B. Pasqualino, von J. da Empoli, geſtochen von A. Scacciati; von S. Guillebaut, geſtochen von J. Heinzelmann.

Das Wunder mit den fünf und den ſieben Broden. (Matth. XIV. 13, Mark. VI. 30, VIII. 1, Luk. IX. 10, Joh. VI. 1. ꝛc.) Die herrlichſte Darſtellung iſt wohl die von **Raphael**, geſtochen von **Joh. de Cavalleriis** und von **J. B. Rollin** (der Umriß in **Landons** Evangiles und in Vie et Oeuvres de Raph. VI. Nro. 300). In dieſer großen Compoſition iſt Alles auf die Eine Perſon des Herrn hingerichtet; alles dient zu ihrer Verherrlichung. — Er ſitzt in der Mitte auf dem Berge, die fünf Brode ſegnend, während mehrere Apoſtel nach den entfernten Städten hindeuten. Andere Apoſtel tragen ſchon Körbe mit Broden der hungernden und ſtaunenden Menge zu, die in treffliche Gruppen vertheilt iſt. Welche Fülle der Erfindung, welche Mannigfaltigkeit, und doch ohne alle Verwirrung! — Wie viel geringer iſt die Compoſition in dem Bilde von **Tintoretto**, geſtochen von **Luk. Kilian** (**Füßli** kritiſches Verzeichniß III. 100). Der Hügel, wo Chriſtus die Vertheilung der Brode einigen Jüngern befiehlt, iſt in einem ſtarken Helldunkel gehalten. Die Gruppen von Männern, Weibern und Kindern um dieſen Hügel bilden gefällige Gegenſätze. Da ſich aber die feurige Einbildungskraft des Tintorett gegen die Zuſammenſtellung vieler Menſchen in ruhigem Stande ſträubte; ſo ſuchte er wenigſt in die Farbentöne viele Bewegung zu bringen, was aber hier dem Zweck zuwiderläuft. — Bedeutender und ſinnvoller, mit ſchöner Anordnung der vielen Gruppen iſt die große Compoſition des **Nik. Pouſſin**, geſtochen von **Seb. le Clerc**, (und nach ihm für die Wiener Bilderbibel von **Jak. Adam**). 5) — Auch das Bild von **Murillo** (in der Kirche des Spitals de la Charidad zu Sevilla) verdient großes

---

5) Eines trefflichen Bilds von **Frid. Baroccio** in dem Speiſeſaal eines Kloſters (ohne zu ſagen wo) erwähnt **Orloff** I. 225.

Lob; Chriſtus, von einigen Apoſteln umgeben, ſitzt rechts unter einem Baume, und ſpricht den Segen über die Brode, die vor ihn gebracht werden. Mehr oder weniger entfernt, ſieht man ringsum Gruppen von Menſchen gelagert, denen die Jünger die Brode vertheilen. In dieſem Gemälde gefällt beſonders die Landſchaft und die Anordnung der je nach der Entfernung mehr oder weniger deutlichen Gruppen (Kunſtbl. 1822. Nro. 79, S. 315). — Von Bern. Gatti (genannt Sojaro) ſieht man im Refectorium der Väter Lateranenſer zu Cremona (1522) eine der weitſchichtigſten Compoſitionen: eine Menge Figuren über Lebensgröße, von trefflichem Ausdruck und der größten Mannigfaltigkeit (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 475, Orloff Essai II. 243). Beſonders ſchön ſind ein paar Gruppen von Männern, Weibern und Kindern. Davon iſt ein Bild geätzt in Vidoni's Pittura Cremonese p. 37. — Ein Bild von Paul Farinato wird gerühmt von Lanzi (franzöſiſche Ausgabe III. 211). — Das von Beliſar Corenzio (im Speiſeſaale der Benediktiner zu Neapel) iſt eine reiche Compoſition von Effekt, aber etwas flüchtig ausgeführt. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 354, Orloff II. 349). — Von J. Bapt. Pittoni ſieht man eine ſchöne Darſtellung in der Kirche S. Cosmo della Giudeca zu Venedig. —

Jeſus erweckt die todte Tochter des Jairus (Mark. V. 22. Luk. VIII. 41). Von Hieronymus Mutian, geſtochen (etwas hart) von Ph. Thomaſſin. Ein Bild von ſehr edelm und gemüthlichem Ausdruck. Die Tochter, welche der vor ihr ſtehende Heiland bei der Hand faßt, ſcheint eben ins Leben zu kehren, indem ſie ſich mit dem Oberleib emporhebt, und mit mattem, aber holdem Blicke den Wunderthäter anſchaut und das Haupt gegen ihn neigt. Neben dem Bette knieet die Mutter, Erſtaunen und Dankbarkeit zeigend; bei ihr ſteht der Vater, der mit gebücktem Leibe freudenvoll die Hände an die Bruſt drückt. Etwas entfernter ſtehen zwei Männer, wovon der eine (vielleicht der Verlobte der Erweckten) mit Entzücken beide Arme gegen ſie ausſtreckt, der andere (vielleicht ſein Vater) ihn umarmt (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 115). — Von Rembrandt, geſtochen von C. W. Griesmann (auch der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade hat Verdienſt). Die Figuren erheben ſich wenig über die gemeine Natur; ihr Coſtum iſt ganz willkührlich; aber die Anordnung iſt eben ſo lobenswürdig, als die Wahrheit und der Lichteffekt. An dem Lager der Todten ſteht Chriſtus, ſie ruhig bei der Hand faſſend; neben ihm ein Mann, auf dem Haupt einen Turban, mit verdrießlicher Miene (wohl der Arzt); hinter ihm die Mutter, in ein Nastuch weinend; ein Alter ſpricht ihr Troſt zu. Am Ende des Bettes ſteht der Vater, die Tochter mit dumpfem Sinnen betrachtend. — Ein Bild von Wicar (S. Lettres à David sur le Salon de 1819, p. 69) iſt wegen der guten Anordnung und Zeichnung und dem Ausdruck ſehr lobenswerth. Eine Skizze findet ſich in der Galerie des Herzogs von Leuchtenberg zu München.

Die Auferweckung des Lazarus (Joh. XI. 17—44). Ein Bild von Sebaſtian del Piombo (ehemals in der Galerie Orleans, jetzt in der königlichen Galerie zu London), zum Theil nach M. Angelo's Zeichnung iſt wegen dem kraftvollen Ausdruck, dem Lichteffekt und der meiſterhaften Zeichnung ein Meiſterſtück. In männlicher ruhiger Kraft ſteht Chriſtus da. Lazarus mit einem abgezehrten Körper wankt aus der Gruft und ſtaunt. Auch Maria ſtaunt, mit Zuverſicht, mit Sehnſucht. Neben dem Heiland kniet ein ältlicher Mann. In allen Anweſenden iſt die Erwartung und Verwunderung mannigfach ausgedrückt. Das Weißliche, das im Colorit vorherrſcht, erhöht das Schauerliche der nächtlichen Grabesſcene (Vergl. Brittannia 1825. B. III. H. 1. S. 25). — Von Tintoretto, geſtochen von Wilh. Courtois. Sehr ſchön. Nur der nackte Leichnam im Vorgrund iſt unpaſſend und ſtörend (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 103). — Von Hieron. Mutiau (im Quirinal), geſtochen von Simon Vallée (Receuil Crozat I. 87). Lazarus, von zwei Männern gehalten, iſt gerade ins Leben erwacht; Jeſus ſieht ihn bedeutungsvoll an. Das Erſtaunen und die anbetende Dankbarkeit der Schweſtern und Freundinnen des Erweckten ſind vorzüglich gut ausgedrückt (Füßli III. 121). — Eine ähnliche Darſtellung von Luk. Giordano, geſtochen von ihm ſelbſt und von Palma d. jüngern (große Compoſition) geſtochen von Coryn Boel und von L. Kilian haben viel Verdienſtliches. — In Palma des ältern Bild, geſtochen von G. Boel iſt viel Wahrheit, aber wenig Edles. — Einem Bild von Pordenone in der Galerie Lochi zu Brescia giebt Lanzi (franzöſiſche Ausgabe III. 117) das größte Lob. — Ganz vortrefflich charakteriſirt ſind alle Perſonen in P. P. Rubens Gemälde, geſtochen von B. Bolswert. — Beſonderes Lob verdient auch wegen des gemüthlichen Ausdrucks das Bild von Lambert Sutermann (Lombard), geſtochen von Lambert Suavius und von Hans Collärt. Es zeigt den Lazarus, gerade wie er ſich mit Beihülfe einer weiblichen Figur aus dem Grab' erhebt. Das eine Knie hält er ſchon auf dem Rande der Gruft, Chriſtum anbetend, der vor ihm ſteht, die Rechte auf ſeine Schulter legend und ihm Muth zuſprechend. Hinter Chriſtus die Jünger und Freunde (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 38). — Von Pordenone (in der Sammlung des Grafen Lochi zu Brescia, noch nicht geſtochen), von großem Effekt. — Von Abraham Blömärt, geſtochen von Joh. Müller und punktirt von Seb. Luiſon (Füßli IV. 95).

Sehr ausdrucksvoll. Lazarus liegt beinahe wach in einer Höhlung, mit gefalteten Händen, mit dem Haupt zu Chriſto Füſſen, der auf ihn herabſieht und mit lebhafter Bewegung in die Höhe deutet. Knieend zeigt Martha, in Trauerkleidern, durch Ausſtrecken der Hände ihre Theilnahme an. Hinten viele Perſonen voll Bewunderung. — Beachtungswerth iſt auch Rembrandts Bild (geſtochen von ihm ſelbſt und von J. Livens, auch von Jak. Adam für die Wiener Bilderbibel) vorzüglich wegen dem Lichteffekt und der Figur Jeſu, die hinter dem Auferweckten ſteht. — Ein ſchönes Bild iſt das von Luk. van Leyden, von ihm ſelbſt geſtochen (1508). Große Compoſition. Jeſus dankt hier ſeinem Vater, weil er ihn erhört hat. — Von B. Garofalo verdient ein Bild in St. Francesco zu Ferrara die Aufmerkſamkeit und einen guten Grabſtichel. Die Gruppe der zu Chriſti Füſſen liegenden Frauen und ein erhabenes Weſen des Meſſias ſind gleich bewunderungswürdig (Thierſch Reiſen I. 326). — Das Bild von J. Jouvenet, ſehr gut geſtochen von Joh. Audran iſt ebenfalls der Beachtung des Künſtlers würdig. Wir erwähnen noch der Bilder von Jak. van Oſt auf dem Hauptaltar der Magdalenen-Kirche zu Ryſſel (Descamps Vies III. 57), und von Albr. Janſſens, vordem in der Galerie von Düſſeldorf, jetzt wohl in München (Descamps I. 263), von M. de Vos, geſtochen von Jak. de Byn. — Von Benjamin Weſt in der Domkirche zu Wincheſter, geſtochen von Valent. Green. — Von Haydon (umſtändlich beſchrieben und beurtheilt im Kunſtblatt 1823. Nro. 28). Einzelne Figuren ſind trefflich; manches iſt zu theatraliſch. Maria und Martha haben zu wenig Ausdruck. — Von D. Dietrici, geſtochen von H. Guttenberg. Von ſchönem Ausdruck.

Das Urtheil Chriſti über eine Ehebrecherin (Joh. VIII. 2—11). Bewunderungswürdig ſchön iſt ein Bild von Aug. Carracci (ehemals im Palaſte Zampieri zu Bologna, jetzt zu London im Beſitze des Königs), meiſterhaft geſtochen von Fr. Bartolozzi, auch von Theod. van Keſſel (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 134. Landon Choix I. Ramdohr II. 271). Die Schüchternheit und reuige Angſt in der Sünderin, die Beſchämung, der laute und verbiſſene Aerger in den Phariſäern, der Ausdruck der Hoheit und Milde in dem etwas höher ſtehenden Chriſtus machen einen herrlichen Contraſt. Der Moment iſt, wo der Herr ſpricht: wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe ꝛc. Chriſtus hat den einen Arm lebhaft ausgeſtreckt und ſcheint beſonders an einen neben dem Weibe ſtehenden Ankläger ſeine Rede zu richten. Ein anderer Schriftlehrer deutet ihm auf ein Buch, das er in der Hand hält (das Geſetz Moſis). Einer der dem Weib näher ſtehenden, ſcheint voll Unwillen weggehen zu wollen. Noch andere machen verdrießliche Geſichter. Nahe bei Jeſus ſitzt aber ein anmuthiger junger Mann, der erfreut ſcheint, und ein anderer, der, auf ein geſchloſſenes Buch ſich ſtützend, Jeſum anſieht, iſt in tiefem Nachdenken begriffen. (Gehört aber wohl der Mitſchuldige hieher?). — Von Peter v. Cortona (ehemals im Palaſte Mattei zu Rom). Der Ausdruck der Sünderin iſt vortrefflich. Die ſchöne Frau ſteht da mit geſenktem Blick, mit zitternder Lippe. Chriſtus bückt ſich und ſchreibt alles auf den Boden. Die Phariſäer bemühen ſich es zu leſen (Vergl. Ramdohr II. 262; ſein Tadel ſcheint mir geſucht). — Noch ein anderes Bild von Peter von Cortona (Galer. de Dusseldorf. pl. 10) verdient großes Lob. Man ſieht es der ganzen Figur der Ehebrecherin, ihrer Stellung, ihren Thränen, ihrem Ausdruck an, daß ſie nur aus Schwachheit gefallen; ihre Lippen athmen Schmerz und Edelſinn (G. Forſter Voj. sur les rives du Rhin I. 188). — Von Nik. Pouſſin eine in vieler Hinſicht gute Compoſition, ſchön geſtochen von G. Audran und neuerlich von Mariage und Ant. Verico (Landon Annales I. 109. Manuel du Musée fr. I. Nro. 9). Schon hat Jeſus die Worte geſchrieben. Vor Ihm knieet die Ehebrecherin mit dem trefflichſten Ausdruck von Schaam, Verwirrung und Reue. Ihrem Geſicht wäre nur mehr Jugend zu wünſchen. Chriſtus hat nicht genug göttliche Würde; auch iſt ſeine Geſtalt zu klein. Die Charakteriſtik der Phariſäer und Schriftgelehrten iſt meiſterhaft. Auf Nebenperſonen und Beiwerk iſt jedoch zu viele Sorge verwendet, wodurch der Eindruck des Ganzen ſehr verliert (Vergl. Keratry du Beau II. 78 ꝛc. Mengs' Schriften II. 188). — Das Bild von M. Angelo Merigi (Caravaggio), geſchabt von E. Haid, iſt von naivem Ausdruck. Es ſind nur drei Halbfiguren: das Weib, ein Phariſäer und ein der Angeklagten ſcharf ins Auge ſchauender junger Mann (wahrſcheinlich der Mitſchuldige). Die Schuldige ſteht demüthig, innerlich ergriffen und beſchämt abwärts blickend. Die Hauptfigur Chriſti fehlt, und alles macht glauben, daß der größere Theil des ganzen Gemäldes fehle (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 194). — Wegen der trefflichen Charakteriſirung iſt auch die Darſtellung von Tintoretto (in der Galerie zu Dresden), geſtochen von Ph. Andr. Kilian, auch von J. Adam ſehr zu beloben. Die Handlung geſchieht in der offenen Halle eines Tempelähnlichen Gebäudes. Chriſtus, auf einem Säulengeſtell ſitzend, ſtützt ſich mit einer Hand auf ſolches, mit der andern deutet er auf das Weib. Sie ſteht mit demüthig-verſchämtem Anſtand, das Geſicht abwärts geſenkt, die eine Hand an der Bruſt, mit der andern ein Stück ihres Gewandes haltend. Ein Alter hält ſie, und zwei andere reden eifrig zu Jeſu (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 109). Vorzüglicher iſt noch das Bild von Seb. Ricci (gut geſtochen von Liotard) wegen der ſchönen Anordnung und dem guten

Charakterausdruck. Mitten in der Halle eines prächtigen Gebäudes ſteht die Angeklagte, von Klägern umgeben, von Gerichtsleuten gehalten, beſchämt mit geſenktem Haupte. Chriſtus, ein Knie geſenkt und die Linke auf das andere Knie ſtützend, ſchreibt mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Boden. Die Phariſäer ſehen mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Verwunderung zu. Der eine bückt ſich, um das Geſchriebene zu leſen (Füßli III. 170). — Auch das Bild von Bronzino, geſtochen von B. Eredi verdient Beachtung. — Von Voratori (in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien. Perger II. 1), geſtochen, aber ſchlecht von van Steen, beſſer von J. Eißner. Sie iſt jung und ſchön. Ihr Ausdruck: Beſchämung und demüthige Reue, aber doch noch mit einem Zug von Gefallſucht; der des Heilands Milde und liebreiches Mitleid, vielleicht zu wenig durch edeln Ernſt geadelt. Die Phariſäer ſind trefflich charakteriſirt. Der eine deutet dem Herrn auf ein Buch hin, wo auf den Ehebruch die Todesſtrafe geſetzt iſt. Gefehlt iſt auch hier, daß der Herr die Vergebung ausſpricht, während ihn die Phariſäer noch umgeben. Seiner Figur fehlt aber auch die Würde, die die Vergebung nicht aus Nachſicht, ſondern aus Erbarmen und Milde ausſpricht. — Von Seb. del Piombo, gut geſtochen von Wachsmann (in der Galerie Giuſtiniani zu Berlin, Nro. 46). Schöner und wahrer Ausdruck. Jeſus voll Sanftmuth und Güte ſpricht zu den Phariſäern und Schriftlehrern, während das Weib mit geſenkten Augen in Demuth das Urtheil erwartet. — Von Bartolomeo Biscanio (in der Dresdner Galerie nach Riedel Nro. 66, und Demian 227), geſtochen von L. Hutin. Schön charakteriſirte Darſtellung. Chriſtus deutet auf die von ihm auf den Boden geſchriebenen Worte, ſich zu den Phariſäern wendend. — Von Rocco Maroni im Styl des Giorgione, im Capitelszimmer von St. Giorgio Maggiore zu Treviſo (Lanzi franzöſiſche Ausgabe, 113). — Der Darſtellung von Titian (früher geſtochen von J. Trojen) muß jetzt mehr noch wegen des neuen vortrefflichen Kupferſtichs von Pet. Anderloni, als wegen der Erfindung und dem Ausdruck des Bildes, an welchem nur das Colorit, die Beleuchtung und die Anordnung meiſterhaft ſind, erwähnt werden. Chriſtus, deſſen Geſicht viel Sanftmuth aber wenig Würde und Geiſt hat, zeigt mit der Rechten auf das, was er auf den Boden geſchrieben. Ein Phariſäer, eine Brille (?!) in der Hand, neigt ſich, um es zu leſen. Die ganze Charakteriſtik iſt etwas matt. Die Sünderin iſt noch am beſten gerathen; ohne ſchön zu ſeyn, hat ſie einen wahren Ausdruck von Betroffenheit und Reue. Unter zwölf Figuren haben zehen einen falſchen Ausdruck. Hier kalte Neugierde, dort eine Miene von Mitlied, ſelbſt von ſolchen Perſonen, die die Ankläger ſind. Bei andern Gleichgültigkeit. Nirgend das Staunen, der Unmuth, der Aerger, die Verwirrung, welche die Antwort des Heilands erregte. Die Gegenſätze ſowohl als die Harmonie liegen hier mehr im Colorit und in der Beleuchtung als im Ausdruck der Charaktere (Vergl. Keratry du Beau II. 76). — Ein Bild von Rembrandt (in der königlichen Galerie zu London) iſt geſtochen von B. Picart. Die ehrwürdige Geſtalt des Heilands, freundlich und ruhig, contraſtirt mit den heftig bewegten Schriftgelehrten. Das Licht fällt auf die Ehebrecherin und auf die Hand des Heilands, deſſen Haupt ein Schein umſtralt. 6)

Der Zinsgroſchen (Matth. XXII. 15—22. Mark.

---

6) Noch haben wir Bilder von Jul. Romano, geſtochen von D. Ghiſi, von Jul. C. Procaccino, geſtochen von Sauter, von P. P. Rubens, geſtochen von P. Z. Taſſart; von S. Bourdon, geſtochen von Chatillon.

XII. 13. Luk. XX. 20—60). Die vorzüglichſte Darſtellung iſt von Titian (in der Dresdner Galerie), ziemlich gut geſtochen von Laur. Zuchi; eine ganz ähnliche von Titian (im Muſeum zu Florenz) geſtochen von Mart. Ruota, von J. D. Pichianti und Maſſard (Tableaux de Florence XXIV.). Der Contraſt zwiſchen dem einfach edeln Geſicht des Heilands, deſſen ſprechender Blick die Seelen durchſchaut, und die in ihrer Schalkheit ſich gefangen fühlenden Schriftlehrer iſt meiſterhaft. — Von Dominichino, im Kleinen geſtochen von John für die Aglaja. Wien 1820. — Von Caravaggio (Galerie zu Florenz), geſtochen von Georg Marlberte und J. Masquellier. Großer Lichteffekt; ſchöne Köpfe. Doch ein und anderer etwas gemein (Cochin Voj. d'Ital. II. 30). — Von Rembrandt, geſtochen von J. M. Ardell. Die Phariſäer ſind hier trefflich geſchildert. — Von Rubens, geſtochen von Luk. Vorſtermann dem Aeltern; ſpäter gleichfalls gut von Pet. Fontana, auch für die Wiener Bilderbibel von Jak. Adam. Eines der edelſten und geiſtreichſten Bilder des Rubens in Hinſicht der charakteriſtiſchen Wahrheit. Chriſtus mit einfachem, feinſinnigem Ausdruck hält mit einer Hand die ihm dargereichte Münze, und deutet mit der andern, die er erhoben hat, gen Himmel; man ſieht, er ſagt: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt! In den acht Phariſäern ſind die verſchiedenen Nüanzen von Verſchmitztheit und Scheinheiligkeit trefflich gegeben. Ihre Aufmerkſamkeit iſt aufs Höchſte geſpannt. — Von van Dyck (im Palaſte Brignole zu Genua). Chriſti Antlitz ſchön und edel. Sein Blick durchdringend; betroffene Schalkheit in den beiden Schriftgelehrten (Stolbergs Reiſe in Italien I. 359). — Von Capuccino (Galerie zu Florenz). Treffliche Zeichnung; die Köpfe, beſonders der Alten, ſind ſehr ſchön; auch der Kopf des Chriſtus iſt gut (Cochin Voj. d'Ital.

II. 2). — Von dem Prete Genoveſe, geſtochen von H. Guttenberg (im Palaſte Durazzo zu Genua). Die Schriftlehrer in trefflichem Contraſt mit der einfachen Größe des Erlöſers; der eine ſchaut ihm ins Geſicht, den Zinsgroſchen vorhaltend und ſchalkhaft forſchend; der zweite ſteht lauernd hinter ihm; der dritte blickt tückiſch hinter einer Säule hervor (Stolberg a. a. O. I. 365 ꝛc.). — Von B. Strozzi, ſchön geſchabt von C. H. Hodges (1781). — Von Dom. Campagnola, geſtochen von Luc. Bertelius. — Von Singleton Copley, ſchön geſchabt von Valent. Green. Das Coſtüm iſt zum Theil modern; der Ausdruck wahr, doch in Vergleich anderer Bilder etwas ſchwach. — Von Valentin, geſtochen von Baudet und Cläſſens (Musée fr. I.), wie auch (für die Galerie fr. par Filhol I.) von Maſſard.

Jeſus erklärt den Phariſäern, auf die Frage vom vornehmſten Gebot, worin das Geſetz und die Propheten begriffen ſind (Matth. XXII. 34 ꝛc.). Von Leon. da Vinci, geſtochen von Petro Chigi (Scuola Ital.), von Joh. B. Lionetti, und von J. B. Bauſe. Chriſtus zählt an den Fingern, indem er den Zeigefinger der Linken über dem Mittelfinger der Rechten hält, und zugleich redet. Sein vor ſich hinſehendes Geſicht iſt höchſt mild, geiſt- und liebreich, von der heiterſten Unbefangenheit. Die vier alten Phariſäer neben ihm ſind voll ſchalkhafter Verſchmitztheit und beſchämter Betroffenheit. Unübertrefflich iſt der Ausdruck lauernder Argliſt an Mund, Auge und Naſe, und des Aergers, indem ſie anfangen zu merken, daß ihre Abſicht wieder zu Schanden werde. Die Figur Chriſti gehört zu den edelſten, welche die Kunſt aufweiſt. — Nur die Verzierung am Gewande Chriſti paſſt nicht recht, weil ſie zu reich iſt. Seine Würde leidet keinen eiteln Schmuck.

Jeſus bei Simon dem Phariſäer zu Tiſche, die Magdalena zu ſeinen Füßen (Luk. VII. 36 — 50, Joh. XII. 1 — 3). Von Raphael, geſtochen von Mark. Anton Raimondi. Die Schlauheit im Geſicht der Phariſäer iſt trefflich ausgedrückt im Contraſt mit der Einfachheit des hohen Sinns des Erlöſers, deſſen Figur jedoch nichts Ideales hat. Im Ganzen iſt das Bild von einfacher Schönheit und großer Wahrheit (Landon Vie et Oeuvres de Raphael VII. Nro. 387). — Von Paul Veroneſe, *a*) das Bild in der kaiſerlichen Galerie zu Wien, geſtochen von J. Sanraedan, und *b*) das Bild in der Galerie Durazzo zu Genua, geſtochen von Joh. Volpato. Beide ſind mit Nebenverzierungen überladen, und der hiſtoriſchen Wahrheit zuwider. Von letzterm Bild ſagt Lady Morgan (L'Italie II. p. 81). „Nie wurde ein heiliger Gegenſtand menſchlicher gedacht, und göttlicher ausgeführt.“ Im Grund beſteht aber das Verdienſt dieſer Ausführung nur in einer Bezauberung der Sinne durch die Reize des Colorits und die Pracht der Nebenwerke. Vorzüglich ſchön ſind die Hände der Büßerin. — Die berühmteſte Darſtellung von Veroneſe ſah man in dem Speiſeſaale der Dominikaner zu Venedig; wahrſcheinlich die nämliche, die nachher in das Pariſer Muſeum wanderte (S. Manuel de Musée Nro. 3).[7] Dieſes Bild hat viel Aehnliches mit jenen andern. Die Figuren ſind nur anders geſtellt, und in den Verzierungen iſt noch mehr Pracht, beſonders in der Architektur. Ohngeachtet der Menge von Figuren gewahrt man nicht die mindeſte Verwirrung. Auch hier ſind ſie reich gekleidet, und die Geſichter Bildniſſe nach der Natur, doch durchaus edel; ſelbſt das von Jeſu. Der Lichteffekt iſt vortrefflich (Cochin

---

[7] Dieſes Bild iſt, glaube ich von Joſ. Mar. Mitelli und Val. Lefevre geſtochen.

Voj. III. 58. ꝛc. Vergl. Ridolfi Maraviglia del Arte 1800. Hofſtätter I. 231). — Von Giorgione, geſtochen von Theodor van Keſſel. — Von Nik. Pouſſin, geſtochen von Natalis (Landon Evangiles Pl. 36). Schöner und wahrer Ausdruck. — Von P. P. Rubens, ſchön geſchabt von R. Earlom (1777). Mehreres Beiwerk iſt ſtörend. Aber die Perſonen ſind gut charakteriſirt. Chriſtus iſt hier eine edle Figur voll erhabener Milde und Güte. Die Büſſerin zeigt inbrünſtige Liebe und Ehrfurcht; dagegen ſind Neid und ſpöttiſches Weſen an denen, die ihre Handlung mißbilligen, deutlich ausgedrückt (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 165. (Annales de Musée IX. Nro. 2). — Von Lombard, geſtochen von Hieron. Cock (1551). — Von Ph. Champagne, geſtochen von Langlois (Galerie par Filhol VIII. 547). — Von Le Brun, geſtochen von Poilly und Düflos (Landon Annales XIII. 141, und Manuel du Musée fr. V. Nro. 32). Große, ſchöne und edle Compoſition. — Eines der vorzüglichſten Gemälde des Mich. de Amberes iſt ſeine Magdalena, die Chriſto die Füße ſalbt im Speiſeſaale de la Vittoria zu Malaga (Kunſtblatt 1822. Nro. 85). — Von Pet. Subleyras (in einem Kloſter zu Turin), geätzt von ihm ſelbſt.

Jeſus läßt die Kleinen zu ſich kommen (Matth. XVIII. 1. Mark. IX. 33 ꝛc.). Von Crispin van de Bräck, geſtochen von Hieron. Wierix. — Von Jodock de Wirghe, geſtochen von Joh. Sadeler. — Von P. J. Cazes, geſtochen von S. Valée. — Von Natalis Hallé, geſtochen von Simoneau oder Thomaſſin in der Kirche St. Sulpice zu Paris. Chriſtus ſegnet hier die Kinder. — Von Lukas Kranach (in der Stadtkirche zu Neuenburg), noch nicht geſtochen. Die Erfindung ganz nach dem Evangelium des Markus. Der Styl in der Zeichnung rein und ſchön. Die Anordnung ohne Zwang, durchaus löblich. Chriſtus von edelm, himmliſch ſanftem Weſen ſteht in der Mitte und blickt mild und ſegnend den Kleinen an, den er auf den linken Arm genommen. Das ſchöne Kind faßt traulich ſeine Bartlocken. Seine Mutter ſteht dicht hinter Chriſtus; in Wonne verloren, betet ſie mit gefalteten Händen. Eine andere Mutter hält mit Sehnſucht und Entzücken ihr Kind gleichſam ſchwebend dem Segnenden entgegen. Dieſer legt ihm ſeine rechte Hand auf die Bruſt. An dem Gewand der Mutter hält ſich ein Knabe. Eine dritte Frau, ſchön und jung links neben Chriſtus, drängt ſich mit ihrem lieblichen Kind, das ſie mit Leichtigkeit auf einem weiſſen Tuche trägt, dicht an ihn voll ſanfter Ungeduld. Weniger beſcheiden hält eine gut gebildete Frau, Chriſtus im Rücken, ihm ihr kleines Kind auf die rechte Schulter empor, und das Kind ſpielt mit ſeinen Locken. An dieſe Frau drängen ſich noch ein Paar andere voll ſichtbarer Begierde. — Hinter jener betenden Mutter ſteht noch eine ſehr ſchöne Frau, die ihrem Kinde die Bruſt gibt, von ſchönſtem Ausdruck der Mutterliebe, hinter dieſer eine andere, die am linken Arm einen Knaben führt. Dann noch eine Mutter, ein munteres Kind auf dem Arm, und zu ihrem kleinen Mädchen ſich vorwärts neigend. Im Hintergrund links ſtehen mehrere Jünger, ſich lebhaft beſprechend. — Schade, daß das Coſtüm der Frauen und Kinder aus dem Zeitalter des Künſtlers genommen iſt (Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Leipzig 1809. S. 243 fg.). — Von Rembrandt, geſtochen von Cort und E. Heß. — Von Benjamen Weſt, geſtochen von Valent. Green und von Thouvenin. Ohne Idealität, aber nicht ohne Anmuth und mit Geiſt geordnet; doch im Ganzen kalt. — Von Bourdon (geſtochen von Villerey. Galerie fr. par Filhol VIII. 123. Landon Annales VIII. 41), reiche Compoſition und gut charakteriſirt. — Von Lips für Lavaters Meſſiade, dann auch größer für die Schulen (das verbeſſerte Bild von Weſt). — Nicht ohne Verdienſt, obgleich ſcharf getadelt, iſt das große Gemälde von Langer dem Vater in München. Dem Ganzen fehlt es an Leben und Wärme und den Hauptfiguren am Idealen; aber einzelne Figuren ſind ſehr gute Studien von wahrem, edelm und anmuthigem Ausdruck (S. Kunſtblatt von 1820. Nro. 60). — Von den Brüdern Riepenhauſen (im Muſeum zu Paris) von ihnen ſelbſt radirt. Eine liebreiche Darſtellung voll heiterer Lebendigkeit, mit vielen Figuren von reinem Sinn, Innigkeit und Anmuth (Kunſtblatt Nro. 22 vom Jahre 1820). — Von Anſiaux (im Muſeum zu Paris). — Von Schnorr (in Rom, S. Kunſtblatt 1823. Nro. 80, S. 318).

Noch vermiſſe ich eine ganz befriedigende Darſtellung von Chriſtus, wie er ein Kind mitten unter ſeine Jünger hinſtellt und ſpricht: Wenn ihr nicht werdet, wie ſo ein Kind ꝛc. (Matth. XVIII. 1. ꝛc. Mark. IX. 35 ꝛc.) Die unſchuldige, argloſe Unbefangenheit des Kindes im Gegenſatz mit den verwunderten Jüngern, die von einem irdiſchen Reiche träumen, nach deſſen erſten Plätzen ſie ſich ſehnen, iſt für den Seelen-Maler ein Gegenſtand, großer Anmuth und eines treffenden Eindrucks empfänglich. — Ein Bruchſtück hievon findet ſich in B. Weſts Bild, geſtochen von Lips (Lavaters phiſiognomiſche Fragmente IV. 450). Es hat nur zwei Figuren. Auf Chriſti Schooß lehnt ſich ein Kind, das zutrauensvoll zu Ihm aufblickt. Chriſtus weist mit einer Hand auf das Kind, mit der andern gen Himmel. Er ſagt: Solchen iſt das Reich Gottes. Alles iſt einfach. Auch dem Chriſtus-Kopf wollte der Künſtler ſichtbarlich die möglichſte Kindes-Einfalt geben. Er hat einen ſchlichten, wohlwollenden Ausdruck. Die Zeichnung iſt indeſſen fehlerhaft. — In Menſels neuem Muſeum für Künſtler 1795, III, 260, wird einer Darſtellung von Vogel in Dresden erwähnt. Weder Zeichnung noch Colorit an dieſer Skizze für ein Altarblatt werden gelobt; wohl aber die guten und feinen Charaktere der Köpfe.

Der reiche Jüngling, als er von Jeſu vernimmt, daß er, um in's Reich Gottes zu kommen, den Reichthümern dieſer Welt entſagen müſſe, geht traurig hinweg (Matth. IX. 22). Noch ſah ich keine würdige Darſtellung dieſer das Gemüth ſo anſprechenden Scene, und ihres Eindrucks auf die umherſtehenden Apoſtel; zumal auf das des Jskariot, den die Geldgierde beherrſcht.

Jeſus ſagt zu der Mutter der Zebedäer: Ihr wiſſet nicht, warum ihr bittet (Matth. XX. 20—28). Chodowiecki lieferte für Lavaters Meſſiade ein ſehr ausdrucksvolles Bild.

Jeſus der Lehrer unter ſeinen Jüngern ſitzend: von Raphael, geſtochen von Marc Anton, Hugo da Carpi und Andr. Andriani. Der Herr ſitzt zwiſchen zwei Säulen am Eingang des Tempels unter den Seinigen; viele Zuhörer ſtehen gegenüber mit dem Ausdruck der Verwunderung und Rührung. Unter ihnen zeichnen ſich zwei heilige Frauen aus (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres III. Nro. 153).

Chriſtus der die Apoſtel beten lehrt: Von Rhomberg (Kunſtblatt 1823. Nro. 89. S. 353). Viel Würde, Tiefe und Ernſt. Dies Bild erweckt die ſchönſten Erwartungen.

Jeſus predigt aus einem Schiffe (Luk. V. 3) von Raphael, geſtochen von J. G. Audran (auch in Landons Evangiles und Vie et Oeuvres de Raphael VI. Nro. 303). Eine meiſterhafte Compoſition. Alles ſtimmt zuſammen, den erhabenen, friedlichen Eindruck des göttlichen Predigers auf die Gemüther zu verſtärken.

Jeſus predigt auf einem Berge 8) (Matth. V. VI. Luk. VI. 20). Von Lambert Soutermann (Lombard), geſtochen von Karolus. Ganz im Raphaeliſchen Geiſte. Beſonders zeichnet ſich die Hauptfigur, der liebreich lehrende und überzeugende Verkünder des Worts ſeines Vaters, aus. — Von Seb. Ricci, gut geſtochen von J. M. Liotard. Ein Meiſterſtück von Anordnung des Ganzen und von guter Bezeichnung der Charaktere. — Von C. Le Brun, geſtochen von Folkema; — von C. Cignani, geſtochen von J. M. Liotard. 9)

Jeſus lehrt, daß Feinde ſich ausſöhnen ſollen, bevor ſie ihre Gabe auf dem Altar opfern (Matth. V. 23—25), von Jak. Jordåns. Der Kopf des Hohenprieſters iſt meiſterhaft. Die übrigen Köpfe ſind mittelmäſſig (Descamps Reiſe, 251).

Jeſus bei Maria und Martha (Luk. X. 39—42). Von Dominichino (in Landons Evangiles, Pl. 37. Vie et Oeuvres du Dom. II. Pl. 106). Eine ſeelenvolle Darſtellung. — Von Aleſſ. Allori (in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien. Roſa I. 133). — Von Leon. da Vinci (in der Galerie zu Sans-

---

8) Von dieſem Berge ſieht man das Meer von Galiläa, wie es ſeine große prächtige Waſſerfläche in einem Thale hin ausbreitet, das ſich weit hin erſtreckt. Ein herrliches Schauſpiel. „Jolliffes Reiſe in Paläſtina. S. 45. ꝛc.

9) Wir haben auch ein Bild von Cornel. Vos, geſtochen nach ſeiner eigenen Erfindung; ſodann von A. Blömårt, geſtochen von J. de Gheyn (1592), dann von Parmegianino in einem Saal des Palaſtes zu Colorno (Lanzi franz. Ausg. III. 481). Das Bild von Peter. Breughel (in der königlichen Galerie zu Dresden Nro. 944), iſt gut angeordnet und in des Meiſters Manier ſchön ausgeführt.

Souçi), geſtochen von Seuter und Kilian (Füßli's Künſtler-Lexicon. Art. Vinci. S. 5073). — Von Otto van Been, geſtochen von Georg de Velde. Sehr gemüthlicher und wahrer Ausdruck und ſehr einfache und wohl überdachte Anordnung (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 81). — Von Lombard, geſtochen von Hieron. Cock (1516). — Von Le Sueur, geſtochen von Ben. Audran (1690), wo die Hauptgruppe großes Lob verdient. — Von H. Steenwyck, geſtochen von Heina (Galerie fr. par Filhol X. 664), und beſſer von Caquet (Musée fr. IV.). Das Innere des Hauſes iſt zu grandios und zierlich. Sonſt iſt die Compoſition gut. Auch der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade hat einen ſchönen und wahren Ausdruck in allen drei Figuren. Das Blatt iſt von Lips erfunden und geſtochen von Sim. Amsler. — Von Overbeck (im Beſitze des Malers Vogel in Zürich), lithographirt von Oeri. In dem mit Fleiß ausgeführten Bild iſt viel Ruhe, aber wenig Leben. Chriſtus iſt nicht unedel; aber etwas Göttliches läßt dieſes Geſicht doch wohl kaum ahnen. Martha, die mit der Linken auf die Schweſter deutet und die Rechte in die Seite ſtützt, hat den Ausdruck gemeiner Gutmüthigkeit. Auch Maria erhebt ſich an Schönheit und frommem Ausdruck nur wenig über das Gemeine. Ueber das Geſicht von ihr und ein Paar Jüngern ſchwebt eine ſtille (etwas quäckeriſche) Wehmuth. Das Ganze läßt kalt. Frommer Ernſt iſt hier am rechten Ort. Aber ſollte er ſich nicht beim Anhören des Worts vom Reiche Gottes aus Jeſu Munde zur freudigen Hoffnung verklären? (Vgl. Kunſtblatt 1827. Nro. 10). Im Hintergrund iſt die Parabel vom barmherzigen Samariter dargeſtellt.

Jeſus heilt die Blinden von Jericho (Matth. XX. 29. Mark. X. 46. Luk. XVIII. 35). — Von N. Pouſſin (im Pariſer Muſeum), geſtochen von Chateau und Picart (auch von Tigeot (Galerie fr. par Filhol X. 655. Landons Evangiles Pl. 10, und Manuel de Musée fr. I. Nro. 18). Die Figur Chriſti hat viel göttliche Hoheit; aus dem Geſichte ſpricht edles Wohlwollen. Auch der Charakter der übrigen Perſonen iſt gut bezeichnet.

Jeſus heilet die Kranken (Mark. I. 32. 33). — Von Paul Veroneſe, geſtochen von Joh. v. Troyen. Die Handlung geſchieht vor der Pforte des Tempels. — Von Tintoretto, geſtochen von Wilh. Courtois. — Von Rembrandt, von ihm ſelbſt geſtochen (ſein Stich führt den Namen: das 100 Guldenblatt), retouſchirt von W. Baillie. Ein Bild von ſchöner Anordnung und trefflicher Wirkung. Die Hauptfigur, obgleich nicht ſchön, doch voll Anſtand und Wohlwollen, nimmt ſich vorzüglich gut aus, ſowohl durch ihre Stellung, als durch die Figuren der Umgebung. Dieſe, beſonders die Kranken, ſind mit eben ſo viel gemüthlicher Wahrheit als Scharfſinn dargeſtellt. Jeſus, ſtehend, lehnt die Linke an eine Mauer und ſtreckt die Rechte vorwärts gegen ein Weib, das, ein krankes Kind auf den Armen, vor ihm ſteht. Nicht weit davon richtet eine kraftloſe Frau ihre Blicke voll Sehnſucht gegen ihn, und neben ihr knieet ein junges Weib inbrünſtig mit gefalteten Händen für ſie flehend. Auf dieſer rechten Seite, die im Helldunkel ſteht, nähern ſich noch mehrere Kranke und Elende, unter ihnen ein ſchwacher Greis, von ſeinem Weibe geführt, und ein Lahmer auf einem Schiebkarren. Rechts iſt eine hellbeleuchtete Gruppe von Zuſchauern nur durch leichte Umriſſe dargeſtellt, ohne beſondern Ausdruck (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 241). — Von Johann Erasmus Quellyn in der Kirche der Abtei zu St. Michael zu Antwerpen; eine ſehr reiche und ſchöne Compoſition (Descamps II. 422). —

Von Jouvenet (große Compoſition), meiſterhaft geſtochen von Ludw. Desplaces. — Von Chr. Wilh. Dieterich (in der königl. Galerie zu Dresden. Nro. 252), von ihm ſelbſt radirt (1763). Schriftgelehrte und Jünger umgeben den Herrn, der auf einer Erhöhung ſteht, und zu dem viele Kranke herbeigebracht werden. — Von Benj. Weſt, im großen Spital zu Philadelphia, ſehr ſchön geſtochen von C. Heath (Kunſtblatt 1822. Nro. 61. S. 244, auch Nro. 76. S. 301). Mehr als 50 Figuren, unter ihnen gut charakteriſirte. Die des Chriſtus hat nicht genug Erhabenheit. Die Scene iſt der Tempel. 10)

Jeſus macht einen Blindgebornen ſehend (Mark. VIII. 22. Joh. IX. 1. 28). Von Ludw. Caracci (jetzt in der Galerie von Lucian Buonaparte zu Rom), ein meiſterhaftes Bild, ſehr ſchön geſtochen von P. Fontana. Die ſtehende Figur Chriſti, hinter der zwei der Apoſtel ſtehen, hat etwas Edles, von einfacher, mild imponirender Größe, worin die Liebe vorherrſcht. Er ſcheint zu ſprechen: ich bin das Licht der Welt. Der Blinde, dem eine Geige (?) um die Lenden hängt, knieet, an einen Stab ſich haltend. Sein Ausdruck hoffenden Vertrauens, während ihm der Heiland einen Finger aufs Auge legt, iſt vortrefflich. Hinter ihm ſteht ſein Führer voll Erſtaunen. — Von Hannib. Caracci, geſtochen von Rich. Earlom (1785). — Von Luk. van Leyden (1531). Trefflich charakteriſirt (S. Joh. Schopenhauer in ihrem Joh. v. Eick II. 17). — Von H. Singelton, in punktirter Manier von Thouvenein. Schöner, wahrer Ausdruck. — Von Oeſer (in der Nikolai-Kirche zu Leipzig). Inniges Vertrauen zum Vater, durch deſſen Kraft Jeſus das Wunder wirkt, iſt

---

10) Das Bild von van Coppel, geſtochen von Ant. Trouvain, iſt mehr wegen des Stichs als der Compoſition merkwürdig.

in Jeſu Geſicht ausgedrückt. Der Blinde fromm, voll des Glaubens ſitzt er da, in der Zuverſicht auf baldige Hülfe. Neugierige Verwunderung ſpricht aus der Menge (Vergl. Grohmann über Chriſtus-Gemälde 90 ꝛc.) Zeichnung und Colorit ſind mittelmäßig.

Jeſus heilt einen Taubſtummen (Mark. VII. 32). Von Maillard, geſtochen für die Wiener Bilderbibel von Blaske.

Jeſus heilt die Ausſätzigen. Von Hier. Genga, geſtochen von L. Surrugue (Receuil Crozat I. 80). Wahrer und ſchöner Ausdruck.

Jeſus heilt einen Gichtbrüchigen am Teiche Betheſda (Joh. V. 1 ꝛc.) Von Seb. Ricci, gut geſtochen von Liotard. Eine wohlgeordnete, zweckmäſſige Darſtellung. Um den Heilungsteich läuft ein Säulengang, wo allerlei Kranke umherliegen und noch andere herbeigetragen werden. In der Mitte ſteht Jeſus, auf den Gichtbrüchigen zu ſeinen Füßen herabblickend und ihm mit lebhafter Bewegung auf den Teich hindeutend. Nahe dabei knieet ein Weib (wohl das des Kranken) jammernd auf ein Mädchen weiſend, das zum Vater eine Schüſſel hinträgt. (Dieſe Gruppe (oder Epiſode), als nicht deutlich genug und die Hauptſcene nicht aufklärend, hätte wegbleiben mögen). Ein Krüppel und andere Kranke nähern ſich von dieſer Seite der Hauptgruppe. Zur andern ſteht neben dem Heiland ein wohlbekleideter anſehnlicher Mann nebſt einigen andern, die der Handlung zuſehen. Hinter ihnen werden noch mehrere Kranke hergebracht. Am Vorgrunde knieet ein Weib, die, Jeſum mit Vertrauen betrachtend, ihren kranken Sohn hält (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 169). — Von Raphael, geſtochen von Franco (Landons Evangiles Pl. 7, und Vie et Oeuvres de Raphael IV. 235). Trefflich charakteriſirt. Den Teich ſieht man nicht. Aber über dem Preſthaften ſchwebt ein Engel, der gen Himmel deutet. — Von Guido

Reni (ehemals im Palaſte Zampieri zu Bologna); große, nur zu große Compoſition, worin viele Figuren trefflich ſind (Hofſtätter II 134). — Von Conca verziert ein großes auf Effekt berechnetes Bild das Spital zu Sienna. Die Anordnung iſt ziemlich gut. Der Maler wollte ſich im Nackten hervorthun. Auch Weiber ſind dabei (Cochin Voj. d'Ital. I. 225). Von Von Boulogne (zu unſer lieben Frau in Paris), geſtochen von Joh. Langlois. — Von Dietrici, gut geſtochen von Joh. Jak. Flipart. — Von Andr. Celeſti ſieht man ein großes ſchönes Bild in der Auffahrtskirche zu Venedig. — Von Hogarth in dem Stiegenhaus des Bartholomäus-Spitals zu London eines in Fresko; edel und groß, mit treffender Charakteriſtik. — Von Benj. Weſt, trefflich geſtochen von Heath.

Jeſus heilt ein Weib vom Blutfluſſe (Matth. IX. 20). — Von Seb. Ricci, gut geſtochen von Liotard. — Von Paul Veroneſe (kaiſerlich königliche Galerie zu Wien. Roſa I. S. 39). Ein ſchönes Bild; nur der Faltenwurf iſt kleinlich.

Jeſus heilt einen Gichtbrüchigen, den man vom Dach herabläßt, von Chr. Bernh. Rode, von ihm ſelbſt radirt.

Das Kananäiſche Weib bittet Jeſum, ihre Tochter vom böſen Geiſte zu befreien (Matth. XV. 21—28. Mark. VII. 24—31). Von Hannib. Caracci, geſtochen (für die Sammlung: Galerie de Lucien Buonaparte), auch von C. Ceſio, von R. Pigné, dann von P. del Pò und Landry, und im Umriß in Landons Choix I. Dieſes Bild von Hannib. Caracci wird auch in einem Saale des Palaſts Borromäo in Isola bella gezeigt (vielleicht nur Copie). Die vor Jeſus knieend flehende Frau deutet auf ein Hündchen. Beide Figuren haben einen trefflichen Ausdruck. — Den nämlichen Gegenſtand hat Ludw.

Caracci dargeſtellt (in der Galerie Zampieri zu Bologna. Landon Choix I.). Der Ausdruck in dieſem Bilde ſcheint mir noch den Vorzug zu verdienen. — Von Drouais (im Muſeum zu Paris), ſchön geſtochen von U. Maſſard und von Avril dem Sohn. Mit vielem Geiſt componirt, von wahrem Ausdruck, einfach und edel. Den Hintergrund bilden große Gebäude und Säulen. Das Weib, jung und ſchön, knieet, die gefalteten Hände nach Jeſu hinſtreckend, mit ſtarker Sehnſucht nach Hülfe und innigem Vertrauen. Chriſtus, eine edle Figur, wehrt ihr ab. Aber ein Greis (etwa Petrus?) ſcheint ſie dringend zu empfehlen. Hinter ihr ſteht theilnehmend Johannes, dann zwei andere Apoſtel mit geſpannter Aufmerkſamkeit. In einiger Entfernung zwei Frauen mit einem Kind als Zuſchauer. Auf der andern Seite hinter der Hauptgruppe mehrere Phariſäer und Schriftgelehrte voll zagender Erwartung (Musée fr. II.). — Von F. Albani, geſtochen von Malbouré.

Der königliche Beamte bittet Jeſum um die Heilung ſeines Sohnes (Joh. IV. 46—54). — Von Ludw. von Boulogne (Landon Annal. XIV. 83). Sehr gut. — Von G. J. Drouais (zu Verſailles. Fiorillo III. 466).

Der Hauptmann bittet um die Heilung ſeines Dieners (Math. VIII. 5). — Von Paul Veroneſe, geſtochen (für die Wiener Bilderbibel) von Jakob Adam. — Von C. Crayer. Der Hauptmann ſteigt vom Pferde, um ſich Jeſu zu Füſſen zu werfen. Ein Bild von großer Wirkung (Descamps I. 356).

Die Bekehrung des Zöllners Zachäus (Luk. XIX. 1—9). Von B. Strozzi (Prete Genovese), geſtochen von P. A. Kilian.

Herr rette uns; wir gehen zu Grund! (Matth. VIII. 25. Luk. VIII. 24). Von **Rembrandt** (in der Hope'ſchen Galerie zu London. Göde IV. 119). Der Sturm iſt mit großer Kraft und der Natur getreu dargeſtellt, und der Ausdruck der Perſonen iſt von auffallender Wahrheit. — Von P. **Picart**, geſtochen von Ph. A. **Kilian** und für die Wiener Bilderbibel von J. **Adam**. 11)

Jeſus hält den Petrus, der ihm auf dem Meer entgegen kommen will, empor (Matth. XIV. 22—36. Mark. VI. 45—56. Joh. VI. 14—21). Von Joh. **Lanfranco** (zu Rom), meiſterhaft geſtochen von N. **Dorigny**. Chriſtus, mit Zuverſicht die Wellen betretend, wendet ſich gegen den ſinkenden Petrus, deſſen eine Hand anfaſſend, mit der Rechten aber aufwärts deutend, während ſein Mund ſich anmuthvoll öffnet und ſein Haupt ſich ſanft gegen den Apoſtel neigt. Der Contraſt zwiſchen Chriſti edler Ruh und Zuverſicht, holder Milde, herzlichem Wohlwollen und warnendem Ernſte, und des Petrus heftiger Bewegung mit dem Ausdruck von Beſtürzung, Schrecken und Angſt iſt von großer Wirkung. — Schön, aber minder vollendet und ausdrucksvoll in der Charakteriſtik der Köpfe iſt eine ähnliche Darſtellung von **Lanfranco**, gut geſtochen von G. **Audran** (Füßli II. 334). — Von **Cigoli**, gut geſtochen von **Giov. Cantini**. Der Ausdruck iſt ſehr lobenswerth. 12)

---

11) Noch kein Künſtler hat das Erhabene dieſes Auftritts ganz befriedigend (mit Benutzung der Naturgegend) dargeſtellt. Jolliffe's Reiſe nach Paläſtina. Leipzig 1821. S. 55.

12) In der Sakriſtei der Domkirche zu **Chur** wird ein kleines Oelgemälde auf Lapis Lazuli gezeigt, das dieſe Scene trefflich darſtellt. Zeichnung, Ausdruck und Anordnung verdienen gleiches Lob. Der Maler wurde mir nicht genannt.

Beachtung verdienen auch die Bilder von Raphael, geſtochen von J. Buonaſone; von Guido Reni, geſtochen von G. Audran; von P. Brill, geſtochen von R. Sadeler; von J. Schwarz, von ihm ſelbſt erfunden und geſtochen. Ferner ein neues Bild von einem Engländer Richter gemalt und in punktirter Manier geſtochen. Das Gemiſch von Angſt und Hoffnung im Geſicht des Petrus iſt gut ausgedrückt. Chriſtus ſcheint ihm zu ſagen: Was fürchteſt du? Die Zeichnung hat Mängel. Die Figur Chriſti z. B. iſt zu lang.

Jeſus weint über Jeruſalem, indem er die Stadt anſieht, ihr nahendes Verderben ankündigend (Luk. IX. 41 — 44, Vergl. Matth. XXIII. 36 — 39, Luk. XIV 34). So maleriſch dieſe rührende Scene iſt, ſo iſt mir doch keine würdige Darſtellung derſelben bekannt. Jeſus erſcheint hier auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem am Abhange des Oelbergs, von einer Menge Jünger umgeben, die ihn jubelnd und lobpreiſend begleiten. Er erblickt die Stadt, und Thränen dringen ihm in die Augen, indem er des nahenden Verderbens gedenkt, das ihre Verſtocktheit im Böſen über ſie ruft. Der Eindruck, den dieſer Vorgang auf die Gegenwärtigen macht, worunter auch Phariſäer waren, gibt Stoff zu einem reichen Seelengemälde.

Jeſus treibt die Käufer zum Tempel hinaus (Matth. XXI. 12 u. 13, Mark. XI. 15 — 17, Luk. XIX. 45 ꝛc. Joh. II. 13.) Von Solimena, geſtochen von P. A. Martini. Große Compoſition voll Leben und Ausdruck. Das Gleiche gilt von dem Bilde des Joh. Bonifazio von Verona, Titians trefflichem Schüler (1565) in der Antichieſetta zu Venedig. Ein großes Bild mit einer Menge Figuren und herrlicher Perſpektive. Welche göttliche Würde in der Figur des Erlöſers! Mit welcher Angſt ſuchen die Verkäufer noch etwas von ihren Schätzen aufzuleſen, während ſie die Blicke ſcheu wegwenden! und welches Staunen in der Menge der Umſtehenden! (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 150). Die Anordnung iſt verſtändig, und die Perſpektive vortrefflich. — Von Guercino (im Palaſte Brignole zu Genua). Heiliger Ernſt und hohe Würde im Antlitze Chriſti. Schrecken bezeichnet die Fliehenden. Ein Wechsler ſcheint unwillig ſich aufzumachen. Eine Taubenkrämerin voll Erſtaunen (Stollbergs Reiſen in Italien I. 359). — Von Jouvenet (jetzt in der Galerie zu Lyon), geſtochen von G. Duchange und von Ph. A. Kilian. Ebenfalls voll Leben, Kraft und Wahrheit. Mitten in der lärmenden Unordnung, die lebendig dargeſtellt iſt, ſchreitet Chriſtus mit hoher Würde einher. Alles weicht vor ihm, gebeugt, voll Schrecken und Schaam. — Von Rembrandt, geſtochen von Salom. Savry. — Von Bart. Manfredi, geſtochen von Johann Hauſſart (Receuil Crozat I. 98). — Von Correggio eine Skizze in der kaiſerlichen Galerie zu Wien (Roſa I. 158). Die feurige Stellung des Eiferers für das Haus ſeines Vaters benimmt der himmliſchen Anmuth ſeines Charakters nichts. — Von Luk. Giordano, geſtochen von Martini. Man ſieht oben eine Glorie von kleinen Engeln, und fragt: wozu dieſe hier? Ohne Zweifel um der ohnehin ſehr komplizirten Maſchinerie des Bildes auch noch eine himmliſche beizufügen (Cochin Voj. d'Ital. II. 148). — Von Baſſano, geſtochen von P. Chenu und von Ph. A. Kilian. — Von Thomas zeigte die Pariſer Ausſtellung (Salon de 1822. I. 37) ein Bild. Ernſt und Würde in Chriſtus, vielleicht zu gebieteriſch. Viele Verwirrung unter den Vertriebenen. Einer liest mit ſichtbarer Angſt zerſtreute Münzen auf dem Boden zuſammen. — Man hat es getadelt, daß in den meiſten Bildern der Herr mit einer Geiſel dargeſtellt wird. Allein das Evangelium des Johannes ſagt wirklich: er habe von Stricken eine Geiſel gemacht und die

Verkäufer mit ihren Schaafen und Stieren zum Tempel hinausgejagt. Doch möchte es, weil ohnehin die andern Evangeliſten nichts von der Geiſel melden, von edlerm Eindruck ſeyn, wenn Chriſtus blos mit einer gebietenden Hand-Bewegung und in edelm Eifer redend dargeſtellt würde, indem durch ſein Wort und ſeinen drohenden Befehl unter die Krämer, Viehhändler und Geldwechsler, die in dem viel beſuchten Tempel auf ſchnöden Gewinn lauerten, Angſt und Verwirrung kommt und ſie zitternd den Tempel räumen.

Jeſu Einzug in Jeruſalem auf einer Eſelin (Matth. XXI, 7, Mark. XI, 1, Luk. XIX. Joh. XII. 12). Von N. **Pouſſin** (**Landons** Evangiles Pl. 19). Geiſtreiche Compoſition. — Von Ch. **Le Brün**, geſtochen von Ch. **Simmoneau**, B. **Picart** und G. G. **Winkler**. Die Figur Chriſti iſt wahrhaft göttlich durch einen Verein himmliſcher Einfalt und Hoheit, und die ganze Umgebung iſt auf Ihn gerichtet. Die Gruppen ſind gut geordnet, obgleich im Einzelnen Manches Tadel verdient, z. B. das fliegende Gewand des Jünglings, der Blumen ſtreut (Manuel du Musée fr. V. Nro. 15 ꝛc.). — Von Joh. v. **Schoreel** ein über ſeinem Grabmal in der Domkirche zu Utrecht aufgeſtelltes großes Bild. Da er ſelbſt in Jeruſalem geweſen; ſo bildete er hier die Stadt und Gegend mit Treue nach. — Von L. **Paſinelli** ſieht man ein prachtvolles Bild in der Certoſa bei Bologna, und von **Greg. Lazzarini** ein gutes in St. Maria in Braglio zu Venedig. Doch iſt darin manches Bizarre, Gezwungene, Unpaſſende. — Von B. **Cardi** (Cigoli) iſt ein Bild, geſtochen von S. **Bolswert**, G. **Sauter** und von D. **Vingboons**. — Zu wünſchen iſt, daß H. **Overbecks** reiches und treffliches Gemälde von dieſem Gegenſtand bald gut geſtochen erſcheine. Die zu große Menge an ausgeführten Figuren und der Mangel an Luftperſpective ſchaden dem Eindruck des Ganzen. Aber der ſprechend wahre Ausdruck im Einzelnen, das Einfach-Edle in den Geſtalten Chriſti, der Apoſtel und der heiligen Frauen, das Lebendige in einzelnen Gruppen, die Zierlichkeit einiger Mädchen-Figuren, die Innigkeit einiger Mütter mit Kindern, der treffende Gegenſatz der Charaktere roher Soldaten und verſchmitzter Phariſäer mit der ſchlichten Hoheit Chriſti und ſeiner Freunde, endlich die mannigfachen Aeuſſerungen der Freude und Verehrung im Volke geben von dem ganzen Vorgang ein ſinnvolles, lebhaftes und anziehendes Bild (Vergleiche Kunſtblatt 1824. Nro. 53). — Auch ein großes Gemälde von Haydon zu London wird ſehr gerühmt (Kunſtblatt Nro. 47 vom Jahr 1820).

Jeſus wäſcht ſeinen Jüngern die Füße (Joh. XIII. 4 — 16). Von Lambert Sutermann (Lombard), geſtochen von Hans Collárt. In aufwärts gehender Perſpektive, in großem Styl, voll Wahrheit und Ausdruck. Die Scene iſt ein offener Saal. Im mittlern Grunde knieet Jeſus in aufgeſchürzter Kleidung einem vor ihm ſitzenden Jünger die Füße waſchend. Hinter ihm drei andere, die ſich ſitzend die Schuhe wieder anziehen. Ein neben Jeſus ſtehender Apoſtel deutet auf Petrus, der mit noch einem Jünger ſich von der Seite nähert, die Hand an der Bruſt, mit eifrigem Blick auf die Handlung über die vermeinte Erniedrigung des Meiſters Unwillen äuſſernd (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 39). — Viel Aehnliches in der Anordnung hat das Bild von Hieron. Mutian (in der Domkirche zu Rheims), geſtochen von Ludw. Desplaces (Recueil Crozat I. 88), und von Joh. Colli. Große Compoſition; ſehr ſchön und gut charakteriſirt. Die Haupthandlung geſchieht im Mittelgrunde, wogegen der Vorgrund in der Mitte ganz leer iſt. Dort knieet Jeſus vor dem ſitzenden Petrus, ihm huldreich zuredend. Hinten ſitzen und ſtehen an einem langen Speiſetiſche mehrere Jünger zuſehend und ſich beſprechend. Auf einer Seite des Vorgrunds befeſtigt ein Jünger ſeine Schuhe wieder; hinter ihm ſind noch andere. Auf der andern Seite ſind viele (wohl nur zu viele) Dienſtleute mit Wegtragung der Tiſchgeräthe beſchäftigt. Auf dem erhabenen Geländer am Ende des Saals ſieht man einige Zuſchauer (Füßli III. 118, Fiorillo 313). — Von Bertin, geſtochen von Jak. Chereau, und für die Wiener Bilderbibel im Kleinen von J. Adam. Richtige Charakteriſirung. Doch iſt vorzuziehen die Darſtellung von N. Pouſſin (Landon Evangiles Pl. 46), ein Bild von trefflichem Ausdruck, und ſchöner Anordnung. 13)

Jeſu Gebet in der Abſchiedsrede von ſeinen Jüngern, wo er ſagt: Vater! daß ſie Alle Eins ſeyn mögen, wie wir Eins ſind (Joh. XVII. 21). Der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade hat hohen, erhebenden Ausdruck, nebſt ſchöner Anordnung. Dieſer Gegenſtand und die Abſchiedsrede ſelbſt: euer Herz verzage nicht! glaubet an Gott und glaubet an mich! (Joh. XIV. 1). Faſſet Muth! ich habe die Welt überwunden. (Joh. XIV. 33), geben herrlichen Stoff zu einfach-erhabenen, ſanft und tief ergreifenden Darſtellungen. Warum ſieht man ihrer keine oder nur mittelmäſſige?

Anmerkung. Manches einzelne Beachtungswerthe findet ſich in dem Leben Chriſti von Giov. Angelico da Fieſole (im Kleinen gemalt an den Silberſchränken der Annunziata zu Florenz, jetzt in der daſigen Akademie der ſchönen Künſte, geſtochen von Joh. Bapt. Nocchi und von Joh. Metzger (1823); ferner in

---

13) Wir erwähnen noch der Bilder von Tintoretto, geſtochen von D. Louiſa; von P. P. Rubens, geſtochen von Andr. Lommelin; von A. Tempeſta, geſtochen von C. Norſina.

dem der drei Brüder **Wierix** in 69 Blättern; — in dem des **Andr. Collärt** d. V. in 36 Blättern in 12; — von **Georg Penkz** in 25 ſchönen Blättern; — von **Joſeph Paſſeri**, geſtochen in 12 Octavblättern von **J. Ch. Allet** und **A. von Weſterhout**; — in den 28 Blättern in Folio der Gebrüder J. und R. **van Orley** aus der Geſchichte des neuen Teſtaments; in des **De Ligny** Histoire de Jesus Christ, beſtehend aus 75 Bl. nach vorzüglichen Meiſtern, von verſchiedenen Stechern, unter denen **Ludwig Petit**, der Herausgeber, oben anſteht (ein Werk, deſſen ſchon S. 128 des erſten Bandes rühmliche Erwähnung hätte geſchehen ſollen). Mitunter enthält auch das Leben Jeſu von C. N. **Cochin** in 100 Blättern; von C. **Galle** in 50 Bl.; von J. **Luyken** in 24 und dann wieder in 30 Bl.; von **Joh. von Mecheln** in 50 Bl.; von **W. von Oßanen** in 60 Bl.; von C. **Parrocel** in 48 Bl.; von **Altdorfer** in 27 Bl.; nach **Tempeſta** von M. **le Blon** in 12 Bl. und von S. **Filippi** in 15 Bl. einzelne gute Ideen und Figuren.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Die Verklärung Jeſu (auf dem Thabor.) 1)

(Matth. XVII. 1—9. 14—21. Mark. IX. 2—13. 14—28. Luk. IX. 28—36. 37—43.)

Wer **Raphaels** Vorſtellung dieſer herrlichen Scene (jetzt im Vatikan) geſehen, der wird nach keiner zweiten fragen. Denn er hat wirklich die Verklärung geſehen, ſo weit menſchliche Kunſt

---

1) Die Ausſicht erſtreckt ſich oben von dem Berge aus weit, und ſeine Lage iſt auf eine wunderbare Weiſe dem Schauſpiele voll

ſie darſtellen und das menſchliche Auge ſie auffaſſen kann. Dieſes große Meiſterwerk, vielleicht das erhabenſte, herrlichſte und vollendetſte der Malerei erfordert eine genauere Betrachtung und Beurtheilung. 2)

Chriſtus, mitten in den Ausflüſſen eines himmliſchen Lichtes, mit ausgebreiteten Armen, die Augen mit dem innigſten Ausdruck gen Himmel aufgeſchlagen, bekleidet mit einem einfachen Gewande von blendender Weiſſe, erſcheint emporgehoben, ſchwebend in der Luft, begleitet von Elias und Moſes, welche ihn, von Verwunderung, Ehrfurcht und Entzücken erfüllt, anblicken. Die drei Apoſtel, die ihm bis auf den Gipfel des Berges gefolgt waren, ſind, von plötzlichem Erſtaunen über die Stimme, die aus der leuchtenden Wolke erſcholl, ergriffen, zur Erde geſtürzt, und zeigen in ihren verſchiedenen Stellungen, daß ſie den Eindruck des ſie umgebenden Lichts nicht aushalten können.

Dieſe erhabene Scene entzückt die Einbildungskraft des Betrachtenden ſo ſehr, daß er, von jeder materiellen und irdiſchen

---

himmliſchen Glanzes angemeſſen, wovon, der Sage nach, der Berg Thabor der Schauplatz geweſen (Jolliffe's Reiſe in Paläſtina. S. 51).

2) Die Kupferſtiche von Dorigny und Raphael Morghen geben davon eine richtige und lebhafte, wenn gleich nicht vollkommene, Vorſtellung (Landons Annales III. 145, und Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 1). Auch Chr. Girardet (Musée fr. II. 1), Jak. Chéreau, Franz Pigeot (Galerie fr. par Filhol X. 715), Heinr. Sim. Thomaſſin und Andere haben das Blatt mit verſchiedenem Glück geſtochen. Der Abdruck in Tuſchmanier von L. Staub iſt ſchwach; weit beſſer der Stich von L. Petit in de Ligny Histoire de Jesus Christ; der Stich nach Morghen von Pavon ſehr mittelmäßig. Alle Charaktere ſind in dieſem Bilde ſo vollendet, ſo fein und ſinnreich gezeichnet, daß der Grabſtichel Mühe hat, ſich nachſtrebend zu nähern.

Idee geſchieden, ſich, man möchte ſagen, in die heiligen Wohnungen der Glorie und des Friedens entrückt glaubt. In der That erſcheint in dem obern Theile des Gemäldes Alles übermenſchlich; Alles hat einen luftigen, oder beſſer zu ſagen, unmateriellen Ton, welcher entzückt und bezaubert. Die Vollkommenheiten ſind ſichtbar und Allen faßlich; aber die Kunſt, welche ſie hervorgebracht hat, iſt eine Art Geheimniß, welches manchem Künſtler und dem größten Theile der Liebhaber verborgen bleibt.

Was gleich die Bewunderung feſſelt, iſt der unnachahmliche Ausdruck der hochentzückten (ich möchte ſagen verhimmlichten) Haltung in der Figur des Heilandes. Er iſt in dem Luftraum völlig ſchwebend, mit ſo viel Richtigkeit und Wahrheit, daß die unruhigſte und feurigſte Einbildungskraft befriedigt wird, und nicht mehr Täuſchung verlangen kann. Die Gewänder des Moſes und des Elias ſind von der Luft bewegt; das des Verklärten ſcheint ſeine leichte Bewegung aufwärts blos von der ihm inwohnenden Kraft zu erhalten.

Was das Geſicht Chriſti betrifft; ſo gelang es dem Künſtler, ihm den Ausdruck der höchſten Schönheit des männlichen Alters, und von dem inwohnenden göttlichen Weſen beſeelt und erhöht, zu geben. Es entſtralt ihm jenes reine himmliſche Licht, jener Glanz der Gottheit, der die Augen der Auserwählten beſeligen muß. Das Gewand, welches weiſſer als der Schnee, ganz durchſichtig und von luftiger Flüſſigkeit iſt; ſeine Falten und Blähungen, die wie der Schwung des Haupthaars Begeiſterung und höhere Kraft andeuten; die entzückte Haltung der Arme und des Kopfes, der Ausdruck von beſeligender Milde und Hoheit, der in den göttlichen Zügen vorglänzt; ein Helldunkel von bewunderungswürdiger Kunſt (weil es mitten im Licht ſtatt findet), und endlich der Contraſt ſo vieler Vollkommenheiten mit den ernſten

Formen und ehrwürdigen Geſichtszügen der (gleichfalls ſchwebenden und von dem Wiederſchein des göttlichen Lichtes der Hauptfigur erhellten) beiden (ehrfurchtsvoll anbetenden) Propheten, und mit dem Ausdruck des demuthvollen Erſtaunens und eines heiligen Schreckens in den Geſtalten der vom Glanz geblendeten und niedergebeugten drei Apoſtel (Peter, Jakob und Johannes), wovon der eine ganz auf der Erde hingeworfen, der andere etwas erhoben iſt, der dritte ſich die Hand vor die Augen hält — dies ſind die Mittel, deren ſich Raphael bediente, um die Wirkung der Hauptfigur zu erhöhen, indem er ſo über ſie einen himmliſchen Ton ergoß, welcher die Betrachtenden in Bewunderung und Entzücken ſetzt. Obgleich ganz in Klarheit gehüllt, hebt ſie ſich gleichſam wie durch ein Wunder hervor. Gefliſſentlich hat der Künſtler den drei liegenden Figuren, obgleich ſie tiefer ſich befinden, ein kleineres Maaß, als den drei ſchwebenden gegeben. Das: „er ward aufgehoben“ iſt durch die ganze Stellung des Heilands und die Falten ſeines Gewandes trefflich gegeben.

Entfernen wir nun unſere Blicke von dem Gipfel des Berges, und wenden ſie zum Abhange deſſelben, oder zu dem untern Theile des Gemäldes! Welche Gegeneinanderſtellung von Scenen! Oben das unausſprechliche Vergnügen der herrlichen Offenbarung eines Bildes himmliſcher Seligkeit; unten das Elend der betrübten Menſchheit, Angſt und Zagen, das beklagenswerthe Schauſpiel der Unzulänglichkeit menſchlicher Kräfte, um den Angriffen irdiſcher Uebel zu widerſtehen. Man ſieht hier einen Knaben von etwa neun oder zehen Jahren, von einem böſen Geiſte gequält, und eben von einem wüthenden Krampfe befallen, von ſeinen Verwandten den verſammelten neun Apoſteln zur Befreiung von ſeinen grauſamen Qualen vorgeſtellt. Der Gegenwart, des Raths und der Gewalt ihres göttlichen Meiſters beraubt, zeigen und geſtehen ſie, daß ihre eigene Kräfte einem ſolchen Wunder nicht gewachſen ſind. 3)

Ganz im Vordergrund erblickt man ein Weib von ſchöner edler Geſtalt (vielleicht die ältere Schweſter des Unglücklichen) auf den Knieen liegend, und dem Zuſchauer den Rücken zukehrend, welche mit einer ſchönen Wendung des Kopfes den jammervollen Zuſtand ihres Bruders, auf welchen ſie mit beiden Händen zeigt, den Apoſteln beſchreibt. Ein jüngeres Mädchen (vielleicht die jüngere Schweſter), die von Schmerz und Trauer durchdrungen auf der andern Seite neben dem Bruder knieet und auf ihn deutet, ſcheint für ihn das Mitleid anzuflehen. Mehrere Apoſtel, jeder mit eigener Theilnahme, hören ihr zu. Aus dem jüngſten der Apoſtel, der vorgebeugt, die Hände an die Bruſt drückt, ſpricht der kräftigſte Ausdruck des Mitleids und der Hülfbegierde. Auch in dem Feuer ſeiner Augen und in den belebten Zügen erblickt man die Ungeduld, daß er die erbetene Hülfe nicht zu geben vermag. Der älteſte neben ihm, knieend, mit einer ruhigern Haltung, aber mit dem Ausdruck des ſanfteſten und nachſinnenden Wohlwollens in ſeinem ehrwürdigen Geſicht, erkennt mit Entſagung und Schmerz, daß ihm die Fähigkeit, den unglücklichen Knaben zu heilen, fehle. Der der Gruppe des Beſeſſenen zunächſt ſtehende deutet mit der Rechten darauf hin, während ſein Geſicht, zu den andern gewendet, Wehmuth ausdrückt. Der hinter ihm ſteht, hört, das Geſicht herabneigend, aufmerkſam auf die Umſtände des Er-

---

3) Die wirkliche Heilung des Beſeſſenen (Luk. IX. 37 – 43) geſchah erſt am folgenden Tage nach der Verklärung des Herrn (Luk. IX. 18 — 33). Der Maler ſtellt ſich den Moment vor, wo der Beſeſſene während der Verklärung den unter dem Berg weilenden Apoſteln vergebens zur Heilung vorgeſtellt worden, welches mit Luk. IX. 40 ganz zuſammenſtimmt.

eigniſſes, welches Alle in Schrecken ſetzt; und wie richtig, wie treffend wahr ſind in ſeinem Geſichte die erſten Wirkungen des Schreckens, der Theilnahme und ſelbſt der Neugierde gezeichnet!

Ein Alter (wahrſcheinlich der Vater), dicht hinter der neben dem Beſeſſenen knieenden jüngern Schweſter ſich vordrängend und die Hände zur Bitte ausbreitend, fleht mit beſonders wehmüthiger Miene die Apoſtel um Hülfe an. Er wendet ſich wohl beſonders an den, welcher mit einem rothen Mantel bekleidet in einiger Entfernung ſteht. Dieſer, mit einem offenen und von Vertrauen auf die göttliche Macht erfüllten Geſichte, gießt, indem er die linke Hand erhebt, und nach der Höhe des Berges zeigt, die ſüßeſte Hoffnung in das Herz des Vaters, die Qual ſeines Sohnes geendet zu ſehen, ſobald der göttliche Meiſter herabgeſtiegen ſeyn würde. Um den Vater ſieht man nebſt dem Manne, der den Beſeſſenen mit Anſtrengung hält, noch drei männliche und zwei weibliche Figuren, mit gut abgeſtufter Theilnahme. Um nun unter ſo vielen von ſo lebhaften und ſo kraftvoll ausgedrückten Gemüthsbewegungen ergriffenen Perſonen den alten Vater kenntlich zu machen, bedurfte es des ſeltenen Genie's eines Raphael; und nie hat der Pinſel eines Menſchen mit ſolcher Kraft und Wirkung den Schmerz, die väterliche Zärtlichkeit, und die ganze Innigkeit und Hingebung der Bitten ausgedrückt.

Von den drei Apoſteln, nach der linken Seite des Gemäldes, iſt der eine ſitzend, und beſpricht ſich, indem er mit der Linken nach dem Berge zeigt, mit den beiden neben ihm ſtehenden, in welchen Mitleid und Verlegenheit ſich ausſprechen, über die Schwierigkeit, der bedrängten Familie, während der Abweſenheit des Heilandes Hülfe zu leiſten. Ein vierter, zuvörderſt am Vorgrund ſitzender Apoſtel hat gerade geleſen. Darin durch die Herbeiführung des Beſeſſenen unterbrochen, hält er nun das Buch beiſeits, und nimmt an der Handlung Theil. Von welcher treffenden Wahrheit iſt nicht in Geſicht und Gebärde die Ueberraſchung und die Theilnahme ausgedrückt!

Doch nähern wir uns noch einmal der Gruppe des Beſeſſenen ſelbſt, um ſie abgeſondert von den Gruppen der Apoſtel zu betrachten! — Der Landmann, der ihn von hinten unter den Armen feſthält, iſt von Vielen, wohl irrig für den Vater gehalten worden. In ſeinem entſetzten Geſichte, in ſeinen angeſpannten Lippen, und der Biegung ſeines Körpers äuſſert ſich die Kraft, welche er anwendet, um den Knaben zu faſſen und zu halten. Ungeachtet ſeiner aufwärts gezogenen Augenbrauen, ſeiner gerunzelten Stirne, und ſeiner vor Entſetzen weit geöffneten und ängſtlich auf die Apoſtel gehefteten Augen, zeigt er, daß er von ihrer Seite der Hülfe entgegenſieht, die bisher ſonſt nirgend zu finden war. Und was ſollen wir von dem Ausdruck des Beſeſſenen ſagen? Von dem heftigſten Krampfe angefallen, von unſäglichen Qualen gefoltert, dehnt er ſich mit Wuth, ſchreit Herzdurchdringend, rollt wild die Blicke und ſtrebt ſich an die Erde zu werfen, während er dabei die Rechte unwillkührlich aufwärts erhebt, als ob er unbewußt fühle: nur von oben ſey Hülfe. Sein Fleiſch iſt gelblich und trocken, die Bewegung ſeiner Glieder iſt ſo lebhaft dargeſtellt, daß es nicht anders ſcheint, als wollten die Knochen aus ihren Gelenken weichen; die Arbeit der Muskeln iſt mit der höchſten Wahrheit, doch ohne Uebertreibung ausgedrückt.

Aber den Triumph der Kunſt errreichte Raphael, indem er eine Figur, welche dem Anſcheine nach nur geeignet iſt, Grauſen und Entſetzen zu erregen, 4) mehr zum Gegenſtand unſerer Theil-

---

4) **Vasari**: con attitudine scontorta si prostende gridando, e stralunando gli occhi, mostra il suo patire dentro nella carne, nelle

nahme unſers Mitleids zu machen wußte. Hier gibt unſer großer Maler einen neuen Beweis ſeines glücklichen Genies und ſeiner tiefen Kenntniß der menſchlichen Empfindungen. Nichts iſt widerlich oder zurückſtoſſend; keine häßliche Verdrehung oder Verzerrung. Nichts Groteskes. Selbſt die Stellung nicht unedel. Der Künſtler verſetzt den unglücklichen Knaben in die Mitte ſeiner trauernden Familie. Zur einen Seite fleht, wie geſagt, ſeine ältere Schweſter, 5) eine ſchöne Geſtalt, die mit der gequälten des Bruders einen gefälligen Gegenſatz bildet, knieend alle um Hülfe an, und deutet mit beiden Händen auf die Bruſt des Unglücklichen; zur andern die jüngere Schweſter, mit einem verweinten und (wehmüthig) angſtvollen Geſichte, welche nicht minder durch ihren Schmerz, als durch Jugend und Schönheit anzieht; endlich der (um Hülfe rufende) Vater, mit unbeſchreiblichem Ausdruck der Angſt und väterlichen Sorge, erweckt die Theilnahme auch in weniger ſanften Gemüthern. Hinter dem Vater ſtehen noch ein Paar weibliche Figuren; die eine ſtill in Wehmuth verſenkt. Hinter dem Mann aber, der den Knaben hält, ſcheint ein ältlicher Mann mit vieler Theilnahme, die ſich vorzüglich in den ſchmerzlich zuſammengezogenen Augbrauen ausſpricht, zu fragen: ob denn nicht von oben, wohin er ſeine Rechte aufhebt, Hülfe zu erwarten ſey. Indem alle dieſe Gegenſtände dem Betrachtenden ein ſüſſes Mitgefühl einflöſſen, ſchwächt ſich dadurch der Gedanke des Entſetzens, welches die Lage des Beſeſſenen abgeſondert hervorbringen würde. So

---

vene, e ne' polsi, contaminati dalla malignitá dello spirito, e con pallida incarnazione fa quel gesto forzato e pauroso.

5) Einige ſehen in dieſer Figur die Mutter, und ſuchen die Ruhe, mit der ſie bittet, damit zu rechtfertigen, daß das Schauſpiel nichts Neues für ſie hat. Dieſer Anſicht kann ich aber nicht beitreten.

heftet ſich der Blick allmählig darauf, nicht blos ohne Widerſtreben, ſondern mit Bedauern und Mitleid.

Nun bleibt uns noch übrig, die Zweckmäßigkeit der Verbindung der obern und untern Scene in Einem Bilde darzuthun.

Raphael nahm aus dem einfachen Texte des Evangeliums die Hauptcharaktere, aus denen die Darſtellung des verklärten Heilands zuſammengeſetzt werden mußte. „Da er noch alſo redete, ſiehe! da überſchattete ſie eine lichte Wolke. Und ſiehe! eine Stimme aus den Wolken ſprach: das iſt mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den ſollt ihr hören!“ „Da das die Jünger hörten, fielen ſie auf ihr Angeſicht, und fürchteten ſich ſehr“ (Matth. XVII). Auf dieſe Umſtände beſchränkte ſich Raphael, um der Nachwelt eine maleriſche Schilderung der erhabenen Scene der Verklärung zu überliefern, welche der Hauptgegenſtand, oder eigentlich die Haupthandlung ſeines Gemäldes iſt. Diejenige, welche auf dem untern Theile dargeſtellt wird, iſt, obgleich mit ihr in Verbindung ſtehend, doch ihr untergeordnet und rein epiſodiſch nach den Grundſätzen der Dichtkunſt und Malerei und den Geſetzen der ſtrengſten dramatiſchen Wahrſcheinlichkeit.

Erſtens trifft die Epiſode mit der Haupthandlung in Einem Augenblick zuſammen. Es iſt wirklich aus dem Evangelium des Matthäus bekannt, daß, nachdem der Heiland von dem Berge, wo er verklärt wurde, herabgeſtiegen war, ein Menſch zu ihm trat, ſich ihm zu Füßen warf und ſprach: „Herr erbarme dich über meinen Sohn, denn er iſt mondſüchtig und hat ein ſchweres Leiden, er fällt oft ins Feuer und oft ins Waſſer.“

„Und ich habe ihn zu deinen Jüngern gebracht, und ſie konnten ihn nicht heilen“ (Matth. XVII).

Das letztere wählte Raphael zum Gegenſtand ſeiner Epiſode, und es iſt klar, daß, da es ſich während der Abweſenheit des Heilandes ereignet hatte, wie in dem heiligen Texte, ohne die Zeit beſonders zu beſtimmen, geſagt wird, man als wahrſcheinlich annehmen kann, wie Raphael that, daß der Beſeſſene in dem nämlichen Augenblick zu den Apoſteln gebracht wurde, in welchem der Erlöſer ſich auf dem Gipfel des Berges verklärte.

Zweitens: ſie ſteht in unmittelbarer Verbindung mit der Haupthandlung. Durch ſie erfährt man den Aufenthalt und die Beſchäftigung der neun Apoſtel, während der Abweſenheit ihres göttlichen Meiſters. Das Aufheben mehrerer Hände nach oben deutet auf die obere Scene. Auch wird der Schmerz und die Troſtloſigkeit, welche der Zuſchauer fühlt, indem er ſieht, daß die Qualen des Beſeſſenen in der untern Scene keine Hülfe finden, durch die Ausſicht beruhigt, daß der Heiland, welcher in demſelben Augenblick ſein göttliches Weſen durch eine wundervolle Verklärung entfaltet, nun bald auch ſeine vom Vater ihm verliehene Gewalt gebrauchen werde, um einen Unglücklichen zu heilen, und ſeine tief betrübte Familie zu tröſten. Dies iſt das Verhältniß zwiſchen der epiſodiſchen Handlung und dem Ereigniß der Verklärung; ein erhabenes und glücklich gedachtes Verhältniß, welches das Herz jedes fühlenden Menſchen wohlthuend anſpricht, der dieſes bewunderungswürdige Gemälde mit ächtem Sinn betrachtet. — Die wunderbare Verklärung auf dem Berge würde ihre ſchönſte Bedeutung, den nahen Bezug des göttlichen Mittlers zu den Menſchen entbehren, ohne die Scene vom Beſeſſenen, und dieſe ließe ſich nicht mit voller Deutlichkeit und Beſtimmtheit darſtellen, wenn ſie allein ohne die Verklärung gegeben würde. Aber durch die geiſtvolle Verbindung beider Scenen erhält jede die rechte Klarheit und Bedeutung.

Drittens: die relative Untergeordnetheit der Perſonen und der Gegenſtände in der Epiſode des Gemäldes iſt zu ſprechend, als daß es nöthig wäre, ſie im Einzelnen auseinander zu ſetzen.

Viertens: Raphael ſtrebte, die Haupthandlung durch den Contraſt mit der Nebenhandlung zu erhöhen. Wenn in dieſer die Menſchheit in ihrer tiefſten Erniedrigung und Hülfloſigkeit erſcheint, ſo verklärt ſie ſich in jener bis zur Gottheit. Unten alle Qualen der Betrübniß, alle Unruhen des Schmerzens; oben die unermeßliche und reine Freude der himmliſchen Verklärung; hier das Schauſpiel des eigenen Unvermögens der neun Apoſtel, welche vergebens den Beſeſſenen zu heilen wünſchen; dort die Offenbarung der höchſten Macht in ihrem Meiſter. So wird die Haupthandlung, anſtatt geſchwächt zu werden, durch die Epiſode noch mehr gehoben. Die Schwierigkeit lag allerdings darin, für zwei ſo verſchiedene Handlungen einen Moment aufzufinden. Raphael überwand ſie dadurch, daß er den Moment der Heilung dem der Verklärung aufopferte, oder vielmehr dem größern Wunder mit Unterordnung des geringern den Vorzug anwies. Ohne Grund iſt getadelt worden, daß die zwei Arme des einen Apoſtels und eines Mannes hinter dem Beſeſſenen, die zum Berg hinauf deuten (kunſtgerechter Anordnung zuwider), in gleicher Linie laufen. Gerade dieſe Linie wird zur Symetrie der Compoſition erfordert. Die Geberde des Hinaufdeutens, die die untere Scene mit der obern ſo ſinnreich verbindet, iſt wohl mit gutem Bedacht wiederholt, damit ſie mehr in die Augen falle.

Die Zeichnung in dieſem ganzen Werke iſt von ſolcher Reinheit und Vollendung, daß jeder Theil für ſich zu einem langen Studium veranlaſſen kann. Dann hat der Ausdruck jedes Kopfes einen von den übrigen ſo unterſchiedenen Charakter, daß ſie Alle hiſtoriſche Bildniſſe nach auserleſenen Muſtern zu ſeyn ſcheinen. Natur und Wahrheit ſind hier meiſterhaft vereinigt. Der Farbenton iſt mit dem größten Bedacht überlegt. Ganz vorzüglich in dieſem Bilde beſtätigt ſich die allgemeine Bemerkung von Mengs 6) über Raphaels Werke: daß man bei ihm niemals eine ganz geendigte Handlung ſehe, ſondern ſtets eine wenig mehr als begonnene oder dem Ende ganz nahe, was eben ſeinen Perſonen ein ſolches Leben gibt, daß ſie bei aufmerkſamer Betrachtung, ſich zu bewegen ſcheinen. — Das Licht geht in der obern Scene von Chriſtus aus, von der Rechten zur Linken, das Licht der untern Scene hat die Richtung von der Linken zur Rechten. Eben dieſer Contraſt von zweierlei Lichtern gibt dem Bilde den geheimnißvollen Anſchein, der von unbeſchreiblicher Wirkung iſt. Ueber das Ganze, ſo verſchiedenartig die einzelnen Beſtandtheile ſind, ergießt ſich die friedlichſte, ſchönſte Harmonie. 7)

---

6) Schriften II. 186. III. 58 fg.

7) Man vergleiche mit Vasari Vita di Raphaele, p. 56 ꝛc., und Bellori descrizione di Pitture di Raphaello. Roma 1821, p. 218 ꝛc. Ueber die Transfiguration von Raphael, von Benito Pardo de Figueroa, aus dem Spaniſchen überſetzt von Greuhm. Berlin 1806 (eine ſehr umſtändliche und ſinnreiche Beurtheilung, die hier vorzüglich benutzt worden iſt); ſodann Mengs Opere I. 141 ꝛc. H. H. Füßli über das Leben und die Werke Raphaels, S. 39. Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 371 ꝛc. Speth die Kunſt in Italien. Th. II. S. 369—377, und K. Morgenſtern über Raphael Sanzio's Verklärung. Leipzig 1822. Andere künſtleriſche Beurtheilungen S. bei Richardſon 612 — 631. Ramdohr über Malerei ꝛc. III. 323 fg. in Falks kleinen Abhandlungen. 267, in Brauns Leben und Werke Raphaels. S. 229 fg. in H. H. Füßli's Künſtler-Lexikon. II. Th. Anhang zum ſiebenten Abſchnitt. S. 35 fg., dann im Manuel du Musée fr. IV. Nro. 1, und in Quatremere de Quincy Hist. de Raph. p. 367 etc. Die ſchönſte Copie in gleicher Größe von Franz Penni (genannt Fattore) befand ſich ehedem in der Kirche der Incurabeln zu Neapel (Lanzi

Man kann dieſe Verklärung als die Krone der Kunſtbeſtrebungen des größten Meiſters der Malerei anſehen, der alles Gute, was er von den Künſtlern vor oder zu ſeiner Zeit vorfand, nur noch verbeſſert, ſich anzueignen wußte, und die Werke der großen Meiſter, die ihn zur Nacheiferung reizten, gerade darin übertraf, worin er ihnen nachzueifern unternahm, deſſen Pinſel endlich alles verſchönerte, was er berührte.

Raphaels Verklärung war ſein Schwanengeſang. Wie er als chriſtlicher Maler in früheſter Jugend mit Jeſus dem Kind im Schooße der Madonna aufgetreten war, ſo ſchloß er dieſe Laufbahn mit Jeſus dem verklärten Sohne des ewigen Vaters. Der Leichnam des erſt 37jährigen Meiſters lag in ſeinem Arbeitszimmer, und ein herrliches Leichengedicht, das göttliche Gemälde von der Verklärung, ſtand neben dem Sarge auf der Staffelei, — dies Gemälde, worin wir noch jetzt das Elend der Erde, den Troſt edler Männer und die Glorie des Himmelreichs in ſo herrlicher Vereinigung dargeſtellt ſehen. 8)

Monſiau hat die Todesſcene Raphaels auf eine geiſtvolle und rührende Art dargeſtellt (S. den Umriß in Landons Annal. X. 101, jetzt ſehr ſchön geſtochen). — Von Ramenghi (Bagnacavallo)

---

französiſche Ausgabe II. 371). Eine andere alte Copie in gleicher Größe befindet ſich in der Galerie Barberini Sciarra zu Rom, und eine im Kleinen wie eine Skizze im Quirinal und in der Galerie Albani. Die letztern zwei ſind weit ſchöner, treuer und in jeder Hinſicht gelungener, als die erſtere Copie. Von dem kleinen Bild in der Galerie Albani S. die Vorrede von H. H. Füßli zu Webbs Schrift Vom Schönen. S. LVIII. u. fg.

8) Wakenröders Herzensergieſſungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders S. 205. Vasari Vita di Raphaele da Urbino p. 68. Bellori a. a. O. S. 223.

einem Schüler Raphaels iſt in St. Michele in Boſco bei Bologna eine ſchöne Verklärung zu ſehen, die freilich ſehr an die des Lehrmeiſters erinnert. Aber weit unter der Raphaeliſchen Darſtellung ſteht in jeder Rückſicht die von Cam. Procaccino, von ihm ſelbſt radirt, obgleich die Erfindung viel Aehnliches hat. Chriſtus ſteht hier auf der Erde, was zwar der proſaiſchen Wahrſcheinlichkeit mehr entſpricht, aber dem höhern Schwung der Begeiſterung hinderlich iſt (S. Füßli kritiſches Verzeichniß II. 111). Viel Verdienſtliches hat das Bild von Johann Bellini im königl. Muſeum zu Neapel (Chriſtus im weiſſen Gewande iſt hier gleichfalls ſtehend); das von J. B. Paggi (in Genua), der Vieles von der Grazie des Correggio und von dem zarten Helldunkel des Barocci in ſeinen Werken vereinigte (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 111); ferner das von Ludwig Caracci (Choix des tableaux étrang. VII.), geſtochen von J. Wagner und J. Traballeſi. Die Stellungen und der Ausdruck ſcheinen mir zu heftig. Sonſt iſt die Zeichnung ſehr ſchön; das von Seb. del Piombo zu St. Peter in Montorio zu Rom, wo vordem auch das von Raphael zu ſehen war (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 102). Das von Hier. Savoldo in der Galerie zu Florenz iſt ſehr ſchön (Lanzi III. 171). Noch mögen kurz erwähnt werden die Bilder von R. Roſſi, geſtochen von C. Alberti; von J. Reſtout, geſtochen von N. Tardieu; von L. Galloche, geſtochen von J. Chereau.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Abendmal des Herrn mit ſeinen Apoſteln.

(Matth. XXVI. 20—29. Mark. XIV. 12—25. Luk. XXII. 7—23.
Joh. XIII. 21—29.)

Welch ein edler, herzergreifender Auftritt für den Maler, der die Seelen in ihren innigſten Bewegungen mit ihrem ſittlichen Ausdruck wahr zu ſchildern verſteht! Hier iſt in der Perſon des Erlöſers ein lichtvoller erhabener Mittelpunkt gegeben, auf den alle andere Figuren unmittelbar und mit ganzer Seele ſich beziehen. Die Handlung iſt einfach, jedermann verſtändlich, tief erſchütternd. Oder was kann ſchauerlich rührender ſeyn, als der Verrath des Reinſten, Edelſten, des Gottgeſandten durch einen ſeiner Vertrauteſten, den er Allen unerwartet mit hoher Zuverſicht in Gegenwart des Verräthers und der treuen Jünger, und zwar im Augenblicke kund gibt, wo das Werk der Bosheit über den Meiſter ohne gleichen, Verderben bringen ſoll. Den Eindruck, den die entſetzliche Entdeckung auf jeden Einzelnen macht, treu und in Zuſammenhang darzuſtellen, iſt der Vorwurf des Künſtlers. Dieſer Eindruck muß mit der himmliſchen Wehmuth und Seelenruhe der Hauptfigur und der dumpfen Verſtocktheit des Verräthers einen auffallenden Gegenſatz bilden. Einleuchtend iſt indeſſen die Schwierigkeit, zwölf verſchiedenen Perſonen, jeder den ihrem eigenen Charakter angemeſſenen Ausdruck zu geben; es ſetzt dies die genaueſte Kenntniß der Charaktere und des innern Menſchen überhaupt voraus. Eine andere, mehr techniſche Schwierigkeit liegt in der Scene, die in einem Speiſeſaale mit einem großen Tiſch beſteht, an welchem die ſämmtlichen dreizehn Perſonen ſitzend oder nach der Volkes- und Landesſitte liegend vorgeſtellt werden ſollen.

Die Schwierigkeit bleibt, man mag die runde oder ovale oder viereckige Geſtalt für die Tafel wählen. Weſentlich iſt es in jedem Fall, daß die Hauptfigur hervorragend ins Auge falle, und daß jede andere mit ihrem wahren Ausdruck ſich zeige.

Kein Maler hat die ſchwere Aufgabe in jeder Beziehung befriedigender gelöst, als Leonardo da Vinci. Seiner berühmten Darſtellung, einem Wandgemälde in dem Refektorium des Dominikaner-Kloſters delle Grazie zu Mailand, gebührt weit aus die erſte Stelle, wie es denn überhaupt zu den vollendeteſten Meiſterwerken der Kunſt gehört. Man findet davon in vielen andern Klöſtern Nachbildungen (S. Fiorillo I. 292 fg., H. H. Füßli Künſtler-Lexikon II. Abſch. II. 3066), von denen ein Wort weiter unten. Nach einer ſchönen Copie in Oel von Boſſi wurde zu Mailand eine vortreffliche muſiviſche Nachbildung ausgeführt, die jetzt in Wien aufgeſtellt werden ſoll. Das Bild iſt auch in Statuen und in Basreliefs nachgebildet worden. Doch die genaueſte Idee von ſeinem Kunſtverdienſt geben die Kupferſtiche von Soutmann und Jak. Frey, noch weit beſſer aber der meiſterhafte Kupferſtich von Raphael Morghen. Nach dieſem haben gleichfalls ſchöne Blätter geliefert, vorzüglich Franz Rainaldi, dann Bedaodos, Peter Bonato und Bitthäuſer; und im Kleinen Ludw. Petit. — Der Maler hat den Zeitpunkt gewählt, wo Chriſtus ſagt: »Einer iſt unter euch, der wird mich verrathen!« Dieſe Auswahl des Moments iſt für eine dramatiſche Darſtellung höchſt glücklich. Der Ausdruck Jeſu iſt der der innigſten Wehmuth, gemildert durch das Bewußtſeyn der göttlichen Würde und Beſtimmung. 1) Die auſſerordentliche Gemüthsbewegung, welche

---

1) Ueber das Studium zu dieſem Chriſtusgeſicht (S. unter andern Göthe's Kunſt und Alterthum III. 2, S. 163 ꝛc.

ſeine Worte in den Jüngern verurſachen, iſt in jeder Figur eben ſo ſinnreich als charakteriſtiſch ausgedrückt. Man ſieht hier die ganze Abſtufung des Eifers für und des Glaubens an Jeſus, gemäß den in den Evangelien gezeichneten Charakteren eines jeden Apoſtels. Welch' einen rührenden Contraſt macht nicht der tief in Wehmuth verſenkte Johannes, der die Hände gefaltet auf den Tiſch ſinken ließ, neben dem hartſinnigen halb nach hinten gewendeten und dadurch in Schatten gerückten Iſkariot, deſſen harte Miene und trotzige gefühlloſe Stellung ganz den Verräther bezeichnet, während das Feſthalten eines Geldbeutels mit der rechten Hand die Habſucht des Mannes ausdrückt. Neben dieſer Hand liegt ein Salzfaß umgeſtoßen (als ſymboliſche Andeutung der Störung des Haus-Friedens). Auch das blühende Alter des Johannes iſt mit dem hohen Alter des Petrus, die Sanftheit des erſtern mit dem Feuereifer des letztern glücklich zuſammengeſtellt, und ſo bilden der ſanfteſte, der eifrigſte und der unwürdigſte der Jünger mit Recht die Gruppe neben dem Heiland. Jakobus der jüngere ſtreckt ſeinen linken Arm über die Schultern des Andreas aus, und benachrichtigt den Petrus, daß der Verräther an ſeiner Seite ſitzt. Andreas betrachtet den Judas mit Schaudern. Bartolomäus am Ende der Tafel, links hat ſich beſtürzt und wißbegierig erhoben, um Jeſum zu hören, und den Verräther beſſer zu ſehen. Rechts bei dem Heiland betheuert Jakobus der ältere ſeine Unſchuld durch die allen Nationen übliche Bewegung: er öffnet die Arme und zeigt die unbewehrte Bruſt. Thomas verläßt ſeinen Platz, und nähert ſich Jeſu lebhaft, indem er einen Finger der rechten Hand aufhebt, und den Erlöſer zu fragen ſcheint: wie? einer von uns? .. Philippus der jüngſte der Apoſtel erhebt ſich, ſeine Treue zu betheuern; ſeine ſanfte Bewegung iſt voll naiver Freimüthigkeit. Matthäus voll Feuer wiederholt die ſchrecklichen Worte dem Simon, der nicht daran glauben will. Thadäus, der ſie ihm zuerſt nachſpricht, zeigt auf Matthäus, der ſie, wie er, gehört hat. Simon, der letzte der Apoſtel rechts vom Beſchauer, ſcheint, betroffen nachdenkend innerlich auszurufen: wie wäre ſo etwas Schreckliches möglich? — Indeſſen fühlt man, daß alle, die Jeſum umgeben, nur Jünger ſind, und das Auge wendet ſich nach der Betrachtung derſelben ſchnell zu dem erhabenen Meiſter zurück, deſſen Wort dieſe Bewegung unter den Jüngern erregt hat, an welchen nicht nur jede Bewegung und Miene, auch die Farbe der Gewänder ſorgfältig gewählt iſt, um den Charakter der Perſonen zu bezeichnen. 2) Dieſe Vertheilung und Auswahl der Farben bringt auch eine ſchöne Harmonie ins Ganze. Leider hat die Verwüſtung des Gemäldes nur Spuren des Colorits gelaſſen. — In dem Geſichte Jeſu iſt tiefer Ernſt und hohe Milde, iſt das Bewußtſeyn der Göttlichkeit ſeines Berufs und die edelſte Hingebung mit dem innigen Schmerzgefühl des Verraths himmliſcher Freundſchaft vermiſcht. Die Neigung des Haupts nach der linken Schulter, die ſanfteſte Wallung der Haare, und die wenig bewegte Haltung des Leibes befördern dieſen Ausdruck. Man ſieht es dem Heiland an, er iſt ganz ergeben in den Willen ſeines Vaters; nur iſt ſeine Seele tief betrübt, daß ſelbſt unter ſeinen nächſten Jüngern einer dem Verrath aus niederm Eigennutz ſich hingeben konnte. Die ganze Seele der Apoſtel iſt einzig mit den Worten des Meiſters beſchäftigt, deren Commentar ſie auf ſeinem Geſichte leſen. Kein Nebending, nichts Fremdartiges ſtört die Einheit der feierlichrührenden Scene. Der Heiland bildet in jeder

---

2) So z. B. iſt des Johannes Oberkleid roth, ſein Unterkleid grün, bei Petrus jenes gelb, dieſes blau.

Beziehung den Mittelpunkt, mit dem alle andern Perſonen im engſten Zuſammenhange ſtehen. Dieſe (die zwölf Apoſtel) bilden Gruppen, die gegeneinander im Einklang ſind. Bei aller Regelmäſſigkeit iſt dieſe Verbindung doch ſehr leicht und frei. Die einzelnen Gruppen bilden durch ihre Köpfe ſtumpfe Winkel und halbe Kreiſe; die Arme ſind gegeneinander in Abwechſelung. Die treffliche Perſpektive und Beleuchtung werden mittelſt der Ausſicht auf die friedliche Landſchaft um Sion, die von den letzten Abendſtralen beleuchtet iſt, durch drei im Hintergrunde des Saals angebrachte Fenſteröffnungen, wovon die mittlere gleichſam den Rahmen zum Bilde der Hauptperſon ausmacht, auf eine ſehr glückliche Weiſe bewirkt (Vergleiche das Prachtwerk: Del Cenacolo di Leonardo da Vinci da Guis. Bossi pittore. Milano 1810). Einen ausführlichen Auszug dieſes koſtbaren Werks enthält das zwölfte Heft der Heidelberger Jahrbücher von 1816, nebſt einer Beurtheilung. Der Verfaſſer, Maler Boſſi, iſt auch Verfertiger jener großen Copie in Oel von Leonardo's Gemälde, nach welcher die nunmehr nach Wien gebrachte treffliche Moſaik gearbeitet wurde. Der Carton der Boſſiſchen Copie, der die Ausführung in Oel übertrifft, befindet ſich in der königlichen Galerie zu München (Vergleiche W. Göthes Aufſatz in ſeiner Schrift: Ueber Alterthum und Kunſt B. I. S. 116 u. fg. und W. Roſcoe's Leben Leo X. B. I. C. 2). Boſſi's Prachtwerk erſchien auch in engliſcher Sprache mit einer Einleitung herausgegeben von G. H. Noehden London 1821. S. auch die Beſchreibung in Millins Voj. dans la Lombardie II. 224 ꝛc., ſehr erweitert in Rings Ueberſetzung Karlsruhe 1825. I. 299 und fg., ferner Braun Leonardo's Leben und Kunſt S. 103 u. fg. Orloff Essai II. und Beyle Histoire de le Peinture en Italie 1823. II.

Im Refektorium der Franziskaner degli Angeli zu Lugano iſt das Abendmal von B. Luini von großer Schönheit. Es erinnert ſtark an das Werk ſeines Lehrmeiſters Leonardo, und kann für eine Nachbildung gelten. Von Mark. v. Oggiono, gleichfalls einem Schüler des Leonardo kennt man ein Paar höchſt ſchätzbare Nachbildungen; die eine im Refektorium des Kloſters St. Barnabas zu Mailand; die andere, in der Carthauſe zu Pavia, jetzt in London (Göthe's Kunſt und Alterthum B. III. H. III. S. 154). Der Carton von Bianchi in der Ambroſiana hat großes Verdienſt wegen ſeiner Genauigkeit. Im Eskurial befindet ſich auch eine ſehr gute Copie (man glaubt von einem Schüler Leonardo's). S. Ximenes Description del Real Monasterio de S. Lorenzo de Escorial, Madrid 1764. p. 153. Ferner verdienen Beachtung: die Copie in flammiſcher Manier ausgeführt von Rubens zu Madrid im Palaſte des Herzogs von Hyar, geſtochen von P. Soutmann (S. K. E. Schubarths Paläophron und Neoterpe, Berlin 1824. II. 1. S. 172 ꝛc.), und die Copie von Nik. Pouſſin in der königlichen Galerie zu München.

In Hinſicht der Compoſition ſowohl als der Ausführung iſt es intereſſant, mit Leonardo's Meiſterwerk einige ältere, beſonders die Bilder von Giotto und von D. Ghirlandajo zu vergleichen. Der erſtere ſcheint in ſeinem Bilde (jetzt gut geſtochen von Ruſchweih (Rom 1821) in drei Blättern nach der Zeichnung von Ramboux) vorzüglich die Stelle (Matth. XXVI. V. 23) im Auge zu haben, wo es heißt: wer mit mir in die Schüſſel taucht, wird mich verrathen. Mehrere der Apoſtel ſcheinen ſich entſchuldigen zu wollen, andere ſehen wehmüthig aus; einer (der vierte) zur Rechten Chriſti macht die Geberde des Entſetzens. Inzwiſchen langt Judas, deſſen Züge Gemeinheit der Seele andeuten, ruhig nach einem Biſſen. Richtige Zeichnung und Perſpective würde man hier vergebens ſuchen. — Das Bild von

D. Ghirlandajo befindet ſich im kleinen Convent von St. Marco zu Florenz. Der Heiland ſitzt in der Mitte der Tafel, die ein Hufeiſen bildet, und ſegnet mit aufgehobenen Fingern. Ihm gegenüber ſitzt ganz allein Iskarioth, 3) und mit dem Ausdruck des böſen Gewiſſens hält er den Biſſen, den ihm der Herr gereicht. Hinter ihm ſitzt eine Katze. Johannes links neben Chriſtus iſt ohnmächtig nach dem Tiſch hingeſunken. In allen übrigen iſt Staunen, Beſtürzung, Schrecken (Kunſtblatt 1824. Nro. 1. S. 3).

Von Giorgione (lange dem Vorbild Titians), zeigt man in Paris ein Abendmal des Herrn von großer Einfachheit und Harmonie. Zwei Kerzen erhellen die Scene voll von feierlichem Ernſt. Der Chriſtuskopf voll himmliſcher Güte und Hoheit. Judas das Bild eines Agenten der Ruchloſigkeit (Unterhaltungsblätter. Aarau 1825. S. 94).

Raphaels letztes Abendmal, trefflich geſtochen von Mark Anton Raimondi, auch von J. B. von Cavaleriis und von A. Veneziano, hat eine herrliche Charakteriſtik der Köpfe. Alles iſt edel und ausdrucksvoll. Doch erreicht das Bild im Ganzen die Darſtellung von Leonardo nicht (Landon Vie et Oeuvres de Raphael III. pl. 52). 4)

Was das Abendmal von Hans Holbein in der Bibliothek der Stadt Baſel (gut geſtochen von Gmelin und von Mechel)

---

3) Vergl. die Sculptur aus der Zeit der Söhne von K. Clodowig in Montfaucon's Monumens de l'histoire française. Paris 1729. I. 54. pl. VII. Hier hält Judas gegenüber von Jeſus knieend den Kelch.

4) Eine andere Darſtellung von Raphael ſteht im Umriß in Landons Vie et Oeuvres I. Pl. 61.

betrifft, ſo iſt auch dieſe Darſtellung des Gegenſtandes nicht ganz unwürdig. Das Geſicht des Herrn hat zwar bei weitem keinen idealen Ausdruck, iſt aber doch nicht unedel, wenn es nur etwas bedeutender und ausdrucksvoller wäre! Die Charakteriſtik der Apoſtel hat manches Lobenswerthe. Es iſt viel Ausdruck und Leben in ihren Mienen, Stellungen und Gebärden. Aber ohne Vergleich am ausgezeichneteſten iſt der Charakter des Iskariot, ein wahres Muſterbild niedriger Verruchtheit, ein in den niedrigſten Gedanken verlornes und altgewordnes Schurkengeſicht, deſſen Abſcheulichkeit der Maler noch durch rothes Haar und ein buntabſtechendes Gewand, um die Schlangenfarben ſeiner Seele vollends zu bezeichnen, zu heben wußte (Vergl. Hans Holbein von Ulr. Hegner. Berlin 1827. S. 94). Ueber dieſen Judas bemerkt Lavater (phiſiognomiſche Fragmente, I. 48) ſehr ſcharfſinnig: Die wahre Phiſiognomie eines Geizigen, aber nicht eines geizigen Apoſtels; eines Niederträchtigen, aber nicht einer großen Seele (?), die von einer Leidenſchaft mächtig ergriffen und ein Satan wird. Wenn Judas ſo ausgeſehen hätte, ſo hätte ihn Chriſtus gewiß nicht zum Apoſtel gewählt. So ein Geſicht kanns keine Woche in Chriſtus Geſellſchaft aushalten. Man vermißt darin jede Spur der Anlage, ein Apoſtel zu ſeyn. — Holbein macht einen häßlichen Betteljuden aus ſeinem Judas, das er doch wohl ſchwerlich war. — — „Ich hätte den Judas ſchöner und gewiß mit einem frömmelnden Lächeln, auch die Haare um den Kopf gelockter gemalt, ſagt Lichtenberg (vermiſchte Schriften III. 361 ꝛc). Allerdings iſt Holbeins Judas ein Zerrbild. Indeß ſind Geiz und Niederträchtigkeit darin trefflich ausgedrückt. Das frömmelnde Lächeln liegt nicht in Judas Charakter. Wohl aber das Lächeln des ehr- und habſüchtigen Verräthers. Dem Niedrigen des Holbeiniſchen Judas hätten Züge des unbefriedigten Ehrgeizes und der verrätheriſchen Tücke beigemiſcht werden ſollen.—

Nicht zu verwechſeln iſt dieſes Bild mit einem andern größern von H. Holbein in der Feſchiſchen Sammlung zu Baſel, welches, obgleich viel früher gemalt, doch ſchon Patin in ſeinem Leben des Künſtlers anpreist, und dem auch noch ſein neueſter Biograph (Hegner S. 92), ſo ſehr es auch im Techniſchen hinter jenem Bilde zurückſteht, an geiſtigem Gehalt und Poeſie der Darſtellung den Vorzug einräumt. Hier hält Jeſus redend die Schüſſel hin, und Judas naht ſich ſtehend voll ſcheinbarer Frechheit, aber mit innerm Schrecken, der ihn zwingt, ſich unwillkührlich mit der einen Hand an dem vorſtehenden Stuhle zu halten. Seine ganze Figur und Stellung drückt den ſchrecklichen Gemüthsmoment, wo man das Bewußtſeyn der Schuld unterdrücken und die Angſt des Gewiſſens bergen will, ſo vortrefflich aus, als wenn Holbein dieſen Zuſtand einem überwieſenen, aber noch läugnenden Verbrecher vor Gericht abgeſehen hätte. Der feurige Petrus, der die Worte des geliebten Meiſters gehört und dem Verräther zugeſehen hat, macht Fäuſte, wie einer, der aus Liebe zu ſeinem Freunde, dem Unrecht geſchieht, im Gedanken ihn zu ſchützen ſich ſelbſt vergißt. Und ſo ſind alle Apoſtel mehr oder weniger bedeutend dargeſtellt, bis auf Johannes, der (für den Moment ganz unſchicklich) wie ein ſchläfriger Knabe auf dem Schooße des Lehrers ruht.

Die Darſtellung von Fr. Albani (im Palaſte Salviati), geſtochen von Fr. Aquila (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 4) hat viel Aehnliches mit der des Leon. da Vinci. Unter den Apoſteln iſt größere Bewegung. Unpaſſend iſt, daß der eine, ſich rücklingskehrend, nach einem Krug am Boden langt und hinein ſchaut, ob noch Wein darin iſt. Chriſtus hat die eine Hand in der Schüſſel, und führt die andere an die Bruſt; er ſpricht: der iſt es, der mit mir die Hand in die Schüſſel taucht. Judas thut dies wirklich (Matth. XXVI. 23).

Lamberts Sutermann Abendmal, geſtochen von einem Ungenannten, mit dem Zeichen: Cook excudit 1551 (vielleicht von Hieron. Cock?), iſt eine große Compoſition, in der die Apoſtel (den einzigen Johannes ausgenommen) gut charakteriſirt ſind. Das Geſicht Chriſti hat einen wahren Ausdruck von erhabenem Ernſt, mit Sanftmuth vermiſcht (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 41).

Mit großem Lob muß hier des Abendmals von Hans Schäuflein (Siehe Derſchau's Holzſchnitte der alten deutſchen Meiſter. I. 4. E.) erwähnt werden. Die Hauptſcene, wo Chriſtus mit 11 Apoſteln an der bereits leeren Tafel ſitzt und die Abſchiedsrede zu halten ſcheint, während Judas ſchon fortgeht, iſt nach Albr. Dürer. Die Figuren und die Architektur ſind in großem Styl. Der Ausdruck wahr und kräftig. Alle Apoſtel hören mit großer Aufmerkſamkeit zu. Oben zwiſchen den reich verzierten Säulen des hohen Saales ſieht man zwei frühere Scenen: die Fußwaſchung, und wie Judas fragt: Herr! bin ichs?

Andreas del Sarto hat das Refectorium des Kloſters von St. Salvius in Florenz mit einem Abendmale geſchmückt, von deſſen Schönheit einſt (1529) plündernde Soldaten ſo mächtig überraſcht und betroffen worden ſeyn ſollen, daß ſie wie eingewurzelt daſtanden, und nicht mehr das Herz hatten, es nur zu berühren (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 248. Fiorillo I. 330). Das Bild iſt geſtochen in gr. quer Folio von Theod. Crüger (Verkruys).

In dem Bilde von Hieron. Mazzuoli (Schüler des Parmeſano) im Speiſeſaale des Kloſters St. Giovanne in Parma. Die Perſpektive iſt hier vorzüglich meiſterhaft; die Säulenreihe von höchſt täuſchender Wahrheit (Lanzi II. 1. 325 ꝛc., franzöſiſche Ausgabe III. 482. Orloff II. 249).

Von Nik. Pouſſin, geſtochen von P. Lombard und von J. B. Liebel, radirt von Gleditſch (in Landon's Evang.

Pl. 38). Sehr ſchöne Anordnung. Chriſtus der mit den Apoſteln in liegender Stellung dargeſtellt iſt, hält den Kelch dem Johannes vor den Mund. Die meiſten Apoſtel genieſſen wirklich das Abendmal; andere ſind mit andächtiger Gebärde in geſpannter Verwunderung über die Worte des Herrn, indeß Iſkariot mit wahrer Schalksgebärde, verſtohlene Bosheit in Blick und Gang, im Begriff iſt, den Saal zu verlaſſen. — Viel Aehnliches hat ein Bild von Joh. Strada, geſtochen von Ph. Galle. Der Ausdruck Chriſti und der Apoſtel iſt trefflich. Die über ihnen vorgehende Wirthshausſcene hingegen iſt ganz unpaſſend. — In dem Gemälde von Tintorett (in der Kirche della Salute zu Venedig), geſtochen von Eg. Sadeler, iſt viel Bewunderungswürdiges in Hinſicht der Zeichnung, der Perſpektive und des Colorits; aber Vieles ſtört den Haupteindruck, und die Charaktere der Figuren ſind ganz gemein. Die Bewegung der Apoſtel iſt zu heftig. Auch iſt die Haupthandlung gar nicht ausgedrückt. Chriſtus redet mit einem Apoſtel, und deutet auf Petrus, der ſich mit Eifer emporhebt (Cochin Voj. d'Ital. III. 78. Füßli kritiſches Verzeichniß III. 103). 5) — Aehnlicher Tadel trifft das ungeheure Bild mit 130 Figuren von Paul v. Verona, wo weder Coſtüm, noch Geſchichte beachtet iſt, und der Künſtler nur ſein Talent zur Schau ausſtellt

---

5) Bei einer andern Darſtellung des Abendmals von Tintoretto in der Kirche Georgio Maggiore zu Venedig wird der Effekt durch eine am Platfond befeſtigte große Lampe sehr befördert. — Hier dringt ſich eine Bemerkung auf: daß Tintoretto fleißig den Mich. Angelo ſtudirt hat, kann man ſeinen Werken abmerken; nicht eben ſo, daß er auch viel nach der Antike modellirte, wie Lanzi (franz. Ausgabe III. 177) verſichert. Wahrſcheinlich geſchah es nur nach ſolchen Antiken, denen der Styl des Buonarotti nahe kommt.

(Orloff Essai II. 112). Im Geſchmack des **Paul v. Verona** ſind die Darſtellungen von **Carl Bonone**, geſtochen von **von Bolzoni**; reich an Gebäulichkeiten und Figuren, die nicht zur Sache gehören (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe V. 52).

Von **Porbus**, dem Sohne (**Landon** Annal. XIII. 77). Die Anordnung iſt gut, der Ausdruck auch. Schade, daß die Zeichnung ſo fehlerhaft iſt. Das Idealiſche wird vermißt.

Von dem Spanier **Joh. von Valencia** wird eine Darſtellung in der Jeſuitenkirche daſelbſt (**Kunſtblatt** 1822. Nro. 102. S. 406), von **Pablo de Cespedes** aber eine ſolche im Capitelsſaale zu Sevilla (**Fiorillo** IV. 161), und eine andere in der daſigen Hauptkirche gerühmt. Von letzterer ſagt **Palomino** (S. 58): „An Chriſtus erblickt man hier Schönheit und Größe, an jedem Apoſtel Heiligkeit und Liebe, an Iskariot aber die niederträchtige Falſchheit.“

Von **Seb. Ricci**, geſtochen von **Honor. Fragonard**. Von **Diepenbeck**, geſtochen von **W. Faithorn** und **Michael Natalis**.

Von **Joh. Champagne** (geſtochen von **Albr. Girardet** (Musée fr. IV.) iſt eine gut componirte Darſtellung im Muſeum zu Paris (für die Galerie fr. par **Filhol** V. 295, geſtochen von **Bovinet**). Die Verwunderung und Betroffenheit der eilf Jünger, und die hartſinnige Verſtellung des Iskariot, der den Unwiſſenden ſpielt, iſt gut ausgedrückt. In den Geſichtern des Heilands und des Johannes iſt aber nichts Erhabenes; letzterm fehlt die jugendliche Schönheit, die dem Liebling des Herrn ziemt (**Landon** Annal. XI. 111). 6)

---

6) Erwähnung verdient auch das reich gruppirte Abendmal von **B. West** in der königlichen Capelle zu Windſor.

Hieher gehört auch die ohne Nebenperſonen an einem Tiſch ſitzende Figur Chriſti (ſey es am letzten Abendmal oder zu Emaus) von Carlo Dolce (in der königlichen Galerie zu Dresden). Mit der einen Hand hält er ein Brod, mit der andern ſegnet er es; vor ihm ſieht der Kelch. Im Geſichte des Herrn iſt die Begeiſterung der Liebe ſchön ausgedrückt. Das Bild iſt geſtochen von Geißer, R. Earlom und neuerlich ſehr gut von L. Buchhorn.

Von geringerm Werth iſt der Chriſtus, der das Brod und den Kelch ſegnet (ein Bruſtbild) von Joſ. Miller, punktirt von Thouvenin. Die emporgeſchlagenen Augen haben eine ſchöne Begeiſterung; die Haare ſind gut geſcheitelt; der Mund iſt wenig ſagend, alles übrige zierlich, aber unbedeutend. — Das Bild über dem Eingange der Annunciata zu Genua von J. B. Proccacino wird als ſein Meiſterſtück bezeichnet, und ein Abendmal von Friedr. Barocci im Dom zu Urbino wird von Lanzi (franzöſiſche Ausgabe II. 180) gerühmt. Großes Lob gibt er auch (III. 149) einem Abendmal von Bonifazio von Verona in der daſigen Karthauſe. 7)

---

7) In einem neuen Gemälde von Wach in Berlin iſt Chriſtus, den Kelch ſegnend, aufgeſtanden, und auch Johannes neben ihm hat ſich mit inniger Bewegung erhoben (Kunſtblatt 1823. Nro. 26). Dieſe Neuerung ſcheint mir der Handlung nicht angemeſſen. — Noch haben wir Bilder von Franz Floris, geſtochen von Ph. Gallé, von A. Diepenbeck, geſtochen von M. Natalis, von Ciro Ferri, geſtochen von C. Blömärt und von Vincenti; von M. A. Franzeschini, geſtochen von J. M. Giovanini; von T. Salviati, geſtochen von H. Golzius; von D. Chodowiecky erfunden und geſtochen, eine Vignette.

Zwei und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Leidensgeſchichte Jeſu.

Ein merkwürdigeres Schauſpiel kann es für uns nicht geben, als der Rechtſchaffene, Edle, Heilige, der große Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, der im Kampfe mit der verſchmitzten Bosheit ihrer rohen Gewalt zu erliegen ſcheint, aber auch jetzt noch mit ungebeugtem Muth aufwärts blickt, der Gerechtigkeit ſeiner Sache gewiß und ihr vertrauend.

Der ſterbende Sokrates iſt ein edles und rührendes Bild. Wie ergreifend, wie erſchütternd iſt nicht erſt der Anblick des Göttlichen, der die Menſchheit zu retten kam, wie er von der blinden Wuth der ſtolzen, der heuchleriſchen Feinde des Lichts mißhandelt und wie ein Verbrecher zum Tod geſchleppt wird!

In wie fern indeſſen die einzelnen Auftritte der Leidensgeſchichte des Meſſias für die künſtleriſche Darſtellung geeignet ſeyen, wird wohl vorzüglich davon abhängen, ob dabei der Ausdruck des Leidens nicht über den Ausdruck der ſiegenden göttlichen Geiſtesſtärke die Obermacht gewinne? Steht letztere im Nachtheil, bietet der Künſtler Alles auf, um nur das Leiden recht ſtark und lebhaft und rührend zu ſchildern, erſcheint die Seele dem Schmerz erliegend; ſo iſt der erbauende Zweck verfehlt. Die Wuth der Verfolger Jeſu und ihrer Henkersknechte bildet zwar mit des göttlichen Dulders edler Gelaſſenheit, ſeinem hehren Seelenfrieden, ſeinem Blick voll Mitleid und Huld auf die Peiniger, die nicht wiſſen, was ſie thun, einen der Würde des Erlöſers ſehr vortheilhaften Gegenſatz. Aber dieſen Gegenſatz (ohne Uebertreibung des Niedrigen und Grauenvollen auf der einen Seite) treffend zu bezeichnen, iſt keine leichte

Aufgabe. Sie kann nur dadurch gelöst werden, daß die Idee von der göttlichen Natur und Beſtimmung der Hauptperſon ſtets als leitend emporgehalten wird. Mehrere Scenen ſcheinen auſſer den Grenzen der Kunſt zu liegen. Als ſolche, die der Darſtellung in Kirchen am würdigſten ſind, möchte ich das Gebet am Oelgarten, den Kuß des Verräthers, Jeſus vor Pilatus, vor Herodes und vor Kajaphas, ſeinen Hingang nach Golgatha, und wie er das Haupt neigt und ſtirbt, zählen. In dieſen Scenen kann der Künſtler die Macht und den Sieg des Göttlichen am rührendſten darſtellen ohne Gefahr, durch gräßliche Zerrbilder von Peinen und Peinigern das Gefühl des Zuſchauers zu beleidigen oder abzuſtumpfen, oder ſeine Aufmerkſamkeit von der Hauptſache — der obſiegenden Kraft des göttlichen Geiſtes, mitten in dem anſcheinenden Triumph der ſinnlich-ſelbſtſüchtigen Ruchloſigkeit abzuziehen. Das Intereſſe der Kunſt und die Foderungen der Religion befinden ſich hier im vollkommenſten Einklang. Auch hier kann das Streben nach ſinnlicher Wahrheit des Ausdrucks oder gar nach bloßem Effekt nicht ohne Nachtheil für den religiöſen Eindruck die Schönheit und die Anmuth verſcheuchen.

Chriſtus am Oelberge (**Matth.** XXVI. 37—44. **Mark.** XIV. 33. **Luk.** XXII. 40—46. **Joh.** XVIII. 1). Dieſe Darſtellung gehört zu den ſchwierigſten. Sie gilt dem Ideal des höchſten Seelenſchmerzens, bewirkt durch die Betrachtung des Höchſten, Heiligſten, dem alle Mächte der Hölle den Untergang drohen. Die Alles aufopfernde Liebe des Meiſters zeigt ſich hier im ſtärkſten Gegenſatze mit der Schwäche der vertrauten Jünger, dem Wankelmuth des Volkes und der Bosheit der Heuchler. Was macht hier die, über alles Irdiſche hocherhabene Seele des Göttlichen betrübt bis in den Tod? Nichts anderes, als der Gedanke an die Grundverderbenheit der Menſchen, die den Einzigen, längſt von ihnen erſehnten Retter blos deswegen zu morden entſchloſſen ſind, weil ſie durch ſeine Lehren ihre Eitelkeit gekränkt, ihre Selbſtſucht verwundet fühlen, und ihre Gleisnerei entlarvt ſehen. Dieſen Gedanken wünſchte ich in der Figur Chriſti auf dem Oelberg ausgedrückt. Hier können weder die Niobe, noch der Laokoon zum Vorbild dienen.

Von Raphael (ehemals in der Sammlung von Orleans) haben wir ein Bild, geſtochen von J. Ch. Flipart (Receuil Crozat I. 25), noch in der peruginiſchen Manier. Die Figur Chriſti hat wenig Ausdruck und iſt ſteif; ſo auch der Engel. Beſſer ſind die drei ſchlafenden Jünger. — In A. Correggio's Bild im Eskurial zu Madrid (im Umriß bei Landon Oeuvres du Corr. Pl. 12), geſtochen von Bernard Curti, beſſer von J. Volpato (ſchlecht von P. A. Kilian und Andern), zeigen das Geſicht Chriſti und die ſanft geſenkte Stellung ſeines Körpers ſchwere Leiden an; ſein aufwärts gerichteter Blick aber iſt voll Duldung und Ergebung. Das Licht fällt von oben auf Chriſtum, und ſcheint von dieſem auf den Engel zurück, der gegen ihn ſchwebt und auf die in Dunkel gehüllten Zeichen der Leiden hindeutet. — Chriſtus am Oelberge von Hannib. Caracci, geſtochen von L. Bertelli, von J. C. Le Blond und von L. Vorſtermann iſt eine ähnliche Darſtellung. Der Ausdruck von Chriſtus iſt leidend, aber mit vollkommener Ergebung. — Die gleiche Darſtellung von Dominichino iſt meiſterhaft geſtochen von G. Audran, ſpäter von Baiſoni (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres II. 107). Im aufwärts ſchauenden Geſichte Chriſti iſt hohe Würde mit den Zeichen großer Betrübniß und Seelenbewegung; der Engel aber, der den Kelch hält, und ſein Gefolg iſt voll Erſtaunen und himmliſcher Trauer. Im Hintergrund die ſchlafenden Jünger. — Ein ſchönes Bild von Guido Reni, iſt geſtochen von J. Falk.

Vor Chriſtus, deſſen Ausdruck vortrefflich iſt, tragen Engel die Zeichen der Leiden (Landon Annales XII. 51). — In dem Bilde von Andr. Schiavone, geſtochen von Raph. Sadeler und J. Troyen iſt Chriſtus in völliger Entkräftung hinſinkend; ein Engel eilt herbei, ihn zu unterſtützen; auf einem Hügel, vorn erblickt man den Kelch des Leidens. — Sehr ſchön iſt auch Carl Maratti's Bild, geſtochen von R. V. Audenärt. Im Geſichte des göttlichen Dulders ſind Bangigkeit der Seele und völlige Ergebung trefflich gemiſcht. — Von Palma dem jüngern, geſtochen von J. Matham und W. Hollar. — Von Carlo Dolci hat jüngſt ein Bild gut geſtochen Giov. Rivera. Der Ausdruck iſt ſanft und mild ſowohl in Geſicht des auf dem Boden knieenden Heilands, als des auf einer Wolke knieenden Engels, der auf der Schulter ein Kreuz trägt und den Leidensbecher darhält. Erhabenheit ſucht man in dem Bilde vergebens. Die Beleuchtung iſt trefflich. — Großes Lob gebührt dem Bild in Hans Holbeins Paſſion (es ſoll jetzt gut lithographirt ſeyn). Die Angſt und das heiſſe Flehen des Menſchenſohns ſind trefflich gegeben. Seine ganze Stellung iſt Gebet und auf ſeinem Geſichte zeigt ſich das Leiden eines von der Welt Verlaſſenen und mit unſäglicher Sehnſucht nach himmliſchem Troſte Ringenden (Hans Holbein von Ulr. Hegner. Berlin. 1827. S. 80). — Von Murillo, geſtochen von Godfroy (für die Galerie Fr. v. Filhol I.) Guter Ausdruck von Gottergebenheit, aber nicht von erhabener Würde. — Von Tiepolo, geſtochen von Richter. Beide Figuren, des Heilands und des Engels in den Wolken haben einen paſſenden Ausdruck. — Von Caravaggio in der giuſtinianiſchen Galerie (zu Berlin) Nro. 95. Chriſtus ſpricht zu den ſchlafenden Jüngern: Wachet und betet! — Viel Wahrheit und Ausdruck. — Beachtungswerth iſt auch das Bild von Nik. Pouſſin (im Umriß in

Landons Evangiles Pl. 39). Der Engel, der den Heiland ſanft umfaſſt hält, und die Genien, die die Leidenszeichen mit inniger Trauer vorweiſen, ſind vortrefflich. Die gar ſo tief gebeugte Stellung des Heilands dürfte Tadel verdienen. — Auch in der Vorſtellung Fügers nach dem fünften Geſang von Klopſtocks Meſſiade, geſtochen von Leybold, ſcheint mir die Stellung des Heilands zu tief gebeugt, und in dem Ausdruck des Geſichts, das vom Licht abgekehrt iſt, das Göttliche durch den Seelenſchmerz gar zu ſehr verwiſcht. — Ich ſelbſt beſitze ein Bild aus der Lombardiſchen oder Bologneſer Schule, auf welchem Chriſtus über einem Kelch ſich ſanft hinbeugt, das Haupt, von welchem Blut herabträufelt, ſeitwärts geſenkt. Der Ausdruck des Geſichts iſt innige Wehmuth, von göttlichem Bewußtſeyn gemildert; die Lage der über dem Kelch ausnehmend ſchön gefalteten Hände hebt den Ausdruck noch ungemein hervor. — Auch Diepenbecks Vorſtellung, geſtochen von W. Faithorn verdient Beachtung. Dagegen das Bild von Lanfranco (königl. Galerie von München), lithographirt von Strixner, geſtochen von Tinti und Cunego iſt blos auf den Effekt berechnet und hat nichts Edles. — Gelobt wird ein Bild von Rouget in der Kunſtausſtellung von Paris. 1824. S. Unterhaltungsblatt Aarau. 1824. Nro. 46. S. 615. 1)

---

1) Noch bemerken wir die Bilder von Eneas Salmeggi (Talpino) in der Paſſionskirche zu Mailand (Lanzi franz. Ausgabe III. 308); von A. van Dyck, geſtochen von A. Lommelin und von Sompèl und G. Huberti; von C. Le Brun, geſtochen von G. Rouſſelet, S. Thomaſſin, G. Filloeuil, Duflos, Mariette, Audran und Andern; von Titian, geſtochen von J. Buonaſone und N. Beatricette; von Guercino, geſt. von J. B. Paſqualino; von P. P. Rubens, geſtochen von P. de Bailli und Andern; von S. Bourdon, geſtochen von P. van der Bank.

Ein Bild von Paul von Verona in der St. Markuskirche zu Venedig rühmt Cochin (Voj. d'Ital III. 3), als ſehr ſchön; ohne Zweifel von großem Effekt, als welchen dieſer Kunſtrichter beſonders zum Augenmerk hatte.

Die Gefangennehmung im Oelgarten. Von B. Garofalo (Orloff Essai II. 13). Ein Bild voll Leben und Ausdruck, und ſchön angeordnet. — Von van Dyck, radiert von P. Sutermann und von Adrian Lommelin (Füßli IV. 222). Chriſti Gang und Anſtand zeigt willige Duldung. Seitwärts entfernt ſich Judas mit Zeichen des Schreckens und blickt noch auf die lermende Rotte zurück. — Von N. Pouſſin (oder von Stella, der Umriß in Landons Evangiles, Pl. 11). Judas gibt Jeſu den verrätheriſchen Kuß; die Soldaten ſtürzen auf Ihn los; Petrus wirft einen derſelben zur Erde, und haut nach ihm mit einem Schwert. — Voll Wahrheit und Ausdruck iſt das Bild von Hans Hemmeling (zu Köln). Des Herrn ruhiger und mitleidiger Blick contraſtirt ſchön mit dem hämiſchen des Judas, der ihn durch den Kuß verräth, und der heftigen Wuth der Kriegsknechte (Kunſtblatt 1821. Nro. 96. S. 383). Tief unter dieſem Bild, obgleich nicht ohne Verdienſt, ſteht das von Carl van Mander, für die Wiener Bilderbibel geſtochen von J. Adam. — Sehr ſchön ſoll ein Bild von Franz Ribalta, einem Spanier ſeyn; es iſt aber ſchwerlich geſtochen (Fiorillo IV. 192). — Von dem ſchönen Bild von Bern. Garofalo in St. Francesco zu Ferrara haben wir auch keinen Stich. — Ein Bild im Raphaeliſchen Styl von Aen. Salmeggia (zu Mailand) rühmt Orloff (Essai II. 151).

Chriſtus vor Pilatus. Von Tintoretto, geſtochen von Andr. Zuchi. Chriſtus hat eine gelaſſene und edle Stellung, womit die Wuth des Volks ſehr contraſtirt. Pilatus wäſcht ſich mit unzufriedener Miene die Hand. — Von N. Pouſſin (in Landons Evangiles, Pl. 48). Chriſtus wird wieder vor Pilatus zurückgeführt. Ein junger Mann ſcheint dieſem von einem Traum ſeiner Frau, die an einem Fenſter ſeitwärts erblickt wird, Nachricht zu geben. Er iſt im Zweifel. Die Juden neben Chriſtus rufen dem Pilatus zu: jener ſey des Kaiſers Feind. — Von Gherardo della Notte (ehedem in der Galerie Giuſtiniani), geſtochen von Fontana. An der Compoſition im Ganzen iſt viel zu tadeln. Aber der Charakter der zwei Hauptfiguren iſt trefflich. Der ſitzende Pilatus hat die Miene politiſch-vornehmer Verachtung; der vor ihm ſtehende Chriſtus blickt ihn mit unausſprechlichem Mitleid an. Seine Züge bekommen durch das rings herrſchende Dunkel einen ausnehmenden Glanz (Vergl. Orloff Essai I. 228).

Von der Verläugnung Petri werde hier wenigſtens einer Darſtellung von Ludw. Caracci (im Palaſte Aldovrandi zu Bologna) erwähnt. Die Magd Pilati, eine durch Schönheit und Anmuth ſich auszeichnende Geſtalt, bedeutet mit dem Finger den vor ihr ſitzenden und gegen die Zuſchauer gewandten Läugner, daß ſie ſelbſt ihn bei den andern Jüngern geſehen. In Petri Geſicht ſind Verwirrung und tiefer Gram ausgedrückt (Thierſch Reiſen I. 343).

Chriſtus vor Herodes. Von Quercino, geſtochen von J. David; von B. Picart, geſtochen von P. A. Kilian; von J. J. Preisler, geſtochen von G. Seuter.

Chriſtus vor dem Hohenprieſter Kajaphas. Von N. Pouſſin (in Landons Evangiles, Pl. 12).

Chriſtus vor dem Hohenprieſter Anna. Von N. Pouſſin (in Landons Evangiles, Pl. 47). — Von E. Moretto, geätzt von Garavaglia (Vidoni Pittura Cremonese, pag. 27). Compoſition und Ausdruck ſind vortrefflich. Schade, daß das Coſtüm der meiſten Perſonen modern iſt!

Der Hoheprieſter Kajaphas zerreißt ſein Gewand und ruft: er hat Gott geläſtert! Von **J. Jordäns**, geſtochen von **Ph. A. Kilian** für ſeine Bibel und für die Wiener Bilderbibel von **J. Gerſtner**. Sehr ausdrucksvoll.

Chriſtus wird neben Barnabas dem Volke vorgeſtellt. Davon iſt ein ſehr gut gelungenes Bild unter den Kupfern zu **Lavaters** Meſſiade.

Chriſtus nach der Geiſelung und Krönung. 2) Von **Guido Reni** (in der königl. Galerie zu München, bei Manlich, Nro. 1040). Entblößt mit übereinander gelegten Händen tritt Jeſus hervor; voll Würde und duldender Ergebung in der Fülle des Schmerzes. Körper und Geſicht ſind vortrefflich. Engel umgeben ihn, einige anbetend, andere das vergoſſene Blut auftrocknend. Im Hintergrunde Henkersknechte mit Zuſammenraffung der peinlichen Werkzeuge beſchäftigt. Das Hauptlicht fällt auf Jeſus (**Rittershauſen** Vorleſungen über bildende Künſte. München 1802. S. 149 fg.).

Chriſtus wird von dem Pilatus nach der Geiſelung und Krönung mit Dornen dem Volke vorgeſtellt. Ecce homo. Von **Lukas van Leiden**, geſtochen von **ihm ſelbſt**. Eine große Compoſition mit mehr als hundert Perſonen. An dem Geländer eines Gerichtspalaſts ſteht Chriſtus zwiſchen zwei Schergen,

---

2) Die **Geiſelung** ſelbſt (obgleich von den größten Meiſtern dargeſtellt) ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand für Altarbilder zu ſeyn, mag er auch noch ſo edel behandelt werden; wie dies z. B. **Bernh. Luini** in ſeinem Bild (in St. Giorgio zu Mailand) gethan, wo der Erlöſer höchſt liebenswürdig, ergeben, duldend und Mitleid erregend erſcheint.

wovon jeder ein Ende ſeines Mantels emporhebt. Zur Rechten Pilatus mit richterlichem Ernſt; er deutet, einen Stab in der Hand, auf Chriſtus. Das Volk unten iſt in zwei Maſſen abgetheilt. Sein Toben und Schreien gibt ſich durch unruhige Wendungen, allſeitiges Emporſtrecken der Hände und offene Mäuler kund. Die Mannigfaltigkeit und die perſpectiviſche Abſtufung der Gegenſtände ſind bewunderungswürdig. Alles voll Leben und Ausdruck (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 19). — Von P. P. Rubens, geſtochen von R. Lauwers und M. Aubert. Pilatus, mit dem Ausdruck der Verlegenheit, hat den auf einem erhabenen Geländer ſtehenden Richtſtuhl verlaſſen, um den mißhandelten Chriſtus dem unten ſtehenden Judenvolk zu zeigen. Chriſtus hat den Ausdruck von Duldung und Ergebung; ſein Körper aber iſt von Wunden entſtellt und hat wohl nur zu ſtarke Spuren der Mattigkeit. Zwei Stufen tiefer als Chriſtus ſteht Barnabas, das Geſicht trotzig gegen das Volk gekehrt. In letzterm iſt der Ausdruck der Wuth vortrefflich (Füßli IV. 155). — Von Titian (im franzöſiſchen Muſeum), ſchön geſtochen von C. Lorichon (1823). Nur drei Figuren; Chriſtus, der niederſchaut, hat ein nicht unedles Geſicht. Der eine Scherge hält den Strick, der ſeine Hände umwindet, der andere faßt den Purpurmantel; jener hat eine ſpöttiſche Miene, dieſer ſcheint Hohn auszuſprechen. Im Ganzen iſt das Bild nicht muſterhaft. 3) — Von Rembrandt, geſtochen

---

3) Die figurenreiche prächtige Darſtellung von Titian in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien (Rosa I. 59), radirt von W. Hollar, hat weder edeln noch charakteriſtiſchen Ausdruck. Die Köpfe ſind meiſt Bildniſſe lebender Perſonen, darunter Carl V., Sultan Soliman, Aretino, Titian ſelbſt und ſein Freund Pordenone (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 41).

von ihm ſelbſt (oder von R. de Hooghe) und von Savry. Wahrheit im Ausdruck und gute Anordnung. Doch dem Geſicht Chriſti, der, nur zum Theil mit einem Mantel bedeckt, die Hände gebunden, von Schergen gehalten auf einer höhern Stufe ſteht, wäre mehr Edles zu wünſchen. Die Wahrheit und Abſtufung des Charakter-Ausdrucks der rohen Wildheit und Tollkühnheit, der Niederträchtigkeit, der Bosheit und Verruchtheit in den Figuren der vornehmſten Juden, die ſich zum erhaben ſtehenden Richtſtuhl des Pilatus hindrängen, wovon einer höhniſch einen Rohrſtab ihm vorhält, und andere mit heftig drohenden Gebärden ihn anreden, iſt vortrefflich. Die lebhafte Wendung und der Ausdruck von Unmuth des Pilatus, der, die Linke gegen die tobenden Juden ausſtreckend, ſich von ſeinem Sitz erhebt, zeigen deutlich, daß er nur dem Ungeſtüm nachgibt. Das Coſtum iſt zum Theil auch hier, wie in andern Bildern Rembrandts blos phantaſtiſch (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 245. Lavaters phyſiognomiſche Fragmente I. 85 u. fg.). — Von Luk. Giordano, geſtochen von Villain (Tableaux de Florence. T. IV.). Guter Ausdruck. — Von Correggio, geſtochen von Aug. Caracci und von Bettelini. Die Anordnung iſt nicht muſterhaft. Pilatus, eine gemeine Figur, lehnt ſich zu einem Fenſter hinaus, und zeigt auf den Chriſt, der unten ſteht; dieſer iſt, obgleich kein Ideal, doch eine ſchöne Geſtalt, von Leiden entſtellt, mit dem Ausdruck tiefen, namenloſen Leidens und inniger Ergebung. Maria ſinkt in Ohnmacht, das Herz von Schmerz erdrückt; Johannes empfängt ſie in ſeine Arme (Ramdohr III. 85. — Allgemeine Kunſtzeitung Frankfurt. 1803. II. 154). 4)

---

4) Noch haben wir Bilder von Joh. von Bologna, geſtochen von A. Andreatius; von Paul v. Verona, geſtochen von H. Win-

Der mit Dornen gekrönte Chriſtus; einzelne Figur mit gebundenen Händen, als Ecce homo! Von Correggio, 5) (geſtochen von J. Volpato). (Landon Oeuvres du Corr. XIII). Hohes Seelenleiden in den höchſt feinen Geſichtszügen, voll Würde und Milde. — Die mit ruhiger, ſtiller Hoheit gepaarte himmliſche Sanftheit in dieſem Geſicht des Leidenden geht über alle Beſchreibung. — Von Ludw. Caracci, gut geſtochen von Wilh. Vallé. Im Aug und Mund ruhige Größe, welche die Uebermacht des Geiſtes über die Leiden andeutet. — Von Leonardo da Vinci. Zwei Bilder in der F. Lichtenſtein'ſchen Galerie zu Wien. In dem einen trägt Chriſtus, mit Dornen gekrönt von ſchönem Ausdruck ſein Kreuz. Im andern desgleichen. Hier hat er aber einen Purpurmantel, und ſein Schmerz iſt durch wunderbare Heiterkeit gemildert. — Von Hannib. Caracci (in der Galerie Borgheſe). Chriſtus ruht auf der Säule, an die gebunden er gegeiſſelt worden, mit Blicken voll göttlicher Zuverſicht, zum Vater im Himmel aufſchauend (Webb Ueberſ. des Schönen, Vorrede von H. H. Füßli. S. LI. und fg.). — Von Franz Albani, geſtochen von St. Picart und G. Rouſſelet

---

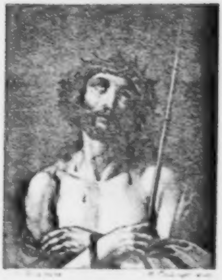
ſtanley; von Tintoretto, geſtochen von N. de Bruyn, N. N. Cochin, und D. Louiſa; von A. Schiavone, geſtochen von J. Grönsvelt; von C. Schwarz, geſtochen von Sadeler; von J. Lanfranco, geſtochen von D. Cunego; von J. Jordäns, geſtochen von J. C. Viſcher. — Auch die Scene, wo Pilatus ſich die Hände in einem Becken wäſcht, iſt vielfältig geſchildert worden, z. B. von Nik. Knopfer (Winklers Gemälde S. 59), wo Chriſtus mit Barnabas einen harten Gegenſatz macht.

5) Wo ich nicht irre zweimal, in der Münchner Galerie und im Muſeum zu Paris.

(Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 6). Halbfiguren. Chriſtus voll hoher Würde und einem eindringenden Ausdruck von williger Duldung, gepaart mit innig-ſchmerzlicher Empfindung. Drei Engel betrachten ihn voll Wehmuth (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 264). Die Idee dieſes Bildes hat etwas ſehr Gemüthliches. Eine unſichtbare Scene wird ſichtbar gemacht. Nur der Häſſer alles Poetiſchen in chriſtlichen Bildern kann ſolche Darſtellungen verwerflich finden. — Von Titian, geſtochen von Joh. Baleſtra, Von edelm Ausdruck; wenn gleich dieſer nicht ganz zum Idealen durchgedrungen iſt, ſo iſt doch der glücklich getroffene Uebergang des ſinnlichen Schmerzgefühls in das Bewußtſeyn der göttlichen Herkunft und des Meſſiasberufs zu bewundern. 6) — Von Giorgione, geſtochen in punktirter Manier von Morin (auch in der Aglaja. Wien 1821). Die Form des Geſichts iſt edel; der Ausdruck von inniger Wehmuth und Geduld ungemein wahr. Unwilliger Schmerz zeigt ſich nur in der Stirnfalte über der Naſe, ſonſt durchweg milde Freundlichkeit. Dieſes Bild erinnert an ein anderes von Giorgione's Lehrmeiſter Bellino (in der Dresdner Galerie). — Von L. Cigoli, geſtochen von Wicolet (Tableaux de Florence I. 3. Landons Annal. VIII.), beſſer von Maſſard (Galer. p. Filhol VI.). Viel Ausdruck, aber nicht edel genug. — Der Ecce homo von Guido Reni, gut geſtochen von C. G. Schulze und von Ant. Krüger, noch beſſer von Cipriani unter der Aufſicht von Raphael Morghen, hat einen tiefen

---

6) Nicht zu verwechſeln iſt dies Bild mit dem großen Ecce homo von Titian in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien, geſtochen von W. Hollar und Männel. Hier iſt die Hauptfigur (Chriſti) von höchſt gemeinem Ausdruck. Auch das kleine Ecce homo, geſtochen von Prenner, verdient dies Urtheil.



Ausdruck innigen aber zugleich gelaſſenen und Gott ergebenen Leidens; dieſer Ausdruck ſpricht ſich beſonders im Auge ſtark aus. — In mehrerer Hinſicht noch geiſtvoller iſt das Bruſtbild Guido Reni's, genannt le Christ du Roseau, weil Chriſtus, deſſen Blick himmelwärts gerichtet iſt, hier auch das Rohr in der Hand hält; 7) trefflich geſtochen von Friedr. Lignon. Mit dem innigſten Schmerz iſt himmliſche Ruhe gepaart, und ein Sich-erheben über allen Schmerz, eine liebevolle Hingebung bei dem Gedanken: Dein Wille, Vater! geſchehe! — In Vielem ähnlich, noch ſanfter, aber minder erhaben iſt der Ausdruck in Guercino's Ecce homo, auch mit dem Rohrſtab, ſehr ſchön geſtochen von Peter Fontana, dann von Trasmante. Der offene Mund des Leidenden ſcheint hier eine unpaſſende Nachahmung des Laokoon. So heftig darf der Schmerzausdruck des Sohnes Gottes nicht ſeyn. — Des P. Mignard Ecce homo, geſtochen von N. Bazin (1690), hat einen ſchönen Ausdruck frommer und gelaſſener Ergebung; es fehlt aber durchaus das Göttliche. — Einen vorzüglichen Ecce homo, und eine nach meinem Urtheil noch beſſere Mater dolorosa von Solario ſah ich (1822) zu Baſel bei Kunſthändler Lamy. 8) Sie kamen aus der Privatgalerie des verſtorbenen Herzogs von Feltre (Klarke). Der Ausdruck des Chriſtus, die Dornenkrone auf dem Haupte, den Rohrſtab in der Hand und den Pupurmantel um den nackten Leib, iſt ſanfte Ergebung und Gelaſſenheit. Das Geſicht iſt edel; wenn gleich nicht idealiſch ſchön. Dazu fehlt das Erhabene. Aber die

---

7) Ein ähnliches Bild von Guido enthalten die Galerie Corſini zu Rom, die kaiſerliche Galerie zu Wien (Roſa I. 154), und die Galerie zu Dresden (Demian S. 213. Nro. 5). Ein ähnliches von van Dyck iſt von ihm ſelbſt gut geſtochen, und eines von Rubens, geſtochen von Nik. Lauwers.

8) Ob wohl die nämlichen Bilder, die geſtochen ſind von J. Boulanger?

Maria hat ganz den erhabenen idealiſchen Charakter ihres namenloſen Schmerzens, der ſich in allen Zügen des edeln Geſichts und auch noch in den Händen kund gibt, beſonders aber im Auge. Ihre Geſichtszüge ſind die einer Frau von mehr als fünfzig Jahr, aber mit Spuren ſeelenvoller, jugendlicher Schönheit. — An dem Ecce homo, (Knieſtück) von Carl von Strubi, ſchön geſtochen von J. G. Rugendas, iſt der Körper beſſer als der Kopf. Jener iſt wohl nur zu ſchön; dieſer aber nicht edel genug. Er ſcheint ſich von der ruchloſen Rotte ſeiner Läſterer und Verhöhner mitleidig wegzuwenden, das Auge etwas aufwärts richtend, als ob er ſagen wolle: Vater! verzeih' ihnen; ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Dies wäre lobwürdig; aber mein Gefühl vermißt etwas von dem Ausdruck des Göttlichen, wofür die Geſichtszüge zu gemein ſind, und die Wehmuth vielleicht zu ſtark. — Von Schnorr, geſtochen von L. Beyer. Auge und Mund drücken den milden Schmerz trefflich aus. Die Naſe ſagt wenig. Die Dehnung der Augbrauen iſt aber zu heftig; der Stral der Zuverſicht zu ſchwach. — Viele Zartheit und Milde iſt in Hemmelings Bild in der königlich baieriſchen Galerie, lithographirt von Strixner. — Von Aleſſandro Bonvicino, genannt Moretto, in dem Rathhauſe zu Brescia: Chriſtus in ganzer Figur ſitzt ermattet und allein, Todesbläſſe auf Geſicht und Körper. Hinter ihm, etwas höher, hält ein Engel, voll Trauer niederſchauend, ein ausgebreitetes, in wenigen Falten herabſinkendes Tuch, wie um damit die Wunden und Schmerzen des göttlichen Dulders zu bedecken. Die Einfachheit und ſeelenvolle Wahrheit machen das Ganze zu einem ergreifenden Bilde (Kunſtblatt 1823. Nro. I. S. 5). 9)

---

9) Noch haben wir Bilder von Guercino, geſt. von J. Wagner; von Paul Veroneſe, geſtochen von W. Hollar; von Par-

Chriſtus wird wirklich mit Dörnern gekrönt. Von **Dominichino**, geſtochen von Fr. **Andriot** (in **Landons** Evangiles Pl. 22). — Von **Titian**, mittelmäſſig geſtochen von **Lefevre**, beſſer von **Maria Cosway** und von **Kibault** (Musée fr. IV). Die gewaltſame Anſtrengung, womit die Kriegsknechte die Dornenkrone auf Chriſti Haupt zu befeſtigen ſuchen, iſt widerſinnig. Sonſt verdient die ganze Compoſition großes Lob. Die Figur Chriſti, der mit einem Scharlachmantel bekleidet, ein Rohr in der Hand hält, und auf den Stufen vor der Wohnung des Landpflegers ſitzt, im Moment, wo ihn die Juden verſpotteten, und ſo als ihren König begrüßten, iſt edel, wurdevoll und rührend. Sein Geſicht athmet himmliſche Gute, Geduld und Ergebung. — Ueberhaupt iſt der Gegenſtand für die heilige Kunſt wenig geeignet. Der Ausdruck fällt zu leicht ins Wilde, Gräßliche, wodurch das Erhabene, Göttliche verſchlungen wird. 10) —

---

meſano, geſtochen von L. Kilian; von Caravaggio, geſtochen von F. Baſan; von E. Quellinus, geſtochen von C. Galle; von Tintoretto, geſtochen von D. Louiſa; von P. Voratori, geſtochen von J. Troyen; von C. Le Brun, geſtochen von N. Bazan, von A. Coypel, geſtochen von C. Simonneau.

10) Die Verſpottung Chriſti ſcheint mir kein Gegenſtand, der für einen Altar ſich ziemt, eher noch für Vorhallen von Kirchen. Ich erinnere mich eines ſehr ſchönen Bildes in der Sammlung des Grafen von Benzel-Sternau von Dominichino. — Die beiden Henkersknechte ſind gemeine rohe Naturen von boshaft wildem Ausdruck. In des Heilands edeln Zügen zeigt ſich göttliche Milde, den Schmerz beſiegend, der in den Augenwinkeln, in Stirn, Naſe und Kinn angedeutet iſt. Augen und Lippen ſcheinen für die Peiniger zu beten (Unterhaltungsblatt. Aarau 1825. Nro. 19. S. 327).

Ein ſchönes Bild von **Ant. van Dyck** iſt meiſterhaft geſtochen von Schelde **v. Bolswert**. In einem großen Gefängniß (?) ſitzt Chriſtus mit würdigem Ausdruck auf einem Stein, den Oberleib faſt ganz entblößt, die auf dem Schooß ruhenden Hände zuſammengebunden, das Haupt wehmuthvoll gegen die linke Schulter geſenkt. Vor ihm hält knieend ein Scherge ein Rohr; neben ihm befindet ſich ein anderer mit höhniſcher Miene. Hinter Chriſtus iſt ein Geharniſchter im Begriff ihm die Dornkrone aufzuſetzen; ein anderer, einen Speer in der Hand ſieht zu. Links hinter Chriſtus beugt ſich ein Gerichtsknecht mit verruchter Miene gegen ihn vor, faßt mit der einen Hand ſeine Haare und hält die andere in die Höhe, um ihm einen Backenſtreich zu geben. Im Vorgrunde ſieht ein römiſcher Centurio, einen Stab in der Hand, mit dem Ausdruck des Wohlgefallens. Die Anordnung iſt vortrefflich, und die Perſonen ſind mit Scharfſinn charakteriſirt (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 217).

Chriſtus auf dem Hingang nach Golgatha. Weit oben an ſieht das Meiſterwerk von Raphael, genannt il Spasimo di Sicilia (zu Madrid), geſtochen von Auguſtin von Venedig, von Ant. Lafreri, ſehr ſorgfältig von Cunego (1781), dann von Fernando Selma. 11) S. auch das Bild und mehrere Köpfe daraus in Bonnemaisons, Suite d'etudes calquées et dessinées d'apres cinq tableaux de Raphael accompagnées d'Oeuvres de ces tableaux. Paris 1811. Fol. und Landons Choix II. Alles iſt meiſterhaft in dieſem Gemälde; das Ganze und jeder Beſtandtheil. Der Anführer des Zugs und die Soldaten und Henkersknechte, wovon einer Chriſtum mit einem Strik emporzieht, ein anderer,

---

11) Ein noch weit beſſerer Stich von Toſchi zu Parma wird erwartet.

das Kreuz emporhebend mit der Lanze droht, machen durch eine Gradation fühlloſer Roheit und Wuth ihres Ausdrucks einen treffenden Gegenſatz mit den Frauen und dem Johannes. In dieſen trauernden Perſonen iſt die Trauer nach dem Alter, der Lage und dem Charakter ganz vortrefflich abgeſtuft. Der ſinkenden Mutter Schmerz iſt der innigſte; er zeigt ſich in den rothgeweinten Augen, in der Zuſammenziehung der Stirnmuskeln, in der Oeffnung des Mundes, in der Haltung und im Blick, der die Gerichtsdiener um Mitleid für ihren Sohn anzuflehen ſcheint. Der Schmerz der Magdalena iſt heftig und hilfbegierig; der tief betrübte Johannes hält Marien im Sinken mit der Hand auf. Der unter der Laſt des Kreuzes, zu Boden geſunkene Chriſtus ſagt mit erhabener ruhiger Wehmuth: „nicht über mich weinet, ſondern über euch und eure Kinder!“ — In ſeinem Geſicht iſt die höchſte Schönheit mit dem lebhafteſten Ausdruck, und der Ausdruck göttlicher Stärke und Weiſſagung mit dem milden des Gefühls der Schwäche der Menſchheit meiſterhaft vereinigt. Die Linke, ganz ausgedehnt ſtützt ſich auf einen Stein; während die Rechte ſich bemüht das Kreuz emporzuhalten. Die größte Wahrheit im Ausdruck des Leidens entzieht hier nichts dem Edeln der Geſichtsbildung und der übrigen Formen des Körpers (Mengs Werke. Halle. 1786. III. 57 — 67. Füßli kritiſches Verzeichniß I. 164 u. fg. Quatremere de Quinci Hist. de Raph. p. 209). 12)

---

12) Eine andere Darſtellung von Raphael, geſtochen von Nik. Larmeſſin befand ſich ehemals in der Galerie Orleans (S. den Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael IV. Nro. 216). Hier folgen die Frauen mit Johannes dem das Kreuz tragenden Heiland. Eine dritte, geſtochen von Beatricet (Landon Vie et Oeuvres VI. Nro. 339). Die Frauen ſcheinen den Schaarwächtern Mitleid

Chriſtus, mit Dörnern gekrönt trägt das Kreuz. Von **Leonardo da Vinci** (fürſtlich lichtenſteiniſche Galerie zu Wien), geſtochen von **Janota**. — Von **Paul Veroneſe**, geſtochen von **J. M. Metelli** und von **Preisler** (**Landon** Annales VI. 85). Mehr wegen der maleriſchen Anordnung, als der Charakteriſirung zu loben. — Beſſer iſt das Bild von **P. P. Rubens**, geſtochen von **Paul Pontius** (auch von **Ph. A. Kilian** für ſeine Bilderbibel, und für die Wiener Bilderbibel von **Joſ. Stöber**). Compoſition und Anordnung ſind ſehr gut. Die Mutter will ſich in der Heftigkeit des Schmerzes zu dem Sohn hinſtürzen, indem ſie die Hände nach ihm ausſtreckt. Johannes hält ſie zurück. Auch die Veronika hat den rechten Ausdruck. Schade, daß Chriſti Geſicht nichts Edles hat (Manuel du Musée fr. III. Nro. 47). — Von **Giorgione**, geſtochen von **Fried. Hortemels**. Das Geſicht Chriſti hat einen rührenden Ausdruck. — Von **Andr. Sacchi**, geſtochen von **Simon Vallée** (Receuil Crozat I. 114). In Blick, Mund und Naſe, des unter der Laſt des Kreuzes zu Boden Geſunknen iſt die ſchmerzvolle Ergebung gut ausgedrückt. Nur iſt in dem Ausdruck zu viel Schwäche. Die Compoſition der übrigen Figuren iſt unbedeutend. — Von **Le Sueur**, geſtochen von **Delaunay**. Einfache Darſtellung (Galerie fr. par

---

einflößen zu wollen. — Die Kreuztragung von **Hier. Mutian**, geſtochen von **Corn. Cort** (1567) und manche andere haben Verdienſt, aber ohne dem Raphaeliſchen Bilde nahe zu kommen. In dem Bilde von **Joh. Strada**, geſtochen von **Ph. Gallé** iſt der unter dem Kreuz zuſammenſinkende Chriſtus keine unedle Geſtalt. Doch iſt nichts Göttliches darin, wenn gleich Ruhe und Zuverſicht daraus ſprechen. Der Schmerz der vor ihm knieenden Maria iſt innig; ſo auch der Schmerz des über ihr ſich vorbeugenden Johannes. Die andern Frauen, obgleich voll Wahrheit, wie auch die Kriegsknechte, ſind doch etwas gemeine Naturen.

Filhol II. 116, Landon Evangiles V. 149). Die Veronika iſt eine würdevolle Figur; Chriſtus jedoch zu kalt und blos leidend. — Von van Dyck (Landon Annales XII. 75). Chriſtus ſinkt nieder unter der Laſt des Kreuzes; Maria knieet vor dem zur Erde Geſunkenen in tiefſtem Schmerz. — Von Carlo Dolce, ſchön geſtochen von C. Heath. Chriſtus trägt das Kreuz. Sein Geſicht hat viel Mildes, aber nicht genug Bedeutung und Erhabenheit des Ausdrucks. — Von Auguſtin Caracci, geſtochen von Theod. Vercruys. Chriſtus hält das Kreuz. Rührender Ausdruck von Wehmuth und duldender Ergebung. — Von Ludw. Caracci (in der Sammlung des H. Campe zu Leipzig). Chriſtus ſcheint der Laſt beinahe zu erliegen. Aber der milde und erhabene Ausdruck des ganzen Geſichts, beſonders des ſeelenvollen Auges ſpricht himmliſches Bewußtſeyn und völlige Gottergebung aus. Das Bild iſt gut erhalten. — Von Dominichino (Landons Evangiles Pl. 41). Er ſinkt wie ein Lamm ohne Murren unter dem Kreuz, von rohen Henkern umgeben. Geſtochen iſt dieſes Bild von Heinriquez. Ein anderes von Dominichino (geſt. von Fleiſchmann) ſtellt den das Kreuz tragenden Chriſtus dar. Das Geſicht hat einen ſchönen und wahren Ausdruck von Sanftmuth, Frieden und Gelaſſenheit, und Mitleid mit dem Geſchlecht der Menſchen, für das er das Kreuz trägt. — Ein dem Guido Reni zugeſchriebenes Gemälde in der Magdalena-Kapelle des Oxford-Collegiums, iſt geſtochen von J. K. Schwerin (1779). — Das Bruſtbild Chriſti, eine Dornenkrone um den Kopf und das Kreuz tragend, angeblich von Cotreggio (kaiſerl. Galerie zu Wien), geſtochen von Jg. Kropp iſt ein mildes, edles Geſicht, aber ohne Ausdruck des Leidens. 13)

---

13) Noch erwähnen wir der Bilder von H. Caracci, geſtochen von F. Poilly; von B. Franzeſchini, geſtochen von C. Gregori;

Die Kreuzigung Chriſti. Sollte nicht ein empfindſamer Chriſt bei einer rührend und wahr dargeſtellten Kreuzigung Chriſti ſich erſchüttert fühlen und ſich an den unendlichen Dank erinnern, den wir der Gottheit ſchuldig ſind, die uns Chriſten werden ließ? (Vergl. v. Racknitz Briefe über die Kunſt. Leipzig 1795. S. 38). Von Raphael, geſtochen von D. Cunego. Das Geſicht Chriſti iſt idealiſche Empfindung der Schwäche der Menſchheit mit einem Gefühle göttlicher Kraft verbunden. Die Gruppe von Maria, Magdalena, den andern Frauen und Johannes im Gegenſatz mit den rohen Henkersknechten iſt ausnehmend ſchön und rührend. — Von Luk. v. Leiden (jetzt in der Boiſſere'ſchen Sammlung), geſtochen (1510) von ihm ſelbſt, und lithographirt von Strixner. Große und reiche Compoſition voll Ausdruck, Wahrheit und Leben mit guter Anordnung (Joh. Schopenhauer, Joh. van Eick. III. 34 ꝛc.). — Von Tintoretto, geſtochen in drei Blättern von Auguſtin Caracci, in einem von Heinzelmann. Eine große Compoſition (Füßli III. 91 u. fg.). Die Köpfe ſind gemein; das Uebrige, beſonders die Anordnung des Ganzen, verdient als Studium Beachtung 14) — Von Gaudenzio

---

von Leonardo da Vinci, geſtochen von J. G. Janota; von C. Maratti, geſtochen von B. Thibouſt; von P. Mignard, geſtochen von B. Audran und J. Boulanger; von Tintoretto, geſtochen von Prenner; von C. Schwarz, geſt von J. Sadeler; von G. Reni, geſt. v. A. J. Prenner; v. Tintoretto, (Cochin Voj. III. 77). Angezeigt wurde auch ein Jesus portant la croix, d'aprés Landines par P. Anderloni. Kunſtbl. 1823. Nro. 64.

14) Eine Kreuzigung von Tintoretto im Kapuziner-Kloſter zu Lentini iſt eine reiche Compoſition mit etwa hundert Figuren; aber auch reich an Gemeinheiten.

Ferrari in Varallo zu Mailand, welche Skaramuzzi (Finezze de' penelli Italiani 146) nicht genug bewundern kann. — Von P. P. Rubens, geſtochen von H. Witdouck. Sehr ſchöne Compoſition. Nur iſt der Ausdruck bei einigen Perſonen übertrieben (Füßli IV. 203). — Von Crayer (in der Kirche der Beguinen zu Brüſſel). Ein Bild von großem Ausdruck und ſchöner Harmonie; doch beſſer im Ganzen, als in den Details (G. Forſter Voj. sur les rives du Rhin I. 389). 15)

Die Aufrichtung des Kreuzes, von P. P. Rubens, geſtochen von Masquelier (Galerie fr. par Filhol X. 703). Ein Studium von der höchſten Muskelnanſtrengung.

Chriſtus empfiehlt vom Kreuze ſeine Mutter und den Johannes einander. Von P. P. Rubens, geſtochen von Jak. Neefs.

Chriſtus zwiſchen den zween Miſſethätern am Kreuze. Eine ſchwere Aufgabe. „Ein blühender Seraph, ſtürb' er, alſo läg' er im Tode. Noch lächelt die Liebe und in ſeinem Geſicht redt ja die Gebärde noch Gnade.“ (Klopſtocks Meſſiade). Sein Stillſchweigen war Folge ſeiner innern Ruhe, der Beherrſchung der Empfindungen, der Gelaſſenheit und Gleichmüthigkeit. Auf ſeinem Antlitze lag noch immer die gewöhnliche Huld und Liebe gegen die Menſchen verbreitet; ſeinen Mund umſchwebten die Züge der Sanftmuth; aus ſeinem ſchon halb gebrochenen Auge blickte

---

15) Noch beachtenswerth ſind die Bilder von Paul Veroneſe, geſtochen von A. D. Bertoli; von A. van Dyck, geſtochen von B. Bolswert; von Titian, geſtochen von J. J. Valegio; von Jul. Romano, geſtochen von F. Bertelli; von N. Pouſſin, geſtochen von J. Audran.

Erbarmung hervor; ſein Haupt neigte ſich zur Verſöhnung herab. Betrachten wir das Gemälde von Hannib. Caracci, geſtochen von L. Desplaces. Der eine Miſſethäter fleht Chriſtum an, der ſein ſchon ſinkendes Haupt ihm freundlich zuwendet. Nahe beim Kreuz Maria in Ohnmacht, von Magdalena und Johannes unterſtützt. — Von Michael Angelo, trefflich geſtochen von J. Folo. Die Figur Chriſti iſt durchaus edel und erhaben. Unter dem Kreuze ſtehen Maria und Johannes im tiefſten Schmerz. Neben dem Haupt Chriſti ſieht man in den Wolken in Geſtalt von zwei Genien die Seelen des guten und des böſen Schächers; was freilich nicht für jedermann deutlich ſeyn dürfte. — Von Rubens auf dem Hauptaltar der Kapuziner-Kirche zu Antwerpen, geſtochen von Bolswert (Descamps Reiſe 211). Im Kleinen kommt das Bild vor unter Winklers Gemälden (S. 205). Der Gekreuzigte ringt mit dem Tode, angekündigt durch die erſtarrenden Arme, die erſtorbenen Füße, das erbleichende Geſicht, die blauen Lippen, die erlöſchenden Augen. Beim Kreuze ſtehen Maria, Johannes und Magdalena. Einige Soldaten ſcheinen von Mitleid und Reue ergriffen. 16)

Chriſtus am Kreuze, 17) einzelne Figur. Von Guido Reni (in der Kirche St. Laurenz di Lucina zu Rom), geſtochen

---

16) Auch das Bild des Lukas van Leiden, geſtochen von ihm ſelbſt (1517) hat Verdienſt.

17) In den meiſten Bildern hängt der Körper blos an dem durch die Hände und Füße geſchlagenen Nägeln. Der Wahrſcheinkeit wär' es gemäſſer, wenigſtens bei den Füßen, wo nicht auch beim Unterleib, ein aufſtemmendes Geſims anzubringen.

von Drevet, nach ihm von Chereau, dann von J. Volpato. Sehr ſchön und wahr. Ein anderes Bild von Guido, geſtochen von Dorigny, hat zwei Engel neben dem Kreuze ſchwebend, und über ihm den göttlichen Vater (?). Ein drittes iſt bei den Kapuzinern zu Bologna. Der Ausdruck des Sterbenden hat etwas Göttliches. Die Mutter iſt ganz von Schmerz niedergebeugt, oder vielmehr zernichtet. Johannes hat die Augen auf den Sterbenden geheftet (Richardſon I. 70). Ein viertes in der F. Eſterhaziſchen Galerie zu Wien iſt geſtochen von C. Rahl. Einzelne Figur; Chriſtus dem Verſcheiden nahe. — Viel Erhabenes hat das Bild von P. P. Rubens, geſtochen von Paul Pontius, auch von Rob. Lawrie. Das Haupt mit erlöſchenden Augen emporgerichtet, ſpricht Chriſtus die letzten Worte zu ſeinem ewigen Vater. Der Mund iſt geöffnet, die Nerven ſind geſpannt, alle Muskeln in Zuckung. Ein gebrochenes Licht beleuchtet den Körper; der ganze Horizont iſt verdunkelt. In einem Dunſtgewölk hinter dem Kreuze fliehen die Sünde (ein geflügelter Dämon) und der Tod, von Engeln verfolgt (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 160). — Von Mich. Angel. Buonarotti, geſtochen von Joſ. Villinger (1822). Der ſehr abgemergelte Leib iſt anatomiſch gezeichnet; der Ausdruck des aufwärts ſchauenden Geſichts voll wahren Schmerzes, aber nicht edel genug. — Von Murillo in der Capelle à la Misericorde zu Avignon. Trefflicher Ausdruck. — Von van Dyck. Chriſtus am Kreuz von den heiligen Frauen beweint, geſtochen von Rob. Lawrie (1773) und von Matth. Bornſcheins (Descamps Reiſe 130). — Von Jak. Jordäns, geſtochen von Sch. a Bolswärt. St. Johannes und die heiligen Frauen ſind am Fuße des Kreuzes. — Chriſtus am Kreuz; daneben Maria und Johannes. Engel faſſen zu beiden Seiten das Blut auf, von Raphael (Galerie des Cardinals Feſch). Würdig des Grabſtichels eines Longhi (Speth Kunſt in Italien III. 131). — Der Chriſtus in Albr. Dürers Bild, wo drei Engel aus den Wundmalen des Gekreuzigten das Blut im Kelche auffaſſen, hat einen wahren Ausdruck ſchmerzhaft edler Hingebung. Das Bild iſt von ihm ſelbſt trefflich in Holz geſchnitten (Siehe Derſchau's Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter. Gotha 1808. I. 11). — Chriſtus am Kreuze, indem man ihm den Schwamm darreicht. Von van Dyck, geſtochen von Fr. Poilly. — Chriſtus ſterbend am Kreuze, von Engeln umgeben (der König von Frankreich legt am Fuße des Kreuzes knieend die Krone nieder), von Le Brün, meiſterhaft geſtochen von G. Edelink, nach ihm von Drevet, auch von N. Bazin, F. Poilly und J. Rouſſelet; neuerlich von Schuler (dem die untere Partie ſehr gelungen iſt, auch ein Theil der Engel in der obern, am wenigſten aber der Ausdruck im Chriſtuskopfe). Ein Bild von großer Schönheit. Der Ausdruck des ſterbenden Erlöſers iſt vortrefflich. Der emporgewandte Blick des Auges und alle Züge, alle Bewegungen der Muskeln um Auge, Stirn und Mund ſprechen voll Ergebung und himmliſcher Zuverſicht: „das große Opfer iſt vollbracht; ich empfehle meinen Geiſt in meines Vaters Hände.“ Alle Uebertreibung iſt hier glücklich vermieden. Der Ausdruck der neben dem Gekreuzigten ſchwebenden Engel iſt eine mit Trauer und Mitleid gemiſchte Andacht und Bewunderung; es iſt unter ihnen zwar Verſchiedenheit, doch nicht ohne gewiſſe Eintönigkeit und mit etwas zu viel franzöſiſcher Nationalphiſiognomie. Unter dem Kreuze knieet neben dem Könige eine Magdalena mit wahrem Ausdruck der Reue (man ſagt, es ſey das Bild der Herzogin von Valiere), und ſowohl dem Könige (Ludwig XIV.) als mehrern andern Figuren um ihn (nach den Bildniſſen der andern Geliebten des Königs — ſeltſam genug!), die ihre mit Trauer und Reue gemiſchte Ehrfurcht ausdrücken, hat der Künſtler Flügel gegeben. Dieſe Gleichſtellung mit den Engeln, die oben wegen dem großen Opfer des Menſchenſohns trauern, iſt auffallend unſchicklich. Hat doch dem Künſtler bei der Compoſition im Ganzen die Idee vorgeſchwebt: daß Himmel und Erde an dem Tode des Erlöſers Theil nehmen. Um ſo genauer hätte die Bezeichnung des Unterſchieds zwiſchen himmliſchen und irdiſchen Weſen beibehalten werden ſollen. — Chriſtus am Kreuze, unter ihm die Magdalena trauernd, in knieender Stellung von Guido Reni (Landon Annales IX. 119), geſtochen von J. B. Bolognini. Von rührendem Ausdruck. — Chriſtus am Kreuze; auf der einen Seite Johannes, auf der andern die beiden Marien, von Palma dem jüngern, geſtochen von Raph. Sadeler. — Chriſtus am Kreuz, umgeben von den frommen Frauen und St. Johannes, von Martin Schön, geſtochen von Albr. Glockenton hat viel Verdienſtliches. Noch mehr aber ein Gemälde von Frank dem jüngern (im Muſeum zu Paris). Chriſtus am Kreuze zwiſchen den zwei Schächern; unten Maria, die Frauen, der Evangeliſt Johannes; vorn die Soldaten (Landon Annales XII. 57). — Der Heiland am Kreuze von van der Werff iſt geſtochen von Valentin Green (1792).[18]

---

[18] Man hat ferner Bilder von Chriſtus am Kreuze v. F. Barozzio, geſtochen von G. van Veen; von A. Algardi, geſtochen von J. Frey; von Paul Veroneſe, geſtochen von A. Caracci; von C. Maratti, geſtochen von R. Audenärt; von H. Caracci geſt. von C. Blömärt; von L. Caracci, geſt. von Pitheau; von P. Champagne, geſtochen von G. Edelinck.

Dem Gekreuzigten wird der Schwamm mit Eſſig gereicht (Joh. XIX. 29), von van Dyck (in der Michaeliskirche zu Gent. Landon Annales XVII. 61), ſehr gut geſtochen von Bolswert. Unter dem Kreuze ſind Maria, Johannes und Magdalena, welche letztere das Kreuz umfaßt. Anordnung, Ausdruck und Ausführung ſind meiſterhaft (Descamps Reiſe 253).

Chriſtus am Kreuze, der dem guten Schächer das Paradies ankündigt. Von Tintoretto. Der andere Schächer iſt nicht ſichtbar. Der Bekehrte iſt voll Staunens und Vertrauens (Hofſtätter II. 197). — Chriſtus ſtirbt. Von Nik. Pouſſin, ſehr ſchön geſtochen von N. Die Sonne verfinſtert ſich. Zwei Todte ſieht man aus den Gräbern ſich erheben, was aber, weil der Gegenſtand kaum darſtellbar iſt, hier ſtörend wirkt. Maria, Johannes und Magdalena ſtehen ſchmerzvoll aufblickend in einiger Entfernung vom Kreuze. Der Hauptmann, vor dem Kreuze vorbeireitend, ruft: Fürwahr er iſt ein Gottes Sohn! — Coypel hat in einem Bilde gleichfalls dieſen Moment dargeſtellt. Man ſieht hier Viele von Staunen und Furcht ergriffen. Einige voll Entſetzen. Mitten unter ihnen ſteigt ein Todter aus dem Grabe (Du Bos Reflexions sur le Peinture I. 235). — Beachtungswerth iſt auch ein ſterbender Chriſtus von van Dyck, geſtochen von P. D. Jode (Descamps Reiſe 230). — Chriſtus, am Kreuze geſtorben. Unter ihm Maria in Ohnmacht. Von van der Werff, geſtochen von Valent. Green (1792). — In dem berühmten Gemälde von Rubens, in der Franziskaner-Kirche zu Antwerpen, iſt Chriſtus auch ſchon geſtorben. Der gute Schächer blickt mit Vertrauen auf die Verheiſſung des Herrn gen Himmel. Der verſtockte aber iſt ein in jeder Hinſicht gräßliches Weſen. Ein Henkersknecht hat ihm gerade mit einem Eiſen ein Bein zerſchlagen. Im gewaltigen Schmerz hat er den Fuß von dem Nagel, der ihn feſthielt, losgeriſſen. Sein ganzer Körper iſt in entſetzlicher Verzerrung. Wen kann eine ſolche Schilderung erbauen, und iſt ſie überhaupt für die ſchöne Kunſt geeignet? (Vergleiche Du Bos Reflexions sur le Peinture I. 233 ꝛc.) 19)

Drei und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Abnahme Chriſti vom Kreuz und die Grablegung.
(Matth. XXVII. 57—61. Mark. 42—47. Luk. XXIII. 50—55. Joh. XIX. 38—42).

Vor dieſen Bildern ſoll der Beſchauer mit der nämlichen heiligen Trauer erfüllt werden, von welcher jene fromme Seelen durchdrungen waren, die Chriſto mit unbegrenzter Ehrfurcht und Liebe anhingen und deren Blicke nun auf die Leiche des Hochver-

---

19) Bei der Vorſtellung des Verſcheidens Jeſu ſollte wohl vorzüglich die Stelle bei Lukas XXIII. 48, ausgedrückt werden: „Und das ganze Volk, da es ſah, was vorfiel, ſchlug an die Bruſt und kehrte zurück."

Manche gute Studien finden ſich mitunter in der Paſſion vom Martin Schön in 12 Blättern, geſtochen von Albr. Glokenton; in den 14 Blättern der Leidensgeſchichte von Lukas v. Leiden, von ihm ſelbſt geſtochen; in der Paſſion in 8 Blättern von S. H. Beham; in den 12 Blättern des Heinr. Goltzius, von ihm ſelbſt geſtochen: dicata Frederico Boromeo Card. 1598; in der großen Paſſion von Albr. Dürer, in 12 Blättern in Folio; in deſſen kleiner Paſſion in 16 Blättern klein oktav;

ehrten geheftet ſind, deſſen unvergleichliche Wohlthaten die blinde Wuth des Volks und die Bosheit ſeiner Häupter mit ſolcher Grauſamkeit und ſolchem Hohn vergolten hatten.

---

in einer andern kleinen Paſſion von Albr. Dürer in 37 Blättern in quarto, wovon Marc Anton 36 nachgeſtochen hat; in Albr. Dürers großem Ecce homo, geſtochen 1512 in Quarto; in ſeinem Chriſtus am Oelberge; in Luk. Kranachs Paſſion in 13 Blättern Amſterd. (1616); in Hans Holbeins Paſſion auf der Stadtbibliothek zu Baſel, beſtehend in 8 Bildern: 1) Oelberg, wovon oben ein Wort geſagt worden, 2) Gefangennehmung, 3) Hoherprieſter, 4) Geiſelung, 5) Verſpottung, 6) Ausführung, 7) Kreuzigung, 8) Grablegung. Alle dieſe Bilder ſind reiche Compoſitionen, nicht immer edel gedacht, aber höchſt fleißig und mit Empfindung ausgeführt, voll mannigfaltigen Lebens und Ausdrucks und mit einem lebhaften und zugleich harmoniſchen Colorit. Sie ſollen jetzt alle in Steindruck erſcheinen. Eine ähnliche Paſſion in 10 Handzeichnungen von H. Holbein iſt, jedoch mittelmäßig, geſtochen von Chriſtian v. Mechel im II. Theile der Oeuvres de Jean Holbein. *) — In Hinſicht der Charakteriſirung großentheils vorzüglicher iſt die Vita, Passio et Ressurectio Jesu Christi variis iconib. a Martino de Vos expressa ab Andr. Collärt. Antw. Joh. Gallé exc. (50 Kupferſtiche). Ferner iſt Mehreres ſehr Lobenswerthe in der Paſſion von Joh. Stradan (Phil. Galle inc.); in der Paſſion in 14 Blättern von Jak. de Ghain und Z. Dolendo nach Carl. van Mander; in der kleinen Paſſion in 12 und der großen in 7 Blättern von Jak. Callot; — in dem Weg des Kreuzes von J. D. Tiepolo in 14 Blättern; — in der Paſſion in 36 Blättern von Seb. Le Clerc; in der von Wilh. Swaneburg unter der Aufſchrift: der Thron der Gerechtigkeit in 14 Octav-Blättern; in der von Mart. Gerard in 14 Blättern, oktav; in der von Greg. Huret in 33 Blättern, meiſt nach eigenen Erfindungen.

*) Ganz verſchieden von jenen beiden Paſſionen des Hans Holbein iſt diejenige in 16 Bildern, welche Hollar geſtochen hat. Dieſe

Vieles kommt hier zuſammen, um den Geſchichtsmaler zur Ausführung der beiden Scenen einzuladen. Der Augenblick in beiden iſt höchſt rührend; es ſind Grenzpunkte des tiefſten, innigſten Seelenſchmerzens. In allen Abſtufungen zeigt ſich dieſer nach den verſchiedenen Charakteren der Perſonen, einer Maria, eines Johannes, einer Magdalena, der andern Frauen, des Joſeph v. Arimathäa, des Nikodemus. Doch in allen dieſen Figuren muß der Schmerzausdruck gemäſſigt ſeyn; in keiner darf er in's Leidenſchaftliche ausbrechen. Es muß ein Schmerz ſeyn, der ſeines Gegenſtandes würdig iſt. Das Treffen des rechten Maaßes hierin und zugleich die Darſtellung deſſelben in ſeiner Mannigfaltigkeit ſind allerdings ſchwierige Aufgaben, die aber für das Genie große Reize haben. Dazu geſellt ſich der Contraſt in der erſten Scene zwiſchen den ſanften Gefühlen der Freunde des großen Todten und der Rohheit der Kriegsknechte und der Verſtocktheit der Schriftgelehrten; in beiden Scenen aber zwiſchen dem milden, himmliſchen Frieden auf der Leiche des Herrn und der Erſchütterung des Gemüths der Umſtehenden. Endlich kann hier der Maler das dichte Dunkel der Trauer benutzen, um den Dämmerſchein einer unſterblichen Hoffnung mit deſto ſtärkerer Wirkung hinein fallen zu laſſen. Dazu kann er ſich des Ausdrucks in den zum Himmel ſich wendenden Geſichtern, der Lichteffekte, der Naturumgebung und auch himmliſcher Genien bedienen.

ſind ein Werk durchaus ſpöttiſchen Inhalts. Die Glieder der Hierarchie erſcheinen hier als die Feinde Chriſti. Seine Verfolger und Peiniger ſind alle mit prieſterlichen und Mönchsgewändern angethan, und ſtatt der Waffen tragen ſie Kreuze, Biſchofsſtäbe Altarleuchter und andere Kirchengeräthe. Judas erſcheint als Kapuziner, Kajaphas als Biſchof, Annas als Kardinal u. ſ. w. (Ulr. Hegner's, Hans Holbein S. 266 – 269).

1. Unter den Darſtellungen der Abnehmung vom Kreuze ſtehe hier voran die des Daniel Volterra (in der Kirche Trinità de' monti zu Rom, in Freſko, aber jetzt von der Wand abgenommen), trefflich geſtochen von Nik. Dorigny, ſodann von B. Credi, von Arnold Weſterhout und von Wilh. Pether (Landon Annales V. 41, gibt den Umriß). Chriſtus iſt ſchon vom Kreuz abgelöſt, und der entblöſte Leichnam, den man an einem Leintuch langſam herabzulaſſen beſchäftigt iſt, ruht mit der meiſten Schwere auf der Schulter und Bruſt eines jungen Mannes, wohl des Nikodemus. Dieſer und alle andere Perſonen ſind trefflich charakteriſiert. Das geſenkte Haupt des Erlöſers hat den Ausdruck ungemeiner Holdſeligkeit und Liebe, mit Zügen von Wehmuth untermiſcht. Die Mutter, von Schmerz überwältigt, iſt rückwärts mit geſchloſſenen Augen, das Geſicht gegen die Zuſchauer geſenkt. 1) Man tadelt an der Mutter und den andern Frauen, daß ihr Ausdruck mehr der des Schreckens als des Schmerzes ſey (Fiorillo I. 390). Allein Maria iſt in Ohnmacht (was hier ſehr naturgemäß), und die Ohnmacht iſt die Wirkung des überwältigenden Schmerzes. Die andern Frauen aber, ohnehin tief ergriffen, ſind jetzt über die Ohnmacht ihrer verehrten Freundin erſchrocken, und hilfereichend um die von Schmerz überwältigte beſchäftigt. Johannes die Arme weit ausſpreitend, wovon der eine ſein Geſicht halb verhüllt, ſteht da, als ein wahres Bild tiefer Herzenserſchütterung (Vergl. Speth Kunſt in Italien III 96 ꝛc. Lanzi franzöſiſche Ausgabe I 233). Ein anderes Bild von D. Volterra in der Münchner Galerie vom nämlichen Gegenſtand iſt jetzt in Stein-

---

1) In einer horizontalen Linie; vielleicht dem Contraſt mit dem ſchroff in die Höhe ragenden Kreuze zu Lieb.

druck erſchienen (S. den königlich baieriſchen Gemälde-Saal von Strixner und Andern. München 1817, erſte Lieferung, Nro. 3).

Von Correggio, kräftig geſtochen von Fr. Roſaſpina, früher von einem Ungenannten, auch geätzt von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. 7. Landon-Oeuvres X. 5, und Oeuvres du Corr. XIV), nach dem Bild in der Abtei St. Johann zu Parma (jetzt wieder daſelbſt). Maria hat, in Ohnmacht ſinkend, den Leichnam auf ihrem Schooß. Vor ihm ſitzt trauernd Magdalena. Johannes unterſtützt die im Schmerz zuſammenſinkende Maria, die ganz einer Sterbenden ähnlich ſieht. In dem Geſicht des Erblaſſten auf der Mutter Schooß iſt hohe Reſignation und himmliſcher Friede. Störend iſt jedoch, daß in den aufgeſchlagenen Augen noch etwas Leben zu ſeyn ſcheint. Der Ausdruck der Magdalena iſt vorzüglich ſchön. Daß Joſeph von Arimathäa noch auf der Leiter ſtehend, Hammer und Nägel in der Hand hält, iſt unpaſſend (Allgemeine Kunſtzeitung 1803. S. 212 u. ſg.)

Auch von Raphael zeigt man eine Kreuzabnahme (im Palaſte des Dogen zu Venedig), geſtochen von Marc. Anton und Hugo da Carpi (Landons Evangiles Pl. 23, und Vie et Oeuvres de Raphael IV. Nro. 233). Auf dem Geſichte Chriſti ruht hoher Friede. Die Stellung des Leichnams iſt minder befriedigend. Die rechte Hand deſſelben iſt nämlich noch am Kreuz befeſtigt; ein Mann iſt beſchäftigt, den Nagel mit ſorglicher Ehrfurcht herauszuziehen. Eben ſo empfängt ein Anderer den herabgeſenkten Leichnam. Unten ſitzt Maria, die Arme ſind ihr gefallen, ſie erliegt dem Schmerz. Doch kann ſie den Blick vom Sohne nicht abwenden. Alles ſchön und gemüthlich (Vergl. Kunſtblatt von 1821. Nro. 5 u. 6).

Die Kreuzabnahme von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt und von J. B. Jakſon hat, was die Charakteriſtik betrifft, nichts Vorzügliches. Die Beleuchtung iſt hier das Hauptverdienſt. Doch iſt die Trauer in den (freilich gemeinen) Geſichtern des Joſephs und Nikodemus mit Wahrheit ausgedrückt, und ohngeachtet der Sonderbarkeit einzelner Figuren und Formen macht das Ganze einen nicht unvortheilhaften Eindruck.

Eine der vorzüglichſten Darſtellungen der Abnahme Chriſti vom Kreuz iſt die von Lambert Soutermann, ſchlecht geſtochen von Thiery v. Cornhårt. Die Lebloſigkeit des Körpers iſt mit großer Wahrheit ausgedrückt. Ein Jünger (Nikodemus) eilt den Hügel hinan mit einer Balſambüchſe. Im Hintergrunde ſieht man ein Begräbniß; am offenen Eingang Maria in Ohnmacht mit ihren Frauen, die, beſonders Magdalena, die Zeichen des tiefſten Jammers an ſich tragen.

Von Jakob Jordåns, von ihm ſelbſt geſtochen (1652). Das Haupt des Leichnams liegt im Schooße der Mutter voll hoher Traurigkeit. Joſeph v. Arimathåa blickt von der am Kreuzesſtamm gelehnten Leiter herab. Dem Leichnam zur Seite iſt Simon von Cyrene. Vor dieſem Johannes, zu welchem Magdalena die naſſen Augen aufſchlägt. Sie hält knieend den Fuß des Heilands, und ſenkt das aufgehobene Haupt, von dem ihr aufgelöstes gelbes Haar herabſließt, ſanft zurück. Ernſter Schmerz ſpricht aus den Mienen der Männer; in heiſſe Thränen löst ſich der der Frauen (Winklers Gemålde, S. 155).

Von Peter Campanna zu Sevilla in der Kirche zum hl. Könige. In Zeichnung und Styl erhaben, und kräftig in den Tinten. Das Bild gilt für das Beſte des Meiſters (Kunſtblatt 1822. Nro. 61. S. 242).

Des Le Sueur Abnahme vom Kreuz, geſtochen von Riquet (Galerie fr. p. Filhol VII. 463. — Landon Annales VII. 25), iſt eine Scene von edelm, einfachem und höchſt wahrem Ausdruck und ſchöner Harmonie. Der Leichnam wird ehrerbietig getragen.

Magdalena küßt deſſen Füße. Die Mutter und die andern Frauen knieen ſeitwärts in ſchweigender Erſtaunung und Anbetung. Die Charaktere ſind ſehr gut gegeben, ohne jedoch das Ideale zu erreichen 2) Dieſem Bilde dient zum Seitenſtück Le Brüns gute Darſtellung, geſtochen von Fr. Poilly.

Ein Bild von Angelico da Fieſole im Muſeum St. Marco zu Florenz iſt beſonders wegen den ſchönen, ausdrucksvollen Geſtalten des Johannes und des Joſeph v. Arimathäa merkwürdig; jene voll warmen Gefühls, dieſe voll frommen Ernſtes (Quandts Streifereien III. 122).

Von Barroccio haben wir ſowohl eine Abnehmung vom Kreuze (im Dom zu Perugia), meiſterhaft geſtochen von Franz Villamena, als eine Grablegung (zu Sinigaglia), geſtochen von Ed. Sadeler; beide von großem Verdienſt (Fiorillo I. 144). — Zu den beſten Darſtellungen gehört auch Guido Reni's Abnahme vom Kreuz, geſtochen von J. Volpato, wie auch von Franz Ribalta im Spital Monſeratto zu Madrid (Fiorillo IV. 192); ſchwerlich geſtochen.

In der Kirche St. Gaudenzio zu Novarra befindet ſich ein Bild von Moncalvo von großer Schönheit, mit großer Zartheit ausgeführt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 184).

Die Kreuzabnahme von P. P. Rubens (in der Hauptkirche zu Antwerpen) trefflich geſtochen von Luk. Vorſtermann, von Valentin Green und A. Cläſſens (dann von Guttenberg für das Musée fr. IV., für die Galerie fr. par Filhol V. 289, von Pigeot), auch (für die Wiener Bilderbibel) von J. Adam iſt

---

2) Eine ausdrucksvolle ſchöne Kreuzabnahme (im Kleinen) von Le Sueur befindet ſich in der Großherzoglichen Galerie zu Mannheim.

ein Gemälde von großen Schönheiten, voll Wahrheit und Leben (Landon Annales III. 121. Manuel du Musée fr. III. Nro. 22. G. Forster Voj. sur les rives du Rhin etc. II. 261 ꝛc.). Das Ganze iſt einfach und groß. Die Gruppen ſind gut geordnet; die Stellungen ſind zweckmäßig. Die Sorgſamkeit im Herabnehmen des Leichnams; die Wahrheit des letztern; die Wehmuth und Ehrfurcht, womit Magdalena einen Fuß deſſelben mit Thränen benetzt; die ſchmerzhafte Lebhaftigkeit, womit die Mutter die Arme nach ihm ausſtreckt, ſind muſterhaft ausgedrückt. Die Mutter und Johannes ſind treffliche Figuren. Aber der Leichnam des Herrn iſt gar zu natürlich der eines gemeinen Todten, ſo daß er jeden Gedanken an die Göttlichkeit des Weſens, dem er angehört, an den Todbeſieger verſcheucht. 3) Eine etwas veränderte Vorſtellung von Rubens, geſtochen von Petr. Clouvet und von Conrad Lauwerts, hat gleiches Verdienſt (Füßli IV. 162 — 165. Descamps Reiſe 155). — Von Caspar Crayer enthält das Muſeum zu Amſterdam eine Darſtellung von großartiger Zeichnung und auch edelm Ausdruck der Figuren, was ſonſt in den Gemälden dieſes guten Coloriſten oft vermißt wird. — Hans Holbeins Kreuzabnahme (jetzt im Beſitz des Herrn Wocher zu Baſel) kann, nicht eben in Hinſicht der Zeichnung, wohl aber der guten Anordnung und noch mehr des gefühlvollen Ausdrucks wegen den beſſern Darſtellungen beigezählt werden. — Auch die Kreuzabnahme von Jak. Jordäns, geſtochen von ihm ſelbſt (1652), verdient Erwähnung. Eben ſo die Darſtellungen von Albr. Dürer; die eine

---

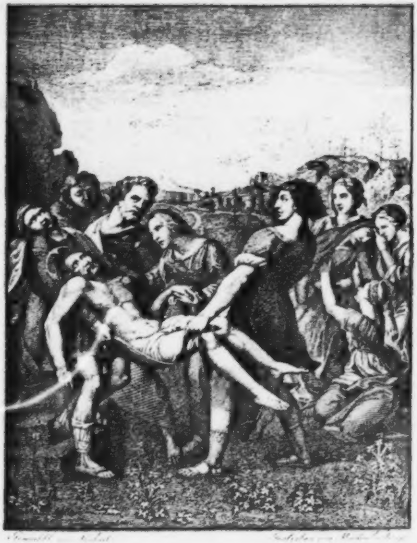
3) Man vergleiche damit die Kreuzabnahme von Jouvenet, geſtochen von Ortmann (Galerie fr. par Filhol IX. 625), einem Bild von vielem Verdienſt.

in der Sebalduskirche zu Nürnberg, die andere in der Boiſſeré'ſchen Sammlung. Große Mannigfaltigkeit und Wahrheit des Ausdrucks, und ungemeiner Kunſtfleiß ſind ihre Verdienſte.

Das Bild von Marco Uggione (im Refectorium alla Pace zu Mailand) zeichnet ſich durch Schönheit, Mannigfaltigkeit, edeln und lebhaften Ausdruck der Figuren aus (Lanzi ed. tert. IV. 201. Orloff II. 289). — In der Kreuzabnahme von Dan. Crespi (alla Passione zu Mailand) ſind die Köpfe wahrhaft Titianiſch. — Auch Dieterici's Kreuzabnahme, von ihm ſelbſt geſtochen (1742), hat viel Verdienſt.

Gerühmt wird eine Kreuzabnahme von Spagnoletto in der Karthauſe zu Neapel (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 387); von Nik. Franz Regnault gemalt 1788 für den Hauptaltar der Kirche zu Fontainebleau (Fiorillo III. 497); eine andere von dem Spanier Barthol. Carducho in der Kirche St. Philipp zu Valadolid (Palomino S. 61). Auch das Altarbild zu München, von Langer dem Sohn, verdient Lob. Es iſt von ihm ſelbſt radirt. Von neuern Darſtellungen wird auch die von Langerich gerühmt. Vorzüglich ſchön iſt der Schmerz des Johannes (Kunſtblatt 1825. Nro. 51. S. 202. S. das Tübinger Kunſtblatt Nro. 90 des Jahrgangs 1820). Der Leichnam, der vom Kreuz herabgelaſſen wird, wird hinten von Joſeph von Arimathäa und an den Schenkeln von Johannes gehalten. Maria umfaßt ihn ſeitwärts an der Bruſt. Hinter Marien hat Magdalena eine ſeiner Hände erfaßt, die ſie küßt. Hinter ihr ſteht ein Apoſtel, ſchmerzhaft die Hände faltend. Eine Frau hält mit Wehmuth die in Ohnmacht ſinkende Maria. Nikodemus hält die Leiter feſt, damit ihr Schwanken das Herablaſſen der Leiche nicht hindere. Rückwärts eine Frau mit bittender Gebärde. Der Körper der Leiche iſt anatomiſch richtig; aber das Geſicht, obgleich mild, hat doch nicht genug edle, heitere Ruhe. Der Schmerzausdruck der Maria, des Johannes und der Magdalena iſt vortrefflich, und nach ihren Charakteren gut abgeſtuft. — Gerühmt wird auch eine Kreuzabnahme von Quintin Meſſis (für die Tiſchlergilde zu Antwerpen gefertigt). Die Nebenſachen in den Bildern dieſes Malers ſind meiſterhaft, und meiſtens auch der Ausdruck. Doch zum Ideal hat er ſich nie erhoben. — Von Martin Knoller ſieht man eine ſchöne Kreuzabnahme in der Kloſterkirche zu Ethal. — In den meiſten Kreuzabnahmen benetzt Magdalena die Füße des Leichnams mit Thränen. Dies ſcheint ſehr paſſend. Die Mutter ſinkt in den meiſten vor Schmerz in Ohnmacht. Doch wär es, wie Göthe (Kunſt und Alterthum. V. S. 156) richtig bemerkt, wenn das Haupt des herabſinkenden Leichnams an das Antlitz der daneben ſtehenden Mutter ſich lehnte, und durch ihre Hand ſanft angedrückt würde, ein ſchönes, würdiges Zuſammentreffen.

II. Unter den Grablegungen gebührt der des Raphael (in der Galerie Borgheſe zu Rom) die erſte Stelle. Sie iſt geſtochen von Marc Anton, von Aeneas Elias Vicus (Parma 1548), von Heinrich van der Borcht, Caylus, von Lenoir und ganz vortrefflich von Jak. Volpato (im Umriß in Landons Evangiles und in Vie et Oeuvres de Raph. Nro. 154). Joſeph v. Arimathäa und Nikodemus tragen den Leichnam; jener am obern Theile, dieſer an den Knieen das Leichentuch faſſend; jener ſchmerzlicher ergriffen, dieſer in tiefer Wehmuth vor ſich hinblickend. Magdalena, die die eine Hand erfaßt hat, und auch das Haupt berühren zu wollen ſcheint, hat den Ausdruck unausſprechlichen Herzeleides. Mit inniger Wehmuth blickt Johannes, die Hände faltend, herab. Zwiſchen beiden ſteht noch ein Apoſtel, ſchmerzlich nachdenkend. Etwas weiter rückwärts iſt Maria in Ohnmacht geſunken von drei Frauen gehalten und geſtützt. Nicht ohne Rührung erblickt man hier die Verwandten und Freunde des Verklärten, deſſen erblaßten



Gemahlt von Raphael

Gestochen von [illegible]

Körper (die milde, würdevolle Menſchenhülle des Göttlichen) zu Grabe tragen, aller Welt um ſich her vergeſſend, mit ihrem Geiſt einzig an Ihm hangend, innigſt trauernd, aber doch nur mit dem Schmerzausdruck edler, unſterblicher Weſen. Wenn gleich dieſes Bild Raphaels in Hinſicht der Meiſterhaftigkeit des Styls von vielen ſpätern des Meiſters übertroffen wird, ſo ſpricht doch aus keinem die Empfindung gewaltiger, und dieſer Theil des Kunſtcharakters hat hier bereits die Vollendung erreicht (H. H. Füßli. Ueber das Leben und die Werke Raphaels §. 8. S. 9. Almanach aus Rom für Künſtler 1810. S. 114). — Von einer andern Grablegung Raphaels war die Zeichnung in der jetzt zerſtreuten Sammlung des Grafen v. Fries in Wien; ſie iſt gut radiert von C. Agricola (1817). Von dem liegenden Leichnam, auf deſſen Geſicht ſanfte, hohe Ruhe ſchwebt, ruhen Schenkel und Füße auf dem Schooß einer jungen Perſon (wahrſcheinlich der Magdalena), das Haupt auf dem Schooß der Mutter, die in Ohnmacht ſinkt, und von zwei Marien unterſtützt wird. Eine dritte ſtehend lüftet ihren Schleier. Hinter der Gruppe ſteht Joſeph v. Arimathäa mit inniger Theilnahme. In einiger Entfernung auf den Leichnam hinblickend, ſteht Johannes, die Hände faltend, mit dem Ausdruck des zärtlichſten Schmerzes. Man ſieht, der Augenblick iſt gewählt, wo der Leichnam vom Kreuz abgenommen iſt, und beſtattet werden ſoll. — Große Aehnlichkeit mit dieſer Zeichnung hat eine andere im Beſitz des Herrn Denon zu Paris (der Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael V. Nro. 291). Der Hauptunterſchied iſt, daß in letzterer ſtatt dem Joſeph v. Arimathäa eine Frau hinter der Gruppe der Maria ſteht, die Magdalena die Hände faltet, und tiefer als der ſtehende Johannes noch drei Figuren angebracht ſind, wovon der eine Joſeph v. Arimathäa zu ſeyn ſcheint. — Auch erwähnt Winkelmann (Werke IV. 109), einer ſolchen Handzeichnung in der Galerie Capo di Monte zu Neapel. Noch eine Zeichnung von Raphael befand ſich ehedem in der Orleans'ſchen Galerie (jetzt angeblich im Beſitze des Grafen Karl v. Rechberg zu München), geſtochen von Duflos (Receuil Crozat I. 27), und lithographirt von Eckeman Aleſſon (Siehe Litteratur-Zeitung von München 1820. S. 770). Sie iſt in Raphaels erſter Manier von ſanftem Ausdruck. Der Leichnam ruht auf Mariä Schooß, von dem knieenden Jüngling Johannes von hinten gehalten. Magdalena küßt einen Fuß des Leichnams. Joſeph und Nikodemus ſtehen daneben, an der Wehmuth theilnehmend. — Eine fünfte Zeichnung iſt geſtochen von Vorſtermann und Corn. Galle (der Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael V. Nro. 298). — Noch iſt ein Bild von Raphael, geſtochen von Marc Anton: Die Leiche Chriſti liegt auf einem Grabſtein ausgeſtreckt. Vor ihm ſteht die Mutter, von Schmerz durchdrungen, mit ausgebreiteten Armen. — Man ſchreibt auch eine Darſtellung in der Münchner Galerie (lithographirt von Strixner) dem Raphael zu; wohl mit Unrecht; ſie iſt eher von Perugino. Den Charakteren und den einzelnen Zügen fehlt die unnachahmliche Zartheit und himmliſche Vollendung des großen Meiſters. Keine Figur iſt ganz befriedigend; die Leiche noch am meiſten. Dieſe liegt, geſtützt von Joſeph v. Arimathäa unter dem Kreuze. Maria in Ohnmacht ſinkend. Johannes, mit der einen Hand Marien zu Hülfe kommend, hält mit der andern ſein Gewand vor das Geſicht, als wolle er ſeine Thränen verbergen. Magdalena liegt, das Haupt auf die Füße der Leiche geſenkt. Nikodemus und noch eine Maria knieend in Trauer. — In P. Perugino's Grablegung, geſtochen von A. Duflos (Cabinet Crozat), iſt über dem Geſicht des Leichnams eine Milde von ausnehmender Erhabenheit ergoſſen; und vortrefflich iſt das Bild Perugino's (gemalt 1485, jetzt in der Akademie zu Florenz), wo die drei Marien, über den todten Chriſtus gebeugt, aufgehört haben zu weinen, und nun den Heiland mit Andacht und Liebe betrachten (Kunſtblatt 1824, Nro. 2. S. 5). — An die Seite der Raphaeliſchen Darſtellungen verdienen ein Paar von Andreas del Sarto und von Fra Bartholomeo geſtellt zu werden, beide im Palaſte Pitti zu Florenz. Die erſtere des Andreas in der Tribune der Galerie zu Florenz iſt ſehr ſchön geſtochen von Pet. Bettelini (auch von Pigeot, Forſter und Heß, S. die Etruria pittorica. Tav. 40, die Galerie de Florence. T. III., die Galerie du Musée Napol. Nro. 211, und die Galerie fr. par Filhol, III. 211). Ein herrliches Bild! Chriſtus, in ſitzender Stellung, wird rückwärts von Johannes und auf der Seite von der Mutter (beide ſind knieend) aufrecht gehalten. Petrus (den Schlüſſel in der Hand?) und noch ein Apoſtel (oder iſt es Nikodemus, oder Joſeph v. Arimathäa?) ſtehen hinter der Scene. Seitwärts hinter der Magdalena knieet die heilige Catharina, die übrigens keine Theilnahme äuſſert. Sie und Petrus ſind hier wohl nur beſtellte Figuren. Doch das Verdienſt liegt in den Hauptfiguren. Der Mund des Erlöſers, dem im Leben nur Troſt, Beſeligung und Liebe entfloſſen, iſt auch im Tode noch in Segnung und Liebe verklärt. Mariens Schmerz geht aus der innerſten Tiefe der Seele hervor; aber nur zart ſchwebt er auf leiſe bewegten Zügen der Dulderin. In ſtiller Ergebung hat ſich der Seele innigſtes Leiden in Wehmuth aufgelöst. Bei Johannes iſt der Schmerz ſchon ganz in die Liebe übergegangen. Rührend iſt ſein Aufblick, Theilnahme fordernd wegen ſeines theuern Meiſters und Herrn. Magdalena hingegen iſt ganz vom Schmerz verzehrt, wie kraftlos in die Kniee geſunken zu den Füßen des Heilands. Wie wahr und herzzerſchneidend iſt der Ausdruck des Zuſammenpreſſens ihrer gefalteten Hände gegen die linke Seite des Halſes, wie ſtumm und ſprachlos, und doch ſo beredt der unausſprechliche Seelenkummer, der ihr geſenktes Aug' umwölkt und ſtarr hinheftet! Der innigſte Schmerz iſt im ganzen Geſicht und Körper ſichtbar, und doch ohne alle Uebertreibung oder Verzerrung. — Durch die doppelte Nacht in der Natur und in den Seelen fällt hier ein milder Stral der Liebe hindurch, der auf Unſterblichkeit hindeutet. — Die ſchöne Anordnung und die Harmonie des Ganzen ſind unübertrefflich.[4] — In der Grablegung des **Fra Bartholomeo** unterſtützt Johannes den quer über dem Schoos der Mutter ſitzenden Leichnam Chriſti, deſſen Haupt ſie küſſend umfaßt, mit verweinten Augen ihn anſchauend, als hoffe ſie noch die Rückkehr ins Leben. Von Schmerz tief gebeugt, liegt Magdalena in Andacht hingegoſſen auf der Erde, und benetzt die Füße des Erlöſers mit Thränen. Wo hat eine um dem Tod ihres Sohnes trauernde Mutter inniger und zugleich mit mehr Würde und Reſignation den Verluſt gefühlt, als hier? Und kann die Freundſchaft und Dankbarkeit zärtlicheres Mitleid bezeigen, und tiefer bewegt ſeyn, als hier Johannes und Magdalena? (Vergl. W. Chr. Müller Reiſe durch Italien 1824. I. 488). — In der Grablegung von Correggio (ehedem in der Abtey St. Johann zu Parma), geſtochen von Franz Roſaſpina und von Maria Cosway (für die Galerie du Louvre 1802. II. 7), liegt der Leichnam auf einem ausgeb[illegible]teten Tuche, und ruht mit dem Haupt auf dem Schooße ſeiner Mutter, die unter dem Gewicht des Jammers in Ohnmacht verſinkt. Zu den Füßen des Todten ſitzt Maria Magdalena, und beweint den geliebten Lehrmeiſter. Mit ihr blickt noch eine Marie nebſt dem Johannes in ſtummem Jammer auf die Leiche, in deren Angeſicht noch Ergebung und himmliſche Ruhe ſichtbar ſind. Im Hintergrunde ſteigt Joſeph von Arimathäa von einer an das Kreuz gelehnten Leiter herab, die Nägel, womit der Körper befeſtigt war, in der Hand haltend. Die Köpfe ſind vortrefflich. Alles von erhabenem Ausdruck, Harmonie und Effekt mit der dem Zauberpinſel des Correggio eigenthümlichen Anmuth. Er hat den Schmerz ſehr glücklich in ſeiner Erſchöpfung, anſtatt in ſeiner höchſten Ergieſſung dargeſtellt. — Die Darſtellung von Ludw. Caracci, nach Einigen von Padoanino (im Palaſte Doria), gut geſtochen von N. Pitau und von Valent. Green (1775), auch von Fr. Godefroy (Musée fr. III. 9), iſt im Ganzen erhaben und edel. Man tadelt die Handlung der beiden kleinen Engel, wovon einer den Leichnam am Kinn faſſt, und auf das Wundmaal am Fuß deutet, der andere ſeinen Finger kreuzweis in die erſtarrten Finger des Heilands legt, als Spielerei (Ramdohr II. 122). Das Anfaſſen des Kinns iſt wirklich nicht ſehr paſſend. Aber wie ſchön, wie wahr, wie rührend iſt nicht die Trauer beider

---

[4] Noch ein Paar andere Grablegungen des **Andreas del Sarto**, obgleich minder vortrefflich, ſind der Beachtung würdig. Die erſte in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien (**Roſa** I. 144. **Landon** Choix de Tabl. des musées étrangers VII.) hat viele Schönheiten. Der Todte, von der Mutter beweint, liegt auf einem ausgebreiteten gelben Tuche. Zwei trauernde Engel daneben halten die Zeichen des Leidens. — Die zweite (Galerie fr. par **Filhol** VII. 438) iſt noch weit ſchöner. Alles an dieſem Gemälde verdient Bewunderung, vorzüglich die Anordnung und der Ausdruck. Hinter dem Leichnam ſteht Joſeph v. Arimathäa, der ihn aufſtützt; neben ihm eine junge Frau, welche die in Ohnmacht ſinkende Maria mit Hülfe des Nikodemus hält. Eine andere junge Frau knieet dabei, wie es ſcheint, mit Verwunderung. Magdalena netzt die Füße Jeſu mit Thränen; ihr Haupthaar bedeckt ſie. Johannes knieet neben ihr voll inniger Rührung. Doch gilt auch dieſem Bilde die Rüge, daß die Figuren des Petrus und einer ſchönen, aber kalten Zuſchauerin, dem Ganzen unbeſchadet, entbehrlich wären.

Genien, und ſind die Wundmaale des Herrn nicht eine würdige Veranlaſſung der Trauer? Wie trefflich ſtimmt ferner dieſe Trauer himmliſcher Weſen mit dem tiefen, herzzerreiſſenden Schmerz, der Maria und Magdalena zuſammen! Die Leiche hat ideale Schönheit; das Geſicht insbeſondere; über ihm ſchwebt ein Hauch des Ewigen. — Die Grablegung von Guercino im Palaſte Colonna, Ramdohr III. 104), geſtochen von J. Volpato hat großen, wahren und nicht unedeln Ausdruck. Joſeph von Arimathäa hält den Leichnam, deſſen Geſicht den ſanften Schlummer des Gerechten ausſpricht, bei den Füßen; Johannes von hinten zu; zwiſchen beiden ſteht Maria; halb verdeckt ſie ihr Geſicht, und wagt kaum den letzten Blick auf den Liebling ihrer Seele zu werfen, den die Erde nun bald umſchließen wird. Magdalena hebt ihre Augen in Thränen gebadet zum Himmel. — Von Guido Reni zeigt der Hauptaltar der Kirche dei mendicanti zu Bologna eine ſchöne Grablegung. Der Leichnam liegt über einer Bahre hingeſtreckt. Vor ihm erſcheint Maria in einer der edelſten Trauer gebührenden Stellung; dabei, gleichfalls in tiefer Trauer, zwei Engel voll Anmuth (Hofſtätter II. 211). — Von Franz Mazzuoli, (Parmeſano), iſt ein Bild geſtochen von C. H. Hodneß. Der Ausdruck von Wehmuth und Schmerz iſt in allen, beſonders den weiblichen Geſichtern glücklich ausgeführt. Zwei andere Bilder des nämlichen Meiſters, geſtochen von Adam Bartſch, ſind ebenfalls ſchätzbar. In der einen wird der Leichnam von einigen Jüngern getragen, und von der dabei knieenden Magdalena mit ſchmerzvoller Ehrfurcht berührt. Maria, von ihren Freundinnen unterſtützt, naht ſich mit ſchwankenden Schritten, und das Haupt und die Bruſt mit innigem Schmerz vorwärts ſenkend (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 98, 100).

In des Carravaggio wegen dem ſtarken, herrlichen Licht-

Effeckt ſehr berühmter Grablegung (jetzt im Vatikan), ſchön geſtochen von Suyderhof, auch von Soutmann, von Thom. Piroli, von Sim. Valée (Receuil Crozat I. 91), von Pet. Audouin, (Musée fr. IV), von St. Ron (trefflich geſchabt von P. P. Pichler), ſodann von Bovinet für die Galerie fr. par Filhol II. 92), ſind die Figuren mit Wahrheit gezeichnet; die Handlung iſt gut; die Anſtrengung der den Leichnam Tragenden iſt nur zu ſtark; der Ausdruck der Trauer und des Wehklagens der Frauen wird noch durch die tiefe Düſterheit der Grabhöhle, in welche das Licht nur von einer Seite eindrängt, ſehr verſtärkt. Aber die Geſichter haben nichts Edles (Füßli II. 193, und Landon Annales IV. 125). — Von Hannib. Carracci haben wir mehrere Darſtellungen von großem Verdienſte. Die eine, geſtochen von Rota, im Kleinen von Heß und für das Taſchenbuch von 1801, Braunſchweig, bei Vieweg, im Umriß in Landons Annales XI. 55, und für die Galerie fr. par Filhol III. 181, von Ludw. Dennel. Der Leichnam iſt vortrefflich; er hat den Ausdruck der erhabenen Ruh' eines Edeln nach vollbrachtem Kampf für Recht und Wahrheit; die ſanfte Trauer der Maria, auf deren Knieen das Haupt ruht, welches ihre rechte Hand unterſtützt, und der innig ergebenen Magdalena, die gebeugt und tief bewegt daneben ſteht, iſt ſehr wahr und rührend; zwei mittrauernde Engelchen, die mit den Wundmaalen einer Hand und eines Fußes ſich beſchäftigen, ſind lieblich (der heilige Franz von Aſſis hinter der Leiche iſt eine Beifigur, die nicht hieher gehört). — In einem andern Bilde des Hannib. Caracci liegt der Leichnam zur Hälfte auf dem Schooße oder vielmehr an den Knieen der Maria, die in Ohnmacht dahinſinkt und von ihren Freundinnen unterſtützt wird, zu welcher Abſicht auch Johannes ſich naht. Es herrſcht in dieſem Stück ein großer und edler Styl. Alle Köpfe ſind voll

Wahrheit und Würde, der der Magdalene von vieler Schönheit. Die Figur Chriſti nennt Winkelmann (Geſchichte der Kunſt S. 297), ein Muſter einer edeln, dem Begriff des Gottmenſchen angemeſſenen Geſtalt. Zwei Engelchen deuten auf die Wundmaale. Die Anordnung iſt gleichfalls vortrefflich (auch hier ſieht man den heil. Franziskus). Geſtochen iſt das Bild von dem Maler ſelbſt (1597), ſodann von Fr. Poilly und Corn. v. Caukerken, und neuerlich von Benedetti (Ramdohr III. 272). — Eine frühere Darſtellung von Hannib. Caracci im Pariſer Muſeum, geſtochen von Dambrún (Galerie fr. par Filhol V. 337. Landon Annal. VII. 81 , iſt minder vollkommen. Doch iſt der Ausdruck der Maria und des Johannes auch hier ganz vortrefflich. — Die Grablegung von Titian (im Pariſer Muſeum, Landon Annales VII. 122), geſtochen von Eg. Rouſſelet und Paul Pontius, auch von Maria Cosway, und für die Galerie fr. par Filhol IV. 619, von Dambrún, hat im Ganzen viel Wahrheit im Ausdruck. Die Freunde Jeſu, voll Mitleid und ſanfter Rührung, tragen den Leichnam; in allen Muskeln, beſonders im edeln Geſicht, bemerkt man die Spur vollendeter Schmerzen. Indeß die zwei äuſſerſten Freunde gegen den Leichnam ſich krümmen, faßt der mittlere die erblaſſte Hand und blickt wehmüthig gen Himmel. Zu den Füßen Jeſu will die tief betrübte Mutter (nur zu alt vorgeſtellt) vordringen; ſie wird aber von der mit beiden Armen um die Bruſt ſie umfaſſenden Magdalena liebreich daran verhindert. Dieſe blickt zugleich mit frommer Wehmuth mit einer leichten Wendung nach dem geliebten Todten hin. 5) — Die Grablegung von Pordenone,

---

5) Maler Beſchreibung von Venedig I. 318. Das Stück gehört zu den beſten des Titian. Der Jünger, der die Füße des Erlöſers hält, ſoll das Bildniß Karls V. ſeyn. Eine ähnliche Darſtellung

ſchlecht geſtochen von J. Trojen, iſt eine ſchöne Compoſition. — Eben ſo der Leichnam Chriſti unter dem Kreuze, der von Nikodemus gehalten wird, von Tintoretto, geſtochen von Eg. Sadeler und von Maſſard (Galerie fr. par Filhol X. 681). Der Schmerz der Magdalena und die Ohnmacht ſind ſehr gut ausgedrückt; das übrige ſteht tief unter dem Idealiſchen. — Eine ähnliche haben wir von Spagnoletto, von ihm ſelbſt geſtochen. Magdalena hebt knieend den einen Fuß des auf einem ausgebreiteten Tuch liegenden Leichnams empor und betrachtet tief gebückt die Wunde, während Maria gleichfalls knieend und Johannes neben ihr in Thränen zerfließen (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 228). — Von Jakob Baſſano, geſtochen in der Mad. Patin Estampes des peintres célèbres. Von dieſem Bild, das im Seminar zu Padua ſteht, ſagt Lanzi (franzöſiſche Ausgabe III. 192), daß es den höchſten Grad von Mitleid und heiligem Schauer einflöße. — Ein anderes Bild (im Musée fr. V.), geſtochen von Roſaſpina, hat zwar viel natürliche Wahrheit, aber nicht eine Figur iſt von edelm und wahrhaft rührendem Ausdruck. — Von Garofalo (Landon Choix I.). Der Leichnam wird gerade ins Grab gelegt von Joſeph und Nikodemus. Maria hält noch eine Hand deſſelben, die ſie mit inniger Wehmuth betrachtet. Magdalena breitet in heftigem Schmerz die Arme aus. Johannes hält ein Tuch vor das Geſicht. 6) — In dem Bilde von Franz Francia (in der Akademie zu

---

bewahrt die Wiener Galerie (Roſa I. 80). Die Mutter Jeſu, Johannes und Magdalena beweinen den großen Todten, indeß Nikodemus und Joſeph v. Arimathäa beſchäftigt ſind, den Leichnam in's Grab zu legen. Eines dieſer Bilder von Titian iſt auch von Cheveau geſtochen.

6) Eine gleichfalls ſchöne Grablegung voll ſanfter Wehmuth von Garofalo enthält die königliche Galerie zu Berlin.

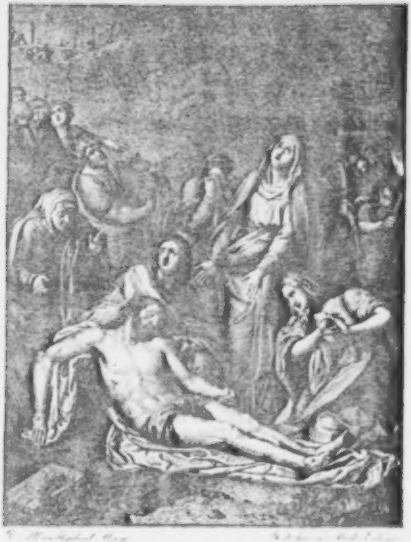
Bologna) wird Chriſti Leichnam von Engeln getragen. In dieſen Engelsfiguren iſt eine wunderbare Anmuth und Lauterkeit. — Die Grablegung von Paul Veroneſe, geſtochen von Langlois (Galerie fr. par Filhol IX. 637), iſt eine Compoſition voll Ausdruck und Wahrheit, und von guter Anordnung (Landon Annales IX. 105). — Von Daniel Crespi, gut geſtochen von Giuſ. Longhi: Der Leichnam des Herrn, auf den das Hauptlicht fällt, iſt ein Meiſterſtück von ſchöner und zugleich kraftvoller Ausführung. Joſeph v. Arimathäa und ein bejahrter ehrwürdiger Mann (vielleicht Nikodemus) legen den Leichnam in den ſteinernen Sarkophag. Mit gefalteten Händen und aufmerkſam beſorgtem Schmerze ſieht Maria, von einer Freundin gehalten, zu. Auf der andern Seite ſteht ein Jünger mit der Urne voll Specereien bereit. Ganz im Hintergrunde Johannes mit verhülltem Geſichte. Stellung und Ausdruck aller Perſonen iſt edel; der ſtumme, tiefe Schmerz, wie er fein fühlenden Seelen ziemt, iſt gut gehalten und abgeſtuft (S. Journal für Literatur und Kunſt. Zürich 1805. Nro. 180). — Von Bernhardin Campi: Maria vor dem Leichnam knieend mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes (Landon Annales IX. 71). — Wären die Figuren nur edler! — Von Vincenzo Campi (geſtochen 1591), geäzt in Vidonis Pittura Cremonese, p. 93. Gute Anordnung, viel Leben und Wahrheit im Ausdruck ohne Uebertreibung. Die Leiche befriedigt am wenigſten, ſowohl in Hinſicht der Zeichnung als des Ausdrucks. Im Vorgrund ſieht man nebſt dem Salbgefäß Lilien, Roſen und andere Blumen, die dem Boden entſprießen. — Von Peter v. Mool (Landon Annales XVI. 29): Der Leichnam Chriſti am Fuße des Kreuzes in den Armen des Apoſtel Johannes; die heiligen Frauen ſtehen trauernd daneben. Magdalena küßt eine Hand des Verblichenen. Der Ausdruck iſt wahr und gut. — Von Cigoli (in den Galerien zu Florenz und Wien), geſtochen von Maſſard (Tabl. de Florence VI. 2. Landon Choix I. Roſa I. 119). Tiefe, doch edle Wehmuth der Mutter, in deren Schoos der Leichnam mit dem Ausdruck ſeliger Vollendung ruht; ſtille Trauer des Joſeph v. Arimathäa; hinten ſteben zwei Engel (mit den Werkzeugen des Leidens — wohl überflüſſig?) voll trauernder Bewunderung, und von großer Schönheit. Ueber das Ganze ſchwebt feierliche Ruhe. — Des Barthol. Schidone (Schülers der Caracci) Grablegung, geſtochen von Joſ. Fiſcher (Musée fr. IV. Landon Annales II. 67), hat einen ſehr gefühlvollen Ausdruck. Eine andere Vorſtellung von Schidone verdient gleiches Lob; ſie iſt geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. Nro. 32), von Langlois (für die Galerie du Filhol VII. 517), auch von Iſac (Landon Annales VI. 151). Drei Jünger tragen den Leichnam mit ehrerbietiger Sorgfalt. Ein Engel leuchtet ihnen mit einer Fackel vor. Der Effect iſt vortrefflich. — Albr. Dürers Grablegung nebſt den Frauen, die ſeinen Tod beweinen (in der Sebalduskirche zu Nürnberg 1507), iſt eine große und ſchöne Compoſition. Rechts neben dem Leichnam vor der Grabeshöhle greift St. Johann hinter ihm ſtehend mit beiden Händen unter das Leintuch und die Achſeln, den wehmüthigen Blick über des Heilands Haupt geſenkt. Rechts ſteht Nikodemus, ein braunbärtiger Alter, wie ein Türke (?) gekleidet, mit weniger Theilnahme, gegen Maria und Joſeph gerichtet, vor der Bruſt ein Gefäß haltend. Joſeph v. Arimathäa, mit weiſſem Bart, faltet betend die Hände. Ihm zur Rechten die Mutter, knieend, ſchmerzvoll die Hände ineinandergeſchlungen; auf ihrem rechten Schenkel ruht der rechte Arm des Herrn; ein weiſſes Tuch umhüllt ihr Haupt. Hinter ihr eine Maria, in der linken Hand die Salbbüchſe, die rechte oben darauf, und links hinter den Füßen der Leiche knieet

Magdalena, jammernd und mit trauervollem Blick beide Hände ausbreitend. Im Hintergrund der Kalvarienberg mit 3 Kreuzen; an dem mittlern, das leer ſteht, iſt noch die Leiter angelehnt. Vorwärts Männer zu Pferde und Fuß. Auch ſieht man die Stadt (Joſ. Heller II. 212 fg.). — Von Albr. Dürer enthält auch die Boiſere'ſche Sammlung ein treffliches Bild: Die Leiche wird am Fuße des Kreuzes von der Mutter und andern Freunden beweint. Wie wahr und wie mit wie großer Verſchiedenheit iſt der Schmerz in den Köpfen und Stellungen ausgedrückt! (Joſ. Heller II. 213 fg. Kunſtblatt 1820. S. 118). 7) — Von van Dyck (in der Galerie zu Berlin und in der Egidienkirche zu Nürnberg), 8) geſtochen von Corn. Caukerken und von J. T. Preſtel (Landon Choix I.): Die Anordnung iſt vortrefflich und das Ganze von guter Wirkung. Doch das Schönſte an dieſem Gemälde iſt der kleine Engel, der eine Hand des Leichnams mit inniger Trauer anfaßt. — Ein anderes Bild von van Dyck, geſtochen von Schiavonetti (Musée fr. V.), hat viel natürliche Wahrheit. Aber der Leichnam und die Maria haben nichts Edles. Schön und ſinnig dagegen ſind die drei Engel vor der Leiche. Der eine hält ihre Hand und deutet auf ihr Wundmaal, der andere betet trauernd an; der dritte verhüllt vor Schmerz ſein Geſicht (Landon Annales V. 13). —

---

7) Auch des Hans Schäufelins (eines Schülers von Dürer) Grablegung in der St. Georgskirche zu Nördlingen, lithographirt von Doppelmaler, hat gute Figuren voll Ausdruck, und iſt eine reiche Compoſition (Joſ. Heller Leben Albr. Dürer II. 200).

8) Welches das Original? oder ob beide es ſind? iſt noch unentſchieden. Ueber das Nürnberger Bild S. Nachricht im Sammler für Kunſt und Alterthum. Nürnberg 1826. Heft III. S. 92 fg.



[illegible] [illegible]

Sehr ſchön iſt die Charakteriſirung in des **Joh. von Achen** Grablegung, geſtochen von **Sadeler**. — Von ſchönem Ausdruck und meiſterhafter Anordnung iſt die Darſtellung von **Dominichino** (**Landen** Vie et Oeuvres III. Pl. 131). Chriſti Leichnam liegt auf dem Grabſtein. Ein Engel hält ihn, ein anderer ſteht trauernd vor ihm; die Mutter ſeitwärts voll Schmerz mit gefalteten Händen; hinter dem Leichnam weint Magdalena. — Von **Andreas Squarzella** (Schüler von **Andreas del Sarto**), ſchön geſtochen von **Ab. Girardet** (Musée fr. V). Edel und wahr. Der Leichnam iſt ſchön; die Trauer der umher Knieenden rührend. Maria iſt in dumpfem Schmerz in Ohnmacht geſunken. Eine der Frauen hält ſie, ſelbſt von tiefem Schmerz und Kummer ergriffen. Der Magdalena Geſicht ſieht man nicht, weil ſie es auf die Füße des Heilands geſenkt hat, über die ihre Haare ſich ausbreiten. — Von **Lukas Kranach** (**Landon** Annales XII. 85). Die Frauen knieen traurend um den liegenden Leichnam des Herrn. Johannes, ebenfalls voll Schmerz, blickt, die gefalteten Hände ſenkend, gen Himmel. — Wir erwähnen hier noch eines Bildes von **Andr. Mantegna**, von ihm ſelbſt geſtochen; von **Lambert Sutermann**, geſtochen von **Lamb. Suavius**; von **Franz Floris**, geſtochen von **Corn. Bos** (1555); von **Rembrandt**, geſtochen von ihm ſelbſt. Der Leichnam wird von vier Männern getragen. 9) —

Zu den allerbeſten Darſtellungen glauben wir die von **Raphael Mengs** (im Palaſte Buonretiro bei Madrid) zählen zu dürfen.

---

9) Die Grablegung von **Dietrich**, geſtochen von **Ortmann**, X. 669, in Rembrandtiſcher Manier. Zu viele Perſonen und zu wenig Würde.

Sie iſt trefflich geſtochen von J. Volpato. Die Scene iſt am Eingang der Grabhöhle, wo Joſeph von Arimathäa einem Knecht einen Befehl gibt. Oben in der Ferne ſieht man den Golgatha mit den Kreuzen. Der Leichnam voll friedlicher Ruh liegt auf einer weiſſen Leinwand. Johannes, Thränen vergieſſend, mit dem ſtärkſten Ausdruck des heftigſten Schmerzes, der ſich vorzüglich in den Muskeln über den Augen zu erkennen gibt, hält ihn an den Achſeln empor. Maria ſteht ſeitwärts, die Hände zu ihm hinabſenkend, und erhebt die Augen mit den Mienen des herzzerreiſſendſten Seelenleidens gen Himmel. Magdalena kniet vor ihm, die Hände mit der Regung des Jammers faltend und den Blick mit der ſchmerzvollſten Ergriffenheit auf den Leichnam heftend. Hinter Maria hält eine weinende Frau (auch eine Maria) ein Tuch vor's Geſicht. Neben Johannes drückt eine andere (Salome) ihren frommen Schmerz aus. Hinter ihr ſtehen mehrere Männer und Frauen mit theilnehmenden Gebärden; nur Nikodemus zu kaltſinnig. Maria und Magdalena ſind edle, treffliche Figuren, wenn gleich nicht von eigentlicher Schönheit. Die Wahrheit aber in ihrem Ausdruck und ihren Gebärden iſt meiſterhaft (Vergl. Bourgoing Voj. en Espagne I. 253).

Chriſtus im Grabe. Von Raphael vier Bilder: das eine geſtochen von Marc. Anton, Wierix u. A. (Landon Vie et Oeuvres de Raphael. IV. Nro. 227). Die Mutter allein ſteht trauernd vor dem Leichnam; die zweite, geſtochen von Buonaſone und Carl Gregorio. Die Mutter und die Frauen trauern am Grabe (Landon VII. Nro. 388); die dritte geſtochen von Corn. Galle (ein Achteck); eine vierte Darſtellung von Raphael (in der Sammlung von Arundel), geſtochen von L. Larmeſſin und Vorſtermann (1623), Ev. Vicus (1643), Heinr. van der Borcht (1645. Landon Vie et Oeuvres de Raph. IV. Nro. 215). Von Hannib. Caracci geſtochen von Joh. Ludw. Roullet.

Der Leichnam ruht im Schooß der Mutter und wird von den Frauen beweint. — Von Ludw. Caracci, geſtochen von Nik. Pitau. — Von Tintoretto, geſtochen von Cornel. Viſcher. — Von Schiavone, geſtochen von Joh. Popel. Der Leichnam wird von Joſeph von Arimathäa und einem Engel gehalten. — Von Ambros Ficinus, geſtochen von R. Sadeler. Der Leichnam, der im Felsgrab auf einem über einen Grabſtein gebreiteten Leintuch der ganzen Länge nach ruht, hat einen guten Ausdruck. Die Mutter allein knieet vor ihm mit ausgebreiteten Armen. Ihr Ausdruck iſt ſanfter Schmerz; doch etwas zu kalt. Fernſicht nach Stadt und Gebürg. Von Guercino zwei Bilder; das eine geſtochen von M. Cunego. Maria ſteht vor der mit Haupt und Oberleib an einen Felſen gelehnten Leiche mit jammervoller Miene und Gebärde; im andern, geſtochen von R. Pitau ſind zwei Engel über der Leiche, die ſie betrauern. In dem Bilde des Alexanders Turchi in der Kirche Misericordia zu Verona ſind auſſer dem Leichnam nur die Mutter und der Nikodemus. Anordnung, Stellung, Zeichnung, Kolorit, gleich vortrefflich (Lanzi franz. Ausgabe III. 300).

Von Tiarini, geſtochen von M. Mitelli. Der Leichnam wird von den Frauen beweint. Von rührendem Ausdruck. Von Ant. van Dyck, geſtochen von Franz Wyngärde. Der Leichnam wird von zwei Marien gehalten und iſt von Engeln umgeben. — Von Giorgione in Monte di Pietà zu Treviſo (Lanzi fr. Ausgabe III. 99). Von Tad. Zuchero (in der Domkirche zu Rheims), geſtochen von Joſeph Raimond (Receuil Crozat I. 89). Schöner Ausdruck. Ein Engel hält die ſitzende Leiche. Vier Engel ſtehen unfern mit Fackeln. Ihre Geſtalt iſt edel, ihre Trauer wahr. Der Leichnam iſt gut gezeichnet, ſein Geſicht hat Würde und Anmuth. Von Joſeph Porta, genannt Salviati iſt ein ſchönes Bild in der Galerie zu Dresden. Der Leichnam von trefflichem

Ausdruck wird am Rande der Gruft von einem Engel gehalten. Ein anderer hat ſeine Linke gefaſſt, die er mit inniger Wehmuth küßt. Tiefer ſieht man einen dritten mit dem Ausdruck höchſter Trauer gen Himmel gewandt.

Die oben gedachten berühmten Bilder von Raphael und von Mengs verdienen eine aufmerkſame Vergleichung. 10) Beide ſind meiſterhafte, trefflich charakteriſirte Seelengemälde von tief empfundener Wahrheit. Doch iſt die Darſtellung bei Raphael einfacher, ſcheinbar kunſtloſer, und im Ausdruck und der Haltung zarter, verhimmelter. Die Rührung im Bilde von Mengs iſt rein menſchlich, aber die bei Raphael hat etwas von verklärtem Weſen. Eben ſo ſind auch die Empfindungen, die ſie im Beſchauer erregen. Man ſieht den Figuren des Mengs ſein angeſtrengtes Studium an, einer jeden die möglichſte Wahrheit und Vollendung zu geben. Von Raphaels Studium erſcheint in ſeinem Bild keine Spur, auſſer etwa in der vordern ſchönen Figur, welche die Leiche trägt. Edler iſt bei Raphael ſowohl die Leiche, als auch die meiſten Geſichter der Umſtehenden und ihr Schmerz. Letzterer iſt bei Mengs heftiger, aber weniger geläutert und gemäſſigt, wie er ſolchen Weſen ziemt. Doch iſt der Schmerzausdruck der Maria von rührender Innigkeit und bei ihr ſowohl als bei Magdalena nicht unedel. Beide Figuren verdienen großes Lob. Bei Johannes wird das Geſicht durch den Schmerz etwas zu ſehr entſtellt. Doch hat er große Wahrheit. 11) Den weiblichen Geſichtern hätte Raphael

---

10) Zu dieſem Behufe ſind Abdrücke von beiden Bildern dieſem Werk einverleibt.

11) In beiſtehendem Kupferſtich iſt der Ausdruck des Johannes, wie er im Urbild iſt, unter allen Figuren am wenigſten getroffen.

mehr Schönheit geben können. Aber er ſcheint beſorgt zu haben, durch körperliche Reize dem Ausdruck der Lauterkeit und des Adels der Seele Abbruch zu thun; er zog daher vor, fromme, tugendhafte und edle Geſtalten aufzuſtellen, und ihr natürliches Ausſehen durch einen ſolchen Schmerz zu modifiziren, der des Irdiſchen zu vergeſſen ſcheint. Bei Raphael iſt der Schmerz ſtill und ſchweigend, bei Mengs laut und weinend; bei Raphael ganz in ſich gekehrt, bei Mengs nach Auſſen ſich verkündend.

Eine ganz eigene Darſtellung iſt die von Rob. **Langer** (von ihm ſelbſt geäzt. **Kunſtblatt** 1817. Nro. 17). Voran ſchwebt mit gefalteten Händen ein Engel; ihm folgt der heilige Leichnam, von Nikodemus und drei Jüngern an den Enden eines ihn zum Theil verhüllenden Bahrtuches getragen. Ueber denſelben fliegt, Siegespalmen ſchwingend, ein Engelpaar, welchen noch zwei andere, mit freudiger (?) Bewegung zum Himmel blickend, folgen. Hinter der Leiche ſchreiten die Apoſtel und heiligen Frauen paarweis in mäſſigen Entfernungen langſam einher; zuvörderſt die Mutter des Herrn mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes auf die Leiche hinſtarrend; an ſie mit verhülltem Antliz ſich lehnend, Magdalena; nach ihnen zwei Apoſtel, der eine ſtill vor ſich hinblickend; der andere mit edler Faſſung den Kummer ſeiner Seele zurückhaltend. Dann, als wahres Bild der Trauer, Johannes, das Haupt geſenkt, mit nachläſſig niederwallenden Haaren, gebrochenen Knieen, in den Schoos hinab geſenkten Händen mühſam an dem Arm eines ältern Mitjüngers ſich ſchleppend; hernach noch drei Apoſtel, endlich vier ſchwebende Engel. — Als Poeſie nicht ganz tadelhaft, in Anſehung der Begleitung der Apoſtel nicht in den Evangelien begründet; als förmlicher Leichenzug nicht recht paſſend.

Der Leichnam auf der Mutter Schoos. Dieſe Vorſtellung, Pietá genannt, hat der Pinſel und das Genie der größten Künſtler beſchäftigt. Bald ſind dieſe Figuren allein, bald noch mit andern verbunden. Zu den vorzüglichſten dieſer Bilder gehören: das von Han. Caracci, geſtochen von P. Baillu, N. Cochin, O. Dolfino, P. Liſibetten, N. Pithau, P. del Pó, Tardieu, Fl. Torre, J. Schmith, E. Baudet, Aquila, F. Sterne, G. Huberti. Eine ähnliche Pietá von Han. Caracci ſieht man in der Galerie Doria zu Rom. Alles einfach und voll Seele. Kleine Engel am Fuße der Leiche deuten auf die Wunden. — Das Bild von Dan. v. Volterra (köngl. Galerie zu München), lithographirt von Pilothy. Schöner Ausdruck. Es iſt, als ob die Tiefbetrübte noch eine Lebensſpur aus dem Geſichte des Todten, deſſen Augen nicht ganz geſchloſſen ſind, ausſpüre oder hervorlocken möchte. — Von Paul von Verona, geſtochen von Aug. Caracci und von M. Sadeler. Ein Engel iſt der Maria behilflich, den Leichnam zu halten. Schöne Anordnung und wahrer Ausdruck (Füßli krit. Verzeichniß III. 133). Von A. van Dyck, geſtochen von L. Vorſtermann; von F. Barozzio, geſtochen von R. Guidi; von Feti, geſtochen von R. van Hoge; von L. Lotti, geſtochen von J. Trojen; von C. Maratti, geſtochen von R. Audenärt; von P. Mignard, geſtochen von C. Loir; von P. F. Mola, geſtochen oon C. Blömärt und L. Gomier; von Guido Reni, geſtochen von J. Frey; von Tintoretto, geſtochen von L. Kilian. (In einem ſchönen Bild von Tintoretto, geſt. von C. Fiſcher, wird der Leichnam, der auf dem Schoos der ohnmächtigen Mutter ruht, von Johann und Magdalena emporgehalten). Von Spagnoletto von ihm ſelbſt, geſtochen von H. Borgiani und von H. Fragonard; von Augnſt Caracci, geſtochen von P. Fidanza; von A. Tiarini, geſtochen von J. M. Mitelli; von Titian, geſtochen von G. Bartſch und von G. Männel; von P. Voratori, geſtochen von J. Trojen; von C. Le Brun, geſtochen von C. Duflos, Tardieu und G. Rouſſelet. 12)

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Grab Chriſti zur Zeit der Auferſtehung.

Die heiligen Frauen mit Johannes weinen und trauern vor dem Grabe, von Raphael, geſtochen von einem Ungenannten (Landon Vie et Oeuvres de Raphael VIII. Nro. 432).

---

12) Von ältern Malern, wie z. B. von Hans Holbein dem jüngern zeigt man Bilder von Chriſti Leiche, deren gräßliche Entſtellung von empörender Naturwahrheit iſt. Dieſe Vorſtellung hat man durch die Abſicht zu entſchuldigen geſucht, den Menſchenſohn in ſeiner allertiefſten Erniedrigung nach Erduldung aller Martern ſo vor Augen zu ſtellen, daß aus dieſem Bilde der ſchmählichſten Erniedrigung, die göttliche Liebe deſto herrlicher hervorſtrale (Siehe Ulr. Hegners Hans Holbein der jüngere, S. 168). Dieſe Abſicht in Bezug auf die Beſchauer wäre zwar ganz löblich. Aber erſtens liegt jede gräßliche Darſtellung auſſer den Grenzen ſchöner Kunſt; ſodann wirkt es auf das menſchliche Gemüth mißbildend, an den Anblick des Gräßlichen zu gewöhnen; endlich hatten auch die Maler bei der Darſtellung grauſenhafter Naturwahrheit keinen andern Zweck, als ihre Meiſterhaftigkeit darzuthun; es war aber ein Mißgriff von ihnen, dies auf Koſten alles Schönheitsgefühls und mit völliger Verläugnung deſſelben zu thun. Wie weit beſſer und ſelbſt erbaulicher zeigt ſich die Meiſterhaftigkeit in ſolcher Darſtellung, die ſelbſt noch an der Leiche des Gekreuzigten das Göttliche durchleuchten läßt!

Die Frauen gehen in der Frühe nach dem Grabe. Davon iſt in **Landons** Vie et Oeuvres III. Pl. 145 eine flüchtige Zeichnung des **Dominichino**, die aber die Grundlinien zu einer guten Darſtellung enthält. Nur müßte den Frauen, die hier von mannigfaltigen Gefühlen bewegt erſcheinen, Körbe oder Gefäße mit Specereien in den Arm gegeben, in einiger Entfernung aber der Kalvarienberg, und unter ihm das Grab angedeutet werden, in der Ferne aber die Dämmerung ſich zeigen. — Auch in der Hofkapelle zu Windſor iſt eine ſchöne Darſtellung hievon von **Benj. Weſt**, geſtochen von **Valentin Green** (1784).

Die drei Frauen an der Grabſtätte anlangend. Sie werden von dem hellleuchtenden Engel von der Auferſtehung des Herrn benachrichtet: Von **Hannib. Caracci** (**Landon** Choix I.), meiſterhaft geſtochen von **Joh. Ludw. Roullet**, nach ihm von **Zabelli** und von **Daneville**. Dies Gemälde, in welchem das Erſtaunen der Frauen vortrefflich ausgedrückt iſt, befindet ſich zu Neapel (**Füßli** kritiſches Verzeichniß II. 161). — Von **Rubens**, geſtochen von **Luk. Vorſtermann**. — Von **Peter von Cortona**, geſtochen von **Ant. Lorenzini** und von **Petas** (Tableaux de Florence VIII. 2). Ein Engel von ſchönem freudigem Ausdruck ſitzt am Eingang des Grabes, aufwärts deutend. Maria ſcheint entzückt, Magdalena voll Staunen, eine dritte, die das Balſamgefäß trägt, tief betroffen. *)

---

*) Ein neues Gemälde des Engländers **Hertl** iſt beſſer gemalt, als erdacht. Die Hauptfigur, der Engel, hat jugendliche, aber nicht himmliſche, mehr phyſiſche als geiſtige Schönheit. Magdalena, die auf den Engel mit heftigem Staunen ſchaut, hat nichts von dem Charakter der ſanften, blühenden, aber reuigen Sünderin. Die ältere Maria iſt erhabener. Die Kriegsknechte (Wachen) ſind

Der Engel erſcheint den Frauen vor der Gruft, von **Ventura Salimbeni** (**Lanzi** franz. Ausgabe I. 502).

Petrus und Johannes gehen zum Grabe, von **Benj. Weſt** (ein Gemälde in der Hofkapelle zu Windſor), geſtochen von **Valentin Green** in Folio.

Simon, Petrus und Johannes in der Gruft (Joh. XX. 67). Von L. **Maillard**, geſtochen für die Wiener Bilderbibel von J. **Gerſtner**. Beide Apoſtel ſehen voll Verwunderung in das leere Grab. Die Leichentücher liegen umher.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Auferſtehung Chriſti.

(Matth. XXVIII. Mark. XVI. Luk. XXIV. 1—12. Joh. XX. 1—18.)

So maleriſch dieſer Gegenſtand dem geiſtigen Aug' erſcheint; ſo widerſteht er doch der ſinnlichen Darſtellung mit einer ganz eigenen Sprödigkeit. Das Allerſchwierigſte liegt in der lebendigen Schilderung der Handlung des Erſtehenden. Die meiſten Bilder geben

---

gemeiner Natur (gehören aber auch nach der Auferſtehung gar nicht mehr aufs Grab. Vergl. **Kunſtblatt** 1822. Nro. 43. S. 171). Ein kleine Bild einer Malerin **Stunz** in der Galerie des Herzogs v. Leuchtenberg zu München iſt lieblich und von ſchönem Ausdruck. Die Frauen, denen der Engel aufwärts deutet, ſind getheilt zwiſchen Hoffnung und Angſt, Freude und Trauer. — Auch **Southwells** Magdalenens Schmerz um des Erlöſers Tod empfiehlt ſich in vieler Hinſicht. Zu London iſt erſt neulich ein Stich darnach erſchienen.

eher die Vorſtellung einer Auffahrt als einer Auferſtehung. Sodann iſt der Körper nicht, wie bei der Verklärung oder Auffahrt bekleidet, ſondern größtentheils nackt. Aber auch der Ausdruck des leuchtenden Engels, und der Schrecken der Wächter ſind ſchwere Aufgaben, wenn gleich beide zu einem maleriſchen Gegenſatz, deſſen hehrer, lichter Mittelpunkt der Auferſtehende iſt, Gelegenheit darbieten. Von dem Engel ſagt die Schrift: Sein Anblick war wie der Blitz, ſein Kleid glänzend wie der Schnee. Wie herrlich! Ein wahrer Bote ſeliger Unſterblichkeit an die Menſchheit! Aber für den Pinſel ein ſchweres Problem. Von den Wächtern meldet das Evangelium: ſie geriethen in Furcht, und waren wie todt. Alſo betäubende, verſteinernde Furcht muß hier geſchildert werden. Die Betäubung darf nicht dem Schlaf ähnlich ſehen, noch dem wirklichen Tod. Starres Entſetzen roher Kriegsknechte, das ihnen plötzlich Beſinnung und Leben zu nehmen ſcheint, iſt die Aufgabe. Noch eine Schwierigkeit zeigt ſich in dem doppelten Licht, demjenigen, das von Chriſtus ausſtralt, oder ihn umgibt, und dem Licht, das vom Engel leuchtet. Beide Lichter ſollten in ihrer Wirkung in ſolche Harmonie gebracht werden, daß das erſtere die Oberhand behalte. Was die Gruft betrifft, in der Chriſtus gelegen, ſo weicht ihre Vorſtellung in den meiſten Bildern von der Wahrheit ab. Die Gruft war in einen Felſen gehauen, und man ging aufrecht hinein. Den Engel ſollte man wohl immer auf dem Stein, den er weggewälzt, ſitzend erblicken (Matth. 28, 2), und zu dem Erſtandenen auf- oder ihm nachblickend, oder zu ihm hindeutend. In Anſehung des Erſtandenen ſelbſt wäre es vielleicht beſſer, ihn aus einer Glorie niederſchwebend, als in ſolcher emporſchwebend darzuſtellen. Kam Er doch in gewiſſermaßen verklärter Körperhülle ins Erdenleben zurück. Dieſe verklärte Körperhülle iſt für den Maler wieder eine eigene Aufgabe. Zur gelehrten Schauſtellung eines kraftvollen Muskelſyſtems gibt ſie freilich eben ſo wenig Anlaß, als zur Schilderung ſinnlich reizender Formen. Vielleicht von keinem der größten evangeliſchen Auftritte gab die Kunſt bisher wenigere Darſtellungen, die wahrhaft befriedigen. Nur folgende können hier, als dem Ideal wenigſtens in einigen Stücken ſich annähernd aufgeführt werden, obgleich keine ganz tadelfrei iſt.

Von Raphael (in den Teppichen), geſtochen von Sommerau. Der Schrecken der Wächter beim Anblick des Auferſtandenen iſt ſehr wahr, ohne Uebertreibung, und mit Abſtufung ausgedrückt.

Von Raphael, geſtochen von einem Ungenannten 1575, im Umriß in Landons Evangiles und Vie et Oeuvres de Raphael VI. Nro. 342). Chriſtus, eine Fahne in der einen Hand, ſteigt aus dem Grabe; die Soldaten äuſſern Staunen und Schrecken und ſind voll des Entſetzens. Das Grab iſt (ſonderbar)! wie ein Thurm (moles) dargeſtellt, was ſich in keiner Hinſicht gut ausnimmt, und der Wahrheit zuwider iſt. Auch könnte die Figur des Chriſtus der Fahne wohl entbehren. 1) Sein Sieg über den Tod bedarf hier dieſes Zeichens nicht.

Von Fr. Albani, vollendet von Geſſi in einer Kapelle der Karthäuſerkirche bei Bologna, ein Altarbild (geſt. von G. Vallet, C. Duflos, B. Picart und G. Chateau). Würdevoll und leicht ſchwebt Chriſtus mit der Siegesfahne über dem Grabe;

---

1) Statt dieſer ſymboliſchen Siegesfahne, die dem Auferſtehenden ſo oft in die Hand gegeben wird, wäre wohl eine Bewegung der letztern gen Himmel, oder eine ſolche, die die Todesbande, das Leichentuch abſtreift, paſſender. In der Hand der einzelnen Figur des Auferſtandenen macht die Siegesfahne die gehörige Wirkung. Aber bei der Handlung der Auferſtehung ſelbſt hat das Symbol etwas Störendes, weil es das Anſehen hat, als wolle dadurch der Mangel im Ausdruck der göttlichen Kraft erſetzt werden.

umher Engelsköpfe voll Anmuth. Ein Engel ſitzt auf dem Grabe, die Hände faltend und mit ſtaunender Ehrfurcht nach dem Erſtandenen blickend. Wider die Wahrheit verſtößt es, daß die Wächter ſchlafend vorgeſtellt ſind, und die drei Frauen bereits am Fuße des Grabes erſcheinen (Hoffſtätter II. 339).

Von Seb. Ricci in St. Maria del Broglio zu Venedig (Maier Beſchreibung von Venedig. I. 264). Hier iſt Chriſtus im Augenblicke dargeſtellt, wie er ſich in Gegenwart der Apoſtel gen Himmel erhebt. Der Gedanke iſt geiſtvoll behandelt.

Von Tintoretto (jetzt in der königlichen Akademie zu Venedig), gut geſtochen von Egid. Sadeler. Vier Engel haben eben von der düſtern Gruft den Deckſtein weggehoben. Die Anſtrengung, die ſie anwenden, iſt unpaſſend. In hellem Glanz erhebt ſich Chriſtus in die Höhe, das Geſicht gegen die Engel gewendet, in der Hand eine Siegesfahne. Im Vorgrunde liegen drei Kriegsknechte in tiefem Schlafe (ſtatt daß ſie wach, aber voll Schrecken vorgeſtellt ſeyn ſollten). 2) — Durch die Oeffnung der Gruft ſieht man die drei Marien ankommen (ſtatt ſie nur in der Entfernung zu zeigen, was paſſend wäre). — Von Paul Veroneſe (Dresdner Galerie 67), geſtochen von Cornelius Blömärt und von Corn. Viſcher. — Von Hannib. Caracci, ehedem in der Kirche Corpus Domini zu Bologna (Landon Annal. XI. 71, und Galerie du Louvre II. 26), geſtochen von J. Metelli, von G. L. Roullet, M. Hortemels und Maria Cosway. Der Heiland ſchwebt, ein großes Kreuz in der Linken, von Engeln umringt, hinauf. Es iſt mehr eine

---

2) Auch in der für die Kunſtgeſchichte merkwürdigen niellirten Darſtellung von Peregrini in Duchesne Essai sur les Nielles 1826 ſchlafen die drei Wächter, während Chriſtus auf den Wolken (?) ſteht.

Auffahrt, als eine Auferſtehung. Der Schrecken der Wachen iſt nicht übel ausgedrückt. Ein hiſtoriſcher Fehler iſt es, daß der Stein vom Grabe nicht weggewälzt iſt, ſondern ſogar einer der Soldaten darüber unbeweglich in Betäubung liegt, oder ſchläft. Man könnte meinen, der Maler habe dem von den Feinden Jeſu ausgeſprengten Gerücht Glauben geſchenkt. — Wir erwähnen noch der Bilder von Perugino (ehemals im Pariſer Muſeum, Nro. 1097, jetzt in der Galerie zu Lyon), 3) ob geſtochen, iſt mir nicht bekannt. — Von Raphaelino dal Colle ſieht man zwei ſchöne Bilder das eine im Dom Cità San Sepolcro, das andere bei den Conventualen zu Cità di Castello. Große breite Manier. Der Schrecken iſt trefflich ausgedrückt. Chriſtus iſt voll Majeſtät, hat aber zu viel Verachtendes in der Miene (Lanzi I. ed. II). — Von Parmeſano (im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres du Parm. Pl. 16). Chriſtus eine edle, doch zu martialiſche Geſtalt, ſteht, die Fahne ſchwingend, auf dem (geſchloſſenen!) Grabe. — Beſſer iſt ſein Bild (auch bei Landon Pl. 17), wo Chriſtus über dem plötzlich ſich öffnenden Grab, die Fahne in der Hand, in Glorie hervorſchwebt, gen Himmel blickend. Das Staunen und die Betäubung der Wachen iſt gut gegeben. — Von Lukas Romanus, geſtochen von Hier. Wierix. — Von C. Crayer, geſtochen von Corn. Gallé in der ehemaligen Kirche der barmherzigen Brüder zu Gent (Descamps Vies I. 354. Descamps Reiſe 261), und ein anderes Bild in der Kirche St. Martin zu Gent (Descamps Vies I. 335. Descamps Reiſe 249). In beiden iſt Chriſtus ſchwebend in der Luft (?) vorgeſtellt; beide ſind von großer

---

3) Ein Altarbild von Perugino's Schüler, Genga in der Kirche St. Katharina von Siena zu Rom iſt von großer Schönheit. (Lanzi franzöſiſche Ausgabe, II. 97)

Wirkung. 4) — Von Arnold de Vouez ſah man eine Auferſtehung in der Kirche des heiligen Andreas zu Ryſſel (Descamps Vies III. 131). — Von Corn. Cort, geſtochen von ihm ſelbſt (1569). — Von Vanloo, eine Auferſtehung, geſtochen von Pask. Peter Moles und von Em. Carmona. — Von P. P. Rubens (Landon XIV. 49). An der Figur des Heilands wird Vieles in Hinſicht der edlen Würde vermißt. Aber der Schrecken, das Staunen, die Angſt und die Verwunderung der Wachen iſt gut ausgedrückt. Dies Bild iſt geſtochen von John Murphi. — Eine andere Auferſtehung von Rubens an ſeinem Grabmal in der Hauptkirche zu Antwerpen iſt geſtochen v. Bolswärt. Auch hier fliehen die Wachen voll Schreckens über den Glanz der Figur Chriſti, und ſturzen in Unordnung über einander (Descamps Reiſe 157). Wir bemerken hier noch die Bilder: von Joh. Contarino (Schülers des Titian) in der Kirche Franz von Paula zu Venedig (Orloff Essai II. 130), die Auferſtehung, ein Altarblatt von Bernhard von Orly zu Aſch bei Brüſſel (Descamps Reiſe 44); von Michael Corie, geſtochen von Corn. Cort (1568); von Johann v. Aachen, geſtochen von Raphael Sadeler; von Parmeſano eine Darſtellung, geſtochen von ihm ſelbſt; von van der Werff, geſtochen von Valent. Green; von J. H. Romberg, geſtochen von John Murphi (1789); von Anton Coypel, geſt. von J. Audran.

Von Lund, einem lebenden Maler aus Holſtein, ſah ich zu Rom eine Auferſtehung des Herrn, von wahrem Verdienſt. Zwar

---

4) Eine andere Auferſtehung von Crayer ſah man bei Brüſſel in der Abtey Grimbergen (Descamps Reiſe 102), und in der Dominikanerkirche zu Gent den Auferſtandenen, eine einzelne Figur, ſchön gezeichnet und gemalt (Descamps Reiſe 255).

möcht' es Tadel verdienen, daß Chriſtus, von einer blendenden Glorie umleuchtet, über dem Grab emporſchwebt. Dieſer Tadel trifft indeſſen die meiſten Darſtellungen der Auferſtehung. Die Soldaten und die anbetenden Engel bilden einen Contraſt von trefflicher Wirkung. Unter den erſtern herrſcht Staunen und Beſtürzung; die einen ſind im Begriff zu fliehen, ein Paar liegen noch zu Boden; ein einziger wagt es mit zornigem Trotz, in welchen jedoch Verwunderung ſich miſcht, zum aufſchwebenden Heiland empor zu ſchauen; er hält aber den Glanz nicht aus. Das ſchöne, jugendliche Geſicht eines andern ſcheint ſich ſchüchtern mit der Rührung und Hoffnung eines Bekehrten zu Ihm hinauf zu wenden. Die Andacht der Engel iſt vielleicht zu ruhig und kalt, zu wenig inbrünſtig. Dem Chriſtus dürfte ſtatt dem carmoiſin-röthlichen Gewand ein weiſſes beſſer ſtehen. Der Hintergrund ſtellt auf der einen Seite das im Dunkel liegende Jeruſalem vor, auf der andern eine heraufdämmernde Morgenröthe.

Der geiſtvolle Maler Wach in Berlin hat für die Peter- und Paul-Kirche zu Moskau eine Auferſtehung gemalt. Die Wächter ſind ſchlafend (?), während Chriſtus eine Fahne in der Rechten haltend, in Glorie über dem Grabe ſchwebt, und zwei ſchöne Engel am Rande des Grabes ſitzen, der eine etwas wehmüthig nach dem Grab, der andere anmuthig nach oben deutend. Nur eine wahre lebendige (natürliche) Carnation und mehr Harmonie in der Färbung wäre dem Bilde zu wünſchen. Das Bild enthält manche Schönheiten, beſonders an den Engeln (Kunſtblatt 1823. Nro. 25. S. 99). —

Von Marie Ellenrieder (von Conſtanz) ein großes Altarblatt in der Pfarrkirche zu Ichenheim im Badiſchen, von ihr ſelbſt radirt. Die ſonſt ſchöne Compoſition hat den gewöhnlichen Fehler, daß Chriſtus ſo in der Luft ſchwebt, als führ' er gen Himmel. Der Engel ſitzt nicht auf dem weggewälzten Grabſtein, ſondern auf dem Rand des Grabes, die Füße noch darin. Er ſchlägt kreuzweis die Hände übereinander, und blickt mit andächtigem Entzücken aufwärts. Ein Soldat ſchaut trotzig und voll Unwillen nach Chriſtus; der zweite iſt niedergeſtürzt und ſchaut rücklings gleichfalls nach dem Erſtandenen; ein dritter liegt hingeſtreckt, auch hinaufblickend, als ob er aufgeſchreckt worden, und nun die Lanze mit der Hand ergreifend. Die Zeichnung, die Anordnung und der Ausdruck ſind vortrefflich. Die durch dieſe frühere Arbeit der Künſtlerin geweckten Erwartungen haben mehrere ihrer ſpätern Werke in die ſchönſte Erfüllung gebracht (S. Band I. S. 338).

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Handlungen Chriſti nach der Auferſtehung.

(Matth. XXVII. 16—20. Mark. XVI. 9—18. Luk. XXIV. 13—40. Joh. XXI. Vergl. Klopſtocks Meſſiade, XIV. Geſang.)

Chriſtus erſcheint den Frauen. Von **Ludw. Deyſter.** Sehr ſchön (**Descamps** III. 338).

Von **Laurenz de la Hyre** (**Landon** Annales XIII. 43). Der Ausdruck, beſonders die Verwunderung der Frauen, die vom Glanz des Erſtandenen geblendet ſind, iſt vortrefflich. Aber den Heiland **ſchwebend** vorzuſtellen, war der Maler durch nichts berechtigt.

Chriſtus erſcheint an ſeinem Grabe der Magdalena als Gärtner (Joh. XX. 14—17). Von **Raphael**

(Landon Evangiles, Pl. 50, und Vie et Oeuvres de Raphael, 711, Nro. 128), geſtochen von W. Chateau und N. Billy. Der Ausdruck der Magdalena iſt vorzüglich geiſtreich und wahr. Sie knieet, mit einer Hand das Salbgefäß gegen ſich drückend, die andere abwärts ausbreitend, und ſpricht voll freudigem Erſtaunen ihre Ehrfurcht aus. Chriſtus, einen Hut auf dem Haupt und eine Gärtnerhacke über der Schulter haltend, wehrt ihr mit bedeutungsvoller Miene und mit Ausſtreckung der linken Hand. Rings umher ſchöne Blumen und Kräuter. Hinten das Grab mit Bäumen und einer Ausſicht auf Jeruſalem. — Von Franz Albani iſt ein Bild geſtochen von Villerey und C. Duflos (Galerie fr. par Filhol IV. 254). Chriſtus als Gärtner; ſie, knieend, eine Büchſe in der einen Hand, will ihn mit der andern berühren. Der Ausdruck von Beiden iſt vortrefflich. Hinten ſitzen zwei Engel auf dem Grabe. — Von Correggio, geſtochen von Patas und G. Duchanche (Landon Oeuvres Pl. XV). Einfach, aber gemüthlich. Milder Ernſt im ſtehenden Chriſtus, der abwehrend ſpricht: rühre mich nicht an! Innige Demuth in der zu ſeinen Füßen niederknieenden Magdalena, die die Hände gegen unten ausbreitet, um ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Im Eingang der Grabhöhle ſitzt ein Engel, der Scene im Hintergrund mit gefalteten Händen zuſchauend. — Von Guido Reni, geſtochen von Joh. Schwerin (königl. Galerie zu Dresden). Sehr ſchön und von rührendem Ausdruck. — Von Friedr. Baroccio, geſtochen von Luk. Ciamberlano, von F. Villamena und von Schmith, meiſterhaft von Raphael Morghen. Magdalena knieend vor dem vermeinten Gärtner blickt ihn ſtaunend an, und ſtreckt die Hand nach ihm aus. Er weicht vor ihr zurück, ſtützt ſich mit der Rechten auf ein Geländer, und macht mit der Linken eine Gebärde der Weigerung, daß ſie ihn nicht berühre. Der Tag leuchtet fern vom Horizont her. Zeichnung und Erfindung gleich ſchön; der Ausdruck in beiden Figuren edel und ſprechend wahr. Der Leib des Erſtandenen iſt etwas zu reich an ſinnlicher Lebensfülle. Auch hat im Geſichte der Magdalena die plötzliche Freude die Spur des Schmerzes vielleicht zu ſehr verwiſcht. Doch mag dies eben in der Abſicht des Malers gelegen ſeyn, weil allerdings das plötzliche Erkennen des Erſtandenen nur der Freude und der Verwunderung Raum laſſen mochte. — Von Le Sueur, geſtochen von Dambrun und E. Picart (Landon Annal. VIII. 121. Filhol Galerie fr. V). Einfache Darſtellung von ſehr wahrem und ſchönem Ausdruck. — Auch am Bilde von Titian, geſtochen von Nik. Tardieu iſt viel zu loben. — Von Peter von Cortona (im Kabinet des Grafen von Orford zu Hugthon), geſtochen von W. Wälker. — Von Rubens, geſtochen von Andr. Lommelin. — Von Philipp Lauri, geſtochen von Peter Simon dem Jüngern (1782). — Von Thimoth. delle Vite iſt ein ſchönes Bild zu Cagli in der Kirche des heiligen Auguſtin (Lanzi franz. Ausgabe II. 114). — Eines von Luk. v. Leyden (Halbfiguren) iſt von ihm ſelbſt geſtochen (1519). Im Hintergrunde ſieht man auf der einen Seite die Mauern von Jeruſalem, auf der andern einen Hügel, den die drei heiligen Frauen beſteigen. 1)

Magdalena am Grabe nebſt Johannes und Petrus. — Von Jod. de Winghe, geſtochen von Jak. Matham 1602. — Von Raph. Mengs im Eskurial.

Chriſtus erſcheint ſeiner Mutter. Von dieſer Scene

---

1) Der Darſtellung des Sollmena, geſtochen von A. P. Kilian und Andern, kann ich wegen theatraliſcher Ziererei wenig Geſchmack abgewinnen, ſo ſehr ſie von Kennern gerühmt wird (Siehe Ch. E. Hagedorn Briefe über die Kunſt, 1797. Br. X. S. 77).

haben wir zwei ſehr ſchöne Bilder: das eine von Guercino, geſtochen von R. Strange, das andere von Guido Reni (in der Dresdner Galerie, Nro. 233), geſtochen von Jak. Nik. Tardieu. Sie iſt aber eine blos poetiſche, mithin zum Kirchengebrauch ganz unpaſſend. Denn daß der Herr ſeiner Mutter beſonders erſchienen ſey, davon ſagen die Evangelien nichts. Voll Theilnahme und erhabener Bedeutung iſt in dem Bilde von Guercino der Blick des Erſtandenen, voll Innigkeit der Aufblick der knieenden Mutter. Auch in dem Bilde von Guido verdienen beide Figuren Beachtung. Ihr Ausdruck iſt vortrefflich. Nur iſt die ſymboliſche Siegesfahne in der Hand des Heilands hier überflüſſig.

Chriſtus erſcheint dem Petrus. Von Füger, geſtochen von J. F. Leybold und von John. Sehr ſchön. Der Ausdruck des knieenden Petrus iſt von vorzüglicher Wahrheit, und der des ſtehenden Chriſtus voll ſanfter Würde, die Vergebung ausſpricht, und Vertrauen einflößt. Die zwei oben im Himmel ſich umarmenden Engel bezeichnen vortrefflich das oberſte Geſetz des Chriſtenthums, das der Liebe.

Chriſtus geht mit zweien ſeiner Jünger nach Emaus (Mark. XVII. 12. Luk. XXIV. 13. 28). Im Freskogemälde des Fra Bartolomeo unter der Thür des Kreuzgangs im Kloſter St. Marko zu Florenz iſt der Ausdruck, beſonders des Chriſtuskopfs, vortrefflich (V. Speth die Kunſt in Italien I. 224). — Von Albani (Landon Annales XIV. 119, und Galerie par Filhol. Nro. 254). Einfache Compoſition, edel und voll Anmuth. — Von Le Sueur (Galerie du Musée Napol. Nro. 278). Sehr genau nach der evangeliſchen Erzählung. — Ein Bild von Lambert Sutermann iſt geſtochen von Lamb. Suavius. — Lobenswerth iſt der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade. Der Herr ſagt gerade zu den zween Jüngern: Mußte nicht der Meſſias dies leiden?

Das Abendmal Chriſti mit den zweien Jüngern zu Emaus (Luk. XXIV. 29 — 32). Von Raphael, geſtochen von Seb. Rouillemont (1642), von A. Campanella und von Andr. Proccacini (auch im Umriß in Landons Evangiles Pl. 42, und in Vie et Oeuvres de Raph. III. Nro. 129). Würdiger, edler Ausdruck in allen Figuren. — Von Joh. Bellini (ehemals in der Kirche St. Salvator, jetzt in der Akademie zu Venedig), geſtochen von Peter Monaco. Eines der beſten Bilder dieſes Begründers der venezianiſchen Schule und von herrlichem Effekt. Alles geiſtreich, mit Kraft und frei behandelt. Chriſtus am Tiſche zwiſchen den zwei Jüngern ſitzend, bricht eben das Brod. In Stellung und Gebärden der letztern malen ſich die Ueberraſchung und noch zweifelnde Freude über die Erkennung des Herrn, deſſen Antlitz ſich vor ihren Blicken mit göttlichem Ausdruck verklärt (Thierſch Reiſen I. 131). — Von Paul Veroneſe, zwei Bilder, das eine geſtochen von H. S. Thomaſſin, das andere von A. Duflos. Chriſtus und die beiden Jünger ſind gut charakteriſirt; die Nebenfiguren aber dem Gegenſtand ganz fremd, und verſtoßen zum Theil gegen Wahrheit und Anſtand (Vergl. Manuel du Musée fr. IX. Nro. 5). — Von Titian (im Pariſer Muſeum),[2] geſtochen von Ant. Maſſon und von Franz Chereau. Das Bild iſt unter dem Namen a la Nappe bekannt, weil das Gewebe des Tiſchtuchs meiſterhaft nachgeahmt iſt. Die natürliche Wahrheit des Bildes iſt in dem Stich von Maſſon auf eine bewunderungswürdige Art wiedergegeben. Die Erfindung des Malers aber iſt, hiſtoriſch betrachtet, unter aller Kritik. Das Geſicht des Herrn zeigt zwar ſanften Ernſt, hat aber nichts Erhabenes. Das Erſtaunen des

---

2) Ein ähnliches Bild iſt im Markuspalaſte zu Venedig; nur der Jünger zur Linken Chriſti iſt verſchieden.

ihm zur Rechten ſitzenden Jüngers iſt beſonders durch ſeine Bewegung gut ausgedrückt. Der andere Jünger in Pilgrimskleidung, an deren Gürtel ein großer Roſenkranz herabhängt, wendet ſich anbetend gegen Chriſtum. Hinter dem erſten Jünget ſteht ein Wirth oder Koch mit kaltſinniger Miene. Unter dem Tiſch ſieht man einen Hund und eine Katze (Füßli III. 43 fg.). — Von Guercino, geſchabt von R. Dankerton, geſtochen von Lorenzini. Das Geſicht des Heilands hat einen ſchönen Ausdruck. Er hält das gebrochene Brod, indem er zu ſprechen ſcheint. Ein Bild von herrlichem Effect. Alles geiſtreich mit Kraft und frei behandelt. — Von Palma dem Aeltern (in der Galerie zu Florenz), geſtochen von Franz Forſter (1812. Tableaux de Florence). Einfach und von ſchönem Ausdruck. Nur die Magd paſſt nicht zum Ganzen. Das nämliche Hors d'œuvres findet ſich in dem Bilde von Schidone (kaiſerliche Galerie zu Wien), geſtochen von Benckowitz. — Von P. P. Rubens, geſtochen von Schwanenburg (auch von P. van Sampelen de Jode, Lommelin und Ph. A. Kilian). Chriſtus iſt mit edler Würde und die beiden Jünger ſind mit Wahrheit charakteriſirt. Er, das Brod brechend, ſchaut mit geiſtvollem Blick aufwärts. Der eine Jünger, Chriſto gegenüber, ſtützt eine Hand auf dem Rande des Tiſches, und mit der andern die Lehne ſeines Stuhls faſſend, macht er eine lebhafte Wendung zum Aufſtehen. Der andere, Chriſto zur Seite ſitzend, blickt mit Zeichen der Verwunderung auf ihn. — Links eine Alte, mit einem vollen Glas ſich nähernd, rechts ein Diener mit einer Schüſſel (hätten dieſe beiden Figuren nicht füglich wegbleiben mögen? Füßli IV. 181). — Von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt (1634), von W. Baillie (1760), von Ortmann (Galerie par Filhol VIII. 507) und von Joh. Deſrey (für das Musée fr. II.), im Kleinen von

Schnell (für das rheiniſche Taſchenbuch 1820). Die Jünger erkennen gerade ihren Meiſter am Brodbrechen; die Verwunderung der Jünger und das feierliche Gefühl des Herrn iſt gut gegeben. — Von Matth. Corezo in dem Speiſeſaale der Auguſtiner zu Madrid. Hier wird die Erhabenheit des Heilands, da er das Brod mittheilt, und das Erſtaunen der Jünger, die ihn nun erkennen, mit Recht bewundert (Palomino S. 206). Die übrigen Perſonen, deren Erſtaunen gleichfalls gut ausgedrückt iſt, hätten wohl wegbleiben mögen?

Thomas legt die Hände in die Wundmalen des Herrn. Von Raphael, geſtochen von Caylus (Landons Evang., Pl. 51, und Vie et Oeuvres IV. Nro. 232). Der Ausdruck des Heilands iſt edel, Thomas voll des Erſtaunens über die unerwartete Löſung ſeiner Zweifel; die andern Jünger voll Bewunderung und Andacht. — Von Guercino (im Pariſer Muſeum. Landon Annales XII. 15). Des Thomas Begierde ſeinen Zweifel handgreiflich gelöst zu ſehen, iſt gut gegeben. — Von Caravaggio, geſtochen von John Murphy (Fol. 1783). Thomas ſpricht mit dem Herrn, von andern Apoſteln umgeben. — Von Calabreſe (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien, Roſa I. 117). Thomas hat den Ausdruck eines beſchämten Zweiflers. Er berührt mit zwei Fingern die Wunde, auf die ihn ein anderer Apoſtel hinweist. — Von Joh. Peter Zanotti (in der St. Thomaskirche zu Bologna). Die Verwirrung des Thomas iſt mit vieler Wahrheit ausgedrückt (Cochin II. 128). — Von Le Sueur, geſtochen von Fr. Andriot. Gute Zeichnung und wahrer Ausdruck. — Von van Dyck, rühmt das Kunſtblatt 1820, Nro. 78, eine Darſtellung, als von trefflichem Ausdruck der Hauptfiguren; vielleicht dieſelbe, deren Descamps III. 392 und 396 erwähnt. — Auch des Joh. Scoorel Bild in der heiligen Grabkirche zu Jeruſalem (noch 1601 daſelbſt), wurde ſehr gerühmt. — Des Rubens Bild, wo Chriſtus dem Thomas ſeine Wundmaale zeigt, geſtochen von Schmutzer (Musée fr. III.), hat viel und guten Ausdruck. Thomas iſt voll Begierde; ſeine Augen, ſein Mund, ſeine Stellung verrathen, er werde zweifeln, bis er die Wundmaale ſelbſt berührt hat (Manuel du Musée fr. III. Nro. 26. Galerie par Filhol I. 44), geſtochen von Le Villain (Landon Annales III. 19). — Von Rembrandt, geſtochen von R. Lawrie. — Von Matth. Preti, geſtochen von Joſ. Camerata. — Von Carl Le Brün (ob geſtochen, iſt mir unbekannt) wird die Darſtellung als in allen Theilen vortrefflich gerühmt (Fiorillo III. 224. Note X). — Das Bild von Camuccini (in Rom), trefflich gezeichnet und mit Geſchmack angeordnet, aber doch unter dem Ideal wurde der Ehre der Verewigung in Moſaik in der St. Peterskirche würdig geachtet. Der Heiland hat Anſtand, aber nicht Würde genug, und dem Thomas fehlt ſowohl der Ausdruck der Ungewißheit des Zweiflers als des Staunens des Ueberführten. — Fügers Darſtellung zum XVII. Geſang von Klopſtocks Meſſiade, geſtochen von Leybold iſt etwas zu ſtudirt. Thomas, der vor dem Herrn niederfällt, und deſſen Seite berührt, hält die linke Hand auf die Stirne, wohl um ſeine Hartgläubigkeit anzudeuten. Sein Erſtaunen iſt gut ausgedrückt. Das Geſicht Chriſti ſpricht Zuverſicht ein. Aber ſeine und der umſtehenden Apoſtel Figuren ſind akademiſche Studien, daher kalt.

Chriſtus erſcheint unter den verſammelten Jüngern und begrüßt ſie mit den Worten: Friede ſey mit euch! Von Näcke in Rom ſoll eine ſehr gelungene Darſtellung dieſes Gegenſtandes gefertigt worden ſeyn.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Auffahrt Chriſti.

(Mark. XVI. 19. Luk. XXIV. 50—52. Apoſtelgeſch. I. 9—11.)

Dieſe herrliche Scene iſt in mehrerer Hinſicht zur maleriſchen Darſtellung geeigneter, als die Auferſtehung. Sie iſt in den heiligen Schriften zwar mit wenigen, aber ſehr treffenden und ſtarken Zügen bezeichnet. Die eilf Apoſtel und die ſich zu ihnen hielten (die Jünger und heiligen Frauen) hatte der Erſtandene hinaus nach dem Oelberg bei Bethanien geführt; hier hob er ſeine Hände auf und ſegnete ſie; und indem er ſie ſegnete, ward er vor ihren Augen in den Himmel zur Rechten Gottes erhoben, und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken. Indem ſie nun mit unverwandten Blicken zum Himmel hinauf ſahen, ſiehe! da ſtanden zwei Männer bei ihnen in weiſſem Gewande. Dieſe ſprachen: Ihr Galiläer! was ſtehet ihr noch und ſchauet zum Himmel? Dieſer Jeſus, der von euch weg in den Himmel genommen ward, wird eben ſo wieder kommen, wie ihr ihn ſahet in den Himmel ſich erheben. Da wurden ſie voll großer Freude und beteten ihn an.— Welch ein reicher und erhabener Stoff liegt nicht in dieſem Text zu herrlichen Gemälden, mannigfaltig im Ausdruck, mit ſchönen, anziehenden Gegenſätzen und von großer Harmonie! Deß ohngeachtet iſt nur eine kleine Zahl von Bildern der größten Meiſter von dieſem Gegenſtand bekannt, und auch unter dieſen iſt keines, das auf gleichen Ruhm, wie die Verklärung von Raphael, oder das Abendmal von Leonardo da Vinci Anſpruch machen könnte.

Von Raphael haben wir mehrere Darſtellungen. In der einen, geſtochen von Marc Anton, gibt der Heiland, eine Siegesfahne haltend, den Apoſteln den Segen. Dieſe allegoriſch-ſymboliſche Vorſtellung hat keinen Grund in der heiligen Schrift; die Siegesfahne nur inſofern, als die Auferſtehung des Herrn den Sieg über Tod und Grab bezeichnet. — In der andern, die zu den Teppichen gehört (im Umriſſe in Landons Evangiles Pl. 24, und in Vie et Oeuvres de Raphael III. Nro. 130), geſtochen von Beatricet (1541), Marcelli und Andr. Procaccino ſieht man neben dem in einer Glorie ſich erhebenden Heiland, deſſen Geſicht und Arme himmelwärts gerichtet ſind, zwei Cherubine ſchweben, die den Apoſteln, welche unten in anbetendem Erſtaunen knieen, anzudeuten ſcheinen, daß er zu ſeinem ewigen Vater zurückkehre. Vortrefflich iſt der Ausdruck aller Figuren, und in den Geſichtern und Gebärden der aufwärtsblickenden eilf Apoſtel große Mannigfaltigkeit. Im Hintergrunde ſieht man an einem Hügel Bethanien. Es kann getadelt werden, daß das Glanzgewölk nicht den Körper des Aufſchwebenden, wenigſtens zum Theil umhüllt. Doch läßt ſich der Maler dadurch rechtfertigen, daß der Aufſchwebende den unten Stehenden verhüllt erſcheine. Ferner kann man tadeln, daß die Engel neben Chriſtus ſchweben, anſtatt in edler männlicher Geſtalt ſich unter den Verſammelten einzufinden (wie die Apoſtelgeſch. C. 1 erzählt). Die Lichtwolke genügt, um das Reich anzudeuten, in das der Heiland aufgenommen wird. — Von weniger idealiſcher Schönheit iſt eine dritte Auffahrt von Raphael (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael VIII. Nro. 419).

Von Peter Perugino werden mehrere Bilder der Himmelfahrt Chriſti zu Perugia, Florenz, Bologna gezeigt, in ſeiner Art von großem Verdienſt (Fiorillo I. 82). Beſonders ſind in dem Bilde in der Peterskirche zu Perugia die Apoſtel von trefflichem Ausdruck, und unter dieſen vorzüglich der jugendliche, ſchöne Johannes mit goldenen Locken.

Auch das Bild von Fra Bartolomeo im Palaſte Pitti zu Florenz iſt von einem edeln Styl.

Ein Bild von Titian ſieht man jetzt in der königlichen Galerie zu Venedig (Orloff Essai II. 476).

Eines von Paul von Verona iſt geſtochen von Corn. Viſcher. Chriſtus ſchwebt hier in der Glorie von Engeln umgeben. So haben ihn die Jünger nicht geſehen.

Von Molozzo iſt im Quirinal eine Auffahrt, wo Chriſtus wirklich aufzuſchweben ſcheint, wie auch mit ihm die Engel (Lanzi Stor. pittor. I. P. p. 33).

Von Seb. Ricci (in der Dresdner Galerie II. 29), geſtochen von L. Rades und J. Purt. Chriſtus ſchwebt, die letzten Worte zu den unten verſammelten Jüngern ſprechend, mitten im Bilde empor. Staunen, Ueberraſchung, Anbetung (mitunter auch Wehmuth) ſind in den Jüngern ausgedrückt.

Von Benj. Weſt iſt eine Auffahrt Chriſti in der Hofkapelle zu Windſor, vortrefflich geſtochen von den Gebrüdern Facius (Fiorillo V. 754).

Die Auffahrt des Herrn von R. Mengs in der katholiſchen Hofkirche zu Dresden iſt eine der gelungenſten Darſtellungen. Einen Chriſtus, der leichter und mit mehr Würde zum Himmel aufſchwebt, zeigt vielleicht kein anderes Gemälde. Er iſt nur gleichſam körperlich; ſo geiſtreich iſt ſein Weſen und ſein Aufſchwung. 1) Man ſieht es,

---

1) Daher ſcheint mir der Vorwurf in den Briefen über die Kunſt von und an H. Ludw. Chr. von Hagedorn. Leipzig 1797,

eine göttliche Kraft trägt ihn empor. Das Gewand, das zur Erde niederſinkt, verſtärkt die Illuſion. Die zwei Engel neben dem Aufſchwebenden ſind edle Geſtalten voll inniger Andacht. Auch der Ausdruck der aufblickenden Apoſtel, der Maria und der Magdalena, iſt vortrefflich. Es iſt darin eine meiſterhafte Miſchung von Betrübniß über die Trennung von ihrem Meiſter und von Freude über die vollbrachte Erlöſung des Menſchengeſchlechts. Auch iſt der Ausdruck dem Charakter eines Jeden angepaßt. Einige Apoſtel ſtehen, andere knieen. Maria's edle, ſchöne Figur voll Entzücken ragt über Alle hervor. Hinter ihr blickt Magdalena knieend aufwärts; vor ihr Johannes der Evangeliſt. Daß der Leib des Heilands den Jakob und noch einen Apoſtel beſchattet, finde ich tadelnswerth. Er ſollte eher Licht auf ſie werfen. Gott Vater aber, von den Engeln in einer Glorie getragen, hat zwar viel Milde und Würde. Aber der Ausdruck des Geſichts ſcheint mir doch nicht recht befriedigend. Sein volles ſchneeweiſſes Haar an Haupt und Bart und noch mehr der vor ſeiner Bruſt ſchwebende heilige Geiſt in Taubengeſtalt mögen auch dem Ausdruck etwas hinderlich ſeyn. Die drei Engel hingegen, die nebſt vielen Cherubimsköpfen Gott Vater umgeben, ſind voll Anmuth. Uebrigens fragt es ſich: ob dieſer Theil des Gemäldes nicht überflüſſig ſey? Wie mir däucht, verdankt er blos der Meinung, daß in einem ſolchen großen Altarbilde drei Abtheilungen ſeyn müſſen, ſein Daſeyn. Mir ſcheint aber auch, der Effekt werde dadurch eher vermindert, als erhöht, und das einfache Aufſchweben der Figur des Erlöſers ſey ſowohl dem Eindruck, als der bibliſchen Erzählung angemeſſener. —

S. 162: daß der Chriſtus zu plump, als ein ſchöner Bauernkerl mit ſtrozzenden Waden gemalt ſey, das Erzeugniß einer übeln Laune, und weiter nichts.

Von Stölzel haben wir einen Stich. Aber warum beſchenkt uns keiner unſerer beſten Künſtler mit einem großen Kupferſtich nach dieſem ſchönen Bilde, dem Meiſterſtück des größten der neuern deutſchen Maler? 2)

Auch die Rückkunft des Herrn im Himmelreich, wo er zur Rechten ſeines Vaters thront, wäre für die Maler ein würdiger Gegenſtand zu genialer Ausführung (Vgl. Caſanova im II. Theile der Maler und Bildhauerbibliotheck).

Schnell öffnet ſich des Himmels Thor;
Die Engelchöre ſeh'n erſtaunt,
Wie zu des Vaters Rechten jetzt
Der Gottmenſch auf den Lichtthron ſteigt.

Verklärt ſtralt dort das blut'ge Kreuz
Woran er für die Menſchheit ſtarb.
Wer mit Vertrau'n zum Kreuze blickt,
Den ruft er in des Vaters Reich. 3)

---

2) Vgl. die Beurtheilung in dem Mengs Schriften I. 97 vorgedruckten Verzeichniß ſeiner Gemälde.

3) Noch erwähnen wir der Bilder von Ciro-Ferri, geſtochen von C. Blömärt, Loiſel und A. Weſterhout; von B. della Porta, geſtochen von C. Mogalli; von Baſſano, geſtochen von J. Trojen; von J. Guarana, geſtochen von F. Bartolozzi; von Albr. Dürer, geſtochen von J. Betti; von D. Calvart, geſtochen von J. T. Preſtel; von J. Lanfranck, geſtochen von St. Coppa; von Paul Veroneſe, geſtochen von H. Bertelli (1588); von A. Turchi, geſtochen von C. Mogalli; von J. Stella, geſtochen von J. Couvay; von Ph. Champagne, geſtochen von F. Poilly.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes.

(Apoſtelgeſchichte II.)

Der Sturmwind brauſt; der Saal erbebt;
Des Himmels Glanz füllt Aller Aug;
In feurigen Geſtalten ſchwebt
Auf jedes Haupt der Geiſt herab.

Ihr ganzes Herz erglüht vom Geiſt;
Hell wird ihr Blick, und ſtark ihr Muth.
Der Geiſt der Lieb' und Wahrheit gibt
Den Frieden, den die Welt verſagt.

Es iſt dies ein Gegenſtand, deſſen würdige Darſtellung eine ungemein feurige und erhabene Einbildungskraft, die aber über die Erzählung der Apoſtelgeſchichte nicht ausſchweifen darf, und wahre Begeiſterung erfodert. Die bedeutende Anzahl von Perſonen, der Eindruck der Erſchütterung des Hauſes, das auſſerordentliche Licht u. dergl., machen ſchon große, techniſche Anſprüche an den Künſtler. Dazu kommt die lebhafte Schilderung des Eindrucks, den die wunderbare Einwirkung von Oben auf einen jeden nach ſeinem Charakter hervorbringt. Jede Uebertreibung, jede Ziererei im Ausdruck würde die Harmonie des Ganzen ſtören. Eine innige, heitere Fülle von Freudigkeit, Muth und Stärke muß ſich über Alle verbreiten. Es ſoll hier eine plötzliche Aufhellung und Veredlung des Innern von Menſchen, die die Wahrheit redlich ſuchten und ohngeachtet eingewurzelter Vorurtheile dafür empfänglich waren, geſchildert werden. Denn ſie geſchieht durch eine göttliche Einwirkung, die mit wenigen einfachen äußern Zeichen ſich ankündigt. Eine Aufgabe, die nur ein wahres Genie, gepaart mit hoher Einfalt des Gemüths glücklich zu löſen vermag.

Noch kenn' ich kein Bild, das durchaus befriedigt; ſelbſt von Raphael nicht.

Unter ſeinen Teppichen befindet ſich eine Ausgieſſung des heiligen Geiſtes, geſtochen von Marc Anton, von A. Lafreri, von Ger. Audran und von Sommerau (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres VIII. Nro. 433). Dreizehn ſitzende und zwei ſtehende Figuren theilen die gleiche Entzückung. Oben ſchwebt in einer weit ausſtrömenden Glorie der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube. Auf allen Köpfen lodert ein Flämmchen. Die Anordnung iſt vortrefflich.[1] Die Kritik von Fernow (römiſche Studien III. 185), der ſchon den Gegenſtand ſelbſt nicht für eine maleriſche Darſtellung geeignet finden will, ſcheint mir viel zu abſprechend. — Was die Vorſtellung des heiligen Geiſtes in Taubengeſtalt betrifft; ſo kommt ſie nur in der evangeliſchen Erzählung von der Taufe Jeſu vor. Die Apoſtelgeſchichte erwähnt davon in dem Berichte von der Ausgieſſung des heiligen Geiſtes Nichts, ſondern läßt ihn vielmehr in Geſtalt zungenförmiger Flammen herabkommen. Wozu alſo auch noch die Taube in der Schilderung dieſer Scene? Eine ſolche doppelte Sinnbildung kann nur den Eindruck ſtören, indem ſie, dem Geſetze der Sparſamkeit zuwider, das Wunderbare verſchwendet. Noch unpaſſender iſt es freilich, wenn, wie von mehreren Malern geſchehen, den Apoſteln ein Licht, oder Feuerſtral in den Mund gelegt wird.

---

[1] Ein Studium Raphaels (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres VIII. Nro. 412, verdient Beachtung. Es enthält die aufwärts blickenden Figuren von ſechs Apoſteln.

Sodann muß hier noch eine Bemerkung gemacht werden: Wenn in den Bildern von der Pfingſtſcene auſſer den zungenförmigen Flämmchen, die auf die Anweſenden herabkommen, auch der obere Theil des Saales ſtark erhellt iſt, ſo dient dies ſehr gut, um die Erleuchtung der Herzen anzudeuten. Um ſo weniger wird die Vorſtellung des heiligen Geiſtes in Taubengeſtalt hier nothwendig. Das Licht von oben und die auf die Häupter herabſchwebenden Flämmchen bezeichnen hinlänglich die innere Erleuchtung und Begeiſterung, zumal wenn auch der Geſichtsausdruck und die Gebärden der Figuren damit zuſammen ſtimmen.

Von Gaudentio Ferrari, geſtochen von Fr. Hortemels (Receuil Crozat I. 82). Maria ſitzt in der Mitte, neben ihr Magdalena. Hoch über jener ſchwebt die Taube, von der das Licht auf alle Anweſenden ſich ergießt. Das ſtaunende Entzücken iſt gut ausgedrückt.

Im Muſeum St. Marko zu Florenz iſt ein kleines Bild von Fieſole, reich an gemüthlichen Figuren.

Von Joh. Lenardi, geſtochen von Nik. Le Sueur (Rec. Crozat I. 130). In der Mitte Maria auf einem Stuhl (?). Neben ihr verneigt ſich Magdalena, die Arme übereinanderſchlagend; die Apoſtel ſtehen oder knieen umher, alle das Geſicht aufwärts kehrend, wo die Taube ſtralt, und von wo Feuerflocken herabfallen.

Das Bild von A. D. Gabiani, geſtochen von Andr. Scacciati, von J. B. Cipriani und C. Mogalli, verdient hier Erwähnung; vorzüglich aber das von Titian, gut geſtochen von J. Jackſon und N. N. Cochin. Titian war zwar ſchon 74 Jahre alt, als er dieſes Bild für die Kirche della Salute in Venedig gefertigt. Aber Erfindung, Anordnung und Vollendung, das Natürliche im Ausdruck der Jungfrau und der Jünger nebſt vielen andern trefflichen Köpfen reißt zur Bewunderung hin (Maier I. 473). In dem Bilde von Cazes (geſtochen von Ph. A. Kilian für ſeine Bilderbibel und für die Wiener Bilderbibel von Joh. Gerſtner), iſt ein Ausdruck ſanfter Begeiſterung. Ferner erwähnen wir eines Bildes von Tadd. Zucchero, geſtochen von Corn. Cort und L. Bertelli. — Von Guido Reni zeigt der Platfond des kleinen Conſiſtoriums im Vatikan ein Freskogemälde, die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes darſtellend. Die Anordnung iſt gut; mehrere Köpfe ſind von ſchönem Ausdruck. Geſtochen iſt das Bild von J. H. Frezza.

Am Hauptaltar der Kirche der Kapuzinerinnen zu Bologna ſieht man eine Darſtellung von Joh. Fr. Geſſi (aus Guido's Schule). Der Tröſter ſchwebt in Geſtalt einer Taube über der heiligen Verſammlung, von einem hellſtralenden Lichte umgeben. Mit Würde und ſanfter Rührung hebt mitten aus den Verſammelten Maria Augen und Hände zu ihm empor. Den Johannes ausgenommen ſind die übrigen Apoſtel aus der gemeinen Natur, doch durch das gegenwärtige Gefühl veredelt (Hofſtätter II. 224).

Von Primaticcio iſt ein Bild auch ſchön auf Glas gemalt (aux petits Augustins zu Paris. S. Le Noir Musée Imp., und Hist. des Arts en France). Der Ausdruck der Köpfe iſt hier das Beſte. Die Anordnung iſt ſehr ſymetriſch. Um Maria knieen die Jünger. Flämmchen fallen auf ſie. Oben ſchwebt die Taube in einer Glorie.

Von Hemmeling (Boiſeré'ſche Sammlung), ſchön lithographirt von Strixner. Maria voll Anmuth und von edler Geſtalt ſitzt in der Mitte in betender Stellung, die Hände faltend, ein aufgeſchlagenes Buch auf dem Schooße, in ſtille tiefe Betrachtung verſunken. Rechts und links knieen Petrus und Johannes;

tieſer gruppiren ſich die übrigen Apoſtel mit großer Mannigfaltigkeit der Stellung und Bewegung, alle in brünſtiger Andacht aufwärts blickend, auch die Hände erhebend. Der Geiſt ſchwebt oben umſtralt in Taubengeſtalt (Kunſtblatt 1824. Nro. 45. Göthe Kunſt und Alterthum V. 189).

Ein Gemälde von Crayer (in der Pfarrkirche St. Michael zu Gent) wird wegen dem großen Effect gerühmt (Descamps I. 354). Desgleichen ein anderes von Michael Coxie, geſtochen von Corn. Cort.

Von Vaſari zeigt die königliche Galerie zu Sansſouçi eine Darſtellung. Sie iſt wohl bisher nicht geſtochen.

Von Gregor Pagani ziert eine den Dom zu Piſtoja (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 350). — Von Julius Campi in St. Sigismund zu Cremona (im Styl des Julius Romanus). — Von Ciro Ferri, geſt. von Hub. Vincenti und C. Blömärt. — Von Vincenzio Fiamingo in der Vallicella zu Rom.

Von van der Werff ſoll ſich eine in der Galerie zu Düſſeldorf befunden haben (Descamps III. 395). — Von van Dyck haben wir eine, geſtochen von Corn. Kaukerken. — Von P. P. Rubens (Galerie de Dusseldorf, p. XIX), geſtochen von Paul Pontius (1627). Die Apoſtel fühlen ſich wirklich begeiſtert. Doch hätte das Symbol der Taube, von welcher der Maler die feurigen Zungen ausgehen läßt, billig wegbleiben ſollen. Die Maria iſt nichts weiter, als eine freundliche, gute Flammänderin (G. Forſter Voj. pittor. I. 139). — Von Blanchard (in unſerer lieben Frauenkirche zu Paris), geſtochen von Nik. Regneſſon. — Von Le Brün, ſchön geſtochen von G. Audran, von C. Duflos und von Crespi. Das Gemälde befindet ſich im Seminar St. Sulpice zu Paris. Der untere Theil, der die Apoſtel umfaßt, iſt weit beſſer, als der obere, wo Maria mit den andern Frauen theils ſtehend, theils knieend ſich befinden. Die Apoſtel ſind auch hier gut charakteriſirt; die Frauen ſehr ſchwach (Manuel du Musée fr. V. Nro. 12).

Lanzi erwähnt mit Lob eines Bildes von **Caſtellino Caſtello** in der heiligen Geiſt-Kirche zu Genua, und eines andern von **Joh. Carlone** in der daſigen Kirche Quaſtato (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe V. 126—128).

Von den Gemälden der **ſpaniſchen Maler** erwähnen wir folgender: des **Antonio de Lanchares** im Kapitelſaale der Karthäuſer del Paular (**Fiorillo** IV. 127. **Rehfues** Spanien 1813. IV. 1203); von **Miguet Barroſo** (zweier Darſtellungen im Eskurial. **Fiorillo** IV. 137); des **Franz Herrera** (ſein Meiſterwerk; es ſteht in der Kirche des heil. Ines zu Sevilla. **Fiorillo** IV. 215), und des **Corſell** (**Fiorillo** IV. 392). Bisher vermiſſen wir Kupferſtiche davon, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als von dieſem Gegenſtand überhaupt nur ſo wenige vorzügliche Darſtellungen bekannt ſind.

Gerühmt wurde eine ganz neue Darſtellung von **Begaſſe**, einem hoffnungsvollen Künſtler aus Köln, zu Paris gemalt, jetzt auf dem Altar der reformirten Hauptkirche zu **Berlin** aufgeſtellt. Man bemerkt die Taube in der Mitte eines Lichtſcheins. Ein helles Gewölk erfüllt den obern Raum des Saales. Aber ſchon iſt das Wunder vollbracht; die vom Himmel herabgekommene Flamme zeigt ſich nicht mehr in Geſtalt von Zungen; ſie iſt ganz und gar in die Jünger übergegangen; ſie ſind davon durchdrungen; das himmliſche Feuer glüht in ihren Seelen, und ihre verklärten Sinne verkünden die erſten Wirkungen des Wunders. Alle Figuren ſind in ganz oder halb knieender Stellung. Der Ausdruck in allen bezeichnet ihren Charakter vortrefflich; beſonders gilt dies von Maria und von den Apoſteln Johannes, Petrus und Jakobus.

Man ſieht ihnen allen an: ſie ſind mit dem heiligen Geiſte getauft, feſt in Liebe, Glauben und Hoffnung, für alle Menſchenmacht unüberwindlich (S. Miels Beurtheilung im Kunſtblatt 1820. Nro. 81, 82, 83). Ohne ihr zu widerſprechen, erlaube ich mir doch die Bemerkung, daß der Maria das Ideale fehle, welches hier ſo vorzüglich gewünſcht werden muß; daß ferner über alle Geſichter eine gewiſſe andächtige Wehmuth ſich ergieße, die dem kräftigen Gefühl der Gottbegeiſterung nicht wohl entſpricht. Auch glaube ich, daß zur beſſern Bezeichnung der Scene die zungenförmigen Flämmchen über den Häuptern nicht hätten weggelaſſen werden ſollen. Endlich würde der Eindruck des Ganzen durch größere Erweiterung des Raumes ſehr gewonnen haben. 2)

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

Aus der Apoſtelgeſchichte.

In den Scenen vom Leben des Erlöſers zeigen ſich uns die Apoſtel als Nebenfiguren, noch in irdiſch-jüdiſcher Befangenheit, oft noch zagend und ſchwankend zwiſchen Wahrheit und Irrthum; noch der gemeinen Natur verwandt, obgleich ſchon kräftig nach einer beſſern ſich

---

2) Wir zeigen noch an die Bilder von J. Morin, geſtochen von F. Poilly; von Dominichino, geſtochen von Cl. Melan; von P. Beretino, geſtochen von G. Audran; von P. Caldara, geſtochen von Hugo da Carpi (1608); von Parmeſano, geſtochen von Preſtel; von P. L. Ghezzi, geſt. von J. J. Frezza.

ſehnend. Nachdem ſie aber Gefäſſe des Geiſtes von oben geworden waren, ſehen wir ſie als die begeiſterten Herolde deſſen, der zur Rechten des Vaters ſitzt, auftreten, voll der Kraft und Wahrheit, und voll der Zuverſicht auf den, aus deſſen Vollmacht ſie reden und handeln. So werden ſie uns in den heiligen Urkunden geſchildert, und ſo ſoll auch die Kunſt ſie uns vor's Auge bringen. An die Bilder von den folgenden Scenen ergeht demnach die Foderung, daß die Apoſtelfiguren nicht blos in ſchöner Einfalt, ſondern mit hehrem großartigem Weſen erſcheinen, damit wir auf den erſten Anblick die Heroen des Chriſtenthums in ihnen erkennen. 1)

Von den Scenen, bei denen hier kein Gemälde bemerkt iſt, kennt der Verfaſſer keines, das beſondern Beifall verdiente, wünſcht aber dergleichen wegen der Bedeutenheit jener Scenen, und wegen ihrer Empfänglichkeit einer geiſtreichen Darſtellung. Auch in der trefflichen Auswahl der maleriſchen Scenen und Momente zeigt Raphael hier eine unübertroffene Meiſterhaftigkeit.

Die Wahl des Matthias (Apoſtelgeſch. I. 15—26). Ein Bild, das in allen Domkirchen, ja in allen Rathsſälen, wo Wahlen geſchehen, aufgehängt ſeyn ſollte. — Der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade drückt dieſe Scene ſehr gut aus.

Die Apoſtel theilen den Gläubigen den heiligen Geiſt mit, durch Auflegung der Hände.

Von Santi Titi zu Cittá di Capello (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 310).

Petrus predigt in Jeruſalem nach dem Empfang des heiligen Geiſtes und bekehrt bei drei Tauſend.

---

1) Von dem Charakteriſtiſchen der einzelnen Apoſtel handelt der zwei und dreißigſte Abſchnitt.

(II. 14). Auſſer dem Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade iſt mir kein gutes Bild bekannt.

Petrus mit Johannes heilt einen Lahmen am Eingange des Tempels (III. 1 — 12). Von Raphael (Carton von Hamptoncourt), geſtochen von Parmeſſano, von J. Simon, Th. Bocoles, R. Datton, M. Sorello, Sim. Gribellin, Eduard Kirkal, am beſten von Nik. Dorigny, ſodann von Sommerau und Thom. Halloway 2) (Quatremere p. 316. Allgemeine Kunſtzeitung. Frankfurt 1803. S. 107). Der Ausdruck der beiden Apoſtel iſt edel. Der des Johannes hat etwas beſonders Liebreiches. Der Lahme hat ein unedles, aber doch gutmüthiges Geſicht voll Begierde nach Hülfe und voll Vertrauen. Die andern Bettlerfiguren ſind ganz Wahrheit. Einen freundlichen Gegenſatz mit ihnen bilden das anmuthvolle unſchuldige Kind, welches Tauben auf dem Rücken trägt, und ein Paar ſchöne weibliche Figuren, die eine von heiterer Lieblichkeit gerade neben jenem Kind, die andere

---

2) So ſchön die Halloway'ſchen Stiche nach Raphaels Cartons zu Hamptoncourt ſind, ſo drücken doch die von Dorigny, obgleich gegen jene ſehr wohlfeil, die Zeichnung und den Geiſt des Meiſters kräftiger, einfacher und wohl auch genauer aus. Nach Halloways Stichen vermuthet man, ſie ſeyen Gemälden nicht bloßen Cartons nachgebildet. Sie ſind maleriſch ausgeführt. Zur Zeit Dorigny's ſollen übrigens die Cartons noch nicht ſo ſehr gelitten haben, wie jetzt. Dieſe Cartons gehören unſtreitig zu den letzten Arbeiten des großen Meiſters und ſtehen mehrentheils in Hinſicht der Erfindung, der Verſtändlichkeit der Handlung, der Vollendung der Figuren, der Wahrheit des Ausdrucks, endlich der genialen, einfach großen Drappirung mit Mannigfaltigkeit und guter Wahl des Faltenwurfs auf der oberſten Linie ſeiner hiſtoriſch-dramatiſchen Darſtellungen (viel Treffliches darüber ſagt Fernow in ſeinen römiſchen Studien III. 118 fg.).

von ernſterm Anſehen, mit geſenktem Blick auf der andern Seite. Die Säulen der Tempelhalle, wo die Handlung vorgeht, ſind prachtvoll (Kunſtblatt 1820, Nro. 12, und 1823, Nro. 92, S. 368. Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 6). — Von Lambert Soutermann (Lombard), hart geſtochen von Lamb. Suavius, iſt die Darſtellung ſinnreich und edel (Füßli IV. 45). Von N. Pouſſin (Landon Annales IV. 17), geſtochen von L. Audran. Wahrer Ausdruck. — Von Domin. Piola im Schloſſe Carignan von großem Effekt, im Style des Guercino (Lanzi V. 124). — Von Franz Manzini im Quirinal zu Rom, auch in Moſaik in der Peterskirche (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 284). — Von P. Buonacorſi, geſtochen von J. Buonaſone; von B. Cardi, geſtochen von N. Dorigny; von Ciro Ferri, geſtochen von E. Picart; von S. Bourdon, geſtochen von F. Chambard. — Der Ausdruck des Dankes des Geheilten genügt hier nicht, um zu zeigen, daß durch die Kraft des Glaubens an Chriſtus das Wunder geſchehen ſey. Dazu gehört, daß auch hohe Begeiſterung und Würde in den Apoſteln und Erſtaunen und anbetende Bewunderung unter den Zuſchauern ſich zeigen (Siehe die Kritik eines Bildes von Riedel, einem Zögling der Münchner Akademie im Kunſtblatt 1826. Nro. 92).

Der Tod des Ananias und der Saphira (V. 1—11) von Raphael (Carton von Hamptoncourt) geſt. von Marc Anton Raimondi, von Dorigny, G. Audran, Halloway, auch von Peter Audouin. Von der rechten Seite ſieht man Mehrere kommen, die einen Geld bringend, die andern mit Waaren beladen; auf der linken Seite geſchieht die Austheilung an die Bedürftigen durch zwei Apoſtel. Vorn in der Mitte iſt die Hauptſcene. Die apoplektiſche Figur, mit großer Wahrheit dargeſtellt, iſt augenſcheinlich von einer übernatürlichen Macht, die ſich in der

Geſtalt des Petrus ausſpricht, getroffen, der mit erhabener ernſtgebietender Haltung und Miene das göttliche Strafurtheil ankündigt. Der Contraſt zwiſchen beiden Geſtalten iſt von großer Wirkung. Neben Petrus deutet ein anderer Apoſtel gen Himmel. Der Schrecken der Umſtehenden, denen zwei Männer hinter dem Ananias die That zu erklären ſcheinen, iſt meiſterhaft gegeben, beſonders im Jüngling, der zurückbebt (Quatremere` de Quincy Hist. de Raphael, p. 305. Allgemeine Kunſtgeſchichte. Frankfurt 1803. S. 44 — 97. Kunſtblatt 1823. Nro. 91). — Von N. Pouſſin, geſtochen von Pesne und von Maſſard (Musée fr. V. Manuel du Musée fr. I. Nro. 7, ein guter Umriß in Landons Vie et Oeuvres du Poussin I. 7). Treffliche Charakteriſtik. Doch ſcheint der Ausdruck im Petrus zu heftig. — Von John Opie (in Maklins Bilder-Bibel. Fiorillo V. 670). — Von Bovinet (Galerie par Filhol X. 685). — Von Picot (im Umriß in Landons Salon 1819, p. 78). Die Zeichnung iſt correct, der Ausdruck aber nicht lebendig genug; die Figur des Petrus zu kalt, die des Johannes zu weibiſch. — Eine gute Darſtellung von Chriſtoph Roncalli (Pomerancia) ſieht man bei den Karthäuſern zu Rom (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 220).

Ein Engel befreit Petrus und Johannes aus dem Kerker (V. 19). Von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt (1659), Folio. Von J. Sandrart, geſtochen von Ph. A. Kilian.

Die Steinigung des heiligen Stephanus (VII. 54 — 60). Von Raphael (Tapeten), mittelmäßig geſtochen von Gribellin. — Von einem andern Bilde (zu Paris), geſtochen von einem Schüler Marc Antons, gleichfalls einer geiſtvollen Compoſition wird die Aechtheit bezweifelt. In dem Altargemälde in der Stephanskirche zu Genua ſollen die obern Geſtalten von

Julio Romano, Stephanus und die Steiniger von **Raphael** ſeyn. Rohe Wuth blickt aus einigen, entflammter Eifer aus einem blaßgelben Alten. Dieſer zielt offenbar nach dem Haupt des Heiligen. Wonne des Himmels ſtralt aus dem Geſicht des knieenden Stephanus. Paulus, bei den Kleidern knieend, ſchaut auch voll Eifers gen Himmel (aber er ſieht nicht, was Stephanus. **Stollbergs** Reiſe I. 367. **Du Bos** Reflexions critiques sur la Poësie et la Peint. I. 271). — Von **Hannib. Caracci** haben wir mehrere Bilder. Das erſte, geſtochen von **Chr. Simmoneau**, von **N. Baudet** und von **W. Chateau**. Von ungemeiner Stärke im Ausdruck der Charaktere und voll Harmonie. Der Märtyrer knieet im zweiten Grunde mit ausgebreiteten Händen und gen Himmel gewandtem Geſicht. Vier Männer werfen mit heftiger Gebärde Steine auf ihn. Der ihm nächſte (ein Krieger) bemüht ſich mit einem überaus großen Stein den Todeswurf zu thun; ein fünfter Mann eilt mit einem Stein herzu, und ein Knabe trägt auch Steine herbei. Im Vorgrunde ſitzt Saul, die Steinigenden aneifernd. Die Zuſchauer ſind alle voll Rachgierde, die verſchieden abgeſtuft iſt. Die Scene iſt ein unebener, ſteinigter, mit einigen Bäumen und Geſträuchen bewachſener Platz, die nahe Stadt im Hintergrunde (**Füßli** kritiſches Verzeichniß II. 174). In einem zweiten Bilde (im Muſeum zu Paris), auch von **W. Chateau** geſtochen, zeigt ein Engel von oben dem betend knieenden Stephanus die Krone und den Palmzweig. Um ihn iſt Alles in wilder Bewegung. Ein ihm nahe ſtehender Jüngling hebt mit beiden Händen einen gewaltigen Stein gegen ihn empor. Saul, noch beſſer charakteriſirt, als im erſten Bilde, ſitzt im Vorgrunde, das Volk mit lebhafter Gebärde anfeuernd. — Eine dritte Vorſtellung von **Hannib. Caracci**, geſtochen von **Rouſſelet** und **G. Chateau**, dann von **Riquet** (für die Galerie fr. par **Filhol** X. 673), hat gleichfalls großes Verdienſt, beſonders was den Blick des niedergeſunkenen Sterbenden gegen die herabſtrömende Glorie betrifft. — Ein Engel von großer Schönheit und außerordentlicher Anmuth ſchwebt mit der Palme und Krone herab. Zur Seite des Geſteinigten erſcheint Saul rückwärts bei einer Gruppe von Kriegern, ihnen zuredend (Galerie du Louvre 1802. II. 14). — Von Jakob Palma dem Jüngern, geſtochen von Eg. Sadeler. Das Geſicht des Stephanus hat den edeln Ausdruck williger Ergebung und freudiger Hoffnung. — Von Fr. Baroccio (dem Schüler der Werke von Correggio und Raphael, deſſen Helldunkel einen beſondern Zauber hat), geſtochen von Eredi. — Von Dominichino (Landon Vie et Oeuvres III. 137). Sehr ſchön. — Von Cigoli (in der Galerie zu Florenz, Landon Choix II. Füßli kritiſches Verzeichniß I. 75). Wohl das nämliche, von welchem Lanzi ſpricht (franzöſiſche Ausgabe I. 337, und Fiorillo I. 403). Dieſes Bild befand ſich nach Lanzi bei den Nonnen de Monte Domini. Es iſt geſtochen von Ferdin. Gregori. Geſtalt und Wendung des ſinkenden Märtyrers ſind würdevoll; im Geſicht iſt Ernſt, zugleich willige Ergebung mit einem Blick voll Hoffnung. Die Gruppen umher ſind gut angeordnet. Nur iſt der Ausdruck in den Geſichtern der Steiniger zu heftig. Doch iſt die Wirkung nicht unangenehm, weil die Wuth der Steinigenden trefflich mit dem ſanften Ernſte des Stephanus contraſtirt. — Von Pomerancio, große Compoſition; gut geſtochen von Phil. Thomaſſin. — Von Le Brün (in unſerer lieben Frauenkirche zu Paris), ſchön geſtochen von G. Audran und von St. Picart (Landon Annal. III. 137). Treffliche, große Compoſition. Der Märtyrer hat einen ſchönen und wahren Ausdruck. Die Anordnung iſt trefflich und das Licht gut vertheilt. Jedoch ſind die Figuren, die den Heiligen umgeben, nicht von gleicher Vollendung (Manuel du Musée fr. V. Nro. 17). — Von Claud. Cöllo im Dominikanerkloſter zu Salamanca (Fiorillo IV. 315). — Von Peter v. Cortona in St. Ambroſio zu Rom. — Von Rubens, geſtochen von Pet. J. Taſſuert. — Von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt (1654), Folio. — Von Markus Benescale im Dom zu Viterbo (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 286). — Von Lorenzo Luzzi in der Stephanskirche zu Feltre. Reine Zeichnung; ſchöne Formen, kräftige Färbung (Lanzi III. 101). — Von Jakob Callot, erfunden und geſtochen. — Von Benj. Weſt, treffliche Darſtellung, meiſterhaft geſchabt von Valentin Green (1776) nach dem Gemälde in der St. Stephanskirche zu Welbroock. 3) — Von Le Sueur, geſtochen von F. Aliamet. Hier liegt der Heilige bereits todt auf der Erde hingeſtreckt. Ein Paar Männer ſind im Begriff den Leichnam wegzutragen. Eine Menge Anhänger, beſonders Frauen, drängen ſich um ihn mit mannigfaltigen Zeichen von Trauer und Schmerz. Die eine erfaßt ihm die Hand, ſie küſſend; aber der Ausdruck dieſer Figur hat weniger Innigkeit als der der übrigen. Der Ausdruck im Geſicht des Heiligen iſt ſanft, friedenvoll und edel. — Auch in Froſte's Bild im Muſeum zu Paris iſt die Scene dargeſtellt (Apoſtelgeſchichte VIII. 2), wo nach der Steinigung die Chriſten ſeine

---

3) Maria Ellenrieder fertigt wirklich ein Bild, das für den Hauptaltar in der katholiſchen Kirche zu Carlsruhe beſtimmt iſt. Der Heilige iſt ſterbend und blickt heiter nach einer himmliſchen Glorie, mit Engeln. Die Steiniger verlaſſen den Schauplatz ihres Frevels mit wilden Gebärden, während die männlichen und weiblichen Anhänger Chriſti um den Hinſcheidenden verſammelt ſind, mit rührenden Zeichen der Theilnahme und Bewunderung.

Leiche abholen. 4) — In Hinſicht dieſes Gegenſtandes ſind drei Momente wohl zu unterſchieden: 1) Stephanus im hohen jüdiſchen Rathe, bei welchem er verklagt war, und wo allen ſein Geſicht wie das eines Engels vorkam, während er ſeine bekannte Rede hielt (Apoſtelgeſch. VI. 9—15. VII. 53—57). Gewiß eine höchſt maleriſche Scene, von der mir aber kein gutes Bild bekannt iſt. 2) Die Steinigung, welcher Paulus bewohnte (VII. 58—59). 3) Die Scene ſeines Sterbens (VII. 60). In den Vorſtellungen aller drei Scenen erſcheint meiſtens oben Gott Vater und Chriſtus zu ſeiner Rechten. Dagegen iſt im Grunde nichts einzuwenden. Nur iſt die Schwierigkeit dieſe himmliſchen Erſcheinung darzuſtellen nicht gering, und es muß bemerkt werden, daß ſie in der Apoſtelgeſchichte nur bei der erſten Scene vorkommt, mithin bei der Vorſtellung der zwei folgenden wegbleiben könne.

Petrus beſchämt Simon den Zauberer (VIII. 18—20). Von Quintin Meſſis (im Pariſer Muſeum, im Umriß bei Landon Annal. XIV. 121—122). Der Ausdruck iſt ziemlich wahr, und das Detail ſehr ſorgfältig. Aber die Formen ärmlich und die Compoſition kleinlich. — Das Bild von Franz Solimena, geſtochen von M. Spen folgt der Erzählung in den ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen, L. VI. 9. Mehrere andere berühmte Darſtellungen folgen alle dieſer Erzählung, daß Simon, der ſich vor vielem Volk gen Himmel erhoben, auf des

---

4) Höchſt beachtungswerth ſind die Darſtellungen aus dem Leben des Stephanus von Joh. v. Fieſole in einer Kapelle des Vatikans; desgleichen ſeine Steinigung auf dem Hochaltar der Domkirche zu Wien von Tobias Bock († 1650), einigermaßen auch die auf dem Hauptaltar der Stephanskirche zu Conſtanz von Chriſtoph Storer.

Petrus Gebet herabgeſtürzt ſey; z. B. das große Bild von Seb. Bourdon im Dom zu Montpellier. So auch das des Pompejo Battoni (eines ſeiner gelungenſten) in St. Maria degli Angeli zu Rom. Während Petrus, rechts umgeben von mehreren Gläubigen, die voll Zuverſicht ſind, mit aufwärts gehobenen Augen zum Himmel fleht, und mit der Hand gegen die Erde hindeutet, ſieht man den Zauberer (in Begleitung von ein Paar Teufeln!) bereits durch einen Blitz (!) herabgeſchleudert ſtürzen. Zur Linken befindet ſich unter den Zuſchauern eine Mutter, die ſich ſitzend über ihr Kind hinbeugt und es auſſerdem durch den ausgeſtreckten Arm zu beſchirmen ſucht (warum flieht ſie nicht eher?), und ein Mann, der, um einen Unfall von ſich abzuwehren, die Hände über dem Kopf ausbreitet. Etwas tiefer herab drei Perſonen, die in der Beſtürzung übereinander ſtolpern. Im Hintergrund eine Statue des Herkules und der Prätor auf einem Richtſtuhl, umgeben von Rathsherren, Tribunen und Kriegsknechten. Bei aller Harmonie der Farben fehlt es dem Ganzen an Haltung. Das Bild iſt zu voll; der Zauberer muß nothwendig auf einige der untern Perſonen herabſtürzen. In den Köpfen herrſcht etwas Monotonie (Ramdohr III. 295).

Philipp bekehrt und tauft den Kämmerling der Königin von Aethiopien (VIII. 27—39). Von Andr. und Joh. Both, geſtochen von ihm ſelbſt (1641), Folio, und von J. G. van Vliet, und M. Pool; — von Bertin (zu St. Germain des Prés), geſtochen von M. Cochin und von Ph. A. Kilian für ſeine Bilderbibel. Schöner Ausdruck, nur etwas theatraliſch. — Von L. Cheron, geſtochen und erfunden in Folio. — Von Salvator Roſa, geſtochen von Joſ. Goupy. — Von Seb. Bourdon (1658), in der Domkirche zu Montpellier, von ihm ſelbſt. Schöner Styl. — Von P. J. de Cazes, geſtochen von J. B. Liedel. — Von J. M. Crespi, geſtochen von L. Matiolli. — Von Dietrich, geſtochen von Ad. von Bartſch. Gute Compoſition. Der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade iſt lobenswerth. — Von Nik. de Bruyn haben wir ein Bild, wie der Kämmerling auf der Reiſe iſt, geſtochen von ihm ſelbſt (1592).

Paulus wird bekehrt (Apoſtelgſch. IX). Er ſtürzt als Verfolger und ſteht auf als Apoſtel. — Von Raphael (Tapeten), geſtochen von Mich. Sorello und Sommerau. — Von Michael Angelo in der Capella Paulina im Vatican), geſtochen von einem Ungenannten, und von Nik. Beatrizet. — Dieſem ähnlich, aber beſſer colorirt, iſt das ſchöne Bild von Gaudenzio Ferrari (1543) in Maria delle Grazie zu Mailand (Orloff Essai II. 295). — Von Peter v. Cortona bei den Kapuzinern zu Rom. — Von Ercole Procaccino (in St. Giacomo zu Bologna). Voll Feuer und Leben. — Von P. P. Rubens (königliche Galerie zu München. Nro. 546). — Von Thad. Zuchero (meiſterhaft geſtochen von Cherubin Albert). Schön und wahr. — Von Jak. Palma dem Jüngern, nach Kirkal geſtochen (1723). Gute Erfindung und Anordnung. — Von Franz Solimena, geſtochen von M. Spen. Anordnung und Ausdruck ſehr gut. — Von Lukas van Leyden, trefflich geſtochen von ihm ſelbſt (1509). Große Compoſition voll Kraft und Ausdruck. Paulus iſt hier bereits erblindet. Sein Pferd wird ihm nachgeführt. Die himmliſche Erſcheinung leuchtet noch aus der Ferne (Winklers Gemälde, S. 166). — Von Pordenone, gut geſtochen von Chriſtoph Bertelli. — Von Alex. Bonvicino zu Mailand (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 165). — Von J. Thornhill, an der Kuppel der St. Paulskirche zu

London, geſtochen von C. du Bos. 5) — Von La Hyre, geſtochen von Ph. A. Kilian für ſeine Bilderbibel.

Ananias legt dem erblindeten Paulus die Hände auf, und macht ihn wieder ſehend (IX. 17). Von Peter von Cortona (in der Kapuzinerkirche zu Rom). Die Skizze iſt in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien. Roſa I. 135. Ein Bild von großem Ausdruck und von einer ausnehmenden Harmonie der Farben, die hier ſtudirt zu werden verdient. Das Bild iſt gut geſtochen von G. Chateau, auch von J. Ch. Allet.

Petrus heilt einen Gichtkranken (IX. 32—35). Von Cigoli (zu Rom) ein herrliches Gemälde (Lanzi Histor. pittor. p. 116).

Petrus erweckt die Tabitha, die Wohlthäterin der Armen ins Leben (IX. 36—41). Von Guercino, ſehr ſchön geſtochen von Corn. Blömärt. Die Anordnung iſt ſinnreich und Paulus hat viel Würde. — Von Giov. Baglione in der Peterskirche ein ſchönes Gemälde, das aber ſehr gelitten hat. — Von E. Le Sueur, geſtochen von C. Duflos; von P. Vannucci, geſtochen von Cl. Duflos. — Von Ludw. Teſtelin (Schüler des Le Brun), zu unſrer lieben Frauen in Paris (Fiorillo 193), geſtochen von A. Boſſe.

Zuſammenkunft des Cornelius mit Petrus (X. 25). Der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade. — Er ſegnet die Familie des Cornelius, von Fabrizius, geſtochen von Ortmann (Galer. fr. par Filhol VIII. 556). Schöne Darſtellung. Nur ſind die Coſtüme verfehlt.

---

5) Thornhills Geſchichte von St. Paul (Grau in Grau an dieſer Kuppel) iſt in 8 Folioblättern geſtochen von Baron, Beauvais, Carl du Bosc, G. v. Gucht, Simmoneau und Winſtanley.

Petrus tauft den Hauptmann (X. 44—48). Von *Joſeph Paſſeri* (bei den Conventualen zu Urbino, und in Moſaik zu St. Peter in Rom).

Von der Hinrichtung des Apoſtels Jakobus durch das Schwerdt (*Apoſtelgeſch.* XII. 2) gibt es gewiß Bilder; mir iſt aber kein Vorzügliches bekannt. Das von *Natalis Coypel* in unſer lieben Frau zu Paris, wo Jakob bei ſeinem Hingang zum Tod einen Heiden bekehrt, wird kaum dieſe Benennung verdienen.

Petrus wird durch einen Engel aus dem Gefängniß befreit (XV. 6—9). Von *Raphael* (in den Stanzen), geſtochen von J. *Volpato* (*Landon* Vie et Oeuvres de Raphael II. Nro. 65). Ganz herrlich, beſonders durch die Wirkung des Helldunkels. Im Engel, der die Feſſeln des Apoſtels löſt, iſt ein wahrer Himmelsbote dargeſtellt, ganz in ein aus ihm ſtralendes Sonnenlicht gehüllt, lieblich, zart, jugendlich ſchön; er weckt mit ſanfter Berührung den Apoſtel, der ruhig im Gebet entſchlafen zu ſeyn ſcheint. Auf der Seite zur Rechten, wo er befreit weggeführt wird, iſt ſein Ausdruck ernſt; er folgt einem Engel feſt entſchloſſen, ſichern Schrittes; der Engel wendet ſich ſanft und freundlich gegen ihn um, und ſcheint ihm Muth zuzuſprechen; er iſt gleichfalls mit Glanz umgeben. Ueber die beiden Wachen auf der Treppe waltet eiſerner Schlaf. Auch das Erwachen der Hüter auf der dritten Seite iſt meiſterhaft ausgedrückt. Trefflich vereinigt ſieht man hier die Wirkung eines dreifachen Lichtes, von Engeln, vom Mond und von einer Fackel (*Göthe's Propyläen*, I. B. II. St. S. 89. Vergl. *Bellori* descrizione di Pitture di Raph. p. 70. *Vasari* Vita di Raph. p. 30. *Quatremere de Quincy* Hist. de Raph. p. 103. *Braun* Raphael, S. 252 fg. *Ramdohr* I. 157). — Das

Bild von H. von Steinwick dem Jüngern (kaiſerlich königliche Galerie zu Wien IV. 3) iſt geſtochen von F. Hyrtl. Ein treffliches Architekturſtück. Die im Vorgrunde ſchlafenden Wächter und Petrus, der vom Engel weggeführt wird, gemalt von Brenghel, ſind nur Staffage für das coloſſale, mit mächtigen Säulen und Pfeilern unterſtützte Gewölbe, das mit ſinnreicher Lampenbeleuchtung in weiter Perſpective zu ſehen iſt. — Von Gerhard Hondhorſt (in der Giuſtinianiſchen, jetzt königlichen Galerie zu Berlin, Nro. 157), gut lithographirt von L. Heine. Noch iſt der Engel kaum in das Gefängniß getreten, und ſchon fallen die Feſſeln des Apoſtels ab, der vor Ueberraſchung und Staunen unbeweglich bleibt. Das Licht um den Engel beleuchtet zugleich den Apoſtel und bringt ein bewunderungswürdiges Helldunkel von kräftiger Wirkung hervor. — Von Rembrandt, in Tuſchmanier von J. M. Frey von großem Effect. — Von Dominichino, geſtochen von J. Mariette und von Poilly, Al. Cunego und P. Drevet (Landon Vie et Oeuvres, Pl. 87). Trefflich charakteriſirt. — Von Guercino, geſtochen von Lorenzini. — Von Spagnoletto (in der königl. Galerie zu Dresden), geſtochen von J. M. Pittery. — Von R. Mengs, geſtochen von Agricola. 6)

Paulus ſchlägt den Zauberer Elymas mit Blindheit (XIII. 6—12). Von Raphael — Carton zu Hamptoncourt, geſtochen von Auguſtin Venetus, Gribelin, Kirkal, Dorigny, Sommerau und Halloway (im Umriß in Landon Vie et Oeuvres I. 5). Schöner, ſtarker, würdiger

---

6) Es exiſtirt auch ein ſchönes Bild von Titian, wo das dreifache Licht, das des Mondes, das der Fackeln und das helle Feuer, das im Kerker brennt, eine wunderbare Wirkung hervorbringt.

und wahrer Ausdruck. Alles iſt in Handlung, und alle Theile dienen wechſelſeitig zu ihrer Erklärung, ſo, daß jede Dunkelheit verſchwindet. Die Geſtalt des plötzlich blindgewordenen, umher tappenden Betrügers iſt ganz Wahrheit. Wohl gefliſſentlich hat Raphael dem ſtaunenden Prätor Sergius, der im Prätorium auf einem erhabenen Stuhle ſitzt, neben des Paulus edler Figur eine unedle gegeben. Die Verwunderung iſt in den Anweſenden in allen Nüanzen ausgedrückt (Kunſtblatt 1823. Nro. 92. Allgemeine Kunſtzeitung 1803. S. 97). — Von J. Thornhill, geſtochen von Beauvais. — Von Le Moine im Muſeum zu Straßburg. Etwas theatraliſch.

Paulus heilt einen Lahmen zu Lyſtra (XIV. 8—11).

Die Einwohner von Lyſtra wollen dem Paulus und Barnabas, nachdem erſterer einen Lahmen plötzlich geheilt hat, opfern, deſſen dieſe ſich weigern (XIV. 12—18). Von Raphael (Carton von Hamptoncourt), geſtochen von Gribelin, Kirkal, Dorigny, Gerard Audran, Audouin und Holloway; ein ſehr guter Umriß in Falks kleinen Abhandlungen. S. 307, und in Landons Vie et Oeuvres I. Nro. 8. S. Webbs Unterſ. des Schönen, Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 98, und Quatremere Hist. de Raphael p. 309 u. fg.) Schon iſt das Beil über dem Opferthier erhoben. Da dringt durch die Menge ein Schüler der Apoſtel, mit der Hand abwehrend. Den geheilten Lahmen mit dem Ausdruck des Dankes, die Krücken zu ſeinen Füßen, ſieht man nah beim Opferthier. Ein Alter hebt ihm den Rockſchoß auf, um ſich der Heilung der Füße zu vergewiſſern, was ſehr dazu dient, das Wunder dem Beſchauer deutlicher zu machen. Paulus iſt im Begriff, aus Abſcheu vor ſeiner Vergötterung ſein Gewand zu zerreiſſen. Unter denen, die ihm opfern wollen, haben einige gutmüthige, andere eine tiefe Verſunkenheit im Aberglauben verkündende Geſichter. Ein Paar Bonzen haben den Ausdruck großer Beſchämung. Der, welcher das Beil über dem Opferthier ſchwingt, wird durch die Gebärde des Jünglings abgehalten, der verwundert ſieht, wie Paulus aus Abſcheu ſeine Kleider zerreiſſt. Der Ausdruck des Dankes des geheilten Lahmen iſt vortrefflich, und überhaupt ſteht hier alles im ſchönſten Zuſammenhang. — Von Adam Elzheimer (bei Hrn. Wilmans zu Frankfurt), geſtochen von Jury (S. das Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft 1821). Die Compoſition iſt ſehr reich an Figuren und ſchöner Architektur. Der Ausdruck und die Bewegung der Opferdiener iſt trefflich. Die Apoſtel ſind weniger befriedigend. — Von J. Thornhill, geſtochen von Joſ. Baron. — Von Carl van Mander, geſtochen von Joh. Saenredam. Große Compoſition. — Von C. Poelenburg, geſtochen von Kaſpar Blocker (1638). — Von Le Sueur, geſt. von St. Picard (Fiorillo III. 199). — Von J. B. Champagne, geſtochen von Louis Coſſin (Allgem. Kunſtzeitung Frankfurt 1803. S. 90—91).

Lydia und ihre Hausgenoſſen, durch Paulus Vortrag bewegen, laſſen ſich taufen (XVII. 14. 15).

Paulus weist den Petrus zurecht wegen der Aufbürdung jüdiſcher Gebräuche den bekehrten Heiden. — Von Guido Reni (in der Galerie Sampieri zu Bologna), ſchön geſtochen von Gandolfi und von Cipriani, unter der Leitung von R. Morghen, mit der Umſchrift: Quomodo gentes cogis judaizare? Galat II. 14. Vortrefflich iſt der Ausdruck von Zuverſicht, geiſtvoller Milde und eindringender Beredſamkeit in dem ſtehenden Paulus, und von nachgiebiger Selbſterkenntniß in dem gelaſſen in tiefem Nachdenken daſitzenden Petrus, dem eine Thräne über die Wange rollt, während er ſich gegen ſeinen Mitapoſtel wendet, und den einen Arm auf einen Stein ſtützt. Die Scene iſt eine halboffene Halle, durch deren Oeffnung man die Ringmauer der Stadt ſieht (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 249).

Paulus und Silas werden aus dem Kerker befreit (XVI. 24—31). Von J. Thornhill, geſt. von van der Gucht.

Paulus predigt zu Theſſalonich (XVII. 1—5). 7)

Paulus predigt im Areopag zu Athen (XVII. 16—34). Von Raphael (Carton v. Hamptoncourt), geſt. von M. Anton, von Gribelin, von Kirkal, kräftig von Dorigny, dann von Sommerau, am beſten von Halloway, auch von Blaſke, in einem guten Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raph. I. Nro. 9. (S. Allgem. Kunſtzeitung Frankfurt 1803. S. 106, und Falks kl. Abhandlungen S. 310. Quatremere p. 312, und Brauns Leben und Werke des Raphael S. 171. u. fg.) Eines der erhabenſten und ſchönſten Seelengemälde. — Paulus auf hoher Bühne ſtehend, erhebt die beiden Hände gen Himmel, auf die Gottheit deutend, welche ein Altar mit der Inſchrift: dem unbekannten Gott, obgleich unter Götzenbildern befindlich, zu bezeichnen ſcheint. Er iſt voll Begeiſterung, ganz in dem, von dem er ſpricht. Geſtalt und Gewand einfach und großartig. Allen Zuhörern iſt die Neugierde auf dem Geſicht geſchrieben. Einige ſcheint aber die Macht der Rede zu durchdringen, andere werden nachdenkend, mehrere disputirſüchtig, befragen ſich zweifelnd oder ſpottend, noch andere ſcheinen ſich vornehm oder auch mit rabiniſcher Bosheit in ihrer

---

7) Einen auf einem Platz vor einem Tempel predigenden Paulus von Joh. Bellini ſieht man in der Brera zu Mailand. Das Bild iſt eines der ſchönſten dieſes Meiſters. Das Coſtüm iſt aber ganz verfehlt. Die Gebäude ſind die von Venedig, und 30 der anweſenden Männer nebſt 30 Frauen ſind venezianiſch gekleidet. Ueberdies ſieht man 30 Juden und Türken.

Afterweisheit zu gefallen. Einer im Philoſophenmantel (wohl ein Epikuräer) blickt mit beſonders ironiſcher Selbſtgefälligkeit, mit weltklugem Lächeln zu Paulus hinauf. Die erhabene Stellung des Apoſtels auf den Stufen des Tempels, umgeben von ſchönen Gebäuden iſt meiſterhaft gewählt. — Von Thornhill, geſtochen von van der Gucht. — Nach Ciro Ferri, geſtochen von C. Blömårt und von J. Audran. — Von J. B. Lenardi, geſtochen von L. Galbuti und von Arn. van Weſterhout. — Von Le Sueur, geſtochen von B. Audran; von C. Maratti, geſtochen von C. Dupuis; von P. Buonacorſi, geſtochen von J. Buonaſone.

Sie bringen zu Epheſus dem Paulus ihre Zauberbücher, und verbrennen ſie (XIX. 18—20). Von Le Sueur (Altarblatt in unſerer Frauenkirche zu Paris), ſchön geſtochen von St. Picart, v. B. Audran und von Maſſard (Musée fr. IV), von Edm. Bovinet (Galerie fr. par Filhol X. 716), auch von Maſſon und Soyer (Landon Annales IV. 95), minder gut von Gruner, für die Wiener Bilderbibel. In der Erfindung, der Anordnung und dem Ausdruck ein wahres Meiſterſtück. Kraftvoll, mit würdiger Gebärde ſteht der Apoſtel ganz in der Mitte des Gemäldes. Seine hehre geiſtvolle Miene contraſtirt ſtark mit den gemeinen Geſichtern der Umgebung. Die Wirkung der Predigt zeigt ſich auffallend in dem Eifer derer, die die Bücher zerriſſen haben und zum Verbrennen herbeibringen. Andere blaſen das Feuer an. Alle ſind von des Apoſtels Rede ergriffen; einige zeichnen ſie auf. Dieſe letztere Handlung paßt wohl kaum zu dem Totaleindruck. Der Maler brachte ſie wahrſcheinlich nur um des Gegenſatzes willen an. Aber im Uebrigen welche Bewegung und doch welche Ordnung! (Vergl. Taillaſſon, p. 73). — Ein Bild von J. Thornhill, geſtochen von van der Gucht.

Demetrins der Goldſchmid zu Epheſus erregt einen Volksaufſtand (XIX. 24 ꝛc.), von N. Le Sueur, geſtochen von B. Picart; von L. de Boulogne, geſt. von Tardieu.

Paulus nimmt zu Milet rührenden Abſchied von den Aelteſten von Epheſus (XX. 18—38), nach Raphaels Zeichnung geſtochen von Pet. Bartoli (der Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael V. Nro. 246).

Agabus weiſſagt die Leiden des Paulus (XXI. 10-14).

Paulus heilt Preſthafte durch Auflegung der Hände (XIX. 11), von Le Sueur, geſtochen von Maſſard dem Vater. Eine ausdrucksvolle Darſtellung; beſonders iſt der Ausdruck des Blinden vortrefflich (Musée fr. I. B.)

Paulus wird in den dritten Himmel verzückt (II. Kor. 1 — 4. Vergl. Apoſtelgeſchichte XXII 17). Von Dominichino (Landon Annal. III. 99, u. Vie et Oeuvres II. 88), geſtochen von Eg. Rouſſelet und von Maſſard (Musée fr. V). Der Apoſtel. wird von drei Engeln, wie man ſieht, ſchnell aufwärts gehoben. Sein Geſicht und die Ausbreitung ſeiner Arme drücken eine große, freudige Sehnſucht und ein erhabenes Entzücken aus. — Von N. Pouſſin, geſtochen von G. Chatau (Landon Annal. II. 143). Sehr ſchön. Desgleichen ein anderes Bild von Pouſſin (Landon Annal. III. 95), wo vier Engel den Apoſtel emportragen (geſt. v. Riquet, Galer. fr. p. Filhol, VI. 409).

Paulus vor dem hohen Rathe zu Jeruſalem (XXIII. 1—10), von J. Luyken, geſt. von ihm ſelbſt und P. Mortier.

Paulus vor dem Statthalter Felix (XXIV. 1 — 27). Von Raphael (in den Tapeten im Vatikan). Leider! iſt die untere Hälfte zerſtört.

Paulus vor Felix und ſeiner Frau Druſilla (XXIII. 24—26). Von Wilh. Hogarth (zu Lincoles Jnn Hall), geſt.

von ihm ſelbſt und L. Sulivan (ſeltſam, daß im Stich des Statthalters Frau weggelaſſen iſt).

Paulus vor Feſtus und Agrippa (XXV. 23. XXVI). Von J. Luyken, geſtochen von J. Wolf und von P. Mortier. Der Kupferſtich zu Lavaters Meſſiade verdient Beachtung. Ein Bild von Robert Langer iſt von ihm ſelbſt geätzt.

Agrippa verſetzt dem Paulus: es fehlt wenig, du beredeſt mich, ein Chriſt zu werden (XXVI. 28). Von Thornhill, geſtochen von Simmoneau.

Paulus im Schiffbruch (XXVII. 19, 33, 35). Die Scene, wo der Apoſtel den erſchrockenen Schiffsgenoſſen Muth zuſprach, Vertrauen auf Gott in ihnen weckte, und ſie Nahrung zu ſich zu nehmen ermahnte, iſt maleriſch, beſonders wenn er dargeſtellt wird, wie er in Gegenwart Aller das Brod ſegnete und brach. — Eine verdienſtvolle Darſtellung iſt das Bild von Elzheimer in Mathuers Galerie zu Coeshelle (Spiker Reiſe in Engl. II. 167).

Paulus ſchleudert zu Malta eine Viper unverſehrt von der Hand ins Feuer (XXVIII. 2—6). Von Le Sueur (Landon Annales II. 105); — Von Giles Moſteert, geſtochen von Heinr. Hondt; — Von J. Thornhill, geſtochen von van der Gucht; — Von Benj. Weſt, geſtochen von Bartolozzi; — Von J. Stradanus, geſtochen von H. Golzius; von A. Ubeleschi, geſtochen von J. Mariette; von Bononocorſi, geſtochen von J. Buonaſone; von J. Courtois, geſtochen von J. Wagner.

Hieher gehören auch folgende Darſtellungen:

Jakobus predigt dem Volke. Von Chr. W. E. Dietrich, auch von ihm geſtochen (1740).

Petrus verläugnet den Herrn. Von Guercino, geſtochen von Joſ. Zuchi. — Von Seghers, geſtochen von Sch. von Bolswärt.

Petrus beweint ſeine Verläugnung (Matth. XXVI. 75. Mark. XIV. 72. Luk. XXII. 62). Von Lanfranco, geſtochen von Le Villain (Tableaux de Florence XXII). Von Guido Reni (im Palaſte Sampieri zu Bologna, jetzt in der Brera zu Mailand). Petrus ſitzend, vor ihm ein Jünger ſtehend. Die tiefſte Trauer iſt im Geſichte des Petrus, auf welchem eine Thräne zu trocknen ſcheint, in der ganzen Stellung und in der krampfhaften Bewegung der einen Hand meiſterhaft ausgedrückt. Der andere Jünger voll Mitleids und bemüht Worte des Troſtes zu finden. Alles an dieſem Bilde iſt vortrefflich (Stolbergs Reiſe II. 39 ꝛc. Cochin Voj. d'Ital. II. 172). Ein anderes Bild von Guido Reni, geſtochen von Coſ. Zochi und von Stein (Winklers Gemälde, 23), betend mit gefalteten Händen. Stellung und Miene drücken innige Reue aus. Zähren rollen die Wange hinab. Die Blicke ſind himmelwärts gerichtet. Aus dem offenen Munde ſcheinen Seufzer zu ſteigen. — Von Spagnoletto (kaiſerliche Galerie zu Wien), radirt von ihm ſelbſt und geſtochen von Berkowitz. — Von Abr. Blömärt, geſtochen von Wilh. Schwanenburg. — Von Valentino im Palaſte Corſini. — Von B. Cantarini, geſtochen von Nicolet (Tabl. de Florence IV. 1). 8) — Von Benj. Weſt, geſtochen von Valentin Green. — Von Dietrich, geſtochen von J. F. Bauſe. 9)

---

8) Von Tiarini ein Bild, wo Petrus mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Reue und tiefſten Rührung aus einer Ecke des Prätoriums zuſieht, wie ſein Herr und Meiſter verurtheilt wird. Wo aber dieſes Bild ſteht, ſagt weder Lanzi noch Orloff. I. 302.

9) Die Scene der wirklichen Verläugnung ſcheint ſich mir nicht auf

Die Enthauptung des Apoſtels Paulus, von **Nicolo dell' Abate**. Der Apoſtel knieet auf einem Blutgerüſte vor dem Henker. Dieſer iſt im Begriff ihm das Haupt abzuſchlagen. In einiger Entfernung halten ein Paar Männer den Apoſtel Petrus, der auf den Knieen liegt und betet. Der Blick iſt in die Höhe gerichtet, wo Maria mit dem göttlichen Kinde auf Wolken ſitzt, von Engeln umgeben. Zwei empfangen von dem göttlichen Kinde Palmzweige für die Märtyrer. Schöner Ausdruck in allen Figuren.

Die Kreuzigung des heiligen Petrus. Von **Bourdon** in unſerer lieben Frauen-Domkirche zu Paris. Sein Meiſterwerk (**Fiorillo** III. 193). Hoch gerühmt wird die Kreuzigung Petri von P. P. **Rubens** (zu Köln). So viel Kunſt aber daran verwendet iſt, und, obgleich manches Einzelne daran wegen der treffenden Naturwahrheit, und das Ganze als anatomiſches Studium großes Lob verdient, wer wird ſich an der gräßlichen Wahrheit der drei Henkersknechte und des kopfunter am Kreuzpfahl hängenden nackten Körpers des Apoſtels erbauen?.. (G. **Forſter** Voj. pittoresque I. 83).

Einzelnes, das unter vielem Unpaſſenden und Schlechten Beachtung verdient, findet ſich in den 30 Bildern nach der Apoſtelgeſchichte von **Martin Hemskerk** und **Joh. Stradan**, geſtochen von **Phil. Gallé**. Am beſten ſind hier auf dem Titelblatte die meiſten der zwölf Apoſtel charakteriſirt; obgleich auch bei

---

einen Altar zu ſchicken; eher in eine Vorhalle. Ein trefflicher Bild von **Ludw. Caracci** ſah man ehedem im Palaſte Tanari zu Bologna; hingegen eine burlesk-komiſche Darſtellung iſt das von **D. Teniers**, geſtochen von **Delaunay** (Musée fr. I. **Hofſtätter** II. 119).

dieſen Figuren kein Ideal geſucht werden darf. Die Zeichnung iſt großentheils tadelhaft, und durch Verzerrungen entſtellt; die Figuren faſt durchgehends aus der gemeinen Natur. Daß das nämliche Blatt zugleich mehrere Scenen darſtellt, war Zeitgeſchmack. —. Die Blätter von Stradan ſind im Ganzen beſſer, als die von Hemskerk.

Dreißigſter Abſchnitt.

Scenen aus der Geſchichte Mariä.

(Matth. I. 10. 13. 18. 21. 25. III. 1. Luk. I. 26. 27. 36. II. 4. 11. 27. 33. 47. Joh. II. 3. XIX. 25. 27.)

„Vom Gruße des Engels an bis zur Würde einer Gekrönten des Himmels iſt alles holdſelig und herrlich an ihr. Aber wo findet ihr ein Bildniß auf Erden, das ihr gleiche? Vor Allem müßt ihr ihr Antlitz im Himmel ſchauen, ehe ihr es wagt, ihre Geſtalt irdiſch nachzubilden; den göttlichen Zügen ihres Charakters in heiligen Urkunden nachſpüren, ſoll das Abbild dem Urbilde gleichen; denn ein Weſen müßt ihr uns ſchildern, einzig in ſeiner Art, wie ſie es geweſen, einen Inbegriff aller Tugenden in wunderſamer Miſchung, durch und durch anmuthig, Mutter und Jungfrau zugleich, unberührt, ſorglich bekümmert, voll Demuth; in Demuth trage ſelbſt das Haupt die Krone; denn es ziemt ſolcher Majeſtät die Demuth.“ 1)

---

1) V. Speth die Kunſt in Italien B. II. S. 156. — Viel Schönes und Rührendes enthalten die beſſern Kirchen-Hymnen; auch das Buch von Joh. Ad. Jakobi: Maria, die heilige Jungfrau. Erfurt und Gotha. 1822.

„Wie heißt die Tugend, die, o Maria! dir
Erwarb die Würde: Mutter des Sohn zu ſeyn
Vom ew'gen Vater, als der Armuth
Schatten dich barg, wie der Strauch die Roſe.

Durch Körperreiz verdunkelte dich vielleicht
Manch' eitle Tochter, dir nicht beneidenswerth.
Vom Himmel floß der Glanz, mit welchem
Andacht und Sittſamkeit dich verklärten.

Doch was dich mehr noch ſchmückte mit Engelreiz,
Beſcheid'ne Anmuth war's mit dem Blick zu Gott,
Die, nie ſich ſelbſt gefallend, reines
Streben der Seele — zur Tugend adelt.

Die Demuth weihte dich vor des Ew'gen Thron
Zur hohen Würde: Mutter des Sohns zu ſeyn;
Die Demuth, die zum Engel Gottes
Sagte: „Hier bin ich, die Magd des Herren!"

Die einzelnen Scenen im Leben Mariä bilden eine Galerie der ſchönſten weiblichen Tugenden und beſonders der häuslichen des Kindes, der Jungfrau, der Tochter, der Braut, der Mutter, in verſchiedenen Lagen des Lebens. Welch ein reicher Stoff zu anmuthigen und rührenden Bildern!

Im Grunde kann ein Gemälde von der Geburt Mariä nicht ſonderlich zur Erbauung beitragen. Eine Frau in der Niederkunft eignet ſich am wenigſten zur Darſtellung in Kirchen. 2) Die Maler haben dies wohl gefühlt; weil ſie aber dennoch die Geburt Mariä in die Sphäre ihrer Kunſt aufnahmen, ſo wählten

---

2) Der Verfaſſer der kritiſchen Anmerkungen über die Fehler der Maler ſagt, S. 35: „er habe geſehen, wie ein kleines Mädchen ihre Mutter wegen eines ſolchen Gemäldes durch unzählige Fragen: was dies und das bedeute, in die peinlichſte Verlegenheit geſetzt.

ſie gewöhnlich das Baden des neugebornen Kindes zur Hauptdarſtellung. Allein was ſoll auch dieſe Darſtellung für die religiöſe Erbauung? Wir können den Wunſch nicht bergen, der Gegenſtand würde nimmer dargeſtellt. Doch geſchehe hier der merkwürdigſten Bilder davon Erwähnung.

Von Guido Reni, geſtochen von St. Picart. Eine reiche große Compoſition. Die Mutter, das neugeborne Kind auf ihrem Schooß, betrachtet es mit innigem Vergnügen (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 202). — Von Hannib. Caracci, geſtochen von R. Audenárt (ob die in Loretto? Cochin Voj. II. 97. Landon Annales XII. 27). Die einzelnen Figuren ſind hier beſſer, als das Ganze. — Von Franz Albani (zu Paris), geſtochen P. S. Bartoli und von F. Roſaſpina (Musée fr. III. 7.). Die Frauen bewundern die Neugeborne. Der Vater iſt in Entzückung und preiſt den Herrn; oben iſt eine ſchöne Glorie von Engeln. Alles edel und voll Anmuth. Nur iſt das Gebäude, worin die Scene vor ſich geht, zu prächtig für den Stand der Eltern der Maria (Landon Annales XVI. 27, und Vie et Oeuvres III. Pl. 2). — Von Dominichino, geſtochen von D. Cunego (Landon Vie et Oeuvres III. 121). Einfache, naive, gemüthliche Darſtellung. — Von C. Maratti, geſtochen von R. Dorigny. — Von Peter von Cortona (Landon Annales XV. 109 . Sehr ſchöne Compoſition, geſtochen von F. Bartolozzi. — Von Pet. Rotari in der Kirche St. Johann zu Padua. Lanzi (franz. Ausgabe III. 351) nennt das Bild ein Meiſterſtück von Anmuth. — Von Dom. Ghirlandajo in St. Maria Novella zu Florenz; ein wohl vereinigtes Ganze und eine anziehende Darſtellung des häuslichen Lebens der Florentiner (Ramdohr Forſchungen II. 283).

Die heilige Anna lehrt die junge Maria leſen. Von D. M. Carati, geſtochen von D. P. Bonavera.

Der Unterricht der Maria durch Anna. Von Hemmeling (auf einem Seitenaltar der Domkirche zu Tournai). Die Jungfrau hat hier eine ausnehmende Zartheit und Unſchuld des Ausdrucks. Die Gewänder ſind nur zu reich; die Ausführung der Umgebungen voll Wahrheit (Mittheilungen auf einer Reiſe von 1821 und 1822. Leipzig 1824. S. 49 ꝛc.). — Von Philipp Lauri bewahrte die Galerie zu Malmaiſon (jetzt die der Herzogin von St. Leu zu Augsburg) ein liebliches Bild. — Das von Rubens iſt geſtochen von Corn. Caukerken. Die junge Maria, die vor ihrer Mutter ſtehend in einem Buche liest, hat einen viel verſprechenden Ausdruck im Geſicht; ihr ganzes Weſen iſt voll hoher Anmuth. Die ganze Figur der Anna hat mütterliche Würde (Manuel du Musée fr. III. Nro. 14). 3)

Hieher gehört auch das muſiviſche Altarblatt nach Angel. Kaufmann in der Kirche zu Loreto. Maria, ein junges, zartes Mägdlein, begießt einen Blumentopf, in welchem Lilien blühen. Ein Stral des Himmels fällt auf ſie. Ihr Vater ſtaunt; in ſüſſer Wonne ſteht die Mutter da.

Die Darſtellung der jungen Maria im Tempel. von Dominichino, geſtochen von D. Cunego (Landon Vie et Oeuvres du Dom. III. Pl. 122). Ein ſehr anmuthiges Bild, von ſchöner Anordnung. Die beiden Eltern ſtehen unten am Eingang des Tempels in freudiger Empfindung; die junge Maria, ein kleines Mädchen, ſteigt die Treppe hinauf, dem Prieſter entgegen,

---

3) Statt einem Buch wäre freilich eine Buchrolle, wie die Alten ſie hatten, der hiſtoriſchen Wahrheit gemäßer. Wäre dies aber auch für das Volk deutlich genug? — Noch bemerke ich, daß die Anna in den meiſten Bildern zu alt vorgeſtellt wird. Einige geben ihr ſogar eine Brille, was in jeder Beziehung abgeſchmackt iſt.

der ſie unter der Säulenhalle liebreich empfängt. Die Darſtellung hat viel Poetiſches. — Ein Bild von Fr. Barrozzi (in der Chiesa nuova zu Rom), geſtochen von Ph. Thomaſſin, enthält anmuthige weibliche Figuren mit einem ſittſamen Reiz liebenswürdiger Schamhaftigkeit (Webb Unterſuchung des Schönen, Vorrede von Füßli S. 4. u. fg.) — Von Palma dem jüngern (in der Dresdner Galerie. — In Joh. Bellinis Bild (in der königlichen Galerie zu Dresden), ſteigt Maria (wohl zwölf Jahre alt), eine Wachskerze (!) in der Hand, die hohe Treppe des Tempels hinauf, wo am Eingang der Hoheprieſter (!) mit einigen Leviten ſie erwartet. Ihre Eltern und Verwandte bleiben unten an der Treppe ſtehen. Dieſes Bild iſt aus Bellinis früherer Zeit, wenn es nicht gar, wie Einige meinen, dem Cima da Conegliano angehört. Die Köpfe ſind Bildniſſe nach der Natur. Den Theilen fehlt es am rechten Zuſammenhang und den Farben an Harmonie. — Sehr ſchön iſt Titians ähnliches Bild im Muſeum zu Venedig (ſchlecht geſtochen von Andr. Zuchi, auch von J. B. Jakſon). Die kleine Maria, kindlich ſchüchtern ſteigt die hohen Stufen zum Tempel hinauf. Der Hoheprieſter kommt ihr väterlich liebreich entgegen. Das Volk ſieht mit Verwunderung nach. Die Darſtellung iſt ſehr maleriſch, aber, gleich den vorigen, in Hinſicht der Nebenumſtände blos einer Legende entlehnt, aller geſchichtlichen Wahrheit entbehrend. — Das Bild von Franz Baſſano (in St. Maria Maggiore zu Venedig) hat viele Naivetät in den Geſichtern (Cochin Voj. III. 100). 4)

---

4) Noch mögen erwähnt werden die Bilder von F. Romanelli, geſtochen von C. Liederbeck; von F. Zuchero, geſt. von L. Bertelli; v. P. Teſta, geſt. v. G. T. Schmidt; v. F. Mazzuell, geſtochen von J. Buonaſone; von C. Le Brün, geſtochen von B. Audran, Brien und J. Mariette.

Die Verlobung und Trauung Mariä mit Joſeph. Von **Dominichino**, geſtochen von **C. Cunego** (**Landon** Vie et Oeuvres III. Pl. 123). Alle Figuren ſind edel und gut charakteriſirt. Beſonders anmuthig iſt der jungfräuliche Ausdruck der Maria. — Von **Raphael** aus ſeiner frühern Zeit (in der Galerie zu Mailand), mit der größten Meiſterhaftigkeit geſtochen von **Giuſ. Longhi** (S. auch **Biſi** Pinacot. del Museo Milan. Nro. 1), und colorirt von **Piſtrucci**, auch gut lithographirt von **Müller** (zu Carlsruhe). Joſeph reicht eben der Maria den Trauring; zwiſchen beiden hält und nähert einander der Prieſter die Hände des verlobten Paars. Vier ſchöne Jungfrauen begleiten die noch ſchönere Maria; hinter ihnen noch eine ſchon bejahrte Frau (vielleicht Anna). Im Gefolge des Joſephs zwei blühende Jünglinge und drei bereits reif an Jahren, alle von edler Geſtalt mit Stäben. Nur dem des Joſeph ſind oben Blumen entſproſſen. Darüber trauern die andern (Mitwerber um die Hand der Maria); der eine zerbricht ſeinen Stab mit Wehmuth; der andere zerbricht ihn heftigern Unwillens über dem Knie. Dieſe Umgebung iſt einem alten Mährchen entnommen. Hinter der Handlung iſt ein runder mit joniſcher Säulenhalle umgebener Tempel von ſehr ſchönem Styl. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt weder hierin, noch in dem Coſtüm beobachtet. Aber höchſt anziehend iſt die Anordnung des Ganzen, und noch mehr die ſchöne Einfalt und Würde in der himmliſchen Sittſamkeit und ſittlichen Anmuth des jungfräulichen Geſichts der Maria und in dem redlichen und ſchlichten des Joſeph. Der Ausdruck im Geſicht des Prieſters hat etwas Zweifelhaft-Nachſinnendes, man möcht' es beinah' ein ſchlaues Lächeln nennen. Die Nebenfiguren ſind durchaus ſchön und von paſſendem Ausdruck (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe II. 56 u. fg. **Göthe** Kunſt und Alterthum III. 2. S. 137. **Kunſtblatt** von Tübingen, Nro. 68, vom Jahr 1820, und Nro. 39 vom Jahr 1821. Landon Choix I. L'Italie par Lady Morgan I. Ch. V. 184. Quatremere de Quincy Hist. de Raphael, p. 11. Orloff Essai I. 187). 5) — Von Andr. del Sarto enthält die Kirche der Annonciada zu Florenz eine treffliche, aber nicht vollendete Darſtellung (Lanzi I. ep. 2). — Von Bernh. Luini (in Fresko in der Kirche zu Sarono bei Mailand), geſtochen von C. Ramboldi. Sehr ſchöne Compoſition, zart und anmuthig ausgeführt; Maria voll holder Jungfräulichkeit. Der Stich iſt ſorgfältig, nur etwas unrein. — Was die Anordnung der drei Gruppen und das Architektoniſche betrifft, ſo begegnet man manchen Aehnlichkeiten mit dem Raphaeliſchen Bilde in dem alten des Bocaccio Boccacioni (Vidoni Pittura Cremonese, p. 35). — Von Guercino, geſtochen von Al. Cunego (für die Wiener Bilderbibel von Jak. Adam). Zugleich anmuthsvoll und mit hohem Geiſt behandelt. — Von J. Franz Penni, genannt Fattore (in der Giuſtinianiſchen, jetzt königl. Galerie zu Berlin, Nro. 14). Der Ort der Handlung iſt das Innere eines Tempels. — Von Parmeſano, geſtochen von Joh. Jak. Caraglio (im Umriß bei Landon Oeuvres du Parmesan. Pl. I). Die Handlung geht

---

5) Von einer Original-Skizze dieſes Bildes, jedoch mit vielen Abweichungen gibt Nachricht das Kunſtbl. 1824. Nro. 9. S. 35). — Das Bild in der St. Joſephskirche zu Citta di Caſtello, welches Vaſari und nach ihm Füßli (Ueber das Leben und die Werke Raphaels, S. 4) ſo ſehr loben, hat mit jenem zu Mailand, beſonders was die Gruppirung der Figuren betrifft, viel Aehnlichkeit, iſt aber, wie es ſcheint, darin verſchieden, daß die Handlung nicht vor, ſondern in dem mit Säulen verzierten Tempel vorgeht. Der Adel, die Schönheit und Beſcheidenheit der Maria wird als entzückend geprieſen.

in einem zierlichen Säulengang vor. Eine Menge Zuſchauer daneben und unter der Scene, drücken ihre verſchiedene Empfindungen aus. Auch hier zeigen ſich nach der Legende die Jünglinge mit den dürren Stäben. Eine Sybille, ein halb offenes Buch haltend, blickt ahnungsvoll zur Scene hinauf. Das ſchönſte in dieſem Bilde iſt der ſchöne Ausdruck der beiden Verlobten. Joſeph hält den blühenden Stab, und, ſeltſam genug! ſchwebt darüber der heilige Geiſt als verklärte Taube.— Von Rubens, geſtochen von Sch. A. Bolswärt. — Von van Balen, geſtochen von Henriquez (Tabl. de Florence V. 2). Viele Würde im Ausdruck, aber mit verfehltem Coſtüm. Joſeph iſt etwas geziert.— Von Vanloo, geſtochen von Stella und Edm. Bovinet (Galerie par Filhol I. 8), von Nik. Dupuis und von Bein (Landon Annales XII. 89). In des Meiſters Manier, ſchön componirt und zierlich ausgeführt. — Von N. Pouſſin, geſtochen von G. Audran (Landons Evangiles) in jeder Hinſicht vortrefflich. — Von Iſrael von Meckenen (Sammlung von Boiſeré), ſchön lithographirt von Strixner. Eine Compoſition von 13 Figuren, deren mehrere ſich durch Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks auszeichnen. Alles iſt in paſſender Bewegung. — Von Caminade (in der Kunſtausſtellung zu Paris 1824). Heilige Ruh ergießt ſich über das Ganze. Das Geſicht der Jungfrau zeugt von Unſchuld, drückt aber wohl zu wenig die Ahnung einer höhern Beſtimmung aus. Die beiden Kinder in der Umgebung ſind naiver Natur; der Prieſter voll Würde. Die Contraſte ſind fein geſchieden und mit Wahl und Glück vertheilt (Unterhaltungsblätter für Welt- und Menſchenkunde. Arau 1824. Nro. 41. S. 539). — Noch ſpäter hat Vickar zu Rom ein ſehr ſchönes, großes Gemälde beendet, welches für die neue Kirche des heiligen Franziskus von Paula zu Neapel beſtimmt iſt. Der

Die Verlobung und Trauung Mariä mit Joſeph. Von Dominichino, geſtochen von C. Cunego (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 123). Alle Figuren ſind edel und gut charakteriſirt. Beſonders anmuthig iſt der jungfräuliche Ausdruck der Maria. — Von Raphael aus ſeiner frühern Zeit (in der Galerie zu Mailand), mit der größten Meiſterhaftigkeit geſtochen von Giuſ. Longhi (S. auch Biſi Pinacot. del Museo Milan. Nro. 1), und colorirt von Piſtrucci, auch gut lithographirt von Müller (zu Carlsruhe). Joſeph reicht eben der Maria den Trauring; zwiſchen beiden hält und nähert einander der Prieſter die Hände des verlobten Paars. Vier ſchöne Jungfrauen begleiten die noch ſchönere Maria; hinter ihnen noch eine ſchon bejahrte Frau (vielleicht Anna). Im Gefolge des Joſephs zwei blühende Jünglinge und drei bereits reif an Jahren, alle von edler Geſtalt mit Stäben. Nur dem des Joſeph ſind oben Blumen entſproſſen. Darüber trauern die andern (Mitwerber um die Hand der Maria); der eine zerbricht ſeinen Stab mit Wehmuth; der andere zerbricht ihn heftigern Unwillens über dem Knie. Dieſe Umgebung iſt einem alten Mährchen entnommen. Hinter der Handlung iſt ein runder mit joniſcher Säulenhalle umgebener Tempel von ſehr ſchönem Styl. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt weder hierin, noch in dem Coſtüm beobachtet. Aber höchſt anziehend iſt die Anordnung des Ganzen, und noch mehr die ſchöne Einfalt und Würde in der himmliſchen Sittſamkeit und ſittlichen Anmuth des jungfräulichen Geſichts der Maria und in dem redlichen und ſchlichten des Joſeph. Der Ausdruck im Geſicht des Prieſters hat etwas Zweifelhaft-Nachſinnendes, man möcht' es beinah' ein ſchlaues Lächeln nennen. Die Nebenfiguren ſind durchaus ſchön und von paſſendem Ausdruck (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 56 u. fg. Göthe Kunſt und Alterthum III. 2. S. 137. **Kunſtblatt von Tübingen, Nro. 68,**

Künſtler hat ſich in ſeiner Compoſition von mehrern bisher genau befolgten Traditionen entfernt. Der heilige Joſeph iſt als ein Mann in der Blüthe der Jahre abgebildet. Die Jungfrau liegt auf den Knieen, mit weiſſen Roſen gekrönt. Sie ſtreckt die Hand aus, die den Hochzeitring empfangen ſoll. Der Hoheprieſter, in den geheiligten Kleidern, breitet die Arme über die Neuvermählten, gleichſam ſegnend, aus. Die Geſtalten, welche die Hauptgruppe umgeben, ſind ſehr verſchieden. Man erblickt unter ihnen zwei Kinder die Opfergefäſſe haltend, mehrere Geſpielinnen der Jungfrau, einen Schriftgelehrten, einen römiſchen Krieger, einen Phariſäer, der einen Vorhang berührt, zwiſchen dem hindurch man in der Ferne den Leuchter mit den ſieben Armen erblickt, und vorzüglich einen Jüngling, der einen Stab zerbricht, eine der Legende angehörige Epiſode, die an das Bild von Raphael erinnert. Reine und lebhafte Freude iſt über alle Geſichter verbreitet, und alle Beiwohnenden ſcheinen vollkommen die Feierlichkeit der Zeremonie zu begreifen (S. Unterhaltungsblätter. Arau 1825. St. 48. S. 804). 6)

Mariä Verkündigung.

Wohl malt' ich ſtille Hoheit auf heitrer Stirn,
Der Wange leiſe Röth' und das Lächeln, das
Die Lipp' umſpielt, und in den Blicken
Liebe, ſich ſpiegelnd im Aug des Sohnes.
Doch, ſtralt von dir, verdunkelnd der Engel Glanz,
Auf mich herab die Demuth vor Gott dem Herrn,
O Heilige! da bebt mein Pinſel
Muthlos zur Erd' und mein Blick verwirrt ſich.

---

6) Dazu kommen die Bilder von Paul Veroneſe, geſtochen von C. de Avibus; von C. Maratti, geſtochen von B. Farjat und R. Audenärt; vor S. Cantarini, geſtochen von J. C. Allet; von J. de la Foſſe, geſt. von S. Valée; von V. Salimbene, geſtochen von ihm ſelbſt und von H. Fo Ro.

Von Peter Cavallini, Giotto's Schüler in der St. Annunciata zu Florenz. Mit großer Andacht gemalt. Der Maria Staunen grenzt jedoch an Ohnmacht. — Von Joh. v. Eyck (in der Boiſere'ſchen Sammlung zu Stuttgart), ſehr gut lithographirt von Strixner. Der Engel Gabriel, eine ſchöne blühende jugendliche Geſtalt (wie Taſſo l. 13. ſingt: fra Giovane e fanciulo éta confine prese, ed orno di raggi il biondo crine) und nach ihm Milton Paradis lost Geſ. XI. „In deſſen Zügen ſanft verſchmolzen Mann und Jüngling war,“ oder wie Ovid ſagt: facies, quam dicere vere virgineam in puero, puerilem in virgine possis (Metamorph. VIII. 322), ſteht beinahe ſchwebend vor Maria in weiſſem Gewande mit goldenem Gürtel, mit Pfauenflügeln (?) in der einen Hand einen goldenen Scepter, die andere erhebend, im Antlitz von hellbraunem Haar umwallt, der Ausdruck himmliſcher Freude, durch Ehrfurcht gemäſſigt. Maria im blauen Gewande, ein Bild holdſeliger Sittſamkeit und reiner Jungfräulichkeit, knieet, ein Buch vor ſich am Betpulte, dem Engel leiſe zugewendet, mit geſenktem Blicke, mit jungfräulichem Staunen, aber ohne Furcht, voll der Demuth, aber auch des Vertrauens. Zwiſchen ihr und dem Engel entblüht eine ſchneeweiße Lilie ohne Staubfäden. Dieſes Bild iſt in vieler Beziehung muſterhaft: —

„Es zeiget der Gebärde reiner Spiegel
Das Wort: Sieh Gottes Magd! ſo ausgeprägt,
Wie ſich im Wachs ausprägt das ſchöne Siegel.“
Dantes Fegfeuer X. 43.

(Kunſtbl. 1821. Nro. 35. Joh. Schopenhauer van Eick I. 34. Waagen. S. 235).

Ein anderes Bild von den Gebrüdern van Eick in dem großen Altargemälde zu Gent (lithographirt von Strixner) iſt gleichfalls ſehr lobenswerth. Maria in ihrem Gemach von deutſcher (?) Bauart mit Balkendecke, mit gekreuzten Händen vor einem mit grünem Zeug überzogenen Tiſchchen knieend, blickt nur wenig aufwärts und hat das Haupt, zu deſſen Seiten das hellbraune Haar herabfließt, ſo gewendet, daß man ihr Geſicht beinahe ganz ſieht. Die demuthsvolle Ergebung mit inniger jungfräulicher Verwirrung iſt darin zart und doch ſprechend ausgedruckt. Der knieende Engel (mit Flügeln des grünen Papagay's)? hält in der Linken eine Lilie, und deutet mit der Rechten nach oben. Sein Haar iſt nachläſſig durch eine goldene Binde zuſammengehalten, die vor der Stirn durch einen mit Perlen beſetzten Saphir (wozu dieſer Schmuck?) und darüber mit einem freiſtehenden Kreuz verziert iſt. Der Ausdruck der Freude und des Sprechens iſt in dem feinen jugendlichen Geſicht ungemein wahr und lebendig (Waagen im angez. Werke S. 223, und im Kunſtblatt 1824. Nro. 25. S. 97. Nro. 62. S. 245). 7) —

An Schönheit des Ausdrucks und des Colorits nahe mit den van Eickiſchen Bildern verwandt iſt das im Dom zu Köln, das einem Meiſter Wilhelm zugeſchrieben wird. Das Geſicht Mariä iſt wunderſchön, und ihre ganze Stellung höchſt graziös. Ihr Blick und die Haltung der Hände zeigen lebhaft ihr Erſtaunen. Die Gewänder ſind mit großem Fleiß gearbeitet. — In einer Verkündung von Joh. v. Fieſole (wahrſcheinlich zu Florenz) ſoll die Figur Mariä ſo vortrefflich ſeyn, daß Michael Angelo, als er ſie anſichtig wurde, ausgerufen: Der Maler müße die Maria im Himmel ſelbſt geſehen haben. — In dem Bilde des Pinturichio (in der Akademie zu Perugia) iſt die ſehr ſchöne Maria beim Anblick des gleichfalls ſchönen Engels von einem Schauer ergriffen, der meiſterhaft

---

7) Noch eines andern Bildes von Joh. van Eick in der königlichen Galerie zu Neapel erwähnt Facius de Viribus illustribus p. 46.

ausgedrückt iſt. — Von Guido Reni (zu Paris) geſtochen von R. Strange, B. Picart, R. Pithau und G. Rouſſelet. Beſonders ſchön iſt hier das holde, ſittſam verſchämte Geſicht der Maria und die Glorie von Engeln über ihr (Landon Annales V. 113). — Von Franz Albani (in der Domkirche zu Genua), geſtochen von J. Audran. Ausnehmend ſchön. Der knieende Engel voll Andacht; Maria, gleichfalls knieend und anmuthig aufwärts blickend voll Dehmuth und frommer Ergebung (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 266). Ein anderes Bild von Albani, geſtochen von Joh. Joaninus; ein drittes und viertes, geſtochen von F. Andriot. In den drei letztern iſt die Verwunderung auf dem Geſicht Mariä vorherrſchend (Füßli II. 267, 268). Von einem dieſer Bilder iſt der Umriß in Landons Annales XVI. 127. Auch haben Duflos, Poilly und S. Pomarede ſolche geſtochen. — Von Ludw. Caracci (Landon Annales XIV. 133), geſtochen von R. Audran. Anmuthsvoll und geiſtreich. Das eine war vordem in der Kirche St. Bartolomeo di Porta zu Bologna. Die Jungfrau und die Glorie von Engeln ſind ſehr ſchön. Aber der himmliſche Vater in dieſer Glorie gehört nicht zu dieſer Darſtellung. — Von Hannib. Caracci (Landon Annales XIII. 47), geſtochen von C. Audran. Der Ausdruck Mariä und des Engels iſt ſehr ſchön und voll Anmuth. — Von Dominichino, geſtochen von Cl. Duflos (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 102). Der verkündende Engel von ausnehmender Schönheit iſt umgeben von vielen kleinen Genien. Er deutet auf den heiligen Geiſt in der Geſtalt einer Taube. Hinter Maria, der holden Jungfrau blüht eine Lilie; vor ihr iſt ein Arbeitskörbchen. Nicht minder ſchön iſt eine andere Verkündigung von Dominichino, geſtochen von C. Cort und D. Cunego (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 124, und Evangiles Pl. 25). Sie knieet am Betſtuhl. Der Engel knieet und hält eine Lilie in der Rechten, mit der Linken zum Himmel weiſend. Man ſieht ihr an, wie ſie, die Hand auf die Bruſt legend, ſpricht: Ich bin die Magd des Herrn ꝛc. Eine dritte von Dominichino (Freskogemälde in zwei Stücken, wovon das eine die Maria, das andere den Engel darſtellt), iſt geſtochen von Bartolozzi (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres I. Pl. 21). — Von Guertino (in S. Philipp Neri zu Forli). Das Bild ſtellt eigentlich den göttlichen Entſchluß zur Verkündigung dar. Denn oben ſchwebt Gott Vater, von vier Kinderengeln umgeben; in der Linken die Weltkugel, auf welcher die Taube ruht; mit der Rechten zeigt er die Jungfrau dem Engel, der mit der Lilie in der Hand etwas tiefer neben ihm ſchwebt. Maria knieet unten in violettem Gewand und blauem Mantel in ihrem Gemach in einem Buche leſend. Die Würde und Reinheit in den beiden himmliſchen Figuren, die Stille und Unſchuld in der Maria, die ſchöne Gruppirung und die maleriſche Wirkung des Ganzen geben dem Bilde hohen Werth (Lanzi ad Pis. T. V. p. 131, Thierſch Reiſen I. 408. ꝛc.) Von Gentileschi im königl. Palaſte zu Turin (ſehr ſchön geſt. von Betellini Musée fr. V. Landon Annales VI. 45). Ein einfaches Bild voll Anmuth und Lieblichkeit. Maria ſteht ſanft geneigt, die Hand vor die Bruſt haltend, holde Verwunderung und Demuth im Geſicht, vor dem Engel, der in der Rechten eine Lilie hält, mit der andern auf den von oben herabſtralenden Geiſt hindeutet. — Eine ſchöne Darſtellung von Guido's Schülerin Eliſa Sirani ſieht man in der Kirche St. Giuliano zu Rimini. — Von Lanfranco, trefflich geſtochen von C. Blömärt. Das Geſicht Mariens könnte ſchöner ſeyn; aber der Ausdruck holder Sittſamkeit und Ehrfurcht iſt geiſtreich gegeben (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 339). — Ein Bild von Fried. Baroccio in der Kirche zu Loretto (geſtochen von van Green , hat einen bezaubernden Ausdruck von Andacht. —

Von Titian (in S. Salvator zu Venedig), geſtochen von Corn. Cort (1577), und Joh. Jak. Caraglio. Das Geſicht der Jungfrau hat den wahren paſſenden Ausdruck; der Engel aber mit zuſammengelegten Händen hat nichts Erhabenes. Seine Stellung iſt leicht; ſein Gewand aber ſcheint ſchwerfällig. Ihre Stellung hat viel Anmuth, ihr Staunen iſt edel, mit vieler Würde ausgedrückt. Ihre Geſichtszüge zeigen eine ſanfte Seele, nicht ohne Größe. Ideal iſt ſie keines, aber eine beſſere, ſchönere Natur. Mit der Linken hält ſie ein Buch, und die Rechte hebt ſie empor, ſich gleichſam vor dem Glanz des Himmelsboten zu bergen. Auch von oben ſtrömt volles Licht herab, und mitten darin ſchwebt eine Taube von Engeln umgeben. Dieſer Theil hätte wohl füglich wegbleiben können (Maier Beſchreibung von Venedig I. 299). — Von Pordenone iſt ein treffliches Bild in der Peterskirche zu Udine, das aber durch ungeſchickte Ritoccirung ſehr gelitten (Orloff Essai II. 76), und von Andr. Previtale zu Ceneda, worin die Züge der Jungfrau und des Engels die Bewunderung des Titian erregt haben ſollen (Lanzi franz. Ausgabe III. 81). — Von Carl Maratti, geſtochen von Nik. Tardieu (Receuil Crozat I. 124. ꝛc.) Das unſchuldige Weſen der Maria und ihr natürliches Staunen ſind ſehr lobenswerth. Der Engel hat aber etwas Manieriert-Geziertes, was durch das ſeltſam gefaltete Gewand noch auffallender wird. Andere Bilder von Maratti haben geſtochen R. Audenärt, A. Troupain, M. Sorello und F. Andriot.

Auch das Bild von Maratti's Schüler, Nik. Berettoni, in der St. Laurenzkirche zu Borgo verdient Beachtung. Es iſt geſtochen von Pet. Santi Bartoli. — Von Le Moine geſtochen für die Wiener Bilderbibel) von Jakob Adam (nicht ohne Adel, aber auch nicht ohne manierirte Zierlichkeit). Des Claude Guido Hallé Verkündigung in der Domkirche zu

Paris. Viel Wahrheit und Anmuth (geſtochen von Edelinck oder Simmoneau?). 8)

Die wunderbare Empfängniß Mariä. Von Peter von Cortona, geſtochen von Alb. Clouet in 2 Blättern. Der

---

8) In den verſchiedenen Verkündigungen von Raphael (S. die Umriſſe in Landons Vie et Oeuvres III. 151, und VIII. Nro. 417 u. 423) fehlt es der Compoſition an erwünſchter Einfalt. Der himmliſche Vater erſcheint ſegnend in den Wolken, und der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube nähert ſich dem Haupt der Jungfrau. Einfacher und richtiger iſt die Darſtellung (bei Landon VIII. Nro. 428). Nur iſt das Gemach mit großen Säulen unpaſſend. — In der Darſtellung von Solimena, geſtochen von N. Lemier (Musée fr. I.) iſt eine gewiſſe Grazie, aber nicht frei von Ziererei. In einem Bilde zu Neapel von Franciſchello delle Mura, Schüler des Solimena, ſieht man oben den ewigen Vater mit der ganzen Himmelsglorie; im Stiegenhaus aber, wo die Scene vorgeht, eine ſilberne Kaffeekanne, eine Katze, einen Papagai und einen Seſſel von Sammet mit goldenen Franzen. Wie unpaſſend! (Cochin Voj. d'Ital. II. 125). Am wenigſten will mir Pouſſins Vorſtellung (geſt. von J. Couvay und G. Edelink) einleuchten. Maria liegt auf einem Ruhebette dem Boden gleich mit geſchloſſenen Augen, als wenn ſie ſchliefe. Zu ihren Füßen ſteht redend der Engel. Oben ſtralt der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube, die ſich auf die Maria in helle Lichtthellchen aufzulöſen ſcheint. — Auf einem Bilde von Tintoretto in der Rochuskirche zu Venedig (Cochin Voj. d'Ital. III. 71) ſieht man den Engel durch das Fenſter einſteigen (!). — In Julius Schnorrs Verkündung (in der Stiftskirche zu Wurzen ohnweit Leipzig) iſt der Ausdruck Mariens vorzüglich lobenswerth. Mit ſanft niedergeſchlagenen Augen ſcheint ſie ganz in ſich gekehrt, die Lichterſcheinung des Engels kaum zu ſehen, aber das Göttliche in ihrem Innerſten zu ſchauen. Die Bewegung der Rechten beſagt fromme Hingebung (Tübinger Kunſtblatt 1821. Nro. 90).

ewige Vater ſegnet die Jungfrau. Unter den vielen Darſtellungen von ſpaniſchen Malern erwähnen wir der folgenden: von Pacheco (Fiorillo IV. 358); von Franz Bayen (Fiorillo 432); — Von Juan de Juanez, deſſen Bild der Empfängniß Mariä zu Valenzia wegen frommer Innigkeit hoch gerühmt wird. Sie trägt ein weiſſes Kleid mit einem blauen Mantel; zu ihren Füßen der Mond; über ihr Gott der Vater mit dem Sohne, der ihr eine Krone aufſetzt und über der Krone ſchwebt der heilige Geiſt als Taube (Rehfues Spanien IV. 1209); — Von Alonſo Cano in der Hauptkirche zu Granada (Palamino S. 216). — Von Juan Careno in der Pfarrkirche St. Gines zu Madrid (Palamino 244); — Von Franz Herrera, geſtochen von M. Arteago; dann von Murillo in der Hauptkirche zu Sevilla (Palamed 250), ferner von R. Mengs (Fiorillo 460). Iſt aber dieſer geheimnißvolle Gegenſtand überhaupt zu irgend einer maleriſchen Darſtellung geeignet? Iſt es nicht eine Anmaſſung, ein Geheimniß malen zu wollen? Und wozu? — Das Bild von Mariä Verkündigung iſt vollkommen genügend. Ein glücklicher Ausdruck der Ergebung in den göttlichen Willen bei der Maria gibt eine weit edlere Vorſtellung von der Fleiſch-

---

Noch werde hier einiger Bilder erwähnt: von L. de Boulogne, geſtochen von L. Desplaces; von C. Le Brun, geſtochen von G. Filloeil und G. Rouſſelet; von L. Cambiaſo, geſtochen von Guido Reni; von A. Coypel, geſtochen von Drevet; von Andreas del Sarto, geſtochen von C. Mogalli und D. Picchianti; von H. Mutian, geſtochen von F. Villamena; von S. Bourdon, geſtochen von J. Heinzelmann; und hier werde auch des Bildes von Andr. Mantegna in der Galerie zu Dresden, Nro. 292, erwähnt.

werdung des Heilandes, als alle Stralen, Tauben, Embryonen, die in manchen ältern Gemälden vorkommen (Krit. Anmerkungen über die Fehler der Maler, S. 185). 9)

Die Heimſuchung Mariä. Von Raphael (in der Sakriſtei des Eskurials), neuerlich ſehr ſchön geſtochen von Desnoyers (das ganze Bild und die einzelnen Köpfe finden ſich auch in Bonnemaisons Suite d'Etudes d'apres cinq Tabl. de Raphael). Ganz nach Luk. I. 39. Eliſabeth hat ihre Wohnung verlaſſen, um Marien entgegen zu gehen, und ſie treffen am Jordan zuſammen. Eine Art von Verlegenheit, mit Unſchuld gepaart, zeigt ſich an der ganzen Figur der Jungfrau. Ihre Haltung, ihr geneigtes Haupt, ihre geſenkten Blicke verrathen ihr Geheimniß, und Eliſabeth antwortet ihr deutlich durch die Herzlichkeit ihrer Bewegung (ſie drückt ihr nämlich mit der Rechten die Hand und ſcheint mit der andern ſie umfaſſen zu wollen) und durch die Zärtlichkeit und Zuverſicht ihrer Miene, daß ſie weiß, wozu jede von ihnen berufen ſey (Quatremere de Quincy Hist. de Raph. p. 216). Das Bild gehört der zweiten Periode des Meiſters an. Unpaſſend iſt, daß im Hintergrunde die Taufe Chriſti durch Johannes im Jordan, nebſt Gott Vater in den Wolken dargeſtellt iſt. Dadurch ſoll zwar die Ahnung der Eliſabeth über die Beſtimmung und das Verhältniß der beiden Kinder, die die beiden Mütter unter dem Herzen

---

9) So ſchön auch Tiarinis Gemälde alle Mendicante zu Bologna iſt, wo Joſeph von einem Engel zu den Füßen Mariä geführt wird, um wegen ſeines Verdachts, ihre Schwangerſchaft betreffend, Abbitte zu thun, ſo iſt doch der Gegenſtand für eine Kirche durchaus nicht geeignet. Maria's Geſicht iſt übrigens in dieſem Bilde zu unfreundlich.

tragen, angedeutet werden. Dies iſt aber mehr als Andeutung und Ahnung; es iſt Wirklichkeit von Thatſachen, die von einander der Zeit nach ſehr entfernt ſind. — Auch, daß die Jungfrau als bereits hochſchwanger dargeſtellt iſt, iſt unpaſſend und unrichtig (Luk. I. 39). Endlich verliert die Darſtellung durch Weglaſſung des Joſeph und des Zacharias an Deutlichkeit. Der evangeliſchen Erzählung iſt es angemeſſen, die Handlung vor das Haus des Zacharias zu verſetzen. — Von Garofalo (im Palaſte Doria zu Rom), von ausnehmender Schönheit. Als Raphael ſie ſah, ſoll er ausgerufen haben: auch dieſer iſt ein Maler! — Eliſabeth geht der Gebenedeiten mit offenen Armen entgegen. Welche Rührung in beiden Geſichtern. Welche Ruhe und Einfachheit in den Bewegungen beider weiblichen Figuren! Welche fromme Seligkeit in den Zügen der Jungfrau! Zacharias harrt unter der Hausthüre, den entzückten Blick auf Maria geheftet. (Wie ſehr wäre dieſes Bild eines meiſterhaften Grabſtichels würdig)! — Von Domichino, geſtochen von D. Cunego (Landons Evangiles Pl 26). Gemüthlich. — Von P. P. Rubens (in der Hauptkirche zu Antwerpen), gut geſtochen von Pet. de Jode dem Sohn und von Sch. a Bolswärt und von Val. Green (auch für die Wiener Bilderbibel; im Umriß in Landons Annal. II. 133). Ein wahrer und naiver Ausdruck in der Begrüßung der Maria und Eliſabeth, und des Joſeph und Zacharias. 10) — Von Seb. del Piombo, geſt. von

---

10) Ihr ganz ähnlich, nur mit Weglaſſung des Knechts und einiger Dekorationen iſt die, welche das Manuel du Musée fr. III. Nro. 24, beſchreibt. Vergl. Deſcamps Reiſe 155. Sch. Bolswärt hat auch die beiden Figuren der Maria und Eliſabeth allein geſtochen. Maria, ſanft und jugendlich ſchön, einen Strohhut mit einer Leinwandbinde um den Kopf befeſtigt, legt beide Hände auf die Schultern

Pigeot (Galer. fr. p. Filhol, VII. 496. Landon Annal. XIII. 95). Sehr befriedigend, was die Hauptfiguren betrifft. — Von Pet. Bellega (zu Sevilla). Von großer Schönheit (Fiorillo IV. 140). — Von Morandini, geſt. von Le Mire (Tableaux de Florence XXI. 2). Der Ausdruck aller vier Figuren iſt trefflich und ganz ſprechend. — Das ganze Bild iſt ſehr gemüthlich. Von Maſoye St. Friano in der Galerie des Vatikans; ein Bild von unbeſchreiblicher Anmuth ſowohl in den Figuren als in der Drappirung und in Hinſicht des ganzen Eindrucks (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 319). — Von M. Albertinelli, geſtochen von N. Thomas (Tableaux de Florence XXIII.). Nur die zwei weiblichen Figuren, aber vom ſchönſten Ausdruck. — Von Hein. Goltzius, geſtochen von ihm ſelbſt und von J. Matham. Die Geſichter der Maria und Eliſabeth erheben ſich nicht über die gemeine Natur. Der Ausdruck von beiden, beſonders der alten Eliſabeth iſt vergnügt. Herzlich empfängt ſie die Freundin im Eingang des Haushofs, indem ſie die eine Hand in die ihrige legt, und ihr die andere an den Leib drückt. Maria legt die Linke auf der Eliſabeth Schulter. Vom Mittelgrunde her kommt auch Zacharias zum Empfang (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 69). — Von Eliſab. Salviati, geſtochen von Georg Ghiſi. Die Ueberhäufung mit prächtigen Geländern und Säulen iſt hier ſtörend. — Von Aleſſandro Moretto, geſtochen von Franz Cechini. Nur drei Figuren: Maria, Eliſabeth und Joſeph. Die zwei erſtern umarmen ſich. Der Ausdruck in beiden Geſichtern iſt ſehr

---

der alten Eliſabeth, der das Gewand über den Kopf gezogen iſt, und die mit gar liebreicher Miene die Maria anblickt und ihr eine Hand auf die Achſel legt. Beide Figuren ſcheinen zu ſprechen. —

gut charakteriſirt. — Von **Palma** dem Aeltern (Wiener Galerie I. S. 44), geſtochen von **Pet. von Lyſebeten** und **L. Vorſtermann.** Ausdruck, Zeichnung und ein ſchönes Colorit empfehlen dies Gemälde. — Von **van der Werff** (königliche Galerie zu München) geſtochen von **J. E. Hayd** und **Valent. Green.** Viel Anmuth in den Geſtalten und ſchöne Beleuchtung. — Von **Hans Baldung** ſieht man auf dem Hochaltar des herrlichen Doms zu Freiburg im Breisgau ein ſchönes Bild. Maria und Eliſabeth reichen ſich grüßend die Hand. Die erſtere iſt eine höchſt anmuthige Geſtalt; das Gewand iſt weiß, darüber ein dunkelgrüner Mantel; ein leichter durchſichtiger Schleier wallt mit den blonden Locken tief herab. In der Eliſabeth, eines ältlichen Frauenbilds Zügen, prägt ſich ſtille Zufriedenheit aus. Ihr rothes Gewand iſt mit Pelzwerk verbrämt. Die Scene iſt eine freundliche Landſchaft. Zu den Füßen der Frauen ſpielen Seidenhäschen (ein Sinnbild der Fruchtbarkeit). Siehe Denkmale der deutſchen Baukunſt des Mittelalters am Oberrhein. Freiburg, II. Heft, 1826. S. 39. 11)

---

11) Hiezu kommen die Bilder von **Paul Veroneſe,** geſtochen von **W. Le Febre** und **J. Matham;** von **L. Caracci,** geſtochen von **M. l'Asne;** von **Guido Reni,** geſtochen von **J. van Geyr;** von **A. del Sarto,** geſtochen von einem Ungenannten, von **F. Salviati,** geſtochen von **J. Cock, J. Matham** und **B. Paſſerotti;** von **Jul. Rom.,** geſtochen von **C. Cort;** von **F. Barozzio,** geſtochen von **le Blond** und **G. van Veen;** von **P. Mignard,** geſtochen von **J. L. Roullet, P. Drevet** und **S. Thomaſſin;** von **C. Maratti,** geſtochen von **P. Picault** und **Cl. Duflos;** von **C. Le Brun,** geſtochen von **F. Poilly** und **J. Mariette;** von **S. Bourdon,** geſtochen von **J. Heinzelmann.** Ueberdies haben wir Vorſtellungen der ihr hohes

Noch gehören folgende Bilder hieher:

Mater amabilis von Joſ. Nogari, geſtochen von Franz Polanzani.

Mater divinæ Sapientiæ von Titian, ſchön geſtochen von Bettelini.

Die betende Maria, von Guido Reni. Sie faltet die Hände, abwärts blickend. Zwei ſchöne Bilder, geſtochen von Fr. Poilly, und G. Vallet. — Von Saſſaferato, gleichfalls zwei ſchöne Bilder, ſchön geſtochen von Folo; ein anderes von J. T. Schmidt (1763). In dem einen von Folo ſenkt Maria die Augen, in dem andern hebt ſie dieſelben himmelwärts. In beiden iſt hohe Anmuth (Vergl. Burtin II. 300, und das Kunſtblatt Nro. 34. vom Jahr 1820). Von Franz Solimena, geſtochen von Carl Orſolini. Ein geiſtvolles Bild. — Von Holbein, geſt. von Guſt. Leybold. Stille Andacht. Wahrſcheinlich ein Portrait. Ein mildes, frommes Gemüth leuchtet aus den ſanften Zügen hervor, und der Ausdruck wird erhöht durch die einfache, ruhige Haltung (Kunſtbl. 1822. Nro. 53. S. 210). Hier verdient auch ein treffliches Bild der Maria Ellenrieder, eine leſende Madonna vorſtellend, lithographirt von Oeri (im Beſitz des Großherzogl. Badiſchen Miniſters v. Berſtett zu Carlsruhe), Erwähnung. Die edle Einfalt und hehre Reinheit der Figur, und ihr lieblicher Ausdruck von wahrer Frömmigkeit muß jeden Kenner entzücken. Der Steindruck iſt nur eine ſehr ſchwache Abſchattung des Bildes. —

Lied (Magnificat) ſingenden Maria. Von C. Maratti, geſtochen von G. Bodenehr; von J. Jouvenet, geſtochen von H. S. Thomaſſin und J. Wagner. Jouvenet verſtößt gegen die Schrift, indem er viele Juden anbringt, die auf der Gaſſe ſitzen, und der Unterredung der Maria und Eliſabeth zuhören.

Maria in entzückender himmliſcher Betrachtung. Von Guido Reni, gut geſtochen von Jakob Frey, von D. Cunego, auch von St. Beiſſon. Die Hände kreuzweis über der Bruſt, blickt ſie gen Himmel, mit dem Ausdruck des höchſten Zutrauens in der frömmſten Innigkeit und edler Schönheit (Tableau de Florence X. 4. Ramdohr III. 102). 12) — Von Lanfranco, gut geſtochen von Ant. Trouvain. In dem ſchönen, anmuthsvollen Geſichte ſind die Gefühle der Unſchuld und zärtlichen Andacht gut ausgedrückt.

Die Familie Roquette zu Aix bewahrt ein kleines Bild von Raphael, das von Maria von Medicis herrühren ſoll. Die heilige Jungfrau, da ſie die Prophezeihung über das Schickſal ihres Sohns geleſen, wirft einen Blick auf ihn, in welchem Ergebung, Vertrauen zu Gott, Wehmuth ſich aufs Schönſte vereinen. Dieſes Bild iſt in Hinſicht des Ausdrucks dem ähnlichen von M. Angelo in der Galerie zu Florenz weit vorzuziehen (S. Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Reiſenden. Leipzig 1824. S. 289).

Mater dolorosa, als einzelne Figur. Von Guido Reni, geſtochen von Rouſſelet. Sehr ſchön. Eine andere nicht minder ſchöne des Guido Reni iſt geſtochen von R. Nanteuil; eine dritte ſehr ſchön (in der Galerie zu Florenz) geſtochen von Ed. Briſſon (Landon Choix I). — Von Titian, geſtochen von Lukas Vorſtermann. Sehr ſchön. — Von Titians Schüler, Joh. von Calkar (in der Boiſſeré'ſchen Sammlung). Einfach aber herzergreifend iſt der Ausdruck unſäglichen Schmerzes in den ſchönen Zügen des Geſichts, über das eine beſondere Anmuth

---

12) Man vergleiche damit Guido's Bilder von Mariä Himmelfahrt im folgenden Abſchnitte.

verbreitet iſt (Johanna Schopenhauer v. Eyck II. 177). — Von Carlo Dolce, geſtochen von Andr. Roſſi und von F. Bartolozzi. — Von Eliſa Sirani, geſtochen von ihr ſelbſt. Um Maria ſind verſchiedene Engel mit Werkzeugen der Paſſion zu ſehen. — Von Campi, geſtochen von Luk. Villain (Galerie fr. par Filhol IV. 231). Die Mutter voll der Schmerzen, knieend vor dem Leichnam des Herrn. — Die Pietà in der königlichen Galerie zu Neapel und im Pallaſte Pamfili zu Rom, von Hannib. Caracci. Beſonders iſt der erhabene Ausdruck im Geſichte des Heilands zu loben (Vergl. Tailaſſon, p. 64, und Winkelmann Geſchichte der Kunſt. B. V. K. 3. §. 28). Das Bild iſt geſtochen von Ludw. Roullet. — Von Caspar Crayer, die leidende Madonna von Engeln unterſtützt (Descamps Vies I. 355). — Von Ph. Champagne, geſtochen von J. Edelinck und für die Galerie fr. par Filhol V. von Le Villain (Landons Annales V. 93). Die Madonna voll der Schmerzen unter dem Kreuze ſitzend. Wahrer, ſinnvoller Ausdruck. — Von Tiarini werden mehrere Darſtellungen der Mutter der Schmerzen wegen ihrem ruhrenden Ausdruck gelobt; die eine in der Galerie zu Modena. Gleiches gilt von ſeinem Bilde in St. Benedikt zu Bologna. Mit ſtillſchweigendem Schmerz betrachten Maria, neben ihr Johannes ſtehend und Magdalena knieend, die Dornenkrone und einige Werkzeuge der Paſſion. —

Die Mutter voll der Schmerzen, ſtehende Figur, neben ihr der mitleidende Johannes. Von Franz Zubaran (königliche Galerie zu München, Nro. 473). Wahrer, ruhrender Ausdruck. Viele Darſteller des Stabat Mater glauben ihr ganzes Augenmerk auf den Schmerzausdruck wenden zu müſſen. Daher ſeine vielfältigen Uebertreibungen! Nicht der hoffnungsloſe Schmerz einer Niobe oder Hekuba iſt hier am rechten Orte. Vielmehr ſollte durch die tiefbetrübte Seele der Mutter des Herrn ein Stral des Vertrauens auf ſeine Verheiſſungen durchſchimmern. 13)

Das Leben der Jungfrau Maria: in Miniatur in einem Officium B. M. V. in der Bibliothek des Vatikans. Der Maler (ohne Zweifel älter als Raphael) iſt unbekannt. Die Geſichter der Maria ſind hier von himmliſcher Schönheit und Einfachheit. In den übrigen Theilen iſt manches hart und trocken. — Von Albr. Dürer, geſtochen von ihm ſelbſt in 22 Blättern, wovon 17 Marc Anton copirt hat. Die Nürnberger Ausgabe iſt von 1511 (Siehe Leſſing Collectaneen I. 164). — Von Jak. Stella, oder von N. Pouſſin in 22 Blättern, geſtochen von Franz Polanzani. — Von Dominichino (in der Hauptkirche zu Fano), ſchön geſtochen in 16 Blättern von D. Cunego. — Von Crispin van der Brock in 19 Blättern in Folio. — Von B. Fialetti, geſtochen von J. Sadeler; — von F. Verdier, geſtochen von Tardieu, 8 Blätter. — Das Leben Joſephs und Mariens von Theod. Gallé, in 28 Blättern. — Das Leben Maria von J. Callot in klein 12., und das von Carl Maratti. — In St. Fortunat zu Florenz ſind ſechs Scenen von Benozzo Gozzoli dargeſtellt, im Styl des Fieſole. — Von Bernhard Luini iſt in der Kirche zu Sorano eine ganze Reihe von Scenen aus dem Leben Maria vortrefflich dargeſtellt. Man bemerkt darin eine ausnehmende Mannigfaltigkeit in der Schönheit und Charakteriſtik der Figuren, große

---

13) Schon der Jeſuit Franz Lana in ſeinem Werke: Magisterium naturæ et artis, Bresciæ 1670, bemerkt im 3ten Capitel ſehr richtig: die Maler ſeyen zu tadeln, welche die heilige Jungfrau unter dem Kreuze ganz in Schmerz verſunken und faſt verzweifelnd darſtellen. Billig ſollte man an ihr einen großen, aber wohlgehaltenen frommen Schmerz ſchildern.

Wahrheit im Ausdruck, in den Gebärden u. ſ. w. Alles wie nach der Natur, obgleich edel. — Das Leben Mariä von Caliſta Piazza (von 1538) in einer Capelle der Kirche all Incoronata zu Lodi. Dieſe Bilder vereinigen mit dem Titianiſchen Colorit den reinen Sinn und die tiefe Charakteriſtik Raphaels (Kunſtblatt 1823. Nro. 1. S. 2). 14)

Ein und dreißigſter Abſchnitt.

Das Hinſcheiden und die Himmelfahrt Mariä.

Obgleich auf keine Nachrichten der heiligen Bücher begründet, empfehlen ſich doch dieſe beiden Scenen ganz vorzüglich der Kunſt gleichſam als ſymboliſch-idealiſche Darſtellung des Hintritts einer Gerechten und von Gott Auserwählten und ihrer Aufnahme in dem Reiche des Himmels, wo ihr Sohn ſitzt zur Rechten des ewigen Vaters. Eine der allerſchönſten Darſtellungen des ſeligen Entſchlafens Mariä (über deſſen Umſtände uns geſchichtliche Nachrichten mangeln) 1) iſt die von Joh. von Schoreel (in der

---

14) Maria in Mitte vieler junger Mädchen, die, wie ſie ſelbſt, nähen, von Guido Reni (zu Loretto). Ein ſchönes Vorbild häuslicher Arbeitſamkeit. Die Geſichter ſind anmuthig, aber nicht idealiſch. Das Bild iſt gut geſtochen.

1) Die Legende ſetzt das Lebensalter Mariens auf ſiebenzig Jahre:

Aber noch immer grünt' in unverwelklicher Schönheit
Chriſtus Mutter. Nicht wagten mit rauhem Hauche die Jahre
Zu verſehren den heiligen Leib, der den ewigen Sohn trug.

S. Koſegartens Legenden I. 4.

Sammlung der Gebrüder Boiſeré). Das Geſicht der Sterbenden iſt eben nicht idealiſch; aber es ſchwebt darüber ein Himmelsfriede, eine Unſchuld, Ruhe und Zuverſicht der Unſterblichkeit, deren Ausdruck ſich wohl fühlen aber nicht beſchreiben läßt. Davon ſoll eheſtens ein Steindruck von Strixner erſcheinen. 2) — Schon

---

Deswegen wird mit Recht Maria auch auf dem Sterbebette noch in jugendlicher Schöne gemalt, und Conz (Neue Gedichte. Ulm 1824. S. 350) ſagt von van Eicks Bild ſehr ſchön:

Jegliche Furche des Alters iſt fern; die Blume der Keuſchheit,
Einer Lilie gleich, blühet um Aug' ihr und Stirn.

Erſt Dionyſius Areop. in ſeinem Buche de divinis nominibus C. III. thut Meldung von einer Zuſammenkunft der vornehmſten Apoſtel und Lehrer beim Tode der heiligen Jungfrau, und wie ſie bei dem heiligen unverſehrten Leichnam gebetet.

2) Johanna Schopenhauer ſagt von dieſem trefflichen Bilde (in ihrem Joh. van Eick II. 84): „Mitten in einem heitern, feſtlich geſchmückten Zimmer, mit dem Fußende gegen den Zuſchauer gewendet, ſteht das ſchöne, umhangene Bett, auf welchem Maria hinüberſchlummernd ruht. — — Mariens Geſicht gleicht einer weißen Roſe, die ein ätheriſcher röthlicher Hauch kaum ſichtbar färbt. Ein leiſes, ſeliges Lächeln umſchwebt die noch im Tode friſchblühenden Lippen des ſchönen Mundes, und die gewölbten Augenlieder ſcheinen nur vor Wonne über das blendende Licht des Himmels geſchloſſen. — Im Hintergrunde zur rechten Seite des Bettes gewährt eine offene Thüre die Ausſicht ins Freie. — Ehrfurchtsvolle Stille herrſcht unter den um die Mutter ihres Herrn verſammelten Apoſteln; Hoffnung erhebt ihren Schmerz zur ſeligſten Wehmuth. Zwei von ihnen beten leiſe am Fenſter, die übrigen ſtehen, in mannigfaltigen Gruppen geordnet, dem Bette näher, an deſſen Hauptende zur Rechten deſſelben, Petrus ſo eben einige erhebende Worte an ſeine Brüder gerichtet zu haben ſcheint. Johannes ſteht in Wehmuth verſunken. — Der mannigfaltigſte Ausdruck tiefen Schmerzes belebt jede dieſer Geſtalten; doch

Martin Schön hat dieſen Gegenſtand auf eine rührende Art dargeſtellt (königl. baieriſche Galerie zu Schleißheim). Trefflich radirt von ihm ſelbſt, jetzt auch lithographirt. Die Sterbende knieet hier; die Hände ſind gefaltet; müde ſinkt das große Augenpaar, und bricht in einem Abſchiedsblick, durch deſſen Wehmüthiges in den halbgeſchloſſenen Augenliedern ein Stral der Verklärung dämmert. In Schmerz verſunken, mit verweinten Augen ſtehen die Freunde um ſie. Sie haben wohl die Nacht um ſie durchwacht. Die Kerzen ſind herunter gebrannt (G. Quandt Streifereien, I. 134). — Von Giotto's Vorſtellung des Todes Mariä urtheilte Michael Angelo (nach Vaſari): „Sie könne der Wahrheit nicht ähnlicher ſeyn.“ 3) — Das Sterbebett Mariä von Caravaggio, geſtochen von Simon Valé (ſodann im Kleinen von Ortmann, Galerie fr. par Filhol VII. 476) und gut von

---

deutet alles auf das Gefühl heiliger Ergebenheit in Gott, welches jede laute Klage zurückdrängt.“ (Tadelhaft iſt, daß ein Apoſtel zu den Füſſen des Bettes ein Weihrauchfaß ſchwingt, und daß zur linken Seite im Zimmer ein Altar mit den Gebilden von Moſes und Aaron ſteht). — Ein anderes Bild von Schoreel findet ſich in der Wallraffiſchen Sammlung zu Köln. Die Darſtellung iſt hier in mehreren Stücken vom Boiſeré'ſchen Bilde verſchieden. Maria hat jedoch viel Aehnliches und ihr Ausdruck iſt auch hier ſehr ſchön; ſie athmet aus; ſie ſtirbt, eine Heilige. Auch einige Apoſtelfiguren gleichen den dortigen. Aber die Anordnung iſt ganz anders. Das Coſtüm der Apoſtel iſt dort und hier zum Theil unpaſſend.

3) Beachtenswerth iſt auch das Bild von Giov. da Fieſole in der Galerie zu Florenz (die Gewänder ſind von Gold ſtrozzend, dem Zeitgeſchmack gemäß), und eines von Thaddeo Bartoli von Siena in der Capelle des öffentlichen Palaſtes rühmt Rumohr (II. 220) wegen des Ausdrucks der Affekte, der Liebenswürdigkeit der Charaktere, der Anordnung und emſigen Ausführung.

Lanrout und **Cläſſens** (Musée fr. V. **Landons** Annales IV. 71). Sie ſcheint eben verſchieden zu ſeyn. Die Ruhe im Geſicht und die ſanfte Lage der einen Hand auf der Bruſt deuten auf eine leichte Auflöſung. Das Geſicht ſollte feiner und edler ſeyn; es iſt zu jung und auch zu gemein; dies gilt von der ganzen Figur, die in bäuriſcher Kleidung auf dem Bette hingeſtreckt iſt. Aber die Betrübniß der Umſtehenden hat viel Wahrheit. — Der Ausdruck des Schmerzes von ein Paar Perſonen iſt jedoch wohl zu heftig. — Nach der Zeichnung von **Guido Reni** von **Eliſab. Sirani** (in der Kirche St. Dominikus zu Bologna). Zwanzig heilige Männer ſtehen oder knieen um ihr Sterbelager. Einer lieſt mit edler Miene; doch alle hängen an dem Blick der Sterbenden, deren aufwärts ſchauende Augen Himmelswonne verklärt. Nahe an ihrem Haupt ſteht voll Ruhe Johannes. Hoch über ihr ſchweben Engel am lichtvollen Himmel (**Stolbergs** Reiſe II. 41 ꝛc.).

Die ſterbende Maria von **Ludw. Caracci** (im Schloſſe Hamilton) iſt ein Meiſterſtück im Ausdruck, hat aber ſehr nachgedunkelt (**Spiker** Reiſe durch England, p. I. 311). — Von **Dominichino** (**Landon** Vie et Oeuvres III. Pl. 132). Sanft und ruhig ſtirbt die Mutter des Erlöſers, in zuverſichtlichem Vertrauen auf Ihn. Seine Jünger umgeben trauernd und bewundernd ihr Sterbelager. Einer der ältern lieſt ihr aus einem Buche vor. Johannes ſcheint ihr leiſe zuzureden. — Von **Carl Maratti**, geſtochen von **Rob. Audenärt**. In den noch matt geöffneten Augen der Sterbenden ziehen ſich die Sterne in die Höhe; der mit Anmuth ſich öffnende Mund ſcheint den letzten Athemzug zu ſchöpfen; im ganzen Körper iſt ein ſanfter Uebergang von Müdigkeit zur Ruhe bemerkbar; Johannes ſteht daneben gebeugt in zärtlicher Wehmuth. Eine vortreffliche Darſtellung (**Füßli** I. 256). — In der Darſtellnng von **Rembrandt**, gut geſtochen von ihm ſelbſt (1639), iſt das ſanfte Sterben Mariä, die beide Arme vor ſich hingeſtreckt hat, gut ausgedrückt, und die Theilnahme der Umſtehenden hat viel natürliche Wahrheit. Oben iſt eine Glorie von Engeln. Idealiſches würde man hier vergebens ſuchen. Der Arzt, der den Puls der Sterbenden befühlt, iſt eine Figur, die ans Komiſche ſtreift, und die Handlung eines Alten, der mit der einen Hand ihr Kopfpolſter in die Höhe hebt, und ihr mit der andern ein Tuch vor die Naſe hält, iſt zu trivial, mithin ſtörend. Und was ſoll hier der jüdiſche Oberprieſter? (Füßli IV. 249). — Von Carl Saraceno in der königlichen Galerie zu München, von ihm ſelbſt radirt und lithographirt von Strixner. Alle Apoſtel und einige Frauen ſind um ſie verſammelt, trauernd und betend. Einige von gutem Ausdruck, beſonders Johannes; der der Sterbenden iſt zu gemein. — Von Herkules Grandi ſieht man in der Kapelle Gargani zu Bologna ein ſchönes Bild (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 16). — Auch des Otto Veens Darſtellung, geſtochen von Hieron. Wierix, hat Verdienſt. Desgleichen wird die von G. M. Morandi, gut geſtochen von Pet. Aquila, die von Ludw. Deyſter (zu Brügge, Descamps III. 338. 341), endlich die von Albr. Dürer in der Marienkirche zu Köln ſehr gerühmt. Lanzi (franz. Ausgabe II. 290) bezeichnet das erſtere Bild als Morandi's Meiſterwerk von großem Effect. — In einem Bild von Albr. Dürer (vordem in der nun verkauften Gr. Frieſiſchen Sammlung zu Wien) ſieht man 16 Figuren, lauter Bildniſſe merkwürdiger Zeitgenoſſen. Johannes (Philipp der Schöne) reicht der Sterbenden Mutter (Maria von Burgund) eine brennende Wachskerze. Hinten bereitet einer ein Weihrauchgefäß. Die übrigen Apoſtel ſind meiſt knieend im Gebet um das Bett. Ganz vorn ein Biſchof mit weiſſer Chorkleidung, ein offenes Gebetbuch in der Hand. Zur Thür kommen 3 Geiſtliche herein, der eine mit einem Weihwaſſerkeſſel, der andere mit einem Wedel, der dritte mit einem Kreuz. Ueber dem Bett der Heiland in einer Glorie (mit der betenden Jungfrau auf dem Arme!) in einer Hand eine Krone. So tadelhaft die Erfindung iſt, ſo vieles iſt an der maleriſchen Ausführung zu loben (Joſ. Heller II. 261 fg.). Alles hier, wie in den meiſten Dürerſchen Bildern, iſt jegliche Figur aus der Mitte der Natur genommen. Keine iſt mit halber Seele da; jede im vollen Leben begriffen und ſo auf die Tafel hingeſtellt. Alle reden vernehmlich. Kein Arm bewegt ſich unnütz, oder blos zum Augenſpiel und zur Füllung des Raums. Alles trägt bei, uns das Ganze feſt ins Gemüth einzudrücken. Hierin beſteht Dürers großes Verdienſt (Vergl. Wackenröders Herzensergieſſungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Berlin 1797. S. 113).

Die Himmelfahrt Mariä.

(Eigentlich, wie die Kirche ſich ausdrückt, Himmelaufnahme Assumtio.) 4)

> — — Dann breitete ſie die offnen Arme zum Thron und
> Schwebete ſchimmernd empor, und ſang, daß es rings die Erſtandenen
> Alle hörten, und Freud' ohne Namen die Himmliſchen faßte.
>
> Klopſtocks Meſſiade Geſ. XVIII. v. 700.

Die ſinnbildliche Darſtellung der Aufnahme der reinen Seele der jungfräulichen Mutter des Herrn in den Himmel bietet dem Künſtler

---

4) Die Erörterung der frommen Meinung, daß Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden ſey, gehört nicht hieher. Man vergleiche darüber die Schrift: An die unbeſcheidnen Verehrer der Heiligen, beſonders Mariä. Hadamar 1801. S. 121 fg. Suarez (in Thomam, T. II. P. III. qu. 37) ſagt: Die Sache könne weder durch die Schrift, noch durch hinreichende Tradition erhärtet werden.

einen ſchönen Anlaß dar, die Gemüther zu erheben, und für ihre Beſtimmung zu begeiſtern.

»Denken Sie ſich, ſagt Fichte (Anweiſung zum ſeligen Leben. Berlin 1806. S. 258), eine heilige Frau, welche, emporgehoben in die Wolken, eingeholt von den himmliſchen Heerſchaaren, die entzuckt in ihr Anſchauen verſinken, umgeben von allem Glanze des Himmels, deſſen höchſte Zierde und Wonne ſie ſelbſt wird, welche allein unter Allen nichts zu bemerken vermag von dem, was um ſie vorgeht, völlig aufgegangen und zerfloſſen in die Eine Empfindung: ich bin des Herrn Magd; mir geſchehe immerfort wie Er will! — Welch ein Idealbild einer Schönheit, deren Urquell in Gott iſt!«

Von Fra Giov. Angelico da Fieſole iſt eine Krönung Mariä wegen eigenthümlicher Schönheit berühmt. Sie iſt wohl des frommen und fleiſſigen Meiſters vorzüglichſtes Werk. Die Anordnung iſt nach Art jener Zeit ſymetriſch; es fehlt an guter Sonderung und Verflechtung von Gruppen ꝛc., und in der Zeichnung iſt Manches fehlerhaft. Aber dieſe Mängel thun dem herrlichen Eindruck wenig Abbruch. Eine ganz eigene gemüthliche Frömmigkeit und Stille ſchwebt über dem Ganzen, mit milder und klarer Färbung und heiterer Beleuchtung. In den Geſichtern voll Naturwahrheit (wahrſcheinlich Bildniſſen) iſt eine ausnehmende Reinheit und ſanfte Verklärtheit, nebſt viel Abwechſelung. Die Augen, obwohl der Augenſtern wegen zu breiter Rundung verzeichnet ſcheint, ſind doch voll Seele (Siehe Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus nach J. v. Fieſole in 15 Blättern, trefflich gezeichnet von W. Ternite, nebſt Nachricht ꝛc. von A. W. Schlegel, Paris 1817. Vergl. Kunſtblatt 1825. Nro. 103. Göthe Kunſt und Alterthum. B. VI. H. 1. S. 160).

Von Raphael haben wir eine Darſtellung, die er im Alter von 18 Jahren fertigte, im Style des Perugino (geſtochen von Marc von Ravenna). Doch fehlt hier der Maria und dem Chriſtus, der ſie im Himmel krönt, das Ideale. Beide ſind neben einander ſitzend, was unpaſſend iſt. Einige Engel ſind ſehr ſchön, und der Kopf des Petrus vortrefflich. Erſtere ſind zu ſymetriſch geſtellt und halten Geigen und Schellentrommeln (Manuel du Musée fr. IV. Nro. 7). Eine andere Darſtellung (jetzt im Vatican) hat Raphael unvollendet hinterlaſſen, und wurde von Fr. Penni und Jul. Rom. vollendet (geſtochen von Jak. Boſſi). Die Compoſition hat mit der erſtern viel Aehnliches. Sie und die 10 Engel werden dem Raphael, das übrige dem Jul. Rom. und Penni zugeſchrieben. Ueber den Wolken knieet Maria und wird von dem Sohne gekrönt. Sie ſind von 4 muſicirenden Engeln und noch 10 Engelsköpfen umgeben, die ſehr ſchön ſind. Die 11 Apoſtel unter den Wolken am Grabe, das mit Lilien und Roſen angefüllt iſt, ſind ſehr gut charakteriſirt. Aber die Figuren von Chriſtus und Maria ſind nicht idealiſch. Ein guter Kupferſtich von Stölzel iſt angekündigt (Kunſtblatt 1825. Nro. 51. S. 203. S. auch Manuel du Musée fr. IV. Nro. 39). — Ein drittes Bild von Raphael zeigt uns Marien in den Wolken über einem Halbmond, mit einer Glorie von Engeln umgeben, wovon zwei brennende Fackeln halten (ſeltſame Vorſtellung!). Unten iſt das offene Grab, umringt von den Apoſteln (geſt. von Lafrery und von P. A. Pazzi. — Ein treffliches Bild der Himmelfahrt Mariä von Benv. Garofalo ſieht man im Dom zu Ferrara. — In einem Bilde von Thaddeo Bartoli (in der königl. Galerie zu München) ſind die Engel, die nebſt den Propheten und Erzvätern nach dem alten Typus, die Aufſchwebende umgeben, vorzüglich ſchön (Rumohr Forſchungen II. 220). — Von Auguſt Caracci, meiſterhaft geſtochen von Joſ. Wagner (Landon Annal. II. 179).

Maria ſchwebt in der Höhe, von Engeln gehoben, mit ausgebreiteten Armen und aufwärts gerichtetem Geſicht, das einen unausſprechlichen Ausdruck von Wonne hat; unter ihr die Apoſtel und Jünger, theils mit Erſtaunen ihr nachſehend, theils ihre Verwunderung ſich einander bezeigend; einige mit Beſichtigung des Grabes beſchäftigt, aus welchem Engelchen ſich emporheben. Vielleicht noch ſchöner iſt das Bild von Hannib. Caracci (in der Dresdner Galerie), geſtochen von J. Camerata (Choix de tabl. des Musées étrang. VII.). Maria in der Höhe von Engeln mit Jubel umgeben. Ihr Aufſchwung iſt noch lebhafter, geiſtreicher und leichter, als in Auguſtins Bild. Ihr Ausdruck iſt brünſtige Sehnſucht nach der ihr entgegenſtralenden Seligkeit. Die Apoſtel und Jünger blicken mit Bewunderung und Ehrfurcht theils empor, theils in die Grabſtätte, an welcher der Sündenfall und die Beſtrafung der erſten Menſchen in erhabener Arbeit angebracht ſind (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 158). 5) Eine andere Himmelfahrt von Hannib. Caracci (im Muſeum zu Paris) iſt geſtochen von W. Chateau. Schöne Anordnung; gut charakteriſirte Köpfe, mit mannigfaltigen Gegenſätzen und naivem Ausdruck (Füßli II. 178). 6) — Von Guido

---

5) Die Idee, daß die Apoſtel in der leeren Grabſtätte Maria Roſen finden, iſt poetiſch. Hannib. Caracci und mehrere Andere haben ſie benutzt.

6) Ein herrliches Bild von Hannib. Caracci befand ſich im Eskurial (Volkmanns Reiſen durch Spanien, 256), und deſſen Copie eines zerſtörten Gemäldes von Correggio zu Parma — in dem Muſeum zu Neapel. Die Madonna iſt wunderſchön (von der Hagen Briefe in die Heimath III. 176). — Von Ludw. Caracci (zu Modena), geätzt von Guido (Richardſon, S. 687), wohl verſchieden von ſeinem Bilde im Dom zu Placenza. Am Himmel ſieht man eine Lichtſpur ſchimmern, und die Apoſtel am

Reni die Erhöhung Mariä (zu Florenz), gut radirt von J. A. Lorenzini, trefflich geſtochen von Scharp, Jak. Frey und Bettelini. Sehr ſchön; beſonders die geiſtvolle Hauptfigur, die mit ungemeiner Leichtigkeit auf einer Wolke aufſchwebt, mit himmelwärts gerichtetem Geſicht, aus welchem das reinſte Wonnegefühl athmet, und ausgebreiteten Armen. Von demſelben eine andere Himmelfahrt, und zwar zweimal [8] die nämliche: erſtens zu Rom in der heiligen Kreuzkirche, dann in der königl. Galerie zu München, geſtochen von Franz Bruni, von J. Volpato und von Ch. Heß, und ziemlich gut lithographirt von Piloty (Galerie de Düsseldorf, pl. 16, — jetzt wird das Bild auch geſtochen von Schuler), geiſtreich, anmuthig und erhaben. Die Hauptfigur iſt der vorigen ähnlich. Der Ausdruck im Geſicht der Ueberſeligen iſt in den Kupferſtichen und Steindrücken nicht ganz erreicht. Dieſer Ausdruck plötzlich erwachter Himmelswonne, der durch den umgebenden Lichtſchimmer und die herabflieſſenden Lichtſtröme, nach denen ſie mit Entzücken aufblickt, noch erhöht wird, iſt unübertrefflich. Auch ihre ausgebreiteten Arme verkünden ihre Seligkeit. Drapperie, Colorit und Haltung, alles iſt meiſterhaft. — Die Jungfrau hat ein weiſſes Unterkleid und einen himmelblauen

---

Grabe finden, erſtaunt nichts darin als Blumen (Landon Musée fr. XII. p. 21). — Von Ludw. Caracci ſieht man ein Bild in der Akademie zu Bologna, von ſtarker, in großen aber meiſt ſcharfen Gegenſätzen durchgeführter Färbung. Die Gruppe der die Madonna tragenden Engel iſt voll Schönheit und Wärme, dagegen zu groß und überboten die Verwirrung in der Schaar der Apoſtel, die ohne Einheit und Zuſammenhang ihre Verwunderung und ihr Staunen ausdrückt (Thierſch Reiſe in Italien I. 351).

[8] Wo nicht dreimal, ſo ferne das Bild in der ehemaligen Jeſuitenkirche zu Genua das gleiche iſt (Orloff Essai I. 291).

Mantel. Auch dieſe Auswahl der Farben trägt zum Effekt des Ganzen vortheilhaft bei. Die Engel, die die Aufſchwebende zu tragen ſcheinen, zeigen vielleicht zu viele Anſtrengung, was einerſeits dem Ausdruck des Aufſchwebens hinderlich iſt, und zur Andeutung der Ehrfurcht nichts beiträgt (Quandt Streifereien I. 106). 9) — Eine ganz andere Darſtellung von Guido iſt die, welche R. Strange meiſterhaft geſtochen. Maria ſitzt auf einer Wolke in der Glorie voll ſeligen Entzückens, von einem Engel begrüßt, der gegenüber ſich vor ihr neigt. Unten ſtehen die erſtaunten Apoſtel am offenen Grabe, mit Leſung von Schriften beſchäftigt. Die Deutung iſt ſchwer zu entziffern. Aber Ausdruck und Stellung aller Figuren ſind herrlich (in einem der Bilder von Guido iſt die Maria von ſechs vortrefflich gruppirten leichtſchwebenden ſchönen Engeln umgeben. Füßli kritiſches Verzeichniß II. 250). 10) — Von Dominichino, geſtochen von Cunego (Landon Vie et

---

9) In dem Bilde der Kirche St. Girolamo zu Forly ſteht die Jungfrau in einer Glorie von Engeln, die Hände über die Bruſt gekreuzt, das Angeſicht in ſeliger Wonne nach oben gewandt. Ein gelber Schleier umfließt ihr Haupt; die Geſtalt umgibt ein blauer Mantel. Der Ausdruck des Kopfes iſt eben ſo herrlich, wie in der Himmelfahrt zu München; aber ſie iſt mädchenhafter, mit ſchmalern Schultern und zarter (Thierſch Reiſen I. 410).

10) In der Galerie zu Lyon ſah ich eine Himmelfahrt Mariä von Guido. Sie wird von Engeln erhoben. Eine Menge anderer umgeben ihre Glorie, ſie ehrerbietig betrachtend. Schade, daß das Bild gelitten hat. Der Ausdruck iſt aber noch vortrefflich (Siehe Artaud Musée de Lyon, p. 13). — Auch die Galerie des Herzogs v. Leuchtenberg zu München enthält ein kleines Bild auf Kupfer; vielleicht eine Skizze eines der erwähnten großen Bilder.

Oeuvres III. Pl. 135). Maria voll himmliſchen Entzückens, von kleinen Engeln in Wolken erhoben, breitet die Arme aus. Die unten ſtehenden Apoſtel ſehen ihr zum Theil mit Verwunderung nach, andere erblicken in dem Grab die ſchönſten Roſen, wovon Johannes einige in die Hand nimmt. — Eine andere Vorſtellung von Dominichino (in Maria trans Tevere) geſtochen von Ch. Audran (Landon Vie et Oeuvres de Dom. I. Pl. 39). Hier findet ſich die untere Gruppe nicht. Maria ſchwebt in einer Glorie von kleinen Engeln getragen aufwärts; ihr Ausdruck iſt ſelige Wonne. Eine dritte, geſtochen von Poilly und von Franz Bruni (Landon ꝛc. Pl. 110), iſt jener zweiten ähnlich. Nur iſt hier der Ausdruck mehr der der Sehnſucht. — Ein viertes Bild von Dominichino zeigt Maria, wie ſie von dem ewigen Vater und dem ewigen Sohne im Himmel gekrönt wird; über ihr der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 154. Freskogemälde). Die ſechs muſicirenden Engel auf der Seite ſind ſehr ſchön, und der Vater, der Sohn und die Maria von erhabenem Ausdruck. — Von Thaddäus Zuchero, trefflich geſtochen in 2 Blättern von Aliprandi Caprioli (1577). Ein Bild von großem Effect. Maria von vielen Engeln umgeben hebt mit ſehnſuchtsvoller Gebärde ihre ausgebreiteten Arme in die Höhe. Die Gruppen der aufſchauenden Apoſtel ſind wohl geordnet. Doch fehlt dem Ausdruck ihrer Verwunderung die Einfalt und Würde (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 221). — Von Franzeschini (Volterano) am Gewölbe über dem Hauptaltar von St. Annunciata zu Florenz (ob geſtochen, iſt mir unbekannt). Eine ſehr anmuthige Darſtellung. — Doch dieſe letztern Bilder verſchwinden vor dem herrlichen von Titian, das von einigen Kunſtkennern über alle andere geſetzt wird (zu Venedig, vordem auf dem Hauptaltar der Kirche Maria glorioſa, jetzt in der königlichen Akademie), geſtochen von Georg Hayther, und neuerlich vortrefflich und ganz im Titianiſchen Geiſte (wenn gleich mehr Reinheit des Stichs in einigen Theilen zu wünſchen bleibt) von Natalis Schiavone. Maria voll edeln Wonnegefühls und freudiger Andacht wird in einer Glorie emporgehoben; Gott Vater im leichten Aether die Arme ausbreitend, blickt voll Huld auf ſie nieder. Zwei Reihen ſchöner kleiner Cherubine ſieht man frohlockend an den beiden Seiten der Aufſchwebenden. Unter ihren Füſſen ſind dichte Wolken, der Erde angehörend. Die Apoſtel, ehrwürdige Köpfe von ſtarkem Ausdruck, blicken voll Erſtaunen aufwärts (Hofſtätter Nachricht von Kunſtſachen I. 109. Cochin III. 188, und Tübinger Kunſtblatt, Nro. 98. Jahrgang 1820. S. 392). Das Bild beſteht demnach aus drei Scenen übereinander. Unten ſtehen die Apoſtel mit verſchiedenen (vielleicht nur etwas zu heftigen) Zeichen der Verwunderung und frommen Sehnſucht in Mienen und Gebärden. Auf Wolken ſchwebt, umgeben von vielen Engeln, Maria, zum himmliſchen Vater aufblickend. Dieſer erſcheint oben als Greis, indem ihm ein Engel ein Diadem, das für Maria beſtimmt iſt, vorweiſt. Die oberſte Scene iſt die ſchwächſte; die mittlere die bei weitem gelungenſte, wo alle Stralen der Titianiſchen Kunſt ſich vereinigen. Das Haupt der Maria iſt ſtark zurückgebeugt. Ihr Haar fällt in die offene Mantelkappe zurück. Ihr Geſicht iſt eben keine idealiſche Schönheit. Aber der Ausdruck in demſelben, beſonders im Aufblick, hat etwas unendlich Seliges. Auch die Gebärde von Armen und Händen ſtimmt damit überein. Unpaſſend ſcheint, daß ihr fliegendes Gewand bei den Füſſen und auch ihr Mantel um den Leib wie in Knoten zuſammengebunden iſt, als ob ein Wind Gefahr drohe? Ohne Zweifel war es des Malers Abſicht, durch Andeutung der Bewegung in den Gewändern das Aufſchweben, das hier nur auf Wolken ohne eigentliche Beihülfe von tragenden

Engeln geſchieht, obgleich drei derſelben dicht unter den Wolken hinſchweben, augenſcheinlicher zu machen. Aber doch war dies hiezu nicht nöthig, und mir ſcheint dadurch die Ruhe der ſanften himmliſchen Scene in etwas geſtört. Die Engelgruppen ihr zur Seite voll Mannigfaltigkeit und Leben ſind von der größten Anmuth. Sie haben den Ausdruck einer ſanften und reinen kindlichen Freude. Ein Paar derſelben ſind in Gebärden vielleicht zu kindiſch, und die muſikaliſchen Inſtrumente, die einige in der Hand haben, ſind wenig paſſend. Immerhin iſt dieſes große Bild, der wahre Triumpf von Titians Meiſterhaftigkeit, zugleich das würdigſte Seitenſtück zu Guido's ſchönſtem Bilde vom gleichen Gegenſtand. Ein anderes, ähnliches, doch minder idealiſches Bild von **Titian**, geſtochen von **H. Dankerts**, von **Forſter** und von **Schlotterbeck** war im Pariſer Muſeum (**Landon** Annales VIII. 29. **Filhol**, Nro. 455), iſt aber wohl daſſelbe, das ſich jetzt wieder im Dom zu Verona befindet? (S. **Thierſch** Reiſen I. 60). Die Figur und das Geſicht Maria's hat etwas Edles, und die Köpfe und Stellungen der Apoſtel ſind von großer Wahrheit. 11) — In der Darſtellung im Campo Santo zu Piſa von **Simon Memmi** ſind vorzüglich die Engel, die den Triumpf der Maria feiern, von lebendiger Wahrheit und hoher Schönheit. — Von **P. P. Rubens** haben wir vier veränderte Darſtellungen, mannigfaltig ſowohl in

---

11) All Incoronata zu Lodi iſt ein Bild von Titians Schüler **Callista Piazza**, in welchem einige wunderſchöne Köpfe dem Titian ſelbſt Ehre machen würden. Die Himmelfahrt Mariä von **Guercino**, ehemals im Palaſte Tanari zu Bologna, hat einzelne gute Köpfe. Der Maria fehlt aber die ſanfte Anmuth (**Hofſtätter** II. 112). Doch iſt viel natürliche Wahrheit in den Geſichtern. Auch die Hände ſind ſchön, und die Gruppen gut geordnet (**Cochin** Voj. d'Ital. II. 113).

der Hauptperſon, als in der Gruppirung, den Wendungen und dem Ausdruck der andern Figuren; lauter meiſterhafte Compoſitionen. In allen vieren ſchwebt Maria in die Höhe; in allen ſind Blumen auf das Grab ausgeſtreut. Das Erſtaunen darüber ſowohl, als über die Erhöhung Mariens iſt in den Zuſchauern trefflich ausgedrückt. In zwei Bildern zeigt eine knieende Frau eine Handvoll der Blumen vor. In zweien (die eine geſtochen von Sch. von Bolswärt, die andere von H. Witdouck) iſt ſie von den himmliſchen Heerſchaaren bereits umgeben; ihre Geſtalt und ihr Geſicht ſind im letztern zu materiell und gemein, ohne höhern Ausdruck (G. Forſter Voj. sur les riv. du Rhin II. 258 ꝛc.); es iſt zwar eine Verzückung, aber ohne Würde. In einer andern, geſtochen von Paul Pontius und von Ant. Maſſon, wird ſie von Chriſtus empfangen, zu dem ſie, ihre Hände an die Bruſt legend, mit Entzücken aufblickt (Landon Annales II. 1). In einer vierten (Galerie de Dusseldorf, pl. 19) hebt ſich ihr Blick zur himmliſchen Glorie. Ihr Ausdruck iſt unausſprechliche Wonne. Ein Engel hält eine Krone über ihrem Haupt empor. Ihre Figur iſt voll Anmuth und leicht aufſchwebend. Ihr Untergewand iſt roth; ihr blaues Oberkleid deckt die Schultern und den linken Arm. Die zwölf Apoſtel und die drei Marien ſieht man voll Staunen und Bewunderung um die Gruft (G. Forſter Voj. I. 137). In allen vier Bildern iſt die Beleuchtung und Schattirung vortrefflich und die Anordnung der untern Gruppen muſterhaft (Ihre ausführliche Beſchreibung ſiehe in Füßli's kritiſches Verzeichniß IV. 167—174). In einer fünften Darſtellung von Rubens, geſtochen von Paul Pontius wird Maria gekrönt. 12) — Von

---

12) In der ehemaligen Kloſterkirche zu Ebrach in Franken ziert den Hochaltar ein großes Bild von Mariä Himmelfahrt, das dem

Carl Maratti, geſtochen von **Frezza**: Maria wird von den Engeln in die Höhe getragen, über denen ſie aufwärts ſchwebt. Sie öffnet entzückt die Arme gegen die herabſtrömende himmliſche Glorie, nach welcher ſie mit Sehnſucht aufblickt. Eine andere Darſtellung von **Carl Maratti**, trefflich geſtochen von **Ant. Maſſon**, zeigt, wie ſie von dem Heiland empfangen wird. — Von **Murillo**, ſchön geſchabt von **Jak. Mac. Ardell** und von **Valentin Green**. Maria iſt halb knieend auf einer Wolke, mit ausgebreiteten Armen, aufwärts gewandtem Geſichts, von frohlockenden Engeln begleitet. Alles iſt ſchön an dieſem Bilde; nur den höhern geiſtigen Ausdruck vermißt man daran (**Füßli** III. 235). 13) — Von **Cignani** (dem Schüler der Werke Correggio's, der Caracci's und Guido's) in Fresko in der Kirche St. Maria del Fuoco zu Forli. Das Himmelreich iſt von entzückender Schönheit (**Orloff** Essai II. 4. **Füßli** Künſtler-Lexicon. S. 159). — Von **Tintoretto**, mittelmäſſig geſtochen von **Andr. Zuchi**. Das Ganze iſt geiſtreich und ſchön. Die Jünger um das Grab ſind vorzüglich wegen ihren mannigfaltigen Stellungen und Kopfwendungen zu beloben. Um das offene Grab flattern einige geflügelte Engelsköpfchen (**Füßli** III. 105). — Von **N. Pouſſin** (**Landon** Annales III. 127. Musée Napol. Pl. LVIII. Manuel du Musée fr. I. Nro. 10), geſtochen von

---

Rubens zugeſchrieben wird. Der Ausdruck der Maria iſt ſchön, und noch ſchöner ſind die Gruppen der ſie begleitenden Engel.

13) Eine wahrſcheinlich andere Himmelfahrt Mariä von **Murillo** befindet ſich jetzt in der Gemäldeſammlung des Marſchall **Soult** zu Paris. Der Ausdruck eines himmliſchen Entzückens ſoll hier bewunderungswürdig ſeyn.

Pesne, von Dague (Galerie fr. par Filhol VIII. 561) und von Bettelini (Musée fr. III. 14). Maria wird hier von vier Engeln in den Himmel gehoben. Ein ſchönes und geiſtvolles Bild. Das Aufſchweben iſt gut gegeben, und der Ausdruck von Seligkeit im Geſicht Mariä vortrefflich, wie auch die Gruppirung der Engel. 14) — Von Paul Cavagna (im Chor von Maria Maggiore zu Bergamo), im Styl des Paul von Verona, in Fresko ausgeführt. Das Bild macht einen unbeſchreiblich guten Effekt. 15) — Von Joh. Miel, eine ſchöne Compoſition, von ihm ſelbſt geſtochen. Nur fehlt das wahrhaft Erhabene. — Von Carl Le Brun iſt eine ſchöne Himmelfahrt Mariä im Seminar von St. Sulpice zu Paris in Fresko gemalt; ſie iſt geſtochen von Louis Simmoneau. — Die Himmelfahrt Mariä von Ign. Iriarte in der Kirche des heiligen Franziskus zu Murcia wird als ein wahres Meiſterſtück gerühmt (Fiorillo IV. 281).

Der Empfang der Maria im Himmel von Stella, geſt. von Villerey (Galer. fr. p. Filhol III. 146. Landon Annal. VIII. 99). Maria iſt eine ſchöne und edle Figur; Chriſtus minder befriedigend; die drei Engel gut. — Auch verdient der ſchöne Kupferſtich

---

14) Quelle verité dans l'action des figures, dans l'ascension du groupe, dans les effets du vent de l'air qui semble le soulever (?). Quelle serenité dans le visage de la vierge! Comme les têtes des anges sont belles (et spirituelles!). Manuel du Musée francais.

15) Ce ciel qui est couvert d'anges, de prophetes, tous bien groupés, tous bien placés, offre une composition aussi bien conçue qu'admirablement executée. Le dessin, le colorit, la finesse et la delicatesse du pinceau, tout s'y trouve reuni et ne laisse rien à desirer. Orloff Essai II. 153. Vergl. Lanzi II. 192.

von Dominick Tiepolo nach dem Gemälde ſeines Vaters Johann in der Kapelle bei der Karmeliterkirche zu Venedig Beachtung. — Sehr viel Lobwürdiges iſt ferner an dem Hauptaltarbild von Hans Baldung im Dom zu Freiburg im Breisgau. Maria knieet in der Mitte des Bildes, die abwärts gekehrten Hände gefaltet, das Haar geſcheitelt und die Locken herabwallend, das Gewand von Goldſtoff. Links Gott Vater, rechts Chriſtus, beide ſitzend und in blaßrothem Oberkleide, mit der einen Hand die Krone über das Haupt Mariä haltend, mit der andern Scepter und Weltkugel tragend. Ueber der Jungfrau ſchwebt der heilige Geiſt. Engel, auf verſchiedenen Inſtrumenten ſpielend, umgeben die Gruppe. Ein Wolkenmeer verſchwebender Engelsfiguren bildet den Hintergrund.

Von der herrlichen Himmelfahrt Mariä von Correggio an der Kuppel der Domkirche zu Parma (geſtochen von D. M. Bonavera, und geiſtvoll radirt von J. B. Vanni) war ſchon im fünften Abſchn. die Rede. Ein Studium dieſer Himmelfahrt mit Abänderungen iſt geſtochen von Aquila und Palermitano (im Umriß bei Landon Oeuvres, pl. 16). Der Ausdruck des Entzückens, der Wonne in der Figur der Maria iſt unausſprechlich, und die Engel umher ſind voll kindlicher Himmelsfreude. In den Schaaren dieſer himmliſchen Figuren iſt eine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit in Geſtalt und Ausdruck. In den erſtaunten Apoſteln (in den Ringen der Kuppel) geht der Schmerz über die Trennung bereits in Freude über den Triumpf der Hochbegnadigten über. Alles fühlt ſich hinaufgehoben (Vergl. Kunſtblatt 1826. Nro. 63. Orpheus von Weichſelbaumer. Nürnberg 1824. S. 64). Unter den Fresken des Franz Torbido (il Moro) im Dom zu Verona, verſchiedenes aus dem Leben Mariä darſtellend, iſt die Himmelfahrt nach einem Carton von Julio Romano wunderſchön (Lanzi ed. 3. III. 81). — Eine ſchöne Darſtellung von Peter von Cortona ſchmückt den Hochaltar der Domkirche zu St. Gallen. — Eine andere von Fr. Primaticcio iſt ſchön geſtochen von Leo Daven. Gerühmt wird die Himmelfahrt Mariä von Franz de Herrera an der Kuppel einer Capelle der Kirche de Alocho zu Madrid (Palomino, S. 240). — Nicht ohne einiges Verdienſt iſt die Darſtellung in Fresko im Congregationsſaale zu München von Martin Knoller; beſſer aber ſein Hochaltarbild in der Kirche des Kloſters Ethal, wo der in der Glorie erſcheinende Sohn Gottes ſeine Mutter empfängt. Die Glorie an der Kuppel iſt mit dem Altarblatt ſinnreich in Verbindung gebracht. — Sehr gerühmt wird ein neues Bild von Prudhon (Lettres à David sur le Salon de 1819, p. 133 fg.). Die Figur und der Ausdruck der Maria ſowohl als der Engel ſollen von ausnehmender Schönheit ſeyn. Zwei große Engel ſcheinen die Aufſchwebende zu unterſtützen, mit Hülfe mehrerer kleinern. Ueber ihr ein freudiges Gewimmel zahlloſer Genien. 16)

---

16) In der Hauptkirche zu Landshut zeigt der Hauptaltar eine Himmelfahrt Mariä von ſchönem, edelm Styl; von welchem Maler, konnte ich nicht erfragen. Die Apoſtel ſtehen um das Grab. Die von Engeln auf Wolken erhobene Maria wird von Jeſus in der Glorie empfangen. — Hier muß auch das Meiſterwerk des noch lebenden Malers Landi erwähnt werden. Dieſes Bild: die Grablegung Mariä (in der Hauptkirche zu Piacenza) iſt nicht nur trefflich colorirt, ſondern macht auch durch die Einfachheit und den Ernſt der Compoſition großen Eindruck. — Von alten Darſtellungen der Himmelfahrt Mariä aber iſt dem Künſtler noch die von Boticelli (Filipepi) in St. Maria Maggiore zu Florenz zu empfehlen. Das Bild iſt reich an ſchönen Figuren von Engeln, von Erzvätern, Propheten und Apoſteln.

Wonneſchauer durchbebt, Lichtglanz umſtrömt dich,
Deren Leben ſo ſtill floß, wie der Wiesbach!
Froh mit Siegesgetön grüßt dich der Himmel,
Wo die Mutter des Sohns Urlicht verkläret. 17)

Zwei und dreißigſter Abſchnitt.

Figuren und Köpfe der Evangeliſten und Apoſtel. 1)

Als biedere Menſchen, freien, unverdorbenen, ſchlichten Sinnes, geſunden Verſtandes, willigen Herzens für das Gute, von unverkünſtelter Sitteneinfalt, aus niedern Volksclaſſen — ſo wurden ſie Jünger und Anhänger Jeſu. Was ſie durch Ihn geworden, — erhöhet, reinigt und veredelt ganz ausnehmend das Gute ihrer Anlagen, ihres urſprünglichen Charakters, der übrigens bei jedem Einzelnen viel Eigenthümliches hat und behält, welches von den Künſtlern beachtet werden muß. Indeſſen gelangt ihr Geiſtiges erſt nach der Auffahrt des Herrn durch die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes zur Vollendung. Der Künſtler muß demnach in der Zeichnung ihres geiſtig-ſittlichen Charakters die verſchiedenen Epochen wohl unterſcheiden. Der Geiſt einer hehren Erleuchtung und Glaubenskraft muß vorherrſchen.

---

17) Man hat auch Darſtellungen einer Auferſtehung Mariä. Allein ſolche mährchenhafte Erfindungen ſollten billig von dem Gebiete der chriſtlichen Kunſt ausgeſchloſſen ſeyn.

1) Vergleiche was Lavater in ſeinen phyſiognomiſchen Fragmenten IV. 429 ꝛc. über Apoſtel-Geſichter ſagt.

Trefflich gezeichnet ſind die Charaktere der Apoſtel ꝛc. in Klopſtocks Meſſiade, beſonders im dritten Geſang; auch in Niemeyers Charakteriſtik der Bibel und in Heß Apoſtelgeſchichte; am kräftigſten, wahrſten, lebendigſten in den heiligen Schriften ſelbſt. Hier ſind die einfachen und großen Züge auch einfach und groß gezeichnet.

Die Figuren der Apoſtel und Evangeliſten kommen in den angeführten Scenen von ihrem eigenen und des Erlöſers Leben als theilnehmend und handelnd vor; die nämlichen werden auch zuſammen oder einzeln in den Kirchen dargeſtellt, als Perſonen, an denen das Chriſtenthum ſich im reinſten Lichte abſpiegelte und deren heldenmäßiger Bemühung die Menſchheit ſeine Verbreitung verdankt. Dieſe Darſtellung ſehen wir vorzüglich über den Kirchenpfeilern (gleichſam ſymboliſch, weil ſie die eigentlichen Pfeiler der Kirche waren). Wir ſehen ſie bald um Chriſtus im Himmelreich verſammelt an den Kuppeln der Tempel, bald einzeln in den Zwiſchenräumen der Kuppeln, von wo ſie mit ihren Beizeichen, wie auch die Propheten und eben ſo die einzelnen Tugenden, gleich verehrten Leitgeſtirnen auf uns niederblickend erſcheinen.

a.

Die vier Evangeliſten von Maſſacio in der Paſſionskapelle von St. Clemente zu Rom ſind dieſes Meiſters würdig, des erſten, der in der Einfachheit das Große der Kunſt wieder ſuchte und fand.

Die vier Evangeliſten nebſt mehrern Apoſteln, in Fresko gemalt von Peter Perugino (Einige meinen, nach dieſes Meiſters Anleitung von Raphael) an der Decke der Kapelle al Campino zu Perugia. Herrliche Köpfe voll göttlicher Begeiſterung (Kunſtblatt Nro. 33 des Jahrgangs 1821).

Die vier Evangeliſten von Albr. Dürer (in der königl. Galerie zu München) der Individualität nach nur wahre Bildniſſe und gemeine Formen ohne beſondern Adel oder hohe Geiſtigkeit; aber durch großartige Behandlung zum Erhabenen geſteigert, und ſehr imponirend, durch Kraft und Tiefſinn.

Die vier Evangeliſten von Dominichino, Freskogemälde in St. Andrea della Valle zu Rom, trefflich geſtochen von N. Dorigny (Landon Vie et Oeuvres, Pl. 64. 65. 66. 67). Ganz herrliche Figuren, grandios, voll hehren Geiſtes, mit hoher Würde, ſchön charakteriſirt, mit paſſenden Symbolen umgeben. — Andere vier Evangeliſten von Dominichino, auch in Fresko, geſtochen von Carl Gregori (Landon ibid. I. Pl. 22. 23). Ebenfalls herrliche und geiſtvolle Figuren.

Die vier Evangeliſten von Correggio in einzelnen Fresken an der Kuppel in St. Johann zu Parma (Landon Oeuvres 36—39), geſtochen von G. M. Giovanni (1700). Die Figuren der Evangeliſten und die um ſie ſchwebenden Genien ſind voll Geiſt und hehrer Bedeutung. Die dabei angebrachten päpſtlichen und biſchöflichen Inſignien beziehen ſich auf die vier Kirchenväter, wovon jeder von einem der Evangeliſten Unterricht empfängt. Von Camillo Boccacini die vier Evangeliſten im Dom zu Cremona. (von 1537). Drei ſitzend, Johann aber ſtehend und Geſicht und Arme zum Himmel erhebend. Der letztere iſt der vorzüglichſte in der Zeichnung und im Ausdruck (S. den Kupferſtich in Vidoni's pittur. Cremon. p. 49. Orloff Essai II. 258). — Von Jordäns, geſtochen von Guttenberg (für das Musée fr. I. B.). Sie ſcheinen zuſammen über die heilige Geſchichte zu reden, die ſie ſchreiben wollen, oder vielmehr die Schriften der Propheten damit zu vergleichen. Der Ausdruck iſt gut. — Die vier Evangeliſten von Valentin ſind geſtochen von Maſſard (Galerie par Filhol II. 86), Le Villain (II. 165), Langlois (III. 191). — Die vier Evangeliſten von P. P. Rubens, in einem Bild zuſammengeſtellt, geſtochen von Bolswärt (Landon Choix I.), im Kleinen von A. Delvaux für das Werk: Vie de Jesus Christ par Ligny, ſind trefflich charakteriſirt. Alle vier ſchreiten in einer vom Meer begrenzten Landſchaft vorwärts; neben Markus der Löwe; neben Lukas der Ochſe; gegen den Matthäus, der ein Buch hält und mit frommer Begeiſterung aufblickt, bewegt ſich aus einer Himmelsglorie ein Engel herab, der ihm hinaufzuwinken und zu bedeuten ſcheint, daß ihm das Licht von oben kommen werde. Johannes ſtreckt mit der Linken einen Kelch aus, gegen den herabſchwebenden Adler aufwärts blickend und die Rechte an die Bruſt haltend. — Großes Lob verdienen auch die vier Evangeliſten von Peter de Jode, geſtochen von Eg. van Panderen. — Die vier Evangeliſten nebſt den vier großen Kirchenvätern an der Kuppel der Kirche S. Virgine presso S. Celso in Mailand von Appiani ſind treffliche Figuren. Sie ſind beſchrieben in der Descrizione dell' opere a Fresco dieſes Tempels, Milano 1803, und ſollen nächſtens (mit ſämmtlichen Werken dieſes größten Freskomalers der neueſten Zeit) in Kupferſtichen erſcheinen.

St. Markus von Fra Bartholomeo im Palaſte Pitti (Tableaux de Florence. Landon Annales II. 109. Galerie du Musée par Filhol IV. 236), geſtochen von Dambrün und von Laſinio (1783). Mit kraftvollem Ausdruck eines ernſten und umſichtigen Nachſinnens ſitzt Markus da, ein Buch in der einen Hand, eine Feder in der andern. 2) — Von weit geringerm Werth iſt der Markus von Valentin, geſtochen von J. Chereau und Andern. Doch iſt viel fromme Gutmüthigkeit in dem Geſichte.

---

2) Der kraftvolle Ausdruck und die geniale Stellung dieſer Markus-Figur hat uns veranlaßt, ein Bild von ihr dieſem Werk einzuverleiben.

St. Matthäus von Spagnoletto, geſtochen von C. Fiſcher. Ein Kopf voll Geiſt und Erhabenheit. — Von Gerhard Seghers (Landon Annales XIV. 47). Sehr ſchön und geiſtvoll. — Von Rembrandt, geſtochen von Cläſſens (Musée fr. I).

St. Lukas von Raphael, als Maler dargeſtellt (in der Akademie di S. Luca in Rom), geſtochen von C. Blömärt, Piccioni und Langlois (Landon Vie et Oeuvres de Raph. III. Nro. 132). Ein vorzügliches Gemälde. Lukas, ein Mann mit edelm, ſinnvollem Geſichte vor der Staffelei ſitzend, betrachtet entzückt das Bild der mit dem göttlichen Kinde aus den Wolken ihm erſcheinenden Madonna, das ihm zum Vorbilde dient. Hinter ihm ſieht Raphael begeiſtert zu. (Wie Aehnliches von einem jetzt lebenden Maler Heinr. Heß ſchön ausgeführt worden, meldet das Kunſtblatt 1821, Nro. 37.) Ein Bild vom nämlichen Gegenſtande von Joh. v. Eyck, trefflich lithographirt von Strirner, enthält die Boiſeré'ſche Sammlung. Die Mutter unter einem prächtigen Baldachin (!) iſt in liebvoller Betrachtung des Kindes auf ihrem Schoos verſenkt, das aber mager und häßlich iſt. Auch Maria hat nichts Idealiſches. Lukas hingegen iſt eine würdige Figur, voll Ehrfurcht und andächtiger Begier, die Aehnlichkeit der heiligen Perſonen zu treffen. Hinten eine ſchöne perſpectiviſche Durchſicht (Waagen, S. 209). Die Darſtellung beruht übrigens nur auf nicht geſchichtlich begründeten Legenden. Die Maler wollten eben auch ihren Schutzheiligen haben. Am mindeſten paſſend ſcheint mir die Darſtellung von Paul Veroneſe in St. Luca zu Venedig (Maier I. 286). Hier ſitzt der Evangeliſt auf dem Ochſen, und, indem er das von ihm gemalte Bild der Madonna bei Seite ſetzt, betrachtet er die heilige Jungfrau in der Glorie und ſinkt über den Anblick vor Staunen zurück. — Von P. P. Mola, geſtochen von P. S. Bartoli. Lukas auf einer

Wolke ſitzend, ein offenes Buch vor ſich, ſcheint die Eingebung von oben zum Schreiben zu erwarten. — Der heilige Lukas von Valentin, geſtochen von J. Chereau, ſchreibt mit heiterer, frommer Miene. Von Begeiſterung findet ſich aber hier keine Spur. Auf der einen Seite ſteht ein Madonnenbild nach orientaliſch griechiſchem Geſchmack; auf der andern Seite ſtreckt ein Ochſenkopf ſich hervor.

St. Johannes der Evangeliſt: von Raphael, geſtochen von Nik. Larmeſſin (Recueil Crozat I. 18), und von Lorenzini (Ramdohr III. 40. Landon Annales XIII. 35, und Vie et Oeuvres de Raphael VIII. Nro. 439). Dieſer Johannes hat viel Idealiſches. Er ſchwebt in den Lüften auf einem Adler. (Als Symbol himmliſcher Begeiſterung iſt dies nicht verwerflich.) Sein geiſtvolles Auge, aufwärts gerichtet, ſcheint die höhere Eingebung aufzufaſſen. Er iſt ganz über alles Irdiſche erhaben. 3) — Von vorzüglicher Schönheit iſt der begeiſtert gen Himmel ſchauende Johannes von Correggio (in St. Johann zu Parma), geſtochen von Ravenet und ſehr ſchön von Roſaſpina. Von dieſem Johannes ſagt Lanzi (Storia pittorica II. P. I. 304): „Figura del più sublime stile." Der vor ihm ſtehende Adler ſcheint durch Zuſammenziehung ſeiner Flügel anzukünden, wie er die Begeiſterung des Evangeliſten theile, oder vielmehr er iſt ein ſprechendes Sinnbild dieſer himmliſchen Begeiſterung. — In des Johannes Bruſtbild von Correggio (bei Artaria in Mannheim), wahrſcheinlich vordem Beſtandtheil eines größern Gemäldes, ſind die Züge gleichfalls höchſt geiſtreich und edel, und der Ausdruck voll Andacht und Liebe. In dem himmliſch ſanften

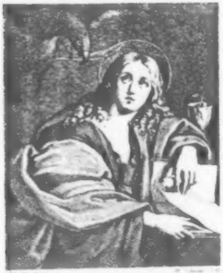
---

3) In der Giuſtinianiſchen Galerie zu Berlin ſieht man dies nämliche Bild; ob von Raphael ſelbſt, oder einem Schüler? iſt ungewiß.

Blick der emporgehobenen Augen ſtralt eine innige Theilnahme an dem Leiden des Gekreuzigten, durch hohe Zuverſicht gemildert. — Doch unter den idealiſch ſchönen Köpfen von Johann dem Evangeliſten, wie er in der Begeiſterung dargeſtellt iſt, gebührt dem von **Dominichino** die Palme. Das Bild iſt meiſterhaft geſtochen von **Fr. Müller** dem Sohn, nach ihm kleiner, auch minder gut von **Sam. Amsler**. Der Evangeliſt hält eine Rolle über ein aufgeſchlagenes Buch und hebt die Blicke aufwärts, von wo ein Adler im Schnabel ihm die Feder zu bringen ſcheint. Die ſelige Begeiſterung iſt in Blick, Stirn, Mund, Naſe, in Wendung, Stellung und Gebärde unübertrefflich ausgedrückt. Neben dem Johannes ſieht man einen Kelch, aus welchem eine Schlange ſich erhebt (der Abendmalsbecher, kein Giftbecher.) 4) — Mit dieſem Bilde des **Dominichino** wetteifert ſein herrlicher Johannes, deſſen unter den vier Evangeliſten, die in Andrea della Valle zu Rom in Fresko gemalt ſind, oben erwähnt iſt. „Jugendlich ſchön iſt ſein Geſicht mit goldenem Haar. Ein himmliſcher Geiſt, auf den ſanft ſich öffnenden Lippen ſchwebend, glänzt in ſeinen beſeelten Augen und iſt auf ſeine gewölbte Stirne getreten. Er taucht ſeine Feder ein, um niederzuſchreiben, wovon ſein Herz überfließt (**Webb's** Unterſuchung über das Schöne, Vorrede von H. H. **Füßli**, S. XLIII. **Winkelmanns** Werke I. 245). — Einen **dritten** Johannes von **Dominichino** (ehedem in der Galerie Giuſtiniani) rühmt **Ramdohr** (III. 42). Zwei Engel halten ihm ſeine Bücher. Die Zuſammenſetzung iſt ſchön; aber ſchöner noch der Ausdruck. Der Kopf des Johannes zeigt den

---

4) Die verſchiedenen Deutungen ſiehe in **Münters** Sinnbildern der alten Chriſten, I. 67.



ſanfteſten und gefühlvollſten Menſchen. Süſſigkeit ſchwebt auf ſeinem Munde, und ſeine Augen belebt ein Anſchauen der Gottheit, das alle niedern Regungen aus ſeinem Herzen entfernt. — Von Guido Reni (königliche Galerie zu München, Nro. 788), ſchön lithographirt von Piloty. Er ſchreibt; geiſtvoll iſt er, doch nicht idealiſch. — Von Schidone, geſtochen von J. Bettelini. Der Kopf des Johannes hat einen ſchönen, obgleich nicht idealen Ausdruck. — Bewunderungswürdig ſchön iſt die Figur des heiligen Johannes des Evangeliſten von Balthaſar Franceschini in der Kirche St. Clara zu Volterra. — Von Carlo Dolce ein Bild in der königlichen Galerie zu Berlin (jetzt lithographirt). Johannes in der Begeiſterung, die Feder in der Hand. Sein Geſicht iſt von männlichem Alter. Der Ausdruck iſt edel und geiſtvoll. Warum ſchreibt aber der Evangeliſt (wohl nur im Steindruck) mit der linken Hand? Von demſelben zwei Bilder zu München; das eine in der königlichen Galerie; das andere in der Galerie des Herzogs von Leuchtenberg. Das ganze Geſicht, beſonders das Auge iſt voll liebreicher Begeiſterung; nur zu ſüß und ſanft, nicht erhaben genug. — Ein drittes Bild beſitzt Graf Carl von Rechberg daſelbſt. Es iſt lithographirt. Der Kopf iſt jugendlich ſchön; das Auge hat Begeiſterung; im ganzen Geſicht iſt aber zu viel blos Sinnlich-Schönes. — Von Doſſo Doſſi (dem Raphael von Ferrara) St. Johannes auf Patmos, von bewunderungswürdigem Ausdruck in der Kirche Maria del Vado in Ferrara. Sitzend, vor ſich ein Buch, umher die Einöde, erhebt Johannes, jugendlich ſchön, die Linke und wendet den Blick nach einer Erſcheinung in der Höhe (Orloff Essai II. 12. Lanzi V. 25. Thierſch Reiſe I. 324). Den nämlichen Gegenſtand hat Gerh. Kügelgen verſucht (S. den Umriß in ſeinem Leben, Leipzig 1824, angehängt). Der Kopf iſt ſchön; aber in den

Haaren zu viel Verwirrung. — Noch ſind merkwürdig die Bilder: von van Dyck (S. Lavaters Phyſiognomie II. 287). Der Evangeliſt hält einen Becher, den er ſegnet. Ruhige, einfache, ſinnvolle Stellung und Miene. — Von Bartol. Spranger gemalt und ſchön geätzt. Ein ſchönes, geiſtvolles Bild. — Von Valentin (im Umriß bei Landon Annales XV. 97). — Mit Lob verdient ferner genannt zu werden das Bruſtbild von Johannes als Jüngling von J. J. Langenhöft, herausgegeben von der kalkographiſchen Geſellſchaft zu Deſſau, 1798. Reinheit der Seele und Ahnung des Göttlichen ſind hier ſchön ausgedrückt. — Endlich gebührt vorzüglich dem in mannigfacher Beziehung herrlichen Bilde Hemmelings zu Brügge hier eine Stelle, welches den Evangeliſten Johannes in der Inſel Patmos darſtellt, wo ihn himmliſche Geſichte zum Schreiben ſeiner Apokalypſe begeiſtern. Die Geſichte entfalten ſich in unabſehbaren Fernen vor den Blicken des Erſtaunten, dem das Wort auf der Lippe erſtarrt, und die gehobene Hand ſtill hält (Johanna Schopenhauer Joh. van Eick I. 141—145).

Der heilige Matthäus, Jakob der Jüngere, Bartholomäus, Simon, Mathias und Philipp von dem ſogenannten Meiſter Wilhelm (in der Boiſeré'ſchen Sammlung), gut lithogr. von Strixner, zeichnen ſich aus durch Großartigkeit des Styls, durch Würde und Ernſt in den Köpfen, durch Charakterausdruck und durch Sicherheit in der Behandlung (Kunſtbl. 1824. Nro. 45).

b.

Die zwölf Apoſtel von Raphael (Landon Evangiles, Pl. 33, 34 und 35, und Vie et Oeuvres de Raphael V. Nro. 237 bis 239), geſtochen von Mark. Anton, und nach ihm von Ravignano, von Marchand, und für die Zeichnungsſchüler von Fleury und Lefevre, auch von J. F. Langer. Die Geſichter ſind in der Richtung gezeichnet, wie ſie das beſte Anſehen gewinnen, bald von der Seite, bald von vorn. Keine Figur gleicht der andern, keine Lage eines Gewandes der andern, keine Falte der andern. An Petrus zeigt ſich das Feurige ſeiner Entſchloſſenheit in den gedrungnen Geſichtszügen, in den Falten der Stirne, in dem geſchloſſenen Munde, in den geſenkten Augbrauen, in der feſten Stellung des Körpers. Des Paulus Charakter machen die Größe ſeiner Geſtalt, die edle Geſichtsbildung, die rege Stellung, das flammigte Haar und die großen, ſchwellenden Falten des Gewandes kennbar. — Die zwölf Apoſtel als Mitrichter Chriſti auf Wolken ſitzend, an dem Deckengemälde von Correggio bei St. Johann zu Parma, haben viel Grandioſes in den Gliedern, hohe Majeſtät in den Gebärden und etwas Himmliſches im Ausdruck der Köpfe. Petrus mit kurzem krauſem Barte und lockigem Haupthaar, breitem Geſicht und gedrängter Geſtalt, in gerader hoher Stellung und großgefaltetem Gewand, die Schlüſſel in der Hand; — Paulus mit langem Bart und wallendem Haupthaar, feurigen Augen und bewegtem Munde, in langem vielgefaltetem Gewand, in mannhafter Stellung, das Schwerdt haltend; — Andreas ein Greis, feurig und ernſt, mit dem nach ihm benannten ſchiefen Kreuze; — Johannes, ein ſchöner Jüngling, in einem Gewande, das die Bewegung der Glieder durchſchauen läßt, mit den Zügen edeln, ſtillen Sinnes, Kelch und Buch in der Hand, neben ihm den Adler; — Thaddäus einfach, ein ſchlichter Israelit; — Mathias, eine kurzgedrängte, feſte Mannsgeſtalt mit ernſtem Ausdruck, eine Lanze haltend; — Simon, ein Buch unter dem Arm, und die eine Hand auf die Säge ſtützend, ſchreitet vorwärts, mit Ernſt vor ſich blickend; — Matthäus hält in der herabhängenden Hand einen Beutel. Mit der andern deutet er auf die Bruſt. Seine Miene deutet auf feſte Entſchloſſenheit. — Thomas, ein Winkelmaaß in der Hand, in einen Mantel gehüllt, blickt nachſinnend nieder. — Jakobus, mit am Rucken herabhängenden Pilgerhut, den Pilgerſtab in der Hand, geht würdevoll dahin, mit freudig ernſter Miene. — Philipp, mit langem Bart, betrachtet mit ernſtem Wohlgefallen das Kreuz, das er vor ſich hält. — Bartholomäus, mit krauſem Haar und Bart, ſieht ernſt in ſich gedrungen, das Meſſer vor der Bruſt haltend. Wer erkennt nicht hier den Charakter jedes Apoſtels? — Von Lanfranco (Freskeu in der Karthauſe St. Martino zu Neapel), geſtochen von F. Louvemont in 12 Blättern, auch geſchabt von J. D. Hor. Erhabene ausdrucksvolle Geſtalten. — Die nämlichen von Parmeſano (im Umriß bei Landon Vie et Oeuvres 1813. Pl. 19 bis 24, auch geſtochen von einem Unbekannten) verdienen Beachtung. — Auch die zwölf Apoſtel nach Callot, in Steindrücken von Fetgen in drei Blättern (zu München), ſind gute Studien. — Die von P. P. Rubens (mit den Werkzeugen der Marter Chriſti vorgeſtellt) ſind geſtochen von Nik. Ryckmann.

Einzelne Apoſtel: Paulus, von Raphael mit der Hand gezeichnet (S. Landon Vie et Oeuvres V. Cabinet Caylus). — St. Petrus aufwärts blickend, ein ſchöner Kopf von Hannib. Caracci, geſtochen von Fr. Bartolozzi; von Spagnoletto, geſchaben von J. M. Ardell. Das Geſicht in beiden Bildern hat einen kräftigen Ausdruck. — Petrus und Paulus von Fra Bartolomeo (im Quirinal). Schöne, geiſtvolle Figuren. — Zu den ausdruckvollſten imponirendſten Apoſtelfiguren gehören einige von Albr. Dürer: 1) Petrus und Johannes (trefflich lithographirt von Strixner). Johannes hält ein offenes Buch, in welches Petrus hineinblickt. Der Blick des erſtern iſt ſanft, der des andern feurig nachdenkend. Der Ausdruck beider Köpfe, der Faltenwurf und die Färbung der Gewänder, und die Wirkung des Helldunkels ſind meiſterhaft. 2) Paulus und Markus (geſtochen von F. Fleiſchmann). Paulus mit ernſtforſchendem Blick hat ein zugemachtes Buch und ein Schwerdt in den Händen. Markus blickt ihn an. Alles iſt großartig in dieſen vier Figuren; obgleich die Geſichter an ſich etwas gemeiner Natur ſind, ſo hat ſie doch der Meiſter durch den Ausdruck ausnehmend veredelt. Dieſe Bilder ſieht man in der königlichen Galerie zu München und auch auf der Burg zu Nürnberg. Ob die letztern blos Copieen ſind? möcht' ich faſt bezweifeln. Man erwartet Kupferſtiche darnach von A. Reindel (Vergleiche Hagen Briefe in die Heimath I: 54. Joſ. Heller Leben und Werke Albr. Durers, B. II. 191 fg. 201 fg.). — Der Abſchied des Petrus und Paulus vor ihrer Hinrichtung von Lanfranco, geſtochen von St. Picart (auch von Riquet für die Galerie fr. par Filhol IX. 644). Der Ausdruck von Wehmuth in ihren Geſichtern iſt vortrefflich. — Petrus und Paulus von Guercino, geſtochen von F. Bartolozzi. — Petrus in der Betrachtung von J. Blanchardt (Landon Annal. XIV. 29). Sehr ausdrucksvoll. — Petrus und Paulus ſich beſprechend (im Palaſte Zampieri zu Bologna) von Guido Reni, geſtochen von Gandolfi (S. §. 29). Beide Charaktere ſind kräftig ausgedrückt; beſonders der des Petrus. Seine kahle Stirne, hell beleuchtet, und auf dem dunkeln Geſichte die noch dunklern Runzeln verſtärken den Ausdruck des tiefen Nachſinnens und eines alten, nicht ganz geheilten Schmerzes (Hofſtätter II. 137). Iſt es vielleicht die Scene, welche Paulus an die Galat. II. 14 beſchreibt? — Beachtung verdienen auch Petrus und Paulus von Rubens (königliche Galerie zu München), lithographirt von Piloty; ferner die Figuren von Matthäus, Jakobus, Paulus und Philippus von Hannib. Caracci, in der Giuſtinianiſchen Galerie, jetzt zu Berlin (Nro. 88, 89, 90, 91), und die Figuren von Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Thaddäus von Fr. Albani (ebendaſelbſt, Nro. 108—112).

St. Bartholomäus von Spranger gemalt und radirt. (Hier muß bemerkt werden, daß die Bilder des heiligen Bartholomäus meiſtens gräßliche Verſuche ſind, etwas höchſt Unmaleriſches darzuſtellen. Dahin gehört ſelbſt das des großen Mich. Angelo in ſeinem Weltgerichte, wo der Apoſtel mit einer Hand ſeine abgezogene Haut vorhält, und mit der andern auf das Eiſen, womit er gemartert werden, hinweist. In der mythologiſchen Scene des Marſias wird das Gräßliche wenigſtens noch durch das Lächerliche gemildert, das aus dem Contraſt zwiſchen dem armen Marſias und dem göttlichen Apoll, welchen jener zum Wettkampf in der himmliſchen Tonkunſt herauszufordern gewagt hatte, ſich Jedermann aufdringt, ſo ungöttlich auch der Gott des Geſangs und der Lyra mit dem übermüthigen Waldmenſchen verfährt. — Wär' es nicht am erbaulichſten, Bartholomäus als Nathanael darzuſtellen, entweder wie er dem Philippus begegnet (Joh. I. 46), oder wie Jeſus ihn zuerſt anſichtig wird (Joh. I. 48 ꝛc.). Die Aufgabe iſt freilich ſchwer, weil es nicht leicht iſt, das Eigenthümliche der Scene kenntlich zu bezeichnen. Doch könnte dies dadurch geſchehen, daß Jeſus mit der einen Hand auf einen fern ſtehenden Feigenbaum, mit der andern gegen eine himmliſche Glorie deutet. Uebrigens kann Bartholomäus auch dargeſtellt werden, wie er in Lykaonien, Perſien, Arabien, Indien predigt, oder wie er in Armenien zum Tode geführt wird; eine Scene, die durch den Contraſt zwiſchen ſeinen Anhängern und Verfolgern (wie in Dominichino's Andreas) ſehr gehoben werden kann. — Von großer, wirklich erhabener Schönheit iſt der in betender Stellung mit zuſammengelegten Händen zwiſchen zweien gegen ihn zugeneigten ſchwebenden Engeln, wovon der eine das Meſſer, der andere das Evangelienbuch und eine Palme hält, auf Wolken ſitzende Apoſtel von Marie Ellenrieder (ein Altarblatt zu Ortenberg bei Offenburg). Die zuverſichtliche Andacht im Geſichte des Heiligen, das Grandioſe in der ganzen Figur iſt ergreifend. Der Engel mit der Palme hat den Ausdruck freudigen Triumphs, der Engel mit dem Meſſer den Ausdruck ſanfter Wehmuth. Unten iſt Dorf und Umgegend der Gemeinde, deren Kirchenpatron der Heilige iſt, dargeſtellt. Ein Lichtſtral aus dem Gewölke ſtreift über die Rebhügel ins Land hinab. — In einem ſchönen Bilde von Lorenzo Lotto zu Bologna erſcheint der heilige Bartholomäus in Begleitung anderer Heiligen, die die Madonna mit dem göttlichen Kind umgeben. Sie ſcheint mit denen auf der rechten, dieſes mit denen auf der linken Seite zu reden (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 107).

Wir erwähnen noch folgender Bilder einzelner Apoſtel:

St. Jakob von Murillo, geſtochen von S. Carmona. Trefflich charakteriſirt. — Derſelbe von Juan de las Reelas, ein Werk voll Feuer und hoher Würde (Fiorillo IV. 209). — St. Thaddäus von Vinc. Carducci, geſtochen von P. A. Pazzi. — Zu den Köpfen des reumüthigen Petrus, die oben S. 251 angeführt wurden, gehört auch ſein coloſſales Bruſtbild von Guido im Schloß Eremitage zu Petersburg, lithographirt von Maier. Der Mund hat ſich, unwillkürlich aufſeufzend, geöffnet (F. Hand Kunſt und Alterthum in Petersburg I. 211). 5)

---

5) Lob verdienen einige Apoſtel aus einem Gemälde von J. P. von Langer, radirt theils von ihm ſelbſt, theils von Marie Ellenrieder. Vergleiche die Schrift: „Der Herr und ſeine Apoſtel in bildlichen Darſtellungen von J. P. von Langer mit begleitendem Texte von M. F. von Freyberg. Doch würde man

Drei und dreißigſter Abſchnitt.

Die büſſende Magdalena.

(Matth. XXV. 1—13. Luk. VII. 37. 38. VIII. 2. Mark. XVI. 9, Joh. XII. 1—8.)

Entflohen war aus deinem Herzen
Der Unſchuld heitre Ruh',
Und zwiſchen Sinnenluſt und Reueſchmerzen,
Ein Schilfrohr, ſchwankteſt du.
Da ſtralt vom Lehrer ohne Gleichen
Ein Blick in dein Gemüth,
Nun tagt's in dir; die Erd-Gedanken weichen
Und deine Seele glüht.
Nicht mehr der Welt glüht deine Seele;
Der Himmel iſt in ihr;
Sie zagt und zweifelt nimmer, was ſie wähle;
Was Gott, gefällt auch dir.
Du hörſt entzückt zu Jeſu Füſſen
Sein Wort von Gottes Reich,
Und ganz in Thränen ſieht er dich zerflieſſen,
Der Roſ' im Thaue gleich.
Die ſchon dem Himmel ſchien verloren,
Den ſie ſo ſehr betrübt,
Iſt jetzt von ihm zur Lieblingin erkoren,
Weil ſie ſo viel geliebt. 1)

---

hier vergebens eine ſolche Charakterſchilderung ſuchen, die dem Künſtler zu bildlichen Darſtellungen, Ideen, Modelle und Anleitung geben könnte.

1) Magdalena von J. H. v. Weſſenberg. Conſtanz 1824. Vergl. den VI. Geſang in Rob. Clarke Chriſtiades.

So vielfältig die größten Maler ſich an dieſem Gegenſtande, dem Ideal innig reumuthiger Buße, verſucht haben, ſo iſt doch eine durchaus befriedigende Darſtellung vielleicht erſt zu erwarten. Die Schwierigkeit liegt in einer ſolchen Vermiſchung ausgezeichneter Schönheit und Anmuth mit dem Ausdruck des innigſten Gefühls der Schuld und der aufrichtigſten Sinnesänderung (Wiedergeburt der Seele), daß die körperlichen Reize nur dazu dienen, das reine Intereſſe an der Buſſerin aufs Höchſte zu ſteigern.

Correggio's als meiſterhaftes Gemälde mit Recht berühmte Darſtellung (in der Dresdner Galerie) iſt geſtochen von Baſan, Cortins, Riquet, ſodann in punktirter Manier von Bartolozzi; mit dem Griffel (aber nur die halbe Figur) von Rob. Strange, die ganze Figur ſchön von Joh. Daullé und von Desnojers, in vieler Hinſicht noch am beſten von Longhi, auch von Schwertgeburth (für das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipzig 1822, bei Gleditſch. Vergl. Landon Oeuvres pl. XVIII). Magdalena in einer einſamen öden Gegend, wo nur Felſen und wildes Geſtrüpp ſichtbar ſind, liegt auf rauher Erde hingeſtreckt, nur die Bruſt etwas erhoben, den Kopf auf die rechte Hand geſtützt, in einem von der Linken unterſtützten Buche leſend. Die Bruſt iſt unverhüllt, der Unterleib bis auf die Füſſe mit einem ganz einfachen dunkelblauen Gewande bedeckt. Die ſchönen Haare flieſſen am Haupt herab. Das fein gebildete Oval des Geſichts hat höchſt zarte Züge, und die Geſtalt, Lage und Wendung des ganzen Körpers ſind ausnehmend graziös. Wohl thut in dieſem ſchönen Bilde die Anordnung der Wahrheit Genüge, doch weniger der Ausdruck. Scharfe Kritiker fanden hier weder von Trauer und Reue über das vergangene Leben, noch von ſchmerzlichem Entſagen eine deutliche Spur. Ein ſchönes Mädchen, das in einer einſamen

Gegend anmuthsvoll auf die Erde hingeſtreckt, mit Ruhe nachſinnend, in völliger Vergeſſenheit und ohne Beſorgniß wegen der Zukunft in einem Buche liest, macht allerdings noch keine büſſende Magdalena. Dies alles kommt jedoch in Longhi's ſonſt ſo ſchönem Kupferſtiche weit mehr zum Vorſchein, als im Original ſelbſt. Hier hat das Geſicht, Auge, Stirn und Mund wirklich einen leiſen Zug von ernſtem Nachſinnen, was wenigſtens auf den Willen, die Lehren der heiligen Schriften, worin ſie eben liest, zu befolgen, hindeutet. Die Zartheit der Behandlung, beſonders im Geſicht, iſt aber ganz einzig und unnachahmlich. Alle Copieen haben bisher daran geſcheitert. Ein Kunſtrichter (Schlegel im Athenäum II. 95) nennt ſie die ſchönſte und wahre Grazie der Reue. Ein geiſtvoller franzöſiſcher Kritiker hingegen glaubt, man ſollte ſie eher für eine liebenswürdige Pſyche halten, die an den Amor ſinnt und an die Art, wie ſie der Rache der Venus entgehen könne (Keratry du Beau II. 152). Zwiſchen dieſem Tadel und jenem Lob möchte wohl auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen. Obgleich im Geſicht, an Schultern und Armen und dem Buſen die ſinnlichen Reize ſichtbar ſind; ſo ſcheint doch die damit von der Natur Geſchmückte ihrer nicht mehr zu gedenken. Die Figur hat wirklich etwas Sittſames, und es iſt weder etwas Lüſternes an ihr, noch irgend eine Ziererei. Sie mag von ſüſſem Trug verlockt, ſich verirrt haben; aber ihr Herz iſt nicht verdorben. Sie iſt für jeden beſſern Eindruck empfänglich, jedes edeln Aufſchwungs fähig. Sie iſt auf dem Scheidewege, vergleichend ihr voriges Leben mit den Vorbildern der Tugend, und kann von nun an eine Heilige werden. (Von Chriſtophoro Allori kennt man Copieen der Magdalena des Correggio, deren Aehnlichkeit in vielen Stücken täuſchend iſt).

Die ſchönſte Magdalena vielleicht iſt das Bruſtſtück von Guido

Reni im Palaſte Colonna zu Rom. „Ihr liebeſchwärmeriſches Auge, ſagt Ramdohr II. 67, erhebt ſich zum Himmel, den ihre Einbildungskraft an die Stelle des Irdiſchen ſetzt, das die Wünſche ihres pochenden Buſens nicht hat befriedigen können. Thränen rollen jetzt über ihre Wangen, Zeugen der Reue, daß ſie ehemals durch eitle Freude entſtellt wurden. Jetzt fliegt, unbekümmert um den Beifall der Sterblichen, das goldene Haar ſchmucklos um ihren Buſen.“ Mit gefalteten Händen blickt ſie aufwärts voll Inbrunſt und Hingebung in die Gnade des Himmels. Hier iſt die größte Schönheit der Geſtalt mit dem wahrſten Ausdruck einer nach ſittlicher himmliſcher Schönheit ringenden Seele vereinigt. Das Bild iſt ein Ideal, aber von dem der Antike durch ein Gefühl unterſchieden, das dem Chriſtenthum eigenthümlich iſt. Der herrliche Kopf der Niobe mag der Seele des Guido lebhaft vorgeſchwebt haben. Aber wie ganz verſchieden iſt der Ausdruck! Dort kalte, ruhige, ſtolze Ertragung eines unverdienten Schickſals; hier inniges Gefühl der Schuld mit Sehnſucht nach Veredlung.

Von Guido Reni befinden ſich auch zwei Magdalenen im Palaſte Barberini-Sciarra. Die eine ganze Figur; die andere ein Knieſtück; beide von hoher Schönheit haben viel ähnliches miteinander; nur iſt in der einen der Ausdruck der Trauer, in der andern der der beſeligenden Hoffnung vorherrſchend. Dieſe Magdalenen ſind es, glaube ich, die Füßli im kritiſchen Verzeichniſſe II. 222 und 223 beſchreibt. Die letztere iſt geſtochen von C. van Kaukerken und von Rob. Strange. Die Züge des ſchönen Geſichts haben einen rührenden, dabei anmuthvollen Ausdruck von inniger Reue und Demuth. Das ſchöne Haupt mit wallendem Goldhaar iſt leicht durch die Rechte unterſtützt. Zwei von der Höhe mit holdſeligem Weſen ſich gegen ſie bewegende kleine Engel, auf die ihre Augen gerichtet ſind, ſcheinen Hoffnung zu bringen. 2) — Das erſtere Bild iſt geſtochen von G. Audran. Das Geſicht iſt mehr abgehärmt, und ein höherer Grad von Wehmuth iſt darüber verbreitet. 3)

Göde (England, Wales ꝛc. IV. 108) beſchreibt ein Bild von Guido Reni, geſtochen von R. Strange. Magdalena, die den Herrlichkeiten der Welt entſagt (in der Galerie Hope zu London). Sie ſitzt an einem Pulte, auf welchem ein Todtenkopf liegt. Ihre Linke hat die zierlichen Locken des Hauptes aufgelöſt; ſie nimmt eine Perlenſchnur herab; die Rechte iſt auf die Bruſt gelegt, gleichſam ein Gelübde bekräftigend. Der linke Fuß tritt auf ein umgeſtoſſenes Schmuckkäſtchen. Ihr zur Linken ſchwebt ein Engel, deſſen Glanz ihr Geſicht beleuchtet, welches nach dieſer Seite hin mit Blicken voll Schmerz und Sanftmuth gerichtet iſt. Die verſchiedenen Gefühle mit ihren Nüanzen, die die Reue einer ſchönen Seele bezeichnen, ſind hier vereinigt. Sie weint, ſie träumt, aber ohne Grimaſſe, ohne theatraliſche Uebertreibung oder Verzerrung (Vergl. G. Forſter Voj. pittoresque etc. II. 403).

Eine einfache Figur vor einem Crucifix von Guido Reni

---

2) Eine ſehr gute Copie von Canuti ſieht man in der Sakriſtei von S. Michele in Bosco bei Bologna (Hofſtätter II. 252). Ein ziemlich ähnliches Bild, aber ohne die Engel, hat ohnlängſt Lignon trefflich geſtochen. Hier iſt jedoch der Ausdruck des Schmerzes oder der Reue etwas zweifelhaft, ob er nicht mehr der Entſagung als der Sünde gilt.

3) Auch von J. Schmutzer und Stölzel ſind dieſe Magdalenen geſtochen. Füßli Künſtlerlexicon II. S. 1252.

(im Pariſer Muſeum, Landon Annal. XV. 137) hat wahren, rührenden Ausdruck.

In dem Bilde von Guido (über der Taufkapelle der Kirche St. Pietro di Caſtello zu Venedig) verräth Magdalena mit den ausgeſpannten Armen, den weinenden Augen, dem erhobenen Geſicht, dem gekrümmten Leibe, den geſunkenen Knieen viel Schmerz. Ueber ihr zwei Engel voll Anmuth (Maier Beſchreib. von Venedig I. 46).

Das Bild von Hier. Mutian iſt trefflich geſtochen von Corn. Cort. Einfach und edel. Sie betet vor einem kleinen Kreuz. Hinten eine große Landſchaft.

Im Bilde von Dominichino (Landon Choix de Tabl. I.) herrſcht fromme Reſignation, die ſich zum Himmel wendet (geſtochen von Schiavonetti). — Von Dominichino ſieht man ferner in Wilton-Houſe (Göde V. 159) eine Magdalena, wie ſie den Eitelkeiten der Welt entſagt. Sie iſt eine ſchöne, zarte Geſtalt. Mit nachdenkender Miene ſitzt ſie an einem Tiſche, den Blick gen Himmel gerichtet. Aber was jetzt folgt, wie unſchicklich! Ein Engel hat ſie ſchon zur Hälfte entkleidet; ſie überläßt ihm ihr blaues Gewand. Die andern Engel ſtehen um einen Kaſten mit Galanterie-Waaren herum. Kindiſch ergötzen ſie ſich an dem Anblick der herrlichen Siebenſachen, und der eine Engel beſieht ſich ſogar lächelnd in einem Spiegel. Ein anderer ſchaut ſich neugierig auf dem Tiſche um, wo wahrſcheinlich die glänzenden Juwelen liegen. Wie konnte ſich ein Dominichino zu einer ſolchen Darſtellung verirren, die allenfalls einem Mieris oder einem neuern Franzoſen noch verziehen werden könnte? . .

Von Hannib. Caracci, geſtochen von D. Cunego. Sie liegt rücklings in einer Höhle in ſitzender Stellung auf der Erde;

Bruſt und Füſſe ſind nackt. Ihr thränend Auge iſt ſchmerzlich zum Himmel gekehrt, wo ein Genius mit einem Palmzweig ihr erſcheint. Der Ausdruck von Reue und Sehnſucht iſt gut. Aber die Fülle der Fleiſchparthien und Muskeln iſt zu ſinnlich, zu materiell, obgleich es der Geſtalt nicht an Anmuth fehlt, und dieſe Anmuth durch die düſtere Wildheit der Landſchaft noch erhöht wird.

Von Hannib. Caracci, ſchön geſtochen von J. B. Rochi. Sie ſitzt in einer Wildniß unter einem Baum auf der Erde, die Füſſe übereinander, die eine Hand auf einem Todtenkopf haltend, der über einem Buch auf ihrem Schooße liegt, mit der andern Hand, die auf jener ſich lehnt, ihr Haupt ſtützend, und mit von Hoffnung gemilderter Wehmuth aufblickend, als erwarte ſie Troſt von oben.

Von (einem) der Caracci, ſchön geſtochen als Medaillon von P. M. Gandolfi. Die Heilige, eine anmuthige Mädchengeſtalt, mit um den Nacken flatternden Haaren, lehnt ihre rechte Wange auf eine ihrer über einen Todtenkopf übereinander geſchlagenen Hände und blickt auf ein kleines Kreuz, unter dem der Todtenkopf liegt.

Von Franz Furini, 4) geſtochen von H. Guttenberg (Tableaux de Florence II. 2) Die Heilige, ganz nackt (?) in der Wüſte mit übereinandergeſchlagenen Füſſen ruhend. Schmerzvoll iſt der Ausdruck des Geſichts; er könnte aber auch auf ſehnſüchtiges Bedauern der tempi passati gedeutet werden, zumal die Stellung etwas Wollüſtiges hat.

---

4) Man hat mehrere Magdalenen von ihm. Sie ſind beinahe eben ſo wenig verſchleiert, als ſeine Nymphen in dem Bilde von Hylas, den ſie entführen (Lanzi franz. Ausgabe I. 359).

Von Cigoli, geſtochen von H. Guttenberg (Tableaux de Florence, T. III. 30). Sie ſitzt zwiſchen Felſen in einer Wildniß; Kreuz und Todtenkopf vor ihr; ganz nackt, auſſer daß ihre langen Haare um den Leib flattern. Auf ihrem rechten Knie liegt ein Buch, das ſie mit der linken Hand feſthält. Der Schmerzausdruck iſt zwar ſtark, doch gegen Rückfall nicht ganz verbürgend.

Die beiden letztern Bilder erinnern an L. Byrons Schilderung (im Don Juan 158). —

„Bleich lag ſie da;
Die dunkeln Augen ſprühten durch Thränen Feuer,
Gleich Wolken, die blitzen und regnen; wie ein Schleier
Umwallte die Wang', auf der kein Roth man ſah,
Ihr fliegend Haar; vergebens ſtrebte die ſchwarze Hülle
Der Locken die glänzende Schulter zu bergen; ſie ſtach
Wie Schnee hindurch — die ſanften Lippen lagen ſtille;
Doch lauter als ihr Odem war des Herzens Schlag."

Von Titian ſah man eine bußfertige Magdalena im Palaſte Cornari zu Venedig (Maier I. 387). Ein ſehr ſchöner Kopf. Thränen inniger Reue entflieſſen den Augen. Aus dem geöffneten Mund und dem himmelwärts gewandten Blicke ſpricht Zuverſicht der Erlöſung durch Den, der alle Schuld auf ſich genommen. — Von Titian ſieht man auch ein ſchönes Bild im Palaſte Barbarigo zu Venedig, die Magdalena neben der Madonna mit dem Kinde vorſtellend. Sie iſt hier mädchenhaft dargeſtellt mit großer Innigkeit und Demuth, tiefem Schmerz und ruhiger Erhebung (Thierſch Reiſen I. 191).

Von Cignani, geſtochen von Maſſard (Bruſtbild. Tabl. de Florence III). Die Heilige blickt reuevoll aufwärts, und ſchlägt flehend die Hände übereinander; vor ihr ein Todtenkopf. Durch abgehärmte Züge gewahrt man Spuren von Schönheit; der Schmerzausdruck iſt ſtark, aber wahr.

Von Carlo Dolce (Bruſtbild), geſtochen von P. Audouin (für die Tableaux de la Galerie de Florence XXIX.), jetzt ſehr ſchön geſtochen von R. Morghen. Sie hält ein Salbgefäß in der Rechten. Ihr Geſicht iſt ſanft, voll Reue und himmliſcher Sehnſucht. — Eine andere in Darmſtadt (im Beſitze des Herrn v. du Thil) beſchreibt Braun (Leonardo's Leben und Kunſt, S. 67). Die Seele ſcheint innig in himmliſchen Gedanken vertieft und das Auge iſt voll Sehnſucht.

Von Ben. Lutti, geſtochen von Nik. Beauvais (Rec. Crozat I. 127). Sie liegt nachläſſig hingelehnt in einer Höhle; mit der einen Hand hält ſie eine Geiſſel, mit der andern berührt ſie einen Todtenſchädel. Sie ſcheint von Entkräftung einzuſchlummern. Oben ſchauen Engelchen nieder. Einen tiefen moraliſchen Eindruck macht das Bild nicht.

Von Murillo, ſehr ſchön geſtochen von Raph. Morghen (im Kleinen von J. Lips). Die Büſſerin knieet in einer rauhen felſigten Wildniß. Die Hände zum Beten gefaltet, blickt ſie mit innigem, doch ſanftem Schmerz durch die Oeffnung zwiſchen den Felſen zum Himmel, von dem ein heiterer Stral auf ſie herabſtrömt. Die Figur iſt ſchön, ohne den leiſeſten Zug von Eitelkeit oder Wolluſt, oder Sehnſucht nach der Welt, der ſie entflohen iſt. Schönes Haar wallt über ihren bekleideten Nacken und die Schultern herab. Vor ihr liegt neben einem hölzernen Kreuz ein aufgeſchlagenes Buch, an einen Todtenkopf gelehnt.

Pomp. Battoni's Darſtellung in der königlichen Galerie zu Dresden iſt eine ſehr liebliche, nicht unedle Compoſition, und die Anordnung, die Beleuchtung und das Colorit ſind vortrefflich.

Die heilige Büſſerin liegt in einer Höhle, durch deren Eingang etwas Fernſicht auf Berge ſich zeigt, mit dem Oberleib halb aufgerichtet, die geſenkten Hände über einander kreuzend und in einem von ihr aufgeſchlagenen Buche leſend. Die Reue und der Seelenſchmerz, wenn gleich nicht ſehr tief, ſind doch mit vieler Wahrheit im Geſicht und in der Gebärde ausgedrückt. Neben dem Buche liegt ein Todtenkopf. Für ein Kirchenbild wäre die Bruſt zu entblöſt, und die ſorgfältige Nachläſſigkeit in der ganzen Stellung iſt vielleicht mehr die einer Nymphe, die im Bache ſich ſpiegelt, als einer heiligen Büſſerin (Vgl. Schlegels Athenäum II. 92 fg.). Dem Kupferſtich von C. G. Schultz fehlt es, wenigſtens was Kopf und Bruſt betrifft, an vollendeter Correctheit der Zeichnung, wodurch viel von der Anmuth des Originals verloren geht. Früher haben es geſtochen Joſ. Camerata, J. Fr. Bauſe und C. de Pechwill, am beſten aber in geſchabter Manier von Pichler, wo der Ausdruck im Ganzen und Einzelnen treu wiedergegeben iſt.

Von Cäſare Gennari (Landon Annales XV. 107), gut geſtochen von Leroux (Musée fr. V). Ein Genius erſcheint in der Höhe, und weiſt gen Himmel. Sie wendet ihr Geſicht mit ausgebreiteten Armen nach ihm. Geſicht und Bruſt ſind ſchön. Erſteres hat den Ausdruck einer mit Sehnſucht vermiſchten ſanften Wehmuth.

Aus der Menge von Bildern der büſſenden Magdalena bemerken wir noch die folgenden:

Von Schidone, ſchön geſtochen von Bettelini. Ihre Geſichtszüge ſind nicht edel; ihr Ausdruck nicht erhaben; dieſer in Geſicht und Stellung iſt ſanfte Wehmuth. Die Umgebung iſt lobenswerth. Es ſind zwei Genien, beide mit theilnehmendem Ausdruck von Wehmuth. Der eine hält das Salbgefäß. — Von Gentileschi (in der königlichen Galerie zu Wien), gut geſchabt von Wenck. — Von Titian (im Palaſte Moncenigo zu Venedig), geſtochen von M. Rota und von Bolo. — Eine andere (Bruſtbild), geſtochen von Arnold v. Weſterhout. — Von van Dyck, geſtochen von Anton van der Dös. — Von Guercino (in Neapel), geſtochen von Zabelli. — Ein anderes Altarbild von Guercino in der Kirche der Convertite al Corso zu Rom ſtellt die Heilige knieend und weinend dar, während ihr zwei Engel die Nägel, womit Chriſtus ans Kreuz geheſtet worden, vorhalten, und einer zugleich gen Himmel weist. Der Effect iſt vortrefflich (J. B. Paſſeri Leben der Maler, Bildhauer ꝛc. 1786. S. 441). — Von Carl Maratti, geſtochen von Rob. Audenärde. — Von G. Cagnacci, ſchön geſtochen von Fr. Roſaſpina. Die Reue iſt gut ausgedrückt, und es iſt ihr eine Sehnſucht nach dem Himmliſchen beigemiſcht. Keine Spur des Weltſinns iſt mehr ſichtbar. Auch iſt der Ausdruck des Schmerzes nicht übertrieben. Das Bild macht einen religiöſen Eindruck.

Die Bekehrung der Magdalena von Zucheri, geſtochen von Caprioli. — Von Juan Cerreno de Miranda in Las Recogidas zu Madrid (Fiorillo IV. 309).

Von Correggio haben wir auſſer dem Dresdner-Bilde noch ein Paar büſſende Magdalenen, die eine, vormals im Cabinet von Praun, geſtochen von J. Th. Preſtel (im Umriß bei Landon Oeuvres etc. XVII. 2. Sie liest ſehr aufmerkſam in einem Buch, umgeben von einer einſamen, wilden Gegend. — Die andere trefflich geſtochen von Anderloni. Sie lehnt ſich ſitzend, mit einer Hand den rücklings gebeugten Kopf ſtützend, an eine Felswand, das Crucifix mit der andern Hand vor die Bruſt haltend, mit dem Ausdruck, als wolle ſie vor Wehmuth den Geiſt aufgeben. Der Kopf und die ganze Figur iſt ſchön, hat aber, wie die ganze

Stellung noch einen Ausdruck von blühender, nicht erſtorbener Sinnlichkeit, der glauben macht, ein Traumbild aus ihrem vergangenen Leben ſchwebe mit ſüſſer Lockung vor ihrer Seele. Das über ihre nackte Bruſt herabflieſſende Haar, wie überhaupt das Techniſche der Figur iſt meiſterhaft. Vielleicht wollte der Maler in ſeinem Bilde das letzte Ringen der ſinnlichen mit der geiſtigen Natur ausdrücken (Kunſtblatt 1820. Nro. 16); ferner die (zweifelhafte) Magdalena von Correggio in der kaiſerl. Galerie zu Wien, geſtochen von Trojen (Landon Oeuvres, pl. XIII). Sie blickt reuevoll aufwärts, und ſchlägt die Hände bittend zuſammen; hinter ihr ein Engel mit dem alabaſternen Gefäße.

Ruhmvolle Erwähnung gebührt hier auch der herrlichen Magdalena von Correggio in dem berühmten Gemälde zu Parma, vom heiligen Hieronymus benannt, trefflich geſtochen von Rob. Strange und von M. Gandolfi. Sie iſt in einer gegen das Kind geſenkten Stellung, deſſen einen Fuß ſie um ihn zu küſſen anfaßt, das Geſicht mit liebevoller Inbrunſt gegen daſſelbe wendend. Hinter ihr ſteht ein Engel mit einem Salbengefäß. Sie iſt eine Figur von groſer Schönheit, und ihr Ausdruck hat etwas ungemein Inniges und Frommes.

Ein Bild von Lupizini (in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien. Roſa I. 201) zeigt ſie uns vor ihrem Putztiſche ſitzend; ihre Dienerin, die den Haarputz in Ordnung bringt, hinter ihr. Zur andern Seite ſteht Martha, die Schweſter dringend zur Lebensänderung ermahnend. Des Bildes wird hier mehr wegen der Idee, als der (mangelhaften) Ausführung erwähnt.

In einer andern ſehr ſchönen (freilich keiner bibliſchen) Darſtellung des Pet. Campanna (in der Sammlung des Herrn Slade in England) ſehen wir Magdalena, wie ſie von Martha in den Tempel geführt wird, zur Anhörung der Predigt des Herrn (Lanzi italien. Ausgabe, I. 430).

Hier verdient auch die Bekehrung von Magdalena durch die Predigt Jeſu von Friedr. Zuchero, geſtochen von Alipr. Caprioli, angeführt zu werden. Erfindung, Anordnung, Zeichnung und Ausdruck ſind gleich lobenswerth. Läßt ſich auch die Stelle im Evangelium nicht nachweiſen, die dieſe Scene bezeichnet, ſie iſt doch nicht unbibliſch. Magdalena knieet hier geſenkt mit dem Ausdruck von Reue und Sehnſucht neben dem in einem offenen Gebäude ſitzend lehrenden Heiland. Deſſen Mutter ſteht neben ihr. Zu beiden Seiten viele Zuhörer.

Van der Werf hat Schilderungen der büſſenden Magdalena mit Vorliebe zu Vorwürfen ſeines Pinſels gewählt. Aber weder die in der Galerie zu Dresden, noch andere (Winklers Gemälde-Sammlung, 234, 235) können befriedigen, weil in ihnen das Streben ſichtbar vorherrſcht, den Anlaß blos zur Darſtellung einer ſchönen, reizenden Geſtalt zu benutzen. Die Trauer, die Wehmuth, die Reue ſind Nebendinge. Dies wird keinem Kenneraug' entgehen. Eine ſeiner beſſern Magdalenen (im Musée français) iſt geſtochen von Hallau.

Wegen der guten Anordnung und Beleuchtung verdient Schalkens Magdalena (Galerie de Düsseldorf, pl. 24) Beachtung. Sie ſitzt neben einem Grab, mit der Rechten eine Lampe haltend, die ſie auf ein Buch hinſtellt. Ihre reichen Gewänder ſind zu ihren Füſſen. Das Licht der Lampe fällt auf ihre Bruſt und Hände, und wirft einen Wiederſchein auf das Grab und die Gewänder. Ein Licht vom Himmel beſtralt das Ganze, ruht aber vorzüglich auf der Stirne der Heiligen.

Des R. Mengs Magdalena, geſt. v. E. Carmona und v. J. A. Flipart, iſt eine Nachahmung des Bildes von Correggio.

Von Le Brün, trefflich geſtochen von G. Edelinck, nach ihm von P. P. Mola. Die Magdalena (wo nicht nach dem Porträt, doch nach dem Coſtum der aus der Geliebten Ludwigs XIV. Carmeliterin gewordenen Frau von Valière, die dieſes Gemälde fertigen ließ, und an ihr Kloſter vergabte), ſtößt ihren abgelegten Schmuck mit den Fuſſen von ſich. Wahrer Ausdruck. 5) Alles Uebrige ſchön. Nur herrſcht hier für die Magdalena, wie das Evangelium ſie ſchildert, zu viel Pracht, und iſt das Coſtum zu modern. Den nämlichen Gegenſtand ſtellt uns das Bild von Anton Franzeschini dar (in der Galerie zu Dresden). Sie hat das reiche Gewand ſchon gelöst; es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Leibes, und Perlen und Kleinodien liegen zerſtreut zu ihren Fuſſen. Mehrere Dienerinnen ſind mit der im Innern heftig Bewegten beſchäftigt. Ihr Auge richtet ſich wehmüthig nach einer, die neben ihrem Seſſel ſteht und ihr zuredet. Die Linke ruht ihr nachläſſig im Schooß; die Rechte hängt kraftlos herunter. Der Kampf zwiſchen Sinnlichkeit und Gott iſt gut gegeben (Vergl. Athenäum von Schlegel II. 89 fg.). 6) Hieher gehört auch ein Bild von Rubens, wo die ſitzende Magdalena

---

5) Beſſer jedoch iſt der Ausdruck von Le Brüns Magdalena am Fuße des Kreuzes in ſeinem Bilde: der ſterbende Chriſtus (auch hier ein Porträt der Frau von Valière). Siehe S. 172.

6) Daß Darſtellungen, wie die von Lukas van Leyden (von ihm ſelbſt ſehr gut geſtochen), unter dem Namen: der Tanz der Magdalena bekannt, wo ſie ſich den Ergötzlichkeiten der Welt überläßt, nicht für Kirchen ſich eignen, iſt für ſich klar, wenn gleich oben in der Mitte des Hintergrundes die Aufnahme der Magdalena in den Himmel zu ſehen iſt. Beide Scenen ſtehen zuſammen in ſeltſamer Verbindung.

ihr Geſchmeide von ſich ſtößt. Die Inſchrift heißt: Ite procul vestes etc. Das Bild iſt geſtochen von Peter Baillu. Rubens war dieſem idealen Gegenſtande nicht gewachſen. — Auch eine ſchöne Magdalena, wie ſie von dem eiteln Schmuck der Welt ſich entkleidet, von Paul von Verona ſieht man in der Akademie zu Bergamo (Bertolotti Peregrinazioni II. 24). Wenden wir uns zu dem Bild von Philipp Champagne, gut geſtochen von Nik. Pithan. Auch hier verletzt die Meublirung, der Putztiſch, nach der franzöſiſchen Mode und ſehr glänzend, die Wahrheit in Hinſicht auf Zeit und Stand (Manuel du Musée fr. V. 7). Die Heftigkeit des Schmerzes iſt der innigen Reue wahrer Bußfertigkeit nicht angemeſſen. Die Büßerin hat nicht den Ausdruck des ſtillen Duldens der ſchiefen Urtheile der Welt, und des Dankes zu Gott für die Wohlthat, daß ſie ſich beſſer fühlt, als ſie ein Sterblicher wähnt. — Die ſterbende Magdalena von Chriſtoph Ruſtichino, geſtochen von H. Guttenberg (Tableaux de Florence XI). 7) Der Ausdruck des Sterbens mit gelaſſener Ruhe iſt ſehr gut; die Figur hat aber nichts Idealiſches. Zwei knieende Engel ſprechen ihr zu, und ſcheinen den Augenblick abzuwarten, wo ihre Seele den Körper verlaſſen wird. Das Bild erinnert, beſonders durch die Mond- und Fackelbeleuchtung an den Styl von Caravaggio und Gherhardo della Notte. 8) —

---

7) Eigentlich gilt das Bild der egyptiſchen Maria, paßt aber eben ſo gut auf Maria Magdalena.

8) Eine ähnliche Scene ſtellt das Bild von Lordon (in der Villa Sommariva am Comerſee) dar. Es iſt die, wo die Atala (nach Chateaubriands Roman), von Chaktas gehalten wird, und, das ſinkende Haupt aufrichtend, vom Eremiten das heilige Abendmal empfängt. Der Ausdruck der Figuren und der Lichteffekt ſind trefflich.

Auch von Camuccini in Rom verdient eine ſterbende Magdalena Beachtung. — Von Gerh. von Kügelgen: Die ſterbende Magdalena. Sie hält ein Kreuz an die Bruſt gedrückt. Im Hintergrunde öffnet ſich der Himmel, wo Engelchöre die Seele in die ewige Harmonie aufzunehmen bereit ſind (Zeitgenoſſen XIII. 44). Die ſterbende Magdalena mit Engeln umgeben iſt eine glückliche Idee. Dieſe Umgebung deutet auf die Freude im Himmel über einen gebeſſerten Sünder. Auch die Magdalena von Engeln gen Himmel getragen von Luk. Cambiaſi, geſtochen von Raph. Schiaminoſi, verdient hier Erwähnung. Desgleichen die Magdalena, von Engeln gen Himmel gehoben, von J. Lanfranco, geſtochen von E. Simmoneau. Wie verzückt mit geſchloſſenen Augen von den Armen dreier Engel emporgetragen, ſcheint ſie ihre Erhöhung nicht zu bemerken. Unten ſieht man kahle Felſen. Alles voll Geiſt und Erhabenheit.

In der St. Marthakirche zu Bergamo ſieht man auch eine Magdalena von den Engeln gen Himmel getragen von Peter Paul Raggi, die ſehr ſchätzbar iſt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 159).

Die Magdalena von Ant. Coypel, geſtochen von C. Duchange, blickt, die Hände kreuzweis über die Bruſt ſchlagend, reuevoll gen Himmel. Der Ausdruck iſt gut; wär' er nur erhabener! 9)

---

9) Von den hundert andern Bildern mögen hier noch erwähnt werden von H. Caracci, geſtochen von C. Faucci und A. Pond; von L. Caracci, geſtochen von Bricci und van Aelſt; von Titian, geſtochen von P. Monaco und S. Fareck; von F. Vanni, geſtochen von D. M. Fontana und F. V. Villamena; von P. Subleyras, geſtochen von ihm ſelbſt und von R. Pozzi;

Nach dem von mehreren Darſtellungen Geſagten wird es einleuchtend, der Ausdruck in denſelben wäre beſſer gelungen, hätten nicht die Künſtler blos dieſe bibliſche Figur zu einem Anlaß benutzt, in ſchönen, weiblichen Formen ſich hervorzuthun, oder, anſtatt der einfachen, aber anmuthvollen bibliſchen Erzählung eine berühmte Schöne ihrer Zeit, die der Welt entſagte, als dieſe ſie verließ, zum Modell gewählt. Selbſt eine Heloiſe taugt nicht dazu. Obgleich eine edle, liebenswürdige Seele, hängt ſie doch dem geliebten Abälard immer noch mehr an, als dem unſichtbaren Freund über den Sternen.

Vier und dreißigſter Abſchnitt.

Bilder von Propheten, als einzelnen Figuren.

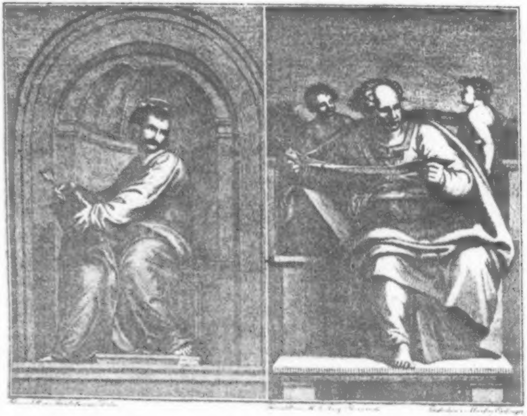
Nur ein großes Künſtlertalent wage es, Propheten zu malen, – den Gott, der ſie begeiſtert, den Anhauch von Oben, das Os magna sonaturum, wodurch die Propheten (wie Niemeyer in ſeiner Charakteriſtik der Bibel, V. 263, treffend bemerkt) wirklich waren, was die Prieſter ſeyn ſollten: die Bewahrer der Religion. — Bald tiefſinnig trauernd über der Menſchheit ſittliche Zerruttung, bald freudig ihre Herſtellung verkündend, bald ernſt zur Buße auffordernd, bald eifernd gegen Abgötterei und gegen

---

von F. Treviſani, geſtochen von Moëte; von J. Kupetzky, geſt. von D. Preißler und B. Vogel; von J. Chriſtoph Storer, von ihm ſelbſt radirt; von Paul Pagani, geſt. von N. Tardieu.

den Götzendienſt des Herzens, jetzt das gewaltige Laſter und die ſtolze Heuchelei mit unerſchrockenem, ſchneidendem Freimuth zurecht weiſend und entlarvend, jetzt Königen und Völkern die Folgen ihrer Verbrechen, ihrer Ruchloſigkeit als Strafgerichte Gottes, dann aber auch wieder den Tiefgebeugten und Troſtloſen Jehova's Gnade und Erbarmung verkündend; endlich mit weiſſagendem Geiſte in Geſichten das Geheimniß der entfernten Zukunft entſiegelnd — immer müſſen ſie erſcheinen als erhaben über alle Gemeinheit mit rieſenhaftem Geiſt und mächtig bewegtem Gemüth. So gewiß es iſt, daß Nichts mehr beitrage, dem Genie einen hohen Schwung und eine rechte Begeiſterung zu geben, als die Erhabenheit und Würde des darzuſtellenden Gegenſtandes, ſo bleibt nicht minder wahr, daß die würdige Darſtellung eines ſolchen Gegenſtandes um ſo mehr Genie erfordere, je größer, je Ehrfurcht erregender er iſt, je mehr er ſich über die gemeine Natur erhebt. — Aus der Geſchichte oder den Schriften der einzelnen Propheten muß der Künſtler ſelbſt ſich den beſondern Charakter eines jeden abziehen oder herausfühlen. Wo ſie handelnd auftreten, iſt dies leichter; größer iſt die Schwierigkeit, den Charakter, der der einzeln für ſich ſtehenden Figur am angemeſſenſten iſt, treffend zu bezeichnen. In den Schriften, in der Sprache von Allen ſind viele Züge der nämlichen Phiſiognomie. Doch mag Moſes als der entſchloſſenſte, muthvollſte Vollführer, David als der jubelreichſte Lobſinger Jehova's, Elias als der Mann ſonder Scheu und Furcht, Jeſaias als der in der Begeiſterung erhabenſte, Jeremias als von der tiefſten Wehmuth ergriffen, Hoſeas erfullt von freudevollen Geſichten, Joel in der Betrachtung des lebendigen Gemäldes der Zukunft vertieſt, Amos in großartiger ſchlichter Hirteneinfalt, Habakuk voll ernſter, aber gewiſſer Zuverſicht, Heſekiel mit dem Ausdruck der innigſten von Hoffnung belebten

Theilnahme, Zacharias mit frohem heiterm Blick in die ferne Zukunft — vor uns erſcheinen. Sind den einzelnen Figuren Genien beigegeben, wie es mehrere Meiſter gethan; ſo kann ihr Ausdruck das Charakterbild des Propheten noch verſtärken oder auch ergänzen. Auch hier iſt Raphael Meiſter. Man vergleiche ſeine Figuren von Plato, Ariſtoteles und andern Weltweiſen mit ſeinen Propheten. Wie einleuchtend iſt es, daß jene nur den Spuren der irrthumfähigen Vernunft mühſam nachforſchen, dieſe hingegen, von Gott begeiſtert die Wahrheit mit ſicherm Blicke ſchauen. Und wie weit iſt noch von des Raphaels Propheten zu ſeinem verklärten Chriſtus! — Doch hatte dieſer große Meiſter einen großen Vorgänger in der Darſtellung der Propheten-Figuren an Michael Angelo Buonarotti. Hier iſt das eigentliche Gebiet dieſes gewaltigen Genie's. Unübertroffen ſind ſeine Propheten am Gewölbe der Sixtiniſchen Capelle (ſie ſind alle geſtochen von Georg Ghiſi oder Mantuan), aber ganz vorzüglich gut die kräftige, geiſtvolle Jünglingsfigur des Daniel, dann die Propheten Joel und Zacharias von J. Volpato (letzterer iſt jetzt auch geſtochen von Fabri). An dieſen Figuren iſt Alles großartig; ihr Anblick öffnet uns eine uns unbekannte Welt von Ideen. Die hohe Begeiſterung der ſinnvollen Köpfe, das Geniale in der Stellung und Haltung des Körpers und dem Wurf der Gewänder, das mit jener Begeiſterung ſo ganz zuſammenſtimmt; ſodann die geiſtvollen Genien, die gleichſam als Repräſentanten des prophetiſchen Geiſtes, in ſinnig-ſtaunendem Aufmerken den Inhalt der Weiſſagungen zu bekräftigen ſcheinen, alles ruft hier: Sehet und höret, was noch kein Auge geſehen und kein Ohr vernommen! Es ſind mehr, als bloße Dichter und Weiſe; Gott ſelbſt ſpricht aus ihnen. — Gleiches gilt von Buonarotti's Jeſaias in himmliſcher Verzückung vor Geſichten vom Meſſias; von ſeinem Ezechiel, dem



Seher der Auferſtehung; von ſeinem Jeremias voll erhabener Wehmuth auf rührende Klagelieder ſinnend. 1) — Den Propheten von Buonarotti 2) ſtehen die des Raphaels 3) — ſein Daniel und David, Jonas und Habakuck in der Capelle Chigi zu Rom, geſtochen von W. Chateau (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael III. Nro. 131), voll hohen Ernſtes und

---

1) Falks kleine Abhandlungen, S. 234 ꝛc. Thom. Piroli zu Rom hat alle Propheten und Sybillen des M. Angelo in 14 Blättern herausgegeben. Von dem Jeſaias ſagt Vaſari: er iſt in Gedanken vertieft, indem er die eine Hand auf ein Buch hinhält, um die Stelle zu bezeichnen, wo er ſtehen geblieben, ſtützt er die andere Hand mit dem Ellenbogen auf das nämliche Buch. Einer der Genien hinter ihm ſagt etwas zu ihm, und er wendet blos den Kopf ohne ſonſtige Bewegung.

2) Von ſeinem Moſes wird der vierzigſte Abſchnitt handeln.

3) Den Propheten von beiden großen Meiſtern ſind in Hinſicht des prophetiſchen Ausdrucks auch ihre vier ganz herrlichen Sybillen (geſtochen von J. Volpato) beizuzählen; die von Buonarotti in der Sixtina; die von Raphael in der Kirche St. Maria della Pace zu Rom, nebſt den ſieben dabeiſtehenden Engeln. Siehe Bellori descrizione di Pittura di Raph. p. 207. Speth Kunſt in Italien III. 83. Quatremere de Quincy, p. 80). Auch die Sybille in Balthaſar Peruzzi berühmtem Gemälde, wo ſie dem Kaiſer Auguſt die Empfängniß Mariä kund macht, verdient wegen ihrer erhabenen Begeiſterung ſtudirt zu werden (Orloff Essai I. 173); endlich verſchiedene Sybillenfiguren von P. Caldara, geſtochen von G. Goltzius; von G. Reni, geſtochen von J. B. Coriolano, und G. Vallé; von Tintoretto, geſtochen von A. Lorenzini; von R. Mengs, geſtochen von Mosmann; von Guercino, geſtochen von L. Sommerau; von Parmeſano, geſtochen von F. Mazzuoli; von Dominichino, geſtochen von L. Sommerau; von A. Vignon, geſtochen von G. Rouſſelet.

feierlicher Würde zur Seite; vor allen aber ſein Jeſaias in der Auguſtinerkirche zu Rom (geſtochen von Heinr. Goltzius und von N. Chaperon). Sitzend deutet der Prophet auf eine aufgerollte Schrift, vermuthlich eine Weiſſagung vom Meſſias enthaltend. Seine Figur iſt würdevoll, doch mit ſanft gemildertem Ernſte, wie es dem geziemt, der mit aller Fülle von erfreuenden Bildern das Reich des Meſſias verkündigt. Ein mildes Licht ſcheint aus ſeinem Antlitz zu ſtralen, der Gottheit voll. Sein Mund ſcheint Uebermenſchliches kund zu thun. 4) Dieſen Raphaeliſchen Propheten an die Seite ſtellen ſich die des Andreas Luigi, genannt L'Ingegno, in der großen Kirche zu Aſſiß (Fiorillo I. 89. Lanzi I. 386), neuerlich dem Adone Doni zugeſchrieben (Rumohr italien. Forſchungen II. 330). Der Iſaias von Fra Bartholomeo (Galerie de Florence, T. IV.), geſtochen von Le Villain, iſt auch ein begeiſtertes Bild. — Vier Propheten, die auf Chriſtus geweiſſagt haben, von Joh. Lanfranco an den Angeln der Capelle Sachetti in der Kirche St. Johann der Florentiner zu Rom, geſtochen von Cunego, ſind geiſtvolle Charaktere in großem Styl. Deßgleichen Moſes, David, Salomon und Iſaias von Guido Reni, geſtochen von Joh. Ottaviani. — Von Guercino ſind acht ſehr ſchöne ausdrucksvolle Propheten, jeder von einem Engel begleitet, an der Kuppel der Domkirche zu Piacenza zu ſehen. Dort ſind auch ſeine Sybillen (Cochin Voj. I. 61). — Der Prophet Elias, der

---

4) Creſpi in den Lettere pittoriche, T. II. p. 340. Bellori (Roma 1821) 225 ꝛc. Eine Copie nach Raphaels Jeſaias von Auguſtin Caracci enthält die Galerie zu Wien. Sie iſt geſtochen von G. Langer.

durch ſein Gebet die Wiederbelebung eines geſtorbenen Mädchens bewirkt, von Rembrandt, geſtochen von R. Earlom; ein trefflicher Ausdruck. — Der Elias von Balthaſar Franceschini in St. Maria Maggiore zu Florenz hat in der Verkürzung täuſchende Wahrheit (Lanzi I. 354). 5) Auch die vier Propheten von B. Luini in Fresko im Eingang der Karthauſe von Pavia (Dav. Bertolli Peregrinazione, Milano 1822. II. 14) ſind von großem Ausdruck. — David, auf der Harfe ſpielend und in der Begeiſterung Pſalmen ſingend von Primatizzio, geſtochen von Thulden, voll erhabener Wahrheit; noch erhabener und geiſtreicher aber von Dominichino, geſtochen von Egm. Rouſſelet, und für die Galerie fr. par Filhol V. 296, von Villerey (Landon Annales III. 78, und in Vie et Oeuvres II. Pl. 84). David ſitzend mit der Harfe ſchaut mit hohem Geiſtesſchwung aufwärts. Ein Engel hält ihm ein offenes Buch vor. Ein anderer ſcheint mit Wohlgefallen ſeinen Geſang aufzuſchreiben (Manuel du Musée fr. I. Nro. 5). Sehr ſchön und ausdrucksvoll iſt auch Dominichino's David, vor der Harfe tanzend, geſt. von G. Audran und G. Grophius (Landon Vie et Oeuvres du Dom. I. Pl. 42). — Sehr lobenswerth iſt der Prophet Elias und der junge Samuel von Singelton Copley, geſtochen von

---

5) Orloff Essai II. 96 ſpricht von einem Elias von Moretto (aus Friaul), der mit dem Colorit des Titian die Zeichnung des M. Angelo und die Anmuth des Raphael zu vereinigen geſucht, ſagt aber nicht, wo das Bild ſich befinde. Von Elias bemerken wir noch die Bilder von Luk. Giordano erfunden und geſtochen; von P. Rembrandt, geſtochen von R. Earlom; von P. P. Rubens, geſtochen von C. Lauwerts; von S. Bremberg, geſtochen von P. Nolpe.

Val. Green (1780); Daniel in der Löwengrube von C. Dankert, geſtochen von Wilh. de Leuw; der nämliche von Peter von Cortona, geſtochen von B. S. Bartoli. — Von großem Ausdruck iſt des Franz Mazzuoli (Parmeſano) Moſes, der Geſetzgeber, im Begriff die ſteinernen Geſetztafeln zu zerſchmettern, geſtochen von D. S. Parmenſis, auch von D. Cunego, von G. Hamilton und J. M. Fontana (S. die Kritik bei Ramdohr III. 331 ꝛc.). Moſes hält hier die Geſetztafeln über ſeinem Haupte, im Begriff ſie zu zerſchmettern. Sein Kopf iſt ein Ideal von begeiſtertem Zorneifer; wohl etwas übertrieben. — Eine treffliche Halbfigur von großem Ausdruck iſt der Moſes, die Geſetztafeln haltend, von Ph. Champagne, geſtochen von R. Nanteuil und vollendet von G. Edelinck (1699). Von minder ſtarkem Ausdruck und weniger großartig iſt der Moſes, gleichfalls auf die Geſetztafeln hindeutend, von Vignon, geſtochen von Mariette. Doch hat die Figur etwas Sprechendes, und vielen Ernſt. — Beachtungswerth iſt auch ein Moſes von Cignani, geſtochen von Eßlinger (Rheiniſches Taſchenbuch 1820), ferner ein Moſes von Valentin (Wiener Galerie), geſtochen von J. Hyrte. 6) — Lobenswürdig iſt auch Ph. Champagne's David, geſtochen von Peter van Schuppen, und deſſen Salomo in göttlicher Begeiſterung, geſt. von G. Edelinck. 7) —

---

6) Von Moſes haben wir noch Bilder von Guercino, geſtochen von J. B. Pasqualino; von C. Ferri, geſtochen von P. F. Aquila; von R. la Fage, geſtochen von F. Ertinger, von P. L. Chezzi, geſtochen von J. Frey.

7) Viele Prophetenbilder müſſen hier übergangen werden. Wir erwähnen nur noch des Habakuck von S. Manajo, geſtochen

Hier ein Wort von den Geſichten der Propheten. Sind ſie ein Gegenſtand für die bildende Kunſt? Mit Recht iſt bemerkt worden, daß ihre Darſtellung meiſtens mißlungen ſey; weil das Streben, das Ungeheure zu ſchildern, geſchmackloſe und unförmliche Bilder hervorbringen mußte. 8) Dies rührt aber zum Theil daher, weil die Künſtler die Sinnbilder, deren ſich die Propheten in den Beſchreibungen ihrer Geſichte bedienten, von der Sache, von der erhabenen Idee, die ſie bezeichnen ſollten, nicht gehörig zu ſcheiden wußten, und auſſer Acht ließen, daß die gewählten Bilder dem Kreis der Empfindungen und Vorſtellungen der Zeit und der Völker, unter denen die Propheten aufgetreten ſind, entnommen, und ihrer Sehweiſe und feurigen Einbildung angepaßt waren. Selbſt von minder erhabenen Schauſtücken des dichteriſchen Genius läßt ſich nur Einiges, nicht Alles, in Werke bildender Kunſt mit Erfolg übertragen. Indeſſen hat uns das Genie eines Raphael in ſeinem (B. I. S. 235) beſchriebenen Gemälde eines Traumgeſichts des Heſekiel ein Beiſpiel aufgeſtellt, wie der Künſtler durch weiſe Scheidung des Maleriſchen vom Nichtmaleriſchen und durch Einſchränkung des Pinſels auf diejenigen Bilder und Figuren, die zum Ausdruck der Idee weſentlich dienen, auch hierin Treffliches leiſten könne. — So befand ſich vordem in dem Minoriten-Kloſter zu Conſtanz ein Bild von unbekanntem Meiſter, das ein anderes Geſicht des Heſekiel (XXXVII. 7) vorſtellt; ein Bild, nach meinem Bedünken ſowohl in Hinſicht der Erfindung als der Ausführung von großem Verdienſt. Des Propheten kraftvolle

---

von Zuchi; von J. della Porta, geſtochen von Louiſa; ferner des Hoseas von J. Ceſari, geſtochen von J. Mattham, und von J. J. Sandrart, geſtochen von C. Porzelius.

8) Vergl. Niemeyer Charakteriſtik der Bibel, V. 340.

Figur ſteht weit vortretend mitten in einem weiten offenen Felde, mit einer in Stellung, Miene, Schwung der Haupthaare und des Bartes, Wurf der Gewänder und Gebärden ſtark ausgeſprochenen Begeiſterung da, während rings um ihn bis in die weite Ferne eine zahlloſe Menge von Todten in mancherlei Abſtufungen der Wiederbelebung aus dem Schooße der Erde erſtehen. Auch unter dieſen nackten Figuren iſt manche wegen ſchönen Formen und gutem Ausdruck zu loben; es iſt darunter große Mannigfaltigkeit und nichts Widriges oder Rohſinnliches. Der Haupteindruck des Bildes beruht aber in der Kraftfülle, womit der Prophet die Todten ins Leben zu rufen ſcheint 9)

Auch das Bild von J. B. Fontana (von ihm ſelbſt radirt 1579), eine große Darſtellung, verdient hier Erwähnung.

---

9) Im Jahr 1801 ſtand dieſes Gemälde geraume Zeit in den Gemächern des nachmaligen Fürſten-Primas v. Dalberg zu Meersburg. Vielmal verweilte dieſer mit geübtem Kennerauge begabte Kunſtfreund vor dem Bilde und konnte es nicht genug bewundern. Doch bald kam es ins Kloſter zurück, wo ich es oftmals beſuchte, und manchen Gaſt mit ſeiner Betrachtung erfreute. Nach dem Erlöſchen des Kloſters wanderte es nach Karlsruhe. Möge es doch aus der unverdienten Dunkelheit, in welcher es dort liegt, zu Ehren gezogen werden!

Fünf und dreißigſter Abſchnitt.

Scenen aus der Geſchichte des alten Bundes.

Wir machen hier zuvörderſt auf die vorzüglichſten unter den 52 Freskobildern in Raphaels Loggien im Vatican (der ſogenannten Raphaeliſchen Bibel) aufmerkſam. Nirgend finden ſich Dichtung und Wahrheit in ſchönerer Vereinigung und Harmonie. Gott Vater zerſtreut das Chaos; die Vertreibung der erſten Menſchen aus dem Paradieſe;[1] Noah mit ſeiner Familie auſſer der Arche auf der ödgewordenen Erde; Gottes Verheiſſung an den Abraham;[2] den Abraham beſuchen drei Engel; Loth flieht aus Sodoma mit den Seinigen; der Traum des Jakob; Jakob bei Rachel am Brunnen; Joſeph, der den Brüdern ſeinen Traum erzählt; Joſeph unter den ismaelitiſchen Kaufleuten; Joſeph, der dem Pharao die Träume deutet; Moſes Rettung als Kind, ausgeſetzt im Nil; Moſes vor dem flammenden Buſche; 3) Moſes ſchlägt Waſſer aus dem Felſen; die Anbetung des goldenen Kalbes; Moſes, der den Israeliten die Geſetztafeln übergibt; Joſue, der Sonne Stillſtand gebietend; Salomons Urtheil (Vergl. Ramdohr I. 136, und Göthe's Propyläen I. B. 1. St. S. 113; ſodann Descrizioni delle imagine dipinte da Raphaello d'Urbino nel Vaticano e di quelle alla Farnesina da J. S. Bellori etc. Roma 1821). Dieſe Bilder ſind in einer Galerie des Palaſts Eremitage zu Petersburg genau, in gleicher Größe copirt. Sie ſind geſtochen von Sixtus Badalochi und Lanfranchi 1607. Dann von Colyn und Viſcher in 54 Blättern; in etwas größerm Format von Orazio Borgiani 1615; ferner unter der Aufſchrift: Imagines veteris et novi Testam. Raphaelis Sancti Urbin. in Vaticano pictæ Peter Aquila sculpsit in 4. 55 Blätter, J. G. de Rubeis cura et sumptibus; um vieles minder gut von Nik. Chaperon les loges du Vatican en 52 pieçes, 1649. Großentheils wackere Umriſſe von dieſen Bildern finden ſich in Landons Vie et Oeuvres de Raphael, I. Livr. Zwanzig Stücke aus der Bibel von Raphael ſind vorzüglich gut geſtochen von Franz Villamena; man findet ſie auch in der Sammlung ſeiner Stiche, herausgegeben von Mariette. — Neuerlich ſind dieſe Darſtellungen unter dem Titel: Collection des 52 Fresques de Vatican, connues sous les nom des Loges de Raphael, representants les princip. sujets de la Bible, Paris 1824, erſchienen.

---

[1] Hievon haben wir auch eine wegen des Ausdrucks lobenswerthe Darſtellung von Giuſeppe Ceſari, geſtochen von Levaſſeur (Musée fr. II). Die Schöpfung des Weibes, die Erkenntniß des Böſen nach dem Sündenfall, die Verſtoſſung aus dem Paradieſe, Abels und Kains Opfer, der Tod Abels, und Kains Reue und Flucht von Gerard Laireſſe, geſtochen von ihm ſelbſt, ſind Bilder von ſinnreicher Erfindung, naiver, ungezierter Darſtellung. Vergl. Miltons verlornes Paradies, IV. Geſang.

[2] Noch eine Raphaeliſche Darſtellung an einer Decke im Vatican (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael VI. Nro. 334) iſt von genialer Schönheit in Erfindung und Ausdruck.

---

3) Er hält die Hände vor dem Geſicht. Seine Figur ſowohl, als die der Gottheit iſt trefflich dargeſtellt (Siehe Göthe's Propyläen I. B. I. St. S. 126. Landon Vie et Oeuvres de Raphael VII. Nro. 383).

Die Kupferſtecher ſind Weber, Aubry le Comte, Chretien, d'Hardevillier und Zwinger. — Die einzelnen Blätter, welche der eine oder andere Meiſter geſtochen hat, ſind angezeigt in des Tauriskus Euböus Catalogue, S. 78—93.

Einige, doch untergeordnete Aufmerkſamkeit des Künſtlers gebührt auch folgenden Werken, die wir hier mit Uebergehung der S. 128 und fg. des erſten Bandes ſchon bemerkten Sammlungen bibliſcher Bilder nachtragen: zuvörderſt die dem Hans Holbein zugeſchriebenen Historiarum Veteris Testamenti Icones. Lyon bei Trechſel 1538, (ſpäter Lugduni bei den Gebr. Frellon 1543), wovon Copien ſich in der Biblia utriusque Testamenti juxta vulgatam translationem. Lugduni apud Hugonem a Porta 1538 befinden. Vergl. Ulr. Hegner Hans Holbein S. 339 fg. ꝛc.

Veteris et novi Testamenti Figuræ a Petro Mariette. 8. (225 Kupferſtiche). — Ulrich Krausen Bibliorum Sacror. vet. et nov. Testam. Figuræ. August. Vind. 1705. Folio. (Der Geſchmack ſteht tief unter dem Verdienſt der mechaniſchen Behandlung). — Historia vet. testam. per Icones ad vivum expressa etc. Antwerp. ap. Joh. Steelsium 1540, in 4. (92 Holzſchnitte nicht ohne Verdienſt). — Von C. Dankert eine Folge von 100 Bl. — Stockmann Istoria veter. et novi testam. incis. in 100 Tab. a G. B. Klauber. August. (Eine Probe des tiefſten Verfalls des guten Geſchmacks!) — Von einzelnen Bildern großer Maler bemerken wir folgende:

Eine herrliche Darſtellung des Paradieſes beſitzen wir von Paris Bordone (Schüler des Titian) in der Kirche Allerheiligen zu Treviſo. Ein Gemälde voll ſüſſer Anmuth und himmliſcher Schönheit. Alles athmet Frieden und Ruhe (Orloff Essai II. 74. Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 114). Viel weniger befriedigt das Bild von Tintoretto im großen Rathsſaale zu

Venedig, wegen der Anzahl von Figuren merkwürdig, wenn gleich die Compoſition im Ganzen, wie ſchon *Algarotti* bemerkt, mißlungen iſt. Es herrſcht darin zu große Verwirrung, wo doch gerade hier die ſüſſeſte Harmonie ſich über das Ganze verbreiten ſollte. Doch hat das Bild einzelne Schönheiten. Beſonders nimmt ſich der unterſte Engel, deſſen Stirne mit Schatten gedeckt iſt, gut aus. Sonſt beſteht das Verdienſt mehr in Nebenſachen, als in der Hauptſache. — Beſſer iſt das Bild von *Palma*, gut geſtochen von *P. Brebriette*; ferner das Bild von *Ant. Mar. Bianni* bei den Urſulinern zu Mantua (*Lanzi* III. 388); das von *Bernh. Strozzi* bei den Dominikanern zu Genua (*Lanzi* franzöſiſche Ausgabe V. 132). — Das große Bild in Rom von *Peters* (noch in ſeinem Muſeum zu ſehen) iſt als Landſchaft mittelmäſſig, und nur wegen der Menge von Thieren, die mit großer Wahrheit dargeſtellt ſind, merkwürdig. Man könnte dieſes Bild das Paradies der Thiere nennen. Auch *Joh. Breughels* Bild, worin Rubens die Figuren malte, iſt im Detail von Gewächſen und Thieren vortrefflich.

Eva reicht dem Adam die verbotene Frucht: von *Raphael*, geſtochen von *Richhomme* und von *Müller*. Einfach, aber ſinnreich. — *Gott Vater ſtellt die erſten Menſchen über ihren Sündenfall zur Rede.* — Von *Dominichino*, geſtochen von *M. Chereau*. Die Darſtellung iſt ſchön und geiſtreich. Adam deutet auf Eva, dieſe auf die Schlange.

Der Tod Abels (Geneſ. 6. I. C. 4). Von *van der Werf*, trefflich geſtochen von *Porporati*, auch von *Franz Pigeot* (Galerie fr. par *Filhol* V. 349. *Landon* Annales XII. 47). Adam und Eva ſehen den Todtgeſchlagenen auf den Boden hingeſtreckt, und fallen in tiefer ſchmerzlicher Bewegung, die Hände faltend, auf die Kniee. Sehr ſchöner und edler Ausdruck.

Adam beweint den erſchlagenen Abel; im Hintergrund flieht Kain: Von Carlo Lutti, geſtochen von Le Villain (Tableaux de Florence X. 3). — Von Alex. Tiarini, geſtochen von A. Lorenzini. — Von Palma dem jüngern, geſtochen von Liſibetten. — Von Andr. Sachi, geſtochen von R. Earlom. — Von Titian, geſtochen von V. Le Ferre. — Von Füger (kaiſerl. Galerie zu Wien), trefflich geſtochen 1803, und neuerlich für Pergers Ausgabe der kaiſ. Galerie. — Gott verflucht Kain: von Dom. Beccafumi, geſtochen von einem Ungenannten.

Noah baut die Arche (Geneſ. 1, 6. VI. C. 14), von Jak. Baſſano (in der Kirche St. Maria Maggiore zu Venedig), geſtochen von Ant. Lorenzini. Beſſer hätte der Maler gethan, nur die menſchlichen Figuren in guter Gruppirung hervorzuheben, die Menge von Thieren aber nur in einiger Entfernung zu zeigen. Leider beſteht aber das Hauptverdienſt dieſer Schilderei in dem glücklichen Ausdruck der verſchiedenen Thiere, die in die Arche ziehen. Wie viel kann die Erbauung gewinnen, wenn fromme Chriſten an dem Ort ihrer feierlichen Gebete die Federn des Geflügels und die Haare der vierfüſſigen Thiere mit einem Fleiß ausgedrückt ſehen, der in den Küchengemälden des holländiſchen Pinſels ſeines Gleichen ſucht? (Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſ. I. 307).

Die Sündfluth (Geneſ. I. B. VII. Cap. V. 10—23). Von Raphael (Logen) Landon Vie et Oeuvres I. Nro. 19. — Von N. Pouſſin, geſtochen von J. Audran, von P. von Laurent, von J. Eichler (Musée fr. IV), und von P. M. Soyer. Ein Meiſterſtück poetiſcher Compoſition. Vollkommene Verwüſtung; die Verzweiflung ſelbſt hat ihren Ausdruck verloren; keiner denkt mehr dem andern zu helfen; die Kraft zur Selbſthülfe ſogar iſt erſchlafft. Die Welt leer — jahrzeitlos, halmlos, baumlos, menſchenleer, leblos — Ein todter Klumpen. Jamque mare et tellus nullum discrimen habebant. Omnia pontus erant; deerant quoque littora ponto (Ovid. Metam. I. 291). La nuit vient, le jour meurt, et la terre en silence n'offre qu'un calme affreux et qu'un desert immense (Delille). Nur die mütterliche Liebe iſt noch nicht erloſchen. Eine Mutter hebt noch ihr Kind über die rauſchende Fluth empor, und der Vater, auf einem hohen Felſen, ſtrebt, es zu erreichen. Dieſe Gruppe iſt trefflich gewählt, um den Jammer ſo vieler Tauſende von Familien zu bezeichnen. (Keratry du Beau II. 112 etc. Manuel du Musée fr. I. Nro. 19. Landon Paysages I. Pl. 46). Weit ärmer an poetiſchem Verdienſt iſt die prachtvolle Darſtellung von Paul Veroneſe, geſtochen von Edelinck. Von dem franzöſiſchen Maler Pader ſoll zu Toulouſe eine ſchöne Darſtellung ſich befinden, vortrefflich in Handlung und Ausdruck (Fiorillo III. 209). Auch Girodet hat eine ſchöne rührende Familien-Scene aus der Sündfluth gemalt. Sie iſt meiſterhaft lithographirt von Aubry le Comte. Der Blitz, der durch den finſtern Himmel fährt, läßt in der Ferne einige Cypreſſen auf ſchroffen Felsgipfeln erblicken, von denen Ströme des Regenwaſſers ſtürzen. Auf einem ſolchen Gipfel ſucht eine Familie noch eine Zuflucht. Ein kräftiger junger Mann, den greiſen Vater auf den Schultern, hat bereits den Gipfel erreicht, und ſtrengt ſich an, auch ſeine Gattin, welcher er eine Hand reicht, hinaufzuziehen. In dieſem Augenblick aber wird die Mutter, einen Säugling an der Bruſt, von ihrem ältern Sohne, der ſich ihr an Haare und Schulter hängt, zurückgezogen, und zugleich bricht ein Baumzweig, an dem ſich der Gatte mit einer Hand feſtgehalten hatte. — Die Sündfluth von Abrah. Janſens iſt reich an rührenden Scenen. Alles Volk ſucht ſich rechts auf einen ſteilen Felſen des Vorgrunds zu retten. Das auf ſeinen Höhen geſammelte Gewäſſer rauſcht aber in der ſchmalen Kluft den Hinaufkletternden entgegen, die einander hülfleiſtend die Hände reichen. Der ſtärkere Sohn hebt den kraftloſen Vater höher hinan, den zu empfangen der vorausgeſtiegene Freund die Arme niederſtreckt. Ein Jüngling wirft einer Gruppe nackender (?) Weiber von der erreichten Höhe ein Gewand nieder, womit er ſie nach ſich ziehen will. Rings umher Leichen auf Leichen, über welche die angſtvollen Lebenden hinſteigen. Die betagte Mutter ringt die Hände beim letzten Kampf des erblaßten Sohnes; troſtlos entſinkt dort eine Frau den ausgeſtreckten Armen der gleichleidenden Freundin, benetzt mit Thränen den Leichnam ihres Gatten und ſieht ihr ſterbendes Kind ſich neben ihm wälzen. Weit und breit bildet Alles Ein brauſendes Meer, auf dem die Fluth die von Todten und Sterbenden umſchwommene Arche zu den hervorragenden Häuptern der nackten Berge emporträgt. Nur feurige Blitze erhellen etwas die verbreitete Dunkelheit (Winklers Gemälde, S. 152). — In der Kirche St. Maria Maggiore zu Bergamo ſieht man eine Sündfluth von Liberi, von kräftiger Zeichnung und grandioſem Styl, großer Mannigfaltigkeit der Scenen und der Bewegung (Dav. Bertollotti Peregrinazione, Milano 1822. II. 20). — In Alex. Turchi's Sündfluth, geſtochen von Levaſſeur, iſt mitten im Andrang der Waſſerfluthen ein Mann beſchäftigt, für Frau und Kinder eine Art Zelt oder Hütte zu bauen. Wie ſehr gegen alle Wahrſcheinlichkeit! (Musée fr. III. 10). — Uebrigens wird in der Darſtellung der Sündfluth meiſt gefehlt, daß nicht die Verdorbenheit der zu Grunde gehenden angedeutet und dadurch die Gerechtigkeit mit der Strafe anſchaulich gemacht wird. Die Ruchloſigkeit hat eine eigene Phyſiognomie. Feindſeligkeit, Luſtgier, Habſucht ſollte noch aus den mit dem Untergang Ringenden ſprechen. Der Geizige ſollte durch ſeinen Mammon, den er gierig feſthält, in den Abgrund geriſſen werden.

Das Opfer Noah's (Moſes I. B. VIII. 20). Von Raphael (Logen, geſtochen von Mark. Anton. Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 1). Von Andr. Sacchi, ſchön geſtochen von M. Liart. Schöne Compoſition voll Wahrheit. — Von N. Pouſſin, geſtochen von J. Frey und von J. Volpato. Hier iſt alles voll Ausdruck und gut charakteriſirt. Das Bild verdient ſelbſt vor dem Raphaeliſchen den Vorzug. 4)

Von der Zerſtörung Sodoma's und der Flucht des Loth iſt ein herrliches Gemälde von Benozzo Gozzoli im Campo Santo zu Piſa, geſtochen von Laſinio. Das Gewühl und der Ausdruck von Beſtürzung und Verzweiflung der vom himmliſchem Feuer ergriffenen Sünder iſt muſterhaft, und damit bildet die Ruhe, mit welcher Loth mit den beiden Töchtern die Stadt verläßt, einen guten Contraſt. Letztere Scene iſt meiſterhaft geſchildert von Raphael (Logen).

Abraham empfängt und bewirthet drei Engel (Moſes I. B. XVIII. K.). Von Raphael (Loggien), geſtochen von Aleſſandro, (Folio) und von Titian (Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 24). Die Engel ſind herrliche Jünglingsfiguren. Abraham knieet tiefgebeugt vor ihnen. — Von L. Caracci (in der Galerie Zambeccari zu Bologna). Alles vortrefflich: die Anordnung, der reine Geſchmack in den Gewändern, die Schönheit und der Adel der Himmelsboten, die ehrwürdige Geſtalt Abrahams,

---

4) Von einer in vieler Beziehung trefflichen Darſtellung von G. Schick (in Stuttgart, S. Füßli's Lexicon. S. 1491). Dem Ganzen ſoll es etwas an Haltung fehlen. Aber Zeichnung, Anordnung der Figuren und ihr Ausdruck ſind meiſterhaft. Viel hätte das Bild gewonnen, wenn die obere Gruppe von Gott Vater, umgeben, von Schaaren von Engeln entfernter, und auch unten die Thiere tiefer in den Hintergrund geſtellt wären.

der gerade Brod herbeiträgt und beim Anblick der Engel ſtill ſteht, und die im Gezelt lauſchende Sara. Das Bild iſt gut geſtochen von Fr. Bartolozzi und von Fr. Roſaſpina.— Von Lukas v. Leyden, geſtochen von ihm ſelbſt (Füßli IV. 16). — Von B. Murillo in der Hoſpitalkirche St. Georg zu Madrid, geſtochen von G. und J. Facius (Fiorillo IV. 259). — Von Ventura Salimbeni in der Kirche del Gesû zu Rom. Voll Grazie, ſchön gezeichnet und vom ſchönſten Helldunkel (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 502). — Von G. Laireſſe (Landon Choix). Vortreffliche Anordnung.

Die Verſtoſſung der Agar (Moſes I. B. XXI. 14). Von Guercino (ehemals in der Galerie Zampieri zu Bologna, jetzt in der königl. Galerie zu Mailand). Die Charakteriſtik der vier Figuren, Abraham, Agar, ihres Sohnes Jsmael und der alten Sara iſt meiſterhaft. Beſonders ſchön und höchſt rührend iſt der Schmerzausdruck der Agar (L'Italie par Lady Morgan I. ch V. 186). Jhr Auge weint nicht mehr. Aber man ſieht es ihm an, es hat viel geweint. Jm letzten Augenblicke des Scheidens nimmt Abraham eine ernſte und doch gezwungene, freundliche, begütigende Miene an; Agar aber macht eine letzte Anſtrengung, um durch einen bedeutungsvollen Ausdruck, worin der innigſte Vorwurf liegt, das Herz Abrahams zu rühren. Jsmael verbirgt betrübt ſein Geſicht im Schooße der Mutter. Sara wirft nur rückwärts einen Blick, worin Schadenfreude ſich ausdrückt. Das Bild iſt gut geſtochen von R. Strange und von R. Audenårt, neuerlich von S. Jeſi, einem Hebräer (Göthe Kunſt und Alterthum V. 18).— Auch in der Darſtellung von Gerbrand Eckhout (königliche Galerie zu München, Nro. 620) iſt der Ausdruck der Agar, des Abrahams und des Jsmael rührend. Jn beiden Bildern wird er durch die höhniſche Schadenfreude der Sara gehoben. — Von van Dyck, geſtochen von Porporati. Indem Agar den Sohn an der einen Hand fortzieht, ſcheint ſie mit der andern eine Thräne ſich vom Geſicht zu wiſchen. Der Knabe ſcheint von dem kleinen Iſak Abſchied zu nehmen, der an das Gewand der ſchadenfrohen Sara ſich hält. Abraham hat einen Ausdruck von Verlegenheit. — Sehr ausdrucksvoll iſt auch das Bild von Govärt Flink (in der königlichen Galerie zu Berlin), ſehr gut lithographirt von L. Heine. — Von Andr. van der Werf (königliche Galerie zu Dresden), geſtochen von Carl Anton Porporati. Der Ausdruck der Verlegenheit des Abraham, der die Geliebte nur ungern, um des Hausfriedens willen verſtößt, der Schadenfreude der Sara und der Betrübniß des Ismael iſt vortrefflich. Die ſchöne Agar ſelbſt drückt durch ihre Stellung ihren Seelenzuſtand hinlänglich aus, obgleich ſie dem Beſchauer den Rücken zukehrt und ihr Geſicht nicht ſichtbar iſt. — Noch ſind zu bemerken die Bilder von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt (1637) und von Inigo Spilsbury in punktirter Manier. — Von Le Brün, geſtochen von B. Picart (1707).

Agar, die Verſtoſſene mit ihren Sohne Ismael (Moſes I. B. XXI. 14—19). Von Lanfranco (Landon Annales XVI. 67). — Von Peter von Cortona (in der Galerie zu Darmſtadt), geſtochen von Mich. Corneille. Agar iſt in der Wüſte, verſchmachtend. Da erſcheint ihr der Engel. Ihr Geſicht iſt von großer rührender Schönheit. — Von van Dyck (Burtin II. 193). Der Engel kommt, um der Verſchmachtenden eine Quelle anzuzeigen. — Von Titian, geſtochen von Joh. Popels. — Von Ferd. Bol geſtochen und erfunden, Folio. — Von Mola, geſtochen von A. Maſſard (Musée fr. IV). Sehr ſchöne Landſchaft. — Von Friedr. Baroccio (in der Dresdner Galerie), ſchön geſtochen von G. Garavaglia (1824). Agar, eine liebliche neben einem Bächlein ſitzende Frau in einer Wildniß, gibt mit mütterlichem Wohlgefallen dem kräftigen Knaben, der vor ihr knieet, aus einer Schaale zu trinken, welche ſie eben aus einer Quelle gefüllt hat. Man ſieht es dem Knaben an, wie durſtig er iſt. Aus den Wolken ſchauen Engelsköpfe herab. — Von Salvator Roſa (im Palaſte Pitti), geſtochen von Winſtanley. Agar befindet ſich in der höchſt öden und dürren Wüſte von Bearſeba im Moment, wo ihr Vorrath von Brod verzehrt und ihr Waſſerkrug geleert iſt. Sie iſt tiefbekümmert. Ihr Kind hat ſich in einiger Entfernung unter einen Strauch gelegt. — Von G. Flinck, geſtochen von Krüger. 5)

Abraham iſt im Begriff ſeinen Sohn zu opfern (Moſes I. XX. C.). Von Andr. del Sarto (in der Dresdner Galerie), geſtochen von L. Surrugue. Sehr ausdrucksvoll. Beſonders iſt die Macht des Glaubens im Abraham trefflich ausgedrückt (Athenäum von Schlegel II. 83 und fg.). — Von

---

5) Von Agars Wiederaufnahme ſieht man eine treffliche Darſtellung in der kaiſerlichen Galerie zu Wien von Peter von Cortona, gut geſtochen von Carl Faucci 1766, dann von J. Mariette, und jetzt für das Werk von Perger, Heft 22, von J. Koratſch). Abraham ſtellt ſie der Sara vor. Die anmuthige Schüchternheit der Agar, die ihr Knie verbeugt und die Arme verſchränkt, contraſtirt mit Sara's unterdrückter herriſcher Abneigung (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 65). Ein etwas verſchiedenes Bild iſt in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg, geſtochen von J. B. Michel. In beiden Bildern ſchwebt hinter der Agar ein Engel, ihr Gewand berührend. Im Petersburger Bilde ſtellt Abraham ſie der prächtig gekleideten Sara vor, die ſie mit vornehmer Huld empfängt. Im Wiener Bilde iſt Sara blos Zuſchauerin, wie Abraham die Agar empfängt (F. Hand Kunſt und Alterthum I. 274). — Die gleiche Darſtellung von Dietrici iſt ſehr ſchön geſtochen von J. G. Wille.

Raphael, geſtochen von Aug. Venetus (Landon Vie et Oeuvres de Raphael VI. 345, und ein anderes Bild, geſtochen von Fr. Aquila, Landon VII. 382). — Von Franz Floris, geſt. von Ph. Gallé. Das Geſicht des Vaters und Sohns iſt mit Wahrheit dargeſtellt; aber das des Engels zu gemein (Füßli IV. 57). — Von Rembrandt, in geſchabter Manier von J. Murphy und von J. G. Haid. Abraham, der mit der Linken das Geſicht des auf dem Scheiterhaufen liegenden Iſak (deſſen Figur ſehr verzeichnet iſt) bedeckt, läßt in freudigem Erſtaunen das Opfermeſſer aus der Rechten fallen, welche der herabſchwebende Engel abwehrend erfaßt. Der Ausdruck iſt gut (Füßli IV. 226). — Von Ferd. Bol (Rembrandts Schüler), geſtochen von ihm ſelbſt. — Von Rubens, geſtochen von Andr. Stock. — Von Titian, geſtochen von Le Fevre. Eine andere Darſtellung, wahrſcheinlich von Titian ſelbſt in Holz geſchnitten, beſteht aus 4 Blättern, die 2 Abtheilungen bilden. Die erſte zeigt den Hingang zum Opfer, die andere das Opfer ſelbſt. — Von Spagnoletto (Ribera) in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg. In Iſaks Miene vereinen ſich der Schauder vor dem Tode und der Frieden einer ſchuldloſen Seele. Abraham, das Meſſer erhebend, blickt gen Himmel (F. Hand I. 364). — Von W. Baillie, geſtochen von Joh. Wierix. — Von A. F. Oeſer, geſtochen von J. F. Bauſe, Fol. 1778. — Auch die Freskomalerei von Benozzo Gozzoli in Campo Santo zu Piſa, geſtochen von Laſinio, enthält vortreffliche Studien zu den verſchiedenen Scenen dieſes Gegenſtandes. — Von J. Piazetta (in Halbfiguren), ſehr ſchön geſtochen von Peter Monaco. — In dem Bilde von Coppel (geſtochen von Drevet) drückt Abraham den Sohn mit Rührung gegen ſich und ſcheint ihm zuzureden. Der Ausdruck hat etwas Theatraliſches.

Abraham wird von Melchiſedek mit Brod und

Wein beſchenkt (Moſes XIV. 17). Von Raphael (in den Loggien), geſtochen von Ballet (Landon Vie et Oeuvres de Raphael I. Nro. 22). — Von Guido Reni (ein Freskobild im Dom zu Ravenna). — Von Joh. Paul Lomazzo (alla Passione zu Mailand) ein Bild reich an Figuren, wo das Verſtändniß des Nackten mit dem der Trapperie und das Leben der Färbung mit der Regſamkeit der Stellungen wetteifert (Lanzi II. 433). — Von Rubens, geſtochen von H. Witdouck und von Jak. Neefs. Sehr ſchöne Charakteriſirung und Anordnung der Handlung, die in öder Gegend vorgeht. Melchiſedek, zugleich als Prieſter und König gekleidet, liebevoll und ehrwürdig, zeigt die herbeigeführten Lebensmittel dem Abraham, den er zugleich ſegnet. Abraham im Feldherrnkleid legt mit einem Blick voll Ehrfurcht und Bewunderung die Hand an die Bruſt. Das Gefolge des erſtern theilt die Lebensmittel unter die ſehr vergnügten Leute des letztern aus (Füßli IV. 133).

Eleazar, Abrahams Knecht, wirbt für Iſak um Rebekka (Moſes I. B. XXIV. 21 und fg.). Von Anton Bellucci, geſtochen von D. A. Foſſati. — Von N. Pouſſin, ein geiſtvolles Bild, geſtochen von Riquet und ſehr ſchön von Desnojers (Manuel du Musée fr. I. Nro. 5. Landon Annal. I. 101. Galerie fr. par Filhol I. 49). — Von A. Coypel, geſtochen von P. J. Drevet.

Iſak ſegnet den Jakob (Moſes I. B. XXVII). Von J. B. Pittoni, geſtochen von Fab. Berardi. — Von Coning, geſtochen von Cläſſens (Musée fr. I.) und von Ortmann (Galerie fr. par Filhol V. 339). Guter Ausdruck.

Der Traum des Jakob von der Himmelsleiter (I. Moſes XXVIII. 11, 12). Von Ludwig Caracci (in der Galerie Zambaccari zu Bologna), geſtochen von Fr. Bartolozzi, von Peter Monau und von N. Dorigny. Der Schlafende iſt eben ſo ſchön als die Gruppen von Engeln. Beſonders ſchön iſt der Engel, der auf der Guitarre ſpielt. — Welche abgeſchmackte Zierlichkeit herrſcht hingegen in dem Bilde von Marillier (geſtochen in der Wiener Bibel. Statt einer Leiter iſt hier eine Stiege, auf der die Engel auf und niederſchweben. Freilich findet ſich dies auch in Raphaels ſchönem Bilde in den Logen (Landon I. 30). — Von B. Murillo (in der kaiſerl. Galerie zu Petersburg). Die Geſtalt und Anordnung der Engel iſt ſehr lieblich. Den dunkeln Himmel erhellt ein Lichtglanz, der breite Schatten fallen läßt (F. Hand I. 874).

Jakob und Eſau verſöhnen ſich (I. Moſes XXXIII). Von Peter von Cortona, geſtochen von Maria Cosway in der Galerie du Louvre par Griffts. Nro. 27. Eine lebhafte Darſtellung, worin die weiblichen Figuren ſehr gut gerathen ſind.

Dem Jakob wird das blutige Gewand des Joſeph gebracht (I. B. Moſ. XXXVII. 32 u. fg.). Von Guercino, geſtochen von L. Schiavonetti und von Murphy (Landon Choix I). Schöner und wahrer Ausdruck. — Von A. Coypel, geſtochen von Fr. Poilly. — Von Velasquez im Capitelsſaale des Eskurials. Ein Bild von großer Wirkung (Bourgoing Tableau de l'Espagne I. 234).

Jakob beweint den vermeintlichen Tod des Joſeph. Von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt.

Joſeph deutet während der Hungersnoth in Egypten Getraide aus (I. Moſe XLI. 55—57). Von Bartholom. Breamberg erfunden und geſtochen.

Joſeph erzählt ſeinen Traum ſeinen Brüdern. Von Raphael (Landon I. 34). Die ſchlichte Figur und

Gebärde des Joſeph und der Ausdruck der verſchiedenen Gemüthsbewegungen der Brüder ſind meiſterhaft.

Joſeph wird von ſeinen Brüdern an die Ismaeliten verkauft (I. Moſe XXXVII. 24—28). Von Raphael (Landon I. 34). Sehr ſchön. — Von Guercino, geſtochen von Rob. Dunkarton. — Von G. Zochi, geſtochen von P. A. Kilian. — Von Diego Velasquez, von trefflichem Ausdruck (Palamino, S. 144). — Von Conning, geſt. von Dambrün (Galer. fr. p. Filhol VII. 458). — Von Overbeck (Wandgemälde zu Rom), lithographirt von Oeri. Treffliche Zeichnung und rührender Ausdruck. Der betrübte Knabe, eben aus der Ciſterne hervorgehoben, wird von der Hand eines Ismaeliten, der durch den Anblick erſchüttert iſt, zu einem Kameel geführt, auf dem ein Weib ſitzt, den Mitleidsblick auf den Knaben geheftet. Ein junger kecker Araber ſteht hier, halb abgewandt, doch ergriffen. Dort im ſinnigen Contraſt mit dieſer Gruppe ſieht man die der herzloſen Brüder, das Blutgeld empfangend von dem finſterſchauenden Käufer. Sowohl die Gruppirung als auch die Wahrheit des Charakters in den Figuren verdient großes Lob (Kunſtblatt 1823. Nro. 25. 1827. Nro. 10. Mayer Rheinreiſe 1822. S. 60 ꝛc.).

Joſeph legt die Träume des Pharao aus (I. Moſe XLI). Von Guercino, geſtochen von Rob. Dunkarton und von Joh. Murphy. — Von Cornelius (Wandgemälde zu Rom). Sprechender Ausdruck in den Hauptfiguren. (S. die Note 6.)

Die ſieben magern Jahre, von Friedr. Overbeck, geſtochen von C. Bartſch. Die Mutter von ſieben Kindern, ſelbſt abgezehrt, hält ſitzend, trauernden und geſenkten Hauptes, den faſt erſtorbenen Säugling im Schooße, und mit einer Hand den Arm des über ihr liegenden ausgehungerten Knaben. Ein Mädchen zerrt bittend an ihrem Gewande. Ein anderer

Knabe legt die Hand auf ihre Schulter, den ältern Bruder verklagend, der ſein letztes Stückchen Brod nicht mit ihm theilen will. Hartherzige Stumpfheit ſpricht aus deſſen Geſicht; er kauert abgewendet über einem Pferde, das ſchon todt zu Boden geſunken iſt. Links ſtreiten zwei Knaben thätlich um den letzten Biſſen; hinter ihnen ſchleicht mit offenem Rachen ein gieriger Wolf. Der Boden iſt öde; nur ein kahler Baumſtamm und Unkraut ragen hervor. Ein Gewinde von Diſtelblättern, mit Schlangen zuſammengebunden (?) wölbt ſich über die traurige Gruppe (Kunſtblatt 1824. Nro. 18. S. 72). 6)

Joſephs Becher wird in Benjamins Kornſack gefunden (I. Moſe XLIV). Von Guercino, geſtochen von R. Dunkarton. — Von Raphael, geſtochen von Bonaſone (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael III. Nro. 150), und noch eine Darſtellung nach Raphaels Zeichnung, geſtochen von Caylus (im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raphael IV. Nro. 221). In den verſchiedenen Darſtellungen von Raphael (in den Logen) iſt Joſephs Figur die veranſchaulichte Idee der Gott vertrauenden Unſchuld und Reinheit des Gemüths.

Joſeph in Egypten gibt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen (I. Moſe XLV). Von Raphael, geſtochen von einem

---

6) Der ganze Cyklus, den die Maler Overbeck, Cornelius, Schadow und Veith in einem Privathauſe zu Rom a trinita dé Monti in Fresko geiſtreich dargeſtellt haben, iſt umſtändlich beſchrieben in Speths Kunſt in Italien III. 211 — 215, und ſoll vollſtändig in Kupfer- und Steindruck erſcheinen. Es ſind folgende Scenen: Joſephs Verkaufung; ſein blutgefärbter Rock wird dem Vater gezeigt; Joſeph bei Potiphar; ſeine Traumauslegung im Kerker; deſſen Traumauslegung bei Pharao; die ſieben fruchtbaren Jahre; die ſieben unfruchtbaren; Joſephs Wiedererkennung von den Brüdern.

Ungenannten 1540, im Umriß in Landons Vie et Oeuvres de Raph. VII. Nro. 384 ꝛc.). Reiche Compoſition voll Ausdruck. — Von Pet. Fr. Mola (im Quirinal zu Rom), radirt von C. Maratti. Sehr ſchöne, gut charakteriſirte Darſtellung. — Von G. Laireſſe, radirt von ihm ſelbſt. Ein Meiſterſtück einer großen, ſinnreichen Anordnung und trefflichen Charakteriſtik. Joſeph hat ſich bereits zu erkennen gegeben. Er ſteht in der Mitte in reicher Bekleidung, mit aufwärts gerichtetem Geſicht voll zärtlicher Wehmuth. Seine rechte, abwärts geſenkte Hand wird von einem ſeiner Brüder begierig gefaßt und geküßt, während die andern in mannigfaltigen Wendungen, theils knieend ſich um ihn drängen, mit verſchiedenem Ausdruck von Vertrauen, Herzlichkeit und Freude. Die Handlung geſchieht in der Halle eines prächtigen Gebäudes, deſſen Verzierungen auf Egypten deuten (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 261). — Mehrere Scenen aus Joſephs Geſchichte ſind von Giotto in der Kirche zu Aſſißi, und von Ghiberti ſind an der Thüre des Baptiſteriums zu Florenz (Umriſſe haben wir von Feodor und Keller), die Scenen der Kornaustheilung an ſeine Brüder und der Entdeckung des Bechers in Benjamins Kornſack, in mancher Beziehung trefflich dargeſtellt.

Jakob ſegnet die Söhne des Joſeph (Geneſ. C. 48), von Rembrandt, geſtochen von L. A. Cläſſens (Musée fr. V.), im Ausdruck gut; das Coſtüm fehlerhaft.

Moſes wird im Nil ausgeſetzt. Von Le Sueur, geſtochen von Baron und Read (Landon Choix II). Einfach und rührend. Von Ant. v. Dyck, geſtochen von J. M. Ardell.

Moſes als Kind im Schilfe des Nils ausgeſetzt, wird gerettet. Von Raphael, ſchön geſtochen von N. Bodoato. Eine ſehr liebliche Compoſition von ſchöner Wahrheit. Die Theilnahme der Prinzeſſin und ihrer Begleiterinnen und die ängſtliche Freude der Mutter ſind trefflich ausgedrückt. — Von Romanelli, geſtochen von S. Vallé (Rec. Crozat I. 97). Anmuthige Darſtellung; vorzüglicher aber iſt die von Paul Veroneſe, geſtochen von Edm. Jeaurat. Nebſt der guten Charakteriſirung iſt auch die Umgebung von angenehmer Wirkung. — Von G. Barbarelli (Giorgione, dem Arioſt in der Malerei). Ein Bild vom ſchönſten harmoniſchen Farbenton (Lanzi franz. Ausgabe III. 99. Orloff Essai II. 70). — Von Salvator Roſa (in ſeiner ſanftern Manier), punktirt von Baldrey. — Von Ant. Coypel, geſtochen von J. Audran. — Von Diego Velasquez (ehedem in der Orleaniſchen Galerie. Fiorillo IV. 246). — Von N. Pouſſin, geſtochen von Rouſſelet, von Alexis Loir und Cl. B. Stella, und von Riquet (für die Galerie fr. par Filhol III. 169), zwei große, reiche und ſchön charakteriſirte Compoſitionen (Landon Annales III. 129. VII. 115).

Dem Moſes erſcheint Gott im feurigen Buſche. Von G. Zochi, geſtochen von Ph. A. Kilian. — Von Le Brün, geſtochen von G. Audran. — Von N. Pouſſin (Manuel du Musée fr. 1. Heft. Vergl. Fiorillo III. 150, 151). S. Note 3. — Die Ruthe Aarons, vor Pharao niedergeworfen, verwandelt ſich in eine Schlange, welche die der Zauberer verſchlingt. Von N. Pouſſin, geſtochen von J. B. de Poilly und von St. Gantrel, auch von Riquet (für Filhols Galerie fr. X. 679).

Der Durchzug durchs rothe Meer. Von Raphael, geſtochen von Ant. Mar. Zanetti, von Angelo Bronzino, geſtochen von Hieron. Cock. — Von Nik. Pouſſin, geſtochen von St. Gantrel. — Von Titian, geſtochen von Domenic delle Greche. Ein ungeheures Blatt. — Neuerlich hat in

England F. Danbys großes Bild Aufſehen erregt. Moſes ſtreckt ſeine Hand über die Fluthen aus; dieſe erheben ſich und ſtürzen über das Heer Pharao's. Rechts Felsgründe mit Myriaden Egyptern und Israeliten bedeckt, mitten und links das weite Meer, übernatürlich erregt und von düſterm Himmel überſchattet. Ueber dem Meere am Horizont die Geſtade Egyptens, durch Pyramiden angedeutet. Die Behandlung des Lichtes iſt manierirt, das Colorit ſchlecht (Kunſtblatt 1825. Nro. 89).

Der Mannaregen, oder die Sammlung des Manna in der Wüſte (Exod. XVI. 13). Von Guido Reni (ein treffliches Freskobild im Dom zu Ravenna). Der Kopf des Moſes iſt herrlich und auch viele andere Köpſe verdienen großes Lob. Oben ſieht man ein Paar ſehr anmuthige Engel, die aber nicht hieher gehören (Cochin Voj. d'Ital. I. 85). — Von Julio Romano, geſtochen von Auguſtin von Venedig (Winklers Gemälde 21). — Von Romanelli, geſtochen von J. Raymond (Receuil Crozat I. 98). Verwunderung und Dank ſind gut ausgedrückt. — Von N. Pouſſin, geſtochen von W. Chateau, Pesne und Audran, und geätzt von Ludw. Teſtelin (Landon Annales VIII. 73, und Manuel du Musée fr. I. Nro. 2). Geniale und ausdrucksvolle Compoſition. — Von Parmeſano, geſtochen von Jul. Bonaſone (1546). Auf dieſem Bilde iſt das Mannaſammeln mit dem Hervorquellen des Waſſers aus dem Felſen verbunden. — Von Bronzino im alten Palaſte zu Florenz. — Von Tintoretto (ehemals in der Brüſſeler Galerie), geſtochen von J. Oſſenbeck. 7)

---

7) Moſes, der das Manna in der Bundeslade verwahrt, von Hiazynth Vermont (ehedem in der Sakriſtei der Capuziner in der Straſſe St. Honoré zu Paris) wurde ſehr gerühmt.

Moſes ſchlägt Waſſer aus dem Felſen. Von Ciro Ferri, gut geſtochen von Pet. Aquila. Reiche, contraſtvolle Compoſition. Begierde, Verwunderung und Freude ſind trefflich ausgedrückt (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 278). — Von Bart. Murillo, im Hoſpital St. Gregor zu Madrid (Fiorillo IV. 259). — Von Romanelli, geſtochen von J. Hauſſart. — Noch beſſer iſt das Gemälde von Lamb. Soutermann (Lombard), geſt. von H. Collárt. Ein großes Bild von meiſterhafter Anordnung, mit trefflicher Bezeichnung der Affecte (Füßli IV. 35). — Von N. Pouſſin, ſchön geſtochen von St. Baudet, und auch von Cl. B. Stella (Landon Choix II). Große und wahre Darſtellung. — Von Sebaſt. Ricci zu St. Cosmes und Damian in Venedig, von großem Effekt, aber etwas manierirt (Cochin Voj. d'Ital. III. 103). Ueber alles iſt hier die Verſchiedenheit zu bewundern, womit der nämliche Affect in ſo vielen Perſonen beim unvermutheten Erblicken des ſo ſehnlich gewünſchten Waſſers durchaus wahr und lebendig ausgedrückt iſt (Meier III. 8).

Die Kundſchafter bringen die Trauben aus dem gelobten Lande. Von N. Pouſſin, geſtochen von Bovinet (Galerie fr. par Filhol IV). — Ein ſchönes Bild verfertigte neulich der treffliche Landſchaftsmaler Koch zu Rom. Die Landſchaft iſt hier freilich die Hauptſache.

Die Jsraeliten beten das goldene Kalb an. Von Tintoretto, in der Kirche del Orto zu Venedig, geſtochen von Jak. Leonardis. Eine ungeheure Compoſition, in welcher der feurige Meiſter ſeine ganze Stärke darzulegen geſucht. Es ſind einzelne ſchöne Figuren und Köpfe darin. Die Haupthandlung iſt am Fuße des Sinai in einem Thale. Ein Theil des Volks iſt unter Zelten, auf die ein ſtarkes Licht fällt. Das Auge verliert ſich in der Weite (Maier Beſchreibung von Venedig I. 340). —

Von Pouſſin, geſtochen von J. B. de Poilly und von St. Gantrel. — Von Cl. Lorrain, geſtochen von Dan. Lespiniere. — Von Martin de Vos, geſtochen von A. Collärt.

Der Donner auf Sinai. Von Joh. Luyken, geſtochen von Pentzl für die Wiener Bibel und von Ph. A. Kilian für ſeine Bilderbibel. Schöne Anordnung.

Moſes bringt die Geſetztafeln vom blitzenden Sinai herab. Von Raphael, geſtochen von Cavaleriis und von Tardieu. — Von Benjamin Weſt, geſtochen von Rich. Earlom. Viel Ausdruck und Leben.

Moſes ſchreibt die Geſetze nieder. Von Guercino (im Palaſte Eremitage zu Petersburg). Vor einem Felſen wendet der Prophet, eine würdige Geſtalt, das eine Knie am Boden, den Leib zurück, eine Feder in der Hand, den Blick zum Himmel gerichtet, von wo ihm eine Stimme ertönt, die ſichtbar durch eine Poſaune bezeichnet iſt.

Des Moſes eherne Schlange in der Wüſte. Von Michael Angelo in der Sixtiniſchen Capelle. Beſonders ſchön iſt die Gruppe des Jünglings, der die ſterbende Geliebte dem Anblick der Schlange entgegenhebt. Die Anſtrengung des Jünglings macht mit der Schwäche des hinſinkenden Mädchens einen ſchönen Contraſt. — Von Franz Floris, geſtochen von Pet. Miricinis. Viel Leben. Nur ſind der Figuren zu viele (Füßli IV. 56). — Von P. P. Rubens, geſtochen von Sch. Bolswärt und von Ant. Maſſon. Von herrlichem Ausdruck (Füßli IV. 150). — Von Leon. da Vinci, geſtochen im Geſchmacke von Dorigny. Große Compoſition. — Von Subleyras (in Landon's Annales II. 63). — Von C. Le Brün, geſtochen von B. Audran und von Ant. Maſſon. Große, ſchöne Compoſition. — Von Luk. Giordano in der Karthauſe zu Neapel.

Wegen der Menge und Bewegung der Figuren Bewunderung erregend (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe II. 423). — Von **Anton Pellegrini** in der Moſeskirche zu Venedig. Große Compoſition mit ſehr ſchöner Landſchaft (**Cochin** Voj. III. 32). — Von **Jean Couſin**, geſtochen von **N. Delaunay**. — Von **Bronzino**, im alten Palaſte zu Florenz. — Von **Marillier**, geſtochen für die Wiener Bilderbibel von **J. Adam**.

Joſue heißt die Sonne ſtill ſtehen. Von **Carl Maratti**, geſtochen von **Hieron. Ferroni**, auch von **Ph. A. Kilian**. — Von **Wilh. Corteſe** (genannt **Borgognone**; im Quirinale zu Rom). [8]

Das Opfer des Gedeon (Buch der Richter VI). Von **J. B. Pitteri**, geſtochen von **Fab. Berardi**. — Von **Ferd. Bol**. Der Engel zündet gerade das Opfer an.

Das Opfer von Jephtas Tochter. Von **Joh. Opie**, geſtochen von **Val. Green** in Maklins Bibel. Erhaben gedacht und glücklich ausgeführt.

Bileam, dem ein Engel in den Weg tritt, welcher ihm nicht, wohl aber ſeinem Laſtthier ſichtbar iſt. Von **Mart. Hemskerk**, geſtochen von **Th. Cornhårt**. Während Bileam auf dem niedergeſunkenen Laſtthiere, das mit offenem Maul gegen ihn ſich kehrt, aus einem Gebüſche hervorkommt, ſchwebt oben ein Engel, von einem Lichtkreis umgeben, der drohend ſein Schwerdt gegen ihn zückt (**Füßli** IV. 30).

Simſons Geburt wird ſeinen Eltern durch einen Engel angekündigt (Buch der Richter 13). Von **Gauſſier**, ſchön geſtochen von **Avril**.

---

[8] Gerühmt wird eine Darſtellung von **Courtois** im Pariſer Muſeum (**Fiorillo** III. 239).

Simſon zerreißt einen Löwen (Buch der Richter 14). Von P. P. Rubens, geſtochen von Franz van der Wyngärde (Winklers Gemälde, S. 204). — Von Ludw. Caracci, geſtochen von ihm ſelbſt. — Von Conirloe, geſtochen von B. de Bruyn.

Simſon erſchlägt die Philiſter (Buch der Richter XV. 15). Von Guido Reni, im Rathhauſe zu Bologna, geſtochen von Flaminio Torre. Eine Figur nicht nur von trefflicher Carnation, ſondern auch ſehr großartig, edel, kraftvoll und feurig (Landon Choix VII. Hofſtätter II. 216). — Das Bild von Baſſano an der Faſſade des Palaſtes Micheli zu Venedig iſt auch von grandioſem Styl.

Der Tod Simſons (B. d. Richter XVI). Von Hannib. Carracci (im Palaſte Rospiglioſi zu Rom). Ein großes Bild voll Leben und Handlung. Simſon rüttelt die Säulen des Tempels, die plötzlich über ihm zuſammenſtürzen.

Heli und Samuel im Tempel, wo Gott dem letztern zuruft. Von Copley, ſehr ſchön geſtochen von Valent. Green.

David beſänftigt durch ſein Harfenſpiel das Gemüth Sauls. Von Luk. v. Leyden, geſtochen von ihm ſelbſt. Von ungemeiner Wahrheit, beſonders im Ausdrucke der beiden Hauptfiguren (Füßli IV. 17). — Von Gros (im franzöſ. Muſeum. Salon de 1822. I. 49, Kunſtblatt, Nro. 54. S. 215). Am Eingange des Zelts ſpielt David auf der Harfe. Saul auf einem Ruhbett hebt den Mantel empor, in den er eingehüllt war, und entblöst ſein Geſicht, auf dem ſich zugleich der Eindruck des erduldeten Leidens und das Erſtaunen über die Befreiung davon malen. Michal, die Bewegung ihres Vaters gewahrend, ſtürzt freudig ihm entgegen. Compoſition und Ausdruck ſind lobenswerth. Die Zeichnung wird getadelt.

David flieht vor dem zornigen Saul. Von Joſ. Camerata, geſtochen von J. A. Faldoni.

David erlegt den Goliath. Von Raphael, geſtochen von Marc. Anton und von Hugo da Carpi. — Von Pordenone, geſtochen von Jak. Piccino.

David, das Haupt Goliaths in der Hand. Von Raphael, geſtochen von Mark. Anton. — Von Guido Reni, geſtochen von Beiſſon (Musée fr. III. 5), — er hält ſtehend mit der Linken das Haupt, in der Rechten die Schleuder. Die Geſtalt des ſchönen, Gott vertrauenden Hirtenjünglings gewänne, hätt' er den Kopfſputz mit der Reigerfeder nicht. Orloff (Essai I. 285), ſpricht von einem herrlichen David von Domichino zu Fano. Ein anderes Bild iſt in der kaiſerl. Galerie zu Petersburg. Von einem Fell umkleidet, blickt David aufwärts, während die eine Hand auf dem Haupte des erlegten Goliath ruht, und die andere noch geballt iſt. — Von L. Giordano (königl. Galerie in Dresden), geſt. von Laurenz Zuchi. — Von Guercino (im Palaſte Spada zu Rom), ſchön geſtochen von Joh. Garavaglia. David hält ſitzend den Kopf des Goliath und erhebt die Blicke gen Himmel mit trefflichem Ausdruck frommen begeiſterten Dankes. — Von Daniel da Volterra, geſt. von B. Audran (1716). — Von D. Feti, geſtochen von Joh. Camerata und von Jak. Chereau. — Von Titian exiſtirt ein David, der über dem Rumpfe des Goliath ſein Dankgebet verrichtet (wo, und von wem geſtochen iſt mir unbekannt). — Von B. Strozzi, geſtochen von P. Monaco; von C. Procacino, geſtochen von E. Rojers; von Carl Maratti, geſtochen von G. Audenärt.

Davids Triumpfzug wegen Goliaths Erlegung. Von Guido Reni (im Palaſte Roſpiglioſi zu Rom). Große Compoſition von herrlichem Ausdruck. — Von demſelben ein

Bild, geſtochen von Coiny (Galerie fr. p. Filhol II.). David ſtehend an eine Säule ſich lehnend, hält die Hand über dem abgeſchlagenen Haupte des Goliath. — Von Treviſani, geſtochen von Ph. A. Kilian. 9)

Nathan ſpricht zu David: du ſelbſt biſt dieſer Mann! Von Benj. Weſt, geſtochen von Valent. Green (1784). — Eine treffliche Darſtellung ſoll ſich unter der Angelika Kaufmann Kunſtnachlaß befunden haben (Almanach von Rom 1810. S. 151).

Salomons Urtheil (Buch der Kön. III. 3. v. 23—27). Von Raphael in den Logen. Die Zeichnung ſowohl als der Ausdruck vortrefflich. — Von Luk. v. Leyden, geſtochen von Corn. van Amſtel (1515). — Von P. P. Rubens, geſtochen von B. Bolswärt. Ein Meiſterbild in Hinſicht der Anordnung und des Ausdrucks. Das Kind liegt zwiſchen den zwei Müttern auf dem Boden. Die wahre knieet vor dem Thron und fleht beſtürzt mit lebhafter ängſtlicher Wendung um des Kindes Schonung; die andere ſteht mit unverſchämter Kühnheit neben dem Gerichtsdiener und hebt mit beiden Hände eine Schürze empor, um die eine Hälfte des Kindes zu empfangen, wobei ſie mit ſpöttiſcher Miene auf die beängſtigte Mutter hinblickt, gegen die aber jetzt Salomon den Scepter neigt, während ſeine Linke dem auf ihn blickenden Gerichtsdiener das Zeichen zur Schonung des Kindes gibt (Füßli krit. Verzeichniß IV. 151). — Von Pomponio Amalteo (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 123). — Von N. Pouſſin eine lebhafte Darſtellung, geſt. von Chateau und ſchöner von Morel (1825).

---

9) Weniger charakteriſtiſch und anpaſſend iſt die Darſtellung von Guercino, geſtochen von Joſ. Leonetto.

(Landon Annal. VI. 137, und Manuel du Musée fr. I. Nro. 3, Roſa Wienergalerie 96). Schade, daß die beiden Mütter häßlich ſind. — Von M. Valentin, geſtochen von Bouillard (Musée fr. III). Guter Ausdruck. — Von van der Werf (Galerie von Düſſeldorf, Descamps III. 387). — Von Quellyn, geſtochen von ihm ſelbſt. — Von Chriſtoph Storer, geſtochen von Ph. Kilian. — Ein großes Bild von Seekatz befindet ſich im Rathhauſe zu Frankfurt am Maine. — Von Ant. Coypel, ſchön geſtochen von J. B. Poilly und von G. Audran.

Salomo betrachtet und ordnet den Aufbau des Tempels. Von Franz Floris, geſtochen von Ph. Gallé (1558). Zwei Baumeiſter erklären dem Könige den Gang des Baues. Der Ausdruck der Hauptperſonen iſt trefflich (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 54).

Salomo wird von der Königin von Saba beſucht. Von Paul von Verona in der königlichen Galerie zu Turin. Ein großes Bild reich an ſchönen Figuren. — Von Franz Floris, geſtochen von Th. Cornhårt. Die ſteife Figur des Salomo und das Coſtüm (eines römiſchen Imperators) an ihm iſt tadelhaft (Füßli IV. 55). — Gleicher Tadel trifft viele Figuren in dem großen Bilde von Baſſano, das ſich ſonſt durch große Pracht auszeichnet. — Von Dominichino, geſtochen von G. Audran und J. Frey; von P. P. Rubens, geſtochen von Preißler und J. Punt; von E. Le Sueur, geſtochen von G. Schmith.

Elias macht die Baalsprieſter zu Schanden (Kön. XVIII). Von Luk. Giordano, geſtochen von ihm ſelbſt. Mit Verſtand angeordnet und mit Feuer ausgeführt (Füßli III. 208). — Von Joh. Breemberg, gut geſtochen von J. Rolpe.

Des Elias Himmelfahrt in einem feurigen Wagen. Von Joh. Wierix.

Eliſa erweckt den Sohn der Witwe (4. Kön. IV. 35). Von J. Nothcote, geſtochen von Joh. Murphy. — Von Benj. Weſt, geſtochen von Valent. Green (1768). — Der Ausdruck des Propheten iſt gut; der des Knaben iſt noch kränklich. 10)

Die Wittwe von Sarepta mit ihrem Knaben, die dem Eliſa die leeren Krüge zeigt (4. Kön. IV). Von B. Strozzi (genannt Genoveſe), in der Wiener Galerie, geſtochen von Prenner. — Von Beretino, geſtochen von J. Barbier; von J. Mutian, geſtochen von N. Beatrizetto; von Abr. Blömart, geſtochen von J. Sanredam.

Der Prophet Jonas predigt zu Ninive Buße. Von B. Picart (für die Wiener Bilderbibel), geſtochen von Jak. Adam. — Von Joh. Luyken geſtochen und erfunden. — Von Salvater Roſa (im Schloſſe Friedrichsburg in Dänemark), geſtochen von J. M. Preisler.

Der Prophet Jonas wird von den Schiffleuten ins Meer geworfen. Von Michael Angelo, geſtochen von P. Biard; von P. P. Rubens, geſtochen von Pet. J. Taſſärt; von N. Pouſſin, geſtochen von Vivarès; von J. Vernet, geſtochen von B. Tilliard; von Tintoretto, geſtochen von V. le Febre.

Judith die Retterin ihrer Vaterſtadt. Von Raphael, geſtochen von Jul. Bonaſone (Cab. Crozat). 11)

---

10) Sehr ſchön iſt die Schilderung dieſer Scene in Ladislaus Pyrkers Perlen der heiligen Vorzeit (1826), S. 98—102. Noch ſchöner ſchildert er eine ähnliche Scene von Elias, die auch wirklich ſehr maleriſch iſt (3. Kön. XVII. 19—24).

11) Von einer andern Judith Raphaels findet ſich in der Galerie de l'Eremitage zu Petersburg ein Bild, geſtochen von Labensky.

Sie legt das Haupt des Holofernes in einen Sack. — Daſſelbe von Parmeſano, geſtochen von ihm ſelbſt. — Von Guido Reni (im Palaſte Spada zu Rom). Ein wahres Meiſterwerk. Der Augenblick iſt trefflich gewählt. Judith ſtützt ſich auf ihr Schwerdt mit der einen Hand, mit der andern hält ſie das abgehauene Haupt des Holofernes. Ihre Augen gen Himmel gerichtet, verkündigen die frohe Dankempfindung ihres Herzens (ſchön und richtig urtheilt über dieſes Bild Ramdohr III. 82 fg.). — Von van Dyck, geſtochen von H. Guttenberg (Galerie fr. par Filhol III. 177). Sie ſtützt ſich auf das Schwerdt und legt das Haupt des Holofernes in den Sack, den der Diener (?) ihr vorhält. Der Ausdruck iſt etwas kalt. — Von Carlo Veneziano (Sarazeno) ein Nachtſtück mit Halbfiguren, geſtochen von J. Troſen. Die Magd hält den Sack offen, worin Judith das Haupt legt. — Von Honorius Marinaro (in der Galerie des F. Eſterhazy), geſtochen in punktirter Manier von F. John (für die Aglaja, Wien 1824). Sie hält mit der Linken den abgehauenen Kopf, der noch zu ſchlummern ſcheint, mit der Rechten das Schwerdt. Der Ausdruck der ſchönen jungfräulichen Figur hat etwas Sanftwehmüthiges, vielleicht mehr, als dem Charakter zuſagt.

Judith, das Haupt des Holofernes dem Volke von Bethulien vorzeigend. Von Dominichino, geſtochen von G. Audran und Jakob Frey, Em. Eichel, J. Baron, von Audenärd und Ph. A. Kilian (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 43). Eine geiſtreiche Compoſition voll Wahrheit und Ausdruck. Noch größer und nicht minder vortrefflich iſt das Bild von Peter Benvenuti (jetzt zu Florenz), meiſterhaft geſtochen von Ant. Ricciani. Die Judith, die das Haupt des Holofernes emporhält, hat den Ausdruck des ruhig freudigen Heldenmuths, der ſein Werk der Gottheit zuſchreibt. Die anbetende Bewunderung der von zärtlichem Dank und vom Frohgefühl unerwarteter Rettung hingeriſſenen Volksmenge iſt mit größter Wahrheit und ſchöner, mannigfacher Abſtufung der Charaktere vorgeſtellt. — Eine andere lobenswerthe Darſtellung iſt die von Alex. Allori (im Palaſte Pitti zu Florenz, Tableaux de Florence X. 2), geſtochen von Alex, Tardieu und von Gandolfi (Musée fr. V. Filhol V. 319, von Dambrün für die Galerie fr. par Filhol I. 417. Kunſtblatt 1820, Nro. 34). Sie ſteht, mit der einen Hand das Schwerdt, in der andern das blutende Haupt haltend. Die Miene ihres edeln Geſichts iſt die des ernſten Siegerſtolzes. Die Dienerin hat einen wahren Ausdruck der Verwunderung. 12)

Heliodor, als er auf Befehl des Königs Seleukus den Tempel zu Jeruſalem ausplündern will, wird auf die Fürbitte des Hohenprieſters Onias von himmliſchen Weſen bezwungen (B. der Makkab. Cap. 3). Von Raphael, geſtochen von Carl Maratti und von Jak. Volpato. Wuth, Schrecken und Staunen im geſtürzten Tempelräuber und ſeinen Gehülfen. Hoheit und Macht und himmliſche Rache in dem entſetzlichen Reiter (dem Engel) und ſeinen zwei Gefährten ſind vortrefflich ausgedrückt. Dieſe zwei Himmelsgeiſter in Geſtalt von rüſtigen Jünglingen ſchweben nicht; ſie ſind im Sprunge mit der Schnelligkeit des Blitzes. Welches Leben, welche Wahrheit in allen Figuren! Die Scene bewegt ſich vor unſern Augen. Der Hoheprieſter betet im Hintergrund, am Altar; mehrere Frauen eilen herbei, Hülfe von Gott flehend, und einige ſtehen

---

12) Von dem hoffnungsvollen jungen Maler Agricola zu Rom wird ein Bild gerühmt, das die Judith vorſtellt, die das Haupt des Holofernes, deſſen Hals eine Leinwand umgibt, in einer Schüſſel trägt (Orloff Essai II. 42).

jetzt verwundert da. In dieſer in einer Ecke angebrachten Gruppe wechſeln Schrecken und Staunen. Das Innere des Tempels iſt erhaben und prächtig, und das Helldunkel meiſterhaft. Die Epiſode auf der andern Seite, wo Julius II. mit ſeinem Gefolge der Handlung mit froher Ruhe zuſieht, iſt dem Gegenſtande fremd. Hätte aber der Meiſter dieſe Schmeichelei weggelaſſen, ſo hätte er ſie durch eine andere Gruppe erſetzen müſſen, und zwar mit einer feierlichen und ruhigen, um des Contraſtes willen (Bellori discrizione della Pitture di Raphaele in Vaticano. Roma 1821, p. 57. Vasari vita di Raphaele, p. 32 etc. Landon Vie et Oeuvres II. Nro. 62. Braun, S. 216 fg. Quatremere Raphael, p. 100).

Eſther vor dem Könige Aſſuerus. 13) Von Dominichino, geſtochen von Jak. Frey, von G. Audran und von R. v. Audenärde (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 41). Einfacher aber wahrer Ausdruck, wie die ſchöne Königin in Ohnmacht ſinkt, und ihr Gemahl, ſeiner Majeſtät vergeſſend vom Throne herabtritt, ihr beizuſtehen (Göthe's Propyläen I. B. 2. St. S. 68). — Von Guercino (im Palaſte Barberini zu Rom), geſtochen von R. Strange. — Von Tintoretto (geſtochen ohne Verſtändniß des Tintorettiſchen Helldunkels von S. Gribelin). Die Compoſition iſt edel; nur der geharniſchte Mann und der Hofdiener mit der Katze auf dem Arm ſind unpaſſend. — Von Paul Veroneſe im königl. Palaſte zu Turin, geſt. von W. Hollar.

---

13) Der Künſtler hat hier ein Vorbild edeln Heldenmuthes einer von Natur ſchüchternen, zarten jungen Frau zur Rettung ihres Volkes darzuſtellen. Die Einwendungen gegen den ſittlichen Charakter, wie ſie z. B. Niemeyer in ſeiner Charakteriſtik der Bibel V. 228. vorbringt, läßt er billig auf ſich beruhen.

Ein Stück von großem Effekt. Von dem nämlichen ſind in St. Sebaſtian zu Venedig (Maier I. 449), in Fresko gemalt: a) Die Königin Eſther vor Ahasverus; b) ihre Krönung (?) und c) der Triumpf des Mardochai. — Von Luk. v. Leyden, geſtochen von ihm ſelbſt. Haman iſt ſinnreich charakteriſirt, und die weiblichen Köpfe haben einen feinen Ausdruck. Große Compoſition (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 26). — Von Lambert Soutermann, geſtochen von einem Ungenannten (1553). Eſther ſtützt ſich auf die unterſte Stufe des Throns, um nicht zu ſinken. Der König neigt ſich mit Huld gegen ſie, die Spitze des Scepters auf ihr Haupt ſenkend. Hinter ihm Magier und Hofleute mit geſpannter Aufmerkſamkeit; hinter ihr mehrere Frauen in banger Erwartung (Füßli IV. 36). — Von Rubens, geſtochen v. R. Collini. — Von N. Pouſſin, geſtochen von J. Pesne. Eſther iſt zwar ſchön, aber eine bloße Statue. Vielleicht wollte der Maler eine Verſteinerung durch Schrecken ausdrücken. Im Ganzen zu viel Kälte und Symmetrie. — Von Ant. Coypel, geſtochen von J. Audran.

Mardochäus triumphirt mitten im Volke, von Haman umhergeführt. Auſſer dem Bilde von Paul Veroneſe erwähnen wir des Bildes von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt.

Athalia, vom Schrecken ergriffen, da ſie den Joas auf dem Thron erblickt. Von A. Coypel, geſtochen von J. Audran.

Tobias ſegnet ſeinen Sohn. Von B. Murillos (in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg). Der kranke Tobias, den Kopf mit einer Binde umwunden, erhebt die Hand. Der Sohn mit frommem Blicke knieet vor dem Bette; die Mutter umfaßt ihn liebevoll. Das Haus ſteht offen. Hinten weite Fernſicht (F. Hand I. 378).

Tobias wird von dem Engel Raphael ſorgſam über ein Waſſer geleitet (Tob. V). Von Elzheimer, geſtochen von Heinr. Gouth, von Hollar und J. Sandrat, im Kleinen von Agricola. Schöne Darſtellung in einer anmuthigen Landſchaft (Winklers Gemälde, S. 46).

Der junge Tobias mit dem Schutzengel. Von Titian (geſtochen von A. Zuchi). Der alte Tobias iſt im Hintergrunde betend auf den Knieen.

Der Engel heißt den jungen Tobias den Fiſch fangen (Tob. VI). Von Rembrandt, geſtochen von J. M. Ardell. — Von Santi di Tito, geſtochen von G. N. le Villain (Tableaux de Florence, T. III). — Von Salvator Roſa, geſtochen von Guttenberg (Musée fr. I.) und von J. Malbéte (Galerie fr. par Filhol II. 411). — Von Ant. Waterloo erfunden und geſtochen.

Die Heimkehr des Tobias. Von Nik. Berghem (geſtochen von Jury für das Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. Frankfurt 1824). Allerdings mehr Landſchaft, als hiſtoriſches Bild; doch auch als ſolches von Verdienſt. Nur iſt des Tobias Coſtüm verfehlt.

Der junge Tobias ſalbt ſeines Vaters Augen nach Anweiſung des Engels Raphael und macht ihn ſehend (Tob. XI. 13 ꝛc.). Von Carravaggio (kaiſerl. Galerie zu Wien), geſtochen von J. Koratſch, geſchabt von J. Männel. — Von Martin Hemskerk, von ihm ſelbſt radirt. Einfach und von ſchönem Ausdrucke (Füßli IV. 31). — Von B. Strozzi (in der Galerie zu Petersburg). Guter, charakteriſtiſcher Ausdruck (F. Hand I. 272). — Von D. Feti (ebendaſelbſt). Ein

Hund blickt theilnehmend empor. Unter Säulen ſieht man viele Zuſchauer. — Von Benj. Weſt, geſtochen von James Young. — Von Sebaſt. Conty, geſtochen von Ph. A. Kilian. — Von Leo Palliere (im Muſeum zu Bordeaux). Der Engel ſteht hinter Tobias, und ſcheint ihm Anleitung zu geben. Der hoffnungsvolle Ausdruck des Tobias iſt gut; auch der vom Vertrauen des Vaters und der Erwartung der Umſtehenden iſt löblich. Der Turban auf dem Haupte des Vaters iſt ſtörend.

Tobias ermahnt in der Brautnacht ſeine Braut zum Gebete (Tob. VIII). Von Loutherbourg, geſtochen von C. Heath, in Macklins Bibel. Anmuthiger Ausdruck.

Tobias und ſein Sohn bieten dem Engel Geſchenke an. Von Cigoli (in der kaiſerl. Galerie zu Petersburg. Hand I. 157).

Die Familie des Tobias erkennt den Engel Raphael, da er ſie verläßt (Tob. XII. 21, 22). Von Rembrandt, geſtochen von ihm ſelbſt (1641), von Ant. Walker, von Malbéte (Musée fr. IV) und von Prevoſt (für die Galer. fr. par Filhol II. 191. Landon Paysages et Tableaux de genre, P. I. Pl. 8). Eine einfache, treffliche Compoſition. Der entſchwebende Engel ſchimmert von himmliſchem Glanze. Beſonders gut iſt die Dankbarkeit, wovon alle Perſonen der Familie des Tobias durchdrungen ſind, ausgedrückt.

Belſazars Feſt (Daniel V. C.). Von Rembrandt, geſtochen von H. Hudſon; — von Martin, geſtochen von ihm ſelbſt (London). — Von Benj. Weſt, geſtochen von Valent. Green. Daniel erklärt dem Könige die Schrift an der Wand. — Von Giov. Martinelli in der Galerie zu Florenz. — Von Joh. Baptiſt. Tiepolo (in der Galerie zu Darmſtadt).

Belſazar erblickt die feurigen Buchſtaben; Daniel iſt im Begriff, ſie ihm zu erklären.

Daniel legt dem König Belſazar die in ſeinem Palaſte von unſichtbarer Hand geſchriebenen Worte aus. Von Benj. Weſt, geſtochen von Valentin Green.

Daniel in der Löwengrube. Von P. P. Rubens (im Schloſſe des Herzogs von Hamilton, geſtochen von Wilh. de Leeuw. Im Geſichte Daniels iſt die menſchliche Furcht durch göttliches Vertrauen gemäſſigt. So fürchterlich die Löwen ausſehen, und ſo ſehr durch die herumliegenden Menſchengebeine der Schauer verſtärkt wird, ſo fühlt man doch mit Zuverſicht die Einwirkung einer unſichtbaren Macht, die den hungrigen Löwen Ehrfurcht einflößt, und einer hohen menſchlichen Natur den Sieg gewährt über thieriſche Wuth. Die Geſtalt des in glaubensvoller Ergebung, mit gefalteten Händen zum Himmel aufblickenden Propheten bildet einen herrlichen Gegenſatz mit den von allen Seiten auf ihn losſtürzenden, aber von einer höhern Macht zurückgehaltenen Löwen (S. H. Spicker Reiſe zu Venedig durch England, Wales und Schottland. Leipzig 1818. I. 309. ꝛc. Caledonia von Fr. v. Harmes I. 36). Mit dem Bilde des Rubens verdienen verglichen zu werden das des Peter von Cortona, geſtochen von Aug. a Bie, und das des Joſ. Vermiglio; erſteres zu Venedig; letzteres zu Mailand. Im erſteren ſind die Köpfe mehrentheils ſchön; am ärmlichſten der des himmliſchen Vaters, der oben erſcheint, und eigentlich gar nicht hieher gehört (Cochin Voj. III. 42). — Letzteres Bild erinnert an den Styl des Paul von Verona. Ein ganzes Volk, der König auf einem Balkon an ſeiner Spitze, betrachtet den Propheten, den die Löwen, anſtatt ihn zu verſchlingen, liebkoſen, während ſeine Ankläger, kaum ſind ſie in der Grube, zerriſſen werden (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 194, Orloff Essai II. 46). Correkt, von zierlichen Formen und wohl überlegtem Ausdruck, hell, warm und mannigfaltig colorirt. Schade, daß der Künſtler durch die ganz unſchickliche Zuſammenſtellung des Habakuk, wie ihn der Engel in die Luft entrückt, den Eindruk geſtört hat. Die letztere Begebenheit ging der erſtern vorher (Füßli's Künſtler-Lexikon. S. 2092). — Ein Bild, und zwar eines der beſten des Paris Bordone in St. Marina zu Venedig ſtellt gleichfalls Daniel unter den Löwen nebſt dem Engel vor, der den Habakuk bei den Haaren hält (Maier Beſchreibung von Venedig I. 118).

Daniel überweist die zween Ankläger der Suſanna. Von Loutherbourg, geſtochen von R. Golding (in Maklins Bibel). Daniel ſpricht begeiſtert. Die Anweſenden ſtaunen. Die Suſanna iſt auf die Kniee geſunken und dankt Gott für die Offenbarung ihrer Unſchuld. Ihr Vater desgleichen. Ihre Angehörigen ſind ſorgſam um ſie beſchäftigt. Einer der Richter wird ſchon zum Tod abgeführt.

Suſanna vor den Richtern. Von Valentin, geſtochen von Krüger (Musée fr. III). Gute Charakteriſtik. Die Suſanna iſt verſchämt, aber ihrer Unſchuld bewußt. Zwei Knaben an ihrer Seite ſcheinen ſie durch ihr Staunen und ihre Trauer zu bezeugen. — Von Coypel (Du Bos Reflex. I. 101). Sie erſcheint gerade in dem Augenblicke vor dem Volke, als die zwei Alten gegen ſie zeugen. Durch ihre Betrübniß ſtralt innere Ruh und Heiterkeit. Schamhaft hat ſie die Augen geſenkt. In ihrem Geſicht iſt edle Würde. Von den zween Alten iſt der eine von ſanguiniſchem, der andere von melancholiſchem Temperament. Der letztere iſt voll Wuth; der erſtere verräth, daß es ihm nicht wohl ums Herz iſt.

Booz und Ruth begegnen ſich auf dem Felde bei der Ernte (Ruth II. 8, 9, 14). Von N. Pouſſin, geſtochen von G. **Audran** und von Joh. **Pesne**, und für die Galerie fr. p. **Filhol** IV. v. **Villerey**. — Von H. **Golzius** erfunden und geſt. (1580); — von **Rembrandt**, geſt. von B. **Picart**; — Von **Rob. Langer**, von **ihm ſelbſt** geätzt (**Kunſtbl.** 1817. Nro. 14. S. 55). 14)

Ruth zu den Füßen des alten Booz (III. 9), von **Herſant** (Ausſtellung zu Paris 1822, **Kunſtblatt** Nro. 54. S. 215), gut geſtochen von **Tardieu** (1826). Der Kopf der jungen Ruth iſt von herrlichem Ausdruck, voll Unſchuld, Zutrauen und Hingebung; in Booz ſanfter Ernſt. Mondbeleuchtung erhellt die Scene. — Die nämliche Darſtellung von **Franz Rigaud** iſt geſchabt von J. **Walker**.

Hiob, von ſeinen Freunden und ſeiner Frau mit Vorwürfen behelligt. Von **Guido Reni**, geſtochen von J. M. **Metelli** und J. **Traballeſi**; von P. P. **Rubens**, geſtochen von L. **Vorſtermann**; von G. **Seghers**, geſtochen von Jak. **Neefs**. — Von **Hermskerk**, geſtochen von **Cornhärt** und Ph. **Galle** (8 Blätter). — Von Abr. **Dieppenbeck**, geſtochen von **Corn. Galle**. — Von **Carl Loth** (Dresdner Galerie Nro. 384), geſtochen von J. E. **Hayd**. Hier iſt nur die Frau bei Hiob. — Von **Salvator Roſa** (jetzt zu Forthill Abbey in England). Das Bild iſt ſehr ſchön. Es fehlt ihm aber

---

14) Von einem jungen Künſtler J. **Hübner** in Berlin wird ein Bild ſehr gerühmt wegen ſinniger Auffaſſung des Gegenſtandes, edelm Ausdruck der Köpfe, und Wahrheit in der Schilderung morgenländiſchen Lebens (S. E. **Seidel** die ſchönen Künſte in Berlin 1826. S. 89. ıc.). Doch ſchlüge hier Ruth beſſer die Augen, anſtatt ſie ganz niederzuſchlagen, mit einem verſchämten, dankbaren Blick auf, wie er das Herz des Booz getroffen hat.

hiſtoriſche Wahrheit. Die Geſtalt, die zu Hiob ſpricht, hat das Gewand eines Philoſophen; inzwiſchen bezeigt ihm ein roher Soldat große Theilnahme.

Hiob und ſeine Freunde ſitzen ſtill trauernd bei einander (**Hiob** II. 13). Trefflich dargeſtellt von E. **Wächter** (**Füßli** Künſtler-Lexikon Nachtrag S. 4062, **Kunſtbl.** 1824. Nro. 84), geſtochen von **Rahl**. Schwerlich kann das dumpfe Stillſchweigen der tiefſten Wehmuth beſſer ausgedrückt werden. Der Blick, womit der dem Hiob zunächſt ſitzende Jüngere den Tiefgebeugten anſieht, zeigt am meiſten Theilnahme. Im Mittlern, dem Aelteſten, der vorwärts gebeugt den Kopf auf den linken Arm ſtützt, wiederholt ſich gleichſam der Unmuth des Leidenden; der Entferntere ſcheint mit der Theilnahme Mißbilligung zu verbinden. Mit vorgebeugtem Körper iſt er im Begriff, zu ſprechen. Alle drei ſitzen auf einer ſteinernen Bank. Hiob hingegen ſitzt auf dem Boden mit geſenktem finſterm Blicke und ſtruppigem Haare, die Füße ausgeſtreckt, die Hände auf die Kniee gelegt. Düſterer Unmuth drückt ſich in den abwärts gezogenen Mundwinkeln aus. Alle vier Figuren deckt ein Mantel in großen Faltenwürfen, ſo daß Hals, Hände und Füße meiſt unbedeckt bleiben. 15)

---

15) Des Künſtlers Beachtung verdienen auch die ſechs Freſken nach Hiobs Geſchichte von **Giotto** im Campo Santo zu Piſa, abgebildet in C. **Laſinio**'s Werk: Pitture a fresco del Campo Santo. 1812.

Sechs und dreißigſter Abſchnitt.

Vorzügliche Darſtellungen einzelner Heiligen der chriſtlichen Kirche (Matth. V. 1—16). 1)

„Vor Ihm, der da iſt der Sohn Gottes, fallen wir anbetend nieder; die Märtyrer, die Jünger und Nachahmer des Herrn lieben wir mit Recht wegen ihrer ganz vorzüglichen Liebe zu ihrem Herrn und Meiſter, damit wir ihre Mitgenoſſen werden mögen!" 2)

So mannigfaltig die Charaktere, die Lebensumſtände, die Berufsarten, die Tugendäuſſerungen der Heiligen ſind, mit deren

---

1) Sæpe audivi — præclaros viros dicere, cum majorum imagines intuerentur, vehementissime sibi animum ad virtutem accendi. Sallust Jug. 4. Entweder ſoll man ſie nicht loben, oder, wenn man ſie lobt, ſoll man ſie auch nachahmen, ſpricht St. Chryſoſtomus in ſeiner Rede von den Märtyrern, welche Klopſtock ſo wahr und ſchön ſagen läßt: der ſichere Vogel im Walde ſang dem Schöpfer ſein Lied; wir aber durften nicht ſingen (Meſſiade Geſ. XVIII. V. 48 ꝛc.). Schöne, rührende Züge finden ſich bei Th. Ruinart Acta Martyrum. Aug. Vindel. 1802. T. III. (ins Deutſche überſetzt. Grätz 1807). Siehe auch Simon Buchfelners Leben der Heiligen Gottes. München 1823. II. B. Vergl. was S. 94 u. fg. des erſten Bandes über die Legenden geſagt werden. Melchior Canus de locis theologicis L. XI. c. 6 ſagt: Nec ego libri illius auctorem excuso qui speculum exemplorum inscribitur, nec historiæ etiam ejus quæ legenda aurea nominatur. In illo enim miraculorum monstra sæpius quam vera miracula legas. Hanc homo scripsit ferrei oris, plumbei cordis, animi certe parum severi et prudentis." — Treffliche kritiſche Beleuchtungen vieler Legenden enthält Fleurys Kirchengeſchichte.

2) Sendſchreiben der Gemeinde zu Smyrna über den Martyrertod ihres Biſchofs Polykarpus. Nro. 17.

Schilderung die Malerkunſt ſich befaßt hat, ſo können doch die vorzüglichſten Darſtellungen von gewiſſen Märtyrern, Kirchenlehrern, Helden chriſtlicher Bruderliebe, Muſtern weiblicher Tugenden u. ſ. w. dem Maler auch zur Darſtellung anderer Heiligen der nämlichen Klaſſe lehrreiche Typen und Studien liefern; dies um ſo mehr, weil die Bildniſſe bei weitem der meiſten dieſer verehrten Perſonen, da ſie keine Portraits ſind, nicht natürliche Aehnlichkeit, ſondern idealiſche, aber ſprechende Angemeſſenheit zu Charakter und Geſchichte bezwecken. Hier öffnet ſich dem Künſtler eine Fundgrube maleriſcher Scenen, die noch einer ganz neuen, friſchen Bearbeitung empfänglich iſt.

In dem Bereiche der Heiligen-Bilder begegnen wir ganz vorzüglich allen Arten von Ausſchweifungen und Unformen, die bald den Geſchmack, bald den frommen Chriſtenſinn verletzen, und theils den trüben Quellen der Legende, theils den Verirrungen der Künſtler ſelbſt beizumeſſen ſind. Eine genauere Kritik der vorhandenen Heiligen-Bilder, wenn ſie ſich auch nur auf Werke von anerkanntem Kunſtwerth beſchränkte, würde ein dickes Buch erfodern. Doch eben die Menge und Mannigfaltigkeit der Verſtöſſe an ſolchen Bildern macht es einleuchtend, daß ihre künftige Vermeidung am meiſten durch Schärfung und Läuterung des religiöſen Sinnes und Gefühls und des guten Geſchmacks erreicht werden müſſe. Hiezu dient aber die Kenntniß der beſſern Bilder, in denen dergleiche Verſtöſſe vermieden ſind; ſodann die Reinigung der Bücher, die zum Kirchengebrauch und zur Belehrung und Erbauung des Volks beſtimmt ſind, von den Auswüchſen des Aberglaubens und der Andächtelei. Richtige Vorſtellungen von der würdigen Verehrung der Heiligen und von dem Zwecke der Aufſtellung ihrer Bilder müßten nothwendig eine heilſame Reform im Gebiete ſolcher Kirchenbilder herbeiführen. Der Künſtler, der hierin den Wahnbegriffen des Volkes huldigt, entweiht ſein Talent. Wenn es dem Künſtler um Veredlung, um wahre Erbauung der Beſchauer zu thun iſt, wenn er nur ſolche Werke fertigen will, die eben ſowohl den frommen Sinn und den Kunſtſinn des Gebildeten zu befriedigen, als das Gemüth des gemeinen Mannes zu erheben und zu reinigen im Stande ſind; ſo wird er nie den Geſichtspunkt aus dem Auge verlieren: daß nur die ehrwürdigen Eigenſchaften und Tugenden der Heiligen es ſind, was er darzuſtellen hat; daß die Wirkung ihrer Bilder einzig darin beſtehen ſoll, die Verehrung, die Liebe dieſer Eigenſchaften und Tugenden in den Gemüthern zu wecken und zu beleben; daß es der höchſte Triumpf der Kunſt ſey, wenn es ihren Werken gelingt, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung, welche die Heiligen in ausgezeichnetem Grade begeiſterten, in der Seele der Beſchauer ihrer Bilder ins Leben zu rufen und darin zu beſtärken, und ſo den Sieg des Göttlichen über das Sündliche, des Heiligen über das Profane, des Ewigen über das Hinfällige zu verherrlichen.

Nur ſolche Handlungen und Begebenheiten der Heiligen ſind daher für Kirchenbilder geeignet, die den Willen oder die Eigenſchaften Gottes in ein helles Licht ſtellen, und zur Erbauung und Belehrung der Chriſten dienen. Auch wenn die Figur einzeln dargeſtellt wird, deute Alles an ihr, Ausdruck, Handlung, Gebärde, Beizeichen u. ſ. w. einen Charakter, Geſinnungen oder Werke an, die einen hohen Grad von Liebe und Verehrung Gottes kund thun! Nie lenke die Figur die Aufmerkſamkeit blos auf ſich, ſondern immer vorzüglich auf den, der durch das Leben oder den heldenmüthigen Tod ſeines Verehrers iſt verherrlichet worden! Dabei iſt den Malern von Heiligen-Bildern ſehr zu empfehlen, daß ſie, wenn ſie die Perſon des Heiligen in Handlung verſetzen, einen hervorſtechenden charakteriſtiſchen Zug aus ſeinem Leben wählen, an welchem man ihn leicht von andern unterſcheidet. Bei manchen

Heiligen, deren Geſchichte wenig bekannt iſt, hat dies eigene Schwierigkeiten. Indeſſen ſind die Leute im Volke mehrentheils mit der Geſchichte ihres ſogenannten Kirchenpatrons, wovon Bilder ihre Kirche verzieren, durch mündliche oder ſchriftliche Ueberlieferung ſo befreundet, daß der Geringſte dieſe Bilder zu erklären weiß. Möchten jedoch aller Orten nur würdige Scenen geſchildert ſeyn; möchte dem Volk eine von Auswüchſen des Aberglaubens gereinigte, erbaulich-belehrende Legende der in den Kirchenbildern dargeſtellten Heiligen in die Hand gegeben werden! Möchten aber auch die Prediger durch ihr Lob der Heiligen das Volk nur zur Heiligkeit des Sinnes und Lebens, zur Nachfolge Chriſti, zum ächten Kinderſinn einladen, anſtatt, um dem Erdgeſchmack des Pöbels zu ſchmeicheln, uneingedenk, daß auch die Heiligen ſchwache Menſchen waren, wie wir (Jakobus V. 17), überall nur den Wunderthäter mit allem Farbenglanz herauszuſtreichen! 3) Wird ſich einmal die Geſchichte der Heiligen, von unheiligen Schlaken gereinigt, in chriſtlicher Einfalt und Würde uns darſtellen, dann kann auch die bildende Kunſt den lehrreich erbaulichen Stoff derſelben zue inem Bilderſaale ſchöner und erhabener Tugenden verarbeiten. Jene ſchlichten, durch das Wort und Beiſpiel Jeſu empfohlenen Tugenden, die den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit waren, werden uns dann in den Bildern der Heiligen wiederſtralen. Sie werden dazu dienen, den Glanz der von den Sadducäern, Phariſäern und Götzendienern aller Zeiten verſchmähten Tugenden, der Demuth, des Gottvertrauens, der Selbſtverläugnung und Hin-

---

3) Vergl. die trefflichen Winke in Fenelons Geſprächen über die Beredtſamkeit (überſetzt von Schaul, mit einer gehaltreichen Einleitung von Werkmeiſter.) Tübingen 1819. S. 149, 315).

gebung, deren gemeinſame Mutter die Liebe iſt, wieder hervorzuheben, [4]) und uns zugleich den Frieden und die Freudigkeit ſichtbar zu vergegenwärtigen, welche die Günſtlinge der Welt beim Vollgenuß ihrer Schätze und im prunkenden Flitterſtaat ihrer ſtolzen Weisheit ſtets vermiſſen. An das Göttliche glauben die allein, die es ſelber ſind.

Schon oben (im 33ſten Abſchnitt) iſt eine Vergleichung zwiſchen dem Charakteriſtiſchen einer büſſenden Magdalena und einer in ihren Kindern von der Rache der Diana tiefgebeugten Niobe angeſtellt worden. Den Anlaß gab der Kopf der Niobe, der dem Guido zum Vorbild für ſeine Magdalena gedient haben ſoll. Eine ähnliche Vergleichung findet zwiſchen einer chriſtlichen Märtyrin auf dem Richtplatze mit dem ſchönen antiken Bilde jener grenzenlos unglücklichen Mutter ſtatt. In dieſer waltet ſichtbar kein anderes Gefühl, als das der Mutter, deren Freude und Stolz in ihrer zahlreichen und ſchönen Kinderſchaar beſtand, und welcher nun plötzlich das Herz bei dem Anblicke bricht, wie alle dieſe Sprößlinge ihrer Liebe als Opfer der eiferſüchtigen Rache der Unſterblichen hinſinken, ohne daß ſie ihnen Schutz und Hülfe zu bieten vermöchte. 5) In

---

4) Ches les Anciens l'humilité passoit pour basesse, et l'orgueil pour grandeur: parmi nous c'est le contraire; l'orgueil est le prémier des vices, et l'humilité une des prémieres vertus. Chateaubriand Genie du christianisme, 1802. II. 115.

5) Niobe mit ihren Töchtern und Söhnen, auf welche Diana ihre tödtlichen Pfeile richtet (im Muſeum zu Florenz). Lauter Geſtalten von hoher Schönheit, aber von entſeelender Bangigkeit ergriffen. Denn da iſt keine Hoffnung dem harten Schickſal zu entfliehen. Die Mutter iſt zwar noch nicht lebloſer Fels; aber beim Anblick des unabwendbaren Verderbens ihrer Kinder erſtarrt ſie; die klagevollen Lippen ſchließen ſich; mit zurückgelehntem

der chriſtlichen Märtyrin hingegen iſt nicht der Schmerz überwiegend, ſondern ganz erdrückt und verſcheucht durch die frohe Zuverſicht auf die Krone des Lebens, die ihr der Herr entgegen hält, für deſſen Lehre ſie mit treuer Liebe zu zeugen freiwillig in den Tod ging. Auch die Trennung von ihren Geliebten wird ihr durch die ſichere Ausſicht der Wiedervereinigung gemildert. Kein Wunſch bleibt ihr auf Erden, als daß Alle Brüder und Schweſtern Eins werden mit Chriſto dem Herrn.

Aus der unzählbaren Menge von Darſtellungen mag es hier genügen, wenige ausgezeichnete, als beachtungswürdige Vorbilder auszuwählen, wobei auf Mannigfaltigkeit der Perſonen, Zeiten und Verhältniſſe Rückſicht genommen iſt.

St. Joſeph. Er hält das Kind Jeſu über der Krippe in den Armen, von Correggio, geſtochen von F. John. Sehr anmuthig. — Derſelbe, das Kind, welches einen Apfel in der Hand hält, mit frommer Zärtlichkeit betrachtend und in den Armen tragend, von Guido Reni, gut geſtochen von R. Morghen. — Derſelbe, das ſchlafende Kind auf dem Schooße haltend, von Guido Reni, geſtochen von J. Walker und von T. Preſtel. Ich erinnere mich auch zwei ſehr ſchöne Bilder von Guido,

---

Haupte, den Blick gen Himmel, mit einem unſäglichen Ausdruck, der mit dem Gefühl hoher Würde, den tiefſten Jammer kund gibt, wird die unausſprechlich unglückliche Mutter noch lebend zum Stein. Denn, nachdem alle andern Kinder bereits gefallen ſind, hat jetzt auch die jüngſte Tochter, ein holdes Mädchen, das ſich angſtvoll an ſie geſchmiegt und über das ſie ſchützend ſich hinbeugt, ein Pfeil der erzürnten Göttin getroffen. Auch dies letzte theure Haupt ſinkt! Dem Betrachtenden, der längere Zeit vor der Gruppe verweilt, ergeht es beinahe wie der Niobe: ſein Gefühl wird ſprachlos.

Joſeph mit dem Kinde Jeſu vorſtellend, das eine in der Sammlung des Grafen Aldovrandi zu Bologna, das andere in der Galerie des Cardinals Feſch zu Rom geſehen zu haben, in denen Joſephs zärtliche Andacht ſehr ſchön iſt. — In einem ſchönen Bilde von Pelegrino di St. Daniello im Dome zu Udine hat Joſeph das göttliche Kind in den Armen; neben ihm iſt der Knabe Johannes. Den Hintergrund bildet eine ſchöne Landſchaft, mit Gebäuden verziert. — Von Bart. Murillo bewahrt die kaiſerl. Galerie zu Petersburg zwei ſehr ſchöne Bilder. In dem einen führt Joſeph ruhig und ernſt, einen Lilienzweig in der einen Hand, den göttlichen Knaben an der andern. Dieſer blickt kindlich zu ihm empor; aber aus dem Blicke ſpricht ein hoher Geiſt und tiefes Gemüth. Am Himmel zwei Engel; im Hintergrunde die Stadt Jeruſalem. In dem andern Bilde (Knieſtück) umfaßt Joſeph das Chriſtuskind, das auf einem Tiſche ſteht, mit dem linken Arme; in der Rechten hält er einen blühenden Zweig. Beide Figuren haben einen edeln Ausdruck (F. Hand Kunſt und Alterthum I. 879, 880). — Eine ungemein anmuthige und geiſtvolle Gruppe zeigt das Bild von Guercino, geſtochen von G. Vitalba. St. Joſeph neben einem Tiſche, auf welchem das Kind Jeſu ſteht, und ihn, den Nährvater, liebreich umarmt. Noch erwähnen wir folgender Bilder: Von Carlo Dolce, geſtochen (in der Aglaja, Wien 1820) von John. Derſelbe mit dem Kinde Jeſu in den Armen von Joſ. Angeli, geſtochen von Laur. Zuchi. — Das Grämliche, Verdrüßliche, was viele Bilder dem Joſeph geben, iſt ſeinem Charakter ganz zuwider. — Der ſterbende Joſeph: von J. M. Velasquez (in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg), geſtochen von J. B. Michel. Dem Chriſtus, der dem Sterbenden die Hände auf die Bruſt legt, fehlt die göttliche Würde. Maria, die das Haupt auf das Ruhekiſſen neigt, iſt zu jugendlich. Joſephs Gebärde, der die Hand erhebt, iſt nicht motivirt (F. Hand I. 366). — Derſelbe Gegenſtand von Albertoni, geſtochen von R. Morghen; von Carl Maratti (in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien. Roſa I. 83). Obgleich wir vom Tode des heiligen Joſeph keine ſichere Nachrichten haben, ſo iſt er doch der Gegenſtand vieler ſchöner Gemälde geworden. Da ſie die Seligkeit des Todes eines Gerechten darſtellen, ſo läßt ſich im Ganzen nichts einwenden, wenn nur nichts Unpaſſendes darin angebracht iſt. Eine Glorie von Engeln über dem Sterbenden, auch Engel neben ihm und der trauernden Maria ſind ganz paſſend. Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt mögen mit theilnehmender Miene im Vorgrunde ſtehen, aber nicht als mithandelnde Perſonen. In vielen Bildern erſcheint Chriſtus, den Sterbenden ſegnend. Dadurch kann zwar die maleriſche Wirkung ſehr gewinnen. Aber in einem Kirchenbilde trifft dieſe Vorſtellung der Tadel, daß ſie alles hiſtoriſchen Grundes ermangelt.

In allen evangeliſchen Scenen, wo Joſeph vorkommt, thut der Maler am beſten, ihn in einem männlichen Alter, nicht als Greiſen darzuſtellen. Die Schrift ſchildert ihn als einen durchaus rechtſchaffenen Mann und ſorgſamen Hausvater. Sein Geſicht, Gewand und Stellung ſeyen demnach ſchlicht und einfach!

St. Andreas ſein Kreuz auf dem Richtplatz ſegnend (Peter Chriſolog Serm. 133): Von Dominichino (in St. Andrea della Valle), geiſtreich radiert von R. Audenärt, G. Volpato und G. Folo (Landon Vie et Oeuvres, Pl. 63, Füßli II. 311), und von Guido Reni (in St. Gregorio zu Rom), meiſterhaft geſtochen von Gerard Audran, auch von Carl Ceſio, von Raphael Morghen und von G. Volpato (Füßli II. 215. Speth Kunſt in Italien III. 60). Dieſe beiden Darſtellungen wetteifern miteinander an Vortrefflichkeit der Anordnung und des

Ausdrucks. Der Ausdruck des Heiligen von Guido verdient jedoch den Vorzug, indem man ſeiner Wendung und ſeinem Blick gegen das Kreuz anſieht, daß er bei plötzlicher Erblickung des letztern von Sehnſucht und Entzücken erfüllt wird. Er erblickt hier das Kreuz unfern auf der hochliegenden Richtſtätte, indem er durch einen anſteigenden Hohlweg dahin geführt wird. Da er es anſichtig wird, ſinkt er auf die Kniee nieder. Sein Geſicht hat einen liebevollen und zuverſichtlichen Ausdruck. Drei Gerichtsknechte nöthigen ihn aufzuſtehen. Volksgruppen gehen theils voraus, theils nach. Im Vorgrunde ſind ſchöne Gruppen von Weibern mit Kindern als Zuſchauer. Der Ausdruck in ihren Geſichtern iſt etwas kalt. Sonſt iſt alles in einem großen, geiſtvollen und leichten Style behandelt. — In Dominichino's Bild iſt der Märtyrer ſchon auf dem Richtplatz angelangt, und betrachtet knieend ſein Kreuz, mit Inbrunſt betend, das Geſicht voll Kraft und Zuverſicht. Er wird von einem Gerichtsknecht ausgezogen und iſt ſchon faſt entblöst. Zur Seite ſind ein Paar Weiber mit Kindern, die durch einen Soldaten weggetrieben werden. Im Mittel- und Hintergrunde befinden ſich Soldaten und Zuſchauer. Die Gemüthsbewegungen ſind hier lebhafter ausgedrückt, als bei Guido. Dieſer hat ſogar den Kriegsknechten weniger Roheit und Heftigkeit gegeben. 6) — Von Dominichino haben wir auch zwei Geiſſelungen des heiligen Andreas, die eine in Andrea della Valle, geſt. von Audenärt (Landon Vie et Oeuvres II. Pl. 62); die andere in St. Gregorio, geſtochen von R. Wibert, von Carl Maratti und von Raphael

---

6) Sehr ſchön iſt das Bild Albani's (ai Servi zu Bologna), wo Andreas anbetend vor dem Kreuze knieet, an dem er hingerichtet werden ſoll. Der Ausdruck des Heiligen iſt meiſterhaft (Cochin Voj. d'Ital II. 160).

Morghen (Landon Pl. 71, Füßli II. 310, Speth Kunſt in Italien III. 64). Beide Darſtellungen ſind meiſterhaft in künſtleriſcher Hinſicht. Aber peinigend iſt beſonders in der erſtern für das Gefühl des Zuſchauers der Anblick des liegenden Märtyrers, deſſen Hände und Füße auseinander geſtreckt an Pfähle gebunden ſind. — In der zweiten bindet ihm einer der Schergen die Füße, ein anderer, ihm den Strick zur Geiſſelung vorhaltend, ſucht ihn noch zur Götterverehrung zu bereden; ein dritter ſchwingt ſchon die Ruthe. Im Hintergrund ein Tempel und zwiſchen den Säulen des Portikus eine Menge Zuſchauer. Im Vorgrunde wehrt dem Andrang derſelben ein Kriegsknecht. Furcht, Neugierde, Rührung und Theilnahme bewegt alle Anweſenden. Dieſe Theilnahme, die ſich beſonders in den Geſichtern der Weiber ſchön ausdrückt, macht einen anziehenden Gegenſatz zu den rohen, wilden Henkersknechten und Soldaten. Der Heilige, vertrauensvoll zum Himmel blickend, zeigt ruhige Hingebung. — Ferner müſſen hier erwähnt werden Dominichino's Andreas am Kreuze (Landon Pl. 141), und ſeine Apotheoſe, geſtochen von Audenärt (Landon Pl. 72), beide (in Andrea della Valle), von erhabenem und wahrem Ausdruck.

Werfen wir hier einen vergleichenden Blick von den Bildern vom Hingang chriſtlicher Märtyrer zur Richtſtätte auf ähnliche Bilder aus der Profangeſchichte z. B. auf das von Sokrates Tode (von David, geſt. von J. Maſſard. Landon Annal. III. 143), oder das von der Maria Stuart Hinausführung zum Richtplatze von Fr. J. Rigand (gut geſtochen von M. W. Gardiner), oder das vortreffliche Charakterbild des Chodowiecki: der Abſchied des durch blinden Fanatismus zur Hinrichtung verurtheilten Calas von ſeiner Familie! In dem erſtern Bilde ſehen wir die philoſophiſche Ruhe eines wahren, edeln Weiſen, der ſeinen trauernden Jüngern und Freunden an ſich ſelber zeigt, wie weit der Tod des Gerechten, der unterdrückt wird, dem Zuſtand des mächtigen Unterdrückers vorzuziehen ſey. Rührend iſt das zweite Bild, das uns einen höchſt tragiſchen Glückswechſel darſtellt: eine junge, ſchöne, mit allen Reizen weiblicher Anmuth geſchmückte Königin vom Thron herab zur Richtſtätte, die ihre ſtolze Nebenbuhlerin ihr errichten ließ, gehend, umgeben von wenigen tief betrübten und theilnehmenden Freunden, und von kalten Vollziehern des Beſchluſſes der triumphirenden Gewalt. Das dritte Bild endlich ſtellt uns den ganzen Schmerz der verſchiedenen Glieder einer redlichen, ſchlichten Bürgerfamilie über das herbe, ungerechte Loos des geliebten Hausvaters mit der ſtärkſten Wahrheit, die durch das leiſe Hereintreten eines lauernden Inquiſitors noch erhöht wird, vor Augen. Aber wie viel höher muß der Künſtler ſich erheben, um einen chriſtlichen Märtyrer würdig zu ſchildern! Der Schmerz, die Trauer muß ſich hier blos in den begleitenden Freunden zeigen. Aber auch bei ihnen, wie rein, wie veredelt! Nicht blos natürliche Gefühle ſind hier im Spiel. Es iſt der Schmerz, die Trauer von innigen Verehrern Chriſti und ſeiner Lehre, gemildert durch die Zuverſicht, daß das Opfer der heidniſchen Wuth einer unvergänglichen Krone entgegen gehe. Und die ganze Figur des Glaubenshelden, ſeine Miene, Stellung, Gebärde müſſen dieſe Zuverſicht in den Zuſchauern beleben. Man muß ihm anſehen, er ſcheide frohen Muthes; nur die Ehre ſeines Herrn im Himmel liege ihm am Herzen, und er lebe bereits dort im Reiche, deſſen Erbſchaft ihm zugeſichert iſt.

St. Laurentius. a) Er theilt die Kirchengüter unter die Armen aus. Von Genoveſe (Strozzi) in der Kirche St. Nik. von Tolentino zu Venedig, trefflich ausgeführt, in großer Manier, ausdrucksvoll, mit Geſchmack und ſchönem Colorit.

b) **Als Märtyrer auf dem Roſte.** Von Titian, in der Jeſuitenkirche zu Venedig (L'Assunta), geſtochen von Marc Anton Raimondi, von Lucius Bandini, von Corn. Cort (1571), von Eg. Sadeler und von Ortmann (Filhol Galer. fr. X. 691. Landon Annal. IV. 137). Der ganz nackte Leib iſt für eine kirchliche Darſtellung unpaſſend. Sonſt iſt die Compoſition groß und edel. Dies gilt auch vom ſchönen Geſichte des Heiligen, welches, gegen zwei in der Höhe ſchwebende Engel gerichtet, Vertrauen und Zuverſicht ausſpricht. Durch den heftigen Schmerz iſt zwar die Lage der Muskeln zum Nachtheil der ſchönen Züge verändert, aber nur gerade ſo viel, als nöthig war, das ſchmerzhafte Gefühl in einer großen dem Himmel zugewandten Seele auszudrücken (Maier I. 326, Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſachen, I. 257). Ein Seitenſtück zu Titians Bild iſt das von Rizzi, genannt Santa Croce in St. Francesko della Vigna zu Venedig (Siehe Zanetti). Der Heilige auf dem Roſte ſcheint ſich eben erhoben zu haben, um ſein Bekenntniß vor einer zahlreichen Verſammlung noch einmal zu wiederholen. Seine Stellung iſt edel, ſeine Gebärde ſprechend. Die Henkersknechte ſind vielfältig geſchäftig, das Feuer anzublaſen, Kohlen herbeizutragen und den Körper mit Gabeln zu durchſtechen und umzudrehen (was füglich hätte wegbleiben können). Der Tyrann iſt mit Wachen und Liktoren umgeben. Eine Menge Volkes ſchaut von den Galerien, Fenſtern und Gerüſten zu. Der Marktplatz hat Gebäude auf beiden Seiten; in der Mitte öffnet ſich eine angenehme Ausſicht. Neben einem der Gebäude ſchwebt ein Engel gegen den Märtyrer herab, und oben erſcheint der ewige Vater in einer Glorie von Engeln (dieſe letztere Scene, ſo ſchön ſie ausgeführt iſt, ſcheint überflüſſig). Maier Beſchreibung von Venedig I. 99.

Auch Guercino hat ſich in dieſer Darſtellung (in der

Domkirche zu Ferrara) verſucht; aber im Ganzen mit weniger Glück, als Titian. Sein Märtyrer hat zwar eine ſchöne Sanftheit im Geſicht, und ſpricht Ergebung aus; aber es fehlt ihm die Würde und die lebhafte Sehnſucht nach dem Himmel. Bei Guercino ſcheinen die Peiniger von einiger Ehrfurcht zurückgehalten zu werden; Titian ſetzte mit vielem Geiſt ihre Rohheit und Wuth mit des Märtyrers hohem Seelenfrieden in Contraſt (Vergl. Hofſtätter II. 89). — In der Abtei Monſierne in den Niederlanden ſah man vordem ein ſehr ſchönes Bild von Joh. Scoorel. Wohin es gekommen, iſt bisher unbekannt. — In einem großen Gemälde von Caſp. Crayer (im Rathhauſe zu Augsburg) erſcheint die Madonna dem Märtyrer in den Wolken. Dieſe Idee verdient keine Nachahmung. Sonſt iſt das Bild trefflich ausgeführt und von ſchönem Effekt. — Wir haben ferner Bilder von Bronzino, geſtochen von Coiny (Tableaux de Florence, T. IV). — Von Pet. von Cortona, geſtochen von Jak. Blondeau. — Von Le Sueur, geſtochen von Ger. Audran. Edle Compoſition und eines der ſchönſten Bilder dieſes Meiſters (Florent le Comte Cabinet des Singularités I. 236. Landon Annales XV. 69). — Dem Studium der Künſtler empfehlen ſich auch die fünf Darſtellungen aus dem Leben des heiligen Laurentius in einer Kapelle dieſes Namens im Vatikan von Joh. Fieſole. Die Almoſenſpendung iſt lithographirt in Rehbergs Verſuchen nach Raphael ꝛc. Heft I. Nro. 12. Der Heilige ſteht im Diakonengewand am Eingang einer Tempelhalle, ſanften ruhigen Ernſtes, in der linken Hand einen Beutel, mit der rechten einem vom Boden die Hand emporhebenden Armen ein Stück Geld reichend. Auf jeder Seite iſt eine gut geordnete Gruppe von Armen, deren Figuren (Männer, Weiber, Kinder), es nicht an Mannigfaltigkeit fehlt. In ihrem Ausdruck iſt ſtille Frömmigkeit. Sie bitten, aber ohne Ungeſtüm.

Ein Blinder iſt ganz Ohr, und prüft mit vorgehaltenem Stecken den Boden. Die Kinder ſind ſehr naiv.

Der heilige Sebaſtian wird von Pfeilen durchbohrt: — Von Andr. Mantegna, ſchlecht geſtochen von J. Trojen. Der Ausdruck im Geſichte des Heiligen iſt höchſt rührend (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 28). — Von Dominichino, geſtochen von R. Dorigny und Jak. Frey (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 2). Er wird an einen Pfahl gebunden, woran die Inſchrift: Sebastianus christianus geheftet wird. Ein Engel hält eine Krone über ſeinem Haupt. Er blickt aufwärts, wo der Himmel ſich öffnet, und Chriſtus mit Engeln ſich zeigt. Die Henker richten Bogen und Pfeile zurecht. Zuſchauer, Männer, Frauen und Kinder äuſſern lebhafte Theilnahme. Die einzelnen trefflichen Köpfe ſind weit aus dem Ganzen vorzuziehen, das zu verwirrt iſt. Die Figur Chriſti in der Glorie iſt ſchlecht (Ramdohr III. 298). — Von Dom. Beccafumi in dem Palaſte Borgheſe zu Rom; ein Bild von trefflichem Ausdruck. — Von Friedr. Baroccio im Dom zu Urbino: Dieſes Bild wird als eines der beſten von Baroccio gerühmt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 178). — Von Sodoma bewahrt die Galerie zu Florenz ein ſchönes Bild, geſtochen von Godefroi. — Von Palma dem jüngern, geſtochen von Eg. Sadeler (Füßli III. 30). Das Geſicht des Märtyrers, das aufwärts gegen einen Engel mit Kron' und Palme ſchaut, iſt rührend ſchön. — Von Raphael eine große und ſchöne Compoſition, geſtochen von Marc Anton Raimondi. — Von Guido Reni, geſtochen von Ferd. Gregorio. — Von Hannib. Caracci, geſtochen von G. Audran (im Muſeum zu Paris). — Von J. Callot, große Compoſition, von ihm erfunden und geſtochen. — Von Procaccino, geſtochen von Maria Cosway (Galerie du Louvre, 28). Der Heilige ſtirbt. Engel, mit der

Anmuth der Correggiſchen, ziehen ihm die Pfeile aus dem Körper. — Von Spagnoletto (in der Galerie von Malmaiſon, jetzt der Herzogin von St. Leu in Augsburg). Zwei Frauen mit dem Ausdruck inniger Verehrung und Theilnehmung löſen die Leiche des Heiligen von dem Baume ab, wo er das Marterthum gelitten. — Von van Dyck, zwei Bilder. Das eine (Galerie de Düsseldorf, pl. 7, jetzt zu München) geſtochen von L. Vorſtermann. Er, ein ſchöner Jüngling, iſt an einen Baum gebunden; die Henker ſchicken ſich an, auf ihn die Pfeile abzuſchieſſen. Sein Geſicht, voll Ruhe, ſtralt von hoher Heiterkeit. In einem andern Bilde, geſtochen von Pet. van Schuppen zieht ein Engel ihm einen Pfeil aus dem Leibe. — Von Correggio (geſtochen von einem Anonymus. Landon Oeuvres du Corr. 23). Eine heilige Jungfrau hat ihm den Pfeil aus der Wunde gezogen, die andere träufelt Oel in die Wunde. — In Ranier Allegranti's Bild, geſtochen von Baratti iſt die Idee das Vorzüglichſte. Der Heilige hält nämlich knieend zwei Pfeile gen Himmel, ſich gleichſam dem Martertod weihend. In einem Bilde von Joh. van Eick hält der Heilige nur einen Pfeil (Descamps Vie I. 7. Waagen S. 205). Derſelbe wird hier mitten in einem Chore von Engeln in den Himmel erhoben. — Von Jakob Parolini ſteht ein Bild in der St. Sebaſtians-Kirche zu Verona (Lanzi V. 65). Der Maler hat es ſelbſt radiert.

St. Markus und St. Marcellin: von Paul Veroneſe (in der St. Sebaſtians-Kirche zu Venedig). Die beiden Märtyrer ſteigen die Stiege des Prätoriums herab. Ihr Vater, an einen Diener gelehnt, begegnet ihnen und will ihre Standhaftigkeit erſchüttern; eben ſo die Mutter daneben, die ſehr traurig und unwillig ſcheint. Dagegen muntert St. Sebaſtian ſie auf. Der Ausdruck iſt trefflich; nur der Charakter der Mutter zu niedrig. Einige mitleidige Frauen, die ihre Kinder zärtlich in die Arme drücken, bilden eine gute Gruppe. Erfindung und Anordnung des Ganzen ſind meiſterhaft (Cochin III. 86. Maier Beſchreibung von Venedig I. 451).

Die heilige Agnes. Von Dominichino (zu Kenſington), gut geſtochen von R. Strange. Den einen Arm auf das Fußgeſtell einer ſchönen Vaſe gelehnt, hat ſie das Geſicht, entzückt mit inniger Andacht, gen Himmel gerichtet, wo ihr ein Engel mit der Palme winkt. Unter ihr liebkoſt ein ſchöner Engel ein Lamm. Sehr ſchön (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 47).

Ein anderes Bild der heiligen Agnes. Von Dominichino (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 27). Die Heilige in liegender Stellung blickt mit ſeligem Gefühl aufwärts, mit der einen Hand ein Lamm haltend, das ein kleiner Engel liebkoſt. — Von Guercino, geſtochen von P. Gleditſch. Die Heilige hält ein Lamm in den Armen, und blickt mit Unſchuld und einem Ausdruck von Innigkeit zum Himmel. — Von Carlo Dolce (in der königl. Galerie zu München), lithographirt von F. Piloty. Aehnliche Darſtellung. Der Ausdruck iſt ſanft und ſchön, doch ohne Tiefe oder Innigkeit. — Von Franz Vanni im Schloß Eremitage zu Petersburg. Schön und voll ſanfter Würde liebkoſt ſie das Lamm in ihren Armen (F. Hand I. 234).

Die Marter der heiligen Agnes. Von Dominichino (in der Akademie zu Bologna), ſehr ſchön geſtochen von Audran, ſodann von Riquet (Landon Vie et Oeuvres I. 48, und Annales VI. 57. Galerie par Filhol I. 2. Manuel du Musée fr. II. Nro. 4. Cochin Voj. II. 145. Hofſtätter Nachrichten II. 154. Taillaſſon, S. 245. Thierſch Reiſe I. 350). Schade, daß in dieſem ſonſt ganz herrlichen Bilde der Moment gewählt iſt, wo das Schwerdt in den Hals der Heiligen eindringt, ſtatt des Moments, wo der Henker den Arm zum Mord erhebt. —

Ergebung und Himmelsahnung glänzt mit unbeſchreiblich erhebendem Ausdruck in den Augen der jungen Märtyrin, während die Bläſſe ihres Geſichtes die tödtliche Verwundung anzeigt. Um ſie erblickt man drei ſchöne weibliche Figuren. Damit contraſtirt die Wuth in dem Geſichte des Henkers vortrefflich. Oben ſchwebt ein ſchöner Engelchor, über dem man die drei Perſonen der Gottheit (?) erblickt. In der Gruppe der Zuſchauer iſt viele Mannigfaltigkeit, aber vielleicht doch zu wenig Beſtimmtheit im Ausdruck einzelner Figuren. Indeſſen ſind überhaupt die Anordnung des Ganzen, die Zeichnung und der Ausdruck bewunderungswürdig. — Obgleich das Bild von Joh. Tiepolo in der St. Antonskirche zu Padua dem von Dominichino nicht gleichkommt; ſo hat doch Algarotti ſein Verdienſt gegen den Tadel des Cochin wohl in's Licht geſtellt. Einige Zeichnungsfehler werden durch den trefflichen Ausdruck der Hauptfigur reichlich vergütet (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 338).

Hieher gehört auch mit vielem Lobe der Triumpf der heiligen Agnes, von Pet. von Cortona, geſtochen von R. Delaunay (Galerie de Florence, T. III.); ferner das Freskogemälde von Ciro Ferri in der St. Angarskirche zu Rom, trefflich geſtochen von R. Dorigny (im Ganzen auf einem Blatt, und dann in ſieben großen Blättern). Die Heilige knieet auf einer Wolke, in demüthiger und anbetender Stellung vor der von allen Heiligen umgebenen Gottheit, und wird von der heiligen Jungfrau und von Magdalena (?) und andern ihres Geſchlechtes empfangen. Hier iſt weniger das Einzelne, als der Reichthum der ganzen Compoſition, die geſchickte Anordnung der Gruppen, die Mannigfaltigkeit der Formen und Gegenſätze zu bewundern (Füßli kritiſches Verzeichniß I. 276).

Die Marter der heiligen Juſtina. Von Paul Veroneſe (zu Padua), geſtochen von Aug. Caracci. Ein Bild von großer Wirkung. Doch iſt von den Umgebungen einiges wenig paſſend, und keine Figur hat die Würde und den Anſtand, die der Gegenſtand fodert. Die Heilige, welcher das Schwert tief im Buſen ſteckt, iſt auf ihre Kniee geſunken; ſie hebt das Haupt mit wehmüthigem Schmerzausdruck und mit ausgebreiteten Armen aufwärts gegen ein glänzendes (aber zu verwirrtes) Gewimmel von einer Menge Cherubinen mit Palmen und Kränzen, aus der auch ihr einer der Engel die Palme und Marterkrone vorhält. Noch weiter oben zeigt ſich eine Glorie mit Chriſtus; neben ihm knieen Maria und Johannes, umgeben von vielen Engeln und Heiligen. (Füßli kritiſches Verzeichniß III. 135 ꝛc. Maier III. 123 ꝛc. Hofſtätter Nachr. II. 37). 7) — Von Luk. Giordano (auch in Padua), geſtochen von Bartolozzi.

Die heilige Juſtina, einen Palmzweig in der rechten Hand; neben ihr knieet (?) auf der einen Seite der Donator, auf der andern liegt ein Einhorn. Von Ant. Pordenone (in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien), geſtochen von Martin Frey, dann von J. Armann und meiſterhaft von Carl Rahl. Die Heilige iſt eine ſehr ſchöne, zarte und edle Figur von feinſtem Aus-

---

7) Algarotti (Saggio sopra la pittura, p. 11) macht hier die Bemerkung: Paul Veroneſe nahm, wie es alle großen Meiſter in der Perſpektive, und ſelbſt Mantegna ſchon gethan hatte, den Augenpunkt unter der Tafel des Gemäldes an, und ſtellte die erſten Figuren auf die Hauptlinie des Grundes. Ohne dieſe Behutſamkeit würden ſich die wagrechten Plane dem fernen Auge wie ſchief darſtellen, und die Köpfe der Figuren wie die obern Theile der Wände, der Säulen und anderer Vorwürfe, würden ſich gegeneinander zu neigen ſcheinen.

druck und voll Würde in ihrer ganzen Haltung. Ihr ruhiges Weſen würde ganz einer himmliſchen Sphäre angehören, wenn nicht ihr Prachtgewand und der Donator an die Erde erinnerten. Ihr reines Auge iſt ernſt und mild; ihr Haupt huldvoll geneigt; die ganze Geſtalt gebietet Verehrung.

Die heilige Cäcilia. Sie iſt die Schutzheilige der (ſo oft entweihten) göttlichen Tonkunſt, die die Seele der Sterblichen zu den reinen, geiſtvollen Harmonien des Himmels erhebt. Schon in dieſer Hinſicht gehört ſie zu den anziehendſten, idealen Gebilden. Auch zeigt ihre Legende uns ein liebliches Bild ſchöner Jungfräulichkeit; vor ihrem Sinne, der ganz dem Himmliſchen zugewandt iſt, ſind alle Roſen der Erdenluſt dürr und welk. Auch in der Darſtellung dieſes chriſtlichen Ideals ſteht Raphael oben an. Sein Bild (zu Bologna), iſt ſehr gut geſtochen von **Mark. Anton Raimondi**, von **J. Bapt. Galli**, von **Jak. Buonaſone**, von **Ph. Thomaſſin**, von **Rob. Strange** (v. **Bovinet** für die Galerie fr. p. **Filhol** III. 193), von **R. U. Maſſard**, ſpäter von **Franz Beiſſon** (Musée fr. IV. 1, **Landon** Annal. V. 73, und Vie et Oeuvres de Raphael II. Nro. 113, Felsina Pittrice 1678. I. 44. ꝛc. Vergl. 6. Abſchn. der I. Abth. S. 92.). In keinem Gemälde von Raphael iſt mehr maleriſcher Zauber ausgegoſſen, und doch könnte jede der darauf befindlichen Figuren ohne Abänderung den Normaltypus ſchöner Statuen abgeben. Eine vortreffliche alte Copie befindet ſich in der königlichen Galerie zu Dresden; eine neuere ſehr ſchöne von **Gagna** ſah ich in der Kunſtausſtellung in der Brera zu Mailand (1825). — Von **Dominichino** haben wir eine Reihe herrlicher Bilder: a) Die Heilige ſpielt auf einer Handorgel entzückt aufwärts blickend. — Vor ihr zieht ein kleiner Engel an Schnüren die Blasbälge. — (**Landon** Vie et Oeuvres du Dom. I. Pl. 27), b) Jugendlich ſchön, in orientaliſcher zierlicher Kleidung, eine Art Turban 8) auf dem Haupte, ſpielt ſie auf einer großen Violine (Baßgeige, welches Inſtrument wenig paſſt), und ſingt in holdſeliger Begeiſterung aufwärts blickend, voll Andacht und Unſchuld. Ein ſchöner kleiner Engel hält ihr ſtehend ein Notenbuch über ſeinem Haupte vor. Das Bild iſt geſtochen von St. Picart, dann ſehr ſchön für das Musée fr. IV. von Joh. Gotth. Müller, und für die Galerie fr. par Filhol V. 332 von B. Dague (Landon Annales V. 73, und Vie et Oeuvres Pl. 3). c) Die Heilige ſingt in andachtsvoller Begeiſterung; ein Engelchor hält ihr das Notenbuch vor; andere halten Muſikinſtrumente (Landon Pl. 90. Das Bild iſt im Palaſte Rospiglioſi zu Rom). — d) Ein anderes Bild (in England) zeigt die Heilige ſtehend vor einem Orgelſpiel; die eine Hand hält eine Palme, die andere ein Papier mit Noten. Ihr Haupt iſt mit Roſen gekrönt. Ihr Mund ſcheint ſich ſanft zum Geſang zu öffnen. Ein kleiner Engel hinter ihr ſcheint ihr entzückt zuzuhören. Tadelhaft iſt, daß der Wulſt des in breiter Manier behandelten Gewandes ihr den Anſchein gibt, als wäre ſie in geſegneten Umſtänden. Das Bild iſt kräftig und zierlich geſtochen von W. Scharp (Landon Vie et Oeuvres Pl. 91). — e) Die heilige Cäcilia im Palaſte Borgheſe zu Rom (Ramdohr I. 296). Der Turbanartige Kopfputz iſt ſtörend. Der Kopf iſt aber äuſſerſt ſchön. Die Heilige horcht verwundert auf die himmliſche Harmonie, die zu ihr herabtönt. — f) Wieder eine Art Turban um den Kopf, auf einer Geige ſpielend iſt ſie vorgeſtellt in dem Bilde (zu Paris), gut geſtochen von Friderich Lignon (1812. Das Geſicht iſt ſchön und geiſtvoll, aber weder idealiſch, noch von erhabenem Ausdruck; es fehlt ihm die Anmuth

---

8) Einem phantaſt. Kopfputz, der prachtvoll, aber nicht glücklich gewählt iſt.

ſowohl, als die fromme Begeiſterung. — Von Dominichino ſind auch folgende Scenen aus der Legende der heil. Cäcilia meiſterhaft dargeſtellt: 1) Sie theilt ihre Habſchaften unter die Armen aus (in St. Luigi zu Rom), geſt. von Fr. Poilly und N. A. Perſye (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 4). Die Heilige ſteht auf der Zinne eines Vorhofs. Die Armen drängen ſich herzu. Ein Sohn hebt ſeinen kraftloſen Vater empor. Ein Knabe, der die Gabe nicht erlangen kann, beſteigt den Rücken ſeines Bruders. Ein Jüngling will einem andern einen ſchon um den Leib gewundenen Mantel wieder entreiſſen, wodurch er ihn zum Fallen gebracht hat. Die letztern Epiſoden ſind der Würde des Gegenſtandes nicht angemeſſen. Sonſt iſt die Eitelkeit des irdiſchen Schmuckes ſowohl im Vergleich mit den Gütern des Himmels, als in Beziehung natürlicher Bedürfniſſe geiſtreich dargeſtellt. Ueberhaupt ſind an dem großen Bilde die Zeichnung, der Ausdruck, die Gruppirung, die Wendungen der Figuren, die Contraſte und die Drappirung ſehr zu bewundern. 2) Sie trennt ſich von Valerian (ihrem Brautwerber, einem Heiden). Ein Engel tritt zwiſchen beide; gleichſam um ſie für den Himmel zu gewinnen (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 293. Quandt Streifereien II. 184 ꝛc.). 3) Sie weigert ſich, dem Jupiter zu opfern, geſtochen von Fr. Roſato (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 5). 4) Ihr Sterben (auch in St. Luigi zu Rom), geſtochen von J. B. Pasquelini, D. Cunego und J. B. Poilly (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 6. Füßli II. 295). Sie liegt tödtlich verwundet auf einer Tempelſtufe. Auf ihrem zarten, jungfräulichen Geſicht und in der Wendung des Körpers und der Arme iſt der Uebergang von ſchweren Leiden zur ſeligen Ruhe gut ausgedrückt. 5) Ihre Erhebung in den Himmel. Von Engeln getragen, breitet ſie mit ſeligem Ausdruck die Hände aus, geſtochen von Franz

Spierre (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 7). — Von Correggio befand ſich vordem in der Galerie Borgheſe zu Rom eine heilige Cäcilia (in ſeiner erſten Manier). Ein junger Menſch, wohl ihr Brautwerber, tritt in ihr Zimmer; aber vor dem Anblick der Engel, die eine Krone über ihr Haupt halten, und deren einem ein heller Lichtſchimmer entfährt, bebt er erſchrocken zurück. Die Idee iſt ſehr ſchön. Kupferſtich iſt mir keiner bekannt. — Ein ſehr ſchönes Bild der ſterbenden Cäcilia iſt das von Gatti, genannt Sojaro in der Kirche St. Peter zu Cremona; in der Zeichnung und im Colorit gleich vortrefflich. — Die Glorie von Engeln über der Heiligen ganz im Geiſte des Correggio (Orloff II. 260). — Von dieſer Heiligen verdienen noch folgende Bilder Erwähnung: Von Carlo Dolce (in der Dresdner Galerie, Demian, S. 260. Nro. 190). Sie ſpielt auf einer kleinen Orgel, vor der ſie ſitzt. Der Ausdruck der ſchönen Figur iſt himmliſche Zufriedenheit, doch ohne Begeiſterung. Mit geſenktem Haupte ſchaut ſie ſinnend auf die Taſten, und ſcheint hier die Töne zu ſuchen, die ſie von oben vernimmt. Das Gewand iſt von maleriſchem Effecte; das Ganze höchſt anſpeechend. Mit dieſem Bilde wetteifert ein ähnliches der Eremitage zu Petersburg. Die Geſtalt der Heiligen iſt ſchlank und anmuthig. In gelösten Locken fällt das Haar über die Schulter und den Rucken herab. Das Gewand iſt reich und zierlich. Aus der Miene des ernſt frommen Geſichtes ſpricht gemüthliche Sanftheit und ein ſinniges Lauſchen auf die Töne (F. Hand Kunſt und Alterthum I. 237 fg.). — Eine heilige Cäcilia von Carlo Dolce iſt geſtochen von Bernh. Baron. — Von Guercino, geſtochen in punktirter Manier von J. M. Delatre. Sie hält ein Buch in der Hand und blickt entzückt aufwärts. — Von Jak. Cavedone. Sie ſpielt Orgel und ſingt, aufwärts blickend (Landon Annal. XV. 87).

Von Bernardin Campi (in St. Sigismund zu Cremona). Die Heilige iſt im Begriff die Orgel zu ſpielen. Neben ihr ſteht die heilige Katharina. Ueber ihr ein Chor ſingender und auf Inſtrumenten ſpielender Engel. 9) Alles voll Anmuth (Orloff II. 265). — Von Mignard, geſtochen von Boullard (Musée fr. I. B.), von Villerey (Galerie par Filhol, 368), aber ſchöner von Desnojers, auch von Ulmer. Sie ſpielt auf einer Harfe, mit begeiſtertem, aufwärts gerichtetem Blicke ſingend; neben ihr ein kleiner aus einem Notenbuch mitſingender Engel (Landon Annales XVII. 17). — Von Romanelli (im Palaſte Chigi zu Rom). Sie wird von einem Engel gekrönt. Der Kopf iſt voll Anmuth (Ramdohr III. 105). — Eine andere von Romanelli im Kapitol (Ramdohr I. 260) iſt von ſeelenvollem Ausdruck. — Von Gerh. Seghers, geſtochen von Nik. Lauvres. Sie wird, Gottes Lob ſingend, von Engeln begleitet. — Von Cajetan Gandolfi, geſtochen von Maurus Gandolfi (Bartſch Anleitung zur Kupferſtichkunde I. 226). — Von Palma dem jüngern in S. Niccolo da Talentino zu Venedig: Ein Engel krönt die Heilige mit Roſen (Maier I. 429). — Ihr Marterthum von Julio Romano, geſtochen von Dien (1827). —

Die Beerdigung der heiligen Petronilla (die der Tod von den Nachſtellungen eines jungen Römers Flaccus befreite).

---

9) Eine andere Cäcilia von B. Campi, wovon Vidoni in ſeinem Pittura Cremonese, p. 103, einen Stich liefert, ſpielt gleichfalls ſitzend die Orgel, bei welcher Katharina zuhorchend ſteht. Beide Figuren ſind ſchön gezeichnet; beide ſcheinen zu ſympathiſiren. In Coſtüm und Kopfputz erſcheint aber vorzüglich die erſtere als eine italieniſche Dame des 15ten oder 16ten Jahrhunderts. Aus ihrem dem Zuſchauer zugewandten Geſicht ſpricht eher Gleichgültigkeit als himmliſche Begeiſterung.

Von Guercino (im Vatican), meiſterhaft geſtochen von Nik. Dorigny, auch von Jak. Frey (Landon Choix I. Füßli kritiſches Verzeichniß II. 367). Auf dem Antlitze der Todten ruht ſanfter himmliſcher Friede. Zwei ſtarke Männer halten die Leiche mittelſt langer Binden von Leintuch, im Begriff ſie in die offene Gruft herabzulaſſen. Aus dieſer ſtreckt ein dritter, um die Leiche, wovon nur noch der Oberleib ſichtbar iſt, zu leiten, eine Hand heraus. Zur Seite ſehen um die Todtenbahre verſchiedene Perſonen mit Theilnahme zu; unter ihnen einer im Kirchenornat, der eine brennende Fackel hält. Im zweiten Grund etwas erhöht ſitzt der junge Flaccus, wohlgebildet (in der Tracht des 14ten Jahrhunderts), die eine Hand auf ſein Knie ſtützend, die andere auf ſein Seitengewehr, und das Haupt gegen zwei neben ihm ſtehende bejahrte Männer gewendet. In der Höhe über der Scene der Begräbniß erſcheint die Heilige auch in der Verklärung. Sie iſt prachtvoll (!) gekleidet. Ihr Ausdruck iſt innige Liebe, Demuth und Sittſamkeit. Chriſtus öffnet voll Huld die Arme der Knieenden entgegen. Ein ſchwebender Engel hält eine Sternenkrone über ihr Haupt empor. Meiſterhaft iſt die Anordnung, die Wahl der Formen, die Contraſtirung der Figuren, das Helldunkel und das ſtarke Colorit. Der Lichteffekt iſt auſſerordentlich, zumal wenn man das Bild in der Nähe betrachtet. 10)

---

10) Unſere jungen Künſtler mögen dieſes treffliche Gemälde mit der gleichfalls ſehr gelungenen Beerdigung der Attala (nach Chateaubriands geiſtvollem Roman) von Giraudet, meiſterhaft geſtochen von R. U. Maſſard vergleichen. Die Leiche, die der Eremit mit dem Geliebten der Todten trägt, ſind drei Figuren von größtem Verdienſt wegen der Wahrheit und Schönheit des Ausdrucks; eben ſo preiswürdig iſt die Harmonie des Tons, der über das Ganze ſich verbreitet. Die Leiche erinnert an Klopſtocks todte Cydly, durch den Tod noch verſchönert.

Die Marter der heiligen **Felicitas** von **Raphael**, geſtochen von **Mark. Anton** und **St. Gantrel**. Herrliche Compoſition. Die Heilige ſteht in einem ſiedenden Keſſel. Sie kehrt der Statue des Merkur den Rücken, und ſtatt auf die von Jupiter vor ihr zu ſehen, ſchaut ſie voll heitrer Zuverſicht nach oben, wo ein Engel mit der Siegeskrone ſchwebt. Die Charakteriſtik der Umſtehenden, die zum Theil der Heiligen zureden, zum Theil mit dem Feuer beſchäftigt ſind, zum Theil zuſehen, iſt vortrefflich. Das Architektoniſche und Landſchaftliche iſt gleichfalls ſehr ſchön. 11)

Die **heiligen Gervaſius und Protaſius** verweigern den Göttern zu opfern. Von **Le Sueur**, geſtochen von **St. Gantrel** und von **Pigeot** (für die Galerie fr. p. **Filhol** VIII. 573). Schöne Compoſition (**Landon** Annales XVI. 113).

Die **heilige Agatha**: von **Raphael**. Sie hat ganz den Ausdruck erhabener Ruhe verbunden mit weiblicher Anmuth (das Bild war ſonſt im Palaſte Raunuzzi zu Bologna (**Stolbergs** Reiſe II. 43).

Die **heilige Luzia** empfängt die Palme aus der Hand des Kindes Jeſu, das auf Madonnens Schooß in einer Glorie erſcheint. Von **Baroccio** (**Landons** Annales XVI. 97).

Die **heilige Roſa**, die vor der Madonna knieet, die ihr zärtlich das göttliche Kind darreicht, und von vielen kleinen Engeln, welche Blumenkränze tragen, umringt iſt. Von **Barthol. Perez** (**Fiorillo** IV. 332).

Das Leben der heiligen **Roſalia** von Palermo von **van Dyck**, iſt in 10 Blättern, geſtochen von **C. Gallé** und **Ph. Mallery**, dargeſtellt.

---

11) Eine ganz gleiche Darſtellung, nur daß hier Joh. der Ev. (nach der Legende) der Märtyrer iſt, ſiehe bei **Landon** Vie et Oeuvres de Raphael V. Pl. 238.

Die heilige Skolaſtika ſtirbt: von **Lukas Giordano** in einer Kapelle der Kirche St. Juſtina zu Padua. Um die Sterbende voll Heiterkeit, Seelenruhe, Zuverſicht ſeliger Zukunft bilden fünf andere Kloſterfrauen einen Kreis trauernder Töchter und Freundinnen, nur mit den Reizen der Unſchuld und Frömmigkeit geſchmückt. Die eine, die der Sterbenden am nächſten iſt, und am meiſten gerührt ſcheint, küßt ihr die welke Hand. Ueber dem Ganzen herrſcht feierliche Ruhe und innige Rührung. Ein Engel von ſanftem, freundlichem Ausdruck ſchwebt über der frommen Scene. Das Colorit iſt ſo ſanft als dieſe ſelbſt. Das vorzüglichſte Licht fällt auf das Angeſicht der Sterbenden, in deren zerfallenden Zügen das Licht den Ausdruck der Heiterkeit und der Seelenruhe verſtärkt (**Maier** III. 127. **Hofſtätter** Nachr. II. 45. ꝛc.).

Die Marter der heiligen **Dorothea**, von **Jakob Ligozzi** bei den Conventualen zu Peſcia, *im Style* des Paul von Verona. Das Blutgerüſt, der Scharfrichter, der römiſche Präfect zu Pferd, die Menge der Zuſchauer von verſchiedenen Affecten bewegt, alles erregt Intereſſe; beſonders aber der Anblick der Heiligen, die, knieend, die Hände auf den Rücken gebunden, in ruhiger Erwartung den Himmel offen ſieht, deſſen Krone Engel ihr entgegen bringen (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe I. 367). — Von **Carlo Dolce** in der Galerie zu Darmſtadt. Der Heiligen ſind die Hände mit einem Strick zuſammengebunden. Vor ihr hält ein Engel eine Schüſſel voll Roſen und Früchten. In der Ferne zeigt ſich der obere Theil eines Palaſtes.

Der heilige **Rochus**, der ſein Vermögen unter die Armen austheilt. Von **Hannib. Caracci**, geſtochen von **Guido Reni** (1610), von J. **Mariette** und von **Cammerata**. In dieſem Bilde iſt der Engel von vorzüglicher Schönheit. — Von P. P. **Rubens**: Der heilige Rochus, die Kranken heilend, meiſterhaft geſtochen von Paul Pontius, dann von Pigeot für die Galerie fr. par Filhol III. 175. — Der nämliche Heilige im Gefängniſſe von Guido Reni, geſtochen von B. Picart und von Maria Cosway (Galerie du Louvre II. 21). Dem Heiligen, der voll Vertrauen zum Himmel blickt, erſcheint ein Engel, und die Feſſeln fallen ab von ſeinen Händen. Neben ihm ſein treuer Hund. — Unter den Bildern aus der Legende des heiligen Rochus von Tintoretto, in St. Rocco zu Venedig (Maier I. 405), iſt eines, wo der Heilige einige Kranken im Spital geſund macht. Nackte (?) und bekleidete Figuren jedes Alters und Geſchlechtes ſieht man hier mannigfaltig ausgedacht und gut geordnet; zugleich dienende und andere Perſonen mit dem Ausdruck wahrer Theilnahme. — In einem Saale des Geſundheitscollegiums zu Marſeille befindet ſich eines der früheſten Bilder von David, dieſen Gegenſtand darſtellend. Im Ganzen voll Wahrheit. Beſonders gilt dies von dem Peſtkranken im Vordergrund, einem wahren akademiſchen Studium (Vie de David, Paris 1826, p. 15). — Berühmt wegen einzelnen trefflichen Figuren iſt ein Bild, einſt in der St. Rochuskirche zu Mailand, von Cäſare da Seſto; es hat mehrere Abtheilungen (S. Füßli's Künſtler-Lexicon. S. 1614. Art. Seſto).

Die heilige Margaretha. Von Raphael (in dem Pariſer Muſeum), trefflich geſtochen von Le Surugue (Receuil Crozat I) und ſehr ſchön von Rahl, von Phil. Thomaſſin, Egid. Rouſſelet, und im Kleinen von Fr. John (für das Taſchenbuch Aglaja, Wien 1821. Landon Annales IV. 43, und Vie et Oeuvres de Raphael II. Nro. 111. Tübinger Kunſtblatt Nro. 46, vom Jahr 1820, und Nro. 71, vom Jahr 1821). Sie tritt aus dem dunkeln Grund einer beengten wildverwachſenen Felſenlandſchaft hervor. Die Stellung und der Ausdruck iſt ſiegreich und zugleich voll jungfräulicher Anmuth. Mit nacktem Fuß, frei und leicht auftretend, berührt ſie kaum das durch unſichtbare Macht geſtürzte, ſich windende und mit aufgeſperrtem Rachen brüllende Ungeheuer, einen Palmzweig in der Hand 12) (Manuel du Musée fr. IV. Nro. 36). Ihre Figur gehört zu den idealiſchen. Sie iſt ein Ideal himmliſcher Unſchuld. Dieſe ſpricht ſich nicht nur in den edeln und zugleich ſanften Geſichtszügen, ſondern auch in der ganzen Stellung und Bewegung und in allen Gliedern, ſelbſt in den Gewändern und ihrem edeln Faltenwurf aus. Das einfache Haar, durch einen Schleier von Flor durchſchimmernd, fließt leicht an der linken Schulter herab. — Schön, doch etwas minder edel iſt ein ähnliches Bild (kaiſerl. königl. Galerie zu Wien), geſtochen von Eißner (Landon Choix de Tabl. étrang. VII). Hier erſcheint die Heilige mit einem Kreuze, den Drachen bekämpfend. Des Drachen Empfindung der ihn überwältigenden Macht des Kreuzes iſt gut ausgedrückt. Er hat den Rachen aufgeſperrt und die Heilige ſteht mitten unter den Windungen ſeines Körpers und blickt mit Ruhe herab. — Beachtung verdient auch das Bild von Franz Zurbaran, geſtochen von Barthol. Basquez (Fiorillo IV. 212).

Die heilige Katharina (die Märtyrin, Patronin der Schulen). Von Dominichino. Sie hält Schwert und Palme in der Hand (Landon Vie et Oeuvres III. Pl. 145). — Von Raphael (in ſeiner zweiten Manier), ehedem in dem Palaſte Aldobrandini, jetzt zu Bath in England, ſehr ſchön geſtochen vom A. B. Desnojers (1824). Die Figur iſt von ſchwellenden Formen, doch weder üppig und noch weniger gemein, ſondern von jungfräulich ſchönem, edelm Wuchſe. Beſonders ſchön ſind die Hände. Der Kopf hat eine bedeutſame Wendung und einen

---

12) Nach Pſalm 91, 13.

eigenen Ausdruck von Reinheit und frommer, ſanfter Ergebung. Er richtet ſich zum ſtralenden Himmel, während ſie ſich mit der Rechten auf ein Rad lehnt und die Linke zum Zeichen ihrer Gottergebenheit an die Bruſt hinhält. — In Raphaels peruginiſchem Styl iſt in der Sammlung de Gregorio zu Rom eine heilige Katharina (geſtochen von J. Caſpar). Am Meerufer mit ſchöner Ausſicht knieet die Heilige, jungfräulich-fromm die Hände faltend, Schwert, Rad und Krone liegen neben ihr. Das Geſicht ſcheint ein Bildniß zu ſeyn. Sein Ausdruck, ſanft und ruhig, iſt doch nicht beredt genug, um Gottergebenheit und Himmelsfrieden auszuſprechen. — Von Carl Cignani, geſtochen von N. Dorigny. — Von Juan Ant. Eskalante (in der Galerie San Vitale), gut geſtochen von Benign. Boſſi (Fiorillo IV. 290). — Von Leon. da Vinci, ſchön geſtochen von J. G. v. Müller. 13) Die Heilige blickt mit unſchuldig frommer Ruh und dem Ausdrucke ſanften Friedens auf ein offenes Buch herab, das ſie vor ſich hält. Ihr Haupt, an welchem zierliche Locken niederfallen, iſt mit einem Blüthenzweig umwunden. Auf der linken Seite hält ein kleiner Engel das Rad, auf der rechten ein anderer den Palmzweig. — Das Bild von Luk. Kranach zu Schleißheim hat viel Einfach-Rührendes. Die Heilige, ein ſchuldlos kindliches Weſen knieet furchtlos, nur mit dem Ausdruck leiſer Wehmuth vor ihrem herzloſen Henker, und beugt den von goldenen Locken umwallten Nacken. Rohe Krieger ſehen ſie ungerührt. Nur ein Pferd ſcheint ſie mitleidig anzublicken (Quandt Streifereien I. 135). — Das herrliche Bild von B. Lanini (in St. Celſo zu Mailand), iſt voll maleriſchen Feuers in den Köpfen und Bewegungen, und titianiſch colorirt. Ueber

---

13) Das ſchöne Bild in der königlichen Galerie zu Kopenhagen (Braun's Leonardo da Vinci, S. 132), iſt wohl ein anderes?

das Geſicht der Heiligen iſt Guido's Lieblichkeit ausgegoſſen. Die Glorie von Engeln kommt dem Gaudenzio Ferrari gleich. Die Drapperie iſt aber vernachläſſigt. — Von der Antrauung dieſer Heiligen mit dem Kinde Jeſu als Braut beſitzen wir höchſt liebliche, anmuthvolle Darſtellungen von den größten Meiſtern — Raphael, Correggio, Parmeſano, Andr. del Sarto, Guido, Titian ꝛc., wahre Zierden für Galerien und Privatgemächer. Aber eignet ſich wohl dieſes myſtiſch-ſymboliſche Bild, ſo ſchön auch die zum Grund liegende Idee für reine Gemüther ſeyn mag, für andere Kirchen, als etwa die von Kloſterfrauen? —

Die heilige Katharina und die heilige Luzia. Von Fr. Franzia, geſtochen von Mark. Anton.

Die heilige Barbara (mit einem Thurme). Von Raphael, geſtochen von W. Vaillant (Landon Vie et Oeuvres VII. Nro. 396). Eine andere von Raphael, geſtochen v. Beatricet (Landon Vie et Oeuvres VII. 95). Ueber Raphaels ſchöne und geiſtvolle Figur der heiligen Barbara in der Madonna di S. Sisto. S. im I. Thl. S. 291. — Von Mich. Coris (bei Boiſeré), lithographirt von Strixner (Kunſtblatt 1824, Nro. 62, u. 1825, Nro. 48). Eine anmuthige, jugendliche Geſtalt. Sie lieſt in einem Buch, und die fromme Betrachtung, worin ſie vertieft iſt, verbreitet über ihr Antlitz hohe Ruhe und Milde. — Ein großes, ſchönes Bild von der Marter der heiligen Barbara von Giorgione ſieht man zu Venedig in der Kirche S. Maria formosa. — St. Barbara umgeben von vielen Jungfrauen, von Joſ. Mazzuoli in der Kirche ihres Namens zu Ferrara iſt ein Bild von unbeſchreiblicher Anmuth. Alle die ſchönen Figuren ſcheinen zu athmen.

Die Marter der heiligen Cosmas und Damian. Von Salvator Roſa, geſtochen v. Peter Simon. Während die Heiligen auf dem Holzſtoße liegen, ſchlagen die Flammen, anſtatt ſie zu verzehren, nach allen Seiten aus, die Henker und die verſammelten Zuſchauer, die ſich an dem Schauſpiele zu weiden kamen, ergreifend. Die Beſtürzung und der Schrecken ſind trefflich ausgedrückt.

Des Gervaſius und Protaſius Martertod. Nach Euſtach Leſueur auf Glas en Grisaille gemalt, von Franz Perrin. Schöne Compoſition, von trefflichem Ausdruck, ſehr gut ausgeführt (Le Noir Hist. des Arts, p. 371).

Das Marterthum des heiligen Julianus von Ch. Allori (im Palaſte Pitti). Die blühende Jünglingsgeſtalt des Märtyrers iſt vortrefflich.

Die heilige Apollonia, von Guido Reni, geſtochen von Nicolet.

Die heilige Martina von Peter von Cortona, geſtochen von N. Delaunay, ſodann von Dambrun für die Galerie Filhol VI. 373, beſſer von Betellini (Musée fr. I. 7, Tabl. de Florence XXX. 4). Die Heilige kniet auf dem Scheiterhaufen, vertrauensvoll zum Himmel blickend, der aus Gewitterwolken über ihr ſich ſtralend öffnet. Inzwiſchen treibt ein Regen das Feuer von ihr weg, welches jedoch mehrere der Umſtehenden ergreift. Der Ausdruck hoffnungsvoller Begeiſterung der Heiligen iſt ſehr ſchön.

An des Tiepolo Marter der heiligen Agatha (in Padua) wäre viel Schönes und Gutes zu rühmen. Aber das Abſchneiden der Brüſte durch den Henker ſchickt ſich doch für keine maleriſche, am wenigſten für eine kirchliche Darſtellung.

Die heilige Chriſtina von Joh. Schoorel (in der Boiſeré'ſchen Sammlung), meiſterhaft lithogr. von Strixner. Die Heilige (etwas über halbe Figur) hält in der Linken die Palme; mit der Rechten ſtützt ſie ſich auf den Mühlſtein, an welchem ſie ins Meer geworfen werden ſoll. Im ſchönen Antlitz ſpiegelt ſich eine reine Seele voll Ruhe und Feſtigkeit. Das Coſtüm iſt aus des Künſtlers Zeit. Den Grund bildet eine reiche Landſchaft (Kunſtblatt 1825, Nro. 46. S. 182).

Das Marterthum der heiligen Afra. Von Paul von Verona (zu Brescia . — Vortreffliche große Compoſition mit Köpfen vom ſchönſten Ausdruck. Ein Wageſtück des Malers iſt es, daß man hier Hände ſieht, wozu die Köpfe, und Füße, wozu die Leiber nicht ſichtbar ſind (Cochin Voj. III. 221).

Die heilige Urſula. Ihre Einſchiffung mit ihren Gefährtinnen: Von Claude Lorrain, ſchön geſtochen von Joh. Fittler. — Nach der Legende dieſer Heiligen ſieht man ein in Erfindung und Ausdruck, Anordnung und Bewegung der Figuren ausgezeichnetes Bild von Victor Carpaccio in St. Urſula zu Venedig (Lanzi franzöſ. Ausgabe III. 52. Maier Beſchreibung von Venedig I. 129); ſodann in dem Dome zu Cöln ein Bild auf einem Altarflügel, das einem (unbekannten) Meiſter Wilhelm zugeſchrieben wird. Es iſt von großer einfacher Schönheit. St. Urſula ſtehend, ſenkt demüthig den Blick. Hinter ihr ſieht man viele ſchöne jungfräuliche Köpfe voll Andacht.

Die heilige Genovefa (Schutzpatronin von Paris): Von Karl Vanloo, ſehr ſchön geſtochen von J. J. Baleſchou. Sie ſitzt als Hirtenmädchen leſend in einer Landſchaft. Schaaſe neben ihr. Oben erſcheinen zwei kleine Cherubine. Sanfte Unſchuld iſt der Ausdruck der Heiligen; doch iſt dieſer nicht ſehr bedeutend, ihr Gewand iſt zu modern, und ihrem Geſichte ſowohl, als dem der Engel wäre mehr Anmuth und Heiterkeit zu wünſchen (Hagedorn Briefe über Kunſt. S. 147). — Auch von Vanloo's Schüler Dojen iſt in einer Kapelle der Kirche St. Rochus zu Paris ein ſchön gedachtes und geordnetes Bild von kräftigem und rührendem

Ausdruck (im Umriß in Landons Annal. III. 18—21). Es ſtellt vor, wie die Stadt Paris auf der Heiligen Fürbitte vom Untergang gerettet wird (Fiorillo III. 326. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, VII. 186 ꝛc.). — Ein neues großes Bild von einem Franzoſen Schnetz, wo die Heilige in dem belagerten Paris auf einer Treppe an eine Menge Nothleidender Gaben austheilt, iſt von großer Wahrheit im Ausdruck und von trefflicher Wirkung (Kunſtblatt 1824. Nro. 53). — In dem ohnlängſt fertig gewordenen herrlichen Freskogemälde von Gros, an der großen Kuppel von St. Genovefa zu Paris, iſt die Heilige, ſitzend, ein Lamm und einen Hirtenſtab zu ihren Füßen, eine Raphaeliſche Figur in ſchöner Geſtalt, Anmuth des Ausdrucks und Einfachheit des Faltenwurfs. Die Umgebungen aber, voll ſchmeichelnder Allegorien, ſind zu ſehr aus der alten und neueſten Profangeſchichte Frankreichs genommen, um von einem unbefangenen Beurtheiler für würdig und paſſend erachtet zu werden, den Tempel des Allerheiligſten zu zieren.

Mehrere Scenen aus der höchſt rührenden Legende der Genovefa v. Brabant (ſchön beſchrieben von Tiek und Chriſtoph Schmid) ſind mit vielem Geiſt in ſchönen Umriſſen dargeſtellt, von den Gebrüdern Riepenhauſen (in altflorentiniſchem und altdeutſchem Style), und ſpäter ſehr ſchön und andächtig in 15 lithographirten Blättern von Joſ. Führich (Kunſtblatt 1826. Nro. 5).

Wir wenden uns nun zu den heiligen Kirchenvätern, und da begegnen wir zuerſt der Verſammlung der lateiniſchen und griechiſchen, in der herrlichen Diſputa des Raphael (geſtochen von J. Volpato); Figuren, die ſich uns in ſchönen, geiſtreichen Stellungen und Wendungen, mit dem Ausdrucke lebendiger Wahrheit, tiefem Ernſt und frommer Begeiſterung darſtellen.

Die vier lateinischen Kirchenväter, Hieronymus, Augustin, Ambroſius und Gregor und noch zwei andere unterreden ſich über die Jungfrauſchaft Mariä: Von **Guido Reni** (im Schloß Eremitage zu Petersburg), meiſterhaft geſtochen von **W. Scharp**. Alle Figuren ſind von dem ſchönſten Ausdrucke tiefen Nachſinnens und frommer Innigkeit. Während ihrem Forſchen erſcheint oben die Jungfrau ſelbſt in weißem Gewande, die Hände auf der Bruſt gekreuzt und zum Himmel blickend. Ein Engel begleitet ſie, und ein anderer ſchwebt heran. Doch iſt erſt dem im Vorgrund ſitzenden Hieronymus und dem tiefſinnigen Ambroſius hinter dem Tiſche zur Rechten die Erſcheinung ſichtbar (F. **Hand** Kunſt und Alterthum in St. Petersburg I. 206 fg.). — Von **Abrah. Blömärt**, meiſterhaft geſtochen von **Cornelius Blömärt**. Die Geſichter voll Kraft und Würde; der Ausdruck gemüthlich; die Anordnung von großem Geſchmack. Schöne Formen und die Drappirung gut behandelt, Licht und Schatten von ſtarker Wirkung (**Füßli** IV. 92). — **Die nämlichen vier Kirchenlehrer ſich darüber beſprechend.** Von **P. P. Rubens**, trefflich geſtochen von **C. van Dalen**, auch von **Corn. Gallé** und von **Heinrich Sneyers**. — Die nämlichen vier Kirchenväter, **ſchreibend über das Geheimniß der Euchariſtie**; ſtehende Figuren, trefflich charakteriſirt. Hieronymus hält den andern die heilige Schrift vor, und mit gelaſſener Ueberzeugung deutet er auf eine Stelle, während Gregor mit Lebhaftigkeit ein Blatt umzuwenden im Begriff iſt; die andern zwei Väter ſind mit unbefangener Aufmerkſamkeit zuhörend (**Füßli** IV. 166). — **Die nämlichen** von **Erasmus Quellyn** (**Landon** Annales XIII. 93). Ein Bild voll kräftiger Wahrheit. — Die nämlichen Kirchenväter, in Betrachtung über die unbefleckte Empfängniß Mariä, von **Doſſo Doſſi** (in der königlichen Galerie zu Dresden, **Demian** S. 238.

Nro. 109), geſtochen von Phil. Andr. Kilian. In der Höhe ſieht man Gott Vater in einer von Engeln umgebenen Glorie, auf der Weltkugel ſitzend, und die Hände ſegnend auf das Haupt der Madonna legend, die in tiefer Demuth vor ihm kniet. Unten ſitzt rechts Papſt Gregor der Große im Rauchmantel, die Tiara auf dem Haupte, mit Ernſt nachdenkend, eine Feder in der Rechten, eine Tafel in der Linken. Hinter ihm St. Auguſtin und Ambroſius im biſchöflichen Ornat in gleicher Beſchäftigung. Links ſitzt Hieronymus ſtaunend in die Höhe blickend. Die Anordnung, der Ausdruck, die Harmonie und Wirkung des Ganzen ſind bewunderungswürdig.

Der heilige Chriſoſtomus, Cyrillus, Joh. Damaszenus und Athanaſius, von Dominichino, geſtochen von Fr. Bartolozzi (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 20). Vortreffliche Figuren. So auch der heilige Gregor von Nyſſa, der heilige Gregor von Nazianz, der heilige Baſilius und der heilige Nikolaus, von Dominichino, geſtochen von Bartolozzi (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 19).

Der heilige Baſilius, der in Gegenwart des Kaiſers das heilige Meßopfer entrichtet, von Peter Subleyras in der Karthäuſerkirche zu Neapel, iſt ein imponirendes Bild (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 303) voll Kraft und Wahrheit.

Die heiligen Baſilius und Gregorius von Ph. Champagne, beide geſtochen von G. Edelinck, ſind würdige Figuren.

Der heilige Auguſtin allein von Rubens, geſtochen von Alex Voet dem jüngern. — Von Ph. Champagne, geſtochen von Edelinck.

Vom St. Hieronimus in einſamer Betrachtung haben wir drei ſchöne ausdrucksvolle Bilder von Spagnoletto, geſtochen von ihm ſelbſt. In allen dreien ſitzt er in felſigter Wildniß, einen Löwen zur Seite; in zweien wird er aus ſeiner Vertiefung in

Schriften durch den ſeitwärts kommenden Schall (in dem einen Bilde durch umſtralte Trompeten angedeutet) aufgeweckt; neben ihm ſind Bücher und ein Todtenkopf. Aus dem von Alter und Kaſteiung dürr und welk gewordenen Körper leuchtet ein ſtarker und andächtiger Geiſt (Füßli III. 225). — Der heilige Hieronimus in der Wildniß an einem Schreibtiſch von Dom. Ghirlandajo in der Allerheiligenkirche zu Florenz iſt ein höchſt ausgezeichnetes Stillleben. — Werthvoll iſt ein Bild v. Dominichino, den Heiligen in Betrachtung in der Wildniß darſtellend, geſtochen von Matth. Dequevauvilliers (Landon Vie et Oeuvres du Dom. III. Pl. 118); ferner von Ant. Baleſtra, geſtochen von Carl Orſolini; von Ph. Champagne, geſt. von G. Edelinck. — Von van Dyck, geſtochen von D. Beauvais und von Gallé. — Von Hannib. Caracci, geſtochen von ihm ſelbſt. Der Heilige hält inbrünſtig betend das Kruzifix in der Hand. — Von Albr. Dürer, trefflich geſtochen von ihm ſelbſt. Der Heilige in einer Wildniß zwiſchen ſchroffen Felſen betet ſitzend mit gefalteten Händen vor einem Kruzifixe, das an der Eck eines Tiſches ſteht; links liegt der Löwe (Heller I. B. 11. Abthl. S. 453). Noch vorzüglicher iſt der meiſterhafte Kupferſtich von Dürer (v. 1514). Ein lebhaftes Licht fällt durch zwei Glasſcheiben-Fenſter mit Widerſchein auf die Einfaſſungsmauer. Der Heilige (eine ernſte, würdige Geſtalt) ſitzt vor einem Pult in das Schriftſtudium vertieft. Im Vorgrund ein Löwe und ein Fuchs (wohl als Symbole ächter und falſcher Weisheit, oder des Muths und des Scharfſinns des Heiligen)! Ein Theil des Geräthes im Zimmer, z. B. der Roſenkranz, der Weihkeſſel iſt der hiſtoriſchen Wahrheit entgegen (Vergl. Heller I. B. 2. Abthl. S. 449).

Der ſterbende heilige Hieronimus von Dominichino (jetzt im Vatikan), trefflich geſtochen von Jak. Frey, weniger gut von Jak. Traballeſi, Cäſ. Teſta, Heinr. Bauvent (Musée fr. V.), von Fr. Perrier, von B. Farjat, von Franz Pigeot (für die Galerie fr. p. Filhol VII. 433), und jezt ſehr ſchön v. Alex. Pet. Tardieu (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 325.—332, Landon Annales I. 117, Vie et Oeuvres I. Pl. 33, Manuel du Musée fr. II. Nro. 2). Eines der größten Meiſterſtücke der Malerei. Die Scene iſt eine offene Kapelle mit einem Altar, auf dem ein Cruciſix zwiſchen brennenden Kerzen (?) ſteht. Hier wird der Heilige, der vor Entkräftung faſt zuſammen ſinkt und deſſen Oberleib ganz entblöst erſcheint, von einem jungen Manne an den Achſeln emporgehalten, um das heilige Abendmal zu empfangen. Obgleich ſein ganzer Körper einer Ruine im äuſſerſten Zerfalle gleicht, ſo iſt doch alles daran durch emporſtralende Geiſteskraft veredelt. Auf der einen Seite hält ihm einer die ſinkenden Hände, welche eine zwiſchen dem Heiligen und dem Prieſter angebrachte ältliche Weibsfigur küßt; auf der andern Seite knieet ein anderer weinend. An allen dieſen Figuren, die mit dem Heiligen die eine Gruppe bilden, iſt der Ausdruck theilnehmende Bewunderung, Liebe und Trauer; die leztere iſt auch an dem Geſichte des Löwen auf der linken Seite ſichtbar. Nun kommen wir zu der zweiten Gruppe. Von bewunderungswürdigem Ausdruck iſt das Geſicht des dem Tode nahen Greiſen; durch die eingefallenen Muskeln und matten Augen ſtralt hohe Sehnſucht, Vertrauen und Andacht. Ehrwürdig iſt die Geſtalt des das Abendmal reichenden Prieſters. Neben dem Prieſter ſteht der Diakon, der den Kelch hält, und nahe bei dieſem ein Kirchendiener, ein geſchloſſenes Buch in der Hand. Beide haben eine ihrem Amt angemeſſene Haltung. An allen Figuren iſt der ihnen zukommende Charakter trefflich bezeichnet. Ort, Zeit, Ausdruck, Coſtüm, alles iſt wahr, ſchicklich, edel, überlegt. Doch die Hauptperſon zieht, wie ſich's gebührt, das Auge vor Allen auf ſich. Auch ſind alle gegen ſie gewandt, oder doch mit ihr beſchäftigt. Und um auch des Himmels Theilnahme anzudeuten, ſchauen in der Höhe viele ſchwebende Kinderengel der Handlung zu. — Früher dargeſtellt und von großem Verdienſt iſt der nämliche Gegenſtand von Auguſt Caracci bei den Karthäuſern (jetzt in der Akademie zu Bologna). Hier iſt der Heilige nicht ſo abgezehrt und hinfällig, aber doch wird er von den Umſtehenden gehoben. Er iſt voll inniger Andacht und Sehnſucht, die Hände kreuzweis auf der Bruſt. Alles in der Umgebung trägt bei, die Feierlichkeit der Haupthandlung zu erhöhen. Die alte Frau (St. Paulina) berührt hier nicht, wie bei Dominichino, mit ihren Lippen die Hand des Sterbenden. Aber es naht ihm der Löwe, und leckt ihm zärtlich die Füße (Siehe die Vergleichungen beider Gemälde in Felsina Pittrice IV. 318, und bei Richardſon, S. 570 ꝛc. S. auch Thierſch Reiſen I. 353). — Ein Bild von Carpaccio in St. Girolamo zu Venedig (Maier I. 247) ſtellt den heiligen Hieronymus vor, wie er die letzte Oelung empfängt, und ein anderes, wie er, von Mitbrüdern umgeben, todt auf der Erde liegt. 14)

Der heilige Ambroſius: Von J. Bapt. Champagne, geſtochen von G. Edelinck.

Der heilige Ambroſius dem Kaiſer Theodoſius den Eintritt in die erzbiſchöfliche Kirche zu Mailand verweigernd, bevor er wegen des Blutbads zu Theſſalonich Buße

---

14) Des heiligen Hieronymus Geſchichte von Wohlgemuth in der kaiſerlichen Galerie zu Wien auf einem Altarbild in einer Reihe von Landſchaften. In allen Geſichtern Geiſt und Wahrheit. Im Beiwerk ausnehmender Fleiß (S. Briefe von einer Reiſe durch Italien ꝛc. von W. Chr. Müller. Altona 1824. I. 116).

gethan. Von P. P. Rubens (in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien), meiſterhaft geſtochen (1784) von Jakob Schmutzer (Füßli kritiſches Verzeichniß IV. 178). — Ein prachtvolles, herrliches Bild vom ſchönſten, ſtärkſten und wahrſten Ausdruck. Im Geſichte des Heiligen, der, eine ehrwürdige Greiſengeſtalt, im biſchöflichen Kirchenornat auf den Stufen des Kircheneingangs ſteht, zeigt ſich ein kraftvoller Abſcheu vor der Blutſchuld; er ſcheint zu ſprechen: wie wagt ein vom Blute unſchuldiger Tauſende Befleckter dies Heiligthum zu betreten? In des Kaiſers Geſichte, der, Knie und Rücken vorgebeugt, mit flehender Miene ſein belorbeertes Haupt gegen den Erzbiſchof emporrichtet, gewahrt man einen Zug von Reue und ſtarkem Verlangen nach Ausſöhnung mit Gott und ſeiner Kirche, in den umſtehenden Kriegern aber düſtern Ernſt und Erſtaunen über das, was vorgeht; bei den Kirchendienern Zeichen ſtillen Beifalls. Ambroſius erſcheint hier als das Organ des im Biſchofthum durch das Chriſtenthum geſtifteten Tribunats, eines Amts des Friedens, der Milde und Humanität, das nach der Vernichtung aller öffentlichen Freiheit die Vermittelung ausübte zwiſchen der Willkühr der Gewalt und dem Elende des mißhandelten Volkes.

St. Ambroſius predigt dem Volke. Von J. B. Tiepolo, von ihm ſelbſt gezeichnet und geſtochen.

Die Buße und die Taufe des heiligen Auguſtin. Von Gerard Laireſſe in der Urſuliner-Kirche zu Lüttich (Descamps Art. Laireſſe). Von der Taufe dieſes Heiligen iſt auch ein ſchönes Bild von Alphons Rivarola (Chenda) in der Kirche des heiligen Auguſtin zu Ferrara; die Scene iſt ein Tempel von ſchöner Bauart; die Perſpective vortrefflich.

Der heilige Papſt Gregor, der die Armen ſpeiſt. Von Paul von Verona bei den Serviten zu Vicenza. Große, reiche Compoſition von ſchöner Harmonie und perſpectiviſcher Wirkung. In einer offenen Säulenhalle ſitzt neben dem Heiligen Chriſtus als Pilger verkleidet zu Tiſch. Auf der einen Seite werden über eine Stiege die Speiſen zugetragen, auf der andern die Armen bewirthet. Der Gegenſatz zwiſchen dem kraftvollen, ernſten Ausdrucke des Papſts und dem in ruhiger Einfalt ſprechenden Chriſtus iſt vortrefflich (Thierſch Reiſen I. 96). — St. Gregor, der ſeine Homilien einem Geiſtlichen in die Feder dictirt; beide ſitzend. Von Vanloo, geſtochen von Dupuis (1770).

Der heilige Nilus, der einen beſeſſenen Knaben mit dem Oel aus der Lampe heilt, die vor einem Altar hängt: Von Dominichino (in der Kirche von Grotta ferrata unweit Albano), geſtochen von A. Pazzis, aber beſſer von Ruſchway (Landon Vie et Oeuvres du Dom. I. Pl. 11). Meiſterhafter Ausdruck in allen Perſonen, beſonders der des ruhigen Vertrauens im Geſichte des Heiligen, und des gläubigen, aber doch bangen Erwartens des Vaters, der den Knaben feſthält, welcher letztere in einem krampfhaften Zuſtande ſich befindet. Am tiefſten ergriffen iſt die den Blick auf den Wundermann heftende knieende Mutter. Zagen und Hoffnung kämpfen auf den Geſichtern der Umſtehenden. Unter ihnen zwei Knaben, wahrſcheinlich Brüder des Unglücklichen; der eine voll Angſt; der andere voll Erwartung. Hinter dem Heiligen knieet ein Mönch innig betend (Stolberg Reiſe IV. 359. Speth Kunſt in Italien III. 177).

Der heilige Sulpitius in der Verſammlung der Biſchöfe. Von Ph. Champagne, geſtochen von Nik. Pithau.

Der heilige Martin zerſchneidet ſeinen Mantel, um einen armen Nackenden zu bekleiden: Von Barthol. Franceſchini, geätzt von J. Traballeſi. Der Ausdruck iſt gut, aber die Tracht verfehlt.

Von van Dyck, geſtochen von Dambrun (Galer. fr. p. Filhol. III. 212. Landon Annales VII. 17. Galerie du Musée Napol. Pl. 212). — Von P. P. Rubens (zu Buckinghamhouſe. Göde IV. 28). Eine ſehr ausdrucksvolle und ſchön angeordnete Vorſtellung. Der Heilige, eine edle Kriegergeſtalt zu Pferde, hat das Schwerdt gezogen, im Begriff ein Stück von ſeinem Scharlachmantel abzuſchneiden. Vor ihm knieet eine nackte männliche Figur mit ausgeſtreckten Armen, in demüthiger Stellung. Durch die Nebengruppe aber ſcheint mir die Einheit des Eindrucks eher zu verlieren als verſtärkt zu werden. Neben jenem Armen ſieht nämlich ein Kranker mit verbundenem Kopf, ein Bild des Elends, und eine Frau ihm zur Seite drängt ſich zum Heiligen mit rührendem Blick ihm ihr Kind entgegenhaltend. — Sehr gerühmt wird ein neues Bild von Schnetz wegen Einfachheit und großer Wirkung, ſowohl in der Hauptperſon und ihrem Pferde, als in dem Armen, der, mit dem Rücken an einen Holzbündel gelehnt, von Froſt erſtarrt, zuſammengeſunken iſt (Kunſtbl. 1824. Nro. 99).

Die Zuſammenkunft der beiden Väter der Einſiedler St. Anton und St. Paulus: Von Guido Reni (in der Giuſtinianiſchen, jetzt königl. Galerie zu Berlin). Beide mit dem Gepräge ihrer ſtrengen Lebensweiſe, ſitzen einander gegenüber. Oben in einer Glorie ſieht man die Madonna, das Kind in den Armen, von Engeln begleitet. Tiefer zeigt ſich ein Rabe, ein Brod im Schnabel. Die Ausführung iſt vortrefflich. — Von C. Crayer (Landon Annales XIV. 33). — Des Paulus Leiche, von einem Löwen verſcharrt, wird vom heil. Anton gefunden: Von Daniel Crespi (zu St. Victor in Mailand). Zwei Engel tragen die Seele des Paulus davon, die als weiſſes, weibliches Weſen (?) dargeſtellt iſt. Die beiden Engel ſind ſehr ſchön; die beiden Heiligen würdige Figuren, beſonders der Todte (Cochin Voy. en Ital. I. 37). — Von Dom. Fiaſello (in der Auguſtiner-Kirche zu Genua (Lanzi franzöſ. Ausgabe V. 117). 15)

Der heilige Nikolaus von Alexander Bonvincino zu Brescia (Lanzi III. 163). Ein Greis ſtellt dem Heiligen einige Kinder (verlaſſene Waiſen) dar. Beſſer thät' es vielleicht ihr Schutzengel. Die Idee wäre zugleich mehr maleriſch.

Conſtantin (der Große genannt), wie er vor der Schlacht mit Maxentius das feurige Kreuz erblickt. Von Raphael, geſtochen v. F. Aquila (Landon Vie et Oeuvres VI. Nro. 301). Der Kaiſer vor ſeinem Zelt, umgeben von ſeinen Kriegsoberſten und den Feldzeichen, erblickt erſtaunt am Himmel das Kreuz (von Engeln getragen) und die Worte: in dieſem wirſt du ſiegen! Die Umſtehenden theilen mit ihm ſichtbar die Verwunderung, aber auch die Zuverſicht des Sieges. Die Figur des Zwergen im Vorgrunde, der ſich eine große Sturmhaube auf den Kopf ſetzt, ſpielt ins Komiſche, und ſcheint ein Zuſatz (Hors d'oeuvre) des Julio Romano zu ſeyn.

Die Taufe Conſtantins durch den Pabſt Silveſter. Von Raphael, geſtochen von F. Aquila (Landon VI. 302). Die Taufhandlung iſt einfach. Der knieende Kaiſer, der taufende Pabſt und die vier Kirchendiener bilden eine ſchöne Gruppe, und

---

15) Bekanntlich wird dem heiligen Einſiedler Antonius ein Schwein, als Zeichen ſeiner heroiſchen Beſiegung der Fleiſchesluſt beigegeben. Das Sinnbild iſt, man muß es geſtehen, ſonderbar gewählt. Die Bilder von der Verſuchung des heiligen Anton von Pet. Cagliari, Breughel, de Voß u. A. ſind weit mehr anſtößig als erbaulich, ſo ſehr ſie als Erzeugniſſe einer ausſchweifenden Künſtlerphantaſie ergötzen mögen.

haben alle den angemeſſenen Ausdruck. Die zwei Leuchter tragende Knaben auf der höhern Stufe ſind ſchöne, lieblichen Figuren. Zwei junge Prinzen in Kriegskleidung nehmen keinen Antheil. Dagegen naht ein Alter mit zwei Kindern (alle nackt) herzu voll Begierde ſich auch taufen zu laſſen.

Unter den vielen Bildern von der Auffindung des Kreuzes durch die heilige Helena mag hier desjenigen zu Urbino von Ant. Palma dem jüngern erwähnt werden, Lanzi (franzöſiſche Ausg. III. 245) ſagt: es ſey reich an Figuren und voll Schönheit und Mannigfaltigkeit im Ausdrucke.

Der heilige Leo Pabſt, der den Attila von dem Vorrücken nach Rom abhält. Von Raphael (Wandgemälde im Vatikan), ſchön geſtochen von J. Volpato. Das Vorzüglichſte in dieſem herrlichen Bild iſt der Gegenſatz zwiſchen der hohen, friedlichen, ſichern Ruhe und Zuverſicht in der Gruppe des heiligen Pabſts und ſeiner Umgebung, und der ſchreckenvollen Unruhe in dem Hunnen-König, dem ein nur ihm erſcheinendes himmliſches Geſicht der Apoſtel Peter und Paul, die ſich nicht wie Würgengel, aber mit ſtillem furchtbar mächtigem Ausdruck gegen ihn bewegen, Entſetzen einflößt, während in ſeinen rohen und wilden Gefährten Staunen und Aerger ſich äuſſern, daß ihr König, der emporſchauend den Leib plötzlich ſchaudernd zurückbeugt, mit einem Wink den Rückzug befiehlt. Das Heer iſt von Verwirrung ergriffen. Alles iſt von dem Künſtler meiſterhaft benutzt, um den Gegenſatz recht zu heben. Während im Hintergrund ein unabſehbares Heer der Barbaren aus den Gebürgsſchluchten in die Ebenen ſtrömt, ſcheint um Attila her unverſehens Alles von Betroffenheit ergriffen; hinter ihm wendet ſich ſchon die Feldmuſik zur Flucht, Die Pferde zittern und bäumen ſich zurück. Ueber dem verwirrten Heere ſchwärzt ſich der Himmel und es ſcheint ein Sturmwind zu wehen, der ſeine Fahnen zu zerreiſſen droht. Selbſt der langſame Schritt der Maulthiere des Pabſts und ſeines Gefolges im Vergleich mit den wild ſich bäumienden Streithengſten der Gegner dient zur Erhöhung des bezeichneten Gegenſatzes. 16)

Der heilige Georg, den Drachen erſtechend (eigentlich eine allegoriſche Darſtellung). 17) Von Raphael haben wir zwei Bilder voll Leben und Ausdruck, das eine geſtochen von Nik. Larmeſſin, dann von J. B. Petit (Musée fr. V.), von Riquet (Galerie fr. p. Filhol, I. 19, Landon Annal III. 37, und Vie et Oeuvres de Raphael VI. Nro. 333, Receuil Crozat I. 16), eine andere von Raphael (jetzt in der kaiſerl. Galerie zu Petersburg, F. Hand Kunſt und Alterthum I. 106, Landon Annal. IV. 131, und Vie et Oeuvres VI. Nro. 334, Receuil Crozat I. 36). — In dem erſtern Bilde ſitzt der heilige Georg auf einem weißen Pferde, behelmt und ein Schwert ſchwingend. Die Lanze ſtieß er dem Drachen in den Leib, und ſie brach; die Trümmer liegen am Boden und ein Theil ſteckt in des Drachen Bruſt. Noch einmal bäumt ſich das Unthier, und Georg will es

---

16) Vergl. Bellori descrizione delle pitture di Raphaele nel Vaticano. Roma. 1821. Der Verfaſſer vergleicht p. 71 die Erſcheinung, welche den Attila erſchreckt, mit der der Furien: Cosi la Tragœdia espone alla vista le furie Aletto, e Megera, che con gli angui e con le faci flagellano inocenti, altesé per li rimorsi interni de' loro falli. Vergl. Propiläen I. 2. St. S. 89, und Quatremere Hist. de Raphael p. 107. Winkelmann über die Nachahmung griechiſcher Werke, §. 91, Brauns Raphael S. 245.

17) Ohnweit Berytus, jetzt Bairut in Syrien, ſoll der Schauplatz des berühmten Kampfes geweſen ſeyn, den man noch jetzt in vielen chriſtlichen Gebäuden Syriens dargeſtellt findet (S. Jolliffes Reiſe in Paläſtina S. 3).

mit dem Schwerdt erlegen. In der Ferne ſteht die gekrönte Prinzeſſin Clodelinde. — Im andern Bilde ſprengt St. Georg auf einem weißen Pferde voll Kraft und Feuer heran, und durchbohrt mit einem langen Spieße das Unthier, das ſich mit gierigem Rachen empor windet. Im Hintergrund einer Landſchaft iſt eine roth gekleidete weibliche Figur betend auf die Knie geſunken. (Daß der Maler den heil. Ritter mit dem Orden des blauen Hoſenbandes geſchmückt hat, iſt ein Compliment für Heinrich VIII., für den das Bild gefertigt wurde.) — Das ſchöne Bild von Titian, geſtochen von Corn. Cort, zeichnet ſich weder durch Klarheit, noch Sittſamkeit aus. Man ſieht hier eine ganz nackte Schöne, die der Drachen-ähnliche Lindwurm bedroht. Sie ruht behaglich, und muß wohl den Feind nicht gewahren. Oder käme etwa ihre Ruhe von der Zuverſicht auf den aus düſterer Gewitterwolke auf einem feuerſpeienden Löwen hervorſtürzenden geharniſchten Ritter (St. Georg)? Aber nichts deutet an, daß die Schöne ihn ſehe (Vergl. Göthe's Kunſt und Alterthum IV. 3. S. 32 und fg.). — Gleichfalls ein allegoriſches Bild iſt St. Chriſtoph, der das Kind Jeſu (den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt) auf ſeinen Schultern über die Wellen trägt. 18) Von Hans Hämmeling

---

18) Dieſe Darſtellung gründet ſich auf der Erzählung der mährchenreichen Legenda Aurea: Ein Einſiedler habe den Chriſtoph ermahnt, daß er ſich dem mildthätigen Geſchäfte, die Reiſenden über den Fluß zu tragen, widme; dadurch werde er Chriſto gefallen und Ihn bewegen, ſich ihm zu offenbaren. Hierauf habe er einſt einen Knaben hinübergetragen, und es ſey ihm geweſen, als trüg' er die ganze Welt auf den Schultern. Als er dies dem Knaben geäuſſert, habe ſich ihm dieſer als Den zu erkennen gegeben, der die ganze Welt erſchuf.

haben wir an Zeichnung, Färbung und Ausdruck treffliche Bilder; das eine in der Spitalkirche St. Juliana zu Brugge, jetzt in der daſigen königlichen Akademie (einige Zeit im Muſeum zu Paris, Descamps I. 14, ſeine Reiſe 315. Fiorillo's kleine Schriften artiſtiſchen Inhalts II. 311 u. fg. Joh. Schopenhauer Joh. van Eick I. 145). Geſtützt auf einen Baum, den er in der Hand hält, trägt er auf dem Rücken den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt durch die im Morgenroth ſchimmernden Wellen eines breiten, von hohen Felſenufern umgebenen Stromes. Oben auf einem Felſen links ſteht ein Einſiedler mit einer Leuchte; unten rechts der heil. Benedict und der heil. Aegidius. — Das andere Bild in der Boiſeré'ſchen Sammlung (Joh. Schopenhauer I. 155), meiſterhaft lithogr. v. Strixner, hat mit dem erſtern viele Aehnlichkeit. Der fromme Reiſende ſchreitet bedachtſam fort in den ſchimmernden Wogen, blickend nach dem göttlichen Kind auf ſeinem Rücken, mit dem Ausdruck der ſichern Ruhe, der freundlichen Verwunderung und des Wonnegefühls, die Gottheit zu tragen, deren Gegenwart durch alles in der umgebenden Natur gefeiert wird. Göttlich erhaben und mild bei aller kindlichen Anmuth iſt das Kind Chriſtus; das Haupt von himmliſcher Glorie umfloſſen, hebt es die rechte Hand gen Himmel. Oben der Eremit mit dem Lämpchen. Doch die Sonne ſteigt prächtig aus dem unabſehbaren Wellenbette. Der Strom wird zum Lichtmeer (Kunſtblatt 1824. Nro. 45). — Auch die Figur des Chriſtoph mit dem göttlichen Kind auf der Schulter in einem Votivbilde des Galeazo Campi (Vidoni Pittura Cremonese, p. 71) iſt ausnehmend ſchön und von preiswürdigem Ausdruck. — Großes Lob gibt Cochin (Voj. d'Ital. III. 12) einem Freskobild von Titian zu Venedig; die Köpfe ſeyen bewunderungswürdig ſchön, und die Zeichnung grandios und genau.

St. Georg weigert ſich den Götzen zu opfern. Von P. Rotari, ſchön geſtochen von Camerata.

Die Marter des heiligen Georg. Von Paul Veroneſe. Reiche, ſchöne Compoſition. Der Heilige knieend, bis auf die Bruſt entkleidet, wird von einem Kriegsknecht umfaßt. Ein Götzenprieſter redet ihm zu, dem Apollo zu opfern. Doch ſein Blick erhebt ſich zur Glorie, in der die Madonna, umgeben von Apoſteln und Engeln, über ihm ſchwebt. Die Hauptfigur iſt meiſterhaft, und die Theilnahme der Himmelsbewohner mit Vermeidung zu ſtarker Affekte, die nur der Erde angehören, dargeſtellt (Landon Annal. XII. 25. Manuel du Musée fr. IX. Nro. 6. Thierſch Reiſen I. 61). — Von Rubens (in einer Kirche zu Liere) ein trefflich ausgeführtes Bild (Descamps Reiſe 144). — Das Nämliche von Luk. Cambiaſo in der St. Georgskirche zu Genua. Schöner Ausdruck in allen Figuren, gute Anordnung und kraftvolles Helldunkel (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 401).

Die Marter des heiligen Alexanders von Talpino (oder Salmeggia) in der Alexanders-Kirche zu Bergamo. Große Compoſition mit vielen Figuren, deren Ausdruck und Bewegung gleiches Lob verdienen. Man findet Raphaeliſche Schönheiten in des Talpino's Bildern (Dav. Bertolotti Peregrinazioni. Milano 1822. II. 25).

Ueber Titians Meiſterbild, den Tod Peters des Märtyrers darſtellend, iſt bereits S. 166, Note 10, einiges bemerkt worden. Ein älterer, dort nicht angezeigter Kupferſtich iſt von Bapt. Fontana. Die ſchöne Anordnung, die Contraſte, der Lichteffekt, die Landſchaft im Hintergrunde, die Harmonie des Ganzen ſind im höchſten Grade zu bewundern; eben ſo die Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks. Auch die zwei kleinen Engel, die vom Himmel herab ſchweben, ſind voll Lieblichkeit. Was kann indeſſen die Darſtellung, wie ein Kanibal, roh und wild, einen frommen, wehrloſen Gottesmann, ohne daß ein Beweggrund ſichtlich iſt, in der Einſamkeit mit einer Keule todt ſchlägt, während ein Mitbruder des Heiligen mit einer durch verdrehte Augen, aufgeſperrten Mund, vorgeſtreckte Arme, krummgebogenen Leib und vorfliegendes Gewand bezeichneten Angſt davon flieht, zur Erbauung der Beſchauer beitragen? — Immerhin bleibt dieſes Bild ein würdiger Gegenſtand für das Studium des Künſtlers (Vergleiche **Maiers** Beſchreibung von Venedig I. 121 fg.).

Das Gemälde, **St. Ivo** vorſtellend, von **Peter v. Cortona** in der Sapienz zu Rom iſt eine große, ſchöne Compoſition.

Der heilige **Bonifacius**, Apoſtel der Deutſchen. Von **Abr. Blömárt**, geſtochen von **Corn. Blömárt**. Eine Figur von großem und edelm Styl (**Füßli** IV. 97).

St. Benedikt: Von **Paul Veroneſe**, geſtochen von **Cosmas Mogalli**. Von **Ph. Champagne**, geſtochen von **St. Gantrel**.

Der heilige **Benedikt** erweckt ein Kind vom Tode: Von **Silveſter**, geſtochen von **Villerey** (Galerie fr. par **Filhol** III. 188). Trefflicher Ausdruck. Aus dem Leben des **heiligen Benedikt** enthält das Kloſter S. Michéle del Bosco zu Bologna eine Reihe ſchöner, geiſtreicher Gemälde von **Ludw. Caracci**. Schade, daß mehrere Handlungen einer wenig glaubwürdigen Legende entnommen ſind. 19) Eine ziemlich ausführliche Beſchreibung gibt **Richardſon** I. 53—58. Unter dieſen Gemälden ſieht man

---

19) **Leon. Spada's** Bild, gleichfalls zu St. Michele in Bosco, wo St. Benedikt die Teufel in die Lüfte jagt, die dann einen mit ſich weggehobenen Mönch, als zu ſchwer, wieder vom Kloſterdache fallen laſſen, welchem Spektakel ein Steinhauer unten zuſieht, wird man doch wohl als erbauliches Kirchenbild auch nicht gelten laſſen?

auch den ſterbenden Heiligen, von Mönchen umgeben, von Cavedone. Der Ausdruck iſt trefflich, höchſt einfach und rührend. Oben ſieht man den Heiligen, verklärt von Engeln emporgehoben (Richardſon, S. 39. Malvaſia II. 215 ꝛc.). — Im Kloſter Monte Uliveto zwiſchen Siena und Rom ſieht man eine Reihe von Darſtellungen aus dem Leben des heiligen Benedikt von Giov. Antonio Rozzi, Lukas Signorelli u. A. Man bemerkt darin große Lebendigkeit und kräftigen Ausdruck, auch ſchöne und anmuthige Figuren (Rumohr Forſchungen II. 387 ꝛc.). Auch die Gemälde aus Benedikts Leben von Solario (genannt Zingaro) in dem Kloſter St. Severin zu Neapel enthalten viel Treffliches (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 347). Endlich ſind auch die zehen Bilder von Bernard Parentino im Kloſter St. Juſtina zu Venedig trefflich ausgeführt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 70).

Der heilige Dyonis predigt das erſtemal in Paris. Von Joſeph Vien in St. Roche zu Paris (Landon Annal. III. 9). Mit dieſem ſchönen Bilde wetteifert ſehr glücklich ein neueres von Monſiaur (Landon Annales, Salon de 1814. Livr. I. p. 19).

Der heilige Januar kommt unverſehrt aus dem Glutofen, während das Feuer wüthend die Gerichtsknechte verzehrt. Von Spagnoletto (zu Neapel), radirt von Seb. Marcotti. Titianiſch im Colorit. Der Ausdruck ſtark und edel.

Der heilige Biſchof Apollonius theilt das heilige Abendmal aus. Von Romanino (zu Breſcia). Die reiche Verzierung des Tempels, der fromme Ausdruck des Heiligen und ſeiner Umgebung, die Mannigfaltigkeit der Figuren und der Sachen, und die treffliche Ausführung geben dieſem Bilde hohen Werth (Lanzi franzöſiſche Ausgabe III. 167).

St. Alexis (unter der Stiege). Er wird nach ſeinem Tode als Bettler erkannt. Von Bened. Lutti: Sehr ſchön und von pathetiſchem Ausdruck (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 267).

n: Der heilige Franz von Aſſiß in der Betrachtung der Leiden Chriſti. Von Hieron. Mutian, trefflich geſtochen in der Manier des Corn. Cort (zu Rom, 1568). — Von Hannib. Caracci ein Bild, geſtochen von N. Dorigny, wo der Heilige in reuevoller Betrachtung mit dem Ausdruck des tiefſten Seelenſchmerzes zu ſehen iſt, und ein anderes in der königlichen Galerie zu München, lithographirt von Piloty. Ein Engel deutet hier dem Heiligen auf ein Crucifix. Schöner Ausdruck. — Von Guido Reni, geſtochen von Rouſſelet (Landon Annales III. 89). — Von Dominichino iſt ein Bild geſtochen in punktirter Manier von F. John (für die Aglaja 1824). Der Heilige in andächtiger Betrachtung mit dem Ausdruck demuthvoller Ergebung verſunken vor einem Crucifix, neben dem ein Todtenkopf liegt. Ungemein innig iſt der Ausdruck in einem andern Bilde von Dominichino, ſehr gut geſtochen von F. Roſaſpina. Der Heilige, die Kapuzze überm Kopf, hält die Hände kreuzweis über die Bruſt; Thränen rollen ihm über die Wangen. Endlich iſt auch in dem Bilde von Dominichino, geſtochen von Colbenſchlag (Landon Vie et Oeuvres, Pl. 93) der Ausdruck inniger Andacht vortrefflich. Der Heilige knieet in einer Wildniß vor einem Crucifixe.

Der ſterbende heilige Franz v. Aſſiß. Von Dominik Ghirlandajo in St. Trinita zu Florenz. Das gelungenſte Geſchichtsbild dieſes Meiſters, der hier nichts verſäumte, um die Darſtellung möglichſt anziehend und befriedigend zu machen. Alles wirkt zur Förderung des Haupteindrucks: die kirchlichen und mönchiſchen Gebräuche, die naive Unbehülflichkeit junger Novizzen, die Intenſion des Ausdrucks in den Geſichtern älterer Mönche, die Lichtſpiele der Kerzen, die breiten Faltenmaſſen in der Mönchsbekleidung u. ſ. w. (Rumohr italieniſche Forſchungen II. 280). — Von Hannib. Caracci, geſtochen von Audran. Erhabene Ruhe im Geſichte des Sterbenden. — Von Rubens, geſtochen von H. Soayers. Er empfängt, emporgehoben von ſeinen Ordensbrüdern das letzte Abendmal. (Eine Vorſtellung von Franz von Aſſiß von dem Spanier Ant. Villadomat, nebſt andern ſeiner Bilder ſchätzte Mengs ſehr hoch (S. Fiorillo IV. 396.)

Der heilige Thomas von Aquin: Von Guercino (in St. Dominico zu Bologna). Edel, ſanft und geiſtvoll ſteht der Heilige zwiſchen zwei ſchönen Engeln (Hofſtätter II. 166). — Von Franz Roſa (in der Kirche a la Sanita zu Neapel). Lanzi (franzöſiſche Ausgabe II. 397) rühmt die Schönheit ſeiner Umriſſe, die Reinheit ſeiner Zeichnung, den Adel und die Anmuth der Geſichtszüge und den ſanften Schmelz ſeiner Färbung.

Der ſterbende St. Bernhard: in Fresko von Pinturichio in Ara Cœli zu Rom. Er liegt in einem Sarge, mehrere Ordensbrüder ſtehen zunächſt umher, dann auch andere männliche und weibliche Gruppen. Die Mönche tief bewegt, alle andere ſo fromm theilnehmend, als traure nur Eine Seele, doch mit verſchiedenem Ausdrucke (Speth die Kunſt in Italien III. 22 ꝛc.). Ueber dieſen Heiligen iſt ferner nachzuſehen: Vita et Miracula D. Bernardi Impensis Marcelli Clodii, Romæ 1587. Fol. Die 56 Kupferſtiche von Alb. Cherubini, Raphael Guidi, Phil. Gallé und Cornel. Gallé verdienen großes Lob. Ihr Styl iſt grandios.

Der heilige Anton von Padua: Von Guercino gemalt und radirt. Er lieſt in einem Buche und hält eine Lilie in der Hand. — Von Jul. Carpioni, geſtochen und erfunden. — Von van Dyck, geſtochen von St. Picart. Der Heilige knieet vor der Madonna und dem Kinde, das freudig gegen ihn die Hände ausſtreckt (Landon Annales III 85). — Von Peter Lauri, einem Schüler des Guido Reni (in der Kapelle der Madonna della Libertà zu Padua, Fiorillo III. 179). — Von Barthol. Murillo. Das Altarblatt in der Domkirche zu Sevilla (Fiorillo IV. 258).

Der heilige Bruno. Seine merkwürdigen Handlungen ſind dargeſtellt von Dominichino in 20 Blättern, geſtochen von Th. Creuzer. Desgleichen von Le Sueur in 24 Blättern, geſtochen von Fr. Chauveau, vollendet von Ch. Simmoneau in klein Folio, und von Vilierey (Galerie de S. Bruno, Paris 1808, in 8., dann in Umriſſen in Landon's Annales, neuerlich in La Vie de S. Bruno par Lesueur, lithographiée par Fragonard, herausgegeben von M. Miet, Fol. Paris 1822). Von letztern wäre vorzuglich der betende Heilige (Landon Annal. VII. 67), dann wie er ſein Vermögen unter die Armen austheilt (Filhol Gal. fr. X. 680), endlich der ſterbende (Landon VIII. 49) in Kirchen anwendbar. Die fromme Ergebenheit des Sterbenden und die Theilnahme der Ordensbrüder ſind rührend ausgedrückt, wozu der Maler den Lichteffekt wohl benutzt hat. 20) — Die Darſtellung dieſes Heiligen

---

20) „Vous êtes au milieu d'un convent: vous assistez a une scène de mort: il n'y a plus rien là de la vie humaine et de ses intérêts que la pensée, qui s'en détache! c'est tout un poëme dans le genre mélancolique. Keratry du Beau dans les arts d'imitation. Paris 1822. II. 59. — Bei dieſem Anlaſſe werde hier der von Rehberg in ſeinen Verſuchen nach Raphael lithographirten geiſtvollen Zeichnung dieſes großen Meiſters (in der königlichen Sammlung zu München) gedacht, die den ausgeſetzten Leichnam eines verehrten und geliebten heiligen Biſchofs darſtellt. Rings umher ſtehen und knieen in großer Mannigfaltigkeit der Stellungen, Gebärden und

mit ſeinen Gefährten in der Wildniß von Lanfranco, trefflich geſtochen von Franz Villamena, verdient gleichfalls Beachtung. Ferner iſt St. Bruno in Entzückung, da ihm aus der Höhe zwei Cherubine zuſchweben von Pet. Franz Mola, geſtochen von Rouſſelet eine treffliche Figur. Sehr gerühmt werden 22 Darſtellungen aus dem Leben des heiligen Bruno von Franz Bajen in der Karthauſe la Conception zu Toledo (Fiorillo IV. 432). — Der heilige Bruno im Gebete von Guido Reni von erhabenem Ausdruck und großer Weisheit (in der königl. Galerie zu München). — Ein herrliches Bild von Maſſimo Stanzioni in der Karthauſe zu Neapel ſtellt den Heiligen vor, wie er den Mönchen ſeine Regel mittheilt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 395). — St. Bruno von Fr. Zurbaron (Galerie zu München), gut lithographirt von Piloty. Eine Hand auf einem Todtenſchädel, ſieht er fromm begeiſtert gen Himmel.

Der heilige Romuald, ſeinen Mönchen vom Himmelreiche predigend. Von Andreas Sacchi 21) (im Vatikan), geſtochen

---

Mienen viele treue Anhänger, dankerfüllte Pflegempfohlene und Kleriker mit brennenden Fackeln, Jünglinge und Greiſe, Frauen und Kinder, alle mit dem Ausdruck inniger Trauer und Beſtürzung. Mehrere falten flehend die Hände; andere berühren des Todten Gewand, als wollten ſie dadurch eine Kraft der Heiligung in ſich ziehen; ein armer Gichtbrüchiger, die Kürbisflaſche an der Seite, ſtützt ſeine dürren Hände auf ein Paar Geſtelle, um das Antlitz des Verehrten noch einmal anſichtig zu werden. — Für ein Gemälde iſt die Anordnung wohl zu ſymmetriſch. Die Zeichnung war aber auch wohl eher für ein Basrelief, als für ein Gemälde beſtimmt.

21) Sacchi vernachläſſigte die Grazie nicht. Aber er ſtrebte nach dem Großen. Seine Phyſiognomien ſind imponirend; ſeine Gebärden

von Jak. Frey, minder gut von Metzger (Musée fr. IV.), dann von Dambrun (in die Galerie fr. par Filhol III. 187). Wegen der Einfachheit der Compoſition und der hehren Ruhe, die im Einzelnen ſich ausdrückt, und über dem Ganzen ſchwebt, ſehr lobenswerth (Vergl. Richardſon S. 555). Ein ſehr ſchönes Bild des heiligen Romuald von Ridolfo Ghirlandajo ſieht man bei den Comaldelenſern zu Volterra; es iſt geſtochen von Diana von Mantua.

Der heilige Franz von Aſſiß und der heilige Bruno: von Guercino, geſtochen Maria Cosway. In frommer Betrachtung vertieft, werden die beiden Heiligen plötzlich von den Tönen einer himmliſchen Muſik überraſcht. Der Ausdruck iſt ſehr ſchön, aber der Engel mit der Geige unpaſſend. 22)

Der heilige Norbert predigt gegen den Irrlehrer Tauchlin zu Antwerpen: Von Bernh. von Orley (in der Boiſeré'ſchen Sammlung), trefflich lithographirt von Bergmann. Starker und wahrer Ausdruck.

Von der heiligen Katharina von Siena (geſtochen 1380) enthält das Werk von Phil. Gallé: Vita et Miracula selectiora Div. Catharinæ Senens Virg. Antv. 1603—33, ſehr ſchöne Kupfer. Dieſelbe betend, von Alex. Allori, iſt geſtochen von J. G. Janote.

Die heilige Michelina in Verzückung auf dem Calvarienberge.

ſind würdevoll; die Drappirung iſt natürlich einfach, nicht faltenreich, ſeine Färbung iſt ernſt und der Ton des Ganzen iſt Harmonie und Ruhe (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 213).

22) Eines der berühmteſten Gemälde von Guercino iſt ſein Bild des heiligen Franziskus, der die Wundmale empfängt, in St. Sebaſtiano zu Genua.

Einzige Figur. Dieſes Bild in Peſaro gilt für das Meiſterſtück von **Friedr. Barocci** (**Lanzi** franzöſiſche Ausgabe II. 130).

Die heilige **Eliſabeth**, Königin von Ungarn, welche die armen Kranken beſucht. Von **Hieron. Mutian**, geſtochen von **N. Beatricetto** (**Füßli** III. 119), gut charakteriſirt und das Gemüth anſprechend. — Von **Murillo** (in der Kirche des Spitals de la Caridad zu Sevilla). Die Heilige, Krüppel und Bettler verpflegend, ſteht beinahe in der Mitte des Bildes; etwas nach rechts gewandt, iſt ſie eben beſchäftigt den Kopf eines Knaben zu verbinden, der, mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, halb in die Kniee geſunken, mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte vor ihr ſteht; man ſieht ihn ordentlich, theils vor Schmerz, theils aus Ehrfurcht vor der Königin, und vor Elend mit den Knieen ſchlottern, während ſein Geſicht den ungeduldigen Schmerz eines ungezogenen Jungen ausdruckt, der aus Reſpect mit großer Mühe ſeine Ungeduld zurückhält. — Der Königin folgen ein Paar reichgekleidete Dienerinnen, davon eine ein ſilbernes Becken unterhält, eine andere reicht der Königin Salben und Verbindzeug hin. Auf den Stufen ſitzt rechts in der Ecke eine alte Bettlerin, die die Hände bittend nach der Heiligen ausſtreckt, und auf der andern Seite ein alter Mann, der von ſeinem wunden, eiterigen Fuß die ſchmutzigen Lumpen losgewickelt hat, und wartet bis an ihn die Reihe kömmt, verbunden zu werden. Alle dieſe Dinge, der eiternde Ausſchlag auf dem Kopfe des Knaben, die durch Schmutz und Ungeziefer ſich losſchälende Haut, der gemeinſte Ausdruck des Elends und der Demuth in den Geſichtern, iſt mit einer ekelhaften Wahrheit dargeſtellt, ſo, daß dies Gemälde jede zartfühlende Seele mehr zurückſtoßen, als anziehen muß. Das Streben genauer Naturnachahmung erſtreckt ſich auch auf die Hauptperſon. In dem ernſten, und doch recht himmliſch milden Geſichte der Königin, beſonders in der zitternden Bewegung um den Mund ſieht man, wie die Zierlichkeit einer zarten Dame gegen die Uebung der ſich aufgelegten frommen Pflicht kämpft, und man glaubt zu ſehen, wie die zarten ſchneeweißen Finger zucken, indem ſie den Eiter aus der eckelhaften Wunde drücken. — Der entferntere Antheil, den die Dienerinnen nehmen, durch Mitleiden für den Leidenden, Bewunderung der heiligen Handlung, und bloße Neugier, iſt mit derſelben Wahrheit ausgedrückt. — Ganz rechts kommt noch ein Kruppel heranhinkend, und durch ein großes Bogenfenſter ſieht man in den Hof, worin in der Entfernung, an einer langen Tafel, eine Menge Armer von der Königin geſpeiſt und bedient werden (Kunſtblatt 1822. Nro. 79. S. 315).

Der heilige Ludwig, König v. Frankreich. Von Balthaſar Franceschini, geſtochen von B. Eredi. — Derſelbe, indem er die Kranken pflegt, von Ludw. Teſtelin (in einem Saale des Spitals La charité des Hommes zu Paris). — Von Carl Le Brun, geſtochen von G. Edelinck, mit der Unterſchrift: Qu'il s'élevait, en s'abaissant ainsi! — Von Doyen, eine große Compoſition: der heilige Ludwig zu Tunis, von der Peſt ergriffen (Fiorillo III. 326).

St. Euſtachius, wie er in einem Wald einen Hirſch mit einem leuchtenden Kreuz auf dem Kopf anſichtig wird, von Albr. Durer, von ihm ſelbſt meiſterhaft geſtochen. Der Heilige kniee; ſein Pferd mit Hunden daneben. Alles iſt trefflich ausgeführt (Joſ. Heller II. 242).

Der heilige Carl von Boromä vor einem Kruzifix betend. Von Peter von Cortona, geſtochen von Jak. Frey. Von Gabriel Le Brün, ſchön geſtochen von Le Brün und von G. Edelinck. Hier iſt der Ausdruck inbrünſtiger, tiefer Andacht und Zerknirſchung im Geſichte des Heiligen, der, einen langen Strick um den Hals, knieend vor dem Kruzifixe betet, vortrefflich;

das übrige (nämlich die Kirchendiener mit Fakeln hinter ihm), iſt von geringem Werthe (Manuel du Musée fr. V. Nro. 8). — Daſſelbe von Ant. Caracci, geſtochen von H. Roſſi und von C. Vanloo (im Pariſer Muſeum Landon Annales VII. 115). Von Lanfranco haben wir ein Bild trefflich radiert von einem Ungenannten. Der Heilige iſt im Gebet. Oben ſchwebt Chriſtus in einer Glorie, und befiehlt auf die Fürbitte der ihm zur Seite knieenden Maria, dem Todesengel das Schwerdt in die Scheide zu ſtecken. Anordnung und Charakteriſtick ſind vortrefflich (Füßli kritiſches Verzeichniß II. 342). 23)

Carl von Boromä reicht den Kranken während der Peſt zu Mailand das heilige Abendmal. Von Carl Carlone gemalt und radiert; ferner von P. Mignard, ſehr ſchön geſtochen von Fr. Poilly, nach ihm von J. Audran und von Vanloſt (im Pariſer Muſeum Landon Annales V. 17). — Von Baltaſar Franceſchini in der Annunciata zu Peſcia (Lanzi franzöſiſche Ausgabe I. 355). — Von Hyanth. Brandi (in Maria della Vittoria zu Mailand). Mit Feuer ausgeführt, reich an ſchönen Köpfen (Cochin Voj. I. 43). Von Caſp. de Crayer in der Kirche des heiligen Petrus zu Löwen. Hinter dem Heiligen theilt ein Prieſter Almoſen aus. Die Köpfe ſind von trefflichem Ausdrucke (Deſcamps Reiſe 108). — Von Egid. Bakereel. Ein treffliches Bild in der Hauptkirche zu Brügge (Deſcamps ꝛc. 286).

---

23) In einem Bilde von Alex. Tiarini (die Verlobung der heiligen Catharina) ſieht man im Vorgrund den heiligen Carl in Erzbiſchöflicher Kleidung (Landon Annal. XII. Nro. 66).

Franz von Paula, der Wohlthäter der Armen. Von **Murillo**, geſchaben von J. M. **Ardell**. Das Geſicht des Betenden, der ſich auf einen Stab ſtützt, iſt gegen eine Glorie gerichtet, aus der das Wort: Charitas ſtralt. — Mehrere Scenen aus des Heiligen Leben ſind gemalt von **Noel. Nik. Coypel**, auch von ihm radiert. — Auch iſt ein gutes Bild des Heiligen von **Anton Cavallucci** zu Loretto. — Derſelbe predigt Algieriſchen Seeräubern das Chriſtenthum von **Delaſſus** (Musée fr.)

Franz Xaver predigt den Wilden. Von **Liberi** (in St. Francesco zu Venedig). Sehr geſchmackvoll (**Cochin** III. 106).

Der ſterbende **Franz Xaver** von J. B. **Gauli** in St. Andrea auf Monte Cavallo zu Rom, ſchön geſtochen von B. **Farjat** Derſelbe Gegenſtand von C. **Maratti**, geſtochen von J. **Frey**. Beiden Bildern gebührt großes Lob. **Mengs** und **Lanzi** (franzöſiſche Ausgabe II. 271), erwähnen auch eines trefflichen Bildes von **Philipp Lauri**.

Vinzenz von Paula, der Held chriſtlicher Liebe. Von **Monſiaur**, gut geſtochen von J. J. **Baleſchou** und von P. **Bacquoi** (im Kleinen von **Larcher**). Der Heilige iſt vorgeſtellt, wie er auf den Straſſen die verlaſſenen Kinder aufliest, um ſie zu verſorgen. Seine Miene drückt tiefes und ſanftes Mitleid aus. — Von **de la Roche** (einem lebenden Maler zu Paris).. Stellung und Gebärde des Heiligen ſind trefflich; man glaubt die rührenden Worte auf ſeinen Lippen zu hören, mit denen er Brod für die armen Kleinen erbittet, deren Fürſprecher er iſt. Die Kindergruppe hat vielleicht nicht genug Mannigfaltigkeit. Lobenswerth iſt die Wahrheit in den andern Figuren (**Unterhaltungsblatt**, Aarau 1824. Nro. 43).

St. **Thomas** von Villa nuova, der Almoſen ſpendet (bei den Auguſtinern zu Rimini; von Franceschini. Die Schönheit der Figuren wird noch durch die prachtvolle architektoniſche Staffirung gehoben.

Franz von Sales. Von Ant. Baleſtra, geſtochen von Carl Orſolini. — Von ihm ſieht man ein großes, ſchönes Bild von Carl Maratti bei den Philippinerinnen zu Forli, und ein anderes von Dominik. Parodi im nämlichen Styl bei den Philippinerinnen zu Genua (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 433).

Nikolaus von der Flüe. Sein Abſchied von ſeiner Familie von Volmar (im Rathhauſe zu Stanz), geſtochen von Lips. Die Wahrheit des natürlichen Ausdrucks iſt lobenswerth. Aber in der Figur des Helden iſt nichts Erhabenes; was doch allein das Verlaſſen der Familie entſchuldigen und für ſeine höhere Abſicht begeiſtern könnte. Die Glieder der Familie ſind gutmüthige Geſichter, die ſich über das Gemeine nicht erheben. Der Ausdruck der Trauer iſt wahr. Aber Verwunderung und Innigkeit zeigen ſich nirgend.

Der Nämliche tritt zu Stanz als Friedensſtifter unter die entzweiten Boten der Eidgenoſſen (1485). Von Ludw. Vogel, geſtochen von M. Eßlinger. Die Figur des Nik. von der Flüe iſt durch ihre Magerkeit und Dünne ein Muſterbild der äuſſerſten Abtödtung. Es grenzt jedoch an Karrikatur. Dabei iſt ſeine Gebärdung edel. Nur hätte die Miſchung von Kraft und Milde ſprechender ausgedrückt werden müſſen. In der ganzen Umgebung ſind die Affecte und Leidenſchaften mit vieler Wahrheit ausgedrückt. Wenn dieſer Ausdruck mitunter gleichfalls an's Zerrbild ſtreift; ſo mag dies in den kräftigen Naturen jener Zeit und in der Leidenſchaftigkeit der damaligen Parteiung Entſchuldigung, doch keine volle Rechtfertigung finden. Immerhin bildet es einen treffenden

Gegenſatz mit der friedlichen Geſtalt des ſchlichten, frommen Eintrachtspredigers. — Schön und edel iſt ſein Bildniß auf einer Medaille von Hedlinger, und nach ihm geſt. für das Büchlein: Bruder Klaus und ſein Zeitalter v. J. Buſinger. Luzern. 1827.[24])

Sieben und dreißigſter Abſchnitt.

Evangeliſche Parabeln und Gleichniſſe.

Parabeln, oder Erzählungen, die erfunden ſind, um eine Idee oder eine Lehre mittelſt der Phantaſie anſchaulich darzuſtellen, iſt nur für diejenigen ein Gegenſtand der Malerei, denen die Parabeln ſchon genau bekannt ſind. Bei Chriſten iſt dies gewiß mit den ſchönen, gehaltreichen Parabeln des Evangeliums der Fall. Oder welcher unterrichtete Chriſt trägt ſie nicht im Gedächtniß und Gemüthe? Freilich iſt in ihnen das Geiſtige nicht ſo, wie in den heidniſchen Mythen mit dem Sinnlichen innig verſchmolzen, ſondern das Geiſtige dringt ſichtbar vor, und dieſe myſtiſche Eigenheit macht die evangeliſchen Parabeln für maleriſche Darſtellung minder geeignet. Wie beredt ſind ſie aber in ihrer edeln Einfalt für unſer ſittliches Gefühl! Einfalt iſt des Göttlichen Gepräge. Der Maler ſtelle die Erzählung der evangeliſchen Parabeln eben ſo einfach dar, und ſey vorzüglich auf den charakteriſtiſchen Ausdruck bedacht!

Der barmherzige Samaritan (Lukas X. 30 — 35).

---

[24]) Zu dieſem Abſchnitte gehört die Beilage F.

Von Elzheimer (Landon Annal. XVI. 51). Schönes Gemälde. Der Ausdruck und die Compoſition ſind jedoch nicht befriedigend. — Deutlicher iſt das Bild von Dom. Feti (in der Dresdner Galerie); geſtochen von Cammerata; das von Giles Coninxle, geſtochen von Joh. Landerſeel. — Das Bild von Nik. Laſtmann (erfunden und geſtochen), iſt ſehr ſchön behandelt. — Von Rembrandt, trefflich geſtochen von ihm ſelbſt (1655), und von J. P. Frey, auch von Rovelli und Cumano, dann von J. Longhi (Musée fr. IV). Sehr ſchön. Der Samaritan kömmt gerade am Gaſthof an, und empfiehlt dem Wirthe den Verwundeten. — Von Jak. Baſſano (kaiſerliche Galerie zu Wien), geſtochen von P. A. Kilian in ſeiner Bilderbibel, und von Rosmäsler für die kaiſerlich königliche Galerie, von Perger, Heft 32. Der Samaritan hebt den Verwundeten auf ſein Laſthier. Viel Wahrheit. — Von Nik. Pouſſin, geſtochen von Fr. Andriot. — Gute Darſtellung. — Von Bernh. Rode, von ihm ſelbſt radirt. — Von Jonas Umbach, von ihm ſelbſt radirt. Der Samaritan gießt Oel in die Wunde. — Von Wilh. Hogarth, ſchön geſtochen von Ravenet und Delatre. Edel und groß. Dies Freskogemälde ziert das Stiegenhaus im Bartholomäus-Spital zu London. — Von Benvenuti (im Palaſte Riccadi zu Florenz), das ſchönſte Werk dieſes Meiſters; von edelm Ausdrucke (Orloff Essai II. 449). — Das Bild von van der Velde, geſtochen von J. C. Viſcher, zeigt den Samaritan, wie er bei ſeiner Abreiſe den Gaſtwirth bezahlt. Es iſt ein Nachtſtück. — Von Schanz (im Umriß in Landon's Salon de 1819, p. 32). Einfache Handlung und wahrer, trefflicher Ausdruck. 1)

---

1) Von Heinr. Aldegrever gemalt und geſtochen, haben wir die Darſtellung der Parabel in 4 Blättern.

— **Der verlorne Sohn** (Lukas XV. 11—32). Von Dom. Feti (Dresdner Galerie), geſtochen von Joſ. Cammerata. — Von Guercino im Palaſte Colonna zu Rom (Ramdohr III. 80). Er vergieſt wahre Thränen der Reue, und man ſieht, daß das Andenken ſeiner Fehltritte ſchwer auf ihm laſtet. Auch drückt ſeine Stellung vortrefflich den Zuſtand ſeiner Seele aus, die ſich ganz dem Schmerz überläßt. In dem Geſichte des Vaters lieſt man den Ausdruck des gerührten Vaterherzens; liebkoſend ſucht er den Sohn zu tröſten, und bedeckt zugleich mit einem Mantel ſeine Blöße. — In einem andern Bilde von Guercino, geſtochen von D. Cunego, ſtellt der Vater den rückgekehrten Sohn ſeinem Bruder vor. Die Reue im Rückgekehrten, die mit Zufriedenheit gemiſchte Rührung des Vaters und das Staunen des andern Bruders ſind gut gegeben. — Von Luk. v. Leyden, geſtochen von ihm ſelbſt (1510). Die Handlung geht in einer großen Landſchaft vor. Die Behandlung iſt geiſtvoll. — Von Schiavone, geſtochen von ihm ſelbſt. — Von Salvator Roſa, im Palaſt Eremitage zu Petersburg, geſt. von Ravenet und v. J. B. Michel. In einer freien Gegend weidet er Heerden; um ihn her große Ziegen, ein Ochs und ein Schwein. Er kniet, dürftig in ein leinenes Hemd und einen Schurz gekleidet, gen Himmel blickend. All ſeine Schuld und ſein Jammer liegt vor ſeiner Seele. Seine Geſtalt trägt Spuren erduldeten Elends und eines frühern wüſten Lebens; aber ſein Blick verkündet den Entſchluß der Rückkehr zum Guten (F. Hand I. 282 fg.). — Von Zanchi in der Scuola di S. Girolamo zu Venedig (Maier I. 294). — Von P. Battoni (in der kaiſerlichen Galerie zu Wien), geſtochen von Seb. Langer (gleichfalls in der kaiſerl. königl. Galerie zu Wien, S. Perger I. 1). Der reuige Sohn, mit nacktem Oberleibe, verbirgt das Geſicht und die gefalteten Hände an der Bruſt des Vaters, der ihn liebevoll umfaſſt und mit ſeinem reichen Mantel bedeckt. — Von Th. van Thulden, geſtochen von ihm ſelbſt in 6 Blättern in 8. — Von Jodoc de Winghen, geſtochen von Joh. Sadeler. — Von Joh. Sänredam, geſtochen und erfunden. Die Scene iſt eine Landſchaft. — Von Mark. Gerhard, geſtochen von Walleran Vaillant. — Von van der Werf (Descamps III. 392). Von Tenier, geſtochen von J. P. Le Bas. — Von Albr. Dürer, ſehr ſchön geſtochen von ihm ſelbſt Der verlorne Sohn fleht hier knieend zu Gott; neben ihm freſſen die Schweine. Der Ausdruck iſt meiſterhaft; ergreifender iſt der Angſtſchrei eines ſchwer belaſteten Gewiſſens vielleicht nirgend geſchildert. — Von Chr. W. E. Dietrich (in der Dresdner Galerie Nro. 330). Der verlorne Sohn fällt ſeinem Vater zu Füßen. — Von Peter Teſta in 4 Blättern. — Von Horaz Brunelli, wo der verlorne Sohn die Schweine hütet. — Von trefflichem Ausdruck iſt die nämliche Darſtellung von Gerh. Kügelgen in Dresden (Tüb. Kunſtblatt Nro. 50, Jahrg. 1820, im Umriß in des Malers Leben von Haſſe. Leipzig. 1824, Bl. 8, wie auch der verlorne Sohn, der in den Armen ſeines Vaters liegt, von Barthol. Murillo in dem Spital St. Georg zu Madrid (Fiorillo IV. 259). — In dem Bilde von Lionello Spada, geſtochen von A. Morel, und J. B. Foßeyeur (Musée fr. III. 11, Galerie par Filhol I., Landon Annales VI. 61, und Manuel du Musée fr. II. Nro. 20), wirft der Vater dem Sohn einen Theil ſeines eigenen Gewandes um. Die Reue im Geſichte des Sohnes und die Güte in dem des Vaters ſind trefflich ausgedrückt. — Von Sebald Hans Beham vier Darſtellungen: 1) wo der verlorne Sohn vom Vater ſeinen Erbtheil verlangt; 2) wo er in lüderlicher Geſellſchaft ſein Gut vergeudet; 3) wo er die Schweine hüten muß; 4) wo er ſich ſeinem Vater zu

Füßen wirft. — In der Galerie zu Florenz iſt ein gutes Bild von Joh. Lyps. — Auch das von Boiſſalier (Landon Annales XII. 149), iſt gut charakteriſirt.

Das Gleichniß vom hochzeitlichen Kleide (Matth. XXII. 11. ꝛc.). — Von Arnould de Vuez in dem Speiſeſaale des Spitals zu Ryſſel (Descamps III. 132). — Von Ph. Champagne, geſtochen von Nik. Poilly.

Die klugen und die thörichten Jungfrauen (Math. XXV. 1—12). Von Joh. Menozzi, geſtochen von Fr. Zuccarelli. — Von Martin van Veen (Hemskerk), geſtochen von Magd. de Paſſi. Ein ſchönes Bild. Ein Engel kündigt hier mit einer Trompete die Ankunft des Bräutigams an. — Von Joh. Sänredam, erfunden und geſtochen in 5 Blättern. — Von Schalken, ein Nachtſtück (Galerie de Düsseldorf Pl. XXIV), geſtochen von Valentin Green. Der Jungfrauen Leichtſinn iſt gut charakteriſirt. Ihren Lampen entfallen die feurigen Dochte.

Der Herr des Weingartens mit ſeinen Taglöhnern (Matth. XXI. 1—16). Von Hemskerk, geſtochen von Corn. Cort. — Von van Dyck zwei Bilder, das eine geſtochen von St. Feſſard, das andere ſehr ſchön geſchaben von W. Peter. Viel Wahrheit im Ausdrucke (Füßli IV. 228, 229). — Von Arnould de Vuez, im Speiſeſaale des Spitals zu Ryſſel (Descamps III. 132).

Der Hausvater, der ſich von ſeinen Knechten Rechnung ablegen läßt (Matth. XVIII. 23). Von Dom. Feti (Dresdner Galerie), geſtochen von Joſ. Cammerata.

Die Parabel vom armen Lazarus vor des Reichen Hauſe (Luk. XVI. 19 — 31). Von Paul von Verona (geſtochen in dem Boydell'ſchen Werke). — Von J. Baſſano, geſtochen von Joh. Sadeler. — Von Heinr. Aldegrever, in 5 Blättern. — Von Hemskerk, geſtochen von Corn. Cort in 4 Blättern, auch von Dambrun (S. Ligny's Vie de Jésus Christ). — Von A. Boſſe, von ihm ſelbſt radirt. — Von Dom. Feti, geſtochen von Joh. Hauſſart (Receuil Crozat I. 108). In einer reichverzierten prachtvollen Bogenhalle wird getafelt. Mit nachläſſiger Verachtung blickt der Praſſer auf den fern ſtehenden Armen, den ein Hund beriecht. Die Frau neben dem Praſſer ſcheint um Mitleid für Lazarus zu bitten. Aber ein ſtolzer Haushofmeiſter iſt im Begriff, ihn zu verjagen. — Die Parabel iſt auch gut dargeſtellt in der Freiburger Bilderbibel, geſt. von J. Schuler.

Das Gleichniß vom Säemanne (Matth. XIII. 3—18. Mark. IV. 14—32). Von Albr. Blömärt, geſtochen von Jak. Mattham, Folio. Ein anderes Bild von Albr. Blömärt iſt geſtochen von Joh. Baron.

Das Gleichniß vom böſen, unbarmherzigen Knechte (Matth. XVIII. 23—35). Von Hemskerk, geſtochen von Corn. Cort. — Von Dom. Feti (in der Dresdner Galerie).

Das Gebet des ſtolzen Phariſäers und des reumüthigen Zöllners (Luk. XXVIII. 10—15). Eine ſehr gute Darſtellung findet ſich in der Freiburger Bilderbibel, geſtochen von J. Schuler.

Ein Blinder führt einen Blinden (Matth. XV. 14). Von Heinrich Goltzius, geſtochen und erfunden. — Von Dom. Feti (Dresdner Galerie). — Von Tintoretto, geſtochen (für die Bordell'ſche Sammlung) von Gabr. Smith.

Das Gleichniß vom Manne, der ſein verlornes Schaaf wieder gefunden (Luk. XV. 45). Von Dom. Feti (Dresdner Galerie).

Der gute Hirt (Joh. X. 11, 12. Luk. XV. 4). Von H. Bol, geſtochen von Joh. Sadeler. Er ſteht hier in einer

Landſchaft. — Von Ant. Dieppenbeck, geſtochen von Matth. Borekens.

Der Heuchler, der unter Trompetenſchall Almoſen austheilt. Von Chr. Bernh. Rode (in Folio, 1776 und 1777).

Dominik Feti, der mehrere Parabeln glücklich dargeſtellt hat, gerieth auch auf den unglücklichen Einfall, ſich an der Parabel vom Tadler des Splitters im Auge des Bruders, während er den Balken in ſeinem eigenen nicht gewahrt, zu verſuchen. Die buchſtäblich körperliche Darſtellung fällt ins Alberne. Ein Gleichniß, wobei die Phantaſie keinen Spielraum hat, gehört nicht in das Gebiet der zeichnenden Kunſt.

Acht und dreißigſter Abſchnitt.

Die Vorhölle (Limbus) und das letzte Gericht.

A.

Das Hinabſteigen Chriſti in den Aufenthaltsort der Frommen der Vorwelt, um ſie der Frucht ſeines Erlöſungswerkes theilhaftig zu machen, iſt eine Vorſtellung, die nicht auf einer evangeliſchen Erzählung, aus deren Zügen ſich ein Bild entwerfen ließe, beruht, ſondern durch uralte, ehrwürdige Ueberlieferung, die auf Stellen apoſtoliſcher Briefe 1) ſich beruft, fortgepflanzt wurde. Hier iſt

---

1) Die Stellen Epheſ. IV. 8, 9 und 10 machen jedoch nur eine Vergleichung zwiſchen dem Niederſteigen Chriſti auf die Erde und ſeinem Auffahren zum Himmel, wohin er die befreiten Gefangenen

aber alles Einzelne unbeſtimmt. Die Beſchreibung des Eindrucks der Kunde von dem nahenden Tode des Erlöſers auf die Bewohner des Limbus, dann ihres Erblickens des Kreuzes, endlich ihrer Befreiung in Klopſtocks Meſſiade (Geſ. X. bis Geſ. XIII. Geſ. XVII, 85, und XIX, Geſ. 242), hat große poetiſche Schönheiten. Dieſe Auftritte können auch für den Maler ein Gegenſtand ſchöner Darſtellung ſeyn. Doch darf er die Schwierigkeiten würdiger Darſtellung nicht überſehen. Soll die Erſcheinung Chriſti im Geiſte unter Geiſtern dargeſtellt werden, wie groß iſt nicht die Verſuchung für den Künſtler zu ungeziemenden Ausſchweifungen? Man muß daher der heiligen Kunſt Glück wünſchen, daß der Verſuch nur ſelten gewagt wurde. Die bekannten Darſtellungen von Michael Angelo (ich glaube im Palaſte Colonna zu Rom), und von Angelo Bronzino in der Kirche Sta. Croce zu Florenz, geſtochen von Eredi und Cecchi; von D. Beccafumi, geſtochen von Ph. Thomaſſin, wie auch andere von Schülern des Michael Angelo, z. B. von Marcello Venuſti (in der königlichen Galérie zu Neapel), verdienen nur als Kunſtſtudien Beachtung. Aber die vielen unanſtändigen Nacktheiten, ſo wie die Entfernung von aller höhern, geiſtigen Poeſie machen ſie für den Kirchengebrauch verwerflich. Das Ganze ſieht mehr einem öffentlichen Bade der Alten, als dem Limbus der frommen Väter der Vorwelt ähnlich (Fiorillo I. 397). Ihnen beizuzählen ſind die Darſtellungen von Titian und von Giorgione zu Venedig;[2]

---

mit ſich führte. Einige wollen aber hier unter Erde das Todtenreich verſtehen. Etwas beſtimmter ſpricht die Stelle 1. Petri III. 19 und 20. Es heißt hier: im Geiſte ging er hin und predigte den Geiſtern im Gefängniſſe, die erſt ungläubig waren.

[2] Von Titian findet ſich auch eine Darſtellung im Eskurial. S. Clarke's Briefe aus Spanien. Lemgo. 1765. S. 369.

ferner von Aleſſandro del Turco, geſtochen von Mogalli; von Ant. v. Mantegna, geſtochen von ihm ſelbſt und von Ant. Raimondi. Eine edlere, doch keineswegs befriedigende befindet ſich in Raphaels Teppichen (im Batikan), geſtochen von N. Beatricetto, von F. B. Laſtrery (1771) und von Sommerau. Der Erlöſer ſpricht zu Adam, der aus einer Felshöhle tritt, über welcher Satan geſehen wird. Eva birgt ihr Geſicht vor dem blendenden Glanze des Erlöſers; ein Mann (warum nicht ein Engel?), hält das Zeichen des Sieges über den Tod, das Kreuz empor. — Im Dome zu Cremona ſieht man eine Darſtellung von Altobello, die als Malerei geſchätzt wird. Eine ausnehmend große Darſtellung im Style des Giorgione von Joh. Ponchino ſieht man in der Kirche St. Liberale zu Treviſo. Lanzi (franzöſiſche Ausgabe III. 157), lobt ſie ſehr. — Im Bilde, wo die Erzväter in der Vorhölle dargeſtellt ſind, von Ludwig Caracci ſollen dieſe Figuren Muſter im erhabenen Style ſeyn (Orloff Essai I. 276). — Von Paßinelli iſt die Rückkehr aus dem Limbus in der Certoſa von Bologna mit Feuer und Pracht dargeſtellt. — In der Freske von Camillo Proccacini gegenüber der ebenerwähnten von L. Caracci im Dome zu Piazenza ſieht man gleichfalls die Erzväter im Limbus. Aber man vermiſſt in ihnen, und noch mehr in dem ewigen Vater die Großheit des Charakters. Auch iſt die Glorie von Engeln zu überladen.

Im königlichen Schloſſe zu Berlin ſieht man unter den ſchätzbaren Gemälden von Luk. Kranach eine der ſonderbarſten Darſtellungen der Befreiung aus dem Limbus. Chriſtus, eine Fahne in der Hand, kommt in dieſen unterirdiſchen Aufenthalt der frommen Voreltern, wo ſie als nackte Figuren von verſchiedenem Geſchlecht und Alter verſammelt ſtehen. Der Erlöſer ſcheint eine der vorderſten, wahrſcheinlich Eva, anzufaſſen. Auch in Albr. Dürers kleinen

Paſſion (1512) iſt die Sache ſeltſam genug gegeben. Ein gewölbtes Thor führt zum Limbus. Ueber dem Thore kriecht der Satan in Drachengeſtalt und wirft auf Adam, der mit einem Feigenblatt, und Eva, die mit Aepfeln die Schaam bedeckt, einen Hacken, als wollt er ſie zurückhalten, indeß der Heiland mit einer Kreuzesfahne ſich herabneigt, um einen der Voreltern aus den Fluthen zu ziehen. — In des berühmten Malers von Höllengeiſtern Hieron. Boſch Gemälde in einer Kirche zu Herzogenbuſch ſieht man dieſe Geiſter den Judas beim Schopfe aus dem Feuer zu ziehen, um ihn an der Luft aufzuhängen (Kunſtblatt 1822, Nro. 55, S. 218). Dem Sonderbaren ſolcher Darſtellungen dient zur Entſchuldigung, aber nicht zur Rechtfertigung, was Mancher ſonſt ehrwürdige Schriftſteller von der Sache geſchrieben. So leſen wir z. B. in einem Fragment einer Rede des Euſebius von Emeſa: 3) „Mit Zittern eilt Diabolos, da er durch die bei Jeſu Tode geſchehene Naturveränderungen merkt, wie ſpöttlich er getäuſcht ſey, zum Hades. — Dieſer ſchiebt eiſerne Riegel vor. Aber aus Pſalm 24, 7, erſchallt: Hebt euch ihr dauernde Pforten! Einziehen wird der König der Herrlichkeit. Jetzt ruft Hades: Du dreiköpfiger Belzebub, du Abfall von den Engeln, du Spott der Rechtſchaffenen, du Beluſtigung der Heftigen! Hab ich es dir nicht geſagt? — Streit nun. Ich kann dir nicht helfen. Diabolos in Thränen: Ich ward betrogen 2c. — Schon jauchzen die Propheten, der Täufer dem Einziehenden entgegen. David beruft ſich darauf, daß erfüllt werden müſſe: Tod, wo iſt dein Stachel? Hades,

---

3) Oratio in sacrum Parasceves Diem edita et illustrata ab Joh. G. Augusti. Bonnae. 1820.

wo dein Sieg? Hierauf ergriff der Herr den Diabolos, band ihn mit unlösbaren Banden und führte ihn hinab in das Unterſte des Hades. Und weinend ſeufzte Diabolos. Er aber legte unter ihn unlöſchbares Feuer und nie ſchlafende Würmer. Und dort lag er dann weinend und ſeufzend. Die Propheten aber ſpotten und belachen ihn, gehen hin und treten ihm auf den Kopf, bis der Herr ſie alle nimmt und aus dem Hades herausführt und ruft: Gehet in das Paradies! Luſtig hüpfen ſie nun hinaus.“ Schilderungen wie dieſe, wenn ſie von ehrwürdigen Lehrern herrührten, konnten nicht ohne Einfluß auf die Kunſtdarſtellungen bleiben. — Eine Darſtellung Fügers, geſtochen von J. F. Leybold ſtrebt Klopſtocks Worte auszudrücken: „Jeſus gieng nach dem Throne des Abgrunds zu; und des kommenden Mittlers Gebärde war Allmacht. Neben ihm ſtand, mit weit umſchauendem Auge, voll der ernſten Erwartung Eva. Gedanken der Engel denken nicht ſchneller, ſo ſtürzt auf einmal der Thron des Abgrunds in Trümmer hin. — Satan krümmte ſich, ſträubte vergebens ſich, um noch zu läugnen, daß Gott ſey.“ — Die Figur Chriſti hat wirklich den Ausdruck großer Kraft; ſie iſt aber von zu kriegeriſchem Anſehen, und nicht göttlich genug. Er tritt mit einem Fuß auf der Schlange Haupt, mit dem andern auf den zertrümmerten Thron des Satans. Dieſer in ſeiner Verzweiflung iſt gut charakteriſirt. Man kann nicht beſtürzter ſeyn, als dieſe Satansfigur. Zwei anbetende Engel, obgleich nicht ideal, ſind doch voll wahrer Andacht.

Ganz neuerlich verſuchte ſich Delorme auf Beſtellung für Unſere Lieben Frauenkirche zu Paris in einer Darſtellung (im Umriß in Landon's Salon de 1819, p. 81, auch lithographirt). Chriſtus, ſtatt hinabzuſteigen, ſchwebt auf Wolken aufwärts, beide

Arme ſo haltend, als wink' er den Bewohnern des Limbus hinauf, die in ehrerbietigen Stellungen ſich um ihn hindrängen. Unten liegen Verworfene mit Gebärden der Verzweiflung. In den meiſten Köpfen iſt ein wahrer, auch ſchöner Ausdruck. Allein das Ganze unterſcheidet ſich zu wenig von einer Auferſtehung der Todten am jüngſten Tage; auch herrſcht darin zu viele Verwirrung, und keine Figur iſt recht ausgezeichnet. (Lettres à David sur le Salon de 1819, p. 109).

B.

Die berühmteſten Darſtellungen des letzten Gerichtes ſind die von Michael Angelo in der Sixtiniſchen Capelle des Vatikans (geſtochen von Martin Rota, und nach ihm von Leon. Gaultier und von Joh. Wierix in einem,[4]) und von Nik. della Caſa ſteif und hart in 12 Blättern, beſſer von Georg Ghiſi und von Nik. Beatrizet gleichfalls in mehrern Blättern, und jetzt in 15 großen Blättern von C. Metz [5]); ſodann das Bild von P. P. Rubens (zu Schleisheim), geſtochen von C. Viſcher. In der erſten Darſtellung herrſcht eine anſtaunungswürdige Großartigkeit des Styls und der Phantaſie, ſie iſt eine Sammlung großer und trefflicher Zeichnungsſtudien; aber eine das Herz erſchütternde und erhebende chriſtliche Poeſie kann ich nicht darin finden. Offenbar war der gewaltige Künſtler ganz von dem Gedanken erfüllt, den Verſuch einer Schilderung der entſetzlichſten Schreckensſcene zu wagen, die ſich irgend denken läßt. Sein Gemälde ſollte die kühnſten Bilder von Dante's Hölle überbieten. Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man ſein Werk nicht genug bewundern. Alles auf dieſem Bild erregt Entſetzen; nichts beruhigt. Wie meiſterhaft iſt nicht z. B. der Ausdruck und die Stellung eines Verdammten, der in den Abgrund ſtürzt, von umwindenden Ungeheuern hinabgezogen. Er hält die Hand auf der Stirne, gleichſam über ſeinen Sturz nachſinnend, und über dem Gedanken ſeines gränzenloſen Elendes Alles vergeſſend. Auch die andern Unheilsgefährten ſtarren, vernichtet in ſchauderhafter Betäubung vor ſich hin, den Schuldbrief ihrer Ruchloſigkeit auf ihren Zügen tragend. Aber in den Gruppen der Seligen und Verdammten wechſelt das Gemeine nackter Geſtalten in zum Theil unanſtändigen Stellungen 6) mit dem Wilden, Gräulichen und Gräßlichen ab. Mit ſolchen Parodien des letzten Gerichts iſt fürwahr der religiöſen Erbauung wenig gedient. Der ſiebenfache (?) Poſaunenſchall im Augenblicke, wo der ewige Richter das Urtheil ſpricht, iſt gleichfalls unpaſſend. Dieſer erhebt ſich mit der Miene und Stellung eines Jupiters, der auf die Giganten Blitze ſchleudert. Aus ſeinem Geſichte ſpricht Zornwuth und Rache, durch keinen Zug von göttlicher Majeſtät und Gerechtigkeitsliebe gemildert. 7) Auch zittert Alles umher; ſelbſt die Madonna. Ein zartes Mädchen ſtürzt ſich ihrer Mutter in die Arme. Schrecken verbreitet ſich über Gerechte und Ungerechte. Doch die Apoſtel und Heiligen umgeben den furchtbaren Richter; Märtyrer zeigen ihm ihre Wunden. Dem

---

[4] Auch von Ch. P. J. Normand.

[5] Wohlfeile Copien davon hat man von Thom. Piroli.

---

6) Pabſt Paul IV. konnte nur durch dringende Vorſtellungen abgehalten werden, das ganze Gemälde wegen dem Unanſtändigen, das darin vorkommt, überweiſſeln zu laſſen. Er gab aber dem Dan. von Volterra den Auftrag, die Schamtheile mit etwas Gewand zu verhüllen. Vasari Vita di Mich. Angelo.

7) Wie konnte Caſtellan (Lettres sur l'Italie II. 218), von dem Geſichte des göttlichen Richters ſagen: ſein Ausdruck ſey aus allen Gefühlen, die das menſchliche Herz bewegen, zuſammengeſetzt? — Es iſt kein Zug darin, der nicht Furcht und Schrecken einzuprägen geeignet wäre.

Bartholomäus hängt die abgeſtreifte Haut (wie widerlich!) über den Armen, und an der Geſichtshaut erblickt man die Züge des Märtyrers. Was ſoll man aber vom alten Charon ſagen, dem mürriſchen Graubart, der dort unten wie ein roher Bootsknecht auf eine Gruppe perſonifizirter Seelen ſo grimmig zuſchlägt? 8) Was ferner von der Erſcheinung des **Minos**, den eine dicke Schlange wie ein Schweif umwindet?.. **Tiek** (in ſeinen Phantaſien über die Kunſt. Hamburg 1799. S. 73) ſagt zwar: „Dieſe Bilder ſind ächt katholiſch, und dürfen (?) die Wirkung des Ganzen nicht ſtören." Allein ſie ſtören ſie wirklich, und wie kann H. **Tiek** Bilder ächt katholiſch nennen, die nicht chriſtlich ſind?— Uebrigens mocht' er es als unbedingter Lobpreiſer des Gemäldes nicht ſo genau nehmen. Findet er doch auch das in die Höhe-ziehen von Heiligen an Roſenkränzen paſſend, und entſchuldigt die Gemeinheit der Geſichter (ſelbſt des Chriſtus, der Maria) mit der vornehmen Phraſe: „Schönheit und Grazie würden dies Gemälde vernichten!" Ein anderer Kunſtrichter 9) glaubt, „Raphael würde zwar dieſen Gegenſtand für unſer Gefühl menſchlicher, aber nicht ſo erhaben göttlich dargeſtellt haben. Man hätte z. B. bei ihm geſehen einen Vater, der mit ſeinem Sohne ſich wieder findet, eine Mutter, mit Gewalt von ihrer Tochter geriſſen, für immer getrennte Freunde, einander in die Arme fliegende Geliebte, ihre Eltern verklagende Kinder, ausgeſöhnte Feinde, Tyrannen, durch ihre eigenen Unterthanen vor den Richterſtuhl gezogen, Eroberer, die ſich vergebens von den Schlachtopfern ihres Ehrgeizes abwenden, und ſich vor ihnen zu verbergen ſuchen, an den Tag kommende Unſchuld, entlarvte Heuchelei, beſchämte,

---

8) Nach **Dante's** Inferno. III. 109.

9) Falks kleine Abhandlungen S. 237.

ihres Unſinns überwieſene Gottesläſterung, aufgedeckten Betrug, fromme, ihren Preis endlich erringende Selbſtverläugnung u. ſ. w. Und ſo wäre dann aus der größten und erhabenſten aller Begebenheiten eine dem Ausdruck der Leidenſchaften und Affekte dienſtbare Handlung geworden. Wie verſtändiger iſt dagegen der Weg, den Michael Angelo einſchlägt, die Leidenſchaften mehr nach ihren äuſſern, allgemeinen Umriſſen und Andeutungen, als nach ihren individuellen, charakteriſtiſchen Bezeichnungen zu ſchildern." Allerdings würde Raphaels Darſtellung das Gefühl menſchlicher angeſprochen, ſie würde aber auch das Göttliche reiner und vollendeter geſtaltet, ſie würde das Furchtbare und das Erfreuende beſſer geſondert, ſie würde endlich alle die gerügten Fehler vermieden haben. Aber niemand wäre weniger, als Raphael, in den andern Fehler verfallen, den Eindruck des Ganzen durch zu große Mannigfaltigkeit und Genauigkeit des Details zu zerſtören oder zu ſchwächen; Er, der wie kein Anderer in allen ſeinen Werken die größte Einfachheit und Klarheit beobachtet, alles Nebenwerk den Hauptideen meiſterhaft unterordnet, jedem ſeine rechte Stelle anweist, und alles wegläßt, was die Aufmerkſamkeit nur verwirrt oder zerſtreut, er würde ſchwerlich alle die oben bezeichneten Auftritte in ein Gemälde vereinigt haben (denn er wußte ſehr wohl, daß ſich in Ein Gemälde nicht Alles, was in Einem Gedichte entfaltet werden kann, zuſammendrängen laſſe), ſondern er hätte ſich mit einer ſorgſamen Auswahl und Contraſtirung einiger derſelben begnügt, ſein Hauptaugenmerk aber ſtets auf den Alles beherrſchenden Eindruck der Figur des Richters und die angemeſſene Bezeichnung der verſchiedenen Abſtufungen der Gottſeligkeit und Verworfenheit der Gerichteten feſtgehalten; er würde das furchtbar Erhabene der richtenden Gottheit durch den Glanz ihrer Liebe, den Ernſt ihrer Gerechtigkeit durch die Freude an den Erlösten gemildert; er würde die beſſere Menſchheit in der ſchönſten Veredlung, die verworfene in der tiefſten Beſchämung und Betäubung gezeigt, und durch dieſen Gegenſatz den wahren religiöſen Eindruck auf die Gemüther hervorgebracht haben.

Die für die Einbildungskraft unermeſſene Scene iſt hingegen in Michael Angelo's Ausführung zu ſehr verengt. Nur wenige Figuren erblickt man hier als Repräſentanten der himmliſchen Heerſchaaren; nur ein Dutzend Erſtandener als die von Myriaden Geſchlechtern. Der Himmelsraum, deſſen Unermeßlichkeit ſich in einen Ozean von Licht verlieren ſollte, erſcheint in Düſterheit und Eins mit der Erde. 10)

Zu dem Gemälde Michael Angelo's ſoll das von Andreas Orgagna im Campo Santo zu Piſa Ideen geliefert haben. Hier ſitzt Chriſtus, ſeine Mutter zur Rechten (?), mit dieſer auf einer Art von Regenbogen von Moſaik, von einem Glanzgewölk umſtralt, in welchen man Engel mit den Werkzeugen der Paſſion und andern Beizeichen ſieht. Etwas tiefer ſitzen links und rechts die Apoſtel. Weiter unten hält ein Erzengel zwei Rollen. Neben ihm erſchallen Trompeten. Zu ſeinen Füßen bückt ſich, einen Theil des Geſichts mit der Hand verhüllend, ein anderer Engel mit dem Ausdrucke des Schreckens (vielleicht der Schutzengel der Menſchheit). Noch tiefer ſondern Engel in reicher Rüſtung die Guten und Böſen, wie ſie dem Grab entſteigen. Der verſchiedene

---

10) Vergl. Ueber M. Angelo's letztes Gericht nebſt Vaſari und Malvaſia's Felsina pittrice 231, Richardſon S. 492, Füßli's krit. Verzeichniß I. 26 ꝛc., Fiorillo I. 359 — 369, Stolbergs Reiſe II. 299. fg. Histoire de la peinture en Italie p. M. B. A. A. Paris 1817. I. 299, und Tableaux de Rome par Guian Laoureins Paris 1821, II. 84. Moritz Reiſe in Italien 1792, II. 3—7, G. Quandts Streifereien II. 71. ꝛc.

Ausdruck der Erſtehenden iſt meiſterhaft. Der Höllenpfuhl daneben iſt ein Ausdruck alles Gräßlichen. 11) Es ſind meiſt Bildniſſe nach der Natur; des Malers Freunde jubilirend; die Feinde flackernd im Höllenpfuhle. Das Seitenſtück zu dieſem Letzten Gerichte von Andr. Orgagna iſt ſein Triumpf des Todes, 12) ein Bild, das wegen dem Reichthum der abentheuerlichen Phantaſie des Malers, merkwürdig iſt. Rührend iſt hier die Gruppe der Unglücklichen, der Blinden, Lahmen und Armen, die den Tod als ihren Befreier vom Elend anrufen. — Dieſe Darſtellung erinnert an ein treffliches Bild von Franz Frank, dem Sohne (in der königl. Galerie zu München, nach Manlich, Nro. 556). Daſſelbe zeigt im muthigen Getümmel raſche Jünglinge und fröhliche Mädchen, kräftige Männer und muntere Knaben, Könige und Bettler, Menſchen und Thiere in ein buntes gedrängtes Heer vereinigt, gegen die grauenvolle Geſtalt des Todes anſtrömend. Einer nach dem andern ſtürzt, von dem unſichtbaren Geſchoß des gewaltigen Schützen, der keinen verſchont, getroffen. Sein greiſer Gehülfe, die Zeit, wüthet mit der Senſe gegen die Sinnbilder der Künſte und Wiſſenſchaften, und zerſtört auch das, wodurch der Sterbliche hofft, ſein Andenken vor der Vergeſſenheit zu retten (G. Quandt's Streifereien im Gebiete der Kunſt, I. 78).

Obgleich der Darſtellung von Michael Angelo in Hinſicht des Gewaltigen und Entſetzlichen weit nachſtehend, hat doch die des

---

11) Vergl. J. A. Caſtellan Lettres sur l'Ital. Paris. 1819. III, 302, und nach dieſem Werke, H. Hirzel Anſichten von Italien. Leipzig. 1823. II. 166. ꝛc.

12) Gleichfalls beſchrieben bei Caſtellan III. 288—302, und ſo wie alle Fresken im Campo Santo abgebildet in C. Laſinio's großem Werk über dieſe Begräbnißhalle. Florenz. 1812.

Rubens in Beziehung auf die dem Gegenſtand angemeſſene Erfindung und Anordnung große Vorzüge. Chriſtus erſcheint hier in würdiger Stellung als Weltrichter auf einer Wolke; über ihm der ewige Vater und Geiſt. Zur Rechten des Richters ſteht Maria ehrfurchtsvoll gegen ihn gewandt; nahe bei ihr Petrus und hinter ihm die bekannteſten Heiligen in Stellungen und mit Gebärden, die ihrem Charakter und der Feierlichkeit der Handlung gemäß ſind; zu ſeiner Linken ſtehen die Väter und Propheten des alten Bundes, würdig und zweckmäßig charakteriſirt; unter dieſen ſchwebt Michael mit dem Blitze bewaffnet, den er mit heftiger Wendung abwärts gegen die auf der linken Seite ſich wehe rufenden Verurtheilten ſchleudert, die theils von bewaffneten Engeln hinabgedrückt, theils von unten durch Dämonen in einem Feuerpfuhl hingeriſſen werden. Unter dem Sitze des Weltrichters werden von verſchiedenen ſchwebenden Engeln die Poſaunen geblaſen. (Eine Poſaune wäre hinreichend 13) und ſogar von mehr poetiſcher Wirkung). Tiefer auf der rechten Seite ſieht man in mannigfaltigen Gruppen die Auserwählten, die mit freudigem Gefühl (aber ſonſt wenig edelm Ausdruck) himmelwärts ſtreben, und zum Theil von ihren Schutzengeln emporgehoben werden. Im Vorder- und Mittelgrund endlich erſcheinen noch viele aus den

---

13) Alle ſieben poſaunenden Engel, wie ſie in der **Offenbarung des Joh.** VIII., IX. und X. vorkommen, paſſen nicht für den Moment des letzten Gerichts, ſondern nur der ſiebente (X. 15) gehört hieher. Die andern ſechs Engel verkünden Ereigniſſe, die dem Weltgerichte vorangehen. Die Scenen (Offenbarung VIII. 10 ꝛc., und IX. 15 ꝛc.), ſind ſehr ſchön auf Glas gemalt von **Johann Couſin** in dem Musée aux petits Augustins zu Paris zu ſehen. S. **Lenoir** hist. des arts en France, pag. 370. Im Grunde liegen aber ſolche Scenen auſſer den Gränzen der Kunſt.

Gräbern erſt entſtehende, theils ſchon geformte, theils noch ſich formende Menſchengeſtalten. (Füßli kritiſch. Verz. IV., 445 fg.) Sichtbar iſt das Beſtreben des Künſtlers ſchöne nackte Menſchenfiguren beiderlei Geſchlechts in mancherlei Stellungen vor's Auge zu bringen. Durch dieſe Bemerkung ſoll jedoch nicht getadelt werden, daß unter den Seligen und den Verdammten der Geſchlechts-Unterſchied bezeichnet iſt. Denn obgleich im Himmel (und in der Hölle) keine Heurathen geſchloſſen werden und aller Unterſchied der Geſchlechter dort aufhört; 14) ſo müſſen wir doch von einem Bilde, das den Zuſtand der Seelen im Himmel oder in der Hölle ſchildert, fodern, daß es wirkliche Menſchen, mithin auch mit Geſchlechts-Charakteren darſtelle. Dies kann aber ohne Verletzung der Scham geſchehen. So beifallswürdig die Compoſition und Anordnung des Bildes von Rubens im Ganzen iſt, ſo zieht doch die Stärke der ſinnlichen Darſtellungen den Betrachter zu ſehr von der geiſtigen Bedeutung ab, die hier doch die Hauptſache iſt. Das Colorit und das Helldunkel ſind meiſterhaft, obgleich die Carnation auch hier weit hinter der von Titian und Correggio zurückſteht. Hingegen ſind der himmliſche Vater und der göttliche Richter ziemlich gemeine Figuren. Unter den Engeln kann kaum einer ſchön genannt werden. Idealiſch iſt auch unter den Erwählten und Verworfenen keine Geſtalt. Beide bilden zwei lange Säulen von Fleiſchmaſſen, und es kann den Betrachter eine Angſt anwandeln, es möchte ſo eine lange Menſchenmaſſe überkippen. Ihr ſinnreicher Gegenſatz iſt jedoch von großer Wirkung; das Detail verräth viele Kenntniß der Zeichnung und Anatomie, und zeichnet ſich durch große Mannigfaltigkeit aus. 15) Aber vergebens

---

14) Luk. XX. 35. Scotus de prædestinatione. IV. 15.

15) Wer an ſo etwas Geſchmack findet, mag auch an der Betrachtung von Lukas Giordano's Cyklopen-Höhle in der kaiſer-

ſucht man hier den Ausdruck, weder der erhabenen Schrecken, die am Tage, wo das Loos aller Sterblichen unwiderruflich entſchieden werden ſoll, das Herz ergreifen, noch der Wonne und des Dankgefühls der Seligen, noch der Rührungen, welche die Begegnung von Erwählten und Verworfenen erregen muß. Die Figuren laſſen den Zuſchauer kalt und ohne Theilnahme. Denn ihren Geſichtern fehlt es an fühlbaren oder ſichtbaren Gründen, weshalb der eine verdammt, der andere zur Seligkeit berufen wird. 16) Die Seligkeit der Auserwählten erhebt ſich hier nicht über ſinnliche Behaglichkeit. Auch ſind dieſe üppigen Geſtalten mehr für irdiſchen als himmliſchen Genuß ausgeſtattet. 17)

Wir haben noch ein anderes Bild des Rubens, geſtochen von P. Soutmann, wo aber nur der Höllenſturz der Verdammten vorgeſtellt iſt. Der Meiſter ließ hier ſeiner feurigen Einbildungskraft freien Lauf, ſowohl in Hinſicht der Erfindung, als der Anordnung der Bilder. Der breiteſte Theil der Maſſe von Figuren ſchwebt hoch oben; ſie verſchmälert ſich im Sinken abwärts, und verbindet ſich endlich gegen dem Vorgrunde mit der Figur eines ungeheuren Drachen. Den hohen Horizont bildet ein dichtes ſchwarzes Gewölk, das durch einen heftigen Sturmwind in Bewegung geſetzt iſt, und aus welchem eine Menge menſchlicher Körper herabſtürzen, die in mannigfaltigen Wendungen das Bild der äußerſten Verzweiflung darſtellen. Wie ſie dem Vorgrund näher

---

lichen Galerie zu Petersburg ſich ergötzen, wo der Charakter der Figuren in der vollen Gedrungenheit der Glieder mit dem Ausdrucke der Vollkraft in ſtarker Muskelbewegung beſteht (F. Hand I. 324).

16) Vergl. G. Forſter Voyage sur les Rives du Rhin. I. 100 — 119.

17) Eine ſchöne ausgeführte Skizze von des Rubens letztem Gerichte ſieht man in der königlichen Galerie zu Dresden.

kommen, werden ſie von dem vielköpfigen Drachen aufgefangen, deſſen ungeheurer in die Höhe gezogener Schweif ſich mit zirkelförmigen Drehungen bis an die niedrigſte Wolke erhebt, und viele der Fallenden umwindet. Seine wirbelnd heftige Bewegung, die Zeichen von Grimm und Wuth in ſeinen mannigfaltigen ſcheußlichen Köpfen und ihr gieriges Schnappen nach den Herabſtürzenden geben dieſem Ungethüm einen Schauer erregenden Anblick. Wegen der geſchickten Behandlung des Lichtes und Helldunkels macht das Ganze eine große Wirkung. (Füßli's krit. Verzeichniß IV. 143).

Erwähnung verdient hier auch das große Bild von Tintoretto (in Maria del Orto zu Venedig) geſtochen von Leonardis. Chriſtus kommt in Herrlichkeit, von den Heiligen umgeben. Engel blaſen in die Trompeten, nackte Gerippe in Erde und Waſſer fangen an, ſich mit Fleiſch zu kleiden. Die ſchon erſtandenen Leiber der Verdammten ſtürzen, von Teufeln getrieben hinweg, und einige der Seligen werden von Engeln emporgehoben. Unten ſieht man den Charon, wie bei M. Angelo. Wenn Tintoretto hier und in ſeinen Bilde von der Anbetung des goldenen Kalbs Buonarottis großen Styl mit Titians Zauber des Farbentons und des Helldunkels zu vereinigen ſuchte, ſo iſt er zwar dem letztern ziemlich nahe gekommen, hat aber die Größe und Genauigkeit des erſtern nicht erreicht. Er hat ſeine Fehler, aber ohne ſeine Genialität und Correktheit. Schon Vaſari bemerkt, Tintoretts letztes Gericht ſey mit einer ausſchweifenden Einbildungskraft gemalt, die in der That etwas Furchtbares und Schreckliches habe; aber es fehle an richtiger Zeichnung. Der Eindruck des Ganzen, das die Verwirrung und das Getümmel jenes Tages ausdrückt, verſetzt auf den erſten Blick in Erſtaunen. Prüft man es aber im Einzelnen, ſo ſcheint es nur zum Scherze gemalt. Un popol di Figure, ſagt Vaſari, alles in Bewegung, ohne Gegenſatz von Ruhe, ohne Ordnung und Anſtand; alles eingegeben von dem ſuror pittoresco, den Peter von Cortona dem Tintorett zuſchreibt. (Vergl. Maier Beſchreibung von Venedig I., 339).

Eine weit ältere große Darſtellung, mit vieler Pracht ausgeführt (man ſchreibt ſie dem Johann van Eyk zu) befindet ſich in der Hauptkirche zu Danzig. Auf einem großen Regenbogen thront der Weltrichter; über ihm vier Engel mit den Zeichen des Leidens; hinter dem Regenbogen ſchließt ſich eng ein Wolkenkreis, auf dem die zwölf Apoſtel ſitzen. Am Ende dieſes Kreiſes zur Rechten kniet Maria in betender Stellung; zur Linken Johann der Täufer: Unter dieſer Gruppe ſtoßen drei Engel in die Poſaune. Auf der Erde öffnen ſich die Gräber, und ſtehen die Todten auf. Rieſengroß gegen die Auferſtehenden ſteht in der Mitte der Erzengel Michael in prachtvoller Rüſtung, das ernſte Haupt mit einer ſchmalen Binde geſchmückt, aus der vorn ein juwelenreiches Kreuz emporſteigt. Die Rechte hält einen langen ſchwarzen Stab, an welchem oben ein kreuzförmiger Griff glänzt; die Linke, mit dem Stab ſich kreuzend die furchtbare Waage. Bis hieher wäre die Compoſition und Anordnung ziemlich angemeſſen. Auch ſind die Köpfe von ſchönem Ausdrucke. Gegen Coſtüm und Zeichnung iſt deſto mehr einzuwenden. Aber weiter unten ſieht man eine Menge von Scenen, bei deren Erfindung der Künſtler mehr dem Geſchmack ſeines Zeitalters, als dem idealen Schönen folgte. Dahin gehört ſchon der Selige, der betend in der rechten Schale der Waage kniet, während die linke mit dem zu leicht Befundenen, den ein Teufel bereits beim Haare faßt, in die Höhe fährt. Die ſonderbarſten Teufelshelfer treiben die Verdammten mit wahrhaft ſataniſcher Freude dem Abgrund zu. Noch gräßlicher iſt auf dem linken Flügelbilde der Höllenpfuhl und der Himmelſturz der von entſetzlichen Teufeln verfolgten nackten Geſtalten in allen möglichen Stellungen geſchildert. Dafür wird der Beſchauer auf der rechten Seite des Hauptbildes durch die fromme

Ruhe und das ſelige Vorgefühl entſchädigt, das aus den Geſichtern der Auserwählten ſpricht, die ſich der Himmelspforte zuwenden, welche auf dem rechten Flügelbilde ſich öffnet. Sie iſt, wie die hochgewölbte Eintrittshalle, in gothiſchem Styl gebaut. Trefflich contraſtirt hier mit der Bosheit der Teufel und dem Jammer der höchſten Verzweiflung auf der linken Tafel der Ausdruck der bangen Erwartung der erſt Erſtandenen und des freudigen und doch demüthigen Erſtaunens der Seligen beim erſten Gefühl unausſprechlicher Wonne. 18)

Viel Lobwürdiges findet ſich in Klökers von Ehrenſtrahl großem Gemälde in der Hauptkirche zu Stockholm, wovon das Kunſtblatt 1822, Nro. 40, S. 158, folgende Beſchreibung gibt: „Chriſtus als Richter der Welt, thronend auf hoher, leichter Wolke, ſpricht das Urtheil; aus einer Wolke neben ihm ſchießt ein Feuerſtral hervor und dringt in die Tiefe der Erde, um gleichſam die Hölle zu öffnen (Offenb. Joh. 20, 9); Rauch und Flammen ſteigen aus dem Abgrunde (Offenb. Joh. 14, 11); der große Drache mit ſeinen ſieben Häuptern und zehn Hörnern erſcheint (Offenb. Joh. 17, 3, 4); auf ihm ſitzt die große Hure mit goldenem Becher voll Greuel und Unſauberkeit; aber ein Engel ſchleudert

---

18) S. den Umriß nach dieſem Gemälde in der Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunſt und Malerei. Berlin bei Maurer. 1819. Die umſtändliche Beſchreibung von Joh. Schopenhauer im Kunſtbl. Nro. 38 und 39, des Jahrgangs 1822 (S. auch den Nachtrag von Büſching im Kunſtblatte Nro. 55), und in ihrem Joh. van Eyck I. 80. fg. Man erinnert ſich dabei mehrerer Vorſtellungen in erhabener Arbeit an gothiſchen Kirchen, z. B. am Giebel des Doms zu Ferrara, wo die Seelen von dem Engel gewogen werden, und der Teufel ſich an die Schaale hängt, um ſie herabzuziehen. Von der Hagen Briefe II. 172. Ein Steindruck von dieſem Gemälde wird erwartet. Waagen. S. 212.

Drache und Hure und deren Anhänger zur Hölle hinab, während die Häupter des Drachen den Arm und die Bruſt der Hure ergreifen und der Becher ihren Händen entſinkt; andere Verdammte ziehen ihresgleichen mit ſich; ein böſer Engel ſtürzt den Mahomet, den ein Turban bezeichnet, in den Feuerpfuhl, während auch ihn der Drache niederreißt (Offenb. Joh. 20, 8, 9, 10); andere böſe Geiſter ergreifen andere Verdammte, Männer und Weiber; um einzelne derſelben ſchlingt ſich zugleich eine Schlange, welche, andeutend die Gewiſſensbiſſe, die linke Bruſt verwundet. Einen ſcheußlichen Anblick gewähren die Verdammten ſelber; voll Verzweiflung heulen ſie, ringen die Hände und zerfleiſchen ihr Angeſicht; umſonſt ſuchen einige ihre Zuflucht in den Klüften und auf den Gipfeln der Berge; aber die Berge weichen und das Feuer ergreift ſie; die ganze Erde ſinkt unter ihren Fußen und der Abgrund verſchlingt ſie. In den Lüften ſchweben Engel, ſchön von Geſtalt, aber, als die Werkzeuge der Rache Gottes, voll Eifer und Zorn, und mit Feuerflammen in den Händen; andere Engel blaſen auf Poſaunen zur Vollſtreckung des Gerichts. — Die Seligen ſind nicht mehr auf der Erde; auf Wolken ſchweben Männer und Weiber, Greiſe, Jünglinge, Jungfrauen und zarte Säuglinge, alle mit einem Anblick voll Demuth, voll Wonne und Seligkeit (Philipper 3, 21), von verklärten Engeln zum Himmel geleitet; unter dieſen Seligen erblickt man hier ein Weib, das auf jedem Arm ein Kind hält, und mit einer Miene, als wolle es ſprechen: „Siehe Herr, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben haſt“ (Jeſaiä 8, 18); dort einen Gatten und eine Gattin, die Hand in Hand gen Himmel wallen; hier, — ein Bild der Freundſchaft, die nimmer ſtirbt, — eine Gruppe von Männern und Weibern, die, feſt an einander haltend, von Engeln in die himmliſchen Wohnungen eingeführt werden; dort eine Gruppe von Kindern, die einander umarmen und küſſen, und von Engeln in Kindergeſtalt geleitet werden, während ein anderer Engel vor ihnen herzieht, ſie mit dem weißen Gewande der Unſchuld zu kleiden. — Um den Erlöſer, auf einer Wolke, von Licht und Glanz und frommen Engeln umgeben, bilden andere anbetende Engel einen Kreis; andere ſchweben, mit Kronen in den Händen, in der Höhe; unter dem Heilande auf einer Wolke erblickt man die Apoſtel, neben Petrus die Mutter des Herrn, ihr gegenüber Adam und Eva, anzudeuten, daß durch ſie die Sünde in die Welt gekommen, die der von der Jungfrau Geborne wieder getilgt hat; auch Patriarchen und Propheten, Heilige und Märtyrer, preiſend und anbetend. — Man ſieht, die Compoſition iſt im Ganzen mit Geiſt und Schriftkenntniß angelegt. Die Ausführung iſt voll Wahrheit und Kraft.

Viel Lobwürdiges enthält auch ein altniederländiſches Bild in der Wallraff'ſchen Sammlung zu Cöln. Chriſtus in dem Himmelreich; tiefer auf beiden Seiten Maria und Johannes der Täufer; beide flehend um der Seelen Rettung. Unten rechts die Aufnahme der Seligen, links die Verſtoſſung der Verworfenen. Die Zeichnung iſt großentheils ziemlich gut; der Ausdruck von großer Wahrheit, das Colorit von ausnehmender Schönheit; das Ganze auf Goldgrund. Das Geſicht Chriſti iſt voll ſanfter Würde, wahrhaft beſeligend; Maria voll Demuth und Theilnahme. Die Seligen und die Verworfenen ſind nackte Figuren. Unter beiden ſieht man Päbſte, Biſchöfe und eine große Zahl von Mönchen. Die unſchuldigen Jungfrauen und Jünglinge voll Naivetät; ihre Schutzengel zum Theil ſchön. Die Teufel ſind gräßliche Fratzenbilder, wie in Orgagna's Darſtellung zu Piſa.

In einem andern jüngſten Gerichte von Orgagna in der Kapelle Strozzi der Kirche Maria Novella zu Florenz hilft ein Engel einem Erſtehenden aus der Gruft, und wird ein Sünder, der in ſeinem Grabe verborgen bleiben möchte, von einem Teufel bei den Haaren herausgezogen. Zu einer andern zögernden, ſchwarz verſchleierten Geſtalt tritt ein Engel, und faſſt ſie bei der Hand, um ſie gen Himmel zu führen. (Quandt Streifereien III. 133).

Unter den ältern Darſtellungen des Weltgerichts verdient noch vorzüglich die in Fresko in einer Kapelle des Doms zu Orvietto Beachtung. Sie iſt von mehreren Malern ausgeführt, aber vollendet von Luk. Signorelli. Den himmliſchen Theil malte Joh. Angelico v. Fieſole mit Benozzo Gozzoli. Man ſehe die Abbildung in der Geſchichte jenes Doms v. P. della Valle (Vergl. G. Quandt's Streifereien, III. 105 ꝛc.). — Auch des Joh. Ang. v. Fieſole Bilder (in der Galerie zu Florenz und in der Sammlung des Cardinals Fäſch) von phantaſtiſcher Compoſition ſind reich an großen Schönheiten. Man ſieht hier die Dominikaner (der Maler war dieſes Ordens), von ihren Schutzengeln freudig bewillkommt und umarmt gen Himmel fahren, die Mönche anderer Orden aber die Beute des Satans werden.

Ganz im Geiſte Buonarotti's iſt ein Bild von ſeinem Lieblings-Schüler Camillo Filippi im Dome zu Ferrara. Unter die Auserwählten brachte der Maler ſeine Freunde, unter die Verworfenen ſeine Feinde an. Seine Gattin ſieht man hier unter den Seligen, auf ſeine vorige untreue Geliebte, die in den Höllenpfuhl hinabſtürzt, ihren Hohn ausgieſſend. Uebrigens hat er den Anſtand mehr beobachtet als ſein Meiſter (Lanzi franzöſiſche Ausgabe V. 36, Orloff II. 15). In dem großen Bilde von den Brüdern Caſtello (zu Genua) erſcheint der göttliche Richter, umgeben von himmliſch ſchönen Engeln, mit dem Ausdruck, als wenn er den Erwählten zuriefe: kommet, ihr Geſegneten! (Lanzi V. 103).

In dem Bilde zu Bologna von Pellegrino-Pellegrini, genannt Tibaldi (aus der Schule der Carracci, den dieſe den verbeſſerten Buonarotti nannten), die Scheidung der Erwählten und Verworfenen nach der Weiſung des Himmelsboten darſtellend, wird die Zeichnung, die Stärke des Ausdrucks und die gute Anordnung und Mannigfaltigkeit der Menge von Figuren gerühmt. Das Antlitz des Engels iſt ein Bildniß von Buonarotti, den der Meiſter ſehr liebte (S. auſſer Lanzi I. 2. p. 45, Orloff Essai I. 266, Füßli Lexik. Nachtr. S. 1050, und Zanotti le pitture di Pellegrini Tibaldi). — Das Gemälde von Aurelius Lanci in S. Maria de Carignano zu Genua iſt reich an Scenen des Schreckens und Entſetzens, von trefflichem Colorit (Lanzi I. franz. Ausgabe S. 371). — In dem Bilde von Luk. Cambiaſo werden die Engel, die in der Glorie des Himmels den Erwählten winken, ihnen zu folgen, ſehr gelobt (Orloff II 28). — Die Freske von Camillo Proccacini (in der Kirche des heiligen Prokulus zu Reggio) ſtellt dieſen Gegenſtand gleichfalls mit großer Kühnheit dar (Orloff Essai II. 306). Auch die Bilder von Franz Vilamena (geſtochen P. Thomaſſin), von Daniel Hopfer 19) (von ihm ſelbſt radirt), ſodann v. J. B. Fontana (von ihm ſelbſt geſt.), ferner v. Adoni Doni in der Franziskuskirche zu Perugia ſind große beachtenswerthe Compoſitionen.

Beſonders merkwürdig iſt das erfindungsreiche, gut gezeichnete und gut gemalte Bild vom jüngſten Gerichte von Joh. Couſin, geſtochen v. Peter de Jode, dem Vater (aus der Minoriten-

---

19) Bei dieſem letzten Gerichte von Daniel Hopfer wird man veranlaßt zu glauben, eine jener großen Malereien zu ſehen, welche die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kirchen und Klöſter ſchmückten, vielleicht eines jener jüngſten Gerichte aus der Kirche zu Weilheim oder Nördlingen (von Quandt Geſch. der Kupferſtichkunſt. S. 49).

kirche zu Vincennes, in das franzöſiſche Muſeum verſetzt). 20) Oben öffnet ſich das Himmelreich. Unter ſchwebenden Wolken zeigen ſich ſieben Engel in die Trompete ſtoßend, und ein achter in der Mitte weiſt auf das Kreuz. Auf beiden Seiten eine Menge von Seligen beiden Geſchlechts. In der oberſten Ecke des Gemäldes gewahrt man die Propheten Joel und Jeremias, Iſaias und Daniel. Umgeben von Schaaren ſingender Cherubine und Seraphine, ſitzt Chriſtus auf einem goldenen Bogen (dem Zodiakus), eine Sichel in der Hand, mit den Füßen die Weltkugel berührend; Maria zur Rechten, Johannes der Täufer zur Linken. Der untere Theil des Bildes ſtellt die Erde dar. Vorn ſitzt ein Engel auf Bautrümmern; er ſcheint die Todten aus den Gräbern zu rufen, ſie rechts und links abſondernd. Dieſe kommen in verſchiedenen Abſtufungen von Leben hervor. Unter ihnen eine Mutter, mit flehender Gebärde, das Auge feucht, doch Hoffnung auf den Lippen. Links erblickt man ein Boot, in welches gräßliche Teufelslarven eine Menge Verworfener von allen Geſchlechtern, Altern und Ständen, auch Päbſte und Könige, aus einer Höhle gezogen, zuſammenwerfen. Tiefer unten iſt ein aufrecht ſtehender Engel mit Hervorziehung von Auserwählten aus Katakomben beſchäftigt, während auf der einen Seite hinter einem Dunſtgewölk verſchiedene Arten von Qualen zugerichtet werden, worunter auch Irions Rad zum Vorſchein kommt. Nun ſtellt ſich aber ein herrlicher Tempel mit Säulen von Smaragd und Rubin den Blicken dar. St. Peter öffnet deſſen Pforten, zu denen ſich eine große Schaar mit Begierde herzudrängt. Noch weiter unten ſieht man

---

20) Ein anderes letztes Gericht von J. Couſin iſt auf Glas gemalt in der Kirche St. Romain zu Sens.

in der Ferne den Einſturz der Planeten und Sterne über eine hoch im Feuer auflodernde Stadt (Le Noir Hist. des Arts p. 96 ꝛc).

Noch haben wir Bilder des jüngſten Gerichts von Joh. Sadeler gemalt und geſtochen; von Giov. da Fieſole zu Florenz und zu Rom (in der Galerie Corſini, Speth Kunſt in Italien I. 214, III. 108); von Palma im Regierungspalaſte zu Venedig, von welchem Bilde Cochin (Voj. d'Ital. III. 25) ſagt: es ſey im Detail vortrefflich, von großem Charakter, gut gemalt und gezeichnet, aber aus Mangel an gehöriger Gruppirung und daraus erfolgender Zerſtreuung des Lichts keinen Effekt machend; ferner von Franz Herrera in der Kirche St. Bernhard zu Sevilla (Palomino 125). — Auch mag hier des Fegfeuers von Salvator Roſa (in der Brera zu Mailand) Erwähnung geſchehen. Die leidenden Seelen richten ihre kummervollen Blicke und gefalteten Hände flehend zur Maria Virgine del soffragio empor, die aber in lächelnder Zufriedenheit wenig Rührung verräth. Ein Engel empfiehlt ihr einzelne Seelen. Das Beſte auf dieſem Bild iſt der Ausdruck der Leiden dieſer armen Seelen (Lady Morgan, Salvator Roſa und ſeine Zeit. Braunſchweig. 1824. I. 221). Unter den andern Bildern vom Fegfeuer mag hier desjenigen von Anton Cavalucci erwähnt werden, das in St. Martin in Rom exiſtirt. 21)

---

21) Mit vielen der angeführten Gemälde haben die Bilder des letzten Gerichts, des Himmels und der Hölle in dem Hortus deliciarum der Herrad von Landſperg v. XII. Jahrhund. (Siehe den Auszug v. Engelhardt. Stuttg. 1818. S. 49. fg.), manche Aehnlichkeit; beſonders merkwürdig iſt hier die Darſtellung der Hölle, wohin die Verdammten, Prieſter und Weltliche durcheinander, von Engeln mit Händen und Füßen und mit Gabeln getrieben werden, während ihnen die Flammen ſchon über den Häuptern zuſammenſchlagen. In

Die evangeliſche Schilderung vom Weltgerichte (Matth. XXIV. 29, 30, 31, XXV. 31—46, Luk. XXI. 25—27, Joh. V. 22, 25, 27, 28, 29), iſt zwar höchſt einfach, aber doch für den Geiſt ſehr bezeichnend. Der berühmte Young hat in einem Gedichte von drei Geſängen die Andeutungen der Schrift auszumalen verſucht, welches ihm aber nur in einigen Scenen von der ſchauerlichen Natur gelungen iſt. Das Gedicht kann als ein Commentar des bekannten Kirchenhymnus Dies iræ angeſehen werden. Von großer, geiſtiger Schönheit, aber meiſt zu wenig maleriſch ſind mehrere zur Darſtellung des Weltgerichts gehörige Scenen in Klopſtocks Meſſiade Geſ. XVIII und XIX, wo unter andern die Verräther der Religion, die Stifter des Götzendienſts, die böſen Könige, die ſtolzen Halbchriſten erſcheinen. Dem Kirchenmaler iſt hier eine ſolche Bezähmung der Einbildung zu empfehlen, daß über der üppigen Fülle der ſinnlichen Darſtellung der wahre und zweck-

---

dem unterſten Abgrunde des von Flammen ſprühenden Geklüftes ſitzt Luzifer an Ketten gebunden, den Gegenchriſt im Schooße. Ringsum ſind die mannigfachen Peinigungen geſchildert. Einem geldgierigen Mönch wird von einem Teufel glühendes Gold in den Rachen geſchüttet. Der Verläumder muß eine Kröte belecken; dem Auflaurer werden die Ohren gezwickt; einer Putznärrin beſorgen Teufel, die ſie einzuſchnüren ſcheinen, die Toilette; eine Kindsmörderin muß ihr eigenes Kind aufzehren; Wollüſtlinge werden von Schlangen umwunden und zerbiſſen; ein Selbſtmörder ſtößt ſich ewig das Meſſer in den Leib. — Intereſſant iſt eine Vergleichung ſolcher Schilderungen beim Dante (vom 13ten Jahrh.), ſo wie der Bilder von Orgagna und van Eyck (vom 14ten), von Fieſole und andern vom Anfange des 15ten Jahrh. mit denen von Buonarotti und den ſpätern Meiſtern. Alle haben die Tendenz, von der Sünde durch gräßliche Schilderung ihrer Folgen in der andern Welt abzuſchrecken, wobei freilich mancherlei Verſtöße gegen das religiöſe, ſittliche und äſthetiſche Gefühl mit unterliefen.

mäſſige, geiſtige und ſittliche Ausdruck nicht erliege. „In Chriſtus dem Weltrichter muß er uns die erhabenſte Gerechtigkeit, in welcher die Liebe den Ernſt weit überſtralt, zeigen. Sein Geſicht muß mit einem Zug von Ernſt von den Verworfenen ſich weg- und mit freudig liebevollem Ausdruck den Auserwählten zuwenden. Die leztern müßen alle ihr Auge zu Ihm hinrichten. Ihr ganzes Weſen muß die Wonne ſeliger Geiſter, die Wonne mit Gott vereint zu werden, athmen. 22) Daher umfließe ſie ein reines und ſüßes Licht wie ein durchſichtiges Gewand, nicht blendend, ſondern unſägliche Heiterkeit bis in den tiefſten Grund der Seelen verbreitend. Ihre Körperhüllen müßen blos ſinnlichen Reizen entfremdet, veredelte und verklärte Geſtalten ſeyn, denen ewige Jugend, hehre, ſüße Freude, ein heiliges Entzucken entſtralt. 23) Sie betrachten entzückt der Gottheit Glanz; ihr Blick auf der Gottheit Auge geheftet, wiederglänzt von deſſen Lichte; ſie fühlen ſich ſelig in Gottes Seligkeit. In den Geſichtern der Verworfenen

---

22) Im (chriſtlichen) Himmelreiche ſind die Seligen mit Gott und allen höhern Geiſtern vereinigt, wogegen die Bewohner des (heidniſchen) Elyſiums von den Göttern des Olymps getrennt ſind.

23) In ihren Seelen wohnt Gottes Friede, das reine Bewußtſeyn des Guten (Weisheit III. 1 — 3, IV. 7), des Erdelebens Mislaut iſt verklungen (I. Kor. XV. 26, Offenb. VII. 16, 17, XXI. 4, II. Tim. IV. 18, Jeſ. LVII. 2). Sie ſind in den Verein der Geliebten (Joh. XVII. 24), zu den Myriaden Engeln gelangt, Gott lobſingend mit ihnen und ſeine Herrlichkeit ſchauend (Hebr. XII. 22—24, Matth. XVI. 27, Offenb. VII. 15, Joh. XIV. 3, 4. Das Charakteriſtiſche des Himmelreichs nach der Lehre des Chriſtenthums iſt, daß es noch kein Auge geſehen. Die Kunſt kann mithin nur Andeutungen davon geben. Alle Schilderungen des Elyſiums der Alten ſind bloße Abſpiegelungen der Vorſtellungen von ſinnlicher Glückſeligkeit, durch individuelle Anſichten und Sinnesart des Schilderers modifizirt.

hingegen muß die tiefſte Beſtürzung, hoffnungsloſe Reue, ſtarre Verzweiflung (terribiles visu formæ), der Wurm, der nie ſtirbt, ſich ausdrücken. Aber das ohnehin Erſchütternde und Schauerregende dieſes Ausdrucks ſollte nicht über die Gränzen der Wahrheit zum Greuelvollen und Gräßlichen geſteigert werden. Die Wahrheit ohne Uebertreibung iſt hier am geeignetesten, tiefen, bleibenden, heilſamen Eindruck auf die Gemüther hervorzubringen. Wenn man dem in den Ort der Qual Eingehenden auch nichts an der Stirn läſe, als was Dante in den Vers zuſammenfaſſt: »Lassat' ogni speranza, voi ch'entrate!« wie erſchütternd müßt es nicht ſeyn! Immerhin wird es leichter ſeyn, eine Hölle zu dichten oder zu malen, als einen Himmel.

Neun und dreißigſter Abſchnitt.

Symboliſche und Allegoriſche Bilder.

Symbol und Allegorie ſind Sinnbilder, das iſt, äußere Darſtellungen einer Idee. Das Symbol ſoll eine Idee, unmittelbar zur Anſchauung bringen; die Allegorie hingegen ſie durch mittelbare Beziehung andeuten. Bei der Allegorie geht der höhere Sinn aus einer (beſondern) Handlung hervor; das Symbol ſpricht den Sinn für ſich in einem Bild oder einer Geſtalt aus, ohne daß es dazu einer Handlung bedürfte. Durch die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten wird die Zweckmäßigkeit beider Arten von Sinnbildern bedingt. Jede Willkühr iſt hier ſtörend. Beide ſollen die Tugenden und charakteriſtiſchen Figuren darſtellen; ſie können überdies nicht nur bei der Darſtellung einzelner heiliger Perſonen, an denen eine gewiſſe Tugend vorzüglich verehrt wird, mit Nutzen gebraucht, ſondern auch ſonſt für ſich zur Nebenverzierung der Wände und Decken der Kirchen füglich angewendet werden. Das Reich der Sinnbilder iſt unermeßlich. Welches Kunſtwerk iſt nicht gewiſſermaßen Sinnbild? Oder woraus iſt nicht ſchon ein Sinnbild gemacht worden? Unter der zahlloſen Menge ſymboliſcher und allegoriſcher Bilder zur Bezeichnung religiöſer und ſittlicher Ideen ſind aber die allerwenigſten befriedigend. Den meiſten fehlt es an Klarheit und paſſender Beſtimmtheit; viele ſind verworrene Räzel; andere ſind zu unedel. Nur Ideen gehören in den Kreis der Allegorie und Symbolik, mithin nichts Gemeines. Auch dulden ſie keine bloſſen Verzierungen und überhaupt nichts, was die Bedeutung verdunkeln oder verwirren kann. Indem das Symbol und die Allegorie ſich über die gemeine Naturnachahmung erheben, erweitern ſie das Gebiet der bildenden Kunſt, und verleihen ihr einen Charakter höherer Bedeutenheit und Poeſie. Nur muß die bildende Kunſt hier nicht ſinnlich ſchildern wollen, was ſich ſinnlich nur andeuten läßt. Winkelmann (Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt, Dresden 1766, S. 290), verlangt für ſolche Bilder: Einfalt, Deutlichkeit und Lieblichkeit.

„Wer mir z. B. eine Gerechtigkeit figürlich darſtellen will, zeige mir ſie ſo, daß ich eingeſtehen muß: ja, ſo unterſcheidet ſie ſich von andern Tugenden, die die Menſchheit ehren und beſeligen; und wenn ſie wie ein Menſch unter Menſchen wandeln könnte, ſo müßte ſie in dieſer ehrwürdigen und liebreichen Geſtalt erſcheinen.“ 1) Die Figur ſey demnach ſchon durch Charakter, Ausdruck und Stellung hinlänglich bezeichnet!

Die beſondern Modifikationen indeſſen, die eine tugendhafte Neigung der Geſtalt gibt, laufen ſo ſehr mit den Modifikationen,

---

1) Hofſtätter Nachrichten von Kunſtſachen. II. 53.

welche tugendhafte Neigungen überhaupt der Geſtalt geben, zuſammen, daß man in ſehr vielen Fällen nothwendig Attribute (Abzeichen) zu Hilfe nehmen muß, um das Erkennen der beſondern Beſtimmung dem Beſchauer zu erleichtern. 2)

Gerade die Sinnbilder des Chriſtenthums aber werden weniger durch gewiſſe Ab- oder Beizeichen, als durch Seelen-Charakteriſtik kennbar gemacht. Das ſymboliſirende Beiwerk verliert hier ſeine Bedeutenheit, wenn nicht der Charakter und der Ausdruck der einzelnen Figur oder Gruppe ihm ganz entſpricht, und mit ihm genau zuſammenſtimmt. 3) Dadurch wird die Ausführung ſchwieriger, als bei den Alten, bei denen wir eine vorherrſchende Neigung zu ſinnbildlichen Darſtellungen gewahren. Die griechiſchen Künſtler haben hierin alle Foderungen am ſtrengſten erfüllt. Sie entfernten alles überflüſſige, zerſtreuende Beiwerk; ſie begnügten ſich mit einigen ſprechenden Zügen. Sie leiſteten auch hier Viel mit Wenig, und ſprachen ſo deutlich zu den Sinnen und durch ſie zu dem Geiſt, daß dieſer zum Verſtehen ihrer Symbole keiner Gelehrſamkeit oder tiefen Schlußfolgerung bedurfte. 4)

Ueberhaupt wird man eine beſondere Vorneigung für Symbole und Allegorien dort gewahr, wo der Sinn für Naturwahrheit erloſchen iſt. Daher ſchwelgte die Phantaſie nicht nur vieler heidniſchen, ſondern auch ſolcher Völker, die den Gebrauch religiöſer Kunſtbilder für Abgötterei hielten, gern in Sinnbildern, deren Bedeutung aber die Zeit mehrentheils ſo verdunkelt hat, daß ſie ihnen Sphynxe geworden ſind: Die alten heidniſchen Symbole wurden zum Theil noch lange Zeit in die Denkmale chriſtlicher

---

2) Ramdohr über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom. III. 193.

3) Ramdohr Charis. Leipzig. 1793. II. K. 20. S. 285. u. fg.

4) Vergl. Creuzers Symbolik. I. 78, 221. fg.

Kunſt übergetragen und mit chriſtlicher vermiſcht. Viele ſinnbildliche Darſtellungen an Kirchen des Mittelalters ſind jetzt für uns unauflösliche Räthſel. Merkwürdig iſt auch, daß die Vorliebe für Sinnbildern im Gebiete der Religion unter den Reformirten mit ihrem Abſcheu vor den eigentlichen Kirchenbildern gleichen Schritt hielt, weshalb **Herder** 5) das Zeitalter der Reformation das **emblematiſche** nannte. Nicht nur die Schriften ihrer Anhänger wurden reichlich mit Sinnbildern ausgeſtattet; es traten auch eine Menge Sammlungen von Sinnbildern ans Licht. Aber die meiſten ſind eben ſo geſchmacklos als geſucht oder in's Myſtiſche ausſchweifend; die ſchöne Kunſt findet deswegen hier keine oder geringe Ausbeute.

Sulzer ſcheint mir (in ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte I. 415), richtig zu bemerken: „es ſey allemal noch beſſer, den Mangel guter ſymboliſcher Zeichen durch eine wohl angebrachte **Inſchrift** als durch erzwungene Hieroglyphen zu erſetzen.“

Am deutlichſten aber wird ein abgezogener Begriff oder eine ſittliche Eigenſchaft ſinnlich dargeſtellt in der Schilderung bekannter Begebenheiten, worin jener Begriff, jene Eigenſchaft ins Leben getreten iſt. 6) Das Allegoriſche und noch mehr das Symboliſche verfehlt hingegen leicht ſeinen Zweck, wenn darin das bloße ſinnvolle Beiwerk Anſpruch macht, Hauptſache zu ſeyn. 7) Die griechiſche Kunſt iſt reicher an Symbolen, die chriſtliche reicher an Allegorien. Dies gründet ſich in dem ſinnlich-begrenzten Charakter der erſtern, und dem geiſtig und gemüthlich unbegrenzten der letztern. Die Götterlehre, ſelbſt nichts als Symbol der äuſſern Natur, wendet ſich blos an die Sinne; das Chriſtenthum bedient ſich

---

5) Zerſtreute Blätter V. S. 243.

6) **Algarotti** Essai sur la Peinture. Chap. de l'Invention.

7) **Moriz** Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente. S. 43. u. fg.

des Aeußern bloſs um zum Gemüth zu reden, um das Verhältniß des Irdiſchen zum Ewigen und des Menſchen zu beiden zu bezeichnen. Weil aber die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs von Sinnbildern überhaupt in chriſtlichen Kirchen davon abhängt, ob ſie eine dem Genius des Volks angemeſſene Sprache reden; ſo wird man geſtehen müſſen, daß nur ſehr wenige für den Kirchengebrauch ſich eignen, weil nur ſehr wenige ihren Sinn durch ſich ſelber ausſprechen und erklären, und ſomit leicht und allgemein verſtändlich ſind. Der Menge fehlen die nöthigen Kenntniſſe und Geiſtesgewandheit um den Sinn anderer Bilder richtig aufzufaſſen. Jedes Bild demnach, deſſen Sinn weit aus dem Wege liegt oder verhüllt iſt, und erſt durch eine Anſtrengung des Verſtandes herausgebracht werden muß, liegt über dem Geſichtskreiſe des Volks. Weil dieſes ſeinen Sinn nicht verſteht, nicht vertraut mit ihm werden kann; ſo wird ihm das Sinnbild, in der Kirche aufgeſtellt, leicht zum Gegenſtande dunkler Verehrung, eine Nahrung myſtiſchen Gefühls, das bis zur Abgötterei ausſchweifen kann, weil, ſobald das Bezeichnete verſchwindet, das Sinnbild zum Götzenbilde wird. Unbedenklicher laſſen ſich noch chriſtliche Sinnbilder am Aeuſſern von Tempeln, als in ihrem Innern anbringen, ferner in Vorhallen, in Schul- und andern öffentlichen Gebäuden, an Brunnen, zur Verzierung von Plätzen u. dgl. Dazu eignen ſich beſonders die alten Sinnbilder der Chriſten, von denen im erſten Bande S. 89 und fg. gehandelt wurde. Wenn aber die Bilder überhaupt für das Volk der oftmaligen Auslegung bedürfen; ſo iſt dies bei den Sinnbildern, um Mißdeutungen zu begegnen, doppelt nöthig.

Nachſtehende ſinnbildliche Darſtellungen ſcheinen mir der Beachtung des chriſtlichen Künſtlers vorzüglich werth:

a) Symboliſche Figuren. Die ſinnbildlichen Figuren der

Religion und Tugend ſind dem Geſchlechte der Engel verwandt. In der edelſten, menſchlichen Geſtalt ſollen ſie uns himmliſche Weſen vor's Auge bringen. Der Glaube, die Hoffnung und die Liebe in einem Gemälde (en Camée, Grau in Grau, wie erhabene Arbeit), ſehr treffend und ſchön dargeſtellt von Raphael (im Vatikan), ſehr gut geſt. von A. Desnojers und von Riquet für die Galerie fr. par Filhol III. 183, III. 207, IV. 250, lithographirt von J. Brodtmann. Die Umriſſe S. in Landons Annales V. 19, 59, 95, Vie et Oeuvres de Raphael II. 67, und im Manuel du Musée fr. IV. Nro. 22; auch in Filhol und Lavallé Galerie du Musée Napoleon T. II. 207, IV. 255). Der Glaube iſt eine himmliſch reine, weibliche Figur; die eine Hand hält den Kelch mit der Hoſtie, die andere legt ſie an das Herz. Die chriſtliche Liebe herzt fünf Kinder auf ihrem Schooße. Die Hoffnung richtet, die Hände faltend mit Vertrauen den Blick nach der Zukunft; ihr Gewand weht über die Schultern gleich Flügeln. Einer jeden Figur ſind zwei ſinnvolle Genien mit anpaſſendem Ausdruck zur Seite. Beim Glauben hält der eine ein Käſtchen, die Geheimniſſe der Religion bewahrend; der andere trägt die Bibel. Bei der Liebe ſtreut der eine Geld aus einer Schale, der andere trägt einen Korb voll flammender Kindesköpfe. Bei der Hoffnung ſchlägt der eine die Hände über die Bruſt (Ergebung), der andere blickt in ſinniger Ruhe vor ſich hin, die geſenkten Hände kreuzend (Geduld). Beide haben etwas Demüthiges im Ausdrucke.

Der Glaube und die Liebe in Einer Zeichnung v. Raphael (im Cabinet von Caylus, Landon Vie et Oeuvres de Raph. III. Nro. 149), ſchön charakteriſirt.

Die Liebe allein in einem Gemälde von Raphael (vormals in der Galerie Borgheſe, jetzt im Beſitze des Grafen von Rechberg in München).

Der Glaube und die Hoffnung von N. Pouſſin, geſtochen von J. B. de Poilly.

Der Glaube von John Gardner, geſtochen von Joſ. Walker (1781).

Die Klugheit, die Mäſſigung, der Starkmuth von Raphael auf Einem Blatte von R. Morghen, v. Desnojers und von J. Volpato (Landon Vie et Oeuvres de Raphael II. Nro. 66).

Die Gerechtigkeit [8]) und die Güte (oder Milde, Sanftmuth), von Raphael, im Vatikan, geſtochen von R. Strange (Landon Vie et Oeuvres II. Nro. 69). Die erſtere richtet den Blick auf eine Waage, die ſie in der Hand hält. Warum ſie die andere Hand auf einen Straußvogel ſtützt, weiß ich nicht. Die zweite hat ein Lamm zu ihren Füßen.

Eine andere Figur der Gerechtigkeit v. Raphael (S. den Umriß bei Landon Vie et Oeuvres II. pl. 69), ein Diadem auf dem Haupt, auf Wolken ſitzend, von vier Genien umgeben, blickt gleichfalls auf die gleichgeſtellten Schaalen einer Waage, die ſie in der Linken trägt, während die Rechte ein Schwert emporhält. —

Eine herrliche Figur der Gerechtigkeit iſt die von Dom. Beccafumi (in dem Juſtizpalaſte zu Siena). Ihre Füße ſind in einer dunkeln Färbung faſt verborgen; ſie erhellt ſich ſtufenweis bis zu den Schultern; das Haupt aber iſt von himmliſchem Licht umſtralt (Lanzi franzöſiſche Ausgabe. I. 477). —

---

8) Sie hat einen reinen, leidenſchaftloſen, ſtillen Charakter; die Stellung aber iſt voll Leben, Bewegung und Handlung. Göthes Propyläen I. B. I. St. S. 111. Noch von andern ſymboliſchen Figuren des Raphael finden ſich Umriſſe in Landons Vie et Oeuvres VIII. Nro. 448, 449. ꝛc.

Die **Gerechtigkeit** von **Doſſo Doſſi**, in der königl. Galerie zu **Dresden**, iſt eine weibliche Geſtalt von hohem Ernſte; in der Rechten hält ſie Faszes, in der Linken eine Waage. Zu ihren Füßen liegen umgeſtürzte Gefäſſe mit Goldmünzen.

Die **Gerechtigkeit**, der **Starkmuth**, die **Mäſſigung** von **Dominichino**, geſtochen von **J. Frey**, von **Ant. Pazzi** und **P.** del **Pò** (**Landon** Vie et Oeuvres, I. Pl. 34 — 37). Sinnreich und in großem Styl. Die Köpfe ſind von der größten Schönheit. **Ramdohr** (III. 266) ſagt: „Dominichino ſcheint den Ausſpruch jenes Alten gerechtfertigt zu haben, daß, wenn die Tugend verklärt erſchiene, die ganze Welt ſie lieben würde.

Der **Glaube**, die **Hoffnung** und die **Liebe**, beſondere Figuren von **Dominichino** (**Landon** Vie et Oeuvres I. Pl. 17), geſtochen von **Ant. Pazzi**. Sinnvoll.

Die k. k. Galerie zu Wien enthält ein ſchönes Bild aus der Schule von **Guido**: die himmliſche Liebe, unter dem Bilde eines geflügelten Jünglings, den Blick gen Himmel, woher ein Schimmer um ihn herabfließt, in der rechten Hand einen Pfeil, in der linken einen Bogen. So überirdiſch der Ausdruck iſt, ſo erinnert doch Pfeil und Bogen vielleicht zu ſehr an den irdiſchen Amor. —

Heinrich Heß in München hat folgende Darſtellungen von Glaube, Hoffnung und Liebe entworfen und lithographirt. Drei weibliche Figuren ſitzen in einer wilden öden Landſchaft unter einem Baume. Die mittlere, aufwärts blickend hält in der einen Hand ein Buch, in der andern einen Kelch; die zur Rechten, das Haupt mit Roſen umkränzt, blickt mit Innigkeit auf ein Kind, welches ſie mütterlich auf dem Schooße hält, und das lieblich zu ihr auflächelt; die zur Linken, mit Blüthen bekränzt, ſchaut ruhig in die Ferne, in der einen Hand eine Sonnenblume.

Die Charitas, das fromme Vertrauen, der Glaube und die Religion von Dominichino, geſtochen von Jak. Margotini. Schöner Ausdruck. (Landon Vie et Oeuvres I. Pl. 68, 69, 70). [9]

Von der ſymboliſchen (und zugleich allegoriſchen) Darſtellung der göttlichen Liebe, welche bei Raphael und andern Meiſtern nach ihm unter der Geſtalt einer Mutter, die mehrere Kinder herzt (Charitas) erſcheint, ſind ihre myſtiſchen Bilder verſchieden. Manche derſelben beziehen ſich auf den Inhalt des hohen Liedes; ſie entlehnen aber doch Vieles aus dem Mythus von Amor und Pſyche. Beides findet man in dem Büchlein des Jeſuiten Herm. Hugo: Pia desideria, Emblematibus illustrata. Antv. v. B. a. Bolswärt, 1624; auch 1645, [10] und in Otto van Veens Amoris divini emblemata. Antv. 1615 u. 1660, in 4. Die ſechzig Sinnbilder im letztern Werke übertreffen die frühern durchgängig an Schönheit und Lieblichkeit. Der Künſtler hat in den beigefügten Texten der Kirchenlehrer und Verſen in verſchiedenen Sprachen die Ideen, die ihn geleitet haben, angedeutet. [11] Die Anwendung ſolcher Sinnbilder in Kirchen erfodert große Behutſamkeit. Höchſtens könnte davon mit guter Auswahl bei arabeskenartigen Verzierungen an Kanzeln, Taufſteinen, Kirchenthüren und Chorſtühlen ſparſamer Gebrauch ſtatt finden. Gleiches gilt von der Ausſchmückung von Andachtsbüchern mit ſolchen Sinnbildern, wo ſie leicht in allerlei myſtiſchen Unſinn ausarten, oder ihn doch dem Gemüth tiefer einprägen. Auch den beſſern Sinnbildern ſollten hier Erklärungen beigefügt werden, um der Mißdeutung zu begegnen. —

---

[9] Die Charitas von Andr. del Sarto, gut geſtochen von Peter Audouin (Musée fr. V), iſt gleichfalls voll Geiſt.

[10] Wozu des Joh. Angelus Sileſius heilige Seelenluſt oder geiſtliche Hirtenlieder der in ihren Jeſum verliebten Pſyche. Breslau (1637) und neuerlich München. 1826, ein Seltenſtück bildet.

[11] S. den Aufſatz von B. J. Docen im Kunſtblatte 1821. Nro. 104.

Nebſt der göttlichen Liebe von Hanib. Caracci (Galerie Farneſe), geſtochen von F. Aquila, Betty und Ceſio ſoll hier auch zweier Bilder von Gerh. Kügelgen Erwähnung geſchehen. (Die Umriſſe ſind ſeinem Leben, Leipzig 1824, angehängt): die irdiſche Liebe. Auf einem ſchroffen Fels überm Meere ſteht er, der feurige geflügelte Knabe auf der Zehe des rechten Fußes; der andere ſchwebt. Mit der einen Hand hält er einen Feuerbrand, mit der andern Bogen und Pfeil empor. Dagegen die himmliſche Liebe iſt ein ſanftes, liebliches Kind, von welchem Stralen ausgehen, und das mit ausgebreiteten Aermchen, als lad' es alle Welt zu ſich, auf hellen Wölkchen über dem Erdballe ſchwebt. —

Ganz richtig iſt bemerkt worden: 12) Das Flügelkind Amor mit Pfeil und Bogen gehöre mehr zu den Allegorien, als zu den Symbolen; wogegen das Idealbild der Venus als allgemeines Symbol ſchöner und holder Weiblichkeit zu betrachten ſey. Bei uns hingegen iſt ein reines kindliches Weſen, geflügelt und zum Himmel aufblickend weit geeigneter zum Symbol göttlicher heiliger Liebe, als die edelſte und lieblichſte weibliche Figur.

Unter den antiken Sinnbildern von der Macht der Liebe ſtimmen daher mit den chriſtlichen Vorſtellungen von der göttlichen Liebe beſonders diejenigen überein, wo ein geflügelter Knabe beherzt auf einem Löwen reitet, der ſich, an einem Haar ſeiner Mähne gefaßt, oder durch den Ton einer Leyer willig lenken läßt, oder wo dieſer

---

12) S. H. Meyer Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen. I. 116.

Knabe ein Paar Leoparden oder wilder Eber lenkt, die vor ſeinem Wagen angeſpannt ſind, oder wo er auf einem ſtolzen Delphin lächelnd über die Meereswogen zieht, oder endlich wo ihn in einem Gefährt ein Paar Tauben gen Himmel ziehen 13)

Die Vorſehung wurde von Hanib. Caracci (geſtochen von D. Cunego) als eine ſitzende weibliche Figur, ein ſaugendes Kind an der Bruſt vorgeſtellt. Voll Ruhe hält ſie mit einer Hand ein umgekehrtes Füllhorn, aus welchem muntere Knaben Früchte nehmen. Ein kleiner Genius, gegen den ihr liebevolles Geſicht ſich wendet, zeigt nach einem Lichtſcheine, der am Himmel hervorbricht.

Die Religion (oder der Glaube) von Titian (im Dogenpalaſte zu Venedig, Landon Annales XI. 63). Von einer Glorie von Engeln umgeben, hält ſie mit der einen Hand das Kreuz, mit der andern den Kelch empor. Ihre Figur iſt von jugendlicher Schönheit, hat aber nichts Himmliſches. Mehr Lob verdient der Engel, der das Kreuz ſanft unterſtützt. — Die Religion von Angelica Kaufmann, geſtochen von Fr. Bartolozzi iſt eine neben einem brennenden Rauchaltar ſtehende weibliche Figur, die den Blick gen Himmel wendet, mit der einen Hand auch dahin weiſt, mit der andern aber ein Gefäß mit Weihrauchkörnern hält.

Ueber der Disputa von Raphael ſieht man die ſymboliſchen

---

13) S. die Abdrücke im Musée de Florence par Wicar und in Minutoli's Nachträgen zu ſeiner Reiſe zum Tempel des Jupiters Ammon. Berlin. 1827. 342. J. G. Jakobi Beſchreibung einiger geſchnittenen Steine aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans. Zürich. 1796. S. 62. fg. Klotz, über den Nutzen und Gebrauch geſchnittener Steine. Altenburg. 1768. S. 192, 212. fg. Winkelmann Description des pierres gravées de Stoch. Florence. 1760. Nro. 730, 737, 790, 774, und Monumenti inediti I. sect. 3, C. 13.

Figuren der Theologie und der Philoſophie. Die erſtere hält in der Linken ein geſchloſſenes Buch, und mit der Rechten weist ſie auf die Erde. Zwei Genien deuten auf die Inſchrift: Rerum divinarum Cognitio. Die andere ſitzt auf einem ſymboliſch verzierten Throne, und ihre Tunika iſt oben mit Sternen, in der Mitte mit Fiſchen, unten mit allerlei Gewächſen ausgeſchmückt. Zwei Genien halten die Inſchrift: Causarum Cognitio.

In einem Kuppelgemälde des Lukas Giordano über der Treppe des Laurenzkloſters im Eskurial, das den Sieg der ſtreitenden Kirche vorſtellt, erblickt man vor ihrem Triumpfwagen, den der Glaube, die Liebe und die Hoffnung nebſt den übrigen Tugenden begleiten, die Gnade in der Geſtalt eines ſchönen Mädchens, weiß gekleidet, und mit einer Stola geziert, mit der einen Hand viele Blumen ausſtreuend. Engel ſammeln ſie, und winden Kränze daraus, um den Sieg zu verherrlichen. (Palamino S. 303).

Die Standhaftigkeit: von J. Reinolds, geſtochen von Facius; — von S. Bourdon, geſtochen von Friquet; — von Cipriani, geſtochen von F. Bartolozzi.

Die Sanftmuth, eine ſitzende Figur, ein Lamm zu ihren Füßen, von Raphael (im Vatikan), geſtochen von Rob. Strange.

Die Geduld und die Hoffnung, von Angelica Kaufmann, geſtochen von W. W. Ryland.

Die Geduld von S. H. Beham (1540). Sie ſitzt auf einer Säule, ein Lamm haltend, und wird von zwei Engeln gekrönt. 14)

---

14) Tertullian (de Patientia) entwirft von dieſer Tugend ein ſehr maleriſches Bild: „Eine ſanfte Ruhe liegt auf ihrem Angeſichte;

Die Demuth: v. B. Breamberg, geſtochen v. J. Aliamet; v. A. Kaufmann, geſtochen v. F. Bartolozzi.

Die Unſchuld von Carlo Dolce (in der Münchner Galerie, Nro. 501). Ein holdſeliges Mädchen (hier St. Agnes) von argloſer Unbefangenheit, ein Lamm in den Armen. — Von J. Loutherburg, geſtochen von G. Schmith; v. Van Dyck, geſtochen v. J. M. Ardell; von J. Blackmoore, geſtochen v. W. W. Ryland und Breyer (1770); von Joh. Reynolds, geſtochen v. Rob. Thew; von Hamilton, geſtochen v. J. Volpato und D. Cunego; von Angelica Kaufmann, geſtochen v. Rob. Marcuard; von B. Weſt, geſtochen v. V. Green.

Die Seligkeit der leidenden Unſchuld hat Langer der Vater (zu München) in einer jungen weiblichen Geſtalt dargeſtellt, die im Kerker ſitzend voll Ruh eingeſchlafen iſt.

Die Einfalt, von Angelica Kaufmann, geſtochen von Joſ. Zuchi. Ein Mädchen mit Trauben. — Nach Salomon Geßners erſtem Schiffer iſt ein Bild, punktirt v. Bertrand. Kein Ideal, aber ein lieblicher Ausdruck von Naivetät, Reinheit und Argloſigkeit.

Zu einem Bilde des Friedens der Unſchuld liefert Schiller maleriſche Züge:

---

man ſieht eine faltenloſe Stirn, keine Runzel der Betrübniß oder des Unmuths, die Augbraunen nicht durch Sorgen zuſammengezogen, die Augen geſenkt, nicht durch das Gefühl von Elend, ſondern durch die Demuth, den Mund durch ehrfurchtvolles Schweigen geziert. Eine Geſichtsfarbe, wie bei der ſorgloſen Unſchuld; drohendes Lächeln nur gegen das Reich des Böſen; ihre Bruſt umgibt ein weiſſes Gewand, das nicht herumflattert, ſondern ſich ruhig an den Leib anſchließt."

„Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigen Raſen;
Süſſes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn der murmelnde Bach 15)"

Doch das iſt ein allegoriſches Bild.

Die Sittſamkeit oder Beſcheidenheit, die der Eitelkeit auf den Pfad der Tugend hinwinkt. (halbe Figuren). Von Leonardo da Vinci, nach Einigen oder von Bern. Luini (in dem Palaſte Barberini Sciarra), geſtochen von Angelo Campanello und von J. Volpato. Ein ausnehmend ſchönes Bild. — Für die Eitelkeit hat der Maler das Bildniß einer ſchönen Königin Johanna gewählt. Das nämliche, deſſen er ſich bei Darſtellung der Tochter der Herodias bediente. Sie iſt ſchön gelockt, und reich mit Flechten, Schmuck und Schleier von buntem Zeug ausgeputzt, hält mit der Linken eine Blume, mit der Rechten den Schleier, und blickt mit ſelbſtgefälligem Lächeln gegen den Betrachter; ein recht vollendetes Weltkind. Ihr gegenüber deutet eine Jungfrau in einfachem Gewande, das ihr wie ein Schleier mit ſchlichtem Faltenwurf über das Haupt geht, welches an der Oberſtirne noch leiſ' ein leinenes Band umhängt, mit dem gehobenen, winkenden Zeigefinger der rechten Hand aufwärts. Der Gegenſatz geht aus Stellung und Miene, ja aus der Bekleidung der beiden Figuren aufs deutlichſte hervor. Die ältere Frau, im züchtigen Gewand und Schleier, ſcheint die andere zu belehren; ihr ſtiller Sinn leuchtet aus der

---

15) Fr. Schillers Braut von Meſſina.

ruhigen Haltung aller ihrer Züge hervor; die bewahrte Reinheit der Seele iſt auch in ihrem ältern Geſichte reizend und einnehmend, während die Gefallſucht im jüngern uns mißfällt. Die vor der Bruſt gehaltene Roſe zeigt, daß die ſie hält, ſich gern mit ihr vergleicht, und dieſe Vergleichung jedem ſichtbar machen will. Die Gewänder dieſer jugendlichen Geſtalt ſind, wie ſie ſelbſt, leichtfertig, von geſuchter Zierlichkeit und Pracht, der Buſen halb entblößt, von Lebensgefühl gehoben (**Braun** Leonardo da Vinci Leben und Kunſt, S. 48).

Die **Sittſamkeit** — einzelne Figur (ähnlich oder nach der oben erwähnten), einige glauben von **Correggio**, ehemals in Rom, jetzt in **meinem** Beſitz. Eine ſanfte edle Sybillengeſtalt, voll ſittlicher Würde und Anmuth. Sie winkt mit erhobenem Zeigefinger, und ſcheint mit bedeutungsvollem mildem Ernſte zu ſagen: Liebe! was du liebſt, iſt leerer Schein, eitler Tand; entſag' ihm, und gehe dem Höhern, Himmliſchen nach, das nie vergeht! Man könnte indeſſen die Figur eben ſo gut die **Weisheit** als die Sittſamkeit nennen. Zeichnung, Ausdruck, Drapperie und Colorit ſind gleich vortrefflich.

Zwei Bilder: Maria, mit Nähen beſchäftigt, von **Guido Reni**, geſtochen von **W. Vallet** und von **G. Edelinck**, könnten als Normalbilder ſchlichter Sittſamkeit und häuslicher Arbeitſamkeit gelten. 16)

---

16) Die Schulmeiſterin von **J. M. Crespi**, geſtochen von **Lavalé** Musée fr. III., und des **C. Le Brün** Benedicite, geſtochen von **Gandolfi** (Musée fr. IV.), ſind gleichfalls häusliche Scenen von ſehr erbaulicher Art, zur Verzierung von Schulzimmern, doch nicht von Kirchen geeignet.

Die Eitelkeit: von Abraham Blömärt, geſtochen von Saenredam. Ein junges, zierlich gekleidetes, ſitzendes Frauenbild.— Von Rubens, geſtochen von W. Bailliu. Ein Kind, das Saifenblaſen macht.

Die Mäſſigkeit, von Albr. Dürer. Eine Frau auf einer Weltkugel, in der einen Hand einen Kelch, in der andern einen Zaum.

Die ſieben Kardinal-Tugenden von Heinr. Goltzius in 7 Blättern in 4.

Die Tugend, ein allegoriſches Bild von Correggio, geſtochen von Picart (Landon Annales II. 17). Es iſt die heroiſche Tugend, wie ſie vom Siege gekrönt wird. Drei Genien über ihr feiern ihren Sieg. Neben ihr ſitzen die Stärke und die Mäſſigung.

Die duldende Religion. Von Ant. Balleſtra, geſtochen von Franz Zuchi.

Der Sieg des Glaubens. Von Guido Reni, geſtochen von F. John, für das Taſchenbuch Aglaja. Wien. 1821. Eine weibliche Figur, einen Palmzweig in der Hand, voll Ruh und Zuverſicht aufwärts blickend, wo zwei Genien ihr entgegenſchweben.

Da es der Bedeutſamkeit der meiſten dieſer ſymboliſchen Figuren, wenn gleich nicht an Klarheit für den Blick des Geiſtiggeweihten, doch an Gemeinfaßlichkeit für die Menge gebricht; ſo kann von ihnen nur ſelten an und in Kirchen und zur Verzierung religiöſer Denkmale zweckmäſſiger Gebrauch gemacht werden.

b) Allegoriſche Figuren und Darſtellungen. In den Bereich der chriſtlichen Allegorien gehören vorzüglich die evangeliſchen Parabeln und Gleichniſſe, deren Bildern der 37ſte Abſchnitt gewidmet iſt. Von den andern allegoriſchen Bildern welche für chriſtliche Erbauung in Anſpruch genommen werden können, bemerken wir die folgenden:

Die Eintracht, der Friede, die Geduld, das gute Gewiſſen; ferner die Haupttugenden von H. Aldegrever.

Das Schiff des Lebens, von Wachter (Tübing. Kunſtblatt, Nro. 48, Jahrg. 1820). Das Schiff fährt hinauf in die weite See. Darin ſitzt eine Mutter mit vier Kindern von verſchiedenem Alter; ein Jüngling und ſeine Braut; der Hausvater, am Hintertheil des Schiffes waltend. Alles vortrefflich charakteriſirt.

Die Hoffnung, die den Unglücklichen bis an den Rand des Grabes aufrecht erhält, von Caraffe, geſtochen von Desnojers. Eine zarte, gelungene Darſtellung.

Die Vergänglichkeit des Irdiſchen. Ein Genius in Geſtalt eines Kindes lehnt ſich auf ein Buch, und weiſt auf eine Sanduhr und welke, zerblätterte Roſen. Von Eliſ. Sirani, in der königlichen Galerie zu München. — Der Jüngling (Irion) der (anſtatt der Juno), eine glänzende Wolke umarmt, iſt, wie Plutarch (im Agis 1.) bemerkt, das Sinnbild des Ruhmſüchtigen; wohl auch noch jetzt. — Auch ein Bild der Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit iſt das von Giorgione (königliche Galerie zu München, nach Manlich Nro. 856). Eine blühende, weibliche Geſtalt, an der ſich eine Fülle von Reiz und Leben entfaltet, blickt mit leiſer Wehmuth auf ein erlöſchendes Licht; dieſes hält ſie in der einen Hand, und in der andern Hand einen Spiegel, worin der Wiederſchein verſchiedener Kleinodien verſchimmert.— Dahin gehört auch das Bild von Salvator Roſa (im Palaſte Pitti), von ihm ſelbſt radirt. Demokritus unter einſamen, zerfallenen Gräbern. Viele Todtengebeine liegen umher. Das bittere Lächeln des Philoſophen zeigt aber deutlich, daß er die Vergänglichkeit alles Irdiſchen nicht wie ein Chriſt betrachtet. Nicht tröſtlicher iſt ein anderes ganz allegoriſches Bild von Salvator Roſa mit der Unterſchrift: Nasci pœna, vita labor, necesse mori. Ein reizendes Mädchen ſitzt auf einer Glaskugel, die Stirn mit Blumen umkränzt, ein Kind liebkoſend in den Armen haltend, während ſein Zwillingsbruder zu ihren Füßen ſpielt und Saifenblaſen in die Luft bläst. Ein etwas älteres Kind iſt bemüht, eine mit Wachs umwundene Spindel anzuzünden. Ueber dieſer Gruppe ſchwebt mit ausgebreiteten Schwingen und furchtbarer Gebärde die grauſe Geſtalt des Todes (!)

Der Sieg des Ewigen, der Wahrheit und Tugend über irdiſche Unterdrückung wird an einem Portikus der St. Paulskirche zu London in Basrelief durch einen Phönix vorgebildet, der über den Flammen ſich erhebt, mit der Aufſchrift: Resurgent (G. Forſter Vojage pittoresque III. 286).

Die Wahrheit wird von der Zeit an's Licht emporgehoben. Nach einer Freskomalerei von Dominichino, geſtochen von D. Cunego (Landon Vie et Oeuvres II. Pl. 93). Die Figur der Wahrheit hat viel Anmuth. — Von P. P. Rubens. Unter ſeinen ein und zwanzig Darſtellungen aus dem Leben der Königin Maria von Medizis zeigt die letzte eine Allegorie der Zeit, welche die Wahrheit entdeckt. Die Zeit hebt die in Geſtalt einer ſchönen weiblichen Figur dargeſtellte Wahrheit aufwärts; geſtochen von A. Loir. — Von N. Pouſſin: Die Zeit (ein Alter) erhebt (rettet) die Wahrheit (eine ſchöne Figur, der ein Genius einen Spiegel vorhält) über die Angriffe der Leidenſchaften (des Neides und der Verläumdung), die unten wüthen. Geſtochen iſt dieſes Bild von Joh. Folo und von B. Picart (Landon Annal. II. 19). Der Verfaſſer der Kritik im Manuel du Musée fr. I. Nro. 12, ſcheint den Sinn der Allegorie nicht recht erfaſſt zu haben. Es iſt aber noch eine andere Darſtellung v. N. Pouſſin, die ſich darin unterſcheidet, daß der Genius, ſtatt den Spiegel, in der einen Hand eine Sichel (Symbol des Vergänglichen), in der andern einen Schlangenring (Symbol des Ewigen) trägt (geſtochen von Devilliers für die Galer. fr. p. Filhol VI. 385). — Von F. Zuchero iſt ein Bild geſtochen von Pet. Valk (1578). — Ein Bild: die Zeit, welche die Wahrheit entführt, von Fr. Le Moine, ſchön geſt. von Lor. Cars, wird als geiſtreich gerühmt.

Die Weisheit führt ihre Schüler zur Religion. Davon iſt irgendwo ein Bild von Karl Maratti.

Urania, auf dem Schwan ſich emporſchwingend (eine Antike, und neu ausgeführt von Canova, S. Urania. Leipzig. 1824), kann als Sinnbild des jungfräulichen Sinnes, der die Seele von den irdiſchen Freuden zu den himmliſchen erhebt, gebraucht werden.

Die Geſchichte nimmt dem Laſter die Maske ab. Von Barthol. Franceschini, geſtochen von Joh. Zochi.

Die Vertreibung der Laſter durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Von Mantegna (Muſeum zu Paris). Drei hehre Frauen, mit Fackeln vorſchreitend und von Engeln begleitet, jagen die durch ihre Häßlichkeit und Mißgeſtalt wohl bezeichneten Laſter vor ſich her in ein Meer im Vorgrunde des Gemäldes. Links wird man den Baum des Lebens gewahr; rechts in den Wolken die Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäſſigkeit zur Erde wiederkehrend. (S. Europa, Frankf. 1803. I. 117). 17)

Der Verbrecher, von der Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgt. Von Prudhon (Keratry du Beau I. 299).

---

17) Der Sieg der Tugend über die Laſter von Correggio, geſtochen von Villerey (Galerie fr. p. Filhol VIII. 567) iſt ganz unverſtändlich.

Der Erſchlagene liegt auf der Erde; der Thäter flieht; die Wahrheit führt die Gerechtigkeit auf ſeine Spur; beide drängen ihn, ſie erreichen ihn. Schon hält Themis die Hand über dem Haupte des Mörders. Alles erklärt ſich ohne Anſtrengung. Die Scene wirkt Schrecken, wie ſie ſoll. — Oreſtes von den Furien verfolgt, und Kain von ſeinem Gewiſſen, ſprechen indeſſen vielleicht noch beſſer und ſtärker aus, was dieſe Allegorie andeutet. — Bei der Betrachtung verſchiedener Bilder, die Verfolgung des Schuldbewußten (Oreſtes), des Verbrechers, des Tyrannen durch die Furien vorſtellend, iſt die Frage in mir entſtanden: Ob dieſe Darſtellung ſich nicht auch zur Verzierung des Portals oder des Vorhofs eines chriſtlichen Tempels umwandeln ließe, andeutend: daß der Schuldbewußte, bevor er Buße gethan, ſich nicht in das Heiligthum wage. Wie ſchauerlich wahr iſt nicht, z. B. die Darſtellung des von den Eumeniden verfolgten Oreſtes von P. Pallagi, (gut geſtochen von G. Roſaſpina). 18) Wäre hier Pylades weggelaſſen und der einen Eumenide ſtatt der blutenden, ſterbenden Klimeneſtra, welche ſie dem Mörder entgegenhält, der Körper des Abels in die Arme gelegt; ſo würde das Bild Kains Verzweiflung ſchildern. Oder es könnte auch das Schlachtopfer der Verführung dem Verführer der Unſchuld entgegengehalten werden. In dem nämlichen Bilde könnte die furchtbare Gewalt des Gewiſſens und die Macht der göttlichen Gnade zur Rettung auch des Verbrechers vereinigt werden. Dieſer wendet ſich mit Grauſen von

---

18) Dieſes Bild iſt ſehr ausdrucksvoll. Haben aber je die Griechen (was noch zweifelhaft iſt) die Furien oder Eumeniden bildlich dargeſtellt; ſo gaben ſie ihnen zwar gewiß ein furchtbares, entſetzliches Ausſehen, aber auch gewiß keine ſo häßliche, ſcheusliche Ungethümsgeſtalt, wie Pallagi ſie uns zeigt. Vergl. Leſſings Laokoon S. 16. fg.

den ihn verfolgenden Rachegeiſtern weg, und ein Stral von oben fällt in ſein reuevolles Auge, während Glaube, Hoffnung und Liebe, vom Himmel herabſchwebend durch ihren Glanz die Furien (des Gewiſſens) in Verwirrung bringen.

Aehnliches läſſt ſich in Hinſicht der Figur des **Herkules am Scheidewege zwiſchen der Tugend und Wolluſt** bemerken. Iſt ſo mancher heidniſche Tempel in einen chriſtlichen umgewandelt worden, warum ſollte nicht eine das Gemüth, den innern Sinn geiſtig und ſittlich anſprechende heidniſche Mythe in eine chriſtliche ſich umſtalten laſſen? Das iſt ja des göttlichen Chriſtenthums eigenthümlich herrlicher Charakter, alles Gute und Schöne, wo es ihm begegnet, ſich anzueignen. Die alte Heroengeſtalt des Herkules kann mit der eines vollkräftigen Jünglings vertauſcht werden. Das Bild, nach dem griechiſchen Mythus, iſt gemalt von **Nik. Pouſſin**, geſtochen von **R. Strange** (S. **Lavaters** phiſiognomiſche Fragmente I. 125).

In einem andern Gemälde von **Pouſſin** ſieht man einen Menſchen in einer Landſchaft vor einer Schlange fliehen (**Richardſon** S. 311). Ein Sinnbild der Scheu vor der Sünde. Dieſes Sinnbild iſt ohne Vergleich verſtändlicher, als ſo manche andere, z. B. das von **Wilhelm Tiſchbein**, wo hinter der freien Meeresfläche die aufgehende Sonne ihre Stralen auf allen Seiten aufwärts wirft, und drei Nympfen in lieblicher Nebelgeſtalt von ihr emporgezogen, traumähnlich dahin ſchweben und gleichſam zerfließen. Wer wird in dieſen Traumgeſtalten Sinnbilder des irdiſchen Wahns, dem die Sehnſucht nach etwas Höherm ſich anſchmiegt, auf den erſten Anblick erkennen? (S. **Wilh. Tiſchbein**, ſeine Bilder, ſeine Träume, ſeine Erinnerungen im H. Schloſſe zu Oldenburg. Bremen. 1822. S. 20).

Die Jugend im Schutze der erfahrenen Weisheit

Von Pietro Liberi (in der königlichen Galerie zu Dresden). Ein ſchöner, gemüthvoller Jüngling ſchmiegt ſich an die Bruſt eines Greiſen von würdevollem Anſehen. Dieſer hält ein kleines Sinnbild in der Hand, woran man die Köpfe eines Löwen, Fuchſes und Hundes bemerkt.

Die ſieben Werke der Barmherzigkeit: Von Martin Hemskerk, geſtochen von Th. Cornhärdt. Im Ganzen viel Wahrheit in den Formen. Der nämliche Maler und mehrere andere haben auch die Vorſtellung der ſieben Todſünden ausgeführt. Was ſollte ſie aber in den Tempeln? Die Erbauung könnte ſie unmöglich irgendwo fördern. — Edler als von Hemskerk ſind die ſieben Werke der Barmherzigkeit dargeſtellt von Philipp Bellini in der Kirche der Charita zu Fabriano im Kirchenſtaate. Sie beſtehen aus lauter bibliſchen Scenen (Lanzi franzöſiſche Ausgabe II. 185). Sodann von Seb. Bourdon, gut geſtochen von ihm ſelbſt. Schöne Compoſition in großartigem Styl, ſinnreich und etwas dem Ausdruck von N. Pouſſin ſich nähernd. — Lobenswerth ſind auch die Bilder von Conrad Meyer, nach ſeiner eigenen Erfindung ſchön geſtochen.

Die Bitten des Vater Unſers: Der tiefe und reiche Inhalt des Gebets des Herrn bietet eine ſchwierige Aufgabe für die bildliche Symbolik. Ein junger Künſtler von Talent, Joſeph Furich hat ſich darin verſucht (in 9 Blättern. Prag. 1826. kl. Fol.) Die Erfindung iſt nur zum Theil gelungen. Gleich in der erſten Darſtellung mangelt der Gottheit die Würde des Allvaters. Bei mehreren andern iſt die Bedeutung nicht klar genug. Der Höllenſpuck in der ſechsten Bitte iſt unſchicklich. Noch am beſten iſt die erſte Bitte durch eine andächtig zur Kirche gehende Familie und einen Vornehmen, der einem Armen Almoſen gibt, ſodann die dritte Bitte durch einen mit zum Himmel gewandtem Blick ſäenden Landmann, hinter dem ein Engel das Feld begießt, und die ſiebente durch den einen Pilgerknaben beſchützenden Engel bezeichnet (Vergl. Kunſtblatt 1827. Nro. 45). In Martin Uſteri's ſinnreichen Bildern (unter dem Namen: das Vater Unſer bekannt), ſind die ſieben Bitten nur zur Einfaſſung gewählt, um den Abſcheu vor den Urhebern des Jammers in Unterwalden (1798) um ſo greller und eindringlicher zu ſchildern.

Die ſieben Sakramente: v. Crespi (Dresdner Galerie), geſtochen von Laur. Zuchi.— Von Piazetta und von Longhi, geſtochen von J. M. Pitheri.— Von Spagnoletto, geſtochen von Laur. Zuchi. — Von Nik. Pouſſin, geſtochen von Joſ. Dughet, und nach dieſem von Chatillon, von Pesne, auch im Kleinen von Aloys Schön, zu dem Werkchen: die ſieben Sakramente (von J. M. Sailer), München. 1809. 8., und für die Nachfolge Chriſti (von Berault). Augsburg bei Stage. 1810. in 12. Dieſe meiſterhaften Compoſitionen ſind ausführlich beſchrieben und beurtheilt von Ramdohr II. 243—252, und von Fiorillo III. 135. — Von Le Comte (im Umriß in Landons Annal. XIII. 67, 75. 83. XIV. 123. 155. XVI. 131).

Die Ceremonie der Einäſcherung am Aſchermittwoche (ſo ſchön und rührend beſungen von J. G. Jakobi). Von Carl Chatillon, geſtochen von Heath.

Die Tugend (in Geſtalt einer jungen weiblichen Figur) zeigt der Unſchuld (einem Kinde, das neben ihr knieet) nach oben (den Weg zum Himmel), von wo beide beſtralt werden. Nebenher ſteht ein Engel. Dieſes Bild von Titian iſt in der kaiſerlich königlichen Galerie zu Wien (Roſa I. 51).

Die häusliche Andacht, oder die fromme Beterin im Kämmerlein. Das ſchönſte Symbol iſt die betende Maria, von Guido und Andern (S. 273). Hier ſteht auch vor uns das

Bild von Hans Holbein, ſchön geſtochen von Guſt. Leybold (das Original gehört dem Grafen Czernin zu Wien). Die ſchönen, aufrecht gefalteten und etwas über die Höhe der Bruſt erhobenen Hände neigen ſich vorwärts. Der etwas geſenkte, aber offene, reine und klare Blick, ſo wie die hohe Ruhe, die über das regelmäſſige Geſicht verbreitet iſt, ſprechen die lauterſte Andacht und Anbetung aus (Kunſtblatt. 1821. Nro. 96).

„Betend dieſe Heilige zu ſchauen
Iſt ein Blick in jene Welt.“ (Matthiſſon).

Die Liebe zu Verſtorbenen: Von Raphael ein ganz einfaches, höchſt anmuthiges Bild (im Gräflichen Schönborniſchen Schloſſe Pomersfeld bei Bamberg). Eine Wittwe, ihr Kind an ſich ſchmiegend, trauert um den Gatten, deſſen Aſchengefäß neben ihr ſteht. Ihr milder Blick iſt voll Wehmuth. Anmuthig wendet ſich der Knabe nach der Urne.

Zwei liebliche und ſinnvolle Bilder von der bevorſtehenden Auferſtehung ſind:

a) Der Grabſtein der Frau Langhans in der Kirche zu Hindelbank bei Bern, ſehr ſchön und mit Geiſt (leider nur in Sandſtein) ausgeführt vom Bildhauer J. Aug. Nahl, und geſtochen bei Mechel. Es iſt der Moment gewählt, wo der Grabſtein ſich aufſprengt; die ſchöne Mutter, die in der Kindbett geſtorben, erwacht, und ſieht mit dem Ausdruck freudigen Erſtaunens aufwärts; an ihrer Seite mit dem linken Arme ſcheint ſie den Grabſtein wegdrücken zu wollen, an ihrer rechten Seite hält ſie das Kind (die Knoſpe, ſchon zerſtört, ehe ſie ſich uns enthüllt), welches ebenfalls mit ſchwachen Händen hervorſtrebend freudig nach dem herabſtrömenden Tageslicht blickt.

„Sieh Wandrer! ſo entkeimt des dunkeln Grabes Nacht
Einſt Gottes Saamenkorn, verſenkt im Erdenthale!
So ſprengt den Leichenſtein der ew'gen Liebe Macht;
So ſprießt einſt Gottes Saat, und bricht des Sarges Schale.“
(von Salis).

b) Ein Gemälde von W. Peters, geſtochen in punktirter Manier von Bartolozzi, ſpäter von Benj. Schmid, im Kleinen von M. Eßlinger: Die Auferſtehung einer ganzen frommen Familie. Die Gruft iſt geſprengt. Eine ſchöne Frau, zwei kleine Kinder an ihrer Seite, erſchwingt ſich mit froher Sehnſucht aufwärts. Etwas tiefer folgen ihr zwei ältere Kinder; neben ihnen der Vater, der den Blick nach der aufſchwebenden erhebt; und tief unten erwacht auch der Großvater mit dem frommen Ausdruck ſegnenden und dankbaren Entzückens.

Das Basrelief auf einem alten chriſtlichen Sarkophag (im Vatikan), wie Jonas vom Wallfiſch verſchlungen wird, iſt eine alte, ſymboliſche Vorſtellung von Grab und Auferſtehung. Sie möchte aber heut zu Tage manchem Chriſten weniger verſtändlich ſeyn, als ehedem. Zu ihrer Erläuterung dürfte die Hinweiſung auf die Worte dienen: Matth. XII. 40.

Die Apotheoſe von zwei geliebten Kindern: Von Rubens (in der Asgar'ſchen Sammlung zu London). Zwei Kinder werden auf Wolken in den Himmel getragen. Sie halten ſich mit Liebe und Innigkeit umſchlungen. Ein Engel in einem Stralenglanz zeigt ihnen den Weg zum Aufenthalt der Seligen. Himmliſches Entzücken verklärt ihre kindlichen Züge. Vorzüglich iſt das Lächeln des einen von ausnehmender Anmuth.

Die Schönheit (oder die Jugend), eine Lilie in der Hand, ſieht in den Spiegel, den die Klugheit (oder die Tugend), wie Minerva gerüſtet, ihr vorhält. Unten ſpielt der Genius der

Unſchuld mit einer Taube. Der Klugheit liegt ein von einer Schlange umwundner Pfeil über dem Schooße. Dieſes Bild von L. B. Cignani iſt geſtochen von Fr. Bartolozzi.

Die Darſtellung des heiligen Georgs, den Drachen erſtechend, der heiligen Margaretha, auf einen Drachen tretend, der Maria, einer Schlange den Kopf zertretend, ſind eigentliche Allegorien des Sieges der frommen Geſinnung über die Lüſte der Welt; der frommen Unſchuld und Einfalt über die Macht der Sünde; des Sohns der Jungfrau über den Verführer von Anbeginn.

Eben ſo iſt der Erzengel Michael, den Satan bezwingend, ein allegoriſches Sinnbild der Obermacht Gottes (des Urquells alles Guten), über den Genius des Böſen.

Zu den Allegorien kann auch des Titian ſchönes Gemälde gezählt werden: Zwei weibliche Figuren ſtehen an einem zierlichen Brunnen. Zwiſchen ihnen taucht ein Amor die Hand in das Waſſer des Brunnenbeckens. Dieſes Gemälde (im Palaſte Borghese zu Rom), iſt unter der Benennung die göttliche und die profane Liebe bekannt. Die eine Figur iſt bekleidet, die andere nicht. Dies macht aber die Bedeutung noch nicht klar genug. Dazu bedürfte es des charakteriſtiſchen Ausdrucks beider Figuren, und dieſer fehlt. Beide ſind ſchön, doch ohne ideale Schönheit. In der bekleideten Figur iſt kein Zug des Edeln, Reinen und Holdſeligen, woran ſich die unſchuldige oder tugendhafte Liebe erkennen ließe, und der Ausdruck der unbekleideten iſt noch unbedeutender. Statt einem Brunnen wünſcht' ich eine Quelle, aus welcher der Genius ſchöpft; die ſinnliche Liebe griffe gierig nach dem Pokal; die himmliſche ſchaute indeß mit ſinnigem Entzücken in die heitre Fluth, worin der Himmel ſich abſpiegelt.

In manchen Gemälden, zumal größern, können allegoriſche

Vorſtellungen, am Beiwerke angebracht, ſehr zur Erklärung der Bedeutung der Handlung oder der Figuren beitragen. Nur muß ihre Angemeſſenheit leicht faßlich ſeyn. So haben Raphael und Andere den Sitz oder Thron ihrer Madonnen mit Bildern aus dem alten Bunde, die auf den Meſſias ſich beziehen, verziert. 19)

Vierzigſter Abſchnitt.

Allgemeiner Rückblick auf die Leiſtungen der chriſtlichen Malerei und ihre Beurtheilung.

Mit den ſymboliſchen Bildern ſey unſere Galerie chriſtlicher Gemälde von den verſchiedenen Meiſtern beſchloſſen! Möge nun jeder ſich ſeine Lieblinge daraus wählen. Der eine wird dieſen, jener andern Bildern den Vorzug geben. Wegen der Beſtimmung der Kunſt, eine innere Vorſtellung, eine Idee im äuſſern Stoffe

---

19) Mehrere Sammlungen von Sinnbildern, z. B. die Iconologie ou la Science des Emblemes par Cesar Ripa. Amsterdam. 1698. T. II., ſind von geringem, oder ſehr mittelmäßigem Gehalt. Dem Künſtler zum Studium ſehr zu empfehlen ſind Lipperts Daktiliotek und einige numismatiſche Werke. Gern hätte man hier die gelungenſten Symbole und Allegorien von religiöſen Gegenſtänden, die auf Schaumünzen vorkommen, zuſammengeſtellt. Aber es mußte aus Mangel der ſolche Münzen darſtellenden Werke unterbleiben. Man vergleiche Rammlers allegoriſche Perſonen zum Gebrauche der bildenden Künſte mit 32 Kupfern von B. Rode. Berlin. 1788,

zu verſinnlichen und ihr zum Eintritt ins ſichtbare Leben wie eine ſorgliche Hebamme behilflich zu ſeyn, iſt der Eindruck ihrer Werke nicht blos durch das Talent des Meiſters, ſondern auch durch die Empfänglichkeit des Beſchauers bedingt. Der Nämliche ſieht manchmal ein Bild in vorgerücktem Alter mit ganz andern Augen als in der Jugend, und eben ſo im heitern Gemüthszuſtande mit andern, als im getrübten. Und überträgt nicht jeder ſein Gefühl und ſeine religiöſe und künſtleriſche Anſicht in das Gemälde? Wie ganz anders erſcheinen chriſtliche Bilder dem fromm in Einfalt glaubenden Chriſten und dem kalten Verſtandesmenſchen! Ferner iſt nicht blos eine widrige Gemüthsſtimmung, auch zu ſcharfe Vergleichung beim Betrachten vortrefflicher Werke ſchöner Kunſt dem erfreulichen Eindruck, dem wahren geiſtigen Genuß hinderlich. Auch die höchſte Schönheit eines Kunſtwerks übt an uns nur dann, wie ſie ſoll, ihre volle Gewalt aus, wenn unſer Auge nicht zugleich ſeitwärts auf andere Schönheit blickt. Die künſtleriſche Auffaſſung iſt eben wie das menſchliche Naturell überhaupt, der Perſon eigenthümlich und ſelbſt inner den Grenzen des Tüchtigen, Guten und Richtigen noch immer ausnehmend mannigfaltig; 1) auch hat der Himmel ſeine Gaben, wie im Allgemeinen, ſo unter die großen Künſtler dergeſtalt vertheilt, daß wir durchaus genöthigt werden, vor einem jeglichen ſtille zu ſtehen, und jeglichem ſeinen Antheil unſrer Verehrung zu weihen. 2) Und ſo gewähren

---

ferner Religions Emblems, beinga series of engravings on wood; by Nelsit Branston, Clennel on Hole. London. 1810. bei Akermann, 2te Ausgabe. (Glücklich erfundene und wohl ausgeführte Holzſchnitte über religiöſe Gegenſtände).

1) Rumohrs Italieniſche Forſchungen. I. 19. fg.

2) Wackenröders Herzensergieſſungen. S. 129.

uns denn nicht nur Raphael's und Correggio's, auch van Eyck's und Dürer's Werke ein eigenes Wohlgefallen. Damit ein Gemälde ganz befriedige und jede Prüfung beſtehe, ſoll ſich allerdings in ihm mit dem Sinnreichen der Erfindung und Anordnung, mit der glücklichen Wahl des Moments, mit der Richtigkeit der Zeichnung, mit der Wahrheit und Angemeſſenheit im Ausdruck auch ein ſchönes, lebendiges und harmoniſches Colorit, eine glückliche Wahl und Anwendung von Licht und Schatten, eine zarte Behandlung des Helldunkels und der Mitteltinten, eine genau berechnete Wirkung der Lichtſtralen und der Luft auf die Farben und das Auge und der über das Ganze ſich ergieſſende leichte Reiz, den wir die Grazie nennen, verbinden. Aber welche Schwierigkeiten hat nicht ſelbſt das große Talent, ſelbſt das wahre Genie zu überwinden, um nur in einigen dieſer Theile der Kunſt eine hohe ausgezeichnete Stufe zu erreichen! Bei der Beſchränktheit der menſchlichen Kräfte können wir uns daher mit Billigkeit dem Zugeſtändniſſe nicht verſagen, daß die vortrefflichſten Meiſter den Grad der Vollendung, den wir an ihren Werken in denjenigen Kunſttheilen bewundern, zu denen ſie ihre Anlage, ihr natürlicher Hang vorzugsweiſe hinzog, ſchwerlich erreicht haben würden, wenn ſie mit gleicher Anſtrengung nach gleicher Meiſterhaftigkeit in allen Theilen gerungen hätten. 3) Eben ſo, wie die Allwiſſerei der Tiefe des Denkens und dem tüchtigen Wiſſen Abbruch thut, tritt auch das vielſeitige Jagen nach mancherlei ſchimmernden Vorzügen der Erreichung des Großen in der Kunſt hindernd in den Weg. Dies ſoll jedoch den aufſtrebenden Künſtler nicht im mindeſten von dem Bemühen abhalten, ſich in allen Kunſttheilen den möglichſten

---

3) H. R. Füßli's kritiſches Verzeichniß II. 7. fg.

Grad von Vortrefflichkeit anzueignen. Nur geſcheh' es, „ohne der Natur Gewalt anzulegen. Auf ſolche Weiſe haben auch wirklich zu allen Zeiten die größten Meiſter auf eigenthümlichen Bahnen im trachten nach Vollkommenheit mit herrlichem Erfolg gewetteifert, ohne den beſondern Zug perſönlicher Anlagen zu verkennen und ohne durch ſcheelſüchtigen Neid den Glanz ihres Ruhmes zu trüben, und nur auf ſolche Weiſe konnten ſie die vortrefflichen Werke an's Licht fördern, die bei aller Verſchiedenheit, gleich denen der Natur durch ihre charakteriſtiſche Schönheit eine Bewunderung erregen, die ohne Abnahme von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortpflanzt. Die Natur pflegt, gleichwie ſie die vorzüglichen Talente für die verſchiedenen Kunſttheile an die Künſtler vertheilt, auch den Liebhabern der Kunſt nicht für alle Theile derſelben eine gleiche Stärke von richtiger Beurtheilungsgabe zu verleihen. In tauſenderlei Geſtalt iſt das Schöne ſchön. Des Schöpfers Urſchöne ſpiegelt ſich im Veilchen und in der Zeder, im Thautröpfchen und im Weltmeere; die Harmonie der Sphären wird von Sternenkreiſen verſchiedenen Ranges gebildet, und in einem Garten, wo die mannigfaltigſten Blumen ihren Glanz und Reiz entfalten, mag zwar der eine der Roſe, der andere der Nelke, der dritte der Tulpe u. ſ. w., den Vorzug geben; doch billig darf Keiner überſehen, daß jede dieſer Blumenarten das Ihrige zum Schmucke des Gartens beitrage. Dies wird in Hinſicht ſchöner Kunſtwerke, auf deren Beurtheilung ein unerklärliches Etwas, gleichſam wie bei der Wahl der Geſchlechtsliebe mächtigen Einfluß hat, von den Kunſtrichtern, beſonders den gelehrten nicht ſelten überſehen. Daher oft ihre abſprechendſten, ſchneidendſten Urtheile gerade da ſich vernehmen laſſen, wo ihre Kennerſchaft zu Rande iſt; wogegen das Urtheil ungelehrter Beſchauer über den Totaleindruck eines Gemäldes ſehr oft das treffendſte iſt. Dieſe Thatſachen empfehlen einerſeits eine gewiſſe Beſcheidenheit in Beurtheilung von Kunſtwerken und anderſeits zeigen ſie, daß der Künſtler von den Urtheilen über ſeine Leiſtungen leicht irre geführt werden könne, wenn er ihnen ſeine Selbſtſtändigkeit opfert, und das rechte Maaß zwiſchen Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil und ſclaviſcher Befolgung deſſelben nicht zu halten weiß. — Jeder große Künſtler bildet oder ſchafft ſich ſeine eigene Welt. Was läßt ſich dagegen einwenden, ſobald nur die Beſtandtheile, die Gruppen, die Figuren u. ſ. w. zuſammenſtimmen? Nur ein Grämling kann z. B. dem Rembrandt die Meiſterhaftigkeit abſprechen, die ſich in der anmuthig-lebendigen Verbindung gemeiner Naturen durch den Zauber ſchöner Lichteffecte kund gibt. Wenn jedoch dieſer Meiſter die Darſtellung eines bibliſchen Gegenſtandes unternimmt, und auch die erhabenſten Perſonen aus der gemeinen Natur herausgreift, was der Aufgabe ſichtlich widerſpricht, wie kann er gerechtem Tadel entgehen? Mancherlei in Gemälden, auch chriſtlichen, mag der verſchiedenen Beurtheilung des Geſchmacks heimgegeben bleiben. Wenn nur in dem Bilde, welches auf ächte Schönheit und Zweckmäſſigkeit Anſpruch macht, nicht die falſchen, blendenden Vorzüge, die blos die Hülle, die Form berühren, allein und ohne die weſentlichen, die eben bezeichnet worden ſind, ſich zeigen. Denn ſolche (manierirte) Bilder ſind die ſchwache Seite, ſind Feigenblätter der Kunſt. Daher ſollte den Malern, vorzüglich aber, wenn ihre Muſe den chriſtlichen Gegenſtänden ſich weiht, ſtets die goldene Regel (die ſchon im erſten Abſchnitt entwickelt worden iſt), vor der Seele ſchweben: vor Allem nach gehaltvoller Erfindung und charakteriſtiſcher Darſtellung, und dann erſt nach der Schönheit, Lieblichkeit, Gefälligkeit der Formen und der Grazie des Ausdrucks zu ſtreben, indem die Kunſt ſehr wohl vom Sinnvollen, Bedeutenden, Charakteriſtiſchen auch zur Schönheit und Grazie, aber nicht leicht im bloſſen Streben nach ſchöner und gefälliger Form zu ſeinem gelangen kann. 4) Was ſoll uns ein Bild von einem chriſtlichen Gegenſtande, ſey es auch noch ſo reich an Pracht oder ſinnlichem Reiz, wenn ihm die Seele fehlt, der chriſtliche Charakter? — Nicht in dem, was blos in das Auge fällt, ſondern in dem, was die Materie vergeiſtigt, was durch die geläuterte, ſchöne Hülle zum Geiſte ſpricht, liegt das Hauptverdienſt eines Werkes der bildenden (zumal der chriſtlich-bildenden) Kunſt. Ihr erſtes Augenmerk muß auf Treue und Wahrheit im Einzelnen gerichtet ſeyn, worin ihr die Natur zum Vorbilde dient; ihre zweite Aufgabe iſt, dem geiſtigen Charakterausdruck die höchſte Vollendung zu geben; endlich ſey ſie auch bedacht auf Schönheit der Formen, auf Anmuth der Figuren und auf Harmonie des Ganzen. An Gegenſätzen darf es, beſonders in größern Darſtellungen nicht fehlen. Allein ſo vortrefflich die Wirkung der Gegenſätze ſeyn kann, ſo darf der Eindruck des Ganzen doch keine bloſſe Wirkung der Gegenſätze ſeyn. Eine vorherrſchende Idee muß dieſe für den harmoniſchen Totalausdruck verbinden. Niemals dürfen ſie geſucht ſeyn. 5) In einem guten Gemälde muß Alles mithelfen, ſeinen Gegenſtand auszuſprechen, und nie möge der Beſchauer ſich zum Zweifel gereizt fühlen: wozu dies hier? — Darin vorzüglich zeigt ſich der Stempel des ächten Genie's, daß Es aus dem Eigenthümlichen des Gegenſtandes die beſondere Regel für deſſen angemeſſene Darſtellung ſchöpft, wodurch es auch in jedem ſeiner Werke

---

4) Vergl. Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 377. fg.

5) Uebel verſtandene Gegenſätze ſind die Grundurſache des Manierirten. Es gibt keinen wahren Gegenſatz, als der aus dem Weſen der Handlung oder der Verſchiedenheit, ſey es der Organe oder der Theilnahme, hervorgeht. Diderot Essais sur la Peinture p. 11.

neu erſcheint. Dagegen gibt es keine Ausartung, Ausſchweifung und Verſchrobenheit in der Kunſt, wohin der Satz nicht verlockte: die Kunſt komme der Natur gleich, weil der menſchliche Geiſt in der Kunſt auf ähnliche Weiſe, nach denſelben Geſetzen wirke, als wie die Natur. Iſt doch dieſer Satz grundfalſch, indem die Kunſt, als Werk der Erkenntniß und des Willens, nach ganz andern Geſetzen wirkt, als die Natur, deren Erzeugungen nothwendig ſind. 6) — Eine gewiſſe ſcheue Ehrfurcht für das Altherkömmliche in der Darſtellungsweiſe religiöſer Gegenſtände bewahrt die Kunſt ſelbſt vor Ausſchweifungen. Doch hat dieſe Ehrfurcht billig ihre Grenzen; ſie muß mehr auf Erfaſſung des Geiſtes und des Lebens, der einfachen, ſittlichen Würde, des frommen Ernſtes, als des blos Förmlichen gerichtet ſeyn; ſie muß die in dieſem verſchloſſenen Keime zu entwickeln ſuchen; ſie muß dahin ſtreben, das alte Treffliche durch gröſſere Klarheit und Schönheit der Darſtellung zu verjüngern. 7) Glücklich übrigens der Künſtler, dem es vergönnt iſt, nur ſolche Gegenſtände für ſeine maleriſchen Darſtellungen auszuwählen, die dafür überhaupt durchaus geeignet ſind, und die auch ſeinem Genius vorzüglich zuſagen! Dem chriſtlichen Maler iſt dies für das Gelingen ſeiner Leiſtungen beſonders zu wünſchen. Wie fühlbar iſt nicht der Nachtheil, den die Sonderbarkeit, das Unmaleriſche, das Unpaſſende in den Beſtellungen

---

6) Rumohr italieniſche Forſchungen II. 419. Selbſt der Naturaliſt Diderot (Essais p. 4) macht die richtige Einwendung gegen die ſclaviſche Nachahmung der Natur: Une figure humaine est un systéme trop composé, pour que les suites d'une inconséquence insensible dans son principe, ne jettent pas la production de l'art la plus parfaite à mille lieues de l'œuvre de la nature.

7) **Rumohr's** Forſchungen II. 217.

mancher Gemälde auf ihre Ausführung hatte, auch wenn ſie Meiſterhänden übertragen war! Viele Gegenſtände liegen ganz außer den Grenzen der Malerei, und auch bei einem maleriſchen iſt die Auswahl des Geſichtspunkts, in welchem er aufgefaſſt und dargeſtellt wird, von der größten Wichtigkeit. Die Freiheit des Malers ſollte hierin, nur ſo viel es die Würde des Gegenſtandes fodert, beſchränkt werden. Bedarf er doch ſelbſt zur beſten Auswahl eben ſo vielen Scharfſinns und feinen Takts, als gebildeten Geſchmackes. Mit beſonderer Vorſicht hat er zu prüfen, was in einer Begebenheit die Rede, und was das Gebärdenſpiel zum vollſtändigen Ausdruck der Handlung beitrage. Nur das Letztere darf er ganz auszudrücken hoffen. 8) Er darf ſich aber auch oft begnügen, den Gegenſtand der Rede blos anzudeuten. Dazu dient ihm vorzüglich das Gebärdenſpiel; manchmal aber können noch viele Nebendinge zur Vermehrung vollſtändiger Deutlichkeit beitragen. Die größte Schwierigkeit iſt da, wo die Rede nicht nur die Hauptſache, ſondern auch von keiner beſtimmten Handlung begleitet iſt. So läßt ſich z. B. in der Darſtellung des Wunders bei der Hochzeit von Canaan die Rede Jeſu mittelſt ſeiner Miene und Gebärde, der Befolgung ſeines Befehls und der erfolgenden Bewunderung der Anweſenden ziemlich deutlich machen. Unendlich ſchwieriger iſt dies in einem Bilde von Jeſu nächtlicher Zuſammenkunft mit Nikodemus. An einen vollſtändigen Ausdruck iſt hier nicht zu denken. Doch kann der Maler ſich ihm durch gute Charakteriſirung der zwei Figuren nähern, wobei ihm auch noch das Feierliche einer nächtlichen Beleuchtung zu Statten kommt. Sein Jeſus muß durch begeiſterten Ernſt in der Miene, durch Hindeuten auf

---

8) Vergl. Fernows römiſche Studien. III. 82.

die Bruſt und nach oben die Nothwendigkeit der Wiedergeburt für das göttliche Reich anzeigen; ſein Nikodemus aber, der übrigens in der Tracht eines Phariſäers und jüdiſchen Rathsglieds mit keinem der Jünger verwechſelt werden kann, muß durch Miene und Gebärde die größte Verwunderung nebſt großer Lernbegierde zeigen.

* * *

Man ſage nicht: wenn es bei chriſtlichen Bildern blos um Erbauung und Erhebung des Gemüths zu thun iſt, wozu noch die Sorgfalt für Richtigkeit und Reinheit der Zeichnung, für Schönheit der Formen u. dgl.? Das hieſſe zugleich der Kunſt und ihrer Beſtimmung Hohn ſprechen. Wohl ſpricht in manchen Bildern des Giotto, des Joh. v. Fieſole, des Ghirlandajo, des Philippo Lippi, des Joh. van Eyck eine gewiſſe fromme Einfalt jedermann an, ungeachtet ihrer Verſtöſſe in der Zeichnung, in der Perſpektive, im Coſtüm u. d. gl. Aber dieſe Unregelmäßigkeiten ſind es doch gewiß nicht, was an dieſen Bildern erbaut? Sie ſind vielmehr für Manchen bei genauer Betrachtung ſtörend, und, ſtänden ſie allein, würden ſie nicht von ſo großen Schönheiten überſtralt, wer würde ſich an dieſen Bildern erbauen? — Wem die Muſen nicht hold ſind, der vermag in der Kunſt überall nichts. Aber in der chriſtlichen wird Niemand Großes, Einflußreiches hervorbringen, der ſich nicht in Demuth einen Stral jener reinen, liebevollen, freudigen Begeiſterung vom Himmel erfleht hat, von welcher getrieben, die Boten des Weltheilands ſchrieben und handelten.

* * *

Nur ſchön und zart fühlende Seelen können — berechnen? nicht doch! aber freudig ahnen, mit welchem Schatze gottſeliger Gedanken und Empfindungen diejenigen chriſtlichen Bilder, die ihren Gegenſtand würdig darſtellen, chriſtliche Gemüther ſeit Jahrhunderten bereichert haben, ſie zugleich für ſo viele kraft- und ſaftloſe

Predigten entſchädigend, die das Wort Gottes in nichtswürdigen Worten erſäufen, des Chriſtenthums Würde verkleinern, und, aller ſeiner Kraft ermangelnd, die Seele mit Langweile einſchläfern.

Wir haben zwar die Werke der Malerei hauptſächlich in ihrer Beziehung auf den Kirchengebrauch betrachtet. Doch nicht nur die Kirchen, auch die andern öffentlichen Gebäude der Chriſten kann die religiöſe Kunſt mit ihren Schöpfungen verherrlichen. Oder gibt es wohl (der eigentlichen Sinnbilder zu geſchweigen) eine ſinnvollere Verzierung für einen Gerichtspalaſt, als ein jüngſtes Gericht, oder ein Urtheil des Salomo, oder eine Freiſprechung der Suſanna? und für einen Hoſpital, als ein Abendmal, ein Chriſtus am Oelberg, eine Auferſtehung, oder eine der Heilungsſcenen des Herrn und ſeiner Apoſtel? — und welchen anſprechendern Schmuck für ein Waiſenhaus kann es geben, als Jeſus unter den Kindern, oder deſſen Geburt? — für ein Erziehungshaus, als der zwölfjährige Jeſus im Tempel, oder der göttliche Kinderfreund, oder auch eine Scene von Joſeph oder von Tobias? — für eine Hochſchule oder Akademie, als die Taufe Chriſti, oder die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes, oder die Ausſendung der Apoſtel, oder der Prediger in der Wüſte? — für eine Armenanſtalt, als die Scenen der Zöllner Matthäus und Zachäus, die um der Nachfolge Jeſu willen ihr Vermögen unter die Armen vertheilen, oder die der wohlthätigen Dorkas, ꝛc.? — für eine Irrenanſtalt, als die Scene der Verklärung des Herrn nach Raphael? — für ein öffentliches Arbeitshaus, als die Scenen von des redlichen Booz Ernte und der tugendhaften Ruth Aehrenleſe, oder auch die vom verlornen Sohne? — für ein dem Kriegsweſen gewidmetes Gebäude, als mehrere Scenen aus Moſe's und Joſua's Geſchichte, David und Goliath, Senacherib's Niederlage, Johannes der Täufer, der den Kriegsleuten ihre Pflichten vorhält, oder auch der Sturz der böſen Engel, oder Michael, den Satan beſiegend? — Endlich für den Thronſaal eines Monarchen, als die Huldigung der Weiſen aus Morgenland? . .

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Von den merkwürdigſten, dem Chriſtenthum gewidmeten Werken der plaſtiſchen Kunſt.

Auſſer den Statuen und den (geſchichtlichen und ſymboliſchen) Basreliefs in den chriſtlichen Tempeln gehört auch die Geſtaltung und Verzierung der Thüren, der Frieſe, der Altäre, der Tabernackel, der Lampen, Leuchter und Kandelaber, der Kanzeln, der Taufſteine, der tragbaren Kreuze, der Abendmalstiſche und der Chorſtühle, wie auch ſo mancher Kirchengeräthe in den Kreis der plaſtiſchen Kunſt. Wie viel Schönes kann ſie nicht auch hier in ſtets friſcher und erneuter Mannigfaltigkeit hervorbringen! Immer ſollten ſolche Dinge mit dem Bauſtyle des Tempels in Uebereinſtimmung ſeyn. In vielen gothiſch-genannten Kirchen wurde dies mit beſonders gutem Erfolge beobachtet, wogegen man ſonſt oft an den Bildwerken der nämlichen Kirche ſehr abweichende Kunſtſtyle bemerkt. In unſern neuen Tempeln ſind manche Formen und Zierrathen der altgriechiſchen Kunſt, in ihrer edeln Einfachheit und ſinnvollen Bedeutenheit ſtets muſterhaft ſchön, einer den chriſtlichen Ideen entſprechenden Anwendung ſehr wohl empfänglich, und eine ſolche Anwendung iſt das ſicherſte Verwahrungsmittel vor dem verdorbenen Geſchmack, ohne daß dem Erfindungsgeiſte dadurch Feſſeln angelegt würden.

Doch unſere jetzigen Betrachtungen müſſen ſich auf Statuen und geſchichtliche und ſymboliſche Bildwerke beſchränken.

Wenn nun in irgend einer Kunſt, ſo bedarf der Geiſt oder das Genie vorzüglich in der plaſtiſchen nicht weniger des Zaums als des Sporns, 1) damit nicht durch kühnes Ueberfliegen ihrer Grenzen ihre Werke weſentlich an Schönheit und Vollendung verlieren. Wie jede Dichtung, die den *ganzen* Menſchen in Anſpruch nimmt, *dramatiſch* zu werden ſtrebt, ſo möchte auch jede Art bildender Kunſt *maleriſch* werden, weil die Malerei den vollendeſten Schein der Wahrheit erreicht. Wenn aber die Sculptur dieſem Hange ſich überläßt; ſo verliert ſie ſich in ein Labyrinth von Ausartungen, indem ſie ihre eigenen Vorzüge für ſolche hingibt, die ſie nur ſehr mangelhaft erreichen kann. In Hinſicht auf Raum und Zeit findet ſich die Plaſtik viel beſchränkter als die Malerei. Durch ihre Weſenheit iſt ſie demnach auf engere Grenzen gewieſen, welche ſie ohne ihren Nachtheil nicht überſchreiten darf. Zwar füllt die Plaſtik, wie die Natur mit dem Stoff ihrer Bildungen den vollen Raum der (natürlichen) Geſtalten aus. Sie entbehrt dagegen der Illuſion, die in der Malerei nicht blos mittelſt der Farben und der künſtlichen Behandlung von Schatten und Licht das Leben nachahmt, ſondern auch das Räumliche ausnehmend erweitert. Eben ſo iſt der Malerei in Darſtellung der Gemüthsbewegungen und der Handlungen ein großes, weites Feld geöffnet; ſie kann auch dramatiſch ſich entfalten. Der plaſtiſchen Kunſt hingegen iſt immer nur Ein Moment zur Darſtellung gegeben, und an das Feſthalten dieſes Moments iſt das Gelingen, iſt der Eindruck ihres Werks gebunden. Die glückliche

---

1) Vergl. *Longin*, vom Erhabenen. Abſchn. 2.

Auffaſſung des rechten Moments iſt der eigentliche Schöpfungsakt des plaſtiſchen Genie's. Aber eben weil nur ein beſtimmter, engbegrenzter Moment dargeſtellt werden darf, ſo hat die Handlung ſehr enge Schranken. Man kann zwar einwenden: auch der Maler ſey auf die Darſtellung eines einzigen Moments beſchränkt. Allerdings! Aber der Maler kann doch eher als der Plaſtiker die Entſtehung der Handlung und auch ihr Fortſchreiten und ihre Folgen andeuten, indem er eine Handlung, das ganze Leben, den lebendigen Zuſammenhang der Figuren vollſtändig vor's Auge bringt, was in einzelnen Statuen gar nicht, und im Basrelief nur unvollkommen geſchehen kann. Sodann iſt die Schönheit der Geſtalten bei plaſtiſchen Werken weſentlicher, als bei denen der Malerkunſt. Zwar iſt die Richtigkeit und ſelbſt die Zierlichkeit der Zeichnung (der Umriſſe), in beiden Künſten unerläßliches Erfoderniß ihrer Werke. Der Malerei mangelt es aber nicht an mancherlei Täuſchungsmitteln, um (wenigſt kleinere) Fehler der Zeichnung zu verſchleiern. Der Plaſtik ſteht kein ſolches zu Gebot. All ihr Zauber beſteht in der Schönheit der Geſtalt. Die geringſte Unregelmäßigkeit fällt auf; keine wird verziehen. Die Plaſtik iſt demnach genöthigt, unmittelbar und allererſt nach möglichſter Schönheit der Formen zu trachten; nur durch Verkörperung des Geiſtigen, oder vielmehr durch Verſchmelzung der geiſtigen Schönheit in die körperliche kann ſie ihre Aufgabe zu löſen hoffen, während die Malerei alles Körperliche zu vergeiſtigen ſucht. Eben deswegen iſt der Plaſtik weit mehr Mäſſigung im Ausdrucke der Gemüthsbewegungen nöthig, als der Malerei, weil jeder zu ſtarke, zu heftige Ausdruck in plaſtiſchen Werken die Schönheit der Form zu zerſtören droht. Michael Angelo äuſſerte, auf die Frage vom Vorzuge der Malerei oder der Bildhauerkunſt: die Malerei werde immer um ſo vortrefflicher ſeyn, je mehr ſie

ſich der Plaſtik nähere, und im Gegentheile die Plaſtik deſto ſchlechter, je mehr ſie ſich der Malerei nähere. Das Letztere iſt wohl unbedingt wahr; das Erſtere nur mit Beſchränkung. Jenes großen Plaſtikers eigene Malerwerke beweiſen, daß ſeine Vorneigung zur Plaſtik ihn beim Malen aller Grazie beraubte, und ſelbſt die mehreſten ſeiner plaſtiſchen Werke ſcheinen, indem ſie die Grazie fliehen, auch der idealen Schönheit verluſtig geworden zu ſeyn. **Fernow** 2) gibt jenem Grundſatz des **Buonarotti** die ziemlich annehmbare Deutung: daß die Malerei ohne die Grundlage von Geſtalt, Form, Zeichnung und Charakter (das eigentlich Plaſtiſche) ein leerer Schein, ein unbedeutendes Farbenſpiel ſeyn würde; daß alſo die Malerei um ſo vorzüglicher ſeyn werde, je mehr ſie Form, Zeichnung und Charakter kultivirt; und daß im Gegentheile die Bildhauerkunſt um ſo mehr entarte, je mehr ſie die ſtrenge Beſtimmtheit und Idealität der Form vernachläſſigt, und dem materiellen Reize, dem ſentimentalen Ausdrucke, dem leeren Scheine der Malerei nachjagt.

Doch eben weil die Schönheit der Formen das weſentliche Erfoderniß plaſtiſcher Werke iſt, ſind in keiner Art von Werken der Kunſt die Ab- und Ausſchweifungen von der Wahrheit und Schönheit des Styls ſo auffallend, ſo das natürliche Gefühl empörend, wie in den plaſtiſchen. Wie kommt es, daß dennoch gerade hier der Geſchmack und Kunſtſinn ſo ſelten auf der goldenen Mittellinie ſich hält, daß er ſich ſo leicht verirrt, und daß die ſeltſamſten Barbarismen an den Werken der Plaſtik von den Theorien eines falſchen verwöhnten Geſchmacks den langwierigſten Schutz erhalten haben? Der Hauptgrund einer ſo ſonderbaren Erſcheinung

---

2) Römiſche Studien. III. 30 fg.

ſcheint darin zu liegen, daß die Liebe des Einfachen, und der Sinn dafür einen hohen Grad von Bildung des Verſtandes und Gefühls vorausſetzt, und daß die Verbildung und Ueberbildung eben ſo, wie der Mangel an Bildung dieſe Liebe, dieſen Sinn fürs Einfache nicht aufkommen läſſt, oder erſtickt. Nur bei den Griechen finden wir einen reinen und vollendeten plaſtiſchen Kunſtſinn; aber auch nirgendwo wurde dem Einfachen, der edeln Einfalt in Leben und Kunſt mit ſo allgemeiner hohen Verehrung gehuldigt, wie bei den Griechen. In ihren Werken ſcheint ſich wie bei Pygmalion vor dem Genius des Künſtlers der Marmor zu beleben, und Form und Ausdruck, wie ſie in ſchöner Vollendung augenblicklich vor des Künſtlers Seele ſchwebten, ſind uns in ihren Werken für immer gegeben. Während ihre Schönheit den Sinn des Beſchauers befriedigt, beantworten ſie auch durch ſich ſelbſt alle Fragen über ihre Bedeutung, wozu ſie ſeinen Geiſt auffodern. Dies zeigt ſich ſowohl in den einzelnen Statuen der Alten, z. B. von Jupiter, Juno, Venus, Apoll u. ſ. w., als in ganzen Gruppen von Statuen, z. B. der der Niobe, des Laokoon, des Farneſiſchen Stiers u. ſ. w., ja ſogar (mehr oder weniger) in ihren vielen halb erhobenen Bildwerken, die, obgleich ihrer Natur nach dem Maleriſchen näher verwandt, dennoch ihren plaſtiſchen Charakter nicht verläugnen. 3) Bei den Kunſtwerken der Griechen ging

---

3) Nebſt Winkelmann's Geſchichte der Kunſt der Alten und ſeinen Monumenti antichi, womit die geiſtvolle und ſcharfſinnige Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen, von Heinrich Meyer. Dresden. 1824. verglichen zu werden verdient, iſt auch das Werk von Emeric David, Recherches sur l'art statuaire consideré chés les anciens et les modernes (Paris. 1805), reich an treffenden Bemerkungen über das Weſen der plaſtiſchen Kunſt, ihre Verirrungen und Ausartung, und die Mittel ihrer Herſtellung.

Alles vom Schönheitsſinn aus. Er war es, der die Vollendung bewirkte. Bei den Römern zeigte ſich die Prachtliebe als die Triebfeder aller Beförderung der Kunſt. Achteten die Griechen, vornämlich die der beſten Zeit, die Kunſt um ihrer ſelbſt willen, ſo ſchätzten die Römer ſie nur als Mittel zur Befriedigung der in ihnen vorherrſchenden Sucht zu glänzen, zur Ausſchmückung ihrer siegprangenden Triumphe. 4) Daher die Ausartung griechiſcher Kunſt unter römiſcher Pflege, unter welcher ſie ſchon in einen Zuſtand von Abnahme gerieth. 5) Doch erreichte dieſe Ausartung erſt unter den Neugriechen in Byzanz den Gipfel, während die Barbarei der andern nach und nach obſiegenden Völker, beſonders im Abendlande allen Kunſtſinn verſcheuchte, und ſeiner Erhebung Jahrhunderte lang unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen ſtellte.

Die plaſtiſche Kunſt der Neuern, obgleich ſie ihrer Malerei weit zuvorgeeilt iſt, ſteht doch unläugbar hinter der altgriechiſchen noch um ſehr Vieles zurück, und mit aller Anſtrengung haben die größten Bildhauer ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte ſich zu der Vollendung der Werke ihrer Vorgänger in Griechenland nicht erſchwingen können. Die Bemerkung, daß uns die ſchönen Vorbilder in der Natur abgehen, welche die griechiſchen Künſtler beſtändig vor Augen hatten und unter denen ſie die Auswahl treffen konnten, erklärt jene Erſcheinung ſchon deswegen nicht, weil die ſchönſten Menſchen unter uns von den ſchönſten Griechen nicht ſo weit abſtehen, als unſere ſchönſte Statue von der ſchönſten griechiſchen. Allein zu der ſchon an ſich ſchwer erreichbaren Höhe der griechiſchen

---

4) Stieglitz Geſchichte der Baukunſt. Nürnberg. 1827. S. 256.

5) Winkelmann Geſchichte der Kunſt. 10., 11. und 12tes Buch.

Kunſt-Vollendung kommt noch der Umſtand, daß die hiſtoriſchen und religiöſen Gegenſtände der neuern Zeiten in weit geringerm Grade für plaſtiſche Darſtellung geeignet ſind, als die der Alten. Sie ſind weit weniger durch fixirte Ideen begrenzt und beſtimmt, und ſprechen die (nicht plaſtiſchen) Empfindungen ſtärker und vielſeitiger an. Alles dies hat mehrere Bildhauer von Genie bewogen, ſich zur Auszeichnung eine eigene Bahn zu brechen. Die einen, wie *Michael Angelo*, haben mit dem Studium der Antike das Studium der Natur in ihren Werken ſo zu verbinden geſtrebt, daß daran das Erſtere zwar nicht verkannt werden kann, aber das Letztere doch mehr und zwar mit Schauſtellung eines gelehrten anatomiſchen Studiums vorherrſchend iſt. Wenn der Eindruck der Antiken ſchon beim erſten Anblick angenehm und beruhigend iſt, ſo können wir beim Betrachten der Bildwerke eines Michael Angelo, ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen nur nach Bekämpfung des erſten Eindrucks zur Auffaſſung und Würdigung ihres ächten Kunſtwerthes gelangen. Später nahmen Andere, am meiſten *Bernini*, um dem Mangel an Anmuth und Würde der Formen, welche durch das, wenn gleich großartige Streben nach Natürlichkeit veranlaſſt wurde, auszuweichen, zur Nachahmung der Malerei ihre Zuflucht. Beide Manieren, je mehr ſie den Styl der Antike verlieſſen, deſto weiter entfernten ſich ihre Werke von dem Idealen, deſto weniger entſprechen ſie dem reinen Schönheitsſinn, deſto mehr tragen ſie das Gepräg' einer regelloſen Phantaſie, die nur nach Auszeichnung ſtrebt. 6) Den Künſtlern wie den Kunſtrichtern und Schöngeiſtern erſchien zu *Algardi's* und *Bernini's* Zeiten, wie durch den Einfluß eines ſchlimmen Genius der *natürlich-techniſche* oder *reale* Stand-

---

6) *Winkelmann*, und über ihn *Arnaud*, Oeuvres complettes. Paris. 1808. T. I. 233 – 251.

punkt der plaſtiſchen Kunſt zu niedrig und gemein, und der *ideale* zu ſchwärmeriſch, die Sinne zu wenig anſprechend, und indem ſie von beiden Standpunkten abgingen, machten ſie den *Eindruck auf das Gefühl* zu ihrem (nur zu trüglichen) Abgott. Effekt! Effekt! wurde nun die Loſung, und kein künſtliches Reizmittel blieb unverſucht, um nur *Effekt* hervorzuzaubern. Weil aber dieſer mehr einen phantaſtiſchen Sinnenreiz, als das Wohlgefallen am Schönen in Anſpruch nahm, ſo war er, gleich allen Dingen der Mode, einem beſtändigen Wechſel unterworfen, und konnte zuletzt nur durch den *Reiz der Neuheit* erreicht werden. Von einem eigentlichen oder ſtrengen Styl war jetzt nimmer die Rede. Je mehr das reine Gefühl abgeſtumpft wurde, deſto mehr wuchs die Sehnſucht nach dem Kühnen, Seltſamen, Auſſerordentlichen und Blendenden, welches der ſeichte, verworrene Zeitgeſchmack als Geſchöpf des Genie's anpries, und mit dem Lobſpruche von *Originalität* der Unſterblichkeit zu überliefern wähnte. Man verſchmähte immer mehr das Studium der Antike, um ſich mit freier Phantaſie in die Anſchauung der Natur zu verſenken, und ließ ganz auſſer Acht, daß das Studium der Antike am ſicherſten zur rechten Anſchauung und Auffaſſung der ſchönen Natur verhelfe.

Das Streben, in der Plaſtik die Malerei nachzuahmen, ließ lange Zeit ſogar das Modelliren verſäumen und durch bloſſes Zeichnen erſetzen. Die Wahrheit wurde dem Schein aufgeopfert. Das Kühne, das Gewagte, das Feurige wurde nun auch an den Statuen bewundert. Die Vollendung des Details wurde mehr beachtet, als die des Ganzen und deſſen Harmonie. Von der größten Wichtigkeit iſt zwar in allen Kunſtwerken die richtige Auffaſſung des Ausdrucks der Affekte. Aber dieſer darf ſtärker ſeyn in einer Erzählung, als auf der Schaubühne, ſtärker hier als in einem Gemälde, ſtärker hier als an einem Werke der Bildhauerei, weil dieſe immer nur den Anblick eines bleibenden Moments darſtellen ſoll, und ſie dem Wechſel oder der Veränderung am wenigſten Spielraum läſſt. Daran kehrten ſich aber die neuern Bildhauer, die Algardi, die Bernini ꝛc. immer weniger; ſie glaubten, jede, auch die heftigſte Bewegung darſtellen zu dürfen; 7) ſie ſtrebten nach einem maleriſchen und dramatiſchen Effekt und nach einer eingebildeten Grazie, die, mehr und mehr in undulirenden Schwulſt ausartend, von der Natur ſowohl, als von der Antike ſich entfernte. Man wagte den Verſuch, die Wirkungen der Leidenſchaften, der Gemüthsbewegungen auszudrücken, ohne vorher das Triebwerk des menſchlichen Körpers aus der Natur kennen gelernt zu haben; man wähnte die Wirkungen der Seele darſtellen zu können, ohne Kenntniß der Wirkungen des Leibes. 8) Daher wurden, wie Winkelmann bemerkt, alle Figuren, die vor dem Raphael gleichſam ſchwindſüchtig waren, durch den Bernini wie waſſerſüchtig. Der einen ausgehungerten Contour vermeiden wollen,

---

7) Ein recht auffallender Beleg der Schwierigkeit in Statuen heftige Bewegungen recht bezeichnend darzuſtellen, iſt des Bernini Reiterſtatue Ludwigs XIV. Voll wildem Feuer ſprengt das Pferd einen Berg (den der Ehre!) hinauf. Da Niemand den Sinn verſtehen wollte, fand man für gut, das Bild in einen Curtius, der ſich in den Abgrund ſtürzt, umzuwandeln. S. Winkelmann's Werke. Donauöſchingen. 1825. I. 141. — In ſeiner Manier lebhafte Bewegungen in Statuen darzuſtellen, hat Bernini's Daphne, die, dem Apoll entfliehend, in einen Oelbaum verwandelt wird (in der Villa Borgheſe), vielleicht die äuſſerſte Grenze der Kunſt erreicht. Aber hier erhält die heftige Bewegung der Fliehenden durch ihre plötzliche, ſehr gut ausgedrückte Verwandlung von ſelbſt einen Stillſtand, einen Ruhepunkt.

8) David im angezeigten Werke. S. 450.

iſt in die Schwulſt verfallen, und der dieſen zu vermeiden geſucht, in das Magere. 9) Merkwürdig iſt, daß damals, wie zur Zeit der Ptolomäer und wie in Byzanz, die Dichter und die ſchöne Litteratur überhaupt, eben ſo wie die Künſtler, den Schwulſt und geſuchten Glanz an die Stelle der Natur und des einfachen edeln Styls der Alten ſetzten. Bernini's Geſchmack hat einen treuen Spiegel in dem des Dichters Marini. 10) Bekanntlich wurde Bernini trotz ſeiner Mängel, und gerade wegen ſeinen Fehlern von ſeinem geſchmackloſen Zeitalter höher als Phidias, Lyſipp und Praxiteles geſtellt, und dieſe Bewunderung hat ſich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fortgepflanzt. 11) Da nun die Prachtliebe der Mächtigen und Reichen, anſtatt des Gemeingeiſt's einer Nation die Belohnung und Aufmunterung des Kunſtlebens übernommen, und ſich damit auch das Richteramt angemaßt, und Kraft deſſelben irrigen Anſichten das Anſehen von Regeln gegeben hatte, ſo hat ſich zwar auch die Bildhauerei mit einer großen Ueppigkeit im Lichte der Gunſt entfaltet; es kam aber mit derſelben zuletzt dahin, daß auf der Neige des achtzehnten Jahrhunderts Raphael Mengs (II. 242) ſich äuſſern konnte: Bei den Alten war eine einzige Statue hinreichend, den Ruhm eines Künſtlers zu gründen; heut zu Tage reichen fünfzig ſchlechte nicht zu, um den Lebensunterhalt damit zu erwerben, und da die

---

9) Winkelmann, über die Nachahmung der griech. Werke. §. 59.

10) Winkelmann's Geſchichte der Kunſt, B. X. K. 2. §. 32.

11) So zog Lord Briſtol, der lange Zeit als Mäcen der Künſtler in Rom lebte, die Werke des Bernini den Antiken vor. Derſelbe ſtellte aber auch den Guercino und den Peter von Cortona weit über Leonardo da Vinci und Raphael. S. Matthiſſons Schriften. V. 27. fg.

Vollkommenheit der Bildhauerkunſt mehr abnimmt, als anfängt: ſo ſind die Bildhauer genöthigt, ihre Werke unvollkommen zu laſſen; und da ſich die Augen der Menſchen ſehr leicht an das Fehlerhafte und Schlechte gewöhnen, ſo haben ſich ſogar die Augen der Meiſter in der Kunſt an den verdorbenen Geſchmack unſrer Tage gewöhnt. — Erſt ſeit etwa dreiſſig Jahren iſt man zur lebendigern Erkenntniß jener Verirrungen und ihrer Urſachen gelangt; auch fängt man an, zum reinen Styl der Antike, zu ihrer Einfachheit und Würde wieder einzulenken, und ihr Studium mit dem der Natur zu verbinden. Die Antike wird die Vermittlerin zwiſchen dem verirrten Kunſtſinn und der Natur, indem des Künſtlers Naturanſchauung bei ihrer Bildwerdung von allem blos Zufälligen gereinigt wird. Man wählt jetzt wieder für den Meiſſel Gegenſtände, die den Geiſt, das Gemüth des Menſchen zu allen Zeiten anſprechen; man wählt für die Figuren Stellungen, die mit dem geringſten Aufwande von Bewegung am meiſten Geiſtiges ausdrücken oder erregen; ſelbſt mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzens verbindet man wieder den von erhabenen Geſinnungen und edle harmoniſche Formen. Indeſſen iſt noch ganz neuerlich (in Rumohrs italieniſchen Forſchungen I. 83. fg.) der Grundſatz aufgeſtellt worden: daß Künſtler ſich dem Eindrucke der natürlichen Formen ganz rückhaltlos hingeben müſſen, ſowohl weil dieſe die einzigen allgemeinfaſſlichen Typen aller Darſtellung durch die Form in ſich einſchlieſſen, als auch weil ſie für Künſtler eine unverſiegbare Quelle geiſtiger Anregungen ſind, indem auch die Natur ſich gefällt, was immer der künſtleriſchen Auffaſſung werth iſt, in ihren mannigfaltigſten Formen auszudrücken und darzulegen. Dieſer Grundſatz ſcheint zwar auf den erſten Anblick den Naturalismus in der Kunſt wieder ermuntern zu wollen. Im Grunde kann ihm aber auch der größte Verehrer der Antike nichts anhaben, in ſo fern er die äuſſern Formen betrifft und an die Auswahl ſchöner Formen bedingt iſt. War doch gerade in der älteſten und ſchönſten Epoche der ausgebildeten Kunſt des Alterthums das unbefangene ſich Hingeben in ein geſundes Lebensgefühl und jene Anmuth vorherrſchend, die aus der Unbefangenheit hervorgeht und der Abſicht nimmer gelingt (Rumohr I. 110). Eben hierin liegt aber auch ein vorzüglicher Grund, warum die ſchönen Antiken ewige Muſterbilder für das Studium der Künſtler ſind, indem ſie ihnen die erreichbare Vortrefflichkeit vor Augen ſtellen, ſie zum Wahren anleiten und vor Fehlern warnen. Dabei iſt jedoch ein anderer Grund ihrer Meiſterhaftigkeit, nämlich ihre vollkommene Angemeſſenheit zu der Idee, welche ſie ausdrücken ſollen, nicht in Schatten zu rücken. Nachahmung der Antike wird freilich eben ſo wenig groſſe Künſtler bilden, als überhaupt Nachahmung und beſonders mechaniſche Nachbildung von Kunſtwerken dies vermag. Hat es aber mit der bloſſen, mechaniſchen Nachahmung der Natur nicht die gleiche Bewandtniß? Die ſchönſten Naturformen kann nur das Genie beleben; ihm iſt die rechte Auswahl unter den Naturformen vorbehalten, und überdies ergeht an den hiſtoriſchen Bildner eine höhere Foderung als blos Bildniſſe nach der Natur zu liefern. Seine Aufgabe iſt: Geiſtiges dem Körperſtoffe ſo zu vermählen, daß eine gewiſſe Idee oder ein beſtimmter Charakter vernemlich in den äuſſern Formen ſich ausſpreche. Hierin beſteht die ideale Seite bildender Kunſt, und, ſind ihre Werke dem Chriſtenthum gewidmet; ſo kann kein Zweifel ſeyn, daß dieſer idealen Seite die höchſte Beachtung gebührt. Doch gerade die Rückkehr zur Vorliebe für die Antike und zu ihrem Studium, ſo löblich ſie für den Vortheil der Kunſt iſt, mag doch ſelbſt neben dem Umſtande, daß die Reichen, welche plaſtiſche Werke verfertigen laſſen, ſolche meiſtens zur Verzierung ihrer Paläſte beſtimmen, beigetragen haben, daß die neuere plaſtiſche Kunſt verhältnißmäſſig eine geringe Anzahl chriſtlich-religiöſer Darſtellungen geliefert hat. Die merkwürdigern und beſſern unter dieſen ſollen hier, ſo weit ſie mir bekannt ſind, angeführt werden.

1. Alte Chriſtliche Bildwerke.

Die allermeiſten chriſtlichen Bildwerke, bis in's achte Jahrhundert ſind bloſſe Andeutungen ohne künſtleriſche Darſtellung, für die chriſtliche Kunſt nur noch wegen einer gewiſſen Würde und Feierlichkeit, die darin vorwalten, beachtenswerth. Die beſſern, die auf uns gekommen, ſind Sarkophage (jetzt meiſt im Vatikan aufbewahrt). An den Basreliefs ſieht man verſchiedene Scenen von Chriſtus und ſeinen Apoſteln. Chriſtus erſcheint hier noch an den Werken des vierten Jahrhunderts als junger Mann ohne Bart, und kein Apoſtel unterſcheidet ſich charakteriſtiſch vom andern. Erſt in den Werken vom fünften Jahrhunderte (was auf uns gekommen, beſteht auch meiſt in Sarkophagen) wird es anders. Chriſtus bekommt von dieſer Zeit an ein länglicht breites, melancholiſch ernſtes Geſicht mit ſchlichtem dünnem Bart, und geſcheiteltes, ſanft herabwallendes Haupthaar. Johannes und Jakobus zeichnen ſich aus durch ihre Jugend, Petrus durch eine auf dem kahlen Vorderhaupt einzeln ſtehende Haarlocke, Paulus durch die Glaze des Vorderhaupts. An mehrern Sarkophagen ſieht man auch Maria mit dem Kinde; die erſtere in jugendlicher Geſtalt, mit halb aufgedecktem Schleier über dem Haupte. 12) Unter den plaſtiſchen Werken des vierten Jahrhunderts hat einigen künſtleriſchen Werth die bekannte Statue des guten

---

12) Almanach von Rom. 1810. S. 173 — 181.

Hirten in dem chriſtlichen Muſeum des Vatikans. 13) An den frühern chriſtlichen Bildwerken begegnet man vielfältig einer Beimiſchung heidniſch-mythologiſcher Gegenſtände, denen man aber eine chriſtliche Bedeutung gab. Dies rührt theils daher, weil dieſe Gegenſtände den neubekehrten Künſtlern ſehr befreundet waren und die Kunſt ſelbſt Mühe hatte, ſich davon loszureiſſen, und an ihrer Stelle andere Symbole zu erfinden, theils weil die Chriſten bei der Art von Bann, der im Anfang auf der Kunſtübung lag, Denkmäler von noch heidniſchen Künſtlern machen ließen, oder auch weil man nach verlorner Kunſtfertigkeit zur Nachahmung antiker Werke die Zuflucht nahm. 14)

An der berühmten **Rotunde zu Ravenna**, die als Grabmal zum Andenken des Königs **Theodorich** errichtet worden ſeyn ſoll, enthielt der Sage nach die Kuppel, die aus Einem ungeheuern Steine verfertigt war, den porphyrnen Sarg des Königs, von den zwölf Apoſteln in koloſſaler Größe umgeben (S. die Abbildung der Kuppel bei **Agincourt** Histoire de l'art par les Monumens, depuis sa decadence T. IV. Pl. XVIII.) Aber dieſe Figuren ſind untergegangen, und man hat kein Abbild von ihnen. 15) Ueberhaupt iſt von der chriſtlichen Bildhauerei zur Zeit der **gothiſchen** Herrſchaft nichts Rühmliches zu ſagen. Obgleich **Theodorich**, ein Mann von offenem und empfänglichem

---

13) (Von **Rumohr**). Aufſatz im Kunſtblatte, Nro. 12, v. J. 1821. Italieniſche Forſchungen. I. 157. fg., 168. fg.

14) Vergl. **Hermes**. Leipzig. 1827. I. 88. Abſchn. 11.

15) G. **Sartorius** Verſuch über die Regierung der Oſtgothen in Italien S. 169. ꝛc. **Keyſler's** Reiſen. II. 471, und **Manſo**, Geſchichte des Oſtgothiſchen Reiches in Italien. Breslau. 1824. S. 399. fg. **Schorn** in **Thierſch's** Reiſen. I. 394. ꝛc. **Stieglitz** Geſchichte der Baukunſt. S. 290. fg.

Sinn, der ſeine Jugend in der zweiten Hauptſtadt der Welt, dem prächtigen Konſtantinopel verlebt, und die Wunder der bildenden Kunſt und Baukunſt täglich vor Augen gehabt hatte, zu den bauluſtigen und kunſtliebenden Fürſten ſeiner Zeit gehörte; ſo vermochte er doch nicht, in den Künſten eine neue Blüthe hervorzurufen oder die welkende zu erfriſchen. Die Baumeiſter und bildenden Künſtler unter Theodorich waren Byzantiner und Italiener, keine Gothen! Der Geſchmack war aber damals ſo verderbt, daß ſelbſt der gelehrte und gebildete Caſſiodor ſein größtes Wohlgefallen an der plaſtiſchen Darſtellung ſolcher bizarren Schöpfungen der Phantaſie fand, die der Malerei angehören, und daß er an der Bildnerei in Erz und Marmor die ausgeprägten Adern, die mit einer gewiſſen Kraft aufſchwellenden Sehnen und die ſtufenweiſe geſpannten Nerven, an den Roſſen die gekräuſelten Nüſtern, die runden, gedrungenen Glieder und die zurückgelegten Ohren vorzüglich preiſt. Die damalige Kunſt war klein im Großen, und groß im Kleinen, im Kräftigen übermäſſig und geziert im Zierlichen. 16) — Auch unter der Herrſchaft der Longobarden machten die Künſte, insbeſondere die plaſtiſche, eher Rück- als Fortſchritte. Alles iſt roh, verzeichnet und geſchmacklos. — Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir die Bildhauerkunſt in einem Zuſtande tiefen Verfalls oder Schlummers. Alsdann erhob ſie ſich bei dem Erwachen des Sinns für Wiſſenſchaft und Kunſt und einer gewiſſen Liebe zum Schönen überhaupt, jedoch nur allmählig und beinahe unmerklich. Selbſt den Italienern waren bis dahin die Werke der antiken Bildhauerei, die ihnen vor Augen ſtanden, ſo todt, ſo wenig ein Vorbild, daß ſie es darin den Deutſchen

---

16) Manſo, Geſchichte des Oſtgothiſchen Reiches. S. 136. fg.

nicht zuvorthaten. Auch ihre plaſtiſchen Werke des eilften und zwölften Jahrhunderts wetteifern an Roheit und Häßlichkeit. 17) Am auffallendſten zeigt ſich die Unbeholfenheit der Kunſt in der Darſtellung nackter Figuren. In der äuſſerſten Entartung offenbarte ſich eine Entäuſſerung aller Sicherheit, aller Fülle und alles Schwunges der Umriſſe. Viele Bildwerke dieſer Epoche ſind um nichts beſſer, als die Larven aus Baumrinden, von den Wilden in Amerika gefertigt. Sie verrathen einen völligen Mangel ſowohl an Sinn für die Bedeutung organiſcher Bildungen, als an techniſcher Geſchicklichkeit. Hart und mager iſt die Faltung der Gewänder, und gleichwie an den griechiſchen Bildwerken eine übertriebene Verlängerung, ſo iſt an den italieniſchen und deutſchen meiſt eine zu große Verkürzung der Figuren bemerkbar. Uebrigens zeigen die griechiſchen eine Ueberlegenheit an Kunſtfertigkeit, 18) obgleich auch ſie eine große Armuth an Erfindungsgeiſt und eine große Roheit des Geſchmacks darthun. Ihre Gewänder ſind ſchwerfällig und überdies durch Schmuck verunſtaltet. Nichts iſt geſchmackloſer und von Geiſt und Gefühl entblöſter, als die Bilder der damaligen Griechen von Chriſtus am Kreuze und von der Jungfrau mit dem Kinde. In ihren Darſtellungen aus dem Leben der Einſiedler zeigt ſich (vielleicht, weil viele griechiſche Maler Mönche waren), noch am meiſten Erfingungsgeiſt. 19) Kein Wunder, wenn die Nachahmung griechiſcher Bildwerke, welcher ſich italieniſche Künſtler, beſonders nach Anſiedelung byzantiniſcher Künſtler in

---

17) **Raumer** Geſchichte der Hohenſtaufen VI. 534. **Rumohr** Ital. Forſchungen. I. 235, 243. ſq.

18) S. **Lami's** Abhandlung im Anhang zu dem Trattato di Lionardo da Vinci. Firenze. 1792.

19) **Rumohr**, Forſchungen. I. 311.

Piſa, Venedig und andern Städten, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hingaben, keine bedeutende Kunſtverbeſſerung bewirkte. Dem Genie ſpäterer Künſtler war es vorbehalten, unter Umſtänden, die die Bildung überhaupt begünſtigten, aus der Verſchmelzung der neugriechiſchen Kunſt mit der italieniſchen wahren Vortheil zu ziehen.

In Anſehung der dem Chriſtenthum gewidmeten Werke der Bildhauerei aus dem dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten wird man ſich hier darauf beſchränken, die vorzüglichern anzuzeigen. Ihre Zahl in dem ganzen gebildeten Europa iſt weit geringer, als die der trefflichen Meiſterwerke, welche die Stadt Athen allein in ihren Mauern enthielt. 20)

2. Die ſpätern beſſern Bildwerke in Italien.

Von den Werken der alten chriſtlichen Bildhauer in Italien, vom dreizehnten Jahrhunderte bis Michael Angelo, halten wir folgende für die merkwürdigſten. 21): Von **Nicolo Piſano** (geſt. 1270), dem Zeitgenoſſen Friedrichs II., und lange bei ihm

---

20) S. **Jakob's**, über den Reichthum der Griechen an plaſtiſchen Kunſtwerken.

21) Vergl. nebſt **Agincourt** und **Leopoldo Cicognara** (die neueſte Ausgabe ſeines Werkes führt die Aufſchrift: Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia fino al secolo di Canova; per servire di continuazione all' opere di Winkelmanne di d'Agincourt; edizione seconda riveduta ed ampliata dall' autore 8. vol in 8. mitdem Bildniſſe des Verfaſſers und 185 Kupferplatten in klein Folio. Prato. 1824); das Werkchen: Anſichten über die bildenden Künſte und Darſtellung des Ganzen derſelben in Toskana. Heidelberg. 1820. S. 144, **Rumohrs** italieniſche Forſchungen; **van der Hagen**, Briefe in die Heimath. Breslau 1818. IV. und B. **Hoffſtätter** Nachrichten von Kunſtſachen.

in Neapel, der wie ein helles Geſtirn aus der langen Kunſtnacht hervorſtralte, ſind bemerkenswerth: *a)* mehrere Basreliefs im Dome zu Orvietto, Scenen aus dem Leben Mariä vorſtellend, z. B. ihre Geburt, die Flucht nach Egypten. Die Köpfe ſind meiſt ſchön und ausdrucksvoll. (Cigognara I. Tab. 8). — Dem Meiſter war das Studium der Antike nicht fremd, was man mehrern ſeiner Werke anmerkt, ſeinen frühern aber mehr als ſeinen ſpätern, woran ein Streben zur Bildung eines eigenen reichen Styls ſichtbar iſt. Dahin gehört *b)* die Kanzel des Doms zu Siena mit vielen ſchönen Basreliefs, an denen namentlich in der Darſtellung des jüngſten Gerichts alles Frazzenhafte glücklich vermieden iſt (Cigognara I. T. 17). — Ganz beſonders aber iſt von ihm *c)* an dem Grabmale des heiligen Dominikus (in St. Domenico zu Bologna) nebſt vielen ſchönen Basreliefs, vorzüglich der Gruppe des gefallenen Jünglings — vorn an der Mitte des Sarges eine ſchöne Madonna mit dem Kinde auf dem Arme (abgebildet bei Cigognara I. 11, 31) zu rühmen. — Von dieſem Nicolo vornehmlich hebt eine merkliche Verbeſſerung der Kunſt an im Adel der Formen, in freierer Bewegung, natürlicherer Gewandung, höherer Schöpfung der Gedanken in der Erfindung und in mehr Ruhe und Einfachheit in der Anordnung. Doch kommt ihm ſchon ein viel älteres Basrelief nahe, das ſich an der öſtlichen Thüre des Baptiſteriums zu Piſa befindet, an deren übrigen Bilderwerken Erfindung und Ausführung höchſt ärmlich und mangelhaft ſind. Dieſes gute Basrelief zeigt uns Scenen aus dem Leben des Täufers. In der Gruppirung iſt hier noch eine gewiſſe Einförmigkeit. Aber das Edle der Formen und der wahre Ausdruck in den Geſichtern iſt bewunderungswürdig. Die Drappirung hat ſchon viele Mannigfaltigkeit. Beſonders gelungen iſt die Taufe Chriſti, die Predigt des Johannes vor Herodes, das Feſt, das Herodes der Herodias gibt (wobei der leichtfertige Muthwille der Liebesgötter über der Scene ſehr wohl zu dem Charackter der Tänzerin paſſt), und des Johannes Grablegung durch ſeine tiefbetrübten Jünger (S. Kunſtblatt 1826, Nro. 74 und 75). Die Jahrzahl dieſer (in jedem Falle längſt vor Nicolo gefertigten) Bildwerke iſt nicht genau auszumitteln. Aber ganz beſtimmt iſt die Jahrzahl 1478 eines Basreliefs, die Kreuzabnahme vorſtellend, von Benedickt Antelami in der Capelle Bojardi im Dome zu Parma. In dieſem Bildwerke dringt ſich ſchon Alles, auſſer dem Nackten am Leichname Chriſti, mit friſcher Kraft zur Vollendung hervor. Das Ganze beſeelt Eine Idee; Stellung und Gebärden und auch die Geſichter haben viel Wahrheit und Ausdruck, obgleich unter den letztern zu viele Aehnlichkeit ſtatt findet. Die Engel ſchweben leicht und frei über den Menſchen. Die trauernde Mutter drückt mit ihrer Hand die Hand des Sohnes an ihr niedergeſenktes Haupt. Der bekümmerte Johannes läßt die übereinander liegenden Hände herabſinken und blickt in dumpfem Schmerze vor ſich nieder. M. Magdalena faltet ſie in ſchmerzlicher Wehmuth über ihre Bruſt und die beiden andern weiblichen Geſtalten, in deren Seele der Schmerz noch nicht ſo lähmend eingedrungen iſt, geben, indem ſie die Rechte offen an ihre Bruſt ziehen, ihren lebhaften Abſcheu über das, was geſchehen iſt, zu erkennen. Nikodemus dient dem herabhängenden Leichnam trefflich als Stütze, und Joſeph von Arimathäa lehnt ſich in der natürlichſten Stellung über die Leiter. Die Gruppe der habgierigen Soldaten ſpricht ſich ſo deutlich aus, daß man ſie zanken hört. Sie reiſſen gewaltſam das Kleid vor ſich auseinander, und einer will ſchon mit dem Meſſer hineinfahren, während ein anderer noch mit der aufgehobenen Linken ſeine Unzufriedenheit über den Ort, wo jener die Theilung anfangen will, zu bezeugen ſcheint und mit den Augen einen paſſendern Ort ſucht. Ein dritter aber zeigt mit ſeinem

Finger auf eine Stelle, die ſeiner Meinung nach die gelegenſte iſt. (Kunſtblatt 1826, Nro. 77). Was die Erfindung betrifft; ſo iſt hier ein gewiſſer feiner ſymboliſcher Sinn bemerkenswerth. Der Engel Gabriel hält die eine Hand der heiligen Leiche gefaſſt. Magdalena mit dem Salbenbüchschen hält eine Fahne. Nicht weit von ihr ſieht man einen Hohenprieſter, der ſein Haupt, das der Engel Raphael mit der Hand niederdrückt, in ſeine Hand neigt. Bei ihm eine gebrochene Fahne. — Auch das Bildwerk an der Kanzel zu St. Giovanni in Piſtoja (Cicognara I. p 365) von einem gleichzeitigen Deutſchen kommt an Vollendung den Werken des Nicolo gleich (Hagen Briefe nach der Heimath IV. 368).

Giovanni Piſano, der Sohn des Nicolo (geſtorben 1320), ſo viel er auch vom Vater lernte, blieb doch an Erfindung, Ausdruck und Künſtlerſinn hinter ihm zurück. Wir bemerken von ihm an einer Auſſenſeite des Doms zu Florenz eine Madonna, eine Krone auf dem Schleier, auf dem linken Arme das Kind, in der Rechten eine Blume (bei Cicognara I. 10, 31).

Der Kunſt des Andrea Piſano (geſtorben 1345) gehört eine der drei Thüren von Erz am Baptiſterium zu Florenz (nach der Zeichnung des Giotto, wahrſcheinlich ſeines Lehrmeiſters). An dieſer Thüre (von 1339), ſieht man viele Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers, und unten Sinnbilder der Tugenden. Die Umriſſe von G. P. Laſinio 22) geben davon eine treue Vorſtellung. Die Compoſition iſt groſſentheils ſehr gemüthlich und voll Wahrheit in Hinſicht der Charaktere, nicht aber des Coſtüms. — Ferner ſind von Andrea im Glokenthurme des Doms vier Propheten

---

22) (Benvenuti). Le tré Porte del Batisterio di S. Giovanni di Firenze incise ed illustrate. Firenze. 1821.

und vierzehn kleine Basreliefs, die ſieben Hauptttugenden und die ſieben Werke der Barmherzigkeit vorſtellend.

Von Rino Piſano, dem Sohne und Gehülfen des Andreas ſieht man in der Spina zu Piſa eine Madonna von Marmor, und von Thomaſo Piſano, auch einem Sohne und Schüler des Andreas, in St. Franceſco zu Piſa eine Madonna mit andern Heiligen in Basrelief. Von den Brüdern Agoſtino und Agnolo da Siena: zu Orvietto an der Faſſade des Doms neben der großen Roſe zwei Propheten in Marmor; ferner zu Bologna in St. Franceſco ein marmornes Basrelief: die Krönung Mariä.

Von Jacobello und von Pietro Paolo Veneziano (Schülern der Gebrüder Auguſtin und Angelus Saneſe),[23] die Thür der Kirche St. Domenico zu Venedig mit drei Figuren: Gott Vater, Johann der Täufer und St. Markus. Sie haben einen großen Charakter von Wahrheit. — Von dem letztern ſind ferner in der Markuskirche zu Venedig zwiſchen dem Chor und dem Schiffe die Statuen Mariä, des Markus und der zwölf Apoſtel (von 1494), einfach und ausdrucksvoll. Ein Paar ſind abgebildet bei Cicognara I. Taf. 10.

Von Andr. Orgagna (geſtorben 1389), einem der erſten, der an das Studium der Natur ſich hielt und die Perſönlichkeit von Figuren und Köpfen individualiſirte, ſieht man den wunderſchönen Tabernakel in Or San Michele zu Florenz mit trefflichen Basreliefs aus dem Leben der Maria.

Von Jakobo della Quercia (geſtorben 1418): die herrliche Hauptthür von St. Petronio zu Bologna, mit fünfzehn Basreliefs, vielem Blätterwerk und andern Verzierungen. Ueber dieſer

---

[23] Dieſe waren Schüler des Nik. von Piſa.

Thüre: der Heiland im Himmel thronend; zu ſeinen Seiten die Schutzheiligen der Stadt. An der rechten Seitenthür ſind von dieſem Meiſter die Basreliefs, wie Maria den Leichnam Chriſti auf ihrem Schooße beweint, die heiligen Frauen und der Evangeliſt Johannes neben ihr. Unter der linken Seitenthür die Auferſtehung Chriſti (die Gruppe wurde jedoch erſt ſpäter v. Alfonſo Lombardo ausgeführt).

Von Jakobo Mattáo aus Lukka (Schüler des vorigen), iſt in St. Martino zu Lukka der heilige Sebaſtian in Marmor; in St. Michele ein Basrelief, mit der Madonna und zwei andern Figuren.

Von Nicolo del Arca oder Bologneſe, gleichfalls Schüler des J. Quercia (geſtorben 1494), iſt eine Madonna von Erz in St. Domenico zu Bologna.

Von Nicolo (Lamberti genannt) Aretino, auch einem Schüler des Jak. della Quercia (geſtorben 1417), ſieht man im Dome zu Florenz einen ſitzenden Johann Evangeliſten in der Tribune und in S. Maria della Misericordia zu Florenz eine Madonna.

Von Phil. Bruneleschi (geboren 1377, geſtorben 1444), in der Galerie zu Florenz, ein Basrelief: das Opfer Abrahams (Vaſari II. 301).

Von Lorenzo Vechietto von Sienna (geſtorben 1482), in der Loggia zu Sienna zwei Statuen von Marmor: St. Peter und St. Paul (Vaſari II. 411).

Von Donatello (geſtorben 1466), dem Schüler des Bruneleschi und dem Erſten ſeiner Zeit im ſchönen Ebenmaaß und in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, iſt in der Kreuzkirche zu Florenz die Verkündigung Mariä in Basrelief; ſodann im Dome zu Florenz der Evangeliſt Johannes und der Prophet Daniel in Marmor; in der Loggia vor dem alten Palaſte daſelbſt die koloſſale Gruppe von Erz: Judith, die dem Holofernes den Kopf abſchlägt;

die Statue des heiligen Georgius, den griechiſchen Werken (?) gleich geſchätzt (darüber ſchrieb Franz Bochi ein Buch, gedruckt zu Florenz. 1583); die Statue des heiligen Markus in Or San Michele; in der Kapelle St. Antonio zu Padua einige Basreliefs mit Scenen aus der Legende dieſes Heiligen, deren Ausführung durchaus meiſterhaft iſt, wenn gleich die Scenen mitunter vom rohen Geſchmacke der Legendenſchreiber zeugen; — ferner eine Madonna, den Leichnam Chriſti beweinend, zwiſchen zwei Engeln; am Choraltar der Kirche St. Antonio eine Madonna mit dem Kinde, und an den Seiten vier Schutzheilige von Padua, lauter bronzene Statuen; desgleichen das Kreuzbild, und unter ihm in einem marmornen Relief die Grablegung des Herrn; zu St. Lorenzo in Florenz eine kleine Thür von Erz und die Kanzel mit vielen ehernen Basreliefs (die letztern von rohem Guſſe. Bottari I. 273).

Auch die hölzerne Figur des Joh. des Täufers auf dem hölzernen Altar in Maria Glorioſa dei Frati zu Venedig wird dem Donatello zugeſchrieben (Jäk Venedig. 1823. S. 91). — In allen ſeinen Werken iſt Geiſt, Wahrheit, Leben und Freiheit. Sein Streben ging ſichtbar auf anatomiſche Richtigkeit. Uebrigens theilt er mit ſeinem Zeitgenoſſen Ghiberti, von dem wir bald ſprechen werden, die maleriſche Tendenz, die aber in ſeinen Werken mehr auffält, weil mit minderm Talent zur Charakteriſtik er oft in Uebertreibung verfällt (Rumohr italieniſche Forſchungen I. 236).

Von Lucca della Robbia (geboren 1388, geſtorben 1450): das marmorne Basrelief zur Verzierung der Orgel des Doms zu Florenz. Knaben, die ſingen und poſaunen; Mädchen, die auf Cythern und Tambourinen ſpielen; Kinder, welche dazu tanzen. Von großer Wahrheit und Lieblichkeit. Sodann einzelne Theile der Thür von Erz im Dome zu Florenz, die zur Sakriſtei führt. Die

Köpfe ſind ſehr ſchön, voll Abwechſelung und Charakterausdruck (Bottari I. 197). Ferner das Basrelief in gebrannter Erde, die Himmelfahrt Chriſti darſtellend, über dieſer Thüre. Rumohr (italieniſche Forſchungen II. 291. u. fg.), erwähnt noch verſchiedener zum Theil unvollendeter Arbeiten des Lucca, unter andern einer Befreiung Petri aus dem Kerker.

Des Lorenzo Ghiberti (geb. 1378, geſt. 1455) Hauptwerke ſind zwei Thüren in Erz am Baptiſterium zu Florenz; 24) Für das tiefere Studium kühner und genialer Zeichnung, und einer großen, gleichſam überirdiſchen Stärke des Ausdrucks, dann auch wegen Vollendung in der Ausführung empfehlen ſich gar ſehr die zehen geſchichtlichen Basreliefs an der einen Thüre, von welcher M. Angelo geſagt hat: „ſie verdiente, die des Paradieſes zu ſeyn.“ (in ſeinen Umriſſen herausgegeben von Heinr. Keller nach Feodors Zeichnungen). 25) Es ſind hier die Schöpfungsgeſchichte, und verſchiedene Scenen der erſten Aeltern, von Abel, Noe, Moſes, Abraham, Jakob, Joſeph bis auf den Beſuch der Königin von Saba dargeſtellt, nebſt Sehern und Seherinnen des Alten Bundes. Dieſe Compoſitionen tragen den Stempel eines Genie's, das mit vieler Kenntniß der Antike und der Natur ſeinen Stoff mit

---

24) Als die Entwürfe für die Basreliefs dieſer Thüren vor den Schiedsrichtern lagen, beſprachen ſich die zwei Mitbewerber Bruneleſchi und Donatello, gingen zu den Schiedsrichtern und ſagten: zur Ehre der Republik und zur Ehre der Kunſt — Ghiberti hat uns übertroffen; ihm kommt es zu, die Arbeit zu übernehmen.

25) Vergl. Vaſari Vita di Laur. Ghiberti, und in Vita di Mich. Angelo. S. auch das oben angeführte Werk (Benvenuti's): Le tré Porte del Batistero. Firenze. 1821, wo die Umriſſe von Vinz. Gazzini gezeichnet, und von Laſinio geſtochen ſind. Göthe Kunſt und Alterthum, V. 33. fg.

großartiger Schöpferkraft zu behandeln verſtand. Zeichnung, Anordnung, Gruppirung, Ausdruck der Figuren ſind gleich vortrefflich, und die edle Majeſtät der Architekturen bewunderungswürdig. Viele ſeiner Geſtalten ſind wahrhaft idealiſch. Wie ſchön, anmuthig und ſprechend ſind nicht alle Figuren in der Schöpfung des Weibes! Adam ſchläft unter einem Geſträuch. Ihm zur Seite erſcheint Eva, von vier kleinen Engeln gehoben, ſchwebend, und wird von der vor ihr ſtehenden Gottheit geſegnet. Sieben Genien auf Wolken ſchauen vergnügt der Handlung zu.

Wie edel und ausdrucksvoll ſind nicht der Beſuch der Engel bei Abraham und die Scenen von Iſaak und Jakob! Wie reich und herrlich iſt nicht die Darſtellung vom Sturze des Goliath! David hauet ihm gerade das Haupt vom Rumpfe. Auf der einen Seite Sauls Kriegsgefolge voll Verwunderung, auf der andern wildes Kampfgetümmel, das Saul beherrſcht. — Einzelnes in dieſen Bildwerken hat wahrhafte idealiſche Schönheit. Dem Tadel kann zwar ihre ganz maleriſche Anordnung eben ſo wenig entgehen, als daß ſie ſogar nach der Sitte der altflorentiniſchen Maler mehrere Momente in Einem Bilde auf verſchiedenen Gründen hintereinander darſtellen. Aber der Charakter ſchöner Einfachheit, die vielen ſchönen Formen, die Reinheit der Zeichnung, die innige Wahrheit und Anmuth des Ausdrucks, die Charakteriſtik, der fromme kindliche Sinn, womit dieſe Bildwerke erfunden, der Liebe, mit welcher ſie in der meiſterhaften Ausführung vollendet ſind, laſſen uns jene Fehler gern überſehen, 26) und ſie gehören zu den äußerſt wenigen, die maleriſch vortrefflich ſind, und doch auch bildneriſch in hohem Grade befriedigen. Was dem Genie des Ghiberti

---

26) Fernow römiſche Studien III., 50.

gelang, mißglückte ſeinen Nachahmern. 27) — Von minder großartigem Styl und auch in der Zeichnung weniger vollendet, aber meiſtens anmuthiger als die Basreliefs an der berühmten Pforte von Ghiberti ſind die an einer andern von ihm 28), darſtellend das Opfer Noahs, Mariä Verkündigung, Chriſti Geburt, die Anbetung der Weiſen, den zwölfjährigen Jeſus im Tempel, ſeine Taufe durch Johannes, die Verſuchung durch Satan, die Austreibung der Käufer aus dem Tempel, die Erſcheinung des Herrn vor den Apoſteln im Seeſturme, ſeine Verklärung, die Auferweckung des Lazarus, den Einzug in Jeruſalem, das Abendmal, das Gebet im Oelgarten, die Gefangennehmung, Chriſtus an eine Säule gebunden, derſelbe vor Pilatus, die Kreuzigung, die Auferſtehung, die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes, dann die vier Evangeliſten und die vier groſſen Kirchenväter Ambroſius, Hieronymus, Gregor und Auguſtin; lauter Figuren voll hohem Ernſt und Würde, in freier Stellung, die Gewänder mit einfachen, breit angelegten Falten. Ferner verdient von Ghiberti bewundert zu werden in Or San Michele zu Florenz der heilige Matthias und Johannes der Täufer, und der heilige Stephan von Erz; im Baptiſterium in der Unterkirche des Doms zu Siena zwei Basreliefs: die Taufe Chriſti, und Johannes, von Herodes bedroht, (Bottari I., 212). Sehr beachtenswerth iſt auch Ghibertis Reliquienſarg im Dome zu Florenz, an welchem die Leiber der ſchönen und ſchöngewendeten Engel nach dem Herkommen der damaligen Malerei in dem langen fliegenden Gewande verſchwimmen.

Von Antonio Bamboccio da Piperno iſt eine gute erhobene Arbeit, die Anbetung der drei Weiſen vorſtellend in der Kirche

---

27) Rumohr Italieniſche Forſchungen. II., 233 ſg.

28) S. die Umriſſe bei Benvenuti.

S. Lorenzo zu Neapel am Grabmale des Ludov. Aldemaresco (abgebildet bei Cicognara I. Tafel 55).

Von Nanni d'Antonio di Banco (Schüler von Donatello, geboren 1374, geſtorben 1421): in Or San Michele zu Florenz der heilige Philipp von Marmor und der heilige Eligius; ferner im Giebel einer Seitenthür des Doms ein Basrelief: Maria, von Engeln umgeben. (Bottari I., 196).

Von Anton Filatre (oder Filarete) und von Simone Florentino iſt gemeinſam gefertigt: die Thüre von Erz zu St. Peter in Rom (beiläufig vom Jahre 1440). Noch viel Rohheit in Formen und Zeichnung, zumal im Vergleiche mit den frühern Arbeiten des Ghiberti zu Florenz. Vaſari II., 346.

Von Antonio Roſſelino (geſtorben 1490) in St. Croce zu Florenz über dem Grabmale des Fr. Noris eine Madonna in Basrelief, und in St. Miniato das Grabmal des Cardinals von Portugal, wo die Bilder der Maria und des Engels zu leben ſcheinen.

Von Bona Coſſa (1448) ſchöne Engel am erſten Altar im Dome zu Ferrara (Wilh. Chriſt. Müller Reiſe durch Italien. Altona 1824, I., 267).

Von Deſiderius von Settignano (Schüler des Donatello, geboren 1457, geſtorben 1485) in St. Trinità zu Florenz eine büſſende Magdalena, von ſchönem Ausdrucke. (Vaſari II., 416).

Von Mino von Fieſole, (Schüler des vorigen, aber mehr Nachahmer ſeiner Manier, als eingeweiht in ſeinen Geiſt; geſtorben 1486) die Kanzel in der Pfarrkirche zu Prato.

Von Benedetto von Majano (geſtorben 1489) in der Kapelle Strozzi von St. Maria Novella zu Florenz ein Basrelief: die Madonna mit Engeln von einem Roſenkranz umgeben; in Monte Oliveto bei Neapel ein Basrelief, die Verkündigung; in St. Croce zu Florenz die ſchöne Kanzel von Marmor. (Vaſari II., 476).

Von **Andr. Contucci** genannt **Sanſovino**, (geb. 1460) iſt in St. Agata del Monte ein Basrelief: die Himmelfahrt Mariä; über der Thüre des Baptiſteriums in Florenz ein Johannes der Täufer, der Chriſtum tauft, in Marmor; in St. Agoſtino zu Rom eine heilige Anna mit der Maria und dem Chriſtkinde, eine Gruppe in Marmor; zu Loretto viele Basreliefs aus der Geſchichte der heiligen Jungfrau an dem Gehäuſe der Caſa Santa; 29) die Statue des heiligen **Jakob** in der Kirche S. Giacomo de' incurabili von gutem tadelloſem Ausdrucke. —

Von **Pietro Giovanni Cempenato**: in der Kapelle der Madonna della Scarpa in der Markuskirche zu Venedig eine Madonna voll Anmuth, die zu dem Kind auf ihrem Schooße ſich neigt; neben ihr Petrus und Johann der Täufer von Erz (1515), abgebildet bei **Cicognara** II., T. 41.

Von **Jakob Tatti**, genannt **Sanſovino**, (dem von Raphael geſchätzten und von Buonarotti bewunderten Schüler des **Andr. Contucci**; geb. 1479, geſt. 1570): im Dome zu Florenz der heilige Jakob in Marmor; in St. Agoſtino zu Rom eine Madonna mit dem Kinde; in der Kirche der Spanier zu Rom wieder ein heiliger Jakob; ferner vier Basreliefs von Erz an der Kanzel von St. Marco

---

29) Andreas Contucci ſtarb vor Vollendung mehrerer dieſer Basreliefs. **Baccio Bandinelli** legte die letzte Hand an das von der Geburt der heiligen Jungfrau, **Raphael da Monte Lupo** an das von ihrer Trauung, **Hieron. Lombardo**, an die Bilder der Geburt Chriſti und der Ankunft der drei Weiſen. **W. Roſcoe's** Leben Leo X. III., 424. Die in den Niſchen zwiſchen den Säulen angebrachten Kirchenväter und Sybillen ſind gleichfalls beachtenswerth.

zu Venedig mit Geſchichten dieſes Evangeliſten; — auf dem Vorgebäude des Hauptaltars die vier Evangeliſten und vier Kirchenlehrer in Erz, deren Stellung, Zeichnung, Charakter und Ausdruck vortrefflich ſind; ferner der himmliſche Vater mit zwei Engeln; zwei Statuen von St. Anton und St. Franziskus; in der königl. Kapelle der St. Markuskirche der Tod und die Auferſtehung des Herrn und Statuen der Propheten und Evangeliſten; von ihm iſt auch die Thüre von Erz, die zur Sakriſtei führt, mit vielen Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, oben die Auferſtehung, unten die Grablegung, vollendet 1556. (Abgebildet bei Cicognara II., Tab. 72) Vergleiche Maier Beſchreibung von Venedig I. fg. Der Künſtler ſuchte hier im Ausdruck und den Gebärden der Figuren die Malerei zu erreichen. — Von Sanſovino bemerken wir ferner über der Thür zum Innern des Arſenals zu Venedig eine Madonna mit dem Kinde en Relief von Marmor. Seine zwei vorzüglichſten Meiſterwerke aber ſind die Madonna über dem Portal der Markuskirche, und der wunderſchöne Johann der Täufer ob dem Weihwaſſerbecken in der Kirche Caſa Grande zu Padua. — Im Dome zu Verona iſt das von ihm gefertigte Grabmal des Biſchofs Galeſo mit den edel ausgeführten Figuren der Madonna zwiſchen St. Johann und St. Sebaſtian verziert.

Von Benedetto da Ravezzano: ein heiliger Evangeliſt Johannes im Dome zu Florenz.

Von Baccio von Monte Lupo, Schüler von Lor. Ghiberti (geſtorben 1521): die Statue Joh. Evangeliſt in Erz.

Von Raffaello da Monte Lupo, die Statue des heiligen Damian, in der Kapelle Medici in St. Lorenzo zu Florenz (nach der Zeichnung von M. Angelo); im Dome zu Orvietto ein Basrelief: die Anbetung der drei Weiſen (Vaſari III. 126).

Von Lorenz Lotto, genannt Lorenzetto (geſt. 1541): eine Charitas am Grabmale des Cardinals Fortiguerri in St. Jakobo zu Piſtoja; die ſehr ſchön ausgeführte Madonna auf dem Altare des Pantheon, den Raphael geſtiftet hat, nach des letztern Zeichnung. Der heilige Peter auf der Engelsbrücke zu Rom; die heilige Anna in St. Maria della Rotonda zu Rom. Seine vorzüglichſten Werke aber ſind: die Statuen des Elias und des Jonas, in der Kapelle Chigi in St. Maria del Popolo zu Rom (nach der Zeichnung oder gar dem Modell von Raphael). Der Jonas verdient vorzüglich wegen erhabener Einfalt im antiken Style großes Lob; 30) endlich im Pantheon zu Rom eine koloſſale ſtehende Madonna mit dem Chriſtkind. An dieſer Statue wird jedoch ſowohl, was den Ausdruck, als die Zeichnung betrifft, viel getadelt (Vergl. Vaſari III. 133, und Ramdohr Malerei und Bildhauerei in Rom. III. 311).

Von Valerius de Belli, genannt Vicentino (geb. 1468, geſtorben 1546): im Kirchenſchatze von St. Lorenzo zu Florenz an einem Käſtchen von Bergkriſtall, das Leiden Chriſti, trefflich dargeſtellt (Serie degli uomi illustri nella Pittura etc. V. 26. ꝛc.); ferner das Basrelief am kriſtallenen Sarge des heiligen Valerius zu Vinzenza (S. die Abbildung bei Agincourt. III. Pl. 43).

Von Andreas del Verrocchio (geſtorben 1488), dem Bildner eines ausnehmend ſchön geflügelten Knaben (am Brunnen der medizeiſchen Villa zu Careggi), der einen jungen, kräftig zappelnden Delphin unter dem Arme hält und an ſich drückt, aus deſſen Nüſtern Waſſer ſpringt, ſind zwar mancherlei chriſtliche Bildwerke bekannt, aber nur eine eherne Gruppe des ungläubigen Thomas,

---

30) Quatremere de Quincy Hist. de Raph. pag. 290.

der die Wunde des Heilands betaſtet, in einer Niſche der Kirche Or San Michele zu Florenz lobenswerth, obgleich auch hier das Gewand ſehr geſchmacklos behandelt iſt (Rumohr Forſchungen II. 303. fg. und Bottari I. 142).

Von Baccio Bandinelli (geſtorben 1559): die Statue des heiligen Petrus im Dome zu Florenz; auf dem Altar des nämlichen Doms der todte Chriſtus mit einem Engel; darüber Gott Vater ſegnend. Mehrere andere Apoſtel zu Florenz (geſtochen von Ph. Morghen); ferner Chriſti Leichnam auf den Knieen des Joſeph von Arimathäa ruhend von Bandinelli in großartigem, edelm Styl befinden ſich in der Kirche L'Annunciata zu Florenz.

Von Vinzenz Roſſi (Schüler des B. Bandinelli) die Propheten in Basreliefs in einer Kapelle von Madonna della Pace zu Rom, ganz in der Manier des Lehrmeiſters (1540).

Von Benvenuto Cellini (geſt. 1572) ein lebensgroßer Chriſtus am Kreuze in Erz in der unterirdiſchen Kapelle von St. Lorenzo zu Florenz; ſodann ein anderes Cruzifix von Marmor in Lebensgröße (mit der Jahrzahl 1562) im Eskurial hinter dem Chor der Mönche (Volkmanns Reiſen durch Spanien, S. 254), ein wahres Meiſterſtück (Bourgoing Tableau de l'Espagne I. 251).

Von Giovanni da Bologna: Ein Cruzifix von geiſtreichem Ausdruck, und der hl. Evangeliſt Lukas in Erz in Or San Michele in Florenz; ferner die drei vordern Thüren von Erz am Dome zu Piſa mit vielen Basreliefs, woran ſchon ein ſtarker Hang zur maleriſchen Behandlung bemerkt wird (1570).

Von Hieronimo Lombardo, der zwiſchen 1554 und 1569 viel zu Loreto arbeitete, unter andern die Bronzſtatue der hl. Jungfrau an der Faſſade der Kirche; ſodann die vier mit Reliefs verzierten Bronzthüren der Caſa Santa und einer der Propheten, zu derſelben (S. den Umriß bei Cicognara II. 365). Die große Mittelthür an der Kirche mit Reliefs aus dem alten und neuen Teſtamente iſt von Lombardo's Söhnen (Cicognara I. 265. Thierſch Reiſen I. 450).

Von dem großen Michael Angelo Buonarotti (geboren 1474, geſtorben 1564,) dem Zeitgenoſſen mehrerer der vorgenannten Meiſter, der, im Grandioſen der Erfindung und Zeichnung wetteifernd mit Homer und Dante, der erſte unter den Neuern war, der das Richt- und Winkelmaas ſtets im vielgeübten Auge hatte, und der durch ſein kräftiges Genie und durch ſein Studium der Antike ſowohl als der Anatomie und durch Erforſchung aller Wirkungen der Gemüthsbewegungen auf der Oberfläche des organiſchen Körpers in ihren verborgenſten Gründen, in der Kunſt Epoche machte, ſtellen ſich uns hier folgende Werke dar:

a) Die herrliche koloſſale Marmorſtatue von Moſes an Julius II. Grabmal (geſtochen von Jakob Mattham, auch von Roſſi, Perrier, Biſchof, und J. M. Preisler) in der Kirche St. Pietro in Vincoli zu Rom; das Ideal für alle Bilder von Moſes. Es läßt ſich nichts Erhabeneres in Stellung und Ausdruck denken. Welch ein gewaltiger, jedes Hinderniß zu beſiegen entſchloſſener Geiſt ſpricht aus dieſem ehrwürdigen Greiſe, der vor ſeinem, ſtrenger Zucht bedürftigen Volke da ſitzt, den rechten Arm, mit deſſen Hand er den bis zum Nabel herabſtrömenden Bart auf die Seite legt, auf die Geſetztafeln geſtützt, mit der Linken die Falten ſeines Gewandes erfaſſend. Nur ſeine Arme ſind nackt; der übrige Körper iſt großartig bekleidet. Welch ein Ernſt, welch ein Feuer in allen ſeinen Zügen! Sein erhobenes Haupt und ſein feſter Blick flößen Schrecken ein. Sein, obwohl geſchloſſener Mund iſt voll Seele. Man ſieht, er ſpricht von Jehova und donnert den Götzendienſt in den Staub. Wer könnte ihm, dem Bevollmächtigten Gottes widerſtehen? Die Elemente gehorchen ſeinem Winke!

Chi é costui, che in dura pietra scolto,
Siede gigante, e le piu illustre e conte
Prove dell' arte avanza, e ha vive e pronte
Le Labbia si, che le parole ascolto?

Quest'è Mosè; ben mel diceva il folto
Onor del mento, e'l doppio raggio in fronte;
Quest' è Mosè, quando scendea dal monte,
E gran parte del nume avea nel volto.

Tal era allor, che le sonante e vaste
Acque ei sospese a se d'intorno, e tale
Quando il mare chiuse, e ne fé tomba altrui.

E voi sue turbe un rio vitello alzaste?
Alzato aveste imago a questa eguale!
Ch'era men fallo l'adorar costui.

(Joh. Bapt. Zappi). 31)

---

31) H. Manſo hat dieſes treffliche Sonnet ſo überſetzt:
Wer iſt's, der herrlich dort, geformt aus hartem Steine,
Ein Rieſe, thront, und mehr, als je die Kunſt erfand,
In ſich vereint, ſo nah den Lebenden verwandt,
Daß von der Lipp' ich ſchier das Wort zu hören meine?
Held Moſes iſt's. Mir ſagt's die Stirn' im Doppelſcheine,
Des Kinnes — volle Zier, die Tafeln in der Hand.
Held Moſes iſt's, wie er vor Gott auf Horeb ſtand,
Im Angeſichte Glanz vom göttlichen Vereine. —
So war er, als er einſt das Meer, dem vor ihm nie
Ein Sterblicher geboth, zu Bergen um ſich thürmte,
So, als er es zurück zum Grab auf andre ſtürmte.
Und einem ſchnöden Kalb bogt ihr, ſein Volk, das Knie?
O hättet ihr ein Bild, das dieſem gleich, verehret!
Anbetung brachtet ihr, von mindrer Schuld beſchweret.

Das Herrliche des Ganzen kann durch die Kritik im Einzelnen wenig Abbruch leiden. Die phrygiſche Beinbekleidung verſtößt allerdings gegen das Coſtüm. Wenn aber Richardſon (p. 546) in dieſem Moſes Aehnlichkeit mit einem Bock findet; ſo iſt dies wohl nur ein muthwilliges Spiel ſeiner Phantaſie. [32]

b) Die Statue der Madonna mit dem Kinde zu Florenz in der Kirche des heiligen Lorenz. Die Figur hat viel Würde, aber keine große Anmuth.

c) Eine Pietà, oder Madonna mit dem Leichnam Chriſti, Gruppe von Marmor in einer Kapelle der St. Peterskirche (geſtochen von J. Buonaſone, Hannib. Caracci, A. Salamanca, L. Kilian, A. Chiſi). Zu Lebzeiten des Meiſters tadelte man, die Figur der Madonna ſey zu jung, was jetzt niemand finden wird. Michael Angelo ſagte zu ſeiner Entſchuldigung: der Maria gebühre wegen ihrer himmliſchen Reinheit der Glanz unvergänglicher Jugend. Hätte er ihr nur mehr von dieſem Glanz in Verbindung mit himmliſcher Anmuth gegeben! Die Zeichnung und Behandlung des Marmors iſt meiſterhaft. Ein inniger Geiſt weht in den Geſtalten. Zwar iſt der Ausdruck der Trauer im Geſichte der Mutter mehr heftiger Schmerz als namenloſe Wehmuth, wie doch dem Ideale geziemt. Doch erhebt ſich über dieſen Schmerzausdruck eine gewiſſe ſtille Größe der erhabnen Dulderin. Daß der Chriſtus, dem das Edle, Göttliche fehlt, mehr zu ſchlummern, als todt zu ſeyn ſcheint, was Speth (Kunſt in Italien II. 119) als Vorzug anrühmt, iſt wohl eher zu tadeln, weil es ganz gegen die Wahrheit verſtößt (Vergl. Hist. de la peinture en Italie par M. B. A. A. Paris. 1817. I. 256.

---

[32] In N. Lemercier Moyse, poëme en quatre chants. Paris 1823. ſucht man vergebens eine Schilderung dieſes grandioſen Charakters. Deſto beſſer hat Ladislaus Pyrker ihn dargeſtellt in den Perlen der heiligen Vorzeit.

d) Ein Bas- (vielmehr Haut-) Relief: Die Madonna mit dem Kinde ganz in Raphaeliſchem Geſchmack, das ich zu Rom bei dem franzöſiſchen Maler H. Vikar geſehen. Dieſe Arbeit iſt ſehr ſchön, aber unvollendet.

e) Ein Madonnabild von Michael Angelo aus weißem Marmor ſieht man in der lieben Frauenkirche zu Brügge in den Niederlanden.

f) Der Chriſtus von M. Angelo in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom (geſt. von Jakob Mattham) verdient als Studium des Knochen- und Muskelnbau's Aufmerkſamkeit; aber die Figur hat wenig Würde, und iſt vom Idealen weit entfernt. Die Statue wäre ein Meiſterwerk erſter Größe, wenn ſie nicht Chriſtus, ſondern einen Krieger oder Fauſtkämpfer, oder einen der Schächer vorſtellen ſollte. (Vergl. Ramdohr III. 307, und Fiorillo I. 353).

g) Nach M. Angelo's Zeichnung, (aber von Guilio de la Porta ausgeführt) iſt das Grabmal Paul III. in der Peterskirche, an dem die Figuren der Klugheit und der Gerechtigkeit ſich befinden. (Ramdohr III. 233).

h) Die herrliche Statue des David auf dem Platze del Palazzo Vecchio zu Florenz (S. Vaſari X. 52.; Fiorillo I. 348. Hist. de la peinture en Italie I. 261) geſtochen in der Raccolta Ettrusca, tab. 44, iſt im Styl ein würdiges Seitenſtück zu jenem Moſes.

i) In St. Agneſe vor Rom ein Chriſtuskopf (Büſte). —

k) In der Kirche Maria in Celso zu Mailand zeigt man eine Madonna mit dem Kinde von M. Angelo, die einige Anmuth mit einer würdevollen Geſtalt verbindet.

Von Michael Angelo exiſtirt endlich zu München in der Schloßkapelle das Modell in Wachs eines Basreliefs, die Kreuzabnahme darſtellend (geſtochen von Feodor). Großes anatomiſches Studium und viel Wahrheit, aber deſto weniger Göttliches und Edles im Ausdrucke. Ueberdies wird der Leichnam bei der Abnahme zu gewaltſam geſpreizt (Hagen Briefe in die Heimath I. 93).

Kupferſtiche von den meiſten Bildhauer-Werken des Buonarotti finden ſich in Cicognara's Storia della Scultura, Lib. V. Tab. 56, 57, 58, 59). M. Angelo war eines der auſſerordentlichen Genie's, deſſen Werke zur Nachahmung reizen mußten, die aber die blödern Geiſter unfehlbar auf das Unnatürliche und Abentheuerliche verlockten; doch fehlte es ihm nicht an trefflichen Schülern.

3) Bildwerke in Italien nach der Zeit von Michael Angelo.

Von den ſpätern religiöſen Bildhauereien in Italien bis in's achtzehnte Jahrhundert 33) mag hier die Anführung der folgenden genügen:

Von Daniel von Volterra (Schüler des M. Angelo) ein Basrelief: die Grablegung Chriſti vorſtellend (im Musée français. Landon Annales XI. 115) von ſtarkem und großem Ausdrucke.

Von Peter Francavilla (geboren 1548): in der Kapelle Senarega im Dome zu Genua die ſchönen Statuen der vier Evangeliſten und der heiligen Stephan und Ambroſius; ſodann in der Kreuzkapelle zu Florenz die Statuen von Moſes und Aaron, und die der Demuth, der Klugheit und der Jungfrauſchaft.

Die liegende Figur der heiligen Cäcilia von weiſſem Marmor in der Kirche dieſes Namens zu Rom von Stephan Moderno

---

33) Vergl. Ramdohr über Malerei und Bildhauerei, Rom III. B. u. Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert.

(geboren 1556), iſt eine jugendliche Geſtalt von großer Anmuth und ſchöner Wahrheit im Ausdruck und in den Formen der zarten Glieder eines der beſten Bildwerke des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts (von 1599). Der Kopf iſt nicht verhüllt, und ſie ſcheint nur zu ſchlummern, vom Tod unbezwungen (Cicognara III. Tab. 2).

Der triumphirende Chriſtus von Bronze, von Prosper Clementi im Dome zu Reggio.

Die Abnahme vom Kreuz, ein Basrelief von Begarelli (geſtorben 1556), in der Dominikaner Kirche zu Modena (Millin Voj. dans le Milanais II. 223).

Von Cattaneo, Schüler des Sanſovino in der Kirche St. Anaſtaſia zu Verona das Grabmal des Giano Fregoſo (1565), mit dem aus der Gruft erſtandenen Chriſtus zwiſchen zwei Kriegsknechten. Ein Bildwerk von edler Wirkung.

Das Basrelief von Anton Priſtinaro: Chriſtus am Kreuze, dabei die drei Marien; auch das Cruzifix auf dem Altare in der Kapelle der heiligen Praxede des Doms zu Mailand (Millin Voj. dans le Milani. I. 33).

Von Anton Raggi, Schüler des Algardi und Bernini (geb. 1624, geſt. 1686): in der Kirche St. Agneſe Piazza navona zu Rom ein Basrelief, die heilige Cäcilia vorſtellend mit vielen Figuren; in St. Andrea della Valle eine heilige Familie mit einem Engel; in der Minerva-Kirche die Bildſäule der chriſtlichen Liebe an dem Grabmale des Cardinals Pimentelli (J. K. Füßli, Geſchichte der Künſtler in der Schweiz IV. 49).

Die koloſſale Statue des heiligen Andreas in einer der größten Niſchen unter der Kuppel zu St. Peter von Franz Quesnoy (genannt Fiamingo, geboren 1594, geſtorben 1644), hat einen paſſenden Charakter (ein ſanfter, gelaſſener, durch

Leiden geprüfter, aber nicht beſiegter, mit apoſtoliſchem Muthe ganz Gott ergebener Geiſt, ſpricht aus dem gen Himmel gerichteten Haupte), große Formen, Würde und Einfalt in der Stellung, und einen edlen Styl in der Drapperie (Bonanni Hist. Templi Vaticani Tab. 53, und Cicognara Storia III. Tab. 6).

Die heilige Suſanna in der Kirche Maria von Loretto in Rom, gleichfalls von Fr. Quesnoy (Cicognara III. Tab. 7), iſt eine im Styl der Antike gefertigte Geſtalt, in welcher Anmuth mit Würde lieblich vereint ſind. Sie hat den rührenden Ausdruck einer ſanften, gottesfürchtigen Seele, welche ihr Bewußtſeyn beſeligt (Vergl. Ramdohr III. 302, Bellori Vite de' pittori p. 273). Quesnoy war nicht minder vortrefflich im Basrelief. Davon zeugt ſein großes Basrelief, ein Conzert von Genien in einer Kapelle der Apoſtelkirche zu Neapel. (Cochin Voj. d'Ital. I. 161). Der Ausdruck des Naiven iſt bewunderungswürdig ſchön. In kindlichen Figuren iſt er wohl von den Werken vor ihm unübertroffen, nach ihm nur höchſt ſelten erreicht. Winkelmann (Werke I. 78), nennt ihn einen neuen Prometheus, welcher Geſchöpfe gebildet, dergleichen die Kunſt wenige vor ihm geſehen hat (Füßli's Künſtler-Lexikon. I. B. S. 533).

Die Gruppe von der Enthauptung Pauli in der Kirche der Barnabiten zu Bologna von Alex. Algardi (geſtorben 1654) hat viel Kraft und Natur. Aber es iſt daran das Streben nach maleriſcher Wirkung zu merklich. Das Hauptwerk Algardi's iſt ſein Bas- eigentlich Hautrelief an einem Altare der Peterskirche, die Abwendung Attila's von Rom durch St. Leo den Großen darſtellend. Das Werk hat große Schönheiten, wenn es gleich ſchon an das Manierirte ſtreift, und ohngeachtet auch hier der Maler vorherrſcht. Die beiden Apoſtel Peter und Paul haben hier nicht, wie in Raphaels Bilde, die wirkſame bedeutungsvolle Ruhe und

Stille, die den Geſandten des Ewigen ziemt (Cicognara III. Tab. V. Vergl. J. B. Paſſeri Leben der Maler, Bildhauer und Baumeiſter in Rom. Dresden und Leipzig. 1786. S. 241. ꝛc. Winkelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke. §. 92).

St. Anton, das Kind Jeſu auf den Armen, von Gabriel Brunelli, einem Schüler Algardi's in St. Auguſtino zu Padua. Stellung und Drapperie werden gerühmt (Hofſtätter II. 78).

Die Statue der heiligen Bibiena in Rom, einen Palmzweig in der Hand, von Joh. Lorenz Bernini (geboren 1598, geſtorben 1680), geſtochen von Ben. Thiboust. Fol. (auch bei Cicognara III. Tab. 1, S. Winkelmann's Werke IV. 160, 378, V. 90), iſt zwar keine hohe, tadelloſe Schönheit; aber die liebliche Anmuth der ganzen Geſtalt, wird kein Anſchauender abläugnen (Vergl. Ramdohr III. 261). Dagegen des nämlichen Meiſters Gruppe der heiligen Thereſia, in der Kirche St. Maria della Vittoria, geſtochen v. Ben. Thiboust in Fol. (Cicognara III. Tab. 4) iſt eines der ſprechendſten Denkmale ſeiner Kunſtverirrung. Sie iſt zwar ein Meiſterſtück von Zartheit und Weichheit in Behandlung des Marmors. Aber die Figur der Heiligen dürfte wohl eher Lüſternheit als Andacht erregen. Ihre ſchmachtenden Augen ſind halb geſchloſſen, ihre Nerven an allen Gliedern ſind ermattet von dem Entzücken der himmliſchen Betrachtung. Sie iſt zurückgelehnt, das Haupt nachläſſig auf eine Schulter geſenkt. Ein Arm iſt herabhängend, der andere ruht auf den Knieen. Ihre Bruſt wallt empor, und ihr Mund ſcheint mühſam Athem zu ſchöpfen. Ein Genius, die göttliche Liebe, naht ihr, einen Pfeil in der Hand, mit ſichtbarem Verlangen ihr zu gefallen. Auch eine gewiſſe Geziertheit in Stellung und Bewegung und eine falſche Manier im Faltenwurfe verdienen gerechten Tadel (Vergl. Ramdohr III. 318, Speth Kunſt in Italien III. 92. ꝛc.)

Das Basrelief, die heilige Familie vorſtellend, auf dem Hauptaltar der Kirche St. Agneſe in Piazza Navona von Dominico Guidi, einem Schüler des Algardi (geſtorben 1701), hat viel Verdienſtliches.

In St. Sebaſtiano vor der Stadt Rom iſt das Grab des heiligen Sebaſtian mit einer ſchönen liegenden Statue des Heiligen verziert von Anton Giorgetti, einem Schüler Bernini's.

Die Statue des Propheten Elias an der Peterskirche zu Rom von Aug. Cornecchini, geſtochen von Pilaja, gehört zu den beſſern Werken der Berniniſchen Schule.

Vier Koloſſalſtatuen: St. Andreas, St. Jakobus der Alte, St. Johannes und St. Matthäus im Lateran von Camilus Rusconi (geſtorben 1728) verdienen wegen lebhaftem Ausdruck und zierlicher Drappirung noch jetzt Beachtung. Desgleichen die Figur der Carità am Grabmale Alexanders VII. von Joſeph Mazzuoli (geſtochen 1725, obgleich viel zu ſehr im Geſchmacke des Bernini); ferner die koloſſale Statue des heiligen Dominikus in St. Peter; von Peter le Gros; (geboren 1628, geſtorben 1714); wie auch deſſelben Apoſtel St. Thomas und Bartholomäus im Lateran; endlich deſſen Gruppe der Religion in der Kirche del Gesù. Alle dieſe Figuren von Le Gros ſind von edelm Styl, beſonders die erſtern, obgleich der Ordenshabit des heil. Dominikus der Kunſt widerſtrebt.

Die Coloſſalſtatuen von Peter und Paul im Lateran von Peter Monnot (geſt. 1733). Viel Manier und Eleganz, wie in den Bildern von Bon Boulogne, Coypel ꝛc. (Das zierliche Marmorbad in Caſſel mit einer Menge Statuen iſt dieſes Meiſters Hauptwerk).

Die Coloſſalſtatue des hl. Bruno in der St. Peterskirche von

Michael Angelo Slodtz (etwas hagere Formen und affektirt, ſonſt von künſtleriſchem Werthe), radirt von Claud. Galimard (auch bei Cicognara III. Tab. 12).

Am Grabmale des Marcheſe Capponi (in S. Giovanni dei Fiorentini zu Rom) von Slodtz (geſt. 1764) hat die weibliche Figur, die über den Sarkophag ſich lehnt, einen ſchönen Ausdruck.

Der koloſſale Engel (von Erz) auf der Engelsburg, modelirt von Peter Verſchaffelt, hat etwas Erhabenes. (Von dieſem Künſtler ſieht man zu Mannheim in der Jeſuitenkirche ein Basrelief, und ein Paar Engel, die lobenswerth ſind).

Die Religion, welche die heidniſche Abgötterei (oder die Ketzereien?) vertilgt, eine Gruppe von Joh. Theodon (geſt. 1713) (in der Kirche il Gesù zu Rom). Die Figur der Religion hat einen ziemlich edeln Ausdruck.

Im Collegio Romano zu Rom das Basrelief: den verklärten Ludwig von Gonzaga in himmliſcher Herrlichkeit darſtellend von Le Gros, geſtochen von Frezza.

Im Noviziate der Jeſuiten auf Monte Cavallo die Statue des ſterbenden Stanislaus Koska, gleichfalls von Le Gros. 34)

In der Kapelle Pamfili der Auguſtinerkirche zu Rom ein Hautrelief: der heilige Thomas von Villa nova gibt einer Frau Almoſen, von Melchior Caffa, Schüler des Bernini (geſt. 1680). Die Frau iſt eine ſehr ſchöne Figur; indem ſie die Rechte ausſtreckt, um das Almoſen zu empfangen, drückt ſie mit der Linken ihr Kind an ſich (Richardſon p. 152. ꝛc.). Von ihm iſt auch ein Basrelief, die hl. Catharina von Siena vorſtellend, geſt. v. Ravenna.

---

34) Mehrere Bildhauer, in Deutſchland, den Niederlanden, der Schweiz und in Frankreich gebürtig, werden hier aufgeführt, in ſo ferne ſie in Italien ihre Bildung empfingen oder für dieſes Land arbeiteten.

Am Grabmale Clemens XII. (Corſini), in einer Kapelle im Lateran iſt die Statue der Mäſſigkeit von Filippo Valé ſehr zu loben.

Unter den ſymboliſchen Figuren an den vielen Grabmälern der Päbſte in St. Peter zeichnen ſich die der chriſtlichen Liebe (zwei Kinder haltend), und der Friedfertigkeit (mit dem Oelzweige) an dem Grabmale Gregors XIII. von Prosper von Brixen durch edeln, einfachen Styl aus (S. die Abbildung in Templi Vaticani Historia v. P. Pf. Bonanni. Romæ. 1696. p. 110. Tab. 33). Von ſchlechtem Geſchmack ſind die meiſten andern, beſonders die von Bernini (S. die Abbildungen bei Bonanni S. 112). Gleiches gilt von den Figuren und andern Verzierungen der Kanzel in St. Peter von demſelben Meiſter. Beſſer, obgleich auch noch zu ſehr verſchnörkelt, iſt der Styl der Taufbecken (Bonanni p. 126).

Von, oder nach Guido Reni eine Statue des heiligen Petrus in der Kirche des heiligen Chriſtoph in Bologna.

In St. Agneſe zu Rom die Statue der heiligen Agnes (einfach und edel), auf dem Hauptaltar und die Hochreliefs der ſechs Nebenaltäre von Herkules Ferrata (geſt. 1686), aus der Zeit Urbans VIII. (Barberini). Er war ein Schüler des Algardi.

In der Filialkirche des heiligen Andreas zu Venedig hat ſich am Hauptaltar in der Darſtellung der Verklärung des Herrn, Heinr. Juſtus Le Curt (?) ein ſchönes Denkmal errichtet (Jäcks Venedig. Weimar. 1823. S. 20).

In Georgio Maggiore zu Venedig eine Statue der von Engeln gekrönten Jungfrau von Hier. Campagna (geb. 1552, geſt. 1623). Der Kopf iſt ſehr ausdrucksvoll, das Fleiſch markig, die Drapperie einfach (Jäck a. a. O. 42).

Von dem nämlichen Campagna iſt in der Hauptkapelle von S. Giovanni di Rialto eine eherne Bildſäule des heiligen Anton (Maier Beſchreibung von Venedig I. 374), und in der Pfarrkirche St. Salvator eine ſchöne Statue der Jungfrau mit dem Kinde; zwei andere Kinder daneben (Maier I. 299, Jäck a. a. O. S. 45).

In St. Franzesko della Vigna daſelbſt zwei in Erz gegoſſene Bildſäulen des Moſes und des Paulus von Titian Aſpetti, (geſt. 1607) von edler Einfalt und ruhiger Größe (Maier I. 98).

Ueber dem Portale der Miſericordia zu Venedig ſieht eine ſchöne Bildſäule der Madonna von Bartolomeo: beſonders verdienen die Hände und Gewänder Bewunderung (Maier I. 336).

Ueber der Thüre von St. Giuſeppe zu Venedig iſt ein Basrelief, die drei Könige darſtellend, von Jul. del Moro. (Jäck a. a. O. S. 66).

Von dem nämlichen in St. Felice (Maier I. 339), die Statuen der Madonna, Johann des Täufers und des Petrus in Erz.

Von dem nämlichen in St. Maria Giubernico zu Venedig hinter dem Hochaltar die Bildſäule des auferſtandenen Erlöſers, vortrefflich gearbeitet (Maier I. 269).

Von Thomas Lombardo in St. Salvator zu Venedig die Bildſäulen des heiligen Hieronymus (Maier I. 296).

Edle Statuen von Tullio Lombardo ſind die des heiligen Peter und des heiligen Anton auf dem Hochaltar von S. Maria dei Miracoli daſelbſt (Jäck 100).

Auf dem Altar der Madonna della Scarpa iſt eine Madonna von P. J. Camparato (1515) von Bronze, einen Schleier auf dem Haupt mit einem ſehr ſchönen Geſichte; ſie neigt ſich zu dem Kind auf ihrem Schooße; rechts ſteht Petrus, links Johannes der Täufer (Jäck a. a. O. S. 121).

Von **Anton Tarſia** in St. Vitale zu Venedig (**Maier** I. 273), die Verkündigung Mariä, ein treffliches Hautrelief.

Das Begräbniß Chriſti mit vielen kleinen Figuren in St. Moſes iſt ein ſchönes Werk von J. **Chrunt** und **Marie Feron** nach S. **Roccatagliata's** Modelle gefertigt (Jäck S. 126).

In der Stephanskirche daſelbſt die Statue des Erlöſers und zweier Engel von **Jul. Moro** (Jäck S. 154).

Bei St. Peter daſelbſt ein ſchönes marmornes Cruzifix von J. **Spada** (Jäck 136).

In der Kirche St. Antonio zu Padua ſieht man an einem großen bronzenen Leuchter von **Andreas Ricci** ſchöne Reliefs, die Anbetung der Weiſen, das Opfer des Lammes, die Grablegung des Herrn, und die Befreiung der Väter aus dem Limbus; ſodann Figuren der Religion, der Reinigkeit, der Einfalt ꝛc. (**Maier** III. 114).

Sodann in St. Juſtina zu Padua ſteht eine Abnahme vom Kreuze von **Philipp Parodio** aus weiſſem Marmor. Der Leichnam des Herrn am Fuße des Kreuzes; dabei die Mutter, Johann und Magdalena. Die Carnation, beſonders an der Leiche des Herrn iſt vortrefflich; die Gewänder ſind ſorgfältig behandelt. Die Stellung und der Schmerz der Madonna ſind von großer Wahrheit. Sonſt iſt der Ausdruck der Empfindungen etwas übertrieben (**Maier** III. 121 ꝛc. **Hofſtätter** II. 48).

Von dieſem **Philipp Parodi** (geb. 1640, geſt. 1780), der mit P. Puget wetteiferte, ſieht man auch die ſchöne Statue der Madonna in der Kirche St. Carolus zu Genua und die des Johann des Täufers in der Kirche zu Carignano, auch viele Statuen in der Loretokirche zu Liſſabon.

Von Peter Puget (geſt. 1695) iſt eine ſchöne Statue der gen Himmel ſich erhebenden Maria mit einigen Engeln im Albergo dei poveri zu Genua. Das Aufſchweben iſt gut gegeben; Geſicht und Hände ſchön; doch iſt die Drappirung etwas ſchwer (Cochin Voj. III. 250).

Von Franz Schiavini (er arbeitete in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) befindet ſich in der Kirche der Padri delle Scuole pié zu Genua eine Reihe ſchöner Basreliefs, Scenen aus dem Leben Mariä darſtellend.

In der Karmeliterkirche zu Turin ſieht man eine Statue der heiligen Thereſia von Pet. le Gros. Sie iſt in Verzuckung. Ihr Geſicht iſt von ſchönem Ausdruck; auch die Hände ſind ſchön, und die Drapperie geſchmackvoll. Das gebeugte Bein ſcheint etwas zu lang (Cochin Voj. I. 6).

Der Statue des heiligen Bartholomäus im Dome zu Mailand, dem ſeine Haut wie ein Shawl über den Arm herabhängt, mag man das Verdienſt überwundener Schwierigkeiten zugeſtehen; aber ſonſt keines. Der Meiſter hieß Marco Agrati.

Mehrere bronzene Basreliefs an der Faſſade der Kirche Maria di Celſo in Mailand, die Verkündigung von Aſtoldo Lorenzi, die Anbetung der Hirten, die der Weiſen und die Darſtellung im Tempel vorſtellend von Andreas Prevoſti und die beiden Sibyllen von Annibal Fontana ſind von großer Schönheit (Vergl. Millin's Reiſe durch die Lombardei, überſetzt von Ring. Carlsruh. 1825. I. 149). In dieſer Kirche ſieht man auch eine Maria und drei Prophetenfiguren von Fontana, ſchön und fleißig gearbeitet, nur etwas kurz (Cochin Voj. d'Ital I. 39).

In guten Basreliefs auf Silber von dem Goldarbeiter Rubini nach Cerano's Zeichnungen ſind in der Grabkapelle des hl. Carl von Boromä im Dome zu Mailand die Hauptſcenen ſeines Lebens dargeſtellt.

Von Joſeph Sammartino 35), einem noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu Neapel lebenden Künſtler (deſſen aber Füßli's Künſtler-Lexikon nicht gedenkt), ſieht man zu Lacco in der Inſel Iſchia in der Sakriſtei einer Hauskapelle die Statue der Religion von weiſſem Marmor. Unter dem zarten Schleier, der ihr Geſicht verhüllt, erkennt man deſſen ſchöne Züge. Unten die Inſchrift: Religio pura et immaculata Jac. I. 27. Das Basrelief am Fußgeſtell zeigt den Eleazar, der, wegen der Weigerung Gottes Gebot zuwider zu handeln zum Tod geführt, die umſtehenden Juden zur Standhaftigkeit ermahnt (Makk. VI). (Fr. L. Stolbergs Reiſe in Italien III. 131). Von dem Meiſſel des nämlichen Künſtlers iſt die Figur des im Grabe liegenden Chriſtus in der Kapelle S. Severino zu Neapel. Der nackte Leichnam iſt mit einer durchſichtigen Leinwand verhüllt. Die Genauigkeit und Weichheit in der Ausführung ſind bewunderungswürdig. Nur fragt es ſich: iſt dieſer Aufwand von Kunſt ihrer würdig? Wahrſcheinlich aus ſeiner Schule iſt Quinrolo, von welchem Füßli (Künſtler-Lexikon S. 531), einer Gruppe, gleichfalls in jener Kapelle unter dem Namen: das vom Irrthum erlöſte Leben, erwähnt: Ein junger Menſch in einem Netz verwickelt, ſtrebt, ſich davon loszumachen. Ein Genius iſt ihm dazu behilflich. Das Sinnbild ſpricht ſich nicht klar genug aus, und bedürfte einer Aufſchrift — Dieſe Statuen erinnern an eine Chariatide in einem Tanzſaal im königlichen Palaſte zu Mayland, deren Kopf und Bruſt ſo zart verſchleiert ſind, daß von der

---

35) Nicht zu verwechſeln mit Carl Sammartino.

Schönheit der Formen nichts verloren geht. — Das nämliche techniſche Verdienſt haben des Venezianers **Corradini** Statuen der Religion und des Glaubens (im Winterpalaſte zu Petersburg), über deren Köpfe ein Florſchleier ſo herabfällt, daß durch die Falten und in den durchſichtigen Stellen das verdeckte Antlitz erkannt wird (**Ferd. Hand** Kunſt und Alterthum in St. Petersburg. Weimar. 1827. I.4). —

In einem Franziskanerkloſter vor Syrakus ſieht man eine ſchöne liegende Statue der heiligen Lucia; eine Leiche, deren Tod einem Schlummer ähnlich iſt. In der einen Hand liegt ihr ein Cruzifix; bei der andern eine Palme. **Vanini** wird der Künſtler genannt (in **Stolbergs** Reiſe IV. 212). 36)

Im Palaſte Papafila zu Padua ſieht man eine Gruppe von **Auguſt Faſolato** aus einem Stück Marmor gearbeitet, den Sturz von 66 böſen Engeln darſtellend. Ihre pyramidaliſche Verſchlingung und Durcheinanderflechtung erinnert an das Bild von Rubens. Mehr ein Werk der Künſtlichkeit als der Kunſt! (**Thierſch** Reiſen I. 105).

Die ungeheure koloſſale Statue des heil. **Carl Boromä** von vergoldetem Kupfer auf einem Hügel nicht weit von Arona, wo ſie einen großen Theil des Langenſees beherrſcht, imponirt, von der Ferne und Nähe geſehen, durch ihren erhabenen Ausdruck. Der Heilige ſteht in der Stellung und mit den Gebärden eines Predigers, ein großes Buch unter dem linken Arm haltend, mit der andern bedeutend gen Himmel zeigend. Die im Jahr 1624 angefangene, aber erſt 1697 vollendete Statue hat eine Höhe von

---

36) Vielleicht ſoll es heißen: Schiavini. Denn **Vanini** (ein Venezianer), iſt nur als Bildhauer in Holz bekannt.

72 Pariſer Fuß und ſteht auf einem Fußgeſtell von 36 Fuß Höhe. Die Verfertiger heiſſen Siro Zanella von Pavia und Bernard Falconi von Lugano.

4. Plaſtiſche Werke in Frankreich.

Auch in Frankreich hat die Bildhauerei den gleichen Gang wie in Italien beobachtet. Auch dort hat ſie ſich mit Mühe aus der Befangenheit der Barbarei, zuerſt im Streben nach Natürlichkeit gehoben, ging dann zur Uebertreibung derſelben über, verſank ſpäter in Schwulſt und Manier, und nur ſeltene Ausnahmen, der Antike nacheifernd, haben ſich von dieſen Ausartungen frei erhalten. Auch in Frankreich ſieht man an den Werken der plaſtiſchen Kunſt den wohlthätigen Einfluß der Fortſchritte geſetzlicher Freiheit und der Geſammtbildung des Geiſtes; aber auch hier waren Roheit des Geiſtes, knechtiſche Geſinnung und ſinnliche Prachtliebe und Ueppigkeit die Haupturſachen ihrer Entartung.

In dem jetzt großentheils wieder zerſtreuten Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler (aux petits Augustins) zu Paris,37) das nicht nur die hiſtoriſchen Figuren der franzöſiſchen Geſchichte

---

37) S. Musée Imperial des Monumens francais par **Alex Le Noir.** Paris. 1810. Dieſes iſt der Auszug ſeines gröſſern Werkes: Al. Le Noir description historique et critique des Statues, Basreliefs, peintures du Musée Royal (aux petits Augustins). Paris. 1820. 4., womit zu vergleichen iſt deſſelben Histoire des Arts en France, prouvée par les Monumens, suivie d'une description chronologique des Statues au Musée Imperial des Monumens francais. Paris. 1810. Zu dieſen beiden Werken ſind Umriſſe erſchienen unter dem Titel: Souvenirs du Musée des Monumens francais. Großes Verdienſt um die Rettung dieſer Denkmäler zur Zeit der Revolution erwarb ſich nebſt **Alex. Le Noir** auch Herr **Gregoire**, nachheriger Biſchof von Blois. **Fiorillo** III. 595.

in den Kunſtgebilden ihrer verſchiedenen Epochen in ſprechender Geſtalt vor's Auge führte, ſondern auch dem Studium des Ganges der bildenden Künſte in Frankreich von den früheſten Zeiten bis auf unſere Tage zum anſchaulichen Leitfaden diente, waren vorzüglich folgende Bildwerke chriſtlicher Gegenſtände bemerkenswerth:

Die Statue des heiligen Ludwigs aus dem dreizehnten Jahrhunderte (Le Noir p. 243. Nro. 23).

Unter den Denkmälern des vierzehnten Jahrhunderts führt Le Noir (Hist. des Arts 278), die zwölf Apoſtel in Lebensgröße an, von einfacher Ausführung und naivem Ausdruck. Ihr Gewand iſt im Coſtüm der damaligen Zeit.

Unter den Bildwerken des fünfzehnten Jahrhunderts bemerken wir zuvörderſt zwei Basreliefs aus dem Karthäuſerkloſter St. Peyre, das eine den ewigen Vater von Engeln umgeben, das andere die Pfingſten vorſtellend. Der Styl iſt ſtreng, der Ausdruck charakteriſtiſch (Le Noir p. 260). Sodann aus dem nämlichen Kloſter die alabaſterne Statue des heiligen Franz von Paula (Le Noir p. 268), und vierzehn Basreliefs aus der Kapelle des Cardinals von Amboiſe im Schloſſe Gaillon, Scenen aus dem neuen Teſtamente darſtellend (Le Noir p. 268), ferner ein alabaſternes Basrelief: die Darſtellung Chriſti vor Pilatus (Le Noir Nro. 524).

Aus dem ſechszehnten Jahrhunderte macht Le Noir (p. 272), vorzüglich auf die Basreliefs aus dem Schloſſe Gaillon aufmerkſam, welche nach Zeichnungen von Raphael Scenen aus der Apoſtelgeſchichte vorſtellen (vielleicht Arbeiten von Paul Ponce). Dazu gehört auch das Basrelief der Anbetung der Weiſen von Peter Bontems (Le Noir p. 278. Nro. 447).

Am Grabmale Königs Franz I. ſieht man in Basrelief von

Germain Pilon (geſt. 1608) Genien, welche Fakeln auslöſchen; die Auferſtehung Chriſti und vier Propheten=Figuren (Le Noir p. 280. Nro. 99). Am nämlichen Grabmal ein Basrelief, die vier Evangeliſten vorſtellend auch von **Germain Pilon** (Le Noir Nro. 220). 38)

Ein Basrelief von G. **Pilon**: die Charitas (chriſtliche Liebe) vorſtellend (Le Noir Nro. 221).

Ein allegoriſches Basrelief von G. **Pilon**: die Chriſten am Kelche des Glaubens ſich labend (Le Noir Nro. 225).

Ein anderes von G. **Pilon**: der Triumph der Religion (Le Noir Nro. 226). 39)

Ein Basrelief, das Gericht über die Suſanna vorſtellend, von **Joh. Richier**, einem Schüler des M. Angelo (Le Noir Nro. 122).

Ferner zwei Basreliefs in Alabaſter nach den Zeichnungen Raphaels, eine Kreuzabnahme und eine Kreuztragung Chriſti darſtellend (128).

Ein meiſterhaftes Basrelief von **Daniel Ricciarelli** (genannt Volterra, geſt. 1566), Chriſtus im Grabe vorſtellend (Le Noir Nro. 144).

Am Denkmale von Louwois von **Franz Girardon** (geb. 1628,

---

38) Die in gänzlicher Nacktheit daliegenden Leichen an den Denkmalen Franz I. und anderer Könige, z. B. Ludwig XII., Heinrich II. mit ihren Gemahlinnen bezeugen den damaligen Zeitgeſchmack in Nachbildung der Natur mit einer bis zum Erſchrecken gehenden Aehnlichkeit.

39) Nachrichten von mehrern andern religiöſen Arbeiten des G. **Pilon**, S. in Füßli's Künſtler=Lexikon. Unter andern verzieren die Statuen Carls des Großen nnd Ludwigs des Heiligen den Hauptaltar der königlichen Schloßkapelle zu Fontainebleau.

geſt. 1715), zwei eherne Statuen: die Weisheit und die Wachſamkeit (Le Noir Nro. 205).

Am Monumente des Miniſter Colbert von Anton Coyzevor (geboren 1640, geſtorben 1720) eine Figur: die Treue. (Le Noir Nro. 200).

Am Denkmale des Charles Lebrun von Coyzevor eine Figur: die Frömmigkeit (Le Noir Nro. 253).

Schöne marmorne Medaillons, vorſtellend die Gerechtigkeit, die Liebe, die Starkmuth und die Klugheit von Jak. Sarazin (geboren 1598, geſtorben 1666, Le Noir Nro. 246, Landon Annal. IX. 65).

Die Gerechtigkeit von Sarazin (Landon Annales XV. 51).

An dem Grabmale des Cardinals von Berulle von Jakob Sarazin ſind zwei Basreliefs zur Verzierung des Fußgeſtells von ſeinem Schüler Leſtocart: das eine das Opfer des Noe nach dem Austritt aus der Arche, das andere das heilige Meßopfer darſtellend. In beiden, beſonders dem letztern iſt ein trefflicher Ausdruck von Andacht in allen Figuren (Le Noir Hist. des Arts p. 313, Nro. 167, Landon Annal. XI. 149).

David, als Sieger über den Goliath, Statue von Marmor (von 1580), von Franqueville (geb. 1550), in gutem, grosartigem Styl (Landon Annal. XIV. 39). Der Kopf ſollte jedoch jünger ſeyn und von edlerm Ausdruck. Am Fußgeſtelle ſieht man Basreliefs von Germ. Pilon: Jeſus mit der Samariterin und Johannes in der Wüſte predigend.

Chriſtus im Grabe, umgeben von den trauernden Freunden und Freundinnen. Basrelief von Joh. Goujeon, (den man den franzöſiſchen Phydias genannt). Er blühte zur Zeit Franz I. und Heinrich's II. Die Zeichnung iſt trefflich; alle Figuren ſind edel und von ſchönem und wahrem Ausdrucke. Nur ſcheinen mir ein Paar Figuren, beſonders die der Maria der rechten Haltung zu ermangeln (Le Noir p 290. Nro. 112). Den Umriß gibt auch Landon Annal. du Musée VII. 13.

Von dem nämlichen Joh. Goujeon ſieht man an dem Grabdenkmal Heinrich's III. ein allegoriſches Basrelief, Tod und Unſterblichkeit vorſtellend. Eine Nymphe in leichtem Schlummer. Neben ihr ein Genius die Fackel ſenkend, hinten Fluren, Satyre und Dryaden (!) auf Inſtrumenten ſpielend (Le Noir p. 294. Nro. 456).

Von vorzüglicher Schönheit ſind in der ehemaligen Auguſtinerkirche von Brou bei Bourg en Breſſe: *a*) mehrere Figuren von Heiligen und Genien an den Grabmälern von karariſchem Marmor der Margaretha von Bourbon, Gemahlin Philipp II. von Savojen, ihres Sohnes Philibert des Schönen und ſeiner Gemahlin Margaretha von Oeſterreich. Beſonders gut iſt in einigen Köpfen der Genien die Trauer ausgedrückt. Unter den andern Figuren zeichnet ſich am erſtern Grabmale die des heil. Andreas aus. *b*) In einer Seitenkapelle an dem Altar von Alabaſter mehrere Scenen aus der Geſchichte Mariä bis zu ihrer Aufnahme in den Himmel. Einige Figuren ſind ſehr lobenswerth, namentlich die der Maria. Der Meiſter aller dieſer Werke, die zwiſchen 1506 und 1532 gefertigt ſind, iſt Conrad Meyer, der dabei ſeinen Bruder Thomas, den Benedikt von Series, den Onuphrius Campidoglio, den Johann von Löwen, den Johann Rolin und Andere zu Gehülfen hatte. 40)

---

40) Histoire et description de l'Eglise de Brou par Pacifique Rousselet à Bourg ches Bottier (1767), Ch. 4 u. 8. Die drei Grabmäler finden ſich in Kupfer geſtochen in Sal. Guichenons Histoire de la Maison de Savoie. Lyon. 1660, auch Turin. 1778.

Die vier Evangeliſten von Joh. Bullant (geſt. 1578) in Basrelief (Landon Annales XV., 31, 113, XVI., 41, XVI., 87) ſind ſehr beachtenswerth.

Allegoriſche Basreliefs, ausgeführt von Pont. Jacquio unter Leitung von Joh. Goujeon: die Gerechtigkeit, die Religion, die Liebe, die Billigkeit vorſtellend (Le Noir Hist. de Arts p. 200. Nro. 564). Dieſe Basreliefs ſind in gutem Styl gefertigt. Aber die Bedeutung der Scenen, wodurch jene Tugenden allegoriſirt werden, iſt weit hergeholt und nicht faßlich genug. So wird die Gerechtigkeit durch Zalenkus und ſeinen Sohn dargeſtellt, wovon der eine ſich das rechte, der andere das linke Auge mit der Spitze eines Dolchs ausſtechen; die Billigkeit aber unter der Figur des Richters, der auf dem Richtſtuhle ſitzt, über welchen der König Cambyſes die Haut ſeines Vaters wegen ungerechtem Urtheil hatte aufſpannen laſſen. Wie vermöchte die Kunſt ſo etwas klar und deutlich darzuſtellen? Und wer kann die Allegorie beim erſten Anblick herausfinden? Daß übrigens ſolche allegoriſche Bilder für chriſtliche Kirchen nicht paſſen, iſt von ſelbſt einleuchtend.

Die Religion am Grabmale des Cardinals Richelieu von Girardon hat viel Würde; aber es fehlt der Figur ein Abzeichen, woran ſie als die Religion erkannt werden kann (Landon Annal. du Musée VII. 107). Uebrigens nimmt ſich die Religion auf dem Grabmal eines Mannes ſeltſam aus, für den ſie nur als Dienſtmagd der Politik Werth zu haben ſchien.

Beachtenswerth iſt das Basrelief: Ludwig der Heilige, den Armen Speiſe austheilend, von Peter le Gros (geb. 1628, geſt. 1714), 41) in der Invalidenkirche zu Paris.

---

41) Viele Nachbildungen der Antiken von dieſem Meiſter, in den Gärten

An dem Grabmale des Cardinals Franz v. Rochefoucault (geſt. 1645), von Phil. Buyſter (geb. 1594, geſt. 1688) ſieht man einen geflügelten Todtenkopf (!), über die Beizeichen der Königswürde, des Prieſterthums, des Handels und des Feldbaus ſchwebend (Le Noir Nro. 178).

An dem Grabmale des Hieron. Bignon (geſt. 1656), von Anguyer ſind die ſitzenden Figuren der Gerechtigkeit und der Mäſſigkeit. Ein Basrelief am Sockel iſt von Girardon (Le Noir Nro. 184).

Eine Statue: die Charité vorſtellend, von J. W. Moitte (geb. 1722), S. Le Noir Nro. 268.

Mehrere Figuren an dem Grabdenkmale des Dauphins und ſeiner Gemahlin (der Eltern Ludwigs XVI.) von Guillaume Couſton (geſt. 1777), gehören zu Frankreichs ſchönſten plaſtiſchen Werken. Es ſteht mitten im Chor der Erzbiſchöflichen Domkirche zu Sens. Auf einem marmornen Fußgeſtelle ruhen zwei Urnen, mit gut gearbeiteten Bronzen verziert, vereinigt durch Girlanden von Immortellen. Auf der einen Seite ſieht man die Religion, einen Schleier über dem aufwärts gerichteten Haupte, das Angeſicht voll ſanfter Trauer gegen die Urne gewendet, ein Kreuz in der Rechten. Neben ihr ſteht die Unſterblichkeit, in der einen Hand die Schlange haltend, die einen Zirkel bildet, mit der andern auf die Beizeichen der Gerechtigkeit, der Klugheit, der Reinheit oder der Unſchuld deutend. Beide Figuren haben viel Würde und Anmuth. Dem Geſichte der erſtern möchte man jedoch

---

von Verſailles aufgeſtellt, zeugen von ſeinem dem Zeitgeſchmack gemäßen Beſtreben, die Antike durch undulirende Grazie und flammendes Feuer zu verſchönern.

höhern Adel wünſchen. Die Drapperie iſt meiſterhaft. Zwiſchen dieſen beiden Figuren blickt ein Genius trauernd nieder. Auf der entgegengeſetzten Seite ſieht man die Zeit in der Geſtalt eines kraftvollen Greiſen, die Füße auf Trümmern, über eine der Urnen ſich lehnend, die er mit einem Schleier umhüllt, den er auch über die andere ausdehnt. Seitwärts ſieht der Genius der ehelichen Liebe in Geſtalt eines ſchönen Jünglings; er ſenkt die Fackel und betrachtet mit Wehmuth einen Knaben, der mit Bedauren ſieht, wie eine Blumenkette, die er in den Händen hält, zerreißt. Alle dieſe Figuren ſind von vortrefflichem Ausdruck. Sehr ſinnreich iſt es, das der Künſtler auf die hintere Seite des Denkmals die Symbole der Vergänglichkeit, auf der vordern die der Hoffnung und der Ewigkeit angebracht hat.

In der Kapelle St. Germain der Domkirche zu Sens iſt ein ſchönes Basrelief in Marmor von N. Gois: der heil. Nikolaus reicht einem alten Manne, der vor ihm niederfällt, einen vollen Geldbeutel hin, als Ausſteuer für ſeine Tochter. (Gois blühte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts).

In derſelben Kirche auf Altären zwei Madonnen von weiſſem Marmor, die eine von Lorta, einem noch zur Revolutions-Zeit blühenden Künſtler, die andere nach der Zeichnung des Bouchardon; beide haben Anmuth, freilich franzöſiſche.

In der Domkirche zu Toulon iſt ein Altarblatt in Hautrelief von Peter Puget (geb. 1657, geſt. 1707), den himmliſchen Vater von Engeln und Wolken umgeben, darſtellend. Dieſe hüllen ſich in die Falten des Mantels, der von der Greiſenfigur des Allvaters, welcher die Arme ausbreitet, herabfließt, und ſchmiegen ſich traulich an ſeinen Schoos. Die ſchönſte vollendetſte Geſtalt iſt hier die des einen Engels, an welchem der Künſtler die Fülle ſeiner

Kunſt erſchöpft hat. (Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Reiſenden. Leipzig 1820, S. 353) 42)

In der herrlichen Domkirche zu Orleans ſieht man Basreliefs von der Geſchichte Jeſu in Holz geſchnitzt von der erſten Schönheit, ſowohl in Hinſicht der Erfindung als der Zeichnung und Ausführung, voll Wahrheit und Ausdruck. Den Meiſter konnt' ich nicht erfahren.

Von Pajou, (Schüler des Le Moine), der die ſchöne Naturwahrheit in hohem Grad erreicht hat, iſt ein heiliger Auguſtin in Marmor in der Invalidenkirche zu Paris, und in der Sammlung des H. de la Borde eine Statue der Tugend (S. Pausanias francais 1806, p. 462 — 470).

In der zierlichen Kapelle à la Misericorde im Irrenhauſe zu Avignon wird ein ganz vortreffliches Cruzifix von Elfenbein von Johann Gillermain (1659) gewieſen. Der Schmerz iſt am ganzen Körper meiſterhaft, mit Wahrheit, aber ohne Uebertreibung ausgedrückt; und es vermiſcht ſich im Geſicht mit dieſem Schmerze der Ausdruck göttlicher Milde und hehren Vertrauens. Zeichnung, Anatomie und Ausführung verdienen gleiches Lob.

Diderot (Essais sur la Peinture p. 361), lobt ein Modell von Falkonet, den heiligen Ambroſius vorſtellend, wie er, den Arm ausſtreckend, ſtrengen Ernſt auf der Stirne den Kaiſer Theodoſius zur öffentlichen Buße anweist.

In einer Niſche der Domkirche zu Montpellier ſah ich ein

---

42) Von demſelben Puget verdienen hier zwei Meiſterwerke: ſeine Statue des heiligen Sebaſtian in der Kirche dieſes Namens auf Carignano zu Genua, und im Oratorium daſelbſt ſeine Statue der unbefleckten Empfängniß mit einem Engelchor, Erwähnung.

ſchönes Hautrelief, der Schutzengel, einen Knaben auf den Weg zur Tugend führend, und ihm den Himmel zeigend.

Im franzöſiſchen Muſeum ſieht man ein Basrelief von Deſeine 43): Die Wohlthätigkeit theilt ihre Gaben unter die armen und dürftigen Mütter aus.

Von Peter le Pautre (geboren 1659, geſtorben 1744) drei Madonnen a la Charité, zu St. Severin und zu St. Mery; dann die Statuen der Demuth und der Unſchuld in unſerer lieben Frauenkirche zu Paris.

Der Tod Abels und die Statue des heil. Vinzent von Paula von H. Stouf (zu Paris) bezeichnen den Wendepunkt zum reinern, von Manier freien Styl. Dieſer ſchätzbare Künſtler ſtarb erſt 1826. 44)

5. Spanien.

Die plaſtiſche Kunſt kam, wie die Malerei, nach vollſtändiger Beſiegung der Mauern aus Italien nach Spanien. Das dieſer Nation eigenthümliche Genie brachte Werke hervor, die mit den beſten der Italiener, wenigſt in einiger Beziehung wetteifern. Doch hat im chriſtlichen Spanien nie ein medizeiſches Zeitalter der Kunſt geblüht. Einer ſolchen freien Entfaltung und Ausbildung der Kunſtkräfte trat vorzüglich ſeit Philipp II. der Geiſt der Regierung und des Mönchthums in den Weg.

Wir nennen zuvörderſt den Alonſo Berreguette (oder Berraguinete, geſt. 1545); von ihm rühmt man den Berg Thabor

---

43) Der ſchon 1777 den Preis der Akademie erhielt.

44) Vergl. über dieſen ganzen Abſchnitt A. de Laborde les Monumens de la France, classés chronologiquement. fol. Livr XIII. u. Willemin Monumens franc. inédits, redigés d'après les Originaux, fol. Paris 1820.

von Marmor im Dome zu Toledo; ferner Skulpturen in dem Spitale des heiligen Johannes außer Toledo, Begebenheiten aus dem alten und neuen Teſtamente darſtellend (Fiorillo IV. 77, A. Palomino Leben der ſpaniſchen Maler S. 9).

Sodann von Caſpar Bucerra, Schüler des Michael Angelo (geſt. 1570) die treffliche Statue der Madonna della Soledad (Fiorillo IV. 107).

Von Leon Leoni (geſtorben 1556) und ſeinem Sohne Pompejo (geſtorben 1600) am Hauptaltar der Kirche des Eskurial ſchöne bronzene Statuen: die vier Evangeliſten, und die Apoſtel Peter und Paul, Jakob und Andreas, vier Kirchenväter, ein Cruzifix; zu deſſen Füßen Maria und Johannes (Volkmann Reiſen durch Spanien 250 fg. Palomino S. 52).

Von Johann Baptiſt Monnegro (geſtorben 1624), dem Schüler des Berreguete im Kloſter des Eskurial eine ſchöne Bildſäule des heiligen Laurenz als Diakon gekleidet, in der Rechten ſein Marterinſtrument aus vergoldetem Bronze emporhaltend; ferner im Portikus des Eskurial, Statuen von David und Salomo; endlich für den Garten jenes Kloſters die marmornen Statuen der vier Evangeliſten (Fiorillo IV., 80).

Von Joh. Martinez Montannes (geſt. 1640) im Paulskloſter zu Sevilla ein Calvarienberg; die Figuren ſind alle von natürlicher Größe. Chriſtus ſpricht gerade vom Kreuze zu dem reumüthigen Schächer (Palomino 100) und im Dome daſelbſt eine Madonna und ein heiliger Hermenegild, wie auch verſchiedene Cruzifixe (Füßli's Künſtler-Lexikon).

Von Domingo de la Rioja (geſt. 1656) eine treffliche Statue des heiligen Petrus in der Kirche des heiligen Martinus zu Madrid. (Palomino 115).

Von Alonſo Cano (geſt. 1676) eine ſchöne Statue Mariä in der Kirche Sancta Lucia zu Sevilla (Fiorillo IV. 267); ferner in der Hauptkirche zu Nebrija drei koloſſale Statuen: Maria mit dem Kinde, der heil. Petrus und der heil. Paulus (Palomino S. 213).

Von Juan de Revenga (geſt. 1684) eine Statue der Mutter des Herrn auf dem Portale des Franziskanerkloſters de Angelis zu Madrid.

Von Manuel Gutierd (geſt. 1687) die Statuen des Propheten Elias und des heiligen Johann des Täufers in einer Kapelle der Carmeliterkirche. (Palomino S. 255, ſagt zu Burgos, Füßli's Künſtler-Lexikon, zu Madrid). Ferner vier große Engel am Hauptaltar der Jeſuitenkirche zu Madrid.

Von Luiſa Roldan (geſt. 1704) 45) das Bild des Erlöſers von natürlicher Größe, mit dem Ausdruck eines leidenden Affekts. Palomino (S. 296) rühmt es als die tiefſte Ehrfurcht einflöſſend; alles daran ſey von trefflichem Ausdrucke.

Zu den vorzüglichern plaſtiſchen Kunſtwerken in Spanien ſind auch die vielen prächtigen ſilbernen und goldenen Behältniſſe des Hochwürdigſten in den Domkirchen zu Valenzia von Juan Caſtelnuovo (Fiorillo IV. 148), zu Sevilla von Juan Arfe (IV. 155) zu Segovia von Raphael Gonzalez (Fiorillo IV. 272) und Andere zu zählen. Sie ſind meiſt im gothiſchem Style, aber nicht nur wegen der Größe ihrer Zuſammenſetzung, ſondern vorzüglich wegen der guten Zeichnung und fleißigen Ausarbeitung der vielen Statuen, Basreliefs und architektoniſchen Verzierungen zu bewundern.

---

45) Ihr Vater Peter Roldan Maler und Bildhauer ſoll der erſte die Haare an Kinderköpfen gut gebildet haben.

6. Niederlande.

Aus den Niederlanden, deren plaſtiſche Kunſt noch ihren Geſchichtſchreiber erwartet, verdienen hier vorzüglich die folgenden Bildwerke angeführt zu werden:

Die Statuen der Apoſtel Peter und Paul, linker Hand über der Einfaſſung des Chors, und die unten befindlichen kleinen Kinder in der St. Waldburgiskapelle zu Antwerpen von Michael Vervoort. 46) (Descamps Reiſe 174).

Ebendaſelbſt an einem Grabmale der Familie Peeters eine treffliche Statue der Ewigkeit v. Mich. Vervoort (Descamps 175).

Von dem nämlichen Vervoort eine Statue des heil. Johann von Nepomuk in der Ignatiuskapelle der Jeſuitenkirche zu Antwerpen (Descamps 200).

Die Statue des Propheten Elias von (Peter?) Verbruggen über der Sakriſteithür der Carmeliterkirche zu Antwerpen. (Descamps 191).

Von Arnold Quellyn in der Andreaskirche zu Antwerpen die ſchöne Statue des heiligen Petrus, der ſein umgekehrtes Kreuz hält. Dieſes Beizeichen iſt für einen Petrus zwar nicht unpaſſend, doch nicht beſonders bezeichnend. (Descamps 180).

In der Heilandskirche zu Brügge ein ſchönes Bild von Gott Vater, von A. Quellyn in einem großen Styl, in Raphaels Geſchmacke. Aber die vielen kleinen ohne Wahl gehäuften Falten unter dem linken Arm machen, daß der Leib zu ſchmal ſcheint. (Descamps 292).

---

46) Er blühte im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

In der Abtei zu Winnorbergen zwei Statuen der Apoſtel Peter und Paul über dem Eingange des Thors, auch eine Statue des heiligen Benedikts von Octavo im gutem Style gefertigt. (Descamps Reiſe 337).

7. Deutſchland.

Unter den deutſchen Bildwerken erwähne ich zuvörderſt derjenigen in Nürnberg.

In der herrlichen Sebalduskirche daſelbſt ſind einige Werke alter deutſcher Bildhauerei, die zu den beſten gezählt werden dürfen:

a) Ein Taufſtein, in Kupfer gegoſſen; ein Kunſtwerk von den ſchönſten Verhältniſſen. Die vier Evangeliſten ſind unten als Statuen angebracht, und die zwölf Apoſtel (nebſt andern Heiligen) ſind im Basrelief zu ſehen. Auch die Arabesken ſind von gutem Geſchmack. Der Meiſter iſt unbekannt, wie auch das Alter.

b) Das Grabmal des heiligen Sebaldus ein Werk von Peter Viſcher und ſeinen Söhnen (geſt. 1519), ganz von Erz. Eine ſchöne und reiche Compoſition, frei behandelt, und mit ausnehmender Zierlichkeit ausgeführt. Die zwölf Apoſtel und mehrere Propheten ſind von hoher Würde und vortrefflich, ſowohl was den wahren und edeln Ausdruck der Köpfe, als was die karakteriſtiſchen Verhältniſſe der Geſtalten, ihre ſinnvollen Gebärden und Stellungen, den einfachen, großartigen Faltenwurf und die richtige Zeichnung aller Theile betrifft (mit Ausnahme jedoch einiger Formen an Armen, Beinen und Füßen, die gemeiner Wirklichkeit nachgebildet ſcheinen). Auſſerdem ſind zwölf Kirchenväter, und noch zwei und ſiebenzig gröſſere und kleinere Figuren an dem ſchlanken gefälligen gothiſchen Bau, der ſich über dem Sarge wölbt, angebracht, worunter einige Kinder ſich beſonders auszeichnen. Ganz oben ſteht das Kind Jeſu, die Weltkugel in der Hand. — Gute Abbildungen im Kleinen von beiden Meiſterarbeiten *a.u.b.* (geſt. von **Geißler**) enthält das neue Taſchenbuch von Nürnberg 1819, S. 25. und 29; von Sebaldus Grabe auch **Juſti's** Vorzeit II. B. Die **Apoſtel** hat A. **Reindel** beſonders geſtochen, (für das Frauentaſchenbuch von **La Motte Fouqué** 1818 bis 1821) und jetzt auch das geiſt- und geſchmackvolle **Ganze** ſehr ſchön in Fol. Sodann ſind erſchienen: Vierzehen der vorzüglichſten Figuren des von **Peter Viſcher** in Erz gegoſſenen Grabmals des heiligen Sebaldus zu Nürnberg, gezeichnet und geſtochen von **Albrecht Reindel** nebſt einer perſpektiviſchen Anſicht des Monuments, geſt. von F. **Geißler**, gr. 8. Nürnberg. Dieſe Stiche ſind treu und rein. (Vergl. **Hagen** Briefe in die Heimath. Breslau 1818, I. 44 ꝛc. **Kunſtbl.** 1821, Nro. 53. **Göthe** über Kunſt und Alterth., B. IV., H. 1. S. 37. ꝛc.).

c) Mehrere Hochreliefs von **Adam Kraft**: eine Kreuztragung, eine Grablegung und eine Auferſtehung; jene zwei am Aeuſſern, dieſe im Innern der Sebalduskirche voll Wahrheit und Leben, und mit großer Feinheit und Beſtimmtheit der Umriſſe (von 1496). Ferner in der nämlichen Kirche von dem nämlichen **Adam Kraft** ein Basrelief: das Abendmahl, der Oelberg und die Gefangennehmung von gleichem Verdienſte. (Die **Nürnbergiſchen Künſtler**, geſchildert nach ihren Leben und ihren Werken, herausgegeben von dem Vereine Nürnbergiſcher Künſtler und Kunſtfreunde; in 4. Nürnberg 1822, 1. Heft. Vergl. Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei ꝛc. von G. **Schadow** mit Kupfern. Wittenberg 1825). Sodann erwähnen wir

d) Von **Veit Stoß** (geb. 1447, geſt. 1533) zu Nürnberg auf dem von C. Heideloff in der Sebaldskirche neu erbauten Altar das herrliche **Cruzifix** mit dem Ausdrucke des ſterbenden Chriſtus und die ſchönen Statuen von Maria und Johannes, alles von Holz (S. die Umriſſe im Sammler für Kunſt und Alterthum 1824, I., 51. Vergl. Hagen Briefe I., 43. ꝛc.) 47) Viel einzelne Schönheiten gewahrt man auch an dem in Holz geſchnittenen engliſchen Gruß von Veit Stoß (1518) in der St. Lorenzkirche. Doch iſt am Faltenwurf, an der Haltung und dem Ausdruck viel zu tadeln. (Die Abbildung ſteht, freilich mangelhaft in Doppelmaier's Nachricht von Nürnbergiſchen Künſtlern). Gleiches gilt noch in höherm Grade von Stoßens Krönung der Maria in der Kaiſerkapelle auf der Burg. (S. die Abbildung im Sammler für Kunſt. Nürnberg 1826. III. 49 ꝛc.) Auch die Figuren am ehernen Grabmale des Erzbiſchofs Ernſt zu Magdeburg, einer viel frühern Arbeit von Peter Viſcher (v. 1497) werden mit Recht gerühmt. Doch ſind ſie kurzer und breiter als der Natur gemäß, und ihr Styl erhebt ſich weniger über den der Zeit. Die Behandlung iſt aber ſauber und ausdrucksvoll. (S. das Werk darüber, herausgegeben v. J. G. Cantian. Berlin 1822 mit drei Kupfern). Hier gebührt auch der Koloſſalfigur des heiligen Michaels, der den Drachen der Hölle bändigt, von Erz am Portal des Zeughauſes zu Augsburg Erwähnung. Sie iſt gegoſſen von Johann Reichel (1607), geſt. von Luk. Kilian. gr. Fol.

Hier müſſen wir auch der trefflichen Schnitzarbeit des Hans Brüggmann an einem Altare des Doms zu Schleswig (v. J. 1521) mit großem Lob gedenken. Dieſe Bildwerke ſtellen nebſt vielen einzelnen bibliſchen Figuren beinahe die ganze Paſſion, die Auferſtehung, die Auffahrt u. ſ. w. dar. Nicht nur die techniſche Behandlung iſt bewunderungswerth; auch die Charaktere und Handlungen ſind mit Scharfſinn aus dem Leben gegriffen, und manches

---

47) Auf den Grabſtätten des St. Johannes Kirchhof zu Nürnberg ſind noch manche gute Metallarbeiten aus der Zeit von Peter Viſcher und ſeiner Schule zu ſehen.

iſt großartig und edel. Lithographirt iſt das Werk erſchienen von C. C. A. Böhndel. Fol. (1825).

Als eine Gußarbeit des Peter Viſcher wird auch das Grabdenkmal des Biſchofs Gregor II. zu Bamberg (geſt. 1505) im daſigen Dome geachtet. (S. Beſchreib. der biſchöfl. Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg. Nürnberg 1827, S. 32).

An dem marmornen Grabdenkmale, das der Biſchof Georg von Limburg zwiſchen 1499 und 1513 im Dome zu Bamberg durch Thielemann Riemenſchneider zur Ehre des Kaiſers Heinrich II. und der Kunigunde errichten ließ, ſieht man mehrere ſchöne Basreliefs, Scenen aus dem Leben dieſer heilig geſprochenen Stifter des Bisthums (ſchlecht geſt. in den Actis Sanctor. Antw. III., 720. Die eben angef. Beſchreibung, S. 33, fg.).

Die Hofkirche zu Innsbruck bewahrt das von Ferdinand I. errichtete prächtige Grabmal Kaiſers Max I., umgeben von den ehernen aufrechtſtehenden Standbildern von Theodorich K. der Oſtgothen, K. Clodowig der Franken, K. Arthur von England, Gottfried von Bouillon, Rudolph von Habsburg, Karln dem Kühnen von Burgund, Kaiſer Friedrich III. und vielen andern Fürſten und Fürſtinnen des öſterreichiſchen Hauſes. An den vier Seiten des Sarkophags ſind die Basreliefs von Alexander Colin (angeblich von Mecheln, wahrſcheinlicher von Mucheln im Tyrol geb.) von großer Schönheit und Reinheit der Zeichnung, Weichheit der Behandlung des Marmors und ſeelenvoller Lebendigkeit und Vollendung des Ausdrucks. Sie ſind vorlängſt in Kupfer geſtochen, und J. G. Schädler hat jetzt angefangen, die Statuen dieſes Grabmals zu ätzen. Mög' er Aufmunterung finden, auch das Ganze und beſonders die trefflichen Basreliefs von Collin treu wieder zu geben, deren einzelne Figuren, wenn auch die Compoſition im Ganzen der Vorwurf der Ueberladenheit träfe, voll Anmuth, Würde und Ausdruck ſind. (Vergl. Kayſlers Reiſen, 5. und 6. Br. Friedländer Anſichten über Italien. Leipzig 1816. I., 40. G. Quandt Streifereien I., 171. ꝛc. Thierſch Reiſen I., 11 ꝛc.). In der Kapelle daneben iſt das Grabmal der ſchönen Philippine Welſer (Gemahlin des Erzh. Ferdinand) mit Basreliefs von Al. Collin, die Werke der Barmherzigkeit gegen die Lebenden und Todten darſtellend, verziert.

In der Jeſuitenkirche zu Köln ſind am Communiontiſche die Engel mit den Symbolen des heiligen Abendmals von weiſſem Marmor von ſchöner Zeichnung und gutem Ausdruck. Der Meiſter iſt mir unbekannt.

Eine beſonders rühmliche Meldung verdienen hier mehrere Bildwerke von Hans Mohrung oder Moring [48] zu Conſtanz. Am Aeuſſern des Chors der Stephanskirche iſt von ihm eine Pietà in Basrelief von 1591 angebracht. Die Zeichnung iſt trefflich. Die emporblickende Maria hat den Ausdruck des tiefſten Seelenſchmerzes. Der ganz zuſammenſinkende Leichnam von meiſterhafter Anatomie hat Spuren des Edeln. Die umher beſchäftigten kleinen Engel ſind lieblich und von wahrem Ausdruck. [49] Nicht minder ſchön, wo nicht ſchöner iſt Mohrungs Grablegung im Chor derſelben Kirche. Drei Männer ſind mit dem Leichnam beſchäftigt, während etwas höher Maria, von mehreren trauernden Frauen unterſtützt, vor tiefem Schmerz in Ohnmacht ſinkt. Der Leichnam iſt ſehr ſchön und der Ausdruck in ſeinem Geſicht und dem der Maria beſonders gut, wie auch der ruhige, ſtille Schmerz in der Männer Geſichtern. Compoſition und Zeichnung

---

48) Füßli in ſeinem Künſtler-Lexikon erwähnt dieſes Künſtlers nicht.

49) Denkmale deutſcher Baukunſt am Oberrhein. Freiburg. 1825. I. S. 70. fg.

verdienen gleiches Lob, und trefflich ſind die an die Leiber ſich anſchmiegenden Gewänder und das natürlich gefaltete Leintuch, das unter der Leiche herabhängt. Im Hintergrunde ſteht das Kreuz, und daneben hängen die beiden Schächer. — Von dem nämlichen Meiſter ſieht man nebſt andern ein treffliches Bildwerk über einer Hausthür, Schäfer mit ihrer Heerde vorſtellend, und ein großes Werk: Chriſtus am Kreuze mit mehrern Figuren in der Kapelle des ehemals biſchöflichen Schloßes zu Hegne zwiſchen Conſtanz und Radolphzell.

In der Domkirche zu Conſtanz iſt neben einer zierlich aus Stein gehauenen Treppe in einer Niſche die Scene des Sterbens Mariä in 2/3tels lebensgroßen Statuen zu ſehen; ein vorzügliches Werk, wenn nicht zum Theil die Zeichnung, beſonders an den Händen fehlerhaft wäre. Der Ausdruck der Sterbenden, einer zwar nicht idealiſchen, aber doch ſehr jungfräulichen ſanften Geſtalt, iſt freudige Ergebung und Hoffnung; der Ausdruck der um ſie ſtehenden Apoſtel bezeichnet Bewunderung und Beſtürzung, Schmerz und Trauer. Er iſt ſprechend. In Anſehung der hiſtoriſchen Wahrheit iſt das Geſicht der Sterbenden allerdings zu jung, ein Vorwurf, der den meiſten Kunſtdarſtellungen dieſer Scene gälte. Allein die Künſtler folgen hier der ſchönen Idee, daß der Tod, als eine neue Geburt zu einem beſſern Leben, mit Jugendfriſche verkläre. — Dieſe Gruppe gehört zu einem Grabdenkmal von 1460. Der Meiſter iſt unbekannt.

Zu Zürich ſieht man an einem nicht anſehnlichen Hauſe „zum weißen Fräulein“ (es ſoll in der Vorzeit die Wohnung päbſtl. Nuntien“ geweſen ſeyn) eine ſehr zierliche Bildſäule der Madonna von reinem Styl. (S. Hottingers Geſchichte der Eidgenoſſen 1825, I., 328). Der Künſtler war zur Zeit der Kirchentrennung bisher nicht auszumitteln. Wahrſcheinlich kam er aus einer italieniſchen Schule vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

An dem aus mehreren hundert Figuren beſtehenden Schnitzwerk von Holz in einer Kapelle der Stiftskirche zu **Kreuzlingen** im Thurgäu (nahe bei Conſtanz), die Lebens- und Leidensgeſchichte des Herrn vorſtellend, ſind viele Figuren trefflich gezeichnet und von wahrem und gutem Ausdrucke. Das Werk datirt von Anfang des ſiebenzehenten Jahrhunderts. Den Namen des Meiſters konnt' ich nicht ausforſchen.

Des ſchönen Grabmals der Frau Langhanns in Hindelbank bei Bern, v. J. H. **Nahl**, geſchah bereits oben S. 485 Erwähnung.

Beachtenswerth iſt im herrlichen Münſter zu **Freiburg** im Breisgau die Taufe Chriſti über dem Taufſteine von **Chriſtian Wenzinger**, der mehrere Preiſe von der franzöſiſchen Akademie erhielt (geſt. 1797). Zeichnung und Ausdruck ſind lobwürdig.

8. Pigalle in Frankreich.

Wir kommen noch einmal zur (neuern) franzöſiſchen Schule zurück. **Joh. Bapt. Pigalle** (geb. 1714, geſt. 1785) verdient mit Auszeichnung angeführt zu werden. Seine Zeichnung iſt richtig, ſein Styl nicht ohne Würde, obgleich noch keineswegs frei von dem Streben nach maleriſcher Wirkung; ſeine Ausführung höchſt fleißig und zierlich. Von ihm bemerken wir:

a) Seine Statue des **heiligen Auguſtin** in einer Kapelle von St. Sulpice zu Paris.

b) Sein Basrelief in der Abtei St. Germain des Prés, die Erhöhung des heiligen **Maurus** in den Himmel darſtellend.

c) Die Tugend, welche Blumen um eine Urne ſtreut, umgeben von einer Gruppe Kindern, beſtimmt für ein Grabmal des **Jean Paris** (in Notre Dame); vorzüglich aber *d)* Sein Grabmal des Marſchalls von Sachſen in der St. Thomaskirche zu Straßburg (geſtochen von Chr. Mecheln, von C. N. Cochin und v. N. Dupuis), welches wirklich große Schönheiten hat. Ein Paar Genien verdienen beſonderes Lob. Der weinende Herkules iſt auffallend, erſtens als nicht hieher paſſende mythologiſche Figur, und dann als weinender. Sollte er nicht vielmehr im Vollglanz ſeiner Unſterblichkeit mit offenen Armen dem Helden entgegen gehen, ſich freuend mit ihm die ewige Jugend zu leben? 50) Aber auffallend iſt, daß der Tod, der dem Helden, welchen das trauernde Frankreich zurückhalten will, in die Gruft hinabwinkt, als ſcheusliches Todtengerippe (gleichwie an Bernini's Grabmal Urbans VIII. in der Peterskirche zu Rom) vorgeſtellt iſt. Das Widerliche wird nur wenig vermindert durch die treffliche Drapperie (ein weites Leichentuch), die dem Gerippe, auch ſeinem Schädel überhängt iſt. 51) Entweder hat der Künſtler

---

50) J. G. Schloſſers kleine Schriften II., 222 fg.

51) Ein Seitenſtück hat ein anderer franzöſiſcher Künſtler Roubillac in der Weſtmünſterabtei aufgeſtellt. Es iſt ein Denkmal, das ein reicher Privatmann ſeinen Eltern ſetzen ließ. Der Vater hatte ſeine ſehr geliebte Gattin in der Blüthe des Lebens verloren. Deswegen erblickt man hier dieſe Frau, todtkrank in die Arme des Gatten zurückſinkend, der mit dem Ausdruck von tiefem Gram und Entſetzen den Arm ausſtreckt, um den aus einer halbgeöffneten Gruft mit einem Pfeil nach ihr zielenden Tod abzuwehren. Der Tod erſcheint auch hier als Knochenmann über dem ein Leichentuch herabfällt, mit hohlem grinſendem Schädel. (Vergleiche Göde England, Wales, Irland und Schottland III., 139. Niemeyer Beobacht. auf Reiſen 1820. I., 176. und Washington Irwings Skizzenbuch I., 323. ꝛc.) Wie lobwürdig iſt dagegen, auch in der Weſtmünſterabtei an Mansfields Grabmal, von Flaxmann gearbeitet, der idealiſch ſchöne Genius mit der geſenkten verlöſchenden

nur ſein anatomiſches Studium oder ſeine Geſchicklichkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, kundgeben wollen, oder er iſt von der ganz irrigen Vorſtellung geleitet worden: Das Leichengerippe ſey das dem Chriſtenthum angemeſſene Bild des Todes. Dies wird ſchon durch die alten Sarkophage aus den frühern Zeiten des Chriſtenthums vor und nach Conſtantin dem Großen, wo der Tod unter der Geſtalt von Genien, zuweilen auch mit geſenkter Fackel, oder durch andere liebliche Symbole 52) abgebildet wird, widerlegt; doch weit ſtärker noch durch den lichtvollen, dem Chriſtenthum ganz eigenthümlichen Glauben an eine Auferſtehung der Guten in verklärter Geſtalt. Seiner Lehre und ſeinen Vorſtellungen gemäß ſchicken ſich nur die lieblichſten Bilder zur Vorſtellung des Todes. Wir müſſen unſere Todesgedanken hinauf-, nicht hinabdenken, ſagt Freund Bonſtetten (Briefe an Matthiſſon S. 205). Moder und Gerippe gehören unter die

---

Fackel. Aus den beiden Figuren, der Gerechtigkeit und der Geſetzweisheit leuchtet eine höhere Natur, von keiner Leidenſchaft, noch von irdiſchen Wünſchen bewegt hervor. Sie ſind gedacht und ausgeführt im hohen Geiſte der Alten. Ihre Bekleidung iſt dem Charakter edler Einfalt angemeſſen; die Form des ſchönen Körpers ſchimmert durch das Gewand. In den Köpfen ſind beide treffend charakteriſirt. Die Gerechtigkeit voll tiefen, abwägenden Nachdenkens; ernſte Hoheit und des Entſchluſſes Feſtigkeit ruht auf ihrer Stirne. Die Geſetzesweisheit hat eine begeiſterte Miene, voll hohen, lebendigen Geiſtes, verklärt vom Abglanze hellleuchtender Gedanken (S. Göde III., 145. ꝛc.)

52) An dem Sarkophage der Conſtanza, Tochter des K. Conſtantin (im Vatikan) ſieht man ein ſtark erhobenes Bildwerk mit Kindern, die mit der Weinleſe beſchäftigt ſind (abgeb. bei Agincourt VI., 2.), vielleicht um anzudeuten, daß die Todte zur Erndte der Früchte ihrer Tugend übergangen iſt.

Erde, um zu Staub zu werden. Ueber der Erde, am Lichte des Tages ſollen nur der Todten Lebensfrüchte — Unſterblichkeit, Seligkeit, ewige Fülle des Lebens ſich dem Auge darſtellen. 53) Das Grab ſollte mit allem dem umgeben werden, was Zärtlichkeit und Verehrung für die Todten einflößen oder die Lebenden für die Tugend gewinnen kann. 54)

Verzierte doch ſelbſt der Heide Sarkophagen und Urnen mit heiterm Leben (Tänzen, Chören, Blumengewinden und Vögeln), und der Dichter 55) bemerkt darüber ſehr ſinnig: „So überwältiget Lebens-Fülle den Tod, und die Aſche da drinnen ſcheint im ſtillen Bezirk noch ſich des Lebens zu freu'n." Nur ſelten findet man bei den Alten die Vorſtellung eines Gerippes, und auch dann bezeichnet es eher die Larve abgeſchiedener, böſer Geiſter, als den Tod. — Hippel 56) äuſſert humoriſtiſch: wer den Tod zuerſt als häßliches Gerippe vorſtellte, müſſe gewiß ein junger Maler geweſen ſeyn, der voll Unmuth war gegen den Tod, der ihm die Geliebte geraubt. — Die Schrift ſpricht nirgendwo von einem Knochenmann, wohl aber von einem Engel des Todes, und ſie ſchildert den Tod des Frommen als ſanft und erquickend. In den

---

53) Durch ſein Leiden hat Chriſtus uns gelehrt, was wir für die Wahrheit dulden und tragen ſollen; durch ſeine Auferſtehung, was wir zu hoffen haben. (V. Augustin de civit. Dei. L. 18. C. 49. Serm. 213).

54) Vergl. den Artikel: Simbole de la Mort in den Oeuvres complettes de l'Abbé Arnaud III. 315—318, und Leſſing, wie die Alten den Tod gebildet. Ferner: Beſchreibung einiger der vornehmſten geſchnittenen Steine mytholog. Inhalts aus der Gallerie Orleans, überſetzt von J. G. Jakobi. Zürich 1796, S. 65 fg.

55) W. Göthe Epigramme. Nro. 1.

56) Lebensläufe nach aufſteigender Linie. Berlin. 1781. III. 186.

Todtentänzen des fünfzehnten Jahrhunderts, die zuerſt durch die mehrmal wiederkehrende und wohl nicht ganz mit Unrecht der groſſen Ungebundenheit der Sitten zugeſchriebene Erſcheinung der Hohe und Niedere, Junge und Alte ſchnell wegraffenden Peſt veranlaßt ſeyn mochten, benimmt ſich der Tod (meiſt nicht als Gerippe, aber als hageres Scheuſal), immer komiſch und poſſierlich, der Sterbliche hingegen kläglich und tragiſch. Man gefiel ſich in dieſem Contraſt, und jene damals ſehr beliebte Vorſtellungen waren, gleich Faßnachtsſpielen, Satyren auf die Thorheiten der Menſchen. 57) Doch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß gerade ſeit der Reformation die Abbildung des Todes als Gerippe auf Denkmälern, Grabſteinen ꝛc. üblicher wurde. Auch begegnet man ihr in katholiſchen Kirchen weit ſeltener als in proteſtantiſchen. 58) Als warnendes Memento gegen das Verſinken in die Eitelkeiten der Welt, in Thorheiten und Laſter läßt ſich dieſe Vorſtellung allenfalls rechtfertigen. Aber wenn man ſie darauf gründete, daß nach der Bibel der Tod der Sold der Sünde iſt, ſo bedachte man nicht, daß hier unter dem Tod (obgleich laſterhafte Ausſchweifungen auch den leiblichen Tod herbeiziehen, und die Sünde ihn in die Welt gebracht hat), doch vorzüglich der ewige Tod, das Verderben der Seele verſtanden werde. Hingegen verſcheucht die bibliſche Vorſtellung des Todes unter dem Bilde des Schlaſs, 59) (Jerem. LI. 38, Hiob. XIV. 12, Moſ. XXXI. 16, Dan. XII. 2, Matth. IX. 24, Joh. XI. 11, Mark. V. 39, I. Kor. XV. 20), jedes ſchauererregende Bild. Zugleich

---

57) Vergleiche, was Ulr. Hegner darüber ſagt in den Alpenroſen. Bern. 1825. S. 63—78, und in ſ. Hans Holbein S. 297. fg.

58) Münter Sinnbilder der alten Chriſten I. 110.

59) Als Zwillingsbruder des Schlaſs erſcheint der Tod in Homer's Ilias, XVI. 682.

wird aber der Tod auch als Sieger dargeſtellt, als der Wecker aus dem trüben Traume, den wir das Leben nennen; —

Als der freudige Held,
Welcher zertrümmert jegliche Feſſel der Erde,
Und aufträgt die Schwachen, Mühebeladenen
Zu der ewigen Freiheit Sonnenglanz
Und des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angeſicht. 60)

Wo lehrt das Chriſtenthum, daß wir den Tod, als ſolchen fürchten ſollen? Der Tod und Schlaf ſind Zwillingsbrüder. „Allen Völkern, ſagt Herder (wie die Alten den Tod gebildet) war die Aehnlichkeit zwiſchen einem Todten und Schlafenden vor Augen; allen Völkern war es daher auch ein beruhigender Gedanke, den Zuſtand des Todes als einen Schlaf zu betrachten. — Das Geripp' im Grabe iſt ſo wenig der Tod, als ein fühlendes Ich dieſes Geripp iſt; es iſt die abgeworfene, zerſtörte Maske, die nichts mehr fühlt.“ Warum ſollte alſo das Bild der Alten vom Tode, als einem ſchönen Jünglinge, der mit übereinandergeſchlagenen Füßen trauernd die Fackel ſenkt, oder ſie auslöſcht, wohl auch einen Kranz in der andern Hand, über den ein Schmetterling flattert, — nicht auch zu Chriſten ermunternd und tröſtlich ſprechen? Warum nicht auch das Bild der holden Pſyche mit Schmetterlingsflügeln, die den Genius umarmt, oder ihm, der ihr eine Myrthenkrone beut, Blumenkränze windet? Iſt doch der Tod der Brautführer der Seele. Die Blume deutet auf die Kürze des Lebens, die Myrthe auf die Dauer der Liebe. Die umgeſtürzte Fackel als Ausdruck des Erlöſchens, des Hinſchwindens gibt die Idee des Todes; aber in dem, der ſie umſtürzt, erſcheint der Genius

---

60) Mahlmann's Gedichte. Halle. 1825. S. 2.

des Lebens. — Die Flügel am Genius ſind bedeutend, ſowohl in Beziehung auf das Ueberraſchende des Todes, als auf die Flüchtigkeit des nun hingeſchwundenen Erdenlebens, und auf den Aufſchwung in ein beſſeres, höheres. 61) Warum ſollte nicht auch das Bild des Schwans Anwendung finden, der, wie Oſſian ſingt, am Ufer dem Scheiden nah, die Lüfte noch einmal mit rührenden Tönen ergötzt? — Warum ſollten nicht noch manche andere ſymboliſche Bilder an antiken Sarkophagen auch an chriſtlichen Grabmälern paſſend ſeyn, z. B. auf der rechten Seite ſteigt die Sonne auf ihrem Wagen empor; auf der linken ſenkt ſie ſich, wo die Nacht ihrer wartet. 62) Ein Kind, in der Blühte der Jugend geſtorben, wurde in den Armen der Aurora entführt, 63) vorgeſtellt. Gleichfalls ein ſchönes, glückliches Bild! — In Dresden ſah ich (ein übrigens) gutes Gemälde von Hartmann, wo der Knochenmann, der ſchon ein Kind auf dem Rücken trägt,

---

61) Vergl. J. G. Meuſel neues Muſeum für Künſtler. Leipzig. 1794. II. 149.

62) Moriz Reiſen in Italien. 1722. II. 118. Vergl. Fr. Brun proſaiſche Schriften. Zürich. 1800. III. 57. fg.

63) Winkelmann in ſeinen Werken. Donaueſchingen. 1825. I. 165. Ob die Vorſtellung eines Greiſen (des Charos oder Charon), der ſtürmiſch einherreitet und die Verblichenen entführt, als Bild des Todes in chriſtlichen Darſtellungen paſſen möge? dürfte wohl unbedingt — verneinend zu entſcheiden ſeyn. Dieſer Charos verſinnbildet nicht recht den Tod, wie ihn das Chriſtenthum vorſtellt. Eine lithographirte Zeichnung von Leybold nach einem neugriechiſchen Liede (Göthe's Kunſt und Alterthum. B. V. H. 3. 1826. S. 7), ſtellt den reitenden Charos vor, wie er die Jungen vor ſich hintreibt, die Alten hinter ſich ſchleppt, die Säuglinge aber am Sattel hängen, wo er ſie im Mantel zu verbergen ſucht.

durch ein offenes Fenſter nach einem andern greift, das an der Seite der Mutter ſchläft. Wie weit ſchöner und tröſtlicher wäre die Idee ausgeführt, wenn ſtatt des abſcheulichen Knochenmanns der freundlich ernſte Jüngling den Knaben abholte?

In den Monumens religieux der Frau von Genlis (Paris 1805. S. 245 ꝛc.), wird die Vorſtellung des Todes in der Geſtalt eines Gerippes in Schutz genommen; aber ihr Grund iſt höchſt ſeicht. Eine furchtbare Geſtalt iſt nach ihr die einzige, die dem Tod geziemt. Nichts iſt dem Chriſtenthum unangemeſſener, welches den Tod als Schlaf, als Uebergang zum wahren (höhern) Leben vorſtellt, und ihm, wie keine andere Religionslehre, alle Schreckniſſe benimmt. Scheut man ſich, die alte Mythe zu entlehnen; ſo mag der chriſtliche Künſtler einen Engel bilden, wie er, an den Grabſtein ſich lehnend, und in die Höhe blickend, mit der Linken auf eine welkende Roſe deutet, 64) und mit dem Palmzweig in der Rechten gen Himmel weist. Der Tod iſt ja eigentlich die letzte, oberſte Stufe zum Heiligthum des neuen, ewigen Lebens. „Nur die mißverſtandene Religion, ſagt Leſſing, 65) kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene, wahre Religion, wenn ſie überall auf das Schöne zurückbringt.“

9. Canova zu Rom.

Von dem vortrefflichen Anton Canova (geboren 1760, geſtorben 1822), dieſem Kunſtlicht unſers Zeitalters, und dem

---

64) Der Menſch geht auf wie eine Blume, und fällt auch ab, wie ſie. Hiob XIV. 2.

65) Werke. Donauöſchingen. 1822. II. 514.

erſten Herſteller eines reinen und edeln Styls in der Plaſtik ſind hier anzuführen:

1) Die **Mäſſigung** und die **Sanftmuth** am Sarkophag des Pabſts Clemens XIV. (geſt. von Vitali). Die erſtere hält einen Zaum, neben der letztern ruht ein Schaaf. Beide trauern. Dieſes Grabmal (beſtellt 1787) gehörte zu den frühern Arbeiten des Künſtlers. Die Formen bezeugen das Studium der Antiken.

2) Die Religion in aufrechter Stellung, mit der Rechten das Kreuz haltend, das Haupt mit einer Stirnbinde geſchmückt, und von Stralen umgeben, am Denkmale Clemens XIII. Dieſe Figur möchte ich lieber die Kirche nennen, als die Religion. Die letztere würde beſſer in der Geſtalt eines hehren Genius, als einer würdevollen Frau dargeſtellt, welche Figur hingegen zur Bezeichnung der Kirche, als Mutter der Gläubigen ganz paſſend iſt. Canova's Bild iſt übrigens nicht ſo ſtarr und geiſtlos, wie Fernow (in den röm. Studien I., 99.) behauptet. Der Kopf iſt ſchön und edel; aber die, eine Art von Rad bildenden Stralen um daſſelbe dienen nur, es zu entſtellen. Sie ſind ein wahres Hors d'œuvre. Ueberhaupt ſcheint dieſer Nimbus für plaſtiſche Figuren, wenigſt für Statuen, ganz ungeeignet. Der Leib an der Figur der Religion könnte wohl auch etwas ſchlanker ſeyn. Das Gewand iſt gut angelegt; ſeine Falten ſind einfach; doch fällt es vielleicht zu gerade herab. Die um das Haar gelegte Binde läßt gut. Der Schleier iſt etwas ſchwerfällig. Ein kleines Kreuz, beſſer noch ein Kelch in ihrer Hand würde wohl auch dem zwölf Fuß hohen Kreuz, das ſie hält, vorzuziehen ſeyn. Das Zeichen des Kreuzes hätte auch auf ihrer Bruſt angebracht werden können. — An dieſem Grabmal iſt ein Genius mit umgeſtürzter Fackel in der Rechten. Dieſer Genius, deſſen Kopf geiſtreich und deſſen Leib vorzüglich ſchön iſt, hat den Ausdruck ſchmachtender Sehnſucht. Seine Stellung

und Haltung iſt jedoch wohl etwas zu nachläſſig und weichlich; vielleicht wählte ſie der Künſtler nur des Gegenſatzes wegen mit den zwei kraftvollen Löwen zu des Genius Füßen. An dem Sarkophage ſieht man rechts die Carità und links die Hoffnung 66)

3) Die büſſende Magdalena (geſtochen von Schiena). Sie iſt in knieender zurückgelehnter Stellung. Das Geſicht hat den Ausdruck inniger Reue, gemiſcht mit ruhiger Hoffnung; eine Thräne entquillt ihrem Auge; dieſes iſt auf das Kreuz, das ſie mit beiden an die Kniee ſich ſtemmenden Händen vor ſich hält, geheftet. Der Vorwurf: 67) der Künſtler habe die Heilige um einen Theil der Bewunderung beeinträchtiget, die wir ihr zugeſtehen würden, wenn er ihr einen üppigen Körper gegeben hätte, zerfällt, wenn man bedenkt, daß es hier nicht um bloſſe Bewunderung, ſondern um Theilnehmung an der Sinnesänderung und Reue der Büſſerin zu thun ſey, und daß üppigere Formen den Sieg des Bußgeiſtes ſehr verdächtig machen könnten. Uebrigens hat zwar ihr Leib hier nichts von den Reizungen ſinnlicher Wolluſt; aber, obwohl von langem Wachen und Faſten angegriffen, iſt er noch der ſchöne Umriß einer einſt blühenden Geſtalt. Die aufgelösten Haare um Nacken und Schultern ſind vorzüglich ſchön. Neben ihr liegt ein Todtenſchädel. (Siehe den Umriß in Landon's Annales du Musée Salon 1808, p. 20, und einen andern mangelhaften in der Urania. Leipzig 1824). Canova hat dieſe Statue ſchon zwei, wo nicht dreimal gefertigt. (Die eine ſoll in England ſeyn, eine andere ſteht in der Galerie des Herzogs Eugen von Leuchtenberg zu München, und eine dritte iſt im Beſitze des Gr. Sommariva). Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft

---

66) Vergl. Winkelmann und ſein Jahrh. S. 353.

67) Böttigers in der Urania 1824.

ſind hier ſinnvoll vereinigt im Ausdruck der ſchönen Geſtalt, der Reue und des Vertrauens. 68)

4) **Canova's ſterbende Magdalena** (im Beſitze des Lord Liverpool) iſt ſehr ſchön geſtochen von **Balleſtra** (im Kleinen ziemlich gut von **Lips**). Die Heilige liegt auf einem Lager von Fels, deſſen oberer Theil für das Haupt eine erhöhte Unterlage bildet. Der untere Körper iſt bekleidet; die Füße und der Oberkörper nackt. Sie hält in der Rechten ein Kreuz von Schilfrohr, mit der Linken, die offen iſt, deutet ſie auf völlige Ergebung. Ihr Haar hängt ſchlicht an den Brüſten hinab. Der Körper hat Spuren jugendlicher Schönheit. Die ſchönen Formen des Buſens hätten allerdings durch die Haare mehr verſchleiert werden mögen; der Ausdruck des Geſichts iſt der des Sterbens, des Erlöſchens, beſonders in den Augen. Der etwas offene Mund deutet auf Schmerz, die Thräne an der rechten Wange auf Wehmuth und Reue. Doch ſchwebt über dem Ganzen ein Hauch hehrer Ruhe, himmliſchen Friedens. Große Wahrheit iſt in den Formen und im Ausdrucke! (Vergl. **Keratry** du Beau II. 154).

5) Die ſymboliſchen **Figuren** an dem Grabmale der Erzherzogin **Chriſtina** in der Auguſtinerkirche zu Wien (von Hofr. von **Birkenſtock** iſt davon eine herrliche poetiſche Beſchreibung in lateiniſcher Sprache mit Kupferplatten, vom Ganzen und von den Theilen von C. **Agricola** in einer Prachtausgabe erſchienen, mit der Aufſchrift: Monumentum æternæ memoriæ Mariæ Christianæ Archiducis Austriæ. Vindobonæ. 1813. gr. Fol.) *a*) Ober der Grabpyramide ſieht man die (himmliſche) **Glückſeligkeit**; ſie hält aufſchwebend das von einer Schlange im Zirkel umfaßte Medaillon der Verewigten, dem ein kindlicher Genius einen Palmzweig entgegen

---

68) **Cicognara** Storia della Scult. III. 264).

bringt; *b)* Die Tugend, eine ſanfte, ſchön drappirte weibliche Figur mit aufgelöſtem Haare, trauernder Miene und geſenktem Haupte trägt mit beiden Händen die Aſchenurne in das offene pyramidenförmige Grab (dieſe Figur könnte übrigens auch die Dankbarkeit vorſtellen). Zwei junge Tempeldienerinnen, holde Figuren, geben ihr, ebenfalls trauernd, vor und nach, eine Fackel tragend, und die Enden des über der Urne herabhängenden Blumengewindes haltend. *c)* In einiger Entfernung hinter ihnen die Wohlthätigkeit (beſonders geſtochen von Dom. Marchetti); ihr niederſchauendes Geſicht iſt voll milder, nachſinnender Theilnahme; an ihren rechten Arm hängt ſich ein blinder Greis, gebeugt von Jahren, Elend und Trauer; zu ſeiner Linken hinter der Wohlthätigkeit geht ein armes Mädchen von naivrührendem Ausdrucke, das die Hände faltet, und eine Guirlande von Blumen, die der Figur der Wohlthätigkeit an der Seite herabhängt, feſthält, um damit das Grab der Wohlthäterin zu ſchmücken; *d)* Der geflügelte Genius voll zärtlicher Trauer auf der andern Seite neben dem Löwen und Wappenſchild iſt ebenfalls eine ſehr gelungene Geſtalt. (Das ganze Grabmal iſt auch ſchön geſtochen von Bonato).

6) Das Basrelief: Die Wohlthätigkeit (ohngefähr die gleiche Geſtalt, wie an dem Grabmale der Erzherzogin Chriſtina). Sie bedeckt mit einem Ende ihres Gewandes ein nacktes Kind, das ſie mit der Linken an die Bruſt zieht, während ſie mit der Rechten einem andern Kinde von etwa drei Jahren ein Brod darreicht. Der kindliche Ausdruck des Dankes iſt trefflich. Ein alter Blinder, ſchlecht und nur halb bekleidet, ſtützt ſich mit der Linken auf die Schulter eines Knaben, der vor ihm hergeht, mit der Rechten auf einen Stab. Er ſcheint, obgleich er die milde Gabe noch erſt erwartet, doch mehr zu danken, als zu begehren.

7) Eine Abnehmung Chriſti vom Kreuze, ſtark erhabenes Basrelief, geſt. v. P. Vedovato. (Soll von einem andern Künſtler ausgeführt worden ſeyn). Der Ausdruck des ſchon unter dem Kreuze liegenden Leichnams iſt ſehr ſchön; beſonders die Spur der Ergebung im höchſten Schmerz auf dem Geſichte. Maria, die den Kopf und die eine Hand des Leichnams hält, und ihr Geſicht an das ſeinige ſchmiegt, iſt zu jung; auch iſt ihr Schmerz nicht ganz bezeichnet; beſſer iſt der Ausdruck des Johannes. In den zwei kleinen Engeln zu den Füßen des Leichnams und den ſich verhüllenden Frauen iſt die Trauer ſehr gut ausgedrückt.

8) Die koloſſale Figur der Religion zum Andenken der Befreiung des Pabſt Pius VII. aus der Gefangenſchaft und ſeiner Wiedereinſetzung in Rom. Dieſe Figur iſt beinahe dieſelbe, wie am Sarkophage des Pabſtes Clemens XIII. (Nr. 2). Doch hat ſie hier, weil ſelbſtſtändig, eine freiere Haltung; ſie hat auch mehr Würde, und wegen dem ſiegreichen Ereigniſſe einen heitern Ausdruck; als Vorſtellung der Kirche läßt ſie ſich ſehr wohl rechtfertigen. Doch ſehe ich nicht, daß ſie zu dem vorgeſetzten Zweck paſſe. Dieſe Figur, wäre ihr Ausdruck noch beſſer gewählt, kann allein ſtehend die Feier eines Sieges nicht hinreichend bezeichnen. Dazu wären noch andere Figuren erforderlich, die entweder die Tugenden, Wiſſenſchaften und Künſte, oder die verſchiedenen Völker, oder gar Himmel und Erde, die ſich des Siegs der Kirche freuen, vorſtellen.

9) Der Knabe Johann der Täufer ſitzend, und ein Rohrkreuz vor ſich haltend, das er aufmerkſam betrachtet (geſt. von Bern. Conſorti). 69)

---

69) Ueber mehrere dieſer Bildwerke vergl. die ſcharfe, zum Theil unbillige Kritik in Fernow's römiſchen Studien I. 11—278. mit der zu unbedingten Lobpreiſung in dem Werke: Opera di Scultura

Einiges über die Entwickelung der Kunſtanlagen dieſes Herſtellers der plaſtiſchen Kunſt findet ſich in Cicognara's Geſchichte der Bildhauerei in Italien (S. Kunſtblatt 1822, Nro. 88, S. 349. ꝛc.) und in deſſen Lobrede auf Canova (Kunſtblatt 1822, Nro. 91). Er trat zu einer Zeit auf, wo man den Effekt im Uebertreiben und die Grazie in der Geziertheit ſuchte. Aber mit glücklichen Anlagen verband er bald eine große Liebe zu den Werken des Alterthums. Das Studium dieſer Werke und der Natur bildete nun ſeinen Styl. — In ſeinen jüngſten Gebilden, beſonders den weiblichen, hat er vielleicht zu ſehr dem Gefälligen und Reizenden nachgeſtrebt, worin er dem Geſchmacke des kunſtliebenden Publikums gefolgt zu ſeyn ſcheint. Im Modell hinterließ Canova eine Pietà, für ſeine Vaterſtadt Poſſagno im Trevisaniſchen beſtimmt. Die Figuren Chriſti, Mariä und der Magdalena ſollen von trefflichem Ausdrucke ſeyn. Der Tod unterbrach die Ausführung. Einige Basreliefs aus dem alten Teſtamente ſind vollendet ꝛc. Auch hat er einen Johann den Täufer als Kind modelirt. (S. L. Cicognara Biografia di Antonio Canova. Venezia 1823).

---

e Plastica di Ant. Canova descritta da Isabella Albrizzi (einer geiſtvollen Dame). Venezia 1809. Alle Statuen und Bildwerke Canova's ſind unter ſeiner Leitung gut geſtochen von verſchiedenen Meiſtern. Auch erſchienen ſie zu Piſa bei Caparro; ſodann in Umriſſen in dem Werke: Oeuvres de Canova, recueil de gravures au trait, d'après ses statues et ses bas-reliefs, exécutées par Mr. Reveil; accompagné d'un texte explicatif sur chacune de ses compositions d'après les jugements de la Comtesse Albrizzi et des meilleurs critiques, et précédé d'un essai sur sa vie et ses ouvrages, par Mr. H. de Latouche; grand in 8. Paris 1823. Ferner zu Londen von Henry Moſes. Und zu Stuttgart mit deutſchem Texte von G. Schulz 1824.

10. Thorwaldſen.

Schon lange glänzt neben Canova der Däne **Thorwaldſen** in der Bildhauerkunſt als eines der hellſten Geſtirne, und übertrifft ihn noch im Basrelief, worin er glücklich mit den beſten Werken der Alten wetteifert. Seit mehrern Jahren arbeitet Thorwaldſen an folgenden Werken, die die neue Frauenkirche zu Koppenhagen zieren ſollen:[70] 1) Für den Altar eine einzelne Statue: Chriſtus, (geſt. von Ruſchweyh) nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln und Jüngern ſich zeigend mit dem Gruße: der Friede ſei mit euch! die Gläubigen zu ſich einladend, die Andern zum Glauben an ihn ſich auffodernd. Die Figur (zwölf Schuh hoch) hat erhabene Würde. Die Stellung iſt voll feſter Ruhe. Er ſieht gerade vor ſich hinſchauend. Die geſenkten Arme ſind etwas ausgebreitet; Die Züge des Antlitzes Ernſt mit Milde. Der Ernſt iſt vielleicht noch etwas zu ſtreng. Denn es iſt, als ob ein Schatten von Leidensſpur darüber ſchwebte. Im Ganzen iſt der alterthümliche Typus, auch im einfach geſcheitelten und auf die Schultern herabflieſſenden Haupthaare beibehalten. Den kräftigen, doch nicht feinen Gliederbau umhüllt mit Ausnahme der entblößten rechten Bruſt ein im großen ſtrengen Styl gehaltenes, einfaches geſchmackvoll angeordnetes und gerade herabflieſſendes Gewand. (Vergl. Kunſtblatt 1822, Nro. 17. 1824, Nro. 34). 2) Ueber der Thüre der Taufkapelle ein Basrelief: die Taufe Chriſti, ſodann 3) Ein Basrelief: die Einſetzung des heiligen Abendmals über der Thür der Sakriſtei; 71) 4) Fur die beiden Seiten des Haupteingangs die Statuen der vier Evangeliſten (Matthäus ſoll am gelungeſten ſeyn) in Lebensgröße, und über ihnen 5) Ein Basrelief: Chriſtus, das Kreuz tragend nach Golgatha geführt; 6) Für den Fronton der Säulenreihe vor dem Eingang eine groſſe Gruppe, Johannes in der Wüſte vor verſchiedenen Zuhörern voll geſpannter Aufmerkſamkeit, trefflich charakteriſirt. Endlich 7) an den Pfeilern des Hauptganges in der Kirche die Statuen der zwölf Apoſtel. Petrus hält in der Rechten den Schlüſſel, mit der Linken faſſt er den Mantel, der über das Untergewand fällt, vor der Bruſt zuſammen. Sein Kopf, mit kurz aber reich gelocktem Haar und Bart iſt etwas nach der Rechten gewandt. Der Ausdruck iſt Feſtigkeit und Treue. — Paulus, eine ſchlankere Geſtalt, mit kurzem reichem Haupthaar und langem Bart, trägt in den hagern Zügen des länglichten Geſichtes, in den tief über der hohen Stirn liegenden Augen das Gepräg' eines viel verſuchten, durch Studium und Nachſinnen hochgebildeten Geiſtes. Mit der Linken hält er das gen Boden gerichtete Schwert; der Mantel fällt reich über den linken Arm. Mit der Rechten zeigt er begeiſtert zum Himmel (Kunſtblatt 1824, Nro. 35). Auch Thorwaldſens Basrelief: die Taufe Chriſti über dem Taufſtein gehört zu dem Trefflichſten neuer Kunſt (Kunſtblatt 1820, Nro. 14).

---

[70] S. von Warmſtädt Thorwaldſens Arbeiten für die Frauenkirche 1820. Kunſtblatt, Nro. 28, 48, und 72, vom Jahre 1820.

71) Die Chriſtusfigur in dem Basrelief vom Abendmale wird als idealiſch geſchildert. Nach der Beſchreibung von Friedr. Brunn (Tüb.

Für den Kronprinzen (jetzt König) von Baiern hat Thor-

Kunſtblatt 1820, Nro. 48, S. 190), muß die Geſtalt des Körpers, das Haar und das Gewand viel Aehnliches mit der Statue von Danneker haben. Vom Ausdrucke des Geſichts wird hier nur geſagt: „Das Haupt iſt gen Himmel gerichtet, Augen und Seele mit ihm; er hält den Kelch in der linken Hand leicht und feſt; die Rechte iſt feierlich zum Einſegnen erhoben.“ —

waldſen zwei Basreliefs: Mariä Verkündigung, und die drei Marien am Grabe modelirt (Kunſtblatt 1824, Nro. 54). 72)

11. Einige andere ausgezeichnete Bildhauer der neueſten Zeit.

Unter den mit Genie begabten Bildhauern der jüngſten Zeit behauptet J. Flarmann eine bedeutende Stelle. Man bewunderte von ihm zu London auſſer Mansfield's Grabmal (Siehe S. 565, Note 51) *a*) Eine koloſſale Gruppe: Satan beſiegt durch den Erzengel Michael. Dieſer, eine kraftvolle Jünglingsgeſtalt, nackt, nur mit wenigem fliegendem (!) Gewand ohne Flügel iſt gerade im Begriff mit einer leichten Bewegung den unter ihm in Schlangengeſtalt ſich krümmenden Satan (der vielleicht nur zu ſehr zuſammengeballt iſt), mit dem Speere zu erlegen. — *b*) Eine ſchöne Statue der Hoffnung (für ein Grabdenkmal beſtimmt), eine weibliche Figur, auf einem Anker geſtützt, voll Ausdruck. Sie ſchlingt mit einer leichten Bewegung des Körpers die Hände in einander, und hat den Blick aufwärts gerichtet. — *c*) Zwei Figuren in Relief: die Unſchuld und die Gerechtigkeit, beide aufrecht ſtehend, einfach, aber geſchmackvoll drappirt und von ſprechendem, charakteriſtiſchem Ausdruck; die erſtere als ſchlanke Jungfrau, die ein Lamm hält, in zarter Haltung voll ſanfter hoher Ruhe; die andere als kräftige Jungfrau mit großartiger Haltung und mit edelm Ernſt, ein Schwert in der Hand. — Zu bedauern iſt, daß der (jetzt verſtorbene) Künſtler ſo manche

---

72) Thorwaldſens Arbeiten ſticht Amsler, ein ſehr geſchickter Kupferſtecher, die Manier Albr. Dürers vervollkommnend.

der von ihm gezeichneten Skizzen von chriſtlichen Gegenſtänden, meiſt ſymboliſcher Art (z. B. die ſieben Werke der Barmherzigkeit) nicht ausgeführt hat. [73]

Von dem Bildhauer Windewelt zu Koppenhagen (geſt. 1805) rühmt man ſehr die Statue der Treue an dem daſigen Grabdenkmale Friedrichs V. (Winkelmanns Briefe an Freunde. Herausgegeben von Daßdorf, II. Kunſtblatt 1822, Nro. 9).

In einer Seitenkapelle des alten Doms oder der Kirche St. Ambroſio zu Mailand ſieht man auf dem Altar eine knieende Statue in betender Stellung von weiſſem Marmor, die heilige Marcellina, Schweſter des heiligen Ambroſius darſtellend. Dieſe Statue von Pacetti hat einen ſehr edeln Ausdruck von Unſchuld und Andacht.

---

[73] Höchſt merkwürdig iſt, was Flaxmann der geniale Zeichner der Umriſſe nach Homer in Hinſicht der chriſtlichen Kunſt einem deutſchen Beſucher (Schnorr) äußerte (Kunſtblatt 1827, Nro. 31). „Es war, ſprach er, der Zweck meiner Vorleſungen an der Akademie, zu zeigen, daß die Kunſt im Chriſtenthume noch Höheres leiſten könne als im Heidenthume. Denn die chriſtlichen Ideen ſind erhabener als die heidniſchen, und das Beſte, was die Kunſt der Griechen und Römer hervorgebracht hat, iſt dem Gedanken nach auch in den chriſtlichen Vorſtellungen enthalten, z. B. der Gigantenkampf, welchen die Apokalypſe vortrefflich ſchildert. Das Erhabene der griechiſchen Kunſt iſt allein aus der Erinnerung an die Idee des einzigen Gottes und an den Sündenfall des menſchlichen Geſchlechtes entſprungen, die aus alter Zeit in dem Heidenthum übrig geblieben war, und erſt durch Chriſtus wieder zur Klarheit erweckt wurde. Die Wahrheit, Anmuth und ſinnliche Schönheit der Natur läßt ſich eben ſo gut auf die chriſtlichen Gegenſtände anwenden als auf die heidniſchen, und ich behaupte, daß in dem alten und neuen Teſtamente mehr vortheilhafte Gegenſtände für die Kunſt zu finden ſind, als in der heidniſchen Mythologie.“

Ein ſehr ſchönes Basrelief von Guerſant (in der Pariſer Ausſtellung von 1814), (S. den Umriß in Landons Annales d. J., Livr. 2, p. 47), ſtellt die Rückkehr des verlornen Sohnes, den der Vater liebreich empfängt, trefflich dar.

Von Conrad Eberhard aus Baiern vier Basreliefs 1) eine Kreuzabnehmung. Rührend, beſonders die Figur der Magdalena und die Gruppe der Maria; 2) die Vertreibung aus dem Paradieſe. Eva's Schaam und ſcheuer Umblick voll Wahrheit. 3) Chriſtus mit dem Kreuze zwiſchen zwei ſchwebenden Engeln erſcheint dem Saulus. Der Contraſt zwiſchen des letztern einſinkender Bewegung und Gemüthserſchütterung und dem ihm mit Boten des Friedens entgegenſchwebenden Heiland voll Liebe athmender Ruhe iſt vortrefflich. 4) Die Frauen nahen ſich dem Grabe des Herrn. Schön charakteriſirt (Speth Kunſt in Italien III. 198. ꝛc.)

Von Heinrich Keller (von Zürich, längſt in Rom) zwei ſymboliſche Figuren: die Hoffnung, die eine Chimäre nährt, und das Glück, auf einem Eichhorn reitend (Füßli's Künſtler-Lexikon. S. 618).

Von Landolin Ohmacht, einem Künſtler von höchſt reinem und edelm Styl iſt zu Straßburg am Grabmale des Profeſſors Bleſſig eine Gruppe, den Heiland mit den Kindern vorſtellend, von ſehr gutem Ausdruck. Nicht minder lobenswerth ſind ſeine Statuen: der Glaube und die Liebe neben der Kanzel in der proteſtantiſchen Stadtkirche zu Carlsruhe. Möchte doch dieſer gemüthliche Künſtler mehrere Aufträge zu religiöſen Werken erhalten!

Das Grabmal auf den Herzog Herkules III. von Modena in daſiger Domkirche von Joſeph Piſani ſtellt in lebensgroßen Statuen die Gerechtigkeit und die Religion dar, die, in Schmerz verſenkt, die Inſignien des Verklärten uber den Aſchenkrug, dem ſie zur Seite ſtehen, hinlegen. Der Ausdruck wird gerühmt. (Kunſtblatt v. 1820, S. 252).

In der Domkirche zu Lichfield in England ſieht man ein ſchönes Denkmal auf zwei Kinder, von Corbould in Marmor ausgeführt, und geſt. von Thomſon unter der Aufſchrift: Group of Childern.

Gerühmt wird als eine vortreffliche Arbeit das neuerlich in Silber gegoſſene Cruzifix von Tenerani (Thorwaldſens würdigem Schüler) in der Ordenskirche St. Stephan zu Piſa. — Von Tenerani iſt auch ein Basrelief bekannt, eine Märtyrerſcene in der Arena des Coliſeums vorſtellend. Eudorus und Cymodocea, den wilden Thieren ausgeſetzt. Der Jüngling hält die Geliebte, die mit ihm ſterben will, umfaßt, die Blicke ſchmerzlich gen Himmel gerichtet. Eine Schleuſſe öffnet ſich, woraus ein Tiger im Sprunge herausſtürzt. (Kunſtblatt 1825, Nro. 5). — Petrich der jüngere Schüler Thorwaldſens von Dresden hat ein ſchön gedachtes und fleiſſig ausgeführtes Chriſtuskind, das auf dem Kreuze ſchläft, in Marmor gefertigt. (Man ſah es in der Dresdner Kunſtausſtellung von 1820); ferner ein Basrelief: Die Geſetzgebung Moſes am Sinai (Kunſtblatt 1823, Nro. 25). — In der Kunſtausſtellung zu Paris ſah man im Jahr 1824 eine Marmorſtatue der heiligen Katharina von Cortot. Der Charakter iſt gut aufgefaßt, der Ausdruck voll Vertrauen und Innigkeit; die Stellung der Figur trefflich gewählt; die Gewänder ſind glücklich geworfen; die Ausführung endlich iſt eben ſo wohlverſtanden als leicht (Kunſtblatt von 1825, Nro. 32).

Auch des ſchönen ſinnvollen Genius muß ich hier mit theilnehmendem Gefühl erwähnen, der am Grabmale des Fürſten Primas Carl v. Dalberg (im Dome zu Regensburg von ſeinem Neffen geſetzt), den linken Arm auf den Schild des Glaubens ſtützend, und in der Rechten eine aufwärts gekehrte brennende Fackel haltend, zu dem Bruſtbild des Verſtorbenen den Blick voll Milde und Wehmuth erhebt. Es iſt ein Werk von Luigi Zandomennghi von Venedig.

12. Danneker.

Unſerm vortrefflichen deutſchen R. von Danneker (in Stuttgart) gebührt eine eigene Betrachtung. Er ſteht einzig da wegen ſeiner Figur Chriſti. Die in weiſſem karariſchen Marmor ausgeführte Statue (acht Fuß Rheiniſch hoch) befindet ſich jetzt in einer Kapelle der Iſakskirche zu Petersburg. Sie übertrifft weit alle Darſtellungen des Göttlichen, welche die plaſtiſche Kunſt bisher geliefert hat. So einfach dieſe Geſtalt iſt, ſo iſt ſie doch die Frucht des tiefſten Studiums. Die Hauptidee des Künſtlers war, den liebevollen, göttlichen, beſeligenden Lehrer der Menſchheit und Stifter eines über das Irdiſche erhabenen Gottes-Reichs darzuſtellen. Daher ſann er darauf, ihm die Stellung und den Ausdruck zu geben, worauf die wichtigſten, gehaltvollſten Ausſprüche des erhabenen Lehrers himmliſcher Weisheit 74) durchaus anwendbar wären. Auf

---

74) Z. B. Kommet alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd; ich bin der gute Hirt; ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; laſſet die Kinder zu mir kommen. Meine Lehre iſt nicht meine, ſondern deſſen, der mich geſandt hat; wer meine Lehre thut, der wird inne werden, ob ich aus Gott ſey; wer mich vor den Menſchen bekennen wird, den werde ich auch vor dem Vater im Himmel bekennen. Meine Speiſe iſt, daß ich den Willen deſſen erfülle, der mich geſandt hat. Wer meiner Lehre Gehör gibt, und dem glaubt, der mich geſandt hat, hat das ewige Leben. Faſſet Muth! denn ich habe die Welt überwunden, und Alles, was der Vater hat, iſt mein; ich gehe zum Vater ꝛc. ꝛc.

der vordern Seite des Sockels, auf dem die Figur ſteht, ſind die Worte eingegraben: „Per me ad Patrem!“ Eine ſolche Einheit, die Vereinigung alles Göttlichen in einer menſchlichen Geſtalt aufzufinden, war eine höchſt ſchwierige Aufgabe. Der Künſtler hat ſie aber mit hoher Einfalt gelöſt. Sanft neigt ſich der ſtehende Heiland der Welt, eine hohe Geſtalt in den ſchönſten Verhältniſſen und in der Kraft des Mannesalters. Der linke Fuß hat ſich eben feſtgeſtellt, ſo, daß das Gewicht des Körpers auf ihm ruht, und der rechte will ſich eben erheben, um fortzuſchreiten. Sein Geſicht, nicht überfüllt und nicht hager, iſt voll erhabener Würde, Ruhe und Weisheit; es ſpricht und athmet die größte Liebe, die innigſte Theilnahme an dem Verfall der Menſchheit, die Er zu retten und zu beſeligen kam. Das Auge groß und klar, nicht zu weit geöffnet, und mehr von tiefem Sinne zeugend, als von großer Beweglichkeit, die Naſe lang, aber fein gebildet; der Mund halb geöffnet, wie bei einem Sprechenden, bewegt ſich ſanft. Die Stirne breit und hoch, voll des Ausdrucks ſtillen Ernſtes und heller Einſicht. Das ganze Haupt gewinnt beim erſten Anblicke Vertrauen. Die rechte Hand richtet ſich auf ſeine Bruſt, die linke deutet gen Himmel. Beide Bewegungen der Hände ſind ſanft und ohne alle Spur von Anſtrengung. Im langen Gewande, das einfach und leicht, ohne Naht und von keinem Gürtel unterbrochen, bis zu den Fußſohlen herabfließt, und deſſen Falten ſich von unten nach oben verlieren, ſo auch in der Biegung der Haare am Scheitel und Barte hat der Künſtler das Coſtüm eines jüdiſchen Lehrers zu beobachten geſucht, aber zugleich der möglichſten Schlichtheit ſich befliſſen. Das Haupthaar theilt ſich gegen die rechte und linke Seite, und fällt hinter den Ohren auf die Schulter, wo es in Locken ruht. Das gleichfalls weiche Barthaar ſcheidet ſich in der Mitte des Kinnes und ſpielt in leichter

Bewegung nach den Seiten hin. Welcher Chriſt ſollte nicht auf den erſten Anblick in dieſer Figur den Herrn und Heiland erkennen? Aber ſeine Bewunderung und Verehrung wird zunehmen, je länger ſein Blick auf dem Bilde weilt, je achtſamer er das Ganze und die einzelnen Züge der erhabenen Geſtalt in ſeine Seele aufnimmt. 75)

Im Model bereits vollendet hat Danneker eine ſieben Fuß hohe Statue des Ev. Johannes, der, in Marmor ausgeführt für die Begräbnißkapelle der Königin Katharina von Würtemberg beſtimmt iſt. Eine ſchlanke jugendliche Geſtalt, ſteht der Jünger des Herrn mit gegürtetem Leibrock und einfachem Mantel, der, um die Arme geſchlagen, zu beiden Seiten in ſchönen Falten herabfällt. Sein Haupt, von Locken umgeben, welche die Stirne freilaſſen und voll auf die Schulter wallen, iſt ſanft erhoben, und der Blick nach der Höhe gewendet. Der Ausdruck dieſes ſchönen Kopfs zeugt von tiefem Gemüthe und feuriger Begeiſterung. Welcher Gedanke ihn eben beſchäftigt, darauf deutet die Bewegung der Hände. Drei Finger der ſanft herabhängenden Linken ſind wie unwillkührlich geöffnet, während die erhobene Rechte mit dem

---

75) Vergl. Kunſtblatt 1824, Nr. 70. und A. Klingemann Natur und Kunſt. Braunſchweig 1819, I. 186. und fg. Den Kopf Chriſti hat M. Eßlinger in Zürich gut geſtochen. Welcher deutſche Kunſtfreund wird nicht wünſchen, daß Danneker auch für eine deutſche Kirche mit der Ausführung dieſes herrlichen Bildes beauftragt werde. — Ein ſonſt höchſt geiſtreicher Schweizer ſchrieb: Mir kommt Danneker's Jeſus vor, wie ein ſchöner Landprediger (Briefe von Bonſtetten an Matthiſſon 1827, S. 109). Soll dies ein Lob oder ein Tadel ſeyn? Allerdings ſpricht in Danneker's Bild der höchſte Prediger, und auch ein Landprediger. Denn von Dorf zu Dorf ging der Menſchenſohn, nicht von Pallaſt zu Pallaſt, dem gemeinen Volke, den Armen das Reich Gottes verkündend.

Zeigefinger nach oben weiſt: Drei ſind, die da zeugen, und dieſe drei ſind Eins! Dieſe Bewegung iſt ſo leis, und mit ſo feinem Gefühle ausgedrückt, daß ſie wie bewußtlos erſcheint, und nur das Sinnige des Kopfes verſtärkt. (*Kunſtbl.* von 1825, Nro. 44, S. 170).

Es iſt dem ächten Künſtler-Genius eigen, ſeine Idee und ſein Urtheil immer höher zu ſtellen als ſein Werk. Denn ſein Ziel iſt — Vollendung. So bei unſerm Danneker. Seine Werke befriedigen Jedermann; den Beſchauer leichter, als ihn ſelbſt.

Nicht ohne Verdienſt, aber weit unter Danneker's Chriſtus iſt die Statue des Erſtandenen, ein Kreuz im Arm haltend, von *Commolli* (von Mailand) in dem kleinen Begräbnißtempel neben der Villa Melzi am Comerſee. Dieſe Figur iſt von trefflicher Zeichnung, und ſanftem, mildem Ausdrucke. Ihre Stellung iſt edel. Doch läßt ſie in Hinſicht der hehren Würde und des Ausdrucks göttlichen Kraft- und Wonnegefühls noch viel zu wünſchen übrig.

Zwei und vierzigſter Abſchnitt.

Einige Vorſichtsregeln in Hinſicht der Erhaltung der Gemälde in den Kirchen.

Mit Wehmuth gewahren Künſtler und Kunſtfreunde die Zerſtörungen, welche die Zeit an den beſten Werken der Malerei in den Kirchen ausübt. 1) Dieſe Wahrnehmung iſt nichts weniger

---

1) *Ambrosius Catarinus* annotavit inter abusus imaginum, quod non in custodia serventur qua debent a carie, et situ et aliis noxiis. *Molano* de picturis sacris. C. 34.

als einladend, religiöſe Kunſtwerke an Kirchen zu vergaben, und auch den beſſern Gliedern der Gemeinden ſchmerzlich, denen ſie zur Erbauung dienen. Manchen Verderbniſſen können die Maler ſelbſt durch zweckmäſſige Auswahl der Stoffe, auf denen ſie malen, ferner der Farbſtoffe und der Oele, deren ſie ſich bedienen, begegnen. Warum haben ſich viele alte Temperabilder, wenn ſie nicht an feuchte Orte zu ſtehen kamen, beſſer, als Oelgemälde hell und friſch erhalten? Ohne Zweifel, weil ſie mit einem guten Kreidegrund verſehen ſind, und dann weil weder Oel noch Firniß auf der Oberfläche den Schmutz feſthält. 2) Die gute Grundirung bringt für die Erhaltung der Bilder großen Vortheil. Uebrigens lohnt es ſich der Mühe, auf die Ausführung von Verkehren bedacht zu ſeyn, um die ſchon vorhandnen religiöſen Kunſtwerke von Werth unverſehrt auf die Nachwelt zu bringen. Hier mögen einige Andeutungen genügen. Feuchtigkeit iſt allen Gemälden verderblich. Dieſe können nur an trocknen Orten und in trockner Luft ſich erhalten. Die Flecken, welche die Feuchtigkeit hervorbringt, ſind meiſt untilgbar. Den Gemälden auf Holz iſt bekanntlich der Wurm gefährlich. Sobald die geringſte Spur davon bemerkt wird, iſt keine Zeit zu verlieren, die geeigneten

---

2) Wie die Alten ihren Gemälden eine beinahe unverwüſtliche Haltbarkeit zu geben gewußt haben, darüber gibt die Schrift: Chemiſche Unterſuchung altegyptiſcher und altrömiſcher Farben von Geiger, mit Zuſätzen von Roux, Carlsruhe, 1826, intereſſante Aufſchlüſſe. Die Alten bedienten ſich dazu, wie ſchon Winkelmann in ſeiner Kunſtgeſchichte bemerkt hat, vorzüglich des Wachſes, als Bindemittel der Farben. Auch brauchten ſie zur Unterlage keinen ätzenden Kalk und kein Bleiweiß, und letzteres auch nicht als deckendes Pigment, weil beim Verſchwinden nach und nach dunkle Flecken entſtehen. Vergl. J. A. Walter's alte Malerkunſt. Berlin 1821.

Mittel anzuwenden, um den Wurm zu zerſtören. Was aber die Malerei in den Kirchen am gewöhnlichſten verdirbt, iſt der Staub, der Rauch und der Qualm von Ausdünſtungen, auch der Sonnenſchein, wo die Gemälde ihm ausgeſetzt ſind. Dem letztern läßt ſich indeſſen leicht durch Vorhänge über das Gemälde oder noch ſchicklicher vor den Kirchenfenſtern, durch welche die Sonne darauf hinſcheint, begegnen. 3) Hingegen wider die andern Verwüſter der Malereien iſt wohl vorzüglich nebſt öfterer Auslüftung der Kirchen, zuweilen im Jahr ein ſanftes Abwiſchen mit einem feinen Tuche, oder einem Wedel von weichen Federn, und alle drei, vier Jahre das Reinigen mit einem feinen Schwamme (das Waſſer kann mit etwas Seife gemiſcht werden), 4) zu empfehlen. Ueberdies iſt es rathſam, die Gemälde von Zeit zu Zeit mit einem leichten, aber unſchädlichen Firniß zu überziehen; dieſer nährt die Farben, hindert ſie am Eindunkeln, Eintrocknen und Ausdörren, welches zuletzt oft mit Ablöſung und Abbrökeln endigt. 5) Um aber die Gemälde der Hauptaltäre vor

---

3) Vergl. F. J. L. Meyer Briefe aus der Hauptſtadt und dem Innern Frankreichs I. 91.

4) Verſchiedene andere Arten Gemälde zu reinigen, auch herzuſtellen, ſind in dem engliſchen Möbelpolirer. Quedlinburg und Leipzig. 1824. S. 68 — 80 angezeigt.

5) Schon Apelles bediente ſich eines ſolchen Firniſſes: Unum imitari nemo potuit, ſchreibt Plinius Hist. Natur. L. XXV., C. 10, quod absoluta opera atramento illinebat ita tenui, ut id ipsum repercussu claritates colorum excitaret, custodiretque a pulvere et sordibus, ad manum intuenti demum appareret. Sed et cum ratione magna ne colorum claritas oculorum aciem offenderet, veluti per lapidem specularem intuentibus e longinquo; et eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulte daret. Nach Wiederherſtellung der Malerei hat ſchon Cennino Cenini, Schüler des Angelo Gaddi, in ſeinem Trattato

Verderbniß möglichſt zu verwahren, wäre zu wünſchen, ſie würden in einiger Entfernung hinter und über dem Altar ſelbſt angebracht, damit der Rauch und Dampf ſie weniger erreiche. Endlich wären dergleichen Gemälde ſo aufzuſtellen, daß ſie ohne Beſchwerde herunter genommen werden könnten, um ſie zu reinigen, zu firniſſen u. dgl. Den Meßnern allein ſollte man die Sorge für die Erhaltung der Gemälde nicht überlaſſen, ſondern bezirksweiſe ſachkundige Künſtler oder Kunſtfreunde mit der beſtändigen Aufſicht beauftragen. Dieſe Einrichtung beſtand unter der **venezianiſchen** Regierung. 6)

Sowohl über die verſchiedenen zweckmäſſigſten Arten, Gemälde ſowohl in Oel, als auch in Fresko zu **reinigen**, die nach Umſtänden freilich mit vieler Vorſicht, anwendbar ſind, als auch über die ſchädlichen und die guten **Firniſſe** enthält das Werk: Saggio analitico chimico sopra i colori minerali etc di **Lorenzo Marcacci**, colle note di P. **Palmaroli**, Roma 1816, auch F. X. **Burtin** Traité theoretique et pratique des Connaissances, qui sont necessaires a tout amateur des Tableaux, Bruxelles 1808, T. I., Ch. XV., ſehr ſchätzbare Anleitung. 7) (Vergl.

---

della Pittura, welche der treffliche Ritter **Joſ. Tambroni** ohnlängſt (Roma 1821) bekannt gemacht hat, S. 156, den Gebrauch des Firniſſes mit Eierklar empfohlen. Er und **Joſ. Armenini** (veri precetti della Pittura. Ravenna. 1587, Lib. IV., C. 9) geben verſchiedene Vorſchriften in Hinſicht des Firniſſes, und Letzterer bezeichnet viele Manieren. S. auch **Philipp Hackert** sur l'usage du Vernis.

6) **Lanzi** franzöſiſche Ausgabe. III. 362. ꝛc.

7) Daß es Mittel gebe, auch die Kupferſtiche und Handzeichnungen von allen Flecken zu reinigen, iſt bekannt. Am weiteſten ſoll es hierin J. M. v. **Hermann** in Wien gebracht haben. S. **Kunſtbl.** Nro. 79, Jahrg. 1821, S. 294. und fg.

damit Chr. L. Hagedorn's Briefe über die Kunſt (Leipzig 1797, Briefe XIV., S. 98 und fg.) Durch die vordem ſehr übliche Anreibung mit Terpentinöl oder wohl gar mit Speichel, um die Farben hervorzuheben, werden eingetrocknete Gemälde nach und nach aufgelöst. Ein Kunſtfreund 8) will die Verwüſtungen an den Kirchengemälden zu Venedig großentheils den mit Salz geſchwängerten Meerdünſten zuſchreiben. Allein zu Neapel, zu Genua und in andern Seeſtädten bemerkt man hievon nichts. Zwar ſind zu Venedig die Gemälde in den geſchloſſenen Paläſten weit weniger angegriffen, als in den Kirchen. Das Nämliche kann man aber in allen Städten nicht nur von Italien, auch von Deutſchland und Frankreich bemerken. Jener Kunſtfreund gibt ſelbſt (S. 221) zu, daß eine kluge (ſorgſame) Wäſche zur Herſtellung des ehemaligen Glanzes nützliche Dienſte leiſten könne. Dies ſetzt voraus, daß Rauch, Dünſte und Staub eine Rinde angelegt haben. Daß übrigens die fehlerhafte Grundirung viel zum Verderbniß der Gemälde beigetragen, iſt Thatſache. So haben viele Italiener dabei die Vitriolſäure gebraucht, die auflöſend wirkt. Neuerlich hat man ſich viel einer gewiſſen Kaßler Erde bedient, die der weiblichen Carnation ein blenderndes Ausſehen gibt, welches aber nachher in eine todte Porzellanfärbung ausartet. Plinius 9) belehrt uns von der großen Sorgfalt, welche die größten Maler des Alterthums bei der Wahl des Stoffes und bei der Zubereitung und der Auflegung der Farben anwendeten, um ihre Gemälde vor Verderbniß zu ſchirmen. 10) Die Maler ſollten entweder ſelbſt Chemiker ſeyn, oder zuweilen mit den Chemikern Rückſprache

---

8) F. F. Hofſtätter Nachr. v. Kunſtſ. in Italien. Wien. 1792. I. 140.

9) Hist. Natur. XXXV. 11, und XXXVI.

10) Vergl. Caylus Abhandl. überſetzt von Klotz II. 99. ꝛc., 208. ꝛc.

pflegen, da das Schickſal der bewunderungswürdigſten Gemälde von der Bearbeitung der Farben und ihrer Rückwirkung auf ſich ſelber abhängig iſt. 11)

Der Gebrauch ätzender Feuchtigkeiten zur Reinigung alter Gemälde bleibt immer höchſt gewagt, indem er das Abbröckeln erleichtert, oder die Farbe ſelbſt mit dem daraufliegenden Schmutz wegfrißt. Sitzt die Farbe auf der Leinwand feſt, und zeigen ſich ſonſt keine ſchadhaften Stellen, ſondern iſt nur die Klarheit des Aeußern verſchwunden, ſo ſuche man blos den Firniß mit den trockenen Fingern abzureiben, bis der gelbliche Staub auf der Fläche völlig verſchwindet. 12) Bei Gemälden auf Leinwand, wo dieſe durch Feuchtigkeit und Moder gelitten hat, bleibt zu ihrer Rettung nichts übrig, als ihre Uebertragung auf neue Leinwand, oder andern Stoff. 13) Beim Reſtauriren der Gemälde kommt es

---

11) Keratry du Beau II. 216. ꝛc.

12) A. Weiſe Grundlage zu der Lehre von den verſch. Arten der Malerei 1823, S. 207.

13) S. Weiſe a. a. O. S. 208. Man hat auch in neuern Zeiten die Kunſt erfunden, ſowohl Oelgemälde vom Holz, als Fresken von der Mauer auf Leinwand überzutragen; eine Kunſt, durch welche manches Meiſterſtück, wenn die Beſchaffenheit des Holzes oder der Mauer ihm Verderben drohen, gerettet werden kann. Von der Uebertragung von Wandfresken auf Leinwand iſt nach den einen Peter Palmaroli, nach den andern Anton Contri der erſte Erfinder. Auch ein gewiſſer Picault ſoll ſchon 1750 zu Paris, und vor ihm Dominik Michelini zu Rom glückliche Verſuche gemacht haben. S. Allgemeine Kunſtzeitung 1803, IV. 269. ꝛc. Wiener Zeitſchrift für Kunſt 1819, Nro. 134, und Almanach von Rom 1810, S. 290. Lanzi II. 269 – 271. franzöſ. Ausgabe. Orloff Essais II. 21, V. 73. ꝛc.

übrigens weniger noch auf die **Mittel**, als auf den **Gebrauch** derſelben an, wozu der feine ausgebildete Takt erfodert wird, der über aller Regel ſchwebt. Nur Solchen, die in den Geiſt, in den Styl, und in die techniſche Behandlung eines Kunſtwerks einzudringen, daſſelbe mit Geduld, Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit zu behandeln vermögen, ſollte das Reſtaurationswerk anvertraut werden. Sonſt müßte der Genius des Meiſters über die Reſtauration ſeines Werks billig zürnen, weil ſie, ſtatt ihm das verwiſchte Eigenthümliche zurückzugeben, etwas Fremdartiges anklekst, wodurch es vollends verdorben und die übriggebliebenen Spuren ſeines urſprünglichen Geiſtes weggewiſcht werden. Ungeſchickte Reſtauratoren ſind arge Bilderſtürmer und haben der Kunſt mehr Schaden zugefügt, als die Verwüſtungskraft aller Naturkräfte. 14)

In Griechenland und Rom war die ſorgfältige Aufſicht über des Volkes Heiligthümer, die Tempel und Götterbilder angeſehenen Würdeträgern anvertraut. 15) Deutet es nicht beſchämend auf Erkältung des frommen Sinnes, wenn bei uns die Werke, von der Kunſt dem Heiligen geweiht, beſtellter Wächter und Beſchützer entbehren? .. Wer wird heut zu Tag noch glauben, daß dieſe Sorgloſigkeit die Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit

---

14) Vergl. C. Köſter über Reſtauration alter Oelgemälde. Heidelberg 1827. Kunſtbl. 1827, Nro. 39. **Palmaroli** iſt jetzt als Meiſter in der Bilderheilkunde anerkannt, die er gegenwärtig an den vorzüglichſten Gemälden der königl. Galerie zu Dresden erprobt.

15) Auch ſtifteten die Eleer aus Dankbarkeit für den Phidias zum Vortheil ſeiner Nachkommen ein eigenes Aufſeheramt, um für die Unverſehrtheit und Reinerhaltung der Statue des olympiſchen Jupiters ſtete Sorge zu tragen. **Pauſanias** V.

befördere? Karl der Groſſe ſcheint auch dieſen Gegenſtand ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt zu haben. 16)

Zu Venedig hatte die Regierung zur Zeit der Republick eine Art Akademie der Reſtauration der Gemälde in St. Giovanni e Paulo angebracht; 17) eine in jeder Beziehung nachahmungswürdige Einrichtung.

Auch auf die Sculpturen ſollte dieſe Sorgfalt ſich ausdehnen, die jedoch weit leichter vor Schaden geſichert werden können, als Gemälde.

Gegen frevelhafte Beſchädigungen öffentlich aufgeſtellter Kunſtwerke vermag die Schärfe der Strafen nur wenig; ihre ſicherſte Schutzwehr iſt der in einer Nation verbreitete Sinn für das Schöne, der einen lebendigen Gemeingeiſt für Meiſterwerke ſchöner Kunſt erzeugt.

Die theilnehmende Sorgfalt eines Volks für ſeine öffentlichen Kunſtwerke iſt ein ehrenvolles Zeugniß ſeiner geiſtigen Bildung, und je höher der Bildungsgrad iſt, auf welchem ein Menſch oder ein Volk ſich befindet, deſto mehr werden ſie die Kunſt des Schönen liebgewinnen, deſto mehr wird dieſe ihre Geheimniſſe vor ihnen enthüllen, um ſo klarer wird ihr Gefühl von dem, was Pindar 18) ſingt:

„Der Traum eines Schattens ſind die Menſchen. Doch, wenn die Kunſt,
Die Gott gegeben, erſcheint
Dann wird den Menſchen leuchten in Glanz
Und erfreulich das Leben."

---

16) Eginhard (in Vita Caroli M., C. 26) berichtet, der Kaiſer habe die Meßner oft ermahnt, für die Reinlichkeit in den Kirchen genaue Sorge zu tragen. S. auch Baluzii Capitularia Regum. Franc. I. 460.

17) S. Göthe's Kunſt und Alterth. B. V., H. II. 19. u. fg.

18) Pythiſcher Geſang VIII. 85.

Drei und vierzigſter Abſchnitt.

Die Mitwirkung der andern ſchönen Künſte um den Eindruck der bildenden im Bereiche des Chriſtenthums zu fördern.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend
Und eines Münſters kühner Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen empor zu heben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Uhland.

Keiner wohlgeſchaffenen Seele gebricht es an Fähigkeit durch die Uebung des Schau- und Gefühlvermögens an Kunſtwerken ſich mit bildenden Anſchauungen und Gefühlen zu bereichern. Verfehlt ein Kunſtwerk dieſe Wirkung; ſo iſt es entweder ſeelen- oder formlos, und eben dadurch unfähig, einen ſchönen und guten Eindruck zu machen. „Die Kunſt entſteht nicht aus Begriffen; ſonſt würden unſere groſſen Begriffs-Meiſter auch groſſe Künſtler ſeyn. Allerdings iſt ein ſchönes Kunſtwerk auch ein Syſtem, aber nicht in Schlüſſe und Definitionen zerlegt, ſondern in der Einheit des Gefühls und im lebendigen Bilde aufgefaſſt.“ Gleichwie durch Feuer das edle Metall von ſeinen Schlacken geläutert wird, ſo ſoll durch den Eindruck ſchöner Kunſtwerke das Wahre und Gute von dem Falſchen und Böſen, womit es in der Welt häufig vermiſcht wird, gereinigt werden; er ſoll gleich dem ſanften Stral des Morgenlichts die Nebel und Finſterniſſe, die der Herrſchaft der Sonne ſich entgegenſtellen, zerſtreuen; er ſoll jede gute That, jeden edeln Gedanken, jeden Heroismus der Tugend verklären; er ſoll in das geſtalt- und lichtloſe Chaos roher Naturtriebe Licht rufen; der Künſtler ſoll den Gemüthern Liebe zum Licht, dem Element des Göttlichen einflößen, indem er ihnen das Schöne darſtellt, welches ein Abglanz der Gottheit iſt. — Das eben iſt der Zweck unſrer Dar- und Zuſammenſtellung der vorzüglichen Werke der chriſtlichen Kunſtwelt, zu zeigen, was ſie für der Menſchen höchſte Bildung vermögen. Sie ſollen unſere geliebten Freunde werden, und der Umgang mit ihnen ſoll uns auf angenehme Art über göttliche Dinge belehren, dafür begeiſtern und eben dadurch veredeln. Je edler und eingreifender aber die religiöſe Kunſt als Bildungsmittel iſt, um ſo wichtiger iſt es, einer verkehrten Richtung derſelben zu begegnen. Denn die trefflichſten Früchte, die ſie in ihrer Reinheit hervorbringt, verwandeln ſich bei ihrer Ausartung in verderbliches Gift. Es ſteht aber die bildende Kunſt auch auf dem Boden der Religion nicht allein, ſondern in vielfachem Wechſeleinfluſſe mit den andern Künſten. Die einzelnen ſchönen Künſte ſind nämlich in ihrem Weſen nur Zweige, nur Töchter Einer einzigen. Sie alle, unter ſich freundlich verſchwiſtert, bilden einen friſchen Springbrunnen, der aus tauſend Röhren ſpielt. Der Eindruck von allen iſt durch die Sinne auf die Gemüthskräfte gerichtet, ſie belebend und bildend, läuternd, ordnend und veredelnd. Ihnen allen wohnt eine Kraft bei, den Menſchen über ſich zu erheben und den Himmel auf die Erde herabzuziehen. Der mit ächtem Schönheitsſinn Begabte ſucht überall das Schöne, und erſt der Genuß des Schönen aller einzelnen Künſte gewährt ihm vollſtändige Befriedigung, obgleich auch dieſe in ihm eine wehmüthige Sehnſucht nach dem ewig Schönen, wovon das auf Erden nur ein Wiederſchein iſt, noch zurück läßt. So lange der Sinn fur's Schöne nicht in jeder Richtung und Beziehung ein Volk durchdrungen hat, kann keine der ſchönen Künſte ſich eines bleibenden, geſicherten Aufenthalts und Beſitzthums, ſondern höchſtens nur einer vorübergehenden Gaſtfreundlichkeit, wie der Pilger in einer Herberg', erfreuen. Auch iſt der wechſelſeitige Einfluß der Künſte auf einander von ſolcher Art, daß unabläſſig die eine der andern ihren eigenen (edeln oder verderbten) Styl und Charakter mitzutheilen ſtrebt, und oft auch wirklich mitgetheilt hat. Nirgend zeigt ſich dieſer Wechſeleinfluß der Künſte auffallender, als wenn ſie berufen ſind, der Religion zu huldigen. Da ſie in dieſem Bereiche gleich den um Eine Sonne kreiſenden Planeten um die helleuchtende Idee des Göttlichen verſammelt ſtehen, und keine andere Beſtimmung haben, als das heilige Feuer dieſer Idee in den Gemüthern zu wecken und zu unterhalten, damit Gott in uns lebe, und wir in Ihm, damit Alle Ein Herz und Eine Seele und Eine Stimme zum Preis des Einen Gottes werden; 1) ſo muß die Wirkung der Künſte um ſo vollſtändiger ſeyn, je harmoniſcher ſie im Styl und Charakter ihrer Werke zuſammenſtimmen. Weſſen Gemüth wird nicht durch den Anblick eines erhabenen Tempelgebäudes, einer majeſtätiſchen Säulenhalle, einer dem Himmelsgewölb ähnlichen Kuppel ergriffen, und mit dem Gedanken, dem Gefuhle des Göttlichen erfullt? Wohl iſt es für ſich klar, daß der Eindruck ſchöner Gemälde und Statuen durch die edle und erhabene Bauart des

---

1) La religion c'est l'amour. Aimer Dieu et en communiquer l'amour aux autres hommes c'est exercer le culte parfait. Fenelon sur la Religion. Oeuvres Paris. 1827. T. I. 452.

Tempels, in welchem ſie aufgeſtellt ſind, ſchon deßhalb, weil das Licht dieſer Kunſtwerke gemeinſames Element iſt, ſehr gehoben und eben ſo, daß der Eindruck des ſchönen Tempelgebäudes durch vorzügliche Werke der bildenden Kunſt ganz beſonders gefördert werden könne. Als die Griechen Tempel bauten, da erwachte der Geiſt des Phidias und anderer Meiſter; das neuere Italien ſah erſt ſeine großen Maler und Bildhauer entſtehen, als die Baukunſt wieder auflebte. Und ſo bekamen ebenfalls in andern Ländern Bildhauerei und Malerei neuen Schwung, ſobald die Baukunſt ſich erhob. 2) Unſtreitig iſt aber auch, wie Rumohr 3) bemerkt, die Stylloſigkeit der bildenden Kunſt in neueſten Zeiten unmittelbar aus den Mißverhältniſſen und Seltſamkeiten der ſie begleitenden Baukunſt hervorgegangen oder doch durch ſie befördert werden. Allein erſt durch das feinere Band der Muſik, die mächtiger noch und allgemeiner als ihre Schweſtern im Chore der Künſte die innerſten Tiefen des Gemüthes durchdringt, es zur Andacht beflügelt und ihm die ewige Harmonie der höhern Weltordnung verſinnlicht, wird der Einfluß der ſchönen Kunſt überhaupt auf die frommen Tempelbeſucher vervollſtändigt und ihr höchſter Triumph herbeigeführt. Iſt doch die Muſik die milde Bezähmerin aller Herzen und ein Nachbild vom Zuſammenklang aller Weſen der Schöpfung. Wer ſie ausübt, athmet der Gottheit nach. 4) Auch die Muſik zeigt ſich nirgend ſchöner und erhabener, als an der Seite der Religion. Welche Kunſt vermag beſſer, die Seele zur ruhigen Einkehr in ſich zu bringen, ihrem Gewiſſen die Stimme

---

2) L. Stieglitz Geſchichte der Baukunſt. Nürnberg. 1827. S. 37.

3) Italieniſche Forſchungen II. 412.

4) Strabo X. 717, edit. Almeloven. Vergl. Herder älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts I. 205.

Gottes vernehmlich zu machen, ſie mit heiliger Freude, Troſt, Vertrauen und Zuverſicht zu erfüllen! Werke bildender Kunſt wollen mit feierlicher Stimmung, mit Andacht betrachtet werden. Was kann aber zur Hervorbringung ſolcher Stimmung nebſt dem belebenden Wort und dem edlem Bauſtyl des Tempels dienlicher ſeyn, als ein erwecklicher Geſang? So ſchön, ſo herrlich das Weltmeer (in Ruh' oder beim Sturme) dem Schöpfer ſich darſtellen mußte, wie viel ſchöner und herrlicher muß Ihm die fromme Bewegung einer Chriſten-Gemeinde erſcheinen, wo die Stimme der Männer, Kinder und Weiber vermiſcht, wie Wogen, die am Ufer ſich brechen, aufſteigen zu Gott! 5) Schon die Ankündigung einer Tempelfeier durch die ſchauerlichernſten und dumpfen Töne der Glocke (dieſer ganz dem Chriſtenthum eigenthümlichen Erfindung) ſtimmt die Gemüther zur Andacht. Noch eindringlicher bewirkt dies ein harmoniſches Geläute von mehreren in wohlabgeſtuften Tonarten zuſammentönenden Glocken. Wer hat ſich nicht davon zuweilen tief ergriffen gefühlt! Und iſt wohl irgend eine Anſtalt der neuern Welt, die ſo die Macht der Künſte zu Einem Zauber vereinigte, wie der vollſtändige muſikaliſche Gottesdienſt im Geſange heiliger Hymnen vor den Gemälden göttlicher Handlungen, und umgeben von dem kühnen, die Seele zum Höchſten emporhebenden Bau des Gotteshauſes? 7) Aus dem engen Verbande zwiſchen den ſchönen Künſten erklärt

---

5) St. Baſilius Homilien.

6) Si les cloches nous étaient interdites, il faudrait choisir un enfant, pour nous appeler à la maison du Seigneur. Chateaubriand Genie du Christianisme IV. 5.

7) Solgers Erwin. Ueber das Schöne und die Kunſt. Berlin. 1815. II. 133.

ſich auch, warum Baukunſt und Tonkunſt gewöhnlich mit der Malerei und Sculptur zugleich zur Verherrlichung der Religion gewetteifert haben, und dann wieder, weil ihrem Weſen nach verkannt, zugleich den Abſchied bekamen, oder wegen ſonſtigen Urſachen in Verfall geriethen. Aehnliches läßt ſich vom Style der chriſtlichen Dichtkunſt und Beredſamkeit behaupten. Auch das geiſtliche Lied, auch die religiöſe Rede haben in verſchiedenen Zeiten durch den Einfluß des Geſchmacks in den andern Künſten an Erhabenheit und Eindringlichkeit gewonnen oder verloren, ſo wie auch ſie auf den Styl der andern Künſte mächtig eingewirkt haben. Daß der geiſtige Eindruck der Muſik in den Kirchen erſt durch das vom Geſang beflügelte Wort gehörig beſeelt werde und den rechten Schwung erhalte, bedarf wohl keines Beweiſes; eben ſo wenig daß der geiſtvolle und gemüthliche Vortrag des göttlichen Wortes durch einen ächt-kirchlichen Geſang, der die Gemüther zur Andacht ſtimmt, großen Vorſchub bekomme; und ſo iſt auch nicht zu läugnen, daß in den Kirchen die gemalten und plaſtiſchen Bilder erſt von dem lebendigen Wort in Lied und Rede die richtige Deutung, die volle Bedeutſamkeit und das allgemeine Verſtändniß für die Geſammtheit erwarten.— »Die Kirche hat die Tonkunſt, vorzüglich die Vokalmuſik nicht blos mit Vorliebe in ihrem Schooße gehegt und gepflegt; ſie hat das edle Schooskind auch groß gezogen, hat daſſelbe vollkommen zur Mündigkeit gebracht.«8) Daß wir ihr den Chorgeſang zu danken haben, iſt gewiß.9) Die größten Kirchenlehrer, Ambroſius, Gregor, Damaſus, Leo, und

---

8) H. G. Nägeli Vorleſungen über Muſik. Stuttg. 1826. 262.

9) M. Gerberti De Cantu et Musica sacra etc. San. Blasii 1774. I. C. 1, 126, C. 4, II., C. 4.

Andere machten ſich ſeine Ausbildung zur Angelegenheit. Möchten nur aus dieſem herrlichen Element großartige, gleichſam kunſtlos aus der Seele ſtrömende Volkschöre, in denen mit der Einfalt des Herzens die Einfalt des Geſanges ſich vereint, gebildet und in unſern feierlichen Gottesdienſt eingeführt werden! Dadurch würde jedoch die Inſtrumentalmuſik keineswegs ausgeſchloſſen; am wenigſten die von der chriſtlichen Tonkunſt erfundene majeſtätiſche, feierliche Orgel, die die großen Harmonien der Schöpfung am kräftigſten wiedergibt. 10) Iſt und bleibt gleich die Menſchenſtimme für die Gehörsanſchauung, wie für das Auge die menſchliche Geſtalt, das Schönſte, ſo erſcheint ſie doch erſt dort in ihrer vollen Wirkſamkeit, wo ſie durch ein geiſt- und kunſtreiches Spiel emporgetragen wird. 11) Aber wer, dem es nicht blos um einen ergötzenden Ohrenſchmaus oder um äſthetiſche Beurtheilung von Kunſtfertigkeiten und Kunſtformen, deren Verdienſt großentheils in Ueberwindung mechaniſcher Schwierigkeiten beſteht, ſondern um die Stimmung des Gemüths zu inniger und feierlicher Andacht zu thun

---

10) Wegen dem Muthwillen der Inſtrumentalmuſik, die von jeher ſo gern den Geſang meiſterte und unterdrückte, verordnete Carl Borromäus in ſeinem erſten Synode von Mailand: „Organo tantum in ecclesia locus sit; tibiæ, cornua et reliqua musicæ instrumenta excludantur. — Unter allen Toninſtrumenten iſt wohl, wie der Spanier Hieron. Feyoo (Theatro critico disc. 14, Nro. 43) bemerkt, die Geige das für den Kirchengebrauch unpaſſendſte, i quali eccitano ne' nostri spiriti una vivezza quasi puerile, e lontana molto da quella decorosa e savia attenzione, che si dee a' nostri sacri misteri. Vergl. Muratori Antiquit. Ital. medii ævi T. IV., diss. 56, p. 777. J. N. Forkel Allgem. Geſchichte der Muſik. Leipzig 1801, II. 23. ſq., 725. ſq.

11) Nägeli a. a. O. S. 211.

iſt, wird nicht wünſchen, daß überall der Ausartung des alten, ehrwürdigen Kirchenſtyls in den ungebundenen profanen und üppigen Opern- und Conzert-Styl gewehrt, und daß er von dieſem gänzlich geſchieden werde. 12) Und nicht minder fühlbar iſt das Bedürfniß fortgeſetzter Beſtrebungen, die Sammlungen von Kirchenliedern von Allem, was läppiſch oder albern iſt, von allem Gemeinen, Niedrigen und Störenden zu reinigen, und ſie mehr und mehr mit ſolchen Geſängen zu bereichern, die das Gemüth

---

12) Dieſer Ausartung der Kirchenmuſik hat auch die Kirche ſich jederzeit mit mißbilligendem Ernſte entgegen geſetzt. Zur Zeit des Kirchenraths von Trient war ſie indeſſen ſo weit geſtiegen, daß man auf den Gedanken verfiel, alle Muſik, auſſer dem alten Gregor. Kirchengeſang, aus den Kirchen zu verbannen, was nur noch dadurch verhindert wurde, daß der damalige päbſtl. Kapellmeiſter Paläſtrina Muſter von kirchlichen Compoſitionen aufſtellte, die der Würde der chriſtlichen Gottesverehrung durchaus entſprachen. S. M. Gerberti de Musica sacra, T. II., L. IV., C. 1., §. 24. — „Cantica enim sacra instituta sunt ad mentem erigendam in Deum, et spiritum potius, quam corpus recreandum. Contra autem nonulli sunt, qui Canticum Babyloniæ in Domum Dei et Sanctam Sion inducunt; illi videlicet, qui verba sacra modulis profanis ita vestiunt, ut, qui audiunt, non tam verba considerent, quam profanam modulationem attendant. J. B. Casali de Veter. sacris Christ. ritibus. Vergl. Corn. Agrippae de Vanitate scientiarum C. 17. und Erasmus in I. Corinth. Cap. 14. Der letztere ſagt: Operarum quondam et theatricam musicam in sacras ædes induximus, tumultuosum diversarum vocum garritum, qualem non opinor, in Græcorum aut Romanorum theatris unquam auditum fuisse. — — In sacram ædem velut in theatrum concurritur ad deliniendas aures. S. auch Forkel a. a. O. 50. ſq., 66. ſq. und (Thibaut) über Reinheit der Tonkunſt. Heidelberg 1826, S. 5. und 22. und Archiv für die Paſtoralkonferenzen. Freiburg, Jahrg. 1827, Heft 1.

zum Göttlichen hinaufzuſchwingen und das heilige Feuer des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung auf dem Altar des Herzens zu entzünden vermögen. 13)

Das Chriſtenthum iſt voll des Ernſtes; auch ſein Lächeln, ſeine freudigen Verheiſſungen ſind es; wie viel mehr die Seufzer, die unſer Elend ihm entreißt!

Himmliſcher Ernſt tönet herab mit des Feſtes
Hohem Geſang, Prophezelung und Erfüllung
Wechſeln Chöre mit Chören, Gnade
Singen ſie dann und Gericht!

Ach von des Sohns Liebe beſeelt, von der Heerſchaar
Sions entflammt, erheben ſie ihr Loblied.
Eine Stimme beginnt leiſe,
Eine der Harfen mit ihr.

Aber es tönt mächtiger bald in dem Chor fort!
Chöre ſind nun im Strom ſchon des Geſanges;
Schon erzittert das Volk, ſchon glüht
Feuer des Himmels in ihm! 14)

Mag der ſittlich reine, noch unverbildete Naturſohn, mag der durch vielfältige Selbſtprüfung gebildete Menſch, ohne der Stimmwerkzeuge der Kunſt zu bedürfen, im innerſten Heiligthum ſeines Gemüthes Gott fühlen und anbeten! In den Räumen, wo Menſchen zu gemeinſamer Andacht ſich verſammeln, ſollte Alles, was in die Sinne fällt, den Ewigen, den Urquell der Wahrheit und Liebe verkünden, Alles zu ſeiner Anbetung und Nachahmung einladen und auffordern. Das große Gotteshaus der Schöpfung belehrt uns am beſten, wie unſere Gotteshäuſer

---

13) Vergl. was im Erſten Bande S. 216. geſagt worden.

14) Klopſtock's Ode: Die Chöre.

beſchaffen ſeyn ſollen. Dort ſehen wir überall die anziehendſten Gemälde, lebenvolle Bildniſſe, herrliche Gewölbe und Säulenhallen, hören überall das Zuſammentönen der erhabenſten und lieblichſten Tonweiſen; zu Aug und Ohr und allen Sinnen redet die Natur uns von ihrem gütigen, weiſen, allmächtigen Schöpfer. Wo wäre uns ein würdigeres Vorbild der Tempel gegeben, die wir der gemeinſamen Gottesverehrung widmen? Sollten wir nicht vorzüglich hier alle Künſte, dieſe freundlichen Gaben Gottes, zu ſeiner Verherrlichung anwenden? Sollten wir nicht, gleichwie Er ſeinen unermeßlichen Tempel mit allem Herrlichen und Schönen ausgeſchmückt hat, allen Kräften aufbieten, die von unſern Händen erbauten Tempel mit dem Erhabenſten und Schönſten, was die Künſte hervorzubringen vermögen, auszuzieren, damit uns Alles in demſelben ſeine Größe in's Gemüth präge und dieſes im feierlichen Preisgeſang aufrufe:

„Der Himmel iſt deiner Herrlichkeit voll;
Voll deines Ruhmes der Erdkreis.
Die Himmel erzählen deinen Ruhm;
Deiner Hände Werk verkündet das Veſtland.
Ein Tag theilt es dem andern mit
Und eine Nacht der andern.
Du glänzeſt wie Sonnenlicht;
Stralenglanz geht von dir aus,
Enthüllend die Geheimniſſe deiner Macht. 15)
Deine Rechte umſpannt die Himmel.
Du rufſt die Weſen, und ſie ſtehen da! 16)
Die Völker ſind dir ein Tropfen am Eimer,
Dem Stäubchen an der Wagſchal' gleich.

---

15) Habakuk und Pſalm XVIII., 2. 3.
16) Jeſaias.

Wie das Brauſen mächtiger Ströme rauſchen ſie;
Du ſchiltſt, da fliehen ſie fern;
Wie Spreu auf den Bergen vor dem Wetterſturm,
Wie Staub vor dem Wirbelwinde.
Doch nur in kurzem Grimm verbirgſt du uns dein Antlitz;
Mit ewiger Liebe erbarmſt du dich unſer. 17)
Die dir vertrauen, bleiben ewig unverſehrt. 18)
Den Gütigen biſt du allgütig,
Den Treuen treugeſinnt. 19)
Wie der Hirſch nach klarer Quelle, ſchmachtet unſer Herz
Nach deiner Wohnung Vorhof, Ewiger!
Wo Geiſt und Fleiſch dir, Gott des Lebens! jauchzen. 20)
Im Himmel oben hubſt du deinen Arm auf,
Herr! uns zu ſegnen. — Vater! Vater!
So ſoll hier unſre Seele dich denken,
Dich empfinden das Herz, unſre Lippe dich ſtammeln,
Der du unausſprechlich uns undenkbar biſt. 21)

Auf ſolche Weiſe wird der Geſang, wird die **Tonkunſt** den Eindruck der das Gemüth anſprechenden Bilder eben ſo ſehr, als den der begeiſterten Rede des Predigers mächtig verſtärken; ſeiner Beredſamkeit, die immer nur, wie die der Bilder eine Beredſamkeit des Herzens ſeyn darf, wird ſie neuen Schwung verleihen; ſie wird den Geſchmack der Verkündiger des göttlichen Wortes zu läutern dienen; ſie wird mancherlei Ausſchweifungen der Kanzelberedſamkeit begegnen.

---

17) Pſalm XL. 6. Jeſaias.
18) Pſalm CXXIV. 1.
19) Pſalm XVIII. 26. 27.
20) Pſalm XLI. 2. 3. Pſalm LXXXIII. 2. 3.
21) Klopſtocks Oden.

Göttliche Begeiſterung ſtröme ſomit durch alle Organe ſchöner Kunſt über die in Tempeln verſammelte Chriſtengemeinde aus; eine Kunſt läutere und verkläre hier die andere im Dienſte des Heiligen; Baukunſt und Bildhauerei, Malerei und Beredſamkeit, Dichtkunſt und Muſik mögen zuſammenſtimmen zu dem Einen großen Zweck der Erhebung und Veredlung der Seelen; und die Symbolik aller Künſte vereinige ſich, um in dem Innerſten der Beter in Geiſt und Wahrheit gleichſam eine Wohnung der Gottheit zu erbauen, indem ſie ihnen mit den Elementen, den Grundzügen eines durch ſie würdig ausgeſchmückten Tempels ein Abbild des himmliſchen einprägt, den die Herrlichkeit Gottes erfüllt; ein Abbild des ewigen Heiligthums, deſſen Vorhang vor unſerm Seelenauge gelüpft wird durch die Zauberhand der ſchönen Kunſt, in deren Werken das ewig Wahre und Gute ſich ſpiegelt. Oder können wir uns wohl mit dem geſchärfteſten Seherblicke dieſes Heiligthum anders vorſtellen, als wie den harmoniſchen Chor alles Schönen, um ſeinen Urquell vereinigt, wo des Erzengels niedergeworfene Krone und ſeines Preisgeſangs Wonne tönt, oder wie einen vollendeten, unendlichen Wunderbau, errichtet auf den Grundſäulen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, mit den lebendigen Bauſteinen der Tugenden, das iſt der Kraftäuſſerungen des unſterblichen Geiſtes, die die Nachahmung Gottes, der die Urſchönheit iſt, bezielen?

Drum ſey das Schönſte jeder Kunſt den Hallen,
Wo das Gebet zum Urgeiſt wallt, geweiht,
Der allwärts Abglanz ew'ger Schöne ſtreu't,
Und nur an ſchönen Seelen hat Gefallen!

Beilagen.

F.

Verzeichniß von Heiligen-Bildern, als Anhang zum ſechs und dreißigſten Abſchnitt der zweiten Abtheilung.

St. Adalbert. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler. — v. F. Blomärt erſ. u. geſt.

Adelric. v. J. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Adrian. v. Dominichino, geſt. v. C. Gregori. — v. J. Callot erſ. u. geſt.

Aegidius. v. Bl. Puccini erſ. u. geſt. — v. M. de Vos, geſt. v. R. Sadeler.

Afra. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler. Bav. Sancta. — v. F. Asprut, geſt. v. D. Kuſtos. — v. D. Meyer erſ. u. geſt.

Agapitus. v. J. Callot erſ. u. geſt.

Agatha. v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. F. Raibolini, geſt. v. M. A. Raymondi.

Agnes. (ihr Beizeichen iſt ein Lamm) v. Ciro. Ferri, geſt. v. Nik. Dorigni. — v. Kneller, geſt. v. J. Schmith. — v. P. P. Rubens, geſt. v. Bolswärt. — v. Dominichino, geſt. v. G. Audran und v. R. Strange.

Alban. v. J. G. Baumgartner, geſt. v. M. Städtlin.

Alberic. v. J. Sigriſt, geſt. v. G. D. Heumann.

Albert. (d. Gr.) v. P. Baillin, geſt. v. G. Huberti. — v. Salvator Roſa, von ihm ſelbſt radirt. — v. Joh. v. Achen, geſt. v. P. Jode und v. Sadeler.

Albin. v. J. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Aldegonde. v. P. P. Rubens, geſt. v. C. Galle u. van Steen.

Alexius. v. Ciro. Ferri, geſt. v. P. Aquila. — v. C. le Brün, geſt. v. N. Bazin. — v. Salimbene, geſt. v. J. D. Herz.

Amadäus. v. J. Lanfranco, geſt. v. Greuther.

Amadio. v. J. B. Barbatelli, geſt. v. J. B. Probſt.

Amandus. v. Umbach, geſt. v. B. Kilian. — v. J. G. Bergmüller, geſt. v. G. B. Götz.

Ambroſius. v. Boulogne, geſt. v. B. Picart. — v. Champagne, geſt. v. G. Edelink. — v. P. P. Rubens, geſt. v. Filpart und Brenner. — v. Lanfranco, geſt. v. F. Aquila.

Anaklet. v. Biscignano, geſt. v. J. F. Greuther. — v. Callot erf. u. geſt.

Andreas. (Apſt.) v. C. le Brün, geſt. v. L. Picart. — v. F. Barozio, geſt. v. R. Quidi u. Mariette. — v. Dominichino, geſt. v. C. Maratti. — v. C. Maratti, geſt. v. J. Frey.

Anicet. (Pabſt) v. J. G. Baumgartner, geſt. v. F. Rein.

Anna. v. C. le Brün, geſt. v. G. le Brün. — v. Albr. Dürer, geſt. v. J. H. G. Claſſe. — v. Ju. Pipi, geſt. v. A. Ghiſi. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. A. Sacchi, geſt. v. N. Edelink und v. J. Frey.

Anno. v. C. Mayer erf. u. geſt.

Ansbert. v. C. Mayer erf. u. geſt.

Anſelm. (v. Cantorbery) v. J. Callot erf. u. geſt.

Anton. (der Einſiedler) v. Baſſano, geſt. v. P. Menarota. — v. Han. Caracci, geſt. v. G. Audran und v. Farjat. — v. de Vos, geſt. v. Sadeler. — v. P. Caliari, geſt. v. A. Caravaggio (1582). — v. P. Mignard, geſt. v. Meſeur. — v. Callot, erf. u. geſt. (Ein Gemälde der zügelloſeſten Phantaſie, ſo wie das Breugheul).

Anton (v. Padua). v. Han. Caracci, geſt. v. B. Farjat. — v. Guercino, geſt. v. B. Curti. — v. F. Baroccio, geſt. v. le Ciamberlano. — v. C. Maratti, geſt. v. R. Audenärt und v. S. Bartoli. — v. E. Murillo, geſt. v. Dean. — v. R. Procaccino, geſt. v. W. Vaillant. — v. El. Sirani, geſt. v. J. M. Metelli. — v. F. Albani, geſt. v. J. Benedetti. — v. Titian, geſt. v. N. R. Cochin. — v. Alonſo Cano, geſt. v. J. Rubio. — v. S. Vouet, geſt. v. N. Dorigny.

Apollonia. v. J. Jordäns, geſt. v. Merian. — v. P. P. Rubens, geſt. v. M. v. d. Enden.

Arcadius. v. J. G. Baumgärtner, geſt. v. J. G. Pinz.

Arſenius. v. J. Callot erf. u. geſt. — v. M. de Vos, geſt. v. R. Sadeler.

Athanaſius. (Biſchof). v. P. P. Rubens, geſt. v. J. Preißler und v. Punt. — v. Ph. Champagne, geſt. v. G. Edelink. — v. A. Hallé, geſt. v. Simoneau.

Auguſtin (Biſchof v. Hippon). v. Lanfranco, geſt. v. St. Baudet. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt und C. Galle. — v. Raphael, geſt. v. M. A. Raymondi. — v. J. v. Achen, geſt. v. J. Sadeler. — v. L. d. Boulogne, geſt. v. C. N. Cochin. — v. C. le Brün, geſt. v. Roußelet. — v. Ph. Champagne, geſt. v. F. Poilly. — v. A. Vandyk, geſt. v. P. de Jode.

Aurelius. (Biſchof). v. G. Glükher, geſt. v. Bart. Kilian.

Barbara. (ihr Beizeichen iſt ein Thurm). v. Raphael, geſt. v. W. Vaillant. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt und L. Vorſtermann. — v. Vandyk erf. u. geſt.

Bartholomäus (Apſt.) v. J. Ribera, geſt. v. P. Mariette und v. Edlmanns. — v. G. Reni, geſt. v. C. Ceſio. — v. Raphael, geſt. v. M. A. Raymondi. — v. N. Pouſſin, geſt. v. J. Couvay. — v. P. Veroneſe, geſt. v. C. David.

Baſilius. v. Dominichino, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. P. P. Rubens, geſt. v. Preißler. — v. Ph. Champagne, geſt. v. G. Edelink. — v. le Moine, geſt. v. C. N. Cochin.

Bavon. v. P. P. Rubens, geſt. v. F. Pilſen. — v. M. de Vos, geſt. v. R. Sadeler. —

Beat. v. M. de Vos, geſt. v. J. Sadeler. — v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Maureri Helvet. Sancta).

Beatrix. v. J. Callot erſ. u. geſt.

Benedikt. v. L. Caracci, geſt. v. L. Scaramuccia und v. Cantarini. — v. C. Cignani, geſt. v. Jak. Frey. — v. Guido R., geſt. v. N. Borbone. — v. A. Tiarini, geſt. v. J. M. Giovannini. — v. Ph. Champagne, geſt. v. N. Bazin. — v. Bernardin Paſſeri 50. Bl. in Vita et Miracula S. Patris Benedicti etc. Romæ. 1578. fol. — Von Joh. Pet. Ligario iſt ein treffliches Gemälde in der Kirche der Nonnen zu Sondrio.

Benno. v. R. Mayer erſ. u. geſt. (Helvet. Sancta).

Bernhard. v. C. Maratti, geſt. v. J. Frey. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. J. Vanni, geſt. v. F. Villamena. — v. C. le Brün, geſt. v. Rouſſelet. — v. verſchiedenen Stechern ſind 56 Bl. in Vita et Miracula D. Bernardi etc. Romæ. 1587. fol.

Bernhardin. v. J. Vanni, geſt. v. J. Sadeler.

Bibiena. v. P. Beretino, geſt. v. R. Audenärt.

Blaſius. v. C. Crayer, geſt. v. J. Pilſen. — v. C. Maratti, geſt. v. R. Audenärt. — v. M. de Vos, geſt. v. J. Sadeler.

Bonaventura. v. A. Vandyk, geſt. v. Wyngärde. — v. F. Albani, geſt. v. J. Benedetti.

Bonifaz. v. M. Kager, geſt. v. Sadeler (Raderi Bav. St.). — v. F. Blömärt erſ. u. geſt. — v. J. Callot erſ. u. geſt.

Brigitta. v. B. Luti, geſt. v. B. Farjat. — v. B. Picart erſ. u. geſt. — v. M. de la Haye erſ. u. geſt.

Bruno. v. F. Albani, geſt. v. J. Benedetti. — v. J. Jouvenet, geſt. v. P. Drevet. — v. Ph. Champagne, geſt. v. N. Bazin. — v. P. J. Mola, geſt. v. G. Rouſſelet.

Cäcilia. v. Johann v. Bologna, von ihm ſ. erſ. u. geſt. — v. Paul Veroneſe, geſt. v. R. Schiamineſe. — v. A. Coppel, geſt. v. G. Duchange. — v. G. Seghers, geſt. v. N. Lauwerts. — v. A. Tempeſta, geſt. v. P. d. Jode. — v. B. Weſt, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. F. Benkowitzk, geſt. v.-Schmutzer.

Cajetan. v. F. Romanelli, geſt. v. Cl. Randon. — v. J. Balleſtra, geſt. v. Bartolozzi. — v. J. Amigoni, geſt. v. J. Wagner.

Calaſanz (Joſ. v.) v. J. G. Baumgärtner, geſt. v. Thelot und J. G. Rugandas. — v. B. Eichler, geſt. v. B. Hübner. — v. J. F. v. Hohenberg, geſt. v. C. Schütz.

Calixt. v. F. Sigriſt, geſt. v. G. D. Heumann.

Capiſtran. v. Joh. v. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.) — v. A. Tempeſta erf. u. geſt. (1623).

Carl Boromä. v. Guercino, geſt. v. J. B. Carlelano und J. B. Pasquelino. — v. P. Beretino, geſt. v. P. Drevet und v. G. Edelink. — v. A. Caracci, geſt. v. S. Bartholi. — v. J. M. Creſpi, geſt. v. L. Mattioli. — v. P. Mignard, geſt. v. J. Audran u. J. Poilly. — v. G. Seghers, geſt. v. S. Bolswärt. — v. B. Lamperti, geſt. v. N. Dorigni.

Caſſian. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler.

Chriſtina. v. J. F. Guercino, geſt. v. R. Read. — v. J. Blanchard, geſt. v. J. Drevet. — v. Bramer, geſt. v. Matham. — v. D. M. Canuti, geſt. v. D. Bonavere.

Chriſtoph. v. A. Dürer, geſt. v. ihm ſ. (1521). — v. Baſſano, geſt. v. G. Sadeler. — v. G. Reni, geſt. v. ihm ſelbſt. — v. J. Robuſti, geſt. v. D. Louiſa. — v. P. P. Rubens, geſt. v. R. Eynhouedts und von Tienen. — von Dominichino, geſt. v. H. Borziani. — v. Titian, geſt. v. G. Camerata, Zuchi und Andern.

Cirillus. v. Dominichino, geſt. v. Bartolozzi.

Clara. v. A. Caracci, geſt. v. Guido Reni. — v. H. Caracci, geſt. v. J. L. Roullet. — v. J. B. Gault, geſt. v. P. Parrocel und L. Desplaces. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt.

Clemens (Pabſt) v. C. Mayer, J. Callot und v. G. Baumgärtner.

Columban. v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Maureri Helvet. St.)

Conrad (Biſchof). v. J. Aſper, geſt. v. B. Mayer (Maureri Helvet. St., — v. Kager, geſt. v. R. Sadeler. — v. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Conſtantin. v. T. van Tulden, geſt. v. R. Preſyn. — v. Piraneſe erſ. u. geſt.

Corbinian. v. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.) — v. C. Mayer erſ. u. geſt.

Cosmas und Damian. v. Salv. Roſa, geſt. v. P. Simon.

Cyprian (Martyrer). v. Ph. Champagne, geſt. v. F. Poilly.

Denis (Aréop.) v. N. Ninet, geſt. v. A. Boße.

Dominicus. v. P. Veroneſe, geſt. v. J. Wagner. — v. S. Ricci, geſt. v. J. Wagner. — v. B. Spada, geſt. v. J. Wagner und J. M. Mettelli. — v. A. Tiarini, geſt. v. Trabelleſi. — v. J. B. Tiepolo, geſt. v. J. D. Tiepolo.

Dorothea. v. A. van Dyk, geſt. v. C. Galle. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt und v. Galle.

Eberhardt (Biſchof) v. M. Kager, geſt. v. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Eligius. v. Bartolozzi.

Eliſabeth (v. Ungarn). v. R. Mayer (in Raderi Helvet. St.) — v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.

Emeran. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Erasmus. v. N. Pouſſin, geſt. v. J. Couvay und J. M. Mettelli. — v. Dominichino, geſt. v. C. Blömärt.

Erhard. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Euphroſine (Martyr.) v. J. Amigoni, geſt. v. J. Wagner.

Euſtachia (Martyr.) v. E. Sirani, geſt. v. ihn ſelbſt. — v. S. Vouet, geſt. v. N. Derigny.

Felicitas (Martyr.) v. Raphael, geſt. v. M. A. Raymondi.

Felix (Mart.) v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Maureri Helvet. St.

Fidelis v. Sigmar.) v. S. Conca, geſt. v. P. Pilaja.

Franz von Aßis. Von 151 in Kupfer geſt. Vorſtellungen mögen hier folgende genannt werden: v. F. Baroccio, geſt. v. ihm ſelbſt und auch

v. Bolswärt. — v. P. Veroneſe, geſt. v. Louiſa. — v. A. Merigi (Caravaggio , geſt. v. P. Soutmann. — v. Guercino, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. Guercino, geſt. v. R. Morghen. — v. Guido R., geſt. v. G. Rouſſelet und F. Bartolozzi. — v. J. Ribera, geſt. v. M. Pitteri. — v. P. P. Rubens, geſt. v. L. Vorſtermann. — v. Titian, geſt. v. Buonaſone. — v. Van Dyk, geſt. v. Gautier Dagoty. — v. Dominichino, geſt. v. Hainzelmann. — v. Phil. Champagne, geſt. v. M. Bazin. — v. Coypel, geſt. v. J. G. Thelot. Sodann 10 gute Blätter v. Ph. Galle in dem Werke: Imagines sanctorum Francisci et qui ex tribus ejus ordinibus relati sunt inter divos cum elogiis, a F. H. Sedulio Antw. 1602.

Franz Borgia. v. Poilly u. v. Bolswärt. — v. A. Balleſtra, geſt. v. T. Bartolozzi.

Franz v. Paula. v. P. Beretino, geſt. v. J. M. Ardell. — v. B. E. Murillo, geſt. v. M. Ardell. — v. B. Lamberti, geſt. v. J. Frey. — v. P. P. Rubens, geſt. v. l'Asne. — v. Fr. Albani, geſt. v. J. Benedetti. — v. Fr. M. Francia erſ. u. geſt. — v. C. Maratti, geſt. v. Th. Kröger.

Franz Regis. v. C. Rusconi, geſt. v. N. Guttiere.

Franz v. Sales. v. J. Amigoni, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. C. Maratti, geſt. v. L. Viſcher. — v. G. Edelink erſ. u. geſt.

Franz Xaver. v. G. Reni, geſt. v. B. Picart. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt und v. Jgn. Marinus. — v. N. Pouſſin, geſt. v. E. Gantrel und P. Drevet. — v. P. Mignard, geſt. v. F. Poilly. — v. J. B. Gauli, geſt. v. B. Farjat. — v. F. Spierre erſ. u. geſt. — v. Ciro Ferri, geſt. v. F. Louvemont. — v. F. Vanni, geſt. v. Vallet.

Franziska (Romana). v. Dominichino, geſt. v. C. Gregori. — v. F. Albani, geſt. v. einem Ungen. — v. A. Tiarini, geſt. v. B. Crivellari. — v. N. Pouſſin, geſt. v. G. Audrau.

Friedrich (Mart.) v. F. Blömärt, geſt. v. Callot.

Fridolin. v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Maureri Helvet. Sc.)

Fulbert. v. J. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Fulgentius. v. M. de Vos, geſt. v. J. Sadeler.

Gallus (ſein Beizeichen iſt ein Bär). v. M. de Vos, geſt. v. R. Sadeler. — v. P. Willieret, geſt. v. W. Kilian. — v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Helvet. St.)

Gebhard (v. Conſtanz). v. J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Helvet. St.) — v. J. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Gebhard (Victor III., Pabſt). v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Genoſeva. v. H. Caracci, geſt. v. B. Audran und Chereau. — v. C. Le Brün, geſt. v. L. Audran. — v. S. Bourdon, geſt. v. Rouſſelet. — v. C. Vanloo, geſt. v. Balechou und St. Paul. — v. d. la Hire, geſt. v. Rouſſelet.

Georg. v. Albr. Dürer. (1508). — v. H. Aldegrever erf. und geſt. (1511) — v. Altdorfer erf. u. geſt. — v. Corregio, geſt. v. N. de Beauvais. — v. L. Caracci, geſt. v. Trabelleſi. — v. Luk. v. Leyden erf. u. geſt. — v. Jul. Romano, geſt. v. J. Buonaſone. — v. Tintoretto, geſt. v. D. Louiſa. — v. P. Rotari, geſt. v. J. Camerata u. D. Valeſio. — v. P. P. Rubens, geſt. v. G. Paneels. — v. Raphael, geſt. v. L. Vorſtermann. — v. Paul Veroneſe, geſt. v. L. Brebiette.

Gereon. (Das ſchöne Bild von Meiſter Wilhelm auf einem Flügel des berühmten Gemäldes im Dome zu Köln).

Gerold. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Gervaſius und Protaſius. v. Le Sueur, geſt. v. G. Audran und Desplaces, Gantrel und Picart. — v. J. Broße, geſt. v. J. Marot.

Gonzaga (Ludwig v.) v. J. B. Cignaroli, geſt. v. J. Wagner. — v. J. B. Cipriani, geſt. v. A. Gregori. — v. A. Balleſtra, geſt. v. G. G. Winkler. — v. G. Seghers, geſt. v. Volkwärt. — v. J. Amigoni, geſt. v. J. Wagner.

Gotthardt (Biſchof). v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Gregor, der Groſſe (ſein Beizeichen iſt eine Taube). v. H. Caracci, geſt. v. J. Frey. -- v. Dominichino, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. M. Anton Raymondi. — v. Peter Paul Rubens, geſt. v. J. M. Preißler. -- v. Ph. Champagne, geſt. v. G. Edelink und F. Andriot. -- v. Dojen, geſt. v. Ph. Perigeau. -- v. C. Vanloo, geſt. v. Dupuis und v. Romanet. (Diderot in den Essais sur la Peinture gibt eine umſtändliche ſehr vortheilhafte Beſchreibung der ſieben von Vanloo gemalten Skizzen, die in der Invalidenkirche zu Paris in Fresco ausgeführt werden ſollten, deren Ausführung aber dem Dojen nach eigenen Ideen übertragen wurde).

Hartmann. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Hedwig. v. G. Rucholle, geſt. v. de la Haye. — v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.) — Ein berühmtes Altarbild in der St. Bernardinskirche zu Breslau ſtellt in 32 Feldern Scenen ihrer Legende dar. Das Bild iſt aus dem 15ten Jahrhunderte. Der Meiſter iſt unbekannt (Fiorillo Geſchichte der z. K. in Deutſchland I. 153. fg.)

Helena. (Kreuz-Erfindung) v. J. Bellini, geſt. v. Zuchi. — v. P. Veroneſe, geſt. v. L. Vorſtermann. -- v. Tintoretto, geſt. v. J. M. Metelli. -- v. B. Pinturichio, geſt. v. N. Le Sueur. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt.

Hermann. v. J. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Herminia. v. P. Veroneſe, geſt. v. L. Lorenzi. -- v. J. B. Caſtiglione, v. Th. Kreuzer.

Hieronymus. (Unter den mehr als 200 in Kupfer geſtochenen Bildern erwähnen wir auſſer den S. 406 fg. angeführten noch der folgenden: v. Buonarotti, geſt. v. Ch. Alberti, Prenner, Viſcher. -- v. Paul Veroneſe, geſt. v. B. Le Febre. -- v. G. Reni, geſt. v. J. Couvay und B. Picart. -- v. Han. Caracci, geſt. v. B. u. G. Audran. -- v. Aug. Caracci, geſt. v. J. Frey, L. Galle und J. Traballeſi. — v. Titian, geſt. v. C. Carl Le Fevre und v. J. Bonnaſone. -- v. Jak. Valliant, geſt. v. Walleran Valliant.

Hilarius. v. G. Eichler, geſt. v. G. A. Wolfgang. -- v. A. Balleſtra, geſt. v. Heilbrouck.

Hildegard. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Raderi Bav. St.)

Hiltrudis. v. Otto van Veen, geſt. v. Th. Galle. — v. P. P. Rubens, geſt. v. Th. Galle.

Hubertus, Biſchof. v. Albrecht Dúrer erf. u. geſt. — v. J. Mutlan, geſt. v. C. Cort. -- v. P. P. Rubens, geſt. v. M. van den Enden.

Hyazintus. (M.) v. L. Caracci, geſt. v. J. Sadeler. — v. Jul. Romano, geſt. v. M. A. Raymondi. — v. C. Le Brún, geſt. v. G. Rouſſelet.

Januarius. v. J. Spagnoletto (Ribera) erf. u. geſt.

Ignaz (Biſchof v. Antiochien). Nirgens ſind' ich Gemälde aus ſeinem herrlichen Leben oder von ſeinem Martyrertod angezeigt, obſchon ſie der Darſtellung vorzüglich würdig wären; z. B. die Scene, wo er freudig und Gott preiſend, die Hände nach den Ketten ausſtreckt, und dann wie er wegen ſeinem Glauben im Begriff iſt den wilden Thieren im Amphitheater vorgeworfen zu werden, und den Vielen abwehrt, die ihn befreien und vom Tod retten möchten).

Ignaz v. Lojola. v. P. P. Rubens, geſt. v. J. Audran, S. Bolswärt und L. Vorſtermann. — v. Titian, geſt. v. J. Faber. — v. P. Johann v. Kruz. -- v. Mignard, geſt. v. E. Gantrel.

Ildephous, Erzbiſchof. v. P. P. Rubens, geſt. v. C. H. Watelet und v. H. Withoue.

Johann Chriſoſtomus (das Beizeichen iſt ein Bienenkorb). v. P. P. Rubens, geſt. v. J. Pont u. v. J. M. Preißler. -- v. M. Corneilie, geſt. v. B. Audran.

Johann v. Nepomuk. v. J. M. Creſpi, geſt. v. L. Mattieli. -- v. Riviera, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. A. Maſucci, geſt. v. J. B. Sintes. 31 Blätter in Vita Joh. Nepom. Augustæ Vind. 1725. v. Joh. Andreas Pfeffel.

Joſeph, der Nährvater Chriſti. v. H. Caracci, geſt. v. E. Blömärt. — v. J. M. Creſpi, geſt. v. Teucher. — v. M. A. Franceschini, geſt. v. C. Mattio. — v. C. Maratti, geſt. v. N. Dorigny und J. Frey. — v. P. Mignard, geſt. v. J. Chereau. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. J. Blanchard, geſt. v. A. Garnier. — v. L. D. Boulogne, geſt. v. J. Lobeck. — v. A. Tiarini, geſt. v. J. Trabelleſi. — v. D. Velasquez, geſt. v. Bannermann. — v. Quercino, geſt. v. F. Bartolozzi. — v. Ph. Champagne, geſt. v. P. Boukard.

Julian (M.) gem. v. C. Allori, geſt. v. Le Villain. (Galer. v. Florenz)

Juſtina (M.) v. Luk. Giordano, geſt. v. D. Bartolozzi. — v.

Juſtinus (M.) v. demſelben.

Paul Veron., geſt. v. H. Caracci und v. Patina.

Juſtus (M.) v. P. P. Rubens, geſt. v. H. Withouc.

Katharina, (ihr Beizeichen iſt ein Rad), v. Correggio, geſt. v. E. Picart, C. Cort und Hamilton. — v. A. Carracci, geſt. v. B. Farjat. — v. Guercino, geſt. v. J. B. Pasqualino. — v. P. Berretino, geſt. v. Desmarteaux. — v. S. Bourdon, geſt. v. M. Natalis. — v. Paul Veroneſe, geſt. v. A. Carracci. — v. Bern. Campi, geſt. v. B. Torbido. — v. C. Cignani, geſt. v. N. Dorigny. — v. D. Feti, geſt. v. P. Liſibetten. — v. van Dyk, geſt. v. Mariette. — Von den verſchiedenen heiligen Katharinen ſah ich ein Verzeichniß von 140 verſchiedenen Darſtellungen in Kupfer geſtochen, worunter viele, wie das Kind Jeſu ihr den Bräutring reicht. Unter dieſen mögen nebſt den ſchon erwähnten Bildern beſondere Beachtung verdienen: v. F. Mazzuoli, geſt. v. J. Buonaſone, Kirkal und Hamilton. — v. P. Mignard, geſt. v. J. Poilly und J. C. Roullet. — v. Jul. Rom., geſt. v. A. Ghiſi. — v. H. Cock, geſt. v. M. A. Raymondi. — v. B. Della Porta, geſt. v. O. Mongalli. — v. M. Preti, geſt. v. J. Trabelleſi. — v. C. Proccaccino, geſt. v. V. Green. — v. Guido R., geſt. N. Bazin. — v. Tintoretto, g. v. D. Dominichino. — v. P. P. Rubens, geſt. v. B. u. S. Bolswärt u. C. Galle, auch v. Vorſtermann. -- v. Raphael, geſt. v. A. Duflos, A. Lafrery, C. Blömärt und L. Surugue. -- v. A. Turchi, geſt. v. G. Scotin. -- v. Corregio, geſt. v. T. G. Aquila. -- v. Romanelli, geſt. v. Baillé. -- v. Palma d. ält., geſt. v. G. Bartſch. -- v. F. Vanni, geſt. v. G. v. Veen. -- v. Dominichino, geſt. v. C. Rovers. -- v. Adrian Blömärt (1661) erf. u. geſt.

Kunigunda, Kaiſ. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Ladislaus, Kön. v. J. G. Baumgärtner, geſt. v. J. G. Thelot.

Lambert, Biſchof. v. J. Baumgärtner, geſt. v. S. Röſch. -- v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Laurenzius (M.) v. P. P. Rubens, geſt. v. J. Meyſſens.

Leonard, ein neues Altargemälde in der Leonardskirche zu Frankfurt am Main, v. Stieler.

Leopold, v. C. Aigen, geſt. v. G. A. Müller. — v. Roſa, geſt. v. J. B. Riberger.

Ludwig, König. v. N. Monſiau, geſt. v. J. La Croix. -- v. Balth. Franceschini, geſt. v. B. Credi. — C. v. Le Brün, geſt. v. Edelink. -- v. L. de Boulogne, geſt. v. J. B. Poilly.

Ludwig von Gonzaga. v. Balleſtra, geſt. v. G. Wagner und F. Bartolozzi.

Magnus, Abt. v. P. Willeret, geſt. v. W. Kilian. — v. J. Aſper, geſt. v. R. Meyer (Helv. St.)

Marcus, Evang. Seine Marter v. Tintoretto, geſt. v. J. Bapt. Jackſon.

Margaretha. v. P. Beretino, geſt. v. Roſſi. -- v. H. Caracci, geſt. v. C. Blömärt. -- v. D. Feti, geſt. v. J. Boel. -- v. Parmeſano, geſt. v. G. Trabelleſi. — v. Jul. Rom, geſt. v. L. Vorſtermann und Ph. Thomaſſin. -- v. N. Pouſſin, geſt. v. J. Chauveau und Ph. Vignon. — v. Guercino, geſt. v. A. Cunego. -- v. P. P. Rubens, geſt. v. J. Punt und S. Bolswärt. -- v. Titian, geſt. v. Luk. Bertelli.

Martin, Biſchof. v. C. Le Brün, geſt. v. G. Rouſſelet. — v. Ciro Ferri, geſt. v. F. Spierre. — v. B. Franceschini, geſt. v. J. Trabelleſi. — v. J. Jordäns, geſt. v. P. d. Jode. — v. Baſſano, geſt. v. Menerola. — v. P. P. Rubens, v. C. Galle, G. Walker, und Th. Chambars.

Martina. v. P. Beretino, geſt. v. Blömärt und F. Spierre. — v. Fr. Francia, geſt. v. M. A. Raymondi.

Mauritius, M. v. L. Giordano, geſt. v. F. Baſan. — v. M. Günther, geſt. v. E. Eichel.

Maurus, Abt. v. F. Solimena, geſt. v. M. Speer. — v. L. Mazard, geſt. v. J. Giovannini.

Maximilian. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Meinrad. v. A. Beutter, geſt. v. Kilian. — v. J. Aſper, geſt. v. Meyer (Helv. St.) — v. Ciro Ferri, geſt. v. C. de la Haye. — v. C. Maratti, geſt. v. Audenärt, J. Frey und F. Poilly. — v. J. Stella, geſt. v. C. Sas.

Nikolaus, Biſchof (ſein Beizeichen eine Kirche). v. Paul Veroneſe, geſt. v. P. Liſibetten. — v. Titian, geſt. v. A. Andreani und J. Wagner. — v. H. Brandi, geſt. v. Caylus. — v. Schout, geſt. v. H. Withouc. — v. Marie Ellenrieder, im Umriß von ihr ſelbſt.

Nikolaus (v. Tolentino). v. C. L. Vignon, geſt. v. J. David.

Norbert. v. A. Dieppenbeck, geſt. v. W. Hollar. — v. H. van Balen, geſt. v. Galle. — v. Ph. Bracci, geſt. v. P. L. Bombelli.

Oliva, M. v. H. Caracci, geſt. F. Andriot.

Onuphrius. v. J. M. Franzla erf. u. geſt. — v. Le Gagliardi (Galer. Guerini). — v. H. Mutian, geſt. v. C. Cort.

Oswald. v. A. Balleſtra, geſt. v. A. Luciani.

Othmar. v. P. Willieret, geſt. v. W. Kilian. — v. J. Aſper, geſt. v. K. Mayer (Helvet. St.)

Paul, der Einſiedler. v. P. Potter, geſt. v. P. Nolpe.

Philippus, Neri. v. Seb. Conca, geſt. v. Jak. Frey. — v. Andreas del Sarto ſind Scenen ſeines Lebens dargeſtellt in St.

Nunziata zu Florenz. S. die Sammlung von Blättern nach Andr. del Sarto. -- v. Guercino, geſt. v. P. Ghezzi und A. Weſterhout. — v. Peter Beretino, geſt. v. D. Picchianti und P. Aquila. — v. Ciro Ferri, geſt. v. C. de la Haye. — v. C. Maratti, geſt. v. R. Audenärt, J. Frey und F. Poilly. — v. J. Stella, geſt. v. C. Sas.

Pirmin. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Placida, M. v. Correggio, geſt. v. J. B. Vanni. — v. F. Solimena, geſt. v. M. Spierre.

Polykarp. Von dieſem ganz herrlichen Biſchof und Martyrer, der noch den erſten apoſtoliſchen Zeiten angehört, finde ich kein gutes Bild angezeigt, obgleich ſeine Martyrergeſchichte höchſt rührend und maleriſch iſt; wie er z. B. ins Amphitheater eintritt, um den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, wie er allen Lockungen zum Abfall ſtandhaft widerſteht; oder wie er, auf dem Scheiterhaufen, zu deſſen Bereitung das Volk ſich ſehr geſchäftig zeigt, gebunden ſteht, vertrauend zu Gott für ſeine Seele betend; wie eben das Feuer, gleich einem vom Wind geſchwellten Segel ſeinen Leib umgibt, ohne ihn zu berühren, weshalb ein Henker den Befehl erhält, ihm einen Dolch durch die Bruſt zu ſtoſſen *)

Prisca, M. v. L. Cardi, geſt. v. C. Galle. — v. J. Baglioni, geſt. v. P. A. Robert und N. le Sueur.

Rochus (das Beizeichen iſt ein Hund). v. A. Caracci, geſt. v. Romanet. — v. Parmeſano, geſt. v. Buonaſone u. F. Brizzia. — v. Quellinus, geſt. v. J. Neefs. — v. C. Procaccino, geſt. v. J. Camerata. — v. Dominichino, geſt. v. G. D. Herz. — v. Tintoretto, geſt. v. A. Zucchi. — v. Laireſſe, geſt. v. J. Glauber.

Roſa. v. E. Quellinus, geſt. v. S. A. Bolswärt. — v. P. Berretino, geſt. v. G. Edelink.

---

*) Sendſchreiben der Gemeinde zu Smyrna über den Martyrertod des Polikarp.

Roſalie. v. N. Procaccino in der Brera zu Mailand (ein treffliches Bild).

Rupert, Erzb. v. C. C. Melan, geſt. v. C. Moreau. — v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Scolaſtica. v. P. Mignard, geſt. v. N. Bazin. — v. G. Reſtout, geſt. v. J. Audran.

Silveſter, Pabſt. v. L. Bonnacorſi, geſt. v. J. Buonaſone.

Simpert, M. v. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Sixtus, Pabſt. S. die Madonna v. Sixtus benannt, v. Raphael.

Stanislaus, Koska. v. J. B. Cignaroli, geſt. v. J. Wagner. — v. C. Maratti, geſt. v. N. Dorigny. — v. G. Seghers, geſt. v. S. Bolswärt. — v. A. Balleſtra, geſt. v. F. Bartolozzi.

Sulpzius, Erzb. v. Ph. Champagne, geſt. v. N. Pithau.

Thereſia. v. Raphael, geſt. v. M. Anton und v. Maſſard. — Eine andere von Raphael, geſt. v. Desnoyers. — v. F. Albani, geſt. v. J. Benedetti. — v. P. Mignard, geſt. v. N. Pithau. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. C. van Dyk, geſt. v. P. van Schuppen. — v. Ciro Ferri, geſt. v. J. Blondeau. — v. D. M. Carat, geſt. v. D. Bonavere. — v. J. B. Corneille, geſt. v. ihm ſelbſt und B. Audran. — v. C. le Brün, geſt. v. G. Rouſſelet und Filloeuil. — v. Guercino, geſt. v. E. Rouſſelet. — v. P. Beretino, geſt. v. einem Ungen. (45 Bl.) — v. J. B. Santerre, geſt. v. Polaenik. — v. Doſſo Doſſi, geſt. v. P. A. Kilian. — v. Noel Nik. Coypel, geſt. v. ihm ſelbſt.

Thomas, v. Aquin. O. van Veen, geſt. v. G. van Veen. (32 Bl.) — v. H. Calandrucci, geſt. v. B. Thibout. — v. A. Diebenbeck, geſt. v. C. Galle. — v. A. Ubeleschi, geſt. v. J. Mariette.

Veronica. v. A. Blömärt, geſt. v. J. Mattham. — v. Alb. Dürer, geſt. v. M. A. Raymondi. — v. H. Mutian, geſt. v. Beatricetto. — v. J. Blanchard, geſt. v. P. Schenk. — v. C. Fancelli, geſt. v. A. Weſterhout. — v. N. Loir, geſt.

v. J. Boulanger. — v. S. Vouet, geſt. v. C. David. — v. F. Machi, geſt. v. J. J. Frezza.

Vincencius, Fererius. v. J. M. Crespi, geſt. v. L. Mattioli. — v. L. Maratti, geſt. v. A. Proccacino. — v. Rotari, geſt. v. D. Valeſius. — v. Amigoni, geſt. v. J. Wagner, Joh. von Kreuz; von le Baldino, geſt. v. A. Clouet.

Vincenz v. Paula. v. S. Francois, geſt. v. G. Edelink und N. Pithau. — v. Guillemard, geſt. v. Scotin.

Vitalis, Erzb. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Ulrich, Biſchof. Desgleichen.

Urſula. v. J. Palma, geſt. v. J. Trojen. — v. P. P. Rubens, geſt. v. S. Bolswärt. — v. P. de Witte, geſt. v. J. Sadeler. — v. Th. van Tulden, geſt. v. P. Balliu. — v. L. Paſinelli, geſt. v. A. Lorenzini.

Walburgis. v. M. Kager, geſt. v. R. Sadeler (Bav. St.)

Wicterpus, Biſchof von Augsburg. v. G. Umbach, geſt. v. B. Kilian.

Wilhelm. v. Guercino, geſt. v. M. Desbois, J. M. Metelli und J. Trabelleſi. — v. Solimena, geſt. v. J. Magliar. — v. Salv. Roſa erf. und radirt.

Willibald, Biſchof. v. M. Kager, geſt. v. Sadeler (Bav. St.)

Witgar, Biſchof von Augsburg. v. Leidenhofer in des Corb. Klamm Hierarchia Augustana. 1709. p. 116.

Wolfgang, Biſchof. Desgleichen und von J. Aſper, geſt. v. R. Mayer (Helvet. St.)

Dieſes Verzeichniß, das einzig zur Abſicht hat, in künftigen Künſtlern durch Hinlenkung ihrer Achtſamkeit auf frühere Leiſtungen der Kunſt Ideen zu wecken, könnte ſehr leicht mit Legionen von Namen vergröſſert werden. Allein das Intereſſe der Kunſt und auch der Religion würde wohl eher noch eine Beſchränkung des obigen Verzeichniſſes verlangen. Denn in den Kreis der Heiligenbilder haben Ungeſchmak, Albernheit, Aberglaube und fromme Einfalt gar Vieles eingeſchwärzt, das zu den erbärmlichſten Mißgeburten der Kunſt gezählt werden muß. Auch an vielen der hier angezeigten Bilder findet eine geſunde, geläuterte Kritik Mancherlei zu tadeln. Eine genaue Beurtheilung dieſer Bilder würde ein weitläufiges Buch erfodern, das für wenige Leſer anziehend ſeyn könnte, und die darauf verwandte Mühe wenig lohnen würde. — Von Sammlungen der Heiligenbilder erwähnen wir hier auſſer Maurers Helvetia Sacra, wovon die Bilder von Rudolph Mayer (angeblich, aber nicht wahrſcheinlich nach Hans Aſper geſtochen ſind) und Raders Bavaria Sacra (beide Werke ſind oben mehrmal angeführt worden), folgende: Im Martyrologium Sanctar. Virginum a Laur. Beyerlyn. Masti. 24 anmuthige Blätter von Adrian Collärt; in J. B. de Cavaleriis Ecclesiæ militantis triumphi. Romae 1585, 32 Bl., Martertkumsſcenen darſtellend; ferner Martini de Vos Oraculum Anachoreticum (mit 26 Kupfern, geſt. v. J. Sadeler). Venetiis, und deſſelben Solitudo, sive vitæ patrum Eremitarum (mit 30 Kupfern v. Raphael und Joh. Sadeler). In dieſen beiden Sammlungen iſt das Landſchaftliche das Beſte. Die Bilder von G. Schouten zu dem Werke: Les Vies des S. Pères des deserts etc. Anvers et Amsterd. 1714. IV. B. (meiſt in Erfindung und Ausführung gleich mittelmäßig); von A. Tempeſta, 72 Blätter; die Kupfer zum römiſchen Kalender, von C. Meyer, 78 Blätter, und von Seb. Le Clerc, 365 Blätter; Joh. van Eyk's Bilder, geſt. v. C. van Noorde; — v. P. Soutmann, geſt. v. C. Viſcher, 19 Blätter; — die Blätter von J. Stradan, auch geſt. v. J. Grandhomme; von C. Blömärt, 12 Blätter; — v. H. Burgmaier, 14 Blätter; — v. J. G. Baumgärtner, 16 Blätter. — Beſonders zeichnen ſich aber viele Blätter von Jak. Callot *) aus (Les Images de tous les Saints et

---

*) Indeſſen hat dieſer geiſtreiche Schnellarbeiter Callot vorzüglich, gleich dem Peter Vecchia (Muttoni) in die heil. Darſtellungen lächerliche Karikaturen gemengt. (Lanzi fr. Ausg. III. 272). Seine Figuren haben oft etwas Zerſetztes, ja langbeinigen Inſekten oder verkleideten Affen Aehnliches, und ſeine frazzenhaften Zeichnungen dienten zur Beluſtigung. (Von Quandt Geſch. der Kupferſtecherkunſt. S. 93).

Saintes de l'année p. Isr. Henriet. Paris. 1636, mit 490 Kupfern), die zum Theil in Roſt, Huber und Martini's Handb. über die Kupferſtecher (Zürich. 1804), B. VII. S. 78 ꝛc., am vollſtändigſten aber in Heinecke's III. Thl. ſ. Dictionaire des Artistes aufgezählt ſind. Endlich enthält Etienne Binet Abregée de la vie des principaux fondateurs des Religions de l'Eglise. Anvers 1634, in 4., 38 gute Kupferſtiche von Cornel. Galle.

Was die Glorien oder Lichtſcheine (Aureoles), womit die Häupter der Heiligen von den Künſtlern umgeben werden, betrifft; ſo ſind ſie Zeichen der Unſterblichkeit, Stralenkränze, die nie verwelken. Auch die Häupter der erſten chriſtlichen Könige und ihrer Gemahlinnen wurden von den Künſtlern mit einem Schein umgeben; eine Nachahmung der Apotheoſe der römiſchen Kaiſer (Vergl. Le Noir Hist. des Arts en France, p. 54) Aber noch im vierten Jahrhundert erſcheinen die Bilder Chriſti, der Apoſtel, der Heiligen ohne Lichtſchein. (S. Agincourt, dann Gori Thesaurus Diptic. I. 31. P. Aringhi Roma subterranea und Münter's Sinnbilder der erſten Chriſten, I. Heft).

G.

Alphabetiſches Verzeichniß der meiſten in dieſem Werke genannten Maler chriſtlicher Bilder mit Angabe des Jahres ihrer Geburt und ihres Todes.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Meiſter ſind Stifter grösſerer Schulen).

	Geboren.	Geſtorben.
Aachen, Johann von	1556.	1600.
Abbate, Nicolo dell, S. auch Nicolo	1512.	1570.
Abeſch, Anna Barbara, aus dem Canton Luzern	....	1750.
Albani, Franz, Schüler des Calvart und der Caracci	1578.	1660.
Albertinelli, Mariotto, aus der Schule des Fra Bartholomeo	1467.	1512.
Allori, Alexander, genannt Bronzino, Schüler des Angiolo Bronzino	1535.	1607.
—— Chriſtophero, ſein Sohn und Schüler	1577.	1621.
Allegri, S. Correggio.		
Amato, Johann Anton d', Schüler des Silveſter Boni	1475.	1555.
Amigoni, Jakob, lernte zu Venedig	1676.	1758.
Andrea, del Sarto, S. Vannuchi	1...	1530.
Appiani, * Nikolaus Ritter v.	....	1816.
Arpino, Johann Cäſar Cav. d'	1560.	1640.
Avellino, Giulio, genannt der Meſſiner	1644.	1700.
Baglione, Giov., Schüler v. Franz Morelli	1573.	1642.
Bagnacavallo, S. Ramenghi.		
Baldung, Hans, vielleicht Schüler von Martin Schön?	....	1552.
Balen, Heinrich van, Schüler des Adam v. Oort	1560.	1632.

	Geboren.	Geſtorben.
Baleſtra, Anton, Schüler des Maratti	1660.	1740.
Barbarelli, S. Giorgione.		
Barbieri, S. Guercino.		
Barrocio, Friedrich	1528.	1612.
Bartolomeo,* Baccio della Porta, gen. Fra, Schüler des Bened. da Majano und der Werke des Leonardo	1469.	1517.
Baſaiti, Mark, auch Baſarini genannt	14..	15..
Baſſano, Jak. da Ponte genannt	1510.	1592.
Battoni, Pompejo, Schüler des Imperiale	1708.	1787.
Beccafumi, Dominik, Schüler des Perugino	1484.	1549.
Bellini, Johann,* Titians Lehrer	22. 1424.	12. 1514.
Bellini, Jakob (der Vater), Schüler des Gentile da Fabriano	....	1470.
Bellini, Philipp von Urbino	....	16..
Bellucci, Anton, Schüler des Dom. Daſinico	1654.	1726.
Bembo, Benifaz, Schüler von Palma dem ältern	....	.153.
—— Giovanni	1684.	1764.
Benefiali, Marco, Schüler des Bonav. Lamberti	....	....
Benozzo, S. Gozzoli.		
Beretino,* Peter, genannt von Cortona	1596.	1669.
Berretoni, Nik., Schüler des Sim. Cantarini und Carl Maratti	1637.	1682.
Beruguete, Alonſo	....	1561.
Bevilaqua, Ambros	....	14..
Biagio, S. Pupini.		
Bigio, Franz, Schüler des Andreas del Sarto	1483.	1524.
Bilivert, Joh., Florentiner, blühte um 1640	....	....
Blanchard, Jakob	1600.	1638.
Blömärt, Abraham	1564.	1667.
Boccacio, Boccacino, Schüler des P. Perugino	1482.	1540.

	Geboren.	Geſtorben.
Boccacino, Camillo, Schüler ſeines Vaters	1510.	1546.
Bock, Tobias	1600.	1650.
Bol, Ferdin., Schüler des Rembrandt	160..	1681.
Bologneſe, Dominik	....	. 155.
Boni, Silveſter, Schüler von Franzeschini und Cignani	1687.	1766.
Bonifacio, v. Verona	1491.	1553.
Bonvicino, Alexander, genannt	1514.	155..
Bottalla, Joſ. Maria, gen. Raphaellino, Schüler des P. Veretino	1613.	1644.
Botticelli, Alex. Sandro Filipepi, gen., Schüler des Fra Filippo	1437.	1515.
Boullanger, Bon	1649.	1717.
—— Johann	1606.	1660.
—— Ludwig	1654.	1713.
Bronzino, Angiolo, Schüler des Mich. Angelo	1490.	1576.
Bourdon, Sebaſtian, gebildet in Italien	1610.	1671.
Breughel, Johann, oder der Sammetbreughel	1589.	1642.
—— Peter, der junge, oder der Höllenbreughel,	....	....
Bruder des vorigen	....	....
Bruni, Dominico, Schüler des Thom. Sandrini	1611.	1686.
Brün, Carl le, Schüler von Vouet 1)	1619.	1690.
Buonacorſi, Peter, genannt Perino del Vaga, Schüler des Ghirlandajo und del Vaga	1500.	1547.
Buonarotti, Michael Angelo	1474.	1564.
Cagliari, genannt Paul Veroneſe	1532.	1588.

---

1) Bei allem ſichtbaren Streben des Le Brün die Vollendung zu erreichen, ſucht er zu ſichtbar durch groſſe Entfaltungen und gezwungene Epiſoden zu blenden, Figuren und Gebärden verrathen oft zu ſehr das akademiſche Studium, und eine Menge Figuren ſind überflüſſig. Le Noir Hist. des Arts. 105.

	Geboren.	Geſtorben.
Cagliari, Carletto, Sohn u. Schüler des Paul	1567.	1596.
Cagnacci, Guido Canlaſſi, genannt, Schüler des Guido Reni	1602.	1681.
Calabreſe, Mathias Prete, genannt	1613.	1699.
Calandra, Joh. Bapt., Schüler des Marzell Provenzale	1586.	1644.
Calandrucci, Hyazinth, Schüler des Peter del Po und des Carl Maratti	1646.	1707.
Calvart, * Dionis, gebildet nach Sabatini, Raphael, Correggio	1555.	1619.
Cambiaſi, Luk.	1527.	1585. 88.
Campagnola, Hieron., Schüler des Titian	15..	15..
Campagnola, Dom.	....	....
Campanna, Peter	14..	1570.
Campi, Antonio	154 .	158 .
—— Bernhardin, Schüler des Julius Campi	1522.	1585.
—— Galeazo	1475.	1536.
—— Julius, Schüler des Galeazo, ſeines Vaters, dann des Sojaro	1540.	1572.
—— Vincenzo	1482.	1550.
Cano, Alonſo, Schüler des Caſtillo	1600.	1676.
Cantarini, Simon da Peſaro, genannt, Schüler des Guido Reni	1612.	1648.
Canuti, Schüler des Guido Reni	1620.	1684.
Carbajal, Luis	1534.	1591.
Cardi. S. Cigoli		
Carduchio, Barthol.	1560.	1610.
Carlo Dolce, Schüler des Jakob Vignali (Er war in der florentiniſchen Schule, was Saſſoferata in der römiſchen)	1616.	1686.
Carlone, Joh. Bapt., Schüler des Paſſignano	1594.	1680.

	Geboren.	Geſtorben.
Caroſelli, Angiolo, Schüler des M. A. Merigi	1555.	1615.
Carotto, Joh. Franz, Schüler des Liberale und Andr. Mantegna	1471.	1546.
Carpaccio, Viktor, malte mit dem Bellini	147 .	15 . .
Carpi, Hieron. da, Schüler des Garofolo	1501.	1609.
Carpione, Jul., Schüler des Alex. Varotari	1611.	1674.
Caracci, * Annibal	1560.	1609.
— Auguſtin	1557.	1602.
— Ludwig	1555.	1619.
Caravaggio, Michael Angelo Merigi, genannt, gebildet in mehrern italieniſchen Schulen	1569.	1609.
Caravagino, Thomaſi genannt	1597.	1643.
Carreno, Joh., Schüler des Peter della Cuevas und Barthol. Roman	1611.	1685.
Caſtelfranco, Orazio da	15 . .	15 . .
Caſtello, Bernhard, Schüler des Luk. Cambiaſo	1500.	1570.
Caſtiglione, Bartholomäus, Schüler von Jul. Romano	. . . .	167 .
— Giov., genannt Grechetto, Schüler des Joh. Paggi, J. Andr. Ferrari und A. van Dyk	1616.	1670.
Cavagna, Joh. Paul, Schüler des Moroni, gebildet nach P. Veroneſe	1591.	1627.
Cavallucci, Anton, Nacheiferer des Guido	1752.	1795.
		60.
Cavedone, Jak., Schüler des H. Caracci	1580.	1679.
Cazes, Peter Jakob, Schüler v. Bon. Boulogne	1676.	1754.
Ceſi, Barthol., gebildet nach Tibaldi und den Caracci	1556.	1629.
Ceſio, Karl	1626.	1686.
Cignani, Karl, Schüler des Fr. Albani	1628.	1719.
Cigoli, Ludw. Cardi genannt, Schüler des Santi Titi, Nacheiferer des Correggio	1559.	1613.

	Geboren.	Geſtorben.
Cima, J. B. da Conegliano, Schüler des J. Bellini	14 . .	15 . .
Cimabue *	1240.	1300.
Ciro Ferri, Schüler des Peter Beretini	1634.	1689.
Cöllo, Claudius, Schüler des Franz Ricci	. . . .	1693.
—— Alonſo Sanchez, Schüler des Ant. Moro	1515.	1590.
Colombe, Nikolaus, Schüler des Le Sueur	1646.	1717.
Conca, Sebaſtian, Schüler des Solimena	1679.	1764.
Conningh, Salomon	1607.	. . . .
Corenzo, Beliſar	1588.	1642.
Corenzio, Beliſar, genannt il Greco, Schüler des Tintoretto	1558.	1643.
Cornelis, Jakob, Schüler der Natur	1497.	1567.
Correggio, * Anton Allegri, genannt	1494.	1534.
Cortona, * Peter von S. **Beretini**.		
Coſta, Lorenz, Schüler des Franz Francia	1450.	1530.
Coypel, Anton, bildete ſich nach Bernini	1662.	1722.
—— Carl Anton, Nachahmer ſeines Vaters Anton	1697.	1753.
—— Natalis	1692.	1735.
—— Natalis Nikolaus, Schüler des Natalis	. . . .	1745.
Corie, Michael, Schüler von Raphael und andern italieniſchen Meiſtern	1498.	1592.
Cranach, Lukas, lernte bei ſeinem Vater, noch mehr aber in der Schule der Natur	1417.	1555.
Crayer, Caſpar v., Schüler der Natur und ſchöner Kunſtwerke	1583.	1669.
Creſpi, Joſ. Mar., genannt Spagnuolo, Schüler des Canuti, dann des Cignani	1666.	1747.
Criſtophoro da Bologna, Schüler des Vitale	13 . .	14 . .
Croce, Santa. S. **Rizzi** (Hieron. und Franz).		
David, * Jakob Ludwig, Schüler des Vien	1748.	1825.
Diamante, F., Schüler von Lippo Lippi	. . . .	. . . .
Diebembeck, Abraham, Glasmaler	1607.	1675.

	Geboren.	Geſtorben.
Dietrich, Chriſt. Wilh. Ernſt	1712.	1774.
Dominichino, Dom. Zampieri, genannt, Schüler des Calvart, dann der Caracci	1581.	1641.
Dolce. S. Carlo Dolce.		
Doni, Adonis, gilt für einen Schüler des Perugino	15 . .	157 .
Doſſo Doſſi, gebildet nach Titian und Correggio	1479.	1558.
Dojen, G. Franz, Schüler des Vanloo	173 .	1805.
Dürer, * Albrecht, Schüler von Wohlgemuth	1471.	1528.
Elzheimer, Adam, Schüler der Natur und trefflicher Kunſtwerke (in Rom)	1547.	1620.
Eyck, Humbert van	1366.	1426.
— * Johann van	1370.	1441.
Fage, Remond la, der große Zeichner	1650.	1690.
Faenza, Jakob da, Schüler des Raphael	15 . .	15 . .
Fattore. S. Penni.		
Ferri, Ciro, Schüler des Beretini	1634.	1689.
Ferrari, Gaudenzio, Schüler des Perugino und Raphael	1448.	. . . .
Feti, Dominik	1589.	1624.
Fiamingo, Theodor Enrico, genannt, Schüler des Spagnoletto	. . . .	. . . .
Fiaſella, Dominik, genannt Sarzano	1589.	1669.
Fieſole, Johann Angelicus da	1387.	1455.
Filippi. S. Botticelli.		
Filippino da Florenzia, Schüler des Botticelli	. . . .	. . . .
Floris, Franz, Schüler des Lambert Sutermann	1520.	1570.
Fogolino, Marcello	14 . .	15 . .
Fontana, Johann Baptiſt	1524.	1580.
— Proſpero, Schüler des Innocenz v. Imola, und Lehrer v. Ludwig und Auguſt Caracci	1512.	1590.
Franc, Ambros, Schüler des Franz Floris	1544.	. . . .
— Franz, desgleichen	1540.	1642.

	Geboren.	Geſtorben.
Franzeſchini, Balthaſar, genannt Volterrano	1611.	1689.
—— Markus Anton, Schüler des Cignani	1648.	1729.
Franzia, Franceſko Raibolini, genannt	1450.	1528.
—— Jakob, Sohn des Franz und ſein Schüler	14 . .	1575.
Frate, oder **Della Porta**. S. **Bartolomeo**		
Füger, Heinrich, Schüler des Guibal	1751.	1818.
Furini, Philipp, Schüler des Dom. Paſſignano	1630.	1694.
Gabbiani, Anton Dominik, Schüler des v. Spada und Ciro Ferri	1652.	1722.
Gaddi, **Gaddo**	1239.	1312.
—— Thadeo, der Sohn des Vorigen, Schüler des Giotto	1300.	1352. ?
Gambara, Laktanz, Schüler des Anton Campi	1541.	1574.
Gandolphi, Cajetan, Schüler des Herk. Graziani	. . . .	. . . .
—— Ubaldo	1728.	1781.
Garofolo, Benvenuto Tiſio, genannt, Schüler der Werke des Michael Angelo und Raphael	1487.	1559.
Gatti, Bernard, genannt **Sojaro**, Schüler des Anton Allegri	15 . .	1575.
Gauli, Johann Baptiſt, Schüler des Lorenz Bergonzoni und des Bernini	1639.	1709.
Gelee, * Claude Lorrain	1600.	1682.
Genga, Girolamo	1551.	1626.
Gennari, Cäſar, Schüler des Guercino	1641.	1688.
Genoveſe, Peter, Bernard Strozzi, genannt	1581.	1644.
Gentileſchi, Horaz	1563.	1646.
Geſſi, Franz, Schüler des Guido Reni	1588.	1620.
Ghirlandajo, Benedikt	1458.	1490.
Gimignani, Hyazinth, Schüler des Pouſſinund des Peter v. Cortona	1611.	1681.
—— Ludwig, Schüler des Hyazinth	. . . .	. . . .
Ginaſi, Katharina, Schülerin des Lanfranco	1590.	1660.

	Geboren.	Geſtorben.
Giordano, Lukas, Schüler des Spagnoletto	1632.	1705.
Giorgione, Georg Barbarelli, genannt, vor erlangter Selbſtſtändigkeit Schüler des Johann Bellini	1478.	1511.
Giotto, * Angelo, Schüler des Cimabue	1276.	1336.
Giovanni di St. Giovanni, Mannuzzi, Schüler des Guido Reni	1590.	1636.
—— Matth. di, lebte um 1474.	....	....
Giovannini, Jak. Maria, Schüler des Joſ. Rolli	1667.	1717.
Giulio Romano. S. Pipi.		
Gozzoli, Bennozzo, Schüler des Joh. da Fieſole	1400.	1478.
Grandi, Herkules, Schüler des Lorenz Coſta	1490.	1531.
Guercino * da Cento, Schüler der Caracci	1590.	1666.
Guerieri, Franz	16..	16..
Guibal, Nikolaus, Schüler des R. Mengs	1725.	1784.
Guidobono, Bartolo, oder il Prete di Savona	1655.	1709.
Guido-Reni, * Schüler des Calvart, dann des Ludwig Carracci	1575.	1642.
Halle, Claudius Guido, Schüler ſeines Vaters Daniel	1641.	1736.
—— Novalis, des vorigen Sohn, lebend noch 1767.	....	....
Hemskerk, Martin van Veen, Schüler des Johann Scoorel	1489.	1574.
Herrera, Franz, Schüler des Franz Pacheco	1622.	1685.
Hire, Lorenz de la, Schüler ſeines Vaters Stephan	1606.	1656.
Hogarth, Wilhelm	1697.	1764.
Holbein, Hans	1498.	1554.
Honthorſt, genannt Gherhardo della Notte, Schüler des Abraham Blömärt	1592.	1663.
Janſens, Abraham, Schüler von Rubens	....	....
Imbert, Johann Gabriel	1666.	1749.
Imola, Franz von	....	....

	Geboren.	Geſtorben.
Imola, Innozenz Francucci v., Schüler von Fr. Francia, dann von Raphael	1506.	1549.
Jordäns, Victor Honorius	1664.	1739.
—— Hanns	. . . .	1678.
Jouvenet, Joh., Schüler ſeines Vaters Lorenz 2)	1644.	1717.
Iriarte, Ignaz	1635. ?	1685.
Julio Romano. S. Pipi.		
Kaufmann, Angelika, gebildet nach italieniſchen Meiſtern	1742.	. . . .
Knoller, Gottfried	1648.	1727.
—— Martin	1725.	1804.
Koningh, Dav., Schüler des Nikaſius Bernärt und des Peter v. Boule, arbeitete 1668. und 1684.	. . . .	. . . .
— Jakob, Schüler des Adr. van der Velde	. . . .	. . . .
Laireſſe, Gerard, Schüler ſeines Vaters Regnier	1623.	1694.
Lanfranco, Joh., Schüler des Auguſt u. Hannibal Caracci	1580.	1647.
Lanino, Bernh., Schüler des Gaudenzio Ferrari	15 . .	15 . .
Lauri, Philipp, Schüler des Andreas Sacchi	1623.	1694.
Le Sueur. S. Sueur.		
Lazarini, Gregor, Schüler des Franz Roſa	1657.	1735.
Leonardo. S. Vinci.		
Liberi, Peter, gebildet nach verſchiedenen Meiſtern	1600.	1677.
Libri, Franz da	147 . ?	1555.
Ligario, Joh. Peter, von Sondrio, Schüler des Lazaro Baldi	1686.	1748.

---

2) Jouvenet verſteht ſich auf Erfindung, Gruppirung und Ausdruck der Figuren. Aber es mangelt ihm an genauem Studium der Natur, und eben ſo wenig erhebt er ſich zum Ideal; ſeine Formen ſind meiſt weder edel, noch ſchön. Sein Kolorit iſt mehrentheils etwas matt und er verſteht ſich weder auf Mitteltinten, noch Lichteffekte. Vergl. Le Noir Histoire des Arts p. 104.

	Geboren.	Geſtorben.
Ligozzi Jakob	1627.	16 . .
Lilio, Andreas, Nacheiferer des Friedr. Barrozzi	. . . .	1610.
Lippi, Filippo	1400.	1469.
Locatelli, Jakob	1580.	1628.
Loli, Lorenz, Schüler des Guido Reni	. . . .	165 .
Lomazzo, Joh. Paul, gebildet nach Leonardi da Vinzi	1539.	1598.
Lomi, Aurel., Schüler der Cigoli	1557.	1622.
Longhi, Lukas	15 . .	15 . .
Lorenzzetti, Ambros, wahrſcheinlich ein Schüler des Giotto	1263.	1340.
Lorrain, * Claude Gelée	1407.	1580.
Loth, Carl, Schüler des Caravaggio	1611.	1698.
Lotto, Lorenzo, Schüler des ältern Palma	15 . .	156 .
Luigi, Andreas, genannt l'Ingegno, Schüler des P. Perugino	. . . .	. . . .
Luini, Bernhardin, Schüler des Leonardo da Vinci	. . . .	1500.
Lutti, Benedikt, Schüler des Gabbiani	1666.	1724.
Luzzi, Lorenzo	15 . .	15 . .
Mabuſe, Johann v., Freund des Lukas v. Leiden	1500.	1562.
Mander, Carl van	1548.	1606.
Mantègna, Andr., Schüler des Franz Squarzione	1451.	1517.
Marratti, Carl, Schüler des Andreas Sacchi	1625.	1713.
Marinano, Honorius, von Florenz, Schüler des Carlo Dolce und B. Franzeschini	1627.	1715.
Martinelli, Jul. und Luk., Schüler des Jak. Baſſano	16 . .	16 . .
Maſo, Mazzoli von St. Friano, Schüler des Karl Loro und Peter Franz di Sandro	1536.	1575.
Maſſaccio, * Thomas, Schüler des Maſolino v. Panikale	1402.	1443.

	Geboren.	Geſtorben.
Maſucci, Auguſtin, Schüler des Maratti	1699.	1758.
Mazzuchelli. S. Morazzone.		
Mazzoli od. Mazzuoli, Franz, S. Parmeſano.		
Mazzuoli, Hieron., Schüler des Parmeſano	15 . .	1542.
Melone, Alto bello	14 . .	154 .
Memmi, Simon, Schüler des Giotto	70. 1284.	1344.
Melzi, Franz, Schüler des Leonardo da Vinci	14 . .	1568.
Memberger (oder Mömperger), Philipp, von Conſtanz	. . . .	1584.
Mengs, * Anton Raphael, Schüler der Werke der größten italieniſchen Meiſter	1728.	1779.
Mercati, Johann Baptiſt	. . . .	1620.
Merigi. S. Caravaggio.		
Meſſina, Antonello von	1447.	1496.
Meſſis, Quintin, ohne Lehrmeiſter	1450.	1529.
Michael Angelo. S. Buonarotti.		
Miel, Johann, Schüler des G. Seghers und des Andreas Sacchi	1598.	1656.
Mignard, Nikolaus, Schüler des Johann Boucher	1608.	1668.
—— Peter, Schüler des Johann Boucher, dann des Simon Vouet	1610.	1695.
Moine, Franz le, Schüler des Ludwig Galloſche	. . . .	1737.
Moja, Pedro, Schüler des Caſtillo und der Werke von Van Dyck	1610.	1666.
Mola, Peter Franz, Schüler von Albani und Guercino	. . . .	. . . .
Moloſſo, Joh. Bapt., Trotti genannt	. . . .	16 . .
Moncalvo, Wilhelm Caccio von	1568.	1625.
Montagna, Jakob, Schüler des J. Bellini	. . . .	. . . .
Mool, Peter van	1580.	1650.

	Geboren.	Geſtorben.
Morales, Chriſtobal Perez, genannt der Göttliche. Daß er ein Schüler des Pet. Campanna geweſen, iſt ſehr zu bezweifeln.	1509.	1586.
Morandi, Joſeph Maria, Schüler des Johann Bilivert	1622.	1717.
Morandini, Franz, genannt Poppi, Schüler des G. Vaſari	1544.	157 .
Morazzone, Peter Franz, auch Mazzuchelli, Schüler von R. Flamenghi	1571.	1626.
Moro, Anton, Schüler des Johann Scoorel	1519.	1575.
—— Franz, Torbido genannt del, Schüler des Giorgione	1444.	1522.
Murano, Andreas, lebte um 1400	....	....
Müller, J.	1570.	16 . .
Murillos, * Bartolom. Stephan, Schüler der Natur und der Werke des van Dyks und Velasquez	1613.	1685.
Mutian, Hieron.	1528.	1590.
Nanni, Johann da Udine, Schüler des Johann Bellini, des Giorgione und des Raphael	1494.	1564.
Navarette, Joh. Franz Ximenes, genannt Mudo, Schüler des Pellegrin Tibaldi und des Titian	1532.	1572.
Nicolo Abbate, Schüler des Primaticcio	1512.	1570.
Nuvolone, Carl	1608.	1651.
Oeſer, ein phantaſtiſch=geſpenſtiſcher Manieriſt	....	1530.
Oggione, Markus da, Schüler des Leonardo da Vinci	....	....
Orgagna, Andreas	1329.	1389.
Orrente, Peter, Schüler des J. Baſſano	....	1644.
Pacheco, Franz, Schüler des Ludwig Fernandez	1571.	1654.
Padoanino, Franz	1561.	1617.
Padovano, Hieron.	1480.	15 . .

	Geboren.	Geſtorben.
Paduanino. S. **Varotari.**		
Paggi, Johann Baptiſt	1556.	1629.
Palma, * Jakob oder der Aeltere, Titians Schüler	1541.	1588.
—— Jak. oder der Jüngere, Schüler des Tintoretto	15 . .	1628.
Palmerini, von Urbino	15 . .	15 . .
Parentino, Bernard	14 . .	15 . .
Parmegianino, Franz, Mazzuoli oder Parmeſano, gebildet nach Correggio, dann nach Raphael	1504.	1540.
Parodi, Dominico	. . . .	1740.
Paſinelli, Lorenz, Schüler des Simon da Peſaro	1629.	1700.
Paſſeri, Joſeph, Schüler des Carl Maratti	1654.	1714.
Paſſerotti, Barthol., Schüler des Guido und Caracci	15 . .	158 .
Pellegrini, Andreas. S. **Tibaldi.**		
—— Anton, von Padua, Schüler des Genga, und P. Pagano	1664. 3)	1741.
Pellegrino, von Modena, Schüler des Raphael	15 . .	1592.
Penni, Johann Franz, genannt Fattore, Schüler des Raphael	1488.	1528.
Perino del Vaga, auch Pierino Buonacorſi, Schüler des Raphael	1500.	1547.
Perugino, * Peter, Vanucci genannt, Schüler von Andreas Verrochio; er ſelbſt Lehrer des Raphael	1446.	1524.
Peruzzi, Balthaſar, bildete ſich nach den Werken großer Meiſter	1481.	1536.
—— Giov., von Ancona, Schüler des Simon Cantarini,	1629.	1694.
—— Horaz, von Reggio	1547.	1624.
Piazza, Caliſto, von Lodi	15 . .	155 .

---

3) Nach Andern 1675.

	Geboren.	Geſtorben.
Piazetta, Johann Baptiſt, gebildet nach den Caracci und Gaercino	1682.	1754.
Pinturichio, Bernhardin, Schüler des Perugino	1454.	1513.
Piombo, Sebaſtian del, Schüler des Johann Bellini und Giorgine	1485.	1547.
Pivi, Julie, genannt Romano, Schüler des Raphael	1492.	1546.
Piſanelli, Vinzenz, Schüler des Calvart	1595.	1662.
Pirtoni, Joh. Bapt. von Venedig, Schüler der beſten Werke ſeiner Zeit	1690.	1767.
Poelemburg, Cornel, Schüler des Abraham Blömart	1586.	1660.
Pomerancia, Chriſt. Roncalli, genannt, Schüler des Nikolaus Circignano	1552.	1626.
Ponchino, Johann Baptiſt, Schüler von Caſtelfranco	1500.	1570.
Pontormo, Jakob Carrucci von, Schüler des Leonardo da Vinci und des Andreas del Sarto	1493.	1558.
Porbus, Franz, Vater, Schüler des Franz Floris	1540.	1580.
—— Franz, Sohn, Schüler ſeines Vaters	1570.	1622.
Pordenone, Anton Licinio Rigillo, genannt	1484.	1540.
Pouſſin, * Nikolaus, Schüler der Antike, der Werke Raphaels und anderer großer italieniſcher Meiſter	1594.	1666.
Pozzo, Andreas, Jeſuit	1642.	1709.
Preti, Mathias, genannt Calabreſe, Schüler des Dominichino und Franz Barbieri, dann des Lanfranco	1615.	1699.
Previtale, Andreas, Schüler des Joh. Bellini	14..	1528.
Primaticcio, Franz, Schüler von Innozenz von Imola und Bagnacavallo	1490.	1570.
Procaccini, Andreas, gehört zur Schule der Caracci	1671.	1734.

	Geboren.	Geſtorben.
Procaccini, Camillo, gehört zur Schule der Caracci	1546.	1626.
—— Julius Cäſar, ebenſo	1548.	1626.
Pulzone, Scipio, genannt Gaetano, Schüler des Jakob del Conte	15 . .	16 . .
Pupini, Matteo oder Blaſius, genannt Biagio	15 . .	15 . .
Quellin, Erasmus, Schüler des Rubens	1607.	1678.
—— Joh. Erasmus, des vorigen Sohn, arbeitete im Geſchmacke des Paul von Verona	1629.	1715.
Quirico, Giov., von Tortona	14 . .	15 . .
Raggi, Peter Paul, von Genua, gebildet nach Julius Carpioni	1646.	1724.
Raibolini. S. **Francia**.		
Ramenghi, Barthol., genannt il Bagnavallo, Schüler des Franz Francia, und dann des Raphael	1484.	1542.
Raphael, * Sanzio von Urbino	1483.	1520.
Rembrandt van Rhyn, * Paul	1606.	1674.
Reni, * Guido, Schüler des Calvart und des Ludwig Caracci	1575.	1642.
Renzi, Cäſar, Schüler des Guido Reni	. . . .	. . . .
Reynolds, * Joſua	1723.	1794.
Ribata, Franz, Schüler des Carducho	. . . .	1600.
Ribera. S. **Spagnoletto**.		
Ricci, Dominik, genannt Bruſaſorci	1494.	1567.
—— Felix	1540.	1605.
—— Peter, Schüler des Guido Reni	. . . .	. . . .
—— Sebaſtian	1659.	1734.
Ricciarelli. S. **Volterra**.		
Ridolfo. S. **Ghirlandajo**.		
Rivarola, Alphons, genannt Chenda, Schüler des Carl Bonone	1607.	1640.

	Geboren.	Geſtorben.
Rizzi, Franz Maria, genannt Santa Croce, Schüler des Johann Bellini	14 . .	15 . .
—— Hieron., des vorigen Bruder	1502.	1537.
Robuſti. S. Tintoretto. *		
Rode, Chriſt. Bernh.	1725.	1759.
Roelas, Juan de las	. . . .	1650.
—— Paul de las	1560.	1620.
Romanelli, Joh. Fr., Schüler des Dominichino	1617.	1662.
Romanino, Hieron.	15 . .	155 .
Roncalli. S. Pomerancia.		
Roſa, Salvator, Schüler des Spagnoletto	1615.	1673.
—— Franz v. Sevilla, genannt Pacheco, Schüler des M. Stanzioni und der Werke des Raphael	. . . .	1654.
—— Franz, ein Genueſer	. . . .	168 .
Roſalva, Antonello da Meſſina	14 . .	15 . .
Roſelli, Coſimo	14 . .	15 . .
Roſſi, Franz, S. Salviati.		
Roſſo von Florenz, ſtudierte nach Michael Angelo	1496.	1541.
Rotari, Peter Graf von, Schüler von Anton Baleſtra und Franz Solimena	1707.	1764.
Rottenhammer, Joh., ſtudierte nach Tintoretto und Albani	1564.	1604.
Rubens,* Peter Paul, Schüler von Andr. van Oort und Octav van Veen	1577.	1640.
Ruſtichini	. . . .	1625.
Ruviale, Franz, Schüler des Franz Salviati und Polydoro Caldara	15 . .	1550.
Sabbatini, Andr. da Salerno genannt, Schüler Raphaels	1480.	1545.
—— Cajetan	1703.	1731.
—— Lorenz, Schüler des Titian	1551.	1577.
Sacco, Scipio	. . . .	155 .

	Geboren.	Geſtorben.
Sacchi, Andr., Schüler des Franz Albani	1599.	1661.
Saenredan, Johann, Schüler des Jakob de Geyſe und P. Golzius	1565.	1607.
Salaino, Andr., Schüler des Leonardo da Vinci	14 . .	15 . .
Salimbene, Ventura, gen. Bevilaqua v. Siena	1577.	1613.
Salmeggio, S. **Talpino**.		
Salmeron, Chriſtobal Garcia, Schüler des P. Orrente	1604.	1666.
Salvator Roſa, S. **Roſa**.		
Salvi, S. **Saſſoferato**.		
Salviati, Franz Roſſi, genannt, Schüler des Andreas del Sarto	1510.	1563.
Samachini, Orazio Fumaccini, genannt, Schüler des Pelegrino Tibaldi	1532.	1577.
Santerre, Joh. Bapt., Schüler des Bon Boulogne	1651.	1717.
Santi, Anton Benedetto, genannt	167 .	1700.
Sarazeno, Carlo Venetiano, genannt	1585.	1625.
Sarto, Andreas Vannuchi, genannt del, Schüler des Peter Coſimo Roſelli	. . . .	1530.
Saſſoferato, Johann Baptiſt Salvi, genannt	. . . .	1580.
Scaramuzzi, Ludwig, Schüler des Guido und Guercino	1616.	1680.
Schalken, Gottfried	1643.	1706.
Schäufelin, Hans, vermuthlich Schüler des Albrecht Dürer	. . . .	1550.
Schiavone, Andreas, Schüler des Squarzione	1522.	1582.
Schidone, Barthol., Schüler der Caracci	1560.	1616.
Schön,* Martin	. . . .	1486.
Schoorel, oder Scorel, Joh., Schüler des Joh. Cornelisz, des Joh. v. Mabuſe, des A. Dürers und dann der Werke Raphaels und anderer Italiener	1495.	1562.

	Geboren.	Geſtorben.
Schuren, Jakob van	1667.	1751.
Schwanenfeld, Hermann	1620.	1690.
Schwarz, Johann, genannt Vredemann	14 . .	15 . .
Scilla, Auguſtin von Meſſina	1629.	1700.
Seekatz, Johann Conrad, von Grünſtadt	1719.	1768.
Segher, Daniel, Schüler des Johann Breughel	1590.	1660.
—— Gerard, ſein Bruder, Schüler des Heinr. von Balen und Albr. Janſens	1589.	1651.
Sementi, Joſeph Jakob, Schüler des Calvart und Guido Reni	1580.	1620.
Semini, Oktav	. . . .	1604.
Seſto, Cäſar von, Schüler des Leonardo da Vinci	1460.	1524.
Signorelli, Lukas, Schüler des Peter della Franzeſca	1449.	1523.
Silveſtre, Iſrael	1621.	1760.
Sirani, Eliſabeth, Schülerin des Guido Reni	1638.	1665.
—— Johann Andreas, ihr Vater	1610.	1670.
Sodoma, Joh. Anton Razzi v. Vercelli, genannt	1479.	1554.
Solari, Andreas, genannt del Gobo	15 . .	154 .
Sojaro, ſ. Gatti.		
Solimena,* Franz, Schüler des Lukas Giordano	1657.	1747.
Spada, Leonello, Schüler der Caracci und dann des Carravaggio	1576.	1622.
Spagnoletto, Joſeph Ribera, genannt, Schüler des Carravaggio, dann ſich ausbildend nach Correggio	1593.	1656.
Spinello von Arezzo	1310.	1402.
Spranger, Barthol., Schüler des Franz Moſtart und Cornel van Dalen, dann des Bernh. Gatti	1546.	16 . .
Squarcione, Franz, gebildet in Griechenland	1394.	1474.
Stanzione, Maximus, wetteiferte mit Ribera, Dominichino und Lanfranco	1585.	1656.

	Geboren.	Geſtorben.
Stella, Jakob, von Lyon, in Florenz und Rom gebildet	1550.	1605.
Storer, Barthol., von Conſtanz	15 . .	16 . .
—— Chriſtoph, von Conſtanz, Schüler des Herkules Proccacino	1611.	1671.
Stradanus, Johann, Schüler des Max Frank	1536.	1605.
Strozzi, Bernhard, genannt il Prete Genoveſe, Schüler von Cäſar Corte und Peter Sorri	1581.	1644.
Subleyras, Peter, von Uſaz, Schüler des Ant. Rivalz	1699.	1749.
Sueur, Euſtach le, Schüler des Sim. Vouet	1617.	1655.
Sutermann, Lambert, genannt Lombard, Schüler des Arnold de Beer und Johann v. Mabuſe	1506.	156 .
Syder, Daniel, Schüler des Karl Loth	1647.	1705.
Tafi, Andreas	1213.	1294.
Talpino, Aeneas Salmeggia, genannt, Schüler der Proccacini	15 . .	1626.
Tamburini, Giov., Schüler des Guido Reni	16 . .	16 . .
Teſta, Peter	1611.	1648.
Teſtelin, Ludwig	1615.	1655.
Thornhill, Jakob	1676.	1732.
Thulden, Theodor van, Schüler des Rubens	1607.	166 .
Tiarini, Alexand., Schüler des P. Fontana, Bart. Ceſi und Ludwig Caracci	1577.	1668.
Tibaldi, Andreas Pellegrini genannt, Nachahmer des Michael Angelo	1571.	1640.
Tiepolo, Joh. Bapt., Schüler des L. Lorenzini und gebildet nach Paul Veroneſe	1693.	1770.
Tinti, Johann Baptiſt, lebte 1640.	. . . .	. . . .
Tintoretto, Jakob Robuſti, genannt, Schüler des Titian	1512.	1594.
Titi, Santi de Tito oder, Schüler des Bronzino	1538.	1603.

	Geboren.	Geſtorben.
Titian,* van Vecelli, Schüler des Joh. Bellini	1477.	1576.
Torbido, Baptiſt Angelo Moro, genannt, lebte 1560 und 1568, Schüler des Titian	....	....
—— Marc d'Angeli Bapt. Sohn, Schüler ſeines Vaters, ſtarb jung	....	....
—— Franz, S. **Moro.**		
Traballeſi, Franz	1600.	....
Treviſani, Franz, Schüler des Anton Zanchi	1656.	1746.
Trotti, Giov. Bapt., genannt Moloſſo, Schüler des Bernardin Campi	1555.	1603.
Turchi, Alexander, genannt Orbetto., Schüler des Felix Ricci	1582.	1648.
Udine, Johann Martin v., lebte noch um 1510	....	....
Ugolino von Siena	....	1339.
Uggione, S. **Oggione.**		
Ulma, Giacomo da, Glasmaler	1407.	1491.
Valdes, Don Joh. de, bildete ſich ſelbſt ohne Meiſter	1631.	1691.
Valentin, Moſes, Schüler von Simon Vouet	1600.	1632.
Vandyck, Ant.,* bildete ſich nach Titian und Paul von Verona	1599.	....
Vanloo, Carl Andreas, Schüler ſeines Bruders Joh. Bapt., Conrad Lutti und P. le Gros	1705.	1765.
Vanni, Franz, Schüler des Salimbene u. Paſſerotti	1563.	1609.
Vannini, Oktav., Schüler des Paſſignano	1585.	1653.
Vannucci, Peter, S. **Perugino**	1446.	1524.
Vannuchi, Andr. del Sarto, Schüler des Peter di Coſimo Roſelli	1488.	1570.
Varotari, Alexander, von Verona	1539.	1596.
—— Darius, des vorigen Vater	1510.	1650.
Vanvitelli, Caſpar	1647.	1736.
Vaſari, Georg, Schüler des Andreas del Sarto	1512.	1574.

	Geboren.	Geſtorben.
Vecelli. S. Titian van.		
Velasquez, * Don Diego de Silva	1590.	1660.
Velde, Johann van de	1598.	16 . .
Venuſti, Marcel, Schüler v. Peter Buonacorſi, eigentlich von M. Angelo	. . . .	1580.
Veratori, David	1521.	1596.
Veroneſe, Paul. S. Cagliari.		
Vermiglio, Joſeph	16 .	168 .
Vermont, Hyazinth Collin de, Schüler des Rigaud	1693.	1716.
Verrochio, Andreas del, Schüler des Donatello	1424.	1488.
Viani, Anton Maria, Schüler des B. Campi	1668.	1771.
—— Johann	1636.	1700.
Vincentino, Andr., Schüler des jüngern Palma	1540.	1614.
Vincente, Bartholomäus, bildete ſich nach der Venezianiſchen Schule	1630.	1700.
Vien, * Joſeph Maria, Herſteller eines beſſern Styls und Geſchmacks in Frankreich	1718.	17 .
Vignola, Jakob Barozzi, genannt	1507.	1573.
Winghen, Jodoc	1544.	1603.
Vinci, * Leonardo da, Schüler des Andr. Verrochio	1443. ?	1518. ?
Vitale da Bologna, Schüler des Franco von Bologna	13 . .	. . . .
Vite, Thomas delle, Schüler des Franz Francia und Nachahmer des Raphael	1470.	1524.
Vittoria, Vinzenz, Schüler der Carl Maratti	1653.	1709.
Vivarino, Ludwig, Schüler des Andr. da Murano	. . . .	1491.
Vleughel, Nikolaus, ſchwacher Nachahmer des Paul von Verona	1669.	1737.
Volterra, Daniel Ricciarelli, genannt, Schüler des Balthaſar Peruzzi und Perino del Vaga	1509.	1566.
Vos, Martin de, Schüler von Franz Floris und von Tintoretto	1534.	1604.

	Geboren.	Geſtorben.
Vouet, Simon, der eigentliche Geſchmacksverderber in Frankreich	1590.	1649.
Vuez, Arnold de	1642.	1724.
Werff, Adrian van der, Schüler des Eglon van der Neer	1659.	1722.
Weſt, Benjamin	17 . .	181 .
Wilhelm, Meiſter von Köln, blühte 1380.	. . . .	. . . .
Wohlgemuth, Michael	1434.	1519.
Zamboni, Matth., Schüler des Cignani	. . . .	. . . .
Zampieri. S. **Dominichino**.		
Zanotti, Joh. Peter Cavazzoni, genannt, Schüler des Lorenz Paſinelli	1674.	1765.
Zick, Johann, Schüler des J. Rudolph Studer und des Piazetta	1701.	1762.
Zingaro, Anton Solario, genannt, Schüler des Lippo Dalmaſio	1382.	1455.
—— Peter Negrone, genannt, Schüler des Anton d'Amato	. . . .	1565.
Zochi, Joſeph	1711.	1767.
Zucharelli, Franz, Schüler des J. M. Morandi	1702.	1788.
Zuchero, Friedrich, Schüler ſeines Bruders Thaddäus	1543.	1609.
—— Thaddäus, Schüler ſeines Vaters Octavian, des Pomp. de Fano und des Felix Ricci	1529.	1566.
Zurbaran, Franz, Schüler des Morales und des Paul de las Roelas und der Werke des Caravaggio	1596.	1662.

Verzeichniß
der Kupferſtiche zum zweiten Bande.

I. Als Titel-Vignette des Leonardo da Vinci Bildniß nach einem Gemälde von ihm ſelbſt, geſtochen nach Raphael Morghen.

II. Die Salome, der Herodias Tochter, trägt das Haupt Johannes in einer Schüſſel. Von Bernhard Luini, geſtochen nach Garavaglia . . . . zu S. 72.

III. Das Bruſtbild Jeſu aus der Verklärung von Raphael, geſtochen nach Raphael Morghen . . . . zu S. 122.

IV. Das Bruſtbild Jeſu aus dem Abendmale von Leonardo da Vinci, geſtochen nach Raphael Morghen . zu S. 137.

V. Das Ecce Homo, oder le Christ au Roseau von Guido Reni, geſtochen nach Lignon . . . . . zu S. 161.

VI. Die Grablegung Chriſti von Raphael, geſtochen nach Johann Volpato . . . . zu S. 181.

VII. Die Grablegung Chriſti von Raphael Mengs, geſtochen nach Johann Volpato . . . . . . zu S. 197.

VIII. Der Evangeliſt Johannes von Dominichino, geſtochen nach Fr. Müller . . . . zu S. 302.

IX. Eine Doppel-Platte: der Prophet Joel von Michael Angelo, geſt. nach Johann Volpato, und der Evangeliſt Markus von Fr. Bartholomeo, geſtochen nach Laſinio . zu S. 328.

(Dieſe Kupferſtiche ſind ſämmtlich von Martin Eßlinger geſtochen).

Berichtigungen und Zuſätze.

I. Nachträgliche zu dem erſten Bande.

S. V. Zeile 5. lies: ſollen wir uns in Acht nehmen ſt. ſollen wir uns hüten.
S. 13. Z. 4. Anblicke ſt. Anblick.
S. 13. Z. 23. erhöhe ſt. erhebe.
S. 13. Z. 27. wäre ſt. ſey.
S. 14. Z. 2. Betrüge ſt. Betrug.
S. 14. Z. 5. hinaufreicht ſt. hinabreicht.
S. 15. Z. 11. allen Propheten ſeit Moſes ꝛc.
S. 18. Z. ult. in der Note 3. auf ſt. in.
S. 20. Z. 19. die wie eine Moſaik von bunten Federn gebildet waren.
S. 20. Z. 21. ſich bei der Eroberung durch die Spanier in den Tempeln keine.
S. 21. Z. 16. verbeten, ſich ꝛc.
S. 22. Z. 20. bleiben ſt. ſind.
S. 23. Z. 16. einer ſehr glänzenden Stufe,
S. 23. Z. 18. Wie ſt. während.
S. 25. Z. 6. und 7. durch den Eigennutz das religiöſe Gefühl erkalte.
S. 25. Note 17. Z. 9. Ariſtratus ſt. Aratus.
S. 27. Z. 6. durch Maler und Bildhauer.
S. 29. Z. 2. gemacht hatten.
S. 34. Z. 4. Beihülfe ſt. Beihilfe.
S. 34. Z. 9. wegen der Bilder Chriſti ꝛc.
S. 34. Z. 20. Falle ſt. Fall.
S. 43. Z. 12. in Paläſten, auch in gemeinen Häuſern die Gemächer chriſtlicher Familien mit ꝛc.
S. 43. Z. 18. Zwar ſind manche dieſer
S. 45. Z. 4. Kunſtwerke ſt. Kunſtwerk.
S. 45. Z. 25. Einfluſſe ſt. Einfluß.
S. 46. Z. 17. Hülfsmittel ſt. Hilfsmittel.
S. 50 Z. 4. hatte ſt. hatten.

S. 52. Note 3. Z. 3. Pauſanias V. 11.
S. 54. Z. 4. ein edles Selbſtgefühl, das in ihm aufſteigt,
S. 55. Note 12. am Ende: Entmenſchlichung des Menſchen iſt die Forderung einer finſtern und ſtolzen Aſkeſe (der Phariſäer), nicht des Chriſtenthums.
S. 56. Z. 16. durch Einkerkerung und Brennen ꝛc.
S. 59. Z. 1. Barbarei, aus welcher auch die Nachahmung der geſchmackloſen neugriechiſchen Kunſtwerke ſie nicht erlöſen konnte. Erſt der durch die Kreuzzüge veranlaßte Geiſtesſchwung und aufblühende Wohlſtand in den freien Städten Italiens und am Niederrheine verliehen der Kunſt wieder neues Leben.
S. 60. Note 21. Z. 5. in Paolo Lasinio Racolta di pitture antiche Pisa 1820. Fol.
S. 64. Z. 6. Vorbilde ſt. Vorbild
S. 67. Z. 2. war ſt. ſey.
S. 67. Z. 13. an ſt. auf.
S. 72. Z. 5. Seine ſchönſten Madonnen.
S. 82. nach Z. 16. a linea: Zu dem Verfall der religiöſen Kunſt bald nach Raphael trug ohne Zweifel nebſt der zunehmenden Ueppigkeit und Verderbtheit der Sitten, die durch eine bis zur Abgötterei geſteigerte Verehrung des klaſſiſchen Alterthums begünſtigte Gleichgültigkeit gegen chriſtliche Lebensanſichten und Gegenſtände der Verehrung nicht wenig bei. Dieſen Umſtänden iſt die herrſchend gewordene Verneigung der Kunſt einerſeits zur bloſſen, von aller Idealität ſich entfernenden Natürlichkeit, anderſeits zur Vermiſchung der heidniſchen Mythen mit den chriſtlichen zuzuſchreiben.
S. 92. Z. 19. unnennbarem ſt. unnennbaren.
S. 95. Note 30. Z. 1. Lib. IX., C. 6.
S. 98. Z. 3. Genie, dieſe ſchöpferiſche Kraft des Geiſtes iſt ihm ſelber ein Geheimniß.

S. 102. Z. 3. beide ſt. beides.
S. 103. Z. 7. Arator ſt. Arators.
S. 106. nach Z. 17. Beſonders wichtig wäre die Prüfung der Schüler in den verſchiedenen Gattungen einer Kunſt, um zu beurtheilen, für welche das Talent eines jeden ſich entſchieden tüchtig zeige.
S. 107. Z. 16. Zur Bereicherung mit Kunſtideen, zur feineren Ausbildung des Geſchmacks, und, in Verbindung mit dem Betrachten ſolcher Scenen der Natur und Geſchichte, die die Seele zu erhebenden Gefühlen ſtimmen, auch zur Belebung ꝛc.
S. 113. Z. 12. Gobelins und — bleibt weg.
S. 113. Z. 17. Teppiche,
S. 114. Z. 10. und der Gebrüder Müller zu Bern ꝛc.
S. 119. Note 22. Z. 4. ihre ſt. ſeine.
S. 120. Z. 9. Sternbilder ſt. Geſtirne.
S. 121. Z. 11. römiſchen Pantheons ꝛc.
S. 126. Z. 10. Albani, Rubens ꝛc.
S. 127. Z. 12. Pompeji ſt. Pompeje.
S. 142. nach Z. 5. Wohl mag es daher, ſagt Baco (Sermones fideles Nro. 41), dem Künſtler gelingen, eine ſchönere Figur als er jemals ſelbſt in der Natur geſehen, darzuſtellen; aber es iſt dies ein Glückswurf ſeines Genie's, nicht die Frucht einer Theorie.
S. 165. Note 7. Z. ult. einer Leinwand ꝛc.
S. 167. Note 11. Z. 4. für ſt. in.
S. 171. Z. 19. prunken zu ſehen ſt. zu belaſſen.
S. 175. Z. 20. Man hat jene ſt. ſie.
S. 184. Z. 13. Färbung ſt. Farben.
S. 183. Z. 16. eigenthümlichen ſt. eigentlichen ꝛc.
S. 188. Z. 17. einfachen ſt. rohen.
S. 188. Z. 20. Cimabue ſt. Cimabuc.
S. 195. am Ende der Note 2. Durch das Colorit kann und ſoll auch der Ton und die Stimmung des Gefühls angedeutet werden,

die in dem Bilde vorherrſchen oder in dem Beſchauer erregt werden ſollen.

S. 198. Z. 2. müſſen dazu dienen ꝛc.

S. 198. Note 5. Z. 5. Meiſterhaftigkeit in der gefälligen Verbindung vieler Gruppen in ein Ganzes und ꝛc.

S. 208. Z. 9. des Helioder ſt. des Heliodors.

S. 214. Z. 14. Kleinliche ſt. Kleinlichte.

S. 220. Z. 3. van der Werff ſt. Werſt.

S. 220. Z. 13. ſterben ſt. ſtreben.

S. 224. nach Z. 24. Reich an gründlichen Berichtigungen ſind: C. T. von Rumohr Italieniſche Forſchungen, II Theile, Berlin. 1827, ein Werk, das in die dunklern Gegenden der Kunſtgeſchichte viel Licht verbreitet.

S. 225. nach Z. 25. Schäzbar iſt auch Friedrich Rehbergs Raphael Sanzio aus Urbino. München. 1824. Dazu gehören: Deſſen lithographiſche Verſuche nach Raphael und einigen ſeiner Vorgänger, wovon mehrere ſehr gut gelungen ſind.

S. 225. nach Z. 25. iſt ferner a linea beizuſetzen: Histoire des Arts en France, prouvée par les monumens. Par Alexandre Le Noir. Paris. 1810. (Ein im Ganzen, Irrthümer im Einzelnen abgerechnet, belehrendes und gründliches Werk, deſſen Urtheile auf der genauen Anſicht von Kunſtdenkmalen beruhen. Beſonders intereſſant ſind die Nachrichten von den vorzüglichen Werken der Sculptur und der Glasmalerei).

S. 232. nach Z. 6. Lubensky hat von vielen Gemälden dieſer Galerie Umriſſe geliefert. Das neueſte Werk darüber iſt: Kunſt und Alterthum in St. Petersburg von Ferd. Hand. Weimar. 1827. II. B. (Im erſten Bande iſt die Galerie in dem kaiſerlichen Palaſte Eremitage gut und umſtändlich beſchrieben. Auch gibt das Werk Nachricht von den Kunſtunternehmungen und den Künſtlern in Rußland).

S. 243. Z. 12. gefalteten Händen ſt gefaltenen ꝛc.

S. 246. Z. 1. an ſt. auf.

S. 251. Note 19. Z. 2. s'honorant ſt. l'honorant.

S. 253. Z. 3. vor ſt. von.

S. 265. Z. 15. Hollar ſt. Holler.

S. 273. nach Z. 10.: Von Alonſo Sanchez Coello (in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg), ein Chriſtuskind als Salvator mundi. Es ſteht frei, die Weltkugel in der Hand. Sein Gewand iſt ein faltenloſes Florhemd, durch welches man die Körpergeſtalt ſieht. Dieſe iſt ſtark und voll. Seine Miene iſt Heiterkeit (F. Hand I. 347).

S. 275. nach Z. 19.: Der Kopf des Knaben Jeſu von Carl Le Brün (jetzt im Beſitze des Herrn Ulrich Hegner in Winterthur) verdient groſſes Lob. In dem ſchönen, von aller Ziererei und franzöſiſchen Prätenſion freien Geſichte iſt nicht nur die zarte, himmliſche Unſchuld des Knaben, ſondern auch ein Vorgefühl göttlicher Kraft und hoher Beſtimmung vortrefflich ausgedrückt.

S. 275. Z. 27. ahnen ſt. ahnden.

S. 279. Note 7. Z. 7. einer längern Betrachtung ꝛc.

S. 284. Z. 2. (Peter Mignards Bild iſt geſtochen von G. Audran.

S. 294. Z. 7 und 17. Aus Verſehen ſteht hier Katharina ſt. Barbara.

S. 294. Z. 14. (für die Innung der Fiſcher in Neapel gemalte)

S. 294. Z. 16. Ravenna ſt. Ravena.

S. 295. nach Z. 10. iſt beizuſetzen: St. Barbara und Sixtus bilden einen dem Ganzen ſehr vortheilhaften Gegenſatz. Der Pabſt erhebt vertrauensvoll den Blick; dehmüthig ſenkt ihn die Jungfrau vor der Jungfräulichſten.

S. 295. Z. 16. des Engels ſt. Engel.

S. 295. Z. 1. St. Sixtus ſt. St. Silveſter.

S. 315. nach Z. 10.: Doch haben ſeine Madonnen bei aller ihrer eigenen Anmuth durch Miene und Haltung etwas Ehrfurcht gebietendes.

S. 313. Z. 3. frommen ſt. frommer.

S. 313. Z. 4. Chriſtkindes ꝛc.

S. 318. Z. 6. Beleuchtung ſt. Betrachtung.

S. 317. Caracci ſt. Carracin.

S. 321. Note 31. am Ende: und ein anderer nach einen Dresdner Bilde von Narziß Le Comte.

S. 324. nach Z. 25. Des Dominik Ghirlandajo Madonnen ſind freundlich, erreichen aber, was Geſtalt und Ausdruck betrifft, nicht einmal die des gleichzeitigen Perugino.

S. 327. Z. 10. Gimigniani.

S. 328. Z. 16. Apfel ſt. Aepfel.

S. 334. Z. 18. geſtochen von Fr. Bontius.

S. 335. Z. 4. Meier ſt. Maier.

S. 340. nach Note 41. Z. 6. guten ſt. guter.

S. 346. Z. 14. Eine zehnte bewahrt die kön. Galerie zu Neapel (S. die mißrathene Litographie in Rehbergs Verſuchen nach Raph. II. 31). Die Madonna ſitzt im Freien, fromm die Hände faltend. Das Kind ſitzt, die Füſſe ausgebreitet, auf ihrem Schooß, und ſtützt die linke Hand auf ein Knie der daneben ſitzenden Eliſabeth, die ſeine Rechte anfaßt, womit es den vor ihm, das Rohrkreuz in der Hand, knieenden Johannes ſegnet. Alle Figuren haben einen freundlichen ſchönen Ausdruck. Die Gruppirung iſt vortrefflich.

S. 348. Z. 22. Von Leonardo da Vinci verdienen ein Paar hl. Familien ꝛc.

S. 348. Z. 25. theilt ſt. deutet ꝛc.

S. 368. Z. ult. Domeniko ſt. Dominico.

S. 375. Note 12. Z. 8. es ſchien ſt. erſchien.

S. 376. Z. ult. man an ihm — aus.

S. 381. Z. 19. und Arnaud ſt. et ꝛc.

S. 393. nach Z. 15. In der Barberiniſchen Bibliothek zu Rom werden fünf loſe Pergamentſtreifen (etwa aus dem Anfange des 12ten Jahrhund.) vorgewieſen, die den hochmittelalterlichen Kirchengebrauch beurkunden, nach welchem die Gebete und Formeln dem Prieſter, die Bilder auf dem herabhängenden

Theile des Blattes dem Volke vorlagen, wovon auch im Dome zu Piſa Belege vorhanden ſind (v. Rumohr Italieniſche Forſchungen. 1827. I. 245). Eigentlich waren auch die Reihen von Schilderungen bibliſcher Scenen an ſo manchen Kirchthüren, Baptiſterien, Chorſtühlen und Kanzeln des Mittelalters bibliæ pauperum, indem hier dem Volke die wichtigſten Begebenheiten der chriſtlichen Religion beſtändig vor's Auge geſtellt wurden.

S. 414. Z. 15. lateiniſchen Handſchrift ſt. franzöſiſchen ꝛc.

II. Zu dem zweiten Bande.

S. 7. nach Z. 20. Die leztere iſt auch geſtochen für Ligny's Vie de J. Chr. I. 30. von Dambrün. Ein Hirt ſchläft noch; vier Hirten und eine Hirtin erwachen und blicken erſtaunt gen Himmel, von wo Lichtglanz und Geſang der Engel herabſtrömt. Der Ausdruck der Hirten iſt wahr und gut. Unter den Engeln haben jedoch einige geſuchte und gezwungene Stellungen.

S. 12. Z. 10. Oben ſchweben zwei zierliche kleine Engel, die, ein beſchriebenes Band vor ſich haltend, ſingen.

S. 12. und 13. Hier ſind zwei verſchiedene Bilder von Han. Caracci verwechſelt. Nach S. 13. Z. 10. ſollt' es heiſſen: Eben ſo ſchön, wo nicht ſchöner noch iſt ein anderes Bild, gut geſt. (für das Pariſer Muſeum) von H. Lips. Maria kniet, die Hände übereinanderſchlagend, vor dem auf einem Strohbettchen liegenden Kinde; ſie ſcheint in Jubel ausbrechen zu wollen. Hinter ihr breitet ein ſtehender Engel die Arme aus. Links von ihr knieet Joſeph, eine ſchöne kräftige Figur, mit bewundernder Andacht auf das Kind blickend. Neben ihm beugen ſich andachtsvoll zwei Engel hervor. Rechts knieen, vorn zwei junge Hirten, hinten ein älterer voll frommen, ſtaunenden Entzückens.

Oben ſchwebt eine dreifache Reihe von Engelchören: zuerſt mehrere kleine Engel, Blumen ſtreuend, dann in zwei Abtheilungen viele größere, ſingend und auf Inſtrumenten (Handorgel, Geigen, Guittare und Flöten) ſpielend. In ihrer Mitte ſteht ein kindlicher Engel, von andern umgeben, eine über ihm ſich wölbende Binde haltend, mit der Aufſchrift: Gloria in Excelsis Deo! Noch höher zeigen ſich anmuthige Gruppen geflügelter Cherubsköpfe. Alles von großer Schönheit. Nur ꝛc.

S. 16. Z. 21. geſtochen von Sim. Gribelin.

S. 17. Z. 1. Von Dominik Feti (jezt in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg. F. Hand I. 258).

S. 36. Z. 21. Eyk ſt. Eik.

S. 37. Z. 17., und ihrer zwei in der kaiſerlichen Galerie zu Petersburg. Auch hier gefiel ſich der Meiſter in Einmiſchung des Fremdartigen, wodurch der Hauptgedanke geſchwächt wird. In dem einen Bilde nimmt ein Rittersmann, von Geharniſchten umgeben, aus der Hand von Pagen ein prächtiges Goldgefäß, auf den Mohrenkönig und ſeine Gabe mit ſtolzer Miene herabblickend (F. Hand I. 248).

S. 38. Z. 24. als daß ein Maler dieſes Namens im Jahre 1380 geblüht haben ſoll, dem kein Anderer in lebendiger Darſtellung von Menſchenfiguren gleich kam (Senkenberg, Selecta juris et histor. II. 17).

S. 40. Note 6. Z. 4. Philipp Memberger ſt. Möppenheim. S. G. Buccelins Constantia Rhenana. 1667. p. 5.

S. 85. Z. 10. Auch iſt das über die Aeſte des Baumes, an deſſen Fuß Jeſus ſizt, gewundene Tuch unpaſſend und überflüſſig. In einem andern Bilde von Le Brün, das Le Noir (Hist. des Arts 105) beſchreibt, entſprieſſen unter der Engel Füßen die lieblichſten Blumen. Jeſus auf dem Rand eines bemoosten Felſen ſizend, voll hehrer Ruhe zeigt ein ſanftes Wohlgefallen an der Bedienung der himmliſchen Schaaren, die ihm knieend Körbe mit Früchten und Blumen darreichen. Im Vergrunde nippt ein Vögelchen an Blumen.

S. 90. Z. 19. Landry. Der Ausdruck und die Gebärde Jeſu iſt gut; der Ausdruck der Verwunderung im Geſichte der Frau iſt zu ſchwach.

S. 92. Note 4. Z. 2. Guercino ſt. Quercino.

S. 103. Z. 14. Drei gut charakteriſirte Figuren. Der eine Schriftlehrer hat unpaſſend eine Brille auf der Naſe.

S. 105. Z. 16. Der Ausdruck der knieenden Sünderin iſt vortrefflich; dagegen die Wendung des Heilands und ſeiner Gebärde (er ſtreckt ſegnend die Hand aus) etwas theatraliſch. Der vorderſte Aufwärter mit einem modernen Gefäß zum Theemachen, iſt unpaſſend.

S. 109. Z. 17. geſtochen von Langlois.

S. 128. Z. 24. Von Le Sueur (geſt. in Ligny's Vie de J. Chr.) Ein Knabe nähert ſich begierig und voll Erwartung der Scene.

S. 115. Das Z. 18. angeführte Bild von Ludwig von Boulogne (Landon Annal. 46 — 54.) geſt. von Dambrün (Ligny's Vie de J. Chr. I. 257.) gehört zu den Bildern Z. 26, wo der Hauptmann um die Heilung ſeines Dieners bittet.

S. 119. Z. 12. geſt. v. Villerey. Unter den Greiſen, Männern, Frauen und Kindern iſt lebhafte Bewegung und großer Jubel; in der Figur Jeſu hohe Ruhe; die Paar Apoſtel um ihn in ſtillem Nachſinnen. Von einem Baume werden Zweige gehauen. Andere tragen ſie herbei, die Stadt iſt in der Nähe.

S. 121. Z. 10. Pouſſin, geſtochen von Duhamel.

S. 134. Z. 20. Mit dieſem Gemälde wetteifert glücklich ein jüngeres von M. Bergeret (S. den Umriß und die Kritik im Pausanias francais. 1806 p. 84. ꝛc.)

S. 142. Z. 20. In dem Bilde von Raphael iſt allgemeine Bewegung unter den Apoſteln. Johannes, zunächſt bei Jeſus, deſſen Figur Würde und Seelenruhe zeigt, legt die Hände kreuzweis auf die Bruſt. Die andern hat Staunen ergriffen. Ihre Blicke ruhen fragend auf einander. Einer der

Jünger, der den Arm über den Tiſch ausgeſtreckt hat, ſpricht mit beſonderm Ernſte. Judas erſcheint iſolirt. Er iſt horchend, lauernd, betrachtend und verlegen. Seine Bewegung zeigt eine Ahnung, der Meiſter meyne ihn, und ſeine Miene ſagt: daß er des Verraths fähig ſey.

S. 154. Z. 12. geſtochen von Duhamel.

S. 154. Z. 15. Das Ganze iſt voll Leben und ſchön beleuchtet.

S. 165. von Zeile 1. bis 11. ſollte die Stelle lauten: ihm mit der Lanze droht, machen durch eine weiſe Gradation fühlloſer Roheit und Wuth ihres Ausdrucks einen treffenden Gegenſatz mit den Frauen und dem Johannes. In dieſen trauernden Perſonen, deren ſchöne Gruppirung nichts zu wünſchen übrig läßt, iſt die Trauer nach dem Alter, der Lage und dem Charakter ganz vortrefflich abgeſtuft. Der zuſammenſinkenden Mutter Schmerz iſt der innigſte; er zeigt ſich in den rothgeweinten Augen, in der Zuſammenziehung der Stirnmuskeln, in der Oeffnung des Mundes, im Brechen aller Glieder, in der Haltung und im Blick, der die Gerichtsdiener um Mitleid für den Sohn anzuflehen ſcheint. Der Schmerz der Magdalena iſt heftig und hilfbegierig; ſie hält Marien im Sinken mit der Hand auf. Desgleichen thut eine links knieende Freundin. Der Schmerzausdruck der letztern und der andern Freundin, die hinter der Magdalena die Hände faltet, iſt gemäſſigter, aber auch von großer Wahrheit. Zärtlicher und tiefer iſt die Betrübniß des Johannes, der dicht hinter der Mutter des Herrn auf denſelben hinblickt. — Doch ſelbſt die Gefühlloſigkeit der Schergen hat der Künſtler dadurch zweckmäſſig gemildert, daß er einem derſelben einen Zug von Mitleid gibt, und daß dieſes ſich noch viel ſtärker in in dem Cyrener Simon ausſpricht, der im Begriff iſt, dem Heiland das zu ſchwer laſtende Kreuz abzunehmen, wozu der berittene Führer des Zugs ihn anweiſt.

S. 167. Z. 8. Von Hannibal Caracci (im Palaſt Eremitage zu Petersburg). Die Figur Chriſti iſt koloſſal; das Gewand roth; der Mantel blau. Der Arm umfaſſt das Kreuz. Ein feſter, ruhiger Blik verkündet überirdiſche Kraft, welche duldet, aber nicht unterliegt; kein Zug der Erſchlaffung oder der Klage! Welche Milde im Ausdrucke des Seelenſchmerzens (F. Hand I. 181).

S. 170. Z. 6. Unpaſſend ſcheint mir, daß zugleich zwei Werkleute auf einer an das Kreuz gelehnten Leiter ſtehen, wovon der eine die Inſchrift J. N. R. hinaufreicht, der andere ſie in Empfang nimmt.

S. 186. Z. 13. Von einer ſechsten Zeichnung Raphaels (jetzt im Beſitze des Herrn Camuccini zu Rom) liefert Rehberg (Heft I. Nro. 13) einen Steindruck. Zwei Männer und ein Jüngling (?) halten den Leichnam auf einem Tuch über der Oeffnung des Grabes, im Begriff, ihn hinabzuſenken. Tief und ſchmerzlich gebeugt küßt die knieende Magdalena ſeine Füſſe, über welche ihre Haare ſo herabflieſſen, daß man nichts von ihrem Geſichte ſieht. Der rechte Arm des Leichnams umfaſſt (ſonderbar genug!) den Nacken einer der trauernden Frauen, während hinter ihr die Mutter des Herrn mit tiefſtem Schmerz ihr Haupt an die Wange einer jüngern theilnehmenden Freundin lehnt.

S. 192. Z. 17. Ausdruck. Doch iſt dieſer nicht erhaben

S. 192. Z. 18. Muskeln deſſelben.

S. 212. Z. 17. Von Hannibal Caracci (im kaiſerlichen Palaſt Eremitage zu Petersburg). Mitten ſteht Chriſtus (wohl zu jugendlich ſchön, indem die Würde dadurch Abbruch leidet). Nur ein von der Luft bewegtes Tuch bedeckt die Hüften. Er deutet nach der Ferne, ſprechend: Gehet hin, und verkündet es den Brüdern! Magdalena's Haupt ruht auf des Meiſters Füſſen, an denen eine leiſe Spur der Wundmale ſichtbar iſt. Die Gruppe der Frauen iſt meiſterhaft.

Aus ihren Blicken leuchtet Entzücken, dem ſich ein heiliger Schauer geſellt. Noch iſt es Nacht (freilich gegen die Geſchichte), und das Mondlicht dient, den Ausdruck zu erhöhen. (F. Hand 179. fg.)

S. 217. Z. 4. ſtehen ſt. ſieht.

S. 217. Z. 5. Koch und ein Aufwärter.

S. 230. nach Z. 17. Von R. Mengs (eine Skizze in der kaiſerl. Galerie zu Petersburg). Alle Anweſenden ſitzen auf dem Boden. Jede Perſon iſt auf eigenthümliche Weiſe charakteriſirt. Aller Blick iſt auf die Taube, die zwiſchen Engeln herabſchwebt, gerichtet. Petrus, den Schlüſſel im Gürtel, ſchaut gerade empor; Johannes, der eben geleſen hatte, blickt anbetend auf; Magdalena, das Auge rückwärts aufſchlagend, hat den Ausdruck inniger Sehnſucht (F. Hand I. 338).

S. 252. nach Z. 19. Gleiches gilt von dem Bilde des Guido Reni, geſt. v. R. Delveux (Ligny's Vie de J. Chr. II. 520), obgleich hier der peinliche Ausdruck der Marter gemildert und der Ausdruck gottſeliger Hingebung in des Petrus Miene und Gebärde vorherrſchend iſt.

S. 273. nach Z. 18. Von C. Maratti ſind ein Paar Bilder der ſtillbetrachtend in der heiligen Schrift leſenden Maria (im Palaſt Eremitage zu Petersburg) voll Anmuth. In dem einen iſt ſie von Engeln umgeben (F. Hand I. 267).

S. 273. Note 11. letzte Zeile, begeiſterten Unterredung.

S. 277. Z. 13. Darſtellungen ſt. Darſtellung ꝛc.

S. 304. Z. 17. van Eyk ſt. Eick.

S. 118. Z. 12. nach Crozat I. 127. iſt zu ſetzen: F. Hand I. 330. u. nach Zeile 16. Nur dem äuſſern Sinn ſchmeichelnd, ermangelt es des höhern Lebenshauchs, der das Kunſtgerechte zum wahren Geiſteswerk erhebt.

S. 320. Z. 18. Die Stelle: v. Zucheri, geſt. v. Caprioli, iſt wegzuſtreichen.

S. 320. Z. 25. die andere,

S. 333. Z. 22. Nach **Gabr. Bucelins** Constantia Rhenana. Francof. ad Mœn. 1667. p. 8, iſt das Bild der Viſion des Ezechiel von **Philipp Memberger**. Quo diutius contempleris, heißt es dort, tanto magis afficiaris et rapiaris.

S. 372. Am Ende der Note 1. iſt beizuſetzen: Biographien der Heiligen mit mehr oder weniger Critik verfaßt, findet man bei **Adrian Baillet**, Les Vies des Saints. 1701. III Bände in Fol. (Davon erſchien ſpäter ein Auszug in einem Foliobande), und in **Alban Butlers** Leben der Väter und Märtyrer und anderer vorzüglichen Heiligen. Von dieſem Werke haben wir eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen in's Franzöſiſche von H. **Godescard** (1784 in 12 B. in 8. und 1811 in 13 B.), und eine deutſche Bearbeitung von H. H. **Räß** und **Weiß** mit Abänderungen und Zuſätzen (Mainz 1826. in 20 Bänden). Die Critik des Franzoſen (Baillet) iſt in der Regel ſchärfer, als die des Engländers. Das Werk des letztern hat indeſſen in der deutſchen Bearbeitung durch viele Gelehrſamkeit gewonnen.

S. 393. Z. 14. Carlo Dolce, geſtochen von Kilian.

S. 412. Z. 19. Philippinern ſt. Philippinerinnen.

S. 420. Z. 19. **Monſiau** ſt. **Monſiaux**.

S. 428. Note 23. Z. 1. **Tiarini** ſt. **Tiavini**.

S. 449. Note 15. Z. 1. eben ſo gut ſt. auch ꝛc.

S. 462. Z. 4. erregende ſt. regende ꝛc.

S. 462. Z. 8. den ſt. dem ꝛc.

S. 472. Note 13. Z. 7. **Stoſch** ſt. **Stoch** ꝛc.

S. 563. Auch die Basreliefs in hartem Holz an der Hauptthüre des Doms zu Conſtanz, die Lebensgeſchichte des Herrn darſtellend, von **Balder** (wohl vom vierzehnten Jahrhundert) verdienen wegen ihrer Compoſition Beachtung.

S. 568. Note 57. Vergl. mit **Fiorillo's** Geſchichte der zeichn. Künſte in Deutſchland und den Niederlanden. 1820. IV. 117 — 174.

S. 584. Z. 3. **Zandomeneghi** ſt. **Zandomenghi**.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

Neunter Abſchnitt. Die Geburt Chriſti und ihre Ankündigung den Hirten auf dem Felde 3
Zehnter Abſchnitt. Die Anbetung der Hirten . . 8
Eilfter Abſchnitt. Die Beſchneidung des Kindes Jeſu . 19
Zwölfter Abſchnitt. Die Darſtellung des Kindes Jeſu im Tempel 24
Dreizehnter Abſchnitt. Die Anbetung der Weiſen aus Morgenland 31
Vierzehnter Abſchnitt. Die Flucht nach, die Ruhe in und die Rückkehr aus Egypten 41
Fünfzehnter Abſchnitt. Jeſus als zwölfjähriger Knabe lehrend im Tempel 54
Sechszehnter Abſchnitt. Johannes der Täufer und Vorläufer des Herrn 57
- *a.* Johannes in der Wüſte 57
- *b.* Johannes vor Herodes 68
- *c.* Des Johannes Hinrichtung . . . 69
- *d.* Das Haupt des Johannes wird der Herodias gebracht 71
- *e.* Der Engel verkündet dem Zacharias im Tempel, daß ſeine Frau einen Sohn gebären werde . 75

Siebenzehnter Abſchnitt. Die Taufe Chriſti . . 78
Achtzehnter Abſchnitt. Jeſus in der Wüſte . . 81
Neunzehnter Abſchnitt. Verſchiedene Handlungen Jeſu während der Zeit ſeines Lehramtes 84
Zwanzigſter Abſchnittt. Die Verklärung Jeſu (auf dem Thabor) 122
Ein und zwanzigſter Abſchnitt. Das Abendmal des Herrn mit ſeinen Apoſteln 136

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Seite.

Zwei und zwanzigſter Abſchnitt. Die Leidensgeſchichte Jeſu 149

Drei und zwanzigſter Abſchnitt. Die Abnahme Chriſti vom Kreuz und die Grablegung 175

Vier und zwanzigſter Abſchnitt. Das Grab Chriſti zur Zeit der Auferſtehung 203

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt. Die Auferſtehung Chriſti 205

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt. Handlungen Chriſti nach der Auferſtehung 212

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt. Die Auffahrt Chriſti 220

Acht und zwanzigſter Abſchnitt. Die Ausgieſſung des heiligen Geiſtes 225

Neun und zwanzigſter Abſchnitt. Aus der Apoſtelgeſchichte 231

Dreißigſter Abſchnitt. Scenen aus der Geſchichte Mariä 255

Ein und dreißigſter Abſchnitt. Das Hinſcheiden und und die Himmelfahrt Mariä 277

Zwei und dreißigſter Abſchnitt. Figuren und Köpfe der Evangeliſten und Apoſtel 296

Drei und dreißigſter Abſchnitt. Die büſſende Magdalena 310

Vier und dreißigſter Abſchnitt. Bilder von Propheten 326

Fünf und dreißigſter Abſchnitt. Scenen aus der Geſchichte des alten Bundes 335

Sechs und dreißigſter Abſchnitt. Vorzügliche Darſtellungen einzelner Heiligen der chriſtlichen Kirche 372

Sieben und dreißigſter Abſchnitt. Evangeliſche Parabeln und Gleichniſſe 431

Acht und dreißigſter Abſchnitt. Die Vorhölle (Limbus) und das letzte Gericht 437

Neun und dreißigſter Abſchnitt. Symboliſche und allegoriſche Bilder 462

Seite.
Vierzigſter Abſchnitt. Allgemeiner Rückblick auf die Leiſtungen der chriſtlichen Malerei und ihre Beurtheilung . 488
Ein und vierzigſter Abſchnitt. Von den merkwürdigſten dem Chriſtenthum gewidmeten Werken der plaſtiſchen Kunſt 498
  1) Alte chriſtliche Bildwerke 510
  2) Die ſpätern beſſern Bildwerke in Italien . . 514
  3) Bildwerke in Italien nach der Zeit von Mich. Angelo 533
  4) Plaſtiſche Werke in Frankreich 545
  5) in Spanien 554
  6) in den Niederlanden 557
  7) in Deutſchland 558
  8) Pigalle in Frankreich 564
  9) Canova zu Rom 571
  10) Thorwaldſen 578
  11) Einige andere ausgezeichnete Bildhauer der neueſten Zeit 580
  12) Danneker 584
Zwei und vierzigſter Abſchnitt. Einige Vorſichtsregeln in Hinſicht der Erhaltung der Gemälde in den Kirchen . 587
Drei und vierzigſter Abſchnitt. Die Mitwirkung der andern ſchönen Künſte um den Eindruck der bildenden im Bereiche des Chriſtenthums zu fördern 595
Beilage F. Verzeichniß von Heiligenbildern, als Anhang zum ſechs und dreißigſten Abſchnitt der zweiten Abtheilung 606
Beilage G. Alphabetiſches Verzeichniß der meiſten in dieſem Werke genannten Maler chriſtlicher Bilder mit Angabe des Jahres ihrer Geburt und ihres Todes 625
Verzeichniß der Kupferſtiche zum zweiten Bande . . 648

Berichtigungen und Zuſätze

1) Nachträgliche zu dem erſten Bande 649
2) Nachträgliche zu dem zweiten Bande 655

Chor-Lieder

zu

christlichen Volksgeſängen.

Ein Verſuch

von

J. H. v. Weſſenberg.

Conſtanz, bei W. Wallis.
1828.

Constanz, gedruckt bei J. M. Bannhard.

Vorwort.

Der Volksgeſang, vorzüglich der religiöſe, gehört nach meiner Ueberzeugung zu den beſonders wirkſamen Förderungsmitteln der geiſtigen und gemüthlichen Veredlung eines Volkes.

Der zunehmenden Werthſchätzung des Volksgeſangs verdanken wir auch ſchon manche Verſuche und Vorkehren zu deſſen Verbreitung und Verbeſſerung.

Die höchſte Stufe hat der Volksgeſang wohl ſchon in der Vorzeit und auch heut zu Tag in *Volkschören* erreicht, wozu hundert und mehrere hundert Stimmen ſich vereinigten. Denn es iſt ohne Zweifel dem Weſen eines ächten Volksgeſangs am angemeſſenſten, daß er zum

Theil von abwechſelnden Chören und zum Theil durch die vereinten Stimmen des geſammten Volkes ausgeführt werde. Einige Singvereine in der Schweiz haben neuerlich ſolche Volkschöre verwirklicht. Den Verdienſten des geiſtreichen und gemüthlichen Hrn. Hans Georg Nägeli in Zürich und ſeinen Unternehmungen in dieſer Beziehung gebührt das größte Lob und die kräftigſte Aufmunterung. *)

Auf welch hohen Grad von Vollendung, zu welcher Fülle von herzbewegender Kraft könnte der deutſche Volksgeſang, deſſen Einführung jetzt auch im katholiſchen Deutſchland immer mehr Ausbreitung erhält, ſich nicht erheben, wenn er ein volksthümlicher feierlicher Chorgeſang würde, an welchem wenigſt der größere und beſſere Theil der Chriſtengemeinden Theil nähme? Wie ungemein müßte dadurch die Feierlichkeit

---

*) Es wird hier auf Nägelis Sängervereine und ſeine Choräle und Chorlieder für Kirche und Schule hingedeutet.

und der Eindruck kirchlicher Handlungen gewinnen! Wie ſehr müßte der fromme Sinn belebt, wie ſehr die Andacht gehoben und unterhalten werden!

Möchten daher viele geſangkundige Seelſorger ihre Gedanken und Beſtrebungen mit erleuchtetem Eifer dieſem Gegenſtande zuwenden!

Die nachſtehenden Lieder ſind neue Verſuche in der Liederform mit ſtrophiſch wiederkehrenden Textſtellen, worin der Geiſt und Kern des Ganzen mit beſonderm Nachdruck ſich kund gibt; einer Liederform, die wohl am geeigneteſten iſt, um einem vielſtimmigen Chorgeſang zum Träger und Vehikel zu dienen. Schon früher habe ich ähnliche Verſuche (in den Liedern und Hymnen, Conſtanz 1825, und im Geſangbuche für das Bisthum Conſtanz) bekannt gemacht. Sollte nun das Verlangen nach Verwirklichung eigentlicher, durch edle Einfalt das Gemüth ergreifender Volkschor-Melodien ſich in vielen Gegenden und Gemeinden ausſprechen; ſo würde der Verfaſſer dieſer Probebilder es als eine erfreuliche Auffoderung anſehen, ein zweckmäſſiges, die billigſten Wünſche befriedigendes Choral-Buch für unſern Kirchengeſang (wozu freilich eine bedeutende Anzahl von Subſcribenten erfoderlich ſeyn wird) zu veranlaſſen. *)

J. H. v. Weſſenberg.

---

*) Willkommen wird es mir ſeyn, wenn einzelne Dekanate und Pfarrämter unmittelbar an mich ihre Erklärungen und Eröffnungen darüber abgeben.

SURSUM CORDA.

Das Herz empor!
Die Welt vergeht mit ihrem Glanze;
Schnell welket jede Blum' im Kranze,
Den lockend ſie vor's Auge hält.
Was Staub gebar, in Staub zerfällt.

Den Geiſt empor!
Nicht ſoll der Geiſt am Staube kleben;
Vom Erdenbrod kann er nicht leben.
Von oben nur ſtrömt ihm die Kraft,
Die ewig friſches Leben ſchafft.

Zum Licht empor!
Stets irrten wir in düſterm Dunkel,
Erleuchtete das Sterngefunkel
Von Glaube, Lieb' und Hoffnung nicht
Den Erdenpfad mit Himmelslicht.

Zu Gott empor!
Wenn wir nach ſeinem Reiche trachten,
Läßt Er das Herz umſonſt nicht ſchmachten;
Weckt friſchen Quell aus heiſſem Sand,
Führt durch die Wüſt' in Frühlingsland.

Zum Ziel empor!
Für Keinen ſteht der Kranz bereitet,
Der nicht im Guten vorwärts ſchreitet.
Empor den ſteilen Pfad, empor!
Am Gipfel glänzt das Himmelsthor.

Beruhigung in Gott.

Es iſt ein Gott,
Und feſt an Ihn will ich mich halten,
Wenn jede Stütze wankt und bricht.
Fühl' ich der Freunde Herz erkalten,
Zum Einen bleibt die Zuverſicht:
Es iſt ein Gott.

Es iſt ein Gott!
Wenn ich die Tugend ſeh verachtet,
Das Laſter prangend im Triumpf,
Wird oft auch meine Seel' umnachtet,
Doch nimmermehr ihr Glaube ſtumpf:
Es iſt ein Gott!

Es iſt ein Gott!
Mag Uebermuth das Recht verhöhnen,
Schutzlos der Unſchuld Waiſe steh'n,
Zum Himmel weht ihr leiſes Stöhnen,
Und Troſt fühlt ſie vom Himmel weh'n:
Dort iſt ein Gott.

Es iſt ein Gott!
Oft ſcheint's, als ob die Wahrheit wanke;
Die Erde ſieht der Hölle gleich.
Nur du beruhigſt dann, Gedanke
An jenes unſichtbare Reich,
Deß Haupt iſt Gott.

Es iſt ein Gott!
Wo ſind die Eltern, Schweſtern, Brüder?
Sind ſie des finſtern Grabes Raub?
O nein! wir ſehen all' uns wieder;
Ein ew'ger Geiſt weht überm Staub;
Es iſt ein Gott!

Gottes Allmacht.

Dein iſt die Macht!
Du winkſt, und Welten ſich dem Nichts entwinden;
Du winkſt, und ſie verſchwinden
Bis auf den Schatten ihrer Pracht.

Was lebt, iſt dein!
Dein Hauch gibt Kraft, beſtralt mit ew'ger Jugend;
Die Wahrheit und die Tugend
Sind deines Glanzes Widerſchein.

Dein iſt die Welt!
Die Sternenſchrift verkündigt deinen Willen;
Selig, die ihn erfüllen!
Wie Rauch vergeht, was dir mißfällt.

Dein iſt der Ruhm!
Welch Ziel iſt rühmlicher uns deinen Knechten,
Als einen Kranz zu flechten
Zum Schmuck in deinem Heiligthum?

Dein iſt das Herz!
Du lenkſt es, wie den Bach, der ſich aus Klüften
Ergießt in heitre Triften,
Vom Erdenthale himmelwärts.

Dein ſind wir ganz.
Was haben wir, das wir nicht dir verdanken?
Ermunternd, wenn wir wanken,
Zeigt deine Hand den Stralenkranz.

Lob Gottes.

Groß iſt der Herr!
Von ſeinem Ruhm aus unermeſſner Ferne
Erzählen ſich die Sonnen, Mond' und Sterne.
Unendlich groß iſt Er.

Voll Huld iſt Er;
Neigt ſich herab, hört unſer kindlich Flehen;
Läßt ohne Troſt nicht Einen von ſich gehen;
Geliebt ſeyn will der Herr!

Mild iſt der Herr!
Er trägt uns liebend All' im Vaterherzen,
Stillt jeden Gram, beſänftigt jeden Schmerzen;
Die Liebe ſelbſt iſt Er.

Auch weiſ' iſt Er!
Durch Eispfad, Sturm und Nacht zur Sonnenklarheit,
Durch manchen Prüfungsgang zur Ruh' und Wahrheit —
So leitet uns der Herr!

Sein iſt die Macht!
Als mächtig kann vor Ihm nicht Einer gelten.
Dem Nichts entrief er Millionen Welten
Mit ihrer Wunderpracht.

Er iſt das Licht!
Sein Glanz allein entführt dem Weltgewirre;
Wer folgſam ihm vertraut, geht hier nicht irre,
Und ſchaut dort ſein Geſicht.

Bitte um ächte Tugend.

Gott! was du pflanzteſt, muß gedeih'n,
Wenn Erd' und Firmament vergehet,
Wird reich an Frucht dein Wort noch ſeyn.
Einſt ſammelſt du, was du geſäet,
In deine Himmelsſcheunen ein.

Nur deine Pflanzen laß gedeih'n!
Gerechtigkeit und lautre Liebe
Soll aller Schmuck des Lebens ſeyn!
Uns möge Wahrheit ohne Trübe
Und Frieden ohne Wolk' erfreu'n!

Nur deine Pflanze ſoll gedeih'n!
Dein Geiſt mög' uns zu deinem Kinde
Mit frommem Sinn und Einfalt weih'n,
Zerſtören jeden Keim der Sünde
Und falſcher Tugend Heuchelſchein!

O laß uns deine Pflanzen ſeyn,
Geſchmückt mit Frucht, die dir gefalle!
Dazu gib Thau, gib Sonnenſchein!
Und ſamml' am Erntetag uns Alle,
In deine Himmelsſcheunen ein!

Der Weg des Chriſten.

Gott ſprach: es werde Licht!
Nach Licht, nach Licht ſey unſer Ringen!
In Aller Herzen werde Licht!
Verleih' uns, Gott! des Lichtes Schwingen,
Damit wir ſchau'n dein Angeſicht!

Aus Finſterniß zum Licht!
So heißt der Weg, den Jeſus lehrte.
Dem Böſen nur gefiel er nicht.
Weh' ihm, der ſich vom Lichte kehrte!
Der Lichthaß iſt der Welt Gericht.

Aus Finſterniß zum Licht!
Denn Gott iſt Licht, und Nacht die Sünde.
Die Lieb' hat Frühroth im Geſicht;
Die Bosheit führt durch düſtre Schlünde,
Vertraut ihr Thun der Sonne nicht.

Aus Finſterniß zum Licht!
Oft birgt Gewölk vor uns die Sonne.
Sie ſcheint beſiegt. Doch, zittert nicht!
Sie ſtralt zuletzt zu höhrer Wonne
Dem Freund der Wahrheit in's Geſicht.

Aus Finſterniß zum Licht!
Tief lag der Herr in Grabesnächten.
Doch ſeht! wie glänzt jetzt ſein Geſicht!
Lichtſcheue bebt! Verklärt zur Rechten
Des Vaters hält er einſt Gericht.

Aus Finſterniß zum Licht!
Auch unſer harrt des Grabes Stille;
Doch ewig währt der Schlummer nicht.
Zu Gott ſchwebt einſt in lichtrer Hülle
Der Fromme, Frühroth im Geſicht.

Gib Herr: es werde Licht!
Nach Licht, nach Licht geh' unſer Ringen!
In aller Herzen werde Licht!
Verleih' uns Gott! des Lichtes Schwingen,
Damit wir ſchau'n dein Angeſicht!

Ermunterung des Chriſten.

Durch Kampf zum Sieg!
Auf Erden iſt kein Frieden.
Wo droht, wo lauert nicht die böſe Luſt?
Den ärgſten Feind verhüllt die eigne Bruſt.
Drum laſſet uns im Kampfe nie ermüden!

Durch Kampf zum Sieg!
Die Selbſtſucht ruhet nimmer.
Dem Tiger gleichet dieſer arge Feind,
Gefährlicher, wenn er zu ſchlummern ſcheint.
Drum wieg' uns nie in Schlaf des Friedens Schimmer!

Durch Kampf zum Sieg!
Kämpft, mahnt die Tugend, kämpfet!
Zur Ruhe lockt der Sünde Lügenmund.
Wer je dem Lockton traute, ging zu Grund.
Durch Kampf nur wird der Sünde Macht gedämpfet.

Durch Kampf zum Sieg!
Zum Kampfe ruft die Wahrheit.
Mit Friedensworten täuſcht der Lüge Liſt.
Im offnen Kampf beſieget ſie der Chriſt.
Kampf hob das Chriſtenthum zur Sonnenklarheit.

Durch Kampf zum Sieg!
Wir folgen Gottes Sohne.
Im Kampf mit Sünd' und Tod ging Er voran;
Als Sieger brach Er glorreich uns die Bahn.
Einſt ſchmücket Er den Kämpfer mit der Krone!

Vertrauen zu Gott.

Vertraut dem Herrn!
Wer ihm vertraut, dem hilft er gern,
Hat Keinen troſtlos je gelaſſen,
Liebt ohne Maaſſen.

Vertraut dem Herrn!
Er ſey uns Sonne, Mond und Stern!
Mag Sturmnacht droh'n, das Meer ſich thürmen,
Er wird uns ſchirmen!

Vertraut dem Herrn!
Er iſt uns nah, ſchien' er auch fern.
Mag Alles treulos ſeyn auf Erden,
Er kann's nicht werden.

Vertraut dem Herrn!
Sein Antlitz gleicht dem Morgenſtern.
Wie ihn ſein milder Glanz verkündet,
Die Nacht verſchwindet!

Vertraut dem Herrn!
Des Menſchen Herz erfreut er gern.
O mög' es, will die Welt es fangen,
An Ihm nur hangen!

Vertraut dem Herrn!
Dem Kind iſt nie Allvater fern.
Drum laßt uns Ihn recht kindlich lieben,
Ihn nie betrüben!

Gottesverehrung.

Gott iſt ein Geiſt!
Drum laßt uns Ihn im Geiſt verehren,
Indem wir thun, was Er uns heißt!
Dann wird Er ſich uns ſtets bewähren
Ein milder Geiſt.

Gott iſt ein Geiſt;
Er ſieht auf's Herz, nicht auf Gebärden.
Wer blos mit Schein von Tugend gleißt,
Kann nie ein Glied des Reiches werden
Nach Gottes Geiſt.

Gott iſt ein Geiſt!
Im Odem, welcher Erd' und Himmel
Mit Kraft und Herrlichkeit durchfleußt,
In frommer Bruſt, im Sterngewimmel.
Weht Gottes Geiſt.

Gott iſt ein Geiſt!
Ihn zu verkünden, kam auf Erden,
Den Er den Eingebornen heißt,
Und ſendet, daß wir heilig werden,
Den heil'gen Geiſt.

Der Gedanke an Gott.

„Gedenket mein!“
So ruft uns Gott mit tauſend Stimmen zu.
Wer Sein gedenkt, genießt ſtets heitrer Ruh,
Kann nie verlaſſen ſeyn.

Gedenket Sein
In eurer Ebb' und Fluth von Leid und Luſt!
Wie ruht ſich's wohl an Gottes Vaterbruſt,
Droht rings Gewitterſchein!

Gott nennt uns Sein,
Wenn ſich mit Ihm vereinigt unſer Herz
O laſſt uns fleh'n, die Blicke himmelwärts
Um Wachsthum und Gedeih'n.

Laßt Gott uns weih'n!
Lockt böſe Luſt an des Verderbens Rand,
Soll der Gedank' an Gottes Aug und Hand
Uns hehrer Schutzgeiſt ſeyn.

In Gott ſich freu'n
Seh'n Thier' und Pflanze wir und Land und Meer;
Von Freud' in Gott erglänzt das Sternenheer.
Laßt Seine Freud' uns ſeyn!

Gott! dein zu ſeyn
Sey unſer liebſtes, heiligſtes Gebot!
Auf ewig dein, im Leben und im Tod,
O Herr! auf ewig dein!

Der Kinderſinn.

„Seyd Kindern gleich!“
So ſprach der Herr zu ſeinen Jüngern.
O ſelig, die ſich hier verringern,
Um groß zu ſeyn in Gottes Reich!

Dem Heiland gleich
Kann nur der Kinderſinn uns bilden.
Beſtralt von ew'gen Glanzgefilden,
Beſiegt ſein Blick der Hölle Reich.

Drum, Kindern gleich
Mög' unſer Herz zum ewig blauen
Gewölb des Himmels freudig ſchauen!
Der Kinder iſt das Himmelreich.

Ergebung.

Wie Gott es lenkt, iſt's gut!
Sieht zagend uns der Morgen,
Weil Gott die Zukunft hält verborgen,
Schon ſtralt das Abendroth uns frohen Muth;
Denn leiſ hat Er entrückt den Grund der Sorgen.

Was Gott verfügt, iſt gut.
Wenn Stürm' an's Schifflein ſchlagen,
Ergießt das Herz ſich feig in Klagen;
Doch bald wird's klar, daß Gott der Stürme Wuth
Als Boten uns geſandt von heitern Tagen.

Sein Wille nur iſt gut.
Reich ſind wir an Entwürfen.
Doch Seines Beifalls ſie bedürfen.
Sonſt ſind ſie Blaſen gleich auf Meeresfluth.
Mag Seiner Liebe Abgrund die verſchlürfen!

Was Gott uns ſchickt, iſt gut!
Dem, was ein Glück wir wähnen,
Entquöll' uns ach! ein Born von Thränen,
An Freuden arm, doch reich an Schmerzensglut,
Verweigerte ſich Gott nicht unſerm Sehnen.

Der Weg des Herrn iſt gut!
Wie mancher arme Waiſe
Wankt einſam auf des Lebens Reiſe!
Doch der Verlaßne ſteht in ſichrer Hut
Ihm ebnet Gott des Himmelspfads Geleiſe.

Uns Chriſten ziemet Muth!
Allvater lenkt das Leben;
Was jeder braucht, wird Er ihm geben.
Glückſelig, wer in Seinem Schirme ruht!
Iſt rein ſein Herz, wovor ſollt' es erbeben?

Die Liebe Gottes.

Wenn wir, o Gott! dich wahrhaft liebten,
Wenn niemals wir durch niedern Sinn
Den Himmel unſrer Seele trübten,
Wenn wir nie Unrecht übten,
Was trüge ſchönern, herrlichern Gewinn?
Chor.
O daß wir, Gott! dich wahrhaft liebten!

O daß wir dich zu lieben wüßten,
Wie uns der Herr, dein Sohn geliebt!
Wie ſeliger, wie beſſer müßten
Wir ſeyn, — in Wahrheit Chriſten,
Des Glaubens voll, den nur die Liebe gibt
Chor.
O daß wir recht zu lieben wüßten!

Zu lieben Gott in allen Brüdern
Sey unſer heiligſtes Geſetz!
Mit Liebe laßt uns Haß erwiedern,

Dem Haupt in ſeinen Gliedern
Stets achtungsvoll begegnen, liebend ſtets!
Chor.
Gott ſey geliebt in allen Brüdern!

Wo Liebe waltet, iſt der Himmel.
Der Glaube reicht uns Stab und Licht;
Die Hoffnung führt bei Sturmgetümmel
Durch Nacht und Erdgewimmel;
Doch Siegeskronen nur die Liebe flicht.
Chor.
Wo Liebe waltet, iſt der Himmel.

Vereinigung mit Gott.

Gott iſt mit uns,
Wenn wir die Wege Gottes wandeln,
Nicht von dem Geiſt der Welt bethört,
Wenn wir an ſie nicht unſer Herz verhandeln,
Das Gott allein gehört.

Mit uns iſt Gott,
Wenn wir in Geiſt und Wahrheit beten,
Wenn wir von Herzen fleh'n um Gottes Reich,
Für Es in Kampf ſtets heitern Muthes treten,
Dem Welterlöſer gleich.

Du biſt in uns,
O Heiligſter! wenn Sinn und Leben
Mit deinem Wort in reinem Einklang ſteht
Wenn wir zu deiner Liebe uns erheben,
Wenn ſie uns ganz durchweht.

Wir ſind in dir,
Wenn wir dir nachzuahmen trachten,
Der du aus vollen Händen Segen ſtreuſt,
Und Alle, die nach deiner Liebe ſchmachten,
Mit ihrem Stral erfreuſt!

Requiem.

Wieder iſt ein Bruder uns entſchwunden!
Fern, im Thränenthale flehen wir:
„Gottes Friede heile deine Wunden,
Gottes Antlitz leuchte dir!“
Chor.
Gottes Antlitz leuchte dir!

Wer, o Allgerechter! mag beſtehen,
Wenn du gehſt mit ihm in dein Gericht?
Möge armer Menſchlichkeit Vergehen
Decken deiner Gnade Licht!
Chor.
Decke ſie der Gnade Licht!

Ihn auch hat geprüft ſo manches Leiden.
Tilg, Erbarmer! ſeines Lebens Schuld!
Und den Erdenkampf mit Himmelsfreuden
Lohn' ihm deine Vaterhuld!
Chor.
Lohn' ihm deine Vaterhuld!

Alle wir bekennen uns als Sünder,
Zahlen all' im Tod' der Sünde Sold.
Doch wir ſind auch alle deine Kinder;
Allen ſtralt dein Morgengold!
Chor.
Allen ſtralt dein Morgengold.

Sehnend pilgern wir nach dem Gefilde,
Wo ſich deine Liebe ganz enthüllt,
Wegküßt jede Thrän' ihr Blick voll Milde,
Jeden Gram ihr Friede ſtillt.
Chor.
Allen Gram dein Friede ſtillt.

Ach! wie oft verdüſtern ſchnöde Triebe,
Fern vom Sterngefild der Liebe Glanz.
Läuternd führ' uns du, o Quell der Liebe!
Zum Beſitz des Heimathlands!
Chor.
O des ew'gen Wonnelands!

Weihnacht-Geſang.

Welche Glut verklärt die Himmelsauen?
Heitrer iſt die Nacht als heller Tag.
Seht! die Engel Gottes niederſchauen!
Hört, was ihr Geſang verkünden mag!
Chor. Ehre ſey Gott in den Höh'n!
Mög' auf der Erde ſein Friede weh'n!

Welcher Stern iſt uns denn aufgegangen?
Welcher Fürſt den Frieden bringt der Welt?
Wen begrüßt dies feierliche Prangen,
Wen der Feſtgeſang vom Sterngezelt?
Chor. Hoch von dem himmliſchen Thron
Kommt des Unendlichen ew'ger Sohn.

Wo iſt der Palaſt, den Er bezogen?
Wie will Er von uns empfangen ſeyn?
Welche Kränze, welche Siegesbogen,
Welche Opfer ſollen wir Ihm weih'n?
Chor. Schlicht iſt die Hütte des Herrn;
Liebende Herzen empfängt er gern.

Unſer Herz voll inniglicher Liebe
Sey dem Neugebornen ganz geweiht!
Ihm gehorchen ſollen unſre Triebe,
Uns erfreu'n ſoll nur, was Ihn erfreut.
Chor. Stralend von Gottheit gelind
Ruht in der Krippe der Herr, ein Kind.

O wie Er, laßt All' uns Kinder werden,
Fromm wie Kinder ſeiner Krippe nah'n!
Kinderſinn regiere nun auf Erden,
Nach dem Himmel hell' er uns die Bahn!
Chor. Friede von himmliſchen Höh'n
Wird in den kindlichen Herzen weh'n.

In der Charwoche.

Nach Ableſung der Paſſion.

Rezitativ.

Kannſt hören du dies unbewegt
O Menſch! du, dem allein zum Guten
Ein Gottes-Sohn den Tod erträgt
Und die weit offnen Wunden bluten?
Sie bluten für die Sonne nicht,
Und doch erblaßt der Sonne Licht;
Für Felſen nicht, und Felſen beben.
Ach Menſchenſeele! ſäumſt du noch?
O ſchäme dich, o laß uns doch
Für ſo viel Blutes Thränen geben!

Chor.

Uns ſollen nicht Sonne, nicht Felſen beſchämen.
Ihr Thränen entquellet dem Herzen in Strömen;
Am Fuſſe des Kreuzes bekennet die Schuld,
Und flehet um Gottes erbarmende Huld!

Die Gemeinde.

Wir alle bekennen die Schuld mit unſäglichem Schmerz,
Wir ſchlugen dich, Herr! an das Kreuz. Dies zerreißt uns das Herz.

Chor.

Dort blickt mit unendlicher Lieb' auf euch nieder
Der Heiland vom Kreuze herab, wie auf Brüder!
O reinigt das Herz nur, und weiht es ihm ganz!
Dann führet er euch in des Himmelreichs Glanz.

Die Gemeinde.

Entſagt ſey der Sünde; zerbrochen ihr ſchmähliches Joch!
Dein ſind wir, o Herr! wie im Leben, im Sterben auch noch!

Oſterlied.

Die Nacht iſt verſchwunden; es taget der Welt!
Den Fürſten des Lichtes begrüſſet mit Liedern!
Der Jubel des Bruders verkünd' es den Brüdern:
Chor.
Vom Grab' iſt erſtanden der göttliche
Held.

Wie ſtralt ſeine Wange von himmliſchem Roth!
Wie blickt er auf uns mit unendlicher Liebe!
Wen könnten noch feſſeln die irdiſchen Triebe?
Chor.
Beſiegt iſt die Sünde, bezwungen der
Tod.

Nur ewigen Tod gibt die Sünde zum Sold,
Stürzt lächelnd in's Grab ihre rüſtigſten Krieger.
O laßt uns erſteh'n mit dem göttlichen Sieger!
Chor.
Dann ſtralt uns des Lebens frühröthliches Gold.

Nun darf ſich des Lebens erfreuen die Bruſt!
Die Erd' iſt verjünget; nichts Gutes vergehet;
Dort erntet die Tugend, was hier ſie geſäet.

Chor.

Die Ausſaat des Frommen bringt himmliſche Luſt.

O der du gebrochen die Bande der Gruſt,
Gib Kraft uns zum Kampfe mit irdiſchem Triebe,
Daß unſer Gemüth nur das Göttliche liebe,
Daß hier ſchon uns wehe des Himmelreichs Duft!

Chor.

Laß hier ſchon uns wehen des Himmelreichs Duft!

An Chriſti Auffahrts-Feſte.

Sagt, wo iſt er hingezogen,
Der der Nacht des Grabs entſtieg?
Unter welchen Sternenbogen
Feiert er jetzt ſeinen Sieg?
Chor. Vor der Jünger Angeſicht
Stieg er aufwärts, Licht zum Licht.

Und gedenkt er dort der Armen,
Die er hat vom Tod erlöst?
Wird er ſich der Seel' erbarmen,
Wenn ihr Staubgewand verwest?
Chor. Keine Seele wird vergeh'n;
Selbſt der Leib wird einſt erſteh'n.

Will der Hirt die Heerde ſammeln
Dort in ſeines Vaters Haus?
Werden All' Ihm Lob dort ſtammeln?
Iſt ihr Zwiſt dann ewig aus?
Chor. Jedem, den die Lieb' erhellt,
Hat er Wohnung dort beſtellt.

Sind auch dorten Glück und Tugend
Wie im Erdenſtaub getrennt?
Oder blüht in ew'ger Jugend
Was man dort die Liebe nennt?
Chor. Ewig blüht die Liebe dort;
Ihre Krone nie verdorrt.

Preis und Jubel aller Guten
Dir, o ewig treuer Hirt,
Der des Lebens Stürm' und Fluthen
So gerecht und mild entwirrt!
Chor. Preis und Jubel tönt dem Herrn
Durch ſein Reich von Stern zu Stern!

Pfingſtlied.

Geiſt des Lebens, Geiſt des Lichtes
Der mit Lieb' und Wahrheit füllt,
Gleich dem Spruch des Weltgerichtes,
So erſchütternd und ſo mild,
In Geſtalt von Feuerzungen
Haſt die Herzen du durchdrungen.
Chor. Voll von Licht und frommer Glut
Ward die Bruſt und Heldenmuth.

Komm', erfüll' auch unſre Herzen,
Daß ſie, gleich dem Fels im Meer,
Widerſtehen Luſt und Schmerzen,
Gilt's der Wahrheit heil'ge Wehr;
Daß nicht Argliſt ſie betrüge,
Daß ihr Muth die Welt beſiege!
Chor. Geiſt von Oben, ſey auch uns
Leitſtern, Seele alles Thuns!

Stärk' uns in der Prüfungsſtunde!
Reiß entzwei das Netz von Trug!
Ströme Balſam in die Wunde,
Die Verrath dem Herzen ſchlug.
Bei des letzten Strals Verſchwinden
Mög' es Troſt durch dich empfinden!
Chor. Deine Milde, deine Kraft
Zähme jede Leidenſchaft!

O erneue, Geiſt der Wahrheit,
Geiſt der Liebe! unſer Herz,
Daß von Klarheit es zu Klarheit
Frei ſich ſchwinge himmelwärts,
Schön verjüngt und neu geboren,
Für ſein Reich von Gott erkoren!
Chor. Chriſtus leb' und herrſch' in mir!
Flehet unſer Herz zu dir.

Die Feier auf den Gräbern der Märtyrer.

Die Chriſtengemeinde.

Dank, Jubel und Preis für den Heldenmuth
Der Zeugen der Wahrheit in Qual und Tod!
Friſch blühet, begoſſen mit ihrem Blut,
Das Kreuz, wie beſchimmert von Morgenroth.

Chor von Engeln.

Mit unausſprechlichem Jubel
Brachten wir ihnen den Siegeskranz;
Mit unausſprechlichem Jubel
Schauen ſie ewig der Gottheit Glanz.

Die Chriſtengemeinde.

Wie ſtralte die Wonn' im verklärten Blick!
Welch himmliſcher Friede durchfloß die Bruſt!
Sie nannten die Marter ihr höchſtes Glück,
Verſchmähend der Erde Gepräng und Luſt.

Der Engelchor.

Sterbend erblickten ſie Leben,
Leben des Frühlings, der nie verblüht;
Wo die Unſterblichen ſchweben,
Ewige Liebe die Bruſt durchglüht.

Die Chriſtengemeinde.

Sie gingen frohlockend zum Hochzeitfeſt
Der herrliche Jüngling, die holde Braut.
Die Liebe dort oben kein Kind verläßt,
Das liebend in's Auge der Mutter ſchaut.

Der Engelchor.

Hoch in des Heiligthums Hallen
Feiern die Sieger ihr Hochzeitmal;
Zähren der Wonne nur fallen,
Hell von der Liebe Verklärungsſtral.

Die Chriſtengemeinde.

O mög' uns befeuern ihr Heldenmuth,
Als Zeugen der Wahrheit in Qual und Tod!
Das Kreuz triumphirt in der Leiden Glut;
Der Grabnacht entſteiget das Morgenroth.

Der Engelchor.

Sehet! mit Palmen euch winkend,
Fleh'n ſie für euch an des Lammes Thron.
Kränze, wie Sternenglanz blinkend,
Flechten wir Engel euch jubelnd ſchon!

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Sursum Corda	7
Beruhigung in Gott	9
Gottes Allmacht	11
Lob Gottes	13
Bitte um ächte Tugend	15
Der Weg des Chriſten	16
Ermunterung des Chriſten	18
Vertrauen zu Gott	20
Gottesverehrung	22
Der Gedanke an Gott	24
Der Kinderſinn	26
Ergebung	27
Die Liebe Gottes	29
Vereinigung mit Gott	31
Requiem	33
Weihnacht=Geſang	35
In der Charwoche	37
Oſterlied	39
An Chriſti Auffahrts=Feſte	41
Pfingſtlied	43
Die Feier auf den Gräbern der Märtyrer	45

Anzeige.

Von dem:

Chriſtkatholiſchen Geſang- und Andachtsbuch zum Gebrauche bei der öffentlichen Gottesverehrung im Bisthum Conſtanz (herausgegeben von J. H. v. *Weſſenberg*)

erſcheint im Monat Oktober 1828 die *ſechste* Auflage.

Vielfältig iſt der Wunſch geäuſſert worden, von dieſem Geſang- und Andachtsbuche zugleich eine ſchönere Ausgabe veranſtaltet zu ſehen; beſonders war dies auswärts um ſo mehr der Fall, da die gewöhnliche Ausgabe nur ſelten auf dem Wege des Buchhandels zu haben war, indem die fünf früheren Auflagen nie für den hieſigen Diöceſan-Gebrauch ausreichten.

Dieſem Wunſche zu entſprechen, erſcheint nun bei W. *Wallis* in Conſtanz eine Ausgabe auf extra feinem Velinpapier, mit einem Titelkupfer nach Raphael, geſtochen von M. Eßlinger, welche gegen Ende dieſes Jahrs durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Der Preis für ein ſauber brochirtes Exemplar (in Oktav, 660 S.) iſt fl. 3. rhein. oder 2 Thlr.

Ferner iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Chriſten von J. H. v. *Weſſenberg*. gr. 16. 1825. Auf feinem Druckpapier broch. fl. 1. — oder 16 ggr. oder 20 ſgr. Velin gebd. in Futteral fl. 1. - 36 kr. oder 1 Thlr.

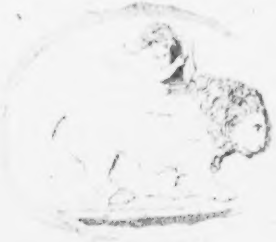
Julius.

Pilgerfahrt eines Jünglings.

Gedicht in ſieben Geſängen

von

J. H. v. Weſſenberg.



Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1831.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An die Leser.

An uns ging eine große Zeit vorüber,
Oft reich an Hoffnung, düſter oft und wild;
In mancher Seele ſpiegelte ſich trüber,
In andern heiterer ihr fliehend Bild.
Ihr Mißgetön zuckt noch durch manche Fiber;
Des Weiſen Auge nur ſieht klar und mild,
Und was der Weiſe ſah, ein edler Richter,
Zeigt auch, von Zauberglanz verklärt der Dichter.

IV

Der Dichter warnt im vielbewegten Leben,
Wo Täuſchung oft den Edelſten belog;
Ihm ziemet, das mit Stralen zu umgeben,
Was eitler Wahn zum Staube niederbog;
Den ſchönſten Ruhm ſoll im Gedicht erſchweben
Was in der Welt den Blicken ſich entzog.
Nichts bringt die Zeit, das nicht die Zeit begrübe;
Ein Stern nur ſtrahlet ewiglich — die Liebe!

Erſter Geſang.

1.

Noch lag ſie da – der Mutter fromme Leiche,
Im Sterbekleid' ein ſanftes Engelbild,
Vor ihrem Julius, deß todtenbleiche
Geſtalt ein ſtummer Seelenſchmerz erfüllt.
Wo iſt ein Jammer, der dem ſeinen gleiche?
Nicht Einer Thräne Troſt dem Aug' entquillt.
Sechs Jahre ſind's, da ſank des Vaters Hülle;
Nun ſoll die Mutter auch zur Grabesſtille.

2.

In Ohnmacht war der Aermſte hingeſunken.
Des Grabgeläutes letzter Trauerklang
Verhallte dumpf, als leiſ' ein Lebensfunken
Vom Herzen über Lipp' und Wang' ihm drang.
Tief ſeufzt' er auf, und wie vom Schmerze trunken,
Wankt er hinaus durch einen Laubengang
Zum höchſten Platz der Dorfflur, wo die blauen
Gebirg' im Fernduft er gepflegt zu ſchauen.

3.

O traute Bank in einer Linde Schatten,
Wie oft ſaß ſie auf dir, das Aug' entzückt
Von Gottes Schöpfung, neben ihrem Gatten,
Der ſie mit Rührung an die Bruſt gedrückt,
So oft das Kind, das ſie vom Himmel hatten,
Zu ihnen himmliſch lächelnd aufgeblickt.
Und immer bliebſt du bei des Abends Kühle
Ihr Lieblingsſitz, zu ſeh'n des Knaben Spiele.

4.

In deiner Linde ſanftem Säuſeln miſchte
So gern mit Blüthenduft ſich ihr Gebet,
Das Julius den zarten Sinn erfriſchte,
Wie wenn auf Blumen Thau der Morgen ſät.
Der Schmerz, der alle Welt jezt ihm verwiſchte,
Lenkt ſeinen Tritt, bis er nun vor dir ſteht.
Dich wiederſeh'n, und — namenloſes Sehnen
Sind Ein Moment. Es floß ein Strom von Thränen.

5.

Die Sonne warf gerad die letzten Gluten
Am Eisgebirg herauf; nun war ſie fort!
Da fangen friſch die Wunden an zu bluten;
Nicht tönt ihm mehr der Mutter ſüßes Wort,
Ihm leuchtet nimmer auf des Lebens Fluten
Sein einz'ger Leitſtern ach! Sie iſt nun dort,
Wohin der Vater früher ging. Auf Erden
Steht er allein. Wer wird ſein Schutzgeiſt werden?

6.

Doch jetzt entſinnt er ſich der weiſen Mahnung,
Die hier unlängſt der Mutter Mund entfloß:
„Vertraue Gott! Ruft Er nach meiner Ahnung
Mich bald zu ſich, ſo zittre nicht! Dein Loos
Empfiehlt er deinem Engel. Helle Bahnung
Führt dann aus Nacht dich in der Liebe Schoos.“ —
Noch hallt dies Wort, als ob's vom Himmel wehe;
Da tritt mit Gruß ein Fremder auf die Höhe.

7.

Ein alter Freund der Eltern iſt's. Von Ferne
Ward ihm der Mutter ſchwere Krankheit kund,
Und die Gefahr des Knaben, gleich dem Kerne,
Den pfleglos warf ein Sturm auf's Erdenrund.
Er ſelbſt, ein Schüler Aeskulars, wie gerne
Hätt' er gerettet! Sein Gefühl iſt wund.
Sie ſchau'n ſich lange ſchweigend an. Den Knaben
Erkennt der Greis. Er ruft: „Sie iſt begraben;

8.

Nun biſt du mein;“ und ſchließt in ſeine Arme
Den Staunenden. Des Mannes Silberhaar,
Sein blaues Aug, die freie Stirn, das Warme
Des Händedrucks, was braucht es mehr? es war
Kein Schein, daß er ein Glied vom Gleisnerſchwarme;
Daß er des Knaben Freund, ſchien ſonnenklar.
„Biſt du vielleicht,“ ruft dieſer, froh betroffen,
„Der Engel, den mich hieß die Mutter hoffen?“

9.

Statt aller Antwort, zog der Greis den Knaben
Mit ſanftem Lächeln fort. Doch als er hört
Des Fuhrwerks Poltern und der Hengſte Traben,
Wagt Julius die Bitte, lebenswerth:
Vorbei zu fahren dort, wo friſch begraben
Der Mutter theure Hüll' ein Denkſtein ehrt.
Der Kirchhof iſt nicht fern; die Pferde halten;
Der Waiſe folgt durch's Thor dem würd'gen Alten.

10.

Und wie er nun gewahrt den ſüßen Namen
Der Unvergeßlichen in ſchwarzer Schrift,
Kniet auf die Gruft er nieder; Thränen kamen
In's rothgeweinte Auge. Ach! es trifft
Der Anblick tief die Wunde. Heil dem Samen
Von Kindesthränen, welche, rein vom Gift
Treuloſen Trugs, auf's Grab der Eltern fließen!
Wie oft ſah man ihm ſchöne Frucht entſprießen!

11.

Die Augen fromm und rein zum Himmel blicken,
Und mit gebrochnem Wort gelobt der Mund:
Vom Pfad des Gottvertrauens nie zu rücken,
Riß' aus den Angeln auch das Erdenrund.
Dann geht auf naher Wieſ' er Blumen pflücken,
Und ſtreut, von Zähren feucht, ſie auf den Grund,
Der ach! umſchließet ſeines Glückes Trümmer;
Der Mond ſah's ſchweigend an mit blaſſem Schimmer.

12.

Dem Greis auch perlen hell im Aug' die Thränen;
Gerührt drückt er dem Pflegekind die Hand,
Mahnt es zum Aufbruch dann. Doch frommes Sehnen
Treibt nach dem Grab, dem er ſich ſchwer entwand,
Dreimal den Sohn zurück. Traumartig wähnen
Sich ſeine Blicke noch am Grabesrand,
Als weit hinweg bereits der Wagen rollte,
Und noch der Schmerz ſein Thränenopfer zollte.

13.

In ſternerhellter Nacht ward fortgefahren;
Man kam an eines hohen Berges Fuß.
Der Knabe lag in tiefem Schlaf; doch waren
Zwei Senften hier bereit, und, eh der Gruß
Des Alpenglöckchens noch den Hirtenſchaaren
Den Morgen kund that, fand ſich Julius,
Sein unbewußt, bei Zephirs zartem Wehen
Im reinſten Aether auf des Rigi Höhen.

14.

Noch ſchläft der Knabe. Roſig und gelinde
Umwebet ihm die Seel' ein ſüßer Traum:
Ein holder Engel führt durch Irrgewinde,
Gehüllt in Nebel ſie zum höchſten Saum
Des Sterngewölbs; da ſinket ihr die Binde;
Doch lang erkennt ſie nichts im lichten Raum;
Dann plötzlich fühlet ſich ihr Sinn erſchloſſen;
Die Mutter ſteht vor ihr, von Glanz umfloſſen.

15.

So träumt der Knab'. Am Lilien-Nacken webet
Der reichen Locken Gold im Dämmerſchein;
Doch, als die Sonn' auf Bergesgipfeln ſtehet,
Eröffnen ſich die Augen ſpiegelrein.
O Anblick, der nie mehr der Seel' entgehet!
O himmliſch Bild, das ewig muß erfreu'n!
Eisberg' und See'n in weitem Kreis erglühen,
Gleich Frühlingsroſen, die der Knosp' entblühen.

16.

Lang wallte Nebelgrau am fernſten Rande;
Dann ſank es tiefer ſtets, bis es in Luft
Verflatterte, gleich dünnem Florgewande.
Schon flimmert Klarheit durch den leichten Duft;
Das Frühroth, das hinauf die Sonne ſandte,
Ein ſanftes Licht auf alle Zinken ruft;
Auf einmal ſprüh'n die Gletſcher Purpurfluten
Vor unſers Knaben Blick, wie Opfergluten.

17.

Der väterliche Freund ſieht mit Vergnügen,
Wie ſtille Wonne dem Erwachten glänzt
Auf Stirn' und Wange; wie aus allen Zügen
Der Friede ſtralt, der ſeine Seel' umlenzt,
Wie Fried' und Wonne ſanft den Schmerz beſiegen,
Und wie die Hoffnung, jugendlich bekränzt,
Die Wehmuth ſänftigt, und die Bruſt erweitert,
Zur ſchönen That des Lebens ſie erheitert.

18.

O Zauberkraft! o Wunder! Niemals hätte
Der ſchönſten Rede Strom vermocht, was hier
Auf Rigi's Kupp' ein Blick nur auf die Kette
Von Gletſchern und von See'n, jetzt wie Saphir,
Jetzt wie Rubin erglühend in die Wette.
Natur! Natur! du öffneſt uns die Thür
In's Heiligthum der Weisheit, die im Schleier
Des Glaubens nährt des Buſens heilig Feuer.

19.

In's Himmelreich glaubt Julius zu ſchauen,
Wo jezt die Mutter weilt. Sie ſelber ſcheint
Zu winken ihm in's Reich des Lichts, zum blauen
Gezelt, wo unſichtbar der ew'ge Freund
Und Vater Aller thront, die ihm vertrauen,
Und wo dereinſt er alle ſie vereint.
Verſcheucht iſt jeder Zweifel, jedes Bangen;
Die Gottheit iſt dem Knaben aufgegangen.

20.

Auch ſolgt nun Julius mit höherm Muthe
Der Führung, der Allvater ihn vertraut.
Und nachmals oft in trüben Tagen ruhte
Sein Blick auf Rigi's Bild, wie der der Braut
Auf dem des Bräutigams. Wenn dann im Blute
Ein Sturm ſich regt, und er das Bild nur ſchaut,
Schweigt jener gleich, und Zwillingsſterne hellen
Und ſänft'gen des Gemüths bewegte Wellen.

21.

Mit frohem Sinn geht nun die Reiſe weiter
Vorbei an Waſſerſpiegeln, ſchön umkränzt,
Durch manch hellgrünes Thal voll duft'ger Kräuter,
Bis wo die freie Schweiz der See begrenzt,
In deſſen Lichtazur die Himmelsleiter
Des weißen Bergs ſo magiſch wiederglänzt.
Hier ſteht die Wohnung unſerm edeln Greiſe,
Des Knaben Führer auf der Lebensreiſe.

22.

In Vevay's Nähe, zwiſchen ſchönen Bäumen,
Erblickt man hoch ſein freundlich ſtilles Haus.
Dort kann man leicht ein Paradies ſich träumen,
So reizend dehnt die Ausſicht ſich hinaus,
Bis Wald und Felsgeklüft den See beſäumen,
Die Pfeiler eines wolkennahen Bau's.
Weſſ' Blicke ſich in all den Zauber tauchen,
Den ſcheint ein Himmelsſchauer anzuhauchen.

23.

Mit friſcher Liebe hing an dieſen Scenen
Der herrlichen Natur des Knaben Geiſt.
Man ſah ihn nie vor dieſem Buche gähnen.
Gleichwie der Bien' aus Blumen Honig fleußt,
Vernahm in ſchönen Bildern er und Tönen
Was dem Verſtand und Herzen Gott beweist.
Am Schönen fand ſein Sinn ſich ſtets zu üben;
Er wurde fromm, indem er lernte lieben.

24.

Durch Aug' und Ohr ſprach Alles zum Gefühle:
Was lebt und webt, ruht liebend und geliebt
In eines Vaters Schoos, der mild dem Spiele
Der Weſen lächelt, deren Kraft es übt.
Die Liebe, die dem Glanz- und Tongewühle
Von Waſſer, Luft und Licht den Einklang gibt,
Sie ſingt im Vogel, zirpet in der Grille,
Und ſtreut auf Berg und See der Gluten Fülle.

25.

Luſt ſchwellt das Herz dem Alten, ſeine Züge
Verklären ſich, ſieht er den jungen Freund
In ſolcher Schul' erblüh'n, als Feind der Lüge,
Der Wahrheit hold, die, wie ſie iſt, erſcheint.
„O daß die Welt doch niemals dich beſiege,
Du Kinderſinn, wo Schön und Wahr ſich eint!"
Oft betet ſo der Greis, und in den Blicken
Vermählt die Sorge ſich mit dem Entzücken.

26.

Sie ſchauten ſtundenlang, ſo ſpät als frühe,
Bei Sonn' und Mond in's Antlitz der Natur.
Kein Wort that kund, was tief im Buſen glühe;
Doch ſtralten Blick und Mienen Andacht nur.
Sieht je der Menſch, wie rings die Schöpfung blühe,
Und doch empfänd' er nicht des Schöpfers Spur?
Dies innigſte Gefühl, ſo arm an Worten
Pocht ſprachlos ſchon im Kind an Himmelspforten.

27.

Oft, wenn der Mond mit ſanften Silberſtralen
Gelind durchzitterte die ſtille Flut,
Und an Savojens Felſenhöh'n, die kahlen,
Phantaſtiſche Gebilde warf, und, Glut
An Glut, man ſah die Stern' im See ſich malen,
Indeß rings auf der Landſchaft Friede ruht,
Saß Julius verſunken, wie ein Seher
In Andacht, und der Schöpfer war ihm näher.

28.

Wohl ſagte dann der Greis zum Pflegeſohne:
Fühlſt du des Weltalls Harmonie? Wie klar
Stellt ſie im Sternenlauf der Himmelszone
Und in der Erde Wechſelgang ſich dar!
O daß ſie uns auch ſtets im Herzen throne!
Daß doch der zarte Laut, der vor Gefahr
Den innern Frieden ſchützt, in dem Geſumme
Blindſchwärmender Begierden nie erſtumme!

29.

Bei ſolcher Rede blicken zu dem Lehrer
Des Schülers offne Augen forſchend auf.
Die Lippe ſchweigt; doch fraget ſo ein Hörer
Sehr oft durch leiſes Mienenſpiel, worauf
Des Mentors Geiſt, als ſinniger Verehrer
Des kindlichen Gemüths im Lehrverlauf
Weit gier'ger lauſcht, als auf den Schwall von Fragen,
Die blos mit dem Verſtand Sophiſten wagen.

50.

Die Fragen, die im Blick des Zöglings ſchweben,
Erwiedert freundlich unſer Greis: „Wo zeigt
Sich uns ein ſchönres Vorbild für das Leben,
Als jene Ordnung, die vom Himmel ſteigt,
Wenn unſre Herzen ſich zu ihm erheben?
O öde Bruſt, wo dieſer Einklang ſchweigt;
Armſelig Leben, dem die Harmonien
Des großen Weltenalls mit Scheu entfliehen!

51.

Welch überſchwänglich Glück, welch ſüßer Frieden
Entquillt dem Band, an dem die Welten ſich·
Jahrtauſende begegneten und ſchieden,
Daß ihrer Bahn nicht eine je entwich!
Im Wohlthun ſah man nie die Hand ermüden,
Die feſthält dieſes Band ſo väterlich.
Sie lenkt zum Wohl des Ganzen alle Triebe,
Und grub den ſchönſten uns ins Herz — die Liebe.“

32.

„So iſt's fürwahr! rief Julius; ich liebte
Die Mutter ſehr, und liebe ſie noch jetzt.
Wie ſchmerzt es mich, daß ich ſie oft betrübte!
Und du, ſo ſchön zum Vater mir geſetzt,
Wie lieb' ich dich!“ — „Doch ſetz', ein Andrer übte
An dir ein Unrecht, das dich tief verletzt?“ —
„Ihn haſſen müßt' ich; wie könnt' ich ihn lieben?“ —
„Dann wärſt auf halbem Weg du ſteh'n geblieben.“

33.

„Denn, brennten in der Bruſt der Liebe Gluten
Dir nur für den, der Liebe dir erweiſt,
So liebteſt du wie wilder Thiere Bruten;
Ihr ſcharfer Zahn auch nur den Feind zerreißt.
Doch ſieh', dem Böſen auch, nicht blos dem Guten
Läßt ſeine Sonne leuchten Gott. Er heißt
Auf beide ſeinen Thau mild niederträufeln.
Wer kann der Feindesliebe Pflicht bezweifeln?“

34.

Doch eines Tages ſtiegen Wolkenſchaaren
Am ſchwülen Himmel auf. Schnell wird es Nacht;
Die Stürme brauſen; wilde Blitze fahren
Auf See und Land; des Donners Rollen macht
Die Erd' erbeben, und von Schloſſen waren
Jetzt Flur und Hügel weiß. Die Schreckenpracht
Des furchtbar großen Schauſpiels ganz zu ſchildern,
Fühlt ſich die Sprach' an Lauten arm und Bildern.

35.

Des Knaben Bruſt durchdringt ein frommer Schauer.
Er faltet ſtill die Hände zum Gebet.
Nicht Worte waren's, nur Gefühl; nicht Trauer,
Nicht Angſt, nein Ehrfurcht vor der Majeſtät
Deß, der ſo herrlich tritt vor den Beſchauer
Im Sturm, ſo mild, wenn er im Zephir geht.
Doch als es ſtiller ward, und ſanft der Bogen
Mit ſieben Farben glänzt auf Höh'n und Wogen,

36.

Da fühlt ſich Julius, wie auf dem Gipfel
Des Rigibergs. Sein Auge ſtralt. Er ruft:
„Wie ſchön! wie unausſprechlich ſchön!“ Dem Wipfel
Der Bäum' entweht Geſang und Balſamduft.
Im Zauber glüht bis auf des Montblancs Gipfel
Das Land am See, beſtreift von Abendluft.
Die Erde rings, wohin der Blick ſich wendet,
Nur Freud' und Dank zum heitern Himmel ſendet.

37.

O ſieh doch, ſpricht der Greis, wie in den Wellen
Sich jezt ſo rein der blaue Himmel malt!
Wie Ströme Lichtes auf- und niederquellen,
Wie Alles Huldigung dem Lichte zahlt;
Wie Berg' und See ſich wechſelweis erhellen,
In Eins verſchmolzen, Höh' und Tiefe ſtralt!
Du ſiehſt vor dir, o Sohn! das Bild vom Frieden,
Der Unſchuld nur, der Tugend nur beſchieden.

38.

Die Beiden geh'n umher. Wie athmet freier
Die Bruſt; wie munter hüpft von Aſt zu Aſt
Das Vögelchen, als hielt' es Hochzeitfeier;
Wie ſchlüpft durch duft'ge Gräſer Gaſt zu Gaſt!
Doch vor dem Pachthof ſteht der Bau'r am Weiher
Mit Weib und Kind, verſtöret und erblaßt;
Tief ſeufzt er auf: Gott! welch ein Hagelwetter,
Still weiſend auf zerknickte Halm' und Blätter.

39.

Der Knabe fragt: „wie kommt's, daß dieſen Armen
Die Hand des liebevollen Vaters ſchlug?“
„O deut' es nicht als Mangel an Erbarmen!“
Verſetzt der Greis; „auch hier malt ſich ein Zug
Der Liebe. Könnte ſonſt das Herz erwarmen
Des Menſchenfreund's? und was vermöchte, Trug
Und Wahrheit in der Menſchenbruſt zu ſcheiden,
Schlüg nicht an ſie der Wetterſchlag der Leiden?“

40.

Die Liebe iſt's, die Mißgeſchicke ſendet,
Daß, wenn an Nichtiges ſich hängt ein Herz,
Und wenn ſich eins zu ſpröder Selbſtſucht wendet,
Ein ſchön Gefühl errege fremden Schmerz:
Dann weitert ſich die Bruſt, die Milde ſpendet,
Den eignen Lohn nur ſuchend himmelwärts;
Dann fühlt der Menſch ſich Menſch, das Elend ſchwindet,
Und jeder Arme Troſt und Hilfe findet."

41.

Ihr ſagt vielleicht: „was frommen ſolche Lehren,
Wenn nicht das Beiſpiel drauf das Siegel prägt?"
So iſt es! Nur die That kann ſie bewähren.
Verſchieden ganz vom Gleisner, welcher pflegt
Zu pred'gen an der Menſchlichkeit Altären,
Auf die er ſelbſt niemals ein Opfer legt,
Ließ jenen Pächter, den der Sturm getroffen,
Der Greis vergebens nicht auf Beiſtand hoffen.

12.

Was aber ſeine Rechte that, die Linke
Vernahm es nie. Geheimniß blieb es, nicht
Dem Zögling, nicht dem Freund, doch für das flinke,
Herzlos geſchwätz'ge Allerweltsgericht.
Verhaßt iſt ächter Tugend jede Schminke
Des ſchalen Lobs, das blindlings Fama ſpricht.
Ihr edles Thun, die Welt mag immer ſchweigen!
Hat manche Thräne, manch Gebet zum Zeugen.

13.

„Pah, wirſt vielleicht ein Mann mit weiſer Miene,
Die Stirne runzelnd, ein. Nenn' erſt den Grund,
Der deinem Ehrenmann zum Antrieb diene?
Iſt ihm vielleicht ſein Wohlthun nur ein Pſund,
Deß Zins im Himmel? oder eine Bühne,
Die ihn ergötzt? Dann mach' hiemit ich kund:
Für all ſein Wohlthun, geb' ich keinen Dreier;
Es iſt nur Schein, nur Wahn, der Selbſtſucht Schleier.“

44.

Nur nicht ſo ſtrenge, Freund! Wie kann die Wonne
Des Wohlthuns denn verdüſtern ſeinen Glanz?
Die Tugend wälzt ſie eine leere Tonne?
Wird welk durch Freudigkeit ihr Blüthenkranz?
Darf der Geſunde ſich nicht freu'n der Sonne?
Und, kann das Bild des hehren Vaterlands
Der Seelen, die nach Gottes Vorbild lieben,
Für uns den Werth der Gottnachahmung trüben?

45.

Tief ſtände freilich dann zum Tugendlehren
Mein Greis. Doch in des Zöglings Herz, da ſtand
Er hoch; und, fühlt einmal ſich zum Verehren
Das Herz geneigt, dann folgt es auch dem Band
Des Führers, ohne murrend ſich zu wehren.
Da Julius den Greis ſtets heiter fand,
Dacht' er bei ſich: nein, nimmer kann ſie trügen
Die Tugend, die entſtralt ſo reinen Zügen.

16.

Was heißt Erziehung? — Heiligſte der Fragen!
Die Sphynx verderbt, wem Löſung nicht gelingt.
Was frommt es, wollt ihr die Natur verklagen,
Nicht bildend was ihr doch von ihr empfing't?
Den Knoten zu zerhau'n, wer dürft es wagen?
Doch dreimal weh, wenn ihr die Frag' umging't!
Denn hat Erziehung ſich verirrt, was bringen
Talent und Schätze noch? Sie werden — Schlingen.

17.

Drob währt der Zank ſeit Adam. Ihn zu ſchlichten
Hält ſchwer. Denn welch ein vielgefärbter Dunſt
Umhüllt das Ding! — „Viel Kenntniß einzuſchichten
In den Verſtand,“ — nennt Einer es die Kunſt.
„Zum Lebensglück den Menſchen abzurichten“
Ein Andrer. „Nein! es handelt ſich, mit Gunſt!“
Verſetzt ein Dritter, dem die Adern ſchwellen,
„Ein Ideal der Menſchheit aufzuſtellen.“

18.

Dergleichen Theorien ſind Eudoren,
(So heißt mein Greis), was Sternendeuterei
Und Alchymie. Ihr Wahn zeugt viele Thoren;
Das Bäumchen zerren ſie zur Ziererei,
Verſprechen, weiß zu waſchen einen Mohren,
Und ſpalten kühn, was Gott vereint, entzwei.
Eudor, auf die Natur des Zöglings blickend,
Befragt ſie, achtſam fördernd, nie erſtickend.

19.

Ihm gnüget, die Entfaltung holder Gaben
Nachhelfend zu ermuntern, heil'ge Glut,
Begeiſterung zu wecken in dem Knaben;
Des Böſen Scheu und unerſchrocknen Muth
Für Recht und Wahrheit tief ihm einzugraben,
Damit einſt in des Lebens Ebb' und Flut
Der Geiſt nicht ſchwanke, nicht das Herz erkühle,
Und ſtets der Blick auf's Göttliche nur ziele.

50.

Wie traurig, wenn der Menſch gleich leichter Welle,
Gleich ſchwachem Rohr nach jedem Luſtzug wankt;
Wenn ſeine Seele klingt wie eitle Schelle,
Wie Epheu ſie an jede Wand ſich rankt;
Bei Guten gut, bei Schlimmen ſchlimm, mit Hölle
Und Himmel buhlt, zugleich mit beiden zankt.
Des Volkes Schmach, und weiter doch und weiter
Wird er der Peſt des Wankelmuths Verbreiter.

51.

Umſonſt hat die Natur uns ſo geſtaltet.
Daß hoch das Haupt nach den Geſtirnen ſtrebt,
Und frei der Arm mit ird'ſchen Dingen waltet,
Und über'm Staub der Fuß ſich flüchtig hebt,
Wenn ſich der Gott im Buſen nicht entfaltet,
Den nur der Selbſtſucht ſchnödes Bild belebt.
Drum will Eudor, daß ſelbſt im Weltgewühle
Einſt Julius des Ew'gen Odem fühle.

52.

Wer zählt am Lebenspfade die Sirenen,
Die Seel' in Schlaf zu ſingen ſtets bemüht!
Nach Ruh, nach Wolluſt wecken ſie ein Sehnen,
Und ach! den Trieb, der für die Tugend glüht,
Leicht lächelt ihn ihr Mund als eitles Wähnen,
Als Thorheit weg, vor der das Glück entflieht.
Daß ihn kein ſolches Zaubernetz umſchlinge,
Ueb' unſer Freund, dem Aar gleich, früh die Schwinge!

53.

Zuerſt läßt ihm Eudor ſich ſanft im Kleide
Des Mährchens und Symbols die Wahrheit nah'n,
Sein Herz behütend vor dem Glanzgeſchmeide,
Womit auf glatten Eispfad lockt der Wahn,
Und, wie der Hirt das Lamm auf gute Weide,
Gelind es leitend auf der Tugend Bahn.
So im Verkehr mit Pflanzen, Thieren, Sternen
Soll freudig er den Pfad der Weisheit lernen.

54.

Dem Fabelreich entſteigt er zur Geſchichte
Der Edelſten, wie ein Plutarch ſie malt.
Die ſtehen einſam da, wie oft die Fichte
Auf ödem Kalkgebirg; doch herrlich ſtralt
Aus weiten Wüſtenei'n im Sonnenlichte
Der ew'gen Wahrheit ihre Hochgeſtalt.
Einſt mußten ſie mit Neid und Kurzſicht ſtreiten
Nun leben ſie verklärt im Buch der Zeiten.

55.

Des Knaben Seel' erglühet vor dem Bilde
Der Helden Phozion und Scipio;
Die Weisheit Mark-Aurels, wie Titus Milde
Entzücket ihn; des Siegs der Tugend froh,
Sieht er in der Unſterblichkeit Gefilde
Mit Numa, Cato geh'n und Cicero;
Doch lodert hoch ſein Unmuth auf in Flammen,
Hört er zum Schierling Sokrates verdammen.

56.

Und unwillkührlich tritt in's Aug die Zähre,
Sieht er den Epictet in Ketten geh'n,
Und Beliſar, den Abgott ſeiner Heere,
Des Reiches Retter blind als Bettler fleh'n,
Und einen Fenelon, der Menſchheit Ehre,
Mit ſtillem Sinn vor den Verläumdern ſteh'n,
Und Morus, Egmont, Sidney, die es wagen
Noch wahr zu ſeyn, den Kopf zum Beile tragen.

57.

Doch vor Columbus möcht' er niederknieen,
Dem Helden, den zum Trotz der Spötterbrut
Die Ahnungen nach fremden Welten ziehen,
Die längſt ſein Geiſt entſtiegen ſah der Flut.
Man ſieht ſein Herz von dem Gedanken glühen,
Der es erfüllt mit eines Gottes Muth:
Das farb'ge Volk, befreit vom Fetiſchwahne,
Vereint zu ſeh'n um ächter Bildung Fahne.

58.

Columbus, den des Schickſals Stürm' umnachten,
Ein Schauſpiel, Himmel, deiner Blicke werth!
Wenn gleich ihm ſelten nur die Sterne lachten,
Hat doch ein Gott ſein Inn'res ſtets verklärt.
Arm kehrte der Entdecker goldner Schachten,
Mit Eiſenbanden Hand und Fuß beſchwert.
Getroſt, den Blick auf dieſes Ehrenzeichen,
Sah man dem Staub die große Seel' entweichen.

59.

Sein Grab verſchließt der Menſchheit Morgenhelle;
Das farb'ge Volk erdrückt der Weißen Joch;
Ihr Golddurſt wird fühlloſer Mordſucht Quelle;
Der Glaubenseifer ſchwingt die Fackel hoch;
Er droht an eines Paradieſes Stelle
Zu ſetzen eine große Wüſte; doch
Las Caſas kommt, ein Schutzgeiſt voll Erbarmen:
Aufjubelnd möcht' ihn Julius umarmen.

60.

Und muß die Liebe nicht ſein Herz entzünden,
Zeigt ſeinem Blick ſich Mailands großer Hirt,
An dem viel Tauſend' einen Engel finden,
Um die der giſt'ge Pfeil der Seuche ſchwirrt;
Sieht er Vinzenz von Paul Freiſtätten gründen,
Dem Elend offen, welches hilflos irrt,
Wo mild den Waiſen Mutterarm' umfaſſen,
Und der geliebt wird, den die Welt verlaſſen.

61.

Dem Knaben ward auch Teutſchlands Herrmann theuer,
Der in entzweiter Völker freier Bruſt
Entzündete das große Heldenfeuer,
Womit geſchlagen ward die Schlacht voll Luſt,
Die Donnerſchlacht, wo ſank das Ungeheuer,
Des Plans der Unterjochung ſich bewußt;
Erfreut ſieht Julius Roms bange Trauer,
Sein Beben in der Völkerrache Schauer.

62.

Welch Hochgefühl ſchwellt ihm, dem Schweizerſohne
Die junge Bruſt, hört er auf Grütli's Flur
Der Tyrannei zum Trutz und ihrem Hohne
Ertönen der drei Männer edeln Schwur,
Und hellt ihm Winkelried, der Helden Krone,
Im Opfertod der Vorzeit Sonnenſpur.
Zu beſſern Welten fühlt er ſich erhoben,
Beſchwört Niklaus von Flüe der Zwietracht Toben.

63.

Und wie der friſche Glanz von Frühlingsauen,
Der Menſchheit goldnes Alter ihn umblüht.
Der Patriarchen kindlich Gottvertrauen
Voll Einfalt, wie erfreut es ſein Gemüth!
Wie ſieht er ſtaunend aus Gewittergrauen
Jetzt Moſes geh'n, der Gott ſein Volk erzieht,
Und die Propheten in umwölkten Tagen
Voll Muths voran der Wahrheit Leuchte tragen!

64.

Durch ſolche Bilder-Reih'n führt ihn vom Weiten
Die Hand Eudors zur lichten Himmelshöh.
Von wo man ſah den Sohn des Ew'gen ſchreiten,
Die Menſchheit zu befrei'n vom Sündenweh,
Und für das Gottesreich ſie zu bereiten.
Wie, wenn nach langer Fahrt zu Land und See
Des Pilgers Aug' entdeckt Heimathsgefilde,
Steht Julius entzückt vor Jeſu Bilde.

65.

Denn das Erhab'ne, Schöne, das an Allen
Nur einzeln glänzt. ſtralt hier im einen Bild.
Nur Andacht kann, ihm nach, den Pfad durchwallen,
Dem Gott, der in die Menſchheit ſich gehüllt;
Man hört des Himmels Harmonieen hallen
In jedem Wort, das ſeinem Mund entquillt;
Doch ſchöner nie erſchien das göttlich Große,
Als, wenn er Kindlein herzt auf ſeinem Schooße.

66.

Und welcher Weiſe ſprach ſo goldne Worte!
„Den Kindlein,“ ruft er, „iſt des Vaters Reich;
Nur Kinderſinn erſchließt des Himmels Pforte;
Wer groß will ſeyn, ſey dieſen Kleinen gleich!
Was vor des Stolzen Blicken ſich umflorte,
Geoffenbart, ihr Kindlichen! wird's euch.“
Den Knaben ziehen immer höh're Reize
Zu Jeſu Liebesſpur bis hin zum Kreuze.

67.

Und blickt er da zum Helden ew'ger Liebe,
Der ſterbend noch für ſeine Feinde bat,
So fühlt er innig ſich bewegt. Wie bliebe
Sein Auge trocken? — Doch, ein Seraph, naht
Der Mutter theures Bild. Ihm iſt, als hube,
Wie da ſie Gott entrief dem Erdenpfad,
Ihr Blick ſich ſtill und fromm zum Cruzifixe,
Weil leiſ' um ſie ein Blumenflor erwüchſe.

* * *

Zweiter Geſang.

1.

O goldne Zeit der ſchönen Ideale!
O Wonne, wenn, vom Weltſinn unbeengt,
Des Knaben Herz an ihrem Morgenſtrale,
Wie an der Mutter Bruſt der Säugling hängt;
Sein Frohſinn gleicht dem Quell in holdem Thale,
Mit deſſen Fluth nichts Trübes ſich vermengt.
So zeigt Eudor dem Pflegeſohn die Wahrheit
In voller Anmuth Stral, in Himmelsklarheit.

2.

Die Dichtung mit dem lichtgewobnen Schleier
Ruft er herbei, um in des Zöglings Bruſt
Zu prägen mit dem Zauberklang der Leier
Der Tugend Muth, der Tugend heil'ge Luſt;
Wie aus dem Kampf mit manchem Ungeheuer
Sie glorreich tritt, der Gottheit ſich bewußt,
Die Kraft ihr leiht, die Sinne zu beſiegen
Und ihrer Lockung nimmer zu erliegen.

3.

Wo aus der Waldung Blonay's Burg ſich hebet
Einſam auf Waſen eine Laube ſtand,
In der Jasmin mit Reblaub ſich verwebet,
Das, Trauben hüllend, wie ein goldnes Band
Von Baum zu Baum im Hauch der Lüfte ſchwebet.
Dies Plätzchen wählt Euder am Hügelrand,
Um ſich mit Julius an Schildereien
Im Himmel hoher Dichtung zu erfreuen.

4.

Hier tönt in ſteigender Begeiſt'rung Fluge
Des blinden Sängers Lied von Troja's Krieg:
Wie, als ein Herz entglomm vom Sinnentruge,
Dem Fünkchen ſchnell der große Brand entſtieg;
Wie über blinde Tollkühnheit die kluge
Beharrlichkeit zuletzt errang den Sieg;
Wie Herrſcher=Wahn ſtürzt mächt'ge Nationen,
Die da nur blüh'n, wo Kraft und Weisheit thronen.

5.

Wer ſtaunt nicht des Ulyſſes ſchlauen Planen,
Des Ajax Muth, der nie die Furcht gekannt?
Wer ſieht verwundert nicht die Heldenbahnen
Des herrlichen Peliden, wenn, entbrannt,
Des Freundes Tod zu rächen, er beim Mahnen
Der Pflicht des Zornes wilde Wuth verbannt?
Wen rührt nicht Priamus, in Troja's Hallen
Den großen Sohn beweinend, der gefallen?

6.

Doch läßt jetzt noch entzückender ſich hören
Von des Odyſſeus Fahrten der Geſang.
Mit Erd' und Himmel ſieht man ſich verſchwören
Des Orkus Mächte, ihm zum Untergang.
Doch kann ihn nicht Sirenenſang bethören,
Noch hemmt Kalypſo's Zauber ſeinen Gang,
Und Polyphems und der Orkane Wüthen
Weiß er mit Glück die Heldenſtirn zu bieten.

7.

Auch laſſen Kirke's Künſt' ihn unbezwungen,
Und zwiſchen Scylla und Charybdis iſt
Hindurch zur ſüßen Heimath er gedrungen,
Wo ihn Penelope ſo ſchmerzlich mißt.
Den Frevlern iſt der Rache Pfeil erklungen;
Ruchloſe Kraft erliegt gerechter Liſt.
Lehrreiches Bild, das Räthſel uns zu löſen
Der großen Kunſt zu kämpfen mit den Böſen!

8.

Nun folgen von Aeneas Abentheuern
Geſänge, nicht unwürdig des Homer.
Will aber der Poet den Herrſcher feiern,
So flieht das Herz zum beſſern Lied, wo er
So herrlich weiß im Buſen zu befeuern
Die Liebe der Natur und ländlicher
Beſchäftigung auf Wieſe, Feld und Hügeln,
Und ſinnig lehrt, am Bienenfleiß ſich ſpiegeln.

9.

Als Muſterbild untadlichen Gemüthes
Preist, edel wogend, der Geſang den Cid;
Sein Herz, für ſeines Königs Ruhm erglüht es;
Doch iſt ihm nicht der Ehre kleinſtes Glied
Für Hofglanz feil. Mit Gleichmuth welken ſieht es
Die Königsgunſt, vor der die Ehr' entflieht;
Und, ſtirbt der Held, umrauſcht von Siegeszeichen,
So will ſein edles Roß mit ihm erbleichen.

10.

Das ſchöne Lied von Siegfried und Chriemhilde
Ertönet wehmuthsvoll. Weß Buſen ſchwellt
Nicht Ehrfurcht vor des Edeln Heldenbilde?
Und wen füllt der Verrath, durch den er fällt,
Mit Abſcheu nicht? O wie der Brand, der wilde,
Von Eiferſucht entflammt, den Abgrund hellt,
Worin die Rachluſt, nimmer zu erweichen,
Vom Herrlichſten und Schönſten häuft die Leichen!

11.

Der Glanz der Vorzeit in den Nibelungen,
Wie Tell in Schillers Bild ſteigt himmelan,
Was Glower von Leonidas geſungen,
Was von dem Kampf der Freiheit Roms Lukan,
Iſt Julius in Ohr und Herz gedrungen,
Und feuert ihn zu edelm Leben an.
Oft ſagt er ſich: wie ſchön iſt doch die Tugend!
Wenn alles welkt, ſtralt ſie in ew'ger Jugend.

12.

Jetzt um die Bruſt noch höher zu entflammen
Ertönet ihm des Taſſo hehres Lied.
Es ſtrömt die ganze Chriſtenheit zuſammen,
Ein einz'ges Ziel füllt jegliches Gemüth;
Der fromme Glaube lodert auf in Flammen,
Die Sehnſucht nach dem heil'gen Grab erglüht;
Um Gottfrieds Banner ſammelt Ruhmbegierde
Des Ritterthums erleſ'ne Blüth' und Zierde.

13.

Doch ungeheuer iſt der Kampf. Wir ſehen
Wetteifern Muth mit Muth, und Liſt mit Liſt.
Auch will der Sarazen zurück nicht ſtehen,
Wo Ehrgefühl mit Ehrgefühl ſich mißt.
Eh' auf dem Grab des Kreuzes Fahnen wehen,
Sinkt mancher edle Held vom Kampfgerüſt.
Am Grab zu ſterben, dem der Herr entſtiegen,
Iſt dem, den ſchmückt das Kreuz, glorreiches Siegen.

14.

Doch hat der Held nicht einzig zu bekriegen
Manch Ungethüm, das blos den Leib bedroht.
Den Feind in eigner Bruſt muß er beſiegen;
Hier gilt es Kampf auf Leben oder Tod.
Da ſah man oft den Starken feig erliegen,
Der einem Heer die Spitze ſiegreich bot,
Des Geizes gier'gem Wolf, des Neids Hyäne,
Der Wolluſt Crokodill mit falſcher Thräne.

15.

Rinaldo in Armida's Zaubergarten
Wird warnend ſtets ein heller Spiegel ſeyn,
Wie edlere Naturen ſchnell entarten,
Wiegt ſie der Schmeichelton der Wolluſt ein,
Die mit der Liebe Glanz, der himmliſch zarten,
In deren Nähe ſich die Engel freu'n,
Tief in dem Buſen den Vampyr verhüllet,
Dem die Begier des Opfers Blut nur ſtillet.

16.

Und welch ein herrlich Bild von dir, o Liebe!
Verkläret ſich vor uns in Taſſo's Lied,
Wo man am Einen Pfahl durch edle Triebe
Sophronia und Olynth vereinigt ſieht.
Es iſt kein Tigerherz, das fühllos bliebe,
Wo Glaubenshaß ſogar von Mitleid glüht.
Die Feſſel ſinkt, und Hymens Kranz erwerben,
Die, eins fürs andre, freudig wollten ſterben.

17.

Doch ſteigt noch mächtiger das Lied und höher.
Hört ihr, wie Klopſtock den Meſſias ſingt,
Der, längſt verkündigt von der Schaar der Seher,
Den Sterblichen den Quell des Lebens bringt;
Durch Einfalt mit der Lichtſcheu ſtolzer Schmäher,
Durch Liebe nur mit ihrem Haſſe ringt,
Und Allen ruft, die Sünd' und Irrthum drücken:
Kommt! ich will euch befrei'n, will euch erquicken.

18.

Ein Strom von Wohlthun iſt ſein göttlich Leben,
An Thaten reich, wie noch kein Held verübt;
Sein Wort voll Kraft macht alle Gleisner beben;
Sie fühlen, wie vor ihm ihr Reich zerſtiebt;
Nun ſieht man ſie mit Drachenwuth ſich heben
Zu deſſen Sturz, deß Glanz den ihren trübt.
Still neigt ſein Haupt am Kreuz ſich; ihrer Sünden
Gedenkt nur ſein Gebet: Vergib den Blinden!

19.

Doch jetzt entfalten ſich die großen Zeichen:
Das Licht ſey Chriſtus, der, was ſtarb, belebt.
Am hellen Tag ſieht man die Sonn' erbleichen;
Des Tempels Vorhang reißt entzwei; es bebt
Der Erde Grund, daß Felſen berſten; Leichen
Entſteigen ihr, auf der Entſetzen ſchwebt.
Des Tod's Beſieger iſt der Herr erſtanden;
Dem Aug' entrückt er ſich in Lichtgewanden.

20.

Wie fühlt ſich Julius von dieſen Bildern
Zum Schönen, Edeln, Göttlichen erregt!
Die einen kräftigen, die andern mildern
Den Sinn, der träumend ſeine Bruſt bewegt.
Wer könnte von der Roſenknoſpe ſchildern
Wie Licht, wie Thau die ſtillen Kräfte hegt?
Doch röthen ſieht Eudor des Jünglings Wangen
Bald edle Scheu, bald heiliges Verlangen.

21.

O Tugend! Der auch, der bethört dich fliehet,
Fühlt deinen Reiz, geſteht: du ſeyſt kein Wahn;
Einſt tief geäzt in ſein Gemüth, erglühet
Dein Bild in ihm noch auf des Laſters Bahn;
Dein Engelbild, das ewig nie verblühet,
Blickt oft den Sträubenden ſo rührend an,
Daß er der Reue ſich, der Scham, der Zähren
Und innrer Huldigung nicht kann erwehren.

24.

Weckt aber nicht der Blick auf Ideale
Die Glut des Schwärmers in der jungen Bruſt?
So ruft, wer ird'ſche Koſt in irdner Schale
Der Sehnenden zu reichen nur gewußt,
Erzitternd, wenn in Gottes Sonnenſtrale
Die zarte ſich ergeht mit reger Luſt.
Ihm iſt vielmehr Alltäglichkeit die Sphäre,
Worin die Freie einzuzäunen wäre.

25.

Euder hört unbewegt ſo ſeichte Rüge;
Nichts mehr iſt als Gemeinheit ihm verhaßt.
Daß in ihr ſchmälig Joch der Geiſt ſich ſchmiege,
Lockt Vieles ach! in Hütt' und in Pallaſt.
Dem Knaben weh, der ihre Zeichen trüge,
Von ihren niedern Lockungen umfaßt!
Als Mann iſt er ein feiger Sklav der Sinne,
Strebt dann umſonſt, daß er dem Joch entrinne.

24.

Wohl Jedem, den vor niederm Sinn bewahret
Sein guter Stern, dem in der Jugendzeit
Ein heil'ger Ernſt mit Heiterkeit ſich paaret!
Wen früh der Edeln Umgang ſchon erfreut,
Der bleibt entfernt, wo ſich der Pöbel ſchaaret;
Zum Prieſterthum der Menſchlichkeit geweiht,
Wird göttergleich ſich ihm der Ruhm verkünden,
Doch nie ein Götzenbild ſein Herz entzünden.

25.

Dem Knaben ſchwanden ſo die Frühlingsjahre
Beim Klang begeiſternder Geſänge hin.
Und wie der Felſenquell, der ſonnenklare,
Die Linde ſchmückt mit Blüth' im friſchen Grün,
Sah man in ſeiner Bruſt am Hochaltare
Der Muſen — Sehnſucht nach Vollendung glühn,
Wovon die Genien mit Seraphsflügeln
Im Zauberſee der Poeſie ſich ſpiegeln.

26.

Auf hohem Berg, der im Gedüft verſchwindet,
Sagt ihm Euder, ſteht jenes edle Ziel,
Wornach in uns ein Sehnen iſt entzündet;
Steil iſt der Gang hinauf und rauh und ſchwül.
Wer ſich aus allen Blumen Kränze windet,
Wen jed' am Weg verlockt zu Ruh und Spiel,
Bleibt ſtets vom Ziele fern; nie wird hienieden
Des Weichlings Bruſt erquickt mit heiterm Frieden.

27.

Hat aber, fragt ein Pädagog, dein Knabe
Denn keinen Umgang auſſer mit Eudor?
Fürwahr! kein Timen iſt Eudor. Im Grabe
Ruht zwar die Gattin. Ach! dies Himmelsthor
Empfing auch längſt des Himmels ſchönſte Gabe —
Sein einzig Kind. Doch bleibt der Freunde Chor;
Und dieſe, Blumen ſtreuend in ſein Leben,
Sind herzlich auch dem Pflegeſohn ergeben.

28.

Und ihre Kinder, werthe Spielgenoſſen
Von Julius, ermuntern oft ſein Herz;
Mit ihnen übt er ſich in tauſend Poſſen
Mit luſt'gem Kampf, mit heiterm Kinderſcherz.
Jetzt wird ein Schloß erbaut, jetzt umgeſtoſſen;
Zur Veilchenleſe lockt die Luſt im Merz;
Man pflanzt, begießt nun Blumen unter Singen;
Dann folgt die Jagd nach bunten Schmetterlingen.

29.

Erklettert werden dichtbelaubte Bäume,
Und dort im Neſt die zarte Brut belauſcht,
Ob ſie vom Flug, vom ſüßen Raub ſchon träume;
Laut piept ſie auf, weil's in den Zweigen rauſcht,
Erſtaunt, wo doch das Elternpaar ſich ſäume.
So mit der Jahrszeit wird die Luſt getauſcht.
Bald flieget hoch der Ball im ſchönen Kreiſe,
Bald pfeilgeſchwind der Schlittſchuh überm Eiſe.

30.

Zum Rieſen muß der Schneeball ſich erhöhen;
Dann wird des Stolzen ſchneller Sturz belacht.
Der Raſen wird zur Rennbahn jetzt erſehen,
Jetzt zum Gefild der muthentglüh'nden Schlacht;
Doch ſieht man Hand in Hand vom Kampfplatz gehen
Mit den Beſiegten, die der Sieg bedacht.
Folgt dann ein Feſt in Haus, Feld und Gemeinde,
Vereinigt feiern es die jungen Freunde.

31.

Nicht Knaben blos, auch Mädchen. Unter dieſen
Sah Julius mit Luſt Luiſen blüh'n;
Und ſie auch hat zum Liebling ihn erkieſen.
Als blinde Kuh fängt ſie am liebſten ihn;
Ihr liebſter Tänzer iſt er auf den Wieſen;
Nicht fern ihm ſieht man ſie im Kirchſtuhl knie'n;
Den ſchmuckſten Frühlingskranz, die hellſte Traube,
Die ſchönſte Frucht gönnt ſie nur ihm zum Raube.

32.

Und, wird er krank, eilt ſie ihm nachzufragen;
Sein Zeiſig ſtirbt, den ihren bringt ſie ihm;
Sein Gärtchen welkt, ſie hilft ihm zuzutragen
Des Bächleins Labetrank. Braust ungeſtüm
Sein Muth, ſie darf ihn zu begüt'gen wagen;
Ihr Lächeln ſcheucht der Launen Ungethüm;
Und kehrt der Tag, wo er der Mutter trauert,
Sagt ihm ihr Kleid, wie ſehr ſie ihn bedauert.

33.

Oft ſitzen traulich ſie beim Dämmerſcheine
An dem umblühten Weiher, Hand in Hand.
Wenn drin ſie ſchau'n in lieblichem Vereine
Die Blumen und des Waſſers grünen Rand,
Die rothen Wölkchen überm Buchenhaine,
Und Stern' und Mond ſich freundlich zugewandt,
Und lächelnd ſich begegnen ihre Blicke,
So ſchauert fromm ihr Herz vom reinſten Glücke.

34.

O Sympathie, die ſchon in Kinderſeelen
Mit leiſer Hand geheime Bande webt,
Daß ſie vor Tauſenden einander wählen,
Daß eine ganz wie in der andern lebt,
In beiden jede Wonn' und jedes Quälen
Wie Klang aus Einer Saite widerbebt;
Ihr Engel wach' an deiner heil'gen Quelle,
Daß kein Gewölk trüb' ihre Aetherhelle!

35.

Luiſens Mutter ſah es mit Vergnügen.
Sie ſelbſt, ein reines Vorbild ſtand ſie da;
Vor ihrer ſanften Weisheit heitern Zügen
Verneigte ſtill im Geiſt ſich, wer ihr nah,
Wer ihr zum Schmucke Sittſamkeit genügen,
Zum Lebensglück des Gatten Beifall ſah.
Als dieſer jüngſt beſchloß ſein Erdewallen,
Ward ihrem Schmerz das Mitgefühl von Allen.

36.

Die Tochter geht nun oft beim Abendglänzen,
Zu beten auf des Vaters ſtillem Grab;
Da bringt ihr junger Freund zu Weihekränzen
Die ſchönſten Blumen, die ſein Gärtchen gab.
Hier ſchaut, an zweier Welten heil'gen Gränzen,
Entzückt der Eltern Geiſt auf ſie herab,
Und fromme Thränen weihen die Verbindung,
Gewebt von ſeliger Naturempfindung.

37.

Der Montblanc ſah ſechsmal zu ſeinen Füßen
Des See's Geſtad erblüh'n in Lenzespracht,
Bevor aus ſolch' holdſeligen Genüſſen,
Gleich einem Traume, Julius erwacht,
Den Menſchen und Natur ſo freundlich grüßen,
Dem auch die Zukunft hold entgegen lacht.
Zum Jüngling ſchön und kraftvoll jetzt gediehen,
Fühlt er ſein Herz für neues Daſeyn glühen.

58.

Jahrhunderte ſtand gleich den Eisberg-Spitzen
Der Schweizerbund im Weltgewoge feſt;
Doch wie im Feuerberg, eh' er zu blitzen
Beginnt, ein dumpf Getös ſich hören läßt,
So ſpuckt jetzt in der Freiheit alten Sitzen
Ein Geiſt, der mancher Bruſt Gemurr entpreßt.
Aus Frankreich kam er, wo er ſcharf gerichtet;
Der Waizen mit dem Unkraut lag zernichtet.

59.

So arger Windsbraut zu begegnen, hatten
Der Eidgenoſſen Viele ſich, beherzt
Zur Tilgung jeden Drucks vereint, im Schatten
Der Selbſtſucht in die Thäler eingeſchwärzt;
Schon ſah man freundlich Alt und Neu ſich gatten;
Manch Unkraut ſchwand, vom Gärtner ausgemerzt;
Gereinigt ſchien der Bund ſich zu erweitern,
Für goldne Zeit die Schweiz ſich aufzuheitern.

40.

Nun kam ein ſchöner Herbſttag; mild verklärte
Der Sonne Stral die träubenvollen Höh'n,
Wo den Geſang von Tauſenden man hörte,
Die froh vereint die Leſe, niederweh'n.
Das Feſt, das jetzt ſo glänzend wiederkehrte,
Wollt' auch Eudor mit Sang und Klang begeh'n.
Ihn ſollten freundlich in Erinnerungen
Umſchweben hier die Freuden, längſt verklungen.

41.

Still hatte mit Luiſen ſich ſchon lange
Ihr junger Freund auf dieſen Tag gefreut.
Friſch eilten ſie voraus im Laubengange
Zur Höh', wo Kuf' an Kufe ſtand bereit.
Dort, wo ein Kirſchbaum auf die braune Wange
Der Winzer oft beim Mahle Kühlung ſtreut,
Und weit umherſchaut, ſammelt ſeine Theuern
Eudor um ſich, das ſchöne Feſt zu feiern.

42.

Schon ſenkten ſich des Tages Purpurgluten,
Da ſchwang um volle Kelter ſich der Tanz
Der Jugendreih'n, indeß die Alten ruhten
Auf Raſenpolſtern rings im Abendglanz;
Und Aller Lied pries hoch des Weingotts Fluten,
Und Aller Haupt umhing der Reblaub-Kranz.
Da naht ein Bote, ſtaubbedeckt und keuchend
Enderen ſich, mit Haſt den Eilbrief reichend.

43.

Und er befiehlt, den Boten zu erquicken,
Und flüchtig ſchweift ſein Auge durch den Brief.
Betroffenheit las man in ſeinen Blicken,
Und ſtille Angſt durch die Verſammlung lief.
So zieh'n im Thal an eines Gletſchers Rücken
Gems-Jäger froh. Noch ſchlummert alles tief.
Doch reiſſen jäh, erregt von Sonn und Winden
Coloſſe Schnee's ſich los, die Grau'n verkünden.

14.

„Ein Sturmgewitter, tief den Grund erſchütternd,
Schwebt,“ ſagt Eudor, „ob unſerm Vaterland;
Die Franken droh'n; die Meiſten hörten zitternd,
Darob, o Schande! Mancher Freud' empfand;
Gelungen iſt's dem Trug, den Bund zerſplitternd,
Zu hindern klug vereinten Widerſtand.
Schon wanket Bern, und Alles geht verloren,
Erliegt das Volk, wo einſt die Drei geſchworen.“

15.

„So ſchreibet,“ ſpricht Eudor, „in kurzen Zügen
Der Landshauptmann von Schwytz. Von Reding heißt
Man ſein Geſchlecht, der Heldenzeit entſtiegen.
Jetzt wäre Zaudern Feigheit. Edler Geiſt
Der Ahnen, lehr' uns ſterben oder ſiegen!
Wem noch von dir ein Funk' im Blute fleußt,
Flieg' hin zum Banner an den Thermopylen:
Der Helden Ruhm lebt ewig, die da fielen.“

46.

Jetzt ſchweigt der Greis. Wie wenn in's Frühlingsprangen
Mit Donnern ſtürzt ein Strom vom Waldrevier,
Betäubung erſt die Herzen füllt mit Bangen,
Bis Muth weckt die Gefahr; ſo ſah man hier
Im ſtummen Kreis ſich bleichen erſt die Wangen,
Dann Wang' und Blick erglüh'n von Kampfbegier.
Die Freunde reichen all dem Freund die Rechte;
Die Jungen rufen: Führt uns zum Gefechte!

47.

Und Julius, von höherm Geiſt getrieben,
Spricht zu den Spielgenoſſen jetzt: „Wohlan!
Uns ruft die Noth des Vaterslands, des lieben;
Uns hellen Tell und Winkelried die Bahn;
Was Dichtung und Geſchichte ſchön beſchrieben,
Das werd', o Freunde! jetzt von uns gethan!“
Luiſe ſteht dem Redner gegenüber;
Sie bebt, doch läuft ihr Auge wonnig über.

18.

Der Aufbruch wird auf Morgen ſchon beredet;
In Rüſtungen die ganze Nacht verfließt;
Schon flieh'n die Stern', im Dämmerſchein erblödet,
Als Julius die müden Wimpern ſchließt.
Ihm träumt: ein Drache ſteh vor ihm; getödtet
Liegt Mann und Weib und Kind; das Unthier ſchießt
Jetzt brüllend auf ihn los, den Schweif geringelt;
Die Schuppen ſteh'n empor; der Rachen züngelt.

19.

Doch nun erſcheint, von Schimmer übergoſſen,
Ein edles Frauenbild, jungfräulich ſchön.
Aus deren Blick, wie Blitze, Stralen ſchoſſen;
Der Drache ſtöhnt, gekrümmt von Krampfesweh'n.
Und ſie hält einen Kranz, von Licht umfloſſen,
Und ſcheint voll Huld vor Julius zu ſteh'n.
Und wie die Züge ſich ihm näher zeigen,
Sieht er Luiſens Bild ſich zu ihm neigen.

50.

Erwachend jetzt, erblicket er Eudoren,
Ihm rufend: Sieh! ſchon Alle ſteh'n bereit.
Und wie die Sonne tritt aus goldnen Thoren,
Schwingt ſich auf's Roß die Schaar, dem Kampf geweiht.
Manch liebes Auge ſieht ſie ſich umfloren;
Und Vieler Stimme ſagt, durch Bangigkeit,
Gedämpft, ihr Lebewohl mit Händedrücken;
Noch lange folgen ſie dem Zug mit Blicken.

51.

Der kommt vorüber an dem Wohngebäude
Der Eltern von Luiſe. Blick und Blick
Begegnen ſich zu lezter ſüßer Weide.
Da hält noch einmal Julius zurück
Sein wiehernd Pferd. Ihr dünkt im Kriegsgeſchmeide
Er doppelt ſchön. Sie wünſcht ihm herzlich Glück,
Und ſanft erröthend wirft ſie eine Schleife
Ihm in die Hand, geziert mit goldnem Greife.

52.

Und während flatternd die herabſällt, dringet
Aus ihrem Aug' ein blinkend Naß darauf.
Entzückt küßt er die Thräne weg, und ſchlinget
Die grüne Schleiſ' um ſeinen Degenknauf.
Das Lebewohl, das ſeinem Mund entklinget,
Bebt ſanſt aus ihrer vollen Bruſt herauf.
Dem Zug folgt zögernd er, indeß die Augen
Gewendet Wonn' aus ihrem Blick noch ſaugen.

53.

Die Thäler all von Segenswünſchen hallten
Für die Vertheidiger der freien Schweiz,
Die, Alt und Jung, froh von den Bergen wallten.
Für dieſes Volk hat nur die Freiheit Reiz;
Im Tod nur kann der Muth für ſie erkalten;
Und Tod gibt ew'ge Freiheit alles Leids.
Doch wie dem Thunerſee die Freunde nahten
Scholl glorreich ein Gerücht von Siegesthaten.

54.

Geflohen war bei Neuenegg der Franke
Vor Grafenrieds erleſner Bernerſchaar.
Da kennt des Volkes Jubel keine Schranke;
Der Schutz des Himmels ſcheint ihm ſonnenklar;
Doch nur zu bald erſchallt es: Erlach wanke,
Und ſchnell darauf: er ſey erſchlagen gar.
Bern war gefallen. Alles ſchrie: Verräther!
Die blinde Wuth war jenes Mordes Thäter.

55.

Da läuft ein ungeheures Weheklagen
Durch das Gebirg von Altdorf bis nach Stanz.
Nicht Feigheit, nicht Verzweiflung iſt's; es tragen
Gefühle für der alten Freiheit Glanz
Das Herz empor, das Aeuſſerſte zu wagen
Für Rettung der Verfaſſungen des Lands.
Eudor und Julius und die Genoſſen
Steh'n tief gerührt, zur Mitthat feſt entſchloſſen.

56.

Mit Schaudern bebt vor dir zurück die Muſe,
Du Rieſenſchlang', im Kokosbaum verhüllt,
O Franken-Klub, der du mit Brüdergruße
Zu Völkern trugſt der Freiheit Zauberbild,
Um ſo, wie mit dem Schlangenhaupt Meduſe,
Das Herz verſteinernd mit Entſetzen füllt,
Sie um die höchſten Güter zu betrügen,
Wenn in dein Joch ſich die Getäuſchten fügen.

57.

Das kleine Hirtenvolk der Bergkantone
Beut ſchlicht dem großen Frankenvolk die Hand,
Wofern es nur der alten Freiheit ſchone,
In der Jahrhunderte ſein Glück beſtand.
Der Franke, dies mit falſchem Freundestone,
Betheuernd, lockt es an des Abgrunds Rand,
Und ſtürzt mit ſieggewohnten Legionen
Herbei, dem Biederſinn mit Schmach zu lohnen.

58.

Nun wird das Hirtenvolk zum Heldenvolke.
Einſtimmig tönt der Ruf: „Sieg oder Tod!“
O ew'ger Nachruhm, frei von jeder Wolke,
Der dieſe Schaar, von Heeren rings bedroht,
Zu der erlauchten ſchwingt im Spartervolke,
Die einſt den Perſern kühn die Stirne bot.
O Schindellegi's, o Moorgartens Höhen!
Kein Zeitenſturm wird euern Glanz verwehen.

59.

Hier ſah man bei den Männern Greiſe fechten,
Und Knaben, deren Kinn nur Flaum umblüht.
Statt Schießgewehr ſchwingt Mancher in der Rechten
Den roſt'gen Morgenſtern, von Wuth durchglüht.
Vertraut doch jeder blos des Himmels Mächten
Und ſeinem Muth, der ſtets nur vorwärts ſieht.
Im Hintertreffen ſteh'n die Frauenſchaaren,
Die Keul' im Arm, den Schießbedarf zu wahren.

60.

Zum Angriff kann erwarten kaum das Zeichen
Die Kampfbegier; nun brüllt des Schlachthorns Mund
Wie Donner, und ſchon muß dem Andrang weichen
Ein Feind, der Welt durch hundert Siege kund:
So kracht ein Wald von tauſendjähr'gen Eichen,
Vom wilden Sturm entwurzelt aus dem Grund.
Umſonſt in Schanzen ſucht ſein Heil der Franke;
Des Freien Heldenmuth lacht jeder Schranke.

61.

Mag ſpei'n der Feuerſchlünde Mund Verderben!
Der Schweizer achtet's nicht; er ſtürmt hinan.
Nicht eines Wange kann die Furcht entfärben;
Wofür er kämpft, es iſt kein eitler Wahn!
Der Vater ſieht den Sohn, den Vater ſterben
Der Sohn, den Freund der Freund auf dieſer Bahn.
Doch nährt der Anblick nur der Siegsluſt Lodern;
Der Todte noch ſcheint ſtolz herauszufodern.

62.

Auch Julius erblüht an dieſen Tagen
Ein Ehrenkranz. Aus tiefer Wunde ſpringt
Sein Blut, da er, von kühnem Geiſt getragen,
Sich auf die donnernde Verſchanzung ſchwingt.
Er ſtürzt, und wird für todt hinweggetragen.
Nun wähnt er, daß ihn Feindes-Arm umſchlingt,
Und reißt ſich los. Auf rothgefärbten Matten
Kämpft er noch, wie im Traum mit eiteln Schatten.

63.

Der öffnen Bruſt entfloß das Blut noch immer,
Bis alles Leben ſtill zu ſtehen ſchien.
So trifft ihn, das Geſicht im Mondesſchimmer,
Ein Jugendfreund, verbindet ſorglich ihn,
Und trägt die werthe Bürd' in das Getrümmer
Der nahen kleinen Bergkapelle hin:
Da ſchwebet auf balſamiſchem Gefieder
Der Schlaf zu ihm mit holdem Traumbild nieder.

64.

Der gleiche Traum iſt's, der ſich ihm gewieſen,
Als er zum Kampf für Schweizerfreiheit zog;
Entzücken hieß die Zähr' auf Wangen fließen,
Auf die der Röthe leiſer Schimmer flog;
Jetzt wird er wach: da grüßt ſein Mund Luiſen.
Und wunderbar! kein Scheinbild ihn belog;
Sie ſelbſt, an Glanze keinem Engel weichend,
Sieht er den Kranz von Eichenlaub ihm reichend.

65.

Und bei ihr ſieht er ihre Mutter ſtehen,
Der eine Thrän' aus ſanftem Auge bricht.
Ein frohes Staunen, beide hier zu ſehen
Entſtralt dem Antlitz; doch die Mutter ſpricht:
„Im Leman hoch des Aufruhrs Flammen wehen,
Wild aufgeregt vom fränkiſchen Gezücht;
Drum rieth man mir, nach Conſtanz ſchnell zu wandern,
Zu harren dort in ſtiller Bucht gleich Andern.

66.

Gelangt ſind wir bis Zug; da ging die Sage:
Verwundet lieg' Eudor und du in Arth.
Wir eilen hin, und dort ertönt die Klage
Von euerm Tod. Wir ſteh'n vom Schmerz erſtarrt;
Doch weiter führt die ſehnſuchtsvolle Frage.
So trafen wir Eudor, der deiner harrt;
Wir haben ihn, bedeckt mit Ehrenwunden;
Doch tödtlich ſind ſie nicht, in Schwyz gefunden.“

67.

Mit Zärtlichkeit bemüh'n die guten Frauen
Sich um des jungen Freunds Verpflegung jetzt.
Kaum fängt der Tag in Oſten an zu grauen,
Wird in den weichen Tragſtuhl er geſetzt;
Zur Seit' ihm laſſen jene zwei ſich ſchauen;
Ihr Wort, ihr Blick ihn mit Erquickung letzt,
Und überall, wo ſie dem Volk begegnen,
Die Segenswünſch' auf's Haupt des Helden regnen.

68.

So im Triumph gelangt er vor Eudoren.
O Wiederſeh'n, wie warſt du rührend ſchön!
Wie Freunde, die fürs Leben ſich erkoren,
Wenn Stürme dann ſie auseinander weh'n,
Und ſie, nachdem ſie lange ſich verloren,
Im Glanz ſich finden auf des Lebens Höh'n:
So ſah man lang den Jungen und den Alten,
Feſt Bruſt an Bruſt und Mund an Mund ſich halten.

69.

In Julius erblickt Eudor mit Freude
Der ſorglichen Erziehung ſchönen Preis:
So lächelt die Natur im Lenzgeſchmeide
Der Blumen, die erblüht auf ihr Geheiß.
Der Pflegeſohn im blut'gen Kriegerkleide
Was jenem er verdankt, zu würd'gen weiß.
Doch während ſo den Sieg die Freunde feiern
Fühlt ſeinen Schmerz das Bergvolk ſich erneuern.

70.

O Anblick, werth der ſchönſten Heldenzeiten!
O Auftritt, der auch Felſen rühren muß!
Die Tapfern, die wir ſah'n ſo ſiegreich ſtreiten,
Sieht auf der Wieſe an des Haggen Fuß
Man jetzt als Landsgemeine ſich verbreiten.
Stolz wechſelt in den Mienen mit Verdruß;
Sie ſeh'n als Sieger ſich, doch eingeſchloſſen
Von Feinden, die wie Ströme ſie umfloſſen.

71.

Gleichwie der Löwe, den ein Mohr gefangen,
Der Hand des Bänd'gers folgt, doch knirſchend nur;
Die Thäler füllt ſein Wuthgebrüll mit Bangen;
Noch ſcheint ein König er von Wald und Flur;
Stolz wallt der Mähne Gold; mit wildem Prangen
Flammt in den Augen blut'ger Siege Spur.
So ſteh'n der Berg' unüberwundne Krieger,
Verſchmähend Waffenruh, als Schmach dem Sieger.

72.

Den Blick von finſterm Unmuth funkelnd, lehnen
Die Helden ſchweigend ſich auf ihr Gewehr;
Nach neuem Kampf ſieht man die Bruſt ſich ſehnen,
Indeß am Gatten-Vater-Auge ſchwer
Herniederglänzen tiefer Wehmuth Thränen.
So wogen ſtill Gefühle hin und her,
Bis bei dem Wort des Schreckens: ſich ergeben,
Vor Wuth und Jammer alle Herzen beben.

73.

Ergeben — ach! gleich einem Berge drücket
Das Donnerwort des freien Volkes Bruſt.
So ſchön man ihm das Joch mit Blumen ſchmücket,
Es bleibt ein Joch. Hin iſt des Lebens Luſt!
Ein edles Volk, das vor Gewalt ſich bücket,
Iſt ſich der Schmach nur, nie der Noth bewußt.
„Fern iſt die Furcht, daß uns der Franke würge;
Doch wer iſt uns der alten Freiheit Bürge?“

74.

So tönt es tauſendſtimmig aus der Menge;
Der Franke ſelbſt den edeln Volksſchluß ehrt;
Er fühlt: wer ſolchem Volk den Kranz entränge,
Hätt' einen Kranz, fürwahr des Ruhms nicht werth!
Deßhalb entbietet er nur Friedensklänge:
„Es ſey! die große Nation gewährt
Der Freiheit Heiligthum und Gut und Glauben;
Auch Keinen wird der Waffen man berauben!“

75.

Der Meiſe gleich, des Vogels Netz entronnen,
Freut deſſen ſich der Meiſten biedres Herz.
Auch Julius theilt arglos dieſe Wonnen;
Sein Danklied ſteigt voll Rührung himmelwärts.
Eudoren leuchten nicht ſo heitre Sonnen;
Er kennt der Worte ſchnödes Spiel mit Schmerz,
Und ſeufzt geheim: Die Zwietracht ließ dich fallen,
Du theure Schweiz! in eines Tigers Krallen.

76.

Er theilt jedoch ſo düſtrer Ahnung Grauen
Dem trauten Kreiſe nur der Freunde mit.
Zum Zögling ſpricht er tief bewegt: „Den Gauen
Des Vaterlands, für das mein Herz erglüht,
Sag' ich jetzt Lebewohl, mit dem Vertrauen,
Daß Gott es einſt des Fremdlings Joch entzieht.
So lang es muß um den Kometen irren,
Dem Frankreich folgt, wird nur Betrug es kirren.

77.

Wohl haben wir verdient ein läuternd Feuer;
Die Selbſtſucht ſprach verlängſt der Freiheit Hohn;
Gebrütet hat ſie Baſiliskeneier,
Betäubt den Freiſinn mit unheil'gem Mohn.
Wie Manchem war die Freiheit minder theuer,
Als goldne Ketten, üpp'ger Knechtſchaft Frohn!
Drum ließ der Herr nach lang vergebnem Warnen
Uns von des Nachbars Hinterliſt umgarnen.

78.

Die Zwietracht im zerriſſenen Gewande,
Mit loſem Haar, die Fackel in der Hand,
Eilt hin und her, weckt mit dem Feuerbrande
Des Neides Glut, ſtreut in die Augen Sand,
Und täuſchend löst ſie des Vertrauens Bande;
Ihr Blick, ihr Ton find't wenig Widerſtand.
Selbſt biedre Herzen weiß ſie zu umſtricken,
Daß überall ſie nur Verrath erblicken.

79.

Doch manches Edeln Sorge wird uns mildern
Die Noth der Zeit, wird ſtolzem Uebermuth
Zu wehren ſich bemüh'n, wird den Entzündern
Des Brandes kühlen ihre Schwärmerglut,
Wird Achtung wecken in den Ueberwindern,
Vor Gift bewahren der Beſiegten Blut;
Doch dies verlangt die Vollkraft rüſt'ger Tugend:
Mir ſteht im Weg das Alter, dir die Jugend.

80.

Drum laß uns jetzt nach jenem Lande ziehen,
Wo die Natur und Kunſt den Geiſt erfriſcht,
Wo man einſt ſah die ſchönſten Geiſter blühen,
Wo ſich der Staub Camills und Maro's miſcht,
Wo alles Große, Herrliche gediehen,
Des Spuren noch die Zeit nicht ganz verwiſcht:
Dort unter ſeinen Palmen, ſeinen Trümmern
Wird noch ein Schein der Größe Roms uns ſchimmern.“

Dritter Geſang.

1.

Kaum hat ein Dämmerſchein das Thal begrüßet,
So zieh'n, begleitet von der Freunde Schaar,
Eudor und Julius dahin. Laut ſchieſſet
Der Bach vom Fels, wo wild aufrauſcht der Aar.
Sonſt herrſcht noch Stille. Süſſe Wehmuth gießet
Das Bild Luiſens, wie ſie mild und klar
Zum Abſchied ſprach, in unſers Jünglings Seele;
Ihr tönt es noch wie Laut der Philomele.

2.

„Wohl dir," ſo rief das Mädchen; „dich erfriſche
Nach edelm Kampf das ſchöne Paradies!
Daß nur ſein Reiz nicht ganz in dir verwiſche
Die ſtillen Au'n, wo ſich uns ſehen ließ
Die erſte Freude, frei vom Beigemiſche
Der Angſt ſie zu verlieren, die ſo ſüß.
O mög' uns nie ſo reine Freud' entfliehen!
Holdſel'ger je ſeh' ich wohl keine blühen."

3.

Doch wie ſie in den Schoos der Thäler dringen,
Welch Schweigen rings! Kein Sang, kein Klang! Wie ganz
Verändert Alles, ſeit von Meieringen
Nach Thun ſie zogen, voll des Vaterlands!
So ſchweigt der Hühnerhof, ob dem die Schwingen
Der Geier ſpreitet, Blitz im Augenglanz.
Nur ſchien es dumpf von Berg zu Berg zu hallen:
Der freien Schweiz Schutzmauern ſind gefallen!

4.

Da rief Eudor: „o Schweiz, o Lieblingserde!
Seit lange mir der höchſten Freude Born!
Wie ſchauert mir, wenn ich genöthigt werde,
Zu denken, daß dich traf des Himmels Zorn!
Du gleicheſt der vom Wolf verſcheuchten Heerde;
Du ſtarrſt von Eis, wie dort dein Wetterhorn.
Dir wühlt, o Mutter, Tod in allen Gliedern,
Kannſt nicht den Händedruck dem Sohn erwiedern.

5.

Doch ſterben? nein, o nein! du wirſt nicht ſterben;
Und ſtürbeſt du, du würdeſt bald erſteh'n.
Dann wird ein friſches Jugendblut dich färben.
Und freier wirſt du zu den Sternen geh'n.
So freut, wenn die Tyrannen einſt verderben,
Nicht mich, doch Julius dein Wiederſeh'n."
Der Alte ſpricht's, und ſeht! ſein Auge leuchtet,
Der Blume gleich, vom Morgenthau befeuchtet.

6.

Der Rhodan rauſcht. Da ſcheiden die Begleiter,
Sich wendend weſtwärts zu dem Prachtgeſtad
Des Genferſee's; der Strom iſt jetzt ihr Leiter.
Doch unſer Paar beſteigt den ſteilen Pfad,
Wo mit der Gemſ' wetteifern Roß und Reiter;
Es blühet dort, wo er den Wolken naht,
Das Alpenröschen nur; doch plötzlich wehen
Die Lüfte mild: Italien wird geſehen!

7.

„Italia! ein Göttertraum dem Blicke
Noch jetzt, wo fremder Waffen Klang dich füllt,
Und deinem Volk der Welterobrer Tücke
In Luſtgeſtalt von Freiheit ſich verhüllt.
Was that nicht die Natur zu deinem Glücke,
Du ſel'ge Flur, die jede Sehnſucht ſtillt?
Zum Paradies biſt du von ihr erkohren.“
So rief Eudor, im Reize ganz verloren.

8.

„Wie heißt das Inſelpaar, das dort im Spiegel
Des Zauberſee's auftauchet, wunderſchön?“
Fragt Julius, lobpreiſend ſeiner Hügel
Orangengold und Nachtigallgetön.
Der Freund erwiedert: auf geweihtem Flügel
Drang doch ſein Name in des Himmels Höh'n.
Sieh! dort am fernen Strand das Erzgebilde
Des heil'gen Carl! Wie ſteht er da voll Milde,

9.

Und ſtreckt die Hand auf's Seegeſtad, als ſäh er's
In Gottes Hut, deß treuer Knecht er war!
Beim Volk iſt er im Rufe des Erflehers,
Daß rings der Segen ſtrömt ſo wunderbar;
Nach dem Geſchlecht des großen Borromäers
Nennt es das wonnevolle Inſelpaar.
Geheiligt, Gott genehm iſt jede Stäte,
Wo eines Gottesmannes Odem wehte.

10.

Carls Staub ruht in der hehren Tempelhalle,
Auf die mit Ehrfurcht Mailands Bürger blickt,
Deß Ohr beim feierlichen Glockenſchalle
Aus jenem Wald von Thürmen ſich entzückt,
Indeß ſein Auge weilt auf den Metallen
Des Denkmals, das die Hand der Kunſt geſchmückt,
Damit, wenn Könige vergeſſen modern,
Dem Edeln liebend alle Herzen lodern.

11.

Wie manchem Quell entſtrömt noch Segensfülle,
Den Carl in's Daſeyn rief! Wer könnt' es ſeh'n,
Und nennte doch die Tugend eine Grille?
„Gott!“ rief Eudor, „laß nimmer es geſcheh'n,
Daß durch die Macht, die in der Freiheit Hülle
Jetzt prunkt, ſo Heiliges dürf' untergeh'n!
Doch, Julius! wir nah'n den Tempelthoren,
Wo ernſt die Wahrheit drang zu Kaiſerohren.

12.

Hieher voll Trotz kam Theodos (den Großen
Nennt die Geſchichte ihn), vom Blut befleckt,
Das ſtromweiß eitler Racheluſt gefloſſen.
Da trat Ambroſius vor ihn, erweckt
Vom Geiſt, der auf die Jünger ſich ergoſſen.
„Wie David haſt du dich mit Schuld bedeckt,
Wie David büß' auch nun! Sonſt bleibt verwehret
Der Eingang dir, wo Gott nur Reines ehret!“

13.

Und von der Wahrheit Blitz getroffen, leget
Der Kaiſer ab den Purpur, und umhüllt
Mit härnem Kleid die Bruſt, vom Schmerz beweget,
Indeß vom Aug' der Reue Thräne quillt,
Bis ſich im Herzen nur die Liebe reget,
Die blinder Triebe wilden Aufruhr ſtillt.
O heil'ge Macht, die auch gekrönte Sünder
Zur Buße zwingt, wie demuthvolle Kinder!“

14.

Gern hätt' Eudor den Zögling nun geleitet
Zur Wunder-Stadt, ins Meer hineingebaut,
Die weit nach Oſt den Wimpel einſt verbreitet,
Zu dem der Türk' erblaſſend nur geſchaut.
Doch deine Todtenglocke hat geläutet,
Venezia! Dein Haupt, im Ruhm ergraut,
Iſt, in der Enkel Schmach verhüllt, geſunken;
Entſchlummert war des Muthes letzter Funken.

15.

Somit nach Genua! — Wohlan! dort flimmert
Noch alter Größe Schein. Das Meteor,
Das jetzt am Horizont Italia's ſchimmert,
Webt aber ſchon den Zauber täuſchend vor;
Und der Senat? — er ſchläft höchſt unbekümmert.
Kein Doria ſteigt aus der Gruft empor.
Mit Andacht wird Andreas Grabkapelle
Von unſerm Paar beſucht, die heil'ge Stelle!

16.

Andreas! Ihn umſtralt die reinſte Krone;
Dem Helden, mitten in des Ruhmes Glanz
Galt mehr als alle ſchimmerreichen Throne
Die Freiheit ſeiner Stadt; den Eichenkranz
Des Bürgers nur erſehnt' er ſich zum Lohne.
Nicht ſo die Medizis, die ihres Lands
Bejochung mit des Jägers Liſt erſtrebten;
Wo Lippen jubelten, die Herzen bebten.

17.

Doch Cosmus und Lorenzo's Geiſt bedeckte
Den Machtraub mit der Muſen Glanz. Die Pracht
All' ihrer Tempel an dem Arno weckte
In Julius Begeiſt'rung für die Macht
Des Schönen, und die längſt Verweſung deckte,
Perikles Stadt ſchien ihm vom Tod erwacht.
Doch eiskalt ward ſein Herz beim Prunk der Halle,
Wo ruhmlos ruh'n, die ruhmlos lebten, alle.

18.

„An dieſen Mälern walle ſtill vorüber,
Um nicht zu wecken!“ ruft der Genius
Der Menſchheit ihm. Auch weilt der Jüngling lieber
Beim alten Dom, wo Dante ſaß, vom Gruß
Entzückt, womit Beatrix, wenn ſich trüber
Die Wogen wälzten in des Lebens Fluß,
Vom Sterngefild ſo hoch hinauf ihm winkte,
Daß hell dem Geiſt des Himmels Innres blinkte.

19.

Warum, Florenz! ſteht deinem großen Dichter
Kein Denkſtein dort, wo Michel Angelo's
Und Galilei's Ruhm der ernſte Richter,
Die Nachwelt ehrt, und jetzt ihr Mitgenoß,
Alfieri ſtralt als eines deiner Lichter?
Verwirfſt den Göttlichen dein Mutterſchoos?
Zu ſühnen eilt, ihr ſeines Ruhmes Erben!
Den Haß, der einſt ihn hieß im Ausland ſterben!

20.

Gleich des Magnets geheimnißvollem Triebe
Zieht jetzt die Wandrer an die Stadt der Welt,
Sitz einſt der Herrſchaft, ſchöner dann durch Liebe.
Schon ragt im Dunkel, matt vom Mond erhellt,
Das Koloſſeum ſchauerlich und trübe;
Sankt Peters Kuppel ſtralt durchs Wolkenzelt;
Die Brück' iſt da, die einſt ſah Himmelszeichen,
Die vor dem Kreuz den Adler ſah erbleichen.

21.

Auf den Janikulus wird nun gezogen.
Von dieſem Hügel überſchaut der Blick
Das vielgethürmte Rom, und längs den Wogen
Der Tiber manche Spur vom Weltgeſchick;
Auf öder Flur die Pracht der morſchen Bogen
(Des Römers Größe ſtralt daraus zurück),
Vom Fernblau der Albaner-Höh'n begrenzet,
Wovon der Widerſchein im Meere glänzet.

22.

Nicht ſern der Wohnung unſrer Freund' erhebet
Sich ſchweigend Sankt Onuphrio's Convent;
Der Wipfel einer greiſen Eiche ſchwebet
Im ſtillen Garten hoch zum Firmament.
Hier hat vor Wehmuth oft das Herz gebebet
Des großen Dichters, den die Eiche nennt,
Der hier der Seufzer letzte Trauerlaute
Der ihm geſandten Engel Ohr vertraute.

23.

Oft weilet unſer Paar noch bei der Sterne
Geflimmer in dem Schatten dieſes Baums.
Roms Auf- und Niedergang ſchwebt aus der Ferne
Vor ſie, gleich der Erinnrung eines Traums.
Wer ſieht vor ſolchen Scenen, der nicht lerne
Verachten eiteln Ruhm, als Kind des Schaums?
Faſt jeden Tag ward eine jener Bühnen
Beſucht, wo einſt die Größe Roms erſchienen.

24.

Zuerſt empfing das Forum ſie. Wie greulich
Hat die Zerſtörung hier getobt! Belebt
Von Tempeln war der Raum, Schutzgöttern heilig,
Wo einſam jetzt ſich in die Wolken hebt
Der Säule Haupt, der Schweſtern unerfreulich
Getrümmer rings betrauernd. Epheu webt
Mitleidig ſich um andre, die, die hohen
Gewölbe tragend, ſelbſt den Einſturz drohen.

25.

Hier ſtand das Herrſchervolk, dem ſtillen Meere
Jetzt gleich, jetzt Wogen thürmend mit Gebraus.
Der Erdkreis ſchwieg, wenn hier das folgenſchwere
Verhängniß ſtreckte ſeine Wag' hinaus,
Wo Redner donnerten, wo ſtolze Heere
Bekränzt mit Lorbeern, zogen aus dem Graus
Der Schlachten, deren Ruhm von Pol zu Pole
Sich aufſchwang, im Triumph zum Capitole.

26.

Das Schickſal ſchritt ſo ernſt durch keine Bühne,
Die Stirne beugend ſtolzer Erdenmacht.
Hier wies ſein Finger Könige, zur Sühne
Von Freveln, einſt im Schwindelmuth vollbracht,
Daß ihre Schande Rom zum Schauſpiel diene,
In goldnen Feſſeln, mit verblichner Pracht.
Es folgten ihre Frauen ſchaamerglühend;
Um Mitleid flehten Prinzen, zart erblühend.

27.

Noch zeigen ſich, verſtümmelt Siegesbogen,
Die einſt der Macht die Schmeichelei erhob.
Jetzt weiden Kühe, wo die Sieger zogen,
Und Eſel ſchrei'n, wo klang der Sieger Lob;
Wo kühn zum Welten-Thron Roms Adler flogen,
Sucht ſcheu der Uhu Schutz vor Sturmgetob.
Doch Juden ſieht man wie vor Strafgerichten
Vor einem Bogen, Angſt im Blick, ſich flüchten.

28.

Der Bogen ſpricht von Titus. Dem Bezwinger
Mußt' ihn der Juden Volk in Ketten bau'n.
Er führt zum Koloſſeum, wo die Ringer
Sich gaben dem blutdurſt'gen Rom zu ſchau'n:
Den Rieſenbau berührte Gottes Finger;
Durch ſeine Hallen ſchwebt ein furchtbar Grau'n;
Doch ragt zur Sühne ſtill des Kreuzes Zeichen,
Wo Tigerwuth gehäuſt der Chriſten Leichen.

29.

„Was waren denn,“ fragt Julius, „die Ruinen
Dort über'm Hügel aufgethürmt?“ — „Der Sitz
Der Kaiſer,“ ſprach Eudor. „Geh'n wir zu ihnen!
Hier ſchwelgten ſie; hier ſpottete ihr Witz
Des Elends einer Welt mit frohen Mienen;
Von hier zermalmte ihrer Launen Blitz:
Da rief die Nemeſis Barbaren-Horden;
Du ſiehſt, was aus dem Goldpalaſt geworden!

30.

Nicht eine Säule, ſtützend der Tyrannen
Ruchloſes Dach blieb aufrecht ſteh'n. Wo Pracht
Umſtralte, die auf ihr Gelüſt nur ſannen,
Hegt Fledermaus und Natter jetzt die Nacht;
Wo Liſt und Argwohn Völkern Netze ſpannen,
Wo ſchon ein Augenwink oft Tod gebracht,
Lehnt ſich die ſchlechte Hütt' an's Bruchgemäuer,
Vor dem ein Winzer jetzt hält Abendfeier.

31.

Ein Mädchen wieget froh auf ſeinen Knieen
Der Vater, während an der Mutter Bruſt
Der Säugling lächelt. Ihre Blicke glühen.
Vorn ſchwingt ein Knabe ſchön gelockt mit Luſt
Das Tamburin zum Sang von Melodieen,
Gelehrt von der Natur, ihm unbewußt.
Wie ſel'ger, rief Eudor, iſt dieſer Arme,
Als der Satrap mit ſeinem Pomp und Harme!

32.

„Maria!“ ſang der Knab' in ſanften Tönen,
„O blick auf uns von deinen Himmelshöh'n,
Wo du entzückt den Sohn, um dich zu krönen,
Im Lichtgewölk dir ſahſt entgegen geh'n;
Mild blick', Jungfräuliche! auf unſer Sehnen,
Wie du zu ſeyn in Demuth kindlich ſchön.
Sagt doch dein Sohn: im Reich des Himmels finde
Niemand ein Plätzchen, der nicht gleicht dem Kinde.“

33.

Vom Hügel gegenüber klang jetzt leiſe
Der Abendgruß; da kreuzten andachtsvoll
Die Hände ſich im heitern Winzerkreiſe;
Ihr Auge, dem des Dankes Zähr' entquoll,
Hob ſich zum Dom, wo in gewohnter Weiſe
Der Segen Gottes für die Nacht erſcholl.
Dort ſtand das Haus Gregors, des liebewarmen,
Der täglich Chriſtum ſpeiſte in den Armen.

54.

„Wer ſollte," ſprach Eudor, „nicht gern vermiſſen
Roms alte Herrlichkeit, ſeit uns das Licht
Vom Himmel kam, das jeden Wahn zeriſſen,
Der Völkern barg Allvaters Angeſicht;
Das allen Sterblichen ſtellt vor's Gewiſſen
Wie gleichen Urſprung, gleiches Weltgericht,
Und jeglichen auf allen Schickſalsſtufen
Als Bruder zeigt, zum gleichen Ziel berufen!

55.

Nun kann der Menſch ſich erſt des Daſeyns freuen;
Nicht mehr verliert es ſich im dunkeln Grab;
Jenſeits wird es, wie Frühling ſich erneuen.
Es darf zum Mittler, der das Licht uns gab,
Kein Erdgeborner aufzublicken ſcheuen;
Er ſtralet Troſt, nimmt alle Bürden ab
Dem, der mit Kinderſinn die Tugend übet,
Voll Einfalt Gott in allen Brüdern liebet.

36.

Die neue Sonne ſchien, und Millionen
Von Ketten fielen. — Welch ein Gegenbild!
Dort ſah man Nero vor dem Circus thronen,
Den Thiergebrüll und Todeswimmern füllt,
Und Gregor hier das ſchlichte Haus bewohnen,
Wo er die Noth der Heerde Chriſti ſtillt,
Gleich ihm beredt das Brod des Lebens brechend,
Am Liebesmal des Geizes Schmach dann rächend.

37.

Geſondert ſind auf ewig beide Mächte,
Von Gott zur Huth der Menſchheit aufgeſtellt.
Da, wo Religion und Staat die Rechte
Sich freundlich bieten, freuet ſich die Welt;
Doch wehe dann dem menſchlichen Geſchlechte,
Wenn Leidenſchaft der Beiden Züg' entſtellt,
Daß bald die Kirche ſtrebt den Staat zu meiſtern,
Und bald der Staat mit Feſſeln droht den Geiſtern!“

38.

Nachſinnend blickte Julius in's Weite.
„Woher denn,“ hub er an, „entſtand im Schooß
Des heiligſten Vereins der Brand zum Streite,
Der unerſättlich Ströme Bluts vergoß,
Und noch das Herz vergällt ſonſt wackrer Leute?“
„Der Streit,“ verſetzt Eudor, „der Grill' entfloß,
Die Kirch' und Staat ſchon längſt zu Haupt geſtiegen:
Es müß' ein Theil ſich ganz dem andern fügen.

39.

Gleich Schwertern zu gewalt'ger Fehde heben
Der Hirtenſtab und Scepter ſich empor;
Tiar' und Krone zitterten beim Toben
Des Kampfs, wo Menſchlichkeit ſich ganz verlor:
Der Zeitgeiſt ward aus Trug und Nacht gewoben;
Der fromme Glaube ſank, Trotz ſtieg hervor.
Auf Mälern ſchau'n ſich noch als Löwen wilder
Und grimmer an des Kampfes Rieſenbilder.

40.

Die Mißbräuch' ohne Maaß, wer mag ſie zählen,
Die dieſer Zwiſt allmählig angehäuft!
Sie ſind die Drachenſaat im Reich der Seelen,
Der Zündſtoff, den der Funke raſch ergreift:
Die Windsbraut ſo in unterird'ſchen Höhlen,
Worin ſie donnernd lang umhergeſchweift,
Den Kerker ſprengt, daß in des Nachtgrau'ns Schlünden
Im Nu Stadt, Land und Volk ihr Schickſal finden.

41.

So wankten auch des Staats, der Kirche Säulen,
Durch Herrſchbegier der Häupter unterwühlt;
Religion, ſtatt Segen zu ertheilen,
Ward nun zum Brand, der nur im Blut ſich kühlt;
Die Willkühr wuchs im Staat, und ihren Pfeilen
Erlag was das Geſetz noch aufrecht hielt.
Jetzt gähnt der Anarchie glutvoller Rachen,
Und droht, die Welt an Elend gleich zu machen.

42.

O Rom! trüb tönt um dich der Völker Klage:
Zweimal hat Gott ihr Wohl dir anvertraut,
Und zweimal warfſt du in des Schickſals Wage
Die Machtbegier, die in die Wolken baut;
Granitfels glaubteſt du die Unterlage,
Du, dem vor keinem Abgrund je gegraut;
Doch zweimal brach den Bau die Zeit zuſammen;
Du ſtehſt verwaiſt, und rings die Welt in Flammen.

43.

Jetzt, da in Staub ſich deine Stirne ſenket,
Nachdem den Hirten ſchlug der Räuber Wuth;
Da ihn der Trübſal Kelch mit Wermuth tränket,
Und Bosheit knirſchend lechzt nach ſeinem Blut,
Der Chriſt nicht deiner alten Schuld gedenket,
Der Noth nur, die auf dir zermalmend ruht.
Nur Ein Gefühl glüht jetzt in Chriſtenherzen,
Nur Eine Sehnſucht ſänftigt ihre Schmerzen.

14.

O möchten doch die großen Strafgerichte,
Von Gott verhängt, gleichwie die Glut das Erz,
Dich läutern und die Welt; mög' in dem Lichte
Des ew'gen Worts erneu'n ſich jedes Herz,
Und leiten uns, zertretend das Gezüchte
Der Gleisnerei, die Kirche himmelwärts;
Daß ihre goldne Zeit kehr' unſern Blicken,
Mit jungfräulichem Glanz ſie zu erquicken!

15.

Wie herrlich ſtandſt du, Rom! in jenen Tagen,
Die Lehrerin der Welt, ihr Muſterbild;
Kein Pflänzchen durſt' um dich zu wuchern wagen,
Das nicht der Herr gepflanzt. Der Unſchuld Schild,
Des Glaubens Mittelpunkt ſah man dich ragen,
Symbol des Ewigen, in Staub gehüllt!
Durch Bruderliebe knüpfteſt du die Bande,
Die Seelen einigend der fernſten Lande.

46.

„Dein Reich war nicht von dieſer Welt; nicht Heere,
Sie zu erobern, wurden ausgeſandt;
Es trugen deine Boten keine Wehre,
Als nur das Kreuz, der Liebe mildes Pfand;
Den Völkern ſchien's, daß ſich der Staub verkläre,
Erhub dein Hirt zum Segnen ſeine Hand.“
So ruft Eudor, begrüßt des Winzers Hütte,
Und nach dem Capitol lenkt er die Schritte.

47.

Wo man hinaufſteigt, ſteh'n die Dioskuren,
Doch trauernd jetzt, den trüben Blick geſenkt,
Weil Zwietracht tilgt der Wohlfahrt letzte Spuren,
Womit der Gott der Götter Rom beſchenkt.
Noch ziert Mark Aurels Bild des Vorhofs Fluren;
Doch ſcheint es, daß auch ihn der Anblick kränkt.
Denn weh'n ſieht er mit unheilſchwangern Worten
Das Trugpanier des Fremdlings ob den Pforten.

48.

Entriſſen ſind die Wunder dem Pallaſte,
Wo Tullius die Frevler in den Staub
Gedonnert, deren Herz die Götter haßte,
Entführt die Götterbilder all', ein Raub
Der neueſten Prokonſuln, einer Kaſte,
Für Ehrgefühl, wie jene alten taub.
Der Willkühr muß das Herrliche ſich beugen,
Im fremden Land von Roma's Schmach zu zeugen.

49.

Auch überm Vatikan ſchwebt dumpfe Trauer.
Wo ſonſt das Herrlichſte der Kunſt, umwallt
Von Zauberlicht geglänzt, ſteht nackte Mauer.
So öd, ſo grauenvoll zeigt ſich ein Wald,
Entlaubt, entvölkert durch des Froſtes Schauer;
Wo Melodie aus heiterm Grün geſchallt,
Umringt den Pilger wehmuthsvolles Schweigen,
Womit vom Winterraub die Bäume zeugen.

50.

Voll Schwermuth ſaß hier in den öden Hallen
Ein edler Greis. Das Kinn ſtützt ihm die Hand;
Man ſieht dem Aug' jetzt eine Thrän' entfallen;
Dann ſteht er auf, und naht, wo an der Wand
In einer Blende, ſtralend ſonſt vor allen
Gebilden das des Muſengottes ſtand.
„Auch dich," ſo läßt er ſeinen Schmerz ertönen,
„Entführten ſie, o Muſterbild des Schönen!"

51.

„Der du den Bogen ſpannſt auf die Verächter
Des Heiligen, Apoll! räch' einſt die Schmach!
Führ' im Triumpf der alten Roma Wächter
Siegprangend wieder unter dieſes Dach,
Und dann auf immer bleibe als Verfechter
Des Schönen in den ew'gen Mauern wach!"
So ſpricht der Greis, Begeiſtrung in den Blicken;
Indeß drei Jünglinge ihm Beifall nicken.

52.

Drauf wendet ſich der Greis zu jenen Beiden,
Die er als Fremdlinge in Rom erkennt.
„Ihr zählt vielleicht uns zu den blinden Heiden,
Weil für ihr ſchön Gebild die Seel' entbrennt.
Wohl wiſſen wir vom Bild den Gott zu ſcheiden;
Nicht heidniſch denkt wer Schönes göttlich nennt.“
Noch ſpricht er ſo, als das Geſchütz vom Walle
Der Engelsburg ertönt mit Donnerſchalle.

53.

Der Tag der großen Grabesüberwindung
Wird von dem Denkmal Hadrians begrüßt,
Aus deſſen Schooß die ſtralende Verkündung
In einem Feuermeer empor zum Himmel ſchießt;
Indeß, gleichwie von einer Blitzentzündung
Ein Flammenkranz Sankt Peters Dom umfließt,
Wo in des Innern feierlichem Dunkel
Das Kreuz nun ſchwebt mit Sternenglanzgefunkel.

54.

Entzückt ſtand Julius. Vom Triumphiren
Des Kreuzes, dacht' er, welch ein herrlich Bild!
Man ſah ihn ſich im Anblick ganz verlieren,
Indeß, von rauſchendem Gekoſ' erfüllt,
Der Tempel einem Platz glich zum Spazieren.
So iſt das Volk der heil'gen Stadt! Bald ſchwillt
Sein frommer Eifer, haſſend alle Schranken,
Bald ſchweift es am Altar in Weltgedanken.

55.

Noch lange wandelten die Freund' im Schimmer
Des hellen Mondes durch den Säulengang,
Der vor dem Dom den Platz umfängt, wo immer
Ertönt der fallenden Gewäſſer Klang,
Und ſtolz Egyptens Obelisk auf Trümmer
Der grauen Roma blickt. Der Alte ſchlang
Um Julius den Arm, und ſprach mit Rührung:
„Wie weiſ' und gut iſt doch des Himmels Führung!“

56.

Sieh die Kaskaden dort, von all den Dingen
Ein Spiegelbild, die je der Mond beſchien;
Doch lebt in uns ein Weſen, deſſen Schwingen,
Fällt ab der Staub, nach ſchönern Welten zieh'n.
Hier übt der Kämpfer ſich in edlem Ringen,
Erſt dort wird ihm die Siegespalme blüh'n.
Drum, junger Freund! laß uns den Tod nicht kümmern,
Da über ihm die ew'gen Sterne ſchimmern!

57.

Mein Leben, dieſer Traum, eilt jetzt zur Neige;
Bald tagt das ächte dem erſchloſſnen Blick.
Treu denkt von dort, wohin ich freudig ſteige,
Mein Geiſt an dich, Geliebter! noch zurück.
O daß dir ſtets als Leitgeſtirn ſich zeige
Des Ew'gen Stral, wogt dunkel das Geſchick!
Wenn, Tropfen gleich, ſo Freud' als Leid zerrinnen,
So ſtrömt zu Gott ein tugendhaft Beginnen.

58.

Wie dort der Stral des Waſſers, ſteigt und ſinket
Des Menſchen Werk: Verfaſſung, Volk und Staat;
So lang es gut, ein Stern, der herrlich blinket,
Ein Strom, befruchtend ganzer Länder Saat.
Doch wann die Stunde der Zerſtörung winket,
Iſt ihm ſchon lang ein innrer Wurm genaht.
Ließ einen Staat der ew'ge Vater ſterben,
Aus ſeiner Sitten Pfuhl ſtieg das Verderben.

59.

Wie aber ſich das Schickſal möge winden,
Ja ſelbſt beim Untergang durch Menſchenſchuld
Ließ Gott uns eine Lampe ſich entzünden,
Und den Gefallnen ſtralt noch ſeine Huld,
So, daß ſie Troſt und Licht und Stärke finden,
Für Zukunft Muth, für Gegenwart Geduld.
Das Vaterland — du wirſt es wiederſehen;
Ich nimmermehr. Schon fühl' ich höhres Wehen!“

60.

Dem Blitzſtral gleich, aus heitrer Luft entſendet,
Durchdringt dies Wort dem Jüngling Mark und Bein;
Er faßt des Freundes Hand, und abgewendet
An eine Säule, wie ihr Marmorſtein
So blaß, ſenkt ſich ſein Haupt. Wie ſchnell geblendet,
Schließt ſich ſein Aug' in nächtlich Dunkel ein;
Lang wogt es in der Bruſt, bis heiße Zähren,
Sie mild erleichternd, der Verzweiflung wehren.

61.

Eudors Geſundheit war vom Stoß erſchüttert,
Den ſein Gemüth vom argen Geiſt erhielt,
Der deinen Bund, o Schweizerland! zerſplittert,
Und jede Kund' aus deinen Bergen wühlt
An ihr. So wankt des Leuchtthurms Haupt, verwittert
In Meeresflut, die wild den Fuß umſpült.
Der Geiſt trägt Frucht noch, wie die greiſe Palme,
Der Leib gleicht mehr dem ſturmbewegten Halme.

62.

Das Oſterfeſt war da; vom Lenz verſchönet
Erblühte ſchon das Land. Da ſtieg Eudor
Zu einem Hügel, den ein Tempel krönet,
An ſeines jungen Freundes Arm empor.
Seraphiſcher Geſangeslaut ertönet,
Wo der Altar auf Engeln ruht im Chor;
Die beiden treten hin, ſtill, ohne Prangen
Den Leib des Herrn mit Andacht zu empfangen.

63.

Und da ſie nun den frommen Blick erheben,
Sieht er den Heiland, Glanz im Angeſicht,
Das Kleid wie Schnee ſo blendend, und daneben
Hier Moſes, dort Elias, hell vom Licht,
Das Ihm entſtralt, im klarſten Aether ſchweben.
O herrlich Bild, o himmliſches Gedicht!
So konnt' in's Urlicht ohne frommes Grauen
Nur Raphaels verklärte Seele ſchauen.

64.

Die Bruſt Eudors fühlt Vorgeſchmack des Himmels;
Der Tag verſließt ihm heiterer als nie.
Doch als der Mond im Kreis des Sterngewimmels
Sich hob, beſucht' er jene Eiche, die
Ihn oft entzog dem Qualm des Stadtgetümmels.
Sein Auge leuchtete; das Haupthaar, wie
Die Gletſcher weiß, vom Mondeslicht beſchienen,
Erhöhte noch den Adel ſeiner Mienen.

65.

Dem Jüngling mild in's ſchöne Auge blickend,
Sprach er bewegt: „Geliebter, Gott mit dir!
Mein Auftrag iſt gelöst. Wie wird's entzückend
Für deine Mutter ſeyn, bringt Nachricht ihr
Dein Freund, mit deinem Lob die Kunde ſchmückend!
Ich fühl's, mein Ende naht. Bewahre mir
Dein Angedenken ſtets durch edles Handeln,
Dann wird ob dir mein Geiſt noch ſegnend wandeln.

66.

Ich laſſe dich in einer Welt voll Tücke.
Sey du ein Fels, wenn Wog' an Woge rauſcht!
Am Lebenspfad lockt manche Blume; pflücke
Nur die, in deren Schoos kein Stachel lauſcht!
Mißtrauend kehre dich von jedem Glücke,
Um das die Thorheit buhlt! Wie Mancher tauſcht
Sein Gold für Blei. Nie ſey dir dein Gewiſſen
Um eine Krone feil! Lern' Alles miſſen,

67.

Nur nicht den Frieden, den die Tugend ſpendet!
Stets ſey das Heilige dir heilig! Früh
Und ſpät gedenk' Allvaters, der nicht wendet
Vom Kindlichen den Blick! Erröthend flieh,
Wenn ſchnöder Sinnenreiz das Auge blendet;
Die Wolluſt ſchmückt das wahre Schöne nie.
Ein edler Ernſt begeiſtre dich und wehre
Des Leichtſinns Peſt! Ein Haupt, das grau iſt, ehre!

68.

Weich iſt und zart gebildet deine Seele:
Wohl dir, daß ſie es iſt! Doch thut es Noth
In dieſer Welt, daß ſie mit Muth ſich ſtähle.
Stralt doch kein Glück, dem nicht ein Wechſel droht.
Zum Salböl miſche dir die Freudenöle,
Des Sturms verſieh dich ſchon im Morgenroth;
Mag dir auch nah und fern kein Stern mehr blinken,
Steh du nur feſt, dein Ziel wird nie verſinken.

69.

Sey wahr, in Allem wahr! Es zieht die Lüge
Den Menſchen an, weil ſie ihm ſchmeichelnd naht,
Nur ſinnend, wie das Herz in Schlaf ſie wiege,
Um drein zu ſtreu'n des Unheils gift'ge Saat.
Umſonſt, daß ihren Zauber er beſiege
Hat je gehofft, wer ihren Kreis betrat.
Zur Lüg' oft wird er träumend ſelbſt verwandelt;
Verloren ſchon, wer mit ihr unterhandelt!

70.

Des Lichtes freue dich, das Gott verliehen;
Zu wandeln drin ſey höchſte Wonne dir!
Doch vor den Schranken, die den Geiſt umziehen,
Verſink' in Demuth! Grübeln frommt nicht hier.
Endlos in Nacht verirren, die ſich mühen
Zu ſchau'n, was Gott verhüllte für und für.
Dir künden rings ihn ſelbſt all ſeine Werke,
Noch mehr ein Ruf im Innern. Darauf merke!

71.

Betrachte ſtets dich als ein Glied vom Ganzen,
Für deſſen Wohl der Urgeiſt dich berief!
Das Bienchen, das du ſiehſt um Blumen tanzen,
Soll's dich beſchämen? Ständeſt du nicht tief,
Tief unter ihm, wenn du für dich nur pflanzen
Und ernten wollteſt, dem mit Glut den Brief
Schrieb Gott in's Herz: was du verlangſt von Andern,
Thu' ihnen, daß ſie froh zum Ziele wandern!

74.

Wo viel Geräuſch iſt, gehe ſtill vorüber,
Und ſcheue Alles, was die Menſchen trennt!
Die Freundſchaft iſt ein Kleinod; nur ein trüber
Irrwahn der Ehe Heiligkeit mißkennt.
Doch ſey kein Band, das Menſchen eint, dir lieber,
Als jene Liebe, die nach Dem ſich nennt,
Der für die Menſchheit ſtarb! Es ſey dein Streben:
Ein Denkmal ihm zu ſtiften durch dein Leben.

75.

Dann ſeh'n wir uns, o ew'ge Wonne! wieder.
Drum faſſe Muth! Ich geh' dir nur voran.“ —
So ſprach der Greis, und kniete betend nieder.
So trifft ſein Freund ihn noch am Morgen an,
An ſeiner Seit' erwachend; doch die Glieder
Sind ſtarr und kalt. Sein Geiſt zog himmelan.
Das Staubgewand, die viel beweinte Leiche
Beſtattet Julius bei Taſſo's Eiche.

Vierter Geſang.

1.

O Glaube, der du weißt den Harm zu lindern,
Sieh, wo im Schatten dort das Grab ſich ſchwellt,
Weilt ſchon beim Stral und Thau, des Tags Verkündern.
Der junge Freund, bis ſtill der Mond es hellt,
In dumpfer Trauer Nacht, die zu vermindern
Die Zeit ſelbſt ihre Macht in Zweifel ſtellt.
Wirf einen Stral auf ſeiner Seele Saiten,
Daß Licht und Einklang ſich durch ſie verbreiten!

2.

Oft heſtet ſtarr ſein Blick ſich auf den Hügel,
Wo dünnes Gras, getränkt von Thränen, ſprießt.
„O Gott!“ ruft er, „als deines Engels Flügel
Die Mutter trug, wo ſie dein Schau'n genießt,
Verliehſt du mir Euder zum Pfand und Siegel
Von deiner Huld. Den Einz'gen nun verſchließt
Die Gruft. Wo find' ich wieder ſo ein Weſen,
Zum Vater, Freund und Schutzgeiſt mir erleſen?“

3.

Bald irrt er einſam durch Borgheſe's Gärten,
Bald auf Pamphili's pinienreichen Höh'n,
Und wähnt das theure Bildniß der Verklärten
In jedem Teich, in jedem Buſch zu ſeh'n,
Ja, in dem Klang, den Quell und Baum gewährten,
Des ach! Verſtummten Stimme zu verſteh'n.
Dann kehrt er wehmuthvoll zur Eiche wieder,
Und an dem Grabe ſinkt er weinend nieder.

4.

So ſaß er einſt, vom Sternenglanz beſchienen,
Da wiegt ihn Müdigkeit in Schlummer ein;
Und ſieh! den Schleier vor den Himmelsbühnen
Lüpft ihm ein Traum. Es ſchwebt in lichtem Schein
Auf ihn die Mutter zu mit Himmelsmienen,
Und einen Spiegel, diamantenrein
Hält ihre Hand; des Spiegels leiſem Flimmern
Sieht er zwei Bilder wunderſchön entſchimmern.

5.

Das eine zeigt Luiſen; ſtille Trauer
Umflort ihr Auge, wo ſich Liebe malt.
Im andern zeigt dem ſtaunenden Beſchauer
Sich eines Jünglings freundliche Geſtalt,
Betrachtend, wie an wilder Felſenmauer
Ein Stromfall in der Iris Farben ſtralt.
Er kennt ihn nicht; doch aus der Mutter Munde
Wird ihm vom Bild und ſeiner Deutung Kunde.

6.

„Ermuntre dich! dein Freund weilt ob den Sternen,
Dein Engel noch im reinſten Himmelsglanz.
Auch ſchlägt ein Herz dir treu in weiten Fernen,
Das dir bewahrt den ſchönſten Lebenskranz.
Und noch ein andres ſollſt du kennen lernen,
Der Tugend ganz geweiht, der Liebe ganz.
Wo ſich die Reize der Natur vereinen,
In Tivoli wird dir der Freund erſcheinen.

7.

Beim Worte Tivoli zuckt wie ein Weben
Von Morgenluſt, ein Sehnen durch die Bruſt
Des Träumenden. Schon oft nach jenen Höhen
Hat lang ſein Auge hingeblickt mit Luſt,
Sah ſie noch heut im Frühglanz vor ſich ſtehen.
Deß iſt er jetzt im Traum ſich nicht bewußt;
Doch ſieht er nach den Höh'n die Mutter weiſen,
Und nochmals ſpricht ſie: „eile hinzureiſen!“

8.

So das Gebild, entſchwebend mit den Tönen;
Doch Julius, ſobald der Morgen glimmt,
Eilt voller Glut nach jenen Zauberſcenen,
Wo ſchlangengleich der Anio ſich krümmt,
Und Thäler rings und Berg' und Tempel dröhnen
Vom donnernden Getös, womit ergrimmt,
Trotz hundert Klippen, die verborgen lauſchen,
Die Waſſer ſchäumend in die Tiefe rauſchen.

9.

Wo Veſta's altes Heiligthum, von Säulen
Rund eingefaßt, vom Felſenthrone blickt,
Geht Julius vorbei nach kurzem Weilen,
Und kommt zur Grotte, wo Neptun, gebückt
Mit mächtigem Trident gleich Donnerkeilen
Zwei Strömungen durch enge Hallen drückt.
Hier ſteht ein Jüngling, der im Schaum der Wogen
Bewundernd ſchaut den farb'gen Himmelsbogen.

10.

Als Julius ſich ihm geſetzt zur Seite,
Sprach dieſer, der die Seel' im Antlitz las:
Wohl bringſt du, Pilger! auch aus ferner Weite
Ein Herz, das noch vom Grame nicht genas!
Nicht irrt der Glaube: die Natur bereite
Hier Balſam, ſelbſt für Schmerzen ohne Maaß.
Auch mich traf das Geſchick mit gift'gen Pfeilen;
Doch hier fängt meine Wunde an zu heilen.“

11.

Gerührt ſagt Julius: „Mit ſolcher Schwere
Schlug dich wohl nimmer das Geſchick, wie mich?
Mein welkes Haupt, du ſiehſt, gleicht einer Aehre,
Die am zerknickten Halm nur kümmerlich
Sich hält, und zitternd ſucht mein Fuß Altäre
Des Mitgefühls. Doch wer erbarmet ſich
Des Armen, der da ſcheint von Gott verlaſſen?
Ihm deucht, daß ihn Natur und Menſchen haſſen.“

12.

„O Freund!“ verſetzt der Jüngling mit dem Klange
Der Innigkeit, vergib ſo trautes Wort!
Und eine Thräne glitt ihm auf die Wange,
„Auch mir nahm Gott die Lieben alle fort;
Ein Freund iſt Alles jetzt, was ich verlange;
Wo beut ein Herz mir ſolchen Zufluchtsort?
Hat hier vielleicht des Himmels Mild' uns Beide
Vereint, daß künftig kein Geſchick uns ſcheide?“

13.

Er ſprach's, und ſeiner Augen ſanfte Gluten
Bekräftigten die Rede. Julius
Flog an die Bruſt ihm; ihre Blicke ruhten
Lang aufeinander, wie wenn Fluß mit Fluß
Zu Einem Strome mengt zweifarb'ge Fluten.
„Wohlan!“ ruft unſer Held, „der Genius,
Der uns vereint, mög' uns durch's Leben leiten!“
„Und ſtets,“ ſetzt jener bei, „es richtig deuten!“

14.

Gerade ſah ich hier im Kampf ſich gatten
Ein düſtres Element, ein Himmelslicht;
Bald ſiegt das Licht, bald ſiegt der ird'ſche Schatten.
Gleicht dieſem Kampf das Menſchenleben nicht?
Schwach iſt das Herz; doch wird es nicht ermatten,
Wenn ſich in ihm ein Stral von oben bricht.
Verächtlich Loos, das Weiſe uns beſcheiden:
Zu ſeyn ein Pendel zwiſchen Luſt und Leiden!

15.

Ein höhres Ziel hat leuchtend mir vor Jahren
Gewinkt, vom Staub der Erde nicht beſleckt.
Laß uns nach Wahrheit ſtreben, Freund! zum Wahren
Das Schöne fügend, das zum Guten weckt.
So werden heilig wir die Liebe wahren,
Die uns, was droben iſt, ſchon hier entdeckt.
Doch um mein ſeltſam Loos dir zu erzählen,
Laß uns im Thal ein ſtillres Plätzchen wählen!

16.

Die neuen Freunde ſteigen jetzt verbunden
Hinab, wo einſt Horaz beim Silberbach
Blanduſiens den Lieblingsſitz gefunden.
Hier ſchauen ſie, geſchützt vom Erlendach,
Wie hundert Bäche, jenem Strom entwunden,
In Staub gelöſt ſich ſtürzen, hallend nach
Wie Bienenſchwarm-Geſaus. An dieſem Orte
Enthüllen ſein Geſchick des Fremdlings Worte.

17.

„Franzesko iſt mein Name. Hoch am Meere
Bei Terracina ſteht ein einſam Haus;
Da ſchmückten mit der Tugend Bild und Lehre
Des Knaben weiches Herz die Eltern aus.
Wie ſelig fühlt' er ſich in dieſer Sphäre!
Doch plötzlich warf das Schickſal mich hinaus.
Im Sommer einſt entſchlief ich unter Bäumen;
Da weckten Räuber mich aus meinen Träumen.

18.

Die Rohen riſſen ſchnell mich fort im Dunkeln
In ferner Schlucht durch einen Felſengang
Bis wo noch niemals eines Sternes Funkeln
In ihre dumpfe, bange Höhle drang.
Da hört' ich um den Heerd der Horde Munkeln,
Wie ſie verwerthen könnten ihren Fang.
Erſchaudernd tränkt' ich mein Gebet mit Thränen,
Und ließ den Fels vom Jammer wiedertönen.

19.

Welch eine Nacht! Doch ſchon in grauer Frühe
Treibt mich die Rott' an eine Meeresbucht,
Wo ein Korſar auf Lauer lag, und ſiehe!
Für fünfzig Stücke Golds werd' ich der Zucht
Des Menſchenhändlers anvertraut, und ziehe
Mit eines Segels adlerſchneller Flucht
Nach Tripoli, ins Harem eines Baſſen.
Was dann gefolgt, als Traum nur konnt' ich's faſſen.

20.

Der Baſſa hatte nur ein Kind, Zairen.
Kaum achtmal blühte ihr der Lenz, wie mir.
Der ſchöne Leib ſchien ein Gemüth zu zieren,
Weit ſchöner noch. Gefährte ward ich ihr;
Doch aus dem Auge nie uns zu verlieren
Ward ein Eunuch beſtellt, alt, albern ſchier.
Nichts lehrt' er uns, als aller Pflanzen Arten,
Die zahllos prangten in dem weiten Garten.

21.

Uns war der Ort ein Bild von jenem Eden,
Wo einſt das erſte Menſchenpaar gewallt;
Wir ſangen mit den Vögeln, kannten jeden,
Und jeder uns im zaubervollen Wald;
Wir lernten traulich mit den Blumen reden,
Durch Blumen ſprachen wir uns ſelber bald.
Die Jahre flogen ſo in Luſt vorüber,
Und immer hatten wir uns beide lieber.

22.

Doch oftmals, wenn wir ſpät im Mondenlichte
In einer Laube ſaßen, nah dem Meer,
Ward ſchweigend ich, das Herz von dem Gewichte
Der Sehnſucht nach den theuern Aeltern ſchwer.
Und einſt (ſie ſah mir Thränen im Geſichte)
Frug leiſe ſie und ſanft: was doch ſo ſehr
Mir den ſonſt muntern Geiſt bewölkend trübe?
Ob ich, ihr Bruder, ſie denn nicht mehr liebe?

23.

Mein Herz war voll. Es in die Bruſt der Trauten
Ganz zu ergießen ward Bedürfniß mir,
Und während ich mein Loos erzählte, thauten
Zairens Augen, und es miſchten hier
Zum erſtenmal ſich unſre Thränen. Schauten
Die Engel von der Liebe Lichtrevier
Je holdern Auftritt, als zwei Kinderſeelen,
Die nichts, was ihre Bruſt fühlt, ſich verhehlen?

24.

Doch bei dem Tauſch von kindlichen Gefühlen
Erhob Zairens Geiſt ſich allgemach
Zu höherm Schwung, und unter Jugendſpielen
Ward ernſt in ihr die heil'ge Liebe wach.
Wenn ich von Chriſtus redete, gefielen
Des Gottes Lehren ihr; bald fand ſie ſchwach,
Was man ihr vorgefabelt vom Propheten,
Der haſſen lehrte, ſtatt für Feinde beten.

25.

„Ganz neu iſt mir dein Gott nicht," ſprach die Holde;
„Aus Nebeln dämmern ſeh ich oft ſein Licht.
Auch glänzt mir ſchlummernd oft im Morgengolde,
Als wie aus früher Kindheit ein Geſicht:
Auf einmal hoben häßliche Kobolde
Mich in die Luft; mein Jammer rührt ſie nicht.
Der Zug geht reiſſend fort. Aus meinen Träumen
Erwach' ich ſtaunend unter dieſen Bäumen.

26.

Nicht bin ich, Freund! in dieſem Land geboren;
Ein andrer Vater nannte mich ſein Kind;
Die ſüße Stimme ſcheint mir in die Ohren
Zu tönen oft, wie Klang, verweht vom Wind.
Auch eine Mutter ſah' ich, längſt verloren,
In Träumen ſcheints mir, die nicht Träume ſind.
Dies Alles webt mir dunkel vor den Sinnen,
Wie Schatten, die im Morgenlicht verrinnen."

27.

Sie ſagt's, und muth'ger ſprach ich vom Entweichen
Aus dem Serail, das trotz der Wunderpracht
Uns doch ein Kerker war. Zuerſt erbleichen,
Dann ſanft erröthen ſeh' ich ſie. Gedacht
Wird hin und her; der Plan ſteht feſt; wir reichen
Uns mit Gelübd die Hand: auf Morgen Nacht!
Und kaum beglänzt der Mond die Laube wieder,
So laſſen wir an's Meer uns ſchweigend nieder.

28.

Da ſteht der Kahn; zwei treue Mitgenoſſen
Geſellen muthvoll ſich zum kühnen Zug;
Das Segel wallt, dem Winde aufgeſchloſſen,
Der vogelſchnell der Küſte uns enttrug.
Schon ſind Kiosk und Hain in Duft zerfloſſen,
Der Blick gewahrt bei unſerm raſchen Flug
Nur blauen Aether noch und ebne Wellen;
Ein hold Geſtirn ſcheint uns die Fahrt zu hellen.

29.

Doch Meer und Trug ſind Eins! Schon ſeh'n das weiße
Geklipp von Anxur wir, ſeh'n, wie im Haus
Der Eltern man uns ſchon willkommen heiße:
Da hebt ſich mit unendlichem Gebraus
Ein Stoßwind wirbelnd, daß ſich ſchnell im Kreiſe
Das Fahrzeug dreht. Geſchleudert weit hinaus,
Geräth es bald an Kirke's Felſenriffe,
Wo Strand und Flut droh'n Untergang dem Schiffe.

30.

Da wir nun ſo am Rand des Todes ſchweben,
Schießt unverſehns ein Kutter auf uns zu.
(Wir ſeh'n die Farben Tripoli's mit Beben);
Kein Sperber auf den Raub ſtürzt ſo im Nu;
Wuth funkelnd brüllet der Korſar: Auf Leben
Und Tod ergib dich, Gottverlaſſner du!
Ich ſeh' ein Schwert ihm in der Rechten blinken,
Und die Piſtole zückt er mit der Linken.

31.

Erfaſſen wollte jezt mein Arm Zairen,
Um ſchwimmend ſie zu tragen an's Geſtad.
Sie ſah's, und als ich will das Werk vollführen,
War ſie behend dem äuſſern Bord genaht,
Und, ohn' aus ihrem Blick mich zu verlieren,
Stürzt ſie hinab. Raſch folg' ich ihrem Pſad;
Sie aber ruft: „nicht darfſt du mit mir ſterben!
Leb wohl! dir brächte meine Laſt verderben.“

32.

Und während ſie es ruft, wirft ſie, ſich wendend,
Noch einen Blick voll Liebe nach dem Freund:
Da rauſcht ein Wogenberg, ſchwarz, Grau'n entſendend,
Auf ihr geliebtes Haupt; ein Blitz beſcheint
Das Sinkende, im Dunkel furchtbar blendend.
Doch bricht die Kraft von Arm und Fuß vereint
Mir Bahn; Zairen feſt umfangend, ringe
Ich mit der Flut, bis ich zum Strand ſie bringe.

33.

Jetzt erſt beginnt mein Jammer. Auf den Knieen
Liegt mir Zaire, — Gott! wie kalt, wie bleich!
Umſonſt erwärmt ſie meiner Küſſe Glühen;
Wohl ſcheint um Wang' und Mund, ſo anmuthreich,
Ein flüchtig Roth, ein Lächeln noch zu blühen.
Doch heimgefallen ſind dem Todtenreich
Die Lippen, kraftlos Leben einzuſaugen;
Verſchloſſen iſt der Himmel ihrer Augen.

54.

Nun macht der Schmerz ſich Luſt in Klagetönen.
Gleich einer Löwin, ihrer Brut beraubt,
Füll' ich des Vorgebirgs Geklüſt mit Stöhnen,
Ein Raſender, der keinen Gott mehr glaubt.
Das Landvolk kommt, und ſteht um mich in Thränen;
Es weint der Greis ſelbſt mit gebücktem Haupt,
Wie er das holde Wunderbild erblicket,
Die zarte Blüthe, von dem Sturm zerknicket.

55.

Und ſieh! acht Kinder, hold wie Engel, tragen
Der Jungfrau Leiche zur Kapell' hinein,
Die man von ſchroffer Klipp' in's Meer ſieht ragen;
Dann pflückt man Blumen, roth vom Morgenſchein,
Für ſie zum Schmuck, die ſchönſten, wie ſie ſagen.
O Todtenbild im Frühlings-Lebensſchein!
Das Haar umblüht ein Kranz; Gewind entſinket
Der Hand, und auf der Bruſt ein Veilchen winket.

56.

Das Mitgefühl des Volks an der Geliebten
Goß Linderung in meinen finſtern Gram,
Dem auch die Ausſicht auf der tiefbetrübten
Erzeuger Wiederſeh'n den Stachel nahm.
Doch ſie, die mich zum Kampf des Leidens übten,
Des Himmels Mächte ſchlieſen nicht; es kam
Noch ein Geſchick, das furchtbar ſich entrollte
Und mir den lezten Stern erlöſchen ſollte.

37.

Der Wagen, der die Hülle meiner Todten,
Geſchmückt mit Blumen trug, fuhr traurig hin
Durch Dorf und Stadt. Vom Anblick, den wir boten,
Wird Alt und Jung gerührt, und Viele zieh'n
Mit uns von Ort zu Ort vom purpurrothen
Erglüh'n des Tags, bis wann die Sterne glüh'n.
Still hält der Zug erſt an geweihter Stelle,
Beim Elternhaus vor eines Kirchleins Schwelle.

38.

Hier wird beim Feierklang geweihter Lieder
Die Leiche vorn an den Altar gelegt.
Mir dünkt, es lächl' ihr Geiſt vom Himmel nieder
Dem meinen zu, den Sehnſucht fromm bewegt.
Doch finſter zeigt ſich da mein Schickſal wieder,
Und neuer Jammer wird in mir erregt.
Nah dem Altar ſeh' ich ein Grabmal ſtehen;
Drauf muß ich ach! der Eltern Namen ſehen.

39.

Der Eiche gleich; ſie ſteht, vom Sturm verheeret;
Umher liegt Blatt und Zweig und Aſt verſtreut.
Da zuckt ein Stral, der auch den Stamm zerſtöret;
So ich; dem Schrecklichen bereits geweiht,
Hatt' ich mich der Verzweiflung kaum erwehret,
Da fällt ein Loos, das Schrecklichers mir beut:
Das Elternpaar nach lang vergebnen Fragen
Hat ach! der düſtre Gram zu Grab getragen.

10.

Ich irr' umher und laß den Schmerz erſchallen
Ihn hört das wilde Meer, der düſtre Wald;
Ich ſuche Troſt in Roms geweihten Hallen,
Für dich, o armes Herz, wie ſtumm, wie kalt!
Zu euch nur, Selige! wünſch' ich zu wallen,
Die ihr zurück nicht mehr zur Erde wallt.
Der erſte Troſt ſtralt mir in dieſen Gründen,
Wo du und ich uns troſtbedürftig finden."

11.

Franzesko ſpricht's; und Julius drückt ſchweigend
Ihm einen Kuß auf Aug' und Stirn. „Fürwahr!"
Ruft er dann aus, „dich traf noch tiefer beugend
Des Schickſals Tück', als mich. Nun iſt's mir klar:
Ein Engel Gottes, mild herab ſich neigend,
Beut dich als Bruder mir und Schutzgeiſt dar;
Dich hat der Leiden Glut zum Kampf bereitet;
Gern folg' ich dir, wohin dein Stern mich leitet."

12.

„Wohlan! wie leicht iſt doch nicht unſer Jammer,
Wird er gewogen mit dem ſchweren Schmerz,
Womit oft Völker ſchlägt des Schickſals Hammer,
Wenn wilder Kraft das Elend wird zum Scherz,
Und mit dem Wahnſinn, der in düſtrer Kammer
Entehrter Unſchuld bricht das edle Herz,
Und mit dem Gram, wenn ſich von niederm Triebe
Entweiht, verrathen ſieht die heil'ge Liebe.

13.

Wozu maasloſe Trauer ob dem Leiden,
Das wie ein Traum uns flüchtig nur berührt?
Die herbſte Klage, gleich den lautſten Freuden,
Im Schooß, der Aller wartet, ſich verliert.
Tief beugt der Schmerz, wenn die Geliebten ſcheiden;
Doch glänzt ein Pfad, der uns zu ihnen führt.
Der ew'ge Geiſt, der Thränen wiſcht und Lächeln,
Wird einſt vom großen Plan den Schleier fächeln.

44.

Dorthin, dorthin laß jezt die Schritt' uns richten,
Wo ſie am höchſten lächelt, die Natur,
Und wo im Chaos ew'ger Felſenſchichten
Sich ausprägt ihres Waltens große Spur.
Nur da läßt ſich der innre Aufruhr ſchlichten,
Des Schickſals Räthſel ahnden da ſich nur.
Dort ſtralt dem Geiſte durch der Erde Schranken
Ein Dämmerſchein der göttlichen Gedanken."

45.

Alſo der Freund, und ſtille, heitre Räume
Sieht Julius vor ſich im Geiſt erblüh'n.
„Kein Bruder," ſpricht er, „hat die Kindesträume
Mit mir geträumt. Wie ſchmerzlich mißt ich ihn!
Doch jezt, wo bang ich an den Wegen ſäume,
Die in des Lebens Irrgewinde zieh'n,
Schickt Gott mir dich; du reichſt mir Bruder-Hände;
Feſt halt' ich ſie, bis an der Wallfart Ende.

46.

Sie zieh'n. Schon ſchlägt, gleich ewigen Gewittern,
Ihr Ohr Velino's jäher Donnerfall,
Zurück ſich wirbelnd. Berg und Wald erzittern
Vom hundertfach erneuten Wiederhall.
Wer kann ihn hören ohne Seelerſchüttern!
Dann führt der Weg zum großen Felſenwall,
Wo Schluchten gähnen, die kein Feind durchdrungen,
Wenn Kaltſinn nicht den Muth des Volks bezwungen.

47.

O Napolis! Italiens Frühlingsgarten!
Warum erſtarrt in deinem Schoos der Geiſt
Von Winterfroſt? Wie konnte ſo entarten
Dein Volk, das nur für Raub Geſchick noch weiſt?
Des Stromes Abfluß ſcheint es abzuwarten
Mit offnem Mund. Das ſüße Nichtsthun heißt
Ihm Glück. Was Wunder, biſt du längſt dem Norden
Und Süd, dem Oſt und Weſt ein Spielball worden?

48.

Cartago's Held, vor Capua zerſchmelzen
In ſchnöder Luſt, das iſt dein Ideal!
Was iſt dies Capua jetzt? Von ſeinem ſtolzen
Amphitheater zeigt der Sonne Stral
Elende Stumpen nur. Hier jezt, von Bolzen
Halbnackter Jungen aufgeſchreckt vom Mahl
Des Aaſes, fliegen kreiſchend auf die Dohlen,
Wo Schwelgerei des Helden Ruhm geſtohlen.

49.

Die Freunde zieh'n vorbei. Schon rauſcht das Leben
Parthenope's. Hier tobet Tag und Nacht
Unbänd'ger Lärm hinauf, wo, durch die Reben
Die Palme weht und die Orange lacht.
Dorthin, wo fromm den Blick Karthäuſer heben,
Den Schritt zu lenken iſt das Paar bedacht.
Dort ſieht man ſtets des Feuerberges Rauchen,
Und blauem Meer drei Inſeln ſanft enttauchen.

50.

Und alle Zauberei'n an Erd' und Himmel
Entfaltet die Natur den Sinnen dort:
Im Grund der Stadt dumpf toſendes Getümmel,
Dann Bucht an Bucht am blüh'nden Meeresbord;
Der Stralen Farbenſchmelz und Glanzgetümmel
Im Wechſel ſich verklärend fort und fort.
„Zum Leben, Sterben freudigt ſolche Scene;
Wer ſchaut in dieſe Welt, blickt ſchon in jene.“

51.

So ſprach ein Mönch, der Kloſterpforte Hüter,
Dem auf der Stirn ein ganzer Himmel lag.
„Wohl euch! ihr ſeyd die wahren Weltgebieter,“
Verſezt Franzesko. „Lächelnd ſchaut der Tag,
Er komm', er geh', euch an. Die nicht'gen Güter,
Des Augenblickes Traum und Beute, mag
Vergnügt entbehren euer Herz im Streben
Nach Einem Gut, dem Born von ew'gem Leben.“

52.

„Doch wär' auch dies,“ erwiedert der Karthäuſer,
„Ein eitler Traum, beſtänd'gen Sonnenſchein
Zu wünſchen ſich ſchon hier, und ew'ge Häuſer
Auf flücht'gen Sand zu bau'n. Genügſam ſeyn
Macht reicher uns, als König ſeyn und Kaiſer;
Und wie die Demuth ſtralt kein Edelſtein.
Wem ſpendet Gott mehr Herrlichkeit hienieden,
Als dem er ſeines Himmels Bild beſchieden?“

53.

„Wie lange ſchon,“ fragt Julius den Alten,
„Weilt ihr in dieſer heitern Friedensbucht?“
„Zehn Jahre kaum; doch dieſe zehn enthalten
Allein das Glück, in ſechzigen geſucht.
Einſt alle Güter lächelnd mich umwallten,
Nur Weisheit fehlte, herber Prüfung Frucht.
Erſt, als die falſchen Guter mich verließen,
Kam ſtill die Weisheit, gab, was die verhießen.

54.

O ſchönes Frankreich! Heiter quoll mein Leben
In deinem Schoos, als aus des Abgrunds Nacht
Man plötzlich den Orkan ſich ſah erheben,
Der Arm und Reich an Elend gleich gemacht.
Das Schickſal rief zurück, was es gegeben;
Dies Opfer, mit Entſagung ward's gebracht.
Mir blieb ein Weib, vom Himmel mir erkoren,
Ein edles Weib; noch hatt' ich Nichts verloren.

55.

Wir lebten ſtill, fern von der Zeit Getoſe;
Doch vor des Schreckens Argusaugen gab
Kein Ort der Unſchuld Schutz. Wie ſeine Looſe
Der Urn' entſtiegen, that ſich auf das Grab.
O meine Meta, gleich der Frühlingsroſe
Warf dich der Peſthauch des Verraths hinab;
Was konnte mir die arme Welt noch bieten?
Hier erſt erblickt' ich einer ſchönern Blüthen.

56.

Wie ſtill iſt's hier! Von jenen Trauertagen
Fiel kaum ein leiſer Klang in mein Gebet,
Das um der Heimath Rettung von den Plagen
Der Anarchie zum Himmel heiß gefleht."
Jezt ſchweigt der Mönch; es ſcheint ſein Blick zu ſagen:
Daß eine ſchöne Zukunft vor ihm ſteht,
Dem Bilde gleich zu ſeines Kloſters Füßen,
Und nun entfernt er ſich mit heitern Grüßen.

57.

Die Freund' erneu'n den Bund herzinn'ger Treue
Hier an der ew'gen Liebe Hochaltar,
Und rufen ſie als Zeugin an der Weihe
Zur Bruderſchaft, ſo hehr wie jene war
Von Jonathas und David. Heil'ge Scheue
Und heitrer Muth durchglüh'n das edle Paar.
Beifall dem Bunde ſcheint die Sonn' im Sinken
Am Vorgebirg Miſenum zuzuwinken.

38.

Und frühe wird ihr herrliches Erwachen
Am Pauſilipp beim Grab Virgils begrüßt.
Des Dichters Bild ſcheint freundlich anzufachen
Die Luſt, die durch der Freunde Buſen fließt,
Und lieblicher ſeh'n ſie die Gegend lachen,
Da, wo die Roſe ſeinem Staub entſprießt.
Deß Herz hat auch der Freundſchaft Werth empfunden,
Der Niſus und Euryalus erfunden.

39.

Nun führt der Weg durch hochgewölbte Hallen,
Künſtlich in Fels gehau'n. Nur ſpärlich Licht
Darf in ihr eiferſüchtig Dunkel fallen;
Doch drauſſen welch entzückendes Geſicht!
Man dächte faſt, daß hier nur Engel wallen:
Wo lächeln ſolche Au'n, als im Gedicht?
Pozzuoli und Bajä! eure Fluren
Schuf Gott ſie wohl für ſterbliche Naturen?

60.

Doch was gewahr ich? Trümmer rings auf Trümmer;
Was Tempel und Palaſt war, Trümmer nur!
Hat ſo die Zeit zerſtört? — Nein, wilder, grimmer
That's der Barbaren Haß, der jeder Spur
Der ſchönen Kunſt, in welcher ſich ein Schimmer
Von höhrer Menſchheit zeigt, Verderben ſchwur.
Doch wer rief jene her? — Laut ſchrie um Feuer
Vom Himmel längſt des Laſters Ungeheuer.

61.

Hier, wo die Bruſt der Weiſeſten und Beſten
Zum Göttlichen Begeiſterung empfand,
Sah man ſich Uebermuth mit Allem mäſten,
Was Luſtgier je und Grauſamkeit erfand;
Hier warf Tiber, hier Nero unter Feſten
Das Netz nach jeder Tugend, die noch ſtand;
Das Meer, verdrängt von ihren Marmorhügeln,
Erbrauste ſchamroth, Frevel nur zu ſpiegeln.

62.

Wohin, ruft Julius den Spuckgeſtalten,
Die bänglich ſchwirren vor dem Geiſt, wohin
Schwebt euer Flug? Doch, ohne ſtill zu halten,
Die Bleichen lautlos nach dem Thalgrund zieh'n,
Zum waldumhüllten See, wo finſter walten
Die Mächte, welche Licht und Freude flieh'n.
Avernus heißt der See. Der Wahn der Heiden
Sah tief in ihm den Schauplatz ew'ger Leiden.

63.

Jezt tritt ein Greis herbei, dem weiß wie Flocken
Des Schnee's herabwallt auf die Bruſt der Bart;
Still geht das Paar ihm nach, doch unerſchrocken
Zur Grott', in welcher die Sibylle harrt.
„Was konnte,“ ſprach der Greis, „hieher euch locken?
Wollt ihr enträthſeln, wie die Gegenwart,
Dem Geiſt vergangner Zeit vermählt, die Keime
Der Zukunft leiſ' enthüllt, wie duft'ge Träume?

64.

So folgt mir nach!“ — Sie folgen. Schauer zittern
Entgegen ihnen aus dem Schlund empor,
Und, wie von unterirdiſchen Gewittern
Schlägt wirres Blendwerk an ihr Aug' und Ohr.
Sie folgen. Nichts kann ihren Muth erſchüttern,
Kein Geiſterweh'n, noch der Geſpenſter Chor,
Die ſchweigend durch die Nacht an ſchwarzen Teichen
Aus hohlen Augen Glut verſprühend ſtreichen.

65.

Stracks hemmt der Greis den Schritt. Hell flimmt die Decke
Der Rieſenhalle, wie das Firmament
Zahllos beaugt, auf ungeheure Blöcke
Geſtützt von Felſen. Unſern Pilgern brennt
Das Herz von Sehnſucht; doch in dunkler Ecke
Verſchwunden iſt er, der die Pfade kennt.
Blitz flammt; es tobt ein Sturm gewalt'gen Schalles;
Der Stralenglanz erliſcht, und Nacht iſt Alles.

66.

Grabſtille folgt. Doch wie aus weiter Ferne
Ertönet bald melodiſcher Geſang,
Wie wenn harmoniſch ſich ergießt der Sterne
Den Geiſtern nur hörbarer Sphärenklang;
Und wie im Lenz des Schäfers Lied, dem gerne
Die Hirtin lauſcht, verweht dem Wald entlang,
Indeß ſich Philomelens Klagen miſchen
Ins Quellgekoſ' und Lispeln von Gebüſchen.

67.

Im Graſe ruhend höret es entzücket
Der Wandersmann, und ſchläft in Träumen ein.
So auch geſchah's den Freunden. Leiſe nicket
Ihr Haupt, bis eingewiegt von Klang und Schein
Ein zauberiſcher Schlummer ſie berücket.
Sie finden ſich verſezt in einen Hain,
Aus dem entſchwebt ein himmliſch Traumgebilde;
Dem Mund entquillt Begeiſterung voll Milde.

68.

„Verwundert ſehet ihr in dieſen Auen,
So freundlich angelächelt von dem Licht
Des Himmels, der Zerſtörung wildes Grauen:
Hier hielt der Ewige ſein Strafgericht,
Das Allen, die ihr Glück auf Laſter bauen,
Den ſtolzen Bau wie ſprödes Glas zerbricht.
Doch weh der Welt! Stets fluchend den Geſchicken
Seh' ich umſonſt ſie in den Spiegel blicken.

69.

Der Staub der Reiche, die in Abgrund ſtürzen,
Umwölkt die Erde noch. Seht! Gottes Hand
Scheint einer neuen Zeit Geflecht zu ſchürzen;
Umſonſt ſträubt Schwäche ſich und Unverſtand.
Wer wagt es, des Allmächt'gen Arm zu kürzen?
Beſchlüſſe ſchreibt er nicht in Well' und Sand.
Sein Rüſtzeug iſt erſeh'n. Hoch ſtralt ein neuer
Auguſtus, ein Geſtirn von düſterm Feuer.

70.

Nichts hindert ihn, der Sonne gleich zu werden,
Dämpft er in ſich der Ehrſucht Lavaglut.
Wie Helios gebeut den Sonnenpferden,
Lenk' er freiſinn'ger Völker Geiſt und Muth;
Die heil'ge Scheu, verſchwunden faſt auf Erden,
Ruf' er zurück in Veſta's Tempelhut;
Gefeſſelt wird vor ihm die Zwietracht beben,
Und kühnen Schwungs ſein Ruhm gen Himmel ſchweben.

71.

Siegreicher Waffenglanz wirft ihm zu Füßen
Ein Volk, vom Krieg geſtählt, vom Sieg berauſcht,
Lang ein Vulkan, furchtbar in Glutergüſſen,
Ein Tiger lang, der blut'ge Beut' erlauſcht;
Nun glücklich, wenn, dem Taumeltrank entriſſen,
Das Schlachtſchwert mit dem Oelzweig es vertauſcht!
Ein Demantriegel ſchließt des Aufruhrs Rachen,
Wenn Frankreichs Friedensengel ihn bewachen.

72.

Doch weh den Völkern, wenn der Herrſchſucht Hyder
Den Mann beſiegt, in deſſen Hand die Welt
Gelegt hat Gott! Zur Hölle ſteigt er nieder,
Steigt er zum Himmel nicht. Die Macht zerfällt,
Wenn nicht Vernunft als Haupt regiert die Glieder.
Was frommt es ihm, wenn, furchtbar angeſchwellt,
Sich gränzlos der Erobrung Strom ergießet?
Nur wächſt der Feinde Zahl, die ihn umſchließet!

73.

Wohl ragt er hoch, ein Rieſenbild, der Schrecken
Des Erdenballs, doch nur auf Thon gefußt.
Was ſich nur regt, ſchon die Gedanken wecken
Des Argwohns Nachtgeſpenſt in ſeiner Bruſt;
Stets ſieht er an den Thron die Flamme lecken,
Des ausgeſtreuten Brandſtoffs ſich bewußt.
Wer iſt, der vor dem Völkerhaß ihn rette?
Entſetzlich iſt der Leu, fällt ihm die Kette!

74.

Noch ſchwebt die Wage; der die Zeiten lenket,
Läßt frei die Wahl. O wer du immer ſeyſt,
Wenn dein Gemüth der Wahl Gewicht bedenket,
Beſchwöre freien Muths des Helden Geiſt!
Die Schalen ſchwanken; welche jezt ſich ſenket,
Beſtimmt, wohin das Weltverhängniß weist:
Ein Eden rechts, um eine Palm' erblühend,
Links öde Wüſt' in Sonnenbrand verglühend!“

75.

Der Göttin Stimme ſchweigt bei dieſen Worten;
Doch eine große Fernſicht rollt ſich auf.
Hier öffnen ſich des Paradieſes Pforten;
Ein mildes Licht zerfließt landab, landauf.
Aus dunkelm Ozean erhebt ſich dorten
Ein Eiland, Fels von unten bis hinauf;
Auf kahlem Vorſprung ſizt ein düſtrer Krieger;
Die Woge ſeufzt: Seht hier den Weltbeſieger!

Fünfter Geſang.

1.

Begleitet hat bis in den Grund der Erde
Das edle Freundespaar der Muſe Lied;
Verkündet nun von ſeinem Klang' auch werde
Die Rückkunſt dort, wo hold der Tag erglüht!
Die Göttin ſchwand; doch jetzt mit der Gebärde,
Worin beim Ernſt ein freundlich Lächeln blüht,
Erſcheint der Greis, und aus den Irrgewinden
Der Nacht läßt ſichern Pfad ſein Lämpchen finden.

2.

Des Traums noch voll und ſeiner Wort' und Bilder
Gelangen ſtill die Freunde zum Geſtad.
Nicht weit, wo Nero, als Hyänen wilder,
Der Mutter gab das Meer zum Todesbad,
Führt ſie ein Kahn (nie wehte Zephyr milder)
Dorthin auf rothbeglänztem Waſſerpfad,
Wo jezt der Feuerberg erſteh'n ins Leben
Pompeji ſieht, dem er einſt Tod gegeben.

3.

Ein wahrer Phönix! Zwiſchen Gräber-Reihen
Voll ſchönen Bildwerks zieh'n ſie durch das Thor;
Die Wandgemälde friſch das Aug' erfreuen;
Ernſt ſteigt der Tempel, froh die Büh'n empor;
Der alten Iſis Feier zu erneuen,
Fehlt dem Altar nur Prieſter noch und Chor;
Des Prätors, der Liktoren harrt der leere
Gerichtsplatz; zierlich ragt des Richtſtuhls Ehre.

4.

Verwunderung und Wehmuth wechſelnd füllen
Der Pilger Bruſt. „Du ſankſt,“ ruft Julius,
„Um dieſes Feuerberges Wuth zu ſtillen.
O heitre Stadt! Wie glücklich preiſen muß
Ich dich vor Rom, um der Verbrechen willen
In Staub geſtürzt vom ew'gen Genius!
Schuldloſes Blut und Frevelthat beflecket
Jedweden Stein, der Roma's Leiche decket.

5.

„Auch modert dieſe Leich', umſonſt beſchworen,
Verſezt Franzesko, während Todtes hier
Sich friſch belebt, und gleichſam neugeboren
Entſteigen Geiſt und Kunſt der Nacht Revier.“
Die Freunde geh'n gemach, im Schau'n verloren
Zur app'ſchen Straß', auf der man für und für
Zieht nach Sorrent; dort ſeh'n beim lezten Schimmer
Der Sonne ſie des Pallastempels Trümmer.

6.

Die ragen hoch am Fels, von dem in's Weite
Das Auge über Meer und Inſeln ſchwebt.
Nicht ferne ſtand ein freundlich Haus; es ſtreute
Die Ulme, lieblich von der Reb' umwebt,
Der Kühlung Labſal hier nach jeder Seite;
In ihrem Schatten, ſanft vom Weſt belebt,
Saß der Beſitzer, den beim Zitherklange
Sein ſchönes Kind ergötzte mit Geſange.

7.

Die Pilger nah'n; Geſang und Zither ſchweigen;
Der Hauswirth heitern Blicks begrüßt das Paar,
Und lächelnd beut mit ſittigem Verneigen
Die Tochter ihnen goldne Früchte dar,
Die ihrer Hand ſich löſen von den Zweigen,
Wodurch der Abend glüht, und, wie die Schaar
Der Bienen ſummend kreiſt um eine Roſe,
Erforſcht die Gäſte fragendes Gekoſe.

8.

Und eh' der Mond am hohen Himmel leuchtet,
Hat jeder ſchon ſein Trauerloos erzählt.
Bei dem von Julius glänzt oft befeuchtet
Des Mädchens Blick; nicht Wang' und Bruſt verhehlt
Ihr Mitgefühl; doch als Franzesko beichtet,
Wie jeder Troſt dem herben Leiden fehlt,
Da netzt dem Alten ſelbſt der Schmerz die Wangen,
An denen trüb der Tochter Blicke hangen.

9.

Er ſagt gerührt: ſein Haus ſey auch das ihre.
Das Lager nimmt ſie auf; doch ahnungſchwer
Harrt lang ihr Geiſt, daß ihn der Schlaf entführe;
Er naht erſt bei des Frühſterns Wiederkehr.
Franzesko's Phantaſie zeigt ſich Zaire
Im Mädchen von Sorrent, und mehr und mehr
Scheint ſich dem Vater in Franzesko's Bildern
Die längſt vermißte Tochter abzuſchildern.

10.

„Durch das, was ihr von euerm Loos berichtet,“
So ſprach am andern Tag mit feuchtem Blick
Alphons, der Eigner, „habt ihr mich verpflichtet,
Euch zu vertrauen, welch ein Mißgeſchick
Die Hälfte meiner Hoffnungen zernichtet.
In Flora hier blüht mir ein ſchönes Glück;
Doch hatt' ein ältres Kind mir Gott verliehen;
In ſeinem Segen ſah ich ſie erblühen.

11.

Vier Lenze hatten kaum ihr Haupt umflogen,
Als ſie mir, Gott! ich weiß nicht wie, entſchwand
Am Morgen, ſchäkernd mit dem Spiel der Wogen
Wie jubelte ſie fröhlich noch am Strand!
Drauf blieb uns jede Spur von ihr entzogen;
Im Grab nur Ruh der Gram der Mutter fand,
Von der ſie jezt ein treues Abbild trüge,“ —
„Wie waren,“ fragt Franzesko, „denn die Züge?“

12.

„Schlank war ihr Wuchs, und unter feinen Brauen
Sah man ihr ſanft die blauen Augen glüh'n;
Von dunkelm Haar beſchattet war zu ſchauen
Die frohe Stirn; es war der Wangen Blüh'n
Der Roſe gleich, und wie bei Griechenfrauen
Sah man die Naſe, hold ſich ſenkend, zieh'n
In Mitte des Geſichts, mit leiſem Buge."
„Zairen malſt du hier in jedem Zuge!"

13.

Rief froh der Jüngling. — „Wies ſich nicht den Blicken
Am Halſe links ein kleines Muttermal?"
„Auch dies! Sie wars! O könnt' ich, welch Entzücken!
Euch ſagen jezt: Sie iſt's. Ach! daß dein Stral,
Verklärte Seel', uns nimmer darf erquicken!
Doch ſiehſt du dort, und hörſt, wie dein Gemahl
Dich hier bejammert ach! mit bitterm Harme."
So ſprechend, ſtürzt er in des Alten Arme.

14.

„Mein Sohn!“ dies eine Wort dringt unter Zähren
Aus ſeiner tiefbewegten Bruſt, an die
Den Jüngling er mit Inbrunſt preßt. Nicht kehren
Wird ihm die theure Tochter; aber wie
Geſandt von ihr, an ſeinen Hausaltären
Steht jetzt ihr Freund. Seit Jahren hatte ſie
Der Sonne Glanz noch nie ſo mild beleuchtet,
Als heut, wo Schmerz und Luſt die Augen feuchtet.

15.

Auch Julius empfindet ſich vom Himmel
Des Mitgefühls der Freundſchaft ganz verklärt.
Doch Flora's Bruſt, der nie das Luſtgetümmel
Der eiteln Welt den ſchönen Sinn bethört,
Bewegt jetzt der Entwurf: beim Sterngewimmel
Ein Feſt zu ordnen, ſolcher Gäſte werth,
Und insgeheim läßt ſie die Tempeltrümmer
Verzieren mit Gewind und Lampenſchimmer.

16.

Und als am dritten Tag den blauen Schleier
Der Sommernacht das Sterngefunkel ſchmückt,
Verſammelt Alles ſich zur edeln Feier.
Am Fels, von dem in's Meer der Tempel blickt,
Steht als Triumphthor jetzt ſein Bruchgemäuer
Im Feuerglanz, der weit das Aug' entzückt,
Und leuchtend wie Rubinen und Saphire
Am Giebel hoch der Name ſtralt: Zaire.

17.

Den ſchönſten Kranz von Mädchen ſieht man ſchimmern
In weißem Schmuck; doch Flora ragt hervor,
Dem Monde gleich, wenn Sterne um ihn flimmern;
Ihr fließt vom Haupt ein ſternbeſäter Flor;
Nichts Irdiſches ſcheint mehr ſie zu bekümmern;
Begeiſtert ſchaut ihr leuchtend Aug empor;
In zarter Hand der Cither Gold erbebet,
Und himmliſcher Geſang der Lipp' entſchwebet.

18.

Mit Lauten, denen gleich von Nachtigallen
Beſingt ihr Lied den thränenwerthen Raub
Der Schweſter, und wie herrlich ſie gefallen,
Ganz Ohr der Liebe, ſonſt für Alles taub;
Dann läßt es rührend Felſen widerhallen
Franzesko's Jammer bei der Theuren Staub;
Doch plötzlich enden in Triumph die Klagen,
Wie Seraphim gen Himmel ſie getragen.

19.

Nun fällt die Schaar der Mädchen ein mit Chören,
Gleichſam der Engelchöre Wiederhall.
Der Schiffer hemmt das Ruder, um zu hören;
Es locket den Delphin der holde Schall;
Kein Lüſt'chen wagt die Harmonie zu ſtören,
Und Ruh' und Stille herrſchen überall.
Im Meer, deß Wogen Zaubermächte zügeln,
Sieht man ſich klar die ganze Scene ſpiegeln.

20.

Franzeſko's Auge, gleich dem Abendſterne,
Bald auf dem Freunde ruht's, auf Flora bald,
Schwebt dann voll Lieb' und Sehnſucht in die Ferne,
Wo ihm Zairens Bild entgegenwallt.
„Du liebſt mich noch,“ ruft er, „und o wie gerne
Flöh' ich zu dir!“ — Doch geiſterartig hallt
Es nun, als ſpräche ſie, in ſeinem Innern:
„Dich mög' an mich die Schweſter jezt erinnern!“

21.

Dir, Julius! droht jezt Gefahr. Wem hätte
Nicht Flora's edler Reiz die Bruſt erregt?
Geſtalt und Gang und Ausdruck in die Wette
Bezauberten. Von Götterhauch bewegt,
Umfloß ihr Weſen eine Wunderkette
Von Würd' und Anmuth, die gelind ſich legt
Um des Beſchauers Herz! nur in dem ihren
Läßt ſich von Sieg kein leiſes Ahnen ſpüren.

22.

Doch leider ſchleicht die giftigſte der Schlangen
Oft, wo die ſchönſte Blume blüht, ſich ein.
Erſt lockt mit ſüßem Zauber das Verlangen,
Dann wird es bald durch Eiferſucht zur Pein.
O Julius! Schon iſt dein Herz umfangen;
Von Leidenſchaft getäuſcht mit holdem Schein,
Glaubſt du, in Flora nur den Freund zu lieben;
Doch hätte bald den Freund ihr Bild vertrieben.

23.

„Und wie? Luiſe — wär' auch ſie verſchwunden
Aus ſeinem Sinn?“ — Er iſt ſich's nicht bewußt;
Doch fühlet er, allmählig überwunden,
Ein neues Bild beherrſchen ſeine Bruſt.
O arger Trug! Welch Auge mag erkunden
Wie dich mit leiſen Lockungen der Luſt
Der Liebe Zauber webt? Sie ſcheint zu ſcherzen,
Und waltet ernſt ſchon im verſtrickten Herzen.

24.

Unſel'ger Aufruhr einer ſchönen Seele,
Verborgen bliebſt du nicht des Freundes Blick!
Doch was es ſey, das ingeheim ſie quäle,
Wich vor der Forſchung dunkler ſtets zurück;
Was ihr die Ruh, was ihr den Frohſinn ſtehle,
Enträthſelt ſelbſt nicht Flora's Seherblick.
Was Julius ſich ſelbſt nicht darf geſtehen,
Birgt er ſo mehr, daß es nicht Andre ſehen.

25.

Sein Auge meidet ſcheu des Freundes Auge;
Es iſt, als ob der unſchuldvollſte Scherz,
Den Flora dieſem gönnt, nur dazu tauge,
Zu mehren des Gequälten herben Schmerz,
Und er nur Gift aus Wonnen jetzt noch ſauge,
Die ſonſt beſeligten ſein reines Herz.
Entzweit mit ſich, den eignen Schatten fliehend
Sieht man ihn, ſtill durch Waldesnächte ziehend.

26.

So eines Abends, ſchweißbedeckt und müde
Sinkt er an einer mos'gen Eiche hin;
Und bei des Waldbachs rauhem Schlummerliede
Stellt eines Traumes Warnbild ſich vor ihn.
Die Mutter iſt's; der Stirn entſtralet Friede;
Doch ſieht im Aug' er eine Thräne glüh'n;
Und einen Spiegel hält ſie ihm entgegen,
In den er ſchaut mit lauten Herzensſchlägen.

27.

So ſchön war ihm Luiſe nie erſchienen;
Doch drängte durch ihr Lächeln ſich ein Zug
Von Wehmuth, der in's leiſe Spiel der Mienen
Des Rührenden beredte Sprache trug.
Sie ſah, verneigt zu einer Quell' im Grünen,
Wie goldne Flügel froh ein Sylphe ſchlug
Um ihren Kranz, beſtralt von Morgenröthe,
Indeß ihr Haar ein Geiſteshauch durchwehte.

28.

Sie hebt ſich jezt, und hänget das Gewinde
Mit feuchtem Blick an einer Birke Zweig.
Dann gräbt ſie dieſe Worte in die Rinde:
„Dem fernen Freund, ihr Blumen, weih' ich euch.“
Und nun ſcheint es, in ihrer Bruſt entzünde
Sich ein Gebet zum ew'gen Geiſterreich.
So ſteht ſie: ſchwebte ſelbſt ein Seraph nieder,
Kein ſchönres Bild gäb' hier die Quelle wieder.

29.

Bei dieſem Anblick färbt des Träumers Wange
Gefühl der Scham, und Thränen näſſen ſie;
Er ſtreckt, als ob Vergebung er verlange,
Die Händ' empor; doch gleich den Dünſten, die
Zerflattern, ſteigt die Sonn' im Frühgeſange,
Entſchwunden war das Traumgebild, und ſieh!
Franzesko ſaß dem Freund jezt gegenüber;
Vom Mitgefühl lief jedes Aug' ihm über.

30.

Und lange weinen ſie, ſich in den Armen;
Frei von Gewölk iſt Julius Gemüth,
Und froh, an Freundes-Buſen zu erwarmen,
Wie nach dem Sturm erfriſcht die Nelke blüht.
Geheilt jezt durch der Himmelsmächt' Erbarmen,
Nicht länger ſich ſein Herz dem Freund entzieht;
Er eilt, ihm ſein Geheimniß zu enthüllen,
Und durch Vertrau'n ſcheint ſich ſein Schmerz zu ſtillen.

31.

Alphons und Flora ſeh'n entzückt die Beiden
Von Ferne traulich nahen, Hand in Hand;
Leicht läßt an Stirn und Blick ſich unterſcheiden,
Daß Julius die Ruhe wiederfand.
So kehrt im Lenz der heitre Glanz der Freuden,
Der von der Flur, dem Froſt verſcheucht, entſchwand.
Der muntre Scherz herrſcht wieder jezt beim Mahle,
Würzt die Gericht' und kränzet die Pokale.

52.

Am Schluß erhob der Gaſtfreund hoch den Becher.
„Auf Washingtons und Kosziusko's Wohl!“
Rief er begeiſtert aus. „Das Bild der Rächer
Der Menſchheit leuchte hell von Pol zu Pol;
Es ſtrale Freiheit unter alle Dächer,
Doch Schrecken in der Willkühr Kapitol!“
Der Alte hatte unter Beider Fahnen
Gelernt, der Menſchheit ſchönern Tag zu ahnen.

53.

„Seht,“ fuhr er fort, „hier an des Saales Wänden,
Die Schilderei'n aus jenem Völkerſtreit;
Geſchichten ſind's, die nicht durch Scheinglanz blenden,
Geſchichten, deren ſich die Menſchheit freut.“
Und nun erzählte, deutend mit den Händen,
Er jede That, als ob im Bild erneut.
Die Freunde ſeh'n ſein Weſen ſich verklären,
Die Wang' erglüh'n, im Auge Freudenzähren.

34.

Doch als die Schatten ſich der Bäume dehnen,
Wird von Alphons zum Laubgang längs dem Strand
Der Gäſte Paar geführt. Aus ſtillen Kähnen
Wirft Netze Fiſchervolk, in Liſt gewandt.
„Seht!“ ſpricht der Greis, „wie ſich in eitelm Wähnen
Die Fiſchlein drängen in des Räubers Hand:
So iſt unzähl'ger Menſchen Loos! Das Leben –
Ein Meer iſt's voll Gefahr, von Tück' umgeben.

35.

Im Jugendtraum füllt uns mit bunten Stralen
Die Phantaſie den Blick. Ein Zauberland,
Sieht er die Welt am Ferngedüft ſich malen;
Doch wie er näher rückt, löſcht eine Hand
Verhüllt die Farben aus, und ach! von kahlen
Gebirgen nur zeigt ſich der düſtre Rand.
Nun gilt es Muth! Stets ſchwüler wird's und trüber
Nur wer Gefahr nicht ſcheut, gelangt hinüber.

36.

Glückſelig wer, wie ich, die Bucht gefunden,
Wo ihm des Lebens Abend ſtill verfleuſt!
Doch euch iſt kaum ſein Morgenroth entſchwunden;
Voll Feuer lebt in euch ein rüſt'ger Geiſt!
Nicht Ruhe ziemt euch noch. Ihr ſeyd verbunden
Zum Tagewerk, wie Gott die Bahn euch weiſt.
In ſchnöder Trägheit, die den Kampf vermeidet,
Ward auch von mir die Jugend nicht vergeudet.

37.

Dem Heiligſten, der Menſchheit Wohl zu dienen,
War meiner ſchönſten Jahre goldnes Ziel.
Wie herrlich ſtand's vor mir! Des Leichtſinns Bühnen
Verloren allen Reiz für mein Gefühl;
Und jezt noch, auf des Vaterlands Ruinen
Gibt der Gedanke mir des Troſtes viel:
Daß ich geſtrebt, von ihm die Schmach zu wenden,
Zu ſeyn das Spielzeug in des Zufalls Händen.

38.

Euch blühet ſchönre Zeit. Seht! wie vor allen
Der Blick des Zeitgeiſts eure Länder traf.
Geworfen ſind die Würfel; wie ſie fallen,
Die Völker ſind erwacht aus langem Schlaf;
Froh ſeh'n ſie Frühlingsglanz am Himmel wallen,
Indeß voll Unmuth knirſcht der blinde Sklav
Des Vorurtheils, der ſcheu zur Sonne ſchauet,
Sich wie der Maulwurf nur der Nacht vertrauet.

39.

Dort ſteht ein Krieger, vom Geſchick gerüſtet
Mit Sieg und Ruhm, zur Weltgeſtaltung da!
Herſtellen ſoll er, was der Sturm verwüſtet,
Und neu erbau'n, was nie die Vorwelt ſah;
Ihn ſieht die Freiheit, ſtets noch überliſtet
Als Schutzgeiſt an, auch jezt dem Schiffbruch nah.
Wird fruchtlos ihm der Menſchheit Ruf ertönen:
Die Kräfte, die ſich haſſen, zu verſöhnen?

40.

Mit Ehrfurcht nennt der Nil ihn; ſeine Gnade
Vernahm der Moslemim; bewundernd ſah'n
Das alte Memphis ihn und Theben. Schade,
Daß Englands Leopard gehemmt die Bahn!
O käm' er wieder, Afrika's Geſtade
Vom Raubgezücht zu ſäubern! Himmelan
Trüg' ihn der Menſchheit Genius. Erſchiene
Zairens Vater doch ſo holde Sühne!

41.

Wer ſelber Kraft fühlt, weiß die Kraft zu ſchätzen,
Die dieſen Mann der Zeit vorangeſtellt.
Sein Auge blizt, da zittern alle Götzen;
Sein Wort erſchallt, ihr morſcher Altar fällt;
Wo es nicht leuchtet, wirft ſein Bild Entſetzen
Durch ſeinen Rieſenſchatten in die Welt.
Daß doch vom Morgenſtral des Edeln, Schönen
Dies Memnonsbild harmoniſch mög' ertönen!

42.

Wohl täuſcht oft das Gerücht, das ſchnell ſich ſchwinget,
Die Stirn' in Wolken hüllt, und allwärts hin
Mit tauſend Augen, tauſend Ohren dringet,
In tauſend Sprachen Lob und Tadel kühn
Von jedem, deſſen Haupt hervorragt, ſinget,
Verwechſelnd Wahr und Falſch mit leichtem Müh'n.
Den zu Paris als Gott es preist mit Feuer,
Schmäht es von Albion als Ungeheuer.

43.

Euch irr' es nicht! Wie ſich an Gold die Schlacken
So hängt an Mächt'ger Lob ſich Schmeichelrauch;
Preis, Fluch entfährt wie Wind des Pöbels Backen,
Und ſein Idol zu ſchmähen iſt ſein Brauch;
Die Selbſtſucht wechſelt ſtets des Urtheils Flaggen;
Das Reinſte ſchwärzt der Schelſucht gift'ger Hauch.
Der Weiſe, wie die Welt auch immer munkelt,
Ehrt jeden Stern, der ſich nicht ſelbſt verdunkelt.

44.

Folgt dem, den eine höh're Macht geſendet!
Stralt er nicht hold Italien und der Schweiz?
Folgt ihm, ſo lang ſein Feuer Segen ſpendet,
Die Böſen ſchreckt, erhöht der Tugend Reiz!
Doch, wenn er je vom Licht, vom Recht ſich wendet,
Verlockt vom Klang des falſchen Ruhmgeläut's,
Dann kehret ſtill, wo Lieb' und Freundſchaft winken,
Und klagt dem Vaterland des Sterns — Verſinken!"

45.

Die Freunde ſuchen ihres Geiſts Gedanken
Zu leſen in den Augen wechſelweis;
Im Zweifel ſchien noch Julius zu wanken;
Doch iſt Franzesko's Beifall ihm Geheiß.
Indem ſie für den Rath mit Rührung danken,
Betrachtet ſie mit Segensblick der Greis.
Gleich wird ein Schiff beſtellt, nach wenig Tagen
Sie an des Frankenreichs Geſtad zu tragen.

46.

Still ſeufzte Flora's Herz. Nicht trocken blieben
Der Freunde Augen; doch ihr neu Geſchick
Begeiſtert ſie mit Muth, indeß die Lieben
Verfolgen ihre Spur mit Sehnſuchts-Blick.
Lang wird das Fahrzeug dann umhergetrieben;
Bald wogt es himmelan, ſtürzt bald zurück
Zum finſtern Abgrund. Denn drei Tag' und Nächte
Bedrängen es des Sturms erzürnte Mächte.

47.

Grau'nvoll deckt Alles rings ein ſchwarzer Schleier
So oft des Blitzes ſchnelle Flamme nicht
Das weite Meer verſezt in Glut und Feuer.
Am vierten Tag erſt zeigt das Wetterlicht
Von fern, gleich eines Wallfiſchs Ungeheuer,
Ein rauhes Felſeneiland dem Geſicht,
Und grimmig ſchlagend an des Fahrzeugs Rippen
Treibt jezt der Oſt es nach des Ufers Klippen.

48.

Was frommt da Menſchenhülfe? Nur das Wogen
Der Brandung hält das Unheil noch zurück.
Doch wächst die Meerflut ſtets in kühnern Bogen,
Ein Rieſe der, das Schiff auf ſein Genick
Zu ſchwingen, donnernd kommt herangezogen.
Entſchieden iſt das traurige Geſchick:
Im Strudel dreh'n ſich ſchon des Fahrzeugs Trümmer,
Und ſchaurig weht in's Sturmgeheul Gewimmer.

49.

Die Freunde ſchwammen Arm in Arm; doch trennte
Das treue Paar der Wogen wilder Drang.
O daß den Trennungsſchmerz ich ſchildern könnte,
Wie er mit Allmacht ihre Bruſt durchdrang,
Als ach! umſonſt im trüben Elemente
Das Auge Freundesſpur zu finden rang.
Kein Leben fühlt mehr Julius ſich regen,
Als fern auf Sandland ihn die Wellen legen.

50.

Doch weckt ihn bald ein Laut vertrauter Stimme
Aus der Betäubung; s'iſt Franzesko's Laut.
Die Brandung ſtieß ihn g'rad mit neuem Grimme
Ins weite Meer zurück. Dem Freunde graut
Jezt vor des Freunds Gefahr; daß nach er ſchwimme,
Mit friſchem Muth er ſich der Flut vertraut;
Und ſeht! die gleiche Woge trägt ſie Beide
An's ſeichte Ufer hin. Wer malt die Freude?

51.

Doch wollen müßig nicht am Strand ſie weilen;
Das Mitgefühl für der Gefährten Loos
Treibt ſie, zur nahen Felſenhöh' zu eilen,
Um zu erſpäh'n, ob nicht ein Schiffgenoß
Verlaſſen ſteh', ihm Hülfe zu ertheilen:
Doch wo ſie umſchau'n, hallt nur Sturmgetos
Und Meergebrüll', kein Menſchenlaut; erblicken
Läßt ſich kein Antlitz, ſelbſt kein Leichenrücken.

52.

Und auf den Bergen, die die Inſel bilden,
Entdeckt der Blick nicht einer Wohnung Spur.
„Weilt keine Seel' in dieſen Felsgefilden?
Haust in der Wildniß Wolf und Geier nur?
Wie? oder iſt das innre Land von Wilden
Vielleicht bevölkert, Feinden der Kultur,
Die, von Geſetz und Ordnung frei, nicht achten
Des Gaſtrechts, und den Fremdling Götzen ſchlachten?“

53.

So fragten bang die Freunde ſich; da wehte
Der Wind gelinder allgemach vom Meer,
Und ſanft ergoß ein Schein von Abendröthe
Am Wolkenſaum ſich auf das Eiland her.
Nicht ferne ſtand ein Ahorn; mächtig blähte
Die Luft des Wipfels breites Dach, und ſchwer
Hing mancher Aſt zum prallen Mooſe nieder,
Das ſich zum Lager bot für matte Glieder.

51.

Dies Obdach ſchien den Freunden jetzt das beſte.
Noch triefend von der Salzflut, wird im Nu
Gebreitet das Gewand an luſt'ge Aeſte;
Dann deckt den Leib der Blätter Abfall zu,
Und, Vögeln gleich im wohlverwahrten Neſte,
Erfreuen ſo die Freunde ſich der Ruh.
Allein, von Allem ganz entblößt, entbehren
Sie nichts, die nun, wie nie noch, ſich gehören.

55.

O Freundſchaft, Tröſterin in jedem Leiden,
Die du den Mann erfüllſt mit hehrem Muth,
Wenn alle andern Götter von ihm ſcheiden,
Du lächelſt mild dem Paar, das ſtill dort ruht.
Schon ſieht den Morgen man die Gipfel kleiden
Der Berge mit der Roſenfinger Glut;
Schon grüßen ihn die Sänger von den Bäumen;
Die Freunde ſchlummern fort in ſüßen Träumen.

56.

Luiſ' und Flora waren ihre Träume.
Denn was das Herz im tiefſten Grund bewegt,
Erfüllt am liebſten jene luft'gen Räume,
Wo ſchöpferiſch die Phantaſie ſich regt,
Und Furcht und Liebe ſind die zarten Keime
Der täuſchenden Gebilde, die ſie hegt.
Es zeigen jene ſich, wie Engelwachen,
Sanft lenkend durch den Sturm der Freunde Nachen.

57.

Doch hoch am Felsgebirg im Nebel ſtreichet
Ein Jäger ſchon der Gemſe nach, die kühn
An ſteiler Felswand klimmend, Höh'n erreichet,
Wo Menſchen Schwindel faßt, und raſch im Flieh'n
Springt über Klüfte. Doch der Schütze ſchleichet
Herbei auf Pfaden, die geheim ſich zieh'n.
Schon knallt ſein Rohr; kopfunter ſtürzt die Beute
Nah, wo der Ahorn ſeine Schatten ſtreute.

58.

Und hitzig rennen Hunde mit Gebelle
Zum Ort, wo felshinab die Gemſe fiel.
Die Freund' aufſchauern jezt vom Schlaf; in Schnelle
Umwerfend das Gewand, ſeh'n das Gewühl
Der Bullen ſie, gedrängt um die Gazelle.
Nun tritt hervor der Jäger, froh ſein Ziel
Erblickend. Doch der Jünglinge Geſtalten
Gewahrt er jezt, die Arm in Arm ſich halten.

59.

Er grüßt ſie freundlich, und auf ſeine Fragen
Vernimmt er nun: „Orkanwuth ſey der Feind,
Der ſie hieher (nach Korſika) getragen,
Entſendet von Alphons, dem treuen Freund;
Geſcheitert ſey das Schiff, das ſie getragen.“
Da fällt er ihnen um den Hals und weint.
„Wie freut's mich, euch davon doch einen Schatten,
Was ich Alphonſen ſchulde, zu erſtatten!“

60.

Er ſprach's, und lädt die Beiden mitzugehen
Nach ſeinem Haus im nicht entfernten Thal.
Voll Anmuth lag es zwiſchen ſchönen Seen;
Hier lebt' er längſt, ein glücklicher Gemahl,
Und lieblich war's, die Gattin hier zu ſehen
Im Kranz von Kindern, blühend allzumal.
Erſt labten jezt die Gäſte ſich mit Speiſe,
Dann ſprach ihr edler Wirth auf dieſe Weiſe:

61.

„Einſt hab' ich unter Washington gefochten
Mit Freund Alphons; wir theilten Luſt und Müh';
Gemeinſam ward der Lorbeerkranz geflochten;
Im Kampfe wich der Freund vom Freunde nie,
Und zweimal hat er Rettung mir erfochten,
Wo edler Muth der Freiheit Sieg verlieh.
Laßt," fügt er bei, „auf's Wohl des Freunds uns trinken!"
Da kreist der Becher froh mit Klang und Blinken.

62.

Noch viel erzählt er von Alphonſens Thaten,
Wobei der Hörer Wangen ſchön erglüh'n,
Und viel vom Glücke der vereinten Staaten,
Wo er die junge Freiheit ſah erblüh'n.
Doch als die Gäſte um Entſendung baten,
Führt er ſie ſelbſt zum nächſten Hafen hin.
Hier lag ein Schiff aus Frankreich ſegelfertig,
Zur Rückkehr nur des Fahrwinds noch gewärtig.

63.

„Heut' Abend noch werd' ich die Anker lichten,“
Ruft froh den Nahenden der Schiffsherr zu.
„Könnt' ihr von Frankreich Gutes uns berichten?“ —
„Ein Bild von Jubel und zugleich von Ruh,
Ergibt es ganz ſich goldenen Geſichten;
Der Freiheit fügt ein Gott den Ruhm hinzu.
Nach dieſem Land, geheilt vom Wechſelfieber
Trägt euch mein Schiff mit Adlerflug hinüber.“

64.

„Glück auf!“ ſagt nun der Wirth mit heitern Mienen;
„Des Korſen Herz auch ſchlägt für Frankreich hoch;
Nicht Genua, nicht England wollt’ er dienen;
Vom Nacken warf, ein Löw’, er Beider Joch.
Auch ihm iſt jezt der Freiheit Tag erſchienen;
Lenkt Frankreichs ſchönes Loos ein Korſe doch!
Bald ſeht ihr ihn, den alle Welt bewundert,
Den Genius vielleicht für manch Jahrhundert.“

65.

Er ſpricht’s und zeigt nach einem Haus, umflüſtert
Von Pinien und Oliven. „Sehet dort
Des großen Mannes Wiege! Nicht verdüſtert
Ihr Dunkel ſeinen Glanz. Den niedern Ort
Hat ſeines Sprößlings Ruhm mit ſich verſchwiſtert.
Den Knaben, ernſten Sinns, doch karg an Wort
Sah ich oft hier, wie er im Kampfesſpiele
Den Sinn ſchon wies, der nach dem Höchſten ziele.“

66.

Zum Angedenken werden reiche Gaben
Den Gäſten noch verehrt vom edeln Wirth:
Zwei Säbel, blank und ſcharf, worauf gegraben:
Daß er im Krieg mit Ruhme ſie geführt;
Dann Pelzgewand, wie alle Korſen haben,
Wenn ihre Wohlgeſtalt ſich feſtlich ziert.
Auch Linnenzeug von Weibern fein bereitet,
Und mehr an Geld, als jüngſt das Meer erbeutet.

67.

Doch eh das Schiff mit Wehmuth ſie beſteigen,
Ergießt in Segenswünſche das Gemüth
Des neuen Freundes ſich: „Nichts dürfe beugen
Den Sinn, der euch für Recht und Wahrheit glüht!
O mög' euch helle Bahn die Gottheit zeigen!“
So ſprechend, er ſich bläh'n die Wimpel ſieht;
Lang blickt er nach, bis ſie in Ferndufſt ſchwanden;
Zwei Tage kaum, und Frejus ſieht ſie landen.

68.

Noch ſtand ein Jubelbogen an der Stelle
Wo, kehrend aus Egypten war an's Land
Geſtiegen Frankreichs Held, wie Morgenhelle
Aus finſtrer Nacht. Froh auf dem Stelzfuß ſtand
Ein Kriegsmann dort; gleich der geſchwätz'gen Quelle
Pries er in Einem fort, wie er am Strand
Des Nilſtroms ſich und bei den Pyramiden
Für ew'gen Ruhm gekämpft zum Invaliden.

69.

Nun eilt durch manche ſchöne Flur die Reiſe
Der Hauptſtadt zu, wo prangen Macht und Glanz,
Obgleich die Zeit nur ſchwach die Blutgeleiſe
Des Ungethüms bedeckt, das jüngſt den Kranz
Vom Haupt der Tugend riß, und ſich im Kreiſe
Von Trunknen hob zum Götzen Frankenlands.
Mit Wuthgebrüll wälzt ſich im Staub die Hyder,
Und Rache ſprühen noch die wunden Glieder.

70.

Hoch ragend, gleich dem rhodiſchen Koloſſe,
Steht jezt ein Einziger; mit Schmach zerſtäubt
Sieht er der Vorzeit Ruhm vom niedern Troſſe;
Ihm jauchzt das Volk, vom Schrecken noch betäubt.
So, wenn im Kampfgewühl vom edeln Roſſe
Der Reiter ſank, wild durch die Reihen treibt
Verwirrung es, bis wieder kühn ein Krieger
Hinauf ſich ſchwingt. Gleich ihm ragt jezt der Sieger.

71.

Des Staatsgebieters Ruhm ertönt im Munde
Von männiglich, füllt jede Bruſt, die ſich
Nach Ordnung ſehnt und Frieden. Die am Schlunde
Der Anarchie ſo lange ſchon entwich —
Die Sicherheit kehrt wieder; manche Wunde
Vernarbt; die Kunſt, die einer Taube glich
Vom Sturm verſcheucht, ſchwingt ſich auf Adlersflügeln;
Man ſieht die Wiſſenſchaft ihr Buch entſiegeln.

72.

Wer ſchreitet ſchmucklos dort durch Reih'n der Krieger,
Grüßt Jeden traut beim Namen, ſeiner That
Erwähnend in der Schlacht, in der als Sieger
Das tapfre Heer des Ruhmes Bahn betrat?
Er iſt's, der dem Gewerbsmann auch und Pflüger
Mit des Geſetzes Schild die Frucht der Saat,
Die Frucht des Fleißes ſchirmt. Am ſchönſten glänzet
Der Held, das Haupt vom Friedenszweig bekränzet.

73.

Wozu verſammeln ſich hier im Palaſte,
Wo das Geſchlecht der Könige gewohnt,
Die Boten jeglicher Parthei und Kaſte
Des Landes, wo die Freiheit ſonſt gethront?
„Die Zwietracht ende, und der Hader raſte!“
So ſpricht das Machtgebot, das ungewohnt
In's Ohr der freigebornen Schweizer tönet,
Doch für das Wohl der Heimath ſie verſöhnet.

74.

Wie freut ſich Julius! Schon ſieht erblühen
Der Freund auch ſein geliebtes Vaterland.
Von ſchöner Hoffnung beide Herzen glühen;
Froh bieten dem Befreier ſie die Hand.
Befreier! holder Klang voll Harmonieen,
Doch ach! wie oft zu ſpät als Trug erkannt
Schön lacht der Blüthenſtrauch; doch, Wandrer lange
Nicht raſch darnach! Still lauert drin die Schlange.

75.

Die Muſe der Geſchichte hält die Wage.
Sie ſpreche: ob der Meere Zwingherrin,
Ob Frankreichs Cäſar Schuld am Unglück trage?
Wild auf die Völker alle ſtürzt es hin.
Die meine richtet nicht; doch hört die Klage
Durch alle Länder ſie und Meere zieh'n:
Daß, während Freiheit von der Erde ſchwinde,
Erobrungsgier ſie ſchrecklicher entzünde.

76.

Weh'! es entbrennt der Krieg von allen Seiten;
In lohen Flammen ſteht auf's neu die Welt.
Du, deren Fittige nur leiſe gleiten,
Wo ſchlachtengierig die Dromete gellt,
O meine Muſe! komm, mir anzudeuten,
Was für ein Loos im Krieg den Freunden fällt,
Und ſchirmend ſchweb' um ſie, daß ihre Seelen
Des Zieles nicht der Pilgerfahrt verfehlen.

77.

Ihr Wahn war ungeheuchelt, daß Befreiung
Der deutſchen Stämme Zweck des Krieges ſey.
Voll Mitleids blickten ſie auf die Entzweiung
Der Fürſten, auf der Völker Sklaverei,
Und glaubten gern der ſchönen Prophezeiung
Von Deutſchlands Rettung aus der Barbarei.
Wie mancher Deutſche, theilend die Bethörung,
Half gegen Wunſch zu ſeines Volks Entehrung.

78.

Raſch eilt der erſte Zug entlang dem Fluſſe,
Der Deutſchland mit dem Morgenland vermählt.
Wie vor des Feuerberges Gluterguſſe,
Flieht alles, was nicht fiel, vom Schreck' entſeelt.
Von den Karpathen ſtürmt umſonſt der Ruſſe;
Den jungen Adler hat der Sieg gewählt.
Wild funkelnd ſieht man jenen von den Zinnen
Der Kaiſerburg auf neue Flüge ſinnen.

79.

Auch Oeſtreichs Herrſcher ſieht's, ſein Volk im Herzen,
Und nimmt den Oelzweig, den der Sieger beut.
„Der Himmel will's! Mit ihm iſt nicht zu ſcherzen.
Einſt ſtralt ein Tag, der uns mit Sieg erfreut!“
So ſtillt der Vater mild des Volkes Schmerzen,
Das muthvoll ihn zu rächen ſteht bereit.
Trotz ſeinem Siegsgefühl kann dieſer Scene
Mein edles Paar verſagen nicht die Thräne.

80.

Schön hatt' ihr Muth geſtralt auf Schlachtenwogen.
Verwegen trug jüngſt des Koſacken Fauſt
Den Adler fort, der ihnen vorgeflogen:
Da brannt' ihr Herz, und wie der Sturmwind ſaust,
Stürzt er auf Tannen, Beid' ihr Rachſchwert zogen,
Das wie der Blitz des Räubers Haupt umbraust;
Und hoch von Julius emporgetragen,
Höhnt jezt der Adler ſtolz der Feinde Wagen.

81.

Und wo ein hoher Wall war zu erſteigen,
Und wo zum Sturme rief der Hörner Klang,
Wo ſonſt mit blutbeſpritzten Lorbeerzweigen
Der Ruhm gewinkt zu einem kühnen Gang,
Sah man in vollem Glanz das Paar ſich zeigen,
Das, ſtets vereint, durch alle Schrecken drang.
Oft, wenn von fern der Beiden Helmbuſch wehte,
Stand blaß der Feind, als ob ihr Schwert ſchon mähte.

82.

Gelöst iſt jezt bis in der letzten Fuge
Der Deutſchen längſt in ſich geſpaltner Bund;
Bald ward er ſchnöd zum Opfer fremdem Truge,
Bald ſchlug ihn ſelbſt die innre Zwietracht wund;
Hier herrſchte Selbſtſucht, die vermeintlich kluge,
Dort ſtolzer Prunk, der nimmer läßt geſund.
Nun ſah'n die Völker ach! mit Schamerglühen
Mit Franken Deutſche gegen Deutſche ziehen.

83.

Und während noch die Wunden zahllos bluten,
Ertönt auf's Neu des Kampfes lauter Ruf.
In Nordens Herzen brauſen Heldengluten;
Doch wankt der Bau, den Friedrichs Geiſt erſchuf.
Ob viele Tauſende für ihn verbluten,
Voll Muths die Seel' ausathmend im Beruf:
Nichts hemmt den Sturz. Doch wird aus den Ruinen
Ein neuer Geiſt den großen Schatten ſühnen.

84.

Wohin die Freunde ſchau'n, welch dumpfes Schweigen!
Die Augen glüh'n, indeß die Wunde brennt.
Muß gleich der Deutſchen Nacken jezt ſich neigen
Vor dem Koloß; ihr Geiſt kein Joch erkennt.
Die Freunde ſeh'n der Schmach den Haß entſteigen,
Der, ſelbſt ein Rieſ', einſt auf den Rieſen rennt;
Und aus der Deutſchen unverhehlter Trauer
Weh'n ſchon hervor der Auferſtehung Schauer.

85.

Doch Frankreichs Hauptſtadt feiert Feſt' und Feſte;
Ein neues Rom, ein zweites Babylon,
Begrüßt ſie ſtolz die königlichen Gäſte,
Trophä'n des Siegs am neuen Weltherrn-Thron,
Um den, wie Felſen überm Adlerneſte,
Empor ſich wölbt des Ruhmes Pantheon.
Das Volk, vom Freudentaumel fortgeriſſen,
Will nichts von Freiheit, nur von Luſt noch wiſſen.

86.

Längſt hatte dort gethront ein täuſchend Weſen,
Des Reichs der Phantaſie luſtart'ges Kind;
Was glänzen wollte, groß und klein, erleſen
Ward es von ihr zu treuem Hofgeſind.
Selbſt Frankreichs Noth ſah Wenige geneſen
Von ihrem Zaubertrank; macht er doch blind!
Sie altert nie, und wechſelt nach der Zeiten
Geſchmack des Schmuck geſchäzte Kleinigkeiten.

87.

Die Ueppigkeit, die Fürſtin böſer Feen,
Durch die, gleich einem Opferſtier geſchmückt,
Man ſchon ſo manches Reich ſah untergehen,
Wird froh gewahr, wie's ihrem Zauber glückt,
Die Menge zu bethören, wie ſie ſpähen
Nach ihrer Gunſt, wie ſie ihr Tand entzückt.
„Mir,“ ruft ſie aus, „mir muß ſich Alles ſchmiegen;
Mir ziemt's, der Welt Beſieger zu beſiegen.“

88.

Ein ſtolzes Lächeln zuckt auf ihren Wangen;
Zu einer Lieblingstochter eilt ſie hin,
Die überall nach eitler Luſt Verlangen
Zu wecken wußte, wo ſie nur erſchien.
Jokonden theilt ſie mit das Unterfangen:
Um tapfrer Krieger Bruſt ihr Netz zu zieh'n.
„Du,“ ſpricht ſie, „ſollſt mit truggewandten Händen
Die Siege meiner Zauberkunſt vollenden.“

89.

Jokonda, ſchlau verhüllend ihre Freude,
Als ob verſchämt, die zarten Wimpern ſenkt.
„Wie ärmlich,“ ſagte ſie, „iſt nicht mein Geſchmeide,
Die Mittel, um zu glänzen, wie beſchränkt!
Mir fehlt die Pracht, woran der Blick ſich weide,
Des Schmuckes Reiz, der Alle zu dir lenkt.“
Doch raſch verſezt die Fee: „die Angſt laß fahren;
Durch dich wird meine Macht ſich offenbaren.“

90.

„Wer ſah dich je, und fühlte nicht die Wunde,
Die quälend und zugleich entzückend glüht?
Wer widerſtand je deinem Honigmunde?
Wer deinem Blicke, der bald Blitze ſprüht,
Bald feucht von Zartgefühlen lüget Kunde?
Dein Sklave werde, wer dich künftig ſieht
Auf meinem Thron, von einer Pracht umfunkelt,
Die ſelbſt den Sternenkranz des Ruhms verdunkelt!“

91.

Die Fee hielt Wort. In einem duft'gen Hayne
Empfängt Jokonden ſchimmernd ein Palaſt;
Natur und Kunſt entfalten im Vereine
Das Schönſte hier, was Beider Reich umfaßt;
Der Glanz iſt ſo, daß vor dem Wiederſcheine
Der Dichtung hellſte Schilderei erblaßt;
Und doch, wenn jezt die Herrin ſich läßt ſehen,
Muß jeder Reiz vor ihrem Reiz vergehen.

92.

Geſtalt und Wuchs ſchwebt auf der holden Grenze,
Wo friſch die Roſ' aus voller Knospe ſchwillt;
Den Winter wandelt jeder Blick zum Lenze,
Liebreiz aus jeglicher Bewegung quillt;
Ihr Wunſch iſt nur, wie ſie vor Allen glänze,
Doch klug und ſorglich wird der Wunſch verhüllt.
Noch ſchweigend, öffnet ſie der Herzen Pforte;
Sie ſpricht, und wie Magnet ſind ihre Worte.

93.

Und bald gelangte ſie zum höchſten Ruhme;
Ein Feenſitz des Schönen hieß ihr Haus.
Es ſtrömte, wie zu ſeinem Heiligthume,
Der Schwarm der Freudeſuchenden hinaus.
Und wer nicht huldigte der Wunderblume,
Schloß von der ſchönen Welt ſich ſelber aus.
So miſchten mit den Windigſten im Volke
Der Beſſern Viele ſich zu *einer* Wolke.

94.

Und auf die Wolke warf die Liſtenreiche
Der falſchen Neigung zweifelhaftes Licht.
Im Wahn, daß an Verdienſt ihm keiner gleiche,
Träumt jeder, ihm nur lächl' ihr Angeſicht;
Da iſt kein Herz, das nicht ihr Blick erweiche;
Das ihre jubelt, doch vor Liebe nicht:
Kalt ſpielet es zugleich mit hundert Herzen,
Und lacht der eitel aufgeregten Schmerzen.

95.

Dem, welchen Blödigkeit ihr noch entziehet,
Erſchließt ſich hold ihr Lächeln, und ihr Blick,
Dem Schein von Huld aus ſanftem Kreis entblühet,
Scheucht jede bange Schüchternheit zurück;
Doch gönnt ſie dem, deß Herz ſchon heftig glühet,
Nur ſparſam noch die Gunſt von Wort und Blick.
Um aber auch in ihm die Glut zu nähren,
Scheint ſtets ein Stral noch Hoffnung zu gewähr[illegible].

96.

Solch arges Spiel ſieht Amor mit Ergötzen;
Doch ſtraft er oft, die ſich des Spiels gefreut.
Jokonda hofft, es endlos fortzuſetzen,
Erſinnend ſtets was anlockt und zerſtreut;
Doch ging's zulezt ihr, wie mit ſeinen Schätzen
Dem Harpagon, dem keiner Freude beut:
Denn in der Füll' erregter Liebesſchmerzen
Fühlt ſich ihr Herz das ärmſte doch der Herzen.

97.

Schon war ſie müd, nie Widerſtand zu finden,
Als mit dem Freunde Julius erſchien,
Dem Tage gleich, vor dem die Sterne ſchwinden.
Ihr Herz erwacht; bald ſeufzt es nur für ihn;
Jezt ſoll ihr Reiz nur ihn noch überwinden;
Nur ihn allein will ſie noch an ſich zieh'n.
Er ſieht, und ſtaunt; doch in der Unſchuld Kranze
Stralt ihm Luiſens Bild mit ſchönerm Glanze.

98.

Nichts wird geſpart, den Spröden zu bezwingen,
Nicht Lob, nicht Scherz und ſüße Winke nicht;
Ihr Auge ſpäht, ob in ſein Herz zu dringen
Nicht ein geheimer Pfad ſich zeig', und flicht
Aus jedem Nichts für ihn verborgne Schlingen.
Umſonſt! zu hell ſtralt jenes Bildes Licht.
Sie macht ihn zum Vertrauten ihrer Leiden;
Durch Schweigen nur erwiedert er und Meiden.

99.

Der Freundſchaft Farb' und Ton ſich anzulügen
Iſt nun ihr Streben. „Wie du mich verkennſt!
Spricht ſie bewegt. Nicht mir ſollſt du dich fügen,
Dem Glück nur, dem du aus den Armen rennſt.
Ein Wunſch nur füllt mein Herz mit Flammenzügen;
Dein Ruhm iſt es, der Ruhm, wornach du brennſt!“
Doch ihn, gewarnt von ſeines Engels Bilde
Täuſcht nicht die Liſt, geſchmückt mit ſchönem Schilde.

100.

Jokondens Innres fühlt ſich wie vernichtet:
Blieb jemals kalt ein Herz, das ſie berührt?
Zum erſtenmal erfährt ſie: nicht erdichtet
Sey das Gefühl, das Tugend nur gebiert;
Die Niederlagen, die ſie angerichtet,
Was frommen ſie ihr noch? Ihr Geiſt verliert
Sich in gekränkten Stolzes Irrgewinden:
Wo Hilfe, Troſt, wo einen Ausgang finden?

101.

So lag ſie noch, zerriſſen in Gedanken,
Da winkt Franzesko ſchmeichelnd ſie zu ſich;
Sie will mit liſt'gen Scherzen ihn umranken,
Bis Scherz und Liſt der Liebesklage wich;
Ihr Sinn ſcheint träumend hin und her zu ſchwanken;
Dir nur, ſagt ſeufzend ſie, vertrau' ich mich.
Bald fleht ſie, daß den Freund er ihr gewinne,
Bald ſcheint's, ihm ſelbſt nur gelte ihre Minne.

102.

Empört von ſolchen niedern Buhlerkünſten,
Kehrt ihr Franzesko raſch den Rücken zu,
Und ſpricht halblaut: in welches Unholds Dienſten
Steht dieſes Weib? O Himmel, ſchirm' uns du!
Mag wer da will, von ihren Truggeſpinſten
Bethört, verſpielen hier Verſtand und Ruh!
Doch all ihr Reiz und Glanz ſoll uns den Glauben
An deine Macht, o Liebe! nimmer rauben.

103.

Vor Zorn entglüht die zaubriſche Megäre,
Dem Tiger gleich, dem ſeine Beut' entſprang;
Doch bleibt auch jezt die Argliſt ihre Wehre;
Sie deckt den Grimm mit heitrer Mienen Zwang,
Preiſt mit der Wärme Schein, wie bei dem Heere
Der Freunde Paar zu Bajards Ruhm ſich ſchwang,
Nennt ſchalkhaft ſie die neuen Dioskuren,
Und — grollt geheim ſo herrlichen Naturen.

101.

Des andern Tages tritt mit trübem Blicke
Franzesko vor den Freund, „Was iſt geſcheh'n?“
„Man trennt uns, Einziger!“ — „o Weibertücke!
Wann gehſt du?“ — „heute noch.“ — „Wie? morgen ſeh'n
Wir uns nicht mehr?“ — „Den Leib trennt das Geſchicke,
Die Herzen nicht.“ — „Wohin denn ſollſt du geh'n?“
„Beordert bin ich nach den Pyrenäen.“
„O Gott! wann werden wir uns wiederſehen?“

Sechster Geſang.

1.

Am Lemanſee, an deſſen Spiegelfluten
Man ſchon vom Baum, den Reblaub ſanft umwebt,
Bei Pfirſchen blinken ſieht der Traube Gluten,
Luiſens Herz der eine Wunſch belebt:
Bald einmal wieder ihn zu ſeh'n, den Guten,
Deß Bild von fern beſtändig vor ihr ſchwebt.
Längſt war ſein Kommen angeſagt der Lieben;
Doch hat er Mondenlang jezt nicht geſchrieben.

2.

Kein Zweifel an dem Treuſinn naht der Reinen;
„Doch warum ſchweigt er? Iſt er krank? Befiel
Ihn ſonſt ein Unſtern? Unverſehns erſcheinen
Wird er vielleicht?“ — So wechſelt ein Gewühl
Von Fragen in der Bruſt. Sie kann an keinen
Gedanken feſt ſich halten. Dumpf und ſchwül
Scheint ihr die Luft; ſie ſucht das Freie; Thränen
Entlockt der Augen ſchönem Quell ihr Sehnen.

3.

Oft, wenn der Abend gießet heitre Stille
Auf Land und See, ſchweift überm Waſſerplan
Ihr feuchter Blick hinauf zur Sternenhülle,
Als forſch' er ſtill nach des Geliebten Bahn;
Dann ſtrömt Geſang ihr aus des Herzens Fülle,
Vertrauend dir, Natur! ſein Leiden an,
Und ihrer Harfe weichen Silberklängen
Gelingt's, in ihren Kummer Troſt zu mengen.

4.

Einſt hauchte ſo ihr Herz die reinſten Düfte
An der Natur verſchwiegnem Buſen aus;
Hell ſchien der Mond, kaum athmeten die Lüfte
Im hehren, ſternbeſäten Gotteshaus;
Auf einmal hüllt den Himmel Nacht der Grüfte;
Dumpf übertäubt ein wildes Sturmgebraus
Der Harfe Klang in des Geſangs Geleite;
Noch tönt ſie fort; doch reißt jetzt eine Saite.

5.

Ein Glück, daß keines Aberglaubens Träume
Luiſens ſchöne Seele je getrübt!
Ihr zeigten ſonſt des Wahnes leere Räume
Schreckbilder jetzt vom Fernen, den ſie liebt.
Ihr frommer Sinn erblickt nicht Unglückskeime,
Wo ſich der Kräfte Spiel wetteifernd übt.
Die Saite riß; doch nur, weil ſie dem Streben
Der Sehnſucht nicht den Vollton konnte geben.

6.

So denkt die Jungfrau; kindlich, voll Vertrauen
Legt ſie ihr Herz in Gottes Vaterſchoos:
Da ſchweigt der Sturm, es flieht des Himmels Grauen;
Ein Friede, wie er ſie noch nie umfloß,
Erheitert ihre Bruſt; zum ſchönen, blauen
Gewölb des Himmels blickt ſie kummerlos;
Und, ſenkt aufs neue ſich der Abend nieder,
Ertönt die Sehnſucht im Geſange wieder.

7.

So fließen Wochen hin; da kam gezogen
Ein junger Mann, angeblich von Paris.
Ein Aeußres, fein und zierlich abgewogen,
Die Wohlgeſtalt, die edeln Sinn verhieß,
Der Bildung Firniß, der ſo oft betrogen,
Iſt der Empfehlbrief, den er ſehen ließ.
Vertrauensvoll hofft man aus ſeinem Munde
Von Julius die langentbehrte Kunde.

8.

„Wie? wißt ihr nicht,“ verſetzt der Unbekannte,
„Wovon in jener Hauptſtadt Alles ſpricht?
Mein Freund (indem er Julius ſo nannte,
Schien freudig ſich zu heitern ſein Geſicht)
Mein Freund, der für das Große ſtets entbrannte,
Verſchmähet nunmehr auch das Schöne nicht;
Und wie er ſonſt empor ſich ſchwang zum Ruhme,
So pflückt er jetzt der Liebe Götterblume.

9.

Die ſchönſte, die entzückendſte der Frauen,
Die Perle, das Juwel der feinen Welt,
An der ſich jeder Zauber gibt zu ſchauen,
Der Auge und Gefühl gefeſſelt hält,
Bot ihm die Hand. Er iſt (wollt dem vertrauen,
Dem froh die Bruſt des Freundes Wonne ſchwellt!)
Er iſt wie Götter ſelig. Ohne Gränzen
War jüngſt der Hochzeitfeier Luſt und Glänzen.

10.

Es war am Tag, eh' ich von dort verreiſte:
Er bat mich, Zeuge ſeines Glücks zu ſeyn.
Sie, deren Stral den Montblanc ſelbſt enteiſte —
Für ihn nur ſparte ſie den Sonnenſchein;
Und er, den ſchwebend der Olymp umkreiſte,
War Aug' und Ohr und Herz für ſie allein.“
Der Fremde ſprach's. Wer kann den Eindruck ſchildern?
Die Frau'n ſind ſtarr und blaß, gleich Marmorbildern.

11.

Doch er fährt unbekümmert fort: „zum Zeichen,
Das mich beglaubige, ſey dieſer Ring!“
Und da er eilt, Luiſen ihn zu reichen,
Erkennt ſie, die am Leben kaum noch hing,
Das Pfand von ihrer Liebe ſonder gleichen;
Der letzte Stral in Nacht jetzt unterging.
Die Mutter wankt, ihr zittern alle Glieder;
Die Tochter ſinkt an ihr wie leblos nieder.

12.

Verwirrt, hat ſie den Ring, den Unheilbringer
Zu dem, den Julius ihr gab, gefügt,
Wie ſie nun aufwacht, ſind die Ring' am Finger
Das Erſte; dem ihr Blick entgegen fliegt;
Der herbſte Todesſchmerz wär' ihr geringer,
Als jene Qual, der jetzt ihr Herz erliegt.
Ein graubewölkter Tag wird nun ein Leben,
Dem nur die Liebe Sonnenglanz gegeben.

13.

Hätt' ihre Liebe ſich in Haß gekehret,
Er hätte Funken in die Nacht geſtreut:
Doch ihren Julius zu haſſen, wehret
Ihr ein Gefühl, das Trotz den Stürmen beut.
Noch liebt ſie ihn, und dieſe Glut verzehret
Ein Leben, hoffnungslos nur ihm geweiht.
Oft bebt ſein theures Bild durch ihre Thränen;
Hold lächelt es ihr zu. O ſüßes Wähnen!

14.

In ſtillem Sinnen ſitzt die Aermſte täglich
An Lieblingsplätzen des vermißten Freunds.
Der Bruſt entſteigt dann tief ein Laut: „Unmöglich!
Mein Julius und treulos? Eines Feinds
Verläumdung log's.“ Drauf blickt ſie unbeweglich
Auf jenen Ring, und unerklärlich ſcheint's;
Doch war zu künſtlich das Geſpinnſt der Lüge;
Und düſtrer Gram befurcht die ſchönen Züge.

15.

Am Weiher, oft vom Freund bei Sternenhelle
Beſucht, zerpflückt manch Blümchen ihre Hand;
Bei jedem Blättchen, das ſie gibt der Welle,
Nennt ſie ein Liebes, das ihr ach! entſchwand;
Beim letzten iſt's, als ob ihr Herz ſich ſchwelle.
„O Gott! mir wär' auch Julius entwandt?“
Fragt leiſe ſie; doch mit dem Haupt verneinend,
Steckt in den Buſen ſie das Blättchen weinend.

16.

Oft aber ſinkt ihr Haupt zum Buſen nieder,
Der Lilie gleich, vom rauhen Sturm gebeugt;
Das Goldfiſchlein blickt, irrend hin und wieder,
Mit Wehmuth auf, wo blaß ihr Bild ſich zeigt.
Die Nachtigall gewahrt's, vergißt der Lieder,
Ihr von der Liebe jüngſt entlockt, und ſchweigt.
Von allen Seiten weht ein leiſer Schauer
Von Mitgefühl, und mehrt Luiſens Trauer.

17.

Die Mutter, die es ſieht mit zartem Bangen,
Sinnt ernſt: wie rett' ich mein geliebtes Kind?
Sie blickt empor, wo Hilfe zu erlangen,
Erforſcht der Freunde Rath, und ſpricht gelind
Zur Tochter dann: „So ſchön die Au'n hier prangen,
So rein und hell hier Sonn' und Lüfte ſind,
Kann unſer Herz doch hier nicht leicht geneſen;
Mich zieht ein innrer Trieb nach den Vogheſen.

18.

Dort, in Verborgenheit, in ſtillem Thale,
Entſpringt ein Heilquell, welchen Mancher ſchon
Mit heiterm Dank verließ; dort ſind im Strale
Der Freundſchaft einſt mir ſchöne Tag' entfloh'n. —
„O Mutter! auch in Paradieſesthale,“
Verſetzt Luiſe mit gedämpftem Ton,
„Folgt mir mein Gram; doch, Theure! deinem Sterne
Zieh' ich vertrauend nach in jede Ferne!“

19.

So zog Noémi einſt mit ihrer frommen,
Von Schmerz gebeugten Ruth im Gottvertrau'n
Nach jenem Land, wo Booz ſie hieß willkommen.
Jetzt grüßten freundlich ſchön beblümte Au'n
Die Kommenden; vom Abendſtrale glommen
Die Alpenhöh'n, entzückend anzuſchau'n.
In Worten nicht, es malt in ihren Blicken
Sich ein Gefühl, unmöglich auszudrücken.

20.

Des Thales Ruh, das Hellgrün ſeiner Wieſen,
Der Bäche Bergkriſtall, die Herzlichkeit
Der freundlichen Bewohner ſtimmt Luiſen
Zum Frieden ſtiller Gottergebenheit,
Bis allgemach ein ſanftes Roth in dieſen
Umgebungen der Wangen Blaß zerſtreut;
Doch ſucht ſie einſam oft die Nacht der Linden,
Die, tief im Thal, des Heilquells Rand umwinden.

21.

Einſt ſaß ſie lange hier, in ſich verloren;
Doch plötzlich ſtralt im Quell, vom Dämmerſchein
Beglänzt, ein holdes Bild; ſein Aug' umfloren
Der Wehmuth Nebel: auf die Erd' herein
Blickt wohl ein Engel ſo aus Himmelsthoren.
Jetzt ſchöpft die Hand, es funkelt ſilberrein
Des Bechers Flut; Sie ruft, und Thränen fließen:
„Mein Julius!“ — Er liegt zu ihren Füßen.

22.

Lang kann kein Wort auf Beider Lippe dringen.
Doch endlich ſprengt ſich ſeines Buſens Schloß
Im Schrei: „du lebſt?“ und jetzt in raſchen Sprüngen
Aus ihrem Mund ſich Frag' auf Frag' ergoß;
Doch keiner Antwort will es recht gelingen,
Die Nacht zu löſen, die ihr Herz umfloß.
Drum ſpricht er: „um des Ziels nicht zu verfehlen,
Laß mich den ganzen Hergang dir erzählen!“

23.

Und er entrollt Jokondens Liſtgewebe,
Bis dahin, wo ſie ihm den Freund entrückt.
Dann fährt er fort: „Von da iſt mir, als ſchwebe
Mir überm Haupt ein blinkend Schwert gezückt;
Dein Bild nur bleibt, woran ich mich erhebe,
Indeß die Welt mich peinlich niederdrückt;
In Wäldern ſuch' ich unter wilden Thieren
Die Spur verhaßter Menſchen zu verlieren.

24.

Da ſtürzet eines Tags ein Eber ſchnaubend
Aus eines Dickichts dunkelm Hinterhalt;
Ich ſtelle mich zur Wehr; doch ſinnberaubend
Wirft nieder mich des Ungethüms Gewalt.
In Strömen fließt mein Blut; mich leblos glaubend
Trifft mich ein Jäger, ohne Puls und kalt;
Da trägt er aus bluttriefendem Geſträuche
In's nahe Jagdhaus die vermeinte Leiche.

25.

Allein als die Beſinnung wiederkehret,
Seh' ich verwundert mich von Prunk umringt,
Auf ſeidnem Bett, vom Dämmerſchein verkläret,
Der matt und blaß aus weißer Urne dringt;
Vor mir ein Frauenbild, die Fliegen wehret
Vom Haupt, um das ihr andrer Arm ſich ſchlingt.
Jokonda iſt's: kaum trau ich meinen Sinnen;
Zu ſchwach doch fühl' ich mich, ihr zu entrinnen.

26.

Und unbeweglich ſtarren meine Blicke
Jezt vor ſich hin; kein Laut entfährt dem Mund.
Doch grollt mein Innres tief des Schickſals Tücke.
„O harte Erde, öffne deinen Schlund!“
So ruft es wild in mir; „o Himmel zücke
Vernichtung auf ein Herz, ſo tödtlich wund!“
Erſchöpft ſinkt dann mein Haupt auf's Lager nieder;
Doch bald erblick' ich die Verhaßte wieder.

27.

Sie aber, deren Sinn nach ollen Weiſen
In der Verſtellung Tauſendkünſtler iſt,
Sucht mich in's Netz von ihren Zauberkreiſen
Durch Zärtlichkeit zu locken oder Liſt.
„Erkenne mich,“ ſagt ſie, „in den Beweiſen,
Daß auch im Tod dich nicht mein Herz vergißt!
Denn todt warſt du, wenn aus des Todes Rachen
Nicht mein Gebet dich riß und treues Wachen.

28.

Iſt ſolch Geſchenk nicht werth der Gegengabe?
Verdien' ich keinen Platz in deiner Bruſt?
So weihe mich zum Dank dem frühen Grabe,
Des ſchwärzeſten der Frevel dir bewußt,
Damit es klar ſey, eine Wölfin habe
Dich aufgeſäugt zu mörderiſcher Luſt.
Weh mir, daß die Natur mir nichts verliehen,
Von allen Reizen nichts, dich anzuziehen!“

29.

Stets abgekehrt von ihr hielt ich die Blicke;
Doch hat ihr Wort verwundend mich erregt.
Ich fühlte, daß des Undanks Schein mich drücke,
Bald hätte falſche Scham mein Herz bewegt.
Doch „fern von dir, von meinem Lebensglücke,
Was ſoll ein Leben mir, das dieſe pflegt?“
Bei dem Gedanken ſchaud'r ich. „Weh mir Armen!
Ruft jetzt Jokonda; find' ich kein Erbarmen?“

50.

Indem ſie's ſpricht, ergreift ſie meine Hände,
Und netzt mit einem Strom von Thränen ſie.
Doch nur mit Qual ſeh' ich, wie ſie verſchwende
Der Buhlerei ſtets wechſelnde Magie.
„Du hoffſt umſonſt, daß je mein Herz ſich wende;
Es gab auf ewig ſich, und wechſelt nie.“
So ruf' ich ihr, und höhniſches Frohlocken
Seh' ich die Wuth jetzt auf die Wang' ihr locken.

51.

Sie wußt' es ſchon, welch feſtes Band mich binde;
Ihr ſagten's Briefe, die ich auf mir trug,
Als mich der Eber niederwarf. Nun finde
Ich Morgens einſt, nichts ahnend von Betrug,
Vor mir ein Schreiben. Gierig, was es künde,
Eröffn' ich; Deiner Mutter Handſchrift, Zug
Für Zug, doch ſchwarz das Siegel. Was berichtet
Das Blatt? Du ſeyeſt todt. Ich ſteh vernichtet.

32.

Blieb Grund zum Zweifel? Konnt' ich Argliſt wittern?
War doch der Wahrheit Stempel jenem Brief
In Allem aufgeprägt. Das Herzerſchüttern
Nahm die Beſinnung. Ach! es war ſo tief,
Daß mir kein Blut mehr, nur ein dumpfes Zittern
Eiskalten Schauers durch die Adern lief.
Stets ſah' ich dich nur, dich im Todtenkranze,
Und wieder dich in der Verklärung Glanze.

33.

Vereinigung mit dir war all mein Sehnen;
Doch lebt' ich wieder auf – mir nur zum Leid.
Denn jene, drohend bald und bald in Thränen
Beſtürmt mich nun mit neuer Heftigkeit.
„Bleibt noch," rief ſie, „dein Herz im Fieberwähnen,
Daß ſelbſt der Tod das arme nicht befreit?
Wohlan! entreiß den Raub jetzt ſeinen Klauen;
Dann magſt du dich mit einem Schatten trauen?"

34.

Ich ſchwieg, und ſah noch heftiger ſie wüthen
Ich ſah mich ſchon vom Aeußerſten bedroht;
Da kam ein Engel, Hilfe mir zu bieten,
Es war mein Arzt, der mitleidvoll ſie bot.
Hinwelken ſieht er meiner Jugend Blüthen,
Und ſpricht gerührt: „ich ſehe, was dir Noth;
Zum Heilquell bring' ich dich in den Vogheſen;
Dort wirſt du bald an Leib und Geiſt geneſen.“

35.

Prophet'ſcher Greis! Wie konnteſt du's erkunden,
Daß dieſes Thal mein einzig Heil bewahrt?
Hier hab' ich Alles, habe dich gefunden,
Du hellſter Stern auf meiner Pilgerfahrt!
Luiſe lebt: geheilt ſind alle Wunden,
Luiſ' iſt wieder mein: ihr Engel, ſpart
Des Fittigs Weh'n für Herzen, welche leiden!
In's meine ſchaut! was gleichet ſeinen Freuden?“

36.

So hätte Julius noch lang im Feuer
Der ſeligſten Begeiſtrung fortgeſchwärmt.
Doch ſieh, da nahet in der Wehmuth Schleier
Gehüllt, Luiſens Mutter. Abgehärmt
Vom Trübſal, ahnt ſie nicht die ſchöne Feier,
Die nunmehr bald ihr Herz mit Wonn' erwärmt.
Die Tiefgebeugte von des Schickſals Kränkung
Erquickt kein Schimmer noch der höhern Lenkung.

37.

„Iſt's Sinnentrug? iſt's Traum? wie oft umweben
Irrbilder ein Gemüth, das Kummer drückt!“
So ſprach ſie jetzt bei ſich, indem ſie neben
Der Tochter ſprechend Julius erblickt;
Doch als ſie näher trat mit innerm Beben,
Hing um den Hals ihr ſchon das Paar entzückt.
„Zerriſſen,“ ruft Luiſe, „iſt der Schleier;
Hier ſteht er, Mutter! hier — mein Ewig-Treuer.“

38.

„Wie aber,“ fragt der Jüngling drauf die Beiden:
„Wie kam euch Zweifel einen Augenblick?“
„Dir ſind,“ verſetzt die Freundin ſanft, „die Leiden,
Womit Betrug getrübt auch unſer Glück,
Noch nicht bekannt, und wie könnt' ich's vermeiden,
Geh' ich in das Vergangene zurück,
Daß ſchmerzlich nicht, o Freund! in deinem Herzen
Ein Mitgefühl ſich rege unſrer Schmerzen?“

39.

Wie Thau ſich mengt des Morgenroths Erglühen,
So ſieht man über Julius Geſicht
Bald Thränenglanz, bald edle Zornglut ziehen
Bei ſolchen Trugs erſchütterndem Bericht,
Und eine Fluth Gefühle, die ſich fliehen,
Beſtürmt ſein Herz, ſo lang die Freundin ſpricht.
Zuletzt ruft er, Entrüſtung in den Blicken:
„O ſchändlichſtes von allen Bubenſtücken!“

40.

„Der Wicht, der euch ſo tückiſch hintergangen,
Jokonda hat ihn auch an mich geſandt.
Von edler Rührung ſtellt' er ſich befangen,
Indem er ſprach: „ich ſah im Sterbgewand
Die Treffliche, noch ſchön, bin mitgegangen,
Als ſie empfing des Grabes dunkles Land;
Der Mutter Elend ſah ich, und mein Streben
Rief ſie mit Müh zurück in's Jammer-Leben.“

41.

„Der theure Ring, euch von dem Lügenboten
Als Zeuge meiner Untreu überbracht,
Entwendet ward er mir, dem ſcheinbar Todten;
Dann ward ein andrer, täuſchend nachgemacht,
Als wär' er mir entfallen. mir geboten;
Ich aber gab auf den Betrug nicht Acht.“
Luiſe hört's, und lächelnd fügt den ächten
Anſtatt des falſchen Rings ſie ſeiner Rechten.

42.

Nun ſchwebten, Hand in Hand, die Hochbeglückten
Durch Berg und Thal mit reiner Himmelsluſt;
Die Zauber der Natur genoßen die Entzückten
Als Wiederſchein des Zaubers in der Bruſt,
Und bei den Blüthen, die ſie ſchuldlos pflückten,
War keines Grams die Seele mehr bewußt.
Dem Auge in dem Roſenglanz der Freuden
Verſchwindet jede Spur vergangner Leiden.

43.

Nicht ahnt ihr Herz der nahen Stunde Rauſchen,
Die ach! auf lang einander ſie entzieht.
So rollt der Donner fern; die Vögel lauſchen;
Doch ſorglos bläſt der Hirt ſein friedlich Lied.
Bald wird die Welt für Sicheln Schwerter tauſchen!
Der Krieg erwacht, die ſanfte Freude flieht,
Indeß der Friede, ihrer Bruſt beſchieden,
Luiſen noch die Erde zeigt im Frieden.

14.

Doch dringt der Hall von neuen Kriegsgewittern
Vom fernen Süd in die Vogheſen ſchon;
Schon hören Mütter, Bräute hier mit Zittern
Den Ruf ergeh'n an Bräutigam und Sohn.
Auch Julius muß fort. Doch miſcht zum bittern
Gefühl des Scheidens ſich der Freundſchaft Ton.
Franzesko ſchreibt: „am Fuß der Pyrenäen
Vereinigt uns der Krieg zum Wiederſehen.“

15.

Den Adlerblick hat Cäſar längſt geweidet
Von Sonnenhöh' an ſeiner Gegner Schmach;
Da ſteigt, in eines Seraphs Glanz verkleidet
Die Ehrſucht tief herauf in ſein Gemach,
Und haucht, indem ſie Lug und Trug vergeudet,
In ihm die ſchlummernden Begierden wach.
„Dein iſt die Welt,“ ſagt ſie im Schmeicheltone,
Fällt auf das Haupt dir noch Hiſpaniens Krone.“

16.

„Sieh, wie ſie wankt, das Spielzeug eines Weibes
Und ihres Günſtlings; allem Volk zum Hohn!
Sie fällt dir zu, ein Spiel des Zeitvertreibes,
Fügſt du zur Liſt der Drohung Donnerton.
Regt ſich das Volk, der Waffenglanz betäub' es!
Der Gnaden Fülle ſey der Zahmheit Lohn!
Die Herrſcher werden deinem Zweck begegnen
Und ihre Schwäche deine Großmuth ſegnen.“

17.

Der Siegheld lächelt ernſt dem Truggebilde.
O unheilſchwangres Lächeln für die Welt!
Sein Heer begrüßen Spaniens Gefilde
Zuerſt mit einem Blick, den Hoffnung hellt;
Doch als die Larve ſinkt verſtellter Milde,
Und jeder Tag den Strom der Willkühr ſchwellt,
Da hört man des getäuſchten Volkes Stimme
Erſchallen durch das Land mit Löwengrimme.

18.

„Verwünſchter Krieg!“ ſo murmelt man im Heere,
„Wie könnten wir des Sieges hier uns freu'n!
Was frommt's, daß rings ein Eden ſich verkläre?
Uns wandelt es der Haß in Wüſtenei'n.
Voll frommer Glut für ſeines Wahns Altäre
Möcht' uns dies Volk den Höllenmächten weih'n.
Aus jedem Buſch, aus jeder Höhle lauert
Die Rache, der vor keinem Frevel ſchauert.“

19.

Der Heerzug, dem die Freunde zugehören,
Er wälzt ſich, wie der Gletſcher Lenzerguß
Vor Zaragoza's Mauern. Sich zu wehren
Bis auf den letzten, iſt des Volks Entſchluß.
Man ſieht den Muth mit der Gefahr ſich mehren;
Zu Waffen greift das Weib; der Knabe muß
Des hingeſunknen Vaters Platz erſetzen;
Das Würfeln um den Tod wird zum Ergötzen.

50.

Was die Belagerer zur Nachtzeit ſchanzen,
Zerſtören die Belagerten bei Tag;
Beim Ruf von unſrer Frau vom Pfeiler pflanzen
Ihr Banner ſie, wo's donnert Schlag auf Schlag.
Seht, wie mit Hohn ſie den Fandango tanzen
Auf Wällen hoch bei jauchzendem Gelag!
Man glaubt auf manchem Thurm, dem altergrauen,
Die Manen der Numantier zu ſchauen.

51.

Vor Allen glänzt ein Mädchen, eine zweite
Johanna d'Arc, von hehrem Wuchs und Muth.
In einer Schanz', erſtürmt, beraubt der Leute
Greift ſie zum Zündſtock, rauchend noch von Blut.
Aneifernd zeigt ſie ſtets ſich vorn im Streite;
Entſetzen blitzet ihrer Blicke Glut.
Wie einen Schutzgeiſt auf der Mauer Trümmern
Sieht man die Heldin oft im Mondlicht ſchimmern.

52.

Einſt zog ſie aus (voll Sternen war der Himmel);
Auf Wegen, ihr nur kund, umgeht die Schaar
Der Franken Lager. Sie auf ſtolzem Schimmel
Stürmt kühn hinein. Doch unſer Freundespaar
Gerüſtet ſteht's; entſetzliches Getümmel
Erweckt ihr Lärmruf, und gewaffnet war
Nun Jeder bald. Ein Kampf beginnt zu wüthen,
Wie ſelbſt die Heldenbücher ſelten bieten.

53.

Nach Julius die Sperberblicke wendend
Stürzt mit verhängtem Zügel ſie auf ihn.
Aug flammt in Aug, und Schwert an Schwert; ein blendend
Gebild von Glanz ſcheint durch die Luft zu zieh'n,
In raſchem Umſchwung Stralen rings verſendend.
Doch iſt umſonſt der Kämpfer Siegsbemüh'n.
Und, würde das Gedränge ſie nicht trennen,
Man ſäh' in Kampfluſt ſie noch mehr entbrennen.

54.

Der Freunde ſchwächrer Trupp muß anfangs weichen;
Doch ſchließen ſtromweis andre bald ſich an.
Die ſpan'ſche Maid kehrt, ohne zu erbleichen,
Zur Veſte fechtend um auf kund'ger Bahn.
Der Wildniß Jäger iſt ſie zu vergleichen,
Tobt mit Gebrüll ein Rudel Wölf' heran;
Geſpannt den Bogen, lenkt aus lichten Räumen
Sein Pferd er in die Nacht von Fels und Bäumen.

55.

Doch donnern Mondenlang die Feuerſchlünde
Der Franken raſtlos fort. Ihr Spaten gräbt
Dem Maulwurf gleich dem Pulver Ganggewinde,
Worüber das Getös der Gaſſen ſchwebt.
Die Lunte lenkt den Funken, daß er zünde,
Und Wall und Thurm, Palaſt und Tempel bebt,
Und mit entſetzlichem Gekrach in Flammen
Und Rauch und Qualm ſtürzt Alles jach zuſammen.

56.

Der Boden glüht; roth brennt die Luft; es winden
Die Flammen, züngelnd, ziſchend, in Geſtalt
Von Drachen ſich, ſo weit ſie Nahrung finden.
Nichts widerſteht der praſſelnden Gewalt
Von ihrer nie geſättigten und blinden
Vernichtungsgier. Erſt, als die Aſche kalt
Geworden, ſah man ganz, wie ungeheuer
Das Grauſen ſey, wo frei getobt das Feuer.

57.

Was im Ruin noch ſteht, wird eine Veſte,
Und jedes Haus will neu belagert ſeyn.
Zuletzt ſteht nur noch einer der Paläſte;
Viel Tauſende nahm er als Zuflucht ein.
Jetzt brennt auch er. Das Volk, das enggepreßte
Wogt ſtürmend durch den Rauch, indeß im Schein
Des Brandes ausgehungerte Geſtalten
Mit der Verzweiflung Wuth im Kampf noch walten.

58.

Die Flamm' erhellet durch die Säulenhallen
Der unaufhörlichen Gemächer Reih'n,
Von Gold und Marmor glänzend; donnernd fallen
Mit ihren Pfeilern jetzt die Decken ein,
Und ins Geſtöhn der Sterbenden erſchallen
Hört man erboßter Streiter wildes Schrei'n.
Ihr Auge flammt, und es entbrennt der grauſe
Vernichtungskampf im hochgethürmten Hauſe.

59.

Franzesko iſt beherzt hinaufgedrungen
Zur Treppe, die zur obern Halle ſteigt,
Als ihm, von jenes Mädchens Hand geſchwungen,
Ein glüh'nder Ballen an die Schläfe fleugt.
Er wankt. Schnell iſt der Freund herbei geſprungen,
Zu ſtützen ihn; doch, als zurückgebeugt
Ihm jener in die Arme fällt, erreichet
Auch ihn ein Feuerbrand; er ſinkt erbleichet.

60.

Ohnmächtig werden Beide fortgetragen
Und ſie erwachen erſt in einem Schloß,
Deß Zinnen, nah der Stadt, zum Himmel ragen;
Blutroth an ſeinem Fuß der Ebro floß
Und leichenvoll; beim Hall von Weheklagen
Der Flammen Widerſchein ſich drein ergoß.
Jetzt ſtarren ſich, erſtaunt, daß ſie noch leben,
Die Freunde an mit ſchaurig ſtummem Beben.

61.

„O Gott!“ fängt Julius nach einer Weile
Zu reden an, „welch ahnungvoll Geſicht
Ging meinem Geiſt vorbei mit Blitzeseile,
Als, dich in Armen, ich das Augenlicht
Erlöſchen fühlt' an jener Treppenſäule:
Ein Fels, an dem ſich wild die Woge bricht,
Stieg einſam, kahl aus unermeßnem Meere;
Drauf ſaß gekrümmt der Cäſar unſrer Heere.

62.

Das Kinn ſtützt ſeine Fauſt. Das Auge ſchauet
Trüb vor ſich hin. Zerbrochen liegen dort
Der goldne Feldherrnſtab, mit Blut bethauet,
Und Kronen hier und Scepter, ſchwarz umflort;
Und eine Schlange ziſcht um ſie. Mir grauet;
Zu hören glaub' ich der Sibylle Wort;
Doch als ich zu erkennen nun beginne
Auch ihr Geſicht, vergehen mir die Sinne."

63.

„Vernimm auch mich!" verſetzt der Freund; „mir däuchte,
Als da ich lag, betäubt und übermannt,
Hoch aus dem Qualm des Baueinſturzes leuchte
Ein Genius, nach mir den Blick gewandt;
Er hielt die Fahne, die drei Farben zeigte,
Jetzt warf er zornentflammt ſie in den Brand;
Dann winkt' er mir, und ſchien mir hinzudeuten
Nach meiner Heimath ſüßen Herrlichkeiten."

64.

„Zu klar!“ ruft Julius mit tiefer Rührung;
„Der Menſchen Schutzgeiſt hat ſich weggewandt
Von ihm und uns, die unter ſeiner Führung
Verderben brachten über dieſes Land.
Fahr' hin, du Ruhm mit falſcher Lichtverzierung!
Dein Bild hat aus der Welt das Glück verbannt.
Iberiens Wuthbrand iſt die Feuerſäule,
Die andern Völkern hellt die Bahn zum Heile!

65.

O Ruhmſucht, die dem Macedoner Zähren
Entlockte, weil die Erde Gränzen hat,
Wie liſtig neckſt du doch die dich verehren!
In's Unermeſſne führt dein Wolkenpfad.
Stets ſcheineſt du den Lichtkranz zu gewähren;
Doch weicht er ſtets, je feuriger man naht.
Hohnlachend läſſeſt du aus ehrnen Krallen
Den, der am höchſten ſtieg, am tiefſten fallen.

66.

Wie, wenn auf lockern, ſteilen Höh'n den Streichen
Des Sturms der Tanne ſtolze Macht erliegt;
Dem Donnerfall erbebt der Grund; es weichen
Die Wurzeln; Stamm an Stamm ſich ächzend ſchmiegt.
Nun ſtürzt der Wald, Gewölken zu vergleichen,
Mit furchtbarem Getös, in Luft gewiegt:
So ſchwebt das neue Reich am ſchroffen Hange
Des Abgrunds zum gewiſſen Untergange.

67.

Wie mahnt uns jetzt die Gottheit? — Freund, ich meyne,
Nicht länger locken dürf' uns Siegesruhm,
Ein tapfres Volk mit falſchem Freiheitsſcheine
Zu machen zu der Herrſchſucht Eigenthum.
Laß ziehen uns in unſre ſtillen Hayne,
In unſrer ſchönen Au'n Elyſium;
Laß mit der Myrth' uns dort den Lorbeer tauſchen,
Wo Weltvergeſſen unſre Quellen rauſchen!“

68.

Wie Freude ſtralende Geſtirne hingen
Franzesko's Blicke an des Freundes Mund.
Doch eh die Kräſte wiederkehrten, gingen
Noch Monde hin. Ihr Herz, vom Jammer wund,
Der ſie umgab, flog auf der Sehnſucht Schwingen
Die Berg' hinüber, zu erneu'n den Bund,
Den Freundſchaft ſchloß und Liebe, an Geſtaden,
Wohin Natur und Mitgefühl ſie laden.

Siebenter Geſang.

1.

Alphons war todt. Die Tochter hatte weinend
Den letzten Hauch des Edeln aufgefaßt;
Der ſchöne Bund, mit ihr Franzesko einend,
Gab ihm noch ſüßen Troſt, als er erblaßt.
So oft der ſtille Mond, das Meer beſcheinend
Den Schimmerpfad bezeichnete dem Maſt,
Den von Sorrent man ſah nach Spanien ſliegen,
Schien Flora's Blick ſich ſehnend dran zu ſchmiegen.

2.

Und wenn ſie einen Stern ſah weſtlich ziehen,
Fleht' um die Gunſt ihr feuchtes Aug' ihn an,
Die zärtlichſten Gefühle, die ihr blühen
In keuſcher Bruſt, wie Stralen zu empfah'n,
Daß freundlich ſie herab dem Freunde glühen,
Hebt ſehnend ſich ſein Blick zum Sternenplan.
Obgleich ſo fern, iſt doch ſo nah ihr Keiner.
Obgleich ſo nah, ſcheint ihr ſo fern nicht Einer.

3.

Nicht ahnt ſie noch das Schickſal, das den Lieben
Ihr bald zurückführt aus dem fernen Land.
Doch ſtete Unruh muß das Herz ihr trüben,
Denkt ſie des Kriegs, worin er ſich befand.
In ihrer Heimath iſt ihr Nichts geblieben,
Und wohl iſt ihr Franzeſko's Wunſch bekannt,
Einſt mit dem Freund in ſeinem ſchönen Lande
Vereint zu knüpfen die geweihten Bande.

4.

So ſchön hat ihnen Julius, ſo glühend
Dies Land mit ſeinem Zauberſee gemalt,
Daß dieſe Auen oft im Traum ihr blühend
Sich ſchon gezeigt, von Wunderreiz umſtralt.
Faſt Tag und Nacht, die Seele an ſich ziehend,
Fühlt ſie des Bildes magiſche Gewalt;
Und wie der Sehnſucht Wellen ſich bewegen,
Schwebt wonnezitternd ſie dem Bild entgegen.

5.

Sie zögert nicht, des Herzens leiſem Winke
Zu folgen, der nach jener Flur ſie zieht.
Ihr iſt, als ob ein Bild ihr Beifall winke,
Das von den Sternen auf ſie nieder ſieht.
Es ſtärket ſie, daß ihr der Muth nicht ſinke,
Und mit dem Frühling, der in Wonn' erglüht,
Kommt ſie zur Gränze, wo die Doppelhügel
Zurückeſtralt des Lemans blauer Spiegel.

6.

Vom Himmel ſchwebt der ſchönſte Maienmorgen,
Als ſie Luiſen aufzuſuchen eilt.
Sie ſeh'n ſich, und von allen ihren Sorgen
Iſt Flora wie mit Einem Mal geheilt.
Unfern der Wohnung, im Gebüſch verborgen,
Die mit der Mutter ſie und Tochter theilt,
Zeigt ſich dem Auge zierlich und beſcheiden
Das Haus Eudors, umlacht von grünen Weiden.

7.

Dies Haus, von Julius geerbt, verſchloſſen
Steht es und leer. Doch Alles rings wie friſch!
Luiſe hat die Blumen ſelbſt begoſſen;
Gewölbt das Laubdach über Bank und Tiſch;
Wie wird's ihn freuen, ſieht er blüh'n und ſproſſen,
Von ihrer Hand beſorgt, Baum und Gebüſch!
Jetzt hat die holde Gärtnerin an Floren
Die lieblichſte Gehilfin ſich erkoren.

8.

Gemeinſam wird ſeitdem gepflegt von Beiden
Die Blumenpracht, die Glanz und Duft verſtreut.
Wenn an den ſchönſten ſich die Sinne weiden,
Steht vor dem Geiſt der Fernen Bild erneut.
So mildert Freundſchaft der Entbehrung Leiden
Durch Troſt, den ſie im Stral der Hoffnung beut,
Und oft bei Luna's Schein ergießt in Tönen
Sich ihr Gefühl, die alles Leid verſchönen.

9.

Die Freunde hält noch auf den Pyrenäen
Die letzte Sorge für Geneſung feſt.
Indeſſen Winterlüfte ſie umwehen,
Ihr Herz ſich froher Hoffnung überläßt.
Theilnehmend ſteht ihr Wirth. Allein ſie ſehen,
Wie jetzt verhaltner Schmerz die Wang' ihm näßt.
Sechs Söhne blühten ihm; und einſam ſtehet
Er nun: der Krieg hat alle ſechs gemähet!

10.

Den Freunden rollt der Mitempfindung Zähre
In ihren Feſtpokal, da er es ſagt,
Und ſtolz hinzu ſezt: von dem ganzen Heere
Ward meiner Söhne Heldentod beklagt.
Dies ehrt ſie mehr, als aller Tand von Ehre;
Für's Vaterland hat jeder ſich gewagt,
Und freudig fielen ſie dem Vaterlande,
Das ach! ſchon wieder ſchwebt an jähem Rande.“ —

11.

So ſprach der Wirth, ſein feuchtes Aug' am Bilde
Das man als Zierde ſeines Saals erblickt.
„Was wird aus uns, wenn dieſen, auf dem Schilde
Erhobnen uns des Schickſals Laun' entrückt?
Der Kranz in der Unſterblichkeit Gefilde
Wird ihm von keinem Neiderſchwarm zerknickt;
Doch Frankreich?“ — „Gottes Hand wird es behüten!“
Erwiedert Julius, beim Abſchiedbieten.

12.

„Wird ſie's?“ verſetzt der Greis, den Blick nach oben,
Doch wankend mit dem Haupt. „O daß nur nicht
Der Bau, vom Heldengeiſt ſo hoch erhoben
Dies Land zermalme, wenn der Sturm ihn bricht!
Entſetzlich würde der Parteiung Toben,
Fehlt je der Arm, der feſſelt ihr Gezücht.“
Noch ſprach er ſo. Da deuten nach den Sternen
Die Freunde ihm, die ſchweigend ſich entfernen

13.

Doch welch Gewimmel drängt ſich auf dem Wege,
Den jetzt die Freunde zieh'n? Mit dumpfem Braus
Iſt eine Schaar gefang'ner Spanier rege;
„Hoch lebe Zaragoza!“ ruft ſie aus.
Durch ihre Reih'n geleitet man zur Pflege
Verwundete nach dem Verſorgungshaus.
Doch wie der Staub des Zuges nun verflieget,
Gewahrt man Einen, der am Wege lieget.

14.

Ein Jüngling, ach! ſo elend, daß ſein Leben
Nur noch am dünnſten Docht zu glimmen ſchien.
Des Samariters ſich erinnernd, heben
Die Freunde liebreich auf die Schultern ihn.
„O möcht' es wieder Templer-Häuſer geben,“
Spricht Julius, „die Jedem Troſt verlieh'n!
Jetzt, da im Krieg der Völker Herz erkaltet,
Thun Stätten noth, wo rein die Liebe waltet.“

15.

„Wohl weiß ich eine,“ ſagt ein ſchlichter Bauer,
Der grad des Weges geht, „ihr ſeht ſie dort!“
Die Freunde nah'n ſich einer Kloſtermauer,
Wo ſie empfängt ein mildes Frauenwort;
Ein Kreuz, des Sieges Zeichen, nicht der Trauer
Schmückt dieſen, frommer Liebe heil'gen Ort;
Hier beut dem Kranken ſie in heiterm Saale
Am Ruhebett des Mitleids volle Schaale.

16.

Jetzt erſt erkennen, wen ſie fortgetragen,
Die Freunde hocherſtaunt. Das Mädchen war's
Von Zarageza. Blicke. Mienen ſagen:
Auch ſie entſinne ſich des Heldenpaars,
Das ſie von ihrer Hand hielt für erſchlagen
Im Kampf für's Heil des Throns und des Altars,
Das aber Gott zur Rettung jetzt ihr ſendet,
Da ganz von ihr ſein Antlitz ſchien gewendet.

17.

Ihr ſagt nun Julius, wie dort im Schloſſe
Am Ebro eine Frau den Freund und ihn
Gepflegt; wie ſie getauſcht die Kriegsgeſchoſſe
Mit einem Wanderſtab zur Heimath hin,
Wo ihnen ſtilles Glück entgegenſproſſe.
Und jetzt erzählt auch ſie (und bald erglüh'n,
Bald werden blaß beim Reden ihre Wangen),
Wie ſie nach langer Abwehr ward gefangen.

18.

„O daß mein Engel mich zum Schloſſe trüge,
Von dem ihr kommt,“ ſo ruft ſie tief bewegt.
„Das Schloß am Ebro ſah einſt meine Wiege,
Und meine Mutter iſt's, die euch gepflegt.“
Sie ſagt's, und heitrer werden ihre Züge,
Indeß der Freunde Herz von Freude ſchlägt.
Stets klarer ward's, die ſchöne Körperhülle
Bewohn' ein edler Geiſt mit ſeltner Fülle.

19.

„Ihr wünſcht vielleicht,“ ſo ſprach ſie, „zu erfahren,
Warum mein Sinn zum Kriegsſpiel ſich gewandt.
So hört mich denn! Mir war ein Freund, an Jahren
Noch jung, jedoch der Tapferſte im Land.
Als vor die Stadt nun zogen eure Schaaren,
Flog er hinaus, von Racheluſt entbrannt.
Sein ward der Sieg; doch nicht der Lebenreiche
Kam mir zurück, nur ſeine blut'ge Leiche.

20.

Beim erſten Anblick ſank ich ſtarr zu Boden.
Denn unermeßlich fühlt' ich den Verluſt.
Doch bald beherrſchte die Begier, den Todten
Auf würd'ge Art zu ſühnen meine Bruſt;
Mich trieb ſein Geiſt. Nur wo Gefahren drohten,
Im ernſten Kampfſpiel nur fand ich noch Luſt.
Kühn ſah ich euch vor euern Adler fliegen;
Da ward's mein Ehrenziel, euch zu beſiegen.

21.

Nach euch nur ſpäht' ich mitten im Gewühle;
Oft traf ich euch; ſtets euer blieb der Sieg.
Doch im Palaſtkampf wähnt' ich mich am Ziele;
Ihr ſankt, und meiner Hoffnung Schaale ſtieg.
O zürnt dem Traum nicht meiner Siegsgefühle!“
Sie ſchweigt. Da ſeufzt das Paar: „So ſpielſt du, Krieg!“
Und nicht vom Lager weichen ſie der Kranken,
Bis ihre Rettung ſie dem Himmel danken.

22.

Ihm und der Hilfe der barmherz'gen Frauen —
Sie führen dieſen Namen wahr und ſchön. —
O Tugend, würdig, daß dich Engel ſchauen,
Selbſtopferung, kaum von der Welt geſeh'n!
Nur ew'ge Lebenskraft, nur Gottvertrauen
Erſchwingen ſolcher Liebe Himmelshöh'n.
„Wie bleicht," ruft Julius, „vor dieſem Bilde
Der Ruhmesglanz der blut'gen Schlachtgefilde!"

23.

Dies reine Bild von Tugend ſenkt den Frieden
Auch in der Heldin Bruſt, aus ihr verſcheucht
Vom Kummer um das Vaterland hienieden.
„O Dank euch, deren Herz mein Loos erweicht,
Obſchon euch meine Hand den Tod beſchieden;
Nichts, nichts dem Troſte, den ich hier fand, gleicht."
So ſprach ſie, als hinweg die Freunde zogen;
„Lebt wohl! der Himmel ſey euch ſtets gewogen!"

24.

Durch Bearn ſührt ihr Weg. Hier hat der Vierte
Der Heinriche das Licht der Welt erblickt,
Der Fürſt, der Frankreichs Thron als Vater zierte,
Deß Angedenken Frankreich noch entzückt.
Das Schloß, der Platz, der Garten, Alles rührte
Der Pilger Herz. „Wie lebten, hochbeglückt,“
Rief Julius, „hier Fürſt und Volk im Bunde;
Wie ſchallten Preis und Dank aus jedem Munde!

25.

Warum doch ſchickt man nicht des Thrones Erben
Hieher, damit ſie, fern vom Schmeicheltrug
Und Siechthum eines Hofes das erwerben,
Was Heinrichen der Liebe ſchönen Zug,
Von deſſen Glanz die Stralen nie erſterben,
Grub in das Herz, das für ſein Volk nur ſchlug?
Hier ward beim Volk, in Einfalt treu und heiter,
In großer Bergnatur die Bruſt ihm weiter.“

26.

„Hold tönten ſeinem Ohr auch Sang und Dichtung,“
Bemerkt der Freund; „ſie ſchmäht nur der Barbar.
Doch längſt ſchon wandte ſich der Zeiten Richtung
Weg von der reinen Schönheit Weihaltar
Zum flücht'gen Sinnenreiz, wovon Vernichtung
Des zarten Ideals die Giftfrucht war.
Wie wär' es, in der Troubadours Gewande
Durchzögen wir, werth ihrer Zeit, die Lande?“

27.

„Es ſey!“ ſagt Julius. „Nicht fehlt's an Liedern;
Das Volk, es liebt romantiſchen Geſang;
Er töne frei vor Hohen und vor Niedern;
Doch miſche ſich in ihn kein falſcher Klang
Von gleißender Verderbniß! Schön verbrüdern
Mög' er die Herzen in der Zeiten Drang,
Daß edle Menſchlichkeit erblüh' auf Erden!
So laß uns, Freund! der Liebe Sänger werden.“

28.

Geſagt, gethan. Bald hängt die Leier golden
Den blauen Rock hinab am ſeidnen Band.
So zieh'n ſie, mit den ſchönſten Blumendolden
Die Bruſt geſchmückt, durch Städte, Dorf und Land;
Und ſingen froh, Erinn'rung mancher holden
Ballade weckend, einſt im Volk bekannt.
Und überall verſammelt ſich die Menge,
Begierig auf der Troubadour's Geſänge.

29.

Wie mancher Stral von Seelnadel glänzet
In ihrem Lied; wie manchen Zug von Scheu
Für Ritterehr' und Frauenwürde kränzet
Ihr Minneſang; wie blühet hold die Treu
Der Lieb' und Freundſchaft drin; wie ſchön umlenzet
Sein zarter Hauch des Lebens Wüſtenei;
Wie lieblich preiſt das Lied die Zucht der Frauen;
Wie mächtig flammt in ihm das Gottvertrauen!

30.

Man hört Dugesclins Lob mit ſüßem Schauern.
Die That wie ſchön, der Sinn wie einfach groß!
Des Heilgebetes Klang aus Feindesmauern
Ihm, dem Erkrankten ſich in's Ohr ergoß;
Ihm legten Britten, mit der Ehrfurcht Trauern
Der Feſtung Schlüſſel in den kalten Schoos;
Das Volk, gerührt von ſeiner Milde Spuren,
Zog fromm der Leiche nach durch Frankreichs Fluren.

31.

So tönet fort und fort des Liedes Welle,
Bald wie die Aeolsharf' in leiſem Ton,
Hochrauſchend bald wie kühne Waſſerfälle;
Und manche ſchöne Thräne wird ſein Lohn.
Jetzt nah'n die Sänger ſich der Wunderquelle,
Wo, nicht im Scherze, wie Anakreon,
Wo, voll der Zärtlichkeit, dem Staub entſchwungen,
Pertrark der Liebe Himmelreich beſungen.

32.

Umſchloſſen hier von ſchroffen Felſenwänden,
Hört man ein Geiſterſäuſeln um den Rand
Der Quelle weh'n, als ob Geſäng' entſtänden,
Wie als um ſie der Dichter Kränze wand.
„Hier laß, o Freund!“ ſagt Julius, „ſich enden
Die Sängerfahrt nach unſrer Liebe Land!“
Und an das Felsportal der Quelle hängen
Die Freunde jetzt die Leier mit Geſängen.

33.

„O Genius, der dieſe Quell' umſchwebet,
Der ächten Liebe weihe unſer Herz!
Der Liebe weih' es ganz, die endlos lebet,
Die freundlich lindert jeden Lebensſchmerz,
Die in der Prüfung ſanft den Blick erhebet,
Durch Freud' und Leid zu wallen himmelwärts!
In's Heiligthum geleit' uns dieſer Liebe!
O gib, daß nie ihr heitrer Stern ſich trübe!“

34.

So ſingen ſie, mit Laub die Stirn' umwindend
Vom Buſchwerk, das der Quelle Kühlung weht.
Dann eilen ſchnell, wie wenn, den Lenz verkündend,
Der Vögel Zug der Sonne nach ſich dreht,
Die Wandrer fort, bis wo, ſich ſtolz entwindend
Dem Ammenarm des See's, der Rhodan geht:
Und unverſeh'ns, wie Weſen beſſrer Welten
Vor die Geliebten ſich die Freunde ſtellten.

35.

Schon wallen Mond und Stern' am dunkelblauen
Gewölb des Himmels; zitternd ſchwebt ihr Bild
Im Weiher, ſanft erregt vom Weſt, dem lauen.
Hier ſitzen, von der Trauerweid' umhüllt,
Die Freundinnen, und durch die weiten Auen
Melodiſch ihr Geſang die Lüfte füllt;
Gerichtet iſt das Lied an Mond und Sterne,
Liebreich zu glüh'n den Lieben in der Ferne.

36.

„Laßt euern Stral, ſo tönt's, den Pfad verſchönen,
Den jetzt die Freunde zieh'n! Bringt ſchönen Gruß
Von zweien Herzen, die ſich liebend ſehnen!
Hieher lenkt ihren Sinn, lenkt ihren Fuß!“
Doch eben unterbricht mit Zaubertönen
Die Nachtigall der Seelen Vollerguß:
Da treten nah die Ferngeglaubten ſchweigend,
Zu ihren Füßen ehrfurchtvoll ſich neigend.

37.

Die Mädchen ſtaunen, zweifeln, ſteh'n betroffen.
„Kein Scheinbild iſt's. Wir ſind es ſelbſt!“ So ſpricht
Mit klarer Stimme Julius, und offen
Sind alle Arme zum Empfang. Es bricht
Die Thrän' hervor. O Wonne über Hoffen!
Zu ſchildern dich, vermag die Leier nicht.
Doch wohl bedarf auch ihres Lieds Verkündung
Kein Herz, das je geliebt, zur Nachempfindung.

58.

Auf Pfaden, die der Mond beſchimmert, gehen
Die ſel'gen Viere nun der Wohnung zu,
Wo einſam weilt die Mutter, die im Flehen
Für ihrer Tochter Glück fand Himmelsruh.
Jetzt dem nicht trauend, was die Augen ſehen,
Fragt wie im Traum ſie: „Julius biſt's du?"
Der Zweifel weicht, und Frage folgt auf Frage,
Noch unerſchöpft nach mehr als Einem Tage.

59.

Das Aug' der Freunde wird nicht müd zu ſehen,
Wie noch die Zeit die Mädchen hat verſchönt,
Wie Roſen in der vollſten Blüthe, ſtehen
Die Beiden da, mit Reiz und Huld gekrönt;
Gleich Lauten, die der Aeolsharf' entwehen,
Der Stimme Seelenklang zum Herzen tönt.
Das Weib aus Gottes Hand im Paradieſe
Kam ſchöner nicht, als Flora und Luiſe.

40.

Doch ihren höchſten Reiz verlieh den Beiden
Des Herzens Blüthe, zart und engelrein.
Um ſo in Himmelsanmuth ſie zu kleiden
Stand mit der Treu die Unſchuld im Verein.
Ihr Sinn wußt' alle Prüfungen und Freuden
Der fernen Freunde Götterbild zu weih'n.
An dieſem Bilde, konnten ſie nicht ſchauen,
Hing frommer Glaube, ſeliges Vertrauen.

41.

Dank euch, ihr Sterne! die im Wechſelſpiele
Des Schickſals für der Freunde Glück gewacht.
Geläutert und bewährt ſteh'n ſie am Ziele,
Wo ihres Sehnens heitre Krone lacht;
Sie finden hier im ſeligſten Gefühle
Was zum Elyſium die Erde macht.
Der Tempel glänzt, der Altar flammt; was bliebe
Zu wünſchen? Opferprieſter iſt die Liebe.

42.

Doch du, Natur! hold lächelnd dem Gemüthe
Der Liebenden, du ladeſt jetzt ſie ein
Zu einem Gang durch deine Prachtgebiete,
Beleuchtet von des Frühlings Zauberſchein;
Entfalteſt ihnen deiner Schönheit Blüthe
Vom Montblanc zum Kamor, vom Rhon zum Rhein,
Und ſprichſt: „entzückt von jedem Reiz des Schönen,
Soll auf dem ſchönſten Punkt die Lieb' euch krönen.“

43.

Zum zweitenmal' erglüh'n im Frührothſtrale
Die Berg', und ſchon, behängt mit Schellen, trägt
Das Maulthier unſre Liebenden im Thale
Von Chamouny, von Gletſcherreih'n umhegt.
Wohin der Blick ſich kehrt im Felſen-Saale,
Nichts iſt, was nicht Bewunderung erregt.
Das Herz hat ſich, von Ehrfurcht ganz durchdrungen,
Zum Geiſt, der all die Wunder ſchuf, erſchwungen.

44.

Luiſens Mutter fühlt ſich wie verjünget
Bei der Naturpracht in ſo heitrer Luſt.
Auch in ihr Herz ein Hauch von Wonne dringet,
Der jedes ſüße Bild in's Leben ruft.
Was hier ſo rein aus tauſend Quellen ſpringet,
Von hundert Alpen weht im Blumenduft,
Und von den weißen Gipfeln ſtralt hernieder,
Wie kläng' es in des Menſchen Bruſt nicht wieder?

45.

Der Montanvert wird freudig jetzt erſtiegen,
Der hehr im Morgenglanze ſich erhebt.
Der Wandrer ſieht mit ſchauderndem Vergnügen
Die ungeheure Eiswelt, ſtaunt und bebt.
Dem Chaos ſcheint ſie eben erſt entſtiegen,
In der kein Thier und keine Pflanze lebt.
Welch' feierliche Stille! Nur zuweilen
Erkrachen der Kryſtallpaläſte Säulen.

16.

„Dort,“ ſprach der Führer, auf das Eismeer weiſend,
„Fand mehr als einer ahnungslos den Tod.
Ein Brautpaar ſo, das dies Gebirg bereiſend
Bis hieher kam. Gelockt vom Morgenroth
Verſtieg es ſich, die Pracht in Liedern preiſend,
Die ſich, gefahrlos ſcheinend, ihnen bot.
Nie iſt von ihnen Kunde mehr erklungen;
Ein ungeheurer Spalt hat ſie verſchlungen.“

17.

„O arger Trug,“ rief Julius, „der blendend
Auf ſpiegelglattem Pfad zum Abgrund lockt!
So denk’ ich oft, den Blick zum Himmel wendend,
Wie einem Freund des Lebens Quell geſtockt.
Der Jänner hatte, herben Froſt verſendend,
Den Schloßteich zugeeist und überflockt;
Da lud des weiten Silberplans Erglänzen
Den Eigner und ſein Kind zu Schlittſchuhtänzen.

48.

Lang glitt beim Sonnenſchein auf dem Kryſtalle,
Der unterm Fuß, wie ächzend dumpf erklang,
Der Strahl dahin mit freud'gem Flügelſchalle,
Leicht ſchwebend im gewundnen Schlangengang;
Doch unverſehens barſt mit grauſem Knalle
Der Boden, wo ein Quell der Tief entſprang;
Da wirft der Vater, ſinkend ſchon, beſonnen
Sein Kind an's Land. Er ſiehts dem Tod entronnen,

49.

Und ſinkt und ſteigt, und ſinkt und hebt ſich wieder;
Dies ſehend, ſtürzt das Kind mit einem Schrei
Zurück zum Vater. Ach! ſchon ſinkt es nieder;
Er aber rettet's nochmals; doch entzwei
Bricht jetzt ſein Herz; erſchöpft ſind alle Glieder:
Tief lag er todt, als Hilfe kam herbei.“
Bei dem Bericht durchſtrömt bald kalter Schauer
Der Waller Bruſt, bald frommer Wehmuth Trauer.

50.

Doch auf Sankt Bernhards ſtets beeiſte Höhen
Führt Neugier ſie und froher Lebensmuth.
Das höchſte Haus der Erd' iſt hier zu ſehen,
Der Menſchenliebe Gaſthaus. Wenn in Wuth
Orkane Tod und Grabesſchrecken wehen,
Belebt Erſtarrte hier des Feuers Glut.
Und Mancher lag von Schneelaſt tief begraben,
Dem Menſch und Hund das Leben wieder gaben.

51.

In donnernder Lawine war verſchwunden
Ein junges Weib, an ihrer Bruſt das Kind.
Schon ſtockt der Puls; da ſpüret von den Hunden
Sie einer auf, und mit dem Halsgewind
Der Mutter wird der Knab' ihm aufgebunden.
Das Thier läuft mit der theuern Laſt geſchwind
Nach dem Convent; dann kehrt zur Frau er wieder;
Ihm folgt ein Paar der wackern Ordensbrüder.

52.

Für todt wird ſie ins Gotteshaus getragen;
Sie kommt zu ſich. O Wonn'! ihr erſter Blick
Fällt auf das Kind; die Händchen ſtreckt's; es ſagen
Die Mienen lächelnd, wie es fühlt ſein Glück,
Indeß des Hundes Auge ſcheint zu fragen:
Ob wohl ein theures Haupt noch blieb zurück?
„O heil'ges Mitgefühl, du rührſt ohn' Ende,
Wo immer Noth dich ruft, hilfreiche Hände.“

53.

Dem Ausruf ſtimmt im kleinen Freundeskreiſe
Ein jeder bei, und fühlt ſich tief gerürt.
Doch jetzo lenkt ſich nach dem Weg die Reiſe,
Der in Auſoniens Paradieſe führt,
Zum Simplon auf ſich windet ſchneckenweiſe,
Dann eben ſo in's Flachland ſich verliert.
Gewölbte Gäng' am Abgrund ſind gezogen,
Und über Klüfte ſpringt der Brücke Bogen.

54.

Von Fels zu Fels ſtürzt Waſſerflut durch wilder
Umſchattung Nacht; doch plötzlich wird es hell.
Tief unten glänzet See an See. Die Bilder
Elyſiſcher Gefilde wechſeln ſchnell;
Die Lüfte wehen lieblicher und milder,
Und in der See'n ſanftſchimmerndes Gewell
Stralt reines Himmelsblau. O welch' Entzücken
Gewährt Lugano, Como dann den Blicken!

55.

Dir, Cadenabbia! ſchimmert aus den Wellen
Entgegen deiner Anhöh'n grüner Hang,
Wo hundert prächt'ge Villen ſich geſellen,
Und wo der Büſche Nachtigallgeſang
Im Herzen weckt der Freud' und Wehmuth Quellen.
Froh miſchten drein jetzt ihrer Lieder Klang
Die Freunde, über'm Schiff das Segel breitend,
Und hin und her das ſchöne Naß durchgleitend.

56.

Voll Heiterkeit war aller Herz. Oft beugten
Die Mädchen lächelnd nach der Spiegelflut
Das Antlitz vor, wo ſich die Ufer zeigten
Im umgekehrten Bild, und holde Glut
Färbt' ihre Wange, wenn ſich drüber neigten
Die Häupter der Geliebten wohlgemuth;
Und es begrüßten ſich die Augen ſtralend,
Den goldnen Wölkchen gleich, im See ſich malend.

57.

Ein Eden nennt ihn ſchon die grau'ſte Sage.
Wie freundlich winkt dort deine Siedelei,
O Freund Trajans! Da floßen ſüße Tage,
So friedlich wie der See an dir vorbei,
Den Schimmerbühnen fern voll Trug und Plage;
Nicht drückte dich der Weltluſt Einerlei
Hier, wo du ſahſt den Stral der Liebe zittern
Bei Mond- und Dämmerſchein und in Gewittern.

58.

„Laßt uns,“ ſprach Julius, „ein Gärtchen pachten
Am Vorſprung dort, der Alles überſchaut!
Dort iſt es Wonne, die Natur betrachten,
Wo ſie ſo herrlich glänzt, des Himmels Braut.“
Gern ſtimmten alle bei, und froh verbrachten
Sie hier die Zeit, wo meiſt der Aether blaut.
Kein ſchöner Ort iſt weit umher zu ſehen,
Wo nicht ein Feſt die Liebenden begehen.

59.

So eines Tags in friſcher Bergluft waren
Die heitern Stunden ihnen ſchnell entfloh'n;
Doch auf dem Heimweg', eh' ſie es gewahren,
Schwebt ob dem Haupt die Wetterwolke ſchon.
Da ſeh'n ſie Flügel ſchlagend Vögelſchaaren
Nach einer Grotte zieh'n mit Klageton;
Sie folgen eilig nach, und freu'n ſich Alle
Des Schirmgewölbs der trocknen Felſenhalle.

60.

„Wer lieblich hier erzählend,“ ſpricht Luiſe,
„Die Zeit uns kürzt, dem ſetz' ich einen Preis.“
„Und welchen?“ fragt Franzesko lächelnd. — „Dieſe
Kaum offne Roſ',“ erwiedert ſie. — „Dies Reis
Von Geisblatt, füg' ich bei,“ ſagt Flora. Schließe
Die Roſ' es feſt am Hut!“ — Der kleine Kreis
Rückt näher ſich, und dürſtend nach dem Preiſe,
Beginnt Franzesko nun auf dieſe Weiſe:

61.

„Durch einen Flecken Spaniens zog von Franken
Ein Trupp. Da fiel aus Häuſern eine Saat
Von Kugeln, daß ein Paar der Krieger ſanken.
„Des Reſts Einäſch'rung ſtrafe den Verrath!“
Wild donnert ſo der Feldherr; keine Schranken
Kennt ſeines Zornes Glut, und der Soldat
Entbrennt von Gier, am Bauernvolk, dem frechen,
Der Kriegsgenoſſen Meuchelmord zu rächen.

62.

Der Führer, zur Vollſtreckung auserſehen,
Umringt den Ort; Pechkränze ſteh'n bereit.
Da nah'n die Aelteſten des Dorfs mit Flehen;
Doch jener: „liefert der Gerechtigkeit
Die Thäter aus!“ — „Da unſer das Vergehen,
Sey'n unſre Häupter jetzt dem Tod geweiht!
Doch der Gemeine ſchont!“ — „Wohlan, in Ketten
Schließt ſie! Ihr Tod mag die Gemeine retten!“

63.

Schon ſteh'n gefeſſelt da die Greiſe; Reihen
Von Kriegern ſtellen ſich um ſie; zum Tod
Sind ſie gefaßt. Da tobt des Jammers Schreien
Im Dorf empor, verkündend bittre Noth.
Vom Schickſal, dem die Aelteſten ſich weihen,
Seh'n ſich die Jünglinge mit Schmach bedroht;
Sie ſtürzen mit dem Ruf: „uns laß es büßen!“
Dem Frankenführer flehend jetzt zu Füßen.

64.

Der iſt gerührt; doch wankt er, ob er's zeige
Da naht ſich feierlich und Hand in Hand
Ein Mädchenzug, mit grünem Friedenszweige.
Den feuchten Blick zu ihm emporgewandt,
Spricht Eine: güt'ger Herr, zum Mitleid neige
Sich dein Gemüth! Nimm uns zum Unterpfand
Von künft'ger Treu der ſämmtlichen Gemeine!
Maria ſendet uns, die engelreine."

65.

Jetzt ſieht man ſich des Führers Auge füllen;
Mahnt gleich des Feldherrn Wort zur Strenge ihn,
Er folgt dem Herzen: „Um der Unſchuld willen,"
So ruft er, „ſey die ſchwere Schuld verzieh'n!"
O ſchöner Sieg! In Aller Buſen ſtillen
Die Stürme ſich, und Rach' und Angſt entflieh'n;
Und Alle preiſen hoch der Menſchheit Helden;
Die Nachwelt wird ſein Lob der Nachwelt melden.

66.

„Wie,“ fragt Luiſe, „nennt er ſich?“ — „Franzoſe
Und Spanier nennt mit Wärm' ihn — Julius.“
Und jen' erröthet lächelnd, gleich der Roſe,
Die ſie mit Flora's Reis, nicht ohne Gruß
Knüpft an Franzesko's Hut auf ihrem Schooße.
Doch den Geliebten lohnt ein glüh'nder Kuß.
Heimwallend bei gekehrter Sonne Scheiden
Beſprechen ſie manch neuen Feſtes Freuden.

67.

Einſt, Blumen ſuchend, kommt die Caravane
Zu einer Hütt' auf heiterm Alpengrün.
Vor ihr ſitzt unter ſchattiger Platane
Ein ſchöner Greis. Verſammelt iſt um ihn
Auf weitem, buſchumgränzten Raſenplane
Der Söhn' und Enkel Schaar, die friſch erblüh'n.
Das jüngſte Mädchen herzt er auf dem Schooße;
Daneben hing, das Knöſpchen einer Roſe,

68.

Ein Knäbchen lieblich an der Mutter Brüſten,
Und hinter ihr der Gatte ſtand, gelehnt
Am Stamm des Baums, wo minnend Vögel niſten,
Der guten Älpler Nähe längſt gewöhnt,
Die nie die Unſchuld ſuchten zu beliſten,
Und deren Liebe Einfalt noch verſchönt.
Jetzt, wie den letzten Stral die Sonne ſendet,
Spricht ſo der Greis, zur Scheidenden gewendet:

69.

„Dank dir, du Milde! die ſo viele Jahre
Den Wechſelpfad des Lebens mir erhellt;
In der ich jetzt den Abglanz noch gewahre
Des ew'gen Lichts, des Urquells dieſer Welt;
Nicht lang mehr, und dein Blick, der holde, klare
Auf meines Staubs beblümten Hügel fällt.
Mein Haus ſah' ich im Stral der Lieb' erblühen.
O mög' er immer ihm, wie heute glühen!

70.

Alsdann, ihr Theuern! könnt ihr ohne Zagen
Der Zukunft, ſelbſt beim Sturm, entgegengeh'n.
Die Liebe wallt auch in bewölkten Tagen
Im Licht, und läßt verklärt die Heimath ſeh'n.
Wen ihre Fittige durchs Leben tragen,
Wird kein Orkan hinweg vom Ziele weh'n.
O Sonne des Gemüths im Erdenleben,
Welch höh'res Licht wirſt du ihm dort erſt geben!“

71.

Als er's geſagt, ſo iſt's, als ſeh' erleuchten
Man ſein Geſicht, wobei kein Laut ſich regt.
Doch ringsum Aller Augen ſich befeuchten;
Man küßt ihm Wang' und Hände tiefbewegt;
Dann ſchien's, als ob die Züge ſanft erbleichten,
Indeß das Haupt ſich ruhig rückwärts legt;
Doch nochmals öffnet ſich der Mund zu Worten:
„Seid Liebe ganz! Sie ein' euch hier und dorten!“

72.

Jetzt knieend flehen Alle: „gib den Segen,
Altvater, uns!“ Still betend gab er ihn;
Und nimmermehr ſieht man ein Glied ſich regen.
Das Leben ach! war wie ein Hauch dahin.
Wie ſich die Blumen zu verſchließen pflegen,
War jetzt erloſchen ſeiner Augen Glüh'n.
Und Alle weinten nach des Himmels Fernen:
„Ein Heil'ger iſt gegangen zu den Sternen!“

73.

Die Freunde kehrten früh beim Dämmerlichte
Zum Alpendach. Mit Blumen ruht geſchmückt
Der Todte, Gottes Frieden im Geſichte
Auf einer Raſenbank. Vom Schmerz gedrückt,
Sitzt nah' bei des Verblichnen Haupt die ſchlichte,
Geliebte Sohnsfrau. Still verwundert blickt
Der Säugling bald auf die geſchmückte Leiche,
Auf ſeine Mutter bald, die todtenbleiche.

74.

Doch rührend war's, wie jetzt die Hirten kamen
Aus dem Gebirg. Voll Ehrfurcht traten ſie
Zum Todten hin, und rieſen ihn beim Namen,
Ergriffen ſeine Hand, und drückten ſie,
Und prieſen das Geſchlecht und ſeinen Samen:
„Ein liebevollrer Nachbar lebte nie.
Weh' uns, wenn wir nicht liebend ſein gedächten,
Nicht ew'ge Wehmuth weihten dem Gerechten!“

75.

O ſchöne Todtenfeier, dem Geliebten
Von Liebenden mit Herzensdank geweiht!
Reich floß ſein Lob vom Munde der Betrübten;
Sie rühmten, wie der Sel'ge weit und breit
Ein Mann des Segens war. „Im Wohlthun übten
Sich ſeine Hände ſtets, des Werks erfreut.
Vermehrten Wohlſtand, Ordnung, ſchön're Sitte
Und frömmern Sinn bracht' er in unſre Mitte.

76.

Oft, wenn um ihn verſammelt ſtanden Viele,
Erzählt' er ſein belehrendes Geſchick.
„Mir winkten einſt,“ ſprach er, „die kühnſten Ziele
Der Ehrbegier; mich lockt' ihr falſcher Blick.
Der Trommel folgt' ich jung ins Heergewühle
Des fremden Dienſts, vertrauend meinem Glück.
Mit Ehrenwunden kehrt' ich aus den Schlachten,
Wo Thaten mich bekannt dem Feldherrn machten.

77.

Von einer Stufe ſchwang ich mich zur andern.
Dann ſtürzt' ich mich in üppigen Genuß;
Raſch leert' ich den Pokal, gleich Alexandern;
Im Grunde lag nur Eckel und Verdruß.
Durch manches Irrgewinde lernt' ich wandern,
Uebt' auf des Hofes Glatteis auch den Fuß.
Doch bald erfuhr ich's, daß vom nicht'gen Treiben
Die Qualen nur der Reu und Täuſchung bleiben.

78.

Im Prunkglanz fühlt' ich mich auf Eiſesſpitzen.
Ach lieblos iſt die Welt und ſchaurig kalt!
Vom Neid ſah' ich den reinſten Kranz beſpritzen,
Ruchloſigkeit ſtets wechſeln die Geſtalt.
Unendlich wuchs mein Sehnen nach den Sitzen
Der heitern Ruh, wo ich als Kind gewallt.
Hier ward ein liebend Herz von mir gefunden,
Das heilend Balſam goß in meine Wunden.

79.

Ich ward ein ſchlichter Hirt, ein Landmann wieder
O neidenswerther Einfalt glücklich Loos!
Vom Throne der Natur blickt' ich hernieder,
So ſelig, wie das Kind auf Mutter-Schoos;
Die Menſchen all' erſchienen mir als Brüder,
Als Vater Gott, unendlich mild und groß.
Wo iſt ein Wunſch, der mir noch übrig bliebe?
Mir ward die Welt ein Heiligthum der Liebe.“

80.

Verloren ging kein Wörtchen der Geſchichte
Der Reiſenden empfänglichem Gemüth.
Die Männer ſeh'n darin im Zauberlichte
Die Zukunft, wie der Glückliche ſie ſieht,
Und in des Volks einfältigem Berichte
Den Frau'n die Blume ſchöner Hoffnung blüht.
Vereint nun zogen ſie, erquickt und heiter
Durch das Gebirg des grauen Bundes weiter.

81.

Noch deckt den Splügen Schnee. Auf ſchmalen Stegen
Am Rand der Schluchten ſieht man hier gemach
Das Saumroß gehen wie auf ſichern Wegen.
Noch wand ſich nicht am Berg, anſcheinend flach,
Die Straß' empor, wo jetzt die Wagen pflegen
Bequem zu zieh'n, beim tobendem Gekrach
Der Schneelawine ſicher vor Gefahren,
Die ſonſt Beherzten ſelbſt ein Schreckniß waren.

82.

Die Herberg' in dem Dorf', umrauſcht vom Rheine,
Erſcheint für Roß und Reiter jetzt erſehnt.
Doch ſchon beim Hahnenruf im Morgenſcheine
Am Pfade der erſtaunten Pilger gähnt,
Geklemmt im hohen, wilden Felsgeſteine,
Des Abgrunds Rachen, ſtundenlang gedehnt.
Da ſchäumen wild in tauſend kühnen Fällen
(So rast kein Schlachtgewühl) des Stromes Wellen.

83.

Stolz ragt die Rieſentanne durch die Lüfte
Auf ungeheuern Maſſen von Granit,
Wovon oft Blöcke donnern in's Geklüfte,
Durch das der Strom, geſchwellt von Bächen, flieht;
Und wo des Adlers Blick, der vielgeprüfte,
In Schluchten tief mit Gier die Beut' erſieht,
Sind Trümmer mancher Raubburg hoch zu ſchauen,
Die einſt der Wandrer ſah mit Angſt und Grauen.

84.

„O Schmach! Das Ritterthum, das höher ſchätzte
Die Ehr', als ſelbſt das Leben, wie ſo tief
Konnt' es entarten, daß es ſich ergötzte
Am rohen Fauſtrecht, weil Vernunftrecht ſchlief!“
So ſprach Luiſ', und Julius verſetzte:
„Das Holdeſte, was Gott in's Daſeyn rief,
Das Weib, wird es nicht ſelbſt zum Ungeheuer,
Erliſcht in ihm die Scham, das heil'ge Feuer?“

85.

„Wohl uns,“ rief Flora, „daß jetzt nur in Trümmern,
Geſpenſtern gleich, die Neſter niederſchau'n!
Wie manche Tochter mußte dort verkümmern,
Umſchauert von des wilden Lebens Grau'n!
Wie mancher Seufzer mag bei Mondesſchimmern
Entflohen ſeyn der Bruſt von edeln Frau'n,
Vermiſcht mit des beraubten Pilgers Klagen,
Von Engeln zu der Liebe Thron getragen!“

86.

Weit jetzt eröffnet ſich das Thal. Wie prangen
Schloß Ortenſtein, Räzins und Reichenau!
Froh eilen hier mit brünſtigem Verlangen
Die Bruderſtröme ſich, vom Himmelsblau
Beglänzt, nach langer Trennung zu umfangen.
Rechts hebt mit Thürmen Chur ſich altergrau,
Links der Galanda, deſſen Urfelsmauer
Den Schlund von Pfäffers birgt und ſeine Schauer.

87.

In dieſen dringet aus den weiten Thalen
Der Pilgerzug. Der Tag entflieht; man glaubt,
Das grauſe Thor zu ſeh'n zum Ort der Qualen,
Den Dante malt, des Ausgangs ach! beraubt;
Doch ſieh! da ſpringt aus tiefer Nacht in Stralen,
Vom Flimmerduft des ſprüh'nden Schaums umſtaubt,
Ein Quell, den Balſam der Geſundheit ſpendend,
Vom Leibe Schmerz, Gram von der Seele wendend.

88.

Entzückt ſteht Julius auf des Quellthors Brücke
An dem er ſeines Vaters Namen fand,
Der hingeſchlichen kam einſt an der Krücke,
Und ſcheidend froh des Dankes Kränze wand.
Doch als, der Schlucht entſtiegen, mit dem Blicke
Den Rhein begrüßend, er im Freien ſtand,
Sah' er Malans, wo auf beblümten Matten
Der Dichter Salis weilt im Wallnußſchatten.

89.

„Heil dir, o Sänger reiner Zartgefühle,
Heil dir, deß Leben ſeinem Liede gleicht!
Du ruhſt an deiner Wünſche goldnem Ziele,
An welchem keine Täuſchung dich erreicht.
Der Liebe Hüttchen ſchirmt dich vor der Schwüle;
Dir glänzt ihr Stral, und jeder Sturm entweicht.
Mög' uns, wohin wir ſeh'n ihr Sternlein deuten,
Die Welle deines Liedes ſanft geleiten!“

90.

So tönt der Wandrer Wunſch, und ſie erreichen
Die Burg von Werdenberg, und ruh'n am Stoß.
Hier, wo ihr Blick ſich labt am anmuthreichen
Gefild des Rheinthals, wuchs einſt rieſengroß
Der Hirten Freiheitsmuth. Ihm mußte weichen
Der Zwingherrn Macht. Ihr Blut in Strömen floß.
Alljährlich ehrt hier um die Grabkapelle
Das Volk mit einem Feſt des Sieges Stelle.

91.

Doch näher wallt der Zug den Alpenhöhen;
Ein Glöckchen tönt von ſchroffer Felſenwand;
Kein Pfad iſt, auch für Ziegen nur, zu ſehen;
Ein Dächlein blinkt; Wildkirchlein wird's genannt.
Die Pilger ſchau'n und bleiben zweifelnd ſtehen;
Da kommen Knaben, bietend Stab und Hand;
Und muthig wird der Gang nun angetreten
Dorthin, von wo des Glöckchens Töne wehten.

92.

Lang ſchweift der Pfad; die Welt ſcheint ſich zu ſchließen;
Stets enger, ſchaur'ger wird's. In Lüften ſchwebt
Die Brücke ob dem Abgrund zu den Füßen
Des Pilgers, der beim Niederſchau'n erbebt:
Dann ſieht er eines Quells Kriſtall ſich gießen
Aus einer Höhle Nacht; im Grund erhebt
Sich ein Altar; ein Lämpchen hellt das Dunkel;
Das hehre Felsgewölb glänzt wie Karfunkel.

93.

Der Klauſner winkt, und führt durch düſtre Gänge.
Der Kuhreihn tönt; da wird es Tag im Nu.
Von grüner Alp erſchallen jene Klänge;
Dort hauſt der Hirt, dort überſchaut in Ruh
Das Prachtland er; nie wird die Bruſt ihm enge.
Wem fiel ein ſchönres Loos vom Himmel zu?
Noch kaum zog er herauf, mit Liebespfändern
Den Hut geſchmückt, mit Blumen und mit Bändern.

94.

Wer ſieht dem Punkte näher, den die Weiſen
So mühſam ſie ihn ſuchten, meiſt verfehlt;
Dem Punkt, wo nichtig ſcheint, was Viele preiſen,
Obgleich ſein flücht'ger Glanz das Herz nur quält?
Der Hirt, den Erd' und Himmel froh umkreiſen,
Nach ſeinen Freuden ſeine Tage zählt,
Nichts ahnend von der Großen kleinen Streiten,
Die auf das Leben dumpfe Trau'r verbreiten.

95.

Gern möchteſt du, o Muſe! länger weilend
Beſchreiben, was die Freunde hier geſeh'n:
Den weiten See, der, Schweiz und Schwaben theilend,
Sich, ſchön umkränzt, bis an des Hegau's Höh'n
Erſtreckt, und all die Auen, die jetzt eilend
An der Beſchauer Blick vorübergeh'n.
Auch deinem Aug' entblinken froh're Gluten,
Sieht es den Rhein dort zieh'n mit reichern Fluten.

96.

Erſt ſah'ſt du ihn erzürnt durch Schluchten dringen;
Doch nochmals muß er über Felſen kühn
Sich wie ein Sturmgewitter Bahn erzwingen,
Bevor um ihn die Trauben feurig glüh'n.
Allein, ſo ſehr es lockt, ſein Lob zu ſingen,
Ein höhrer Wink erlaubt, nicht zu verzieh'n.
Von Amor kommt er, der auf Roſenflügeln
Zum Ziele treibt, nicht länger mehr zu zügeln.

97.

So töne im Geſang noch Ein Beginnen,
Wozu den Sohn die fromme Liebe dringt!
Nachdem von Bildhaus zu des Albis Zinnen,
Wo über'm Zürcherſee der Blick ſich ſchwingt,
Die Pilger oftmals noch mit ſtillem Sinnen,
Bei Wundern weilten, die kein Lied beſingt,
Ihr Führer ſie nach einem Dörfchen lenket,
Indeß ihm Wehmuth auf die Stirn ſich ſenket.

98.

Das Dörfchen ruht an einem Rebenhügel;
Sein Umkreis iſt mit Bäumen reich geſchmückt;
Seit ſeine Mutter ihres Seraphs Flügel
Zum Himmel trugen, hat er's nicht erblickt;
Jetzt ſieht's vor ihm, und wie im Zauberſpiegel
Der ſüße Traum der Kindheit ihn entzückt.
Doch, wie er nun ſich naht der Kirchhofsmauer,
Verſcheucht des Herzens Luſt des Herzens Trauer.

99.

„Luiſe!“ ſpricht er, „ſieh das Grab der Beſten!
Mir war ſie Alles, war ſo fromm, ſo mild.
Als Thränen mir um ſie die Wange näßten,
Gab ſie Eudor zum Führer mir und Schild;
Und wann ſie kam vom Himmel, mich zu tröſten,
Wies ſie mir im Verklärungsglanz dein Bild.
O reich die Hand mir über ihrem Grabe;
So dank' ich ihrem Geiſt die ſchönſte Gabe.“

100.

Sie reichet ihm die Hand. Andächtig waren
Sie an der heil'gen Stelle hingekniet,
Die andern folgten nach, vom unnennbaren
Gefühl bewegt, das Alle aufwärts zieht,
Von wo im Sterngefild, dem ewig klaren
Der Sel'gen Aug' auf ihre Lieben ſieht.
„Wohlan!“ rief Julius, „jetzt laßt uns wallen
Dort auf den Rigi, heilig mir vor Allen!“

101.

Die Sonne ſank, als ſie den Kulm erreichten.
Tief ſahen ſie, von Glutroth überwallt,
Ein wogend Nebelmeer, das oft ein Leuchten
Des Abendſtrals zerriß. Hervor taucht bald
Das Schimmern manchen See's im glänzend feuchten
Gebüſt, bald eine düſtere Geſtalt
Von Wald und Felsgebirg. Die Pilger ſtanden
Bewundernd, bis in Nacht die Formen ſchwanden.

102.

Doch früh erwachet ſchon ein lindes Wehen,
Das ſanft vom Land die Wolkendecke hebt.
Noch ſcheint der Mond, und ſchon entflammt die Höhen
Der Gletſcher, deren Haupt im Aether ſchwebt,
Ein ſteigend Licht. Auf einmal ſieht man gehen
Mit einem Blicke, der die Welt belebt
Aus dem Gemach den Bräutigam, erfreuet
Des Wegs, worauf die Liebe Roſen ſtreuet.

103.

Wie eine Mutter; ferne war ſie lange,
Ihr Herz vom Blick des Kindes unerweckt.
Jetzt kehrt ſie heim, und naht, von Sehnſucht bange
Der Wieg', und lüpft den Schleier, der ſie deckt,
Und ſieh, ein Engelbild, das, wach vom Klange
Der Mutterſtimm', ihr zu die Händchen ſtreckt:
So überſtrömt der Waller Bruſt Entzücken,
Da ſich ſo ſchön die Welt erſchließt den Blicken.

108.

„Hier einſt erſchien mir Gott in ew'ger Helle,“
Spricht Julius; „hier ſtralt uns heut' auch Gott.
So laß, o Freund! uns weihen dieſe Stelle,
Wo uns ſo klar ſich zeigt der ew'ge Gott.
Hier, wo im Bild uns ſtralt der Liebe Quelle,
Werd' auch ihr ew'ger Bund geweihet Gott!“
Die Bräute lächelten ihr Ja! mit Wonne,
Und nie ſah' einen ſchönern Bund die Sonne.

Anmerkungen.

Erſter Geſang.

Strophe 21. Vers 6.

Der Montblanc.

Strophe 60. Vers 2.

Carolus Borromäus.

Zweiter Geſang.

Strophe 9. Vers 2.

Siehe Herders Bearbeitung des Cid. Nr. 67., Cids Tod.

Strophe 66. Vers 2.

Arth, ein Flecken im Kanton Schwyz, am Zugerſee gelegen.

Strophe 70. Vers 1.

Der Haggen, ein Berg, deſſen Kuppe wie ein Zacken über den Flecken Schwyz vorragt.

Dritter Geſang.

Strophe 6. Vers 2.

Der Lago Maggiore.

Strophe 8. Vers 1.

Die koloſſale Statue des heil. Carl bei Arona.

Strophe 11. Vers 7.

Der alte Dom. St. Ambrogio zu Mailand.

Strophe 13. Vers 7.

Doria. Vergleiche Arioſto's Orlando furioso V. 32. 34.

Strophe 17. Vers 8.

Die prunkvolle Grabkapelle bei St. Lorenzo zu Florenz. Weder dem großen Cosmo, noch dem noch größern Lorenzo ſtehet hier ein Mal, eben ſo wenig dem vortrefflichen Leopold I. von Oeſterreich.

Strophe 19. Vers 4.

In Santa Croce.

Strophe 19. Vers 8.

Jetzt (1829) wird ein koloſſales Denkmal von weißem Marmor von Stephan Ricci in Santa Croce errichtet.

Strophe 20. Vers 8.

Am Ponte molle (oder Pons milvius) wurde die entſcheidende Schlacht zwiſchen Conſtantin und Maxentius geliefert.

Strophe 27. Vers 6.

Taſſo's Eiche.

Strophe 33. Vers 8.

Auf Monte Coelio, den Kaiſerpaläſten gegenüber.

Strophe 42. Vers 8.

Es iſt von 1799 und 1800 die Rede, wo Rom von den Neufranken beſetzt, und Pius VI. in die Gefangenſchaft abgeführt wurde.

Strophe 47. Vers 1.

Oben auf der Stiege am Eingang in den Hofraum des Kapitols ſtehen die koloſſalen Figuren von Kaſtor und Pollux.

Strophe 47. Vers 5.

Die ſchöne Reiterſtatue des Kaiſers Mark Aurel mitten im Hofraume des Kapitols.

Strophe 57. Vers 7.

Liberté et Égalité.

Strophe 62. Vers 3.

S. Pietro in Montorio, die Franziskanerkirche.

Strophe 61. Vers 2.

Raphaels Verklärung ſchmückte den Hochaltar der Kirche zu S. Pietro in Montorio.

Vierter Geſang.

Strophe 8. Vers 1.

Jetzt wird der Fluß Teverone genannt.

Strophe 9. Vers 6.

Die Grotte des Neptun.

Strophe 16. Vers 1.

Die Caſcatelle zu Tivoli.

Strophe 29. Vers 7.

Anxur iſt der alte Name des heutigen Terracina.

Strophe 31. Vers 1.

Circello, zur Zeit des Odyſſeus eine Inſel.

Strophe 36. Vers 2.

Der hohe Waſſerfall des Velino bei Terni.

Strophe 36. Vers 7.

Die Engpäſſe in den Abruzzen.

Strophe 37. Vers 1.

Hic ver assiduum. Virg.

Strophe 37. Vers 6.

Rusticus expectans, dum defluat amnis. Horat.

Strophe 37. Vers 7.

Otiosa Neapolis Horat. ep. 5. Et in otia natam Parthenopen. Ovid. Metaph. L. 15.

Strophe 39. Vers 2.

Parthenope, der alte Name von Neapel.

Strophe 39. Vers 5.

St. Martino bei St. Elmo.

Strophe 49. Vers 8.

Die Inſeln Iſchia, Procida und Capri.

Strophe 57. Vers 8.

Aeneidos V. 194. etc.

Strophe 63. Vers 1.

Die bekannte Grotte der Sybille.

Fünfter Geſang.

Strophe 8. Vers 6.

Die von Rom bis nach Kalabrien führende alte appiſche Straße, noch jetzt, wo ſie erhalten iſt, größtentheils mit den alten breiten Steinen gepflaſtert.

Strophe 64. Vers 8.

Frejus, ein kleiner Hafen, zur Römerzeit unter dem Namen Forum Julii, neuerlich dadurch bekannt, daß Buonaparte bei ſeiner Rückkunſt aus Egypten hier landete.

Strophe 69. Vers 2.

In den Tuilerien.

Strophe 75. Vers 2.

Britannia.

Sechster Geſang.

Strophe 50. Vers 3.

Nuestra Senora del Pilar, das Palladium der Stadt.

Strophe 50. Vers 6.

Die Numantier widerſtanden den ſie belagernden Römern vierzehn Jahre lang.

Siebenter Geſang.

Strophe 24. Vers 5.

Auf dem Plaze zu Pau in Bearne wurde Ludwigs XIV. Statue errichtet, deren Fußgeſtell die Bearner mit der Inſchrift verzieren ließen: Celui-ci est petit fils de notre bon Roi Henry. Nur ſo ließen ſich die guten Bearner die Schmeichelei für einen Monarchen gefallen, der ſo wenig Volksfreund war.

Strophe 41. Vers 5.

Die Quelle zu Vaucluſe (Vallis clausa), ſo ſchön von Petrarka beſungen.

Strophe 42. Vers 6.

Der Kamor gehört nebſt dem Sentis und dem Meßmer zu den höchſten Gebirgen des Kantons Appenzell.

Strophe 45. Vers 1.

Der Montanvert erhebt ſich 3724 Fuß über das Meer. Seit 1802 führt ein gefahrloſer Weg für die Maulthiere bis auf die Höhe.

Strophe 50. Vers 1.

Der St. Bernhard, 7576 Fuß über dem Meere.

Strophe 53. Vers 1.

Cadenabbia liegt am Comerſee neben der Villa Sommariva und gegenüber der Villa Melzi.

Strophe 57. Vers 3.

Plinius der jüngere.

Strophe 61. Vers 3.

Erſt ſeit 1822 iſt die neue Fahrſtraße über den Splügen vollendet. Man ſehe darüber das treffliche Werk von Ebel mit Kupfern von Maier.

Strophe 62. Vers 1.

Das Dorf Splügen.

Strophe 64. Vers 3.

Bei Reichenau vereinigen ſich der hintere und der vordere Rhein.

Strophe 86. Vers 7.

Calanda, der höchſte Berg in der Gegend. Nicht weit vom Fuße deſſelben liegt das Bad Pfäffers in tiefer Schlucht.

Strophe 88. Vers 7.

Malans iſt ein großes, ſchön gelegenes Dorf auf dem rechten Rheinufer, das ſich gegenüber vom Stifte Pfäffers gut ausnimmt.

Strophe 90. Vers 2.

Stoß iſt der Name der Berghöhe, über die man ſteigen muß, um von Altſtetten nach Gais zu kommen. Hier wurde die Schlacht geliefert, wodurch die Appenzeller 1405 ihre Freiheit errangen. Graf von Werdenberg war dieſes Hirtenvolks Anführer.

Strophe 93. Vers 3.

Die Ebenalp, 5093 Fuß über der Meeresfläche.

Strophe 95. Vers 4.

Hohentwiel, Hohenkrähen, Hohenhöwen und Hohenſtoffeln.

Strophe 96. Vers 3.

Schafhauſen und Laufen.

Strophe 97. Vers 3.

Wildhaus, ein einzeln ſtehendes Gebäude beim Ausgang aus der Toggenburg nach dem Zürcherſee, bietet eine der ſchönſten Ausſichten dar.

Strophe 101. Vers 1.

Kulm wird der Gipfel des Rigi genannt.

* * *

Druck der J. G. Cotta'ſchen Officin in Stuttgart.

Berichtigungen.

Seite 76 Strophe 73 Vers 1 Voglers ſtatt Vogels.
— 87 — 59 — 2 das Edelſte ſt. das Herrlichſte.
— 109 — 53 — 4 In einem Feuermeer gen Himmel ſchießt.
— 124 — 3 — 3 des Verklärten ſt. der.
— 133 — 15 — 7 miſcht ſt. wiſcht.
— 153 — 44 — 2 ſchönſten ſt. höchſten.
— 178 — 34 — 6 vom Troſt ſt. dem Troſt.
— 206 — 66 — 8 des Schmucks ſt. des Schmuck.
— 248 — 53 — 1 wendend.
— 276 — 58 — 4 Julius.
— 284 — 49 — 3 Stahl ſt. Strahl.

St.

Die
Parabeln und Gleichniſſe
des Herrn
vom Reiche Gottes.

Ein
Volksbuch für alle Zeiten.

> „Ich will meinen Mund zu Gleichniſſen öffnen; ich will kund machen, was ſeit Gründung der Welt verborgen war."
>
> Pſalm LVII, 2.

Von

J. H. v. Weſſenberg.

Conſtanz.
Druck und Verlag von Carl Glükher.

1839.

2 3 D.

24 BSdiv

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Würde man in der Stunde der Verkündigung des göttlichen Wortes Gold und Edelſteine austheilen, würden unſere Töchter nicht gerne bleiben, um das Dargebotene zu empfangen? Und doch bietet der Prediger des Evangeliums einen Schmuck der Seelen aus, der allen leiblichen weit überſtrahlt.“

Cäſarius von Arles. Serm. 300.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.
Einleitung I
A. Gottes Reich 1
B. Berufung des Menſchen in Gottes Reich 8
C. Das rechte Verhalten im Reiche Gottes 17
D. Liebe, das höchſte Geſetz im Reiche Gottes 29
E. Ohne Demuth kann Niemand ein Glied des göttlichen Reiches werden 47
F. Nur durch wahre Buße kommt der Sünder in Gottes Reich . 53
G. Zu viele zeitliche Sorgen hindern am Beſitze des göttl. Reiches 58
H. Heuchelei ſchließt vom Reiche Gottes aus 65
I. Des Menſchen Verhältniß zum Walten Gottes in ſeinem Reiche 74
K. Chriſtus, unſer Führer ins Reich Gottes 90
L. Die Ausſichten des Reiches Gottes 103

Einleitung.

Große Aehnlichkeit haben unſere Tage in ſittlicher Beziehung mit jenen, wo der Erlöſer der Welt erſchien, um die Menſchen zur wahren Erkenntniß Gottes zu erheben und ſie zu bewegen, daß ſie Alldem, was in ihren Geſinnungen und in ihrem Leben dem Willen Gottes widerſtrebt, von Herzen entſagen und Sinn und Wandel mit Gottes Willen in Einklang bringen möchten. In den Allermeiſten, welche die Reden Jeſu aus ſeinem Munde vernahmen, erregten ſie bald, anſtatt frommer Bewunderung, ein mit Aerger vermiſchtes Erſtaunen. Denn ſie waren auf das Gerücht, daß er der längſt erſehnte Meſſias ſey, zu ihm gekommen mit der ſichern Erwartung, daß er ihnen Ausſerordentliches vortragen, ihre Neugierde befriedigen, und über die neue Herrſchaft, die er einzuführen gedenke, Auskunft geben werde. Sie wünſchten ſich Aufklärung, Einſicht, Weisheit blos für irdiſche Zwecke. Statt deſſen ſprach Jeſus zu ihnen mit der Würde hoher Einfalt bloß und allein von der Nothwendigkeit der Sinnesänderung und Verbeſſerung des Lebens, indem die Sünde der Grund der Uebel ſey, unter deren Bürde die Menſchen ſeufzten. Dies lautete gar nicht nach ihrem Geſchmacke. Noch empfindlicher fühlten ſie ihre Eigenliebe verletzt, als Jeſus ihnen unverblümt herausſagte: daß ſie Gott nicht kennten, und durch ihre Sinnesart und ihr Leben Ihn läſterten. „Sind wir doch Kinder Abrahams, ſo murmelten ſie verdrießlich unter ſich; wie kommt nun dieſer junge Mann von Nazareth, des Zimmermanns Sohn, dazu, uns, die wir die Auserwählten ſind, welche allein den Gott Abrahams anbeten, vorzuwerfen, daß wir ihn nicht kennen, daß wir ihn läſtern? Wohl iſt er es, der unſern Gott läſtert, indem er die vielen alten Uebungen und Gebräuche, wodurch wir Ihm unſere Verehrung bezeigen, gering zu achten ſcheint. Gibt es doch nichts Herrlicheres und Prachtvolleres, als unſer Tempel zu Jeruſalem; wie feierlich und koſtbar ſind nicht die Opfer, die dort veranſtaltet werden; wie mühevoll ſind nicht die Wallfahrten, die wir jährlich dorthin unternehmen! Wie vielmal im Jahre faſten wir nicht! Beobachten wir nicht täglich die vorgeſchriebenen Reinigungen des Körpers und der Hausgeräthe? Hüten wir uns nicht ängſtlich, unreine Dinge zu berühren? Und wie pünktlich entrichten wir nicht den Prieſtern den Zehnten von allen, ſelbſt den geringſten unſerer Früchte! Welches Volk kommt uns an Frömmigkeit gleich, verehret Gott ſo eifrig wie wir? Und welches könnte daher Gott wohlgefälliger ſeyn? welches darf ſo vorzugsweiſe auf ſeine Huld, ſeinen Segen zählen, wie wir? Wie könnte dagegen aus dem verachteten Nazareth etwas Gutes, Heilbringendes kommen? Und wo hat denn dieſer Zimmermanns-Sohn die Schrift erlernt? Hat er doch keine unſerer berühmten Schulen beſucht?" So hörte man die Juden ihren Unwillen über Jeſu Reden ergießen. Sie ſprachen gerade ſo, wie jetzt gar Viele, die ſich Chriſten nennen, wenn ein eifriger, tugendhafter Lehrer des Evangeliums ihnen bemerklich macht, daß ſie Chriſtum noch gar nicht kennen, und daß all ihr Sinnen, Trachten und Treiben ganz unchriſtlich ſey. — Jeſus ſah es mit Wehmuth, daß bei weitem die Mehreſten im Volke die Finſterniß mehr liebten als das Licht. Da jammerte ihn des blinden Volkes, und er dachte auf Mittel und Wege, wie er ihm einen Strahl der Wahrheit, wovon er ſelbſt erfüllt war, beibringen könne. Oftmals begegnete er verkrüppelten, hülfloſen, preſthaften, elenden Menſchen, die, von aller Welt verſchmäht und verlaſſen, mehr als Andere das Bedürfniß einer erbarmenden Hand fühlten, welche, gleichſam aus den Wolken herab, einen Tropfen Balſam in ihre Wunden gieße. Dieſe faßten ein Herz zu ihm. Denn ſie ſahen, wie er ſchlicht und prunklos einherging, wie er meiſt nur mit dem niedern Volke, den Armen, den Verachteten, lebte, wie er für jedes Weh und gegen jeden Trauernden und mit Mühe beladenen Mitleid bezeigte, wie er eine beſondere Zuneigung für die Kinder bewies, wie er aller

Ueppigkeit und allem äußern Schein und Glanz, der Aufſehen zu erregen ſucht, fremd war, wogegen die Laſterhaften, die Ungerechten, die Betrüger gewöhnlich mit vielem äußern Prunk auftraten, ſich vornehm gebärdeten, und ſich den Schein beſonderer Frömmigkeit gaben, während doch das öffentliche Gerücht, welches aus der Wahrnehmung ihres Lebens ſich gebildet hatte, ſie der Habſucht und Schwelgerei beſchuldigte. Viele dieſer Armſeligen wendeten ſich daher mit Zutrauen an den Lehrer von Nazareth. Er labte dann ihr gebeugtes Herz mit Worten voll Kraft und himmliſchen Troſtes. „Alle Hülfe, ſagte er zu ihnen, komme nur von Gott, der ſein Vater, aber auch der ihrige ſey.“ Wenn er dann bemerkte, daß das Herz von Mehreren dieſe Belehrung willig in ſich aufnahm, ſo verherrlichte er ſeinen Vater, mit welchem er Eins war, vor ihren Augen, indem er ſie in ſeinem Namen von manchem leiblichen Gebrechen befreite, und den drückenden Jammer hinwegnahm, der ihr Leben verfinſterte; wofür er keine Belohnung verlangte, als daß ſie nimmer mehr ſündigen, daß ſie den Willen deſſen erfüllen ſollten, dem ſie die Heilung oder die Befreiung von zeitlichen Uebeln zu verdanken hatten. So geräuſchlos Jeſus dieſe Wunder verrichtete, ſo verbreitete ſich doch ſchnell der Ruf davon im ganzen Lande, und nun gingen der Unwille und der Hohn, welche ſeine Verkündigung der bisher verkannten Wahrheit in Vielen erregt hatte, in grenzenloſe Verwunderung über. Man zog ihm ſchaarenweis nach, und die Menge, ſtets geneigt von einem Aeußerſten zum andern überzugehen, bezeigte große Luſt, ihn zum König auszurufen, indem ſie von ſeiner Wunderkraft die Erlöſung von dem ſchweren Druck, womit ihre wirklichen Beherrſcher ſie überhäuften, und den Anfang eines neuen für ſie freudenvollern Reiches ſich verſprach, wo Alle in Fülle und Herrlichkeit leben würden. Die Juden waren von Natur aus wunderſüchtig, und ein Wunder, das ſie ſahen, oder von dem ſie hörten, galt ihnen weit mehr, als die gewichtigſte Wahrheit und die am hellſten ſtrahlende Tugend. Selbſt die vielen groben Täuſchungen, womit ſie von ſchlauen Betrügern ſchon ſo oft waren hinter das Licht geführt worden, hatten ſie von ihrer Wunderſucht nicht heilen können. Daher konnten die Meiſten, ſo wenig Sinn ſie für die Belehrungen Jeſu hatten, doch an ſeinen Wundern nicht ſatt werden, und verlangten immer neue von ihm. Er machte indeſſen bald die Wahrnehmung, daß ſeine Wunder in den Meiſten nur eine unfruchtbare Bewunderung hervorbrachten, ohne daß eine Sehnſucht nach Veränderung ihres Sinnes und Lebens, wozu er ſie beſtändig aufrief, wäre geweckt worden. Einige zürnten ihm, wenn er ihre Begierde nach Wundern nicht befriedigte *). Andere nahmen ſogar von ſeinen Wunderthaten einen Vorwand zur Verläumdung; ſie verbreiteten das Gerücht, er ſtehe mit dem Oberſten der böſen Weſen in Verbindung; er ſey ein Zauberer **). Andere ſagten, er ſey wahnſinnig ***). Dieſe Gerüchte, ſo albern ſie waren, fanden bei Leuten, die der Wahn, der Aberglaube beherrſchte, vielen Eingang. Das Benehmen der Menge ließ Jeſu keinen Zweifel, daß ihr Geiſt ganz von den Trieben der Sinnlichkeit umnebelt ſey und daß die Religion, daß Gott ſelbſt in ihren Gedanken nur in ſo fern einen Werth habe, als ſie davon die Befriedigung ihrer ſinnlichen Gelüſte erwarteten. Mit offenen Augen die Wahrheit beim hellen Tageslichte zu ſehen, war ein ſo geſinntes Volk nicht fähig. Ihm die Wahrheit ohne Hülle verkünden, dachte er, hieße gerade ſo viel als koſtbare Perlen den Schweinen vorwerfen. Daher machte er es ſich jetzt zur Regel: die Lehre ſeines himmliſchen Vaters öffentlich nur unter einer leichten Hülle vorzutragen, wodurch ihr heller Glanz für blöde Augen gemildert würde. So oft ſich nun das Volk um ihn ſchaarte, ſey es, daß er auf einem Berge oder ſonſt an einem einſamen Orte, oder auf öffentlichen Plätzen ſich einfand, oder am Strand eines Meeres weilte, wo ihm etwa das Vordertheil eines dort angebundenen Schiffes zur Kanzel diente, ſprach er zum Volk nur in Parabeln und Gleichniſſen *). Dieſe beziehen ſich alle auf Gottes ewiges Reich; ſie ſind bild-

---

*) Luk. IV. 24—30.

**) Matth. IX. 34. Mark. III. 23.

***) Mark. III. 21.

---

*) Matth. XIII. 10—15. 34—35. Mark. V. 33. 34.

liche Darſtellungen der Schätze dieſes Reiches und der Mittel ſie zu erwerben, ſeiner Geſetze und Ausſichten, ſeiner Gegenwart und Zukunft. Dem gemeinen Leben entnommen, machten dieſe Bilder dem Einfältigſten das Höchſte anſchaulich. Indem ſie dem gemeinen Verſtand einleuchteten und jedes Gemüth anſprachen und zum Nachſinnen reizten, brachten ſie einen ſtarken Eindruck auch auf Solche hervor, die gewöhnlich mit offenen Augen nicht ſahen, mit offenen Ohren nicht hörten; ſie liefen von Mund zu Mund im weiten Land umher, und wurden gleichſam eben ſo viele ſchöngeprägte (geiſtige) Denkmünzen, welche das Volk in das Schatzkäſtchen ſeiner ihm theuern Ueberlieferungen hinterlegte. Sie hatten freilich auch mitunter das Loos der gewöhnlichen Denkmünzen, die ein Fürſt bei der Feier wichtiger Ereigniſſe unter das Volk werfen läßt, welches gierig nach ihnen haſcht und ihren Glanz und ihr ſchönes Gepräge bewundert und lobt, aber bald hernach ſie keiner beſondern Beachtung mehr würdigt. Doch dahin ſoll es unter uns Chriſten mit den Parabeln und Gleichniſſen unſers Erlöſers nicht kommen. Wir wollen nie vergeſſen, daß dieſe lehrreichen Sinnbilder nicht blos zu unſerm Verſtand, ſondern vielmehr an unſer ſittliches Gefühl, an unſer Gewiſſen, an unſer Herz ſprechen, daß darin, wie goldene Früchte in ſilberner Schaale, die wichtigſten Wahrheiten enthalten ſind, die unſer zeitliches und ewiges Leben berühren. Gewiß, wer mit einfältigem reinem Gemüth ihren Sinn erfaßt hat, dem wird das von Chriſtus verkündigte Reich Gottes ſich erſchließen, er wird darin kein Fremdling mehr ſeyn, vielmehr täglich darin einheimiſcher werden, und immer mehr die Seligkeit empfinden, ein Kind dieſes Reiches zu ſeyn. Wir werden aber ihre Bedeutung um ſo beſſer verſtehen, je mehr wir es uns angelegen ſeyn laſſen, zum Verſtehen unſeres eigenen Herzens, zur Erkenntniß unſerer Selbſt zu gelangen. Ihre Auslegung für's Leben haben die würdigen Verkünder des göttlichen Wortes, die als Freunde der Wahrheit und zugleich Freunde des Volkes in die Fußſtapfen der Apoſtel getreten ſind, von jeher als einen ſchönen Theil ihres Berufes angeſehen, und ſo ſind Jeſu Parabeln und Gleichniſſe ein köſtlicher Seelenſchatz aller Chriſten geworden, der von einem Geſchlecht auf das andere ſich vererbt, und der zu allen Zeiten hundertfältige Zinſen durch Auffriſchung und Belebung derjenigen Lehren gebracht hat, die unſern beſten Troſt im irdiſchen Leben und unſere ſchönſte Hoffnung jenſeits deſſelben enthalten. Eine lehrreichere Schule der Selbſt- und Menſchenkenntniß für Jedermann gibt es nicht, als Jeſu Parabeln und Gleichniſſe. Alles hier iſt Leben und Wahrheit. Ihr Treffendes überraſcht, ihre Klarheit entzückt, ihr Sinnreiches feſſelt die Aufmerkſamkeit. Der reumüthige Sünder und der aufgeblaſene Heuchler, der wahre Menſchenfreund und der argliſtige Volksverführer, die unverſtellte Liebe und die ſcheinheilige Tücke — ſie ſtehen hier leibhaft vor dir; jeder Zug iſt ſprechend und bezeichnend. Das Spiegelbild hält dich feſt; du magſt wollen oder nicht, du mußt dich ſelber darin erkennen im Guten wie im Böſen; dein Innerſtes tritt unverlarvt vor dein geiſtiges Auge. Und ſo ſinnreich und zugleich ſo gemeinfaßlich ſind dieſe Parabeln und Gleichniſſe, daß ein Jeder, auf welcher Stufe von Einſicht und Erkenntnißfähigkeit er ſtehe, ſich aus ihnen Lebensweisheit, Winke zur

Selbſterkenntniß, Ermunterung zu allem Guten, Gründe zur Beſeligung hervorholen kann. Man kann ſie daher füglich *das Volksbuch für alle Zeiten nennen*. Sind ſie doch eben ſo viele Denkblätter, deren Inhalt und Bedeutung den menſchlichen Lagen und Zuſtänden in allen Weltgegenden und Zeitaltern anpaſſend ſind. Denn ungeachtet aller Wechſel und Unterſchiede des Wandelbaren bleiben doch die Anlagen und Grundtriebe, und die nicht erkünſtelten Bedürfniſſe der Menſchen ſtets und überall dieſelben.

Der Menſchen Herz zu lenken, gleich den Bächen,
Sind die Parabeln, Gleichniſſe beſtimmt.
Ihr Geber kennt es ganz, weiß ſeine Schwächen,
Weiß auch, was Gutes in ihm lebt und glimmt.
Woran könnt' es dem Herzen noch gebrechen,
Das ſein Geſchenk mit Kindeseinfalt nimmt?
Es ſteht durch dieſe Hüll', aus Sonnenklarheit
Und Himmelsduft gewebt, die ew'ge Wahrheit.

A. Gottes Reich.

1. „Mit dem Reiche Gottes iſt es, wie wenn Einer Samen auf das Land wirft. Er ſchläft und ſteht wieder auf, Nacht für Nacht, Tag für Tag, und der Same keimt und ſchießt auf, er weiß ſelber nicht, wie. Denn die Erde trägt von ſelbſt die Frucht; zuerſt das Grasartige, dann den Halm mit der Aehre; hiernächſt das volle Getraide in der Aehre. Wenn nun die Frucht reif iſt, ſo ſchickt er die Sichel hin, weil die (Zeit der) Aernte da iſt.“ *Mark.* IV. 26—29.

Das Reich Gottes iſt *in uns, nicht auſſer uns*. Es beſteht in der Herrſchaft des Wahren und Guten. Alles Gute wird durch die Kraft der Wahrheit bewirkt, welcher gute Geſinnungen entkeimen, die dann gute Thaten hervorbringen. Das Wachsthum im Guten geſchieht nur allmählig, nur ſtufenweiſe, und kaum bemerkbar. Wer es ſich ſelber zuſchreibt, iſt fürwahr ein Thor. Von Gott haben wir die Belehrung und die Kraft und alle ihre Früchte; unſer Gemüth und Wille iſt der Boden, wo der Same gedeihen und wachſen und zur Reife kommen ſoll; an uns iſt es, dieſen Boden ſorgfältig nach der Lehre, die von Gott iſt, zu bearbeiten; der Segen kommt dann von oben herab, wie der Sonnenſchein, wie der Thau des Himmels auf das Saatfeld herabkommt.

2. „Das göttliche Reich iſt wie ein Senfkorn, welches, in die Erde geſäet, eines der allerkleinſten Geſäme auf Erden iſt. Wird es aber geſäet, ſo wächst es auf und wird größer als alle Gartengewächſe *), und treibt ſo große Aeſte, daß die Vögel der Luft unter ſeinem Schatten ruhen können.“ Mark. IV. 30—32. Luk. XIII. 18. 19.

Wie treffend iſt nicht dieſe Vergleichung zwiſchen dem Wachsthum des Chriſtenthums in der Welt und eben ſo im einzelnen Bekenner deſſelben mit dem Wachsthum des kleinen Senfkorns! Ganz unſcheinbar wie dieſes iſt der Anfang auf dem Wege zur Vollkommenheit. Hat aber einmal die Liebe Gottes und des Nächſten Wurzel gefaßt, ſo fügen ſich die entgegenſtrebenden Triebe immer mehr unter ihre milde Herrſchaft; der Geiſt wird Gebieter über die Sinnlichkeit; unter dem Schirme der mächtigen Liebe können alle Tugenden erblühen, alles Gute und Schöne im menſchlichen Leben gedeihen. Alſo Muth

---

*) Im Morgenlande nämlich.

gefaßt! Keiner verzage, der ernſtlich ein Mitglied des Reichs Gottes zu werden verlangt! Er pflege nur das Senfkorn der Liebe in ſeiner Bruſt; Gott wird ihm dann das Wachthum geben.

3. „Ein Säemann ging hinaus, um zu ſäen. Im Säen fiel Einiges an den Weg, die Vögel aus der Luft kamen und fraßen es auf; ein anderer Theil fiel auf ſteinigten Grund; es ging zwar bald auf, weil es keine tiefe Erde hatte; als aber die Sonne ſich erhob, da wurde es verſengt, und verdorrte aus Mangel an Nahrungsſaft; noch ein anderer Theil fiel unter Dornen; die Dornen wuchſen heran und erſtickten es, daß es keine Frucht gab. Einiges aber fiel in guten Boden und brachte Frucht, die heranwuchs und ſich ſo vermehrte, daß ſie zum Theil dreißig, zum Theil ſechzig, zum Theil hundertfältig wurde. Dieſes Gleichniß iſt aber ſo zu verſtehen: der Same iſt das Wort Gottes, der Säemann wer es ſäet; die am Wege ſind die, welche das Wort hören; aber kaum haben ſie es gehört, kommt der böſe Geiſt und nimmt das Wort weg aus ihrem Herzen, damit ſie nicht glauben und ſelig werden; die auf dem ſteinigen Grund Geſäeten ſind ſolche, die, da ſie das Wort hören, es mit Freuden aufnehmen; allein es fehlt bei ihnen an der Wurzel; es fehlt an der Ausdauer; eine Zeitlang glauben ſie, aber zur Zeit der Prüfung, wenn Bedrängniſſe, wenn Verfolgungen wegen des Wortes entſtehen, ſo werden ſie alsbald irre und fallen ab. Was unter Dornen fällt, das

ſind die, welche das Wort hören; allein die Sorgen der Welt, die Verblendung des Reichthums und der Wollüſte des Lebens und die Begierden nach dergleichen Dingen drängen ſich ein und erſticken das Wort, daß es fruchtlos bleibt. Was endlich auf guten Boden geſäet worden, ſind ſolche, die das Wort mit einem guten und beſten Herzen hören, es auffaſſen, es bewahren, und Frucht bringen in Geduld." Matth. XIII. 3—8. Mark. IV. 3—8. 14. 20. Luk. VIII. 5—15. 21—30.

In Vielen erregte die herrliche Erſcheinung Jeſu, der reine Glanz ſeines Wandels, die erhabene Einfalt ſeiner Thaten und die Kraft ſeiner Reden Bewunderung und Liebe. Es lag darin ein eigener höherer Reiz, dem ſie nicht widerſtehen konnten. Sie drängten ſich zu ihm hin, ſie hatten eine Freude ihn anzuhören. Allein der Eindruck ſeiner Perſon, ſeines Beiſpiels und ſeiner Lehren wurzelte bei ihnen nicht in einem feſten Entſchluſſe zum Beſſerwerden, nicht in einer Geſinnung, die ſich mit vollem Ernſt vom Nichtigen losgeriſſen und dem Unvergänglichen zugewendet hätte. Dieſer Eindruck blieb daher noch allen Gegenwirkungen des Irrwahns und der Sinnlichkeit bloßgeſtellt, die bisher ihr Gemüth von Gott und ſeinem Willen abgezogen hatten. Er hatte blos die Oberfläche der Seele berührt, und konnte mithin von jedem Luftzug der Meinung, von jeder ſchiefen, leidenſchaftlichen Beurtheilung, von dem Geſchwätz der Menge, wie viel mehr von den eigenen verkehrten

Neigungen oder den Eingebungen des Argwohns verwiſcht, von der Begierde, der Welt (den Leuten) zu gefallen, zernichtet werden. Auch wir gleichen nur zu oft jenen Hörern des göttlichen Wortes, welche die Parabel vom guten Samen bezeichnet. Wir hören, wir leſen es mit Beifall. Aber dabei laſſen wir es bewenden, ohne darauf zu denken, wie wir ihm eine Wohnſtätte in unſrer Bruſt, eine bleibende Einwirkung auf unſer Leben verſchaffen könnten. Kommt es dann auf die Ausübung an, da treten die ſchlimmen Begierden und Neigungen wieder mächtig auf, und machen ihre Scheingründe geltend, des göttlichen Wortes aber wird nimmer gedacht. — Jeder heilſame Eindruck, den ein gutes Buch, eine eindringliche Predigt, ein ſchönes, frommes Kunſtwerk, eine edle That in uns hervorbringen, iſt ein Schatz, den wir ſorgfältig bewahren, den wir für unſere Beſſerung und Veredlung nutzbar zu machen ſuchen ſollten. Die Unachtſamkeit hierin iſt vorzüglich Urſache, warum wir im Guten, in der Begründung des Reiches Gottes in uns ſo geringe Fortſchritte machen. Immer gibt es in der Welt Solche, die aus Neid oder Schelſucht, oder weil ein Sieg des Wahren und Guten ihnen Beſorgniſſe für ihren ſchnöden zeitlichen Vortheil einflößt, jede ausgezeichnete Erſcheinung, wodurch dieſer Sieg befördert wird, durch entſtellenden Tadel oder verdächtigenden Spott begeifern und zu verkleinern oder anzuſchwärzen ſtreben. Alsbald ſieht man auch die Schwachen, die kurz vorher dafür begeiſtert ſchienen und ſich in Lobpreiſungen ergoßen, kühl und kalt werden, und wo ſie vorher nur Gutes und Schönes wahrnahmen, nur noch für Aufſpürung etwaiger Mängel ein Auge haben. So geht manche heilſame Erſcheinung für uns verloren, weil wir ſie nicht feſtzuhalten und ihren Eindruck unſerm Gemüth für das Leben anzueignen verſtehen.

4. „Auch gleicht das Reich Gottes einem Sauerteige, den eine Frau unter drei Scheffel Mehl mengt, bis es ganz durchſäuert iſt. Matth. XIII. 33. Luk. XIII. 21.

Damit das Reich Gottes in uns Platz greife, muß die Liebe Gottes und des Nächſten unſer ganzes Innere durchdringen, ſie muß gleichſam zum Sauerteig unſrer Seele werden. Die chriſtliche Geſinnung, welche für Wahrheit und Gerechtigkeit alles Andere in die Schanze zu ſchlagen bereitwillig macht, muß alle unſere Triebe und Neigungen beherrſchen. Nur wenn wir es dahin zu bringen trachten, können wir hoffen, unſere Bitte werde in Erfüllung gehen: daß Gottes Reich zu uns komme.

5. „Ferner iſt es mit dem Reiche Gottes wie mit einem Schatze, der in einem Acker vergraben lag, den Jemand fand und verbarg. Voll Freude darüber geht

er hin, verkauft Alles, was er hat, und kauft dieſen Acker.“ Matth. XIII. 44. „Oder wie mit einem Kaufmann, der ächte Perlen ſucht; er findet eine von hohem Werthe, geht hin und verkauft Alles, was er hat, und kauft ſie.“ Matth. XIII. 45. 46. „Oder wie mit einem Netze, das in die See geworfen wird, und Fiſche von allen Gattungen zuſammenfängt; iſt es voll, ſo zieht man es ans Ufer, ſetzt ſich hin, lieſet die guten in ein Gefäß zuſammen und wirft die ſchlechten weg.“ Matth. XIII. 47. 48.

Wer dem Reiche Gottes angehören will, ſucht überall das Gute, wo immer er es findet, ſich eigen zu machen und das Lebendige vom Faulen zu ſondern; er prüft Alles und behält das Gute. Dieſes iſt ſein Schatz, ſeine Perle. Hat er ſie gefunden, ſo achtet er alles Andere dagegen für gering. Im Reiche Gottes iſt auſſer der Wahrheit und der Tugend Nichts von eigentlichem Werthe. Sie allein geben die Seligkeit; ſie allein machen uns fähig, uns der Gegenwart und der Zukunft recht zu erfreuen. Niemand aber findet die Wahrheit, der nicht die Liebe beobachtet (Joh. V. 42), wodurch er die Tugend (die Gerechtigkeit) erwirbt. Wem es mithin Ernſt iſt, das Reich Gottes zu beſitzen, der hänge ſein Herz an keine vergänglichen Güter. Dieſe ſind für ihn entweder Hinderniſſe, um zur Wahrheit und Tugend zu gelangen, und in ſo fern enthalte er ſich des Strebens nach ihrem Erwerbe, oder ſie ſind

Mittel, um ihm die Ausbildung für das, was göttlich iſt, zu erleichtern oder um Gutes zu ſtiften, um ſeine Liebe gegen den Nächſten zu bethätigen, und dann gebrauche er ſie zu dieſem ſchönen, löblichen Zwecke. Auf ſolche Weiſe entgeht er der Schmach, ein Sklave des Irdiſchen, Vergänglichen zu werden, und durch Anhänglichkeit daran ſeine innere Ruhe und Zufriedenheit zu verſcherzen; er erlangt vielmehr die Herrſchaft darüber, und ſetzt ſich ſo in den Stand, durch einen weiſen und frommen Gebrauch vergänglicher Güter die ewigen zu erwerben und zu vermehren. So wird der Chriſt wahrhaft der König der ihn umgebenden Schöpfung, in die er von Gott geſetzt iſt, um als Pilger dem ewigen Vaterland, wo Wahrheit und Tugend die Herrſchaft führen, entgegen zu wallen.

B. Berufung des Menſchen in Gottes Reich.

1. „Der Wind wehet, wo er will, und du hörſt ſein Getöſe; aber du weißt nicht, woher er kommt, und wohin er geht. So verhält es ſich auch mit Jedem, der vom Geiſte geboren iſt.“ Joh. III. 8.

Der Ruf und die Kraft zum Guten, der Geiſt der Wahrheit und Tugend kommt von oben. Sein

Kommen können wir uns eben ſo wenig als das Kommen des Windhauches erklären. Wenn du aber das Wehen jenes Geiſtes, ſein Ziehen nach oben nicht unbeachtet läſſeſt, und wenn du ihm nicht widerſtrebeſt, ſondern willig folgeſt, dann wirſt du ſeine Wirkung inne werden, du wirſt neugeboren, zum Kinde Gottes. Dieſe zweite Geburt wie weit wichtiger noch iſt ſie für Jeden, als die erſte! — Ueber uns verkündet ſich uns der Geiſt Gottes in dem ordnungsvollen Laufe der Geſtirne, um uns her in den Erſcheinungen der Natur und in den Begebenheiten, deren leiſer und oft lange verborgener Gang uns nicht ſelten, wenn er unverſehens ſich aufhellet, überraſcht und in Verwunderung ſetzt, in uns aber durch die Stimme unſeres Gewiſſens. Er ſpricht endlich zu uns durch das Wort, welches er in den Mund der alten Propheten, und weit mächtiger noch in den Mund unſeres Erlöſers und ſeiner Apoſtel gelegt hat. Wem es darum zu thun iſt, ein Kind Gottes zu werden, der hat für jeden Laut, wodurch er deſſen Willen vernehmen kann, ein achtſames Ohr, und ſorgfältig erwägt er die Bedeutung in ſeinem Herzen. Der Gedanke an Gott verläßt ihn nie; er wacht mit ihm auf, begleitet ihn überall hin bei allen ſeinen Geſchäften und Vergnügungen und auch wieder zur Ruhe. O daß wir doch in jedem Wink, in jeder Anregung und Anmuthung zum Wahren und Guten den Geiſt von oben erkenneten, der uns einladet, Kinder Gottes zu werden! Flehen wir an jedem Morgen um ihn, damit er uns zu dem anleite, was wir thun ſollen, und an jedem Abend, damit wir richtig prüfen mögen, was wir gethan! Denn darum iſt es zu thun, daß wir nicht nach dem Fleiſche (dem Triebe der Sinne) wandeln (Röm. Kap. VI. u. VIII.), ſondern ausziehen den alten Menſchen und anlegen den neuen, der nach Gott geſchaffen iſt (Koloſſ. IV. Epheſ. VIII.), daß wir Kinder Gottes werden.

2. „Das Himmelreich kann mit einem Könige verglichen werden, der ſeinem Sohn Hochzeit hielt. Er lud Viele zum Gaſtmahl ein, und zur Eſſenszeit ſchickte er ſeine Diener aus, den Geladenen zu ſagen: kommet, denn es iſt ſchon Alles bereit! Aber da fingen Alle nach einander an, ſich zu entſchuldigen. Der Erſte ließ ihm ſagen: ich habe ein Landgut gekauft; ein Anderer: ich habe fünf Joch Ochſen gekauft, und gehe hin, ſie zu erproben; wieder ein Anderer: ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Als die Diener mit dieſer Nachricht zurückkamen, ſprach der Hausherr voll Unwillens: gehet auf die Landſtraßen und Nebenwege, und ſo viel ihr antreffet, die Armen und Gebrechlichen, die Blinden und Lahmen, führet ſie herein. Die Knechte gingen auf die Straßen aus, und brachten, wen ſie fanden, zuſammen, und das Mahl war völlig mit Gäſten beſetzt. Als aber nun der König hereintrat, die Gäſte zu ſehen, ſah

er einen, der das Hochzeitkleid (das im Morgenlande Jedem beim Eintritt gereicht wurde) nicht angezogen hatte, und ſprach zu ihm: Freund! wie biſt du hieher gekommen ohne Gaſtkleid? Er verſtummte. Da ſprach der Herr zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, nehmet und werfet ihn hinaus in die äußerſte Finſterniß; dort wird Heulen und Zähneknirſchen ſeyn. Denn Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt.“ Matth. XXII. 2—14. Luk. XIV. 16—24.

Durch dieſes Gleichniß ſagte der Heiland den Juden: er ſey zunächſt gekommen, ſie in Gottes Reich zu berufen; wenn ſie aber ſeinem Ruf zu folgen aus Hang für das Sinnliche, aus Begierde nach irdiſcher Herrlichkeit, aus Scheu der Wahrheit und der ächten Gerechtigkeit verſchmähen würden, ſo werde doch ſein Ruf nicht umſonſt in der Welt erſchallen; denn noch zu Andern (den Heiden) werde dieſer Ruf hindringen, und Völker, die noch auf niedrigern Stufen der Erkenntniß des Göttlichen ſtehen, würden ihm folgen. Uns alle aber erinnert und mahnt das Gleichniß daran, daß wir von Gott berufen ſind, und daß es bei uns ſtehe, uns zur Beſitzergreifung des göttlichen Reiches anzuſchicken, wenn wir uns durch das Sorgen und Trachten nach dem Erwerb und Genuß der ſinnlichen Güter nicht davon abwendig machen laſſen, wenn wir das höchſte Streben unſeres Geiſtes und Herzens den ewigen Gütern (Wahrheit und Tugend) zuwenden und, mit ihnen ausgeſchmückt (im hochzeitlichen Kleide) uns vor Gott, dem Geber alles Guten darſtellen. — Viele Juden hielten ſich für die allein Berechtigten zum Beſitze des Reiches Gottes, weil ſie von Abraham abſtammten, oder weil ſie im Tempel zu Jeruſalem und nicht, wie die Samariter, auf dem Berge Garizim ihr Gebet verrichteten, oder weil ſie oft im Tage und laut riefen: Herr! Herr! Aber Jeſus erklärte dieſe Anſprüche für nichtig und erkannte nur den für ein Glied vom Reiche ſeines himmliſchen Vaters, der nach der Gerechtigkeit trachtet, die in der Liebe Gottes und des Nächſten beſteht, und dieſer Gerechtigkeit alle andern Güter hinzuopfern bereit iſt. — Mancherlei zeitliche Sorgen trachten uns ſo einzunehmen, daß wir der Einladung Gottes in ſein Reich, zum Gaſtmahl ſeiner Gnade vergeſſen. Wer ſein Herz ſich ganz von ſolchen Sorgen anfüllen läßt, wer nur ihnen nachhängt, iſt ein Thor; er verſäumt, wegen ſehr vergänglichen Dingen, ſeine Seele mit dem zu ſchmücken, was nöthig iſt, um am ewigen Gaſtmahle Theil zu nehmen.

3. „Es verhält ſich (auch) mit dem himmliſchen Reiche, wie mit einem Hausvater, der am früheſten Morgen ausging, um Arbeiter in ſeinen Weinberg zu miethen. Nachdem er mit den Arbeitern um einen Denar (eine Geldmünze) eins geworden war, ſandte er ſie in ſeinen Weinberg. Um die dritte Stunde des Tages ging er

aus, und ſah Andere auf dem Markte müßig ſtehen. Zu dieſen ſprach er: gehet auch ihr hin in meinen Weinberg; was recht iſt, will ich euch geben. Sie gingen hin. Um die ſechste und neunte Stunde ging er wieder aus, und machte es eben ſo. Um die eilfte Stunde ging er abermal aus, fand Andere ſtehen, und ſprach zu ihnen: was ſtehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie ſprachen zu ihm: Es hat uns Keiner gemiethet. Er ſagte zu ihnen: ſo gehet auch ihr in meinen Weinberg! Da es nun Abend geworden, ſagte der Herr des Weinberges zu ſeinem Verwalter: rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, und fange an vom letzten bis zum erſten. Da kamen die um die eifte Stunde Gemietheten und es empfing Jeder einen Denar. Als nun die erſten kamen, rechneten ſie darauf, daß ſie mehr empfangen würden; allein auch von dieſen empfing Jeder einen Denar. Mit Murren wider den Hausvater nahmen ſie ihn, und ſprachen: dieſe letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und du haſt uns ihnen gleich gehalten, die wir des Tages Laſt und Hitze getragen! Er aber erwiederte und ſprach zu Einem unter ihnen: Freund! ich thue dir nicht Unrecht; biſt du nicht mit mir um Einen Denar eins geworden? Nimm das Deine und gehe! ich will nun dieſen letztern ſo viel geben, als auch dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will? Oder machſt du ſcheele Augen, weil ich gutthätig bin? So werden die Letzten die Erſten und die Erſten die Letzten ſeyn; denn Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt.“ Matth. XX. 1—16.

Unter denen, die von Gott berufen ſind durch aufrichtiges, unverdroſſenes Streben nach Wahrheit und Tugend, durch Bekämpfung der Antriebe zum Böſen, ſchlimmer Vorurtheile und Täuſchungen, welche der Erkenntniß des Wahren und Guten ſich entgegenſetzen, Mitglieder ſeines Reiches zu werden, hat keiner einen Vorzug vor dem Andern anzuſprechen. Ein ſolcher Anſpruch wäre alberner Stolz und eitle Anmaaßung. Nicht uns (den Arbeitern in Gottes Weinberge) kommt es zu, das Verdienſt, die Belohnung und ihr Maaß zu beſtimmen. Dies Alles haben wir mit dem Vertrauen eines Kindes Ihm anheimzuſtellen, der die Herzen durchſchaut und nicht ſowohl auf die äuſſern Werke, als auf die innerſte Geſinnung ſieht. Was er Allen, die ſeinem Ruf gemäß ſich beſtreben und arbeiten, verſprochen hat, iſt Seligkeit, dieſſeits Zufriedenheit des Gewiſſens und zuverſichtliche Hoffnung, jenſeits der Beſitz deſſen, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat. Hoffe aber nur Keiner, in Gottes Augen auf hoher Stufe zu ſtehen, der ſich ſelbſt nicht für gering achtet!

4. „Es hatte Jemand zwei Söhne. Er ging zum Erſten, und ſagte: gehe hin, mein Sohn und arbeite heute in meinem Weinberge. Dieſer aber antwortete und ſprach: ich will nicht! Nachher aber reuete es ihn und er ging hin. Nun wandte er ſich zum Andern, und ſagte ihm daſſelbe. Dieſer antwortete: ja, Herr! ging aber

nicht hin. Wer von Beiden hat nun den Willen des Vaters gethan? Sie ſagten ihm: der Erſte. Da ſprach Jeſus zu ihnen: wahrlich, ich ſage euch, Zöllner und Huren werden eher in das göttliche Reich kommen, als ihr.“ Matth. XXI. 28—31.

Wie hoch ſtehen die Bußfertigen über den Hochmüthigen! Fehlen iſt menſchlich, aber im Böſen verharren zeugt von bösartiger Geſinnung. Und das Gute aus Ueberzeugung ſich vorſetzen, nachher aber aus feiger Scheu vor den Beſchwerden davon abſtehen, iſt ein Beweis von Schwachſinn und Wankelmuth. Wer ſo handelt, macht ſich des Erbrechts auf das Reich Gottes verluſtig. Schwankender Sinn und Mangel an Treue macht überall untüchtig zum Guten.

5. „Ein Hausvater pflanzte einen Weinberg, umgab ihn mit einem Zaun, ließ darin einen Kelter graben und einen Wachtthurm bauen, vermiethete ihn dann an Weingärtner und reiſete außer Landes. Da nun die Zeit der Früchte gekommen war, ſchickte er ſeine Knechte zu den Weingärtnern, um ſeine Früchte in Empfang zu nehmen. Die Weingärtner fielen aber über ſeine Knechte her, ſchlugen den einen, tödteten den andern und ſteinigten den dritten. Noch einmal ſchickte er Knechte, und zwar mehrere als zuvor, und ſie behandelten dieſe auf gleiche Art. Zuletzt aber ſchickte er ſeinen Sohn zu ihnen und ſprach: Vor meinem Sohn werden ſie doch wohl

Ehrfurcht haben! Als aber die Weingärtner den Sohn ſahen, ſagten ſie unter ſich: Dieſer iſt der Erbe. Auf! laſſet uns ihn tödten und uns ſein Eigenthum zueignen! Sie griffen ihn alſo an und tödteten ihn. Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird, was wird er thun? Er wird ihn andern übergeben. Das göttliche Reich wird euch entzogen, und einem Volke gegeben werden, bei dem es ſeine Früchte bringen wird. — Nachdem die Oberprieſter und Phariſäer ſeine Gleichniſſe gehört, merkten ſie wohl, daß er ſie damit meine.“ Matth. YXI. 33—40. 43. 45. Mark. XII. 1—12. Luk. XX. 9—19.

Mit treffender Wahrheit iſt hier die Art geſchildert, wie die Juden diejenigen, welche Gott an ſie ſandte, um ſie zur Sinnesänderung zu bewegen (die Propheten), und wie ſie zuletzt auch ſeinen eigenen Sohn aufnahmen. Dieſe Schilderung paßt aber auch auf Alle und Jede, die den Mahnungen zum Guten widerſtreben, die dem Licht der Wahrheit ihr Auge verſchließen, die, wenn ſie ſich auch Chriſten nennen, Chriſtum durch Böſesthun läſtern, ihn durch die Verkehrtheit ihres Herzens gleichſam neuerdings ans Kreuz ſchlagen.

C. Das rechte Verhalten im Reiche Gottes.

1. „Folge du mir, und laß die Todten ihre Todten begraben!“ Matth. VIII. 22.

Es gibt Viele, die dem Leibe nach Todte begraben, aber ſelbſt dem Geiſte nach todt ſind. Wer aber geiſtig todt iſt, wen nicht das Streben nach der Wahrheit und Tugend belebt, weſſen Herz von vergänglichen nichtigen Dingen befangen iſt, der kann auch nur todte Werke, die nur ein Scheinleben haben, die vor Gott ohne Werth ſind, hervorbringen. Die zeitlichen Sorgen ſollen uns nicht abhalten, auf das zu denken und das zu thun, was Gottes Wille von uns verlangt. Das ewige Leben des Geiſtes muß für uns einen weit höhern Werth haben, als das irdiſche.

2. „Wer ſeine Hand an den Pflug legt und hinter ſich ſchaut, der ſchickt ſich nicht zum Reiche Gottes.“ Luk. IX. 62.

Das Rückwärtsblicken auf die Bahn eines ſinnlichen, nur der Sorge für das Irdiſche und dem Genuß deſſelben zugewandten Lebens kann dem Jünger Chriſti, der nach dem Beſitz des göttlichen Reiches trachtet, nur hinderlich, nie förderlich ſeyn. Ein ſolches Rückwärtsblicken veranlaßt leicht ein Rückwärtsſchreiten; das Reich Gottes läßt ſich aber nur durch beſtändiges Fortſchreiten im Guten, durch unabläßiges Ringen gegen das Böſe erobern. „Vorwärts, immer Vorwärts!“ iſt der Wahlſpruch des ächten Chriſten, der auf dem Pfade der Tugend wandelt.

3. „Die Gewalt anwenden, reißen das Reich Gottes an ſich.“ Matth. XI. 12.

Ohne Kampf mit ſeiner böſen Begierlichkeit, ohne dieſe zu beſiegen, kann Niemand ein Mitglied des Reichs Gottes werden. Die Krone der Seligkeit wird nur dem Sieger über die Sündhaftigkeit zu Theil. Wie könnte, wer in dieſem Leben mit ſeinen böſen Trieben zu kämpfen unterläßt, im jenſeitigen die Siegerkrone hoffen? Aller Anfang freilich iſt ſchwer. Wenn wir uns aber im Anfang Gewalt anthun, ſo wird uns der Sieg täglich leichter; je länger wir hingegen ſäumen, Widerſtand zu thun, deſto ſchwächer werden wir, deſto ſtärker der Feind. Ruhen wir alſo nicht, bis alle unſere Fehler ausgerottet ſind, bis das Widerſtehen dem Böſen uns zur andern Natur, das Ueben des Guten zur Freude wird! Durch Widerſpruch laß dich nicht kränken, nicht entmuthigen! Prüfe, ob er Grund habe oder nicht. Im erſtern Falle bringt er dir Vortheil, im andern keinen Schaden. Was begegnete größerm

Widerſpruch in der Welt, als die chriſtliche Wahrheit? Was hat aber herrlicher obgeſiegt, als ſie?

4. „Gehet ein durch die enge Pforte! Denn weit iſt die Pforte, und breit die Straße, die zum Verderben führt, und Viele wandeln darauf.“ Matth. VII. 13.

Zur Sünde und zum Verderben, das ſie gebiert, wird der Menſch beſtändig und auf allen Seiten hingelockt; zahllos ſind die Verſuchungen, denen er begegnet; das Beiſpiel der Menge zieht ihn zum Böſen fort, und wer mit dem Strome der verderbten Sitten und Gewohnheiten ſchwimmt, findet gewöhnlich mehr Beifall und Gunſt, als wer ſich ihm widerſetzt. Zur Tugend hingegen führt nur ein Weg und dieſer iſt ſchmal: nur Selbſtverläugnung und Bekämpfung der Gelüſte, nur Ausharren und Muth in Behauptung des Rechten, des Wahren, nur ſtandhafter Widerſtand gegen die Schlechten und ihre Zumuthungen. Während die Welt dem Menſchen eine weite Pforte eröffnet, um durch die Sünde ins Verderben zu rennen, zeigt die Tugend ihm nur ein enges Thor, durch das er mit Mühe zur Seligkeit eingehen kann. Wir ſind zwiſchen die zwei Wege hingeſtellt; unſer iſt die Wahl. Welcher Vernünftige wird dem mühſamen Pfad, der zur Seligkeit führt, vor dem breiten Weg, der zum Verderben führt, nicht den Vorzug geben?

5. „Es iſt leichter, daß ein Kameel (oder ein Schiffsſeil) durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme.“ Matth. XIX. 24. Luk. XVIII 25.

Jede ſinnliche Begierlichkeit, wenn man ihr die Herrſchaft läßt, macht unfähig zur reinen Erkenntniß der Wahrheit und zur treuen Uebung des Guten. Wer hat dies nicht ſchon erfahren? Aber vorzüglich bringt die Anhänglichkeit an Geld und Gut und das Vertrauen auf deſſen Beſitz dieſe Wirkung hervor. Der Habſüchtige, der Geizige lebt einzig in dem Gedanken, ſeine Habe zu bewahren und zu vermehren; ihm iſt er ſtets geneigt, alles andere hintanzuſetzen; durch ihn wird ſein Gefühl für das Wohl und Weh Anderer immer mehr abgeſtumpft. Er verliert zuletzt alle Tüchtigkeit zum Guten, während er zu allem Böſen aufgelegt wird. Der Geizige, der Habſüchtige iſt ein elender Knecht der ſinnlichen Güter, an die er ſein Herz hängt. Sucheſt du hingegen vor Allem, Gottes Willen zu thun, ſchätzeſt du dies für das höchſte, ja das einzig wahre Gut, dann biſt du der Herrſcher über die andern Güter, und, wäreſt du auch arm daran, doch reicher als der reichſte Beſitzer irdiſcher Schätze, deſſen Abgott ſie ſind.

6. „Aergert dich dein rechtes Auge, ſo reiß es aus, ärgert dich deine Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von dir! Denn es iſt dir beſſer, daß Eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Körper in die Hölle fahre.“ Matth. V. 29. 30.

Unſere Schooßneigungen, unſere Lieblingsvergnügungen, die Erdengüter, die den größten Reiz für uns haben, vergleicht Jeſus mit unſerm rechten Auge und unſerer rechten Hand, weil von allen unſern Gliedern keines uns ſo wichtige Dienſte leiſtet, als dieſe, und wir ihrer, wir mögen was immer thun und beginnen, am wenigſten entbehren können. Wenn aber Jemandes rechtes Auge oder rechte Hand von einem ſo bösartigen Uebel ergriffen würde, daß das Leben dadurch in Gefahr geriethe, wer würde Bedenken tragen, das Auge oder die Hand hinzugeben, um das Leben zu retten? Wie viel mehr ſollten wir allem dem entſagen, und uns weit von ihm entfernen, was für unſere Gelüſte großen Reiz hat, von dem wir aber wiſſen, daß es unſere Unſchuld, unſere Tugend in die augenſcheinlichſte Gefahr bringt, daß es unſer Herz verdirbt, unſern Sinn für Recht und Wahrheit trübt, unſere Kraft zum Guten ſchwächt, und unſern Hang zum Böſen verſtärkt? — Wenn wir niemals unſer großes Ziel aus den Augen verlieren, ſo werden wir kein Bedenken tragen, uns aller Neigungen zu entledigen, die uns von dem Ziel abhalten. Dies iſt freilich oft ſchmerzlich. Aber was iſt dieſer vorübergehende Schmerz gegen den Verluſt der Zufriedenheit, der Gewiſſensruhe, der Ausſicht auf das ewige Leben?

7. „Wer von euch, der einen Thurm bauen will,

ſetzt ſich nicht zuvor hin, den nöthigen Aufwand zu berechnen, ob er auch habe, um es auszuführen? Damit nicht, wenn er den Grund gelegt, und es doch nicht vollenden könnte, Alle, die es ſehen, ſeiner zu ſpotten anfangen, und ſagen: dieſer Menſch hat angefangen zu bauen, und kann es nicht ausführen. Oder, welcher König zieht gegen einen andern zum Kriege aus, ohne zuvor wohl überlegt zu haben, ob er im Stande ſey, mit Zehentauſend dem entgegen zu rücken, der mit Zwanzigtauſend wider ihn anrückt? — Auf ähnliche Art kann auch Keiner von euch, der nicht Allem, was er hat, entſagt, (ſein Herz davon losmacht) mein Jünger ſeyn.“ Luk. XIV. 28—33.

Wem es ein wahrer Ernſt iſt, durch Erkenntniß und Befolgung des Willens Gottes ein Mitglied ſeines Reiches zu werden, der lebt nicht leichtſinnig in den Tag hinein, der überläßt ſich nicht, wie ein Rohr jedem Winde der Meinung und des Zufalls, der hat vielmehr nichts Angelegentlicheres, als durch unbefangenes Durchforſchen ſeines Innern zur Selbſterkenntniß zu gelangen, und wohl zu überlegen, was ihm abgehe und mangle, welches ſeine ſchwachen Seiten und Blößen ſeyen, und durch welche Mittel er allem dem abhelfen, und ſeinen Sinn für Wahrheit und Tugend empfänglicher machen, der Verſuchung entgehen, von ſchlechten oder gefährlichen Angewöhnungen ſich losreißen und täglich im Guten ſich vorwärts bringen könnte. — Die nöthigſte Kenntniß für

Jeden iſt die Kenntniß ſeiner Selbſt. Wie kannſt du dich beſſern, wenn Jedermann deine Fehler kennt, nur du nicht? — Wenn dir Jemand zur Kenntniß deiner Schwächen und Fehler behülflich iſt, ſo betrachte ihn als deinen beſten Freund! — Wer ſiegen will, muß vor Allem ſich ſelber, muß die Kräfte ſeines Feindes und ſeine eigenen genau kennen und darauf bedacht ſeyn, wodurch er dieſen die Uebermacht verſchaffen könne; er wird ſich dann mit tüchtigen Waffen ausrüſten; und ſtets wachſam auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht von ſeinem Feinde überliſtet oder unverſehens überfallen zu werden. Ohne Selbſterkenntniß und Wachſamkeit kein Sieg!

8. „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt wie ein Kindlein, der kommt nicht hinein.“ Mark. X. 15.

Was iſt unſchuldiger als ein kleines Kind? „Ihrer iſt das Himmelreich,“ ſagt von den Kindern der Heiland; in ihnen iſt der Sinn für alles Wahre und Gute (für alles Himmliſche) noch rein und unverſehrt; die Erfahrung des Irrthums und der Sünde hat ihn noch nicht getrübt. Wem es demnach ein Ernſt iſt, die Wahrheit und Tugend in ſich zur Herrſchaft zu bringen, kann nichts Beſſeres thun, als ſich zu beſtreben, ſo unbefangen, ſo rein von Vorurtheilen, von böſen Begierden, Neigungen und Abſichten zu werden, wie ein ſchuldloſes Kind. Dann wird ihm offenbar werden, was den Gelehrteſten und denen, die nach dem

Sinn der Welt ſich die Weiſeſten dünken, ewig verborgen bleibt, weil ihnen der Stolz, die Eitelkeit oder die Angewöhnung des Böſen, oder die Verblendung des Irrthums die Empfänglichkeit, es rein und klar aufzufaſſen, geſchwächt oder verfinſtert hat.

9. „Ein reicher Mann hatte einen Gutsverwalter. Dieſer wurde ihm als Verſchwender ſeiner Güter angegeben. Er ließ ihn zu ſich rufen und ſagte ihm: Wie? was höre ich von dir? Lege Rechnung von deiner Verwaltung ab! denn du wirſt nicht mehr mein Verwalter bleiben können. Da dachte der Verwalter bei ſich: was ſoll ich anfangen, da mir mein Herr die Verwaltung nimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln ſchäme ich mich. Ich weiß, was ich thun will, damit ſie mich, wenn ich der Verwaltung entſetzt bin, in ihre Häuſer aufnehmen. Er ließ nun von den Schuldnern ſeines Herrn einen nach dem andern zu ſich rufen. Dem erſten ſagte er: wie viel biſt du meinem Herrn ſchuldig? Dieſer ſprach: Hundert Tonnen Oel. Da ſprach er zu ihm: Nimm deinen Schuldbrief, ſetze dich geſchwind hin, und ſchreibe fünfzig! Darauf ſprach er zu einem Andern, und wie viel biſt du ihm ſchuldig? Dieſer ſagte: Hundert Malter Weizen. Da ſprach er zu ihm: Nimm deinen Brief und ſchreibe achzig! Und der Herr lobte den ungerechten Verwalter, in ſo fern er doch klug gehandelt hatte; ſind doch die Kinder dieſer Welt in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes! So ſage ich auch zu euch:

Machet euch Freunde mit dem falſchen Mammon, damit ſie euch, wenn ihr hinſcheidet, in die ewigen Wohnungen aufnehmen. — Kein Knecht kann zweien Herren dienen: entweder wird er den Einen haſſen und den Andern lieben, oder er wird ſich an den Einen halten und den Andern aus der Acht laſſen. Ihr könnet nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen.“ Luk. XVI. 1—13.

Wie der kluge Verwalter ſeinen irdiſchen Vortheil verſtand, indem er mit dem Gute ſeines Herrn Freunde zu gewinnen bedacht war, ſo würden wir für unſern ewigen bleibenden Vortheil am beſten ſorgen, wenn wir die uns von Gott anvertrauten zeitlichen Güter liebreich anwendeten, um Anderer Noth zu lindern, um unſern und Anderer Geiſt auszubilden, um das Gemeinwohl zu fördern. Durch eine ſolche Anwendung der zeitlichen Güter würden wir uns den Beifall Gottes erwerben, der der eigentliche Herr dieſer Güter iſt, und einſt darüber von uns Rechenſchaft fordern wird. Muß man ſich nicht verwundern, ſo vielfältig ein entgegengeſetztes Benehmen in der Welt wahrzunehmen? So oft es ſich um einen zeitlichen Vortheil handelt, da ſäumen wir keinen Augenblick und laſſen uns Mühe und Anſtrengung nicht gereuen. Woher denn die Fahrläßigkeit, die Trägheit, die Gleichgültigkeit, wo das Ewige, wo die Sache des Reiches Gottes, wo Recht und Tugend von uns ein Opfer, Muth oder Standhaftigkeit fordern? Bei der Erwerbung eines kleinen, vergänglichen Gutes zeigen wir uns als kluge Leute; das höchſte unvergängliche Gut aber: die Rechtſchaffenheit, ein unbeflecktes Gewiſſen verſcherzen wir gleich Thoren. Und wenn wir auch Wohlthätigkeit üben, ſo geſchieht es doch oft nur, um uns einen guten Schein zu geben und damit unſere Laſter zu verdecken. Wo liegt der Grund dieſer Verkehrtheit anders, als in dem Wahne: daß wir Gott und dem Mammon zugleich dienen, daß wir unſer Herz zwiſchen der Gerechtigkeit und Begierlichkeit theilen können, daß es thunlich ſey, ſeinen Gelüſten nachzugehen und dennoch Gott zu verehren? So wähnten auch die Phariſäer: ſie ſchienen äuſſerlich fromm, den Blick gen Himmel gerichtet; innerlich aber waren ſie voll Ruchloſigkeit. Solche Leute dünken ſich fein und klug; aber, ihrer Schminke ungeachtet ſind ſie die elendſten Geſchöpfe, ohne eine Spur geſunden Lebens, Andern und ſich ſelber verächtlich. Sie wähnen, Gott täuſchen zu können. Aber ſie täuſchen nur ſich ſelber. Denn unmöglich iſt es, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen.

10. „Seyd klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben!“ Matth. X. 16.

Weil wir in einer Welt leben, die gemeinhin den Wahn und Trug mehr liebt, als die Wahrheit, die ſich vor dem Lichte fürchtet, welches die geheimen

Triebfedern ihres Thuns und Treibens aufdecken möchte, ſo hat Jeder, dem das Reich Gottes am Herzen liegt, eben ſo viel Klugheit als Einfalt nöthig, damit er der Argliſt und Heuchelei keine Blößen gebe. Weder Verſtellung und Doppelzüngigkeit, noch unbeſonnenen Eifer ſetzte der Heiland den Schriftlehrern und Phariſäern entgegen, ſondern einen Charakter und ein Benehmen voll ſchlichter Offenheit und kunſtloſer Einfalt, aber mit ſteter Wachſamkeit gegen ihre Anſchläge verbunden, wodurch ſie die Wahrheit, die er vortrug, der Menge verdächtig und verhaßt zu machen ſtrebten. Auf Erden wird die Wahrheit von vielen angefeindet, die Tugend von Vielen gehöhnt oder verläumdet. Der Chriſt muß daher, wenn er der Lehre Jeſu getreu bleiben will, mit zwei Eigenſchaften ausgerüſtet ſeyn, mit wachſamer und behutſamer Klugheit und mit argloſer Einfalt des Herzens. Beide muß er verbinden, um den Fallſtricken der Täuſchung und der Sünde zu entgehen, um nicht durch das eitle Geſchwätz der Thoren oder die Argliſt der Böſen irre geleitet, durch den Spott und Hohn der Leichtfertigen oder Gottloſen wankend gemacht oder durch die Reize ſinnlicher Begierlichkeit auf den Weg des Laſters verlockt zu werden. Die Klugheit warnt ihn vor der Gefahr, damit er nicht unbeſonnen hineinſtürze, oder wehrlos von ihr überraſcht werde; die Herzenseinfalt aber gibt ihm in der Gefahr den nöthigen Muth, damit er ſeinen Glauben, ſeine Treue am Wahren und Guten unverſehrt erhalte.

11. „Werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor, damit ſie nicht mit ihren Füßen ſie zertreten, ſich umwenden uud euch verreiſſen.“ Matth. VII. 6.

Die Wahrheit gleicht einer koſtbaren Perle. Man hüte ſich, ſie der Entweihung und Läſterung der Böſen, der Unreinen, der Leichtfertigen bloszuſtellen. Anſtatt ſie den Blinden, deren Auge für ihre Auffaſſung unempfänglich ſind, aufzudringen, ſollen wir ſie nur vor den Sehenden im vollen Glanze leuchten laſſen und uns befleißen, in den Andern den Sinn, (die Sehkraft) dafür dadurch zu entfalten, daß wir ſie auf die guten Früchte der Wahrheit aufmerkſam machen, daß wir in ihnen die Einſicht der ſchlimmen Wirkungen des Wahnes und der Täuſchung hervorrufen, daß wir ſie durch unſer eigenes der Tugend geweihtes Leben für die Wahrheit gewinnen, welche ihm zur Leuchte dient. — Wer der Wahrheit dienen, wer ſie fördern will, muß ihr ſo viele Freunde und ſo wenig Feinde, als es thunlich iſt, erwecken; ſelbſt in der Vertheidigung der Wahrheit muß er von keinem leidenſchaftlichen Eifer ſich hinreißen laſſen, der den Gegner nur beleidigt und aufreizt, der ihm Wunden ſchlägt, ohne zu ihrer Heilung Balſam darein zu gießen.

12. „Jemand ließ vor ſeiner Abreiſe ſeine Knechte zu ſich kommen und übergab ihnen ſeine Güter. Dem einen gab er fünf Talente, dem andern zwei, dem dritten eins, Jedem nach ſeiner Fähigkeit, und reiste ſofort ab. Der fünf Talente empfangen, ging hin, handelte damit, und gewann fünf andere. Eben ſo, der zwei empfangen, und gewann zwei andere. Der aber nur eins empfangen, ging hin, vergrub es in die Erde und verbarg das Geld ſeines Herrn. Nach langer Zeit kam der Herr dieſer Knechte zurück und hielt mit ihnen Rechnung. Da trat der herzu, welcher fünf Talente empfangen und brachte noch fünf andere, ſprechend: Herr! du haſt mir fünf Talente übergeben, ſiehe, ich habe noch fünf andere dazu gewonnen. Sein Herr ſprach zu ihm: Wohl, du guter und treuer Knecht! du warſt über Weniges treu, ich will dich über Vieles ſetzen; kehre ein in die Freude deines Herrn! Darauf kam auch der, welcher zwei Talente empfangen hatte, und ſprach: Herr! zwei Talente haſt du mir gegeben; ſiehe, ich habe noch zwei andere gewonnen. Sein Herr ſprach zu ihm: Wohl! du guter und treuer Knecht! du warſt über Weniges treu, ich will dich über Vieles ſetzen; komm zum Freudenmahle deines Herrn! Endlich kam auch der, welcher ein Talent erhalten und ſprach: Herr, ich kenne dich, daß du ein harter Mann biſt; du ernteſt, wo du nicht geſäet, und ſammelſt ein, wo du nicht ausgeſtreuet haſt; deswegen fürchtete ich mich, ging hin und vergrub dein Talent in die Erde. Siehe, da haſt du das Deinige

wieder! Sein Herr aber ſprach zu ihm: du böſer und fauler Knecht! wußteſt du, daß ich ernte, wo ich nicht geſäet und einſammle, wo ich nicht ausgeſtreut habe, ſo hätteſt du mein Geld an die Wechsler geben ſollen; dann hätte ich bei meiner Zurückkunſt das Meinige mit Gewinn zurückerhalten. Nehmet ihm alſo das Talent, und gebet es dem, der zehn Talente hat! Denn wer hat, dem wird gegeben, ja bis zum Ueberfluß gegeben werden; wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen.“ Matth. XXV. 14—29. Luk. XIX. 11—26.

Gute Anlagen, Fähigkeiten, Unterricht, Kenntniſſe, Erfahrungen, Glücksgüter ſind lauter Geſchenke Gottes; ſie ſind uns aber nur zur getreuen Anwendung, gleich Verwaltern, übergeben. Wir müſſen uns gefaßt halten, darüber genaue Rechenſchaft abzulegen. Gott fordert von Keinem mehr, als er leiſten kann. Aber je mehr uns anvertraut iſt, deſto mehr wird von uns gefordert. Jede Gabe, die wir unbenutzt laſſen oder zum Böſen verwenden, legt uns eine Schuld gegen den Geber auf, und je mehr wir uns mit ſolchen Schulden beladen, ohne ſie abzutragen, deſto unwürdiger werden wir am Tage der Rechenſchaft erſcheinen, Theilnehmer des Reiches zu werden, das nur denen verheiſſen iſt, die die Früchte der ihnen zur Verwaltung gegebenen Güter vorweiſen können. Wenn du die von Gott dir geſchenkten Naturgaben nicht anbaueſt, wenn du ihren Gebrauch vernachläſſigeſt, wenn du dein Geld und

Gut nur zur Befriedigung ſchnöder Gelüſte verwendeſt, gleichſt du dann nicht dem untreuen Knecht, der ſein Talent in die Erde vergrub? — Unter allen Geſchenken Gottes iſt die Botſchaft von ſeinem Reiche durch Chriſtus bei weitem das größte. Aber dieſe Botſchaft kann nur denen zum Heil gereichen, die mit kindlichem Gebet treue Berufserfüllung verbinden, und ſo in ſich Gottes Reich durch Heiligung ihres Sinnes mittelſt gewiſſenhafter Befolgung der Vorſchriften Chriſti zu verwirklichen trachten. Wer ſich aber nur einen Chriſten nennt, wer ſich damit begnügt, die äußern Gebräuche der Chriſten mitzumachen, auch der iſt ein fauler Knecht, der das ihm anvertraute Talent vergräbt. Sein Chriſtenthum iſt todt; es wird ihm übler ergehen, als dem, welchem die chriſtliche Wahrheit verhüllt geblieben iſt, der ſich aber doch ſeinem Gewiſſen getreu verhielt.

13. „An ſeiner Frucht kennt man den Baum.“ Matth. XII. 3. Luk. VI. 44.

Woran ſollte man mit Zuverſicht erkennen, ob eine Sache, eine Perſon, eine Unternehmung, ein Werk gut ſey, als an ihren Früchten? Wie unbillig wäre es daher von uns, wenn wir von Gott verlangten, er möchte uns für gut anſehen, wenn wir leer an jeder guten Frucht, entblößt von guter Geſinnung und That, nur zu ihm rufen: Herr! Herr! — Auch unſer Urtheil über Alles in der Welt würde weit gerechter, billiger und richtiger ausfallen, wir würden weniger getäuſcht werden, wenn wir uns überall die Früchte zum Augenmerk nähmen, ohne uns von bloßen Worten und äußerm Schein einnehmen zu laſſen.

14. „Jeder Baum, der keine guten Früchte trägt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Matth. VII. 18. 19. Luk. III. 9.

Ein Baum, der bei aller Pflege keine gute Frucht trägt, wird von dem Beſitzer umgehauen und zur Feuerung verwendet. Kann der Taugenichts, der, aller Mahnungen und Zurechtweiſungen ungeachtet, nur ſchlechte oder gar keine Früchte bringt, mit Billigkeit ein beſſeres Loos erwarten? Daß wir gute Früchte bringen, liegt an uns. Die Kraft dazu verſagt uns Gott nicht, wenn wir ihn herzlich darum bitten, und bereitwillig ſind, die von Gott verliehenen Gaben recht anzuwenden.

15. „Ein Jeder (hingegen), der meine Lehre hört und ſie auch befolgt, iſt einem weiſen Manne gleich, der ſein Haus auf einen Felſen baute. Der Platzregen fiel, die Flüſſe ſtrömten, die Winde ſtürmten, ſie ſtießen hin auf das Haus, und es fiel nicht; denn auf einem Felſen ſtand es gegründet. Wer hingegen meine Lehren hört, ohne ſie zu befolgen, gleicht einem thörichten Menſchen, der ſein Haus auf Sand bauete. Der Platzregen fiel,

die Winde ſtürmten, ſie ſtießen hin auf das Haus, und es fiel und ſchrecklich war ſein Fall.“ Matth. VII. 34—27. Luk. VI. 47. 48. 49.

Es gibt nur Einen feſten, unerſchütterlichen Felſengrund unſerer Glückſeligkeit: Liebe Gottes und des Nächſten; ungeheuchelte Rechtſchaffenheit nach dem Vorbilde Chriſti, gewiſſenhaft und mit Zuverſicht auf Gott ausgeübt, der zu allem Guten das Wachsthum und Gedeihen verleiht. Ein Haus, auf dieſen Fels gebaut, ſey unſer Leben! Dann können wir ohne Sorge ſeyn. Die Stürme von Auſſen werden uns nicht bewältigen. Wenn wir aber auf nichtswürdige Dinge unſer Vertrauen ſetzen, wenn wir thöricht genug ſind, unſere Tugend auf äußern Schein, auf körperliche Uebungen, auf Worte ohne That zu ſtützen, und unſerer Zufriedenheit den Beſitz vergänglicher Güter und flüchtigen Sinnengenuß zur Grundlage zu geben, iſt ſich's zu wundern, wenn jede Verſuchung uns wankend macht, jede Gefahr uns erſchüttert und entmuthigt, jede getäuſchte Erwartung uns troſtlos macht und jedes Leiden uns in den Staub niederbeugt?

16. „Niemand flickt auf ein altes Kleid ein Stück von neuem Tuche; denn das neue Stück reißt ſich von dem Kleide ab, und ſo würde der Riß nur ärger. Man gießt auch jungen Wein nicht in alte Schläuche; die Schläuche würden ſonſt berſten, der Wein auslaufen,

und die Schläuche verloren ſeyn; ſondern jungen Wein gießt man in neue Schläuche. So werden beide erhalten.“ Matth. IX. 16. 17.

Kein Flickwerk, im Sittlichen, wie in ſinnlichen Dingen, iſt von Dauer. Soll wahre, gründliche Beſſerung ſtatt finden, ſo muß der ganze Menſch erneuert werden. Begnügen wir uns ſchon damit, einzelne gute Angewöhnungen anzunehmen, einige löbliche gute Werke zu verrichten, ohne die innere Geſinnung und die Neigungen des Willens, welche die Wurzeln der Tugend und des Laſters ſind, zu verbeſſern, ſo thun wir weiters nichts, als einige glänzende Purpurlappen auf einen ſchlechten zerriſſenen Rock aufnähen, die bald wieder losreiſſen und dadurch den Riß noch vergrößern. Ein Thor iſt derjenige, der ſich einbildet, ein Chriſt zu ſeyn, wenn er ſich blos zum chriſtlichen Glauben mit dem Munde bekennet, aber innerlich der alte Götzendiener ſeiner verkehrten Begierlichkeit bleibt. Er gleicht demjenigen, der den neuen Wein in einen alten Schlauch gießt; dieſer berſtet und der Wein geht verloren. Den ganzen alten Menſchen müſſen wir ausziehen, um dem Evangelium nachzufolgen. Wer aufrichtig begehrt, daß das Geſetz Chriſti in ihm herrſche, der muß der Sünde von ganzem Herzen entſagen, ſich ganz von ihr losreiſſen. — So iſt es auch mit der Kindererziehung. Wird ihr nicht die ſittliche Bildung des Herzens, ſeine Richtung zu Gott zum

Grunde gelegt, ſo iſt alle Verſtandes-Bildung, ſo ſind alle Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, die man den Kindern beibringt, eitler Schein, bloßer Firniß, unhaltbares Flickwerk. Eine ſolche Erziehung kann kein gutes und glückſeliges Leben hervorbringen. Gottesfurcht iſt aller Weisheit Anfang.

17. „Ein Reich, das wider ſich ſelbſt entzweit iſt, kann keinen Beſtand haben.“ Mark. III. 24.

Uebereinſtimmung der Geſinnung und der That, der Worte und Beſtrebungen iſt der Grund alles Dauerhaft-Guten. Der Menſch, der mit ſich ſelber im Widerſpruch ſteht, iſt wankelmüthig und untüchtig zu einem wahrhaft tugendhaften Leben: ein Rohr, von jedem Luftzuge hin und her bewegt. Eine Haushaltung, wo nicht Eintracht die Glieder in allen wichtigern Dingen verbindet, geht ſchlecht, wenn auch ſonſt die Glieder manche guten Eigenſchaften beſitzen. Nichts kann recht gedeihen, wenn die Glieder nicht zuſammenſehen. Jedes Unternehmen, jeder Beruf verlangt um zu gedeihen, daß alle Handlungen übereinſtimmen, daß nicht ein Tag niederreiſſe, was der andere gebaut, daß kein Mißklang zwiſchen Wort und That, zwiſchen den Grundſätzen und dem Leben beſtehe. Damit ein Leben wirklich chriſtlich genannt zu werden verdiene, muß thatkräftige Liebe, die Seele des Chriſtenglaubens, überall die Herrſchaft führen. Gib Alles auf, was Gott nicht will, und du wirſt Ruhe finden!

18. „Es iſt eine gute Sache um das Salz; wenn aber das Salz ſeine ſalzende Kraft verliert, womit will man ſie ihm wieder geben?“ Mark. IX. 48. 49. Luk. XIV. 34. 35.

Die fromme gute Geſinnung gibt den Werken ihren Werth; ohne ſie haben ſie keinen; ſie kann durch Nichts erſetzt werden. — Die ſchönſten herrlichſten Talente bleiben unfruchtbar oder erzeugen nur Böſes, wenn die Geſinnung ihnen nicht eine höhere Gott gefällige Weihe und Richtung verleiht. — Der größte Reichthum und Wohlſtand wird öde und unſchmackhaft, wenn es an Sinn und Geſchick fehlt, ſie gut anzuwenden.

19. „Nicht von dem Brode allein lebt der Menſch, ſondern von jedem Worte Gottes.“ Matth. IV. 4. Luk. IV. 4.

Was das Brod für den Leib, das iſt das Wort Gottes für die Seele. Wie gering und elend iſt der Menſch, der ſich nur leiblich wohl befindet, deſſen Seele aber brach und öde liegt, der nur für das ſinnliche Leben beſorgt iſt, das geiſtige aber vernachläßigt? Welchen Troſt hat ein Solcher, wenn ſein Leib erkrankt, wenn ſeine Fähigkeit zu ſinnlichen Genüſſen ſtumpf wird, oder ihm die Mittel dazu entgehen? Wie verächtlich iſt der, in welchem die Sinnlichkeit den Geiſt erdrückt, der nur körperlich lebt, geiſtig aber todt iſt! Der Menſch kann eine Fülle von Gütern und Genüſſen beſitzen und ſich doch unglücklich fühlen, weil ihm das höhere Gut — ein unbeflecktes Gewiſſen oder Zufriedenheit abgeht. Durch keinen irdiſchen Genuß wird das Herz befriedigt. Dies vermag nur das Bewußtſeyn der Einigkeit mit Gott.

20. „Dein Auge iſt deines Körpers Leuchte. Iſt nun dein Auge lauter, ſo wird dein ganzer Körper licht ſeyn. Wenn es aber ſchlecht iſt, ſo wird auch dein Körper finſter ſeyn. Siehe nun wohl zu, daß nicht das Licht, was in dir iſt, Finſterniß werde!“ Matth. VI. 22. 23. Luk. XI. 34. 35.

Das Bewußtſeyn vor Gott, das Gewiſſen iſt unſerer Seele, was das Auge für den Körper iſt. Wie finſter wird es nicht in einer Seele, der die Stimme des Gewiſſens Vorwürfe macht, der dieſe Stimme ſagt: daß ſie aufgehört habe, Gott zu gefallen! Wer aber dieſe Stimme betäubt, wer ſie zum Schweigen zu bringen ſtrebt, in dem nimmt die Finſterniß dergeſtalt die Oberhand, daß er blind von Vergehen in Vergehen ſtürzt.

21. „Das verurtheilt die Menſchen, daß ſie, da das Licht in die Welt gekommen, doch die Finſterniß mehr

liebten, als das Licht. Denn ihre Handlungen waren böſe.“ Joh. III. 19. 20. 21.

Als das Licht der Welt iſt der Erlöſer in die Welt gekommen. Wer dieſes Licht in ſein Herz aufnimmt, wandelt im Lichte und wird das Ziel nicht verfehlen. Lichtſcheue hingegen iſt der Anfang und der Anfang und der Ausgang alles Böſen. Sie entſpringt immer aus verkehrten Neigungen. Man fürchtet ſich vor ihrer Erkenntniß; man beſorgt, ſie möchten ans Tageslicht kommen. Man ärgert ſich über die Wahrheit, die unſere Lieblingsneigungen verdammt, die über unſer Leben ein ſtrenges Gericht hält. Man verſchließt ihr Auge und Ohr. Zuletzt geht die Lichtſcheue in verſtockten Wahrheitshaß über. Dieſer hat den Heiland gekreuzigt. Der Lichtſcheue wird ein Todfeind der Wahrheit und Gerechtigkeit und aller deren, die ſie zu verfechten den Muth haben. Wen ſehen wir als Feind des Lichtes, als Lobpreiſer der Finſterniß auftreten? Es ſind ſelbſtſüchtige Menſchen, die gern ungeſtört im Schatten ihren Gelüſten nachhängen und Böſes verüben wollen. Sie fürchten, wenn das Licht die Oberhand bekäme, ſo möchten ſie in ihrer Blöße daſtehen, alle ihre Verkehrtheiten würden aufgedeckt werden.

D. Liebe, das höchſte Geſetz im Reiche Gottes.

1. „Ein Geſetzlehrer trat auf, Jeſum zu prüfen (ſeiner Geſinnung den Puls zu fühlen), und ſprach: Lehrer! was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? Er aber ſprach zu ihm: was ſteht im Geſetze geſchrieben? wie lieſeſt du? Er antwortete: du ſollſt Gott, deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, nach allen Kräften, mit deinem ganzen Gemüthe, und deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. Da ſprach Jeſus zu ihm: Sohn! richtig haſt du geantwortet, thue das, ſo wirſt du leben. Aber jener wollte ſich rechtfertigen und ſprach zu Jeſus: wer iſt mein Nächſter? Da nahm Jeſus das Wort, und ſprach: Ein Menſch reiſete von Jeruſalem nach Jericho hinab, und fiel unter die Straßenräuber; dieſe plünderten ihn aus, verwundeten ihn, gingen weg und ließen ihn halbtodt liegen. Es begab ſich aber, daß ein Prieſter denſelben Weg hinabreiſete, und da er jenen ſah, ging er vorüber. Auch ein Levit, der des Weges kam, trat näher und ſah ihn und ging ebenfalls vorüber. Ein Samariter aber, der des Weges reiſete, ging auf ihn zu, und als er ihn ſah, wurde er innigſt gerührt. Er trat hinzu, verband ihm die Wunden, goß Oel und Wein hinein, hub ihn auf ſein Laſtthier, brachte ihn zur Herberge und pflegte ſein. Am folgenden Tage zog er

zwei Denare heraus, gab ſie dem Wirthe und ſprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch über das aufwenden wirſt, will ich dir bei meiner Rückkehr erſtatten. Wer dünkt dir nun von dieſen Dreien dem, der unter die Straßenräuber gefallen war, der Nächſte geworden zu ſeyn? Der Geſetzlehrer ſprach: Der Mitleid an ihm bewies. Da ſagte Jeſus zu ihm: So gehe hin und handle du eben ſo!“ Luk. X. 25—37.

Jeder, der unſer Mitleid anſpricht, unſerer Hülfe bedarf, iſt — unſer Nächſter! Da fällt aller Unterſchied von Stand, Nation und Glaubensbekenntniß hinweg. Nur die Selbſtſucht ſieht hier auf ſolchen Unterſchied, indem ſie Vorwände ſucht, um da, wo ihr die Wohlthätigkeit unbehaglich iſt, ihre Ausübung zu unterlaſſen. Die Liebe kennt ſolchen Unterſchied nicht; ſie fragt nicht lange nach Nebenumſtänden, bevor ſie handelt. Sie ſieht in dem Elenden, Hülfsbedürftigen einen Bruder, ja Chriſtus ſelbſt vor ſich. Sie trauert mit dem Trauernden; ſie leidet mit dem Leidenden. Ihre Hand ſtreckt ſich immer zuerſt dorthin aus, wo die Noth am größten, am dringendſten iſt. Sie gibt ohne zu zögern, aus der Fülle des Herzens, ohne zu klügeln, zu rechnen, zu mäckeln, ſo viel ſie vermag, damit geholfen werde; denn nur darum iſt es ihr zu thun. Wer ſo aus Liebe ſeinem Nächſten beiſpringt, danket Gott, daß er ihm die Mittel gegeben, Andern zu helfen. Denn was iſt beſeligender für ein liebendes Herz, als dies? —

Hülfe zu leiſten, die Noth zu lindern, ſey immer unſer erſter Gedanke! Iſt dein Nächſter in eine Grube gefallen, oder liegt er verlaſſen und elend da, was kann es ihm frommen, wenn du dich erſt erkundigeſt, wer er ſey und wie er in ſolchen Zuſtand gerathen? Trachte nur vor Allem, ihn herauszuziehen. Dann magſt du immerhin die weitern Erkundigungen anſtellen. Der Samariter, der auf ſolche Art Barmherzigkeit übte, war in den Augen der Phariſäer und Schriftgelehrten ein Irrgläubiger. Deß ungeachtet ſtellt ihn der Heiland Allen als ein Vorbild der ächten Erfüllung des Gebots der Liebe, welches der Grund des Chriſtenthums iſt, dar, indem er ſagt: handle du eben ſo! *) Dadurch gibt uns zugleich der Herr die große Lehre: daß wir den Werth jedes Menſchen, wer er immer ſey, darnach beurtheilen ſollen, wie er das Gebot der Liebe in Ausübung bringt.

2. „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner, der eine war ihm fünfhundert, der andere fünfzig Denare ſchuldig. Da ſie aber nicht bezahlen konnten, ſchenkte er beiden die Schuld. Wer von beiden wird ihn wohl mehr lieben?“ Luk. VII. 41. 42.

Wenn wir noch ſo viel wohlthun, bleiben wir noch weit hinter dem zurück, was wir Gottes Liebe

---

*) Seyd ihr parteiiſch, ſo handelt ihr ſündlich. Jak. II. 9.

zu uns zu verdanken haben; wenn wir unſerm Nächſten noch ſo viel Schulden erlaſſen, wie Wenig iſt es gegen die Schulden, um deren Erlaß wir ſelbſt Gott zu bitten haben! Wie großen Grund haben wir nicht, Gott zu lieben!

3. „Wenn du deine Gabe auf den Altar bringeſt, (wenn du in die Kirche geheſt, um Gott deine Verehrung zu bezeugen), und dich erinnerſt, daß dein Bruder Etwas wider dich habe, ſo laß deine Gabe dort vor dem Altar, und gehe hin, verſöhne dich zuvor mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe!" Matth. V. 23. 24. Mark. XI. 25.

Liebe iſt der Hauptgottesdienſt. Ohne ſie kann man Gott nicht dienen. Allem Gottesdienſt gibt ſie erſt die Weihe, den rechten Werth*). Wer da ſagt: er liebe Gott und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebt, den er ſieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſieht (Joh. IV. 20)? Die Liebe iſt Gottes größtes Gebot. Wer Gott liebt, liebt auch den Bruder. Bewahre die Liebe in deinem ganzen Leben, und du haſt den vollen Inhalt der heil. Schriften erfüllt. Daher werde Alles, was du thuſt, in Liebe gethan! (Röm. XII. 15.)

---

*) Jakobus ſchrieb daher ſo wahr als ſchön (I. 27.): „Eine reine unbefleckte Religion von Gott dem Vater iſt dieſe, ſich der Waiſen und Wittwen in ihrer Bedrängniß annehmen, und ſich ſelber unbefleckt vor der Welt erhalten.

4. „Warum ſiehſt du den Splitter in deines Bruders Auge, und bemerkeſt den Balken in deinem eigenen Auge nicht? Oder wie magſt du zu deinem Bruder ſagen: Halte ſtill! ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, und ſiehe! in deinem eigenen Auge iſt der Balken.“ Matth. VII. 3. 4.

Die Liebe richtet nicht. Wer hat dich zum Richter deines Bruders beſtellt? Wie trüglich iſt nicht der äuſſere Schein! Nur Gott durchſchauet ganz des Menſchen Geſinnungen. Wir alle ſind Sünder vor Gott; wir alle müſſen uns ſtellen vor den Richterſtuhl Chriſti, wo Jeder für ſich ſelbſt Gott Rechenſchaft geben wird. (Röm. XIV. 4. 10. 12.) Biſt du eingedenk deiner eigenen Fehler und Schwächen, ſo wirſt du leichter die der Andern ertragen. Trachte, dich ſelbſt zu erkennen, und du wirſt mild werden in Beurtheilung Anderer! Strenge gegen dich ſelbſt wird dir auch zu deiner Verbeſſerung weit mehr Vortheil bringen, als Strenge gegen deinen Nächſten.

5. „Ich ſage euch, daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel ſeyd, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe und regnen läßt über Fromme und Laſterhafte.“ Matth. V. 45.

Auch der irrende, auch der fehlende, ſelbſt der laſterhafte Menſch iſt noch unſer Bruder, hat auf unſere Liebe Anſpruch. Sie ihm verweigern, iſt unchriſtlich. Mäßige deinen Eifer über die Schwachheiten und Vergehen des Nächſten durch den Gedanken an Gott, der auch dem Böſen ſeine Sonne und ſeinen Regen, das iſt ſeine mancherlei Wohlthaten nicht entzieht, um ihn zur Erkenntniß Deſſen, dem er alles Gute zu danken hat und zur Erkenntniß und zur Beſſerung ſeiner Selbſt zu bewegen. Würden wir nie vergeſſen, daß wir Alle Kinder Eines Vaters ſind, ſo würden wir jeden Mitmenſchen als Bruder behandeln, und dann würde es bald beſſer ſeyn auf Erden.

6. „Wenn ihr Almoſen gebet, ſo wiſſe deine Linke nicht, was deine Rechte thut.“ Matth. VI. 3.

Wohlthätigkeit gegen den Nächſten wird durch die Abſicht, das Lob der Welt einzuärnten, verunreinigt. Es iſt Einer dort oben, dem jeder Trunk Waſſers, dem Durſtenden gereicht, bekannt iſt. Daran laſſe ſich's der chriſtliche Menſchenfreund genügen! Ob die Leute dich loben, daran liegt wenig; aber ſehr viel, ja Alles daran, daß dein Thun Gott wohlgefalle.

7. „Willſt du ein Gaſtmahl anſtellen, ſo lade Arme, Gebrechliche, Lahme und Blinde dazu ein, weil ſie dir nicht vergelten können.“ Luk. XIV. 13. 14.

Das herrlichſte Gaſtmahl iſt die chriſtliche Wohlthätigkeit; an dieſem Gaſtmahle ſitzt Chriſtus ſelbſt unter der Geſtalt der Dürftigen, der Nothleidenden. Wer ein ſolches Gaſtmahl veranſtaltet, ahmt Gott nach, der beſtändig in der ganzen Welt das Gaſtmahl der Liebe hält. Wer daran Theil nimmt, wie könnte er Gott ſeine Dankbarkeit beſſer bezeigen, als indem er ſeine Gaben zur Wohlthätigkeit gegen bedürftige Brüder verwendet? Gott wird es ihm am ewigen Gaſtmahl vergelten, das er denen bereitet hat, die ihn von Herzen lieben. (Luk. XIV. 15.)

8. „Wehe dem, durch welchen Aergerniſſe kommen; es wäre ihm heilſamer, daß an ſeinen Hals ein Mühlſtein gehangen und er ins Meer geworfen würde!“ Luk. XVII. 2.

Der Aergerniß gibt, begeht vielfachen Seelenmord. Seine Schuld iſt um ſo größer, als er ſelbſt dann, wenn er einſt Reue über ſeine That fühlen würde, vielleicht nimmer im Stande wäre, alles Uebel, was ſie geſtiftet hat, wieder gut zu machen. Mancher, der ſeinen Mitmenſchen Aergerniß gibt, handelt wie ein leichtſinniger Knabe, der zum Spiel von einem hohen Berge Steine herabwirſt; er denkt nicht daran, daß vielleicht unten Leute wandeln, welche die Steine verwunden könnten; oder wie einer, der unvorſichtig mit Licht oder Feuer umgeht, ohne zu bedenken, daß er dadurch einen Brand anzünden könnte, wodurch Vieler Leben, Hab und Gut in Gefahr gebracht würde.

9. „Schlägt dich Jemand auf die rechte Wange, ſo wende ihm auch die andere zu.“ Matth. V. 39.

Durch Gelaſſenheit und Sanftmuth wird der Beleidiger am beſten entwaffnet, und ſeines Unrechts überwieſen.

10. „Will Jemand vor Gericht mit dir ſtreiten, und dir den Rock nehmen, ſo laß ihm auch den Oberrock!“ Matth. V. 40.

Rechtshändel haben immer etwas Gehäſſiges und geben leicht auch demjenigen, der volles Recht hat, Anlaß, oder reizen ihn auf, die Liebe zu verletzen. Was iſt gewöhnlich der Gegenſtand ſolcher Händel? Ein Gut, wovon du an der Schwelle der Ewigkeit Nichts mit hinüber nehmen wirſt. Doch, mag auch „Unrecht leiden, ſich in ſeinem Rechte verkürzt ſehen,“ ſchmerzlich ſeyn, ſo iſt doch von ſeinem Rechte etwas nachlaſſen in vielen Fällen ein Beweis, nicht von Schwäche, ſondern von edler Denkart und richtiger Einſicht. Der Friedfertige ſorgt für die Ruhe ſeines Gemüthes und erſpart ſich vielen Kummer, manche bittere Stunde im Leben. Nicht ſelten glaubt jeder Theil, das Recht ſtehe auf ſeiner Seite. Die Eigenliebe macht immer parteiiſch. Und wer kann ſich zutrauen, von Eigenliebe ganz frei zu ſeyn? Der Chriſt vermeide daher, wo er kann, ſich in Rechtshändel zu verwickeln; er biete willig zur friedlichen Ausgleichung die Hand, und bringe lieber ein Opfer, als daß er ſich mit ſeinem Mitmenſchen in ein Verhältniß verwickle, das nur zu oft eine Saat von

Liebloſigkeit wird. Selig ſind die Friedfertigen! (Matth. V. 9.)

E. Ohne Demuth kann Niemand ein Glied des göttlichen Reiches werden.

1. „Wer unter euch der Erſte ſeyn will, ſey euer Knecht!“ Matth. XX. 27.

Des Chriſten Kennzeichen iſt die Liebe. Dieſe verlegt ſich aber nicht auf's Herrſchen; ihr Geſchäft iſt, Andern zu dienen. Eben dadurch ſchmückt ſie das Haupt des Chriſten mit der unvergänglichen Krone des göttlichen Reiches, während der Herrſchbegierige ſich ſelbſt zum Sklaven ſeiner Leidenſchaft erniedrigt.

2. „Wer ein (unſchuldiges) Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich geſandt hat. Denn wer der Kleinſte unter euch Allen iſt, der wird groß ſeyn.“ Luk. IX. 48. Matth. X. 40. „Wenn ihr euch nicht umändert, und werdet, wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht ins himmliſche Reich kommen. Wer ſich aber erniedrigt, demüthig ſeyn wird, wie ein Kind, der wird

der größte ſeyn im himmliſchen Reiche.“ Matth. XVIII. 1 ꝛc. Mark. IX. 33 ꝛc.

Der kindliche Sinn iſt weit erhaben über den Weltſinn. Wahre Tugend kann jener nur erzeugen, dieſer aber iſt der Vater aller Laſter. Der Alles nach irdiſchem Vortheil berechnende Weltſinn macht ſchon die Erde zur Hölle, der Gott ergebene Kinderſinn verſetzt ſchon im Erdenleben ins Himmelreich. Wer aber den Kinderſinn nicht hat, der iſt auch für die wahre Liebe Gottes und des Nächſten untüchtig; nur Selbſtſucht hat Gewalt über ihn; er betrachtet Alles and ſchätzt Alles nur mit dem Auge der Selbſtſucht. Das aber iſt gerade das Große, Bewunderungswürdige des Chriſtenglaubens, daß er uns unaufhörlich an den Geiſt der Liebe verweiſt, der allein Jeglichen von uns in alle Wahrheit einführen kann, wir mögen gelehrt ſeyn oder ungelehrt, hoch ſtehen in der Welt oder niedrig, arm ſeyn oder reich, fein gebildet oder in Einfalt erzogen, und durch den auch die Wiſſenſchaft, die Gewerbſamkeit, die Bildung, der äußere Wohlſtand erſt ihren Werth erhalten, indem ſie uns Mittel werden, Gutes zu thun. Auch die heiligen Schriften, auch die Belehrungen, die wir darüber erhalten, machen uns dann erſt mit Gott recht bekannt, wenn wir ſie mit dem kindlichen Geiſt der Liebe in uns aufnehmen, welcher beſtändig antreibt und Kraft verleiht, das erkannte Gute im Leben zu vollbringen. Gott, alle ſeine

Vollkommenheiten und ſeinen heiligen Willen uns offenbaren kann einzig der kindliche Geiſt der Liebe, wenn er in uns recht lebendig geworden iſt. Mag unſere Wiſſenſchaft auch die ganze Welt, Himmel und Erde umfaſſen, ſie entdeckt uns zwar ſehr viel Schönes, Großes, Erhabenes, aber das Vollkommene zeigt ſie uns nicht. Eben ſo belehrt uns die Betrachtung unſers Innern und die Betrachtung des Thuns der Menſchen, daß vortreffliche Anlagen zum Guten dem menſchlichen Geiſt eingepflanzt ſind. Aber durch wie viel Unvollkommenes wird dieſe Wahrnehmung geſtört, und ſelbſt die guten Anlagen geben uns nur einen ſchwachen Wiederſchein des Vollkommenen. Lebt aber die thatkräftige Liebe in uns, dann hört alles Zweifeln, Schwanken und Zagen auf; wir tragen die helle Zuverſicht deſſen, was göttlich iſt, in uns: Gott ſelbſt lebt in uns, wir leben in ihm. Denn Gott iſt die Liebe. (Joh. IV. 8.)

3. „Wenn du zu einem Hochzeitmahle geladen biſt, ſo ſetze dich nicht an den erſten Platz. Es möchte ein Vornehmerer als du von ihm eingeladen ſeyn, und der, welcher dich und ihn geladen hat, möchte dann zu dir ſagen: räume dieſem den Platz ein! Alsdann müßteſt du mit Schimpf den letzten Platz einnehmen. Vielmehr, wenn du geladen biſt, ſo gehe und ſetze dich auf den letzten Platz; wenn dann der Gaſtgeber käme, und zu dir ſpräche: Freund! rücke höher hinauf! ſo hätteſt du

die Ehre vor Allen, die mit zu Tiſche ſitzen. Denn wer ſich erhöhet, der wird erniedriget, und wer ſich erniedriget, der wird erhöhet werden.“ Luk. XIV. 8—11.

Der Stolz, der Hochmuth iſt der Vorläufer des Falles, der Demüthigung. Beſcheidenheit erwirbt überall Achtung. Wer der Ehre würdig iſt, ſteht höher, als wer Ehre erhält, ohne ſie zu verdienen. Wer ſich hervordrängt, wer begierig nach den erſten Plätzen trachtet, erregt leicht den Verdacht, daß er mehr Eitelkeit habe als Verdienſt. Wird ſchon bei einem Gaſtmahle auf Erden dem Beſcheidenen der Vorzug eingeräumt, wie vielmehr wird am Gaſtmahle des himmliſchen Reiches derjenige den erſten, Platz erhalten, der von dem Gefühle durchdrungen iſt, daß er ohne Gottes Beiſtand Nichts vermöge. Was hilft aller Verſtand, wenn Gott nicht leitet, was alle Stärke, wenn Gott nicht ſchirmt?

4. „Es gingen zwei Männer hinauf in den Tempel, um zu beten. Der eine war ein Phariſäer; der andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtellte ſich für ſich allein hin, und betete alſo: Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie die übrigen Menſchen, die Raubſüchtigen, die Ungerechten, die Ehebrecher oder auch wie dieſer Zöllner da. Zweimal in der Woche faſte ich, Alles, was ich beſitze, verzehnte ich. Der Zöllner aber ſtand von Ferne, und wagte nicht einmal die Augen zum Himmel zu heben, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: Gott ſey mir

Sünder gnädig! Ich ſage euch, dieſer ging begnadigt in ſein Haus hinab, nicht aber jener. Denn wer ſich erhöhet, der wird erniedriget, wer ſich erniedriget, der wird erhöhet werden.“ Luk. XVIII. 10—14.

Nicht wer ſich ſelbſt lobt, iſt bewährt, ſondern wen der Herr lobt (2. Kor. X. 18). Jeder, welcher vergißt, daß er vor Gott ein Sünder ſey, gleicht dem Phariſäer. Hoch über ihm ſteht vor Gott der Sünder, der im tiefen Gefühle ſeines Elends ſich vor Ihm demüthigt. Ach! der Beſte iſt ein Sünder vor dem Auge des Vollkommenen. Wie wenig der Menſch ſich auf ſich ſelbſt (ſeine Gerechtigkeit) verlaſſen dürfe, zeigt uns Petrus, den der Herr vor allen Apoſteln auszeichnete. Ihn, der ſeinem Meiſter, bevor er in den Tod ging, ewige Treue ſchwur, der noch im Oelgarten voll Eifer das Schwert für ihn zog, machte bald hernach ein Anhauch von Eitelkeit, die falſche Scham, welche das Wort einer geringen Magd in ihm erweckte, zu ſeinem Verleugner. Wer ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle! — Doch nie iſt der Hochmuth ſchändlicher, als wenn er die Farbe der Demuth trägt. Der Gleißner täuſcht zuweilen die Leute, unter denen er lebt. Das Auge des Allſehenden zu täuſchen vermag er nicht. Was du vor Gott biſt, das biſt du werth, nicht mehr. Das Zeugniß eines guten Gewiſſens hat einen weit andern Werth, als aller vorüberrauſchende Ruhm im Munde der Leute. Nur wer dieſes Zeugniß für ſich hat, darf ſich wahrhaft freuen.

5. „Wer von euch, der einen Knecht hätte, der pflügte oder das Vieh hütete, würde wohl bei ſeiner Zurückkunft vom Felde zu ihm ſagen: Gehe ſogleich hin und ſetze dich zu Tiſche! Wird er nicht vielmehr ſagen: Bereite mir das Abendeſſen, ſchürze dich und warte mir auf, nachher kannſt auch du eſſen und trinken. Oder ſollte er dem Knechte Dank dafür wiſſen, weil er that, was ihm befohlen? Ich glaube nicht. So ſprechet auch ihr, wenn ihr Alles gethan, was euch befohlen: wir ſind unnütze Knechte; wir thaten nur, was unſere Schuldigkeit war.“ Luk. XVII. 7—10.

O dächten wir doch ſtets daran: daß wir Knechte Gottes ſind, und daß wir bei unſerm redlichſten Beſtreben doch nie mehr thun können, als unſere Schuldigkeit iſt! Wie ganz andere, wie viel größere Fortſchritte würden wir dann machen auf der Bahn der Tugend und Gottſeligkeit! Nie würden wir ſtille ſtehen, nie uns vom eiteln Wahn unſeres Werthes oder Verdienſtes einſchläfern laſſen. Wir würden einzig auf unſer Tagewerk ſehen und täglich wahrnehmen, daß es noch weit von ſeiner Vollendung entfernt ſey.

F. Nur durch wahre Buße kommt der Sünder in Gottes Reich.

1. „Es hatte Jemand zwei Söhne. Der jüngere von ihnen ſprach zum Vater: Vater! gib mir den mir zufallenden Theil des Vermögens. Da theilte er das Vermögen unter ſie. Nach wenigen Tagen nahm der jüngere Sohn Alles zuſammen, und zog in ein fremdes Land; da brachte er ſein Vermögen mit einer ausſchweifenden Lebensart durch. Nachdem er nun Alles verſchwendet hatte, entſtand eine große Hungersnoth in jenem Lande, und auch er fing an, Noth zu leiden. Jetzt zog er hin und her, und drängte ſich einem Bürger jenes Landes auf, der ihn auf ſein Landgut ſchickte, die Schweine zu hüten. Gerne hätte er da ſeinen Magen mit ſolchen Früchten gefüllt, welche die Schweine fraßen; aber Keiner gab ihm etwas. Jetzt kam er zu ſich ſelber und ſprach: wie viele Taglöhner haben bei meinem Vater Brod im Ueberfluß, und ich muß hier noch Hungers ſterben! Auf! zu meinem Vater will ich gehen, und zu ihm ſagen: Vater! geſündigt habe ich wider den Himmel und vor dir; dein Sohn zu heiſſen, bin ich nicht werth, mache mich zu einem deiner Taglöhner! Er machte ſich auf, und ging zu ſeinem Vater. Schon von Weitem erblickte ihn ſein Vater, und ward von dem innigſten Er-

barmen gerührt; er lief auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Da ſprach der Sohn zu ihm: Vater! an Gott und an dir habe ich mich verſündigt; ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen. Der Vater aber ſagte zu ſeinen Dienern: bringet das beſte Oberkleid her und ziehet es ihm an; ſtecket ihm einen Ring an die Finger und gebet ihm Schuhe an die Füße! Holet das Maſtkalb und ſchlachtet es; wir wollen eſſen und froh ſeyn! Denn dieſer mein Sohn war todt, und lebt wieder; verloren war er und iſt wiedergefunden. Nun fingen ſie an, ſich der Freude zu überlaſſen. Sein älterer Sohn war aber auf dem Felde. Da er zurückkam und dem Hauſe ſich nahete, hörte er Muſik und Tanz. Er rief einen der Diener zu ſich und erkundigte ſich, was das bedeute? Dieſer ſagte ihm: dein Bruder iſt gekommen, und dein Vater hat das Maſtkalb ſchlachten laſſen, weil er ihn geſund wieder erhalten. Da wurde er aufgebracht und wollte nicht hinein gehen. Jetzt trat ſein Vater hinaus, und fing an, ihn zu bitten. Er aber antwortete ſeinem Vater: Siehe! ſo viele Jahre diene ich dir, nie habe ich deine Befehle übertreten, und du haſt mir noch nicht einmal einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden luſtig ſeyn könnte. Jetzt aber, da dieſer dein Sohn gekommen iſt, der dein Vermögen mit den Huren aufgezehrt hat, ließeſt du ihm das Maſtkalb ſchlachten. Er aber ſprach zu ihm: lieber Sohn! du biſt immer bei mir, und Alles, was mein iſt, iſt dein. Froh ſeyn und ſich freuen iſt doch billig; denn dieſer dein Bruder war todt und lebt wieder; verloren war er und iſt wieder gefunden.“ Luk. XV. 11—32.

Wir ſehen hier ein getreues, ganz nach dem Leben entworfenes Bild des Sünders, der, nachdem er aus Erfahrung den Jammer der Sünde hat kennen lernen, ſich aufrichtig zur Buße wendet. Nichts gleicht dem tiefen Elend, das die Sünde hervorbringt. Aber oft braucht es lange Zeit, bis der Sünder zum rechten Gefühl dieſes Elendes kommt. Wenn er aber dann darüber nachdenkt, wenn er ſein jetziges Elend mit dem frohen Bewußtſeyn, als er noch ſchuldlos lebte, vergleicht, da muß ihn inniger Schmerz der Reue über ſeine Vergehungen ergreifen. Die Reue aber gebiert in ihm den Entſchluß, von der Sünde ſich loszureißen, Allem zu entſagen, was ihn in ihre Dienſtbarkeit gebracht, und von jetzt an ein neuer Menſch zu werden. Nun gilt es, daß er ohne Zögerung ſeinen Entſchluß ausführe, damit die böſen Triebe nicht durch neue Vorſpiegelungen ſich ſeines Herzens bemächtigen. Demüthig wirft er ſich mit dem offenen Bekenntniß ſeiner Schuld in die Arme ſeines himmliſchen Vaters. Er bekennt, daß er nicht werth ſey, noch ſein Sohn zu heißen, daß nur das Erbarmen des Vaters ihn ſeiner Schuld entledigen und ihn wieder unter ſeine Kinder aufnehmen könne. Dies heißt, wahre Buße thun, und noch nie hat ein Sünder ſie gethan, den Gott nicht wieder in ſein Reich aufgenommen hätte. Denn

Gottes Barmherzigkeit iſt nicht wie die der Menſchen. Dieſe iſt gewöhnlich ſehr beſchränkt; ſie geht ſelten ſo weit, gänzlich des begangenen Fehltritts, der empfangenen Beleidigung zu vergeſſen und noch ſeltener, den Beleidiger unter die Zahl geliebter Freunde aufzunehmen. Gottes Barmherzigkeit hingegen hat keine Grenzen. Der wahrhaft gebeſſerte Sünder iſt in ſeinen Augen wieder eben ſo ſein geliebtes Kind, wie der, welcher ſich bisher ſtets der Tugend befliſſen hat. Die Sünderin Magdalena wurde zur ausgezeichneten Jüngerin des Erlöſers, der hartſinnige Chriſtenverfolger Saulus zur Verkündigung ſeiner beſeligenden Lehre erkoren. Uebrigens hätten wir Alle vollen Grund, die Barmherzigkeit Gottes gegen den Büßer nachzuahmen. Sind wir doch Alle Sünder, und wer ſteht, der hüte ſich, daß er nicht falle!

2. „Wenn der unreine Geiſt (der Sünde) aus dem Menſchen herausgegangen iſt, ſo wandelt er durch dürre Gegenden, (wo keine Leidenſchaft und Begierden der Sünde Nahrung gewähren), um Ruhe zu finden; aber er findet ſie nicht. Dann ſpricht er: ich will in mein Haus, woher ich kam, zurückkehren. Er kommt, findet es leer, geſäubert und ausgeſchmückt; geht wieder hin und nimmt noch ſieben andere Geiſter, noch ſchlimmer als er ſelber iſt, mit ſich; die kommen und nehmen da die Wohnung. Und ſo ſteht es zuletzt mit dieſen Menſchen ärger, als es anfangs war.“ Matth. XII. 43—45. Luk. XI. 24—26.

Mit der Buße, auch wenn ſie wahr und aufrichtig iſt, hört die Gefahr der Sünde nicht auf, und der Rückfall macht den Zuſtand noch ſchlimmer als vorher. Das iſt eben der Fluch der Sünde, daß ſie Sünde gebiert, daß ſie die Neigung zum Böſen verſtärkt, die freithätige Kraft des Willens zum Widerſtande ſchwächt. Auch der, der Buße gethan, der ſich mit Gottes Gnade von der Sünde losgeriſſen hat, bleibt den Verſuchungen ausgeſetzt, und bedarf der Wachſamkeit, des Gebets und des Kampfes, um ihnen nicht wieder zu erliegen. Es verhält ſich mit der Sünde, wo ſie ſich durch Buße aus einem Herzen verwieſen ſieht, wie mit einem Feldherrn, der eine Veſtung oder das Schlachtfeld verloren hat; er ſinnt auf neue Liſten und Waffenkünſte, oder auf Bundesgenoſſen und Gehülfen, um das Verlorne wieder zu erobern. Die Sünde iſt unermüdet in Erfindung neuer Anreizungen und Täuſchungen, um den, der ſich von ihr losgemacht hat, durch Erregung und Lockung der böſen Begierlichkeit wieder in ihre Netze zu verlocken. Bringt ſie ihn nun zum Rückfall, ſo verſtärkt ſie die Bande ihrer Knechtſchaft und weiß den neuen Sklaven ſo zu umgarnen und zu verblenden, daß es ihm noch weit ſchwerer wird, als das erſtemal, wieder die Freiheit zu gewinnen.

3. „Wenn ein Starker, bewaffnet, ſeinen Vorhof bewacht, ſo bleibt das Seinige in Sicherheit. Wenn aber

ein Stärkerer als er über ihn kommt, und ihn überwindet, ſo nimmt er ihm ſeine Waffenrüſtung, auf welche er ſich verließ, und theilt ſeine Beute aus.“ Luk. XI. 21. 22.

Niemand verlaſſe ſich auf ſich ſelber! In dieſem Leben hört die Nothwendigkeit des Kampfes niemals auf. Die Sünde gleicht einem wilden Thiere, das ſtets umherzieht, um auf Raub zu lauern; wird ſie auch auf einer Seite vertrieben, ſie kehrt wieder auf einer andern zurück. Um uns gegen ſie ſicher zu ſtellen, müſſen wir beſtändig bedacht ſeyn, uns ſtärker zu machen, als ſie iſt, und dies iſt nur dann möglich, wenn es uns gelingt, dem Gedanken an Gott und dem Wunſch ihm durch Erfüllung ſeiner Geſetze zu gefallen in uns die Herrſchaft zu verſchaffen. Wachet und betet!

G. Zu viele zeitliche Sorgen hindern am Beſitze des göttlichen Reiches.

1. „Sehet auf die Vögel in der Luft! ſie ſäen nicht, ſammeln nicht in Vorrathshäuſer, und euer himmliſcher Vater ernährt ſie! Seyd ihr nicht viel mehr als ſie? Sehet wie die Feldlilien wachſen! Sie arbeiten nicht, ſie ſpinnen nicht, und doch ſage ich euch: nicht einmal Sa-

lomon in ſeiner ganzen Pracht war wie eine von dieſen gekleidet. Wenn nun Gott Feldblumen, die heute blühen und morgen in den Ofen geworfen werden, ſo kleidet, ſollte er nicht viel mehr euch kleiden, ihr Kleingläubigen?" Matth. VI. 26—31.

Zu weit getriebene Sorge für das Zeitliche verräth ein geringes Vertrauen auf Gott, deſſen liebreiche Fürſorge alle ſeine Geſchöpfe, beſonders die Menſchen umfaßt, und iſt zugleich das größte Hinderniß, den Willen Gottes zu erfüllen, der darin beſteht, daß wir unſern Geiſt Seinem Geiſt nachbilden, daß wir ſeine Liebe und ſeine Gerechtigkeit nachzuahmen trachten ſollen. Arbeiten, thätige und zweckmäßige Verwendung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten iſt eines Jeden Pflicht. Aber dieſe Arbeit muß nicht ausſchließlich darauf gerichtet ſeyn, daß wir uns Nahrung und Kleidung und für andere leibliche Bedürfniſſe das Nöthige erwerben. Wie arm und elend wird unſer Geiſt, wenn wir über dieſer Sorge die edlere, höhere für ſeine Vervollkommnung verſäumen! Den Leib, hinfälligen Staub, den Würmern, der Verweſung zum Raub beſtimmt, iſt der eitle Menſch ſorgſam auszuſchmücken befliſſen; aber die Seele, der Unſterblichkeit beſtimmt, und einer ſtets höhern Veredlung empfänglich, vernachläßigt er. Wie thöricht!

2. „Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo

Roſt und Motten freſſen, und wo Diebe nachgraben und ſtehlen. Vielmehr ſammelt euch Schätze für den Himmel. Denn wo dein Schatz iſt, da iſt auch dein Herz." Matth. VI. 19. 20. 21. Luk. XII. 34.

Mit dem Beſitze von ſinnlichen Gütern iſt immer die Beſorgniß ihres Verluſtes verknüpft. Er allein macht ſchon auf Erden Niemand glücklich. Aber wie bettelarm und gering iſt der Reichſte und Mächtigſte am Schluſſe ſeiner Tage, wenn er es verſäumt hat, Tugendſchätze zu ſammeln! All ſein Beſitzthum, ſein Reichthum, ſeine Macht, Alles, woran er ſein Herz gehängt, entſchwindet auf einmal vor ihm wie ein Dunſt, wie ein Schatten, und er ſieht nirgends Etwas, was er noch ſein nennen könnte! — O wie voll Täuſchung iſt nicht die Welt über den Werth der Reichthümer und der glänzenden Zuſtände, um deren Erwerb man ſich ſo viele Mühe gibt, und um deren Beſitz man Andere oft ſo ſehr beneidet! Selten iſt ihr Beſitz mit wahrer Zufriedenheit verbunden. Nicht nur verbittern Sorgen und Kummer den Genuß des Reichen, ſondern er iſt auch einer Menge Verſuchungen ausgeſetzt, die gewöhnlich bei mittelmäßigen Glücksumſtänden unbekannt ſind. — Könnten diejenigen, die ſich mit ihrer Hände Arbeit den Unterhalt erwerben, in die Bruſt der Reichen und Vornehmen ſchauen, ſie würden dieſelben mehrentheils bedauern, anſtatt ſie zu beneiden. Der werthvollſte Schatz iſt ein gutes, fleckenloſes, verwurfſreies Gewiſſen. Wer ſich, in welchem Stand' er lebe, dieſen Schatz unverſehrt bewahrt, iſt der reichſte; er genießt ſchon auf Erden eine Glückſeligkeit, mit welcher nichts anderes zu vergleichen iſt, und mit Zuverſicht ſieht er dem Jenſeits entgegen.

3. „Machet euch (daher) Beutel, die nicht veralten; einen Schatz, der im Himmelreich nimmer vergeht.“ Luk. XII. 33.

Jeder kann ſich ſo einen Schatz ſammeln, er mag arm oder reich ſeyn, hoch oder niedrig ſtehen. Die Liebe iſt es, die den Schatz für's Himmelreich ſammelt. In jeder Lage aber findet die Liebe Gelegenheit, ſich thätig zu erweiſen. Genügſamkeit, Geduld, Sanftmuth, Nachſicht, Dienſtfertigkeit ſind lauter Mittel, wodurch die Liebe Schätze für das Himmelreich erwirbt. Wer aber vermöglich, wer reich, wer mächtig iſt, der ſetze den höchſten Werth dieſer Glücksgaben darein, daß ſie ihm Mittel darbieten, durch Wohlthun am Nebenmenſchen einen Schatz für die Ewigkeit zu ſammeln.

4. „Es war ein reicher Mann, dem ſein Feld viele Früchte trug. Er überlegte bei ſich und ſagte: wie ſoll ich es machen, da ich nicht Platz genug habe, wo ich meine Früchte hinbringe? Er ſprach: dies will ich thun, meine Scheuren will ich niederreiſſen und größere bauen, da will ich dann alle meine Früchte und mein Gut zu-

ſammenbringen, und zu meiner Seele ſagen: Nun, liebe Seele! haſt du großen Vorrath auf viele Jahre, ruhe jetzt, iß und trink und laß dir wohl ſeyn! Gott aber ſprach zu ihm: du Thor! dieſe Nacht wird man deine Seele von dir fordern; für wen wird es dann ſeyn, was du geſammelt haſt? So gehet es, wenn man blos für ſich Schätze ſammelt, aber nicht reich iſt bei Gott.“ Luk. XII. 16—21.

Mit treffenden Zügen iſt hier die Denk- und Lebensweiſe des Irdiſchgeſinnten geſchildert, der im Herzen Gott und ſeinen Mitmenſchen Nichts nachfrägt, wenn nur er behaglich ſeine fünf Sinne füttern, wenn nur er ſeine Gelüſte in vollem Maaße befriedigen kann. Er lebt nur wie in den Tag hinein, bei allem Genuſſe ſeines Gottes, des Gebers alles Guten, und ſeiner, zu einem höheren Leben berufenen, Seele uneingedenk. Doch mag er Gott und Seelenheil ſich ganz aus dem Sinne ſchlagen, Gott bleibt doch der Herr ſeiner Seele, und es kommt der Tag, wo Er dieſe von der Erde abruft, und was nutzt ihr dann aller Vorrath an irdiſchem Gut, da ſie vor dem Geber ganz arm an unvergänglichen Gütern erſcheint? Ach! wie oft lacht der Leichtſinnige, wo er weinen ſollte! O daß doch Jeder zur rechten Zeit bedächte, was ihm zum Frieden dient! (Luk. XIX. 42.)

5. „Als die Samariterin zum Jakobsbrunnen kam,

um Waſſer zu ſchöpfen, ſprach Jeſus zu ihr: Wer von dieſem Waſſer trinkt, der wird immer Durſt haben; wer aber von dem Waſſer trinkt, das ich ihm gebe, den wird nimmer dürſten; vielmehr wird das Waſſer, das ich ihm gebe, in ihm ſelbſt eine Quelle werden, die hin in das ewige Leben quillt.“ Joh. IV. 13. 14.

Wer die göttliche Kraft und Heilſamkeit der Lehre Chriſti durch ihre treue Befolgung inne geworden iſt, wie könnte er dieſe reine und erquickende Quelle verlaſſen, um anderswo ſeinen Durſt zu löſchen? Viel wird gelehrt und geſchrieben in der Welt, und es iſt manches Nützliche, Gute und Wahre darunter; aber dieſes iſt doch nur ein Ausfluß von der Quelle der Wahrheit, welche Chriſtus uns erſchloſſen hat. Nichts, was nicht aus dieſer Quelle fließt, iſt für unſere Seele ganz befriedigend. Wenn wir noch ſo viel gelernt und erfahren, ſo ſpüren wir doch eine gewiſſe Leere in uns, und unſer beſſeres Selbſt zieht uns unwiderſtehlich zu der Quelle zurück, die für das Dieſſeits unſeres Lebens beſtändig Licht und Troſt und Beruhigung darbietet, und welche wir, wenn unſer irdiſches Auge bricht, noch getroſt und freudig in das Jenſeits fortquillen ſehen.

6. „Niemand verläßt um des Reiches Gottes willen Haus, oder Eltern, oder Bruder, oder Weib und Kinder (d. i. Niemand entſagt aller Anhänglichkeit an zeitliche Dinge), der es nicht in dieſer Zeit vielfach wieder erhal-

ten wird, und in der künftigen Welt das ewige Leben.“ Matth. XIX. 28. Luk. XVIII. 29. 30.

Die irdiſchen Güter hören auf, für den Menſchen wohlthuend zu ſeyn, wenn ſie ihm Vergeſſenheit der ewigen einflößen. Wer hingegen ſein Herz von allen irdiſchen Gütern losſagt, wer ſie nur zur Selbſterhaltung und zum Beſten ſeines Nächſten gebraucht, der wird ſtets an Empfänglichkeit für die Güter, welche keine Motte frißt und ſelbſt der Tod nicht entwendet, zunehmen.

7. „Eure Lenden ſeyen umgürtet, und brennende Lichter ſeyen in euern Händen. Seyd den Knechten ähnlich, die auf ihren Herrn warten, wenn er vom Hochzeitmahle zurückkommt, damit ſie ihm, wenn er kommt und anklopft, ſogleich aufſchließen. Selig ſolche Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend antrifft! Wahrlich! ich ſage euch: er wird ſich aufſchürzen, ſie zu Tiſche ſitzen laſſen, von einem zum andern gehen und ſie bedienen.“ Luk. XII. 35—37.

Wer hat nicht ein Wohlgefallen an einem treuen Diener, deſſen Gedanken unaufhörlich dahin gehen, dem Willen ſeines Herrn nachzukommen und ſein Beſtes zu fördern? Was ſind wir aber Alle in Gottes Haushaltung, als ſeine Diener? Wie viel mehr kann Er Treue von uns verlangen, da wir Alles, was wir ſind und haben und auch unſere Hoffnungen, einzig Ihm zu verdanken haben? O laßt uns doch nie vergeſſen, daß Er es iſt, der alle Tage für unſere Unterhaltung ſorgt, der wachſen und gedeihen läßt, deſſen wir bedürfen, der die Kummerthräne in unſerm Auge, den Schweiß an unſrer Stirne abtrocknet, und uns ſo manche Freuden bereitet. Nein, einem gütigern Herrn können wir nicht dienen, als unſerm Gott.

H. Heuchelei ſchließt vom Reiche Gottes aus.

1. „Wenn ihr etwa eine Wolke aufſteigen ſehet, ſogleich pfleget ihr zu ſagen: es kommt Regen, und es trifft ein. Wenn aber der Wind aus Süden wehet, ſo pfleget ihr zu ſagen: es wird heiß werden, und es trifft ein. Ihr Heuchler! wie es am Himmel und auf Erden ausſieht, wiſſet ihr wohl zu deuten, wie kömmt es denn, daß ihr die Zeichen der Zeit nicht deutet? Warum ſeyd ihr in Beziehung auf euch ſelbſt nicht aufmerkſam auf das, was ſich gebührt?“ Luk. XII. 54—57. Matth. XVI. 2—4.

Der Menſch iſt immer ſehr geneigt, die Zeichen ſeiner Zeit nach den Trieben ſeiner Selbſtſucht zu deuten. Daher ſo Wenige, die ihre Zeit, wie ſie iſt, was ſie bedarf, was ihr dienlich iſt, erkennen, und noch Wenigere, die im Stande ſind und den Willen und Muth haben, das Ihrige beizutragen, um entweder ihrer Zeit eine beſſere Richtung zu geben, oder da, wo ihre Richtung gut iſt, ſie zu fördern. Eben deswegen, weil die Selbſtſucht ein ſehr trüglicher Zeichendeuter der Zeit iſt, geſchehen ſo viele Mißgriffe. Man träumt von Fortſchritten, die man fördere, während die Dinge den Krebsgang nehmen und man ſelbſt das Seinige dazu beiträgt. Für den Wachsthum eigener Vortheile iſt man ungemein ſcharfſinnig; aber für das Gemeinwohl hat man keinen oder nur einen ſehr getrübten Sinn. In den Klagen, dem Jammern der Menſchheit vernimmt das Ohr des ſelbſtſüchtigen Heuchlers nur Stimmen des Neides, der Scheelſucht, der Empörung, der Neuerungsſucht. „Mir iſt wohl und behaglich, denkt er bei ſich; mögen die andern auch für ſich ſorgen; nur geſchehe es ſo, daß meine Ruhe keine Störung erleide!“ Ausartungen, Mißbräuche hegt und vertheidigt er, weil ſie für ihn Quellen des Einkommens, der äuſſern Ehre, der Genüſſe ſind. Wer ſie angreift, oder auch nur beleuchtet, der iſt in ſeinen Augen gefährlich, den ſucht er ingeheim oder öffentlich niederzudrücken. Der Selbſtſüchtige iſt immer kurzſichtig; er beurtheilt Jedermann nach ſich ſelber; er glaubt überall nur die Stimme der Selbſtſucht zu hören; für die Stimme Gottes hat er kein Ohr. — O wenn wir dieſe Stimme in jedem Ereigniß zu vernehmen bedacht wären, wie viel beſſer ſtünde es nicht in der Welt! Anſtatt bloß darauf zu ſinnen, wie man jedes Ereigniß für ſeinen Eigennutz ausbeuten könne, würde Jeder zuerſt in ſeinen Buſen greifen und an ſich die Frage ſtellen: welchen Vorwurf für ihn — welche Mahnung zur Beſſerung das, was vorgeht, enthalte? In den Zeitereigniſſen würde man nicht, wie dies nur zu oft geſchieht, Aufrüfe an die Gewinnſucht, an die Gierde nach Genuß und zügelloſem Leben, ſondern Prediger der bisher verkannten Wahrheit, der verhöhnten Gerechtigkeit, der hintangeſetzten Tugend vernehmen.

2. „Nicht was durch den Mund hineinkommt (was die Auſſenwelt dem Menſchen zuführt) verunreinigt ihn, ſondern was aus dem Munde (von Innen aus ſeinem Herzen) herauskommt, das verunreinigt den Menſchen. Denn aus dem Herzen kommen böſe Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Diebſtahl, falſches Zeugniß, Läſterung.“ Matth. XV. 11. 19. Mark. VII. 15. 18—23.

Unter allen Laſtern iſt keines, welches der Heiland der Welt ſo unerbittlich ſcharf und unaufhörlich bekämpft, als die Heuchelei. Denn ſie iſt die Mutter und die Hehlerin aller andern und das Grab jeder Tugend; ſie zerſtört allen Sinn für Wahrheit und Tugend im Menſchen. Der Heuchler lebt bloß in der Auſſenwelt; ſeine Tugend iſt bloßer Schein, Frömmigkeit lügend und böſe Geſinnungen verbergend. Er iſt nicht nur ſchlecht, laſterhaft, ſondern bringt auch noch die Tugend und Frömmigkeit in übeln Ruf, macht ſie verdächtig, weil er den Schein von ihnen für ſie ſelber ausgibt, weil er gleich einem Falſchmünzer ſeine verderbten Geſinnungen mit dem Gepräge der Wahrheit und Gerechtigkeit ſtempelt und die Sprache und das Mienenſpiel des Geſichtes, welche von Gott dem Menſchen gegeben ſind, um einander dadurch ihre Gedanken zu offenbaren, zur Lüge, zur Täuſchung mißbraucht. — Faſten, Enthaltſamkeit von ſinnlichen Genüſſen kann die Kraft zur Tugendübung befördern. Aber nur wenn es in dieſer Abſicht geſchieht, hat es vor Gott einen Werth. Es kann Jemand faſten und die Freuden der Welt fliehen, und dennoch ein Sklave ſeiner böſen Begierlichkeit, von Stolz oder Geiz betrunken ſeyn, und mit ungerechtem Gut und den Thränen der Wittwe die Seele mäſten. Die Phariſäer thaten ſich viel darauf zu gut, daß ſie ſich mit pünktlicher Strenge gewiſſer Speiſen enthielten. Aber ihr Herz zur Bruderliebe, zur Wohlthätigkeit, zur Wahrhaftigkeit, zur Nachſicht zu bilden, war ihre geringſte Sorge. In Geheim Böſes zu verüben, die Unſchuld zu verläumden, Wittwen und Waiſen zu bedrücken, trugen ſie kein Bedenken. Es war, als ob ſie wähnten, durch genaue Beobachtung gewiſſer äuſſern Gebräuche von dem ewigen Geſetze der Gerechtigkeit entbunden zu ſeyn. O fürwahr der Heuchler, welcher gerecht ſcheinen will, ohne es zu ſeyn, hat die äuſſerſte Grenze der Schlechtigkeit erreicht.

3. „Hütet euch vor dem Sauerteige der Phariſäer! Matth. XVI. 6. Sie binden ſchwere und unerträgliche Laſten zuſammen, und bürden ſie der Leute Schultern auf; ſie ſelbſt aber rühren ſie mit keinem Finger an. Matth. XXIII. 4. Wehe euch, ihr Heuchler! — Die Mücke ſeiget ihr durch, das Kameel aber verſchlucket ihr. Die Auſſenſeite des Bechers und der Schüſſel haltet ihr rein; aber inwendig ſeyd ihr voll Raub und Ungerechtigkeit. Uebertünchten Gräbern ſeyd ihr ähnlich, die zwar von Auſſen ſchön in die Augen fallen, inwendig aber voller Todtengebeine und Unreinigkeit ſind.“ Matth. XXIII. 24. 25. 27.

In Kleinigkeiten, in unbedeutenden Dingen, im bloßen Auſſenwerke zeigt der Gleißner Gewiſſenhaftigkeit, in wichtigen Dingen aber, wo es ſich von Erfüllung heiliger Pflichten handelt, wo reine und edle Geſinnungen erprobt werden ſollen, nimmt er es nicht genau, ſondern hier richtet er ſein Benehmen nach den Eingebungen der Selbſtſucht ein. In Beobachtung des äuſſern Geſetzes und der herkömmlichen Uebungen iſt er pünktlich, und verurtheilt mit Strenge Jeden, der nicht das Gleiche thut. Durch dieſe gewiſſenhaft ſcheinende Genauigkeit in kleinen, unweſentlichen Dingen ſucht er ſeine innere Schlechtigkeit zu verdecken und einen guten Leumund zu erſchleichen; aber das ewige Geſetz, das Gott in Aller Herzen geſchrieben, läßt er unbeachtet. Er ſchmückt ſich mit den Farben des Lebens, iſt aber innerlich todt. —

4. „Hütet euch vor den falſchen Propheten, die in Schaafskleidern zu euch kommen, inwendig aber raubgierige Wölfe ſind! An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. Sammelt man Trauben von Dornen oder Feigen von Diſteln?“ Matth. VII. 15. 16.

Diejenigen, die die göttliche Wahrheit vor den Menſchen verbergen, um einer falſchen Weisheit, welche der nach Sinnengenüſſen lüſternen Welt gefällt, Eingang zu verſchaffen, die die Gewiſſen in Schlaf zu wiegen und zu bethören ſuchen, hüten ſich wohl, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen; ſie kleiden ſich in das Gewand der Unſchuld, der Wahrheitsliebe, der Frömmigkeit, des Eifers für Gott, damit die Leute angezogen werden und ihren Worten Gehör verleihen. Aber Eine Probe halten ſie nicht aus, die des Lebens. Wenn man dieſes genauer erforſcht, wenn man die Art ihrer Pflichterfüllung und ihre verborgene Handlungsweiſe unterſucht, wenn man ihr gewöhnliches Leben belauſcht, ſo wird man entdecken, daß entweder ihr Thun mit ihren Worten keineswegs übereinſtimmt oder daß ihre Lehren nur durch einen falſchen Anſtrich blenden, aber ein geheimes Gift enthalten, welches Herz und Sitten verdirbt. Es iſt daher Pflicht jedes Chriſten, die Geiſter zu prüfen, bevor er ihnen ſein Zutrauen ſchenkt. Wenn man demnach Lehren vorträgt oder zu verbreiten ſucht, die durch ihre Neuheit oder ihre Sonderbarkeit Aufſehen erregen, ſo haltet euer Urtheil zurück und erkundigt euch vorerſt, welche Früchte ſich im Leben derjenigen zeigen, die dieſe Lehren ausſtreuen oder ſich zu ihnen bekennen? An den Früchten wird man am beſten den Guten vom Verkehrten (den Feigenbaum von der Diſtel) unterſcheiden können. Legt Einer die Ehre, die Gott allein, als dem Geber alles Guten, gebührt, ſich ſelber bei, ſo macht er ſich ſtolzer Heuchelei ſehr verdächtig. Wenn Jemand auch lauter Wahres und Gutes lehrt, ſo iſt doch darin nur die Weisheit zu bewundern, die von Gott kommt. Keiner aber, dem dieſe Weisheit zu Theil geworden, wird mit prahlender Anmaaßung auftreten; vielmehr wird ſchlichte Beſcheidenheit ſein Schmuck ſeyn. Am wenigſten Vertrauen verdienen diejenigen, die, um ſich ſelber geltend zu machen und Anſehen zu erwerben, unbeſcholtene und geachtete, ja hochgeehrte Lehrer, deren Leben ihre Lehren bethätiget, in übeln Ruf zu bringen, ſie zu verdächtigen ſuchen. Vor Solchen ſey Jeder auf ſeiner Hut! Denn ihr Benehmen ſieht ganz dem der Phariſäer gleich, die nichts unterließen, um den Sohn Gottes beim Volk als einen Verführer anzuſchwärzen.

5. „Sie ſind blinde Führer der Blinden, und wenn ein Blinder den andern führt, ſo fallen beide in die Grube.“ *Matth.* XV. 14. Luk. VI. 39.

Heuchelei macht geiſtig blind und, lange geübt, ſtockblind. Heuchler werden Knechte des Herkommens, des Scheins, des Auſſenwerks; ſie bilden ſich zuletzt ſelbſt ein, das zu ſeyn, was ſie blos ſcheinen — rechtſchaffene, fromme Leute, und gewöhnen ſich, auf Andere mit Verachtung herabzuſchauen. Trägt Jemand die ungeſchminkte Wahrheit vor, ſo finden ſie ſich durch ihr Licht verletzt und der Anblick deſſelben, anſtatt ſie zu erhellen und zur Beſſerung hinzuführen, dient ihnen nur dazu, ihr Herz zu verſtocken, damit es ſein Auge dem Licht verſchließe und ſich von ihm abwende. Wenn nun ſolche Blinde ſich gar zu Wegweiſern Anderer aufwerfen, ſo werden ſie auch dieſe blind machen, ihren Geiſt mit Dunſt und Nebel umhüllen, oder ſie in der Blindheit erhalten. Dann iſt es unvermeidlich, daß die Geführten mit den Führern ins Verderben ſtürzen. —

6. „Wenn du *Almoſen* gibſt, ſo poſaune es nicht vor dir her, wie die Heuchler in den Synagogen und auf den Straßen thun, um von den Leuten geprieſen zu werden. Und wenn ihr *betet*, ſo machet es nicht wie ſie, die ſo gern an den Ecken der Straßen ſich hinſtellen und beten, damit ſie von den Leuten geſehen werden. — Wenn ihr aber *faſtet*, ſo ſollet ihr euch nicht traurig

gebärden wie die Heuchler. Salbe beim Faſten dein Haupt und waſche dein Angeſicht, damit die Leute dir nicht anſehen, daß du faſteſt!“ Matth. VI. 2. 5. 16. 17.

Almoſen geben, Beten, Faſten ſind Gott gefällig, wenn ſie in Geiſt und Wahrheit, wenn ſie ohne ſelbſtſüchtige Nebenabſichten, wenn ſie aus aufrichtigem Verlangen, der Vollkommenheit näher zu kommen, verrichtet werden. Geſchieht es aber, um vor den Leuten damit zu prangen, ſo hat es nicht nur keinen Werth, ſondern Gott verabſcheut es. Mögen unſere Werke der Barmherzigkeit, unſer Beten und Faſten Andere erbauen und ſie zur Nachahmung einladen! Aber ferne ſey es von uns, es darauf anzulegen, daß die Leute es ſehen und bewundern und anpreiſen! Wir würden ſonſt beſſer thun, es ganz zu unterlaſſen. Die Geſinnung allein iſt es, was jene Werke heiligt, was ihnen einen Werth vor Gott verleiht. Nicht der Körper, das Herz, der Wille iſt es, was Gott gefällige Werke hervorbringt. Wenn blos die Hand Almoſen ſpendet, blos die Lippe betet, blos der Magen faſtet und ſein Faſten durch Bläſſe und abgezehrte Geſichtszüge kund gibt, ſo hat dies nicht mehr ſittlichen Werth, als wenn die Hand Almoſen empfinge, oder die Lippe geſchloſſen bliebe, oder der Magen Speiſen aufnähme. Um Gott zu gefallen, muß das Almoſengeben ein reiner Ausdruck der Liebe ſeyn, das Gebet unſer Herz läutern und wahrhaft zu Gott erheben, damit es Eins mit ihm werde, das Faſten unſre böſen Triebe und Neigungen bezähmen und unſere Sinnlichkeit dem Geiſte dienſtbar machen.

I. Des Menſchen Verhältniß zum Walten Gottes in ſeinem Reiche.

1. „Jede Pflanze, die nicht mein himmliſcher Vater gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“ Matth. XV. 13.

Alles, was Gott geſchaffen, Alles, was er uns durch ſeinen Sohn geoffenbart, was er durch ihn angeordnet und uns vorgeſchrieben oder empfohlen hat, iſt unbedingt und unveränderlich gut. Nichts Anderes darf ihm an Werth gleichgeſtellt werden. Der Werth aller Gebräuche, Anſtalten, Einrichtungen, Anordnungen, die von Menſchen herrühren, hängt davon ab, ob ſie mit dem, was Gott und ſein ewiger Sohn beſtimmt haben, übereinſtimmen, und es zu fördern dienen. Stimmen ſie nicht damit überein, und dienen ſie nicht dazu, es zu befördern, vielmehr es zu verkümmern und zu verderben, ſo gehören ſie zu den Pflanzen, die der himmliſche Vater nicht gepflanzt hat. Sie dürfen auf Fortbeſtand keinen Anſpruch machen. Dahin iſt insbeſondere Alles zu zählen, was ein Erzeugniß der heidniſchen oder jüdiſchen Geſinnung iſt, die mit dem Sinn

Chriſti im Widerſpruch ſteht. Was vom irdiſchen Sinn (Habſucht, Herrſchbegier, Ehrſucht) erfunden iſt, wird in Staub zerfallen. Nur das kann dem Zerfall, kann der Vergänglichkeit entgehen, was dem Willen Gottes gemäß iſt, was durch keine ſchlechte Geſinnung, keinen eigennützigen Mißbrauch entweiht und verunreinigt iſt.

2. „Mit welchem Maaß ihr einmeſſet, wird euch ausgemeſſen und noch zugegeben werden.“ Matth. VII. 2. Mark. IV. 24.

Je nachdem wir die Liebe beobachten oder verletzen, werden wir von Gott gerichtet werden, deſſen Liebe die der beſten Menſchen unendlich überſteigt. Er iſt allein Aller Richter.

3. „Kauft man nicht ein Paar Sperlinge um einen Pfenning? Und doch fällt keiner von ihnen auf die Erde, ohne eures Vaters Willen.“ Nicht ein Einziger von ihnen iſt von Gott vergeſſen. Das Geringſte ſeiner Geſchöpfe iſt ein Gegenſtand ſeiner Fürſorge. „An euch (Menſchen) aber ſind ſogar die Haare eures Hauptes alle gezählt.“ Luk. VI. 38.

Gott allein kommt es zu, den wahren Werth eines Jeden zu beurtheilen. Hüten wir uns, ſeinem Urtheile vorzugreifen. Durch liebloſe Urtheile verzichten wir auf Gottes milde, nachſichtige Beurtheilung unſerer Selbſt. Gott wird uns vergeben, wie wir vergeben unſern Schuldigern. Er iſt ein gerechter und liebevoller Vergelter alles Guten. Unſere Liebe wird er nach dem Maaße belohnen, in welchem ſie ausgeübt wurde; aber eben ſo weit über ihr Verdienſt wird dieſe Belohnung ſeyn. Fürchtet euch alſo nicht! ihr ſeyd beſſer (habet vor Gott weit mehr Werth) als viele Sperlinge (als die andern Geſchöpfe ſeiner Allmacht). (Matth. X. 29—31. Luk. XII. 6. 7). Ueber ſeine ganze Schöpfung waltet Gottes wachſame Liebe; vorzüglich aber iſt ihre Fürſorge auf den Menſchen gerichtet, den Er, der die Fülle aller Vollkommenheit iſt, nach ſeinem Bilde geſchaffen und zum freithätigen Vollſtrecker ſeines heiligen Willens erkoren hat. Beſtrebt ſich der Menſch nur redlich, deſſen Willen zu vollbringen, ſo hat er allen Grund, auf deſſen Vaterliebe kindlich zu vertrauen. Dieſe wird alles ſo fügen, daß es zu ſeinem Beſten gereiche. Auch ſeine Leiden, Widerwärtigkeiten und Verſuchungen kann und wird ſie in Quellen von Heil und Segen für ihn verwandeln.

4. „Wo iſt unter euch ein Menſch, der ſeinem Sohne, wenn er um Brod bittet, einen Stein gäbe? Oder eine Schlange, wenn er ihn um einen Fiſch bittet? Da nun ihr, ſo böſe ihr ſeyd, doch euern Kindern Gutes zu geben wiſſet, um wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten?“ Matth. VII. 9—11.

Der Gedanke, daß Gott unſer Aller beſter Vater iſt, der für unſere wahre Wohlfahrt mit Liebe ſorgt, der beſſer als wir ſelber weiß, weſſen wir bedürfen, und dem alle Mittel zu Gebote ſtehen, wodurch uns geholfen werden kann, muß uns nothwendig mit Zuverſicht erfüllen, wenn wir ihm mit reinem Herzen unſere Anliegen vortragen. Aber bei vielen Gütern hängt es vorzüglich von dem Gebrauch ab, den der Menſch davon macht, ob ſie ihm wahrhaft zum Vortheil gereichen. Wenn wir daher Gott um etwas bitten, ſollten wir es immer nur unter der Bedingung thun, daß Er, der unendlich beſſer weiß als wir, was für uns gut iſt, dasjenige, worum wir ihn bitten, uns für heilſam erachte. Uns iſt dies nur von Einem Gute ganz gewiß, und dieſes iſt: die völlige Uebereinſtimmung unſers Sinnes und Wandels mit dem göttlichen Willen. Aber auch dies wollen wir ſtets bedenken: die beſten Gaben, die herrlichſten Anlagen und Fähigkeiten, der größte Reichthum an Glücksgütern können uns nicht frommen, wenn wir ſie nicht mit dankbarem, demüthigem Herzen auf den Geber zurückführen. Jede gute Gabe kommt von Gott.

5. „Geſetzt, es hätte Einer unter euch einen Freund, zu dem er um Mitternacht käme, und ſpräche zu ihm: leihe mir drei Brode! denn mein Freund iſt von der Reiſe zu mir gekommen, und ich habe nichts, ihm vorzu-

ſetzen. Und jener im Hauſe antwortete etwa: Mache mir keine Beſchwerde; die Thür iſt ſchon verſchloſſen, und meine Kinder ſind ſchon mit mir zu Bette; ich kann nicht aufſtehen und dir geben. Wenn aber dieſer fortfährt, ſo ſage ich euch, wird er auch nicht darum, weil er ſein Freund iſt, aufſtehen und ihm geben, ſo wird er doch wegen ſeines zudringlichen Beharrens aufſtehen und ihm geben, ſo viel er nöthig hat. Klopfet an, ſo wird euch aufgemacht!" Luk. XI. 5—10.

Wenn wir auch nicht zu Gott um das bitten würden, deſſen wir bedürfen, ſo wäre es ihm dennoch bekannt. Aber welcher gutgeartete Menſch fühlt ſich nicht in ſeinem Innerſten gedrungen, über Alles, was ihm am Herzen liegt, an den Einzigen, der wahrhaft zu helfen vermag, ſich zu wenden? Seine Bitte wird freilich oftmals nicht ſogleich erhört; es hat zuweilen den Anſchein, der Vater im Himmel habe kein Ohr für unſere Bitten. Aber laſſen wir dadurch unſer Vertrauen nicht ſchwächen; hören wir nicht auf, unſere Bitten mit Innigkeit zu erneuern, ſo wird der Segen von oben nicht ausbleiben. Entweder wird uns das zeitliche Gut gewährt werden, worum wir bitten, oder es wird uns ein noch weit werthvolleres Gut beſcheert: Friede und Troſt, welche wir ſelbſt uns nicht geben können, wird in uns die Trauer und Unruhe verſcheuchen; wir werden uns ermuntert und geſtärkt fühlen, um mit Ergebung in Gottes Willen zu entbehren, um unſere

Leiden und Beſchwerden mit Gelaſſenheit zu ertragen. Und wie weit glückſeliger iſt derjenige zu nennen, der innere Ruhe und Zufriedenheit, als wer alle Güter und Genüſſe der Welt gewinnt? Wie vergänglich ſind nicht dieſe und wie oft werden ſie die Quellen vieler Sorgen, Leiden und Laſter? — Ein reines Gewiſſen hingegen, Gemüthsſtärke und Zuverſicht in Widerwärtigkeiten ſind Güter, welche nie altern oder vergehen, ſondern uns auch dann noch treu bleiben, wenn Alles andere uns verläßt.

6. „Es hatte Jemand einen Feigenbaum in ſeinen Weinberg gepflanzt. Er kam, ſuchte Frucht daran, und fand keine. Da ſprach er zu dem Weingärtner: ſiehe! ſchon drei Jahre komme ich, und ſuche Frucht an dieſem Feigenbaume, und finde keine; haue ihn aus, wozu nimmt er noch den Platz ein? Jener antwortete und ſprach zu ihm: Herr! laß ihn nur noch dieſes Jahr ſtehen; ich will um ihn her graben und ihn düngen. Vielleicht wird er Frucht bringen. Wo nicht, dann magſt du ihn umhauen laſſen.“ Luk. XIII. 6—9.

So wie der Feigenbaum in einen Weingarten, ſo ſind wir Alle von Gott in die Welt gepflanzt, um gute Früchte zu bringen. Der Weingärtner iſt Chriſtus, der von ſeinem Vater geſandte Erlöſer, der gekommen iſt, die zu retten, die eben ſo, wie unfruchtbare Feigenbäume nur der Art und der

Flamme würdig ſind, die nur verdienen, ihrem verkehrten Hang, ſich durch Böſesthun ins Verderben zu ſtürzen, überlaſſen zu werden. Chriſtus hat uns alle Mittel, uns von der Sünde zu befreien und ihren Folgen zu entgehen, dargeboten. Ihm zu lieb hat uns Gott Friſt bewilligt, damit wir durch gewiſſenhafte Anwendung der uns dargebotenen Mittel uns ſeines Beifalls würdig machen. Unſere Lebenstage ſind dieſe Friſt. Laſſen wir ſie nicht unbenutzt! Die Tage, die Stunden ſind gezählt. Jeder Aufſchub, jede Zögerung im Beſſerwerden bringt Gefahr. Ermüden wir nicht, ſo lang es Tag iſt, dieſes Werk weiter zu bringen!

7. „In einer Stadt war ein gewiſſer Richter, der weder Gott fürchtete, noch Menſchen achtete. In derſelben Stadt war auch eine Wittwe, die zu ihm kam und ſprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Gegner! Lange Zeit wollte er nicht daran. Zuletzt aber ſprach er bei ſich ſelber: wenn ich auch weder Gott fürchte, noch um Menſchen mich kümmere, ſo will ich doch dieſer Wittwe, weil ſie mir ſo überläſtig iſt, Recht ſchaffen, damit ſie zuletzt nicht komme, und es mir gar zu arg mache. — Und Gott ſollte ſeinen Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm rufen, nicht Hülfe ſchaffen, wenn er ſie ihnen auch verziehet?“ Luk. XVIII. 2—7.

Nur zu oft ſtellen wir uns Gott ſo vor, als handelte er wie ein Menſch, der Macht beſitzt, aber ſie nach Gutbeſinden, nach Gunſt oder Ungunſt anwendet. Ein ſolcher Menſch iſt der Richter, deſſen das Gleichniß Chriſti erwähnt. Die Gerechtigkeit der Bitte der Wittwe, ihr zum Recht zu verhelfen, konnte er nicht verkennen; aber ſie war ihm überläſtig. Obwohl er nun gewohnt war, über die Gerechtigkeit ſich hinwegzuſetzen und blos auf ſeinen eigennützigen Vortheil zu ſehen, ſo ließ er ſich doch durch die Ungeſtümme der Wittwe bewegen, ihr Recht zu ſchaffen, weil er befürchtete, daß ſie ihm ſonſt noch viel mehr Ungelegenheiten verurſachen möchte. Wie weit mehr dürfen wir, wenn wir mit kindlichem Gemüth unaufhörlich zu Gott bitten, daß er uns das verleihe, was uns nöthig iſt, damit wir tugendhafte und glückſelige Glieder ſeines Reiches werden, der endlichen Erhörung entgegenſehen! Mag auch dieſe Erhörung verziehen, mögen wir mit mancherlei Verſuchungen zu kämpfen haben, Beharrlichkeit im Kampf mit ungebeugtem Vertrauen zu Gott wird Alle Schwierigkeiten beſiegen.

8. „Habet Glauben zu Gott! Denn wahrlich! ich ſage euch: wer Glauben hat (nur) gleich einem Senfkorn und zu dieſem Berge ſpricht: hebe dich und ſtürze dich ins Meer! und in ſeiner Seele keinen Zweifel hat, ſondern glaubt, daß geſchehen werde, was er ſagt, dem wird auch werden, was er ſagt.“ Mark. XI. 22. 23. Matth. XVII. 19.

Nichts macht ſtärker, als inniger Glauben an Gott. Wer ihn hat, kann Berge verſetzen, das iſt, er vermag auch das Schwerſte, was ſonſt unmöglich ſcheint, vollbringen. Seine Kraft vervielfacht ſich; Gott ſelbſt wirkt in ihm und durch ihn. Er, der die Mächtigſten ſtürzt, die Niedrigſten erhebt (Pſalm 148. V. 6) verwandelt ſeine Schwäche in Stärke, ſeine Schmach in Sieg.

9. „Es war ein reicher Mann, der ſich in Purpur und feine Leinwand kleidete, und Tag für Tag luſtig und glänzend lebte. Es war auch ein Armer, Namens Lazarus, der voll von Geſchwüren vor deſſen Thüre lag, und ſich gerne geſättigt hätte von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen, aber Keiner gab ſie ihm; nur die Hunde kamen und leckten ſeine Geſchwüre. Nun kam es, daß der Arme ſtarb, und Engel trugen ihn in den Schooß Abrahams; und auch der Reiche ſtarb und wurde begraben in die Hölle. Da hob er unter Qualen ſeine Augen auf, und ſah von ferne Abraham und Lazarus in deſſen Schooße. Da rief er und ſprach: Vater Abraham! habe Erbarmen gegen mich, und ſchicke Lazarus herab, daß er ſeine Fingerſpitze in Waſſer tauche, und meine Zunge kühle; denn ich leide Qual in dieſer Flamme. Abraham ſprach zu ihm: Erinnere dich, mein Sohn! du haſt während deines Lebens dein Gutes genoſſen, Lazarus hingegen in eben dem Maaße Elend. Nun wird dieſer getröſtet, du hingegen wirſt gepeiniget. Und über dies Alles iſt zwi-

ſchen uns und euch eine große Kluft gegründet, ſo daß die, welche von hier aus wollten zu euch übergehen, es nicht könnten, noch jene, die von dort aus zu uns herüber wollten. Da ſprach jener: So bitte ich dich, Vater! daß du ihn in meines Vaters Haus ſendeſt (denn ich habe noch fünf Brüder), daß er ſie dringend warne, damit ſie nicht auch an dieſen qualvollen Ort kommen. Abraham ſagte ihm: Sie haben Moſes und die Propheten; mögen ſie dieſen Gehör geben! Er ſprach: Nein, Vater Abraham! aber wenn Einer von den Verſtorbenen zu ihnen käme, ſo würden ſie ſich bekehren. — Darauf ſagte er ihm: wenn ſie Moſes und den Propheten nicht Gehör geben, ſo werden ſie ſich auch nicht überzeugen laſſen, wenn gleich Jemand von den Todten auferſtände.“ Luk. XVI. 19—31.

In den Schickſalen des reichen Praſſers und des armen Lazarus iſt der von der Vorſehung von Anbeginn beſtimmte Gang menſchlicher Dinge nach dem Leben geſchildert. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, in jeder Art von Genüſſen Schwelgende und von Elend und Leiden Tiefgebeugte befinden ſich auf Erden nebeneinander. Sie Alle ſind Kinder Eines Vaters, zu Einem Ziel — zur geiſtigen Vollkommenheit berufen. Den Einen iſt Reichthum und äußerer Glanz, den Andern Armuth und Niedrigkeit beſchieden, beiden als Mittel, um ſich in der Tugend zu üben und jenem Ziele näher zu bringen. Vor Gott ſind alle gleich; ihr Werth vor ſeinen Augen hängt nicht davon ab, welche Glücksgüter ſie beſitzen oder entbehren, ſondern einzig davon, wie ſie das Loos, das ihnen auf Erden zugetheilt iſt, gebrauchen, um ihre Triebe, ihr Sinnen und Trachten dem Willen Gottes unterzuordnen, und in Sinn und That rechtſchaffener, gerechter, liebreicher zu werden. Hätte der reiche Mann, der alles Irdiſche im Ueberfluß beſaß, ſich darauf verlegt, ſeine darbenden Brüder damit zu unterſtützen, ihre Noth zu lindern, ihre Thränen zu trocknen, Gott würde ihn mit gleichem Wohlgefallen angeſehen haben, wie den armen Lazarus, der vom Nöthigſten, um ſich ſatt zu eſſen und ſeinen Leib zu decken, entblößt, ſein hartes Schickſal ohne Murren mit Gelaſſenheit trug, ſich mit dem Wenigſten begnügte und beharrlich Gott vertraute. Hätte hingegen Lazarus ſich durch ſein Elend verleiten laſſen, gegen den Herrn der Schickſale ſich aufzulehnen, ihn der Ungerechtigkeit zu zeihen, und, um ſich zu entſchädigen, nach böſen Mitteln — Betrug, Niederträchtigkeit, Liſt, Diebſtahl zu greifen, er wäre in Gottes Augen eben ſo verwerflich geweſen, wie der reiche Praſſer, der nur darauf dachte, des Lebens recht froh zu werden und alle Freuden der Erde zu genießen, aber den Dürftigen kaum eines verächtlichen Blickes würdigte. Wie Beide geſäet, ſo ernteten ſie. Beide mußten zuletzt von hinnen ſcheiden. Der Reiche konnte aber keine Schätze mit ſich in das Land der Ewigkeit hinübernehmen, denn die einzigen, die er beſaß, mußte er auf der Erde zurücklaſſen. Der arme Lazarus hingegen hinterließ auf Erden Nichts, was man hier Güter nennt, zurück, deſto reicher aber an unvergänglichen, geiſtigen Gütern, an reinem Gewiſſen, an frommem Sinn, an beſcheidenen Tugenden langte er in dem jenſeitigen Leben an. Beide ſehen ſich dort nach ihrem Verdienſte vergolten. Der Reiche bereute, doch zu ſpät, ſein in Genußſucht und Hartherzigkeit hingebrachtes Leben, während der Arme zur klaren freudigen Einſicht kam, daß ſein Vertrauen auf eine ewige Vergeltung nicht eitel geweſen. Als der jetzt von Durſt gepeinigte Praſſer von Ferne ſah, wie der von ihm früher ſo verachtete Lazarus in himmliſcher Wonne ſtrahlte, war er, im Gefühle ſeiner Unwürdigkeit, weit entfernt, den Wunſch zu äußern, an dieſer Wonne Theil zu nehmen. Ein Tröpfchen Waſſer war Alles, worum er flehte, um ſeinen quälenden Durſt zu lindern. Doch ſelbſt dieſer geringe Wunſch war eitel. Eine ungeheure Kluft trennte den Unſeligen vom Orte des Seligen. Dieſer konnte jenem nicht die mindeſte Erleichterung verſchaffen. Da nun der Gequälte ſah, daß für ihn keine Rettung ſey, beſchränkte er ſeinen Wunſch blos darauf, daß ſeine Angehörigen durch einen Verſtorbenen gewarnt werden möchten, damit nicht auch ſie gleich ihm den Ort der Qual verdienen. Aber wie eitel auch dieſer Wunſch ſey, mußte er aus der Antwort vernehmen: daß, wenn die Lebenden der Stimme der Geſandten Gottes hartnäckig ihr Herz verſchließen, ſie es auch der Warnung eines Verſtorbenen nicht aufſchließen würden, weil es bereits durch böſe Gewohnheit verhärtet iſt. Kann der unbußfertige Sünder die klaren Aufforderungen, welche die Offenbarungen Gottes ſo ſchön und rührend an ihn richten, mit Hohn verlachen, ſo würde er auch, wenn Gott es zuließe, daß ein Verſtorbener ihm erſcheine, um ihm jene Aufforderung zu beſtätigen, die Erſcheinung für leere Täuſchung, für Träumerei erklären und in ſeiner Verkehrtheit beharren.

10. „Es verhält ſich mit dem himmliſchen Reiche wie mit einem Könige, der mit ſeinen Dienern abrechnen wollte. Als er mit der Abrechnung anfing, trat Einer vor ihn, der ihm zehntauſend Talente ſchuldig war. Da er aber nicht bezahlen konnte, befahl der Herr, ihn ſammt Frau und Kindern und Allem, was er hatte, zu verkaufen, und die Summe abzuliefern. Da fiel der Diener ihm zu Füſſen und bat und ſprach: Herr! habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Der Herr hatte Mitleiden mit dieſem Diener, gab ihn los und erließ ihm die Schuld. Beim Weggehen traf dieſer einen ſeiner Mitdiener, der ihm hundert Denare ſchuldig war, packte ihn an, faßte ihn bei der Gurgel und ſprach: Bezahle mir, was du ſchuldig biſt. Da fiel ſein Mit-

diener nieder, bat ihn und ſprach: habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er wollte aber nicht, ſondern ging hin, und ließ ihn ins Gefängniß werfen, bis er die Schuld bezahlte. Als ſeine Mitdiener ſahen, was geſchah, ging es ihnen ſehr nahe; ſie kamen und erzählten ihrem Herrn Alles, was vorgegangen war. Nun ließ ihn dieſer zu ſich rufen und ſprach zu ihm: Du Böſewicht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelaſſen, weil du mich bateſt; hätteſt du denn nicht deinen Mitdiener mit eben dem Mitleid behandeln ſollen, mit welchem ich dich behandelte? Da war ſein Herr erzürnt, und übergab ihn den Gerichtsdienern, bis er die ganze Schuld bezahlte. Eben ſo wird auch mein himmliſcher Vater mit euch verfahren, wenn nicht ein Jeder ſeinem Bruder von ganzem Herzen verzeiht.“ Matth. XVIII. 23—35.

Wenn die Menſchen die Bedeutung dieſer Parabel recht erwögen und zu Gemüth faßten, wie wäre es noch möglich, daß ſie wegen irdiſchen Dingen mit Hartſinn gegen einander verführen? Allein wie oft verweigern wir unſeren Nächſten alle Langmuth, alle Nachſicht und Geduld, während Gott gegen uns ihrer nicht genug ausüben kann! — Oft und viel wird von uns geſündigt. Wie dürften wir hoffen, vor Gott zu beſtehen, wenn er uns nicht ſeine unendliche Erbarmung geoffenbaret hätte, indem er ſeinen ewigen Sohn zu uns geſandt hat, um uns von der Sünde zu erlöſen? Und doch bezeigt ſich der Menſch, der ſo ſehr der göttlichen Barmherzigkeit bedarf, nicht ſelten gegen ſeinen Nächſten, als ob er gar kein Herz hätte. Der Nämliche, der Gott bittet, ihm ſeine Schuld, ſeine große Schuld nachzulaſſen, iſt unerbittlich, wenn er ſeinem Mitmenſchen, ſeinem Bruder eine kleine Schuld nachlaſſen ſoll. Wenn dein Bruder, ſagt der Herr, ſich ſiebenmal des Tages an dir verſündigt, und ſiebenmal des Tages zu dir zurückkommt, und ſpricht: es thut mir leid! ſo vergib ihm! (Luk. XVII. 4.) Thuſt du dies nicht, wie kannſt du (der Schuldvolle) zum himmliſchen Vater beten: „Vergib mir, wie auch ich vergebe meinen Schuldigern!“

K. Chriſtus, unſer Führer ins Reich Gottes.

1. „Mein Joch iſt ſanft und meine Bürde iſt leicht.“ Matth. XI. 30.

Liebe Gottes und des Nächſten, welches Joch könnte ſanfter ſeyn? Und iſt der Liebe nicht jede Bürde leicht? Chriſtus ſelbſt nahm der Liebe Joch auf ſich, und aus Liebe zu uns ging er in den Tod, auf daß wir ewig leben.

2. „Wer ſein Kreuz nicht auf ſich nimmt, und mir nachfolgt, iſt meiner nicht werth.“ Matth. X. 38.

Das Kreuz auf ſeiner Schulter, ging uns Chriſtus voran, das Kreuz, an welchem er für uns ſtarb, iſt das Zeichen unſers Heiles. Wie könnten wir, die Jünger, uns weigern, das Kreuz zu tragen und unſere Begierlichkeit an das Kreuz zu heften, aus Liebe zu dem gekreuzigten Meiſter? Manche möchten indeſſen wohl das Freudige der göttlichen Botſchaft annehmen, aber von dem Kreuzwege zum Reich Gottes wollen ſie nichts wiſſen. Und doch ſind Viele unter dieſen in ihrer Thorheit ſtets beſchäftigt, Kreuze für ſich und Andere zu machen, oder ſie werden ſich ſelber und Andern ein Kreuz, ja das drückendſte von Allen. Heißt aber das, ſein Kreuz nach Jeſu Sinn auf ſich nehmen? — Dem, der Andern ein Kreuz auflegt, wird das Kreuz zum Fluche werden. Wer aber ſich ſelbſt durch ſeine Thorheiten oder Laſter ein Kreuz zuzieht, der ſollte es billig mit Gelaſſenheit tragen, im Bewußtſeyn ſeiner Schuld, damit nicht noch größeres Unheil ſeinem Namen entſprieße. — Wir brauchen uns das Kreuz nicht erſt aufzuſuchen. Das menſchliche Leben bringt es von ſelbſt mit ſich. Auch der Heiland ſuchte es nicht. Aber das, welches ihm ſein heiliger Beruf auflegte, trug er gelaſſen und muthig bis in den Tod.

3. „Bildet euch nicht ein, daß ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen; ich bin nicht gekommen, Frieden zu ſenden, ſondern das Schwert.“ Matth. X. 34.

Wer Chriſti Lehre befolgen, wer ihr, trotz aller Anfeindung derſelben und der Verſuchungen ſie zu übertreten, treu bleiben will, der muß ſtets gerüſtet ſeyn zum Kampfe. Zwiſchen dem Chriſtenglauben und der Weltgeſinnung iſt nie Friede, ſondern unaufhörlicher Krieg.

4. „Um Feuer auf die Erde zu ſtreuen, bin ich gekommen, und wie ſehr wünſche ich, daß es brenne!“ Luk. XII. 49.

Der Glaube und die Liebe, welche Chriſtus lehret, ſind einem Feuer gleich, das alles Schlechte in uns wie Stoppeln verbrennen ſoll. — Nur zu oft ſind aber die Ausdrücke Chriſti vom Schwert und vom Feuer, die er auf die Erde gebracht, von ſelbſtſüchtiger Leidenſchaft gemißdeutet worden. Nicht unduldſamen Eifer wollte der göttliche Verkünder des großen Geſetzes der Liebe damit bezeichnen, ſondern den felſenfeſten, an allen Liebeswerken fruchtbaren Glauben und den ernſten und ſtarken Sinn für Gerechtigkeit, die nicht ein haarbreit von der erkannten Wahrheit abweichen und, wo es dieſe gilt, Gott mehr gehorchen, als aller menſchlichen Macht, die nur den Leib tödten kann, und allen Lockungen von Gold und Ehre und Luſt, welche das Laſter und die

Ruchloſigkeit, unerſchöpflich an Künſten der Täuſchung und des Betrugs, anwenden, um die Menſchen zu ihrem Götzendienſt herüberzuziehen. Die göttliche Wahrheit, gleich dem Schwert und Feuer, verzehret Alles, was ihr widerſteht. Mit dem Schwerte des Glaubens bewaffnet das Evangelium unſere Seele; das Feuer der Liebe, des Sinnes für Wahrheit und Gerechtigkeit entzündet daſſelbe in ihr, damit wir feſt und aufrecht ſtehen mögen mitten unter den Verkehrtheiten der Welt. Aber nirgend räumt es uns eine Befugniß ein, das Schwert unſeres Glaubens zur Unduldſamkeit gegen den Mitmenſchen zu gebrauchen oder unſern Eifer für Wahrheit und Recht in Zorn und Haß gegen Irrende und fehlerhafte Mitbrüder übergehen zu laſſen, oder das Recht mit Gewalt durchzuſetzen. — Schon die bloße Dankbarkeit gegen Gott für ſein Geſchenk der wahren Religion ſollte in uns jede Spur von Verfolgungsgeiſt erſticken. Auch dürfen wir niemals hoffen, einen Andersgläubigen von dem Vorzug unſeres Glaubens zu überführen, als durch Belehrung und dadurch, daß wir ihn im Maaße der Liebe übertreffen. — Gegen uns ſelbſt, unſere Eigenſucht, unſere Leidenſchaften, nicht gegen unſern Nächſten ſoll ſich die Schärfe des Schwertes unſers Glaubens kehren; den Hochmuth, den Hartſinn, die Unempfindlichkeit in unſerer Bruſt, nicht die Glücksgüter unſerer Mitmenſchen, nicht die äuſſern Einrichtungen in der

Welt ſoll unſer Feuereifer für die Wahrheit und Gerechtigkeit verzehren. Allerdings verdammt das Chriſtenthum alle Ungerechtigkeiten, ſie mögen von Hohen oder Niedern ausgeübt werden; allein nicht den einzelnen Chriſten hat Es zum Vollſtrecker ſeines Verdammungsurtheils beſtellt, ſondern dieſe hat ſich der ewige Richter vorbehalten, dem ein Jeder zuletzt anheimfällt. Hingegen dürfen wir als Chriſten nie vergeſſen, daß wir Kinder des Geiſtes der Liebe ſeyn ſollen (Luk. IX. 55. 56.). Iſt es dieſer Geiſt, was uns beſeelt, dann werden wir ſtets bereitwillig ſeyn, das ſtrenge Recht, das uns die Geſetze zuſprechen, durch Billigkeit gegen Andere zu mäßigen, wir werden auch den Muth faſſen, für den Schwachen, der unrechtmäßig gedrückt iſt, am rechten Orte das Wort zu reden, und überhaupt redlich das Unſrige thun, damit die Menſchen einander Nichts zufügen, wovon ſie wünſchen, daß es ihnen ſelber nicht geſchehe, ſondern Andere ſo behandeln, wie ſie ſelber behandelt zu werden wünſchen.

5. „Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.“ Matth. IX. 12.

So erwiederte Jeſus auf den Vorwurf, daß er mit offenkundigen Sündern umgehe. Wären die Menſchen nicht Sünder, der Heiland wäre nicht gekommen. Jeſus iſt unſer Seelenarzt. Keiner iſt, der ſeiner Hülfe nicht bedürfte. Denn wer von uns iſt frei von Sünde? Aber wir ſollten auch Alle Jeſum, den mitleidigen Arzt der Sünder zum Vorbilde nehmen und ſtets eingedenk ſeyn, daß die ſündigen, laſterhaften Menſchen unſer vorzügliches Mitleid anſprechen, damit wir das Unſrige thun, um ſie auf beſſere Wege zu bringen, um die Reize zum Böſen und dadurch auch die Quellen des größten Elends auf Erden zu vermindern.

6. „Ich bin das Brod des Lebens, welches vom Himmel herabkommt, daß Keiner ſterbe, der davon ißt.“ Joh. VI. 48. 50.

Wer durch den Glauben an Jeſus und durch Befolgung ſeiner Lehre ſich im Geiſte mit ihm vereinigt, der hat das ewige Leben.

7. „Ich bin der wahre Weinſtock, und mein Vater iſt der Weingärtner. Jedes Schoß an mir, das keine Frucht trägt, ſchneidet er weg; jedes hingegen, das Frucht trägt, reinigt er, damit es noch mehr Frucht trage. So wenig das Schoß aus ſich ſelbſt, wenn es nicht am Weinſtock bleibt, Frucht bringen kann, eben ſo wenig auch ihr, wenn ihr nicht in mir bleibet.“ Joh. XV. 1. 2. 4.

Wie der Zweig zur Rebe, ſo verhält ſich der Chriſt zu Chriſtus. Woher könnt' er Nahrung zum geiſtigen Leben und Wachsthum bekommen, als von Ihm? Der Glaube an Ihn, den Erlöſer von der

Sünde, gibt uns die Kraft, ſein großes Gebot der Liebe zu erfüllen, wodurch allein wir unſern Glauben an Ihn beweiſen und zugleich beſtärken und ſtets vermehren können. Jeder Verſuch, unſere Rechtſchaffenheit und unſere Zufriedenheit auf einer andern Grundlage feſt zu bauen, als die Lehre Jeſu, wird mißlingen. Er iſt die Rebe, durch deren innere Kraft die Zweige Früchte des ewigen Lebens — Tugend und Glückſeligkeit hervorbringen.

8. „Ich bin der Weg; Niemand kommt zum Vater als durch mich.“ Joh. XIV. 6.

Nur durch Befolgung der Vorſchriften des Sohnes gelangt der Menſch in das Reich des Vaters. Uns zum Vater zu führen kam ja der Sohn auf die Erde. Seyen wir ſeine Nachfolger! Aber wer iſt ſein Nachfolger? Iſt es derjenige, der ſich bloß mit dem Munde zu ihm bekennt? der gewiſſe Lehrſätze zu glauben verſichert? der dieſe Lehrſätze mit dem Verſtande verfechtet? O nein! damit iſt man noch kein Nachfolger Jeſu. Erſt durch ein Leben wird man es, das auf ſeinem Wege wandelt, das aus inniger Verehrung für ihn ſeine Lehre immer und überall ausübt. Nur der iſt Jeſu Nachfolger, der die Liebe Gottes und des Nächſten in Allem ſein Geſetz ſeyn läßt, und lieber jedes irdiſche Gut, ja ſein Leben ſelbſt hingäbe, als von dieſem ewigen Geſetze abzuweichen.

9. „Wer nicht durch die Thür in den Schafſtall geht, ſondern anderswoher hineinſteigt, der iſt ein Dieb und ein Räuber. Wer aber durch die Thür hineingeht, iſt der Hirt der Schafe. Ihm öffnet der Hüter die Thüre, und die Schafe horchen auf ſeine Stimme; er ruft ſeine Schafe mit Namen und führt ſie zur Weide. Und hat er ſeine Schafe hinausgelaſſen, ſo geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm nach, und ſie kennen ſeine Stimme. — Ich bin die Thür für die Schafe. Wer durch mich hineingeht, der wird ſelig werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ Joh. X. 1 bis 4. 7. 8.

Wie viel Tröſtliches liegt nicht darin, daß Chriſtus für Jeden, der ihm von Herzen zugethan iſt, eben ſo liebreich ſorget, wie ein Hirt für jedes ſeiner Schafe. Wir Chriſten gleichen nicht Schafen, die in einer Wüſte umherirren. Wie der Hirt vor ſeinen Schafen einherſchreitet, ſo Chriſtus vor denen, die an ihn glauben. Wie die Schafe der Stimme ihres Hirten folgen, ſo ſollen auch wir ſeiner Stimme folgen. Dann wird es uns nie an guter Weide fehlen. Der Glaube wird uns mit Frieden erfullen; die Liebe wird uns zu allem Guten antreiben; die Hoffnung wird unſer Inneres ſtets aufheitern. Wer aber den Lockungen einer andern Lehre Gehör gibt, die gleichſam durch die Hinterthüre ſich einſchleicht, indem ſie der Eitelkeit oder der Sinnlichkeit ſchmeichelt, und die Glückſeligkeit auf andere Art, als durch treue Nachfolge Chriſti zu erlangen ſucht, der wird ſich verirren, ſeine Seele wird entweder ein Raub der Sünde werden, oder auf dürrer Weide aus Abgang geſunder, ſtärkender Nahrung verſchmachten. Die Welt vergeht mit ihrer Luſt. Die Worte des guten Hirten aber bewähren ſich zu jeder Zeit und begleiten uns in die Ewigkeit hinüber.

10. „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt ſein Leben für die Schafe. Der Lohnknecht aber, der kein Hirt iſt, und dem die Schafe nicht angehören, der verläßt die Schafe und flieht, wenn er den Wolf kommen ſieht; und der Wolf erhaſcht die Schafe und ſprengt ſie auseinander. Der Lohnknecht flieht, weil er um Lohn dient und um die Schafe ſich nicht bekümmert. Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich; ſo wie mich der Vater erkennt und ich ihn kenne; ja mein Leben laſſe ich für die Schafe. Ich habe auch noch andere Schafe, die nicht aus dieſem Stalle ſind; auch die muß ich herbeiführen, und ſie werden meiner Stimme folgen, und es wird Eine Heerde und Ein Hirt ſeyn.“ Joh. X. 11—16.

„Chriſtus der gute Hirt“ iſt ein Bild, welches das Herz des Chriſten erheben und es mit Muth und Troſt erfüllen muß. Unſichtbar leitet Er ſeine Herde, den Brüderverein derjenigen, die an ihn glauben, und wacht für das Heil eines jeden ſeiner Glieder, ſo wie er für Alle ſein Leben hingegeben hat. Welche ſtarke Aufmunterung liegt nicht hierin, uns auf's engſte an Chriſtus anzuſchließen, nur auf ſeine Stimme zu hören, unſer ganzes Leben nach ſeinen Vorſchriften einzurichten! Mancherlei Wegweiſer bieten ſich uns auf dem Wege des Lebens an. Die Einen mit hoher Wiſſenſchaft, die Andern mit glänzender Weisheit ſich brüſtend, oder mit einſchmeichelnden Worten zum Genuß der Erdengüter beredend. Befragen wir aber die Geſchichte oder die tägliche Erfahrung, ſo werden wir vernehmen, daß Keiner, der ſich von einem dieſer Wegweiſer leiten ließ, das einzig wahre Gut — Rechtſchaffenheit, Tugend und Zufriedenheit erreicht und ſich zu eigen gemacht habe, wie diejenigen, die ſich treu an den ſchlichten Lehrer von Nazareth hielten und mit kindlicher Zuverſicht ſeiner Vorſchrift folgten. Er allein weiß genau, weſſen wir bedürfen; er allein kann es uns geben. Kein Volk auf Erden hat er von der Aufnahme in ſeine Herde ausgeſchloſſen. Alle hat er berufen, und ſein Wort erſchließt uns die freudenvolle Ausſicht: daß einſt nur Eine Herde unter Einem Hirten ſeyn werde. Es iſt Keiner von uns, der nicht beitragen kann, damit dieſe Ausſicht verwirklicht werde, indem er an ſich ſelber ein Beiſpiel von den guten Früchten der chriſtlichen Geſinnung darzuſtellen ſucht und durch Ausübung der Liebe gegen Jedermann das mächtige Band verſtärkt, das alle Menſchen vereinigen ſoll.

11. „Wer von euch, der hundert Schafe hat, und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüſte, und geht dem verlornen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, ſo nimmt er es voll Freude auf ſeine Schultern, und ruft, wenn er nach Hauſe kommt, Freunde und Nachbarn zuſammen, und ſpricht zu ihnen: Freuet euch mit mir! denn ich habe mein verlornes Schaf wieder gefunden. Ich ſage euch, ſo wird auch im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude ſeyn, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ Luk. XV. 5—7. Matth. XVII. 12. 13.

12. „Oder welche Frau, die zehen Goldſtücke im Vermögen hat, und eines davon verliert, zündet nicht ein Licht an, kehrt das Haus, und ſucht ſorgfältig nach, bis ſie daſſelbe findet? Und hat ſie es gefunden, ſo ruft ſie die Freundinnen und Nachbarinnen zuſammen, und ſpricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe das verlorne Goldſtück wieder gefunden. Ich ſage euch, ſo wird auch vor den Engeln Gottes Freude über Einen Sünder ſeyn, der Buße thut.“ Luk. XV. 8—10.

Chriſtus iſt der Retter der Sünder. Zur Erlöſung der Menſchen vom Joche der Sünde iſt er auf die Welt gekommen. Vorzüglich die Sünder ſuchte er auf, um ſie der Freiheit der Kinder Gottes theilhaftig zu machen. Nahmen gleich die Phariſäer, die ſich den Schein gaben, als wären ſie frei von

Sünden, daran ein Aergerniß, ihre Vorwürfe konnten den Erlöſer in dem großen Beruf, wozu er von ſeinem himmliſchen Vater geſendet war, nicht irre machen. Er war und blieb und iſt noch immer der gute Hirt, der ſein Leben ließ zur Rettung der verlornen Schafe. Noch jetzt ſucht Er unter allen Völkern Solche auf, die im Irrthum wandeln, die von der Sünde unterjocht werden, um ſie von dieſem Joche zu befreien, um ſie der Wahrheit und Tugend entgegenzuführen.

13. „Die Füchſe haben Gruben und die Vögel in der Luft Neſter; aber der Sohn des Menſchen hat nicht, wo er das Haupt hinlege.“ Matth. VIII. 20.

Der die freudige Botſchaft der Erlöſung von der Sünde vom Himmel herabbrachte, der ſein Leben ganz dieſer Erlöſung widmete, ſtand wie verlaſſen in der Welt, ein Stein des Anſtoßes den Schwachen ſowohl als den Bösgeſinnten, ſtets von denen angefeindet, die das Licht ſcheuten, welches er leuchten ließ, damit Allen offenbar werde, was denen, die ſich gelehrt und weiſe dünkten, verborgen blieb. Und welches war dieſe verborgene Wahrheit? Sie beſtand ganz einfach darin: daß nur die werkthätige Liebe Gottes Wohlgefallen erwerben könne, hingegen alles Uebrige, worauf die Scheinfrommen großen Werth legten, zu Nichts helfe, um in Gottes Reich zu gelangen. Wer dieſe Wahrheit zum Leitſtern ſeines Lebens nimmt, muß ſich gefaßt machen, gleich dem Menſch gewordenen Sohne Gottes, verkannt, verdächtigt und geläſtert zu werden. Wenn er aber, gleich ihm, gelaſſen ſein Kreuz trägt, wird er auch dann nicht verzagen, wenn er nicht hätte, wo er das müde Haupt hinlege.

14. „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch; Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erſtirbt, ſo bleibt es allein; erſtirbt es aber, ſo trägt es viele Frucht. Wer ſein Leben liebt, der wird es verlieren; wer es aber in dieſer Welt gering achtet, der wird es für das ewige Leben erhalten. Wer mir dienen will, der folge mir nach!“ Joh. XII. 23. 24. 25.

Dieſe Worte ſprach Jeſus, als er nach ſeinem Einzug in Jeruſalem die Stunde nahe kommen ſah, wo ihn die Feinde der Wahrheit dem Tod überliefern würden. Sich und Jeden, der ſein Nachfolger ſeyn will, vergleicht er einem Weizenkorn, das erſt dann Frucht bringt, wenn es, in der Erde gleichſam erſterbend, zu neuem Leben ſich entfaltet. Wer ſein Leben nur in Ruhe und Vergnügen genießen will, wer es nur wegen dieſes Genuſſes liebt und ſich daher keiner Entbehrung, keinen Leiden, keiner Aufopferung unterzieht, wenn gleich ſein Gewiſſen, ſein Beruf, ſeine Pflicht ihn dazu auffordert, der verliert dasjenige, was dem Leben einen wahren bleibenden Werth verleiht, das Bewußtſeyn, durch die rechte Anwendung des Lebens die von Gott, dem Geber deſſelben, ihm vorgeſteckte Beſtimmung zu erfüllen. Ein Solcher hat weder Muth noch Kraft zum Guten, und während er ängſtlich ſein ſinnliches Leben zu bewahren ſtrebt, ſchwindet ihm dieſes, wie Gras dahin, ohne irgend eine Frucht für das ewige Leben hervorzubringen. Wer hingegen gleich Jeſu die Wahrheit und die Tugend höher achtet als das Leben, wer ihren Forderungen ſeine Gelüſte unterordnet, wer es vorzieht zu entbehren oder zu leiden, als auf Koſten ſeines Gewiſſens zu erwerben und zu genießen, wer ſeine Kräfte der Berufspflicht widmet, wer die Gefahr nicht ſcheut, wo dieſe zum Kampfe ruft; der darf mit Grund ſich des Lebens erfreuen; er weiß, daß er nicht umſonſt gelebt, er kann mit Ruhe und Zuverſicht der Zukunft entgegenſehen.

15. „Wie oft, Jeruſalem! habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter die Flügel ſammelt; aber ihr habet nicht gewollt!“ Matth. XXIII. 37. Luk. XIII. 34.

Schönes, rührendes Bild, in welchem ſich der Sohn Gottes als Erlöſer aller Menſchen darſtellt! Glückſelig, wer ſich daſſelbe tief einprägt und unter den Flügeln des Liebevollen ſein Heil ſucht! Auf ihn wird am Schluſſe ſeiner Tage der Jammerruf, den er zum Abſchied an Jeruſalem richtete, keine Anwendung finden.

16. „Wenn ſie das am grünen Holze thun, was wird mit dem dürren werden?“ Luk. XXIII. 31.

So ſprach Jeſus zu den frommen Frauen, die ihn begleiteten, als er auf Golgatha hinausgeführt wurde. Die Unterdrückung eines Gerechten iſt ein großes Unglück für ein Volk! Die Folgen davon für ſeine ganze Wohlfahrt ſind nicht zu berechnen. Wenn die Willkühr, wenn die rohe Gewalt die Edelſten, Beſten mißhandeln darf, was wird ſie nicht erſt gegen Andere ſich erlauben? Dies ſollte Jeder im Volke in allen Verhältniſſen und ſtets wohl beherzigen.

17. „Jeſus ſprach zu ſeinen Jüngern: was ihr bei Nachtzeit ſaget, das wird man am hellen Tage hören, und was ihr in Kammern euch in's Ohr ſaget, das wird von den Dächern kund gemacht werden.“ Luk. XII. 3. Vergl. Matth. X. 27.

Die Wahrheit iſt das Gemeingut der Menſchheit. Nur wer täuſchen will, thut mit ihr geheim. Im Chriſtenthum gibt es keine Geheimlehre für Eingeweihte, verſchieden von der Lehre für die Menge. In allem Volke ſoll der Sinn für die volle Wahrheit geweckt, Allen, die dafür empfänglich ſind, ſoll ſie mitgetheilt werden. Das Evangelium ſoll ohne Abbruch und Verkleiſterung öffentlich verkündet werden. Keiner ſoll ſich anmaaßen, ſeine Wahrheit für irgend einen Theil des Volkes unter Schloß und

Riegel zu legen oder zu verbergen. Nur um ihr Eingang bei der Menge zu verſchaffen, bediente ſich Jeſus der ſinnreichen Hüllen von Gleichniſſen und Parabeln. Er reichte ihnen zuerſt die leichtern Speiſen, um ſie für den Genuß der ſchwerern verdaulichern tüchtig zu machen. Aber er wollte, daß ſeine ganze Lehre aller Welt verkündiget werde.

L. Die Ausſichten des Reiches Gottes.

1. „Niemand verläßt um des Reiches Gottes Willen Haus, oder Eltern, oder Bruder, oder Weib, oder Kinder, der es nicht in dieſer Zeit vielfach wieder erhalten wird und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“ Matth. XIX. 28. Luk. XVIII. 29. 30.

Der Heiland ſpricht hier gleichnißweiſe. Buchſtäbliche Deutung ſeiner Worte könnte zu einer Schwärmerei verleiten, die das Geſetz der Liebe, anſtatt es zu erfüllen, übertreten würde. Der Sinn iſt einfach dieſer: Wer dieſſeits ſein Herz nicht an das Vergängliche heftet, wird jenſeits die Fülle des Ewigen ernten; wer ſeine zeitlichen Sorgen ſo mäſſiget, daß er die Sorgen für die unvergänglichen Güter ſtets voranſtellt, der wird ſchon hier einen hohen Grad von Zufriedenheit und Zuverſicht erreichen, und geht einer ewig ſeligen Zukunft entgegen. Sterben iſt ihm Gewinn. Was er hier in Thränen geſäet, wird er dort ernten mit Freuden (Philpp. I. 21. 23.). Alles auf Erden wäre Nichts, wenn es nicht Uebergang zur Seligkeit wäre. Laſſet uns alſo jederzeit das Gute thun, ohne um die Vergeltung uns zu kümmern! Dieſe bleibt nicht aus. Das Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, gibt ſchon den Vorgeſchmack der Früchte, die wir jenſeits ernten werden. Gott iſt über die Maaßen gerecht und gütig. Aber wir ſollen uns nichts einbilden auf unſer Verdienſt, und das Gute nicht um des Lohnes willen thun.

2. „Wer einem von dieſen Geringſten auch nur einen Trunk friſchen Waſſers reicht, darum, weil er ein Jünger (Jeſu) iſt, wahrlich ich ſage euch, dem wird es nicht unbelohnt bleiben.“ Matth. X. 42. Mark. IX. 40.

Nach dem Maaße der Liebe, die wir geübt haben, wird Gott, der die Liebe ſelber iſt, das Maaß der Vergeltung beſtimmen, und jede noch ſo kleine Wohlthat, die aus der Liebe Gottes und des Nächſten hervorquillt, wird von dem ewigen Richter ſo angeſehen werden, als wäre ſie ihm ſelbſt erwieſen.

3. „Bange wird dem Weibe, wenn es gebären ſoll, weil ihre Stunde da iſt; iſt aber das Kind geboren, ſo

gedenkt ſie der Angſt nicht mehr vor Freude, daß ein Menſch zur Welt geboren iſt. Joh. XVI. 21.

Mühſeligkeiten, Leiden, Entbehrungen und Trübſale ſind in dem Erdenleben nicht zu vermeiden; haben wir ſie aber mit Gelaſſenheit und Ergebung in Gottes Fügung überſtanden, ſo werden ſie uns eine Quelle des Troſtes. Tugend und Rechtſchaffenheit erfordern beſtändige Kämpfe mit der eigenen Schwachheit und mit dem Unverſtand oder der Bösartigkeit Anderer. Haben wir aber im Kampfe mit Vertrauen zu Gott ſtandhaft ausgeharrt, ſo dürfen wir mit froher Zuverſicht der Krone entgegenſehen. Das ganze Leben des Chriſten iſt eine Kampfübung. Haben wir aber einen guten Kampf gekämpft, ſo wird unſere Trauer ſich in Freude verwandeln, und Niemand wird mehr dieſe Freude von uns nehmen.

4. „Wer iſt der treue und kluge Haushalter, den der Herr über ſeine Dienerſchaft ſetzt, damit er ihr zu rechter Zeit ihren gemeſſenen Unterhalt gebe? Selig dieſer Knecht, wenn der Herr bei ſeiner Ankunft findet, daß er ſeine Pflicht that! Fürwahr ich ſage euch, er wird ihn über all ſein Vermögen ſetzen. Würde aber dieſer Knecht in ſeinem Herzen ſagen: mein Herr zögert noch mit ſeiner Ankunft, und nun anfangen, Knechte und Mägde zu ſchlagen, zu eſſen, zu trinken und ſich voll zu ſaufen; ſo wird der Herr dieſes Knechtes an einem Tage kommen, da er es nicht erwartet, und zu einer Stunde,

die er nicht weiß, und ihn ſchrecklich ſtrafen und ihn gerade ſo behandeln, wie es die Treuloſen verdienen. Der Knecht, der ſeines Herren Willen weiß und ſich nicht dazu anſchickt, noch ſeinen Willen befolgt, wird viele Streiche bekommen. Der ihn aber nicht weiß, und auch thut, was Schläge verdient, wird weniger Streiche erhalten. Denn wem viel übergeben worden, bei dem wird auch Viel geſucht, und wem Viel anvertraut worden, von dem wird man auch um ſo mehr fordern.“ Luk. XII. 42—48. Matth. XXIV. 45—51.

Jeder, der Chriſto Treue gelobt, der ſeine Botſchaft vom Reiche Gottes empfangen und ihr zu folgen angelobt hat, muß wie ein Hausverwalter gegen ſeinen Herrn ſtets bereit ſeyn, Rechenſchaft abzulegen. Wer ſich an zeitliche Erfüllung ſeiner Pflichten gewöhnt, dem wird ſie zuletzt leicht und ſie gibt ihm Zufriedenheit mit Gott und ſich ſelber. Wer hingegen in der Pflichterfüllung träg und ſaumſelig iſt, dem wird ſie täglich beſchwerlicher. Je mehr einer Gelegenheit hatte, ſich ganz mit dem Sinn und Geiſte Jeſu und ſeiner Vorſchriften bekannt zu machen, je weiter er in der Einſicht ſeiner Lehre vorgedrungen iſt, je mehr Anläſſe und Mittel ſich ihm dargeboten haben, dieſe Lehre durch Ausübung werkthätiger Liebe zu erfüllen, deſto genauere und ſtrengere Rechenſchaft wird der Herr von ihm fordern. Am größten iſt die Verantwortlichkeit der Obern, denen ein großer Einfluß auf die Sittlichlichkeit, Rechtſchaffenheit und Tugend vieler Andern auf ihr Wohl und Wehe verliehen iſt. Dieſe ſchwere Verantwortlichkeit ſollte Jedem Behutſamkeit einflößen, der ein Amt oder eine höhere Stelle ſucht oder übernimmt. Wer dies thut, prüfe vorher gewiſſenhaft ſich ſelbſt, ob er die Kraft und Fähigkeit dazu beſitze! Auch Jeder, der in den Eheſtand tritt, erwäge wohl im Herzen, ob er tüchtig ſey, die Kinder, die ihm Gott ſchenken werde, zu guten Gliedern des Reichs Gottes zu erziehen. Gehen dieſe aus Schuld vernachläßigter Erziehung ins Verderben, ſo wird der Herr ihre Seelen von den Eltern fordern, denen ſie anvertraut waren.

5. „Wie der Blitz vom Aufgang ausfährt und leuchtet bis zum Niedergang, ſo wird auch die Ankunft des Menſchenſohnes ſeyn. Wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler.“ **Matth.** XXIV. 27. 28.

Tod und Gericht ſind gewiß; kein Menſch kann ihnen entgehen. Aber die Stunde iſt ungewiß. Um davon nicht überraſcht zu werden, halte Jeder ſich ſtets bereit! Ueberhaupt ſtehe der Gedanke unverrückt vor uns: daß wir jederzeit in der Hand des allmächtigen, gerechten und gütigen Gottes uns befinden. Dieſer Gedanke wird uns im Glück vor Uebermuth und Leichtſinn, im Unglück vor Mißmuth und Verzagtheit beſchirmen. Ueber den Zuſammenhang aller menſchlichen Handlungen und Schickſale wacht und waltet eine heilige Vorſehung nach ewigen Geſetzen, wornach das ſcheinbare Mißverhältniß zwiſchen dem Glück der Böſen und dem Unglück der Guten, zwiſchen dem oftmaligen Mißlingen eines edeln Unternehmens und dem Gelingen mancher böſen Anſchläge ausgeglichen wird. Alles, was aus böſen, verkehrten Trieben hervorgeht, mag es auch längere Zeit üppig und glänzend zu gedeihen ſcheinen, wird zuletzt zum Aas, deſſen Geruch die Raubvögel (die Begierlichkeiten) herbeizieht, die es verzehren, ſo daß keine Spur davon übrig bleibt. Da wir dies in den irdiſchen Dingen zu allen Zeiten wahrnehmen (indem wir mächtige Reiche, große Geſellſchaften, gehäufte Reichthümer, ſchimmernde Glücksgebäude, die auf Ungerechtigkeit ſich ſtützten oder durch Mißbrauch ausgeartet ſind, verfallen und verſchwinden ſehen), wie viel weniger darf der Menſch hoffen, daß er, wenn der Tag des jenſeitigen Lebens für ihn anbricht, von allen ſeinen Erwerbungen etwas hinüber retten werde, auſſer den Schätzen der ausgeübten Liebe, der Tugend, der Gerechtigkeit?

6. „Alsdann wird es mit dem himmliſchen Reiche ſeyn, wie mit zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen, und dem Bräutigam (den ſie nach Sitte des Morgenlandes der Braut zuführen wollten) entgegengingen. Ihrer fünf waren klug und fünf thöricht. Die fünf thörichten nahmen ihre Lampen, aber kein Oel mit ſich; die

klugen nahmen mit ihren Lampen auch Oel in ihren Gefäßen mit. Da nun der Bräutigam zögerte, wurden ſie alle ſchläfrig, und ſchliefen ein. Mitten in der Nacht erſcholl aber das Geſchrei: Siehe, der Bräutigam kommt! hinaus, ihm entgegen! Da ſtanden alle jene Jungfrauen auf, und machten ihre Lampen zurecht. Die thörichten aber ſprachen zu den klugen: gebet uns doch von euerm Oele; unſere Lampen erlöſchen. Die klugen erwiederten: es möchte nicht hinreichen für uns und euch; gehet lieber zu den Kaufleuten und kaufet für euch. Indem ſie aber hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam. Die nun bereit waren, gingen mit ihm zur Hochzeit und die Thüre wurde verſchloſſen. Späterhin kamen auch die übrigen Jungfrauen und riefen: Herr, Herr! laß uns hinein. Aber er antwortete und ſprach: wahrlich, ich ſage euch, ich kenne euch nicht. Wachet alſo, weil ihr weder den Tag noch die Stunde wiſſet!" Matth. XXV. 1—13. Luk. XIII. 25.

Wir alle gehen der Ankunft unſeres verherrlichten Erlöſers entgegen. Das iſt gewiß; nur die Stunde ſeiner Ankunft iſt ungewiß. Jeder halte ſich mithin ſtets bereit, und ſorge dafür, daß der durch Liebe wirkſame Glaube in ihm nicht erlöſche! Lebe ſo, daß der Tod dich jederzeit reiſefertig finde. In Allem bedenke das Ende! Nichts würde es uns helfen, wenn wir vor Chriſtus blos mit der Lampe (das iſt, mit dem Chriſtennamen, mit dem Bekenntniß ſeiner Lehre auf den Lippen) erſchienen, aber ohne das brennende Oel der wahren Liebe, wodurch der Glaube ſeine Kraft an den Tag legt, oder blos mit einem Gefühl des Guten, das nicht durch Uebung in der Selbſtverläugnung erſtarkt wäre. Thöricht wär' es, wenn wir uns dadurch wegen unſers Heils in Sicherheit einwiegen ließen, daß wir die äußern Kirchengebräuche mitmachen, oder wenn wir uns auf die Verdienſte der Frommen, Gerechten und Heiligen verlaſſen wollten. Denn Jedem wird nach dem Werthe, das ſein eigenes Leben vor Gott hat, vergolten werden. (Matth. XVI. 37. Röm. II. 6.)

7. „Wenn aber der Sohn des Menſchen in ſeiner Herrlichkeit in Begleitung aller heiligen Engel kommen wird, dann wird er auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit ſitzen; vor ihm werden ſich alle Völker verſammeln, er wird ſie von einander ſondern, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken ſondert. Und zwar wird er die Schafe zu ſeiner Rechten, die Böcke zu ſeiner Linken ſtellen. Dann wird der König zu denen zu ſeiner Rechten ſagen: Kommet, ihr Geſegnete meines Vaters! nehmet das Reich in Beſitz, welches euch von Urbeginn der Welt bereitet iſt. Denn mich hungerte, und ihr gabet mir zu eſſen; mich dürſtete, und ihr gabet mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmet mich auf; ich war nackt, und ihr kleidetet mich; ich war im Gefängniß, und ihr kamet zu mir. Dann werden ihm die Gerechten antworten und ſagen: Herr! wann ſahen wir dich hungrig und

ſpeiſeten dich? oder durſtig und tränkten dich? wann ſahen wir dich krank oder im Gefängniß und kamen zu dir? Darauf wird der König antworten und zu ihnen ſagen: Wahrlich! ich ſage euch: was ihr Einem dieſer geringſten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Alsdann wird er auch zu denen zur Linken ſagen: Weg von mir, ihr Verfluchten! in das ewige Feuer, welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt. Denn mich hungerte, und ihr gabet mir nicht zu eſſen; mich dürſtete, und ihr gabet mir nicht zu trinken; ich war ein Fremdling, und ihr nahmet mich nicht auf; ich war nackt, und ihr kleidetet mich nicht; ich war krank, und ihr beſuchtet mich nicht. Dann werden ſie auch ihm antworten und ſagen: Herr! wann haben wir dich hungrig, oder durſtig, oder als Fremdling, oder nackt, oder krank, oder im Gefängniß geſehen, und haben dir nicht gedient? Alsdann wird er ihnen erwiedern: Wahrlich! ich ſage euch: was ihr Einem dieſer Geringſten nicht gethan, das habet ihr mir nicht gethan. So werden dieſe zur ewigen Strafe, die Gerechten aber in das ewige Leben eingehen.“ Matth. XXV. 31—46.

Deutlicher fürwahr konnte der Heiland nicht ausſprechen: daß am Tage des Gerichtes die Größe der im Leben bewieſenen Liebe des Nächſten um Gottes willen oder der Mangel derſelben über die Vergeltung entſcheiden werde. Dies iſt gewiß; es iſt die volle Wahrheit, und von uns Allen im höchſten Grade beachtungswerth, damit wir ſtets eingedenk ſeyn mögen, daß wir in unſerm Nächſten, wer er immer ſey, Chriſtum, der gekommen iſt, Alle zu erlöſen, und wiederkommen wird, Alle zu richten, erblicken ſollen. Dagegen die Zeit, wann dieſes Weltgericht ſtatt finden wird, iſt uns verborgen (Mark. XIII. 32). Wozu ſollte es uns auch frommen, die Zeit vorher zu wiſſen? Nur das iſt für uns wichtig, daß wir ſtets des Gerichtes eingedenk, wachſam ſeyen, damit der Herr bei ſeiner Ankunft uns nicht entblößt von Liebe und ihren Werken, mit Schuld befleckt oder gar im Sündenſchlaf eingewiegt finde. „Sehet euch vor, wachet und betet; denn ihr wiſſet nicht, wann die Zeit iſt. So wie (wenn) Einer, der auſſer Landes reiſete, ſein Haus verließ, ſeinen Dienern die Verwaltung gab, und einem Jeden ſein Geſchäft, und dem Thorwächter gebot wachſam zu ſeyn: ſo ſeyd nun wachſam! denn ihr wiſſet nicht, wann der Herr des Hauſes kommen wird: ob des Abends, oder um Mitternacht, oder bei dem Hahnenſchrei, oder am Morgen; damit, wenn er zur unerwarteten Zeit komme, er euch nicht ſchlafend finde. Was ich aber euch (den Jüngern) ſage, das ſage ich Allen: ſeyd wachſam!“ (Mark. XIII. 33—37.)

8. Den Zuſtand der Verworfenen bezeichnet Chriſtus durch das Gleichniß eines Ortes, wo ihr Wurm nicht ſtirbt und das Feuer nicht erlöſcht (Mark. IX. 45. 47), und wo Heulen und Zähneknirſchen (der Jammer, das

Elend des Bewußtſeyns der Losreiſſung von Gott und ſeinem heiligen Willen) ſtatt findet (Matth. VIII. 12. XIII. 42). Vom Zuſtande der Gerechten aber ſagt er: Alsdann werden ſie leuchten, wie die Sonne in ihres Vaters Reiche (Matth. XIII. 43), wo ſein Sohn ſich ihnen in ſeiner Herrlichkeit zu ſchauen geben wird (Matth. XVI. 27. XXV. 31. Joh. XIV. 34. XVII. 24).

> Wie ſchön, wie faßlich, wie paſſend ſind nicht dieſe Bilder, wodurch uns der Sohn Gottes hinein blicken läßt in die jenſeitigen Zuſtände, welche Gottes Weisheit vor uns verhüllt, und deren Anſchauen oder Begreifen unſere Erkenntnißfähigkeit, wie ſie hienieden beſchaffen iſt, weit überſteigt. Unbeſchreiblich iſt die Wonne des Himmelreichs; die Qual der davon Ausgeſchloſſenen iſt es eben ſo. Dort die Fülle der Liebe und daher die höchſte Seligkeit; hier der Mangel an Liebe, daher das tiefſte Elend. Denn Gottes iſt die Liebe (1. Joh. IV. 16).

Muß es aber unſer Herz nicht mit dem innigſten Dank erfüllen, daß unſer göttlicher Freund und Meiſter uns in den Bildern ſeiner Parabeln und Gleichniſſe das ewige Reich ſeines himmliſchen Vaters von allen Seiten beleuchtet, daß er uns in ihnen gezeigt hat, worin dieſes Reich beſtehe, wie Gott uns dazu berufen, wie wir Glieder dieſes Reiches werden können, welche Geſetze darin gelten, was davon ausſchließe, in welchem Verhältniſſe wir uns darin zu Gott und Chriſtus befinden, und welche Ausſichten ſich jenſeits des irdiſchen Lebens Jedem eröffnen, der ſich dieſſeits als einen treuen Bürger dieſes Reiches bewährt hat? Wohlan denn, ſo laſſet uns Blick und Herz vertrauensvoll von der Erde nach Oben erheben, wo uns die Sonne der Gerechtigkeit in vollem Glanz aufgehen wird!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihr Männer und Frauen,
Vor Allem ſeyd gut!
Dann dürfet ihr ſchauen
Den Himmel voll Muth.

Ihr Frauen und Männer,
Vor Allem ſeyd wahr!
So ſtellet dem Kenner
Der Herzen euch dar!

Euch Guten und Wahren
Führt, ewig getreu,
Gott alle Gefahren
Gleich Träumen vorbei.

Euch Wahren und Guten
Steht offen ſein Reich;
Mit Morgenrothgluten
Schon tagt es in euch.

Sein Reich iſt, wo Wahrheit,
Mit Liebe vereint
In ewiger Klarheit
Den Seligen ſcheint.

A. Gottes Reich . . . – 1
B. Berufung der Menschen ins R. G. 8.
C. Das rechte Verhalten im R. G. 17.
D. Liebe das höchste Gesetz im R. G. 29
E. Ohne Demuth kein R. G. 47.
F. Einige [illegible] R. G 53.
G. Hindernisse am [illegible] R. G. 58.
H. [illegible] R. G. 68.
I. [illegible] des Menschen zum Reiche G. 74.
K. [illegible] R. G. 88
L. Aussichten des R. G. . 103

Erläuterung. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Evangelien [illegible] [illegible] [illegible] argumenta [illegible] [illegible] [illegible] religiösen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] v. Gersdorf.
1839. pag. 307.

Druckfehler.

Einleitung S. 1. Z. 4. Allem dem ſtatt Alldem. S. III. Z. 8. Reinigungen n ſtatt u. S. 88. Z. 9. Augen ſtatt Auge. S. 106. Z. 13. pünktliche ſtatt zeitliche. S. 106. Z. 1. von unten Sittlichkeit ſtatt Sittlichlichkeit. S. 110. Z. 8. bloß ſtatt blos.

Bei demſelben Verleger ſind erſchienen:

Weſſenberg, J. H. v., Jeſus der göttliche Kinderfreund. Ein Angebinde guter Eltern für gute Kinder beim Austritt aus der Schule. Mit Titelkupfer (Chriſtus nach Dannecker), zwei Vignetten und Muſik. Zweite verbeſſerte Auflage. 16. Gebunden mit Goldſchnitt. 12 gr. oder 48 kr.

Weſſenberg, J. H. v., Johannes der Vorläufer unſers Herrn und Erlöſers. Mit Titelkupfer (Johannes nach Guido Reni) und einer Vignette. 12. Broch. mit Goldſchnitt 12 gr. od. 48 kr.

Weſſenberg, J. H. v., das heilige Abendmahl. Ein Angebinde für die Jugend. Mit Titelkupfer nach L. da Vinci und 2 Vignetten. 16. Geb. mit Goldſchnitt. 18 gr. od. fl. 1. 12 kr.

Weſſenberg, J. H. v., die Auferſtehung unſers Herrn. Eine Betrachtung an ſeinem Grabe. Mit Titelkupfer nach Peters und zwei Vignetten. 16. Geb. mit Goldſchnitt. 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Weſſenberg, J. H. v., Magdalena. Ein bibliſches Gemälde. Mit zwei Kupfern. (Nach Murillo und Canova.) 8. Brochirt, mit Goldſchnitt. 12 gr. oder 48 kr.

Weſſenberg, J. H. v., Nikodemus. Eine Erzählung. Mit Titelvignette nach Raphael, in Umriſſen geſtochen von J. Lips. 12. Brochirt, mit Goldſchnitt. 12 gr. oder 48 kr.

Weſſenberg, J. H. v., die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortſchreitenden Ausdehnung und Entwickelung. Neue, ganz umgearbeitete und doppelt vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder fl. 2. 42 kr.

Weſſenberg, J. H. v., die Bergpredigt unſers Herrn und Erlöſers. Ein Neujahrsgeſchenk für Freunde. Mit Vignette und Muſik. Vierte verbeſſerte Auflage. 16. Brochirt, mit Goldſchnitt. 9 gr. oder 36 kr.

Weſſenberg, J. H. v., die Kraft des Chriſtenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels. Ein homiletiſches Handbuch für den Kirchen- und Hausgebrauch während der vierzigtägigen Faſtenzeit. gr. 8. 1 Thlr. oder fl. 1. 36 kr.

Weſſenberg, J. H. v., chriſtliche Betrachtungen zur Vorbereitung auf die Feier der Auferſtehung des Herrn. 8. 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr.

Die falſche Wiſſenſchaft.

Die

falſche Wiſſenſchaft

und ihr Verhältniß zu dem Leben.

Von

J. H. v. Weſſenberg.

An der Frucht erkennt
man den Baum.
Matth. XII. 33.

Stuttgart.
1844.
Verlag von Paul Neff.

Vero distinguere falsum
Horat.

Inhalts-Anzeige.

Seite

Einleitung. 1

Erſter Abſchnitt. Anſichten von dem Bedürfniß und den Hinderniſſen der Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtande 15

Zweiter Abſchnitt. Von dem überwiegenden Einfluſſe der Geſtaltungen der Religion auf die geſellſchaftlichen Zuſtande . . . 29

Dritter Abſchnitt. Die Anmaßung der wißgierigen Spekulation im Gebiete des Glaubens und die Wahnglaubigkeit der Menge vereinigten ſich auch unter Chriſten, ein menſchenwürdiges und gottſeliges Leben zu verhindern und die geſellſchaftlichen Zuſtande zu trüben 38

Vierter Abſchnitt. Verhältniß zwiſchen der Spekulation und dem Aberglauben 34

Fünfter Abſchnitt. Die Scholaſtik des Mittelalters und ihr Verhältniß zur Wahnglaubigkeit und dem Leben 47

Sechster Abſchnitt. Die neue Scholaſtik betritt den gleichen Weg, wie die alte, und fordert, gleich der alten, in Verbindung mit der Wahngläubigkeit, die Verkehrtheiten des Lebens 57

Siebenter Abſchnitt. Die nachtheiligen Einflüſſe der eingebildeten Wiſſenſchaft auf alle Erkenntniſſe und Lebenszuſtände werden immer fühlbarer 68

Achter Abſchnitt. Die Zurückführung der Spekulation in ihre Grenzen iſt das rechte Mittel, die Erkenntniſſe zu fordern, welche die Geſellſchaft gegen die ſchlimmen Einwirkungen des Aberglaubens bewahren und die Hinderniſſe der Verbeſſerung ihrer Zuſtände beſeitigen helfen 115

Einleitung.

Der Erfahrung gemäß iſt außer dem Gewiſſen, dem geiſtigen Erkenntnißvermögen und dem, was der gewiſſenhafte und denkende Menſch ſich angeeignet hat, Alles in der ſichtbaren Welt der Vergänglichkeit und Zerſtörung unterworfen. Kein Land, kein Volk, kein Staat, keine Verfaſſung, kein Erzeugniß der Gelehrſamkeit oder literariſchen Anſtrengung oder Begeiſterung, auch kein Kunſtwerk iſt davon ausgenommen. Dieſe Wahrnehmung ſollte uns belehren, einzig auf die Unverſehrtheit unſeres Gewiſſens und unſeres erkennenden Geiſtes einen unbedingten Werth zu legen, dagegen von dem Werth alles Andern, durch richtigen Gebrauch ſeines Erkenntnißvermögens und durch Guthandeln nüchtern und beſcheiden zu urtheilen. Das Geſetz der *Beſchränktheit* und *Vergänglichkeit* aller irdiſchen Dinge aus dem Auge zu verlieren, ziemt uns nie und nirgend. Davon hängt das *Maßhalten* in Allem ab, welches die Grundbedingung aller Wahrheitserforſchung und aller Lebensweisheit iſt. Anſtatt die Menſchenwürde zu beugen, hebt jenes Geſetz vielmehr das Bewußtſeyn dieſer Würde, indem es uns das Gewiſſen und den denkenden Geiſt des Menſchen als das einzig Unveränderliche und Beſtehende in der unaufhörlichen Ebbe und Fluth der Dinge und Schickſale zur Anerkennung bringt *).

---

*) Geſetzt, alle Bücher und alle Kunſtwerke in der Welt gingen zu Grunde, der Menſch würde dennoch die Entwickelung ſeiner Anlagen und deren Ausbildung erreichen können, mittelſt der Beobachtung ſeiner Selbſt und der Außenwelt und der mündlichen Ueberlieferung. Bücher und Kunſtwerke ſind Mittel (auch Zeugen) der Ausbildung. Aber der Geiſt, der ſie gebrauchen ſoll, ſteht eben ſo viel höher über dem Buchſtaben, als ſeine Beſtimmung höher ſteht.

Was wir wiſſen können, beſteht in der Auffaſſung der Erſcheinungen, in denen unſer Ich und die Dinge außer uns ſich uns darſtellen und des Verhältniſſes, der Beziehungen, in denen die Dinge ſich gegeneinander und zu uns und wir zu ihnen uns befinden. Aber ihr Grundweſen kennen wir nicht. Gewißheit haben wir, daß ein Ich und ein Nichtich, ein Subject und ein Object (das Erkennende und das von ihm verſchiedene Erkannte) iſt. Daß Beides nicht ohne einen Urgrund ſeyn könne, wiſſen wir gleichfalls, und daß dieſer unendlich ſeyn müſſe. Allein dieſe höchſte Idee, zu der wir uns zu erheben vermögen, kann uns ſchon deswegen von der eigentlichen Beſchaffenheit und Wirkſamkeit des Urgrundes kein Wiſſen verſchaffen, weil das Unendliche unſere Begriffe überſteigt. Wozu ſollte uns aber auch ein ſolches Wiſſen frommen? Zu unſerer Lebensbeſtimmung iſt es durchaus unnöthig. Für dieſe genügt unſer Gewiſſen, deſſen Ausſprüche, wenn es ungetrübt und wach erhalten iſt, für uns Gewißheit haben, unſere Urtheilskraft in der Wahrnehmung der Erſcheinungen in und außer uns und ihrer Verhältniſſe und unſer Vermögen zur zweckmäßigen Anwendung der Dinge. Ein Wiſſen, das uns für die Zwecke des Lebens unnütz iſt, wäre ein Ballaſt, der uns für das Leben oft eben ſo hinderlich werden könnte, als es manchem Gelehrten für ſeine wahre Bildung die Spreu ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit iſt.

Zu keiner Zeit hat die Intelligenz die Erforſchung der tiefſten Gründe in allen Zweigen der Erkenntniß ſo raſtlos verfolgt, wie in der jetzigen. Noch nie ſind die Gegenſätze ſo ſchroff einander entgegengeſtellt, iſt die Verſöhnung derſelben mit ſo viel Zuverſicht verſucht worden. Man ſprach die Hoffnung aus, Alles ergründen, es in allem zum Wiſſen bringen zu können. So ferne dies aus einem friſchen Kraftgefühl des Geiſtes entſprang, verdient es alle Achtung. Auf der andern Seite läßt ſich aber nicht läugnen, daß trotz allem Streben nach Erweiterung und Erhöhung des Wiſſens der Zwieſpalt in den meiſten Gebieten der Erkenntniß ſtets zugenommen habe. Die tiefſten Probleme hat man hier zu löſen geglaubt; aber ſie ſind nicht gelöſt.

Blos mittelſt Begriffen und Schlüſſen ein Seyn zu beweiſen iſt unmöglich. Der Schluß von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit iſt unſtatthaft. Seyn läßt ſich nur als Thatſache durch Wahrnehmung ins Bewußtſeyn bringen. Niemand iſt im Stand, zu beweiſen, daß er iſt. Allein alles Denken, alle Wahrheitserforſchung würde aufhören müſſen, wenn der Denkende nicht auf das Zeugniß des Selbſtbewußtſeyns verſichert wäre, daß er iſt. Können wir aber nicht aus gewiſſen Thatſachen auf die Nothwendigkeit eines Seyns ſchließen? Allerdings iſt dies zuläſſig. Doch immer nur mit Vorausſetzung gewiſſer Thatſachen.

Die Idee von einem als Urgrund aller Dinge Waltenden iſt ſo alt als die Menſchheit. Wie vom Schönen können wir indeſſen auch vom unendlichen Weſen eher beſtimmen, was es nicht iſt, als was es iſt. Doch die Idee von ihm iſt uns nicht als ein unfruchtbares Wiſſen ſo tief eingeprägt, ſondern ſie ſoll uns für das Leben einen feſten Haltungspunkt abgeben. Was frommte uns aber die Idee des Unendlichen, wenn nicht die von der Fülle aller Vollkommenheit hinzu käme? Erſt dadurch wird ſie uns ein ſicherer Leiſtern für unſer Handeln und eine Quelle des Muths und der Zuverſicht in allen Lagen des Lebens.

„Blos aus rationellen (ſpekulativen) Beweggründen würde nicht viel religiöſer Glauben unter den Menſchen ſeyn, wenn dieſer nicht in genaueſter Verbindung mit einem moraliſchen Bedürfniß der Menſchennatur ſtünde. Denn das menſchliche Bedürfniß hat noch niemals im Ernſt auf die Entſcheidung der Philoſophie gewartet, ob man glauben ſolle oder nicht, und weit häufiger iſt die Philoſophie eines Menſchen aus ſeinen Glauben hervorgegangen, als umgekehrt*).“ Indeſſen haben ſeit Jahrtauſenden Denker darnach geſtrebt, eine Wiſſenſchaft im vollen Sinne, nämlich die von dem Urgrund aller Dinge aufzuſtellen. Die Endergebniſſe dieſer Beſtrebungen fielen aber zu allen Zeiten dahin aus: daß ſich die einen zum Skepticismus (d. i. zum Bezweifeln aller Thatſachen und Behauptungen), die andern zu einer entweder realen oder ideellen Weltallsvergötterung, begründet auf die Anſicht von der Einheit und Identität des Endlichen und des Unendlichen, bekannten, während diejenigen Dogmatiker, die in ihren intellectuellen Lehrbeſtimmungen vom Unendlichen und deſſen Verhältniß zum Endlichen dem einen und dem andern jener beiden Aeußerſten entgehen wollten, ſich in einem Irrgewinde von Unfolgerichtigkeiten verloren**). Aller Dogmatismus, jedes Beſtreben der ſpekulativen Denkkraft nach Wiſſenſchaft von dem Urgrund der Dinge, wenn dieſes folgerecht blieb, ſah ſich jederzeit, um den Einwürfen des Skepticismus zu entgehen***), genöthigt, zu einem ſo oder anders geſtalteten Pantheismus ſeine Zuflucht zu nehmen†). Indem er aber dies that, entzog er ſelbſt der

---

*) Fortlage, Darſtellung und Kritik der Beweiſe für's Daſein Gottes. Heidelberg. 1840. Ein Werk, das eine vortreffliche Würdigung des Verhältniſſes zwiſchen ſpekulativer Philoſophie und Religionslehre enthält. Die Vernunft, mithin auch das Rationelle iſt hier im Wechſelbezug mit der Sinnlichkeit, Natur (Phyſis) genommen, in metaphyſiſch-realer Bedeutung.

**) De ce que le Dogmatisme scientifique prétend expliquer à l'homme tout ce qu'il sait, il s'en suit, qu'il doit nier tout ce qu'il ne peut expliquer. Degérando Hist. comparée des Systèmes. III, 276.

***) Der Dogmatismus und der Skepticismus rufen einander, wenn ſie auf eine gewiſſe Höhe gelangt ſind, gegenſeitig herbei, und jederzeit trat der Skepticismus mit Macht hervor, wann der Dogmatismus ſich am breiteſten geſetzt hatte und am abſprechendſten geworden war, ſo wie der Skepticismus, wann er im Ernſt alle Erkenntniß verwarf, der Verlaufer eines abſolutern Dogmatismus wurde.

†) Dieſe Behauptung mag Vielen hart ſcheinen. Aber gegen den Erweis ihrer Richtigkeit, welchen Fried. Jakobi (beſonders in ſeinen Briefen über die Lehre des Spinoza, wo er die Unüberwindlichkeit des Spinozismus durch den logiſchen Verſtandesgebrauch darzuthun ſucht) ge-

Wiſſenſchaft ihre Grundlage, indem er den Unterſchied zwiſchen Geiſt und Materie aufhob. Denn wie kann für den Geiſt, wenn dieſer Unterſchied nicht beſteht, das Vermögen zur Erkenntniß der Wahrheit noch in Anſpruch genommen werden? Und iſt denn nicht auch der Zweck einer ſolchen Erkenntniß auf die Seite geſchoben? Der Pantheismus, wie er immer ſich geſtalten mag, führt uns der Wiſſenſchaft keinen Schritt näher, als der Skepticismus. Er iſt vielmehr eine völlige Bankbrucherklärung der Wiſſenſchaft. Denn was iſt, was ſoll uns eine Wiſſenſchaft, die damit beginnt, dem Geiſt ſeine Selbſtändigkeit abzuſprechen? „Allerdings haben wir, wie Pascal*) ſagt, ein Unvermögen (das Göttliche, den Ur-

---

führt hat, iſt mir nichts bekannt, das die Prüfung aushielte. Neulich hat H. Maret (Essai sur le Panthéisme dans les sociétés modernes, seconde édit. Paris, 1841.) den nämlichen Beweis in Beziehung auf die neuern philoſophiſchen Theoreme geführt. Die Folgerichtigkeit der Begriffs-Spekulation des Spinoza hat noch jüngſt Conr. v. Orelli (Spinoza's Leben und Lehren, Aarau 1843. S. 167 fg. u. 357 fg.) gegen Schelling u. Hegel, welche doch beide vom Spinozismus ausgingen, bündig verfochten. Ungerecht wäre es jedoch, allen den Denkern, welche durch die Spekulation zur pantheiſtiſchen Richtung hingedrängt wurden, Religioſität abzuſprechen Selbſt die platoniſche Philoſophie folgte ſolcher Richtung und ließ es ſich doch angelegen ſeyn, zu tiefer Verehrung der Gottheit und des Göttlichen Anleitung zu geben. Die Platoniker waren durchdrungen von der Ahnung von dem, der, wie Paulus zu Athen ſprach, keinem Einzigen von uns fern iſt, durch den wir leben, uns bewegen und ſind (Apoſtelg. 17, 27. 28.). Wie Anaxagoras und Sokrates, wie Cicero (d. Natura Deor. L. II. c. 13. 14. 15.) und Seneka (Quaest. natural. L. I.) ſind auch Carteſius und Leibnitz einer irreligiöſen Tendenz bezüchtigt worden, die ihnen allen fremd war. Ihre Geſinnung war religiös, wenn auch nachgewieſen werden konnte, daß ihre Anſichten folgerichtig zum Pantheismus führen. Der Schluß von ſpekulativen Ideen auf Geſinnungen iſt eben ſo unlogiſch als lieblos. Billig iſt, daß der Unglaube der Intelligenz mit dem der Geſinnung nie verwechſelt oder für Eins gehalten werde. Der erſtere kann ohne den andern beſtehen. Doch iſt der Unglaube der Geſinnung geneigt, unter den Flügeln des Unglaubens der Intelligenz Schutz und Beſchönigung zu ſuchen. Der Pantheismus kommt über den Begriff nicht weg. Von der Geſinnung und dem Leben liegt er weit ab. Aber, da er auf das Begreifen des Unbegreiflichen ausgeht, ſo zerſtört ſich ſein Begriff ſelbſt.

*) Pensées, chap. XXI (ed. Paris 1761. p. 138. ed. Berlin 1836. T. II. p. 12.): Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le Dogmatisme. Durch die Vernunft a priori zur vollen Wahrheit zu gelangen, hielt Pascal für unmoglich; dazu ſeyen die Thatſachen des Gewiſſens, die Erforſchungen der Menſchheit, das Verſtändniß der menſchlichen Natur mit ihren Widerſprüchen und der Offenbarung, die zu ihrer Löſung den Schlüſſel gibt, nothwendig. Schon die heidniſchen Philoſophen hatten Mühe, Schöpfer und Geſchöpf recht zu unterſcheiden, was nicht nur daher kam, daß ſie den Unterſchied von Materie und Geiſt nicht gehörig auffaßten, ſondern auch daher, daß ſie das Weſen der geiſtigen Schöpferkraft ergründen wollten, anſtatt ſich damit zu begnügen, die Idee davon durch die Ausſprüche der Vernunft und des Gewiſſens von den unlautern Geweben zu reinigen, welche Volkswahn und Prieſtertrug daran geſponnen hatten.

grund aller Dinge durch Schlüſſe) zu beweiſen, welches kein Dogmatismus (keine dialektiſche Spekulation mit ihren Orakeln) überwinden kann*). Wir haben aber auch eine Idee der Wahrheit, die von keinem Skepticismus ſich überwinden läßt" **). Der Pantheismus (im oben bezeichneten Sinne) und der Skepticismus, beide verläugnen des Menſchen Doppelnatur, und ſprechen ihm ſeine ſittliche Würde und Beſtimmung ab. Alle Verſuche mit dem Pantheismus die perſönliche Freiheit und die Unvergänglichkeit des Geiſtes zu vereinbaren, mußten ſcheitern, weil ſie beide mit dem Weſen des erſtern im Widerſpruch ſtehen. Die perſönliche Freiheit kann mit der Nothwendigkeit, welcher der Pantheismus Alles unterwirft, die perſönliche Unvergänglichkeit mit der Identität des Geiſtes mit der Materie oder der Einen Subſtanz, in der ſich Alles verliert, dem All-Eins nicht beſtehen. Was ſoll uns aber eine Philoſophie, die grade das verneint, was uns im Leben und für das Leben von der größten Wichtigkeit iſt, und ohne das unſer Leben allen Werth verliert?*). Doch es würde keine Tugend geben, wenn es keine Wahrheit gäbe. Gleichgültigkeit für die Wahrheit wäre das Grab aller Tugend. Wer die Tugend liebt, kann nie dem Streben nach Wahrheit entſagen, welchem Streben die Ueberzeugung zum Grunde liegt, daß ſie erreichbar ſey**).

---

*) Damit ſtimmt ganz überein, was ſchon der h. Athanaſius bemerkt: Dedit se Deus credendum, et non definiendum (de Assumtione hominis L. III.) Deus si comprehendatur, Deus non est (ad Antioch. quæst. I.) —

Und in einer ganz neuen Schrift: Das Chriſtenthum, als Religion des Herzens nach Samuel Vincent, Eßlingen 1841., iſt dieſer Gedanke S. 228. ſo ausgedrückt: „Man findet weder Gott, noch das Gewiſſen an der Spitze eines Vernunftſchluſſes, aber dies ausgenommen, findet man daſelbſt Alles."

**) Pascal a. a. O. Nous avons une idée de la Vérité invincible à tout le Pyrrhonisme. Fénélon Traité de l'Existence de Dieu: Je ne puis me défendre de l'erreur qui m'entraine ni renoncer à la vérité qui me fait. Einigermaßen geſteht dies ſelbſt der ſcharfſinnigſte aller Skeptiker, David Hume (Abhdlg. von der menſchlichen Natur, überſ. von Jakob, Thl. IV. Abſchn. 7.) Er ſagt, daß, wie der Skeptiker in die Sphäre des gemeinen Lebens tritt, ſeine Grundſätze, ſo groß auch ihre Evidenz vorher ſchien, verſchwinden und ihre Kraft verlieren. Er räumt ein daß der Skepticismus mit dem menſchlichen Seyn und Leben im Widerſpruch ſtehe und zwecklos ſey, weil er im wirklichen durch die Erfahrung alle Augenblicke zernichtet werde, indem ein ſtärkeres Gefühl des Glaubens, ein Naturinſtinkt, oder eine gewiſſe Nothwendigkeit im Denken alle ſkeptiſchen Gründe überwiege. Vergl. Tennemann, Geſchichte der Philoſophie, XI. 465 ff. Der Skeptiker kann nichts, auch ſeine Zweifel nicht, als gewiß behaupten. Sonſt würde er den Zweifel zum Dogma machen. Seine Behauptung aber, daß alle Erkenntniß der Gewißheit ermangele, iſt wirklich dogmatiſch. Wäre der Zweifel allein gewiß, wäre er das Endergebniß aller Forſchung, was für ein Reiz verbliebe dieſer noch? Doch der folgerechten Forſchung iſt es eigen, zuletzt zu einem Punkt zu gelangen, über den ſie nicht weiter, den ſie aber nicht aufgeben kann. Gäbe ſie ihn auf, ſo zerſtörte ſie ſich ſelbſt. Strebte ſie über ihn hinaus, ſo verlöre ſie ſich im Nebel der Imagination, des eiteln Wahns. Zwar gaben die Reformatoren Anſichten über das Verhältniß Gottes zum Menſchen kund, wie ſie nur der abſoluteſte Skepticismus ausſprechen kann; aber eine vollſtändige Durchführung dieſer Grundſätze hatten ſie doch nicht unternommen. Mit dem Kopfe waren ſie in jene kalte und pantheiſtiſche Sphäre vorgedrungen, aber der andere Menſch, in dem das Herz ſeine Stelle hat, wollte ſich dahin nicht ganz mitfortreißen laſſen. So blieben denn Verſtand und Gefühl in einem merkwürdigen Zwieſpalt befangen, der eine Darlegung von ſich widerſprechenden Anſichten zur Folge hatte. Fr. Galle Verſuch einer Charakteriſtik Melanchthons als Theologe, Halle 1840.

Ohne Gebrauch der Intelligenz (des Verſtandes und der Vernunft) iſt allerdings gar keine wahre Erkenntniß möglich, und je vollſtändiger dieſer Gebrauch iſt, einen deſto höhern Grad von Gewißheit kann er unſerer Erkenntniß geben. Nichts iſt glaubwürdig, was vernunftwidrig iſt, was mit den Geſetzen des Denkens im Widerſpruch ſteht, und der Gebrauch der Vernunft iſt es, was der Beobachtung und der Erfahrung ihre Zuverläſſigkeit gibt und verbürgt. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Intelligenz ein Wiſſen vom Urgrund der Dinge erlangen könne, und eben ſo wenig, daß nicht etwas durch Begriffe unfaßbar, durch Schlüſſe unbeweisbar ſeyn könne, und dennoch in der Wirklichkeit keinem vernünftigen Zweifel unterliege***). Das Eingeſtändniß der Schranken unſerer Intelligenz (verſtändigen, begreifenden Einſicht) enthält keine Demüthigung derſelben, ſondern die einzig mögliche Garantie für ihren Gebrauch, damit er Sicherheit gewähre und vor Mißleitung ſich bewahre. Gegenüber dem Unendlichen ſteht das Erkenntnißvermögen des am meiſten und des wenigſten Gebildeten im Grund auf gleicher Linie. Den Unterſchied macht hier nur der Grad der Entwickelung *). Wenn wir das weſenhafte Verhältniß zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen wüßten, ſo wären uns alle Räthſel der Wirklichkeit gelöſt. Allein nur das unendliche Weſen kann jenes Verhältniß wiſſen, und nur Es braucht es zu wiſſen. Daher iſt und bleibt uns in der Wirklichkeit vieles ein Räthſel (d. i. eine Frage, welche die Intelligenz mit Gewißheit zu beantworten nicht vermag). So das Verhältniß unſerer ſittlichen Freiheit, deren innerſtes Bewußtſeyn wir nicht abläugnen können, zu der Allmacht Gottes. Dieſes Verhältniß braucht aber auch nur Er zu wiſſen, der uns die Freiheit gegeben hat. So ferner das Uebel in der Welt (das ſittliche ausgenommen, worüber uns das Gewiſſen ſichern Aufſchluß gibt **); ſo das Befinden der großen Mehrheit von Menſchen im Irrthum; ſo die große Ungleichheit in den natürlichen Anlagen und Fähigkeiten der Menſchen. So das Hinſterben Vieler vor der Entwickelung ihrer geiſtigen Anlagen. Was wiſſen wir von dem Prinzip der Kraft des Lebens? ***) Niemand hat ſeine Quelle, ſein Entſtehen erlauſcht, und wer kann die Art, wie Seele und Leib verbunden ſind, erfaſſen und erklären? Auch entgeht unſerer Erkenntniß vielfältig der Punkt, wo die Freithätigkeit und Zurechnungsfähigkeit aufhört und die Nothwendigkeit eintritt. Das unendliche Weſen muß, es allein kann dies Alles wiſſen †). Weil wir nun auf ſo viele Räthſel ſtoßen, ſo meynen viele Denker, es ſey ihre Aufgabe, ſie zu löſen. Sie probiren auch allerlei Schlüſſel; aber keiner macht auf. Der Fehler aller dieſer Schlüſſel liegt wohl darin, daß man ſich vorſtellt, durch bloße Abſtraction, durch abgezogene Begriffe allein zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen zu können, obgleich uns dieſe Begriffe und ihr Gebrauch höchſtens nur zur beſtimmten und genauen Form für Auffaſſung der Wahrheit verhelfen können. Kein Wunder, wenn ſo die Philoſophie, die Begriffe mit Dingen verwechſelnd, ſich ganz vom Leben abſcheidet. Ganz anders müßte das Ergebniß ſeyn, wenn man die Wahrheit mittelſt aufmerkſamer Erforſchung und Betrachtung der Thatſachen, der Erfahrungen in und außer uns aufſuchen würde. Wir müßten das ganze Weltall in ſeinem Weſen ergründet haben, um deſſen Geſetze zu kennen. Aber das Geſetz in uns verbürgt uns, daß auch des Weltalls Seyn und Gang durch ein Geſetz geordnet ſey. Wozu aber erſt mittelſt des denkenden Geiſtes beweiſen wollen, weſſen unſer innerſtes Bewußtſeyn uns verſichert? ein ſolcher Beweis iſt uns unnöthig und würde uns nicht genügen. Der Beweis, daß die Welt iſt und wir in ihr ſind, wird ſtets mißlingen, und iſt auch für uns ganz überflüſſig, indem wir durch unſer Bewußtſeyn deſſen gewiß ſind, und jedem andern Menſchen zutrauen können, daß er deſſen eben ſo gewiß ſey. Der Verſtand und die Vernunft aber ſo wenig als das Gefühl können etwas Seyendes hervorbringen; ſie ſetzen das Seyende voraus, und dieſes wird der Gegenſtand der Auffaſſung (Perception) des (äußern und innern) Gefühls, der Beurtheilung des Verſtandes und der Schlußfolgerungen der Vernunft. Das iſt eben das Gewiſſeſte für uns, was keines Beweiſes bedarf, und von dem müſſen auch alle Beweiſe ausgehen, wenn ſie begründet ſeyn ſollen. Dringt unſer Geiſtesblick in unſere innere und die äußere Welt, wie ſie ſich ihm darſtellt, ſo werden ſich ihm alle Erſcheinungen darin in ſo weit aufhellen und erklären, als es für unſere Lebenszwecke dienlich iſt. Berückſichtigt dieſer Geiſtesblick unſere Doppelnatur und umfaßt er zugleich das Dieſſeits und das Jenſeits, ſo werden wir uns überzeugen, daß es eigentlich nur Ein Uebel, das von uns verſchuldete Böſe (das Abweichen, das ſich Entfernen vom erkannten Guten) gebe, wogegen alles Andere, was man Uebel nennt, ſelbſt der Irrthum, ſo fern er unverſchuldet iſt, nothwendiges Ergebniß der Natur (der nicht vollkommnen Dinge) iſt, das eben ſo zum Guten als zum Böſen ausſchlagen kann, wovon der Endzweck aber keinem endlichen Weſen, ſondern nur dem unendlichen, welches das Ganze mit Einem Blicke durchſchaut, bekannt ſeyn kann. Wir können Vermuthungen darüber anſtellen, aber wiſſen können wir davon nichts. Das vollkommenſte Weſen

---

*) Spinoza leugnet die Freiheit des menſchlichen Willens blos der Folgerichtigkeit zu Liebe, weil ſie ſich mit ſeiner Annahme einer allgemeinen Subſtanz, worin Geiſt und Materie identifizirt ſind, nicht vereinbaren läßt. Doch möchte er ihm das Vermögen einer Herrſchaft über die Affecte zueignen, und zwar kraft der Freiheit der Intelligenz, die nach ihm in der Erkenntniß beſtehen ſoll: daß nur das ein Uebel ſey, was unſerer Erkenntniß ſchadet und das ein Gut, was ſie fördert. Dieſes Zurückführen der Tugend auf die bloße Erkenntniß widerſpricht unſerm Bewußtſeyn: meliora scio, deteriora sequor. Nach der neuen Identitätslehre ſoll das Freiheitsgeſetz bewußtes Naturgeſetz und das Naturgeſetz unbewußtes Freiheitsgeſetz ſeyn; dieſes Wortſpiel rettet aber die Freiheit von dem Aufgehen in der Natur nicht.

**) L'amour de la vérité suppose une juste confiance à la possibilité de l'obtenir. Degérando, Hist. comparée des systêmes, III. c. 125.

***) Was möglich iſt, iſt deswegen nicht wirklich; was aber wirklich iſt iſt gewiß möglich. Die Vernunftforſchung ſetzt die Wirklichkeit voraus, und kann ſie nur beſtätigen. Jeder Zweifel ſetzt voraus, daß es Dinge geben könne, worüber kein Zweifel ſtattfindet. Der Zweifler behauptet wenigſtens dies, daß er zweifle. Opinari enim te scire quod nescias, non est sapientis sed temerarii potius ac stulti. Lactantius Divin. Instit. L. III. c. 4. Alii putaverunt, sciri posse omnia; hi sapientes utique non fuerunt. Alii nihil; ne hi quidem sapientes fuerunt. Illi, quia plus homini dederunt, hi, quia minus. Utrisque in utramque partem modus defuit. Ubi ergo sapientia est, ut neque te omnia scire putes, quod Dei est, neque omnia nescire, quod pecudis. Lactant. a. a. O. L. III. c. 6.

---

*) Das unendliche Weſen — Gott iſt die Wahrheit ſelbſt. At in creaturis aliud veritas, aliud ratio; nam veritas imago quædam divinitatis est, quam in rebus ratio quærit et invenit. Joh. Sarisberensis. Metalogicus. IV. c. 39. p. 924.

**) Das ſittliche Uebel, das Böſe erklärt ſich uns aus der Freiheit unſeres Willens. Von den andern Uebeln ſind nicht wenige, welche unſere Unſittlichkeit, Thorheit und Verkehrtheit erzeugen. Warum aber auch manche Uebel die Sittlichbeſſern treffen, während ſie die Laſterhaften verſchonen, iſt uns ein Räthſel. Wir können die Thatſache nicht läugnen. Ueber ihr Warum können wir Vermuthungen anſtellen, nicht aber ihre Nothwendigkeit beweiſen. Nur gewährt es uns Beruhigung, daß keines dieſer Uebel unbedingt, keines ohne alle Beimiſchung von Gutem iſt, daß oft, was einzeln betrachtet als ein Uebel ſich darſtellt, in Beziehung auf das Ganze als ein Gut ſich zeigt. Darüber belehrt uns die Beobachtung, nicht die Spekulation. Wenn dieſe herausbringt, daß das Uebel blos eine Verneinung ſey, ſo wird dadurch die Bedeutenheit des Uebels nicht vermindert, und eben ſo wenig erklärt, warum ſo viele Uebel in der Welt ſtatt finden.

***) Selbſt den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen Wachſeyn und Schlafen haben wir Mühe zu erfaſſen, weil dieſe beiden Zuſtände zu ſehr ineinander fließen. Noch am einleuchtendſten iſt die Erklärung von du Maine de Biran (in den Mém. de l'Academ. des sciences mor. et polit. T. I. 500. 2. p. 7 sq.), daß die Thätigkeit der Willenskraft im Schlafe mehr oder weniger eingeſtellt iſt, während die anderen Kräfte noch mehr oder weniger im Spiel ſind, die Phantaſie jedoch unter ihnen vorherrſcht. (Vergl. Burdach Antropologie 1837. §. 527 — 531.

†) Der ganze Weltlauf iſt die Entwickelung des von Gott von Ewigkeit Beſchloſſenen in der Zeit. Dies benimmt im Einzelnen der Freitha-

---

tigkeit des Menſchen ihren Spielraum nicht. Alles ſchaut Gott ohne Unterſchied der Zeit, es mag freithätig oder nothwendig geſchehen, als ein Ganzes. Nur dieſe Vorſtellung entſpricht der Idee des unendlichen, vollkommenen Weſens.

kann nur das möglichſt Vollendete in ſeinen Willen und ſeine Wirkſamkeit aufnehmen. Dies iſt klar und leidet keinen Zweifel. Die Beurtheilung aber, worin die möglichſte Vollendung unvollkommener Weſen beſtehen könne, kann nur jenem Weſen zukommen *). Dies benimmt indeſſen der Wahrheit und Gewißheit des Ausſpruchs unſeres Gewiſſens: meide das Böſe! und trachte aus allen Kräften nach dem Guten, dem Vollkommenen! und der Vorſchrift des geſunden Verſtandes (**bon sens**): die äußeren Uebel nach Kräften abzuwehren und zu vermindern, nicht das Mindeſte, und das iſt ja doch für uns die Hauptſache **). Welchem uneigennützigen, erhebenden, veredelnden Antrieb des Gemüths, deſſen wir uns innigſt bewußt ſind, würden wir noch als unſerm Leiter folgen, wenn wir der Dialektik unſeres Verſtandes mehr Gehör geben wollten, als ihm? Elterliche Liebe, Kindesliebe, Gattenliebe, Geſchwiſterliebe, Vaterlandsliebe, alle Liebe würde als übel berechnende Thorheit aus der Welt verſchwinden.

Der große Irrthum vieler Denker und Forſcher iſt, wie mir ſcheint, die Meinung, daß (ein Wiſſen) eine Wiſſenſchaft von den göttlichen Dingen dem Menſchen nothwendig ſey. Wäre ſie ihm für den Zweck des Lebens nothwendig, ſo hätte er ſie oder könnte ſie erwerben. Er hat ſie aber nicht, weil ſie ihm nicht nothwendig iſt ***). Jene Philoſophen haben das Verhältniß zwiſchen

---

*) Die Annahme zweier Urheber von Gut und Uebel (Orzmoud und Ariman) iſt blos ein Salto mortale der ſpekulativen Vernunft, welche verzweifelt, die Uebereinſtimmung der Uebel mit der Vollkommenheit des Unendlichen zu beweiſen.

**) 1 Kor. IV. 20. Assequi finis est, cognoscere principium, ſagt Confuzé (S. Confucius, Sinarum Philosophus Paris. 1687. p. 2.) Schelling ſelbſt ſagt (Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Landshut, 1803. I. 5): „Das Weſen des Menſchen iſt Handeln. Je weniger er über ſich ſelbſt reflektirt, deſto thätiger iſt er. Seine edelſte Thätigkeit iſt die, die ſich ſelbſt nicht kennt ꝛc." — In allen Berufskreiſen muß das Wiſſen und das Können, die Wiſſenſchaft und die Kunſt unterſchieden werden. Ganz vorzüglich zeigt ſich dies beim geiſtlichen oder Seelſorgsberuf und in dem ärztlichen Beruf. So ſchätzbar hier die wiſſenſchaftliche Ausbildung in ſo weit iſt, als die Wiſſenſchaft reicht, ſo muß doch in der Ausübung nothwendig die Beobachtung und die Erfahrung hinzutreten, wenn der Seelſorger und der Arzt ihrem Berufszweck genügen ſollen, und ſo wie der Seelſorger eines lebendigen Glaubens an die Wahrheit des göttlich Ueberlieferten bedarf, ſo der Arzt eines innern Inſtinkts, da, wo ſeine Wiſſenſchaft nicht ausreicht, ſich von dem Glauben an die unabweislichen, wiewohl noch unerklärten Wirkungen der Naturkräfte mit geſchärftem Beobachtungsgeiſt und gehöriger Umſicht auf die Umſtände leiten zu laſſen.

***) Herbart in ſeiner Encyklopädie der Philoſophie (Halle, 1831) bemerkt S. 332: „es ſey für die Religion die Phyſikotheologie von unendlicher Wichtigkeit, weil ſie unzählige Proben darbietet, an denen eine, wohl oder übel angebrachte, Dialektik blos das tadeln kann, daß man nicht den Zuſchnitt eines abgeſchloſſenen Syſtems durch jene zu gewinnen vermag. Es wäre ein Unglück, wenn der Menſch dahin gelangte." Aus tiefer Noth ruft er gen Himmel; wie nun, wenn er

Wiſſen und Leben überſehen oder verkannt. Für die Forſchung iſt zwar das Wiſſen Zweck für ſich ſelbſt; gegenüber dem Leben aber iſt es nur Mittel für dieſes. Man hat nur zu oft den Werth und das Gebiet des Wiſſens überſchätzt und das Leben in Schatten gerückt, und indem man unaufhörlich nur dem Wiſſen nachſtrebte, den Zweck des Wiſſens: das Leben aus dem Geſichte verloren. Unſer wirkliches, unſer mögliches Wiſſen iſt auf die Beſtimmung, die Zwecke des Lebens beſchränkt; das Leben aber hat ein weites und ſtets ſich erweiterndes Gebiet. Darum iſt auch unſer Wiſſen eines großen Fortſchritts, einer beſtändigen Vervollkommnung empfänglich. Aber noch weit mehr iſt es das Leben, das Thun. Gerade ihm verdanken wir unſer beſtes Wiſſen. Denn das Leben, das Thun iſt nicht ſowohl ein Produkt der Wiſſenſchaft, als eine Ausübung der uns inwohnenden Kraft; eine Kunſt, die zum Theil zwar durch Wiſſen erleuchtet und gefördert werden kann, aber doch vorzüglich von der Kraft und ihrem ausgebildeten Können abhängt *). Mancher weiß viel und kann doch nichts; mancher kann viel und weiß nicht, warum. Wiſſen und Können ſind zuweilen vereinigt, oft aber auch getrennt. Spekulative Denker ſtellen die Autonomie (Selbſtherrſchaft) des Geiſtes oben an. Sie machen aber damit oft viel zu viel Aufhebens. Denn was wäre der Geiſt, wenn er der Selbſtändigkeit ermangelte? Wirkte er nicht aus eigner Kraft, worin wär' er von der Materie verſchieden? (1 Kor. II. 15.) Allein aus ſeiner Selbſtändigkeit folgt noch nicht, daß der Menſchengeiſt von Einflüſſen eines höhern Geiſtes unabhängig ſey, und eben ſo wenig, daß er Alles ergründen und wiſſen könne und daß das Wiſſen die Hauptbeſtimmung des menſchlichen Geiſtes ſey. Solche Vergötterung des denkenden Geiſtes beruht auf einer ganz willkührlichen Annahme, die durch Nichts gerechtfertigt werden kann. Unbedenklich läßt ſich zwar annehmen, daß die Wißbegier an ſich ſelber, als der Intelligenz beigeſellt, und durch keine Nebenrückſichten getrübt, einen Strahl des Urlichts bilde, welches uns als der Leitſtern und die Kraft

---

ſich vermäße, die Zweckmäßigkeit der Hülfe, die er begehrt, zu beſtimmen? Entweder würde er ſie fordern als eine Schuldigkeit, oder ſie vorausſetzen als einen unfehlbaren Naturerfolg, oder ſich den Gedanken daran als etwas Unmögliches aus dem Sinne ſchlagen. Wo bliebe da die religiöſe Geſinnung? Wo bliebe die demüthige Bitte, welche auf Verſagung gefaßt iſt? —

Mit Schiller möchte man hier ausrufen:

Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden euch führen,
Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?

*) Das Thun iſt die Vorſtufe des Erkennens. Gregor v. Nazianz Orat. XX. 12. „Die Bildung eines Zeitalters beſteht nicht in der Maſſe von Kenntniſſen, welche in ihm verbreitet iſt, ſondern in den allgemeinen, großartigen und edeln Anſichten (und Geſinnungen), welchen jene Kenntniße als Mittel dienen.“ Channings zwei Reden über die Erhebung der niedern Volksklaſſen. Zürich u. Winterthur 1843. S. 30.

zu einem unſerer Beſtimmung würdigen Leben eingeſenkt iſt. Unverkennbar iſt jedoch, daß die Wißbegier nur dann ihrem wahren Zweck entſprechen könne, wenn ſie auf Förderung des menſchenwürdigen Lebens hingerichtet iſt*). Wie dem Einzelnen, ſo auch einem Volke, dient das Wiſſen ohne Sinn für Gott und Tugend zum Verderben. Ein alſo verderbtes Individuum oder Volk, das in ſeinem ſittlichen Elend mit ſeinem Wiſſen prunkt, kann nichts retten, wenn es nicht einen Glauben erfaßt, der ſeinen Verſtand der Liebe unterordnet, damit es erkenne, daß die Weisheit nicht im Wiſſen, ſondern im Thun nach dem göttlichen Willen beſtehe. (Röm. 12, 2.) Allein ſo iſt die Wißbegier der Menſchen beſtellt, daß ſie das, was das Gewiſſen ihr am nächſten legt, was Jeder für das Leben am zuverläßigſten weiß oder wiſſen kann, vernachläßigen, während ſie unermüdet einem Wiſſen vom Grund und Weſen der äußern Natur nachjagen, welches ſich auch den angeſtrengteſten Forſchungen entzieht**). Bei ſeinen Offenbarungen hat der Unendliche nicht ſowohl einen Wachsthum unſeres Wiſſens, als die Verbeſſerung unſeres Lebens, damit es ſeiner Beſtimmung gemäßer eingerichtet werde, zum Zweck. In Hinſicht ſolcher Wahrheiten, die für das Leben wichtig ſind, iſt es weder wahrſcheinlich, noch glaublich, daß der Zuſtand des Zweifelns in der Beſtimmung des Menſchen liege. Hier bedarf er der Zuverſicht, und hat mithin vollen Grund, des Zweifels ſich nach Kräften zu erwehren*).

---

*) „Für die Wiſſenſchaft wie für die Geſellſchaft iſt es ein großer Gewinn, wenn das Bewußtſeyn ſich energiſch ausſpricht, daß Beide zuſammengehören, mit einander ſich entwickeln, keines dem andern untreu werden darf.“ S. Rheinwalds Allgem. Repertor. f. d. theolog. Litteratur u. kirchl. Statiſtik. B. XXXV. 181.

Schon Joh. v. Salisbury † 1186 (Metalogicus Prolog. p. 733.) ſagt: Est enim quaelibet professio philosophandi inutilis et falsa, quae se ipsam in cultu virtutis et vitae exhibitione non aperit; und (Policraticus, sive de nugis Curialium VII. c. 11. p. 446.): Qui pro philosophando charitatem acquirit aut dilatat, summum philosophantis assecutus est finem. Ferner (Metalogicus IV. c. 40. p. 926.): Sobria est illius investigatio, qui primo se ipsum excutit et quæ inferiora sunt, diligenter examinat et coaequalia sine negligentia intuetur et superiora contemplatus cum veneratione, ut ausa temerario in ea, quæ inscrutabilia sunt, non irrumpat.

**) Ce que nous savons le moins, ce sont les vérités de l'ordre physique; ce que nous savons le mieux, ce sont les vérités de l'ordre moral: nous disputons en physique sur les raisons des phénomènes que nous voudrions connaître; mais nous contestons en morale sur les règles de nos devoirs que nous voudrions ignorer. de Bonald, Législation primitive, 1829. I. 39. 40. Was das Gewiſſen allen Menſchen ſagt, iſt das Gewiſſeſte, und eine Wiſſenſchaft, die hierauf gar keine Rückſicht nehmen will, iſt gewiſſenlos. Ein gewiſſenloſes Wiſſen bringt aber noch mehr Unheil als ein unwiſſendes Gewiſſen. „Allein der Reiz, über manche dunkle Fragen irgend zu Wahrſcheinlichkeiten zu gelangen, iſt größer, als der Reiz ſchlichter Wahrheiten, deren ſich immer gleiche Unläugbarkeit für das Leben genügen würde.“ Paulus, die endlich offenbar gewordene poſitive Philoſophie der Offenbarung. Darmſt. 1843. S. XLI.

Das Chriſtenthum erſchien in der Welt zu einer Zeit, wo die Wißbegier einen ungemeinen Höhepunkt erſtiegen hatte, und man auf das Wiſſen den höchſten Werth ſetzte. Jedem, der ſo dachte, mußte das Chriſtenthum nothwendig gering ſcheinen: befaßt es ſich doch gar nicht mit der Menſchen Wiſſen, ſondern mit ihrem Leben. Wenn indeſſen jede große, bedeutſame und einflußreiche Erſcheinung in der Welt es verdient, allſeitig betrachtet, geprüft und gewürdigt zu werden, ſo kann ganz gewiß das Chriſtenthum darauf Anſpruch machen, das vorzüglich für den, der durch deſſen Ausübung ſeine Vortrefflichkeit erfahren hat, bei weitem die größte, bedeutendſte, einflußreichſte Erſcheinung iſt, die der Welt je zu Theil wurde. Ein neuer Geiſt, ein neuer Ideengang, ein neues Leben trat mit ihr in die Welt, ſie verjüngend. Sie will aber ohne vorgefaßte Idee gerade ſo, wie ſie ſich in ihrer erhabenen Einfachheit uns in der Ueberlieferung darſtellt, aufgefaßt werden, ohne daß man daran mäckeln und deuteln wolle. Dies pflegt auch mehrentheils von den wiſſenſchaftlichen Kritikern nur in Beziehung auf das Bei- und Nebenwerk oder auf das Baugerüſt zu geſchehen, worüber mancherlei Anſichten und Meinungen ſich hervorthun und bekämpfen können, ohne daß das Weſen berührt werde. Freilich hat die Kritik nur zu oft die Unterſcheidung des Buchſtabens vom Geiſte aus den Augen geſetzt, was zu ungeheuern Mißverſtändniſſen und Täuſchungen Anlaß gab. Doch die große Frage, an der hier alles liegt, iſt die: Hat irgend eine Philoſophie, eine Religionslehre, eine Theorie oder Einrichtung auf Erden, jemals etwas zur allgemeinen Annahme und Beobachtung vorgetragen, das der Sittlichkeit und Zufriedenheit im Leben mehr förderlich war, als das Chriſtenthum, und hat irgend eine Philoſophie, Religionslehre, Theorie oder Einrichtung nach der Verkündigung des Chriſtenthums hierin ſo Befriedigendes geboten und geleiſtet? Jeder Unbefangene wird nach umſichtiger, genauer, redlicher Prüfung die Frage verneinen müſſen. Deß ungeachtet ſehen wir heut zu Tag, wie vordem, die dialektiſche Spekulation mit erneuter Anſtrengung nach einer Wiſſenſchaft von göttlichen Dingen ſtreben, von der ſie ſich einen zuverläßigern und ergiebigern Aufſchluß, als derjenige iſt, den das Chriſtenthum gewährt, verſpricht. Allerdings ſetzte der Welterlöſer in ſeinen Vorträgen das, was Jedem ſchon die Vernunft lehrt, voraus; allerdings befaßte er ſich weder mit einer Prüfung, noch mit einer Widerlegung der dialektiſchen Spekulationen, die zu ſeiner Zeit bekannt waren. Aber er lehrte mit Zuverſicht, was allen Vielwiſſern und berühmten Weiſen verborgen geblieben war; Wahrheiten trug er vor, die alle Menſchen zu allen Zeiten, wenn ſie ihnen folgen, zum Heil führen ſollten.

---

*) Nichts beweiſt dagegen, daß es geiſtvolle Männer, wie Cicero in Zeiten, wo die höchſten Wahrheiten von einer Menge ſpekulativer Träumereien umnebelt waren, es mit dem Denken darüber nicht über den Zweifel brachten. Cicero meint, es könnte wohl von den verſchiedenen (zu ſeiner Zeit obwaltenden) Meinungen von göttlichen Dingen keine wahr, jedenfalls aber könne nicht mehr als eine wahr ſeyn. (De Natura Deos. L. I. c. 2.) Utinam tam facile vera invenire possim, quam falsa confingere. (Ebend. c. 32.)

„Wo bleibt aber der Fortſchritt, wo das Streben nach Vervollkommnung, wenn das Chriſtenthum das Ideal iſt, das nicht übertroffen werden kann?“ So hört man Solche fragen, die, indem ſie das Endliche und Unendliche für Eins erklären, folgerichtig den Anſpruch auf individuellen Fortſchritt aufgeben müßten. Eben weil Chriſtus das höchſte Ideal darſtellt, fordert das Streben, ihm näher zu kommen, zu unaufhörlichem Fortſchritt auf. Freilich, wenn der Fortſchritt nur auf die äußern Lebensformen ſich beziehen ſoll, hat das Chriſtenthum nichts damit zu ſchaffen. Denn ſein Weſen liegt keineswegs in Formen, ſondern in der Geſinnung *). Aller Fortſchritt in blos äußerlichen Dingen, ſo nützlich und belobenswerth er auch ſeyn mag, hat ihrer Natur gemäß nur einen beziehungsweiſen, bedingten Werth. Das Chriſtenthum iſt weit entfernt, dieſen Werth zu läugnen, und Fortſchritte in ſolcher Beziehung zu verwerfen. Nur will es, daß das Reich Gottes vor Allem geſucht werde, und daß durch die Beſtrebungen, äußerliche Zuſtände zu verbeſſern, der inneren Veredlung (Heiligung) kein Abbruch geſchehe. Es iſt eine ſchwere Verläumdung des Chriſtenthums, wenn man ihm vorwirft, durch ſeine Lehre von Mäßigung in Bezug auf materielle Güter der Gewerbſamkeit (der Anſtrengung der Geiſtes- und Körperkräfte zur Vermehrung der Mittel, um das Leben zu erleichtern und zu verſchönern) in den Weg zu treten. Das Maßhalten, welches das Chriſtenthum in Allem vorſchreibt, hat den wahren Fortſchritt auch hierin nie gehindert, vielmehr weſentlich gefördert. Denn was zerſtört die Früchte der Betriebſamkeit mehr, als ihre Ausſchweifungen, ihre Mißgriffe aus eigennütziger Selbſtſucht? Das Chriſtenthum bezeichnet die Arbeitſamkeit als Pflicht und als ein vorzügliches Mittel zur Tugend und Zufriedenheit. Nur mißbilligt es, wenn wir dabei das geiſtige Leben über dem blos ſinnlichen außer Acht ſetzen. Auch kann es freilich ſolche Gewerbe, die die Würde des Menſchen herabſetzen und zerſtören (z. B. Sklavenhandel, Handel mit ſeinem Leibe, Geldwucher, Förderung der Vollſäuferei, des verderblichen Branntweins- und Opiumsgenuſſes u. dgl.) nur verwerfen. Aber wer in ſolcher Verwerfung eine Verhinderung, eine Hemmung des Fortſchritts der Menſchheit erblickt, der hat von dieſem Fortſchritt

---

*) Noch immer wird die Geſinnung, die allein eine unverwüſtliche, allen Anfechtungen gewachſene, heiligende Geiſtesſtärke begründen kann, nicht nur von vielen Verfechtern des ſpekulativen Wiſſens in Religionsſachen, ſondern auch von vielen Verfechtern des Glaubens zu wenig in Anſchlag gebracht.

einen ſonderbaren Begriff; den muß freilich die auf dem Pantheismus begründete Lehre der St. Simoniſtiſchen Spekulation von der Wiederherſtellung des Fleiſches in ſeine Herrſchaftsrechte, weit mehr anſprechen, als das Chriſtenthum. In deſſen Augen mag auch jede Erfindung von Gaukel- und Täuſchungskünſten und von Gaunerſtreichen als Fortſchritt ſich darſtellen. Sonderbare Erſcheinung! Die Spekulation, die ſeit Jahrtauſenden nie vom Flecke kommt, oder nach jedem Schritt vorwärts wieder zwei zurück macht, ſpricht dem Chriſtenthum, welches alle Angriffe nur immer mehr in ſeiner unvergänglichen Kraft und Wahrheit zu zeigen vermochten, die Fähigkeit ab, den Fortſchritt der Menſchheit zu fördern. Sie, die gleich dem Syſiphus und den Danaiden, verdammt ſcheint, in einemfort ihr fruchtloſes Beginnen zu erneuern, maßt ſich die Befugniß an, das Chriſtenthum als abgenutzt und den Forderungen einer fortſchreitenden Bildung für ungenügend zu erklären, während es ſich doch immer mehr Bahn bricht, ſtets weiter ausbreitet, und nie aufgehört hat, zu allen wirklichen Verbeſſerungen der menſchlichen Zuſtände hilfreich die Hand zu bieten!

Eine Beleuchtung der Ergebniſſe der dialektiſch-ſpekulativen Beſtrebungen und des Einfluſſes derſelben auf das Leben iſt Gegenſtand der gegenwärtigen Schrift. Sie erſtrebt keine Geringſchätzung der Vernunft. Nur ein Wahnſinniger könnte ſich das Aug' ausſtechen, um heller zu ſehen. Sie iſt auch weit entfernt, über den ſpekulativen Gebrauch der Denkkraft, welcher von Frage zu Frage, von Schluß zu Schluß fortſchreitet, bis er ſich im Unendlichen verliert, an ſich ſelbſt den Stab brechen zu wollen. Jeder wahre Gedanke iſt dem Verfaſſer achtungswerth; mithin auch das Streben darnach. Am wenigſten maßt er ſich an, die Abſicht der Schöpfer ſpekulativer Syſteme zu verdächtigen. Seine Schrift beſchäftigt ſich blos mit der Erörterung: was der ſpekulativ-dialektiſche Gebrauch der Denkkraft für die Erkenntniß der Wahrheit geleiſtet habe, und welcher Vortheil oder Nachtheil aus ſeinen Ergebniſſen für das Leben hervorgegangen ſey. Der Leſer mag daraus ſelbſt beurtheilen: welche Grenzen der ſpekulative Vernunftgebrauch ſich zu ſetzen habe. Nicht der Wiſſenſchaft erklärt dieſe Schrift den Krieg, ſondern den Schatten, die ſich als wirkliches Weſen gebärden. Sie ſtellt nur in Abrede, daß Wiſſenſchaft höhern Werth habe, als gewiſſenhafte Geſinnung und Rechtthun, daß ihr für uns nicht gewiſſe Grenzen geſteckt ſind, welche die Spekulation vergeblich zu überſchreiten oder zurückzuſchieben trachtet, und daß die Spekulation den ſichern Weg zur gewiſſen Wahrheit, zumal in dem, was für uns das Wichtigſte iſt, darbiete. Sie ſucht darzuthun, daß die einſeitige Richtung des Geiſtes auf dieſe Spekulation die wahren Zwecke des Lebens und die Wahrheiten ſelbſt gefährde, während ſie der Wahngläubigkeit weiten Spielraum öffnet, welche die Verheerungen im Gebiete des Wiſſens und des Lebens vollendet.

Man wird freilich gegen die Beurtheilung des Werthes der Spekulation von dem Geſichtspunkt ihrer Früchte oder ihrer Unfruchtbarkeit einwenden: dieſer Geſichtspunkt ſey zu niedrig; nur von der Annahme der Unbedingtheit der Vernunft dürfe ausgegangen werden. Allein auch zugegeben, daß die Ausſprüche der Vernunft unbedingt wahr ſeyen; ſo kann doch unmöglich jedes Ergebniß der Spekulation als Ausſpruch der Vernunft anerkannt werden, da ja dieſe Ergebniſſe mit einander ſelbſt im Widerſpruch ſtehen. Die Anerkennung der unbedingten Wahrheit der Ausſprüche der Vernunft kann die Unterſuchung, wie es in der Wirklichkeit mit dem Verfahren der ſpekulirenden Denkkraft und mit ihren Erzeugniſſen beſtellt ſey, nicht überflüſſig machen.

Eine ſtark ausgeſprochene Verehrung für das Chriſtenthum in einer Schrift philoſophiſchen Inhalts ſetzt allerdings in Gefahr, des Mangels an philoſophiſchem Geiſt und Talent bezüchtigt zu werden. Ich bin weit entfernt, einen Widerſtreit zwiſchen dem Chriſtenthum und der Vernunft zu behaupten oder zuzugeſtehen. Aber meine Ueberzeugung will ich hier offen ausſprechen: Am glückſeligſten wäre ein Volk zu preiſen, welches, das Weſen des Chriſtenthums kennend und übend, nach Geſetzen des ewigen Rechtes regiert würde und ſich darnach regieren ließe, und, angeleitet zur richtigen Selbſterkenntniß und Kenntniß der Welt, der Natur, der Geſchichte, ſich vor Allem in der Selbſtveredlung, dann auch in allen nützlichen, den würdigen Lebenszwecken entſprechenden Künſten, Fortſchritte zu machen beeiferte. Iſt das nicht das höchſte Ziel aller würdigen Beſtrebungen der Menſchheit? Gibt es eine höhere und ſchönere Aufgabe für die Philoſophie, als das Trachten nach dieſem Ziel zu fördern? —

Erſter Abſchnitt.

Anſichten von dem Bedürfniß und den Hinderniſſen der Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände.

So weit die Nachrichten von einem Geſellſchaftsverband unter Menſchen reichen, laſſen ſich Mängel und Gebrechen in demſelben wahrnehmen. Der älteſte Bericht von dem einem ſolchen Verband vorhergegangenen Urzuſtande des Menſchen zeigt uns den Grund dieſer Mängel und Gebrechen in deſſen Uebertritt aus der Unſchuld in die Schuld, die mit ihren Folgen von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt hat. In allen Völkergeſchichten entrollt ſich vor unſern Blicken ein beſtändiger Kampf gegen dieſe Folgen und gegen die Verkehrtheit des Willens, welche dieſelben ſtets erneuerte. Selbſt da, wo das Verderbniß am höchſten ſtieg, hat dieſer Kampf nie ganz aufgehört, und zu keiner Zeit hat die Mahnung zur Verbeſſerung völlig zum Schweigen gebracht werden können. Heut zu Tag wird das Bedürfniß einer Verbeſſerung der geſellſchaftlichen

Zuſtände beinahe von Jedermann zugeſtanden. Aber über die Hindernisſe, die ihr entgegenſtreben, iſt man eben ſo uneinig, als über die Urſachen, welche zunächſt die Schäden und Krankheiten der geſellſchaftlichen Zuſtände herbeigeführt haben. Die Einen bezeichnen als Urſache: „Die Abnahme der religiöſen Ueberzeugungen;“ die Andern: „die Genußſucht und Ueppigkeit des Lebens;“ die Dritten: „die heilloſe Aufklärerei;“ die Vierten: „die Unwiſſenheit der großen Menge;“ ein Fünfter: „den überhandnehmenden Mangel an Wahrhaftigkeit und Sinn für Wahrheit;“ ein Sechster: „den Leichtſinn und die Freiheit in der Veröffentlichung des Falſchen und Wahren;“ ein Siebenter: „die große Zunahme der Bevölkerung;“ ein Achter: „die zu große Zerſtückelung des Grundvermögens;“ ein Neunter: „die große Ungleichheit in der Vertheilung der Güter.“ Und ſo fallen die Urtheile in ſcheinbaren oder wirklichen Gegenſätzen noch viele. Viele finden den Grund der Uebelſtände in dem ſteifen, jeder Reform widerſtrebenden Beharren in Feſthaltung des Hergebrachten, aber Veralteten und Abgelebten; Viele in dem unruhigen Beſtreben an den Grundlagen alles Beſtehenden ohne Sichtung des Guten und Fehlerhaften zu rütteln. Die Einen hört man klagend ſich äußern: wenn doch nur die Schwindelei für Freiheit ihr Unweſen nicht triebe! Andere: wenn nur der Druck der Finanzkünſte und der ſtehenden Heere, der Monopole und Mauthen nicht wäre! Manche glauben in den Gebrechen der Erziehung alle Urſachen der Uebelſtände zuſammenfaſſen zu können. — Näher beſehen, ſind die angeblichen Urſachen der mangel- und fehlerhaften Zuſtände — dieſe Zuſtände ſelbſt, denen ſich noch manche, als bloße Folgen anſchließen. Um ſich über die Mängel und Gebrechen der geſellſchaftlichen Zuſtände zu verſtändigen, müßte man wohl vorerſt über die Beſtimmung des Menſchen für ſich ſowohl, als in der Geſellſchaft einig ſeyn. Alsdann könnte man eher auch über die Grundurſachen jener Mängel und Gebrechen in's Klare kommen, und erſt wenn dies geſchehen, wäre zu hoffen, daß man auch in Hinſicht der Mittel zur Abhülfe zu einer Uebereinſtimmung gelangen werde.

In der neuern und neueſten Zeit haben Mehrere den Urgrund aller Hemmniſſe des Guten in der Geſellſchaft darin finden wollen, daß man dem Menſchen bisher immer eine doppelte Beſtimmung, eine reale und eine ideale, die eine für das Dieſſeits, die andere für das Jenſeits zugeſchrieben habe. Hiernach müßte alle Verbeſſerung von der Abläugnung der Doppelnatur des Menſchen ausgehen, da ihm nach der bisherigen allgemeinſten Anſicht gerade von dieſer Doppelnatur eine zweifache Beſtimmung angewieſen iſt. Ließe ſich des Menſchen Doppelnatur als Täuſchung und Irrthum nachweiſen, ſo würde ſich freilich die Betrachtung und Leitung menſchlicher Dinge ſehr vereinfachen; die Menſchen kämen dann nur noch wie eine beſondere Thierrace in Betracht. Das, was die Weiſeſten und Beſten aller Zeiten für das Höchſte geachtet, fiele dem Gebiet der Träumereien anheim. Doch zum

Glück für die Menſchheit iſt die Vorſtellung von der weſentlichen Einheit von Geiſt und Leib ſelbſt nur ein Traum, freilich der trübſte, ſchlimmſte, ärgſte, der je geträumt worden iſt. Will man der traurigen Nothwendigkeit entgehen, den Urſprung dieſes Traumes böswilligen Trieben und Abſichten beizumeſſen, ſo erübriget nichts, als ihn in einer unrichtigen, irrigen Auffaſſung der Doppelnatur und der aus ihr hervorgehenden Doppelbeſtimmung des Menſchen aufzuſuchen. Man macht ſich nämlich oft von dieſer zweifachen Natur und Beſtimmung die ganz falſche Vorſtellung, als ob ſie zwei abgeſonderte, völlig getrennte Bahnen bezeichnen, während ſich doch darin nur die zwei Seiten und Abſchnitte des Einen Lebens darſtellen, die in dem tief jeder Menſchenbruſt eingegrabenen Geſetze der Liebe (der Unterordnung des Eigenwohls unter das Wohl der Geſammtheit), welches vor Allem die Wahrhaftigkeit und das gewiſſenhafte Handeln fordert, einen ſichern und feſten Punkt der Vereinigung und des Ebenmaßes finden*). Nur die völlige Verkennung und Mißachtung dieſes Geſetzes kann die Möglichkeit erklären, daß nachdenkende Menſchen auf den Einfall gerathen ſind, bald von der Zerſtörung der Sinnlichkeit, als des an ſich Böſen, bald blos von dem Hegen und Pflegen derſelben und von der Beſchränkung der menſchlichen Beſtimmung auf das ſinnlich-wahrnehmbare Leben das Heil, die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände, zu erwarten. Liegt nicht vielmehr gerade darin der Urgrund aller Mißklänge und Verkehrtheiten in dieſen Zuſtänden, daß man in der Theorie und Praxis die Doppelnatur und Doppelbeſtimmung des Menſchen ſo oft und viel mißkennt und unbeachtet läßt? Dieſe Frage iſt wohl einer Erörterung werth.

Nothwendigkeit**) iſt das große Geſetz der durch die Sinne wahrnehmbaren Natur; Freiheit das der Geiſteswelt. Der Menſch erkennt ſich als eine Welt im Kleinen. Das Geiſtige und das Sinnliche ſpiegelt ſich und regt ſich und wirkt in ihm. Seinem Geiſte iſt aber Kraft gegeben, Sinnliches durch Geiſtiges zu bewältigen und dem Sinnlichen ſein (geiſtiges) Gepräge aufzudrücken. Das hebt ihn über alle andere ſinnliche, wahrnehmbare Weſen***). Nicht in der höchſt zweckmäßigen und bewunde-

---

*) Die Vorſtellung, ein guter Erdenbürger und ein guter Himmelsbürger oder die erdbürgerliche und die himmelsbürgerliche Tugend ſeyen unvereinbarlich iſt ein Irrthum, den einſt Theologen, hernach Philoſophen vielfach gehegt und unterhalten haben.

**) Unmöglichkeit des Andersſeyns.

***) Die Geſetze des Denkens und die des Recht- und Guthandelns ſind unveränderlich. Aber in der Beobachtung derſelben waltet Freiheit (Selbſtbeſtimmung). Es ſteht bei uns, ob wir ſie befolgen oder nicht befolgen, ſie richtig anwenden wollen oder nicht. — Spinoza's (Werke, herausgeg. v. Auerbach 1841. B. VI. S. 351 ff.) ſagt: „Zufall und Nothwendigkeit ſeyen Gegenſätze, nicht aber Nothwendigkeit und Freiheit.“ Dies ſcheint mir ganz unrichtig. Zufall iſt rungswürdigen Organismus des menſchlichen Leibes liegt der Grund und Keim des Böſen, das der Menſch verübt, ſondern in der Verkehrtheit ſeines Willens, der den ſinnlichen Trieben vor den Forderungen des Geiſtes den Vorzug einräumt, und die letztern bei der Befriedigung der erſtern hintanſetzt. Wäre der Menſch, gleich dem Erdkloß und den aus ihm hervorgehenden Bildungen, blos ein von äußerer Einwirkung abhängiges, der Zerſtörung verfallendes Weſen, wie könnte bei ihm von Gewiſſen, von Zurechnungsfähigkeit, von Tugend und Laſter die Rede ſeyn? Wäre dann die innere Freiheit (die des Willens) nicht ein Traumbild? Und eben deßwegen der Anſpruch auf äußere (von ungerechtem Druck) eine Thorheit? Stünde dann der Menſch mit ſeiner großen Ausbildungsfähigkeit nicht tief unter dem Thiere? Müßte dann der Menſch im Menſchen nicht einen weit gefährlichern Nachbar als in den wilden Beſtien des Waldes erblicken? und müßte man dann nicht anerkennen, daß die Menſchen, damit ihr Beiſammenleben ermöglicht und ſie an ihrer Selbſtzerſtörung verhindert würden, nur durch Gewalt und Liſt regiert zu werden verdienen, daß mithin derjenigen Regierung der Vorzug gebühre, in welcher die Gewalt und Liſt am unwiderſtehlichſten und wirkſamſten in Anwendung gebracht werden könne? — Dieſe Folgerungen ſind unabweislich, ſobald man die Identität des Geiſtes und Körpers vom Menſchen behauptet. Weil aber unſere Vernunft und unſer Gefühl und unſer ganzes Bewußtſeyn gegen jene Folgerungen ſich empören, ſo erhellet ſchon daraus, daß dieſe Identität eine Unwahrheit ſey. Daher iſt auch bei allen Völkern, die zu einiger Ausbildung der menſchlichen Anlagen gekommen ſind, als die erſte und oberſte aller Wahrheiten der weſentliche Unterſchied von Geiſt und Materie anerkannt worden. Von dieſem Unterſchiede hat jeder Menſch das innerſte Bewußtſeyn, und die beſtändige Erfahrung beſtätigt ihm deſſen Wirklichkeit. Er iſt ſich eines Weſens in ſich bewußt, das denkt, empfindet, will und beſchließt. Dieſes Weſen (der Geiſt) kann alles Sinnliche begreifen, kann aber von den bloßen Sinnen nie begriffen werden. Es iſt von den Sinnen ſo ſehr verſchieden, als der Gedanke von dem äußern Worte, welches nur von dem Gedanken ſeine Bedeutung erhält*). Nicht durch das Wachsthum des Körpers wird der menſchliche Geiſt zur höhern Einſicht und zur Freithätigkeit befähigt, ſondern durch Uebung und Bildung. An die Anerkennung ſeines weſentlichen

---

blos ein relativer Begriff und bezeichnet das, was weder aus Nothwendigkeit, noch aus Freiheit geſchieht. Eigentlich gibt es aber nichts Solches, ſondern es ſcheint nur Manches zufallig zu geſchehen, weil ſein Grund (er mag nothwendig oder freithätig ſeyn) verborgen iſt.

*) Des Carteſius größtes Verdienſt möchte wohl darin beſtehen, daß er zuerſt die Grenzlinie zwiſchen den Eigenſchaften des Geiſtes und der Materie mit genauer Schärfe beſtimmt hat. Fr. Bouiller Hist. et Critique de la Revolution Cartésienne. Lyon 1842. p. 380.

Unterſchieds von der Materie iſt Alles bedingt, was uns von der höchſten Wichtigkeit, was uns heilig und achtungswerth iſt. Wären Geiſt und Materie nur Ein Weſen, wären ſie identiſch, nur Beſtandtheile und Modificationen Einer allgemeinen Subſtanz, ſo wären des Menſchen Selbſtändigkeit, Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, Tugend und Laſter Worte ohne Sinn und Bedeutung *), und dann wäre es überflüſſig und thörichte Spielerei, mit Philoſophie ſich zu befaſſen, nach Erkenntniß der Wahrheit zu ſtreben. Denn was ſollte uns dieſe frommen? Auch iſt die ſpekulirende Vernunft auf die Idee von der weſenhaften Einheit von Geiſt und Materie nur dadurch verfallen, daß ſie das Zuſammenſeyn und Zuſammenwirken ſo verſchiedenartiger Weſen zu erklären ſuchte. In der Verzweiflung es zu erklären, that ſie den **Salto mortale**, die weſenhafte Verſchiedenheit in Abrede zu ſtellen, ohne jedoch die weſenhafte Identität beweiſen zu können. Für den geſunden Menſchenverſtand und das ſittliche Gefühl iſt die weſenhafte Verſchiedenheit von Geiſt und Materie die erſte, allen andern zum Grunde liegende Wahrheit und an dieſe Wahrheit ſchließt ſich zunächſt die andere an: daß der Menſch (aus Geiſt und Materie beſtehend) in allen ſeinen Verrichtungen, im ganzen Leben das Daſeyn von Geiſt und Materie und ihren Unterſchied zu berückſichtigen habe.

Die enge Verbindung und ſtete Wechſelwirkung zwiſchen Körper und Geiſt iſt eine Thatſache, gegen die vernünftigerweiſe kein Zweifel aufkommen kann. Sie in ihrem tiefſten Grunde zu erklären, hat die Intelligenz vergeblich verſucht. Weil ſie aber beſteht, iſt es leicht begreiflich, daß jede Einſeitigkeit oder Ausſchließung im Gebrauche und in der Ausbildung der Kräfte von Körper und Geiſt eine Störung veranlaſſen müſſe. Denn ſie ſind gemacht, in Harmonie zuſammenzuwirken. Sie ſind ein Ganzes, den Menſchen zu bilden beſtimmt. Wir ſind uns aber bewußt, daß das Geſchäft des Denkens von der Bewegung der Materie weſentlich verſchieden ſey. Wir ſind daher genöthigt, anzunehmen, daß das Denken auch durch eine eigene geiſtige Kraft geſchehe, welche von allen materiellen Kräften verſchieden iſt, wiewohl auch dieſe ihr dabei behülflich ſind. Die Einheit erhalten unſere Erkenntniſſe vom Geiſt, nicht von den Sinnen. Nur der Geiſt gibt ihnen Klarheit und Deutlichkeit. Das allgemeinſte Mittheilungsorgan des einen Menſchengeiſts an den Menſchengeiſt Anderer iſt das Wort in Sprache und Schrift. Das Wort iſt der äußere Ausdruck des Gedankens, wie dieſer ſich im Geiſte gebildet. Bevor das Wort ausgeſprochen wird, hat es der Geiſt als Bild oder Ausdruck ſeines Gedankens geboren. Durch das Wort ſetzt der Geiſt ſich mit der materiellen Welt in Verbindung. Durch das

---

*) Die Sünde wäre nur nothwendiger Durchgangspunkt in der Entwickelung der Einen Subſtanz. Vergl. D. Strauß Glaubenslehre I. 68.

Wort gibt er ſeinem Gedanken einen Körper*). Die Gleichheit oder Verſchiedenheit des Gedankens erzeugt die Gleichheit oder Verſchiedenheit des Worts. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen bei der geiſtigen Mittheilung kommt der Mannigfaltigkeit in den Erzeugniſſen der organiſchen Kraft im Thier- und Pflanzenreiche gleich. Das Wort und der Buchſtabe ſind todt, ſind Nichts ohne den Gedanken, den ſie ausdrücken. Doch allem Denken und Erkennen ſelbſt geht noch der Akt des Selbſtbewußtſeyns des Geiſtes voraus**). Auch das Sinnliche (die Materie) wird für uns erſt dann ein Gegenſtand der Erkenntniß, wenn der Geiſt es in die Form des Begriffs aufnimmt. Das Geiſtige im Menſchen umfaßt aber zwei Welten, die des Gemüths und die der Intelligenz. Die Gemüthswelt iſt gleichſam das Vermittelnde zwiſchen der Intelligenz und den ſinnlichen Kräften, und ebenſo iſt die Intelligenz gewiſſermaßen das Vermittelnde zwiſchen der Gemüthswelt und der äußern Sinnenwelt. Im Gemüth vereinigt ſich der Gedanke und das Gefühl. Der Gedanke, Erzeugniß der Intelligenz, iſt hingegen in dieſer vom Gefühl (dem ſinnlichen und ſittlichen) geſondert. Die Intelligenz theilt ſich wieder nach ihren Verrichtungen in Verſtand und Vernunft, wovon der erſtere den Stoff, den Sinne, Gefühl und Gemüth zum Denken bieten, zum Begriff verbindet, die andere die Begriffe ſelbſt im Bewußtſeyn zur Einheit bringt. Wird eine dieſer Potenzen oder ihrer Sphären ausſchließlich oder unverhältnißmäßig angebaut und gehoben, während man die andere vernachläßigt, oder verfährt jede, ohne daß die andere, gemäß ihrer Natur, berückſichtigt werde; ſo entſteht ein Mißverhältniß, welches auf das Ganze im Leben immer nachtheilig einwirkt. Um dieſem Mißverhältniſſe zu begegnen, gibt es aber kein anderes Mittel, als daß der Geiſt die Leitung führe, weil er allein das rechte Maß (durch die Intelligenz) erkennen und (durch die Willenskraft) handhaben kann. Als dritte Grund-Wahrheit ſtellt ſich daher die Nothwendigkeit der Herrſchaft des Geiſtes über den

---

*) Ein gewiſſer Grad von Blödſinn macht ſtumm (benimmt die Sprachfähigkeit), weil der Geiſt in dieſem Zuſtande zum Denken, Gedanken zu bilden nicht mehr befähigt iſt, mithin auch keine auszudrücken hat. Dieſe Stummheit iſt weſentlich verſchieden von derjenigen, die von einem Fehler des Organismus der Sinnenwerkzeuge herrührt. — Die Verſchiedenheit der Worte in verſchiedenen Sprachen zum Ausdruck, zur Bezeichnung der nämlichen Dinge beweist, daß die Worte Erzeugniſſe des Geiſtes ſind, der ſie formt und ſich ihrer bedient, um Begriffe und Ideen auszudrücken. Dieſe ſind bei allen Völkern dieſelben, trotz der Verſchiedenheit ihrer Sprachen.

**) Selbſt ſeines Bewußtſeyns wird der Geiſt ſich bewußt. Sogar im Zuſtande der leiblichen Erſtarrung kann das Selbſtbewußtſeyn des Geiſtes fortbeſtehen, wenn gleich die Fähigkeit es kund zu geben gehemmt iſt Daß der Zuſtand des Geiſtes nach dem Tode den Sinnen eben ſo entgeht, wie der vor der Geburt, beweist nur, daß unſere Sinne den Geiſt nicht faſſen können, daß er überſinnlich iſt.

Körper dar *). Aufgabe der Weisheit iſt die Ermittelung, wie das Sinnliche das Geiſtige und dieſes jenes ſo fördern könne, damit Beides naturgemäß ſeiner Beſtimmung entſpreche. — Der Menſch kann im Beſitz der vollen leiblichen Geſundheit und einer Fülle ſinnlicher Wohlfart und Freuden, und doch in ſeinem Innern dem peinlichſten Elend hingegeben ſeyn, er kann durch ſeine phyſiſchen und intellectuellen Vorzüge die größte Bewunderung verdienen, und doch der Verachtung der Mitmenſchen im höchſten Grade würdig ſeyn. Gewiſſenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Rechtſchaffenheit, Tugend gehen im Leben über Alles: ſie ſind des Lebens höchſte Güter. Dies iſt die vierte Grund-Wahrheit. Das Gebiet des Geiſtes, dem phyſiſche Gewalt abgeht, kann am beſten dadurch gegen Beeinträchtigung geſichert werden, daß die ſittliche Kraft verſtärkt wird. In der Geſellſchaft iſt kein Glied ganz ohne Einfluß auf das Wohl der Andern. Nicht nur der körperlich Elende iſt gewiſſermaßen ein Mißklang in der geſellſchaftlichen Harmonie; der geiſtig Verkrüppelte, der Rohe, der Unwiſſende, der Laſterhafte, der Täuſcher und der Getäuſchte ſind es noch weit mehr. Es iſt das Intereſſe der Geſellſchaft, ihre Zahl ſo ſehr vermindert zu ſehen, als möglich.

Seiner Selbſtthätigkeit iſt ſich der Menſch bewußt. Von andern Dingen auſſer ihm hat er das Bewußtſeyn einer Selbſtthätigkeit derſelben nicht. Da er ſich aber auch ſeiner Endlichkeit, Beſchränktheit und Unvollkommenheit bewußt iſt, ſo hindert ihn ſein Bewußtſeyn eigener Selbſtthätigkeit keineswegs, ſeine Abhängigkeit von dem unendlichen und vollkommnen Weſen, das nur Eines ſeyn kann, weil ſich nur Eines denken läßt, anzuerkennen. Dieſe Abhängigkeit thut ſeiner Selbſtthätigkeit keinen Abbruch; ſie beſteht blos darin, daß er ſein eigenes Weſen (mithin ſeine Selbſtthätigkeit) von dem unendlichen und vollkommnen Weſen erhalten hat, und die Verbindlichkeit anerkennt, ſie nach den Geſetzen oder Vorſchriften, welche dieſes Weſen ihm kund gibt oder offenbart, anzuwenden. Dieſe Abhängigkeit iſt die höchſte Wahrheit für den Menſchen. Er wird ſich ihrer bewußt, ſobald er zur Erkenntniß ſeiner Selbſt, mithin ſowohl ſeiner Selbſtthätigkeit als ſeiner Endlichkeit gelangt. Dieſe Wahrheit bildet den Schlußring aller andern Wahrheiten. Sie erſt gibt ihm eine beſtimmte Regel, wie er von ſeiner Selbſtthätigkeit Gebrauch machen ſoll, um nicht in Widerſpruch mit ſich ſelber zu gerathen, ſondern in ſein Leben durchgängige und bleibende Uebereinſtimmung zu bringen **). Das Leben (Geſinnung und Thun) der Menſchen iſt zuletzt überall die Hauptſache, die Frucht aller menſchlichen Anlagen, ihrer Ausbildung und Verwendung. Auch das Erkennen hat nur Werth, wiefern es das Leben fördert. Das Leben Dieſſeits iſt aber ſelbſt nicht das Endziel, nur Weg dahin (Vorſchule des Jenſeits).

---

*) Omnis nostra vis in animo et corpore sita est; animi imperio, corporis servitio magis utimur; alterum nobis cum dis, alterum commune cum belluis est, ſagt der Heide Salluſt (Bellum Catilinar. c. 1.), und er ſpricht (C. 2) mit tiefer Verachtung von denen, quibus, profecto contra naturam, corpus voluptati, anima oneri fuit.

**) Dis te minorem quod geris, imperas!
Hinc omne principium, huc refer exitum.

Das menſchliche Leben in der Erſcheinung beruht auf der Wechſelwirkung von Intelligenz, Gemüth und Körper. Aus ſeinem Leben erkennen wir den Menſchen. Der Geiſt erſt gibt dem Leben, auch dem leiblichen, Grund, Bedeutung und Werth. **Mens sana in corpore sano** (der geſunde Geiſt im geſunden Leibe) iſt es, was im Leben jedem Vernünftigen wünſchenswerth iſt*). Der Geiſt kann zwar auch in einem kranken leidenden Körper geſund ſeyn. Aber in der Hervorbringung der Ungeſundheit, des leidenden krankhaften Zuſtandes des Leibes gefliſſentlich die Förderung der Geſundheit des Geiſtes ſuchen, iſt eine Verirrung. Nur eine den Forderungen des Geiſtes angemeſſene Unterordnung des Leiblichen (Unſelbſtändigen) unter das Geiſtige (Selbſtändige) bringt in Beides die Uebereinſtimmung und das Ebenmaß, welche ihrer beiderſeitigen Natur gemäß und dem Leben förderlich ſind. Die wichtigſte Erkenntniß für das Leben iſt daher die von den wahren Forderungen des Geiſtes für ſeinen Endzweck. Daß dabei auf die beſondern individuellen Anlagen Rückſicht zu nehmen ſey, iſt das zweite Augenmerk der Lebensweisheit. Das Wahrnehmen und Erforſchen hiebei iſt das Geſchäft der Intelligenz. Aber das Thun, die Anwendung iſt Sache des Willens, der ſich freithätig zum Handeln beſtimmt. Uebereinſtimmung von Lehre und Leben ſollte vorzüglich die Philoſophie bewirken, und es muß mit dieſer übel beſtellt ſeyn, wenn von vielen ihrer angeblichen Verehrer (wie ſchon Cicero bemerkte) geſagt werden muß: daß die Einen beſſer lehren als leben, die Andern beſſer leben als lehren.

Wahrheit, d. i. Uebereinſtimmung der Erkenntniß mit ihrem Gegenſtand iſt das Ziel, welchem alles Forſchen des denkenden und wollenden Menſchen nachſtrebt. Alle, auch die metaphyſiſchen (überſinnlichen) Erkenntniſſe erwirbt der Menſch durch Beobachtung und Erfahrung. Wodurch kommt der denkende Geiſt zu der Idee von Geſetzen, nach welchen die Bewegung des Geiſtes ſowohl als die Bewegung der Materie ſich richtet? Unſtreitig durch die Beobachtung. Die einzelnen Beobachtungen für ſich können zwar keine Gewißheit von ſolchen Geſetzen begründen. Aber wenn ſie ſich öfters wiederholen, ſchließen wir auf Beſtändigkeit, und wenn das Gegentheil nie vorkommt, wird der Zweifel entfernt, und dieſer verſchwindet gänzlich, wenn wir uns bewußt werden, daß ohne die Annahme dieſer Geſetze das Denken unmöglich wäre, und wir uns ohne ſie die Bewegung des Geiſtes und der Materie gar nicht vorſtellen und erklären könnten. Die Philoſophie hat die Aufgabe, zu zeigen: welches die Wege zum richtigen Beobachten und Erfahren ſeyen, wie der Menſch zum Denken, Fühlen,

---

*) Buch der Weisheit K. VIII. 19. 20.

Wollen komme; an welche Bedingungen dieſe drei Verrichtungen des Geiſtes gebunden ſind; welche Arten oder Weiſen des Denkens (Begreifen, Urtheilen, Schließen, Beobachten, Reflectiren und Speculiren; Analyſe und Syntheſe), des Fühlens (des ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen und religiöſen) und des Wollens (des guten und böſen — vom Vorſatz zum Entſchluß bis zur Ausführung) es gebe; wie das Denken, Fühlen und Wollen ſich zu einander verhalten; was aus ihrem Widerſtreit entſtehe, und wie ſie in Uebereinſtimmung gebracht werden können. Die Gefühls- und Willenskraft iſt im Menſchen eben ſo urſprünglich und ſelbſtändig als die Denkkraft. Erſt zuſammenwirkend bilden ſie das Geiſtesleben. — Nur die Vernunft kann Einheit in alle unſere Vorſtellungen und Erkenntniſſe bringen (Wiſſenſchaft im vollen Sinne begründen). Das vermag der Verſtand (oder die Urtheilskraft) nicht. Die Vernunft bedient ſich zwar der Urtheile und Schlüſſe des Verſtandes, aber ſie thut es ſelbſtändig als Richterin, während der Verſtand die Wahrnehmungen der Sinne als Stoff zu ſeinen Urtheilen, gleichfalls ſelbſtändig, gebraucht *). Die Vernunft iſt das oberſte Erkenntnißvermögen, welchem im Gebiete des Denkens die Entſcheidung, das letzte Wort zukommt. Doch iſt auch das Gewiſſen (das Bewußtſeyn deſſen, was gut oder böſe, recht oder unrecht iſt) gegenüber der denkenden Vernunft ſelbſtändig, obgleich es die Stimme der Vernunft in Acht nimmt **). Der Wille (das Vermögen ſich zum Handeln zu beſtimmen) kann entweder dem Ausſpruch des mit der Vernunft übereinſtimmenden Gewiſſens oder dem Zug der Sinnlichkeit und dem ihm entſprechenden Urtheil des Verſtandes folgen.

Die Natur, im Gegenſatz der Kunſt, umfaßt nicht nur alles Sinnliche (Materielle, Nichtgeiſtige), ſondern auch des Menſchen geiſtigen Organismus, jedoch nur ſofern er in Wechſelwirkung mit dem Sinnlichen ſteht, nicht aber das Weſen ſeines ſelbſtändigen Seyns und Wiſſens. Der Begriff von Kunſt hingegen bezeichnet das Können, die Fähigkeit zu Allem, was des Menſchen Kraftanwendung vermag und hervorbringt, ſo weit dies abſichtlich geſchieht.

So fern aber die Natur dem Ueberſinnlichen entgegengeſetzt wird, iſt ſie der Inbegriff alles durch die Sinne Wahrnehmbaren. Weſentlich von ihr verſchieden iſt der Geiſt. Dies hindert jedoch nicht, daß Geiſt und Natur in Wechſelwirkung mit einander ſtehen. Dieſe kann ſogar da beſtehen, wo ſie ſich unſerer Erkenntniß entzieht ***).

---

*) Nach dem richtigen Satze des Leibnitz: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus.

**) Kant bemerkt in der Einleitung zu ſeiner Kritik der Urtheilskraft von der Vernunft: ſie ſey in der materiellen Welt geſetzkundig (mittelſt des Verſtandes), in der ſittlichen geſetzgebend (mittelſt des Gewiſſens).

***) Von Natur, als der weſenhaften Beſchaffenheit eines Dinges iſt hier nicht die Rede.

Die Philoſophie, d. i. die Erkenntniß oder Kunſt, die den Menſchen in den Stand ſetzt, die Wahrheit zu erforſchen und, ſo weit es thunlich iſt, ächtes Wiſſen, wahre Wiſſenſchaft zu begründen, umfaßt das ganze Gebiet des Erkennbaren. Ihre Beſtimmung iſt es daher auch, uns über die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und deren Urſachen, Veranlaſſungen und Folgen zu belehren und Anleitung zu geben, wie man denſelben ausweichen und ihnen begegnen könne. Hauptverirrungen ſind die falſche Wiſſenſchaft und die Wahngläubigkeit. Nur der geſunde Geiſt hat das Vermögen, ſich des falſchen Wiſſens und der Wahngläubigkeit zu erwehren. Beide Verirrungen werden durch Angewöhnung, durch das Beharren, Krankheiten des Geiſtes. Das falſche Wiſſen iſt die Einbildung, man wiſſe, was man nicht weiß; die Wahngläubigkeit die Einbildung vom Daſeyn von Weſen, ohne daß ein Grund dazu vorhanden wäre, oder von dem Entſtehen gewiſſer Zuſtände aus Urſachen, die damit in keinem Zuſammenhang ſtehen. Davon unterſcheidet ſich das ächte Wiſſen und der ächte Glaube. Das erſtere iſt ein Fürwahrhalten aus einem für nothwendig erkannten Grunde, der andere ein Fürwahrhalten aus hinreichenden, d. i. ſolchen Gründen, welche die Gegengründe oder Einwürfe überwiegen. Für einige Gegenſtände iſt das Wiſſen, für Andere das Glauben geeignet*). Einiges weiß der Verſtand, einiges nur die Vernunft; dieſe in Betreff der Sittlichkeit des Handelns nach dem Zeugniß des Gewiſſens**). Was noch nicht in den Kreis unſerer eignen Erfahrung getreten iſt, iſt für uns nur ein Gegenſtand des Glaubens. Nur das kann für uns ein Gegenſtand des Wiſſens ſeyn, was von uns erfahren werden kann. Manche Denker finden alles Glauben für verwerflich und unnöthig, wogegen manche Gläubige das Denken verwerfen; während man doch um zu denken glauben und um vernünftig zu glauben denken muß. Aechtes Glauben kann eben ſo wenig als ächtes Wiſſen der Vernunft entbehren. Die Nachweiſung, daß der Glaube durch triftige, die Prüfung aushaltende Gründe gerechtfertigt ſey, bleibt nothwendig Sache der Vernunft.

So ſehr das ächte Wiſſen und der ächte Glaube einander in ihren Erkenntnißkreiſen wechſelſeitig fördern, eben ſo ſehr bieten einander das falſche Wiſſen und die Wahngläubigkeit, oft unwiſſentlich und unvermerkt förderlich die Hand. Dies bringt ſchon die Einheit der Wahrheit und die Verwandtſchaft der einzelnen Wahrheiten mit ſich. Auch kommen falſche Wiſſenſchaft und Wahngläubigkeit darin überein, daß beide des feſten Erkenntnißgrundes ermangeln, daß beide über die Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens hinausſchweifen, daß beide die Doppelnatur des Menſchen verkennen *).

---

*) „Wenn wir die Sache aufmerkſam erwägen, ſagt Baco (De dignit. et Augmentis scientiar. L.IX. p. 458. ed. Argent. 1653.), ſo liegt etwas Würdigeres im Glauben als im Wiſſen, ſo wie unſer Wiſſen jetzt beſchaffen iſt. Denn beim Wiſſen wird der menſchliche Geiſt von der Sinnlichkeit gehemmt, die aus der Materie hervorgeht, beim Glauben aber wird die Seele blos von ſich berührt.“ Dieſe Bemerkung iſt für das Verhältniß des Wiſſens von ſinnlichen Dingen zum Glauben an überſinnliche richtig bezeichnend. Vergl. Joh. XX. 29.

**) Ueber das, was gut oder böſe, recht oder unrecht iſt, ſteht der Vernunft in Uebereinſtimmung mit dem Gewiſſen das Endurtheil zu, und dieſes wird zum Wiſſen.

---

*) Lactantius bezeichnet (Divin. Instit. L. IV. c. 28.) den Aberglauben als die Verehrung des Falſchen, im Gegenſatz mit der Religion, der Verehrung des Wahren. Als Quellen des Aberglaubens überhaupt laſſen ſich auſſer der Unwiſſenheit (dem Mangel an Menſchen- und Naturkenntniß) vorzüglich die folgenden nachweiſen:

1) die Begierde, ohne Anſtrengung und Mühe zu Geld und Gut zu gelangen;
2) der Wunſch, Gottes Huld, Nachlaß der Sünden und Seligkeit ohne tugendſtrebende Selbſtbeſſerung zu erhalten;
3) die Gierde nach Erforſchung des Unerforſchlichen, nach dem, was über unſere Faſſungskraft hinausreicht und der Zukunft;
4) die Wunderſucht;
5) die durch Verirrung der Spekulation bewirkte Bezweiflung aller Wahrheit (Skepticismus);
6) eine verkehrte, unwürdige, irrige Vorſtellung von Gott;
7) Zerrüttung der Körperkräfte, Abſtumpfung der Sinnen-Organe und des Geiſtes, beſonders durch Ausſchweifungen und Uebermaß ſinnlichen Genuſſes;
8) Ungeübtheit und Trägheit im Denken;
9) Mitunter Gewinnſucht und Verlangen, Aufſehen erregen, der Menge zu imponiren.

Mehrere dieſer Quellen hat die falſche, eingebildete Wiſſenſchaft mit dem Aberglauben gemein.

Zum religiöſen Aberglauben liefern alle dieſe Quellen ihren Beitrag. Der Aberglaube, welcher vielgeſtaltig in die verſchiedenen Zweige des Weltlebens eingreift, entſpringt vorzüglich aus 1, 3, 6, 8 u. 9. Gewöhnlicher Vorläufer des Aberglaubens iſt die Leichtgläubigkeit. Gefördert wird der Hang zum Aberglauben oft durch zufällige Ereigniſſe, kränkende Erfahrungen, Ekel und Ueberdruß an den wirklichen Zuſtänden, auch durch Schwermuth erregende Vereinſamung, nicht ſelten auch durch ſchöne und lobwürdige Empfindungen, die aber, weil man ſich ihnen zu ſtark oder einſeitig hingibt, in Schwärmerei ausarten. Furcht und Hoffnung ſind bei vielen Arten des Wahnglaubens im Spiele, zum Theil als Triebfeder, zum Theil als Wirkung. Daß immer auch vortreffliche Köpfe und Gemüther vom Aberglauben ſich beſchleichen und blenden ließen, iſt nicht zu läugnen, beweist aber nichts für ihn; ſo wenig, als es für die Sünde beweist, daß ſogar heilige Männer ihr zuweilen erlagen. — Er erzeugt meiſt nur Schrecken, Angſt, Unruhe, Schmerz, ſeltener das Gegentheil. Warum hat er dennoch ſo viele und zähe Anhänger? wohl nur, weil man die Täuſchung nicht einſieht oder nicht einſehen will, wodurch es ihm geräth, indem er Begierden und Wünſche zu befriedigen verſpricht, die Phantaſie zu gewinnen, Geiſt und Gemüth zu lenken und einzuſchläfern. Verſtandesbildung reicht zur Abwehrung des Aberglaubens nicht hin. Es muß auch eine ſtarke Liebe der Wahrheit und ein entſchloſſener Wille dazu kommen, einer jeden Täuſchung zu widerſtehen. Dies mit Erfolg zu thun, bedarf es der Stärke, wie der Klarheit des Geiſtes.

Die doppelte Natur des Menſchen macht allerdings aus ihm ein Weſen, in welchem ſich die ſonderbarſten Gegenſätze begegnen und deſſen wahre Beſchaffenheit auch der Begabteſte zu ergründen Mühe hat. Sie iſt es aber auch, die den Menſchen einer Entwickelung und Ausbildung empfänglich macht, die ſtets in großer Mannigfaltigkeit und Abſtufung fortſchreiten kann. Es iſt in ihm ein Trieb nach Vervollkommnung, Ausbildung, Vollendung in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben, der, gehörig angeregt, belebt und ermuntert, ihm die Sehnſucht einflößt, ſein Kraftmaß dafür ſtets zu ſteigern und zu vermehren *). — Mächtig, vielfach, jede Berechnung überſchreitend, iſt der Einfluß, den hierauf die *geſellſchaftlichen* Verhältniſſe ausüben, und dieſe ſind hinwieder größtentheils das Ergebniß der Entwickelung und Ausbildung der ſämmtlichen Menſchenkräfte. Der geſellſchaftliche Menſch kann ſich über den Einzelnſtehenden eben ſo erheben, wie die Statue eines Phidias über den rohen Marmorblock im Schooße des Gebirgs. Wenn wir indeſſen die geſellſchaftlichen Einflüſſe in Gedanken bei Seite ſetzen, ſo können wir nicht in Abrede ſtellen, daß, wie die Anlagen des Menſchen, ſo auch deſſen Bedürfniſſe, *einfach* ſind. Sein Körper verlangt Nahrung und Schutz gegen widrige Einwirkungen von Auſſen; ſein Geiſt — Wahrheit; ſein Gemüth — Frieden, Harmonie, Vereinigung. Aber wie unendlich verſchieden werden dieſe Bedürfniſſe durch den Geſellſchafts-Verkehr gemodelt und geſteigert, erweitert und beengt! Erſtens erregt er die Kräfte der Einzelnen zu mancher Thätigkeit, entfaltet und bildet ſie für mancherlei Zwecke aus; er erzeugt aber auch im Gegenſtoß der Gelüſte und Begierden — Feindſchaften, und dadurch das Bedürfniß von Schutz vor den Menſchen ſelber. Auch erweckt er den Trieb zur Täuſchung, zur Lüge, zum Scheinweſen, wodurch die Auffindung und Anerkennung der Wahrheit ungemein erſchwert wird. Endlich bringt er in den Trieben und Neigungen der Menſchen viele ſcharfe und ſchroffe Widerſtreite zum Vorſchein. Um dem, aus allem dieſem entſtehenden Zuſtand des Krieges, welcher der Naturanlage des Menſchen widerſtrebt, zu wehren, ihn aufzuheben oder doch zu mildern, haben Vorzüglich-begabte verſchiedene Mittel verſucht. Die Einen legten dafür die Macht der Zwangsgeſetze zum Grunde; Andere gaben der Begründung der durch Geſetze geſicherten Freiheit den Vorzug; noch Andere ergänzten das geſellſchaftliche Gebäude

---

Der Wahnglaube ſchleicht ſich aber gewöhnlich durch die Neigungen, durch Schwächen des Herzens ein, indem er es beſticht und einnimmt, bevor noch der Verſtand eine Prüfung unternommen hat. Der *geſunde* Verſtand widerſtrebt jedem Wahnglauben, und verdient ſchon deswegen alle Förderung. Er iſt nicht mit dem ſogenannten *gemeinen* zu verwechſeln. Der geſunde iſt vielmehr der *allgemeine*, der ſich, wenn nicht behindert, in jedem Denkenden entwickelt; wogegen unter dem gemeinen Verſtande der wenig durch Nachdenken entwickelte, rohe und ungeübte zu verſtehen iſt.

*) Selbſt *Spurzheim* (in ſeiner Darſtellung der Gall'ſchen Schädellehre) anerkennt dieſen Trieb.

durch Anſtalten für Bildung zur Wiſſenſchaft und Kunſt. Aber alle dieſe Verſuche, freilich immer nur Stückwerk, blieben in ihrem Erfolge unbefriedigend. Sie arteten bald aus in willkührliche Tirannei, oder in demokratiſche Wühlerei, oder in eitle, unfruchtbare Schriftgelehrſamkeit oder täuſchende Verfeinerung. Doch waren diejenigen, welche die gedachten Anſtalten für Geſittung in Anwendung brachten, mehrentheils weit entfernt, ihr Ungenügendes anzuerkennen und ihm rechtzeitig abzuhelfen. Da dem Mißbrauch und der Ausartung ihrer Einrichtungen nicht wirkſam begegnet wurde, geriethen ſie vollends in Zerfall. Die Erkenntniſſe von den urſprünglichen Anlagen und den wahren Bedürfniſſen der Menſchen ſchwanden immer mehr aus dem Bewußtſeyn. Das geſellſchaftliche Leben wurde die Beute weit verbreiteter, tief eingreifender Täuſchungen. Die große Mehrheit gewöhnte ſich ſo ſehr hieran, daß der Gedanke oder die Maxime, ſpäter zum Sprüchwort geſtempelt, Geltung erhielt: „Weil die Welt getäuſcht ſeyn will, ſo werde ſie es!“ Jahrhunderte lang ließen ſich Völker bald von ſchlauen Tirannen mit Willkühr beherrſchen, bald von liſtigen Freiheitsrednern am Gängelbande führen, oder von geſchickten Gauklern und Scheinkünſtlern bezaubern, bald von aufgeblähten Lehrmeiſtern, die ſich mit Weisheit und Gelehrſamkeit brüſteten, ſich den mannigfaltigſten Unſinn, mit hochtönenden oder gleißenden Worten geſchmückt, für Wahrheit verkaufen. Immer mehr offenbarte es ſich indeſſen, daß das Wenigſte, zu deſſen Kenntniß der Menſch kommt, Wiſſenſchaft ſey, das Meiſte nur Wegſpur, die man verfolgt, um etwa zur Wiſſenſchaft zu gelangen. All unſer Wiſſen geht von Vorausſetzungen aus, die als wahr und gewiß angenommen werden, ohne erſt eines Beweiſes zu bedürfen *). Der Gedanke, die Denkkraft iſt es allerdings, was den Menſchen über die andern Weſen erhebt. Aber der Gedanke veredelt ihn nur dann, wann der Wille ſich ſeiner bemächtigt, um das als gut Erkannte zu vollbringen. Erſt das Wollen und Vollbringen des Guten macht ihn gut, und erſt dadurch gedeiht auch der Gedanke zur vollen Klarheit und Stärke; erſt durch den kräftigen Willen wird der Gedanke zur Geſinnung (d. i. zu der unſere Handlungsweiſe vorherrſchend leitenden Abſicht), und ſo zum ſichern Haltpunkt für das Leben **). Man kann es im Denken und in der Wiſſenſchaft ſo weit als möglich gebracht haben, und doch ein elender, nichtswürdiger Menſch ſeyn. Man kann durch verſtändige Anwendung von Kenntniß und Kunſt zum Beſitz aller Sinnengüter gelangt ſeyn und ſich doch im Innern höchſt unglückſelig fühlen. Denen, die ſich auf die Kunſt, die Geſellſchaft zu leiten, verlegten, entging es nicht, daß noch ein weiteres Mittel ſich dafür darbiete, welches nicht nur eben ſo ſtark, wie der Gebrauch von äußerm Zwang, oder die Liebe der Freiheit, oder die Förderung von Wiſſenſchaft und Kunſt auf die menſchliche Geſellſchaft Eindruck mache, ja dieſe Mittel alle an Macht noch übertreffe — der Glaube an göttliche, überſinnliche Dinge. „Die Wirkung ſelbſt der weiſeſten Geſetze iſt unvollkommen und unſicher. Ihre Macht iſt unzureichend, alles dasjenige zu verbieten, was ſie mißbilligen; auch können ſie nicht jederzeit die Handlungen beſtrafen, welche ſie verbieten“ *). Des Menſchen Geiſt gelangt ſelbſt nicht zur Ruhe und Zuverſicht, bevor alle ſeine Gedanken und Gefühle in dem Glauben an ein in jeder Beziehung über alle andere erhabenes Weſen einen feſten Haltungspunkt erhalten haben **). Auch ſuchten frühzeitig Alle, die auf die Geſellſchaft einen überwiegenden Einfluß ausüben wollten, ſich dieſes Glaubens-Elements zu verſichern und es nach ihren Abſichten zu geſtalten; ſie ſuchten durch daſſelbe die Wirkung der andern Regierungs- und Civiliſations-Anſtalten mittelſt einer höhern Weihe zu verſtärken ***). Die Geſchichte zeigt, welche Obermacht die Religion über die verſchiedenen Völker gewonnen und behauptet, wie tief ſie ſich in ihr Leben verflochten hat, und wie ihre Leiter bemüht waren, ſie zur Grundlage bald einer Zwangsherrſchaft, ſelbſt der Tirannei und ſchrankenloſer Willkühr, bald der politiſchen und bürgerlichen Freiheit, bald auch der vorherrſchenden Lebensweisheit und Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt zu machen. Ohne die Idee vom Göttlichen, Unendlichen, Vollkommenen ermangelt alle Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſetzgebung, Verfaſſung, einer feſten Grundlage, eines ſichern Compaſſes zur Orientirung in den wechſelnden Verhältniſſen und Bewegungen des menſchlichen Lebens. Sie nur enthält das Geſetz zur Ausgleichung des Streites zwiſchen Gut und Bös, Recht und Unrecht. Dies zeigt ſich ſchon im Individuum und noch mehr in der Geſellſchaft. Nur die Wahrheit hat feſten Beſtand, nur ſie kann ſolchen den menſchlichen Werken und Einrichtungen ertheilen. Alle Wahrheit iſt aber aus Gott, hat ihren letzten Grund in der Idee von Gott *). Der Menſch kann keine machen, wohl aber Abirrungen von ihr, und dieſe erfolgen unfehlbar, wann die Intelligenz der Idee der Vollkommenheit des Göttlichen ermangelt oder ſie unbeachtet läßt. Der Zuſammenhang aller Dinge mit dem Einen unendlichen Weſen, bliebe er auch für den Verſtand ein undurchdringliches Geheimniß, für das Herz, für das Gewiſſen iſt er eine unabweisliche Wahrheit. Die (ungetrübte) Stimme in uns iſt Gottes Stimme, und, folgen wir derſelben, ſo muß unſere Zuverſicht, daß der das Geſetz der Ordnung uns innerlich verkündiget, es auch in der ganzen Welt zur Ausführung bringen werde, ſtets zunehmen, und die feſte Grundlage unſers Seyns und Lebens werden.

---

*) Toutes les fois qu'on entreprend de démontrer ce qui est le principe même de toute démonstration, on s'engage dans un cercle dont il est impossible de sortir. Fr. Bouillon Hist. et Critique de la Revolution Cartésienne 1842. p. 377. Nach einer glaubwürdigen Nachricht in der Allg. Zeitung vom Nov. 1842. Nr. 325. S. 2597. hätte H. Schelling in der Eröffnungsrede ſeiner neuen Vorleſungen in Berlin geſagt: „Wie ich zu philoſophiren anfing, überzeugte ich mich bald, daß alle Wiſſenſchaften von Vorausſetzungen ausgehen.“ Dies finde ich ſehr richtig. Aber in den Werken Schellings hatte ich dies Geſtändniß nie bemerkt.

**) Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!
Fr. Schiller.

---

*) Gibbons Geſch. des röm. Reiches. Th. IV. K. 20. S. 364.

**) Dieſen feſten Haltungspunkt ſuchten alle Menſchen und Völker. Sie konnten ihn aber erſt finden, als ſie ſich den Glauben an die Idee des Vollkommenen, der ſich in ſeiner Weisheit und Heiligkeit ſelbſt Geſetz iſt, durch ernſtes Streben nach Vollkommenheit ſo zu eigen machten, daß er unerſchütterliche Stärke und Zuverſicht erhielt.

***) Mit treffenden Zügen ſtellt ſich J. G. Forſter den Gang der Menſchengeſchichte in folgenden Worten dar: „Der heiße Wunſch, im ungeſtörten Genuſſe des Eigenthums zu bleiben, knüpfte zwiſchen geſetzloſen Horden das erſte ſchwache Band, und legte ihrer Raubbegierde Zaum und Gebiß an; ſo ward gemeinſchaftlicher Schutz geſchloſſen, und die Gewalt des Einzelnen durch die Gewalt der ganzen Bundesgemeinſchaft entkräftet. Allein den unnatürlichen Grund einer bloß auf Zwang und Furcht beruhenden Verfaſſung, bezeugt der Umſturz ſo vieler auf einander folgender Reiche. Denn was vermochte je in Herzen, wo die Bruderliebe längſt erloſchen war, der Wuth unerſättlicher Begierden Einhalt zu thun, ſobald ſich durch irgend einen günſtigen Vorfall die Uebermacht wieder auf ihre Seite lenkte? — Bald hier, bald dort ſtanden Weiſe und Menſchenfreunde auf, nahmen ſich ihrer verwilderten Mitbürger an, weckten ihr Gewiſſen zur Anerkennung natürlicher Rechte, zur Ahnung der Unſterblichkeit, zum Gedanken an Gott, als Schöpfer und Vater, und riefen ſie zur erſten kindlichen Liebe zurück.“ (Briefwechſel 1829. I. 325. 326.)

Zweiter Abſchnitt.

Von dem überwiegenden Einfluſſe der Geſtaltungen der Religion auf die geſellſchaftlichen Zuſtände.

Der Kultus wurde das Hauptmoment in der Völkergeſchichte. Der religiöſe Glaube, der ihn beſtimmt, iſt eben ſo eine wirkliche Thatſache im innern Leben der Menſchen, wie die Kraft der Natur in der äußern Welt. Auch iſt er wie jede Erkenntniß der Ausbildung empfänglich. Daß die Mittheilungen der Mitmenſchen auf die Ausbildung des religiöſen Glaubens großen Einfluß üben, iſt leicht begreiflich. Jeder ſetzt die Anlage zu dieſem Glauben in dem Andern voraus. Auch iſt der Menſch urſprünglich von Natur geneigt, ſeinem Mitmenſchen zu glauben, weil er wahrheitliebend iſt und gleiche Wahrheitsliebe in den Andern vorausſetzt **). Er ſetzt ſie vorzüglich

---

*) „Die Wahrheit iſt in Gott; uns bleibt das Forſchen.“ Joh. v. Müller Allgem. Geſch. I. 128. Dazu iſt uns die Vernunft verliehen.

) Auf dieſer Anlage zum Glauben ruht die Feſtigkeit und Wohlfahrt der Geſellſchaft. Sie iſt ihr Heiligthum. Wehe dem, der es entweiht! — Si les hommes crédules paraissent obéir aux autres, c'est que ceux qui les conduisent, savent s'emparer de ce secret besoin de leur bei denen voraus, die er durch Geiſtesgaben oder Machteinfluß oder Beides ſich vorangeſtellt ſieht. Dieſe Vorausſetzung war manchmal wohl begründet und brachte Segen, zuweilen wurde ſie getäuſcht. Die Einſicht der Täuſchung erfolgte aber mehrentheils erſt, nachdem ihr Einfluß ſchon tiefe Wurzel gefaßt hatte. Sonſt hätte die Menge ſich vor der Gefahr, ihre Geneigtheit zum Glauben durch Betrüger mißbrauchen zu laſſen, zu verwahren Bedacht nehmen können*). Allein die letztern wußten dem dadurch zu begegnen, daß ſie die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften für ihre Abſichten zu gewinnen oder zu beſtechen verſtanden, und den Glauben derjenigen, welche ſie täuſchen wollten, durch den Zauber des äußern Blendwerks, durch Eigennutz, Furcht und Hoffnung feſſelten. Und wie geneigt ſehen wir nicht gemeinhin die Menſchen, nebſt dem Ewigwahren, Herrlichen, Beſeligenden und unwiderſprechlich Bewieſenen in der religiöſen Ueberzeugung Mährchenhaftes, Abergläubiges, der Gottheit Unwürdiges wo nicht ſelbſt hinzuzudichten, doch von Andern ſich hinzudichten und aufbinden zu laſſen; wie geneigt, gerade dem Letztern weit mehr Wichtigkeit als dem Erſtern beizulegen! Wie zäh und eifernd iſt nicht gewöhnlich ihr Glaube an jenes, wie flau und geringſchätzend oft ihr Glaube an dieſes! Solche Verunſtaltungen der Religion haben Einige auf den Gedanken verleitet, alle Religion ſey blos Erfindung der Staatsklugheit: einen Gedanken, der der Religion durchaus alle Wahrheit benimmt und abſpricht). Glücklicher Weiſe empört ſich gegen ihn des Menſchen tiefſtes Bewußtſeyn. — An ſich ſind der Sinn für das Göttliche und das Gewiſſen in jeder Bruſt ihrem Weſen nach mehr als irgend etwas geeignet, die Menſchen für alles Wahre und Gute zu vereinigen, zu deſſen Prüfung und Anerkennung ihnen die Vernunft verliehen iſt***). Da kam aber die Dialektik des wißbegierigen und klügelnden Denkvermögens und der ſelbſtſüchtigen Neigungen herbei, und durch ihre Einwirkung wurde das, was die Menſchen am ſtärkſten vereinigen ſollte, nur zu oft der Feuerheerd ihrer Entzweiung und Verfeindung. Es liegt in der Natur dieſer Dialektik, die, indem ſie ſich zum Selbſtzweck erhebt, den Schein zur Wahr-

---

être. La croyance semble venir du dehors; mais sa puissance est toute entière au fond de nous même. **P. M. Degerando.** Hist. comparée des Systêmes de Philosophie (1804). III. 237.

*) Der Ap. Petrus (1 Br. III. 15.) will, daß man von dem Grund ſeines Glaubens (ſeiner Hoffnung) Rechenſchaft geben könne. So weit ſollte es der Unterricht bringen, weil, wer nur aus dunkelm Gefühlszug oder Gewohnheit glaubt, leicht zu mißleiten iſt, und das Unvermögen oder die Scheu ſeinen Glauben zu rechtfertigen Verdacht gegen dieſen erregt.

**) Cicero de Natura Deor. I.I. c. 42.: qui dixerunt, totam de diis immortalibus opinionem fictam esse ab hominibus sapientibus Reipublicae causa, ut quod ratio non posset, eos ad officium religio duceret: nonne omnem religionem funditus sustulerunt?

***) Malebranche ſagt: la raison qui éclaire l'esprit de l'homme, est universelle.

heit macht und zur Dienerin, zum Werkzeug jeder Leidenſchaft ſich hingibt, Zwietracht, Spaltungen, Parteiungen, Sekten, zu ſtiften. Die Dialektiker trennten ſich in Schulen. Jede ſtrebte ſich in Anſehen zu ſetzen. Wie mancher ſpekulative Dialektiker wurde bewundert, weil man ihn nicht verſtand! Der Stolz der Schüler ſowohl als der Lehrer fand in der Wiſſenſchaft der Worte ſeine Befriedigung *). Einem Sokrates dagegen konnten Viele nicht verzeihen, daß er über die höchſten Dinge deutlich und gemeinfaßlich ſprach, und den eiteln Schein jener Dialektiker aufdeckte.

Die verſchiedenen ſinnlichen Geſtaltungen des Göttlichen (die Götter und ihr Dienſt) vermehrten ſich, ſelbſt im Widerſpruch mit der zunehmenden Vernunfteinſicht, die überall nach Einheit ſtrebt. Doch kehrte ſich die Philoſophie (der Geiſt der Forſchung nach den Gründen des Wahren), nachdem ſie lange Zeit neben den Götterlehren friedlich einher gewandelt, zuletzt gegen dieſe Lehren, als die ſie bewachende Prieſterſchaft zur Unterdrückung jener ſich anſchickte. Die Philoſophie ſah ſich indeſſen anfangs genöthigt, ſich in Geheimniſſe zu hüllen. Unter dem Schirme dieſes Schleiers ſchritt ſie allmählig zur Unterſuchung, dann zu freier Deutung, hernach zu kühner Beſtreitung, endlich zur Verſpottung. Der Unglaube erhielt ſeinen Platz in der Geſellſchaft. Weil jedoch dieſer, ohne Jemanden zu befriedigen, ſehr Vielen Unbehagen verurſachte, ſo entſtand ein Verlangen, daß der Religion, an welche der Glaube verloren ging, dieſer wieder zugewendet werde. Plötzliche Umänderungen im Aeußern hätten den Zweck am wenigſten erreicht. Man glaubte, für das Aeußere nicht leicht zu viel thun zu können. Der Menge zu Lieb wurde der Pomp des Kultus ſtets vermehrt. Viele nahmen zu fremden Götterlehren oder zur Magie ihre Zuflucht. Beide leiſteten freilich nur kurzen und geringen Erſatz. In den höhern Reihen der Geſellſchaft erloſch der Glaube an das Göttliche immer mehr, während jeder Wahn und Aberwitz ſtets zunehmenden Anhang gewann.

In *einem* Volke jedoch, dem *jüdiſchen*, hatte ſich der Glaube an *Einen* Gott ſeit Jahrtauſenden als der gemeinſame Grundgedanke des geſellſchaftlichen Lebens fortgepflanzt. Aber auch hier war dieſer Glaube durch mancherlei Wahn getrübt worden, der meiſt das Erzeugniß verkehrter Begierlichkeiten und Sitten war. In den einen erhielt die Neigung zum Götzendienſt die Oberhand; in der Mehrheit erſtickte der Buchſtabe der religiöſen Vorſchriften ihren Geiſt. Sie wähnten, der Eine Gott, den ſie verehrten, ſey blos der Gott ihrer Nation, die irdiſche Herrlichkeit der letztern ſey ſein Augenmerk. Für die Wahrheiten, die er ihnen durch begeiſterte Männer von Zeit zu Zeit zu ihrer Lebensbeſſerung verkünden ließ, hatten die Allermeiſten keinen Sinn. So verfielen ſie immer tiefer in bürgerliche und geiſtige Sklaverei. Während die heidniſchen Völker ſich nur mit den ſichtbaren und fühlbaren Wirkungen der höchſten Ur-

---

*) **Gibbon** Geſch. des Verf. u. Unterg. des röm. Reiches. V. K. 21. S. 69.

ſache befaßten, hatten ſich zwar die Gedanken der Hebräer zur höchſten Urſache ſelbſt erſchwungen, aber in Geſinnung und Wandel hatten ſie ſich immer mehr von ihrem Weſen entfernt, und ließen die Mittel zur Vereinigung mit ihm unbeachtet. — Da erſchien gerade in Mitte dieſes Volkes, anfangs höchſt unſcheinbar, eine Lehre von Gott, die mit keiner der Göttergeſtaltungen der heidniſchen Welt Aehnlichkeit hatte, und dem jüdiſchen Glauben an ein irdiſches Reich Gottes den Glauben an ein überſinnliches ſittliches gegenüberſtellte. Das Verhältniß der Unterordnung von Körper und Geiſt hat Keiner vor Chriſtus mit ſolcher Klarheit dargeſtellt; Keiner hat ſo deutlich und gemeinfaßlich, nicht nur durch Belehrung, ſondern auch in ſeiner Perſon, ſeinem Leben und Tod gezeigt, wie das Dieſſeits zum Jenſeits ſich verhalte. Das Hauptanliegen des Menſchen iſt ſeine Zukunft. Chriſtus zeigt ihren engen ſittlichen Zuſammenhang mit der Gegenwart. Das Gewiſſen läßt den Menſchen einen Richter ahnen, der über alles Thun gerechter, als in der Welt geſchieht, urtheilen, der die ewige Gerechtigkeit zum Richtmaß ſeines Urtheils nehmen werde. Dieſes Gebiet des Gewiſſens hat keine Lehre, keine Offenbarung ſo klar, ſo auf eine dem Menſchen befriedigende Weiſe beleuchtet, wie die chriſtliche. Nach ihr iſt dieſſeits nur das gerecht, was es jenſeits iſt, und die Folgen des irdiſchen Lebens im jenſeitigen (mit den Freuden und Leiden im irdiſchen unvergleichbar) können nur von und nach der ewigen Gerechtigkeit beſtimmt werden. Die Gleißnerei, welche mit gewiſſen leiblichen Strengheiten getrieben wurde, entlarvte Chriſtus, und er ſelbſt gab das Beiſpiel eines höchſt einfachen, genügſamen, fleckenloſen Wandels, der ſich durch keine Aufſehen erregenden Aeußerlichkeiten auszuzeichnen ſtrebte. Nachdem er die Liebe als das höchſte und einzige Geſetz verkündet und ſelbſt in aller Weiſe ausgeübt hatte, drückte er dieſer Lehre und ihrer Ausübung das Siegel auf, indem er, deſſen freimüthiges Bekenntniß unvergänglicher Wahrheit Schmach und Verfolgung vergalten, ſein irdiſches Leben hingab, damit den Menſchen das geiſtige Auge für die Wahrheit ſich erſchließen und ſie zur Erkenntniß kommen möchten: daß Jeder, der ebenſo das irdiſche Leben für die ewige Wahrheit hinzugeben bereit ſey, des ewigen verſichert ſeyn dürfe. Seine Verfolger wähnten durch ſeine Tödtung ſein Werk zu vernichten, und gerade mit ſeinem Tode begann ſeines Werkes Triumph. Dieſem ſeinem Werke, zur Weltreligion beſtimmt, war es ſehr förderlich, daß es zuerſt im Judenlande, dem alten Glauben ſeines Volkes ſich anſchließend und als Erfüllung von deſſen Erwartungen, ſoweit ſie begründet waren, ſich darſtellend, und zwar zu einer Zeit erſchien, wo ſeine gelockerte Verfaſſung in römiſcher Herrſchaft unterging, und Juden, in weite Weltgegenden zerſtreut, mit vielen Völkern in Berührung ſtanden. So konnte ſich das Chriſtenthum unmerklich verbreiten, bevor der Argwohn von Roms Weltbeherrſchern erwachte. Nur allgemach und ohne Geräuſch gewann die Lehre Anhänger. Erſt nachdem ihr Urheber als Opfer des nationellen Fanatismus der Juden gefallen war, verbreitete ſie ſich in weite Länder, und jetzt erſt, da die lebensvolle Geſinnung, welche ſich in ihren Schülern erzeugte, mit friſcher Kraft ſich der Abgeſtorbenheit des jüdiſchen und heidniſchen Glaubens gegenüberſtellte, ſah man einen heftigen Eifer für den althergebrachten Kultus, wie er überall mit den politiſchen Einrichtungen verwachſen war, erwachen. Dieſer Eifer rief nebſt der rohen Gewalt auch die Philoſophie oder das, was dieſen Namen trug, zu Hülfe. Man ſuchte den alten Sagen und Mythen einen vernünftigern Sinn unterzulegen, und dadurch den Verſtand für ſie zu gewinnen. Allein auch hier zeigte ſich bald, daß der Verſtand am unkräftigſten iſt, eine religiöſe Ueberzeugung zu pflanzen oder ihr eine haltbare Stütze zu geben. Ein zunehmendes Schwanken zwiſchen verſchiedenen Anſichten war die Wirkung. Denen, die das Alte verfochten, wie denen, die ihm ein neues Gewand anlegten, fehlte — der Glaube, die Zuverſicht. Das ſchwache religiöſe Gefühl ſah man immer mehr bald in den Wahn von finſtern Mächten (Zauberei, Wahrſagerei), bald in Schwärmereien, wovon unter andern Philoſtrat und Lucian Nachricht geben, ſich ſtürzen; die Intelligenz, nachdem ſie den alten Glauben ätzend zerſetzt hatte, war unfähig, etwas Feſtes an ſeiner Stelle zu erbauen. So oft hingegen Gott ſchon vor Chriſtus durch erkorene Menſchen ſich offenbarte, geſchah es auf eine höchſt zuverſichtliche Weiſe, jedoch immer ſo, wie es der jedesmaligen Faſſungskraft entſprach. Dieſe Offenbarungen regten auch die Vernunft immer mächtig an, und empfingen hinwieder von ihr fördernde Dienſte. Beide in Uebereinſtimmung ſollten der Menſchen Leitſterne ſeyn. Mit einer noch nie geſehenen Zuverſicht trat aber das Chriſtenthum auf und ſiegte blos durch die ihm inwohnende Kraft. Es war ein Licht, das dem menſchlichen Geiſt einen neuen Pfad wies, um abſeits von den vielen Irrgewinden, die er durchgegangen war, in der Heiligung des Gemüths mittelſt Uebung des Wahren und Guten eine unvergängliche Grundlage des Heils der Einzelnen und der ganzen Geſellſchaft zu entdecken*). Es hielt ſich von allen metaphyſiſchen Unterſuchungen fern, die bis dahin der Wahrheit mehr entfremdet, als ihr näher gebracht hatten. Alle Fragen von der Natur und Subſtanz Gottes, alle Hypotheſen von dem Grundweſen der Natur und der Wechſelwirkung von Geiſt und Leib, alle Erörterungen über Freiheit und Schickſal ließ es unberührt. Die weitwendig gewordene Theologie der jüdiſchen Schriftgelehrten berührte Chriſtus nur in ſo weit, als er ihnen vorwarf, daß ſie, während ihr Schlüſſel das Heiligthum der beſeligenden Wahrheit nicht erſchließe, Andern den Zugang verhinderten, die Lehre von Gott und ſeiner würdigen Verehrung entſtellten und

---

*) **Chriſtus** ſprach: „Selig, die reinen Herzens ſind; ſie werden Gott ſchauen.“ Er lehrte uns, zum Vater beten: „zu uns komme dein Reich! dein Wille geſchehe, wie im Himmel, ſo auf Erden!“

verdunkelten *). Noch weniger befaßte er ſich mit den Theorien griechiſcher und römiſcher Philoſophie, die damals in Judäa nicht ganz unbekannt waren. Ihm genügte, das zu lehren, durch deſſen Beobachtung jeder inne werden konnte, daß ſeine Lehre aus Gott ſey. Sein Wort: Gott iſt ein Geiſt, im Geiſte und in der Wahrheit will er angebetet ſeyn, warf allen Götterdienſt und den jüdiſchen Ceremoniendienſt nieder. Die ganze Menſchheit ins Auge faſſend, ſtellte er die Welt als die große Haushaltung Eines Vaters im Himmel dar. Läßt ſich eine erhebendere Vorſtellung denken? Ihm war es um Weckung des Sinnes für Wahrheit zu thun. Die Wahrheit ſtiftet aber keine Sekten, iſt vielmehr jedem Sektengeiſt entgegen **). Nicht mit Beweiſen für den Verſtand wird eine wahre, tüchtige, beſeligende Religion begründet. Dieſe Beweiſe kommen erſt hintennach. Die ganze Gemüthswelt muß ſich angeſprochen fühlen. Ein neuer Glaube, der Verbeſſerung, Veredlung zum Ziele hat, kann nur Eingang finden, indem er das, was dem innern Menſchen zu ſeiner Befriedigung abgeht, ankündigt und darbietet. Auch wenn ein Glaube wankt und Einſturz droht, ſind es nicht jene Beweiſe, die ihn aufrecht erhalten können, ſondern nur Vorſtellungen, welche die Gemüthswelt verjüngen, ihr einen friſchen Aufſchwung geben. Nicht das Wiſſen, nur die Willigkeit das, was der Glaube vorſchreibt, zu thun, macht ſelig. Die Vernunft war jedoch bei der Begründung des Chriſtenthums keineswegs auf die Seite geſetzt. Sie ſollte vielmehr durch daſſelbe neue Klarheit erhalten, um die Gemüthswelt zu erleuchten. Dem Chriſtenthum iſt es weſentlich um Erleuchtung unſers Innern zu thun. Chriſtus ſelbſt nennt ſich das Licht. Er bediente ſich in ſeinen Vorträgen der Gründe der Vernunft, und berief an die Vernunft ſeiner Zuhörer. Er forderte dieſe zu ungetrübtem ruhigem Nachdenken und Befragen ihres Gewiſſens, der richtenden Stimme in ihrer Bruſt auf, um über ihren wahren Zuſtand zur Erkenntniß zu gelangen. Wie unwiderſtehlich ſprechen ſeine treffenden Gleichniſſe und Parabeln zur Vernunft und zum Gewiſſen! Beim Vortrage ſeiner Lehren ſetzt er im Menſchen die Anerkenntniß voraus, daß ihm Vernunft (das Vermögen in das Mannigfaltige der Vorſtellungen Einheit zu bringen) gegeben ſey, die ihn weſentlich über das von blinden Trieben geleitete Thier erhebe, und daß die Vernunft gemeinſam mit dem Gewiſſen ihn von dem Seyn eines unendlichen, vollkommenen Weſens belehre, dem er das Daſeyn verdankt, das ihm ſein Geſetz ins Herz geſchrieben, und ihm ſeine Beſtimmung angewieſen hat. Nie und nirgends macht es der

---

*) Höchſt ungerecht iſt der Vorwurf, das Chriſtenthum gebe nur eine unklare Vorſtellung von Gott. Blieb manchen Chriſten dieſe Vorſtellung unklar, ſo iſt es nicht die Schuld des Chriſtenthums. Dieſes ruft ſie aus dem tiefſten Bewußtſeyn des Menſchen hervor, und reinigt ſie von allem nebelhaften Beigemiſch ſinnlich-eigennütziger Triebe.

**) Dies fühlten die Gegner Jeſu gar wohl, da ſie ihn zum Sektenſtifter zu ſtempeln ſtrebten.

Heiland Jemanden zum Vorwurf, daß er ſeiner Vernunft ſich bedient habe, um das, was göttlich iſt, was zum Heile führt, zu erkennen. Mit allem Nachdruck hingegen rügt er den Nichtgebrauch und den Mißbrauch des Verſtandes, welcher zu vernunftwidrigen Urtheilen und Schlüſſen und in Widerſprüche verleitet*). Er verweist den Juden z. B., daß ſie ſich zwar auf die Abſtammung von Abraham viel einbildeten, aber doch von den Tugenden und Werken Abrahams, von ſeiner Liebe zu Gott, ſeinem Gottvertrauen, ſeiner Gottergebenheit nichts wiſſen wollten; daß ſie einen Meſſias mit Sehnſucht erwarteten, aber alle Propheten, durch die ihnen deſſen Ankunft verkündet und ſie zu deſſen würdigem Empfang durch Reinigung des Herzens, durch Selbſtbeſſerung waren aufgefordert worden, mißhandelten und ihnen nach dem Leben ſtrebten; daß ſie das von Gott durch Moſes gegebene Geſetz zu erfüllen vorgaben, indem ſie äußere Gebräuche mit ängſtlicher Pünktlichkeit beobachteten, während ſie das oberſte Geſetz, das der Liebe, ohne welche alles Andere keinen Werth habe, ſchnöde vernachläßigten; daß ſie ſo thöricht waren, ſich für rein zu halten, wenn ſie ſich öfters wuſchen, obgleich ſie ihre Seele mit allen Laſtern verunreinigten, und ſie durch das, was aus dem Herzen kommt, böſe Gedanken und Anſchläge, die allein verunreinigen, unbedenklich beherrſchen ließen. Durch dieſe klare Beleuchtung und Rüge ihrer verkehrten Sinnesart führte ſie Jeſus zu der großen Wahrheit (Botſchaft des Heils): daß Gottes Reich, deſſen Geſetz die Liebe iſt, ein ewiges ſey, und zur Aufnahme in daſſelbe zwar alle Menſchen (auch wenn ſie nicht von Abraham abſtammen) berufen ſeyen, keiner aber Glied deſſelben werden könne, der nicht durch Ablegung böſer Geſinnung im Geiſte wiedergeboren werde.

So wenig der Weltheiland dem naturgemäßen Gebrauch der Vernunft (des Blicks der Seele, wie Auguſtin ſie nennt) entgegentrat, ſo entſchieden widerſprach ſein ganzes Weſen der Anmaßung des künſtlich-gelehrten Vernunftgebrauchs, durch ſeine Dialektik die wahre Religion zu begründen **). In Geiſt und Wahrheit, mit dem Herzen und durch das Leben, nicht mit dem Verſtande und durch Ceremonien lehrte Chriſtus die Menſchen Gott anbeten und verehren. Er richtete ſeine Unterweiſungen zunächſt an die Ungelehrten, an den geſunden Verſtand, an das Gefühl, an das Gewiſſen. Ungelehrte nahm er ſich zu Gehülfen des Lehramtes; er wollte nicht, daß ſie ſich das Anſehen von Schriftgelehrten (Rabbi's) gaben. Der Letztern verfängliche Fragen wies er nicht mit dialektiſcher Kunſt, ſondern mit einfacher Aufdeckung der Blößen dieſer Kunſt zurück, indem er mit gemeinfaßlicher Beſtimmtheit und Klarheit den Widerſpruch zeigte, in den ſie verwickle.

---

*) Nur die Urtheile und Schlüſſe, die der Verſtand, der Vernunft getreu, macht, ſind richtig, der Wahrheit gemäß.

**) Man leitet das Wort Ratio von dem hebräiſchen Rao ab, was ſo viel bedeutet als: von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen.

„In Volkseinfalt war das Chriſtenthum entſtanden, und baute in der Sprache des gemeinen Ausdrucks auf Herzenseinfalt; in dieſer Sprache ſind alle ſeine Schriften geſchrieben; in dieſem Geiſte redeten die Apoſtel *)." Die Weisheit der Welt iſt nach ihnen Thorheit vor Gott **). Weil die Welt durch dieſe Weisheit Gott nicht erkannte, ſo gefiel es Gott, durch einen thöricht ſcheinenden Lehrvortrag die Glaubenden zu beſeligen ***). Daher lehrten die Apoſtel nicht mit gelehrten Worten. Der Geiſt Gottes in ihnen richtet ſich an die ungebildeten, ungelehrten Menſchen, um in ihrem Gemüth und Willen Aufnahme zu finden †), und will, wenn einer ſich einbildete, vor dieſer Welt ein Weiſer zu ſeyn, ihn zum Thoren machen, damit er ein Weiſer werde ††). Eine Weisheit, die blos auf die äußere Natur hinſah und hinwies, hatte die Menſchen auch in gebildeter Zeit nicht abhalten können, ſich das, was kein Thier thut, zu erlauben. Der mit Vernunft und Freiheit Begabte ſank tief unter das unvernünftige, von blinden Trieben geleitete Vieh, indem er Vernunft und Freiheit zu Werkzeugen bösartiger Gelüſte verkehrte †††). Reinigung der Geſinnung und des Lebens ſollte die Frucht des Chriſtenthums ſeyn. Forſchende, ſcharfſinnige Denker, Geſetzerfinder, Staatenſtifter hatten ſich ſeit Jahrtauſenden bemüht, eine Lebensregel zu finden, welche, von Jedermann befolgt, allgemeine Tugend und Zufriedenheit, Ordnung mit Freiheit begründen, und jedem Einzelnen, der ihr treu bleibt, dieſe Güter in ſeinem Innern ſichern, und für alle Widerwärtigkeiten Duldung, Kraft, Muth und Troſt verſchaffen würde. Nun alles dies gewährt die einfältige Lehre Chriſti in vollem Maße. Jeder konnte ſich davon vergewiſſern, er brauchte ſie nur in Ausübung zu bringen. Allein die von ihrer Wiſſenſchaft aufgeblaſenen und damit prunkenden Gelehrten unter Juden und Heiden

---

*) J. G. **Herder.** Vom Geiſt des Chriſtenthums S. 157.

**) 1 Kor. I. 19. 20. III. 19.

***) 1 Kor. I. 21. **Lactantius** (Divin. Instit. L. V. c. 1.) ſagt: die Bibel werde von den Gelehrten und Vornehmen verachtet, weil ſie in einfältiger Rede zum Volke ſpricht und ſich keiner ſpitzfindigen Beweiſe bedient.

†) 1 Kor. II. 13. 3, 2.

††) 1 Kor. III. 18. Schon zur Zeit des Apoſtels **Paulus** bildeten ſich Sekten z. B. in Korinth (1 Kor. 1, 12.), wo die einen ſich mit höherem Wiſſen von der Geiſterwelt blähten, die Andern noch immer auf jüdiſche Gebräuche zu hohen Werth legten, noch Andere den Werth der Lehre nach den Vorzügen der Perſon des Lehrers geſchätzt wiſſen wollten. Alle dieſe widerlegt der Apoſtel, indem er darthut, daß die Weisheit Chriſti nichts mit menſchlicher Wiſſenſchaft gemein habe, ſondern ganz in der Geſinnung für das Leben beſtehe; daß Moſes Geſetz ſich zu dem Geſetz Chriſti wie der Buchſtabe zum Geiſt verhalte, und dieſes durch jenes nur habe ſollen vorbereitet werden; daß endlich jeder Chriſtenlehrer für ſich nichts ſey, und keiner einen andern Grund legen konne, als den Chriſtus gelegt hat.

†††) **Röm.** 1, 23. 29. 26.

ſahen mit Verachtung auf die Chriſtuslehrer, weil dieſe, ohne ihrer Wiſſenſchaft zu erwähnen, blos auf das Zeugniß in jeder Menſchenbruſt ſich beriefen. Theils Rohheit und Geiſtesblindheit, theils vornehmer Dünkel hielt die heidniſche Welt lange Zeit ab, von dem Sinnen und Thun der Wenigen nähere Kenntniß zu nehmen, die, der Botſchaft Jeſu folgend, im Stillen ein Leben führten, das eine Geringſchätzung deſſen ankündigte, dem die gemeine Denkart den höchſten Werth beilegte *). Unter den Juden aber lehnte vorzüglich der Phariſäismus mit ſeiner Satzungsgelehrſamkeit, welche die Tugend durch Heuchelei verdrängte, gegen das einfache Geſetz der Gerechtigkeit, welches Jeſus gelehrt, mit heftigem Eifer ſich auf. Die Apoſtel warnten ihrerſeits vor Grübelei und Vorwitz, vor allem Schein von Wiſſenſchaft, welcher aufbläht. Die Hauptfrage, welche ſchon Plato an den Sophiſten Hippias ſtellen läßt: iſt deine Weisheit eine ſolche, daß ſie die, welche mit ihr umgehen und ſie erlernen, in der Tugend weiter bringt? **) war auch die Hauptfrage, welche die Apoſtel an alle Welt richteten. Durch die Früchte des Lebens wollten ſie die Weisheit, welche ſie vortrugen, gerechtfertigt ſehen ***). Sie wehrten jedoch Niemanden die Prüfung ihrer einfachen Lehren. Vielmehr forderten ſie dazu auf: Prüfet Alles, das Gute behaltet! Diejenigen, welche dieſe Lehren und den Glauben an ſie gegen die Einwendungen gelehrter Heiden und Juden unternahmen, machten ſich dieſe Prüfung zum angelegentlichen Geſchäft †). In ſo ferne aber die Wiſſenſchaft, die Philoſophie, die ſchöne Kunſt und die verfeinerte Geſittung im Zuſtande hoher Blüthe und Entfaltung eine verkehrte Richtung zum Nachtheil der Gotteserkenntniß und der ſittlichen Menſchenwürde genommen hatten, kann allerdings ihr Zerfall in den chriſtlich gewordenen Völkern als wohlthätig angeſehen werden, weil er der höchſten Wahrheit, wodurch das Chriſtenthum die Menſchheit veredeln ſollte, mehr Raum verſchaffte. Dieſe Wahrheit hatte auch die Kraft in ſich, eine reinere, ſittliche Wiedergeburt des Zerfallenen im Laufe der Zeit herbeizuführen. Dies geſchah auch durch ſie. Doch hatte ſie dabei mit vielen widerſtrebenden menſchlichen Einflüſſen zu kämpfen, die den Erfolg theils aufhielten, theils trübten, und unter dieſen Einflüſſen waren die der dialektiſchen Spekulation nicht die geringſten.

---

*) Lactantius (Div. Instit. L. V. C. 12.) ſagt von den Heiden, die die Chriſten für Thoren hielten: si ergo cultores deorum sapientes sunt, nos stulti, quid metuunt, ne sapientes alliciantur a stultis?

**) Im Hippias des Plato.

***) Non in lingua, sed in corde sapientia est. — Res enim, non verba quæruntur. So Lactantius (Divin. Instit. L. III. c. 13.), der nur die Lehre, wie man leben ſoll, als eigentliche Weisheit anerkennen will (doctrina, quomodo vivere oportet).

†) Quanto quis propensior fuerit in expetenda ratione, tanto erit firmior in conservanda fide. S. Clemens Recogn. L. III. Suspecta lex est quæ probari se non vult; improba autem, si non probata dominetur. Tertull. Apolog. c. 3. idem non otiosam et solam, sed cum inquisitione ostendere oportet. S. Clemens Alex. stromata L. V. c. I. Non potest igitur nec religio a sapientia, nec sapientia a religione secerni. Lactantius Div. Institut. L. IV. c. 4.

Dritter Abſchnitt.

Die Anmaßung der wißgierigen Spekulation im Gebiete des Glaubens und die Wahngläubigkeit der Menge vereinigten ſich auch unter Chriſten, ein menſchenwürdiges und gottſeliges Leben zu verhindern und die geſellſchaftlichen Zuſtände zu trüben.

Frühzeitig meinten verſchiedene nachdenkende Chriſtenlehrer, in deren Umgebung die ſpekulative Weisheit in hohem Anſehen ſtand, ſich nicht blos mit einer prüfenden Beleuchtung der Chriſtuslehren begnügen zu dürfen. Sie hielten dafür, die Ehre und Würde des Chriſtenthums fordere es, das Anſehen der Wiſſenſchaft nicht den Weltweiſen, den Philoſophen zu überlaſſen, ſondern auch für ſeine Lehrer in Anſpruch zu nehmen*). So kam es, daß, nachdem das Chriſtenthum die Menſchen in Einfalt belehrt hatte, wie ſie im Vertrauen auf Gott das Böſe durch die Kraft des Guten überwinden können, der Wiſſenstrieb wieder Viele mächtig anſpornte, das Ueberſinnliche, Göttliche zum Gegenſtand der Vernunftforſchung zu machen, und wie zur Zeit der Vielgötterei die Kunde davon zur Wiſſenſchaft anzubauen. Es bewährte ſich aber neuerdings, daß, wie Lactantius ſchrieb, die Wahrheit das Geheimniß Gottes ſey**), mithin nur denen zugänglich, die göttlich geſinnt, dieſe Geſinnung im Leben bethätigen. Manche achtungswürdige Chriſtenlehrer folgten den Spuren der heidniſchen Weltweiſen, um auf dem Wege der Spekulation die Wahrheiten des einfältigen Glaubens mit der Vernunft zu begründen. Während nun gelehrte Chriſten in der redlichſten Abſicht dieſe ſteile Bahn betraten, wendete der Wiſſenstrieb oder Vorwitz der Menge unter den Chriſten ſich wieder, gleich ihren heidniſchen Voreltern, nach den dunkeln Gebieten des Geheimnißvollen und Wunderbaren. Nur zu bald offenbarte ſich's, daß weder der Hang zur Spekulation, noch der Hang zum Aberglauben (ſo wenig als der Hang zum Böſen) ausgerottet waren; daß beide vielmehr die alten Verirrungen mit neuen zu vermehren ſich anſchickten. Beide ſollten dem Chriſtenthum den Sieg noch Jahrtauſende erſchweren; im Kampfe mit beiden ſollte ſich aber auch ſeine Kraft bewähren.

---

*) Ironiſch ruft Tertullian (de Anima c. 3.) aus: Chriſtus habe einen großen Irrthum begangen, daß er lieber Fiſcher als Sophiſten ausſchickte, das Evangelium zu verkünden. Auch heut zu Tag beruft man ſich zum Beweis, daß das religiöſe Glauben zum Wiſſen geſteigert werden könne, auf Hebr. 11, 3., doch mit Unrecht, denn der Apoſtel ſagt hier nicht: durch Glauben wiſſen wir, ſondern durch Glauben haben wir die Ueberzeugung.

**) Divin Institut. L. I. c. 1. Auch Minucius Felix (Octavius 32, 4.) kennt kein Wiſſen, nur ein Glauben Gottes. Ex hoc Deum credimus, quod Deum sentire possumus, videre non possumus. Und 18, 9.: magnitudinem Dei qui se putat nosse, minuit.

Nach Einheit ſtrebt Alles in der Welt. Dieſes Streben iſt der Vernunft des Menſchen weſentlich. Aber die Einheit, welche das endliche Weſen erſtrebt, und die, welche das unendliche inne hat, ſind ſehr verſchieden. Das unendliche Weſen ſchaut das Ganze, das All; das endliche kennt nur Abſchnitte, Theile des Ganzen. Das endliche möchte, daß Alle auf dem Einen Wege dem Ziele entgegen gingen. Das unendliche weiß Alle auf vielen Wegen, und trotz den Abirrungen der Einzelnen, dem Ziele näher zu führen. Die Vernunft ſucht Einheit in das Mannigfaltige zu bringen. Allein der Umkreis ihres Forſchung-Vermögens iſt ſo beſchränkt, daß unſere Wißbegierde nie und nirgend Befriedigung findet. Die Einheit, die der Erkenntniß des unendlichen Weſens in Bezug auf das All eigenthümlich iſt, wie könnte das Endliche ſie erreichen? Schon die ſcharfſinnigſten Forſcher des Alterthums geſtanden das Unvermögen, es bis zur Wiſſenſchaft in göttlichen Dingen zu bringen. Die Weiſeſten und Beſten verwieſen daher den Menſchen auf die Betrachtung und Prüfung ſeines innern (den äußern, das Leben beſtimmenden) Zuſtandes (der Intelligenz, des Gemüths und Gewiſſens)*). Indeſſen reizte der Schleier ſelbſt, der das innerſte Weſen der Dinge in und unter und über uns und die Zukunft vor unſerm Geiſte, wenn auch durchſichtig, verhüllte, den Vorwitz, und dieſer, wieder nicht durch Erfahrungsweisheit gezügelt, ſtürzte ſich in die Irrgänge bald der Spekulation, bald des Aberglaubens. So beſchränkt unſer Wiſſen iſt, ſo beſchränkt iſt auch unſer Können. Alle unſere Kunſt und Mühe ſtößt überall, gleich unſerm Forſchen, auf eng gezogene Schranken, und bleibt weit hinter unſern Wünſchen und Abſichten zurück, die ins Unbegrenzte ſchweifen. In der That kann dem ächten, unverderbten Menſchen, außer dem Bewußtſeyn des Guten (mens conscia recti) nichts höhere Wonne gewähren, als wenn er mittelſt des Gedankens zu dem höchſten Standpunkt ſich erhebt, von dem uns alle Dinge im Zuſammenhang ſich darſtellen, oder wenn er die ſchöpferiſche Kraft empfindet, welche, wie ein Ausfluß der Gottheit, das Gemüth in die Welt des Schönen und Erhabenen, weit über den Dunſtkreis ſinnlicher Gemeinheit erſchwingt. Aber auch hier wird er doch bald an ſeine Schranken gemahnt. Denn wie vermöchten endliche Denkformen das Unendliche zu faſſen? Doch ſolche Mahnung überhört er gern. Er will wirken und ſchaffen, will ſich und Andern helfen, er iſt von widerſtrebenden Elementen umgeben, die ſein Forſchen beengen, ſein Daſeyn, ſein Wirken gefährden; er fühlt einen Drang, ſie zu überwinden. Reicht er nun mit den Kräften, die ihm zu Gebot ſtehen, nicht aus, ſo iſt er geneigt, anderswo Hülfe zu ſuchen, und kommt dabei, iſt er nicht ſehr auf ſeiner Hut, in Gefahr, eine Beute der Täuſchung der erfinderiſchen Einbildungskraft zu werden, die der Vernunft ſich unterſchiebt. Nur die dialektiſche Spekulation hat auf die Anſicht führen können, daß die materielle Welt etwas Böſes ſey. Nur ſie hat dieſe Anſicht auch unter Chriſten eingeſchwärzt, und ſie ſogar dem Chriſtenglauben mittelſt willkührlicher Deutung von Bibelſtellen einzuverleiben geſucht. Das Chriſtenthum lehrt vielmehr ganz deutlich, daß jede Gabe des Schöpfers gut und mit Dank zu benützen, und daß nur ihr Mißbrauch mit böſer oder niedriger, eines unſterblichen Geiſtes unwürdigen Geſinnung verwerflich ſey. Chriſtus ſagt nirgend: die Materie ſey böſe; nur lehrt er: dem Geiſt komme die Herrſchaft zu. In der Aufhebung oder Umkehrung dieſer Ordnung beſteht die Sünde. Allein deswegen, weil uns das Chriſtenthum den Blick in ein ewiges geiſtiges Reich geöffnet hat, verlangt es nicht, daß wir für die ſinnliche Welt erblinden oder das vernachläßigen, was wir für das irdiſche Leben bedürfen. Die irdiſchen Dinge ſollen gleichfalls dazu dienen, uns die Erkenntniß des Göttlichen zu erleichtern.

---

*) Minucius Felix läßt in ſeinem Octavian (V. 5.) den Heiden Cäcilian ſagen: quum tantum abest ab exploratione divina, humana mediocritas, ut neque quæ supra nos cœlo suspensa sublimata sunt, neque quæ infra terram profunde demersa sunt, aut raro sit datum aut scrutari permissum, aut sciscitari religiosum: et beati satis, satisque prudentes jure videamur, si, secundum illud vertus sapientis (Socratis) oraculum, nosmetipsos familiarius noverimus. Dem ſtimmt der Chriſt Octavius (XVII. 1 u. ff.) im Weſentlichen bei, hält aber die Erforſchung des Weltalls für nothwendig.

Seiner natürlichen Anlage nach verlangt der Menſch nach Wahrheit, und es iſt um die Philoſophie, d. i. die Erforſchung und Ergründung der Wahrheit durch Nachdenken, etwas ſo Herrliches, daß ihre Verachtung eines mit Denkkraft begabten Weſens unwürdig wäre. Der Philoſophie entbehren kann kein Kreis des Wiſſens, keine Kunſt und kein geſellſchaftlicher Verein, ſoll anders ihr Gedeihen auf die Dauer geſichert ſeyn. Sich ihr zu widmen können daher fähige Geiſter nie zu ſehr ermuntert werden. Nur davon kann die Frage ſeyn: wie ihr Studium einzurichten wäre, damit die Erkenntniß der Wahrheit durch ſie erzielt und gefördert werde. Gemäß der Doppelnatur des Menſchen iſt die Erkenntniß entweder eine ſinnliche oder überſinnliche oder gemiſchte (die äſthetiſche); alle dieſe Erkenntniſſe ſtehen aber mit einander in Verbindung, ſo wie dieſe zwiſchen Körper und Geiſt beſteht. Zum Finden jeder Wahrheit iſt vor Allem nöthig, daß diejenigen Erkenntnißkräfte ungeſtört angewendet werden, welche dafür geeignet ſind, und daß dieſe Anwendung ſich innerhalb ihrer Grenzen halte. Dem forſchenden Geiſte genügt es nicht an dem, was die äußern Sinne wahrnehmen und was der innere Sinn (Verſtand und Vernunft, mit Beihülfe des Gefühlsvermögens, der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes) ihm als Thatſache zum Bewußtſeyn bringt. Er will auch die Gründe davon erkennen, und er forſcht von den nächſten Gründen den tiefern bis zu den tiefſten nach. Dieſes Forſchen geſchieht entweder auf dem Wege der Beobachtung, oder durch Vernunftſchlüſſe. Die Forſchung durch Vernunftſchlüſſe iſt das Gebiet der Spekulation. Dieſe muß jedoch von Thatſachen, welche die Beobachtung liefert, ausgehen, wenn ſie ſicher zu Werke gehen will. *Gewißheit* können nur Urtheile und Schlüſſe geben, die den Charakter der *Allgemeinheit* und *Nothwendigkeit* haben. Gibt es aber dergleichen? Allerdings! wenn auch wenige nur. Es ſind diejenigen, welche die Bedingungen alles Denkens ſind, ohne die kein Denken möglich wäre, worin daher die geſunde Intelligenz Aller übereinſtimmt. So die Sätze: daß nichts wahr ſeyn könne, das einen Widerſpruch in ſich enthält; daß jedes Ding einen zureichenden Grund (in oder außer ſich) haben müſſe; daß kein Ich ohne Nichtich gedacht werden könne; daß zwei Dinge, inſofern ſie einem dritten gleich ſind, auch gleich ſind unter ſich. Durch ſolche Begriffsbeſtimmungen, Schlüſſe und Sätze iſt der Bereich der Spekulation umgrenzt. Sie ſtrebte aber zu jeder Zeit, ihr Gebiet ins Unbegrenzte zu erweitern. Auffallend iſt dabei, daß die Wißbegierde ſich nicht zuerſt an die Enthüllung der Geheimniſſe der äußern Natur gewagt, ſondern überall mit Forſchungen in der überſinnlichen Welt begonnen hat. Dies iſt nur aus dem Bedürfniß erklärbar, welches der Menſch fühlt, einen über ihm ſtehenden feſten Haltungspunkt zu finden, der ihm Vertrauen und Zuverſicht einflößt, wenn ihn ſeine eigenen Kräfte im Stiche laſſen.

Von den Gnoſtikern der alexandriniſchen Schule an, durch alle Reihen der Scholaſtiker der mittlern Zeiten bis auf die von neueſter Art und Kunſt, hat die Spekulation in chriſtlichen Ländern raſtlos ihre Beſtrebungen nach Erforſchung des Ueberſinnlichen fortgeſetzt. Die Beſſern unter denen, die auf ſolche Weiſe auf Wiſſenſchaft des Göttlichen ausgingen, ſuchten das Chriſtenthum als die höchſte, *himmliſche Philoſophie* darzuſtellen. Zu einer Geſchichte ihrer Beſtrebungen iſt hier der Ort eben ſo wenig, als zu einer Vergleichung derſelben mit ähnlichen bei den gebildeten heidniſchen Völkern der Vorzeit. Aber dies muß hier bemerkt werden, daß ſie, einmal auf ihre Spitze gelangt, in Beziehung auf das geſellſchaftliche Leben, jederzeit ähnliche Wirkungen hervorgebracht haben. Nur darin unterſcheiden ſich dieſe Wirkungen der Scholaſtik in den chriſtlichen und den heidniſchen Zeiten, daß ſie in jenen den religiöſen Glauben nicht zu untergraben und zu ſtürzen vermochten, wie es in dieſen geſchehen war. Obgleich das Chriſtenthum von der Scholaſtik viel, ſehr viel zu leiden hatte, ſo hat es doch ihren ſchwächenden und verdunkelnden Einflüſſen obgeſiegt.

Dialektik ſtellte ſich oft der Dialektik mit Erfolg entgegen. Die Werke mehrerer alten Kirchenväter, die Lehren des Chriſtenthums darſtellend, ſind nicht ohne Dialektik, einige mit großer, geſchrieben. Aber dieſe hat hier eine untergeordnete (polemiſche) Stelle. Ihrer Schriften Hauptſtärke iſt der chriſtliche Geiſt, der in ihnen webt, und ſich mit großer Freimüthigkeit und hoher Zuverſicht ausſpricht, wo ſie die Geſinnung und das Leben in Anſpruch nehmen. So hat ſich auch die dem Chriſtenthum inwohnende Kraft gegen das Andringen des Aberglaubens bewährt. Frühzeitig ſah man zwar auch dieſes Unkraut, von welchem der Bereich des Menſchengeiſtes ſich niemals rein erhielt, unter den Waizen des Tugendſinnes und der den Geiſt belehrenden und erhebenden Wahrheit ſich mengen, welchen das Chriſtenthum unter die Völker geſäet hat. Theils war der Same des Aberglaubens aus dem Heidenthum und Judenthum auf den Boden des Chriſtenthums herübergeweht; theils ſproßte er aus der Mißdeutung chriſtlicher Schriftſtellen und Gebräuche. Doch ſo üppig dieſes Unkraut wuchern mochte, der gute Same iſt von ihm niemals ganz erſtickt worden. Die Vernunftſpekulationen waren es jedoch nicht, was dies verhinderte. Vielmehr haben dieſe dem Wahnglauben vielfachen Vorſchub gegeben. Sophiſten haben zu allen Zeiten die, welche ihnen Gehör liehen, um ihre edelſten Güter betrogen. Die Spekulation verkannte oft eben ſowohl, als der Aberglaube, des Menſchen Doppelnatur, verſetzte ihn in falſche Stellungen gegenüber den wirklichen Verhältniſſen, und äffte ihn mit Luft- und Dunſtgebilden.

Man ſollte zwar meinen, nichts müſſe dem Aberglauben mehr widerſtreben, als jene Dialektik, die unermüdlich darauf ausgeht, alle unſere Erkenntniſſe zur Wiſſenſchaft zu ſteigern. Dem iſt aber nicht ſo. Viele Dialektiker, zufrieden, wenn man ſie nur ungeſtört jene vermeintliche Wiſſenſchaft in den Sphären der Spekulation aufbauen läßt, kümmern ſich wenig darum, was die Maſſen denken und treiben. Sie dünken ſich zu hoch, um ſich mit ſo niedern Dingen zu bemengen. Die Wiſſenſchaft iſt nach ihnen ein Hoheitsrecht von Wenigen; mögen die Uebrigen ſich mit Wahnglauben durchhelfen, ſo gut ſie können! So dachten ſchon die Sophiſten zu des Sokrates Zeit, und obgleich dieſer die Weisheit zum Gemeingut aller Menſchen hätte machen mögen, ſo wußten doch jene die Meinung der Menge ſo geſchickt zu bearbeiten, daß die im Wahnglauben aufgewachſenen Leute gegen Sokrates, als einen Verächter der Götter und Menſchen ergrimmten. Die nämliche Tragödie erneuerten die Schriftgelehrten zu Jeruſalem gegen Jeſus, und wie oft ſah man nicht ſeither die Sophiſten Aehnliches unterfangen! Der Aberglaube ſuchte und fand beim Verfall des römiſchen Reiches vorzüglich dadurch Schutz, daß er die Maske ſpekulirender Philoſophie anlegte, die mit dem Namen bald des Plato, bald des Pythagoras prangte. Ueberhaupt gewahren wir zu allen Zeiten eine nahe Verwandtſchaft zwiſchen dem Volksaberglauben und der gelehrten Spekulation hinſichtlich ihres Urſprungs und ihrer Früchte. Indem beide auf Ergründung des Unerforſchlichen Anſpruch machen, haben beide der Erkenntniß der Wahrheit große Hinderniſſe gelegt, den geſunden Verſtand und die geſunde Vernunft in übeln Ruf gebracht, und ihr Anſehen herabzuſetzen geſtrebt. Es iſt keine Thorheit, keine Albernheit, welche nicht von beiden beſchützt und befördert, keine Wahrheit und Tugend, die von ihnen nicht verkannt, verläumdet und angeſchwärzt worden wäre.

Vierter Abſchnitt.

Verhältniß zwiſchen der Spekulation und dem Aberglauben.

Die Hauptquelle der falſchen Wiſſenſchaft und des Wahnglaubens iſt *vermeſſener Selbſtdünkel*; die Hauptſtütze ihres Anſehens, die *Unwiſſenheit der großen Menge*; ihr Hauptmittel, ſich Eingang und Geltung zu verſchaffen — die dunkle, *geheimnißvolle Sprache der Orakel*. Die Bemerkung, daß es ein Wiſſen gebe, welches ſeinen Beſitzer *aufbläht*, hat der Apoſtel *Paulus* nicht zuerſt gemacht. Von den Sophiſten des heidniſchen Alterthums, wie von den Schriftgelehrten im Judenlande, war dies vor ihm bekannt. Es iſt überall wahrzunehmen, daß nichts mehr mit Dünkel und eitelm Stolz erfüllt, als was an ſich werthlos, gehaltlos, überflüſſig oder bloßer Schein iſt. Die nichtswürdigſte Grillenfängerei, das Glänzen mit Paradoxen, der Spreu der Gelehrſamkeit, manche Gauklerkünſte, die Geheimnißkrämerei bringen oft weit mehr Ruf, Celebrität, als ein nüchterner Beobachtungsgeiſt, gründliches Studium, Genie und Tugend. — Das zu große Vertrauen auf die Kraft der ſpekulirenden Intelligenz zur Erforſchung der Wahrheit, iſt dem Aberglauben eben ſo förderlich, als der Mangel an Gebrauch der Intelligenz. Nur der mäßige Gebrauch der letztern mit Mißtrauen gegen ihre Ausſchweifungen kann vor Aberglauben bewahren. Die *Leichtgläubigkeit*, die der Wahngläubigkeit den Weg bereitet, wird weſentlich durch die falſche Wiſſenſchaft, vermöge deren man ſich einbildet zu wiſſen, was man doch nicht weiß, befördert, und die fruchtbarſte Mutter dieſer falſchen Wiſſenſchaft war zu allen Zeiten die Schuldialektik*). Nichts macht den Verſtand ſtumpfer und ungeſchickter zur klaren Auffaſſung der Dinge und träger zur Unterſcheidung des

---

*) Man klagt über die große *Leichtgläubigkeit* der Menge. Wie kann man ſich aber darob verwundern, da ſchon in den Elementarſchulen viele ganz ſpekulative Sätze dem Gedächtniß eingeprägt werden, die das Gemüth gläubig annehmen ſoll, obgleich es keinen Sinn damit verbindet? Und geſchieht an gelehrten Schulen nicht oft das Nämliche?

Wahren und Falſchen, als jene falſche Wiſſenſchaft; wo ſie überhand nimmt, hat jeder Gaukler und Charlatan, jeder Trödler des Aberglaubens gewonnenes Spiel. Stellt er ſich doch mit den angeblichen Prieſtern der Wiſſenſchaft auf eine Linie, und macht gleichen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit, ohne beſorgen zu dürfen, durch ſie widerlegt und als Täuſcher zu Schanden gemacht zu werden. Wo die Wiſſenſchaft zur Fechtkunſt mit leeren Worten, zum Spiel dialektiſcher Spitzfindigkeit herabgeſunken iſt, wird ſie immer von Vielen mißbraucht, um dem Wahnglauben durch mancherlei Krücken auf die Beine zu helfen. Wir ſehen dann die ſogenannten gebildeten Klaſſen oft noch mehr die Beute und den Spielball des Wahnglaubens und der ihn fördernden Täuſchungskünſte werden, als die Rohen, die in Unwiſſenheit Aufgewachſenen, da mit Rohheit und Unwiſſenheit der Gebrauch eines geſunden Verſtandes wenigſtens nicht unvereinbarlich iſt. Dadurch ſoll der Unwiſſenheit keine Lobrede gehalten werden. Niemals hätten die Künſte dialektiſcher Sophiſtik in Verbreitung und Feſthaltung des Wahnglaubens jeder Art ſo allgemein ihr Glück gemacht, wäre nicht die Unwiſſenheit in ſolchen Dingen, deren Kunde Jedem für den Lebensberuf entweder nothwendig oder doch ſehr vortheilhaft iſt, in der Menge ſo groß, ſo ausgebreitet geweſen. Kein Wunder, daß die Anhänger ſophiſtiſcher Trugweisheit ſowohl, als die des abergläubiſchen Wahns von jeher die entſchiedenſten Gegner der Volksaufklärung waren. Die allgemeine Unwiſſenheit iſt ihr Lebens-Element. Sobald ſie verſchwindet, geräth ihr Gewerbe in Abgang. Daher der grimmige Lärm der philoſophiſchen Allwiſſer, Marktſchreier, Quackſalber, Wunderkünſtler, wenn eine Regierung es darauf anlegt, allgemein nützliche Kenntniſſe Allen zugänglich und zum Gemeingut zu machen. — Die vermeintlichen Allwiſſer bilden ſich ein, den Organismus der lebenvollen geiſtigen und ſinnlichen Natur mechaniſch conſtruiren zu können, und ſie vertreiben, ſo weit ihr Bereich geht, alles Lebendige aus der Welt. Sie machen die Menſchheit bald zum Automat, bald zum Skelet, bald zur Mumie.

Spinoza*) ſagt mit vollem Grunde: „daß beſonders diejenigen jeder Art von Aberglauben ſich hingeben, die maßlos nach Unſicherm ſtreben.“ Unſicher ſind aber nicht nur alle zeitlichen Güter, ſondern auch alle Erzeugniſſe der Anmaßung der Wißbegier, das zu ergründen, was über unſerm Erkenntnißkreis liegt. Die Philoſophie hat zur Aufgabe, nicht das Unergründliche zu erforſchen, ſondern uns einen feſten Haltungspunkt im Leben zu ſichern, beſonders im Kampfe mit Gefahren und den widrigen Schickſalen. Mit Unrecht wird die Vernunft blind, die menſchliche Weisheit eitel geſcholten, weil ſie nicht das Unerforſchliche offenbart und weil ſie keinen ſichern Weg zur Feſthaltung des Eiteln und Nichtigen zeigt. Die ſie ſo ſchelten, ſind nur zu geneigt, die Faſeleien der Einbildungskraft, Träume und Alfanzereien für göttliche Aufſchlüſſe zu halten und zu wähnen: Gott ſchreibe ſeine Beſchlüſſe nicht in den geſunden, lebendigen, wachen Geiſt, wohl aber in die Eingeweide der Thiere, oder verkündige ſie durch Vögel, Träumer, Wahnſinnige. Da Solchen jede wahre Zuverſicht für Dieſſeits und Jenſeits fehlt, ſo nehmen ſie ängſtlich ihre Zuflucht zu Dingen, die ihre Furcht beſchwichtigen ſollen. Furcht iſt das Element, in dem ſie umhertappen.

---

*) Werke (herausgeg. von Auerbach, Stuttg. 1841. II. 5.) in der Vorrede zum theologiſch-politiſchen Tractat.

Auch finden wir in der Geſchichte derjenigen Vorſtellungen vom Ueberſinnlichen, die bloßes Erzeugniß, ſey es der ſpekulirenden Denkkraft, ſey es der Wahngläubigkeit, ſind, ihnen ſelten den Geiſt der Duldſamkeit beigeſellt. Diejenigen, die aus dieſen Quellen ihre religiöſen Vorſtellungen ſchöpften, ſah man mehrentheils zu allen Zeiten ſehr zu- und aufdringlich und höchſt ungeneigt, ſich mit Andern, die dieſe Vorſtellungen nicht mit ihnen theilten, zu vertragen. Sie dünkten ſich vor dieſen bevorzugt, die Auserwählten. Dieſer dünkelhafte Stolz, womit des grübelnden Verſtandes falſche Wiſſenſchaft eben ſowohl als die unverſtändigſte Wahngläubigkeit aufzublähen pflegt, ſcheint in den davon Eingenommenen alles Gefühl der eigenen Fehlbarkeit zu ertödten. Daher ihr ſpröder, abſtoßender Starrſinn; daher ihr Hang zur Sektirerei, zur Abſonderung von Andersdenkenden und gelegenheitlich auch zur Kränkung, zur Verläumdung, zur liebloſen Behandlung derſelben *). Die Gebilde der Spekulation modeln ſich eben ſo zu blinden Vorurtheilen, wie die Gebilde des Aberglaubens. Daher ihre zähe Ausdauer, wenn ſie ſich einmal Geltung verſchafft haben. Die Dunkelheit und Verworrenheit der Sprache, des Ausdrucks, deren ſich die Spekulation in ihren kühnen Flügen ebenſo wie der Wahnglaube bedient, iſt ihnen durch die Nothwendigkeit abgedrungen. Denn wie ließe ſich für unklare Vorſtellungen ein klarer Ausdruck finden? **)

Wenn die Spekulation einer Spinne gleicht, die den Menſchengeiſt mit ihrem Geſpinnſt umwebt, ſo iſt der Aberglaube einem Vampyr ähnlich, der der Seele allmählig aus allen Poren die Lebensgeiſter ſaugt.

Die große Gefahr der Verirrung hat in dem Gebiete der Vernunftſpekulation den nämlichen Grund wie im Gebiete der Gefühls-Schwärmerei. Die Gefahr liegt darin, daß die Einbildungskraft ſich der Herrſchaft, wie hier über das Gefühl, ſo dort über die Vernunft bemächtigt.

Iſt einmal die Intelligenz durch eitle Spekulation und Sophiſtik verwirrt und getrübt, ſo kann ſie gegen den Aberglauben keinen Schutz gewähren. Bei Völkern, wo die ſogenannte Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſich viel darauf zu gut hält, daß ſie blindlings mit der Stange im Nebel herumfährt, und wo die höchſte Weisheit im dialektiſchen Zank über Worte beſteht, findet jeder abergläubiſche Wahn, wenn er ſich nur in neblichte Worte kleidet, die gewogenſte Aufnahme. Gleich üppigen Schlingpflanzen ſchießen ſogenannte *geheime Wiſſenſchaften* empor. Mit dieſem Namen macht ſich in den Kreiſen der müßigen Afterkultur der Wahnglaube geltend, der darauf ausgeht, die wundergierige Leichtgläubigkeit zum Beſten zu haben. Gerade das Unvermögen der Spekulation, wovon das Gefühl ſelbſt in denen, die ſich ihr am eifrigſten widmen, entſtehen muß, treibt Viele in die dunkeln Irrgänge der geheimen Wiſſenſchaften hinein, die im Grunde nichts anders als Verſuche ſind, den Wahnglauben, ſo gut es ſich thun läßt, das iſt ſcheinbar wiſſenſchaftlich zu begründen *). — Anhaltende Vertiefung des Geiſtes in abgezogenes Denken ſchwächt und beeinträchtigt die Aufmerkſamkeit in der Beobachtung der Zuſtände des Gemüths und der Außenwelt. Daraus kann man ſich die Zugänglichkeit mancher ſpekulativen Denker für gewiſſe Wahngebilde der Phantaſie erklären. Nichts bewahrt dagegen beſſer vor Aberglauben, als geſunder Verſtand und geiſtige und körperliche Thätigkeit, auf das Leben gerichtet. Alles, was den Gebrauch des geſunden Verſtandes hindert oder ſtört, oder was Müßiggang, Weichlichkeit, Scheu der Anſtrengung nährt, arbeitet dem Aberglauben in die Hände. Ebenſo, was einen Ueberreiz verurſacht. Alles dies ſtellt ſich ein, wo die Spekulation ihre Schranken überſchreitet. Die Dunkelheit und Unklarheit, in welche die Dialektik der Spekulation jederzeit verfiel, und deren Wolken ſie nur dichter machte, je weiter ſie ihre Anmaßung des Demonſtrirens

---

*) Auch bloße Unwiſſenheit kann unduldſam machen; aber nie in dem Grade, wie Wiſſenſchaftseinbildung und Wahnglaube.

**) Doch „Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.“
Göthe's Fauſt.

---

*) Enthält die Benennung: „*geheime Wiſſenſchaft*" nicht einen Widerſpruch in ſich? „Ich laſſe," ſchrieb *Forſter*, „die Frage unentſchieden, ob es wahre (?) geheime Wiſſenſchaften gebe; aber das iſt doch ausgemacht, daß das Meiſte, was von dieſer Art in der Welt herum getragen wird, falſche Vorſpiegelung, Lug und Trug, oder, wenn wir das Gelindeſte glauben, fromme Selbſtverblendung iſt." *Forſter* in den Briefen an Joh. v. Müller. Schaffh. 1810. VI. 246. Man vergleiche Eus. *Salverte*, des sciences occultes. Paris 1819. Wenn *Fontenelle* (Eloge de *Leibnitz* in den Eloges des Academies I. 464 p.) behauptet, dieſer Philoſoph, der keiner Nachforſchung fremd blieb, habe in einer geheimen Geſellſchaft Unterricht geſchöpft, den er vielleicht anderswo vergebens geſucht hätte; ſo wird ſich dieſer Unterricht wohl auf wenig (vielleicht auf einige chemiſche Recepte) beſchränkt haben. Mittheilbarkeit gehört zum Weſen alles deſſen, was auf den Namen der Wiſſenſchaft Anſpruch machen kann. Einzelne Experimente, Beobachtungen, Muthmaaßungen, Hypotheſen, können allerdings in einem beſchränkten Kreiſe geheim bleiben. Aber ſie bilden dann noch keine Wiſſenſchaft. Vielmehr nimmt dieſe von ihnen noch keine Kenntniß. „Wahrheit iſt Wahrheit für alle Menſchen. Die ſimple Wahrheit iſt ſo ſchön, daß es keine disciplina arcani braucht, ſie ſelbſt dem Niedrigſten ehrwürdig zu machen." Joh. v. *Müller*, Briefe an Heinr. Füßli, Zürich 1812, S. 19.

und Wiſſens des Unbegreiflichen trieb, haben aus der Philoſophie ſelbſt eine Geheimlehre gemacht, indem ſie dem Wahn Eingang verſchafften, daß dem Eingeweihten, aber auch nur dieſem, das Verſtändniß ihrer Lehren gegeben ſey. Dies benahm der Philoſophie ihre Würde, während man ſie mit einem falſchen Anſehen (dem Mantel des Geheimniſſes) umkleidete. Dem Reiz des Geheimniſſes widerſtehen Wenige, und ſein vermeinter Beſitz ſchmeichelt der Eigenliebe über die Maßen. Auch das enge Bündniß, in welchem wir der abgefeimteſten Unſittlichkeit und dem albernſten Aberglauben neben einander begegnen*), fand jederzeit in der Dialektik der Wort- und Begriffs-Weiſen einen beredten Anwalt. Eine Weisheit, die der reinſittlichen Geſinnung entbehrt, und mit dem Schein von Wiſſen ohne Wiſſen ſich brüſtet, iſt nie verlegen, Gründe aufzufinden, um das Unwahrſte und Schlechteſte zu beſchönigen oder zu rechtfertigen. Wer weiß nicht, wie die Sophismen der Scheinwiſſenſchaft in alter und neuer Zeit alle Albernheiten der Dämonologie, der Schwarzkunſt, der Magie, Wahrſagerei, Sterndeuterei, Kabbala, Wundermacherei, Geiſterſeherei als wohlbegründet mit Erfolg in Schutz genommen haben, und wie es auf gleiche Weiſe der Caſuiſtik gelungen iſt, die Stimme des Gewiſſens in Hinſicht alles deſſen, was rechtlos, unſittlich, lieblos und gottlos iſt, zu beſchwichtigen. — Alles vermeinte, eingebildete Wiſſen iſt eben ſo gut ein Luxus, wie die buntſcheckigten Gebilde des Wahnglaubens. Das erſte iſt der Luxus der Gelehrten, die andern ſind der der Ungelehrten. Beide Arten von Luxus, die ſich oft im nämlichen Individuum zuſammengeſellen, haben, zumal in ihrem ausſchweifenden Maße, jederzeit den wahren Gütern und Zwecken des Lebens großen Eintrag gethan.

Fünfter Abſchnitt.

Die Scholaſtik des Mittelalters und ihr Verhältniß zur Wahngläubigkeit und zum Leben.

Als das Chriſtenthum mit den Waffen der Philoſophie von heidniſchen Schriftſtellern angegriffen wurde, bedienten ſich deſſen Vertheidiger der nämlichen Waffen. Dieſe waren jedoch weit entfernt, die Philoſophie als die Grundlage der chriſtlichen Wahrheit anzuſehen, und auf dieſe Grundlage ein wiſſenſchaftliches Gebäude errichten zu wollen. Selbſt von den Gnoſtikern, ſelbſt von der alexandriniſchen Schule, obgleich ſie nach einer Wiſſenſchaft des Göttlichen ſtrebten, wurde die Philoſophie der Offenbarung untergeordnet. Sie wollten die Philoſophie gebrauchen, um die Chriſtuslehren einerſeits als übereinſtimmend mit der Vernunft darzuſtellen, und andererſeits alle Beimiſchung von Wahnglauben davon fern zu halten. Dazu wurden viele Anſichten des Plato in Anwendung gebracht, auch ſeine Dialektik angewendet. Dabei war es freilich beinahe unvermeidlich, daß die Vernunft-Spekulation in die Behandlung der chriſtlichen Lehrwahrheiten immer mehr Eingang fand. Die Schulen heidniſcher Weisheit erhielten ſich lange noch, nachdem das Chriſtenthum die Oberhand gewonnen hatte, in hohem Anſehen. Viele Chriſtenlehrer, und zwar die berühmteſten, brachten ihre philoſophiſche Bildung aus dieſen Schulen in den Kreis ihrer Berufsthätigkeit herüber. Das große Werkzeug der Spekulation iſt aber die Dialektik, die Kunſt regelrechter Denkbewegung mittelſt Begriffen: eine Kunſt, wiewohl ſchätzbar, wenn ſie vom Wahrheitsſinn gelenkt wird, doch vielfachem Mißbrauch ausgeſetzt, ſobald ſie ſich, anſtatt der Wahrheit zu dienen, zur Meiſterin derſelben aufwirft, wodurch ſie zum blendenden Schein wird, und in Sophiſtik ausartet. Die Gefahr, die mit dem Gebrauche der Spekulation und ihrer Dialektik zur Begründung der chriſtlichen Wahrheit verbunden iſt, legte ſich erſt in der Zeit recht offenbar zu Tag, als über Dinge, welche allen Begriff überſteigen, ſpekulative Anſichten ſich geltend zu machen ſuchten, welche das erklären ſollten, was die chriſtlichen Ueberlieferungen unerklärt gelaſſen hatten. Daraus entſpannen ſich viele Ketzereien, und die Streite, welche dieſe erregten, gaben neue Veranlaſſung, daß immer mehr alle Lehren des Chriſtenthums in den Kreis der Spekulation hineingezogen wurden. So entſtand die ſpekulative Ausbildung von Dogmen. Dabei bekam nun die logiſche Begriffsbeſtimmung und die Schlußmanier des *Ariſtoteles* nach und nach das überwiegende Anſehen. Indeſſen blieb dieſes Anſehen dem der chriſtlichen Ueberlieferung untergeordnet, ſo lange man ſich in den chriſtlichen Schulen nur ſeiner Methode als Schutzmittel gegen dogmatiſche Anmaßung ſpitzfindiger Dialektik bediente. Weit bedenklicher wurde es, als im Mittelalter ſich förmliche theologiſche Schulen bildeten, welche es darauf anlegten, die Lehren des Chriſtenthums mittelſt der Spekulation zu einem wiſſenſchaftlichen Gebäude zu geſtalten. Die Dialektik erhob ſich hier von einem Werkzeug zu einer ſelbſtändigen Macht, die in der Erforſchung und Ermittelung der Wahrheit keine Schranken kannte. Das Eigenthümliche der Scholaſtik des Mittelalters beſtand darin, daß ſie blos des dialektiſch verfahrenden, Begriffe zerſetzenden *Verſtandes* zur Erörterung und zum Beweis aller überſinnlichen Wahrheiten ſich bediente. Während aber die Dialektik, in welcher der Gedanke ſich ſelbſt bebrütete und der Verſtand aus ſich ſelber alle Wahrheit ſaugen wollte, von der Spekulation den Dornbuſch wegzuheben vermeinte, hinter welchem es nur Moſe vergönnt war, Gott zu ſchauen, hat ſie ſelbſt durch ihre Taſchenſpielerei mit Worten, Begriffen und Schlüſſen eine dichte Wolke gebildet, die den Einblick ins Göttliche weit mehr verhindert als erleichtert *). Syſtematiſch geordnete Schemen gab die dialektiſch-ſpekulirende Scholaſtik für Wiſſenſchaft aus **), und erneuerte nun die Anſicht: die Erkenntniß der Wahrheit ſey nicht für alle Menſchen. Sie hat es damit ſo weit gebracht, daß man es in der gelehrten Welt weit mehr ſcheute, eine nicht anerkannte oder durch Eigennutz unterdrückte Wahrheit, als einen hergebrachten oder kühnen und blendenden Irrthum zu verbreiten. Indem die Wahrheit zum Vorbehalt der Geweihten der Spekulation gemacht wurde, ſetzte man ſie nicht nur dem Verdacht der Verfälſchung bloß, ſondern auch in die unvermeidliche Gefahr, vielfach verfälſcht zu werden. Da ſie das Finden der überſinnlichen Wahrheit von der Kraft des Syllogismus abhängig machte, ſo öffnete ſie dem Zweifel ein weites Thor. Syllogismus trat gegen Syllogismus in Kampf, und Alles wurde bejaht und verneint. Formel ſtand gegen Formel auf. Die Gegenſätze vernichteten ſich. Die Verwirrung der Behauptungen wurde grenzenlos*). Was that nun die Scholaſtik, um es zur Entſcheidung zu bringen, auf welcher Seite ſich die Wahrheit befinde? Sie berief im Widerſpruch mit ihrem Forſchungsprincip, an den Schiedſpruch der Autoritäten. Aber nun kamen die Autoritäten ſelbſt in Gegenſtoß. Denn nicht Alle wollten die nämlichen gelten laſſen, und wer war denn befugt, für den Vorzug der einen oder der andern zu entſcheiden? Dieſer Gegenſtoß von Autoritäten war indeß immer noch geiſtweckend. Doch bei Vielen, ja den Meiſten, galt Jahrhunderte lang der Ausſpruch des Ariſtoteles (des Meiſters der Syllogiſtik) mehr, als der aller Andern, ſelbſt der Kirchenväter. Sein Ausſpruch diente als Lückenbüßer, wo die Scholaſtik in ihrer Demonſtration ins Stocken kam *). Wie ſtand es aber nun mit der Unabhängigkeit der ſpekulirenden Vernunft? Sie ging in ſelbſtgeſchmiedeten Feſſeln einher. Nach einem Zeitraum von drei Jahrhunderten, ſagt Hallam **) von den Scholaſtikern des Mittelalters, hatten ſie noch keinen Knoten entwirrt, und das Reich der Philoſophie nicht durch eine einzige unumſtößliche Wahrheit erweitert. Daß ſchon Scotus Erigena (der Vater der Scholaſtik) dem Chriſtenthum einen großen Dienſt zu erweiſen meinte, indem er deſſen Myſterien begreiflich zu machen ſuchte, iſt jedoch nicht zu bezweifeln. Auch Lanfranc, Anſelm von Canterbury, Abälard, Rabanus Maurus, Raimund Lullus und ſo viele andere Scholaſtiker erſahen in der Dialektik das mächtige Rüſtzeug der Wiſſenſchaft, um die Wahrheit gegen alle Anfechtung feſtzuſtellen. Sie alle wollten mit einer Geiſtesanſtrengung, die an ſich achtungswürdig iſt, mittelſt der Dialektik das Glauben zum Wiſſen erheben ***). Aber gerade ſie wurde die Mutter zahlloſer Glaubensſtreite und Ketzereien. Sie erwies ſich als eine zweiſchneidige Waffe, die ſowohl gegen als für die Wahrheit gebraucht werden kann †). Anſtatt ein Wiſſen von göttlichen Dingen zu erzeugen, diente ſie dazu, den Glauben zu erſchüttern oder auszulöſchen ††). Sie bereitete die Auflöſung der Kirchenlehren vor, während ſie

---

*) Wie beide ſich z. B. in den berüchtigten Memoiren von J. Caſanova abſpiegeln.

---

*) Von der Dialektik ſagt Sokrates (in Plato's Euthydemos): „wenn Einer auch Vieles und Alles dergleichen lernte, wüßte er doch von den Gegenſtanden ſelbſt um nichts beſſer, wie ſie ſich verhalten, ſondern würde nur geſchickt ſeyn, ſein Spiel mit Andern zu treiben, indem er ihnen durch die Vieldeutigkeit der Worte ein Bein unterſchlagen und ſie umwerfen könnte.“ Hiernach wäre die Dialektik eher das Mittel, die Erkenntniß der Wahrheit zu verhindern, als zu ihr zu gelangen, und keineswegs eine Hebammenkunſt, mittelſt welcher die Gedanken und Gefühle im Innern des Menſchen entwickelt und ins Leben hervorgelockt werden konnen. Jedenfalls erfordert die Dialektik, um ſie gut zu gebrauchen, und ihrer Mißbrauchung (die Stärke der Gründe durch den Schein von Worten zu erſetzen), ſich zu enthalten, den Verein großer Tugend mit großer Fähigkeit. Schon hieraus wird klar, daß der Werth der Dialektik und des Wiſſens, das damit erworben werden ſoll, nur ein bedingter und beziehungsweiſer ſey, und vorzüglich davon abhänge, daß der Dialektiker in hohem Grade ſowohl ſittliche als geiſtige Kraft beſitze. Sokrates bediente ſich ihrer blos, um uns von unſerer Unwiſſenheit zu überführen. Wo es auf Lebensfragen ankommt, kann nur unſer innerſtes Bewußtſeyn entſcheiden, mag dann die Dialektik dafür und dagegen vorbringen, was ſie will. Durch ihre Antinomien (Gegenſätze) beweist ſie ihr Unvermögen. Woher rührt es wohl, daß ſelbſt große Vertheidiger der Wahrheit oft kein Bedenken trugen, ſich falſcher, blos ſcheinbarer Gründe zu bedienen, und ſogar Erdichtungen und Mährchen zu Hülfe zu rufen? Dieſe Verkennung des Weſens der Wahrheit laßt ſich bei Männern, welche nicht täuſchen wollten, nur dadurch erklaren, daß ſie ſich durch Berührung von der im Streit geweckten Parteileidenſchaft zu der Meinung verleiten ließen, daß es im Dienſte der Wahrheit erlaubt, ja verdienſtlich ſey, ihren Gegnern auch durch unwahre Mittel das Zutrauen zu entfremden. An dieſer Mißleitung, ſagt ein achtbarer Vertheidiger der Wahrheit, hatte aber mehrentheils die Dialektik die größte Schuld. Indem dieſe die Ausmittelung der Wahrheit in Anſpruch nahm, brachte ſie in das Forſchen nach derſelben Dunkelheit und Verwirrung, und weckte dadurch Rechthaberei, zu welcher dünkelhafte Eitelkeit, Neid und Eiferſucht ſich geſellten, und nun entbrannte ein Kampf, in welchem der Gebrauch jeder Waffe der Parteileidenſchaft zulaßig ſchien. — Dante verglich die Dialektik dem Geſtirn des Merkurs, als dem kleinſten und das ſich am meiſten unter den Strahlen der Sonne verhülle (Convito tract. II. c. 14.) und den Teufel macht er im Inferno XXVII. 41. zum Logiker (eigentlich Dialektiker).

**) Bezeichnend ſagt Tennemann (Geſch. der Philoſophie VIII. Th. 1. S. 12.) von der ſcholaſtiſchen Dialektik: „Man verwechſelte oder unterſchied nicht genug die Form und die Materie, und was man an der Form gewann, das hielt man auch hier für einen materiellen (objectiven) Gewinn der Erkenntniß. Man ſetzte Beſtimmungen zu den Begriffen hinzu, und verwechſelte dabei wieder die Form des Denkens mit der Form des Erkennens. — Alle Abſtractionen, alle Beſtimmungen und Unterſchiede eines Begriffs betrachtete man als etwas Wirkliches, Entwickelungen und Eintheilungen der Begriffe oder ſelbſt nur Bezeichnungen von ungebildeten Gedanken als wirkliche Bereicherungen der Gedanken.“

---

*) Baco von Verulam (Novum Organon p. 4, 6. Ueberſetzung von Brück. Leipzig. 1830. S. 27 – 28) bemerkt in Bezug auf die Beweiskraft des Syllogismus, daß man bei dieſer Beweiskraft tief in Verwirrung geräth. Niemand konne, ſagt er, daran zweifeln, daß dasjenige, was in dem Mittelbegriffe zuſammenſtimmt, auch untereinander zuſammenſtimmen müſſe; allein der Schluß beſtehe aus Sätzen, die Sätze aus Wörtern, die Wörter aber ſeyen Zeichen der Begriffe; wenn nun die Begriffe ſelbſt, worauf es eigentlich ankommt, verworren und oberflächlich von den Dingen abgezogen (wenn ſie ſchwankend und nicht hinreichend beſtimmt und begrenzt, kurz, wenn ſie fehlerhaft ſind), ſo fällt das ganze Schlußgebäude über den Haufen. Dies wird man oft und leicht überſehen. Baco gibt daher dem Wege der Induction den Vorzug Er verſteht aber darunter kein bloßes Aufzählen und Zuſammenwürfeln einzelner Thatſachen oder Beobachtungen, welches vor Beiſpielen vom Widerſpiel nicht ſichert, ſondern eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der gemachten Beobachtungen und eine genaue Vergleichung derſelben. Zum Disputiren mag der Syllogismus bequem ſeyn; aber zum Erforſchen der Wahrheit ſcheint die Induction zuverläßiger. Dies gilt vorzüglich von der Natur- und Seelenlehre und den auf ihr beruhenden Wiſſenſchaften. Der Syllogismus, wie auch Locke (Essays L. IV, ch. 17) nachweist, iſt kein Werkzeug, um neue Wahrheiten und Beweiſe dafür zu entdecken, ſondern nur die ſchon vorhandenen zu beſtätigen. Hinc vocant scientiam syllogismorum doctrinam, qua nil ad scientias perniciosius. Nam altera Circe dialectica est, in asinos ipsos convertit. Nil certius, pontem struxere in medio scientiæ suæ, quem asinorum Pontem vocant. Sanchez Tractat. philos. quod nihil scitur. Roterd. 1647. p. 156.

---

*) Wozu alles mühſame Forſchen, bemerkt Agricola treffend (de causis corruptarum artium L. V.), wenn Alles damit abgethan iſt, daß Ariſtoteles es gelehrt? — „Das Anſehen des Ariſtoteles und des Plato iſt zu verſchiedenen Zeiten den freien Forſchungen der Philoſophie nachtheiliger geweſen, als das Anſehen der Glaubensformeln und des alten und neuen Teſtaments." H. Ritter, Geſchichte der chriſtlichen Philoſophie. Hamburg. 1841. I. 22.

**) Heinrich Hallam, Geſchichte der Darſtellung des Zuſtandes von Europa im Mittelalter, überſ. v. Halem, Leipzig 1821. II. 714.

***) Doch ſchon Johann v. Salisbury († 1180) mehr dem Plato als dem Ariſtoteles ſich zuneigend, erhob ſtarke Bedenken gegen den Wiſſensſtolz und das dreiſte, entſchiedene Selbſtvertrauen der Spekulation in Erfaſſung unbedingter Wahrheit. S. die Reden aus ſ. Schriften in Herman's Reuter Johannes v. Salisbury, Berlin 1842. S. 24. 25. 26. 28. 34. 48. 49. si — inveniri non potest ratio subsolarium, quis plene suprasolarium redditurus est rationem? (Policraticus II. p. 110.)

†) Der Irrthum iſt bald eine unvollſtändige Wahrheit, bald ihre Uebertreibung. Meiſt entſteht er aus Mißachtung des Unterſchiedes zwiſchen dem, was unveränderlich und veränderlich, was nothwendig und was zufällig, was unbedingt und was bedingt iſt; nicht ſelten aber aus der Anmaßung, das für gewiß auszugeben, was zweifelhaft iſt, oder das wiſſen zu wollen, was dem Kreis des Wiſſens entzogen iſt, das zu erklären, was die Bücher der Offenbarung unerklärt ließen.

††) W. Menzels Bemerkung (im Literaturblatt 1840, Nr. 32, S. 127) ſcheint mir ſehr richtig: „Bei der Ungewißheit kann die größte menſchliche Weisheit beſtehen, während die eingebildete Gewißheit nie ohne einen Anſtrich vom Gegentheil der Weisheit iſt. Die Einbildung, man habe die abſolute Wahrheit und man wiſſe Alles ſo gewiß, als es Gott ſelber weiß, iſt offenbar — eine gelinde Gattung von Wahnſinn."

dieſelben zu befeſtigen ſtrebte, und that dem Gebiet des Glaubens Abbruch, ohne das des Wiſſens zu erweitern. Der heil. Bernhard, erſchreckt über Abälards Spekulation, ſchrieb: „der Glaube der Einfältigen wird zum Geſpött. Man dringt bis in die Tiefen der Geheimniſſe Gottes; man wirft mit unglaublicher Vermeſſenheit gleichſam in den Wind hinaus die höchſten und unergründlichſten Fragen; man ſchmäht die Kirchenväter, weil ſie gedacht, es ſey beſſer, dergleichen Lehrſtreite zu dämpfen, als zu entſcheiden. — So behält der menſchliche Geiſt nichts dem Glauben vor, und maßt ſich Alles an; er will Höhen erſteigen, die über ihm ſind; er forſcht nach Dingen, die ſtärker ſind, als er; er ſtürzt ſich in die göttlichen Dinge; er verunreinigt mehr das Heilige, als daß er es aufdeckte; er zerſtreut und ſchließt nicht auf, was verſchloſſen iſt; und was er ſich unzugänglich findet, behandelt er als nichts, und verſchmäht, es zu glauben“ *). Und anderswo **) klagt Bernhard: „man verkündigt den Völkern ein neues Evangelium; man ſchlägt ihnen neue Grundlagen des Glaubens vor; man erörtert Tugenden und Laſter ohne ſittliche Geſinnung ꝛc.“ Dies war unvermeidlich, ſobald die Spekulation die Aufgabe übernahm, die Religion zur Wiſſenſchaft zu machen. Je mehr die Kirche ihre Lehre bedroht ſah, ein Spielzeug ſpekulirender Meinungen zu werden, deſto beſtimmter forderte ſie von der Spekulation, ſich nicht von ihrer Lehre zu entfernen. Die ſich fügten, liefen nun Gefahr, Sophiſten im Kirchendienſte zu werden. Die ihre Selbſtändigkeit behaupten wollten, flüchteten ſich in den Schutz der elenden Unterſcheidung von philoſophiſcher und theologiſcher Wahrheit. Das Taſchenſpielerkunſtſtück der meiſten Scholaſtiker war die Verwechſelung der Begriffe mit Worten. Daher ihre Anmaßung, über Alles durch Begriffs-Beſtimmungen Auskunft zu geben ***). „Auch der größte Kopf, bemerkt Frid. Jakobi (Werke 4, 71.), muß, wenn er Alles ſchlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen miteinander reimen und ſonſt nichts gelten laſſen will, auf ungereimte Dinge kommen (er macht aus Unbegreiflichem Ungereimtes); wogegen, wer nicht erklären will, was unbegreiflich iſt, ſondern nur die Grenze wiſſen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da iſt, den mehrſten Raum für ächte menſchliche Wahrheit in ſich gewinnt.“ Während die Syllogiſtik den ariadniſchen Faden, um aus dem Labyrinth der Gegenſätze zur Wahrheit zu gelangen, gefunden zu haben vermeinte, zeigte ſich's, daß die Syllogiſtik ein Faden ohne Ende ſey, der immer mehr in das Labyrinth hinein verwickle, und an welchem man zu einer Menge von Irrthümern und Paradoxen (Scheinwahrheiten) verleitet werde. „Auch lehren, wie Jakobi (Werke I, 407) bemerkt, Erfahrung und Geſchichte, daß des Menſchen Thun viel weniger von ſeinem Denken, als ſein Denken von ſeinem Thun abhängt; daß ſeine Gedanken ſich nach ſeinen Handlungen richten, und ſie gewiſſermaßen nur abbilden; daß mithin der Weg zur wirklichen Erkenntniß ein geheimnißvoller Weg iſt, kein ſyllogiſtiſcher — kein mechaniſcher ꝛc." — Der Gebrauch, den die Theologen im Mittelalter von der Dialektik gemacht haben, mag indeſſen dadurch gerechtfertigt ſcheinen, daß ſie der nämlichen Waffe ſich bedienen zu müſſen glaubten, welche die Philoſophen ihrer Zeit zum Angriff gegen ſie gebrauchten. Der menſchliche Verſtand mag dadurch geſchärft und geſtärkt worden ſeyn; und dieſe Schärfung und Stärkung des Verſtandes mag die Theologen in Stand geſetzt haben, einerſeits manche Angriffe der philoſophiſchen Dialektiker auf chriſtliche Wahrheiten abzuwehren, andererſeits auch eine vernünftige Freiheit religiöſer Erörterung gegen willkührliche Machtgebote aufrecht zu halten. Aber, nachdem dies geſchehen war, hätten die Theologen das zur Erforſchung der Wahrheit ſelbſt untaugliche Werkzeug bei Seite legen und ſichs zur Aufgabe machen ſollen, dem Glauben an die Religionswahrheiten durch Aufſtellung der Thatſachen des menſchlichen Bewußtſeyns, durch geſunde Exegeſe und durch Geſchichtskunde eine feſte Grundlage zu geben*). Die dialektiſchen Uebungen der Scholaſtik wurden von den Politiſchgeſinnten, den Weltklugen als Spielereien, als end- und erfolgloſe Geiſtesgymnaſtik geduldet, ja ſogar ermuntert, weil ſie von der ernſten Erforſchung auf dem Wege ſcharfer Beobachtung abhielten. Aber ſobald die, welche dergleichen Spielereien trieben, Miene machten, ſelbſt zur ernſten Forſchung übergehen zu wollen, wurde den Spielern der Maulkorb angebunden. Wer kann es aber auch läugnen, daß die Grübelſucht, der Wahn, das ergründen zu können, was der Urheber der Welt der Erkenntniß der Sterblichen verbirgt, und deſſen Offenbarungen ihr nicht enthüllt haben, die meiſten Ketzereien erzeugt, und dieſe wieder einen ſteten Zuwachs von Dogmen oder Begriffs-Beſtimmungen in Glaubensſachen veranlaßt habe**). Die Kirche hielt ſich durch die Ausſchweifungen der

---

*) Epist. ad Cardinales Romæ.

**) Ad Innocent. II.

***) Alles Erkennen des Menſchen geht vom Bewußtſeyn ſeiner Wahrnehmungen aus. Dieſe ſind der Stoff, die Begriffe, die Formen, in welche der Verſtand den Stoff zum Bewußtſeyn bringt oder im Bewußtſeyn geſtaltet. Die Begriffe ſind einerſeits Erzeugniſſe des Verſtandes, in ſo fern er ſie durch das Urtheil von den Wahrnehmungen abſtrahirt, und anderſeits Organe, deren er ſich bedient, um dieſe Wahrnehmungen in einer beſtimmten Theorie ſich zum Bewußtſeyn zu bringen.

---

*) Vergl. J. J. Ampère Hist. Litter. de la France. Paris. 1840. III, 128.

**) Sobald man z. B. über das Einsſeyn des Sohnes mit dem Vater grübelte, konnte der Streit von Meinungen nicht ausbleiben und mußte ſich immer weiter fortſpinnen. Schon der in die arianiſchen Streite tief verflochtene Euſebius v. Cäſarea bemerkt (in ſ. Schrift de ecclesiastica theologia L. I. c. 12.): „Unzählige Dinge, die uns vor Augen liegen, kennen wir ſchwache Menſchen nicht. Wer mag erklären, wie die Seele mit dem Körper verbunden, wie ſie in ihn

Spekulation für genöthigt ſie durch Feſtſetzung vieler Glaubensformeln abzuwehren. Dieſer Zuwachs von Dogmen führte dann freilich die Nothwendigkeit eines neuen Aufwands von Scharfſinn und kritiſcher Gelehrſamkeit herbei, um ſie gegen Verfälſchungen, Entſtellungen, Mißdeutungen zu wahren. Aber während man ſo in Sachen des Glaubens, ohne es zu wollen, dem Verſtand einen immer größern Einfluß einräumte, verlor man im gleichen Maße das eigentliche für das Leben ſichtbare Chriſtenthum (alſo die Hauptſache) aus dem Auge. Das Chriſtenthum wurde immer mehr Gegenſtand des Streits, immer weniger der der Ausübung. Die Gelehrten blähten ſich mit ihrem religiöſen Wiſſen, die Ungelehrten wurden mit unverſtandenen Formeln abgeſpeiſt, und was das Leben betrifft, auf Vorſchriften und Gebräuche verwieſen, ohne in den einfältigen Geiſt der Lehre Chriſti eingeweiht zu werden. Dadurch blieb im kirchlichen Leben auch dem Volksaberglauben der weiteſte Spielraum frei gegeben. Die im Denken ungeübte Menge iſt ſtets geneigt, jede Prahlerei mit höherem Wiſſen (alles ihm Unverſtändliche) anzuſtaunen, dagegen dem beſcheidenen, mit Gründen, die auf Thatſachen beruhen, auftretenden Forſcher mit Mißtrauen zu begegnen. Gelingt es aber auch dieſem, jene Prahlerei zu entlarven, ſo weiß ihm der verwöhnte Haufen wenig Dank dafür. Er erblickt vielmehr darin einen Raub, der an ſeiner Leichtgläubigkeit begangen wird. Von jeher hielt es die ſcholaſtiſche Wortwiſſenſchaft unter ihrer Würde, ſich zur Bekämpfung des Volksaberglaubens herabzulaſſen. Dagegen meinte ſie zuweilen, ihrer Würde nichts zu vergeben, indem ſie gewiſſe Arten von Volkswahn, beſonders von dem, der ins Religionsgebiet ſtreift, gegen die Anfechtungen einer aufgeklärten Vernunft in Schutz nahm. Wie viele Mühe gab ſich die Scholaſtik nicht, die Träumereien

---

hereingekommen iſt, wie ſie ihn wieder verläßt? — — Woher denn jene verwegene Kühnheit, die Gottheit ſelbſt, das Allen verborgene Urweſen, ergründen zu wollen? Warum machen wir uns an das Unerforſchliche, warum wollen wir Kurzſichtige wiſſen, wie der Allmächtige Vater des eingebornen Sohnes ward? Warum genügt uns nicht das Zeugniß des Vaters von dem geliebten Sohne? — — Glauben muß man an ihn, um das ewige Leben zu erringen. Denn wer an ihn glaubt, ſpricht er, hat das ewige Leben, nicht wer weiß, wie er vom Vater gezeugt worden. Sonſt könnte auch gar Niemand das Leben gewinnen. Denn Er, der Herr, ſagt ja ſelbſt: Niemand kennt den Vater als nur der Sohn und Niemand kennt den Sohn als nur der Vater. Dagegen glaubte Eunomius, der wie ſein Lehrmeiſter Arius große Vorliebe für die Philoſophie des Ariſtoteles hatte, denen, die die Begreiflichkeit des Vaters und Sohnes läugneten, den Namen Chriſten abſprechen zu müſſen. (Gfrörer Geſch. der chriſtl. Kirche, Stuttg. 1841. B. II. Abth. 1. S. 262.) —

Johann v. Salisbury bemerkt (Policraticus II. c. 26. p. 123.): Strebt man mit der Vernunft auf Erkenntniß der Dreieinigkeit, ſo verfällt man in den Arianismus. Strebt die Vernunft die Dreieinigkeit mit der Einheit Gottes zu vereinbaren, ſo ſtürzt man in den Sabellianismus.

der Alchimie, Aſtrologie und Kabbaliſtik wiſſenſchaftlich zu begründen. So ſah man ſie auch die Apologie des Glaubens an Viſionen, an Geſpenſter, an Wahrſagerei, Zauberei, und Hexerei mit einem Ernſte führen, der für die unwiſſende Menge die traurigſten Folgen hervorbrachte, und der Wahnherrſchaft eine gelehrte Weihe gab, die ſie Jahrhunderte feſthielt *).

Der große Nachtheil der Verwickelung des einfachen Chriſtenthums in die dialektiſchen Geſpinnſte der ſpekulativen Schultheologie machte ſich recht fühlbar, als einerſeits Männer, wie Pomponatius, deren ſcharfſinniger Geiſt, durch das Studium der alten Klaſſiker gebildet, für die Vernunft die Selbſtändigkeit in Anſpruch nahm, während ſie ihr Vermögen die Wahrheit der wichtigſten Glaubenslehren zu beweiſen beſtritten **), anderſeits Luther es unterfing, eine Grundreform des kirchlichen Lebens auf eine Unterſuchung, Reinigung und neue Feſtſtellung der in Kirchen und Schulen vorgetragenen Glaubenslehren zu gründen. Er ſelbſt war von den Banden der Scholaſtik nichts weniger als frei, obgleich er manches ihrer Ausſprüche ſpottete ***), und ſeine Gegner, meiſt große Verehrer derſelben, bedienten ſich zur Gegenwehr weit mehr ihres Rüſtzeugs, als der heiligen Schriften. Dies brachte in den ganzen großen Streit eine Verwirrung, die mit ſeiner Fortſetzung immer ärger wurde. Mit den Waffen der Scholaſtik ließ ſich alles Beſtehende, alles Herkömmliche verfechten, aber auch beſtreiten. Damit war jedoch zu keiner klaren Anerkenntniß der gediegenen Wahrheit, die aus den chriſtlichen Ueberlieferungen nur durch unbefangene Prüfung gewonnen werden kann, zu gelangen. Man ſah ſich auf beiden Seiten durch die Scholaſtik in der Unterſuchung behindert: was zu allen Zeiten und überall von allen in der Kirche anerkannten Lehrern des Chriſtenthums als unumſtößliche Wahrheit angeſehen, und was von ihnen zwar nicht zum Weſen gerechnet, aber doch für glaubwürdig und beachtenswerth, endlich was für gleichgültig oder für verwerflich gehalten werden. Ebenſo trat die Scholaſtik in den Weg, wo erörtert werden ſollte, welcher Werth und welche Bedeutung den verſchiedenen Einrichtungen, Uebungen und Gebräuchen in der Kirche beizulegen ſey. Sonſt hätte man zu der Ueberzeugung kommen müſſen, daß die Reform überall nur den Mißbrauch, die Ausartung, die Verkehrtheit in der Anwendung berühren dürfe, daß man aber andererſeits der Sache nur ſchade, wenn man Dingen von relativem Werth einen unbedingten beilege, für ſolche Dinge von Allen gleiche Werthhaltung anſpreche, und auch Entſtellungen rechtfertigen wolle. Insbeſondere zur Verdrängung des Aberglaubens trug der Reformationskampf wenig bei. Jemehr die Polemik den dialektiſchen Scharfſinn zur Vertheidigung und Beſtreitung von Lehrſätzen auf die Spitze trieb, deſto ungeſtörter wucherte inzwiſchen der Aberglaube auf allen Seiten fort. Der Wahn von teufliſchen Einwirkungen nahm eher zu als ab.

---

*) Die Theurgie Egyptens und die Sterndeuterei der Chaldäer wurde dafür ausgebeutet, lange Zeit bevor Cardanus u. Paracelſus mit ihren Träumereien auftraten. Freilich haben auch die Gegner der Scholaſtik, nebſt Trittenheim, Agrippa von Nettesheim und Paracelſus, ſelbſt Reuchlin jene Alfanzereien, nur in anderer Weiſe, wieder gehegt und gepflegt. Letzterer hatte ſich von Pico von Mirandula und einem jüdiſchen Arzt in die Kabbala einweihen laſſen, und glaubte in ſeinem Buche de mirifico verbo die Schein- u. Wortwiſſenſchaft der Scholaſtiker durch überlieferte Kunde von Wunderkräften erſetzen zu können.

**) Wie Pomponatius zuerſt im Streben die Philoſophie von der Religion unabhängig zu machen voranging, ſcheint mir vorzüglich gut in dem Werke: Matter Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles, Paris. T. I. 51. p. dargeſtellt.

***) Luther, deſſen Scholaſtik im Dienſte des Glaubens ſtand, eifert ſtark gegen die Autorität des Ariſtoteles (Werke, Jena I. 310.), und äußert, daß auch für eine Kirchenreform eine Ausrottung der Scholaſtik, wie ſie damals beſtand, nothwendig ſey (T. I. p. 59). Melanchthon hingegen erklärte ſich zu Gunſten der ariſtoteliſchen Philoſophie. (Epist. ad Peuc. p. 259. de utilitate Philosophiæ I. 333).

Die Wahrnehmung des Unbefriedigenden der Spekulation, der dürren Stoppelnernte auf ihrem Felde verſcheuchte Viele, die von ihr vergebens Auskunft gehofft, vom Streben nach Wiſſenſchaft überhaupt hinweg, und lieferte ſie dem Myſticismus und Pietismus in die Arme. So wenig dieſes Aufgeben der Wiſſenſchaft zu billigen iſt, ſo läßt ſich auf der andern Seite nicht läugnen, daß das dialektiſche Spiel mit Begriffen das unbefangene freie Nachdenken über das Leben und ſeine Bedürfniſſe hemmen und hintanhalten mußte *).

Die Weltleute, in manchem Wahnglauben befangen, nahmen von den Spitzfindigkeiten der Dialektiker wenig Notiz. Dieſe konnten ſie aber auch nicht zur Liebe der Wiſſenſchaften herbeiziehen. Doch auf einen Theil der öffentlichen Geſchäfte, denjenigen nämlich, der die Verhandlungen zwiſchen den Staaten betrifft, konnte die ſcholaſtiſche Dialektik, die Alles zu beweiſen und zu widerlegen unternahm, nicht ohne Einfluß bleiben **). Zu ſolchen Geſchäften wurden mehrentheils Männer gebraucht, die auf höhern Lehranſtalten gebildet waren und einen Ruf von Gelehrſamkeit und Beredſamkeit erworben hatten. Indem ſie nun die Künſte der Dialektik bei politiſchen Verhandlungen anwendeten, mußte ſich unvermeidlich jene diplomatiſche Feinheit entwickeln, welche die Kunſt, die wahren Gedanken zu verhüllen, zur Meiſterſchaft brachte.

---

*) **Hamann** bemerkt: durch den Baum der Erkenntniß werde uns der Baum des Lebens entzogen. S. Fr. **Jakobi's** Werke I. 385.

) Der ſpekulative Geiſt der meiſten Scholaſtiker des Mittelalters umfaßte mehr oder weniger alle Wiſſenſchaften, aber ohne auch nur eine recht zu verſtehen und brachte in alle Verwirrung, ſtatt Licht. Dadurch wird keineswegs in Abrede geſtellt, daß unter dem Wuſt und Spreu der Scholaſtiker manches Goldkorn vergraben liege. **Leibnitz ſagt mit **Grotius**: aurum latere in stercore illo barbariei. (S. ſeine Abhandl. von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft vor der **Theodicée**).

Sechster Abſchnitt.

Die neuere Scholaſtik betritt den gleichen Weg, wie die alte, und fördert, gleich der alten, in Verbindung mit der Wahngläubigkeit, die Verkehrtheiten des Lebens.

Je mehr ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Studium der alten Klaſſiker und der Geſchmack an ihren Werken, die durch Inhalt und Form den ganzen Menſchen, Geiſt und Gefühl, Vernunft und Gemüth in Anſpruch nehmen, Fortſchritte machten und ſich verbreiteten, um ſo mehr wuchs die Zahl der Gelehrten, die der Scholaſtik den Rücken kehrten und ihre Mängel und Blößen aufdeckten*). Ein langer Kampf entſpann ſich für und wider ſie. Dabei gewannen Ariſtoteles ſowohl als Plato, die man erſt jetzt in ihrer urſprünglichen Geſtalt kennen und richtiger verſtehen lernte, noch an Anſehen, und ihr reicher Schatz von Beobachtungen über Menſchen und Welt wurde jetzt erſt an den Tag gefördert und für die Geiſtesbildung benützt. Hingegen die Vergötterung, womit die Scholaſtiker dem Ariſtoteles die Diktatur in der Philoſophie und Theologie zuerkannt hatten, konnte der gründlichen Beurtheilung des Mißbrauchs, den ſie von ſeiner, zum Theil mißverſtandenen, Theorie machten, und dem treffenden Spott über das Unmaß ihrer Spitzfindigkeit und unfruchtbaren Grübelei in die Länge nicht widerſtehen. Erasmus, Agrippa u. A. erſchütterten das Reich der ſpekulativen Scholaſtik in ſeinem Grund. Die ſtets zunehmende Schaar von Verehrern des Plato half nicht wenig zur Entthronung des Ariſtoteles in den Schulen bei, wogegen freilich Manche von dieſen Platonikern verſchiedene kabbaliſtiſche und andere Schwärmereien begünſtigten. Lange Zeit fand jene Entthronung großen Widerſtand. Nizolius zu Parma, Peter Ramus zu Paris (1544) und Andere zogen ſich durch ihr Bemühen dafür eine heftige Verfolgung zu**). Doch war ſie nur vorübergehend. Nach vielen Verſuchen, dem philoſophiſchen Studium eine dem Bedürfniß der Wiſſenſchaften und des Lebens entſprechende Grundlage und Richtung zu geben, gelang es dem Franz Baco von Verulam mittelſt ſeiner umfaſſenden Kritik der bisherigen Leiſtungen der philoſophiſchen Forſchung der Anſicht: daß der Weg der

---

*) Schon Gerſon und Nik. v. Cuſa griffen viele Gebrechen der Scholaſtik an.

**) Allerdings gereichte dem Ramus dies, wie Tennemann (Geſchichte der Philoſophie XX. 430) bemerkt, zum Vorwurf, daß er den Ariſtoteles zu unbedingt verwirft, und ſeine Fehler und die ſeiner Anbeter nicht gehörig unterſcheidet. Gleicher Vorwurf traf den Nizolius, der in ſ. Antibarbarus (sive de veris principiis a vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos. Parma 1553.) die fortwährende Verehrung des Stagiriten für einen Beweis der Thorheit und Albernheit der Menſchen erklärte.

Beobachtung der einzig ſichere zur Ermittelung der Wahrheit ſey, eine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, die nicht ohne nachhaltige Wirkung blieb. *Baco's* kritiſcher Geiſt wies ſchärfer und klarer, als vor ihm geſchehen war, die Verwechſelung der Begriffe und Worte mit Dingen, die vorſchnelle Syſtemſucht, die unruhige Wiß- und Neugierde und das blinde Sichverlaſſen auf Autoritäten als Urſachen des Mißlingens philoſophiſcher Unterſuchungen nach. Er wollte, daß die Beobachtung (die innere und die äußere) den Vernunftſchlüſſen vorangehen ſollen, und die *Induktion*, die er als das vorzüglichſte Mittel zur Erforſchung des Wahren empfahl, iſt eine ſolche, die durch eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der einzelnen Thatſachen zur Erkenntniß des Allgemeinen führt. Viele Denker betraten den von ihm bezeichneten Weg mit bedeutendem Erfolg, zumal in den Naturwiſſenſchaften (namentlich *Gaſſendi*, *Locke*, *Newton*), und man kann nicht in Abrede ſtellen, daß ihre philoſophiſchen Arbeiten die Philoſophie wieder den Zwecken des Lebens näher gebracht und dem gemeinſchädlichen Wahn- und Aberglauben großen Abbruch gethan haben. Dennoch hörte nunmehr das Streben Anderer, mittelſt der Spekulation, die Wiſſenſchaft zu begründen, keineswegs auf. Dies beurkunden vorzüglich die ſcharfſinnigen Verſuche von *Carteſius*, *Malebranche*, *Spinoza* und *Leibnitz*. Die Theorieen dieſer ſpekulativen Denker, die dazu vorzüglich durch die zu große Geringſchätzung, welche Baco und noch mehrere ſeiner Nachfolger gegen den Werth von Vernunftſchlüſſen in Beziehung auf die überſinnliche Welt äußerten, veranlaßt wurden, hatten vor denen der Scholaſtiker den großen Vorzug, daß ſie 1) mit größter Unbefangenheit zu Werke gingen, 2) nicht zu Autoritäten anſtatt Beweisgründen ihre Zuflucht nahmen, und 3) in der Anwendung ihrer Lehrſätze auf das wirkliche Leben vorſichtiger und beſcheidener waren. Indeſſen läßt ſich nicht verkennen, daß ſie mit den Scholaſtikern darin übereinkamen, die ſpekulative Denkkraft als die Fundgrube der Wahrheit, und die Vernunftſchlüſſe als das Mittel, ſie zu erforſchen, anzuerkennen. Daher darf man ſich nicht verwundern, daß die Ergebniſſe ihrer Forſchung mit den nämlichen Hauptmängeln und Gebrechen, wie die der Scholaſtiker, behaftet ſind; daß ſie nämlich, anſtatt in wirklichen ſichern Erkenntniſſen, in bloßen Begriffen und nicht erwieſenen, ſondern vorausgeſetzten Ideen beſtehen, und ſich in Bezug auf das Weſen und den Urgrund der Dinge in Hypotheſen verſteigen, welche die Prüfung nicht aushalten. Auch jetzt ſchied ſich das Endergebniß der Spekulation in Dogmatismus, der, folgerecht durchgeführt, wieder eine pantheiſtiſche Richtung nahm, und in Skepticismus, der oft bis zur Abläugnung aller ſichern Wahrheitserforſchung ging. Bei allen dieſen Beſtrebungen der Spekulation blieb auch jetzt die Philoſophie vom Leben geſchieden. Durch die neue Spekulation erhielten wir eben ſo wenig, als durch die frühere, eine beſſere, genügendere Auskunft über die *Fähigkeit*, das *Können* unſerer geiſtigen Kräfte und über die *Grenzen* derſelben, was doch für das Leben von der größten Wichtigkeit iſt. **Immanuel Kant** war der Erſte, der dieſe Unterſuchung auf kritiſchem Wege und durch ſcharfe Analyſe, umfaſſend und mit großem Erfolg unternahm. Bis zu der Zeit, wo Kants Kritik Aufmerkſamkeit erregte, erhielt ſich in den meiſten Schulen die Anſicht vorherrſchend, daß man auf dem Wege ſpekulativer Dialektik die Wahrheit aufſuchen müſſe. Der Beobachter der Welt mußte aber auch zu gleicher Zeit wahrnehmen, daß auf dieſem Wege der Wahngläubigkeit in allen Klaſſen der Geſellſchaft geringer Abbruch geſchah. Der Genuß der Sodomsäpfel der grübelnden Sophiſtik und des Aberglaubens ſchwächte den Sinn für Wahrheit und gab der Zweifelei und der Gleichgültigkeit in Bezug auf Wahrheit und Irrthum großen Vorſchub. Diejenigen gingen allerdings zu weit, die aus ſolchen Erſcheinungen den Schluß zogen, daß die Menſchen überhaupt nicht die Wahrheit, nur einen Schein derſelben, zu erfaſſen vermögen. Skeptiker, wie **Montaigne**, begehen einen offenbaren Fehlſchluß, wenn ſie daraus, daß die menſchliche Intelligenz nicht die erſten Urſachen der Dinge erkennen kann, den Schluß ziehen, daß das ganze Gebäude der menſchlichen Erkenntniſſe, des feſten Grundes ermangelnd, zuſammenbreche, und dieſe Erkenntniſſe nichts ſeyen, als Träume von der Wirklichkeit, die das menſchliche Herz nicht beſſern und nicht zur Tugend führen. „Die Wiſſenſchaft," ſagt er, „iſt nicht nothwendig zur Erreichung der menſchlichen Beſtimmung; ſie macht nicht tugendhaft, zufrieden, glückſelig; vielmehr lehrt die Geſchichte, daß keine Nation nach dem Beſitz der Wiſſenſchaft geſtrebt, ohne Verluſt ihrer höhern moraliſchen Güter und Eigenſchaften *)." — So viel Wahres in dieſer letztern Behauptung anerkannt werden muß, welche **J. J. Rouſſeau** noch weit greller beleuchtet hat, ſo beweiſt ſie doch eben ſo wenig gegen den Werth wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen an ſich, als die Verirrungen und Gräuel, in welche Fanatiker verfielen, gegen die Religion beweiſen. Sie beweiſt nicht, daß der Verluſt ſittlicher Güte mit dem Fortſchritt in der Wiſſenſchaft verbunden ſeyn **müſſe**; ſie läßt die Gründe unerörtert, warum oftmals das Streben nach Wiſſenſchaft dem Verfall der Sittlichkeit gefolgt ſey; ſie benimmt endlich der Wahrheit einer andern Thatſache nichts: daß auch viele Untugenden und Laſter, die im Schirm der Unwiſſenheit gedeihen, fortgewuchert hätten, wenn ſie vom Strahle der Wiſſenſchaft nicht wären getroffen worden, und daß die Wiſſenſchaft, mit reinem Sinn gepflegt, Gegengift und Heilmittel gegen Unſittlichkeit darbiete. Der ganze Streit beruht auf einem Mißverſtand deſſen, was die Wiſſenſchaft leiſten kann und ſoll. Das vernünftige Ziel wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen oder Forſchungen iſt nicht die Erkenntniß des Grund-Weſens der Dinge, ſondern 1) die Entdeckung und richtige Auffaſſung ihrer Erſcheinungen, ihrer wahrnehmbaren Urſachen und Wirkungen und ihres Zuſammenhanges, und 2) die Erforſchung der Geſetze, nach denen unſere Intelligenz verfahren muß, um ſich dieſe Erkenntniß mit möglichſter Sicherheit zu verſchaffen*). Allein gerade dem Mißbrauch, den die Sophiſterei von der Vernunft gemacht hat, die Ergebniſſe der Grübelſucht für die Wahrheit auszukramen und den Wahnglauben zu beſchönigen, muß eine Hauptſchuld zugeſchrieben werden, daß die Wiſſenſchaft bisher ſo oft ihren Endzweck verfehlt hat, das Leben zu veredeln und Störungen von ihm abzuhalten.

---

*) Essais II. ch. 12, 453, 454. 532, 537.

Um auf die Geſellſchaftszuſtände wohlthuend einzuwirken, muß jedes Geiſteserzeugniß den Anforderungen unſerer Doppelnatur in ſo weit entſprechen, daß es nicht den Geſetzen der Natur und den erwieſenen Thatſachen in uns und außer uns widerſpricht, und nicht unter dem jedesmaligen Grad der erworbenen Einſicht, Bildung und Geſittung ſich befindet. Auch muß es eine menſchenverſtändliche Sprache reden. Eine dunkle, vieldeutige erregt den Verdacht, daß es auf Verhüllung des eigentlichen Gedankens oder des Abgangs von Gedanken durch vornehmen oder blendenden Schein abgeſehen ſey**). Bloße Abſtractionen der ſpekulativen Vernunft werden nie zu den Einrichtungen führen, deren das praktiſche Leben zu ſeiner geſicherten Wohlfahrt bedarf. Das pſychologiſche Studium der Völkergeſchichte kann uns darüber am gründlichſten belehren***). Grübelnde Spekulation und verdämmernde

---

*) Denen, die mittelſt der Spekulation Alles wiſſenſchaftlich ergründen zu können meinen, möchte man zurufen: „Nous concédons, que vous sachiez tout; souffrez, que nous ignorons quelque chose!" J. J. Rousseau Lettres de la Montaigne (Deuxponts) p. 26. „Die Aufgabe aller Spekulation kann unmittelbar nicht auf die Ergründung des abſoluten, objektiven Seyns der Dinge, ſondern zunächſt nur auf die Erforſchung der urſprünglichen und nothwendigen Geſetze des menſchlichen Erkennens, auf die Bedingungen einer dem menſchlichen Geiſte zugänglichen Wahrheit gerichtet ſeyn." Fr. Francke, das ſelbſtändige und reine Leben des Gefühls, S. 263.

**) Dies iſt beſonders in Bezug auf Religion von Bedeutung. „Das iſt Hauptſache, daß wir bei göttlichen Dingen allem Dunkelſprechen und allem Vornehmthun mit höherer Weisheit entſagen." (Jak. Fr. Fries. Von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt. Heidelb. 1812. S. 140.) Damit wird keineswegs behauptet, daß für die Thatſachen oder Offenbarungen der Gemüthswelt und ihr Bewußtſeyn ein durchaus befriedigender, für Jedermann faßlicher Ausdruck leicht gefunden werden könne. Ein Begriff, wofür ſich kein klar bezeichnender Ausdruck findet, iſt wohl ſo gut als kein Begriff. Hingegen wird das Gemüth, wenn es auch für ſein tiefſtes, innigſtes Bewußtſeyn einen Ausdruck gefunden hat, dennoch nicht ſelten fühlen, daß er noch etwas zu wünſchen übrig laſſe, daß Etwas in ſeinem Innerſten ſich bewege, was unausſprechlich iſt. Warum aber dies nicht offen eingeſtehen? Wozu hier der Firniß, das Feigenblatt dialektiſcher Rednerei? „Gott iſt die Liebe." Das iſt das Höchſte, was wir von Gott denken und fühlen können. Denn Liebe in vollem Sinne iſt die Vollkommenheit. Dieſe Liebe gewinnt nichts, wenn wir ſie mit unſern Begriffen in Gerechtigkeit, Güte, Milde, Langmuth, Erbarmung zergliedern. Alles dies iſt zwar auch darin, aber nur in Vereinigung, ungeſondert und im höchſten Grade gedacht, ſtellen ſie Gottes Liebe lebendig dar.

***) Davon liefert Daunou's Essai sur les garanties individuelles. Paris 1822. ein Muſter. Hingegen weder durch die Theorie eines

Wahngläubigkeit erprobten ſich nur zu oft gleichzeitig als die ſtärkſten Werkzeuge zur Begründung und Feſthaltung ſchmachvoller und entnervender Knechtſchaft. Könnte, wer dieſe bezweckt, ſich zuverläßigere Bundesgenoſſen wünſchen? Was die Wahngläubigkeit bei den Nichtdenkern, das bewirkt die ſpekulirende Grübelſucht in den Denkenden: Stumpfſinn für die einfache Wahrheit und das Wichtigſte und Weſentlichſte im Leben. Traurige Belege liefern uns China, Japan, die Völker Oſtindiens.

Man ſah im 18ten Jahrhundert in den civiliſirteſten Ländern, wie zu des Auguſtus Zeit in Rom, ſelbſt viele Ungläubige geneigt, beim Aberglauben die Befriedigung zu ſuchen, welche ihnen ihr Unglaube, auf Ergebniſſe der Spekulation ſich ſtützend, verſagte. Nie iſt der Aberglaube zu höherm Anſehen gelangt, als in Zeiten, wo der Unglaube am kühnſten geworden und das Geſetz zu geben ſich anmaßte. Man gewahrt in ſolchen Zeiten immer zwiſchen der Schaar der Sophiſten und den Chorführern des abergläubiſchen Wahns eine Sympathie, einen vertraulichen Verkehr, wobei des Liebäugelns und Liebkoſens kein Ende iſt. Nicht mit Unrecht hat man den Aberglauben den blinden Bruder des Unglaubens genannt*). Wie die Erzeugniſſe des ſpekulativen Vorwitzes, ſo ſind auch die Wahngläubigkeiten berauſchenden Getränken oder dem Opium zu vergleichen. Sie erregen einen Ueberreiz, und wer ſich daran gewöhnt, glaubt zuletzt, ihn nicht entbehren zu können; er wird ihm zur andern Natur.

Die Mannigfaltigkeit der Wege, welche verſchiedene Denker in Erforſchung der Wahrheit wie vordem auch jetzt einſchlagen, beweiſt nur, daß man erkennt, bisher mittelſt der Denkkraft die ganze Wahrheit noch nicht erreicht und ergründet zu haben, aber

---

Hobbes, noch auf die eines Thomas Payne läßt ſich das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft begründen. Auch hat uns Rouſſeau's Theorie von der Vollkommenheit des Naturſtandes, als deren Verderberin er die Geſellſchaftsverbindung darſtellt, nur ein Beiſpiel geliefert, wie leicht die Spekulation, den Weg der Beobachtung verſchmähend, von der Phantaſie zu Träumereien verleitet werde. Auf der andern Seite gab freilich Monteſquieu (in ſ. Esprit des lois) dem der Erfahrung entnommenen Grundſatz: daß die Geſetze, um zweckmäßig zu ſeyn, den Umſtänden angepaßt werden müſſen, eine die Urgeſetze des Rechts und der Moral gefährdende Ausdehnung, indem er die Geſetzgebung zu ſehr von äußern Dingen, von der Beſchaffenheit des Bodens, des Clima's, der Gewohnheit, abhängig machte.

*) In den Memoiren des Jak. Caſanova, der ſelbſt eine große Virtuoſität in der Unſittlichkeit und der wahnverbreitenden Charlatanerie beſaß, kommt (Bd. II. S. 29) folgende Stelle vor: „Man wundert ſich oft über den frommen Böſewicht, welcher den Schutz ſeines Heiligen anruft und ihm das Gelingen ſeiner Frevelthaten dankt. (Von den Banditen in Italien iſt dies bekannt!) Man hat Unrecht. Es muß ein gutes Gefühl ſeyn, das in einem ſolchen wohnt, denn es bekämpft den Atheismus.“ Als ob dieſe Gottesläſterung nicht ärger als Gottesläugnung wäre? als ob ein Wahnglaube, der in Gott den Beſchützer der Frevelthaten verehrt, beſſer wäre, als religiöſer Unglaube?

ſich dadurch nicht abhalten laſſen, zu dieſem Behuf neue Verſuche zu machen. Die Frage: ob und wie ferne Wiſſenſchaft ſey? iſt und bleibt der Angelpunkt, um welchen alle Beſtrebungen der Spekulation ſich drehen. Bemerkenswerth iſt, daß gerade jetzt, nachdem ſo viele Verſuche alle menſchlichen Erkenntniſſe zur Wiſſenſchaft zu erheben, geſcheitert ſind, das Streben in allen Fächern der Erkenntniß nach Wiſſenſchaft mehr als jemals die allgemeine Loſung geworden iſt, ſo daß eigentlich nur ſolche Werke große Beachtung finden, die es auf wiſſenſchaftliche Conſtruktion anlegen; wogegen diejenigen, die ſich auf Zuſammenſtellung der Beobachtungen und auf Reflexion darüber beſchränken, mehrentheils Geringſchätzung trifft. Hier kommt aber vor Allem zu erweiſen, was unter Wiſſenſchaft zu verſtehen ſey? Im ſtrengen Sinne kann auf dieſen Namen nur eine Sammlung von Erkenntniſſen Anſpruch machen, deren Zuſammenhang auf der Einſicht des Grundweſens der Dinge begründet wäre. So lange wir nicht dieſes Grundweſen erkennen, kann eigentlich nur von einem Annähern zur Wiſſenſchaft die Rede ſeyn. So lange noch ein Warum ohne ein befriedigendes Darum in einem Fache der Erkenntniß beſteht, fehlt dem Ganzen der Erkenntniſſe noch etwas an dem geſchloſſenen lückenloſen Zuſammenhang, ohne den es keine vollkommene Wiſſenſchaft geben kann. Nach dem Weſen der Dinge, nach ihren Urgründen, haben nun zwar die Denker ſeit Jahrhunderten geforſcht, und alle haben, waren ſie aufrichtig, nach vielem Mühen und Sinnen mit dem Bekenntniß geſchloſſen, daß das Ergebniß ihrer Forſchung theils in Beobachtungen, theils in Hypotheſen beſtehe, die keine abſolute Gewißheit gewähren. Noch Keiner hat die Erkenntniß des Grundweſens weder der mit den Sinnen zu erfaſſenden Außenwelt, noch des Geiſtes, ſo fern er mittelſt Begriffen erfaßbar iſt, errungen. Bei dieſer Bewandtniß der Sachen ſind mehrere kühnere Denker auf die Idee gerathen: ob ſich nicht durch höchſte Anſtrengung der Denkkraft ein Begriff entdecken ließe, der, an die Spitze aller Erkenntniſſe geſtellt, alle Dinge und ihren Zuſammenhang erklären, wo nicht gar die tiefſten Tiefen vom Grund und Weſen der Dinge erſchließen würde. Spinoza glaubte dieſen Begriff in der abſoluten Subſtanz, (als dem Eins in Allem und dem Allen im Eins) gefunden zu haben, wovon alle Dinge nur endliche aber nothwendige Modifikationen im Denken und in der Ausdehnung ſeyen *); Carteſius in dem Schluß: Ich denke, alſo

---

*) Mit dem Begriffe Subſtanz (in dem Sinne, daß allen und jeden Dingen eine ſolche als das Beharrliche zum Grunde liege) verbindet Spinoza ganz willkührlich den Begriff: Urſache ſeiner ſelbſt. Denn deshalb, weil eine Subſtanz nur als ſeyend gedacht werden kann, folgt nicht, daß ſie ſelbſt die Urſache ihres Seyns ſey. Das Seyn aller Subſtanzen kann zwar nur als in dem unendlichen Weſen begründet gedacht werden. Aber für dieſes Weſen iſt eigentlich der Begriff Subſtanz gar nicht paſſend. Dieſer Begriff bezeichnet nur den Unterſchied des bleibenden Grundweſens endlicher Dinge von ihrem

bin ich, den Geiſt (das Denken) mit der Materie (den Erſcheinungen der Materie) durch die Idee von Gott verbindend; Leibniz in dem negativen Grundſatz des Widerſpruchs zur Ausſcheidung des Falſchen vom Wahren und dem poſitiven des zureichenden Grundes, von welchem letztern Grundſatz er die Nothwendigkeit Gottes, als der unendlichen Urſache aller endlichen Subſtanzen (der denkenden und nichtdenkenden) herleitete*). — Kant's Kritik wies die Unzulänglichkeit der auf dieſe Begriffe gebauten Syſteme nach, indem ſie Gegenſätze über die Urgründe der Dinge zuließen, die mit gleichem Schein bejaht und verneint werden könnten. Zum Behaupten widerſprechender Sätze mit gleich ſtarken Gründen (Antinomien) kommt die ſpekulirende Vernunft unvermeidlich durch ihr Streben das Unerforſchliche zu ergründen. Dieſe Antinomien beweiſen, daß ihr Gegenſtand, deſſen Verneinung ebenſo gut wie deſſen Bejahung durch Schlüſſe erwieſen werden kann, gar nicht in den Kreis unſeres Wiſſens gehöre. Kant ſuchte nun durch die Unterſcheidung des Dinges an ſich (noumenon) und ſeiner Erſcheinung in Raum und Zeit (phænomenon) der Spekulation beſtimmte Schranken anzuweiſen. Allein ſeine Schüler ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, neue Verſuche zu machen, durch Aufſtellung eines oberſten Begriffs Wiſſenſchaft zu begründen. Fichte wollte ihn in dem Abſoluten entdeckt haben, oder in der Auflöſung des Gegenſatzes zwiſchen dem Ich und Nichtich durch das Bewußtſeyn in dem Sich ſelbſt Wiſſen**); Schelling in der Anſchauung des Abſoluten, worin Ob- und Subjekt, das Endliche und Unendliche ſich identificirt, als dem Ausgangs- und Endepunkt aller Erkenntniß***); Hegel in der Nothwendigkeit der Gegenſätze, vermittelt durch die Identität des Seyns und Denkens, des Endlichen und Unendlichen†); Krauſe in der aus dem Bewußtſeyn des

---

Wandelbaren in der Erſcheinung. Beim unendlichen Weſen kann von einem ſolchen Unterſchiede keine Rede ſeyn.

*) Leibniz nimmt im Gegenſatz von Spinoza eine unendliche Menge von Subſtanzen (Monaden) an, und denkt ſich auch die nicht denkenden Subſtanzen ohne Ausdehnung, worin er weſentlich von Carteſius abwich. Er beabſichtigte durch ſeine Ausſcheidung der Ausdehnung von allen, auch den nicht denkenden Subſtanzen die Zuſammenwirkung von Leib und Seele, Geiſt und Körper erklärbar zu machen.

**) Dieſe Begründung des Wiſſens hat Fichte in ſeiner Wiſſenſchaftslehre verſucht, durch dialektiſche Löſung des Widerſpruchs bloßer logiſcher oder mathematiſcher Formeln, ohne jedoch damit an ein Ende zu kommen. Die Nachweiſung des Zuſammenhangs der Form des Denkens mit ſeinem Gegenſtand wird vermißt.

***) Den Stoff der Erkenntniß in die Form (!) der abſoluten Nothwendigkeit zu erheben, ſagen die Hegelianer, ſey nur die dialektiſche Thätigkeit des reinen Denkens im Stande. Schelling dagegen will das Kriterium der Wahrheit nur in der unmittelbaren Anſchauung finden. Es fragt ſich nur: iſt dieſe Anſchauung nicht ebenſo ein Figment der Phantaſie, wie die durch die Dialektik hervorgeſponnene Form der Nothwendigkeit?

†) In ſ. Philoſophie der Religion Bd. II. S. 171 ſagt Hegel: „Die Größe des Standpunkts der modernen Welt iſt — daß das Endliche

Ich's, als Sub- und Objects zugleich, hervorgegangenen Vorſtellung vom Weſen*). Auf ſolche Grundbegriffe haben die genannten Denker, deren Scharfſinn die größte Anerkennung gebührt, ihre Syſteme oder Theorieen der Wiſſenſchaft gebaut, während andere Denker in Frankreich das Nämliche durch das Ausgeben von gewiſſen unverwerflichen Thatſachen zu erreichen ſtreben**). Ein durch

---

ſich ſelbſt als Unendliches weiß und mit dem Gegenſatz behaftet iſt, den es getrieben iſt aufzulöſen." Gegenſätze aufzulöſen, war von jeher das Streben der Philoſophie. Aber hat ſie jetzt den zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen aufgelöst, wie Hegel behauptet? — Mir ſcheint: dies könne nur Gott. Indem Anhänger von Hegels Spekulation ihr Weſen als „ein Ringen nach einer wahrhaft objectiven, mit der Abſtraction vom Subjekt verknüpften Erkenntniß" bezeichnen (Ph. Marheinecke's Einleitung in die öffentl. Vorleſungen über die Bedeutung der Hegel'ſchen Philoſophie in der chriſtl. Theologie 1842. S. 10.), meinen ſie, ihr das höchſte Lob zu ſprechen. Wie kann aber eine Philoſophie, die vom Subjekt abſtrahirt, dieſem jemals frommen? und macht denn die Philoſophie nicht gerade das Subjekt ſelbſt zum Hauptobjekt ihrer Forſchungen? Karl Daub (die dogmatiſche Theologie jetziger Zeit ꝛc. Heidelb. 1833.) will: von dem Subjekt und ſeinen Bedingungen ſolle die menſchliche Erkenntniß ſich frei machen. Eine Forderung, die durchaus Unmögliches enthält! Denn einen Vergleichungspunkt unſerer Vorſtellungen mit ihren Gegenſtänden kann es außer dem Subjekt nicht geben. Wenn der Spekulation Hegel's die „Erkenntniß der Totalität der Beſtimmungen des Geiſtes" zuerkannt wird (Marheinecke S. 32.), ſo iſt es doch immer das Subjekt, das objektiv aufgefaßt werden will. Wenn wir aber die gegenſätzliche Beziehung zwiſchen Subjekt und Objekt hinwegnehmen, „ſo haben wir weder Subjekt noch Objekt, ſondern Nichts." So bemerkt Tittmann (Blicke auf die Bildung unſerer Zeit und auf Wiſſenſchaft und Kunſt der Bildung. Leipz. 1835. S. 121.) und ſetzt bei: „Ein Abſolutes, in welchem Subjekt und Objekt nicht auseinander lägen, ein Subjekt-Objekt, iſt ſchlechthin ein Unding." „Ich und Nicht-Ich kann eben ſo wenig ohne Differenz ſeyn, als Subjekt und Objekt." „Der Begriff Gottes enthält, daß er außerhalb der Welt ſey, der Begriff der Welt, daß ſie Gott nicht in ſich habe." Dieſe Bemerkungen Tittmann's treffen ſowohl Fichte's und Schelling's als Hegel's oberſte Prinzipien.

*) Den Unterſchied von dieſer Weſenlehre und der Theorie von den Subſtanzen des Leibnitz konnte ich bisher nicht entdecken. Dadurch will ich jedoch Krauſe's ſpekulativem Verdienſt keinen Abbruch thun.

**) Die ſpekulativen Denker in Frankreich haben in neueſter Zeit den Verſuch gemacht, die Gewißheit der Erkenntniſſe dadurch zu begründen, daß ſie eine Methode aufſuchten, welche das Denken und Beobachten (oder Erfahren) in genaue Verbindung brächte, den Punkt dieſer Verbindung auffaßte und von dieſem Punkt bei allem Forſchen ausginge. Victor Couſin nimmt den Ausgangspunkt von dem Bewußtſeyn des Unbedingten, als reiner Vernunft-Anſchauung, die eines Beweiſes weder fähig noch bedürftig ſey. Beautain hingegen will, daß man von der Ueberlieferung ausgehe, und dieſe dann mit dem Bewußtſeyn vergleiche. La Mennais endlich will den Grund aller Gewißheit in der Ausmittelung der Ueberlieferung der allgemeinen Vernunft finden. Alle Drei gehen von Vorausſetzungen aus, die nicht erſt bewieſen werden, und ſind mithin Eingeſtändniſſe, daß alle Erkenntniß zuletzt auf einer Annahme beruht, deren weiteren

Spekulation erdachtes Syſtem, das alles in den Kreis der Wiſſenſchaft zieht, und als ein Ganzes Einer Idee, Einem Grundſatz unterwirft, hat allerdings für die Wißbegier und für die Idee von der Macht der ſpekulirenden Vernunft etwas ſehr Schmeichelhaftes. Allein ſo wohl gegliedert alle jene Syſteme ſeyn mögen, ſo kann doch keines ſich rühmen, uns eine Erkenntniß von dem Weſen und Urgrund der Dinge gegeben zu haben. Was ſie geben, iſt eine Idee, eine Vorſtellung ohne Nachweiſung ihrer Realität, die aber mit der Inſchrift eines Wegweiſers über dem Abgrund, der das Weſen und den Urgrund der Dinge verſchließt, wie eine Brücke ſchwebt, ohne uns auch Einen klaren Einblick in deſſen Tiefe zu verſchaffen. Ob übrigens unter jenen Begriffen der eine oder der andere, welcher, oder ob keiner den Vorzug verdiene, an die Spitze der ſämmtlichen Erkenntniſſe bei ihrer Erforſchung geſtellt zu werden, um ſie ſo viel möglich in ein zuſammenhängendes Ganzes zu verbinden? iſt allerdings der Erwägung werth *). Man täuſcht ſich aber jedenfalls, wenn man davon mehr erwartet, als daß uns ein ſolcher oberſter Begriff das Geſchäft erleichtern könne in die Geſammtheit unſrer Erkenntniſſe mehr Ordnung und Einheit, ſie in ein vollkommeneres Syſtem zu bringen. Syſtem iſt immer etwas Gemachtes, Künſtliches. Syſtem mit Wiſſenſchaft verwechſeln, wäre großer Irrthum **). Wiſſenſchaft muß

Grund wir nicht kennen. Im Uebrigen mögen Alle Drei in ihrer Art recht haben. Sie nähern ſich alle Drei, ohne es zu wollen, der ſchottiſchen Philoſophie, die mittelſt der Beobachtung im Gebiete der Seelenkunde die Thatſachen aufſucht, an welche alle Erkenntniß ſich anknüpfen muß. — Noch in der neuern Zeit fehlte es indeſſen Frankreich auch an Beiſpielen von Denkern nicht, die auf dem Wege nicht der Spekulation, ſondern der Beobachtung auf Vermengung des Geiſtigen mit dem Sinnlichen gerathen ſind. Unter allen ſprach der Arzt Brouſſais († 1838.) dieſe Anſicht am ſchärfſten aus. Ihm iſt der phyſiſche Menſch der ganze Menſch; Intelligenz, Gefühl und Wille bloße Erzeugniſſe gewiſſer Körperorgane, von deren Ausbildung, Störung und Zerrüttung ſie gänzlich abhängig ſeyen. (S. Broussais de l'Irritation et de la Folie u. Mémoire sur l'association du Physique et du Moral in den Mém. de l'Acad. des sciences morales et polit. I. série 2. p. 113. p.) Dieſe Theorie ſcheint jedoch nur auf bloßer Beobachtung zu beruhen. Die Beobachtung, auf die ſie ſich beruft, iſt nicht rein, ſcharf und allſeitig. Sie iſt von dem Verlangen beherrſcht, Alles auf Einheit zurückzuführen, alle Erſcheinungen durch Ein Prinzip zu erklären. Näher beſehen, zeigen ſich die verſuchten Erklärungen der geiſtigen Zuſtände und Hervorbringungen zu bloßen Erzeugniſſen der Sinnenwerkzeuge als willkührlich, ungenügend, wo nicht widerſinnig, da ſie der Materie Wirkungen zuſchreiben, die von der Natur der Materie weſentlich verſchieden ſind. (Vergl. Mignet Notices et Mémoires historiques 1843. I. 194 p.)

*) Welche von all den Philoſophien beſteh'n wird? —
Ich weiß nicht;
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll immer beſteh'n.
Schiller.

) Dieſe Verwechſelung geſchah und geſchieht nur zu oft; immer zum Nachtheil der Wahrheit. Die neuen wie die alten Scholaſtiker unabänderlich ſeyn. Auf Unveränderlichkeit kann ein Syſtem nicht Anſpruch machen *). Jedes vermeint zwar das andere an Scharf- und Tiefſinn zu überbieten. Was nützt aber aller Scharf- und Tiefſinn im Faſſen deſſen, was unfaßlich iſt **)? Der Wiſſenſchaft im vollen Sinne iſt nur das unendliche Weſen fähig. Wir müßten uns daher, um auf ſolche Wiſſenſchaft Anſpruch machen zu können, Gott gleich ſtellen *). Syſteme können indeſſen dem Geiſt beim Forſchen zu Hülfe kommen, ihm das Gleiche und das Verſchiedene genauer bezeichnen. Allein ſie werden Feſſeln für ihn, wenn er ſie nicht nach dem Fortgang der Beobachtungen und der Reflexion darüber abändert, erweitert, berichtiget. Sobald aber ein Syſtem Schule bildet, entgeht dieſe nicht leicht der Verſuchung, eine Zunftherrſchaft ſich anzueignen, ſo ſehr dieſe auch der Abſicht deſſen, der das Syſtem ſchuf, fremd war. Jede ſpekulative Schule ſtrebt nach der Herrſchaft, und iſt dieſe einmal vermeintlich errungen, hat ſie den Glauben verbreitet, als ob ſie auf ſpekulativem Wege gefunden habe, was auf dieſem Wege nicht zu finden iſt, ſo gewinnt ſie oft eine Zähheit und beengende Härte, wogegen der hellſte, gewaltigſte Geiſt ſchwer aufkommen kann. Der Wahrheit iſt es daher immer förderlich, wenn auf dem ſpekulativen Felde Schule gegen Schule ſtreitet. Dieſer Streit erhält wenigſtens die Denkkraft in Uebung, und verhindert, daß jemals irgend ein Irrthum oder eine Täuſchung dauernde Herrſchaft behaupten könne. So lange der denkende Geiſt wach und thätig erhalten wird, behält er die Kraft, jede Uebertreibung, die im Gebiete der Spekulation auftaucht, durch Aufdeckung des Scheins, der ſie veranlaßte, zurechtzuweiſen †). — Schon hierin liegt ein

---

träumen überall von Wiſſenſchaft, auch in der Theologie, auch im Kirchenrechte. Gratian und Andere, um dieſes zur Wiſſenſchaft zu bilden, machten es zum Prokuſtesbett, auf dem ſie mit den alten Kirchengeſetzen die ganz widerſprechenden päbſtlichen Dekrete zur Geltung brachten. — Die gröbſten, dickſten Vorurtheile hat die Dialektik zum Syſtem geordnet. Verändert dies jener Vorurtheile Natur? —

*) „Jeden beliebigen Punkt kann man ſich wählen, und da herum den Reſt des Univerſums ſpielen und ſich bewegen laſſen; geſchieht dies befangen und eigenſinnig, ſo mag der Erfinder noch ſo geiſtreich ſeyn, er wirkt närriſch, und riskirt, es zu bleiben." Rahels Schriften, II. 14.

**) Unfaßlichkeit zeugt nicht für Tiefſinn. Nur das iſt tiefſinnig, was klar und ſcharf auf das Weſen eindringt. Der Scharfſinn aber kann „nur dann hohen Werth haben, wenn er zur Richtigkeit und Klarheit führt. Wo der Scharfſinn irrt, da führt er nur weiter von der Richtigkeit ab, als ein weniger ſcharfſinniges Denken, eben weil er weiter führt." Tittmann Blicke auf die Bildung unſerer Zeit. 1835. S. 7.

***) Daher die Theorie der Weltalls-Vergötterung, die aber nur ein Traum von der Wiſſenſchaft iſt, welche der Denker erſtreben möchte, indem ſie willkührlich das Endliche mit dem Unendlichen verſchmilzt.

†) So deut' ich mir auch Göthe's Aeußerung: „Wer ſeinen Irrthum nur kennt, der hält lange damit Haus; wer ihn aber erſchöpft, der muß ihn ablegen, er müßte denn ein Narr ſeyn."

bedeutender Wink für alle Machthaber, nie eine Dazwiſchenkunft bei den Streiten ſpekulativer Syſteme verſuchen zu wollen. Sobald ein ſolcher Verſuch eintritt, ſey es durch einſeitige Beſchützung des einen Theils, ſey es durch Verfolgung des andern, kann die unfruchtbarſte Grübelei Stürme erregen, die die Ruhe und Eintracht großer Geſellſchaften zerſtören. Eine aufmerkſame Vergleichung der philoſophiſchen Syſteme, die ſeit ungefähr anderthalb Jahrhunderten unter uns aufgetaucht ſind, mit denen in Griechenland und Rom vor dem Chriſtenthum, und denen in der Periode ſeines großen Kampfes mit dem Heidenthum, dann wieder mit denen in dem langen Zeitraume ſeiner mittelalterlichen Entwickelung, belehrt uns übrigens, daß eine große Aehnlichkeit zwiſchen ihnen, wiewohl mit Modifikationen, ſtattfindet *). Die Geſchichte der Philoſophie (wie ſie z. B. ein Tennemann darſtellt), gibt hierüber eine Auskunft, die Beſcheidenheit einflößen muß, weßhalb ihr Studium nicht genug empfohlen werden kann. Schon Pythagoras wollte nur für einen Liebhaber der Weisheit gelten; den Namen eines Weiſen lehnte er ab. Leibnitz ſagte einſt in einer Geſellſchaft: was des Carteſius Lehre Gutes enthalten habe, ſey nur das Vorgemach der wahren Philoſophie. Ein anweſender Welt- und Hofmann meynte, es ſey ſo übel nicht, daß, nachdem die Alten uns die Treppe hinaufgebracht, wir jetzt bis ins Vorgemach gedrungen ſeyen; er wünſche Leibnitzen die Ehre, uns ins Geheimnißzimmer der Natur ſelbſt einzuführen. Leibnitz merkte den höflichen Schalk, und verſetzte: zwiſchen dem Vorgemach und dem Geheimzimmer ſey noch das Audienz- (Sprach-) Gemach, und mit der Zulaſſung in dieſes würden wir uns wohl vorerſt begnügen müſſen **). Stehen wir nicht auch jetzt noch im Audienzgemach? Oder — doch je weniger man weiß, deſto mehr glaubt man oft zu wiſſen ***). Nicht zu verkennen iſt jedenfalls das Verdienſt vieler Begründer neuer Syſteme (eines

---

*) Von den Syſtemen der ſpekulirenden Vernunft im Alterthum ſagt Lactantius (Div. Instit. L.III. c. 4.): se invicem jugulant, ut nemo ex omnibus restet. Quod eo fit, quia gladium habent, scutum non habent. Singulæ sectæ, multarum sectarum judicio stultitiæ convincuntur, omnes igitur vanæ atque inanes reperiuntur. Ita se ipsam philosophia consumit et conficit. Iſt es jetzt anders geworden?

**) Leibnitzii Opera Philosophica, Berolini, 1840, p. 123.

***) Humoriſtiſch bezeichnet dies des guten Claudius von Wandsbeck Strophe:

„Vernunft, was man nicht läugnen mußte,
War je und je ein nützlich Licht.
Indeß was ſonſten ſie nicht wußte,
Das wußte ſie auch ſonſten nicht.
Nun ſitzt ſie breit auf ihrem Steiß
Und weiß nun auch was ſie nicht weiß.“

Joſ. Scaliger ſagt dagegen:

Nescire velle, quæ Magister optimus
Docere non vult, erudita inscitia est.

Carteſius, Leibnitz und Wolf, Locke, Kant, Fichte, Schelling u. ſ. w.), einen Haufen unnützen ſcholaſtiſchen Wuſtes aus der Philoſophie weggeräumt zu haben. Dies hat man ihrem hellen, unbefangenen Blick zu verdanken, der überall auf Vereinfachung der Methode ausging, um die Wahrheit zu erforſchen.

Kant hatte nach einem Zeitraum, wo der Geiſt, der unfruchtbaren Spekulation müde, mehrentheils entweder in Zweifeln oder materialiſtiſchen Unglauben verſunken war, oder mit einem bequemen nur durch ſeichte Gründe gerechtfertigten Hinnehmen des Ueberlieferten ohne tiefere Erforſchung deſſelben ſich zu begnügen ſchien, den erſten großen Schritt gethan, um die Unhaltbarkeit der Scholaſtik, das Ungenügende ihrer ſpekulativ-dialektiſchen Begründung der für das Leben wichtigſten Wahrheiten, die dem geſunden Bewußtſeyn ſich offenbaren, darzuthun. Er hatte mittelſt einer genauen Zergliederung des menſchlichen Geiſtes und ſcharfen Unterſuchung über die Weſenheit und die Grenzen des Erkenntnißvermögens die Denker wieder zum beſcheidenen Bekenntniß genöthigt, daß wir nicht wiſſen können, was die Dinge an ſich ſind, aber zugleich in dem Gemüth und Gewiſſen (welches er vielleicht richtiger das ſittliche Bewußtſeyn, als die praktiſche Vernunft genannt hätte) das Organ des menſchlichen Geiſtes gezeigt, mittelſt deſſen die Ueberzeugung von jenen praktiſchen Wahrheiten feſtgegründet werden könne. Nur blieb er bei dieſer bloßen Anweiſung ſtehen, ohne ſelbſt den Anbau des weiten Gebiets der Wahrnehmungen und Erfahrungen der Gemüthswelt ſelbſt gehörig auszudehnen und zu vollenden. Doch ſchon der Gedanke (in ſ. Kritik der praktiſchen Vernunft S. 288): „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der beſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir," umfaßte und bezeichnete den Umfang und die Tiefe der Gemüthswelt, aus welcher alle Ordnung und aller Friede in das Leben hereinſtrömen muß*). Die weitere Entwickelung überließ Kant Andern. Von dieſen (z. B. Schulze, Heidenreich, Mutſchelle, Fichte, Fries, Salat, Krug) geſchah Manches in dieſer Beziehung. Aber es wurde der ſtetige und umfaſſende Anbau der Gemüthswelt durch die neuen Verſuche von ſpekulativen Syſtemen gehemmt. Während Manche glaubten, Kants Theorie des Denkvermögens habe vollſtändig und unbedingt die Finſterniſſe, die den menſchlichen Geiſt umfangen, bewältigt, wollten viele ſcharfſinnige Denker, obgleich ſie die Arena der philoſophiſchen Polemik, welche Kant entzündet hatte, mit den Trümmern früherer Theorie bedeckt ſahen, ſich doch mit den Beweiſen

---

*) Kant's ſtrenge Theorie der Moral trat der ſchlaffen Anarchie, welche die Verfechter der ſenſuellen und empfindſamen Lebensweisheit im Sittengebiet angerichtet hatten, unnachſichtlich entgegen, während ſeine Kritik der Urtheilskraft beſſer, als noch je zuvor geſchehen war, die Verwandtſchaft des Schönen und Erhabenen mit dem Sittlichguten, der Tugend in's Licht ſetzte.

Kants von dem Unvermögen der Vernunft-Spekulation die moraliſchen und religiöſen Wahrheiten, deren Bewußtſeyn im Menſchen lebt, wiſſenſchaftlich zu deduciren und zu erweiſen nicht beruhigen. Sie fühlten ſich zu neuen Anſtrengungen, dies zu leiſten, angereizt, während ſie Kants Betrachtungsweiſe der Flachheit und Unkraft beſchuldigten *). Sie meinten, es ſey gegen die Würde des denkenden Menſchengeiſtes, daß es Wahrheiten, Weſen und Thatſachen geben ſollte, zu deren Erweis mittelſt richtiger Schlußfolgerungen die Vernunft nicht das Vermögen beſäße **). So kam es, daß die Philoſophie wieder in den ſpekulativen Scholaſticismus unaufhaltbar zurückſchritt. Die Dialektik wurde aufs neue das große Werkzeug, das alle Wahrheit ergründen und aufbauen ſollte, und die Philoſophie ſchied ſich (vorzüglich in Deutſchland) noch mehr, als vor Kant's Auftreten, vom Leben, ſeinen Forderungen und Bedürfniſſen ***). Wer jetzt

---

*) In der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft gab Kant allerdings Blößen. Er wird hier ſeiner Theorie ſelbſt hin und wieder untreu. Dies hat unter Andern Storr (Bemerkungen über Kant's philoſophiſche Religionslehre. Tüb. 1794) gut nachgewieſen. Etwas ganz anderes iſt es, die Unmöglichkeit einer Sache einſehen, als ihre Möglichkeit nicht einſehen. Aber auch Kant's Moralgeſetz ward ſcharf bekrittelt. Im Grund iſt es nur ein anderer Ausdruck von Jeſu großem Gebot. Auch nach ihm ſuchten die philoſophiſchen Forſcher beſtändig nach einem genauern und richtigern Ausdruck des höchſten Sittengebots, als dem der Liebe (der Unterordnung des eigenen Vortheils unter die Forderungen der Geſammtheit und das Bedürfniß des einzelnen Nebenmenſchen), welchen Ausdrucks ſich das Chriſtenthum in ſchlichter Einfalt bedient. Aber auch ſie haben noch keinen gefunden. Das Gebot der Liebe genügt der Vernunft ſowohl als dem Gemüth, und umfaßt das ganze Gebiet deſſen, was der Menſch ſoll, ſein ſittliches Leben. Was will man mehr? In Formeln mag man ſich immer verſuchen. Nur überſchätze man nicht ihren Werth und ihre Wichtigkeit!

**) Darüber gibt Shakſpeare ſeinem Hamlet die ironiſche Bemerkung in den Mund: daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gebe, als eure Schulweisheit ſich träumt.

***) Einer der tiefſinnigſten und vielleicht der folgerichtigſten der nachkantiſchen Schöpfer neuer ſpekulativer Syſteme, H. Schelling, hat dies jüngſt bei der Eröffnung ſeiner Vorleſungen zu Berlin unumwunden zugeſtanden. „Noch nie," ſprach er, „hat ſich gegen die Philoſophie eine ſo entſchiedene Reaktion von Seite des Lebens gezeigt. Die Philoſophie befindet ſich in der Lage, daß ſie in ihrem Reſultat, religiös zu ſeyn, verſichert, und daß man ihr dies nicht zugibt, namentlich ihre Deduktionen chriſtlicher Dogmen nur für Blendwerk gelten läßt" (Schelling's erſte Vorleſung in Berlin 1841, S. 11 u. 13). Etwas derb ſprach ſich jüngſt die Reaktion des Lebens in dem praktiſchen England aus. Der Morning Chronicle bemerkte über den Streit der Schulen: die ſich die Schellingiſche und die Hegel'ſche nennen, mit brittiſcher Derbheit: „Für neun Zehntheile der Jungen und Alten ſind dieſe Philoſophieen bloße dialektiſche Formeln, womit man den alltäglichſten Wahrheitsſätzen und den leerſten Gemeinplätzen einen myſteriöſen Anſtrich von Gedankentiefe zu geben ſucht. Ein intellektueller Kampf mit ſolchen Waffen ſieht den alten Vexerkunſtſtückchen die Leerheit, die Unfruchtbarkeit und die Schädlichkeit des ſpekulativen Wortgezänks aufdeckte, wurde von den Führern deſſelben als Nützlichkeitsapoſtel verſchrieen, der von der Tiefe ſpekulativer Forſchung keine Ahnung habe, und dadurch glaubten dieſe, ihre Gegner zernichtet zu haben. Damit verriethen ſie aber nur ihre Anſicht: daß die wahre Philoſophie und das Leben nichts miteinander gemein haben. Welche Achtung kann aber die Philoſophie den Menſchen einflößen, wenn ſie vernehmen, daß ihr ganzes Geſchäft in mühſeligem Ausſpinnen von Begriffen und Sätzen beſteht, die für das Leben ohne Werth ſind? Gerade die Losgeriſſenheit von den Intereſſen des Lebens iſt die Klippe, an welcher die Spekulation Gefahr läuft, in anmaßliche Behauptungen zu verſchäumen, welche dem heiligſten Bewußtſeyn der Menſchheit widerſtreben. — Daß das Studium ſpekulativer Syſteme zur Uebung und Schärfung der Denkkraft dienen könne, mag immerhin zugegeben werden. Aber wird nicht dieſes Ergebniß allen Werth verlieren, wenn die Dialektik in eine ſophiſtiſche Kunſt ausartet, die in ein Irrgewinde von Zweifeln hineinführt, ohne den ariadneſchen Faden, der wieder hinausführte, zu bieten! Was frommt die geſchärfteſte Denkkraft, wenn die Dialektik, welche ſie geſchärft, die Ueberzeugungen zerſetzt hat, ohne welche der Menſch aller Würde und ſittlichen Haltung entbehrt?

Allerdings ſieht der nachdenkende Geiſt, ſobald er zum Forſchen angeregt iſt, ein unbegrenztes Feld vor ihm ſich eröffnen. Die Seele findet ſich am Ende, wenn ſie von der Außenwelt und deren Beziehungen in ſich heimkehrt, durch alle ſinnlichen Güter und durch alle noch ſo glückliche Thätigkeit des Verſtandes nicht vollkommen befriedigt; denn immer bleibt noch eine Leere, die etwas zu wünſchen übrig läßt, und überall finden ſich noch Schranken, welche die Seele in ihrem Fluge hemmen. Die Seele fühlt, daß ein Unbeſchränktes, Ueberſinnliches und Unendliches ſeyn muß, in welchem ihr eigenes Daſeyn wurzelt. Und wie der geſunde Menſch mit Sehkraft und mit Herrſchaft über ſeine Gliedmaßen begabt iſt, ebenſo, nur in ungleich höherem Grade, iſt dieſes Gefühl ihm weſentlich oder natürlich, und nimmer ſchwindet es gänzlich *). Sonderbares

---

ariſtoteliſcher Logiker, der Realiſten und der Nominaliſten ähnlich, wie ein Ei dem Andern — es iſt eine Kurzweil für Pedanten, eine Langweile für andere Leute.“ (Allgem. Zeit. 1841. Nr. 344, S. 2746.) Die thatſächliche Widerlegung dieſes abſprechenden Urtheils erwarten wir jetzt von der Art und Weiſe, wie H. Schelling ſeine Aufgabe löſen wird, die er ſich ſelbſt (S. 18. u. 19) ſo geſtellt hat: „ſeiner Philoſophie eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wiſſenſchaft hinzuzufügen, um ſie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befeſtigen, ihr die Haltung wieder zu geben, die ſie eben durch das Hinausgehen über die natürlichen Grenzen — eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchſtück eines höhern Ganzen ſeyn konnte, ſelbſt zum Ganzen machen wollte.“

*) K. Fr. Burdach. Der Menſch nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur. Stuttgart. 1837. S. 299.

Phänomen! Jede Erkenntniß im Einzelnen wird dem Geiſte nur durch Begrenzung möglich, und dennoch ſträubt ſich der Geiſt, für ſeine Erkenntniß überhaupt, Grenzen anzunehmen. Ueberall ſtößt er auf die Schranken der Endlichkeit, und dennoch kann er nirgend der Idee des Unendlichen ſich erwehren *). Alle ſeine Vorſtellungen an wirklichen Dingen ſind von Raum und Zeit beſchränkt. Zeit und Raum ſind die allgemeinen Begrenzungen der Gegenſtände unſerer Vorſtellungen. Dennoch können wir unſerer Vorſtellung von Raum und Zeit ſelber keine Grenze ſetzen. Die Idee des Unendlichen dringt ſich uns auch hier unwiderſtehlich auf **). Das Bedingte ſetzt ein Unbedingtes voraus. Der Verſtand kann in der Forſchung nach Urſachen nur bei einer ſolchen aufhören, die nicht wieder von einer andern abhängig iſt. So kann der menſchliche Geiſt, obgleich von lauter Endlichkeiten umfangen, der Idee des Unendlichen ſich nie und nirgends entziehen. Ohne das Unendliche je zu erreichen und in einen Begriff faſſen zu können, fühlt er ſich gedrungen, unaufhörlich nach dem Unendlichen, dem Vollkommenen zu ſtreben. Wer hat die Idee davon in ſeinen Geiſt gelegt? Nichts Einzelnes in der weiten Welt vermochte dies. Denn Alles und Jedes in ihm, wie der Geiſt ſelbſt, iſt beſchränkt und unvollkommen. Doch iſt die Idee in ihm. Sie wäre aber ein Unding, eine Lüge, wenn der nicht wäre, der das Weſen dieſer Idee ausmacht und der allein ſie in den Menſchen gelegt haben kann*).

---

*) „Wenn das Menſchliche und Irdiſche nach dem Idealen des Unendlichen und Unvergänglichen gemeſſen wird, ſo verſchwindet das Erſte zur Nulle; der Stolz und Selbſtdünkel wird gedemüthigt und kommt zur Erkenntniß ſeiner Nichtigkeit. Die Vernunft ſteht zwar, indem ſie nach ſolchen Idealen alle menſchlichen Beſtrebungen würdigt, in der That über denſelben, und offenbart eine Würde, die an einen höhern Urſprung erinnert; ſie vergißt ſich aber ſelbſt, um nur den unendlichen Abſtand des Endlichen und Unendlichen in das helle Licht zu ſetzen. Ihre Einſeitigkeit wird heilbringend zur Entdeckung der Mangel und Fehler; ſie erregt Mißtrauen gegen den vermeinten Beſitzſtand der Wahrheit, und indem ſie von ihrem Unvermögen redet, Demuth und Beſcheidenheit dem Dünkel entgegenſtellt, und nach Aufdeckung des Mißlingens aller gewagten Verſuche zur Erweiterung des Gebiets des Wiſſens, die Bewahrung und Benützung des mehr im Glauben, als im Spekuliren Erworbenen mit Verzichtleiſtung auf alle weitere Forſchung, dringend empfiehlt, ſo reizte ſie um ſo mehr zu erhöhter Thätigkeit und neuen Verſuchen, als überhaupt nur von Begrenzung die Rede war, ohne die Grenzen zu beſtimmen und die Herabwürdigung der Vernunft ſelbſt eine Lobrede auf ſie enthielt.“ Tennemann Geſchichte der Philoſophie, 9 Abſch. VI. S. 492 fg.

**) Carteſius unterſcheidet mit Bedacht das Indefinitum vom Infinitum — das Unumſchreibbare vom Unendlichen. Das letzte ſchließt den Gedanken einer Begrenztheit ſchlechthin aus; das erſte erlaubt unſerm Geiſt keine Grenzbeſtimmung, ohne daß gewiß wäre, daß ſchlechthin keine Grenze möglich ſey. Das letztere findet bei Raum und Zeit ſtatt. Schon Plato (im Timäus) bezeichnet die Zeit als das bewegliche Bild der unbeweglichen Ewigkeit. Raum und Zeit ſind für unſer Erkenntnißvermögen gleichſam die Vermittler, um von den Begriffen vom Endlichen zur Idee vom Unendlichen übergehen zu können.

Im Denken müſſen wir immer von Einem Punkt ausgehen. Dieſer Punkt iſt die Wahrnehmung, daß das Denkende, als ſolches, von dem Gegenſtande, den es ſich vorſtellt, verſchieden ſey. Ohne die Vorſtellung vom Verhältniſſe zwiſchen Beiden, können wir uns weder unſeres Ichs, noch irgend eines Nichtichs bewußt werden. Alle unſere Erkenntniß beſteht in dem Bewußtſeyn unſerer Wahrnehmung der Verhältniſſe zwiſchen unſerem Ich und den andern Dingen und zwiſchen den letztern unter ſich. Die Menge und der Zuſammenhang aller dieſer Verhältniſſe und die Genauigkeit ihrer Wahrnehmung beſtimmt die Summe unſerer Erkenntniß. Die Zahl dieſer Verhältniſſe müſſen wir als unendlich denken. Aber jedes einzelne Verhältniß, das wir wahrnehmen, iſt endlich und beſchränkt. Die bedachte, gefliſſene Anwendung unſerer Erkenntnißkräfte zur richtigen Wahrnehmung der Verhältniſſe iſt die Beobachtung. Dieſe iſt für uns das einzige Mittel, zur Erkenntniß zu gelangen, ſie zu erweitern und zu berichtigen. Sowohl das Glauben als das Wiſſen beruht auf Beobachtung. Bei Beiden „iſt gut beobachten“ der ſicherſte Weg, um dem Irrthum und der Täuſchung zu entgehen**). Zur richtigen Erkenntniß iſt nicht nur die Zergliederung (Analyſe) ihres Gegenſtandes, ſondern auch das Zuſammenfaſſen ſeiner Beſtandtheile (Syntheſe) erforderlich. Was zu einander gehört darf nicht getrennt werden. Jedes Ding kann nur in Verbindung alles deſſen, was zu ihm gehört, vollſtändig erkannt und richtig beurtheilt werden. In der Natur unſers Verſtandes und unſrer Vernunft liegt es zwar, in allen Erkenntniſſen nach möglicher **Gewißheit** zu ſtreben. Allein die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß es der Menſch nur in einem kleinen Theile der Erkenntniſſe zur Gewißheit bringt. Unſere Wiſſenſchaft, wie wir ſelbſt, iſt beſchränkt, wiewohl ſie ſich in mancher Beziehung erweitert hat und noch erweitert***). — Unſtreitig liegt unſerer Intelligenz und unſerem Erkennen nichts näher, als ihr Organ, ſich auszudrücken, ſich mitzutheilen, die **Sprache**. Welches iſt nun der Urſprung der Sprache? Sollte man nicht denken, daß der Inhaber der Wiſſenſchaft auch dieſe ihm ſo nahe liegende einfache Frage wiſſenſchaftlich beantworten könne? Nun kennen wir zwar wohl ſehr verſchiedene Verſuche ihrer Beantwortung, aber keine, die auf Gründen beruhte, die, ich will nicht ſagen, den Charakter der Evidenz an ſich trüge, ſondern nur die Erſcheinungen oder Thatſachen in Beziehung auf Sprache befriedigend erklärte. Liegt darin nicht eine offenbare Nöthigung zum Eingeſtändniß der Unvollkommenheit unſerer Wiſſenſchaft? Denn beſäßen wir eine vollkommene, ſo müßten wir doch gewiß auch die Entſtehung und Geneſis der Sprache, worin alle unſere Erkenntniſſe niedergelegt ſind, mit Gewißheit einſehen und erklären können *). Hat aber unſer Unvermögen über den Urſprung und die Bildung der Sprache Wiſſenſchaft zu erlangen, nicht den gleichen Grund, wie unſer Unvermögen, den Urſprung unſeres Denkens ſelbſt wiſſenſchaftlich zu erklären? — Wie mit der Sprache und dem Denken iſt es auch mit dem Wachsthum (dem leiblichen) beſtellt. Hat je ein Menſch ſein Wachſen geſehen oder gefühlt? So wenig als er irgend ein Thier oder eine Pflanze wachſen ſieht. Er kann nur das Wachsthum wahrnehmen, wenn es bereits geſchehen iſt. Dies genügt aber auch dem Menſchen zu ſeiner Beſtimmung.

---

*) Auf der einen Seite können wir nicht zwei Unendliche uns denken, weil ſonſt keines von beiden alles Endliche umfaßte; auf der andern können alle endlichen Dinge kein Unendliches machen, ſondern im Unendlichen muß Alles unendlich ſeyn. Es muß hier Alles Eins und es kann von keinen Theilen die Rede ſeyn.

) **Benecke (die Philoſophie in ihrem Verhältniß zur Erfahrung und Spekulation und zum Leben. Berlin 1833. S. 62.) ſagt: „eine allgemein gültige Philoſophie müßte ſich rein auf innere Erfahrung (geiſtige Selbſtbeobachtung) gründen.“

***) Beobachtungen erhalten ſelbſt ihre Fruchtbarkeit erſt dann, wenn die Vernunft aus ihnen Folgerungen zieht, und ihre Einheitspunkte entdeckt. Ebenſo werden ſpekulative Vernunftforſchungen erſt fruchtbar, wenn man unbefangen ihre Ergebniſſe mit den Beobachtungen vergleicht.

Unter allen Erkenntniſſen ſind für Alle und Jeden von der höchſten Wichtigkeit: die Erkenntniß ſeiner Selbſt, und die Erkenntniß des Weſens, das der Urſprung und die beſtimmende Urkraft aller Dinge iſt, in welchem wir uns daher bewegen, leben und ſind. Beide Erkenntniſſe ſtehen in der engſten Verbindung. Je reiner und klarer die Selbſterkenntniß iſt, deſto ungetrübter und heller wird ſich die Idee der Gottheit in ihr abſpiegeln. Was die Selbſterkenntniß trübt, verhindert auch die Gotterkenntniß. Doch iſt zu dieſer auch die Betrachtung der äußern Welt und der Ereigniſſe in ihr dem Menſchen behülflich. Hat aber die Spekulation für ſich, ſeitdem der menſchliche Geiſt ſich mit ihr befaßt, dieſe beiden Erkenntniſſe in irgend einer Beziehung gefördert und weiter gebracht? Negativ hat ſie es zuweilen gethan, indem ſie unwürdige Vorſtellungen davon entfernte. Wie oft und vielfältig hat ſie aber nicht auch dieſe Erkenntniſſe behindert und verdüſtert, theils, indem ſie durch das Erklärenwollen des Unerklärbaren den Geiſt in ein Labyrinth von Widerſprüchen geführt, theils, indem ſie leere Worte und Gebilde der Phantaſie an die Stelle wirklicher Beobachtungen und Thatſachen in der Natur und der Gemüthswelt geſetzt hat. Wie oft hat ſie nicht Gott bei Nachdenkenden in übeln Ruf

---

*) Der genaueſte Ausdruck des Gedankens iſt das Wort. Das Wort muß gedacht ſeyn, bevor ſich der Gedanke im Wort ausdrückt. Daß, wie das Buch Geneſis berichtet (C. XI.), anfangs auf Erden nur einerlei Sprache war, erhellet ſchon daraus, daß alle Sprachen gewiſſe Grundregeln, auf denen ſie beruhen, gemein haben, und daß die Gedanken von einer Sprache in die andere ſich überſetzen laſſen. Vergleiche, was oben von der Sprache geſagt worden.

gebracht und dazu beigetragen, den Wahn der Gedankenloſen zu begünſtigen, die nur zu geneigt ſind, ſich Gott nach ſelbſtſüchtigen Wünſchen und Trieben zu geſtalten!*) Sokrates und Paulus (1 Tim. 6, 20. 21.) begegnen ſich hier auf Einer Linie gegenüber den Sophiſten ihrer Zeit**). Die damalige Erſcheinung des friedlichen Zuſammenſeyns und der engen Verbrüderung von dialektiſcher Spekulation und von buntſcheckig das ganze Leben durchwebendem Wahn- und Aberglauben zeigt ſich auch ſeit vielen Jahrhunderten, vielleicht nur auffallender und greller noch, in Hindoſtan. Eine Menge von Denkmalen bezeugen, daß hier die mit dem feinſten Scharfſinn ſich ausſpinnende Spekulation über göttliche Dinge zum vollendeten Pantheismus, verbunden mit Fatalismus, gelangt iſt***). Der in der Betrachtung vertiefte Bramine ſchaut ſo lange

---

*) Die Dialektik hat bald herausbringen wollen: Gott (der Unendliche, Vollkommene) ſtehe unter dem Geſetz der Nothwendigkeit (Fatum), bald, er könne nach Willkühr handeln, ohne nach ewigen Geſetzen ſich zu richten. Allein Beides widerſtreitet der Idee von Vollkommenheit. Nach dieſer Idee iſt weſentlich Gott ſelbſt (d. i. ſeine Weisheit und Heiligkeit) ſich ewig das Geſetz.

**) „Mich will bedünken, ſchrieb Fried. Jakobi (Vorrede zum IV. B. ſ. Werke S. XXXI.), man könne mit Ariſtoteles die Wiſſenſchaft um des Wiſſens willen ſchätzen, und dennoch mit Paulus aus vollem Herzen die Ueberzeugung ausſprechen: daß Chriſtum lieb haben beſſer ſey, denn Alles Wiſſen. Sokrates unſtreitig war mehr Pauliniſch als Ariſtoteliſch geſinnt.“

***) So z. B. in der unter dem Namen Bhagavad-Gitâ bekannten Epiſode des Mahâ-Bhârata (ſ. Wilh. v. Humbolds Schrift darüber, Berlin 1826), wie in den von Colebrooke in ſeinen Abhandlungen in den Denkſchriften der engl. Aſiatiſchen Geſellſchaft mitgetheilten indiſchen philoſophiſchen Syſtemen. H. v. Humboldt ſucht zwar S. 44 darzuthun, daß das Gedicht der ſittlichen Freiheit nicht widerſpreche, ſondern ihre Nothwendigkeit vorausſetze. Ich ſehe aber nicht ein, wie dies mit ſo vielen deutlichen, von ihm angeführten Stellen vereinbar ſey, die eine unbedingte Vorherbeſtimmung jedes Menſchen, und die Nothwendigkeit aller ſeiner Handlungen ausſprechen. Zwar wird darin zum Kampf gegen Leidenſchaft und Irrthum aufgefordert; allein dieſe Aufforderung kommt auch in allen griechiſchen Dichtungen vor, die den Menſchen unter die unbedingte Herrſchaft des Schickſals ſtellen. In dem Ergebniſſe der indiſchen Spekulation vereinigen ſich alle die bittern Früchte, welche ſie bringen muß, wenn ſie nicht durch die Beachtung der in und außer uns ſich darſtellenden Thatſachen in die gebührenden Schranken gewieſen wird. Die indiſche Bevölkerung hat ſich nach und nach in eine Menge Sekten geſpalten, die aber mehrentheils dem finſterſten Wahnglauben zur Beute wurden, indem ihre Prieſter in den ſpekulativen Lehren Alles fanden, was Selbſtſucht und Einbildung ihnen eingab. Neben der übertriebenſten Scheu vor Verletzung der für heilig geachteten Thiere zeigt ſich die grauſamſte Unmenſchlichkeit gegen die Paria. Der von der Spekulation aufgefaßte Wahn von der Bösartigkeit der Materie hat eine Unzahl von Thorheiten im Leben erzeugt, während ein anderer Wahn, der jenem zu widerſprechen ſcheint, von der Göttlichkeit aller Dinge, die Volksgottheiten (der Indier ſchätzt die Zahl ſeiner Gottheiten auf 330 Millionen. Bohlen, das alte Indien, I. 179) und eben ſo die religiöſen Ceremonien, die alle Verrichtungen im Leben begleiten, ins Zahlloſe vermehrt hat. Die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe wurden in Indien in unverwandt auf ſeine Naſenſpitze, bis er dort das All-Eins erſchaut. Auf der andern Seite iſt es bekannt, daß das ganze Leben der Hindus von einem Netzgewebe von Wahngläubigkeit umſtrickt iſt. Dieſe Wahngläubigkeit ſchloß ſich ganz natürlich und bequem jenen pantheiſtiſchen Ergebniſſen der Spekulation an, wornach Alles und Jedes ſich als Beſtandtheil der Einen Gottheit darſtellt, welcher allein freithätiges Handeln zuſtehe, während andere Weſen nur Werkzeuge dieſes Handelns ſeyn können. Der Mangel an Selbſtändigkeit, welcher aus dieſer Anſicht hervorgeht, mag wohl eine Art von Gleichmuth erzeugen. Dieſer Gleichmuth beruht aber auf moraliſcher Gleichgültigkeit, die einerſeits bis zur Selbſtvergötterung, andererſeits bis zur Selbſtvernichtung fortgeht. Die die Endſpitze indiſcher Weisheit bildende contemplative Selbſtvernichtung oder Verſenkung in das All-Eins bezielt Vermeidung, Flucht des Kampfes der Selbſtüberwindung, an deſſen Stelle ſelbſtſüchtige Schlaffheit tritt. Der indiſche Gottesdienſt beſteht in einer ununterbrochenen Reihe von an ſich unbedeutenden Lebensgebräuchen, denen der höchſte Werth (ein abſoluter) beigelegt wird, ohne Rückſicht auf die Folgen für den Einzelnen und die Geſellſchaft. So wurden in Hindoſtan durch das pantheiſtiſche Ergebniß der ſcharfſinnigſten Spekulation alle Verhältniſſe des Lebens dem Wahnglauben zugewendet, welcher auch die Erwartungen vom Jenſeits verunſtaltet. Nicht zu verwundern iſt es, wenn bei dem Obwalten ſolcher Anſichten in dieſer Gegend die Naturkunde und alle Wiſſenſchaften, die dem unermüdeten Forſchen auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung ihren Bauſtoff verdanken, in Abgang kamen oder in der Wiege blieben, und die Unwiſſenheit hierin mußte der Wahngläubigkeit zum unüberſteiglichen Bollwerk dienen.

Die Idee vom lebendigen Gott iſt nicht das Erzeugniß der ſpekulirenden Denkkraft, ſondern des reinen Gemüths, gebildet durch die Zuſammenwirkung der Einſicht der Vernunft und der Belehrung des Gewiſſens. Erkennbar iſt uns Allen, daß Gott iſt, auch was er nicht iſt, aber weit weniger, was er iſt*).

---

die heil. Bücher niedergelegt und ſogar die Grammatik für inſpirirt gehalten, (Bohlen II. 290). Aus Allem dem iſt ein Zuſtand geiſtiger Unbeweglichkeit erfolgt, der keine Entartung abwehren konnte, aber jeder Verbeſſerung ſich widerſetzt. Das ganze Corpus buddhiſtiſcher Glaubensſchriften beläuft ſich auf 108 Bände, nach Andern auf 84,000 heilige Bücher (Bohlen, I. 322), davon ſind allerdings mehrere reich an den herrlichſten Vorſchriften der Moral und Weisheit (Bohlen, I. 359—366). Dieſe ſind aber kein Erzeugniß der Spekulation, ſondern eines feinen Beobachtungsgeiſtes und der ſanften Naturanlage der Indier ganz gemäß. Hingegen den gehaltloſen Ergebniſſen der ſpekulativ-aſiatiſchen Grübeleien der Indier kann auch die höchſte Poeſie das Langweilige und Unbefriedigende für Kopf und Herz nicht benehmen. Vergl. Klapproths Beleuchtung und Widerlegung der Forſchungen des P. Schmidt, S. 94.

*) Philosophi, quod summum fuit humanæ sapientiæ assecuti sunt, ut intelligerent, quid non sit: illud assequi nequiverunt, ut dicerent, quid sit. Lactantius Divin. Instit. l. II. c. 3.

Genau genommen, werden wir von unſerem eigenen Seyn und Leben nur gewiß durch den Glauben an Gottes ewiges Seyn und Leben, welches der Grund und das Vorbild des unſrigen iſt. Carteſius nennt daſſelbe mit Recht die erſte und untrüglichſte aller Wahrheiten. Gerade darum, weil ſie die Urquelle aller bedingten und unmittelbaren Erkenntniß iſt, kann ſie auch nicht bewieſen, ſondern nur (in uns entdeckt) erfaßt, ergriffen und (in und außer uns) nachgewieſen werden. Indem ſich der Menſch über die nothwendige und über alles andere, was gedacht wird, erhabene Idee des Urſeyns, in welchem ſein eigenes Seyn aufgeht, orientirt, erkennt er Gott; nicht an ſich, oder durch ein poſitives Eindringen in das höchſte Weſen, welches wohl nach allen unſern Wahrnehmungen und Schlüſſen, auch dem erſten der geſchaffenen Geiſter verſagt, iſt, ſondern durch ein beſonnenes und tiefes Ergründen ſeiner Selbſt und der Welt, die ihn umgibt*). Wer hingegen den Unendlichen in Begriffe oder Worte faſſen zu können meint, iſt eben ſo bethört, als der Götzendiener, der ihn darſtellen zu können meint in einem Bilde. Der Wortgötzendienſt iſt eben ſo verwerflich, als der Bildgötzendienſt. „Soll alſo der Menſch Gott gar nicht denken können und mit Worten bezeichnen dürfen?" Dies iſt ein Fehlſchluß. Denkt euch einen Geiſt mit jeder Vollkommenheit, und legt ihm die Namen derſelben bei: das iſt die einzig würdige Vorſtellung von Gott, deren ihr fähig ſeyd. „Was iſt aber Vollkommenheit? Ueberſteigt die Idee davon nicht auch jeden Begriff?" Allerdings! Was ſie iſt, kann der Verſtand dir nicht ſagen; wohl aber dein Gemüth, wird es von deiner Vernunft darüber befragt; es iſt das, dem eine Stimme in uns nachzuſtreben uns ermahnt, wenn wir es auch nie ganz zu erreichen hoffen dürfen. Die Vorſtellung, Idee vom Unbeſchränkten, Unendlichen, Vollkommenen, gibt uns die Vernunft. Aber mehr als die Idee kann ſie uns nicht geben. Beleben, gleichſam perſonificiren, kann ſie dieſe Idee nicht. Dies vermag nur das Herz**). Die Idee bleibt für uns todt, bis ſie ſich in der Gefühlswelt unſeres Gemüths zur Perſon ausbildet und durch unſer Leben ſelbſt belebt wird. Was iſt uns die

---

*) Ammon, die Fortbildung des Chriſtenthums, III. 226. Die Unzulänglichkeit unſerer Syſteme zum Erweis des Grundes von einer Menge von Thatſachen in der Welt beweiſet allerdings nur die Beſchränktheit des ſpekulativen Denkvermögens. Aber dieſe Beſchränktheit iſt ein hinreichender Grund, auf das Daſeyn einer höhern Intelligenz als die unſrige zu ſchließen, da jene Thatſachen ſich nicht in Abrede ſtellen laſſen.

**) 1 Kor. XIII. 9. 12. Nur darin liegt die Sicherſtellung gegen Trennung von Religion und Sittlichkeit, des Glaubens an das Göttliche von der Ausübung deſſelben. Dieſe Sicherſtellung hat die bloße Spekulation eben ſo wenig nach dem Verdrängen der mittelalterlichen Scholaſtik, als zur Zeit, da dieſe blühte, gewährt. In beiden Zeiträumen hat ſie vielmehr die Trennung zwiſchen Religion und Sittlichkeit vielfältig gefördert.

Idee von Gott, ſo lange wir uns in ihr nicht die höchſte Liebe, das Ideal vom Edelſten, was wir kennen, vergegenwärtigen, und dieſes Bild in uns dadurch Lebendigkeit und Beſtand erhält, daß wir die Liebe auch in unſerem Leben auszuprägen trachten, wodurch wir zum Gefühl einer Verwandtſchaft, einer Aehnlichkeit mit Gott gelangen. Erſt durch thatkräftige Liebe wird die Idee von Gott — Religion. Nur das iſt ein Leben, dieſes Namens würdig, das durchdrungen iſt von dem Bewußtſeyn und Gefühl des Einen Weſens, welches alles Seyn (das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige) in ſich faßt. Dieſes Lebens werden wir theilhaftig beim Betrachten der herrlichen reichen Natur, beim Vernehmen der heiligen Stimme des Guten in uns, und noch vollſtändiger, wenn wir aus Liebe zu Gott eine ſchnöde Neigung beſiegen oder unſere Kräfte, unſern Vortheil dem Wohl des Nächſten, der Geſellſchaft zum Opfer bringen*). — Die ganze Anlage des Menſchen und ſeine Stellung auf Erden deutet darauf hin, daß er zur Thätigkeit, zum Handeln, nicht zu einem vom Leben hinwegſehenden Spekuliren beſtimmt ſey, daß ſein Nachdenken vorzüglich dem Leben zugewendet ſeyn ſoll. Die ganze äußere Natur iſt ihm zur Bearbeitung für ſeine vernünftigen Zwecke übergeben. Er ſoll ſich aus ihr ſeine Welt ſo geſtalten, wie ſie dem Bedürfniß und der Förderung der menſchlichen Geſellſchaft nach Zeitumſtänden am beſten zuſagen mag. Darüber ſoll er aber die Bearbeitung ſeines Innern eben ſo wenig verſäumen, als der Urkraft vergeſſen, von welcher Alles das Daſeyn hat, und von der alle Bewegung, alles Leben ausgeht. Im Gewiſſen eines Jeden iſt das ewige Geſetz eingeſchrieben, welches auch in dem Gang der äußern Natur ſich ausdrückt, das Geſetz der ſtufenweiſen harmoniſchen Entwickelung und der Unterordnung des Einzelnen unter die Forderungen des Ganzen**). — Das Schauen des

---

*) Selbſt Hegel (Philoſophie der Religion II. 317.) geſteht es zu: „Die Religion muß gefühlt werden, muß im Gefühle ſeyn; ſonſt iſt ſie nicht Religion; der Glaube kann nicht ohne Gefühl ſeyn, ſonſt iſt er nicht Religion. Denn das Gefühl iſt innere Subjektivität in ihrer Einfachheit und Unmittelbarkeit.“ Aber er fügt (S. 308.) hinzu: alle Religionen, die falſcheſten, unwürdigſten ſind gleichfalls im Gefühle und im Herzen, wie die wahre. Es gibt eben ſo unſittliche, unrechtliche und gottloſe Gefühle, als es ſittliche, rechtliche und fromme Gefühle gibt. — Es kommt auf die Beſtimmtheit an, welche das Gefühl hat, das im Herzen iſt.“ Was gibt aber dem Gefühl dieſe Beſtimmtheit? Gewiß nicht die Spekulation; wohl aber die mit Vernunftprüfung verbundene Beobachtung, Erfahrung und Befolgung der Eingebungen des Gewiſſens.

**) „Eine nicht zur Herzensangelegenheit gewordene Wiſſenſchaft, eine nur adoptirte Lehre iſt und bleibt Verſtandesſache; ſie dient nicht ſich ſelbſt, iſt nicht um ihrer ſelbſt willen da, iſt ſich nicht abſoluter Selbſtzweck; ſo kann ſie unwillkührlich nur andern, ihr äußerlichen Zwecken dienen, und wird ſich eben ſo leicht zum Mittel der Leidenſchaft und des Fanatismus hergeben, als man dies von einem unentwickelten religiöſen Gefühl ohne Selbſtverſtand nur immer zu befürchten haben kann; es

Göttlichen, das die Spekulation neuerlich wieder in Anſpruch genommen hat*), iſt, wie der Apoſtel**) bemerkt, unſerm Geiſt vorbehalten, aber in einem andern Zuſtande, als dem irdiſchen. In dieſem kann das Streben nach Steigerung unſeres Glaubens an das Göttliche, zu einem Wiſſen deſſelben, nur zum Zweifel oder zur Selbſttäuſchung führen. Das, was die Theologen Wiſſenſchaft des Göttlichen nennen, iſt nichts weiter, als ein Verſuch, die Vorſtellungen vom Göttlichen in einen mit Klarheit zu überſchauenden, wohlgegliederten, harmoniſchen Zuſammenhang dergeſtalt zu bringen, daß kein Glied in der Kette der Glaubenslehren weggenommen werden kann, ohne daß das Ganze an Einheit verliere, daß hingegen eines durch das andere Licht und Beſtätigung erhalte, daß alle Wahrheiten als in einer Wahrheit begründet anerkannt werden***). Dem ſcharfſinnigſten theologiſchen Syſtem liegt aber etwas zu Grunde, das ſich als Thatſache darſtellt, die nicht durch die Vernunft als nothwendig demonſtrirt werden kann, wohl aber dem Bewußtſeyn als nothwendige unabweisliche Vorausſetzung ſich aufdringt†).

Jeden Menſchen belehrt ſein Gewiſſen und die Erfahrung, und die Ueberlieferungen aller Zeiten ſtimmen darin überein: daß ſeine Pflicht- und Berufserfüllung und ſeine Glückſeligkeit an eine ſolche Bezähmung ſeiner Sinnentriebe durch den Geiſt bedingt ſey, daß dieſer und ſeine Willenskraft für das, was das Gewiſſen für gut erkennt, ſtets die Oberhand habe††). Dagegen wollen

---

iſt in beiden Fällen nur eine gewiſſe abſtrakte Form und Geſtalt, nicht aber das in allen Geſtalten ſelbige Weſen, worauf der abſoluteſte Werth gelegt wird.“ Chalybäus, die moderne Sophiſtik. 1842. S. 19.

*) Schon Anſelm (Monolog. c. 10. 70.) bezeichnet das objektive Denken als Anſchauung.

**) 1 Kor. XIII. 9. 10. 12. 15. 2 Kor. V. 7. Vergl. Matth. V. 8.

***) Wenn aber Hegel (Philoſophie der Religion I. 148.) die Theologie als das Begreifen des religiöſen Inhalts bezeichnet, ſo verwechſelt er die kritiſche Prüfung mit dem Begreifen, ſo wie die Denkgläubigkeit mit dem Wiſſen.

†) Glaube an einen Gott, ſagt ein Alter (S. Stobaei Eclogae n. 5) und verehre ihn, ſpekulire aber nicht über ihn. Du vermagſt doch nicht mehr, als eben zu ſpekuliren. Verehre ihn ſtets als ſeyend und dir nahe ſeyend. Was aber Gott iſt, das will er ſelbſt nicht, daß du lerneſt. Dans l'établissement des rapports de l'homme avec la divinité la raison peut être regardée comme instrument du sentiment réligieux, la conscience en est le siége. — La raison fournit les idées réligieuses; la conscience est le siége du sentiment réligieux. Al. Vinet Mémoire à la faveur de la liberté des cultes. Paris. 1826. p. 89, 90. „Die Quelle des Unglaubens iſt eben der Widerſpruch des Lebens mit dem Glauben. Erſt wird der Glaube durch die Handlung, dann erſt durch den Gedanken widerlegt.“ Feuerbach Ueber Philoſophie und Chriſtenthum. Mannheim 1839. S. 69.

††) Während die Einen alles Große und Erhabene den Leidenſchaften zum Verdienſt anrechneten, wollten Andere in ihnen nur die Quelle

Dialektiker alter und neuer und neueſter Zeit herausgebracht haben, daß die Sinnlichkeit gleichen Anſpruch auf das Regiment habe, wie der Geiſt; ja ſogar, daß das Schwelgen im Sinnengenuſſe wahrer Gottesdienſt ſey. Die Dialektik war auch ſchon nahe daran, uns vorzudemonſtriren, daß es der Vernunft gemäß ſey, auf Vieren zu gehen, weil wir mit zwei Händen und zwei Füßen verſehen ſind. Wenn nun die ſpekulirende Dialektik ſo mit den Ergebniſſen unſers innerſten Bewußtſeyns verfährt, iſt es wohl zu verwundern, wenn ſie noch kühner und rückſichtsloſer mit den Ueberlieferungen der Vorzeit ſchalten zu dürfen meint? Allerdings iſt unſer Glauben, er mag auf inneres Bewußtſeyn, oder auf Erfahrung und Ueberlieferung ſich gründen, für das Leben von keinem Werth, wenn er nicht in unſere das Leben leitende Geſinnung übergeht. Allerdings kommt es der Vernunft zu, die Aechtheit und Wahrheit unſerer Erfahrungen und Ueberlieferungen zu prüfen, um ſie vor Verfälſchungen und Täuſchungen zu bewahren. Aber den Glauben an ſie überhaupt zu zerſtören, indem man nur das, was wir wiſſen können, für vernünftig will gelten laſſen, iſt ein Unterfangen, das den Menſchen eines Hauptmittels ſeiner Erleuchtung und Leitung beraubt, ohne ihm Erſatz dafür bieten zu können.

In einer Welt, wo ſo viel gezweifelt und geſtritten wird, wo ſo viele von einander abweichende Meinungen ſtattfinden und ſich geltend zu machen ſuchen, wo wir ſo viele Beſtrebungen zu täuſchen wahrnehmen, wo wir ſelber uns ſo oft über Selbſttäuſchungen ertappen, iſt es erhebend und beruhigend, daß über nichts in unſerem Innern größere Gewißheit obwalte, als dem, was das ſittliche Bewußtſeyn, das Gewiſſen, uns als gut oder böſe verkündigt *). Daher rührt auch wohl ohne Zweifel das Wort „Gewiſſen.“ Der dialektiſche Verſtand hat zwar auch in der Moral Zweifel und Ungewißheit auszuſäen und zu verbreiten gewußt. Zum Glück aber iſt des Gewiſſens einfältiger und ungekünſtelter Ausſpruch von dem Soll und Nichtſoll über alle gelehrten Theorieen Sieger geblieben. Es iſt kein unverderbter Menſch, der nicht dem ewigen Geſetze der Gerechtigkeit, das in jede Bruſt tief mit Flammenſchrift eingezeichnet iſt, den Vorzug

---

aller moraliſchen und geſellſchaftlichen Uebel erblicken. Beiden Anſichten lag eine mangelhafte Kenntniß der Leidenſchaften zum Grund. Man hat ſie mit den Winden, die das Schiff treiben, verglichen. Der Seefahrer weiß ſie zu benützen, ihre Gefahr abzuwenden.

*) In dieſem Sinne gilt Rouſſeau's Spruch (Émile L. V.): „La conscience est le plus éclairé des Philosophes.“ „Il faut, qu'il y ait quelque part une évidence plus forte que tous les fantômes aux quels une imagination ou une dialectique puissante peut donner un faux air de vérité. Il faut fortifier la conscience, afin que le plus simple et le plus ignorant ait un réfuge contre la tyrannie de l'intelligence, et une position inexpuquable au millieu des conquêtes du savoir. A. Vinet Essai par la manifestation des convictions religieuses. Paris 1842. p. 16.

gebe vor jedem andern, das Menſchenklugheit (Politik) oder ſchnöde Selbſtſucht, oder Wahn, oder Vorurtheil erfunden haben. Auch dem verhärteteſten Böſewicht, dem verſchmitzteſten Gleißner ſpricht in ruhigen Augenblicken ſein Gewiſſen das Verwerfungsurtheil, wofern es nicht ganz erſtorben iſt, was ſich freilich bei Einzelnen als möglich denken läßt. Die ganze Lehre des Chriſtenthums aber in Beziehung auf das Dieſſeits und das Jenſeits erhält durch getreue Ausübung im Leben für den Einzelnen eine Gewißheit und Zuverſicht, die durch keine Einwendungen der Sophiſtik und durch keine widrigen Ereigniſſe erſchüttert werden kann*).

Zwiſchen Glauben und Wiſſen beſteht für ſich ſelber eben ſo wenig ein Widerſtreit, als zwiſchen Erfahrung und Verſtand, Gemüth und Vernunft**). Nur die Spekulation hat ſie, unter dem Vorwand ſie auszuſöhnen, im Widerſtreit gezeigt, und ſie hat den von ihr ſelbſt geſchürzten Knoten, anſtatt ihn zu löſen, damit zerhauen, daß ſie die Nichtigkeit von Beiden (von Glauben und Wiſſen) darzuthun ſuchte. Sehr treffend iſt bemerkt worden: „es müſſe dahin kommen, daß nimmermehr von einem Gebrauche, ſondern nur von der Befolgung oder Beachtung der Vernunft und insbeſondere bei dem Blick auf den Menſchen von der Entwickelung derſelben, die Rede ſey***). Daß bisher immer noch von Mißbrauch der Vernunft gegen den Glauben die Rede ſeyn kann, und davor gewarnt werden muß, daran iſt Niemand ſchuld, als die dialektiſche Spekulation. Dieſe bringt bald heraus: in der Religion ſey kein Vernunftgebrauch zuläßig, bald: wer nicht die

---

*) Dei autem præcepta, quia simplicia et vera sunt, quantum valeant in animis hominum, quotidiana experimenta demonstrant. Lactant. Divin. Institut. L. III. c. 26. Der Sohn Gottes offenbarte uns von deſſen Reich alles dasjenige, was er für unſere Heiligung und Beſeligung förderlich erachtete. Dies für mehr als Bruchſtücke der Erkenntniß des Reichs Gottes anzuſehen, ſind wir durch nichts berechtigt. Eine Wiſſenſchaft von ſeinem Reiche, die Alles darin im Zuſammenhang durchſchaut, können wir nicht anſprechen. Das Vorgeben von Theologen, eine ſolche Wiſſenſchaft von unſerm Geiſte aufzubauen, ſo gut es auch gemeint ſeyn mag, beruht auf eitler Einbildung. Man ſpricht von einem Bedürfniß göttlicher Wiſſenſchaft. Dieſes Bedürfniß haben die Chriſten jetzt eben ſo wenig, als zur Zeit der Apoſtel. Man verwechſelt aber Wiſſensbedürfniß mit Wißbegier. Letzterer begegnen wir frühzeitig unter Chriſten, nud die Theologen haben ſie genährt, ohne ſie je zu befriedigen.

**) „Da Vernunft, ſagt Leibnitz, ein Geſchenk Gottes iſt, ſo gut wie der Glaube, ſo würde in ihrem Kampfe wider einander Gott gegen Gott kämpfen." S. Guhrauer Biographie v. Leibnitz. II. 252.

***) J. Salat. Drei Aufſätze über den Rationalismus in Abſicht auf das Höchſte der Menſchheit. Landshut. 1828. S. 40. Der Verf. beruft ſich S. 70. auf Tertullians Worte (Adv. Marc. L. II.): Nec ratio sine bonitate, nec bonitas sine ratione est. So ſagt auch Herbart (Encyklopädie der Philoſophie. 1831. S. 369): die Vernunft müſſe ſelbſt als diejenige bezeichnet werden, welche fördert, ordnet und dadurch herrſcht.

Vernunft als das einzige Orakel in Religionsſachen anerkenne, der müſſe folgerecht der Unvernunft huldigen. Sie läßt nur die Idee des abſoluten Wiſſens für Wahrheit gelten, und will in allen Ueberlieferungen nur das für wahr erkennen, wovon ſie die Nothwendigkeit in ihrer Idee erkennt. Dies iſt der Punkt, wo die rein ſpekulative Vernunft ihre Grenze mißkennt und überſchreitet, indem ſie eine Anforderung, welche in dem Gebiete der nach mechaniſchen und phyſiſchen Naturgeſetzen bewegenden Welt volle Geltung hat, auch auf die überſinnliche Welt ausdehnt. Sobald die Spekulation ſich das Vermögen zuſchrieb, mittelſt der Dialektik den religiöſen Glauben wiſſenſchaftlich zu begründen, mußte ſie nothwendig einen der zwei Wege einſchlagen: entweder mußte ſie darzuthun ſuchen, der Beweis der Glaubenslehren ſtehe einzig der Dialektik der Vernunft zu, oder, ſie mußte ſich zur Aufgabe machen, darzuthun, daß die poſitiven Offenbarungslehren Glauben fordern und gebieten, wenn ſie auch mit der Vernunft im Widerſpruche ſtünden. So drängt die Spekulation die Theologie zwiſchen zwei Abgründe hin: die Vergötterung der Vernunft*) und ihre völlige Herabwürdigung*). *Hegel* will die Vernunft mit der Religion dadurch *verſöhnen*, daß er dieſe in ihren mannichfaltigen Geſtaltungen als nothwendig nachweist**). Dieſes Wageſtück das Problem nicht zu löſen, ſondern zu zerhauen, enthält einen ſich ſelbſt auflöſenden Gegenſatz. Bedarf doch die Religion, abgeſehen von ihrer beſondern Geſtaltung, keine Verſöhnung mit der Vernunft, indem ſie mit dieſer in keinem Widerſpruch ſteht. In manchen Geſtaltungen der Religion hingegen iſt viel Unvernünftiges, und dieſes als nothwendig darzuſtellen, iſt ebenſo vergeblich, als wenig es die Zuſtimmung der Vernunft erhalten könnte. — Will die Theologie ſich aus dem Engpaß, in welchen die Dialektik ſie zwiſchen der Dictatur der ſpekulirenden Vernunft in Religionsſachen und der Zulaſſung des Unvernünftigen hineindrängt, retten, was bleibt ihr übrig, als der ſpekulirenden Vernunft das Vermögen, in überſinnlichen Dingen *dogmatiſirend* aufzutreten, geradezu abzuſprechen und ſich über ihren Anſpruch darauf in keine Unterhandlung einzulaſſen***)? Doch dies thun jetzt nur wenige Theologen. Die meiſten treffen wir noch immer in der einen oder der andern Abtheilung der Verehrer der dialektiſchen Spekulation. Wenn Mehrere von ihnen Seitenwege aufſuchen, um dem Vorwurf ſowohl der bloßen Vernünftigkeit (des ſtrengen Rationalismus),

---

*) Daß unſere Vernunft ein abſolutes Weſen ſey, iſt eine ganz willkührliche Annahme; denn daraus, daß ſie zur Idee eines abſoluten Weſens ſich in Gedanken erheben kann, folgt nicht ihre eigene Abſolutheit. Mag Denken und Seyn in Gott zuſammenfallen (identiſch ſeyn), ſo folgt daraus keineswegs, daß das Nämliche für uns der Fall ſey. Wenn Einige ſagen: nur das, was ſelbſt unendlich iſt, könne das Unendliche denken, ſo iſt dies eben ſo wenig richtig, als wenn man ſagte: nur ein König könne ſich das Königthum, nur ein Reicher den Reichthum denken. Uebrigens iſt die Idee des Unendlichen noch kein Begreifen des Unendlichen. — Wenn wir übrigens von Gottes Denken und Seyn reden, ſo iſt dies eine Art Anthropomorphismus. Es iſt aber ein ſolcher, dem wir nicht ausweichen können. Selbſt von Perſönlichkeit, einem Begriff, der immer an Beſchränkung erinnert, kann nur uneigentlich bei Gott die Rede ſeyn, wenn gleich der Mangel eines paſſendern Ausdrucks die Benennung der drei Weiſen oder Wirkungsarten oder Geſtalten, in denen ſich der Eine Gott den Menſchen darſtellte, als drei Perſonen rechtfertiget. Für das Weſen Gottes am meiſten bezeichnend, iſt der evangeliſche Ausdruck: „Gott iſt ein Geiſt.“ Er ſagt Alles für den, dem das Höchſte der Geiſt iſt, deſſen Weſen in der Frei- und Selbſtthätigkeit im Gegenſatz der Materie beſteht. Um aber Gott von allen Geiſtern zu unterſcheiden, müſſen wir ihm die Unendlichkeit, Urſachloſigkeit, Schrankenloſigkeit beilegen. Alles Endliche hat urſprünglich ſeinen Grund in dem Unendlichen, in Gott, dem unendlichen Geiſt, den wir weder mit der Vernunft noch mit den Sinnen faſſen können. Zwar ſcheint uns ſeine Welt ſich von ſich ſelbſt zu bewegen. Dies iſt es aber eben, was das Werk Gottes um ſo bewunderungswürdiger macht. Weil Gott der Grund, der Urheber der Welt iſt, ſo iſt er deßwegen nicht auch der Grund des Böſen in ihr. Denn das Böſe (nicht mit dem Uebeln zu verwechſeln) iſt nur das Erzeugniß eines Gebrauchs der Freiheit des Willens, der dem Willen Gottes, wie er ſich dem Gewiſſen kund gibt, zuwiderläuft. „Nous confondons nos vaines et trompeuses connaissances avec la souveraine intelligence qui voit d'un coup d'oeil la verité de toutes choses.“ J. J. Rousseau. Daraus, daß unſere Vernunft das Unendliche nicht ergründen kann, folgt keineswegs das Nichtſeyn des Unendlichen. Eben ſo wenig, als das Nichtſeyn der

---

Geſtirne daraus folgt, daß wir ſie mit der Hand nicht berühren können. Unſer äußeres Auge ſieht die Geſtirne und unſer inneres erfaßt das Unendliche im Bewußtſeyn, in der Idee.

*) Wenn die Vernunft unvermögend iſt, uns eine Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge zu verſchaffen und den Glauben an ſie in ein Wiſſen zu verwandeln, ſo iſt doch der Schlußgang unrichtig, daß die Vernunft in Beurtheilung von Lehren und Behauptungen, göttliche Dinge betreffend, ganz unvermögend ſey. Denn was wäre denn die Vernunft, wenn es ihr nicht zukäme, unſer Urtheil zu beſtimmen, Wahrheit von Irrthum zu unterſcheiden? „Comme si la révélation ne devoit pas etre raisonnable, ou que la raison ne fut pas acquise par une instruction, qui n'est autre chose qu'une révélation divine ou humaine.“ *Bonald*, Législation primitive I. 67. Derſelbe ſagt (p. 68.): „la foi n'est jamais plus simple, que lorsque la raison est plus éclairée.“ Auf *Evidenz* macht der Glaube keinen Anſpruch. Aber, wenn er auf guten Gründen beruht, können die Einwendungen der Vernunft nur dann den Sieg über ihn ausſprechen, wenn ſie mit Evidenz ſeine Grundloſigkeit darthun.

**) Philoſophie der Religion, II. 288.

***) „Das iſt es gerade, was die neueſten Widerſacher des Chriſtenthums zu erreichen ſuchen; ſie möchten den Streit hinweglocken aus ſeiner eigenthümlichen Sphäre auf den Boden jener abſoluten Logik, und wenn ihnen dies erſt gelänge, hätten ſie gegen die chriſtliche Theologie gewonnen Spiel. — Wäre (die Theologie) nur erſt ſo fügſam, nichts mehr wiſſen (d. i. als wahr annehmen) zu wollen, was ſie nicht aus jener Logik beweiſen könnte, ſo wäre die Beilegung der übrigen Differenzen eine wahre Kleinigkeit, nicht um ein Haar ſchwerer, als der Friede zwiſchen zwei Kriegführenden Mächten, von denen die eine der andern ihre Heere, Waffen, Feſtungen ausgeliefert hätte.“ *Julius Müller*, das Verhältniß der dogmat. Theologie zu den antireligiöſen Richtungen, Breslau 1843. S. 20.

als der Unvernunft (des Irrationalismus) auszuweichen, ſo machen ſie zuweilen das Uebel noch ärger, indem ſie der Verzichtung auf Folgerichtigkeit überwieſen werden. Dahin gehören mehrere franzöſiſche Denker, die in neueſter Zeit auf die Anſicht verfallen ſind, daß die Ueberlieferung überhaupt die einzige Quelle der Wahrheit oder wahren Erkenntniß ſey. Die Ueberlieferung iſt allerdings der einzige Weg, auf welchem das Bewußtſeyn der Menſchen aus verſchiedenen Zeiten in Verbindung geſetzt und fortgepflanzt werden kann; ſie iſt die Sprache des Bewußtſeyns einer Zeit, eines Geſchlechts an die folgenden. Aber jede Ueberlieferung ſetzt, um erfaßt zu werden, ſchon Erkenntniſſe voraus, und ſolche ſind ja ſelbſt ihr Gegenſtand. Um Ueberlieferungen zu beurtheilen, um ſie zu prüfen, muß ein Geſetz vorausgehen, nach welchem dies mit Zuverläßigkeit geſchehen kann *). Dieſes Geſetz aber muß nothwendig an unſer Bewußtſeyn ſich anknüpfen. Oder wo anders ſollte es ſeinen Haltungspunkt finden? Der Ueberlieferungen gibt es gar viele, zum Theil ſich widerſprechende. Soll alſo irgend eine als Quelle und Kriterium der Wahrheit anerkannt werden, ſo muß nicht nur eine richtige Herſtellung (Conſtatirung) von ihr ſelber und allen andern dahin einſchlagenden Ueberlieferungen, ſondern auch eine genaue Vergleichung und Würdigung der ſämmtlichen Ueberlieferungen vorausgehen. Dies erfordert aber eine große, höchſt ſchwierige Arbeit, welche überdies eine ſeltene Gelehrſamkeit in Anſpruch nimmt. Wer bürgt uns aber für die Redlichkeit, Unbefangenheit und Irrthumsloſigkeit dieſer gelehrten Unterſucher? Und wenn ſie zwieſpältiger Anſicht ſind, welchem kommt es zu, über den Vorzug der einen vor der andern zu entſcheiden?.. Nach jener Theorie könnten wir alſo entweder nie zur Erkenntniß des Wahren gelangen, oder man müßte ſich beſcheiden, das Anſehen des Ausſpruchs weniger Gelehrten als das Orakel der Wahrheit anzuerkennen. Das Bedenkliche des Letztern ſpringt in die Augen. Die Annahme der Ueberlieferung als Urquelle aller wahren Erkenntniſſe gibt überdies der Einſchwärzung und Verbreitung aller Arten von Wahnglauben durch das Anſehen, das ſie der Ueberlieferung überhaupt einräumt, Vorſchub. Mittelſt der Methode der Wahrheits-Erforſchung, welche dieſe Theorie bezeichnet, wird man demnach nie zur entſchiedenen Feſtſtellung einer Wahrheit kommen, während ſie der Wahngläubigkeit eine breite Straße bahnt. — Diejenigen, welche der Dialektik der Spekulation die Befugniß zueignen, die Wahrheit der Glaubenslehren zu ermitteln, verwerfen zwar auch die Ueberlieferungen nicht, wollen aber nichts als wahr zulaſſen, was nicht die dialektiſch-ſpekulirende Vernunft in der Idee für nothwendig erkannte. Wie wenig aber

---

*) Cum sapere, id est veritatem quærere omnibus sit datum, sapientiam sibi adimunt, qui sine ullo judicio inventa majorum probant et ab aliis pecudum more ducuntur. Lactantius Divin. Institut. L. II. c. 8.

die Vernunftforſcher darin unter ſich übereinſtimmen, wiſſen wir. Das ſpekulative Forſchen anerkennt ſeiner Natur nach keine Schranke. Da es nie befriedigt, ſo drängt und dringt es immer vorwärts. Da indeſſen die Schranken durch den wirklichen Beſtand der Dinge geſetzt ſind und unverrückt blieben, ſo ermuthigt ſich die ſpekulirende Vernunft durch die Einbildung, daß ſie von Eroberung zu Eroberung fortſchreite, indem ſie neue Wortformen für neuentdeckte Wahrheiten hält. Will man nichts als glaubwürdig gelten laſſen, was man nicht ſpekulativ begreifen kann, ſo wird man zuletzt auch unſere Wiſſenſchaft um allen Glauben bringen*). Wenn wir in der Vernunft das uns verliehene Geiſtesauge anerkennen, womit wir Wahrheit von Irrthum unterſcheiden können, ſo können wir zwar nicht in Abrede ſtellen, daß alle in den Kreis der Ueberlieferung hineinreichende Begriffe der Prüfung der Vernunft unterliegen, wofern wir der Täuſchung entgehen wollen. Aber um mit Zuverläßigkeit zu beurtheilen, ob und in wie ferne ſich in einem ſolchen Bereiche, dem Element der belehrenden Wahrheit, das der Dichtung und des Sagenhaften beigemiſcht habe, muß eine genaue und unbefangene Unterſuchung der darin vorgebrachten Thatſachen, der Quellen, aus denen ſie geſchöpft ſind und des Ausdrucks ihrer Darſtellung vorangehen**). Wo ſie nach einer ſolchen

---

*) **Hegel** ſagt (Philoſophie der Religion I. 75.): „Gott iſt weſentlich im **Denken**. Der Verdacht, daß er durch das Denken nur im Denken iſt, muß uns ſchon dadurch aufſteigen, daß der Menſch nur Religion hat, nicht das Thier.“ Er will nicht zugeben, daß unſere Idee von Gott vom Gefühl herrühre, wiewohl ſie in die Form des Gefühls verſetzt werden könne. Dabei nimmt er aber willkührlich an, daß der Adel des Menſchen (ſein Weſenunterſchied vom bloßen Thiere) blos im Denkvermögen, nicht auch im Gefühl und vorzüglich im Gewiſſen (ſittlichen Bewußtſeyn) beruhe. Bloßes Denken führt nicht zu Gott; das Gewiſſen und das Gefühl muß vorhergehen. Davon wollen jedoch die Hegelianer nichts hören. Ph. **Marheineke** ſagt in ſ. Einleitung in die öffentl. Vorleſungen über die Bedeutung der Philoſophie in der chriſtl. Theologie, Berlin 1842. S. 53: „das Wiſſen iſt der Hegel'ſchen Philoſophie abſolutes Ziel. Nur ſie kann in Stand ſetzen, das Factum des chriſtl. Glaubens, auf dem Wege der Kritik und Geſchichte gewonnen, in die Sphäre des Wiſſens zu erheben (!).“

**) Wenn gleich die Wahrheit des Chriſtenthums unabhängig von menſchlichem Zuthun beſteht, ſo kann ſie doch nur mittelſt des von Gott uns verliehenen Organs der Vernunft und unſeres ſittlichen Bewußtſeyns erfaßt und erkannt werden, und es kann der Menſch ſeine Geiſtesgaben nicht edler verwenden, als indem er ſich ihrer dazu bedient, dieſe Wahrheit heller ins Licht zu ſtellen, ſie faßlicher und fühlbarer zu machen. Seine Vernunft, ſein Scharfſinn, ſeine bildende Kraft, ſein Schönheitsſinn, der chriſtlichen Offenbarung ſich widmend, vermögen nicht wenig, um eine Verehrung für ſie feſtzugründen, die mit Hingebung, mit freudiger Erfüllung ihrer Vorſchriften verbunden iſt. Ihr etwas hinzufügen, ſie bereichern, können ſie freilich nicht. Aber indem die Vernunft nachweiſt, daß ohne die göttliche Offenbarung unſere Erkenntniſſe von göttlichen Dingen höchſt unbefriedigend wären, daß ſie allein dieſelben ergänzen, daß ſie die ſcheinbaren Widerſprüche in uns und in unſerem Verhältniß zur Welt ausgleichen, Unterſuchung nicht zur Gewißheit gelangen kann, ziemt es der Vernunft, ihr Unvermögen einzugeſtehen, ohne in dieſem Falle das Recht, einen entſcheidenden Ausſpruch zu thun, ſich anzumaßen. Eine ſolche Beſcheidenheit wäre aber in den Augen Derjenigen, welche die dialektiſche Spekulation als die einzig berechtigte Baumeiſterin der Religion, die von ihr als Wiſſenſchaft betrachtet wird, anſehen, ein Hochverrath an der Vernunft. Freilich geräth die Spekulation ſelbſt bei der großen Abweichung der Syſteme, welche ſie in verſchiedenen Köpfen erzeugt, mit ſich in Widerſpruch. Und wem kommt es zu, zu entſcheiden, welches das richtige ſey? Doch, abgeſehen davon, hat die Spekulation in Bezug auf die Urkunden des Chriſtenthums nach und nach folgende Richtungen eingeſchlagen: Sie hat in Hinſicht auf das Ganze dieſer Ueberlieferungen alle Kräfte des kritiſchen Scharfſinns angeſpannt, um die Aechtheit der bibliſchen Schriften zweifelhaft zu machen. Da ſie aber bei den meiſten und gewichtigſten ihr Unvermögen, deren Unechtheit zu beweiſen, ſelbſt eingeſtehen mußte, ſo hat ſie alles aufgeboten, um ihre Glaubwürdigkeit zu beſtreiten. Sie hat von der Bibel in Bezug auf Thatſachen Proben der Gewißheit gefordert, während von allen andern Geſchichtsbüchern nur Wahrhaftigkeit und eine Wahrſcheinlichkeit verlangt wird, vor welcher die Widerſprüche und Einwürfe verſtummen. Sie hat aus dem Umſtande, daß die Verfaſſer bibliſcher Bücher in vielen Dingen, die das Menſchenheil nicht berühren, nach den Begriffen ihrer Zeit ſich ausdrücken und vernehmen laſſen, ihre Unglaubwürdigkeit in Hinſicht der Heilswahrheiten gefolgert. Selbſt aus dem Alterthum, welches als Grund des Anſehens bei andern Geſchichtsbüchern angeführt wird, hat ſie bei der Bibel auf ihre Unvollkommenheit geſchloſſen, weil im Anfang Alles unvollkommen ſey. Aus dieſem Grund hat ſie den Anſpruch der Bibel auf Offenbarung vollkommener Wahrheit als unzuläßig zurückgewieſen. Sie hat ihn auch mit dem Trieb des Menſchen nach Vervollkommnung unvereinbarlich gefunden. Endlich hat ſie, um die Glaubwürdigkeit der Bibel zu erſchüttern*), ihre Hauptanſtrengungen dahin gerichtet, alles Uebernatürliche

---

daß ſie beſſer als alles Andere unſern Bedürfniſſen zuſagen, unſere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Uebereinſtimmung bringen, ſo muß man zugeben, daß die Vernunft dem Chriſtenthum werthvolle Dienſte leiſten könne. Der Scharfſinn deckt den Trugſchein der Einwürfe auf, womit der dialektiſche Zweifel ſeine Wahrheit angreift. Auch die bildende Kraft kann ſich um dieſe verdient machen, indem ſie uns dieſelbe in anſprechender Geſtalt näher bringt und unſere Gefühle ihr zuwendet.

*) Doch muß hier, der Wahrheit zur Steuer, bemerkt werden, daß es auch Exegeten gibt, deren Beſtreben, das Wunderbare in den bibliſchen Erzählungen natürlich zu erklären, nicht die Erſchütterung des Anſehens der Bibel, ſondern vielmehr die Befeſtigung deſſelben bezielte, indem ſie dadurch die Angriffe von Seite der Vernunft abzuwehren gedachten. Würde aber wohl die Naturgeſchichte durch Vereinfachung gewinnen, wenn man aus ihr das Unerklärliche beſeitigte? —

aus ihr wegzudemonſtriren, wobei ſie von dem ganz unerwieſenen Axiom ausging, nach welchem Gott keine Abweichung von den Geſetzen der Natur (welche wir ſelbſt doch nur ſehr unvollſtändig kennen) wollen könne *). — Allererſt hat ſie verſucht, das, was in den bibliſchen Darſtellungen erſcheint, als *Ergebniß der Naturkräfte* zu erklären. Sodann iſt ſie, um dieſem ſchwierigen Verſuch zu Hülfe zu kommen, auf den Gedanken verfallen, den *Zweck* der Ereigniſſe, welche die Bibel berichtet, zur Norm und zum maßgebenden Leitſtern bei der Erklärung und Auslegung der bibliſchen Darſtellungen zu machen, und ſie unternahm es, einen ſolchen *Zweck* darin zu entdecken und nachzuweiſen, der (nach ihrem Augenmaß) der vernünftigſte wäre. Anſtatt ſich mit dem in den Urkunden ausgſeprochenen Zweck genügen zu laſſen, dem kein Widerſpruch mit der Vernunft nachgewieſen werden kann, hat ſie ſcheinbare Gründe aufgeſucht, um einem andern Zweck, von dem die Urkunden nichts ſagen, Geltung zu verſchaffen. Sie hat dialektiſch einen *oſtenſibeln* (öffentlich eingeſtandenen) und einen *geheimen* Zweck herausgekünſtelt, und ſo das Chriſtenthum mit den heidniſchen Myſterien (gegen alle Geſchichte) auf Eine Linie geſtellt. Der Wolfenbüttler Fragmentiſt hat allen Scharfſinn aufgewendet, um glauben zu machen, der Zweck Jeſu ſey während ſeinem Leben ein *politiſcher* geweſen, nach ſeiner Kreuzigung aber hätten die Apoſtel einen *moraliſchen* untergeſchoben. Endlich hat die Spekulation, nachdem die unbefangene Prüfung und Beleuchtung ihrer Verſuche einer nicht in den heil. Urkunden bezeichneten Zweckbeſtimmung und der Erklärung des Uebernatürlichen als natürlich ihre Unhaltbarkeit dargethan hatte, einen höhern poetiſchen Schwung genommen, und die Entdeckung bekannt gemacht, daß man mit Vernunft in den bibliſchen Erzählungen *lauter Mythen* erblicken müſſe. So hat ſie auf einem neuen Wege das Chriſtenthum den übrigen, vorzüglich den heidniſchen Religionen, gleichzuſtellen geſucht, deren Mythus bekanntlich von Zeit zu Zeit eine andere Deutung erhielt, und ſich dazu ſehr fügſam erwies **).

---

*) Warum ſollte der unendliche Geiſt in dem gewöhnlichen Naturlauf nichts ändern können, während unſer endlicher täglich darin durch Kunſt Veränderungen vornimmt?

**) Außerdem, daß der *Mythismus*, wie man ihn jetzt zum Syſteme geſtaltet, ſelbſt eine bloße Erfindung der ſpekulirenden Vernunft iſt, öffnet er auch dem *Myſticismus* ein weites Feld. Dieſer wird nicht ermangeln, es neuerdings mit ſeinen Erfindungen anzuſäen, und was hat er nicht ſchon in der Bibel gefunden! — Der menſchliche Geiſt iſt ein Kind; überall ſucht er ſich Spielzeuge, wäre es auch nur, um ſich zu üben. Die großen Wahrheiten der Bibel ſtehen hoch über allem dem. Symbole und Allegorien kann ein ſcharfſinniger Geiſt in der Bibel überall wie in der Natur auffinden. Aber deswegen iſt die Bibel eben ſo wenig als die Natur blos Symbol und Allegorie. — *Sokrates* ſagt (bei Platon im Phädros): „Wer die vielen unbegreiflichen und wunderbaren Weſen (der heidniſchen Mythologie) einzeln auf etwas Wahrſcheinliches bringen will, der werde mit einer wahrlich unpraktiſchen Weisheit viel Zeit verlieren; er habe dazu

Ueberhaupt hat die dialektiſche Spekulation der gründlichen Exegeſe (Erklärung und Auslegung) unſerer wichtigſten Ueberlieferung (der Bibel) den größten Abbruch gethan. Sie iſt durch willkührliche Vorſchiebung einer von ihr ausgeheckten Idee der geſunden, ungekünſtelten Forſchung, welche die Sprachkunde, die Kenntniſſe von der äußern Natur, die Länder- und Alterthumskunde, die Pſychologie und die Menſchengeſchichte zu Rathe zieht, herriſch in den Weg getreten, und hat die Exegeſe in Labyrinthe hineingeführt, in denen ſie ſich nimmer zurechtzufinden weiß. Das Idealiſiren iſt da, wo es auf Thatſachen ankömmt, ein mißlicher Führer, welcher ihnen nur zu oft Blendwerke unterſchiebt, während er das Dunkel aufzuklären vermeint. Durch die Ueberſchätzung der Macht der dialektiſch ſpekulirenden Vernunft iſt manchen neuern Exegeten der Geſichtspunkt, aus welchem die bibliſchen Bücher vom Chriſten geleſen werden wollen, damit er daraus für ſeine ſittliche Veredlung und Heiligung, alſo für das Leben, den rechten Nutzen ziehe, ganz entrückt werden. Dieſe Exegeten legten auf das Buchſtäbliche und das Beiwerk ein viel zu hohes Gewicht, und ſetzten darüber den Geiſt des Ganzen, der von unvergänglicherem Werth iſt, und auf den es eigentlich allein ankommt, zu ſehr aus den Augen*). Mancher mühte ſich ab, bei den Evangeliſten hiſtoriſche Verſtöße aufzuſpüren, in der Meinung, ihrer Glaubwürdigkeit dadurch einen Stoß zu geben, einzig um einer ſpekulativen Idee Raum zu verſchaffen. Sie machten die Splitterrichter und, den Balken in dem Auge ihres idealen Syſtems überſehend, ſetzten ſie ganz außer Acht, daß es bei der fröhlichen Botſchaft des Welterlöſers und in den einfachen Berichten von ihr keineswegs von hoher Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſich handle, die das Heil der Welt um keinen Schritt weiter bringt, ſondern einzig von der Weisheit des ewigen Lebens, die nicht in Begriffen und Worten, ſondern in thatkräftiger Geſinnung beſteht**).

---

ganz und gar keine, weil er noch immer nicht zur Selbſterkenntniß gelangt ſey.“ —

*) Allerdings will die Bibel geiſtig aufgefaßt und erklärt werden, aber im Geiſte, in dem ſie geſchrieben iſt, nicht im Geiſte, den man willkührlich hineinträgt.

**) Von ſolchen Exegeten ſagt J. J. Rouſſeau (Oeuvres, Deuxponts 1772. Mélanges I. 71): ils nous font sentir avec leur modestie ordinaire, que les auteurs sacrés avaient grand besoin de leur secours pour se faire entendre et que le saint esprit n'est pas sûr de s'exprimer clairement sans eux. Die Wahrheit ſolcher Erzeugniſſe der Spekulation, die die Zuverſicht des Glaubens an göttliche Dinge und die Kraft zur Pflichtübung ſchwächen, iſt ſehr verdächtig. Wohl kann die Wahrheit dem Menſchen nicht ſchaden, aber eben deshalb ſind jene Erzeugniſſe der Spekulation die Wahrheit nicht. (Vergl. Rousseau Emile L. IV.) Iſt es eines Philoſophen würdig, zu vergeſſen, was der ganze Menſch, auch ſeine Vernunft, der chriſtlichen Offenbarung ſchuldig iſt, die die höchſten überirdiſchen Wahrheiten, an denen uns Alles gelegen, gleichſam vor unſern Augen durch irdiſche Thatſachen beſtätigt? Wären die Evangelien auch nie geſchrieben worden, das

Die Nothwendigkeit des kritiſchen Studiums der bibliſchen Urkunden iſt in der Kirche verlängſt anerkannt. Aber ein offenbarer Mißgriff wäre die Verbreitung deſſelben unter das ungelehrte Volk. Selbſt von den Ergebniſſen dieſes Studiums ſind für deſſen Belehrung nur diejenigen geeignet, die kein Zankapfel der Gelehrten mehr ſind, und dazu dienen können, die Vorſtellungen von göttlichen Dingen zu läutern und die Geſinnungen zu verbeſſern. Alles Uebrige, was die gelehrten Forſchungen zu Tage gefördert, mag ferner ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Erörterung bleiben; aber was ſoll es dem Volk? Dieſem aufgetiſcht, kann es nur Unſegen bringen. Man dringt ihm etwas auf, was es nicht brauchen und geiſtig nicht verdauen kann, und nimmt ihm das, was ihm zur Feſtigung ſeines Tugendſinnes unentbehrlich iſt, den frommen Glauben, die gläubige Zuverſicht. Das erbauliche Bibelleſen wird ihm ganz verkümmert.

Siebenter Abſchnitt.

Die nachtheiligen Einflüſſe der eingebildeten Wiſſenſchaft auf alle Erkenntniſſe und Lebenszuſtände werden immer fühlbarer.

Nach allem dem wäre die dialekiſche Spekulation in ihrem Streben, die Ueberlieferungen zu beherrſchen, zu Ergebniſſen gelangt, die für den Glauben zerſtörend ſind, ohne das Wiſſen im mindeſten zu fördern *). Folgerichtig konnte ſie auf dem Wege, der von

---

Chriſtenthum hätte doch fortbeſtehen und ſich fortpflanzen können. — Wir haben ſie aber dieſe Urkunden, deren weſenhafter Inhalt längſt in jedes chriſtliche Bewußtſeyn übergegangen iſt. Daher verſündigt ſich Jeder an dem Chriſtenthum ſelbſt, der deſſen Urkunden, das Gemeingut der Chriſtenheit, mit Verachtung, Unglimpf oder Willkühr behandelt. Und welcher noch ſo wiſſenſchaftlich gebildete Chriſt kann ſich befugt erachten, den Inhalt dieſer Urkunden der Dialektik ſeiner Intelligenz unterzuordnen?.. Ziemt es ſich, daß chriſtliche Theologen die heiligen Urkunden mit gleicher Spitzfindigkeit wie die Rabbiner behandeln, deren Unverſtand Chriſtus ſo ſcharf gezüchtigt hat?

*) Es iſt keine Ueberlieferung, die nicht im Laufe der Zeit der Verfälſchung und Mißdeutung ausgeſetzt wäre. Ihren lautern Gehalt und ihre wahre Bedeutung auszumitteln iſt daher ein löbliches Unternehmen. Aber auf Zerſtörung des Glaubens an Ueberliefertes ausgehen, ohne Erſatz dafür zu bieten, iſt eines Weiſen nicht würdig, der die Reinigung und Veredlung der Geſinnungen ſeines Volkes bezweckt. Ueberliefertes, das ſeit Jahrhunderten im höchſten Anſehen ſtand, bezweifeln, macht noch nicht weiſer und vollkommener, und ſchützt auch gegen das Glauben an Undinge und Täuſchungen nicht. Den Unglauben und Aberglauben ſcheidet oft nur eine Linie, und eine ungläubige Menge ſteht immer auf dem Abhang, ins andere Extrem zu fallen.

Verneinung zu Verneinung führt, bei der Zerſtörung des Offenbarungsglaubens nicht ſtehen bleiben; ſie mußte auch zur Abläugnung eines ſelbſtändigen und von allen andern Weſen ausgeſonderten Geiſtes in Gott führen, mochte ſie nun blos in einer Reflexion des denkenden Geiſtes oder in dem Weltall einen Gott anerkennen*). Mit gleicher Folgerichtigkeit kam ſie dahin, nur entweder eine Natur- oder eine Selbſtvergötterung, keine Anbetung Gottes mehr zuzugeſtehen**), und unvermeidlich muß ſie auch von da zur Verneinung des ſittlichen Bewußtſeyns fortſchreiten *).

---

*) In einem Aufſatze im XXXV. B. des Repertor. der theol. Literatur v. Rheinwald S. 168. heißt es: „Das Verneinen jeder empiriſchen Auctorität, alſo auch die rückſichtsloſe Behandlung der geſchichtlichen Urkunden des Chriſtenthums, die Beſtreitung des Wunders, als übernatürlicher That Gottes, die Unfähigkeit, ein menſchliches Individuum ſpezifiſch als den Gottmenſchen anzuerkennen, das Alles geht mit Nothwendigkeit hervor aus jener Spekulation, ſobald ſie, ihre metaphyſiſchen Kreiſe verlaſſend, in die Welt der Erſcheinung herniederſteigt, und ihre dort erkannten Denkbeſtimmungen auf die Geſchichte anwendet.“ S. 172: „Nun (ſeitdem Straußens Leben Jeſu erſchien) weiß man, was geſchieht, wenn jene Spekulation wirklich bis zur Wirklichkeit vorwärtsſchreitet; vorher, als ſie noch nur den Saum derſelben berührte, konnte man ungewiß darüber ſeyn.“ Jetzt (1843) hat Bruno Bauer (in ſ. Entdeckten Chriſtenthum) Feuerbachs Darſtellung vom Weſen des Chriſtenthums noch überboten, indem er die Religion überhaupt, vorzüglich aber die chriſtliche geradezu für das wahre Unheil und Elend der Menſchen erklärt. Das Merkwürdigſte an Bruno Bauers Schrift iſt, daß ſie die Verwerfung aller Religion als den höchſten Gipfelpunkt und das wichtigſte Ergebniß der Philoſophie darſtellt, aber ſich dabei aller dialektiſchen Beweiſe der neueſten Spekulationen enthält und nur die ſarkaſtiſchen Einwendungen der materialiſtiſchen Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (Engelmann, Holbach, Boulanger) gegen die Religion, namentlich die chriſtliche, wieder aufwärmt, und eben dadurch das Geſtändniß ablegt, daß die ſpekulativen Theorien des XIX. Jahrhunderts gerade bei der Verneinung des ſelbſtändigen Geiſtes und alles Göttlichen auslaufen, welche die materialiſtiſche Skepſis des XVIII. Jahrhunderts mit blendendem Witz als die wahre Weisheit beliebt zu machen geſtrebt hatte.

**) „Wer ſeinen Gott ſo conſtruirt wie Hegel, wer deſſen innerſte Gedanken von Uranfang weiß, wer Gott nicht über ſich, ſondern nur in ſich hat, und dieſem Gott weder ein Leben für ſich und unabhängig von der Welt, noch eigenes Bewußtſeyn auſſerhalb des menſchlichen Bewußtſeyns zugeſteht, dem bleibt kein anderer Gegenſtand der Verehrung als die eigene Vernunft, der eigene Geiſt, wenn er auch dieſen Geiſt den allgemeinen nennt; ihm bleibt kein anderer Gottesdienſt als Selbſtvergötterung.“ (Deutſche Vierteljahrsſchrift 1843. Heft 2.) Hiernach hat der Hegelianer Strauß den Cultus des Genius an die Stelle des Gottesdienſtes in Vorſchlag gebracht. Da H. Strauß unter dem Genius die ausgezeichnetſten, um die Menſchheit verdienteſten Geiſter verſteht, ſo iſt durch den von ihm vorgeſchlagenen Cultus der Menſchenvergötterung die Bahn eröffnet. (Der Cultus des Genius, mit beſonderer Beziehung auf Schiller, von Ullmann und Schwab, Hamburg 1840. Vergl. v. Reichlin-Meldegg, die Autolatrie, oder Selbſtanbetung ꝛc. Pforzheim 1843.) Allein der Pantheismus, er mag ſich wie immer wenden und geſtalten, enthält folgerichtig eine Verzichtung auf Alles, was dem Glauben an Gott und göttliche Dinge für den Menſchen einen Werth verleihen

Dieſer traurige Fortſchritt der Spekulation ſoll Niemanden in Verwunderung ſetzen. Bemerkenswerth iſt es aber, daß er gerade in einer Zeit geſchah, wo das Sinnen und Treiben in der Geſellſchaft ganz vorzüglich auf ſinnliches Wohlleben und die Mittel dafür hingerichtet war. Es iſt als ob der Unglaube, welchen die Spekulation ausheckte und ausbreitete, die Glocke werden ſollte, deren rauher Schall die Welt verhindere in betäubenden Sinnenſchlaf zu verſinken.

Seltſam genug ertönte nun von vielen Kathedern die Verkündung: der Tag der Erkenntniß göttlicher Wahrheit ſey endlich angebrochen. Manche glaubten wohl redlich und aufrichtig, durch Anpreiſung der ſpekulativen Tiefe des Chriſtenthums daſſelbe hoch zu ehren. Und doch blieb Chriſtus aller Spekulation himmelweit fremd, und offenbarte gerade das, was den ſcharfſinnigſten der ſpekulativen Denker verborgen und unklar geblieben war. (Matth. XI. 25.) Dabei ward ganz außer Acht geſetzt, in welche mißliche und unwürdige Stellung das Chriſtenthum gebracht werde, indem man ihm die Natur und den Werth einer Spekulation beilegt, und daher den Maßſtab der ſpekulativen Forſchung auf

---

kann. Denn eben weil dieſem die ſichtbare Welt keine volle Befriedigung weder für ſein ſittliches Bewußtſeyn noch für ſeine Sehnſucht nach Wahrheit und Glückſeligkeit gewährt, ſieht er ſich um ein Weſen um, das ihm dieſe Befriedigung gewähre. Der Pantheismus weiſt ihn nun auf ſeine logiſch-dialektiſche Intelligenz und auf die Welt zurück, alſo dahin, wo er das, was er bedarf, nicht findet. Um irgend eine Offenbarung Gottes, ſey es eine äußere oder innerliche, als ſolche zu erkennen, hat er kein anderes zuverläßiges Kriterium, als die Uebereinſtimmung mit ſeinem Gewiſſen, ſeiner ſittlichen Anlage, ſeiner Beſtimmung, gut und ſelig zu werden.

*) „Täuſchen wir uns nicht! Mit demſelben Recht oder Unrecht kann der Geiſt der Verneinung ſeinen Angriff auf den Inhalt des ſittlichen Bewußtſeyns richten wie auf den Inhalt des religiöſen. — Die Nothwendigkeit, eine moraliſche Nothwendigkeit anzuerkennen, iſt ſelbſt moraliſcher Natur; und wer nichts als wahr gelten laſſen will, was ihm nicht durch einen ſtreng logiſchen Beweis dargethan werden, der wird, wenn er nur rechten Ernſt macht mit ſeiner Forderung, in dem ganzen Gebiet des Ethiſchen nichts als wahr gelten laſſen.“ Jul. Müller, das Verhältniß der dogmat. Theologie zu den antireligiöſen Richtungen der Zeit, Breslau 1843. S. 12. 14. Den Zweifel zum Verbrechen ſtempeln, was vordem geſchah, war allerdings Anmaßung. Aber auch der Zweifel wird Anmaßung, wenn er, anſtatt zum Erforſchen der Wahrheit zu ſpornen, den Sinn und Muth dafür lähmt und trübt und den Weg dazu verſperrt. Der Zweifel iſt nicht der Schlüſſel der Wahrheit. Er kann nur dazu helfen, daß man ihn finde. Dann darf er aber nicht in Verzweiflung ausſchlagen, ſondern zum Forſchen nach der Wahrheit antreiben. Nichts zu glauben ohne Selbſtbewußtſeyn eines hinreichenden Grundes iſt der Vernunft gemäß. Dagegen überall nach Zweifeln Jagd machen, mit ſophiſtiſcher Kunſt Zweifel aufſtöbern iſt ein leidiges, heilloſes Geſchäft, das die Ermittelung des Wahren nicht fördern kann und den Sinn dafür nur entkräftet.

daſſelbe für anwendbar erklärt*). Man ſpricht jetzt wieder von einer Dialektik des Glaubens, als ob der Glaube ſich mit Dialektik, die ein Geſchäft des Verſtandes iſt, befaſſen, oder dadurch, daß die Dialektik ſich mit ihm befaßt, mehr Zuverläßigkeit gewinnen könne**). Man ſcheint nicht zu bedenken, daß je ſpitzfindiger

---

*) Selbſt der Erzdialektiker Spinoza ſcheint mir, obgleich das Ergebniß ſeiner Spekulation im Ganzen meinem Innerſten widerſtrebt, neben vielem Unrichtigen, was er über das Verhältniß der Spekulation zum Chriſtenthum vorbringt. Manches zu ſagen. das Beherzigung verdiente. Von der Vermengung der Religionslehre mit der Spekulation leitet er es her, daß man den Unterſchied der Religionen mehr in Nebendingen, als im Wandel der Bekenner wahrnehme, und hält dafür, daß es am beſten wäre, die Vernunft-Spekulation und die Religionslehre auseinander zu halten und nicht zu vermengen, indem die Erkenntniß der heil. Schrift von ihr allein und nicht aus dem, was wir mit der natürlichen Einſicht erkennen, hergeholt werden müſſe. S. Spinoza's theolog. polit. Tractat. (Werke, Ausg. v. Auerbach, Stuttg. 1841. II. 11, 16 ff.) Nicht in dem Verſtand, ſondern im Gemüth ſchlug der Chriſtenglaube ſeine tiefen Wurzeln. Mit dem Schein geheimnißvoller Tiefe deckt die Spekulation nur zu oft eine große Seichtigkeit. — Die Spekulation, ihr Erzeugniß der Ueberlieferung unterſchiebend, kann nie zur Aufhellung der letztern führen, und wenn ſie ſich auch wohlmeinend unterfing, ſie gegen Zweifel und Einwendungen durch ein feſt geſchloſſenes Syſtem zu verſchanzen, oder gar ihren Inhalt durch Schlußfolgerungen zu conſtruiren, ſo konnte ſie doch nicht verhüten, daß Andere ſich der Spekulation zur Bildung gerade entgegengeſetzter Syſteme und Begriffsconſtructionen bedienten. Dadurch wird der Weg allen vermeinten Hülfsleiſtungen der Spekulation zum Beſten der Religionsüberlieferung ſehr eingeſchränkt. Doch waren ſie in gewiſſen Zeiten als Menſchenwerk gewiß nicht ohne Werth, weil ſie den ſchädlichen Einfluß von anderm feindſeligen Menſchenwerk abwehrten. Daß Dialektik gegen Dialektik kämpfe iſt ganz in der Ordnung, und kann der Wahrheit keinen Abbruch thun. Nur bilde man ſich nicht ein, mit Dialektik Religion begründen zu können.

**) Schon Fichte's Beſtreben ging dahin, der Vernunft das Vermögen zum Dogmatiſiren über göttliche Dinge gegen Kant zu vindiciren. Er, Schelling und Hegel, warfen ihrem Vorgänger Kant zu große Nüchternheit vor. Nur ſchlug ein Jeder einen andern Weg für die ſpekulative Feſtſtellung des Göttlichen ein. Fichte hoffte dazu zu gelangen, indem er das Objekt im Subjekt; Schelling, indem er ſowohl das Subjekt als das Objekt im Abſoluten; Hegel, indem er Denken und Seyn in Eins aufgehen ließ. So ſtellte dem erſten das unendliche Ich, dem zweiten das Abſolute, Unbedingte, folglich auch Unendliche, und dem dritten das unendliche Denken und Seyn als Gott ſich dar. Alle drei ſtellen die Exiſtenz des Endlichen in Abrede. Dann freilich bleibt nur das Unendliche, und Gott und Weltall ſind Eins. Nach ihrer Anſicht kann das Unendliche nichts Endliches, das Unbegrenzte nichts Begrenztes hervorbringen, weil es ſonſt ſelbſt vollkommen und unbegrenzt zu ſeyn aufhörte. Allein dieſe Behauptung iſt ganz willkührlich und unerweislich. Was und wie das unendliche Weſen hervorbringen könne, kann freilich die endliche Vernunft nicht ergründen. Aber ſo bald ſie ein unendliches Weſen anerkennt, muß ſie ihm eine unbeſchränkte Kraft zum Hervorbringen zuerkennen, und alle endliche Weſen, die es hervorbringt, machen zuſammen genommen noch nicht das Unendliche, das darüber ſteht, und durch kein Hervorbringen etwas von ſeiner Unendlichkeit, Unbegrenztheit, Vollkommenheit und verfeinerter die Religionslehre wird, ſie um ſo kraftloſer werde *). Einzig mag Dialektik in Bezug auf Glaubenslehren an ihrem Orte ſeyn, wo dialektiſche Angriffe auf ihre Wahrhaftigkeit zur Widerlegung auffordern, indem es hier blos um Aufdeckung des dialektiſchen Scheins und Trugs zu thun iſt. Doch nein! man verlangt jetzt neuerdings, die Dialektik ſolle die Elemente des Glaubens zur Wiſſenſchaft geſtalten. Jeder, der ſich's nur angelegen ſeyn läßt, die Andern im ſpitzfindigen Wortſpiel zu überbieten, wird Schöpfer eines neuen Syſtems, das, wie ſich von ſelbſt verſteht, dem Ziele der Erkenntniß näher bringe, als alle frühern. Nun bietet es ein ganz eigenes Schauſpiel dar, wie die dialektiſch-ſpekulativen Syſtemſchöpfer, während ſie einander gegenſeitig in ihrer Blöße und Unkraft enthüllen, doch durch Anpreiſung des überſchwänglichen Scharf- und Tiefſinns einander zur unausgeſetzten Fortſetzung der ſo glücklich wieder begonnenen dialektiſchen Forſchung ermuthigen und aufmuntern **). Welche bedeutende Rolle das Streben nach

---

verlieren kann. In der Weſenheit des Unendlichen liegt es, daß alle Gegenſätze in ihm ſich aufheben und verſchwinden.

*) Als zur Zeit Ludwigs XIV. die Streitfragen über die Gnadenwirkungen immer ſpitziger wurden, ſagte die geiſtreiche Frau von Sévigné: „Épaissisez moi un peu la religion, qui s'évapore à force d'être subtilisée.“ (Mémoires de St. Simon 1829. I. 466.) Auf wie viele Streite der ſpekulativen Theologie paßt nicht dieſes Wort!

**) Die Schüler treten hierin in die Fußtapfen der Meiſter. Hegel (Religions-Philoſophie II. 372) urtheilt über die Schule Schellings in dieſer Beziehung ſehr ungünſtig. „Bei Kant, ſagt er, ſieht man in ſeinen Darſtellungen doch noch die beſtimmten Vorausſetzungen, von denen er ausgeht, und eine Conſequenz des raiſonirenden Fortgangs, ſo daß ausdrücklich durch Gründe erkannt und bewieſen, eine Einſicht nur aus Gründen hervorgehen, die Einſicht überhaupt philoſophiſcher Art ſeyn ſoll, wogegen man auf der Heerſtraße des Wiſſens unſerer Zeit nur Orakelſprüchen der Gefühle (?) und Verſicherungen eines Subjekts begegnet, welches die Prätenſion hat, im Namen aller Menſchen zu verſichern, und eben darum mit ſeinen Verſicherungen auch Allen zu gebieten. Von irgend einer Präciſion der Beſtimmungen und ihres Ausdrucks und einem Anſpruch auf Conſequenz der Gründe kann bei ſolchen Quellen der Erkenntniß nicht die Rede ſeyn.“ — „Aber wie baut denn nun Hegels Spekulation die Religion auf? Hier genüge, der Kürze halber, die Skizze, welche K. F. Bachmann (über Hegels Syſtem, Leipzig 1833) davon gibt! „Nach Hegel trägt jedes Ding den Widerſpruch als die innerſte Wurzel ſeines Seyns in ſich. Alle Begriffe, Schlüſſe, Beweiſe (auch von Freiheit, Sittlichkeit, Recht) ſind nur Momente eines unendlichen Prozeſſes, die ſich durch ihre eigene Dialektik aufheben. Das reine Seyn-Nichts iſt Gott Vater vor der Schöpfung. Dieſer muß ſich aber, weil ſein Weſen in einem nothwendigen Prozeſſe beſteht, offenbaren, und dieſe Offenbarung, Entäußerung ſeiner ſelbſt, iſt die Welt, und dieſe Gott der Sohn; aber Gott muß auch dieſe Negation ſeiner ſelbſt wieder aufheben und zu ſich zurückkehren, welches durch den Menſchengeiſt geſchieht in der Kunſt, in der Religion, und vollſtändig in der Philoſophie, und dieſer Menſchengeiſt iſt zugleich der heilige Geiſt, wodurch Gott erſt zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gelangt.“ Man vergleiche hier Schellings Bemerkungen in der Vorrede zu Couſins Abh. über franz. und deutſche Philoſophie, Stuttg. 1824. S. 14 ff. Daub

Neuheit und Originalität dabei ſpiele, fällt in die Augen, indem dieſe Spekulationen beinahe nur dadurch die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich ziehen *). Wäre es bei der dialektiſch-ſpekulativen Behandlung des Chriſtenthums blos auf eine akademiſche Turnier-Uebung abgeſehen, ſo könnte man den Nachtheil davon gering anſchlagen. Aber anders ſtellt ſich die Sache heraus, wenn dieſe Spekulationen den theologiſchen Lehrlingen an der Schwelle ihres Studiums gleichſam als deſſen Einleitung vorgetragen werden. In welchen bedenklichen Engpaß durch ſie die ganze

---

(Vorleſungen über die Religion zur Dogmatik, S. 282 ff.) behauptet die Identität der Menſchheit und Gottheit, und ſagt: „Der Menſch, der, indem er ſich Menſch zu ſeyn bewußt iſt, zugleich ſich Gott zu ſeyn weiß, bedarf des Glaubens nicht; er iſt der Wiſſende im Wiſſen; die Andern bedürfen des Glaubens, von denen Keiner in ihrer beſchränkten und bedingten Individualität ſich Gott zu ſeyn weiß. Nach Gabler (De veræ philosophiæ erga religionem christianam pietate, Berol. 1836) iſt die wahre Philoſophie die abſolute Erkenntniß des ſich in ihr und durch ſie nicht mehr in der bloßen Form des Glaubens, ſondern in der des Begriffs kenntlich machenden Gottes. Nach ihm iſt die Seligkeit nur im abſoluten Wiſſen zu erreichen. Die Wiſſenſchaft, meint er, ſey nun dahin gebracht, nicht nur die chriſtlichen Myſterien anzunehmen, ſondern auch ihre Nothwendigkeit zu verſtehen; ſie nehme einerſeits Zeugniß an vom Chriſtenthum, und bezeuge anderſeits, ob überhaupt eine ſolche Wiſſenſchaft möglich ſey? ob der Geiſt wirklich nichts als das Denken ſey? ob und wie das Denken vor dem Seyn möglich ſey? — Ob endlich das Chriſtenthum nicht auch die Erkenntnißquelle der Wahrheit ſey, welche die Vernunft nicht finden, ſondern nur erkennen kann?“ Vergl. J. H. Fichte's Zeitſchrift für Philoſophie und ſpekulative Theologie, Heft I. 139 ff.

*) Iſt das gleich Tollheit, ſo iſt doch Methode darin (Shakſpeare's Hamlet. Aufz. 2. Auftr. 2.) Schon Johann v. Salisbury bemerkt von den Scholaſtikern ſeiner Zeit, daß ſie vorzüglich dem Neuem, Auffallenden, dem Erklären des Unerklärbaren nachſtrebten. Latebras quærunt, variant faciem, verba distorquent, præstigiis confirmant, lubricum et volubilem Protea miraberis rediisse. Policraticus c. 9. 434. de omni materia loquuntur subito, dijudicant omnes, culpant alios, se ipsos prædicant, jactant se invenisse de novo, quod tritum est ab antiquis p. Metalogicus VII. c. 12. p. 447. Baco bemerkt (in ſ. Essays Moral n. 3): „Die Menſchen bringen oft ganz ohne Grund Widerreden vor, und kleiden ſie in neue Ausdrücke, die ſo gewählt ſind, daß nicht, wie es ſeyn ſollte, der Gedanke den Ausdruck, ſondern der Ausdruck den Gedanken beherrſcht. Daher ſo oft Irrungen und Spaltungen, weil der Streit über einen an ſich ſo wichtigen Gegenſtand auf einen ſo hohen Grad von Spitzfindigkeit und Dunkelheit getrieben wird, daß er ſich in Etwas verwandelt, das nicht mehr weſentlich, ſondern blos ein ſinnreiches Gedanken- oder Wortſpiel iſt. Dann meinen oft die Streitenden im Grunde daſſelbe, können aber doch nimmer einig werden.“ „Emporkommen ſoll aber keiner, wenn er nicht durch auffallende Behauptungen ſich bemerklich macht, alles Frühere ausbeutet, aber nicht nennt, beſonders die bezeichnendſten, treffend gewählten Worte und Sätze der Vorgänger vergeſſen macht, damit immer nur er weiter fortzuſchreiten, Eigenthümliches, Ausſchließliches erwarten zu laſſen beſtimmt und befähigt ſcheine.“ Paulus die endlich offenbar gewordene poſitive Philoſophie der Offenbarung S. 6.

Theologie hineingedrängt werde, indem ihr nur zwiſchen dialektiſchem Vernunft-Deſpotismus oder Unvernünftigkeit in Glaubensdingen die Wahl gelaſſen wird, iſt bereits oben gezeigt worden. Dazu kommt aber hier noch in Betrachtung, wozu in aller Welt es den künftigen Verkündern der einfältigen und gerade durch ihre göttliche Einfalt ſo ſegenreichen Lehre des Evangeliums frommen ſolle, bevor ſie noch recht in ihren Geiſt eingeweiht werden, zu tiefſinnigen ſpekulativen Scholaſtikern herangebildet zu werden? Daß nur die Wenigſten die intellektuelle Fähigkeit beſitzen und vorbereitet ſind, dem Gange ſolcher Spekulationen zu folgen, wird nicht beachtet, und eben ſo wenig, daß der Geſchmack daran gewöhnlich den Sinn für unbefangenes, gemüthveredelndes Studium der Bibel eben ſo, wie für unbefangene Weltbetrachtung und richtige Berufsanſicht verkümmere und ſchwäche *). Zwei Wirkungen zeigen ſich ſchon unverkennbar:

1) **Polemik** wird aufs Neue in der Theologie der Tummelplatz der vorherrſchenden Tendenz, und das Chriſtenthum muß ſich gefallen laſſen, den Gegenſtand dieſer **Polemik** bei jungen Männern abzugeben, die noch weit entfernt ſind, den hohen, belebenden Geiſt des Chriſtenthums vollſtändig erfaßt zu haben, und davon gehörig durchdrungen zu ſeyn **). Dagegen ſieht man auf manchen Lehranſtalten wie das noch vor einiger Zeit ruhig betriebene Studium der Kirchengeſchichte, der kirchlichen Alterthümer, des Kirchenrechts und der eigentlichen Paſtoralkunde (dieſer großen und ſchweren Kunſt, durch lebendigen Glauben die Herzen der thatkräftigen, Allen alles werdenden Liebe zu unterwerfen) Rückſchritte machte, und andere Studien, z. B. das der Erziehungskunde, welches dem Seelſorger ſo nothwendig wäre, nicht aufkommen können, weil die vorherrſchende ſpekulative Richtung ihren Werth in Schatten ſtellt ***). Wenn nun die Religionslehrer ſich

---

*) Die Verſenkung in die ſpekulativen Syſteme der neueſten Schulen hat, wie ich ſelbſt oftmals erfahren mußte, den Geiſt mancher jungen Männer von Talent auf den Hochſchulen in eine ſo exaltirte Stimmung verſetzt, daß es nachher bei der Vorbereitung für den Lebensberuf unmöglich war, ſie zur Einſicht zu bringen, daß die Anwendung der eingelernten Theorien aufs wirkliche Leben ſie nur abgeſchmackt und lächerlich machen würde.

) Eine gründliche **Polemik bedarf als ihrer beſten Waffe der **Exegeſe**. Wird aber die Exegeſe blos von der Polemik aufgedrungen, wird ſie von dieſer geſchaffen, dann kann ſie nur verwirren, ſtatt der Wahrheit näher zu bringen.

***) Ueberhaupt iſt dies eine traurige Frucht der in den Schulen vorherrſchenden Spekulation, daß ſie die auf das Leben gerichteten Studien zurückdrängt oder auch ihnen ihre Richtung mittheilt und der Wirklichkeit entfremdet. Oder warum iſt noch in den Volks- und gelehrten Schulen die Natur- und Vaterlandskunde meiſt terra incognita? — Warum iſt der Geſchichtsunterricht mehrentheils ſo dürftig, ſo wenig auf Veredlung der Geſinnung, auf richtige Beurtheilung der geſellſchaftlichen Zuſtände berechnet? — Warum lehrt man in Töchterſchulen ſo ſelten, was ſich auf eine gute Hauswirthſchaft bezieht? u. ſ. w.

wieder ihr Lebenlang mit polemiſchen Zänkereien abmühen, ſo kommt zuletzt ſelbſt über die Friedfertigſten ein Geiſt ſpitzfindiger Streitſucht, welcher das Herz immer mehr verengt und austrocknet. Man wird abſprechend und geneigt ſeine Privatmeinung Allen zum Lehrtypus aufzudringen, verliert aber darüber den Zweck für's Leben aus dem Geſicht.

2) In manchem jungen Theologen, der zur Ueberſchätzung der Spekulation in religiöſen Dingen verleitet worden, entſteht ein Drang, auch das Volk, Alt und Jung, mit den Ergebniſſen der Spekulation bekannt zu machen. Dadurch läßt ſich Mancher dahinreißen, wieder, wie zur Zeit der alten Scholaſtik, anſtatt dem ſchlichten Gotteswort, Lehren menſchlicher Erfindung vorzutragen. Oft erſt nach herben Erfahrungen wird ein Solcher in ſpäten Jahren ſeines Irrwahns bewußt werden, und dann die Zeit verwünſchen, die er mit unfruchtbaren Spekulationen und mit polemiſcher Dialektik hingebracht hat. Die beſſer Organiſirten und Begabten mögen zwar ſchon bei dem Studium der Katechetik und noch mehr bei ihrer Ausübung in Kirche und Schule wahrnehmen, wie wenig gutes Mehl die klappernde Mühle der Schulſpekulation abliefere, womit die nach dem Brod des Lebens Hungernden geſpeiſt werden könnten. Noch ein großes Glück, wenn ſie von einem guten Genius gewarnt, rechtzeitig einlenken, um aus der Quelle ſelbſt, anſtatt aus Ciſternen, zu ſchöpfen! — Am bedenklichſten iſt es, daß auch die dogmatiſche Streit-Theologie nicht ſelten wieder die Kirchenkanzeln beſteigt, und den einfachen Vortrag des Evangeliums mit Anwendung auf Geſinnung und Leben zu verdrängen droht. Wofür ſollte es wohl erwünſcht ſeyn, wenn der Glaubenseifer wieder bis zur Unduldſamkeit ausgeübt wird? —

Das zuverläßigſte Kriterium, um den Werth der Spekulation in Bezug auf Chriſtenthum zu beurtheilen, liegt darin: was für ein Nachtheil ſich aus ihr für den Inhalt oder die Form des Vortrags der religiöſen Lehren ergebe, die das Weſen des Chriſtenthums ausmachen? Nun belehrt uns die Erfahrung, daß die Chriſtenlehre von der Scholaſtik in beider Hinſicht benachtheiligt wurde. Abgezogene Begriffe und gehaltleere Formeln verhinderten die lebendige Auffaſſung der jedem geſunden Geiſt einleuchtenden Wahrheit, und, anſtatt aufgehellt zu werden, wurden die Gegenſtände des Glaubens durch künſtliche Zweifel, willkührliche Wort- und Scheingründe verdunkelt. Das ganze dogmatiſche Ergebniß der dialektiſchen Spekulation wird, in Formeln gefaßt, dem Gedächtniß der Jugend eingeprägt. Die Erklärung dieſer Formeln oder die Darlegung des dialektiſchen Prozeſſes, durch den dieſe Formeln zu Stande gebracht ſind, behält man ſich für die Zeit vor, wo die Vernunft mehr gereift iſt. Mittelſt dieſer Methode wird die ganze Religion auf Begriffe herabgebracht, über die ſich viel diſputiren läßt, die aber den Geiſt, der die Geſinnung und das Leben bilden und heiligen ſoll, nicht ins Gemüth einführen können. Daher vermag auch der ſo erworbene Begriffs- und

Wort-Glaube die Wahngläubigkeit nicht abzuwehren; vielmehr läßt er ihr im Gemüth den weiteſten, freieſten Spielraum. Hat man die Leute von Kindheit an gewöhnt, unverſtandene Formeln als die göttliche Wahrheit anzunehmen, ſo wird nachher alles Dialektiſiren über dieſe Formeln nicht hindern, auch den Formeln, mit oder in denen der Wahn ſich tauſendkünſtleriſch geltend und beliebt zu machen weiß, Glauben zu ſchenken. An das Formelweſen gewöhnt, iſt der Wortgläubige ſtets geneigt, mit jedem Wahnglauben, der zu Anſehen gelangt iſt, ſich zu vereinigen und ihn gewähren zu laſſen, ſobald er ſeinen zeitlichen Intereſſen keinen Abbruch thut. Daher die große Nachſicht und Duldſamkeit in Hinſicht des Abergläubiſchen. Was iſt bequemer, der Trägheit zuſagender, als ſie? Wodurch ſetzt man ſich beim großen Haufen beſſer in Credit*)? Auch iſt ſeit dem Mittelalter noch nie die geiſtige Finſterniß durch philoſophiſche Phantasmagorie (Scheinkunſt) ſo ſehr verdichtet werden, als ſeit etwa dreißig Jahren. Man glaubt Nichts und Alles.

Doch viele tüchtige Gelehrte glauben jetzt wieder, ohne Zweifel in der redlichſten Geſinnung, für Chriſtenthum und Kirche das Herrlichſte von der nach Wiſſenſchaft ringenden religiöſen Spekulation erwarten zu dürfen. Sie berufen ſich dabei auf die Leiſtungen mehrer Kirchenväter, beſonders des heil. Auguſtin. Allein ſo viel für das religiöſe und kirchliche Leben Förderliches dieſe Kirchenväter geſchrieben haben, ſo kann doch mit Grund bezweifelt werden, ob gerade der blos ſpekulative Theil ihrer Schriften vorzüglich in dieſe Klaſſe gehöre. In ſo fern ihre Spekulation, mit rechtgläubigem Gemüth gepaart, den Spekulationen Anderer entgegentrat, mag ſie immerhin genützt haben. Aber Auguſtins Retractationen liefern einen ſchlagenden Beweis, wie die Spekulation den Geiſt unmerklich mit einem Netz von Banden umwebt, aus welchem ſich wieder herauszuwickeln der ſtärkſte Geiſt, die gewaltigſte Denkkraft vergeblich ſich bemüht. Geiſt und Gemüth ſollten durch die Betrachtungen über unerforſchliche Glaubenswahrheiten nach ihrer Größe erweitert, nicht dieſe nach der Kleinheit unſeres Geiſtes und Gemüthes eingeengt werden**). Gerade aber eine ſolche Einengung iſt das gewöhnliche Ergebniß der Spekulation, wenn ſie ſich das Vermögen beimißt, jene Wahrheiten zu ergründen*). Uebrigens mag allerdings das Rückgreifen nach der polemiſchen Dialektik in der Theologie in Zeitumſtänden, welche den hergebrachten Zuſtand der kirchlichen Dinge angriffen, oder bedrohten, Erklärung und Entſchuldigung finden.

---

*) Woher kommt es, daß wir, trotz den hunderten von Verſuchen, noch immer zu keinem Katechismus gelangt ſind, der den weſentlichſten Forderungen der Deutlichkeit, Klarheit und Faßlichkeit für Kinder, zumal des gemeinen Volkes, genüge, und ihnen das Chriſtenthum in ſeiner Einfalt mittheile? Meines Erachtens liegt der vorzügliche Grund darin, daß man immer noch an der Idee feſthält, der Katechismus müſſe ein kurzer Inbegriff (ein Compendium) der Theologie ſeyn, an deren Bau und Geſtaltung der ſpekulative Scharfſinn der Schulen ſo großen Antheil hat, und ſolle, was dieſe gelehrt vortrage, dem Kinde ungelehrt beibringen. So lange man dieſer Idee nicht völlig entſagt, iſt an keinen Katechismus jener Art zu denken, weil die Gelehrſamkeit mit ihren ſpekulativen Begriffsbeſtimmungen ſonſt immer der Einfalt hinderlich ſeyn wird, welche dem Weſen und Inhalt der an alle Menſchen gerichteten Botſchaft des Heils und dem einfältigen Gemüth und geſunden Verſtand angemeſſen iſt.

**) Vergl. Baco de Augmentis scientiarum, L IX. p. 491. (Ed. Argent. 1635.)

Während nun die Schöpfer und Anhänger unter ſich in beſtändigem **Kriege** leben, verlangen ſie von denen, welche die Macht der Spekulation zur Allwiſſenheit zu führen bezweifeln — **Frieden** mit ihnen. Sie behandeln dieſelben wie Eroberer, Jene, die, mit ihrem Beſitze ſich begnügend, gleiche Genügſamkeit auch von

---

*) **Hegel** meint, ſein Beſtreben, das Chriſtenthum aus der Vernunft zu erweiſen, durch nichts beſſer rechtfertigen zu konnen, als durch Berufung auf die Scholaſtiker im Mittelalter. „Hier habe, ſagt er (Vorleſ. über die Philoſophie der Religion, Berlin 1832. I. 5, 6), zwiſchen Theologie und Philoſophie eine enge Verknüpfung beſtanden. Neues ſey dieſe Verknüpfung nicht geweſen; ſie habe ſchon bei den vorzüglichſten derjenigen Theologen ſtattgefunden, die man die Kirchenvater nennt; „dieſe haben ſich in die Neuplatoniker, neupythagoraiſche, neuariſtoteliſche Philoſophie tief hineinſtudirt, und ſind zum Theil auf Veranlaſſung der Philoſophie ſelbſt zum Chriſtenthum übergegangen, zum Theil haben ſie dieſe Tiefe des Geiſtes, die ſie durch Studium der Philoſophie erworben, auf die Lehre des Chriſtenthums angewandt. Dieſe Verknüpfung der Theologie-Philoſophie ſehen wir auch im Mittelalter; ſcholaſtiſche Phiſophie iſt eins und daſſelbe mit der Theologie; Philoſophie iſt Theologie; und Theologie iſt Philoſophie. Man glaubte ſo wenig, daß das bezeichnete Erkennen der Theologie nachtheilig ſey, da man es für **weſentlich** hielt, zur Theologie ſelbſt. Dieſe großen Manner, Anſelmus, Abälard haben die Theologie von der Philoſophie aus weiter gebildet.“ — Auf viele Kirchenväter paßt das von Hegel Geſagte keineswegs; wohl aber auf die allermeiſten Scholaſtiker. Ob jedoch die letztern den rechten Weg eingeſchlagen, die Lehre des Chriſtenthums rein und fruchtbringend darzuſtellen, das ſteht eben in Frage. Seit **Erasmus** iſt ſie, wie mir ſcheint, mit ſiegreichen Gründen verneinend beantwortet worden. — Schon **Schelling** hatte in ſ. Vorleſungen über die Methode des academiſchen Studiums. Tüb. 1803. S. 198 u. fg. darzuthun geſucht, daß die Spekulation dem Chriſtenthum große Dienſte geleiſtet habe. „Man ſollte denken, ſagt er, die chriſtlichen Religionslehrer müßten es den ſpätern Zeiten Dank wiſſen, daß ſie aus dem dürftigen Inhalt der erſten Religionsbücher (die, ſetzt er bei, an ächt religioſem Gehalt keine Vergleichung mit ſo vielen andern der frühern und ſpatern Zeit, vornehmlich der indiſchen, auch nur von fern aushalten), ſo viel ſpekulativen Stoff gezogen und dieſen zu einem Syſteme ausgebildet haben.“ Nach ihm hätte das Chriſtenthum der Spekulation, die das Unendliche in ewig neuen Formen gebiert, eine Vollendung zu verdanken und die bibliſchen Bücher wären für dieſe Vollendung das größte Hinderniß geweſen. — Dieſe Anſicht iſt allerdings eine ſchlußgerechte Folgerung aus der Idee: daß das Chriſtenthum keine Haltbarkeit habe, wenn es nicht zur **Wiſſenſchaft** gemacht wird. Die Grundloſigkeit dieſer Idee zu zeigen, iſt gerade eine Hauptabſicht des gegenwärtigen Aufſatzes. Neue Formen mag die Spekulation auch für das Chriſtenthum gebähren, aber ſeinen geiſtigen Inhalt beherrſchen, oder auch nur ein Jota beifügen kann ſie nicht, ohne ihn zu verderben oder zu verunſtalten.

Andern erwarten. Sie deuten ihnen das Wahre ihres beſchränkten Beſitzſtandes als Mangel an Friedensliebe, und würden es ganz in der Ordnung finden, daß Jedermann ſeinen Beſitz gutwillig aufgebe und ihnen die Alleinherrſchaft einräume. Die wiſſenſchaftlich Spekulativen ſprechen dem Glauben überhaupt alle Geltung ab; dennoch verlangen ſie von Allen den Glauben an ihre Theorien. „Je ſtrenger, conſequenter aber das Syſtem des abſoluten Wiſſens durchgeführt wird, deſto troſtloſer ſind die praktiſchen Reſultate, deſto deutlicher zeigt es ſich, daß der Abſolutismus des Wiſſens ein eben ſo zerſtörender, verwirrender, unduldſamer iſt, als der politiſche*).“ Selbſt die Bearbeitung der Geſchichte, der es vorzüglich zukommt, alle geiſtigen Strebungen, nicht nur darzuſtellen, ſondern auch zu würdigen, hat ſich dem Einfluß der Spekulation nicht entziehen können. Auch ſie hat die Spekulation für ihre Domäne erklärt, nicht ſowohl um ſie kritiſch zu beleuchten, als um ſie gleichſam a priori zu ſchaffen, und die Nothwendigkeit von Allem, was geſchehen iſt, darzuthun. Die Geſchichte ſoll alſo aufhören, das große unpartheiiſche Todtengericht zu ſeyn? Die Freithätigkeit des Menſchen, die Würde der Tugend, die Verwerflichkeit der Thorheit und des Laſters ſoll daraus verſchwinden? Ein Tiber, ein Nero, ein Heliogabal ſollen darin neben Ariſtides, Trajan und Marc Aurel nur als nothwendige Naturprodukte erſcheinen**)? Dadurch muß fürwahr die Geſchichte für alle Tyrannen, Schlauköpfe und Schurken höchſt beruhigend und aufmunternd werden. Wie ſie aber noch für die das Wahre ſuchenden, das Gute wollenden, belehrend und für die geſellſchaftlichen Zuſtände fördernd werden ſoll, iſt ein Räthſel, das ſeinen Oedipus erwartet. Geſchichte, wie Thukydides, Salluſt, Livius, Tacitus, Machiavell, Hume, Robertſon, Möſer, Joh. v. Müller, Fr. Schloſſer, Sismondi, Raumer und mit ihnen Geiſtverwandte geſchrieben, ſtrebt überall dem Wahren, dem Bildenden nach; ſie will das Leben nicht darum mit Treue ſchildern, damit man mit kalter Seele ihre Schilderung bewundern, ſondern damit der Leſer mit dem Gang und den Triebfedern menſchlicher Dinge vertraut, gegen Mißtritte mit Vorſicht gewaffnet, gegen das Schlechte mit edelm Unwillen erfallt werde.

---

*) Deutſche Vierteljahrſchrift 1843. Heft 2.

**) Da nach Hegel (ſ. ſeine Philoſophie der Geſchichte) alle Völker und ihre Verfaſſungen nur nothwendige (?) Durchgangsſtufen in dem Läuterungs-Prozeſſe Gottes ſind, damit er ſich ſeiner ſelbſt bewußt werde (!) und die Formen des abſoluten Geiſtes, Kunſt, Religion und Philoſophie, in jeder Verfaſſung vorhanden ſeyn konnen; da endlich Alles, was wirklich iſt, vernünftig iſt (!), ſo läßt ſich Alles, was geſchieht, als vernünftig rechtfertigen. K. F. Bachmann. Ueber Hegels Syſtem, Leipzig 1833. Auch Pope ſang: „Alles ſey gut, was iſt.“ Er war Optimiſt, wie Leibnitz, deſſen Syſtem er in geiſtreiche Verſe brachte. Allein dieſer Optimismus war von dem Hegelſchen in ſo ferne weſentlich verſchieden, als er die menſchliche Freithätigkeit anerkannte. Hegels Satz: „das Wirkliche iſt vernünftig und das Vernünftige iſt wirklich“ kann zur Vertheidigung alles Guten und Böſen eben ſo gut angewendet werden. Er macht im Grunde aller Beurtheilung der Werthſchätzung ein Ende. „Die Hegel'ſche Philoſophie verlegt die Gemeinſchaft des Menſchen mit der überſinnlichen Welt nicht in die Perſon und den Willen, ſondern in den Gedanken und Begriff. Hieraus geht als Folge hervor, daß Hegel ſtatt eines perſönlichen Gottes einen logiſchen Weltgeiſt lehrt, und nur Anleitung gibt, ſich als ein dienendes Glied dem großen Prozeß der Weltgeſchichte zu unterwerfen, und uns jener Sclaverei, welche Alle drückt, jenen Strömungen des Zeitgeiſtes, jenem Mechanismus der die Welt beherrſchenden und auch in der Geſchichte regierenden Naturgeſetze unbedingt, als einen mit dem Strom ſchwimmenden und fortgeſchwemmten Körper hinzugeben.“ (Halliſche Literaturz. I. 1840. Nr. 72.)

Solche Geſchichte, die uns die Geſetze der ewigen Moral nicht erſt lehrt, aber beſtätigt, iſt das bewährteſte Gegengift wider ſpekulative Schwärmerei und Wahngläubigkeit. So treu und wahr ſie auch die Vergangenheit zu ſchildern ſich beſtrebt, ſo vergißt ſie doch nie, daß hinter den Erſcheinungen und über ihnen die ideale Gerechtigkeit fortbeſteht und waltet, die in jeder Bruſt den Widerhall findet, ſo daß, nach dem Spruch des Dichters, das allein nie veraltet, was nie und nirgend ſich begeben hat. Nichts läßt ſich hingegen denken, das die Menſchenwürde und das Streben nach Wahrheit mehr gefährdet, als die Dialektik, welche jetzt darzuthun ſucht: Alles, was iſt, ſey nothwendig, mithin gut, weil es iſt; ein Satz, der jede Willkühr mit allen ihren Freveln ſtützt und hegt und jedem Fortgang zum Beſſern in den Weg tritt, ja den Trieb dazu erſtickt *). Was ſoll ein Geſchichtſchreiber, der kein Herz hat für die Menſchheit und ihre Geſchicke? Sein Werk gleicht einem Muſeum von Todtengerippen. Jede pantheiſtiſche Lehre freilich führt unvermeidlich dahin. Sie iſt ein unermeßlich weiter Mantel, unter dem jeder Wahnglaube und jede Beſchönigung deſſen, was die Menſchheit herabwürdigt, Raum findet, und in das Heiligthum der Philoſophie und der Religion eingeſchwärzt werden kann.

Auch die entgegengeſetzten Meinungen von der Vortrefflichkeit des Abſolutismus (ſchrankenloſer Willkürherrſchaft) und der unbedingten (ſchrankenloſen) Freiheit in der Geſellſchaft, welche beide von der dialektiſchen Spekulation gefördert werden, gehören in den Kreis des Wahnglaubens. Die Sophismen, womit ſie beide Meinungen verficht, zeigen ſich in völliger Blöße, wenn man bedenkt, daß ſie von der Sucht, den jedesmaligen Machthabern zu gefallen, erfunden worden ſind. Daß es ihr nicht beſſer gelungen

---

*) Lafayette (Oeuvres T. IV.) bemerkt: „wie vordem die Geſchichte Alles auf einige Perſonen zurückführte, iſt es jetzt die Mode, Alles der Gewalt der Dinge, der Verkettung der Thatſachen und dem Gang der Ideen zuzuſchreiben, und ſo wenig als möglich dem individuellen Einfluß einzuräumen." Dies dient allem Verwerflichen zur Entſchuldigung, jeder Mittelmäßigkeit zum Troſt. Ainsi l'histoire devient une demonstration de l'immoralité, un encouragement pour l'égoisme, une accusation desespérante adressée à toutes les intentions pures et devouées: telle est cependant la seule manière possible aux materialistes d'écrire l'histoire; il ne leur est pas permis de voir au delà de la fatalité des faits. Buchez et Roux Hist. de la révolution francaise, préface.

iſt, die Maſſen blindlings und für die Dauer in die Irrgänge der Despotie und der Anarchie hineinzuziehen, haben wir dem geſunden Menſchenverſtand und Rechtsgefühl zu verdanken, die ſich mit Zähheit entgegenſträuben.

So ſehr auffallen mag, daß uns heut zu Tag Viele mit zuverſichtlicher Miene die Zuſtände des Mittelalters als muſterhaft und der Nacheiferung würdig anpreiſen, obgleich die Thatſachen die ungeheuern Gebrechen bezeugen, womit ſie in jeder Beziehung (der geiſtigen, der ſittlichen, der religiöſen und der materiellen) behaftet waren, ſo erklärt ſich doch das Sonderbare dieſer Erſcheinung, die den Gegenſatz zu dem Flitterſchein verbildender Verfeinerung und Aufklärung bildet, vorzüglich dadurch, daß ſolche Vorſpiegelungen das Ergebniß der ſpekulativen Geiſtesrichtung unſerer Zeit ſind, wodurch eine Abtheilung der Bekämpfer des vielen Mangel- und Fehlerhaften in den jetzigen Zuſtänden auf den Gedanken gerathen iſt, dieſe Bekämpfung könne am ſiegreichſten durch pomphafte Hervorhebung der Zeitalter bewerkſtelligt werden, wo die untergeordneten Elemente der Geſellſchaft ihre Kräfte in einem großartigen Streit entfalteten, in welchem rohe Gewalt und Kunſtgriffe der Liſt gewöhnlich den Ausſchlag gaben, und die wichtigen Anliegenheiten von Freiheit und Knechtſchaft, Chriſtenthum und Phariſäismus, Wiſſenſchaft und Blindgläubigkeit nicht ſowohl mittelſt der Waffen des durch geſchärfte Beobachtung geläuterten Gedankens und der reinchriſtlichen Geſinnung, als mittelſt einer auf das Anſehen des Hergebrachten und auf äußere Macht ſich ſtützenden Uebung von Zwang durchgefochten wurden. Als Ironie auf die geſchminkten Sünden und Barbareien, die Halbheiten und Erbärmlichkeiten unſerer Tage könnte man ſich die Lobpreiſungen des Mittelalters allenfalls eben ſo gefallen laſſen, wie einſt die verfeinerten Römer die Vergleichung, welche Tacitus zwiſchen den Verderbniſſen der weltbeherrſchenden Nation und den einfachen Sitten der rohen germaniſchen Völker anſtellte. Allein zwiſchen dem Schilderer der altgermaniſchen Sitten und den mehreſten Anpreiſern des Mittelalters beſteht der Unterſchied, daß jener weit entfernt war, ſeine römiſchen Zeitgenoſſen zu Barbaren machen zu wollen, dieſe hingegen die unſeligen Entzweiungen, Kämpfe und Wirren der Vergangenheit, nur in verjüngter Form, erneuert ſehen möchten. Tacitus hielt den Römern den Spiegel Germaniens in der Abſicht vor, um in ihnen das Gefühl zu wecken, daß Liebe der Pracht und des Scheinweſens, gleißende Verfeinerung und üppige Weichlichkeit ſchlechte Unterlagen der öffentlichen Wohlfahrt ſeyen, daß mithin die Römer ohne Fug mit vornehmer Verachtung auf die durch gute Sitten ausgezeichneten Barbaren niederblickten, welche des Jochs der durch Geſetze civiliſirten Welteroberer ſich zu erwehren ſtrebten. Auch unſere Zeit leidet an ſchweren Gebrechen. Aber ihnen wird dadurch nicht abgeholfen, daß wir zu denen des Mittelalters die Augen zudrücken, und uns von dem dramatiſchen Glanze ſeiner wilden und hartnäckigen Kämpfe und

Gewaltübungen bezaubern laſſen*). Das Schickſal der Griechen und Römer und ſo mancher anderer Völker, die einen hohen Grad von geiſtiger und materieller Bildung erreicht hatten, belehrt uns, daß keine Geſittung und Kultur vor Zerfall geborgen iſt, deren vorherrſchendes Element ſich von den ewigen Geſetzen der Moral losgeriſſen hat, ſo wie kein Volk der Fähigkeit, ſich zur höchſten Geſittung und Kultur emporzuarbeiten, ermangelt, in welchem der Grundkern ſittlicher Kraft unverderbt iſt oder ſich mit Ernſt einer Läuterung von verderblichen Beimiſchungen unterzieht**).

---

*) Die Verkennung der Lehren der Vernunft und Menſchlichkeit von den ewigen unerläßlichen Forderungen des Rechts kann, ſie mag zu was immer für einer Zeit ſtatt gefunden haben, weder auf Bewunderung noch Beſchönigung Anſpruch machen. Wenn aber auch die civiliſirten Völker davon nicht frei ſind, ſo berechtigt dies noch nicht, alle Civiliſation zu verwünſchen und die Barbarei zurückzurufen. Vielmehr wäre den Gründen nachzuſpüren, warum ihre Civiliſation ſo mangelhaft, warum ſie noch mit ſo vielen Schmachzeichen unſittlicher und unrechtlicher Geſinnung behaftet iſt. Man würde dann einſehen, daß bloße Läuterung und Politur äußerer Zuſtände der Geſellſchaft ihren innern Kern nicht verbeſſern könne und daß es ein großer verderblicher Irrthum iſt, wenn man glaubt, durch das Abweichen von der Einfachheit der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen ächte Geſittung begründen zu können, indem man durch das Ueberſchlagen zum Gegenſatz ſolcher Einfachheit nur zu leicht das Gute voriger Zeit einbüßt und zu den Mißgriffen und Fehlern derſelben neue hinzufügt. Dieſe Bemerkung ſoll übrigens nicht als Zugeſtändniß gelten, daß die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des Mittelalters durchaus den Stempel der Einfachheit trugen. Sie waren vielmehr durch eine Menge Ausſchweifungen der Ueppigkeit, des eiteln Wahns und grobſinnlicher Rohheit verunziert. Aber in den Grundlagen ſeiner geſellſchaftlichen Zuſtände läßt ſich eine Einfachheit wahrnehmen, die von unſrer neuen Civiliſation zu wenig gewürdigt, zu ſehr hintangeſetzt wurde. So galt z. B. (wie ſchon in der Vorzeit bei den Germanen) der Grundſatz, in der Geſchäftsbehandlung alle Ueberladung mit zeit- und geldraubenden Formen zu meiden; die Theilnahme daran den Intereſſenten einzuräumen, und um Anlaß zur Verdächtigung oder zu geheimer Hintertreibung oder Hemmung der Rechtserkennung ſo viel möglich der Oeffentlichkeit Statt zu geben. Dieſe Grundlagen hervorheben und anpreiſen wäre die beſte Lobrede auf die Lichtſeite des Mittelalters. Was gegen dieſe einfachen Formen die ſpekulative Syſtemſucht vorbringen mag, iſt bloße Theorie, die aber die überwiegenden realen Vortheile nicht wegvernünfteln kann. In einem Geſpräch Franzens v. Sickingen mit dem heil. Peter u. St. Georg ſprach ſich der Volkswitz darüber treffend aus. Auf St. Georgs Frage: was iſt daz Kammergericht? antwortet Franz: es iſt ein ſolch Ding, wer von dem undergericht als dem fegfeuer entlediget iſt, der kommpt erſt in die hell gar mit einander — alſo daß kein entledigung iſt, es muß blut und fleyſch, alles verzert werden u. ſ. w. S. Oechsle Beitr. z Geſch. des Bauernkriegs 1830. S. 23.

**) Humphry Davy ſagt (tröſtende Betrachtungen auf Reiſen, überſ. v. Martius. Nürnberg. 1833. S. 81): „Die wilden Horden, welche gegenwärtig die Nordküſte von Afrika bewohnen, ſind wahrſcheinlich Abkömmlinge jener reichen, handelsthätigen, geiſtreichen Karthager, der Nebenbuhler Roms, um die Herrſchaft der Welt; ſelbſt noch näher bei uns möchten wir im ſüdlichen Italien und auf ſeinen Eilanden

Hohen Reiz für manche freiheitdurſtige Seelen hat jetzt allerdings der das Mittelalter hindurch ſich ziehende Kampf um das, was die Städte, der Adel und der Klerus damals für Freiheit hielten und ſo benannten. Große Lehren gibt uns dieſer Kampf; die wichtigſte iſt: daß man einem Schattenbild nachjagt, wenn jeder die Freiheit in die Abwehrung der Laſten ſetzt, welche das Geſammtwohl einer Nation auflegt, damit das Leben einer ſolchen ein zufriedenes, einträchtiges, geſichertes und dem Ausland Achtung gebietendes genannt zu werden verdiene. Allein gerade um dergleichen Lehren ſehen ſich unſere ſpekulativen Köpfe in der Geſchichte des Mittelalters am wenigſten um. Sie ziehen vor, eine unbeſtimmte Sehnſucht nach Zeiten zu wecken, wo es den voranſtehenden Klaſſen vergönnet war, ſich nach dem Zug eines ſelbſtſüchtigen Inſtinkt's dem Ringen nach Ungebundenheit von andern Regeln, als welche jede zu ihrem Privatvortheil ſelbſt vorſchrieb, hinzugeben, und wo dieſes Ringen mit den glänzenden Farben der Freiheitsliebe ſich ſchmückte. Freilich fand damals eine ſolche Freiheitsbewegung eine Rechtfertigung in den Gebrechen der Staatsverfaſſungen, nach denen der Fürſt Volk und Land blos als ſein Erbgut betrachtete, deſſen Verwaltung im Frieden und Kriege mehr nach dem Nutzen ſeiner Familie, als der Nation bemeſſen wurde. Eine ſolche Einrichtung hätte unvermeidlich zu unbeſchränkter Willkührherrſchaft führen müſſen, wenn nicht der Egoismus anderer Gewalten ſich entgegengeſtellt hätte. Die Spekulation verkennt, was Moſes, was die Weiſen von Athen und Rom, was Confuzé, was Karl der Große, Alfred und Franklin anerkannt haben: daß Geſetzgebung und Sittlichkeit die Hauptangelegenheiten ſind, welche die Wiſſenſchaft zu fördern ſuchen muß, um ſich als die Wohlthäterin der Menſchheit zu bewähren. Die Pflege der Sittlichkeit muß der Geſetzgebung an der Seite gehen, wofern dieſe den erwünſchten Erfolg haben ſoll*). Sowohl auf die Theorie der Erziehungskunſt, als auf die der Regierungskunſt war der Einfluß der einſeitigen ſpekulativ-dialektiſchen Richtung der Philoſophie von überwiegend nachtheiligen Folgen. Nirgends iſt die genaue Rückſicht auf den geſammten Menſchen und ſeine Verhältniſſe nothwendiger, als in der Erziehung und in der Leitung der Angelegenheiten des Staats. Jede Maßregel iſt hier ein Mißgriff, die nicht den ganzen Menſchen, wie er iſt und wie er ſeyn ſoll, ins Auge faßt, und nicht zugleich für die Gegenwart und Zukunft berechnet iſt. Was der Erzieher und der Regierende am meiſten bedarf, iſt Menſchenkenntniß. Um allen Forderungen ſeiner Beſtimmung zu entſprechen, muß der Erzieher und der Staatsmann vor Allem ſelbſt Menſch im vollen Sinne des Wortes

---

Spuren einer nicht viel geringern Entartung wahrnehmen können. Noch manche andere Uebergänge und Wechſel von Civiliſation zur Barbarei und umgekehrt hat die Geſchichte zu erforſchen und aufzuklären.“

*) Quid vanæ sine moribus proficiunt leges?

ſeyn. Wie viel geſchah nicht von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an bis jetzt im Fache der Erziehung und der Staatsleitung! Die wahren Verbeſſerungen hierin waren die Frucht gereifterer Menſchenkunde und Humanität, die Mißgriffe meiſtens das Erzeugniß einſeitiger ſpekulativer Theorien. Hätte man für pſychologiſche Studien nur die Hälfte von dem gethan, was für die Spekulation geſchehen iſt, wie ganz anders, wie viel beſſer ſtünde es nicht um die Pädagogik und Staatswiſſenſchaft, wie weit bedeutender wären die wahren Fortſchritte im Erziehungsweſen und in den politiſchen Zuſtänden! Spekulation, Theorien mochten zuweilen aus dumpfem Schlafe wecken. Aber in den Gang der Verhandlungen über Staatsreformen brachten ſie gewöhnlich nur Verwirrung und Täuſchung*). Sowohl die theologiſchen als die politiſchen Spekulationen, die zur Zeit Karls I. in England die Köpfe beſchäftigten, hätten die Sache der Nationalfreiheit nur gefährdet, und ſie zu Grunde richten müſſen, wenn nicht die Liebe zur Verfaſſung, welche ſie ſchirmte, ſo tief in der Bruſt der Mehrheit gewurzelt geweſen wäre, daß jede Theorie vor ihr zurückweichen mußte. Und auch in der franzöſiſchen Revolution haben ſich die ſpekulativen Theorien nicht als glückbringende Leiter bewährt. Davon war die Erklärung der Menſchenrechte ein urkundlicher Beweis, und die Schroffheit, mit welcher die Theorien ſich geltend zu machen ſtrebten, konnte, die Aufwiegelung der Leidenſchaften und die Verdunkelung der Begriffe fördernd, nur auf Abwege führen. Es iſt kein Gewaltsmißbrauch, keine ungerechte und verderbliche Maßregel, welche die Dialektik nicht ſcheinbar zu vertheidigen wüßte. Wir haben ſie als Anwalt der Sclaverei, des Sclavenhandels, der Handelsſperren, der Monopole, der Glücksſpielhäuſer, der Lotterien, des Aemterverkaufs und jeden Wageſtück's, des rechtloſeſten, ſchändlichſten Eigennutzes auftreten geſehen, das mit der Maske des Staatswohls ſich Geltung verſchafft hat. Nur die Täuſchungsmacht der Dialektik kann es erklären, wie dergleichen Verkehrtheiten ſich Jahrhunderte lang gegen die Stimme der ewigen Gerechtigkeit und die Evidenz der Erfahrung, der Thatſachen mit Zuſtimmung Vieler im denkenden Theil der Nationen in Kraft und Anſehen behaupten konnten**). Das

---

*) Der Verſchmähung der Beobachtung entſproßten ſo manche blendende Staats- und Verwaltungstheorien, die, anſtatt dem vorgeſtellten Guten näher zu bringen, durch Verletzung wirklicher Rechte und Intereſſen und manche Störungen der geſellſchaftlichen Zuſtände, nur Unfrieden und neues Elend erzeugten.

**) Manche Stellen in Plato's Republik ſind alte, manche in Hobes Leviathan, in Rouſſeau's und in Hegels Staatstheorien ſind neue Beweisſtücke, wie ſehr die bloße Spekulation in Dingen des öffentlichen Lebens irre führen kann. Dies wird immer geſchehen, ſobald das dialektiſch gebildete (conſtruirte) Ideal vom Staat, anſtatt der ewigen Gerechtigkeit untergeordnet zu ſeyn, dieſe ſich unterordnet. So iſt auch La Mennais' Theorie von unbeſchränkter Freiheit, auf die er den Völkern das Recht einräumt, eben ſo grundlos erneuerte ſophiſtiſch vertheidigte Trachten der Nichteigenthümer nach Gütergemeinſchaft beweist, daß eine große, ſtets zunehmende Maſſe ſolcher Leute, wenn ſie nicht ſonſt eines genügenden Unterhalts verſichert iſt, dem Staat um ſo größere Gefahr drohe, je weniger ihrer ſittlich-religiöſen Unwiſſenheit und Roheit bildend begegnet wird.

Die ſpekulative Dialektik war auch von jeher das Trugwerkzeug, deſſen ſich verſchmitzter Ehrgeiz und Herrſchſucht bedienten, um die Verhältniſſe zwiſchen Staat und Kirche und zwiſchen Bekennern verſchiedener Glaubenslehren zu trüben und zu verbittern. Wenn Einige glaubten, durch ſie den geſtörten Frieden herſtellen oder befeſtigen zu können, ſo waren ſie in großem Irrthum befangen. Nur redliche Geſinnung und Erfahrungsweisheit vermögen dies. Und jetzt tritt die Verſtandes-Spekulation gar mit einer Rechtstheorie auf, die die vormalige Verſchmelzung der Religion mit dem Staat als die wahre, einzig haltbare Grundlage der Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft darſtellt *). Alſo die Religion wieder die Leibeigene des Bodens und der Luft? wieder Staatsreligion gegen Staatsreligion? wieder die Entſcheidung, was der Menſch in jedem Staate glauben darf und ſoll, in die Hand der politiſchen Zwangsgewalt gelegt? Wo bliebe alsdann noch eine Spur der geiſtigen Freiheit, zu welcher Chriſtus die Menſchen berufen hat? Eine folgerechte Ausübung jener Rechtstheorie würde alle Greuel der ſchändlichſten Glaubensheuchelei und des verfolgungsſüchtigen Glaubenseifers, die die Völkergeſchichte ſo lange und oft befleckt haben, unter uns zurückrufen **). Nicht glücklicher war die Verſtandes-Spekulation in ihren Theorien von der Erziehung. Schon die Ueberſchätzung des Wiſſens und des Vielwiſſens wirkten auf ſie höchſt nachtheilig. Man glaubte, den Unterricht der Jugend nicht zu ſehr erweitern zu können, machte aus dem Vielerlernen die Hauptſache und verſäumte darüber die Bildung der Geſinnung, des Charakters. Die Jugend lernte Vielerlei, aber Wenig, das tief im Innern Wurzel faßte, gleichſam in Saft und Blut überging. Der Keim der Ungewißheit und des Dünkels wurde frühzeitig in ſie gelegt, und die Sucht zu glänzen in ihr genährt. Die Pädagogik überſah, daß Kenntniſſe an ſich nur Werkzeuge ſind, deren gute Anwendung durch die Kraft und Gediegenheit des Geiſtes bedingt iſt,

---

als verderblich. In Ausführung gebracht, wäre ſie die unfehlbarſte Zerſtörerin aller Freiheit. Der Spekulation iſt es leicht, das Volk für mündig zu erklären. Aber läßt man das Volk unbedingt gewähren, ſo zeigt es ſich bald, daß ſeine Unmündigkeit durch keinen Ausſpruch der Theorie aufgehoben werde, und daß nur eine anhaltende geiſtige und ſittliche Bildung es auf einen gewiſſen Grad von Mündigkeit erheben könne.

*) So ſelbſt des ſonſt geiſtvollen Denkers Stahl Philoſophie des Rechts. Heidelberg 1837. B. II. Abth. 2. K. 16.

**) Freilich will H. Stahl, daß der Glaubensfreiheit und politiſchen Toleranz Statt gegeben werde. Aber damit nimmt er ſelbſt ſeinem Begriff von Staatsreligion alle Haltbarkeit.

das Hauptverdienſt des Unterrichts mithin in der Weckung, Bildung, Kräftigung des Geiſtes beſtehe. Da man die Jugend mit einer Menge von Dingen, Anſichten, Theorien bekannt machte, die ſie zu verſtehen, würdigen, geiſtig zu verdauen die Fähigkeit noch nicht erlangt hatte, ſo gewöhnte man ſie zu frühklugem Abſprechen, und machte ſie unfähig der vielen reinen Genüſſe, die dem unbefangenen Gemüth ſich wie von ſelbſt erſchließen. Alle die zahlloſen Mißgriffe der Verſtandes-Spekulation in der Erziehungskunſt hier anzuführen, würde zu weit führen. Des einen nur werde erwähnt: daß mit dem Kinde von Gott kein Wort geſprochen werde, bevor ſeine Vernunft entwickelt iſt; als ob die Entwickelung der Idee von Gott nicht mit der der Vernunft gleichen Schritt halte; als ob nicht im Kinde ſich mit der Vernunft auch die Leidenſchaften entwickelten, und ihr unbändiges Erſtarken, durch die Idee von Gott nicht verhindert, der Entwickelung dieſer Idee in den Weg treten würde?

Wie äußerſt wenig hat ferner die ſchöne Kunſt von der Spekulation, die ſich mit Feſtellung ihrer Theorie befaßte, gelernt? Was haben ihr die Verſuche der Spekulation, eine äſthetiſche Wiſſenſchaft zu begründen, gefrommt? Wie vielfältig haben ſie ihr nicht vielmehr Eintrag gethan? Wie viel Verkehrtes und Albernes haben ſie nicht in die Beurtheilung der Kunſtwerke eingeſchwärzt? Wie ſehr haben ſie die Einſeitigkeit hierin vermehrt? Bevor ſie ſich geltend machten, hat man nie ſo ſchroffe, ſchneidende Gegenſätze von Lob und Tadel vernommen. Recht augenfällig hat es ſich gezeigt, daß das Unterfangen, durch Begriffe das Weſen des Schönen zu erfaſſen und den Kunſtgeſchmack zu bilden, ein widerſinniges ſey.

Auch das Studium der Natur, welches nach Baco's Vorgang Newton und mehrere Andere der Spekulation mit großem Erfolg entzogen haben, hat dieſe neuerdings zur vermeintlichen Wiedergeburt in der Idee in Anſpruch genommen. Es iſt bemerkenswerth, daß der Anbau der Erfahrungswiſſenſchaften, daß das gründliche Studium der phyſiſchen Welt erſt ſeit Verbreitung des Chriſtenthums und eigentlich erſt nachdem die Unfruchtbarkeit der ſpekulativen Scholaſtik mehr anerkannt worden iſt, einen hohen Schwung genommen hat, wogegen bei heidniſchen Völkern die Naturkenntniß ſehr verwahrloſt blieb und die philoſophiſche Forſchung ſich beinahe nur der Spekulation über die Natur und mehr noch über die Geiſterwelt zuwendete. Der Umſtand, daß die alten Philoſophen von der Spekulation ausgingen, iſt Urſache, daß ſie auf dem Wege der Beobachtung geringe Fortſchritte machten. Sie ſchätzten dieſe gering, nachdem ſie ſich bereits im Beſitze der Geſetze der Natur wähnten und Theorien ihrer Bildung (Cosmogenien) aufgebaut hatten. — Nicht das Chriſtenthum, ſondern die dialektiſche Scholaſtik war es, was in den mittlern Zeiten den Fortſchritt in der Naturkunde gehemmt hat. Die Spekulation in dieſen Zeiten, wie die in der heidniſchen Vorzeit, hat das Buch der

Natur nicht nur nicht entſiegelt, ſondern es durch neue Siegel willkührlicher Annahmen noch mehr verſchloſſen. Die Natur, welche ſich vor dem unbefangenen und unverdroſſenen Beobachter immer mehr erſchließt, machte die Spekulation zur Sphinx, deren Räthſel ſie durch Ideen, welche ſie ihr zum Grund legte, vergeblich zu löſen verſuchte. In der Einbildung, das Weſen der Naturdinge a priori zu erklären, veranlaßte ſie, daß die Erforſchung ihrer Erſcheinungen a posteriori verſäumt und Manches darin überſehen wurde*). Eine neue Schule, die den Namen der Naturphiloſophie angenommen hat, machte es ſich zur Aufgabe, das Abſolute in der Natur zur Anſchauung zu bringen. Der tiefe Denker Schelling entwarf uns ein vielverſprechendes Bild von der zu erwartenden Ausbeute ſeiner ſpekulativen Naturwiſſenſchaft. „Mit ihr," ſagt er**), „beginnt nach der blinden und ideenloſen Art der Naturforſchung, die ſeit dem Verderb der Philoſophie durch Baco, der Phyſik durch Bayle und Newton allgemein ſich feſtgeſetzt hat, eine höhere Kenntniß der Natur; es bildet ſich ein neues Organ der Anſchauung und des Begreifens der Natur. Wer ſich zur Anſicht der Naturphiloſophie erhoben hat, die Anſchauung, die ſie fordert und ihre Methode beſitzt, wird ſchwerlich umhin können, zu geſtehen, daß ſie gerade die der bisherigen Naturforſchung undurchdringlich ſcheinenden Probleme mit Sicherheit und Nothwendigkeit, obgleich freilich auf einem ganz andern Felde, als dem, wo man ihre Auflöſung geſucht hatte, aufzulöſen in den Stand ſetzt. Das, wodurch ſich die Naturphiloſophie von allem, was man bisher Theorien der Naturerſcheinungen genannt hat, unterſcheidet, iſt, daß dieſe von den Phänomenen auf die Gründe ſchloſſen, die Urſachen nach den Wirkungen einrichteten, um dieſe nachher aus jenen abzuleiten. — In der Naturphiloſophie finden Erklärungen ſo wenig Statt, als in der Mathematik: ſie geht von den an ſich gewiſſen Principien aus, ohne alle ihr etwa durch die Erſcheinungen vorgeſchriebene Richtung; ihre Richtung liegt in ihr ſelbſt, und je getreuer ſie dieſer bleibt, deſto ſicherer treten die Erſcheinungen von ſelbſt an diejenige Stelle, an welcher ſie allein als nothwendig eingeſehen werden können, und dieſe Stelle im Syſtem iſt die einzige Erklärung, die es von ihnen gibt. — Was bei den ſinnreichſten Hypotheſen noch übrig blieb, die Möglichkeit, ſie anzunehmen, oder nicht anzunehmen, fällt hier gänzlich weg.“ Dieſe Stelle ſpricht ſich ſo unumwunden für den Vorzug der ſpekulativen Naturlehre aus, daß jeder Kommentar überflüſſig iſt. Die Frage bleibt nur: ob denn wirklich durch ſie die Probleme, die man bisher für unauflöslich hielt (z. B. von dem Weſen und Urgrund der Materie) durch jene Spekulation ſo gelöst worden ſind, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten könne? ob die Annahmen oder Ideen, von denen die Naturphiloſophie als von nicht zu bezweifelnden Wahrheiten ausgeht, wirklich ſo apodiktiſch gewiß ſind, wie gewiſſe Sätze der Arithmetik oder der Geometrie? Auf die Gefahr, der Kurzſichtigkeit bezüchtigt werden, halte ich dafür, daß dieſe Frage vorerſt verneint werden müſſe, ſo lange nicht unwiderlegliche Gründe für die bejahende Beantwortung beigebracht ſind. Auch nehme ich wahr, daß viele Naturforſcher es für den Vortheil der Wiſſenſchaft rathſam finden, wieder zu der Methode derer einzulenken, welche Schelling die Verderber der Wiſſenſchaft genannt hat, und er ſelbſt ſcheint mir im Verlauf der Entwickelung ſeiner Theorie das Nämliche zu thun*). Das Zweckmäßige des Beſtrebens die durch Erfahrung erwieſenen Thatſachen unter allgemeine Geſichtspunkte zu bringen, bleibt außer Frage. Aber, von Thatſachen ausgehend und Thatſachen vergleichend, hütet ſich der gründliche Naturforſcher vor übereilten Schlüſſen und begnügt ſich, wo er nicht mit Gewißheit behaupten kann, den Weg zu künftiger Nachforſchung zu zeigen *). Zu wie vielen unheilvollen Mißgriffen hat die von der Syſtemſucht veranlaßte Ueberſchätzung des Werths von Theorien, die alle Aeußerungen der Lebenskraft und alle ihre Störungen (die Krankheiten) auf eine einzige Grundurſache zurückzuführen ſtrebten, in der Ausübung der Arzneikunde verleitet **)! Nicht unterdrücken kann ich ferner die Beſorgniß, daß die Naturforſchung, wenn ſie ihre Angaben von Thatſachen nicht Schritt für Schritt durch Beobachtung und Erfahrung begründet, jeder Wahngläubigkeit Thür und Thor öffne. Nur die Ueberzeugung von der Wahrheit gibt die Kraft, Irrthümer mit Erfolg zu bekämpfen. Der gleichgültige Skeptiker vermag ſich ſelbſt des lächerlichſten Volksaberglaubens, der Wahrſagereien und dergleichen nicht zu erwehren. Der ſpitzfindige Dialektiker aber iſt nie verlegen, wenn es ihm darum zu thun iſt, Scheingründe für dergleichen Wahngebilde ausfindig zu machen. Der große Haufen, wenig zum Nachdenken und Forſchen aufgelegt, iſt ohnehin ſtets geneigt, den Vorſpiegelungen der Phantaſie ſich hinzugeben. Beſonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſah man ſich eine Vorliebe für das Geheime der Geiſter bemächtigen, und die vielſeitige Hegung dieſer Vorliebe ***) hatte das ſogenannte

---

*) Cuvier (in ſ. discours sur le progrès des sciences naturelles) ſagt von den Verſuchen des Metaphyſikers, die Naturerſcheinungen durch Vernunftgründe a priori zu erklären: „Nous n'avons vu dans les applications de ses principes aux divers ordres de phénomènes qu'un jeu trompeur de l'esprit, ou l'on ne semble faire quelques pas qu'à l'aide d'expressions figurées, prises bientôt dans un sens, tantôt dans un autre, et ou l'incertitude de la route se décèle bien vite, quand ceux qui s'y donnent pour guides ne connaissent pas d'avance le but où ils prétendent qu'elle conduit. En effet, la plupart de ceux qui se sont livrés à ces recherches spéculatives, ignorant les faits positifs et ne sachant pas bien ce qu'il fallait démontrer, sont arrivés à des resultats si éloignés du vrai, qu'ils suffiraient pour faire soupçonner leur méthode de demonstration d'être bien fautive." Ein Newton weiß, daß die Körper fallen, und ſchreibt es ihrer Schwere zu. Doch was die Schwere iſt und woher ſie kommt, das weiß er ſo wenig als der unwiſſendſte Bauer. Aber ein Newton, ein Kepler zog, was kein Unwiſſender vermag, aus der Beobachtung der Thatſache der Gravitation der Körper die Geſetze ab, nach denen die Himmelskörper ſich bewegen.

**) Ideen zu einer Philoſophie der Natur 1803. I. 83.

---

*) Seine vielen ſinn- und geiſtreichen Bemerkungen, Vergleichungen und Zuſammenſtellungen von Naturerſcheinungen ſind ſelbſt einzig der Beobachtung und Erfahrung entnommen, und in ihnen iſt Manches als blos wahrſcheinliche Erklärung hingeſtellt. Ueber Urſachen und Zwecke wird wohl immer Vieles für uns Vermuthung, Wahrſcheinlichkeit oder Hypotheſe bleiben. Nachdem Schelling, der Newtons Optik eine ins Unendliche mit ſich ſelbſt verdoppelte, vervielfachte Abſurdität genannt hatte (Neue Zeitſchr. f. ſpekulat. Phyſik I. 165. (1802.) und Ueber Akad. Studien S. 270) in ſ. Ideen zu einer Naturphiloſophie I. 108 fg. alle Theorien vom Licht kritiſch beleuchtet hat, endigt er zwar damit (S. 126), daß er die Behauptung: „das Licht ſey eine bloße Modifikation der Materie“ für die allgemeinſte Beſtimmung, die über das Licht möglich ſey, erklärt, geſteht aber doch (S. 127) mit Recht: daß der Gewinn, den Phyſik und Naturbeobachtung daraus ziehen könne, ſehr gering oder gar keiner ſey, und ſagt (S. 129): geſetzt alſo, wir konnen die Fortpflanzung des Lichts nicht erklären, jede bisher verſuchte Hypotheſe habe ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten u. ſ. w., ſo iſt das kein Grund für uns, dieſe Hypotheſen künftig nicht mehr, wie bisher, zu gebrauchen; eher können wir auf den Gedanken kommen, daß wohl alle jene Hypotheſen gleich falſch ſeyn möchten, und daß ihnen allen eine gemeinſchaftliche Täuſchung zu Grunde liege.“ Die Beobachtung hat uns über die Eigenſchaften und Wirkungen des Lichts, des Feuers, der Luft viel gelehrt; aber

---

die Spekulation hat uns über das eigentliche Weſen dieſer Körperelemente ſo wenig Aufſchluß gegeben, als die Beobachtung.

*) Stets wahr wird die Bemerkung der Königin Chriſtine v. Schweden bleiben: es ſey Verwegenheit, die Macht der Natur durch unſere Unwiſſenheit zu beſchränken.

**) Die ſcharfſinnige Zurückführung aller Krankheiten auf Sthenie und Aſthenie durch Brown und ſpäter auf Störung der Irritabilität durch Brouſſais ſchien ſchnell nach einander fruchtbare Umgeſtaltungen der Arzneiwiſſenſchaft anzukünden. Die Erfahrung zeigte aber bald und täglich mehr die Gefahr einer rückſichtloſen und ausſchließlichen Anwendung der Theorie in der Behandlung der Kranken. Die Natur widerſprach, daß die Theorie ihre Geſtaltungen erſchöpfe.

***) Es war in jener Zeit Nichts, was man nicht von geheimen Geſellſchaften, Forſchung nach geheimen Wiſſenſchaften, geheimen Naturkünſten erwarten zu dürfen glaubte. Neue geheime Verbindungen gaben ſich das Anſehen eines uralten Urſprungs und man glaubte ihnen. Ernſte und Unterhaltungs-Schriften fabelten von der Leitung der Weltdinge durch myſteriöſe Triebwerke, ſtellten ſogar die Verbreitung des Chriſtenglaubens als ein Werk geheimer Verbindung dar. In Wieland's, Schiller's, Göthe's Romanen bekam die Geheimniß-Liebhaberei eine Hauptrolle. Mozart's Genie verſchmähte es nicht, das vielfarbige, aber ſinnloſe Gewebe vom Bild eines Geheimbaus mit dem höchſten Zauber der Tonkunſt zu umkleiden. In Beziehung auf dieſen Hang zum Heimlichen ſagt der Verf. des Buchs: die Jakobiner in Wien (Zürich 1842) S. 107. ohne ihn politiſch verdächtigen zu wollen: „Das aufklärungsſüchtige achtzehnte Jahrhundert war zugleich gebildete Publikum wieder für alle Gaukeleien der Hierophanten der Wahngläubigkeit empfänglich gemacht. Wir ſehen daher in neuerer Zeit, wie die Geneigtheit für das Wunderbare, für Wahrſagerei, Geiſterſeherei, Mantik und Magie, Theoſophie, Alchimie, Aſtrologie auffallend zugenommen hat, und ſelbſt Philoſophen nehmen dieſe Dinge wieder in Schutz*). Die Wunderſucht erhält freigebige Nahrung und ſophiſtiſche Beſchönigung. Das Albernſte im Gebiete der Volksandacht wird mit Sorgfalt gepflegt; wogegen ſo Wenig geſchieht, um den Geiſt der ächten Frömmigkeit zu beleben. Das Betrübendſte dabei für den Wahrheitsfreund iſt die Wahrnehmung, daß man jetzt durch die Berichte von dämoniſchen und antidämoniſchen Wunderwirkungen, die bei der Menge nur zu vielen Glauben finden, und auch in Schutzſchriften für andere wahngläubige Dinge im Ernſte meint und vorgibt, dadurch die gelockerten Bande des Gottesglaubens wieder feſter knüpfen zu wollen**). Welche Vorſtellung hat man denn von Gott, wenn die

---

das wunder- und geheimnißſüchtigſte; ſeine Aufklärungsanſtalten glichen der Gasbeleuchtung, welche die Behältniſſe und Röhren, in denen der Lichtſtoff erzeugt und weiter geführt wird, unter dem Boden verbirgt." Was ſoll man aber von Wahrheitsfreunden halten, die mit der Wahrheit im Ernſt beſtändig Geheimnißkrämerei treiben? —

*) Belege ſind J. B. Juſtinus Kerner's Seherin von Prevorſt; deſſen Geſchichte der Beſeſſenen neuerer Zeit; ſein Sendſchreiben an Medicinalrath Schelling; Eſchenmaier's Conflict zwiſchen Himmel und Helle. Tüb. 1837. (Vergl. Bacherer, Kulturbriefe aus Württemberg. Gute Beleuchtungen von mehrern Erſcheinungen des Somnambulismus findet man in Ennemoſers Werk: der Magnetismus im Verhältniſſe zur Natur u. Religion 1842.; in Maine de Biran Mémoires sur le sommeil et somnambulisme (Mém. d. l'Acad. des sciences morales et polit. I. ser. 2. p. 47. §. 532.), in Burdachs Antropologie u. in Frid. Fiſcher: Der Somnambulismus. Baſel 839. B. III. über die Angaben von Hell- und Geiſterſehern, S. 167 fg., S. 175 fg., 180 fg. u. die von Beſeſſenheit S. 369 u. fg. Gegen die Anſicht vom Einfluß des Somnambulismus auf Hexerei und dämoniſche Beſeſſenheit ſtellt Soldan (Geſch. der Hexenprozeſſe 1843. S. 506 fg.) gewichtige Bedenken auf.

**) „Noch immer iſt der Hexenglaube über Stadt- und Landvolk, hier mehr, dort weniger, bald mit chriſtlich (?) teufliſcher, bald mit heidniſch-dämoniſcher Färbung verbreitet. Noch ſind am alten Gewebe der Vorbedeutungen und Weiſſagungen von zauberiſchen Mitteln, um den Dieb und den untreuen Liebhaber zu quälen, um geſtohlenes Gut und entfremdete Herzen wieder zu bringen, die wenigſten Maſchen gefallen. Aber keine Seite des vom Uralter überlieferten heidniſch-chriſtlichen Afterkultus hat ſich lebendiger und in weiterer Verbreitung erhalten, als die magiſche Heilkunſt und der Glaube daran." Deutſche Vierteljahrſchrift. Stuttgart und Tübingen. 1841. H. IV. 58. Wie tief der Wahnglaube auch in Gegenden, wohin viel Aufklärung gedrungen, hafte, zeigt unter Anderem der ſpröde Widerſtand des Volks im Preußiſchen gegen den davon gereinigten Kalender, den die K. Akademie zu Berlin ſeit 1780 herauszugeben begann. Er blieb ohne Abſatz, und nun kam wieder viel Beiſchlag von Wetterprophezeihungen und Erwählungstagen hinein. Preuß, Friedrich d. Gr. III. 242—244.

wahre Religioſität ſolcher Mittel bedarf, um Geltung zu erhalten? Iſt es nicht völlige Verkennung derſelben, ſie auf dem Wege des Wahnglaubens fördern zu wollen *)? Man hört jetzt Viele vom Werth des Glaubens auf den Werth des Aberglaubens ſchließen, als ob zwiſchen beiden eine nothwendige Verbindung beſtände. „Beſſer,“ ſagen ſie, „man glaube zu viel, als zu wenig; nur darauf kommt es an, daß man glaube, weit weniger darauf, was und wie man glaube.“ Sie erblicken im Aberglauben die ſtärkſte Schutzwehr gegen den Unglauben **). Wie ganz verkehrt iſt aber nicht dieſe Anſicht! Eben die große Geneigtheit der Menſchen zum Aberglauben iſt ein ſtarker Grund, ihm im Keime zu begegnen und ſeiner Verbreitung überall Dämme zu ſetzen. Man bedenke doch nur, daß der Aberglaube in der Welt unendlich mehr Schutz und Begünſtigung findet, als der Unglaube. Dieſer iſt gemeinhin verhaßt; es ruht auf ihm der Verdacht der Bösartigkeit, ſchlechter Geſinnung. Dem Aberglauben hingegen gewährt die große Menge faſt immer Entſchuldigung und Beſchönigung und nur zu oft volle Zuneigung, wobei unvermerkt Eigennutz und Schwachſinn im Spiele ſind ***). Selbſt die Meiſten, die in ihm eine Schwäche, eine Krankheit erkennen, laſſen ihm Nachſicht und

---

*) Möchte man doch erwägen, was der grundgelehrte Profeſſor und Domherr v. Hug zu Freiburg in ſeinem vortrefflichen Gutachten über Strauß's Leben Jeſu (Zeitſchr. für Theologie. 1841. Bd. VI., H. 1, S. 9 fg.) über die Dämoniſchen bemerkt. Es waren für unheilbar gehaltene, am Ueberreiz der Nerven leidende Kranke, deren Zuſtand oft in Raſerei überging (Matth. 8, 28. Mark. 5, 3. 4. 5. Luc. 8, 27.). Jeſus hatte großes Mitleid mit ihnen und heilte ſie. Es gab aber eine weit zahlreichere Art von Dämoniſchen, mit denen Jeſus kein Mitleid hatte, die er verabſcheute und mit ſeinem göttlichen Wort derb zurechtwies und zu Schanden machte. Dies waren die heuchleriſchen Phariſäer und Schriftgelehrten. Dieſen den Dämon auszutreiben, hielt weit ſchwerer, als jenen.

**) Wohl weiß ich, daß zu verſchiedenen Zeiten geiſtvolle Perſonen geglaubt, Thatſachen von Zaubereien würden, als wahr erwieſen, einen ſtarken Beweis für die Religion abgeben. Aber was haben denn Gott und Belial gemein? Wie kann es den Glauben an Gott fördern, wenn der Glaube an dämoniſche Wirkungen wächſt? Wie Viele wird nicht dieſer Glaube, wo er ſich feſtwurzelt, verhindern, ſich um Gottes Beifall zu kümmern?

***) Aberglaube ſteht faſt immer mit ſelbſtſüchtigen Zwecken in Verbindung. Am auffallendſten zeigt ſich ſeine Selbſtſüchtigkeit bei großen Calamitäten, die er noch vermehrt. Bei verheerenden Peſtſeuchen, Erdbeben, Hungersnoth ſehen wir ihn erfinderiſch, Urſachen des Uebels zu erträumen. Während er vor den wahren die Augen verſchließt, tritt er blindeifernd den Vorkehrungen in den Weg, wodurch das Uebel gemildert, abgekürzt, beſeitigt werden will. Allen Fortſchritten in vernünftiger Bildung und Geſittung iſt der Aberglaube abgeneigt. Nur in der Erſtarrung des Stillſtandes findet er ſich geſichert. Gemeinhin ſchrumpfen Geiſt und Herz durch ihn ein, indem er geiſtige Trägheit und Indolenz einflößt. Wenn er auch zuweilen die Glut des Fanatismus entzündet, ſo iſt er doch gewöhnlich eher entmuthigend, als zu ausdauernder Tapferkeit ermunternd.

Schonung angedeihen. Einige aus Verachtung für den großen Haufen, andere aus Furcht ihn zu reizen; Manche, weil ſeine Wahngläubigkeit Einzelnen mancherlei Vortheile bietet, und ſie leicht von Einzelnen zu ihrem Vortheile ausgebeutet werden kann. Endlich kommt dem Aberglauben noch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem religiöſen Glauben zu Statten. Faſt jeder Aberglaube iſt eine Nachäffung des letztern, und kleidet ſich in frommen Schein *). Jetzt ſieht man aber ſelbſt Ungläubige wieder oft, wie zu des Auguſtus Zeit in Rom, geneigt, beim Aberglauben die Befriedigung ſuchen, die ihnen ihr Unglaube verſagt. Immer iſt, wo dieſer am kühnſten geworden, jener zu hohem Anſehen gelangt. Viele abergläubiſche Meinungen und Gebräuche, noch von der heidniſchen Naturvergötterung abſtammend, werden im neunzehnten wie im achtzehnten Jahrhundert am eifrigſten von Solchen gehegt, die vom Chriſtenthum ſich abgewendet haben. Sie ſuchen darin eine Schadloshaltung. Iſt es nicht auffallend, jetzt gerade die als die thätigſten Förderer wahngläubiger Dinge auftreten zu ſehen, die vor Kurzem noch den chriſtlichen Glauben als eine abgelebte Erfindung verhöhnt hatten? Doch Manche ſind thöricht genug, von der Verfinſterung der Köpfe durch Wahngläubigkeit die Glückſeligkeit des Lebens, die Verbeſſerung ſeiner Zuſtände zu erwarten **).

Auch das Intereſſe der ſchönen Kunſt wird hin und wieder zur Vertheidigung des Aberglaubens geltend gemacht. Allein es iſt ein Irrthum, daß der Aberglaube es ſey, was den Aufſchwung und die Vollendung in den ſchönen Künſten gefördert habe. Er hat dazu eben ſo wenig, als der Einfluß der ſpekulativen Richtung der Philoſophie beigetragen. Vorzüglich deßwegen ſcheint mir die Bildung des Sinnes für das Schöne wünſchenswerth, weil ſie die Seele erweitert, und ſie befähigt, ſich zu Allem, was über das Gemeine ſich erhebt, zu dem Edeln (Sittlicherhabenen), Vollkommenen aufzuſchwingen. Auf der andern Seite bewahrt ein gebildeter Schönheitsſinn auch vor der Neigung, die Erringung der Wahrheit und das Heil der Welt von ſolchen Spekulationen zu erwarten, die das Leben und deſſen wichtigſte Zwecke ganz aus dem Auge verlieren*).

---

*) So tief und ſtark und allgemein iſt die Geneigtheit zum Aberglauben, daß Gibbon (Geſch. des Verf. u. Unterg. des röm. Reichs Th. III. Kap. 15. S. 241.) mit vollem Grunde ſagen kann: „Irgend einige Gottheiten von einer neuern und der Denkart des Zeitalters angemeſſenen Beſchaffenheit würden gewiß gar bald die verlaſſenen Tempel eines Jupiters und Apollo eingenommen haben, hätte nicht die Weisheit der Vorſehung in dieſem Augenblicke eine ächte Offenbarung hervortreten laſſen, welche die vernünftigſte Achtung und Ueberzeugung einzuflößen vermochte, und zu gleicher Zeit mit allem demjenigen ausgeſchmückt war, was die Neugierde, die Bewunderung und die Verehrung des Volks an ſich ziehen konnte.“

**) Wobei es mir allerdings minder davor bang iſt, daß die Verfinſterung wieder andauernd die Oberhand gewinne, als daß ſie, wie alle Uebertreibungen, Zuſtände herbeiführe, welche die Neigung zu einer wüſten und wilden Freigeiſterei erwecken, die Alles, was blendet, für Licht hält.

Daß das Ueberhandnehmen der ſpekulirenden Richtung der Denkkraft zur Erforſchung des Ueberſinnlichen auch auf das Dichtungsvermögen Einfluß übt, iſt nicht zu bezweifeln. Faſt jedes metaphyſiſche Syſtem fand ſeinen Dichter. Ein bedeutendes Seitenſtück zu den Erzeugniſſen des Ueberflugs der ſpekulativen Denkkraft liefert uns die in Wortnebel ſich verſteigende Poeſie, die das Einfacherhabene unſerer evangeliſchen Erzählungen durch athemloſe Anſtrengung der Phantaſie mittelſt Bilderſchmucks in verſchönerndem Lichte darzuſtellen unternahm. So gut gemeint ein ſolches Unterfangen ſeyn mag, es wird denjenigen, der vom Geiſte der Evangelien recht durchdrungen iſt, nur wenig und nie andauernd befriedigen. Noch ſtörender zeigte ſich der Einfluß der Metaphyſik, wenn der religiöſe Lyriker in ſeinen Geſängen blos durch Einkleidung ſpekulativer Ideen zu wahrer Andacht begeiſtern wollte. Dies ſey hier nur nebenher bemerkt! Kehren wir jetzt wieder zu unſerem Hauptgegenſtand zurück! So wenig wahre Religioſität durch Wahngläubigkeit befördert werden kann, um ſo mehr wird ſie es durch eine ſolche Erforſchung der Natur, die ihre Erſcheinungen mit klarem, geſchärftem Auge betrachtet, das ſich unbefangen der Beobachtung hingibt. Wer auf dieſem Wege die Natur erforſcht, kann zuletzt keinen andern Ausgang finden, als in Gott und Vorſehung, in einem Zweckſetzenden, mit Bewußtſeyn und Willen waltenden Urweſen. „Wohl kann der menſchliche Geiſt," wie Baco**) bemerkt, „bei der Betrachtung getrennter, mittelbarer

---

*) Es iſt eine ganz irrige Anſicht, die dem Aberglauben die ſchönſten Kunſtgebilde zuſchreibt. Die eines Phydias und Liſipp, eines Zeuxis und Apelles waren eben ſo wenig Erzeugniſſe des Aberglaubens, als die eines Perugino und Raphael, eines Correggio und Michel Angelo, eines Nikolaus von Piſa und Ghiberti. Die Blüthe der religiöſen Ideen ſah hier die Welt in den reinſten, vollendetſten Geſtaltungen des Schönen ſich entfalten, und wenn auch die andern Denkmale des Sinns für das Göttliche untergegangen wären, könnten jene Gebilde noch würdig von ihm zeugen. — Hingegen ſind die Frazzen und Mißgeſtalten in der Kunſt mehrentheils Ausgeburten des Aberglaubens; hin und wieder auch, wie in Indien, der Ausſchweifungen des ſpekulativen Geiſtes. Das Nebelhafte in Dichtungen und Werken der bildenden Kunſt zeigt ſich am meiſten, wo und wann die grübelnde ſpekulative Geiſtesrichtung vorherrſcht. Die ſchönen Künſte haben mit der Philoſophie das gemein, daß ſie den Geiſt über das Gemeine und Niedrige im Leben erheben, dieſes veredeln, nicht aber vom Leben abſcheiden oder es zum Zerrbild machen, wie der Wahnglaube es thut.

**) Essays n. 17. Damit ſtimmt überein, was Baco anderswo (De Dignitate et Augm. scientiar. L. III. 4.) bemerkt: „Wunderbarer erglänzt Gottes Weisheit, da die Natur anderes wirkt, die Vorſehung Anderes hervorweckt, als wenn die Wahrzeichen der Vorſehung jeden einzelnen Bildungen und Bewegungen der Natur aufgeprägt wären. — Weit entfernt, daß die phyſiſchen Urſachen die Menſchen von Gott und Vorſehung ableiten, laſſen ſie vielmehr diejenigen Philoſophen, die, mit ihrer Unterſuchung ſich beſchäftigen, keinen andern Ausgang finden, als zu Gott und Vorſehung."

Urſachen, ſich zuweilen befriedigen, aber wenn er fortfährt, die Kette der verknüpften und in Uebereinſtimmung wirkenden Urſachen zu unterſuchen, ſo wird er nothwendig zur Vorſehung und zur Gottheit hingewieſen.“ Ein ſolches Studium der Natur hat ſeinen Geweihteſten die tiefſte Verehrung für das Göttliche (Gott und ſein Wirken eingeprägt *), während das nach Ergründung deſſelben ſtrebende ſpekulative Studium nur zum Beweis ſeines Unvermögens geführt und Zweifel ausgeheckt hat, welche dann der Wahnglaube mit ſeinen Phantaſiegebilden vergebens zu beſchwichtigen ſuchte **). Die Spekulation hat auch in ihrer Erörterung ſowohl ſolcher Naturerſcheinungen, die ſich nach den allgemeinen Geſetzen, die der Verſtand ſich über die Natur gebildet hat, nicht erklären laſſen ***), als mancher Arten von Volksaberglauben jene Sprachverwirrung gebracht, die überall eintreten muß, wo der Verſtand mit ſeinen Begriffen nicht auslangt, und ſie doch zur Begründung eines vermeintlichen Wiſſens anwendet. Jede Behauptung: man wiſſe, was man nicht weiß, iſt eine Hemmkette der Forſchung und erleichtert dem Wahnglauben den Zutritt ins Heiligthum der Wiſſenſchaft, in das er ſich jederzeit einzuſchleichen bemüht war. Vermuthungen und Hypotheſen ſind und bleiben zwar für die wiſſenſchaftliche Forſchung ein nicht entbehrlicher Behelf; aber in Aufſtellung von ſolchen iſt doch eine große Vorſicht, Nüchternheit und Sparſamkeit zu empfehlen, und vor Allem iſt es wichtig, ſie nie für mehr, als ſie ſind, alſo nicht für ausgemachte Wahrheiten und Gewißheiten, auszugeben. Sie gehören jedenfalls nur zum Baugerüſt der Wiſſenſchaft, ſind aber nie Grund- und Bauſteine ihres Tempels. Eingebildetes Wiſſen und Unwiſſenheit ſind nur zwei verſchiedene Thore zum Aberglauben. — Gerade die vorwitzige Spekulation, deren Ergebniß in einer Folgenreihe von Verneinungen beſteht, erſchließt dem Wahnglauben das weiteſte Thor. Da ſie zuletzt nichts mehr gelten läßt, was dem Leben Würde, Haltung, Zuverſicht und Anmuth verleiht, ſo ſtößt ſie diejenigen, welche ſich dies nicht gefallen laſſen wollen, denen in die Arme, welche in der Blindgläubigkeit das Heil der

---

*) Johann v. Salisbury bemerkt (Policraticus VII. c. 3. p. 418.): was frommet es uns, alle Werke Gottes, die gut ſind, kennen zu lernen, wenn wir verſäumen, ſelbſt gut zu werden?

**) Pareils à des enfans introduits dans un cabinet, qui n'en considèrent que les raretés et ne saluent pas le maître, leur doctrine corpusculaire s'arrête aux causes secondes, ne voit que des éléments et des germes, et elle prend les moyens de la conservation pour les agens de la création. Bonald, Législation primitive I. 28, 28.

***) Wer vermochte bisher die Heilkraft gewiſſer Quellen, wer das Gefühl gewiſſer Menſchen von unterirdiſch verborgenen Waſſern oder Metallen, wer die Wirkung der ſogenannten Miasmen, wer die zeitweiſen Erſcheinungen epidemiſcher und ſporadiſcher Krankheiten und ihre Wanderungen auf dem Erdkreis, wer das Urgefühl vieler Thiere an Witterungswechſeln zu erklären?

Welt erblicken. Und ſo kommt es, daß jenen Verneinungen ſich trotzig die willkührlichſten Bejahungen von Dingen gegenüberſtellen, die gleichfalls, in anderer Weiſe nur, die Grundlagen des Lebens untergraben. — Man hat geſagt: dem Glauben gehe der Aberglaube zur Seite, wie der Schatten dem Licht. Dies iſt nur in ſo ferne wahr, als es in der Welt immer neben dem Guten auch Böſes, neben der Tugend auch Untugenden oder Laſter geben wird. Daraus folgt aber keineswegs, daß der Aberglaube nicht eben ſo wie das Laſter mit aller Kraft zu bekämpfen ſey. Ein Schriftſteller *) bezeichnet zwar die „Superſtitionen als die ins Bewußtſeyn hinüberreichenden, vom wahren, obern Sinn (?) gedeuteten, unwillkührlichen, inſtinktiven Regungen der mit der ganzen Natur in Rappert ſtehenden Seele, und hält ſie daher für alle Geiſtesbildung überlebend und bei allen Menſchen aus denſelben Maſſen gewoben, gleich und homogen; wogegen in den wachen Geiſteskräften unendliche Mannigfaltigkeit und Abſtufung ſtatt finde." Dieſe Anſicht ſchreibt dem Aberglauben eine Begründung zu, wodurch er eine größere Macht erhielte, als ihm im Verhältniß zum Geiſt zukommen kann. Das unvernünftige Thier wird durch bloßen Inſtinkt oder blinde Sinnentriebe geleitet. Nicht ſo der vernünftige, denkende Menſch. Würden ſeine ſinnlichen Triebe durch die Vernunft ſtets überwacht und geleitet, ſo gäbe es keinen Aberglauben (keine Superſtitionen, ſo benannt, um Ueberbleibſel aus dem unvernünftigen, ſinnlichen, blinden Heidenthum anzudeuten); der Aberglaube entſteht nur dann, wenn die ſinnlichen Triebe von der Phantaſie, mit Beſeitigung der Vernunft, beherrſcht werden. Daher kommt es, daß jeder Aberglaube etwas Träumeriſches hat und blind im Dunkeln umhertappt. An Mannigfaltigkeit fehlt es ihm wahrlich nicht. Er iſt mannigfaltiger als die vernünftige Geiſtesthätigkeit, die immer nach Einheit hinſtrebt. Aber allgemeiner wird er unter den Menſchen angetroffen, weil die Sinnentriebe und Phantaſie in ihnen leichter die Herrſchaft gewinnen als die Vernunft, obwohl ihnen die vernünftig-geiſtige Anlage eben ſo gemeinſam iſt als die ſinnliche. Sein Schlimmſtes iſt, daß er, wie **Plutarch** **) bemerkt, die Vernunft gerade in den Dingen verwirrt und blendet, wo man die Vernunft am nöthigſten hat. Die Thatſache, daß uns ſehr Vieles in der Natur unerklärlich iſt, macht die Verbreitung des Aberglaubens begreiflicher, kann aber das Beharren in ihm vor dem Auge der Vernunft eher bedenklich machen, als rechtfertigen.

---

*) S. den Aufſatz in der Allgem. Zeitung, 1842. Beil. 55.

) Vom Aberglauben in den **Moraliſchen Schriften.

Achter Abſchnitt.

Die Zurückführung der Spekulation in ihre Grenzen iſt das rechte Mittel, die Erkenntniſſe zu fördern, welche die Geſellſchaft gegen die ſchlimmen Einwirkungen des Aberglaubens bewahren und die Hinderniſſe der Verbeſſerung ihrer Zuſtände beſeitigen helfen.

Das Streben alle Kenntniſſe wiſſenſchaftlich zu begründen, die ſie auf ihre letzten Gründe zurückzuführen, iſt an ſich lobwürdig, weil der Natur des denkenden Geiſtes gemäß. Der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit wird dadurch begegnet. Aus dieſer geht die Naſeweisheit hervor, die über alles, was ſie nur obenhin oder dem Namen nach kennt, abzuſprechen ſich herausnimmt. Wie die Naſeweisheit iſt aber auch der Wiſſensdünkel, der ſich mit einem Wiſſen brüſtet, das nicht beſteht, eine Anmaßung. Die Intelligenz ſchwankt nur zu oft zwiſchen beiden hin und her. Als im achtzehnten Jahrhundert die Einſicht erwachte, daß die Philoſophie ſich in ihrer ſpitzfindigen ſpekulativen Richtung zu ſehr vom Leben abgeſchieden habe, und ſie ihm näher gebracht werden müſſe, verfiel man häufig auf die Methode, die Kenntniſſe, wo nicht ſpielend, doch nur in leichtfaßlicher Weiſe, mit Umgehung ihrer tiefern Begründung beizubringen. Dieſe Methode war der Weg zur Ungründlichkeit. In Hinſicht von Kenntniſſen, bei denen es für eine gewiſſe Klaſſe nur auf Mittheilung der praktiſchen Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchungen ankommt, konnte dieſe Methode, mit Maß angewendet, erſprießlich ſeyn. Aber für die Klaſſen, welchen das Nachdenken über ihre Kenntniſſe von weſentlichem Vortheil iſt, und für die fortſchreitende Ausbildung der Kenntniſſe iſt ſie durchaus unzulänglich. Glaubt man indeſſen jetzt, daß man bei allem Unterricht ein ganz entgegengeſetztes Verfahren einſchlagen und die Kenntniſſe in allen Fächern für alle Klaſſen wiſſenſchaftlich begründen müſſe, ſo geräth man auf ein anderes Aeußerſtes, indem man der Intelligenz der im Denken weniger geübten Klaſſen zu viel zumuthet, und in den andern wieder das Streben erweckt, mittelſt der Spekulation die Grenzen der Erkennbarkeit zu überſchreiten, wodurch abermals wie zur Zeit der Herrſchaft der Sophiſten und Scholaſtiker zwiſchen der Philoſophie und dem wirklichen Leben eine weite Kluft gebildet wird. Damit alſo die Forſchungen der Intelligenz ihren eigentlichen Zweck: das Leben zu fördern, erreichen, iſt es von der erſten Wichtigkeit, daß die Grenzen, innerhalb welche ihr Vermögen gewieſen iſt, nicht überſehen werden. Daß die natürliche Neigung der Wißbegierde, mitunter ſelbſt der Drang eines edeln und religiöſen Gemüths die Beachtung dieſer Grenzen nicht wenig erſchwere, iſt nicht zu läugnen. Dazu kommt aber noch die Sucht zu glänzen und Aufſehen zu erregen. Um ſo größer iſt daher das Verdienſt des Philoſophen, der ſich redlich bemüht, ſich innerhalb jener Grenzen zu halten und ihnen Beachtung zu verſchaffen.

Alle Beobachtungen und Erfahrungen, ſo wie alle Ueberlieferungen, bedürfen, um reines Geld der Erkenntniß zu liefern, des Gedankens, der ſie prüft, ſichtet, vergleicht und ordnet. Aber dieſer Gedanke iſt von der Spekulation weſentlich verſchieden. Dieſe hat es nur mit allgemeinen Begriffen zu thun, wogegen jener ſich genau an Thatſachen, an das Wirkliche hält und darauf ſeine Schlüſſe baut. Am übelſten iſt es mit der Wiſſenſchaft beſtellt, wenn Vielen das Widerſinnigſte — das Weiſeſte, das Dunkelſte — das Tiefſte, das Originellſte — das Wahrſte ſcheint*). Wie in Bezug auf Genuß von Speiſe und Trank können daher auch für das ſpekulative Denken Mäßigkeitsvereine von Nutzen ſeyn. Denn auch hierin iſt eine Diät nothwendig, damit der Geiſt geſund bleibe oder es werde. Was können Spekulationen frommen, die des Menſchen Geiſt überſteigen? Zuletzt muß über den Werth aller Spekulationen der Gebrauch entſcheiden, der von ihnen gemacht werden kann. Jede Theorie muß, um haltbar zu ſeyn, ſich im Leben erproben. Mag die Dialektik noch ſo künſtlich und beredt einer Idee, einem Syſtem, den Schein der Wahrheit verleihen, dieſer Schein rechtfertigt ihre Anwendung noch nicht.

Das geſunde und unbefangene Denken über das Göttliche iſt für Jedermann empfehlenswerth und mit allem Nachdruck muß darauf gedrungen werden, weil der Glauben ohne Denken nur zu leicht in Mechanismus ausartet, wodurch es für das Gemüth und das Leben allen Werth verliert, und, ohne Schutzwehr gegen Täuſchung und Irrthum, in Wahnglauben ſich verwandelt.

Gewiß iſt nichts Freieres in der Welt, als der Gedanke, und der hohe Werth der Gedankenfreiheit ſollte wohl bei Allen, die in dem Denkvermögen einen hohen Vorzug des Menſchen vor dem vernunftloſen Thier erkennen, außer Frage ſeyn. Die ſpekulirende Richtung des Denkvermögens ſetzt aber deſſen Freiheit großer Gefährdung aus, wenn ihr die ewigen Anforderungen des

---

*) Heinr. Schmid, über das Weſen der Philoſophie. Stuttg. 1836. S. 164. — „Es gibt einen falſchen und einen wahren Scharfſinn. Der wahre iſt gerichtet auf die Erforſchung des Wahren; dem falſchen iſt es nicht um die Wahrheit, ſondern um die Aufſpürung bisher überſehener Verhältniſſe und Beziehungen und um den Schein der Conſequenz zu thun. Nicht das (ſcheinbar) ſcharfſinnigſte Syſtem verdient den Vorzug, ſondern das wahrſte. Der Scharfſinn, geübt und angewandt auf falſche Vorderſätze, und im Witz blendender Conſequenzmacherei iſt für Jünglinge, die nicht prüfen können, wahrhaft gefährlich. Dieſer falſche Scharfſinn liebt das Gewand der Dunkelheit; er hüllt ſich in Unverſtändlichkeit (eines neuen Sprachgebrauchs) ein, dem Wahne huldigend, daß ſie ein Merkmal der Tiefe der Forſchung ſey. Aber die wahre Tiefe iſt klar, und weil ſie klar iſt, verſtändlich und dem aufmerkſamen Bewußtſeyn Gebildeter zugänglich. Die Unklarheit iſt entweder ein Mangel tiefer Forſchung, oder der Methode, oder der Verſchrobenheit der Sprache, alſo jederzeit ein Fehler.“ Dieſterweg, über das Verderben auf deutſchen Univerſitäten. Eſſen, 1836.

Gemüths und die beobachtende Reflexion auf die wirklichen Zuſtände nicht den Zügel anlegen. In ihrer Idee betrachten ſich zwar die Dialektiker gern als die Wächter und Gewährmänner der Geiſtesfreiheit. Aber in der That iſt dieſe von Niemanden mehr, als von ihnen gefährdet worden, bald dadurch, daß dieſelben aus den Schachten der Spekulation Ergebniſſe an den Tag förderten, die das Gemüth und den geſunden Menſchenverſtand empören, und die Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft verkümmern, bald dadurch, daß ſie zur Rechtfertigung und zum Erweis alles deſſen, was bösartige Machthaber in uns und außer uns geltend zu machen wünſchen, Argumente ausfindig machten. Dadurch wird nicht geſagt, daß die Spekulation nothwendig in eine dieſer beiden Irrbahnen, die zur Vernichtung der Geiſtesfreiheit, oder zur Einbuße des Wahrheitsſinnes führen, gerathe. Nur die Thatſache wird bemerklich gemacht, daß dies oft geſchehe, und dieſe Thatſache wird wohl Niemand zu läugnen vermögen.

Unſere Erkenntniſſe ſind das Geſammtergebniß unſerer Beobachtungen und Erfahrungen, unſerer Vernunftſchlüſſe und unſerer Ueberlieferungen und der Reflexion darüber. Zuſammen bilden ſie das, was wir unſere Wiſſenſchaft nennen. Eine ſolche findet jedoch im eigentlichen Sinne nur dann ſtatt, wenn es unſerer Vernunft gelingt, unſere Erkenntniſſe in Uebereinſtimmung zu bringen. Den Schlußſtein aller Erkenntniſſe von endlichen Dingen bildet die Idee vom Unendlichen. Dieſe Idee, zu welcher die Vernunft uns führt, erhält aber erſt reales Leben durch den Gebrauch, den wir von ihr machen, bei der Betrachtung der Welt, der Natur und unſeres Innern und bei der Einrichtung unſeres Lebens, Thuns und Laſſens, indem wir es der Vollkommenheit näher zu bringen ſtreben. Alles in und außer uns führt uns dann beim Nachdenken zu dem feſten, immer feſtern Glauben an Ein unendliches, vollkommenes Weſen, von dem alles Seyn abhängt und auf dem alles Seyn beruht. So wird der Menſch religiös, und für den wahrhaft religiöſen Menſchen ſtehen alle ſeine Erkenntniſſe und ſein Leben in genauer Verbindung mit ſeiner Idee von Gott und ſeinem Glauben an ihn. Da ächt religiöſe Geſinnung weſentlich nach möglicher Vervollkommnung ſtrebt, ſo führt ſie nothwendig zur Sittlichkeit und ſetzt auch ſittliche Geſinnung voraus. Sittlich religiöſe Geſinnung iſt die Grundlage aller ächten menſchenwürdigen Bildung. Ohne ſie iſt Geſittung (Civiliſation) ein leeres Wort. Denn was iſt wahre Geſittung als die Herrſchaft der Vernunft und Tugend?*) — Was will aber die Philoſophie, wenn ſie den Einfluß auf die Sitten und die Geſetze verſäumt oder verſchmäht? Man hat in den letzten zwei Jahrhunderten die Grundlichkeit des Wiſſens ganz beſonders dadurch zu fördern geſucht, daß man deſſen verſchiedene Fächer im Unterricht ſowohl, als in wiſſenſchaftlichen Werken, genauer zu ſondern bedacht war. Dadurch hat allerdings die Bearbeitung jeden Faches der Erkenntniſſe größere Vollendung erhalten. Dieſe Abſonderung hat aber nebſt dieſem großen Vortheil auch Nachtheile gebracht. Vielen Fachmenſchen wurde der Zuſammenhang aller Fächer des Wiſſens entrückt, und ſelbſt im engern Bereiche einer jeden einzelnen Fakultäts- oder Berufswiſſenſchaft wurde die Vielheit und Mannigfaltigkeit der abgeſondert behandelten Fächer derſelben dem klaren Ueberblick des Ganzen und der Einſicht hinderlich, was eigentlich in der ganzen Maſſe der Erkenntniſſe für das Leben am wichtigſten und nothwendigſten iſt, mithin am meiſten eine fortgeſetzte Ausbildung verdient. Hieraus ergibt ſich das Bedürfniß, daß der Geſammtunterricht in jeder Fakultät mit einem Ueberſichtlichen geſchloſſen und vollendet werde, worin der Zuſammenhang nachgewieſen und zugleich über die Anwendung im Leben eine Anleitung gegeben würde. Hier wäre dann vorzüglich der Ort, auf die Wichtigkeit der Anknüpfung aller Erkenntniſſe an die höchſte Idee vom Göttlichen, die ihnen erſt eine unerſchütterliche Grundlage und einen unvergänglichen Haltungspunkt verleihen kann, aufmerkſam zu machen.

---

*) Sans la morale, la politique est un joug odieux, la réligion un masque infâme, et la philosophie une torche incendiaire. J. Matter Histoire des Doctrines morales et politiques des trois dern. siècles 1836. I. 15.

Ueberhaupt läßt ſich die engere Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben dadurch am beſten vermitteln, daß im Unterricht das Beſondere immer wieder auf das Allgemeine zurückgeführt, und das Allgemeine auf das Beſondere angewendet, daß die poſitiven Kenntniſſe mit der Philoſophie beleuchtet und die Richtigkeit der Lehren der Philoſophie durch poſitive Nachweiſungen dargethan werden*). Durch Nichts kann die Philoſophie ſich gründlicher und allſeitiger ausbilden, als durch eine unbefangene Betrachtung und Erfaſſung der wichtigſten Ueberlieferungen: der Geſchichte überhaupt, der Denkmale des klaſſiſchen Alterthums und der Urquellen der Kunde vom Chriſtenthum. Dieſe Studien bringen unvermeidlich die Philoſophie dem Leben nahe; ſie liefern dem Denker Gelegenheit, die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens an den Prüfſtein des Lebens zu halten**).

---

*) „Man hätte nie eine Wiſſenſchaft von ihrer Ausübung trennen — ſollen. Weſtenrieders ſämmtl. Werke V. 161. in dem Aufſatz: warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wiſſenſchaften als die Weisheit erlernt." Wilh. v. Humboldt (Brief an G. Forſter in Schleſiers Erinnerungen an W. v. Humboldt S. 102 fg.) ſchrieb die unfruchtbare Behandlung der Philoſophie, die doch eines ſo großen Reichthums von Ideen fähig wäre, dem zu, daß man ſich dabei nur mit formellen Ideen beſchäftige. „Freilich, fügt er bei, iſt es leichter, Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir ſo wenig Befriedigendes über alle Theile der praktiſchen Philoſophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Geſetzgebung."

**) In ſittlich-religiöſer Beziehung verdienen die Stimmen dieſer Gelehrten, die ihren Glauben, ihre Ueberzeugungen nicht im Leben

So viel eitle Pedanterei und todte Buchſtabengelehrſamkeit ſich dem Studium der Klaſſiker des Alterthums in verſchiedenen Zeiten angehängt hat, ſo hat doch dieſes Studium für die den geſellſchaftlichen Zuſtänden vortheilhafte Geiſtesbildung vor den dem Unerforſchlichen zugewendeten Spekulationen den Vorzug, daß es über eine Menge Gegenſtände und Verhältniſſe des Lebens Licht verbreitet, die Verfeinerung und Reinigung des Geſchmacks gefördert, und zur Entdeckung der erſten Spuren und Fundgruben der Kunſt und Wiſſenſchaft hingeführt hat. Damit jedoch das philologiſche Studium des heidniſchen Alterthums den Geiſt für die Gegenwart belebe, wird es den Vorzug der chriſtlichen Bildung und Sinnesart nimmer außer Acht ſetzen, ſondern vielmehr das wahre Verhältniß von beiden zu einander recht augenſcheinlich hervorheben; es wird den Geiſt bilden, den Geſchmack reinigen, ohne die chriſtliche Geſinnung durch heidniſche verdrängen zu wollen. — Was die Erforſchung der Urkunden des chriſtlichen Glaubens betrifft, ſo wird ſie um ſo mehr an Fruchtbarkeit für das Leben gewinnen, je mehr ſie ſich von den Syſtemen der dialektiſchen Spekulation unabhängig hält. Um ſo feſter wird ſie dann das Weſen der bibliſchen Belehrung ins Auge faſſen, um ſo ſcharfſinniger den Reichthum ihres lebenvollen Geiſtes, der alle Lebensverhältniſſe durchdringt, erſchließen. Die Exegeſe wird weniger gelehrt ausſehen, aber deſto kräftiger chriſtlichen Sinn und chriſtliches Leben verbreiten. Sie wird dem Anſpruch entſagen, das Chriſtenthum zu beherrſchen, aber das Verdienſt erwerben, deſſen Schüler in ſeinen lebenskräftigen Geiſt einzuweihen.

Jetzt verſpricht auch die ſo lebhaft ſich regende Geiſtesrichtung auf alle Künſte der Gewerbſamkeit, als Ableiter von den blos idealen Spekulationen, der Geſellſchaft nützliche Dienſte. Nur entſchiedenes Uebelwollen könnte dieſe Aeußerung dahin ausdeuten, als ob man hier den materiellen Intereſſen vor den geiſtigen und ſittlichen den Vorrang zuſprechen wollte. Gerade das Gegentheil liegt im Weſen meiner Geſinnung. Die Unterordnung der materiellen Intereſſen unter die Forderungen des Geiſtes und der Sittlichkeit gehört zu den Grundfeſten der wahren Wohlfahrt der Geſellſchaft, und ſelbſt die Gewerbſamkeit kann nur durch jene Unterordnung dauerhaftes Gedeihen erhalten*). Die Geiſtesrichtung auf Gewerbſamkeit bekam vorzüglich durch das zunehmende Geldbedürf-

---

auf ausgezeichnete Weiſe bewährt haben, in der Reihenfolge der Ueberlieferungen wenige Berückſichtigung. Hingegen den im Leben bewährten Glaubens- und Ueberzeugungshelden dieſe verſagen, verräth großen Selbſtdünkel. (Prüfet die Geiſter! 1 Joh. IV. 1.)

*) Leider iſt aber die Schriftſtellerei ſelbſt großentheils zum Zweig der Erwerbſamkeit geworden, gewiß nicht zum Vortheil der geiſtigen Bildung und Fortſchritte. Denn dies iſt der Grund, warum ſo unendlich viel Nichtswürdiges und ſo wenig Gutes und Gediegenes gedruckt wird. Die Schriftſteller-Fabrikation vertraut, gleich einer andern Induſtrie vorzüglich auf den Reiz der Neuheit, der Abwechſelung, der anziehenden Form, und kümmert ſich wenig um den Inhalt ihrer Arbeit, wenn ſie nur Gewinn bringt. Dadurch wird die Natur

niß aller Staaten und die Lebensbedürfniſſe der ſtets anwachſenden Bevölkerungen den Anſtoß. Ungeachtet der erſtaunlichen Fortſchritte der Induſtrie ſehen wir jedoch die Verarmung großer Maſſen furchtbar zunehmen. An dieſem Uebelſtand iſt die Wiſſenſchaft nicht ſchuld. Aber die Wiſſenſchaft allein kann ihm auch nicht abhelfen, obgleich manche Erfindung, wozu ſie führt, Mittel dazu darbietet und ſchon die Verſcheuchung der Unwiſſenheit eine Quelle der Verarmung zerſtört. Schreibt man nun dieſe auch nicht gerade dem Chriſtenthum zu (was eine wahre Albernheit wäre)*), ſo möchten es ihm doch Manche zum Vorwurf machen, daß es ihr nicht abhelfe. Auch dieſer Vorwurf iſt höchſt ungerecht. Der Scharfſinn in chemiſchen und mechaniſchen Erfindungen hat der Verarmung der Maſſen ebenfalls nicht zu ſteuern vermocht; noch weniger thaten es die Schutzzölle zur Hebung des inländiſchen Handels oder die Erſchwerung der Ehen. Die Verarmung iſt eine Folge des ausſchweifenden Luxus, der Kriege, des Steuerdrucks, großentheils auch der Unſittlichkeit, und die Thatſache, daß, trotz den Fortſchritten der Induſtrie, die Verarmung dennoch immer zunimmt, rührt vorzüglich von der maßloſen Gewinnſucht vieler gewerblichen Strebungen her, die theils eine Menge gewagter und verunglückender Unternehmungen veranlaßt, theils die große Menge der Arbeiter in einer Sklaverei zu ihrem eigennützigen Vortheil zu erhalten oder zu ihr herabzuwürdigen ſucht**). Ohne ſittliche Grundlage kann auch die Ge-

---

der Schriftſtellerei gefälſcht, ihre Achtung herabgeſetzt und ihre Wohlthatigkeit zweifelhaft.

*) Wenn Mißdeutungen der Chriſtuslehre der Arbeitsſcheu und dem Müßiggang Vorſchub gaben, ſo kann dies nicht ihr ſelber zugeſchrieben werden. Die Apoſtel lebten von Handarbeit und Paulus empfiehlt die Arbeitſamkeit mit den ſtärkſten Ausdrücken (1 Theſſal. IV. 11. 2. III. 10. 11. 1 Tim. V. 8.), auch als Mittel, den Dürftigen mitzutheilen. (Epheſ. IV. 28. 2 Kor. IX. 8. 11.)

**) In Fallati's Schrift: Ueber die ſogenannte materielle Tendenz der Gegenwart, Tübingen 1842. S. 18. wird „die Armuth, die eigentliche bittere Armuth als Hauptquelle der Unwiſſenheit, der Laſter und der Verbrechen, der Stein des Syſiphus genannt, der immer wieder auf die Bruſt deſſen zurückfällt, welcher ihn vor ſich herzuwälzen verdammt iſt, und der auf den Höhen der Intelligenz und Sittlichkeit Fuß zu faſſen Millionen von Menſchen verhindert,“ obgleich, ſetze ich hinzu, dieſes Fußfaſſen keineswegs eine gelehrte Bildung erfordert. — Gerade die vielen künſtlichen auf die höchſte Spitze getriebenen Mittel, den ſogenannten Nationalreichthum zu vermehren, ſind eine Hauptquelle der Verarmung der Menſchen geworden, während ſie nur Einzelne bereicherten und augenblicklich die Zuflüſſe der Staatskaſſe, deren Ausgaben gleichzeitig ſtets erhöht wurden, vermehrten. Wahrer, dauerhafter Nationalreichthum kann nur auf eine ſolche Hervorbringung mittelſt der Kräfte des Bodens und der Betriebſamkeit begründet werden, die der natürlichen Beſchaffenheit des Landes und Volkes und ihrer Lage gemäß, mithin nicht von den Wechſelfällen künſtlicher Veranſtaltungen und gewagter Unternehmungen abhängig iſt. Der blos erkünſtelten Betriebſamkeit verdanken die Staaten das entſetzliche Zunehmen der Beſitzloſen, die, während ſie im Taglohn dem Hunger abwehren, an Geiſt und Gemüth verwahrloſt, in Dumpfheit werbſamkeit nicht dauerhaft gedeihen und die geſellſchaftlichen Zuſtände wahrhaft verbeſſern. Der Egoismus will überall ernten, wo er nicht ſäte und kennt für ſeine Gewinnſucht keine Schranken *). Wäre das große Gebot des Chriſtenthums gebührend beobachtet worden, die Verarmung wäre nicht auf dieſe Höhe geſtiegen. Würde es künftig beſſer befolgt, ſo würde ſie ſich bald merklich vermindern.

Uebrigens hat auch die Geiſtesrichtung auf Förderung der materiellen Gewerbe bis jetzt der ſpekulativen Richtung der gelehrten Schulen, wie auch der ſo ſtark um ſich gegriffenen Bureaukratie (gleichfalls einem jetzt ſehr bedeutenden, üppigen Zweig der Betriebſamkeit) noch wenig Abbruch gethan. Am meiſten könnte dies vielleicht durch eine entſchiedene Bevortheilung aller poſitiven Wiſſenſchaften geſchehen, die viel zur Veredlung beitragen, wenn man ſie auf geiſtbildende Weiſe fördert. Für die der Natur thun jetzt die mehreſten Regierungen viel, und dies mit Recht; für eine gründliche Bearbeitung der Geſchichte aber viele noch zu wenig. Auf dieſem Felde ſind noch große Eroberungen zu machen. Was neuerlich für das Quellenſtudium in Deutſchland, Frankreich, auch in Italien und in der Schweiz unternommen wurde, hat erſt recht anſchaulich gemacht, wie viel hierin noch nachzuholen, wie groß noch die Stoffmaſſe ſey, die, in Archiven begraben, der Bearbeitung mit kritiſchem Fleiß gewärtig iſt.

Doch mit der Gelehrſamkeit iſt noch allein nicht geholfen, wo es ſich zuletzt um Wahrheit handelt. Iſt es aber nicht befremdend, daß in unſern Tagen, wo die philoſophiſche Spekulation auf den höhern Lehranſtalten das große Wort führt, und man von den Erſtrebungen der Wiſſenſchaft in allen Fächern ſo viel Rühmens macht, ſo Wenige daraus ins wirkliche Leben hervortreten,

---

verthieren, und die eigentliche Hefe des niedern Pöbels, der für das Gemeinwohl eben ſo gleichgültig iſt, wie der Abſchaum des höhern, der müßig von dem Schweiße des niedern ſchwelgt. — Die Nothwendigkeit der Arbeit zu des Lebens Erhaltung und Schutz iſt für die Menſchen ein großer Segen. Wo ſie aufhört, zeigen ſich eine Menge Uebel, die den Arbeitſamen fremd ſind, vor Allem Erſchlaffung der Kraft und des Muthes. In vollem Maße wirkt aber die Arbeit erſt dann wohlthätig, wenn ſie zugleich Geiſt und Körper in Anſpruch nimmt, entfaltet und übt. Sie ſoll weder den Geiſt noch den Körper zerrütten, tödten, ſondern beleben.

*) In der Schrift: Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs v. L. Stein, Leipzig 1842, iſt der Urſprung der Verarmung mit ihren bösartigen Folgen gut dargeſtellt. Die Hebung des Uebelſtandes wird vorzüglich dadurch erſchwert, daß in allen Klaſſen der Sinn für das Göttliche und für die Forderungen der Gerechtigkeit und die Achtung beſtehender Verfaſſung und Geſetze durch die Genußſucht, die Alle beherrſcht, ſo ſehr geſchwächt und verdrängt ſind. Nur daraus erklärt ſich der Wahnſinn der Reformentwürfe gewiſſer communiſtiſcher Vereine, die alle Schranken durchbrechen und die Idee der Freiheit bis zur Raſerei und zur Rechtfertigung aller Frevel verarbeiten.

die durch gründlichen Unterricht befähigt ſind, das Reich der Wahrheit zu erweitern, und daß ſelbſt in den höchſten Staatsbehörden die Männer ſo ſelten ſind, die mit beſonnener Kraft den Kampf gegen Wahnglauben und Unſittlichkeit, Täuſchungskünſte, Charlatanerie, Unwiſſenheit und Rechtloſigkeit beſtehen und zur Aufgabe ihres Lebens machen? Eine gewiſſe zarte Scheu in den Gang der geiſtigen Bildung und Thätigkeit von Oben einzugreifen, gereicht dem gebildeten Staatsmann zur Ehre. Aber gerade da, wo dieſe Scheu am wenigſten ſich zeigt, wo man alles Heil von ſtrenger politiſcher Polizei- und Cenſurübung zu erwarten ſcheint, offenbart ſich täglich mehr eine zunehmende Schlaffheit und Gleichgültigkeit in Bezug auf Alles, was der Verdummung und jeder Art von Aberglauben im Volke Vorſchub gibt. Man ſcheint ſich's zur Maxime zu machen, es ſey das Beſte, in ſolchen Dingen das Volk gewähren zu laſſen. Gerade hier, wo von Oben ſo Vieles, wenn auch nur mittelbar, zur Beſchützung des Wahren und Rechten geſchehen könnte und ſollte, zieht die heutige bureaukratiſche Vielregierung die Hände zurück, ohne Ahnung, daß die Ruhe und Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft von der geiſtigen und moraliſchen Abgeſtorbenheit, welche Dummheit und Aberglauben erzeugt, noch mit weit größern Gefahren bedroht werden, als von dämagogiſchen Umtrieben, deren Urſachen leichter auf die Spur zu kommen iſt, denen ſich daher auch eher begegnen läßt.

Das Leere und Unbefriedigende in dem Ergebniſſe der dialektiſchen Spekulation treibt unfehlbar Viele, die in ihr die wichtigſte Ausbeute geſucht, aber keine gefunden haben, in die Schattengänge des Myſticismus, und dergleichen Jünger des letztern vertiefen ſich um ſo leichter und unbedingter in ihr Dunkel, als ſie dem Nachdenken und Forſchen ganz zu entſagen geneigt ſind und in der Beſchaulichkeit für das Dürre und Troſtloſe des Spekulirens Entſchädigung finden, oder zu finden hoffen.

Erwartet man hingegen von der dialektiſchen Spekulation, daß ſie vor Gleichgültigkeit in Religionsſachen bewahren werde, ſo wird dieſe Erwartung mehrentheils unerfüllt bleiben. Zwar erzeugt ſie vielfältig den Stolz des eingebildeten Wiſſens und eine hartnäckige Rechthaberei, und beide ſtreben der Gleichgültigkeit entgegen. Aber die Theilnahme, die ſie unterhalten, iſt blos eine theoretiſche, die keine Verbeſſerung des Lebens hervorbringt und nur zu oft eine auf das Leben nachtheilig einwirkende Dünkelhaftigkeit und Unduldſamkeit erzeugt. Jene Spekulation führt nothwendig zu einer Menge erfolgloſer, unergiebiger Forſchungen, Streite und Zweifel, welche auf keiner Seite die Wahrheit an's Licht fördern, ſondern vielmehr Viele an ihrer Erfaſſung verzweifeln machen. Vollen Grund hat wer geſund und menſchlich denkt, der Spekulation zu mißtrauen, die dahin gelangt iſt, alles Schlechte in Schutz zu nehmen, und gerade dem, was zu allen Zeiten für heilig geachtet wurde, die Wahrheit abzuſprechen.

Beſonders auf die Entſchiedenheit und auf die Feſtigkeit des

Charakters und der Geſinnung übt die Dialektik, wenn ſie in Spitzfindigkeit ausartet und die Streitſucht nährt, einen ſchwächenden Einfluß. Noch nie hat der Verſtand allein einen wahrhaft großen Charakter gebildet. Dieſer beruht auf Uebereinſtimmung der geiſtigen Kräfte, vorzüglich auf ſittlicher Stärke, welche oft über die größten Talente den Sieg erhält, während dieſe ohne ſie oft nur wenig vermögen. Es liegt im Weſen der Spekulation, immer eine Anſicht durch die andere zu verdrängen, neue Streite zu erregen, die ſie nicht zu ſtillen, neue Zweifel, die ſie nicht zu löſen vermag. Aechte Wiſſenſchaft, wahrer Fortſchritt der Erkenntniß kann den Gemeinſinn nicht ſchwächen. Aber immer iſt es ein Fehlgriff, die wiſſenſchaftliche Richtung auf Koſten der Theilnahme am Gemeinweſen heben zu wollen *). Naturgemäß ſollte die genaueſte Verbindung zwiſchen edeln Thatſachen und erhabenen Gedanken ſtattfinden. Was vermag den Gedanken mehr Hoheit und Würde zu geben, als die Kraft der Selbſtbeherrſchung, die Seelengröße, das reine Selbſtbewußtſeyn? Das wiſſenſchaftliche Beſtreben kann aber nur dann, wenn es die Verbeſſerung des Lebens zum Ziele nimmt, die Harmonie zwiſchen Denkweiſe und Geſinnung, Talent und Charakter begründen und fördern.

Jede Philoſophie, die blos ſpekulirt, blos mit Begriffen webt, nur dialektiſch verfährt, ohne die innere und äußere Erfahrung in der Gemüthswelt, in der Natur, in der Geſchichte zu Rathe zu ziehen und auf den Zweck, die Bedürfniſſe und die Andeutungen des Lebens Rückſicht zu nehmen, erzeugt unvermeidlich Gleichgültigkeit für die Intereſſen der Menſchheit, die gar zu leicht und unvermerkt in Egoismus übergeht, der, wenn er ſich auch verfeinert, nur um ſo verwerflicher und bösartiger wird, und in den Fällen, wo rege Theilnahme, Muth, Anſtrengung und Opfer nöthig wären, zu der ſchlechteſten Feigheit verleitet, derjenigen nämlich, die mit täuſchendem Schein ſich ſchminkt, und zur Schlechtigkeit noch die Lüge der Heuchelei hinzufügt. Man wird vielleicht die Zuſtände des Mittelalters entgegenhalten, wo zugleich die dialektiſche Schulweisheit den Gipfel erſtieg, und große, ſtarke Charaktere ſich entfalteten. Hier iſt aber wohl zu bedenken, daß die Schulweisheit damals im Ganzen in großer Abgeſchiedenheit von dem thätigen Leben ſich befand, und daß die Männer, welche durch Stärke des Sinns und Charakters entſcheidenden Einfluß auf die Zuſtände der Geſellſchaft übten, mehrentheils gar nicht von der Schulweisheit berührt wurden. — In der Idee läßt ſich zwar auch eine entnervte, kraftloſe Zeit das Größte, Herrlichſte gefallen; ſie kann es in der Idee ertragen, ja ſogar bewundern. Aber machet nur ja nicht Miene, es zum Ernſt kommen zu laſſen! Das Publikum würde ſonſt gleich mit höhnender Kälte, oder mit Mißbehagen euch den Rücken zuwenden **).

---

*) Böckh, akad. Rede über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staat. Berlin, 1838. S. 6.

**) „Die Scheu vor der Spekulation, ſagt Schelling (in ſ. Vorleſungen

Nicht möcht' ich der Philoſophie allen Antheil an der kräftigen Erhebung deutſcher Völker (im J. 1813) zur Abſchüttelung des fremden Joches ſtreitig machen. Mahnungen, wie in Fichte's Reden an die deutſche Nation und in andern Schriften von gleicher Richtung gingen allerdings aus den Tiefen philoſophiſch gebildeter Geiſter hervor. Aber wiewohl der bekannte Widerwille Napoleons gegen die Ideologie dieſe mit anregen mochte, ſo blieben doch die Ergebniſſe der ſpekulativen Theorieen außer dem Bereiche dieſes Einfluſſes. Und gerade der Aufſchwung der Völker zur Unabhängigkeit zeugt dafür, daß die Erzeugniſſe der Spekulation ihren Maſſen fremd geblieben waren, und die Zuverſicht ihres Gottvertrauens nicht geſchwächt hatten*). Jederzeit hingegen verfiel ein Volk in Niedertracht, Kraftloſigkeit und Elend, wenn in ihm der Glaube an Gottes Leitung der Welt ſich verlor**).

Es iſt ſchwer zu ſagen, ob im Ganzen die Ueberſchätzung des Vermögens der Intelligenz oder ihre Herabſetzung und Vernachläſſigung der menſchlichen Geſellſchaft im Leben größern Nachtheil gebracht haben. Den Verſtand der Schuld an allen Uebeln und Wehen unſerer neueſten Zeit bezüchtigen iſt eben ſo ungerecht als vergeblich. Die Macht des Denkvermögens iſt ſelbſtändig und allen Anfechtungen gewachſen. Ihre Mißkennung, Verläumdung oder Verkleinerung wird denen, die ſich ihrer ſchuldig machen, verderblich. Ohne den Gebrauch der Intelligenz iſt nie etwas Großes und Herrliches zu Stande gebracht worden, und auch in den letzten Perioden unſerer Zeitgeſchichte war es gerade ihr rechter Gebrauch, der weſentlich mit dazu beitrug, die Erfolge herbeizuführen, deren die Menſchheit ſich am meiſten zu erfreuen hat. Nicht das größere Maß von Intelligenz, noch ihren Zweck und zeitgemäßen Gebrauch, nur den Mißbrauch derſelben, das Ueberſchreiten der ihr geſetzten natürlichen Grenzen und die Trennung der Intelligenz von den Grundlagen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, aus welcher jener Mißbrauch mehrentheils hervorging, muß man bei der Würdigung unſerer Zeit anklagen, und, um unpartheiiſch zu ſeyn, muß man auch die Anklage des Unverſtands damit

---

üb. die Methode des akademiſchen Studiums S. 147.), das angebliche Forteilen vom bloß Theoretiſchen zum Praktiſchen, bewirkt im Handeln nothwendig die gleiche Flachheit wie im Wiſſen. — Nur Ideen geben dem Handeln Nachdruck und ſittliche Bedeutung.“ Ganz gut! doch bemerke ich, daß gerade die Ideen, die ohne Dialektik und Spekulation in dem Menſchen zum Bewußtſeyn kommen, ihn am kräftigſten zum Nachdruck und zur Beharrlichkeit im Sittlich-Handeln vermögen.

*) Mit Grund ſagt Herbart (kurze Encyklopädie der Philoſophie, Halle 1831. S. 99): „Was wäre im Napoleoniſchen Zeitalter aus den europäiſchen Staaten geworden ohne das Chriſtenthum? Europa wäre in der That geweſen, wofür man es ausgab: ein alternder Welttheil.“

**) Vulliemin in der Vorrede zu ſeiner Schweizer-Geſch. des 16ten und 17ten Jahrh. S. XXI.: macht auf „die lähmende, ſchwächende Kraft, welche die in der Philoſophie und in den Künſten aufgekommenen pantheiſtiſchen Ideen auf den Charakter ausüben,“ aufmerkſam.

verbinden. Denn unſtreitig gehört ein großer Theil der bejammernswürdigen Ereigniſſe und Vorfälle in den Zeiträumen ſeit den Anfängen der franzöſiſchen Revolution auf Rechnung des Unverſtands, der die Wahl geeigneter Maßregeln verſäumte, das Wirken des Verſtandes verdächtigte und daſſelbe dadurch vereiteln zu können wähnte. Auf der andern Seite iſt auch dies ein Wahn, wenn man ſich vorſtellt, die wünſchenswerthen Erfolge ſeyen einzig das Erzeugniß der Intelligenz. Ohne die Macht des Gemüths, die Begeiſterung für das Rechte und Gute, den edeln Muth für des Lebens höchſte Güter das Aeußerſte zu wagen wären alle Berechnungen der Intelligenz zu Schanden geworden.

Feinde des Lichtes wird es leider immer geben. Aber am gefährlichſten wird die Geiſtesverfinſterung, wenn ſie ſich, wie heut zu Tag vielfältig geſchieht, in wiſſenſchaftlichen Schein zu kleiden bemüht. Im Namen der Wiſſenſchaft wird jetzt von vielen dialektiſchen Dunkelmännern gegen alle Ergebniſſe geſunder Forſchung, unbefangener Beobachtung, langbewährter Erfahrung und gereifter Prüfung der Kreuzzug gepredigt. Wie vielen Zwieſpalt gewahren wir nicht jetzt zwiſchen der Denkart und dem Leben, den Ueberzeugungen und den Einrichtungen! Nicht wenig hat die Spekulation dieſen Zwieſpalt gefördert. Dagegen vermag ſie nicht, ihn aufzuheben. Weisheit im Thun und Denken verbinden, lehrt keine ſpekulative Schulphiloſophie. Dieſe nimmt ihr Wort vom höchſten Grund der Dinge für dieſen Grund ſelbſt. Dadurch gewinnt aber die Wahrheit, die das Leben beherrſchen ſoll, nicht an Kraft. Wie viel beſſer ſtänd' es um die menſchlichen Zuſtände, wenn die Philoſophie, als ächte Tochter des Himmels, ihrer wahren Beſtimmung gemäß, ſich ſtets mit unſrer göttlichen Offenbarung, deren ungetrübter Geiſt vor Allem auf gutes Leben dringt und dazu mit Muth erfüllt, verbunden hätte, um unaufhörlich gegen Unwiſſenheit und Wahn, Unrecht und Bosheit, Verkehrtheit und Unordnung anzukämpfen!

Mag man die ſophiſtiſch-dialektiſche Spitzfindigkeit und die Wahnglaubigkeit noch ſo ſehr als Schwächen und krankhafte Zuſtände des menſchlichen Geiſtes entſchuldigen, oder die Anſicht von ihrer großen Schädlichkeit der Uebertreibung bezüchtigen, einen Nachtheil derſelben wird man ſchwerlich in Abrede ſtellen können: daß ſie gemeinhin zum Feigenblatt der Unredlichkeit, oft der Geiſtesträgheit, zuweilen des Mangels an Thatkraft, an Geradheit und Stärke des Charakters gebraucht werden. Man betrachte nur alle Völker und alle Klaſſen in ihnen, wo große Verderbniſſe jeder Art mit dem Fortſchritte der Bildung und Geſittung ſich verbreitet haben, und man wird wahrnehmen, daß dieſe Verderbniſſe vorzüglich von der Zeit an überhand nahmen, und jeder Abwehr widerſtanden, wo die Sophiſtik Zweifelei ſäete, den Glauben wankend machte, und für jede Schlechtigkeit beſchönigende Schutzreden erfand. Entnervung war überall in der Sophiſtik Gefolge, überall hat ſie dem Sittenverderbniß die Wahngläubigkeit beigeſellt, die ſich wechſelſeitig Vorſchub gaben. So in Indien und China, in Griechenland und in den Hauptſtädten des römiſchen Reiches; ſo auch im Hebräervolk, das, von den nichtswürdigen Vorſpiegelungen grübelnder Gleißner und Geſetzdeuter verführt, ins Verderben taumelte. Wie die Dialektiker Anſehen erwarben, verloren die rechtſchaffenen Männer das ihrige. Dagegen welche Friſche geiſtiger, ſittlicher und phyſiſcher Kraft zeigt ſich nicht in den Völkern und Volksklaſſen, die der dialektiſchen Spekulation fremd geblieben! Aber wir ſehen auch zu allen Zeiten, wie die in der Verfeinerung und Verderbniß fortgeſchrittenen Völker beim Vordringen ihrer eroberungs- und unterjochungsſüchtigen Unternehmungen nichts Angelegeneres zu thun hatten, als das Ergebniß ihrer geiſtzerrüttenden Spekulationen den beſiegten Völkern einzuimpfen, als wollten ſie dadurch ſich der Dauer ihrer Herrſchaft verſichern.

Wohl iſt Unwiſſenheit die Mutter von vielen Fehlern und mancherlei Elend. Aber der Tauſch der Unwiſſenheit mit Vielwiſſen iſt auch nicht immer ein Glück zu nennen. In Zeiten der Verfeinerung ſetzt ſich in Vielen die Meinung feſt: das Verkehrte und Schlechte in den Menſchen und in der Geſellſchaft rühre vom Mangel an Wiſſen, an Kenntniſſen her. Dieſer Mangel hat aber nur den kleinern Antheil daran. Den größten haben der Mangel an Selbſterkenntniß und die Schwäche des Willens; beide verurſacht durch fehlerhafte Erziehung, frühzeitige Verwöhnung, ſchlechtes Beiſpiel und das viele Scheinweſen im Menſchenverkehr. Alles Vollpfropfen mit Kenntniſſen vermag weder zur Selbſterkenntniß zu verhelfen, noch die Willenskraft zu ſtärken. Hält das Lernen nicht mit der Bildung der Geſinnung gleichen Schritt, ſo verdichtet es nur die Nebel der Selbſttäuſchung und verwandelt ſich wohl ſelbſt in geiſtigen Giftſtoff, der ätzend den Willen entnervt*). Die falſche, eingebildete Wiſſenſchaft drückt dann dieſen Uebelſtänden das Siegel auf, indem ſie mit ihren Orakelſprüchen den Wahrheitsſinn erſtickt. Leibnitz, der mit dem größten Scharfſinn den feinſten Beobachtungsgeiſt verband, indem er die Beſorgniß eines Rückfalls von Europa in Barbarei unverholen äußert, ſetzt unter den Mitteln dem zu begegnen, die Schärfung des Wahrheitsſinnes oben an, der, aller Seichtheit abhold, überall den Gründen nachforſcht, und die Grade der Gewißheit und Wahrſcheinlichkeit nur nach dieſen beſtimmt**). Das Wiſſen allein, auch das Vielwiſſen ſchützt noch wenig gegen Wahngläubigkeit, am wenigſten der Dünkel des Wiſſens. Nur wenn das Wiſſen, mit Wahrheitsſinn verbunden, auch dazu dient, dem Gemüth und Willen Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu geben, wenn es den Charakter bildet und kräftigt, wird es eine Rüſtung, die den Wahnglauben abwehren, die Barbarei im Keim zerſtören kann. Was nicht von Allen erkennbar iſt, iſt gewiß nicht Wahrheit. Die für alle Menſchen gleich wichtigen Wahrheiten ſind höchſt einfach und Allen erfaßbar, weil ſie in der Tiefe des menſchlichen Bewußtſeyns ihren Grund haben und ihre Bezeugung finden. Vielen behagt aber gerade die Einfachheit (das Majeſtätsgepräge der Wahrheit) keineswegs. Sie meinen, die Wahrheit müſſe ein tiefverborgenes, ſchwer zu entwirrendes, Wenigen zugängliches Weſen ſeyn. Sie rufen daher bald die dialektiſchen Künſte der ſpekulirenden Denkkraft, bald die erfinderiſche Kraft der Phantaſie zu Hülfe, um in die Schachte der Wahrheit einzudringen, und ſo geſchieht es dann, daß der allgemeinen Erkenntniß der einfachſten Wahrheiten ſich einerſeits die Schein- oder Wort-Wiſſenſchaft, anderſeits die Wahngläubigkeit mit Macht entgegen ſtellt. Indem beide das menſchliche Bewußtſeyn mit dem Blendwerk entweder leerer Wort- und Folgerungsgeſpinnſte oder eitler Phantaſiegebilde berücken und irre leiten, ſtehlen ſie unvermerkt den Sinn für die Wahrheiten, die ihm am nächſten liegen, aus ihm weg. Wohl hat auch die Wahrheit, nicht blos die Tugend ihre Geburtswehen. Dies rührt aber nicht von der Natur der Wahrheit, ſondern von der Verkehrtheit der Menſchen her. In einer Zeit, wo der eingebildete, vom Leben losgeriſſene Wiſſenſchaftsdünkel und die vielfarbige Wahngläubigkeit die einfache Wahrheit den Menſchen ſo ſehr entfremdet und bei ihnen ſogar in übeln Ruf gebracht haben, bedarf es der vollen Geiſtes- und Gemüthskraft, um im Kampfe mit dieſen Unholden den Beſitz der Wahrheit zu erringen und zu bewahren. Wer vor den Geburtswehen der Wahrheit ſich ſcheut, hat dieſe ſelbſt ſo gut wie aufgegeben. Erkenntniß der Wahrheit ſoll das Ziel alles Strebens nach Wiſſenſchaft ſeyn. Die Wahrheit ſoll unſere Herrin ſeyn. Sie wird aber dadurch nicht zur Magd, daß ſie es iſt, die unſer Leben ordnet und vom Irrigen und Böſen frei macht. Daß unſere jetzige Weisheit, gleich der der Heiden, von Demuth, nach ihr einer Tugend ohne Würde, nichts wiſſen mag, beweist gewiß nicht, daß es ihr nur um Wahrheit zu thun iſt. Wahre Herzensdemuth, die Frucht wahrer Selbſterkenntniß, die ſchöne Blüthe chriſtlicher Geſinnung iſt allem Sklavenſinn abhold; ſie macht aber für jede Wahrheit empfänglich und verleiht allen Vorzügen in Wiſſenſchaft und Tugend erſt jenen reinen, unverwüſtlichen Glanz, der ſich nur fühlen, nicht beſchreiben läßt *).

---

*) In dem Kreisſchreiben des G. Guizot, Min. des öffentl. Unterrichts in Frankreich v. 11. Oct, 1834 an die Normalſchullehrer (ſ. die gekrönte Preisſchrift De l'Education morale de la Jeunesse à l'aide des écoles normales primaires par Th. H. Barrau, Paris 1840. p. 85.) heißt es: „Il faut absolument que l'instruction populaire ne s'adresse pas à l'intelligence seule; il faut qu'elle embrasse l'âme tout entiére, et qu'elle éveille surtout cette conscience morale qui doit s'élever et fortifier à mésure que l'esprit se developpe.

**) Préceptes pour avancer les sciences. Opp. Philosophica, Berolini 1840. p. 166.

---

*) „Laßt uns alſo, ſchrieb ein Denker von vieler Welterfahrung, mit der Demuth beginnen, die aus wahrer Selbſterkenntniß entſpringt,

Je mehr der Wahrheitsſinn im Gebiete des Unterrichts Raum gewinnt, je mehr ſein Einfluß vorherrſchend wird, deſto mehr werden die Erkenntniſſe ſich von Allem, was ſie ſtören und trüben kann, frei erhalten, und zur Verbeſſerung aller Lebenszuſtände beitragen*). Die Vernunftforſchung wird dann, den Weg der Analyſe und Beobachtung betretend, auf allgemeine Verſtändigung hinarbeiten und ihr wichtigſtes Ergebniß wird im tief empfundenen Abſcheu ſowohl vor Aberglauben, als vor Unglauben beſtehen. Wer ſich hingegen rühmt, durch Spekulation ein neues Evangelium oder eine neue Weisheit gefunden zu haben, macht ſeine Liebe zur Wahrheit und ſeine Fähigkeit, ſie zu erfaſſen, gleich verdächtig. Die Wahrheit iſt einfach, ſie iſt für Jedermann, ſie muß Allen zugänglich ſeyn, ſie iſt ſo alt als die Welt**). Sie ſoll daher nicht hinter Formeln ſich verbergen, die nicht gemeinfaßlich ſind. Aus dem Geſichtspunkt der Wahrheit iſt das ſogenannte Neue, wenn es nicht im Grund uralt iſt, eben ſo werthlos, als das Alte, das der Jugendfriſche des Neuen ermangelt. Das iſt die Probe ächter Wiſſenſchaft und ihrer Studien, wenn ſie zuletzt zu der einfachen Weisheit führen, die ſich durch das Leben, durch die Tugend und edle Thaten ihrer Schüler rechtfertigt. Dieſer Wiſſenſchaft iſt das Chriſtenthum weſentlich befreundet. Jede andere iſt ihm wenigſtens fremd. Der Anmaßung aber, womit die dialektiſche Vernunft-Spekulation, die Religion auf bloße Begriffe zu begründen und daraus zu entwickeln ſich unterfängt, widerſpricht daſſelbe mit allem Ernſte***). Mit Zuverſicht läßt ſich annehmen,

---

und unſere Fähigkeiten und das wenige Gute, was wir in uns ſelbſt bemerken mögen, Ihm zuſchreiben, der deſſen Urheber iſt, und von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir ſind nicht unſer eigen, ſondern ſein Eigenthum, und ſind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben ſind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er ſeinen heiligen Willen vollbringt. — — Wir können (auch), indem wir unſere Mitgeſchöpfe lieben, nur den Schöpfer in ihnen lieben, und nie ſo blind ſeyn, ſie um ihrer ſelbſt willen zu lieben. Denn das hieße ihre Unvollkommenheiten lieben.“ J. G. Forſters Briefwechſel I. 209. 300

*) Nichts thut dem Anſehen und Einfluß der Schriftſtellerei größern Eintrag, als der Gebrauch des Talents ohne Wahrheitsſinn. Wandelt wie Kinder des Lichtes. Ephes. V. 8.

**) Es iſt ganz verkehrt, den Werth einer Erkenntniß in ihrer Neuheit finden zu wollen. Die allerwichtigſten Wahrheiten ſind gerade die älteſten. Dieſen begegnete man ſchon in den urälteſten Schriften. Indeſſen ſind ſie einer großen Entwickelung empfänglich. Dieſe ſowohl als die Abwehr verunreinigender und entſtellender Einflüſſe fordern den Geiſt zu unaufhörlicher Thätigkeit auf. Das Feld neuer Entdeckungen im Gebiete der Beobachtung und Erfahrung bleibt ſtets unermeßlich. Solche Entdeckungen, ſo ſchätzbar ſie ſind, können aber doch mit den Grundwahrheiten nicht auf Eine Linie geſtellt werden.

***) Mag deshalb Giordano Bruno dem Chriſtenthum immerhin vorwerfen: es unterdrücke die Intelligenz! Dieſer Vorwurf iſt ſeither oft, jetzt am ſtärkſten, erneuert worden. Aber wie weit hat es denn die Vernunft-Spekulation bisher in Begründung der Religion gebracht? Beſitzt die Vernunft deswegen Allmacht, weil einige Denker ſie vergöttern?

daß die dialektiſch-ſpekulative Richtung, in welche die chriſtliche Theologie frühzeitig gerathen iſt, zu den Haupturſachen gehört, warum das Chriſtenthum nicht ſchon die Religion aller Völker geworden iſt. Stets in ſeiner urſprünglichen Einfalt gelehrt, hätte es längſt die Weltreligion werden müſſen, und, ſo gelehrt, wird es dieſelbe dereinſt auch werden. Das Chriſtenthum verwirft mit Entſchiedenheit jeden Wahnglauben. Wo ein ſolcher eintritt, weicht das Chriſtenthum zurück; wo und ſo lang er herrſcht, kann das Chriſtenthum nicht Eingang finden, nicht des Lebens ſich bemächtigen, daſſelbe nicht durchdringen; wo er aufhört, ſteht dem Chriſtenthum der Zutritt offen. Jeder Wahnglaube wird aber von dem Lichte des Chriſtenthums, unmächtig ſeinen Lehren zu widerſtehen, verſchwinden, wenn die Philoſophie, den Anmaßungen der dialektiſchen Spekulation entſagend, innerhalb ihrer Sphäre mittelſt treuer Beobachtung, verbunden mit Reflexion, die Wahrheit ſucht und den Sinn für ſie belebt, indem ſie die Spuren des Weges zu ihr aufhellt und die Auffaſſung von ihr im Bewußtſeyn rechtfertigt; wenn ſie die Sophiſtik durch Aufdeckung ihres dialektiſchen Scheins und den Myſticismus durch die Nachweiſung, daß das Gefühl nur dann, wenn es von der Intelligenz geprüft und erleuchtet wird, ein ſicherer Leiter zur Wahrheit iſt, bekämpft, und auf dieſe Weiſe dem das Gemüth, die Geſinnung und das Leben läuternden und heiligenden Chriſtenthum in die Hände arbeitet. Zwiſchen der Intelligenz (Verſtand und Vernunft), die innerhalb ihrer Schranken nach Wahrheit forſcht und den Lehren, die das Grundweſen des Chriſtenthums ausmachen, beſteht kein Widerſpruch und kein Mißklang. Es iſt nur Eine Wahrheit: alle ihre Beſtandtheile haben die nämliche Quelle — Gott. Aus dieſer Quelle die Wahrheit zu ſchöpfen, iſt die Aufgabe des menſchlichen Lebens, deſſen Verbeſſerung und Veredlung auch der einzige würdige Zweck der Wahrheitserkenntniß iſt. Wie die Fähigkeit zu ihr in ihn gekommen, hat noch kein Menſch ergründet. Er kann eben ſo wenig erklären und nachweiſen, wie die Intelligenz in ihm entſtanden iſt, als wie der Gang des Weltganzen ſich bildet. Beides ſtellt ſich als Thatſache ſeiner Betrachtung dar. An der oberſten Spitze aller Thatſachen erſcheint ihm als ihre Ergänzung und Vollendung in Menſchengeſtalt der Eine, deſſen Weſen, in ſeiner Fülle von Kraft Niemanden begreiflich, aber den Herzen Aller zugänglich iſt, die mit offenem Sinn ſeine Lehre in ſich aufnehmen und in ihrer treuen Befolgung die Erprobung ihrer Göttlichkeit ſuchen *). Alle

---

*) Der ſubſtanzielle Inhalt der Bibel iſt nicht ein uns urſprünglich Fremdes. Ihr Buchſtabe wäre nichts für uns, wenn wir nicht durch ihn aufgefordert würden, in unſerm Innern uns zu überzeugen, daß ihr Inhalt von Gott ſey. Einen Ungläubigen mögen vielleicht ſpekulative Forſchungen ſtutzig machen, ja ſogar theoretiſch für das Chriſtenthum umſtimmen. Aber damit wird er in der Wahrheit noch kein Chriſt. Dies wird er erſt dann, wenn er durch Befolgung der Lehre ihre mit Nichts zu vergleichende Vortrefflichkeit inne wird. „Verlangſt du

Erkenntniß bekommt vom Chriſtenthum die Richtung für das Leben, und dieſer Bund der Wiſſenſchaft mit dem Chriſtenthum vermag einzig und allein zwiſchen den geiſtigen und materiellen Beſtrebungen ein der Wohlfahrt der Geſellſchaft zuträgliches Ebenmaß herbeizuführen. Jetzt gewahren wir überall große Betriebſamkeit nach Außen, um die Formen des Wiſſens und Lebens zu verändern, aber zugleich eine zunehmende Erſchlaffung, Sorgloſigkeit und Trägheit in Bezug auf das Innere, auf Verbeſſerung der Geſinnungen, der Triebfedern des Handelns, auf Selbſterkenntniß, auf Schärfung des Wahrheits- und Rechtsſinnes. Dies wird anders werden, wenn der Bund der Wiſſenſchaft und Religion an die Stelle des Bundes ſtolzer Grübelſucht und dummdreiſter Wahngläubigkeit tritt. Denn jener Bund wird die Menſchen allſeitig verbeſſern, und dann kann die Verbeſſerung ihrer geſellſchaftlichen Zuſtände nicht ausbleiben. (Matth. V. 33.)

Weisheit, ſo halte die Gebote; dann wird ſie der Herr dir verleihen.“ Sirach I. 25. Nicht das Wiſſen macht den Chriſten, ſondern das rege Streben nach Weisheit mit dem Entſchluß darnach zu leben. Manche Theorie, manches ſpeculative Syſtem iſt für den Denkfähigen denkbar, ohne deswegen glaubwürdig zu ſeyn. Das Weſen des Chriſtenthums kann aber Jeder nicht nur denken, ſondern auch glauben. Die bloßen äußern Formen des Chriſtenthums konnen uns allerdings eben ſo wenig als irgend eine Form vor einem Rückfall in Barbarei beſchirmen; wohl aber ſein ewiger Geiſt, der freilich gerade das Widerſpiel iſt von dem, was Viele für Chriſtenthum halten oder möchten geltend machen.

Gott und die Welt

oder

Das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott.

Erſter Theil.

Gott und die Welt

oder

das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott

von

J. H. v. Weſſenberg.

> Durch Ihn leben, bewegen wir uns und ſind wir.
> Apoſtelg. XVII. 28.

Erſter Theil.

Heidelberg.
Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1857.

Das Reich Gottes iſt mitten unter euch.
Luk. XVII. 21.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des erſten Bandes.

Seite
Einleitung V
Abſchnitt I. Der Urſprung und das Entſtehen der Idee von Gott, dem unendlich vollkommnen Weſen im Menſchen iſt für ihn ſelber ein Geheimniß, welches ſeinem Geiſt erſt mit deſſen fortſchreitender Entwickelung ſich aufhellt 1
„ II. Alles in und außer uns führt uns zum Glauben an Gott 21
„ III. Gott iſt der Mittelpunkt aller Dinge und die Idee von Gott bildet den Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt aller wahren Erkenntniſſe und würdigen Beſtrebungen der Menſchen 53
„ IV. Alle Gegenſätze ſind außerhalb Gott. In Ihm iſt keiner denkbar; den endlichen Dingen ſind ſie weſentlich; doch hat der Menſch das Vermögen, ihren Nachtheilen zu widerſtehen und ſie zu ſeinem Vortheil zu benützen 66
„ V. Der Unterſchied der ſinnlichen (materiellen) und der geiſtigen Natur und das Verhältniß zwiſchen beiden verlangen von Seite des Menſchen die genaueſte Beachtung, ohne welche ihm keine richtige Erkenntniß des Zuſammenhangs der Dinge möglich iſt 88
„ VI. Vom Urzuſtand der Welt, namentlich der Erde und ihrer Bewohner, beſonders der Menſchen mit ihrer Doppelnatur iſt uns nur eine ſehr unvollſtändige Erkenntniß zugänglich. Doch iſt uns das Verhältniß der Menſchengattung zu Gott befriedigend aufgehellt 157
„ VII. Ein Streben nach Gleichgewicht und Ebenmaß iſt unter allen Beſtandtheilen des Weltalls wahrzunehmen 172

Dieſer Carton iſt vom Buchbinder an die Stelle des Inhaltsverzeichniſſes des erſten Bandes gleich nach dem Titel-

Seite

Abſchn. VIII. Von großer Bedeutung und wohlthuendem Einfluß für den Zuſammenhang und das Leben der Weſen in der materiellen und noch mehr der geiſtig-ſittlichen Welt iſt das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und dem weiblichen Element (das Geſchlechtsverhältniß) 219

„ IX. Dem Menſchen eigenthümlich vor allen andern Erdebewohnern iſt der Sinn für das Göttliche, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend und für das Schöne und Erhabene 240

„ X. Jeglicher Menſch iſt aber auch dem Irrthum und der Sündhaftigkeit unterworfen und muß beide bekämpfen, um den Beſitz der Wahrheit und Tugend zu erlangen und zu behaupten 290

„ XI. Der Menſch hat Empfänglichkeit für Luſt und Schmerz, für Güter von verſchiednem Werth, deren heilſame Aneignung für ihn durch Arbeit (Kraftanwendung) bedingt iſt, und für Glückſeligkeit, nach welcher Alle trachten, die aber Keiner vollſtändig erreicht 311

„ XII. Das höchſte Gut des Menſchen, Jedem zugänglich, iſt die Einigung mit Gott 357

„ XIII. An und durch zweckmäßige Ausbildung der Anlagen des Menſchen, beſonders der geiſtigen, iſt die ſeiner Beſtimmung zuſagende Wirkſamkeit bedingt 369

„ XIV. Der Gang der Geſchichte deutet auf die Beſtimmung der Menſchengattung zum Fortſchritt in der geiſtigen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Ausbildung, obgleich dieſer Fortſchritt im Ganzen nur allmählig und ſtufenweis vor ſich gehen kann, und im Einzelnen manchen Rückſchritten ausgeſetzt iſt 404

„ XV. Dem denkenden Geiſt offenbart ſich bei aufmerkſamer Betrachtung die Gerechtigkeit und Weisheit der Weltregierung 450

Einleitung.

Sobald der Geiſt des Menſchen durch die Betrachtung der Dinge in und außer ihm zum Denken angeregt iſt, ſtrebt er nach Erforſchung ihrer Beſchaffenheit und ihres Zuſammenhanges, und er findet nicht eher Ruhe und Befriedigung, bis er alle ſeine Erkenntniſſe von den Dingen und ihrem Zuſammenhang in Uebereinſtimmung gebracht hat. Auch die Aufgabe, die ich mir vorgeſetzt habe, beſteht darin, das wahre Verhältniß zwiſchen der geiſtigen und ſittlichen und der materiellen phyſiſchen Welt und den Zuſammenhang zu erforſchen und darzuſtellen, in welchem dieſe beiden Welten miteinander und alle Dinge in jeder derſelben ſich befinden. Schon vorlängſt haben nachdenkende Geiſter dieſem Ziele nachgeſtrebt, und mit allem Ernſt verſucht, auch andern den Weg dahin zu weiſen. Die verſchiedenſten Wege haben ſie zu dem Ziel eingeſchlagen. Sie ſind bald von dem Selbſtbewußtſein des Geiſtes, bald von der Beobachtung der Außenwelt, bald zugleich von beiden und ihrer Vergleichung ausgegangen; ſie haben bald den Weg der beobachtenden Erfahrung (Induction und Analogie), bald den der logiſchen Schlußfolgerung (Speculation), bald den der Begriffsentwickelung mittelſt Beleuchtung und Abwägung der Gründe für Bejahung und für Verneinung (Dialektik) gewählt. Die Ergebniſſe dieſer Forſchungen liegen der Welt vor Augen. Darin kommen ſie, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Ausdrucks- und Darſtellungsformen alle überein, daß ſie auf Ermittelung einer höchſten Idee hinauslaufen, mittelſt welcher alle Dinge ſich unſerm Geiſte als zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbunden darſtellen. Bei dem Streben nach Ermittelung einer ſolchen höchſten Idee mußte aber unvermeidlich eine große Divergenz ſich zeigen, wenn die Einen von der Annahme eines weſentlichen Unterſchieds zwiſchen Geiſt und Materie, die Andern von der Annahme der Identität (des Einsſeins) von beiden ausgingen. Zwar konnten beide Theile noch darin zuſammenſtimmen, daß jener höchſten Idee nur die vom Vollkommnen d. i. vom Inbegriff des Beſten, was denkbar iſt, genügend ſein könne. Allein die Vorſtellung von dem, was die Idee vom Vollkommenen enthält, mußte bei denen, welche Geiſt und Materie für Eins hielten, und denen, die einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Welt, die im Menſchen iſt und derjenigen, in welcher er iſt, erkannten, ſehr verſchieden ausfallen. Dieſer weſentliche Unterſchied beſteht nämlich darin, daß dem Geiſt und ſeiner Wirkſamkeit Freithätigkeit zukömmt, wogegen die Materie dem Zwangsgeſetz der Nothwendigkeit unterworfen iſt, und aus dieſem Unterſchiede geht hervor, daß zwiſchen der geiſtigen und ſittlichen Vollkommenheit und der materiellen ein weſentlicher Unterſchied beſtehe. Obgleich nun wohl denkbar ſei, daß beide Arten des Vollkommnen neben einander beſtehen können, ſo muß doch in die höchſte Idee von Vollkommenheit, die den Grund und Mittelpunkt des harmoniſchen Zuſammenhangs aller Dinge bilden ſoll, nur dasjenige aufgenommen werden dürfen, was jede Schranke, jeden Mangel, jeden Mißklang, jede Disharmonie ausſchließt, mithin unbedingt vollkommen iſt. Aber auch dieſe Idee des Vollkommenen kann erſt dann für unſern Geiſt ein Gegenſtand der nachdenkenden Forſchung ſein, wenn dargethan iſt, daß ein wirkliches Weſen dieſer Idee vom unbedingt Vollkommnen entſpreche. Nur in der völligen Uebereinſtimmung (Harmonie) aller unſerer Erkenntniſſe kann die Wahrheit beſtehen, und dieſe Uebereinſtimmung kann eine unerſchütterliche Grundlage nur in der Ueberzeugung vom Daſein eines unendlich-vollkommnen Weſens finden, welches die Macht und den Willen hat, das ganze Weltall und insbeſondere uns Menſchen (d. i. die mit einem vernünftigen Geiſt und ſittlichen Gemüth begabten Erdbewohner) ihrer Beſtimmung entgegenzuführen. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß alle wahren Erkenntniſſe nothwendig dazu dienen müſſen, unſere Ueberzeugung vom Sein und Walten Gottes zu begründen oder zu beſtätigen. Iſt es nicht in der That im höchſten Grade zu verwundern, daß man nicht längſt zur vollen Einſicht gelangt iſt, daß das Wahre allen Menſchen erkennbar ſein müſſe, und daß mithin die Erkenntniß der höchſten aller Wahrheiten von Gottes Sein und Walten, welche für uns Menſchen den Schlußſtein aller Erkenntniſſe und den Leitſtern des ganzen Lebens bildet, unmöglich an Bedingungen gebunden ſein könne, welche (wie z. B. eine hohe wiſſenſchaftliche und gelehrte Geiſtesbildung), nur den Wenigſten zugänglich ſind? —

Wenn aber gewiſſe Denker und Forſcher es als eine unerläßliche Forderung der Folgerichtigkeit des Menſchengeiſtes anſehen, die geiſtige und ſittliche Welt und ihre Wirkſamkeit ganz und nur nach den nämlichen Geſetzen wie die materielle Welt zu beurtheilen, ſo geben ſie dadurch den ſtärkſten Beweis von ihrem Mangel an Scharfſinn und Folgerichtigkeit der Urtheilskraft, vor welchem ſie ein tieferer Blick in ihr Inneres hätte bewahren müſſen.

Unlängſt hat der tiefſinnige und umfaſſende Forſchergeiſt Alexanders v. Humboldt in ſeinem Kosmos den Beſtand und Zuſammenhang aller Dinge in der ganzen materiellen Welt, ſo weit die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſie bisher aufgedeckt haben, vor uns aufgerollt. Gewiß iſt es ebenfalls der Mühe werth, die Aufſtellung eines ähnlichen Bildniſſes der geiſtigen und ſittlichen Welt zu verſuchen. Auch ein noch ungenügender Verſuch dürfte ſchon deswegen der Beachtung nicht unwerth ſein, weil er einen vollkommnern veranlaſſen kann.

Denen, welchen die unvergängliche Wahrheit über Alles werth iſt und die es daher für heilige Pflicht anſehen, über ſich ſelber und über Alles, was ihnen im Leben vorkommt, nachzudenken, um durch dieſes Nachdenken in der Wahrheit begründeter und eben dadurch weiſer und beſſer zu werden, möchte der Verfaſſer dieſer Blätter dafür einen Leitfaden in die Hand geben. Nur Thatſachen hat er mit Wahrheitliebe hier zuſammengeſtellt [1]). Denn auf Thatſachen beruht alle wahre menſchliche Erkenntniß. Thatſachen ſind die Sprache Gottes zu den Menſchen. Sie gibt ſich uns in unſerm Innern und außer uns in der Natur und in der Menſchenwelt und ihren Begebenheiten durch lauter Thatſachen kund. Alle Beweisgründe in meinem Verſuch einer gemeinfaßlichen Begründung der menſchlichen Erkenntniſſe, wodurch der Zuſammenhang aller Dinge dargethan werden ſoll, ſind dem Weſen der menſchlichen Natur, den Ergebniſſen wiſſenſchaftlicher Forſchung und der Ueberlieferung der Vorzeit, mithin lauter Thatſachen entnommen. Auch das Evangelium iſt ein Bericht von Thatſachen, durch welche der Wille Gottes unſerm Willen kund gemacht wird. Alle Forſchungen des Menſchen ſind eitel und unfruchtbar, wenn ſie nicht zur Erkenntniß von Thatſachen führen. Indeſſen iſt unter der Menge von Thatſachen ein großer Unterſchied in Hinſicht des Werthes, den ſie für uns haben. Zur Prüfung der Thatſachen iſt dem Menſchen die Vernunft und der Wahrheitsſinn verliehen. Man kann viel lernen und doch wenig können; man kann den Kopf mit Kenntniſſen ganz angefüllt haben, und dennoch gerade das nicht kennen, was man nöthig hätte, um weiſe und tugendhaft zu ſein, und dies zu werden iſt doch eines jeden Menſchen wahre und höchſte Beſtimmung. Als Chriſtus ſprach: er ſei gekommen, uns das Reich Gottes und deſſen unvergängliche Geſetze für unſer Leben bekannt zu machen, hat er damit den erhabenen Zweck ſeiner Sendung aufs deutlichſte bezeichnet, allen Menſchen das zu offenbaren, was die Weiſeſten bis dahin zwar geahnt, aber noch nicht zur klaren und vollſtändigen Erkenntniß gebracht hatten. Denn in der Weſenheit des Einen Gottes und ſeines ewigen Willens und des Verhältniſſes zwiſchen Ihm und uns beſteht zuletzt die Summe und das höchſte und wichtige Ergebniß aller Erkenntniß, zu welcher die Menſchen hienieden befähigt ſind. Welch höheres Ziel kann des Menſchen Geiſt erſtreben, als ſich dem Göttlichen zu nähern und nachzubilden? Was kann mithin für uns geziemender ſein, als alle Dinge in Beziehung auf das Reich Gottes und ſein Walten, ſo weit es von uns erfaßbar iſt, zu betrachten? Dadurch können wir uns am ſicherſten vor Irrthum und Fehltritten bewahren, indem wir uns ſo in Stand ſetzen und gewöhnen, die Dinge der Welt, die Menſchen aller Zeiten und Himmelsſtriche, die Vergangenheit und Gegenwart, das Dieſſeits und das Jenſeits als ein großes zuſammenhängendes Ganzes in's Auge zu faſſen, und bei allen Vorfällen des wechſelvollen irdiſchen Lebens unſern Blick mit Vertrauen und Zuverſicht zu dem liebevollen Vater und Leiter dieſes Ganzen zu erheben. Dies iſt die Weisheit des Chriſtenthums.

---

[1]) Unter Thatſachen verſtehe ich, was als wirklich beſtehend (ſeiend) oder geſchehen erwieſen iſt.

Für den unverkrüppelten und ungetrübten Menſchengeiſt hat es etwas überaus Erhebendes, zu denken, daß alle guten, wahren und ſchönen Beſtrebungen in der Welt einen gemeinſamen hellleuchtenden Mittelpunkt haben, von dem ſie ausgehen und in dem ſie als dem Endziel wieder zuſammentreffen. Welches Weſen läßt ſich aber als ein ſolcher Mittelpunkt denken, als das Eine unendlich-vollkommne — Gott? — Die beſtändige Vergegenwärtigung dieſes Mittelpunkts in allen Verhältniſſen und Lagen erhält einen ganz beſonders hohen Werth in Zeiten, wie die unſrigen, wo die Forſchungen der Wißbegierde ſo mancher denkenden Geiſter zu einem Ergebniß hingeführt haben, das in bloßer Verneinung derjenigen Gegenſtände beſteht, die am meiſten vermögend ſind, Uebereinſtimmung, Frieden und Zuverſicht in das Gemüth und in das Leben zu bringen [2]. Was in aller Welt vermöchte uns dafür Erſatz zu geben? Und kann ein Geſchöpf auf Erden mehr Mitleid erregen, als ein Menſch, der, ſich als einen Spielball des blinden Ungefährs betrachtend, ohne Ueberzeugung, ohne Beſtimmung, ohne Vertrauen auf eine ſittliche Weltordnung, ohne feſten Haltpunkt und ohne Zukunft in den Tag hineinlebt?

In dem Gedanken vom „Reiche Gottes,“ worüber uns Chriſtus belehrt, iſt das Höchſte zuſammengefaßt, was die Menſchen mit der Idee erfaſſen und dem ſie in der That nachſtreben können [3]. Daß dieſes Reich in ſie alle kommen, in ihnen allen lebendig werden möge, iſt der würdigſte Gegenſtand ihres Sinnens, Wünſchens, Gebets und Strebens. Da daſſelbe alle Wahrheit und alles Gute in ſich begreift, ſo kann es von vielen Seiten betrachtet und beleuchtet werden. Dies hat Chriſtus ſelbſt in ſeinen Belehrungen voll Einfalt und Klarheit, in ſeinen Zurechtweiſungen voll Kraft und Weisheit und beſonders in ſeinen ſchönen ſinnreichen Parabeln auf herrliche Weiſe gethan. Er hat hier gezeigt, daß dem Reiche Gottes Alles angehöre, was mit der Wohlfahrt, der ächten Bildung, der Veredlung, Heiligung und Beſeligung der Menſchen in Berührung ſteht. Er hat aber auch ſchon vorausgeſagt, daß Viele dieſes Reich in Dingen ſuchen würden, die demſelben ganz fremd, ja zuwider ſind. Noch alle Tage nehmen wir dies im Leben wahr, und die Geſchichte liefert uns davon Belege in Menge, von größerm und kleinerm Umfang. Wie ſonderbar und mannigfaltig hat ſich nicht das Reich Gottes in dem Model der Einbildung und der Leidenſchaft verſchiedener Schwärmer und ihrer Secten geſtaltet! Jetzt wie vormals und zu allen Zeiten wird es der erneuerten Forſchung und Belehrung über die wahre Beſchaffenheit und das Weſen des Reichs Gottes und ſeiner unvergänglichen Geſetze bedürfen[4]). Auch die nachſtehenden Blätter ſind hievon ein Verſuch. Freunde der Wahrheit! prüfet mit dem Auge des Geiſtes ihren Inhalt und das Gute behaltet!

---

[2] Dieſer unſelige Drang, dieſe Sucht zu verneinen und die Verneinung mittelſt der Dialektik des Zweifels zu begründen geht ſo weit, daß ſie bis zur dreiſten Behauptung vorgedrungen iſt: nur die Entſagung alles Glaubens an Gott, nur das Aufhören aller Religion könne die Menſchen ihrer wahren Beſtimmung zurückgeben, und der Menſch könne nur dadurch gewonnen werden, daß man Gott aufgebe.

---

[3] Nichts iſt grundloſer, als das Vorgeben: daß das Chriſtenthum der Vernunft widerſtreite. Dieſes Vorgeben iſt eine ſchwere Unbild gegen beide. Sie ſind verſchiedene Gaben des Einen Gottes um des Menſchen Geiſt zu erleuchten. Ce sont deux extrêmes également dangereux, d'exclure la raison et de n'admettre que la raison. *Pascal* Pensées ch. V. n. 3.

Niemand, der den Endzweck des Chriſtenthums kennt, wird behaupten, er ſei ſchon ganz erfüllt, die Menſchheit habe ſich bereits die ganze Fülle der geiſtigen Schätze, welche Chriſtus ihr erſchloſſen hat, angeeignet. Mit ſeiner fröhlichen Botſchaft vom Reiche Gottes hat Er an Alle Menſchen die höchſten ſittlichen Forderungen für das individuelle und das Geſammt-Leben gerichtet, und ihnen die Möglichkeit ſie zu erfüllen gezeigt. Sicherlich aber wird derjenige, der ſein ganzes Leben hindurch redlich und emſig nach der Erfüllung dieſer Forderungen geſtrebt hat, der Meinung am fernſten ſtehen, er habe das Ziel vollſtändig erreicht, und Niemand, dem die jetzigen Zuſtände der Menſchheit bekannt ſind, wird in Abrede ſtellen können, daß wir von jener Vollendung noch ſehr weit entfernt ſind. Oder ſeit wann hätte das Reich Gottes aufgehört, mit dem Reiche der Welt (der Begierlichkeit und Selbſtſucht) kämpfen zu müſſen? Wie viele Völker wandeln noch in heidniſcher Finſterniß! Und wer kann ſagen, daß in der Mehrheit derjenigen, die ſich Chriſten nennen, die chriſtliche Wahrheit in ihrem reinen Glanz und ihrer vollen Stärke aufgegangen ſei? Ach! wie unzählig Viele ſind noch gar nicht über den dürren Buchſtaben hinweggekommen! Wie ſelten ſind noch verhältnißmäßig Solche, in denen die chriſtliche Liebe zum Quell des Lebens geworden iſt! — Doch beweiſt dies nichts gegen die fortwährende unvergängliche Kraft des Chriſtenthums ſelbſt. Hat doch ſein Stifter den Geiſt, der die Menſchheit in alle Wahrheit einführen ſoll, nicht blos auf eine gewiſſe Zeit verheißen, ſondern bis an das Ende der Zeiten. Dieſer Geiſt weht, erweckt und treibt auch jetzt, und vielleicht mitunter gerade dort am kräftigſten Blüthe und Früchten, wo ſein Hauch äußerlich am wenigſten wahrgenommen wird, wo ſein Säuſeln ſich noch im betäubenden Lärm des Tages verliert. Die großen Wahrheiten, welche der Welterlöſer geoffenbart hat, ſind zwar der Zahl nach wenige, und dieſe höchſt einfach und allgemein faßlich. Sie ſind aber ein ſo unendlich reicher Born von herzerhebenden Belehrungen, Erwägungen und Andeutungen für das Leben, daß Jahrtauſende ihn nicht auszuſchöpfen vermögen, wie vielweniger die Einzelnen in der kurzen Spanne ihres irdiſchen Seins! — Auch Gottes Wort, wie Alles, was von Ihm kommt, wird nur für den ein reichlich ſtrömender Born des Segens, der es mit redlichem Sinn in ſich aufnimmt als den ſein Inneres beſeelenden und ſein äußeres Betragen ordnenden Lebensgeiſt. Einzig die Unvernunft, die Selbſtſucht, der eitle Dünkel, womit wir der Anerkennung und Ausübung der Lehren des Chriſtenthums widerſtreben, iſt es, was uns ſeiner Früchte verluſtig macht. Wem es nur als eine ſchwere Bürde, als ein drückendes Joch erſcheint, der iſt weit entfernt, ſein Weſen zu erkennen, der ſteht noch kaum an der Thorſchwelle des von ihm verkündeten Reiches, der iſt auch außer Stand, ſich zu der Freiheit der Kinder Gottes zu erheben, welche nicht aus ſklaviſcher Furcht, noch aus Lohnbegierde, ſondern aus ungeheuchelter Liebe zu Gott und den Mitbrüdern das Gute thun, das Böſe unterlaſſen. Dieſe aber werden jetzt wie vor achtzehn Jahrhunderten mit Zuverſicht inne: daß Chriſti Lehre von Gott ſei. (Joh. VII. 17. Galat. VI. 4.)

---

[4]) Nicht nur Auguſtin (De Civitate Dei), auch Dante in ſeiner göttlichen Komödie, auch Leibnitz in ſeiner Theodicee haben vom Reiche Gottes ein Bild zu entwerfen verſucht. Welcher ächte Philoſoph ſollte dies nicht als eine würdige Aufgabe ſeiner Forſchungen anſehen?

Möge die ächtchriſtliche Geſinnung dergeſtalt zur Herrſchaft gelangen, daß ſie Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte, Geiſtliche und Laien überall mit der feſten Ueberzeugung durchdringe: nur in der durch das Leben bethätigten Lehre unſeres göttlichen Welterlöſers ſei wahres volles Heil für die arme Menſchheit zu ſuchen und zu finden! Trotz den vielen gleißenden hin und her flackernden Irrwiſchen und Sternſchnuppen des Unglaubens, die unſere Zeit uns vorführt, wird ohne Zweifel die drängende Macht der Weltbegebenheiten und Weltverhältniſſe dazu mitwirken, daß das Chriſtenthum in Geiſt und Wahrheit mehr und mehr über alle argliſtigen Verfinſterungsverſuche und wetterleuchtenden Blendwerke der menſchlichen Eitelkeit und Selbſtſucht obſiege und ſtets neue und erfreulichere Epochen des Fortſchritts zum Beſſern in allen Zuſtänden der menſchlichen Geſellſchaft heraufführe.

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz ſich denken,
Seiner ganz ſich freuen kann,
Machte den erſten Entwurf
Zur Seligkeit aller Erdbewohner:
„Zu uns komme ſein Reich!“ (Klopſtock.)

Conſtanz am Pfingſttag 1855.

Verzeichniß der Druckfehler.

Anmerkung. Der Verfaſſer bittet die Leſer zum voraus, in ihrem Exemplar die hier angezeigten ſtörenden Druckfehler zu verbeſſern. Mehrentheils ſind ſie dadurch entſtanden, daß der Setzer die Buchſtaben **n**, **e** und **r** miteinander verwechſelte, was freilich dem Correcter nicht hätte entgehen ſollen.

Seite 3 Zeile 7: es kann ſtatt er
„ 14 „ 8: Zeit ſt. Zeit
„ 61 „ 8: der ſt. Der
„ 63 „ 6: kann aber der ſq.
„ 63 „ 21: fortſpinnenden ſt. entſpinnenden
„ 64 „ 4: ein ſt. ſein
„ 97 „ 2 von unten: von ſt. vor
„ 107 „ 2 von unten: andern ſt. andere
„ 118 letzte Zeile: Kunſt ſt. Kunſt
„ 120 Zeile 4: ; ſt. ,
„ 146 „ 2: , ſt. ;
„ 156 „ 2: Verſchiedenem ſt. Verſchiedenen
„ 161 „ 18: dem ſt. den
„ 183 „ 23: nach Geſetze ,
„ 187 „ 7: Verminderungen ſt. Veränderungen.
„ 190 „ 22: Und ſt. Um
„ 194 „ 5 von unten: von ſt. an
„ 201 „ 4 von unten: von ſt. vor.
„ 204 „ 13: Hiegegen ſt. Hingegen
„ 221 „ 13: Hälften ſt. Hälfte
„ 237 „ 3: den der ſt. der der
„ 254 „ 14: ſichern, unvergänglichen
„ 268 „ 18: der Sinn ſt. den Sinn
„ 270 „ 10: Wahrheiterkenntniß.
„ 298 „ 18: Wünſche ſt. Wunſchen
„ 300 „ 6 von unten: Wahrheit;
„ 314 „ 12: Werthſchätzung ſt. Wehrtſchätzung
„ 321 „ 8: nicht iſt auszuſtreichen.
„ 335 „ 19: Guts ſt. Gut
„ 344 „ 22: zuſagenden ſt. zuſagender
„ 353 „ 11: nach Nimmermehr! (Vergl. Korr. XIII. 3.)
„ 371 „ 15: Bedarf jedoch
„ 375 „ 4: Wahrheitliebe
„ 379 „ 11: um bleibt weg.
„ 407 „ 12: Treibmittel ſt. Triebmittel
„ 409 „ ult. von unten: vollkommene
„ 411 „ 8 von unten: freilich,
„ 411 „ 2 von unten: wann ſt. wenn.

I.

Der Urſprung und das Entſtehen der Idee von Gott, dem unendlich vollkommnen Weſen im Menſchen iſt für ihn ſelber ein Geheimniß, welches ſeinem Geiſt erſt mit deſſen fortſchreitender Entwickelung ſich aufhellt [1].

1) Die erſten Regungen des Menſchen, der in völliger Unwiſſenheit geboren wird [2], leitet ein mit ſehr dunkelm, traumartigem, zwiſchen Empfindung und Wahrnehmung hin und her ſchwebendem Bewußtſein verbundener Naturtrieb, bis allgemach der durch den Sinnenreiz geweckte und ſich entfaltende Geiſt aus jener ſtillen Nacht hervordämmert [3]. Aber auch die einzelnen Sinne entwickeln ſich nur allmählig; zuerſt das Geſicht, der Lichtſinn. Die erſte Entdeckung, welche das Kind macht,

---

[1] Es mag auffallen, daß ich meine Forſchungen und Betrachtungen mit Dem beginne, was eigentlich als ihr höchſtes Endergebniß ihren Schluß bilden ſollte. Man dürfte jedoch dieſes Verfahren bei genauerer Erwägung dadurch gerechtfertigt finden, daß jenes höchſte Ergebniß ſchon in den Anfängen der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes begründet werden müſſe um nachher in der ganzen Welterfahrung und Weltbetrachtung ſeine Beſtätigung zu erhalten.

[2] Nous nous trouvons tout à coup en ce monde, comme tombés des nues; nous ne savons ni ce que nous sommes, ni d'où nous venons, ni ou nous sommes venus, ni avec qui nous vivons, ni où nous irons au sortir d'ici. *Fenelon* Oeuvres I. 411.

[3] Aus meinen erſten zwei Lebensjahren iſt mir nichts mehr erinnerlich; wohl aber einiges aus dem dritten.

iſt die Wahrnehmung, daß es außer ihm noch andere Weſen gebe; die zweite, daß dieſe unter ſich verſchieden ſind. Doch ſind ſelbſt dieſe Entdeckungen, deren Ausdruck ſich zuweilen in forſchenden, ſtaunenden oder auflächelnden Blicken des Kindes kund gibt, in ihm anfangs nur unklar, und werden erſt nach und nach durch wiederholte Wahrnehmungen, beſonders im Umgang mit Andern aufgehellt. Beim Eintritt in die Welt iſt das Kind ein ſich ſelber ganz unbekanntes Weſen, das auch kein anderes außer ſich kennt. Aus dieſer Vereinſamung kann es nur der in ihm ſich regende Geiſt herausziehen. Doch nur ſtufenweis und beinahe unmerklich kommt der menſchliche Geiſt zur Unterſcheidung der Dinge überhaupt und noch allmähliger zur Unterſcheidung des Gewiſſen vom Wahrſcheinlichen, des Scheins vom Weſen. Wahr ſind jedoch (ſubjectiv) alle ſeine Wahrnehmungen, in ſo ferne ſie Unterſchiede unter den Dingen auffaſſen. Aber alles, was die Sinne erfaſſen, was die Intelligenz anregt, was das Gemüth berührt, was den Willen anſpricht, wird erſt durch das Bewußtſein zur Erkenntniß, und dieſes Bewußtſein wächst und wird klarer mit der Uebung im Wahrnehmen und Denken durch Aufmerkſamkeit. Dem noch unbefangenen Blick des Kindes erſcheinen Natur und Menſchen in einem morgenröthlichen Lichte, welches Zuneigungen und ein freudiges Gefühl ſeines Daſeins in ihm erweckt und ſeine Seele ſpäter zur Dankbarkeit ſtimmt für alles Angenehme, das ihm zu Theil wird. Das Gefühl bereitet ihm den Weg zur Erkenntniß *). Das ſtärkſte Vehikel zur Entwickelung der Vor-

---

*) Wenn der Blick des Säuglings dem der Mutter begegnet, die voll Liebe über ihm ſich hinbeugt, da thut ſich in ihm die zarte Knoſpe der Liebe auf, eh' er noch das Mindeſte weiß. Er erwiedert das Lächeln der Mutter mit Lächeln. Das Lächeln erſcheint früher als das Weinen.

ſtellungen und Gefühle iſt die Sprachbildung. Dieſe beginnt mit dem Lallen, des Kindes erſtem Verſuch ſich andern verſtändlich zu machen. Erſt vom Bewußtſein des Seins äußerer Dinge gelangt der Menſch zum Selbſtbewußtſein, welches allen ſeinen Erkenntniſſen erſt die Zuverſicht ertheilt[5]). Nur das klare ungetrübte Selbſtbewußtſein iſt für jeden Menſchen der unwiderlegliche Beweis ſeines Daſeins[6]), nur er kann einer Erkenntniß Gewißheit geben, weil nur bei ſolchem Selbſtbewußtſein völlige Einheit zwiſchen der Vorſtellung und dem Vorgeſtellten denkbar iſt, auf dieſer Einheit aber die Wahrheit beruht. Unmittelbare Gewißheit hat der menſchliche Geiſt nur vom Selbſtbewußtſein ſelber. Alle andere (abgeleitete) Gewißheit erhält er nur durch Folgerungen. Dieſe letztere Gewißheit beruht nämlich durchgehends nur darauf, daß der denkende Geiſt eine Thatſache als wahr annimmt, weil er ohne ſie die Möglichkeit anderer gewiſſer Thatſachen nicht begreifen könnte. So hat der Geiſt a) die Gewißheit, daß jedes Ding einen Grund habe, nicht blos deswegen, weil ſich ihm dies in dem ganzen Bereiche der Erfahrung offenbart, ſondern auch, weil er nicht zu begreifen vermag, wie ein Ding, welches ſein oder nicht ſein und ſo oder anders ſein könnte, ohne einen Grund das Daſein und zwar gerade dieſes Daſein habe. Eben ſo iſt es b) mit der Gewißheit beſtellt, daß ein Ding nicht zugleich ſein und nicht ſein, daß es nicht dieſes Ding und zugleich das entgegengeſetzte ſein, daß nicht abſolute Bejahung und abſolute Verneinung miteinander beſtehen können. So verhält es ſich ferner c) mit der Gewißheit, daß ein ganz gleicher

---

[5]) „Der Gegenſtand trägt eben ſo viel zur Wahrnehmung des Bewußtſeins bei, als das Bewußtſein zur Wahrnehmung des Gegenſtandes.“ Fr. H. Jakobi Werke II. 175.

[6]) Dies rechtfertigt den Schluß des Carteſius: ich denke, alſo bin ich.

Grund auch die gleiche Wirkung hervorbringe und von zwei ganz gleichen Thatſachen auf eine gleiche Urſache zu ſchließen ſei [7]. Zu dieſen Gewißheiten gelangt indeſſen der Menſch, obgleich ſie dem gemeinſten Verſtand einleuchten müſſen, erſt durch das reflectirende Denken, und erſt das Selbſtbewußtſein führt ihn zu der Entdeckung, daß das, was in ihm denkt, fühlt und will, von ſeinem Leib und von den andern Körpern, die er mit ſeinen Sinnen wahrnimmt, unterſchieden ſei. Sein Gefühl belehrt ihn ferner vom Unterſchiede des Angenehmen, das Luſt, und des Unangenehmen, das Unluſt erweckt. — Mit dem Bewußtſein ſeiner Doppelnatur beginnt aber auch das Gefühl der Freiheit, mit welcher ſein Wille ſich für oder gegen etwas entſchließen kann. Eine innere Stimme offenbart ihm nur den Unterſchied vom Guten und Böſen, und daß er das Erſtere thun, das Andere unterlaſſen ſoll. Dieſer Gang allmähliger Entwickelung des geiſtigen gleichzeitig mit der des ſinnlichen Menſchen entſpricht ganz dem Weſen ſeiner Doppelnatur. Doch kann die Entwickelung des Geiſtigen noch unaufhörlich Fortſchritte machen, während die des Leibes, eine viel engere, ihr beſtimmte Grenze nicht überſchreitet.

Dieſer naturgemäße Gang der erſten Entwickelung des innern Menſchen ſetzt jedoch voraus, daß ihm keine außerordentliche Hinderniſſe entgegentreten. Die Anlagen und die Empfänglichkeit dafür ſind dem Menſchen angeboren. Dieſe bedürfen aber ſelbſt der Entwickelung durch äußere Einwirkungen, bevor ſie ſich zu bethätigen vermögen.

---

[7] Alle unſere Wahrnehmungen, Beobachtungen und Folgerungen (Schlüſſe) haben zum Gegenſtand die Verknüpfung zwiſchen Grund (Urſache) und Wirkung, ſie mag nothwendig, willkürlich oder zufällig ſein.

2) Zu den erſten Erfahrungen, die des Menſchen denkender Geiſt macht, nachdem er ſich ſeines Daſeins und des Daſeins anderer Weſen bewußt geworden, gehört die ſeiner eigenen Mängel, ſeiner Beſchränktheit, der Spuren und Folgen ſeiner Endlichkeit. Dieſe Erfahrung führt ihn aber auf den Gedanken von Weſen, welche dieſe Mängel und Beſchränktheit, wenigſtens im gleichen Maße nicht haben, und dieſer Gedanke iſt dann der Erweiterung bis zur Idee des Unendlich-Vollkommnen empfänglich. Obgleich der Menſch ſich von lauter endlichen und beſchränkten Weſen umgeben ſieht, und er äußerlich nur mit ſolchen in Berührung kommt, ſo entfaltet ſich doch in ſeinem Geiſte jene Idee vom Vollkommnen. Jede Erkenntniß von Mängeln und Gebrechen weckt den Gedanken von Etwas, das nicht damit behaftet iſt. Jede Sehnſucht nach Beſſerm gibt dieſem Gedanken neues Leben. — Mit Allem, deſſen der Menſch ſich bewußt wird, verbindet er den Begriff des Seins (als ſichere Vorausſetzung,) wozu ſich die Begriffe des Nichtſeins und des Uebergangs vom Nichtſein zum Sein (des Werdens) geſellen. Alles, was wird, hat ſeinen Grund in Etwas, das iſt *). Geht er aber gemach in Gedanken dem Urſprung ſeines eigenen Seins nach, ſo wird er ſich bewußt, daß er ſich nicht ſelbſt das Sein gegeben habe, und ſich auch keinen Augenblick die Fortdauer dieſes Seins geben könne. Er ſieht ſich daher genöthigt, die Urſache davon außer ſich zu ſuchen. Da er nun wahrnimmt, daß alle Dinge außer ihm,

---

*) Der Gewißheit des Satzes: daß alles Seiende einen zureichenden Grund haben müſſe, kann es keinen Eintrag thun, daß wir dieſen Satz der Erfahrung entnehmen. Denn da dieſe Erfahrung ſich auf alle uns denkbaren Fälle erſtreckt, ſo bewirkt ſie in uns das Bewußtſein, daß es nothwendig ſo ſein müſſe, daß es nicht anders ſein könne. Können wir doch überhaupt vernünftiger Weiſe nichts ohne Grund für wahr erkennen, und dieſer Grund muß zureichend ſein, er muß alle Gegengründe überwiegen.

ſo weit er von ihnen Kenntniß erhält, im nämlichen Falle, wie er, ſich befinden, ſo muß er von allen endlichen Urſachen zuletzt zu einer unendlichen aufſteigen. — Auch fühlt er ſich vom erſten Erwachen ſeines Selbſtbewußtſeins an wegen den engen Schranken ſeiner Kräfte und Erkenntniſſe hülfsbedürftig, und je mehr ſeine leiblichen und geiſtigen Anlagen ſich entwickeln, deſto mehr gewahrt er auch ein Zunehmen ſeiner Bedürfniſſe und ein Unvermögen ſie aus ſich ſelbſt zu befriedigen und die Hinderniſſe, die ſich dem entgegenſtellen, zu beſeitigen[9]. Vertrauend wendet er ſich daher an ſeinen Nebenmenſchen (Eltern, Erzieher, Lehrer, Befreundete) und empfängt von ihnen Belehrung, Unterſtützung, Anleitung. Allmählig lernt das Kind, daß ſein Verſtand ſowohl als ſein Wille vielfältig der Zurechtweiſung bedarf, und es fühlt ſich genöthigt, auf ſolche Zurechtweiſung zu achten. Doch möcht' es gewöhnlich ſeinem eigenen Willen nachgehen, begegnet aber dabei manchem Widerſtand. Je mehr nun ſo der Kreis der geſellſchaftlichen Berührungen des Menſchen ſich erweitert, deſto mannigfacher und verwickelter wird auch ſein Verhältniß in und zu der Welt, und er würde ſich hier nie mit Zuverſicht zurechtfinden können, wenn ihm nicht eine Erkenntniß, Ueberzeugung, Gewißheit, kurz ein Licht, ein Leitſtern aufginge, wovor alle Einwendungen des Eigenwillens verſtummen müſſen. Da muß ihm dann die überallhin verbreitete Ueberlieferung von einem über der ganzen ſichtbaren Welt waltenden Weſen höchſt willkommen ſein. Die größte Stärke erhält aber nun die im Kind erwachte Idee von Gott, dem höchſten (unendlich vollkommenen) Weſen, deſſen heiligem Willen alle andern untergeordnet ſind, durch das Wort und Beiſpiel der Eltern, für welche die erſten Keime des Zutrauens und der Liebe im Gemüthe des Kindes ſich entfalten. Unverkennbar iſt hierin eine von Gott, dem Urheber des Alls, ſelbſt herrührende Anordnung wahrzunehmen. Wenn der Eltern Wort und Beiſpiel das Zutrauen und die Liebe im Kinde zu jenem höchſten Weſen hinlenken, wenn das Kind Jederman in ſeiner Umgebung bei jeglichem Anlaß, wo ihm auf ſeine Fragen keine befriedigende Antwort gegeben werden kann, auf ein unſichtbares, hoch über alle ſinnlichen Dinge erhabenes Weſen hinweiſen hört, da kann es ſich des Nachſinnens über dieſes Weſen nicht erwehren; es richtet auf Alles, was ihm von demſelben geſagt wird, ein aufmerkſames Gehör, begierig, dieſes Weſen kennen zu lernen. Indem der erſte Unterricht des Kindes vom Sinnlichen zum Geiſtigen aufſteigt, gewöhnt er es in allen Anliegen den Blick gen Himmel zu erheben, nach dem Unſichtbaren, von dem alle gute Gabe kommt.

---

[9] Wie bei keinem jungen Thiere iſt dieſes Gefühl der Hülfsbedürftigkeit ſo ſtark wie im Kinde. Auch zeigt ſich im Kinde bald nach ſeiner Geburt ein Ungeſtüm der Begierde, wie bei keinem neugebornen Thiere.

3) Ein paar einfache Thatſachen können ganz vorzüglich dazu beitragen, den Aufſchwung des Menſchengeiſtes zu dem Gedanken von einem über alle endlichen erhabenen Weſen zu befördern, und dieſen Gedanken in ihm zu entwickeln und aufzuhellen. Wo immer nämlich 1) der Menſch weilt, auf jedem Erdfleck entdecken ſich ſeinem Blicke nach oben ganze Reihen von ſich bewegenden und immer wiederkehrenden leuchtenden Weltkörpern, die er in weiter Entfernung weder zu überſchauen, noch zu zählen vermag[10]), und 2) wie er auf die Regungen ſeines Innern achtſam wird, vernimmt er bei Hunderten von

---

[10]) Dem Bewohner jeden Erdſtrichs iſt ohne Fernrohr ein ſolcher Einblick in die Sternenwelt gewährt, daß ſie ihn für den Urheber mit Bewunderung erfüllen muß.

Anläſſen, wo es um einen Entſchluß und ein Handeln zu thun iſt, eine unabweisliche nicht zum Schweigen zu bringende, obgleich ihm unerklärliche Stimme, die ihm ſagt, was gut oder böſe ſei, was er thun oder laſſen ſoll. — Jene erhabene Erſcheinung über ſeinem Haupte erweitert ſeinen Geſichtskreis weit über den beſchränkten Kreis ſeiner irdiſchen Umgebung, und dieſe Stimme in ſeiner Bruſt, beſtändig ſich wiederholend, verkündigt ihm, daß es für ihn etwas Höheres gebe, als das, was ſeine fünf Sinne erfaſſen. Wo iſt ein Menſch, auf den der Anblick des unermeſſenen geſtirnten Himmels und das Vernehmen der ſo ernſt gebietenden Stimme in ſeinem Innern, iſt einmal der denkende Geiſt in ihm erwacht, nicht einen bedeutenden tiefen Eindruck hervorbrächten, und für den ſie nicht ein reichhaltiger Gegenſtand ernſten Nachdenkens würden? .. Der geſtirnte Himmel über uns und das ſittliche Bewußtſein in uns ſind die bleibenden, nicht mit Dinte geſchriebenen Urkunden, in welchen ſich jedem Menſchengeiſt lesbar und lebendig die Idee vom Unendlichen kund thut. Ueberhaupt erweckt die Betrachtung der ganzen äußern Natur Bewunderung für die Macht und Weisheit ihres Urhebers, die Betrachtung der ſittlichen Ordnung aber, welche ſich uns in unſerm Innern verkündigt, treibt uns an, ihren Urheber zu lieben. Uebereinſtimmend mit dieſen Jedem ſich kund gebenden Zeugen eines unendlichen Weſens ſpricht ſich das Ergebniß der Ueberlieferungen vom Leben wie einzelner Menſchen ſo ganzer Völker aus, in denen wir jene Idee gleichſam wie den rothen oder goldenen Faden verwebt ſehen, der aus allen Dunkelheiten im Gange der Menſchheit hervorſchimmert. So weit unſere Kunde vom Daſein des Menſchen reicht, war jederzeit die Idee von Gott diejenige, die auf alle Gedanken und Regungen ſeines Geiſtes den ſtärkſten Einfluß ausübte[11]. Jene dreifache Betrachtung über uns, in uns und rückwärts in die fernſte Vergangenheit iſt eine reichhaltige, nie verſiegende Quelle der reinſten Seelenerhebung, deren der Menſch fähig iſt.

4) Unter allen herrlichen Schauſtücken der Natur iſt es doch das des geſtirnten Himmels, welches am meiſten des Menſchen Herz erhebt. In weiten Himmelsräumen erblicken wir den regelmäßigen Lauf der von uns nicht zählbaren Weltkörper von ſehr verſchiedener Größe. Wir ſehen um helleuchtende Sonnen (die Fixſterne) von ihnen beleuchtete Planeten ſich in beſtimmten (elliptiſchen) Kreiſen bewegen, und es haben alle dieſe Weltkörper, neben welchen noch Myriaden

---

[11] Chriſtus ſetzte in ſeinen Lehrvorträgen den Glauben an Gott und Unſterblichkeit des Geiſtes und die unbeſtechliche Stimme des Gewiſſens über Gut und Bös voraus, ohne dieſe Gegenſtände erſt als noch unbekannt beweiſen zu müſſen. Letzteres zu thun, iſt das Geſchäft der Vernunft, nicht der Offenbarung. Vergl. das Buch der Weisheit XIII. u. Römer I. 19. 20:

„Was von Gott erkennbar iſt, das iſt den Menſchen vor die Augen gelegt; Gott hat es ihnen verſichtbart. Das Unſichtbare von Ihm, nämlich ſeine ewige Macht und Gottheit iſt, ſeit der Schöpfung der Welt durch Betrachtung ſeiner Werke ſo erkennbar, daß ſie nicht zu entſchuldigen ſind, wenn ſie ihn nicht als Gott verehrten.“

Ich kann hier nicht unbemerkt laſſen, daß der Unterricht von Gott noch immer zu wenig von der wunderbaren Weltordnung, insbeſondere von der Betrachtung des regelmäßigen Gangs der zahlloſen Weltkörper am geſtirnten Himmel und von der Jeglichen vernehmbaren Stimme des Gewiſſens ausgehe.

Eben deßwegen, weil die aufmerkſame Betrachtung der Natur und der ganzen Weltordnung und die ſtete Beachtung der Stimme des Gewiſſens vorzüglich dazu dienen, die Idee von Gott in uns zu beleben, zu läutern und auszubilden, iſt auch die Vernachläſſigung der nachdenkenden Naturbetrachtung und des Aufmerkens auf die Stimme des Gewiſſens, ſchon in der Erziehung und dann im Leben Haupturſache, warum die Idee von Gott bei ſo Vielen nie zur vollen Klarheit und Stärke gelangt und oft durch die Angewöhnung jedem Zuge der Begierlichkeit zu folgen, tief in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt wird, bis ſie zuletzt dem Bewußtſein ganz entſchwindet. Denn in dem Getriebe der irdiſchen Sorgen und Beſtrebungen bedarf die Idee von Gott, um die Herrſchaft zu behalten, der beſtändigen Erneuerung oder Auffriſchung.

von Monden, Nebelſternen und Kometen ihre ſehr verſchiedenen Bahnen durchlaufen, wahrſcheinlich, gleich unſerm Planeten — der Erde — ihre Bewohner, die jedoch ohne Zweifel ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen gemäß, verſchieden organiſirt ſind. In dieſem für uns unermeßlichen Weltall, in dieſem Ocean von Welten erſcheint die Erde wie ein Tröpfchen. Vielleicht iſt die eine der vielen Sonnen der Mittelpunkt aller andern[18]). Die mit Nachdenken verbundene Betrachtung des herrlichen, wunderſam geordneten Weltgebäudes, ſo weit wir es wahrnehmen und in Gedanken uns vorſtellen können, gibt unſerm Geiſte die nöthige Erweiterung, damit er die einzelnen Dinge, die ihm auf Erden in ſeinem beſchränkten Lebenskreiſe begegnen, in Beziehung auf das große Ganze nicht aus einem zu engen und niedrigen Geſichtspunkte beurtheile[13].

---

[18]) Mit erwieſener Gewißheit iſt uns zwar bisher nur der Umlauf der Weltkörper im Umkreis unſerer Sonne bekannt. Wahrſcheinlich geſchieht aber der Umlauf der Weltkörper in den andern Sonnenkreiſen nach gleichen Geſetzen, und es läßt ſich mit Grund auf eine gleichförmige Bewegung aller Sonnenkreiſe um eine Centralſonne ſchließen. Eine ſolche Annahme ſteht mit der Erſchaffung und Anordnung des Weltalls durch ein außerweltliches, unendlich vollkommenes Weſen gar wohl im Einklang. Alex. v. Humboldt widerſpricht zwar (Kosmos I. 151.) der Nothwendigkeit, eine Centralſonne anzunehmen, ohne jedoch ihre Unmöglichkeit darthun zu wollen. Er fügt vielmehr ſelbſt die Bemerkung bei: „Das Streben nach den letzten und höchſten Grundurſachen macht freilich die reflectirende Thätigkeit des Menſchen, wie ſeiner Phantaſie, zu einer ſolchen Annahme geneigt. Schon der Stagirite hatte ausgeſprochen, daß Alles, was bewegt wird, auf ein Bewegendes zurückführe, und es nur ein unendliches Verſchieben der Urſache wäre, wenn es nicht ein erſtes unbeweglich Bewegendes gäbe.“ De coelo III. p. 301. Physica VIII. p. 256 (ed. Bekker). (Das Unbeweglich Bewegende kann aber nur Gott ſein. Ein materielles Weſen iſt als unbeweglich bewegend nicht denkbar). — Alle Weltkörper haben eine gemeinſchaftliche Bewegung. Kaum zu bezweifeln iſt auch nicht nur eine Bewegung der Sonne um ihre Achſe, ſondern auch eine Bewegung derſelben ſammt ihrem Planetenſyſtem in Beziehung auf eine andere Sonne, obgleich die erſtere Bewegung nur durch die Beobachtung der Sonnenflecke wahrſcheinlich gemacht und die andere wegen der Beſchränktheit unſerer Kenntniß der Himmelskörper bisher nicht hat nachgewieſen werden können. Thom. Wright, Lambert und Kant nehmen ſchon eine Centralſonne an, ohne ſie entdeckt zu haben. Auch J. E. Bode (Anleit. zur Kenntniß des geſtirnten Himmels 1792. S. 583 u. 519), vermuthet eine Centralſonne, und ſtellt es als wahrſcheinlich dar, daß unſere Sonne über die um ſie kreiſenden Planeten und Kometen Licht und Wärme ergießt, das Gleiche auch von den andern Fixſternen für die um ſie kreiſenden Weltkörper geſchehe und daß es ſo viele Planetenſyſteme als Fixſterne gebe. Wie viele ſolcher Syſteme mag nicht die in ungeheurer Ferne erglänzende ſogenannte Milchſtraße, dieſer unermeſſene Sternengürtel, und die

5) Richtet anderſeits der zur Betrachtung des geſtirnten Himmelraumes über ihm durch ſeine aufrechte Geſtalt ganz eigens gebaute Menſch ſein Augenmerk auf ſein Inneres, ſo offenbart ſich ihm hier vor Allem ein Geſetz, das ſich mit

---

Menge von Licht- und Nebelflecken, die man in größerer Entfernung wahrnimmt und die von gleicher Beſchaffenheit wie die Milchſtraße zu ſein ſcheinen, in ſich enthalten! J. H. Mädler (in ſeiner Schrift): Die Centralſonne, Mitau und Leipzig 1847 iſt geneigt die Mitte einer reichen Gruppe von Fixſternen (der Pleiaden) als Centralſchwerpunkt des ganzen Weltſyſtems anzunehmen. Wenn unſere Sonne mit ihren Begleitern um eine höhere Sonne kreiſt, ſo iſt wahrſcheinlich, daß dieſe um einen noch höhern Schwer- und Mittelpunkt kreiſe, und daß auf dieſe Art viele Sonnenſyſteme in immer weitern Radien den Weltraum erfüllen. — Was den Aether oder das Element über unſerm Luftkreis, worin dieſe Bewegungen der Weltkörper ſtattfinden, betrifft, ſo wiſſen wir von ihm nichts, als daß unſer Auge denſelben durchblickt. Ungeachtet der ungeheuern Geſchwindigkeit der Fortbewegung der Strahlen ſoll aber doch das Licht der entferntern Sterne erſt nach Jahren, ja nach tauſenden oder gar Millionen von Jahren (gemäß den Berechnungen der Sternkundigen) uns zukommen; wonach ſich uns immer nur ein Sternenhimmel der Vergangenheit darſtellen würde. Da indeſſen das Ausſtrahlen der Himmelskörper unabläſſig ſtatt findet, ſo wird es von unſerm Aug' in jedem Augenblick erfaßt oder wahrgenommen, in welchem es den Himmelskörper anſchaut, mag der einzelne Strahl auch noch ſo lange Zeit gebraucht haben, um bis zur Erde zu gelangen.

[13] Jahrtauſende lang hielten die Menſchen die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls. Die nämliche Meinung haben vielleicht die Bewohner noch viel kleinerer Weltkörper von dieſen. Uebrigens bedürften die Menſchen fürwahr nicht erſt der wiſſenſchaftlichen Sternkunde, um ſich durch die Betrachtung der zahlloſen Geſtirne und die Beobachtung ihres regelmäßigen Laufs zu dem unendlichen Urheber des Weltalls emporgehoben zu fühlen, der ſeinen Willen in jeder Bruſt kund gibt. Doch muß die Erkenntniß der Geſetze, nach denen die verſchiedenen Laufbahnen ſo vieler Geſtirne oder Weltkörper harmoniſch geregelt ſind, unſere Vorſtellung von der Macht und Weisheit des Urhebers noch mehr aufhellen, erhöhen und erweitern.

unerläßlicher Strenge als ſeine Lebensvorſchrift im Bewußtſein ankündigt. Wie dieſes Geſetz und die Stimme des Gewiſſens, die als deſſen Sprachorgan den Menſchen anweiſt und richtet, in ihn gekommen ſind, weiß er eben ſo wenig, als wie der Lebenshauch in ihn gekommen iſt. Aber alle Einſprüche, welche die Triebe der Sinnlichkeit und Luſtbegierde in ſeinen Gliedern gegen dieſes Geſetz ewiger Gerechtigkeit erheben, vermögen nicht, die Ausſprüche deſſelben im Gewiſſen zu vertilgen oder abzuändern. Es ſpricht ſich unbedingt aus, und läßt nicht mit ſich feilſchen und mäkeln[14]). Dieſes Geſetz gebietet Jedem, das Gute zu thun und das Böſe zu meiden; es verlangt, daß wir alles unſer Wollen und Thun der göttlichen Weltordnung dadurch anpaſſen ſollen, daß wir ſtets das Eigenwohl dem Gemeinwohl unterordnen. — Beobachten wir ferner die Thätigkeit unſeres denkenden Geiſtes, ſo gewahren wir, daß auch er nach Geſetzen verfahre, und, um Erkenntniſſe zu erlangen, verfahren müſſe, nach Geſetzen, die er ſich nicht ſelbſt gegeben hat. Nur innerhalb der Grenzen, welche dieſe Geſetze bezeichnen, iſt unſerm Geiſt ein folgerichtiges Denken möglich[15]).

---

[14]) „Nicht heut erſt und geſtern, nein, zu aller Zeit
Lebt dieſes ungeſchriebne, göttliche
Geſetz, und Keinem wurde kund, ſeit wann es iſt."

Sophokles Antigone V. 452 ff.

So große Bewunderung der Urſprung der Idee von Gott in dem Menſchen, deſſen Anlagen naturgemäß entwickelt werden, verdient, ſo wenig kann es verwundern, wenn in Menſchen, bei denen die Entwicklung ihrer geiſtigen Anlagen verwahrloſt iſt, die Idee von Gott entweder ganz verdunkelt oder höchſt mangelhaft bleibt. So z. B. bei den Hottentotten, den Kamtſchadalen, den Samojeden, den Grönländern. In jedes Menſchen Geiſt liegt der Keim der Idee von Gott. Aber wie alle andern Keime der Erkenntniß, muß auch dieſer durch freithätige Entwicklung des Geiſtes belebt werden; ſonſt bleibt er todt.

[15]) Geſetz nennen wir eine Beſtimmung der Ordnung, in welcher gewiſſe Handlungen oder Begebenheiten wirklich geſchehen oder geſchehen ſollen. Das allen Menſchen ge-

6) Der Betrachter des Sternenhimmels muß, je weiter ſeine Forſchung ſich ausdehnt, deſto mehr eingeſtehen, daß einerſeits die regelmäßige Ordnung in dem Beſtand und Zuſammenhang der Weltkörper und in der durch das genau abgewogene Verhältniß der anziehenden und abſtoßenden Kräfte bewirkten (centrifugalen) Bewegung der Planeten und Kometen um ihre Sonne und der kleinern Planeten um einen größern[16]),

---

meinſame Sittengeſetz zur Beſtimmung ihres freien Willens über das, was gut oder böſe iſt, ſpricht ſich unbedingt aus. Alle andern Geſetze, die den Willen des Menſchen beſtimmen ſollen, ſind an gewiſſe Vorausſetzungen oder Bedingungen gebunden. Die Geſetze der Intelligenz erkennt der Menſch durch Selbſterforſchung, Nachdenken und Vergleichen; die Geſetze der äußern Natur aber durch Beobachtung und Erfahrung und Reflexion über die beobachteten und erfahrnen Thatſachen und ihren Zuſammenhang.

[16] Dieſe Bewegung der Weltkörper, die gleich den Schneeflocken und Hagelkörnern im Kleinen, ſo im Großen ſich kugelförmig geſtaltet haben, geſchieht in elliptiſchen Kreiſen nach dem Geſetz der Schwere im geraden Verhältniſſe der Maſſe und im umgekehrten quadrirten der Entfernungen der zugleich ſich anziehenden und abſtoßenden Weltkörper, ſo, daß ſie demjenigen, um den ſie kreiſen, an einem Punkt ihres Umlaufs am nächſten, an einem andern am fernſten ſtehen. Raum und Zeit dienen einander gegenſeitig zum Maß, und regelmäßig beobachtet man in beſtimmten Zeitabſchnitten die Wiederkehr der nämlichen Bewegungen, die ohne Unterbrechung fortgehen, ohne je ſtille zu ſtehen. Daß die Planeten eine doppelte Bewegung haben, iſt gewiß; die eine um ihre eigene Axe und eine andere um die Sonne oder einen andern Fixſtern oder größern Planeten. Die erſte Bewegung führt uns Erdbewohnern die Tagzeiten, die andere den Wechſel der Jahreszeiten herbei. Die Entfernung der Fixſterne von einander bleibt immer die gleiche, während die Stellung der Erde und auch anderer Planeten gegen ſie ſich beſtändig verändert. Die aus dem Verhältniß der zahlloſen und verſchiedenen Weltkörper zueinander und ihrer wechſelſeitigen Anziehung und Abſtoßung hervorgehende regelmäßige Ordnung im Weltraum nehmen wir wahr. Aber ſie im Einzelnen zu erklären vermochte noch kein Naturkundiger, und noch haben die Beobachter weder in der Größe und Zahl, noch in der Vertheilung der Weltkörper, die zum Theil in weiten Zwiſchenräumen, zum Theil nahe zuſammengedrängt ſich zeigen, eine Symmetrie entdecken können. Die großen Zwiſchenräume von einer Sonne (Fixſtern) zur andern ſind wohl nothwendig, damit die Anziehungs- und Abſtoßungskräfte, die die Bewegung der Planeten um ihre Sonne und auch um größere Planeten hervorbringen, nicht ſtörend ineinander eingreifen können. — Menſchliche Kunſt hat Uhrwerke erfunden, welche die Bewegung der Himmelsgeſtirne im kleinen Maß darſtellen. Die Bewegung erhält hier

Alles, was vom Menſchengeiſt erdacht werden kann, weit übertreffe 17), und daß anderſeits Alles, was das durch Kunſt geſchärfte Auge dort wahrnimmt, gegen das, was noch darüber hinaus nicht blos ſich denken läßt, ſondern unabweislich gedacht werden muß, beinahe in Nichts verſchwinde. Kennen wir doch keine Grenze, wo der von uns nicht gemeſſene Raum, in welchem die Weltkörper ſich bewegen, aufhörte. Eben ſo kennen wir auch von der Zeit, von welcher jeder Abſchnitt ein Vorher und ein Nachher vorausſetzt, rückwärts und vorwärts keine Grenze. Doch iſt die Unbegrenztheit des Raums und der Zeit für uns kein Gegenſtand einer beſtimmten Vorſtellung (weder einer Anſchauung noch eines Begriffs). Es ſind nämlich Raum und Zeit keine wirkliche Weſen, die wir mit den Sinnen oder dem Verſtand erfaſſen könnten. Vielmehr ſind beide bloße Formen, an die unſere Sinne und unſer Verſtand gebunden ſind, wenn ſie uns von ſinnlichen Dingen eine Vorſtellung geben ſollen. Raum iſt uns hiebei die Form ihres Außer- und Nebeneinanderſeins, Zeit die Form ihres Nacheinanderſeins; der Raum die

---

ihren Anſtoß vom Druck von Federn. Von Zeit zu Zeit muß daher das Uhrwerk wieder aufgezogen werden, ſonſt bleibt es ſtille ſtehen. Hingegen die wirkliche Weltbewegung ſteht nie ſtille, und erneuert ſich periodiſch von ſelbſt durch die bloße Wechſelwirkung der bewegenden Kräfte. Die Berechnungen von Sternkundigen haben zwar die Möglichkeit eines gefährlichen Zuſammenſtoßes von Kometen mit Planeten darthun wollen. Ein ſolcher Zuſammenſtoß iſt jedoch ganz unwahrſcheinlich, weil das Geſetz des Umlaufs der Weltkörper auf Erhaltung, nicht auf Zerſtörung berechnet, und noch keine Thatſache erwieſen iſt, aus welcher der wirkliche Untergang von einem der Weltkörper erſchloſſen werden könnte.

17) Cicero, welcher bemerkt, daß das Schauſpiel des geſtirnten Himmels auf Erden nur dem Menſchen gegeben ſei (De Natura Deor. T. II. c. 56 u. 61) ſagt auch: quis, — — qui cum tam certos coeli motus, tam ratos astrorum ordines, tamque omnia inter se connexa et apta viderit, neget, in his ullam inesse rationem; eaque casu fieri dicat, quæ quanto consilio gerantur, nullo consilio assequi possumus? De Nat. Deorum L. II. c. 38.

Form ihres Beharrens, die Zeit die Form ihrer Bewegung[18]. Raum und Zeit, für ſich allein ohne Dinge in ihnen gedacht (in der Idee) ſind unbegrenzt[19]. In der Wirklichkeit aber haben wir von einem Raum und einer Zeit nur ſofern eine Vorſtellung, als ſie uns von Grenzen umſchrieben erſcheinen, und in der wirklichen Welt ſind. Raum und Zeit ſind ſelbſt die Grenzen innerhalb denen alle Dinge ſich uns darſtellen[20]. Alles Wirkliche in der Welt iſt im Raum und wird in der Zeit. Alle Wahrnehmung und Erforſchung endlicher Dinge würde nicht vermögen, unſern Geiſt zum Unendlichen zu erheben, wenn nicht die Idee vom Unendlichen ſchon in ihm läge[21]. Dieſe Idee kann unſere Vernunft erfaſſen; aber das Unendliche ſelbſt zu umfaſſen, ſich einen Begriff davon zu bilden, vermag unſer Verſtand nicht, weil jeder Begriff eine Grenzbeſtimmung iſt, das Unendliche aber keine Grenzen hat. Gegenüber der Idee vom Unendlichen ſind alle Abtheilungen von Zeit und Raum nichts Reelles; ſie ſind nur Abgrenzungen für unſere Sinne und unſern Verſtand zum Behuf der Auffaſſung der Dinge[22]. So viele einzelne Dinge wir in Zeit und Raum zuſammendenken mögen, ein Unendliches entſteht daraus noch nicht[23]. Wir kennen und begreifen nur die Abtheilungen (Begrenzungen) von Raum und Zeit in den von uns wahrgenommenen Dingen. Die Erfindung der Teleskope und Mikroskope beſtätigt dies durch die Erfahrung. Mit erſtern dringt das Auge immer weiter in vorher unerreichte Welträume, mit letztern in eine noch unbekannt gebliebene Unzahl kleiner Welten, ohne daß in beider Richtung für die Beobachtung eine unverrückte Grenze ausgemittelt werden könnte[24]. Wie ungemein hat ſich nicht ſeit der Erfindung und Vervollkommnung der Teleskope unſer Einblick in die unermeſſene Sternenwelt erweitert, und dennoch, was iſt wohl der unſerm bewaffneten Auge jetzt zugängliche Theil dieſer Welt gegen den ihm noch unzugänglichen[25]? Und ſo mag auch das wahrhaft Kleinſte (Einfachſte) in der Natur von dem von uns ſinnlich wahrnehmbaren Kleinſten noch ſehr verſchieden ſein[26]!

---

[18] Raum und Zeit ſind Formen des Beſondern, wie Begriffe und Ideen Formen des (relativ oder ſchlechterdings) Allgemeinen.

[19] Wie die gerade Linie. Die einfachſte Form des Raums (als umgrenzt gedacht), iſt das Dreieck, die einfachſte der Zeit (ebenſo gedacht) iſt der Zirkel. In dieſe Formen laſſen ſich alle andere Formen auflöſen. Auch unter den Zahlen ſteht die Dreizahl als der einfachſte Typus aller Gleichungen obenan. In allen räumlich-zeitlichen Dingen iſt ein Unten, Mitten und Oben, ein Anfang, Mittel und Ende. — „Was iſt ſich entgegengeſetzter als der ſpitze und der ſtumpfe Winkel, die Sehne und der Bogen, die gerade und die krumme Linie, das Dreieck und der Kreis? Und doch fallen ſie im Unendlichen in Eins zuſammen.“ (*Nic. de Cura* de Beryllo S. 9. de Mathematica Perfectione. u. d. Docta ignorantia I. 13—15.), ſo wie das Größte mit dem Kleinſten. Die Gegenſätze in dem Endlichen hingegen fallen nie in Eins zuſammen.

[20] Der Punkt, obgleich Eins, bezeichnet die Grenze zwiſchen Zwei, nämlich den Anfang und Ende. Einen allgemeinen Begriff von Raum und Zeit können wir uns nicht machen, ſondern ſie nur als unendliche Größen denken. Die Ideen vom Unendlich-Großen und vom Unendlich-Kleinen bezeichnen aber eben ſo wie die von unendlicher Vergangenheit und von unendlicher Zukunft blos die unüberſteiglichen Schranken unſerer Erkenntniß. Ohne ein Kleinſtes gibt es kein Größtes. Wir können aber weder das eine noch das andere wahrnehmen. Ein unendlich kleiner Punkt und eine unendliche gerade Linie haben keine objective Wirklichkeit.

[21] L'être borné peut-il imaginer et inventer l'infini, si l'infini n'est point? *Fenelon* Oeuvres I. 64.

---

[22] **Materie** (ſinnliche Gegenſtände) können wir uns nur im Raum und in der Zeit, Geiſt nur in der Zeit, **Gott** weder im Raum, noch in der Zeit vorſtellen. Nur das Sinnliche hat für uns beſtimmte Umriſſe.

[23] *Jules Simon* (Introduction aux Oeuvres *d'Antoine Arnaud* 1843. p. XXII.) ſagt: Tout espace limité suppose un espace qui le contient, et ainsi à l'infini. Est ce à dire, que la durée infinie et l'espace infini soient quelque chose de réel? (XXX.) Supposer une étendue infinie, c'est se condamner à une contradiction inévitable; car l'indivisibilité est précisément la négation de l'essence de l'étendue, l'étendue, conçue indépendement du corps est la divisibilité conçue par abstraction.

Im Ewigen verſchwindet, wie **Plato** ſagt, der Wechſel aller Folge. Die Zeit, bewegliches Bild des Ewigen, iſt mit der Welt erſchaffen und vergeht mit ihr.

[24] **Kant** (Critik der reinen Vernunft Aufl. VII. S. 399. fg.) macht auf den Unterſchied des Progressus in *infinitum* und des Progressus in *indefinitum* aufmerkſam. Auch **Martin** Philosophie de la Nature I. p. 2. Nr. 7. p. 209 ſagt von der Zeit: ſie ſei nicht unendlich, ſondern *seulement indefini*.

7) Mit der tiefer und immer tiefer dringenden Betrachtung der Außenwelt trifft die unſeres Innern darin zuſammen, daß alle Dinge in und außer uns ſich als unter gewiſſen Geſetzen ſtehend, darſtellen, die auf einen Geſetzgeber hinweiſen, der, über den Beſchränkungen des Endlichen erhaben, Alles im Weltall angeordnet hat, die Ausführung aber den von ihm beſtellten Mittelurſachen überläßt, die in den verſchiedenen Kreiſen des Weltalls wirkſam ſind[27]. Wenn gleich

---

[25] Elemente in der Natur, d. i. Körper, die zu zerlegen bisher nicht gelungen iſt, zählt man jetzt 62.

[26] Dem unbewaffneten Auge entgehen Millionen, vielleicht Milliarden von Sternen am Himmel und an Thierchen auf Erden, welche das bewaffnete erblickt. Aber Vieles bleibt auch dieſem noch verborgen. Unendliche Größe und unendliche Kleinheit beweiſen uns gleichmäßig unſere Beſchränktheit. Das ganz Einfache können unſere Sinne nicht wahrnehmen. Das Wahrnehmbare wird vom Verſtand begriffen, indem er es in ſeine Beſtandtheile zerlegt und dieſe wieder zuſammenfaßt (Analyſe und Syntheſe) und die Unterſchiede und Aehnlichkeiten der verſchiedenen Dinge auffaßt. Die Wahrnehmungen der Sinne ſind ein Stoff, den der Verſtand auf ſolche Weiſe ſelbſtändig verarbeitet.

[27] Auch da, wo es uns noch nicht möglich war, ein beſtimmtes Geſetz, nach welchem die Thätigkeit der Kräfte ſich richtet, zu entdecken, läßt ſich ein ſolches mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Alle Weltkörper ſcheinen den nämlichen Naturgeſetzen unterworfen, und dieſe ſcheinen ſo alt, als die Welt. Daß neue zur Geltung gelangt ſeien, die vorher nicht beſtanden, oder daß in den alten Abänderungen geſchehen, iſt weder erweislich, noch wahrſcheinlich. Wohl aber ſind im Einzelnen nach und nach Geſetze, die lange Zeit dem Menſchen unbekannt blieben, von ihm entdeckt worden. (So hat noch unlängſt ein Engländer W. Reid das Geſetz der Stürme aus ſeiner vielfachen Beobachtung der Stürme in den verſchiedenſten Weltgegenden dahin nachzuweiſen geſucht, daß ſie jedesmal das Ergebniß der Umdrehung einer Luftſäule ſind, welche raſch vorwärts rückt). — Des ganzen Weltalls Beſtand, ſo weit wir es kennen, ruht auf dem Verhältniß von Gewicht, Zahl und Maaß, welches Uebereinſtimmung der ein-

der Beſtand des Weltalls, ſo weit wir es kennen, offenbar an die Befolgung der uns bekannten Naturgeſetze bedingt iſt, ſo können wir doch nicht nachweiſen, daß der Beſtand des Weltalls von ſeinem Urheber nicht auch durch eine Anordnung nach andern Geſetzen hätte können geſichert werden[28]. „Nicht erklärbar iſt es, ſchrieb noch Newton[29], durch mechaniſche Urſachen, daß alle Planeten ſich um ihre Achſe drehen, und daß ſie gerade in dieſer und keiner andern Richtung um die Sonne kreiſen. Die vollendetſte und vollkommenſte Maſchine unter allen, die aus der Sonne, den Planeten und Kometen beſteht, konnte nur durch die Vernunft und den Willen eines grenzenlos mächtigen und weiſen Weſens hervorgebracht werden. Und wenn die Fixſterne wirklich Centralſonnen von Syſtemen, ähnlich dem unſrigen ſind, dann ſind dieſe Sonnen und

---

zelnen Dinge zu einem Ganzen hervorbringt. Aber von dieſem Verhältniß iſt uns die Kenntniß nur in beſchränkten Kreiſen vergönnt, nicht im Weltganzen, von dem uns nur Bruchſtücke bekannt ſind. — Wir kennen ferner ſo ziemlich den gewöhnlichen Lauf der Natur. Aber ſie nimmt zuweilen einen ungewöhnlichen. In beiden Fällen iſt ihr Lauf von Gott angeordnet, und Gott verfügt nichts, was ſeiner Anordnung zuwider wäre. So bemerkt *Albertus Magnus* **Summa Theologiæ P. 2. Art. 3. nr. 3. p. 184—190.** und *Thom. Aquin* **Summa contra Gentiles III. 98.**

Der im Nachdenken ungeübten Menge genügt es aber nicht, ſich Gott als Schöpfer und Ordner der Natur zu denken; ſie ſetzt den Hauptvorzug Gottes darein, daß er die Natur überwinde, als ob Natur und Gott zwei Mächte wären, die ſich einander entgegenſtehen, und ſich miteinander meſſen könnten! Jede Erſcheinung, deren natürliche Urſache unſer Verſtand ſich nicht zu erklären weiß, iſt für uns ein Wunder. Wer hat aber die Ausdehnung der Naturkräfte erforſcht und ausgemeſſen? Und wer weiß davon, in welches Verhältniß des Einfluſſes der Schöpfer der Natur ſich gegen ſie geſtellt hat? Wie käme der Menſch dazu, die Macht des Unendlichen nach ſeiner ſo beſchränkten Wiſſenſchaft zu ermeſſen?

[28] Daher muß unſere Intelligenz die Möglichkeit einer andern Geſtaltung der Welt anerkennen, wie ſie in der Bibel angedeutet iſt. „Gott wird einen neuen Himmel und eine neue Erde erſchaffen." Jeſaias LXV. 17. LXVI. 22. 2. Petr. III. 13. Offenb. Joh. XXI. 1. Vergl. Matth. XXIV. 35.

[29] Principia mathematica philosophiæ naturalis 1726.

Syſteme ebenfalls nach dem nämlichen Plane geſchaffen; ſie ſind gleichmäßig der Herrſchaft jenes einzigen Weſens unterworfen, welches die einzelnen Syſteme durch ungeheure Zwiſchenräume geſchieden hat, damit nicht vermöge der Schwere die einen ſich in die andern ſtürzen." Dieſe Bemerkung Newton's kann und will es jedoch nicht zweifelhaft machen, daß die Bewegung der Weltkörper nach beſtimmten Geſetzen erfolge. Eben dieſe Geſetze, welche Kepler und Newton ſelbſt und neuerlich Laplace (in ſeiner Mecanique céleste) ſo meiſterhaft dargeſtellt haben, machen es begreiflich, wie das Verhältniß der anziehenden und Centrifugalkräfte die regelmäßige Bewegung der Weltkörper bewirke, ohne daß ein Aufeinanderſtoßen derſelben ſtattfinde. Aber freilich die urſprüngliche Entſtehung dieſer nach gewiſſen Geſetzen geordneten Weltbewegung bleibt uns unerklärbar, wenn wir ſie nicht auf ein außerweltliches Weſen zurückführen[30].

8) Obgleich der Menſchengeiſt mehrere Geſetze entdeckt hat, nach denen die ihm bekannte (geiſtige und körperliche) Welt ſich richtet, ſo wär' es doch eine Anmaßung von ſeiner Seite, wenn er behaupten wollte, daß es nicht noch ein höheres, ihm unbekanntes Geſetz geben könne, nach welchem das unendlich vollkommene Weſen das Sein und die Thätigkeit

---

[30] Auch unter den Heiden erkannten Anaxagoras und Cicero, daß die regelmäßig geordnete Einrichtung des Weltalls den Geiſt nöthige, Ein über Alles erhabenes ewiges Weſen anzunehmen. Auch nach Ariſtoteles muß der Anordner und der letzte Grund aller ſinnlichen Veränderungen als ein Nicht-Sinnliches, von aller Materie Getrenntes betrachtet werden. (Humboldt III. 1. S. 13.) Auch iſt nach ihm die Gottheit die höchſte ordnende Einheit, welche ſich in allen Kreiſen der geſammten Welt offenbart, Jedem einzelnen Naturweſen die Beſtimmung verleiht, als abſolute Macht alles zuſammenhält. (Humboldt a. a. O. S. 15.)

der endlichen beſtimme[31]). Eben ſo anmaßlich wär' es, wenn der Menſch ſich der Kenntniß der höchſten, das Weltall umfaſſenden Endabſicht Gottes rühmen wollte. Ihm genügt, die Nothwendigkeit einer ſolchen Endabſicht einzuſehen, indem ſich ein unendlich vollkommenes Weſen ohne ſolche nicht denken läßt. Ohne Zweifel hat Alles im Weltall ſeinen Endzweck. Unſere Forſchung nach dem Endzweck der Dinge ſetzt aber, um ſicher zu gehen, die Erforſchung der unmittelbaren Urſachen und Cauſalverbindung und der Geſetze, nach welchen dieſe Statt findet, voraus[32]).

---

[31]) „Jedes Naturgeſetz, das ſich dem Beobachter offenbart, läßt auf ein höheres, noch unerkanntes ſchließen.“ Al. v. Humboldt Koſmos I. 21.

[32]) „La recherche des causes finales suppose celle des causes secondes efficientes, bien loin d'en dispenser. — Traitée d'une manière à la fois trop étroite et trop présomtueuse, la recherche des causes finales a pour resultat de substituer nos petites vues, nos conceptions bornées et souvent fausses aux loix générales et à la grand' harmonie de l'univers.“ *H. Martin* Philosophie de la Nature II. 356.

II.

Alles in und außer uns führt zum Glauben an Gott.

1) Geſetze ſind Grenzbeſtimmungen für eine gewiſſe Thätigkeit. Alles Endliche ſteht unter Geſetzen. Der Unendliche nur iſt ſich ſelbſt das Geſetz. Obgleich aber der Menſch überall, wohin er die Blicke wendet, in und außer ſich Schranken begegnet, ſo gelangt doch ſein denkender Geiſt folgerecht zur Idee vom Unbedingten, vom Unendlichen. Obgleich die Außenwelt für unſere Sinne überall begrenzt iſt, ſo hat ſie doch im Ganzen für unſere Gedanken keine Grenzen. Dies findet auch in Hinſicht unſerer Geiſteskräfte ſtatt. Von dieſen, ſo ſehr ſie in der Wirklichkeit beſchränkt erſcheinen, hat doch die Abſtufung und Tragweite ihrer Fähigkeiten noch Niemand ergründet. Die intellectuellen und ſittlichen Kräfte haben eine Steigerungs- und Ausbildungsfähigkeit, (Perfectibilität), welcher wir keine beſtimmte Grenze auszuſtecken vermöchten, obwohl nicht zu zweifeln iſt, daß dieſen Kräften ſelbſt, ſowie den Kräften der äußern Natur, eine gewiſſe Grenze geſteckt ſei. Endlich-ſein und Begrenzt-ſein ſind gleichbedeutend. Begrenzte Weſen ſetzen aber Ein Weſen voraus, das ihnen ihre Grenzen beſtimmt hat. Keine ewige Grenze iſt dem Menſchen geſetzt, aber ewig eine Grenze [1]).

---

[1]) B. Cotta Briefe über Al. v. Humboldt Kosmos. 1848. Br. 2.

2) Indeſſen überall, wohin unſer Geiſt ſeine forſchenden Blicke richtet, verlieren ſich dieſe in unergründlichen Abgründen. Begreifen können wir nur das Endliche; dadurch eben wird uns dieſes begreiflich, daß wir deſſen Grenzen oder Begrenzung unterſcheiden können. Doch hat der Gedanke: daß hinter und über dem uns Begreiflichen ein uns Unbegreifliches liege, für unſern Geiſt etwas im höchſten Grad Erhebendes. Beſchränktheit iſt des Menſchen Laufbahn, das Unendliche ſeine Ausſicht. Für die Geſchäfte des irdiſchen Lebens leuchtet uns das die Erde weithin überſtrahlende Licht der Sonne, und, iſt dieſe verſchwunden, ſo treten zahlloſe andere Geſtirne am (unbewölkten) Himmelsgewölbe hervor und gewähren uns den Einblick in das für uns unermeſſene Weltall.

3) Kraft und Kraftäußerung (Thätigkeit) haben wir nach allen Beobachtungen Grund, überall in Allem, was wir wahrnehmen, als vorhanden anzunehmen, ſo verſchieden auch ihre Art und ihr Grad, und ſo groß ihr Wechſel iſt. Indeſſen kann weder unſer Verſtand und unſere Vernunft, noch unſere Gefühls- und Willenskraft das Seiende oder das Sein deſſen, was iſt, hervorbringen; ſie ſetzen das Sein, und dieſes ſetzt die es bewirkende Kraft voraus, und das Seiende wird nur, ſobald es uns durch Wahrnehmungen zum Bewußtſein gebracht iſt, der Gegenſtand von unſeres Geiſtes erfaſſender, reflektirender, geſtaltender und ausbildender Thätigkeit. Denken iſt nicht das Erſte, und Sein iſt nicht das Erſte, ſondern Leben und Bewegung geht beiden weit vor (Oettinger). Dem Menſchen iſt die Anlage zu vielen Kunſtfertigkeiten gegeben. Aber welche Menſchenkunſt vermag das geringſte Pflänzchen oder das geringſte Thierchen, irgend ein belebtes Weſen hervorzubringen? Alles Seiende muß jedoch eine Urſache, oder

einen Grund haben, wodurch es iſt[2]. Der forſchende Geiſt kann von Urſache zu Urſache aufſteigen. Aber dieſes Aufſteigen kann nicht in's Unendliche gehen. Eine unendliche Reihe von Urſachen könnte, weil ſie nicht vollendet iſt, kein wirkliches Weſen hervorbringen. Jedes Seiende muß eine höchſte Urſache haben, die ihren Grund in ſich ſelbſt hat. Einem möglichen Weſen kann aber nur ein Seiendes Daſein geben. Nichts kann eben ſo wenig etwas Seiendes hervorbringen, als etwas Seiendes zu Nichts werden kann; weshalb alle ſcheinbare Zernichtung nur eine Veränderung des Seins oder ſeiner Art iſt[3]. Wo aber Nichts iſt, läßt ſich denken, daß etwas hervorgebracht (in's Daſein gefördert) werden könne. Freilich ein endliches Weſen vermag dies ſelbſt nicht. Kein ſolches kann erſchaffen. Aber das unendliche Weſen kennt für ſich die Schranken der endlichen nicht[4]. Ohne Gott wäre keine Welt möglich oder denkbar. Der endliche Geiſt kann eine Idee in einem ihm gegebenen Stoff verwirklichen, nicht aber ohne ſolchen. Die Erſchaffung des Weltalls iſt daher ein für uns ganz unbegreiflicher Akt, und kann von uns nur als von dem Gedanken und Willen eines unendlichen Geiſtes ausgehend gedacht werden. Er geht aller Zeit und allem Raum voraus. In Gott fallen aber Idee, Gedanke und Verwirklichung des Gegenſtandes in Eins zuſammen. Der Akt der Schöpfung iſt nur in ſo fern ein Hervorbringen aus Nichts, als es ein Hervorbringen eines endlichen Seins iſt, das in keinem endlichen Sein ſeinen Grund oder ſeine Urſache hat [5]). Eigentlich ſchuf Gott das Weltall aus ſeinem eignen ewigen Weſen. Er ſchuf es nicht in der Zeit, ſondern er ſchuf mit der Welt auch die Zeit [6]). Er iſt der Schöpfer des Nichtſeienden, indem er dieſem das Sein gibt. Er, der Unendliche, hat die Macht zu ſchaffen von Ewigkeit und ewig. Ewigkeit kann nur dem unendlichen Weſen zukommen. Sie dem Weltall beilegen, hieße daſſelbe mit Gott, ſeinem Urheber, vermengen. Der Akt der Schöpfung iſt ewig in Gott; ſeine Wirkungen aber entwickeln ſich für uns in der Zeit. Dem menſchlichen Geiſt iſt nichts gegeben, woran er ſeinen Gedanken von der Schöpfung der Welt anknüpfen kann, als die Idee vom unendlichen Weſen. Denn nothwendig muß er die Urſache alles Seins außer ſich ſuchen. Er kann ſie aber in keinem endlichen Weſen finden, ſo groß, ſo mächtig, ſo ſchön, ſo bewunderungswürdig und wohlthätig dieſes auch ſein mag. Denn in einem ſolchen zeigt ſich uns doch ſtets nur entweder die Urſache von Einzelnem oder etwas von Anderm Verurſachtes. Jedes einzelne Ding im Weltall iſt die Wirkung von Andern. Es iſt jedoch eben ſo unmöglich eine Reihe von

---

[2] Urſache und Wirkung ſind in verſchiedenen Dingen; Grund und Folge in demſelben Dinge.

[3] Schon Anaxagoras lehrte: aus Nichts werde Nichts (*Plutarch* de Decret. Philosophor. I. c. 3.); es bleibe immer eine gleiche Quantität der Materie in der Welt (Physica *Aristotelis* §. 33.), was man Entſtehen und Vergehen nennt, ſei nichts anderes als Zuſammenſetzung und Zerlegung der Theile (Physica *Aristot.* §. 34). — Wenn Weltkörper (Geſtirne) wie Einige annahmen, im Verlaufe der Zeit untergegangen wären, ſo wäre dies nur als Auflöſung ihrer Theile und Naturgeſtaltung von dieſen denkbar. Allein das Verſchwinden der Weltkörper an den Orten, wo man ſie ehemals beſtimmt geſehen, kann ſo gut die Folge eigener Bewegung, als eine ſolche Schwächung des Lichtproceſſes auf der Oberfläche oder in der Photosphäre ſein, daß die Lichtwellen unſer Sehorgan nicht mehr hinlänglich anregen. Was wir nicht mehr ſehen, iſt darum nicht untergegangen. Al. v. Humboldt Kosmos Bd. 1. S. 232.

[4] „Was bei Menſchen unmöglich iſt, iſt möglich bei Gott.“ Luk. XVIII. 27.

---

[5]) „Das iſt die Natur des (erſten) Anfangs, von nichts (nicht aus nichts) anzufangen.“ (Vergl. Hegels Encyclopädie §. 86.) — Das Wie der Erſchaffung (urſprünglichen Hervorbringung des Seienden) zu erklären, überſteigt das Vermögen der Vernunft. Ihr genügt, davon die Möglichkeit und auch die Nothwendigkeit in ſo ferne einzuſehen, als ihr nur durch ſie das Sein der Dinge erklärbar iſt.

[6]) Die Zeit iſt auch Gottes Geſchöpf, geſchaffen für des Menſchen erkennenden Geiſt.

Urſachen ohne höchſte Urſache zu denken, als einen Fluß ohne Urſprung. Wir nehmen nirgends den Uranfang eines Seins wahr; wir ſehen überall nur ein Werden. Aber ein Werden ohne Anfang, eine Folgenreihe von Urſachen ohne erſte Urſache (Uranfang) iſt für uns undenkbar [7]). Die Urſache von allem Seienden kann jedoch unmöglich ſelbſt als Wirkung, als etwas Hervorgebrachtes gedacht werden. Wir können Gott für ſich denken ohne die Welt, aber keineswegs die Welt ohne Gott. —

Einen niedrigern Geiſt als den unendlich vollkommnen zum Weltſchöpfer anzunehmen, (wie Ceryntus und andere gethan), dazu iſt kein vernünftiger Grund. Oder in welchem Verhältniß ſollte jener niedrigere Weltſchöpfer zu dem höchſten Gott ſtehen? Er könnte nicht als unabhängig von dieſem gedacht werden; iſt er aber von dieſem abhängig, ſo iſt er ſelbſt zur Weltſchöpfung überflüſſig oder ungeeignet. — Daß das Weltall (d. i. der Inbegriff aller endlichen ſeienden Dinge) ſich ſelbſt hervorgebracht (das Sein gegeben) habe, Urſache ſeiner ſelbſt ſei, iſt auch eben ſo undenkbar, als daß ein einzelnes endliches Weſen die Urſache ſeiner ſelbſt ſei [8]). Ein Werk, das ſich ſelbſt hervorgebracht, iſt ein Unding. Sagt man aber: die Urſache von allem Seienden liege in der Kraft der Natur, ſo entſteht die Frage: woher hat denn die Natur dieſe Kraft? Nur ein unendliches, und eben deshalb vollkommenes Weſen kann als der Grund ſeines eigenen Seins und als die Urſache alles andern Seienden gedacht werden [9]). Auch könnten die endlichen, beſchränkten, doch mit Kraft begabten Weſen nicht, ohne ſich einander zu zerſtören, zuſammenbeſtehen, wenn nicht ein unendliches wäre, das jedem ſeine Schranken beſtimmte. „Iſt aber,“ wendet man ein, „das Weltall nicht ſelbſt unendlich?“ – Nein! alle endliche Weſen zuſammen machen noch kein unendliches [10]). Das Weltall denken wir uns als ein Ganzes, weil es in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen, mithin nicht unendlich iſt. Ein Grenzenloſes dagegen könnte von uns nicht als ein Ganzes gedacht werden, weil gerade die Grenzen es ſind, die uns die Vorſtellung eines Ganzen möglich machen. Das Unendliche, (cujus centrum ubique, circumferentiæ nusquam) iſt nur außer dem Weltall (dem Inbegriff aller endlichen Dinge) denkbar[11]). Auch kann nur Ein Einziges unendlich vollkommenes Weſen Urheber aller endlichen ſein. Wollte man ſich ihrer auch nur zwei denken, ſo würden 1) die Vollkommenheiten des einen mit denen des andern in Eins zuſammenfallen; mithin wären die zwei doch nur eines, oder das eine würde das andere begrenzen, wo dann keines von beiden weder unendlich noch vollkommen wäre; und 2) müßte das eine Weſen der Grund des andern ſein, während doch das unendlich-vollkommene Weſen ſeinen Grund nur in ſich ſelber haben kann[12]). (Ich bin, der ich Jetz bin[13]). Außer dem Weltall iſt nichts als dieſes unendliche Weſen. In dem aber, was nicht iſt, kann die Urſache des Weltalls nicht liegen, und um ſich ſelber hervorzubringen, hätte das Weltall ſchon ſein müſſen, bevor es ſich hervorgebracht hätte, was Unſinn iſt. Das Weltall iſt nicht Gott. Aber Gott iſt und wirkt im Weltall [14]. Die Widerſprecher der Schöpfung behaupten allerdings: das Weltall ſei von Ewigkeit her. Dieſes ſetzte aber voraus, daß es unendlich ſei. Dieſes aber iſt unmöglich. Die Ewigkeit des Weltalls iſt nicht nur unbegreiflich, ſondern auch widerſinnig; wogegen der Akt der Schöpfung zwar auch für uns unbegreiflich, aber doch der Idee eines unendlichen Weſens und ſeinem Verhältniß zu den endlichen Weſen keineswegs zuwider, ſondern vielmehr ganz gemäß iſt [15]. Das Schibolet des Pantheismus: *unendliche Verendlichung*, wodurch er die Ewigkeit des Weltalls begreiflich machen möchte, enthält den baarſten Widerſpruch in ſich, und iſt blos erſonnen, um den weſenhaften Unterſchied des Endlichen und Unendlichen zu verwiſchen. Das Weltall trägt allerdings das Bild, den Stempel, das Gepräge, das Symbol der Unendlichkeit ſeines Urhebers an ſich; es enthält aber nicht in ſich ſelber die Unendlichkeit, ſondern nimmt nur in ſo ferne Theil an ihr, als es blos durch den Willen und die Kraft des Einen Unendlichen exiſtirt. Aus der Unendlichkeit des Urhebers läßt ſich aber nicht auf die Unendlichkeit des Werkes ſchließen. Gott und die Welt ſind nicht identlich (einerlei), noch viel weniger als der Menſch und ſein Werk es ſind. Das unendliche Weſen, obgleich auf alles Endliche einwirkend, ſteht doch weit über

---

[7]) Man wendet ein: das Entſtehen erkläre ſich aus dem Vergehen, und wie der Kreislauf von Entſtehen und Vergehen, ſo ſei auch die Verkettung von Grund und Begründetem bloßer Schein, indem eigentlich Nichts vergehe (d. i. zu ſein aufhöre) und Nichts entſtehe (d. i. zu ſein anfange), ſondern nur ein unaufhörlicher Wechſel von Zuſtänden und Beſchaffenheiten des Seienden ſtatt habe. Allein ſelbſt dieſe Zuſtände und Beſchaffenheiten ſind ein Sein, und zwar ein Sein, wie es ſich unſerm Erkennen darſtellt. Dieſes Sein aber für bloßen Schein zu erklären, dazu berechtigt uns nichts, und auch dieſes Sein können wir uns ohne Grund nicht denken.

[8]) „Wie ein Atom von einer beſtimmten Figur entſteht, iſt mir nicht um ein Haar begreiflicher, als wie eine Sonne entſteht.“ Lichtenbergs verm. Schriften IX. 162. Selbſt Diderot ſagt (in den Pensées philosophiques): la Divinité est aussi clairement empreinte dans l'oeil d'un ciron, que la faculté de penser dans les ouvrages de Newton.

---

[9]) „Was iſt, nimmt nur an dem Sein Theil und iſt nur eine einzelne Form oder Art des Seins. Umgekehrt kann man von dem Unbedingten niemals ſagen, daß es iſt; denn es iſt das Sein ſelbſt, das in keinem endlichen Produkte ſich ganz darſtellt, und wovon alles Einzelne nur gleichſam ein beſonderer Ausdruck iſt.“ Schellings Naturphiloſophie.

[10]) *Simon* Introduction aux Oeuvres d'Arnaud: „L'infini n'a pas d'Analogues, et le monde, conçu tout entier dans son immensite et sa grandeur ne nous approche pas d'une ligne de la conception (idée) de l'Infini (XXI.) — Nach Spinoza bilden alle endliche Intelligenzen gemeinſchaftlich die unendliche Intelligenz. Dies iſt aber durchaus undenkbar. Denn ſo viele endliche Dinge man ſich auch zuſammen denken mag, ſo bilden ſie noch kein Unendliches. Albrecht Haller ſpricht zu dem Ewigen:

„Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf,
Und wenn ich von der grauſen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach Dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſendmalen
Noch nicht ein Theil von Dir;
Ich zieh' ſie ab, und Du liegſt ganz vor mir.“

---

[11]) „Tout immense qu'il est, le monde est fini en soi, comparé à Dieu qui est infini, il en manifeste, mais il en voile aussi la grandeur, l'intelligence, la sagesse. L'univers est l'image de Dieu, il n'est pas Dieu; quelque chose de la cause passe dans l'effet, elle ne s'y épuise pas, et demeure elle-même toute entière. *V. Cousin* „Des Pensées de Pascal 1844. p. XLIV. — Wenn Nicolaus von Cuſa behauptet, daß der unbeſchränkte Gott auch nur Unbeſchränktes hervorbringen könne, ſo hat er irriger Weiſe und ohne allen Grund die Unbeſchränktheit von Gottes Schöpfermacht auf die Werke derſelben übertragen. — Giordano Bruno behauptet auch die Unendlichkeit der Welt, weil ſie ſeinem Willen entſprechen müſſe, der unendlich iſt (Del Infinito p. 18—26), ſagt aber ſpäter doch: l'universo non essere totalmente infinito, perchè ciascuna parte che di quello possiamo prendere, è finita. Allein alle endliche Theile des Weltalls machen noch kein Unendliches. — Wenn Diderot in einem Schreiben an Voltaire ſagt: pour que quelque chose de materiel soit, il faut que quelque chose de materiel ait été de toute éternité; ſo enthält dieſer Satz baaren Unſinn. Denn alle Materie iſt ihrem Weſen nach beſchränkt und es kann ihr mithin das Prädikat der Unendlichkeit, und ſomit auch der Ewigkeit nicht zukommen.

[12]) Exod. III. 14.

[13]) Der Prediger VIII. 17.

---

[14] „Gott iſt dem Endlichen in ſo fern immanent, als es ſeine Creatur iſt, von ſeiner Macht geſchaffen, und in der Exiſtenz von ihm jeden Augenblick getragen wird.“ *F. W. Rettberg's* Religionsphiloſophie. Marb. 1850, S. 102.

[15] Alles, was unſere heil. Schriften von der Erſchaffung, der urſprünglichen Anordnung und Bildung des Weltalls und ſeiner Beſtandtheile vortragen, hat ſeine unmittelbare Beziehung *auf die Menſchen* und ihr Verhältniß zu dem Einen Urheber der Welt. Nicht auf wiſſenſchaftliche Darſtellung und Erklärung iſt es dabei abgeſehen, ſondern einzig, die Menſchen in gemeinfaßlicher Weiſe über ihr Verhältniß zum Einen Gott zu belehren, damit ſie darnach ihr Leben einrichten.

ihm, und kann unmöglich verendlichen. Nachdem einmal Bewegung in die verſchiedenen Theile des Weltalls gekommen war, erklärt ſich die Fortſetzung dieſer Bewegung dadurch, daß immer die eine Bewegung die andere verurſacht hat. Aber der Urgrund aller Bewegung (und insbeſondere alles Lebens) läßt ſich nur in einem Weſen denken, das ſelbſt nicht zur Welt gehört. Gott, der ſelbſt unbewegliche Beweger des Alls, dem ſein Wille das Daſein gab, ſieht die Dinge in ihr beſtändig ſich verändern: Meere ſich bilden, wo feſtes Land war und umgekehrt, Berge und Inſeln auftauchen und verſchwinden, Paradieſe in Wüſten, Wüſten in Paradieſe ſich umwandeln, ein Geſchlecht dem andern folgen, die ſchwächſten Völker zur Macht ſich erheben, die mächtigſten ſtürzen und vergehen, die herrlichſten Städte mit all' ihrer Kunſt und Pracht entſtehen und untergehen, daß keine Spur davon übrig bleibt[16]). Das All des Seienden beharrt in ſeinem Weſen, obgleich die Seinsweiſe des Einzelnen im All ſich unaufhörlich verändert. Gott, ſelbſt ohne Wechſel, ſieht Alles wechſeln, ohne daß dieſer Wechſel ſein Weſen berührte, oder eine Veränderung darin hervorbringen könnte. Wie kein Abnehmen, iſt auch kein Zunehmen in Gott möglich, kein Rückſchritt, aber auch kein Fortſchritt. Sein Wille und ſeine Kraft ſind ſich ewig gleich[17]). Er hat aber in alle Weſen einen Trieb nach Erhaltung und Ausbildung gelegt, der zur Vervollkommnung des Ganzen dient, damit dieſes ſich immer mehr Ihm nähere. Der Stufen dieſer Annäherung ſind unzählig viele. — Vor dem durch Nichts beſchränkten Blick des Unendlich-Vollkommenen ſtellt ſich das All der endlichen Dinge im ganzen Zuſammenhange dar. Für Ihn gibt es weder Vergangenheit noch Zukunft, keinen Unterſchied von Möglichkeit und Wirklichkeit. Dies ſind lauter Begriffe von endlichen Weſen. In Gott iſt Alles ewig. Gott kann von dem Weltall und dem, was es enthält, nicht begrenzt werden. Allein dem Menſchen kann Gott nur in der Zeit handelnd erſcheinen, und ſo ſtellt ihn auch die menſchliche Sprache dar. Sein von allumfaſſender Liebe beſtimmter Wille iſt der Beweggrund ſeiner Erſchaffung der Welt und ihrer Einrichtung, und ſein Wollen überhaupt befaßt nichts in ſich, als daß ſein vollkommenes Weſen das All ſeiner Schöpfung durchdringe, daß das Ewig-Gute geſchehe, und trotz allen Widerſtrebungen, denen es begegnen mag, überall zuletzt obſiege und ſich behaupte. Dies iſt auch der Gegenſtand ſeiner Allwiſſenheit und ſeiner Vorſehung, die ſich uns unabläſſig in Thatſachen ohne Zahl offenbart, und alle Menſchen durch das Organ ihres Gewiſſens und durch die Stimme der Erfahrung und Ueberlieferung zur willigen Theilnahme an der von Gott gewollten Verwirklichung des Ewig-Guten auffordert [18]). Durchaus unabhängig müſſen wir uns Gott denken von Raum und Zeit und allen Schranken der Endlichkeit, und nichts kann den Menſchen berechtigen, ſeine beſchränkten Begriffe auf Ihn anzuwenden, wodurch unſer Verſtand nur ſich ſelbſt und zwar unvermeidlich in unauflösliche Irrthümer und Widerſprüche verwickelt. Des Menſchen Sprache von Gott kann nur ſymboliſch ſein. Sie iſt nur ein Lallen des Kindes von den Eindrücken des allbelebenden Geiſtes, der Himmel und Erde durchathmet und die Tiefen des Herzens durchdringt, (2. Kor. III 3. Joh. III. 8). Alle Eigenſchaften Gottes ſind im Grund nur Eine, nämlich die Vollkommenheit (die unbegrenzte Fülle des Guten). Unzertrennlich ſind ſie alle in dieſer Einen enthalten. Nur bezeichnet des Menſchen Geiſt in ſeiner Vorſtellung und Sprache einzelne Beſtandtheile oder Kundgebungen der Vollkommenheit nach der Analogie ſeines eigenen Weſens[19]. Wir ſchwimmen auf einem Meere, deſſen Ufer wir nicht wahrnehmen können. Aber aus zahlloſen Quellen und in zahlloſen Strömungen dringt in die Seelen, deren Empfänglichkeit durch keine künſtlichen Einflüſſe abgeſtumpft iſt, der Abglanz des Unendlichen, deſſen geiſtiger Odem die Welt belebend und ordnend durchweht, ſo daß von ihm die Stärke zur Schwäche, die Schwäche zur Stärke wird. Tauſende von Wundern geſchehen vor unſern Augen. Würden wir dieſe nur immer ſehen! — Nach ſeiner Größe iſt Gott (der Herr des Weltalls) uns verborgen; aber in ſeiner Liebe iſt Gott (der Vater) uns offenbar (Irenäus). Des Tages Licht ruft uns zur Thätigkeit, die Nacht lädt uns zur Ruhe. Aber der Anblick von beiden wecket in uns den Gedanken an den, der abwechſelnd die Sonne und dann die andern Himmelsgeſtirne über uns leuchten heißt, Zeugen ſeiner Herrlichkeit und liebevollen Fürſorge. — Trotz allem Anſchein vom Gegentheil im Einzelnen, gewahren wir bei tieferm Forſchen im Ganzen, wie in dem materiellen, ſo auch in dem ſittlich-geiſtigen Bereich das Walten Eines Geiſtes, der Ordnung und Harmonie bezielt.

---

[16]) Valet ima summis mutare. *Horat.* Beobachtungen am Sternenhimmel haben ſogar auf die Vermuthung geführt, daß zuweilen ganze Weltkörper vergehen und neue ſich bilden. Doch Gewißheit haben wir hievon keine.

[17]) St. Auguſtin ſagt von Gott: „In se ipso ubique totus." Gottes Denken und Wollen, ſeine Weisheit und ſein Walten ſind Eins. — Die Indier nennen das höchſte Weſen Achar, d. h. unbeweglich, unveränderlich. *Prevot* Hist. gen. des Voyages T. XXXVIII. 227.

---

[18]) En Dieu il n'y a pas *prescience*, mais *science*, pas *prévoyance*, mais *voyance*. Dieu voit tout à la fois. *Blanc gl. Bonnet* De l'Unité spirituelle 1841. I. 249.

---

[19] Nur in menſchlicher Weiſe kann der Menſch von Gott denken und ſich ausdrücken. Da er ſich Ihn, den Unendlich-Vollkommnen, nur als einen Geiſt vorſtellen kann, ſo kann er auch von dieſem Geiſte nur ſo ferne reden, als er zwiſchen ſich, ſeinem eigenen Geiſt und jenem unendlich-vollkommenen eine Aehnlichkeit denkt.

4) Eines der großen Wunder, welche wir beſtändig vor Augen haben, iſt — das Leben mit ſeinen mannigfachen Erſcheinungen. Mit unſern Sinnen wahrnehmen wir den Unterſchied zwiſchen dem Leben, d. i. derjenigen Thätigkeit, die aus eigener, einem organiſchen Weſen inwohnender Kraft hervorgeht, und dem Aufhören dieſer Thätigkeit — dem Tode; ſo auch zwiſchen dem Lebendigen und dem Todten. Was aber eigentlich das Leben oder ſein innerſter Grund ſei, iſt uns ein undurchdringliches Geheimniß. Seine Entſtehung und ſein Erlöſchen ſind für uns mit Dunkel umhüllt. Nur ſo viel zeigen uns alle Nachforſchungen, daß zum Leben ein Organismus, d. i. eine Einrichtung für gewiſſe Zwecke erfordert werde, und daß mit der Zerſtörung von dieſem Organismus auch das Leben aufhöre. Wie aber in den Organismus Leben komme, wodurch es in ihm entſtehe, wiſſen wir nicht. Wir ſehen das Leben in Thieren und Pflanzen durch Zeugung oder Entwickelung von Keimen und Saamen ſich fortpflanzen. Aber die Kraft, die dies bewirkt, iſt uns unbekannt[20]). Eine urſprüngliche Selbſterzeugung dieſer Weſen iſt nicht denkbar, und nichts nöthigt uns, dieſelbe vorauszuſetzen. In der ganzen Natur ſehen wir alle lebenden Weſen, ſo weit unſere Beobachtung reicht, nur von gleichartigen lebenden Weſen erzeugt werden. Dies gilt vom größten bis zum kleinſten. Organiſches wird

---

[20]) Die Chymie zerſetzt Thiere und Pflanzen und entdeckt dadurch ihre Beſtandtheile; aber das Belebende, die Lebenskraft, entgeht ihr eben, weil ſie zerſetzt, d. i. zerſtört. So iſt es auch mit der chemiſchen Zerſetzung des Waſſers mineraliſcher Heilquellen. Das eigentlich Belebende findet ſie nicht.

nur von gleichartigem Organiſchem erzeugt [21]). Lebendiges nur von Lebendigem. Geiſtiges auch nur von Geiſtigem. Wie im Menſchen der Keim des Geiſtigen zugleich mit dem Keime des Leiblichen entwickelt werde, iſt uns freilich auch eben ſo ein Geheimniß, als das Zuſammenwirken des Geiſtes und des Leibes. Dieſer Umſtand iſt nur ein Grund mehr für uns, die Urſache alles Seins außer der Sinnenwelt zu ſuchen. In der Folgenreihe der Zeugungen muß eine die erſte geweſen ſein, welcher keine vorherging, und Alles drängt uns dazu, einen allgemeinen Urheber des Lebens anzunehmen, deſſen Geſetzen es unterworfen iſt. Ein Bewirktes läßt ſich nicht denken ohne ein Wirkendes. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Bewegung aller, auch der unorganiſchen Körper. Jede Bewegung ſetzt ein Bewegendes voraus, und kein Bewegendes läßt ſich ohne Treibkraft, keine Treibkraft ohne Urſache denken, und keine Urſache ohne wieder eine andere, bis zur erſten, die den Grund aller bewegenden Kraft in ſich ſelber enthält.

5) Wir nehmen zwar nur das Wenigſte von Gottes Werken wahr, und ſein ganzes Werk zu ergründen iſt uns unmöglich [22]). Aber deſſen Weſen (das unausſprechliche) taucht in uns auf in der tief unſerm Innern eingeprägten Idee von allgemeiner und unbedingter Uebereinſtimmung (Harmonie) alles Einzelnen zu Einem Ganzen, von der wir bei gehöriger Aufmerkſamkeit überall einen Widerſchein und Widerklang ver-

---

[21]) Sobernheim's Elemente der allgemeinen Phyſiologie. Berlin 1844. S. 2—114.

[22]) Die körperloſen Geiſter kann der Menſch nicht ſinnlich wahrnehmen. Von den Weltkörpern (Sternen), deren Zahl die neueſten Sternkundigen z. B. Littrow (die Wunder des Himmels §. 196. S. 458) auf beiläufig 534,600 Millionen berechnen, erreicht ſelbſt unſer bewaffnetes Auge nur die wenigſten; das Gleiche findet in Hinſicht der allerkleinſten Körperchen ſtatt.

nehmen, ohne ſie je vollſtändig zur Anſchauung zu bekommen. Wer aber Gott in ſich hat, wird ihn auch außer ſich erkennen.

6) Beſchränktheit iſt allen endlichen Dingen gemein. Obgleich aber eben deshalb alle Dinge, welche der Menſch wahrnimmt oder thut, unvollkommen ſind, ſo hat er doch die Idee von Vollkommenheit (d. i. von dem, was alle Beſchränkung und jeden Mangel ausſchließt[23]). Sie iſt ſeine höchſte, und ſie kann nur durch das vollkommene Weſen ſelbſt in den Menſchen gekommen ſein, welchem ſie ſich bei der Betrachtung der Weltordnung und durch ſein ſittliches Bewußtſein kund gibt. Der Glaube an Gott iſt dem Menſchen natürlich, wie ſeine aufrechte, (gen Himmel gerichtete) Geſtalt[24]). Dadurch jedoch, daß der Menſch ſich das Vollkommene (Gott) denkt, wird er ſelbſt noch nicht vollkommen; auch einig mit Gott wird er dadurch noch nicht, ſondern erſt dadurch wird er einig mit Ihm, daß er aus allen Kräften der Vollkommenheit näher zu kommen ſtrebt. Nirgendwo offenbart ſich Gott dem Menſchen ſo göttlich (in ſeiner reinſten Fülle) als in ſeinem Innerſten. Dieſes iſt für ihn das eigentlichſte Heiligthum Gottes. Ohne tiefen Einblick in ſich ſelber kann der Menſch nicht zur wahren Erkenntniß Gottes gelangen. Den Urheber, Ordner und Geſetz-

---

[23]) Faſſen können wir nur beziehungsweiſe (relative) Vollkommenheiten, und auch ſolche nur können wir erreichen. Doch iſt die unbedingte Eine Vollkommenheit unſer Ideal, die der Vorſtellung der andern zum Grunde liegt. Wir denken uns Gottes Eigenſchaften, z. B. Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, Macht geſondert; in der That ſind ſie aber in Gott nur Eins: die Vollkommenheit. — Irgendwo doch muß die vollendete Harmonie ſich befinden. Nicht vergebens ſehnt ſich nach ihr unſer Geiſt. Wenn dieſen die Idee von Gott erfüllt, ſo kann er nicht zweifeln, wo er die Harmonie ſuchen ſoll und wer ſie ihm mittheilen könne. „Das gelehrte Nichtwiſſen läßt uns einſehen, wie wir alle für Werke Gottes keinen Grund zu finden, ſondern ſie nur zu bewundern vermögen.“ *Nic. de Cusa De docta ignorantia* II. 13.

[24]) Fr. Jakobi's Werke III. 227.

geber des Alls (den Vollkommnen) ſehen wir freilich nicht. Aber eben ſo wenig ſehen wir unſere Seele, die doch auch ſo Manches hervorbringt und geſtaltet[25]. Doch, welche Harmonie erblickt nicht unſer Geiſt in dem großen Weltgebäude, in dem regelmäßigen Lauf der Weltkörper über uns, und auch im Ineinandergreifen der verſchiedenſten Organismen auf Erden und ſchon in dem einzelnen organiſchen Weſen, von der erhabenen Ceder und Palme bis zum kleinſten Mooſe, vom Wallfiſch bis zum ephemerſten Mückchen, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Rieſenſchlange bis zum Infuſionsthierchen! Welches Ebenmaß zwiſchen den Grundkräften der äußern Natur und dem Werden und Vergehen ihrer Geſtaltungen! Zwiſchen den Bewegungen auf der Erde und denen anderer Himmelskörper findet Uebereinſtimmung Statt. Der Schöpfer überläßt es den Naturkräften durch ihre Entwickelung und Wechſelwirkung die mannigfaltigſten Gebilde zu geſtalten und dieſes Geſtalten ſtets fortzuſetzen; der Freithätigkeit der Menſchen aber ſtellt er es heim, an den daraus hervorgehenden Dingen ihre geiſtigen und leiblichen Kräfte zu üben, um ſie ihren Lebenszwecken dienſtbar zu machen. — Wie ließe ſich übrigens Dem, der alle Dinge geſchaffen und ihre Wirkſamkeit durch Geſetze geordnet hat, die Macht abſprechen, in einzelnen Fällen die Naturkräfte von Hinderniſſen zu befreien, die ihrer Wirkſamkeit für einen von Ihm gewollten Zweck entgegen treten? Liegt es doch im Weſen der Allmacht Gottes, daß ſie durch den Schöpfungsakt und die durch ihn beſtimmten Naturgeſetze keinen Abbruch, keine Beſchränkung erleiden könne.

---

[25] Dies bemerkt ſchon Ariſtoteles in der Schlußrede ſeines Buchs von der Welt. — Wie der unendlich vollkommene Geiſt ſeinen Einfluß auf das Weltall ausübe, weiß der Menſch nicht; er weiß aber auch nicht, wie ſein eigener Geiſt Einfluß auf ſeinen Leib und auf die materielle Welt übe, wie der Geiſt mittelſt der Wahrnehmung durch die Sinnen zu Erkenntniſſen gelange, und überhaupt wie eine Wechſelwirkung zwiſchen Geiſt und Materie ſtattfindet. — Unſer armer Verſtand möchte Gott begreifen, und doch iſt für ihn das Weſen ſelbſt ſeines geringſten Geſchöpfs ein Räthſel, das er vergeblich zu löſen ſich beſtrebt.

7) Obgleich manche einzelne Dinge in der Welt unter ſich nicht zuſammenſtimmen, vielmehr miteinander ſtreiten, ſo folgt daraus nicht, daß ſie zur Zuſammenſtimmung im Ganzen nicht beitragen. Bei vielen machen wir ſelbſt die Wahrnehmung, daß ihr Widerſtreit und Kampf Harmonie hervorbringe. Können wir dies auch nicht überall entdecken und nachweiſen, ſo wäre doch die Behauptung unſtatthaft, daß nicht jede uns erſcheinende Disharmonie ſich zuletzt und im Ganzen in Harmonie auflöſe. Von den ſämmtlichen einzelnen Dingen, welche ſind, die Nothwendigkeit, damit das Ganze beſtehe, darzuthun, überſteigt das Vermögen unſerer Intelligenz; aber an eine relative, bedingte Nothwendigkeit dieſer Art zu glauben, bieten unſere Erfahrungen gewichtigen Grund. Wir ſehen auf Erden die materiellen und geiſtigen Elemente unter Geburtswehen zu dem Zuſtand einer beſſern Ordnung ſich emporarbeiten (Vergl. Röm. VIII. 22.) und das Ganze erſcheint ſo eingerichtet, daß ſeine Ordnung durch die im Einzelnen vorgehenden Unordnungen nicht geſtört, ſondern vielmehr, wie wir wenigſtens in ſehr vielen Fällen wahrnehmen, mittelbar gefördert wird. Es läßt ſich annehmen, daß die Kämpfe aller Elemente am Ende einen mehr und mehr geordneten Gang ihrer Wirkſamkeit herbeiführen werden. Wovon könnten wir hingegen mit Zuverſicht ſagen: es ſei für den Zuſammenhang des Alls überflüſſig oder ihm hinderlich? dazu wäre ja nöthig, daß wir den Organismus des Weltalls ſelbſt auf's genaueſte kennten, was keineswegs der Fall iſt. Auch hat die Welt wohl keinen Grund zu be-

dauern, daß Gott die Kritiker und Tadler ſeiner unermeſſenen Schöpfung dabei nicht zu Rath gezogen hat. — Doch, wenden wir jetzt noch unſern Blick in unſer Inneres! Welcher Spiegel ven ungetrübter Harmonie ſtellt ſich uns nicht in einer den Geſetzen ihres Weſens getreuen Seele dar, die, ohne Falſch und Tücke, ganz dem Wahren, Guten und Schönen zugewandt iſt! — Jeglichem Ding iſt ein Trieb zu einer gewiſſen Ordnung eingeprägt. Im Menſchen iſt er aber nicht blos auf das Materielle, ſondern auch und vorzüglich auf das Geiſtige gerichtet. Der Menſch hat den Beruf, in beiden Gebieten nach Ordnung zu trachten. Auch iſt er nicht vom Zwang eines blinden Triebes beherrſcht, ſondern der Gedanke und das Gewiſſen ſind ſeinen Sinnentrieben als Leiter übergeordnet. Von allen ſeinen Wahrnehmungen iſt keine geeignet, auf ihn einen tiefern, ſein ganzes Weſen ergreifenden Eindruck zu machen, wie die von der unveränderlichen, unerſchütterlichen Weltordnung, die ſich ihm als das herrliche Vorbild darſtellt, das ihn zur Nachahmung innerhalb ſeines Wirkungskreiſes aufruft. Mit dieſer Wahrnehmung dringt ſich ihm auch das Verhandenſein eines die Weltordnung begründenden Weſens auf. Denn, wie könnte eine Ordnung ohne ein Ordnendes beſtehen? Das Ordnende iſt ja die Bedingung der Ordnung. — An ſich ſelbſt iſt alles Seiende wahr und gut. Das Falſche und Böſe beſteht nur in dem von einzelnen endlichen beſchränkten Weſen verurſachten Mangel oder Abgang des Wahren und Guten. Doch das vollkommene Wahre und Gute hat ſein Daſein einzig in dem Unendlichen. Obgleich wir daher im Einzelnen viele Mißklänge wahrnehmen, dennoch iſt vollkommene Harmonie aller Kräfte und ihrer Strebungen nach unſerm innigſten Bewußtſein die einzig denkbare vernünftige Endbeſtimmung, die uns und allen Weſen zum Ziel ausgeſteckt ſein kann. Wir würden demnach mit uns ſelbſt in Widerſpruch gerathen, wenn wir nicht das Daſein eines Weſens annähmen, das dieſe Harmonie in ſich ſelbſt befaßt und das in ſeiner Fülle der Vollkommenheit den Willen und die Macht beſitzt, die einzelnen Mißklänge in der Harmonie der Weſen, welche in dem Ebenmaaß zwiſchen der Verſchiedenheit und der Einheit derſelben beſteht, aufgehen zu machen. Wegen dem großen, herrlichen Einklang, den unſere Beobachtung im Ganzen des uns bekannten Weltalls entdeckt, ſtellten die griechiſchen Weiſen daſſelbe ſinnbildlich als das Erzeugniß der Harmonie der Töne dar, nach welcher alle Weltkörper ſich bewegen.

8) Da indeſſen für uns einzelne endliche Weſen die vollkommene Harmonie im Erdenleben nicht erreicht wird, und nicht erreichbar iſt, ſo entſteht und rechtfertigt ſich von ſelbſt der Glaube und die zuverſichtliche Erwartung der Fortdauer unſeres Seins, ſo weit wir es nicht als vergänglich wahrnehmen, in einem Jenſeits, wo die Verwirklichung jener vollen Harmonie uns in Ausſicht ſteht. In der Idee und dem Glauben an Gott (dem Unendlich-Vollkommenen) iſt auch ſchon der Glaube an ſeine eigene Unſterblichkeit dem menſchlichen Geiſt gegeben. Die perſönliche Fortdauer des Geiſtes nach ſeiner Trennung vom Leibe iſt der Natur des Geiſtes ſelbſt (worüber hier vorläufig auf den Abſchnitt V. verwieſen wird), dem Weſen Gottes und dem Verhältniß des menſchlichen Geiſtes zum Weſen Gottes gemäß. — Wer an Gott glaubt und Ihm vertraut, wird nicht von ihm verlangen, daß Er ihm ſchon Dieſſeits Alles gebe und nichts für das Jenſeits vorbehalte. Nur Er weiß, was ein Jeder im Dieſſeits faſſen und tragen und ſich zu ſeinem Beſten aneignen kann. Gottes Gerechtigkeit und Güte

aber kennen keine Grenzen[26]. — Der Unglaube rührt davon her, daß der Geiſt Form und Weſen nicht gehörig unterſcheidet, und den Blick auf das mannigfaltige Einzelne beſchränkt, mithin nicht zur Einheit erhebt, ohne welche doch die einzelnen Dinge keinen Beſtand hätten. In welchem Mißverhältniſſe ſteht nicht des Menſchen kurzes Leben mit der Idee von Vollkommenheit, Vollendung, Harmonie, deren er ſich bewußt iſt! Sein Geiſt fühlt ſich aber vom Sichtbaren zum Unſichtbaren, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen unwiderſtehlich hingezogen, und nur in dieſem kann er Befriedigung finden[27]. Das Thier lebt immer nur in der Gegenwart, der Menſch weit mehr in der Zukunft und in der Vergangenheit. Seine Sehnſucht ſowohl nach bereits Entſchwundenem und Verlorenem als auch nach neuer Erwerbung ſtrebt immer über die Gegenwart hinaus[28]. Bei aller eigenen Veränderlichkeit weiſen ihn die endlichen Dinge durch die geregelte Ordnung, welcher ihre Bildungen und ihr Gang unterworfen ſind, auf Stetigkeit und Unvergänglichkeit hin. Nur was über alles Endliche weit erhaben iſt, nur ein Weſen, das alle ſeine endlichen Begriffe weit überſteigt, kann der vernünftig denkende Menſch anbeten, und nur einem unendlich guten — heiligen Weſen kann der wahrhaft ſittlich geſinnte Menſch ſein ganzes Herz darbringen und weihen. Kann es aber für uns einen größern, erhebendern Gedanken geben, als den: daß das Weltall, über deſſen Weſen und Zuſammenhang uns nur ein Ende des Schleiers gelüpft iſt, unter der Leitung Eines unendlichen Geiſtes ſtehe, der jede Vollkommenheit, die höchſte Macht, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte in ſich vereinigt? Der Eine Vollkommene gibt ſich überall in der Mannigfaltigkeit und in der Verkettung von Urſachen und Wirkungen zu erkennen, deren Betrachtung den Menſchengeiſt mit Bewunderung und Liebe für Ihn erfüllt und antreibt, die Spuren ſeines Waltens und die Wahrzeichen ſeines Wollens zu erforſchen. Vor dieſem unendlichen Geiſt ſind Zeit und Ewigkeit nur Eins. Auch unſer Geiſt ſoll ſich Zeit und Ewigkeit nicht ſo von einander getrennt denken, als ob eine unermeſſen tiefe Kluft zwiſchen ihnen beſtände. Unſer Dieſſeits und Jenſeits ſtehen vielmehr in engem und genauem Zuſammenhang; ſie bilden Ein Ganzes. Das Leben auf Erden iſt ein Bruchſtück, eine Vorſchule. Da die geiſtigen Kräfte von weſentlich verſchiedener Natur als die leiblichen, und wir uns ihres ſelbſtändigen Wirkens bewußt ſind, ſo müſſen ſie, nachdem ſie in dem abgeſtorbenen Organ (dem Leibe) nicht mehr wirkſam ſein können, in eine andere Bahn eintreten. Der Ewigkeit (der Vollendung der Zeit) gehört unſer Geiſt noch an, wenn er aufgehört hat, im irdiſchen Leben ſich zu bewegen. Nichts Wahres und Gutes, deſſen er Dieſſeits habhaft geworden, geht ihm im Jenſeits verloren [29]).

---

[26] „Gott hat uns eine Sehnſucht nach dem ewigen Leben eingepflanzt, und dadurch auf ihn ſelber, der das ewige Leben iſt, hingewieſen, wie er ſich uns in der ſichtbaren Welt und im Gewiſſen offenbart.“ S. *Eduard Herbert* De Religione Gentium II. 5.

[27] Hierin ſtimmt mit dem Gemüth die Vernunft vollkommen überein. Dieſe letztere geht von den Begriffen vom Bedingten, Beſchränkten, Endlichen aus, und indem ſie davon auf das Unbedingte, Unbeſchränkte und Unendliche ſchließt, bildet ſie die Ideen.

[28] „Es iſt das Rührende und Schöne im Menſchen, daß Sehnſucht nach Erwünſchtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausſchließlich an dem Augenblicke zu haften.“ W. v. Humboldt Ueber Kawi-Sprache III. 426. Auch iſt vom Menſchen wahr: Toujours mécontent du present, il est le seul être qui regrette le passé, et redoute l'avenir *Bernardin de St. Pierre* Etudes de la Nature I. 96.

---

[29]) Dies ſezt die Lehre des Chriſtenthums ins augenſcheinlichſte Licht. — „Qui s'endort dans le sein d'un père, n'est pas en souci du réveil“ (*Rousseau*). Wer guten Samen ausſtreute, erwartet einen Tag der Ernte; der Bedrängte, der Unterdrückte einen Tag

9) Dieſe Vorſtellung vom Dieſſeits und Jenſeits und ihrer engern Verbindung iſt in der Idee eines ewigen Gottes, in deſſen Weſen wir geiſtig uns bewegen, leben und ſind, tief begründet. Mit unſrer Intelligenz allein vermögen wir jedoch nicht dieſer Idee uns ſo zu bemächtigen, daß ſie das Prinzip, die Seele, das Leitgeſtirn unſeres Lebens werde. Der wahre lebendige Gott muß ſich dem ganzen Menſchen, ſeinen Sinnen und ſeinem Gefühl (Herzen, Gemüth), ſeinem Willen und Gewiſſen nicht minder als ſeiner höchſten Denkkraft (der Vernunft) zu erkennen geben; wir müſſen ihn überall ſchauen, hören, empfinden, und können in unſere Gedanken keine Uebereinſtimmung bringen, wenn wir uns nicht Ihn als den hellleuchtenden und belebenden Mittelpunkt von allem vorſtellen und ſtets vergegenwärtigen. Ohne ſein höchſtes Walten wäre uns der Beſtand der Welt ganz unerklärlich, und unſer Leben ohne Beſtimmung. An allen endlichen Weſen läßt ſich ein Zug ihres Urſprungs vom Unendlichen wahrnehmen, aber auch ein Merkmal der Beſchränktheit, der Unvollkommenheit und der Abhängigkeit. Die Natur von allen zeugt von einem unendlichen Urheber; aber alle ſind hinfällig und ſtehen unter einer Macht, die höher iſt, als irgend eine endliche. Aus allen ſpricht Gottes Wort, und der Menſch beſteht aus Organen, die gemacht und fähig ſind, dieſes Wort zu vernehmen; kann er gleich es nur nachſtammeln, ſo iſt er doch im Stand, deſſen Wahrheit durch

---

der Gerechtigkeit, der troſtlos Betrübte einen Tag erquickender Freude. Nur der Böſe, der Ruchloſe möchte, daß ſeinen Tagen auf Erden kein anderer folgen möge. Könnt' er doch keines guten ſich verſehen. Aber eine innere Stimme ſagt ihm: er könne, wenn auch im Erdenleben, doch nach ihm dem Gerichte nicht entrinnen. Jeglichem verkündet das Gewiſſen: deine Thaten werden dich begleiten, und den genauen Zuſammenhang zwiſchen ihnen und ihren Folgen (der Vergeltung) kann für deinen Geiſt der Tod nicht aufheben.

und durch zu fühlen und es gibt für ihn ſchon hienieden keinen höhern Genuß und keine wahre Seligkeit, als eben dieſes Gottgefühl, das ihn zum Streben, ſich der göttlichen Vollkommenheit annähernd gleichförmig zu machen, antreibt und ermuntert. Nichts würde ihm Gott beweiſen, wenn ihm nicht Alles Ihn bewieſe.

10) Vergebens ſträubt ſich unſere beſchränkte Intelligenz, ihrem Forſchen und Nachdenken allein überlaſſen, das Daſein eines unendlich vollkommnen Weſens als eine über alle Zweifel erhabene Thatſache anzuerkennen, weil ſie die Beſchaffenheit eines ſolchen Weſens nicht zu begreifen vermag. Das unendlich vollkommene Weſen wäre dies nicht, wenn wir endliche und unvollkommene es zu begreifen, zu ermeſſen vermöchten [30]. Aber unſer denkender Geiſt ſieht ſich zu deſſen Anerkennung genöthigt, um die endlichen Dinge begreifen zu können, indem ſich ihm das unendlich-vollkommene Weſen als die Bedingung des Seins und Beſtehens aller endlichen darſtellt [31]. Er verfährt hierin ganz folgerecht, indem er das Daſein der Materie (den Körper) und der Verbindung von Geiſt und Körper beim Menſchen gleichfalls anerkennt, ohne das Grundweſen von Körper und Geiſt und ihrer Verbindung zu begreifen [32]. Doch ſo wie unſere Intelligenz den Unterſchied

---

[30] „Ce qui est nécessaire absolument, ce qui contient tout et n'est contenu par rien, échappe visiblement à la demonstration. *Lamenais* Esquisse d'une Philosophie 1840. I. p. 46.

[31] Daſſelbe iſt nothwendig, weil deſſen Nichtſein alle Möglichkeit in unſerer Vorſtellung aufheben würde. — „Es iſt unmöglich, wenn kein Gott iſt, daß nicht der Menſch und alles was ihn umgibt, blos Geſpenſt ſei." Fr. H. Jakobi's Werke III. 49. Eine Welt ohne Gott iſt ein Menſch ohne Kopf und ohne Herz. Haman.

[32] Jenen, die die Unſterblichkeit der Seele läugnen, weil ſie das Daſein der vom Körper getrennten Seele nicht begreifen können, entgegnet Cicero (Quaest. Tusculanae I. 22): daß es noch viel ſchwieriger ſei, das Daſein der mit dem Körper verbundenen Seele

zwiſchen Geiſt und Körper erkennt, ſo dringt ſich ihr auch die Anerkennung auf, daß ſie das unendlich-vollkommene Weſen in Hinſicht ſeiner Beſchaffenheit nur mit dem dem Menſchen inwohnenden Geiſt vergleichen könne. — Daß ein nach gewiſſen Geſetzen eingerichtetes Werk, deſſen Beſtehen gleichfalls an ſolche Geſetze bedingt iſt, nur ein mit Intelligenz und Willen begabtes Weſen, mithin einen Geiſt zum Urheber haben könne, gibt Jederman zu. Wie könnte man dies vom Weltall in Abrede ſtellen[33]? Vergeblich haben Menſchen ſich ein völlig genügendes Bild von Gott zu machen verſucht. Auch unſer Denken von Gott dem Denken Gottes von ſich ſelber gleichzuſtellen, wäre nicht minder vermeſſen, als die Gleichſtellung des Widerſcheins der Sonne (z. B. am Monde) mit dem ihr ſelbſt inwohnenden Lichte. Nur durch das ernſte Streben, den unendlichen Geiſt nachzuahmen, kann der endliche Geiſt an ſich ſelber einen, wenn auch nur ſchwachen Schattenriß von Ihm darſtellen. Gott, in der äußern Natur verſichtbart, hat, auch als Geiſt auf Erden ein Ebenbild in dem Menſchengeiſt, da dieſer hier allein Gott zu erkennen und nachzuahmen befähigt iſt. Von ſeinem Geiſte muß der Menſch ausgehen, um ſich zu dem unendlich-vollkommnen Geiſt zu erheben Das Höchſte, Beſte, Reinſte der menſchlichen Perſönlichkeit in ihrer idealen Vollendung müſſen wir Gott beilegen, obgleich wir uns nicht bergen können, daß wir damit unter Gottes Perſönlichkeit noch weit und tief zurück bleiben[34]. Auch erfährt der Menſch, daß er nichts

---

zu begreifen." Und in des Minutius Felix Octavius c. 32. p. 6. ſagt der Chriſt: Deum oculis carnalibus vis videre, quum ipsam animam tuam, qua vivificaris, nec aspicere potes, nec tenere.

[33] Den erſten Anſtoß zu einer endlichen Reihe von Bewegungen kann ſich der Menſch nur als einen freien Willensact denken, der ſeinen Grund in ſich ſelbſt hat.

[34] „Erhebet Ihn ſo hoch ihr wollet, er iſt doch noch höher." Sirach XLIII. 30.

Gutes vermag, wozu nicht Gott die Anlage und das Vermögen, die Kraft ihm verliehen hätte.

11) In jedes Ding, in die Materie und in den Geiſt iſt ein Trieb und eine Kraft gelegt, ſich zu entwickeln, zu geſtalten, auszubilden. Aber die Dinge haben ſich dieſen Trieb und dieſe Kraft nicht ſelbſt gegeben. Die Frage bleibt daher nach dem Weſen, welches dies gethan. Sagt man, dieſes Weſen ſei die Geſammtheit der Dinge, indem ſie durch das Verhältniß der einzelnen gegen einander in jedem den Trieb und die Kraft zu ſeiner Entwickelung und Geſtaltung hervorrufe, ſo bleibt die Frage: woher denn die Geſammtheit der Dinge das Vermögen habe, das alſo wirkſame Verhältniß unter den Dingen dergeſtalt zu beſtimmen, daß dieſe den Trieb und die Kraft zu ihrer Entwickelung und Geſtaltung erhalten? Antwortet man: die Geſammtheit der Dinge habe dieſes Vermögen von ſich ſelber, ohne es von einem andern Weſen empfangen zu haben, weil ein ſolches Weſen außer der Geſammtheit der Dinge gar nicht denkbar ſei, ſo ſetzt dies ſchon voraus, daß es entweder kein unendliches Weſen geben könne, oder daß die Geſammtheit der Dinge ſelbſt das unendliche Weſen ſei. Beides widerſtreitet aber unſerer Vernunft, welche einerſeits nur in einem unendlichen Weſen den Urheber der ſämmtlichen endlichen Weſen erkennen, anderſeits aber der Geſammtheit von endlichen Weſen nicht den Charakter des Unendlichen zuerkennen kann. Die Geſammtheit der endlichen Dinge mit dem unendlichen Weſen verwechſeln, hieße eben ſo viel, als dieſes vielgeſtaltig begrenzen, mithin vernichten oder aufheben (wie die Heiden es gethan und noch thun). — Anſtatt den Gang der göttlichen Vorſehung zu bewundern, in welchem durch klein ſcheinende Mittel Großes herbeigeführt wird, wollen uns Die-

jenigen, die keinen dem Weltall vorſtehenden Gott anerkennen, glauben machen, daß in allen Dingen der *Zufall* die Entſcheidung gebe, welcher ſelbſt den urſprünglichen Plan des Urhebers, gäb' es einen ſolchen, vereiteln könne. Der blinde, unvernünftige Zufall iſt ihr Abgott, von dem ſie ſich zwar ſelbſt keinen Begriff machen können, dem ſie aber, was allerdings ſehr bequem iſt, alles Verkehrte, auch das, was ſie ſelbſt verſchuldet haben, zurechnen.

12) Das Höchſte (das Unendliche), eben weil es das Höchſte (das Unendliche) iſt, kann der Menſch nur als *unwiderlegliche nothwendige Thatſache* annehmen. Die Begründung, die Rechtfertigung dieſer Annahme kann er jedoch nachweiſen. Unſer Geiſt iſt nämlich genöthigt, das Daſein des Höchſten, des Unendlichen eben ſo wie ſein eigenes Daſein, das ihm ſein Selbſtbewußtſein kund thut, als Thatſache anzunehmen, weil dieſe Annahme allein ihm das Räthſel des Weltalls und ſeines eigenen Weſens zu löſen vermag [35]). Gott erweiſt ſich uns durch ſein Werk. *Sein Weſen* können wir zwar nicht begreifen, aber doch auf einem Umweg (mittelbar) mit Gewißheit erſchließen, indem wir einſehen und nachweiſen, was Er *nicht* ſein könne, wodurch wir zuletzt nothwendig zu einer Idee von Ihm gelangen, nach welcher Er ſich uns als über alle andern Weſen in jeder Beziehung weit erhaben, d. i. als vollkommen darſtellt. Nichts Endliches mit dem Unendlichen zu vermengen, dem Unendlichen nichts Endliches unterzuſchieben und die Eigenſchaften des Unendlichen keinem endlichen Weſen beizulegen, verlangt die Folgerichtigkeit unſerer Intelligenz. Da-

---

[35]) So erklär' ich mir *Hamans* Aeußerung: „Wenn *die* Narren ſind, die in ihrem Herzen das Daſein Gottes läugnen, ſo kommen mir *die* noch unſinniger vor, die ſelbiges erſt beweiſen wollen.“

gegen muß alles Wahre und Gute, und zwar im höchſten Grad in Gott gedacht werden. Alles Einzelne, was wahr und gut iſt, iſt ein Abglanz von Gott, aber nichts von alle dem iſt Gott. Nur der alles Wahre und Gute in höchſter Kraft und Lauterkeit in ſich befaſſende Urquell deſſelben iſt die Fülle der Vollkommenheit, iſt Gott[38]). Dies iſt die älteſte aller Ueberlieferungen, die nur dann getrübt und verdunkelt wurde, wann der Menſch ſeine Begierden und Leidenſchaften hineintrug oder das Unendliche in die Formen ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Begriffe einzuzwängen ſich vermaß. Nur das einzelne Endliche (wir wiederholen es), nur das Begrenzte kann des Menſchen Geiſt begreifen; er kann aber auch dies nicht begreifen, ohne das Unendliche vorauszuſetzen, ohne welches nichts Endliches ſein könnte. — Sein größtes Anſehen erhält der nach Erkenntniß forſchende Vernunftgebrauch davon, daß Gott, der auch im Erkennen, im Wiſſen unendlich iſt, der Urheber, der Urquell der Vernunft iſt. In Ihm ſelber müſſen wir uns Alles als ewig denken, weil in Ihm und für Ihn Schranken der Zeit nicht denkbar ſind. Aber wie Alles ewig in Gott iſt, überſteigt unſere Faſſungskraft. Gottes Freiheit beſteht in ſeiner ſchrankenloſen Macht zur Ausführung alles Deſſen, was er will, das iſt, was ſich ſeiner unendlichen Weisheit als das Beſte darſtellt[37]. Gottes allwiſſendes Vorherſehen beſteht weſentlich darin, daß er weiß, die Vollziehung der von ihm beſtimmten Weltordnung werde unfehlbar erfolgen, deßhalb werde auch der Gebrauch, den jeder Menſch von ſeiner Willensfreiheit macht, zu ſeinem Heil oder Verderben gereichen. Durch dieſes Vorherſehen Gottes leidet dieſe Willensfreiheit keinen Abbruch. Alle Weſen, die freien und unfreien, vermögen nur nach der von Gott ihnen verliehenen Fähigkeit thätig zu ſein. Dieſe Thätigkeit erſcheint zunächſt als Wirkung dieſer Weſen, und dieſe Wirkung hat zu Gott keine andere Beziehung, als daß ſie nicht hätte werden können, wenn Gott nicht dazu die Fähigkeit gegeben hätte.

---

[38]) Im Pantheismus iſt die Idee der Vollkommenheit ein Unding. Da bei ihm der Unterſchied von Geiſt und Materie in der Idee von allgemeiner Subſtanz aufgeht, ſo kann er auch folgerecht von einem Unterſchiede von Gut und Bös nichts wiſſen. Alles Unvollkommene ſo wie das Vollkommene will der Pantheiſt in Einem Weſen vereinigen. So ſpiegelt ſich auch der Pantheismus in den Mythologien der Vielgötterei ab. — Wenn die Egypter als Urgottheit Ein Weſen annahmen, das den Urgeiſt und die Urmaterie, die Urzeit und den Urraum in ſich begreift, ſo bezeichnen dieſe vier Eigenſchaften oder Beſtandtheile der Gottheit nur die Urelemente, aus denen die Gottheit die Welt hervorgebracht haben ſoll. Hätten jedoch die Egypter (wie Röth in der Geſch. unſerer abendl. Philoſophie I. 138. meint) die Urgottheit und die Welt als Ein und daſſelbe Weſen betrachtet, indem ſich die Welt aus jenen vier in der Urgottheit vereinigten Weſen von ſelbſt entwickelt habe, ſo wäre ihre Urgottheit ein Unding ohne Kraft und ihre Annahme ganz überflüſſig. Wozu hätte das Weltall, das ſich ſelbſt gemacht, ihrer bedurft?

13) Welcher Endliche könnte übrigens das Maaß beſtimmen, wie weit der Einfluß des unendlichen Weſens auf die endlichen reichen könne, und wie dieſer Einfluß beſchaffen ſei? Allerdings ſetzt dieſer Einfluß im Menſchen, wie in andern endlichen Weſen, Empfänglichkeit dafür voraus. Der Menſch kann aber dieſe Empfänglichkeit in ſich fördern und ſteigern. Zugleich können wir verſichert ſein, daß das unendliche Weſen, welches das Sittengeſetz und das Gewiſſen uns in's Herz gepflanzt hat, unſern freien Willen unfrei zu machen, unmöglich wollen könne, weil dies den Grund der Sittlichkeit aufheben würde.

---

[37] Freilich ſo bald eine beſchränkte Intelligenz wie die des Menſchen ſich zum urtheilsfähigen Kritiker des Weltalls und ſeines unendlichen Urhebers aufwirft, kann es nicht fehlen, daß die kurzſichtige und wenig wiſſende Fehler und Mängel in Menge zu entdecken vermeint, die aber alle nur in ihrer eigenen Beſchränktheit exiſtiren. Wer aus dem Wenigen und Kleinen, das er kennt, das große All, das er nicht kennt, beurtheilt, iſt ein anmaßender Thor.

14) Fragen wir uns nun ſelbſt, wie die Idee des unendlich-vollkommnen Weſens in dem Menſchen entſtanden ſei, ſo iſt es klar, daß nichts Endliches und auch die Geſammtheit der endlichen Dinge für ſich allein ſie nicht in uns hat hervorbringen können. Sie hat nur von dem unendlich-vollkommenen Weſen ſelbſt in uns kommen können, der aller endlichen Dinge, auch unſeres Geiſtes Urheber iſt. Er hat ihm die Vernunft d. i. die Fähigkeit verliehen, ſich im Geiſte zu der Idee des Unendlich-Vollkommnen, welche Idee jede Vollkommenheit in ſich begreift, zu erheben; er hat ſich ihm in der Weltordnung verſichtbart (Vergl. Röm. I. 19. 20.); er hat ſein Geſetz in ſein Herz geſchrieben; er ruft ihm durch die Ereigniſſe des Lebens, durch Erfahrungen und Geſchicke beſtändig das Andenken an ſeine Macht, Weisheit, Liebe in's Gemüth. Von Gott kann nur Gott dem Menſchen Kunde geben. Niemand kann Gott erkennen, wenn nicht Gott ſein Lehrer iſt (Irenäus). Unbedingte Nothwendigkeit kommt nur dem Unendlichen zu. Da es indeſſen dem Menſchen unmöglich iſt, das unendliche Weſen zu begreifen, und er ſich doch eine Vorſtellung von Ihm zu machen ſtrebt, ſo erklärt es ſich leicht, daß in dieſer Vorſtellung manche Verſchiedenheit obwaltet. Dieſe Verſchiedenheit würde jedoch ſo gut als verſchwinden, wenn nur alle Menſchen guten Willens wären, das iſt, wenn ſie dem eiteln Streben entſagten, das Weſen Gottes anders als nach den reinſten und einfachſten Eingebungen des Herzens ermeſſen zu wollen. Denn alsdann würden wir uns alle Gott nur als die höchſte Fülle der Liebe, der Wahrheit, des Guten vorſtellen, als das Ur- und Vorbild alles deſſen, was wir durch die Stimme des Gewiſſens anzuſtreben angewieſen ſind [38].

---

[38] Die Idee von Gott iſt und bildet ſich auch in ſolchen Menſchen aus, deren Intelligenz nicht

Alles, was wir thun können, um uns und Andere in der Erkenntniß Gottes zu fördern, beſteht in dem Beſtreben, uns und Andere, ſo viel an uns iſt, beſſer, wohlwollender, tugendhafter, unſer Sinnen und Trachten von Selbſtſucht freier und an thatkräftiger Liebe reicher und fruchtbarer zu machen. Das und nichts anderes verdient den Namen Religion oder Anbetung, dieſes Ausdrucks der Sehnſucht dem Unendlichvollkommnen näher zu kommen, damit ſein Reich, d. i. ſein Wille, in uns walte.

15) Die Schranken, die dem Erkenntnißvermögen des Menſchengeiſtes geſteckt ſind, verglichen mit ſeiner Sehnſucht, dieſe Schranken zu durchbrechen, deuten ihm auf eine dem flüchtigen Erdenleben folgende Stufenleiter des Daſeins hin, wo auch ſeinem Verlangen nach Erkenntniß eine vollſtändigere Befriedigung vorbehalten iſt. Einleuchten muß es, daß für eine beſchränkte Lebensdauer auch nur ein beſchränktes Maaß von erreichbarer Erkenntniß beſtimmt und zugeſchieden werden konnte. Wir ſollten hierin nur die Weisheit des Welturhebers und Weltregierers erblicken und bewundern, nicht aber eine Entſchuldigung für unſere Läſſigkeit finden, innerhalb der uns geſetzten Schranken nach immer größerer, hellerer Erkenntniß und genauerer Erfüllung des göttlichen Willens zu trachten.

16) Da wir uns den Geiſt ſelbſtändig und ſein Weſen unabhängig vom Körper denken können, ſo iſt uns dadurch die

---

ſehr entwickelt iſt und nie Veranlaſſung fand, den Glauben an Gott gegen Zweifler oder Ungläubige zu rechtfertigen. Auch Solchen kann Gott aus Allem, was ſie in und außer ſich wahrnehmen, als das belebende Licht entgegenſtrahlen, von welchem alles Leben, alle Wahrheit, Weisheit und Tugend in die Welt ausſtrömt. Einem einfältigen Gemüth offenbart ſich Gott, während er einer auf ihre Scharfſicht und Bildung hochmüthigen Intelligenz verborgen bleibt. Das Unerläßliche in der Idee von Gott iſt ſeine Unendlichkeit, Einheit und Geiſtigkeit, vermöge welcher Er über alles Endliche erhaben iſt, Alles umfaßt, die Quelle alles Guten iſt, Alles Nichtgute von ſich ausſchließt, und Jeglichem nahe ſteht, der guten Willens iſt.

Möglichkeit von geiſtigen Weſen, denen kein körperliches als Organ beigeſellt iſt, gegeben. Und ſo wie wir in der Körperwelt eine große Stufenordnung von Weſen in Bezug auf organiſche und unorganiſche Vollendung wahrnehmen, ſo haben wir auch Grund, eine gleiche, wo nicht noch ausgedehntere Stufenordnung in der ganzen Geiſterwelt zu vermuthen, und in dieſer Vermuthung, welche ſchon durch die große Verſchiedenheit unter den uns bekannten in Leibsgeſtalt erſchienenen und erſcheinenden Geiſtern beſtätigt wird, ſtimmen die Sagen der Völker zuſammen. Doch von der Wirkſamkeit jener unſichtbaren Hierarchie von Geiſtern und von einer Verbindung derſelben mit der Körperwelt, insbeſondere mit den Menſchen, iſt uns jede Wiſſenſchaft entzogen. Die Berichte der Geiſterſeher ſind nur Dichtungen oder Täuſchungen der Einbildungskraft, die ſowohl durch krankhafte Zuſtände des Leibes, als durch Gemüthsſtörungen verurſacht ſein können, beizuzählen[39]). Denn ein bloßer Geiſt und den Augen ſichtbar ſind zwei Dinge, die ſich nicht zuſammenreimen. (Luc. XXIV. 39). Man kann zwar Niemanden wehren, daß er behaupte, Geiſter geſehen zu haben. Ein ſolcher ſoll aber auch von Niemanden fordern, daß er ihm glaube. Was Jemand im Traume geſehen oder gehört zu haben meint, kann nur etwas ſein, das auch im Zuſtande des Wachens von ihm hätte geſehen oder gehört werden können, bleibt aber doch ſtets nur Traum, und will beurtheilt werden als — Traum[40]). Damit ſoll keineswegs geſagt werden, daß es nicht Traumgeſichte geben könne, die eine Bedeutung haben, welche Beachtung anſpricht[41]. — Daß es jederzeit Geſpenſter gegeben habe und noch gebe, wer kann das läugnen? Iſt doch die Einbildungskraft in Erſchaffung von ſolchen unerſchöpflich. Die wahrſten und beachtungswürdigſten Geſpenſter ſind die, welche die Bruſt der Frevler mit Schrecken erfüllen; die verwerflichſten die, womit verſchmitzter Betrug die argloſe Unwiſſenheit gängelt und prellt[42].

---

[39]) Sam. Hippert hat in ſeinen Andeutungen zur Philoſophie der Geiſtererſcheinungen (deutſch) Weimar 1825, die dabei unterlaufenden Täuſchungen aus natürlichen Urſachen zu erklären verſucht. Merkwürdig iſt, daß nicht blos Fromme und Tugendhafte, ſondern auch Ungläubige und Laſterhafte von gehabten Geiſtererſcheinungen erzählen.

[40]) Ein Viſionär wie Schwedenberg iſt kein Betrüger, wenn er uns verſichert, alle Geiſter in Himmel und Hölle geſehen und geſprochen zu haben. In ſeiner Einbildung that er es wirklich. Aber wenn er es für mehr als Einbildung ausgibt, iſt er ein Schwärmer.

---

[41] Solche Träume ſind jedoch ſeltene Ausnahmen. So die Träume, welche Joſeph, welche Daniel gedeutet, ſo auch Träume des weiſen Sokrates. Dagegen wurde die aus dem Morgenlande ſpäter in's Abendland gedrungene Traumdeuterei eine Fundgrube des Wahnglaubens und Betrugs.

[42] Geſpenſterfurcht iſt grundlos und albern. Mehr Grund hat die Scheu vor böſen Geiſtern, indem es wirklich böſe und gute Geiſter gibt. Allein der angeblich mit den Sinnen wahrnehmbare Spuck böſer Geiſter (Teufelsſpuck) iſt blos ein Erzeugniß der Phantaſie, ein unvernünftiger Wahn und weiter Bereich für den Aberglauben. — In der Vorſtellung des Volks vom Teufel waltet die größte Verwirrung. Dies kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Vorſtellungen vieler Theologen vom Teufel nicht minder verworren ſind. Dieſe Verwirrung rührt blos daher, daß man aus dem Teufel eine leibhafte Perſon geſtaltet hat, während er doch nichts als ein Ausdruck, eine Vorſtellung vom Grund des Böſen iſt, welcher in denjenigen Weſen Platz findet, die ihn in ihren Willen aufgenommen haben. Der Teufel hat ſeinen Sitz nur in den Böſen, und dieſen Teufel auszutreiben iſt allerdings Chriſtus gekommen. Daß es in dieſem Sinn eine Legion von Teufeln gebe, iſt auch ganz richtig, indem es ſo viele Teufel als verſchiedene Auswüchſe oder Aeuſſerungen, Verzweigungen der böſen Begierlichkeit gibt (Epheſ. VI. 12. Vergl. II. 2). Alle andern Vorſtellungen vom Teufel, die ihn zu einer Perſon geſtalten, ſind dem Weſen des Chriſtenthums fremd und haben ihre Quelle in theils jüdiſchen, theils heidniſchen Ueberlieferungen. Je weniger die Vernunft eines Volkes ausgebildet iſt, deſto geneigter iſt ſeine Phantaſie, ſich den Urgrund der Uebel und des Böſen als eine mächtige, furchtbare Perſönlichkeit vorzubilden, deren Einwirkung ſie dann alle die einzelnen Uebel, deren Urſprung ſich einer natürlichen Erklärung zu entziehen ſcheint, zuſchreibt. Kein Wunder, daß das teufliſche Weſen unter mancherlei Geſtalten vergöttert und mancherlei Mittel ausgeſonnen wurden, wodurch man dieſes Weſen beſänftigen und ſeinen Einfluß abwenden könnte. — Die gefallenen Engel, die aus Hoffart von Gott abfielen, ſind allerdings böſe Geiſter. Ob und wie ſie aber auf Menſchen einwirken können, darin hat uns Gott nichts geoffenbart. Die ſinnlichen Geſtaltungen des böſen Geiſtes bei verſchiedenen Völkern ſind ganz willkürliche Erfin-

Ohne Zweifel beſteht auch zwiſchen Geiſtern als ſolchen ein Verband und Verkehr. Der Mittelpunkt davon iſt Gott. Der zuverläßigſte und heilvollſte Verkehr des Menſchen mit guten, geliebten und verehrten Geiſtern beſteht jedenfalls in dem Andenken an ihre Tugenden und Verdienſte und in dem Streben nach Fortpflanzung derſelben. — Der Gedanke, daß eine unabſehbare Abſtufung der Weſen, vom reinſten Seraph bis zum geringſten Sonnenſtäubchen, beſtehe, iſt der Idee von Gott, als dem Unendlich-Vollkommenen, ganz gemäß. Dieſer Gedanke begründet auch den Glauben an das Daſein einer großen Abſtufung von Geiſtern, nicht aber den Glauben, daß der Menſch bloße Geiſter mit leiblichen Augen zu ſehen, zu ſchauen vermöge. — Wenn uns die wohlbeglaubigten heiligen Urkunden melden, daß himmliſche Geiſter (Engel) den Menſchen auf Erden erſchienen ſind, ſo iſt dies in menſchlicher Geſtalt geſchehen, und allerdings läßt ſich Gott die Macht nicht abſprechen, körperloſen (himmliſchen) Geiſtern menſchlich-leibliche Geſtalt zu verleihen. Aber nur das Zeugniß jener heil. Urkunden kann für uns einen Grund zum Glauben abgeben, daß Gott wegen ganz beſondern wichtigen Zwecken den Menſchen himmliſche Geiſter in menſchlicher Geſtalt habe erſcheinen laſſen. Uebrigens läßt ſich aus ihren Berichten ſo wenig das Wie ſolcher Erſcheinungen erklären oder begreiflich machen, als die Abſicht, täuſchen zu wollen, entnehmen.

---

bungen der Phantaſie. Die Evangelien liefern dazu keine Züge. Nirgend, ſelbſt nicht bei der Verſuchung Chriſti in der Wüſte erſcheint der Satan in einer ſinnlichen Geſtalt. Die Erzählung jener Verſuchung verliert aber deshalb nichts an Wahrheit und Merkwürdigkeit, weil keine leibhafte Geſtalt des Satans zum Vorſchein kommt; gerade dies gibt ihr mehr ihre hohe geiſtige Bedeutenheit.

III.

Gott iſt der Mittelpunkt aller Dinge, und die Idee von Gott bildet den Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt aller wahren Erkenntniſſe und würdigen Beſtrebungen des Menſchen.

1) Es gibt nur Ein für ſich ſelbſt nothwendiges und als ſolches allgemein zu erkennendes Weſen, das ſeinen Grund in ſich ſelbſt hat. Dieſes iſt — Gott. Er iſt Alles in Allem, und dennoch nichts von Allem [1]). Er iſt über der Welt, wirkt aber doch in der Welt und insbeſondere im Menſchen, freilich auf eine uns unbegreifliche Weiſe. Die Unbegreiflichkeit der Art ſeines Wirkens kann der Anerkennung der Thatſache dieſes Wirkens nicht im Wege ſtehen. — Weil Gott der Grund und Zweck von allem Seienden iſt, ſo iſt Er eigentlich allein der wahrhaft Seiende. Er iſt das Band des Zuſammenhangs aller Weſen und ihrer Beſtandtheile. In Ihm allein iſt das Wahre und Gute an ſich; andere Weſen ſind nur in ſo weit wahr und gut, als ſie ihm ähnlich ſind. Alles Wahre, Gute, Unvergängliche in des Menſchen Bruſt iſt blos ein Ausfluß von Gott. Gleichwie die Erde nichts Gutes hervorbringen kann, als mittelſt der von Gott in ſie gelegten Kraft, ſo auch der Menſch. Weder Vater noch Mutter gibt dem Kind das

---

[1]) Vergl. Röm. XI. 36: Von Ihm, durch Ihn und für Ihn iſt Alles.

Leben. Wie dieſes entſteht, weiß Niemand zu ſagen. Nur dem Urheber iſt es bekannt. Durch den Gedanken und den Willen ſteht der Menſch in einem Verhältniß zu Gott, welches alle Menſchen miteinander verbinden ſoll. Vom Weltall iſt uns keine Anſchauung gegeben. Die Größe des Weltalls und des Allerkleinſten in ihm überſteigt die Faſſungskraft, nicht nur unſerer Sinne, ſondern auch unſeres Geiſtesblicks. Die Anſchauung vieler ſeiner Beſtandtheile hilft uns jedoch ſein Ganzes (den vollſtändigen Inhalt) als anſchaulich zu denken. Doch nur in Gott können wir uns den Mittelpunkt und den Zuſammenhang aller Dinge vorſtellen. Alle gehen von Ihm, als dem Grund, aus und ſtreben nach Ihm, als dem Endzweck zurück. Sein Walten im Weltall kennt keine Schranken des Raums noch der Zeit. Auf ſeinem Walten beruht alles Beſtehen; durch es wird die Endentwickelung aller Dinge bedingt. Die wahre und reine Idee von Gott kann allein völlige Einheit in den Geiſt des Menſchen bringen. — Von Gott iſt uns in den Weltzuſtänden ein Problem vorgelegt, deſſen Löſung oder Entzifferung den denkenden Geiſt unaufhörlich beſchäftigen und mit Bewunderung zu dem Urheber erheben ſoll. Obgleich nichts Endliches unbedingt vollkommen ſein kann, ſo iſt doch für jedes endliche Weſen eine bedingte Vollkommenheit in ſeiner Art denkbar, und die Empfänglichkeit dafür auf der ganzen weiten Stufenleiter der Weſen bezeugt ihren gemeinſamen Urſprung von dem Einen Unendlich-Vollkommenen. Nicht nur ſtehen dadurch alle Dinge in einem geordneten Zuſammenhang, ſondern jedem Ding gibt nur ſein Zuſammenhang mit den andern Beſtand und Dauer. Wie dieſer Zuſammenhang ſich löst, hört es auf, das zu ſein, was es iſt und wird ein anderes, wo dann auch ein neuer Zuſammenhang entſteht. Jedes

Glied des Ganzen dient dem andern und alle dienen dem Ganzen. So wie jegliches Ding im Weltall ſeinen beſtimmten nähern Grund hat, ſo hat es auch ſeinen beſtimmten nähern Zweck. Daraus läßt ſich ſchließen, daß nicht minder auch das Weltall ſelbſt ſeinen Zweck habe, der ihm vom Urheber beſtimmt iſt. In Hinſicht des Zwecks (der Abſichten) Gottes im Ganzen und Einzelnen muß aber die Vorſtellung des Menſchen die möglichſte Weite ſuchen, damit er nicht ſeine Beſchränktheit auf den Unendlichen übertrage. Alle Weſen ſind Werkzeuge Gottes für ſeine Weltleitung [*]. Dem Menſchen aber iſt der große Vorzug verliehen, es freithätig zu ſein, und der Stimme ſeines Gewiſſens als der Stimme Gottes freiwillig Folge leiſten zu können.

Oftmals hat mein Geiſt ſich in die Betrachtung verſenkt: wie es im Menſchen und in der Erdenwelt beſtellt wäre, wenn über ihnen kein Gott waltete oder wenn ihnen die Idee von Gott fremd und unbekannt wäre. Von unſerm Verhältniß zu der äußern Natur ging meine Betrachtung unter dieſer Vorausſetzung auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe über, und ich ſuchte mich hineinzudenken, wie die äußere Natur ſich dem Menſchen darſtellen würde, und wie ſich die Zuſtände unter den Menſchen hätten geſtalten müſſen, ohne den Glauben an das göttliche über ihnen waltende Weſen, mithin ohne daß dieſer Glaube auf der Menſchen Gedanken, Gemüth und Leben einen Einfluß hätte ausüben müſſen. Da wurde mir klar, daß alsdann alles Menſchliche nothwendig ein ungeheures Chaos, eine undurchdringliche und unauflösliche Verwirrung geweſen und geblieben wäre. Der Gedanke von Ordnung und

---

[*] „Es iſt Ein Gott, der Alles in Allem wirkt.“ 1. Kor. XII. 6.

Harmonie, mithin auch von feſter, unverrückter Lebensregel oder Geſetz hätte gar nicht im Menſchengeiſt auftauchen, noch weniger einen bleibenden Sitz erhalten können. Die ausſchließliche Rückſicht eines jeden auf ſein Ich würde alles geſellſchaftliche Leben unmöglich gemacht haben. Sein Ich wäre Alles in Allem. — Ohne den Glauben an Gott ſiele auch der Glaube an die Freithätigkeit des menſchlichen Willens, an das Sittengeſetz, an die Stimme des Gewiſſens, an die Fortdauer des Geiſtes nach dem leiblichen Tod hinweg. Der Menſch wäre auf ein bloßes, nur mit einem mehr verſtändigen Inſtinkt begabtes Thierleben hingewieſen. Dagegen iſt der Menſch, der an Gott nicht glaubt, der Empfänglichkeit ſeiner Einbildungskraft für den Glauben an Geſpenſter und für jeden Aberglauben ſchutzlos preisgegeben. — Woher wäre allein ohne Glauben an Gott unſerm Geſchlecht der ausharrende Muth gekommen, die übermächtigen rohen Naturkräfte durch Geiſteskraft zu bewältigen? Wie hätte es ſich je zu allem dem, was die geiſtige, die moraliſche und die geſellſchaftliche Bildung, Geſittung und Wohlfahrt begründet, bedingt und verbürgt, erheben und emporarbeiten können? Wo böte ſich ihm ein ſteter, unverrückter Lichtpunkt dar, um ſich in den Irrgewinden des Lebens, der ſich ſo vielfach durchkreuzenden Gedanken, Anſichten, Begierden, Leidenſchaften und Beſtrebungen zu orientiren? — Eine menſchliche Geſellſchaft ohne Gottesbewußtſein wäre nothwendig eine von jedem Geſetz entbundene und verzweifelte. Ohne die Idee von Gott, ohne den Glauben an Ihn wären die Menſchen auf das irdiſch-ſinnliche Leben eingeſchränkt. Ihre Leidenſchaften hätten keinen Zügel, als die Furcht vor leiblichem Schaden und vor zwingender phyſiſcher Gewalt. Weil aber Alle und Jeder kein anderes Ziel kennen würden, als den Genuß der irdiſchen Güter, ſo würde die Geſellſchaft entweder ein unaufhörlicher Krieg Aller gegen Alle, der Spielball des Stärkern ſein, oder es würde nur durch die unbeſchränkte Gewalt von Einem oder von Wenigen zeitweis einige Ordnung unter ihnen gehandhabt werden können. Völlige Unterdrückung der Freiheit würde zur Nothwendigkeit. Alle Ausſicht auf Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände würde verſchwinden. In ſittlicher Beziehung wären die Menſchen ohne Gott dem tiefſten Elend preisgegeben, ſo wie die äußere Natur der Verödung ohne Sonne, dem Quell von Licht und Wärme.

Doch wie ganz anders geſtaltet ſich Alles für den Menſchen durch die tief in ihm haftende Idee von Gott, dem unendlich-vollkommnen Urheber und Regierer des Weltalls! — Dieſe Idee bietet ſich uns von ſelbſt anfangs, ohne unſer Zuthun, als die Sonne des Geiſterreichs, als der höchſte Lichtpunkt dar, der den Pfad aller Lebensordnung bezeichnet, und allein uns in den Stand ſetzt, die Dinge und Begebenheiten richtig und mit Zuverſicht zu beurtheilen. Alle Richtungen von Geiſt und Gemüth und alle Lebensbewegungen müſſen zuletzt nach dieſer Idee einlenken, wenn ſie von Beſtand ſein, wenn ſie ein bleibendes, unvergängliches, den Menſchen wahrhaft befriedigendes Ziel erreichen ſollen. Auch lehrt die Erfahrung, daß wo in der menſchlichen Geſellſchaft der Gedanke an Gott nicht vorwaltet, wo er machtlos iſt, Nichts Beſtand hat, ſondern Alles in Unordnung und Zerfall geräth. Käme der Glaube an Gott ganz abhanden, ſo würde Jeglicher Sich als Alles in Allem, als den Mittelpunkt der Welt betrachten, nach welchem Alles ſich richten und fügen ſolle. Wer an Gott nicht glaubt, kann folgerichtig auch weder an die Liebe glauben, die die Menſchen aller Länder und Zeiten vereinigt, noch ein gemeinſames Jenſeits hoffen. Seine Welt iſt die öde Wüſtenei des Egoismus [3]). Zwar gleicht kein Kopf und kein Herz ganz dem andern; kein Menſch kann den andern ganz nach ſich ſelber mit zuverläßiger Gewißheit richtig beurtheilen. Aber mit dem Bewußtſein von Gott iſt doch Jedem ein Weſen gegeben, das über Alle richtig zu urtheilen vermag und deſſen Richterblick Keiner ſich entziehen kann. So lange der Glaube an Gott unter den Menſchen nicht erloſchen iſt, bleibt ihnen auch in dem tiefſten Verfall ſittlicher und geſellſchaftlicher Ordnung noch das Geſtirn, an dem ſie ſich zur Umkehr zum Beſſern zu orientiren vermögen.

2) Die ganze Anordnung der phyſiſchen, der geiſtigen und ſittlichen Welt weckt im Menſchen das Gefühl von Gott. In der geſetzlichen Ordnung ſowohl der äußern Natur als ſeines Geiſtes ſpiegelt ſich dem Menſchen der Wille ihres Urhebers ab. Das Gefühl hievon wird aber geſchwächt oder getrübt, wenn der Menſch ſich durch ſeine Begierlichkeit verleiten läßt, jene Anordnung ſeinen ſelbſtiſchen Intereſſen und Gelüſten nachzuſetzen. So ſetzt der Menſch nur zu oft Gott außer Acht, wird aber durch eine Menge Wahrnehmungen zu Ihm zurückgewieſen. Sowohl im Gang der Ereigniſſe, welche man den Weltlauf nennt, als in den Schickſalen des einzelnen Lebens kommt ſo Vieles vor, was Keiner ſich erklären kann, und oft ganz über den Kreis menſchlicher Vorausſicht und Beſtrebſamkeit hinausgeht. Wer dies aufmerkſam betrachtet, wird, er mag wollen oder nicht, darauf hingeleitet, daß eine höhere

---

[3]) Jean Paul ſagt: „Das ganze geiſtige Univerſum wird durch die Hand des Atheismus zerſprengt und zerſchlagen in zahlloſe queckſilberne Punkte von Ichs." Und „wenn jedes Ich ſein eigener Vater und Schöpfer iſt, warum könnt' es nicht auch ſein eigener Würgengel ſein?"

Gewalt im Spiele iſt, die unſichtbar die Dinge in ihrer Verbindung nach Einem Plan zuſammenfügt, der alle menſchlichen Pläne zu Schanden macht. In der Idee von Gott, als dem Urborn und Endziel aller Dinge, vereinigen ſich alle Strebungen, die ein bleibendes Gut bezwecken. Nur ein dumpfer, wüſter, verworrener Traum iſt das Leben, wenn ſich der Geiſt nicht vom Anhauch des Unendlichen berührt und durchdrungen fühlt. Des Menſchen Herz iſt ein trotzig und verzagtes Ding (wie ein Prophet ſich ausdrückt), und es findet keine Ruhe, bis es in Gott ruht. (St. Auguſtin). Gott iſt der Eine große Mittelpunkt von Allem. Das Weltall iſt Alles, weniger Gott, erhält aber Einheit, Sein und Beſtand nur von Ihm. Woferne unſere Erkenntniſſe feſten Grund haben ſollen, kann dieſer nur in der Erkenntniß des Seins eines für ſich nothwendigen Weſens beſtehen. Ein ſolches kann aber nur das unendlich vollkommene ſein. Wie erweitert ſich nicht unſer Geiſt und Herz beim Gedanken an Gott! Est Deus in nobis, agitante calescimus illo. Gottes Gedanken nachzudenken, iſt das höchſte Ziel unſerer Denkkraft. Was alle andern Weſen ſind, ſind ſie einzig durch Ihn. Vor Ihm ſind alle Menſchen gleich. Das Gefühl von Ihm erhebt auch den Niedrigen, und macht auch den Schwachen ſtark. Alle gute Gabe kommt von Ihm. Der vertrauende Aufblick zu Gott hält noch aufrecht, wenn Alles niederbeugt, erheitert, wenn Alles betrübt, kräftigt und beſeligt noch, wenn jede Täuſchung ſchwindet und die Eitelkeit aller irdiſchen Dinge ſich offenbart. — Der Gedanke: daß das Weltall nach unendlich weiſen, unverrückten Geſetzen ſich bewegt, iſt für uns eben ſo erhebend als beruhigend. Abgeſpiegelt ſind dieſe Geſetze in unſerm denkenden Geiſt und unſerm Gewiſſen. Wo aber der Gedanke an Gott uns verläßt, wird uns Alles dunkel, verworren und ungewiß. Hingegen für den, der ſehen will, ſind der Wille und die Abſichten Gottes weder verhüllt noch dunkel, ſondern in den von Ihm getroffenen Einrichtungen leicht und deutlich erkennbar, eben ſo in ſeinen Fügungen im Großen wie im Einzelnen. Dieſes Buch ſeiner Offenbarungen liegt vor Aller Welt aufgeſchlagen. Ein anderes ganz damit übereinſtimmendes Buch trägt Jeder in ſeiner Bruſt. Beide Bücher ſind von Gottes Geiſt geſchrieben, und zwar in einfachem, gemeinfaßlichem Styl, mit unvertilgbaren Zügen. Sie ſind Urkunden vom Reiche Gottes.

Wir begegnen allerdings im Verlaufe der Zeiten den verſchiedenſten Urtheilen, ſelbſt in der öffentlichen Meinung über die Anſtalten und Gebräuche, über die Handlungen und Schickſale der Menſchen. Unter dieſen Urtheilen finden ſich ſo verkehrte und wahnſinnige, daß man ſie ſich nicht erklären könnte, ohne die Geſinnung, aus der ſie gefloſſen ſind, zu erforſchen. Es gibt nämlich nur Einen ſtets unverrückten Prüfſtein und Compaß für Beurtheilung der menſchlichen Dinge: die Idee vom Wahren, Rechten und Guten, die der Urgeiſt in unſere Intelligenz, unſer Herz und Gewiſſen eingeſenkt hat. Die Selbſtſucht iſt aber raſtlos beſchäftigt, in verſchiedener Weiſe und Richtung dieſen Geſichtspunkt zu verrücken. Aus ihrem beſchränkten Geſichtspunkt betrachtet, gibt es nichts Wahres, Rechtes und Gutes, das nicht zum Gegenſtand des ſchärfſten Tadels und Spottes, und nichts Unwahres, Unrechtes und Schlechtes, das nicht zum Gegenſtand der höchſten Anpreiſung gemacht werden könnte. Die Selbſtſucht iſt der große, beredte Sophiſt, der das Urtheil über alles zu fälſchen verſteht. Mitten jedoch in der durch ſie verurſachten Verkehrtheit der Begriffe, der Geſinnungen, der Anſichten und des Lebens der

Menſchen bleibt das in der Intelligenz und dem Gewiſſen und der ganzen Natur widerſtrahlende unendlich-vollkommene Weſen das Geſtirn, an dem ſich des Menſchen Geiſt immer wieder zurechtfinden kann. Vor ihm verſchwindet aller noch ſo blendende Schein. Gedrungen fühlt ſich der Betrachter der überall ihm ſich darſtellenden Ruinen menſchlicher Größe zum Ausruf: Gott allein iſt groß[*])! Gottes ganze Schöpfung und Weltregierung iſt für uns ein großes Wunder. Der tiefſten Forſchung, der helleſten Vernunft unerreichbar. Und die demüthigende Geſchichte des Wechſels der Meinungen und Urtheile der gebildeten und gelehrten Welt ruft uns warnend zu, uns nur denjenigen Ausſprüchen vom Wahren, Rechten und Guten mit unbedingter Zuverſicht hinzugeben, wovon wir an dem Prüfſtein der Erfahrung und des ſittlichen Bewußtſeins die übereinſtimmende Bekräftigung erhalten. Nichts Menſchliches bleibt von des Menſchen Idee von Gott unberührt; dieſe übt Einfluß auf den ganzen Menſchen und alle ſeine Verhältniſſe. Hat ſich der Menſch auch noch ſo weit von dieſer Alles umfaſſenden Idee, von dem Glauben an den Unendlich-Vollkommenen entfernt, ſo findet er aus den Verirrungen, in welche ihn dieſe Entfernung hineinſtürzt, keine Rettung außer in der Rückkehr zu Gott. Die ewige ſittliche Weltordnung verlangt, daß alle vernunftbegabte Weſen Eine Heerde (Gemeinſchaft) bilden unter Einem ſie geiſtig (durch ſeinen Willen) leitenden Hirten (Gott).

3) Nicht genug zu bewundern ſind die zahlloſen, mannigfachen, und oft höchſt ſeltſamen und verſchlungenen Wege, auf

---

[*] So rief der beredte Maſſillon tief erſchüttert und erſchütternd vor Ludwigs XIV. Leichengerüſt aus, nachdem er eine Weile ſchweigend den Blick auf dieſes, dann auf den Kreis der vornehmen Höflinge gerichtet hatte: „Dieu seul est grand! Rien ne demeure, tout change, tout s'use, tout s'éteint: Dieu seul reste toujours le même."

denen Menſchen zu Gott geführt werden. Nicht nur die Freuden, das Glück, der Genuß der mancherlei Güter, das viele Herrliche in der Welt, der Verkehr mit Guten und Weiſen, der Tugend rührendes Schauſpiel rufen und ziehen zu Ihm empor. Gleichfalls thun dies, und zwar oft noch gewaltiger und wirkſamer die Noth, die Leiden, die Sorgen, die Kümmerniſſe, getäuſchte Hoffnungen, Mißgeſchicke, Hülfloſigkeit, ja ſelbſt die Sünde, das peinigende Bewußtſein der Schuld, der Anblick der Verkehrtheit, der Schmerz ihrer Folgen. Es iſt, als ob Gott durchaus Alle an ſich ziehen wolle. So viel und mannigfach hat Er dafür die Dinge und ihren Gang gefügt. Gottes Vollkommenheit iſt es übrigens gemäß, daß er Strafen über die Menſchen verhänge, um ſie zur Ergreifung des Guten, zur Verlaſſung verkehrter Wege zu bewegen, und welche Strafe ſollte wohl hiefür wirkſamer ſein, als die, daß Gott den Menſchen ſeine hülfreiche Hand entzieht und ſie ihren böſen Neigungen und Verſuchungen überläßt, welche ſie in Verderbniſſe hineinſtürzen, deren Folgen geeignet ſind, den Bethörten zur Beſinnung zu bringen und anzutreiben, daß er dem Böſen entſage und das ergreife, was Gottes Wille verlangt. Dieſer Gang der göttlichen Fügungen in Bezug auf die menſchlichen Angelegenheiten iſt überall und zu allen Zeiten wahrnehmbar und verdient die achtſamſte und gewiſſenhafte Erwägung und Berückſichtigung von Allen und Jeden, denen es wahrhaft ein Ernſt iſt, ihre Beſtimmung zu erfüllen. Kein Menſch, vom Höchſtgeſtellten bis zum niedrigſten, kann dieſem Gang der Fügungen Gottes ſich entziehen und Jeder hat vollen Grund in der folgſamen kindlichen Anerkennung ſeiner Weisheit, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ſein Heil zu ſuchen. Es iſt Keiner, den Er ſeine Stimme nicht vernehmen ließe. Alle ſind von Ihm berufen. Auch kann der Menſch wahre Ruhe nur in dem Bewußtſein der Uebereinſtimmung, der Einigkeit mit Gott finden. Die größte Beruhigung und Zuverſicht in allen Dingen gibt ihm die Ueberzeugung: daß es ſo von Gott angeordnet, daß es Sein Wille ſei.

4) Von Gott kann der Menſch nie erhaben genug denken und ſich ausdrücken. Es gibt keine wahrhaft große Idee, die ſich nicht auf Gott bezöge, kein erhabener Gedanke, der nicht ein Abglanz, ein Widerſchein ſeines Weſens wäre, der nicht ein Ende des Schleiers lüftete, welcher uns ſein Weſen verhüllt. Die Wege der göttlichen Weisheit ſind aber nicht die der menſchlichen. Die erſtere hat beſtändig das große unermeſſene Ganze, wo kein Ding vereinzelt, ſondern alle Dinge im Zuſammenhang ſtehen, im Auge, und ihre Mittel, unendlich an Zahl und Mannigfaltigkeit, und nicht erſt von heute oder geſtern, wirken, vielfach ineinander verwebt, mit unaufhörlicher Kraft zuſammen, bis das dem kurzſichtigen Sterblichen Unwahrſcheinliche oder unmöglich geſchienene in dem Augenblick verwirklicht wird, wann er ſich deſſen am wenigſten verſieht. Dem ſcharfſichtigſten Menſchenblick entgehen eine Menge Fäden des ſtets ſich entſpinnenden Gewebes der göttlichen Fügungen, wodurch ein oft noch ſehr entferntes Ereigniß oder Ergebniß ſachte und unmerklich herbeigeführt wird. Wer muß nicht geſtehen, daß während ſeines beſchränkten Daſeins eine Menge Dinge in ſeinen eigenen Geſchicken und in denen der Welt ſich ganz gegen ſeine Erwartung ſo geſtaltet haben, daß ſeine Hoffnungen ſowohl als ſeine Beſorgniſſe ſich als eitel erwieſen? Und wie oft muß der Menſch nicht die unſichtbare Hand preiſen, die die Dinge zu einem ſeinen Wünſchen oder ſeiner Erwartung ganz entgegengeſetzten Ausgang geführt hat! — Gutes

und Wahres, gegen deſſen Annahme die ungeheure Mehrzahl vorher Jahrhunderte mit allem Eifer ſich geſtemmt und geſträubt hat, wird nunmehr ſo unbedingt anerkannt, als ob nie ſein Bedenken dagegen möglich geweſen wäre. Wie oft ſah man ferner einen Uebelſtand zu ſolcher Höhe und Stärke anwachſen, daß alle Welt an der Abhülfe verzagte, und gerade, als das Aeußerſte (Schlimmſte) am nächſten und unabwendbar ſchien, gab ein zufällig ſcheinendes Ereigniß den Anſtoß, daß das Schauerlich-Rieſenhaft gewordene plötzlich wie eine Seifenblaſe zerrann. So auch hilft nicht ſelten wie dem Einzelnen, ſelbſt ganzen Völkern ein unverſehener Vorfall aus der Noth, woraus ſie ſich nicht zu helfen wußten. So rathlos vorher Jeglicher war, ſo möchte hernach freilich Mancher ſeine Rathloſigkeit mit dem Vorgeben vertuſchen, daß leicht zu helfen geweſen wäre, oder daß die gewordene Hülfe keine Bewunderung verdiene, indem ſie ganz aus der Natur der Umſtände hervorgegangen ſei. O der Verblendung! Vor dem unerforſchlichen Lenker aller Dinge falle Jeglicher in den Staub und bekenne, daß er nichts ſei, nichts wiſſe und nichts vermöge!

5) Die weite Entfernung der Weltkörper von einander, wegen welcher es ihren Bewohnern nicht vergönnt iſt, mit einander zu verkehren, zeigt an, daß für die Bewohner eines jeden eine ganz eigene abgeſonderte Lebensordnung beſtimmt ſei. Vielleicht halten die mit Geiſt begabten Bewohner eines jeden Geſtirns ſich für das bevorzugte Geſchlecht. In ſeiner Art iſt wohl jedes einzig. Allein ihrer aller Vorzüge und die Abſtufung derſelben ſind nur dem bekannt, der ſie alle ins Daſein gerufen. Der **Eine Unendlich-Vollkommene** iſt der **Gott** der **Bewohner** aller **Geſtirne** des großen **Weltgebäudes**

und der geiſtige Mittelpunkt ihres Zuſammenhangs. Durch Ihn ſind alle, was ſie ihrem Weſen, ihrer Kraft nach ſind [5].

„Auf allen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter, an Kräften ungleich und an Leibern.
Aber alle denken Gott und freuen ſich Gottes.
(Klopſtock).

---

[5] Dieſer Zuſammenhang des Weltalls mit Gott iſt kein Grund um (wie gewiſſe Denker gethan) Gott und Weltall als All-Eins, als abſolute Einheit zuſammen zu verbinden, was unvermeidlich auf eine Vermengung des Unendlichen mit dem Endlichen hinaus läuft. Alles Endliche hat ſeinen Grund im Unendlichen. Nichts Endliches macht aber einen Beſtandtheil vom Unendlichen. Das Unendliche iſt nur Eins und hat keine Beſtandtheile.

IV.

Alle Gegenſätze ſind außerhalb Gott. In Ihm iſt keiner denkbar; den endlichen Dingen ſind ſie weſentlich; doch hat der Menſch das Vermögen, ihren Nachtheilen zu widerſtehen und ſie zu ſeinem Vortheil zu benützen.

---

1) Gott iſt Alles, weniger das Weltall, das jedoch nur durch Ihn beſteht. In Gott ſelbſt kann nichts gedacht werden, das nicht unendlich vollkommen, im Weltall hingegen nichts, das nicht endlich und unvollkommen wäre. Eine unbedingt vollkommene Welt zu ſchaffen, war nicht einmal in Gottes Macht, weil eine ſolche dann ihm ganz gleich (identiſch) wäre. In Gott, der Fülle der Vollkommenheit, kann kein Gegenſatz ſtatt finden. In Ihm, aber auch nur in Ihm fallen alle Eigenſchaften des Seins, Objekt und Subjekt, ſogar das Denken, Wollen und Thun weſentlich in Eins zuſammen. Seine Weſenheit ſchließt jede Schranke und jede Begrenzung, auch die von Raum und Zeit, mithin auch jeden Gegenſatz aus. Jedes eingeſchränkte Maaß iſt daher auch bei der Betrachtung der Wege Gottes unpaſſend. Jede Eigenſchaft Gottes (z. B. Macht, Güte) gibt oder iſt ſich ſelbſt das Maaß (oder das Geſetz), ſo daß keine Störung des Ebenmaaßes darin möglich iſt. Gott kann nicht anders ſein, als er iſt. Er iſt unveränderlich. Auch darin unterſcheidet er ſich von allen endlichen Weſen. Weil

aus ſolchen zuſammengeſetzt, beſteht hingegen das Weltall (welches Alles in ſich ſchließt, was in der Zeit beſteht, was war, was iſt und was ſein wird) aus lauter Gegenſätzen [1]). Dieſe ſind Folge der Beſchränktheit, und auf der Wahrnehmung der Schranken oder der Begrenzung der Dinge gründet ſich unſere Erkenntniß der einzelnen Dinge, woraus das Weltall beſteht [2]). Weil alles Endliche ſich ohne Gegenſatz gar nicht denken läßt, kann auch nichts Endliches als ein ganz ſelbſtändig für ſich beſtehendes Weſen betrachtet werden. So bald zwei ſind, iſt die Möglichkeit der Entzweiung gegeben. Dieſe Möglichkeit vervielfacht ſich mit der Vielheit der Weſen. Aber auch die Vereinigung wird um ſo wirkſamer, unter je mehrern ſie ſtatt findet. Während nun die Gegenſätze zur Vollziehung des göttlichen Weltplans dienen, verliert ſich des Menſchen Geiſt in der Betrachtung des wundervollen Kleinſten und Größten, die vor ihm zwiſchen Abgründen des Nichts und des Alls in den mannigfachſten Gegenſätzen auftauchen. In der Erforſchung und Vermittlung der Gegenſätze beſteht alle Wiſſenſchaft, in ihrer Verſöhnung alle Weisheit der Menſchen. Völlige Aufhebung der Gegenſätze überſteigt jedoch unſer Vermögen; ſie wäre Verwandlung des Endlichen in Unendliches. Den Gegenſätzen ſchließen ſich die Verſchiedenheiten an, die den Aehnlichkeiten gegenüber treten. Einheit und Verſchiedenheit ſind keine Gegenſätze, ſondern können zugleich unter mehreren Weſen ſtatt finden. So auch Gleichheit in einer und Ungleichheit in anderer Beziehung. Aus dieſem Verhältniſſe der Weſen zu einander entſpringt ſowohl in der geiſtig-ſittlichen Welt, als in der Natur eine reiche Quelle von mannigfaltigen Zuſtänden, die von den Menſchen zu ihrem Vortheil oder Nachtheil gebraucht werden können. — Unzählige Dinge im Raum und in der Zeit ſind ſowohl hervorbringend als zerſtörend, bringen Heil oder Verderben, je nach ihrer verſchiedenen Richtung, ihrem verſchiedenem Gebrauch. Der Gegenſatz von anziehender und abſtoßender Kraft in den Körpern iſt in gewiſſem Maaße weſentlich zum Beſtande, zur Erhaltung, zur regelmäßigen Bewegung derſelben und zur Vermittelung der Harmonie unter ihnen. In dem nämlichen Weſen können zugleich anziehende und abſtoßende Kräfte wirkſam ſein und nur dadurch kann jedes Weſen zur Einheit, die für den Zuſammenhang ſeiner Beſtandtheile nöthig iſt, gelangen. — Wenn der Gegenſatz den höchſten äußerſten Grad erreicht, ſo hört unſere Empfindung davon auf, weil er das Maaß ihrer Fähigkeit überſteigt[3]. Uebrigens iſt bei jedem Ding das Aufſuchen der Gegenſätze der rechte Weg, es ſelber kennen zu lernen. Auf dem Gegenſatze ruht das Sein aller Dinge, das Leben und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Ohne den aus Streben und Gegenſtreben hervorgehenden Kampf der Gegenſätze wäre keine Entwickelung und Ausbildung denkbar. Der Gegenſatz verſetzt die Dinge in wechſelſeitige Erregung; er verleiht jedem ſeine Eigenthümlichkeit, und gleichſam wie Schatten und Licht, den eigenen Reiz für uns, und erhält unſern denkenden und empfindenden Geiſt in beſtändiger Regſamkeit. Alle Natur-Erkenntniß wird durch die Wahrnehmung der Gegenſätze hervorgelockt. Sie üben und ſchärfen die Urtheilskraft; ſie bewirken, daß auf der ganzen Erde, in den nördlichen und ſüdlichen Polarzonen, wie in den heißeſten, eine Fülle des Lebens ſich regt. In der Nähe der verheerenden Feuerberge iſt der Boden der allerfruchtbarſte. In den heißeſten Erdgürteln verbreitet ſich von hohen Eisgebirgen in die niedern Gegenden Kühlung und in den kälteſten ſpeien Vulkane Feuer aus. Der hervorbringenden Kraft ſteht in allen Dingen der endlichen Welt eine zerſtörende entgegen. Der Eindruck eines Dinges oder Zuſtandes wird verſtärkt, wenn ſie ſich neben einem entgegengeſetzten darſtellen. Der Contraſt (Abſtich) zwiſchen nebeneinander befindlichen ſinnlichen Gegenſtänden oder Eindrücken bringt eine große Mannigfaltigkeit in's Leben und erhöht deſſen Reiz' Auch im geiſtigen und ſittlichen Bereich erhält dadurch das Gute, das Löbliche, das Edle einen höhern Glanz. — Ueberall ſieht man von der Farbe der Pflanze und des Thiers die Farbe des Bodens oder des Gegenſtandes, der ihnen zum Aufenthalt dient, abſtechen, und überhaupt einen großen Abſtand von Farben, Geſtaltungen und Tönen die Verſchiedenheit der Dinge bezeichnen. Auch der Menſch liebt Gegenſätze in ſeinen Werken, und er zeigt ihrer an ſich ſelber mehr als kein anderes Geſchöpf. Die Gegenſätze an und unter den Menſchen ſind ſo ſtark, daß man hier über nichts, was noch ſo ſehr auffält, ſtaunen ſollte. Aus Neigung zum Gegenſatz geben die Völker von dunkler Hautfarbe ihre Trauer mit weißen, die weißfarbigen mit ſchwarzen Kleidern kund. Der Neger malt ſich den Geiſt des Böſen weiß, der Weiße kann ihn nicht ſchwarz genug malen. Das Unvermuthete erregt das Gemüth weit heftiger als das Vorhergeſehene. — Gegenſätze in Geſtalt und Eigenſchaften tragen oft zur Verſtärkung der Zuneigungen und auch der Freundſchaften bei. Die Menſchen ſind gewöhnlich weit geneigter, Andere und ihre Werke zu gering zu ſchätzen, oder zu überſchätzen, als ſie nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Manchem iſt ſeine Ueberſchätzung durch andere blos darum willkommen, weil er ſonſt gar nicht geſchätzt würde. Die Gemein- und Niedriggeſinnten können den Hoch- und Edelgeſinnten nicht verſtehen; der Gegenſatz iſt zu groß. Aber unter ſich verſtehen ſich jene ungemein gut. — In einem Volke, das an Reichthum und Bildung des Geiſtes andere überragt, wird man immer auch die Dümmſten und Albernſten antreffen. Ohne dieſe Folie würden ſeine geiſtigen Vorzüge ſich weniger ausnehmen. — Wo Geiſtesbildung noch auf niedriger Stufe ſteht, iſt die Ueberſpannung des Geiſtes ſelten oder unbekannt. Unter den wilden und rohen Völkern, auch denen von ſtumpfer Intelligenz, gibt es keine Narren oder Verrückte, wogegen es unter den am meiſten Gebildeten und im Kreiſe der Gelehrten ihrer eine Menge gibt. — Liebe und Haß ſind Gegenſätze im menſchlichen Gemüth. Das Gute ſoll der Menſch lieben, das Böſe haſſen. Oft wendet er aber die Liebe dem Böſen zu, den Haß dem Guten. Dadurch verkehrt er die von Gott geſetzte Ordnung, und die ſchlimmen Folgen dieſer Verkehrtheit hören nicht auf, bevor die Ordnung hergeſtellt wird, wonach das Gute geliebt, das Böſe gehaßt werden ſoll. — Das Alte und das Neue ſind zwar nicht immer wahre Gegenſätze; aber Vielen erſcheinen ſie als ſolche, indem ſie das Alte oder das Neue blos deßwegen lieben oder haſſen, weil es alt oder neu iſt. Ueberhaupt ſträubt ſich die Natur ſpröde gegen ihr fremde und ungewöhnte Formen, und hat Mühe, ſich darein zu finden. Zähes Beharren beim Alten, blos weil es alt iſt, hat aber für den Einzelnen und die ganze Geſellſchaft ebenſo große Nachtheile, als die blinde Vorliebe für das Neue, blos weil es neu iſt. Während jenes Beharren jeder Verbeſſerung in den Weg tritt, ſetzt dieſe Vorliebe in Gefahr, Mangelhaftes mit ganz Schlechtem oder Unpaſſendem zu vertauſchen. Ein gewiſſes mißtrauiſches Widerſtreben gegen Neuerungen, ehe ihr Vortheil erprobt iſt, ſchützt die Geſellſchaft vor manchen Schwankungen und Täuſchungen, die ihrem wahren Fortſchritt hinderlicher wären, als ihn das zu leichte Eingehen auf Neuerungen fördern könnte.

---

[1]) „Jedes Ding hat ſeinen Gegenſatz. Ekkleſ. 1. 25. — Doch hüte man ſich Gegenſätze anzunehmen, wo nur Unterſchiede ſtatt finden, wie es von der Spekulation ſo oft geſchieht. So bilden z. B. Ich und Nichtich, Denken und Sein, Form und Sache, Möglichkeit und Wirklichkeit, Urſache und Wirkung, Stoff und Form, Glauben und Wiſſen keine Gegenſätze. Selbſt in Gott, deſſen Weſen jeden Gegenſatz ausſchließt, müſſen wir uns (für unſer Verſtändniß) Unterſchiede ſeiner Eigenſchaften und Handlungen denken, wiewohl dieſe an ſich alle nur Eins ſind. Einen wirklichen Gegenſatz bilden nur ſolche Dinge, die etwas Gemeinſchaftliches haben, aber in ihrem Grundweſen miteinander im Widerſpruch ſtehen.

[2]) „Dieu — ne peut être compris, parce qu'il ne peut être comparé; mais tout ce qui est susceptible de comparaison, tout ce que nous pouvons apercevoir par des faces différentes, tout ce que nous pouvons considérer relativement, peut toujours être du ressort de nos connaissances." *Buffon Hist. Naturelle* II. p. 2.

---

[3] Les choses extrêmes sont pour nous, comme si elles n'étaient pas. *Pascal* (Des Pensées de Pascal par *V. Cousin* 1844. p. 204.) Gegen mittelmäßige Uebel oder Leiden ſträubt und empört ſich des Menſchen Gefühl und bricht in heftige Klagen aus, wogegen die äußerſten es betäuben und ihm Stillſchweigen auflegen. Cosi fatti siamo in generale noi uomini che si rivoltiamo indegnati e furiosi contra i mali mezzani, e si prostriamo in silenzio sotto gli *estremi*. *Manzoni* Promess. Spos. III. c. 28,

Die Wechſelwirkung der Gegenſätze hindert, daß die Dinge in Verwirrung ſtürzen, und macht, daß ihr Kampf, wiewohl er nie aufhört, doch zur Erhaltung des Ganzen dienen kann. Wenn z. B. im Thierreich der Gegenſatz von Entſtehen und Vergehen, von Lebendigwerden und Sterben nicht wäre, wie hätten die Thiergattungen auf der Erde bei ihrer ſtets anwachſenden Bevölkerung fortbeſtehen können? Aehnliche Bewandtniß hat es mit dem Pflanzenreich, mit den Eisbergen, mit den Gewäſſern. Ohne den Kampf der Gegenſätze geriethe alles Leben in Stockung und es wäre kein Fortſchrit zum Beſſern denkbar. In dieſem Kampfe begründet ſich auch die beſtändige Veränderlichkeit endlicher Gebilde. Was iſt hier beſtändig als die Unbeſtändigkeit (zumal bei den Menſchen)?

Doch können die endlichen Kräfte nur abändern, auflöſen und neugeſtalten, aber weder erſchaffen, noch ganz vernichten. Der Kreiswechſel von Belebung und Zerſtörung iſt das Prinzip der Erhaltung. Die Pflanzen dienen den Thieren zur Nahrung und ein Thier verzehrt das andere. Wäre dies nicht, die Erde müßte verwilden oder veröden. Das Wachsthum der Pflanzen würde durch ihr Uebermaaß gehindert, ihre Fäulniß würde die Luft verpeſten; die Menge der Thiere würde, ungehindert zunehmend, ſich ſelbſt das Leben verkümmern. Im ganzen Pflanzen- und Thierreich iſt durch das Vergehen (Sterben) des einen das Leben des andern bedingt. Ueberhaupt iſt bei jedem endlichen Weſen mit dem Beginn des Lebens auch ſchon deſſen Ende (der Tod) entſchieden. Ewig d. i. ohne Anfang und Ende iſt nur der Unendliche. Dennoch gibt uns die Zeit, in welcher der Kreislauf alles Endlichen ſich bewegt, und ohne die wir uns kein endliches Weſen denken können, von der Ewigkeit ein Bild. Wir ſehen die geiſtige und auch die materielle Welt in unaufhörlicher Thätigkeit, um ihre Gegenſätze zu verſöhnen. Die Verſöhnung geſchieht jedoch nicht dadurch, daß alle Unterſchiede in dem Gegenſätzlichen aufgehoben, ſondern vielmehr dadurch, daß Einheit in daſſelbe gebracht werde, damit das Unterſchiedene, ſeinem Weſen unbeſchadet, Einem Ganzen diene. Gott aber bedient ſich der Gegenſätze und ihres Kampfes, um die Menſchheit und das Weltall ihrer Beſtimmung entgegen zu führen. Die von Gott beſtimmte Weltordnung geht forthin ihren Gang, trotz dem Widerſtreit der in der Natur befindlichen Gegenſätze, auch derjenigen, welche die Freithätigkeit des Menſchen hervorbringt. Dieſer Widerſtreit ſelbſt muß der Weltordnung dienen.

2) Im Menſchen vereinigen ſich alle *ſittlichen* Gegen-

ſätze: die Anlage zur größten Freithätigkeit und die Neigung zur niederträchtigſten Knechtſchaft, die Anlage zur Gottähnlichkeit und die Möglichkeit des Verſinkens tief unter das Thier. An ausgezeichneten Menſchen zeigen ſich die Gegenſätze am auffallendſten: beim größten Scharfſinn oft die kindlichſte Gemüthlichkeit, aber auch beim glänzendſten Heldenmuth die weichlichſte Schwäche, bei entſchiedener Feſtigkeit, ja Zähheit des Willens, ein geſinnungsloſer Sklavenſinn für Leidenſchaften und äußere Verhältniſſe. Dem tiefſten Ernſt geſellt ſich gern der Hang zur Ironie. Die Gegenſätze in ſeinem Innern und auch in der Auſſenwelt, ſo weit ſeine Kräfte reichen, nach Thunlichkeit auszugleichen, iſt die Aufgabe des Menſchen. Keiner aber kann ſie auch nur einigermaßen löſen, ohne den rechten Gebrauch ſeines denkenden und wollenden Geiſtes, ſeiner Vernunft und ſeines freien Willens und vorzüglich nicht ohne den zutrauensvollen Gedanken an Gott, als den Mittelpunkt, den Geſetzgeber und die Kraftfülle alles Wahren und Guten und ohne das unausgeſetzte Streben: ihm ſtets ähnlicher zu werden. — Man hat jederzeit Menſchen geſehen, die im Privatleben die ſchönſten Tugenden entfalteten, im öffentlichen aber ſich durch Härte und Ungerechtigkeit, ſelbſt Grauſamkeit hervorthaten. Die Vereinigung zweier ſo entgegengeſetzten Menſchen in Einem iſt nur dadurch erklärbar, daß Ehrgeiz, Furcht, Eitelkeit auf den Menſchen, der öffentlich vor den Augen der Welt auftritt und ſich in vielfache Verhältniſſe mit derſelben verwickelt ſieht, nur zu oft einen verderblichen Einfluß ausüben. Bald iſt es die Gunſt oder Ungunſt der Machthaber, bald die der Menge (popularis aura), die den Handelnden beſtimmt und unterjocht. Opinio regina mundi. — Wie der einzelne Menſch, ſind auch ſeine Vereine voll Gegenſätze. Ihre Zuſtände ſind ſtets Veränderungen unterworfen, entweder zum Beſſern oder zum Schlimmern. Das Prinzip des Guten und das des Böſen befinden ſich, wie im Einzelnen, ſo in den Vereinen immerfort im Kampf.

3) Die Gleichheit und die Ungleichheit unter den Menſchen bilden Gegenſätze, die aber ſo beſchaffen ſind, daß ſie die Einheit ihrer Gattung keineswegs aufheben. Die Ungleichheiten unter den Menſchen betreffen nur Dinge, die nicht zum Weſen der Menſchennatur gehören. Im Weſentlichen derſelben ſind alle Menſchen gleich. So viele und große Ungleichheiten unter ihnen in zufälligen und ſolchen Dingen ſtattfinden, welche von dem Grad und dem Gebrauch ihrer geiſtigen und leiblichen Kräfte abhängen, ſo groß iſt doch ihre Gleichheit in dem Weſen ihrer Doppelnatur. Alle ſind mit einem organiſchen Leib und einem freithätigen Geiſte begabt. Alle ſind den Geſetzen der ſinnlichen Natur und den Folgen, die aus dem Gebrauch ihrer Willensfreiheit hervorgehen, unterworfen. Alle haben den gleichen Urſprung und die gleiche Beſtimmung. Alle ſind Glieder Eines Stammes. Allen iſt mit dem Leben zugleich der Tod beſchieden. Alle ſind gleich vor Gott und ſeinen ewigen Geſetzen. Auch iſt der Gegenſatz der Gleichheit und Ungleichheit unter ihnen offenbar nur in der Abſicht angeordnet, die Entwickelung der Kräfte und ihren Wetteifer zu fördern und ihnen vielfachen Anlaß und Antriebe zu geben, daß ſie ihre ſittliche Willensfreiheit zur ſelbſtthätigen Ausgleichung der vorhandenen Ungleichheiten zum Beſten der Geſammtheit und der Einzelnen verwenden. Allein die Menſchen ſind nur zu geneigt, aus Selbſtſucht den Ungleichheiten in zufälligen Dingen den Charakter weſentlicher Gegenſätze beizulegen.

4) Der für jeden Menſchen wichtigſte Gegenſatz iſt der

des Guten und des Böſen. Weder in ſich noch außer ſich vermag der Menſch ihn ganz aufzuheben. Ueberall drängt er ſich ihm auf. Jede Tugend hat in einem Laſter ihren Gegenſatz, und ſie befindet ſich zwiſchen zwei Laſtern (Untugenden), die auch wieder einen Gegenſatz bilden. Jeder guten Neigung ſtellt ſich eine böſe gegenüber, die ihr das Feld abzugewinnen trachtet; der Neigung zur Gerechtigkeit die zur Rache, der zur Freiheit die zur Willkührherrſchaft, der zur Wahrhaftigkeit die zur Täuſchung, der zur Behauptung der Menſchenwürde die zur Verkennung derſelben an andern und auch an ſich ſelber durch Niederträchtigkeit. Immer ſteht der Menſch auf einem Scheidewege [4]). Nichts in der Endlichkeit iſt unbedingt gut oder unbedingt böſe. Nur das Göttliche können und ſollen wir uns denken als unbedingt gut. Das Göttliche, das Vollkommene iſt für uns das Ideal des Guten. Seine Fülle, ſein Born iſt Gott, der Geber alles Guten. Alles Böſe hat ſeinen Grund in der Unvollkommenheit, Endlichkeit, Beſchränktheit, jedoch nicht ſo, daß alles Unvollkommene, Endliche, Beſchränkte an ſich nothwendig böſe wäre, ſondern ſo, daß es böſe werden kann, und das wirklich Böſe iſt nur eine Verneinung des Guten, kein wirklich für ſich beſtehendes Weſen [5]). Alles Böſe und alle Uebel in der menſchlichen Geſellſchaft ſind Abweichungen von Urſprünglich-Gutem. Omnia mala ex bonis initiis orta sunt (*Sallustii* Bell. Catilinar. c. 51). Obgleich es nun einleuchtend iſt, daß nur durch wirkliche Verſöhnung der Gegenſätze das Böſe beſeitigt und ausgetilgt und das Gute bewirkt werden kann, ſo ſcheuen ſich doch die Menſchen vor entſcheidenden Entſchließungen und Maßregeln dafür. Sie geben gewöhnlich halben den Vorzug. Dieſe dienen aber nur dazu, das Uebel zu übertünchen und zu verlängern, der Heilung aus dem Weg zu gehen, die Reibungen zu vermehren und Niemanden zu befriedigen. Freilich, wenn man alles abſtellen und wegräumen wollte, woraus Uebles entſtehen kann, ſo müßte man auch vieles abſtellen und wegräumen, woraus die größten Vortheile, ſelbſt die ſchönſten Tugenden hervorgehen. — Was hier vom Gegenſatz des Guten und Böſen geſagt iſt, gilt in gleicher Weiſe von dem Gegenſatz des Wahren und des Unwahren (des Falſchen), der Wahrheit und der Lüge. Das Unwahre und die Lüge ſind nichts als die Verneinung des Wahren oder der Wahrheit. In Allem gibt es nur Eine Wahrheit, und es kann in ihr kein Mittelding und kein Gegenſatz ſtatt finden. Der Abirrungen von der Einen Wahrheit ſind aber viele möglich, und die äußerſten Spitzen dieſer Abirrungen bilden wieder Gegenſätze. Die Erkenntniß des Irrthums führt zur Wahrheit, wie die das Böſe zum Guten. — Wenn das Sittlich-Böſe oder die Abirrung vom Wahren die äußerſte Spitze erreicht hat, ſo hilft das Abſtoßende davon in ſeiner Grellheit ſelbſt dazu, die Menſchen zu veranlaſſen, daß ſie die Spur des Guten und Wahren aufſuchen und ſich ihm zuwenden. Ueberhaupt drängt ſich jedem Beobachter der ſtarke Gegenſatz der erhabenen Würde und des niedrigen Elends auf, in welchem die menſchliche Natur ſich darſtellt. Die Löſung dieſes Gegenſatzes iſt eine Aufgabe, die, ſeitdem der Menſch über ſich nachdenkt, ſeine Gedanken vorzüglich in Anſpruch nimmt. Nur von Gott kann er jedoch eine ganz befriedigende Löſung erwarten, weil nur Er, der Alles urſprünglich angeordnet hat, auch die Mittel und Wege kennt und offenbaren kann, die zur Löſung des großen Gegenſatzes von Gut und Böſe tauglich ſind. Je mehr die Menſchen in der Erkenntniß und Liebe Gottes zunehmen, deſto mehr verſöhnen ſich vor ihrem Geiſt alle Gegenſätze in ihrem Innern und in der Außenwelt[6]. — Hingegen gibt es für den Böſen, den von Gott Losgeriſſenen, keine größere Qual, als den Anblick von Guten, welche ihr Bewußtſein mit Frieden erfüllt und beſeligt.

---

[4]) So erfordert ächter Freiheitsſinn regen Thätigkeitstrieb und Selbſtändigkeit des Charakters. Er ſteht in der Mitte zwiſchen Geſetzloſigkeit und Knechtsſinn. Selbſtändigkeit iſt eben ſo weit entfernt von Eigenſinn als von Unentſchiedenheit; ſo auch Tapferkeit von Dreiſtigkeit und Feigheit, Beſcheidenheit von Hochmuth und Niederträchtigkeit; Behauptung der Menſchenwürde von Stolz und Selbſtverachtung.

[5]) Nur in dieſem Sinn kann ich Leibnitz beiſtimmen, wenn er ſagt: „Die Kraft zu handeln iſt das Gute, und kommt von Gott, das Böſe aus der Beſchränkung des Menſchen, die ihn hindert, das Vollkommene als ſolches aufzunehmen.“ (Theodicee §. 151. 335.)

5) Unter die Gegenſätze, die der Menſchheit von jeher viel Nachtheil verurſachten, gehört nicht nur der von Wahr-

---

[6] Eine gewiſſe Scheu die Gottheit zu verendlichen und zu vermenſchlichen hat Einige, z. B. die Manichäer, zu der Annahme eines eigenen Prinzips des Böſen hingetrieben. Nach Zoroaſter hätte die Urgottheit (die Alles umfaſſende) durch ihr Wort den Ormuzd und den Ahriman, das Prinzip des Guten und Böſen, des Lichtes und der Finſterniß, alſo die höchſten Gegenſätze geſchaffen. Dies wäre aber mit der Idee eines unendlich-vollkommnen Weſens nur in ſo weit vereinbar, als in der Endlichkeit der von Gott geſchaffenen Welt alle Gegenſätze, mithin auch die von Gut und Bös, Licht und Finſterniß nothwendig enthalten ſind. Zoroaſter und auch die Manichäer verkannten die Natur des Böſen, das kein eigenes für ſich beſtehendes Weſen, ſondern nur die Verneinung des Guten iſt. Es gibt übrigens zwei Arten des Böſen wie des Guten; das, was an ſich unbedingt und was nur bedingt oder beziehungsweiſe gut oder bös iſt. Der Manichaismus vermengte die beiden Arten. Das Materielle war ihm das ausſchließliche Gebiet des Böſen. Auch der Geiſt kann ja böſe oder gut ſein, ſowie die Materie zum Guten, aber auch zum Böſen dienen kann. In der äußern Natur und auch in der geiſtig und ſittlichen Welt werden durch allmählige Uebergänge die heftigen Gegenſtöße vermieden. Doch werden ſolche zuweilen unvermeidlich, ſoll anders das zu ſehr geſtörte Gleichgewicht wieder hergeſtellt werden. — Am ärgſten iſt es aber mit dem Menſchen beſtellt, wenn er vor dem Teufel, dem Inbegriff des Böſen, mehr Ehrfurcht hat als vor Gott, dem Urquell alles Guten.

heit und Unwahrheit, ſondern auch der von Unwiſſenheit und falſchem Wiſſen. Der Kampf zwiſchen beiden hat augenſcheinlich ihr Verderbliches herausgeſtellt und das Bedürfniß geweckt, nach wahrem, ächtem Wiſſen zu ſtreben. Unwiſſend zu ſein iſt wie für den Einzelnen auch für ein Volk ein Unglück; irre geleitet zu werden durch blos vermeintliches Wiſſen oft ein noch größeres. Der Unwiſſenheit zu ſteuern, und zugleich falſches Wiſſen abzuwehren iſt die Aufgabe des Weiſen, der in der Erkenntniß des Wahren und Guten das Licht erblickt, welches nach Gottes Anordnung den Gang des Lebens Jeglichem vorzeichnen ſoll. Das Gleiche gilt von dem Kampf, der zwiſchen dem Unglauben und Aberglauben beſteht.

6) Der Gegenſatz zwiſchen den Leidenſchaften (d. i. den nach völliger Beherrſchung des Willens ſtrebenden Begierden) hindert, daß eine derſelben die Allgewalt erhalte. Wären die Menſchen nur Einer Leidenſchaft empfänglich, ſo hätte die Heftigkeit der Einen keine Schranken. Jetzt hält die eine die andere im Schach, wodurch es der Vernunft erleichtert wird, ihre Gründe gegen die Anmaßungen und Gefahren von allen geltend zu machen. Das Gleiche gilt von dem Gegenſatz der Empfindungen. Es iſt eine feine Bemerkung von Lorenz Sterne: daß zur Beſiegung einer bösartigen Empfindung nichts dienlicher ſei, als daß man ſobald als möglich eine andere gutartige zu Hülfe ruft, um jene auf ihrem eigenen Boden zu ſchlagen. Auch zerſtören ſich die Leidenſchaften und Begierden durch ihr Uebermaaß ſelbſt [7]).

---

[7]) „Je lebhafter eine Empfindung iſt, um ſo ſchneller erliſcht ſie. Je heftiger ein Wille, eine Begierde iſt, um ſo leichter erkalten ſie. Je höher der Zorn ſteigt, um ſo näher iſt er ſeiner Löſung.“ Feuchtersleben zur Diätetik der Seele 1850. S. 94.

7) Der ziemlich ſeltene Zuſtand des Menſchen, wo ihm Alles nach Wunſch geht und er keine Gegner hat, und weder mit Anfeindungen noch ſonſtigen Widerwärtigkeiten kämpfen muß, iſt gerade für das Maßhalten der gefährlichſte, weil er in ſchlaffe Trägheit und Sorgloſigkeit einwiegt. Wahrheit und Tugend wandeln zwiſchen Extremen. Die Nothwendigkeit immer gegen Rechts und Links achtſam und kampfbereit zu ſein, erhält den Geiſt in ſteter Wachſamkeit und Kraftübung. Die Linie des Wahren, Rechten und Guten iſt indeſſen ſo ſchmal, daß der Beſte ſtets auf der Huth ſein muß, um nicht, ſie überſchreitend, ins Unrecht zu gerathen oder auf ein Aeußerſtes zu verfallen. Des Widerſtandes, des Widerſpruchs, auch des nachdrücklichen kann in dieſer Welt das Gute, die Wahrheit, die ſittliche Freiheit, um den Sieg davon zu tragen, nicht entbehren. Wohl wird Mäßigung von denen, die ein Parteigeiſt beherrſcht, welcher immer zu leidenſchaftlichem Unmaaß geneigt macht, als Schwäche geſcholten. Dieſem ungerechten Vorwurf entgeht die Mäßigung, wenn ihr große Kraft und Macht dergeſtalt beigeſellt iſt, daß es augenſcheinlich wird, ſie gehe aus dem Bewußtſein der Kraft und Macht hervor. — Zu einer folgerechten und nachhaltigen Wirkſamkeit in der Welt bedarf der Menſch einer klug bemeſſenen Miſchung von Nachdruck und Milde, von Feſtigkeit und Nachſicht, von Selbſtſtändigkeit und Nachgibigkeit. — Ein offener Kampf der Anſichten und Ueberzeugungen iſt jedoch zu allen Zeiten wünſchenswerth. Je ehrlicher und freimüthiger dieſer Kampf geführt wird, ein deſto heilſameres Ergebniß läßt ſich von ihm erwarten. Wenn hingegen die Hitze der Leidenſchaften die Streitenden dahin geführt hat, daß nur noch die äußerſten Gegenſätze Theilnahme erregen, und der Sieg des einen oder des

andern die Wahrheit, die Gerechtigkeit und das Wohl der Geſellſchaft mit großer Gefahr bedroht, dann iſt es hohe Zeit, Mäßigung zu empfehlen und vor den Folgen des Ueberſturzes zu warnen.

7) So ſehr auch des Menſchen denkender Geiſt gemäß ſeiner Natur nach Einheit, ſomit nach Aufhebung der Gegenſätze ſtrebt, ſo ausnehmend ſtark iſt auch ſeine Geneigtheit zum Widerſpruch (ſei es mit andern, ſei es mit ſich ſelber). Derſelbe äußert ſich im Kleinen wie im Großen; weniger ſchneidend und auffallend bei Meinungen und Anſichten, die anſpruchslos auftreten, deren Richtigkeit und Wichtigkeit zweifelhaft erſcheint; viel gewaltiger und ſchroffer, ſo oft noch unbekannte oder unerkannte Wahrheiten mit dem Gepräge der Evidenz an der Stirne gegen eingeroſtete Vorurtheile an's Licht treten. Von je größerer Wichtigkeit oder Wohlthätigkeit ſolche Wahrheiten ſind, und je weniger ſie mit Grund angefochten werden können, deſto heftiger und hartnäckiger ſehen wir den Widerſpruchsgeiſt ſich gegen ſie auflehnen. Am wildeſten und zäheſten zeigt er ſich aber, wenn der Gegenſtand des Streits ganz über den Grenzen des Begreiflichen liegt und doch blos mit Begriffen ausgefochten werden will, oder wenn er gar blos in unverſtandenen Worten beſteht, es mithin unmöglich iſt, mit ſtatthaften Gründen eine Entſcheidung herbeizuführen, der Sophiſtik hingegen das weiteſte Feld offen ſteht. Dem Widerſpruchsgeiſt liegen zwar vielfältig ſehr ſelbſtſüchtige Triebfedern zum Grunde (Trägheit, Stolz, Neid, Eiferſucht), oft aber nur die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit. Wer ſich einmal in eine gewiſſe Vorſtellung, wär' es auch ohne durch eigenes Denken zur Erkenntniß eines Grundes dafür gelangt zu ſein, eingelebt hat, ſträubt ſich gegen die

Anerkennung der gegentheiligen oft dann noch, wenn der Augenſchein dieſer das Wort ſpricht, oder doch dargethan iſt, daß die hergebrachte Vorſtellung gegen die geſunde Vernunft und gegen nicht zu bezweifelnde Thatſachen ſich verſtößt. — Der Gegenſatz zwiſchen Theorien und Gedankenſyſtemen beruht oft auf bloßem Schein oder Mißverſtändniß, die bei unbefangener Prüfung verſchwinden müßten. Dieſe würde nicht ſelten zur Verſtändigung durch die bloße Nachweiſung führen, daß beide Theile, in Einſeitigkeit befangen, das Wahre und den Weg, den Ausgangspunkt zu ihr verfehlt haben. Ueberhaupt entſtehen die meiſten Mißverſtändniſſe daraus, daß man ohne Grund ſich im Gegenſatz zu befinden meint, und die Verſtändigung würde mit der Einſicht von der Grundloſigkeit dieſer Meinung von ſelbſt erfolgen.

9) Die **Aeußerſten** berühren ſich, (Les Extrêmes se touchent). Es iſt nichts gewöhnlicher in der Welt als der Uebergang (oft der ſchnelle) von einem Aeußerſten zum andern[8]). Hier bleibt die Nemeſis nicht aus, welcher keine Uebertreibung entgeht, und recht augenfällig zeigt ſich jederzeit das Gefährliche, irgend ein Aeußerſtes zu betreten und die Thorheit, einem Aeußerſten einen wohlthätigen Erfolg zuzutrauen. Jedes Aeußerſte ruft das entgegengeſetzte hervor. Abyssus Abyssum invocat. — Vorſchnelle Reife pflegt der Vorbote vorzeitiger Hinfälligkeit zu ſein, wie bei einzelnen Perſonen, ſo auch bei ganzen Völkern. Aberglaube und Unglaube, ſo ſehr ſie als Gegenſätze erſcheinen, berühren ſich doch ſo nahe, daß man vielfältig ſchnelle Uebergänge von einem zum andern wahr-

---

[8]) „Die Extreme liegen in unſerer enge beſchränkten Natur ſo nahe, ſo dicht nebeneinander, daß es oft nur auf einen Fingerdruck ankömmt, aus dem Einfalls- den Abſprungswinkel zu machen." G. **Herder** Br. zur Beförd. d. Humanität.

nimmt. Die unbedingteſten Lobpreiſer anarchiſcher (geſetzloſer) Freiheit ſah man plötzlich ohne Scheu zur tiefſten Volksknechtung und die niederträchtigſten Volksſchmeichler zur härteſten Volkstyrannei ſchreiten. Und wie oft hat man nicht auch die feurigſten Herolde rückſichtsloſer Volksaufklärung ſich plötzlich in eifrige Beſchirmer und Förderer aller Künſte der Verfinſterung verwandeln geſehen! Wie oft gewahrt man nicht den Ueberſprung von wohllüſtiger Weichlichkeit zur Grauſamkeit, von geiſtabſtumpfender Sinnlichkeit zur Schwärmerei, von Ungläubigkeit zur Bigotterie, von einem Leben voll Selbſtſucht zum Selbſtmord! — Athen bot gerade in dem Zeitraum, wo dort wiſſenſchaftliche Beſtrebungen und alle Künſte im höchſten Flor und Anſehen ſtanden, das trübſeligſte Schauſpiel dar, wie gewinnſüchtige und ehrgeizige Sophiſten die öffentliche Meinung dergeſtalt beherrſchten und mißleiteten, daß dieſe einen Anaxagoras, des Perikles Freund, zur Flucht nöthigte, einen Ariſtides verbannte und einen Sokrates zum Giftbecher verurtheilte *). — Unter allen Kriegen ſind die wegen der Religion und die Bürgerkriege, unter den Privatzwiſten die zwiſchen Geſchwiſtern und lange Zeit eng Befreundeten, die erbittertesten. Dies rührt her vom ſchreienden Gegenſatz von Liebe und Haß, der hier in den nämlichen Perſonen aufeinander ſtößt, indem Liebe in Haß übergeht, ein Uebergang, der wegen ſeiner Unnatur das Gemüth auf's tiefſte verletzt. So rächt ſich Alles, was ſich gegen die von Gott vorgeſchriebene Ordnung empört, immer am entſetzlichſten. — Wie viele Gegenſtöße im menſchlichen Verkehr würden unterbleiben, wenn wir uns wechſelſeitig

---

*) Des Sokrates Ankläger verlangten ſeinen Tod nicht deßwegen, weil er an das nicht glaubte, was ſie ſelbſt nicht glaubten, ſondern weil er den Trug der Sophiſtik aufgedeckt, womit ſie ſich beim Volk in Anſehen ſetzten.

die **Billigkeit** zum Geſetz machten, wenn wir anerkennen würden, daß wir Alle, da Keiner ohne Mängel und Fehler iſt, einander in der Beurtheilung, in Anſprüchen und in der Behandlung Billigkeit ſchuldig ſind. Wo könnte Liebe unter den Menſchen beſtehen, wenn ſie einander nicht auch mit oder trotz ihren Unvollkommenheiten liebten?

10) Wenn es gleich unter den Gegenſätzen in des Menſchen eigener Natur und in der Beſchaffenheit ſeiner phyſiſchen und geſellſchaftlichen Umgebung viele gibt, die er nicht beſeitigen kann, ſo ſteht es doch vielfältig in ſeinem Vermögen, durch Vernunftgebrauch, Willenskraft und zweckmäßige Thätigkeit das Grelle und das Bösartige von manchen Gegenſätzen zu mildern oder auch Vortheil für ſeine geiſtige und ſittliche Bildung und ſeine und Anderer Wohlfahrt aus ihnen zu ziehen. Die beſten Vereine unter den Menſchen ſind Verſuche, die Gegenſätze zu verſöhnen. — Die Gegenſätze zwiſchen ſeiner Ueberzeugung (beſonders ſeinem Gewiſſen) und ſeinen Handlungen (ſeinem Leben) aufzuheben, iſt dem einzelnen Menſchen Macht verliehen, und eine völlige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeiner Intelligenz und ſeinem Herzen muß ihm höchſt erwünſcht ſein, da es für ihn etwas höchſt Peinliches hat, wenn ſie miteinander im Widerſpruch ſind. Das vorzüglichſte Mittel dieſem Zwieſpalt zu entgehen und jene Uebereinſtimmung feſtzuhalten, iſt die gleichmäßige und ſtets fortgeſetzte Ausbildung der Intelligenz und des Herzens. Dadurch allein kann man vor der heilloſen Verirrung ſich bewahren, ſich blos dem Wiſſenstrieb oder bloßen Gefühlen hinzugeben und zu verkennen, daß des Menſchen Geiſt weſentlich aus Denk- und Gefühlsvermögen beſteht, welche nur in Verbindung die Erfaſſung des Wahren und Guten und die Beſtimmung des Willens dafür ſo bewirken

können, wie es dem unabweislichen Bedürfniß ſeiner Doppelnatur entſpricht. Nur vereinigt können Intelligenz und Gemüth, Kopf und Herz des Menſchen ſo mit der Idee von Gott vertraut machen, daß er zu Ihm, als dem Mittelpunkt und Endziel aller Beſtrebungen ſtets mit Zuverſicht emporſchaue. Wo die Liebe, die Willigkeit nur in Uebereinſtimmung mit Gott, (dem Vollkommenen) zu handeln, die Selbſtſucht überwunden hat, da kann auch die Intelligenz dem Menſchen für alle würdigen Lebenszwecke nur förderlich ſein. Sein Hang zum Böſen, welcher der Menſchheit ſo viele und tiefe Wunden ſchlägt, und ſeine Anlage zum Guten, zum liebreichen Wohlthun, wodurch allein dieſe Wunden geheilt werden, ſtehen in einem auffallenden Gegenſatz. Die Aufforderung an jedes Menſchenherz zum Wohlthun vervielfältigt und ſteigert ſich, je mehr das Unheil und Elend wächst, welches die Menſchen ſelbſt anrichten. Auch erhalten die Wehen und Leiden, die Nöthen und Drangſale, die aus lauter Gegenſätzen entſpringen, mächtige Antriebe für den Menſchen, ſich auf's innigſte Dem anzuſchließen, der nie vergeht noch wechſelt, deſſen Hand ſich nie verkürzt, der die Fülle der Macht, der Weisheit und Liebe beſitzt. Ohne das unendliche Weſen würden alle endlichen in ihren Gegenſtreiten ſich aufreiben und auflöſen; ſie verlören alle Haltung, allen Beſtand. Nur der Unendliche kann ſie zuſammenhalten. Er ſetzt Allen und Jedem die rechte Schranke: bis hieher und nicht weiter!

11) Viele trübe Erſcheinungen der Gegenwart und der Vergangenheit können in dem vielkundigen und vielerfahrenen denkenden Beobachter den Glauben an die beſſere Menſchheit erſchüttern. Doch richtet ihn die Wahrnehmung wieder auf: daß, wie in allen Weltgegenden und menſchlichen Zuſtänden

Gutes und Schlimmes gemiſcht ſind, ſo ſelbſt in den verwahrloſeſten und verkehrteſten Menſchen ſich gewöhnlich noch eine Ader oder Seite auffinden läßt, die dem Gefühl des Wahren und Guten zugänglich iſt, und daß auf den niedrigſten Stufen des geſellſchaftlichen Lebens noch Anlagen und Spuren davon ſich zeigen, was das gemeinſame Band aller Genoſſen unſeres Geſchlechts als Glieder Einer Familie, deren Urſprung in Gott iſt, begründet. Wahres Gottvertrauen läßt den Unglauben an des Menſchen Würde und Beſtimmung nicht aufkommen.

12) Im Ganzen wird im Weltall und insbeſondere auf der Erde, dem Wohnplatz der Menſchen, Gottes Wille vollzogen, wenn gleich von den Menſchen viel gethan wird, das dem Willen Gottes zuwiderläuft. Ohne Zweifel iſt Gottes allumfaſſender Entwurf auch auf dieſe Abweichungen freithätiger Weſen mitberechnet und kann durch ſie keine Verrückung erleiden. Da Gott jene Abweichungen zuläßt, ſo iſt es dem Verhältniß jedes Menſchen, der guten Willens iſt, gemäß, daß er ſie mit Gelaſſenheit und Vertrauen zu dem, der alle Gegenſätze und Mißklänge in der Schöpfung zu verſöhnen weiß, ertrage, zugleich aber ſich alles deſſen enthalte, was den Unfrieden und die Verwirrung in der Welt unterhalten und vermehren könnte. Nur ſo kann der Menſch ſich die Klarheit und Heiterkeit des Blickes bei der Betrachtung der Ereigniſſe bewahren. Obgleich jedes Ereigniß zur Entwickelung des Weltganzen beiträgt, ſo wird ſich doch zuletzt, je mehr die Einſicht ſich aufhellt, das Geſammtergebniß aller Ereigniſſe in Bezug auf den Endzweck des Weltganzen auf wenige Punkte zurückführen laſſen.

13) Das Jenſeits und das Dieſſeits, ſo verſchieden ſich auch der menſchliche Geiſt beide Zuſtände vorſtellen

muß, ſind doch für ihn keine Gegenſätze. Der Doppelnatur des Menſchen iſt es ganz entſprechend, daß auf das Dieſſeits, deſſen Leben in beſtändigen Beſtrebungen und Kämpfen beſteht, ein Jenſeits folge, deſſen Leben mit dem Ergebniß dieſer Beſtrebungen und Kämpfe im Einklang ſtehe. Beide Zuſtände ſind ihrem innern Weſen nach verknüpft und bilden ein Ganzes. Der Geiſt des Menſchen gehört beiden Zuſtänden, und beide Zuſtände gehören ihm an. Auf Erden iſt der Menſch Mitglied zweier Welten, der geiſtigen (ewigen) und der materiellen (vergänglichen). Sein Geiſt ſoll, im Dieſſeits ſich bildend und übend, für das Jenſeits ſich vorbereiten. Das Reich Gottes aber umfaßt beide Zuſtände, und vor Gott iſt das Jenſeits der Menſchen ſeiner Anordnung gemäß die unabweisliche Folge ihres Dieſſeits. Er iſt der Regent des einen wie des andern. Sittliche Geſinnung, das Bewußtſein eines tugendhaften Strebens und Gottvertrauen ſind der Boden, auf dem der Glaube an ein beſſeres Jenſeits am tiefſten wurzelt und am lauterſten gedeiht. Hingegen iſt es eine Gottes und des Menſchen ganz unwürdige Vorſtellung, daß Jemand Gottes Reich im Jenſeits beſitzen könne, der ihm dieſſeits fremd geblieben, der nicht ſchon hier ein Kind dieſes Reichs zu ſein geſtrebt hat. Wie könnte des Himmels Licht und Freude im Jenſeits demjenigen aufgehen, dem die Sehnſucht darnach nicht im Dieſſeits aufgegangen iſt und den ſie nicht angetrieben hat, ſich dafür empfänglich zu machen? Wenn wir nicht das Jenſeits als das Endziel betrachten, zu welchem uns das Dieſſeits vorbereiten ſoll, ſo wird unſer Erdenleben immer tief unter ſeiner Beſtimmung bleiben. Die Richtung des Blicks nach dem Jenſeits ſoll uns den Muth und die Kraft für die Pflichterfüllung im Dieſſeits nicht ſchwächen und beugen, ſondern erhöhen und anfeuern. Aber welcher traurige Gegenſatz zeigt ſich bei Vielen zwiſchen ihrer kindiſchen Furcht vor dem unvermeidlichen Tod und dem unbeſonnenen Leichtſinn, womit ſie ihm entgegengehen! Sie leben dahin, als wenn ſie nicht alle Tage ihre Mitmenſchen ſterben ſähen, und ſo tritt vor ſie der Tod wie eine entſetzliche Ueberraſchung.

V.

Der Unterſchied der ſinnlichen (materiellen) und der geiſtigen Natur und das Verhältniß zwiſchen beiden verlangen von Seite des Menſchen die genaueſte Beachtung, und ohne dieſe iſt keine richtige Erkenntniß des Zuſammenhangs der Dinge möglich.

1) Alle Beobachtungen und Lebenserfahrungen erinnern den Menſchen beſtändig an ſeine Doppelnatur und an den Unterſchied, der an ihm zwiſchen dem Geiſt und dem Leib beſteht. Dadurch wird er ſich zugleich bewußt, daß ein Unterſchied überhaupt zwiſchen Körper oder Materie (was einen beſtimmten Raum einnimmt) und Geiſt (dem Weſen, das thätig iſt, ohne daß dabei ein Raum in Betrachtung käme) ſtatt habe, indem die Materie mit den Sinnen erfaßbar iſt, der Geiſt hingegen nicht, wohl aber deſſen Thätigkeit, in ſo ferne die Sinne ſie an Körpern wahrnehmen, obgleich nichts körperliches ſie hat hervorbringen können[1]. Schon die Natur ſeines Geiſtes beweiſt dem Menſchen, daß es außer der ſichtbaren Welt eine unſichtbare gebe, von der ihm die Sinne keine Kenntniß gewähren. Der ganze Bereich unſerer Erkenntniſſe beſteht in der äußern (körperlichen) Natur und dem

---

[1] Das Weſen der Körper oder der Materie im Unterſchiede von Geiſtern beſteht in der Ausdehnung, Geſtalt und Bewegung im Raume.

Geiſt. Bei allen Veränderungen, die mit dem Leib des Menſchen vor ſich gehen, behält er das Bewußtſein ſeines Ichs unverändert. Jeder von ſeinen fünf Sinnen nimmt in dem Stoff, der ihn berührt, Unterſchiede wahr; die Unterſchiede in dem von den fünf beſondern Sinnen wahrgenommenen erfaßt aber nur der Geiſt, der durch ſein Selbſtbewußtſein über alles Sinnliche geſtellt iſt. Eine Menge pſychiſcher Thatſachen und Erſcheinungen laſſen ſich nur durch die ſelbſtändige Kraft und Thätigkeit des Geiſtes erklären. Der Menſch iſt das einzige Weſen auf Erden, in welchem Geiſt und Materie ſich vereinigt wirkſam zeigen. Sein Geiſt erkennt und fühlt ſich dazu gemacht, den Leib zu regieren, ohne deſſen Hülfe aber auch er ſeine Kräfte nicht zu entwickeln und in Thätigkeit zu ſetzen vermöchte [2]. Obgleich er zur Bildung vieler Vorſtellungen der Mitwirkung der Sinnenorgane bedarf, ſo können doch dieſe für ſich ſelbſt keine Vorſtellung mit Selbſtbewußtſein, weder Begriffe noch Ideen erzeugen [3]. Auch iſt es nicht das Sinnenwerkzeug, ſondern die Seele iſt es, was empfindet. Daß hingegen der Geiſt durch Denken und Wollen auf den Leib einwirke und viele ſeiner Bewegungen beſtimme, deſſen iſt der Geiſt ſich bewußt und er kann daran nicht zweifeln [4]). Ohne Gehirn könnte der Menſch nicht denken. Doch kann ſein Gehirn ſehr verletzt oder gelähmt ſein, ohne daß das Bewußtſein aufhöre. Es gibt aber auch Menſchen, deren Denkvermögen ſehr ſchwach und gering iſt, obgleich ihr Gehirn ſich in ganz normalmäßigem und geſundem Zuſtande befindet. Alle unſere Wahrnehmungen ſtimmen dahin überein, daß alle Dinge, auch die von einander verſchiedenſten und entfernteſten, durch zahlloſe Mittelglieder in Verbindung und Zuſammenhang ſtehen. Das Wie der Verbindung von Geiſt und Leib und ſo auch das Wie der Wechſelwirkung zwiſchen Geiſt und Materie hat aber noch Niemand von Grund aus zu erforſchen vermocht.

---

[2] „Die Seele baut nicht ſelbſt ihren Leib, weder bewußt noch unbewußt, ſo wenig der Leib die Seele erzeugt, denn ſie vermag Natürliches (materielles) gar nicht und nie zu erzeugen; der Leib wird auch nicht ohne Seele gebildet, da eine beſtimmte Lebensform nie ohne ihren ſpecifiſchen Kraftinhalt iſt. — Das organiſirende Princip iſt die urſprünglich ſeit dem Schöpfungsact in dem Gattungsexponenten unvergänglich fortwirkende göttliche Kraft, und wie im Anfange durch die ſchaffende Kraft alles entſtanden iſt, und wie durch den organiſchen Belebungsact die erſte Zelle im ſchlummernden Eikeim beſeelt wird, ſo iſt dann alles Werden ein weiteres Entſtehen, und nur eine im Fluß der Zeiten und der Welt fortgehende Entwickelung des Lebens und ſeiner Formen.“ J. Ennemoſer Der Geiſt des Menſchen in der Natur oder die Pſychologie in Uebereinſtimmung mit der Naturkunde. Stuttg. u. Tüb. 1849.

[3] „Die Hervorbringung der Gedanken, ſagt Dav. Hume, iſt ein Wunder, eine Art Schöpfung, welche wir nicht erklären können.“ (Karnis II. 64.) Wenn aber Hume (Nat. hist. of Rel. I. 39.) die Lehre Berkeley's: daß wir immer nur Beſonderes (nichts Allgemeines) denken können, für eine der größten und werthvollſten Entdeckungen der neuern Zeiten erklärt; ſo kann dem doch Niemand beiſtimmen, der einen

Der Menſch kommt außer ſich, ſowohl wenn ſein Geiſt die Sinnenwelt ganz außer Acht läßt, als wenn er ſich ganz in dieſelbe verſenkt, weil er in beiden Fällen ſeine Doppelnatur verkennt und ihr zuwiderhandelt.

Weil der Geiſt nichts Räumliches hat, ſo iſt es vergeb-

---

weſentlichen Unterſchied des Menſchen vom Thier anerkennt. Auch unterwirft Hume den Menſchen ganz der Nothwendigkeit, theils des Inſtinkts, theils der Gewohnheit.

[4] Wer das Gegentheil behauptet, iſt Materialiſt, vermengt Geiſt und Körper in Eins. Der Materialismus iſt nothwendig abſolut und kennt keine Abſtufung. Iſt Cabanis weniger Materialiſt, wenn er das Hirn zu einem Magen macht, der die Gedanken verdaut, als Helvetius, der die Gedanken vom Spiel der leiblichen Organe entſtehen läßt? — Wenn Dav. Hume fragt (in ſ. Verſuchen II. Nro. 7.): „Warum hat der Wille einen Einfluß auf die Zunge und die Finger, und nicht auf das Herz und die Leber?“ Antwort: Wegen dem Organismus des Leibes, vermöge dem gewiſſe Glieder zu Werkzeugen des Geiſtes, andere zu einer von ihm unabhängigen (unwillkürlichen) Bewegung beſtimmt ſind. Wenn der Wille auf Herz und Leber den Einfluß hätte, wie auf Zunge und Finger, ſo wär' das organiſche Leben des Leibes zu ſehr willkürlichen Einwirkungen ausgeſetzt, um ordnungsmäßig ſich erhalten zu können.

lich, nach einem räumlichen Sitz deſſelben zu forſchen [5]. Die Wechſelwirkung zwiſchen ihm und dem Leib mittelſt der Nerven iſt Thatſache, aber wegen dem weſentlichen Unterſchied von beiden unerklärbar. Nostra omnis vis in animo et corpore sita est; animi imperio, corporis servitio magis utimur. Alterum nobis cum dis, alterum cum belluis, commune est *(Sallustius)*. Kein Körper kann zugleich an zwei Orten ſein; der Geiſt aber kann auf Körper in verſchiedenen Orten und auf Geiſter in vielen Weltgegenden zugleich wirken. Obgleich des Menſchen Auffaſſung ſinnlicher Gegenſtände, wie bei den Thieren durch Sinnenempfindung mittelſt der Sinnenorgane geſchieht, ſo werden doch vom Menſchen allein die von ſeinem Geſichts-, Gehör-, Geruch- und Fühlſinn erfaßten Eindrücke durch den denkenden Geiſt, der ſie in ſein Bewußtſein aufnimmt, zu Erkenntniſſen erhoben, welche ihm (dem denkenden Geiſt) den Stoff zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen abgeben [6]. Der Geiſt wird in ſo ferne Seele genannt, als er in Verbindung mit dem Leib gedacht wird (den er beſeelt).

Mit der ſo weit gehenden, bis an's Nichts ſtreifenden Theilbarkeit der Materie ſteht die Vergänglichkeit aller Körper in Verbindung. Weder der Urgrund, noch das Grundweſen der Körperwelt kann darin liegen, was den Sinnen erſcheint. Denn dieſes beſteht aus Theilen, iſt aus Theilen zuſammengeſetzt; mithin theilbar und auflösbar. Nur der Geiſt iſt untheilbar Eins; nur das Geiſtige kann weſenhaften Beſtand anſprechen [7]). Nur der Geiſt kann Geiſtiges erzeugen; nur er kann es verſtehen [8]). Das Materielle, das Sinnliche am Menſchen iſt wie alles Materielle und Sinnliche an die Schranken von Raum und Zeit gebunden. Aber dem Geiſt ſetzen Raum und Zeit keine unüberſteiglichen Schranken. Die uns unbegreifliche Verbindung zwiſchen der Geiſterwelt und der materiellen Welt wird vermittelt durch die Idee vom Einen unendlich-vollkommenen Geiſt, ohne deſſen (uns freilich auch unerforſchlichen) Einfluß das Weltall nicht beſtehen könnte. Was das Körperliche und das Geiſtige in Verbindung hält, kann nur das Göttliche ſein, das über ihnen ſtehende und waltende Weſen, der Urquell aller Ordnung und Harmonie. Des Menſchen Geiſt iſt geſchaffen als ein, wenn gleich ſchwaches,

---

[5] Gleichwie Gott im Weltall, ſo iſt der freithätige Geiſt im Menſchen in der äußern Natur, mit dem Unterſchiede, daß die Wirkſamkeit der letztern endlich und beſchränkt, die von Gott unendlich und unbeſchränkt iſt.

[6] „Wenn gleich die äußern Gegenſtände unſer Erkenntnißvermögen zur Thätigkeit anregen, ſo liegt doch dieſes Vermögen über Wahres und Falſches zu urtheilen in unſerm Geiſte und bleibt in ihm auch dann, wenn nichts äußeres zum Vorſchein kommt.“ *Ed. Herbert* De veritate p. 68.

---

[7]) Den kleinſten Theil der Materie nennt man ein Atom. Das Zugleichſein mehrerer Atome am nämlichen Orte iſt eben ſo unmöglich, wie das Zugleichſein deſſelben Atoms an mehrern Orten. Beim Geiſt kann von allen dem keine Rede ſein. Er iſt, er bewegt ſich nicht im Raume.

[8]) Paulus 1. Kor. II. 11. — Zur Zeit Voltaire's wetteiferten die ſogenannten Philoſophen, wer am beſten alle Thätigkeiten des denkenden Geiſtes auf Wirkungen der Sinnenorgane zurückführen könne. Dieſes Beſtreben gaben ſie auch in ihrer Bearbeitung der Geſchichte, der Geſetzgebung, der Staatswirthſchaft kund. Ueberall ſtellten ſie als Zweck und Beweggrund das Materielle voran. Doch iſt es Keinem gelungen, darzuthun, daß das Denken eine Secretion des Gehirns ſei, wie die Galle die der Leber iſt. — Ganz unlogiſch iſt was Diderot (in ſ. Entretien avec la Maréchale de Broglie) ſagt: Qu'est-ce que Dieu? — un esprit. — Mais si un esprit fait la matière, pourquoi la matière ne ferait-elle pas un esprit? — Kein endlicher Geiſt kann Materie ſchaffen; er kann ſolche nur geſtalten. Aber der unendliche Geiſt darf nicht nach dem Maaß der endlichen beurtheilt werden. Was will hiegegen Voltaire mit ſeiner Behauptung: c'est faire injure à Dieu, c'est vouloir mettre des bornes à sa puissance, que de prétendre qu'il n'ait pu donner la pensée à la matière? (Lettre de 1753 au Pere. Thurnemine). Wohl nichts anderes, als den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Materie und Geiſt in Zweifel zu ſtellen.

Ebenbild des unendlich vollkommenen Geiſtes. Begreiflich iſt es auch, daß dieſer, als Urheber des Weltalls, ſeiner Schöpfung ein Bild, den Ausdruck ſeines Weſens aufprägen wollte, damit geiſtbegabte Weſen durch ihren Anblick, ihre Betrachtung ſich angeregt und angetrieben fühlen möchten, nach Annäherung zu ſeiner Vollkommenheit zu trachten.

2) An ſeinem Leibe nimmt der Menſch die nämlichen oder ähnliche Eigenſchaften wie an andern Körpern, die ihn umgeben, wahr. Auch ſind die Beiwörter, wodurch er Eigenſchaften des Geiſtes bezeichnet, der Sinnen- oder Körperwelt entnommen, weil nur ſolche ihm ein faßliches Bild darſtellen; wobei er ſich jedoch wohl bewußt iſt, daß dieſe Bezeichnung nur uneigentlich, nur ſinnbildlich zu verſtehen ſei. Der charakteriſtiſche Weſensunterſchied zwiſchen Geiſt und Körper offenbart ſich ihm aber darin, daß der erſtere frei, der andere der Nothwendigkeit, d. i. einer äußern Zwangsverkettung unterworfen iſt[9]. Nur in ſo fern befinden ſie ſich im Gegenſatz

---

[9] Freiheit gehört zum Weſen des Geiſtes, Nothwendigkeit zum Weſen der Materie. Das Weſen eines Dinges iſt nämlich das, ohne welches daſſelbe das nicht wäre, was es iſt. (Der Gebrauch des Worts Subſtanz hat viele Verwirrung in's Denken gebracht und nichts aufgehellt. Verſteht man darunter was den Dingen zum Grunde liegt, ſo iſt es ein uns unbekanntes Etwas, wovon wir keine Vorſtellung haben). — Holbach (in ſ. Système de la Nature) ſtellt, angeblich um dem Menſchen ſeine Freiheit von dem Joche der Willkür und Tyrannei zu ſichern, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Geiſt und Materie in Abrede, und behauptet, Alles im Weltall ſei dem Geſetz der Nothwendigkeit unterworfen und das Daſein des Weltalls habe keine andere Urſache als die aus dem Verhältniß ihrer Kräfte hervorgehende gegenſeitige Bewegung aller Weſen, die es in ſich begreift, nach jenem Geſetze der Nothwendigkeit. Da nach dieſer Vorſtellung dem menſchlichen Geiſt keine perſönliche Freiheit zukommen kann, mithin auch Sittlichkeit und das Geſetz der Sittlichkeit ein Unding iſt, ſo fallen auch alle Bürgſchaften für die äußere Freiheit vom Joch der Willkür und Tyrannei hinweg, indem nur die Achtung vor dem Sittengeſetz und vor Gott, (dem unendlichen Geiſt, Urheber des Weltalls, der das Sittengeſetz in das Herz des Menſchen geſchrieben hat) eine ſolche Bürgſchaft gewähren kann. Welcher Grund bliebe ſomit dem Menſchen, ſich

und gerathen oft in Widerſtreit, als der Geiſt frei, der Körper (die Materie) unfrei iſt. Ein abſoluter Gegenſatz beſteht zwar überhaupt und für ſich zwiſchen der materiellen und der geiſtigen Welt nicht; unſer Leibliches iſt ſo wenig an ſich böſe, als unſere Seele an ſich eben nothwendig gut iſt; unſer Leib und die ganze ihm verwandte materielle Natur hat den nämlichen Urheber wie unſer Geiſt, und ſoll unſerm Geiſt zu der Entwickelung, die ſeiner Beſtimmung gemäß iſt, dienen. Wir fühlen aber, daß wir frei ſind, (ſagt Cicero de Fato II.) [10]). Der Geiſt will, der Körper muß. Jefferſon's ſchöner Wahlſpruch: „von dem kommt die Freiheit, von dem der Geiſt kommt," bezeichnet ſehr gut die weſentliche Verwandtſchaft von Geiſt und Freiheit. Dieſe, die auf Erden einzig dem Menſchengeiſt zukommt, (nur im Menſchen können wir Freithätigkeit wahrnehmen) erſtreckt ſich auf ſeine Gedanken, auf ſeine Entſchlüſſe, auf ſeine ſittlichen Handlungen und auch auf die körperlichen, ſo ferne ſie vom Geiſte beſtimmt werden. Mit den bloßen Sinnen kann kein Menſch einen Gedanken hervorbringen [11]), und weder den Unterſchied zwiſchen Sittlich-

---

gegen Willkür und Tyrannei zu erheben, wenn dieſe eben ſo wie eine gerechte Regierung das bloße Erzeugniß der Nothwendigkeit wäre? Der Menſch gliche ganz einem Schiff im Ocean, das ohne Geſtirn und Compaß und ohne Hafen allen Winden preisgegeben wäre. — Anſichten, wie die von Holbach, können die Thatſache des Zuſammenſeins von Geiſt und Körper nicht erklären, ſondern nur verwirren und machen den Menſchen zum troſtloſeſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

[10]) Der Gegenſatz hat nicht zwiſchen Geiſt und Körper, ſondern zwiſchen Freiheit und Unfreiheit ſtatt. „Der Geiſt iſt die zum Selbſtbewußtſein erwachte Seele; in ihm wird der Menſch frei von der materiellen Natur; durch ihn gelangt er zum Denken ſeiner ſelbſt und Deſſen, von dem alles Leben und Seyn ausgefloſſen iſt. In dem Geiſte iſt die Sprache die Freiheit des Willens und die Idee des Unendlichen begründet." H. Gräfe Allg. Pädagogik 1845. I. 8.

[11]) Nach Spinoza wäre die Seele nichts als der ſich denkende Körper, und der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele. Als Grund dafür gibt er an: daß wir blos den-

gut und Sittlichböſe erfaſſen, noch ſeinen Willen darnach beſtimmen. Geiſtige Mächte können nur durch geiſtige Mittel gewonnen oder überwunden werden; der Geiſt kann vermöge ſeiner freien Selbſtthätigkeit durch keine Kraft und Kraftäußerung der Materie weſentlich verändert werden. Gemäß dieſer ſeiner Natur iſt er unvergänglich, der Zerſtörung unzugänglich. Auf ſeiner Freithätigkeit beruht auch die Unzerſtörbarkeit des menſchlichen Geiſtes; was ihn mit dem Sinnlichen verbindet, verfällt dem Tod, nur nicht er ſelbſt. Die Leibesorgane ſind aber offenbar wegen des Geiſtes, für deſſen Gebrauch gebildet, nicht umgekehrt[12]. Was vermöchten und wozu wären dieſe

---

ken, was im Körper vor ſich geht und wähnen, der Geiſt wirke auf den Körper, weil wir nicht wiſſen, wie viel der Körper für ſich nach den Geſetzen der Natur ausrichten kann. (Dies ſcheint der Sinn in ſeiner **Ethica P. II. pr. 13.** zu ſein.) Dieſe Angaben ermangeln aber alles Beweiſes und ruhen auf der gleichfalls willkürlichen Vorausſetzung, daß Körper und Geiſt nur Eine Subſtanz ſeien, während uns doch das Selbſtbewußtſein das Gegentheil ſagt. Wie der Körper ſich denken könne, iſt ſchlechterdings nicht einzuſehen. Könnte er ſich denken, ſo wäre allerdings der Geiſt ganz überflüſſig und er wäre gar nicht vorhanden. Wer vermag aber nach phyſiſchen Geſetzen die Thatſache zu erklären, daß ein Bild, das an einem äußern Gegenſtand ſich in unſere Sinnen (Auge, Gehör, Gefühlsſinn) abgedrückt hat, in unſerm Bewußtſein zur Vorſtellung wird und ſich ihm klar und deutlich wieder darſtellt, wann der Gegenſtand ſelbſt nicht mehr vor unſern Sinnen ſich befindet? Offenbar zeugt dieſe Thatſache für eine dem Geiſt ſelbſtändig inwohnende Kraft. — Schwerlich wird ein Phyſiolog ſich zu beweiſen getrauen, daß das Gehirn ein Filtrum ſei, in welchem die demſelben mit dem Blut zugeführten Beſtandtheile als pſychiſche Thätigkeit abfiltrirt oder in Gedanken metamorphoſirt werden. (R. Wagner). — Spinoza's Gedanken-Theorie, welche am Schluß des **XVIII.** Jahrhunderts ſo viele Bewunderung erhielt, iſt doch nur eine Kette von Widerſprüchen, weil ſie nicht von gewiſſen Thatſachen ausgeht. Unmöglich konnte ſie daher der vom Verfaſſer ausgeſprochenen Abſicht entſprechen, Religion und Philoſophie im Einklang zu bringen. Spinoza legt Gott nebſt unendlichem Denken ganz willkürlich auch unendliche Ausdehnung bei. (**Ethica II. p. 1. schol.**) Dadurch vermengt er in Gott Sinnliches mit dem Geiſtigen. Allein dem Sinnlichen kann Unendlichkeit unmöglich zukommen, ſondern nur dem Geiſtigen.

[12] Dieſe Thatſache iſt aber keineswegs ein Grund, der Hypotheſe von Leibniz beizutreten: daß die Seele den Leib nach ihren Zwecken organiſire. Dieſe Hypotheſe ſetzt in der Seele des Kindes eine Bildungskraft voraus, welche ſeiner nur allmählich ſich entwickelnden

Organe ohne den Geiſt [13]? Nur dieſer, nur was dieſer beſitzt, was er ſich ſelbſtthätig erwirbt und erringt, iſt wahrhaft ſein Eigenthum. — Eines Jeden phyſiſche Anlagen, ſein Temperament, kurz Alles, was man ſeine Natur nennt, und der Einfluß, den darauf die ſinnliche Auſſenwelt, z. B. die Atmoſphäre, ausübt, kann ſein Geiſt allerdings nur in gewiſſem Maaß beherrſchen. Davon gilt der Spruch des Horaz: „Treibe mit der Gabel du aus die Natur, ſie kehret doch immer!“ Erziehung und Willenskraft vermögen indeſſen Manches an des Einzelnen phyſiſcher Natur ſo auszubilden und zu leiten, daß es den höhern Forderungen des Geiſtes diene. Doch hat des Menſchen Geiſt immerfort mit den Schwächen und Unarten ſeiner phyſiſchen Natur zu kämpfen. Auch das Vermögen der Heilkunſt, obwohl ſehr ſchätzbar, hat doch enge Grenzen. Von den guten und böſen Gewohnheiten heißt es mit Grund: daß ſie zur andern Natur werden. Vor den böſen kann ſich aber der Menſch behüten, und die guten kann er ſich aneignen. — Den großen Einfluß des Geiſtes auch auf die körperlichen Handlungen des Menſchen zeigt ſich recht auffallend in der Ausübung gewiſſer Künſte, beſonders der muſikaliſchen und der Sprach- und Schreibekunſt. Der Menſchen-

---

Seele nicht wohl zukommen kann. Nur dies wiſſen wir, daß die Entwickelung der Kräfte des Geiſtes und des Leibes in der Regel gleichzeitig, obgleich nach beſondern Geſetzen, vor ſich gehe, und daß der Geiſt, gehörig entwickelt, die Macht hat, den Leib für ſeine Zwecke tüchtig und geſchickt zu machen. Schon die verhältnißmäßig weit größere Maſſe des Gehirns und deſſen weit feinere Organiſation beim Menſchen als bei den Thieren zeigen, daß der phyſiſche Körperbau des Menſchen ganz vorzüglich zum Behuf ſeines Geiſtes angelegt ſei. Der Kopf des Kindes nimmt in der früheſten Periode ſeiner Geſtaltung im Mutterleib ſo ziemlich die Hälfte des geſammten Körpers ein. Carus Symbolik der menſchlichen Geſtalt. 1853. S. 90.

[13] Dem Geiſt iſt die Herrſchaft über die Materie, über das Sinnliche angewieſen; aber er kann die Herrſchaft über die Materie nicht ausüben, wenn er ſich der Materie hingibt, wenn er die Sinnlichkeit nicht im Zaum hält.

geiſt kann ſeine Freiheit in jeder dieſer Beziehungen durch zweckmäßigen Gebrauch (Uebung) ungemein verſtärken und ſteigern, aber auch durch Mißbrauch oder Vernachläßigung vermindern bis zur Verthierung. Vermöge ſeiner Freiheit kann der Menſch mit Ausſchluß jeder Nöthigung von innen und außen ſein Wollen ſelbſt beſtimmen; er kann ſein Handeln nach den Ausſprüchen ſeiner vernünftigen Intelligenz und ſeines Gewiſſens einrichten oder das Gegentheil thun; er kann ſich nach ſeiner Ueberzeugung oder gegen ſie entſcheiden; er kann der von ihm erkannten Wahrheit treu bleiben oder ihr untreu werden; er kann ſeinem Gewiſſen in Bezug auf das Gute oder Böſe Folge leiſten oder ſie verweigern. Allerdings iſt die Verbindung eines freithätigen Geiſtes mit dem unfreien Leibe nur dadurch denkbar, daß ein unendlich vollkommenes Weſen, daß Gott ſie gewollt hat. Durch den freithätigen Geiſt iſt der Menſch Gott ſelbſt verwandt, indem ſein Geiſt freithätig dem Wahren und Guten nachzuſtreben und zu folgen vermag, wovon der unendliche Geiſt die Fülle in ſich befaßt und vollkommen frei entfaltet[14]). Sowohl die Intelligenz als der Wille des Menſchen kann ſeine geiſtige Unabhängigkeit vor jeder Nöthigung behaupten[15]). Der Wille iſt gleichſam eine Waage, aber eine ſolche, welche ſich ſelber die Bewegung gibt, indem er entweder den Forderungen der Vernunft und des Gewiſſens oder den Sinnentrieben das Uebergewicht beilegt [16]. Keiner der Gegenſtände, Ereigniſſe und Umſtände, die auf den freithätigen Willen des Menſchen Einfluß haben können, hebt die Freithätigkeit ſeines Willens auf und begründet den Zwang der Nothwendigkeit, daß er Böſes in ſeinen Willen aufnehme und verübe. Was der Menſch dem Zuſammenhang der Dinge, der Weltordnung ſchuldig iſt, kann nie eine Handlung gegen ſein Gewiſſen fordern. Seines Willens ſittliche Freiheit bezeugt Jedem, der Gut und Bös zu unterſcheiden weiß, ſein Gewiſſen [17]. Vermöge des Gewiſſens iſt er ſich in Hinſicht ſeiner Entſchließungen für das Gute oder Böſe der Verantwortlichkeit bewußt, und auch der Obliegenheit, das werthvolle Gut der geiſtig-ſittlichen Freiheit ſich anzueignen, auszubilden und zu bewahren. — Denn, obgleich von Gott (als Mittheilung von ſeinem eigenen Weſen) jedem Menſchen verliehen, kann doch dieſes Gut auch von Jedem durch Verwahrloſung oder übeln Gebrauch verſcherzt werden. Selbſtbeherrſchung iſt die unerläßliche Bedingung für die Behauptung der Freiheit. Dieſe iſt dem Menſchen verliehen, damit er ſich ſelbſt beherrſche. Des Menſchen Wille wird zwar durch Gedanken, durch Vorſtellungen beſtimmt; aber bevor er ſich entſchließt, hat er die Wahl, ſich durch dieſe oder jene beſtimmen zu laſſen. Kein Menſch glaube, daß er nicht *könne*, was er *ſoll*! Auf dem Laſterhaften freilich, der ſich gewöhnt hat, ſeinen Willen durch die Vorſtellung der Reize des Böſen beſtimmen zu laſſen, laſtet das Joch einer Nöthigung, die ſich verſtärkt, je länger er in jener Gewohnheit verharrt. Aber dieſes Joch hat er ſich ſelbſt freiwillig aufgelegt, und es laſtet auf ihm, ſo lang er es nicht durch einen freithätigen Entſchluß wieder abſchüttelt, wozu es gewöhnlich auch dem Sklaven des Böſen an Antrieben, ſchon wegen der ſchlimmen Früchte dieſer Sklaverei nicht fehlt. Es kann aber auch der Menſch dermaßen Sklave ſeiner Sinnentriebe werden, daß er den Unterſchied von Geiſt und Körper gar nicht mehr wahrnimmt, und er ihn ganz aus dem Bewußtſein verliert. Die ſittliche Unfreiheit ſeines Willens, die der Menſch durch ſchlimmen Gebrauch ſeiner Freithätigkeit bewirkt, hat oft auch eine intellektuelle Unfreiheit zur Folge. Die freie Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes geſchieht wie die des Leibes mit *Stetigkeit* d. i. in gewiſſer Aufeinanderfolge. Auch hat der Geiſt eben ſo wenig ſelbſt ſeine Geſetze ſich gegeben, als die Materie. Die ihnen eingeſenkten Geſetze kann weder der Geiſt noch die Materie abändern. Der Geiſt kann nur dieſe Geſetze durch Beobachtung ſich ſelber und der Natur ablauſchen, ohne daß er ſich deshalb zum Geſetzgeber aufwerfe[18]. Aber in Einem Stück ſind Geiſt und Materie weſentlich verſchieden. Das oberſte Geſetz des Geiſtes beſteht darin: *daß er ſeine Bewegun-*

---

[14]) Le libre arbitre de l'homme est le chef d'œuvre de la création, et s'il est permis de parler ainsi, le plus prodigieux des prodiges divins. — Il associe l'homme à la divinité dans la gestion et dans le gouvernement des choses humaines. — Il lui donne la faculté de changer l'ordre en désordre, pendant que Dieu a le pouvoir de convertir le désordre en ordre. *Donoso Cortes* Essai sur le catholicisme. p. 106. 183. 184.

[15]) Die Aufmerkſamkeit, und jeder Gebrauch des Verſtandes iſt ein freier Willensact; aber eben ſo die Gleichgültigkeit, der Eigenſinn, die Launen; eben ſo die Lüge, die das Gegentheil von dem ausſagt, wovon wir überzeugt ſind. Iſt es nicht ein auffallender Widerſpruch gewiſſer Philoſophen, die größte Freithätigkeit des menſchlichen Denkvermögens zu behaupten, während ſie dem menſchlichen Willen die Freithätigkeit abſprechen?

---

[16] Ariſtoteles (Nicomach. III. c. 5.): „Haben wir das Vermögen etwas, weil es gut iſt, zu thun, ſo ſteht es auch bei uns, etwas, weil es böſe und ſchändlich iſt, zu unterlaſſen. Es kommt mithin blos auf uns an, ob wir gut oder böſe, tugendhaft oder laſterhaft ſein wollen."

[17] Wir ſetzen alle im Leben die Willensfreiheit als eine ausgemachte Thatſache voraus. N'est-il pas certain que ce bizarre philosophe, qui ose nier le libre arbitre dans l'école, le supposera *comme indubitable* dans sa maison? *Fénélon* Oeuvres I. 353.

---

[18] „Les Anciens — savoient que la Nature opère par des mojens inconnus la plus grande partie de *ses* effets; ils étaient bien persuadés que nous ne pouvons pas faire l'énumération de ces mojens et de ces ressources de la nature, qu'il est par conséquent impossible à l'esprit humain de vouloir la *limiter*, en la réduisant à un certain nombre de principes d'action et de mojens d'opération.“ *Buffon* Hist. nat. T. II.

gen freithätig beſtimme. Als denkend urtheilt er ohne äußere Nöthigung über Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit oder das Gegentheil. Wenn er die Nothwendigkeit ſo und nicht anders zu urtheilen anerkennt, ſo bedingt er dieſe Nothwendigkeit daran, daß er ſonſt ſich ſelbſt widerſprechen müßte. Und ſo verfährt auch der wollende Geiſt. Er beſtimmt ſich nach freier Wahl. Darin beſteht ſeine höchſte Selbſtthätigkeit, vermöge welcher er unter Zwecken wählen und ſich für die von der Vernunft und dem Gewiſſen gebilligten entſcheiden kann, ohne durch irgend etwas zum Gegentheil genöthigt zu werden[19].

---

[19] Der Menſch thut zwar Vieles, was er nicht will, und will Vieles, was er nicht thut. Dies beweiſt aber gar nichts gegen ſeine Willensfreiheit; es beweiſt nur die Schwachheiten ſeines Willens. — Seine Geneigtheit ſich nicht nur durch die Triebe der Sinnlichkeit, ſondern auch durch eine Menge Täuſchungen (Illuſionen) hinreißen zu laſſen, erſchwert ihm die Behauptung ſeiner Willensfreiheit, hebt ſie aber nicht auf. Unſere verkehrten Neigungen und Gelüſte möchten uns einreden und weiß machen: der Wille könne über das nicht hinaus, was angeborene Anlagen und die Lage der Umſtände beſtimmten. In unbefangenen Augenblicken müſſen wir uns jedoch geſtehen, daß es nur von uns abhänge, uns darüber zu erheben, unſere Ketten zu brechen, und blos der Stimme unſeres Gewiſſens zu folgen. Auf der andern Seite dürfen wir unſerer Willenskraft nicht zu viel zutrauen, und ſie nicht leichtſinnig in Verſuchung führen oder führen laſſen. Ihr öfteres Erliegen könnte ſelbſt unſere Zuverſicht ſchwächen, daß wir uns frei zu beſtimmen vermögen. Auch taugt es nicht, wo es auf's Gutbandeln ankömmt, über das Können viel zu grübeln. Es thut hier vor Allem friſche Entſchloſſenheit Noth. Iſt die Frage: was der Klugheit am angemeſſenſten ſei? da müſſen vorzüglich alle Umſtände und mögliche Folgen erörtert und in Anſchlag gebracht werden. Aber wo die Frage iſt vom Gut oder Schlecht, gerecht oder ungerecht, edel oder unedel Handeln, da muß allein das Gewiſſen den Ausſpruch thun, und dem, der dieſem zu folgen Anſtand nimmt, kann ſeine Berufung auf den Drang der Umſtände nicht zur Entſchuldigung dienen. Er mag hier einen Zwang vorſpiegeln, aber ſeine innere Ueberzeugung widerſpricht dem. Gottes unendlicher Wille hindert die Freithätigkeit des menſchlichen Willens keineswegs. Es iſt kein Grund, warum Gott nicht Weſen nach ſeinem Ebenbild mit freithätigem Willen in's Daſeyn hätte rufen können. Der Menſch ſoll aber ſeine Freithätigkeit, wie alles Gute, was ihm zu Theil geworden und als Gottes Gabe betrachten und nach deſſen heiligen Willen gebrauchen. Damit er dies wirklich thue, bedarf er des ſteten Aufblicks zu Gott, der Keinem, der ihm auf-

Obgleich äußerer Zwang den Menſchen an der leiblichen Ausführung ſeines Willens verhindern kann, ſo kann doch ſein Wille ſelbſt jedem Zwang widerſtehen. — Die Beobachtung und Erforſchung der äußern Natur belehrt uns hingegen von der Nothwendigkeit ihrer Kraftäußerung oder Thätigkeit nach dem Zwang gewiſſer Geſetze[20]. Und doch hat die äußere Natur für uns, im Großen betrachtet, den Anſchein völliger Freiheit, und ihr Anblick weckt und belebt in unſerer Bruſt Freiheitsſinn und Freiheitsgefühl[21]. Die Geſetze aber, nach

---

richtig vertraut und in dieſem Vertrauen ihm ähnlich zu werden ſtrebt, das verſagt, weſſen er dafür benöthigt iſt. — Ganz frei (res sibi, non se rebus subdens) wird der Menſch erſt dann, wenn er es dahin gebracht, ſeinen Willen völlig mit dem Willen Gottes zu vereinigen und Alles zu wollen, was Gott will, aber nichts Anderes. Umſtändlicher habe ich die Fragen in Betreff der Freiheit des Menſchen in meinen Betrachtungen über die wichtigſten Gegenſtände im Bildungsgange der Menſchheit. Aarau 1835. Nr. XI. erörtert.

[20] Freiheit und Nothwendigkeit ſind Gegenſätze, nicht ſo Nothwendigkeit und Zufälligkeit. Die letztere und Freiheit ſind jedoch weſentlich verſchieden. Zufällig nennen wir, was geſchieht, ohne daß wir von ihm eine Urſache oder einen Beweggrund vorher geſehen hätten, frei, was ohne irgend einen Zwang geſchieht. — Schlechthin-unbedingt Nothwendiges, das ohne Widerſpruch nicht anders ſein könnte, gibt es in der Welt nichts, außer dem ſittlichen Geſetz (durch das Gewiſſen uns Allen verkündigt). Anderes kann nur unter gewiſſen Vorausſetzungen oder Bedingungen in Beziehung auf den Zuſammenhang der Dinge im Ganzen als nothwendig bezeichnet werden. Außer von jenem ſittlichen Geſetz können wir von keinem Ding nachweiſen, daß es urſprünglich nicht auch anders hätte angeordnet und beſtimmt werden können. Dem urſprünglichen Begründer und Anordner des Alls läßt ſich Freiheit der Wahl um ſo weniger abſprechen, als ſelbſt dem Geiſt (der Intelligenz und dem Willen) des einzelnen Menſchen eine ſolche Freiheit da inwohnt, wo er eine Reihe von Gedanken anfänglich beſtimmt. Der Menſch hat ſich allerdings in viele Dinge und Verhältniſſe zu fügen, deren Daſein er nicht aufzuheben vermöchte. Aber „ſein ſich fügen“ kann doch auch ein freier Akt ſeines Willens ſein.

[21] Das Verweilen in einer wahrhaft großartigen Gebirgswelt, die in die überirdiſchen Regionen empordringt, und in welcher ſich die Zuſtände der die niedrigen Gegenden der Erde bildenden Elementarkräfte in voller und ſteter Thätigkeit bewegen, erhebt unwiderſtehlich die Seele des Wanderers; ſie fühlt ſich dem Urgeiſt, dem Schöpfer, dem Allwaltenden näher; ihre Gedanken und Gefühle gewinnen eine ungemeine Weite und ei-

denen ſie ſich mit Nothwendigkeit bewegt, kann der Menſchengeiſt ihr mit um ſo größerer Gewißheit ablauſchen, je genauer er ihre Erſcheinungen beobachtet, je aufmerkſamer er ſie vergleicht, und je mehr Uebereinſtimmung ſich ihm in der Beobachtung derſelben darſtellt.

In des Menſchen **Doppelnatur** zeigt ſich der Unterſchied und das Verhältniß zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit. **Bewahrung ſeiner geiſtigen Freiheit** und **Erforſchung der Geſetze des Geiſtes und der äußern Natur** ſind zwei wichtige Aufgaben für Jeden, der dem Wahren und Guten nachſtrebt. Die Natur außer uns und der Geiſt in uns ſind zwei Bücher, mit deren Studium wir nie zu Ende kommen. Das **Beſtändige** liegt in den Geſetzen, denen jedes Ding unterworfen iſt, das **Veränderliche** in den einzelnen Dingen und ihren Verhältniſſen zu einander. Wer vor den Naturgeſetzen die Sinne und den Geiſt verſchließt, geht durch ſie unter oder muß doch vor ihrer Gewalt ſich beugen. Natura (ſagt **Baco von Verulam**) non nisi parendo vincitur. Die Geſetze der phyſiſchen (organiſchen und nichtorganiſchen) Natur haben eben ſo wohl als die Geſetze der geiſtigen und ſittlichen Welt Gott zum Urheber[22]. Des Menſchen Geiſt iſt von Ihm mit dem Vermögen zur Erkenntniß aller dieſer Geſetze begabt, und indem er ſich mit ihnen bekannt macht,

---

nen ungemeinen Aufſchwung; ſie vergißt da alle die Erbärmlichkeiten, Sorgen, Kümmerniſſe, die ſie unten zurückließ und freut ſich des Lebens.

[22] Da die Natur und eben ſo die Geiſterwelt Geſetzen unterworfen ſind, welche ſie nicht ſich ſelbſt geben konnten, die aber offenbar Erhaltung, Ordnung, Eintracht und Zuſammenſtimmung bezielen, ſo kann der Urſprung des großen Alls, das aus der materiellen und geiſtigen Welt beſteht, nur einem höchſt weiſen und guten geiſtigen Weſen zugeſchrieben werden. Gott iſt es, der der Natur das Geſetz der Nothwendigkeit, dem Geiſt das Geſetz der Freiheit gegeben hat.

erwirbt er die Kenntniß von dem Willen Gottes, mithin auch von der Art, wie er ſich dieſem Willen gemäß, ſowohl gegenüber der äußern Natur als in Beziehung auf ſeine Verpflichtungen zu benehmen habe, um die Beſtimmung ſeines Lebens zu erreichen. Die Kenntniß ſowohl der Geſetze der Natur als die der Geſetze unſeres vernünftigen, freithätigen Geiſtes ſoll uns zu Gott erheben und zu ſeiner Verehrung antreiben, welche weſentlich in der Beachtung ſeines Willens beſteht. Die Kenntniß der Naturgeſetze führt uns zur Anerkennung, daß nur ein höchſt weiſes und mächtiges Weſen, die Kenntniß der Geſetze des freithätigen Geiſtes, daß nur ein höchſt gutes, ſittlich vollkommenes Weſen der Urheber der Welt ſein könne. Nur dadurch kann der Menſch einen geſunden Geiſt in einem geſunden Leib erlangen und erhalten, daß er ſtets den Geſetzen folgt, denen der eine und der andere unterworfen iſt. Abändern kann er dieſe Geſetze nicht. Aber ihnen gemäß vermag er wie auf die Ausbildung ſeines Geiſtes, ſo auf die äußere Natur vielfach zu ſeinem Vortheil einzuwirken[23]. Weil auch die materielle Welt (die äußere Natur) nach Geſetzen verfährt, welche nur der Geiſt erkennt, ſo iſt ſie auch für den Einfluß unſeres Geiſtes empfänglich. Durch ſeine Bearbeitung der Materie kann der geiſtbegabte Menſch ihren Werth für ſeinen Gebrauch ungemein erhöhen, ihre Fruchtbarkeit vermehren und veredeln und ihre ſchädlichen Wirkungen vermindern. In vorzüglichem Grade zeigt ſich des Menſchen Herrſchaft über die

---

[23] Strabo nennt den Menſchen ein Land- und Luftthier, das vielen Lichtes bedürftig iſt (L. XVII. p. 810). Damit iſt aber nur der Thiermenſch bezeichnet. Allein Gott hat den Menſchen auch mit der Kraft und Fähigkeit begabt, mittelſt ſeines Geiſtes die blos materiellen Weſen zu beherrſchen. Dieſe ſind ihm zu dienen beſtimmt. Moſ. I. K. 1. V. 26—29. Pſ. VIII. 7—9.

Materie in der größern Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit, welche die Thätigkeit des Geiſtes dem Leib und ſeinen Gliedern verſchaffen kann. Als freies Weſen wird der Menſch gewiſſermaßen ſich ſelbſt zum Geſetz, indem er das Geſetz ſeiner Intelligenz und ſeines Gewiſſens in ſeinen Willen aufnimmt [26]). Die Erkenntniß der Freiheit unſeres Geiſtes iſt es, was uns endlichen Weſen den Blick in das Unendliche erſchließt. In der Erkenntniß der Natur aber, ihrer Kräfte und deren Wirkungen ſteht dem Geiſt ein beſtändiger Fortſchritt offen. Deswegen konnte hierin, was Jahrtauſende lang vom Geiſt für wahr gehalten worden (z. B. die Bewegung der Sonne um die Erde, die platte Geſtalt der Letztern u. dgl.) als unwahr entdeckt werden. Jedes entdeckte Naturgeſetz aber läßt vermuthen, daß es noch ein höheres gebe, das von unſerm Geiſte noch nicht erkannt iſt.

3) Die ganze äußere Natur iſt ein einziger großer Organismus, und auch die Geiſterwelt iſt ein zuſammenhängendes Ganzes. Die allgemeinen Naturgeſetze bilden die Einheit der materiellen Welt, die allgemeinen Geſetze der geiſtigen Wirkſamkeit die Einheit der Geiſterwelt. Zwiſchen den Gedanken, den Begriffen und Ideen des Geiſtes beſteht ein Zuſammenhang, wie zwiſchen der Kraftäußerung der Körper; wie hier durch Anziehung und Abſtoßung,

---

[26]) Die Läugner des weſentlichen Unterſchieds zwiſchen Geiſt und Materie haben ſich mit Erſinnung von Hypotheſen wie die Menſchengattung aus andern Thiergattungen urſprünglich habe durch ſtufenweiſe Steigerung der Potenzen entſtehen können. Dieſe Hypotheſen werden aber durch keine Erfahrung von Thatſachen oder Analogieen unterſtützt, haben vielmehr alle gegen ſich. Es ſind eitle Hirngeſpinnſte. — Von allen Thierleibern haben am meiſten Aehnlichkeit mit dem des Menſchen äußerlich die Affen und innerlich die Schweine; gerade die verächtlichſten, die ein Zerrbild vom Menſchen darſtellen.

ſo dort durch das Streben des Geiſtes nach Einheit in Allem, was ihn berührt. — Die Materie in der ganzen von unſern Sinnen zu erfaſſenden Natur iſt die nämliche; nur ihre Geſtaltung nach der Art und dem Maaß ihrer Entwickelung iſt verſchieden. Bei Pflanzen und Thieren entwickelt ſich vermög' eines ihnen inwohnenden Bildungstriebes jedes Glied zu der ihrem Organismus entſprechenden Geſtalt, und zugleich bringt der nämliche Bildungstrieb die Zuſammenſtimmung aller Glieder hervor; worauf der Organismus des Ganzen beruht [25]). In der Natur, ſagt Ariſtoteles (Histor. animæ IX. c. 1.) iſt nichts zuſammenhanglos. In ihr hat jedes Ding einen Grund und Zweck und in dieſem Grund und Zweck der Dinge muß ihr Zuſammenhang aufgeſucht werden. In der Verkettung der endlichen Dinge iſt jede Urſache auch Wirkung, und jede Wirkung auch Urſache. Auch das Grundweſen aller Geiſter iſt Eins [26]). Aber in ihrem Kraftmaaß, ihrer Entwickelung und Ausbildung, welche Verſchiedenheit! Die Menſchheit und ihre Geſchichte bildet für uns ein großes zuſammenhängendes geiſtiges Ganzes, von deſſen Anfängen wir freilich Wenig und deſſen Ausgang wir noch nicht kennen. Der Zuſammenhang zwiſchen den ſelbſtändigen Geiſtern iſt ein anderer als der zwiſchen den Beſtandtheilen der Materie, weil jener durch Freithätigkeit, dieſer durch Nothwendigkeit beſtimmt wird. Von dem Einfluß der Geiſterwelt auf die materielle Welt und von ihrer Wechſelwirkung beſchränkt ſich die Kenntniß des Menſchen auf dasjenige, was er durch Erfahrung von dem Verhältniß zwiſchen ſeinem Geiſt und der Körperwelt, insbeſondere dem eigenen Leib kennen lernt. Uebrigens iſt die äußere Natur von dem Schöpfer vor uns wie eine Schrift von ſeiner Hand aufgeſchlagen, in welcher unſer Geiſt deſſen Vollkommenheit — Macht, Weisheit und Güte erforſchen kann und ſoll. — Die Wechſelwirkung der materiellen und geiſtigen Welt iſt überall wahrnehmbar, aber eben ſo die verſchiedene Wirkungsart von beiden. Doch gibt es Geſetze, die beiden *gemeinſam* ſind. Dieſe wollen wir jetzt näher ins Auge faſſen:

---

[25]) Das Wachsthum der Pflanzen und Thiere beſteht in einer zu einem gewiſſen Maaß fortſchreitenden Zellenbildung. — Das organiſche Leben thut ſich durch Selbſtbewegung, Selbſtempfindung und Selbſterhaltung kund, wozu ihm allerdings Licht, Wärme und Luft anregend behülflich ſind.

[26]) So wie alle Theile eines einzelnen Thierleibs oder einer Pflanze nur Einen Organismus ausmachen, ſo bilden auch die einzelnen Kräfte und Fähigkeiten des Geiſtes einen ſolchen und eben ſo die Kräfte der ganzen materiellen und geiſtigen Welt.

a) Darin kommen Geiſt und Materie überein, daß ſie nicht ohne *Bewegung* beſtehen können, weil ohne ſie keine Entwickelung, kein Werden, keine Erhaltung, kein Leben möglich wäre [27]. Nur werden die Bewegungen in der Geiſtigen- und in der Körper-Welt verſchieden beſtimmt. In allen Körpern gewahren wir eine unaufhörliche Veränderlichkeit. Der Geiſt hingegen, obſchon auch er ſtets bewegt iſt, verändert ſich doch nicht immer. Die Kraft ſeines Willens kann ſeiner Veränderlichkeit Schranken ſetzen, und ſie von ſich abhängig machen. Durch ihre ſtete Bewegung wird der Zuſammenhang aller (geiſtigen und materiellen) Dinge oder Weſen im Großen und Kleinen vermittelt und unterhalten[28]. — Jede (geiſtige oder materielle) Kraft hat zwei entgegengeſetzte Pole, der Anziehung und der Abſtoßung: wie die Schwerkraft alle Körper verbindet, ſo die Freithätigkeit alle Geiſter. Das Licht (das feinſte Element) iſt ein vermittelndes Band zwiſchen der körperlichen Natur und der geiſtigen[29]. Was der Schall für das Ohr, die Wärme für das Gemeingefühl iſt, das iſt das Licht für das Auge. Wahrſcheinlich werden alle drei (Licht, Schall und Wärme) auf ähnliche Art durch wellenartige Bewegung in Aether und Luft (und auch andere Subſtanzen) erregt und fortgepflanzt[30]. In der mannigfachen

---

[27] „Was iſt es, das das ganze große All zu einer Welt macht? Schwerlich darf Jemand Anderes antworten, als: die *ununterbrochene Kette von Bewegungen und Wirkungen*. Ohne ſie müßte Alles in eine unförmige Maſſe zuſammenfallen." (*Oerſted* Der Geiſt in der Natur IV. 103.) „Die Sonne ſelbſt hat wieder ihre von uns noch nicht bemeſſene Bahn, und macht eine ungeheure Wanderung, auf welcher unſere Erde mit allen Geſchwiſterplaneten ihr folgen muß; und der Mittelpunkt, um welchen die Sonne ihre Bahn beſchreibt, — können wir mit größter Sicherheit abermals als bewegt annehmen; kurz alle Weltkugeln bewegen ſich unaufhörlich und keine hat einen ſtetigen Ort." (*Oerſted* Der Geiſt der Natur I. S. 10.) „Während des Zuſtandes, welchen wir Ruhe nennen, empfängt jeder Körper ſeinen verhältnißmäßigen Antheil, wie klein er auch ſein mag, von allen den Einwirkungen, welche die Erde in Bewegung ſetzen und ſie in ihrer Bahn halten. Er nimmt ſo gewiſſermaßen ſelbſtändig Theil an der ganzen Geſammtheit von Wirkungen, welche die Welt in der Bewegung hält, die zugleich das vollkommenſte Gleichgewicht iſt." *Oerſted* I. S. 13. — Kein Körper, ſelbſt die Fixſterne nicht, beharrt unbeweglich auf derſelben Stelle im Raume, wenn gleich er ſtill zu ſtehen ſcheint. — *Ruhe* iſt in der Natur nur Gebundenheit, oder Beſchränkung der Bewegung. Die Gebundenheit oder Beſchränkung geſchieht durch die Wechſelwirkung der Körper aufeinander.

---

[28] „A quelque point de son évolution que l'on considère l'Univers, il ne contient dans sa variété aucun être isolé, subsistant de soi, qui, de proche en proche ne suppose pas les autres, qui ne tienne étroitement à la trame où tous s'enchaînent, et qu'on puisse concevoir existant hors d'elle. *Lamennais* Esquisse d'une Philosophie IV. L. 7. ch. 2. p. 44.

[29] Zu Sais in Egypten war ein Feſt dem Licht gewidmet. Wer der Feier nicht beiwohnen konnte, war doch verpflichtet, vor den Fenſtern ſeiner Wohnung Lampen anzuzünden. Herodot B. II. c. 62. Sie betrachteten das Licht als das Element des Lebens. Wie wohlthuend iſt das Licht für das Gedeihen von Pflanzen und Thieren, und beſonders des menſchlichen Körpers! Wo Licht in finſtern Raum einfällt, wenden die Pflanzen ſich begierig der Stelle zu, von wo es kommt.

[30] Zwiſchen der Fortpflanzung des Lichts und der des Schalles iſt ein großer Unterſchied. Nur darin gleichen ſie ſich, daß der Schall wie das Licht in der Entfernung abnimmt. Allein der Schall wird durch den Druck der Luft hervorgebracht, die ohne Vergleich dichter iſt, als das Licht, ſo wie auch die Faſſungskraft des Auges weit ſchärfer iſt, als die des Gehörſinns. Im Aether gibt es keinen Schall, wohl aber Licht. Licht und

Bildung der Lichtſtrahlen, der Farben und der Wärme, ſowie der Töne und der Gerüche, denen allen der Aether oder die Luft zum Leiter dient, finden ſich Analogieen, die noch nicht mit völliger Gewißheit ergründet ſind. Sie ſtehen aber in genauem Verhältniß zu unſerm Geſichts-, Gehörs-, Geruchs- und Fühlſinn. — In der äußern Natur ſind der mechaniſche, chemiſche und organiſche Bewegungsgang wohl zu unterſcheiden. Jeder unterliegt wieder nebſt den allgemeinen Geſetzen ſeinen eigenen und beſondern. Erſterer den Geſetzen der äußern Anziehung und Abſtoßung, der zweite denen der Verwandtſchaft zwiſchen Körperkräften, der dritte denen der innerlich bildenden Lebenskraft. — In dem Bereiche des Geiſtes ſowohl als in der organiſchen und auch in der unorganiſchen Natur ſieht man Ungleichartiges und Gleichartiges ſich bald anziehen, bald abſtoßen. Für jedes Weſen ſind gewiſſe Dinge anziehend, andere abſtoßend. Nicht nur organiſche, ſondern auch unorganiſche Körper haben die Kraft zur Anziehung gleichartiger und zur Abſtoßung ungleichartiger Körperſtoffe, ferner zur Ausſonderung und zur Aſſimilirung anderer Stoffe [31]. Aehnliches zeigt ſich in der Sympathie und Antipathie unter den Geiſtern. — Wenn gleich keinem einzelnen Weſen in der äußern Natur eine nur von ihm ſelbſt ausgehende unaufhörliche Bewegung zugeſchrieben werden kann,

---

Aether ſind die feinſten aller Materien. — Die Planeten empfangen ihr Licht von ihrer Sonne; aber was bewirkt das Licht der Sonnen und Fixſterne? Vielleicht rührt es von einer fortwährend ſtrömenden Bewegung von elektriſch-magnetiſchen Kräften her? Vergl. Humboldts Kosmos III. 1. S. 45. — Auch das Mondlicht iſt wärmeerzeugend, nur in geringerem Grad. — „Je weniger der Mond für die Erde erleuchtet erſcheint, deſto mehr iſt die Erde erleuchtend für den Mond." A. v. Humboldt III. 497.

[31] Bei unorganiſchen Körpern geſchieht die Anziehung und die Abſtoßung mechaniſch, bei organiſchen durch innere Triebkraft.

ſo iſt doch die ganze äußere Natur (das phyſiſche Weltall) wirklich ein Perpetuum mobile. Noch mehr läßt ſich dies von der Welt freithätiger Geiſter ſagen.

b) In der Anwendung ihrer Kräfte verfährt die äußere Natur, in welcher alle Elemente (Erde, Waſſer, Luft, Licht und Wärme) zu der Bildung der Körper zuſammenwirken, nach dem Geſetze der Sparſamkeit, indem ſie mit verhältnißmäßig geringem Kraftaufwand große Wirkungen hervorbringt; wobei ſie ſich aber ſo viel Zeit läßt, als nöthig iſt, damit das Kleine ſich zum Großen entwickeln könne[32]). Auch der Geiſt erlangt dadurch große Erfolge ſeiner Thätigkeit, daß er in Anwendung ſeiner Kräfte nach dem Geſetze der Sparſamkeit verfährt und die unausgeſetzte ſtetige Fortſetzung der Thätigkeit in der Zeitfolge dabei in Anſchlag bringt[33]. Wie die äußere Natur bringt ebenfalls der Geiſt ſeine Werke, vom Kleinen anhebend, nur durch ſtetig fortgeſetzte Thätigkeit zur Vollendung. — Ferner kann ſowohl im Gebiete der geiſtigen als der materiellen Kraft, wo ein Kampf ſtatt findet, der Widerſtand gegen eine gewiſſe Richtung anfänglich ſehr wirkſam ſein, verliert aber an Wirkſamkeit, je mehr damit gezögert wird.

---

[32]) So bildeten und geſtalteten ſich z. B. die großen Weltkörper (Fixſterne, Planeten ꝛc.) nach den nämlichen Geſetzen der Schwere, Bewegung und Erhalten, nach denen ein Thautröpfen oder ein Hagelkorn, oder ein Ei oder ein Samenkorn ſich bildet und geſtaltet. La Nature opère les résultats les plus variés par les lois les plus simples, au lieu de varier les lois en-vue des résultats. *Martin* Philosophie de la Nature I. ch. 7. p. 101. Die Sparſamkeit ſtimmt in der Natur mit einer bewunderungswürdigen Pracht zuſammen, die aus allen ihren Werken hervorleuchtet. Die Herrlichkeit iſt in dem Werke; die Sparſamkeit in der Ausführung." (Fontenelle die Mehrheit der Welten.) — Wenig Gährungsſtoff genügt, um eine große Maſſe in Gährung zu bringen, wenig Gift um den ſtärkſten thieriſchen Organismus zu zerſtören, ein unwahrnehmbares Miasma um die Anſteckung über ein ganzes Land zu verbreiten, wenig Heilſtoff, wie die homöopatiſche Heilart beweiſen, um Krankheiten zu beſeitigen, ein wenig Pulver um Felſen zu ſprengen, ein kleiner Feuerfunke, um ganze Städte und Wälder in Brand zu ſtecken. Das Geſetz der Bewegung, zu Folge dem ſie nach dem geraden Verhältniß der Quantität der Maſſen und dem umgekehrten der Entfernung geſchieht, erſtreckt ſich auf alle Körper ſowohl auf Erden als in den Räumen des geſtirnten Himmels. — Auch enthalten die organiſchen und die nichtorganiſchen Naturweſen die nämlichen Grundſtoffe, und wir ſehen dieſe Grundſtoffe von der organiſchen Materie durch Abſonderung oder Auflöſung wieder zur nichtorganiſchen Materie zurückkehren. — Joachim Jungius ſagt: „Die Künſtler fertigen ihre Werke mit um ſo einfachern Mitteln, je geſchickter ſie ſind. Die Natur ſelbſt die größte Künſtlerin iſt in ihrem Verfahren weder mangelhaft noch verſchwenderiſch." S. Guhrauer Joach. Jungius und ſein Zeitalter 1850. S. 107 fg.

c) Auch darin zeigt ſich zwiſchen der Thätigkeit des Geiſtes und der äußern Natur große Aehnlichkeit, daß ſich in den Organen und Hervorbringungen von beiden viele Mannigfaltigkeit und dennoch Einheit im Mannigfaltigen offenbart. Bewunderungswürdig iſt die Stufenordnung in der Begabung der zahlloſen Weſen in dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, und dann wieder in der Menſchenwelt, und überall zeigt ſich Einheit bei der größten Mannigfaltigkeit. Wie vielfach ſind nicht die Arten des materiellen und geiſtigen Lebens im Bereich des Erdplaneten und wie vielfach anders mag es wieder in andern Weltkörpern ſich entfalten! Welche unermeſſene Verſchiedenheit und Abſtufung in den Kräften und Geſtaltungen aller Naturgebiete und auch unter den Kräften und Thätigkeiten im Reiche der Geiſter! Und wieder wie viele Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften unter ihnen! — Ungeachtet wir aber in jeder Gattung von Weſen eine gemeinſame Grundform wahrnehmen, ſo gleicht doch (auch abgeſehen von den vielen Abartungen) kein einzelnes Weſen einer Gattung ganz dem andern. Die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit erſtrecken ſich bis in die kleinſten Theile der Organismen [34]. Auch am Sternenhimmel gewahrt das Auge mittelſt der Teleskope einen großen Reichthum von Bildungen, verſchieden an Größe, Geſtalt und Lichtſtärke. (Nach den neueſten Beobachtungen gehört ſelbſt unſere Sonne an Lichtſtärke nur zu den ſchwächern Fixſternen). — Auf unſerm Erdplaneten bringt der Wechſel der Jahrzeiten die größte Mannigfaltigkeit in die Natur und die jährliche Wiederkehr dieſes Wechſels große Einheit[35]). Aehnliches gewahren wir in den verſchiedenen Zeitabſchnitten der Menſchengeſchichte. Vielfach iſt die Wechſelwirkung und der Zuſammenhang zwiſchen allen Naturreichen, und ſo auch zwiſchen den Wiſſenſchaften und Künſten und den Tugenden und Untugenden. Gewiſſe Geſetze ſind allen Naturreichen gemein. Das Pflanzenreich hat großen Einfluß auf die Entwickelung des Thierreichs und umgekehrt. Das eine dient dem andern zur Nahrung. Und wie viel tragen nicht Thiere und Pflanzen zur Bildung der unorganiſchen Körper bei! Der wechſelſeitige Einfluß zwiſchen dem Luftkreis und der organiſchen und unorganiſchen Körperwelt liegt gleichfalls außer Zweifel. Ueberhaupt ſind alle Weſen im Weltall (die materiellen und die geiſtigen) eine unüberſehbare Kette, die an die Idee des Unendlichen ſich anſchließt. Alle einzelnen ſind mit Rückſicht auf den Beſtand und die Harmonie des Ganzen eingerichtet und geordnet. Wie in der materiellen Welt, ſo auch in der geiſtigen, und beſonders in der ſittlichen beruht die Zuſammenſtimmung erzielende Ordnung darauf, daß die Theile dem Ganzen ſich unterordnen. In der materiellen und in der geiſtigen Welt regt und vertheilt und äußert ſich das Leben in einer Menge der verſchiedenartigſten Thätigkeiten zu dem gemeinſamen Zweck, die Erhaltung und das Gedeihen des Ganzen zu fördern, welcher Zweck in dem Maß erreicht wird, in welchem dieſe Thätigkeiten mit den Geſetzen übereinſtimmen, welchen der Urheber des Weltalls die Körper und Geiſter unterworfen hat. Dieſe haben ſich weder ihre Kräfte noch ihre Geſetze ſelbſt gegeben. Daher kann auch der Zuſammenhang und die Uebereinſtimmung ihrer Thätigkeiten nur daraus entſtehen, daß ihre Kräfte die Geſetze des gemeinſamen Urhebers befolgen. — Der Geiſt ſucht überall das Einfache im Mannigfaltigen, weil er nur von dem Einfachen Aufſchluß über das Mannigfaltige erwarten kann. Die phyſiſche und die ſittliche Weltordnung iſt ein Wunder, das nur der Glaube an Gott, den gemeinſamen Urheber und Geſetzgeber uns erklären kann. Ohne dieſen Glauben könnten wir uns die Dinge des Weltalls nicht als Ein zuſammenhängendes Ganzes denken.

---

[33] Ein Gedanke kann ſich ſchnell Tauſenden mittheilen, und ganze Völker erleuchten oder aufregen und entzücken, und eine einzige böſe Begierde, die der Menſch in ſeinen Willen aufnimmt, iſt hinreichend, alles Wollen und alles Thun des Menſchen zu verderben.

---

[34] Kein Tropfen, kein Blatt, kein Sandkorn, kein Kriſtall iſt ganz dem andern gleich. So auch kein Thier, keine Pflanze, kein Menſch. Welcher Abſtand von dem ſchimmernden Kolibri und der muntern Bachſtelze bis zum hochfliegenden Adler und dem ſchnellfüßigen Strauß, von dem kaum dem bewaffneten Auge ſichtbaren Infuſionsthierchen bis zur Boaſchlange, von den Sonnenmücken bis zum Elephanten, vom kleinſten Moos bis zur Ceder oder Palme. (Von der letztern zählt Martius nicht weniger als 582 Arten). Die Fächerpalme (Mauritia) gewährt vielen Völkerſchaften nebſt trefflicher Nahrung und feurigem Getränk ſchützende und luftige Wohnungen (Humboldt Anſichten der Natur I. 23 fg.) Welche Mannigfaltigkeit in den Bewegungsorganen und den Bewegungen ſelbſt! Welche unermeſſene Stufenleiter von Tönen, Lichtern, Farben, Schatten u. ſ. w. So mannigfaltig aber die Geſtaltungen und Gattungen und Arten der organiſchen Weſen ſind, ſo beſteht doch der Bildungsſtoff von allen in einem Zellengewebe (Schwan Mikroſkopiſche Unterſuchungen über die Uebereinſtimmung der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen). „Das Veilchen und die Buche, die Roſe und die Erde, worauf du trittſt, haben alle dieſelben Beſtandtheile (Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff). Aber nicht die Maſſe iſt es, was einen Körper zu dem macht was er iſt, ſondern das Weſen einer jeden Organiſation beruht auf der Weiſe, wie die Theile ſich zuſammenfügen.“ (Oerſted Der Geiſt in der Natur IV. 96.) Wie die organiſche Naturkraft die verſchiedenſten geometriſchen Figuren bildet, ſo bewegt ſich das Thier unbewußt nach den feinſten Regeln der Mechanik. — Tandis que les formes des mineraux et des corps qu'on appelle inorganiques et inertes, sont anguleuses et géometriques celles des végétaux et des animaux au contraire sont adoucies, arrondies, affectent toutes sortes de courbes, qu'il est impossible de ramener à des formes géometriquement regulieres.“ (De la Vie par *M. Lelut* séances et travaux de l'Académie des Sciences morales et polit. Paris 1851. T. XX. Livr. 11. p. 334.) — Nicht minder groß iſt die Mannigfaltigkeit und die Einheit im Mannigfaltigen in dem Bereiche der geiſtigen Anlagen, Fähigkeiten, Bildungsfähigkeit, Thätigkeiten und Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes. Darüber wird in den nachfolgenden Abſchnitten dieſes Werkes ausführlich gehandelt werden.

---

[35] In ſeiner Stellung zur Sonne, um die er ſich dreht, entſteht für jeden Wandelſtern (wie z. B. die Erde) durch ſeine Bewegung um die eigene Axe der Wechſel von Tag und Nacht und durch ſeinen Kreislauf um die Sonne der Wechſel der Jahreszeiten.

Die Einheit des Weltalls liegt nicht, wie die Lehrer der Identität von Geiſt und Materie anzunehmen ſcheinen, in dem Einerlei oder der Weſens-Gleichheit der zu ihnen gehörenden Weſen, ſondern in ihrem gemeinſamen Urgrunde. Forſcht unſer Geiſt nach dem Urgrund der Materie, ſo ſucht er ihn vergeblich in ihr ſelber. Will er ihn dennoch darin finden, ſo verwickelt er ſich in lauter Widerſprüche und Dunkelheit und verliert die Spur, die ihn zur Erkenntniß führen würde, daß der Urgrund der Materie und der des Geiſtes nur Einer ſein könne. — Aus der Einheit geht die Vielheit hervor und in der Vielheit, im Zuſammenhang betrachtet, gibt ſich die Einheit wieder als Allheit zu erkennen[36]. — Erwägen wir übrigens, daß die Stellung der vielen im Weltraum ſich bewegenden großen Weltkörper gegeneinander (beſonders der Planeten und Sonnen oder Fixſterne) ſehr verſchieden iſt, ſo iſt die Annahme auf hohe Wahrſcheinlichkeit gegründet, daß ſowohl in der Beſchaffenheit dieſer Weltkörper als in dem Organismus ihrer mit Leben begabten Bewohner ebenfalls eine große Verſchiedenheit ſtatt finde, wenn gleich das Geiſtige ſowohl als das Materielle überall dem Grundweſen nach in der ihm eigenthümlichen Thätigkeit den nämlichen Geſetzen unterworfen iſt, nach denen wir dieſe Thätigkeit auf unſerm Erdplaneten ſich richten ſehen.

---

[36] Die Wahrnehmung, daß die mit Leben begabten organiſchen Körper beſeelt erſcheinen, hat einige Denker auf den Gedanken hingeleitet, ob nicht eine Weltſeele den Beſtand und Zuſammenhang alles Seienden begründe. Allein wo iſt der zureichende Grund zur Annahme einer ſolchen Weltſeele, die einerſeits den Urſprung des Weltalls nicht erklärt und nicht erklären kann, und anderſeits ganz überflüſſig iſt, wenn das Sein eines unendlich vollkommnen Weſens erkannt wird, welches ſowohl den Forderungen unſers forſchenden Denkvermögens, als denen unſeres ſittlichen Bewußtſeins entſpricht?

d) Da unter den Weſen in der Geiſterwelt ſowohl als in der materiellen Natur ein auf Wechſelwirkung beruhender Zuſammenhang beſteht, ſo kommen dieſe beiden Bereiche des Weltalls auch darin überein, daß ſich in den einzelnen Weſen derſelben ein Trieb, eine Fähigkeit und eine Neigung ſich zu einem gemeinſamen Zweck zu vereinigen offenbart, und daß dieſe Erſcheinung darin begründet iſt, daß die Kraft und Wirkſamkeit der einzelnen Weſen durch Vereinigung verſtärkt wird (Vis unita fortior). Dieſe Verſtärkung, welche die Vereinigung bewirkt, iſt um ſo größer, je gleichartiger die Weſen ſind, je weniger Elemente oder Eigenſchaften ſich in ihnen befinden, die eine Störung des Einklangs, der Zuſammenſtimmung unter ihnen hervorbringen oder veranlaſſen können.

e) Die den Weſen von jeder Gattung in der organiſchen Natur inwohnende Kraft zur fortwährenden Erzeugung von Weſen ihrer Gattung (und keiner andern) iſt eine Thatſache, die über jeden Zweifel erhaben iſt, obgleich wir ſie zu erklären unvermögend ſind. Der erſte uranfängliche Keim eines Organismus enthält alle Geſchlechtsfolgen deſſelben dergeſtalt in ſich, daß dieſe fort und fort nur neue Entwickelungen ſind. So wie die Erhaltung der Gattungen von Weſen in der organiſchen Natur auf dieſer Zeugungskraft beruht, ſo iſt die Erhaltung und Entwickelung der geiſtigen Natur in den mit ihr begabten Weſen durch die ihnen verliehene Thätigkeit ihre Gedanken, ihre Empfindungen und Gefühle und ihr Wollen einander mitzutheilen, bedingt. Das Verhältniß aber, in welches die geiſtige Natur zu der körperlichen (ſowohl organiſchen als nichtorganiſchen) geſtellt iſt, iſt offenbar ſo abgewogen, daß es eine harmoniſche Zuſammenwirkung von beiden Naturen beabſichtigt, welche zwar durch zweckwidrige Kraftäußerungen der mit Willensfreiheit begabten Weſen im Einzelnen Störungen erleiden, aber im Ganzen nie aufgehoben und vereitelt werden kann.

4) Gedanken und Willensakte unſeres Geiſtes können auf die Nerven und Muskeln unſeres Leibes einwirken, und mittelſt derſelben körperliche Bewegungen und Handlungen verurſachen; wogegen unſern *bloßen* Gedanken und Willensakten eine ſolche Einwirkung auf *andere* Körper nicht zugeſchrieben werden kann. Auf der andern Seite tragen auch Einwirkungen der materiellen Natur (insbeſondere unſeres Leibes) zur Entwickelung des Menſchengeiſtes das ihrige bei. Doch könnte dieſer, blos ſolchen Einwirkungen überlaſſen, nie zur vollen Entwickelung gelangen. Nur der Verkehr mit andern Menſchengeiſtern kann ihm dazu verhelfen. Auf den Menſchen hat nichts größern Einfluß als der Menſch. Die eigentliche Bildung des Geiſtes im Menſchen iſt das Werk geiſtiger Einflüſſe, wiewohl auch der Geiſt ſich dabei der äußern Natur als eines Vehikels bedient [37]. Die Sinnenorgane leiſten dem Menſchen in

---

[37] Der ganze Menſch iſt für den Verkehr mit ſeines Gleichen, für das geſellige Leben organiſirt.

ſeinem Streben nach Erkenntniß große Dienſte [38]). Doch gibt es Menſchen, die der Sehkraft, des Gehörs, des Geruchs, ſelbſt der ſinnlichen Empfindung ganz oder theilweis beraubt ſind, und dennoch Erkenntniſſe haben, wenn gleich mangelhafte und getrübte.

5) Der Menſch iſt das einzige Geſchöpf auf Erden, deſſen materieller organiſcher Leib von einem ſelbſtändig denkenden und freithätigen Geiſte beſeelt iſt. Dieſer Geiſt, mit Vernunft und ſittlichem Bewußtſein begabt, erhebt den Menſchen über alle lebenden Weſen auf Erden. Sein Leib iſt ganz für die Zwecke des denkenden, wollenden und freithätigen Geiſtes organiſirt, welcher berufen iſt, die materielle Natur und zunächſt ſeinen Leib zu beherrſchen. Schon Plinius bemerkt zwar mit Grund (in ſ. Naturgeſch. B. VII. § 1): „Der Menſch, das zur Herrſchaft über alle andern beſtimmte Geſchöpf, werde als das ſchwächſte unter allen Thieren geboren, welches nichts ohne Unterricht, weder zu reden, noch zu gehen, noch zu eſſen, kurz, von Natur gar nichts als zu weinen vermag; keines andern Leben iſt ſo hinfällig, keines Begierlichkeit größer, keines im Schreck verwirrter.“ Alles dies beweist aber nur, daß der Menſch, wie kein anderes Geſchöpf, auf Erden angewieſen iſt, ſich ſelbſt durch ſeine Freithätigkeit zu ſeiner Herrſcherbeſtimmung auszubilden und zu

---

[38] Die durch einen Reiz in den Nerven erregte Thätigkeit, welche wir Empfindung nennen, wird von jedem der fünf Sinne anders beſtimmt, ſo wie auch der Gegenſtand ihrer Thätigkeit verſchieden iſt. Unter den Sinnen ſind Geſicht und Gehör, und wieder Geſchmack und Geruch einander am nächſten verwandt; der Gefühlsſinn iſt zugleich mit allen vier andern Sinnen thätig, und erſcheint als dem ganzen Leib angehörig; er iſt allſeitig, gibt uns alle Glieder des Leibes und ihr Verhältniß zu der Außenwelt zu empfinden.

befähigen[39]. Er lebt nicht blos in der Gegenwart, ſondern auch und weit mehr in der entfernteſten Vergangenheit und Zukunft[40]. Wie könnte er dies, wenn er blos durch Sinnenorgane und Sinnentriebe, wie das Thier, geleitet würde? In der phyſiſchen Natur gilt das Geſetz: daß die ſtärkere Kraft die ſchwächere überwinde. Und auch im Bereiche der Intelligenz würde die Uebermacht der mit ihr vorzüglich Begabten, ſei es durch Ueberredung, ſei es durch Gebrauch materieller Mittel, allein entſcheiden, wenn nicht die Macht des Gewiſſens und des ſittlichen Willens ſich entgegenſetzte[41]. Der Geiſt und der Leib ſtreiten ſich jedoch um die Herrſchaft. Der eine muß Herr, der andere Diener ſein. Bekommt die

---

[39] Einiges Gedächtniß gewahren wir auch bei den meiſten Thieren, bei einigen ein ausnehmendes Ortsgedächtniß, auch einen Trieb ſich für das Bedürfniß ihrer Erhaltung vorzuſehen. Aber man kann von ihnen nicht ſagen, daß ſie wie in der Gegenwart auch in der Vergangenheit und Zukunft leben. Das Gedächtniß iſt bei einigen Thieren der nämlichen Gattung vorzüglicher als bei andern. Solch ein Unterſchied findet überhaupt bei dem Thierinſtinkt ſtatt.

[40] La Nature méme en ne vestissant pas l'homme et en le rendant moins fort, moins agile, moins armé que les grands animaux de proie, le forcoit providentiellement à sortir de la nature, et à développer ses facultés endormies. *J. J. Rousseau.*

[41] Die Behauptung hingegen, daß vermöge des Naturgeſetzes vom Uebergewicht der ſtärkern Kraft über die ſchwächere die Menſchen ſo wie die Thiere genöthigt ſeien entweder zu verzehren oder verzehrt zu werden, entweder Hammer oder Amboß zu ſein, iſt eine bloße Erfindung der Läugner des Weſenunterſchieds zwiſchen Geiſt und Körper, um jeden Frevel entſchuldigen oder beſchönigen zu können. Der Menſch hat außer dem Geſetz der Naturnothwendigkeit, dem alles Materielle (Körperliche) unterworfen iſt, noch ein höheres, das der ſittlichen Ordnung, dem er das erſtere unterordnen ſoll, und vermöge ſeiner geiſtigen Freiheit unterordnen kann. — Wohl kann der Menſch und auch eine menſchliche Geſellſchaft durch Verwilderung oder Rohheit in einen Zuſtand verfallen, wo nur noch das Naturgeſetz der Uebermacht, der zwingenden Gewalt ſich Geltung verſchaffen kann. Dieſer Zuſtand iſt aber weit von dem normalen entfernt, für den der Menſch geſchaffen, organiſirt und beſtimmt iſt. Ihm ſind alle ſeine Kräfte nur zu dem Endzweck verliehen, daß er durch ſie (ſowohl für ſeine Perſon als für die Geſellſchaft) nach Vollkommenheit ſtrebe.

Sinnlichkeit die Herrſchaft, ſo wird dieſe zur Tyrannei, welche nicht nur den Geiſt unterdrückt, ſondern auch den Leib zerrüttet. Führt hingegen der Geiſt die Herrſchaft, ſo hat er bei gehöriger Ausbildung die Macht, in das ganze Leben (das leibliche und geiſtige) harmoniſche Ordnung zu bringen. Damit der Geiſt Ruhe habe und frei ſchalten könne, iſt nöthig, daß der Leib ſich abmühe und in Zucht gehalten werde. Die Erforſchung des ganzen Menſchen belehrt ihn, daß ſein Geiſtiges ſich zwar den Einwirkungen des Körperlichen nicht entziehen, daß aber auch der Nichtgebrauch oder verkehrte Gebrauch des Geiſtigen ihn zum Sklaven des Leiblichen machen könne. Die Seele in ihrem Normalzuſtand fühlt ſich zum Herrſchen geboren. Vermöge ſeines freien Willens kann der Menſch ſeine ſinnlichen Triebe nach den Eingebungen der Vernunft und den Forderungen des Gewiſſens ſo beherrſchen, daß ſie ihm zur Erreichung ſeiner Beſtimmung dienen und nicht in Ausſchweifungen gerathen, die dieſer Beſtimmung hinderlich wären. Seine Naturanlagen, ſowohl geiſtige als leibliche, kann der Menſch nicht nur ausbilden, ſondern auch verbeſſern. Und ſo verhält ſich auch ſein Geiſt zu den Einflüſſen der äußern Natur (des Klima's, der Witterung u. dgl.). Er kann ſie benutzen, er kann ſie auch bis zu einem gewiſſen Grad bemeiſtern. Uebt jedoch der Menſch die Herrſchaft über die Natur mit Selbſtſucht, ſo macht er ſich dieſe ſelbſt zum Feind; er ruft ſie zur Auflehnung gegen ſich auf. Um ſeine geiſtige Herrſchaft über die äußere Natur zu behaupten, darf er auch nie in träger Ruhe ſich und ſeine Werke dem Spiel ihrer Kräfte überlaſſen, indem dann die rohe Naturkraft den Menſchen und ſeine Werke überwältigt. Vor Giften wird er nicht wie die Thiere durch den Naturtrieb gewarnt. Doch die meiſten Gifte hat ſeine Kunſt ſogar in Arznei verwandelt. Die Wurzel Manioc, durch Zubereitung ihres Gifts entledigt, bildet die Hauptnahrung vieler Völker[42]. — Uebrigens ſind dem Menſchen die verſchiedenſten Zonen der Erde zugänglich, und er hat durch ſeine Naturanlagen die Befähigung, auch in den ſehr heißen und ſehr kalten zu leben, was bei keiner Thiergattung in gleichem Maße ſtattfindet. Die meiſten Thiergattungen ſind durch ihre Natur auf gewiſſe Klimate beſchränkt[43]. In ſeinem naturgemäßen, unverwöhnten Zuſtande bedarf der Menſch eine weit geringere Menge von Nahrungsſtoff, als verhältnißmäßig die Thiere. Er kann es in der Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Trank zum Vortheil ſeiner Geſundheit und Geiſtesthätigkeit ſehr weit bringen, wogegen jedes Unmaß hierin beiden höchſt nachtheilig iſt[44].

6) Zur Forſchung nach den Gründen der Wahrheiterkenntniß iſt auf Erden der Menſchengeiſt allein befähigt. Bei dieſer Forſchung iſt der Geiſt Objekt und Subjekt zugleich, und er betrachtet auch die Dinge außer ihm als Gegenſtand ſeiner Erkenntniß. Um jedoch zur richtigen Erkenntniß der äußern Dinge zu gelangen, muß er zuerſt ſein eigenes Weſen,

---

[42] Funke's Naturgeſch. III. 341 fg.

[43] L'homme est en état de supporter une foule de variations du froid et de la chaleur, renfermées dans de termes très-éloignés, d'un froid extrêmement supérieur à celui de la glace et d'une chaleur égale et même plus forte que celle de l'eau bouillante. — Il n'en est pas de même pour les quadrupèdes; ils ont été distribués sur la terre de manière que les uns sont faits pour les pays chauds les autres pour les tempérés et les autres pour les froids. On n'a pas même pu trouver jusqu' à présent aucune espèce qui s'accomodât indifféremment de tous les climats. — Les oiseaux peuvent être regardés à cet égard comme divisés en deux classes; les uns semblables aux quadrupèdes ne s'éloignent pas beaucoup de leur patrie ou du moins ne changent pas de climat, les autres n'ont aucun domicile fixe, mais ils changent de climat suivant les saisons. *Spallanzani* Opuscule de la Physique. Génève 1777. I. 96. etc.

[44] Vergl. G. H. v. Schubert Geſchichte der Seele. 1833. S. 111.

ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu erkennen ſuchen, weil er dieſe bei jeder Forſchung in Anwendung bringen muß. Eine wirkliche Erkenntniß erlangt der Geiſt nur dadurch, daß er ſich einen Gegenſtand zum Bewußtſein bringt. weſſen er ſich nicht bewußt wird, das iſt für ihn noch ſo gut, als wär' es nicht, obgleich er anerkennen muß, daß es viele Gegenſtände geben kann, die er, wenigſtens noch nicht, erkennt und auch wohl nicht zu erkennen fähig iſt. Sein eigenes Sein erkennt er dadurch, daß er ſich ſeines Denkens, Fühlens und Wollens bewußt wird; das Sein von Dingen außer ihm dadurch, daß er ſich der Gründe bewußt wird, welche ihm das Sein dieſer Dinge darthun. Selbſtbewußtſein hat nur der Menſch, kein Thier.

7) Daß nicht nur alle materiellen Stoffe des Erdplaneten und ſeines Luftkreiſes, ſondern auch alle große Weltkörper mittelſt des Zuſammenhangs ihrer Wechſelwirkung auf einander ein Ganzes ausmachen, läßt ſich nicht bezweifeln [45]). Je mehr wir ſie betrachten und erforſchen, deſto mehr überzeugen wir uns, daß ſie alle im Verhältniß von Urſache und Wirkung und von Mittel und Zweck in Verbindung ſtehen. Die uns am meiſten bekannten Erſcheinungen, die unſerm Erdplaneten und den andern großen Weltkörpern gemeinſam ſind und durch ihre Gleichartigkeit ſie miteinander verbinden, ſind die Lichtmaterie [46]) und die Schwerkraft, deren Wirkungen in

---

[45]) Die Wirkungen der mechaniſchen (vereinigenden und auflöſenden) Kräfte in der unorganiſchen Natur werden durch die Wirkungen der Lebenskräfte der organiſchen mannigfach modifizirt und auf das Ergebniß der Wirkungen beider Art übt auf dem Erdplaneten die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes wieder einen vielſeitig abändernden Einfluß. Dieſe dreifache Ineinanderwirkung bildet hier die Zuſtände der äußern Natur.

[46]) Womit die Electricität und der Magnetismus in enger Verbindung ſtehen. Waſſer und Feuer ſind die zwei wirkſamſten Mächte der Auflöſung und Geſtaltung der Körper auf

beſtimmten Verhältniſſen von Raum und Zeit ſtatt finden. Sonſt können wir über die Beſchaffenheit des materiellen Stoffs der verſchiedenen, uns fernen Himmelskörper im Vergleich mit den Erdſtoffen nur Vermuthungen anſtellen[47]).

Erden. Sie verurſachen die Bergſtürze und Erdfälle, die Geſchiebe und Gerölle von Felsblöcken und Sand, die Wandelungen zwiſchen Feſtland und Meeren, Seen und Flüſſen, die Ausbrüche der Vulkane und die Erdbeben. Auch beſteht ein fortwährender Kampf zwiſchen dieſen beiden Elementen der Bewegung. — „Bei dem jetzt ſo vielfach erforſchten innigen Verkehr zwiſchen Luft, Wärme, Elektricität und Magnetismus wird es für wahrſcheinlich gehalten, daß, wie die Transverſal-Schwingungen des den Weltraum erfüllenden Aethers die Erſcheinungen des Lichts erzeugen, die thermiſchen und elektro-magnetiſchen Erſcheinungen auf analogen Bewegungen (Strömungen) beruhen.“ (Al. v. Humboldt Kosmos III. 1. S. 44.) — Berühmte Aſtronomen haben die Zeit berechnet, die ein Lichtſtrahl von der Sonne und von andern leuchtenden Weltkörpern brauche, um zur Netzhaut unſeres Auges zu gelangen. Nach dieſen Berechnungen müßte der Lichtſtrahl von vielen Geſtirnen Jahre, ja Jahrhunderte lang unterwegs ſein, eh' er unſer Aug' erreichte. So ſchreibt Euler (Briefe über die Phyſik I. n. 21.): die Geſchwindigkeit der Lichtſtrahlen iſt 900,000 mal größer als die des Schalls; ſeine Strahlen durchlaufen in einer Sekunde einen Weg von 900 Millionen Füßen, oder 37,500 deutſche Meilen. Und doch iſt von den Fixſternen der nächſte (Sirius) ſo weit von uns entfernt, daß ſeine Strahlen ſechs Jahre brauchen, ehe ſie zu uns kommen. Von entferntern Sternen ſagt er: daß ihre Strahlen gewiß ein ganzes Jahrhundert brauchen, ehe ſie zu uns kommen. — Ich erlaube mir einige beſcheidene Zweifel dagegen zu äußern. Wie wär' es begreiflich, daß der Lichtſtrahl von einem Geſtirn erſt nach ſo vielen Jahren zu dem Erdenbewohner gelange, wann deſſen Stellung zu dem Geſtirn eine ganz andere geworden iſt? Wie wäre ſolch eine lange Wanderung des Lichtſtrahls ohne Ablenkung denkbar? Es gelangt ja nicht das ganze vom Geſtirn ausſtrahlende Licht in unſer Auge, ſondern nur ein Minimum deſſelben. Warum ſollte aber dieſes Minimum nicht augenblicklich das Auge des Beobachters berühren, wann das Auge den Stern erblickt, ſo wie es auch den fernen Blitz gewahr wird, oder auch den fernen Leuchtthurm. Auch dieſer erſcheint ihm wegen der Ferne nur als ein Lichtpunkt. Wir ſehen nicht den fernen Lichtkörper wie er in der Wirklichkeit iſt, ſondern nur wie er ſich uns durch das Medium der Luft oder des Aethers, der dazwiſchen liegt, darſtellt. Der Aether iſt ſo fein, daß er den Lichtſtrahl nur ſehr unmerklich aufhalten kann.

[47]) Was wir von der eignen Beſchaffenheit der großen Himmelskörper wiſſen, beſchränkt ſich auf Weniges. Die größte Gewißheit iſt diejenige, welche uns über ihre Bewegung theils die Beobachtung, theils die mathematiſche Berechnung verſchafft. Wir können aber vermuthen, daß alle Planeten große Aehnlichkeiten mit unſerm Erdplaneten haben.

8) Der menſchliche Geiſt, der Alles, das Größte und das Kleinſte, und auch in der materiellen ſinnlichen Welt das in Raum und Zeit Entlegenſte wie das Nächſte (ſelbſt ohne materielle Berührung durch Schlußfolgerungen) in den Kreis ſeiner Thätigkeit zieht und in ſeiner Weiſe geſtaltet, weit entfernt, mit dem Materiellen Eins zu ſein, übt vielmehr, wie ſchon geſagt, eine unverkennbare Herrſchaft über daſſelbe aus. Die Körperkraft kann die Geiſteskraft nicht zerſtören, wohl aber umgekehrt. **La Lame use le Fourreau.** Gleichwie aber das

---

Die neuern Aſtronomen haben zwar dem Mond einen Luft- und Dunſtkreis abgeſprochen. Da ſie aber doch in dem Monde weite Meere und ſehr hohe Gebirge wahrgenommen haben, ſo ſpricht dies dafür, daß auch der Mond einer Atmoſphäre nicht entbehre. — Auch iſt es wahrſcheinlich, daß den feſten Kern der Sonne und aller Fixſterne ein Licht- und Luftkreis umgibt, von welchem die Strahlen wellenförmig ausgehen, die zu uns gelangen. — Auf die Fragen: ob fortwährend Himmelskörper im Werden begriffen ſind, und ob ſeit der Schöpfung dergleichen Himmelskörper ſich aufgelöſt haben, hat die Wiſſenſchaft keine befriedigende Antwort. Fortwährende Entwickelung und Ausbildung aller Himmelskörper ſind aber höchſt wahrſcheinlich. — Daß die Meteorſteine von entfernten Himmelskörpern (z. B. vom Mond durch Ausbrüche ſeiner Vulkane) auf die Erde herabfallen iſt noch unerwieſen. Sie werden vielleicht eher aus Stoffen, die von der Erde aus in ihren weiten Luftkreis hinauf gedrungen ſind, in dieſer großen Werkſtätte durch elektriſch-magnetiſche Kräfte gebildet. Weil man ſie zuweilen noch glühend gefunden hat, oder ſie mit einer glaſigen Kruſte bedeckt ſind, läßt ſich ihre Bildung durch elektriſche Schmelzung vermuthen. Sie enthalten die gewöhnlichen Erdſtoffe, aber in einer ganz eigenen Miſchung. Durch vertikale Luftſtrömungen werden organiſche Weſen aus Flüſſen und Sümpfen viele tauſend Fuß hoch emporgeſchwungen. Froriep (Notizen 1841. Nr. 404. S. 120.) erzählt die Erſcheinung in Derby, wo ein Gußregen mit halbgeſchmolzenem Eiſe und Hunderten kleiner Fiſche und Fröſche niederfiel. Sobernheim Phyſiologie 1844. S. 34. Dahin gehört auch der gefärbte Schnee mit zahlloſen Aufgußthierchen. — Doch wär' es möglich, daß auch von andern Weltkörpern Stoffe in den Luftkreis der Erde gelangen, woraus dann die Meteorſteine ſich bilden. Vergl. G. Biſchof Populäre Briefe über die geſammten Gebiete der Naturwiſſenſchaften 1848. I. 122. Man will dies daraus ſchließen, daß in mehreren Meteorſteinen viele Mineral-Subſtanzen entdeckt wurden, die ſich bis jetzt in der Erdrinde nicht vorgefunden. C. *Shepard* Report on American Meteorites 1848. — Vapores, qui ex sole et stellis et caudis cometarum oriuntur. incidere possunt in atmospheras planetarum. *Newton* Principia mathem. T. III. p. 671.

Saamenkorn nicht fruchtbringend aufgehen kann, ehe ſein Keim die Hülſe durchbrochen hat, eben ſo kann der Gedanke dann erſt zur vollen Wirkſamkeit gelangen, wenn er freithätig durch die äußere ſinnliche Hülle gedrungen iſt. Der Geiſt, gleich dem Lufthauch, weht, ohne daß man weiß, woher und wohin, und bedient ſich ſelbſt der Materie, die ihm widerſteht, um ſeine Zwecke zu vollführen. Des Menſchen Geiſt trägt noch mehr als ſeine leibliche Beſchaffenheit dazu bei, daß ſein organiſches Leben ſich allen Klimaten anzubequemen vermag. Eine Analogie beſteht jedoch zwiſchen den Keimen des Pflanzen- und Thierlebens und den Keimen des geiſtigen Lebens (den Gedanken). Jeder ſolche Keim enthält nämlich eine unabſehbare Folgenreihe möglicher Zeugungen. — In den Fähigkeiten ſowohl als in der äußern Geſtalt iſt unter den Menſchen eine weit größere Mannigfaltigkeit als unter den Thieren der nämlichen Gattung. Das Gleiche findet in den Lebensgebräuchen ſtatt.

9) Des Geiſtes freithätige Wirkſamkeit thut ſich wie im Denken, ſo auch in dem mittheilenden Ausdrucke des Gedachten — der Sprache kund. Das Sprachvermögen, welches die Mittheilung und den Austauſch der Gedanken vermittelt, hat kein anderes organiſches Weſen auf der Erde mit dem Menſchen, es iſt aber allen Menſchenraſſen gemein. Eine ſprachloſe ſtumme Menſchenraſſe hat man unter den Wilden weder der alten noch neuen Welt angetroffen. Zwiſchen den Menſchen aus den entfernteſten Zeiten und Ländern unterhält die Sprache (und Schrift) eine Mittheilung und einen Austauſch der Gedanken, wodurch der geiſtige Verband der ganzen Menſchengattung bewirkt werden kann. — Weil die Stimmorgane des Menſchen ſchon für ſich für eine größere Mannigfaltigkeit

der Töne geſtaltet und überdies ſeinem freien Willen untergeordnet ſind, ſo übertreffen ſie weit an Biegſamkeit und Ausbildungsfähigkeit die der Thiere. Die Töne, wodurch Thiere ſich vernehmen laſſen und unter ſich verkehren, ſind bei jeder Thierart gleichförmig und bleiben immer dieſelben, weil ſie nichts als Sinnenempfindungen und ſinnliche Naturtriebe ausdrücken [48]. Gewiſſe Thiere laſſen ſich wohl zur Nachahmung des Schalls von Worten abrichten, keines aber zum Verſtehen des Sinns derſelben. Bei der Menſchenſprache beweist ſchon ihre große **Verſchiedenheit** (zählt man doch mehrere tauſend Sprachen auf der bewohnten Erde), die **Mannigfaltigkeit** ihrer Ausdrucksformen und ihre nicht minder große **Ausbildungsfähigkeit**, daß ſie nicht ein bloßes Werk mechaniſcher oder ſinnlich-organiſcher Thätigkeit ſein könne [49]. Nur ein freithätiger Geiſt konnte die Menſchenſprachen erfinden und ausbilden. Zum Sprechen liegt die Anlage im Menſchen, wie zum Denken. Sie wird durch Nachahmung entwickelt [50]), durch Denken ausgebildet, durch Gefühl und Schönheitsſinn veredelt. Auch für die Taubſtummgeborenen hat der Menſch eine Sprache erfunden, wodurch ſie andern, was ſie denken, fühlen, wollen, ausdrücken können. — Bei der großen Beweglichkeit und Bildſamkeit des Geiſtes und dem vielfachen Wechſel in den Zuſtänden der Menſchen und Völker iſt auch ihre Sprachfähigkeit eines ſteten Fortſchritts, einer unaufhörlichen Vervollkommnung empfänglich. Unvermeidlich mußten daher die Sprachen im Laufe der Zeit viele Veränderungen erhalten. Eine Sprache iſt um ſo vollkommener, je genauer ſie alle Vorſtellungen und alle ihre Verſchiedenheiten auszudrücken vermag. Für wie Vieles haben jedoch auch ausgebildete Sprachen noch keine Worte, noch keinen genügenden Ausdruck [51])! Indeſſen ſpiegelt ſich in der Sprachbildung die Geiſtesbildung ab. Auch dauert die Ausbildung der Sprache eines Volkes ſo lange als ſeine geiſtige Ausbildung fort. Wer hat aber bisher das Wunder oder Geheimniß der Sprachenbildung zu erklären vermocht? Alle Verſuche hiefür, von dem des Plato an, führen nur um die Sache herum, aber nicht in die Sache hinein[52]. — Die Empfindungen der Seele drücken ſich übrigens ſchon im Kinde, das noch nicht ſprechen kann, nicht nur durch Töne, ſondern auch, was bei Thieren nicht vorkommt, durch Lächeln und Thränen aus. Dieſe beiden Gefühlsausdrücke ſind dem Menſchen eigenthümlich[53].

---

[48] Nur für den Ausdruck **verſchiedener** Sinnenempfindungen und Naturtriebe haben auch die Thiere verſchiedene Tonarten. Variæque volucres longe alias alio jaciunt in tempore voces. (*Lucret.* 5.) Statt der Sprache haben verſchiedene Thiere, namentlich Inſecten eine beſondere Begabung ſich für gewiſſe Zwecke unter ſich zu verſtändigen. Sonſt machen Töne, die von Auſſen her das Gehör der Thiere afficiren, auf ſie verſchiedene Eindrücke. Der ſchwerfällige, aber mit feinem Gefühl begabte Elephant wird durch Muſik zu einer Bewegung, gleichſam als woll' er tanzen, aufgeregt. Das Streitroß fühlt ſich durch den Klang der Trompete zum Einſtürzen in das Schlachtgetümmel angefeuert. Singvögel erregt das öftere Vorgeigen einer Arie zur Nachahmung mittelſt ihrer Singorgane, den Staar, den Papagei das öftere Vorſprechen gewiſſer Worte zur Nachbildung derſelben.

[49] „Aus der Verſchiedenheit der Sprachen ergibt ſich, daß die Bedeutung eines Wortes nicht in der Natur ſeiner Laute der Zeichen gegeben iſt, ſondern erſt hineingelegt werden muß.“ (**Drei Fragen eines Gläubigen** an die Philoſophie und Politik. 1850. S. 14.)

---

[50]) Das Sprechen entſteht aus dem natürlichen Drang des Geiſtes ſeine Gedanken, Empfindungen und Wünſche Andern mitzutheilen. Der Menſch, eh' er mit andern ſprechen gelernt, ſpricht mit ſich ſelber, und er fühlt ſich dann angetrieben, eben ſo mit andern zu ſprechen; er lauſcht daher auf die Sprachtöne ſeiner Umgebung. So das Kind. „Les enfans commencent à bégayer à douze ou quinze mois. La voyelle qu'ils articulent le plus aisément est L'A — chez tous les peuples les enfans commencent toujours par bégayer *Baba, Mama, Papa.* — Il y a des enfans qui à deux ans prononcent distinctement et répètent tout ce qu'on leur dit; mais la plupart ne parlent qu'à deux ans et demi, et très souvent plus tard.“ *Buffon* Hist. Nat. 1775. II. 29. 30. *Court de Gebelin* hat die Urbildung der Sprachen zu ergründen geſucht in ſ. Histoire naturelle de la parole ou Précis de l'origine du langage. Paris 1776. Der Verſuch iſt freilich ſehr unbefriedigend.

[51]) Die Sprache kann das Nichtſinnliche nur ſinnbildlich ausdrücken. Auch hat der Menſch Mühe, einen Wortausdruck für tiefe Gefühle zu finden, und dieſer bleibt immer unter dem Gefühl. Dies beweiſt aber nur, daß das Geiſtige im Menſchen das Sinnliche weit überragt.

10) Auch der Geiſt des Menſchen, nicht blos ſein Leib, entwickelt ſich und wächſt an Stärke und Tüchtigkeit, und zwar allmählig. Wie aber der menſchliche Körper ſeine Vollendung erreicht hat, ſo fängt er, wenn auch nur unmerklich, an, wieder abzunehmen. Dies hat er mit allen Pflanzen- und Thierkörpern gemein. Beim Geiſt iſt es anders. Sein Wachsthum iſt einer weit anhaltendern Fortdauer empfänglich als der des Leibes. Wenn dieſer abnimmt, kann jener noch bedeutend zunehmen[54]. Hierin ſtehen oft Geiſt und Leib im umgekehrten Verhältniſſe. In dem krüppelhafteſten und ſchwächſten Leibe kann ein ſtarker und tüchtiger Geiſt, in einem kräftig organiſirten, geſunden Leib nur ein ſchmächtiger, wenig vermögender Geiſt ſich entfalten[55]. Trotz körperlicher Schwäche und Krankheit ſah man den Geiſt Herrliches hervorbringen.

---

[52] Vergl. Tennemanns Geſch. der Philoſophie B. II. S. 330 fg.

[53] Thränen (ein Weinen) vom Schmerz ausgepreßt will man jedoch bei einigen Thieren, namentlich bei Hirſchen und Rehen wahrgenommen haben. Doch Thränen der Freude und der Trauer, der Sympathie und des Mitleids ſicher nicht!

[54] Das Wachsthum des Lebens geht nach einem gewiſſen Geſetz vor ſich, das uns nicht genau bekannt iſt. Wenn dieſes Wachsthum aus beſondern Urſachen beſchleunigt wird, ſo hat dies gewöhnlich nur Schwächung der Kraft zur Folge.

[55] On ne voit pas que les personnes qui ont les sens obtus, la vue courte, l'oreille dure, l'odorat détruit ou insensible, aient moins d'esprit que les autres; preuve évidente qu'il y a dans l'homme quelque chose de plus qu'un sens intérieur animal. *Buffon* Hist. Nat. T. II. sec. Partie, ou Vol. IV. sur la nature des animaux.

Menſchen, deren Leben nur eine lange Krankheit war, haben Großes und Unſterbliches geleiſtet, und bei zunehmender Altersſchwäche des Körpers ſah man die Kraft des Geiſtes noch wachſen und fruchtbarer werden[58]. Das innere (geiſtige) Auge ſieht klarer, während das äußere (körperliche) ſich verdunkelt. Die Verbindung der rechten Einfalt des Gemüths und der ruhigen Beſonnenheit und Beurtheilung aller Dinge, mit einer durch Erfahrung und Nachdenken gereiſten Einſicht wird ſelten vor dem Greiſenalter erreicht. Wenn im Alter die Sinne ſtumpfer werden, kann der Geiſt noch reifer und aufgelegter werden für ein höheres Leben. — Bei Menſchen, die mit einem vorzüglich kraftvollen und thatkräftigen Geiſt begabt ſind, gab dieſer ſich zuweilen alsdann noch in verklärter Fülle kund, wenn der Körper ſchon unter heftigen Schmerzen der Auflöſung ſich nahte. — Allerdings gibt es Geſchäftskreiſe, denen das Kraftmaß des Greiſen in der Regel weniger zuſagt, als das des Mannesalters. Doch wurde bei allen beſonnenen Völkern der Rath der Alten immer einer vorzüglichen Beachtung würdig gehalten. Das Greiſenalter wird ehrwürdig, indem es ſeinen Abgang an Thatkraft durch Erfahrungsweisheit und Würde des Benehmens erſetzt und durch Auffriſchung oder Erneuerung der Heiterkeit und Zufriedenheit des Kindesalters die Jüngern erfreut und erbaut. — Man gewahrt auch zwiſchen der Stärke, Schärfe und Lebhaftigkeit der Sinne und des Geiſtes oftmals ein umgekehrtes Verhältniß. Ein ſchlechter Magen kann zwar dem Denken hinderlich werden. Doch ſind die den beſten Magen haben, eben nicht die beſten Denker[57]). Große Anſtrengung der geiſtigen Kräfte thut dem Körper mehr Abbruch als große Anſtrengung der Körperkräfte dem Geiſt. Hingegen können auch ſtarke Geiſtesanſtrengungen die peinlichſten Schmerzen des Leibes hemmen. Gelaſſenheit der Seele dämpft das Aufwallen des Bluts und beſänftigt körperlichen Schmerz. Der Wille des Weniggebildeten (des Wilden) ſtellt oft äußeren Leiden eine Seelenſtärke entgegen, zu welcher der Geiſtiggebildete weit weniger aufgelegt iſt[58]) — Die Wilden der alten und neuen Welt ſind an Abwechslung von Mangel und Ueberfluß der Nahrung gewohnt, und ihr Magen kann die entgegengeſetzteſten äußerſten Grade des Hungers und der Unmäßigkeit ertragen. So auch die Grönländer. Hierin ſind die Wilden ganz den Raubthieren gleich. — Je mehr der Geiſt ſeine Thätigkeit vom Körper (ohne daß dieſer zu ſeinen Hülfsdienſten untüchtig werde) und von der äußern Natur unabhängig macht, deſto kräftiger wird er. Das vom Geiſt Errungene bleibt ihm unverſehrt, auch wenn der Schlaf den leiblichen Sinnen die Außenwelt verſchließt und die Thätigkeit der Leibeskräfte der Leitung des Geiſtes entzieht. Der Geiſt kann dem Schlaf Widerſtand thun, bis das körperliche Bedürfniß

---

[58] „Unſer Körper, ſagt Avicenna (de Anima 9. fol. 30. a.) und mit ihm unſere ſinnliche Empfänglichkeit nimmt vom 40ſten Jahr unſers Lebens ab; aber eben von dieſer Zeit beginnt gewöhnlich erſt die rechte Kraft für die vernünftige Einſicht." — Schon ein Greis von achtzig Jahren, lehrte und lernte noch Plato und dichtete Sophokles ſeinen

---

Oedipus in Kolonos. — Wohl werden Altersſchwache zuweilen kindiſch, ihr Geiſt ſcheint in den Zuſtand vor ſeiner Entwickelung zurückzuſinken. Hievon iſt aber wirkliche Krankheit des Leibes Schuld, welche auch Blödſinn und Wahnſinn verurſachen kann.

[57]) *Voltaire* Lettres à d'Alembert (1717) p. 518. Einem Straußenmagen geſellt ſich auch ſelten ein Herz voll ſanften Mitgefühls, reger Theilnahme an Andern und Begeiſterung für Gemeinwohl. Doch möchte ich es auch nicht für einen Beweis von der Gründlichkeit einer philoſophiſchen Forſchung anſehen, wenn ſie den Magen verdirbt, was bei manchen ſpeculativen Forſchungen der Fall ſein ſoll.

[58]) Es gibt viele wilde Stämme, bei denen das Aushalten großer Qualen ohne Laut von ſich zu geben die Tüchtigkeit zum Anführer erproben muß. S. *Robertson* Hist. of America I. 362.

des Schlafs überwiegt. In einem gewiſſen Maße vermag der Wille des Menſchen ſeinen Schlaf abzukürzen, ohne daß die leibliche Kraft Abbruch leide. Der Schlaf benimmt übrigens weder dem Geiſt noch den Körperkräften alle Thätigkeit. Diejenige dauert fort, die zum Leben nöthig iſt. Daß die Seele im Schlaf vom Leib unabhängiger werde als im wachenden Zuſtand (wie Einige behaupten) iſt unerweislich. Vielmehr wird im Schlaf der Leib unabhängiger vom Geiſte. Der Leib ruht von der Arbeit aus, welche der Geiſt im Wachen ihm auflegt. Nur im Traume des Schlafenden tritt noch ein Bewußtſein des Geiſtes ein. Ganz traumlos iſt vielleicht kein geſunder Schlaf, obgleich man ſich der Träume nach dem Erwachen nicht mehr erinnert. Der Traum iſt aber ein bald von leiblichen Gefühlen, bald von Erinnerungen angeregtes Spiel der Phantaſie, ohne eigentliches Denken und freie Thätigkeit des Willens (auch mehrere Thiere träumen im Schlafe). Angenehme, heitere, ſchöne Träume finden ſich nur in ganz geſundem Zuſtand ein. Die peinlichen, ängſtlichen werden meiſt durch Störungen des Blutumlaufs und Nervenſpiels veranlaßt. Durch den Schlaf werden Seele und Leib nicht von einander getrennt. Dies thut auch der magnetiſche Schlaf und das mit ihm verbundene ſogenannte Hellſehen nicht. Dieſer letztere Zuſtand, durch magnetiſche Kraft, die etwas Sinnliches iſt, bewirkt, weit entfernt, ein vom Leib unabhängiges Leben der Seele zu ſein, iſt vielmehr eine Steigerung der ſinnlichen Gefühle und Triebe, während das Denken der Seele ſtillgeſtellt iſt[59]), oder doch nur, wie bei Träumen, überhaupt in Erinnerungen oder einem Spiele der Einbildungskraft beſteht[60]. Er iſt das Umgekehrte der Begeiſterung, welche die Seele aus dem Leib zu verſetzen ſcheint. — Die Verwahrloſung des Körpers in Bezug auf Geſundheit, Reinlichkeit und Tüchtigkeit iſt auch dem Geiſte keineswegs förderlich. Die Krankheiten des Körpers und die des Geiſtes üben wechſelweis Einfluß auf beide. Aber dem Geiſt wohnt eine eigenthümliche Kraft bei, dem Einfluß körperlicher Uebel zu widerſtehen.

---

[59]) Daß der magnetiſche Schlaf den Geiſt freier vom Sinnlichen mache, iſt nicht richtig. In dieſem Zuſtande vertritt vielmehr der Naturinſtinkt die Stelle des denkenden Geiſtes und die geſteigerte Einbildungskraft wird dieſes Naturinſtinkts Gehülfe.

11) Die merkwürdigſte Erſcheinung im Bereiche der organiſchen Materie iſt das Leben, das iſt die aus dem Innern eines organiſchen Naturweſens hervorgehende geordnete Bewegung (Vergl. Abſchn. II. §. 4). Luft, Licht und Wärme bilden die Hauptelemente des organiſchen Lebens. Die Luft enthält alle Arten körperlicher Grundſtoffe, die durch Licht und Wärme zerſetzt werden[61]. Völlige Abweſenheit von Licht, Luft und Wärme gibt es nirgends in der Natur, wo organiſches Leben ſtatt findet[62]. Das organiſche Leben unterliegt nothwendigen Naturgeſetzen, wonach zwar dieſes Leben für Alle an gemeinſame Bedingungen gebunden iſt, aber doch wegen Verſchiedenheit der Umſtände der nämliche phyſiſche Einfluß dem Einen für ſein Leben heilſam, dem Andern ſchädlich werden kann. In dem ganzen Bereiche von mit organiſchem Leben

---

[60] Traum iſt ein Hereinragen des wachen Tageslebens in das nächtliche Schlafleben. Erdmann, Pſychologiſche Briefe Nr. VI. S. 112.

[61] Waſſer kann in zwei Beſtandtheile zerlegt werden, von welchen jeder eine Luftart iſt, und welche vereint wieder Waſſer bilden. Der Leib der Geiſt der Natur 1850. S. 9.

[62] Das Thier, ſo lang es lebt, iſt ein lebendiger Thermometer. Wie verhält ſich aber die Wärme zu ſeinem Leben? Iſt ſie eine Wirkung oder eine Urſache des Lebens? — Auch das Licht iſt ein Element des Lebens. Bei völliger Abweſenheit von Licht kann das Auge nicht ſehen. Sieht es noch in der Finſterniß, ſo muß dieſe noch nicht ganz lichtlos ſein.

begabten Weſen in der Natur beſteht ein beſtändiger Kreislauf von Lebendigwerden und Sterben [oder Aufhören des Lebens] [63]). Auch des Menſchen leiblicher Organismus iſt dieſem Kreislauf unterworfen. Den menſchlichen Leib ſehen wir gleich einem andern Thierleib ſich auflöſen. Eine ähnliche Auflöſung des menſchlichen Geiſtes läßt ſich aber nirgends wahrnehmen. Vielmehr wächſt oft, wie ſchon erwähnt wurde, die Stärke und Klarheit des Geiſtes, während der Leib ſchon der Auflöſung ſich nähert. Nichts wirkt übrigens zerſtörender auf den Leib, als die Macht heftiger und anhaltender Leidenſchaften, an denen die Sinnentriebe den hauptſächlichen Antheil haben. Alles dies zeugt für ein ſelbſtändiges Leben und Wirken des Geiſtes. Mit dem Tode des menſchlichen Leibes, deſſen Sterben wie bei den Thieren durch Aufhören des Herzſchlags und des Athmens vor ſich geht, hört zwar unſere Wahrnehmung des bis dahin in ihm wirkſamen Geiſtes auf, weil wir den Geiſt nur in ſeiner Wirkſamkeit im Organ eines lebendigen Leibes wahrnehmen können. Daraus läßt ſich aber das Erloſchenſein des Geiſtes und der ihm inwohnenden Kraft mit Grund keineswegs ſchließen. Was am Menſchen ſtirbt, iſt nicht er ſelbſt [64]). Von Geheimniß umhüllt iſt für uns der

---

[63]) Im Grund iſt alles organiſche Leben, von der Geburt an bis zum Tode ein fortgeſetztes Erzeugen und Abſterben, nur in verſchiedenem Grade.

[64]) L'existence passée est une quantité terminée par le présent, limite mobile, qui n'exclut pas la réalité ultérieure de l'avenir. (*Martin* La Philosophie de la Nature T. I. P. 2. ch. 7. p. 206.) Ce n'est pas l'âme qui manque au corps, quand il meurt, mais c'est le corps qui cesse d'être dans les conditions de la vie, de sorte que l'âme ne peut plus s'en servir, qu'elle ne peut plus le guider et le conserver, en réglant, en modifiant et probablement en variant à son insu certaines modifications vitales. (*M. Martin* II. 244.) Die Verbindung des Geiſtes mit dem Körper hört von ſelbſt auf, ſobald das organiſche Leben des letztern aufhört, wozu ſo wenig ein Akt des Geiſtes als des Leibes erforderlich iſt, daß es ſogar ungeachtet alles

Tod wie das Leben. Das Leben iſt ein wirkliches Weſen, aber worin es beſtehe, wiſſen wir eben ſo wenig, als wie es entſtehe. Der Tod hingegen iſt kein Weſen, ſondern nur die Verneinung des Lebens. Obgleich entgegengeſetzt, ſtehen doch Leben und Tod einander beſtändig nahe. (Die Kunſt des Mittelalters ſtellte dieſes Verhältniß zwiſchen Leben und Tod richtig dar, indem ſie uns den Tod, als alle Lebendigen zum Tanz einladend, verbildete). Der Ordnung der Natur iſt eigentlich der Tod nur als Ableben aus Altersſchwäche gemäß; jeder andere Tod iſt Unterbrechung des ordentlichen Naturlaufs. Für den Leib iſt der Tod Rückkehr zur Vielheit, für den Geiſt zur Einheit[65]).

12) Auch das Thier (dieſer organiſch abgeſchloſſene Körper, der aus innerer Kraft ſich ſelbſt bewegt) handelt nach Vorſtellungen, aus Gründen, die es bewegen, aber ohne Selbſtbewußtſein. Von dem Inſekt, das nur etwa einen Tag lebt, bis zum Elephanten, deſſen Leben 200 Jahre dauern kann, gibt es unzählige Stufen von Lebens-Fähigkeit und Dauer. Thierſeele nennen wir das, was dem Thier das organiſche Leben verleiht; ſie iſt blos ſinnlich, blos das Erzeugniß eines

---

Widerſtrebens der Kraft von Geiſt und Leib erfolgen kann. — Hippel ſagt: wir ſollten zum Sterbenden nicht gute Nacht! ſondern guten Morgen! ſagen.

[65]) Obgleich des Menſchen körperlicher Organismus der zarteſte und complicirteſte iſt, und die Thätigkeit des ihm inwohnenden Geiſtes ihn viel und ſtark in Anſpruch nimmt, ſo iſt er doch einer größern Lebensdauer fähig als beinahe alle nicht mit Geiſt begabten Thiere. — Die leibliche Lebenskraft iſt uns ein Geheimniß. Das Seciren lebendiger Thiere hat es uns nicht im mindeſten enthüllt, und wenn es auch wahr wäre, daß egyptiſche Könige Anatomen hiezu lebendige Verbrecher zur Zergliederung überließen, ſo hat doch die Kenntniß der Lebenskraft durch dieſe Grauſamkeit nichts gewonnen. — Ein immerwährendes Leben wäre in den Verhältniſſen der Erde dem Einzelnen und der Gattung unerträglich geworden. Hingegen mahnt die Kürze des Lebens jeden zur guten Verwendung deſſelben.

ſinnlichen Organismus; ſie wird blos durch Sinneneindrücke in Bewegung geſetzt und hat nur ſinnliche Vorſtellungen; blos durch ſolche wird das Thier zum Handeln beſtimmt[66]). Das Thier kennt nur Beſonderes, Einzelnes, nicht Allgemeines; es iſt keines (das Mannigfaltige zur Einheit verbindenden) Begriffs fähig. Es bildet keine Urtheile, noch weniger Schlüſſe. Doch empfindet es Unterſchiede, und dieſe Empfindung beſtimmt ſein Thun. Alle Fähigkeiten des Thiers ſind angeboren[67]); ſie bilden ſich durch Entwickelung und Gebrauch ſelbſt aus, ohne daß das Thier zu dieſer Ausbildung ſelbſtthätig etwas hinzufügen könnte. Werden Thiere vom Menſchen abgerichtet, ſo geſchieht dies einzig mittelſt äußerer Eindrücke auf ihre Sinne. Alle Abrichtung und Leitung der Thiere durch den Menſchen geſchieht mechaniſch[68]). Während des Menſchen Wille ſich den Trieben ſeiner Sinnlichkeit widerſetzen und ſie beherrſchen kann, handelt jedes Thier aus eigener Bewegung einzig nur für die Befriedigung ſeiner Sinnentriebe. Bei den meiſten Thiergattungen gewahren wir einen durch ſinnliche Empfindung zur Selbſterhaltung und Fortpflanzung leitenden und anhaltenden Trieb[69]. So bewunderungswürdig dieſer Trieb bei jeder der ſo zahlreichen Arten von Thieren ihrem Körperbau, dem Element, worin ſie leben, ihrer Lebensweiſe und ihrem Bedürfniß auf's genaueſte in größter Mannigfaltigkeit angepaßt iſt, ſo zeigt ſich hingegen bei keiner Thierart eine Spur oder ein Wahrzeichen eines ſelbſtändigen Strebens nach Vervollkommnung ihrer ſelbſt und ihrer Zuſtände. Kein Thier rückt ſelbſtthätig in Bildung vorwärts. Dies unterſcheidet weſentlich alle Thierarten von der Menſchengattung[70]. Alle Thiere, und auch die Pflanzen, deren Bewegung nur in Folge äußerer Reize (oder Anregung) vor ſich geht[71], wie auch die lebloſen Körper unterliegen den Naturgeſetzen der Schwere und der Bewegung. Aber ſie gelangen zu keiner Erkenntniß derſelben, wie der Menſch. Wenn dieſer das Leben der Pflanzen und Thiere und ſein eigenes vergleichend betrachtet, kann ihm ein merklicher Unterſchied zwiſchen dieſen drei Arten des Lebens nicht entgehen. — Die Nacktheit ſeines Leibes treibt den Menſchen zu Fürſorgen an, die dem Thier entbehrlich ſind. Während dieſes faſt alles, was es bedarf, ſchon von der Natur bereitet findet, kann der Menſch ſeine Zwecke (ſelbſt die nothwendigſten) nur mühſam durch Anſtrengung und Bildung ſeines Körpers und Geiſtes erreichen. Die Thiere beharren innerhalb der Schranken der ihnen angeborenen Naturtriebe[72]. Dieſe ſehen wir einen beſtimmten Zweck nach einer beſtimmten Ordnung verfolgen. Die Beobachtung der Entwickelung und Wirkſamkeit der Naturtriebe, deren Zuge folgend, die Thiere in den zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung dienenden Kunſtfertigkeiten und Uebungen vielfältig verſtändiger erſcheinen als manche Menſchen, hat die letztern auf manche nützliche Erfindungen[73]), auch auf Entdeckung von Heilmitteln geleitet. — Der Naturtrieb, der beim Thier den mit Bewußtſein denkenden Verſtand erſetzt, lehrt daſſelbe mit Sicherheit das thun oder meiden, was zu ſeiner und ſeiner Gattung Erhaltung dienlich iſt. Dieſe Sicherheit iſt vielleicht oft größer, als beim Menſchen, den die Intelligenz leitet, weil dieſe oft beirrt iſt, getäuſcht wird oder in Zweifel geräth[74]). Hätten aber die Thiere die Intelligenz des Menſchen, ſo gelangte dieſer nicht über ſie zur Herrſchaft, ſondern würde zum

---

[66]) On reconnait de la Raison, non dans les bêtes, mais dans celui qui les a formées. *Leibnitz* Théodicée I. Préf. p. 319. Die Thierſeele iſt blos ſinnlich, entſteht aus ſinnlichen Elementen und vergeht mit ihnen.

[67]) „Warum flieht die Henne, ſchreibt Seneca (Epist. CXXI.) nicht vor einem Pfauen oder einer Gans, da ſie doch vor dem Habicht, der noch kleiner iſt, und von dem ſie noch nichts Übeles erfahren hat, flieht? Es iſt klar, daß die Thiere das ihnen Schädliche kennen, ehe ſie noch die Erfahrung davon belehrt hat.

[68]) Montaigne (Essais p. 321.) ſagt: „Wenn ich mit meiner Katze ſpiele, ſpielt ſie vielleicht mit mir." — Nicht nur vielleicht, ſondern gewiß. Was beweiſt dies aber über das Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und der Katze? Nichts weiter, als daß die Katze den Menſchen nur als ein Thier anſehe, aber keineswegs daß ihr wie dem Menſchen ein Geiſt inwohne.

---

[69] Unter Trieb verſteht man was ein Weſen für einen Zweck, bei Thieren und Menſchen zur Befriedigung eines Verlangens bewegt. —

[70] Considérée (wie Pascal ſich ausdrückt) comme un même homme qui subsiste toujours et qui apprend continuellement.

[71] Die Pflanze unterſcheidet ſich auch dadurch vom Thiere, daß ſie ihr Eingeweide auswendig hat, ihren Mund in der Erde (oder im Waſſer) und die Lunge in der Luft.

[72] Auch der Menſch, aber nur als ſinnliches Weſen, hat einen Inſtinkt, der ihn für

---

das ſinnliche Leben leitet. Dieſer Inſtinkt zeigt ſich beſonders bei kleinen Kindern, beim Säugling, den er antreibt, zur Schöpfung ſeiner Nahrung die Lippen an der Mutter Bruſt zu legen, ſodann in gewiſſen Krankheiten, im Zuſtande des Schlafwandelns und des magnetiſchen Schlafs. Hier vertritt der Inſtinkt die Stelle des denkenden Geiſtes. — Ob übrigens in dem Mineral-, Thier- und Pflanzenreich ein Naturtrieb zu ſtets vollkommnern Organismen fortzuſchreiten beſtehe, mag dahin geſtellt bleiben; aber nicht zu läugnen iſt, daß unter dieſen Organismen eine große Stufenleiter ſtatt finde. Und ohne Zweifel hat das Leben in den verſchiedenen Zonen des Weltgebäudes einen eben ſo verſchiedenen analogen Organismus.

[73]) Z. B. für das Schwimmen, für die Schifffahrt mit Rudern und Segeln. Die Schifffahrtskunſt lernte der Menſch von den Waſſerthieren. Die Fähigkeit vieler Thiere (der Vögel) weite Luft-Räume mit Schnelligkeit zu durchfliegen iſt dem Menſchen verſagt. Doch hat dieſer die Kunſt, Lufträume zu durchſchiffen erfunden, die vielleicht noch ſehr vervollkommnet werden kann. Durch die fernen Himmelsräume nach den großen Weltkörpern zu reiſen wäre ihm ſehr erwünſcht. Dem ſteht aber ſchon der Umſtand entgegen, daß ſeine Lunge im luftleeren Raume nicht zu athmen vermöchte. (Ueber die Erfindungen für die Luftſchifffahrt ſ. J. Kants Phyſiſche Geometrie 1803. III. Bandes erſte Abtheilung. S. 176—185.)

[74]) Des Menſchen Vernunft (ſeine höchſte Intelligenz) läßt ſich nicht mit dem Inſtinkt der Thiere vergleichen; wohl aber ſein Verſtand, der im Grund nur ein höherer Inſtinkt iſt, das iſt ein ſolcher, wie er einem geiſtigen denkenden Weſen geziemt.

Sklaven der Thiere. Auch durch Sympathie und treue Anhänglichkeit erregen manche Thiere Bewunderung, und die Gefügigkeit und Gelehrigkeit von vielen im Dienſte des Menſchen und die zahlloſen Vortheile, welche ſie dem Menſchen gewähren und die er ſich aneignen kann, fordern ihn auf, ſeine Dankbarkeit gegen den Schöpfer auch durch gütige, milde Behandlung ſolcher Thiere an den Tag zu legen, und ſich aller Thierquälerei zu enthalten[75]) Man hat bemerkt, daß die Singvögel, die dem Menſchen ſo vieles Vergnügen gewähren, von ihnen nichts Arges beſorgend, ſich am liebſten und gewöhnlich in ihrer Nähe aufhalten, ſo lange ſie nicht durch Räuber- oder Jägergelüſte verſcheucht werden. — Auch greift in von Menſchen bevölkerten Gegenden das Raubthier dieſelben nur in der Noth an, und nicht, ſo lang es ſich von andern Thieren ernähren kann. Es iſt, als ob es die Wehrhaftigkeit des Menſchen kenne und ſcheue[76]). Die regelmäßigen jährlichen Wanderungen gewiſſer Vögel und Fiſche nach den entlegenſten Landſtrichen und Meeren (der Vögel auch über Meere) ſind wahre Wunder des Naturtriebs und die Abrichtung von Tauben zu Briefträgern über Land und Meer beweiſt einen hohen Grad von Gelehrigkeit und Ortsſinn[77]). Der letztere iſt überhaupt bei vielen Thieren ausnehmend ſtark. Dem Menſchen kommt dies zu Statten, damit er ſie ſeinen Zwecken dienſtbar mache. Aus Naturtrieb hegt das Thier große Sorgfalt für ſein Junges, für ſeine Erhaltung und zeigt ausnehmenden Muth für deſſen

---

[75]) Am Sabbath ſoll auch dein Ochs, dein Eſel Ruhe haben. Moſe B. II. K. 23. v. 12.

[76]) So treue Wächter und Vertheidiger die gezähmten Hunde den Menſchen ſind, ſo gibt es dagegen verwilderte Hunde, die geſellig unterirdiſche Höhlen bewohnen, aber gleich Wölfen den Menſchen blutgierig anfallen. v. Humboldt Anſichten der Natur 1849. I. 13.

[77]) Die Gelehrigkeit der Thiere zeigt ſich auch ſonſt noch in vielen, zum Theil ſchweren Künſten, zu denen ſie ſich abrichten laſſen.

Vertheidigung, ſo lange daſſelbe ſich nicht ſelbſt forthelfen kann[78]). Ein fortdauerndes Band zwiſchen Kind und Eltern, welches bei den Menſchen der Geiſt knüpft, iſt jedoch den Thieren fremd. — Thiere der nämlichen Gattung helfen einander und ſind darin ſehr ſinnreich. Selten begegnen ſie einander feindſelig. Wie beſchämend für die Menſchen! — Das Thier lebt nicht ſo wie der Menſch beſtändig zwiſchen Hoffnung und Furcht. Dieſe fügt des Menſchen wirklichen Leiden diejenigen bei, welche ſeine Einbildung ſchafft. Ihn quält nicht nur der Schmerz, ſondern auch die Furcht davor. Dagegen entbehrt das Thier des Genuſſes, den Vergangenheit und Zukunft dem Geiſt bieten. In der Vorſtellung der Thiere vermiſcht ſich das Vergangene ganz mit dem Gegenwärtigen. Von einer Zeitfolge haben ſie keine Vorſtellung. Sie haben, wie Ariſtoteles ſagt, wohl ein Gedächtniß, doch keine Erinnerung. Ihr Gedächtniß beſteht in gleichförmig bei gewiſſen Anläſſen erneuerter Empfindung. Eben ſo ihre Angewöhnungen. Viele Thiere haben aber ein ſo feines Vorgefühl von bevorſtehenden Veränderungen im Luftkreiſe, daß ſie dem Menſchen zum ſicherſten Barometer dienen. Ueberhaupt ſind die Sinne vieler Thiere ſchärfer, als die des Menſchen, ſo wie man auch bei Menſchen von geringer Geiſteskraft und geiſtiger Bildung weit mehr natürliche Schärfe der Sinne, als bei andern wahrnimmt [79]). Doch nur der Menſch kann durch Anwendung ſeiner Geiſtesgaben ſeine Sinne verfeinern und mittelſt künſtlicher Vorrichtungen die Schranken ihrer Befähigung erweitern. — Dagegen iſt ſein Leib nachtheiligen Einflüſſen von äußern organiſchen und unorganiſchen Weſen weit mehr bloßgeſtellt, als manche Thiere. Die Geſundheit von dieſen iſt auch wenigern Gefährdungen ausgeſetzt, als die des Menſchen. Krankheiten ſind bei Thieren ſeltener und ihrer nicht ſo verſchiedene. Durch alle dieſe Unterſchiede wird des Menſchen denkender Geiſt vielfach angeregt. Er ſieht ſich genöthigt, für Wohnung, Kleidung und andere Schutzmittel weit mehr fürzuſorgen, als das Thier, für welches die Natur in dieſer Beziehung viel mehr fürgeſorgt hat. — Beim Menſchen ſteht unter allen ſeinen Geiſtesgaben das Gedächtniß mit ſeinen Sinnen und ſeinem ſinnlichen Organismus in der nächſten Verbindung. Daher entwickelt es ſich bei ihm am früheſten und nimmt im Alter am früheſten ab. Auch können Krankheiten ſein Gedächtniß ſchwächen oder ganz zerſtören. Worte, Namen, entfallen dem Gedächtniß eher, als ſichtbare Gegenſtände oder Begebenheiten.

---

[78]) Bei Thiergattungen, die von Pflanzen ſich nähren, dauert die Sorge der Eltern für ihre Jungen weniger lang, als bei den fleiſchfreſſenden, weil dort die Jungen ſich ihre Nahrung leichter, hier ſchwerer verſchaffen können. — Die mütterliche Sorgfalt vieler Vögel und Inſekten dehnt ſich ſelbſt auf Geburten aus, die nicht aus ihren eigenen Eiern hervorgegangen ſind, welche ſie aber durch Brüten oder auf andere Weiſe ins Leben erweckt haben. Ein Huhn, das Eier von Gänſen oder Enten ausgebrütet hat, bewacht theilnehmend die erſten Uebungen der Jungen im Waſſer, obgleich es ſelbſt von der Natur davon ausgeſchloſſen iſt. Ameiſen ſieht man in Menge ſich mit Belebung und Entwickelung der Embryone im Ei und dann mit der erſten Nahrung der Jungen beſchäftigen.

13) Von den Thieren wie von den Pflanzen gibt es eine Menge Gattungen und Arten. Die Menſchen ſind alle Einer Gattung und Art, weil alle mit Geiſt begabt ſind, und ihr Leib einen dieſem Geiſt angemeſſenen Organismus enthält. So z. B. iſt des Menſchen Mund ganz für die

---

[79]) Dans l'homme les organes de *l'appétit* sont moins parfaits que ceux de la connaissance, et dans l'animal ceux de la connaissance le sont beaucoup moins que ceux de l'appétit. *Buffon.* — In materieller Hinſicht kann man das Thierreich mit Oken (Allgem. Naturgeſchichte 1833 B. VI. S. 8.) den auseinandergelegten Menſchen nennen, weil in den verſchiedenen Thieren ſich die Stoffe, Kräfte und Organismen nur vertheilt vorfinden, die im Menſchen vereint ſind.

Sprache, deren der Geiſt ſich zum Ausdruck ſeiner Gedanken bedient, eingerichtet. Wenn aber die Menſchen alle nur Ein auf dem ganzen Erdboden verbreitetes Geſchlecht bilden, während die Thiere in viele Gattungen und Arten zerfallen, ſo macht anderſeits des Menſchen Willensfreiheit, daß Jeglicher ſelbſtändig für ſich daſteht (Selbſtzweck iſt), und nicht wie das einzelne Thier einem gemeinſamen Naturtrieb anheimfällt. Auch kann nur der Menſch (wenn gleich mit mehr oder weniger Beſchwerde) allen Klimaten ſich anbequemen [80]. (Vergl. n. 5.) Einen großen Vorzug für die Zwecke des Lebens gibt ihm vor den Thieren ſeine aufrechte Geſtalt und ſein aufrechter Gang, die dem Gleichgewicht der Theile ſeines Leibes am beſten entſprechen [81]. Ferner die freie Beweglichkeit ſeiner Arme und Hände nach allen Seiten [82], auch die Fähigkeit, das Feuer aus mancherlei Körpern hervorzulocken und zur Erleuchtung und Wärmung und zu mannigfachen Künſten zu verwenden [83]. — Obgleich übrigens alle Menſchen einander

---

[80] Unter den Thieren kommen die uns nützlichſten Hausthiere wegen ihrem biegſamen Körperbau am beſten in verſchiedenen Klimaten fort, am wenigſten hingegen die großen Raubthiere. Schmelie's Philoſophie der Naturgeſch. Berlin 1791. I. 41.

[81] Die Griechen nannten den Menſchen Ἄνθρωπος d. i. ein über ſich ſchauendes Geſchöpf. Er iſt gemacht, zur Sonne und zum geſtirnten Himmel hinauf zu ſchauen (Anaxagoras) bei *Diog. Laert.* L. II. 10.) Spectare nos coelum Deus voluit. (*Lactant.* Institut. Divin. L. II. c. 1.)

[82] Unter den Thieren hat nur der Affe und das Eichhörnchen Arme, die ihm zugleich zu Füßen dienen, ſind aber weit unvollkommener gebildet, als die des Menſchen. Die Arme und beſonders die Hände des Menſchen ſind recht zu fügſamen Organen des freithätigen und handelnden Geiſtes geformt. — Von Natur hat des Menſchen Leib keine Waffen als die Hände, die dem mit Intelligenz Begabten zu allen Künſten des Kriegs wie des Friedens dienlich ſind. Galenus de Usu partium. L. I. c. 2. 3.

[83] „Que d'incendies imprévues et irréparables arriveraient si le feu était en leur disposition (des bêtes)? Dieu n'a confié le premier agent de la nature qu'au seul être capable d'en faire usage par sa raison." *Bernardin de St. Pierre.*

der Weſenheit nach gleich ſind, ſo gleicht doch kein Menſch ganz dem andern weder an Leib noch an Geiſt. Kein Menſchenantlitz iſt dem andern ganz unähnlich und doch keines dem andern ganz gleich. Ueberhaupt iſt der Unterſchied zwiſchen dem einzelnen Menſchen weit größer als zwiſchen den einzelnen Thieren derſelben Gattung. Schon dies zeigt an, daß der Menſch zur perſönlichen Selbſtändigkeit und zur Geſelligkeit beſtimmt ſei. Uebrigens iſt die Verſchiedenheit ſeiner geiſtigen Anlagen mehrentheils von der Verſchiedenheit der leiblichen unabhängig. — Das neugeborene Kind iſt weit mehr als irgend ein neugeborenes Thier ein Bild des Elends und der Hülfloſigkeit, und bleibt auch länger hülfsbedürftig. Dies legt den erſten Grund zu ſeiner Geſellſchaftlichkeit, die aus dem Bedürfniß gegenſeitigen Beiſtands hervorgeht. Durch ſeinen ganzen Organismus iſt der Menſch zum geſellſchaftlichen Leben angewieſen.

14) Obgleich der Geiſt des Menſchen zum Beherrſchen ſeines Leibes beſtimmt iſt, ſo bringt es doch ſein Verhältniß zu dieſem mit ſich, daß er den Leib in Ehren und Alles von ihm fern halte, was ſeiner Entwickelung, naturgemäßen Ausbildung und Geſundheit hinderlich ſein könnte [84]. Denn unter der Geſtalt des Leibes gibt der Geiſt ſich kund, und er bedarf

---

Études de la Nature I. 33. Doch thut Plinius (Naturgeſch. B. VI. §. 10.) auch ſolcher Völker Meldung, die das Feuer nicht kannten. Auch rühmten ſich die Athenienſer, nebſt dem Säen auch den Gebrauch des Feuers andern Völkern bekannt gemacht zu haben. Noch fanden die Spanier auf den Räuberinſeln ein mit dem Feuer unbekanntes Volk (*Buffon* B. VI.), während bei den Neuſeeländern und Otahaitern das Hervorlocken des Feuers aus aneinandergeriebenem Holz längſt im Gebrauch war. (Hawkesworth B. III. K. 6.)

[84] Nach der heil. Schrift ſoll der Leib ein Tempel des heil. Geiſtes ſein. Der Menſch ſoll nicht allein vom leiblichen Brode leben. Er lebt nicht, um zu eſſen, aber er iſt, um zu leben.

der leiblichen Organe zu ſeinen Verrichtungen und um nach Außen zu wirken. — Der Organismus des menſchlichen Leibes vereinigt in ſich weit mehr Vorzüge als der Organismus aller andern Thierkörper [85]. Ohne Zweifel hat jeder Beſtandtheil des menſchlichen Leibes den Zweck, ſeine Bewegungen und Verrichtungen oder ſeine Geſundheit zu fördern, wenn gleich wir davon nicht eine vollſtändige Einſicht haben [86]. — In ihrer Vollendung und Unverſehrtheit ſtellt die Leibesgeſtalt des Menſchen das Bild, den Ausdruck und den Spiegel ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, die ihn vor den Pflanzen und Thieren auszeichnen, dar [87]. Sie trägt das Gepräge der vom Geiſt herrührenden Stärke, Feſtigkeit, Ausdauer und Gewandtheit und der dem Selbſtbewußtſein entſtrömenden, über das Vergängliche erhebenden und über das Sinnliche gebietenden Herrſcherwürde [88]. Seine Geſtalt verkündet es, daß der Blick ſeiner Seele nicht auf die Gegenwart beſchränkt iſt, ſondern auch die ferne Vergangenheit und Zukunft umfaßt [89]. Beſonders in dem ſchönen und reinen Antlitz ſpiegeln ſich die Mächte des denkenden, wollenden, empfindenden, thatkräftigen Geiſtes und alle Regungen dieſer Mächte ab [90]. Jeder Zug im menſchlichen Angeſicht, der ein Vorherrſchen des blos Thieriſchen andeutet, iſt ſtörend, verletzt das reine Schönheitsgefühl. — Im Ganzen ſind allerdings unter den Menſchengeſtalten weit mehr häßliche und mangelhafte als ſchöne und vollendete. Uebermaß von Hitze oder Kälte, auch phyſiſches Elend bewirken dies. Es haben aber auch Laſter und Ausſchweifungen, auch Verwahrloſung und zu ſtrenge Arbeiten, auch ſchwere Krankheiten vielfältig daran Schuld. So ſind ganze Völker körperlich verkommen. Auch manche Arten den Leib zu verzieren (wohin bei den Wilden das ſchmerzliche Tatowiren der Haut, bei den Civiliſirten vieler Modeputz gehört) haben dazu beigetragen, und der Menſch kann durch Verwöhnung ſogar den Geſchmack, den Sinn für die Schönheit der Geſtalt verlieren [91]. Doch im Ganzen wurde dieſe immer und überall (mitunter auch mehr als billig) werth gehal-

---

[85] Von der *Vollkommenheit* des materiellen Organismus in der Natur überhaupt haben wir nur relative Begriffe. Nach dieſen erachten wir denjenigen für den vollkommenſten, der für die mannigfaltigſten Zwecke eingerichtet iſt und deſſen Naturtrieb unſerm denkenden Geiſt am nächſten kommt. Die ganze Stufenleiter der Naturweſen nach dieſer Anſicht zu erforſchen überſteigt wohl das Kraftmaß unſerer Intelligenz. Albern erſcheint mir aber die Anmaßung, den Organismus der Natur dadurch im Geiſte conſtruiren zu wollen, daß man in den verſchiedenen Gattungen von Naturweſen verwirklichte Ideen Gottes erblicken will. Solche Phantaſiegebilde erklären nichts, ſind aber der Forſchung hinderlich. In ſeiner Art iſt der Organismus einer Ameiſe, Biene, Spinne eben ſo vollkommen als der eines Elephanten.

[86] *Authenried* (Ueber den Menſchen und ſeine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkt des Naturforſchers. Tüb. 1825. S. 33.) bemerkt: es gebe beträchtliche Eingeweide im menſchlichen Körper, von deren Nothwendigkeit, Verrichtung oder Zweck wir nichts Haltbares ſagen können, deren Daſein ſelbſt wir nicht ahnden würden, wenn ſie nicht beim Oeffnen todter Körper gefunden würden; wie die Milz, die innere Bruſtdrüſe, die Schilddrüſe.

[87] *Baco* nennt den menſchlichen Leib eine *umgekehrte Pflanze*, weil der Quell ſeines Lebens im Herzen und Gehirn, die Werkſtätte zur Verarbeitung ſeines Nahrungsſtoffs aber in den untern Theilen ſich befindet.

[88] Welche weite Kluft iſt ſelbſt zwiſchen der äußern Geſtalt des afrikaniſchen Waldaffen

---

(Simia Troglodytes) und der des Menſchen. (S. Blumenbachs Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände Taf. XI.

[89] Die beiden Augen des Menſchen ſind einander näher als bei allen Thieren; weshalb der Menſch meiſt die Gegenſtände mit beiden Augen ſieht. Nur bei den Kalmücken nah am kaspiſchen Meere ſind die Augen fünf bis ſechs Fingerbreiten von einander entfernt.

[90] Das Ideal der männlichen Menſchengeſtalt hat uns der griechiſche Künſtler im Apoll (im Belvedere zu Rom. S. Winkelmann Geſch. der Kunſt des Alterthums Th. II. 392.) dargeſtellt. Ein Ideal der weiblichen Geſtalt ſehen wir, jedoch weniger vollendet, in der Mediceiſchen Venus (in der Tribüne zu Florenz).

[91] Demeunier Sitten und Gebräuche der Völker (überſ. v. Hißmann 1784, II. Buch 9.)

ten. Mit voller Wahrheit ſagt Cicero (De Nat. Deor. L. 1.): Das Schönſte für den Menſchen iſt der Menſch.

15) Bewegung iſt der Ausdruck des Lebens und das Leben der Körper ſowohl als der Geiſter iſt durch Thätigkeit bedingt. Beim Menſchen wird die Zweckmäßigkeit ſeiner Thätigkeit durch die Intelligenz und den guten Willen beſtimmt. Sie auch beſtimmen das rechte Maß ſeiner Thätigkeit. Schwache beſchränkte Geiſter begreifen nicht, daß zuweilen unthätig ſein beſſer iſt und wirkſamer als Vielthun. Der Geiſt überhaupt ſtrebt ſeiner Natur gemäß nach einer freien Thätigkeit, wogegen der Leib ſtets geneigt iſt, ſich äußerm Zwang zu fügen, wenn er nicht vom Geiſt davon zurückgehalten wird. Oft theilt ſich aber die Trägheit des Leibes dem Geiſte mit, und die Trägheit von beiden deckt ſich mit dem Feigenblatt des Wahns, es ſei vornehmer nicht arbeiten zu dürfen, als das Gegentheil, eines Wahns, der, für Geiſt und Leib gleich verderblich, eine fruchtbare Quelle von Elend iſt. Es gibt ferner eine Macht, die blos aus der öftern und langen Wiederholung der nämlichen Thätigkeit oder Unthätigkeit ſich bildet, und ihren Einfluß nicht nur auf den unfreien Körper, ſondern auch auf den freien Geiſt erſtreckt: die Macht der Gewohnheit. Sie iſt eine Folge unſerer Beſchränktheit und der von ihr erzeugten Trägheit. Sie wächſt oft zu ſolcher Stärke an, daß ſie zur andern Natur wird. Ihr Einfluß bringt viel Schlimmes, aber auch manches Gute hervor. Um unſchädlich und heilbringend zu ſein, erheiſcht die Gewohnheit und der Hang zu ihr eine ſtete Ueberwachung und Prüfung der Vernunft. Es gibt Angewöhnungen, die die Thätigkeiten und Verrichtungen des Geiſtes ſowohl als des Leibes wohlthuend regeln und ſie ſehr erleichtern; andere bewirken das Gegentheil. Zum Sklaven

der Gewohnheit zu werden bringt immer Nachtheil. Des Nachdenkens ſollte man auch durch gute und löbliche Gewohnheiten ſich nie überhoben glauben. Sonſt ſind auch dieſe nicht vor Ausartung geſichert und werden dem Fortſchritt im Guten hinderlich. Ohne eine durch viele Uebung erworbene Angewöhnung könnte jedoch auch die Intelligenz ihre Verrichtungen nicht mit der zum Handeln erforderlichen Behendigkeit vornehmen. Nur die Gewohnheit, welche dem Menſchen die oft erneuerte Anwendung ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte in gewiſſer Richtung beibringt, ſetzt ihn in den Stand, es im Erkennen und Handeln zu einer gewiſſen Fertigkeit und Vollendung zu bringen. Allerdings gibt es Angewöhnungen, die zuletzt ohne deutliches Bewußtſein vor ſich gehen können, und dennoch dem Zweck genügen. Doch ſoll die Intelligenz ſich darüber immer Rechenſchaft ablegen können.

16) Geiſt ſowohl als Leib, wenn ſie naturgemäß thätig ſind, erneuern ſich fortwährend, und können durch dieſe naturgemäße Thätigkeit an Entwickelung, Stärke und Tüchtigkeit gewinnen. Durch Unmaß und lange anhaltende Dauer der Thätigkeit nützt jedoch ihre Kraft ſich ab. Ruhe bedürfen beide von Zeit zu Zeit zu ihrer Erholung. Die Ruhe zur Nachtzeit, das Labſal des Schlafs kommt beiden zu Statten. Der geſunde Menſch, auch der geneſende, fühlt ſich nach einem ruhigen Schlaf wie neu geboren. Auch der Geiſt muß, um ſich kräftig und geſund zu erhalten, ſeine Anſtrengung, ſein Sich-Vertiefen, ſeine Zuſammendrängung auf Ein Ziel zuweilen mit erholender Zerſtreuung abwechſeln. Sonſt erſchlafft er. — Die ſinnlichen Organe des Menſchen verlieren im Alter im nämlichen Maße früher ihre Stärke, als ſie ſpäter zur vollen Ausbildung gelangen. Mit den geiſtigen Organen ver-

hält es ſich umgekehrt. Ihre Abnahme tritt gewöhnlich bei denjenigen am früheſten ein, deren Entwickelung am früheſten ſtatt fand (z. B. beim Gedächtniß und bei der Phantaſie). — Die Organe des Geſchlechtstriebs entwickeln ſich im menſchlichen Leib am ſpäteſten und erſt dann, wenn ſich der Geiſt bereits zu höherer Kraft entfaltet hat. — Alles Lebendige hat ſeinen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Jeder dieſer Abſchnitte bringt Vor- und Nachtheile mit ſich. Der geiſtige Menſch kann die Vortheile ſteigern, die Nachtheile vermindern; er kann ſogar die guten Früchte aller Jahreszeiten des Lebens für ſich perennirend machen. Nur kann er den Kreislauf der Natur nicht abändern.

17) So groß die Ausbildungsfähigkeit der geiſtigen und auch der leiblichen Anlagen und Kräfte des Menſchen, und ſo gewiß der Fortſchritt hierin durch Thätigkeit bedingt iſt, ſo iſt es doch ein ſchwerer Irrthum, die Aufregung (Agitation) mit dem Fortſchritt der Bildung zu verwechſeln. Weit entfernt, daß vielfältige Aufregung den Fortſchritt fördert, iſt vielmehr nichts, was ihn mehr verhindert. Der wahre nachhaltige geſchieht nur ſtufenweis, mithin beſonnen, allmählig und geräuſchlos.

18) Die jedem Himmelsſtrich eigenen Thier- und Pflanzengattungen ſtehen überall mit den ſonſtigen Naturzuſtänden in Uebereinſtimmung. Der Naturtrieb der Pflanzen und Thiere wirkt, bei aller Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen, doch immer gleichförmig, gemäß den äußern Verhältniſſen (Klima, Boden, Anbau ꝛc.) nach dem Geſetz der Nothwendigkeit. Aeußere Naturbeſchaffenheit, Lage und Umſtände tragen zwar auch viel dazu bei, daß der einzelne Menſch oder ein Volksſtamm ſich ſo oder anders ausbildet, in dieſer oder einer andern Richtung

ſeinem Geſchick entgegen geht. Deßungeachtet iſt es immer der Geiſt, der ſie beſeelt, die Stärke oder Schwäche des Willens; der Einfluß der Perſönlichkeit, was hier zuletzt die Entſcheidung gibt. Was man Veredlung von Thier- und Pflanzengeſchlechtern nennt, iſt ihre erhöhte Brauchbarkeit für die Zwecke des menſchlichen Lebens. Sie iſt das Werk des Menſchen, obgleich von ihm Naturkräfte dafür in Anwendung gebracht werden. In den Pflanzen erzeugen ſich Thiere, in den Thieren Pflanzen. Die Natur der Thiere und Pflanzen bleibt aber immer darin verſchieden, daß die Naturkräfte in erſtern von innen heraus ſich entwickeln und bethätigen, in den letztern hingegen nur durch äußern Reiz. Sonſt ſind manche Analogien zwiſchen Thieren und Pflanzen wahrnehmbar. Auch kann man die Kraftentwickelung in den Pflanzen, die ſich uns in einem Gewebe von Zellen darſtellt [92]), ein Pflanzenleben nennen. Den Pflanzen aber eine Seele zuzuſchreiben [93]), liegt kein Grund vor. Vollſtändig erklären läßt ſich übrigens der Grund vom Entſtehen und Wachsthum des Pflanzenlebens ſo wenig als von dem des Thierlebens. Dem Menſchen ſind beide dienſtbar, er aber ſteht über ihnen.

19) In der materiellen wie in der geiſtigen Natur gewahren wir einen Bildungstrieb, der ihre Werke, die bei jeder Gattung von Weſen ein eigenes Gepräge haben, hervorbringt und geſtaltet. Dieſer Bildungstrieb zeigt ſich in allen organiſch-belebten Weſen ſchon bei ihrer Entſtehung und ihrem Wachsthum thätig, und zwar in jedem nach ſeinem Natur-Typus (Normalbild). An den Werken des Menſchen offenbart ſein Bildungstrieb wegen dem Einfluß des freithätigen

---

[92]) M. J. Schleiden Die Pflanzen und ihr Leben. Leipz. 1850. S. 41 u. fg.

[93]) Wie H. Fechner in ſ. Schrift: Nanna, Leipzig 1848, gethan.

Geiſtes eine weit größere Mannigfaltigkeit und Abwechſelung als an den Erzeugniſſen anderer Gattungen von Weſen.. Zwar kann keine Menſchenkunſt die Bildungskraft in der organiſchen Natur nachahmend erreichen oder erſetzen. Aber des Menſchen Bildungstrieb wächst mit der größern Ausbildung und ſtärkern Anſtrengung des Geiſtes. Alles Lebendige hat eine gewiſſe Phyſiognomie. Beim Menſchen verſchmelzt ſich der Ausdruck des phyſiſchen und des pſychiſchen Bildungstriebs. Sein Geiſt iſt geneigt, überall Spur von Geiſtigem wahrzunehmen. Sein Bildungstrieb hat den Mittelpunkt und Feuerherd ſeiner Thätigkeit in der Einbildungskraft, d. i. dem Vermögen des Geiſtes, die Gedanken ſich in ſinnlicher Geſtaltung zu vergegenwärtigen. Alle Kunſterzeugniſſe, auch die wiſſenſchaftlichen Werke, ſo ferne ſie Kunſterzeugniſſe ſind, kommen kraft dieſes Bildungstriebs zu Stande.

20) Es iſt aber wie in der ganzen äußern Natur, ſo auch im Menſchen neben dem Erhaltungs- und Bildungstrieb ein Zerſtörungstrieb wahrnehmbar. Gleichwie das Denkvermögen beſtändig mit Vereinigen und Auflöſen (Syntheſe und Analyſe) beſchäftigt iſt, ſo liegt auch in dem Gemüth und Willen und im leiblichen Organismus ein Trieb wie zum Bilden, ſo zum Zerſtören[94]. Der letztere Trieb wird im Menſchen ſchon von Kindesbeinen an bemerkbar. Das Kind hat ſeine Luſt daran, ſein Spielzeug zu zerbrechen. Auch ſieht man das Kind die ſchöne Blume, die es eine Weile mit Vergnügen betrachtet, fühllos zerpflücken. Der Zerſtörungstrieb iſt ein Zweig des Thätigkeitstriebs, und offenbart ſich als eine Verirrung deſſel-

---

[94] Bilden heißt Einheit in Verſchiedenes bringen; Zerſtören, die Einheit auflöſen, welche das Verſchiedene zu einem Ganzen macht.

ben beſonders dann, wenn der Thätigkeitstrieb der Fähigkeit, des Stoffs und der Veranlaſſung zum Hervorbringen oder Bilden entbehrt, oder durch eine ſtarke Abneigung wider einen Gegenſtand aufgeregt iſt. Der Niedriggeſinnte iſt der Hochſchätzung deſſen, was über das Gemeine ſich erhebt, unfähig. Das Gefühl der Untüchtigkeit zum Bauen macht nur um ſo tüchtiger zum Niederreißen. Dem Barbaren, wie dem rohen, ungezogenen Knaben iſt der ſich bis zur Wuth ſteigernde Trieb zum Zerſtören eigenthümlich, und es iſt auffallend, wie ſich dieſe Wuth vorzugsweis und am heftigſten an Werken ausläßt, die durch Kunſtwerth, Schönheit, Erhabenheit, Größe oder Gemeinnützigkeit ſich auszeichnen, und zu deren Hervorbringung der Barbar ſelbſt am unfähigſten iſt. Es iſt, als ob der Anblick ſolcher Werke ſeine Seele wegen ihrer Fremdartigkeit verletze, beleidige, ärgere. Dazu geſellt ſich zuweilen als Triebfeder Nationalhaß, Racheluſt oder Fanatismus. Nur dadurch läßt ſich die Raſerei erklären, womit man ſo oft Barbaren oder was Eines iſt, rohen Pöbel, zuweilen aber auch Solche, die in mancher Beziehung gebildet waren, keine Anſtrengung ſparen ſah, um die herrlichſten Erzeugniſſe des Genie's, des forſchenden Geiſtes und der Kunſtfähigkeit zu zertrümmern oder die ruhmvollen Denkmäler der Vorzeit ganzer Völker zu vertilgen[95]). Den Menſchen, der nach der Vollendung ſeines phyſiſchen Wachsthums ſelbſt zur Ruine wird, ſah man nur zu oft und überall beſchäftigt, die Bauwerke ſeiner eigenen Gattung in Ruinen zu verwandeln, während jede andere Thiergattung ſich ſolcher Zerſtörung ihrer eigenen Bauten enthält, und ſich vielmehr derſelben ſo lange bedient, als nicht andere Kräfte, ſei es des Menſchen oder der Natur, ſie vertilgen. Dieſer Zerſtörungstrieb der Menſchen, welcher der Werke ihres eigenen Geſchlechtes ſo wenig ſchont, enthält ein unwillkürliches Geſtändniß, daß ſie alle irdiſchen Beſtrebungen, als dem Loos der Vergänglichkeit beſtimmt, betrachten. Gewöhnlich nimmt jedoch der Zerſtörungstrieb mit dem Wachsthum geiſtiger Bildung ab, und nichts ſchwächt ihn mehr, als die Zunahme der Verſittlichung, der verehrenden Anerkennung einer ſittlich-religiöſen Weltordnung unter den Völkern. Seine Ausbrüche werden dann als bedauernswürdige Wirkungen der Roheit und unbändig aufbrauſender Leidenſchaft verabſcheut [96]. Muß es uns aber bei der Betrachtung der vielen und großen

---

[95]) Wie wenig hat die Zerſtörungswuth uns von den herrlichſten Bauten und andern Kunſtwerken Egyptens, Syriens, Perſiens, Judäa's und Griechenlands übrig gelaſſen! Mit welcher Barbarei hat ſelbſt das hochgebildete Rom mit dem ihm politiſch verhaßten Karthage alle Denkmale ſeiner Geſchichte und Literatur vertilgt! Gleiches thaten die Römer in Gallien. Um deſſen zähen Widerſtand zu rächen, ließen ſie keine Spur von dieſes Volks Religion, Geſittung und Sprache. — Welche Trümmer haben nicht die Barbaren, die nur zu zerſtören, nicht aufzubauen verſtehen, aufgehäuft! Wie haben nicht die Scythen, die Hunnen, die Mongolen, die Tartaren,

---

die Türken im Fluge in Schutt verwandelt, was Jahrhunderte gebaut! Dies waren die ruhmvollen Werke eines Attila, Dſchingis-Khan und Tamerlan! Wie Attila ſich rühmte, daß kein Gras mehr wachſe, wo ſein Roß einmal den Huf hingeſetzt, ſo war Dſchingis-Khan ſtolz darauf, daß wo er eine Stadt in Trümmer legte, dies ſo vollſtändig geſchah, daß ſein Roß ohne Straucheln darüber hinrennen konnte. — Nur fanatiſcher Wahn erklärt die Wuth, womit die ſpaniſchen Eroberer Mexico's die Denkmäler dieſes Reichs zerſtörten (Prescott Geſch. der Eroberung von Mexico I. Bd. IV. S. 80 fg.) Auch in Peru (dem Reich der Inkas) begegnet man Trümmern großartiger Waſſerleitungen und ungeheurer Paläſte, Tempel und Veſtungen (v. Tſchudy Peru II. 288. 289). — In Mexico und Peru trieb der religiöſe Fanatismus, in Frankreich während der Revolution der politiſche ganze Volkshaufen zur wüthigen Vertilgung nicht nur von Denkmälern, ſondern auch von Maſſen ſchuldlos Verdächtigter an.

[96] Die Bilderſtürmerei der Reformation im XVI. Jahrhundert und die der franzöſiſchen Revolution im XVIII. wurde mit eben ſo blinder Wuth ausgeführt, als die Bilderſtürmerei im byzantiniſchen Reich. Aber ſie waren doch weniger anhaltend. Schamgefühl trat bald an die Stelle der Wuth.

Zerſtörungen von Menſchenwerken durch Menſchenkräfte nicht wundern, daß noch ſo manches Herrliche und Gute ſich erhalten hat und die zerſtörten Werke immer wieder durch neue erſetzt wurden? Auch dieſe Wahrnehmung beſtätigt, daß die menſchlichen Dinge unter der Leitung eines, ſie mit vorſehender Weisheit überwachenden höhern Weſens ſtehen, dem die zerſtörenden, wie die aufbauenden Kräfte dienſtbar ſind. Zwiſchen geſitteten und barbariſchen Völkern tritt der Unterſchied ein, daß jene das Zerſtörte wieder, und zwar zuweilen beſſer als es war, herzuſtellen pflegen, was dieſe unterlaſſen. — Den Zerſtörungen der Denkmäler der Vorzeit iſt wohl auch beizuzählen, daß die Nachwelt ihrer viele aus Nichtbeachtung zu Grunde gehen ließ, oder durch frazzenhafte Umbildung verunſtaltete. — Die Arbeit des Zerſtörens iſt gewöhnlich weit leichter, als die des Aufbauens. Der Schwärmer und der leidenſchaftliche Thor ſind zur rückſichtsloſen Zerſtörung alles deſſen geneigt, was ihrer fixen Idee oder ihrem Eigenwillen im Wege ſteht. Der Weiſe entſchließt ſich dazu nur dann, wenn er ſich überzeugt hat, daß der Gegenſtand als verwerflich oder ſchädlich keine Schonung verdient; und auch dann noch erwägt er, ob die Zerſtörung nicht größern Nachtheil bringen würde, als die Schonung. Wo das Tadelhafte dem Guten (wegen der menſchlichen Schwäche) zur Stütze dient, ſchreitet der Weiſe nicht zur Zerſtörung, bevor dem Guten eine beſſere Stütze verſchafft iſt. — Nahe verwandt mit dem Zerſtörungstrieb iſt die Unterdrückungsſucht gegen diejenigen, die unſern Meinungen und vermeinten Intereſſen im Lichte ſtehen. Dieſe Sucht, welcher ſich ſelbſt die Unterdrückten, wenn ſie ſich gegenüber von Andern im gleichen Falle befinden, oft nicht zu erwehren wiſſen, kann bis zur Vernichtungswuth ſich ſteigern. Der

Zerſtörungstrieb ſowohl als die Unterdrückungsſucht entſteht theils aus Mangel an ausgebildeter Vernunft, theils aus Selbſtſucht, kann mithin auch nur durch Ausbildung der Vernunft und der ſittlichen Anlagen gezügelt und gebändigt werden.

Die gräßlichſte Zerſtörung, durch Menſchenhand verübt, iſt der Brudermord und Bruderkrieg. Dieſe Miſſethat, die ſich (ſeit Kain) ſo oft und vielfach auf der Erde wiederholt, ſetzt den Menſchen tief unter die vernunftloſen Thiere herab. Denn, obgleich die eine Gattung ſolcher Thiere andere Gattungen angreift und verſchlingt, ſo thut ſie dies doch nicht gegen Glieder ihrer eigenen Gattung, oder doch gegen ſolche nur in der äußerſten Noth ihrer Erhaltung. Wenn nämlich in einer weiten Gegend die Menge von gewiſſen Thieren (großen oder kleinen) dergeſtalt zunimmt, daß ihnen die Mittel zur Nahrung ausgehen, ſo entſtehen Kriege unter ihnen, wodurch eine Verminderung bewirkt wird [97]. — Auch allein die Nothwehr kann den Menſchen entſchuldigen, wenn er einen Brudermord begeht. Aber jeder gebildete, die ſittliche Menſchenwürde erkennende Menſch muß einſehen und mit Scham geſtehen, daß die Ausbildung ſeiner Gattung von dem ihr vorgeſteckten Ziel noch ſehr weit entfernt ſei, ſo lange die Nothwehr gegen liebloſe Selbſtſucht und Ungerechtigkeit Brudermord entſchuldigen kann und muß [98].

---

[97] Wahrſcheinlich iſt es auch nur der Trieb für Selbſterhaltung, weshalb in jeder Bienenfamilie nur Eine Bienenkönigin beim Leben gelaſſen wird, und hier im Sommer alle männlichen Bienen getödtet werden, ſobald die Königin geſchwängert, mithin für hinlängliche Nachkommenſchaft geſorgt iſt. (*Fr. Huber* Nouvelles observations sur les abeilles. Génève 1792. Lettre 6.)

[98] Krieg, der große Brudermord, iſt das Kainszeichen der Menſchheit. Wem fallen nur zu oft ſeine Opfer? Der eingebildeten Ehre, der Ruhm und Habſucht von Einem oder Wenigen! Hunderttauſende ziehen gegen einander aus, um ſich zu morden und unſägliches Elend zuzufügen, ohne ſich einer dazu auffordernden Beleidigung bewußt zu ſein.

21) Ein zartes Band zwiſchen der äußern Natur und dem Menſchengeiſt knüpft hingegen der dem letztern inwohnende Schönheitsſinn, welcher ihn in der Natur das Schöne und Erhabene entdecken und Wohlgefallen daran empfinden läßt. Dadurch verklärt ſich dem Menſchen die Natur zu einem Spiegel der Vollkommenheit ihres Urhebers, und es erſchließt ſich ihm eine Quelle von Genuß, der den blos ſinnlichen weit übertrifft, und auch dieſen veredelt. Die Betrachtung des Schönen und Erhabenen in der Natur trägt vorzüglich bei, den Geiſt mit der Natur zu befreunden, in ihm die Bewunderung und Liebe ihres Urhebers zu entzünden und ihn zur Nachahmung der ſich in ſeinen Werken überall kundgebenden Vollkommenheit anzufeuern. Dieſer Eindruck der äußern Natur auf den Menſchengeiſt erhielt in den Dichtungen von den älteſten Zeiten wie aller folgenden einen begeiſterten Ausdruck.

22) Des Menſchen Geiſtes- und Körperkraft ſtößt allwärts und beſtändig auf Schranken. Sein Geiſt weiß jedoch dieſe zu erweitern; er hat die Idee der Unbeſchränktheit. Auch gibt der Glaube an die Zukunft des Jenſeits der Gegenwart des Dieſſeits für den Menſchen einen höhern Werth. Ohne ihn hätte er nur den Trieb die Gegenwart zu genießen, nicht aber zu veredeln; ſeine Genußſucht würde ſchrankenlos, ſo wie ſeine Trauer über Entbehrung des Genuſſes troſtlos wäre.

Und wer gewinnt im Krieg? Im Grunde keiner. Wer verliert? Alle. Und dennoch ſpürt man in der Kriegswuth noch keine merkliche Abnahme, wohl aber wird man täglich ſinnreicher in Erfindung von Mitteln, um ihre Zerſtörungskraft zu erhöhen. — Die gräßlichſte Spitze des Brudermords iſt die kannibaliſche Sitte des Menſchenfreſſens, welcher bei vielen wilden Völkern kein Kriegsgefangener entgieng. Am Schauder erregendſten herrſchte dieſe Sitte bis in die neueſten Zeiten, ſelbſt außer dem Krieg, in Neuſeeland. G. Ungewitter Der Welttheil Auſtralien. Erlangen 1853.

23) Die Bewegung, der Gang der äußern materiellen Natur, ſo weit ſie ihren eigenen Kräften überlaſſen iſt, bildet nach unſerer Wahrnehmung einen beſtändigen Kreislauf von Entſtehen und Vergehen, Gebären und Zerſtören, von Wachsthum, Zeitigung und Verwandlung. Dieſer Kreislauf mit Nothwendigkeit gewiſſen Geſetzen folgend, verhindert jedoch die Freithätigkeit des Menſchengeiſtes nicht. Beide, der Kreislauf des Nothwendigen und die Freithätigkeit des Geiſtes ſind Vehikel zu höherm Zweck, zu der Vollendung nämlich, welcher das Weltall entgegen geht. Darauf weiſen uns nicht nur zahlreiche Erſcheinungen in der Welt hin, ſondern unſere Vernunft ſagt uns auch, daß nur Vollendung die Abſicht des Schöpfers, der Endzweck des über dem Weltall mit Macht und Weisheit waltenden unendlich-vollkommenen Weſens ſein könne. Wie die äußere Natur, ſo will auch die geiſtige Welt als ein großes Ganzes, deſſen Einzelnes im Zuſammenhang ſteht, betrachtet werden. Den Kräften, die dieſen Zuſammenhang vermitteln, nachzuſpüren, iſt ein würdiger Gegenſtand des forſchenden Geiſtes. Dieſer entdeckt bei aller Verſchiedenheit Punkte der Einheit und Uebereinſtimmung, bei allem Wechſel des Veränderlichen Wahrzeichen der Beharrlichkeit, „den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.“ Dem Wechſel iſt Alles unterworfen, außer dem Weſen, das ohne Anfang iſt. Die Geſetze der materiellen, organiſchen und nichtorganiſchen Natur und die des freithätigen Geiſtes haben Einen Urheber. Des Menſchen Aufgabe iſt es, ſie zu erforſchen und ihre Erkenntniß zur Förderung ſeiner Lebenszwecke, beſonders zu größerer Aufhellung ſeiner Idee von Gott, dem vollkommnen Urgeiſt zu verwenden [99]).

---

[99]) „Ein dumpfes, ſchauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnißvollen Bande, welches das Sinnliche und Ueberſinnliche verknüpft, iſt allerdings

In Gott vereinigt ſich Alles Gute. Daher will Er auch von uns allen Vereinigung im Guten durch das Band der Liebe.

24) Der hohe Werth der Willensfreiheit iſt für Jeden durch ihren guten Gebrauch bedingt. Allerdings kann dieſer durch angeborne Anlagen und durch äußere Umſtände dem einen erſchwert, dem andern erleichtert werden. Aber Keinem wird dadurch die Freiheit entzogen, und da vor Gott nur die Geſinnung, der gute Wille Geltung hat, ſo kann der Menſch mit Zuverſicht annehmen, Gott werde Jedem nur das zurechnen, was und wie fern es von ſeinem freien Willen abhängt. Um ſo mehr Grund für Jeden, ſich des Richtens, des Abſprechens über das Innere des Nächſten zu enthalten und im Urtheil über deſſen Fehltritte ſtets die Milde ſo viel möglich vorwalten zu laſſen. Er vergeſſe nie, daß die Reviſion unſerer Urtheile Gott vorbehalten bleibe!

25) Schickſal heißt das Zeitgebilde des Ineinander- und Zuſammenwirkens der freien geiſtigen und der unfreien materiellen Kräfte in Beziehung auf die Lebensereigniſſe der Menſchen. Der Heide unterwarf ſich der Macht des Schickſals; der Chriſt ſoll ſich über das Schickſal erheben; er ſoll die Freiheit ſeiner geiſtig-ſittlichen Natur behaupten; er ſoll nie die Macht des Schickſals, ſondern nur den Willen Gottes als ſeinen Herrn erkennen. — Wenn gleich das Gelingen ſeiner Unternehmungen oft von mancherlei Umſtänden abhängt, die der Menſch weder vorherſehen noch bewältigen kann, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er wegen des Mißlingens nicht das Schickſal anzuklagen

---

ſelbſt wilden Völkern eigen. — Wie (aber) die Bildung des Menſchengeſchlechts, ſo wächſt gleichmäßig mit ihr, bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltſame Trieb, tiefer in den urſächlichen Zuſammenhang der Erſcheinungen einzudringen." Al. v. Humboldts Kosmos 1845. I. 16.

befugt iſt, wenn er das Unternehmen nicht mit Ueberlegung entwarf und es nicht mit Gewiſſenhaftigkeit, Umſicht, Entſchloſſenheit und Kraft auszuführen bedacht war. Mißgeſchick im Gefolge von Charakterſchwäche, Unverſtand und Ungerechtigkeit iſt eben ſo nothwendig als heilſam.

26) Des Menſchen Geiſt iſt ſich wie ſeiner Freithätigkeit ſo auch ſeiner über die Vergänglichkeit des Leibes erhabenen Beſtimmung bewußt. Sein Blick beſchränkt ſich nicht auf die kurze Spanne des irdiſchen Lebens. Vermöge ſeiner Idee von Gott, dem Unendlich-Vollkommenen, und ſeiner Verbindung mit Ihm ſieht er mit Zuverſicht einem Jenſeits entgegen, wo ſeine freithätigen Beſtrebungen im Dieſſeits ergänzt und vergolten werden, wo ſeine Sehnſucht nach Vervollkommnung, nach höherer Erkenntniß, nach Heiligkeit und Seligkeit befriedigt wird. Das höchſte Gut, nach welchem er im Erdenleben zu trachten ſich berufen und angetrieben fühlt, das er aber nie vollſtändig erreicht, hofft er im Jenſeits zu erlangen. Dies iſt die einzig würdige Vorſtellung, welche der vernünftige und ſittlich-gute Menſch ſich vom Jenſeits bilden kann, indem ſie allein mit dem Weſen ſeiner Natur im Einklang ſteht. Alle andern Vorſtellungen davon gehören in das Gebiet der Phantaſie. Wie aber muß der Menſch vor Gott erſcheinen, wenn er im Jenſeits nichts als das Anſehen, die Genüſſe, die Ehre, den Ruhm aufweiſen kann, die er im Dieſſeits erworben hat? — Ob und in welche neue organiſche Geſtalt der Geiſt nach Auflöſung ſeines irdiſchen Leibesorgans ſich kleide? iſt eine Frage, deren Beantwortung über den Grenzen ſeiner Erkenntniß auf Erden liegt. Nur läßt ſich die Unmöglichkeit einer ſolchen neuen Form nicht darthun. (Vergl. Abſchn. II. §. 15)[100].

---

[100] Paulus (Kor. XV. 40—50.) ſpricht von einem geiſtigen, himmliſchen unverweslichen

27) Aus allem bisher Dargeſtelltem erhellet, daß das Zuſammenſein von Weſentlich-Verſchiedenen (Geiſt und Materie) keinen Widerſpruch enthält, der die Einheit des Weltalls aufhöbe. Dieſer Einheit, die durch den Gedanken und Willen des unendlichen Urhebers begründet iſt, kann der Weſensunterſchied von Geiſt und Materie eben ſo wenig Eintrag thun, als ſie durch die vielen Gegenſätze Abbruch leidet, in welcher alle endlichen Dinge zu einander ſtehen. Je mehr aber des Menſchen Geiſt zur ungetrübten Klarheit der Idee vom unendlich-vollkommenen Geiſte ſich erhebt, um ſo vollſtändiger wird auch ſeine Erkenntniß von der Erhabenheit des Geiſtigen über alles Materielle. Der Geiſt ſteht über der äußern Natur und iſt ſich bewußt, daß er über ihr ſtehe. Die Idee vom Vollkommenen, von Gott, von ſittlicher Ordnung und Pflicht hat ihm nicht die äußere Natur gegeben. Sie kann ihn aber auch dieſer Idee nicht berauben. Er ſteht unter einem andern Geſetz als der Leib, und dem Gut, das er ſich durch Befolgung dieſes Geſetzes erwirbt, können Roſt, Motte und Wurm nichts anhaben.

Körper, und fügt bei: „daß das Verwesliche der Unverweslichkeit nicht theilhaftig werde." — „Wie vom Körper abgeſchiedene Geiſter noch auf uns lebende Menſchen einwirken könnten, überſteigt jedoch unſere Begriffe. Auch fehlt es uns an Wahrzeichen, an denen wir eine ſolche Einwirkung zu erkennen vermöchten.

VI.

Vom Urzuſtand der Welt, der Erde und ihrer Bewohner, beſonders der Menſchen mit ihrer Doppelnatur iſt uns nur eine ſehr unvollſtändige Erkenntniß zugänglich. Doch iſt uns das Verhältniß der Menſchengattung zu Gott befriedigend aufgehellt.

1) Den Schleier, der uns den Urſprung und den Urzuſtand eben ſo wie den Endausgang der Zukunft des Weltalls verbirgt, wer vermag ihn vor unſerm Geiſt hinwegzuheben? Wenn es aber gleich unſere Begriffe überſteigt, zu erklären, wie das Weltall durch Erſchaffung entſtanden iſt, ſo iſt es doch wegen der endlichen Natur aller Beſtandtheile des Weltalls und mithin auch des Weltalls ſelbſt unzuläſſig, deſſen Sein von Ewigkeit anzunehmen. Seinen Urſprung kennt nur Der, durch deſſen Kraft es ward und beſteht, ſowie denn auch auf Erden der Menſchengeiſt allein den Urſprung und die Entſtehung ſeiner eigenen Gebilde kennt. Der Uranfang aller Dinge iſt für uns in Dunkelheit gehüllt und unerkennbar. Die Welt, ihre erſten Zuſtände, ihre Fortentwickelung, ihre Beſtimmung ſind zwar für den Menſchengeiſt Gegenſtände unaufhörlicher Forſchung, ohne daß jedoch ihr Ergebniß auf Erden je zum vollendeten Abſchluß käme. Selbſt die Urelemente der körperlichen Welt ſind uns nur aus ihren Erſcheinungen bekannt. Licht, Wärme und die elektriſch-galvaniſch-magnetiſche Flüſſigkeit ſcheinen nur die Aeußerungen der nämlichen Kraft

zu ſein. Ihren Träger nennt man Aether[1]. Was aber der Aether iſt, wiſſen wir ebenſo wenig, als was das Licht, die Wärme, die elektriſch-galvaniſch-magnetiſche Materie ſind oder in welchem Verhältniß ſie zu dem Feuer, der Luft, dem Waſſer ſtehen. In dem Ei, in der Nuß, dem Obſtkern, dem Saatkorn, im Embryo, ſelbſt in der Schneeflocke, dem Hagelkorn ſehen wir indeſſen gleichſam im Beiſpiel, wie allenfalls auch große Weltkörper im Raume ſich bilden mochten. Ob der unermeſſene leuchtende Nebel, der in den weiten Himmelsfernen ſichtbar wird, die Keime von erſt ſich geſtaltenden Weltkörpern oder ſchon Geſtaltete enthalte, iſt ungewiß. — Wahrſcheinlich war die Erdkugel anfangs in einem flüſſigen Zuſtand und die Bildung ihrer Oberfläche mit der beſtimmten Abſcheidung von Flüſſigem und Feſtland, von Höhen und Tiefen ging nur ſehr allmählig durch die Wechſelwirkung von Feuer und Waſſer vor ſich. Daß die Wärme des Luftkreiſes unſeres Erdplaneten nicht blos von der Sonne, ſondern auch von der Erde mit herrühre iſt gewiß. Aber wie beide Quellen der Wärme hier zuſammenwirken, iſt noch nicht entdeckt. Unſer Verſtand kann hier nur Vermuthungen wagen. Am wenigſten vermögen wir den Urſprung des Lebens in organiſchen Körpergebilden zu erklären[2], und der Urſprung des Geiſtes im Menſchengebilde iſt vollends für uns ein undurchdringliches Geheimniß. Wir begegnen indeſſen bei vielen Völkern der Spur von Sagen über die Erſchaffung aller Dinge durch Gott. Anfangs in Dichtung gekleidet, wurden ſie ſpäter ſymboliſch gedeutet [3]). Allein der Schlüſſel zu ihrer Erklärung iſt uns bei den meiſten verloren gegangen, und hätten wir ihn auch, ſo würde er uns doch wohl zu keiner beſtimmten und befriedigenden Auskunft verhelfen [4]). Im Buche der Geneſis hingegen hat uns Moſes den Schöpfungsakt ohne Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Begründung in einer einfachen, der Speculation fern liegenden Weiſe geſchildert, die der Faſſungskraft des die Welt und ihren Inhalt betrachtenden Menſchen zuſagt, und womit auch die Ergebniſſe der Naturforſchungen im Weſentlichen zuſammenſtimmen [5]). Ohne die Weiſe des Schöpfungsakts erklären zu wollen, drückt ſich Moſes (B. I. V. 1) ganz kurz mit den Worten aus: „im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde“. Auf den Ruf: es werde Licht! läßt ſeine Erzählung die Schöpfung ſich zuerſt geſtalten. Das Licht ſchied die Elemente aller Dinge. Höchſt wahrſcheinlich arbeiteten ſich auf unſerm Erdplaneten die Grundſtoffe aus einem ungeordneten (chaotiſchen) Zuſtand in einen geordneten hervor. Nach Moſe (B. II. K. II. V. 6) fiel anfangs kein Regen auf Erden; nur Dünſte feuchteten alles

---

[1] Zwiſchen allen Körpern ſcheint ein unaufhörliches Geben und Nehmen von Strahlenwärme ſtattzufinden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtehen Wärme und Licht in naher Verwandtſchaft, und wird jenes und dieſe durch Schwingungen in der feinen Materie, die man Aether nennt, hervorgebracht. Beim Licht ſcheinen dieſe Schwingungen ſchneller, bei der Wärme langſamer zu ſein.

[2] Die Hypotheſe der urſprünglichen Bildung der Thiere aus und durch Meerſchleim (Oken Naturg. 313.) erklärt die Entſtehung ihrer Belebung keineswegs. So viel iſt jetzt durch vielfache Beobachtung und Forſchung dargethan, daß alle Thiere ſich durch Eier fortpflanzen. (Ebend. S. 314). So auch die Pflanzen (Saamen und Sproſſen ſind nichts anderes als Eier). Die Bildung der Mineralien geſchieht durch Kriſtalliſation. Vergl. Liebig's Aufſ. Allgem. Zeit. 1856. N. 24.

---

[3]) Die älteſten Ueberlieferungen haben eine poetiſche Form. Dieſe Naturpoeſie ging aller Wiſſenſchaft voran. Ihre Macht beruht auf ihrer Einfalt, Großartigkeit und Volksthümlichkeit. Weil an keine Kunſtregeln gebunden, konnte ſie ausſchweifend werden. Aber ihre willkürliche Deutung nach gewiſſen Regeln wurde es erſt noch mehr und brachte mehr Dunkel als Licht in ſie.

[4]) G. P. Waterkeyn Kosmos hieros d. i. Das Werk der Schöpfung. Grimma 1846. Auch Vierthaler hat im erſten Bande ſeiner philoſophiſchen Geſchichte der Menſchen und Völker S. 58 u. f. die bekannten Cosmogonien zuſammengeſtellt.

[5]) Cuvier Die Umwälzungen der Erdrinde, überſ. v. J. Nöggerath. Bonn 1830.

Land. Wenn er gleich von mancherlei Vieh und Gewürm auf der Erde, im Gewäſſer und in der Luft ſpricht, das der Erſchaffung des Menſchen vorherging, ſo ſagt er doch nicht, daß es ſchon wilde Raubthiere und ſchädliches Ungeziefer gab (V. 24. 25). Er berichtet aber von der Schlange, als Sinnbild argliſtiſcher Verführung (K. III.) — Die Nachforſchungen über die vielen Umgeſtaltungen, welche dem jetzigen Zuſtand des Erdplaneten vorhergegangen ſind, haben es wahrſcheinlich gemacht, daß dazu eine lange Reihe von Jahrtauſenden erforderlich war[6]). Dem Menſchen ſollte, wie es ſcheint, ſogleich, als er in's Leben trat, der Anblick einer ſolchen Geſtaltung ſeines Wohnplatzes vergönnt ſein, die ihm die Bearbeitung deſſelben für ſeine Lebenszwecke möglich machte[7]). Dieſer Anbau der Erde ſollte aber das Werk ſeiner verſtändigen Kraftanwendung ſein. Wie ſehr mußte ſich die Oberfläche der Erde in's Beſſer verändern, ſeitdem ſie nach und nach von Menſchen bewohnt und bearbeitet wurde! Doch geſchahen hier auch noch vor ihren Augen große Umwälzungen, wahrſcheinlich durch vereinte Wirkſamkeit von Wärmeſtoff (Feuer) und Waſſer, wovon uns noch jetzt die Erde mancherlei Spuren aufweiſt[8]. Mit dem Berichte der Geneſis von einer ungeheuern Sündfluth ſtimmen die Sagen vieler Völker im Weſentlichen überein. Mehrere gewaltige Thier- und Pflanzengeſchlechte ſind dabei untergegangen, deren Fortbeſtehen dem Gedeihen anderer wohl nur hinderlich geworden wäre. Die Urwälder, die nach einmal erfolgter Sonderung des feſten Landes von den Meeren die Erde, ſo weit ſie nicht öde blieb, bedeckten, waren wohl von den wildeſten Raubthieren bevölkert und in der Ausrottung von dieſen und der Lichtung dichter Wälder beſtanden wohl die erſten Anfänge der Cultur. Feldbau war ſchon ein ſtarker Vorſchritt. Die meiſten Völker gingen vom Jagdleben zum Hirtenleben und dann erſt zum Feldbau über. Doch gibt es auch ſolche, die dieſe Stufenfolge nicht einhielten[9]. Das Jagdleben war ein ruheloſer Kampf, wobei der Menſch nur durch den erfinderiſchen Verſtand die Uebermacht des Naturtriebs und der Körperſtärke wilder Thiere beſiegen konnte. Einförmiger war das Hirtenleben und es ließ der Betrachtung der Außenwelt und den Nachdenken größern Spielraum, verſchaffte bleibenden Beſitz und bildete einen engern Geſellſchaftsverband. Doch erſt der Anbau des Bodens gab den Menſchen feſte Sitze. Die Hülfsdienſte der zahmen und gezähmten Hausthiere (Stiere, Ochſen, Kühe, Eſel, Pferde, Hunde) wurden hier von großer Wichtigkeit. Mit dem Anbau des Bodens mit Mehlkörnern ſcheint der Weinbau gleichzeitig entſtanden zu ſein (Moſe IX. 21). Die edlere Obſtzucht folgte erſt ſpäter. Des Menſchen geiſtige Kraft, wohl ausgebildet und verwendet, ſetzte ihn in Stand, die den Raubthieren und einem unfruchtbaren wilden Pflanzenwuchs oder der Verſumpfung preisgegebenen Länder in bewohnbare und fruchtbare Paradieſe umzuſchaffen und alle Höhen und Tiefen der Erde ſich zugänglich zu machen. Menſchliche Betriebſamkeit hat die Verbreitung der den Menſchen nützlichſten Pflanzen und Thiere in den verſchiedenſten Erdgürteln und die Ausrottung oder doch große Verminderung der ihnen ſchädlichſten bewirkt. Auch ſind durch ſie viele Pflanzen und Thiere veredelt, d. i. für den Nutzen der Menſchen brauchbarer gemacht worden. — Kunde des nützlichen Gebrauchs des Feuers, der Zähmung von Hausthieren, der Bearbeitung der Metalle, beſonders des Eiſens und des Anbau's des Bodens mit Pflanzen, die den Lebensbedürfniſſen dienlich ſind, leiteten die wichtigſten Schritte zur Geſittung.

---

[6]) „Die feſte Rinde der Erde, auf der wir wandeln, iſt großentheils nur ein Beinhaus, aus unzähligen Thier= und Pflanzenleichen zuſammengebacken, deren feſte Theile den zerſtörenden Einflüſſen widerſtanden haben, womit täglich die Atmosphäre auf ſie einſtürmt.“ (Vogt Bilder aus dem Thierleben. 1852. S. 320.)

[7]) Geneſis 1. B. Moſe II. 4—7. — Daß die Menſchen urſprünglich in Wildheit auf Vieren gingen, ſtumm und mit Haaren bedeckt, ſind alberne, grundloſe Mährchen oder Erfindungen. Doch ſcheint noch Linné an ſolche Urmenſchen geglaubt zu haben. Blumenbach hat aber in ſ. Beiträgen zur Naturgeſchichte die Anſicht Lords Monboddo, der Affe ſei ein degenerirter Menſch und der Andern, die den Menſchen für ein vervollkommnetes Thier ausgaben, trefflich widerlegt. Dennoch zeigt ſich auch in neuerer Zeit eine auffallende Neigung unter den ſpeculativen Forſchern, die Menſchen dem Urſprung und der Beſtimmung nach den Thieren gleichzuſtellen. Erſt jüngſt noch wollte in einer gelehrten Verſammlung von Naturforſchern ein Mitglied des Menſchen Abſtammung vom Affen darthun. S. Allg. Zeitung 18[illegible]. Beil. 273. S. 4361.

---

[8] Daß in geſchichtlich unbekannter Vorzeit große Umwälzungen auf der Erdoberfläche vorgegangen ſind, beweiſen die Maſſen von Muſcheln und Verſteinerungen von Meerthieren, die man überall auf den höchſten Gebirgen wie in den tiefſten Erdſchichten vorgefunden hat. S. J. Kants Phyſiſche Geographie 1803. B. III. Abth. 2. S. 171—202. — Die Bibel ſchildert die Zerſtörung durch die Sündfluth als eine göttliche Fügung, um an die Stelle einer grundverderbten Menſchengattung eine geiſtig und ſittlich neugeborene treten zu laſſen.

[9] Al. v. Humboldt Anſichten der Natur I. 20.

Fortſchreitende Entwickelung können wir, ſo weit unſere Kunde reicht, wie in der Natur ſo auch in der Menſchengattung wahrnehmen. Am augenſcheinlichſten zeigt ſie ſich am einzelnen Menſchen und an der menſchlichen Geſellſchaft. Immer neue Zeugen von ſteter Entwickelung werden auch aus dem Schooße der Erde hervorgegraben. Zwar ſind wohl angebaute Landſtrecken zu Wüſten geworden. Aber im Ganzen läßt ſich der fortſchreitende Anbau der Erde nicht läugnen. Fragt man: wozu noch jetzt die ungeheuern Wüſten und Steppen in verſchiedenen Welttheilen? ſo kann man auch fragen: wozu die ungeheuern Meere? und auf beide Fragen fehlt eine ganz genügende Antwort. — Wenn aber gleich die jetzige

Thier- und Pflanzenwelt von derjenigen der Urzeit in manchen Stücken verſchieden iſt, ſo haben ſich doch die Naturgeſetze, denen ihre Bildung gefolgt iſt, eben- ſo wenig verändert, als die Naturgeſetze, nach denen wir die unorganiſchen Körper, an denen gleichfalls viele Veränderungen und Verwandlungen vorgegangen ſind, ſich richten ſehen. — Alle Entwickelungen in der äußern Natur geſchehen ſtets zu Folge dieſen Geſetzen [10].

2) Diodor von Sicilien ſagt: Jede Nation, ſie ſei griechiſch (d. i. civiliſirt) oder barbariſch, betrachtet ſich als die älteſte, und führt ihre Jahrbücher bis zum Urſprung der Welt hinauf. Indeſſen wird der Wohnplatz der erſten Menſchen mit dem meiſten Grund im ſüdlichen Aſien (vielleicht in Vorder-Indien) geſucht. Die Wiege der Völker, ihre Anfänge, umhüllt tiefes Dunkel, vielfach von der Phantaſie mit Mährchen geſchmückt. Von Urvölkern iſt viel gefabelt und geſchwärmt worden. In Dingen, worüber alle Nachrichten abgehen, hat die Einbildungskraft einen ungeheuern Spielraum. Bei allen Völkern wurde er mit Sagen angefüllt [11]. Zuerſt waren wohl der Völkerſtämme nur wenige; ihre Zahl nahm zu, je mehr die Menſchen ſich auf der Erde ausbreiteten. Ueber die urſprüngliche Ausbreitung ſind uns mehrentheils nur Muthmaßungen vergönnt. Wohl ward ſie, ſelbſt in die heißeſten und kälteſten Erdgegenden nur allmählig, theils durch

---

[10] S. Oerſted Die Naturwiſſenſchaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunſt und Religion. 1850. S. 34 fg.

[11] Vergl. Stuhr Die Religionsſyſteme der heidn. Völker des Orients. Berlin 1836. Einleitung. „Des Menſchen Geiſt iſt jeder Ueberhebung fähig; aber wenn etwas ihn zum Bewußtſein ſeiner Abhängigkeit bringen ſoll, ſo iſt es das Verweilen in den Urzeiten großer Völker." (Gerlach und Bachofen Geſchichte der Römer 1850. I. 132.) Beglaubigte Ueberlieferung iſt hier der ſicherſte Führer, freilich oft nicht hinreichend um alle Räthſel zu löſen.

phyſiſche Nöthigung, theils durch Kriege und freiwillige Wanderungen bewirkt. — Die ſtärkſten Triebwerke der Entwickelung zeigen ſich in den Bedürfniſſen und in den Leidenſchaften. Die daraus hervorgehenden Uebelſtände haben die Menſchen genöthigt, ſich und die Frucht ihrer Arbeit durch Vereine mit ihres Gleichen zu ſichern. Doch beſtand das Eigenthum ſchon rechtlich, bevor es geſetzlich wurde. Die Leidenſchaften erzeugten Kriege. Die Vereine ſtrebten Frieden zu ſtiften und dauerhaft zu erhalten. Dafür wurden Anführer gewählt. — Die dem Unterſchied des Schädelbaues, im Haarwuchs, in der Hautfarbe und auch der Sprachenbildung verſchiedener Menſchenraſſen (Abartungen) entnommenen Einwendungen gegen die Abſtammung Aller von Einem Menſchenpaar, für welche die älteſten Ueberlieferungen zeugen, haben die neuern Forſchungen entkräftet. Das Verſchiedenartige der Menſchenſtämme am Schädelbau, im Haarwuchs und in der Hautfarbe in verſchiedenen Erdgürteln erklärt ſich wie die Spielarten von Thier- und Pflanzengeſchlechtern aus phyſiſchen Urſachen, die Verſchiedenheit der Sprachenbildung aber aus der zufälligen Abſonderung der Stämme. In der Abweichung des Schädelbau's finden viele Mittelſtufen ſtatt, die Hautfarbe iſt bei der Geburt aller Menſchen weiß, ſie ändert ſich erſt etwas ſpäter [12]). Jedenfalls begründen die angezeigten Verſchiedenheiten keinen Unterſchied in dem, was das Weſen und den Normalorganismus des Menſchen ausmacht [13]). Es iſt mithin kein Grund, dem erhebenden Gedanken zu entſagen, daß alle Menſchen als Kinder Eines Paars von Stammeltern Brüder und Schweſtern ſind und nur Eine Familie bilden 14). Eine Verwandtſchaft unter den vielen Sprachen iſt nicht zu verkennen, was auf einen gemeinſamen Urſprung hindeutet 15). Ein Menſchenpaar war auch bei ſeiner längern Lebensdauer für die erſte Begründung der allmähligen Bevölkerung der ganzen Erde mit Menſchen zureichend. Schon dies macht die Abſtammung Aller von Einem Paar wahrſcheinlich 16). — Zur Annahme von

---

[12]) Methodiſtiſche Prediger machten ſich bei den Farbigen in Amerika durch Verbreitung der Sage beliebt, urſprünglich ſeien alle Menſchen ſchwarz geweſen, als aber Gott nach Abel's Ermordung Kain zur Rechenſchaft gezogen, ſei er vor Schrecken erbleicht und ſeitdem ſei die Hautfarbe von Kains Nachkommen weiß geworden, die der Sprößlinge Abels aber ſchwarz geblieben. S. Julius Nordamerika's ſittliche Zuſtände I. 389.

[13]) Der Unterſchied der Stämme (oder Raſſen) beſteht blos in durch Fortpflanzung ſtändig gewordenen Abweichungen in einzelnen Beſchaffenheiten.

---

14) H. Lücken Die Einheit des Menſchengeſchlechts und deſſen Ausbreitung über die ganze Erde. Hannover 1845. Vergl. J. Kants kleine Schriften, Leipzig 1833. I. 39 fg. Sömmering Ueber die Verſchiedenheit des Negers vom Europäer. 1785. S. XX. u. 73. Auch Al. v. Humboldt (Kosmos I. 379 fg.) hält die Gründe für die Einheit des Menſchengeſchlechts für überwiegend. Die Zweifel aber, die er S. 381 u. fg. gegen die Abſtammung von Einem Menſchenpaar vorträgt, ſcheinen mir von geringem Gewicht gegen die Unwahrſcheinlichkeit, daß von Anfang an mehrere Völker auf Erden geweſen. — Einige haben ſogar von Vor-Adamiten gefabelt. Menſchen vor den erſten Menſchen ſind aber ein Unding. — Auch daß die verſchiedenen Thiergattungen nicht auch von Einem Urpaar abſtammen, ſondern in verſchiedenen Erdzonen von andern Urpaaren, iſt nichts weniger als außer Zweifel geſetzt, wie einige Gelehrte meinen.

15) Einheit oder Uebereinſtimmung in dem Weſen der vielen Sprachen (man zählt ihrer über zweitauſend) in ihren Grundlauten und im Ausdruck der einfachen Vorſtellungen wird durch ihre Erforſchung und Vergleichung immer heller ins Licht geſtellt. (F. W. Eichhoff Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien, überſ. v. Kaltſchmidt. Leipzig 1840. Das in neueſter Zeit eifrig betriebene Studium der älteſten Sprachen führt uns weit über die auf uns gekommenen geſchichtlichen Ueberlieferungen in eine Zeit zurück, welche die Uranfänge der Menſchenbildung enthielt. Vergl. *Kennedy* Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europa 1828. — Chr. G. v. Arndt Ueber den Urſprung und die verſchiedenartige Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen. Frankf. 1818. — Vestiges of the natural history of creation, überſ. v. K. Vogt 1851. S. 244 u. fg. Alle Unterſchiede in den Sprachen ſind blos geworden und möglicher Weiſe vergängliche und ſtets veränderliche und wandelbare. *Bunsen* Christianity and Mankind. London 1854. Philosophical section.

16) Wäre auch die Abſtammung der andern Thiergattungen und der Pflanzen von mehrern Paaren erweislich, ſo würde dies doch die Abſtammung der Menſchengattung von meh-

urſprünglich und unveränderlich höhern und niedrigeren Menſchenraſſen berechtigt uns nichts. Alle Völker ſind der Veredlung empfänglich und Keines iſt durch ſeine natürlichen Anlagen von der Veredlung und Befähigung zum Genuß aller Menſchengüter ausgeſchloſſen[17]. Mißgeſtaltungen des menſchlichen Körpers gibt es unter allen Himmelsſtrichen. Sie werden aber überall durch beſondere Urſachen bewirkt[18]. Eine ganz verſchlechterte Lebensweiſe kann Veränderungen (Abwürdigungen) der menſchlichen Geſtalt, ſelbſt im Knochenbau hervorbringen. **Büffon** ſagt: „alle Völker, die elend leben, ſind häßlich und ſchlecht gebaut.“ Durch Miſchung der Raſſen wird aber nach wenigen Geſchlechtsfolgen ihr eigener abweichender Typus verwiſcht. Der menſchliche Grundtypus iſt überall nur Einer. Sollte man nicht glauben, zwei Menſchen (denkende und empfindende Weſen der nämlichen Gattung) könnten ſich nirgends begegnen, ohne ſich des gemeinſamen Ur-

---

tern Paaren noch nicht beweiſen. Der Menſch kam erſt nach allen Thier- und Pflanzenarten ins Daſeyn, gleichſam als die Krone der irdiſchen Schöpfung.

[17] Al. v. **Humboldt** Kosmos I. 385 fg. Vergl. **Gregoire**'s Schriften über die Bildungsfähigkeit der Neger. Séances et travaux de l'Académie des Sciences morales et polit. 1849. Serie II. T. VI. Lief. 12. p. 313—384. — **Priſchard** bemerkt, daß die hervorſtechenden phyſiognomiſchen Merkmale der Negerraſſe ſich ſehr mildern, auch ohne daß ein anderes Blut in die Generation gebracht werde. — *H. v. Gobineau* (Essai sur l'inégalité des races humaines. Paris 1853.) ſucht eine weſentliche Ungleichheit dreier Menſchenarten nicht nur in der körperlichen Beſchaffenheit, ſondern vorzüglich in den höhern Geiſteskräften darzuthun. Allein alle Verſchiedenheiten, die er dafür beibringt, heben die Gleichheit in dem, was den Menſchen zum Menſchen macht, nicht auf, ſondern betreffen nur ſolche Unterſchiede, die aus dem Einfluß von äußerlichen Umſtänden, theils klimatiſchen, theils geſchichtlichen, erklären laſſen, den menſchlichen Grundtypus aber nicht verwiſchen. Die Möglichkeit einer Steigerung und höhern Ausbildung der Geiſteskräfte läßt ſich auch keiner Menſchenart abſprechen. Wie Einen Schöpfer, haben alle auch Eine Endbeſtimmung.

[18] Auch **Rieſen** und **Zwerge** ſind eine Art Ausgeburten (gewöhnlich minder kräftig als andere). Die Natur bringt ſie verhältnißmäßig nur ſelten hervor.

hebers zu erinnern, der ihr Verhältniß zu einander ihnen ſo deutlich in's Herz und auf die Stirne geſchrieben?..

3) Das Wenige, was Ueberlieferungen uns von des Menſchen Urzuſtand berichten, iſt doch hinreichend, um uns die Keime der nachfolgenden Zuſtände aufzudecken. Des Menſchen Doppelnatur (ihm ganz eigenthümlich) und die mit ihr verbundene Freithätigkeit ſeines Willens, die er eben ſo wenig läugnen als vollſtändig erklären kann, ſind die erſten Thatſachen, aus denen ſich ſeine ganze Geſchichte entwickelt. Die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts (Geneſis III.), die den Menſchen in ſeinem Urſprung in einem Zuſtand natürlicher Vollendung (Unſchuld) darſtellt, enthüllt uns den tiefſten Grund aller Verderbniſſe in der ſinnvollen Erzählung vom Sündenfall des erſten Menſchenpaars. Die Schlange der Eitelkeit (oder der Hoffart) ſpiegelte ihnen vor, ſie würden wie Gott werden, wenn ſie von der ihnen unterſagten Frucht vom Baume der Erkenntniß koſten würden. Dieſer Verführung widerſtanden ſie nicht[19]. Und wiederholt ſich dies nicht noch tagtäglich[20]? — Der Menſch, ſich nicht begnügend mit dem, was ihm Gott zugeſchieden, vermaß ſich, Gott gleich zu werden, und entzog ſich ſeiner Leitung. So verlor er das Bewußtſein ſeiner Unſchuld, das ſich ihm zuerſt durch die Scham wegen ſeiner Naktheit kund that, und er ſah ſich nun tauſend Verführungen blosgeſtellt, weil er der erſten nicht widerſtand. — Nur aus einem dem Gewiſſen zuwi-

---

[19] Schon der erſte Menſch ließ ſich bereden, er könne werden wie Gott (Geneſ. K. III. 5.) und dieſer Wahn (die Geburt maßloſer Begierlichkeit) verführte ihn, Gottes Gebot hintanzuſetzen.

[20] Des Menſchen gefährlichſte Betrügerin, die Eitelkeit, die Sucht nach Selbſtüberhebung, aller Verirrung und Sünde Anfang und Urſprung.

verlaufenden Mißbrauch des freien Willens konnten die Trübung und die Schwächung hervorgehen, welche ſich in den Kräften und Fähigkeiten der Nachkommen der erſten Menſchen fortgepflanzt haben, denen Gott bei ihrer Erſchaffung von ſeinem eigenen reinen und ewig ungeſchwächten Weſen mitgetheilt hat.

4) Daß der Menſch urſprünglich ſchuldlos war, entſpricht ganz der Idee der Vollkommenheit ſeines Urhebers. Im Zuſtande der Unſchuld ſtörte nichts ſeine Empfänglichkeit für Wahrheit noch ſeine Zufriedenheit. Mit dem Verlurſt ſeiner Unſchuld mußte ſich eine Trübung von beiden einſtellen. Das Gefühl ſeiner Mängel, ſeine innere Unruhe, ſeine Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtand erinnerten ihn mit Schmerz an die urſprüngliche Unſchuld. Als er dieſe noch hatte, mußte ihm das Bewußtſein von ſeinem Verhältniß zu Gott natürlich ſein. Er mußte Gott als das Weſen betrachten, dem er jedes Gute zu verdanken habe und ohne das er nichts Gutes vermöge. Sittliche Schwäche, Unlauterkeit, Verkehrtheit waren unvermeidlich, ſobald dieſes Bewußtſein nach dem Verlurſt der Unſchuld ſich verdunkelte 21). — Noch jetzt nach dem Verlauf von Jahrtauſenden blickt der im Schooße künſtlicher Geſittung und Verfeinerung aufgewachſene Menſch oftmals mit wehmüthiger Sehnſucht nach einem Jugendalter der unverderbten Menſchheit zurück, wo noch Einfalt des Herzens und Lebens die Menſchen vor vielen Uebeln bewahrte, die in der Geſell-

---

21) Der Grad von Verderbniß, von Knechtſchaft im Joche des Irrthums und der Sünde, worin ſich uns die Menſchengattung ſeit Jahrtauſenden darſtellt, deutet auf eine frühzeitige Abweichung derſelben von ihrem urſprünglichen Zuſtand. Es laſſen ſich aber auch im Verlauf der Zeiten in allen Völkern immer lautere Stimmen der Sehnſucht und Erwartung vernehmen, daß Gott einen Erlöſer ſenden werde, welcher der Menſchengattung den Weg zur Herſtellung, zur Wiedergeburt erſchließen werde.

ſchaft daraus entſtanden, daß man das Wohlergehen auf andern Wegen erſtrebte, als denjenigen, welche uns die von Gott beſtimmte Ordnung gewieſen.

5) Am richtigſten laſſen ſich die früheſten Zuſtände der Menſchen als eine naturgemäße Entwickelung der ihnen von Gott verliehenen Anlagen bezeichnen. Das Anſehen und die Macht des Hausvaters mußten um ſo größer ſein, als ſie faſt die einzigen waren, die ſich geltend machen konnten. Er vereinigte in ſich das dreifache Amt des Schützers, des Geſetzgebers und des Lehrers. Die Kenntniſſe der erſten Zeit waren ohne Zweifel ſehr einfach und eingeſchränkt, ein Gemeingut der Glieder von Familien. Sie vermehrten ſich aber mit Erweiterung der geſellſchaftlichen Verbindungen, und da wurden dann manche Kenntniſſe das Eigenthum von Wenigen.

Von der Sternkunde ſind die Spuren weit älter als von andern Wiſſenſchaften. Während den einzelnen Menſchen noch wenig von dem Planeten, den ſie ſelbſt bewohnten, bekannt war, richteten ſich ihre Beobachtungen ſchon nach dem Sternenhimmel, der ſich vor ihren Blicken in weiten Räumen entrollte. Die Ordnung und Regelmäßigkeit der Bewegung der Himmelskörper war auffallender und augenſcheinlicher, als die der Erſcheinungen auf dem Erdplaneten, von deren Geſetzen man noch wenig Kenntniß hatte. Die periodiſche Veränderung der Stellung der Erde zur Sonne und zum Monde beſtimmte die Abtheilung der Lebensgeſchäfte in Beziehung auf die äußere Natur gemäß dem Wechſel der Jahreszeiten. Da dieſe in den heißen Erdgürteln großentheils zur Nachtzeit verrichtet wurden, ſo drang ſich den Bewohnern die Beobachtung der Geſtirne und ihres Ganges von ſelbſt auf. An ihre Sternkunde knüpfte ſich die Zeitrechnung, das Band aufeinander folgender Geſchlechter, und ſie diente auch zur Orientirung der Reiſenden zu Waſſer und zu Land [22]). Ueberhaupt beſchäftigte ſich der Geiſt des Menſchen weit früher mit Erforſchung der äußern Natur, als ſeiner eigenen, ihm am nächſten liegenden (geiſtig-ſinnlichen). Er lauſchte früher nach dem Lauf der Geſtirne als nach den Grundregeln geſellſchaftlicher Ordnung und Wohlfahrt, auf die er erſt ſpäter durch lange vielfältige Erfahrung aufmerkſam gemacht und hingeleitet wurde.

Merkwürdig iſt, daß Odyſſeus (in dem homeriſchen Gedichte) an eine ihm unbekannte Küſte geworfen, überall zuerſt fragt: ob die Bewohner Götter (Göttliches) verehren und das Gaſtrecht an Fremdlingen üben. Dieſe zwei Grundzüge wurden urſprünglich als Grundelemente des Aechtmenſchlichen angeſehen.

Auf theokratiſch-patriarchaliſche Zeiten folgten heroiſche; in jenen beherrſchte die Menſchen die Ehrfurcht vor der Gottheit, in dieſen mehr das Anſehen der Stärkſten, Muthigſten, Schlaueſten und Kühnſten, weil große Uebelſtände in der Geſellſchaft gewaltige Perſönlichkeiten erforderten und hervorriefen.

Doch wurde immer mehr die ſchmerzliche Bewußtheit des Entferntſeins von Gott oder vom Wahren und Guten, deſſen Urborn in Gott iſt, für die Menſchen zum Antrieb nach Annäherung zu ihm zu ſtreben.

Damit irgendwo Civiliſation (d. i. eine das geſellſchaftliche Leben über äußere Roheit erhebende Sittigung) entſtehe, mußte die Bevölkerung ſchon etwas zahlreich geworden ſein, dicht zuſammenleben, feſte Wohnplätze haben, und ſich gegen äußere und innere Störungen bis zu einem gewiſſen Grade geſichert ſehen; auch mußte eine beträchtliche Anzahl derſelben von der Nothwendigkeit ſich unmittelbar für ihren Unterhalt körperlich abzumühen, frei ſein [23]). — Faſt überall, wo der Menſch ſich jetzt auf Erden umſieht, begegnet er neben Denkmälern eines aufſtrebenden Geiſtes Spuren von Schwäche und Verirrung; überall Beweiſe von ſeiner unverwüſtlichen, die Körperwelt beherrſchenden Kraft, aber auch von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller ihrer Werke [24]). Wie nahe ſtehen ſich von der Urzeit an die Glanzpunkte des menſchlichen Lebens und ſeine Schattenſeiten!

---

[22]) Bailly's Briefe über den Urſprung der Wiſſenſchaften. Leipzig 1778. Lange, bevor die Sternkunde zur Wiſſenſchaft ausgebildet worden, war ſie doch ſchon zur Regelung der Zeitberechnung, der Landwirthſchaft und der Schifffahrt behülflich.

---

[23]) Nicht nur in Mexico (nach ſeiner Entdeckung durch die Spanier), dann in Jukatan und ganz Mittel-Amerika, auch in Griechenland, in Thracien, in England, Irland und Skandinavien ꝛc. entdeckte man Bauruinen und andere Denkmale vorlängſt untergegangener Staaten und Civiliſationen, die keine Geſchichte hinterließen.

[24]) Vestiges of the natural history of Creation, überſ. v. K. Vogt 1851. S. 254. — „Europa ſteht im Kindesverhältniß zu Aſien; aber der Vater iſt altersſchwach geworden, und jetzt iſt es Kindespflicht für ihn zu ſorgen. Die kaukaſiſche Race iſt der eigentliche Träger der Geſchichte; ihre Beſtimmung iſt, die andern Racen zu veredeln theils auf dem natürlichen Wege durch Vermiſchung mit ihnen, theils indem ſie durch Unterricht ſie innerlich zu Europäern macht, ihnen europäiſche Bildung bringt.“ (J. E. Erdmann Pſychologiſche Briefe 1852. N. 1. S. 19.) Ganz wahr, wenn dieſer europäiſchen Bildung die ächtchriſtliche zum Grunde liegt.

VII.

Ein Streben nach Gleichgewicht und Ebenmaß iſt unter allen Beſtandtheilen des Weltalls wahrzunehmen.

1) Unter allen Weſen in der Welt, ſo weit wir ſie kennen, findet fort und fort eine Wechſelwirkung ſtatt, und dieſe unterhält ihren Zuſammenhang[1]. Zugleich iſt Alles in der Einrichtung der Welt auf ihre Erhaltung, ihre Fortdauer berechnet[2]. Ein Selbſterhaltungstrieb iſt allen Weſen mit oder ohne Bewußtſein eingeſenkt. Deswegen hat auch der Urheber des Alls jedem Weſen und allen Kräften[3]) ein gewiſſes Maß beſtimmt, das nicht ohne Nachtheil überſchritten werden kann[4]. Er hat aber auch in das Verhältniß der ver-

---

[1] „Wo urſächliche Verbindung iſt, da ~~iſt auch~~ Wechſelwirkung und nur durch einſeitige Betrachtung der Gegenſtände können wir bewegen werden, die eine Thätigkeit als bewirkend, die andere als bewirkt zu denken, weil wir nämlich von der Betrachtung der Lebensthätigkeit des einen Dinges ausgehen, und alsdann die Lebensthätigkeit des andern Dinges als eine nothwendige Ergänzung jener für ſich undenkbaren Lebensthätigkeit und daher als Wirkung denken. Aber eben ſo gut könnten wir auch von der Lebensthätigkeit des andern Dinges ausgehen." H. Ritter Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt S. 359.

[2] „Gott ſchuf Alles zum Sein." Buch der Weisheit I. 14.

[3] Unter Kraft wird das verſtanden, was eine Thätigkeit bewirkt.

[4] So z. B. der Faſſungskraft aller unſerer Sinne iſt ein gewiſſes Maß geſetzt, das den Zwecken unſers Organismus zuſagt. Wären die Sinne mehr geſchärft, ſo würden die Eindrücke auf ſie für das Leben oft ſtörend wirken. Tritt ein beſonderer Fall ein, wo wir einer Schärfung der Sinne bedürfen, ſo iſt der Verſtand zur Erfindung von Werkzeugen dafür befähigt. Dies gilt vorzüglich vom Geſicht und Gehör. Wie ſtörend wär'

ſchiedenen materiellen, geiſtigen und ſittlichen Kräfte ein bewunderungswürdiges Streben nach Gleichgewicht und Ebenmaß gelegt[5]. Dieſes Streben iſt nothwendig, weil die Welt aus Gegenſätzen beſteht, deren Kampf eine Vermittelung und Verſöhnung erfordert, damit ſich die Dinge in ihr erhalten können. Keine Bewegung ohne Gegenbewegung. Sonſt wäre kein Gleichgewicht unter den Kräften denkbar. Nicht nur das Gleichartige ſtrebt nach Vereinigung, ſondern auch das Entgegengeſetzte; jenes, um ſich zu verſtärken, dieſes, um das geſtörte Gleichgewicht herzuſtellen. Würden die widerſtreitenden Dinge nicht durch ein Drittes beſchränkt und gemäßigt, ſo würde das eine das andere zerſtören. Wohl unterdrückt zuweilen eines das andere. Doch geſchieht dies nur theilweiſe und vorübergehend. Die Elemente erhalten ſich, wenn gleich bald dieſes, bald jenes vorherrſcht, wodurch ebenfalls ein Gleichgewicht zwiſchen ihnen entſteht. Die jedem Weſen inwohnenden Kräfte haben vermöge der Naturanlage ſeines Organismus einen Trieb nach Ebenmaß. Dieſer Trieb bleibt in ihm rege, bis das Ebenmaß erreicht iſt. Damit ein Zweck erreicht werde, muß Ebenmaß zwiſchen den Mitteln und dem Zweck ſtatt finden. Auf dem Gleichgewicht und Ebenmaß, nach welchem alle Kräfte der Welt hinſtreben, beruht der Beſtand, die Ordnung und die Einheit des Ganzen, und aller Werke der Natur und Kunſt Gelingen, Gedeihen und Vollendung. Die

---

es aber für uns, wenn unſer Auge ſtets die Gegenſtände ſo wahrnehmen würde, wie ſie uns durch Teleſkope oder Mikroſkope erſcheinen, oder wenn unſer Ohr alle entfernten Schälle ſtets ſo vernähme, wie durch ein Sprachrohr!

[5] Unter Gleichgewicht wird der Zuſtand, wo die eine Kraft der andern die Wage hält oder bewirkt, daß ſie zuſammen beſtehen können, und unter Ebenmaß wird die Angemeſſenheit der Theile zum Ganzen verſtanden. Auf Maß und Gewicht beruht aller endlichen Dinge Beſtand.

Kräfte jedes Weſens ſtreben nach Selbſterhaltung und tragen doch auch zur Erhaltung des Ganzen bei. Keiner der großen Weltkörper hindert den andern in der ihnen durch das Maßverhältniß ihrer gegenſeitigen Einwirkung beſtimmten Bewegung. Sowohl die Genauigkeit im Mechanismus der Körper der äußern Natur, als die Geometrie in ihren Bildungen und Bewegungen, endlich die Zweckmäßigkeit ihrer vielfachen Organismen bezeugen, daß ſie das Werk eines nach Geſetzen waltenden Geiſtes ſind. Ein in gewiſſer Richtung wirkender Druck oder Stoß bringt, wenn er nicht durch einen gleichen Druck oder Stoß aufgehoben wird, eine Bewegung hervor, die ſo lange fortdauert, bis zwiſchen den in Berührung ſtehenden Körpern das Gleichgewicht hergeſtellt iſt. Wo immer Flüſſigkeit ſich befindet, ſtreben alle ihre Beſtandtheile, ſich miteinander in's Gleichgewicht zu ſetzen. Daher ihre ſtete Bewegung, bis das Gleichgewicht hergeſtellt iſt. Das Gleichgewicht unter den feſten Körpern wird durch ihre Schwere bewirkt, vermöge welcher ſie alle nach dem Centrum der Erde hinſtreben oder vielmehr angezogen werden, während eine von dieſem Centrum ausgehende Kraft ſie in einer gewiſſen Entfernung zurückhält. Zwei Körper von verſchiedenem Wärmegrad, die miteinander in Berührung ſind, gleichen ihre Temperatur gegeneinander ſo lange aus, bis ſie im Gleichgewicht zu einander ſtehen, indem der wärmere Körper an den kältern Wärme abgibt. Dieſe Ausgleichung findet auch zwiſchen den organiſchen Körpern und der Luftwärme ſtatt. — Alle Bewegungen in Waſſer und Luft ſtreben nach Gleichgewicht ihrer Theile. Feuerſtoff vermittelt überall das Gleichgewicht in den Bewegungen der Körper. Im Waſſer findet ſich der brennbarſte aller Körperſtoffe. So offenbart ſich im

Streben nach Gleichgewicht der Zuſammenhang aller Dinge in der materiellen Welt. — Der Beſtand des feſten Landes beruht auf dem Ebenmaß zwiſchen ihm und dem Meere [6], und dieſes Ebenmaß wird durch das Gleichgewicht der Beſtandtheile des Meeres bedingt, welches Gleichgewicht der regelmäßige Wechſel von Ebbe und Fluth vermittelt. Auch die großen Weltkörper werden durch ihre Schwere zu einem Mittelpunkt hingezogen, und zugleich durch die in dieſem Mittelpunkt ausgehende Kraft in gewiſſer Ferne gehalten. Daraus entſteht die fortwährende Kreisbewegung dieſer Weltkörper und zugleich das Ebenmaß zwiſchen den ihnen inwohnenden eigenen Kräften, welches die Kugelgeſtalt der Weltkörper hervorbringt [7]. Die unverrückte Regelmäßigkeit der eliptiſchen Kreisbewegung der Weltkörper, deren Geſchwindigkeit nach einem gewiſſen Verhältniß der Maſſen und der Entfernung erfolgt, gründet ſich darin, daß das Verhältniß zwiſchen ihren anziehenden und abſtoßenden Kräften unter ihnen ein Gleichgewicht bewirkt und erhält, das einem jeden vergönnt, ungeſtört ſeine immer gleiche Bahn zu verfolgen [8]. — Von unſerm Geſichtspunkt aus betrachtet, zeigt ſich uns zwar in der Stellung der Geſtirne zu einander, und in ihrer Größe und Vertheilung weder Ebenmaß noch Ordnung, indem wir ſie in der einen Gegend dicht gedrängt, in der andern ſparſam und weitauseinander ſehen. Allein unſer Geſichtspunkt iſt wohl nicht derjenige, aus welchem der Zuſammenhang der ganzen Sternenwelt überſchaut und beurtheilt werden kann [9]). Die unverrückte Ordnung, welche wir in der Bewegung und im Umlaufe der Weltkörper wahrnehmen, muß uns überzeugen, daß die Stellung und das Größenverhältniß derſelben gegeneinander und ihre Vertheilung nach einem Geſetze beſtimmt ſeien, deſſen Befolgung jene wunderbare Ordnung hervorbringt. Bei dem regelmäßig nach den Bewegungen des Mondes täglich zweimal erfolgenden Wechſel der Ebbe und Fluth ſteht das Sinken des Waſſers an einem Orte im genaueſten Verhältniß mit ſeinem Steigen am andern. Dieſe Wirkung der Anziehung des Mondes erhält in der Maſſe des Meerwaſſers ein ſtetes Gleichgewicht. — In dem ganzen Weltall iſt überhaupt keine Kraft, welcher nicht eine andere zu ihrer Beſchränkung zur Seite oder entgegengeſtellt wäre. So iſt z. B. durch ein gewiſſes beſtimmtes Maßverhältniß von Sauerſtoff und Stickſtoff in der Erdatmosphäre das Leben der Pflanzen und Thiere bedingt. Pflanzen athmen beſtändig Sauerſtoff, Thiere Stickſtoff aus. Die Atmosphäre iſt die eigentliche Werkſtätte des Lebensſtoffs für Pflanzen und Thiere, und dieſe geben ihr beſtändig den eingeſogenen Stoff zerſetzt zu neuer Verarbeitung wieder zurück [10]). Der Wärmegrad, deſſen der

---

[6] Die Meere nehmen auf der Oberfläche der Erdkugel über 6 Millionen Quadratmeilen ein, das feſte Land hingegen nicht ganz 3 Millionen.

[7] Die Kugelgeſtalt der Erde entſteht aus gleichem Grund wie die Kugelgeſtalt eines Thautropfens und ihre Abplattung an den Polen erfolgte wohl aus ihrer Umdrehung um ihre Achſe als ſie noch im weichen Zuſtand war.

[8] In der Bahn eines jeden Planeten ſind zwei einander entgegenſtehende Punkte, in deren einem er der Sonne am nächſten und im andern von ihr am entfernteſten iſt. Die Planeten bleiben aber ſtets ſo weit von einander entfernt, daß ihre anziehende Kraft immer ohne Vergleich geringer iſt als die, mit der ſie von der Sonne angezogen werden.

---

[9]) Bode Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels S. 587 fg.

[10]) J. Liebig Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie. Braunſchweig 1843. S. 1—122. „Die Oberfläche der Erde befindet ſich zwiſchen der Glühhitze der untern (Erd-) Schichten und dem Weltraume, deſſen Temperatur wahrſcheinlich unter dem Gefrierpunkt des Queckſilbers iſt." A. v. Humboldt Kosmos I. 181. Wären vielleicht dieſe zwei Extreme nöthig, damit zwiſchen ihnen das Leben auf Erden ſtattfinden könne? — Auf Bergen iſt die Schneegrenze um ſo höher, je mehr man dem Aequator ſich nähert.

Thierleib und auch die Pflanze zum geſunden Leben bedarf, iſt das Ergebniß eines gewiſſen Maßverhältniſſes von Wärmeentwickelung und Wärmeverluſt. Luft, Licht und Wärme in einem gewiſſen Maßverhältniß ſind zum animaliſchen Leben nöthig. Luft und Wärme reichen nicht hin; auch Licht muß dazu kommen. Der Abgang von Kraft durch Abſonderung wird durch Nahrung wieder erſetzt. (Das Weitere ſ. §. 9). — Einerlei Töne, bemerkt Ariſtoteles, bewirken keine Harmonie; dieſe kann nur aus einer Verſchiedenheit der Töne hervorgehen. Das Gleiche findet in Hinſicht der Lichter und Schatten und der Farben ſtatt. — So können überhaupt die größten Verſchiedenheiten unter den Weſen gerade dazu dienen, ſie mit einander zu verbinden. Wie ſehr ſind nicht die verſchiedenen Temperamente der Menſchen einander entgegengeſetzt! Und doch finden Phlegmatiker und Sanguiniker ſich vorzüglich gern zuſammen und ebenſo Choleriker und Melancholiker. — Die Natur hat Kräfte zum Hervorbringen und Kräfte zum Zerſtören, die einander das Gleichgewicht halten. Ueberall gewahren wir Widerſtreit und Kampf, Anziehung und Abſtoßung, Gleichgefühl und Gegengefühl (Sympathie und Antipathie); dicht nebeneinander Leben und Tod, doch als Ergebniß von allem dem Zuſammenhang zur Erhaltung eines großen Ganzen [11]). —

Wäre vom Urſprung an zwiſchen dem Menſchen und der äußern Natur ein vollkommnes Gleichgewicht und Ebenmaß angeordnet, ſo fehlte es ihm an den ſtärkſten Antrieben zur Entwickelung ſeiner Anlagen und zum beſtändigen Fortſchritt. Allein wie in der äußern Natur, ſo erheben ſich auch in der Doppelnatur des Menſchen und in der menſchlichen Geſellſchaft zuweilen Stürme (das iſt heftige Erſchütterungen), und auch hier tragen ſie zur Herſtellung des Gleichgewichts bei. — Nach großer Aufregung folgt gewöhnlich eben ſo große Erſchlaffung. Aber oft wird auch eine Erſchlaffung, in die ein Menſch oder ein Volk verſank, oder künſtlich verſetzt wurde, wieder Urſache einer plötzlichen Aufregung, die dann zuweilen jedes Maß verſchmäht, eben dadurch aber wieder an nachhaltiger Stärke verliert. Wenn zuweilen kleine Urſachen für große Veränderungen den Ausſchlag gaben, ſo war das Gleichgewicht unter den wirkſamen Kräften ſchon vorher durch viele Verfälle und Verhältniſſe ſo geſtört, daß es nur eines geringen Anſtoßes bedurfte, um den Einſturz des längſt Beſtandenen zu bewirken, welcher dann ein neues Streben nach Gleichgewicht der Kräfte zur Folge hat.

---

[11]) Erdmann Pſychologiſche Briefe n. 2. S. 37. „C'est le *balancement universel* qui commande à chaque Etre, aveugle ou intelligent *de concourir* à l'ordre général par les mouvemens qu'il imprime, en même temps qu'il est retenu lui-même dans l'ordre général par les mouvements qui lui sont imprimés.“ *Essai* le Précurseur philosophique de l'explication universelle. 1844. n. 44.

Die Ordnung in allen Lebenskreiſen beruht auf Gleichgewicht und Ebenmaß. Das Gelingen der meiſten Unternehmungen hängt ab von der Berechnung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Zweck und Mitteln, zwiſchen der Kraftanwendung und den Hinderniſſen, zwiſchen der Ausgabe und Einnahme. Wer beim Handeln dieſe Berechnung verſäumt, iſt ein elender Glücksritter, der, blind an finſtern Abgründen wandelnd, einem lockenden Irrwiſch nachläuft.

2) Bewegung iſt überall, auch wo ſie nicht erſcheint, nicht wahrgenommen wird [12]). Der härteſte, ſtarrſte Fels iſt

---

[12]) „Was unſerm Auge Ruhe ſcheint, iſt nur eine langſame Aenderung.“ Oerſted Der

nicht ganz bewegungslos; auch der tiefſte Meeresgrund nicht, wohin doch weder Fluth noch Sturm dringt [13]); eben ſo wenig der ſtumpfeſte Geiſt. Aber es äußert ſich auch keine Kraft ohne Widerſtand anderer Kräfte. Die Ungleichheit der phyſiſchen und geiſtigen Begabung iſt in der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo der Grund aller Thätigkeit, wie in der Natur die Bewegung dadurch entſteht, daß wegen ungleicher Vertheilung von Maſſen und Kräften die Dinge ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen trachten. Der Barometer (Toricelli's Erfindung) zeigt uns, wie die Flüſſigkeiten auf der Erde ſich beſtändig mit den Luftſchichten in's Gleichgewicht zu ſetzen ſtreben. Der Kampf, in welchem der nördliche und der ſüdliche Luftſtrom beſtändig miteinander ſtehen, bezielt auch ein Gleichgewicht. — Zwiſchen Entſtehen und Vergehen, Kräften der Erhaltung und der Zerſtörung zeigt ſich in ſo fern ein Gleichgewicht, als dieſes zum Fortbeſtand des Ganzen erforderlich iſt [14]). Ein Unterfangen, das nur zerſtörende, aber keine erhaltenden Kräfte entwickelt, kann kein gedeihliches und dauerhaftes

---

Geiſt in der Natur. Leipz. 1850. S. 4. Nichts im Weltraum iſt in völliger Ruhe, auch die Sonnen, die Fixſterne nicht (A. v. Humboldt Kosmos III. 1. S. 36. 266.) Ob jedoch die Bewegung des ganzen Sonnen- und Planetenſyſtems eine Ortsveränderung deſſelben bewirke, bleibt ungewiß (Vergl. Humboldt Kosmos III. 1. S. 270 fg.)

[13]) „In Meertiefen, welche die Höhe unſerer mächtigſten Gebirgsketten überſteigen, iſt jede der aufeinander gelagerten Waſſerſchichten mit polygaſtriſchen Seegewürmen, Cyclidien und Ophrydinen belebt rc." Alex. v. Humboldt Kosmos I. 330. „Die innern Theile des Zellenbaues der Organe (der Pflanzen) ſind unaufhörlich durch die verſchiedenartigſten Strömungen belebt." Ebendaſelbſt I. 388. Auch gibt es ein unſichtbar kleines mikroskopiſches, ununterbrochen thätiges Leben in der Nähe beider Pole, da, wo längſt das größere nicht mehr gedeiht. Ebend. I. 380. Mitten in der Stille der Waldungen am Orinoko um die Mittagszeit vernimmt das aufmerkende Ohr ein beſtändiges Gemurmel und Geſurr von einer Anzahl fliegenden und kriechenden Ungeziefers (Humboldt).

[14]) Ariſtoteles: S. v. Quandt Gloſſen über Politik S. 45.

Werk hervorbringen. — Wie dem Einathmen das Ausathmen, ſo folgt im ganzen Lebens-Organismus dem Eingehen ein Ausgehen, dem Geſtalten ein Auflöſen, dem Empfangen ein Hinausgehen. Zwiſchen dem Einſaugen und Ausdünſten in der Pflanzenwelt beſteht ein gewiſſes Maßverhältniß, das zum Leben der Pflanzen nöthig iſt. Auch der Blutumlauf, der das Leben der Thiere bedingt, beruht auf einem ähnlichen Maßverhältniß zwiſchen Aufnehmen und Ausſondern[15]). — Die Verweſungen im Pflanzen- und Thierreiche dienen durch Unterhaltung und Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens die Erhaltung von Pflanzen und Thieren zu fördern, und damit zwiſchen Entſtehen und Vergehen ein Gleichgewicht zu erhalten. Auch iſt gegen die übermäßige Vermehrung gewiſſer Thiere dafür geſorgt, daß viele Thiere ſich von andern nähren[16]). Geburt und Tod halten ſich in der organiſchen Welt ſo im Gleichgewicht, daß hier das Leben bei allem Wechſel ſeiner Geſtaltungen nicht ausgeht. — Der Boden, ſelbſt der Wärmegrad, das Klima leiden von Zeit zu Zeit Veränderungen, wodurch das Gedeihen und Wachsthum bald dieſer, bald einer andern Pflanzen- und Thiergattung gefördert wird. — Zwiſchen den Pflanzen und Thieren zeigt ſich ein gewiſſes Ebenmaß. Doch überwiegt im Allgemeinen auf der Erde der vegetabiliſche Organismus der Maſſe nach (wenn auch nicht der Zahl nach) bei weitem den thieriſchen[17], was zur Erhaltung des letztern nöthig ſcheint. Deshalb iſt der vegetabiliſche Organismus dem thieriſchen dienſtbar. — Die Fleiſchfreſſenden Thiere nähren ſich mit Pflanzenfreſſenden. Dadurch wird die Mehrzahl der letztern Thiere wieder ausgeglichen. Die ſich ſchnell entwickelnden Organismen haben mehrentheils eine beſchränktere Lebensdauer, als ſolche, deren Ausbildung langſamer vor ſich geht. Die Zeugungskraft iſt am fruchtbarſten bei den Thiergattungen, deren Lebensfriſt am beſchränkteſten iſt; wogegen diejenigen, deren Lebensdauer die längſte iſt, ſich am wenigſten vermehren. Der Elephant, der bis gegen 200 Jahre alt werden kann, zeugt nur alle zwei oder drei Jahre ein einziges Junges. Das Infuſionsthierchen hingegen vermehrt ſich in kürzeſter Zeit zu Tauſenden. So erhält ſich im Thierreich beſtändig ein gewiſſes Ebenmaß, das der Erhaltung der verſchiedenen Gattungen von Thieren am beſten zuſagt. — Gegen die Pole zu vermindert ſich die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Thierarten. Die hohen Palmen, der Piſang, die rieſigen Farrenkräuter, die Elephanten, Giraffen, Tiger, Löwen, Strauße, Krokodille, Boaſchlangen gehören ausſchließlich den heißen Zonen; die größten Wallfiſche und Seehunde finden ſich hingegen in nördlichen Meeren. — Kein Weſen in der ganzen Schöpfung iſt unbedingt ſchädlich. Was ſich uns ſchädlich zeigt, hat bei näherer Unterſuchung auch wieder einen Nutzen[18].

---

[15]) Auf dem Feſtlande ſteht das Maß der Bevölkerung mit lebenden Weſen in der Regel mit dem Grad der Hitze und Feuchtigkeit des Himmelsſtrichs in gleichem Verhältniß; im Meere dagegen iſt ſie ungemein groß unter jedem Himmelsſtrich. Zimmermann Die Erde und ihre Bewohner I. 225.

[16]) Selbſt von den Infuſionsthierchen bemerkt Spallanzani Opusc. de Physique I. ch. 10. p. 213: lorsqu' une espèce d'animalcules devient très-nombreuse, alors la plus grande partie de ces petits individus voit que leur mal soit occasioné par une maladie, ou par la voracité des autres animalcules.

---

[17] Al. v. Humboldt Kosmos I. 371. Zur Vermehrung des erſtern trägt nicht wenig bei, daß der Saamen vieler Pflanzen mit eigenen Organen zur weiten Luftreiſe verſehen iſt. Ebend. I. 376. Einige Pflanzenarten und einige Pflanzen erreichen eine Größe, welche die der größten Thiere weit überſteigt. Zu den ſtärkſten Rieſenbäumen gehören die Kauriſtämme in Neuſeeland, deren Holz für den Schiffbau am meiſten geſchätzt wird. Sie haben oft einen Umfang von 20—30—75 Fuß. Doch am Fuße des Aetna findet man Kaſtanien von noch größerem Umfang.

[18] Man fragt: wozu die vielen Raubthiere und Inſekten (Ungeziefer), die den

Ein Ebenmaß zwiſchen Bewegung und Ruhe iſt in der geiſtigen und moraliſchen Welt wie in der phyſiſchen zur Erhaltung nothwendig. Alles in der geiſtigen und phyſiſchen Welt bezielt ein die Gegenſätze milderndes Gleichgewicht [19]. Das Streben darnach erhält die Kräfte in beſtändiger Bewegung und Thätigkeit, theils zur Erlangung des noch entbehrten, theils zur Herſtellung des ſchon geſtörten Gleichgewichts. Daher die Meerſtrömungen, die durch die Senkung und Anziehung von Sonne und Mond bewirkte tägliche Ebbe und Fluth der Meere, welche die Feſtländer vor Ueberfluthung ſchützt [20]; daher die Luftſtrömungen der Winde, Gewitter, die Erdbeben, die Ausbrüche der Feuerberge, durch Störungen des Gleichgewichts der Elemente veranlaßt, aber auch wieder zur Herſtellung deſſelben dienend. Daher auch die Fieber und Seuchen. Daher auch in der menſchlichen Geſellſchaft die Kriege, die Rechts-

---

Menſchen und den Werken ihres Fleißes ſo vielen Schaden thun? — Allein dieſer Schaden wird aufgewogen, theils durch den Nutzen, den der Menſch von dieſen Thieren ziehen kann, theils durch den, welchen ſie für die ganze Oekonomie der Natur haben (z. B. zur Verhinderung eines Uebermaßes anderer Thiere und der Verderbniß der Lebensluft) vorzüglich aber durch die Kraftentwickelung, wozu ſie den Menſchen zu ſeiner Sicherung nöthigen.

[19] Die baumarmen Polarländer verſieht das Treibholz aus fernen Gegenden durch die Meerfluthen herbeigeführt, mit Stoff zur Feuerung und zum Bau von Wohnungen und Schiffen. Die heißeſten Zonen hingegen ſind reich an kräftigen Bäumen, deren Schatten Kühlung verbreitet, deren Frucht durſtlöſchend iſt. Die ewigen Nächte der Eisländer verwandelt das Nordlicht in hellen Tag.

[20] Man hat vielfältig ein Steigen und Sinken des Feſten und des Flüſſigen (des Feſtlandes und der Meere) bemerkt, und ſo allmählig dies auch vorgeht, ſo kann es doch im Verlaufe der Zeiten große Veränderungen herbeiführen. Doch wird immer im Ganzen ein Gleichgewicht zwiſchen dem Feſten und Flüſſigen fortbeſtehen. Al. v. Humboldt's Kosmos I. 312–327. Auch in der Atmoſphäre (dem Luftmeer) hat man zwiſchen den Tropen eine Art regelmäßiger Ebbe und Fluth (A. v. Humboldt Kosmos I. 335. 356) und auch insbeſondere in der Luftelectricität hat man eine ſolche bemerkt. *Dupres* sur l'Electricité de l'air. Bruxelles 1854. S. 56—61.

händel, die Wettkämpfe verſchiedener Art, die gelehrten Streite, die Verhandlungen zwiſchen Staaten, die Schutzbündniſſe, die Gegenſtöße zwiſchen Machtübung und Freiheit, Ausartungen und Reformbeſtrebungen. Weil viele Menſchen geneigt ſind, ſich durch Herrſchbegierde beherrſchen zu laſſen, wodurch das Gleichgewicht in jeder Geſellſchaft, namentlich im Staate bedroht wird, ſo bilden ſich Parteien, die dieſer Störung entgegenarbeiten, indem ſie das Aufkommen irgend einer Uebermacht zu verhindern ſuchen. — Der Kriege Urſachen und Triebfedern ſind die Leidenſchaften; zerſtörend wie dieſe, dienen ſie aber auch wie dieſe mächtig zur Entwickelung der Kräfte in den Völkern, indem ſie dieſelben zur Ausbildung und Schärfung dieſer Kräfte nöthigen und einen Wetteifer hiefür erregen. Sowohl um Kriege zu verhüten als um ſie mit Erfolg zu führen, bedarf es der Intelligenz und des Muthes, der Wachſamkeit und der Ausdauer, die mit Ueppigkeit und Weichlichkeit unverträglich ſind. — Unbeſchränktheit iſt die Klippe, an welcher die Freiheit ſowohl als die Gewalt Schiffbruch leidet. Davor kann ſie nur Beſchränkung durch weiſe Geſetze bewahren. Wer dieſes Naturgeſetz mißachtet, verfehlt den Zweck, ſchwindelt und geht zu Grunde. Unbeſchränkte Freiheit und ſchon das ungeſtüme Streben nach ihr erzeugt unfehlbar Auflehnung, ſelbſt gegen gerechte Geſetze Unmuth, Mißtrauen, Wühlerei und zuletzt Unterdrückung aller Freiheit. Vernunft und Erfahrung drängen zu einem Ebenmaß von Freiheit und Beſchränkung hin. Nur dieſes Ebenmaß kann befriedigen. Am wenigſten vermag dies ein bloßer Schein, ſei es von Freiheit, ſei es von Beſchränkung. — Noch immer hat maßloſes Streben nach Bereicherung, nach Lebensgenuß, nach Freiheit, nach Beherrſchung in's Gegentheil, in Verarmung, in Verluſt der Fähigkeit zum Genuß, in Bejochung, in ſchmachvolle Niederlagen und wohl gar in Vernichtung umgeſchlagen. — Freiheit des Gütererwerbs findet ihre nothwendige Beſchränkung im Eigenthum. Wo die Achtung des Eigenthums aufhört, kann auch keine Freiheit des Erwerbs beſtehen. Das Ebenmaß zwiſchen beiden begründet erſt Sicherheit und Wohlfahrt. — Bis zur Herſtellung des Gleichgewichts, wo dieſes einmal geſtört iſt, nirgend Friede noch Ruhe, außer etwa nur aus zeitweiliger Krafterſchöpfung. — Dem Streben nach Gleichgewicht iſt auch der Untergang von Rieſengeſchlechtern im Pflanzen- und Thierreich eben ſowohl, als von rieſigen Staatskörpern zuzuſchreiben. Dem Kraftübermaß von Einzelnen wirkt der Erhaltungstrieb der Geſammtheit entgegen. Jede Uebermacht verzehrt ſich ſelbſt durch ihren Mißbrauch, und je höher ſie ſteigt, deſto heftiger iſt ihr Sturz. — Bei dem Widerſtreit der Gegenſätze in der Welt iſt es einleuchtend, daß es im Intereſſe des Ganzen liege, dieſen Streit weniger in Zerſtörung als in Verſöhnung, weniger in Unterdrückung als in Ausgleichung, alſo in Herſtellung eines Ebenmaßes ausgehen zu ſehen. Die Kultur gibt einem Volk große Ueberlegenheit gegenüber von Ungebildeten. Um den daraus hervorgehenden Nachtheilen zu begegnen, liegt das Mittel in der Förderung einer immer fortſchreitenden ächten Bildung und Geſittung der Völker [21]). — Die Wohlfahrt der Staaten, wenn ſie nicht blos ſcheinbar iſt, beruht auf einem Gleichgewicht der Gewalten, der Einflüſſe, der Richtungen, der Einnahme und Ausgabe, der verſchiedenen Gewerbe und Stände, der erhaltenden und erneuernden Kräfte. Sie beruht auf dem Gleichmaß der Gerechtigkeit, durch welche Jedem zu Theil wird, was ihm gebührt, die Kraft, das Talent, das Eigenthum eines Jeden geſchützt wird, dem Armen wie dem Reichen und Jeglichem nach ſeiner Natur- und Kunſtbegabung vergönnt iſt, ſein Pfund zu benutzen und Keiner ſich genöthigt ſieht, es zu vergraben. Mitunter ward aber die Gerechtigkeit ſelbſt durch die Furcht vor der Störung des Gleichgewichts im Staat unterbrochen. Dieſe Furcht hat in mehrern Freiſtaaten den Oſtraciſmus, d. i. die Einrichtung veranlaßt, vorragende Männer blos deswegen, weil ſie, wäre es auch nur durch Fähigkeit, Einſicht und Tugenden, ſich auszeichneten, durch Stimmenmehrheit zu verbannen, was ſogar an den Gerechteſten und Weiſeſten (z. B. **Ariſtides** zu Athen) vollzogen wurde [22]. —

---

[21]) „Es liegt in dem Bewußtſein überlegener Stärke in ſittlicher Hinſicht etwas höchſt Gefährliches. Bei ſeiner Berührung mit halbgebildeten Menſchen betrachtet der durch ſeine geiſtigen Gaben und wirkliche Stärke ſo unendlich überlegene Europäer ſie als nur wenig über dem Thiere ſtehend, und als wie dieſes zu ſeinem Dienſte erſchaffen. Ihm däucht, er habe gleichſam ein natürliches Recht auf ihren Gehorſam und dieſer ſei nicht nach den Kräften der Wilden, ſondern nach dem Willen ihrer Beſieger abzumeſſen. Widerſtand wird zum Verbrechen.“ W. Prescott Geſch. der Eroberung v. Peru II. 65.

Die Berge gelangen nicht zu dauerhafter Ruhe, bis ihre Häupter mit ihren Grundlagen in's Gleichgewicht kommen, was durch das jährliche Steingeröll und allerlei Bergfälle bewirkt wird. — So ſehen wir auch Lichter und Schatten beſtändig miteinander kämpfen, bis aus ihrer harmoniſchen Verſchmelzung das unbeſchreiblich Schöne und Anmuthige der Naturgemälde hervorgeht. — Die Vögel der heißeſten Erdgürtel haben den Vorzug des Glanzes und der Schönheit der Farben, aber ſie entbehren der ſüßen und melodiſchen Töne, womit viele Vögel der gemäßigten Zonen das Ohr entzücken. — Vielen Ländern erſetzt der Nordſchein oder das Nordlicht die Sonnenbeleuchtung. — Die Eis- und Schneegebirge, die ungeheuern Maſſen der Gletſcher ſind ein unentbehrliches Glied im harmoniſchen Haushalt der Natur; ſie vermitteln den Kreislauf des Waſſers, als die Vorrathskammern, woraus fortwährend die Flüſſe und Bäche zur nothwendigen Bewäſſerung der Erdflächen entquellen, und die Atmoſphäre ſich bildet, aus welcher vorzüglich ihre Befruchtung hervorgeht. — Warum ſind zwei Drittel der Erdfläche Meere? Dies iſt wohl für das Gleichgewicht der Elemente nöthig, woran das Leben der Einzelweſen und der Beſtand des Ganzen bedingt iſt. In der That wirkt das Meer durch ſeine Bewegung und Ausdünſtung ausgleichend auf die Temperatur der Atmoſphäre, Sommerhitze und Winterkälte. Die Hitze der heißen Erdgürtel wird von den erfriſchenden Winden, die von dem Meere her vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang in die Länder wehen, gemildert. Das immerfriſche Grün der Nadelhölzer erheitert die mit Schnee und Eis bedeckten öden Landſtrecken im Norden. Dem Mangel an Waldungen in vielen andern nördlichen Gegenden wird durch die Menge von Treibholz abgeholfen, welches das Meer an den Ufern abſetzt. Dies macht jene Gegenden für Menſchen bewohnbar. — Die ſo verſchiedenartig entgegengeſetzten Witterungsverhältniſſe nebeneinander liegender Länder bringen durch ihren Einfluß auf Fruchtbarkeit eine wohlthätige Ausgleichung in den Preiſen vieler Erzeugniſſe des Acker- und Weinbau's hervor[23]. — Das Gewäſſer (Meere,

---

[22] So verbannte auch zu Epheſus ein Volksbeſchluß den **Harmodorus**: „unter uns, lautete er, ſoll Keiner der Trefflichſte ſein; iſt einer ein ſolcher, ſo ſei er es anderwärts und bei Andern!“

---

[23] Al. v. Humboldt Kosmos I. 365. In ſeinen Anſichten der Natur 1849 I. 11. u. ff. hat der nämliche Verfaſſer die verſchiedenen Umſtände, die den ſchwülen Luftkreis tropiſcher Zonen mildern, zuſammengeſtellt; darunter die vielen quellenreichen Gebirgsketten, deren ſchneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenſchichten emporſtrebt und an ih-

Seen, Flüſſe) und das feſte Land ſind in beſtändigem Kampf miteinander. An der Stelle von Fluthen ſieht man bald Erdreich, und bald an der Stelle von Erdreich Fluthen[24]. Solche Veränderungen, wornach hier die Fluth, dort das Erdreich die Oberhand gewinnt, rühren jedoch nur von örtlichen Urſachen her. Auch hierin zeigt ſich im Ganzen ein Gleichgewicht[25]. Die Veränderungen, welche das Feſtland durch Waſſerfluthen und Ausdünſtungen erleidet, werden durch die in Fäulniß übergehenden Thier- und Pflanzenkörper erſetzt. Große Landſtrecken ſind ganz von abgeſtorbenen Inſekten und Infuſorien gebildet. — Für ſich ſelbſt ſtrebt alles Gewäſſer, obgleich leicht beweglich, nach Ruhe (in horizontaler flacher Lage), während dieſe Ruhe vielfach von Außen durch Ebbe und Fluth und die Strömung der Lüfte geſtört wird. Dieſe Störungen ſind jedoch nur vorübergehend. — Wo die Feſtlande am ausgedehnteſten ſind, finden wir ſie von den mächtigſten Flüſſen in vielen Windungen durchſtrömt, wodurch die Verbindung ungemein erleichtert wird. Den Wolken und Dünſten des Luftkreiſes, von den Ausſtrömungen der Erde gebildet, verdankt dieſe ihre Fruchtbarkeit. Sie bilden im Regen, Thau und Schnee die Quellen, welche

---

dem Abhang; herabſteigende Luftſtrömungen veranlaſſen, die Fülle der Flüſſe von ungeheurer Breite, die nach vielen Windungen ſtets die entfernteſte Küſte ſuchen, undurchdringliche Wälder ꝛc. Vergl. auch I. 171. fg.

[24] „Ces changemens se sont faits, se font et se feront en sorte qu' avec le temps les golfes deviendront des continens, les isthmes seront un jour des detroits, les marais deviendront des terres et les sommets de nos montagnes les ecueils de la mer.“ *Buffon* Hist. naturelle T. I. 66.

[25] Vieles ſpricht dafür, daß einſt die ganze Oberfläche der Erde flüſſig oder von Waſſer bedeckt war. Jetzt verhält ſich das Land zum Waſſer ungefähr wie 1 zu 4. Buffon (Hist. naturelle T. I.) ſchreibt die Bildung der Berge mehrentheils der Ebbe und Fluth und der durch Windſtöße verurſachten Bewegung des Meeres zu; wogegen Andere, namentlich Buch, ſie mehr der Wirkung des Feuers zuſchreiben.

die Meere, Seen, Flüſſe und Bäche unterhalten[26]), und dieſe ſenden wieder ihre Ausdünſtungen dem Luftkreis zurück. Der große Vermittler dieſer Wechſelwirkung zwiſchen der Erde und ihrem Luftkreis, von deren Gleichgewicht und Ebenmaß die Erhaltung und das Gedeihen der Pflanzen und Thiere und ſo vieler Werke der Menſchen abhängt, iſt die Sonne, deren Einfluß ſich uns durch Licht und Wärme kund gibt. Die Abwechſelung von Bergen und Hügeln von verſchiedener Höhe mit den Flächen, wie viel trägt ſie nicht zur Verſchönerung der Erde, zur Fruchtbarkeit derſelben und zur Milderung des Klima's in den heißen und kalten Erdgürteln bei! Die Berge ſind die Bildungsſtätten nicht nur, wie ſchon bemerkt wurde, der meiſten Quellen von Flüſſen und Bächen, ſondern auch der Metalle und ihnen verdanken wir auch die Menge nützlicher Bäume und trefflicher Weiden für das Zuchtvieh.

3) Höchſt bewunderungswürdig iſt es an den Pflanzen und Thieren, vorzüglich aber an Menſchen, wie das Verhältniß ihrer Glieder unter ſich und zu den andern Dingen auf der Erde, mit denen ſie in Berührung kommen, ein genaues Gleichgewicht hervorbringt. Das Thier (wie die Pflanze) auch mancher Menſch weiß nichts vom Geſetze des Gleichgewichts. Sie beobachten es aber im Gehen, im Laſttragen, in hundert Arten von Bewegung, vermöge dem Bau und Verhältniß ihrer Glieder nach einem ihnen inwohnenden Naturtriebe. Der menſchliche Körper iſt das Meiſterſtück eines das Gleichgewicht bezweckenden Organismus ſeiner Glieder und ihrer Kräfte. Dieſer Organismus iſt ganz für die dem Geiſt

---

[26]) Die vielen ungleich vertheilten Waſſerbehälter, welche der Schooß der Erde birgt, erhalten wohl auch großentheils von atmoſphäriſchen Einflüſſen ihren Zufluß.

angewieſene Thätigkeit geordnet und eingerichtet. Auf eine uns unerklärliche Weiſe geht durch den Zeugungsakt von den Eltern ihr organiſch leiblich-geiſtiges Leben auf die Kinder über. Dieſe erhalten ſo die Doppelnatur der Eltern, ohne daß jedoch weder die leiblichen noch die geiſtigen Gaben ſich immer als Anlagen den Kindern mittheilen. — Auch der Unterſchied der vier Altersſtufen des Menſchenlebens (Kindheit, Jugend, Mannheit und Greiſenalter) trägt weſentlich dazu bei, in die Mannigfaltigkeit des beſtändigen Fortgangs der menſchlichen Geſellſchaft Einheit zu bringen. Jeder Altersſtufe iſt ein gewiſſes Maß von Begabung zugeſchieden, deren naturgemäßer Gebrauch geeignet iſt, jederzeit einen harmoniſchen Zuſammenhang zwiſchen allen Zeitaltern zu unterhalten. Die Kindheit iſt die Zeit der unbefangenen Auffaſſung, die Jugend die der Entfaltung und Ausbildung, die Mannheit die der That, das Greiſenalter die der beſonnenen ruhigen Ueberlegung. Jedem Lebensalter iſt ſein Beruf von der Natur angewieſen, damit das Ganze der Menſchheit ſich im Ebenmaß erhalte. Das Gleiche gilt von dem Unterſchiede der Geſchlechter, woraus das häusliche Familienleben hervorgeht, der fortwährende Heerd und Mittelpunkt aller Bildung und alles geſellſchaftlichen Verbands der Menſchengattung.

4) Auch im Gebiete der freien Geiſtesthätigkeit käm' es nie zum Frieden, zur Ruhe, zur Ordnung, zu einem feſten Beſtand, wenn die Kräfte nicht in's Ebenmaß und Gleichgewicht gebracht würden, wie die Vernunft und das Gewiſſen es von Jedem und auch die Wohlfahrt der Geſellſchaft es verlangen. Der Widerſtreit, die Empörungen der Sinnlichkeit wider den Geiſt gehören zu den frühzeitigen Erfahrungen des Menſchen. Wenn nicht in gleichem Maße wie dieſe zunehmen,

der Geiſt an Licht und Stärke gewinnt, ſo erhält die Sinnlichkeit leicht ein Uebergewicht. Dies zu verhindern, iſt das Geſchäft der Erziehung, das ihr dadurch erleichtert wird, daß naturgemäß das Wachsthum der geiſtigen Kräfte mit dem Wachsthum der ſinnlichen Schritt hält. — Dem Menſchen iſt eben deshalb der freie Wille gegeben, um zu verhindern, daß, wenn ſeine Vernunft und ſein Gewiſſen mit ſeinen Sinnentrieben in Widerſtreit gerathen, dieſe nicht die Herrſchaft erlangen. Daß der Geiſt überhaupt der Freiheit bedarf, um naturgemäß ſich entwickeln und wirken zu können, liegt in ſeinem Weſen. Aber auch des Menſchen Sinnentriebe begehren Freiheit, und zwar ohne Beachtung der Schranken, welche der vernünftige Geiſt ihnen zu ſetzen befiehlt. Daraus entſteht zwiſchen der Freiheit, welche dem vernünftigen Geiſt weſentlich inwohnt und derjenigen, welche die zur Leidenſchaft anwachſenden Sinnentriebe oder Neigungen mit Ungeſtüm ſich anzumaßen ſtreben, ein ſtarker Widerſtreit. Die erſtere Freiheit kann dem Individuum nur frommen; die zweite aber bedarf vielfacher Zügelung und Beſchränkung, damit ſie nicht der einzelnen Menſchen und der Geſellſchaft materielle und ſittliche Ordnung und Wohlfahrt gefährde und zerſtöre. Um dies in allen Verhältniſſen, wo die Menſchen miteinander in Berührung kommen, abzuwehren, vermag einzig die Achtung und Befolgung des uns Allen in's Herz geſchriebenen Sittengeſetzes. — Verfechter der Anſprüche der Leidenſchaft haben geſagt: obgleich die Leidenſchaft zu den ärgſten Verbrechen und Ausſchweifungen fortreißen könne, ſo könne doch anderſeits ohne Leidenſchaft nichts wahrhaft Edles und Großes zu Stande kommen. Dabei wird Leidenſchaft mit Begeiſterung verwechſelt. Rechte Begeiſterung iſt jedoch von Leidenſchaft ſehr verſchieden. Ohne

Gewiſſenstreue iſt jene gar nicht denkbar. Dieſe iſt aber auch im gewöhnlichen Leben der einzige zuverläßige Wächter der Sittlichkeit. Nur dem gewiſſenstreuen Willen, welchem Vernunft und Erfahrung zu Hülfe kommen, iſt es möglich, die in allen endlichen, menſchlichen Verhältniſſen ſich zeigenden Gegenſätze zu verſöhnen, und auf dieſer Verſöhnung beruht der Friede und das Wohlergehen in der Familie, in den Gemeinden und den Staaten. — Die höchſte Aufgabe der Staatsweisheit iſt und war es jederzeit, zwiſchen Ordnung und Freiheit ein Ebenmaß und Gleichgewicht zu begründen und zu erhalten. Nicht ohne große Gefahr wird ferner das Ebenmaß und Gleichgewicht zwiſchen den materiellen und den geiſtig-ſittlichen Intereſſen vernachläßigt und geſtört. Das materielle Wohl entbehrt ſelbſt der beſten Grundlage und Schutzwehr, wenn der Geiſt verwahrlost wird oder in Verwirrung geräth, oder die ſittliche Ordnung erſchlafft und aus den Fugen tritt. Zum Glück treiben die ſchlimmen Folgen jeder Unmäßigkeit wieder zur Mäßigkeit an.

So unerläßlich übrigens für ein wahres Gedeihen des Menſchenlebens in allen ſeinen Beziehungen ein ſtetiges Fortſchreiten iſt, ſo wird doch auch dieſes nur durch eine Beſchränkung geſichert, welche das zum Gelingen nothwendige Ebenmaß zwiſchen dem Streben und Können unterhält 27).

---

27) „Zwei Principien conſtituiren die moraliſche und intelligente Welt. Das eine iſt das des immerwährenden Fortſchrittes, das andere das der nothwendigen Beſchränkung dieſes Fortſchrittes. Regierte jenes allein, ſo wäre nichts mehr feſt und bleibend auf Erden und die ganze geſellſchaftliche Exiſtenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieſes allein, oder gewänne auch nur ein ſchädliches Uebergewicht, ſo würde alles verſteinern oder verfaulen. Die beſten Zeiten der Welt ſind immer die, wo dieſe beiden entgegengeſetzten (?) Principien im glücklichſten Gleichgewicht ſtehen.“ (Genz in einem Briefe an Joh. Müller v. 23. Dec. 1805.) Ganz

5) Weil die geiſtige und leibliche Wohlfahrt der Menſchen und ihrer Geſellſchaft weſentlich von dem Gleichgewicht und Ebenmaß unter den Anlagen, Kräften, Neigungen und Beſtrebungen abhängig iſt, die Menſchen aber ſelten ſind, welche genug Einſicht und Willensſtärke, Reinheit der Geſinnung und Tugend beſitzen, um für ihre Perſönlichkeit und ihr Leben in ſich ſelbſt die Mittel zur ſteten Behauptung dieſes Gleichgewichts und Ebenmaßes zu finden, und überdies der Einzelne ſich allein gegen die Angriffe der Menge nicht zu vertheidigen vermöchte, ſo erhellet, wie wichtig für Jeden die Hülfe iſt, welche ihm Verbindungen, Geſetze, Anſtalten, Erzieher, redliche und weiſe Freunde und Genoſſen gewähren können. Den zuverläßigſten Stützpunkt und Leitſtern zu dieſem Behuf werden jedoch die Menſchen immer nur in der Idee von Gott, in dem Glauben an ſeine gerechte und weiſe Leitung und im Vertrauen auf ſie finden können. Die verſchiedenen und mannigfachen Kräfte und Triebe des Menſchen kann nur die Vernunft, der Aufblick zum Vollkommenen (zu Gott) und die Liebe deſſelben in's Ebenmaß bringen. Wo dieſe abgehen, kommt Alles aus dem Gleichgewicht. Leidenſchaften und Irrthümer erhalten das Uebergewicht.

6) Die *Intereſſen* der Menſchen gerathen vielfältig in Widerſtreit. Nichts kann ſie in ein heilſames Gleichgewicht und Ebenmaß bringen oder darin erhalten, als die gewiſſenhafte Anerkennung eines höhern Anſehens und die Furcht vor einer mit Macht ausgerüſteten Obrigkeit. Dieſe Furcht wäre in der

---

wahr, ſo ſchwer es auch iſt, immer das rechte Maß von Fortſchritt und deſſen Beſchränkung einzuhalten, weil die Mehreſten immer geneigt ſind, entweder durch Beſchränkungen allen Fortſchritt zu hindern oder durch Aufhebung aller Schranken den bezielten Fortſchritt ſelbſt zu vereiteln.

Geſellſchaft nur dann überflüſſig, wenn Alle und Jeder die Stimme des Gewiſſens und die Scheu vor dem allſehenden Auge des unſichtbaren Geſetzgebers und Richters des Guten und Böſen gehörig beachten würden. Die große Wohlthat einer durch Geſetze beſtellten Obrigkeit zur Handhabung der Ordnung beſteht eben darin, auch den Bösartigen zu vermögen, daß er abgeſchreckt werde, durch Befolgung ſeiner ſelbſtſüchtigen Gelüſte das Gleichgewicht zwiſchen den Intereſſen zu zerſtören.

7) Das Streben der verſchiedenen Stände und Berufsklaſſen im Staate und das der einzelnen Staaten einander gegenüber ihren Zuſtand zu erhalten und zu verbeſſern, bewirkt entweder ein gewiſſes Gleichgewicht oder hindert doch deſſen völlige Aufhebung. Wenn im Staat, in der Kirche, in der Schule Parteien ſich bekämpfen, ſo fügt es ſich gewöhnlich, daß der Sieg lange hin und her ſchwankt, und zuletzt keiner Partei vollſtändig auf die Dauer zu Theil wird, ſondern nach manchen Wechſelfällen entweder beide Theile den Streitpunkt ſelbſt als nicht bedeutend oder als unlösbar fallen laſſen, oder daß ſie ſich ineinander verſchmelzen, oder endlich, daß ſie ſich zu einem friedlich geordneten Nebeneinanderſein verſtehen. Die Parteiungen, zumal politiſche, wenn ſie durch die Hitze der Leidenſchaft zu einem Aeußerſten angelangt ſind, erſchrecken zuletzt vor dieſem ſelbſt, und möchten dann gern einhalten, wenn nur eine anſehnliche Perſönlichkeit ihnen dazu behülflich würde. Aber oft iſt es zu ſpät. Sie haben ſich in ihren eigenen Netzen ſo verſtrickt, daß ſie Viel thun, was ſie im Grund ſelbſt nicht wollen, bis das Gefühl des wechſelſeitigen Nachtheils eine Verſöhnung oder Ausgleichung herbeiführt. — So ſucht auch überall die Natur des Menſchen ſowohl, als die von

vielen Pflanzen und Thieren ſich mit den äußern Umſtänden, dem Klima, dem Wärmegrad, der Luft, der Art des Bodens u. ſ. w. in's Ebenmaß zu ſetzen.

8) Leidenſchaften ſind die größten Störerinnen des Ebenmaßes und des Gleichgewichts in der Geſellſchaft. Jede Neigung wird, wenn ſie den Willen blindlings beherrſcht, zur Leidenſchaft. Je ſchwächer der Wille iſt, deſto heftiger werden des Menſchen Leidenſchaften. Der Streit zwiſchen ihnen dient aber ſelbſt auch zur Aufrechthaltung oder Herſtellung des Gleichgewichts. Bekämpfung der Leidenſchaften durch bloße Belehrung iſt meiſt vergeblich, weil die Intelligenz durch ſie verfinſtert, verblendet, beſtochen und mißleitet zu werden pflegt. Wirkſamer iſt die Erregung entgegengeſetzter Neigungen. — Auch die Verſchiedenheit der Temperamente, ſowie die klimatiſchen Verſchiedenheiten und ſo manche Ungleichheiten in der Geſellſchaft tragen dazu bei, eine heilſame Mäßigung in ihre Stimmungen und Zuſtände zu bringen.

9) Auch das Leben (der Zuſtand, vermöge welchem ein Weſen aus ſelbſteigner Kraft ſich bewegt und handelt) beruht auf einem Gleichgewicht von Kräften und Thätigkeiten. Obgleich das Urprincip des Lebens vom Menſchengeiſt nicht erſpäht iſt, ſo zeigen doch alle Beobachtungen, daß allen uns bekannten belebten Organismen ein Wechſel von Aufnehmen und Ausſtoßen (Athmen) eigenthümlich iſt. Dies erſcheint als der Lebensprozeß. Das Lebenselement aber bilden zuſammen Luft, Licht und Wärme. Abſolute Abweſenheit an Luft, Licht und Wärme gibt es nirgendwo in der Natur. Was aber eigentlich Luft, Licht und Wärme ſind, woher ſie eigentlich entſtehen, und wie ſie zuſammen zur Hervorbringung und Unterhaltung des Lebens beitragen, iſt nichts weniger als aus-

gemacht. Wahrſcheinlich iſt die Erdwärme das Erzeugniß einer Wechſelwirkung des galvaniſch-elektriſchen Stoffs in Sonne und Erde [28]). Jedenfalls iſt Wärme noch nicht Leben, ſondern nur Luft und Licht Bedingung des Lebens oder Erregung des Lebenskeims von Pflanzen und Thier [29]). Das eigentliche Grundweſen dieſes Keims, der auch nur von wirklich Lebendem erzeugt wird, kennen wir nicht. Die Fortdauer des Lebens iſt aber von dem Gleichgewicht gewiſſer aufeinander wirkender Kräfte abhängig; es hört auf, wenn dieſes Gleichgewicht ganz aufgehoben iſt. (In allen Weſen, die aus Theilen beſtehen, iſt Etwas, das dieſe Theile ſo zuſammenhält, daß bei aller Verſchiedenheit Einigung ſtatt findet. Sobald nun das Etwas, das die Beſtandtheile zuſammenhält, zu wirken aufhört, erfolgt Auflöſung.) Im Thierreich erfordert die Geſundheit, ja das Leben ſelbſt ein Gleichgewicht und Ebenmaß von Thätigkeit und Ruhe, von Wachen und Schlafen, von Nahrung und Verdauung. — Die *Geſundheit* überhaupt iſt durch das Gleichgewicht der Lebenskräfte bedingt. Sie iſt

---

[28]) Daß mit der Wärme auch das Licht und die magnetiſche Kraft in enger Verbindung ſtehe, wird durch viele Beobachtungen wahrſcheinlich. Aber über das Weſen, den Urſprung und die Verbreitung des Lichts und der magnetiſchen Kraft ſowohl als des elektriſch-galvaniſchen Stoffs ſind wir noch im Dunkeln (Vergl. *Hiob* XXXVIII. 18—20. 24.) Die Luft enthält alle Arten körperlicher Grundſtoffe, die durch Licht und Wärme zerſetzt werden.

[29]) Die Rückkehr in's Leben aus einem Zuſtande von Erſtarrung, bei gewiſſen Vögeln, Inſekten und andern Thieren (z. B. Kröten, die undenkliche Zeiten in Geſtein eingeklemmt blieben) iſt eine noch nicht erklärte Erſcheinung. Die Schwalben in Schweden tauchen ſich, wenn der Winter kommt, in den See und bleiben hier im Zuſtand des Schlafs unter dem Eis. Hin und wieder findet man unter dem Eis ganze Haufen ſo eingeſchlafener Schwalben, die der Frühling wieder in's Leben weckt. In andern Gegenden bringen ſie den Winter in Höhlen zu, bis ſie wieder erwachen. *Nusliana* p. 198. 199. — Wer erklärt uns ferner die Thatſache, daß je unvollkommener der Organismus eines Thiers, deſto größer ſeine Reproductionskraft iſt? (So bei den Polypen).

(wie der Seelenfriede) Wirkung und Gefühl von Gleichgewicht und Ebenmaß. Die Wiſſenſchaft der Heil- und Arzneikunſt beſteht in der Erforſchung der Mittel zur Erhaltung und Herſtellung dieſes Gleichgewichts, um den leiblichen Gebrechen, Krankheiten und Leiden zu begegnen, ſie zu heilen oder zu lindern. Die Behütung vor Störungen der natürlichen Organe und Verrichtungen des Lebens, ſei es durch äußere Dinge, ſei es durch die Seele, iſt für deſſen Erhaltung das Wichtigſte. Wenn wir das unterließen, was unſer Leben verkürzt, ſo brauchten wir gar wenig dafür zu ſorgen es zu verlängern. Jede Krankheit iſt Störung der Naturordnung; die Heilkunſt muß mithin dieſe Ordnung herzuſtellen ſtreben. In manchen Fällen übernimmt die Natur ſelbſt dieſes Geſchäft und in der Regel kann die Arzneikunſt nur dieſem Geſchäft der Natur zu Hülfe kommen. Alle mit Leben begabte Weſen auf der Erde ſind indeſſen dem Tod (dem Sterben) unterworfen. Aber auch zwiſchen Leben und Sterben gewahren wir ein gewiſſes Ebenmaß[30]. Die Vergänglichkeit aller lebenden Weſen iſt die Grundlage einer beſtändigen Verjüngung ihrer Gattungen. Würden die Einzelweſen immer fortleben, ſo müßte die Ueberfülle derſelben ihrer aller Gedeihen verhindern; auch wäre damit die Aufrechthaltung der geſellſchaftlichen Ordnung gegen die maßlos anwachſende Macht der Begierlichkeit unvereinbarlich. Die Gewißheit des Todes und die Ungewißheit ſeiner Stunde iſt für Alle der wirkſamſte Zügel um ſie vom Böſen abzuhalten, ihren Hang zum Uebermuth zu dämpfen und ſie zu vermögen, ſich einer Ordnung zu fügen, deren Beobachtung allein im Stande iſt, ihnen die Güter des beſchränkten Lebens für ſich und die folgenden Geſchlechter zu ſichern.

---

[30] Man will ausgerechnet haben, daß im Durchſchnitt in jeder Minute ſo und ſo viele Menſchen auf der Erde ſterben, aber wenigſtens eben ſo viele in's Leben treten.

10) Bei dem mannigfachen Streit zwiſchen Geiſt und Leib um die Herrſchaft würden ſie einander zerſtören, indem bald der Geiſt dem Leib alles, was ſeine Natur unumgänglich fordert, verſagte, bald der Leib ſich der Leitung des vernünftigen Geiſtes entzöge, wenn nicht die Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit, die in alle Gegenſätze Ebenmaß bringt, verhinderte, daß der Streit zwiſchen Geiſt und Leib aufs Aeußerſte getrieben werde. Dies wäre unfehlbar der Fall, wenn der Geiſt ſeiner Herrſchaft beraubt würde, oder der Menſch auf dem Scheidewege zwiſchen den Forderungen des Geiſtes und den Lockungen der Sinnlichkeit haltungslos hin und her ſchwankte, und mehr noch, wenn der Geiſt, als wenn die Sinne abgeſtumpft würden, wie man dies im Zuſtande des Blödſinns und der Verthierung wahrnimmt. — Ein möglichſt vollendeter Zuſtand des einzelnen Menſchen ſowohl, als jeder menſchlichen Geſellſchaft erfordert, daß er den Grundgeſetzen der menſchlichen Doppelnatur, mithin dem der geiſtigen Freiheit und dem der Naturnothwendigkeit zugleich befriedigend entſpreche.

11) Jede Ueberſchreitung einer gewiſſen Grenze, eines gewiſſen Maßes, ruft Widerſtand hervor. Jedes Un- und Uebermaß iſt ein Aufruf zur Zurückführung auf das rechte Maß (Omne nimium vertitur in vitium). In der phyſiſchen Natur bleibt dieſer Aufruf nie unbefolgt. Das geſtörte Gleichgewicht ſtellt ſich hier durch das Verhältniß und die Gegenwirkung der Kräfte von ſelbſt wieder her. Auch den Thieren iſt hiefür ihr Inſtinkt (Naturtrieb) ein ſicherer Führer. Im Gebiete der menſchlichen Freithätigkeit hingegen ſind die Intelligenz und das Gewiſſen die zwei Geiſtesmächte, die das rechte

Maß beſtimmen ſollen, damit nicht rohe Gewalt den Ausſchlag gebe. Allein der denkende und freithätige Menſch läßt ſich durch mancherlei Erwägungen und blendende Täuſchungen, durch Furcht und Hoffnung oftmals abhalten, ſeine Kräfte ihrer Beſtimmung gemäß ſo zu verwenden, daß dem Un- und Uebermaß rechtzeitig begegnet, oder das rechte Maß hergeſtellt werde. Eben deswegen, weil freiwillige Selbſtbeſchränkung ſich nur von Wenigen erwarten läßt, muß das Geſetz in der Geſellſchaft Jeglichem Schranken ſetzen. Zwiſchen Freiheit und Beſchränkung muß ein Ebenmaß beſtehen, das der Doppelnatur des Menſchen entſpricht. Dieſes Ebenmaß zu beſtimmen, iſt Aufgabe und Zweck des Geſetzes (welches der Staat, das Gewiſſen, die Religion, die Wiſſenſchaft ausſprechen). — Ohne perſönliche Zuverſicht iſt freilich kein Muth, ohne Muth keine Thatkraft, ohne Thatkraft keine tüchtige Unternehmung denkbar. Aber wie leicht und ſchnell erfolgt nicht oft der Uebergang vom Muth zum Uebermuth! — Wie durch Uebertreibung (Unmaß) die beſte Sache zur ſchlimmen umſchlagen kann, ſo auch dadurch, daß ſie am unrechten Ort angebracht wird. (Da gilt des Horaz: non erat hic locus). — Auch gibt es in allen Verhältniſſen Zeiten zum Handeln und Zeiten zum Zuwarten. Das richtige Ebenmaß hierin iſt für das Gelingen in den meiſten Dingen entſcheidend[31]). — Um etwas Tüchtiges zu leiſten, muß jeder Menſch den Kreis ſeines Strebens und Wirkens auf ein gewiſſes Maß, das ſeinen Kräften und Verhältniſſen und einem beſtimmten Zweck oder Beruf entſpricht, zu beſchränken wiſſen. Die in's Maßloſe gehende Thätigkeit reibt ſich ſelber auf, ohne Haltbares zu erreichen. Der Maßloſe wird auch gewöhnlich in ſeinem Zweck irre, weil ihn das Mißlingen verwirrt und entmuthigt. —

---

[31]) Beim Streben ſich auszuzeichnen — iſt das Schwerſte weiſes Maßverhalten. *Tacit.* Agricola c. 4.

Bei weitem der größten Mehrheit der Menſchen war jederzeit der Zuſtand der Mittelmäßigkeit beſchieden. Dies trägt vielfach zur Erhaltung des Ganzen bei. Zwar iſt die Mittelmäßigkeit weder im Denken noch im Handeln, weder in der Wiſſenſchaft noch in der Kunſt, weder in der Einſicht noch in der Tugend ein Vorzug. Sie wird ſogar nur dann erträglich, wenn ſie, mit Selbſterkenntniß verbunden, anſpruchslos iſt, d. i. nicht über das ihr verliehene Maß hinausſtrebt. Gerade dies iſt nur deswegen ſo ſelten, weil die Mittelmäßigkeit weder die Begehrlichkeit noch die Eitelkeit ausſchließt oder fern hält. — Unter der Herrſchaft von Deſpoten und Tyrannen ſah man oft vorzüglich freiſinnige und tugendkräftige Männer ſich bilden, weil Druck Gegendruck und die Ausſchweifungen der Willkür Abſcheu vor ihnen und Liebe der Freiheit und Ordnung in unverderbten Seelen erwecken. Sokrates hat ſich zu Athen gebildet und Weisheit und Tugend in zuvor nicht gekannter Reinheit dargeſtellt, als ſich die Regierung zur Tyrannei hinneigte. — Der Gebrauch und die Behauptung der Freiheit, woran ihre wohlthuende Kraft bedingt iſt, fordert weit mehr Selbſtverläugnung, als der Zuſtand knechtiſcher Unterwerfung. Nichts iſt der Freiheit gefährlicher, als der Uebermuth. Die Schwachſinnigkeit Vieler iſt aber Urſache, daß ſie ſtets geneigt ſind, mit Leidenſchaftlichkeit zu irgend einem Aeußerſten (ſei es Knechtſchaft oder Ausgelaſſenheit) ſich hinreißen zu laſſen und dafür Partei zu nehmen, wo dann die Wenigen, die mit beſonnener Umſicht nur dem Wahren und Guten nachſtreben, eine ſchwere Stellung bekommen, und von beiden Parteien mißkannt und angefeindet werden. — Nicht leicht wird eine Geſellſchaft oder Körperſchaft ſich in einem gedeihlichen Zuſtand erhalten und vor verderblichen Ausſchweifungen oder Ausartungen behüten, wenn ſie nicht durch eine wachſame Controle, oder durch einen von Concurrenz erweckten Wetteifer und ſelbſt durch Beſtrebungen von Gegnern zur Wachſamkeit über ſich ſelbſt und zu fortgeſetzter Thätigkeit angetrieben wird. Weil unbeſchränkte Freiheit ſowohl als unbeſchränkte Herrſchaft die verderblichſten Folgen nach ſich zieht, ſo war es zu allen Zeiten das Beſtreben weiſer Geſetzgeber durch Theilung der Staatsgewalt und ein zweckmäßiges Verhältniß zwiſchen der Wirkſamkeit ihrer Beſtandtheile (Factoren) ein Gleichgewicht und Ebenmaß zu bewirken, welches verhindere, daß bloße Gewalt an die Stelle des Rechts trete. Iſt aber einmal in der Geſellſchaft das Gleichgewicht aufgehoben, ſo ſieht ſie ſich bis zu deſſen Herſtellung beſtändig mit Sturz und Ueberſturz bedroht. — Aehnliches zeigt ſich auch in dem Leben und Wirken von Einzelnen. Gleichwie aber der Pendel, auf's Höchſte geſchwungen, erſt nach vielen Schwingungen wieder zu der normalen Bewegung zurückkehrt, ſo geht es auch allen menſchlichen Dingen, wenn ſie auf ein Aeußerſtes hingetrieben wurden. Waren Partei-Leidenſchaften hievon das Triebwerk, ſo zeigen ſich die Menſchen ſogar oft weit eher geneigt, ſich dem entgegengeſetzten Aeußerſten zuzuwenden, als die richtige Mitte zu ſuchen, weil die Aeußerſten ſich am nächſten berühren. Les extrêmes se touchent. Der jedes Un- und Uebermaß zurechtweiſenden und ausgleichenden Nemeſis kann indeſſen Niemand entgehen. Das Maßhalten bringt immer Vortheil[32]); doppelten dem, der die Gewalt und das Bewußtſein der Gewalt inne hat. Dieſen ſchmückt und ehrt auch nichts mehr als Großmuth, wenn ſie mit weiſer Unterſcheidung und mit dem Ausdruck wohlwollender Güte geübt wird. — In keinem Zweige menſchlicher Thätigkeit zeigt ſich die Nothwendigkeit, Maß zu halten, augenfälliger, als in den Werken der ſchönen Künſte, in denen die Ueberſchreitung nie ohne Nachtheil iſt, und dieſer dann am größten wird, wenn der Künſtler in die Ueberſchreitung ſeine Virtuoſität ſetzt[33]). — Auch da, wo der Menſch für ſeine Zwecke in die äußere Natur eingreift, ſtört er zuweilen das Gleichgewicht. So hat er durch Ausrottung gewiſſer Vögel ein Uebermaß von Ungeziefer, durch das zu ſtarke Lichten von Waldungen eine Uebermacht der Winde oder der Sonnenhitze veranlaßt[34]). — Noch verderblicher aber ſind die von des Menſchen Freithätigkeit herrührenden Störungen des Gleichgewichts im ſittlichen Gebiete. Manche, die ſehr wichtig thun, betrachten als das Wichtigſte, daß man glaube, nichts ſei wichtig, als ihr liebes Selbſt. Sie wähnen, das Gleichgewicht zu halten, indem ſie ſich zum Mittel- und Schwerpunkt vor Allem zu machen ſuchen. Allein ſie täuſchen ſich ſelber. Eigennutz, Selbſtſucht treibt immer zur Ueberſchreitung des Maßes und verblendet darüber. Wer nur ſich liebt, ſtößt die Liebe Aller von ſich[35]). Am Ende führt jede ſolche Ueber-

---

[32]) Horaz ſagt ſo wahr als ſchön: Vis consilii expers mole ruit sua. Und: Vim tem-

---

peratam Di quoque provehunt ad majus. Und: iidem odêre vires omne nefas animo moventes.

[33]) *Laharpe* ſagt mit Recht: Si dans tous les arts de l'imagination il ne s'aggissait que de *passer le but*, rien ne serait plus commun que les bons artistes; mais il s'agit de *l'atteindre*, et c'est ce qui est rare.

[34]) C'est dans les lieux où nous avons mis la main, que l'on voit souvent un véritable désordre. *Bern. de St. Pierre* Etud. de la Nature I. 222.

[35]) Ein Grundirrthum iſt es, wenn Rouſſeau (Émile) ſagt: chacun, se préférant

ſchreitung des Maßes Folgen herbei, die ihr die Strafe ſelbſt auflegen, oder Gegenwirkungen hervorrufen, die zu der Umkehr zum Maßhalten nöthigen. — So viel Böſes der Einfluß der ſpitzfindigen und blendenden Täuſchungskunſt der Sophiſten in Athen durch Trübung und Verwirrung des Wahrheitsſinnes ſtiftete, ſo hatte doch zuletzt die höchſte Ausſchweifung dieſer Kunſt das Gute, große und edle Geiſter, wie Sokrates, Platon und Ariſtoteles, denen die Wahrheit über Alles am Herzen lag, zu erfolgreichen Anſtrengungen zu veranlaſſen, um den Schein und Trug der Sophiſtik gründlich aufzudecken. — Auf ſchnelle Bereicherung folgt gewöhnlich ſchnelle Verarmung, auf plötzlichen Emporſchwung zur Uebermacht plötzlicher Sturz von ihrer Höhe. Vom Kapitol zum tarpejiſchen Felſen iſt nur Ein Schritt. — Uebertriebenes Lob und übertriebener Tadel ſtiften viel Unheil in der Welt, indem jenes berauſcht und dieſes verletzt und entmuthigt. „Wunden von Freunden ſind heilſamer als Küſſe von Feinden“ [36]. Ein Ebenmaß zwiſchen Lob und Tadel wirkt wohlthuend, indem es die Seele behütet, das Gleichgewicht zu verlieren. —

12) Bekämpfen ſich Neues und Altes, ſo müſſen beide ſich nach und nach miteinander ausgleichen, damit eine gute Frucht zeitige. Man kann von dem Neuen nicht fordern, daß es plötzlich geſund mache, was durch das Alte ungeſund geworden. Das Neue ſoll aber Wunden heilen, nicht ſchlagen. Rückkehr zum Alten wirkt nur dann und in ſo ferne wohlthätig, als ſein Vorzug wirklich anerkannt und als Heilmittel gegen Schlechtes Neues gebraucht wird, und es mit den ver-

---

ouvertement à tout autre, trouverait bon que tout autre se préferat de même à lui. In dieſem Satze liegt die Wurzel der ſchamloſeſten Eigenliebe.

[36] Chryſoſtomus Rede vor ſeiner Verbannung.

änderten Verhältniſſen ſich vereinbaren läßt[37]. — Nicht leicht taucht eine Entdeckung, Erfindung oder neue Anſicht auf, ohne daß das Aufſehen, welches ſie erregt, derſelben Widerſacher erwecke. Je ſchroffer eine Behauptung auftritt, deſto ſchroffer tritt ihr der Widerſpruch entgegen. So veranlaßt auch das Erſcheinen eines Genie's oder außerordentlichen Talent's in was immer für einem Fach einen Wetteifer, welcher, indem ſich die Begabten oft auf ganz entgegengeſetzten Wegen Ruhm oder Gewinn zu erwerben trachten, Stillſtand und Einſeitigkeit verhindert. — Thätigkeit iſt wenigſtens ein Wahrzeichen von Leben, wogegen Unthätigkeit, Nichtsthun, Unbeweglichkeit das Leben unterdrückt. Nur Eine Art von Thätigkeit iſt durchaus verwerflich, diejenige nämlich, welche die bloße, ſchnöde Selbſtſucht erzeugt, die unruhige, alle Kräfte aufzehrende, nie zu befriedigende Thätigkeit, die die dämoniſche genannt zu werden verdient. Durch ſie wird das Gleichgewicht, worauf alle geſellſchaftliche Ordnung und Wohlfahrt beruht, ganz vorzüglich gefährdet. — In Zeiten weit vorgerückter Verfeinerung thut es Noth, daß auf Einfalt des Sinnes und des Gemüths, auf Vereinfachung der Gedanken, des Geſchmacks und des Lebens (der Sitten) gedrungen werde. Sonſt läuft die Verfeinerung Gefahr in Schwäche, Schalheit und Verweichlichung umzuſchlagen und alles Feſte und Gediegene zu verflüchtigen.

13) Alle abweichenden, ſich durchkreuzenden Meinungen und Anſichten über Dinge, die außer dem Kreis der menſchlichen Erkenntnißfähigkeit liegen oder deren Erkenntniß dem

---

[37] „Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen (oder der Spartaner) annehmen wolltet, ſo würdet ihr nur eine Comödie ſpielen.“ F. H. Jakobi Woldemar S. 86.

Menſchen unnütz, wo nicht gar verderblich wäre, bleiben in der Welt in ſolcher Schwebe, daß von Keiner zu beſorgen iſt, ſie werde je ein entſchiedenes Uebergewicht erhalten. Die Grübelſucht wird immer im Nebel herumtappen. Sie gleicht dem Blinden, der über Farben, dem Tauben, der über Töne urtheilen will. Abnehmen wird ſie und an Geltung verlieren, je mehr die Erkenntniß von allgemein wichtigen und heilſamen Wahrheiten ſich verbreitet und befeſtigt, je mehr ſie auch die Herzen durchdringt und zur Geſinnung wird, je enger die Wiſſenſchaft und das Leben ſich miteinander verbinden und befreunden. Wenn dieſer Verband vernachläßigt wird oder aufhört, läuft die ſchärfſte Intelligenz Gefahr, ſich in leeren Räumen zu verwirren und zu verirren. Hingegen bewahren den Menſchen das ſtets gegenwärtig gehaltene Bewußtſein ſeiner Doppelnatur und des Sittengeſetzes, die Selbſterkenntniß, die aufmerkſame Weltbetrachtung, die Lebenserfahrungen und die Stimmen der Vorzeit, vor dem Sturz in den finſtern öden Abgrund des Unglaubens an Gott, Tugend und Unſterblichkeit, drei Gegenſtände, die für das Leben von der erſten und größten Wichtigkeit ſind.

Welchen Despotismus übt nicht die Mode aus, der lediglich die Tagesmeinung und die Eitelkeit eine Macht verleihen? Weil aber alle Thoren und Gecken gewöhnlich ſo geneigt ſind, es mit der jedesmaligen Mode zu halten, ſo verliert auch jedes Streben, jede Lehre, jeder Gebrauch, ſobald ſie zur Modeſache werden, an der Würde und Achtung, die ihnen vorher zu Theil wurden, als ſich noch der engere Kreis der Beſonnenen, blos ihrem innern Werth zu lieb, ihnen zugeſellte. Die ſtrenge, wiewohl lächerliche Herrſchaft der Mode wird dadurch gehindert und gebrochen, daß ſie auf keinem feſten Grunde ruht, ſondern ſtets dem Wechſel unterworfen iſt. — Sie wird das Spielzeug der Neigung zur Veränderung, welcher glücklicher Weiſe die Neigung zum Beſtehenden und Beharrlichen entgegentritt. Vernunft und Gewiſſen nehmen ſtets für das Wahre und Gute die Unveränderlichkeit in Anſpruch.

14) Obgleich dem Glauben und dem Wiſſen durch die Natur der Dinge und die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes ihr beſonderer Kreis angewieſen iſt, innerhalb welchem ſie einander ergänzen ſollen, ſo haben doch jederzeit Viele zwiſchen Glauben und Wiſſen einen Zwieſpalt erregt, in welchem die einen dem Glauben, die andern dem Wiſſen die alleinige Herrſchaft zuzueignen ſtrebten. Allein die geſunden geiſtigen Kräfte der Menſchheit arbeiten unabläſſig darauf hin, zwiſchen beiden ein Ebenmaß zu Stande zu bringen, indem ſie mit Hinweiſung auf das allen Menſchen gemeinſame Bewußtſein und Gewiſſen und auf die allſeitige Erfahrung darthun, daß zur Erreichung der Beſtimmung des mit einer Doppelnatur begabten Menſchen das Glauben und das Wiſſen zuſammenwirken müſſen, daß das Herabwürdigen des Glaubens dem Wiſſen ſelbſt hinderlich werde, daß alles Wiſſen Glauben (an die Wahrheit) vorausſetze, daß endlich das Glauben eben ſo wenig als das Wiſſen mit der Vernunft im Widerſpruch ſein dürfe, wenn gleich die Vernunft unvermögend iſt, manche Gegenſtände des Glaubens zu Gegenſtänden des Wiſſens zu machen. Es iſt aber ein großer Irrthum, wenn man annimmt, daß nur das Wiſſen auf Erkenntniß beruhe, der Glaube aber nicht auf Erkenntniß beruhen könne. Es gibt keinen fruchtbaren, dem Menſchen heilſamen Glauben, der nicht aus Erkenntniß hervorginge. Bei allen Erkenntniſſen muß zwar zwi-

ſchen dem Erkannten und dem Erkennenden ein Ebenmaß beſtehen, und wo dieſes fehlt, kann keine wahre Erkenntniß ſtattfinden. Das Ebenmaß beſteht aber nicht darin, daß das Erkennende mit dem Erkannten Eins ſei, ſondern darin, daß ſie, wenn auch dem Grade nach nicht gleich, doch im Weſen einig ſind. Wir erkennen, daß es etwas Unendliches geben könne; wir erkennen ferner, daß Gott, der Unendlich-Vollkommene, iſt und ſein muß. Aber begreifen können wir Gott nicht, weil unſerm Geiſt das Maß abgeht, um das Unermeßliche zu meſſen. Und ſo gibt es noch Manches, das wir zwar nicht wiſſen können, aber doch vollen Grund haben zu glauben. Dahin gehört vieles Geſchichtliche; dahin gehören auch die Gedanken und Geſinnungen und die Treue und Tugendhaftigkeit der Mitmenſchen. — Bei den größten Wohlthätern der Menſchheit, bei den tiefſinnigſten und reichſten Geiſtern, bei den kräftigſten Förderern der Wiſſenſchaften hat man den Glauben und das Wiſſen ſich im friedlichſten Ebenmaß vereinbaren geſehen, indem ſie dem Glauben kein Recht einräumten, das Wiſſen zu verwerfen, aber auch dem Wiſſen kein Recht, in Dingen, die der Wiſſenſchaft entzogen ſind, das Glauben für unvernünftig blos deswegen zu erklären, weil die Vernunft kein Wiſſen davon hervorzubringen vermag. Während jene Männer dem Glauben ſeine Anſprüche gegen Anmaßungen der Vernunftforſchung ſicherten, waren ſie weit entfernt, dieſer die Befugniß abzuſprechen, ſowohl das erwieſene Wiſſen gegen Einſprüche der Anwälte des Glaubens zu verfechten, als die Ergebniſſe im Bereiche des Glaubens zu prüfen, ob ſie mit denen der Wiſſenſchaft im Widerſpruch ſtehen, unter der billigen Bedingung jedoch, daß die Vernunft nicht bloße Hypotheſen und Vermuthungen oder beſtrittene Meinungen und Anſichten als Wahrheiten geltend mache, deren Gewißheit über jeden Zweifel, jeden Einſpruch erhaben wäre.

Wiſſen und Glauben ſind keine Gegenſätze, wohl aber ſind es der Glaube und der Unglaube, und vom troſtloſeſten Unglauben führt der nächſte Weg zum albernſten Aberglauben. Es ſind dies zwei Extreme, die ſich berühren. Aber weder der Aberglaube noch der Unglaube entſpricht der Natur und Beſtimmung des Menſchen; in keinem kann er Befriedigung finden [38]). Erfahrungen, Vernunft und Gewiſſen bieten ihm mächtige Antriebe und Beweggründe ſich vor beiden Extremen zu hüten oder ſich von ihnen loszureißen.

15) Unſern nach Erkenntniß ſtrebenden Geiſt befriedigen die von ihm erworbenen Erkenntniſſe dann erſt, wenn ſie ſich ihm in einheitlichem Zuſammenhang darſtellen. Bis dahin ſind ſie nur Bruchſtücke eines ihm noch unbekannten Ganzen, unter welchen Bruchſtücken bald dieſes bald jenes an Geltung vorwiegt. Völliges Gleichgewicht und Ebenmaß kann in die ganze Maſſe der Erkenntniſſe nur die Idee vom Unendlich-Vollkommnen bringen, welches unſer Geiſt zwar nicht in ſeinem Weſen vollſtändig erkennen, aber doch ſich zur Anerkenntniß bringen kann.

16) Wahrheit und Unwahrheit, auch Gut und Böſe ſind eben ſo unvereinbar als Licht und Finſterniß, Tag und Nacht. Das Streben ſie zu vereinbaren, der Wahn dies zu können iſt die Quelle der verderblichſten Irrthümer und Verkehrtheiten

---

[38]) „Wenn ſeichte (oder falſche) Philoſophie und Unſittlichkeit die Gemüther verwildert (oder verödet) haben, ſo ſehnen ſich die Menſchen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen in Kinderthorheit (ſie werden kindiſch).“ Moſes Mendelsſohn Berliner Monatſchr. 1785. I. 135. Der verkommene Menſch, der in Unglauben und Unſittlichkeit Verödete ſucht im Aberglauben Entſchädigung, Beruhigung, ohne ſie doch zu finden.

und der gefährlichſte Gegner der Wahrheit und Tugend, indem dadurch der Sinn für Wahrheit und Tugend zerſtört wird [39]. Jede Abſchweiſung vom Wahren und Guten verurſacht jedoch im Menſchen einen Zwieſpalt, und dieſer Zwieſpalt, der der beſſern Natur des Menſchen widerſtrebt und ihr ſchmerzlich iſt, enthält eine Aufforderung und einen Antrieb, ſich aus ihm herauszuziehen.

17) Ueberall bietet uns die Natur neben dem zu unſerer Erhaltung Nothwendigen und Nützlichen das Angenehme und Schöne dar. Dem Menſchen ſteht es zu, das für ſein Wohlergehen und das der Geſellſchaft erforderliche und zuträgliche Ebenmaß im Genuß dieſer Naturgaben zu bewirken, und ſeine eigenen Schöpfungen und geſellſchaftlichen Einrichtungen entſprechen der Doppelnatur des Menſchen um ſo vollſtändiger, als ſie das Angenehme und Schöne mit dem Nothwendigen und Nützlichen harmoniſch verbinden. Mit Recht wird geklagt, wenn das Leztere dem erſtern nachgeſetzt wird. Aber wo das erſtere fehlt und ganz vernachläßigt wird, entbehrt das Leben einen großen Theil ſeiner Reize. Selbſt in rauhen, anmuthloſen Gegenden, wie vielmehr in lieblichen und ſchönen ſieht man die Bewohner, fangen ſie einmal an ſich dem Zuſtand der Roheit zu entwinden, an ihren Wohnungen und Gewändern einige Zierrathen anbringen und mit Vorliebe Blumen ziehen und ſich damit ſchmücken [40].

---

[39] Que connaissons nous d' obscur par sa nature, sinon l'erreur? Que connaissons nous d'évident, sinon la vérité? N'est-ce pas l'évidence de la vérité qui nous fait discerner le faux comme le jour marque le sombre? *Vauvenargues* Oeuvres I. 109.

[40] In der Schweiz iſt faſt keine Bauern- oder Hirtenwohnung ohne Blumengärtchen und Blumen vor den Fenſtern. Zu Neapel verſagt ſich kein Lazzaroni den täglichen Schmuck einer Blume.

18) Jede Gewaltübung, jede Leidenſchaft, jeder Mißbrauch, jede Thorheit hat ein gewiſſes äußerſtes Maß, das nicht überſchritten werden kann, ohne daß die Folgen das Weltgeſetz beſtätigen: daß das Unmäßige nie und nirgend von Beſtand ſein könne. Die goldene Mitte in Allem zu treffen und zu beobachten (das ne quid nimis!) iſt allerdings ſchwer. Aber nur der Leichtſinn oder die Leidenſchaftlichkeit verlacht und verhöhnt das Streben darnach. Der Weiſe macht ſich dieſes Streben zum Geſetz, und findet niemals Grund es zu bereuen. Sich im Gleichgewicht halten heißt ihm, vernünftig ſein [41]). — In Hinſicht der Glücksgüter iſt der Mittelſtand,

---

[41]) Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere rectum. — Medium tenuere beati. (*Horat.*) Ein großer engliſcher Staatsmann zur Zeit Karls II., wo die Parteien mit Wuth gegeneinander entbrannten, Halifax, war das Haupt jener Politiker, die von beiden großen Parteien verächtlich Trimmers (Solche, die auf Schiffen in die Mitte treten um das Gleichgewicht herzuſtellen) geſcholten wurden. Statt über dieſen Spottnamen zu hadern, nahm er ihn als einen Ehrentitel an, und vertheidigte mit Lebhaftigkeit die Würde dieſer Bezeichnung. Alles Gute, ſagte er, hält die Mitte zwiſchen Aeußerſten. Die gemäßigte Zone hält die Mitte zwiſchen dem Klima, in welchem die Menſchen gebraten werden und dem, in welchem ſie erfrieren. Die engliſche Verfaſſung hält die Mitte zwiſchen türkiſchem Deſpotismus und polniſcher Anarchie. Die Tugend iſt nur ein rechtes Maß unter Neigungen, von denen jede, wenn man ihr bis zum Unmaß nachhängt, ein Laſter wird. Ja ſelbſt die Vollkommenheit des höchſten Weſens beſteht in dem genaueſten Gleichgewichte von Eigenſchaften, von denen keine überwiegen könnte, ohne die ganze moraliſche und phyſiſche Ordnung der Welt zu ſtören. — „Halifax war jederzeit ſtreng gegen ſeine heftigen Genoſſen und jederzeit in freundlichen Beziehungen zu ſeinen gemäßigten Gegnern. Jede Partei erfuhr am Tage ihres anmaßenden und rachſüchtigen Triumphs ſeinen Tadel, und jede Faction fand, wenn ſie beſiegt und verfolgt ward, in ihm einen Beſchützer." Macaulay Geſch. Englands B. I. K. 2. S. 219. fg. — Washington nannte ſeine Politik bei Gründung des nordamerikaniſchen Freiſtaats ſelbſt die richtige Mitte. (S. Deſſen Schriften X. 236.) Dadurch eben verſchafften er und ſeine Gehülfen ihrem Vaterland die Unabhängigkeit und Freiheit, auch dadurch hielten ſie dieſelben aufrecht, daß ſie, große Mäßigung mit großer Feſtigkeit verbindend, die Grundſätze der Ordnung und das Anſehen der Geſetze dem neuen Freiſtaat zum Grunde legten, und hernach ſeine durch den Krieg errungene Unabhängigkeit durch Behauptung

der weder des Neid's noch der Habſucht Zielſcheibe iſt und ſelbſt keinen Grund oder Antrieb zum Neid oder zur Habſucht hat, derjenige, der ſich am längſten aufrecht hält, und der Staat iſt am beſten daran, in welchem der Mittelſtand die große Mehrheit bildet. — Ein ſchädlicher Irrthum iſt es hingegen, wenn man in guten Unternehmungen das Stehenbleiben auf halbem Wege für das Einhalten der goldenen Mitte hält. Die Menſchen ſind nur zu geneigt, dies da zu thun, wo es die Sache der Wahrheit, des Rechts, des Gemeinwohls, der Tugend gilt, um ihre Schwäche und Feigheit mit dem Scheine der Mäßigung zu beſchönigen, während ſie es nur bei ſchlimmen, ſelbſtſüchtigen, ungerechten Unternehmungen bereuen, auf halbem Wege ſtehen geblieben zu ſein.

---

des Friedens, als er von den Aufregungen der franzöſiſchen Revolution gefährdet wurde ſicher ſtellten. — Ein großer Irrthum iſt es, die goldene Mitte mit der Mittelmäßigkeit zu verwechſeln. Jene iſt der Zuſtand zwiſchen zwei Aeußerſten; dieſe iſt der Zuſtand zwiſchen dem Geringſten und dem Höchſten, dem Schlechteſten und dem Edelſten auf der Stufenleiter zur Vollendung. Die goldene Mitte iſt der Standpunkt der nach Weisheit und Tugend Strebenden; die Mittelmäßigkeit der leidige Standpunkt des großen Haufens. — Mittelmäßigkeit ſchützt vor Neid und wird von denen gern geſehen und gehegt, die vor ausgezeichneten Fähigkeiten und Verdienſten ſich fürchten. — Confucius hat in ſeinen Vorſchriften ſineſiſcher Weisheit dem Grundſatz von der goldenen Mitte ein eigenes Buch (das zweite) gewidmet. Er weiſt darauf hin, daß Erde und Himmel in ihrem geordneten friedlichen Zuſtand und Gang dieſem Grundſatz folgen; wogegen die mehreſten Menſchen ihn deswegen unbeachtet laſſen, weil ſie theils in ihrem Selbſtdünkel Höheres erreichen zu können meinen, theils aus Unkunde oder wegen den Schwierigkeiten die goldene Mitte zu erſtreben ſich nicht getrauen. (*Confucius*, Sinarum Philosophus. Parisiis 1687. p. 40. 41. 42.) — Dagegen iſt es ein Hauptzug unſerer neueſten Zeit, in Nichts Maß zu halten und jeden, der vor Unmaß warnt, als einen Feind der Freiheit zu verdächtigen, obgleich dieſe Zeit die alte Lehre am ſtärkſten beſtätigt hat: daß jedes Unmaß zum Verderben führe. Der Irrthum liegt darin, daß man das Unmaß für ein Zeichen der Stärke hält, während es doch nur ein Zeichen der Schwäche iſt.

19) Auch der höchſte Gedankenflug hat ſein Maß. Geht er darüber hinaus, ſo wird der Denker jedenfalls Andern, oft aber auch ſich ſelber unverſtändlich, indem ſich ſein Geiſt, von der Einbildung mißleitet, in Gegenden verirrt, die außer ſeiner Faſſungskraft liegen. So ſchätzbar auch die von der Intelligenz gebildeten Ideale ſind, ſo müſſen doch zur Ermöglichung der Ausführung die wirklichen Verhältniſſe mit den Idealen oder vielmehr die Schritte zu dieſen mit den wirklichen Verhältniſſen in Ebenmaß gebracht werden. Sonſt iſt das Mißlingen unvermeidlich.

20) Die Intelligenz macht ihre unerläßlichen Forderungen. Aber auch das Gemüth hat ihrer. Die Forderungen von beiden gerathen in keinen Widerſtreit, wenn ſie der vollſtändigen Beſtimmung des Menſchen ſich unterordnen. Sobald wir aber dieſe aus dem Auge verlieren, geräth unſer Inneres in Zwieſpalt. Nur wo Intelligenz und Gemüth (Herz) ſich im Ebenmaß befinden, wo ſie im Einklang zuſammenwirken, können die menſchlichen Zuſtände recht gedeihen. Geſundes und richtiges Denken und Fühlen ſind dafür erforderlich. Aber einzig die Ueberzeugung von der Wahrheit und die Uebung der Tugend können des Menſchen Kräfte, Triebe und Neigungen in ein für ihn durchaus befriedigendes, anhaltendes Gleichgewicht verſetzen. Eben deshalb findet man dieſes Gleichgewicht ſo ſelten! Wahrhaft große, helle und edle Seelen ſind am weiteſten von ſtolzer Anmaßung und Rechthaberei entfernt und am meiſten geneigt, Einwendungen und Vorſtellungen Gehör zu leihen und ſich zu ihrer Erörterung herbeizulaſſen. Kleine, enge, ſelbſtſüchtige Seelen hingegen ſind immer geneigt, mit Sprödigkeit auf ihrem Sinn zu beharren und die triftigſten Gegengründe mit ſchnöder Verachtung von ſich zu weiſen.

Seit Jahrtauſenden ſucht der Menſchengeiſt zu einer Zuverſicht und einem Frieden zu gelangen, welche nur ein der Vernunft ſowohl als dem Gemüth genügender Glaube an die überſinnlichen Wahrheiten geben kann. Allein immer und überall hat er noch Mühe, dem Zuge nach den Abgründen, bald der vielgeſtaltigen Träumereien des Aberglaubens, bald des licht- und troſtloſen Unglaubens zu entgehen. Noch ſieht man ihn, ſich in unſicheren Schwingungen zwiſchen dieſen beiden Aeußerſten zerarbeiten (Vergl. Nr. XIII und XIV). Ueberhaupt iſt ächte und vollſtändige geiſtige Bildung nur dadurch erreichbar, daß ſie auf alle geiſtigen Kräfte ſich erſtrecke und ſie in das rechte Ebenmaß bringe, und dazu iſt auch ein Ebenmaß zwiſchen der Gabe der *Mittheilung* und der Empfänglichkeit zum *Aufnehmen* erforderlich.

21) *Milde* weckt Milde, *Zutrauen* — Zutrauen. Ebenſo *Grauſamkeit* — Grauſamkeit, *Mißtrauen* — Mißtrauen, oft ſelbſt in von Natur ſanftmüthigen und gutmüthigen Weſen. Sahen wir doch die Tyrannei ſelbſtſüchtiger Europäer die gutartigſten Indianer und Neger in rachſüchtige Tiger verwandeln. Eine gerechte und gütige Behandlung hätte die Farbigen mit den Weißen befreundet zum großen Vortheil von beiden Brudergeſchlechtern. Allein die maßloſe Habſucht der auf die Vorzüge ihrer Kultur eingebildeten Weißen wollte den Vortheil allein für ſich, und ſo wurde die Bekanntſchaft der Weißen mit den Farbigen beiden zum Fluch.

22) *Die öffentliche Meinung*, wo ſie frei und unverfälſcht durch Künſte der Selbſtſucht waltet, ſtellt das *Hoch- und Niedrigſtehende* in der Welt in ein gewiſſes Gleichgewicht. Sie gleicht manche Ungerechtigkeiten in der Werthſchätzung aus, indem ſie Ehre und Anſehen anders austheilt,

als es der Zufall des Glücks zu thun pflegt. Für die Fehler derjenigen, die im Volk wie immer hervorragen, hat dieſes ein ſcharfſichtiges Auge. Seine Rüge iſt um ſo ſchärfer, je höher der ſteht, welchen es damit behaftet ſieht. Bedeutende Makeln im Ruf der Hochgeſtellten finden aber oft Nachſicht, wenn ihnen noch größere Tugenden und Verdienſte zur Seite ſtehen, wenn die Lichtſeite die Schattenſeite überſtrahlt.

23) Jeder *zu ſchnelle Uebergang* von einem Zuſtand in den entgegengeſetzten bringt eine Störung des Gleichgewichts der Kräfte hervor, die der Ausbildung eines geordneten haltbaren Zuſtandes hinderlich wird. Der ſchnelle Uebergang von anſtrengender Arbeit zu müßiger Ruhe wird den Menſchen oft verderblich. Er entnervt ſie, wogegen ununterbrochene gemäßigte Arbeit ſie ſtark und geſchickt macht. Der ſchnelle Uebergang aus Finſterniß ins volle Licht bewirkt in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Welt eine Blendung, die für gehörige Auffaſſung unempfänglich oder unfähig macht. Auch im ſtaatlichen Leben erfordert der Uebertritt aus der Knechtſchaft in die Freiheit ſtufenweiſe Vorbereitungen, damit er gedeihlich ausfalle. Was war in Südamerika das Ergebniß des plötzlichen Ueberſturzes aus dem ſpaniſchen Colonialregiment in die Formen republikaniſcher Verfaſſungen? Das gemeinſame Loos aller dieſer improviſirten Freiſtaaten iſt chaotiſche Verwirrung, ewiger Wechſel zwiſchen Anarchie und Despotie und ſtets ſich erneuernder Bürgerkrieg. Und ſo mußten auch in der neueſten Zeit (1848) die Verſuche von Staatsumgeſtaltungen in Europa, die mit dem raſchen Umſturz der althergebrachten Einrichtungen begannen und eben ſo raſch ganz entgegengeſetzte an ihre Stelle ſchoben, theils völlig mißlingen, theils in einen unabſehlichen Strudel von Verlegenheiten und Elend ſtürzen, weil der Schwer-

punkt, auf dem bisher das Gebäude geruht, unverſehens zuſammenbrach, und mit ihm Alles aus den Fugen trat. Hier wie in allen menſchlichen Beſtrebungen nach Veränderung der Zuſtände liegt die größte Gefahr in der Entfeſſelung der Leidenſchaft, die kein Maß kennt, ſo bald keine Schranke ihr entgegenſteht. Mittelſt der Leidenſchaften das Gerechte und Gute herbeiführen und begründen wollen, iſt — Wahnſinn. — Einem Volke, das geneigt iſt, ſich Götzen zu bilden, wird es auch leicht, ſeine Götzen zu zerbrechen.

24) Gewöhnlich überſchätzt jedes Zeitalter ſeine Geiſtesbildung und ihre Früchte, ſowie auch das einzelne Talent oder Genie ſich leicht überſchätzt. Ohne das Bewußtſein von Tüchtigkeit würde freilich manches werthvolle Werk gar nicht unternommen. Ohne Selbſtachtung wird Niemand etwas Vortreffliches leiſten, und wer nichts wagt, erreicht auch nichts. So im Guten wie im Böſen. Das enthuſiaſtiſche Bewundern eines Werkes von Seite der Zeitgenoſſen iſt aber oft das ſicherſte Wahrzeichen ſeiner Erbärmlichkeit. So iſt es auch umgekehrt mit dem Tadel beſtellt. Glücklicherweiſe iſt und bleibt jedoch Alles ſtets der Kritik unterworfen, was der Menſch thut oder unterläßt. Eine gute, geſunde, gründliche Kritik iſt höchſt wohlthätig, indem ſie vor Ueberſchätzung behütet, ohne zu entmuthigen, vielmehr das wahre Talent ermuntert und fördert. Gerecht und wahr zu ſein, iſt das weſentliche Erforderniß einer ſolchen Kritik, die vermittelnd zwiſchen jeder menſchlichen Leiſtung und dem Publikum ſteht, und das Zünglein an der Wage abgeben ſoll, welches anzeigt, wie das Gleichgewicht und Ebenmaß in den menſchlichen Dingen zu erreichen und zu erhalten ſei [42].

---

[42] Daß Tadeln leichter iſt als Machen, iſt eine ſehr gute Einrichtung der Natur, um zwiſchen zwei Gegenſätzen jeden in ſich ſelbſt weiter zu führen, um den Muth, welcher

25) Der jedem Staat, jedem Verein, wie jedem andern lebendigen Organiſmus inwohnende Trieb nach ſeiner Erhaltung bildet den Schwerpunkt, auf welchem ſein Beſtehen und ſeine Entwickelung beruht. Kein Staat iſt unvergänglich. Aber der Ausbildung der menſchlichen Geſellſchaft iſt es dienlich, daß die einzelnen Staaten dafür während ihrer Dauer nach Kräften Beiträge liefern, die in den Schatz der die Bildung fördernder Elemente zuſammenfließen.

26) Der Gedanke von der Wünſchbarkeit eines gewiſſen Gleichgewichts der politiſchen Mächte, wodurch verhindert würde, daß Ein Staat die andern in den Zuſtand leidender Abhängigkeit oder in beſtändige Gefahr derſelben verſetze, iſt wohl ſo alt, als das den Staatskörpern nur zu gewöhnliche Beſtreben ſich zu erweitern. Obgleich in neueſten Zeiten die Theorien und Entwürfe für ſolch ein Gleichgewicht als Träume verlacht worden ſind, ſo iſt es doch Thatſache, daß zu verſchiedenen Zeiten die Wahrnehmung, wie durch das auffallende Emporwachſen einer politiſchen Macht und durch ihre Richtung nach Eroberungen die Exiſtenz anderer Staaten bedroht werde, dieſe vermocht hat, ſich gegen eine Macht zu vereinigen, die ſonſt mit ihrer Kraftfülle die andern nach und nach verſchlingen oder erdrücken könnte [43]). — Auch mußte, wenn je ein unterjochtes Volk ein beſſeres Schickſal verdiente, die Eroberung demſelben ein ſtarker Antrieb werden, ſein Joch wieder abzu-

---

fortſchreitet, gegen den Uebermuth, welcher ſtillſteht, zu bewahren. W. Fr. Meyern (der biedere, geiſtvolle Verf. der Diana Soré) hinterlaſſene kl. Schriften. Wien 1842 III. 23.

[43] Das römiſche Volk wurde dadurch von Ehrgeizigen für Eroberungskriege geneigt gemacht, daß ihm ein vorzüglicher Antheil an der Kriegsbeute zugeſchieden wurde. Von der europäiſchen Jeztwelt ſagt **Montesquieu:** Pour peu qu'un peuple montre de l'ambition, il effraye d'abord tous les autres. (De la grandeur et décad. des Romains ch. I.)

ſchütteln, und ſo ſah man nicht ſelten den Ruhm des Eroberers mit ſeiner Niederlage ſich ſchmachvoll endigen[44].

27) *Eigenthum* und *Gütergemeinſchaft* ſind Gegenſätze, wovon ein jeder große Vortheile bietet, die wünſchbar erſcheinen, wovon aber jedem auch große Nachtheile ſich beigeſellen können. Durch die Sicherung des Eigenthums wird der Erwerbseifer ungemein geſteigert. Auch ſorgt der Menſch am beſten für Erhaltung und Verbeſſerung von dem, was ihm ausſchließlich gehört[45]. Anderſeits wird dadurch die Habbegierde bei Vielen übermäßig angeſpornt, und ein greller Abſtand zwiſchen Reichen und Armen veranlaßt. Ein wohlthuendes Gleichgewicht kann hierin nur dann entſtehen, wenn der Erwerbſamkeit durch Arbeit die Geneigtheit von dem Erworbenen Andern nach ihrem Bedürfniß mitzutheilen und Selbſtbeſchränkung im eigenen Genuß und im Vermehren ſeiner Genüſſe und der Mittel dafür ſich anſchließen. Dem Mißbrauch des Eigenthumsrechts können die Staatsgeſetze Schranken entgegen ſtellen; ihn verhindern kann nur die Religion, die zum gewiſſenhaften Gebrauch nach den Vorſchriften der Liebe auffordert

---

[44] Ob der Ehrgeiz, die Macht- oder Vergrößerungsſucht einzelner Regierungen ihr auf unrechtlichen Wegen, ſei es durch Gewalt oder Trugkünſte verfolgtes Ziel erreiche oder verfehle, könnte für ſich dem Menſchenfreund gleichgültig ſein. Doch wegen der ſittlich verderblichen Folgen eines Siegs der Ungerechtigkeit kann ihm die Vereitlung ſolchen Sieges nur erwünſcht erſcheinen.

[45] C'est le sentiment énergique de la propriété héréditaire et individuelle, c'est l'espérance de l'acquérir et de l'accroitre, et la certitude de jouir et de faire jouir les siens du fruit de son travail, qui fertilisent la terre; le communisme la sterilserait le remède serait pire que le mal, il tuerait le malade. Raudot de la Décadence de la France 1850. p. 119. In einigen griechiſchen Freiſtaaten, vorzüglich in Sparta, ſpäter auch zu Rom wurde die gleiche Vertheilung der Güter als Schutzwehr für die Freiheit erſtrebt. Der Erfolg war theils gering oder zweifelhaft, theils von wenig Dauer. Strenge Durchführung einer geſetzlichen Gütergleichheit würde die Unfreiheit und die Armuth Aller zur Folge haben.

und antreibt [46]). — Gütergemeinſchaft kann gleichfalls wohlthätig ſein, wo ſie thunlich iſt, ohne ungerecht zu ſein, und ohne den Antrieb, ſeinen Unterhalt durch Arbeit zu erwerben, zu erſticken. Im Ganzen und Großen iſt ſie nicht ausführbar, weil einerſeits mit dem durch Geſetze geſicherten Eigenthum der Hauptreiz mühſam zu erwerben und das Erworbene zu erhalten wegfiele, und damit auch die Thätigkeit, die das Leben der Geſellſchaft unterhält, aufhören würde, anderſeits aber die Gütergemeinſchaft, um wahrhaft und gedeihlich fortzubeſtehen, vorausſetzt, daß alle Glieder der Genoſſenſchaft uneigennützig und liebreich geſinnt wären. (Die Gütergemeinſchaft im Sinne des Chriſtenthums ſchließt die größte Achtung für das Eigenthum in ſich und beruht ganz auf der innern Geſinnung der Bruderliebe; diejenige aber, die eine gewiſſe Partei mit der Deviſe: la Propriété est un vol als Zwangsgeſetz dem Staat zum Grund legen möchte, wäre die ärgſte aller Tyranneien).

28) Wo Geiſt und Körper zuſammen beſtehen, wo eine Berührung zwiſchen der Thätigkeit von beiden ſtatt findet, iſt es naturgemäß, daß der Geiſt herrſche, der Körper diene. Wenn der Körper den Geiſt beherrſcht, dann befinden ſich beide in einem widernatürlichen Zuſtande, der beiden verderblich wird [47]). Ueberhaupt iſt das Unvollkommnere gemacht, dem Voll-

---

[46]) Thomas Morus behauptet (in ſ. Utopia p. 78.): wahre Billigkeit und Gerechtigkeit wären in einem vollkommenen (idealen Staat) unmöglich, wenn nicht das Privateigenthum aufgehoben würde. Er nimmt aber hier das Privateigenthum in dem Sinn, welcher jede Rückſicht auf die Mitmenſchen ausſchließt. Allein ſchon die Staatsgeſetze ſchreiben ſolche Rückſichten vor, noch mehr aber das Sittengeſetz. Jeder Staatsverband bezielt die Sicherheit des Eigenthums ſowohl als der Perſonen, erreicht aber den Zweck erſt dann, wenn ihm die Religion die Weihe des Gewiſſens verleiht.

[47]) „Die ewige Ordnung iſt, daß der Geiſt den Körper beherrſche. Die geiſtreichſte Nation war immer die erſte, bis, da ſie ſich vernachläßigte, das Uebergewicht an eine

kommnern zu ſeinen Zwecken zu dienen. So die Pflanze dem Thiere, die Thiere dem Menſchen, der Leib dem Geiſte, der niedrige Geiſt dem höhern. Nur ſo wird das Gleichgewicht der Dinge auf Erden erhalten. Deswegen iſt es auch billig, daß die Frau dem Mann, die Kinder den Eltern, die Dienenden dem Herrn, die Geſellen dem Meiſter, die Menge der beſtellten Obrigkeit ſich unterordnen, jedoch in vernünftiger Weiſe, damit dieſe Unterordnung Allen zum Beſten gereiche.

29) Eine wirkliche Vervollkommnung menſchlicher Zuſtände kommt nur dann zu Stande, wenn zwiſchen den erhaltenden und den erneuernden Kräften ein Gleichgewicht, ein Ebenmaß eintritt. Zum Fortſchritt ſind Veränderungen nothwendig. Aber wie jeder Fortſchritt von einem beſtehenden Zuſtand ausgeht, ſo bezweckt er vernünftigerweiſe auch wieder einen Zuſtand, der von wohlthuendem Beſtand ſein kann. Veränderungen ohne dieſen Zweck ſind kein Fortſchritt, und können nur zu Verwirrung und Unordnung führen. Veränderungen blos um zu verändern, ſind heillos und barer Unſinn. Nur wo die Intelligenz es ſich zur Aufgabe macht, das Ebenmaß zwiſchen der Gegenwart und der Vorzeit zum Vortheil der Zukunft zu erhalten oder herzuſtellen, kann es ihr gelingen, das Beſtehende durch Veränderungen wirklich zu verbeſſern, d. h. einen wahren Fortſchritt zu bewirken. Der Blick in die Vergangenheit und der Blick in die Zukunft, die Erinnerung und die Vorausſicht oder Ahnung müſſen ſich in einem gewiſſen Ebenmaß vereinigen, um den Menſchen zu fördern. Der Blick rückwärts ſowohl als der Blick vorwärts dürfen weder zu trüb und wehmüthig, noch zu roſenfarb ſein. Sonſt iſt Täuſchung unvermeidlich.

ſtärkere fiel. Auch dann überwältigten die Reſte ihrer Geiſtesarbeit den rohen Sieger; der politiſche Untergang vernichtete ihren Namen, doch ihren Einfluß nicht.“ Joh. Müller Geſch. der Eidgen. Thl. IV. S. 216.

VIII.

Von großer Bedeutung und wohlthuendem Einfluß für den Zuſammenhang und das Leben der Weſen in der materiellen und noch mehr in der geiſtig-ſittlichen Welt iſt das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Element (das Geſchlechtsverhältniß).

1) Bewunderungswürdig iſt das Nebeneinanderſein des männlichen und des weiblichen Elements in den mit organiſchem Leben begabten Weſen im Gebiete der Natur zum Behuf der Erhaltung ihrer Gattung durch zeugende Fortpflanzung [1]. Beide gehören zum Weſen der Gattung, in welcher das Männliche und Weibliche ſo vertheilt ſind, daß ſie ſich vollſtändig nur im Verein von beiden befindet. Jedes von beiden Elementen enthält was dem andern abgeht, und ſo ergänzt eines das andere auf eine Art, die dem Sein und Leben höhern Werth verleiht. Dieſes Verhältniß, auf welchem die Fortpflanzung alles organiſchen Lebens beruht, hat etwas Geheimnißvolles, Unerklärliches und iſt gleichſam die beſtändige Fortſetzung des Wunders der Schöpfung. Der Geſchlechtstrieb der größten und kleinſten Thiergattungen iſt das fortwährende

---

[1] Die Vielgötterei hat das männliche und weibliche Element auch ſogar in die Gottheit aufgenommen, weil ſie die Vorſtellung von dieſer nicht über die ſichtbare Welt zu erheben vermochte. Vergl. Luk. XX. 35 ꝛc. Die Urgottheit der Egypter, die in ſich den Urgeiſt, die Urmaterie, die Urzeit und den Urraum vereinigte, war männlich und weiblich zugleich. (Ed. Röth Geſch. der abendl. Philoſophie I. 136.)

Band ihrer Erhaltung und Lebensordnung. Wunderbar iſt die Sorgfalt, welche ſie für den Zweck der Erzeugung und der erſten Pflege der von ihnen Erzeugten an den Tag legen. Der Geſchlechtstrieb macht, daß das Thier ſchon vor der Begattung Fürſorge für das Weſen trifft, das aus ſeiner Begattung hervorgehen wird. — Selbſt in der ganzen unorganiſchen Welt gewahrt man wenigſtens ein Analogon eines ihr zum Princip des Daſeins dienenden Geſchlechtsverhältniſſes, das hier in den Körpern durch eine von dem aufregenden Sonneneinfluß, von Licht und Wärme vermittelnde Anziehung und Abſtoßung ſich kund gibt[2]). — Am ſchönſten zeigt ſich das Geſchlechtsverhältniß beim Menſchen. Das Verhältniß der zwei Geſchlechter iſt das, was die Pflanzen- und Thierwelt der Doppelnatur des Menſchen am nächſten ſtellt, und doch am meiſten von ihm fern hält. Es übt bei ſeiner Doppelnatur großen und vielfachen Einfluß auf ſein geiſtiges ſowohl als leibliches Wohl, und hier vorzüglich offenbart ſich der ſittliche Adel der Menſchengattung. Für ſie entſpringt aus dem Geſchlechtsverhältniß eine reichhaltige Quelle von Freuden, die ſein Leben erheitern und verſchönern und von Antrieben es zu veredeln. Unſere Bibel ſagt: Gott habe das Weib aus des Mannes Rippe hervorgehen laſſen, und es ſollten die Zwei Ein Fleiſch ſein[3]. Plato aber bemerkt: Mann und Weib ſeien die Hälfte eines Ganzen, die nach Vereinigung ſtreben[4], und Ariſtoteles gibt der Geſchlechtsvereinigung nebſt der Fortpflanzung der Gattung die gegenſeitige Unterſtützung zum Zwecke.

---

[2]) In allen lebendigen oder auch nur belebten Organismen gewahrt man ein Geſchlechtsverhältniß, welches die Einigung der Beſtandtheile durch Eingehen einerſeits und Aufnehmen anderſeits vermittelt. Vergl. J. L. Füllehorn Abhandlung: Der Einheitstrieb, als die organiſche Quelle aller Kräfte der Natur. 1846. §§. 24. 25. (Die vormalige Meinung, daß die ſogenannte Bienenkönigin ohne Empfängniß von männlichen Bienen Eier lege, iſt durch H. Huber zu Genf gründlich widerlegt worden). — Man hat zwar früher wahrzunehmen geglaubt, daß die Fortpflanzung vieler Infuſionsthierchen durch beſtändige Theilung vor ſich gehe, ſo daß die abgetrennten Theile bald zu der Größe des Ganzen, von dem ſie ſich löſten, anwachſen, und dann wieder ſich theilen, weshalb die Vermehrung ſchnell und immer mehr zunimmt. (*Spallanzani* Opusc. de Physique, Genève 1777. I. ch. 9. p. 17. etc.) Neuerdings haben aber Ehrenberg (1830) und Andere auch an den kleinſten Infuſionsthierchen Zeugungsorgane, und zwar zweifache (männliche und weibliche) wahrgenommen. Jene Theilung geſchieht vielleicht eben mittelſt dieſer Organe. Bei den meiſten Infuſionsthierchen entwickeln ſich aber die Jungen aus Eiern (Vergl. J. F. Sobernheim Elemente der allg. Phyſiologie 1844). — „Wenn der Unterſchied der Geſchlechter, ſagt Al. v. Humboldt (Anſichten der Natur Th. II. 365. fg.) lebendige Weſen wohlthätig und fruchtbar aneinanderkettet, ſo wird in der unorganiſchen Natur der rohe Stoff von gleichen Trieben bewegt. — Alles eilt in der unbelebten Natur ſich zu dem Seinen zu geſellen. — Alles ſtrebt von ſeinem Entſtehen an zu neuen Verbindungen, und nur die ſcheidende Kunſt des Menſchen kann ungepaart darſtellen, was ihr vergebens im Innern der Erde und in den beweglichen Waſſer- oder Luft-Oceanen ſucht.“ Al. v. Humboldt Anſichten der Natur Th. II. 305 fg. Vergl. auch *Herm. Fr. Autenrieth* De Discrimine sexuali Jam in seminibus plantarum dioicarum apparente. Tüb. 1821. — Nach Heinr. Vogels Philoſophie des Lebens der Natur (Braunſchw.

2) Wie (nach Schiller's Ausdruck) die Verbindung des Zarten mit dem Starken der Glocke den rechten Klang

---

1815. S. 56—101.) wäre der Sauerſtoff das männliche, die magnetiſche, elektriſche und galvaniſche Polarität das weibliche Element. — Unerklärt iſt jedenfalls, welchen Einfluß auf Ausbildung des Embryo das männliche, welchen das weibliche Element ausübe. — Ob und wie ferne die Affinitäten von Körperſtoffen ohne organiſches Leben in einem Geſchlechtsverhältniß ſich gründen, iſt noch nicht erforſcht. — Nach der indiſchen Veda erzeugte die Erkenntniß das Verlangen und aus beiden (den männlichen und dem weiblichen Element) ward Alles andere erzeugt. — In einem Berge des Morgenlandes ſoll es Feuerſteine männlichen und weiblichen Geſchlechtes geben, man nennt ſie pyribolos. Wie ein weiblicher Stein dem männlichen nahe kommt, ſprüht das Feuer aus beiden und entzündet alles im Umkreis. *L' Esprit de Guy Patin. Amsterd. 1717. p. 106.*

[3] 1. Moſes II. 24. Epheſ. V. 31.

[4] Nach der Brahmalehre fühlte der Menſch keine Freude, weil er allein war und wünſchte das Daſein eines andern. Alsbald zerfiel ſein eigenes Selbſt in zwei und wurde Mann und Weib. G. Fr. Mayer Brahma. Leipzig 1816. S. 44.

verleiht, ſo auch dem Menſchen in ſeinem Geſchlechtsverhältniß. Das Verſchiedenartige, Mannigfaltige iſt es, was dieſem Verhältniß den großen Reiz und ſeine für das Leben wohlthätige Macht ertheilt. Jedes Geſchlecht hat ſeine ihm eigenthümlichen Vorzüge, deren ſich das andere zu erfreuen Grund hat. Die Frau liebt den Mann gerade auch deshalb, weil ſie ſchwach, er ſtark iſt, und der Mann fühlt ſich auch dadurch zur Frau mächtiger hingezogen, weil ſie ſchutzbedürftig ſich ihm vertraut[5]. Das Weib hat mehr Anlage zur Empfänglichkeit, der Mann zur Selbſtthätigkeit; jenes mehr Sinn, Einzelnheiten aufzufaſſen und zu ordnen, dieſer mehr Sinn ein Ganzes zu überſchauen und zu regeln. Beim Weibe hat das Gefühl, beim Manne der Verſtand das Uebergewicht[6]. Sanfte Neigungen ſind dem weiblichen, kräftige dem männlichen zugeſchieden. Das Gefühl des Weibes iſt gewöhnlich feiner, das des Mannes ſtärker[7]. Der Mann iſt mit Schöpferkraft für Kunſtwerke vorzüglich begabt, das Weib mit der Empfänglichkeit für ihren Genuß. — Das Weib hat eine größere Fügſamkeit für Entbehrungen, der Mann mehr Ausdauer im Kampfe. Der Quell der weiblichen Anmuth iſt das Herz, nicht der Kopf. Wo zeigen ſich Anmuth und Würde in ſo ſchönem Verein wie an der Frau? Ihr iſt die Macht verliehen, den Mann durch den Doppelreiz der weiblichen Schönheit und der ſittlichen Grazie ſeiner Eigenliebe zu entreißen [8]). Gutgearteten Frauen iſt es gegeben, das Leben ſelbſt dann mit Sonnenblicken aufzuheitern, wenn es von Wolken und Nebeln dicht umhüllt iſt, und auch wenn es durch dürre Wüſten hinzieht, mit mildem Thau zu erquicken. — Wie viele preiswürdige Züge des Edelmuth's und ſelbſt heldenmäßiger Hingebung und Aufopferung von Frauen und Jungfrauen erzählt nicht die Geſchichte, zumal aus Zeiten wüthender und grauſamer Parteikämpfe! Selbſt bei noch rohen Völkern, noch mehr aber bei gebildeten hat man den Frauen das Vorrecht zuerkannt, in ſolchen Zeiten, wo die Leidenſchaften das Strafamt üben, und blindeifrig Mord und Elend im Namen der Gerechtigkeit anordnen, ſich ohne Scheu dem Mitleid hinzugeben. — Ueberhaupt ſind die Frauen vermög' ihres phyſiſchen Organismus und ihrer Stellung zum männlichen Geſchlecht und zur Geſellſchaft aufgelegter, den ſittlichen Charakter in jeder Beziehung rein zu bewahren, als die Männer. Hat aber die Frau einmal der Verſührung nachgegeben, dann wird es ihr auch ſchwerer auf dem Abhang zur Ausartung einzuhalten. Die ſanften ſtillen Tugenden entfalten ſich in ihr im ſchönſten Glanze. Ueberläßt ſie ſich aber dem Laſter, dann zeigt es auch an ihr eine größere Bösartigkeit. Im Böſen wie im Guten geht das Weib weiter als der Mann [9]). — Indem beide Geſchlechter ihre Vorzüge miteinander vereinigen und dadurch eines dem andern was ihm abgeht, erſetzt, wird in beiden das Gefühl der ganzen Menſchheit geweckt und erhöht [10]. — Für den weiblichen Theil ſind die Folgen einer Geſchlechtsvereinigung noch entſcheidender und nachhaltiger als für den männlichen. Natürliche Scheu hält das Weib vom Werben um Liebe ab. Dieſes ziemt nur dem Manne. Dagegen ziemt es dem Weibe, an Hingebung den Mann zu übertreffen, mit deſſen Namen ſie ſogar den ihrigen vertauſcht. — Schamhaftigkeit iſt die holde Zierde der Frau und die beſte Schutzwehr einer auf gegenſeitige Liebe gegründeten Geſchlechtsverbindung. Sie gebietet auch dem Rohen und Schlechtgeſinnten Ehrerbietung.

---

[5] Auch im Thierreich iſt das männliche Geſchlecht der Beſchützer des weiblichen, wozu die Natur es mit Waffen gerüſtet hat, die das andere nicht beſitzt, und der Verſorger für ſeinen Unterhalt.

[6] Beim Weibe iſt das Ganglienſyſtem vorwiegender und entwickelter als das Cerebralſyſtem.

[7] „Heftige Leidenſchaft paßt nicht zum zarten Gewebe der weiblichen Seele und des weiblichen Körpers." J. G. Forſters Briefwechſel 1829. I. 302.

---

[8]) D'où vient, qu'un amant s'oublie de sort, qu'il ne s'occupe que de l'objet qu'il aime? C'est qu'il ne trouve son bonheur que dans la jouissance de l'objet aimé. Ainsi l'on voit que plus le plaisir est grand, moins l'amour qu'il produit est égoiste et intéressé, ou moins il y a de retour sur soi car plus on s'anéantit, on se perd, on se transforme dans l'objet aimé, et plus on prend ses intérêts. *Malebranche* Traité de l'amour de Dieu. 1690. p. 9. „Nicht Schönheit iſt das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann ſie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe iſt an ſie nicht gebunden." M. Claudius Wandsbecker Bote IV. 130.

[9]) *Mirabeau* äußerte ſchon im Anfang der franz. Revolution: si les femmes ne s'en mêlent, il n'y aura rien de fait. Il savait que la fureur des femmes, une fois

3) Dadurch, daß der Schöpfer dem Geſchlechtsverhältniß, das er zur Fortpflanzung der Menſchengattung angeordnet hat, den gewaltigſten gemüthlich-ſinnlichen Trieb zur Liebe zum Grunde legte, that er allen Menſchen kund: daß Liebe die eigentliche Grundlage der Geſellſchaft ſein ſoll, daß dieſe nur dann in jeder Beziehung gedeihen könne, wenn die Liebe (von der zwiſchen Eltern und Kindern und Geſchwiſtern anfangend) zu ihrem Lebensprincip ſich ausbildet [11]. Beim Ge-

---

enflammée, s'élève à des accès et à des profanations qui dépassent l'audace des hommes. *Lamartine* Hist. des Girondins VII. 348.

[10] Ariſtoteles ſagt: „Der Mann erwirbt, die Frau hält zuſammen. Die leitende Klugheit aber ſcheint dem Mann als Führer zuzukommen." (Politik B. III. c. 4.) „Die Frau iſt (jedoch) durchaus nicht als ein bloßes Mittel zu ſelbſtiſchen Zwecken des Mannes zu betrachten." (De Moribus L. VIII. u. IX.) David Hume (Verſuche B. IV. Vers 6.) bemerkt: die Frauen würden, wenn wir unſere Herrſchaft nicht mißbrauchten, nie daran denken, ſie uns ſtreitig zu machen.

[11] Beim Menſchen iſt die Geſchlechtsliebe die untere Stufe der Liebe, welche ſein Herz mit Gott und der ganzen Gattung der Menſchen als Kindern Gottes in die innigſte Verbindung bringen ſoll. Bei ihm iſt der Geſchlechtstrieb nicht wie bei den Thieren

ſchlechtsverhältniß iſt die Seele des Menſchen noch weit mehr als ſein Körper betheiligt, und weil die Geſchlechtsliebe der ganzen Gattung gemein iſt und deren Erhaltung (Fortpflanzung) bezweckt, überwiegt ſie naturgemäß an Stärke jeden andern Trieb, der blos das Individuum berührt, und verdrängt oft jeden andern, z. B. die Geld- oder Ruhmbegierde (freilich zuweilen auch jede edlere Rückſicht). Bei einer des Menſchen würdigen Vereinigung von Mann und Weib iſt das Verlangen von beiden auf den Beſitz des Herzens gerichtet. Wenn der Reiz leiblicher Schönheit, nachdem er die Geſchlechtsverbindung gefördert hat, abnimmt und verſchwindet, kann der ſittliche Reiz der häuslichen Tugenden nur deſto größern Einfluß ausüben, um die Innigkeit der Liebe, die dem Herzen entquillt, zu verſtärken. Von der Familie geht alle Ueberlieferung und Bildung aus. Das häusliche Leben iſt überall die wahre und urſprüngliche Bildungsſtätte geſellſchaftlicher Entwickelung und die allgemeinſte Pflanz- und Lehrſchule alles Guten, und gerade auf den Kreis des Familienlebens iſt die Thätigkeit des weiblichen Geſchlechts weſentlich angewieſen. Die Frau ſoll die Seele der Haushaltung ſein. Der Grund aller ächten Bildung muß hier in der Kindererziehung gelegt werden [12]. Dieſe legt aber die Natur ganz vorzüglich den Müttern an's Herz. Selbſt die Geburtswehen tragen dazu bei,

---

an gewiſſe Zeiten geknüpft, und er iſt befähigt, ihn wie andere Triebe höhern Zwecken unterzuordnen.

[12] „Wenn der Mann durch das geſellige Verhältniß zum Weibe an Cultur gewinnt, ſo werden die eigentlichen Naturanlagen des Weibes durch eben dieſes Verhältniß vernunftgemäß zu Tugenden ausgebildet, und dieſe gegenſeitig bildende Geſelligkeit im häuslichen Kreiſe iſt die Seele der Erziehung, welche den Menſchen veredelt.“ (S. Kants Anthropologie).

der Mutter das Kind beſonders theuer zu machen. Zur erſten Erziehung iſt auch die Mutter ihrer Natur nach weit mehr geeignet, als der Vater. Sie gehört mithin vorzüglich zum Beruf der Mutter. — Die Familie iſt der heilige Heerd, wo ſich die ſchönſten, reinſten Tugenden im Schatten einer ſtillen ſorgfältigen Wirkſamkeit entfalten, die auf das Leben ein Licht, eine Wärme, eine Harmonie ergießt, welche deshalb ſo wunderſam befriedigen, weil ſie das Wohl gerade derjenigen fördern, die uns am nächſten ſtehen. Hier am beſten entwickelt ſich jede gute Anlage des Kindes, und für gutartige Kinder iſt das Verlangen, ihren Eltern Freude zu machen und ihren Beifall zu erwerben, eine natürliche und mächtige Triebfeder, ſich im Guten auszuzeichnen. Je mehr man im häuslichen Leben auf die einfachen Tugenden und Freuden hält, die es verſchönern, je natürlicher die kindliche Pietät und die Geſchwiſterliebe darin erblühen, deſto zufriedener lebt ein Volk, deſto kräftiger erwächst auch ſeine Liebe zum Vaterland. Wo das häusliche Leben ſchlecht beſtellt iſt, kann auch das öffentliche nicht recht gedeihen. Jenes muß dieſem in Allem vorarbeiten. Der Menſchen ſchönes, naturgemäßes, häusliches Leben iſt das trefflichſte Vorbild für ihr öffentliches. Heilig, unverletzlich ſoll das Band ſein zwiſchen dem, der regiert und den Regierten. Aber nur Vaterſinn und Kinderſinn können dieſes Band feſtknüpfen, wenn ſie aus dem frühzeitig gepflegten Glauben hervorwachſen, daß Gott der Vater der Menſchen iſt, daß mithin dieſe nur Eine große Familie ſind. Im Boden des häuslichen Lebens muß der religiöſe Sinn Wurzel faſſen, damit er ſpäter allen Anfechtungen zu widerſtehen vermöge. — Auch hat nichts vielleicht, ſchon im Alterthum, den Haß und Neid und die Feindſchaft zwiſchen Stämmen, Städten und Staaten heilſamer gelindert und ausgelöſcht, als Heurathen, welche wechſelweis Familien derſelben verbanden.

4) Das Geſchlechtsverhältniß bildet einen weit in der Natur verbreiteten Unterſchied der Weſen, durch welchen ihre Erhaltung und Einigung bedingt iſt. Die Zahl der Weſen beider Geſchlechter erhält ſich im Ganzen gleich. Zufällige Ungleichheiten darin, aus zufälligen Umſtänden entſtanden, werden wieder durch andere ausgeglichen. Im Geſchlechtsverhältniß verſichtbart ſich die Liebe als Vermittlerin zwiſchen den zerſtörenden und erhaltenden Kräften überhaupt und den ſinnlichen und geiſtigen der Menſchengattung insbeſondere. Nie wären ohne daſſelbe das ſittliche Gefühl und das Schönheitsgefühl in ſolchem Maß und ſo allgemein angeregt worden, nie zu ſolcher Ausbildung gelangt, und nie dafür einander gegenſeitig ſo behülflich geweſen. Alles das Verderbliche, Verkehrte und Thörichte, das die Leidenſchaft bei der Geſchlechtsliebe anrichtet, kann nichts gegen die große Wohlthätigkeit der Geſchlechtsliebe für die Menſchengattung beweiſen. Das Anwachſen der Geſchlechtsliebe zur Leidenſchaft und die Beherrſchung dieſer Leidenſchaft oder das Beherrſchtwerden durch ſie ſind das Werk des Willens menſchlicher Individuen. Sie ſteht hierin auf gleicher Linie wie die Begierde nach Erwerb, nach Wiſſen, nach Ehre, nach Macht. Alle dieſe Begierden oder Triebe ſind dem einzelnen Menſchen für das Wohl der Gattung oder der Geſellſchaft eingeſenkt, können aber dieſen Zweck nur dann vollſtändig erreichen, wenn ihre Leitung durch den freien Willen der Menſchen den Eingebungen der Vernunft und des Gewiſſens untergeordnet wird. — Wer das Geſchlechtsverhältniß zu ſchnöder Wolluſt und Verführung entweiht, trägt ſelbſt die Schuld, wenn das ſo entweihte ſich an ihm durch

ſchädliche Folgen rächt. Solche Entweihung ſetzt die Menſchenwürde tief herab, wogegen es im Charakter der tugendhaften Geſchlechtsliebe liegt, wie *Plato* bemerkt, „für das Edle zu begeiſtern und vom Niedrigen abzuhalten.“ Wenn wahre Liebe Mann und Weib zum Bund für das Leben verbindet, muß es ihr Herzenswunſch ſein, durch einander immer beſſer, edler, heiliger zu werden, einander Gott näher zu bringen.

5) Eines der ſchönſten, koſtbarſten Kleinode in der Adelskrone, die den Menſchen über das Thier erhebt, iſt die höhere Weihe, die ſeinem Geſchlechtsverhältniß beſchieden iſt. Die *Scham*, womit er deſſen Akte vor allen Blicken verbirgt, bezeugt die Scheu, ſie zu entweihen, und verleiht ihnen durch das Geheimniß höhern und dauerndern Reiz [13]). Sie umgibt die Geſchlechtsliebe eines Menſchenpaars mit einer heiligen Schutzwehr gegen die rohe ſinnliche Lüſternheit. — Die Geburtswehen der Mutter und ihre Freude nach der Entbindung bezeichnen die Grenze, wo das Gefühl des tiefſten Elends des Menſchen und das ſeiner höchſten Lebenswonne ſich begegnen. Welchen Muth, welche Stärke verleiht nicht das Muttergefühl zur Ertragung der größten Beſchwerden und Entbehrungen! Leidenſchaftliche Neigungen, aber auch tugendhafte theilen ſich oft ſchon durch der Mutter oder Amme Milch den Kindern mit, was noch immer aus dem pſychiſchen und ſittlichen Geſichtspunkt zu wenig beachtet wird.

6) Die *Leidenſchaft*, welche das Geſchlechtsverhältniß weckt, kann zwar, wie jede andere, dem Einzelnen verderblich

---

[13]) Eine gewiſſe Schamhaftigkeit nimmt man auch bei den Thieren im Akt der Begattung wahr. Sie ſuchen dafür die Dunkelheit und Einſamkeit und ſcheuen ſich vor der Anweſenheit von Zeugen und Beobachtern (Plin. Hist. Natur. VIII. c. 5. *Buffon* T. III. P. II. Art. L'Elephant. Ed. Thou 1775. p. 405.) Doch mag dies blos um ungeſtört zu ſein geſchehen.

werden, beſonders wenn ſie ſich mit andern Leidenſchaften verbündet und vermiſcht. Aber für ſich iſt ſie am wenigſten ſelbſtſüchtig, vielmehr der größten Aufopferung fähig. Auch zügelt, mäßigt oder unterdrückt ſie oft die andern Leidenſchaften, und wird ein mächtiger Antrieb beſſer zu werden, Schlechtes abzulegen, Gutes ſich anzueignen. Sie trägt vorzüglich bei, die Sitten zu mildern, indem ſie ihnen mehr Feinheit, Zartgefühl und Anmuth verleiht.

7) **Platon** geht zwar offenbar zu weit, wenn er **alle** Verderbniſſe in der Geſellſchaft von Geſchlechtsverbindungen herleitet, die zwiſchen einander unangemeſſenen Naturen vollzogen werden. Gewiß iſt es aber, daß das der Natur und der ſittlichen Ordnung entſprechende oder widerſtreitende Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern und die hienach eingegangenen Geſchlechtsverbindungen weſentlichen Einfluß auf die Wohlfahrt und die Verderbniſſe der Geſellſchaft ausüben. Wo das Urtheil der Frauen Achtung und Geltung verloren hat, iſt der ſittliche Zuſtand gewiß ſchlecht beſtellt [14]). Die Bewahrung des Geſchlechtsverhältniſſes in ſeiner möglichſten **Reinheit** iſt daher eine wichtige Aufgabe für den Unterricht, die Erziehung, die Geſetze und die Religion. Durch ſie iſt die Veredlung der Menſchengattung weſentlich bedingt. Die Menſchenwürde iſt beiden Geſchlechtern gemein. So wie aber die Eigenheiten eines jeden Geſchlechts das eine dem andern werth machen, geben ſie auch einem jeden beſondere Anſprüche, die Beachtung verlangen. Ueberall und allezeit war die Art, wie ſich das Verhältniß der Geſchlechter geſtaltete, ein Thermometer

---

[14]) Quand les femmes ont perdu leur ascendant et que leurs jugements ne sont plus rien aux hommes, c'est le signe certain de la décadence sociale. *J. J. Rousseau.*

der Sitten [15]. Die Herabwürdigung der Frauen hat nie die Männer gehoben, noch ihr Wohl gefördert. Verächtliche und herriſche Behandlung der Frauen ſtand immer im Bunde mit ſonſt einer Knechtſchaft, ſei es des ganzen Volkes, oder eines Theils deſſelben [16]. Sie iſt eine Verkennung, daß die Geſchlechtsliebe beim Menſchen mehr Sache des Herzens als der Sinnlichkeit ſein ſoll [17]. Das reine, natürliche Verhältniß der Geſchlechter muß durch jeden unnatürlichen Zwang nothwendig Nachtheil leiden. Verdrängung der freien, durch Gefühl und vernünftige Ueberlegung geleiteten Wahl durch den Zwang eitler oder habſüchtiger Nebenrückſichten kann nur Unheil ſtiften, indem er Solche zuſammenbringt, die nicht zuſammen gehören [18]. An guten, glücklichen Ehen erwahrt ſich das Sprüchwort: daß ſie im Himmel geſchloſſen werden. Die Sicherſtellung der Freiheit und Heiligkeit der Ehen gegen äußere Gefährdung haben die beſten Geſetzgeber als den feſteſten Grund, das ſtärkſte Band der Geſellſchaft angeſehen. Schon durch die Thatſache der ungefähr gleichen Zahl männlicher und weiblicher Geburten erklärt ſich die Natur für die

---

[15] Zur Zeit des Auguſtus hatte das Sittenverderbniß zu Rom eine ſolche Scheu der Ehe und des Familienlebens erzeugt, daß die Zahl der Ehelosen die der Verehlichten weit überſtieg. Vergebens ſuchte Auguſtus dieſe Scheu dadurch zu beſiegen, daß er ſie mit beſchämenden Vorwürfen und Strafen zurechtwies und durch Belohnungen zur Ehe aufmunterte. S. Dio Caſſius Röm. Geſch. B. LVI. K. 2. u. fg.

[16] Partout où les peuples ont eu des moeurs (les femmes) ont (moralement) régné et partout où ils sont tombé dans le dernier degré de corruption, elles sont esclaves. *Bernardin de St. Pierre* Oeuvres T. XII. 119. — Jetzt noch iſt bei den weit verbreiteten Anhängern des Islam und der Buddha- und Brahmalehre das wahre Verhältniß der beiden Geſchlechter verkannt. Dies iſt ein Haupthinderniß ihrer wahren Geſittung. Selbſt Confuzé betrachtete die Weiber als bloße Nullen in der Geſellſchaft. So war es mehr oder weniger faſt bei allen heidniſchen Völkern.

[17] Durch Befriedigung des blos ſinnlichen Triebes erhält die Geſchlechtsliebe weder Belebung noch Erhöhung; vielmehr das Gegentheil.

[18] „Tous les désordres et tous les malheurs de la famille naissent de coeurs mal assortis." *Ant. Blanc St. Bonnet* De l'unité spirituelle III. 1843.

Monogamie. Die Vielweiberei gründete Despotismus im Familienleben und war auch eine Miturſache ſeiner Begründung im Staatsleben[19]. Vielmännerei aber iſt mit einem wahren Familienleben ganz unvereinbarlich und findet ſich nur bei Stämmen, die auf der niedrigſten Stufe der Geſittung ſtehen[20]. — Die Geſchlechtsliebe läßt, wenn ſie wahrhaft beglückend für das Leben ſein ſoll, keine Theilung zu. Schon in den älteſten Zeiten wurden Ehegenoſſen als Solche angeſehen, deren Lebensſchickſale ungetheilt ſein ſollten (ſie hießen *Consortes*). Ihre Verbindung kann auch nur dann beſeligen, wenn das Bewußtſein der Unſchuld, der lautern Geſinnung, der Treue ſich ihr beigeſellt, und wenn die Seele mehr Antheil daran nimmt, als die Sinne. Dann wird ſie aber auch nur Eine Perſon zum Gegenſtand haben[21]. Eben ſo hat das Weſen einer vernunftgemäßen Geſchlechtsvereinigung, das in einer beiderſeits ſich ganz hingebenden Liebe beſteht, ihr den Charakter der Unauflöslichkeit verliehen. Abweichungen davon wurden jederzeit als etwas Mangelhaftes angeſehen, das der ſittlichen Menſchenwürde mehr oder weniger nahe tritt [21]). Je mehr die Auflöſung des Ehebandes erleichtert wird, je mehr die Idee ſeiner Schließung auf Leben und Tod aus dem Bewußtſein ſchwindet, deſto leichter dringt Zwietracht in die Ehen, deſto weniger ſcheut man ſich vor dieſer und ihren Folgen. Der Zweck und die Würde der Ehe wird durch den Leichtſinn ſowohl im Schließen als Auflöſen derſelben weſentlich gefährdet. Geſetze vermögen gegen ihn wenig, wo das ſittliche Gefühl verwahrlost oder geſchwächt iſt und Sinnlichkeit den Geiſt beherrſcht. Ein ſolcher Zuſtand erzeugt nothwendig viele unglückliche Ehen und macht, daß ihre Trennung aufhört eine ſeltene Ausnahme zu ſein, wogegen ein mit frommem Sinn geſchloſſener Ehebund eine Hauptſchule der Verträglichkeit iſt, welche ſich als unerläßliche Bedingung des Ehefriedens darſtellt und für das ganze häusliche Leben höchſt wohlthätig erweist. — Nebſt der Anerkennung der gleichen Menſchenwürde in beiden Geſchlechtern iſt die ſorgſamſte Beachtung der Eigenheiten und Vorzüge eines jeden von beiden unerläßliches Erforderniß guter Ehen. Den Grund für dieſe Beachtung muß die häusliche Erziehung legen. Nichts iſt ihr hinderlicher, als jene ſchale Romantik, die durch gefälſchte Ideale (nichtige Geburten der Phantaſie) die einfachen und heiligen, von Gott geordneten Naturverhältniſſe verwirrt und trübt, und, weit entfernt, das Urtheil zu berichtigen und das Gefühl zu reinigen, den Reiz und die Eindrücke der Sinnlichkeit durch üppige Schilderungen und Anſpielungen unmäßig verſtärkt und dem Leichtſinn auch dadurch Nahrung gibt, daß ſie unſittlichen

---

[19] Partout où se trouve établi l'esclavage domestique, la polygamie marche à sa suite. — Partout où elle a précédé l'esclavage domestique, il s'est introduit après elle. *Portalis* Mémoire sur l'homme et la société ch. IV. Ueber viele Einzelnheiten bei verſchiedenen Völkern ſ. J. Unger Die Ehe in ihrer welthiſtoriſchen Entwickelung. Wien 1850. Im Morgenlande, noch jetzt dem Sitz der Vielweiberei, iſt der politiſche und häusliche Despotismus einheimiſch. Hier iſt eigentlich Niemand frei oder Herr ſeiner Selbſt, als das Haupt des Staats und das Haupt der Familie.

[20] In Sparta nahm die Vielmännerei überhand, als die Unſittlichkeit das Andenken an die Geſetze des Lykurg ganz verwiſcht hatte.

[21] Wenn in der Lappländerraſſe die Männer ihre Frauen und Töchter den Fremden zum Beiſchlaf anbieten und ſich dadurch geehrt finden, gewiſſe Tartarn aber nur ſolche Mädchen ehelichen wollen, die ſchon mit andern Männern Umgang gepflogen, ſo verräth dies einen hohen Grad ſittlicher Roheit. Im Königreich Dekan werden ſchon Knaben von 10 und Mädchen von 8 Jahren geſchlechtlich miteinander verbunden. Wie kann hieraus ein gutes Familienleben hervorgehen? —

---

[21]) In den erſten 520 Jahren nach Roms Erbauung fiel gar keine Eheſcheidung vor. Die erſte war die des Spurius Camillus, der ſich wegen Kinderloſigkeit von ſeiner Gattin trennte; wodurch er ſich aber die Mißbilligung des Volks zuzog. *Valerius Maximus* II. 4

Geſchlechtsverhältniſſen den Reiz der Liebenswürdigkeit, wohl gar eine gewiſſe Glorie andichtet, und die Vergehen der Leidenſchaft durch das Vorgeben unwiderſtehlicher Naturgewalt von aller Schuld freiſpricht[23]).

8) Sowohl der Ausbildung als der Thätigkeit der beiden Geſchlechter hat die Natur gewiſſe Schranken ausgeſteckt, deren Wohlthätigkeit die Erfahrung bewährt. Beide ſind einander unentbehrlich; beide tragen aber zur Erhaltung und Veredlung und zur Beglückung der Gattung nur in dem Maße bei, als ſie ihrer Beſtimmung treu verbleiben. — Je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, deſto reiner ſtehen beide einander gegenüber. Die Erfahrung lehrt auch, daß der männlichſte Mann naturgemäß das weiblichſte Weib ſuche und ſo umgekehrt. Jedes Geſchlecht ehre und liebe im andern die ihm eigenthümlichen Gaben und Vorzüge! So wird ihre Verſchiedenheit mächtig dazu dienen, der Menſchheit naturgemäße Entwickelung zu jeder Vortrefflichkeit zu fördern. Es iſt ächt menſchliche, liebreiche und fromme Geſittung in allen Ländern mehr noch dem weiblichen als dem männlichen Geſchlecht zu verdanken, weil letzteres ſich in der Mehrheit aus Stolz auf ſeine Herrſchaft nur ungern dazu bequemt, angewöhnten Roheiten zu entſagen und ſie gegen feinere und ſanftere Sitten zu vertauſchen. Das Beiſpiel der Frauen, mit mildem Wort, mit an-

---

[23]) Pourquoi rétrécir leur pensée, en exaltant leur imagination, et les habituer à la futilité et à la dissimulation? Quel avantage en retirerons-nous? — *Ph. Chasles* Le Dixhuitième siècle de l'Angleterre II. 172. Wie ſchlimm iſt es, wenn Tugend, Ueberlegung und Vernunft bei jungen und ſchönen Frauenzimmern von der Welt nur für Verſtellung oder Ziererei angeſehen werden! — „Schönheit und Unſchuld ſind wie die beiden Schaalen einer Wage; ſo wie die eine in euerm Gemüth ſteigt, ſinkt die andere. Und das wiſſen die Liebkoſer, und erheben deswegen vor euch die Schaale mit der Schönheit ſo hoch, auf daß die andere mit der Unſchuld allgemach ſinke." M. Claudius Der Wandsbecker Bote IV. 131.

ſpruchloſem Sinn und ſittſamer Gebärde gepaart, machte von jeher auf die Männer einen Eindruck, dem ſie in die Länge nicht leicht widerſtanden. Und wie viele ausgezeichnete Männer mußten nicht geſtehen, die Grundlegung des edlern Theils ihrer Geſinnung und Bildung dem Einfluß einer geliebten Mutter ſchuldig zu ſein! Und auch nur das Weib (die Mutter) iſt zu der Tochter Bildung durchaus geſchickt. Des Weib's Beſtimmung liegt ganz im Kreiſe der Familie. Ein wahrhaft befriedigender Bildungszuſtand, gleich fern von Ueberverfeinerung und Roheit, wird immer vorzüglich die Frucht einer harmoniſchen Entwickelung der den beiden Geſchlechtern eigenthümlichen Anlagen und Vorzüge ſein. Ein Herkules am Spinnrocken widert eben ſo an, wie eine Grazie, mit ſeiner Keule bewaffnet. Aber keines Volkes Sache, ſein Glück und Ruhm ſind verloren, in welchem die Frauen, ſtolz auf ihren Beruf ſeine künftigen Bürger und Beſchützer unter dem Herzen zu tragen und zu erziehen, auch fähig ſind, die Patrioten zu ermuthigen und zu belohnen. Wo hingegen das ſchöne Geſchlecht gegen Vaterland und Nationalität kalt und gleichgültig iſt, dort muß der Glücksſtern des Volks erbleichen. Eine Nation, der nur die Männer angehören, deren Frauen ihr entfremdet ſind, kann keine Dauer haben[24]. Uebrigens ſei der Mann ganz Mann, die Frau ganz Frau! Nur deſto beſſer werden ſie, durch Liebe verbunden, ſich einander gegenſeitig ergänzen. Dieſe Ergänzung geſchieht freilich ausnahmsweiſe im umgekehrten Verhältniſſe. Denn wie manche Frau hat einen männlichen Geiſt, wie mancher Mann einen weibiſchen[25])! Die

---

[24] N. v. Weſſelenyi Eine Stimme über ungariſche und ſlawiſche Nationalität. Leipzig 1844. S. 158.

[25] Es gab ſeltene Frauen, die mit männlichem Geiſt gut regierten. Aber ſo oft der Ein-

Männer ſelbſt werden aber dabei unſäglich gewinnen, wenn die Erziehung der Frauen, anſtatt Schwächlichkeit an Leib und Seele zu hegen, ihre Kräftigung, beſonders die ihres geiſtig-ſittlichen Charakters bezweckt. Das Ausſchreiten in den Mannscharakter und in weichliche Sentimentalität ſind zwei Klippen, an denen die ächte Weiblichkeit leicht verloren geht. Wie viel Unheil in Familien entſpringt nicht aus dem Schwach- und Flatterſinn und der Launenhaftigkeit des Weibes, das im Gefühl der Schwäche ſo gern zur Liſt und Täuſchung ihre Zuflucht nimmt! Dagegen ein ſtarkmüthiges Weib, das zum Nachdenken gewöhnt iſt, findet in ſich Hülfsquellen und Muth in Verlegenheiten, wo Männer nur zu leicht zaghaft werden, wenn die gewöhnlichen Behelfe nicht ausreichen. — Je weniger die Frau dem Charakter der Weiblichkeit treu bleibt, deſto mehr läuft ſie Gefahr, die Leibeigene des Mannes zu werden. — Dem Weib iſt von Natur, wie ſchon oben bemerkt worden, ein feineres Gefühl, dem Mann eine ſchärfere Intelligenz beſchieden. Wird bei ihrer Bildung und Lebensrichtung dieſe Anlage berückſichtigt, ſo werden des Weibes Liebenswürdigkeit und des Mannes Achtungswürdigkeit ein freundliches Band knüpfen. Die Tugenden der Frau werden durch Anmuth, die des Mannes durch Würde ſich auszeichnen. Die Frau wird des Mannes Herz ſanfter ſtimmen, der Mann die Kraft und den Muth der Frau ſtärken und heben. So wird das weibliche Geſchlecht den Beinamen des ſchönen in jeder Beziehung verdienen, das männliche aber ihm auf eine Weiſe huldigen, die keine Schwäche verräth und den ernſten Forderungen der Ver-

---

fluß der Weiber auf politiſche Dinge Mode wurde, artete er in ein elendes Intriguenſpiel aus, für deſſen Geſpinnſte die Sinnlichkeit und die Eitelkeit Fäden einlegten.

nunft und Weisheit nichts vergibt[26]. — Das Mädchen erreicht das volle körperliche Wachsthum bälder als der Knabe und die Mannbarkeit des letztern tritt ſpäter ein als die des erſtern. Auch eilt im Ganzen das Mädchen an Auffaſſungsgabe und an geiſtiger und körperlicher Bildbarkeit dem Knaben voraus, und dieſer Vorzug der Mädchen kann bei der erſten gemeinſamen Erziehung zum Sporn der Nacheiferung für die Knaben benutzt werden. Der Beruf des Mädchens ſetzt aber der weitern Ausbildung ſeiner Geiſtes- und Körperkraft engere Grenzen. Fernhaltung der Frauen von gewiſſen Beſchäftigungen, Sorgen und Genüſſen iſt keineswegs Verkennung, vielmehr Ehrung ihrer weiblichen Würde[27]. Was könnte dem ſchönen Geſchlecht den Vorzug erſetzen, den ihm ſeine Entfernung von vielen, dem männlichen vorbehaltenen ſchwierigen Geſchäften verſchafft, ſich ungetheilt im engern Kreiſe durch Ausübung der häuslichen Tugenden gut und hülfreich erweiſen zu können[28]. Von dieſem Kreis iſt jedoch in der der Bodenkultur oder auch den Gewerben ſich widmenden Familien die Theilnahme der Frau keineswegs ausgeſchloſſen; dieſe erweist ſich hier vielmehr ſehr wohlthätig, weil ſie das Wohl der Familien befördert. — In dem eben bezeichneten Einfluß der beiden Geſchlechter auf Jugenderziehung wären für dieſe wohl die natürlichſten Grundlinien bezeichnet, damit ſie die Menſchheit der Vollendung immer mehr entgegenführe.

---

[26] „Den Männern ſag' ich dies: es gibt keine Kraft ohne Wahrheit, und den Weibern ſei es geſagt: ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth.“ v. Feuchtersleben zur Diätetik der Seele. 1850. S. 124.

[27] Les femmes sont des fleurs; les mettre dans les affaires, c'est les faner (*Montlosier*). Die völlige bürgerliche Gleichſtellung beider Geſchlechter würde ihr naturgemäſſes Verhältniß ohne Erſatz ſtören. Auch die völlige Gleichheit ihrer Erziehung würde dies. Doch ſollte von der weiblichen Erziehung eben ſo wohl als von der männlichen Alles ausgeſchloſſen ſein, was blos den Leichtſinn und die Eitelkeit und den Hang zu einer weichlichen und üppigen Lebensart zu nähren geeignet iſt. Wie könnte ſonſt die Hausfrau und die Mutter ihrem Beruf genügen? Wie wäre ſie im Stand auch für die Erziehung der männlichen Jugend einen guten Grund zu legen? — Selbſt in Hinſicht der Wiſſenſchaften, obgleich ihr Tempel dem weiblichen Geſchlecht nicht verſchloſſen iſt, verdient doch die Bemerkung Fenelons Beachtung, welcher (in ſ. Traité de l'Education des filles) ſagt: Il doit y avoir pour le sexe une *pudeur sur la science*, presque aussi délicate que celle qui inspire l'horreur du vice. — Wenn die chriſtliche Kirche die Frauen von dem Apoſtelamt ausſchloß (Taceant mulieres in ecclesia! (1. Kor. XIV. 34.), ſo bewahrte ſie dieſelben mit richtigem Sinn vor einer Stellung, die ihren weiblichen Beruf und Leumund ſehr gefährden könnte. Mit Vorliebe übertrug ſie ihnen aber (als Diakoniſſinnen) Dienſte chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit, und gab daher auch der Errichtung weiblicher Klöſter eben ſo gern ihre Gutheiſſung als der von männlichen.

9) Jede Vermengung der Geſchlechtseigenſchaften, jede Verkennung und Verwirrung der Begrenzung des jeglichem Geſchlecht eigenthümlichen Gebiets hat ſich jederzeit als eine dem Ganzen nachtheilige Verkehrtheit erwieſen. Wenn die Männer weibiſch werden, und die Weiber ſich in der Männer Wirkſamkeit ohne Beruf eindrängen wollen, geht die Weltordnung aus ihren Fugen[29]. Mit der Weiblichkeit begibt ſich die Frau des Zauberſtabs ihrer wahren Macht über das männliche Geſchlecht

---

[28] Nitimur in vetitum. Die Frau möchte Herrſchaft üben. Sie kann es auch um ſo beſſer, je weniger ſie Herrſchſucht zeigt, durch den Gebrauch ihrer weiblichen Vorzüge. Von den ſcythiſchen Frauen geht die Sage, ſie hätten ſich gegen die Herrſchaft der Männer verſchworen und kein beſſeres Mittel gewußt, als ihnen die Augen auszuſtechen. Sie beraubten ſich aber dadurch der Macht ihrer Reize um den Männern zu gefallen. Eher noch könnten die Frauen das Ziel erreichen, wenn es ihnen gelänge, das geiſtige Auge der Männer zu blenden. Doch wäre das Vergnügen über Einfaltspinſel zu regieren ein ſehr nüchternes. Hume bemerkt, die Gierde nach Herrſchaft werde meiſt durch ihren Mißbrauch von Seite der Männer in den Weibern erregt.

[29] Der Einfluß, den die Weiber in Frankreich, vorzüglich ſeit Ludwig XIV. auf die Staatsgeſchäfte, beſonders auf Anſtellungen in hohen Aemtern erhielten, zeigte ſich oft ſehr verderblich. Il suffisait de réussir auprès des femmes, puis qu'elles dirigeaient l'opinion. *Duc de Levis* Souvenirs et portraits p. 100. Die Frauen meinten: wer ihnen im hohen Grad gefalle, müße zu Allem fähig ſein. —

im Gebiete des Gefühls, des Geſchmacks und der Sitte [30]). Selbſt die ſchöne Kunſt hat in ihren Verſuchen einer Vermiſchung des Männlichen und des Weiblichen ſtets geſcheitert. Wohl hat die Einbildungskraft Weſen geſchaffen, an welchen die Vorzüge der äußern Geſtalt beider Geſchlechter ſich vereinen — **Hermaphrodyten** [31]). Den gerühmteſten griechiſchen Bildungen der Art iſt es jedoch nicht gelungen, dieſe Vereinigung ſo darzuſtellen, daß darin nicht das eine Geſchlecht ſich vorherrſchend gezeigt hätte. Vergeblich rang die Kunſt zu verſchmelzen, was die Natur nur in ihrer Sonderung vollkommen darſtellt.

10) Die Bildungs- und Sittengeſchichte aller Völker und Zeiten bezeugt, daß die herrſchende Vorſtellung von dem Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern auf das ganze geſellſchaftliche Leben, auf die politiſchen Einrichtungen, die Sittlichkeit, die Freiheit und die Wohlfahrt jederzeit einen großen Einfluß aus-

---

[30]) *H. Martin* ſagt (Hist. de France T. VII. p. 361.) von einer Zeit, wo Frauendienſt (Kultus für das ſchöne Geſchlecht) zum Spielwerk herzloſer Lüſternheit herabgeſunken war: „les femmes ne régnent plus qu'en apparence; car leur royauté morale est minée, et tout respect pour elle s'en va."

[31]) *Ovidii* Metam. IV. 287. Auch in **Platons** Gaſtmal n. 189 u. 190, wird der fabelhaften Sage von einem dritten **Mann-Weiblichen** Geſchlechte erwähnt. Ihre rechte Bruſt, ſagt **Ariſtoteles**, ſei männlich, die linke weiblich. Die Uebertragung der Geſchlechtsliebe auf Individuen des nämlichen Geſchlechts iſt eine Verirrung gegen die Einrichtung und den Zweck der Natur. Vergebens hat griechiſche Sophiſtik ſie zu beſchönigen verſucht. Sie thut dem des Menſchen würdigen Geſchlechtsverhältniß weſentlich Eintrag, und man ſah ſie auch nur da zur Sitte werden, wo die Würde der Frauen und der Ehe verkannt war und die Anſicht überhand genommen hatte, daß das höchſte Gut des Menſchen in der Wolluſt beſtehe. Zu Athen gab eine zu weit getriebene Liebe des Schönen, die bis zur Verwechſelung mit dem Guten ſich verſtieg, und ſich eben deßhalb oft mit dem Sinnenreiz vermengte, jener Verirrung beſondern Vorſchub. Der dritte Theil II. Abth. von **Ramdohr's** Venus Urania enthält über dieſen Gegenſtand manches Schöne und Treffende.

geübt hat. Die Anerkennung oder Verkennung der ächten Würde des Menſchen gibt ſich ganz vorzüglich darin kund, wie die Verhältniſſe zwiſchen beiden Geſchlechtern ſich geſtalten. Je vollkommener die Menſchenwürde hierin anerkannt wird, deſto ungetrübter finden wir dieſe Anerkennung in der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt abgeſpiegelt und ausgeprägt und umgekehrt. Die Begründung der Unverletzlichkeit des Ehebands iſt einer der erſten und wichtigſten Schritte zu wahrer Geſittung. Dazu hat aber die Verbindung der Weihe der Religion mit der Schließung der Ehen viel beigetragen, und der Schutz, den die Religion der Sittlichkeit der Geſchlechtsverbindung verleiht, kann ihr nichts anderes, namentlich kein Zwangsgeſetz, erſetzen.

IX.

Dem Menſchen eigenthümlich vor allen andern Erdebewohnern iſt der Sinn für das Göttliche, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend und für das Schöne und Erhabene.

Die vier Hauptverrichtungen des ſinnlich-geiſtigen Menſchen ſind Denken, Fühlen, Wollen und Thun. Sie bilden ſein Leben. Jedes Denken, Fühlen, Wollen und Thun ſetzt einen Gegenſtand voraus. Aber das Erzeugniß unſers Denkens, Fühlens, Wollens und Thuns iſt nicht Eins mit dieſem Gegenſtande. Auch das Hervorbringende iſt ein vom Hervorgebrachten Verſchiedenes. So der denkende Geiſt und das von ihm Gedachte; ſo der fühlende und der wollende Geiſt und ſein Gefühl und das von ihm Gewollte; ſo der Künſtler (oder ſein ſchaffender Geiſt) und ſein Werk. Alles Denken, Fühlen und Wollen ſetzt voraus, daß etwas ſei, das ihm gemäß iſt, ihm entſpricht.

A. Unſer Denken, Fühlen, Wollen und Thun ſtehen in enger **Verbindung**[1]. Das, was wir denken, fühlen, wollen und thun, kann uns nur unſer Denkvermögen (unſere Intelligenz) zum Bewußtſein bringen und erklären [2]). Für Jeden iſt jedes Ding das, was er ſich davon vorſtellt, ſeine Vorſtellung davon. Nur durch das Denken gelangen wir zu einer Erkenntniß. Die Wahrheit beſteht aber in der Uebereinſtimmung zwiſchen der Erkenntniß und ihrem Gegenſtand, mag dieſer in oder außer uns ſich befinden.

---

[1] „Wir fühlen uns genöthigt, den **Willen** und das **Denken** zu unterſcheiden, obgleich wir nicht denken können, ohne zu wollen, oder wollen, ohne zu denken. Sie ſind in der Wirklichkeit unzertrennlich." **Oerſted** Der Geiſt in der Natur IV. 15. Einſeitige Bildung und Richtung des Geiſtes kann es dahin bringen, daß der Menſch bloßer **Sinnen-** oder **Begriffs-** oder **Gefühls-** oder **Phantaſie-Menſch** werde. Dadurch wird er ſeiner wahren Beſtimmung entfremdet und untüchtig ſie zu erreichen.

a) Eine Erkenntniß ohne Wahrheit iſt ſo viel als keine. Die Wahrheit gibt allen Erkenntniſſen ihren Werth. Ein Vermögen der Erkenntniß ſetzt nothwendig voraus, daß es Wahrheit gebe, und daß es dem Geiſt möglich ſei, ſie zu erfaſſen [3]). Der Menſch wird dies aber nie, wenn er die Wahrheit nicht ſucht, wenn er nicht ſie zu finden ſtrebt. Wir können aber den Gegenſtand der Erkenntniß (die Thatſache der Wahrheit) mit unſerer Intelligenz nicht erzeugen, ſondern ihn nur durch ſie zu erkennen trachten. Unſere Intelligenz iſt nämlich das Vermögen ſich der Wahrheit bewußt zu werden. Alle Wahrheit beruht für uns auf dieſem Selbſtbewußtſein [4]). Unſere Intelligenz wird jedoch nie dazu gelangen, wenn ſie nicht allen Spuren nachforſcht und folgt, die zur Quelle der Wahrheit führen. Dieſe Spuren ſind das Sittengeſetz und die Stimme des Gewiſſens in uns, die Ordnung der Natur außer uns, die Erfahrungen im Leben [5]) und die Ueberlieferungen der Vorzeit. Je achtſamer und ſorgfältiger die Intelligenz dieſe Spuren erforſcht und vergleicht, deſto näher kann und wird ſie der Wahrheit kommen, und ſie im Bewußtſein ſich aneignen.

---

[2]) „Dans tout fait de conscience (Akt des Bewußtſeins), dans la sensation et dans la perception rationelle, aussi bien que dans la volition le *moi* est à la fois *acteur et spectateur*." *Martin* Philosophie de la Nature I. P. 2. ch. 6. p. 201.

[3]) Eine das Wahre nicht vorausſetzende Vernunft iſt ein Unding. Fr. H. Jakobi Werke VII. 33.

[4]) Wenn D. Hume die Richtigkeit des Schluſſes von der Wirkung auf die Urſache deshalb beſtreitet, weil dieſer Schluß von unſerm Verſtand in die Objekte hineingetragen werde, ſo bemerkt Kant: eben darauf beruhe des Schluſſes Wahrheit, weil er aus der Befolgung allgemein gültiger Geſetze hervorgehe.

b) Der dem Menſchen inwohnende Wahrheitsſinn iſt gleich der Magnetnadel; er gibt das Ziel nicht zu ſchauen, führt aber zu demſelben, wenn wir ihm folgen. Wir verrenken und verrücken hingegen für uns die Wahrheit, wenn wir ſie auf verkehrten Wegen ſuchen, oder ſie ausdrücken, in Worte kleiden wollen, bevor wir ſie ganz erkannt haben. Um wahr, d. i. der Wahrheit ſtets getreu zu ſein, muß man vor Allem es ſein wollen. Sodann iſt nöthig, jede Sache von ihren verſchiedenen Seiten zu betrachten. Auch darf man nicht der Intelligenz allein die Macht zutrauen, den Beſitz der Wahrheit in jeder Beziehung vollſtändig zu erwerben, ſondern Denken, Fühlen, Wollen und Thun müſſen dafür harmoniſch zuſammenwirken [6]). Endlich muß man, um weder ſich ſelber, noch andere zu täuſchen, den Unterſchied zwiſchen der Gewißheit, die nur da ſtatt findet, wo kein haltbarer Grund für das Gegentheil vorliegt, und der Wahrſcheinlichkeit oder der Ungewißheit und der Unwahrſcheinlichkeit bei jeder Behauptung oder Verneinung genau und gewiſſenhaft in Acht nehmen[7]). Nur auf dieſe Weiſe kann Wahrhaftigkeit gehandhabt und der Täuſchung begegnet werden; wogegen jede Vermengung des Gewiſſen mit dem Ungewiſſen oder blos Wahrſcheinlichen nothwendig Verwirrung in die Erkenntniſſe bringen muß. Täuſchungen iſt der Menſch beſtändig ausgeſetzt. Ihr Gebiet iſt unbegrenzt, wenn der Menſch ſein Denkvermögen und ſeine Sinne gehörig anzuwenden unterläßt. — Was ſein Geiſt nicht wahrnehmen kann, das liegt außer dem Kreis ſeiner Erkenntniß, und kann mithin für ihn keine Wahrheit ſein. Manches kann aber in dieſen Kreis eintreten, was früher nicht darin lag. Wie Manches wurde für unmöglich gehalten, eh' es in die Wirklichkeit trat[8])! Wie Manches, das Jahrhunderte lang Allen unbekannt geblieben, iſt jetzt für Jedermann erkennbar! Wie mancher Irrthum wurde aber auch Jahrhunderte lang von den Gelehrteſten, in der Wiſſenſchaft am weiteſten Vorgerückten gehegt, der jetzt für Jedermann aufgedeckt iſt![9]) — Dagegen wird eine Wahrheit für Jeden um ſo mehr Wahrheit, je klarer und deutlicher ſie von ihm erkannt und je vollſtändiger ſie von ihm in ſein Bewußtſein, in ſein Gefühl, in ſeinen Willen und in ſein Thun aufgenommen wird[10]).

---

[5]) Unter Erfahrung, verſtehe ich das Ergebniß der Thätigkeit des Verſtandes, wodurch er Wahrnehmungen in oder außer uns, in eine Vorſtellung zuſammengefaßt, uns zum Bewußtſein bringt.

[6]) In Hinſicht mancher Offenbarungen oder Eingebungen ſtehen Gemüth und Genie höher als die Intelligenz; ſie ſind beide mehr als verſtändig, ohne deshalb unverſtändig zu ſein." (J. H. Fichte Die ſpeculative Theologie oder allgem. Religionslehre. Heidelb. 1846. S. 335.) Auch bezeichnet ein lebhaftes und zugleich klares Gefühl in wichtigen Fällen mit Scharfſicht den einzuſchlagenden Weg, ehe noch der Verſtand mit der Abwägung aller Verhältniſſe ins Reine und die Vernunft zur Entſcheidung gekommen iſt. Aber le sentiment seul est en état de juger le sentiment. *Helvetius.*

c) Alle wahren Erkenntniſſe beruhen auf allgemeinen Vorſtellungen (Begriffen und Ideen), oder müſſen auf ſolche zurückgeführt werden können. Solche Denkformen von allgemeinem Umfang (wie Ich und Nicht-ich, Gleichheit und Ungleichheit, Urſache und Wirkung, Grund und Folge, Verhältniß, Gegenſatz, Widerſpruch, Größe, Endlich und Unendlich) laſſen keine Erklärung zu; ſie enthalten ihre Erklärung in ſich ſelber; ſie weiter erklären wollen, hieße, ſich mit Haarſpalten oder Wortſpielen abgeben[11]). Der Verſtand iſt das Vermögen zu begreifen, Begriffe zu bilden und darnach zu urtheilen. Die Vernunft bildet Ideen, das heißt, ſie iſt das Vermögen, in alle Begriffe und Urtheile Einheit zu bringen. Kein Urtheil des Verſtandes kann wahr ſein, wenn die Vernunft ihm widerſpricht.

---

[7]) Das Ahnen iſt eine dunkle Vorempfindung von etwas Zukünftigem, daß etwas werde geſchehen oder entdeckt werden; verſchieden vom Vorherſehen, das ein auf Gründen beruhendes Erkennen der Gewißheit oder der Wahrſcheinlichkeit von etwas Zukünftigem iſt.

[8]) Quam multa fieri non posse, prius-quam sint facta, judicantur? *Plinius* Hist. Natural. VII. 1.

[9]) Daher empfiehlt uns Campanella (De libris propriis, Parisiis 1642. p. 39.) mit Recht: Nulli philosophorum aut legislatorum sectæ ita inhærebis, ut putes ipsos ab errore fuisse immunes... Quisquis alicui philosopho ita adhæret, ut credat, illum non posse errare, is ad veritatem ineptus fit et ad meliores scientias truncus.

[10]) Erkenntniß iſt in der That Macht, aber nicht nothwendig Weisheit; denn menſch-

d) Was läßt ſich Edleres denken, als ſeine Kräfte, ſein Leben der Erforſchung der Wahrheit zu widmen? So ſehr aber der Geſichtskreis des menſchlichen Geiſtes erweitert werden kann, ſo bleibt er doch immer im Vergleich mit dem Weltall und ſelbſt in der blos materiellen Natur beſchränkt. Dieſe Schranken auf die Natur übertragen, iſt ein Mißgriff. „Die allervollkommenſte Weltweisheit (Wiſſenſchaft) in natürlichen Dingen, bemerkt David Hume (Verſuche II. e. 4) ſchiebt nur unſere Unwiſſenheit ein wenig weiter hinaus.“ Wir ſind dazu geboren, die Wahrheit zu ſuchen. Unſere Welt iſt, wie Montaigne (Eſſais L. III. ch. 8) ſagt, nur eine Schule

---

liche Macht, von was immer einer Quelle ſie herfließen mag, kann ſowohl zum Böſen als zum Guten angewendet werden, und die Art ihrer Anwendung hängt von dem Beweggrund ab, von dem ſie ſich leiten läßt.“ D. Morier Politik und Chriſtenthum, Baſel 1851. S. 52.

[11]) Dasjenige in unſerm Bewußtſein, was kein Begriff iſt, nennen wir Gefühl. Man fühlt z. B. oft das Unrichtige eines Trugſchluſſes oder einer Behauptung, bevor man es begreiflich machen oder beweiſen kann.

des Forſchens (und Trachtens nach Wahrheit), und die erſte Bedingung und der erſte Anfang aller wahren Erkenntniß, aller Weisheit und Tugend iſt für jeden Menſchen die Anerkennung und das ſtete Bewußtſein der Schranken ſeiner Endlichkeit[12]. Der einzig mögliche Gegenſtand der Erkenntniß für den Menſchen beſteht in ſeinem Selbſt (dem Ich) und dem Verhältniß zwiſchen ihm und den Dingen in der Welt, beſonders aber zwiſchen ihm und Gott. Mehr Erkenntniß iſt dem Menſchen unzugänglich, aber auch unnöthig. — Das, wovon er ſich keine Vorſtellung machen kann, iſt für ihn noch ſo viel, als ſei es nicht[13]. Doch muß er zugeben, daß Vieles ſein könne, das noch nicht in die Sphäre ſeiner Vorſtellungen getreten iſt. Auf der andern Seite beſteht das Leben, die thätige Kraft des Menſchengeiſtes, nicht blos im Denken. Auch das Fühlen und Wollen gehört weſentlich dazu, und die blos gedachte und erkannte Wahrheit erhält für den Menſchen erſt dann ihren vollen Werth, wenn ſie von ihm erlebt, in's Leben eingeführt wird. — Kein Menſch kann die Wahrheit machen. Der Menſch kann nur ſeinen Geiſt ſo ausbilden, daß er zum Auffaſſen der Wahrheit tüchtig werde. Wer mit reinem und entſchloſſenem, feſtem Willen die Wahrheit ſucht, wird ſie auch finden. Die allermeiſten Menſchen glauben ſich aber im Beſitz der Wahrheit, ohne einen Zweifel daran aufkommen zu laſſen. Sie eines andern zu belehren, hält ſchwer, und fordert auch viele Vorſicht, woferne man ſich nicht ausſetzen will, mehr Uebles als Gutes zu ſtiften [14]). Selbſt für den geübteſten Denker iſt die Erforſchung der Wahrheit eine ſchwierige Aufgabe, deren Löſung vielen Täuſchungen bloßgeſtellt iſt. Jeder einſeitige Geſichtspunkt iſt ihr hinderlich. Der bloße Schein iſt immer trüglich und verführeriſch. Um aber ihr Ziel zu erreichen, darf die Forſchung ſich durch keine Schwierigkeit ermüden laſſen; ſie darf nicht ſtille ſtehen, bis jeder Grund zum Zweifel verſchwunden iſt. — Der nach Erkenntniß ſtrebende Geiſt verlangt zwar Auskunft über Alles in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Doch wird ſeiner Forſchung nur über die Dinge im Umkreis und für das Bedürfniß ſeiner Lebenszwecke auf Erden volles Licht gewährt. Dieſes Licht wirft auf den Urgrund und das Endziel der Dinge nur einen Widerſchein, der aber den innerſten Ahnungen des Gemüths begegnet und zuſagt. Wiſſenſchaft hievon iſt uns wohl deswegen verſagt, weil uns noch das Organ für ſie abgeht und ſie unſerer Beſtimmung und Aufgabe hienieden ſtets mit Willen und That in Allem nach Vollkommenheit zu trachten, mehr hinderlich als förderlich wäre. Wahrheiten, deren Gegenſtand unſern Sinnen nicht erreichbar iſt, können von uns nur durch unſer höchſtes Denkvermögen (die Vernunft) und unſer ſittliches Bewußtſein in ſo weit erfaßt werden, als wir dieſelben vermöge der Geſetze unſerer Intelligenz und unſerer ſittlichen Natur für unabweislich erkennen, weil ſonſt unſere Intelligenz oder unſere ſittliche Natur mit ſich ſelber in Widerſpruch gerathen würde [15]). Ueber Alles jedoch, was von uns geſchehen ſoll, was wir thun oder laſſen ſollen, können wir Alle völlige Gewißheit erlangen [16]). Dagegen gibt es eine Menge Thatſachen in und außer uns in der geiſtigen und ſittlichen und in der materiellen Welt, deren Gewißheit zwar für uns außer Zweifel iſt, von denen wir aber das Wie und das Warum zu erklären unvermögend ſind. Es iſt auch für unſere Lebenszwecke nicht nöthig, daß wir darüber Wiſſenſchaft erlangen. Es iſt dies das Unausſprechliche, was der tiefſte Denker mit Verehrung anzuerkennen ſich gedrungen fühlt, wiewohl es ſeine Begriffe überſteigt. Die höchſten Wahrheiten ſind ſo einfach, daß ſie durchaus keine Zergliederung zulaſſen.

---

[12] „Il n'est pas nécessaire que nous comprenions tout; c'est au contraire évidemment impossible, et cela par la raison fort simple que notre intelligence n'est pas une intelligence absolue et infinie. — Il faut nous résigner à la loi du progrès, qui est celle de notre nature et en vertu de laquelle nous pouvons approcher indéfiniment d'un but idéal, qu'il nous est impossible de toucher jamais. *Martin* Philosophie de la Nature. T. I. 205. 206. — Alle Syſteme ſind falſch, die von Vorausſetzungen ausgehen, die nur in der Einbildung ihrer Baumeiſter ihren Grund haben. Eine ſolche Vorausſetzung iſt: der menſchliche Geiſt ſei unendlich, abſolut. Dies iſt ganz unrichtig. Unſerm Geiſt iſt wohl ein Streben nach Unendlichem, nach Vollkommenheit verliehen, aber er ſelbſt iſt in jeder Hinſicht beſchränkt. Eine andere falſche Vorausſetzung iſt: daß im Wiſſen das höchſte dem Menſchengeiſt vorgeſteckte Ziel beſtehe. Zwei Thatſachen widerlegen dies. Unſer größtes Wiſſen bleibt beſchränkt, und das bloße Wiſſen hat noch Keinen weder gut noch glückſelig gemacht. Auch ſind nur die Allerwenigſten durch ihre Verhältniſſe in den Stand geſetzt, einen höhern Grad von Wiſſen zu erreichen.

[13] Das Nichts, das Inhaltsleere hat allerdings keine Schranken, aber eben nur, weil es nichts iſt, weil ihm kein Sein zukommt.

---

[14]) Zur kritiſchen Forſchung und Prüfung ſind die Wenigſten fähig und aufgelegt, und ſie würde bei den Mehreſten nur Zweifel, nicht Befeſtigung oder Stärkung der Ueberzeugung hervorbringen.

e) Aller Verkehr und alle Erörterungen zwiſchen Menſchen gehen von der Vorausſetzung aus, daß im Weſentlichen ihrer Organiſation Gleichheit ſtatt finde, daß man ſich mithin einverſtehen könne, indem die Fähigkeit und der Wille, die Wahrheit zu erkennen, Allen gegeben ſei [17]. Die Wahrheit iſt etwas Unveränderliches, von äußern Ereigniſſen Unabhängiges und kann von ihnen nicht unwahr gemacht werden. Auch iſt die Erforſchung und Erkenntniß der Wahrheit überhaupt nicht von der zufälligen Stellung des Menſchen in der Geſellſchaft abhängig. Selbſt dem Aermſten, dem der äußern Freiheit Beraubten, iſt ſie zugänglich. Nur die Unfreiheit des Willens, die Verkehrtheit des Herzens macht für ſie ganz unempfänglich. — Glaube übrigens ja Keiner, im ausſchließlichen Beſitz der Wahrheit zu ſein, oder ohne alle Beihülfe Anderer zu ihrem Beſitz gelangen zu können! Wie die Wahrheit das Gemeingut der Menſchen werden ſoll, ſo kann ſie auch nur durch ihr vereinigtes Beſtreben erworben und zum Gemeingut gemacht werden.

---

[15]) In der engſten Verbindung ſteht mit dem Gewiſſen das Bewußtſein der ſittlichen Freiheit, der Glaube an Gott und Unſterblichkeit mit dem Trieb nach Vollkommenheit. Dieſe Verbindung gibt dem Gewiſſen und dem Glauben Kraft und Zuverſicht.

[16]) Die Erkenntniß von dem, was wir ſollen, iſt für Alle und Jedem die allerwichtigſte. Wer ſo viel Erkenntniß hat, als er bedarf um zu thun was er ſoll, dem kann ſie genügen, wofern er auch den Willen dazu hat. Wo immer mit Vernunft und Gewiſſen begabte Weſen ſich befinden, können ſie ohne Zweifel das für gerecht und gut erkennen, was dem Geſetz gemäß, das Gott in uns alle gelegt hat.

f) Die Zuverſicht, das iſt das Vertrauen auf eine für das Leben wichtige Wahrheit, kann nur der Glaube an ihre Wirklichkeit und Wichtigkeit geben [18]. Vor allem iſt der Glaube an die Wahrhaftigkeit nothwendig. Wo dieſer Glaube fehlt, kann nichts Geiſtiges erſtarken, nichts des Menſchen Würdiges gedeihen. In allen ſittlichen und göttlichen Dingen iſt die Zuverſicht das, was die Erkenntniß belebt, was ihr Einfluß auf das Leben verſchafft. Gleiches gilt von den Erkenntniſſen oder Entdeckungen, die wir aus gewiſſen Beobachtungen erſchließen. So z. B. bei der Ueberzeugung des Columbus vom Daſein eines transatlantiſchen Feſtlandes. Ohne die Zuverſicht davon hätte er ſich den unſäglichſten, gefahrvollen Mühen für die Entdeckung ſelbſt, für welche ſeinen Zeitgenoſſen der Glaube fehlte, nicht unterzogen. Ohne Glauben an uns ſelber, an die Wahrhaftigkeit unſeres Erkenntnißvermögens können wir überhaupt zu keiner Zuverſicht gelangen. Was die Wiſſenſchaft ſucht, hat der Glaube ſchon im Beſitz. „Glaube, damit du wiſſeſt!“ ſagt Anſelm von Kanterbury. Doch ohne den Gebrauch unſerer höchſten Intelligenz (der Vernunft) können wir es über die Zuverläßigkeit unſeres Glaubens und Wiſſens nicht zur Klarheit bringen [19].

---

[17] Agenti cum hominibus *fides* atque *veritas* cordi sit! C. Confucius, Sinarum Philosophus (Parisiis 1687) p. 95.

[18] „Pour penser il faut croire et pour croire il faut penser. *A. Blanc St. Bonnet* de l'Unité spirituelle I. p. XXIII. L'acte d'adhésion de la raison à la vérité est la croyance." Ebend. I. p. 139. „Der Menſch muß das Höchſte glauben, um Hohes zu erringen, ja um es nur zu verſuchen." v. Feuchtersleben zur Diätetik der Seele. 1850. S. XV. — Ohne Glaubensvermögen kann die Seele nicht athmen, ſie erſtarrt. — „Die Anfänge aller Wiſſenſchaften müſſen geglaubt werden." J. M. Gesner kl. deutſche Schriften. Göttingen 1756. S. 89. L'homme est crédule, parcequ'il est naturellement véridique. *E. Salverte* Des Sciences occultes 1829. I. ch. 1. Es iſt auch ein Beweis von der natürlichen Wahrheitsliebe des Menſchen, daß er in der Uebereinſtimmung vieler anderer (Urtheilsfähigen) mit ſeiner Erkenntniß eine Bekräftigung ihrer Wahrheit erblickt.

g) Die erſten und tiefſten Gründe, von welchen alle Forſchungen unſerer Intelligenz ausgehen müſſen, laſſen ſich von ihr nicht beweiſen, ſondern nur anerkennen und ihre Evidenz darſtellen, und ſodann folgerichtig einſehen und darthun, wie alle Erkenntniſſe auf ihnen beruhen. Müßten dieſe Grundwahrheiten von der Intelligenz erſt erwieſen (demonſtrirt) werden, ſo ſetzte dieſer Erweis noch höhere oder tiefere voraus, wodurch jene Grundwahrheiten aufhören würden, ſolche zu ſein [20]. — Was aber des Menſchen Intelligenz erforſchen und ergründen kann, vermag ſein ganzes geiſtiges Weſen noch nicht zu befriedigen. Die Anſprüche ſeines Gemüths (oder Herzens) die in dem ſittlichen Bewußtſein gegründet ſind, können ihre Befriedigung nur im Glauben finden. Zwar gibt es keine Wahrheit, die ſich der Unterſuchung ihrer Gründe entziehen kann. Doch gibt es Wahrheiten und auf ihr ruhende Grundſätze, über die der Menſch ſich auf kein Markten einlaſſen kann, ohne ſich ſelber aufzugeben. Nebſt dem denkenden Geiſt hat der Menſch auch ein Herz, in welchem alle Gefühle, das ſittliche Bewußtſein und der Wille ihren Sitz haben und ſich bewegen. In dem Herzen erzeugen und bilden ſich alle Begierden, Neigungen (Zu- und Abneigungen) und Leidenſchaften, alle guten und böſen Antriebe und Entſchlüſſe, alle Tugenden und Laſter. Wohl iſt, wer ſich auf ſein (ſchwaches) Herz verläßt, ein Thor[21]). Aber noch mehr iſt es, wer blos auf ſeine Intelligenz ſich verläßt. Beide müſſen zuſammenhalten, damit der Menſch auf den Weg zur Zuverſicht gelange. Die wahrhaft großen Gedanken kommen vom Herzen[22]). Die Intelligenz führt den Menſchen auf die Spur Gottes, indem ſie überall nach der Erkenntniß des Höchſten, Unbedingten ſtrebt.

---

[19] Es gibt freilich auch Verrückte und Phantaſten, die feſt an ihre Wahngebilde glauben, als ob ſie Wahrheit wären. Aber ihr Glaube iſt blos das Ergebniß einer erhitzten Phantaſie. Genie und große Talente und Verrücktheit grenzen oft nahe aneinander.

[20] „Les vérités prémières ne se démontrent pas (ainsi qu'Aristote l'a déjà reconnu); on les conçoit, on les voit, on ne les définit point; pour les démontrer, il faudrait

---

partir de principes qui leur fussent supérieurs; il faudrait qu'elles mêmes ne fussent pas des principes.“ (*Henri Martin* Hist. de France T. XIII. 403.) Der ſkeptiſche Hume hat daher ganz Recht, wenn er ſagt (Nat. Hist. of Rel. I. 38. 474.): der wahre Skeptiker müſſe auch am Zweifel zweifeln. Dagegen hat auch Carteſius nicht Unrecht, wenn er den Ausſpruch thut: Je pense, donc je suis; um die Gewißheit unſers Seyns für uns gegen jeden Zweifel feſtzuſtellen. Nur hätte er dem: je pense, noch je sens, je veux beiſetzen ſollen.

[21]) Wie Woldemar in Fr. Jakobi's Roman dieſes Namens ausruft.

[22]) *Vauvenargues* Oeuvres I. 23. Diejenigen, die alles Heil der Menſchen (der Völker und der Individuen blos von der Aufklärung ihrer Intelligenz erwarten, bedenken nicht, daß dieſe Aufklärung nichts Gutes zu wirken vermag, wenn nicht die ſittlich-religiöſe Bildung des Herzens (des Willens und der Geſinnung) gleichen Schritt mit ihr hält.

Durch das Herz aber ſteht der Menſch in Verbindung mit Gott mittelſt der Liebe des Guten[23]). Die Wahrheiten, die aus dieſer Verbindung des Herzens mit Gott hervorgehen und ſich uns in dem ſittlichen Bewußtſein kund geben, ſind ſolche, welche die Vernunft vermöge ihrer Weſenheit, die darin beſteht, Einheit und Harmonie in alle unſere Erkenntniſſe zu bringen, nothwendig anerkennen muß, und welche der Verſtand nur mit Scheingründen (Sophismen) anfechten kann[24]). Das an den Willen jedes einzelnen Menſchen gerichtete Sittengeſetz gebietet Jedem in ſeinem Innern unbedingt das Gute zu thun, das Böſe zu unterlaſſen, und jeder Einzelne handelt bei der Befolgung oder Nichtbefolgung dieſes Geſetzes ſelbſtändig[25]). Das Gewiſſeſte für den Menſchen iſt ſein Gewiſſen. Der Sturm der Leidenſchaft kann zwar das Gewiſſen zum Schweigen bringen. Legt er ſich aber, ſo läßt ſich gewöhnlich die Stimme des Gewiſſens um ſo lauter vernehmen. Sie ganz zu erſticken, dazu gehört ſelbſt bei rohen Menſchen ein hoher Grad verhärteter Ruchloſigkeit. Unter allen Talenten iſt ein gutes, gottergebenes Herz doch das einzige, welches Jeglicher erwerben kann, und es iſt dies auch das edelſte, des Menſchen würdigſte Talent. Leider beſtiehlt uns nicht ſelten der Verkehr mit einer Welt voll Leidenſchaft und Täuſchung und ohne Grundſatz nur zu leicht um das Vermögen unbeirrt der Stimme des Sittengeſetzes oder dem Zug der Liebe Gottes im Herzen und Gewiſſen zu folgen, indem er uns des feſten Glaubens an ihre Wahrhaftigkeit entwöhnt. Daher iſt der Zweifel am bedenklichſten, wo das ſittliche Thun und Laſſen in Frage ſteht, weil er hier leicht den Verſuchen zum Böſen Gehör verſchafft. Der Wahrheitſinn verliert an Reinheit und Unverſehrtheit, ſobald er ſich auf ein Markten mit ſelbſtiſchen Intereſſen, mit Zu- oder Abneigungen, mit Menſchenfurcht oder Gefallſucht einläßt. Unvermerkt wird er dann zu Zugeſtändniſſen verleitet, denen die innerſte Ueberzeugung widerſpricht, und zuletzt läßt er ſich herab, zum Feigenblatt der Sophiſtik, zu Scheingründen die Zuflucht zu nehmen, um ſeine Schwäche zu beſchönigen. Auch bei Solchen, deren Herz aufrichtig das Gute will, ſchleicht ſich zuweilen unverſehens die Neigung ein, ſich (im Vertrauen auf den guten Willen) *gehen zu laſſen*. Nichts iſt gefährlicher als dies. Daher bedarf auch der Beſtgeſinnte, um der Selbſttäuſchung zu entgehen, nebſt dem ſteten Streben nach Reinheit des Willens der unabläßigen *Selbſtüberwachung*. Auf der andern Seite iſt es im Allgemeinen bei der Verſchiedenheit der Behauptungen und Anſichten für jeden denkenden Geiſt nicht nur zuläſſig, ſondern ſogar rathſam, ſich nie einer Erörterung, woſern ſie nur mit Gründen geführt wird, zu verſagen. Durch ſie kann die Erforſchung der Wahrheit immer gewinnen[26]). Indem die Vernunft die Grenzen der menſchlichen Erkenntniß zu erforſchen ſtrebt, erleichtert und ſichert ſie uns den Erwerb der Wahrheit, und ſchützt ſie uns vor Trug und Täuſchung; ſie hält den Wahn falſcher Wiſſenſchaft von uns fern und verhilft uns zuletzt zum Beſitz der wahren. Das Eingeſtehen ſeines Nichtwiſſens iſt jedoch für Niemand ein Hinderniß zur Wahrheit zu gelangen, wohl aber ein großes iſt der Glaube oder das Vorgeben: man wiſſe, was man nicht weiß[27]). — Leichtgläubigkeit führt nicht weniger in Irrthum als ſprödes Verwerfen des Glaubwürdigen, und die Anmaßung, bloße Meinungen für ſichere (gewiſſe) Wahrheit auszugeben, iſt ſelbſt ein Irrthum. Die zugleich unwiſſende und leichtgläubige Menge läßt ſich nur gar zu leicht durch Vorſtellung oder Anpreiſung von Dingen, von denen ſie gar nichts verſteht, oder auch nur durch blendende Worte ohne Sinn oder von vieldeutigem Sinn in die Irre führen[28]). Die Wahrheit iſt hingegen oft das Antheil von Einem unter Tauſenden geweſen, die dieſen Einen laut verſpotteten[29].

---

[23]) Einzig von der Intelligenz (dem denkenden Geiſt) betrachtet, ohne daß die Stimme des Herzens befragt wird, ſtellt ſich die Welt als unter dem Geſetz unbedingter Nothwendigkeit ſtehend, dar, und ſo entſteht eine Weltbetrachtung, wie die von Spinoza, welcher die Mathematik an die Stelle des Herzens geſetzt hat. Vergl. *Renouvier* Manuel de Philosophie moderne p. 251.

[24]) „Le coeur a ses raisons que la raison ne connait point." *Pascal* Pensées ch. 28. n. 58. — „Eines iſt in unſerer Seele, welches wir nicht aufhören können, mit der höchſten Verwunderung zu betrachten, und wo die Bewunderung rechtmäßig, zugleich auch ſeelenerhebend iſt, und das iſt: die urſprüngliche moraliſche Anlage in uns überhaupt. — Selbſt die Unbegreiflichkeit dieſer eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeiſterung wirken, und es zu den Aufopferungen ſtärken, welche ihm nur die Achtung für ſeine Pflicht auflegen kann." Im. Kant Die Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft. 1798. S. 53. 55.

[25]) Arth. Schopenhauer (Die Welt als Wille und Vorſtellung. 1844. I. S. 306.) meint, es ſei handgreiflicher Widerſpruch, den Willen frei zu nennen und doch ihm Geſetze vorzuſchreiben, nach denen er wollen ſoll. Dieſer Widerſpruch findet aber gar nicht ſtatt. Wohl wär' es ein Widerſpruch von Freiheit des Willens zu reden, wenn es keinen Unterſchied zwiſchen Vernünftig und Unvernünftig, gerecht und ungerecht, Gut und Böſe gäbe, zwiſchen dem der Wille wählen kann. Das Geſetz läugnet nicht die Freiheit des Willens in ſeiner Wahl, es ſpricht nur die Bedingungen aus, an welche die Vernunftgemäßheit, Gerechtigkeit, Güte einer Handlung gebunden iſt.

---

[26]) „Wenn nichts ſo ungereimt iſt, das nicht ein Philoſoph gelehrt hätte, ſo müßte einem Philoſophen auch nichts ſo ungeräumt vorkommen, daß er nicht prüfen und unterſuchen ſollte, eh' er ſich unterſtände es zu verwerfen.“ J. G. Hamann.

[27]) Sokrates ſetzt in ſeiner Vertheidigung gegen die Sophiſten ſeinen Vorzug an Weisheit vorzüglich darein, daß er, was er nicht weiß, auch nicht glaube zu wiſſen. — „Beſſer, man glaube nicht zu wiſſen, was man in der That nicht weiß, als das Gegentheil,“ ſagt *Jordano Bruno* (Opp. I. 133.) Wichtige Regel für Jeden, der nach Wahrheit forſcht!

[28]) Rien ne persuade tant les gens qui ont peu de sens, que ce qu'ils n'entendent pas. Mémoires de *Retz*. I. 330. Daher iſt oft, was die Menge (der große Haufen) verlangt und für recht und gut hält, das Verkehrteſte. Argumentum pessimi *turba* est. Seneca de Vita beata. c. 2.

h) Der Zuſtand der Ungewißheit iſt freilich dem Menſchen unbehaglich, und das Nachdenken und Forſchen, um zur Gewißheit zu kommen, beſchwerlich. Viele ſuchen daher in der Ungeduld ſich durch Zähheit und Heftigkeit im Feſthalten irgend einer (bejahenden oder verneinenden) Behauptung zu helfen. Die ſtets bereitwilligen Ohren der Menge aber verſchlingen mit Gierde jede Kunde oder Sage von außerordentlichen Dingen als Wahrheit, eh' irgend eine Unterſuchung ſie geprüft hat. Dies iſt nun ſicherlich der Weg nicht, um der Wahrheit näher zu kommen, wohl aber der Weg, um den Wahrheitsſinn zu ſchwächen, wo nicht gar zu verlieren. Wer ferner ſich einbildet, ſichere, unvergängliche Wahrheiten, denen aber Viele abgeneigt ſind, durch einen Beiſchlag von Irrthum oder falſchem Schein Eingang zu verſchaffen, muß einen ſonderbaren Begriff von der Wahrheit haben und wird am beſten thun, auf ihr Apoſtelamt zu verzichten. Ein anderes iſt es mit Irrthümern, die neben der Wahrheit unter den Menſchen aufgewachſen ſind. Dieſe Irrthümer werden um ſo ſicherer verdrängt oder unſchädlich gemacht, je kräftiger das Wachsthum der Wahrheit gefördert wird. Denn eine lebenskräftige Wahrheit verträgt ſich mit keiner Unwahrheit.

i) Die Erkenntniß der bloß verneinenden Wahrheit iſt unzureichend, den Menſchen zum Guten zu leiten und zu bewegen. Dazu iſt auch die Erkenntniß der bejahenden Wahrheit erforderlich. Verneinungen, die mit unſerm ſittlichen Bewußtſein im Widerſpruch ſind, enthalten einen wichtigen Grund gegen ihre Wahrheit. Denn wie kann das, was mit dem Gewiſſeſten, deſſen der Menſch ſich bewußt iſt, im Widerſpruch ſteht, in Wahrheit beſtehen[30]? Selbſt mit dem Weſen unſerer Vernunft, welche nach Erkenntniß des harmoniſchen Zuſammenhangs aller Dinge ſtrebt, ſind ſolche Verneinungen nicht in Einklang zu bringen. Durch Anerkennung derſelben würde ſie ihr eigenes Weſen aufheben und aller Wahrheitserkenntniß entſagen. Wenn auch die Dialektik (die Logik des Scheins) mit ihren Schlüſſen auf Verneinung jede Gegenrede der Intelligenz verſtummen macht, ſo wird doch dadurch das ſittliche Bewußtſein weder widerlegt, noch entkräftet[31]). — Damit eine noch unerkannte Wahrheit, durch welche die Sittlichkeit der Geſinnung und des Lebens begründet werden ſoll, in einem

---

[29]) Fr. H. Jakobi's Werke II. 416. Wie werthlos iſt daher die Zuſtimmung aller Thoren und Idioten der Welt gegen die eines einzigen Weiſen!

---

[30] Den Zuſtand, in welchen die bloße Verneinung den Wahrheitliebenden verſetzt, ſchildert Fenelon mit den Worten: Je ne puis me défendre de l'erreur qui m'entraîne, ni renoncer à la vérité qui me fait. *Oeuvres* I. 149.

[31] In Bezug auf die den Menſchen inwohnende Idee von Gott und der Willensfreiheit macht Kant (Critik der reinen Vernunft VII. Auflage S. 373.) die einleuchtende Bemerkung: „Da die Antitheſis (die Verneinung) nirgend ein Erſtes einräumt, und keinen Anfang, der ſchlechthin zum Grunde des Baues dienen könnte, ſo iſt ein vollſtändiges Gebäude der Erkenntniß bei dergleichen Vorausſetzungen gänzlich unmöglich. Daher führt das architektoniſche Intereſſe der Vernunft (welches nicht empiriſche, ſondern reine Vernunfteinheit a priori fordert) eine natürliche Empfehlung für die Behauptungen der Theſis (der Bejahung) bei ſich." — Man vergleiche damit die Bemerkung des Origenes: „Wie das Auge von Natur Licht ſucht und Sichtbares und der Leib Speiſen und Getränke von Natur begehrt, ſo iſt unſerm Geiſte das Verlangen nach Erkenntniß der göttlichen Wahrheit und nach Erforſchung der Welturſachen eigen und angeboren. Wir haben aber ein ſolches Verlangen von Gott nicht empfangen, um es niemals ſtillen zu dürfen oder zu können; ſonſt müßte ja Gott der Schöpfer unſerm Geiſte den Trieb nach Wahrheit vergebens eingepflanzt haben." Origenes Ueber die Grundlehren Abſchn. X. n. 4. — Il est des vérités qu'on ne prouve point, que l'on ne peut prouver logiquement, vérités cependant très-certaines, et même les plus certaines, puisque c'est par elles que s'établit la certitude de toutes les autres. *Lamennais* Esquisse d'une Philosophie 1840. I. pref. V.

Volke Geltung erhalte, muß ſie vorzüglich denen zugänglich und beliebt gemacht werden, bei denen am meiſten Einfalt und Unbefangenheit des Geiſtes zu finden iſt, insbeſondere bei den Ungelehrten, dem weiblichen Geſchlecht und den Kindern. Denn dieſe werden am wenigſten von Menſchenfurcht und falſcher Ehre abgehalten, der ſchlichten Wahrheit Gehör zu geben.

k) In Allem kann nur *Eine Wahrheit* beſtehen. Nur mit völliger Verkennung des Weſens der Wahrheit kann man fragen: welche unter zwei entgegengeſetzten Wahrheiten die wahre ſei? Von zwei vermeintlichen oder angeblichen Wahrheiten, die einander entgegengeſetzt wären, ſind gewiß entweder beide oder iſt doch eine nicht wahr. Wohl kann ein Gegenſtand mehrere Seiten haben, von denen er betrachtet werden muß. Aber dieſe Betrachtung, wenn ſie richtig iſt, kann doch nur zu Einer Wahrheit führen.

l) Eine große erhabene *Idee* verleiht der Seele, wenn ſie innig von ihr ergriffen iſt, für ſchwierige und edle Unternehmungen die nachhaltige Ausdauer der Kraft und des Muthes, die zur Ausführung nöthig iſt. Je reiner eine ſolche Idee von Eigennutz iſt, je weniger ſelbſtiſche Schwächen oder Leidenſchaften ſich ihr beigeſellen, deſto mehr gewinnt ſie an ausdauernder Stärke[32].

m) Die Beſchäftigung mit materiellen Dingen kann den Geiſt in lebhafte Thätigkeit verſetzen, kann ihm zur Schärfung und Bildung der Intelligenz dienen, und ihm auch manchen Genuß gewähren. Sie kann ihn aber ſo wenig als die Wahrheit, die blos mit den Sinnen aufgefaßt wird, befriedigen.

---

[32] Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken:
Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus. (Schiller.)

Dazu iſt nöthig, daß er ſich auch ernſtlich mit Dingen beſchäftige, die unmittelbar ihm (dem Geiſt) angehören. Unter dieſen iſt aber die Idee von Gott dasjenige, wo ſich alle Wahrheiten wie in ihrem Mittelpunkt vereinigen. In ihr liegt der höchſte Erklärungsgrund von Allem. Sie iſt die äußerſte Grenze, der Schluß- und Endpunkt aller Erkenntniß. Sie erſt gibt allen Erkenntniſſen Einheit und Ergänzung, und nur in ihr finden alle Strebungen des Gemüths und Willens Uebereinſtimmung und wahre Befriedigung[33]. Es läßt ſich aber gar kein Maß beſtimmen, in welchem die Idee von Gott im einzelnen Menſchen an Weite und Klarheit dadurch zunehmen kann, daß ſein Geiſt in gründlicher Erkenntniß ſeiner Selbſt (der innern Welt) und des Weltganzen (der äußern Welt) fortſchreitet. Die Laufbahn dieſes Fortſchreitens iſt unermeßlich. Und dennoch iſt ſchon die Art und Weiſe, wie Gott ſich dem Menſchen durch ſein Gewiſſen und ſeine Anſchauung und Betrachtung der äußern Welt kund gibt, hinreichend, um ihm von ſeinem Weſen eine Vorſtellung beizubringen, die an Erhabenheit alle andern Vorſtellungen weit überbietet. Die Idee von Gott iſt und bleibt für einen Jeden die höchſte, und darin liegt die Aufforderung an ihn, ſich ganz vorzüglich die möglichſte Aufhellung dieſer Idee zur Angelegenheit zu machen. Ohne innigen Glauben an Gott kein Glaube an die Menſchen und keiner an ſich ſelber, kein Vertrauen zu den Eltern, zu den Vorgeſetzten, deren wahres Anſehen darauf beruht, daß ſie uns von Gott beſtellt ſind. Der Menſch muß in ſeinem Denken, Forſchen, Wollen und Thun, damit daſſelbe mit ſeinem ſinnlichen, geiſtigen und ſittlichen Organismus und mit der Ordnung des Weltalls, ſo weit er mit ihr in Berührung ſteht, übereinſtimme, von dem Glauben an Gott, dem Unendlichen ausgehen und beſtändig in ihm beharren, weil in Gott alle Weſen ihren Urſprung, ihren Beſtand, ihr Geſetz und Endziel haben. Aber von dem Augenblick an, wo der Menſch die Idee von Gott nur ſo auffaßt, behandelt und verfolgt, als ob er ſelbſt nicht ein endliches, beſchränktes, abhängiges Weſen wäre, betritt er den Weg zu einer Verirrung, die bis zum Wahnſinn und zur Verruchtheit ſich ſteigern kann. Je weiter es hingegen der Menſch durch Erkenntniß ſeiner Selbſt und der Schöpfung um ihn her und durch gewiſſenhaftes Leben in der Aufhellung der ihm inwohnenden Gottesidee bringt, deſto mehr wird ſich auch ſein Benehmen gegen die Mitmenſchen der Vollkommenheit nähern. Er wird immer deutlicher und lebhafter den Willen Gottes und in ihm ſein oberſtes Geſetz erkennen und ſich immer mächtiger zur Erfüllung dieſes Geſetzes angetrieben fühlen. Die wahre Gerechtigkeit und Liebe wird Jeglichem von Gott durch ſein Gewiſſen verkündigt; es iſt diejenige, von welcher Gott ſelbſt als das höchſte Ideal gedacht werden muß. Auch laſſe der Menſch nie außer Acht, daß religiöſe Wahrheiten nicht blos gedacht und erkannt, ſondern auch vom Gemüth und Willen erfaßt, mithin gefühlt und empfunden werden müſſen, um wirkſam für das Leben zu werden. Dieſem kann allein das reine und innige Vertrauen auf die oberſte Lenkung aller Dinge durch Gott, den Unendlich-Vollkommnen, das aus dem in Liebe thätigen Glauben an Ihn hervorgeht, einen unerſchütterlichen Haltpunkt verleihen. Vor einem ſolchen Vertrauen muß das Beſchränkte und Verwirrende in den Erſcheinungen des irdiſchen Lebens verſchwinden, während es den Muth und die Kraft erhöht und ſtärkt, dahin zu ſtreben, daß es Licht werde, wo Nacht hereinzubrechen droht.

---

[33] „Das Ewige und Göttliche wird dadurch dem einzelnen Menſchen verhüllt und entfremdet, daß er von dem beherrſcht wird, was er beherrſchen ſollte. *S. Augustini* De Trinit. L. X. XI. XII. XIV. XV. L'homme pieux et l'homme athé parlent toujours de religion. L'un parle de ce qu'il aime, l'autre de ce qu'il craint. *Montesquieu* Esprit des Loix L. XXV.

n) Einzig das unendliche Weſen enthält keine Gegenſätze, weil ſeine Vollkommenheit jeden Gegenſatz ausſchließt. Dagegen über jeden andern Gegenſtand der Forſchung bringt nichts der Wahrheit näher, als die Entdeckung und Beleuchtung der Gegenſätze, die ſich darin befinden. Denn daraus ergeben ſich der Umfang und die Begrenzung, das Maß und die Schranken aller endlichen Dinge. So nothwendig aber zur richtigen Erkenntniß von dieſen die Erforſchung ihrer Gegenſätze iſt, ſo rühren doch eine Menge Uebelſtände davon her, daß wir in Allem nur auf die Gegenſätze ſehen wollen, nur dieſe werth halten, und anſtatt nach ihrer Verſöhnung zu trachten, nur irgend ein Aeußerſtes mit ſteifer, zäher Einſeitigkeit feſthalten und verfolgen.

o) Der Zweifel ſollte uns nur gegen die Macht ſchädlicher Vorurtheile und die Zudringlichkeit des Anſehens ſchützen, welches das Herkommen oder die gemeine Meinung oder irgend ein anderer Machthaber ſich anmaßt, um eine Auflehnung gegen die Anerkennung von Wahrheitsgründen zu erzwingen. Er ſoll uns vor der Leichtgläubigkeit und vor der Einbildung etwas zu wiſſen, was man doch nicht weiß, bewahren; hingegen ſoll er den Forſcher nach Wahrheit nicht entmuthigen, ſondern vielmehr zu größerer Anſtrengung antreiben [34]. Durch Erregung von Zweifeln kann allerdings kein

---

[34] Je mehr auf der einen Seite forſchende Geiſter das Gebiet ihres Wiſſens ausdehnen zu können glaubten, deſto entſchiedener traten andere mit der Verzweiflung dieſes Wiſſens hervor. Von beiden Seiten wurde vielfältig die Natur des Erkenntnißvermögens

Glauben an das Göttliche begründet werden. Vielmehr würde er durch ſie leicht verhindert oder erſtickt, wenn ſie ſeiner feſten Begründung im Gemüthe vorhergingen, weil vor einer ſolchen Begründung der ſeichteſte Zweifel Geiſt und Herz irre machen oder beſtechen kann. Doch mag es einzelne im Denken und Forſchen ſo Verkommene geben, daß ſie nur der Zweifel, nachdem er ſie durch die öden Steppen aller Verneinungen deſſen, was dem Bedürfniß des Herzens zuſagt, bis zur Verzweiflung im Kreiſe umhergeführt hat, zur Erkenntniß von Gott und der mit ihr verbundenen Wahrheiten zurückzuführen vermögend iſt 35). Dieſer rauhe dornigte Weg iſt aber nicht der naturgemäße, Allen vorgezeichnete, um zur lebendigen Erkenntniß jener Wahrheiten zu gelangen. Durch das Selbſtbewußtſein und die Naturbetrachtung geweckt, wird die Idee von Gott mittelſt der Erfahrungen des Lebens in des Menſchen Bruſt dergeſtalt gekräftigt, daß ſie in ihr den Zweifel entweder nicht aufkommen, oder doch nicht zu einer beunruhigenden Stärke erwachſen läßt, weferne nur der Menſch ſeinen Willen nicht der Herrſchaft verkehrter Lüſte hingibt 36). — Nur dieſer Herrſchaft iſt der Zweifel willkommen; ſie iſt es, welche den Zweifel als Bundesgenoſſen zu Hülfe ruft, um das Bewußtſein eines unbeſtech-

---

verkannt. Daher ſo viele Ausſchweifungen des Dogmatismus ſowohl als des Skepticismus! Richtig bezeichnet Pascal (Pensées ch. XX.) die Grenzen zwiſchen beiden: „Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le dogmatisme. Und Nous avons une idée de la Vérité invincible à tout le Pyrrhonisme.“

35) „Le savant est porté au scepticisme, puisque c'est l'état naturel de l'esprit (des Verſtandes) qui soupçonne ses propres facultés (et) qui est obligé d'aller chercher la vérité hors de lui. *A. Blanc St. Bonnet* De l'unité spirituelle II. 306.

36) Tenez votre âme en état de désirer toujours qu'il y ait un Dieu, et vous n'en douterez jamais. *J. J. Rousseau.*

lichen Richters über das Gute und Böſe zu erſticken [37]. Zweifel und Vorurtheile ſtehen einander gegenüber. An die Stelle des Vorurtheils tritt zuweilen der Zweifel, und dieſer zeigt ſich dann wohl um ſo ſpröder und zäher, je eingewurzelter das Vorurtheil war. Die Meinung, daß alle Vorurtheile geradezu aus der Welt verbannt werden könnten, wäre ſelbſt ein Vorurtheil [38]. Für die große Menge iſt der Glaube an manche wirkliche Wahrheiten nur ein Vorurtheil [39]. Aber auch wo irrige Vorurtheile ſich mit ehrwürdigen Geſinnungen verſchmolzen haben, gebührt ihnen viele Schonung, damit dieſen Geſinnungen kein Eintrag geſchehe. (Vergl. Matth. XIII. 29.)

p) *Ohne reinen und feſten Willen* ſind die größten Gaben der Intelligenz, der größte Reichthum an Kenntniſſen und alle Talente unzureichend, dem den Menſchen inwohnenden Sinn für Wahrheit und Tugend zum Sieg zu verhelfen; ſie können vielmehr dieſen Sieg nur erſchweren oder verhindern. Der Wille iſt das reellſte, unabhängigſte Vermögen und Eigenthum, das der Menſch beſitzen kann. Iſt der Wille böſe, verkehrt oder ſchwach, ſo wird alles Andere für ihn ungewiß, ſchwankend, hinfällig und werthlos [40].

---

[37] „Für den, der Zweifel hat, bleibt immer das Beſte, ſich zur Partei der edelſten Menſchen von allen Nationen (und Zeiten) zu halten.“ (*Heinſe*).

[38] Allerdings gibt es unter den im Denken weniger Geübten (Ungelehrten) die *meiſten Vorurtheile*, unter den Gelehrten aber *am meiſten Irrthümer*. Uebrigens fehlt es auch unter dieſen an Vorurtheilen nicht, und ſie ſind genöthigt, Vieles als wahr anzunehmen, was ſie *nicht* beweiſen können.

[39] Viele Wahrheiten nämlich, die nur durch wiſſenſchaftliche Forſchungen zur Erkenntniß gebracht werden können, bleiben für die, welche Fremdlinge in der Wiſſenſchaft ſind, nur Vorurtheile.

[40] La *volonté* — seule est vraiment *notre* et notre *puissance;* tout le reste, entendement, mémoire, imagination peut être ôté, altéré, troublé par mille accidens, et non la volonté. *Charron* De la Sagesse L. I. ch. 19. n. 1.

q) **Was nicht mit Liebe**, obgleich mit vieler Intelligenz geſchieht, wird nie recht und völlig gedeihen. So in Allem — im Lernen, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, im Privat- und öffentlichen Leben. Liebe drückt allem menſchlichen Beginnen und Thun erſt das Siegel der Vollendung auf [41]. Die Liebe gibt uns die Kraft nicht nur die Andern, ſondern auch, was oft eben ſo ſchwer hält, uns ſelber zu ertragen, und obgleich wahre Hingebung für Andere ohne Selbſtgefühl nicht denkbar iſt, ſo ſchützt uns doch nur die Liebe vor jeder Selbſtüberhebung, weil ſie uns unſer Selbſt nur im Vergleich mit dem Einzig-Vollkommnen zu betrachten erlaubt, hingegen uns antreibt, überall im Endlichen einen Widerſchein des Göttlichen zu entdecken. Der Charakter der Liebe iſt daher eine gewiſſe **Freudigkeit des Herzens**, welche ſelbſt die ſchmerzlichſten Erfahrungen nicht auszulöſchen vermögen. — Selbſt die Behauptung und Vertheidigung der Wahrheit muß, um die rechte gute Frucht zu bringen, mit Liebe geſchehen. Die Liebe meidet aber allen Schein, weil dieſer nur zu leicht durch Weckung von Leidenſchaften den Sinn, die Empfänglichkeit für die Wahrheit trübt und ihrer Anerkennung hinderlich wird. Auch hält die Liebe davon ab, ſich mit Leichtſinn oder unüberlegtem Eifer der Verfolgung auszuſetzen, weil dieſe die Schwierigkeit der Wahrheit Eingang zu verſchaffen noch vermehrt. Läßt ſich jedoch dem Streit und der Verfolgung durchaus nicht ausweichen, dann wird es Pflicht, die Verfolgung mit Muth und Gelaſſenheit zu ertragen und ſich dem Streit mit der Würde und Mäßigung zu unterziehen, die der Wahrheit geziemen und ihre Kennzeichen ſind.

---

[41] Majus est amare quam cognoscere: nam dilectio est cognitionis terminus. *S. Thomas Acquinensis.* Vergl. 1. Kor. XIII.

r) Wenn über irgend eine Frage Satz und Gegenſatz, Bejahung und Verneinung ſich von der Intelligenz mit gleich ſtarken (unwiderleglichen) Gründen beweiſen laſſen, kann man ſicher annehmen, daß der Gegenſtand der Frage ſich außer dem Erkenntnißkreis der Intelligenz befinde, oder daß in der Frage ſelbſt ein innerer Widerſpruch (Nonsens) enthalten ſei, daß mithin der Streit darüber unaufhörlich fortgeſetzt, aber nie zur Entſcheidung gebracht werden könne. — Jede Vermengung von Dingen, die weſentlich verſchieden ſind, iſt ein Mißgriff, der Verwirrung und Unordnung im Gedankengang veranlaſſen muß. Aber auch dies iſt ein Mißgriff, wenn man Dinge, die in Verhältniſſen miteinander und ſogar in Wechſelwirkung ſtehen, ganz von einander trennen und abſcheiden will. Alle wirklichen Dinge der Welt befinden ſich nach ihrer Anordnung in einem gewiſſen Zuſammenhang, und gerade darin beſteht die höchſte Weisheit, dieſen Zuſammenhang in Allem zu erforſchen, zu beachten und zu fördern[42]. So weſentlich verſchieden z. B. Leib und Geiſt ſind, ſo hat ſie doch Gott beim Menſchen auf eine ihm unbegreifliche Weiſe ſo zuſammengefügt, daß ſie einander behülflich ſein ſollen. Des Menſchen Aufgabe iſt es, dahin zu trachten, daß dies ſo geſchehe, wie es ſeiner Beſtimmung gemäß iſt. Und ſo verhält es ſich auch mit dem Verhältniſſe zwiſchen andern Dingen. So oft in dem Bereiche der Erkenntniß oder der Kunſt oder der Sittlichkeit der wirkliche wahre Zuſammenhang der Dinge verkannt wird oder unbeachtet bleibt, müſſen daraus (mehr oder weniger) für die Erreichung und Verwirklichung des Wahren, Guten und Schönen Hinderniſſe hervorgehen. — Lehren und Meinungen des Tages treten oft mit großer Anmaßung auf. So lange ſie aber die Prüfung noch nicht beſtanden, haben ſie die Natur des Windes. Gegen die nachtheiligen Wirkungen ſolcher Windzüge im Geiſterreich kann man die Wahrheit nur durch unbefangene und gründliche Prüfung ſchützen.

---

[42] Wir können dies freilich nur annäherungsweiſe. Wäre uns aber der Ein- und Durchblick in die Geſammtheit der Welt und ihre Beſtandtheile verliehen, ſo würden wir einſehen, wie jedes Ding von dem, was im Weltall vorgeht, berührt werde.

5) Die Liebe der Wahrheit und das Streben nach ihrer Erkenntniß und Befolgung ſollte, ihrer Natur gemäß, nie ſtille ſtehen, ſondern ſtets zunehmen. So wär' es auch wirklich, ſtände nur das Widerſtreben der Sinnlichkeit und Selbſtſucht nicht im Wege. Dagegen reicht ſelbſt die Einſicht des mit der Wahrheit verbundenen Vortheils nicht immer aus. Denn auch die Unwahrheit bietet, wenigſtens ſcheinbar, Vortheile und macht ſie geltend. Der Menſch gewöhnt ſich auch an die Unwahrheit und gewinnt ſie lieb. Aber nur die Liebe der Wahrheit wegen ihrer Selbſt trägt die Bürgſchaft ihrer Beharrlichkeit in ſich. Wie könnte hingegen der Glaube an etwas, das man nicht für wahr hält und ein Handeln nach ſolchem Glauben, wie Manche wähnen, Gott gefallen?

B. Zu den vorzüglichſten Gaben, die der Menſch erhalten hat, gehört die: nach der Wahrheit zu ſtreben, ſie auszuſprechen und Andern Gutes zu erweiſen. Das Wahre und Gute ſind auf's engſte verſchwiſtert. Daher kann auch der Sinn für die Wahrheit nur in Harmonie mit dem Sinn für das Gute Beſtand haben. Das Herz, der gute Wille iſt die Quelle der Tugend, nicht die Intelligenz und ihr Gebrauch; wohl aber kann die Intelligenz und ihr Gebrauch das Herz, den Willen vor mancher Täuſchung und Verirrung bewahren. Der Wille iſt im Menſchen vor aller Erkenntniß. Allein jeder Akt des Willens erfolgt erſt nach irgend einer Vorſtellung, die Vorſtellungen aber ſind Erzeugniſſe theils der Sinne, theils der Intelligenz (Verſtand und Vernunft), theils des Gewiſſens, theils auch der Einbildungskraft. — Der Wille iſt der Urgrund aller Verwirklichung des Wahren und Guten, aber auch des Unwahren und Böſen im Menſchen. Die größte vollkommenſte Erkenntniß wird nur dann dem Menſchen zur Erreichung des höchſten Guts verhülflich, wenn ſie mit einem guten Herzen, d. i. einem ganz dem Sittlich-Guten zugewendeten Willen verbunden iſt. Gott ſieht nur auf das Herz. Das Herz iſt die lebendige Werkſtätte, wo die Beweggründe und Antriebe, nach denen der Wille ſich beſtimmt, verarbeitet, gleichſam geſchmiedet werden. Wenn das Herz den Reizen der Sinnlichkeit und den Rathſchlägen der ſelbſtſüchtigen Klugheit zu ſehr nachhängt und nachgibt, wenn es die Sinnentriebe und bloßen Einbildungen, die böſen Neigungen, die Leidenſchaften dergeſtalt hegt, daß ſie freien Spielraum gewinnen, dagegen den Einſprüchen der Vernunft und des Gewiſſens das Gehör verſagt, wenn es ſchlimme Angewöhnungen aufkommen läßt, dann vermehren und verſtärken ſich in ihm die Beweggründe und Antriebe zum Böſen, und der Sinn für das Gute wird ſo ſtumpf, und der Wille, der ſich für daſſelbe entſcheiden ſollte, wird ſo geſchwächt, daß der Menſch ſelbſt bei voller Erkenntniß des Guten für das Böſe ſich entſchließt.

C. Der Sinn für das Schöne und Erhabene iſt wie der Sinn für das Wahre und Gute dem Menſchengeiſt urſprünglich eigen; er iſt im Grund der nämliche Sinn, nur ganz und blos dem Gefühl, der Phantaſie und der äußern Anſchauung zugewendet. Schönheit hat eine Zaubermacht, für deren Eindruck jeder Menſch empfänglich iſt, den die Natur nicht ganz verwahrloſt hat oder deſſen natürliche Anlagen nicht ganz verkrüppelt oder abgeſtumpft ſind. Dies gilt auch vom Erhabenen d. i. dem, wovon der Eindruck die Seele erhebt; doch weniger allgemein. In ſeiner Lauterkeit iſt das Schöne und Erhabene ein Abglanz, ein Widerſchein des Wahren und Guten, Edeln, Idealen, wie es dem Gefühl, der Phantaſie und der Anſchauung des Betrachters ſich darſtellt, ohne daß dieſer dabei irgend einen Zweck zum Augenmerk nimmt. Der Grund, warum etwas uns als ſchön oder erhaben erſcheint, liegt in einer von dem Geiſt aufgefaßten Harmonie, deren Eindruck in uns ein Wohlgefallen erregt, das von irgend einer Abſicht oder einem Beſtreben unabhängig iſt. Das Anſchauen oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen kann zwar Begierden in uns erwecken oder beleben. Aber an ſich ſelbſt iſt es frei von Begierden, und dieſe, wenn ſie erwachen, dienen gewöhnlich mehr dazu den Sinn für das Schöne und Erhabene zu trüben und zu ſtören, als ihn zu ſchärfen, zu erhöhen und zu unterhalten. Das Schöne, als Widerſchein des ewig Guten und Wahren weckt Begeiſterung, weckt des Künſtlers Trieb ſeinen Werken dieſen Widerſchein anzueignen. Das Gute und Wahre hat das mit dem Schönen gemein, daß ihnen Harmonie zum Grunde liegt, was eine Verwandtſchaft und Sympathie zwiſchen ihnen ſtiftet [43]. In ſeiner höchſten Lauterkeit und Vollendung iſt das Schöne und Erhabene die hellſte und reinſte Abſpiegelung der Idee des Göttlichen, der Fülle von Vollkommenheit. „Wie ein Geſicht ſchön wird dadurch, daß es Seele, ſo die Welt dadurch, daß ſie

---

[43] In Platons Gaſtmahl p. 210 u. fg. zeigt Sokrates, wie die Schönheit der Seelen weit herrlicher ſei, als die der Leiber, und wie die Liebe des Geiſtig-Schönen unſterbliche Früchte hervorbringe.

Gott durchſcheinen läßt“ 44). Dieſe Verwandtſchaft des Sinns für das Schöne und Erhabene mit dem Sinn für das ewig Wahre und Gute oder das Göttliche macht es einleuchtend, daß die Ausbildung und Reinbewahrung des erſtern von ungehörigen Einflüſſen ein der Menſchennatur angemeſſenes Hülfsmittel zur Belebung und Förderung des Sinns für das Wahre und Gute darbiete. Die Zaubermacht des Schönen und Erhabenen iſt die Bezähmerin des Wilden und Rohen. Der Sinn dafür ſoll auch die Menſchen nicht nur von Roheit und Verwilderung behüten, ſondern auch vor Erſchlaffung, indem er zugleich den Geiſt anſpannt und das Herz erweicht, die Gedanken erhebt und die Sitten mildert. Dadurch macht er auch die Menſchen für Anerkennung des Wahren und Uebung des Guten empfänglicher und tüchtiger. Der Sinn und die Kunſt des Schönen iſt den Menſchen verliehen, um die Gegenſätze zwiſchen ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Natur zu verſöhnen. Der Sinn, der Genius des Schönen vereinigt und verſchmelzt, was in der Natur, in Denken und im Handeln getrennt und oft im Widerſtreit ſich darſtellt. Die Liebe des Schönen kann aber in der Sinnlichkeit untergehen. Wenn ſie dann in Leidenſchaft übergeht, oder mit ſolcher ſich vermengt, kann ſie zu allen Ausſchweifungen verlocken und hinreißen, denen die Leidenſchaft unterworfen iſt. Um dem zu entgehen, muß die Liebe zum Schönen ſich ſtets mit den ewigen Geſetzen des Sittlichguten in Einklang ſetzen und erhalten.

D. Für den *Bereich* und den *Fortſchritt* der Erkenntniß, der Kunſt und der ſittlichen Vervollkommnung können wir zwar keine unverrückbare Grenze beſtimmen, ſo wenig als für

---

44) Fr. Jakobi's Werke VI. 153.

unſere Fähigkeit es hierin weiter zu bringen. Dennoch können wir uns auf allen dieſen Gebieten nur durch eine gewiſſe Begrenzung etwas Tüchtiges aneignen, dadurch nämlich, daß wir in einem beſtimmten Umkreis unſere Intelligenz, unſer Gefühl, unſer Talent und unſern Willen bethätigen. Erſt viele ſolcher Bethätigungen können eine wirkliche Wahrheiterkenntniß, einen Tugendcharakter, einen Künſtler und ein Kunſtwerk (in was immer für einem Fach) zu Stande bringen. Geneigtheiten, Willensregungen, Stimmungen für das Gute, Wahrerkannte, Große, Erhabene zeigen ſich auch in ſchwachen Seelen. Da ſie aber nicht in ſtarken Ueberzeugungen gegründet und von keiner tiefen Geſinnung belebt ſind, ſo ſind ſie blos vorübergehend und können keine Thaten, am wenigſten einen Charakter erzeugen; ſie zerſchellen ſchaumähnlich wie Wellen an jeder Schwierigkeit. — Glaube, denke, wolle immer nur Eines, und du ſtehſt über der (vielbewegten) Welt und du beherrſcheſt ſie. Uebereinſtimmung bringt aber in unſere Gedanken, unſer Wollen und unſere Handlungen nur allein den Sinn für Wahrheit, für Gerechtigkeit und Tugend und ſomit auch für das Schöne und Erhabene. Dieſer dreifache Sinn, dem Menſchengeiſt urſprünglich eingepflanzt, ſteht unter allgemeinen, vom Wechſel der Dinge nicht abhängigen Geſetzen und hat ſeinen tiefſten Grund in dem Sinn für das Göttliche. Erſt dieſer gibt ihm Feſtigkeit und Einheit und wird das Band ſeiner Vollendung. Der Menſch, der mit allem Ernſt des Willens nach dem Wahren, Guten, Erhabenen und Schönen trachtet, es aber auf Erden nirgend in ſeiner Vollkommenheit verwirklicht findet, wird zum Glauben an eine unſichtbare Welt hingetrieben, wo es verwirklicht iſt, und dieſer Glaube bekommt ſeine Stärke von der Ueberzeugung, daß ein Weſen iſt, welches die Fülle alles Wahren, Guten, Erhabenen und Schönen in ſich befaßt. — Die Erkenntniß des unendlich-vollkommnen Urhebers des Weltalls gibt allen unſern Kenntniſſen von dieſem den höchſten Werth, befriedigende Einheit und Harmonie; ſie bildet ihren Schlußſtein (Vergl. Buch der Weisheit XIII. 9.) Alle guten Eigenſchaften des Menſchengeiſtes ſind Aehnlichkeiten mit Gott. Seine Gedanken ſind nur in ſo fern wahr, ſeine Gefühle, ſein Wollen und Thun nur in ſo ferne gut, ſchön, edel, als ſie mit dem Weſen Gottes übereinſtimmen. Je vollendeter die Idee von Gott in einem Einzelnen, in einer Gemeinde, in einem Volk iſt, einer deſto höhern Stufe von Bildung ſind ſie empfänglich und fähig. Je ſpröder hingegen einer ſich ſträubt, Gott und ſein Geſetz zu erkennen, deſto mehr verliert er an Stärke und feſter Haltung im Denken, Wollen und Handeln, deſto öder, gehaltloſer und unbedeutender wird ihm das Leben. Zwar kann jeder Einzelne ſich ſelber im Weltall mit Grund nur als ein Atom anſehen, das im Sonnenſtrahle des Unendlichen ſich wiegt. Dennoch erhebt ihn das Bewußtſein ſeines Berufs zur Einigkeit mit dem unendlichen Weſen emporzuſtreben über alle blos materielle Dinge. Können wir gleich die Sonne (des Lichtes Born) nicht in ihrem Grundweſen erkennen, noch ihre volle Kraft und Wirkſamkeit ergründen, ſo werden wir doch von dem, was von ihr ausgeht, vielfältig berührt. So verhält es ſich auch gewiſſermaßen mit unſerer Erkenntniß von Gott. Wer in Gott den Urquell und die Fülle alles Wahren und Guten, Erhabenen und Schönen erkennt, gelangt auch zur Einſicht von dem Verband zwiſchen allem, was wahr, gut, ſchön und erhaben iſt. Dieſer Verband iſt ſo gewiß und innig, daß wir aus dem blos ſcheinbar Wahren, Guten und Schönen früher oder ſpäter das

Gegentheil hervorgehen ſehen. Ueber das, was angenehm ſei, was die Sinnen vergnüge, ſind das Gefühl und das Urtheil oft ſehr verſchieden. Da heißt es denn: jeder habe ſeinen Geſchmack. Wenn wir aber behaupten: etwas ſei wahr oder gut oder ſchön, ſo ſetzen wir voraus, daß Jedermann es bei unbefangener Betrachtung auch ſo finden und uns beiſtimmen werde. Nur hat hier der Unterſchied ſtatt, daß wir bei dem, was wir für wahr oder für gut halten, Gründe dafür angeben können, bei dem aber, was wir ſchön finden, nicht. — Um zu gedeihen, um Früchte zu bringen, müſſen Wahrheitserkenntniß und Liebe (Hingebung für das als gut Erkannte) vereint Hand in Hand gehen. Wo der Wahn ſie trennt, verſchwinden beide oder ſiechen kraftlos hin. Wahrheit iſt das Lebens-Element der Liebe, Liebe das Lebens-Element der Wahrheit. Seinem Weſen nach muß der Geiſt nach vollſtändiger Wahrheit trachten, und auch in der Liebe nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Aus dem Bewußtſein von Gott, der die Wahrheit und Liebe ſelbſt und zwar in der höchſten Vollendung iſt und von deſſen Walten entſteht für den Menſchen ſeine höchſte und umfaſſendſte Anſchauungs- und Betrachtungsweiſe von Allem in der Welt, insbeſondere von dem Leben des Menſchen und ſeinem Verhältniſſe zu ſeines Gleichen. Dem Menſchen kann die ganze Welt mit Allem, was in ihr iſt, keine wahre und volle Befriedigung geben, wenn er nicht Gott als den Mittelpunkt und Urquell alles Wahren und Guten erkennt, zu dem er ſteis mit Zuverſicht aufblicken darf, und zu dem er mit Liebe aufzublicken ſich gedrungen fühlt. Eines ſolchen Menſchen Gedanken und Leben ſind ein fortwährendes Gebet, in welches die unausſprechlichen Seufzer ſich miſchen, die an Niemand als den Einen Unendlichen ſich wenden können, der allein ſie hört, wenn jedes Ohr auf Erden ihnen verſchloſſen iſt (Röm. VIII. 26. 27.). Seinen Willen kann jeder Menſch mit dem Willen Gottes vereinigen, und würden dies Alle ſtets thun, ſie würden ſchon auf Erden heilig und ſelig. Einzig im Lostrennen von Gott beſteht das Böſe (die Sünde). Wo der Wahrheitsſinn erloſchen iſt, da hat man Grund alles Böſe zu beſorgen und es fehlt hier der Grund, auf welchem das Gute mit Zuverſicht gebaut werden könnte. Gleichgültigkeit für Wahrheit iſt ein Zeichen großer, tiefer Verdorbenheit und läßt nichts Gutes Wurzel faſſen. Ihr folgt Lügenhaftigkeit auf der Ferſe, die Mutter alles Böſen.

Die Idee von Gott, ſeinem Weſen und ſeiner Wirkſamkeit wird hingegen im Geiſte des Menſchen um ſo heller und reiner, und ihr Einfluß auf das Leben um ſo kräftiger, je mehr er durch Streben nach ſittlicher Vollkommenheit ſich Gott zu verähnlichen und auch durch das Wachsthum ſeiner Erkenntniſſe Gott näher zu kommen ſucht. Je mehr das Herz ſich von der Anhänglichkeit an das Vergängliche befreit, deſto mehr wird die Liebe des Göttlichen ſich ſeiner bemächtigen. — Keiner, in dem die Idee vom wahren Gott lebendig geworden iſt, kann zweifeln, daß Gott die Menſchen liebe, weswegen er ihnen das Geſetz der Liebe ins Herz geſchrieben hat, deſſen treue Befolgung Jeden gut und ſelig machen würde. Seiner Anlage nach kann und ſoll des Menſchen Geiſt ein Ebenbild Gottes zu werden trachten. Die Hauptzüge dieſes Ebenbilds ſind: 1) Vernünftiges Denken und Ausprägen deſſelben in allem Thun und Laſſen; 2) herzliche und thatkräftige Liebe und Liebenswürdigkeit; 3) das Beſtreben in Allem den ewigen Geſetzen, welche das Gewiſſen dem Willen kund gibt, treu nachzukommen.

E. Erziehung und Unterricht können dem Menſchen den Sinn für Wahrheit, für Gerechtigkeit und Tugend nicht erſt geben; ſie ſetzen ihn voraus, können aber das, was ſeine Entwickelung hemmt, was ihn umnebelt, was ihn entſtellt und entweiht, wegräumen, damit er ungeſtört durch Uebung ſich entfalte, läutere und ſtärke. Auf der Entfaltung, Ausbildung und Bethätigung dieſes Sinnes beruht des Menſchen Würde[45]. Gott gibt uns dafür die Mittel. Die Wahl und den Gebrauch derſelben überläßt er ſeinem freien Willen. — Wer in dunkler Nacht hell zu ſehen behauptet, iſt ein Träumer. So in der geiſtigen wie in der materiellen Welt. Damit man recht ſehe, muß es hell ſein, und dazu bedarf es des Lichtes. Forſchungen, die im Dunkel des Geheimniſſes wandeln, ſind ein Unſinn, oft ein Betrug. Von dem Glauben an die Fähigkeit der menſchlichen Intelligenz ausgebildet und aufgehellt zu werden, damit ſie das Wahre erfaſſe, zeugt das unabläſſige Beſtreben ausgezeichneter Denker, Lehrer, Schriftſteller, Geſetzgeber aller Zeiten der Wahrheit Eingang und Anerkennung zu verſchaffen. Auch das Beſtreben der Geiſtverfinſterer zeugt davon. Würden die einen und die andern ſich ſo viele Mühe gegeben haben, wenn ſie an die Empfänglichkeit der Menſchengattung für Wahrheit nicht geglaubt hätten? Zur wirklichen Erfaſſung und Aneignung der Wahrheit kann freilich nur der gelangen, der ſie liebt[46]. Wer ſie aber in der That liebt, der wird bereit ſein, ihr jedes

---

[45] Und auch eines Volkes Würde. „Nichts erhöht ein Volk mehr.“ Sprüchw. Salomo's XIV. 34.

[46] Vielen iſt eine Wahrheit blos deßwegen keine Wahrheit, weil ſie ihnen unbehaglich oder unbequem iſt, weil ſie ihren ſelbſtiſchen Abſichten im Wege ſteht. Mißverſtändniſſe ſind in den höhern Gebieten der Gedankenbewegung unvermeidlich. Sie werden da ein Uebel, wo man ſich nicht verſtehen will. Bereitwilligkeit ſich zu verſtändigen gebieten aber Vernunft und Menſchenliebe.

Opfer zu bringen. Deswegen wird immer jede Verfolgung der Wahrheit für die Liebhaber und Sucher der Wahrheit zuletzt zu ihrer Befeſtigung und Bewährung ausſchlagen. Mit der Fähigkeit ſich zu vervollkommnen und auf der Bahn der Erkenntniß und Tugend ſtets vorwärts zu ſchreiten ſteht die Thatſache nicht im Widerſpruch: daß Jeglichem nur ein gewiſſes Maß von Kraft verliehen iſt, über das er nicht hinaus kann. Denn allerdings genügt es, daß ein Jeder dieſes Maß vollſtändig gebrauche und möglichſt fruchtbar zu machen trachte. Den Sinn für Tugend wie für Wahrheit hat ein Höherer in den Menſchen gepflanzt. Aber erſt die wirklich ausgeübten Tugenden bezeugen das Vorhandenſein des Tugendſinns (daß die Tugend kein leeres Wort ſei), und erſt das Erfaſſen der Wahrheit mit gelehrigem Sinn kann den Menſchen in den Beſitz der Wahrheiterkenntniß und ihrer Früchte ſetzen [47]. Gefährliche Gegner des Wahrheitſinns ſind bald die **Hartnäckigkeit** (Rechthaberei, Starrſinn), bald die **Leichtſinnigkeit**. Erſtere beharrt auf Etwas, ohne oder auch gegen alle vernünftigen Gründe; letztere, weil ſie Anſichten und Grundſätze ohne Erkenntniß von Gründen annimmt, gibt ſie auch ohne Gründe wieder auf. Ein anderer Gegner iſt die zu große **Neigung für das Hergebrachte** in Meinungen, Anſichten und Uebungen. Sie verleitet, dem, was hergebracht, was zur Gewohnheit geworden iſt, vor der Wahrheit den Vorzug zu geben, oder die Erforſchung des Wahren und Guten zu unterlaſſen. Dadurch werden Irrthum und ſchlechte Gewohnheiten verewigt [48]). — Uebelſtände, ſo lange man gegen ſie nur mit Gefahr ſie noch zu verſchlimmern einſchreiten kann, ſollten wir doch nicht aufhören zu beklagen. Sich den Anſchein geben als ignorire man ſie, würde von Vielen als Gutheißung gedeutet.

---

[47] Jede abſichtliche Verläugnung der Wahrheit, ſei es durch ihre Verhüllung oder ihre Verneinung, iſt Lüge, deren Unſittlichkeit noch vergrößert wird, wenn ſie dem Mitmenſchen eine Wahrheit vorenthält, die ſeinem Anſpruch auf ihre Erkenntniß zum Behuf ſeiner Beſtimmung förderlich ſein kann. Denn nur dazu ſind uns die Organe zur Mittheilung der Wahrheit gegeben.

F. Der Wahrheitsſinn iſt die unentbehrliche Grundlage eines edeln Charakters. Eben deswegen iſt eine feſte, über Lob und Tadel, Gunſt und Ungunſt und den Wind der Meinungen erhabene Zuverſicht und Willenskraft ſo ſelten, ohne welche nie eine wahrhaft große und edle That geſchehen iſt. Wer zu glänzen ſucht, wird meiſt die Gründlichkeit verſäumen und in der Regel wenig Frucht hervorbringen. Die Wahrheit wird ihm gar zu leicht zur Nebenſache. Die Eitelkeit iſt der Wahrheit ärgſter Fälſcher, indem ſie nur für Lob und Tadel ein Ohr hat. Derſelben Meiſter zu werden, iſt ein ſchweres, aber zur Weisheit nothwendiges Geſchäft. Man muß es ſich tief einprägen, daß Lob unſerm Werth nichts zuſetzen, Tadel unſerm Verdienſt nichts entziehen könne. Tadel iſt jedenfalls belehrender als Lob; grundloſes Lob aber ein gefährliches Gift, gegen das man nicht zu ſehr auf ſeiner Hut ſein kann. Selbſt gegründetes Lob kann wie ſtarke Wohlgerüche betäuben oder taumlicht machen. Warum iſt der Menſch ſo gern geſchmeichelt? Er ſollte doch wiſſen, daß Schmeicheln ſo viel heißt, als Täuſchen und Betrügen! Nur Eigenliebe iſt Schuld, daß er dennoch an der Schmeichelei Gefallen findet. Damit weder Lob noch Tadel uns ſchade, gibt es kein anderes Mittel, als über ſeine eigenen Werke, Leiſtungen und Verdienſte ſelbſt das

---

[48]) Frustra quidem, qui ratione vincuntur, consuetudinem nobis opponunt, quasi consuetudo sit major veritate. S. *Cypriani* Ep. 73. — Consuetudo sine veritate vetustas erroris est. Ep. 74. ad Pompej.

Richteramt mit Strenge zu üben. Dies gewährt den Vortheil, fremdes Lob mit beſcheidenem Mißtrauen aufzunehmen und ſich durch herben Tadel weniger verletzt, als zur Selbſtprüfung aufgefordert, durch gegründeten aber zur Verbeſſerung angeſpornt zu finden. Ein ſtrenges Richteramt wird jedoch Keiner über ſich ausüben, der nicht von Grund aus gewiſſenhaft iſt. Wer hat den Richterſtuhl des Gewiſſens in eines Jeden Bruſt errichtet? wer anders als Gott? Mit dem ſteten Aufblick zu Ihm, dem einzig Vollkommnen, dem unendlich Guten und Gerechten, kann es der Gewiſſenhafte dahin bringen, daß ſein Inneres von grundloſem Lob und Tadel ſo gut als unberührt bleibt.

6. Das meiſte Gute kann nur durch einträchtiges Zuſammenwirken von Mehrern, ja oft von Vielen gelingen. Wie viel Gutes muß unterbleiben, wie viel Böſes wuchert fort, weil dieſes Zuſammenwirken nicht zu Stande kommt! Wo dieſes zur Erreichung eines großen guten Ziels nöthig iſt, da hat der durchaus Redliche und Uneigennützige gewöhnlich einen ſchweren Stand. Die Gemein- oder Niedrigdenkenden trauen ihm nie vollkommen. Denn ſie wiſſen, daß ſie einen ſtrengen Wächter an ihm haben, und daß er ihnen den Rücken zuwenden würde, ſobald er ihren unlautern Abſichten und Streichen auf die Spur käme. Nur der iſt ihr Mann, von dem ſie gewiß ſind, daß er zu allem Schlechten ſich gebrauchen laſſen oder die Augen zudrücken werde. Der Verruchteſte wird ſo der Abgott der Verruchten. Eine einzige Nachgibigkeit, wo die Pflicht unnachgibige Feſtigkeit gebeut, iſt hinreichend, um die Grundfeſte der ſittlichen Würde zu zerſtören. Die Verſucher werden durch ſie ermuthigt, ihre Anſinnen und Zumuthungen immer zu ſteigern und damit zudringlicher aufzutreten, weil ſie, nachdem das Geheimniß der Schwäche ihnen ver-

rathen iſt, darauf rechnen, daß jedem neuen Widerſtand wieder ein Nachgeben folgen werde. — Des Menſchen herrlichſter Sieg iſt der über ſeine Selbſtſucht, ſeine Leidenſchaft, ſeine Gelüſte und üble Gewohnheiten. Wir ſchaudern aber mit Recht vor dem Gedanken, daß der hellſte und edelſte Geiſt von Schwäche, Blendung, Thorheit und Leidenſchaft eben ſo wie der vollkräftige und kerngeſunde Körper von Krankheit ergriffen und zu Grunde gerichtet werden kann. Doch iſt es ſo. Nur Eines kann den Geiſt davor bewahren, — nicht Wiſſenſchaft, nicht Erfahrung, nicht Klugheit, nicht Gewohnheit, ſelbſt lang' geübte Tugend nicht — Gott allein kann es nur. Vertrauen und Liebe zu Gott, die tiefe Ueberzeugung: daß Alles Nichts, weſenloſer Schatten von Schatten ſei ohne Gott; daß keine Liebe ſichern Grund habe, welche die Liebe Gottes nicht heiligt. Nur das Bewußtſein der Einigkeit mit Gott gibt Leben und Zuverſicht, Licht und Stärke, unbeſiegbar von der Macht des Böſen. Nirgends hingegen, wo lichte Religioſität ſich thatkräftig kund gibt, kann der Menſch an der Menſchheit verzweifeln oder ſich vereinſamt fühlen. Iſt einmal die Idee von Gott mit voller Klarheit im Bewußtſein aufgegangen, ſo zieht ſie wie ein Magnet die Vorſtellungen von allem Vortrefflichen an ſich und verſchmelzt ſie mit ſich. Deswegen wird auch das Gottesbewußtſein am beſten dadurch aufgehellt und rein erhalten, daß dem Geiſte ſtets das Beſte und Edelſte vergegenwärtigt und er allem Sinn und Geſchmack für Schlechtes, Niedriges und Nichtswürdiges entfremdet wird.

II. Der Vielerfahrene, wenn er mit Unbefangenheit alle Schickſale und Wechſel des Erlebten überſchaut, muß ſich geſtehen, daß kein Beſitzthum, kein Genuß, kein Wiſſen, kein Lobgeräuſch, ſelbſt keine Liebe ſein Herz ganz ausfüllen und befriedigen konnte, daß überall ihn eine gewiſſe Oede umfing und Abgründe ihn angähnten, ſobald nicht ein Strahl des Ewigen, der die Fülle der Wahrheit und Liebe iſt, ihm die Bruſt durchhellte, und am Schluſſe ſeiner Tage wird er zum Ausruf gedrängt: Alles iſt vergänglich und eitel, nur das Bewußtſein des Göttlichen nicht [59]. — Einzig in der möglichſt klaren, ungetrübten Erkenntniß, ſteter Vergegenwärtigung und thatkräftiger Beachtung des Zuſammenhangs aller Dinge und beſonders des menſchlichen Geiſtes mit Gott kann der Menſch den Weg finden, der ihn zur Zufriedenheit führt, weil er der einzige iſt, auf dem er zum Bewußtſein der Vereinigung mit Gott gelangen kann.

I. Der Wahrheit ſelbſt thut es keinen Abbruch, daß das Forſchen nach ihr ſo viele Streitigkeiten erweckt. Dies beweiſt nichts wider ſie, ſondern zeigt nur, a) die Schwierigkeit, ſie zur Erkenntniß und Anerkennung von Allen und Jedem zu bringen, und b) die Nothwendigkeit, daß ſie von Jedem, der ſie erwerben will, durch den vollen Gebrauch ſeiner geiſtigen Kraft errungen werde. Unverdroſſenes Nachdenken und Prüfen iſt Jeglichem zu empfehlen, der ſich die Wahrheit anzueignen wünſcht. Die Wahrheit iſt nur Eine, der Verirrungen von ihr gibt es eine Menge. Leichtgläubigkeit iſt dem Finden der Wahrheit eben ſo hinderlich als blindes Vorurtheil. Beide erregen vielen Streit und erſchweren deſſen Beilegung.

---

[59] „Alle Dinge auf Erden haben ihr Ziel, und in der fröhlichſten Laufbahn ihrer Eitelkeit und ihres Glanzes verſagt ihnen die Kraft, und ſie ſinken in Staub dahin. Die ganze Welt iſt nur ein Grab, und von Allem, was auf derſelben lebt, gibt es Nichts, das nicht darunter wird vergraben werden. Bäche, Flüſſe, Ströme bewegen ſich ihrer Beſtimmung zu. Nicht ein einziger fließt zurück zu ſeiner lieblichen Quelle.“ So lautet einer der Geſänge des mexikaniſchen Kaiſers von Tezcuco (Nezahualcoyotl). S. Prescott's Geſch. der Eroberung von Mexico I. 156. Wie ganz übereinſtimmend mit Salomo's Bekenntniſſen und denen ſo vieler andern von der Welt für groß und überaus beglückt geprieſenen Perſonen! Horat. Satyra I. am Schluſſe.

K. Man hat oftmals nicht nur Einzelne, ſondern auch große Menſchenvereine zu gleicher Zeit ſich von der Erkenntniß des Einen Gottes immer mehr entfernen und doch mit Geiſtesanſtrengung nach Wahrheit und Weisheit ſtreben und ringen geſehen. Was war das Ergebniß davon? Sie brachten es zwar in vielen Kenntniſſen und Künſten, die das äußere geſellſchaftliche und das materielle Leben verbeſſern und verſchönern, bisweilen zu einem hohen Grad von Vollendung, konnten aber in Beziehung auf die Wahrheiten, die die innere Geſinnung und das ſittliche Leben ordnen und veredeln, nie zur Klarheit, Ueberzeugung und Zuverſicht gelangen. Und warum dies? Einzig, weil ſie bei allen ihren Beſtrebungen nach Erkenntniß den Mittelpunkt, die geiſtige Sonne des Weltalls, an der allein ſie mit Gewißheit ſich hätten orientiren können, aus dem Geſichte verloren hatten.

L. Es widerſtreitet ganz der hohen Idee vom unendlichvollkommenen Weſen, daß es ſeiner Abſicht gemäß ſei, daß die menſchliche Intelligenz ſich mit Verſuchen der Löſung von ſogenannten Weltproblemen d. i. von Aufgaben abmühe, deren Löſung ihr durchaus unmöglich iſt, weil deren Gegenſtände ihrem Geſichtskreis entrückt ſind. Wenn wir dieſe Aufgaben, welche der Vorwitz der Schulen ſpeculativer Gelehrten ausgeheckt hat, unbefangen in's Auge faſſen, werden wir finden, daß ſie bloße Geſchöpfe der Phantaſie ſind, mithin gar nicht als Probleme für uns beſtehen. Das höchſte Problem, das jedem Menſchen zur Löſung ſich aufdrängt, iſt: ſein Verhältniß zu Gott zu erkennen, damit er ſein Leben nach dem Willen Gottes einrichte. Dieſes Eine Problem faßt alles in ſich, was in

Bezug auf die überſinnliche Welt Jeder anſpricht, und für Jeden von gleicher Wichtigkeit iſt. Wer das *Unmögliche*, ſei es im Gebiete der Erkenntniß oder des Thuns, anſtrebt, macht, daß ihm auch das Mögliche unmöglich wird; wer *Unrecht* begeht, zerſtört ſich ſein eigenes Recht, und Jeder, der gegen ſein Gewiſſen *Böſes* thut, verſetzt ſich in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Allen dieſen wird die Welt und er ſelbſt zum unauflöslichen Problem.

M. Auf Erden leben die Menſchen oft ſo, als wenn es keinen Gott gäbe. Iſt es zu verwundern, wenn da aller Sinn für Wahrheit und Tugend verſchwindet? — Sie ſuchen ihren Vortheil in der Kunſt Andere zu täuſchen und zu überliſten, in der Unterdrückung der Gerechtigkeit, in einer die Tugend durch Nachäffung verhöhnenden Heuchelei. Ihr Gewerbe iſt, falſche Perlen für ächte zu verkaufen. Selbſt die Sprache, dieſe edle Gottesgabe zur Mittheilung der Gedanken, haben ſie zur Kunſt die Gedanken zu verhüllen entweiht. — Ein *Zeitalter der Aufklärung* iſt daher, wie *Im. Kant* bemerkt[50], oft noch weit entfernt, ein *aufgeklärtes* zu ſein, und *Tugenden*, die blos von zufälligen Umſtänden erzeugt ſind und aufrecht erhalten werden, ſind ſtets der Gefahr, *umzuſchlagen*, ausgeſetzt. Doch haben alle Bemühungen menſchlicher Verkehrtheit den Sinn für das Göttliche, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend niemals auszurotten vermocht. Heuchleriſche Sophiſtik und gewaltthätige Herrſchbegier vermochten wohl zuweilen das tief in jede Menſchenbruſt eingeſenkte Geſetz der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit und Tugend allmählig in Vielen zu verdunkeln und ſeine Stimme zu betäuben. Sein

---

[50] Kleine Schriften 1833. I. 82.

Wiedererwachen konnten ſie aber nicht verhindern. In den verderbteſten Zeiten ſind geiſteskräftige Zeugen aufgeſtanden, die den erloſchenen Sinn dafür neu belebten und die Künſte des Trugs vereitelten. Wer bis in den Tod dem Göttlichen (dem Wahren und Guten) Zeugniß gab, hat es nie vergeblich gethan[51]).

N. Vermöge ſeiner ſinnlichen Natur iſt der Menſch allerdings zur Trägheit geneigt. „Im gewöhnlichen Leben erſcheint daher der Menſch nur allzuhäufig in derſelben kläglichen Lage, in welcher ſich Gulliver bei den Liliputern befand, gefeſſelt durch zahlloſe Bande ſinnlicher Intereſſen, welche er einzeln ohne Mühe durchreißen würde, die aber zuſammengenommen, ihn an jeder freien Bewegung hindern; ja er vergißt darüber nur allzuleicht ſeine urſprüngliche Beſtimmung, und bleibt dann Zeitlebens ein Sklave der ihm angelegten Feſſeln, welche er aus Angewöhnung ſogar lieb gewinnt[52]).“ Um nicht in dieſen Zuſtand zu verſinken, oder ſich ihm zu entreißen, muß der Menſch ſich beſtändig in Thätigkeit und Wachſamkeit erhalten und dazu iſt vorzüglich eine ſtarke Willenskraft erforderlich. Damit die Neigung zur Trägheit nicht die Oberhand gewinne, bedarf der Einzelne und die ganze Geſellſchaft des öftern Anſtoßes, komm' er ihnen von Innen oder Außen. — Wirft irgend ein unternehmender Geiſt in ein ſtumpfgewordenes Pygmäengeſchlecht einen hellen Gedankenfunken, ſo mag dieſer (wie wenn ein Feuerfunken in ein dürres Geſtrippe fällt) einen gewaltigen Brand entzünden. Aber nur der Geiſt iſt ein Wohlthäter ſeines Geſchlechts, der ſein Licht ſo leuchten läßt, daß es allmählig Helle und Wärme verbreite und Andere aus dem Schlaf erwecke und zur Thätigkeit antreibe. Trägheit iſt der Tod alles Guten im Menſchen und unter den Menſchen, Strebſamkeit, Arbeitſamkeit hingegen eine reiche Fundgrube aller ächten Güter und die wirkſamſte Abwehr der meiſten Uebel. — Der Nachahmungstrieb iſt dem Menſchen ohne Zweifel gegeben, um ihn zur Thätigkeit anzuſpornen, und er zeigt ſich wohlthätig, wenn er auf das Vortreffliche hingelenkt wird. Er kann aber auch, bekommt er zu ſehr die Oberhand, die geiſtige Trägheit fördern, indem er den Trieb zum ſelbſtthätigen Denken und Handeln erſtickt; daher man den Nachahmungstrieb am ſtärkſten bei denen wahrnimmt, deren Selbſtbeſtimmung am ſchwächſten iſt. — Das regſamſte Streben nach Verbeſſerung ſeiner Zuſtände finden wir bei den Bewohnern der gemäßigten Himmelsſtriche, wo das Bedürfniß zur Arbeitſamkeit antreibt und das Ergebniß ſie aufmunternd belohnt. In den heißen Erdgürteln, wo die Hitze die Kraft erſchlafft und der Boden zur Hervorbringung wenigen Anbau erfordert, ſo wie im eiskalten Norden, wo die Zeugungskraft des Bodens gering iſt, ergibt ſich der Menſch gern einer unthätigen und einförmigen Lebensart ohne Anſtrengung des Geiſtes und des Körpers, wofern ihn nicht des Lebens Noth oder beſondere Umſtände zu einer ſolchen Anſtrengung (z. B. in der Jagd auf Land- und Seethiere, wohl auch in der Seeräuberei) aufſtacheln. Doch iſt es auch in ſolchen Erdgegenden der Macht des Geiſtes gelungen, die klimatiſchen Einflüſſe zu bewältigen und Zuſtände fortſchreitender Geſittung zu begründen[53]).

---

[51]) Sirach IV. 28.

[52]) Ideler. Verſ. einer Theorie des religiöſen Wahnſinns I. 284.

---

[53]) Selbſt den Grönländern kann man Intelligenz, mechaniſchen Kunſtſinn und Bildungsfähigkeit nicht ganz abſprechen.

O. Während aber der Menſch durch freithätigen Gebrauch ſeiner Kräfte die nachtheiligen Einflüſſe der äußern Natur von ſich abwehrt und ihre unter dem Zwang der Nothwendigkeit ſtehenden Wirkungen zu ſeinem Vortheil zu wenden ſich beſtrebt, ſieht man ihn auch nicht ſelten alle Kräfte aufbieten, um die Mitmenſchen dem Zwangsgebot ſeiner Willkühr zu unterwerfen. Dieſer Mißbrauch ſeiner Freithätigkeit blieb jedoch nie ungerächt. Der natürliche Sinn jedes Unverdorbenen verabſcheut ihn und empört ſich gegen ihn.

P. Die äußere ſinnlich wahrnehmbare Welt verändert ſich ſtets, wenn auch oft unvermerkt, und auch in den geiſtigen Zuſtänden zeigen ſich von Zeit zu Zeit merkliche Veränderungen, während jedoch das Grundweſen und die Geſetze der materiellen und der geiſtigen Welt dieſelben bleiben. — Allen Weſen, auch dem Menſchen iſt ein Trieb zum Widerſtand gegen Veränderungen eingepflanzt. Dieſer Widerſtand von Seite des Menſchen äußert ſich im Verfechten und Feſthalten deſſen, was beſteht, des Erworbenen, des Ererbten, des Angewöhnten, des Hergebrachten. Wird derſelbe auch zuletzt überwunden, ſo iſt er doch, wofern er nur Maß hält (wie die Vernunft gebietet) für das Ganze wohlthätig. Wird er aber maßlos, zäh und ſtarrſinnig, ſo reizt er zu Umwälzungen und fördert ſie, anſtatt ſie zu hindern. Wenn Ariſtoteles (Politik) ſagt: „daß in allen Künſten und Wiſſenſchaften die Fortſchritte dadurch gefördert worden, daß man vom Hergebrachten abgegangen iſt,“ ſo gilt dies gewiſſermaßen überhaupt von allen menſchlichen Dingen. — Der beſchränkte Menſch iſt zu dem Wunſche geneigt, daß alle Dinge ſich nach ſeiner beſchränkten Idee geſtalten und richten möchten. Dieſer Wunſch iſt thöricht. Einförmigkeit iſt aber, wie Montesquieu bemerkt, überhaupt die Leidenſchaft (das Ideal) mittelmäßiger Geiſter; ſie iſt die Parodie der alle Glieder des Ganzen zuſammenhaltenden Einheit.

Q. „Der Menſch lebt nicht allein vom Brode.“ Dies lehrt die Geſchichte, wie das tägliche Leben. Bloße Stillung ſinnlicher Bedürfniſſe und Begierden gewährt weder dem Einzelnen noch einem Volke volle Befriedigung. Der Menſch iſt zu Höherm berufen, als das genußfähige Thier. Zwar iſt es bequem, daß ein Anderer für uns denke, aber ſchon deswegen bedenklich, weil wir dadurch unſer eigenes Denkvermögen verlieren, das doch in vielen Fällen durch kein fremdes erſetzt werden kann. Doch wurden manche große und heilſame Ideen, Gedanken, Entwürfe, die ganzen Maſſen Anſtoß oder Aufſchwung gaben, immer von Einzelnen, die ſich davon begeiſtert fühlten, in die Welt gebracht. Der Glaube an ihr Wort hat oft Wunder gewirkt. Die dankbare Verehrung ſolcher Wohlthäter ihres Geſchlechts nährte die heilige Glut edler Nacheiferung. Ihr friſch und rein bewahrtes Andenken wurde das eigentliche Element des geiſtig-ſittlichen Lebens der Völker. Weh ihnen, wenn dieſes Andenken erliſcht oder zum todten Schemen wird!

R. Die Wahrheit iſt das Gemeingut der Menſchengattung. Nach deſſen Beſitz zu ſtreben hat jeder Menſch die gleiche Berechtigung. Zwar haben nicht nur Herrſchſüchtige, ſondern auch ſcharfſinnige Denker und wohlwollende Staatsmänner, und zwar gerade in Zeiten, die eines großen Fortſchritts in Wiſſenſchaft und Kunſt ſich rühmten, die Anſicht aufgeſtellt, daß die Wahrheit der Vorbehalt von Wenigen ſein und bleiben müſſe. Zu dieſer Anſicht gab nebſt der Betrachtung der wirklichen geiſtigen Verwahrloſung der Menge in den meiſten Ländern die einſeitige Ueberſchätzung der Intelligenz und des Vielwiſſens Veranlaſſung. Wäre dieſe Anſicht begründet, ſo würde ſie den Werth der Wahrheit und ihrer Erkenntniß auf etwas Geringes herabſetzen. Die Wahrheit, die nicht von Allen, denen die geiſtigen Anlagen nicht verſagt ſind, erkannt und Allen Solchen zugänglich gemacht werden kann, verdiente dieſen Namen keineswegs. Wohl gibt es manche wahre Erkenntniſſe, die nicht einem Jeden nothwendig oder nützlich ſind; auch wär' es nicht zuträglich, daß Alle ſich der Mühe unterzögen ſie zu erwerben, weil ſie dadurch an der Erwerbung der ihnen nothwendigen und nützlichen Erkenntniſſe verhindert würden. Allein der Weg zu allen Erkenntniſſen ſollte doch Jedermann offen behalten werden. Unter den Wahrheiten, deren Erkenntniß den Lebenszweck aller Menſchen fördert, iſt keine, welche wir mit gutem Gewiſſen den wiſſenſchaftlich Gebildeten oder den Gelehrten vorbehalten dürften. Alle dieſe Wahrheiten ſind höchſt einfach und für Jedermann faßlich, dagegen unter den Kenntniſſen im Bereich der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit viele ſind, deren Wahrheit problematiſch iſt und worüber geſtritten wird. Zu den Wahrheiten aber, die der gemeinſamen Menſchenbeſtimmung förderlich ſind, gehört unbedingt die Erkenntniß eines unendlich-vollkommnen Weſens (Schöpfers und Erhalters des Weltalls und liebevollen Vaters aller Menſchen, die ein ewiges Leben Jenſeits erwartet), ferner des weſentlichen Unterſchieds des Geiſtes und der körperlichen Dinge, der Freithätigkeit unſers Willens und des jeder Bruſt eingegrabenen Gebots der Liebe und der heiligen Verpflichtung ſtets nach Ueberzeugung und der Stimme des Gewiſſens zu handeln. Zu der Erkenntniß von alle dem hat Jeder die Empfänglichkeit und das Bedürfniß [54]).

---

[54]) Darüber zwei verſchiedene Lehren, die eine öffentlich für das Volk, die andere ingeheim für

8. Wahrhaft Großes, Gediegenes und Nachhaltiges, wodurch die Menſchheit wirklich gefördert wurde, war jederzeit das Werk ausgezeichneter Perſönlichkeiten. Dennoch ſind die Menſchen ſehr geneigt, ſolche Perſönlichkeiten mißtrauiſch oder ſcheelſüchtig zu verkleinern und dagegen das Gute und Beſte von gewiſſen äußern Einrichtungen und von dem Obſiegen gewiſſer Meinungen zu erwarten. Was aber aus alle dem werde, wenn der belebende Hauch, der leitende Geiſt großer, edler Perſönlichkeiten abgeht, wie es gleich Bauten auf Flugſand oder auf ſchillerndem Wortnebel hinſchwinde, oder in mechaniſcher Uebung verknöchere, davon zeugt die Geſchichte aller Volksentwickelungen. Außerordentliche Begabung allein iſt noch kein hinreichender Grund Jemanden den Namen des Großen beizulegen. Es muß auch die Bethätigung dieſer Begabung durch Ueberwindung ungewöhnlicher Schwierigkeiten hinzukommen. Uebrigens können große Perſönlichkeiten der Menſchheit zum Segen oder zum Fluch gereichen, je nach Beſchaffenheit des Ziels ihres Beſtrebens. — Die nämliche große Perſönlichkeit kann einerſeits die Verehrung und den Dank, anderſeits den Abſcheu der Menſchheit verdienen. Das Schickſal der meiſten großen Männer, auch der wohlthätigſten erſcheint wie eine Ironie auf ihre Zeitgenoſſen. Dieſe halten zwiſchen rauſchender Vergötterung und blinder Verkennung ſelten die gerechte Mitte; ſie ſind daher ſelbſt Schuld, wird das gedeihliche Wirken ihrer begabteſten Männer entweder durch Uebermuth oder durch thörichten Widerſtand vereitelt. Man bewundert, man feiert ſpäter ihr Gedächtniß. Wie ſelten geſellt ſich aber dazu das ernſte Beſtreben ſich das von ihnen gebotene Gute anzu-

---

die Wiſſenſchaftlichen oder Gebildeten vorzutragen und fortzupflanzen wäre ein die Menſchenwürde tief verletzender Betrug.

eignen und ſich die Ernte ihrer Ausſaat zu ſichern! Vielfältiger zeigt ſich ein hämiſches Gelüſte das Kleine an großen Männern hervorzuziehen[55]. Es gibt aber auch nimmerſatte Geiſter, die, wenn irgend einmal ein außerordentlicher Genius Herrliches geſät hat, nur immer neue Saaten dieſer Art verlangen, während ſie den Anbau und die Pflege der bereits gegebenen dünkelhaft verſchmähen. Sehr Viele, welche die Früchte der Geiſtes- und Charakterſtärke, des Genie's, der Erfindungs- und Thatkraft, des ausharrenden Willens und hohen Muthes, kurz aller der ſeltenen Eigenſchaften, die den großen Mann ausmachen, gerne genießen, fühlen ſich doch wegen des weiten Abſtands von ihnen ſchon durch ihre Gegenwart gedrückt. Jede große Perſönlichkeit erfüllt die Menge mit einer gewiſſen Angſt oder Bangigkeit, wegen der Kleinheit der ihrigen. Sie iſt nachſichtiger für große Schwächen als für große Tugenden und Verdienſte. Nur durch anſpruchloſe Herablaſſung kann der wahrhaft Große bewirken, daß man ihm ſeine Größe verzeihe. Volle Gerechtigkeit übt gewöhnlich gegen ihn erſt die Nachwelt, oft eine ſpäte, wann die Intereſſen und Leidenſchaften, die das Urtheil trübten, verſtummt ſind, und die nicht ſelten herbe Erfahrung es berichtigt hat. Dann erſcheinen große Perſönlichkeiten wenigſtens in der Geſchichte in ihrem wahren Lichte als Zeugen der Vorzeit, daß das Streben nach Verbeſſerung der Zuſtände der Menſchheit, trotz dem Mangel ſeiner Anerkennung, niemals ganz aufgehört hat. — Hochſchätzung ausgezeichneter Talente und Verdienſte iſt weſentlich, damit das Wahre und Gute, das Gediegene und Edle nicht vom Schlechten und Gemeinen erſtickt werde, damit die Geſellſchaft vorwärts, nicht rückwärts ſchreite. Auch die Größten und Beſten ſind nur vorübergehende Erſcheinungen. Wenn ſie daher nicht Nacheiferung erweckten, würde ihr Werk bald der Vergänglichkeit verfallen. Der Tod eines wahrhaft edeln oder großen Mannes ſoll Bedauern, doch nicht Verzagtheit hervorbringen[56]. Letzteres wird aber geſchehen, wenn ſein Wirken nicht eine Pflanzſchule von Talenten und Tugenden geworden iſt. Glücklicher Weiſe iſt es die Eigenheit nicht nur der falſchen, blos ſcheinbaren Größe zur Nacheiferung zu reizen; auch die wahre hat für empfängliche Seelen einen unwiderſtehlichen Reiz, und nur da, wo dieſer eine ſtarke Macht ausübt, kann ein Volk mit Stolz eines Zuſtandes ſich freuen, der ihm mit dem Rückblick in eine rühmliche Vergangenheit den Ausblick in eine nicht minder ſchöne Zukunft gewährt. Es iſt hingegen ein ſchlimmes Zeichen von dem geiſtigen und ſittlichen Zuſtand eines Volkes, wenn der Hintritt eines großen Mannes Erſchlaffung nach ſich zieht.

---

[55] Dagegen bemerkt der große Ganganelli (Lettres I. 114.) ſehr treffend: Les grands hommes ne doivent être vus qu'en Grand.

T. Welch' ungeheure Mühe geben ſich nicht die Menſchen (dieſe Ephemeren) um eigennützige Zwecke zu verfolgen, eiteln Schattenbildern, ſchimmerndem Nichts nachzujagen! Wenn ſie nur den zwanzigſten Theil der hierauf verwandten Anſtrengungen der Aufgabe widmeten, Recht und Wahrheit, Tugend und Gemeinwohl zu verfechten und zu fördern, wie ganz anders würd' es mit der Zufriedenheit in der Welt ſtehen! Iſt es nicht auffallend, daß die Allermeiſten ſo geneigt ſind, ſich für jedes Unrecht, jede Schlechtigkeit, die mit dem Trugſchein eines Vortheils auftreten, gewinnen zu laſſen und dagegen ſo ſpröde, kaltſinnig und widerſtrebend, wenn es darum zu thun iſt, mit vereinter Kraft dem Böſen zu wehren, dem Guten den Sieg zu erkämpfen? Und doch, kann es Keinem, der nicht blind iſt, oder nur für die Oberfläche der Dinge ein Auge hat, entgehen, daß Unrecht, Betrug und Unſittlichkeit die Grundquellen alles Unheils in der Welt ſind, daß ihre Urheber nie Zufriedenheit geerntet haben, daß der Scheingewinnſt, durch den ſie ſich anködern ließen und Andere anköderten, ſich zuletzt immer in Fluch verwandelt hat.

---

[56] Virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus invidi. *Horat.*

So lang die Neigung zum Böſen in den Menſchen ſich regt und nach der Herrſchaft ſtrebt, iſt und bleibt die höchſte Aufgabe für Alle und Jeden, dieſe Neigung in ſich und Andern zu bekämpfen und je beſſer dieſer Kampf beſtanden wird, deſto mehr wird die Menſchheit ihrer Beſtimmung ſich nähern: „freithätig den Willen Gottes zu vollziehen.“ Es iſt daher kein größeres Verdienſt denkbar, als die Menſchen für ſo edeln Kampf zu ermuthigen und zu verhindern, daß ihr Muth dafür erſchlaffe.

U. Wär' es irgendwo und irgendwann möglich, alle Welt zu betrügen, Gott zu betrügen vermag Niemand. Seine Fügungen und Gerichte gehen unaufhaltſam ihren Gang, und kein Lügengebäude kann vor ihnen beſtehen. Er iſt es, der den Wahrheitsſinn dem Menſchengeiſt (ſeinem Ebenbild) verliehen hat, und er kann nicht zugeben, daß er jemals ganz verlöſche. Weisheit ſich anzueignen, lernen die Menſchen nur durch Erfahrung; und bei Vielen gehen auch die Lehren von dieſer verloren. Alles iſt jedoch in der Welt darauf angelegt, um die Menſchen zum Wahren und Guten zu erziehen; jede Verirrung begegnet ihrer Zurechtweiſung. Immer und überall wird der Menſch auf den Einen hingewieſen, der allein die vollkommene Weisheit und Macht inne hat und durch ſie das

Ganze ſeiner Schöpfung dem ihm vorgeſteckten Ziel entgegenführt. Der iſt gewiß tief geſunken, in dem die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen erſtorben iſt. Der ſie nie empfand, iſt nur ein Schatten des wahrhaft Menſchlichen. Die tiefſten oder Ur-gründe von Allem in der Welt ſind allerdings unſerer Erkenntniß im Erdenleben unzugänglich, und nur der zuverſichtliche Glaube an das ihr voran und über ihr ſtehende unendlich-vollkommene Weſen macht uns das Daſein der Welt und den Zuſammenhang aller Dinge in ihr erklärbar, und bringt in unſere Vorſtellungen davon Einheit und Uebereinſtimmung. Dieſe Thatſache in Verbindung mit dem unſerem Geiſt inwohnenden Drang nach Erkenntniß berechtigt zu der Vermuthung, daß eine vollkommnere Erkenntniß in einem zukünftigen Zuſtand unſerm Geiſt vorbehalten ſei, wo ihm der Durſt nach Wahrheit geſtillt werden ſoll.

V. Gott kann wohl den Menſchen zu ſich hinauf, der Menſch aber nicht Gott zu ſich hinabziehen. Auch wär' es Anmaßung von Seite des Menſchen, alle die Mittel, durch die Gott die Menſchen zu ſich hinaufzieht, wiſſen zu wollen. Der höchſte Wahnſinn des menſchlichen Hochmuth's iſt es aber, ſich Gott gleich zu ſtellen. Dies thut jedoch der Menſch, ſo weit verſteigt er ſich, wenn er, die Schranken ſeiner Intelligenz verkennend, ſich das Vermögen beimißt, die Grundurſachen aller Dinge zu erforſchen, wenn er ſich die Unendlichkeit zueignet, wenn er die Macht der höchſten Geſetzgebung, die nur dem unendlichen Weſen zuſtehen kann, ſich ſelber zuſchreibt, und kein höheres Geſetz als dasjenige, das er ſich ſelbſt gibt, anerkennt. Dieſer ſtolze Wahn macht ihn zu allem Guten untüchtig und ſtürzt ihn in ein endloſes Labyrinth von Selbſtbetrug, Irrthum und Ausſchweifung.

X.

Jeglicher Menſch iſt aber auch dem Irrthum und der Sündhaftigkeit unterworfen und muß beide bekämpfen, um den Beſitz der Wahrheit und Tugend zu erlangen und zu behaupten.

1) Alles Wahre und alles Gute iſt Eins, beruht auf Harmonie und bewirkt Harmonie; alles Unwahre und Böſe entſteht aus Zwieſpalt und erzeugt ſolchen. Dem Menſchen allein iſt auf Erden die Vernunft, als das Auge ſeines Geiſtes, verliehen, damit dieſer alle Dinge im Lichte der Wahrheit zu betrachten befähigt ſei, und ſein freier Wille darnach ſeine Entſchließungen faſſe. So wenig daher in des Menſchen urſprünglicher Natur und Anlage die Fähigkeit, Wahrheit zu erkennen und vom Irrthum zu unterſcheiden und das Vermögen nach Wahrheit zu ſtreben, zu verkennen iſt, ſo wenig läßt ſich doch in Abrede ſtellen, daß ſein Geiſt nicht untrüglich, daß er vielmehr dem Irrthum ausgeſetzt iſt. Ja, es iſt Keiner, der niemals irrete und nicht in manchen Fällen in Irrthum fiele. Der ihm eingepflanzte Sinn für Wahrheit wird durch jede Täuſchung und durch jede Abweichung vom Guten geſtört und gefährdet, und er muß daher gegen dieſe Anfechtungen ſtets wachſam ſein und kämpfen, um nicht die Spur der Wahr-

heit aus dem Geſicht zu verlieren. Der Schein trügt, indem er für Wahrheit gehalten wird. Es gibt aber einen doppelten Schein, den Sinnenſchein, der daher rührt, daß ein Gegenſtand von unſern Sinnen anders aufgefaßt wird, als er wirklich iſt (z. B. daß die Sonne uns um die Erde kreiſend und daß ein Stab, in's Waſſer getaucht, gebrochen erſcheint), und den geiſtigen Schein, der daraus entſteht, daß der Verſtand durch falſche Angaben, Urtheile oder Schlüſſe oder durch Vorſpiegelungen der Einbildungskraft berückt wird. Dem Trug des Scheins oder der Vorſtellung, die den Schein für die Sache hält (d. i. dem Wahn) kann der Menſch nur durch prüfende Ueberlegung entgehen. Handeln ohne ſolche Ueberlegung ſetzt ihn immer dem Irrthum aus. Die prüfende Ueberlegung iſt aber das Geſchäft der Intelligenz (des Verſtandes und der Vernunft). Dieſer liegt nämlich ob, die Gegenſätze, aus welchen Alles in der Welt beſteht, auszumitteln, weil ohne dies die Erkenntniß der Wahrheit nicht thunlich iſt. Dieſem Geſchäft iſt aber die Intelligenz nur dann gewachſen, wenn ſie gehörig entwickelt und geübt iſt und die nöthige Anſtrengung nicht ſcheut. Wenn Irrthümer vom Geiſt nur auf die Seite geſchoben werden, wie vom Schwimmer die Waſſerwellen, ſo fließen ſie ihm bald, wie dieſe dem Schwimmer, wieder nach. Um einen Irrthum zu bewältigen, muß der Geiſt ihn in ſeinem Grund erfaſſen und der Wille ihn dann mit Ernſt verſtoßen. Jeder Irrthum iſt Verneinung der Wahrheit, und hört erſt auf, wenn die Wahrheit erkannt wird.

2) Sowohl im Bereiche des Wiſſens als in dem des Glaubens kann Irrthum ſtatt finden. Nur eine feine Linie ſchneidet oft die Wahrheit vom Irrthum. Jede Behauptung, die dieſe Linie überſchreitet, betritt ſchon die Schwelle des Irr-

thums. Allein in ihrer eiteln Zuverſicht auf ihr liebes Ich und bei ihrer Trägheit oder Scheue der Anſtrengung ſind die Menſchen gar zu geneigt, ſobald ſie eine Anſicht oder Meinung erfaßt haben, für ſie eine unbedingte Geltung anzuſprechen und allen Gegengründen ſich zu verſchließen. Dieſe Geneigtheit wird eine Quelle zahlloſer Irrthümer und iſt Urſache, daß ſelbſt ſolche Behauptungen, die nur innerhalb gewiſſer Grenzen richtig ſind, zur Unwahrheit werden, weil ſie dieſe Grenze überſpringen. Gewiß iſt es, daß in der Welt des Böſen weit weniger und des Guten weit mehr wäre, wenn es in ihr der Wahrheitserkenntniß mehr, des Irrthums weniger gäbe. Wenn die Menſchen ihren Verſtand und ihre Vernunft gehörig gebrauchten, ſo wären ihnen die meiſten Abwege zu Irrthümern und Fehltritten verſchloſſen und ſelbſt ſolche Irrthümer und Fehltritte würden bei richtigem Gebrauch ihrer Intelligenz dazu dienen, ihnen den Weg zur Berichtigung derſelben zu eröffnen [1]. Auf der andern Seite werden die Irrthümer oft und leicht Pflanzſchulen des Irrthums. Denn es hegt nicht leicht Jemand einen Irrthum, ohne ihn auch Andern mitzutheilen, und wie ſinnreich iſt nicht der Menſch, ſich und Andere zu täuſchen! Der Irrthum wird gar zu oft anſteckend.

3) Doch nur ein kurzſichtiger Verſtand ſpricht der Weltregierung die Weisheit deswegen ab, weil die Menſchen einer ſo großen Verſchiedenheit der Meinungen und Anſichten empfänglich ſind, während doch das unendliche Weſen ihren Geiſt

---

[1] J. G. Herder Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit III. B. 15. —
Das ſind die Weiſen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reiſen;
Die bei dem Irrthum verharren
Das ſind die Narren. Rückert.

ſo hätte organiſiren können, daß Alle die Eine Wahrheit hätten anerkennen und ihr huldigen müſſen. Man überſieht dabei ganz die hohe Bevorzugung des Menſchen vor dem Thiere, die gerade darin liegt, daß dem Menſchen die Aufſuchung, Erforſchung, Erfaſſung und thatkräftige Feſthaltung der Wahrheit als das herrliche Ziel vorgeſteckt iſt, welches er durch eigene freiwillige Anſtrengung erringen ſoll. Zwar muß Jeglicher damit anfangen, dasjenige in ſich aufzunehmen, was er von Andern (ſeiner Umgebung) vernimmt. Die Anfänge aller Erkenntniſſe beruhen bei Jeglichem auf Autorität, und Ueberlieferung iſt der erſte urſprüngliche und allgemeinſte Weg (die Propaganda) ihrer Fortpflanzung. Indem der Menſch im Anfang auf dieſen Weg angewieſen iſt, werden durch das, was er vernimmt, ſeine Geiſteskräfte allmählig entwickelt, und je weiter dieſe Entwickelung fortſchreitet, deſto befähigter kann er werden, ſelbſtthätig durch eigenes Nachdenken nach dem, was wahr iſt, zu ſtreben. Iſt es ihm dann beim Suchen und Forſchen nach Wahrheit ein Ernſt, ſo muß er ſich vor Allem in die Faſſung ſetzen, der ganzen Wahrheit willig Gehör zu geben. Er darf dann nichts auf bloße Autorität hin für wahr annehmen. Er muß alle Zeugniſſe, die für die Wahrheit angeführt werden, einer unbefangenen Prüfung unterwerfen. Nur denjenigen Zeugen darf er entſcheidendes Gewicht beilegen, von denen er Gewißheit erlangt hat, daß ſie die Wahrheit ausſagen konnten und wollten. Die oftmalige Erfahrung von Täuſchung und Trug gerade da, wo die reine Wahrheit erwartet wurde, kann zur Verzweiflung an der Wahrheit verſuchen. Gegen dieſe Verzweiflung kann ſich aber Jeder verwahren durch die Erwägung der gewiſſen, wenn gleich viel zu wenig erkannten Thatſache, daß es keine Wahrheit, an welche die Beſtimmung des Menſchen bedingt iſt, gebe, welche Gott nicht in der Art bezeugt hätte, daß Jeglicher ſie durch gehörige Anwendung ſeiner Geiſteskräfte ſich aneignen könnte. Dahin gehören freilich die blos ſinnlichen Wahrheiten eben ſo wenig, als jene, die nur durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen erreicht werden können. Hingegen iſt die Fähigkeit zur Auffaſſung aller für ſein Leben und deſſen Beſtimmung weſentlichen Wahrheiten dem Geiſt und Bewußtſein eines jeden Menſchen dergeſtalt eingepflanzt, daß er ſie, wenn er nur will, erfaſſen und durch gewiſſenhafte Beachtung feſthalten kann [*]). Auch ſind die Stimmen und Zeichen, wodurch alle Menſchen in ihrem Innern und in der Außenwelt zur Erkenntniß dieſer Wahrheiten hingewieſen und aufgerufen werden, ohne Zahl und zum Theil für verſchiedene Menſchen verſchieden. Aber nur als von ihm freiwillig erfaßtes und feſtgehaltenes Gut haben ſie für Jeden den rechten Gehalt und Werth, indem ſie nur ſo ſein Weſen und Leben zu veredeln vermögen.

4) Mit der Unwiſſenheit iſt Wahrheitsliebe vereinbarlich. Aber der Einfältige, der durch Verwahrloſung Geiſtesbeſchränkte, bildet ſich ein, die Welt höre da auf, wo ſein Geſichtskreis ſich ſchließt, und hat keine Vorſtellung davon, daß der Menſch in der Erkenntniß ſtets weiter ſchreiten könne. — Aller Irrthum entſteht aus einer unrichtigen oder unvollſtändigen Auffaſſung eines Gegenſtandes. Wenn die Einen hinter der Wahrheit zurückbleiben, ſo geſchieht es gewöhnlich,

---

*) Man wird die blödſinnig oder als Kretin's gebornen einwenden. Wie dieſe ſich zum Entwurf des Ganzen verhalten, wiſſen wir freilich nicht. Sie ſtellen ſich uns als unſerm Mitleid Empfohlene dar, deren Anblick uns den Werth einer geſunden Geiſtesanlage in geſundem Leib fühlbarer macht. Angeborner Blödſinn und Kretinismus haben in phyſiſchen Urſachen ihren Grund. Die damit Behafteten führen kein zurechnungsfähiges, nur ein vegetirendes Leben.

daß Andere über die Wahrheit hinausgehen wollen. Jeder Wahnſinn hingegen beruht auf einer fixen Idee, die einſeitig erfaßt und verfolgt wird. Solche fixe Ideen bringen Verwirrung und Unheil, wenn man ſie gegen unläugbare Thatſachen oder gegen den Strom der Verhältniſſe rückſichtslos durchſetzen will. Auch die Schwärmerei (d. i. die Eingenommenheit des Gemüths für eine Meinung oder Anſicht, die entweder grundlos oder doch unerwieſen iſt, als ob ſie erwieſen wäre,) beruht auf einer unklaren fixen Idee und iſt eine Art Wahnſinn. — Mit der Wahrheit ſteht indeſſen jeder Irrthum noch in einiger, wenn auch entfernter Berührung. Von da muß die Berichtigung des Irrthums ausgehen, und es iſt kein Irrthum, der nicht auf dieſe Weiſe berichtigt werden könnte. Verſchiedenheit der Anſicht in Beziehung auf ſolche Wahrheiten, die für das Leben allgemein von Wichtigkeit ſind, rührt nicht von natürlichen Geiſtesanlagen der Menſchen her, ſondern entweder von Nichtausbildung oder unvollſtändiger Entwickelung dieſer Anlagen, oder von Verkehrtheiten und Verwöhnungen, welche die Selbſtſucht erzeugt hat (wenn nicht bloße Sprachverwirrung oder Mißverſtand des Wortausdrucks zum Grunde liegt). Nebſt dem Mangel an Anbau iſt auch der Nichtgebrauch des Denkvermögens eine fruchtbare Quelle von Irrthum, und dieſe Quelle entſpringt ganz gewiß aus des Menſchen Schuld. Die Irrthümer zu zerſtören ſind dem Menſchen ſelbſt die Mittel gegeben in der Erfahrung, der Beobachtung, der Belehrung, der Erörterung und überhaupt in dem Austauſch der Gedanken. In ſo weit iſt auch der Streit der Geiſter kein Uebel, ſondern vielmehr ein Mittel, um die Erkenntniß der Wahrheit zu fördern. Die Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen über Dinge von bedingtem Werthe wird dadurch wohlthuend, daß ſie den Geiſt in ſteter Bewegung und Regſamkeit erhält und zur unabläſſigen Uebung im Denken und Forſchen auffordert. — Aus einem Irrthum, wodurch man etwas Unwahres für wahr hält, kann der Geiſt ſich leichter heraushelfen, als aus der Verwirrung der Gedanken, in welcher der Geiſt von allen Seiten nur auf Widerſprüche ſtößt 3). Eine ſolche Gedanken-Verwirrung zeigt ſich vielfach im Zuſtande leidenſchaftlicher Aufregung, der Schwärmerei und des Wahnſinns.

5) Viele Irrthümer der Menſchen haben darin ihren ſtärkſten Grund, daß ſie den Irrthum (d. i. die mit ihm verbundenen ſinnlichen Vortheile) mehr lieben als die Wahrheit. Ihr Wille hat großen Einfluß auf den Gebrauch ihrer Intelligenz. Wie viele ihrer Irrthümer entſtehen nicht ſchon daraus, daß ſie urtheilen, bevor ſie den Gegenſtand von allen Seiten unterſucht und geprüft haben! Wie groß iſt nicht der Leichtſinn und die Anmaßung über Dinge zu urtheilen, die man nicht verſteht! Wie vielfach laſſen ſich die Menſchen in ihren Behauptungen und Meinungen durch Leidenſchaft, Begierlichkeit, Eigennutz, Rechthaberei, Parteigeiſt ꝛc beſtimmen! Wenn das Herz, das Gewiſſen den Menſchen verdammt, ſo wendet er ſich an den Verſtand, daß er die Anwaltſchaft für ſeine Miſſethat übernehme. — Eine Menge geſcheidter Leute haben für Alles Sinn, nur für die ſittliche Ordnung und was dem Menſchen Würde gibt, nicht. Die Irrthümer aber, welche durch Fehler des Willens erzeugt werden, haben weit verderblichere und weit ſchwerer wieder gut zu machende Folgen, als die nur aus der Mangelhaftigkeit der Intelligenz entſtehen.

---

3) Citius emergit veritas ex errore, quam ex confusione. Baco Nov. Organon II. 20.

Und auch an dieſer Mangelhaftigkeit tragen die Menſchen vielfach die Schuld durch Vernachläßigung ihrer Ausbildung und der vielen Hülfsmittel die Intelligenz zu ſchärfen und ſie vor Irrthum zu bewahren. — Unwiſſenheit beſchränkt unſere Erkenntniß, iſt aber an ſich nicht nothwendig mit Irrthum verbunden. Allein wer die Intelligenz brach liegen läßt, wer ſie nicht gebrauchen will, wer der Wahrheit gefliſſen ausweicht, wer einer erkannten Wahrheit widerſagt, der wird eine Beute des Irrthums. Doch iſt die falſche Wiſſenſchaft oder das Streben nach Wiſſen auf verkehrten Wegen und die Verwechſelung des Weſens mit dem bloßen Schein im Streben nach Wiſſenſchaft eine noch fruchtbarere Quelle von Irrthümern, als die Unwiſſenheit der Einfältigen *). — Dem Menſchen thut es Noth, ſich ſelbſt bei der Betrachtung ſolcher Ereigniſſe und Unternehmungen, die Vortreffliches ankünden und verſprechen, vor Täuſchung zu hüten, und zwar hier um ſo mehr, als die ſpäter folgende Enttäuſchung nur zu leicht Entmuthigung erzeugen kann.

6) Ein weites Thor in ein Labyrinth von Irrthümern iſt das auf Mißkennung der Schranken unſeres Erkenntnißvermögens gegründete Streben das für unſern Geiſt Unerforſchliche zu erforſchen. Dieſes Streben hatte zu allen Zeiten den doppelten Nachtheil: a) ein Verſäumen der emſigen Forſchung nach dem auf dem Weg einer mit Nachdenken verbundenen Beobachtung Erforſchbaren zu veranlaſſen, und b) die

---

*) Il s'en faut de beaucoup que les simplicités de l'ignorance soient aussi éloignées de la vérité, que les subtilités de la science et l'imposture de l'affectation. — En subtilisant sans justesse, nous nous écartons plus peut-être de la vérité par le savoir, que l'on n'a jamais fait par l'ignorance. Oeuvres de *Vauvenargues* 1827. 166 u. 199.

Einbildungen von einem wirklichen Wiſſen in Sphären, die unſerm Wiſſen ganz entrückt ſind, zu erzeugen, wodurch die Welt mit unfruchtbaren eiteln Streiten erfüllt, die wahre Wiſſenſchaft aber verdunkelt und aufgehalten wird [5]).

7) Mit dieſer Verirrung der Denker ſteht eine andere der Nichtdenker in naher Verwandtſchaft. Sein Verſtand ſagt zwar dem Menſchen: er ſetze ſich einer Menge von Irrthümern aus, wenn er etwas ohne Grund für wahr hält, oder wenn er eine Wirkung einer Urſache zuſchreibt oder von einer ſolchen erwartet, mit der die fragliche Wirkung in keiner Verbindung und in keinem Zuſammenhang ſteht. Dennoch geſchieht dies von ausnehmend Vielen, und dies iſt die Quelle der zahlloſen Arten und Ausgeburten des **Aberglaubens**. Wer ſich vor ſeiner Macht beugt, wird nicht nur ihr Sklave, ſondern auch ihr Opfer. Es findet aber der Aberglaube um ſo leichter Eingang und Zuneigung, als er der Trägheit des Menſchen, der ſich des anſtrengenden Gebrauchs ſeiner Intelligenz gern überhebt, und manchen ſeiner Gelüſte und ſelbſtſüchtigen Triebe, Wünſchen und Beſtrebungen weit mehr als die Wahrheit zuſagt. Der Aberglaube würde mehrentheils verſchwinden, wenn die Idee von Gott zu ihrer vollen Klarheit und Lebendigkeit in den Menſchen gelangte und vor jeder Trübung und Entſtellung bewahrt würde [6]). Iſt es hingegen nicht auffallend, daß die hartſinnigſten Ungläubigen dem lächerlichſten Aberglauben zugänglich ſind?

---

[5]) La peste de l'homme, c'est l'opinion de savoir. *Montaigne* II. 12.

[6]) Die große Mangelhaftigkeit und Verdunkelung der Idee von Gott hat unter ſo vielen Völkern die trugvollen Erfindungen des **Fetiſchismus**, der **Magie**, der **Schwarzkunſt**, der **Beſeſſenheit** und **Hexerei** erzeugt und gehegt, welche ſo viel und grenzenloſes Elend den Menſchen verurſacht haben.

8) Die ſelbſtſüchtige Klugheit iſt immer geneigt, mehr auf die niedrigen Triebe und Neigungen, als auf die edlern zu rechnen. So richtig leider dieſe Rechnung für die Ausführung ſchlechter Dinge ſich erweiſt, ſo falſch und irrthümlich iſt ſie, wenn es darum zu thun iſt, die Wohlfahrt der Geſellſchaft wahrhaft zu fördern. Es iſt ein ſchwerer Irrthum, zu glauben, daß das Gute durch böſe Mittel gefördert werden dürfe. Schlecht handeln, Böſes thun, damit Gutes bewirkt werde, iſt durchaus verwerflich. Böſes für ſich kann nie ein Samen des Guten ſein. Nur mittelbar kann Gutes durch Böſes veranlaßt werden, wodurch aber das Böſe nicht aufhört bös zu ſein.

9) Nie darf der Menſch ſowohl in Hinſicht ſeiner ſelbſt als in Rückſicht auf die Mitmenſchen die Doppelnatur unbeachtet laſſen, die ſeiner Gattung eigenthümlich iſt. Sonſt ſetzt er ſich außer Stand, menſchliche Dinge richtig aufzufaſſen und zu beurtheilen. So verführt der Stolz der Intelligenz eben ſowohl als der Stumpfſinn oder die Trägheit der Sinnlichkeit in Irrthum. Der Menſch iſt mit Sinnen und mit dem Auge des Geiſtes begabt, damit er mittelſt des Gebrauchs von Beiden zur Erkenntniß gelange, und ſich zur Befolgung des erkannten Wahren und Guten beſtimme.

10) Die Verſchiedenheit der Meinungen und Anſichten hat in verwickelten Gegenſtänden den Nutzen, zur Prüfung und Erörterung aufzufordern. Nicht der Meinungsunterſchied in vielen Dingen iſt für ſich ein Uebel, wohl aber ein großes iſt die verkehrte Geſinnung, welche die Menſchen ſo oft verleitet, die Wichtigkeit des Meinungsunterſchied's zu überſchätzen und wohl gar einen Berechtigungsgrund darin zu erblicken, Andere zu verachten und ſogar zu mißhandeln. Die Irrthümer der geſellſchaftlichen Umgebung und des Zeit-

alters ſind anſteckend. Daher ſieht man mit dieſen auch die Meinungen und Anſichten der Mehrheit ſich verändern. Der Menſch kann durch unwillkürliche Täuſchung oder durch ſinnliche Vortheile, die mit einem Irrthum verknüpft ſind, zu dieſem hingezogen und an ihn gefeſſelt werden. Aber den Irrthum ſelbſt als ſolchen liebt kein Menſch. Vielmehr will Keiner irren, auch dann nicht, wenn er ſich in einen Irrthum verliebt hat. In *einſeitiger Auffaſſung* oder in *Uebertreibung* liegt gewöhnlich der Grund oder die Beſtärkung des Irrthums. Wir ſind aber bei Bekämpfung eines Irrthums nur zu geneigt, zu vergeſſen, daß auch wir dem Irrthum ausgeſetzt ſind, und fordern daher vom Irrthum, daß er ſich ſelbſt ſehe, ſich ſelbſt erkenne. Die Bekämpfung deſſelben verfehlt meiſt deßhalb ihren Zweck, weil man nicht billig genug iſt, das Wahre, das dem Irrthum von *der* Seite, von welcher der Irrende die Sache anſieht, mehr oder weniger beiwohnt, anzuerkennen, um ihn dann auf diejenigen Seiten, von denen er ſie anzuſehen verſäumt, aufmerkſam zu machen[7]. — Mag der Menſch auch immerhin irren, wenn er nur redlich nach Wahrheit, nach Freiheit vom Irrthum ſtrebt und ringt! Dann iſt ihm die Pforte zur Wahrheit noch nicht verſperrt. Nur widerſtreite er nie der erkannten Wahrheit, nur verhöhne er nicht, was er nicht verſteht; nur bilde er ſich nicht ein, zu verſtehen, wovon er nur eine Hülle, nur ein Zeichen, nur den Buchſtaben, nicht aber den Sinn aufgefaßt hat! Nichts fördert den Wahrheitſinn mehr, als die gewiſſenhafte Achtung, welche die Menſchen für ihn hegen und an den Tag legen. Aber ihn untergräbt und zerſtört auch nichts mehr, als die Nichtachtung oder Verachtung, die man gegen ihn bezeigt [*]).

---

[7] Jedes Streitgeſpräch erfordert, ſoll es zu einem Ergebniß führen können, daß man von einem Satz ausgehe, worin beide Theile übereinſtimmen.

11) Es gibt auch einen *Rigorismus* in der Behauptung und Durchführung von als wahr erkannten Grundſätzen, der in Irrthum ausſchlagen und verderblich werden kann. — Seine Loſung iſt: „Mag die Geſellſchaft zu Grunde gehen, wenn nur der Grundſatz obſiegt!" Mancher Parteimann hat auf dieſe Art an ſich wahre und gute Grundſätze in Werkzeuge der Zerſtörung, der Unterdrückung und unſäglichen Unheils verwandelt, die Wahrheit ſelbſt verhaßt gemacht und ihre Anerkennung verhindert. Man kann der Wahrheit keinen ſchlechtern Dienſt erweiſen, als wenn man ſie durch andere Mittel als Belehrung oder zur Unzeit oder ohne die nöthige Vorbereitung um für ſie empfänglich zu machen, Andern beizubringen ſucht. Gewalt und Zwang kann zwar ſowohl gegen Wahrheit als gegen Irrthum ankämpfen, aber zwiſchen beiden nichts entſcheiden.

12) *Prüfendes Nachdenken* in Allem, was die Erkenntniß und das Thun betrifft, iſt das bewährte Mittel, ſich vor Irrthum zu bewahren. *Treues Feſthalten an der erkannten und erprobten Wahrheit* iſt es gleichfalls, indem ohne daſſelbe der Menſch jedem Winde der Meinungen preisgegeben wäre. Das Erkennen der Wahrheit ſetzt den Glauben voraus, daß wir ein Vermögen haben, die Wahrheit zu erkennen. Dieſer Glaube iſt die Vor- und Grundbedingung aller Wahrheiterkenntniß — Vernünftiges Zweifeln kann zwar der Wahrheit näher bringen, indem es zur Unterſuchung antreibt. Aber nur *Ueberzeugung*, nicht der Zweifel iſt zur

---

[*]) „Wenn du den Trieb zur Wahrheit und zum Guten im Menſchen nicht ehren willſt, was hat er denn noch, das du ehren mögeſt? *Matth. Claudius*."

Grundlage, zum Leitſtern für die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen geeignet. Des Zweifels Weckung und Nährung kann das Endziel der Forſchung nach Wahrheit nicht ſein. Vielmehr muß dieſe Forſchung, auch wann ſie Zweifel erregt hat, entweder mittelſt derſelben auf die Spur der Wahrheit zu kommen, oder die Quelle der Zweifel zu verſtopfen ſuchen. Jeder großes Heil oder Unheil bringenden Veränderung geht allerdings, ſie ankündigend, der Zweifel an das Beſtehende oder bisher für Wahrgehaltene voraus *). Iſt ihr Erfolg heilbringend, ſo hebt dieſer den Zweifel von ſelbſt; iſt er aber das Widerſpiel, ſo muß die Veränderung ſelbſt neue Zweifel gebären, und da iſt es die Aufgabe für jeden geſunden und gebildeten Geiſt, nach Kräften beizutragen, um zu verhindern, daß die menſchlichen Zuſtände die Beute unabſichtlicher Zweifelſucht werden, welche unvermeidlich zur Auflöſung aller Ueberzeugungen und geſelligen Bande führt.

13) Eine allgemeine, nie ſtockende Quelle von Irrthümern iſt die Selbſttäuſchung. Sie erhält Nahrung von allen ſelbſtiſchen Neigungen und Leidenſchaften, wird aber zuweilen auch durch edle Triebe oder Abſichten veranlaßt. Auch der Einſichtigſte, Kenntnißreichſte, Erfahrenſte und Wohlwollendſte hat allen Grund, gegen Selbſttäuſchung auf ſeiner Hut zu ſein. Iſt ſie doch ein ſanftes Polſter, auf dem man ſich nur zu gern der Ruhe und Hoffnung hingibt! Nicht leicht tritt Jemand in einen Beruf, ein Amt, daß er nicht von einiger Selbſttäuſchung befangen wäre. Wenn er dann ſich nur nicht ſträubt, von der täglichen fortſchreitenden Erfahrung ſich enttäuſchen zu laſſen, ohne deshalb den Muth zu verlieren! Der Zauber glücklicher Erfolge wiegt nur zu leicht in Selbſttäuſchung

---

*) Der Zweifel iſt der größte Umwälzer menſchlicher Dinge, ſagt Baco von Verulam.

ein. Widerwärtigkeiten ſind hier oft das einzig wirkſame Heilmittel. — Wie die Kinder durch öfteres Fallen gehen lernen, ſo rückt der menſchliche Geiſt durch eine Reihe von Fehlſchlüſſen, deren Unrichtigkeit die Erfahrung ihm aufdeckt, der Wahrheit näher, wofern er ſich nicht vom Dünkel blenden läßt, gegen allen Irrthum geborgen zu ſein.

14) Das ärgſte Gebrechen einer falſchen Aufklärung war immer dies, daß ſie unfähig macht, ihre Gebrechen und den nachtheiligen Einfluß einzuſehen, den dieſe für den Einzelnen und mehr noch für die ganze Geſellſchaft haben mußten. Das an ſich ſo heilſame und vom Geiſt gebotene Streben nach Vervollkommnung wurde dahin mißdeutet, daß man die Schranken nicht mehr anerkennen ſolle, die doch den endlichen Weſen, theils allgemein, theils durch beſondere Verhältniſſe geſteckt ſind. Und doch beſteht die menſchliche Weisheit gerade in der Erkenntniß und Beachtung dieſer Schranken. Daher in ſo vielen Dingen das Trachten und Drängen nach dem Unmöglichen, Unausführbaren, welches nothwendig das Verfehlen des Möglichen und Erreichbaren zur Folge hat, und in ein Wirrſal von Verirrungen, Mißgriffen und waghalſigen Unternehmungen ſtürzt. — Falſch iſt zuverläßig jede Lehre, die dem Menſchen Stolz oder Hochmuth einflößt, oder ſie in Verzagtheit oder Verzweiflung ſtürzt! Die Wahrheit ſchützt gegen Beides. Dies liegt in ihrem Weſen.

15) Mit der Irrthumsfähigkeit des Menſchen ſteht in vielſeitigem Verband ſeine Sündhaftigkeit. Obgleich er ſich deſſen, was gut (mithin auch Gott gefällig) ſei, wohl bewußt iſt, ſo kann er doch, ſelbſtſüchtigen Trieben nachgebend, das Gegentheil, was Gott mißfällig iſt, thun. Sein Wille hat die Freiheit, ſich nach der Stimme des Gewiſſens oder

nach dieſen Trieben zu beſtimmen. Vermöge dieſer Freiheit kann er ſich der Sünde hingeben, aber auch zur Tugend ſich erheben. Wer der Sinnlichkeit das Uebergewicht über den Geiſt einräumt, ſetzt ſich in Gefahr, daß der Wille die Kraft, ſich für das Gute zu entſcheiden und dem Reiz des Böſen zu widerſtehen, verliere. Die Angewöhnung zur Sünde bildet die Laſterhaftigkeit. Der Laſterhafte iſt ein Sklave der Sünde. Der Tugendhafte hingegen kann ſich der ſittlichen Vollkommenheit (Heiligkeit) fortſchreitend nähern, ſo daß ihm die Uebereinſtimmung der Geſinnung und That im Guten gleichſam zur Natur wird. Auf dem Scheidewege von Tugend und Laſter iſt die erſte Regel: „Faſſe Muth gegen die Schwierigkeiten der Tugend, und meide den erſten Schritt im Nachgeben gegen die Lockungen der Sünde!“ Das Widerſtehen des Willens gegen jeden Trug der Verſuchung zum Böſen iſt im ſittlichen Leben die Hauptſache. Wer wird nicht mancher ſittlicher Mängel und Schwächen, mancher unlautern Neigung ſich bewußt? Wer iſt je ſicher, im Kampfe zwiſchen dem Wollen des erkannten Guten und der ſinnlichen Selbſtſucht als Sieger zu beſtehen? Hat nicht, wer aufrecht ſteht, allen Grund ſich vorzuſehen, damit er nicht falle? Um nicht vom Böſen überwältigt zu werden, muß er demſelben in welcher Form es ſich ihm zeige, wie und von wem immer die Verſuchung dazu an ihn gelange, unabläſſig widerſtehen. Insbeſondere muß er jedem Anwachſen einer Neigung zur Leidenſchaft ſich ſtandhaft widerſetzen[10]), und jede Geiſtesverfinſterung, namentlich den Aberglauben, von ſich abwehren, weil dadurch die geiſtige Kraft (ſowohl die des Willens, als die der Intelligenz) geſchwächt und die Neigung zur Trägheit und zur Wolluſt erzeugt oder verſtärkt wird [11]). — In den irdiſchen Zuſtänden iſt Alles ein Gemiſch von Gut und Bös. Dies darf uns nicht entmuthigen. Je mehr Jemand der Vollkommenheit ſich nähert, deſto weniger läßt er ſich durch die Unvollkommenheiten Anderer ſtören.

---

[10]) Sonſt wird das Gewiſſen in der Verſuchung zum Böſen von der Leidenſchaft übertäubt. Cäſar im Augenblick, eh er den Rubikon überſchritt, geſtand: noch habe er freie Wahl, das Geſetz, welches das Ueberſchreiten verbot, zu achten. (Sueton c. 31). Aber die Herrſchbegier hatte ſich ſeiner längſt bemächtigt. Welcher Menſch hat nicht Augenblicke, wie der des Cäſars am Rubikon?

16) „Das Wahre verhält ſich zum Guten (bemerkt Baco) wie das Siegel zum Abdruck.“ Wie die Wahrheit vom Irrthum, ſo ſcheidet auch das Gute vom Böſen, die Tugend von der Sünde nur eine ſchmale Linie. Das Böſe iſt nichts als Abfall vom Wahren und ſeinem lebendigen Abdruck, dem Guten, oder Verläugnung deſſelben. Wodurch wird etwas ſündlich? Nur durch das Handeln gegen das Gewiſſen wird es ſo (Röm. XIV. 14. 1. Kor. VIII. 4. ꝛc. X. 34). Die Losſagung vom Gewiſſen (alſo auch von Gott) iſt es, was verunreinigt (Matth. XV. 11.) Jede Sünde iſt ein Verrath an der erkannten Wahrheit. Sie kann nur im Trüben fiſchen; ſie liebt ihrer Natur nach die Finſterniß. Der Sünder erkennt das Gute und thut das Böſe. Je mehr der Menſch in der Sünde verharrt und ſich darin vertieft, ſie lieb gewinnt, deſto mehr wird er zum Lügner gegen ſich und Andere. Die Lüge wirkt aber um ſo krebsartiger, je mehr ſie ſich den Schein der Wahrheit und Argloſigkeit gibt. Die Sünde und der Irrthum erreichen den Gipfel der Bösartigkeit, wenn ſie mit dem Scheine des Guten und Wahren gefliſſentlich ſich ſchmücken

---

[11]) Zwiſchen dem Aberglauben und dem Hang zur Wolluſt (z. B.) beſteht eine ſtarke Verwandtſchaft. Dieſe zeigt ſich beſonders da, wo der Aberglaube in Scheinheiligkeit übergeht.

und darin ihre Schutzwehr, ihre Geltung ſuchen. Das iſt das Brandmal der Heuchelei, daß ſie den Menſchen ungeſcheut vor ſeinem Gewiſſen, vor der Welt und vor Gott zum Lügner macht [12]). Ein Auswuchs der Lügenhaftigkeit iſt die Schmeichelei. Schmeichler ſind Lügner und Betrüger, ſie mögen Andern oder ſich ſelber ſchmeicheln. Jede Schmeichelei iſt ätzendes Seelengift.

17) Zu keiner Zeit, in keiner Lage fehlt es dem Menſchen an Verſuchungen zum Böſen. Es ſind ihrer um ſo mehr und ſtärkere, je höher ſeine Stellung iſt. Keiner kann ſie bewältigen ohne Kampf. Ob der Kampf ſchwieriger ſei, wenn das Böſe ſchleichend und lockend, oder mit Gewalt und drohend auftritt, darüber mag man ſtreiten. Alles hängt hier davon ab, wie es mit der Reinheit des Willens, der Wachſamkeit, dem Ausharren und der Kindlichkeit des Gottvertrauens auf Seite des Kämpfers beſtellt iſt. Der Uebermüthige erliegt, während der von Herzen Demüthige aufrecht ſtehen bleibt.

18) Der Wahn der Unabhängigkeit von Gott, oder der Gleichheit mit Gott, dieſer höchſte Grad von thörichtem Hochmuth iſt die Grundwurzel der Sünde, indem er die Intelligenz eines unwandelbaren Haltpunkts beraubt, die Triebe der Sinnlichkeit entzügelt und den Willen ſchwächt und verdirbt. Jede Sünde iſt Hinwegſetzung über Gott und ſein ewiges Geſetz, iſt Erhebung des Eigenwillens an die Stelle des göttlichen. Wann jener Wahn, ſei es durch Unkenntniß von Gott, ſei es aus Verkennung der eigenen Endlichkeit und Schwäche, in des Menſchen Bruſt Platz greift, tritt der Zweifel

---

[12]) Die Lüge der Heuchelei gibt ſich auch in der Beurtheilung Anderer kund. Wie Manche, die ſich gegen den Buchſtaben verfehlen, werden von der Welt auf's ärgſte verfehmt, während ſie Viele, die dem Geiſte nach arg gefrevelt, ſchont, ja wohl belobt, weil ſie dem Buchſtaben genug thun!

als Sophiſt gegen das Gottes Geſetz verkündende Gewiſſen auf und bringt es durch Trug und Täuſchung oder Betäubung zum Schweigen [18].) — So hoch der Menſch durch ſeine Beſtimmung geſtellt iſt, ſo tief erniedrigt ihn oft in der Wirklichkeit die Sünde. Gegen die Nachſtellungen der Sünde hat der Menſch nur ein durchgreifendes Mittel, daß er nämlich ſtets nach Verminderung ſeiner Sündhaftigkeit durch Kräftigung des nach Einigung mit Gott ringenden Geiſtes trachte und ſtrebe. Jede Sünde iſt eine Störung oder Aufhebung der Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes, und kann an ſich und in ihren Folgen nur dadurch getilgt werden, daß der Menſch dem Beweggrund, der ihn zur Sünde verleitet hat, von ganzem Herzen entſagt, und das durch ſie verübte Böſe nach Kräften aufzuheben, zu tilgen ſucht. Sonſt gibt es keine Sühne für ihn. Alle andern Opfer helfen ihm dann nichts. — Seine Kräfte und Fähigkeiten und auch ſein für ihn heilſamer Einfluß auf die äußere Natur leiden durch die Sünde mannigfachen Abbruch. Er geräth durch ſie mit ſich und der Natur in Widerſpruch und Disharmonie. Auch das iſt der Sünde Fluch und dieſen Fluch kann einzig das Losreiſſen von der Sünde durch den Entſchluß, ſeinen Willen mit dem göttlichen zu vereinigen, aufheben.

19) Die Irrthumsfähigkeit und Sündhaftigkeit des Menſchen fordern ihn auf, ſich durch den vernünftigen Gebrauch ſeiner Freithätigkeit ihrer zu erwehren. Die ſchwerſte Unbild an der Menſchheit iſt es hingegen, dieſe Unvollkommenheiten der Menſchen zu nähren und zu hegen, um daraus die Grundlage ihrer Beherrſchung zu ſelbſtſüchtigen Zwecken zu machen.

---

[18] Fr. H. Jakobi ſagt: „Der Menſch findet Gott, weil er ſich ſelbſt nur zugleich mit Gott finden kann, und darum verliert der Menſch ſich ſelbſt, ſobald er ſich in ſich allein begründen will.

20) Warum fällt es dem Menſchen ſo ſchwer, ſeine Verſtandesſchwäche und ſeinen Irrthum ſelbſt einzugeſtehen? Die falſche Scham, ein Kind der Eitelkeit, hält ihn davon zurück. Der Gewiſſenloſe ſcheut ſich mehr vor Verſtößen des Verſtandes als vor ſittlichen Vergehen. Die meiſten Menſchen ertragen jedoch den Vorwurf von Verſtandesſchwäche und Irrthum leichter als den des Unrechts und der Unſittlichkeit [14]). Dies bezeugt das tief dem Menſchen eingeſenkte Gefühl von der ſittlichen Würde ſeines Geſchlechts.

21) Zwar oft ſieht man das Verbrechen mit äußerm Erfolg gekrönt, während die Verkettung der Dinge im Weltlauf die edelſten Anſtrengungen vereitelt. Wie oft wird den größten und beſten, gut angebahnten und mit Erfolg begonnenen Unternehmungen plötzlich durch den Hintritt ihrer Urheber der Haltpunkt entrückt! Vermögen wir gleich die Angemeſſenheit hievon für das Weltganze nicht zu erklären, dennoch verdammt eine Stimme in unſerer Bruſt das glückliche Verbrechen und gibt den vereitelten Anſtrengungen edler Menſchen Beifall. Dem Verbrechen entgeht durch ſein Gelingen nichts an ſeiner Verwerflichkeit, dem Streben des Freundes der Wahrheit und Tugend durch ſein Mißlingen nichts an ſeiner Ehrwürdigkeit. Das Gelingen und Mißlingen ſtehen in höherer Hand. Die Fügungen dieſer Hand zu beurtheilen fehlt uns das Richtmaß, der ſichere Ueberblick des Ganzen in ſeinem vollen Zuſammenhange. Die Kluft, die oftmals das beſte Streben und deſſen Erfolg trennt, deutet darauf hin, daß dem Dieſſeits, welches der Tugend zur Schule der Prüfung beſtimmt iſt, ein Jenſeits folge, wo das Verdienſt nicht nach dem Erfolg beurtheilt wird.

---

[14]) Tel ne se ferait pas scrupule d'être fourbe, qui est honteux de passer pour tel, même injustement. *Vauvenargues* Oeuvres I. 196.

22) Darin eben beſteht des Menſchen Würde, daß er, obgleich dem Irrthum und der Sünde unterworfen, durch Anſtrengung ſeiner denkenden und ſittlichen Kraft, Wahrheit und Tugend zu erringen vermag. Dadurch kann der Menſch ſich Gott annähern, ſein Weſen dem Göttlichen verähnlichen, im Geiſt, in der Geſinnung Eins mit Ihm werden. — Wahrheit und Irrthum, das Gute und das Böſe haben an ſich nichts miteinander gemein. Jeder Verſuch, ſie zu vereinigen, iſt eitel. So tief aber die Kluft iſt, welche ſie von einander trennt, ſo gibt es doch viele Stufen auf dem Gange, der die Menſchen in Irrthum oder zur Wahrheit, zum Böſen oder zum Guten führen kann und wirklich zu führen pflegt. So ſehr mithin der Menſch der ſteten Wachſamkeit bedarf, um nicht die Beute des Irrthums und des Böſen zu werden, ſo darf er doch nie verzagen, wenn er ernſtlich entſchloſſen iſt, im Ringen nach Wahrheit und Tugend niemals nachzulaſſen. — Aufhellung der Gedanken durch Nachdenken dient ihm auch mit zur Reinigung der Geſinnungen. Trübſelige Anſichten ſind immer auch irrige. Um ſich ſolche fern zu halten, gibt es kein beſſeres Mittel, als in Allem nach Wahrheit zu ſtreben und ſich ſtrenger Rechtſchaffenheit zu befleißen, aller Eitelkeit, aller Selbſttäuſchung aus allen Kräften entgegen zu treten. — Wer aber in ſeinem Wirkungskreiſe Leidenſchaften und Irrthümer, Laſter und Thorheiten bekämpft, muß vorerſt gelernt haben, ſie in ſich ſelber zu überwinden, und auch dann muß er ſich gefaßt machen, vielſeitige Verkennung und Undank zu ernten; er darf volle Anerkennung erſt von der parteiloſtn Nachwelt erwarten.

23) Wegen der Irrthumsfähigkeit und der Sündhaftigkeit aller Menſchen verlangt der Umgang mit Andern viele Beobachtung, Achtſamkeit und Liebe, damit er der Wahrheit

und Tugend förderlich werde. Der Umgang mit ſich ſelber verlangt dies aber nicht minder. So viele Täuſchung uns im Umgang mit Andern begegnet, ſo iſt doch Niemand aufgelegter uns zu täuſchen, als wir ſelbſt. Was können die Meiſten weniger ertragen, als den unverſchleierten, ungeſchminkten Anblick ihres Innern? — Wer aber die Selbſtſchau und Selbſtprüfung vernachläßigt, dieſe ſchwerſte Verrichtung der Vernunft und des Willens, iſt ſtets geneigt, von ſich eine zu vortheilhafte, von Andern eine zu nachtheilige Meinung zu faſſen. Und doch kann nur ein Thor oder Heuchler ſich im Vergleich mit Andern für vollkommen halten. Wer ſtößt nicht bei allen Studien und Unternehmungen, welche Anſtrengung erfordern, auf Beſchränktheiten ſeiner Kräfte? Mit wie viel Beiſchlag iſt nicht alles Tugendgold verſetzt! Wie vielen Antheil hat nicht an der Menſchen Geſinnung und Thun die Verſchiedenheit der äußern zufälligen Umſtände und Verhältniſſe! Wie unrein iſt nicht der Reinſte vor Gott! — Das Richten über Andere iſt ein mißliches, das Gewiſſen beſchwerende Geſchäft. Wem nicht ein beſtimmter Beruf dieſes Geſchäft zur Pflicht macht, der enthalte ſich deſſelben! Mit voller Gerechtigkeit wird es jedenfalls Keiner verrichten, der es nicht durch Uebung im unbefangenen Richten ſeiner Selbſt ſchon weit gebracht hat. Ein ſolcher wird aber auch am wenigſten geneigt ſein, Andere zu richten, oder dabei leichtſinnig oder lieblos zu verfahren. — So anziehend der Eindruck großer Tugenden iſt, ſo zieht doch manchmal der Anblick großer Laſter und ihrer Folgen eben ſo mächtig zum Guten. — Immerhin iſt die Freiheit von den Feſſeln des Irrthums und der Sünde des Menſchen würdiges Ziel. Wer es erreicht, hat das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit und Tugend in ſich.

XI.

Der Menſch hat Empfänglichkeit für Luſt und Schmerz, für Güter von verſchiednem Werth, deren heilſame Aneignung aber für ihn immer durch Arbeit, durch Anſtrengung bedingt iſt, und für Glückſeligkeit, nach welcher Alle trachten, die aber Keiner vollſtändig erreicht.

---

1) Luſt und Schmerz, die beiden Gegenſätze des Gefühls, bilden gleichſam die Pole des organiſchen Lebens. Der Menſch iſt aus dem gleichem Grunde für Schmerz empfänglich, aus welchem er es für Luſtgefühle iſt. Luſt iſt das Gefühl von ungeſtörter Erreichung eines von der Natur beſtimmten oder von dem Willen vorgeſetzten Zweckes oder von der Befreiung von dem, was daran hindert. Schmerz hingegen iſt das Gefühl von einer Störung oder Beengung der Thätigkeit eines Lebensorgans für einen von der Natur oder dem Willen vorgeſteckten Zweck oder von der wirklichen Verfehlung eines ſolchen, von dem Mißverhältniß zwiſchen dem Erfolg und der Erwartung. Gäb' es keinen Schmerz, ſo wäre der Menſch für rechte Freude kaum empfänglich. Nichts erhöht dieſe mehr als jener. Indeſſen nennt der Menſch alles das, was ihm Schmerz verurſacht, ein Uebel. Alle Uebel oder Störungen

der durch die allgemeinen Geſetze der Weltdinge beſtimmten Ordnung, in ſo ferne ſie den Menſchen berühren, haben ihren Grund in dem Widerſtreit der Gegenſätze in der Welt, und das Gefühl der Uebel (der Schmerz) enthält einen mächtigen Antrieb für den Menſchen, nach Verſöhnung, nach Ausgleichung dieſer Gegenſätze zu ſtreben. — Luſt und Schmerz, jedoch nur die ſinnlichen, hat das Thier mit dem Menſchen gemein. Dieſem iſt aber von Natur eine weit größere und vielartigere Empfänglichkeit für Luſtgefühle und freilich auch für Schmerzgefühle verliehen, als dem Thiere, ſowohl was ihre Mannigfaltigkeit, als was ihre Stärke in vielen Abſtufungen betrifft. Alle Theile des menſchlichen Leibes ſind für Schmerz empfindlich, nur einige für Vergnügen. Auch iſt in der Thierwelt weit mehr ungeſtörte ſinnliche Luſt als unter den Menſchen. Dagegen erhöht und vervielfältigt ſein Geiſt dem Menſchen jeden Genuß und Schmerz, und wird ſelbſt Schöpfer vieler (und zwar der höchſten) Genüſſe und Leiden. Nur dem Menſchen iſt es gegeben, über die Urſachen und Einwirkungen von Luſt und Schmerz auf ihn und über die Mittel und Wege nachzudenken, wie er dem Schmerz ausweichen und ihn mildern, den Genuß der Luſt hingegen ſteigern und zur Förderung ſeines Lebenszwecks gebrauchen könne, während das Thier nur ſein Naturtrieb von ſolchen Dingen abhält, die ihm ſchädlich, oder zu ſolchen Dingen anzieht, die ihm behaglich ſein können. — Bei der Unkunde beſſerer Zuſtände erträgt der Menſch allerdings die Beſchwerden der ſchlechteſten weit leichter, als wenn er ein unbefriedigtes Verlangen nach beſſern fühlt, oder ihn die Furcht, der letztern wieder verlurſtig zu werden, quält. Die meiſten und ſchmerzlichſten Leiden erfährt der Menſch erſt, wenn in ihm die Vernunft erwacht iſt, und ſeine geſellſchaftlichen

Berührungen ſich vermehren. Denn es werden ihm nun die Gegenſtöße der Begierden und Leidenſchaften fühlbarer, und eben ſo die Qualen des Zweifels und des Gewiſſens, die alle andern an Schärfe und Tiefe übertreffen. Der rohe Naturſohn iſt für wirklichen Schmerz minder empfindlich, und denjenigen, welchen Sehnſucht und Furcht veranlaſſen, kennt er am wenigſten. Dagegen iſt er auch den ſüßeſten und edelſten Genüſſen und den reinſten und höchſten Freuden entfremdet. Ueberhaupt lebt der Menſch vermöge ſeiner Gabe zu denken nicht blos in der Gegenwart. Er iſt daher der Furcht weit mehr zugänglich, als das Thier, und die Furcht kann ihm alles Glück verbittern und große Qual verurſachen, wenn er ſie nicht durch Ueberlegung und Vernunftgebrauch zu zügeln und zu mäßigen verſteht [1]). Das Sittlich-Gute iſt Jedem zugänglich. Auch ſind es die Hervorbringungen des Geiſtes, die dem Menſchen die lauterſten und dauerhafteſten Genüſſe, die am wenigſten mit Schmerz und Unluſt vermiſcht ſind, gewähren. In den meiſten Gegenden bietet aber auch die äußere Natur freigebig Jeglichem einfache Genüſſe dar, die niemals Ueberdruß erzeugen, was bei den erkünſtelten ſo oft der Fall iſt. Der Geſchmack faſt aller, auch wenig gebildeten Völker, für Blumen iſt ein erfreuliches Zeugniß von des Menſchen Empfänglichkeit für einfache Naturgenüſſe. Was gewährt ein reineres Vergnügen als die Anmuth, der Farbenglanz und Duft der Blumen, wovon ein ſo mannigfaltiger Reichthum der Erde entſprießt und ſie ſchmückt? Der Menſch iſt es ſelbſt, der ſich den Einklang der Natur zerſtört, indem er die Mißtöne ſeines Innern in ſie hineinträgt. Wenn wir die Arten von Vergnügungen, in denen die Menſchen in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten ihre Erholung und Ergötzung ſuchten, betrachten, ſo zeigt es ſich, daß ſie um ſo weniger zur Förderung wahrer Glückſeligkeit und Zufriedenheit beitrugen, je mehr ſie ſich von der Einfalt der Naturfreuden entfernten. Die empörendſte Ausſchweifung bieten uns die Schauſpiele grauſamer Menſchen- und Thierkämpfe, wie ſie zu Rom und in den andern Hauptſtädten des Römerreichs zur Zeit, als ſeine Macht und ſein Glanz den höchſten Gipfel erreicht hatten, in allen Volksklaſſen einen maßloſen Taumel von Luſt erregten. — In der Weitſchätzung der ſinnlichen Genüſſe waltet überhaupt große Verſchiedenheit. Das Bedürfniß ſolcher Genüſſe iſt in ſeiner Ausdehnung oder Einſchränkung größtentheils von dem Willen des Menſchen abhängig. Unter den ſinnlichen Freuden ſind, wie Jean Paul bemerkt, die kleinen uns wohlthätiger als die großen und heftigen. Angenehme körperliche Gefühle, woferne ſie gemäß der Naturordnung entſtehen und ihr treu bleiben, können ein kräftiges Mittel zur Förderung der Geſundheit und ſelbſt der geiſtigen Kraft und Thätigkeit abgeben. Aber Unmäßigkeit im ſinnlichen Genuß zerſtört ihn ſelbſt und ſogar die Fähigkeit dazu. Die Freuden des Sinnengenuſſes ſind ſelbſtſüchtig; die der Erkenntniß und des Gemüths ſind um ſo größer, je mehr ſie mittheilbar ſind. Daß ſinnlicher Genuß nicht des Menſchen höchſtes Gut ſei, ſagt Jedem nicht ganz Verthierten ſein Bewußtſein, und beſtätigt ihm die Erfahrung [2]). Dieſe belehrt ihn, einſtimmig mit dem ſittlichen Bewußtſein, daß er nicht lebe blos um zu genießen. Das wahrſte Vergnügen iſt das, welches uns zur Erholung, zur Labung nach der Arbeit dient. Nichts macht hingegen für einen reinen Genuß unempfänglicher, als Weichlichkeit, Trägheit, Müſſiggang; nichts für wahren Genuß untüchtiger als Genußſucht. — Geiſtiges Vergnügen, das zur Erheiterung des Gemüthes dient, und welches ihm nebſt der Erkenntniß und dem Gutesthun vorzüglich ein freundlicher Umgang mit Weiſen und Guten und die Meiſterwerke ſchöner Kunſt gewähren, trägt auch noch weit kräftiger als irgend ein blos ſinnliches Vergnügen zur Förderung der Geſundheit, des Wohlbefindens bei. Dennoch ſehen wir bei den allermeiſten Menſchen die Begierde nach Sinnengenuß eben ſo unerſättlich, als die nach geiſtigen Vergnügen genügſam [3]). Heilſame Wahrheiten, die beim Wohlbefinden in der Seele geſchlummert, erwachen beim Leiden. — Das Gefühl der Geſundheit bleibt oft wenig beachtet, wogegen das Gefühl der Geneſung unausſprechlich wohlthuend iſt und für den reinſten Naturgenuß empfänglich macht, wodurch es uns für die überſtandenen Leiden ſchadlos hält.

---

[1]) Nichts iſt niederbeugender und lähmender als die Furcht, wogegen nichts mehr belebt als Hoffnung. Fehlgeſchlagene Hoffnung aber ſchlägt noch ſchmerzlicher nieder, als die Entdeckung des Ungrunds der Furcht erhebt. Mit Recht ſagt Montaigne (Eſſais I. 101.): „Nichts iſt mehr zu fürchten als die Furcht."

---

[2]) Die Ausſchweifungen der Eßluſt und der Berauſchung mit erhitzenden Getränken oder Opium hat die Natur mit einer Menge peinlicher Krankheiten, die Ausſchweifungen

Glückſeligkeit wünſcht ſich zwar ein Jeder, und es iſt auch vernunftgemäß, daß Jeder darnach ſtrebe, wenn er nur dem Verlangen nach Glückſeligkeit das nach geiſtiger Veredlung

---

der Geſchlechtsluſt aber mit der abſcheulichen, anſteckenden Syphilis beſtraft, deren Folgen, da ſie auf die Kinder übergehen, die Menſchheit mit einer ſtets zunehmenden phyſiſchen Verſchlechterung bedrohen.

[3]) In Bezug auf jenes Wohlbefinden, das blos aus ſinnlichen Genüſſen und der Abweſenheit ſinnlicher Schmerzgefühle hervorgeht, ſtehen, wie geſagt, die Thiere vor dem Menſchen im Vortheil. Sie haben insgemein viel mehr angenehme als unangenehme Sinnenempfindungen, und die Summe ihres Vergnügens iſt größer als die ihres Schmerzes. Sie ſind weniger Täuſchungen ausgeſetzt, als der Menſch. Sie wollen immer nur das Mögliche; der Menſch oft das Unmögliche.

nicht nachſetzen würde. Aber der Begriff von Glückſeligkeit iſt nicht ſo feſt beſtimmt und unwandelbar, wie der vom Sittlichguten und Rechten. Der Umſtand, daß der Begriff von Glückſeligkeit ſehr verſchieden und vieler Abſtufungen empfänglich iſt, je nach der Bildung und den Angewöhnungen der Menſchen, macht, daß unter den Anklägern ihres Geſchicks eine große Verſchiedenheit ſich zeigt [4]. Den Zuſtand der Schmerzloſigkeit beachtet der Menſch kaum, deſto empfindlicher iſt ihm jeder Schmerz. Schon ein geringer, wenn er andauert, kann ihn unglücklich machen. — Weder der Verſtand, noch die Sinnlichkeit, ſondern das Herz iſt die Quelle und der Sitz wahrer Glückſeligkeit. Wäre die Idee von ihr blos ein Traumbild unſerer Einbildung, ſo wäre das Trachten nach ihr eine Thorheit. Unſer Bewußtſein aber ſagt uns: dies ſei ſie nicht. Sie verläßt auch den Elendeſten nicht, und durch die Wahrnehmung, daß wir ſie nirgend ganz verwirklicht finden, wird ſie nicht ausgelöſcht. Sie entwickelt ſich aber erſt allmählig mit der Entwickelung der Anlagen des Herzens und des Vernunftgebrauchs und gewinnt erſt Klarheit und Lebendigkeit, nachdem wir aus dem Zuſtand der Kindheit herausgetreten ſind, in welchem der Kreis der Bedürfniſſe, Genüſſe und Begierden noch ſehr eingeſchränkt iſt, der Menſch noch wenig in der Zukunft lebt, und ihm ſelbſt beim Gefühl von Schmerz und Unluſt die Idee von Unſeligkeit, und dem wahren (ſittlichen) Elend fremd bleibt. Erſt in dem Augenblick, wo das Herz ſich unbefriedigt oder getäuſcht fühlt, erwacht die Idee von dem, was er entbehrt und vermißt, und mit der Sehnſucht darnach bekommt die Idee von Glückſeligkeit ihre Ausbildung. Eine tiefe Begründung, wahre Läuterung und feſte Richtung kann aber die Idee von Glückſeligkeit und das Streben nach ihr nur dann erhalten, wenn ſie mit der Idee der Vollkommenheit in Uebereinſtimmung gebracht iſt. Scharfſinnig bemerkt Baco [5]: „das Glück mache uns gewöhnlich die Laſter, das Unglück die Tugenden der Menſchen ſichtbar.“ Das Glück weckt nämlich im Menſchen nur zu oft die böſen, das Unglück die guten Triebe. Gemeinhin wünſcht ſich zwar der Menſch ein friedlich-geſelliges, ruhiges und genußreiches Leben. Dem tritt aber ſowohl die äußere Natur, als der Menſchen ſelbſtſüchtiges Treiben und jedes Einzelnen eigene Leidenſchaftlichkeit vielfältig in den Weg. Daß alle Leidenſchaften für uns Leiden erzeugen, ſagt uns ſchon ihre Benennung. Jede ſtrebt nach einem vermeinten Gut, wird aber dadurch leicht zerſtörend, daß ſie alle Kräfte auf Erreichung eines einzelnen endlichen Gutes ausſchließlich richtet, wodurch der ganze und höchſte Lebenszweck benachtheiligt, wo nicht ganz verfehlt wird. Um nicht im Trachten nach Glückſeligkeit zu unterliegen, muß ein jeder einerſeits oftmals zu widerſtehen wiſſen, muß mit ſich ſelber und Andern kämpfen, anderſeits muß er den freien Gebrauch ſeiner Kräfte durch den Anſpruch der Andern auf den gleichen Gebrauch ihrer Kräfte beſchränken zu laſſen, ſich beſcheiden. Sonſt entſtünde ein fortwährender Krieg Aller gegen Alle. — Der Scheinbarglückliche wird der Gegenſtand des Neides vieler Andern, die ſich nicht glücklich fühlen. Ueberhaupt iſt eine Hauptquelle von Leiden jeder Art der Menſch ſelbſt. Und doch wird anderſeits der Genuß, die Freude, das Glücksgefühl durch nichts mehr erhöht, als durch die Theilnahme. Wie viel verlieren viele Güter an Werth, wenn nicht Andere mit uns an ihrem Genuß theilnehmen [6]. Auch werden die Leiden durch Theilnehmung vorzüglich und am beſten gelindert. Das reinſte und nachhaltigſte Vergnügen gibt einem Jeden das Bewußtſein deſſen, was er für das Wohlergehen Anderer gethan [7]. Um hingegen ſchwere Uebel zu vermeiden, muß der Menſch Vieles thun, tragen und dulden lernen, was ihm nicht behagt, ſondern beſchwerlich iſt. Die Ungeduld iſt eine Quelle vielen Leidens, wogegen Jeder durch Geduld ſeine Leiden zu mildern vermag [8]. Mancher verderbt, verkümmert ſich ſelbſt den Genuß, indem er bald zur Unzeit, bald mit Unmaß genießen, bald auch ſolcher Genüſſe theilhaftig werden will, wozu er ſich nicht durch die nöthige Bildung befähigt hat, wohl auch mitunter wie Hamlet durch grübelnde Sophiſtik. — Ruhiger, ungeſtörter, beſchwerdefreier Genuß iſt überhaupt nicht das, wozu der Menſch auf der Erde beſtimmt iſt. Vielmehr gibt es kein wahres Gut, deſſen er theilhaftig werden kann, welches er nicht durch Arbeit, durch Anſtrengung oder um den Preis von Kämpfen, Entbehrungen, Beſchwerden und Leiden erwerben müßte. Ohne dieſe Einrichtung würden die Menſchen des Antriebs ermangeln, ſich für das Wahre und Gute auszubilden und zu dieſem Behuf ihre Gelüſte nach Genuß zu zügeln und zu mäßigen.

---

[4] Le désir d'être heureux est le premier que nous imprimât la nature, et le seul qui nous ne quitte jamais. Mais où est le bonheur? Chacun le cherche et nul ne le trouve. So *J. J. Rousseau*. Voltaire aber ſagt: Le bonheur n'est qu'une rêve, et la douleur est réelle. Von vielen Freuden und Leiden des irdiſchen Lebens iſt dies wahr.

---

[5] Sermones fideles n. 5. de rebus adversis.

2) Die Summe des Angenehmen und des Unangenehmen, der Genüſſe und Entbehrungen, der Freuden und Leiden iſt im

---

[6] Nullius boni, sine socio, jucunda possessio est (Seneca.)

[7] La nature ne nous apprend-elle pas, qu'on ne peut être heureux que par le bonheur des autres. *Stanislas Lekzinski* Oeuvres p. 173.

[8] Levius fit patientia quidquid corrigere est nefas. *Horat.*

menſchlichen Leben ſo vertheilt, daß kein Sterblicher ſich einer ſo vollkommenen Glückſeligkeit bewußt werden kann, um nicht nach einem höhern Grad derſelben zu dürſten. Wer Enthebung von allen Leiden begehrt, vergißt, daß er ein Menſch iſt. Genüge findet der Menſch nur im Verlangen, im Begehren, nicht im Genuß. Alles, das Heitere, wie das Trübe, was erfreut und was Leid verurſacht, geht vorüber. Die Sehnſucht aber nach Beſſerm bleibt. Um wahrhaft glücklich zu ſein, kann der Menſch, der mehr in der Zukunft als in der Gegenwart lebt, der Hoffnungen nie entbehren, wenn gleich dieſe großentheils nur Träume des wachenden Menſchen ſind. Doch ein Sehnen nach einem unvergänglich guten Zuſtand liegt unaustilgbar im Gemüth, während das Leid der Luſt, wie der Schatten dem Lichte nachſchleicht und der Reiz, den die Leidenſchaft oder Phantaſie dem Gegenſtand unſerer Begierlichkeit verleiht, erbleicht und matter wird, ſobald wir zum Beſitz gelangt ſind. In den Erwerb und Genuß aller Glücksgüter miſcht ſich gewöhnlich einiges Unbehagen, wie ein Vorbote, eine Ahnung des in der Zukunft lauernden Wechſels oder Mißgeſchicks. Selbſt dem reinſten Gefühl von Glück, von Seligkeit geſellt ſich eine Wehmuth, die an unſere Endlichkeit erinnert. Und wie oft wirft nicht der Glückliche ſelbſt im freudigſten Gefühl ſeines Glücks etwas hinein, das ihm ſeine Süßigkeit verbittert, ſeinen Glanz trübt, wodurch er gleichſam ein Geſtändniß ablegt, daß das Erdenleben für ganz ungetrübte Glückſeligkeit nicht gemacht ſei. Nil est ab omni parte beatum (ſagt Horaz 9)). Selbſt

---

9) Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit. *(Lucretius.)*

Comme toute grande puissance qui agit vivement sur l'âme, le bonheur y répand une teinte légère de mélancolie, soit par la crainte qu'il nous échappe, soit par cet die Heilmittel, die wir zur Abwendung der Leiden gebrauchen, ſind meiſt mit Schmerz verknüpft. Je mehr das Daſein in der Welt verſpricht, deſto weniger hält es, und das Wenige, was es gibt, nimmt es oft wieder in ſchmerzlicher Weiſe zurück. Dieſes Daſein beſteht aus einer Reihe von Augenblicken, und kein Augenblick, auch der lichtvollſte iſt für uns ohne Schatten. Einige Abwechſelung im Glück iſt ſogar für den Menſchen wohlthuend, indem ſie ihn vor Uebermuth, Verzagtheit und Selbſtvernachläßigung bewahrt; wogegen man eine lange Zeit ununterbrochene Gunſt des Glücks ſehr oft unverſehens in völliges Unglück umſchlagen ſieht. Auch findet ein großes, zumal ein plötzliches, ſchnelles, unverſehenes Glück leichter Verzeihung in der Welt, wenn man es mit Widerwärtigkeiten gemiſcht ſieht. — Während die Furcht vor künftigen Uebeln oder Verlurſten den wirklichen Genuß beeinträchtigt, gewährt die Erinnerung an gut überſtandene Beſchwerden und Drangſale ein angenehmes Gefühl. — Mitten im Genuß werden wir durch Vieles an unſere Schranken erinnert, und da ſinnen wir darauf, ob und wodurch wir darüber hinaus könnten. Doch mit Grund heißt es bei Euripides: Wenn du des Guten mehr haſt als des Uebeln, ſo magſt du dich glücklich preiſen, denn du biſt Menſch! Allein Diejenigen, denen der Gedanke an Gott, das unendliche Weſen, dem alle endlichen untergeordnet ſind, abhanden gekommen iſt, ſind darob unzufrieden, daß ihnen nicht alle Genüſſe zu Theil werden und ſie ihrer viele entbehren müſſen. Indeſſen deutet doch Alles darauf hin: daß der Menſch ſich auf der Erde in einem Zuſtande

---

instinct secret qui nous fait pressentir les bornes de nos facultés, et qui pourtant, par son existence même, nous avertit que, d'un autre côté notre horizon est infini." *Mémoires de Mad. Merlin* II. 104.

des Uebergangs befindet. (Vergl. 1. Kor. VII. 29—31.)[10] Wer kann daran zweifeln, der des Lebens Unbeſtändigkeit, die Wechſel, denen es ſtets ausgeſetzt iſt, ſeine getäuſchten Hoffnungen, die Ungewißheit aller ſeiner Entwürfe, die Flüchtigkeit ſeiner Freuden erwägt? — Mit dem Leben iſt Jeglichem die Gewißheit des Todes zugeſchieden[11]). Den Tag, ſagt ein Weiſer, ſollſt du nicht vor dem Abend preiſen. Noch ſoll der Menſch ſein Herz nicht an Vergängliches heften. Thut er es, ſo wird er doppelt geſtraft: erſtens durch übergroßen Schmerz wegen des Vergänglichen Verlurſt, ſodann dadurch, daß er für die Glückſeligkeit unempfänglich wird, von der doch die Ahnung und Erwartung ſeinem Herzen tief eingeſenkt iſt, und von der die vernünftige Thätigkeit des Geiſtes und die Tugendübung uns einen Vorgeſchmack geben.

3) Des Menſchen Leiden gründen ſich zum Theil in der Beſchränktheit aller irdiſcher Dinge und Zuſtände, aber unſtreitig auch zum großen Theil in der eigenen Schuld und gerade die ſelbſtverſchuldeten ſind für ihn die peinlichſten und am wenigſten dem Troſte zugänglich. — Wo die Menſchen einzig nur

---

[10]) Die Egypter nannten die Wohnungen der Lebenden Herbergen. Diodors Bibliothek der Geſchichte. B. I. K. 51.

[11]) Irenäus (Ad. Haeres. III. 23, b.) erblickt in der Sterblichkeit der Menſchen, welche die Bibel als Strafe der Sünde darſtellt, in ſo fern noch eine Wohlthat für ihn, als ihm durch ſie das mit ſo vielen Beſchwerden verbundene Erdenleben abgekürzt wird. — Auch wird der Schmerz der Vorausſicht des Todes vorzüglich dadurch gelindert, daß er der Befreier von ſo vielen Leiden iſt. — Gewöhnlich wünſchen ſich indeſſen die Menſchen Verlängerung des Lebens, wenn ſie auch keinen Grund haben, es zu lieben. Anders dachten jedoch die Trauſen, ein Völkchen Thraziens. Herodot berichtet von ihm (V. 4.): daß dort nach der Geburt eines Kindes die nächſten Verwandten ſich um daſſelbe hinſetzen, und, das verſchiedene Ungemach des Lebens durchgehend, die Leiden beklagen, die dem Neugebornen bevorſtehen; wogegen ſie die Geſtorbenen unter Scherz und Freude beerdigen, weil ſie vielem Elend entgangen und zu voller Glückſeligkeit gelangt wären.

auf ihren Eigennutz bedacht und nur mit deſſen Berechnungen beſchäftigt ſind, da iſt nicht ein Schatten von Glückſeligkeit; da verſcheuchen und verbittern Eiferſucht und Neid jede Freude und jeden Genuß. — Wären übrigens die Leiden auf Erden nicht, ſo entbehrten ihre Bewohner nicht nur der mächtigſten Antriebe zur Uebung und Thätigkeit des Geiſtes, ſondern auch der Veranlaſſung, ihre ſchönſten herrlichſten Tugenden, die am meiſten zum Wohl der menſchlichen Geſellſchaft beitragen, zu entfalten. Wie viel vermögen die Menſchen nicht, um einander das Tragen ihrer Leiden und Beſchwerden zu erleichtern! Wie viel erſtreben ſie hingegen nicht mit großer Mühe, was ihnen dann doch nur Eckel und Ueberdruß verurſacht [12])! Wie viel Ungemach und wie viele Betrübniſſe und Drangſale könnten ſie ſich durch moraliſche Charakterfeſtigkeit erſparen! In allen Verhältniſſen ſich ſelber treu verbleiben, iſt die ſtärkſte Schutzwehr gegen die Unbeſtändigkeit des Geſchicks [13]). Wer ſelbſt ſchwankend geſinnt iſt, wird deſſen erbärmliches Spielzeug. Im Wahren und Guten kann Beſtändigkeit oder Beharrung nicht zu weit gehen; in unweſentlichen Dingen hingegen wird ſie oft thöricht, und iſt auch eine gewiſſe Abwechſelung rathſam. Dieſe hat für die Meiſten einen großen Reiz; ſtete Wiederholung wird für ſie leicht ermüdend oder widerlich, weil das Einerlei, die Eintönigkeit die Genußfähigkeit abſtumpft. Alles Angenehme, Vergängliche, als ſolches gewinnt durch Abwechſelung. Dies bezeugt, daß ſein Werth nur ein ſehr untergeordneter iſt. Mißmuth und Ungeduld ſchärfen jedes Uebel, das wir von uns nicht abzuwenden vermögen. Dagegen verliert das Mißgeſchick viel von ſeinem Stachel, wenn der Menſch in heitern Tagen darauf gefaßt iſt, und in trüben der Hoffnung eines Wechſels nie entſagt[14]). — Das Brüten über ſeinen Schmerz lindert ihn nicht, ſondern vermehrt und verlängert ihn nur. — Anhaltende Beſchäftigung für einen preiswürdigen edeln Zweck iſt hingegen eines der bewährteſten Mittel zur Aufheiterung des Geiſtes und des Lebens.

---

[12]) Fastidiosam desere copiam! räth Horaz.

[13]) Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem, non secus in bonis. *(Horat.)*

4) Die Natur der Dinge und die Schickungen im Leben geſtatten keinen Zweifel, daß der Menſch berufen ſei, Selbſtſchöpfer ſeines Glückes zu ſein. In der Regel kann er an jedem Ort ſein Glück finden, wenn er es ernſtlich auf rechten Wegen ſucht. Nur verſtehen die Wenigſten es da zu ſuchen. Nur der wird es finden, der es erſtens in einer weiſen Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe und dann in dem rechten Gebrauch der ihm verliehenen Kräfte und Güter ſucht. Hierin beſteht die Kunſt Selbſtſchöpfer ſeines Glückes zu werden. Zur Zufriedenheit thut vor Allem Begrenzung und Mäßigung ſeiner Wünſche noth. Sonſt wünſcht und wünſcht man nur, und wenn man's hat, wird man des Wünſchens doch nicht ſatt. — Manche erſehen in der Unbeſcheidenheit oder Unverſchämtheit das Mittel ihr Glück zu machen. Allein, gelingt es ihnen auch einige Zeit, ſpäter iſt ihr Sturz gewöhnlich nur um ſo heftiger und tiefer. Man kann glückſelig ſein und zufrieden leben, ohne vom Glück begünſtigt zu ſein. Leute in ärmlichen Umſtänden leben glücklich und zufrieden, während Andere in Ueberfluß und Pracht elend leben und ſtets mißvergnügt[15]). Das Glück

---

[14] Non si male nunc, et olim sic erit. Sperat infestis, metuit secundis Alteram sortem bene praeparatum Pectus. *(Horat.)*

[15] Multa petentibus desunt multa. Bene est cui Deus obtulit parca, quod satis est, manu! *(Horat.)*

wirft dem Einen aus vollen Händen mancherlei Güter in den Schooß, der nicht weiß, was er damit machen ſoll, während es einem Andern keines beſcheert, der doch den Willen und die Fähigkeit hätte, ſolche Glücksgüter aufs zweckmäßigſte zu verwenden. Deshalb hat man das Glück als blind, oder mit verbundenen Augen abgebildet. Im Grund iſt das Glück, welches uns bald in guter, bald in übler Laune erſcheint, ein bloßes Gebild unſerer Phantaſie. Wenn man von dem Glücksſtern einer Perſon oder eines Volkes ſpricht, ſo hat dies nur in ſo fern einen Sinn, als damit günſtige Umſtände bezeichnet werden, deren Benutzung einer Perſon oder eines Volkes Glück begründet. Die untrüglichſten Sterne ſeines Geſchicks kann der Menſch in ſeiner Bruſt wahrnehmen. Die Zeit, in welcher das Gewebe geſponnen wird, woran die vielen endlichen beſchränkten Kräfte im Weltall unaufhörlich bethätigt ſind, und welches wir Schickſal nennen, iſt ein ſtrenger Buchhalter, der weder Rechnungsfehler noch falſche Wechſel anerkennt. Ohne Zweifel iſt das Schickſalsgewebe zuletzt von den Anordnungen und Fügungen des das All unſichtbar regierenden unendlich vollkommenen Urgeiſtes abhängig. Der Werth aber, den die ſogenannten Glücksgüter für uns haben, iſt ganz durch ihren Gebrauch bedingt. Der Werth deſſen, was er entbehrt, wird aber vom Menſchen gewöhnlich höher geſchätzt als das, was er beſitzt. Schon hierin liegt eine Quelle vielfacher Täuſchung. Eine Menge nichtswürdiger Dinge werden geſchätzt blos wegen ihrer Neuheit, Seltenheit oder Sonderbarkeit oder der Schwierigkeit ihres Erwerbs. Von manchen Dingen, welche ſich Viele als Bedürfniß vorſpiegeln, iſt es zum wenigſten ſehr zweifelhaft, ob ſie auch nur einigermaßen nützlich und nicht weit mehr ſchädlich ſind. — Dagegen hat der Menſch ein Bedürfniß geiſtiger und körperlicher Thätigkeit. Auf ihr beruht das Leben; nur durch ſie kann der Zweck des Lebens erreicht werden. Zwar hat der Menſch auch eine Sehnſucht nach Ruhe. Gelangt er aber zur Ruhe, ſo kann er ſie gewöhnlich nicht lange ertragen. Der allergefährlichſte Feind unſeres Glücks iſt die durch Scheu geregelter Arbeit erzeugte Langeweile, dieſe unerträgliche Quälerin und ärgſte Verſucherin zu allem Thörichten und Böſen. Nur der Arbeitſame trägt eine nicht leicht verſiegende Quelle von Frohſinn und Zufriedenheit in ſich. Die Langeweile hingegen treibt den Menſchen aus ſich hinaus, um dem Umgang mit ſich ſelbſt zu entfliehen, um außerhalb Zerſtreuung oder Betäubung zu finden. Dies iſt der Grund, warum überall ſo Viele ſich nirgend unbehaglicher fühlen als zu Haus, und dieſes ſo gern mit jeglicher Geſellſchaft vertauſchen, von der ſie doch meiſt nur Unluſt und Verdruß nach Haus zurückbringen[16]. — Herbe Qual verurſacht die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und ſeinem Thun. Um ihr zu entgehen, überſchätze und unterſchätze Keiner ſein Können! Sonſt wird er Unmögliches erſtreben oder hinter dem Möglichen zurückbleiben. Wie oft handelt der Menſch, ohne nur zu wiſſen, was er will. Dies muß dann unvermeidlich Dunkelheit und Ungewißheit in ſein Thun bringen. Mißgeſchick verſchmerzt der Menſch noch leichter als Ungeſchick. Je weiter er es in der Selbſterkenntniß bringt, deſto ſicherer wird er ſich vor Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt bewahren. — Aus Mangel an Selbſtbeherrſchung wird der Menſch das Spielzeug äußerer Umſtände, weshalb ihn das Geringſte aus der Faſſung bringen kann, und ihm heute unerträglich dünkt, was er geſtern auf die leichte Achſel nahm, und er zuletzt ſelbſt ein Sklave der eigenen Launen wird [17]. — Die Freuden, die man theuer erkaufen muß, ſind ſelten den Kaufpreis werth, und überflüſſige Dinge, wenn auch noch ſo wohlfeil, ſind immer noch zu theuere. Nur in ſeinem Innern, nie in äußern Dingen, kann der Menſch die Quelle der Glückſeligkeit finden. Es iſt eine ganz falſche Behauptung, daß der Menſch entweder Amboß oder Hammer ſein müſſe. Der edle Menſch hütet ſich gleich ſehr eines oder das andere zu ſein. Beides läuft der Menſchenwürde zuwider. Wer in heftigen, aufwallenden Empfindungen, in einer ſteten Aufregung derſelben das Glück des Lebens ſucht, geht irre. Nicht das Feuer, die Heftigkeit, ſondern nur der Adel, die Zartheit, die Lauterkeit, die Innigkeit, die Beharrlichkeit, die Wahrheit der Empfindungen kann wahrhaft beglücken [18]. (Iſt aber etwas Reines, Erhabenes, Zartes, das die Menſchen in ihrer Verkehrtheit nicht zur Gemeinheit herabzuziehen, deſſen Glanz ihre Leidenſchaften nicht zu trüben, zu verfälſchen geneigt wären?!) Der Menſch fühlt dermaßen das Bedürfniß, von andern werthgeſchätzt zu werden, daß ihn der Beſitz aller andern Güter ohne dieſe Werthſchätzung unbefriedigt läßt. Damit ihn aber dieſe wahrhaft beglücke, muß er ſich bewußt ſein, daß er ſie verdiene. — Welch unſchätzbares Gut iſt nicht ein Freund, dem man ſein Inneres erſchließen kann, der uns warnend, ſtärkend und ermuthigend zur Seite ſteht! Kein edleres Kleinod gibt es als wahre Freundſchaft. Aber wie ſelten iſt ſie! Sie fordert Adel der Geſinnung, Uebereinſtimmung in derſelben und ein tiefes Gefühl vom gegenſeitigen Werth, endlich Geneigtheit zu hingebender Selbſtverläugnung[19]. Wo es hieran fehlt, wird das Band der Freundſchaft eben ſo leichtſinnig und ſelbſtſüchtig gelöſt, wie geknüpft. Eine der ſüßeſten Früchte ächter Freundſchaft beſteht darin, daß in ihrem Schooße jede Freude ſich verdoppelt, der getheilte Schmerz aber nur halber Schmerz iſt[20]. Sie macht den Druck der Zeiten und Umſtände elaſtiſcher und erträglicher. — Freundſchaft fordert aber, damit ſie befriedige, Gegenſeitigkeit. Entſteht ſie nur, um eine Leere in uns auszufüllen, ſo wird ſie abnehmen oder erlöſchen, wenn jene Leere unausgefüllt bleibt. Der Freund darf den Freund nur als geiſtiges Eigenthum betrachten. Will er ihn wie eine Sache beſitzen, ſo hört die Freundſchaft auf. Beherrſchung iſt mit Freundſchaft unvereinbar. Recht und gründlich beglücken kann die Freundſchaft nur dann, wenn ſie Geiſt und Herz veredelt und dem Weſen näher bringt, das alle Liebe und alles wahrhaft Liebenswürdige in ſich befaßt. Sinn für ächte Freundſchaft findet ſich nicht leicht bei dem, der des Sinn's für die Schönheiten der Natur ermangelt. Dieſen Sinn hat jedoch jedes unverderbte und unverſchrobene Gemüth. Wer ihn hat, den erhebt die Betrachtung der Natur über das niedrige und gemeine Treiben der Welt, und wird ihm eine unverſiegliche Quelle von Heiterkeit; ſie erfüllt ihn mit ſtets zunehmender Bewunderung und Liebe des Schöpfers.

---

[16] Der Umgang, zu dem die Langeweile hintreibt, hat dieſen Zeitvertreib zum Zweck, iſt mithin der nichtswürdigſte. Um den böſen Folgen der Langeweile zu begegnen, hat man allerlei öffentliche Ergötzlichkeiten erfunden und iſt dabei mitunter auf höchſt verwerfliche gerathen.

---

[17] Große Leiden machen für kleine unempfindlich, die dagegen bei der Abweſenheit von jenen höchſt peinlich werden können.

[18] „Le bonheur est au dedans de nous mêmes, il nous a été donné; le malheur est au dehors, et nous l'allons chercher. Pourquoi ne sommes-nous pas convaincus que la jouissance paisible de notre âme est notre seul et vrai bien?“ *Buffon.* La folie est le germe du malheur. La plupart de ceux qui se disent malheureux sont des hommes passionnés, c'est à dire des fous, auxquels il restent quelques intervalles de raison, pendant lesquels ils connaissent leur folie, et sentent par conséquent leur malheur. *Buffon.* — Pythagoras gab den trefflichen Rath, mit aller Sorgfalt und Kraft zu meiden Krankheiten im Körper, in der Seele Verworrenheit, Ausſchweifung im Genuß, Uneinigkeit im Hauſe und im Staate Parteiung.

---

[19] „Lieben — bis zur Leidenſchaft kann man jemand in der erſten Stunde da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das iſt bei weitem eine andere Sache. Da muß Menſch mit Menſch in dringenden Angelegenheiten erſt oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig ſich erproben, Denkungsart und Handlungsweiſe zu einem unauflöslichen Gewebe ſich ineinanderſchlingen, und Anhänglichkeit an den ganzen Menſchen entſtehen.“ F. H. Jakobi Woldemar K. 31.

[20] In der Freundſchaft kann nur volle Wahrhaftigkeit befriedigen. Alles Scheinweſen iſt ihr zuwider. Die Selbſtſucht muß in ihr untergehen. Der Freund lebt im Freunde. Pythagoras bezeichnet die Freundſchaft als Eine Seele, die zwei Körper bewohnt. Aechte Freundſchaft ſcheut weniger wie die Geſchlechtsliebe die Wahrheit in Hinſicht auf Fehler, eigene ſowohl als die des Freundes. Welches Verhältniß gibt ein größeres Recht die Wahrheit zu ſagen und größere Geneigtheit ſie zu vernehmen?

5) Eines der ſtärkſten Hinderniſſe der Wohlfahrt iſt die Furcht, ſelbſt ein großes Uebel, weil ſie die Beſinnung raubt, den Geiſt und das Gemüth trübt und alle Kräfte lähmt 21). Furcht ſchwächt die Urtheilskraft mehr, als irgend ein anderer Affekt. Sie hält daher von Vielem Guten ab und ſtört den Genuß des Guten. Wie ohne Vergleich glückſeliger wären die Sterblichen, wenn ſie ſich jeder Furcht erwehren könnten, außer der Einzigen, Gott zu mißfallen, ſich ſeines Beifalls unwürdig zu machen! Dieſe Furcht iſt das kräftigſte Mittel, ſich vor jeder andern zu bewahren und jede andere wenigſtens zu mäßigen. Wie Viele werden blos aus Befürchtung des Elends wirklich elend! Und wie bedauerlich iſt es nicht, wenn nur die Furcht vor dem Arm der Gerechtigkeit die Gelüſte nach Verbrechen zu bändigen oder doch zu zügeln vermag!

6) Uebrigens belehrt Jeden, der nicht durch Verſäumung aller Selbſtbeobachtung ſich ſelber ein Fremdling geworden iſt, daß er vergeblich wahre und dauerhafte Zufriedenheit hoffe, wenn er nicht, treu ſeinem Gewiſſen, das Sittlich-Böſe (das

---

21) Plura sunt quæ nos terrent quam quæ premunt, et sæpius opinione quam re laboramus. *Seneca Ep. 5.*

den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit und Tugend Zuwiderlaufende) meldet und es nach Kräften in ſich bekämpſt. Einen Laſterhaften könnte Gott ſelbſt mit ſeiner Allmacht nicht glückſelig machen. Dagegen iſt die Wonne einer edeln Entſagung ohne Vergleich höher als die des Genuſſes. Unmäßigkeit zerſtört die Quellen des Genuſſes und die Empfänglichkeit dafür[22]. — Gemeine Seelen erwarten Alles nur von der Gunſt des Glücks; ſie meinen, dieſes könne und ſolle ihnen die Erfüllung aller ihrer Wünſche gewähren, ohne daß ſie es verdienen. Glücksjäger nennt man Leute, die einzig nur dem Glück nachjagen; auf welchem Weg es ſich ihnen zeigen mag, ohne zu beachten, ob dieſer Weg zum Guten oder Böſen führt, ob er mit Pflichttreue vereinbar ſei oder nicht, die es daher ſtets mit dem Stärkern, dem Mächtigen halten und Jedem, den das Glück verläßt, den Rücken kehren. Solche Glücksjäger werden gewöhnlich ſehr unglücklich. Da ſie immer nur Mittel und Wege zum Genuß aufſuchen, ſo erbeuten ſie oft nur Mühe und Ungemach[23], und da ſie ſich einbilden, unabhängig von der Befolgung der Vorſchriften der Vernunft und des Gewiſſens ihr Glück machen zu können, ſo tappen ſie meiſt im Dunkeln umher, und nehmen ſich Manches heraus, was ihnen Unglück ſtatt Glück bringen muß. Sie ſäen Wind und ernten Sturm[24]. Durch treue Befolgung jener Vorſchriften kann man zwar nicht immer dem Unglück begegnen. Doch hat der Menſch kein zuverläßigeres Mittel dagegen in ſeiner Gewalt, und auch im höchſten Elend, von den ſchmerzlichſten Schlägen des Schickſals verfolgt, behält der Gerechte und Tugendhafte in ſeinem Bewußtſein eine unverſiegliche Quelle des Friedens. Impavidum ferient ruinae. Das Unglück mit Vernunft ertragen, iſt jedenfalls beſſer, als das Glück ohne Vernunft genießen[25]). — Worin liegt für ſo Viele der Reiz der Glücksſpiele jeder Art? Wohl darin, daß es ungleich bequemer iſt, durch die Gunſt des Zufalls als durch Arbeit und Verdienſt Güter zu erwerben. Allein wer in Allem nur Genuß ſucht, nur auf dieſen Werth legt, nur Schmerz und Entbehrung ſcheut, iſt auf geradem Wege zu allem Thörichten und Verruchten. Uebermuth im Sonnenſchein des Glücks und Vermehrung der Bedürfniſſe ſind Klippen, an denen ſo Manche, die abenteuerlich nach Glück ausziehen, jämmerlich ſcheitern. — Weichlichkeit und Müßiggang ſind das gewöhnliche Gefolge des Reichthums. Wer Andere wegen ihres Reichthums beneidet, gibt kund, daß er ſelbſt ſehr nach Reichthum begierig iſt. Käm' er in deſſen Beſitz, ſo wär' er vielleicht am wenigſten geneigt, ihn mit andern zu theilen. Der allerärmſte iſt der, welcher der Liebe baar geht[26]). Der Reichthum (ſagt Seneca) hebt die Mühſeligkeiten des Lebens nicht auf, ſondern verändert ſie nur. Die Arbeit hingegen iſt, wie Locke bemerkt, des Menſchen eigenſtes Eigenthum. Der Natur gemäß und abgeſehen von den künſtlichen Zuſtänden der Geſellſchaft, kann der Menſch durch Arbeit alle irdiſchen Güter erlangen und dieſe gewähren als Frucht und Belohnung der Arbeit den beſten, reinſten Genuß 27). Die Tüchtigkeit zur Arbeit hebt den Aermſten über den Reichſten, der ihrer ermangelt. Arbeitſamkeit iſt des Blutes Balſam, iſt die beſte Bürgſchaft der Freiheit und die fruchtbarſte Schule der Tugend und guter Sitten. Ihr gebührt auch allgemein Ehre. Wehe der Geſellſchaft, wo ſie nicht frei macht, wo ſie nicht geehrt wird! Denn da ſetzt man Freiheit und Ehre darein, Nichts zu thun, aber Viel zu genießen. Die Anſtrengung der Arbeit vermindert ſelbſt das Gefühl der mit ihr verbundenen Beſchwerden und Gefahren 28), und ſie erſt macht für den Genuß, der zur Erholung dient, recht empfänglich. Arbeit und Arbeitſamkeit, mit Sparſamkeit und Mäßigkeit verbunden, ſind die Grundveſte ſolcher Sitten eines Volkes, welche deſſen Zufriedenheit erzeugen. Im Müßiggang hingegen wird der Menſch am empfänglichſten für Alles, was ihn an Leib und Seele verdirbt und zu Grunde richtet. — Eben ſo wenig als Reichthum kann Macht oder Befriedigung der Herrſchbegierde für ſich allein den Menſchen beglücken. Obgleich aber das Gehorchen mit weit geringern Beſchwerden verbunden iſt, als das Regieren, wovon das Gelingen viele Einſicht und Selbſtverläugnung erfordert, ſo ſehnen ſich doch die Meiſten darnach. Den Wenigſten aber, die ſich im Beſitz der Herrſchaft befinden, bringt ſie Zufriedenheit, weil ſie der Selbſtbeherrſchung ermangeln, ohne welche die gedeihliche Beherrſchung Anderer unmöglich iſt und weil ſie nur den eigenen Genuß und Nutzen ſuchen und an deſſen Statt nur Verdruß, Kummer und Sorgen ernten und das Einzige, wo-

---

[22] *L'intempérance* seule détruit et fait languir plus d'hommes elle seule que tous les autres fléaux de la nature humaine réunis. *Buffon.* Nur der Keuſche, der Enthaltſame iſt frei und mächtig, bewahrt eine nie alternde Jugend. — Wer ſich die Einfachheit und Reinheit der Gefühle bewahrt, hat, ſo große Verluſte er auch macht, immer noch einen Schatz, ohne den alle andern Güter werthlos ſind.

[23] Fr. Jakobi's Woldemar (Werke V. 180. fg.)

[24] C'est à force de travailler pour augmenter notre bonheur que nous le changeons en misère. *J. J. Rousseau* Emile I. 66. In dieſem Sinne ſagt Seneca (Epist. ultim. n. 124.) infelicissimos esse felices (die dem Schein nach Glücklichſten ſeien die Unglücklichſten).

---

[25]) *Cicero* De Finibus I. 19.

[26]) Sine caritate omnis dives est pauper. St. *Augustini* Laus caritatis.

---

27) La (vraie) jouissance est la récompense du travail. L'oisiveté nous lasse plus promptement que le travail. Vauvenargues Oeuvres I. 107.

28) Namentlich bei Matroſen, Bergknappen, Feuerarbeitern, Wallfiſchfängern, Beſchäftigten bei Waſſerbauten ꝛc.

durch das Regieren eine wahre Quelle des Vergnügens werden kann, die Veredlung und Beglückung der Regierten verſcherzen.

7) Die *Klage über ſchlimme Zeiten*, die ſich auch in den verhältnißmäßig glücklichſten vielfach vernehmen läßt, was beweist ſie? Nichts, als daß es nie an Mißſtänden und Uebeln fehlt, und daß die Menſchen nie zu völliger Zufriedenheit gelangen. Neben Lobpreiſern ihrer Zeit gibt es auch immer Tadler derſelben. Jene Klage iſt ein naives Geſtändniß der oft ſo hochmüthigen Menſchen: daß, wiewohl berufen Schöpfer ihres Glückes zu ſein, ſie doch ohne Vertrauen auf den Beiſtand deſſen, der ihnen dieſen Beruf gegeben hat, ihn nicht erfüllen können, obgleich ihnen auch Kräfte und Fähigkeiten dafür verliehen ſind. — Nicht zu läugnen iſt es, daß von Zeit zu Zeit ein Land, ein Volk, eine Gemeinde von großer ſchwerer Noth heimgeſucht wird. Da hilft aber alles Wehklagen der Noth nicht ab, ſondern nur die Erforſchung der Quellen der Noth und das thatkräftige Zuſammenwirken, um dieſe Quellen auszutrocknen. Im Ganzen wird es ſich bei unbefangener Unterſuchung herausſtellen, daß ſchlimme Zeiten ſich unfehlbar und merklich beſſern, wenn die Menſchen und je gründlicher ſie ſich beſſern.

8) Die höchſte Wonne und der tiefſte Schmerz geht aus dem *Bewußtſein des vollbrachten Guten oder Böſen* hervor, welches Bewußtſein wir das Gewiſſen nennen. Der Uebel ſchwerſtes iſt die Sünde, die Schuld. Sie gebiert eine Folgenreihe von Uebeln und beraubt der Kraft, auch die unverſchuldeten zu ertragen. Kann der Menſch ſich tiefer gebeugt fühlen, als wenn er ſich ſagen muß: er habe ſeine Selbſtachtung verſcherzt? Schon das Bewußtſein des freien Willens (etwas thun oder nicht thun zu können) iſt dagegen eine Quelle des Ver-

gnügens; doch weit mehr iſt dies das Bewußtſein des guten Gebrauchs der Willensfreiheit. Das Vergnügen, das man dabei empfindet, iſt nicht blos befriedigte Eitelkeit. Von einem edlern Odem fühlt ſich da die Bruſt gehoben. Nichts gewährt höhere Wonne, als das Bewußtſein uneigennützigen Wohlthuns, womit wir uns dem göttlichen Weſen nähern [29]. Iſt es ſchon ein beſeligender Gedanke: für das Glück Eines Herzens, eines geliebten Mitmenſchen zu leben, wie viel ſchöner und edler und beſeligender noch iſt der: ſein Leben der Wohlfahrt Vieler zu widmen! — Zu den reichſten Quellen irdiſcher Freuden und Leiden gehört das Familienleben und die Liebe des Vaterlandes. Das Mitgefühl, die herzliche Theilnahme erhöht hier die Freuden und lindert die Leiden, die für uns am häuslichen Herd oder aus den Zuſtänden eines theuern Vaterlandes entſpringen, und wohl mit Recht wurden zu allen Zeiten die am glücklichſten geprieſen, deren Herz in der Liebe zu ihrer Familie und zu ihrem Vaterland und in dem Wohlergehen von beiden Befriedigung fanden. Hier dient das Geben und Empfangen gleichſehr edle Freuden auf das Leben zu verbreiten. Liebe der Heimath erſprießt als Kind der Natur auch in den am wenigſten begabten Weltgegenden, und trägt nicht wenig bei, das Loos der Erdebewohner ihnen erträglich zu machen. Erblüht und veredelt ſie ſich aber zur Liebe eines Vaterlandes, dann wird ſie eine fruchtbare Quelle erhöhten Lebensgefühls, welches dem Kosmopoliten, der auf jedem Erdflecke, wo er ſich behaglich findet, ſein Vaterland erblickt, fremd bleibt.

---

[29] Dadurch ſammelt ſich der Menſch Schätze für den Himmel und genießet ſchon ihren Vorgeſchmack auf Erden. „Der Wohlthätige iſt ein lebendiges Bild Gottes auf Erden.“ (*Clemens Alexandr.* Stromata. L. II. c. 19.)

9) Wenn gleich übrigens das Bewußtſein, einem geſellſchaftlichen Ganzen anzugehören, zur Wohlfahrt des Lebens viel beiträgt, und der Geſelligkeit, dem Verkehr mit unſeres Gleichen die ſüßeſten und mannigfaltigſten Freuden entſprießen, ſo gewinnen doch dieſe vorzüglich an Friſche und Reiz durch Abwechſelung mit der Einſamkeit, wenn letztere zur ruhigen Sammlung des Gemüths und der Geiſteskräfte benutzt wird. Dieſe Abwechſelung erhält innerlich geſund, bewahrt vor Trübſinn und Unmuth, Einſeitigkeit und Erſchlaffung [30]. Im Gewühl des Weltumgangs verliert der Menſch, indem er Andern nachgeht, leicht ſich ſelber, oder kommt gar nicht zum Beſitz ſeiner ſelbſt [31]. Viele fliehen aber die Einſamkeit nur aus Scheu vor dem Umgang mit ſich ſelber. Hingegen fühlt ſich gerade in der Einſamkeit ein tiefgebildeter und tief fühlender Geiſt am wenigſten allein, und um wahre Menſchenliebe unverſehrt in ſich zu bewahren, thut es noth, ſich zuweilen dem Umgang mit den Menſchen zu entziehen. Durch nichts wird aber der geſellige Verkehr mehr verderbt, als durch die Sucht nach nichtswürdigem Zeitvertreib in zahlreicher Geſellſchaft, wo an nichts weniger gedacht wird, als an gegenſeitige Bildung von Geiſt und Sitte mittelſt des vernünftigen Geſprächs [32].

---

[30] „Nächſt meinem Atticus (ſchrieb Cicero an dieſen Freund) iſt mir nichts ſo lieb als die Einſamkeit.“ — Und *Montaigne* bemerkt: „Noch erträglicher iſt es, beſtändig allein zu ſein, als niemals allein ſein zu können. (Essais L. III. ch. 3.) Wer ſich immer ausdehnt (zerſtreut), zerfließt, wer ſich immer in ſich zurückſchließt, erſtarrt.“ (v. Feuchtersleben.)

[31] Thomas v. Kempen ſagt: Quoties inter homines fui, *minor homo* redii. Imit. Christi. L. I. c. 20. n. 2. Und Seneca: inimica *multorum* conversatio (Ep. 7.) Er ſchreibt hingegen die conversatio *bonorum* als die beſte Schule Gutes zu lernen und Schlimmes zu verlernen: Vim praeceptorum obtinet: Ep. 94. Siehe darüber die umſtändlicheren Betrachtungen in m. Schrift Ueber Schwärmerei Beil. II.

[32] Vergl. Tittmann Blicke auf die Bildung unſerer Zeit. 1835. S. 52. fg.

10) Es gibt im Leben Betrübniſſe, für die das Vertrauen zu Gott allein Troſt gewährt; es gibt Wunden des Herzens, für welche keine Vorſtellungen der Intelligenz, keine geiſtige noch ſinnliche Freude, keine Kunſt ein Heilmittel bieten, deren Schmerz nur der Aufblick zu Gott lindern kann. Dies iſt insbeſondere der Fall, wenn der Menſch von jenem herben, tiefen Seelenſchmerz ergriffen iſt, den der Verluſt des Liebſten auf Erden[33], oder der Anblick des unabwendbaren Untergangs eines theuern Vaterlandes, wozu ſich ein patriotiſch geſinntes Herz verurtheilt ſieht, oder gar der Verrath der Liebe oder allgemeine ſchnöde Verkennung verurſacht.

11) Vermöge der Doppelnatur des Menſchen iſt ihm ein Trieb und ein Verlangen nach Freiheit ſeiner geiſtigen und leiblichen Bewegungen inwohnend. Dieſe Freiheit oder Unabhängigkeit vom Zwang Anderer iſt ihm ein werthvolles Gut, das er ungern entbehrt, dem er nur nothgedrungen oder gegen bedeutende Vortheile entſagt, und das er, wenn es ihm verloren ging, ſchmerzlich vermißt. Indeſſen iſt der wahre Werth auch dieſes Gut für ſeine Wohlfahrt durch den Gebrauch, den er davon macht, bedingt. Im geſellſchaftlichen Leben drängen ſich ihm mancherlei Beweggründe auf, ſich zu einer Beſchränkung ſeiner Freiheit zu verſtehen. Der Menſch bedarf in der Geſellſchaft Hülfe und Schutz, und dieſe kann er nur mittelſt ſolcher Beſchränkung erhalten. Durch Letztere kann auch ſeine Freiheit ſelbſt weſentlich gewinnen, indem ſie, Geſetzen unterworfen, mithin geordnet und gegen Ausſchweifungen geſichert wird. Der Freiheit des Menſchen gefährlichſter Feind iſt ſeine

---

[33] „Wer kann uns hier, ſagt der Dichter Gray, über den Verluſt eines theuern Freundes Troſt geben, als der, welcher uns den Freund ſo lange erhalten, und ihn endlich von uns zu ſich genommen hat?“

Begierlichkeit, die ihn nur zu geneigt macht, ſeine Kräfte ſich ſelber zum Nachtheil und noch mehr zur Beeinträchtigung und Unterdrückung der Freiheit Anderer zu mißbrauchen. So ſehr der Menſch die Freiheit liebt und für ſich in Anſpruch nimmt, ſo großen Reiz hat für ihn die Herrſchaft über Andere. Doch lehrt die Erfahrung, daß nur die wahrhaft Vernünftigen und Sittlichgeſinnten zu einem ihrer Wohlfahrt und der Wohlfahrt Anderer gedeihlichen Gebrauch der Freiheit fähig ſind. Wer die Freiheit Anderer nicht achtet, iſt ihrer ſelbſt unwürdig. Schlechten und verkehrten Menſchen iſt auch die Freiheit um jeden eigennützigen Vortheil feil. Es gibt keine ſo ſchnöde Niederträchtigkeit, zu der ſie nicht aufgelegt wären.

12) Wer in der Armuth an Gedanken, in der Unfähigkeit zu denken, in der Gedankenloſigkeit die Quelle des Glücks, der Zufriedenheit erblickt, läßt unbeachtet, daß das Denken es iſt, was weſentlich den Menſchen über die andern Weſen erhebt, daß zu den höchſten und reinſten Genüſſen und Freuden nur der Gedanke befähigt, daß ohne die Macht der Denkkraft der Menſch ſich nie aus dem Zuſtand der Roheit hätte erheben und vor Verwilderung bewahren können[34]. Das Glücklichpreiſen der Menge wegen ihrer Unwiſſenheit iſt bei Vielen nur ein Ausfluß ihrer Selbſtſucht. Sie ſchätzen das Wiſſen nur als ein Vorrecht, als ein Monopol, das Wenige über die Menge erhebe und das durch die Theilnahme von

---

[34] Maſſillon erhebt ſich gegen das Vorurtheil, daß, um glücklich zu ſein, man wenig denken müſſe. „Homme! ruft er aus, étoit-ce donc pour ton malheur que le ciel t'avoit donné la raison qui t'éclaire; pour t'aider à chercher la vérité, qui seule peut te rendre heureux?“ Es kann auch (in der Regel) nichts gefährlicheres geben, als: dauernder Umgang mit (gedankenloſen) Alltagsmenſchen. Leidet auch der Charakter nicht unmittelbar, ſo wird doch ein trockner, dumpfer, gedrückter Zuſtand entſtehen.“ S. die Biographie v. Frid. Perthes 1848. I. 47.

dieſer geſchmälert würde. Doch können mehrere Menſchenſtämme auf Erden in Hinſicht ihrer beſondern Verhältniſſe auch vom wahren Menſchenfreund glücklich geprieſen werden, daß ihre Unwiſſenheit ihnen die Kenntniß vieler Verderbniſſe entzieht und ihre Zufriedenheit mit ſehr beſchränkten Genüſſen, ſchwerer Arbeit und vielen Entbehrungen aufrecht hält. So nebſt manchen einfachen Hirtenvölkern die Grönländer. Wie könnten ſonſt dieſe in ihrem herben Klima und in ſo ärmlichen Umſtänden mit Zufriedenheit ausharren und ſich ſogar in ihrer Einbildung über die Europäer ſtellen wegen ihrer Geſchicklichkeit im Seehundsfang, womit ſie ihr elendes Leben friſten[35]). So auch die Samojeden und Lappländer u. ſ. w.

13) Der Werth aller äußern Güter iſt überhaupt ſehr bedingt. Reichthum, Macht, Ruhm, Ehre, Anſehen können dem Schlechteſten wie dem Beſten zufallen. Wen haben aber je dieſe Güter durch ſich ſelbſt glücklich gemacht? Nicht Einen[36]). Selbſt die leibliche Geſundheit vermag dies allein nicht, wiewohl ohne ſie der Vollgenuß der andern Güter nicht erreichbar iſt. Auch die Wiſſenſchaft, ſelbſt die wahre, vermag es nicht, wenn gleich ſie eine Quelle vielen und großen Genuſſes ſein kann. — Großer Reichthum, Ueberfluß daran war zu allen Zeiten die Pandorabüchſe vieler Verderbniſſe und Laſter[37]).

---

[35]) Cranz Hiſtorie von Grönland S. 180. Wie der Grönländer bekommt auch der Isländer in der Fremde das Heimweh. S. Barrow's Island. Stuttg. 1836. S. 140. Auch die Kamtſchadalen halten ſich für das glücklichſte Volk, obgleich im tiefſten Schmutz und großer Unbehülflichkeit lebend. S. Die Beſchreibung von Kraſchaninikow. Lemgo 1766. S. 218.

[36]) Aber von wie Vielen muß man nicht ſagen: Ce qui n'est rien est tout pour eux, ce qui est tout, ne leur semble rien. *Bernard. de St. Pierre* Etudes de la Nature I. 101.

[37]) Les grandes propriétés ôtent à la fois le patriotisme à ceux qui ont tout, et à ceux qui n'ont rien. *Bernardin de St. Pierre* I. 349.

Aber zu große Armuth und Noth erzeugten ſie ebenfalls. Beide (Ueberfluß und Armuth) waren jedoch auch jederzeit der Boden, aus welchem herrliche Tugenden ſproßten. Glücklicher Weiſe iſt großer Güterbeſitz nicht frei von Beſchwerden. Wie viele Sorgen, Kummer, Verdruß ſieht man nicht in ſeinem Gefolge! Viele Arme leben vergnügt, viele Reiche elend [38]. Der Reichſte iſt keinen Augenblick vor dem Verluſt ſeines Beſitzthums geborgen. Nur ein Thor ſetzt in ſolches des Lebens höchſten Werth [39]. Reichthum allein hat noch Niemandes Wünſche befriedigt. Selbſt ſolche, denen Nichts ſeinen Genuß verkümmert, beweiſen dies, indem ſie immerfort, ſei es nach Vermehrung ihres Reichthums, ſei es nach andern Gütern, ſtreben; nur zu oft nach noch nichtigern, eitleren, wie den ſogenannten Ehren der Machtübung und dgl. — Was man Zufall nennt, hat hier einen weiten Spielraum. Selig zu preiſen ſind die Armen, ſo ferne ſie weniger Gefahr laufen, durch Genüſſe verwöhnt und verderbt zu werden, die Reichen hingegen zu bemitleiden, weil ſie von vielen Verſuchungen zum Böſen und Abhaltungen vom Guten umgeben ſind [40]. Allerdings erzeugen Armuth und Elend viele Laſter, ſo wie auch Laſter oft in Elend ſtürzen. Die mittlern Glückszuſtände

---

[38] Hat es der Arme auch jeden Tag ſchlimm, ſo iſt doch ein glückliches Herz ein dauerndes Freudenmahl. Salomons Sprüche XV. 15.

[39] Quasi, ſagt *Lactantius* (Divin. Institut. L. VI. c. 20.) — non quotidie Deus ex divitibus pauperes et ex pauperibus divites faciat. „Levant les yeux vers le ciel étoilé, l'indigent peut se dire; moi aussi j'habite un palais, celui de notre père commun." *G. Girard* De l'Enseignement régulier de la langue maternelle 1844. p. 434.

[40] Chriſtus hat daher die Armen, die ihr Loos mit Gottvertrauen tragen und durch redliche Arbeit zu lindern trachten, ſelig geprieſen. — Faſt alle uralten Mythen und Dichtungen ſprechen ihren Fluch über das ſo hochgeſchätzte Gold, und das goldene Zeitalter hört recht eigentlich da auf, wo das Gold zum Geld wird.

(aurea mediocritas) ſind in der Regel die ſicherſten und kummerfreieſten, und auch der Tugend am zuträglichſten. — Wenn die Haufen derjenigen, welche mit neidiſch-grollendem Blick zu den Höhen hinaufſchauen, wo die vermeinten Glückskinder dem Ueberfluß im Schooße ſitzen, nur wüßten, wie Wenige von dieſen ihrer vermeinten Vorzüge froh werden, wie ſie den Meiſten nur dazu dienen, ihr inneres Elend zu verkleiſtern, aber auch es noch zu ſchärfen, ſie würden ihr eigenes Loos weniger bejammern und einſehen, daß diejenigen dem Elend keineswegs enthoben ſind, die des Elends zu ſpotten ſcheinen. — Das Nebeneinanderſein von Reichen und Armen und der öftere, nicht ſelten ſchnelle Wechſel von Reichthum und Armuth belehren uns, daß der Werth der äußerlichen Güter einzig in ihrer guten Verwendung liege, für welche ſie dem Beſitzer gegeben ſind. Je mehr der Geizige Schätze häuft, deſto ärmer macht er die Geſellſchaft[11]). Wo Armuth und Genußſucht gepaart ſind, kann Wohlſtand nicht aufkommen, und Elend iſt hier unvermeidlich, zumal wenn Arbeitsſcheu ſich noch dazu geſellt. Mit der Herrſchaft, dem Ruhm, der Ehre hat es gleiche Bewandtniß. Nicht die Ungleichheit der Vertheilung dieſer Güter iſt ein Uebel, nur die Selbſtſucht iſt es, mit welcher man nach ihnen ſtrebt und ſie gebraucht 12). Zur Zügelung von dieſer ermahnten daher die Weiſen aller Zeiten, denen die Verbeſſerung menſchlicher Zuſtände am Herzen lag. — Der Selbſtgenügſame bringt überall nur Sich in Anſchlag, und bildet ſich ein, alle Welt ſolle nach ihm ſich richten. Für wahren Seelenſchmerz iſt er unempfindlich und glaubt daher auch an keinen ſolchen bei Andern. Dies macht ihn aber auch für die höchſten Seelenfreuden ſtumpf. Wie wenig befriedigt den Aechtmenſchlichen in der Regel ein Genuß, den Niemand mit ihm theilt, und wie ſehr wird er ihm durch Mittheilung erhöht! Daß ſo viele Einzelne und Familien, ſei es durch Ungunſt der Natur oder des Geſchickes, der geiſtigen und materiellen Güter oder der Fähigkeit zu ihrem Genuß beraubt ſind, iſt eine Thatſache. Ohne Zweifel durfte ſie in der weiſen Anordnung der Schöpfung nicht ausbleiben. Uns legt ſie aber die Verpflichtung auf, nach Kräften beizutragen, um jene Mitmenſchen für ihren Mangel und ihre Entbehrungen ſchadlos zu halten. Welch' ein weites Feld der Thätigkeit für die Liebe, welcher allein es gegeben iſt, die Härten der Ungleichheit und des Schickſals zu mildern! Sie ſtets zu erwecken und zu beleben liegt offenbar im Plane des Schöpfers. Wem ſollte weiſer und wohlwollender Gebrauch

---

[11]) Si peccatum non esset, omnia temporalia bona essent communia. Elemosyna est figura communis boni. *Raymundi Lulli* Prov. moral. c. LXX. Opp. VI. 119. „Wenn du in Gemeinſchaft der unvergänglichen Güter (mit deinem Nächſten) ſtehſt, wie vielmehr muß eine Gemeinſchaft der vergänglichen beſtehen! (Der dem Barnabas zugeſchriebene Brief. Abth. 2.) Das wahrſte Gut, welches Reichthümer gewähren können, iſt das Wonnegefühl, Andern damit Erleichterung und Gutes zu verſchaffen. Geben iſt ſüßer als Empfangen. — Dem Epaminondas gab ſeine Vermögensloſigkeit, weil ſie ihm die Achtung und das Zutrauen der Reichen erwarb, Gelegenheit Andern Gutes zu erweiſen. Einen ſeiner Freunde, der ſich in großer Noth befand, ſchickte er einem Reichen zu, ihn um eine große Summe anzuſprechen. Warum habt ihr dies gethan? frug ihn nachher der Reiche. „Ei, verſetzte Epaminondas, weil dieſer ehrliche Mann Mangel leidet, ihr aber reich ſeid. — „Les bien nous ont été donnés en commun, et nous n'avons partagé que les maux. Partout l'homme manque de terre et le globe est couvert de déserts. L'homme seul est exposé à la famine et jusqu'aux insectes regorgent de biens. — (Doch gehen auch viele Thiere z. B. im ſtrengen Winter aus Mangel an Nahrung zu Grund). — Quelle illusion a égaré cette raison merveilleuse d'où sont sortis tant d'arts, excepté celui d'être heureux? *Bernardin de St. Pierre* Études de la Nature I. 95. 96. Wenn die Vermöglichen den Nächſten wahr-

---

haft wie ſich ſelbſt liebten, würden ſie nicht zugeben, daß ſo Viele in unverſchuldetem Elend ſchmachten und daß die Quellen deſſelben, anſtatt verſtopft zu werden, ſich ſtets vermehren. Das Gold und Silber der reichen Unterdrücker der Armen wird aber verroſten, und dieſer Roſt wird wie Feuer ihr Fleiſch verzehren. Jakobus V. 3.

12) Periculosissima felicitatis intemperantia est. Seneca de Providentia c. 4.

der Glücksgüter heiliger ſein, als dem, dem ſie am reichlichſten zufielen? Eine hohe Stellung in der Geſellſchaft gewährt ihrem Inhaber nur Einen wahren Vorzug, den nämlich, daß er Vielen wohlthun kann. — Vollſtändig erreicht jedoch die Thätigkeit der Liebe ihren Zweck nur dann, wenn ſie auf alle Gebrechen und Mängel ſich ausdehnt. Wenn Einer auch Alles, was er beſitzt, den Andern hingäbe, nur nicht mit thatkräftiger Liebe ſich ſelber, er würde vielleicht vieler leiblichen Noth ſteuern, aber der ärgſten, der geiſtigen und ſittlichen noch keineswegs. (Vergl. 1. Kor. XIII. 3). Das den Armen geſpendete Almoſen iſt nur halbe Wohlthat, werden ſie nicht zur Arbeitſamkeit und zum Dank gegen Gott ermuntert. Die ächte Liebe, indem ſie zu den Armen herabſteigt, iſt auch bedacht, ihren Geiſt und ihr Herz zu erheben.

14) Iſt es den Reichen, iſt es den Machthabern ein wahrer Ernſt, der Armuth und ihren böſen Folgen zu ſteuern, ſo rufen ihnen tauſend Thatſachen die Wahrheit zu: die Hülfloſen zu unterſtützen, den Arbeitfähigen lohnende Arbeit zu verſchaffen und durch bildende Anſtalten und rechtzeitige Hülfe nach Kräften zu verhüten, daß die Armuth ſich durch Vererbung und Laſter krebsartig fortpflanze und vermehre, daß ſie nicht durch Roheit und Muthloſigkeit zur fortwährenden Pflanzſtätte des Elends und der Unſittlichkeit werde. Den Armen Geſchick und Tüchtigkeit zu redlichem Erwerb zu verſchaffen, ihnen Muth zur Arbeit, Vertrauen zu Gott, und Liebe zur Ordnung und Tugend einzuflößen, iſt die edelſte Art, ihnen wohlzuthun[13]. Dieſer Bildung bedürfen die Armen. Eine

---

[13] H. Merz Armuth und Chriſtenthum. Stuttg. 1849. K. V. u. VI. L. v. Orlich Ueber einige Vereine in England. Leipz. 1849. Dieſe Vereine machen ſich's zur Aufgabe, die Armen der Unſittlichkeit zu entreißen, und durch Förderung der Arbeitſamkeit

Bildung, die es darauf anlegt, Gierde nach Genüſſen und Reichthum zu erregen, iſt eine durchaus verkehrte. Aechte Bildung muß überall auf Mäßigkeit im Genuß und auf Einſchränkung der Bedürfniſſe hinarbeiten. So frommt ſie den Reichen und den Armen. Sie ſetzt die Reichen in Stand, den Armen mitzutheilen und die Armen ſich ihr Loos zu erleichtern 44). Der Genügſame, der das Ueberflüſſige zu entbehren verſteht, iſt immer reich, wer ſich nichts verſagt, immer arm. Es gibt keinen menſchlichen Zuſtand, der nicht der Verbeſſerung fähig wäre. Es iſt aber auch keiner, in welchem nicht eine innerliche Zufriedenheit erforderlich wäre, um darin eine wahrhaft wohlthuende Wirkſamkeit auszuüben. Der Abgang dieſer Zufriedenheit in den meiſten Zuſtänden der Geſellſchaft begründet ihr Elend, und wird das größte Hinderniß der Erhebung aus demſelben. Die Grundquelle der Unzufriedenheit liegt gewöhnlich darin, daß der ſittliche Charakter der feſten Begründung ermangelt, weshalb ſo Viele zur Verbeſſerung ihrer Zuſtände

---

und Gottesfurcht, durch Vertheilung kleiner Bodenſtücke, Errichtung geſunder und reinlicher Wohnungen für Taglöhner und ihre Familien und Gründung von Sparkaſſen dem Elend zu ſteuern. — Wie die größte Wohlthat Gottes an den Menſchen darin beſteht, daß Er ſie zum Guten erzieht, ſo ſollen auch die Menſchen ihrem Wohlthun dadurch das Siegel aufdrücken, daß ſie den Armen zu ihrer Erziehung zum Guten behülflich werden. Gewiß lobwürdig war es, wenn die Alles geltende Frau v. Maintenon, dem König die Unterſtützung der Bedürftigen empfehlend, zu ihm ſagte: il est bien juste que ces malheureux vivent par vous, puisqu'ils ont été ruinés par vous, tant de gens que vos bâtimens, vos guerres et vos maitresses ont réduits à la mendicité par la nécessité des impôts. *Noailles* Hist. de Mad. de Maintenon II. 178. Aber freilich wär' es noch viel löblicher geweſen, durch Beſchränkung der Ausgaben die Unterthanen vor Verarmung zu bewahren.

44) Die von dem edeln v. Fellenberg zu Hofwyl bei Bern in harmoniſchen Zuſammenhang gebrachten Anſtalten für Bildung der höhern und reichen, der mittlern und der armen Klaſſen bezeichneten den Weg, wie im Großen ein menſchenwürdiges Verhältniß zwiſchen ihnen durch Erziehung hergeſtellt werden könnte. Wie Schade, daß dieſer Verein ſo zweckmäßig mit einander verbundener Anſtalten wenige Jahre nach des Begründers Hintritt, wie es heißt, aus Mangel an den nöthigen Mitteln ſich aufgelöſt hat!

gerade den verkehrteſten Weg einſchlagen und nicht zur Einſicht kommen, daß, um hierin mit Erfolg zu arbeiten, mit der Selbſtverbeſſerung der Anfang gemacht werden müſſe. Nichts macht elender als Zwieſpalt im Beruf, ſo wie nichts den Weg des Lebens beſſer ebnet und heitert, als Entſchiedenheit im Beruf, welche Zuverſicht und feſte Haltung verleiht. Wer ſich in zwei ungleichartige Berufe theilt, verfehlt das Ziel von beiden, und wer ſich durch Nichtswürdiges zum Hinausſtreben über ſeinen Stand verlocken läßt, entfremdet ſich dem Kreis, in welchem er Belohnung und Achtung ernten könnte, ohne in einem höhern ſich zurechtfinden zu können.

15) Eine zweifache Quelle von Störungen der Zufriedenheit und Wohlfahrt entſpringt einerſeits aus dem Widerwillen gegen jede Verbeſſerung und anderſeits aus der Verkennung und Nichtbeachtung des in den menſchlichen Zuſtänden bereits vorhandenen Guten. Das zähe Widerſtreben gegen jede durch die Umſtände gebotene Verbeſſerung hat jederzeit viel Unheil verurſacht. Die von gewaltſamen Umwälzungen unzertrennlichen Uebel ſind mehrentheils von ihm verſchuldet. Aber auch die Verblendung, welche hindert, das ſchon beſtehende Gute anzuerkennen, hat die Wohlfahrt der Geſellſchaft oft und vielfach getrübt, indem ſie der Fruchtbarkeit des beſtehenden Guten in den Weg trat und auch dem Gelingen von Verbeſſerungen hinderlich wurde. Denn dieſe müſſen, um zu gedeihlichem Erfolg zu gelangen, ſich an das ſchon vorhandene Gute anknüpfen. Das Beſſere iſt ſchon oft der Feind des Guten geworden, weil die Einführung des erſtern vor der nöthigen Vorbereitung verſucht wurde, und das Scheitern dieſes Verſuchs ſelbſt dem ſchon errungenen Guten Verderben brachte.

16) *Wahre Kenntniſſe* ſind ein großer Schatz, werthvoll auch durch den Genuß, den ſie verſchaffen. Doch iſt auch in der Verbreitung der Kenntniſſe ein gewiſſes Maß zu beobachten, wofern ſie nicht mehr ſchaden als nützen ſollen. Nicht alle Kenntniſſe ſind Allen für ihren Lebenszweck förderlich. Die Unkunde von manchen Dingen, die zum richtigen Denken und ſittlich-guten Leben nicht erforderlich ſind und ſie nicht fördern, trägt viel bei, um den Mehreſten ihre Zufriedenheit und Freudigkeit zu bewahren und ſie vor Leiden, Beſchwerden und Thorheiten zu behüten. Wie könnten Kenntniſſe, die man nicht brauchen kann, beglücken? Sie dienen nur Dünkel zu wecken oder werden eine unnütze Laſt.

17) Nichts iſt launenhafter als das Glück. Hat es je lange gedauert, ohne durch Mißgeſchicke unterbrochen zu ſein, hat es den höchſten Gipfel erreicht, dann hat der Menſch gerade am meiſten Grund ihm zu mißtrauen und ſich auf einen Wechſel gefaßt zu halten. Zu welchem Grad von Uebermuth würden die Menſchen ſich nicht erheben, wenn die vielen Wechſelfälle von allem dem, was ihr irdiſches Lebensglück berührt, ſie nicht beſtändig an ihre und aller Erdengüter Hinfälligkeit, erinnerten! Wie ſehr würde ſorgenloſe Sicherheit ſie von der ihrer Entwickelung, Bildung und Zufriedenheit zuſagender Thätigkeit abhalten! — Nichts dient mehr dazu, des Menſchen Sinn zu verwirren, ſeine Kraft zu erſchlaffen, ſeine Wachſamkeit einzuſchläfern, als lange anhaltendes und wachſendes Glück. Weit ſchwerer iſt es oft, ein großes Glück zu ertragen, als ein großes Unglück. — Hingegen hat der ſchuldlos von der Gewalt Mißhandelte oder vom Schickſal Erdrückte zwei mächtige Fürſprecher auf Erden, ſeine *Unſchuld* und ſein *Mißgeſchick*. Kein Cicero, kein Demoſthenes dringt ſo tief in die Herzen,

rüttelt mächtiger alle guten Geiſter wach, als dieſe beiden beredten Anwälte, weil ſie überall in einer Allen vernehmlichen Sprache die Theilnahme anrufen und ſich gegenſeitig als Zeuge und Schutzredner unterſtützen.

18) Klugheit iſt dem Menſchen nicht nur nöthig um ſich vor allerlei Schaden, Nachtheilen und Beeinträchtigungen zu bewahren und um große, ſchöne nnd edle Zwecke zu erreichen; ſie iſt auch in vielen Fällen eine wichtige Verbündete der Tugend, die nur mit ihrer Hülfe ſicher einherſchreiten und den vielen Nachſtellungen in der Welt ſich entziehen kann. Aus Liebe der Tugend ſich der Klugheit zu befleißen iſt freilich Wenigen gegeben, und erfordert einen gutartigen, beſonnenen und feſten Charakter. Empfindſame und leichtſinnige Perſonen möchten gar zu gern mit Verſäumung aller Mühe und Anſtrengung, die zur Klugheit erforderlich iſt, tugendhaft und glücklich ſein. Sie leben aber in einer Selbſttäuſchung dahin, und ſtets in Gefahr, vom Gefühl überraſcht und mißleitet zu werden. Gefühl und Phantaſie müſſen immer dem Verſtand und der Vernunft untergeordnet bleiben, ſonſt geht alle Selbſtändigkeit und alle Zuverſicht verloren. — Die Kunſt zu leben in der Geſellſchaft verlangt viele und langwierige Beobachtungen und Erfahrungen. Wie viele Zeit braucht nicht der Menſch, bis er über ſich ſelbſt und Andere, den Werth der Perſonen und Dinge und darüber, was er wolle und ſolle, recht in's Klare kömmt! — Der Pedant macht ſich zum Sclaven conventioneller Lebensregeln und wird dadurch ſich und andern läſtig. Aber thöricht iſt es, in der Vernachläßigung ſolcher Regeln ſeine Stärke, ſeine Selbſtändigkeit zu ſuchen. — Die Formen der Höflichkeit und Gefälligkeit (Urbanität) ſind im Umgang das, was man die gute Sitte nennt. Es trägt auch zur

Annehmlichkeit des Lebens bei. Vernachläßigung deſſelben zeugt nicht von Achtung der Menſchenwürde. Doch iſt es ein bedenklicher Irrthum ihm eine höhere Bedeutung beizulegen. Nur zu oft dient es nur zur Maske des Schlechteſten, Verwerflichſten in Geſinnung und That. Ziererei, die ſchaal und falſch macht, anſtatt das Leben zu verſchönern und ihm Anmuth zu verleihen, verhäßlicht es noch mehr als Roheit und Derbheit. — Die Kunſt einer geiſtreichen Unterhaltung, die ein feiner Tact mit Anmuth und einfachem Anſtand belebt und leitet, gehört noch zu den ſeltnern Genüſſen des geſelligen Verkehrs, weil ſie vielſeitige Bildung, Menſchenkenntniß und Selbſtbeherrſchung vorausſetzt, und, um wahrhaft zu befriedigen, auch viel Wohlwollen erfordert. Wo Höflichkeit (beſſer Urbanität) Sitte iſt, betrügt ſie Niemand, da Jeder weiß, daß ſie nur den Schein der guten und freundlichen Geſinnung zur Schau ſtelle. Doch liegt in ihr ein Geſtändniß, daß man auf dieſe Geſinnung in der Geſellſchaft keinen Anſpruch machen könne, wenn man nicht ſelbſt ſie zu hegen, wenigſtens ſcheint. Die Höflichkeit kann die gute Geſinnung nicht erſetzen; ſie iſt aber ein Mittel ſie zu gewinnen, dafür zu ſtimmen [45]).

19) Trübſinn taugt überall nichts. Ihn in ſich und Andern zu verſcheuchen und Heiterkeit zu verbreiten ſollte Jeder ſuchen, dem ſein und des Nächſten äußeres und geiſtig ſittliches Wohl am Herzen liegt. Was den Grund der Seele dauerhaft trübt, iſt zuverläßig etwas Unwahres, eine leiden-

---

[45]) Das Gefällige, Geziemende und Anſtändige im geſelligen Leben wird durch keine unveränderlichen Geſetze geregelt. Empfindung und Phantaſie geben hier den Reyen. Groß iſt die Verſchiedenheit unter den Völkern und Zeiten. Das Benehmen der Regenten und Vornehmen iſt gewöhnlich maßgebend. Aber wie ganz anders geſtaltete ſich die Eleganz der Sitten in der Umgebung eines Salomo, Cyrus, Perikles, Alexanders, Auguſtus, Juſtinian, der Chalifen, der mauriſchen Könige, der ritterlichen Hohenſtaufen, der Medicäer, eines Franz I. oder Ludwigs XIV!

ſchaftliche Täuſchung oder ein Irrthum oder etwas Sündhaftes. Die Miene des Trübſinns oder der Verdrießlichkeit kann auch die beſten, edelſten, heiligſten Geſinnungen in Verdacht oder übeln Ruf bringen. — Dem Trübſinn wird am beſten durch vernünftige Beſchäftigung begegnet, welche vor der Erſchlaffung behütet, in welcher ſich der Menſch ſchmerzlichen Empfindungen hingibt, anſtatt auf die Zerſtörung ihrer Quelle hinzuarbeiten. Den tiefer Fühlenden und Nachdenkenden ergreift jedoch zuweilen im Schooße des Wohlergehens eine Wehmuth, ihm unerklärlich, aber wohlthuend, wenn ſich in ihr zu dem Gefühl des Nichts alles blos Irdiſchen der Gedanke an unſere ſchöne und edle Endbeſtimmung geſellt. Hier begegnet dem Gefühl der Schwäche die Idee von etwas Höherm. Bei wirklichen Leiden ſind wir ſolcher Wehmuth nicht zugänglich. Sie kann ſich zwar jedem tiefern Naturgefühl beimiſchen. Sie wird aber auch in uns nicht nur durch die Erinnerung an vergangene Leiden oder Verluſte von uns und Andern, oder eine Betrachtung plötzlichen Einſtürzens irdiſcher Hoheit und Größe, oder durch den Anblick großer Trümmer, ſei es von Naturgegenſtänden oder von Menſchenwerken erregt, ſondern kann ſich unſer auch mitten im Glück und Genuß bei der Wahrnehmung des gewöhnlichen Treibens in der Welt, oder bei dem Gedanken der Vergänglichkeit des für unvergänglich gehaltenen, und noch in edlerer Weiſe bei der Erwägung der Schwierigkeit oder Unmacht dem wahren Elend der Menſchheit zu ſteuern bemächtigen. Im letztern Fall ſteigert ſich die Wehmuth bis zum Weltſchmerz. Solche Anwandelungen gehören (wenn ſie nicht erkünſtelt ſind) gewiß nicht zu den werthloſen Augenblicken des Lebens. Sie veranlaſſen uns, den Blick nach dem Höchſten, dem Ewigen zu wenden.

20) So weiſe die ernſte *Berechnung* der *Möglichkeiten* vor einem wichtigen Entſchluß oder einer folgenreichen That iſt, ſo hüte man ſich, ſie zum Spielzeug ſeiner Phantaſie zu machen, welche uns an die graue Nebelwand der verhüllten Zukunft ein unerquickliches Gewebe von eiteln Hoffnungen oder Befürchtungen vorſpinnt und ausmalt! Auf die Möglichkeit des Mißlingens muß jedoch der Menſch in Allem, was er unternimmt gefaßt ſein. Was er mit der größten Klugheit, Vor- und Umſicht veranſtaltet, ſieht man oft ſcheitern, während wenig überlegte Unternehmungen zuweilen gelingen. Auch dem umfaſſendſten und ſcharfſinnigſten Geiſt entgeht Manches in der Verkettung der Dinge. Was die Zukunft bringen wird, bleibt ihm mehrentheils verhüllt, und das Geringſte, was überſehen oder nicht vorher geſehen worden, kann den verſtändigſten Entwurf vereiteln.

21) „Nie hat Jemand ſterbend ſeinen Frohmuth, oft aber Mancher ſeinen *Mißmuth* bereut," ſagt *Jean Paul*. Die Trauer, der man ſich ganz hingibt, untergräbt und hilft zu Nichts. Kein denkender, vernünftiger und guter Menſch wird ſich durch ſeine eigenen Zuſtände und durch die Zuſtände der Geſellſchaft ganz zufriedengeſtellt finden. Aber deßhalb darf ihn nicht Miß- oder Unmuth verzehren, ſondern er ſoll darin nur einen Antrieb finden, ſtets aus Kräften nach Vervollkommnung zu trachten. Eine mächtige Schutzwehr gegen Un- und Mißmuth iſt dies: ſich zu jeder Zeit ein würdiges Werk zur Aufgabe ſeines Strebens zu machen. — Das beſte und bewährteſte Mittel dagegen iſt Einfachheit, Mäßigkeit und Unſchuld des Lebens*).

---

*) *Melancholie* und *Hypochondrie* die Alles ſchwarz ſieht, hat oft ihren nächſten Grund in dem Unbehagen einer anhaltenden leiblichen Kränklichkeit. Sie kann aber den, der ſich ihr überläßt, zum ſelbſtiſchen Miſanthropen machen, und bisweilen iſt die

Je einfacher, durch Eitelkeit und Genußſucht unzerſtreuter, und je geordneter zugleich das Leben, deſto reinere Quellen der Zufriedenheit und Glückſeligkeit erſchließen ſich in ihm für den Menſchen, deſto mehr Kraft gewinnt er, um die Beſchwerden, Leiden und Mühſeligkeiten des Lebens zu ertragen und zu lindern, deſto mehr wird er befähigt und ermuntert, ſein ganzes Weſen mit Gott und der Menſchheit in Uebereinſtimmung zu bringen, deſto beruhigter und heiterer kann er dem Tod entgegenſehen [47]). — Eine für die armen Sterblichen höchſt wohlthätige Einrichtung iſt es, daß für einen Jeden der Tod gewiß iſt, aber die Stunde Jedem ungewiß. Darin liegt für Jeden die Warnung ſich auf den Tod ſtets gefaßt zu halten. Dadurch wird ihm zugleich viele das Leben trübende Angſt und Kümmerniß erſpart. An den Tod wird der Weiſe oftmals denken, nicht um ſich mit deſſen Befürchtung zu quälen, ſondern um ſich an deſſen Gewißheit, Unvermeidlichkeit und an deſſen Nothwendigkeit für den Eingang in das Jenſeits zu erinnern. Der Weiſe befreundet ſich mit dem Tod zum Vortheil ſeines Lebens.

22) Obgleich der Leib des Menſchen durch den Tod, gleichwie der Leib des Thiers ſich in ſeine Elemente auflöſt, ſo begründet doch ſeine Idee von Gott und ſeinem Verhältniß zu

---

Schwermuth die Strafe langgenährter Selbſtſucht oder auch getäuſchter oder unbefriedigter Leidenſchaft. — Si l'on observoit les hommes, on verroit que presque tous mènent une vie timide ou contentieuse, et que la plupart meurent de chagrin. *Buffon* Hist. Nat.

[47]) Die Glückſeligkeit der Tage unſerer Kindheit wiſſen wir erſt recht zu ſchätzen, wenn ſie längſt hinter uns ſind. Sie beſteht darin, daß die Harmonie in unſerm Innern wenig geſtört wird, daß unſere Freuden wenig getrübt, daß Mißtrauen und Furcht uns beinahe unbekannt ſind. Der Reiz der Neuheit wirkt in der Kindheit am ſtärkſten. Das Kind ſieht die Dinge noch meiſt nur von ihrer guten oder gefälligen Seite. Für die Naturfreuden iſt es am empfänglichſten und das Geringfügigſte kann ihm eine Quelle des Vergnügens abgeben.

Gott den Glauben in ihm, daß die Beſtimmung ſeines Geiſtes mit dem Aufhören ſeiner Verbindung mit dem Leibe nicht beendigt und geſchloſſen werde, ſondern daß ſeinen Geiſt ein neues Daſein in einer höhern Sphäre erwarte. Manche, die ſich kein Jenſeits wünſchen, können ſich doch der Ahnung eines ſolchen weder ganz erwehren noch entledigen *). Aller Scharfſinn der Intelligenz verhilft ihm nicht dazu. Warum ſind den meiſten, wo nicht allen Völkern ihre Grabhügel und Grabmäler, Aſchenkrüge oder Mumien etwas Theures und Heiliges? Sie betrachten dieſelben als die Grenzſcheiden zweier Welten, zweier Abſchnitte des Lebens. — Der Glaube an das Jenſeits konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Leben dieſſeits bleiben. Die Beſchaffenheit dieſes Einfluſſes wurde vorzüglich dadurch beſtimmt, wie man ſich das Verhältniß des Jenſeits zum Dieſſeits vorſtellte, und da zeigte ſich für den zwiſchen Zeit und Ewigkeit geſtellten Menſchen die Gefahr in eines oder das andere Äußerſte (Extrem) überzuſtürzen. Schon früher (Abſchn. II. §. 7 u. 8. Abſchn. IV. §. 12) wurde von mir bemerkt, wie grundlos und verkehrt es ſei, ſich das Dieſſeits und das Jenſeits als Gegenſätze vorzuſtellen, da doch beide vernünftiger Weiſe nur im völligſten Zuſammenhang und im Verhältniß von Grund und Folge gedacht werden können. Nur in dieſem Verhältniß können von Gott das Jenſeits und das Dieſſeits für den Menſchen als die zwei Abſchnitte ſeines Lebens mit der Beſtimmung nach

---

*) Hamlet Aufz. III. Sz. 1: „Schlafen! vielleicht auch träumen! — Ja da liegt's;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſteh'n. Das iſt die Rückſicht,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten flieh'n.

Vollkommenheit zu trachten angeordnet ſein 49). Das Ueberſehen dieſes genauen Zuſammenhangs und Ebenmaßes zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits hat eine große Verwirrung in die Menſchenwelt gebracht, indem dadurch eine Vorſtellung vom Verhältniß beider Zuſtände zu einander begründet wurde, welche zu höchſt einſeitigen, ſchroffen und unrichtigen Anſichten vom Lebenszwecke des Menſchen verleiten mußte, die das Weſen ſeiner Doppelnatur verkennen. Zu Folge dem Wahn vom Gegenſatz des Jenſeits und Dieſſeits wäre nämlich nach den Einen das Erdenleben blos für den Sinnengenuß beſtimmt, und der Geiſt hätte hier nur den Beruf die Beſtrebungen nach dieſem Genuß zweckmäßig zu ordnen und zu leiten; nach den Andern hingegen wäre alles Sinnliche für ſich böſe und es beſtünde mithin des Menſchen Lebensberuf auf Erden blos in der Unterdrückung aller Sinnentriebe. Die erſtere Anſicht würdigt den Menſchen zu einem blos ſeinen ſinnlichen Vortheil mit Verſtand berechnenden Thier herab, erſtickt in ihm die ſchönſten und edelſten Antriebe zu gemeinnützigen und liebreichen Handlungen, welche Muth und Selbſtverläugnung fordern, reißt die mächtigſten Schranken gegen Ausſchweifungen, Laſter und Verbrechen nieder, und erſchließt dieſen einen unbegrenzten Tummelplatz. Nach der entgegengeſetzten Anſicht müßte aber der Menſch, um eines ſeinen Geiſt befriedigenden

---

49) Zum Jenſeits wird nicht nur der Zuſtand der Seligen und der Verworfenen, ſondern auch der der Reinigung von Solchen, die zu dieſen beiden Klaſſen der Abgeſchiedenen nicht gehören, gezählt. Schon die Idee der Gerechtigkeit und Liebe Gottes gegen die Menſchen (des Allvaters, der nach Chriſti Verſicherung viele Wohnungen für ſeine Kinder bereit hält Joh. XIV. 2.) begründet die Annahme einer Reinigungsanſtalt, „wo ſich der Menſchengeiſt durch Schmerzen läutert, und würdig wird, dem Himmelreich zu nah'n" (Dante's Purgatorio I. 5.) für die mit geringern Schulden und ſittlichen Gebrechen Behafteten, dieweil nur die Reinen Gott ſchauen können (Matth. V. 8.)

Daſeins im Jenſeits theilhaftig zu werden, im Dieſſeits allen Beſtrebungen entſagen, welche die irdiſche Wohlfahrt und Zufriedenheit bezielen; die Tugend und die Frömmigkeit beſtünden einzig in ſinnlicher Abtödtung; der Geiſt müßte die Sinnlichkeit nicht blos beherrſchen, überwachen und für ſeinen höhern ſittlichen Zweck ordnen und leiten, ſondern geradezu unterdrücken und vertilgen. Wenn die Menſchen dieſe Anſicht folgerecht zu ihrer Lebensregel machten, ſo würden ſie die wundervolle Herrlichkeit der Schöpfung, die vor ihren Blicken ſich ausbreitet, anſtatt dafür ihren Urheber zu preiſen, wegen den Reizen, welche ſie für die Sinne haben, verwünſchen müſſen, und anſtatt mit heiterm Gemüth den Mühen des Lebens ſich pflichtgemäß zu unterziehen, nur den einen Wunſch hegen können, je bälder je lieber aus dieſem Jammerthal des irdiſchen Daſeins erlöst zu werden[50]. Der Tod wäre der einzige hülfreiche Arzt. Dieſer Anſicht gemäß, nach welchen ſogar Selbſtmord und Menſchenopfer Vielen verdienſtlich ſcheinen konnten[51], wäre das abgeſchiedenſte Einſiedlerleben das einzig vernünftige und Gott gefällige; die Begründung und Erhaltung wohlhabender Staaten wäre Thorheit und Sünde: die vielſeitigſten Anläſſe zur Ausübung thätiger Nächſtenliebe verſchwänden. Es würde zwar vielleicht keine Tyrannen geben, aber alle Menſchen müßten Selbſtpeiniger werden, nicht um dem Nächſten hülfreich zu dienen, ſondern blos um ſelbſt im Jenſeits deſto ſeliger und verherrlichter zu ſein. Alle Antriebe die Erde für ſich und die Seinigen mit Fleiß anzubauen und mit ſeines Gleichen zu bevölkern würden erlöſchen. Die Erde müßte veröden und ein Tummelplatz von Ungeziefer und wilden Thieren werden, wo die ſchädlichſten und gewaltigſten bald die Oberhand bekämen. Und ein ſolcher Zuſtand auf der Erde, dem Wohnplatz des mit einem vernünftigen Geiſt begabten Menſchen ſollte dem Willen des unendlich weiſen und liebevollen Schöpfers entſprechen? — Nimmermehr!

---

[50] Der Verf. der Imitatio Christi (L. III. 1.) ſagt einfach aber wahr: Sint temporalia in usu, aeterna in desiderio! Unſer Berufskreis iſt im Dieſſeits, unſere Sehnſucht gehört dem Jenſeits. Doch ſoll der Menſch nicht trennen, was Gott zuſammengefügt. Der Zweck des menſchlichen Daſeins kann aber unmöglich (wie der Buddhiſmus lehrt) darin beſtehen, daß wir nur einſehen ſollen, es wäre beſſer, daß wir gar nicht in's Daſein gekommen wären.

[51] Nichts iſt leichter als der Selbſtmord, für welchen dem Menſchen tauſend Wege offen ſtehen. Der größte Tropf oder Schwächling iſt dazu fähig. Aber kein Menſch iſt im Stand ſich das Leben wieder zu geben. Selbſtmord iſt Feigheit, iſt Flucht vor dem Kampf des Lebens.

Einerſeits iſt das ganze Menſchenleben nicht nur in materieller, ſondern mehr noch in geiſtiger, und am meiſten in ſittlicher Beziehung ein fortgeſetzter Kampf, und die Hauptſache für den Werth des Menſchenlebens beſteht darin, einen redlichen und treuen Kampf für das erkannte Wahre und Gute zu beſtehen. Anderſeits legt das oberſte jeder Menſchenbruſt eingeſenkte Sittengeſetz uns allen die Verpflichtung auf, nicht blos für ſein Individuum, ſondern auch für die menſchliche Geſellſchaft zu leben und zur Förderung ihrer Wohlfahrt nach Kräften beizutragen.

Dieſe allen und jeden Menſchen gemeinſame Beſtimmung wird durch die Einrichtung des Lebens blos zum Behuf des eigenen ſelbſtſüchtigen Sinnengenuſſes ganz verfehlt und kann auch durch die ausſchließliche Richtung des Lebens auf Unterdrückung ſeiner Sinnentriebe in völliger Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft nicht erreicht werden. Würden die Menſchen entweder in der einen oder der andern dieſer zwei Richtungen ihr Leben geſtalten, ſo würde der Lebenszweck, den das Sittengeſetz ſowohl den einzelnen Menſchen, als der menſchlichen Geſellſchaft vorſchreibt, vereitelt. Die Welt wäre dann theils aus ſelbſtſüchtigen Thiermenſchen, theils aus ſich abtödtenden Einſiedlern zuſammengeſetzt. Die letztern ſtünden zwar, woferne ſie aus reiner Abſicht und ungeheuchelt handelten, in ſittlicher Hinſicht auf weit höherer Stufe, als die erſtern, die ſich einzig von ihren Sinnentrieben beherrſchen ließen. Jene würden durch Verwendung ihres freien Willens für Erringung völliger Unabhängigkeit von allen Sinnentrieben als Weltüberwinder erſcheinen; dieſe hingegen wären unerſättliche Welteroberer, die alle Mitmenſchen ihren Gelüſten dienſtbar zu machen trachten, würden aber ſelbſt in die ſchnödeſte Knechtſchaft ihrer Sinnentriebe verſinken.

Zeiten tiefer Verdorbenheit haben immer Weltüberwinder der bezeichneten Art hervorgerufen, die gegenüber den Maſſen von Sklaven ſinnlicher Gelüſte als Tugendhelden hervorglänzten, und denen das Verdienſt zuerkannt werden muß, das gänzliche Erlöſchen des Sinns für die geiſtige Menſchenwürde gehindert und zu ihrer Beachtung auferweckt zu haben[52]). Dennoch bleibt es allezeit der Beruf der Vernunft, vor Verirrungen zu warnen, zu denen ſich eine unverſtändige Menge durch die Macht der Schwärmerei, der Nachahmungsſucht und des Hangs zur Scheinheiligkeit nur zu leicht hinreißen läßt[53]). Kein

---

[52]) Vergl. die zweite Beilage meines Buchs Ueber Schwärmerei.

[53]) Weder mit dem ewigen Geſetze der Sittlichkeit, noch mit den Geſetzen der Vernunft vereinbar erſcheinen die Selbſtvernichtungsgebräuche der Hindus, die mit der Lehre des Buddhaismus in Verbindung ſtehen, einer Lehre, die die Auflöſung in Nichts für die höchſte Seligkeit erklärt. Dahin gehören: der Wittwen Selbſtopferung auf dem Scheiterhaufen des Gemahls, freiwilliger Hungertod, das ſich Hingeben in den Rachen der Krokodille, das Hinabſtürzen vom geheiligten Felsgipfel im Himalaja, das ſich lebendig Begrabenlaſſen, das ſich Hinwerfen unter die zermalmenden Räder des rieſigen Wagens mit dem Götzen zu Joggernaut beim Jubelgeſang und Tanz der Bajaderen.

Sterblicher durchſchaut den Plan des unendlich-vollkommenen Weſens in Bezug auf ſeine Schöpfung. Dieſer Plan kann aber jedenfalls nur auf Vervollkommnung, auf Verwirklichung des ewig Wahren und Guten abzielen, und kein Menſch kann ſich eine höhere Beſtimmung denken, als zur Vollziehung des göttlichen Willens nach dem Maß ſeiner Kräfte beizutragen.

XII.

Das höchſte Gut des Menſchen, Jedem zugänglich, iſt die Einigung mit Gott.

1) Da es dem Menſchen, als vernünftig-denkendem Weſen eigenthümlich iſt, nach Zwecken freithätig zu ſtreben, ſo muß es unter dieſen Zwecken Einen geben, dem ſein Geiſt, wenn er die Stimme der Vernunft und des Gewiſſens zu Rathe zieht, den höchſten Werth zuerkennt, als dem Gut, auf welches man, wie Cicero [1] ſich ausdrückt, alles Gute zurückführen muß,

---

[1] De Summo Bono. L. I. §. 9. Cicero's Schrift findet freilich nicht was ſie ſucht. Da ſie zum voraus das höchſte Gut mit der Glückſeligkeit für gleichbedeutend hält, und von dieſer keine klare Vorſtellung gibt, ſo tappt ſie im Dunkeln umher, und zwiſchen Peripatetikern und Stoikern hin und her ſchwankend, gelangt ſie zu keiner beſtimmten und unverrückten Idee von dem, was dem Menſchen ſtets und überall das Höchſte ſein ſoll, nämlich das Gut, „auf welches (wie Cicero B. I. n. 9. ſelbſt ſich ausdrückt) Alles Gute zurückgeführt werden muß, das aber ſelbſt ſich auf nichts anderes zurückführen läßt, und welches, einmal feſtgeſetzt, den Lebensgang anzeigt, den der Menſch gehen ſoll." (B. V. n. 6). — Epikur ſuchte das höchſte Gut in der Summe angenehmer Empfindungen, Zeno und andere Stoiker in der Selbſtbeherrſchung durch Grundſätze der Vernunft. Des erſtern Anſicht macht den Menſchen abhängig von der ſinnlichen Natur, und die andere Anſicht kräftigt die Seele gegen die Schläge des Schickſals nur theoretiſch, ohne ihr einen feſten Haltpunkt zur Beruhigung und Ermuthigung zu geben. Wohl verdient Ariſtipp's Maxime: Nec mihi, non rebus me submittere conor allen Beifall. Aber woraus ſchöpft er die Kraft die nöthig iſt, um dieſer Maxime treu zu bleiben? — Auch Seneca, der (als Stoiker) das höchſte Gut in freie Selbſtbeherrſchung ſetzt, welche jede Knechtſchaft abwehrt und vor nichts-

das man aber ſelbſt auf kein anderes Gut zurückführen kann. Das höchſte Gut iſt das, wodurch alle gute Dinge gut ſind, und des Menſchen höchſtes Gut kann nur ein ſolches ſein, das jeder Menſch zu erwerben vermag und das Jeden wirklich beſeligt, der es beſitzt. Es kann demnach der Vernünftigdenkende und Gewiſſenhafte ſein höchſtes Gut nicht in dem Sinnenvergnügen oder in der Erwerbung der Mittel dazu, noch ſelbſt in dem Beſitz von Wiſſenſchaft und Kunſt oder in geiſtigen Genüſſen erblicken. So lange des Menſchen Herz ſich an Vergängliches heftet und nur nach Vergänglichem ſtrebt, bleibt er dem höchſten Gut ferne [2]). Zwar iſt Alles, was Gott geſchaffen, gut, und nichts

---

würdigen Störungen und Sorgen des Gemüths behütet, ſagt (De Vita Beata c. 4.): beatum dicamus hominem eum, cui nullum bonum malumque sit, nisi bonus malusque animus: honesti cultor, virtute contentus, quem nec extollant fortuita, nec frangant, qui nullum majus bonum eo, quod sibi ipse dare potest, noverit. — Quid enim prohibet nos beatam vitam dicere, liberum animum et erectum, et interritum ac stabilem, extra metum, extra cupiditatem positum? c. 5.: Beatus enim nemo dici potest, extra veritatem projectus; beata ergo vita est, in recto certoque judicio stabilita et imutabilis. c. 14.: Prima virtus sit, hæc ferat signa: habebimus nihilominus voluptatem, sed domini ejus et temperatores erimus. c. 15.: Quidquid ex universi constitutione patiendum est, magno excipiatur animo; ad hoc sacramentum adacti sumus, ferre mortalia: nec perturbari his, quæ vitare nostræ potestatis non est. — Seneca bezeichnet aber nirgend die Wahrheit, die Idee, die Geſinnung, durch welche jeder Menſch zu dem von ihm beſchriebenen Zuſtand ſteter Selbſtbeherrſchung zu gelangen und ſich denſelben zu verſichern vermag. — Unter allen Anſichten vom höchſten Gut, die von vorchriſtlichen Weltweiſen auf uns gekommen ſind, verdient die in des Pythagoras Geheimlehre den Vorzug. Das Grundgeſetz des Univerſums und der Menſchheit iſt nach ihr Harmonie wie in der Sphärenbewegung ſo auch im menſchlichen Herzen. Seelenreinigung, Selbſterkenntniß und Andacht führen dahin. So wie der Menſch die Harmonie des Ganzen und ihre reinen Verhältniſſe ſchaut, tritt er in den beſtändigen Umgang mit Gott, und das iſt ſein höchſtes Gut."

[2]) Dies geſteht auch Spinoza, indem er ſagt: „Was bei den Menſchen, nach ihren Werken zu urtheilen, als das höchſte Gut geachtet wird, läuft auf dieſe drei Stücke hinaus: Reichthum, Ehre und Wolluſt. Durch dieſe drei Dinge (die durchaus eitel und vergänglich ſind) wird aber das Gemüth ſo zerſtreut, daß es auf keine Weiſe an ein anderes Gut denken kann. „L'homme, s'étant égare de la véritable felicité qu'il ne pouvait trouver en Dieu seul il la cherché dans les biens sensibles, où il a trouvé

davon verwerflich, wenn es mit Dank (gegen den Geber, mithin mit Maß und ſeinem Zwecke gemäß) gebraucht oder genoſſen wird (1. Tim. IV. 4.) Aber im bloßen Genuſſe des Irdiſchen fand nicht Einer je volle Befriedigung. Die Beſten und Weiſeſten müſſen ſich am Schluß ihrer Tage geſtehen, daß der Zweck ihres edelſten Strebens nur ſehr unvollſtändig erreicht worden, daß manche ihrer beſſern Anlagen nicht zur vollen Entwickelung gediehen ſind, daß die Erkenntniß des Wahren und Guten ſich ihnen erſt jetzt recht aufhelle und ihre Sehnſucht darnach noch immer an Lebendigkeit zunehme. Der großen Menge fehlt aber nicht nur die Möglichkeit, zum Beſitz der meiſten ſinnlichen Güter zu gelangen, ſondern noch weit mehr die Gelegenheit und Muße zur vollen intellectuellen Ausbildung, wiewohl auch ihr die Empfänglichkeit für das Wahre und Gute nicht abgeht. Nur Ein Gut gibt es, das jedem Menſchen, auch abgeſehen von allen einzelnen endlichen Gütern, volle Befriedigung gewähren kann. Dieſes iſt die *geiſtig-ſittliche Vollendung*, oder was Eins iſt, *Gottähnlichkeit*, Uebereinſtimmung, Vereinigung mit Gott in Geſinnung und Leben 3). Was der Menſch am meiſten und vor Allem bedarf, iſt Gott. Dieſem iſt der Geiſt des Menſchen verwandter, als alle Sinnenweſen. Auch iſt die Idee von Gott dasjenige, was die menſchliche Seele über alles andere Beſeelte erhebt, und die Willensfreiheit iſt es, was dem Menſchen die Möglichkeit gibt, ſich dem Unendlich-Vollkommenen immermehr

---

deux défauts, opposés à ces deux caractères du souverain bien: l'un, que ces biens ne peuvent être possédés de tous, et l'autre, qu'ils ne peuvent faire le bonheur d'aucun.“ Etudes sur *Domat* par E. *Cauchy* in den Séances et travaux de l'Académie de sciences morales et polit. Paris 1852. Livr. I. p. 84.

3) Vergl. Geneſ. I. 26. 27. IX. 6. Matth. V. 8 u. 48. Epheſ. V. 1. u. 1. Joh. IV. 16.

zu nähern und zu verähnlichen. Ein Weſen, wie der Menſch, dem ſein Urheber von ſeinem eigenen Weſen Vernunft und freien Willen mitgetheilt hat, muß wohl ſich ſeiner Beſtimmung bewußt werden, nach Einheit mit dem Urheber zu ſtreben; dies vermag er aber nur dadurch, daß ſein Wille ſich ſtets durch die Ausſprüche der Vernunft und des Gewiſſens, in denen ihm der Wille Gottes widerſtrahlt, beſtimmen laſſe. Nur durch die *Liebe Gottes*, von welcher jede Liebe wahrer und guter Art ein Abfluß und Widerſchein iſt, gelangt der Menſch zu ſeinem höchſten Gut[4]. Nicht das macht den Menſchen gut und glücklich, was er *hat*, ſondern was er *iſt*, und das höchſte Gut, das er erreichen kann, iſt, daß er Gott ähnlich werde, der alles Wahre und Gute in der höchſten Vollendung, mithin ohne Gegenſätze in ſich befaßt[5]. Dieſes höchſte Gut kann freilich nur annäherungsweiſe erſtrebt werden, mittelſt des guten Willens oder des guten Gebrauchs des freien Willens, durch welchen guten Gebrauch die Aneignung alles Wahren und Guten bedingt iſt. Wo guter Wille iſt, wird das ſchwierigſte Unternehmen erleichtert, wo er fehlt, kann auch das trefflichſte weder gelingen, noch gedeihen. Das Bewußtſein von dem guten Willen oder von dem guten Gebrauch des freien Willens iſt die Quelle der vollen und reinen Zufriedenheit, ſo weit der Menſch im Erdenleben ſie erlangen kann. Ohne dieſen guten Gebrauch der Willensfreiheit kann kein Gut der Welt, weder Genie und Talent, noch Wiſſenſchaft und Kunſt, weder Ehre, Reichthum, und Macht, noch irgend ein ſinnlicher oder geiſtiger Genuß, noch alles dies zuſammen den Menſchen vollkommen befriedigen. Auch ſind alle dieſe Güter von der Art, daß es einerſeits nicht von eines jeden Menſchen Willen und nicht immer von ihm abhängt, dieſelben ſich anzueignen, und daß ſie anderſeits der Abnahme, dem Verluſt, der Vergänglichkeit unterworfen ſind. Selbſt die Begabung mit der ſchärfſten, tüchtigſten Intelligenz ſchützt nicht nur nicht vor Verkehrtheit des Willens, des Herzens, ſondern ſogar nicht immer vor dem Verfallen in Blödſinn oder Wahnſinn. Der ſie dem Menſchen verlieh, kann ſie, wie andere Güter, auch wieder zurücknehmen. Dagegen vermag keine Macht auf Erden, kein Geſchick, kein Zufall dem Menſchen den Beſitz des guten Willens und ſeines Gebrauchs, und die Zufriedenheit, die daraus für ihn hervorquillt, zu entziehen, ſo lang er nicht ſelbſt freiwillig dieſes Gut aufgibt. Hiezu können ihn allerdings entweder Mangel an richtiger Erkenntniß

---

[4] Gott hat, ſagt *Marſilius Ficinus* (Theologia Platonica XIV. 1. 2.) das Streben ihn nachzuahmen und ihm ähnlich zu werden, in uns gelegt. Von denen, welchen Gott unbekannt iſt, ſagt *Fénelon*, an Gott ſich wendend (Oeuvres I. 142.): „Parceque vous êtes trop au dedans d'eux mêmes, où ils ne rentrent jamais, vous leur êtes un *Dieu caché*; car le fond intime d'eux mêmes est le lieu le plus éloigné de leur vue dans l'égarement où ils sont. L'ordre et la beauté que vous répandez sur la face de vos créatures, sont comme un voile qui vous dérobe à leurs yeux malades."

[5] Unbedingten Werth hat einzig das *Wahrhaft-Gute*. Nur Gott iſt aber das unbedingte Gute, der Quell und das Urbild alles Guten. So ferne die Welt an Gott Theil nimmt, iſt ſie das Gute im Werden und der Menſch iſt es, durch den, indem er Gott näher zu kommen ſtrebt, das Gute in der Welt werden ſoll. Vergl. J. *Sengler* Die Idee Gottes Thl. II. Abth. 2. S. 483. — Obgleich Gott die Welt nicht vollkommen, wie er ſelbſt iſt, geſchaffen hat, ſo hat er ihr doch etwas von ſeiner Vollkommenheit mitgetheilt, und dem Menſchen insbeſondere einen Trieb nach Vervollkommnung eingeſenkt. Mit der Doppelnatur, die bei ihm das Geiſtige mit dem Materiellen in Verbindung ſetzt, verlieh ihm Gott die Freiheit, vermöge welcher ſein Wille ſich mit dem Willen Gottes ſtets vereinigen kann. Dadurch ſteht der Menſch hoch über allen andern Geſchöpfen auf der Erde. Allen körperloſen Geiſtern, welche Gott geſchaffen hat, gab er ohne Zweifel gleichfalls die Beſtimmung ſeinen Willen zu vollziehen. Da jedoch auch ſie nicht vollkommen ſind wie Gott, ſo ſchließt ihre bloße Geiſtigkeit die

---

Möglichkeit dieſer Beſtimmung untreu zu werden, nicht aus. Dadurch wird uns das einigermaßen erklärbar, was die heil. Schrift von gefallenen Engeln berichtet, die aus Hochmuth ſich gegen Gott empörten.

oder die Macht der Begierlichkeit und der Leidenſchaft verleiten. Es iſt ihm aber auch in ſeine Gewalt gegeben, ſich die richtige Erkenntniß von dem, was in jedem Fall wahrhaft gut iſt, zu verſchaffen, und ſich durch unausgeſetzte Tugendübung und durch die Angewöhnung unvermeidliche Uebel und Beſchwerden mit Gelaſſenheit zu ertragen, im Genuſſe Maß zu halten und ſich unnöthiger (überflüſſiger) Bedürfniſſe zu erwehren, gegen die Verführungen der Begierlichkeit und die Tyrannei der Leidenſchaften zu verwahren. Die Herrſchaft über ſich ſelber iſt edler und beſeligender, als die Herrſchaft über alle Reiche der Welt[6]). Wer Gott vertraut, ſteht nie verlaſſen und allein; weſſen Wille ſich nach dem Wille Gottes richtet, ſteht immer auf feſtem Boden. Dieſer Wille iſt das Einzige, was jedem Wechſel ſich zu entziehen vermag. Das Bewußtſein der Einigung ſeines Willens mit dem göttlichen wäre aber bloße Täuſchung, wenn es nicht mit dem fortgeſetzten, thatkräftigen Streben nach ſtets vollkommnerer Einigung verbunden wäre.

2) Wenn wir die Anlagen zum Guten, welche ſich in uns befinden, betrachten, ſo können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß ſie nur vom Urheber unſeres Seins in uns gelegt ſein können. Und die gleiche Anerkennung dringt ſich auch in Hinſicht der Erzeugniſſe der äußern Natur uns auf, die uns

---

[6]) Cicero, indem er vom höchſten Gute ſpricht, bemerkt: „Tapfer kann, wer äußern Schmerz für das höchſte Uebel hält, oder mäßig, wer in ſinnlichen Vergnügen das höchſte Gut ſieht, doch in Wahrheit auf keine Weiſe ſein.“ Wie ſchön ſagt Horaz (L. I. Ep. 3.) Quod si frigida curarum fomenta relinquere posses, quo te coelestis sapientia duceret, ires. Confuzé ſagt (L. III.): *Mors et Vita* habent inviolabilem quandam a coelo legem. *Opes*, item et *honores* in arbitrio sunt et potestate coeli; atque adeo neque hæc nec illa arbitrii sunt nostri. Quo circa verus philosophus, unius coeli arbitrio acquiescens, *unam rem agit*, nimirum attendit *sibi perficiendo*, et nihil amittit negligitve, quod in hunc finem usui esse possit. (*Confucius*, Sinarum Philosophus. Parisiis 1687. p. 78.)

ſo mancherlei Genuß und Vortheile gewähren. Jede gute Gabe, alles Gute, das uns zu Theil wird, kommt uns von Gott. Jede gute Gabe ſoll uns daher auch zu Gott erheben. Er hat uns ſo viel Gutes gegeben, damit wir durch daſſelbe zur Liebe zu Ihm geweckt und angetrieben werden. Deshalb entfaltet er vor uns die Schönheit, die Ordnung, die Herrlichkeiten ſeiner Schöpfung; deshalb verlieh er uns ein Herz mit der Fähigkeit das Gute und Schöne zu lieben; deshalb auch hat er an das Geſchlechtsverhältniß das Band der Familie geknüpft, welche für Alle und Jeden eine Schule der Liebe abgeben ſoll. Wenn wir in der Betrachtung der äußern Natur und in unſern Verhältniſſen zu den Mitmenſchen (Eltern, Geſchwiſtern, Gattin, Kindern, Freunden, Hülfsbedürftigen) Gott lieben, kann dieſe Liebe uns wahrhaft erfreuen, weil ſie dann einen unvertilgbaren Grund und eine unerſchöpfliche Fülle hat, wodurch ſie vor Vergänglichkeit geborgen iſt 7). Wer in Allem, was er liebt, Gott liebt, kann nichts lieben, was er nicht für wahr, gut und ſchön erkennt 8); er trägt auf Alles, was er liebt, den Charakter des Unendlichen über und erblickt in ihm ein Sinnbild deſſelben 9). Das Bewußtſein der Einigkeit ſeines Willens mit dem Willen Gottes macht friedfertig, geduldig, nachſichtig und mild gegen Andere, macht ſtets geneigt, Haß mit Liebe zu vergelten und durch Liebe zu beſiegen. Auch beſchirmt es den innern Frieden gegen jede Anfechtung.

---

7) Felicitas est operatio secundum virtutem perfectam, et hæc operatio est sempiterna. *S. Thomas Acquin.*

8) Daher ſagt St. Auguſtin: „Liebe Gott und thue dann was du willſt!“

9) Quand on s'aime en Dieu, l'on se voit toujours, parceque Dieu se trouve partout; il doit être le centre de tous les sentimens, comme il est celui de tous les esprits. *Lettres du Pape Ganganelli* L. 18.

3) Der gute Wille und die ſegenreichen Früchte, die es und ſeine Ausübung erzeugt, ſind das Einzige, deſſen Werth alle Wechſel der Zeiten überlebt, und ein die Vernunft und das Gemüth befriedigendes Verbindungsglied des Dieſſeits und Jenſeits im Reiche Gottes bildet. Sonſt iſt Alles eitel, entſteht und vergeht; Nichts Neues unter der Sonne; Alles hat ſeine Zeit, und Niemand weiß hienieden, was am nächſten Tage geſchehen wird [10]. Aber beſtändig ſpricht zu Allen und Jedem das Gewiſſen: Fürchte Gott und halte ſeine Gebote [11]. Beobachte die Liebe und du darfſt mit Zuverſicht rückwärts und vorwärts blicken! Das Leben mit allen ſeinen Gütern erhält nur durch ihre gute Anwendung wahren bleibenden Werth. Non vivere bonum est, sed *bene* vivere (*Seneca*) [12]. Aber nichts iſt unmöglicher, wenn der beharrlich gute Wille fehlt, als Uebereinſtimmung in ſein ganzes Weſen, ſein Denken, Leben und Thun zu bringen. Kein Wunder, daß es auch ſchwer iſt, dieſe Uebereinſtimmung bei Andern zu finden und zu erkennen. Dies kommt daher, daß der Menſch voll von Gegenſätzen iſt, deren Verſöhnung eine beſtändige Anſtrengung fordert, die weit weniger in die Augen fällt als die Gegenſätze ſelbſt. Einzig ein beharrlich guter Wille kann jene Uebereinſtimmung hervorbringen. (Vergl. Matth. V. 8. Luk. II. 14.) Was Jeglicher vor Gott, dem Allſehenden iſt, das iſt er werth, nicht mehr und nicht weniger.

---

[10] Prediger Salomo I. 9. 14. III. 1. 20. VIII. 7.

[11] Ebend. XII. 13.

[12] Auch Sokrates ſagt in Platons Kriton: daß man nicht das Leben am höchſten achten müſſe, ſondern das gut leben. Sonſt tritt ein, wovor Horaz warnt, daß: propter vitam vivendi perdere causas. Dahin gehört auch Chriſti Ausſpruch: „Wer ſein Leben zu erhalten ſucht, der wird es verlieren, und wer um meinetwillen ſein Leben verliert, der wird es erhalten. Matth. X. 39. Mark. VIII. 35. Joh. XII. 25.

4) Seiner ſelbſt und der ganzen Welt kann der Menſch nur dann ſich recht erfreuen, wenn er zu Gott, als dem Urheber ſeiner Selbſt und der Welt in Gedanken ſich erhebt, und ſich ſeiner Uebereinſtimmung mit Ihm bewußt iſt. Und da dem Bewußtſein der erſtrebten Uebereinſtimmung der Geſinnung, des Willens und der That mit dem Willen Gottes die reinſte und höchſte Wonne (das Gefühl der Seligkeit) entſtrömt, ſo haben Einige dieſe Wonne ſelbſt als das höchſte Gut bezeichnet[13]. Doch jeder, auch der höchſte und reinſte Genuß ſoll dem Menſchen immer nur Mittel ſein um ihn zum Guten zu kräftigen, nicht Zweck[14]. Vernunft und Gewiſſen fordern, daß wir unſer Verlangen und Streben nach Glückſeligkeit der Pflicht unterordnen, um uns ihrer durch Guthandeln würdig zu machen. Ohne das Bewußtſein der Einigkeit mit Gott iſt aber wahre Glückſeligkeit undenkbar[15]. Auch findet der von der Idee Gottes erfüllte Geiſt nur in dem, was Allen frommt, im Gemeinwohl wahre Befriedigung. Wer der Vereinigung mit Gott nachſtrebt, hat billig nur immer dieſe als Ziel im Auge, wenn gleich er ein Vorgefühl hat, daß dieſes erreichte Ziel ihn mit einer Wonne erfüllen werde, die jede andere weit übertrifft. Welch höheres und edleres Ziel kann eine unverderbte und thatkräftige Seele ſich vorſtecken, als ein williger Diener der Vorſehung zu ſein?

---

[13] Dieu bon et juste ne peut réprouver le plaisir que lui même attache à bien faire. Nous prohiberait-il ce charme qui accompagne l'amour du bien? *Vauvenargues* Oeuvres I. 89.

[14] Wer in der Einigung mit Gott nur Genuß ſucht (der Quietiſt) iſt auf dem Weg dieſe Einigung ganz zu verfehlen.

[15] Wenn Klopſtock (Ode 44: Die Glückſeligkeit Aller) fragt: ob Gott dadurch ſeliger wurde, daß er Weſen Seligkeit gab; ſo diene zur Antwort: Der Allſelige könne nicht ſeliger werden; aber es liege in ſeiner Weſenheit, Weſen, die zur Seligkeit befähigt ſind, zu ſchaffen.

5) Der nachdenkende Menſch wird ſich bewußt, was ſein ſoll, und, iſt er von Selbſtſucht frei, ſo wünſcht er auch von Herzen, daß dies geſchehe, und trachtet ſeinerſeits darnach aus allen Kräften. Welcher Redlich-Unbefangene, mag er auch noch ſo ernſt dem Beſten nachgeſtrebt haben, muß ſich aber nicht ſelbſt geſtehen, daß das von ihm Geleiſtete und Erreichte weit unter dem Ziel ſtehe, das ihm vorgeſchwebt hatte, daß er oftmals bald ſelbſt geirrt, bald irre geführt worden, daß er Manches hätte beſſer machen ſollen und können? Wenn aber auch Keiner hienieden das Ziel vollkommen erreicht, ſo kann dies doch der Wahrheit des Ziels — des höchſten Gutes keinen Eintrag thun. Es liegt in der Natur des Endlichen ſich dem Unendlichen nur nähern zu können. In allen Dingen und bei allen menſchlichen Unternehmungen zeigt es ſich, daß ein höherer waltender Einfluß ſich die Endentſcheidung vorbehalte, und daß es eitle Täuſchung ſei, zu glauben, daß irgend wer dieſem Einfluß ſich entziehen könne. Was der Menſch ohne Rückſicht auf Gott und ſein heiliges Wollen unterfängt, darf auch einem ſchlechten, kläglichen Endausgang entgegenſehen, und nur ein dem Willen Gottes getreues Leben kann dem Menſchen das Vorgefühl, den Vorgeſchmack eines ewig ſeligen Lebens im Jenſeits geben.

6) Wie im Leben des Einzelnen, ſo auch im Leben der Völker iſt alles Aeußerliche, was nicht dem Weſen der geiſtigen und ſittlichen Natur des Menſchen angehört, der Vergänglichkeit unterworfen. Die ganze Erde iſt eine große Ruine. Alle Völker leben und wandeln über Trümmern der Vorzeit. In wie vielen Gegenden ſehen wir nicht Trümmer über Trümmer gehäuft, und die Zukunft wird dieſe mit neuen vermehren. Kein Land, kein Volk, kein Staat, keine Verfaſſung, keine Einrich-

tung, kein Erzeugniß wiſſenſchaftlicher, gelehrter oder künſtlicher Anſtrengung, kein Werk des Genie's iſt von dem aus der Beſchränktheit hervorgehenden Geſetz der Vergänglichkeit ausgenommen. Unbedingten Werth kann der vernünftig denkende Menſch einzig der Unverſehrtheit ſeines Gewiſſens und ſeines erkennenden Geiſtes, ſeinem Bewußtſein von Gott (dem Unendlich-Vollkommenen) und ſeiner Liebe zu Ihm oder der Vereinigung ſeines Willens mit dem Willen Gottes beilegen. Je mehr er ſeine Liebe und all ſein Streben dieſem höchſten Gut zuwendet, je mehr er es dahin bringt, auch in dem Vergänglichen nur das Unvergängliche zu lieben, je mehr und unermüdlicher er in Allem nach Vollkommenheit trachtet, deſto lauterer, ungetrübter, unerſchütterlicher wird der Friede und die Freudigkeit ſein, womit ſeine Seele die Schöpfung betrachtet, die Gegenwart in's Auge faßt, in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinausblickt. — Die Aneignung dieſes höchſten Guts erfordert Beharrlichkeit des Willens. Zwiſchen denen, die ein Gebäude gefliſſentlich zerfallen laſſen und denen, die auf ſeine Zerſtörung hinarbeiten, iſt wenig Unterſchied. Nur die es durch fortgeſetzte Ausbeſſerung befeſtigen, ſind Erhalter deſſelben. Wer das höchſte Gut erringen will, darf in dem Beſtreben nach Selbſtverbeſſerung nie ſtille ſtehen. Das Suchen des höchſten Guts außer Gott, anderm als in Gott iſt der Urgrund aller Verkehrtheit, alles Böſen, alles Unheils auf Erden. Hingegen welch heiterer Gottesfriede müßte über einen Jeden kommen, wenn und je mehr er bedächte, daß das unermeſſene Weltall nach den großartigſten, weislich von ſeinem Schöpfer beſtimmten Geſetzen ſich bewege (was die Beobachtung immerfort beſtätigt), daß er ſelbſt aber ſeinen Willen und ſein Leben nur nach dem in jegliches Herz geſchriebenen ewigen Gebot der Liebe, die alle Menſchen zu einer einzigen Gottes-Familie vereinigt einzurichten brauche, um mit voller Zuverſicht um ſich her, über ſich und in alle Zukunft blicken zu dürfen, weil ihn das Leben in Gott, über jeden Wechſel erhaben, nur immer Gott näher bringen kann! Gott ſelbſt hat ohne Zweifel ungleich mehr Wohlgefallen an einem weiten als an einem engen Herzen. Die Liebe zu ihm, die dem Herzen die größt mögliche Weite gibt, weit entfernt, mit dem reinen, unſchuldigen Vergnügen an den Schönheiten der Natur und Kunſt und an dem Umgang mit edelgeſinnten Freunden unvereinbar zu ſein, wird vielmehr dadurch genährt und gekräftigt. Iſt doch die ganze Schöpfung ein Spiegel der Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit des Schöpfers, und was kann den Menſchen beſſer dem Geiſte nach fördern, als die ihm von Gott verliehene Gabe der Mittheilung? — Nur des Menſchen höchſter Gedanke und Wunſch, auf Einigung mit Gott gerichtet, kann ſeine Begierlichkeit vor jedem Uebermaß und ſeinen Willen des Guten vor Erſchlaffung ſchützen. Er findet in dem Bewußtſein der Einigung ſeines Willens mit dem Willen Gottes vollen Erſatz für jede Entbehrung, jeden Verlurſt, ſogar für den Schmerz der Verkennung von Vielen, ja ſelbſt von den Beſſern ſeiner Gattung. Anderſeits verleiht ihm dieſes Bewußtſein einen innern Frieden, den ſonſt nichts in der Welt ihm zu geben vermag. Dieſer Friede enthebt ihn zwar nicht der Verpflichtung fort und fort über ſich ſelber zu wachen und ſtets zum Kampf gegen Anſechtungen zum Böſen gerichtet zu ſein. Er befreit ihn aber aller Furchtſamkeit, die dem ſinnlichen Menſchen angehört. Was hätte der Menſch beim Bewußtſein der Einigung mit Gott, wenn auch alle Welt gegen ihn wäre, da Gott für ihn iſt, zu befürchten? Selbſt der Tod verliert für ihn ſeine Schreckniſſe, ſeinen Stachel. — Befände ſich hingegen ein Menſch im Vollbeſitz geiſtiger und ſinnlicher Güter, es fehlte ihm aber das Bewußtſein der Willenseinigung mit Gott, ſo wäre er der beſtändigen Beſorgniß dieſes Beſitzthums und ſeines Genuſſes verlurſtig zu werden preisgegeben, ohne in ſich einen Erſatz dafür zu finden[16].

---

[16] Credendum est, neminem virorum bonorum talem fuisse, nisi adjuvante Deo, et nemo unquam fuit vir magnus sine afflatu aliquo divino. *Cicero* de Natura Deor. Inter bonos viros ac Deum amicitia est, conciliante virtute. — Ipsis — Deus consulit, quos esse quam honestissimos cupit, quoties illis materiam præbet aliquid animose fortiterque faciendi, ad quam rem opus est aliqua rerum difficultate. *Seneca* de Providentia n. 1. 4.

XIII.

An und durch die zweckmäßige Ausbildung der Anlagen des Menſchen, beſonders der geiſtigen, iſt die ſeiner Beſtimmung zuſagende Wirkſamkeit bedingt.

1) Daß manche (gute und ſchlechte) Anlagen ſich von den Eltern auf die Kinder natürlich vererben, lehrt uns vielfach die Erfahrung. Doch gibt es hierin ſo viele Ausnahmen, daß wegen der Menge verſchiedenartiger Einflüſſe in Bezug auf die Vererbung keine feſte Regel beſteht, dieſe vielmehr in große Dunkelheit gehüllt iſt. Für gewiſſe Thätigkeiten, Erkenntniſſe und Künſte iſt eine angeborene Anlage erforderlich. Neben dieſen Thatſachen ſteht aber eine andere feſt: daß für die Fruchtbarkeit aller Anlagen das Haupterforderniß in ihrer Entwickelung, Ausbildung und Uebung beſteht. — Gehen und Sprechen gehört zu den erſten Verrichtungen, welche zu erlernen das Kind ſich gedrungen fühlt. Es lernt aber eben ſo wenig durch die Kenntniß der Regeln der Grammatik ſprechen, als durch die Kenntniß der Geſetze des Gleichgewichts gehen. Beides lernt es durch Entwickelung und Uebung ſeiner Geh- und Sprachkräfte, und hiedurch erſt erlangt es auch die Kenntniß von den Geſetzen und Regeln, welche dabei zu beobachten ſind.

Die geiſtigen und körperlichen Anlagen des Menſchen ſind auch wirklich einer großen Ausbildung empfänglich. Ohne Ausbildung würden ſie aber ebenſo entweder zu Grunde gehen oder verwildern und unfruchtbar bleiben, oder eine zweckwidrige Richtung nehmen (ausarten), wie die in den Bereich des Menſchen gehörigen äußern Naturkräfte, wenn ſie nicht von ihm durch verſtändigen Kunſtfleiß angebaut, geleitet und bearbeitet werden. — Das Genie wird geboren, mitunter auch die Dummheit. Aber auch das Genie will geweckt, entwickelt und ausgebildet werden. Sonſt gleicht es einem rohen Diamant, oder wird ausſchweifend, ein Wildfang oder ein Vulcan. Die angeborene Dummheit iſt ſchwer zu überwinden. Aber auch von Natur wohlbegabte Geiſter können durch Verwahrloſung verdummen oder eine ſchlechte Richtung nehmen. Dadurch, daß man Ordnung in die Gedanken, die Begierden und die Handlungsweiſe bringt, wird das Leben des Menſchen am meiſten bereichert und nur dadurch kann es Uebereinſtimmung gewinnen, ein harmoniſches Ganzes werden. Für einen wohlgeordneten Geiſt kann ein Augenblick eine Unendlichkeit von guten Folgen erſchließen, während für denjenigen, deſſen Geiſt einem Chaos gleicht, ein langes Leben nichts iſt, als eine weite Wüſte oder Wildniß. Allen Menſchen iſt die Anlage zur Vernunft gemein. Aber gerade die Vernunft erfordert ganz vorzüglich der Ausbildung, um den Menſchen erleuchten und leiten zu können. Da der Menſch mit Freiheit des Willens begabt iſt, ſo iſt er eben dadurch zur Ausbildung ſeiner Vernunft angewieſen. Gehörig ausgebildet, ſagt Ariſtoteles, (Politik K. 2.), iſt der Menſch das vortrefflichſte, verwildert das ſchlimmſte aller Geſchöpfe. Des Menſchen Bedürfniß der Ausbildung ſeiner Anlagen und ſeine Befähigung zu einer fortſchreitenden Ausbildung derſelben ſind es eben, was ihn hoch über alle andere lebendige Weſen erhebt. Dadurch iſt ihm die Bahn zur Vervollkommnung geöffnet. Was kann es ihm frommen, wenn er zwar Sinn für alles Gute hat, aber zu nichts Kraft? Das Maß der Verpflichtung eines Jeden gegen Gott und Mitmenſchen wird durch das Maß ſeiner Fähigkeiten beſtimmt. Bei der Wahl eines beſondern Berufs ſollte Jeder nur erwägen: wodurch und wie er zur Wohlfahrt des Ganzen am beſten mitwirken könnte. Durch Nichtsthun, Vergrabung ſeines Pfunds kann Keiner ſeiner Verpflichtung genügen. Allein nur die Erziehung kann den Menſchen zur Vollendung des ihm verliehenen Weſens, das ihn vor allen andern Geſchöpfen auszeichnet, befähigen. Sie ſteht unter allen Künſten oben an, weil ſie erſt den Menſchen im vollen Sinn zum Menſchen macht. Sie ſoll verhindern, daß wir bloße Sinnen-, oder Begriffs-, oder Phantaſie-, oder Gefühlsmenſchen werden. Alles Gute und jede Verbeſſerung im Leben muß von der Erziehung ausgehen, die im elterlichen Hauſe beginnt und in Schulen und im geſelligen Verkehr fortgeſetzt wird. Die Begründung alles Guten hat die Welt der Erziehung zu verdanken. Da der Menſch durch Menſchen erzogen werden ſoll (zuerſt durch Andere, dann durch ſich ſelber), ſo wird er (abſichtlich iſt es ſo geordnet) ſchwach und höchſt hülfsbedürftig geboren. Zugleich iſt aber der Bruſt der Eltern, beſonders der Mutter die Liebe zum Kind eingeſenkt, welche ſie mächtig antreibt, nicht nur für ſeine Erhaltung zu ſorgen, ſondern auch die Entwickelung ſeiner guten Anlagen behülflich zu fördern. — Welche größere Wohlthat kann überhaupt der Menſch dem Menſchen erweiſen, als in ihm die Keime des Wahren und Guten zu wecken, zu entfalten, zu pflegen, damit ſie ſein Leben mit geſunden Früchten bereichern [1])? — Wie vermöchte aber Jemand Andere gut zu erziehen, der ſelbſt nicht oder nur ſchlecht erzogen iſt und ſich ſelber zu erziehen nicht verſteht? Wer der Selbſterkenntniß und der Selbſtbeherrſchung ermangelt, iſt zum Geſchäft der Erziehung durchaus untauglich. Der Erfolg der Erziehung hängt übrigens vorzüglich davon ab, daß der Glaube des Kindes, des Zöglings an ſeine Erzieher und an ihr Wort tief begründet werde. Das Gelingen der Erziehung ſetzt voraus, daß der Erzieher durch liebreichen Ernſt des Zöglings Vertrauen gewinne und dieſer ihn als ſeinen beſten Freund anſehe. Jeder Erzieher übernimmt der Eltern Stelle und muß deſſen ſtets eingedenk ſein und er fördert ſein eigenes Anſehen vor dem Zögling, wenn er in ihm die Liebe und Verehrung zu ſeinen Eltern hegt und belebt. Auch kann eine Erziehungsanſtalt nur dann ihrem Zweck wahrhaft entſprechen, wenn ſie ſo viel möglich das Bild eines wohlbeſtellten häuslichen Lebens darſtellt. Die Kindheit iſt die Zeit der Entfaltung aller guten Keime, aller reinen, ſchönen Blüthen des Lebens. Dieſe Entfaltung verlangt eine reine Luft und ein mildes heiteres Licht. Der heitere Himmel der Kindheit ſei uns ein Heiligthum! Wer kann die Folgen einer Trübung deſſelben berechnen, dieſer ſchweren Sünde ſo mancher ungeſchickten, ſtumpfſinnigen Erzieher? Nur den Sonnenaufgang des Kindes nicht verdüſtert! Sonſt wird ihm leicht ſein ganzer Lebenstag verkümmert [2]). — Die argloſe *Unbefangenheit* iſt am Kind eines der ſchönſten Kennzeichen ſeiner Unſchuld und ſeines Wahrheitſinns; ſie verſcheuchen oder zerknicken, heißt die reinſte Lebensluft der Bildung verderben. — Alle Liſt, Täuſchung, Trug und Willkühr bleibe dem Geſchäft der Erziehung fern! Sie können das Kind nur zum Sklaven, Heuchler oder Einfaltspinſel verbilden.

---

[1] Glücklich, ſagt **Comenius** (Didactica Magna) iſt der, welcher wohlgebildete Glieder aus Mutterleib auf die Welt bringt, tauſendmal glücklicher, welcher ſterbend eine wohlgebildete Seele davon trägt!

[2] Ueber die häusliche Erziehung bemerkt **Lamartine** (Confidences p. 31) ſehr treffend: Dans toutes les conditions de la vie il faut d'abord faire un homme, et quand l'homme est fait, c'est à dire l'être intelligent, sensible et en rapports justes avec lui même, avec les autres hommes et avec Dieu, qu'il soit prince ou ouvrier, peu importe, il est ce qu'il doit être.

Die *Anlagen* bringt das Kind mit ſich in die Welt; die Erziehung kann ihm keine geben. Aber ſie kann die verborgenen hervorlocken, die vorhandenen entwickeln, ſtärken und zu ihrem Zweck hinleiten[3]. Die Schau- und Wißbegier erwacht im Kinde weit früher als die Denkkraft und die Ueberlegung und auch als der Schönheitsſinn. Daher ſeine Fertigkeit zu fragen und ſeine Neugier. Sein Gedächtniß, noch nicht überladen, faßt und behält leicht. Seine Phantaſie verklärt ihm die Dinge mehr als es ſie verdüſtert. Sie bedarf mehr des Zügels als des Sporns. — Wegen der Verſchiedenheit der Anlagen muß der Erzieher, um den Zweck nicht zu verfehlen, das *Individuelle* des Zöglings achtſam berückſichtigen und er muß ſelbſt ſchon das ſein, was er aus dem Zögling machen ſoll und will.

2) Auch muß die Erziehung, um zu gelingen, den *Stufengang der Natur* befolgen; vom Leichtern zum Schwerern, vom Sinnlichen zum Geiſtigen fortſchreiten; ſie darf keine Sprünge machen. Die niedern Kräfte entfalten ſich am früheſten, dann erſt allmählig die höhern. Die Erziehung muß dieſen Naturgang ſo beachten, daß die Entwickelung der nie-

---

[3] Das, was man *Genie* nennt, kann nie das Werk der Erziehung ſein, ſondern nur eines geheimnißvollen Zuſammenwirkens von Fähigkeiten und Kräften des Geiſtes und Gemüths. Wohl aber kann eine Erziehung, die die Anlage zum Genie mißachtet, ſeine naturgemäße Entwickelung hindern.

dern Kräfte die der höhern nicht hindere, ſondern fördere. Zur guten Erziehung iſt es weſentlich, daß ſie weder den Geiſt zu ſehr und zu frühzeitig auf Koſten der Leibeskraft anſtrenge, noch dieſe zum Abbruch des Geiſtes zu ſehr ſchone oder ſteigere. Ein geſunder Geiſt in einem geſunden Körper iſt die Aufgabe. Im Kinde würde die Entwickelung und Kräftigung der ſinnlichen Organe durch zu voreilige oder zu viele Anſprüche an den Geiſt gehindert, was dieſem ſpäter ſelbſt großen Nachtheil brächte [4]. — Damit der Zögling lerne, iſt vor Allem nöthig, Lernbegierde in ihm zu erwecken. — Kein Lernen iſt Zeitverluſt oder Kraftverſchwendung, wenn es die Kraft entwickelt und ſtärkt und die Fähigkeit zu ihrer zweckmäßigen Anwendung ausbildet, wohl aber alles Lernen, das nicht dazu dient [5]. Das Formelle, die Methode des Unterrichts hat unſtreitig wahren Werth, wenn dadurch die Entwickelung des Geiſtes und die Klarheit und tiefe Begründung der Erkenntniſſe gefördert wird [6]. Allein das Mittel darf nicht zum Zweck erhoben werden. Ein großer Fehler iſt es, wenn man im Zögling mehr vorausſetzt, als in ihm vorhanden iſt, und mehr von ihm fordert, als das Maß ſeiner Kraft und Fähigkeit zu leiſten vermag [7]). — Erſt muß das Kind auf dem Wege der Anſchauung und des Gefühls mit den Dingen in ſeiner Umgebung und mit ſich ſelber und ſeines Gleichen bekannt ſein, bevor man es davon mit Worten zur Entwickelung von Begriffen unterrichtet. Sonſt gelangt es zu keiner wahren Erkenntniß [8]). — Was aber die Wahl des Unterrichtsſtoff's betrifft, ſo gibt es zwar ſehr Viel und Allerlei, was der Menſch lernen und was ihm auch vortheilhaft ſein kann. Doch iſt nur Einiges Allen und Jedem nothwendig, damit ſie ihr Leben in einer der Beſtimmung und Würde des Menſchen gemäßen Art einrichten und ausfüllen mögen. Unter der Menge der übrigen Gegenſtände des Unterrichts und der Einübung iſt es rathſam, für Jeglichen eine ſolche Auswahl zu treffen, vermöge welcher er ſich vorzüglich dasjenige aneigne, was ihm nach ſeinen beſondern Anlagen, Fähigkeiten und Verhältniſſen am zuträglichſten ſein möchte. Das Allen und Jedem Nothwendige beſteht darin, was geeignet iſt, ſittlich gut, vernünftig und weiſe zu machen und die geiſtige und leibliche Geſundheit zu erhalten und zu fördern. Und fürwahr, die Erwerbung von dieſem wäre Jeglichem möglich, wenn ſeine Erziehung dafür gehörig eingerichtet würde. Denn Armuth oder Reichthum oder andere zufällige Glücksumſtände begründen hierin keinen weſentlichen Unterſchied. Vielmehr liegt es im wahren Intereſſe der Geſammtheit, daß die Jedem nothwendige Menſchenbildung Keinem vorenthalten werde. Es läßt ſich aber nicht in Abrede ſtellen, daß hierin die große Mehrheit der Menſchen bisher überall und zu allen Zeiten ſehr verwahrlost geblieben iſt. Wenn gleich die Hauptſchuld dieſes Uebelſtandes Denjenigen zugeſchrieben werden muß, die für das Gemeinwohl zu ſorgen berufen ſind, ſo hat doch dazu auch die verkehrte Denkart viel beigetragen, vermöge welcher im Durchſchnitt der Bildung für untergeordnete blos materielle Zwecke ein weit höherer Werth als der ächt menſchlichen ſittlichen Bildung beigelegt wird. Wäre für dieſe allgemeine hinreichende Fürſorge getroffen, ſo dürfte in Hinſicht des übrigen Lehr- und Bildungsſtoffs deſſen Beſchränkung für die Meiſten wenigſtens minder bedenklich, als deſſen große Erweiterung und Vervielfältigung erachtet werden *). Zu ächt menſchlicher Bildung trägt das Herz weit mehr bei, als die Intelligenz. — Vom wichtigſten Einfluß ſind die erſten Eindrücke. Dieſe haften tief. Sind ſie wahr und gut, ſo wirkt ihr Gefühl wohl-

---

[4] Ein ſchwächlicher Leib iſt dem Geiſt mehr hinderlich als behülflich. Nur ein geſunder kräftiger Leib iſt ein tüchtiger Diener des Geiſtes. Um aber den Leib ſtark zu machen und zu erhalten, iſt vor allem zweckmäßige Bewegung, Uebung und Abhärtung nöthig.

[5] Une bonne part des choses qu'on enseigne dans les écoles n'a pour utilité reelle que d'être une sorte de gymnastique de l'esprit, qui développe ses forces, qui augmente sa sagacité, sa souplesse, sa fécondité. *H. Corne* De l'Education publique 1844. p. 251.

[6] Selbſt bei Kindern, die mit ſolchen Mängeln und Gebrechen des leiblichen Organismus, welche die Entwickelung des Geiſtes ungemein erſchweren, geboren ſind, z. B. Taubſtumme, Blindgeborne und die verſchiedenen Arten von Kretins kann eine ihrem Zuſtand angepaßte Behandlung die natürlichen Hinderniſſe ihrer Geiſtesentwickelung in gewiſſem Maße künſtlich beſeitigen. Dr. Guggenbühl (Briefe über den Abendberg und die Heilanſtalt für Kretinismus, Zürich 1846) hat dargethan, daß der angeborne Kretinismus in vielen Fällen, wenn er nicht zu lange verwahrloſt bleibt, in ſo weit gehoben werden kann, daß die Seele für ihre Hauptverrichtungen entwickelt und befähigt werde.

---

[7]) Man behellige daher die Jugend in dem Unterricht für die erſte Begründung der Erkenntniſſe nicht mit Controverſen. Dieſe können hier nur die Wahrheit hindern tiefen Grund zu faſſen. Hingegen iſt es für die gründliche Belehrung des Kindes wichtig, die Begierde darnach in ihm zu wecken, weil dann die Belehrung ſich ſeinem Geiſt tiefer einprägt. Was die junge Seele nicht mit Luſt und Liebe in ſich aufnimmt oder erfaßt, das bleibt für ſie meiſt todter Spreu.

[8]) Sache und Wort, ſagt Comenius, ſind dem Zögling zugleich beizubringen, damit Eintracht, nicht Zwietracht zwiſchen beiden entſtehe. Dazu leiſtet des Comenius Orbis pictus gute Dienſte. Seinen Holzſchnitten ſind allerdings die Chodowieckiſchen Bilder zu Baſedows Elementarwerk vorzuziehen; in vielen Stücken aber verdient der Text des Comenius vor dem des Baſedow den Vorzug. S. K. v. Raumer Geſch. der Pädagogik II. 79.

---

*) Der Umkreis des Unterrichts ſollte ſich nach dem wahren Bedürfniß für das Leben und die Berufsthätigkeit der Zöglinge richten. Der Unterricht der für die Gewerbſtände beſtimmten Jugend muß ſo wenig als möglich theoretiſch, ſo viel thunlich praktiſch, d. i. auf die Ausübung berechnet ſein. „Das Ideal der Bildung des menſchlichen Geſchlechts liegt weniger in der allgemeinen Verbreitung ausgedehnten Wiſſens der Einzelnen, als darin, daß der größere oder kleinere Kreis des Wiſſens eines Jeden bis zur Klarheit der Anſicht und Vollſtändigkeit des Urtheils durchgebildet ſei." Tittmann Blicke auf die Bildung unſerer Zeit. 1835. S. 59.

thuend, meiſt für das ganze Leben. Waren ſie bösartig, ſo iſt es eine ſchwierige, aber unerläßliche Aufgabe der Erziehung, ſie wieder auszulöſchen. — Die Grundlage aller menſchlichen Bildung iſt die Wahrhaftigkeit und die Wahrheitsliebe, ohne welche Sittlichkeit und Tugend leere Worte ſind, und keine Sicherheit und Zuverſicht im Verkehr beſtehen kann. Zur Wahrhaftigkeit und Wahrheitliebe iſt zwar der Menſch von Natur geneigt. Weil ſie aber vielſeitig angefochten werden, ſo muß die Erziehung ſie kräftigen und ſtärken und frühzeitig tiefen Abſcheu vor jeder Lüge, jeder Täuſchung einprägen[10].

Eine Segensquelle iſt es für das ganze Leben, wenn der Jüngling in ſeinen Lehr- und Erziehungsjahren ſich die Unſchuld, Unbefangenheit und Friſche des Gemüths unverſehrt bewahrt. Dadurch bringt er in die Epoche, wo er ſelbſtbeherrſchend und ſelbſtthätig auftreten ſoll, eine Kraft und einen heitern Muth, die er ſonſt ſchmerzlich vermiſſen würde. Denn hier fühlt er erſt recht das Bedürfniß eines geſunden Geiſtes in einem geſunden Körper, um den Anſprüchen eines Berufs in der Welt genügen und den zudringlichen Verſuchungen derſelben widerſtehen zu können. Seine Ideale vom Vollkommnen wird ihm die Erfahrung noch immer frühzeitig genug ihres Farbenglanzes berauben. Wohl ihm, wenn er ſie im Herzen ſo lieb gewonnen hat, daß ſie dem Weſen nach nie ganz darin erlöſchen, auch wenn er ſchon zur Einſicht von der Schwierigkeit ihrer Verwirklichung gelangt iſt!

---

[10] „Das Kind iſt von Natur wahr. Dieſer Sinn für Wahrheit ſei uns im Kinde heilig! Niemand kann wiſſen, wie weit die geringſte Abweichung von der Wahrheit führt.“ (Mauthner Kinder-Diätetik 1853. S. 206.) Es iſt ein edler, werthvoller Vorzug der engliſchen Erziehung, von Kindheit auf der Lüge mit allem Ernſt zu begegnen und an Wahrhaftigkeit in allen Aeußerungen zu gewöhnen, weil auf ihr alles Vertrauen beruht.

Von guten Erziehern kann der Zögling viel lernen; aber auch von Mitſchülern, und am meiſten der Erzieher und Lehrer von ſeinen Schülern und Zöglingen, deren Studium für ihn das erſte und wichtigſte Geſchäft ſein muß [11]).

3) Die Ueberlieferung iſt die große Lehrerin, weil ſie die Kenntniſſe, die dem Menſchen frommen, verbreitet und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt. Ihr Organ iſt die Sprache. Dieſe, dem Menſchen allein gegeben, iſt der Ausdruck der Gedanken. Dadurch iſt ſie zum natürlichen Mittel bezeichnet, um von Kindheit an die Intelligenz, das Gefühl und den Willen zu entfalten, zu kräftigen und zum Wahren und Guten hinzulenken [12]). Vernunft und Verſtand (zuſammen die Intelligenz oder das Erkenntnißvermögen), Gefühl und Wille und auch ihre Gehülfen oder Handlanger — die Phantaſie und das Gedächniß ſind nur verſchiedene Anwendungen der Einen Geiſteskraft. Die Hauptſache für die Bildung der Geiſtes- und Körperkräfte iſt ihre naturgemäße fortſchreitende Uebung. Nur durch ſie, durch Anſtrengung, durch Arbeit kann der Menſch tüchtig werden, um die Geſchäfte des Lebens recht zu vollbringen, deſſen Pflichten zu erfüllen, deſſen Beſchwerden zu tragen [13]). Der

---

[11]) Höchſt wichtig iſt das Verhältniß der Eltern zu den Lehrern; ein ſtetes Zuſammenwirken iſt nöthig. Der Vater frage den Lehrer: wie macht es mein Sohn in der Schule? hinwiederum der Lehrer den Vater: wie verhält er ſich zu Hauſe? So entſteht die heilſamſte Controle. K. von Raumer Geſchichte der Pädagogik III. 13.

[12]) Die Grammatik beſteht aus Regeln, welche der Verſtand aus der Bildung einer Sprache abzieht; ſie ſetzt mithin die Bildung der Sprache voraus, an welcher Bildung die Intelligenz, das Gemüth, das Gefühl und der Geſchmack ſich betheiligen. Zum richtig Sprechen und Schreiben hilft uns die Grammatik nichts, ehe wir uns ſelbſt die gebildete Sprache durch Uebung angeeignet haben. Iſt dies aber geſchehen, ſo dient uns die Grammatik dazu, uns im Gebrauch der Sprache zu orientiren, damit wir Fehler im Sprechen und Schreiben vermeiden.

[13]) „Wer lernt, ſoll nicht ſpielen; mit dem Begriff des Lernens iſt der von Mühe und Anſtrengung verbunden.“ Ariſtoteles Politik B. VIII. K. 5.

Wille regt ſich im Kinde früher, als der Erkenntnißtrieb. Die Erziehung muß daher vor Allem darauf bedacht ſein, dem Willen eine gute Richtung zu geben und ihn vor Ausſchweifungen zu behüten. Alle Antriebe vortrefflich zu werden muß ſie ſchärfen. Der einzige verzeihliche Egoismus iſt der des Säuglings, weil er in ſeiner noch nicht erfolgten Kraftentwickelung und Hülfloſigkeit nur empfangen, nicht geben kann. Aber ſobald ſein Wille ſich entfaltet, muß dem Egoismus entgegengewirkt werden. Wichtig iſt es, daß der Menſch frühzeitig lerne, ſich in die von ihm unabhängigen Verhältniſſe zu fügen, ohne ſeiner Selbſtändigkeit etwas zu vergeben. Zügelung des ſelbſtgefälligen Hochmuths, bevor er erſtarkt, iſt eine Wohlthat, die ſich auf das ganze Leben erſtreckt und der ganzen Geſellſchaft zu gut kommt. Das Wohl der letztern wird vorzüglich dann gefährdet, wenn ihre Glieder unmäßig in Anſprüchen, aber arm an Kraft und Willigkeit zu Leiſtungen ſind. Dem ſoll die Erziehung begegnen. Auch der Herrſch- und Habſucht und Eitelkeit, der Trägheit und dem Hang zum Müßiggang muß die Erziehung mit Ernſt entgegentreten. Sie ſind Hauptquellen der Untüchtigkeit und Schwäche, der Laſter und des Elends. Der Zögling werde gewöhnt, das Lernen und Ausüben ſo zu verbinden, daß das letztere aus dem erſtern hervorſprieße! Obgleich aber die Erziehung die Arbeitſcheue mit allem Ernſt bekämpfen muß, ſo darf ſie doch auch die Liebe zur Arbeit nicht ſo anwachſen laſſen, daß ſie durch Uebermaß die Geſundheit ſtöre und Erſchlaffung herbeiführe. Der Erziehung liegt ob, im Menſchen den Sinn für das Einhalten desjenigen Maßes in Allem feſtzugründen, welches im Leben nie ohne Nachtheil überſchritten werden kann.

So heilſam, ſo fruchtbar die Erregung des Wetteifers im Guten unter Kindern ſein kann, ſo muß doch Alles verhütet werden, wodurch er in Eiferſucht und Neid ausarten könnte, welche wie giftiger Mehlthau die zarten Keime des Guten in der Kinderſeele zerſtören. Daher muß die Liebe, die Zärtlichkeit des Erziehers zu den Kindern parteilos ſein und ſich der Schmeichelei enthalten.

4) Es iſt ein Vorzug fortgeſchrittener Bildung, das Bedürfniß des Unterrichts für alle Klaſſen mehr und mehr zur Anerkennung zu bringen. Aber dieſe Anerkennung verleitet leicht, dem bloßen Unterricht die Macht zuzutrauen, um durch ſich allein den Menſchen zum Guten zu befähigen und tüchtig zu machen. Die Erfahrung lehrt, daß der Unterricht, deſſen Vehikel das Wort iſt, ein todter Buchſtabe bleibt oder wird, wenn damit nicht frühzeitig und fortwährend die thatkräftige Uebung des Sinns für das Wahre und Gute, der Liebe und des Gottvertrauens verbunden wird [14]. Wird mit der Entwickelung und Ausbildung der Intelligenz nicht die des ſittlichen Charakters [15] (des Gemüths, des Willens und der Geſinnung) in gleichem Grade verbunden, ſo gereicht erſtere dem Menſchen für ſeine wahre Beſtimmung weit mehr zum Abbruch als zum Vortheil. Denn für das Handeln gibt zuletzt immer der Wille die Entſcheidung. Seine Schwäche

---

[14] Ariſtoteles (Nicomach. c. 9.) ſagt: der Unterricht übe nur da wirklichen Einfluß, wo vorher das Gemüth ſittlich gebildet iſt, weil ſonſt die Sinnlichkeit allen vernünftigen Lehren den Eingang verſchließt. „Tiefe Einſicht hilft zur ſittlichen Güte nur dann, wenn ſie vor Allem Einſicht in's eigene Herz iſt.“ (Thomas Arnold, der engliſche Pädagog.

[15] Unter Charakter verſteht man die Einheit und Uebereinſtimmung der verſchiedenen Erſcheinungen eines Weſens, alſo beim Menſchen ſeiner Einſichten und ſeines Wollens, ſeiner Geſinnungen und Handlungen, ſeiner Sprache und Thaten.

verſchafft dem Reiz des Böſen, des Verkehrten den Sieg und macht des Guten verluſtig. Ohne gute Sittenzucht kann die beſte Ausbildung der Intelligenz die rechten Früchte nicht bringen. Beide müßen in der Erziehung im Einklang ſtehen. Durch nichts wird aber der Wille beſſer für das Gute gekräftigt, als wenn der Menſch von Kindesbeinen an zur Folgſamkeit, zum Gehorſam angehalten wird. Die Gründe für den Gehorſam kann der Verſtand erſt dann einſehen, wenn er mehr entwickelt iſt [16]. Es kann aber in dieſer ſpätern Periode die Schärfung des Verſtandes und das Wachsthum des Wiſſens nur dann zur harmoniſchen Bildung des Geſammtmenſchen dienen, wenn die Vernunft (jenes oberſte Erkenntnißvermögen, welches alle Dinge aus dem höchſten Geſichtspunkt zu betrachten und zu würdigen lehrt, und allein in alle Kenntniſſe Einheit und Uebereinſtimmung zu bringen vermag) vorzüglich ausgebildet wird. Ohne dies kann alle intellectuelle Bildung und alles Wiſſen nicht verhindern, daß Wahn- und Aberglaube ſich eindränge, die Macht der Vorurtheile, des Hergebrachten, der Täuſchungen die Oberhand gewinne. Die Vernunft entfaltet ſich am ſpäteſten und langſamſten. Aber die Bildung aller andern Seelenkräfte kann und ſoll zur Förderung ihrer allmähligen Entfaltung beitragen [17]. — Alle Ausbildung und Schärfung der Intelligenz kann dem Menſchen nicht frommen, wenn nicht der Wahrheitſinn ihrem Streben die Richtung gibt. Die Belebung und Bewahrung des Wahrheitſinns im Zögling muß daher die Hauptſorge des Erziehers bei der Ausbildung ſeiner Intelligenz ſein [18]). Ohne Klarheit des Geiſtes und Reinheit des Gemüths (der Geſinnung) iſt es dem Menſchen unmöglich, das Leben und ſeine Zuſtände richtig zu beurtheilen, und je mehr der Geiſt das große Ganze ins Auge zu faſſen angeleitet wird, deſto klarer wird er auch im Einzelnen ſehen. In Beziehung auf Recht- und Guthandeln muß die Angewöhnung der Ueberzeugung vorangehen, dieſe aber jene befeſtigen, damit der Wille den Reizen zum Böſen freithätig widerſtehe. Die Macht der Gewohnheit fängt ſchon im Kindesalter an ſich zu bilden durch Nachahmung und öftere Wiederholung der nämlichen Handlungen, und, durch Luſt und Unluſt verſtärkt, erzeugt ſie Neigungen und Abneigungen. Daher würde die böſe Gewohnheit tyranniſche Gewalt erlangen, wenn nicht Erziehung und Unterricht ſie frühzeitig mit Ernſt und Nachdruck bekämpften und gute Angewöhnungen ihr entgegenſtellten [19]). Die Macht der Angewöhnung muß zu allem Guten den Grund legen. — Bei dem raſtloſen Streben nach Wiſſen, Genuß, Glück, Lob und Ruhm kommen die Menſchen in der Welt ſo ſelten auf die Frage: was bin ich? was iſt meine Beſtimmung? Und doch ſollte Alles von ihr ausgehen und muß Alles mit ihr enden. Die Erziehung ſollte daher von vorn herein auf die Wichtigkeit dieſer Erwägung aufmerkſam machen.

---

[16] „Gehorſam iſt an ſich etwas Löbliches und Liebliches. — Das Warum iſt ein heimlicher Schatz, der den Kindern aufbewahrt bleibt, bis ſie zu Verſtand kommen.“ Matth. Claudius.

[17] Man kann gerade nicht ſagen, daß die Vernunft vorzüglich da walte, wo am wenigſten Verſtand ſich findet. Aber es kann auch viel Verſtand ſich zeigen bei weniger Vernunft. „Wie der Aberglaube aus übermäßigem Vorherrſchen der ſinnlichen Regungen ohne die ſtärkende Kraft des im Verhältniß wachſenden Verſtandes entſteht, ſo iſt es der natürliche Fehler eines übermäßigen Vorherrſchens des bloßen Verſtandes, das Leben der ſittlichen Regungen und beſonders die Bewunderung und Liebe ſittlicher Vortrefflichkeit zu ſchwächen.“ Thomas Arnold, aus ſeinen Briefen und Nachrichten ſ. Freunde geſchildert, v. Stanley. Potsdam 1817. S. 83. ff.

---

[18]) „Man bringe den Zögling dahin, daß er vor der Wahrheit die Waffen ſtrecke und ſich ihr ergebe, ſobald er ſie erblickt, ſei es, daß er ſie auf Seite des Gegners gewahr werde, oder in ſeinem eigenen Geiſte, wenn er ſich beſinnt.“ *Montaigne Essais* oder Gedanken und Meinungen Kap. XXV.

[19]) Von den ſchlimmen Gewohnheiten ſagt *Montaigne* (Essais I. 184.): „Eine heftige und läſtige Schulmeiſterei iſt die Gewohnheit. Ganz unvermerkt ſetzt ſie ſich bei uns auf den Fuß der Herrſchaft; hat ſie mit Hülfe der Zeit ſich ſanft und unvermerkt feſtgeſetzt, ſo zeigt ſie uns nach und nach ein trotziges Geſicht.“

5) Des Menſchen Zufriedenheit iſt an die zweckmäßige Verwendung ſeiner Fähigkeiten bedingt. Dieſe Verwendung ſetzt aber nebſt guter Ausbildung auch Tugend d. i. eine zum Guten fertige Willensſtärke voraus. Ausbildung und Tugend ſind zwei Güter, welche die Erziehung als die höchſten ſtets zum Augenmerk nehmen und als die des menſchlichen Beſtrebens würdigſten darſtellen muß. So wie Selbſterkenntniß unter allen Kenntniſſen an Wichtigkeit obenan ſteht, ſo unter allen Künſten die Tüchtigkeit zur Selbſtbeherrſchung. Auf dieſer Tüchtigkeit, welche Selbſterkenntniß vorausſetzt, beruht alle Tugend. — Das, was klug und das, was gut macht, darf man in der Erziehung nie verwechſeln. Die Liebe des Guten, des Wahren, des Gemeinnützigen, blos weil es dieſes iſt (um ſein ſelbſt willen) muß dem Zögling frühzeitig als die höchſte und würdigſte Triebfeder des Handelns eingeflößt werden, damit ſie ſchon erſtarkt ſei, wenn ſpäter blos ſinnliche Reize und ſelbſtſüchtige Triebe ſeinen Willen in Verſuchung führen, einem Scheingut vor dem ewig Wahren und Guten den Vorzug zu geben [20]). Um dem ſittlichen Charakter eine feſte Grundlage zu geben, kann die Erziehung nichts Beſſeres thun, als dem Gemüth die Idee und das Gefühl der Menſchenwürde tief einzuprägen, die auf dem unerſchütterlichen Willen beruht, das erkannte Wahre, Rechte und Gute, um

---

[20]) Das erſt iſt Weisheit. Confuzé ſagt: „Wenn einer ſich nicht für Weiſe hält, dann will ich ihn weiſe nennen." G. W. Schott Werke des tſchineſiſchen Weiſen Kung-Fotſü. 1826. S. 23.

keinen Preis hinzugeben, ſondern ſtets jedem andern Gut vorzuziehen und gegen Jedermann zu behaupten. Dieſe hohe Selbſtachtung muß ſo viel möglich genährt werden; ſie iſt wie ein diamantner Schild gegen alles Schlechte und jede Verſuchung dazu: ſie iſt auch die Quelle der Kraft zum Maßhalten in allen Dingen und zu aller Aufopferung, zu welcher das Wohl und die Noth der Mitmenſchen oder des Vaterlands auffordern. Man ſetze aber nie außer Acht, daß das Gefühl der Menſchenwürde die volle Lauterkeit und Stärke nur von der Idee Gottes, von der Liebe und dem Vertrauen zu ihm erhalten kann. Daher muß die Erziehung, die ſtärkſte Kräftigung der Triebfeder zum Guten dem Sinn fürs Göttliche entnehmen. Allem Unterricht lege ſie den von Gott zum Grunde, von dem Weſen, deſſen Idee allen Gedanken Einheit, Zuſammenhang und ſichere Haltung verleiht und welches die Fülle und der Urquell alles Wahren und Guten iſt, welches mithin nothwendig will, daß ein Jeglicher nach Kräften trachte, ſich der Vollkommenheit, das iſt dem ewig Wahren und Guten zu nähern[21]). Die Idee von Gott muß frühzeitig auf dem Wege des Gefühls im Kinde angeregt werden. Arge Täuſchung iſt es, wenn man ſich einbildet, durch bloße Worte dem Zögling zur wirklichen Erfaſſung der reinen Idee von Gott verhelfen zu können. Es muß dies anfangs vorzüglich durch anſchauliche Darlegung der Verehrung, die Gott gebührt, durch andächtiges Vorbeten und durch Hinweiſung auf Gottes Werke geſchehen. Der Erzieher muß ſelbſt dem Zögling als inniger Gottesverehrer erſcheinen; je mehr ſich dann ſein denkender und empfindender Geiſt entwickelt, je mehr die alle Gefühle und den Willen veredelnde Liebe in ihm geweckt worden, deſto empfänglicher und fähiger wird er, die Idee vom unendlich-vollkommnen Weſen klar und lebendig zu erfaſſen [22]). Aller Menſchenbildung fehlt die feſte Grundlage, wenn nicht die Aneignung eines tiefwurzelnden ſittlich-religiöſen Charakters ihr Ausgangspunkt und Endziel iſt. Wenn der Unterricht Liebe zu Gott und dem Nächſten einprägt, ſo ſind in ihm Belehrung und Erziehung auf's innigſte verbunden und wird ſo jedem Widerſpruch zwiſchen Erziehung und Belehrung begegnet.

---

[21]) In allen Lebenszuſtänden belehrt uns die Erfahrung beſtändig, daß die ſorgſamſte Bildung der Intelligenz für die wichtigſten Zwecke des Lebens unzureichend ſei, wenn ihr die ſittlich-religiöſe Bildung nicht zur feſten Grundlage gegeben iſt. — Dies erwahrt ſich immer im Großen und im Kleinen. — Nichts hat Beſtand, dem die ſittliche Grundlage abgeht. Unternehmungen und Anſtalten, auf deren Gründung und Leitung die Intelligenz die höchſte Anſtrengung verwendete, ſehen wir mißlingen, während ſolche, an deren Gründung und Leitung die gute Geſinnung und vorzüglich ächte Gottes- und Nächſtenliebe den meiſten Antheil hat, vortrefflich gedeihen. Aus ſolchen Thatſachen eine völlige Unmacht der Intelligenz zu folgern wäre allerdings thöricht; ſie beweiſen nur, daß der Menſch, der das Gute will, ſich nie ausſchließlich auf ſeine Intelligenz verlaſſen dürfe, ſondern dabei noch weit mehr auf die ſittlichen Einwirkungen rechnen und vertrauen und bauen müſſe.

6) Die Güte, die Gutmüthigkeit, die ſich durch Geneigtheit Andern Theilnahme zu bezeigen, ihnen zu helfen und Gutes zu erweiſen, durch Scheue Jemanden zu verletzen, durch Duldſamkeit und Verträglichkeit kund gibt, wird mehrentheils gering geſchätzt, weil ſie nicht mit Glanz auftritt und oft als Schwäche gedeutet wird. Um ſo mehr ſollte die Erziehung dieſe, wenn gleich unſcheinbare, doch ſo wohlthuende Tugend zu hegen und aufzumuntern, dagegen jeder Neigung zur Härte und Fühlloſigkeit oder Gehäſſigkeit zu begegnen bedacht ſein.

---

[22]) Höchſt merkwürdig iſt die Wahrnehmung derjenigen, die ſich den Verſuch der Erziehung und des Unterrichts der Kretins zur Lebensaufgabe gemacht haben, daß ſie für die Idee von Gott und die Belehrung über das Verhältniß des Menſchen zu Gott weit empfänglicher ſind, als für jede andere; weßhalb all ihr Unterricht hieran den beſten Anknüpfungspunkt findet. Dr. *Guggenbühl* Rapport sur le Traitement du Crétinisme dans l'établissement de l'Abendberg. Genève 1845. p. 14.

Eine mächtige Triebfeder zur Bethätigung der Nächſtenliebe iſt das Mitleid. Der Erzieher benutze daher jede Gelegenheit, wo er im Zögling wahres, zur Hülfe bereitwilliges Mitleid erregen kann, damit es in ihm zur andern Natur werde. Gleiches beobachte er in Hinſicht der Theilnahme an Anderer Freude; er gewöhne den Zögling, ſein höchſtes Vergnügen in dem zu ſuchen, was Andern Freude und Glück bereitet. Auch begegne er dem Aufkeimen der Rachſucht und Feindſeligkeit, indem er ihm Geneigtheit einflößt, Beleidigungen zu verzeihen, wodurch ſo viel Unheil verhütet werden kann, wogegen wahre Nächſtenliebe ſich mit Rachſucht nicht verträgt. Endlich thut die Erziehung der Sittlichkeit des Zöglings großen Vorſchub, wenn ſie ihm frühzeitig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit einprägt, deren Angewöhnung in allen Verhältniſſen des Lebens zur Uebung des Rechten und Guten und zur Vermeidung des Gegentheils ſehr behülflich iſt.

7) Das Gemüth oder Herz (Gefühl und Willen) muß im Menſchen früher gebildet werden, als die Intelligenz, weil das Gemüth ſich naturgemäß vor der Intelligenz entfaltet [23]). Es handelt ſich hier um die große Aufgabe: wie der Zögling befähigt werden könne, die Freithätigkeit ſeines Willens ſtets nur nach den Vorſchriften der Vernunft und des Gewiſſens zu gebrauchen. — Mängel und Fehler des Gemüths kann die Intelligenz nicht erſetzen, und allein nicht verbeſſern. Das zu frühzeitige Vielwiſſen ſchwächt die Kraft der Intelligenz ſelbſt. Einſeitige Ausbildung der letztern iſt aber ein Mißgriff, der aus Ueberſchätzung ihres Vermögens nur zu oft geſchieht. Sie beraubt den Menſchen der Sicherheit gegen Mißleitung und Mißbrauch der Intelligenz, welche Sicherheit nur dadurch

---

[23] L'homme aime avant de raisonner. *De Bonald* Théorie du pouvoir III. 6.

erreichbar iſt, daß mit der rechten Ausbildung des Denkvermögens auch die des Gemüths, des Herzens, des Willens ſtets verbunden wird [24]). Ohne lebendiges und warmes Gefühl für die Tugend, ohne Haß und Abſcheu gegen das Laſter kann alle ſittliche Belehrung wenig ausrichten [25]). Ueberhaupt kann die Menſchenbildung nur dann ihrem Zweck vollſtändig entſprechen, wenn ſie den ganzen Menſchen umfaßt. Die Intelligenz hat es an ſich blos mit dem Denken zu thun, und in ſo ferne bilden die Möglichkeiten ihr eigentliches Gebiet. Wenn aber die Intelligenz nicht frühzeitig die Richtung bekömmt, die Berechnungen der Möglichkeit auf die Beobachtungen und Erfahrungen des wirklichen Lebens in Anwendung zu bringen, ſo läuft der Menſch Gefahr, vor lauter Möglichkeiten nie zur Erkenntniß der Wirklichkeit zu gelangen. — Wie Thetis nach der Fabel ihren Sohn in die Fluth des Styx tauchte, um ihn unverwundbar zu machen, ſo ſoll jede Mutter (und jeder Erzieher) des Kindes Leib und Seele für die Beſchwerden und Leiden abhärten, die ihm unvermeidlich bevorſtehen, damit ſie ihnen einſt nicht erliegen. — Weit unbedenklicher iſt es, den Kindern Freiheit (unter Aufſicht) einzuräumen, als Herrſchaft. Letztere gebührt ihnen über Andere durchaus nicht. Sie ſollen ſich gewöhnen, ſo bald und ſo viel als möglich ſelbſt zu verrichten, was ſie bedürfen, und ſo wenig als möglich Andere dafür in Anſpruch nehmen. So werden ſie für die wahre Freiheit befähigt, welche Herrſchaft über ſich ſelber vorausſetzt. — Jeder Begehrlichkeit des Kindes willfahren iſt der unfehlbarſte Weg, ihm viel Unglück und Elend zu bereiten [26]).

---

[24]) In der Abgezogenheit des Gedankens von der Wirklichkeit ſtellte man ſich die Intelligenz abgeſondert und ohne alle Berührung mit dem Gemüth (dem innern Gefühlsvermögen) und der Sinnlichkeit thätig vor. Aber in der Wirklichkeit kann die Thätigkeit unſrer Intelligenz ſich nie ganz von der des Gemüths und unſeres Sinnenweſens lostrennen, und verſucht ſie es auch, ſo läuft ſie Gefahr ſich zu verirren. Es geht der Intelligenz in ihrer abſoluten Iſolirung wie unſerm Sinnenweſen, wenn es auf die Intelligenz und das Gemüth keine Rückſicht nimmt und wie dem Gemüth, wenn es ſich der Intelligenz und den Forderungen des Sinnenweſens ganz entäußern und entſchlagen will. Der Menſch kann nicht über ſich hinaus. Will er ſich vor ſpekulativer Träumerei, vor Gefühlsſchwärmerei und vor Verthierung gleichſehr bewahren, ſo muß der Gebrauch ſeiner Kräfte, ſeine Thätigkeit immer ſeine Geſammtnatur berückſichtigen. Nur dadurch läßt ſich von ihm in ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Leben die Uebereinſtimmung (Harmonie) erreichen, die ihn in Stand ſetzt nach Vollendung, nach Vollkommenheit zu trachten.

[25]) „Mich dünkt, die Herren ſchwächen ihr Empfindungsvermögen, indem ſie ihre Vorſtellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen ſie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreſchen ewig Stroh.“ J. G. Forſter Briefwechſel 1828. I. 283.

8) In dem ganzen Umkreiſe menſchlicher Erfindungen für die Bedürfniſſe und die Wohlfahrt des irdiſchen Lebens iſt Alles unſerer Intelligenz heimgegeben. Nicht ſo die Wahrheiten, die das ſittlich-religiöſe Leben berühren. Nur auf dieſe beziehen ſich Gottes verſchiedene Offenbarungen. Sie können nur von einem reinen Gemüth richtig und vollſtändig aufgefaßt werden. Freilich kann hiebei das Gemüth der Beihülfe einer ungetrübten Vernunft nicht entbehren. Dieſe muß das Gemüth erleuchten, um daſſelbe vor Irrthum zu bewahren [27]). Uebrigens vergeſſe man nie, daß die ſittlich-religiöſe Ausbildung ſich die vollkommene Geſundheit des innern Menſchen (ſeiner Geſinnung und ſeines Willens) zur Aufgabe machen müſſe, daß aber die Erziehung zur Löſung dieſer Aufgabe nur anre-

---

[26]) Savez vous, quel est le plus sûr moyen de rendre votre enfant misérable? c'est de l'accoutumer à tout obtenir. *J. J. Rousseau* Émile I. 98.

[27]) Il y a des vérités qui, bien que fort simples, sont d'une nature tellement sublime que, pour les embrasser, l'intelligence de la tête ne suffit pas: il y faut celle du coeur, sans laquelle il n'y aura jamais même dans les esprits d'élite, que force apparentes et trompeuses lueurs. *Louis Blanc* Hist. de dix ans 1830—1840. IV. 195. Dieſes Geſtändniß eines in den Dingen des äußern Lebens auf den Gebrauch der Intelligenz ſtark dringenden Verfaſſers wird hier gewichtig und unverdächtig erſcheinen.

gen, ermuntern und ſie erleichtern, hingegen Keinen des Geſchäfts entheben könne, nach Löſung dieſer Aufgabe ſelbſt durch eigene Anſtrengung zu trachten. Das Geſchäft, ſich durch die Ausübung der Liebe Gottes und des Nächſten zu heiligen, kann Keiner für den Andern, Jeder muß es ſelbſt thun. Dies kann die Erziehung dem Zögling nicht tief genug einprägen, um ihn vor Selbſttäuſchung zu behüten.

9) Den *ſittlichen Ernſt*, durch vernünftige Liebe gemildert, darf eine gute Erziehung nie bei Seite ſetzen. Verzärtelnder Schwachſinn und weichliche Nachgiebigkeit der Erzieher laſſen im Zögling nichts Gutes Wurzel faſſen und Stärke gewinnen. Es iſt gleich ſehr gefehlt, wenn der Erzieher das Kind ſeiner eigenen Laune, als wenn er ſich ſelber den Launen des Kindes unterwirft. Doch muß er ſich zu ſeinen Schwächen herablaſſen, er muß mit dem Kinde Kind werden, er muß ſich zu ſeinem Diener machen, um es regieren zu können. Der Erzieher belauſche unbemerkt den Eindruck, den ein ungewöhnliches Ereigniß oder die Erzählung eines ſolchen oder eine gehaltvolle Schrift auf den Zögling macht. Dies wird ihm manches Räthſelhafte in des Zöglings Charakter erſchließen und ihm Gelegenheit geben, bildend auf dieſen einzuwirken. — Um dem Geiſt und Gemüth Richtung und Aufſchwung zum Guten zu geben, kann man jungen Leuten nie zu viele Verehrung für das *Vortreffliche* (in allen Dingen), doch ohne Abgötterei (die nirgend fördert) einprägen. Wie ſchon geſagt, darf über der Verſtandesbildung nie die Charakterbildung vernachläßigt werden. Der Erzieher bedenke ſtets, daß er einen Menſchen für das Leben zu bilden berufen ſei, und daß die wichtigſte und gerechteſte Forderung an jeden Menſchen darin beſtehe: *daß er ſich ſelber* (ſeiner beſſern Natur) *treu*

bleibe. Die Unerläßlichkeit dieſer Forderung zeigt ſich beſonders in Zeiten, wo die Verwickelung und der Kampf der Intereſſen die Geſinnung ſtark auf die Probe ſtellen.

10) **Halbe Bildung** iſt für die Geſellſchaft und auch für das einzelne Glied derſelben ebenſo bedenklich, wie Mangel an Bildung. Der Halbgebildete iſt ein Zwitter, der nirgends paßt, ein Weſen voll Einbildung und ſtets zur Anmaßung geneigt. Grad und Umfang der Bildung werde für Jeden ſeinen Berufsumſtänden angepaßt und ſei für dieſe möglichſt vollſtändig! Dann wird ſie für das Leben nur gute Früchte bringen. Beſſer ein Gewiſſen ohne viel Wiſſen, als viel Wiſſen ohne Gewiſſen. Ein ſolches Wiſſen ſchützt nicht vor dem Abfall von Gott und vor dem Joch der Leidenſchaft und des Laſters und vermehrt nur noch in dem, deſſen Herz roh und verwildert iſt, die Fähigkeit zum Böſen. Unwiſſenheit verdient oft Nachſicht, doch keineswegs, wenn Bosheit ſich ihr beigeſellt. Anderſeits gebührt der Herzens- und Sinneseinfalt höhere Werthſchätzung als dem mit Verwahrloſung der ſittlichen Bildung verbundenen Wiſſen. — Die Klugheitsregel: man müſſe die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, iſt nicht ſo zu verſtehen, daß man die Volksbildung belaſſen ſoll, wie ſie iſt, ſondern nur in dem Sinn, daß ihre Verbeſſerung von der Stelle ausgehen müſſe, zu welcher ſie bereits gelangt iſt, und keinen Sprung machen dürfe. — Für Diejenigen, deren Beſtimmung es iſt, zunächſt auf das Volksleben und die Verbeſſerung ſeiner Zuſtände wohlthuend einzuwirken, iſt das Anfüllen des Kopfs mit gelehrtem Wiſſen zweckwidrig. Es ſchwächt die Tüchtigkeit zur Beurtheilung wirklicher Verhältniſſe und die Kraft zum Handeln; es thut der Menſchenkenntniß Abbruch, und hindert an Begründung eines feſten Charakters und praktiſcher Weisheit.

Wo man es auf das Wiſſen von Vielerlei anlegt, bildet man eitle Schwätzer. Weisheit hingegen macht ſparſam an Worten und fruchtbar an Thaten. Die Thatkraft und die Wortfertigkeit ſtehen gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß. Auch nährt der Wiſſensdünkel die Selbſtſucht, die ſtets geneigt iſt, ſehr ſchonlich über ſich und ſehr unſchonlich über Andere zu urtheilen[28]).

11) Wenn es aber ein großer Irrthum iſt, daß bloße Bildung und Aufhellung der Intelligenz die Menſchen gut machen könne, ſo iſt es auch höchſte Thorheit, die Menſchen durch Verfinſterung ihrer Intelligenz und durch Erſtickung derſelben (Verdummung) gut und zum Guten geſchickt machen zu wollen. Sie werden dadurch nur für's Gute unempfänglich, und zu allem Schlechten geneigt und aufgelegt. Würde die Vernunft, anſtatt daß man von ſo vielen Seiten jede Kunſt anwendet, um ſie zu verdunkeln, zu ſchwächen und zu unterdrücken, als die herrlichſte Gabe Gottes in den Menſchen entwickelt, ausgebildet und gekräftigt, ſie würde bald überall die Blendwerke des Wahn- und Aberglaubens zerſtören, die ſo fruchtbare Quellen ſittlicher Verirrungen und Ausſchweifungen ſind. Sie würde um ſo leichter obſiegen, als ihr der Wahn- und Aberglaube in ſeinen vielfachen Spaltungen nur geringen Widerſtand entgegenſetzen könnte. Sie würde aber auch gegen die Trugkünſte des troſtloſen Unglaubens waffnen und das Vorurtheil ſiegreich widerlegen, als ob ein wahrhaft aufgeklärtes, vernünftig denkendes Volk nicht auch am tüchtigſten

---

[28]) „Warum duldeſt du die eigenen Fehler und Untugenden, die du verhindern kannſt, und willſt die von andern nicht dulden, welche du nicht verhindern kannſt?“ (Mark Aurel.) Noch treffender ſprach Chriſtus: warum tadelſt du den Splitter im Auge des Bruders und ſiehſt den Balken nicht im eigenen Auge?

wäre, ein gutes, geſittetes, patriotiſch- und frommgeſinntes, gottvertrauendes Volk zu ſein.

12) In der Nachahmung wird das Mechaniſche leicht vorherrſchend. Gewöhnlich findet nur wenige Selbſtthätigkeit bei ihr ſtatt. Deswegen iſt in manchen Thieren, auch in Kindern der Nachahmungstrieb ſo ſtark. Er kann aber beim Menſchen ſehr viel zu ſeiner guten oder ſchlechten Ausbildung beitragen. Seine zweckmäßige Benutzung und Leitung iſt daher ein mächtiges Vehikel der Erziehung. Beiſpiele ſind kräftiger als Lehren. Das lebendige und wahrheitgetreue Bild ausgezeichneter Perſonen iſt ein treffliches Mittel, jugendliche Gemüther für das Gute, Edle und Ruhmwürdige zu begeiſtern, ſie vor Verirrungen und Laſtern zu warnen und ihnen Liebe zu jenem, Abſcheu vor dieſen einzuprägen. Wird auf dieſe Weiſe der Nachahmungstrieb geweckt und geleitet, ſo wird er auch der Selbſtthätigkeit förderlich. Denn in der Seele des Zöglings wird dadurch die Urtheilskraft für Unterſcheidung des Guten und Böſen, des Löblichen und Schändlichen geſchärft, und anſtatt zu blinder Nachahmung zu gewöhnen, wird dadurch der Reiz zur Nacheiſerung einzig auf das Vortreffliche gerichtet. Jedem Stand und Beruf gebührt ſein Plutarch und ſein Pantheon [29]).

13) Die Einbildungskraft (dieſe vielgeſchäftige Vermittlerin zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit, Denkvermögen und Gefühl) kann die Beobachtung, das Nachdenken und die Vernunftforſchung nie erſetzen und ſoll ſie nie verdrängen; wohl aber kann ſie zum Nachdenken und zur Forſchung mächtig anregen und den Geiſt zum Aufſchwung beflügeln. Sie ver-

---

[29]) Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. *Seneca* Ep. 6.

ſinnlicht das Geiſtige und vergeiſtigt das Sinnliche, und bringt ſo aus den Eindrücken, welche das Gedächtniß bewahrt, Bilder hervor. Ohne das Vermögen, ſolche beſeelte lebendige Bilder zu erzeugen, iſt keine Begeiſterung möglich, kann kein Meiſterwerk und keine große That vollbracht werden. So große Beihülfe aber die Phantaſie der Intelligenz und dem Gemüth leiſten kann[30], ſo nöthig iſt es zu dieſem Behuf, daß ſie in gewiſſen Schranken bleibe. Sie iſt ihrer Natur nach geneigt, ſich zum Aeußerſten zu ſteigern. Deshalb muß man ſie vor Ueberſpannung behüten. Unmäßig aufgeregt, läßt ſie immer für die Intelligenz und die Tugend zittern[31]. Vom Aufſchwung des Genie's zur Narrheit iſt nur eine Spanne. Der Einbildungskraft verdankt unſer Denken und Fühlen Lebendigkeit und Friſche. Sie kann aber auch das Denken und das Gefühl mißleiten, ſobald ſie aufhört, der Intelligenz und dem Gemüth zu dienen, und jeden Zügel verſchmähend, ſich die Meiſterſchaft anmaßt. Dann treibt ſie gern ihr Spiel mit ihnen. Dies tritt gewöhnlich ein, wenn die Intelligenz entweder, was jenſeits ihrer Grenzen liegt, zu ergründen unterfängt, oder das Gemüth ſich von der Intelligenz losreißt, oder beide ſich zum Grübeln (zu grund- und bodenloſen Erforſchungen) verbünden. Wenn die Intelligenz in ihren Speculationen die Einbildungskraft zu Hülfe zieht, um die Schwäche der Beweisgründe zu erſetzen, ſo iſt ſie auf dem Weg, Träume für das Erzeugniß, die Frucht tiefer Forſchung auszugeben, und dann trifft ſie mit dem Gemüth, das ſich von der Einbildungskraft bewältigen und beherrſchen läßt, in ganz ähnlichen Ergebniſſen zuſammen. Täuſchungen ſind mehrentheils das Werk der Einbildungskraft und zu allen trägt ſie wenigſtens ihr Schärflein bei. Daher erhalten auch alle heftigen Begierden und Leidenſchaften vorzüglich von ihr ihre Stärke. — Sie erheitert und verklärt uns das Leben; aber ſie kann es auch am meiſten verdüſtern. Die Wirkung einer überſpannten Einbildungskraft iſt für Geiſt und Körper immer ſtörend, oft tödtlich. Furcht, Schrecken, Angſt, aber auch Argwohn, Menſchenhaß und Grauſamkeit gehören zu ihren Geburten, oder ſie leiſtet wenigſtens Ammendienſte bei ihnen [32]. Wie manche reichbegabte Menſchen machte nicht der in der Jugend nicht gezähmte Ungeſtüm ihrer Einbildungskraft frühzeitig zum Opfer einer ſchwärmeriſchen Seelenſtimmung, indem ſie entweder körperlich hinwelkten, oder dem Wahnſinn verfielen. — Man hat in neueſter Zeit die Poeſie des Lebens als einen wichtigen Beſtandtheil geſellſchaftlicher Bildung geprieſen. Nicht eben mit Unrecht. Wenn nur der Wahrheitſinn nicht durch die Poeſie des Lebens beeinträchtigt wird, worin ſich die Romantik vielfach verſündigt, indem ſie, anſtatt das

---

[30] „An der Grenze des beſchränkten Wiſſens, wie von einem hohen Inſelufer aus, ſchweift gern der Blick in ferne Regionen. Der Glaube an das Ungewöhnliche und Wundervolle gibt beſtimmte Umriſſe jedem Erzeugniß idealer Schöpfung, und das Gebiet der Phantaſie, ein Wunderland kosmologiſcher, geognoſtiſcher und magnetiſcher Träume, wird unaufhaltſam mit dem Gebiete der Wirklichkeit verſchmolzen." A. v. Humboldt Kosmos I. 83.) „In der phyſiſchen Weltbeſchreibung wie in der Weltgeſchichte, in der geiſtigen wie in der materiellen Welt iſt die Phantaſie angeregt aus eigener Fülle zu ſchöpfen und den unbeſtimmten wechſelnden Geſtalten Umriß und Dauer zu geben." (I. 91.)

[31] L'imagination est d'autant plus forte, que le raisonnement est plus faible. *(J. B. Vico.)* Die vielen Verirrungen und Paradoxen von J. J. Rouſſeau hatten ihre Quelle in ſeiner Einbildungskraft, welcher er das Urtheil auch in Dingen übertrug, worüber das Urtheil nur der Vernunft zuſtehen kann.

---

[32] Auch das Unbeſtimmte, Verworrene, Unzuſammenhängende, oft Widerſinnige in den Träumen erklärt ſich dadurch, daß hier die Phantaſie vorherrſcht, ohne weder durch den Gebrauch der äußern Sinne, noch durch die Intelligenz geleitet oder gezügelt zu werden.

Leben zu beleuchten, es in ein falſches Licht ſtellt und uns mit trüglichem Schein in Träumereien verſenkt[33]). — **Witz**, (die Gabe, die Gegenſätze treffend und lebendig hervorzuheben) kann die Wahrheitserkenntniß fördern, aber nur dann, wenn er eine Thorheit oder einen Irrthum ihres falſchen Scheins beraubt und ſie in ihrer Nacktheit zeigt oder eine Uebertreibung zurechtweiſt.

Ein bewährtes Mittel, die Einbildungskraft in eine der würdigen Ausbildung des Menſchen zuſagende Bahn zu leiten, beſteht in der naturgemäßen Entfaltung des Sinn's für das Schöne und Erhabene. Kein Volk, in welchem dieſer Sinn unentwickelt geblieben, wird eine Stufe geiſtiger und ſittlicher Bildung erſteigen, die allen Forderungen der Menſchenwürde wahrhaft entſpricht. Auch zeugt für ein erhöhtes Gefühl dieſer Würde die Sorgfalt, welche ſich in geſitteten Völkern für die Aufdeckung und Erhaltung der Denkmale ſchöner Kunſt aus vergangener Zeit kund gibt. Selbſt in den untern, mit Körperarbeit beſchäftigten Volksklaſſen kann der Schönheitsſinn geweckt und in einer Weiſe genährt und geleitet werden, die ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung Vorſchub gibt[34]). Die öftere Betrachtung der ſchönen Bilder, welche die Kunſt erzeugt hat, um das Trefflichſte, das Edelſte, was die Seele des Menſchen kennt, darzuſtellen, iſt ein gewiß nicht zu verſchmähendes Mittel, den Geiſt, beſonders das Gemüth zu bilden, zu läutern und zu erheben.

---

[33] Bei der jetzigen Springfluth von Dichtungen jeglicher Art wär' es ein dringendes Bedürfniß für die Jugend, daß ſie an den Lehr- und Erziehungsanſtalten mit den Vorzügen der poetiſchen Werke von wahrem und hohem äſthetiſchem Kunſtwerth bekannt gemacht und ihr eine Anleitung zur geiſtigen Auffaſſung derſelben, beſonders des Sittlich-Schönen darin gegeben werde. Dadurch könnte der Einfluß der Poeſie auf ächte Bildung ſehr gefördert und der Jugend der Geſchmack an dem Gediegenſten und Beſten im Bereiche der Dichtung ſo eingeprägt werden, daß ſie ſich ſpäter von allem Gemeinen und Niedrigen in dieſem Zweig der Literatur, trotz allen Lobpreiſungen feiler Scribler mit Eckel abwenden würde.

[34] Bei wilden und rohen Volksſtämmen zeigt ſich der Abgang des Schönheitsſinns in ihrem Hang zur Unreinlichkeit und zur Verunſtaltung ihrer Geſtalt durch vermeintliche Verzierung. Die Angewöhnung an Unreinlichkeit iſt hier ein ſtarkes Hinderniß der Bildung und Geſittung. Die Hottentotten und die Kamtſchadalen

14) Wie die Einbildungskraft iſt auch das Gedächtniß (uns nothwendig, weil wir in der Zeit leben) nur einem Höhern zu dienen beſtimmt. Wird es zum Hauptvermögen ausgebildet, ſo erdrückt es die Intelligenz, oft auch das Gemüth und das Genie. Ein bloßer Gedächtnißmenſch iſt eine Maſchine, nichts weiter. Damit das Denkvermögen nicht Abbruch leide, muß die Uebung des Gedächtniſſes ſtets der Thätigkeit von jenem untergeordnet werden. Das blos mittelſt des Gedächtniſſes Erlernte kann weder eine Ueberzeugung begründen, noch die Intelligenz ausbilden, ſondern iſt nur Stoff für dieſe zur ſelbſtthätigen Verarbeitung. Das Gedächtniß iſt uns als geiſtige Vorrathskammer gegeben, die die Samenkörner für die Zukunft bewahrt. Dennoch verliert der denkende Geiſt die erworbenen Erkenntniſſe dadurch noch nicht, daß er ſich längere Zeit nicht mit ihnen beſchäftigt. Er kann ſie aber leicht verlieren, wenn ſie nicht von ihm durch Nachdenken und Forſchen erworben, ſondern nur dem Gedächtniß einverleibt ſind. Dieſes kann ihr Todtenſarg werden. Am ſchädlichſten iſt dasjenige Auswendiglernen und Herſagen des Auswendiggelernten, das den Schein annimmt, als ſei es gedacht, während doch das Denkvermögen dabei gar nicht thätig war [35]. Der Um-

---

ſtehen hierin am niedrigſten. Mit der Unreinlichkeit ſteht auch der Hang zum faulen Müßiggang, zum trägen Nichtsthun und Nichtsdenken in Verbindung. Werden Sinn für Reinlichkeit und Arbeitsliebe geweckt, ſo wird bald auch der Schönheitsſinn erwachen.

[35] Wenn die Grammatik blos das Gedächtniß der Kinder in Anſpruch nimmt, ohne die

ſang der Gelehrſamkeit und die Schärfe der Beurtheilungskraft ſtehen nur zu oft im umgekehrten Verhältniß.

15) Man wird ſo wenig beweiſen können, daß die vielen Arten von Wahn- und Aberglauben und von andern Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, als daß ſo viele Thorheiten und Laſter nothwendig zu dem Gewebe des menſchlichen Lebens gehören. Aber daß ſie vielfältig darein verflochten ſind, iſt eine Thatſache, über die ſich kein Weiſer und kein Menſchenfreund freuen wird, wenn ſie gleich dem Humoriſten willkommen ſein mag, und auch dem Dichter reichhaltigen Stoff liefert, woran ſich ſein Talent für Schilderungen und Spiele des Witzes entfaltet. Und in der That kann die vielfache Art, wie das Genie dieſe tauſendfarbigen Dinge ironiſch und humoriſtiſch verarbeitet, auch dem ernſten Denker die Stirn entrunzeln, ihn in eine heitere Stimmung verſetzen, und ſelbſt ein bewährtes Mittel abgeben, der Verkehrtheit ihren Reiz zu benehmen und die Vorneigung dafür zu vermindern.

16) Ohne die Macht des Anſehens kann keine Erziehung gelingen. Das Kind und der Jüngling machen die beſten Fortſchritte in Kenntniß und Bildung, wenn ſie gelehrig den Unterricht aufnehmen und die Vorſchriften befolgen. Das Anſehen muß aber, um nachhaltig zu wirken, durch perſönliche

---

Entfaltung und Kräftigung des denkenden Geiſtes und des fühlenden Gemüths und der den Charakter beſtimmenden Willenskraft zu beabſichtigen, ſo macht ſie aus dem Menſchen nur eine Sprachmaſchine. Soll der Sprachunterricht bildend ſein, ſo muß er eine fortſchreitende Geiſtes-Gymnaſtik abgeben. Schon Montaigne verlangte von den Erziehern, ſie ſollten den Verſtand nicht blos ausmeubliren, ſondern auch ihn ſchmieden (forger) d. i. kräftigen und für Bildung geſchmeidig machen. Das Wortgedächtniß ſollte nur ein Mittel ſein, das Sachgedächtniß der Zweck. Vergl. Greg. Girard De l'Enseignement régulier de la langue maternelle dans les écoles et les familles. Paris 1844. p. 113—134.

Vorzüge des Erziehers unterſtützt werden. Er darf ſelbſt keine Blößen geben. Auch gehört es zu den erſten Erforderniſſen für Jeden, der auf den Unterricht und die Erziehung Einfluß übt (ſei es als Pädagog, ſei es als Aufſeher), daß er die Sache gründlich kenne und verſtehe, und daß er ſie von Herzen ſich angelegen ſein laſſe. Buchſtaben-Menſchen (Pedanten) können hier nichts fördern. Keine Methode des Unterrichts iſt unbedingt gut. Sie muß den Eigenſchaften des Lehrers und der Lehrlinge angepaßt werden. Daher ſollte ſich der Lehrer ſeine Methode ſelbſt ſchaffen, um auf ihren Erfolg ſicher zählen zu können.

17) Das Leben iſt das Ziel einer ächten, den ganzen Menſchen ausbildenden Erziehung. Dieſe darf daher nie ſtille ſtehen, ſondern muß beſtändig mit Rückſicht auf jede Verbeſſerung und jedes Bedürfniß, welche die Zeit mit ſich bringt, vorwärts ſchreiten und nach Vervollkommnung trachten. Jede Schule, die dies verſäumt, wird todter Buchſtabe. Ohne Aufmunterung und Wetteifer verknöchern Wiſſenſchaft und Kunſt zum mechaniſchen Handwerk, verſinken alle Beſtrebungen in Gemeinheit, weicht das geiſtige Leben vor dem vegetirenden zurück. Weſentlich iſt es bei jeder Erziehung, daß ſie den Trieb der Thätigkeit im Menſchen wecke. Kein Menſch iſt zum Nichtsthun, zum müßigen Hinbrüten oder bloßem Genießen geboren. Unthätigkeit (Hang zu Trägheit und Müßiggang) macht wie den Einzelnen ſo auch ein Volk ſchwach und feig, mithin unfähig, ſeine Selbſtändigkeit, ſeine menſchenwürdige Haltung in der Welt zu behaupten. Je mehr aber der ganze Menſch zur naturgemäßen Ausbildung gelangt, deſto weniger wird er ein Spielball äußerer Umſtände. Das bewährt den Charakter einer wahrhaft erleuchteten und edeln Seele, daß ſie durch keinen

Drang der Schickſale ſich bewegen laſſe, von dem für wahr, recht und gut Erkannten auch nur eine Linie zu weichen und auf krumme Wege oder zweideutige Ausflüchte ſich einzulaſſen, um vorgeblich erfolgreicher zu der Verbeſſerung der Zuſtände der Menſchheit mitwirken zu können. Wenn dieſe Mitwirkung die ſchönſte Krone iſt, nach welcher der Menſch ringen kann, ſo iſt die Selbſterkenntniß die unerläßliche Vorbedingung ihres Erwerbs, und bezeichnet den Gipfelpunkt und die reifſte Frucht menſchlicher Ausbildung [36]. Sie erſt befähigt, alle Dinge nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen, und da es ſo viel Nichtiges und Nichtswürdiges in der Welt gibt, was doch glänzt und geſchätzt und geſucht wird, ſo iſt das Erkennen deſſelben als nichtig und nichtswürdig für das Leben ein großer und weſentlicher Gewinn. Damit aber die Selbſterkenntniß zur Vollendung komme, muß das Streben nach ihr von Kindesbeinen an durch alle Schulen des Lebens aufſteigen und nie ſtille ſtehen. Doch zur vollen Selbſterkenntniß gelangt auch der Beſſere gewöhnlich erſt am ſpäten Lebensabend, wenn er ruhig prüfend ſeine Vergangenheit überſchaut und ſie mit der Gegenwart vergleicht, wodurch ſich ihm auch in die Zukunft ein hellerer Einblick erſchließt. — Je weiter unſer Leben vorrückt, je mehr ſeine Erfahrungen ſich häufen und berichtigen, deſto tiefer ſinken die Nebel, die die Zukunft uns verhüllend, dazu dienten, uns vor Muthloſigkeit zu bewahren und unſere Schmerzen und Befürchtniſſe zu lindern. Die Wahrheit ſtellt ſich uns dann immer klarer vor Augen, und, woferne wir Gutes angeſtrebt, tröſtet ſie uns über Täuſchungen, deren Zauber unſerm

---

[36] „Die Selbſterkenntniß iſt der Schlüſſel, durch welchen ich in die Geheimniſſe des fremden Bewußtſeins eindringe.“ G. Ritter Ueber die Erkenntniß Gottes S. 489.

Willen zu Hülfe kam, und erhebt uns zu der Zuverſicht, Gott ſehe mehr auf den Willen als auf den Erfolg.

18) Da iſt die Sittlichkeit und die Zufriedenheit des Lebens wie bei einzelnen Menſchen ſo auch in ganzen Völkern am beſten geſichert, wo die Entwickelung des denkenden Geiſtes und die Feſtigkeit und Zuverſicht des religiöſen Glaubens ſich vereinigen. Dieſe Vereinigung ſtellt auf die Höhe, von welcher allein ſich Alles im wahren Zuſammenhange zeigt und der menſchliche Geiſt ſich in allen Lagen und Verhältniſſen zuverläßig zu orientiren vermag.

19) Je Mehrere in den Beſitz der Güter kommen, welche die Ausbildung der menſchlichen Anlagen verſchafft, deſto mehr kann der Einzelne ſich ihrer erfreuen, deſto größerer Vortheil erwächst daraus für die Geſellſchaft, auf deſto ſicherer Grundlage ruht in ihr die Bildung und Wohlfahrt. Die Entwickelung der Vernunft, des Rechtſinns, der ſittlichen Geſinnung, auch des Schönheitsſinns iſt hingegen für den Einzelnen um ſo ſchwieriger, bei je Wenigern ſie noch ſtatt findet. Auch enthält die Verbreitung ächter und gründlicher Bildung in allen Klaſſen die zuverläßigſte Bürgſchaft gegen das Zurückſinken in Roheit und Finſterniß. Die Bildung der höhern Klaſſen gleicht einer goldenen Bildſäule auf thönenem Fußgeſtell, und bleibt jeder Ausartung blosgeſtellt, wenn die Bildung der untern Volksſchichten nicht im Weſentlichen mit ihr im Ebenmaß ſich befindet und zuſammenſtimmt. Wo die Vornehmen in der Bildung voranſchreiten, während das Volk roh und ſtumpf bleibt, wird jene Bildung ſelbſt einer falſchen, dem Gemeinweſen verderblichen Richtung nicht entgehen. Für dieſe Anſicht, ſo ſehr die Geſchichte ſie beſtätigt, haben aber die Selbſtſüchtigen, die bei vielem Verſtand herzlos ſind, keinen

Sinn. Ihr Wunſch war jederzeit, daß es in der Welt recht dunkel ſein und bleiben möchte und nur durch eine enge Ritze ſo viel Licht hinein gelaſſen werde, als nöthig iſt, damit man dem Volk das Albernſte weiß machen könne, ohne Gefahr des Betrugs überwieſen zu werden.

20) Eine zahlloſe Menge von Umſtänden kann auf die Geſtaltung und den Gang der Bildung eines Volkes Einfluß üben. Bald erhält das patriotiſch-politiſche, bald das religiöſe, bald das ſittliche, bald das äſthetiſche, bald das intellectuelle Element darin das Uebergewicht. Doch kann das wahre nachhaltige Wohl der Geſellſchaft nur dann beſtehen und wachſen, wenn alle dieſe Elemente in einem gewiſſen Ebenmaß durch Erziehung und Bildung gefördert und erhalten werden. Der Fortgang der Beſtrebungen, ſich aus dem Zuſtand der Roheit und Unwiſſenheit hervorzuarbeiten, endigte indeſſen gewöhnlich mit einer vorherrſchenden Richtung nach intellectueller Bildung, die bis zur Abgötterei des Verſtandes ſich verſtieg. Dieſer Zeitgeiſt war immer der Vorbote politiſcher Gewitterſtürme und großer Umwälzungen, die, wie zu Athen, zu Rom, zu Byzanz und auch bei neuern Völkern auf dem Abhang ſinnlicher Verfeinerung und Genußſucht zu geiſtig-ſittlicher Erſchlaffung und Barbarei zurückfielen. Zu einer der Menſchenwürde wahrhaft entſprechenden Bildung eines Volkes wie eines Individuums gibt es nur Einen Weg, den uns Gott durch die ewigen Geſetze der Vernunft und der Sittlichkeit vorzeichnet[37]. Dage-

---

[37] Peſtalozzi ſagt am Schluß ſeines an Beſtrebungen für Erziehung ſo reichhaltigen Lebens (Werke 1818. IX. 165.), wo er eine Vergleichung der neueſten Zeit mit der unſerer Väter anſtellt: „Wir haben ihr Wohlkennen des Nothwendigen und ihr Nichtwiſſen des Unnützen in das Vielwiſſen des Unnützen und in das Nichtkennen des Nothwendigen umgewandelt. — Wir fragen in unſern Umgebungen nicht mehr darnach,

gen gibt es vielfache Wege zur Verkrüppelung, Abſtumpfung, Unterdrückung und Mißleitung oder Einſchläferung der menſchlichen Anlagen. Dies beweiſt das Verſinken ſo vieler Völker in Barbarei oder Verwilderung oder Stumpfſinn. China, Japan und Oſtindien zeigen jetzt noch, wie weit man es in der Kunſt der Abrichtung und Mechaniſirung der Geiſter in ganzen Völkern bringen könne, wenn die bleierne Herrſchaft deſpotiſcher Willkühr das Anſehen und die Macht unvordenklichen Herkommens erlangt und ſich eine verdorbene Religion zur Bundesgenoſſin oder dienſtbaren Magd gemacht hat. — Es hat Zeiten gegeben, wo die politiſchen Körperſchaften auf die Staatenverwaltung einen ſehr geringen, dagegen die Entwickelungen des Geiſtes im Volk einen ſehr großen Einfluß übten; andere, wo beide Einflüſſe im umgekehrten Verhältniß ſtattfanden. Zuweilen hat eine unumſchränkte Regierung ein Volk auf eine Stufe der Kraftentwickelung gehoben, zu der es durch eine ſehr beſchränkte nicht hätte gelangen können.

21) Große Männer der That oder des Genie's kann kein bloßer Unterricht (auch der beſte) und auch die trefflichſte Erziehung nicht hervorbringen. Das ſoll auch ihr Zweck nicht ſein. Der Unterricht ſoll erleuchten und aufhellen, kann aber für ſich allein keine Thatkraft geben. Die Erziehung hat vorzüglich nur auf Fernhaltung oder Beſeitigung von Hinderniſſen der Entwickelung (verkehrter Neigungen und Angewöhnungen) Bedacht zu nehmen. So werden vernünftige, ſittlich gute und tüchtige Menſchen gebildet. Jeder, in welchem Geiſt und Ge-

---

was wir eigentlich ſind, ſondern was wir haben und was wir wiſſen, und wie wir all' unſer Haben und all' unſer Wiſſen zur Schau ausſtellen, feil tragen und gegen Mittel uns gütlich zu thun austauſchen können."

müth, Wille und Thatkraft für das Wahre und Gute zur Reife gelangen, kann ein Segen für die Gattung werden. Große Männer der That und des Genie's gehören hingegen immer zu den Seltenheiten. Es thun ſich jedoch immer von Zeit zu Zeit dergleichen Einige hervor, und zwar zuweilen ihrem mangelhaften Unterricht und ihrer ſchlechten Erziehung zum Trotz. Sie ſind das Werk zum Theil von glücklichen Naturanlagen, deren Kraft bekanntlich durch Widerſtand erhöht und zum Aufſchwung gereizt wird, zum Theil von Orts- und Zeitumſtänden, welche Niemand ſich ſelbſt ſchafft, ohne die aber oft das größte Naturtalent, der Veranlaſſung und Anregung ſich zu entfalten und ſich zu zeigen entbehrend, unbekannt bliebe[38]. Auch iſt nicht jedes Volk und jedes Zeitalter für die Anerkennung wirklich großer Geiſter gleich empfänglich[39]. (Für kleine Seelen iſt nichts ſo drückend als der Anblick wahrer Größe). Jedenfalls erfordern auch außerordentliche Anlagen und Fähigkeiten, um für die Menſchheit wohlthätig zu werden, noch weit mehr als andere, zum Wahren und Guten erzogen, gebildet und angeſpornt zu werden, weil ſie in höherm Grad den Keim des Vortrefflichen, aber auch manches Verwerflichen enthalten [40]. Große Männer haben gewöhnlich auch große Leidenſchaften. Dieſe werden im Kampf, den ſie zur Durchführung wichtiger Zwecke zu beſtehen haben, aufgeregt und oft maßlos geſteigert. Darin liegt für ſie die Gefahr, ſich zu überſtürzen und ſo des Schlimmen mehr als des Guten zu ſtiften. Wahr iſt es aber auch, daß große und edle Perſönlichkeiten, ſobald ſie einmal Anerkennung finden, allen Förderern ächter Geiſtesbildung als Bannerträger vorangehn. Ihr Anblick macht auf gutgeartete Seelen ähnlichen Eindruck, wie die Sonne auf die mit organiſchem Leben begabten Weſen; alle ihre Kräfte werden von ihm erfriſcht, verjüngt und befruchtet. Die Gedanken und das Thun hochbegabter und vortrefflicher Perſonen bilden den Silberblick der Geſchichte. Jeder wahrhaft große Mann gehört der ganzen (Menſchen-) Welt und allen Zeiten. „Nicht der Ehrgeiz erzeugt wahrhaft große Thaten, ſondern große Thaten erzeugen erſt im Gemüthe den Glauben an eine Welt, von der man geehrt ſein mag“ [41]. Das Leben und Wirken einer großen, ſtarken, reinen und edeln Seele iſt ein

---

[38] Der Begriff von einem großen Mann iſt freilich ſehr relativ. Eigentlich paßt dieſe Bezeichnung nur für Solche, deren Genie oder Geiſtes-Fähigkeit thatkräftig Großes zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet hat. Ausgezeichnete Talente, Tugenden und Verdienſte ſind, ſo achtungs- und ſogar verehrungswürdig ſie ſein mögen, für ſich allein nicht hinreichend, den Anſpruch auf jene Bezeichnung zu begründen. Bekanntlich haben aber Eitelkeit und Schmeichelei zu allen Zeiten hierin viele Ausſprüche veranlaßt, welche die unbefangene prüfende Nachwelt nicht beſtätigen kann. Shakſpeare's Hamlet ſagt: „Wahrhaft groß ſein heißt: nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen, doch eines Strohhalms Breit ſelbſt verfechten, wenn Ehre auf dem Spiele iſt." Dies iſt ganz richtig, vorausgeſetzt, daß unter Ehre das verſtanden wird, was Recht und Sittlichkeit gebieten. — La flatterie ne manque jamais de donner le nom de grand au prince qui a vaincu ses ennemis; mais la raison et la religion ne consacrent sa grandeur, qu'autant qu'il sait maitriser ses passions. (Oeuvres choisies de *Stanislas Leczinski* p. 206.)

[39] Sonderbar! In den Zeiten, wo im Ganzen noch große Unwiſſenheit und Mangel an geiſtiger Bildung vorherrſchen, gelangen ausgezeichnete Geiſter weit eher zu hohem Anſehen, als in Zeiten, wo ſehr Viele Wiſſenſchaft und Bildung beſitzen oder doch ſie zu beſitzen ſich einbilden. In den letzten haben wahrhaft hohe Geiſter, die in Wiſſenſchaft oder Kunſt ſich hervorthun, Mühe, große Anerkennung zu erwerben; in erſtern hingegen iſt die Menge ſtets geneigt, Solche zu bewundern, ſo wenig ſie auch fähig iſt ſie zu verſtehen. In jenen vorgerückten Zeiten ſind der Nebenbuhler zu viele, und zu viele

---

Scheingrößen ſtehen der wahren Größe im Lichte; in den noch dunklern Zeiten diente der Eifer der wenigen Nebenbuhler welche auftraten, den Glanz der einzelnen hervorragenden Geiſter noch zu erhöhen und die Theilnahme für ſie zu vermehren. — Il n'y a que deux juges équitables pour les grands hommes. Dieu et la posterité. *H. Martin* Hist. de France T. XV. p. 638.

[40] C'est miracle de trouver un grand et vif esprit bien réglé et moderé. *Charron* De la Sagesse L. I. ch. 16. n. 13.

[41] S. Fichte Grundzüge des gegenw. Zeitalters. 1806. S. 105.

Vorbild, das Gott ſelbſt vor den Menſchen aufſtellt, ihrer dankbaren Bewunderung und Nacheiferung würdig. — Bei der Entſcheidung über wichtige Lebensfragen kann oft die Erwägung höchſt zuträglich ſein: wie gewiſſe Perſonen, die unſere hohe Achtung und Verehrung verdienen, wenn ſie noch lebten, darüber urtheilen würden? — Wo es ſich von Grundſätzen handelt, die zu allen Zeiten die gleiche Geltung anſprechen, kann hier die Antwort nicht zweifelhaft ſein.

22) Das Genie wird geboren und erhält von den Umſtänden ſeine Entwickelung. Die Weisheit, wie die Tugend, auch die Geſchicklichkeit (die Kunſt der rechten Anwendung ſeiner Fähigkeiten) müſſen hingegen erworben werden. Weisheit und Tugend ſind für der Menſchheit Gemeinwohl noch wichtiger, als alle Geſchicklichkeit und ſelbſt als das Genie, weil ihnen die Macht beiwohnt, ſeine Neigungen und Leidenſchaften zu beherrſchen, eine Macht, welche man nur zu oft an ſolchen vermißt, welche die Welt die Großen zu nennen beliebt.

23) Die Kunſt der Menſchenbildung, die ſchwierigſte von allen Künſten, iſt mehr als jede andere mancherlei Verirrungen ausgeſetzt, und auch da, wo dafür Viel und auch Zweckmäßiges geſchieht, iſt doch der Erfolg von dem vielfachen Einfluß von Umſtänden, die dem Wechſel unterworfen ſind und welche wir nicht abändern können, abhängig. Jeder Menſchenbildner darf, damit ihm ſein Geſchäft gelinge, ſich nur als Organ Gottes anſehen. Gott iſt der eigentliche Erzieher. Er pflanzt die Anlagen, die Keime des Guten in das Menſchengeſchlecht; er gibt die Einſicht, die Kraft und den Muth, er das Wachsthum im geiſtigen wie im materiellen Gebiet, er die ewigen Vorſchriften für Vermeidung und Abwehr von Gefahren, Täuſchungen und Mißgriffen.

XIV.

Der Gang der Geſchichte deutet auf die Beſtimmung der Menſchengattung zum Fortſchritt in der geiſtigen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Ausbildung, obgleich dieſer Fortſchritt im Ganzen nur allmählig und ſtufenweis vor ſich gehen kann, und im Einzelnen manchen Rückfällen ausgeſetzt iſt.

Gott hat den Menſchen mit der Fähigkeit begabt, nach Vervollkommnung zu trachten. Dieſe Fähigkeit unterſcheidet ihn weſentlich von den Thieren. Wenn auch ein Menſch oder eine menſchliche Geſellſchaft die Verpflichtung eingehen würde, im Wahren und Guten keinen Fortſchritt zu machen und demnach in Erkenntniſſen, in Ausbildung und Anwendung ſeiner Kräfte, in der Veredlung ſeiner Geſinnung und in der Tugend auf einer beſtimmten Stufe ſtehen zu bleiben, ſo wäre dieſe Verpflichtung widerſinnig und nichtig.

1) Wenn wir nun den Zuſtand des Wilden, der wegen Nichtentwickelung ſeines Geiſtes ſein Leben lang in verwahrloster Kindheit verharrt und mit allen ihren Fehlern behaftet bleibt, mit dem Zuſtand des Gebildeten vergleichen, wie könnten wir das Vermögen der Menſchen, in der Bildung fortzuſchreiten, bezweifeln? Der Gedanke des Fortſchritts zur Vollkommenheit iſt die Brücke der Verbindung des endlichen Geiſtes mit dem unendlichen, ſeines Dieſſeits mit ſeinem Jenſeits. Ein

wahres Fortſchreiten findet indeſſen hierin nur unter der Bedingung ſtatt, daß dasjenige, was früher an Bildung gewonnen worden, ſpäter feſtgehalten werde und nicht wieder verloren gehe[1]). Nun könnte zwar die oftmalige Wiederkehr ähnlicher Erſcheinungen oder Zuſtände in dem Leben der verſchiedenen Völker und Zeiten die Anſicht zu begründen ſcheinen, daß unſere Geſchichte einen gleichförmigen Kreislauf bilde. Doch ſcheint es nur ſo. Der Menſch iſt zwar ſtets im Werden, entweder auf- oder abſteigend zur Vervollkommnung oder zur Verſchlechterung. Allein das Menſchengeſchlecht iſt nicht dem Pferde oder Ochſen einer Tretmühle gleich. Sein Streben iſt nicht blos ein Wälzen des Steins des Siſyphus[2]). „Die Gegenwart, vom Vergangenen erzeugt, geht ſchwanger mit der Zukunft.“ Dieſer Ausſpruch des Leibnitz drückt den Zuſammenhang der Zeitfolge aus, iſt aber noch nicht entſcheidend für den Fortſchritt. Manches, was als Fortſchritt geprieſen worden, war es oft nur ſcheinbar, in der That aber ein Rückſchritt. Der Summe des Wahren und Guten ſteht jederzeit die Summe des Irrthümlichen und Böſen entgegen. Das Uebergewicht der einen oder der andern gibt den Ausſchlag. In der Berechnung und Abwägung kann aus mancherlei Gründen eine Verſchiedenheit ſich zeigen. Obgleich aber der Menſch vermöge ſeiner Endlichkeit nie aufhört, dem Irrthümlichen und dem Böſen verfallen zu können, ſo ward doch die Menſchengattung nie der Empfänglichkeit für das Wahre und Gute ganz verluſtig, und nichts Wahres und Gutes, welches der Menſch ſich einmal angeeignet hat, geht je wieder für ſeine Gattung auf immer verloren; wogegen auch nichts Irrthümliches und Böſes dem Wahren und Guten auf immer widerſtehen kann [3]). Uebrigens war noch nie eine Zeit, wo ſich nicht auf Erden zugleich die verſchiedenſten Zuſtände und Abſtufungen geiſtiger und ſittlicher Ausbildung gezeigt hätten. Die Menſchengattung ſtellte jederzeit eine mannigfaltige Erziehungs- und Bildungsanſtalt dar, und ſchon ihr unverkennbares Streben nach Vervielfältigung der Berührungspunkte unter ihren Beſtandtheilen läßt vermuthen, daß es dabei auf einen Fortſchritt im Ganzen abgeſehen ſei, welcher auch allein dem Bedürfniß des freithätigen Geiſtes, durch den der Menſch vor allen andern Weſen auf Erden ſich auszeichnet, entſprechen kann. Schon der Umſtand, daß eine Geſchlechtsfolge der Menſchen die andere ablöst, deutet auf die Beſtimmung zum unaufhörlichen Fortbau an der geſellſchaftlichen Ausbildung. Jede neue Geſchlechtsfolge erbt die Errungenſchaft der vorigen, und tritt mit friſcher Kraft und Tüchtigkeit in den Beruf dieſes Erbe zu vermehren und zu verbeſſern [4]). Wir kennen freilich nur Abſchnitte von dem großen fortgehenden Drama der Menſchheitsgeſchichte, und das Einzelne, was uns hier begegnet, darf unſer Urtheil über das Ganze nicht beſtimmen. Den Menſchen wie allen endlichen Weſen iſt eine Grenze und ein Ziel geſteckt, über die ſie nicht hinaus können. Die Zeit ruht jedoch nie. Sie treibt unabläſſig durch die Gewalt der Geſammtumſtände weiter, wenn gleich nicht immer zum Beſſern. Alles zeigt uns aber und weiſt darauf hin, daß der Urheber der Welt in ihr keinen Stillſtand wollte, daß er ſie vielmehr durchgehends ſo eingerichtet hat, daß aus ihrer Kraftentwickelung ein immer vollkommnerer Zuſtand hervorgehe. Daß dies der Weltplan ſei, wird dadurch nicht widerlegt, daß bei jener Kraftentwickelung oftmals und theilweis ein Rückſchritt zum Unvollkommnern zum Vorſchein kommt. Denn bei endlichen Weſen, bei denen alle Bewegung aus dem Kampf von Gegenſätzen hervorgeht, ſind es vorzüglich die empfindlich ſchlimmen Folgen der Rückſchritte, was wieder zu kräftigem Vorwärtsſchreiten den Anſtoß gibt. — Gefühl und Erkenntniß des *Bedürfniſſes* war immer das mächtigſte Reiz- und Triebmittel zum Fortſchritt. — Höchſtſchwierig iſt für jedes Volk der *Uebergang von der Barbarei zur Geſittung.* Der Zuſtand barbariſcher Völker bringt es mit ſich, daß ſie ſtets zum Krieg gerüſtet ſein müſſen. Die Liebe der *Unabhängigkeit* und kriegeriſche *Tapferkeit* ſind die politiſchen Tugenden, welche ſie am höchſten werth halten. Dieſe Tugenden, welche hier allein die öffentliche Meinung beſtimmen, ſind ſelbſt das mächtigſte Hinderniß ihres Fortſchreitens zur Geſittung. Für dieſe können ſie erſt durch Verſchmelzung mit Nationen, die in ihr ſchon vorgerückt ſind, Sinn und Zuneigung gewinnen. Im Zuſtand der Roheit gibt gewöhnlich die Meinung der größern Maſſe die Entſcheidung; die Maſſe iſt aber ſelten geneigt, Vorſtellungen Gehör zu geben, die die Frucht höherer Einſichten ſind und ſich über die gemeinen Anſichten erheben. — Nichts iſt mächtiger, die Erfindungskraft anzuregen, als der Drang der Noth. Als eines der wirkſamſten Triebwerke, um die Völker vor Erſchlaffung und geiſtigem Siechthum zu bewahren oder ihnen zu entreißen, zeigen ſich oft große Unglücksfälle und

---

[1]) H. Ritter Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt S. 321.

[2]) Seneca De Vita beata L. I. Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur.

---

[3]) Beſchränkt iſt jeder Menſch und auch die Menſchengattung iſt auf Erden immer beſchränkt. Aber Jeder ſoll dieſe Schranken durch Guthandeln, durch Vollziehung des Willens Gottes zu erweitern, zu überwinden ſtreben, wodurch er auch beitragen würde, die Gattung ihrer Beſtimmung näher zu bringen.

[4]) Action, réaction, progression iſt der von Paſcal bezeichnete Gang der Menſchengattung. Pensées de Pascal ed. Faugère I. 202.

Landplagen, die von Zeit zu Zeit hereinbrechen. Wenn noch gute, geſunde Kräfte in einem Volke ſind, haben ſolche Ereigniſſe weniger Entmuthigung als Erweckung und Aufſtachelung zu ungewöhnlichen Anſtrengungen zur Folge. Sie entzünden Gemeinſinn und Heldenmuth und rufen ungekannte Fähigkeiten für die Auffindung neuer Hülfsquellen in's Daſein. Wie oft hat nicht herbes Mißgeſchick ein Volk vom Untergang gerettet und in eine neue Laufbahn der Tugend, des Ruhmes und der Wohlfahrt gehoben[5]! Man ſah Staaten (z. B. den römiſchen) an Macht und Tugenden ſo lange wachſen, als ſie mit einem andern mächtigen Staat den Kampf beſtanden, aber von dem Augenblick an ſinken, wo ſie ihn völlig beſiegt hatten[6]. Die nämlichen Urſachen, warum die Menſchen mit ihrem gegenwärtigen Zuſtand faſt immer mehr oder weniger unzufrieden ſind, machen auch, daß das Streben nach Fortſchritt, nach Verbeſſerung nie ganz aufhört und in's Stocken geräth. —

---

[5] Große Mißgeſchicke, ſchwere Landplagen, drückende Noth, obgleich ſie anfangs betäubend drücken, pflegen doch hernach in geſellſchaftlichen Körpern, deren geſunde Lebenskraft noch nicht erloſchen iſt, ein heilſames Gefühl von Mängeln und Gebrechen zu wecken, welches zu ihrer Beſeitigung antreibt. — „Wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert und ein allgemeiner Ruf den Geiſt aufbietet, wenn der Staat mit ſeinem Untergang kämpft, wenn die Gefahr deſſelben ſich mit jedem verſäumten Augenblick verſtärkt, wenn die ſchrecklichſte Entſcheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann, dann zeigt ſich Alles wirkſam und groß; der Redner wird mächtig, das Genie übertrifft ſeine Hoffnungen, Muth und Ausdauer begeiſtern den Freund, Herz und Hand öffnen ſich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erſtaunt über ihre eigenen Kräfte." J. Möſer Patriot. Phantaſien II. Nr. 5. S. 40.

[6] Deswegen ſagt Vellejus Paterculus (II. 46.): Der (Ober-) Macht bahnte der ältere Scipio den Weg, dem Sittenverderbniß der jüngere. Denn da man von der Furcht vor Karthage befreit und die Nebenbuhlerin um die Weltherrſchaft aus dem Wege geräumt war, ſank man allmählig oder vielmehr man ſtürzte jählings und unaufhaltſam von der Tugend ins Laſter. Verlaſſen ward die alte Sittenzucht, neue Moden wurden eingeführt, und die Bürger ergaben ſich ſtatt der alten Wachſamkeit der Ruhe, ſtatt der Waffenübung den Vergnügungen, ſtatt der Thätigkeit dem Müſſiggang."

Das Bild des Vollkommnen als Ideal kann der Menſch, auch wenn er ihm noch ferne ſteht, ſich im Innern zur Anſchauung bringen. Mitten unter oft mißlungenen und doch ſtets erneuten Verſuchen, es zu verwirklichen, ſieht man die Erkenntniſſe ſich vermehren und ausbreiten, die Gedanken ſich läutern, die Anſtalten zur Bildung ſich verbeſſern. Allerdings bleiben des Menſchen Anlagen, ſowie das Weſen der ihn umgebenden Natur immer dieſelben, und die ewigen Wahrheiten und Geſetze, die das Leben berühren, erhalten in allen Zeiträumen, trotz dem Widerſpruch ſelbſtſüchtiger Sophiſtik und ſophiſtiſcher Machtübung immer neue Beſtätigung. Eben deswegen kommt Vieles aus den frühern Zeiten, nachdem es lange entſchwunden war, in ſpätern wieder, bald in der nämlichen, bald in neuer Geſtalt, zum Vorſchein[7]. So im Schlimmen und im Guten. Aber auch den Fortſchritt, das Wachsthum, die Verbreitung der Ausbildung menſchlicher Anlagen können wir in der Folgenreihe ganzer Geſchlechtsalter wahrnehmen, und im Ganzen iſt theils ein Streben nach Fortſchritt, theils ein wirklicher (wenn auch nicht immer freiwilliger) Fortſchritt zum Beſſern, verbunden mit mancherlei Geburtswehen, nicht zu verkennen. Dieſe Wehen werden oft gerade dann am heftigſten, wenn der Fortſchritt am ſprechendſten iſt.

2) Nur in einzelnen Perſonen hat ſich zwar bisher ein Bild (Typus) harmoniſcher Menſchenbildung dargeſtellt, und wenn auch kein Einzelner die vollkommnere Entwickelung und

---

[7] So zu verſtehen iſt Salomo's Stelle im Prediger I. 9—11: „Was geweſen iſt, wird wieder ſein, was geſchehen iſt, wird abermal geſchehen. Es iſt nichts Neues unter der Sonne. Bisweilen geſchieht etwas, wovon man ſagt: Siehe, das iſt neu! Aber es war ſchon lange vor unſerer Zeit geſchehen. Nur gedenkt man der vorigen Zeiten nicht.“ (Multa renascentur quæ jam cecidere, cadentque etc. *Horat.*)

Ausbildung menſchlicher Anlagen ganz erreicht, ſo bleibt doch eine ſolche ſeiner Gattung vorbehalten, die unſterblich iſt, während jeder Einzelne ſtirbt und ſeine Werke vergänglich ſind. Die Allerbeſten haben zwar noch immer nur eine Minderheit für ſich. Ihr Einfluß ſetzte aber doch zuweilen, wenn auch ſpät den Sieg ihrer Unternehmungen gegen den Widerſpruch der Mehrheit durch. Der Same des Wahren und Guten, den der Einzelne ausſtreut, muß im Boden gleichſam ſterben, damit er kräftig aufgehe und Frucht bringe. Der Sämann erlebt ſelten die Ernte. Kein Glied der Geſellſchaft ſteht aber ſo vereinzelt, daß ſein Thun ſie gar nicht berührte, und es nicht hinwieder von ihr berührt würde. Jeglichem iſt durch die Geſchicke ein gewiſſes Maß und eine Grenze ſeiner Thätigkeit beſtimmt; jegliches verſchwindet nach vollendetem Tagewerk. Das Gute und das Schlimme davon wirkt aber hernach, wenn auch unbemerkt fort. Beides entfaltet ſich oft erſt lange Zeit, nachdem der Sämann verſchwand. Unter allen Gütern, die ein Geſchlecht dem andern hinterläßt, ſtehen jedenfalls die Schätze der Geiſtesbildung oben an. Aber auch die Verderbniſſe, die Sünden und Laſter, wie die Irrthümer und der Wahnglaube des einen Geſchlechts pflanzen ſich oft lange auf die folgenden fort, und dieſer natürlichen Fortpflanzung läßt ſich nur dadurch begegnen, daß die guten Keime, die der Menſchenbruſt eingepflanzt ſind, durch die Stärkung des Sinns für Wahrheit und Tugend und für das Göttliche mehr und mehr entfaltet und belebt werden. — Wer lange lebt und beobachtet, kann ſelbſt wahrnehmen, was auch die Geſchichte bezeugt, wie in der Zeitfolge Alles ineinander greift, wie kein geſundes Samenkorn des Wahren und Guten ganz verloren geht, wenn gleich manches oft zu langem Schlummer verurtheilt iſt, wie für jedes Gift ein Gegengift ſich findet, wie zwar kein Sieg des Wahren und Guten ſo vollſtändig iſt, daß er neuer Kämpfe enthebe, daß aber eben der ſtets erneute Kampf den Stillſtand hindere, der ſchon ein Rückſchritt wäre. Uebrigens ſind manche Zuſtände, die beſſer d. i. minder unvollkommen geworden ſind, deßhalb noch nicht gut, ſondern nur auf dem Wege gut zu werden. Der vollen Wahrheit, der vollendeten Geiſtesbildung und ſittlichen Würde, der Vollkommenheit kann der Menſch im Erdenleben nur ſich nähern; die redliche Verwendung ſeines Kraftmaßes dafür gibt ihm jedoch die Zuverſicht, Gott werde ihm in Rückſicht deſſen, was er gethan, damit Gottes Wille auf Erden erfüllt werde, jenſeits die Kraft verleihen, dem Ziele noch näher zu kommen. Was iſt der Einzelne im großen Ganzen als ein Punkt, um den die Zeitgeſchichte ſich entrollt? Aber als von Gott geſetzt, iſt er doch ein Beſtandtheil des Ganzen, berufen, zu deſſen Harmonie beizutragen, ſo fern er die ihm verliehenen Gaben nach ihrem Zweck entfaltet und anwendet. So reihen wir uns als Punkte in die unabſehbaren Linien des Weltverlaufs ein. — Die Gedanken und Gefühle, unvermerkt ſich geſtaltend und verbreitend, bilden eine Macht, die, durch die Zeiten ſchreitend, oft lange verborgen bleibt, dann aber auf einmal an's Licht tritt und ſich Geltung verſchafft. — In unſerer Beſchränktheit wünſchen wir freilich das Vollkommene käme in der kürzeſten Zeit zu Stand. Allein unſer Aller Leben verſchwindet, ohne es vollbracht zu ſehen, in der Zeit wie ein Tropfen im Ocean, während die Menſchheit langſam der Vollendung entgegen geht. Die Epochen im fortlaufenden Drama der Weltbewegung kann nur Gott beſtimmen. Nur Er weiß, wenn der neue Himmel und die neue Erde beginnen werde. Uns Sterblichen kommt es zu, nach unſerer Kräfte Maß ein Schärflein beizutragen, damit die Menſchheit durch innere Veredlung des Antritts dieſer Epoche baldmöglichſt würdig werde.

3) In der Geſchichte jeder Nation, jedes Landes ſehen wir Epochen der Roheit, der Geſittung, der Erhebung, andere des Verfalls, der Schwäche, der Verweichlichung, der Ausartung, der Erniedrigung. Wiſſenſchaft und Kunſt, Freiheitsſinn und Heldenmuth zeigen ſich auf ihrem Höhepunkte bald bei dieſem, bald bei jenem Volke. Keines noch hat ſich auf dem Höhepunkt unverrückt erhalten. Einige ſanken ſogar von ihm wieder in Barbarei und Verwilderung. Die Urſache davon liegt theils in der Unvollkommenheit, Hinfälligkeit und Verderblichkeit alles Irdiſchen und alles Menſchenwerks und in dem Mangel an Ausdauer und Maßhalten, theils in der Gewalt von außerordentlichen äußern Ereigniſſen, wie Eroberungskriege, Volksaufſtände, Parteikämpfe, Völkerwanderungen, mitunter auch von phyſiſchen Drangſalen [*]). — Gleichwie das in der Geſellſchaft hochgeſtiegene Individuum Mühe hat, die Einfalt des Charakters zu bewahren, ſo auch ein in der Geſittung weit vorgeſchrittenes Volk. Geht aber dieſe Einfalt verloren, ſo iſt dies immer ein Rückſchritt der den Werth der Fortſchritte in anderer Beziehung ſehr vermindert. Einzelne Vorzüge alter oder neuer Zeiten entſcheiden noch nicht über Fort- oder Rückſchritt im Ganzen. — Je unwiſſender und ungebildeter ein Volk auf-

---

[*]) Zuweilen, doch nur ſelten hat eine große Landplage plötzlich allem Fortſchritt eines Volkes ein Ende gemacht. So gerieth z. B. das Volk von Island, in lange fortgeſetzter Bildung, zumal der poetiſchen und in freier Geſittung durch viele Reiſen andern Nordländern vorangeſchritten, durch den ſchwarzen Tod den ein engliſches Handelsſchiff 1348 aus Aſien nach Bergen brachte und der die meiſten Bewohner wegraffte, plötzlich in einen Stillſtand von Thätigkeit und Betriebſamkeit, aus dem es nicht wieder erſtand. S. Eichhorn Geſch. der Künſte und Wiſſenſchaften I. 259.

wächſt, deſto geneigter iſt es zum Aberglauben. Wenn dieſer nun auch in Gottesfurcht ſich kleidet, ſo verträgt er ſich doch oft mit der ausſchweifendſten Sinnlichkeit. Je mehr aber Wiſſenſchaft und ächte Bildung ſich verbreiten, deſto mehr entwächſt ein Volk der Herrſchaft des Aberglaubens und auch der rohen Sinnlichkeit. Wo jedoch der intellectuellen und anſchaulichen Bildung die ſittliche nicht zur Seite geht und der Sinn für's Göttliche ihr nicht ſein Siegel aufdrückt, gewinnt die Sinnlichkeit eine um ſo verderblichere Macht, als ſie mit dem Firniß gefälliger Formen der Verfeinerung ſich ſchmückt. Sprungweis kann ein Volk wohl augenblicklich gehoben zu werden ſcheinen. Aber der Rückfall iſt dann gewöhnlich um ſo ſchleuniger und heftiger. Nicht durch krampfhafte blutige Aufſtände der leidenſchaftlich erregten Menge, nur durch die allmählig reifenden Ergebniſſe der Beſtrebungen der Weiſeſten, Edelſten und Geiſtreichſten eines Volkes wird dieſem ein anhaltender Fortſchritt in der Verbeſſerung ſeiner Zuſtände geſichert. — Solche Belehrungen der verſchiedenen Zeiten würden, von den Menſchen gehörig beachtet, vor neuen Rückfällen behüten. Ueberſchauen wir nun das Ganze des geſchichtlichen Verlaufs, ſo zeigt ſich, daß, ungeachtet der vielen Wechſelfälle in dem Bildungsgange der einzelnen Völker, ihre Geſammtheit allgemach dem Ziele menſchenwürdiger Ausbildung näher gerückt ſei, und immer mehr beſtätigt es ſich, daß Jeder, der die Menſchen zu bilden und zu leiten den Beruf hat, wenn er blos gewiſſe Zuſtände der Vergangenheit zur Norm nimmt, gegen das Geſetz der Weltordnung, nach welchem keine Zeit ganz der andern gleicht, verſtoße. — Allerdings hat es Epochen, ſogar ſehr lange gegeben, wo der menſchliche Geiſt im Allgemeinen ſich einbildete, daß er ſich der ruhigen Bewunderung und Bewahrung und dem Genuß der Leiſtungen und Ueberlieferungen der Vorzeit hingeben könne, ohne an das Bedürfniß und die Möglichkeit eines Weiterſchreitens zu denken. Doch immer folgte dann ein Zeitpunkt, wo der Geiſt, bald durch unverſehene Ereigniſſe, bald durch unerwartete Entdeckungen und ſelbſt durch den ihm inwohnenden unzerſtörlichen Thätigkeitstrieb zu neuen erfolgreichen Anſtrengungen angeregt wurde. Und wer kann läugnen, daß man im Verlaufe der Jahrhunderte in der Erkenntniß der verſchiedenen Gebiete der Natur und ihrer Geſetze und in der Erklärung mancher Naturerſcheinungen, wie auch in der Kunſt die Kräfte der Natur zu beherrſchen und zu benützen, viele Fortſchritte gemacht habe, und daß hierin immer noch mehrere in Ausſicht ſtehen?[*]) — Wer muß nicht als erfreuliche Frucht der Geſittung erkennen, daß die **Seeräuberei** und das ſogenannte **Strandrecht** außer Uebung gekommen ſind, und daß die **Blutrache**, die einſt von Geſchlecht auf Geſchlecht ſich fortpflanzte, in den meiſten Ländern der beſſern Rechtspflege habe weichen müſſen? Wer kann ferner läugnen, daß das Denkvermögen nach und nach in weitern Kreiſen ſich entwickle, daß die Strahlen des Wiſſens aller Völker ſich immer mehr vereinigen, und daß in Folge deſſen auch die Einſicht mehr Raum gewinne: daß Jedermann Anſpruch habe, an der Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände Theil zu nehmen und daß die ganze Geſellſchaft dabei gewinne, wenn Niemand davon ausgeſchloſſen bleibt [10]). Je mehr das Gebiet der Bildung und Geſittung ſich erweitert, deſto mehr verſchwindet die Gefahr, daß Verwüſtungen durch wilde und barbariſche Volkshorden ſich erneuern möchten. Selbſt ſolche Völker, die ſich Jahrtauſende lang von den andern abgeſchloſſen hielten, und in uralten Formen erſtarrt ſind, (z. B. die Chineſen, denen, wie den alten Egyptern, die Vergangenheit die Regel der Zukunft iſt) ſehen ſich doch zuletzt durch die Gewalt der Umſtände genöthigt, in die Strömung des Fortſchritts einzugehen. Auch die ſtrenge Abſchließung Japan's von Berührungen mit andern Völkern fängt an ſich zu lockern. — Uebrigens lebten viele Völker Jahrtauſende lang, ohne von vielen andern Kunde zu haben. Die größten Länderentdeckungen der Europäer ſind erſt einige Jahrhunderte alt. Die Folgen der Entdeckung Amerika's für die ganze Bildung der Menſchengattung ſind noch nicht zu berechnen. Aber auch jetzt noch iſt uns von der Erde nur Europa ganz, von Aſien und Amerika das Innere nur zum größern Theil, vom Innern von Afrika aber nur ſehr wenig bekannt.

---

[*]) Im ganzen Mittelalter beſchränkte ſich die Naturkunde auf die Mittheilungen in den Schriften von **Ariſtoteles**, **Plinius** und einiger wenigen andern, die ſelbſt ihre Kenntniſſe meiſt nur andern verdankten; man dachte aber nicht daran, ſich an die Quelle ſelbſt durch Betrachtung und Erforſchung der Natur zu wenden. **Roger Baco** machte vergebens auf dieſen Mißgriff aufmerkſam. **Franz Baco** bewies aber die Nothwendigkeit, daß, um Erkenntniß der Natur und zugleich Herrſchaft über ſie zu erlangen, man blos angelernte und ererbte Anſichten vorerſt aufgebe und ſich, wie Neugeborene mit klaren Sinnen der Betrachtung der Schöpfung zuwende. (Nov. Organon. I. Aphor. 31. 36. 74. 97.) —

4) Die Menſchen ſind zwar gemeinhin nur zu geneigt, ihre Einſicht für die beſte zu halten und ſtehen dem Gedanken fern, daß dieſe noch ſehr der Verbeſſerung und Berichtigung bedürftig ſei. Werden ſie aber dann doch durch die Früchte zunehmender Einſicht Anderer von der Mangelhaftigkeit der ihrigen überführt, ſo müſſen ſie eingeſtehen, daß Fortſchritte möglich ſind. Doch fallen ſie hernach oft in die vorige Be-

---

[10]) „Es iſt nur Ein Streit in der Welt: was nämlich wahr ſei, das Ganze oder das Einzelne. Und dieſer Streit widerlegt ſich in jedem Verſuch und Beiſpiel durch die That, indem der, welcher aus dem Ganzen (für's Ganze) wahrhaft handelt, von ſelber zum Frieden geweihter und darum auch alles Einzelne zu beachten aufgelegter iſt." Fr. Hölderlin.

fangenheit zurück, indem ſie die neugewonnene Einſicht abermals für unverbeſſerlich halten.

In Zeiten eines bedeutenden Aufſchwungs von Wiſſenſchaft, Bildung und Kunſt entſtehen zwei entgegengeſetzte Anſichten vom Fortſchritt der Menſchheit. Die einen, für ihre Zeit ſchwärmend, meinen, ſie ſei bereits auf dem Zenith angelangt und kein Rückfall ſei zu beſorgen. Die andern, hindeutend auf ſo manche und große Gebrechen und Mängel, die mit jenen Vorzügen einen Gegenſatz bilden, erklären allen Fortſchritt für Träumerei. Die Verfechter beider Anſichten laſſen vom Schein ſich täuſchen; die eine iſt ſo irrig wie die andere. Wie wäre je auf Erden ein Licht ohne Schatten denkbar? Das Streben nach Vollendung ſoll niemals ſich abſchließen.

Selten bewahren Greiſe die Jugendfriſche des Geiſtes. Viele werden kindiſch, urtheilen mit Vorgunſt von der alten, mit Abgunſt von der neuen Zeit. Doch die Zeit, im Ganzen immer neu und jung, geht ihren Weg, den überlieferten Stoff verarbeitend und mit neuem vermehrend und vermiſchend. Die Wahrheit an ſich gleicht der hellleuchtenden Sonne, deren Strahlen Alles erhellen, worauf ſie fallen. Allein in der Menſchenwelt bilden Vorurtheile Gebrechen, Schwachheiten, Irrthümer, Verderbniſſe ohne Zahl ein dichtes Gewölke, das der reinen Auffaſſung ihres Lichtes widerſteht. Daher kann dieſes nur allgemach durchdringen und ſich verbreiten. Viele können nur durch die herbe Empfindung der Folgen von Verirrungen für die Wahrheit empfänglich gemacht werden. Was kann der Kampf gegen Irrthümer und Wahn helfen, ſo lange ihre Quellen nicht verſchüttet worden? — Indeſſen weckt jeder wahre Gedanke eine Reihe von andern ihm verwandten. Was der eine Denker blos geahnt, was er nur angedeutet hat, entwickelt ein zweiter, und ein dritter ſtellt es in's volle Licht. So ſchreitet die Erkenntniß des Wahren, wenn auch oft in weiten Zeiträumen, vorwärts. „Ob mein Buch von der Bewegung der Weltkörper das gegenwärtige Geſchlecht leſe (und würdige), iſt mir einerlei; es kann ſeine Leſer erwarten." So ſchrieb Kepler, und ſo dachte vor ihm Kopernikus, ſo dachten Columbus und Galilei, Newton und andere große Denker, da ſie der Welt Wahrheiten enthüllten, vor welchen dieſe bedenklich den Kopf ſchüttelte [11]). Von der Sterndeuterei ſind wir zur Sternkunde, von der Alchimie zur Chemie vorgeſchritten. An die Stelle der Magie und Zauberei, die ohne Kenntniß von dem Vermögen der Natur und von dem Zuſammenhang ihrer Kräfte, Wirkungen hervorbrachten, welche Staunen erregten, weil ihre Urſachen unbekannt waren, iſt nach und nach die Wiſſenſchaft getreten, die, von genauer Erforſchung geleitet, mittelſt Auflöſung und Zuſammenſetzung neue Geſtaltungen bewirkt, und der Natur die Ausdeckung ihrer Geſetze entlockt [12]). — Die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen wurden von Einzelnen als die Frucht ihrer Forſchungen der Welt vorgelegt, damit Andere an ihrer Entwickelung und Anwendung fortarbeiten. — Die Begierde, den Stein der Weiſen zu finden, hat die zahlloſen Forſchungen und Verſuche veranlaßt, die nothwendig waren, um die Nichtexiſtenz des vermeintlichen Steins der Weiſen darzuthun. — Unter den Naturgegenſtänden ſind ſolche, deren einflußreichſte Wichtigkeit für das geſellſchaftliche Leben jetzt anerkannt iſt, die die längſte Zeit am wenigſten beachtet worden. So unter den feſten Körpern das Eiſen, unter den flüchtigen der Dampf. Wie lange hat nicht die Kunſt das Eiſen, dieſes uns nützlichſte aller Metalle zu verarbeiten, auf ſich warten laſſen? Wie länger noch die Kunſt die Kraft des Dampfes für die Gewerbe im Großen zu verwenden! Und doch brachte uns zuletzt die Wiſſenſchaft beide Künſte in hoher Vollendung. — Selbſt wo falſche Religionsanſichten dem Anbau der Wiſſenſchaften lange Zeit mit großer Sprödigkeit entgegentraten, wie dies bei den Mahomedanern der Fall war, drang doch nach und nach ihr Licht ſiegreich durch. Unter den Kalifen zu Bagdad und den Mauern in Spanien gediehen ſie ſogar zu hohem und lange zunehmendem Flor13). — So wie ein Volk nicht auf einmal, ſondern nur durch lange fortgeſetztes Zuſammenwirken vieler Perſonen und Verhältniſſe in geiſtige Verfinſterung verſinken kann, ſo erhebt ſich auch keines aus einem ſolchen Zuſtande plötzlich, ſondern nur durch eine Reihenfolge anhaltender Kämpfe mit den Geiſtern der Finſterniß mittelſt der vereinigten Bemühungen begeiſterter und muthvoller Wahrheitsfreunde, die ſich weder durch fehlgeſchlagene Verſuche, noch durch die Prüfungen der Mißkennung und Anfeindung abſchrecken laſſen. Jeder Zuſtand, jeder Irrthum, ſelbſt jede Verkehrtheit bietet

---

[11]) Newton hätte ohne Kepler, dieſer ohne Copernikus ſich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fanden durch Copernikus eine neue geiſtige Beſchäftigung, die noch immer alle Geiſter bewegt. Faſt hundert Jahre waren ſeit der erſten großen Beobachtung verfloſſen, ehe ſie in die allgemeine Geſchichte hineintrat. Dann aber zeigte ſich ihre Gewalt nach allen Richtungen." Steffens Was ich erlebte X. 16.

[12]) Wie langſam erhob ſich die Naturkunde auch nur zu einer einigermaßen wiſſenſchaftlichen Geſtalt. Erſt Ariſtoteles († 322 J. vor Chriſtus) ward Begründer einer ſolchen. Aber auch er hatte noch keine Ahnung von der Geſtalt der Erde und ihrem Verhältniß zu den andern Himmelskörpern, am wenigſten von der mathematiſchen Berechnung, der es jetzt bereits gelungen iſt, mit ziemlicher Genauigkeit auf Jahrtauſende jede Conſtellation voraus zu beſtimmen.

---

13) Gegen fünfhundert Jahre dauerte das Zeitalter arabiſcher Gelehrſamkeit und Kunſt.

mehrere Seiten der Betrachtung und Beurtheilung dar, und es iſt daher eine gründliche Umänderung nur durch allſeitige Beleuchtung erreichbar. Auch wird der Sieg der Wahrheit erſt dann vollſtändig, wenn es ihr gelungen iſt, zweifelfreie Anerkennung, Zutrauen und Liebe zu gewinnen. Ihr vollſtändiger Sieg iſt daher das Werk der Zeit. Wenn ſich im Verlaufe derſelben ein ſolcher Sieg an den andern ſchließt, ſo wird das Licht, das den Geſichtskreis des Geiſtes erhellt und erweitert, für Alle, die dafür empfänglich ſind, immer mächtiger und unwiderſtehlicher. — Dem Weiſen und Gerechten müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. In einer an Bildung vorgerückten Zeit ſind freilich die Ruchloſen ruchloſer, die Betrüger abgefeimter, aber auch die Denker ſcharfſichtiger, die Weiſen weiſer, die Guten geprüfter, als in andern Zeiten[14]. — Große Thorheit wär' es, von dem Frühling die Früchte des Herbſtes zu verlangen; aber nicht geringer wäre die, ohne ſorgſame Ausſaat und Pflege der Pflanzen im Frühling gute Früchte im Herbſte zu erwarten. — Kein Zuſtand in der menſchlichen Geſellſchaft, ſei er gut oder ſchlimm, wird es auf einmal, er hat immer in frühern Zuſtänden ſeinen Grund. Ein wahrer Fortſchritt iſt es ſchon, wenn die Einſicht des Mangel- und Fehlerhaften und der Wille, es zu verbeſſern, zunimmt. Der Menſchen ernſter Wille vermag auch im ſchlimmſten Zuſtand einen beſſern vorzubereiten. Wo aber dieſer Wille fehlt, ſchreitet der Zerfall ungehemmt bis zum Untergang fort.

---

[14] La grande chaîne de la civilisation, souvent confiée à des mains perverses, ne s'interrompt jamais. Parmi les ouvriers de cette trame il y a des mains cruelles et des mains sanglantes, des mains ignobles et des mains sublimes. Cependant les hommes s'éclairent, les siècles s'avancent, la lumière s'accroît; à travers les décadences et les révoltes, des populations qui faiblissent et d'autres qui s'éveillent, l'humanité se rapproche incessamment de la lumière et de l'équité." Philarète Chasles Le dix-huitième siècle de l'Angleterre 1846. I. 27.

In Beziehung auf reine Wahrhaftigkeit und Güte der Geſinnung und ihre Bethätigung (Tugend) ſteht dem Menſchen und ſo auch ſeiner Gattung die Bahn des Fortſchritts jederzeit offen. In Beziehung auf die Erkenntniß ſind der Hemmungen weit mehr, und manche darunter für Viele weniger beſiegbar. In einzelnen Zweigen des Wiſſens und der Kunſt gewahren wir nur Fortſchritt bis auf einen gewiſſen Höhepunkt, dann Stillſtand, hernach Rückſchritte, endlich Zerfall, bis wieder ein neuer Anſtoß zu friſchem Aufſchwung antreibt. — Manche Staunen erregende Kunſtwerke der Völker des Alterthums (vorzüglich Bauten), ſo weit wir ſie aus ihren Ueberbleibſeln oder auch nur aus Beſchreibungen kennen, dringen uns das Geſtändniß ab, daß das Maß der verfügbaren Kräfte und der Kunſtfertigkeit der neuern Zeit kaum zureichen würde, Werke von gleicher Größe und Vollendung zu Stande zu bringen. Doch verliert dieſe Betrachtung alles Demüthigende, wenn wir bedenken, daß jene ungeheuern Werke nur dadurch möglich wurden, daß große geknechtete Volksmaſſen von einer deſpotiſchen Gewalt dafür verwendet werden konnten, während doch kein für die Geſellſchaft wohlthätiger Zweck von den meiſten jener Werke nachgewieſen werden kann. — Umfaſſendes Wiſſen, Gelehrſamkeit, Kunſtfertigkeit, Verfeinerung von Geſchmack und äußerer Sitte, Verſchönerung und erhöhte Anmuth des Lebens können allerdings einen Werth für uns haben, der Anerkennung verdient. Doch den höchſten Werth kann die Vernunft einzig der Wahrheiterkenntniß und der guten Geſinnung, welche die Tugend gebiert, zuerkennen, und ſie verlangt daher, daß der Fortſchritt in dieſer Erkenntniß und Geſinnung das Ziel ſei, welchem alle andern Fortſchritte untergeordnet werden ſollen. — An Tugend- und Weisheitslehrern hat es wohl keinem Volk und keiner Zeit ganz gefehlt; ſie wurden vielmehr gerade zahlreicher und eindringlicher, je mehr das Leben mit ihnen im Widerſpruch ſtand, weil ihr Bedürfniß dann auch am ſchreiendſten war. Es blieben dann freilich auch die ſophiſtiſchen Giftmiſcher, die den Leidenſchaften ſchmeichelten, nicht aus.

5) Die Geſchichte des Zuſammenſturzes glänzender Staaten und Reiche und noch mehr der Anblick der Trümmer und Verwüſtungen, die davon zeugen, kann zwar ein wehmüthiges Gefühl erregen[15]; die Erforſchung der Zuſtände aber, welche den Untergang ſo vieler Herrlichkeiten herbeiführten, muß unſer Bedauern durch die Ueberzeugung mäßigen, daß das Entſchwinden des ſchaffenden Geiſtes den Zerfall des Geſchaffenen unvermeidlich machte, und längere Dauer eines bloßen Scheinlebens nicht wünſchbar geweſen wäre. Der uns ſpurlos erſcheinende Untergang ganzer Reiche und Völker diente zur För-

---

[15] „Die jetzigen Einwohner des prächtigen Palmyra, aus 30 oder 40 Familien beſtehend, haben ihre elenden Lehmhütten innerhalb des Hofraumes eines vordem herrlichen Tempels aufgerichtet.“ (Gibbon Geſchichte des Verf. des röm. R. B. I.) Karthago's Ruinen ſind dahin, und ſeine Stätte wäre kaum kenntlich, wenn nicht einige zerbrochene Bogen einer Waſſerleitung des forſchenden Reiſenden Schritte leiteten. (Ebend. B. XII. Vergl. *Volney Les Ruines.*) Von den alten untergegangenen Staaten in Mittel-Amerika und von ihrer Civiliſation hatten die Bewohner bei ihrer Entdeckung durch die Spanier jede Kunde verloren, und ſelbſt die davon übrig gebliebenen großen Bau- und Kunſtdenkmale, welche ſpäter hervorgeſucht wurden und hohe Bewunderung erregten, waren in dem Geſtrüpp der Wildniſſe verſchwunden. (S. darüber die ausführliche Anzeige der Berichte von Stephens und Catherwood in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur v. J. 1851. Nr. 6. 7. 8 u. 11.) Wie ſchnell fiel nicht das unermeßliche Reich des Moguls Aurang-Zebes zu Dehly! Innerhalb 40 Jahren ward es die Beute bald wilder Horden, bald perſiſcher Eroberer, bald mahrattiſcher Freibeuter, denen die in Trägheit und Schwelgerei verſunkenen Nachfolger jenes Moguls keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. Und ſo verſchwand noch manches andere ſtolze Reich, ohne daß ein Schatten ſeiner Herrlichkeit geblieben.

derung des Fortſchritts der Menſchheit. Hingegen ein längeres Fortbeſtehen des Abgenützten und Verderbten, das ſich überlebt hatte, oder ſchon in Verweſung übergegangen war, wäre der weitern Entwickelung des Ganzen hinderlich geworden. Nur das Geſunde und Lebenskräftige kann gute Früchte hervorbringen. Wenn die dürren Blätter und Zweige vom Stamme ſich ablöſen, ſo beweiſt das nicht, daß der Stamm abſterbe, ſondern vielmehr, daß der Trieb nach friſchem Leben und neuen Erzeugniſſen deſſelben in ihm ſich rege. — Ganze Völker erhielten einen großen Theil ihrer Bildung von früher gebildeten. Indem ſie ſich Vieles davon aneigneten, brauchten ſie ihr Eigenthümliches nicht aufzugeben, ſondern nur zu veredeln. Bloße Nachahmerei konnte immer nur verbilden. Wenn dagegen jedes Geſchlechtsalter bedacht wäre, von dem auf dasſelbe Vererbten das Schlimme auszuſondern und deſto mehr mit dem Guten zu wuchern, ſo würde der Fortſchritt ſehr beſchleunigt. — Der civiliſirte Theil der Völker wird ſich mit dem barbariſchen immer in einem Kriegszuſtand befinden, und dies ſcheint nothwendig, damit die Barbarei zuletzt überwunden werde. — Es iſt ein großes, wahres und troſtreiches Wort, daß keine Pflanze, die der Allvater im Himmel nicht gepflanzt hat, der Ausrottung entgehen werde! Wohin käme die Menſchheit, wenn das Geſchäft dieſer Ausrottung in Stillſtand geriethe? — Offenbar liegt es in der Abſicht der Vorſehung, daß die Menſchen ſich ſtets mannigfach angeregt fühlen, durch Mittel, welche ihre Kraftanſtrengung aufbieten, ihre Zuſtände zu verbeſſern. Wo die Anlagen nicht abgeſtumpft oder verkrüppelt ſind, und ihre Entfaltung nicht gehindert wird, findet der Menſch in der Geſellſchaft beſtändig zahlloſe Antriebe zu neuen Fortſchritten hierin. Kein menſchliches Geſetz, keine menſchliche Anſtalt oder Einrichtung kann Unveränderlichkeit anſprechen. Sie ſind fort und fort der Verbeſſerung bedürftig und empfänglich. Jede menſchliche Reform bleibt Bruchſtück und läßt noch für künftige Reformen einen weiten Raum, weil jede wahrhaft gute gedeihliche Reform nur ſo weit vorſchreiten kann und darf, als die Verhältniſſe die Ausführung möglich machen[16]). Darüber läßt die Erfahrung keinen vernünftigen Zweifel. Selbſtſucht und Selbſtdünkel hindern zwar die Anerkennung. Je mehr aber dieſe zunimmt, deſto mehr ſehen wir auch den Kreis geiſtiger, ſittlicher und bürgerlicher Geſittung ſich erweitern, und die Erde immer mehr eine große Schule des wechſelſeitigen Unterrichts werden. Die entlegenſten Völker werden einander näher gebracht. Ihr Wechſelverkehr nimmt zu. Dadurch vermindern ſich die Vorurtheile und Abneigungen. Sie lernen gegenſeitig von einander. Ihre Verbindungen geſtalten ſie, freilich nur nach und nach, zu Einer Familie. L'humanité est un homme qui vit toujours et qui apprend sans cesse (*Pascal*)[17]). Auch ehrt es die Menſchennatur, daß bei jedem Ereigniß, wo Recht, Freiheit oder Wahrheit in Frage geſtellt ſind, die Herzen der nicht künſtlich und ſelbſtſüchtig Mißleiteten in allen Völkern, die der Roheit, Unwiſſenheit und Gedankenloſigkeit etwas entwachſen ſind, hoch für den Sieg der (wirklich oder doch vermeintlich) guten Sache der Menſchheit ſchlagen, ſo entſchieden auch oft die Machthaber dagegen auftreten, und daß beim Unterliegen eines Volks im gerechten Kampf für ſo edle Güter in andern Völkern ein ſtarkes Mitgefühl ſich kund gibt, das ſich nicht leicht beſchwichtigen läßt. Selbſt die vielen Irrthümer, die dabei ſich einfinden, heben die Thatſache nicht auf, daß der Menſchennatur ein Trieb nach Verbeſſerung inwohnt. Auch haben Jahrhunderte lang verkannte und ſogar verhöhnte Wahrheiten ſich zuletzt die allgemeine Anerkennung errungen [18]).

---

[16]) Rechtzeitige Reformen (Verbeſſerungen) ſind allein im Stand, einen Staat (und jede Geſellſchaft) zu erhalten. Daher ſind die Freunde und Förderer ſolcher Reformen die wahren Conſervativen, ihre Gegner die Deſtructiven.

[17]) Le genre humain est pareil à un homme, qui a passé par l'enfance et par la jeunesse à la virilité, mais qui n'aura pas de vieillesse ni de déclin." *Fontenelle* Oeuvres IV. 191.

Fortſchreiten iſt das Geſetz alles Strebens nach Vollkommenheit. Wie dieſes Streben, ſoll auch der Fortſchritt nie aufhören. Geſchieht er auch nur ſtufenweis, ſo wird er dadurch nur um ſo feſter begründet.

Wenn wir indeſſen bedenken, daß noch der bei weitem größte Theil des Menſchengeſchlechts in Hinſicht derjenigen Erkenntniſſe und Ausbildung, die für Jeglichen zur Erreichung ſeiner menſchlichen Beſtimmung weſentlich ſind, ſich in einem Zuſtand der Verwahrloſung befinde, ſo muß man geſtehen, daß denjenigen, denen ihre Fähigkeit, ihre Glücksgüter und ihr Beruf die Leitung der geſellſchaftlichen Angelegenheiten übertragen, noch eine unermeßliche Bahn erſchloſſen iſt, auf welcher ſie ſich um den wahren Fortſchritt ihrer Gattung verdient machen können, daß aber hiefür in allen Ländern, auch von denen, die an Kenntniſſen und Geſittung am weiteſten vorgerückt ſind, noch immer viel zu wenig geſchehe [19]).

---

[18]) „Was man vor fünfzig, vor hundert, vor zwei, drei hundert Jahren kaum ahnen, hoffen, wünſchen, ſich kaum ins Ohr ſagen durfte, das wird nun auf allen Kanzeln und Dächern gepredigt, — von den Häuptern der Völker ſelbſt erkannt, bekannt, gelobt, geprieſen, und gern oder ungern, auch darnach gehandelt.“ So ſchrieb 1792 der biedere Deutſche Fried. Karl v. Moſer (Neues Patriot. Archiv I. 527 fg.)

[19]) Wie beſchämend iſt es nicht, daß gerade in denjenigen Staaten, die auf der Spitze der Civiliſation ſtehen, die der größten Fortſchritte in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Staatsweisheit und öffentlicher Freiheit und in den Mitteln und Wegen zur Bereicherung, zum Genuß und Glanz des Lebens ſich rühmen, und des Umgreifens dieſer Fortſchritte

6) Obwohl Natur und Geſchichte jedem Staat dereinſtigen Untergang (das Loos alles Endlichen) prophezeien, ſo handeln doch jederzeit der weiſe Regent oder Staatsmann, der tapfere Held, der rechtſchaffene Bürger ſo, als wären ſie der Unſterblichkeit ihres Staates gewiß. Sobald dieſe Geſinnung ſchwindet, ſteht der Staat auf ſchlüpfrigem Abhang. Wenn aber gleich ſchon viele mächtige, zu einem hohen Grad von Geſittung und Bildung gediehenen Reiche und Freiſtaaten (ſo Griechenland und Rom) untergegangen ſind, ſo bleibt uns doch belehrende Kunde von dem, was ſie gehoben und untergraben hat, von den Tugenden und Laſtern, der Weisheit und den Thorheiten, der Wiſſenſchaft und Kunſt, den Geſetzen und Sitten, die in ihnen gewaltet, wie ihres Volkes Gottesverehrung ſich bildete, ſpäter ausartete und Kraft und Würde verlor. Ein lebendiges Bild von all dem ſpiegelt ſich uns in der Geſchichte wieder, und es iſt auch in vielen werthvollen Schriften ein guter Theil der Geiſtesſchätze untergegangener Völker und Staaten auf uns gekommen, reich an Warnungen vor verkehrten Wegen und Mahnungen zum Vorwärtsſchreiten im bewährten Guten [20].

---

nicht müde werden, die zahlreichſten Volksklaſſen noch in Unwiſſenheit und in ſittlichem und phyſiſchem Elend dahin leben, ohne daß man nur daran dächte, einen verhältnißmäßigen Theil der gehäuften Reichthümer dafür zu verwenden, um ſie aus dieſer tiefen und traurigen Verwahrloſung, wenn auch nur allmählich zu erheben.

[20] In der Geſchichte der griechiſchen Freiſtaaten entfalten ſich vor uns herrliche Früchte einer ſehr bedeutenden Ausbildung menſchlicher Anlagen und Fähigkeiten. Der Sinn für Heldengröße, für Volksfreiheit, für Charakterſtärke, für das Erhabene und Schöne, für Wiſſenſchaft und Kunſt, große Bürgertugenden und ein ſeltener Gemeingeiſt treten aus ihr in vorher noch nie geſehenem Glanze vor uns auf. Auch der Sinn für das Göttliche bethätigte ſich hier durch ein tüchtiges Streben nach Enthüllung der Täuſchungen des Wahn- und Aberglaubens und nach Erhebung zu einer, des Menſchen würdigen Vorſtellung von Gott und dem Verhältniß zwiſchen Ihm und dem Menſchen. Als aber dieſer Bildungsgang ſeinen Zweck erreicht hatte, ſah er ſich von der gleichzeitig fortgeſchrittenen Verfeinerung und Verderbniß der Sitten plötzlich gehemmt und an den

Nachdem die Völker und Staaten, von denen uns die Geſchichte den herrlichen Aufſchwung zu geiſtiger Bildung, zu großer vom Geſetz geſchützter Freiheit, zu Wiſſenſchaft und Kunſt, Geſittung, Macht und Reichthum berichtet, in Folge von ſittlicher Ausartung und Verderbniß von ihrer Höhe herabgeſunken, und der Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes der übrigen Welt, in welcher friſche Lebenskeime ſich entfalteten, geworden waren, was hätte ihr ferneres Fortbeſtehen der Menſchheit frommen können? Ihr Untergang war eine Wohlthat für dieſe, weil ſie ihrer friſchen Belebung durch die Entwickelung geſunder, kräftiger, noch unverderbter Stämme nur hinderlich geweſen wären? Welchen Werth konnten (einſt blühende) Freiſtaaten noch haben, nachdem in ihnen die Freiheit mit dem Sinne und der Tüchtigkeit für ſie verloren gegangen waren [21])? In dem mangelhaften Zuſtande halbciviliſirter Völker und ſelbſt unter wilden Völkern hat man Spuren einer frühern untergegangenen Geſittung entdeckt. So demüthigend dies für den menſchlichen Geiſt iſt, ſo enthält es auch den ernſtlichen Aufruf, ſich nicht durch den Stolz auf den Glanz äußerer Macht

---

Abhang tiefen Verfalls aller geſellſchaftlichen Zuſtände hingeſtellt, bis die glorreichen Beſieger der Perſer unter das Joch des Macedoniers und zuletzt des mit mehr Beharrlichkeit auf Weltherrſchaft ausgehenden Roms geriethen. Gleichem Schickſal verfiel dieſer ungeheure Freiſtaat, nachdem er im Verlauf von Jahrhunderten den Gipfel des Kriegsruhms erſtiegen und auf die Geſittung der meiſten Völker mächtigen Einfluß ausgeübt hatte. Rom gab den auffallendſten Beweis, daß auch der gewaltigſte und ſinnreichſte Organismus der menſchlichen Geſellſchaft des Zerfalls und der Auflöſung ſich nicht erwehren könne, ſobald einerſeits der Umfang ſeines Machtgebiets ein gewiſſes Maß überſchreitet, womit die Selbſtändigkeit der Völker und ihrer Entwickelung unverträglich iſt, und anderſeits die ſittliche Ausartung der Geſinnung und des Lebens die Grundfeſten des geſellſchaftlichen Lebens unterfreſſen hat.

[21]) Hätte Rom auch länger den Barbaren widerſtanden, ſein Reich wäre doch zerfallen, und es hätte nur den Verluſt der Freiheit, Tugend und Ehre länger überlebt. Gibbon Geſch. des Verf. u. Unterg. des röm. Reichs. VIII.

und äußerer Kultur zu überheben und die Wohlfahrt der Zukunft nicht von einer Geſittung zu erwarten, die keine ächtſittliche Bildung zur Grundlage hat. — Das Aufthürmen von Weltreichen durch Eroberungen zog unvermeidlich Willkührherrſchaft und Begründung eines weiten Abſtands zwiſchen den großen Maſſen und der verhältnißmäßig geringen Zahl von Günſtlingen des Glücks in Bezug auf Bildung und Vermögen nach ſich. Die Treibhausbildung der höhern Kreiſe ſtand im Gegenſatz mit der Verwahrloſung der untern. Das Einſtürzen der Weltreiche, wiewohl von eben ſo furchtbaren Kämpfen und Erſchütterungen als ihr Emporſteigen begleitet, brachte wenigſtens den Vortheil einem völligen verſumpfenden Stillſtehen im Bildungsgang und einer ſittlichen Verweſung zu begegnen. — Kein Volk auf Erden, ſtänd' es auch im Zenith der Bildung und gält' es hierin als vorleuchtendes Muſterbild, iſt von dieſem Verfall geborgen, wenn es nicht ſich ſelbſt davor ſchützt, und wir dürfen auch keinem noch ſo tief in der Bildung zurückſtehenden Volk jetzt die Möglichkeit abſprechen, ſich darin zur höchſten Stufe zu erſchwingen. Darüber erlaubt die Geſchichte keinen Zweifel. Ihr Ergebniß warnt die Hochſtehenden und ermuntert die Niedrigen.

7) Ein großes Hinderniß des wahren Fortſchritts iſt der Weisheitsdünkel, dieſes Schooßkind der Eigenliebe, welches die Menſchen abhält, bei Andern, beſonders den Vorgängern in die Schule zu gehen, um ihren Tugenden und Verdienſten nachzueifern, und ihre Irrthümer, Mißgriffe und Fehltritte zu meiden, weshalb ſie immer nur durch eigenen Schaden klug werden wollen, und ſich erſt durch Selbſterfahrung der ſchlimmen Folgen von verkehrten Wegen ablenken laſſen. Sie machen ſich ſelbſt des Vortheils der Vernunft (des eigentlichen Fortſchritts-

organs) verluſtig, und fallen, gleich den vernunftloſen Thieren, immer wieder in die Schlingen, Netze und Gruben, die ſchon den Vorfahren verderblich geworden. — Die edelſten und weiſeſten, zugleich thatkräftigſten Menſchen dachten nicht daran, daß ſie groß wären. Auch wurde nur ſelten ihre Größe von den Zeitgenoſſen anerkannt. Die Nachkommen ſahen ſich zwar genöthigt, ſie zu geſtehen, doch nicht immer mit Verzichtung auf die Sucht ſie zu verkleinern. Das Herabwürdigen oder Verſchmähen der beſſern Leiſtungen der Vorzeit konnte indeſſen nie über dieſe erheben. Bleibt doch immer das gute der Vergangenheit der Punkt, von dem ausgegangen werden muß, wenn man zum Beſſern vorſchreiten will [22]. Der Menſch liebt aber Veränderung und Wechſel; kann er nicht vorwärts, ſo geht er lieber rückwärts, als daß er ſtill ſtehen bliebe.

8) Noch mehr als die Hälfte des Erdbodens wartet auf menſchliche Bewohner, und zwar gerade die, welche dem Anbau den reichlichſten Lohn verſpräche. Die Folgen der Uebervölkerung längſt angebauter Länder drängt jedoch immer ſtärker zu Auswanderungen im Großen nach noch wenig angebauten hin, welche, durch zunehmende Verbindungswege erleichtert, die Bildung neuer Staatsvereine in Ausſicht ſtellen. Vielleicht iſt es dieſen vorbehalten, von den Mißgriffen der frühern gewarnt, dieſelben glücklich zu vermeiden, und naturgemäßere geſellſchaftliche Zuſtände zu begründen. Doch iſt dies ſchon deswegen ungewiß, weil die große Mehrheit der Aus-

---

[22] „L'humanité ne peut vivre dans l'absolu, ni s'affranchir de cette nécessité de relier l'avenir au passé, qui est la loi même du progrès. Connaître ses précédents, en les jugeant, est une grande portion de la science de la vie. *H. Martin* Hist. de France XVIII. 419.

wanderer mehr Gewinnſucht als erprobte Lebensweisheit mit ſich in die neuen Anſiedelungen zu bringen pflegt.

9) Vieles glänzt in unſerer Geſchichte und Poeſie, deſſen Wiederkehr doch nur Bethörte wünſchen können. Falſcher Glanz, falſche Größe hat indeſſen einen Reiz, der jetzt wie ehedem Viele verblendet. Warum hat es in neueſter, wie in älteſter Zeit Eroberer gegeben, die großen Anhang und begeiſterte Verehrer fanden? — Blos weil Eroberungen (im Ganzen doch etwas Verhaßtes) einen ſtarken Schimmer des Ruhms von ſich werfen, weil der Zauber dieſes Ruhms Viele bethört, weil damit auch allerlei Beute verknüpft iſt, deren Köder gemeine Seelen an ſich lockt. Und doch iſt das Strafgericht niemals ausgeblieben. Gegen große Verblendungen dieſer Art könnte nur eine gründliche ſittliche Bildung die Völker ſchützen. Je mehr dieſe zunimmt und ſich ausbreitet, deſto ſeltener werden Eroberer ihr Glück machen, deſto ſchneller wird ihr Werk zerfallen. — Die häufigen Miſchungen der Völker zeigten ſich indeſſen auch als Vehikel des Fortſchritts der Menſchengattung. Sie traten bald der Erſtarrung, bald der ſittlichen Verweichlichung in den Weg, und dienten dazu, die Einſeitigkeit und Schroffheit der Volkscharaktere zu mildern, führten rohe Völker der Theilnahme an der Geſittung Anderer entgegen, und hemmten den Hinabſturz von ſchon geſittigtem in immer tiefere, ſittliche Ausartung.

10) Bei ruhiger unbefangener Weltbetrachtung muß man ſich freilich geſtehen, daß der Fortſchritt bisher mehr in der äußern Verſtandes- und Sittenbildung, als in der innern der ſittlichen Geſinnung wahrnehmbar iſt, und daß in letzterer Hinſicht nicht ſowohl die Wirklichkeit als nur die Möglichkeit des Fortſchritts behauptet werden kann, die ſich

dem geiſtigen Auge der Beſtgeſinnten als ferne Ausſicht auf dereinſtige Verwirklichung darſtellt. So bedeutenden Werth man auch dem Einfluß fortſchreitender Wiſſenſchaft und Civiliſation für die Vervollkommnung der Erdebewohner beilegen mag, ſo fehlt es doch nicht an wichtigen Gründen, unſere Erwartungen davon zu mäßigen. Nur wenn die ſittliche Veredlung gleichen Schritt hielte, hätten wir eine Bürgſchaft, daß das Wachsthum des Wiſſens und der äußern Geſittung nicht wieder in Barbarei umſchlagen könne [23]. Wie die Sachen jetzt ſtehen, können wir zwar, wenn ſie gut gehen, nie verſichert ſein, daß nicht ein Rückſchlag eintreten werde; doch bleibt uns auch, wenn ſie ſchlimm gehen, Grund, an einem Aufſchwung nicht zu verzweifeln. Während wir alles in den ſichtbaren Zuſtänden unſeres Planeten der Vergänglichkeit und Zerſtörung unterworfen ſehen, bleibt uns doch das Bewußtſein der Erkenntniß und Befolgung des ewig Wahren und Guten, dem wir nachzuſtreben alle berufen ſind. Dieſes Bewußtſein iſt uns Bürge, daß der Menſch der Vervollkommnung empfänglich, und daß er in der ſichtbaren Welt auf Erden nur in einer Erziehungs- und Bildungsanſtalt ſich befinde, deren höchſtes Endziel über ihr hinausliegt. Der geiſtig-ſittliche Fortſchritt der Individuen iſt nicht dergeſtalt von dem Fortſchritt der Gattung abhängig, daß er nicht auch ohne dieſen möglich wäre. Nichts macht aber die Wahrheit des Fortſchritts gewiſſer Völker mehr verdächtig, als das ewige Poſaunen, Prangen und Prahlen damit. Ein Fortſchritt ohne großes Geräuſch bewährt ſich immer und überall am beſten. Die Wagen, die am ſtärkſten poltern, ſind die leeren.

---

[23] La civilisation, quand elles s'arrête à la tête (dem Verſtand) et ne pénètre pas dans le coeur, s'accomode assez bien de toutes les horreurs de l'esclavage. *N. Tourgueneff* La Russie et les Russes II. 84.

Die Morgenröthe trügt nicht ſelten am meiſten, wenn ſie am hellſten ſcheint. Wie fern lag nicht oft die goldene Zeit, wann die Poſaunen und Triumphgeſänge des Tags ihr Daſein am lauteſten verkündeten!

11) Noch ſind die Wünſche und Erwartungen mehrentheils nur auf materielles Wohlſein gerichtet. Sie ſind daher wie im Leben der Einzelnen ſo auch im Völkerleben zahlloſen Täuſchungen und Mißrechnungen unterworfen. Dies weiſt die Menſchen mit unwiderſtehlicher Evidenz darauf hin, daß ſie und ihre Schickſale in der Hand eines Höhern ſtehen, dem jener niedere Geſichtspunkt völlig fremd iſt. Die langſamſten Fortſchritte macht die Moral der Staatsregierungen, die doch den Völkern vorleuchten ſollten, aber nur zu geneigt ſind, ſich für ihren Gebrauch eine eigene Moral zu bilden, verſchieden von derjenigen, die den Regierten zur Richtſchnur dienen ſoll. Sie laſſen ſich jetzt wie vor Jahrtauſenden noch vielfach von der Rückſicht auf augenblickliche Vortheile beſtimmen und treiben, und machen ſich ſo ſelbſt zum Spielball der Zeitumſtände. Wie ſehr hindern nicht die Staaten den Fortſchritt ihrer Wohlfahrt gegenſeitig dadurch, daß jeder geneigt iſt, in dem Zuwachs der Wohlfahrt des Andern einen Abbruch der ſeinigen zu erblicken! In den civiliſirten Völkern regt ſich zwar ein Streben, ihr Verhältniß zu den Herrſchern zu ihrem Vortheil zu verbeſſern. Aber der Widerſtreit der verſchiedenen Intereſſen hat ihnen beinahe noch nirgend vergönnt, das rechte Ebenmaß zwiſchen den gerechten und billigen Forderungen der Freiheit und jenen der Ordnung auszumitteln. Für den aufmerkſamen und unbefangenen Beobachter wird es indeſſen immer klarer und gewiſſer, daß einzig die Durchdrungenheit der Regierung ſowohl als der Regierten von der Idee Gottes und ſeiner ewigen Geſetze vermögend ſei, eine wahre

und nachhaltige Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände herbeizuführen und feſtzugründen. Wäre die Verbreitung der Ueberzeugung hievon nicht das ſchönſte würdigſte Ziel aller Beſtrebungen einer Aufklärung, die ihren Namen wirklich verdient? — Iſt doch der Haupt- und Erzfeind jedes anhaltenden Fortſchritts im Wahren und Guten die Selbſtſucht, welche den unerläßlichen Bedingungen eines ſolchen Fortſchritts feindſelig entgegentritt und ſowohl die Freiheit als die Ordnung verfälſcht und zerſtört, indem ſie bald eine Freiheit ohne geſetzliche Schranken verlangt und anſtrebt, bald die Nothwendigkeit der Ordnung zum Vorwand für Unterdrückung der Freiheit mißbraucht. Dadurch ſchmuggelt die Selbſtſucht überall Mißbräuche, Ausartungen und Unordnungen ein, und tritt auch, wenn die Verderbniſſe tiefe Wurzel gefaßt haben, als die entſchiedenſte Widerſacherin aller Reformen auf, dieſelben zum Frevel ſtempelnd, während ſie ihren eigenen Geburten das Anſehen unverbrüchlicher Geſetze zu geben ſtrebt. Ihr mächtiges Vehikel dafür iſt die Unwiſſenheit der Maſſen und die Niederhaltung ihrer geiſtigen und ſittlichen Anlagen auf niedriger Stufe, und jede Ausſchweifung, jede Verirrung der rohen Maſſen und jedes Mißlingen von Reformverſuchen weiß ſie dann als ſiegreiche Beweiſe von der Nothwendigkeit der Willkührherrſchaft geltend zu machen.

12) Wenn das Fortſchreiten der ſittlichen Veredlung der Völker im Ganzen nur ein allmähliges iſt, ſo zeigt die Geſchichte uns auch von der das äußere Leben regelnden Geſetzgebung nur einen langſamen Fortſchritt. Dieſe ſollte zu jeder Zeit der Bildungsſtufe der Völker zuſagen und dieſelben zu immer höhern Stufen der Geſittung emporführen. Doch wie ſelten genügte ſie dieſen Forderungen! Selbſtiſche

Rückſichten ſträubten ſich gegen ſie. Allein die Noth außerordentlicher Umſtände drang von Zeit zu Zeit den Machthabern ab, wozu ſie ſich gutwillig nicht verſtanden. Auch erweckt die Noth Geſetzverbeſſerer!

13) Die intellectuelle Bildung ſchreitet gleichfalls ſchon beim Individuum, aber noch weit mehr bei ganzen Völkern nur gemach und ſtufenweiſe vorwärts. Hundertmal kann die Erörterung des nämlichen Gegenſtandes des Wiſſens wiederholt werden, eh' er einer befriedigenden Löſung nahe gebracht wird. Der denkende, forſchende Geiſt ruht jedoch nicht, bis er die Beleuchtung und Ergründung von allen Seiten vollendet zu haben glaubt, und ihm entweder daraus ein helles Licht aufgeht, oder er zur Ueberzeugung hingedrängt wird, daß der Gegenſtand der Forſchung über den Geſichtskreis des menſchlichen Wiſſens hinausliegt. — Ohne Selbſtdenken kann es Niemand in der Erkenntniß weit bringen. Allein Selbſtdenken fordert Anſtrengung, während das „Andere für ſich denken laſſen" ſehr bequem iſt. Wie Vieles hindert nicht am Selbſtdenken, wie Vieles ſchreckt nicht davon ab! Dennoch iſt im Ganzen ein Fortſchritt der Wiſſenſchaft, zumal im Kreiſe derjenigen, die ſich ihr eigens widmen, unverkennbar, und ſie nimmt hier zuweilen, wenn ſie durch wichtige Entdeckungen einen ſtarken Anſtoß erhält, einen plötzlichen und bewunderungswürdigen Aufſchwung. Dies gewahren wir beſonders bei den auf Naturkunde beruhenden Wiſſenſchaften. Jahrtauſende lang blieben die meiſten Erdegegenden auch den Höchſtgebildeten ganz unbekannt. Erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung hat ſich die Kenntniß davon beträchtlich erweitert. Vor Erfindung des Compaſſes wagten ſich die kühnſten Seefahrer nicht, fern von Ufern ins weite Weltmeer hinaus. Die

Gelehrteſten ahneten nichts von der Erde rundlicher Geſtalt und von Gegenfüßlern. Aber vergeblich kämpften zähe Vorurtheile der Evidenz der Beweiſe von Copernik, Kepler und Galilei entgegen. Jetzt weiß hievon ein Schulknabe mehr als vordem der größte Naturkundige. — Ohngeachtet der bedeutenden Fortſchritte der Wiſſenſchaft in vielen Ländern, müſſen wir jedoch, wenn wir unbefangen urtheilen, eingeſtehen, daß die richtige Erkenntniß deſſen, was Jeder in Wahrheit iſt, ſein ſoll und ſein kann, noch immer überall im Ganzen zu den größten Seltenheiten gehört.

14) Noch ſehen wir, wie nicht ſelten Vorurtheile und Feindſchaften ſich lange Zeit mit der Muttermilch gleich leiblichen Gebrechen vererben. Dieſe Erbſchaften werden hartnäckige Hemmniſſe auf dem Wege zur Wahrheit und Tugend. Doch liegt in des Menſchen Anlage die Kraft dieſe Hemmniſſe zu überwinden. Unverſehens geht dem Verblendeten ein Licht auf, daß er Gott keinen Dienſt erweiſe, wenn er ererbten Meinungen mehr folge, als ſeiner Vernunft, dem geſunden Verſtand und dem Gewiſſen. — So weit das Chriſtenthum ſich verbreitete, hat ſein Einfluß nach und nach viele Wahnbegriffe, Unſitten, Laſter und Verkehrtheiten, Erzeugniſſe der Roheit, der Geiſtesverfinſterung und ſchlimmer Angewöhnung beſeitigt, und je mehr ſein Geiſt ſich ungetrübt geltend macht, deſto mehr erblühen die geſelligen Tugenden und vermehren ſich der Völker Beſtrebungen nach Verbeſſerung ihrer Zuſtände. Aber ſelbſt der Auffaſſung des ächtchriſtlichen auf Veredlung des Sinns und Lebens dringenden Geiſtes begegnen in der Roheit, der Trägheit und Selbſtſucht der Menſchen Schwierigkeiten ohne Zahl, deren Beſiegung nur durch unausgeſetzte Läuterung des Wahrheitſinns ermöglicht wird. Doch laſſen ſich

hierin Fortſchritte wahrnehmen, die durch mancherlei Umſtände, ſelbſt durch Uebel, welche Bösgeſinnte verurſachen, gefördert werden. Für Freiheit des Geiſtes und der Gedanken führt keine Religion ſo mächtig das Wort, als das Chriſtenthum. Dieſes dringt darauf, daß in allen Ländern und in allen Schichten der Geſellſchaft das Licht der Wahrheit die geiſtige Finſterniß zerſtreue, und verwirft die Scheu vor dieſer geiſtigen Lichtverbreitung, welche ſelbſtſüchtigen Machthabern die Furcht einer Störung ihrer Gewaltübung einflößt. Zwar, ſo lange der Gedankenkreis nur ein ſehr beſchränkter blieb, man nur wenig dachte, nur handelte und genoß, ließ man von Oben die Gedanken frei. Aber als der Gedankenkreis ſich bedeutend erweiterte, als das Nachdenken über alle geſellſchaftlichen Anliegen in immer größern Schichten des Volks war geweckt worden, zog das Reich der Gedanken ſtets mehr die Aufmerkſamkeit und die Sorgen der Machthaber auf ſich. Sie hätten ſich zwar gern des Vortheils der intellectuellen Fortſchritte bemächtigt; als ſie aber in der Freiheit der Kundgebung der Gedanken Gefahr witterten, umgaben ſie dieſelbe um ſo ängſtlicher mit Schranken, je mehr Mittel erfunden wurden, ihre Veröffentlichung zu erleichtern. Sie belegten die Kundmachung von Gedanken, die ihnen gefährlich ſchien, mit Strafen, und als auch dieſe dem Zweck nicht genügten, ſannen ſie auf Mittel, um der Veröffentlichung der ihnen gefährlich ſcheinenden Gedanken hindernd zuvorzukommen. Einerſeits zeigt jedoch die Erfahrung die Vergeblichkeit ſolcher Vorkehren, welche ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt immer augenſcheinlicher wird, und anderſeits hat das Verpönen der Kundgebung der Gedanken die ſchlimme Folge, daß es das Denken ſelber einſchläfert, daß es der Wahrheit unmöglich macht zur Geltung zu gelangen und daß es ſelbſt das Mittel vorenthält um dem Böſen zu ſteuern [24]. Möge die Zeit bald erſcheinen, wo man einſehen wird, daß Nichts die Hemmungen der Gedankenfreiheit wirkſamer beſeitigen könne, als das Ueberhandnehmen der lautern chriſtlichen Weisheit, welche will, daß Alle durch Erkenntniß der Wahrheit frei werden ſollen, und indem ſie alle Gedanken auf das ewig Gerechte und Gute hinlenkt, den würdigen, gewiſſenhaften Gebrauch der Gedankenfreiheit zur kräftigſten Schutzwehr gegen ihren Mißbrauch aufſtellt. Würden die Menſchen von der wahren chriſtlichen Weisheit durchdrungen, ſo wäre die Geſellſchaft vor ſolchem Mißbrauch geborgen [25].

15) Noch ſteht in manchen Erdgürteln bei weitem der größte Theil der Bevölkerung in Kenntniſſen, Geſittung und Kultur auf ſehr niedriger Stufe. Vieles in ihrem Zuſtand macht wahrſcheinlich, daß er durch den Zerfall eines frühern beſſern, vorzüglich durch ſittliche Ausartung herbeigeführt, und durch tiranniſche Herrſchaft vollendet worden ſei. Dabei ſind hin und wieder ſelbſt die Vorzüge des Bodens und Klima's ganz oder großentheils verloren gegangen. Noch gibt es Völker (wie die Chineſen und die Indier), in denen ſeit vielen Jahrhunderten ein Geſchlecht dem andern gleicht, und das ſpätere nicht mehr weiß und lernt als die vorigen. Dieſe Völker zehren von einem ihnen überlieferten Schatz, den ſie nicht zu vermehren wiſſen, und von dem ſie die genauere Kenntniß zum größten Theil eingebüßt haben. Es rückt aber die Zeit heran,

---

[24] Die Ausmittelung des rechten Maßverhältniſſes zwiſchen Freiheit und Beſchränkung iſt auch hierin die Aufgabe einer weiſen Geſetzgebung, welche die Willkühr ausſchließt.

[25] Unſittliche und gottloſe Schriften ſind ein ſchleichendes Gift für die Geſellſchaft und beſonders die Jugend. Ihrem Reiz und ihrer Verbreitung wirkt aber die Begründung einer ächt ſittlichen und religiöſen Bildung weit erfolgreicher als die beſt ausgedachten Zwangsmaßregeln entgegen.

wo irgend eine Veranlaſſung ſie aus ihrem Kreislauf von Trägheit und Gewöhnung heraustreiben wird, und dann dürfte jener überlieferte Schatz, mit den geiſtigen Schätzen anderer Völker vermengt und durch dieſe Miſchung veredelt, zur Grundlage neuer Bildungszuſtände verarbeitet werden. — Die Berührung, in welche ſich die civiliſirten Nationen mit den rohen und verwilderten geſetzt haben, bewirkte bisher zum Theil nur eine geringe und jedenfalls eine nur ſehr allmählige Verbeſſerung ihrer Zuſtände. Man trifft aber ſelbſt unter ſehr rohen Völkern nicht nur Individuen mit ausgezeichneten Tugenden geſchmückt, ſondern auch vorherrſchende Charakterzüge, Gewohnheiten, Maximen und Gebräuche, welche in ſittlicher Hinſicht die feinſte Civiliſation beſchämen[26]. Die Bildung hingegen, welche die civiliſirten Völker ihnen beibringen, verliert meiſt dadurch ſehr viel an ihrem Werthe, daß ſie es vorzüglich nur darauf anlegen, ſich die rohern Völker für eigenen materiellen Gewinn dienſtbar zu machen. Die civiliſirten brachten ihnen die Anſteckung ihrer eigentlichen Verderbniſſe und überdies die Uebel der Sklaverei. Solches Unheil zu vermindern gibt es nur ein wirkſames Mittel: die (allerdings mühſame) Verbreitung eines religiöſen Glaubens, der eine ſittliche Wiedergeburt bewirkt, indem er der Herrſchaft der Leidenſchaften und der Selbſtſucht entreißt. Die Einführung roher Völker in die Laufbahn der Geſittung wird den Boten des Glaubens der Liebe am beſten gelingen, wenn ſie ſolchen Völkern zugleich Geſchmack an emſiger Bodenkultur beibringen, weil dieſe ſich ſelbſt lohnende Beſchäftigung Körper und Geiſt naturgemäß entwickelt, die Trägheit (einen Hauptzug roher Völker) beſiegt, mit der Natur befreundet, geſellſchaftliche Ordnung und Häuslichkeit zum Bedürfniß macht, und vielfältig den Gedanken an den Urheber aller Dinge weckt und belebt.

---

[26] So ungezügelt ſich die Leidenſchaften bei rohen Völkern äußern, ſo begegnet man doch unter ihnen den ſchönſten Zügen von Treue, von Freundſchaft, von Gaſtfreundlichkeit, von Redlichkeit im Verkehr, von kindlicher Liebe und von wahrem Edelmuth.

16) Je mehr man irgendwo die Künſte und Gewerbe und auch die Wiſſenſchaften und den auf die Verbreitung der Kenntniſſe abzielenden Unterricht der Vollendung näher brachte, deſto augenſcheinlicher trat der Vortheil hievon für die Annehmlichkeiten des Lebens, deſto unverkennbarer aber auch die Thatſache hervor, daß das häusliche und öffentliche Wohl dadurch mehr gefährdet als gefördert werde, wenn nicht zu gleicher Zeit das ſittlich-religiöſe Leben durch Veredlung der Geſinnung und der Sitten in gleichem Maße gehoben und ſorgfältig gegen Ausartung und Verfall geſichert wird. Je mehr die äußern Zuſtände der Geſellſchaft ſich verfeinern und ausbilden, deſto dringender wird ihr Bedürfniß einer ebenmäßigen Steigerung und tiefern Begründung ihrer geiſtig-ſittlichen Bildung. Sonſt fehlt es an der feſten Grundlage und an der Regelung und dem ordnenden Richtmaß, ohne welche kein menſchliches Beſtreben vor Ausartung und Verirrung geborgen iſt. Unwiderſprechlich lehrt dies die Geſchichte aller in der Civiliſation vorangeſchrittenen Völker, und gerade in der oftmaligen Nichtbeachtung dieſer Thatſache liegt die Haupturſache, warum der Fortſchritt der Menſchheit ſo langſam und ſchwankend iſt und ſo vielfach unterbrochen wird.

17) Am preiswürdigſten ſind die Zeiten, wo die geiſtig-ſittliche Bildung ihren Sieg über die Roheit dergeſtalt feiert, daß die Beſtrebungen zur Erhaltung des errungenen Wahren und Guten mit den Beſtrebungen nach fortſchreitender Förde-

rung und Vermehrung deſſelben im Gleichgewicht und Einklang ſtehen, ſich gegenſeitig unterſtützen und ihren Erfolg ſichern. Solche Zeiten waren ſelten; um ſo größern Werth müſſen ſie im Auge des ächten Menſchenfreundes haben. Aber auch das Wiedererwachen des menſchlichen Geiſtes nach langem Schlaf, auch ſeine Anſtrengungen ſich aus der Barbarei und Unwiſſenheit, aus dumpfer Trägheit und Verdummung, aus dem Zerfall geſellſchaftlicher Einrichtungen zu erheben bezeugen ſeinen unverwüſtlichen Beruf zum Fortſchritt, der durch einzelne noch ſo große Rückſchritte nicht aufgehoben werden kann. Jahrhunderte lang kann der Sinn dafür unterdrückt und verfinſtert werden oder in Erſtarrung ſchlummern. Iſt er aber einmal geweckt und ſeiner Windeln entledigt, ſo kann er in der Entwickelung rüſtig vorwärts ſchreiten.

18) Der tiefſte Grad der Verſunkenheit wie der Völker ſo der Länder iſt die phyſiſche und geiſtig-ſittliche Verſumpfung und Verödung, wo der Sinn für Wahrheit, Recht und Tugend und aller Edelmuth erloſchen ſcheint und niedrige ſchamloſe Selbſtſucht und Genußſucht an ſeine Stelle getreten ſind, wo das Handeln nach Grundſätzen und Ueberzeugung verhöhnt wird, wo Treue und Glaube alle Geltung verloren haben, hingegen jede Schlechtigkeit, jede Ruchloſigkeit Entſchuldigung und Beſchönigung findet [27]. Kein Volk iſt vor einer ſolchen Verſunkenheit geſichert, wenn durch entnervende Weichlichkeit, durch große Frevel, durch leidenſchaftliche Kämpfe und Umwälzungen

---

[27] Jeſaias hat dieſen Zuſtand geſchildert: „Das ganze Haupt iſt krank, das ganze Herz iſt ſiech (I. 5). Wehe denen, die das Böſe gut nennen und das Gute böſe, die Finſterniß zu Licht machen und das Licht zu Finſterniß (V. 20). Wir machen die Lüge zu unſerer Zuflucht, und hinter Trug verbergen wir uns (XXVIII. 15). Die Wächter ſind alle blind, und wiſſen von nichts; ſie alle ſind ſtumme Hunde, die nicht bellen können (LVI. 10). Der Gerechte kommt um, und Niemand nimmt es zu Herzen.“

und durch die Macht verführeriſcher Lehren und Beiſpiele die Grundfeſten der ſittlichen Geſinnung wankend geworden ſind. Iſt ſie einmal vorhanden, ſo entſteht ein Chaos, wo die Finſterniß geliebt, das Licht gehaßt wird, eine ſolche Verwirrung, ein ſolcher Taumel, eine ſolche Verblendung, daß nur das Hereinbrechen großen Jammers und Elends, das Schreckbild noch größerer Gefahr oder eine großartige Idee, von edeln begeiſternden Perſönlichkeiten unterſtützt, ein Volk davon erlöſen kann, indem ſie die eingeſchlafenen beſſern Kräfte aufrütteln und ein Feuer anzünden, das die abgeſtorbenen, faulgewordenen Elemente der Geſellſchaft verzehrt. Unverſehens bethätigte ſich ſo von Zeit zu Zeit ein neues Lebensprincip in ganzen großen Volksmaſſen, und riß ſie, wenn ſie ſich deſſen auch nur dunkel bewußt waren, unaufhaltſam zu Unternehmungen fort, deren Strömung die geſellſchaftlichen Zuſtände neu geſtaltete. Wenn gleich ſolche gewaltige Aufregungen mancherlei Störungen des Lebens und viele Drangſale mit ſich führen, ſo retten ſie doch aus tödtlichem Siechthum und geiſtloſer Erſtarrung und Erſtorbenheit. Eine ſo auffallende plötzliche Bethätigung der gewaltigſten Hebel, Pulsadern und Springfedern großer Völkerbewegungen erſcheint uns nur deshalb als ein Spiel des Zufalls, weil ſie nicht aus einem planmäßigen Entſchluß von Menſchen hervorgeht, denen es gegeben wäre, den Gang der Schickſale abſichtlich zu lenken und zu beſtimmen. Offenbar waltet hier die unſichtbare Fügung einer höhern Macht, die mit einer das Ganze und alle Zeiten umfaſſenden Weisheit dem Weltall, deſſen Beſtandtheile ſich alle im Zuſammenhang befinden, voranſteht. Auch erhielten und erhalten alle wahren Fortſchritte der Menſchheit von nachhaltigem Werth Anſtoß und belebende Kraft von der Religion, ſo wie auch ihre Rückſchritte im tiefſten

Grund vorzüglich durch Ausartungen und Verderbniſſe der Religion bewirkt und gefördert wurden. Wie könnt' es auch anders ſein, da nichts Anderes mit ſolcher Energie zum Trachten nach dem Guten auffordert und antreibt, als die lebendige Idee von Gott, die Eins iſt mit der von Vollkommenheit.

19) Dem Fortſchritt des Einzelnen zur vollendeten Ausbildung iſt auch bei der längſten Lebensdauer ein durch ſein Kraftmaß und zum Theil auch durch die Zeitverhältniſſe bedingtes Ziel geſteckt. Vor der geſammten Menſchheit rückt aber das Bildungsziel immer weiter hinaus, je mehr ſie ihm näher kommt. Nichts, was der Geiſt Einzelner dazu beiträgt, geht verloren. Verſchwindet gleich ihr Werk, der Gedanke, die Geſinnung, die es eingaben, bleibt. Jeder Einzelne ſtirbt, die Menſchheit iſt unſterblich. Von Einzelnen gilt das Wort: ars longa, vita brevis. Hat er das Seinige (ſein Tagwerk) gethan, ſo erübrigt ihm nichts, als die Ahnung, daß ihm die Vollendung im Jenſeits vorbehalten ſei, in einer der vielen Wohnungen im Hauſe des Allvaters, während die Folgereihe von Menſchengeſchlechtern, die der Einzelne hinter ſich läßt, die Erziehungsſchule auf dem Erdplaneten forthin durchläuft.

20) Da jede Zeit (Vergangenheit und Gegenwart) ſtets mit der Zukunft ſchwanger geht, ſo iſt dem Menſchen in der Beobachtung und der Urtheilskraft ein Seherblick in die Zukunft verliehen [28]). Ein Vorherſehen des Zukünftigen kann durch richtige Vergleichung von zuſammenhängenden Thatſachen und ihren Folgen begründet werden. Doch ſind die ächten (wahrſagenden) Propheten ſelten. Aber auch die beſten kön-

---

[28]) „Das Zurückſehen auf's Vergangene geſchieht nur in der Abſicht, um das Vorausſehen des Künftigen dadurch möglich zu machen.“ Kant Anthropologie 1820. S. 97. Die Gegenwart iſt immer nur ein Augenblick.

nen zukünftige Ereigniſſe und Zuſtände nur in großen Umriſſen andeuten, weshalb ſie nur von Wenigen verſtanden werden. Der Seher befaßt ſich nicht mit Beweisführung; er hat die Zuverſicht, daß die Zukunft die Wahrheit ſeiner Geſichte darthun werde. Der Natur des Menſchen iſt es höchſt angemeſſen, daß überhaupt die Zukunft vor ihm verſchleiert iſt. Läge ſie klar enthüllt vor ihm, er würde in ſeinen Entſchließungen zu ſehr durch Furcht und Hoffnung verwirrt, unſchlüßig und ſchwankend, oft verzagt und unthätig, wo es des Muths, der Entſchloſſenheit, der Thatkraft bedarf. Höchſt wohlthuend für den Menſchen hat daher Gott ihm ſeine Zukunft im irdiſchen Leben verhüllt, damit er unbeirrt ſeinen freien Willen nach der Anleitung ſeiner Vernunft und ſeines ſittlichen Bewußtſeins, die ihm Gott zu Führern gegeben, gebrauche. Das Verlangen des Menſchen ſeine irdiſche Zukunft voraus zu wiſſen iſt thöricht, und im Widerſpruch mit ſeinem freien Willen, von deſſen Entſchließungen in ſo vieler Beziehung es abhängt, wie die Zukunft ſich geſtalten werde. (Prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus. *Horat.* L. III. Ode 23)[29]. — Zu allen Zeiten ſtanden die Menſchen vor der Zukunft mit der Frage: wie ſoll, wie wird es endlich werden? Die Antwort der Weiſſagung lautete immer: „Herrlich, wenn ihr nur wollt, aber erſt nach vielen, langen und ſchweren

---

[29] Nicht einmal die Witterung zu den verſchiedenen Jahreszeiten iſt alle Jahre gleichförmig. Man kann nicht zuverläßig auf ſie zählen, ſondern muß ſich auf manche launigten Wechſel gefaßt halten. — Das Wahrſagen aus der Stellung der Geſtirne iſt leere Täuſchung. Die Auguren, wie bei den Römern auch bei wilden Völkern beſtellt, um aus an ſich unbedeutenden Zeichen am Himmel oder auf der Erde die Zukunft zu wahrſagen, wurden als Vehikel gebraucht, um die abergläubiſche Menge für gewiſſe Zwecke zu beſchwichtigen.

Kämpfen!" [30]). — Einen nicht trüglichen Wahrſager hat Gott den Menſchen gegeben in dem Gewiſſen, wie es ſich in jeder Bruſt ausſpricht, in welcher es nicht abgeſtumpft, verſchroben oder geſchweigt worden iſt; ferner auch in den Ereigniſſen und Schickungen im Leben der Einzelnen und ganzer Gemeinheiten und Völker. Was können aber alle Wahrſager helfen, wenn die Ohren taub, die Augen blind ſind? — Tritt ein unverſehenes Ereigniß ein, das eine große Veränderung in den Weltzuſtänden anzukünden ſcheint, ſo läßt ſich im Anfang der Endausgang ſchwer vorausſehen. Vorſchnelle Urtheile werden hier gewöhnlich durch den Erfolg widerlegt, weil Umſtände und Vorfälle, Leidenſchaften und Intereſſen, die dazwiſchen treten, die Richtung und den Gang der Dinge ganz anders beſtimmen, als man ſich dieſelben anfänglich vorſtellte. Schärferſehende Beobachter wurden jedoch oft durch gewiſſe Wahrzeichen, die von den Meiſten unbeachtet blieben, zu Vermuthungen hingeleitet, welche ſie vor Mißkennung oder Ueberſchätzung des eigentlichen Charakters des Ereigniſſes behütet, wohl auch zu heilſamen Maßregeln der Vorſicht veranlaßt haben[31]. — Der vielkundige, vielerfahrne Menſchenfreund würde ſich manchmal kaum des Unglaubens an die beſſere Menſchheit erwehren können, wenn er nicht wahrnähme: daß, obgleich alles hienieden, ſelbſt die Sonne, Flecken hat, doch ſo wie in allen Weltgegenden und menſchlichen Zuſtänden jederzeit Gutes und Schlimmes vermiſcht ſind, und daß wie aus dem Böſen das in der Welt geſchieht, ſich die ſtärkſten Antriebe zur Tugendbildung entwickeln, ſo auch in den am meiſten verwahrlosten und verkehrten Menſchen gewöhnlich noch eine gute Saite oder eine Ader des Guten ſich finde, und daß auf den niedrigſten Stufen des geſellſchaftlichen Lebens ſich noch Spuren davon zeigen, was uns alle als Glieder Einer Familie mit dem Einen Gott verbindet[32]. — Die Weſenheit des unbedingt und ewig Guten ſelbſt enthält für uns die ſtärkſte Bürgſchaft von deſſen endlichem Siege.

---

[30] Am häufigſten treten Verkündiger der Zukunft (Wahrſager) in ganz verworrenen Zeiten auf, wo die Grundfeſten der Geſellſchaft tief erſchüttert ſind, und Alles wankend und ungewiß geworden iſt. In ſolchen Zeiten findet jeder Gehör, der mit kecker Zuverſicht durch den Schleier der Zukunft zu blicken behauptet, weil der Wunſch allgemein iſt, aus dem peinlichen Zuſtand der Ungewißheit erlöſt zu werden. — Die Prophezeihungen, welche die Bibel enthält, hatten gewiß nicht zur Abſicht den Vorwitz in Hinſicht der Zukunft anzuregen, zu nähren oder zu befriedigen. Sie ſind zum Theil Kundmachungen der Wege Gottes oder der ſittlichen Weltordnung, und zum Theil Warnungen vor böſen und verkehrten Wegen und mahnende Aufforderungen zur Beſſerung. Newton bemerkt (in ſ. Abhandlung über die Prophezeiungen in der h. Schrift): „daß dieſe uns nicht gegeben ſind, damit wir aus ihnen die künftigen Ereigniſſe vorherſehen, ſondern damit wir in bereits erfolgten Ereigniſſen die Erfüllung der ewigen Beſchlüſſe des unendlichen Weſens in Bezug auf die Menſchen, welche Beſchlüſſe jene Prophezeiungen kund thun, erkennen mögen." — Wie oft iſt nicht das nahe Welt-Ende vorhergeſagt und von Vielen geglaubt worden, wenn die Uebelſtände und Wehen und auch die Verderbniſſe der Völker einen hohen Grad erreicht haben, ohne daß eine Ausſicht auf Abhülfe ſich zeigte!

21) Selbſt in der organiſchen und unorganiſchen Natur läßt ſich im Großen und Kleinen eine fortſchreitende Entwickelung zu größerer Vollendung theils wahrnehmen, theils ahnden. Die Geſundheit und Bewohnbarkeit eines Landes wächſt

---

[31] Welche großen Veränderungen muß nicht die Auflöſung oder Zertrümmerung des türkiſchen Reichs, deren Beſchleunigung viele Wahrzeichen verkünden, in Europa, Aſien, und Afrika zur Folge haben? Und Gleiches gilt in Amerika von der immer weiter ſchreitenden Ausdehnung der dortigen vereinigten Freiſtaaten. Dies vorherzuſehen, braucht es keinen ſcharfen Seherblick. Aber auch der Schärfſte vermag es jetzt vorher zu ſchauen, wie ſich die Dinge in jeder Beziehung in Zukunft geſtalten werden? —

[32] „Es iſt bei jedem Volke, in jeder Zeit eine ſolche Miſchung des Guten und Böſen, daß der Weiſe für ſich immer gut ſein kann, an ſeinen Mitbürgern aber das Böſe dulden muß wegen ſeiner Verbindung mit dem Guten.“ Joh. v. Müller Geſch. d. Eidgen. B. III. S. 116.

mit der beſſern Ausbildung ſeiner Bewohner. Auch hat der Reichthum, die Mannigfaltigkeit der Formen in allen Reichen der Natur fortwährend zugenommen. Die dem Gebrauch, den Zwecken und der Genußfähigkeit der Menſchen dienenden Pflanzen und Thiere haben immer mehr im Vergleich mit den ſchädlichen und ſtörenden überwogen. Eine ſtufenweiſe Vervollkommnung in der organiſchen Welt läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, können wir gleich den Gang derſelben nicht genau nachweiſen, und noch weniger ihre Urſachen [33]). Während das Streben nach immer größerer Vervollkommnung uns als allgemeines Geſetz aller mit freiem Willen begabter Weſen ſich darſtellt, zeigt ſich daſſelbe als Naturtrieb in der Geſammtheit aller andern. Alle Weltkörper, vom größten bis zum kleinſten ſind in beſtändiger Arbeit, welcher Geburtswehen vergleichbar iſt, und wodurch die ganze Schöpfung auf dem Wege fortwährender Entwickelung ſich befindet. Ein ſolches Fortſchreiten des Weltalls entſpricht ganz unſerer Idee von ſeinem Urheber. (Vergl. Röm. VIII. 22.) Denn obgleich ſein Werk ſeiner unendlichen Vollkommenheit nie gleichkommen kann, ſo iſt doch anzunehmen, daß ihm vom Urheber ein Trieb eingeſenkt ſei, ſeiner Vollkommenheit immer näher zu kommen. Daß dem Geiſt des Menſchen dieſer Trieb inwohne, ſagt ihm, ſobald er Gott in ſeiner Weſenheit erkennt, ſein innerſtes Bewußtſein, und wenn er die große Harmonie in Gottes weiter Schöpfung und ihre nie ruhende Entwickelung betrachtet, muß er nicht darin ein aufmunterndes Vorbild erblicken, welches ihm unausgeſetzt Gott vor Augen ſtellt? — Das Weltall bildet für den Menſchengeiſt gleichſam eine unermeſſene Stufenleiter um ſich zu dem unendlich-vollkommnen Schöpfer zu erheben, und in dieſer Erhebung beſteht des Menſchengeiſts höchſte Beſtimmung.

---

[33]) „Die Natur hat in der Entwickelung des Erdkörpers den Anfang gemacht mit denjenigen Thier- und Pflanzenarten, welche auf der niedrigſten Stufe ſtehen, und iſt allmählig in den folgenden Zeitaltern zu den höhern Bildungen fortgeſchritten, welche doch auf allen frühern Bildungsſtufen ein weniger entwickeltes Schöpfungsreich ausmachten als das, welches die Oberfläche der Erde jetzt trägt.“ Oerſted Der Geiſt der Natur S. 36. — „Wahrſcheinlich hat das ganze Sonnenſyſtem ſich gleich der Erde in einer Reihe von Naturaltern entwickelt und jeder Planet eine Reihe von Umbildungen durchgegangen. Oerſted S. 76.

22) Die Einrichtung, daß die Vollendung vom Menſchen auf Erden nie erreicht wird, während ſie ihm doch ſtets in Ausſicht ſteht und immer neue Fortſchritte möglich ſind, iſt nothwendig, um ſeine edlern Kräfte fortwährend in Thätigkeit zu erhalten. Er darf nie aufhören, an der Beſiegung des Unwahren und Böſen durch das Wahre und Gute fortzuarbeiten. — Das Vergängliche der Vorzeit verſchlang das Grab, deckt der Erde Staub. Pulvis et umbra sumus *(Horat.)* Alles Fleiſch iſt dem Graſe gleich (Jeſaias). Das Vergängliche der Jetztzeit und der Zukunft erwartet das gleiche Loos. Die Vergänglichkeit alles Irdiſchen iſt die nothwendige Vorbedingung für das ſtetige Fortſchreiten der Menſchheit auf der Bahn zur Vollkommenheit. Das Unvergängliche, das geiſtige Leben, das in der Idee von Gott ſeinen Mittelpunkt hat, wird fort und fort ſich entwickeln und läutern. Zahllos ſind Gottes Wege, ſeine Vollkommenheit zu offenbaren und dem Kampf für das Wahre und Gute in der Welt zum Sieg zu verhelfen. Den Gang, der von Ihm dafür beſtimmt iſt, vermögen wir zwar nicht zu durchſchauen. Gottes Wege ſind nicht des Menſchen Wege 34). Dieſer hat aber vollen Grund ſeiner Führung zu vertrauen,

---

34) „Wie der Himmel höher iſt, als die Erde,
So ſind meine Wege höher als eure Wege.“ (Jeſaias LV. 9.)

wenn er nur den guten Willen hat, ihr ſtets zu folgen. — Die Menſchengattung hat noch einen weiten Weg vor ſich. Welch' eine kleine Strecke deſſelben ſind die Jahrtauſende, welche ſie bisher durchlaufen hat! — Sie iſt der wahre Phönix der Fabel. Auch nach oftmaliger tiefer Herabwürdigung oder Zerriſſenheit bewahrt ſie in ſich die Kraft ſich zu verjüngen. Es gibt Wendepunkte in der Geſchichte wie im Einzelleben, wo der Todeskampf eines abgewelkten verderbten Zuſtandes und die Geburtswehen eines friſchen, beſſern zuſammentreffen. Das ſind die Zeiten der Verjüngung und durch die Fähigkeit zu ſolcher Verjüngung iſt der beſtändige Fortſchritt der Menſchengattung bedingt[35]. Wird es wohl unſern Schätzen und Denkmälern der Kultur, der Wiſſenſchaft und der Kunſt nach dem Verlauf künftiger Jahrtauſende beſſer ergehen, als denen der Vorwelt, von welchen verhältnißmäßig ſo wenig auf uns gekommen iſt, wenn nicht die ſittlich-religiöſe Bildung der

---

[35] Noch neulich iſt eingewendet worden: „die (fortſchreitende) Weltentwickelung (zu größerer Vollkommenheit) würde der Gerechtigkeit Gottes d. i. ſeiner gleichen Liebe zu allen Menſchen widerſprechen, indem ſie den in ſpäterer Zeit gebornen einen Vorzug, ein Vorrecht vor den früher gebornen einräumen würde.“ (Drei Fragen eines Gläubigen an die Philoſophie und Politik. Buchholz 1850. S. 44 fg.) Allein, ſo unrichtig es iſt, daß Gott durch die verſchiedene Begabung der einzelnen Menſchen ungerecht handle, ſo gewiß iſt es, daß Er zwar an Alle und Jeden die Forderung ſtelle, nach Vollkommenheit zu trachten, von Keinem aber etwas verlange, was das Maß der ihm verliehenen Kräfte überſteigt. Der Minderbegabte, der das ihm gegebene Maß wohl verwendet, ſteht in Gottes Auge höher, als der Mehrbegabte, der ſein Kraftmaß ungebraucht läßt oder ſchlecht verwendet. Das iſt eben der Vorzug des Menſchen vor den andern Geſchöpfen, daß er alle wahren Güter durch ſeine freithätige Kraft ſich anzueignen berufen iſt, und durch unausgeſetztes Streben die Summe und den Werth dieſer Güter für ſich und Andere vermehren kann. — Daß der Fortſchritt der Menſchheit Gottes Wille ſei, würde beim Abgang aller andern Beweiſe ſchon durch die einzige Thatſache der Erſcheinung Chriſti außer Zweifel geſetzt, deſſen Wort ſich, wie er ſelbſt vorhergeſagt, als ein Senfkorn bewährt hat, welches ſich mehr und mehr zum weitſchattenden Baum entfaltet.

Völker mit unbezwinglicherer Macht als früher dem Einbrechen verwildernder und zerſtörender Barbarei begegnet[36])?

Das bewährteſte, das einzig zuverläßige Palladium der Menſchengattung gegen Rückfälle in's Schlimme, in's Verkehrte iſt jene Religion, die, den ganzen Menſchen durchdringend und beherrſchend, das Leben heiligt, indem ſie alles Wahre, Gute und Schöne ihm aneignet, und nur das unbedingt von ihm ausſcheidet, was gegen die Liebe verſtößt[37]).

---

[36]) Der treffliche Geſchichtsforſcher Macaulai ſagt in der Anrede an ſeine Wähler in Edinburg vom 2. Nov. 1852, in welcher er die verderblichen Folgen der Vertauſchung des Strebens nach wünſchbaren Reformen mit Verſuchen nach Umſturz alles Beſtehenden, in welche die Völkererhebung von 1848 umſchlug, mit beredten Zügen ſchildert: „Wohl hatten Adam Smith und Gibbon uns geſagt: eine Vernichtung der Civiliſation durch die Barbarei ſei nicht mehr zu beſorgen. — Sie fragten: woher ſollen die Hunnen und die Vandalen kommen, um die Civiliſation zu zerſtören? Es kam dieſen Männern nicht in den Sinn, daß im Schooße der Civiliſation ſelbſt ihre Zerſtörer entſpringen könnten, daß im Herzen großer Hauptſtädte, in der Nachbarſchaft glänzender Paläſte, Kirchen und Theater, Bibliotheken und Muſeen, Laſter und Unwiſſenheit ein Geſchlecht von Hunnen erzeugen könnten, wilder und grimmer als die Horden Attila's und zerſtörungsluſtiger als die Vandalen Genſerich's. — Auf weiten Strecken des Feſtlandes, wo wir vor vier Jahren uns vergebens nach einer feſten Autorität umſchauten, blicken wir jetzt vergebens nach einer Spur conſtitutioneller Freiheit.“ S. Allgem. Zeitung von 1852. Nr. 319. S. 5092.

[37]) Eine um ſo ſchärfere Rüge verdienen die neueſten Verſuche die Begriffe von der Stellung der chriſtlichen Religion zum Bildungsgang der Menſchheit zu verwirren. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, befangene Eiferer mit der Forderung auftreten zu ſehen, daß die Klaſſiker Griechenlands und Roms, weil ſie Heiden waren, von dem Unterricht der Chriſten verbannt werden ſollen. Dieſe Eiferer merken nicht, daß ſie Julian den Abtrünnigen nachahmen, der dem Chriſtenthum keinen derbern Stoß verſetzen zu können glaubte, als durch ſein kaiſerliches Verbot in chriſtlichen Schulen jenen Klaſſikern ferner den Zutritt zu geſtatten. Allein die Kirchenlehrer ſeiner Zeit, ſeine hämiſche Argliſt vollkommen durchſchauend, ließen ſich nicht irre machen, und verzichteten auf die Benutzung dieſes Vehikels humaner Bildung nicht. Iſt dies doch gerade ein herrlicher Vorzug der chriſtlichen Religion, alles Wahre, Gute und Schöne, woher immer es komme und wo immer es ſich finde, ſich anzueignen, und, indem ſie die Irrthümer und Täuſchungen des Heidenthums aufdeckte und bekämpfte, war ſie doch weit entfernt, ihren Jüngern die Meinung beibringen zu wollen, daß in den Werken der ausgezeichnetſten, edelſten Geiſter der heidniſchen Vorwelt alles ver-

werflich und nichts der Beachtung würdig ſei. Chriſtus erſchien nicht, um Licht auszulöſchen, ſondern um die Fülle des Lichtes vor aller Welt anzuzünden; er war nicht gekommen, die geiſtigen Schätze, welche der rechte Gebrauch der von Gott dem Menſchen verliehenen Gaben der Intelligenz und des Gemüths ſeit Jahrtauſenden verarbeitet und geſammelt hatte, der Vergeſſenheit zu überliefern, ſondern im Gegentheil wollte er die Menſchen durch Reinigung und Heiligung ihrer Geſinnung, durch die Wiedergeburt ihres Herzens zur Benutzung dieſer Schätze erſt recht befähigen, und ſie zugleich von den Blendwerken und Verkehrtheiten erlöſen, vor welchen ſie alle menſchliche Weisheit bis dahin zu bewahren nicht vermögend geweſen war. Chriſti Sinn und Vorſchriften machten es ſeinen Jüngern weſentlich zur Pflicht: „Alles zu prüfen und das Gute zu behalten.“

XV.

Dem denkenden Geiſt offenbart ſich bei aufmerkſamer Betrachtung die Gerechtigkeit und Weisheit der Weltregierung.

1) Die einflußreichſten Ereigniſſe hatten gewöhnlich einen kleinen Anfang; ihre Folgen wurden erſt durch die Umſtände und den Kampf mit ihnen groß. Dagegen ſah man die größten, überlegteſten menſchlichen Entwürfe in der Ausführung erfolglos bleiben oder nur zu geringem Ergebniß führen. Dadurch wird es dem denkenden Geiſte klar, daß eine höhere Macht mit einem das Ganze umfaſſenden Blick den Gang der Begebenheiten überwache, und daß dieſe Macht durch die ſich vielfach durchkreuzenden und widerſtrebenden Unternehmungen der Menſchen keine Veränderung und keinen Eintrag erleide, ſondern unverrückt einen Willen vollziehe, dem alle irdiſchen Mächte nichts anhaben können und der alle Vorausſicht des menſchlichen Geiſtes zu Schanden macht [1].

---

[1] „Die Art und Weiſe des göttlichen Wirkens iſt ſo mannigfach, ſo unberechenbar, ſo unausforſchbar, der Mittel und Wege ſind hierbei ſo viele, und die Vermittlung ſelbſt iſt ſo bewunderungswürdig, daß die göttliche Weisheit ihrer Ueberſchwänglichkeit wegen hier dem menſchlichen Verſtand unergründlich iſt.“ J. Sengler die Idee Gottes Thl. II. Abth. 2. S. 500.

Der Geſichtskreis, von welchem ſich der Geiſt des Menſchen zu dem Gedanken von der Regierung des Weltalls erheben kann, iſt indeſſen ein ſehr beſchränkter. In die unermeſſenen Räume, in welchen ſich die zahlloſen großen Weltkörper bewegen, iſt ihm nur ein entfernter Einblick vergönnt. Durch geſchärfte Beobachtung hat er ſich zwar von dem regelmäßigen Lauf der Bewegung von vielen derſelben eine ſolche Kenntniß verſchafft, daß er ihn zu berechnen vermag. Aber ſelbſt ſeinem bewaffneten Auge iſt ein großer Theil der Sternenwelt (wohl der größte) noch ganz entrückt, und in Hinſicht der innern Beſchaffenheit und der Bewohner aller dieſer Weltkörper ſind ihm nur Muthmaßungen erlaubt[2]. Eine etwas genauere unmittelbare, jedoch immerhin beſchränkte Kenntniß dieſer Art iſt ihm nur in Bezug auf den Planeten, den er ſelbſt bewohnt (die Erde) zugänglich, und dieſer Planet, wie klein iſt er nicht im Vergleich mit vielen andern Weltkörpern, und wie klein erſt im Verhältniß zu dem ganzen Schöpfungsraume! Von den Einflüſſen der verſchiedenen Weltkörper auf einander und insbeſondere auf unſere Erde iſt uns (außer der gegenſeitigen Anziehung) ſo viel als nichts bekannt.

Der Weltplan des Schöpfers überſteigt weitaus den Kreis unſerer Erkenntniß[3]. Doch berechtigen uns alle Thatſachen, zu deren Erkenntniß der Menſch gelangt iſt, zu der Annahme, daß der Schöpfer die Weltordnung auf allgemeine Geſetze gegründet hat, die phyſiſche auf Geſetze der Nothwendigkeit, die ſittliche auf Geſetze der Freithätigkeit. Die einen und die andern Geſetze beabſichtigen nur Gutes, nur eine Ordnung, vermöge welcher alles Einzelne zur Erhaltung und Förderung des Ganzen dienen ſoll. Der Menſch kann nur zu ſeinem Nachtheil dieſer Weltordnung ſich zu entziehen ſtreben, und ſo oft er den Geſichtspunkt der allgemeinen Weltordnung aus den Augen verliert, wird er die Weltregierung nur unrichtig zu beurtheilen vermögen. Auch die Geſchichte der Menſchengattung wäre für uns ein ganz unlösbares Räthſel, wenn wir ſie nicht mit ſteter Berückſichtigung ihrer Doppelnatur und ihrer Willensfreiheit betrachteten. Der Menſch verlangt oft von andern, was das Maß ihrer Kräfte überſteigt; Gott hingegen verlangt dies von keinem Menſchen. Aus der Geſchichte der Völker geht aber hervor, daß in dem Gang ihrer Schickſale jederzeit die nämlichen Geſetze, welche der Schöpfer den phyſiſchen, den geiſtigen und ſittlichen Dingen vorgezeichnet hat, zur Geltung gekommen ſind, daß mithin: weder Zufall, (blindes Ohngefähr), noch Willkür, ſondern göttliche Anordnung (was die Endentſcheidung betrifft) die Welt regiere.

---

[2] Am wenigſten iſt man über die eigentliche Beſchaffenheit der Sonne einig. Ihr ſchneller Umſchwung um ihre Axe bewirkt vielleicht ihren feurigen Lichtglanz. Dem Lauf der Kometen ſind wir auf der Spur. Das Weſen ihres Kerns und ihres Schweifs iſt uns aber noch unbekannt. Von ihrem Einfluß auf die Erde wiſſen wir ſo viel als nichts. Der Glaube, daß ihr Erſcheinen ſchweres Unheil verkündet, iſt grundlos. Bollmann, die Kometen. Aarau 1835. Nach den Berechnungen der Sternkundigen übertrifft die Sonne die Größe der Erde vierzehnhunderttauſendmal, der Planet Jupiter 1479 mal, der Planet Uranus 80 mal.

[3] Hat Gott völlig aufgehört zu ſchaffen? Sind ſeine Plane zur Bildung neuer Welten erſchöpft? Findet ſeine Macht ihre Grenzen? Wer mag dies denken und mit welchen

2) Mit immer gleicher Wage ſchreitet die göttliche Nemeſis, die das Ungerechte, das Böſe nie aus dem Auge laſſende Gerechtigkeit über dem Leben der Völker und der Einzelnen einher. Bald ſchnell, bald zögernd, oft ganz überraſchend wirft ihr leiſer Augenwink den ſtolzeſten Bau der Tirannei,

---

Scheingründen will man dies behaupten?“ Bode's Anleit. zur Kenntniß des geſtirnten Himmels. S. 603.

der Anmaßung, des Frevels, des Uebermuths, der Lüge und Argliſt in den Staub. — Schon vor und ſeit Hiob hat zwar die Wahrnehmung, daß oftmals Mißgeſchicke den Guten wie den Böſen, den Weiſen wie den Thoren treffen, Zweifel gegen die Gerechtigkeit der Weltregierung erregt [4]. Dieſe Zweifel löſen ſich jedoch bei der Betrachtung der wahren Beſchaffenheit deſſen, was wir Uebel in der Welt nennen, und des wahren Verhältniſſes zwiſchen den Mißgeſchicken und Leiden und der Beſtimmung des Menſchen: Alles, was wir Uebel nennen, iſt eine Abweichung vom Guten, von der von Gott urſprünglich geſetzten Ordnung. Omnia mala ex bonis initiis orta sunt ſagt ſchon der Heide Salluſtius. —

a) Die Uebel ſind theils phyſiſche, theils moraliſche. Die phyſiſchen ſind Wirkungen und Folgen des Kampfs zwiſchen unausgeſöhnten Gegenſätzen in der materiellen Natur. Es iſt ein Unrecht gegen Gott und Menſchen, Gegenden, die oft von vulkaniſchen Ausbrüchen oder Erdbeben oder andern Landplagen heimgeſucht werden, als mit göttlichem Fluch belaſtet vorzuſtellen. Auch ſolche Gegenden können tugendhafte Menſchen bewohnen. Doch Gottes Fluch trifft nur die Böſen. Jene Landplagen werden auch meiſt durch große Vorzüge aufgewogen. Das moraliſche Uebel dagegen beſteht in dem Widerſtreit des freithätigen Geiſtes mit dem Willen Gottes des Unendlich-Guten. Dies iſt das eigentlich Böſe, deſſen Möglichkeit mit der Wahlfreiheit des menſchlichen Willens gegeben iſt. Viele Krankheiten des Menſchen ſind mehr ſittliche als phyſiſche Erzeugniſſe. b) Dem Menſchen iſt der edle Beruf zugetheilt, freithätig in ſich ſelber nach Uebereinſtimmung ſeines

---

[4] Nach Hiob hat der Verfaſſer des Buchs des Predigers dieſe Zweifel am ſtärkſten vorgetragen.

Willens mit dem Willen Gottes und außer ſich nach der Verſöhnung der Gegenſätze in den endlichen Dingen zu ſtreben. Das Falſche, das Unſittliche, das Schlechte, das Böſe ſind die wahren Uebel in der Welt, und dieſem können wir ihren Stachel nehmen, wenn wir ihnen das Wahre, das Sittliche, das Edle und Gute entgegenſetzen. Der Sieg der Wahrheit, der Gerechtigkeit und alles Guten ſoll des Menſchen Werk ſein, und er iſt auch mit Kräften und Fähigkeiten begabt, die ihn in den Stand ſetzen, die Körperwelt in vielen Beziehungen zum Vortheil ſeiner Lebenszwecke zu beherrſchen. Im Ganzen bleibt jedoch jeder Sterbliche der äußern phyſiſchen Verkettung von Urſachen und Wirkungen unterworfen. Hieraus gehen für ihn viele Leiden und Mißgeſchicke, aber auch viele Genüſſe und Freuden hervor. Die Entwickelung der Naturkräfte und die dadurch veranlaßten Kämpfe bedrohen die Menſchen mit mancherlei Gefahren; ſo namentlich durch Bergſtürze, Ueberſchwemmungen, Verſumpfungen, Luftverpeſtungen und dergleichen. Schutz dagegen kann mehrentheils nur der Verein von Menſchenkräften gewähren. Liegt hierin nicht eine ſtarke Aufforderung des Schöpfers, daß wir uns zum Schutz gegen Ausbrüche der rohen Naturgewalt vereinigen ſollen? Was der Einzelne nicht vermöchte, vermag die Gemeinde, der Staat, der Völkerbund. Nur kurzſichtige Selbſtſucht kann dieſe Aufforderung mißachten. — Die Krankheiten, wenn auch nicht, wie doch vielfältig geſchieht, durch die Menſchen ſelbſt verurſacht, ſind für ſie heilſame Warner vor Unmäßigkeit, Wolluſt und Trägheit und Mahner, Antreiber zur Arbeitſamkeit, zur Lebensordnung und zur Erforſchung und Benutzung der in der Natur verbreiteten Heilkräfte. — Die fruchtbarſte Quelle von Leiden und Mißgeſchicken der Menſchen liegt in den Laſtern und

Thorheiten, welche ihr böſer oder verkehrter Wille erzeugt. Mögen nun die Leiden und Mißgeſchicke aus der einen oder andern dieſer Quellen fließen, ſo werden zwar davon nicht nur Schuldige, ſondern auch Unſchuldige getroffen. Der Schuldige hat aber nicht Grund ſich darüber zu beſchweren, vielmehr darin eine heilſame Aufforderung zur Selbſtbeſſerung zu erblicken. Für den Weiſen und Guten hingegen ſtellt ſich die Mitbetheiligung an den Leiden und Mißgeſchicken, wenn er ſie ruhig und unbefangen betrachtet, theils als Prüfung ſeiner ſittlichen Geſinnung, theils als Antrieb zu größerer Anſtrengung der geiſtigen und ſittlichen Kräfte dar[5]). Würden die Sterblichen von keinem Leiden heimgeſucht, ſo würden ihre ſittlichen Gebrechen, ihr böſer Wille und deſſen Geburten noch weit maßloſer emporwachſen, als jetzt, wo Jeder mancherlei Leiden und Entbehrungen ausgeſetzt iſt, gegen die er ankämpfen muß. Lange Zeit ungeſtörter Behaglichkeit, wo Alles nach Wunſch und Willen geht, ſchläfert die beſſere Thatkraft ein, und erzeugt gar zu leicht Uebermuth. — Wer aufrichtig und redlich mit ſich ſelber umgeht und ſeine Schickſale durchforſcht, wird ſich geſtehen müſſen, daß Widerwärtigkeiten ihm heilſam waren, ja, daß er ohne ſie für ſeine höchſten Güter in große Gefahr gerathen wäre. Auch waren es gewöhnlich gerade ſie, was die Beſten und Bewährteſten zu dem gemacht hat, was ſie geworden ſind. Wie Mancher, der einen höhern Grad von Tugend erreichte, wäre nie dazu gelangt, wenn nicht ungerechte Behandlung ihn zum Widerſtand und Kampf aufgefordert hätte [6]). — Schon dadurch erweiſen ſich uns Widerwärtigkeiten höchſt wohlthätig, daß ſie das Herz antreiben, zu Gott die Zuflucht zu nehmen, der allein helfen kann, wenn alle Welt die Hülfe verſagt [7]). Was ſchärft mehr und beſſer den Geiſtesblick, was weckt kräftiger das Gemüth aus dem Schlummer, was erhebt mächtiger Geiſt und Herz über das Niedrige, Nichtswürdige, was läutert wunderſamer den Sinn von den Blendwerken des Scheins und Trugs als die widrigen Geſchicke? Was ſchützt beſſer vor Ueberhebung und blindem Vertrauen auf Vergängliches, Hinfälliges als die Warnungsſtimme der Unfälle und Leiden? Es iſt keine ſolche, durch welche nicht Gott zu den Menſchen ſpräche, um ſie ſich näher zu bringen. Wie oft wurden ihnen nicht die herbſten und trübſten Tage im Leben die Zeit der Ausſaat für die beſten und heiterſten! Uebrigens beſchränkt ſich die Weltregierung in ihren Fügungen und Abſichten eben ſo wenig als das Leben der Menſchen auf das irdiſche Sein. Alle Schickſale auf Erden deuten auf das Beſtehen einer höhern Ordnung, die über das irdiſche Sein hinausreicht. Wenn Sophiſten mit Hinweiſung auf Beiſpiele, daß Tirannen und andere ruchloſe Frevler bis an ihr natürliches Ende im Strahle des Glückes ſich geſonnt haben, das Walten einer unerbittlichen göttlichen Nemeſis beſtreiten, ſo antwortet ihnen die Geſchichte mit weit mehrern Beiſpielen von Solchen, welche die Nemeſis ſchon bei Lebzeiten niederwarf und mit dem Fluch der Mit- und Nachwelt und mit der Furcht der Vergeltung raſtlos verfolgte. Dieſer Fluch und dieſe Furcht zieht unentfliehbar der Spur des Frevlers, wohin er ſich wende, nach. Post equitem sedet atra cura. Wer Andere quält, bereitet ſich ſelber Plagen. Tirannei nahm von jeher ein tragiſches Ende. Wenn das Maß der Verruchtheit voll war, brach das Verderben gewöhnlich wie ein Blitz herein, nachdem vorher im Rauſche des Uebermuths das ferne Brauſen des Orkans überhört worden war. Allen Ungerechtigkeiten, Ausartungen, Ausſchweifungen und grellen Mißſtänden, mögen ſie auch durch noch ſo lange Gewohnheit geſchützt ſein, iſt ein Maß und eine Grenze geſteckt, wo ſie aufhören müſſen, ſei es durch freiwillige Grundreform, ſei es durch die zwingende Macht der ſich dagegen auflehnenden Kräfte. Den Anſtoß dazu gibt oft ein Ereigniß, das geringfügig oder der Sache ſelbſt fremd ſcheint. Wenn die Zeit gereift iſt, ſieht man Gebäude, die Jahrhunderten getrotzt, unaufhaltbar wie durch ein Erdbeben zuſammenſtürzen. Eben ſo tauchen glückliche ſchöpferiſche Gedanken, welche die größten Veränderungen gebären, ganz unerwartet an's Licht herauf, und rufen Dinge hervor, von denen Niemand noch geträumt, oder nach denen man Jahrhunderte lang vergeblich geſtrebt hatte. — Daß der Sinn der Gottloſen oft in ſolche Verwirrung gerathe, daß ſie ſich nimmer zurechtzufinden wiſſen, iſt Thatſache. Wenn man aber ſagt: wen Gott verderben will, dem verwirrt er den Sinn, ſo iſt dies nur in ſo weit richtig, daß Gott den, der ſich entſchieden von ihm losreißt, ſeinem Unſinn überläßt, der ihn unfehlbar in's Verderben ſtürzt. Der Sinnlichgeſinnte ſucht in der Entfernung eines einzelnen Uebels, in der Erlangung eines einzelnen Gut's ſein Heil, während ihm doch nur ſeine innere Geſundheit wahrhaft dazu verhelfen könnte. Er wähnt, Gott ſolle ihm helfen, ohne daß er ſelbſt dafür ſorge, ſich für Gottes Einwirkungen empfänglich zu machen. Die Uebel, worüber er klagt, könnten ihm wohlthätig werden, wenn er ſich durch ſie aus jenem Wahn erwecken ließe.

---

[5]) Hiob, der vom Geſchick vielfach und hart Geprüfte, trägt ſeine Einwürfe gegen Gottes Gerechtigkeit im Drange des Schmerzes vor. Gott aber, ſeinen redlichen Sinn anerkennend, weiſt ihn mit wohlwollender Belehrung zurecht, weil er über ſeine Fügungen oder Zulaſſungen vermeſſen urtheile, obgleich ihm der Zuſammenhang der Dinge größtentheils unbekannt ſei. Zugleich verwirft Gott auch das heuchleriſche Benehmen von Hiob's Freunden, die unter dem Schein Gottes Fügungen rechtfertigen zu wollen, dem Hiob alle ſeine Mißgeſchicke zur Schuld rechnen, und ihn deshalb in der tückiſchen Abſicht ihn zu kränken, ihren frommen Sinn aber herauszuſtreichen, mit hämiſchen Vorwürfen überſchütten.

---

[6]) *Seneca* de Providentia c. 4.: Miserum te judico, quod nunquam fuisti miser. — Deus consulit quos esse quam honestissimos cupit, quoties illis materiem praebet aliquid animose fortiterque faciendi. — Calamitas virtutis occasio est. Illos merito quis dixerit miseros, qui nimia felicitate torpescunt. — Periculosissima felicitatis intemperantia est.

[7]) Wie wahr und ſchön ſagt der Verf. der Imitatio Christi L. I. c. 12.: Bonum est nobis, quando habemus aliquas gravitates et contrarietates, quia saepe hominem ad cor revocant; quatenus se in exilio esse cognoscat, nec spem suam in aliqua re mundi ponat. — Bonum est, quod aliquando patiamur contradictiones, et quod male et imperfecte de nobis sentiatur, etiam si bene agimus et intendimus. Ista enim saepe a vana gloria nos defendunt. Tunc melius interiorem testem Deum quaerimus, quando foris vilipendimur ab hominibus et non bene de nobis creditur.

3) Keine Erkenntniß könnte den Menſchen zur feſten Begründung ihrer Wohlfahrt beſſer verhelfen, als die Erkenntniß der Weisheit und Gerechtigkeit der Weltregierung. Sie würde dieſelben von den vielen Thorheiten und Verkehrtheiten behüten, wodurch ſie ſelbſt die Zerſtörer ihrer Wohlfahrt werden; ſie würde ihnen die einzig wahren Mittel entdecken, wodurch ihr Gemeinwohl bewirkt und gefördert, und die Hinderniſſe deſſelben beſeitigt werden können. — Das größte Hinderniß einer unbefangenen, richtigen und klaren Auffaſſung der göttlichen Weltregierung liegt aber darin, daß die Schwäche der Menſchen in Bekämpfung des ihnen inwohnenden Hangs zur Uebertretung des Sittengeſetzes ſie verleitet, den Grund des Böſen *außer ſich*, anſtatt *in ſich* zu ſuchen. Sonſt würden ſie einſehen, und nie von dieſer Einſicht ablaſſen, daß es eigentlich und in Wahrheit nur Ein unbedingtes Uebel gebe, nämlich — ihre *Schuld* (das Sittlich-Böſe). Schon urſprünglich war der Abfall von Gott des Menſchen Schuld und mit dieſer Thatſache ſteht eine andere in enger Verbindung: daß Gott

die Strafe folgen und die ganze Gattung empfinden ließ, damit Jeglicher durch Rückkehr zu Ihm der Aufhebung der Strafe ſich würdig zu machen ſtrebe. — Das allermeiſte Unheil und Elend, das über die Menſchen kommt, rührt vom Nichtgebrauch oder von dem ſchlechten Gebrauch der ihnen verliehenen Kräfte her. Die Verkennung der wahren Natur des Böſen hat aber ganze Völker noch zu einer andern folgereichen Verkehrtheit verleitet, nämlich zur Annahme eines Princips des Böſen außer uns, deſſen Macht ſie ſogar höher ſtellten, als die des Princips des Guten, weshalb ſie es auch mehr ſcheuten und, um es zu beſänftigen, mit größern Opfern als dieſes verehrten[8]).

Da Gott allen Menſchen den Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit eingepflanzt hat, ſo iſt es offenbar ſein Wille, daß die Wahrheit das Gemeingut Aller werde. Was anderes hindert nun die Menſchen, dies zu verwirklichen, wozu ihnen doch die Vernunft, das Gewiſſen, das Herz und die Sprache verliehen ſind, als — die Selbſtſucht, welche ſie antreibt, ihren Eigennutz (ſelbſtiſche Vortheile) höher als die Wahrheit, die auf das Wohl des Ganzen gerichtet iſt, zu achten? Geht doch ihre Verkehrtheit bisweilen ſo weit, daß ſie ihren Eigennutz mit der Wahrheit verwechſeln und Jeden als Feind der Wahrheit bezeichnen und haſſen, der ihrem Eigennutz im Wege ſteht!

4) Eine höchſt weiſe und wohlthätige Einrichtung iſt es, daß der wahre, eigentliche und bleibende Werth aller Güter, die den Menſchen zugeſchieden ſind, von dem guten Gebrauch, den ſie davon machen, dergeſtalt abhängt, daß der ſchlechte

---

[8]) So glauben noch jetzt die Leute zwiſchen dem Senegal und der Gambia an ein böſes und an ein gutes Grundweſen. Dem letztern bezeigen ſie keine Verehrung, weil es unfähig ſei zu ſchaden; aber an erſteres richten ſie Bitten und Opfer. S. Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner. I. 214.

Gebrauch dieſelben ſogar in Uebel verwandelt. Es iſt ein großer Vorzug des Menſchen, daß es in ſein Vermögen gelegt iſt, den ihm zu Theil werdenden Gütern erſt durch ihren Gebrauch den wahren Werth zu geben, der darin beſteht, daß ſie zu ſeiner und ſeines Geſchlechts Wohlfahrt und Veredlung gereichen.

5) Wer Gott wegen der ungleichen Vertheilung der Naturanlagen und Fähigkeiten und der Erdengüter der Ungerechtigkeit bezüchtigt, begeht ſelbſt die größte. Denn er ſpricht Gott die Weisheit und Güte ab, wornach Er (der Unendlich-Vollkommne) allein richtig zu ermeſſen vermag, was Allen und Jedem zum Beſten diene. In der Verſchiedenheit der Begabung zeigt ſich der klarſte Beweis von dem Willen und der Abſicht des Schöpfers, daß die Menſchen einander durch Mittheilung gegenſeitig zu ihrem Wohl und ihrer Beſtimmung behülflich ſein ſollen [10]). Dann verdient beachtet zu werden, daß auch der wenig Begabte durch gute Verwendung des ihm Zugeſchiedenen vielem Unheil begegnen, und das Schroffe und Grelle im Abſtand zwiſchen ihm und dem Mehrbegabten in mancher Beziehung mildern kann; daß ferner von dem Minderbegabten auch Weniger als von dem Mehrbegabten gefordert wird, und er gewöhnlich vielen Sorgen und Mühen, welche dieſem ſeine größere Begabung auflegt, und vieler Verſuchungen, denen ſie ihn blosſtellt, enthoben iſt. Uebrigens wird der Abgang von einer Begabung meiſt durch die Vor-

---

[10]) „Gleichwie Gott den verſchiedenen Ländern verſchiedene Erzeugniſſe verliehen hat, damit unter ihnen ein beſtändiger Austauſch ſtattfinde, ſo hat er in verſchiedenem Maß die zeitlichen und geiſtigen Güter vertheilt, damit wir ſie einander mittheilen (Chryſoſtomus Homil. 38. in Korinth. c. 4.), und dadurch Bande der Verbrüderung knüpfen.

züglichkeit einer andern vergütet. — Was überhaupt die Vorzüge oder Nachtheile betrifft, die mit der Geburt in einem gewiſſen Land, Stamm oder Stand verbunden ſind, ſo zeigen zahlloſe Beiſpiele, daß ſie oft zum Gegentheil ausſchlagen, weil ererbte Vorzüge nur zu leicht einſchläfern, Selbſtvernachläßigung und Verweichlichung veranlaſſen, während Nachtheile der Geburt zur Kraftanſtrengung auffordern. — Der Weg zur Tugend, der reinſten und fruchtbarſten Quelle wahrer Zufriedenheit ſteht Allen offen, aber die von der Natur und dem Glück am freigebigſten Bedachten ſind oft diejenigen, die hierin hinter den Minderbegabten am weiteſten zurückſtehen [11]. Der Schatz der höchſten, heilvollſten Wahrheiten erſchließt ſich auch den Einfältigſten, woferne ſie nur guten Willens ſind, während er ſo manchen Talentreichen und vielſeitig Gebildeten, deren Intelligenz durch die Verkehrtheit des Herzens getrübt iſt, verſchloſſen bleibt [12]. — Das Verlangen völliger Gleichheit ſteht mit der Würde des Menſchen, welche verlangt, daß Jeder nach Vervollkommnung trachte, im Widerſpruch. Es iſt ſo viel, als verlangen, daß Alle auf der niedrigſten Stufe ſtehen und beharren ſollen. Denn nur auf dieſer Stufe wäre unter den Menſchen völlige Gleichheit erreichbar, wogegen die Ungleichheit an innerer und äußerer Begabung mächtige Triebfedern zur Thätigkeit, zum Wetteifer, und zum Streben nach Tugend enthält, und mit ihr diejenige Gleichheit, die ihren Grund in der Liebe hat, ſehr wohl beſtehen kann.

---

[11] *Montesquieu* bemerkt ſehr fein: „wenn die Reichthümer nur den Guten zu Theil würden, ſo würde der Unterſchied von Reichthum und Tugend zu wenig auffallen; wogegen jetzt die Verachtung, welche ſo viele Reiche verdienen, die Geringſchätzung der Reichthümer veranlaſſen könne.

[12] Le bonheur du sauvage n'est pas celui de l'homme civilisé, et celui d'un Indou, d'un Arabe diffère de celui d'un Européen, mais il peut être tout aussi grand en soi. — La paix du coeur, la santé du corps, il n'en faut pas plus en effet pour être aussi heureux qu'il est donné à l'homme de l'être. *Lelut* Egalité in der Séances et travaux de l'académie des sciences morales et politiques 1849. L. 10. p. 253 f.

6) Wenn nämlich der Urheber, Anordner und oberſte Lenker der Welt, der die Weisheit und Liebe ſelbſt iſt, ſeine Gaben ungleich vertheilt, ſo gibt er doch Allen ein Herz, das von Liebe für jeden Mitmenſchen ſchlagen ſoll. Dieſes Herz, dieſe Liebe, hat Gott zu ſeinem Bevollmächtigten beſtellt, die Ungleichheiten in der Begabung der Einzelnen dergeſtalt auszugleichen, daß einer dem andern zur Erreichung ſeiner Beſtimmung nach Kräften behülflich werde, und ſo Alle beſtändig Anlaß und Grund finden, die Ungleichheit der Begabung als eine Anordnung zu preiſen, in welcher die ſtärkſten Antriebe und zahlloſe Gelegenheiten enthalten ſind, den ſchönen, beſeligenden Bruderbund zwiſchen den Menſchen durch Wohlthun und Dankbarkeit zu befeſtigen. Durch Geben und Empfangen knüpft die Liebe die ſüßeſten und edelſten Bande zwiſchen den ſo verſchieden begabten Gliedern der Geſellſchaft [13]. Die Un-

---

[13] Immer vergeblich wird der Kopf (die Intelligenz) auf Mittel zu einer wahrhaft beglückenden Ausgleichung der Unterſchiede in der Geſellſchaft ſinnen, wenn nicht das Herz die Ausführung des Werks mittelſt der Liebe übernimmt, welche, indem ſie den Nothleidenden zu unterſtützen und den Mehrbegabten nicht zu beneiden befiehlt, die ächte Verbrüderung der Menſchen begründet. Nur die Gütergemeinſchaft kann unter Menſchen gedeihen, welche die Liebe ſtiftet und unterhält. Bourdaloue, der freimüthigſte Prediger am Hofe Ludwigs XIV. drückte ſich mit Nachdruck über die Gütergemeinſchaft aus, welche die Natur und die Vernunft verlangt, aber die menſchliche Verderbniß unmöglich gemacht hat. Er forderte die Reichen auf, durch Hingabe ihres Ueberfluſſes eine Art Ausgleichung zwiſchen ihnen und den Armen herzuſtellen. Quand les biens seront appliqués selon l'ordre de Dieu, toutes les conditions deviendront à peu près semblables. (Sermon sur l'aumône.) Auch der berühmte Rechtsgelehrte Domat ſagt: Le superflu des riches devrait servir pour le nécessaire des pauvres; mais tout au contraire, le nécessaire des pauvres sert pour le superflu des riches. *Victor Cousin* Documents inédits sur Domat 1843. „On découvre dans l'inégalité même des situations si diverses où les membres de la grande famille humaine se trouvent respective-

gleichheit in der Vertheilung der Güter und Fähigkeiten ſollte daher die Menſchen veranlaſſen, ſich ſelber durch Ausübung der Liebe ſchon auf Erden eine Vorſchule des Himmelreichs zu ſchaffen. Es gibt ein Gut, aber nur Eines, das wir ſchon hienieden Alle in gleichem Maße beſitzen können, wenn wir nur wollen; es iſt die Liebe zu Gott und den Mitmenſchen. Und zum Beſitz dieſes Guts auch Andern verhelfen, iſt unſtreitig unter allen Wohlthaten die höchſte.

7) Wenn der Menſch immer und überall von der Arbeitskraft, welche Gott gemeinhin in ihn, und von der Fruchtbarkeit, die Er in die äußere Natur gelegt hat, den rechten Gebrauch machte, wie könnte noch irgendwo Mangel an dem, was das irdiſche Leben bedarf, beſtehen? Würden ferner die Bewohner aller Zonen die ihnen gewährten Vortheile gehörig benutzen und deren Benutzung einander gegenſeitig gönnen, ſo fänden ſie alle in dem Wechſeltauſch von Gütern ein Mittel, ſich einander das, was ihnen abgeht, zu erſetzen, und es läge mithin blos an ihnen, den Grund zu ſo vielen Klagen über die Ungleichheit der Vertheilung der Erdengüter aufzuheben. Die Arbeitskraft iſt eine der werthvollſten Gaben, welche Gott beinahe allen Menſchen verleiht und an deren Anwendung ihre Wohlfahrt und Zufriedenheit vorzüglich geknüpft ſind. Arbeitſamkeit iſt für den Einzelnen, für Familien und ganze Völker die fruchtbarſte Mutter derje-

---

ment placés, l'origine de ces besoins qui les rapprochent, de ces rapports qui les rattachent les uns aux autres, et qui de mille liens entrecroisés, forment comme un immense réseau où tout se coordonne et s'harmonise sans contrainte. *Domat Philosophie du Droit.*" — Ubicunque homo est, ibi beneficio locus est. *Seneca De vita beata c. 24.* — Wie mild, wie liebreich ſind nicht die Geſetze, welche Gott durch Moſes den Iſraeliten gab für ihr Benehmen gegen Arme, Nothleidende, Dienende und Fremdlinge!

nigen Ausbildung und Tugenden, welchen die Geſellſchaft ihre Fortſchritte zum Beſſerwerden verdankt. Gott will, daß die Menſchen mittelſt Arbeitſamkeit ihr Wohlſein erſtreben, und will nicht, daß ſie es von der Gunſt und den Launen des Zufalls erwarten.

8) Der oft ſo verſchlungene, gekrümmte Gang, den die Verſchlimmerung und auch die Verbeſſerung der menſchlichen Zuſtände zu nehmen pflegt, zeigt uns, daß eine unſichtbare höhere Hand hier im Spiele iſt, welche ſich eben der vielfachen Durchkreuzung, Triebwerke und Gegenſtöße menſchlicher Entwürfe und Unternehmungen bedient, um unverſehens das herbeizuführen, was die angeſpannteſte Klugheit mit allem Kraftaufwand vergeblich erſtrebt oder zu verhindern geſucht hatte. Welcher Sterbliche iſt je der Erreichung ſeiner Abſichten ganz verſichert? Welcher iſt ganz Herr der zur Ausführung dienenden Mittel? Und wenn er es wäre, wie vermöchte er ſich aller Einflüſſe und Gegenwirkungen der Zukunft zum voraus zu bemächtigen oder zu erwehren? In wie beſchränktem Maß iſt es ſelbſt dem Scharfſichtigſten und Erfahrungsreichſten vergönnt, alle künftigen Ereigniſſe vorherzuſehen, wie ſelten, den Zeitpunkt ihres Eintreffens zum voraus zu berechnen! Gewöhnlich geſtaltet ſich in der Zukunft Alles oder das Meiſte ganz anders als wir uns vorgebildet. „Der Menſch entwirft und Gott verfügt" iſt ein gewichtiges, gehaltvolles Wort. Recht erwogen, enthält es nichts, was niederſchlägt, aber Viel, was erhebt und ſtärkt. Für den, der Gott und ſein Verhältniß zu Ihm erkennt und ſich ſtets gegenwärtig hält, gibt es nichts Wichtigeres, als immer nur zu wollen, was ihm ſein Gewiſſen als recht und gut verkündet. Iſt er ſich dieſes Wollens bewußt, ſo wird ſein Inneres dem Geiſt

Gottes ſtets offener und zugänglicher werden und er wird immer zuverſichtlicher dem Endergebniß ſeines redlichen Beſtrebens und der Erfüllung ſeines Verlangens nach der Verwirklichung des Reiches Gottes d. i. der Vollbringung des göttlichen Willens entgegenſehen. Liegt doch Alles dies in der Macht des Vollkommenſten, der allein weiß, was dem Ganzen am angemeſſenſten iſt. Er beurtheilt auch unſern Werth einzig nach unſerm Wollen. Iſt dieſes wirklich gut, ſo haben wir keinen Kampf, den das Gelingen verlangt, zu ſcheuen, aber auch dann nicht Grund zu verzagen, wenn die Macht der Umſtände das Gelingen vereitelt. — Einzelne Menſchen und ganze Völker, ſie mögen wollen oder nicht, müſſen den vielfach gewundenen mit Wolken und Nebeln bedeckten Weg des Kampfs und der Prüfungen wandeln, den Gott beſtimmt. Die, welche hier ſeinen Finger erkennen, läßt er nicht zu Schanden werden. Es gibt glücklich ſcheinende glänzende Erfolge, die die ärgſte Strafe ſind, indem ſie verblenden, während Niederlagen die größte Wohlthat werden und ſich in Triumphe verwandeln, wenn man in ihnen eine Aufforderung zu erhöhten Anſtrengungen erblickt. Der Verſtändigſte wird zum Thoren, der Mächtigſte zum Spielzeug, ſobald er außer Acht ſetzt, daß nur Einer die Weisheit und Macht inne hat, und davon den Erdenſöhnen mittheilen kann. Er allein überſchaut mit Einem Blick die lange Kette von Urſachen, die in ihrem Zuſammenhang von Ferne her, von den Sterblichen unbemerkt die Ereigniſſe herbeiführen, welche gewöhnlich ganz anders ausfallen, als ſelbſt die Scharfſichtigſten ſich vorgeſtellt haben. Die Klügſten und Mächtigſten auf Erden mußten und müßen in ihren Unternehmungen zur Vollführung des Weltplans dienen, welcher nur dem bekannt iſt, der ihn entwarf. Wunderbar zeigt ſich Gottes Führung auch dadurch, daß ſie ſelbſt aus unſern Irrthümern und Thorheiten die heilſamſten Folgen hervorſprießen läßt. „Oft wollte Gott vielleicht zeigen, ſo ſchrieb der Greis Comenius[14]), was die Menſchen ohne Ihn nicht können, um in künftigen Zeiten zu zeigen, was Er ohne die Menſchen oder durch ſie, wenn er ſie einmal zu ſeinem Willen gebracht hat, thun könne.“

9) Nur das vom Urſprung an nach Gottes Anordnung Wahre, Gerechte und Gute hat Anſpruch auf Unveränderlichkeit. Alles Andere iſt dem Geſetz unterworfen, ſich den Forderungen der wechſelnden Zuſtände der Zeit anzupaſſen, oder mit dieſen Forderungen einen Kampf zu beſtehen, deſſen Ausgang von der Macht und dem Geſchick ſeiner Führer abhängig iſt. Dieſe Einrichtung iſt offenbar eben ſo weiſe als gerecht.

10) Unſere Verſuche, die Wege Gottes in allen Beziehungen, im Ganzen und im Einzelnen zu rechtfertigen, ſo wohlmeinend ſie ſein mögen, ſind im Grund eine Anmaßung, weil ſie offenbar unſer Vermögen überſteigen. Gott kann der Rechtfertigung von Seite endlicher Weſen nicht bedürfen. Für den Menſchen liegt Gottes Rechtfertigung ſchon in der Idee der Vollkommenheit, welche des Menſchen denkender Geiſt ihm zuſchreiben muß. So weit Gottes Wege vor unſerm Geiſt offen liegen, ſo weit ihm Gottes Abſichten daraus klar hervorleuchten, hat er keinen Grund, an ihrer Gerechtigkeit zu zweifeln; wo er aber auf Thatſachen ſtößt, deren Zuſammenhang mit Gottes weiſem und liebreichem Weſen er ſich nicht erklären kann, iſt es ſeiner Stellung gemäß, ſchweigend ſich zu verneigen, nicht aber vermeſſen abzuurtheilen[15]). — Die menſchliche Intelligenz

---

[14]) Im ſ. Buche: Unum necessarium 1668.

[15]) „Wehe dem, der mit ſeinem Schöpfer hadert, eine Scherbe von den Scherben der Erde!“ Jeſaias XLV. 9.

hat ſich in allen Richtungen abgemüht, um darzuthun, daß Gott ſo oder ſo habe verfahren müſſen. Aber alle dieſe Mühe iſt eitel. Wir können die Wege Gottes bewundern. Sie jedoch bis in ihre tiefſten Gründe zu erforſchen, geht weit über unſeres Geiſtes Beſchränktheit. Der Menſch kann in dem, was in der Welt iſt und geſchieht (in den Thatſachen) die Fügungen Gottes wahrnehmen und unterſcheiden. Dies kann ihm aber kein Recht geben, darüber zu Gericht zu ſitzen, ſondern nur Anlaß zu lernen, wie Gottes Wille, Einſicht und Weisheit die des Menſchen unendlich überragen, und wie der Menſch ohne Gott kraftlos und unmächtig iſt, und in Beſtrebungen voll Wahn und Dünkel untergeht. Die nämliche Sonne, zu der die ſo ſegenreiche Palme emporwächſt, lockt auch die prächtigen Giftpflanzen aus dem Boden hervor. Wollen wir deshalb die Erſchaffung der Sonne verwünſchen? — Oder wär' es vernünftig, weil das Feuer brennt, auf die Wärme und das Licht zu verzichten? — Wenn wir die Dinge richtig beurtheilen wollen, dürfen wir keinen Augenblick außer Acht ſetzen, daß für uns der Werth aller Dinge, alſo auch des Feuers, auch der Palme, auch der Giftpflanze ganz von dem Gebrauch, den wir davon machen, abhänge und dieſer Gebrauch unſerm freien Willen heimgeſtellt ſei.

11) Die Anſicht: Gott hätte, ſeiner Vollkommenheit gemäß, auch das Weltall vollkommen ſchaffen ſollen, iſt offenbar widerſinnig. Denn wäre das Weltall vollkommen wie Gott, ſo wär' es Gott gleich, und die Einheit Gottes wäre aufgehoben. Auch wäre dieſe Annahme mit der Allmacht und unendlichen Freiheit des göttlichen Willens unvereinbar, indem ſie der Wirkſamkeit Gottes Schranken ſetzen würde. Hingegen iſt es der Idee von Gottes Vollkommenheit ganz angemeſſen,

daß Er in ſeine Schöpfung (das Weltall) die Fähigkeit gelegt habe, in unaufhörlicher Fortentwickelung zu einem immer höhern Grad von Vollendung, die eine unermeſſene Stufenleiter des Guten in ſich begreift, ſich emporzuarbeiten. Dem entſpricht auch die ſittliche Anforderung an uns Menſchen nach Vollkommenheit zu trachten und unſere Befähigung dazu [16]). Es gibt jedoch nichts wahrhaft Gutes, nichts, wodurch wir und unſere Zuſtände verbeſſert werden können, das nicht durch viele, oft langwierige Kämpfe mit Gegnern und Hinderniſſen errungen werden müßte. Wenn nun aber unſere Scheu vor ſolchen Kämpfen ein ſtetes Anwachſen der Uebel verurſacht, ſo hört man Viele, anſtatt dies anzuerkennen, ſich in Klagen und Vorwürfe gegen den Lenker der Welt ergießen. Sie verzweifeln beim Anblick großer ſittlicher Verderbniſſe und ſchwerer Verirrungen am Wahren und Guten ſelbſt. Dies würde nicht geſchehen, wenn ſie Gott und ſeinem Willen erkenneten, welcher den Menſchen die Beſtimmung gegeben hat, mittelſt der ihnen verliehenen Gaben das, was ihnen wahrhaft zum Heil gereicht, zu erkämpfen. Jener ſchmerzliche Anblick würde dann, anſtatt unſern Glauben an den endlichen Sieg des Wahren und Guten zu erſchüttern, vielmehr den Eifer und Muth dafür in uns ſteigern. Denn je höher der Strom des Böſen anſchwillt, deſto zuverſichtlicher dürfen wir einem Umſchwung, den das Uebermaß zur Folge hat, entgegenſehen, woferne wir ſelbſt, Gott vertrauend, mit unausgeſetzter Wachſamkeit und Anſtrengung im Kampfe ausharren.

---

[16]) Dies iſt der Sinn der Worte Jeſu: Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt! (Matth. V. 48.), womit die Stelle (Matth. VI. 33.) in Verbindung ſteht: Trachtet nach dem Reich Gottes und ſeiner Gerechtigkeit!

Hierin mag uns auch die Wahrnehmung beſtärken, daß ſich ſelbſt die materielle Welt unſeres Erdplaneten gleichfalls immer mehr zu einem harmoniſchen Zuſtand herausbilde. Wenn wir übrigens von dem Verhältniß der Schöpfung zum Schöpfer und von ihrer Befähigung zum ſteten Fortſtreben nach Vollendung reden, ſo muß das ganze Weltall in der ganzen Folge der Zeiten von uns gedacht werden. Da uns aber die Kenntniß des ganzen Weltalls in aller Zeit und des vollſtändigen Zuſammenhangs ſeiner Beſtandtheile nicht verliehen iſt, ſo kann unſere Vorſtellung der Zweckmäßigkeit ſeiner Einrichtung mit Grund einzig von unſerer Idee der Vollkommenheit Gottes und von unſerer eigenen Beſtimmung nach Vollkommenheit zu trachten ausgehen, und ſie wird alsdann von unſern Beobachtungen und Erforſchungen auf dem Standpunkt unſeres Wohnplatzes (der Erde) durch Analogie vielſeitige Beſtätigung erhalten. Doch wäre uns für den ſcheinbaren Widerſpruch von manchen Ereigniſſen und Vorfällen auf dem Erdplaneten mit Gottes Gerechtigkeit und Weisheit keine Löſung denkbar, hätten wir nicht nach dem Dieſſeits ein Jenſeits zu erwarten, welchem für uns die Löſung vorbehalten bleibt.

◆

Druck von J. Stadler in Conſtanz.

Zuſätze zu dem Erſten Band.

Zu Seite 19. Z. 16. nach zurückführen: Welche Kraft gab den erſten Anſtoß zu der geordneten Bewegung der Weltkörper? Nur der Weltſchöpfer konnte dies durch den freien Act ſeines Willens thun.

S. 25. Note 7. am Ende: „Ein Zeugniß von Gott, ſagt *Tertullian* (Adv. Marcion l. 10. u. 15.) iſt Alles das, was in uns iſt und worin wir ſind, und der kann der wahre Gott nicht ſein, der erſt bewieſen werden ſoll.“ — Der Menſch kann nicht nach dem Grund fragen, warum Gott ſei, ſondern nur nach dem Grund, woraus er Gott erkennen kann.

S. 28. Note 14. am Ende: — „Tout immense qu'il est, ce monde est fini, comparé à Dieu qui est infini; il en manifeste, mais il en voile aussi la grandeur, l'intelligence, la sagesse. L'univers est l'image de Dieu, il n'est pas Dieu; quelque chose de la cause dans l'effet, elle ne s'y épuise pas et demeure elle même tout entière.“ *V. Cousin* Des Pensées de Pascal 1844. Avant propos p. XIII.

S. 32. Note 20: „Die chemiſche Elementaranalyſe gibt nicht den mindeſten Anhaltspunkt zur Beurtheilung oder Erklärung der Eigenſchaften der organiſchen Verbindungen; alle Bemühungen der Chemiker ſind darum in der neuern Zeit darauf gerichtet, die Ordnungsweiſe der Elemente in den verſchiedenen Produkten des Pflanzenlebens zu erforſchen; denn von dieſer Ordnungsweiſe ſind die Wirkungen abhängig. — Nie wird es der Chemie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaſer, einen Nerv, mit einem Wort einen der wirklich organiſchen, mit vitalen Eigenſchaften begabten Theil des Organismus oder gar dieſen ſelbſt in ihrem Laboratorium darzuſtellen.“ S. Liebig's Aufſatz in der Allgemeinen Zeitung 1856. Nr. 24.

Zu S. 74. Z. 9. In der Menſchen phyſiſchen und auch geiſtigen Anlagen zeigt ſich große Verſchiedenheit. S. 74. Z. 9. Die Verſchiedenheiten in der äußern Geſtalt der Menſchen, in welcher Keiner dem Andern völlig gleicht, ſind nothwendig, damit wir den Einen vor dem Andern unterſcheiden können. Le Créateur — donne à chaque individu une organisation et une physionomie particulière, au mojen desquelles chaqun se distingue et peut être distingué de tous les autres: otez cette distinction, et vous verrez que la société sera détruite; car ne pouvant plus nous différencier, nous ne pourrons plus nous reconnaitre. *G. Girard* De l'Enseignement régulier, de la langue maternelle etc.

S. 81. Z. 7. nach Zutrauen: Vitiosum est ubique, quod Nimium est (*Seneca* De tranquillitate animi n. 9.)

S. 90. Note 3. am Ende: Die weiche Maſſe, welche man Gehirn nennt, denkt nicht, ſondern ſie iſt das Werkzeug der Urſache, welche die Gedanken erzeugt. Das Gehirn iſt das einzige innere Organ, auf welches der Wille des Menſchen direct eine Macht ausübt. — Das Auge ſieht nicht das Licht oder die Körper, das Ohr hört nicht die Muſik, ſondern ſie ſind nur die Werkzeuge zur Wahrnehmung der Licht- und Schallwellen. — Der geiſtige Menſch iſt nicht das Produkt ſeiner Sinne, ſondern die Leiſtungen der Sinne ſind Produkte des intelligenten Willens im Menſchen. — Von einem Stoffwechſel im Gehirn, welcher Gedanken erzeuge, weiß die Naturforſchung abſolut nichts; alles, was wir wiſſen, beſchränkt ſich auf die triviale Wahrheit, daß ein Kopf ohne Gehirn weder denkt noch empfindet.“ (Liebig in einem Aufſatz in der Allgem. Zeitung v. 1856. Nr. 25. S. 385 u. 386.)

S. 124. Z. ult. Die Sprache iſt das Erzeugniß ſeines Bedürfniſſes und Triebs der Mittheilung ſeiner Gedanken.

S. 130. Z. ult. nach kann: Die Lebenskraft in organiſch gebildeten Körpern folgt in ihren Bewegungen nicht dem phyſiſchen Geſetz der Schwere, ſondern eigenen Geſetzen, wornach ſie ihre Organe bildet. Im Scheintod des Menſchen und im Winter- und Sommerſchlaf gewiſſer Thiere dauert ſie, wiewohl unbemerkt, fort, und tritt beim Erwachen wieder in ihre normale Wirkſamkeit ein.

S. 131. Z. ult. nach ſelbſt: Das Thier hat kein Bewußtſein, daß es lebe, noch daß es ſterben müſſe. Nur der Menſch hat es und zwar mit der Ungewißheit, wann ſein Tod eintreffen werde. Jenes Vorherwiſſen und dieſe Ungewißheit ſeines Todes mahnen ihn, daß er ſich auf ein Leben nach dem Tod vorzubereiten habe.

S. 159. Anmerk. 3. am Ende: Der moſaiſche Bericht von der Schöpfung iſt der einfachſte und hat wie kein anderes das Gepräge der von Dichtung fern gehaltenen Wahrheit.

S. 159. Anmerk. 5. Vergl. Bibel und Aſtronomie von J. H. Kurz dritte Ausg. Berlin 1853. Marcel de Serres Die Kosmogonie des Moſes im Vergleiche mit den geologiſchen Thatſachen, überſ. v. Steck. Tübingen 1841. Fr. Pfaff Schöpfungsgeſchichte mit beſonderer Berückſichtigung des bibliſchen Schöpfungsberichts 1855.

S. 160. Anmerk. 7. nach 7.: Wenn das Buch Geneſis von ſieben Schöpfungstagen ſpricht, ſo ſind darunter nicht unſere Sonnentage zu verſtehen. Es ſelbſt erwähnt der Sonne erſt am vierten Tage.

S. 163. Z. 3. von unten: Ueber die urſprüngliche Ausbreitung der Menſchen auf der Erde ſind die auf uns gelangten Nachrichten und Sagen theils zu ſpärlich, theils zu wenig zuverläſſig, um ſich davon eine zuſammenhängende Ueberſchau bilden zu können. Der Annahme jedoch, daß ſie von Einem Punkt der Erde anfangs ausging, ſteht nichts im Wege.

S. 164. Z. 2. Vieles ſcheint dafür zu ſprechen, daß Auswanderungen von Oſtaſien nach und nach Amerika bevölkerten.

S. 167. Anm. 20. Das Böſe (das von Gott Verbotene) kannten die erſten Menſchen anfangs nur dem Namen nach. Als ſie ſich aber verlocken ließen, es zu verkoſten, verloren ſie ihre Unſchuld; ihr Wille gerieth in Zwieſpalt. Die Sünde ſchmeckte ſüß, ihre Frucht bitter; ſie konnten wählen. Si l'homme n'avait jamais été corrompu, il jouirait de la vérité et de la félicité avec assurance, et si l'homme n'avait jamais, été que corrompu, il n'aurait aucune idée ni de la vérité ni de la béatitude. Pensées de *Pascal*.

S. 175. Z. 6. nach ermittelt: Die entfernteſten Theile des Weltmeers üben auf einander eine Wechſelwirkung aus. Der Golfſtrom, der unter der tropiſchen Hitze des mexikaniſchen Meerbuſens gleichſam gekocht nach Nordoſten abfließt, mildert die Wärme in jenem Meerbuſen und führt ſie dem kalten Irland und Norwegen zu und fördert Englands Vegetation. (M. F. Maury Die phyſiſche Geographie des Meers. Leipz. 1856.)

S. 321. Anmerk. 11. am Ende: Pabſt Innocenz III. ſchrieb (noch als Cardinal) ein Büchlein: De Contemptu mundi, sive de miseria humanae conditionis (neu herausgegeben v. J. H. Achterfeld zu Bonn 1855.) Alle Arten von Leiden und Elend im menſchlichen Leben ſind hier mit den grellſten Farben ſo zuſammengeſtellt, daß der Verf. im VI. Abſchnitt des Erſten Buchs ſich dahin ausſpricht: Felices illi, qui moriuntur antequam oriantur, prius mortem sentientes quam vitam scientes! Wie troſtreich und erhebend ſind dagegen die Worte in der Bergpredigt des Erlöſers von dem, was Jeden zu beſeligen vermag!

S. 354. Anmerk. 53. am Ende: Clemens von Alexandrien ſagt von den gnoſtiſchen Sekten, daß ſie entweder eine Gleichgültigkeit in Hinſicht der Sitten oder eine auf Haß gegen die Schöpfung gegründete übertriebene Enthaltſamkeit an den Tag legten; die letztern betrachteten die ſichtbare Welt als das Werk eines böſen Weſens, während die erſtern Gott und die Welt nicht unterſchieden. Stromata L. III. c. 5. n. 1.

S. 361. Z. 17. Ohne das Bewußtſein eines ſolchen redlichen Strebens wird der Menſch immer den innern Frieden entbehren, den er ſich wünſchen muß, weil er ſeiner bedarf.

S. 370. Z. 8. Anmerk. 2. am Ende: „Le penchant naturel à la *croyance* appartient à la tendance sociale: car il forme le premier lien de la société, comme il est la base, sur laquelle repose toute l'éducation. Retranchez *la foi* du coeur de l'enfant, quand et comment apprendra-t-il? Vous n'aurez d'ailleurs qu'un sauvage qui viendra chez ses parents chercher sa nourriture et un abri, comme l'oiseau vagabond qui vient sur nos croisées piller les miettes ou les grains que nous y mettons pour lui, et qui se hasarde au besoin à passer la nuit sous notre toit. *G. Girard* L'Enseignement de la Langue maternelle p. 251. (Vergl. S. 248. Litt. f.)

S. 370. Anmerk. 2. am Ende: Das Zutrauen, die Liebe und die Achtung der Kinder zu den Eltern wird nur durch die liebreiche und anhaltende Sorge von dieſen für der Kinder Wohlergehen feſt begründet. Mächtige Antriebe dafür hat der Schöpfer in der Eltern Herz gepflanzt.

S. 374. Anmerk. 9. am Ende: Instruire l'ignorante enfance en ce qui lui importe de connaitre, c'est le devoir de l'éducation; mais vouloir lui prodiguer des connaissances que, par incapacité et faiblesse d'esprit, elle ne peut pas encore s'approprier, c'est vouloir son bien et ne pas savoir le faire. Par là on chargera beaucoup la memoire des élèves qui s'imagineront être des savants, parce qu'ils ont appris et qu'ils recitent une multitude de mots, sans y attacher le sens qu'ils expriment. *G. Girard* De l'enseignement régulier de la langue maternelle p. 122.

S. 402. Anmerk. 39. D'ordinaire chez le monde ce ne sont pas les vertus, mais les *succès*, qui font les grands hommes. *Massillon* Petit caréme, sur la Fausseté de la gloire humaine.

S. 406. Anmerk. 1. am Ende: Das ſpätere Geſchlecht lebt in den frühern von ihrem Nachlaß in Gedanken und Werken. Seine Aufgabe iſt: dieſen Nachlaß recht zu verſtehen, zu würdigen und zu benützen.

S. 411. Z. 8. von unten nach dem Wort verſchafft: Eine Idee entwickelt ſich gewöhnlich langſam; ſie kann Jahrhunderte dazu brauchen.

S. 456. Anmerk. 6. „Manchem iſt Segen im Unglück und Manchem der Gewinn zum Schaden." Sprüchw. K. 20. V. 7.

S. 459. Anmerk. 8. am Ende: Siehe über den abſcheulichen Teufelsdienſt oſtindiſcher Stämme und ſogar im paradieſiſchen Ceylon K. Graul Reiſe nach Oſtindien Theil IV. Leipzig 1855.

Gott und die Welt

oder

Das Verhältniß aller Dinge zu einander
und zu Gott.

Zweiter Theil.

Gott und die Welt

oder

das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott

von

J. H. v. Weſſenberg.

> Durch Ihn leben, bewegen wir uns und ſind wir.
> Apoſtelg. XVII. 28.

Zweiter Theil.

Heidelberg.
Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1857.

32 = [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

Abſchnitt XVI. In der Menſchengattung beſteht ein Zuſammenhang aller Geſchlechter und Zeitalter unter dem vorherrſchenden Einfluß geiſtiger Perſönlichkeit, und dieſer Zuſammenhang wurde und wird vorzüglich unterhalten durch die Religionsvereine, die Staatsvereine, die Wiſſenſchaft und Schriftſtellerei, die mechaniſchen und ſchönen Künſte und den Handel und Verkehr — 1

" XVII. Die Religionsvereine zeigen in ihrem Urſprung, ihren Beſtrebungen und ihrer Ausbildung und Wirkſamkeit etwas Gemeinſames, aber auch eine große Verſchiedenheit — 10

" XVIII. In den Ausartungen der Religionsvereine iſt gleichfalls eine gewiſſe Aehnlichkeit, aber auch eine große Verſchiedenheit wahrnehmbar — 37

" XIX. Die Staatsvereine in ihrer verſchiedenen Geſtaltung — 53

" XX. Welches ſind die Haupturſachen der Ausartung und des Verfalls der Staatsvereine? — 132

" XXI. Die Wiſſenſchaft und die Schriftſtellerei, als Werkſtätten und Vermittler geiſtiger Bildung — 165

" XXII. Die mechaniſchen Künſte bezwecken zunächſt die Vervollkommnung des materiellen Lebens und mittelbar auch die Erleichterung des geiſtigen — 219

" XXIII. Die ſchönen Künſte dienen zur Veredlung und Erheiterung des geſellſchaftlichen Lebens — 227

Abſchn. XXIV. Handel und Verkehr gehören zu den mächtigſten Vehikeln für Förderung und Unterhaltung einer der Wohlfahrt und Geſittung zuträglichen Verbindung der Völker. Ihre Hemmungen und Störungen aber ſind meiſt das Erzeugniß der Selbſtſucht 249

„ XXV. Alle Völker bilden, trotz ihren Eigenheiten, Eine Familie 261

„ XXVI. Unter allen Ereigniſſen, welche auf die Menſchengattung einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, ſteht die Erſcheinung des Chriſtenthums oben an, indem daſſelbe ſich als die unverſiegliche Quelle und die ſtärkſte Grundfeſte alles Guten unter den Menſchen bewährt hat und bewährt 276

„ XXVII. Das Weſen des Chriſtenthums hat das Gepräge unvergänglicher göttlicher Wahrheit, ohne alle Beimiſchung von vorübergehenden, weltlichen und blos nationalen Elementen 292

„ XXVIII. Nichts könnte für die menſchliche Geſellſchaft heilbringender ſein, als wenn die Kraft des Chriſtenthums die Wohlfahrt der Staaten und Völker zu befördern allgemein anerkannt würde 323

„ XXIX. Die chriſtliche Kirche iſt mit der unverſehrten Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung des Chriſtenthums beauftragt 335

„ XXX. Das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat wird durch ihren Zweck und Beruf beſtimmt, und ihre heilſame Eintracht beruht auf der gegenſeitigen Berückſichtigung dieſes Zwecks und Berufs 358

„ XXXI. Das Chriſtenthum iſt, ungeachtet ſeines göttlichen Urſprungs und der ihm inwohnenden göttlichen Kraft unter Menſchen ſtets der Verunſtaltung und Ausartung ausgeſetzt 374

Abſchn. XXXII. Aus der menſchlichen Geneigtheit zu Entſtellungen und Ausartungen im Gebiete der Religion entſteht das Bedürfniß kirchlicher Reformen nach Maßgabe von Zeit und Umſtänden — 395

„ XXXIII. Das Chriſtenthum iſt durch ſein Weſen allein zur Weltreligion geeignet, und zeigt ſich allein dazu auserſehen und beſtimmt — 411

„ XXXIV. Des Chriſtenthums ſtets zunehmender Verbreitung und tieſer Begründung in allen Menſchen ſtrebt jedoch der Lügengeiſt unaufhörlich mit allen ſeinen Künſten entgegen, und die Beſiegung von dieſem iſt und bleibt die höchſte Aufgabe der Menſchheit — 435

„ XXXV. Die ewige Wahrheit allein hat die Kraft die Menſchheit von ihren Uebelſtänden zu erlöſen und ſie der größtmöglichen Vollendung entgegen zu führen. — 472

Beilage zu den Abſchnitten XXVIII und XXXV. Das einzige unfehlbare Mittel gegen Noth und Elend in der menſchlichen Geſellſchaft — 482

XVI.

In der Menſchengattung beſteht ein Zuſammenhang aller Geſchlechter und Zeitalter unter dem vorherrſchenden Einfluß geiſtiger Perſönlichkeit, und dieſer Zuſammenhang wurde und wird vorzüglich unterhalten durch die Religionsvereine, die Staatsvereine, die Wiſſenſchaft, die mechaniſchen und ſchönen Künſte, den Handel und Verkehr.

1) Wenn jemals der Menſch zum ernſten Nachdenken über ſich ſelber gelangt, drängen ihm die Fragen ſich auf: was bin ich? woher und wo bin ich? was bedarf ich? was ſoll ich? was darf ich? wohin geh' ich? — Je richtiger und vollſtändiger er ſich dieſe Fragen zu beantworten vermag, deſto [illegible] und beſſer ſieht er ſich in den Stand geſetzt, mit Zuverſicht zu urtheilen und zu handeln und ſein Leben ſo einzurichten, daß es den weſentlichen Forderungen ſeiner Doppelnatur befriedigend entſpreche. — Nun zeigen ſich uns zwar in der Art, wie der Geiſt des Menſchen ſich für die Löſung dieſer wichtigen Aufgabe entwickelt und bethätigt hat und wie dies in allen Zonen der Erde und im Verlaufe der Zeit geſchehen iſt, eine große Verſchiedenheit und eine mannigfache Abſtufung.

Allein dieſe Anomalien laſſen ſich aus den Einflüſſen theils der äußern Natur, theils der menſchlichen Freithätigkeit ſehr wohl erklären, ohne daß die Einheit im Grundweſen des Menſchen verwiſcht würde oder geläugnet werden müßte.

2) Alle Menſchen, im Grundweſen gleich, in vielen Begabungen jedoch verſchieden, bilden ein Ganzes, das bei großer Vielgeſtaltigkeit im Einzelnen dennoch als Einheit ſich darſtellt. Vermöge der gemeinſamen Menſchennatur ſtehen alle Geſchlechter und Zeitalter miteinander in Verbindung durch das lebendige Band von Wechſelwirkung und durch ihre Ueberlieferungen, die einen Schatz von Belehrungen enthalten, welche zur Bewahrung des erprobten Guten und Wahren und zur Verbeſſerung des Mangel- und Fehlerhaften auffordern, das ſich von den Zuſtänden der Vorzeit auf die der Nachwelt fortgeerbt hat. Jedes gute, wahre, kräftige Wort, ſei es von Moſes, Salomo, Sokrates, Plato, Ariſtoteles, Confuzy, Zoroaſter, Cicero oder von einem chriſtlichen Lehrer auf uns gekommen, findet noch nach Jahrtauſenden Anklang in empfänglichen Seelen. In Athen durfte keiner einem andern verweigern, daß er ſein Licht an dem ſeinigen anzünde. So ſollt' es unter allen Menſchen in Hinſicht des geiſtigen Lichtes ſein. Einer ſollte vom Andern lernen, einer den andern erleuchten, fördern und veredeln, und ſo auch ein Geſchlecht das andere. Die Geſchichte, von den Menſchen aller Länder und Zeiten berichtend und über ſie Gericht haltend, bringt ſie alle einander nahe. Wo die Vernunft zur Entwickelung und Macht gelang, ſtrebt ſie zu allen Zeiten, Ebenmaß in alle Dinge zu bringen. So wird die Vernunft der frühern Zeiten eine Leuchte für die folgenden. Dem denkenden Menſchen iſt der Rückblick in die Vergangenheit gegeben, damit er, belehrt und gewarnt, an der

ſtets würdigen Geſtaltung ſeiner Zeit arbeite und eine beſſere Zukunft bereiten helfe. Dadurch erprobt ſich die Macht des Geiſtes gegenüber den Kräften der äußern Natur, die an das Geſetz der Nothwendigkeit gebunden ſind, während in dem Bereiche des Geiſtes die Freithätigkeit ihm einen weiten Spielraum öffnet, nach Vervollkommnung zu trachten, erſtens ſeiner ſelbſt, ſodann Anderer und auch vieler Dinge in der Naturumgebung, indem er ſie ſeinen Zwecken dienſtbar macht (vergl. Abſchn. V.). Nur ſo fern er mit der äußern Natur mittelſt des Leibes zuſammenhängt, kann auch er ſich dem Geſetz der Nothwendigkeit nicht entziehen, und nur in gewiſſem Grade kann die Macht des Geiſtes dem Drang der äußern Natur Widerſtand thun. Was von der Erde kommt, verfällt wieder der Erde. Der Erdball iſt das Grab der Volksſtämme und Geſchlechtsalter, das Grab aller irdiſchen Herrlichkeit und alles irdiſchen Elends. Die Menſchheit wandelt über Grabtrümmern, und über dieſen erblühen fortwährend neue Geſchlechter und Zeitalter.

3) Was hat indeſſen nicht alles im Verlaufe der Geſchichte dazu gedient, Verbindungen zwiſchen entlegenen Völkern anzuknüpfen, — Neugier, Gewinnſucht, Forſchungsgeiſt, Kunſtſinn, fromme Geſinnung, (wenn auch mit Wahnglauben vermengt), Glaubenseifer, Eroberungsgelüſte! — Die Selbſtſucht ſtrebt zwar dahin, alle Güter ſich zum ausſchließlichen Eigenthum zu machen. Seiner Anlage gemäß iſt aber der Menſch geſellig und zur Mittheilung an ſeines Gleichen geneigt, und nur durch Mittheilung kommt er zum vollen Genuß ſeiner eigenen Wirkſamkeit und ſeines Beſitzthums. Auch iſt es den geſellſchaftlichen Verhältniſſen entſprechend, daß jedes bewährte Gut, jede nützliche Entdeckung, Erfindung, Kenntniß und Kunſt der

geſammten Menſchheit zum Vortheil gereiche. Das Streben darnach unterhält einen ſtets regen Verband zwiſchen den Erdebewohnern, welcher ihr Leben nach und nach in vielfachern Zuſammenhang bringt. Durch Gedankenmittheilung beſteht ein lebhafter fortwährender Verkehr zwiſchen den Geiſtern der entlegenſten Länder und Zeiten, und dieſer Verkehr macht allmählig die entdeckte und aufgehellte Wahrheit zum Gemeingut der Völker.

4) Die Menſchen, die heute Gutes thun und die Wahrheit lehren, (ihren Saamen ausſtreuen), ſind Morgen nicht mehr. Aber durch das Verſchwinden aus der Sichtbarkeit wird einerſeits die geiſtig-ſittliche Verbindung der einzelnen Menſchen mit der Menſchheit als Geſammtheit nicht aufgelöst, und anderſeits hat das Wahre und Gute ewige Dauer. In ſeinen guten Werken und Kundgebungen der Wahrheit kann der Menſch auch auf Erden in den ſpäteſten Geſchlechtsfolgen geiſtig fortleben. Wenn gleich dieſes Fortleben nicht Eins iſt mit dem ewigen im Jenſeits, ſo darf doch auch der Gedanke an jenes irdiſche Fortleben im Geiſte der Nachwelt ein edles Herz erheben und erfreuen[1]). — Einen werthvollern Schatz kann jedoch weder der Einzelne noch ein Volk beſitzen, als ſeine tief im Herzen quellende, zu allem Guten belebende und antreibende Gottesverehrung. Für dieſes Heiligthum ſind

---

[1]) Wilh. v. Humboldt ſchrieb: „Es iſt eine bewunderungswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd iſt, es nun doch Mittel gibt, die das Wirken fortzupflanzen, und ſogar gewiſſermaßen verewigen, und daß, indem das Schickſal der Einzelnen lauter abgeriſſene Fäden bildet, wieder ſehr lange und in ſichtbarem, auch idealiſchem Zuſammenhange durch große Theile der Erdgeſchichte gehen, ſo daß ſich daraus ein dem Ganzen des Menſchengeſchlechts und dem Planeten ſelbſt angehörender Zuſammenhang bildet.“ S. Literär. Nachlaß von Frau Caroline v. Wolzogen. 2. B. 1849.

alle Menſchen und Völker einander Achtung ſchuldig. Mit dieſer ſtreitet es indeſſen keineswegs, daß einer dem andern Inhalt und Form ſeines eigenen religiöſen Glaubens mit aller Geiſteskraft anpreiſe, wenn er ſich nur des Aufdringens enthält. So hoch innige und lebendige Betheiligung an ſeiner Religion ein Volk ehrt, ſo ſehr wird dieſe Betheiligung geſchändet, wenn Liebloſigkeit ſich damit verbindet. Eine glaubens- und lebenskräftige Religion, wenn ſie einmal der Lebensgeiſt auch nur eines kleinen Theils der Geſellſchaft geworden iſt, muß von ſelbſt ohne künſtliche Zuthat anziehend wie ein Magnet auf die andern wirken und jeden wohlthuenden Verband der Menſchen erleichtern und fördern. — Warum hält es jedoch den Menſchen ſo ſchwer, den Weg des Fortſchritts in geiſtiger und ſittlicher Vervollkommnung beharrlich einzuhalten, und oft gerade dann am ſchwerſten, wenn ihnen recht viele Mittel dies zu vollführen zu Gebot ſtehen? Der Grund liegt ſehr einfach darin: daß keine Aufgabe für den Menſchen ſchwieriger iſt, als *ſich ſelber zu beherrſchen*. Die wirkſamſte Kraft, um zur Selbſtbeherrſchung zu gelangen, liegt aber in der Religion, und dieſe übt ſolche Kraft um ſo wohlthätiger und nachhaltiger, je mehr ſie auf ungetrübter Wahrheit beruht.

5) Nebſt dem *Gottesbewußtſein* iſt beſonders die *geiſtige Bildung* das Band, welches, das Leben ordnend und regelnd, die Menſchheit aller Zeiten vereinigen kann und beſtimmt iſt, ſie einem immer höhern Grad von Vollendung entgegenzuführen[a]). Seine Kraft und Wirkſamkeit empfängt dieſes Band vorzüglich von der *Perſönlichkeit* derjenigen, die ſich die Belebung und Läuterung des Gottesbewußtſeins

---

[a]) „Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht. (*Göthe*).

und der geiſtigen Bildung zum Geſchäft ihres Lebens machen. Je mehr dieſe von der Wahrheit erleuchtet und durchdrungen ſind, und je vollſtändiger ihnen ihr Werk gelingt, deſto näher wird die Menſchheit aller Zonen zu jener Uebereinſtimmung und Einigung kommen, welche, der Menſchenwürde gemäß, der Abſicht Gottes, als er den Menſchen nach ſeinem Ebenbild ſchuf, entſpricht. Wie erhebend iſt nicht der Gedanke: daß der ewige Vater der Menſchheit ſie auf ſolche Weiſe mit unendlicher Güte und Weisheit erziehe! Aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint uns die Erde als eine große, ſtets perennirende Erziehungsanſtalt. — Eine Stätte des Lernens, der Arbeit und des Kampfes wird ſie niemals zu ſein aufhören. Sind dies ja für Jeden die drei nothwendigen Mittel zum Zweck der Ausbildung, und iſt doch die Erde keinem von uns zum bleibenden Wohnplatz angewieſen. Genug, wenn nur die Bewohner ihre Kräfte und ihr Leben überall immer mehr mit treuer Benutzung des von der Vorzeit überkommenen Guten dazu anwenden, ſich und die Mitbewohner der geiſtigen und ſittlichen Vollendung näher zu bringen, und der Früchte derſelben theilhaftig zu machen. — Ueberſchauen wir nun ohne Vorurtheil mit ungetrübtem forſchendem Blick die jetzigen Zuſtände der Menſchheit im Ganzen, ſo werden wir zwar noch ſehr Vieles als fehler- und mangelhaft zu beklagen finden, noch ſehr Vieles vermiſſen, mitunter auch Einiges, was theilweiſe verloren ging, zurückwünſchen, und bekennen müſſen: daß das Menſchengeſchlecht bis zur Vollendung noch einen weiten Weg vor ſich habe; zugleich werden wir aber auch bei aufmerkſamer Vergleichung der jetzigen Zuſtände der Menſchheit mit allen frühern, wie die unparteiiſche Geſchichte davon berichtet, Grund finden, im Ganzen einen bedeutenden Fortſchritt anzuerkennen und nicht ein Vertauſchen der Jetztzeit mit der Vorzeit und auch nicht die Wiederkehr der glänzendſten Zuſtände berühmter Staaten und Völker zurückzuwünſchen. Auch werden wir bei dem innigſten Mitgefühl der Wehen und Bedrängniſſe, der Irr- und Wirrſale der Menſchheit Beruhigung finden, wenn wir die durch die ganze Weltgeſchichte beſtätigte Thatſache erwägen: daß, je mehr der Umkreis des ſtets mit Arbeit und Kampf verbundenen Strebens nach Ausbildung ſich auf Erden erweitert, und je mehr dieſes Streben, wenn auch nur theilweis dem Ziele ſich nähert, die Anforderungen ſowohl als auch die Schwierigkeiten ſich vermehren und ſteigern, daß aber zugleich die Kräfte und Antriebe zur Befriedigung jener Anforderungen und zur Beſiegung dieſer Schwierigkeiten wachſen. Hierin beſteht die Grundlage aller wahren Fortſchritte auf Erden.

6) Allerdings kommen die wahren Fortſchritte nur als die Frucht menſchlicher Thätigkeit zu Stande. Die Einrichtung der Dinge auf Erden iſt ſo beſtellt, daß der Menſch ernte, was er geſät und daß das Gute ihm nur als der Lohn ſeiner Kraftanwendung zu Theil werden ſoll. Jede Tugend enthält den Samen von Tugenden, jede Erkenntniß den Samen von Erkenntniſſen, gleichwie aus einem Lichtfunken, wenn er einen Fortleiter findet, eine große Lichtmaſſe entſpringen kann. Je mehr die Hinderniſſe der ächten Ausbildung ihrer Naturanlagen für die Maſſen der Geſellſchaft verſchwinden, je mehr das Streben und die Anſtalten dieſe Ausbildung zu fördern zunehmen, deſto mehr iſt der Fortſchritt angebahnt und geſichert. Ausgezeichnete Tugenden, edle Charaktere und Thaten, deren Andenken ſich fortpflanzt, können durch ihr Alterthum nichts an ihrem Werth verlieren. Aber wenn Erſcheinungen dieſer Art ſich vervielfältigen, wenn die Fähigkeit und der Antrieb

dazu ſich in einer größern Zahl kund geben, ſo darf das Zeitalter, wo dies geſchieht, des ſchönſten Sieges ſich erfreuen. Freilich ſah man auch jedes Volk Zeiten erleben, wo die Bildung gefliſſentlich beengt und erſchwert wurde, wo Machthaber ſich die Aufgabe ſetzten, die Sonne des geiſtigen Lebens gleichſam zum Stillſtehn zu bringen, und die Bildung zum Monopol für Wenige zu machen. Da nimmt dann Alles in der Geſellſchaft den Krebsgang. Die Bildung ſelbſt der Gebildeten artet aus und wird verkrüppelt. Doch wenn auch ſolch ein Verfall lange andauern kann, ſo führt ſelbſt das Unmaß der Uebelſtände zuletzt einen Umſchwung herbei, und aus Fäulniß und Aſche erblüht ein neues Leben. Jahrhunderte lang waren zahlreiche Volksſtämme in dem Welttheil, dem die Europäer nach deſſen Entdeckung den Namen Amerika gaben, in Unwiſſenheit, Roheit und Wildheit verſunken. Die Eroberung, obgleich mit vielen ſchmachvollen Greueln verknüpft, hatte jedoch zur Folge, daß Amerika mit Europa in Verbindung geſetzt, ſich zu vielſeitiger Bildung erhebt und in einiger Beziehung zum Theil die Eroberer ſchon überbietet. Auch in Afrika und Aſien, wo blühende Staaten und Völker mit ihrer Bildung untergingen, und der Islam die ſchönſten Pflanzſtätten des Chriſtenthums verwüſtet hat, ſehen wir jetzt Anfänge von neuer Bildung entſtehen, welche Ausſicht gewähren, daß auch in dieſen von der Natur ſo begünſtigten Gegenden die edle Menſchlichkeit mit der Zeit über die Barbarei obſiegen werde.

7) Allmählig kamen die gemeinſamen Angelegenheiten der menſchlichen Geſellſchaft unter die Leitung der **Religionsvereine**, der **Staatsvereine**, der **Wiſſenſchaft**, der **Kunſt** und des **Handelverkehrs**, und es knüpften dieſe fünf Mächte vorzüglich die Bande, welche die Geſellſchaft ge-

mäß des Menſchen Doppelnatur, zugleich den geiſtigen und den leiblichen Bedürfniſſen, entſprechend zuſammenhalten und in ſie Leben und Streben, Einheit und Uebereinſtimmung bringen ſollen. Die vielſeitige Wechſelwirkung dieſer Mächte in der Geſellſchaft läßt ſich nicht verkennen und wird nie aufhören.

XVII.

Die Religionsvereine zeigen in ihrem Urſprung, ihren Beſtrebungen und ihrer Ausbildung und Wirkſamkeit etwas Gemeinſames, aber auch eine große Verſchiedenheit.

Das Verhältniß des Menſchen zu Gott iſt das höchſte und allgemeinſte, mit keinem andern vergleichbar, aller Orten das nämliche, auf keine Zeit beſchränkt; es umfaßt den ganzen Menſchen und ſein ganzes Leben. In jeder Beziehung, auch der des Alterthums nehmen die Religionsvereine unſere Betrachtung zuerſt in Anſpruch. Alle Beſtrebungen die Wohlfahrt der Menſchen zu fördern, ihre Zuſtände zu verbeſſern, werden ſtets vergeblich oder höchſt unzulänglich ſein, wenn es nicht gelingt, ſie (ihren Sinn und ihr Leben) wahrhaft gut zu machen, und dies kann nur die Frucht einer Religion ſein, welche die Herzen mit Liebe durchdringt und heiligt.

1) Die *Religion* iſt keine willkürliche Menſchenerfindung. Was dem Menſchen ſtets und unter allen Umſtänden heilig, was ihm der höchſte Gegenſtand ſeiner Verehrung ſein muß, kann nicht *ſein* Gemächt, ſondern muß höher ſein, als alles, was er zu erfinden und hervorzubringen vermag. Obgleich die Idee von einem über alle Dinge waltenden höhern Weſen

dem fühlenden und denkenden Menſchengeiſt eingeſenkt iſt, und ſchon vor ſeiner nähern Berührung mit dem geſellſchaftlichen Leben erwacht, ſo gewinnt ſie doch für ihn bei der Erweiterung, Vielſeitigkeit und Entwickelung dieſer Berührung ſehr an Bedeutung und Wichtigkeit. Es liegt im Grundweſen der Religion, daß ſie die Menſchen vereinige, und daß dieſe im Verein das Mittel ſuchen, um ſich ihren Einfluß zu bewahren und ihre Wirkſamkeit zu fördern. Der Urquell der Religionsvereine liegt aber in dem Glauben, daß Gott ſich und ſeinen Willen allen Menſchen offenbare. Die Möglichkeit einer ſolchen Offenbarung wird ſchon dadurch außer Zweifel geſetzt, daß es dem Weſen Gottes zuwider wäre, wenn er ſich den Menſchen nicht offenbarte. Wirklich geſchah und geſchieht dieſe Offenbarung beſtändig durch die Vernunft (das Auge des denkenden Geiſtes), durch das Gewiſſen (das ſittliche Bewußtſein), durch die äußere Natur und durch die Ereigniſſe des Weltlaufs. Weil jedoch dieſe Offenbarungen, wie uns die Geſchichte belehrt, oftmals und bei Vielen durch das Ueberhandnehmen der Sinnlichkeit und die Verderbniſſe des Herzens und Willens getrübt, geſchwächt und verwiſcht wurden, ſo konnt' es Gott, in ſeiner Güte und Weisheit für angemeſſen erachten, das erloſchene oder verdunkelte Licht der Erkenntniß ſeines Weſens und Willens durch das Wort ausgezeichneter Perſonen, deren Glaubwürdigkeit ſich den Menſchen augenſcheinlich erwies, theils neu anzuzünden, theils noch zu verſtärken. Auch bezeugen uns die bewährteſten Ueberlieferungen, daß dies von Zeit zu Zeit wirklich geſchehen ſei. Außer dieſen Verkündern der Offenbarungen Gottes traten aber auch Andere auf, die ſich den Beruf zu ſolcher Verkündung beilegten, ohne ihre göttliche Weihe zu dieſem Beruf darthun zu können. So entſtanden ſehr verſchiedene

Religionsvereine. Unſtreitig verlangte die Stiftung ſolcher Vereine, von denen ein ſo großer Einfluß auf alle geſellſchaftlichen Angelegenheiten ausging, einen nicht geringen Grad von Begabung des Geiſtes und Herzens, beſonders von Tiefe des Gemüths und von Reinheit und Stärke des Willens, damit das Werk ſich durch dauernde Frucht bewähre[1]. — Was Gott die Menſchen lehrt, iſt wahr und gut. Es iſt jedoch ein Schatz, deſſen Werth, deſſen Fruchtbarkeit durch den Gebrauch bedingt iſt, den die Menſchen davon machen. Es verhält ſich damit, wie mit jedem Gut, das Gott ihnen verleiht. Mit der ſittlichen Freiheit legte er ihnen die Pflicht auf, ſich das Gute ſelbſtthätig anzueignen, widrigenfalls die beſte Gabe ihnen zum Verderben gereichen kann. Das iſt eine göttliche Anordnung, auf welcher des Menſchen Würde beruht. — Religion iſt der Menſchen allgemeinſtes Band[2]. Das Beſte, die Vereinigung des Beſten, was er kennt, nennt der Menſch Gott. In ſo fern haben alle Menſchen Einen Gott, wenn gleich nicht die gleiche und die rechte Erkenntniß von Ihm, weil ſie das große Lebensgeſetz, das Er in Aller Herz geſchrieben, nicht alle gehörig verſtehen[3]. — Die Abhängigkeit des Menſchen von Gott iſt mit keiner andern Abhängigkeit deſſelben vergleichbar.

---

[1] Ce n'est pas pour attaquer les religions qu'il faut du génie et du courage, mais pour les fonder et les maintenir. *Rivarol.* — Von der Macht der Religion ſagt Rouſſeau (Emile L. IV.) ſehr wahr: „Par les principes la philosophie ne peut faire aucun bien que la religion ne le fasse encore mieux, et la religion en fait beaucoup que la philosophie ne saurait faire.“ „On ne pouvait plier les hommes à l'obéissance avant de les avoir soumis à une autorité supérieure, sur humaine, incontestée. Pour qu'ils reconnaissent des maîtres sur la terre, il fallait leur d'abord des maîtres dans les cieux.“ Rome ancienne et moderne par *Mary Lafon*. 1852. p. 282.

[2] *Lactantii* Institut. div. IV. 28.

[3] Jeremias XXXI. 33.

Durch ſie kann die Würde des Menſchen nie gefährdet, nur gehoben werden. Sklavenſinn iſt Gott ein Greuel, iſt mit ächter Gottesverehrung ganz unverträglich. Von Gott, dem unendlich-vollkommenen Geiſt kann der Menſch kein ſinnliches Bild ſich machen, das ſeinem Weſen gleich käme. Dennoch wird das Göttliche immer vom Menſchen vermenſchlicht, weil er ſelbſt nicht über die Endlichkeit hinaus kann, wenn er ſich gleich bewußt iſt, daß das Göttliche darüber weit hinausliegt. Zwar ſchuf Gott den Menſchen zu ſeinem Ebenbilde; die Menſchen aber ſind nur zu geneigt, ſich Gott nach ihrem Bild zu geſtalten[4]. Hätten die Menſchen immer nur der Stimme Gottes an ihr Herz Gehör verliehen, ſo wäre nur Eine Religion auf Erden[5]. Im Grund des Herzens und im Leben, im Berufskreis, nicht in den Sphären der Einbildungskraft ſoll die Religion ihre Kraft beweiſen. Der ſinnliche Menſch wird jedoch vielfältig verſucht, dieſe Kraft in ſelbſterfundenen, oft nichtswürdigen Dingen oder doch nur in äußern Gebräuchen, ſtatt in innern Geſinnungen zu ſuchen. — Indeſſen haben die verſchiedenen Religionen, ſelbſt die ärmlichſten und verkehrteſten den Grund zu einer geſellſchaftlichen Ordnung gelegt, während der Unglaube nie etwas der Art zu gründen vermochte. Wenn die Gottesidee unter den Völkern verloren ginge, ſo hätten ſie kein Band mehr, das ſie dauerhaft zuſammenhielte. — Weil aber unſere Vorſtellung von

---

[4] „Der Menſch kennt Gott nur, in ſo fern er den Menſchen, das iſt ſich ſelber kennt, und er ehret Gott nur, in ſo fern er ſich ſelber ehrt." Peſtalozzi.

„Das eigentliche Weſen des Menſchen beruht auf der Idee von Gott, und ſo weit er ſich nicht zu dieſer (in ihrer Reinheit und Vollſtändigkeit) zu erheben vermag, ſo weit zieht er ſie zu ſich herab." Joh. Jak. Wagner's kleine Schriften. I. 339.

[5] Si l'on n'eût écouté que ce que Dieu dit au coeur de l'homme il n'y aurait jamais eu qu' une religion sur la terre. *J. J Rousseau.*

Gott ſich nach dem Grad der Erkenntniß von unſerm Innern (dem geiſtigen Selbſt) und der äußern Natur geſtaltet, ſo iſt ſie wie dieſe Erkenntniß einer ſteten Vervollkommnung empfänglich. Dieſe iſt für den Menſchen von größter Wichtigkeit, indem er ſich angetrieben fühlt, nach möglichſter Verähnlichung mit Gott zu ſtreben. Da das Grundelement der Religion in der Liebe beſteht, kann ſie ſich erſt im Verkehr einer geordneten Geſellſchaft recht entfalten. Der menſchliche Geiſt ſucht in der Religion, d. i. in ſeiner Vorſtellung von Gott und vom Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und der Welt zu Gott eine Zuverſicht und Zufriedenheit, welche ihm ſonſt nichts auf Erden, wo Alles der Vergänglichkeit und dem Wechſel unterliegt, geben kann. Uebereinſtimmung in alle geiſtigen Kräfte des Menſchen und dadurch in alle Thätigkeiten ſeines Lebens zu bringen, iſt das höchſte Wunderwerk der Religion, durch welches ſie ihre Wahrheit darthut. Die Religion nimmt daher auch den ganzen Menſchen in Anſpruch, ſo wie auch nur ſie dem ganzen Menſchen Befriedigung gewähren kann. — Das Grundweſen der wahren Religion iſt ſo alt als die Welt und unvergänglich, weil es ein Ausfluß des Unendlichen und Ewigen ſelbſt iſt. Dies hindert jedoch nicht, daß wir in ihrer Erſcheinung und Geſtaltung unter den Menſchen einen weiten Stufengang wahrnehmen, und allen Grund haben, an eine fortwährende Läuterung derſelben zu glauben[6].

---

[6] „Les gradations de la Religion sont admirables aux yeux du vrai philosophe. Il la voit d'abord comme un crépuscule qui sort du sein du chaos; ensuite comme l'aurore qui annonce le jour, mais environné de nuages, et il sent qu' il ne sera parfaitement serein et dans son midi, qu'au moment ou les cieux nous seront ouverts.“ Lettres de *Clement*. XIV. (1777). T. II. 121.

2) Die Religionsvereine bezwecken die gemeinſame Förderung der Verehrung des für Göttlich-Anerkannten in einer gewiſſen Weiſe. Sie werden gebildet im Gefühl, daß es kein Band gebe, welches Jeglichen mit Andern zuverläßiger verbinden könne, als Religion. Nichts iſt allgemeiner und doch zugleich individueller als ſie. Um lebendig und wirkſam zu ſein, muß ſie auf innige Ueberzeugung in der Tiefe des Herzens ſich gründen. Wahre Religion iſt daher mit Zwang ganz unverträglich. Sie kann nur auf dem Boden des freien Willens gedeihen[7].

3) Wie die Idee von Gott in jeden Menſchen urſprünglich gekommen, weiß Keiner zu ſagen. Aber ſie entwickelt ſich in ihnen theils durch die Naturbetrachtung, theils durch die Offenbarungen des ſittlichen Bewußtſeins, durch die Belehrung der Erfahrungen und durch die Erwägung des Inhalts der Ueberlieferungen der Vorzeit. Nur der Geiſt im Menſchen kann vom unendlichen Geiſte Zeugniß geben, indem er ihm die Spuren ſeiner Vollkommenheit entdeckt und offenbart und ihn antreibt, durch Befolgung ſeiner Vorſchriften ihre Göttlichkeit aus Erfahrung kennen zu lernen. — Keine Religionslehre kann allgemeine Anerkennung als Wahrheit anſprechen, durch welche die Sittlichkeit nicht gefördert werden kann. Denn es iſt gar nicht denkbar, ſondern widerſtreitet weſentlich der Idee von Gott, daß er von den Menſchen verlangen könne, etwas zu glauben, was für ihre ſittliche Verbeſſerung nichts beitragen kann[8]. — Die Genoſſen oder Anhänger aller Religionen

---

[7] Religio cogi non potest. — Nihil est tam voluntarium quam religio, in qua si animus aversus, jam sublata, jam nulla est. *Lactant.* Divin. Institut. L. V. 20.

[8] Gottes Offenbarungen ſtehen dem Inhalt und der Form nach mit der Faſſungskraft der Menſchen in genauem Ebenmaß. Wenn er ihnen offenbart, was ihre Begriffe

berufen ſich zur Beglaubigung ihrer Wahrheit auf Wunder, deren Aechtheit aber gewöhnlich nur von denen, die zur nämlichen Religion ſich bekennen, anerkannt wird. Alle halten die Wunder, auf welche ſie ſich berufen, für Gottes Werk. Wenn wir nun bedenken, daß Gott, deſſen Macht über die Natur nicht zu bezweifeln iſt, unmöglich Wunderwerke zum Mittel erſehen habe, um Lehren, die ſich widerſprechen, Glauben zu verſchaffen, ſo muß einleuchten, daß für uns die erwieſene Wahrheit und Vortrefflichkeit einer Religion (beſonders durch ihre Früchte) weit eher und kräftiger die Aechtheit eines Wunders, als ein Wunder für ſich allein die Wahrheit einer Religion zu beglaubigen vermöge. (Vergl. Matth. XII. 39. XXIV. 24. Joh. II. 23. 24. IV. 48.)[9]. Das augenſcheinlichſte und höchſte Wunder der wahren Religion iſt ihr Inhalt und die heiligende und beſeligende Kraft deſſelben. Dieſes Wunder kann Jeder an ſich ſelber erfahren.

4) Hätte der Menſch nicht einen Trieb nach Vollkommenheit zu ſtreben in ſich, ſo müßte ihm auch das einzig vollkommene Weſen ſtets unbekannt bleiben. Die Vorſtellung vom Göttlichen im menſchlichen Geiſte beſtimmt auch ſeine Vorſtellung von dem Verhältniſſe des Menſchen zum Göttlichen. Welches Verhältniß beſteht nun in der That zwiſchen Gott und dem Menſchen? — Als dem Irrthum und der Sünde unterworfen, erkennt ſich der Menſch, auch beim beſten Streben nach Vollkommenheit, wozu ſein inneres Geſetz ihn auffordert, hülfsbedürftig, um ſeine Beſtimmung erreichen zu

---

überſteigt, ſo ſind es doch Dinge, die ihr Herz, ihr Gemüth anſprechen, die deſſen Gottvertrauen und Hoffnungen beleben.

[9] Uebrigens geſchieht eine Wirkung, die gemäß den Naturgeſetzen erfolgt, nicht weniger zu Folge dem Willen Gottes, als eine Wirkung, die von dieſen Geſetzen abweicht.

können, und von wem ſollt' er dieſe Hülfe hoffen und gewärtigen, als von dem Unendlich-Vollkommenen — von Gott? — Er, als die Fülle des Guten, kann davon dem Menſchen mittheilen, und dieſer kann es freithätig ſich aneignen. Sein Daſein, ſein Leben und alles Gute, das er hat, iſt Gottes Gabe. Dagegen kann er Gott nichts geben und nichts nehmen. Selbſt durch die Sünde (die Aufnahme des Böſen in ſeinen Willen) thut er Gott keinen Abbruch, ſondern nur ſich ſelber, ſo wie er durch Tugend (Erfüllung des göttlichen Willens) nur ſich ſelber wohlthut und fördert. Gott aber kann, ſo viel er auch mittheile, nie ärmer werden. Seine Fülle des Guten iſt unerſchöpflich. Er iſt ſeinem Weſen nach unveränderlich, und kann nicht verendlichen. Er kann in allen ſeinen Fügungen nur das Beſte wollen. Wir ſollten daher nie beten, daß Alles nach unſerm Wunſch gehen, ſondern vielmehr, daß unſer Wunſch immer dem Willen Gottes gemäß ſein möge. Gott verehren kann der Menſch nur dadurch, daß er nach Kräften Ihn nachahmt, indem er ihm ähnlich zu werden trachtet. Da nun alles Gute, das der Menſch hat, Gottes Gabe iſt, ſo kann Gott von Seite des Menſchen kein Opfer gefallen, als das der völligen Hingebung ſeines Willens in den Seinigen — die unbedingte und ungeheuchelte Liebe[10] Um ſich geiſtig mit Gott zu einigen, muß der Menſch trachten, die Gegenſätze in ſich ſelber ſo viel möglich aufzuheben, damit Harmonie in ſeinem Innern entſtehe. Dies erreicht er aber nur dann, wenn die Liebe in ihm die Oberhand gewinnt. Der Gedanke an Gott ergreift das Gemüth gewaltiger als jeder andere, wenn Gott, unſichtbar, unſern Sinnen unerreichbar, als die unendliche Weisheit, Macht und Liebe ſich unſerm Geiſte darſtellt. Wenn des Menſchen Liebe ſich auf gewiſſe Perſonen, Stände oder Klaſſen beſchränkt, iſt ſie nie rein von Eigennutz und kann dem Willen Gottes nicht genügen, deſſen Liebe alle Menſchen umfaßt. Was iſt aber eine Religion, die uns nicht zur Nachahmung Gottes antreibt?.. In Beziehung auf Gott, dem alle Menſchen ihr Leben und alles Gute zu verdanken haben, iſt auch Allen die gleiche Lebensaufgabe vorgeſteckt. Sie theilen ſich aber überall in Solche, die in Gott leben, und in Solche, die außer Gott leben. Dies iſt der weſentlichſte Unterſchied, und dieſer wird einzig durch den Beſitz oder den Abgang der wahren Liebe beſtimmt[11]. Alles Uebrige in Religionszuſtänden betrifft die Belehrungen und Anſtalten, die mehr oder weniger geeignet ſind, die Menſchen zum Leben in Gott durch die Liebe anzuleiten und dafür zu kräftigen. Was ſcheidet, was trennt den Menſchen und ſein Leben von Gott? Einzig der Wahn, der den Geiſt der Herrſchaft des Endlichen ſo unterwirft, daß er Endliches Gott gleich oder über Gott ſetzt. — Das religiöſe Bewußtſein muß mit der ganzen Geiſtes- und Gemüthsverfaſſung in dem innigſten Zuſammenhang und in der vollſtändigſten Wechſelwirkung ſtehen. Nur zu leicht wird es aber durch vorherrſchende Lebensintereſſen getrübt oder gefälſcht, wenn dieſe von der Idee des Aechtgöttlichen ſich abwenden oder gar mit ihr in Widerſtreit gerathen[12].

---

[10] Vergl. Röm. XII. 1.

5) Auch auf niederer Stufe der Geiſtesbildung entſteht oder erwacht im Menſchen der Gedanke von einem Einzigen allwaltenden Gott. Selbſt bei wilden Völkern traf man ihn.

---

[11] Qui habent charitatem, nati sunt ex Deo, qui non habent charitatem, non sunt ex Deo. *St. Augustin.* super I. Joh.

[12] Vergl. Ideler Theorie des relig. Wahnſinns. I. 21.

Aber, anſtatt ſich an ihn feſtzuhalten, zertheilte der ſinnliche Menſch oftmals den Einen in Mehrere dergeſtalt, als ob ein Jeder derſelben einem ſeiner verſchiedenen Anliegen oder Bedürfniſſe (nach Maßgabe von Beruf, Jahreszeit, Alter, Geſchlecht, Zeitumſtänden u. ſ. w.) abhelfen könne, ſei es als beſondere Kraft (Ausfluß), ſei es als Diener des Einen Gottes[13]). Zuweilen verdrängte aber die Verehrung von vielen einzelnen Gottheiten den Einzigen Gott ganz aus dem Bewußtſein. Nicht nur bei rohen, dem Götzendienſt ergebenen Völkern, auch bei ſolchen von verfeinerter Bildung ſtellte die Angewöhnung, die Verehrung ſinnlichen Gegenſtänden zuzuwenden, der Erhebung des Gemüths zu dem unſichtbaren Gott ein großes Hinderniß entgegen[14]). — Auch gewiſſen Orten,

---

[13]) Bei den Griechen war die Anerkennung eines Oberhaupts der Götter im Zeus (Jupiter) ein Vorſchritt zur Einheit des göttlichen Weſens. Aber es fehlte ihnen die ſittliche Idee von dieſem Weſen. An ihre Stelle ſetzten ſie das Fatum, das Schickſal, dem ſie auch die Götter unterworfen dachten.

[14]) Unkunde der Natur ſowohl als des menſchlichen Geiſtes verleitete rohe Menſchen ihre Verehrung einzelnen Naturdingen, deren Macht ſie empfanden, zu weihen, ohne ihre Gedanken höher zu erheben. Noch jetzt können in vielen Ländern die Götzendiener ſich vor Staunen nicht faſſen, wenn ſie Chriſten einen unſichtbaren Gott anbeten ſehen. S. Gützlaff Aufenth. im Königreich Siam. Baſel 1835. S. 25. — Die alten Teutſchen hingegen müſſen eine Ahnung gehabt haben, daß das höchſte Weſen ein unendliches ſein müſſe. Denn Tacitus (Germania n. 9.) berichtet: Ceterum nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. — *Numa* avait donné aux premiers Romains une idée si sublime de la divinité que toute représentation de ces êtres célestes, que l'esprit seul devait se peindre, leur eût paru un sacrilège. Zwei Jahrhunderte lang blieben Götterbilder den Römern unbekannt. *Mary Lafon.* Rome ancienne et moderne p. 223. — Minucius Felix läßt in ſeinem Geſpräch Octavius c. 32. n. 1. den Chriſten dem Heiden erwiedern: quod simulacrum Deo fingam, quum, si recte existimes, sit Dei homo ipse simulacrum? templum quod ei extruam, quum totus hic mundus, ejus opere fabricatus, eum capere non possit? et, quum homo laxius maneam, inter unam aediculam vim tantae majestatis includam?

Räumen, Gebäuden, (z. B. Tempeln, Hainen) haben die Menſchen Göttlichkeit, die Wirkſamkeit göttlicher Kraft zugeeignet. — So wie nun überhaupt Erkenntniſſe und Sitten von Eltern auf Kinder und dann in weitern geſelligen Kreiſen ſich fortpflanzen und verbreiten, ſo auch die Vorſtellungen vom Göttlichen und die Gebräuche ſeiner Verehrung [15].

6) Schon in den Urzeiten (ſoweit unſere Nachrichten davon reichen) bildeten ſich verſchiedene Religionsvereine. Daß der oberſte Lenker des Weltalls hierin Verſchiedenheit zugelaſſen hat, kann nur aus weiſer Abſicht geſchehen ſein. Es beweiſt uns, daß Gott den religiöſen Glauben, als Erzeugniß innerſter Ueberzeugung durchaus frei wiſſen wollte, und es nicht als Unbild anſehe, bei reiner Geſinnung mit Beobachtung verſchiedener Formen verehrt zu werden. Er, der eine Menge verſchiedener Sprachen, anſtatt einer einzigen ſich bilden ließ, wollte in allen angebetet ſein. Alles in Gottes Schöpfung iſt vielgeſtaltig, doch unbeſchadet der Einheit, die das Vielgeſtaltige verbindet. Wie könnte es in der Religion anders ſein? Dem Irrthum ſind alle Menſchen ohne Ausnahme ſtets unterworfen, und in Jeglichem das Wahre und Irrige genau zu ſondern, wer vermöcht' es, als Gott? Wer auch dürfte hoffen, Gott zu gefallen, wenn Freiſein von allem Irrthum dazu erforderlich wäre? Doch nicht in vollkommener Erkenntniß beſteht das Weſen der Religion, ſondern in der Willigkeit, dem Willen Gottes nachzukommen, in der Liebe und dem ihr entquellenden Thun des erkannten Guten. Darin und in dem Glauben, der dies hervorbringt, iſt wahre Uebereinſtimmung Aller mög-

---

[15] La religion se manifeste par le culte, comme la pensée par la parole. *Keratry.* Du culte 1825. p. 10.

lich[16]. In der Religion iſt die *Geſinnung* und die *Ausübung* das Weſen. Dem unterſchiebt man bald fromme Gebräuche, bald die Formel des Bekenntniſſes: zwei Dinge, die zwar als äußere Kundgebungen der Religion ſehr beachtungswerth ſind, aber ohne jenes Weſen ihren Werth verlieren. Das, was Gott von *Allen* ohne Unterſchied *unerläßlich* verlangt, iſt die *lautere Geſinnung*, welche in die Gerechtigkeit (das Rechtthun, das tugendhafte Leben) und in die Wahrhaftigkeit das Weſen ſeiner Verehrung ſetzt[17]. Wo dieſe Geſinnung abgeht oder erliſcht, trägt der religiöſe Glaube den Keim der Zerſtörung in ſich. Er kann weder ſittenbildend noch beſeligend ſein. Beſeligend wird der Glaube nur dann, wenn er mit der Erfüllung des göttlichen Gebots (der Liebe) verbunden iſt. Den Glauben im Innern jedes Menſchen kennt nur Gott; die Liebe aber, durch die der Glaube ſich thätig zeigt, kann jeder Menſch am andern wahrnehmen. Hingegen kann kein Gebrauch, den nicht eine Geſinnung beſeelt, welche die Frucht aufrichtig überzeugenden Glaubens iſt, die Religioſität fördern. Durch Geſinnung und Leben mit Gott Eins, Ihm ſo viel möglich ähnlich zu werden, iſt das höchſte Ziel der Religion. Nur der iſt in ihrem Beſitz, deſſen ganze Perſönlichkeit ſich durch die Idee von Gott, von ſeiner Vollkommenheit leiten läßt. Nur er iſt ein ächter Bürger, ein Kind ſeines Reiches (das Reich Gottes iſt *in* ihm). Jedem Menſchen, der in die Welt kommt, iſt das Licht, das zur Wahrheit führt, gegeben (Joh. I. 9.). Er braucht nur guten Willens zu ſein, gewiſſenhaft dieſem Lichte zu folgen. Nach der Anwendung des Maßes der ihm verliehenen Gaben wird Jedem vergolten werden (Luk. XII. 48.). Von Niemand fordert Gott, was das ihm verliehene Kraftmaß überſteigt[18]). Doch will Gott, daß Alle zur Erkenntniß Seiner, zur vollen Wahrheit gelangen (1. Tim. II. 4.), und ſeinen Willen vollziehen. Dazu hat Er Alle berufen. Er weist Allen den Weg zu Ihm, und Alle ſind von Ihm mit der geiſtigen Kraft begabt, dieſen Weg zu erkennen und zu erwählen. Dies liegt in Gottes Weſenheit. Ihm, nur Ihm ſind die Mittel und Wege dafür bekannt, und ſie ſind auch in ſeiner Macht[19]). Es ſoll Eine Heerde unter Einem Hirten werden (Joh. X. 16.). Jeder, der die Wahrheit liebt, kann ein williges Organ dafür abgeben (2. Tim. II. 25.).

---

[16] On ne peut jamais s'assurer que deux hommes *pensent* précisément de la même façon sur le même objet; mais on peut se convaincre par les effets extérieurs, qu'ils *aiment* tous le même objet de la même manière. *de Bonald* Theorie du pouvoir II. 357.

[17] Die Abgötterer ſchrieben ihren Gottheiten nur Macht und Wiſſenſchaft, nicht Heiligkeit zu. Was ſie von ihnen begehrten, war materielles zeitliches Wohlergehen.

7) An Gottes geiſtigem Tempelbau arbeiten die Gutgeſinnten aller Zeitalter[20]) und ſelbſt die Uebelgeſinnten müſſen gegen ihren Willen durch den Abſcheu, den ihr Werk einflößt, dazu mithelfen. Auch in den irrigen Religionen zeigt ſich ein Suchen nach Gott. Iſt dieſes Suchen redlich und aufrichtig, ſo wird es Gott gefallen. So lange indeſſen Gott verſchiedene Religionsformen duldet, iſt es klar, daß er gleiche Duldſamkeit von den verſchiedenen Religionsbekennern gegeneinander ver-

---

[18]) Mein Joch iſt ſanft, ſagt Chriſtus, und meine Bürde leicht (Matth. XI. 30.). Gott läßt euch nicht verſuchen über euere Kräfte (1. Kor. X. 13.).

[19]) Daß die Religionsentwickelung auf Erden gerade dieſen Gang, den ſie genommen hat, hat nehmen müſſen, können wir jedoch nicht beweiſen. Und wozu auch ein ſolcher Beweis? Genug, daß die Thatſachen für uns belehrend ſind. Die Wege, auf denen Gott die Völker der Vereinigung in ſeiner Erkenntniß entgegenführe, kann nur Er wiſſen, nicht wir.

[20]) Vergl. 1. Kor. III. 9. 10. 11. Epheſ. II. 21. 22.

lange [21]. So wie Gottes Duldſamkeit von Gleichgültigkeit himmelweit entfernt iſt, ſo ſoll es auch die unſrige ſein. Dieſe Duldſamkeit, indem ſie mit dem ernſtlichen Trachten nach Förderung der Wahrheit verbunden iſt, macht allein den Wunſch, daß Alle zur Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit gelangen mögen, erreichbar, indem ſie jeden Zwang beſeitigt, der dem Streben darnach entgegen tritt [22]. Wenn auch Einigkeit im

---

[21] **Salvian** (De Gubernat. Dei VII.), ſagt von den Arianern: „Sie ſind in unſern Augen Ketzer, nicht aber in ihren eigenen. Was ſie für uns ſind, ſind wir für ſie. — Sie irren, aber indem ſie glauben Gott zu lieben und zu ehren. Und welche Strafe wartet ihrer wegen ihrem falſchen Glauben vor Gottes Richterſtuhl? Wer kann dies wiſſen außer Gott? Inzwiſchen, glaube ich, duldet ſie Gott.“

[22] *La Mennais* ſagt (De l'Indifferentisme I. 214): „Gott könne den Irrthum ſo wenig dulden, als das Laſter. Was verſteht er aber hier unter dulden? Gott läßt doch die Sonne auch über die Irrenden und ſelbſt über die Böſen ſcheinen. (**Matth.** V. 45.). Dadurch billigt er aber weder den Irrthum noch das Laſter. Die draußen (außer der Kirche) ſind, wird Gott richten. (1. **Kor.** V. 13.). Nicht uns ſteht das Richteramt zu. Wir alle ſind dem Irrthum und der Sünde unterworfen. Wir alle haben den nämlichen Richter, vor dem Jeder von uns wird Rechenſchaft geben müſſen. Was kann uns demnach berechtigen, einer den andern zu verurtheilen? **Röm.** II. 1—11. XIV. 10—13.). Die wahre **Grenzlinie zwiſchen Duldung** und **Gleichgültigkeit** iſt wohl nie treffender gezeichnet worden, als durch die Worte **Gregor's** d. Gr. (Ep. V. 43. in einigen Ausg. 36. ad Eulog. et Anast. Episc.). Neque propter errorem odio habeamus hominem, neque propter hominem diligamus errorem!“ — Jeder bekenne offen die erkannte Wahrheit und trage nach Kräften bei, daß die ſich zu ihr bekennende Gemeinde ohne Flecken und Runzeln, heilig und fehlerlos ſei. (**Epheſ.** V. 27.). Dann hat er ſein Beſtes gethan, um, die draußen ſind, der Gemeinde Gottes zu gewinnen. — Als der König von Siam von Ludwig XIV. eine Geſandtſchaft mit der ausdrücklichen Beſtimmung, ihn zum Chriſtenthum zu bekehren, erhielt, äußerte er ſein Erſtaunen, daß ſein guter Freund, der König von Frankreich ſich dafür ſo ſehr intereſſire, während doch Gott, der Alles geſchaffen und der Menſchen Sinn eben ſo gut für die Gleichförmigkeit als für die Mannigfaltigkeit der Religionen hätte beſtimmen können, ſich gefallen läßt, mit verſchiedenen Formen der Verehrung angebetet zu werden, und die Mannigfaltigkeit, die man in der Naturordnung der Welt ſo ſehr bewundere, in der geiſtigen Welt der Weisheit Gottes nicht weniger würdig erſcheine.“ S. **John Crawfurd** Tageb. der Geſandtſchaft an die Höfe von Siam und Cochin-China. Weimar 1831. S. 368 fg.

Glauben unter den Menſchen nicht vollſtändig erreichbar wäre, ſo hängt es doch nur von dem guten Willen der Menſchen ab, die Einigkeit in der Liebe unter ſich zu begründen und zu erhalten. Unter den Bekennern von allen verſchiedenen Religionen gibt es immer Solche, die das Weſen zu erfaſſen und ihm in Geſinnung und Leben treu zu ſein ſtreben. Dieſe erkennt Gott in jeglichem Volke als ſeine Auserwählten (Ihm gilt kein Anſehen der Perſon, ſondern ein Jeder, aus welcher Nation er ſei, wenn er Gott fürchtet und recht thut, hat in Betracht ſeiner Geſinnung Gottes Wohlgefallen) (Apoſtelg. X. 34. 35.)[23]. Gott iſt mit Allen, die gutwillig und vertrauend ihr Herz zu Ihm erheben. Er allein kennt aller Orten ſeine wahren Verehrer[24]. Allerdings hat auch die Andacht (die Gemüthserhebung zu Gott) viele Stufen, und ſie iſt einer großen Vervollkommnung und Läuterung empfänglich. Beſſer iſt es jedoch, ſie ſei auf niedrigerer Stufe wahrhaftig, als daß ſie ſich mit dem Schein einer höhern ſchmücke. Alles Scheinweſen iſt der Tod der Religioſität.

8) In der Religion muß Manches dem ſterblichen Menſchen während dem Erdenleben Geheimniß bleiben. Der Schleier vor dem Unendlichen kann von des Menſchen Geiſt nur gelüpft, nicht weggehoben werden[25]. Aber gerade das

---

[23] Obgleich dieſer Abſchnitt nur das Weſen der wahren Religion überhaupt, nicht des Chriſtenthums insbeſondere darſtellen ſoll, ſo wird es doch nicht unpaſſend erſcheinen, daß bei den einzelnen Sätzen, welche das Weſen der wahren Religion überhaupt ausſprechen, übereinſtimmende Stellen aus den Urkunden des Chriſtenthums hier angeführt werden.

[24] Ab exordio generis humani, quicunque in Deum crediderant, eumque utcumque intellexerunt, et secundum ejus praecepta pie et juste vixerunt, quandolibet et ubilibet fuerint, per eum procul dubio salvi facti sunt. *S. Augustin.* Ep. c. II. (ad Deo gratias).

[25] Vergl. 1. Kor. XIII. 12. u. Deuteron XXIX. 29.

Unerklärliche hat ſowohl für die im Denken ungeübte Menge, als für den Denker, der die Grenzen ſeiner Erkenntniß ſtets erweitern möchte, einen eigenen Reiz; für die Menge, weil ihr das Unerklärliche über die trüglichen Eingebungen des Denkvermögens erhaben erſcheint; für den Denker, weil es ihm eine würdige Aufgabe zur Uebung ſeines Scharfſinns däucht. Unzählig ſind jedoch die Täuſchungen, welche das Hingeben an dieſen Reiz des Unerklärlichen in der gelehrten und ungelehrten Welt veranlaßt hat. Den einen wurde es bald zum bequemen Ruhepolſter, bald zum Zündſtoff fanatiſcher Aufregung, den Andern zum dünkelhaften Antrieb, das Unerforſchliche zu erforſchen[26]. Großen Nachtheil bringt das Grübeln im Unerklärbaren ſchon dadurch, daß man darüber das Beherzigen des Klaren in den Offenbarungen göttlicher Dinge verſäumt, und nur zu leicht verleitet wird, Erzeugniſſe der bloßen Einbildung (Juno's Wolke) für Wahrheit zu nehmen[27]. Ueberdies miſcht ſich in die Streitigkeiten über Dinge, deren Grund oder Bedeutung uns jedenfalls erſt das Jenſeits erſchließen kann, leicht die gehäſſigſte Bitterkeit. Ueber ſolche Dinge iſt der Streit natürlich endlos, und doch iſt es klar, daß er nur um Worte ſich drehen kann, weil der Gegenſtand ſelbſt ihm entrückt bleibt[28].

---

[26] Die Geheimniſſe der heidniſchen Religionen betrafen das dem Geiſt Unbegreifliche in der äußern Natur und in der geiſtigen Welt. Die Geheimniſſe des Chriſtenthums betreffen das für die Vernunft Unbegreifliche in den von ihm bekannt gemachten Thatſachen in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Gott und den Menſchen. Was wirklich Geheimniß iſt, kann keine Vernunft erklären. Jeder Verſuch, es zu thun, wäre Verwegenheit. Nur können wir nachdenken, warum der Gegenſtand des Geheimniſſes uns verborgen iſt und wir dennoch darauf hingewieſen ſind. Der Unglaube ſtößt auf Geheimniſſe wie der Glaube. Gegen die des Glaubens empören ſich ſogenannte ſtarke Geiſter, während ſie ſich die des Unglaubens gefallen laſſen. Vergl. *Abauzit.* Oeuvres diverses. Londres 1770. I. 36. etc.

[27] Die Apoſtel enthielten ſich des Grübelns, um das Uebernatürliche zu erklären. Sie hielten ſich an die Thatſachen, und wußten ſelbſt nicht, wie ihnen dabei geſchah. — Im Shaſtah, einem der heiligen Bücher der Indier ſteht die große Wahrheit oben an: daß es Unſinn von den Menſchen ſei, die Tiefen des göttlichen Weſens ergründen zu wollen.

9) Die Entwickelung der verſchiedenen Religionsvereine, ihre Beſtrebungen und Kämpfe ſind ohne Zweifel in Gottes Auge Vorſchulen für die allgemeine Erkenntniß und Verehrung ſeines ewigen heiligen Weſens, wo dann nur Eine Heerde unter Einem Hirten ſein wird[29]. Gott iſt auch der Heiden Gott. Er hat Nachſicht mit den Zeiten der Unwiſſenheit[30]. Gottesfurcht und Rechtthun ſind auch dieſen Zeiten nicht ganz entfremdet[31]. Bei allen griechiſchen Dichtern und Philoſophen, ſagt Juſtin d. M., werden Samenkörner der Wahrheit gefunden[32]. Allen Religionen liegt etwas Wahres zum Grunde[33]. Aber auch der frömmſte Anbeter Gottes

---

[28] Ohngeachtet der ernſten Warnungen des Apoſtels **Paulus** vor allem Grübeln und Zanken über göttliche Dinge iſt der Eifer der Polemiker immer geneigt, den Frieden zwiſchen den Glaubensparteien dadurch zu hindern, daß ſie die Punkte der Uebereinſtimmung zu gering, die der Unterſcheidung zu hoch anſchlagen und auf dieſe Begriffsbeſtimmungen mehr Werth legen, als auf die das Leben beſtimmenden Geſinnungen. — On n'éclaire par la dispute ni soi, ni les autres. *J. J. Rousseau* Emile. L. IV.

[29] **Gregor von Nazianz** (Orat. XXVII.), auf die Worte Jeſu: bei Gott ſind viele Wohnungen, hinweiſend, folgert daraus, daß, wie verſchiedene Wohnungen bei Gott ſind, auch verſchiedene Lebensweiſen ſein müßten, die dahin führen, ſo jedoch, daß alle dieſe Wege nur einen ausmachten, nämlich den der Tugend, aber dieſer eine zugleich auch wieder in viele ſich verzweige.

[30] **Paulus** in der Apoſtelg. XVII. 30. und Röm. II. 10. 11. Preis, Ehre und Heil Jedem, der das Gute thut, beſonders dem Juden, aber auch dem Heiden! Denn bei Gott gilt kein Anſehen der Perſon. Röm. XI. 10. 11.

[31] Apoſtelg. X. 35.

[32] *Justin* M. Apol. I. 44. Vergl. *Tertulliani* de anima c. 2. *Lactant.* Instit. Ev. III. 16. 20. VI. 24.

[33] Nicht Alles in den heidniſchen Mythen iſt Wahn. Manches darin deutet auf Ahnung des wahren Verhältniſſes des Menſchen zu Gott und zu der Natur. — „Aus dem

täuſcht ſich, wenn er ſich mehr als ein Streben nach völliger Vereinigung mit Gott zutraut[34]. Der Menſch ſoll ſich kein ſinnliches Bild von Gott machen, weil keines der Idee von Gott entſpräche. Begegnen uns aber dergleichen Bilder bei einem Volke, ſo dien' es uns zum Anlaß, die Sehnſucht zu wecken, den unſichtbaren Gott kennen zu lernen[35]. In dem geiſtig beſchränkteſten Heiden können doch ſeine Opfergebräuche die Kraft ſeiner wiewohl höchſt mangelhaften Idee vom Göttlichen, zur Zügelung ſeiner Begierden und zur Stärkung ſeines Willens für das Gute, für Recht und Pflicht nähren und beleben. Freilich ermangelt bei ihm dieſe Idee der Erhabenheit und Lauterkeit, wodurch allein ſie Herz und Wandel von jeder Mackel reinigen und heiligen kann. Doch können auch dem Heiden ſeine frommen Uebungen um ſo mehr zum Fortſchritt im Guten verhelfen, je mehr er mit ihnen Gewiſſenhaftigkeit im Handeln verbindet.

10) Gotttes Licht (die ewige Wahrheit) leuchtet auch in der Finſterniß; aber die Finſterniß (wer in der Finſterniß ſtehen bleibt) faſſet es nicht (Joh. I. 5.). Das Wort Gottes, in alle Herzen gegraben, iſt von Ewigkeit her. Dieſes Wort aber, wie kann es leuchten, wenn das Herz umdüſtert iſt von böſem Gelüſt? Ohne das innere Wort (Joh. I. 9.) könnte man das äußere nicht verſtehen. Dieſes weckt aber jenes

---

innerſten eigenſten Leben des Geiſtes eines jeden Volkes ſind deſſen Mythen, als ſelbſtſtändiges Erzeugniß jenes Geiſtes, worin ſich das Leben deſſelben abſpiegelt, zu deuten und zu erläutern." P. Fr. Stuhr. Die Religionsſyſteme der heidn. Völker des Orients. S. LV.

[34] Ohne den von Chriſtus verheißenen Beiſtand vermag keiner etwas für das Reich Gottes zu thun. (Joh. XV. 5.).

[35] Wie Paulus that. Apoſtelg. XIV. 14. 15. 16. XVII. 22. fg.

und dient zu ſeiner Mittheilung und Verbreitung[36]. Glaube an das Göttliche muß vorangehen. Iſt aber nicht die Nachfolge ſeine Frucht, ſo iſt er todt.

11) Gottes heiliger Wille kann es nicht ſein, daß die Offenbarungen von Ihm und über Ihn im Widerſtreit mit der Vernunft dargeſtellt werden, indem ja die Vernunft von Gott ſelbſt allen Menſchen zu einer Leuchte und Führerin gegeben iſt[37]. Damit die Vernunft weder Veranlaſſung noch Vorwand finde, ſich von der Religion loszureißen, werde dafür geſorgt, daß der Vortrag, die Darſtellung der Religion vernünftig ſei, daß alles davon fern gehalten werde, was den Vorwurf, als ſei ſie mit der Vernunft im Widerſpruch, begründen kann. — Jede Lehre, die man für Religion oder göttliche Wahrheit ausgibt, wird, wenn ſie von den Menſchen, damit ſie ihr Heil erlangen, Dinge fordert, die das ihnen verliehene Kraftmaß überſteigen (1. Kor. X. 13.), oder materielle Dinge, welche Geſchöpfe Gottes ſind, als an ſich und weſentlich böſe und ihren Gebrauch als unbedingt verwerflich darſtellt, eben dadurch der Unwahrheit mehr als verdächtig. Gewiß falſch iſt ſie, nicht nur, wenn ſie Unmenſchliches befiehlt[38],

---

[36] Das Wort Gottes war von jeher in der Welt, aber die Welt kannte es nicht (Joh. I. 9. 10.) Viele, die durch die Einſicht ihrer Vernunft nicht zur Befolgung des innern Geſetzes vermocht würden, werden es durch die Kunde: (Offenbarungen) Gott hab' es befohlen. Laſſen ſie ſich durch das Anſehen dieſer Kunde zum Thun des Guten und Meiden des Böſen bewegen, ſo werden ſie nach und nach durch ihre Vernunft überzeugt, daß das Geſetz gut ſei.

[37] Es kann jedoch etwas über der Vernunft ſein, ohne wider ſie zu ſein. „Ce qui est contre la Raison est contre les vérités absolument certaines et indispensables; et ce qui est au *dessus* de la Raison, est contraire seulement à ce qu'on a coutume d'expérimenter ou de comprendre." *Leibnitz* Theodicée I. 401.

[38] Z. B. daß die Frauen nach dem Hintritt ihrer Männer ſich ſelbſt entleiben ſollen (wie in Hindoſtan).

ſondern auch wenn ſie Mittel (Behelfe) um das Gelangen zur Gerechtigkeit (Heiligkeit) zu erleichtern, mit dieſer ſelbſt verwechſelt, oder wenn ſie von dem bloßen Bekenntniß gewiſſer Glaubensformen oder von bloßen äußerlichen Uebungen das Heil der Seele abhängig macht. Nichts in der Welt iſt weſentlich gut als der gute Wille. Der Wille aber iſt nur gut, wenn er mit Gottes heiligem Willen übereinſtimmt. Hierin beſteht eigentlich der Kern des wahren Gottesdienſtes[39]). Wenn nun die Ueberſchätzung der Formen oder des Aeußerlichen in Bezug auf Gottesverehrung ihr Weſen zerſtört, ſo iſt hingegen ihre unbedingte Verwerfung eine thörichte Verkennung der Doppelnatur des Menſchen, die ihr Urheber eben ſo von uns berückſichtigt wiſſen will, als er ſie ſelbſt berückſichtigt. Viele die im Geiſte anfingen, endigten im Fleiſche. Viele, die durch Eifern gegen alles Aeußerliche und durch Beſeitigung desſelben aus dem Gebiete der Religion dieſe zu vergeiſtigen meinten, endigten damit, die verdrängten Formen und Gebräuche durch andere zu erſetzen. Man kann ſolche, die erſtorben ſind, durch Vergeiſtigung beleben. Doch ſelten nur wird hier der Reiz der Neuheit und ſelbſt das Geiſtvolle für das Ehrwürdige des grauen Alterthums Erſatz bieten, wofern nur mit dieſem Ehrwürdigen nichts Irriges und Unwürdiges, das dem Weſen der Religion widerſtreitet, verbunden iſt[40]). Dergleichen allerdings verdient weder Schonung noch Beſchönigung[41]. — Die Anſtalten öffentlicher Gottesverehrung ſollen den ganzen Menſchen erfaſſen; ſie müſſen durch ſinnliche Darſtellung ſowohl als durch die geiſtige Kraft des Wortes das Gemüth zur Verehrung, zur Anbetung Gottes erheben. Unerläßliche Aufgabe iſt es hier: durch Eindrücke auf die Sinne nur den Eindruck des Wortes zu verſtärken und das Gemüth aller Anweſenden ſo anzuſprechen, daß ihm die Erhebung zum Göttlichen erleichtert werde. Daß des Volkes Bildungsſtufe dabei berückſichtigt werde, iſt jedoch eine billige Forderung[42]. Läßt das Aeußere kalt, ſo wird auch das Innere der Gottesverehrer ſich nicht leicht erwärmen. Der Kultus ſoll anziehen, erheben, begeiſtern. Das zu Viel und das zu Wenig kann ihm Eintrag thun. Wenn eine politiſche Geſetzgebung, die alles Thun und Laſſen, alle Einzelnheiten des Lebens regeln will, den Geiſt erdrückt und deſſen Entfaltung hindert, ſo dient eine Ueberladung mit religiöſen Vorſchriften und Gebräuchen nur dazu, Ueberfluß und Heuchelei zu erzeugen und den Geiſt wahrer Andacht durch geiſtloſen Mechanismus zu erſticken. Auch bei gemeinſamen Andachtsübungen iſt Maßhalten nöthig. Sonſt folgt Erſchlaf-

---

[39]) Eine reine, unbefleckte Religion vor Gott dem Vater iſt dieſe: ſich der Waiſen und Wittwen in ihrer Bedrängniß annehmen und ſich ſelber unbefleckt vor der Welt erhalten. Jakob I. 27. Wenn ich (aber auch) mein ganzes Vermögen zum Unterhalt der Armen hingäbe, und meinen Leib hinopferte, ſo, daß ich mich verbrennen ließe, es fehlte mir aber an Liebe, ſo hülfe es mir nichts. 1. Kor. XIII. 2. Bildet euch um durch Erneuerung eures Sinnes, ſo daß ihr prüfet, was Gottes Wille ſei! Röm. XII. 2

[40]) Denkende Proteſtanten, wie D. Wette (in ſ. Schrift: „Das Weſen des chriſtlichen Glaubens, Baſel 1846 S. 427.“), geſtehen, daß es ihnen an kirchlichen Gebräuchen

---

fehlt, indem die alten abgeſchafft ſind, und dem kirchlichen Leben durch das Uebergewicht des Begriffes und Denkens die Kraft, neue hervorzubringen, wenigſtens bis zur Stunde gelähmt iſt.

[41] *Galat.* II. 5. V. 1. 13.

[42] Dies gilt von allen Anſtalten der Gottesverehrung und von allen Vehikeln ihrer Förderung. Das Einfach-Erhabene hat eine Kraft, die durch keine Künſtelei und keinen Prunk erſetzt werden kann. Damit z. B. die Tonkunſt ein würdiges Organ zur Belebung wahrer Andacht abgebe, müßte der einfache großartige Choralgeſang mit dieſer Orgelbegleitung (im Geiſt eines Paläſtrina, Orlando Laſſo und Scarletti) die neuern Künſteleien im Opernſtyl und die Figuralmuſik verdrängen. Eigene Vereine von Kennern und Freunden des edeln Kirchenſtyls ſollten hiefür Begeiſterung wecken.

ſung und Geiſtesleere. Das Gebet verliert leicht an Tiefe, (Innigkeit) was es an Breite gewinnt. Deswegen ſagt Chriſtus: der Beter ſolle nicht viele Worte machen (Matth. V. 47.). — Gottes großer Tempel iſt das Weltall, aber auch jedes Menſchenherz ſoll ein Tempel Gottes ſein. Wie dürfte der, welcher Gott nicht hören will, erwarten, daß ihn Gott höre? — Die von Menſchen erbauten Tempel ſollen dem Bedürfniß ihres Herzens Genüge thun, die Gottesverehrung durch gemeinſamen Ausdruck deſſelben zu beleben und zu erhöhen. Wo religiöſer Sinn vorherrſcht, ſcheut man auch den Aufwand für die würdige Ausſtattung des Aeußern der Gottesverehrung nicht. Freudig trägt ſelbſt der fromme Arme ſeinen Heller dazu bei.

12) „Daß Gott mehr gehorcht werden ſoll als den Menſchen,“ iſt ein Grundſatz, der das Gewiſſen aller Völker durchweht, und den Grundcharakter religiöſer Gewiſſenhaftigkeit bildet. Eben ſo bewährt iſt es aber auch: daß die Religion nicht erzwungen werden könne[43]), und daß es ein Prüfſtein ihrer Ueberzeugungskraft ſei, daß ſie nur um ſo mehr zunehme, je mehr ſie gedrückt wird[44]). Harte, grauſame Verfolgung war jederzeit Feuerprobe des Glaubens. Selbſt der Irrthum kann durch ſie neue Stärke gewinnen[45]), obgleich nur die Wahrheit dieſe Probe auf immer beſteht. Jedenfalls hat aber Niemand das Recht, Andere dieſer Feuerprobe zu unterwerfen[46]). Im Munde verſchmitzter, herzloſer Politik

---

[43]) Religio cogi non potest. *Lactant.* Div. Institut. — Fides suadenda, non imponenda est. *S. Bernardi* Sermo 45.

[44]) *Lactantius* Divin. Instit. L. V. c. 20.

[45]) So das Heidenthum im römiſchen Reich. Durch die Verfolgung wurde ſein Erlöſchen nur aufgehalten.

[46]) Wie ächt chriſtlich ſagt der h. Märtyrer Ignaz (an die Philadelphier): „Nicht

iſt freilich Glaubensfreiheit ein Wort ohne Sinn. Sie mag ſich dafür oder dawider äußern, das, was ſie will, iſt nichts als blinder Glaube, wie er ihr für den Augenblick nützlich dünkt. Aber was haben Verſchmitztheit und Wahrheit miteinander gemein? —

Nichts im Gebiete des Geiſtes iſt freier als der religiöſe Glaube. Je freier dieſer iſt, deſto reinere und beſſere Früchte des Lebens bringt er hervor. Die Herzen muß man ihm gewinnen. Nur in den Herzen kann die Religion Wurzel faſſen. Nur die Religion in den Herzen iſt Wahrheit und Leben. Der Glaube, den ein Menſch oder ein Volk mit ſeinem bisherigen vertauſcht, haftet um ſo tiefer, je mehr eine gewiſſenhafte Prüfung ſeines Vorzugs der Annahme vorherging. Hingegen vom erzwungenen und blinden Glauben zur rohen Freigeiſterei und zum frechen Unglauben iſt nur Ein Schritt. Unglaube und Aberglaube ſind nah' verwandt; der eine geht oft in den andern über, oder ſie vereinen ſich auch in derſelben Perſon. — Je mehr hingegen der Glaube die Frucht der freien Ueberzeugung und gewiſſenhafter Prüfung iſt, deſto mehr wird die Einſicht überhand nehmen, daß Belehrung das einzig geziemende Mittel ſei, einen Glauben tief und feſt zu begründen. Wenn anderſeits die Intelligenz den Glauben zu bewältigen oder ſich ihm überzuordnen ſtrebte, ſo vermochte ſie doch nie für ſich ſelbſt die Kraft des Glaubens für das Leben zu erſetzen. Die Religion, als Sache des Verſtandes (der Speculation, der Dialectik, der Politik, der Lebensklugheit) behandelt, muß unfehlbar entweder zum Unglauben führen, oder in

---

einmal den Feinden Gottes ſollt' ihr fluchen, ſie verfolgen oder im Geringſten beleidigen." — Die wahre Kirche, ſagt Gregor I.: verfolgt nicht ihre Verfolger. Moral. L. XIX. in Job. c. 29. v. 16.

Heuchelei und Gleisnerei umſchlagen, und dieſe iſt das Grab aller Religioſität. Dem Unglauben folgte immer der Wahnglaube auf der Ferſe nach. Der Unglaube ſelbſt ſucht ſich für das, was ihm abgeht, durch Wahnglauben zu entſchädigen. Unbefangene Naturforſchung aber verſcheucht den Wahnglauben und beſtärkt den Glauben an eine weiſe göttliche Weltordnung.

13) Gott iſt ein Geiſt. Zum Geiſt redet Gottes Sprache. Der Geiſt nur verſteht ſie. Nur die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit kann Gott wohlgefällig ſein; nur ſie iſt Seiner würdig. Wie manches Nichtige wird von Vielen für Religion gehalten! Je mehr dieſes Nichtige die Anerkennung verliert, deſto mehr gewinnt das Weſen der Religion. Nichts Geiſtloſes kann hiezu gehören. Gott iſt das Einzige Weſen, vor welchem jeder Menſch ſein ganzes Herz mit allen ſeinen Schwachheiten, Mängeln und Gebrechen und alle ſeine Bedürfniſſe offen und ohne alle Scheu, mit kindlicher Zuverſicht in jeder Lage des Lebens darlegen und entfalten kann. Es gibt keine Noth, für welche der Menſch nicht im Gedanken an Gott Zuflucht, Troſt und Linderung ſeines Leidens finden könnte.

14) Für die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen iſt es eine nie genug zu beherzigende Wahrheit: daß der Buchſtabe tödte, der Geiſt nur belebe. Vor Allem aber iſt ſie in der Religion entſcheidend. Dieſe wird am meiſten dadurch verunſtaltet, daß die Menſchen, ſich nur an den Buchſtaben hängend, den Geiſt unbeachtet laſſen[47]. Die Sinnlichkeit zieht zum Aeußern hin; die innere Stimme hingegen mahnt

---

[47] Mit dem Buchſtaben ſchlugen die jüdiſchen Schriftlehrer und Phariſäer Chriſtum an's Kreuz. Thun es die unſrigen nicht auch?

zum Scheiden des Geiſtes vom Buchſtaben und zur geiſtigen Auffaſſung des letztern. Der ſinnliche Menſch klebt an der Form, der Geiſt iſt ihm Nichts. Heuchleriſch verbirgt er ſeine Tücke hinter der Form. So entgeht ſelbſt das Erhabenſte, das Göttliche der Verunſtaltung nicht, ſobald des Menſchen Wahn es berührt[48]. Was kann aber eine blos ſinnliche Religion dem Menſchen geben? Sie kann ihm das Gemüth nicht über das mit den Sinnen Erfaßbare erſchwingen, und verfällt der Vergänglichkeit wie dieſes. — Auch eine Religion, die blos Erkenntniſſe der menſchlichen Intelligenz, Ergebniſſe ihrer Speculation enthielte, wozu würde ſie den Menſchen frommen? Sie würde von den Schwachen an Geiſt gar nicht verſtanden und bei den Geiſtig-Gebildeten könnte ſie ſich dem Loos aller Erzeugniſſe bloßer wiſſenſchaftlicher Forſchung, zumal im Gebiete ideeller Speculation nicht entziehen, ein Gegenſtand gelehrten Streites zu werden. Wo bliebe aber dann der Einfluß auf Geſinnung und Leben?

---

[48] Wir ſollen, ſagt **Paulus** (2. Kor. III. 6.) Diener des Geiſtes, nicht des Buchſtabens ſein. — Buchſtabendienſt iſt die Wortabgötterei, der Wahn einer bloßem Außenwerk inwohnenden göttlichen Kraft, jeder Fetiſchdienſt, die Grübelei über das Unerforſchliche, die Verdunkelung des Klarſten durch ein Geſtrüpp von Meinungen und gelehrtem Kram, die Ueberſchätzung bloßer Nebendinge, die für das Heil der Seele gleichgültig ſind. In Gottes Reich kommt es nicht auf Worte, ſondern auf wirkſame Thätigkeit an. 1. Kor. IV. 20. Der ſinnliche Menſch kann aber das nicht faſſen, was vom Geiſte Gottes kommt, weil es nur geiſtig gefaßt werden kann. Es iſt ihm Thorheit. 1. Kor. II. 13. 14. — Der Grundſatz: daß der Geiſt, nicht der Buchſtabe das Weſen der Religion ausmache, kann jedoch den Mißbrauch nicht rechtfertigen, der mit der **Allegorie** getrieben wurde, indem man aus jedem Buchſtaben der Urkunden göttlicher Offenbarung einen allegoriſchen Sinn herauspreſſen wollte. Dies iſt oft nichts als ein geiſtloſes Haſchen nach Geiſt. Der Gebrauch der Allegorie bedarf hier großer Umſicht und Nüchternheit, wofern er nicht in Wortſpielerei oder Unſinn ausarten ſoll. Selbſt in der Poeſie iſt der Gebrauch der Allegorie oft nur das Erzeugniß einer Genieſucht von Dichtern ohne Genie.

15) Je reiner und erhabener die Vorſtellung von Gott und die Geſinnung ſeiner Anbeter iſt, deſto reiner und erhabener wird auch der Ausdruck ihrer Verehrung ſein. Das Aeußere und Innere der Tempel, die Gebete und Geſänge, die Gebräuche des Kultus ſollen Geiſt und Herz ergreifen, mit kindlicher Ehrfurcht, mit liebender Andacht erfüllen. Aechtes Gottvertrauen athmet das Gebet, welches ſchon Plato empfahl: „Gott möge uns das Gute geben, wenn wir auch (aus Unwiſſenheit oder Leichtſinn) nicht darnach verlangten, und das Böſe verſagen, wenn wir es gleich begehrten." — Alles **Kleinliche** hingegen iſt der Gottesverehrung unwürdig. Denn in Gott iſt Alles groß, Alles erhaben. Ernſt und Würde muß in jeder religiöſen Handlung und Feier ſich ausſprechen, jede muß das Gemüth erheben, das Herz erweitern. Nichts verkümmert die Andacht mehr als das blos Mechaniſche, das Läppiſche, das Frazzenhafte. Auch die Ueberladung gereicht ihr zum Abbruch, indem ſie ihre Flamme erſtickt [49]). So ſehr die Andacht durch religiöſe Feſte gehoben werden kann, ſo hat doch ihre zu große Vervielfältigung tiefgreifende Nachtheile. Der Sinn für heilige Dinge wird abgeſtumpft, ihr Eindruck geſchwächt, und der Eintrag, den das Uebermaß von Feſttagen der Arbeitſamkeit thut, wird auch leicht für die Sitten verderblich. Iſt doch in der Regel Arbeitſamkeit für jedes Volk die fruchtbarſte Pflanzſchule und Schutzwehr aller andern Tugenden.

16) Die Religion iſt die beſte, die in den **ganzen** Menſchen, in ſeine Gedanken, ſeine Geſinnungen, ſeinen Willen

---

[49]) Ne souffre pas, ſchrieb **Ganganelli** (Clemens XIV.) an einen Biſchof, qu'on nourisse la piété des Fidèles de fausses légendes, et qu'on l'entretienne de petites dévotions. Mais veilles qu'on leur apprenne à recourir continuellement à Jesus-christ, comme à notre seul et unique médiateur et à n'honorer les Saints que par rapport à lui. (Lettres I. 183.)

und ſein Leben die größte Uebereinſtimmung bringt, und die ihm dieſe Uebereinſtimmung auch in allen ihm kund werdenden Thatſachen des Weltalls im Großen und Kleinen, in der Vergangenheit und Gegenwart am klarſten und umfaſſendſten darſtellt[50]). Es iſt die Religion der Liebe. Denn dieſe iſt allumfaſſend, hat Licht und Troſt und Beruhigung für alle Zuſtände, kann Alles erſetzen und durch nichts erſetzt werden, überwindet und überdauert Alles[51]).

---

[50]) Das Orakel zu Delphi, befragt, welcher Cultus den Göttern der angenehmſte ſei, antwortete: derjenige, der geſetzlich in einen Staat eingeführt iſt (Xenophon's Denkw. des Sokrates 2. III. §. 1. *Cicero D. Legibus* L. II). Dieſer Ausſpruch ging aus der engen Verbindung der heidniſchen Religionen mit dem Staat und ſeiner Verfaſſung hervor. Indeſſen hat er auch eine allgemein geltende Bedeutung, ſo ferne nämlich die Formen der Verehrung Gottes überall den Umſtänden angepaßt werden, und die Erbauung der Geſammtheit fordert, daß man dies beachte.

[51]) 1. Kor. XIII. Joh. B. I. K. 4. v. 7. 21. K. 5. v. 4.

XVIII.

In den Ausartungen der Religionsvereine iſt eine gewiſſe Aehnlichkeit, aber eine noch größere Verſchiedenheit wahrnehmbar.

1) Nichts ſtellt den Menſchen höher, als ſein Gedanke vom unendlich-vollkommenen Weſen. Was wäre hingegen auch mehr gemacht, ihn zu demüthigen, als die Wahrnehmung von der entſetzlichen Verunſtaltung, welcher dieſer Gedanke ausgeſetzt iſt? Alles, was den ſittlichen Charakter und das ſittliche Handeln verſchlechtert, verdirbt und untergräbt auch die religiöſe Geſinnung und ſchwächt ihre Kraft, ſo wie hinwider dieſer Zerfall der Religion auch den Zerfall der Sittlichkeit befördert[1]. Alle Verunſtaltungen der Idee von Gott ſind urſprünglich das Werk der Begierlichkeit und der Leidenſchaften oder der durch ſie verurſachten Trübung und Verkehrtheit des Herzens (des Willens) und wurden dann von dem dienſtbaren Verſtand mit Beihülfe der Phantaſie ausgeſchmückt und ausgebildet.

A. Wenn der Menſch ſein höchſtes Gut darein ſetzt, daß er ſeine ſinnlichen Gelüſte ungeſchmälert und ungeſtört befriedigen könne, ſo wird er auch ſeinem Gott nur in die Sinne fallende Vorzüge beizulegen geneigt ſein. Seine Religion oder ſeine Idee von Gott, anſtatt ihn mit einer das ganze Herz und Leben beherrſchenden Liebe zu erfüllen, wird ihm blos ein Vehikel ſeiner Selbſtſucht ſein, und da wird immer von zwei Vorſtellungsarten die eine ſich ſeiner bemächtigen: entweder erſcheint ihm Gott nur als eine furchtbare Macht, welcher Jeder dienſtbar ſein muß, um ihr nicht zu erliegen, oder er neigt ſich zum Glauben, daß zwei mächtige Weſen miteinander um die Herrſchaft ſtreiten, ein Princip des Guten, dem Verehrung gebührt und ein Princip des Böſen, das man entweder verſöhnen oder beſänftigen müſſe, wenn man es als dem guten beigeordnet denkt, oder bekämpfen, wenn man es als ein vom guten Princip abgefallenes und ihm untergeordnetes ſich vorſtellt. Durch alle dieſe Vorſtellungsarten wird das Weſen Gottes, das in der unendlichen Vollkommenheit beſteht, aus dem Bewußtſein verdrängt, und die Furcht zum Hauptbeweggrund der Religioſität erhoben [2]. — Es liegt im Charakter der geiſtigen und ſittlichen Roheit (der Barbarei und der Verwilderung) und auch einer tiefen Sittenverderbniß, den Beſitz willkührlicher Gewalt als den höchſten Vorzug zu betrachten, den ein Menſch erreichen kann. Kein Wunder, wenn barbariſche, verwilderte oder in Unſittlichkeit verſunkene Völker auch das Weſen der Gottheit in der Willkührgewalt erblicken.

---

[1] Auf der Lauterkeit und Innigkeit der Religion eines jeden Volkes beruht der Grad ſeiner Weisheit und Geſittung. „Die Sphäre der Moral erhebt ſich mit jeder Sphäre der Religion.“ Franz Baader Reviſion der Philoſopheme der hegliſchen Schule, bezüglich auf das Chriſtenthum. 1839. S. 80.

B. Die Vielgötterei entſtand daraus, daß man Dingen, die zur Bezeichnung des Göttlichen waren gebraucht worden, göttliche Eigenſchaften beilegte, das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechſelte und an ein Zertheilen des göttlichen Weſens ſich gewöhnte. Gott iſt (geiſtig) allgegenwärtig, aber unſichtbar und unantaſtbar. Allein die kindiſchen Menſchen möchten ihn mit ihren Sinnen ſchauen, betaſten, begreifen. Er ſoll ihnen unmittelbar erſcheinen und augenſcheinlich ihre Wünſche vollſtrecken. Natürlich mußten ſolche ſinnliche Vorſtellungen von Gott zur Vielgötterei führen, und dieſe mußte wieder die Verſinnlichung des Göttlichen vermehren, indem ſie eine mehr ſinnliche als geiſtige Verehrung der erhaltenden und zerſtörenden Naturkräfte veranlaßte. Eben deshalb enthielt die Vielgötterei den Keim zahlloſer Irrthümer und Verkehrtheiten in ſich, deren Entwickelung je länger je mehr das Gottesbewußtſein in den Menſchen verdunkeln mußte. Die Verehrung der Gottheit ſank zum Götzendienſt herab[3]). Nur die Wahrnehmung von wohlthuenden oder ſchädlichen Einflüſſen von einzelnen Weſen der äußern Natur auf das menſchliche Leben hat Menſchen bei geringer Entwickelung des Geiſtes verleiten können, ſie als mit Verſtand und Willen begabt anzuſehen und als etwas Göttliches zu verehren. — Die Verehrung der Naturkräfte wurde ſpäter auch auf Stammväter, Staatenſtifter und Kriegshelden übertragen. Von Einigen, die die Vergötterung von Naturkräften und ausgezeichneten Perſönlichkeiten in ein günſtiges Licht zu ſtellen ſuchten, wurde ihnen zwar ein höchſtes geiſtiges Weſen übergeordnet, ohne daß jedoch die Idee von ihm ſich zur Reinheit entfalten oder vor Verdunkelung und Verwirrung bewahren konnte[4]). Befangenheit in dem Kreis der Sinnenwelt brachte die Menge dahin, die Dinge, womit man ihr die Gottheit ſymboliſch bezeichnet hatte (z. B. Thiere, Pflanzen, Steine, Menſchenbilder) als die Gottheit ſelbſt anzubeten5). — So wurde zuletzt der Glaube an das Göttliche dergeſtalt mit Aberglauben verſetzt, daß davon nichts als dieſer übrig blieb6). Völlig erlöſchen ſah man jedoch das

---

[2] Sieh' über die Völker, die an zwei Urweſen, ein Böſes und ein Gutes glauben Vierthaler's Philoſophiſche Geſchichte der Menſchen und Völker I. S. 114 fg. S. 442. fg. Einige bezeigen nur dem böſen Urweſen Verehrung; andere zwar auch dem guten, aber doch mehr dem böſen, weil ſie nur von dieſem Schaden befürchten.

---

[3]) Plutarch (Moraliſche Schriften in dem Aufſatz über Iſis und Oſiris n. 6.) ſucht die Vielgötterei mit dem Glauben an Ein höchſtes Weſen in Einklang zu bringen, geſteht aber doch, daß Einige dadurch in Aberglauben gerathen, Andere in die jähen Abgründe des Unglaubens ſtürzen. Aus Sinnbildern machte der Volkswahn Gottheiten, deren Zahl knechtiſche Schmeichelei mit den Bildern gewaltiger Herrſcher vermehrte. Furcht und Hoffnung bevölkerten zuletzt die Welt mit Göttern ohne Zahl. — Nach dem Buch der Weisheit XIV. 12. 14. 15. 20. wurde der Götzendienſt vorzüglich durch eitle Ehrſucht emporgebracht. Ein Hausvater ließ das Bild des ihm durch frühen Tod entriſſenen Sohnes von ſeinen Dienern verehren. Könige befahlen die Verehrung der Bildniſſe ihrer Vorgänger. Hernach bekamen ſelbſt noch lebender Könige Bildniſſe göttliche Verehrung. Dies wurde noch durch die Anſtrengungen der Künſtler befördert. Das Volk wurde von dem Zauber der Kunſt hingeriſſen. — Im Grund iſt Abgötterei blos eine Verirrung des Sinns für das Göttliche, welches ſich in der Vollendung nur in Einem Weſen finden kann. — Durch das bloße Umſtürzen der äußern Idole wird jedoch der Hang der Abgötterei noch nicht ausgetilgt, und wo dieſer Hang in den Herzen Wurzel behielt, benahm er ihnen für die weiſeſten Lehren die Empfänglichkeit oder erſtickte doch bald wieder ihren darin aufkeimenden Samen.

---

[4]) Die Pelasger richteten anfangs lange Zeit ihr Gebet an die Götter überhaupt, ohne ſie durch beſondere Namen zu unterſcheiden. Herodot B. II. D. 52. Die alten Germanen verehrten zwar mehrere Götter, denen ſie verſchiedene Namen beilegten, aber ſie hielten das Himmliſche für zu groß und erhaben, um den Göttern menſchliche Geſtalt zu geben. Göttlich nannten ſie nur das Geheime (*secretum*), was ſie nur mit dem Auge der Ehrfurcht ſchauten. *Tacit. de Morib. Germanor n. 9.* — Rom hatte noch zwei Jahrhunderte nach Numa keine Götterbilder. Erſt ſeine Eroberungen führten dergleichen ein. Rom eignete ſich nun die Götter aller unterjochten Völker an. Die von Griechenland behielten jedoch den oberſten Rang. — Der Chineſe Confuze war mehr ein Lehrer vielſeitiger Lebensweisheit als ein Religionsſtifter. Er trug Scheu, die Vorſtellungen ſeines wahngläubigen Volks von Gott geradezu anzugreifen. Nirgend beruft er ſich auf eine göttliche Sendung, ſondern nachdem er ſich große Kenntniſſe vom Menſchen und von den Ueberlieferungen der für Weiſe gehaltenen erworben hatte, theilte er ſeinen Landsleuten davon dasjenige mit, was er für das Beſte und Bewährteſte hielt, damit ihr Leben in allen Zuſtänden und Lagen, Regel, Ordnung und Uebereinſtimmung erhalte. Die Idee und das Gefühl von Gott ſetzte er im Menſchen als Thatſache voraus, und ſcheint dafür gehalten zu haben, daß ein wohlgeordnetes Leben die beſte Verehrung ſei, welche der Menſch Gott bezeigen könne, während er jedoch die eingeführten Opfer empfahl. Immerhin mußte man es ihm zum Verdienſt anrechnen, daß er keine Wiſſenſchaft von Gott und göttlichen Dingen zu erbauen geſucht hat, dafür die Unzulänglichkeit der menſchlichen Intelligenz ohne Zweifel erkennend. — Lao-tſe, ſein Zeitgenoß, der die Ta-u Sekte ſtiftete, verſtieg ſich zwar auch nicht in den Verſuch, den Einen Unendlichen begreiflich zu machen, ließ ſich aber auf ſinnbildliche Darſtellung einer Reihe von guten und böſen Geiſtern ein, die ſich zwiſchen dem Menſchen und dem Unendlichen befinden, und gab durch ſeine Träumereien zu albernem Götzendienſt, wohl gegen ſeine Abſicht, Veranlaſſung; wogegen Fo viel ſpäter den Buddhismus, eine pantheiſtiſche Theorie von zahlloſen Göttern in China ein-

---

führte. Der *Buddhismus* ſetzt vollendete Ruhe durch Vernichtung jedem Weſen zum Endziel und das Streben nach Erreichung dieſes Ziels erzeugte das ärgſte Zerrbild von Mönchthum, welches auf das Volk zurückwirkend, daſſelbe in den dickſten Aberglauben verſenkte und darin unterhielt. — Die Menſchen, ſagt *Ariſtoteles* (Politik Kap. I.) ſind geneigt, wie ihre Geſtalt, ſo auch die Verfaſſung, die ſie unter ſich finden, den Göttern beizulegen. Bei den Beſſern und Aufgehellteren in heidniſchen Völkern gewahrte man aber einen Aufſchwung des Gemüths und Geiſtes zu dem Einen Gott. So berichtet uns auch die mexikaniſche Geſchichte, daß ein Kaiſer von Tezcuco einen hochgethürmten Tempel bauen ließ, den er dem *unbekannten Gott*, der *Urſache der Urſachen* weihte. W. H. *Prescott* Geſch. der Eroberung von Mexico. 1. B. 1. K. 6. S. 155. Dagegen ſehen wir viele Anbeter des Einen Gottes aus Schwäche des Geiſt's und Gemüth's zu mancherlei Götzendienerei herabſinken. — Die Indianer in *Peru* (dem alten Reich der Inkas) glaubten an höhere Weſen, gute und feindſelige, und verehrten jene freudig mit Dank, dieſe aus Furcht. Zu jenen gehörten die Sonne und gewiſſe Geſtirne, zu dieſen der Mond, Donner und Blitz und gewiſſe Winde. Auch unter den Thieren, Pflanzen und Steinen beobachteten ſie dieſe Unterſcheidung. Sie hatten eine dunkle Vorſtellung von unſichtbaren Mächten; aber fremd iſt ihnen die von Einem Lenker des Alls nach unwandelbaren Geſetzen. v. *Tſchudi*. Peru II. 236. 237.

5) „Aus der Hieroglyphenſchrift, nicht aus dem Thierdienſte ſind die thiergeſtaltigen Götterbilder Egyptens hervorgegangen. Im Gegentheil ſind es dieſe thiergeſtaltigen Götterbilder, welche den Thierdienſt ſpäter veranlaßt haben. Denn erſt nachdem man ſich gewöhnt hatte, den Namen eines Gottes mit einer Thiergeſtalt geſchrieben zu ſehen, kam man auf den Gedanken, das lebendige Thier ſelbſt, mit deſſen Geſtalt eine Gottheit bezeichnet wurde, als ein Symbol des Gottes, ein ihm geweihtes Thier zu betrachten." Ed. *Röth* Geſch. unſrer Abendl. Philoſophie. I. 189. Am meiſten hat die fortlaufende Vergötterung der Herrſcher von den Pharaonen an bis in die Römerzeit den Geiſt der Egypter beugen und knechten müſſen.

6) Selbſt ein hoher Grad der Aufhellung des Denkvermögens vermochte *allein* nicht, den Wahn der Vielgötterei zu verdrängen. Dazu war vor Allem die Reinigung der ſittlichen Geſinnung erforderlich. Ohne dieſe blieb den Menſchen auch bei geſchärfter und geübter Denkkraft ſowohl die äußere Natur als die Stimme des Gewiſſens eine unleſerliche Schrift, in deren Sinn ſie nicht einzudringen vermochten.

Gottesbewußtſein erſt dann, wenn tiefes Sittenverderbniß die Menſchen verleitete, ſelbſt ihre böſen Neigungen, ihre Leidenſchaften und ihre tyranniſchen Machthaber, vor denen ſie zitterten, zu vergöttern. Sobald die Religion, wie dies in ſittlichverderbten Zeiten immer geſchah, als menſchliche Erfindung erſchien, konnte ſie keine andere Achtung mehr anſprechen, als eine ſolche, die durch eine andere für zweckmäßiger erachtete Erfindung verdrängt werden konnte. Iſt aber einmal die Religion auf eine ſo niedrige Stellung herabgeſunken, ſo gibt es keine Verruchtheit, zu der ſie nicht von ſelbſtſüchtiger Argliſt mißbraucht, keinen Grad von Schändlichkeit, zu dem ſie von ihr nicht herabgedrückt werden könnte. — Sogar den Geſchlechtsunterſchied mit allen damit verbundenen Leidenſchaften und Schwachheiten hat die Phantaſie ihren Göttergebilden beigelegt und ſo den Himmel mit Dynaſtien bevölkert, die einander eiferſüchtig überliſten und befehden. — Im Schooße der Ueppigkeit und Verfeinerung, wo der Schönheitsſinn ſehr entwickelt war, ſtellte der griechiſche Genius den Götterhimmel als einen fortwährenden Zuſtand ſorgenfreier und ſelbſtgenügſamer Genüſſe, nicht als Ideal reiner Sittlichkeit dar. Hingegen bei mehreren Völkern ſind noch Menſchenopfer in Uebung, wodurch man die Gottheit zu verehren, ihr Wohlwollen zu gewinnen oder ſie zu begütigen, das Andenken vornehmer Perſonen zu ehren oder ihre Seelen zu ſühnen wähnt. Welche verkehrte Vorſtellung vom Göttlichen und Menſchlichen ſetzt dieſe Sitte nicht voraus![7]

2) Wegen ſeiner Beſchränktheit und Schwäche iſt der Menſch ſehr geneigt, weit mehr dem Sinnlichen und dem

---

[7] In großen Nöthen brachte Rom galliſche Gefangene den Höllengöttern zum Opfer, Karthago Neugeborene dem Saturn.

Wahngläubigen, das ſich mit ſeiner Religion vermengt hat, als dem Geiſtigen und Ewig-Wahren und Guten, das ſie enthält, anzuhängen. Deßwegen iſt es höchſt nöthig, daß in ihm der Sinn für das Letztere ſtets geweckt und belebt werde, damit nicht ſeine Religion anſtatt ihn (dem wahren) Gott näher zu bringen, ihn immer mehr von ihm entferne. Wir begegnen bei manchen Völkern neben tiefſinnigen und erhabenen Lehren abſcheulichen Ausſchweifungen des Aberglaubens. Dieſer Gegenſatz erklärt ſich dadurch, daß die trefflichſten Lehren todter Buchſtabe geworden, während der Wahn und ſeine Folgen ins Leben übergegangen ſind. Nichts duldet jedoch weniger einen fremdartigen Beiſchlag, als das eigentliche Weſen der Religion, das ganz geiſtiger Natur und das Zarteſte und Reinſte iſt, was gedacht werden kann. Jede Zumiſchung eines andern Elements verunreinigt, verſchlechtert es und ſchwächt ſeine Kraft. Das geringſte Unlautere, das einer Religion entweder ſchon bei ihrer Entſtehung eingemengt war, oder ihr hernach beigemiſcht wurde, wird früher oder ſpäter der Keim ihrer Ausartung. So ſchwierig die Reinbewahrung des Weſens der Religion iſt, ſo leicht iſt ihre Verderbung. Durch mancherlei Mittel kann dieſe geſchehen, wogegen es für jene nur Ein Mittel gibt: Fernhaltung von Allem, was den Sinn für Wahrheit (die Wahrhaftigkeit) und den guten Willen gefährden und trüben kann.

3) Die fruchtbarſte Quelle der Verderbniſſe der Religion ſind die Beſtrebungen der Selbſtſucht ſie zum Werkzeug ihrer Zwecke zu mißbrauchen. Frühzeitig und vielfältig hat ſie in der Macht des religiöſen Gefühls und Glaubens ein wirkſames Mittel erſehen, die Menge zu leiten, und die Volkshäupter und Lenker der Staaten erblickten in der religiöſen Geſinnung den

ſtärkſten Antrieb, um den Geſetzen Achtung und Befolgung zu verſchaffen und vor Vergehungen zurückzuhalten. Sie handelten daher nicht nur klug, ſondern auch weiſe, indem ſie die Religioſität nach Kräften zu beleben und zu fördern ſuchten. Aber ſo oft es dem Ehrgeiz, der Herrſch- und Habſucht gelang, ſich der Religion eines Volkes, ihrer Geſtaltung und Richtung zu bemächtigen, geſchah es auch, daß dieſe, zum ſchnöden Vehikel jener ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften herabgewürdigt, mancherlei Fälſchungen und Verunſtaltungen erlitt. — Welche Anmaßung iſt es nicht, wenn Menſchen (Herrſcher oder Völker) ſich zu Vollziehern der Rache beleidigter Gottheit aufwerfen! Dieſe Rache wird dann (weil das Werkzeug der Leidenſchaft) ſchrankenlos, wie wenn ſie die beleidigte Majeſtät des Regenten oder Volks zum Gegenſtand hat, indem der vorgeblich fromme Eifer allen Rechtſinn und alles Menſchengefühl erſtickt.

4) Des *Prieſters Beruf iſt es, Gott Seelen zu erobern*. Der Prieſter bleibt aber Menſch, mithin auch den Leidenſchaften zugänglich. Dieſe können ihn über ſeinen Beruf ſo verblenden, daß er ihn in das Streben nach *Eroberung irdiſcher Vortheile für ſich ſelber* ſetzt. Indem er ſich aber des Irdiſchen zu bemächtigen ſucht, bemächtigt ſich das Irdiſche ſeiner. Der Prieſter ſoll lehren: *Gott dienen*; oft aber lehrte ſein Beiſpiel: ſich Gottes bedienen. Kein Wunder, wenn dann auch Andere, vom Staatsoberhaupte bis zum Geringſten ſich Gottes zu bedienen ſtrebten, und dies für Religion ausgaben. Dem Ewigen ſoll das Endliche dienen. Wie kann aber noch Religion beſtehen, wo das Verhältniß umgekehrt wird, und man das Ewige zum Diener des Endlichen machen möchte? — So oft die Staatenlenker die Religion, anſtatt ihr nur den gebührenden Rechtsſchutz zu verleihen, zu beherrſchen

ſich unterfingen, mußte ſie eben ſo ausarten, als wenn die Prieſterſchaft, anſtatt ihr zur ſittlichen Veredlung leitendes Licht durch gewiſſenhaftes Wort und reines Beiſpiel zu verbreiten, es ihrem Gutdünken zu unterwerfen und ihr Wort dem Wort Gottes unterzuſchieben ſich anmaßte 8). Beide Beherrſchungen (wie oft reichten ſie ſich nicht die Hand!) erniedrigten die Religion zur Sklavin ſelbſtſüchtiger Begierlichkeit 9). — In Zeiten, wo die Macht der Geſetze gering, die

---

8) In der Miſchnah Sanhedrin Kap. XI. 3. heißt es: ein ſchwereres Vergehen iſt es, etwas gegen die Schriftgelehrten und ihre Ueberlieferung zu ſagen, als wider die Worte des Geſetzes.

9) Partout où il y a calcul, ruse, intention interessée, projet de faire de la religion un instrument, de la plier à un but hors d'elle-même, le sentiment religieux se flétrit d'abord et disparait ensuite. *Benj. Constant.* De la Religion 1827. III. 22. Dies bewährte ſich bei den Orakeln. Auch da, wo dieſe anfänglich dazu dienten, mächtige Böſewichter und Thoren zur Beſinnung zu bringen oder zittern zu machen, Rathbedürftige zu belehren, Unglückliche zu ermuthigen, und das Anſehen guter Geſetzgeber und Obrigkeiten zu erhöhen, arteten ſie aus in förmliche Anſtalten der Wahrſagerei, um die Leichtgläubigkeit der Menge zu ihrer Leitung zu benutzen. Schlaue Machthaber und einflußreiche Parteihäupter gebrauchten ſie, bald um der öffentlichen Meinung eine gewiſſe Richtung zu geben, bald um die Stimmung der Völker auszukundſchaften. Recht auffallend zeigte ſich die Unzuverläßigkeit einer ſolchen unabhängigen mit religiöſem Anſehen politiſchen Einfluß übenden und ſelbſt unter geheimer mit Ausſpähungskunſt verbundenen Leitung ſtehenden Anſtalt in Beziehung auf das Staatswohl bei dem Orakel zu Delphi, zumal in ſeiner letzten Periode. Anſtatt ſeine Stimme der Unterſtützung weiſer Staatsmänner und heilſamer Reformen zu leihen, machte es ſich oft zum Organ des Ehrgeizes und ſelbſtſüchtiger Umtriebe, und als Athen und andere Staaten Griechenlands ſich von der Rieſenmacht der Perſer bedroht ſahen, waren des Orakels Ausſprüche mehr geeignet, den Muth und Eifer zur Vertheidigung helleniſcher Freiheit zu lähmen und zu brechen, Verzweiflung an ihrer Rettung einzuflößen und Zwietracht zu ſtiften, als zu gemeinſamer Anſtrengung anzufeuern. (Herodot VII. 139. 144. 148. 149. 220.) Es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß ſich das Orakel von dem mächtigen Perſerkönig beſtechen ließ, um ſeine Entwürfe auf Griechenland zu fördern. (Plutarch's Ariſtides XI. Herodot 150. Götte, das delphiſche Orakel. Leipz. 1839. S. 236. fg.) Zum Glück überwog hier der Einfluß großer Patrioten, wie Themiſtokles, Ariſtides u. a., die dem untrüglichen Orakel edler Begeiſterung für das Vaterland in ihrer eigenen Bruſt mehr Gehör liehen, als dem

der Willkühr ſehr groß war, konnte die Thatſache der Aufſtellung eines über den weltlichen Herrſchern ſtehenden geiſtlichen Gerichtshofs den Völkern als Wohlthat erſcheinen. Und hätte der Gerichtshof der Hierarchie ſich des Mißbrauchs und der Uebertreibung der von der öffentlichen Meinung ihm übertragenen Macht zu enthalten gewußt, er hätte noch Jahrhunderte lang rohe Gewaltthätigkeit zügeln, ungerechten Kriegen begegnen, Frieden vermitteln und den Sieg der Geſittung über Barbarei erleichtern und beſchleunigen mögen. — Welch eine herrliche Beſtimmung iſt in jeder Zeit die des Geiſtlichen, des Prieſters Gottes: ein ſtandhafter und muthvoller Zeuge der ewigen Wahrheit zu ſein, und das Band der Liebe unter den Menſchen ohne alle Nebenrückſicht zu befeſtigen! Mitten in einer Welt, wo die Lockungen zur Lüge ſo mächtig ſind, ſoll er ſeine Treue an der vielverkannten, ungeſchminkten Wahrheit bewahren, und ſo oft Leidenſchaften Zwietracht anzetteln, iſt es ſein Beruf, parteilos zwiſchen den Parteien zu wandeln, ihre Gemüther zu beſänftigen und nach Kräften aller Gehäſſigkeit zu wehren. Er ſoll, wie Fenelon ſagt, ein lebendiges Geſetz ſein, das die Religion und mit ihr Gottes Frieden in alle Herzen trägt.

5) Die bloße Zahl der Anhänger irgend einer Lehre beweiſt für ſich ſelbſt nicht das Mindeſte für ihre Wahrheit.

---

delphiſchen, und dieſem ſelbſt durch ihre rühmlichen Thaten eine beſſere Stimmung abnöthigten. (Epaminondas erklärte den Thebanern vor der Schlacht von Leuktra, ihnen ihren Aberglauben verweiſend: „Ein Wahrzeichen nur gibt's, das Vaterland zu erretten.") Doch als Philipp der Macedonier die Zwiſte unter den Griechen benutzte, um unter dem Schein von Vermittelung ſeine ehrgeizigen Plane auszuführen, warnte Demoſthenes, ein großes Gewebe von Beſtechung und Verrath aufdeckend, vor der falſchen, treuloſen Stimme des delphiſchen Orakels, das er als im Solde von Griechenlands gefährlichſtem Feinde ſtehend bezeichnete. *Pausan.* III. 10. 4. X. 2. u. 3. *Aeschin. Ctesiphon.* Götte a. a. O. S. 290. ff.

Jede Wahrheit iſt, wenn ſie anfängt, erkannt zu werden, dem Senfkorn (im Evangelium) gleich. Es iſt aber eine Verkehrtheit aller Sekten, mit vorzüglichem Eifer nur nach Vermehrung ihres Anhangs zu trachten und zu werben, während doch die Wahrheit jeder Lehre um ſo mehr der Trübung und Fälſchung ausgeſetzt iſt, je weiter der Kreis ihrer Schüler ſich ausbreitet[10]. In dem Maß hingegen, als ächte Liebe (liebreiche Geſinnung) in einem Volk wie in einem Einzelnen vorwaltet, deſto mehr iſt Gottſeligkeit, je mehr Liebloſigkeit, deſto mehr Gottloſigkeit anzutreffen. (1. Joh. IV. 12. fg.).

6) War einmal irgendwo die Religion zur Larve oder zum Triebwerk der Selbſtſucht oder zum bloß mechaniſchen Maul- und Machwerk geworden, ſo durchdrang ein leichenartiger Moderhauch bald alle Poren des häuslichen und öffentlichen Lebens. Sie verfiel der Heuchelei und Gleisnerei. Ihr äußerer Schein mußte allem Schlechten zum Deckmantel dienen. Bei den einen wurde ſie verſchleierter Unglaube und Firniß der Unſittlichkeit, für die andern ein wahnvolles thörichtes Beſtreben ſich durch Beobachtung an ſich werthloſer Gebräuche und äußere Werkheiligkeit wegen der Gottloſigkeit des Lebens mit Gott abzufinden. Wenn der Hang zur Sinnenluſt den Sinn für das Göttliche verdrängt hat, wurde auch der Gottesdienſt zum bloßen ſinnenergötzenden Spectakel herabgewürdigt[11].

---

[10] „Zum Beweis der Wahrheit einer Kirche kommt es keineswegs auf das äußere Anſehen, Weltpracht und Weltmacht an, auch nicht auf den Umfang ihrer Verbreitung oder auf die Menge der ſich öffentlich zu ihr Bekennenden.“ Greg. Nazianz. Adv. Arian. Hiernach iſt auch das Verdienſt der Glaubensboten (Miſſionärs) zu bemeſſen. Nicht die Menge der Getauften iſt hier entſcheidend, ſondern die Gründlichkeit und Innigkeit ihrer Sinnesänderung und die Wahrhaftigkeit ihrer Lebensbeſſerung.

[11] Von dem Hang zur Verweltlichung des Gottesdienſtes ſagt Maſſillon (Petit carême): c'est de tout temps que la plupart des grands ont fait de la religion un

Für Menſchenmaſſen, ſelbſt für Einzelne bedarf die Religion der Belebung durch äußere Anſtalten. Wo aber das Außenwerk ſich an die Stelle ihres Weſens ein- und aufgedrängt hat, da iſt eine Grundreform Bedürfniß, damit die Religion nicht erlöſche.

7) Die Verbeſſerung der Religion in dieſem Zuſtande könnte jedoch nur als völlige Wiedergeburt des innern Menſchen durch die Macht des Worts der Wahrheit, das alle Tücken des Herzens auszurotten vermöchte, verwirklicht werden. Eine bloße Neuerung in den Formen und im äußern Kultus vermöchte höchſtens das gänzliche Zuſammenfallen der Leiche aufzuhalten, niemals aber ſie neu zu beleben; ſie könnte der Verweſung nicht abhelfen, ſondern nur ſie verbergen.

8) Daß die bei mehrern heidniſchen Völkern eingeführten ſogenannten Myſterien, von deren Beſchaffenheit nur wenige Kunde auf uns gelangt iſt, weil ihre Offenbarung ſchwer verpönt war [12]), die Religionen geläutert, oder ſie vor Entſtellung durch Wahn oder vor ſittlicher Entartung zu bewahren gedient haben, iſt ſehr zu bezweifeln. Schon ihre Hüllung in Dunkelheit ſpricht dagegen. Freilich kann das Dunkel des Geheimthuns einer Lehre oder Uebung ihr in den Augen beſchränkter Seelen und Unwiſſender eine größere Wichtigkeit,

---

spectacle; les mystères le plus augustes et le plus terribles, égayée par tous les attraits d'une harmonie recherchée, deviennent pour eux comme des réjouissances profanes qui les amusent; ils ne cherchent que le plaisir des sens, jusque dans les devoirs d'un culte qui n'est établi que pour les combattre etc.

[12]) Nach einer Menge ſeiner Aeußerungen war Herodot in die Myſterien vieler Völker eingeweiht. Immer bemerkte er aber, daß er die Deutungen der Gebräuche nicht mittheilen dürfe. Deshalb ſind uns auch die alten Myſterien ein verſiegeltes Buch, und ſie waren es wohl ſchon den Meiſten der Eingeweihten ſelbſt, weil die Mittheilung nur verſtümmelt oder verfälſcht an ſie kam.

ein höheres Anſehen verleihen. Enthält aber die Religion nur Wahrheit, wozu eine Geheimlehre? Als ob die Wahrheit in Dingen, die Allen gleich wichtig ſind, nicht das Gemeingut Aller ſein könnte und ſollte! Epaminondas, Ageſilaus und Sokrates wollten ſich nie einweihen laſſen, ohne Zweifel, weil ſie ſich nichts Heilſames davon verſprachen, und den Eid ſcheuten, womit man die (vermeintliche) Wahrheit geheim zu halten gelobte. Uebrigens war die Einweihung nur eine ſinnbildliche Darſtellung, nicht eine Entſchleierung der Geheimlehren. Mögen auch die Feſtlichkeiten und Ceremonien der Einweihung auf Einzelne guten Eindruck gemacht haben, Andere haben ſie wohl nur in ihrem Wahn beſtärkt oder leeren Dünkel in ihnen erregt. Dem Eigennutz der Prieſter aber boten die Myſterien vielfältig Anlaß, Künſte des Trugs und der Täuſchung zu üben. Solche lagen auch der Verbindung von Wahrſagerei und Orakeln mit dem Tempeldienſt zum Grunde. Ihr Anſehen mußte den Aberglauben nähren, ihre Enthüllung allen Glauben erſchüttern.

9) Je inniger der religiöſe Verein ſich mit dem politiſchen vermengte, deſto unvermeidlicher war ſeine ſtets zunehmende Ausartung und Verderbniß, und um ſo ſchwieriger wurde ſeine nachhaltige Verbeſſerung. Selbſtſüchtige, der Religion fremde oder widerſtreitende Elemente mußten hier immer mehr die Oberhand gewinnen.

10) Aber auch eine geiſtige, in Verehrung des Einen wahren Gottes und ſeines ewigen Geſetzes beſtehende Religion iſt der Gefahr der Ausartung in keinem Volk enthoben. Dieſe geſchieht bald dadurch, daß ſie mit heidniſchem Wahn verſetzt und in heidniſche Uebungen hineingezogen wird, bald dadurch,

daß eine blinde regelloſe Schwärmerei ſich der Gemüther bemächtigt. — Nach und nach und unvermerkt kann die reinſte geiſtige Religion in ein abergläubiges Heidenthum, in wirkliche nur ſchlecht verhüllte Abgötterei ſich umgewandelt ſehen. Und auch hier erwahrt es ſich, daß das Verderbniß um ſo abſcheulicher und heilloſer ſich zeigt, je erhabener, edler und heilvoller die Sache ſelbſt in ihrer Unverdorbenheit iſt. — Kommen aber die Menſchen durch eine plötzliche Veranlaſſung zum Bewußtſein der Ausartung der religiöſen Dinge, ſo geht ihre Entrüſtung leicht in einen Schwarmgeiſt über, der der heidniſchen Entgeiſtigung dadurch zu entfliehen ſucht, daß er, alle Autorität und alle Formen und Regeln verſchmähend, ſich den täuſchenden Eingebungen von Gefühlen überläßt. — Fromme Schwärmerei und Befangenheit im Buchſtaben ſind zwei Aeußerſte; Zwei Klippen, an denen die Wahrheit des erleuchtenden und belebenden Glaubens zu zerſchellen Gefahr läuft. Die wahre Religion kann nie geſtatten, daß man ſie der Prüfung der denkenden Vernunft entziehe. Schlug ihr zuweilen eine Verirrung im Denken oder ein verkehrter Gebrauch des Denkvermögens Wunden, ſo hat dagegen auch der richtige Gebrauch deſſelben die Kraft bewährt ſolche Wunden zu heilen und vor vielen Gefährdungen der Religion zu ſchützen. Wenn gleich die Vernunft nicht zureicht, um dem Menſchen über das Göttliche vollſtändige Belehrung zu geben, ſo wär' es doch eine tiefe Herabwürdigung dieſes von Gott den Menſchen zur Unterſcheidung von Wahrheit und Irrthum verliehenen Lichtes, wenn man behaupten wollte, daß ſein Gebrauch nur in weltlichen und zeitlichen Dingen, nicht aber bei der Beurtheilung der religiöſen ſtattfinden dürfe. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob hiedurch die Vernunft oder die Religion mehr herabgeſetzt werde.

11) Von jeher haben ſelbſtſüchtige Beſtrebungen in allen Religionsvereinen die Anſicht geltend zu machen geſucht: das rechte und einzig wirkſame Mittel ihrer Erhaltung beſtehe in feſter und unverrückter Handhabung aller ihrer äußern Formen, Gebräuche und Uebungen mit Ausſchließung aller Verbeſſerungen, welche der ſtets nach Vervollkommnung dringende Geiſt in Anſpruch nimmt. Das Grundweſen der Religion leidet allerdings ſo wenig als die ewige Wahrheit überhaupt eine Abänderung, und auch in ihren äußern Geſtaltungen kann die lange Fortdauer, das Alterthum derſelben beitragen, die fromme Geſinnung, die Ehrfurcht für das Göttliche zu erhöhen und zu befeſtigen. Allein das Grundweſen und der Zweck ächter Religion beſteht ſelbſt in einem unaufhörlichen Trachten nach Vervollkommnung, nach größerer Verähnlichung mit Gott, nach innigerer Einigung des Willens mit dem göttlichen, und der Werth aller äußern Formen und Gebräuche, Einrichtungen, Vorſchriften und Uebungen der Religion iſt dadurch bedingt, daß ſie dazu verhülflich ſind, dieſes Trachten zu unterſtützen und zu fördern. Deswegen kann ein ſtarrer Stillſtand hierin der Religion eben ſo wenig als dem Menſchengeiſt überhaupt in ſeinen Angelegenheiten zuträglich ſein. Vielmehr iſt auch der Organismus ihrer äußern Anſtalten eines lebendigen und belebenden Fortſchritts benöthigt, ſo weit ihn der Zuſammenfluß der Zeitverhältniſſe verlangt, damit die Heiligung der Geſinnung und des Lebens der Gläubigen ſtets verwirklicht werde. Dies kann Niemand in Abrede ſtellen, dem die Religion das ehrwürdigſte Heiligthum der Menſchheit iſt, und der nicht der elenden Meinung huldigt, welche ſie zum ſchnöden Gängelband einer irdiſchen Politik herabwürdigt. Allein je mehr die Religion in einem

Volke zur Sache der tiefſten, innigſten Ueberzeugung und der Heiligung des Sinns und Lebens wird, deſto weniger bequemt ſie ſich, ein Vehikel ſelbſtſüchtiger Abſichten, mithin auch irgend einer Herrſchſucht abzugeben.

XIX.

Die Staatsvereine.

1) Den Menſchen ergreift gemeinhin das ihm perſönlich zunächſtliegende am gewaltigſten. Viele kommen nie darüber hinaus; die Wenigſten haben Geiſtesſtärke genug, ſich der Idee des Allgemeinen, den Forderungen eines Gemeinwohls hinzugeben. Indeſſen iſt die Einrichtung der Welt ſo beſchaffen, daß auch die unmittelbarſten ſelbſtiſchen Intereſſen der Einzelnen nur darin eine Bürgſchaft nachhaltiger Befriedigung finden können, daß ſie ſich mit einander für ein Geſammtintereſſe verbinden.

A. (Grundbedingung eines Staatsvereins.) Wo ein Geſammtintereſſe fehlt, iſt das Einzelintereſſe meiſt übel bedacht. So treibt die Menſchen ihr Eigennutz ſelbſt an, Verbindungen zur Förderung eines Geſammtintereſſes zu ſchließen. Der Geſellſchaftsverein iſt für die Menſchheit was das Geſetz der Nothwendigkeit für die Ordnung in der Natur. Am früheſten bildete ſich der Verband der Familie. Aus Familien aber erwuchſen Gemeinden, aus Gemeinden Staaten. Jene beiden erſten Geſellſchaftsverhältniſſe gehen im Staate nicht unter, ſondern ſuchen in ihm ihre Sicherung, ihre Befeſtigung und ihr beſſeres Gedeihen. Die Rechtſchaffenheit und die guten

Sitten der Familien ſind für den Flor der Gemeinden und des Staats von der größten Wichtigkeit und wie kann der Wohlſtand des Staats beſtehen, wenn der der Familien und Gemeinden wankt, zerfällt oder verſchwindet? — Die Staatsvereine, äußerliche Sicherheit und Wohlfahrt durch Zuſammenwirkung Vieler unter der Leitung Einer Gewalt bezweckend, bilden ſich entweder freiwillig oder gezwungen, durch Uebereinkunft oder Unterwerfung. Die Vereinigung kann jedenfalls nicht beſtehen ohne Anerkennung einer die Einheit feſthaltenden Gewalt. Da der Wille jedes Einzelnen ſich hier nothwendig dem Geſammtwillen unterordnen muß, ſo bringen ſie Alle das Opfer einer Beſchränkung ihrer Freiheit. Sie verſtehen ſich zu dieſer Beſchränkung in der Abſicht für die übrige Freiheit in Bezug auf ihre Perſonen und ihr Eigenthum mehr Sicherheit und Förderung zu erhalten. Die willkührliche Unterdrückung der vom Staat zugeſicherten Freiheit oder (was Eines iſt) des Rechts von Allen und Jedem innerhalb den Schranken des in den Geſetzen ausgedrückten Geſammtwillens widerſtreitet dem Zweck des Staats. Wenn die Herrſchaft keinen andern Grund hat, als phyſiſche Uebermacht, ſo iſt ſie ſtets der Zerſtörung gleichfalls durch Uebermacht blosgeſtellt. Um ſichern Beſtand zu haben, muß der Staat auf einem Wechſelverhältniß von Rechten und Pflichten beruhen. Man verirrt ſich in ein Labyrinth von widerſinnigen Begriffen, wenn man den Staat einem blos mechaniſchen Organismus todter Körper, oder einer Vereinigung von Thieren einer gewiſſen Gattung (z. B. von Bibern, Ameiſen oder Bienen) gleichſtellt. Der Staat iſt weſentlich ein Verein von mit **Vernunft begabten Weſen**[1]).—

---

[1]) „Was iſt ein Staat und jeder Menſch, der nicht weiß, ob er beſſer oder ſchlimmer wird!“ Joh. v. Müller. Geſchichten Schweiz. Eidgenoſſenſchaft. I. S. 18.

Wenn Volk und Regierung ſich als zwei Gegenſätze betrachten, deren Intereſſen und Beſtrebungen einander durchkreuzen, ſo kann das Geſammtwohl nicht emporkommen, ſondern muß überall hintangeſetzt bleiben. Wo die Regierungsgewalt durch kein Geſetz beſchränkt iſt, da iſt Despotie. — Geiſtige und ſittliche Roheit (Barbarei) iſt die Wiege der Willkühr-Herrſchaft, weil der Rohe, der Barbar den Beſitz willkührlicher Gewalt als den höchſten Vorzug anſieht, den ein Menſch erreichen kann. Macht aber eine durch Geſetze beſchränkte Regierung ſich ſelber zur unbeſchränkten, ſo entſteht Tyrannei. Dieſe, d. i. die Beherrſchung nicht nach Geſetzen, ſondern nach Willkühr blos zum Vortheil des Herrſchenden war von jeher, ſeitdem Staaten beſtehen, verabſcheut [2]). Mit Recht. Denn Tyrannei iſt unerſchöpflich in Künſten ihr Netz über jede Bewegung der Staatsgenoſſen auszudehnen und zu befeſtigen; je verfeinerter dieſe Künſte, deſto ſchlimmer. Und doch iſt es ſchwer zu ſagen, wen die ſchrankenloſe Gewalt mehr gefährde, ob den Regierten oder den Regierer. Sind jene allem Unrecht blosgeſtellt, ſo iſt es dieſer allen Verſuchungen. Ueberdies wird er Allen verhaßt; Niemand traut ihm, Niemand liebt ihn. Alle Schuld, aller Fluch wird auf ihn gewälzt.[3]) — **Rechtsſchutz** iſt die weſentliche Anforderung an jeden Staatsverein[4]).

---

[2]) Bias, der weiſe Grieche ſagte: der ſchlimmſte Mann unter den wilden Thieren iſt: Tyrann, der ſchlimmſte unter den zahmen: Schmeichler. (Plutarch).

[3]) Apollonius von Tyana, von Vespaſian zu Rath gezogen, wie dem zerrütteten Reich wieder aufzuhelfen wäre, ſprach zu ihm: Obwohl über alle Andern hochgeſtellt, halte dich ja nicht wie deine Vorfahren berechtigt in Allem nur deinem Willen zu folgen. Es gibt Geſetze, wie für Andere, ſo auch für dich. Willſt du ſie von ihnen geachtet ſehen, ſo gib' ſelbſt das Beiſpiel! Indem du ſie ſelbſt ſtrenge beobachteſt, wirſt du auch bedacht ſein, nur gute zu geben.

[4]) In der großen Haushaltung der Natur dienen Geier, Schakals und Ungeziefer, die Verpeſtung der Luft zu verhindern. Aber ſie verurſachen auch mancherlei Schaden.

Zu dieſem Rechtsſchutz gehört, a) daß die Freiheit der Glieder des Staats nicht mehr beſchränkt werde, als ſein Zweck und Gemeinwohl es erheiſcht; b) daß ſämmtliche Glieder bei aller Ungleichheit ihrer Begabung vor dem Geſetze in Rechten und Verpflichtungen gleich ſind [5]); c) daß die Geſetze ſo zu Stande kommen, daß ſie kein Ausfluß der Willkühr ſeien, ſondern als Ausdruck des allgemeinen Willens angeſehen werden müſſen [6]). Zwar beſtanden und beſtehen noch viele Staaten, die dieſen Rechtsſchutz nicht vollſtändig gewähren. Aber in allen muß der Verwirklichung deſſelben nachgeſtrebt werden, wofern in ihnen der wahre Zweck des Staats erreicht werden ſoll. Ein Geſellſchaftsvertrag beſteht ſtillſchweigend wo immer Regent und Regierte ſich befinden. Er bekömmt aber geſetzliche Form durch eine Verfaſſung, welche beide Theile als verbindlich anerkennen.

B. (Verfaſſung.) Die Form des Staats oder die Anordnung der Weiſe, in welcher ein Staat regiert werden ſoll, die den Rechtsſchutz am beſten verbürgt, aufzufinden und zu verwirklichen iſt eine ſchwer zu löſende Aufgabe der Völker oder vielmehr ihrer Geſetzgeber. Eine gute Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung muß die geſetzliche Freiheit von Allen und Jedem nicht nur achten, ſondern auch ſicher ſtellen. Auch dienen jedenfalls weislich durch Geſetze beſtimmte Schranken der Gewalt und ihres Gebrauchs dazu, ſowohl

---

Nicht ſo ſoll der Staat verfahren. Er ſoll nach Kräften das Böſe abwehren, aber ohne ſelbſt Böſes zu üben.

[5]) Die Beſteurung Aller ohne Unterſchied nach dem Maße ihres Vermögens iſt eine Maßregel der Gerechtigkeit. Sie kann aber in ſo lange dem Elend der Armen nicht abhelfen, als ſie nicht jedem das Nothwendigſte zum Lebensbedarf ungeſchmälert läßt.

[6]) Vollkommene Geſetze müſſen auf den Nutzen des ganzen Staats und aller ſeiner Bürger abzielen. Ariſtoteles Politik B. III. K. VIII.

ihren Inhabern oder Trägern die ungeſtörte rechtmäßige Ausübung derſelben als den Völkern Sicherheit vor dem Mißbrauch der Gewalt zu ihrem Nachtheil zu verbürgen [7]. — Die Volksfreiheiten als Regel feſtzuſtellen iſt leicht, ſchwierig aber iſt es, die gehörigen Schranken ſowohl für die Ausübung dieſer Freiheiten als für die Ausübung der Staatsgewalt, welche ſie ſchützen ſoll, ſo zu beſtimmen, daß die Freiheiten weder durch ihren eigenen Mißbrauch, noch durch unrechtmäßige Eingriffe der Staatsgewalt gefährdet werden. Es gibt aber keine dies bezweckende Staatsverfaſſung, die für alle Umſtände und Zeiten in gleichem Grade paſſend und zuträglich wäre. Staatsverfaſſungen müſſen, um Lebenskraft zu erhalten, dem Genius, dem Bildungsgrad und den Zuſtänden des Volkes angepaßt werden, wie ein Rock dem Leib, an dem der Schneider das Maß nehmen muß, damit ſein Werk gelinge. Selbſt in Ländern, wo eine Verfaſſung zum Schutz der Volksfreiheiten beſteht, können die beſtellten Wächter dieſer Verfaſſung die patriotiſche Staatsweisheit ihrer Altvordern nicht dadurch ehren, daß ſie ihre Einrichtungen auch bei weſentlich veränderten Umſtänden buchſtäblich feſthalten, ſondern nur dadurch, daß ſie gleich dieſen die geſetzlichen Einrichtungen den Forderungen und Bedürfniſſen der Neuzeit anzupaſſen ſuchen [8]. — Auch kann keine

---

[7] Jede Verfaſſungsform hat immer nur relativen Werth. Jedes Volk und Land muß die ſeinige den ihm eigenen Umſtänden und Verhältniſſen anpaſſen. Gleiches gilt von den ſtaatswirthſchaftlichen Syſtemen.

[8] „Den Alten war die Republik, im Gegenſatz zur Tyrannei oder Willkührherrſchaft, das organiſche, nach beſtimmten Normen und Geſetzen geordnete Gemeinweſen. Praktiſch thut es vor Allem Noth, nicht nur die Willkühr eines Tyrannen oder einer Menge auszuſchließen, ſondern die Maſchinerie des Gemeinweſens ſo zu lenken, daß der weiſeſte und heilſamſte Wille und Entſchluß erzeugt werde. — Immer war es darauf abgeſehen, daß wo möglich die Beſten an die Leitung kämen, nicht die Meiſten." (Politiſche Br[illegible] und Charakteriſtiken aus der deutſchen Gegenwart. Berlin 1849. S. 199. fg.)

Verfaſſungsform die Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit der Perſonen, denen die Belebung derſelben anvertraut iſt, erſetzen. Die menſchliche Trägheit und Indolenz macht nur zu geneigt alles Heil nur von den äußern Einrichtungen zu erwarten, während doch dieſe nichts oder wenig vermögen, werden ſie nicht durch den Gemeinſinn und die Thatkraft der Einzelnen belebt. Das Hauptverdienſt von Solons Verfaſſungsgeſetzen für Athen war ihr Streben, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ſo viel möglich in die Hände der Beſſern, der Verſtändigſten, der Gebildeteſten zu bringen. Darauf kommt es in jeder Verfaſſung am meiſten an, damit ſie das Wohl der Geſammtheit zu fördern vermöge[9]. Durch die Geſchichte iſt es außer Zweifel geſetzt, daß der Zweck des Staats in mehr oder weniger monarchiſchen Formen eben ſowohl als in mehr oder weniger republikaniſchen erreicht, aber auch verfehlt werden könne. Keine dieſer Formen iſt unbedingt gut oder unbedingt ſchlecht. Die nämliche Form kann unter gewiſſen Verhältniſſen und für ein gewiſſes Volk zweckmäßig, unter andern Verhältniſſen und für ein anderes Volk unpaſſend ſein[10]. Aber auch die für gewiſſe

---

[9] Die große Urſache der Revolutionen liegt darin, daß, während Nationen fortſchreiten, Verfaſſungen ſtill ſtehen. (Makaulay).

[10] Zur Würdigung der Vor- und Nachtheile der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Verfaſſungsformen enthalten außer den Urkunden des alten Teſtam. (beſonders Buch Samuel K. VIII. u. XII.) die Berathſchlagung der Perſer bei Herodot B. III. §. 75. u. fg., ferner des Auguſtus Berathung über die Roms damaligen Zuſtänden anpaſſendſte Verfaſſung bei Dio Caſſius B. LII. und des Ariſtoteles (Politik B. III. K. 10. 11. u. 12. u. B. IV. K. 4—11.) werthvolle Belehrungen. Dieu ne place la couronne sur la tête des rois que pour procurer aux sujets la sûreté de leur vie, la liberté de leurs personnes et la tranquille propriété de leurs biens (*Malesherbes*. à Louis XV.) — Mag die Regierung monarchiſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch ſein, ihre Pflicht und Beſtimmung iſt die nämliche: die Wohlfahrt der Geſammtheit im Staate zu ſichern und zu fördern. Die wichtigſten politiſchen Rechte des Volkes in einer freien Staatsverfaſſung ſind nach Solon (S. Ariſto-

Völker und Zeiten beſte Verfaſſungsform kann den beabſichtigten Rechtsſchutz nicht verſchaffen, wenn nicht gerechte Geſinnung die Regierer und Regierten beſeelt[11]).

C. (Volksvertretung.) Höchſt unvollkommen, das iſt unzulänglich um Allen und Jedem im Volk Sicherung ihrer perſönlichen und Eigenthumsrechte zu gewähren wird eine Verfaſſung immer ſein, in der nicht alle Klaſſen durch freigewählte Stellvertreter an der Geſetzgebung Theil zu nehmen berufen ſind. Das Volk iſt nicht wegen des Staates da, ſondern der Staat wegen des Volks. Woraus beſteht aber das Volk? — Aus Familien und Gemeinden, und dieſe zerfallen wieder in Stände. Die Familien, die Gemeinden und die Stände fordern vom Staate Schutz ihrer Rechte und Intereſſen; ſie verlangen daher auch ihre Betheiligung an der Volksvertretung. Damit aber aus dieſer Betheiligung und aus jenem Schutz

---

teles Politik B. II. K. X.) die obrigkeitlichen Perſonen zu wählen und ihnen Rechenſchaft abzufordern. Mittelſt der guten Ausübung dieſer zwei Rechte kann das Volk ſich gegen jede Willkühr ſchützen. Am vollkommenſten iſt die Verfaſſung, wo ſie die Allerbeſten an's Ruder bringt. (Ariſtoteles Politik B. III. K. XII.) „In einem wohleingerichteten Staate muß Jeder, der zu einem öffentlichen Amt tüchtig iſt, dazu ohne ſein Begehren berufen werden, und verpflichtet ſein, es anzunehmen, er mag Neigung dazu haben oder nicht." (So zu Sparta Ariſtoteles Politik B. II. K. VII.) Aber freilich ſollten nur ſolche zu Regierungsämtern gelangen, die perſönlich alle Eigenſchaften haben, um gut zu regieren. Reichthum oder Armuth ſind hier unweſentliche Dinge. Wohl kann der Redlichſte, der arm iſt, in Verſuchung gerathen, durch das öffentliche Amt ſich zu bereichern. Wird aber ein Schlechter, der reich iſt, nicht noch geneigter ſein, das Amt zu ſeinem Vortheil auszubeuten? (Ariſtoteles Polit. a. a. O. K. IX.) Doch iſt es gut, daß der Angeſtellte gegen Nahrungsſorgen geborgen ſei. — Der größte Vortheil der Vertretung des Volks gegenüber der Regierung durch freigewählte Männer aus allen Ständen beſteht darin, daß ſie die meiſte Sicherheit gewährt, zu jeder Zeit die wahren Bedürfniſſe für das Wohl der Geſammtheit zu vernehmen und mit Vermeidung gewaltſamer Umwälzungen ihre Befriedigung herbeiführen zu können.

[11]) Remota Justitia, quid sunt Regna, nisi magna Latrocinia? St Augustini. De Civitate Dei L. IV. c. 4.

von Seite der Regierung die Wohlfahrt der Geſammtheit hervorgehe, müſſen die Familien, Gemeinden und Stände die Nothwendigkeit anerkennen, daß ihre Rechte und Intereſſen gegenſeitig in Uebereinſtimmung gebracht und erhalten werden. Und die Hervorbringung dieſer Uebereinſtimmung ſollten die Regierung und die Volksvertretung ſtets als ihre gemeinſame Aufgabe im Auge haben. Von einem Volke, das in ſeiner großen Mehrheit mit einer wahren geiſtigen und ſittlich-religiöſen Bildung begabt iſt, darf man mit Zuverſicht erwarten, es werde die Wahl ſeiner Vertreter nur Solchen zuwenden, die Proben der Befähigung redlich das Gemeinwohl zu fördern abgelegt haben. Hingegen ſtellt ſich einer ſolchen Wahl kein ſtärkeres Hinderniß entgegen, als der Mangel an jener ächten Volksbildung. Dieſe iſt mithin als die wichtigſte Vorbedingung einer heilſamen Volksvertretung anzuſehen. Das Werk einer wahren gründlichen Volksbildung kann aber nur eine weiſe, erleuchtete, gerechte und energiſche Regierung vollbringen, wozu ſie der Zeit und Beharrlichkeit und der Beihülfe gleichgeſinnter Organe bedarf. Damit übrigens eine Verfaſſung mit Volksvertretung die Wohlfahrt des Staats wahrhaft fördern könne, muß ihr erſt eine gut geordnete Verwaltung Bahn machen. Die Macht der Bureaukratie iſt hier das zäheſte Hinderniß, nicht blos wegen ihrer ſtets zunehmenden Koſtſpieligkeit, ſondern noch weit mehr wegen ihrem Kaſtengeiſt, der das Wohl aller Volksklaſſen aus den Augen verliert, und Verwirrung und Verzögerung der Geſchäfte verurſacht. Ein Volk wird erſt dann zu einer dem Staat gedeihlichen Theilnahme an der Geſetzgebung befähigt, wenn jeder Klaſſe die Selbſtbeſorgung ihrer beſondern Angelegenheiten unter der Aufſicht der Regierung eingeräumt wird. Soll die Volksvertretung gute Früchte bringen, ſo muß ſie aus einer ſolchen Wahlordnung hervorgehen, die ganz darauf berechnet iſt, daß die Wahl wenigſtens der Mehrheit auf Männer fällt, welche mit der nöthigen Einſicht von den Zuſtänden und wahren Bedürfniſſen des Landes einen redlichen patriotiſchen Willen verbinden. Auch kann die Volksvertretung ihrem Zweck nicht entſprechen, wenn die Regierung ſich der Beſtechung bedient, um ſie für ihre, wenn auch gutgemeinten Abſichten zu gewinnen. Das Beſtechungsſyſtem iſt eine Pflanzſtätte aller Unredlichkeit und Schlechtigkeit der Geſinnungen, ein Mißbrauch der Staatseinkünfte, eine Quelle des Mißtrauens gegen die Regierung und veranlaßt die Anſtellung vieler Untauglichen im Staatsdienſte. Gegenüber der Volksvertretung ziemt der Regierung keine andere Stellung, als die einer großen Offenheit und Redlichkeit, womit ſie in allen ihren Vorträgen auftritt, was freilich ihr Bewußtſein vorausſetzt, ſtets nur das in Antrag zu bringen, was nach ihrer Ueberzeugung dem Gemeinwohl am zuträglichſten wäre. Für den ſchlimmſten Fall muß ihr jedoch die Auflöſung der Verſammlung und die Veranſtaltung neuer Wahlen freiſtehen. Doch darf ſie zu dieſer Maßregel nur im wahren Nothfall ſchreiten, weil ſie dieſelbe nur dann vor allem Volk mit Zuverſicht rechtfertigen kann.

2) (Wahre Grundveſte des Anſehens der Regierung.) Nur eine arge Begriffsverwirrung kann das Anſehen der geſetzlich geordneten Gewalten, denen die Leitung der Staatsgeſellſchaft übertragen iſt, als ein Gängelband bezeichnen, das blos von der Herrſchſucht zur Ausübung ihrer Willkühr erfunden wäre. Das Anſehen der Eltern, der Familienväter, der Obrigkeiten, der Regenten iſt zum Wohl der Untergebenen angeordnet. Willkühr bei der Ausübung ihrer Gewalt

iſt Mißbrauch derſelben, und nur die Uebung ſolcher Willkühr verdient den Namen eines Gängelbandes. Dem treten aber in jedem wohlgeordneten Staate die Geſetze entgegen. — So wie die Erziehung ohne das Anſehen der Erzieher, ohne den Glauben und das Zutrauen der Zöglinge ihren Zweck verfehlen muß, ſo kann auch der Zweck der Staatsgeſellſchaft nicht ohne das Anſehen der Regierung erreicht werden. Dieſes Anſehen muß freilich um feſt und haltbar zu ſein, auf Gründen beruhen, welche die Zuſtimmung der Vernunft anſprechen dürfen. Die Vernunft eines jeden Gliedes der Staatsgeſellſchaft muß aber anerkennen, daß ihre Wohlfahrt nicht beſtehen könnte, und gar nicht erreichbar wäre, wenn nicht Alle und Jeder die Verpflichtung übernähmen, ſich den Anordnungen der regierenden Gewalt zu unterwerfen[12]. Und gleichwie die Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Weltordnung ganz den Forderungen dieſer Ordnung entſprechen, ſo müſſen auch die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft, um ihre Wohlfahrt zu fördern, mit ihrer Natur und ihren Bedürfniſſen im Einklang ſtehen.

3) Die Staatsvereine ſind *gegen Außen* — *Wehranſtalten* und im *Innern große Erziehungsanſtalten*, in denen die menſchlichen Kräfte und Anlagen geſchützt, entfaltet, geübt und gepflegt, Roheiten abgeſtreift, allen Rechten Achtung verſchafft und Jedermann Gewöhnung an Ordnung und Verträglichkeit eingepflanzt werden ſoll. — Der iſt noch kein guter Patriot, der da wähnt, alle ſeine Verbindlichkeiten gegen das Vaterland mit Geld und Kriegsdienſten und bloßer

---

[12] *Confuze* will das Herrſcheramt nur als einen Auftrag der Gottheit zum Beſten der Geſammtheit angeſehen wiſſen, welcher aufhöre, ſobald ihm nicht entſprochen wird. Die Chineſen haben keinen Schriftſteller, der die Willkührherrſchaft oder die Tyrannei in Schutz nähme.

Enthaltung von ſtrafbaren Verbrechen abthun zu können, ſonſt aber ſich ihm wegen der Verwendung ſeiner Talente und wegen ſeiner Sittlichkeit nicht verantwortlich glaubt. Körperliche Krüppel ſind in der Geſellſchaft weit erträglicher, als geiſtige und moraliſche, und der Müſſiggänger, Faullenzer, Schwelger und Sittenverderber thut der Wohlfahrt des Staats größern Eintrag, als mancher Verbrecher. Eben ſo thut auch der Staat ſeiner Verbindlichkeit gegen die Bürger kein Genüge, wenn ſein Schutz ſich blos auf die materiellen Güter bezieht, während er die höhern geiſtigen und ſittlichen dem Schickſal oder Zufall überläßt, oder ſie eher benachtheiligt als fördert[13]). — Die Staatsregierung hat es mit dem ganzen Menſchen zu thun. Des Volkes wahre Wohlfahrt wird ſie vergeblich zu erreichen ſuchen, wenn ſie nicht den ganzen Menſchen, den geiſtigen und ſittlichen, wie den leiblichen berückſichtigt. Vernachläßigt ſie die Fürſorge für Bildung des geiſtigen und ſittlichen, ſo wird alle Förderung der materiellen Wohlfahrt dieſer ſelbſt eine feſte Grundlage zu geben nicht vermögen. Die materielle Wohlfahrt wird der Bedingungen entbehren, die allein ihr Dauer und Sicherheit gegen Störungen verſchaffen können. Dem Staat muß mithin daran liegen, daß alle ſeine Glieder nicht nur nach Außen, ſondern auch innerlich gut (rechtſchaffen und zu jeder Tugend aufgelegt) werden, und ſelbſt die allerbeſte Staatsform wird nie dem Zweck, Freiheit und Ordnung in Uebereinſtimmung zu bringen, entſprechen, wenn nicht eine gründlich-gute Erziehung aller Volksklaſſen ihr zu

---

[13]) „Gute Geſetze und eine gute Verfaſſung müſſen die perſönlichen Eigenſchaften der Bürger, die Beförderung der guten, die Verhinderung der ſchlimmen zum Augenmerk haben. Es gehört zum Weſen und Endzweck eines Staats, daß die Bürger durch ihre Vereinigung beſſere, vollkommenere Menſchen in der That und Wahrheit zu werden ſuchen." Ariſtoteles Politik B. III. K. 6.

Hülfe kommt. Die phyſiſche Uebermacht liegt offenbar in der Menge. Um dieſe zum Gehorſam für das Geſetz zu bewegen, muß daher die Regierung noch mehr auf ſittliche Beweggründe als auf *phyſiſche Zwangsmittel* rechnen können; ſie muß ſich der guten Geſinnung, des guten Willens der Regierten zu verſichern ſuchen. — So wichtig auch die *Ausbildung der Intelligenz* der Nation dem Staat ſein muß, ſo iſt doch für ihn die die ſittliche Bildung bezweckende *Erziehung* noch wichtiger[14]. Die Erziehung und der Unterricht erfordern beide in hohem Grad die Obſorge des Staats; ſie müſſen im Ebenmaß ſtehen und gleichen Schritt halten. Die Vernachläſſigung der (ſittlichen) Erziehung iſt noch verderblicher für den Staat als die der Bildung des Denkvermögens des Volks[15]. Uebrigens muß ſich die Erziehung, die die Fürſorge des Staats anſpricht, allerdings auch auf das körperliche Wohl erſtrecken. Dahin gehören insbeſondere die *gymnaſtiſchen*

---

[14] L'éducation n'est pas une chose de superficie, une simple *forme*; c'est un travail intime, profond, qui saisit l'âme à l'origine de toutes ses pensées, de tous ses mouvemens, qui la remue et la modifie dans son essence; c'est une préparation incessante, difficile, d'ou l'homme doit sortir meilleur et plus fort pour l'accomplissement de tous ses devoirs. *H. Corne* De l'Éducation Publique 1844. p. 61.

[15] Quand les moyens d'instruction mis à la portée d'un peuple sont de beaucoup supérieurs aux élémens de l'éducation qu'il possède, il y a relâchement dans les moeurs publiques; mais si l'instruction absorbe tout, et que l'éducation ne soit rien, la moralité individuelle n'a plus de base. Moeurs, institutions, état social, tout est en péril. Un pays où les écoles publiques jetteront chaque année dans le monde des milliers de jeunes gens, très cultivés quant à l'intelligence, mais destitués moralement de principes propres à étajer leur honnêteté, comptera beaucoup d'hommes malheureux, et passera souvent par de redoutables crises. — L'instruction et l'éducation devraient toujours marcher du même pas. Quand l'une accroît les ressources de l'esprit, il est urgent, que l'autre augmente les garanties morales. — On doit trembler pour tout homme qui aborde le monde politique avec un sens moral moins développé que ne l'est son intelligence. *H. Corne* ch. 4, p. 68. 69. 71.

Uebungen zur Entwickelung und Kräftigung der leiblichen Glieder und die Angewöhnung zur Reinlichkeit, die noch viel zu ſehr vernachläßigt wird. Die unerläßliche Forderung des Staats an die Anſtalten der Erziehung ſollten darin beſtehen, die Zöglinge ſo zu bilden und mit ſolchen Geſinnungen, Grundſätzen und Angewöhnungen auszuſtatten, daß ſie befähigt werden und es als ihr höchſtes Intereſſe kennen lernen, für das Gedeihen des häuslichen Lebens, der Gemeinde und des Vaterlandes nach dem Maß ihrer Kräfte und Verhältniſſe beizutragen. — Damit die geſetzliche Ordnung im Staat in hoher Achtung ſtehe, iſt nöthig, daß die Jugend frühzeitig daran gewöhnt werde. (Bei lange andauernder Unordnung verliert ſich allmählig der Sinn für Ordnung, und es hält dann ſchwer, ihn wieder zu beleben, wenn nicht die ſchlimmen Folgen der Unordnung recht fühlbar werden). — Ohne große Gefahr kann die Staatsregierung den Unterricht und die Erziehung der Jugend weder den Launen unbeſchränkter Freiheit preisgeben, noch dem Monopol irgend einer Körperſchaft überlaſſen. Sie darf ſich des Rechts, das, was das Gemeinwohl in dieſer Hinſicht fordert, zu verfügen, nie begeben. Die Ausübung dieſes Rechts ſoll ſie jedoch nicht abhalten, weder die Eltern zur angelegenſten Sorgfalt für die gute, vorzüglich ſittlich-religiöſe Bildung ihrer Kinder, noch Individuen von erprobter Tüchtigkeit zu Privatunternehmungen für dieſen Zweck aufzumuntern. Doch muß ſie auch hier die Prüfung der Anſtalten und ihrer Organe und ihre Ueberwachung ſich ſtets vorbehalten. Denn ſie ſind mehr als irgend etwas Mißgriffen und der Ausartung ausgeſetzt. Hat eine Regierung nicht für das Staatswohl weit mehr von der Gedankenloſigkeit als von der Denkthätigkeit zu beſorgen? — Vor lauter Beſtreben, dem Volk den Vernunftgebrauch zu entziehen oder zu verleiden, haben ſich Regierungen ſelbſt des Vernunftgebrauchs verluſtig gemacht. Dies mußte für die Geſetzgebung und die Staatsverwaltung die traurigſten Folgen haben, weil beide vernunftlos und oft vernunftwidrig wurden. Wenn der Blinde den Blinden führt, fallen beide in die Grube [16]). Ganz verkehrt iſt daher eine ſolche Einrichtung des Volksunterrichts, die darauf berechnet iſt, das Volk zu gewöhnen, daß es ſich in allen Dingen des Gebrauchs der Intelligenz enthalte und blos Andere für ſich denken laſſe. — Die Volkserziehung und auch die Volksſchule wird ihren Zweck ein tugendhaftes, biederes, geſittetes, pflichtgetreues, arbeitſames und zufriedenes Volk zu bilden, dann am beſten erreichen, wenn ſie unter der Aufſicht der Regierung von einer dafür ſelbſt wohlgebildeten und unterrichteten Geiſtlichkeit mit wahrem und reinem Berufseifer geleitet wird. Die von allem Ungehörigen rein gehaltene Religion muß der Ausgangspunkt und das Endziel aller guten Volksbildung ſein, und der Seelenhirt muß dieſer die Weihe geben, muß es für ſeinen weſentlichen Beruf anſehen, darüber zu wachen und dafür zu ſorgen, daß die Jugend zu einem gottesfürchtigen, ſittlichen, tüchtigen, für die Wohlfahrt des Vaterlandes eifrigen und thätigen Geſchlecht heranwachſe. Die Bildung der Seelenhirten und die der Volksſchullehrer müſſen ſo im Einklang ſtehen, daß beide befähigt werden, für dieſes edle Ziel zuſammenzuwirken. Der Schullehrer ſoll der redliche und von wahrer Religioſität durchdrungene Gehülfe des Seelenhirten und dieſer des Schullehrers liebreicher Aufſeher, Leiter und Schützer ſein, um die Volksjugend geiſtig und ſittlich zu heben.

---

[16]) „Gute Wächter, ſagt Ariſtoteles, (Politik B. VII. K. 7.) ſind nur die Verſtändigen und Muthigen." — Tout Prince qui méprise ses sujets se déshonore lui même, en montrant qu'il n'a pas su les rendre estimables. (*J. J. Rousseau.*)

Auch bei den Anſtalten für wiſſenſchaftliche Bildung und für die Erziehung der höher ſtehenden Klaſſen darf die Fürſorge für tiefe Begründung ächter Religioſität nicht fehlen. Die Regierung muß den Einfluß, der hierin den Kirchenorganen gebührt, theilnehmend überwachen, damit nicht unvermerkt Mißbräuche ſich einſchleichen, die einem gründlichen, das Gemeinwohl förderlichen Unterricht hinderlich werden könnten.

So ſehr es der Staatsregierung zukommt, die Lichtverbreitung und geiſtige Bildung durch werthvolle Druckſchriften und die ſchönen Künſte zu fördern, ſo hat ſie anderſeits Recht und Pflicht, dem Mißbrauch zum Verderb der Religion und Sitten zu wehren, und zwar durch Strafen ſowohl als durch ſtrenge Ueberwachung der Druckpreſſen, der Leſeanſtalten, der Kunſtausſtellungen jeder Art und der Theater. Laue Nachſicht gegen geiſtig-ſittliche Giftmiſcherei und Verführung ſtiftet unheilbaren Schaden, und macht, daß zuletzt das Böſe das Gute überwuchert.

4) (Die Nothwendigkeit gerechter und weiſer Geſetze und ihres Anſehens für die Erhaltung, Feſtigkeit, Ordnung und Wohlfahrt des Staats). Einem natürlichen Hang folgend, ſtreben gewöhnlich die Inhaber der Regierungsgewalt ſie zu erweitern, ſo wie anderſeits die Regierten, einen größern Spielraum der Freiheit zu gewinnen[17]. Wenigen iſt gegeben, unverrückt auf der Grenze ſtehen zu bleiben, über welche hinaus die Gewalt in Willkühr,

---

[17] Les souverains, jaloux de leur autorité, veulent toujours l'étendre: les peuples, passionnés pour leur liberté, veulent toujours l'augmenter. *Fénelon* Oeuvres T. XXII. 317.

die Freiheit in Zügelloſigkeit (Anarchie) ausartet, obgleich in jenem Fall die Gewalt, in dieſem die Freiheit ſich ſelbſt zerſtört [18]. Vereinigung von Herrſchaft und Freiheit thut in allen Staaten Noth und iſt die Aufgabe jeder guten Regierung [19]. Zügelung der Willkühr, nicht Schwächung der Kraft der Regierung iſt hingegen der Zweck einer guten Verfaſſung [20]. Dieſe ſoll verhindern, daß aus der Verbindung zu großer Macht mit dem Recht zum Regieren eine Willkührherrſchaft entſtehe [21]. Dies bewirkt ſie, wenn ſie die Regierungsgewalt dadurch beſchränkt, daß ſie ihre rechtmäßige Ausübung an eine beſtimmte Mitwirkung frei gewählter Volksvertreter bedingt, deren Wahl durch das Geſetz ſo angeordnet iſt, daß man mit einiger Zuverſicht erwarten darf, ſie werde auf

---

[18] Tout homme porte en soi le principe de la tyrannie, qui est *l'amour propre.* *Fenelon* Oeuvres T. XXII. 375.

[19] Daher rühmt *Tacitus* von Nerva und Trajan, daß ſie res olim dissociabiles vereinigt hätten, principatum et libertatem. Agricola c. 3.

[20] On menera toujours les peuples, avec ces deux mots: *ordre et liberté;* mais l'ordre vise au despotisme et la liberté à l'anarchie. *Rivarol.* — Eine gute Staatsverfaſſung und auch eine gute Staatsverwaltung muß, um zu befriedigen, wie ein ſchönes Kunſtwerk in das Mannigfaltige Einheit zu bringen vermögen, weit entfernt, das Mannigfaltige durch Einförmigkeit verdrängen oder damit überkleiſtern zu wollen. Noch iſt der Staatsorganismus nicht erfunden, der allem möglichen Mißbrauch der Gewalt zu begegnen im Stande wäre, ohne dieſer die erforderliche Einheit und Energie zu entziehen. Die künſtliche Verwickelung des Verhältniſſes der Staatsgewalten, wodurch die eine die andere beſchränken ſoll, bringt leicht eine Schwäche und Verwirrung in die Verwaltung, der nur dadurch ein Ende gemacht wird, daß eine der Gewalten die andere einſchlürft (abſorbirt) oder in Unthätigkeit verſetzt (neutraliſirt). So heilſam und nothwendig Schranken der Gewalt und Wächter der Geſetze ſind, um der Willkühr vorzubeugen, ſo ſetzt doch eine gute kräftige Regierung ein Zutrauen zu ihr voraus. Ein Mißtrauen, das von der Ueberzeugung ausgeht, daß in Jedem, der die Gewalt hat, ein Tyrann verborgen ſei, wird eher Tyrannei hervorbringen, als verhindern.

[21] Algernon Sidney vergleicht einen unbeſchränkten Fürſten einem leichten Schiff, das, heftigen Stürmen preisgegeben, zwar ein großes Segel, aber keine Ruder hat.

Männer fallen, die alle wahren Landesintereſſen redlich und mit Einſicht zu vertreten im Stande ſind. Die vollziehende Gewalt wird am beſten ausſchließlich der Regierung zuerkannt; die Theilnahme des Volks an der geſetzgebenden Gewalt werde aber ſo eingerichtet, daß dadurch die für Alle verbindliche Macht der Geſetze befördert und das Zuſtandebringen ſolcher Geſetze erleichtert werde, welche gerecht und möglichſt geeignet ſind, das Gemeinwohl zu heben. Damit ein Geſetz in der Denkart und den Sitten Wurzel faſſe, muß es nicht aufgedrungen, ſondern freiwillig angenommen ſein, und durch die Gründe, auf denen es ruht, gerechtfertigt erſcheinen. Auch wurden von jeher nur die für *politiſch frei* angeſehen, die einzig ſolchen Geſetzen Folge leiſten müſſen, zu deren Verfertigung ſie von Rechtswegen mitgewirkt haben. Iſt es doch die Beſtimmung der Geſetze, die Rechte und Wohlfahrt von Allen und Jedem zu ſchützen und zu fördern. Wird Theilnahme an der Geſetzgebung auf gewiſſe bevorzugte Klaſſen beſchränkt, ſo iſt die Wohlfahrt des Volks von dem guten Willen dieſer Klaſſen abhängig, deren Intereſſe ſich mit dem des Volks vielfach im Widerſtreit befinden kann. Noch weniger dem Zweck zuſagend iſt das *allgemeine Stimmrecht* von Allen und Jeden. Wo dieſes beſteht, iſt ein dem Gemeinwohl entſprechendes Ergebniß der Wahlen nie oder höchſt ſelten erreichbar, indem es entweder dem bloßen Zufall (einer Lotterie mit tauſend Nieten gegen einen Treffer), oder dem Ränkeſpiel weniger ehrgeiziger Parteigänger oder Volksſchmeichler preisgegeben iſt. — Die Regierer und Regierten ſollten ſtets vor Augen haben, daß ſie zu ihrem Wohlergehen einander gegenſeitig bedürfen. Wer regiert, ſollte ferner nie vergeſſen, daß er ein Menſch iſt, und daß er über Menſchen regiert, die weder die ganze Dienſtbarkeit, noch die ganze Freiheit ertragen können[22]! — Er bedenke aber auch, daß die Herrſchaft um ſo trefflicher (werthvoller) iſt, je trefflicher diejenigen ſind, über die ſie ausgeübt wird[23]. Kein Regent halte ſich für ſo weiſe, daß er des Raths und der Mithülfe weiſer Männer entbehren könne[24], und wo das Volk über öffentliche Angelegenheiten keine Meinung haben darf, da wird es dafür auch keine Geſinnung, keine wahre Theilnahme haben. — Wenn anderſeits Jeglicher gemeinhin ſich ſeiner eigenen Leitung überlaſſen ſehen möchte, ſo erwägt er nicht, wie ſchwer die Selbſtleitung iſt, wie unſicher und gefahrvoll. Kein Menſch hat in der Geſellſchaft mehr Freiheit anzuſprechen, als ihm nöthig iſt, um das zu ſein, was er ſein ſoll, um den Forderungen der Natur, der Vernunft und der Sittlichkeit gemäß zu leben. Daher fordert die wahre Freiheit, weit entfernt, darin zu beſtehen, daß Jeder thun kann, was ihn gelüſtet, vielmehr darin, daß Alle und Jeder nur nach Geſetzen, die gerecht ſind und das Wohl der Geſammtheit bezielen, regiert werden. Sie iſt ein großes Gut, verlangt aber Opfer, und wer ſie beſitzen und behaupten will, muß ſtets bereit ſein, dieſe Opfer zu bringen. Freiheit der Sinnentriebe führt zur ärgſten Sklaverei. Sollen in einem Staate Wohlſtand und Zufriedenheit blühen, ſo muß das **Geſetz** Alle regieren und ſchirmen. Es verhält ſich indeſſen mit der geſetzlichen Ordnung im Staate, wie mit der Geſundheit; man fühlt ihren ganzen Werth oft erſt dann, wenn ſie verloren ging. — **Ariſtoteles** nennt das Geſetz ſehr ſcharfſinnig **eine Seele ohne Leidenſchaft**[25]). Das Geſetz kann aber nie mächtig ſein, wenn die Regierung, die es vollziehen ſoll, ſchwach iſt[26]). Der Staat, kann ſich kein beſſeres Vorbild nehmen, als die Natur. Worauf beruht ihre ſchöne Ordnung? Einzig darauf, daß die regelmäßige Befolgung gewiſſer Geſetze bei allem Wechſel des Einzelnen die ſtete Erhaltung des Ganzen bewirkt[27]). Gleichwie nur ein regelmäßiger Pulsſchlag des menſchlichen Körpers Geſundheit anzeigt, ſo kann auch allein die ſtete Vollziehung gerechter, durch die Erfahrung erprobter Geſetze einem Staat eine feſtbegründete Wohlfahrt verbürgen. — Wie können die Regierenden von den Regierten Achtung für das Geſetz erwarten, wenn ſie ſelbſt ſcheulos ſich darüber wegſetzen[28])?

---

[22] So ſprach Galba zu Piſo bei *Tacitus Histor.* I. 15.

[23] *Baco de Verul.* De Augmentis et dignitate Scientiarum I. 57. Videmus dignitatem imperandi sequi dignitatem ejus qui imperatur. Nach Herrſchaft ſtreben, blos um zu herrſchen, iſt kein des Menſchen würdiger Zweck. Für den wahren Menſchen hat Herrſchaft nur in ſo weit einen Werth, als ſie in Stand ſetzt, der Menſchen, der Geſellſchaft Wohlfahrt zu fördern, was nur dadurch geſchehen kann, daß Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend die Oberhand gewinnen.

[24] Als Apollonius v. Tyana dem Veſpaſian die Gleichmäßigkeit als eine vorzügliche Eigenſchaft eines Regenten geprieſen hatte, erhob dieſer die Hände und rief: O Zeus! möge ich über weiſe Männer, und weiſe Männer über mich herrſchen! Philoſtrat. Leben des Apollonius V. 28. — Mit der Ausarbeitung und Beurtheilung von Geſetzentwürfen wird am füglichſten ein höchſter Staatsrath aus land- und ſachkundigen Männern zuſammengeſetzt, betraut, deren Sinn für das Gemeinwohl bewährt iſt.

---

[25]) Politik B. III. K. 11.

[26]) Welche krankhaft weichliche Inconſequenz, wenn bei dem Streben nach organiſch ſelbſtthätiger Staatenbildung der Staatsregierung ſo wenig Macht und dem Individuum ſo viele Freiheit eingeräumt, zu gleicher Zeit aber doch wieder vom Staat das Höchſte, vom Individuum das Mindeſte gefordert wird! Der Staat ſoll Alles leiſten, ohne etwas zu vermögen. — Begehrt man Großes vom Staate, ſo muß man ihm vor Allem mit Gehorſam, Treue, Hingabe aller materiellen und moraliſchen Kräfte zu Hülfe kommen. **Politiſche Briefe u. Charakteriſtiken** aus der deutſchen Gegenwart Berlin 1849. S. 87.

[27]) Ce n'est pas le souverain, c'est la loi, sire! qui doit régner sur les peuples. Vous n'en être que le ministre et le premier dépositaire (*Masillon.* Petit Carême.)

[28]) Das Recht, aus wichtigen Gründen von den Geſetzen **Ausnahmen** zu bewilligen, kann zwar der oberſten Staatsgewalt ohne Nachtheil nicht abgeſprochen werden. Es ſollte aber nur in ſolchen Fällen ausgeübt werden, wo das ſtrenge Beſtehen auf Be-

Wo der Gehorſam ungeſtraft dem Geſetz verweigert werden kann, iſt es den Freiheitsgelüſten ein Leichtes, die Obrigkeit aus dem Hauſe hinauszuräſonniren. Der ächte Patriot kennt keinen ärgern Feind im Lande, als den rückſichtloſen Freiheitsheuchler, der über die Geſetze ſich hinwegſetzt. Die allgemeine Achtung der Geſetze iſt auch die Grundfeſte der Freiheit. Dies wird ſelbſt von J. J. Rouſſeau (dem Herolden der Freiheit) anerkannt. Das Geſetz, das Allen gleichen Schutz verleihen ſoll, verlangt auch, um dies zu können, von Allen die gleiche Beachtung. Bias erklärte daher die Verfaſſung für die beſte, wo das Geſetz Keinen über ſich hat, und Sully ſagt: des Regenten erſtes Geſetz ſei, alle Geſetze zu beobachten. So iſt auch die Stellung, die dem Regenten am beſten ziemt, dieſe: das Volk gegen jede Gefährdung durch Geſetzverletzung zu beſchützen. Ueber dem Geſetz zu ſtehen oder Herr des Geſetzes zu ſein, kann Niemand im Staate, auch der Regent nicht, verlangen. Weder Geburt, noch Vermögen, noch ſelbſt perſönliche Verdienſte begründen für ſich den Anſpruch auf Vorrechte. Die Ungleichheiten in der Geſellſchaft, welche die Anordnungen und Maßregeln der Regierung begründen, laſſen ſich nur dann rechtfertigen, wenn mit den daraus entſpringenden größern Rechten der Einen ein gleiches Maß größerer Pflichten gegen die Geſammtheit verbunden wird. Das Ebenmaß der Rechte und Pflichten kann alsdann ſolche Ungleichheiten nicht nur erträglich, ſondern ſogar wohlthätig machen.

---

folgung des Geſetzes ſeinen Zweck verfehlen und ungerecht ſein würde. Würde es noch Willkühr ausgeübt, ſo wäre der Mißbrauch noch ſchlimmer als die Aufhebung der Geſetze ſelbſt. Ausnahmen vom Geſetz ſind nur dann zu billigen, wenn ſie das Geſetz befeſtigen. — Nur zu viele Herrſcher ſind aber geneigt, in Staatsſachen unumſchränkte Gewalt und für ihr eigenes Leben unbeſchränkte Freiheit anzuſprechen. Sie ſetzen ihre Würde darein, in jeder Beziehung über dem Geſetze zu ſtehen.

Wo man es aber für den höchſten Vorzug im Staat anſieht, alle Vortheile, die er bietet, zu genießen, ohne an ſeinen Laſten verhältnißmäßig Theil zu nehmen, da muß früher oder ſpäter zwiſchen den ſo Bevorrechteten und den Andern ein Kampf entſtehen, der nur entweder mit völliger Knechtſchaft der letztern oder mit rechtlicher Gleichſtellung Aller vor dem Geſetz endigen kann. Jede Körperſchaft, deren Wohlſtand ſich auf der Befriedigung ſelbſtſüchtiger Intereſſen auf Koſten der Geſammtheit gründet, entbehrt einer ſichern Bürgſchaft ihres Fortbeſtands; ſie muß früher oder ſpäter in dem Fett ihrer Vorrechte erſticken[29]. Man erhebe übrigens nichts zum Geſetz, wovon die Nothwendigkeit oder Gemeinnützigkeit nicht von denen im Volke, die darüber urtheilsfähig ſind, anerkannt iſt, weigere ſich aber auch nicht, das zum Geſetz zu erheben, was bereits dieſe Anerkennung findet! Dann wird die Vollziehung der Geſetze wenig Schwierigkeit begegnen. — Solon gab auf die Frage: ob er den Athenern die beſten Geſetze gegeben? zur Antwort: ja, die beſten, deren ſie empfänglich waren[30]; und dem Volk von Cyrene gab Plato, als es von ihm die Verbeſſerung ſeines Geſetzbuchs begehrte, den Beſcheid: „Ihr ſeid zu ſehr an die

---

[29] Während in England die engliſchen Lords mehr Abgaben zahlten als die Gemeinen, die doch allein dieſelben votirten, pochten die Magnaten Ungarns auf das Vorrecht, von allen Abgaben frei zu ſein, das ſie ſich von ihren Königen bei der Krönung beſchwören ließen. Sie zahlten Nichts, die misera plebs Alles; ſie gaben nur die Zuſtimmung. So ungefähr war es auch in Polen und ſelbſt zum Theil in dem geiſtreichen Frankreich. Hier waren in Hinſicht der Abgaben zwei Grundſätze zur Geltung gelangt: le peuple est *taillable* et *corvéable à merci* und l'impôt est un signe de roture, un déshonneur. — Le peuple avait tout à la fois la *charge* et la *honte*. (*Louis Blanc* Hist. de la Revolut. Franç. I. 499.) Hierin lag 1789 ein Hauptbeweggrund zur Umwälzung. — Den größten Vorſchub gab den Mohamedanern oder Saracenen in ihrem Aufſtreben, daß ihrer Verfaſſung Kaſten und Vorrechte fremd waren, und ſie die Länder, welche ſie eroberten, davon befreiten.

[30] Plutarch's Solon c. 15.

Reichthümer gebunden, als daß ihr es werden könntet an die Geſetze.“ — Aus der Unkunde der Geſetze entſteht nothwendig Gleichgültigkeit gegen ſie. Es kann daher nicht ſchaden, aber viel nützen, wenn alle Volksklaſſen in die Kenntniß der Geſetze, die die Verhältniſſe einer jeden betreffen, geſetzt werden. Dies ſpricht von ſelbſt dafür, daß die Geſetze mit möglichſter Klarheit abgefaßt und nicht über den Bedarf vermehrt werden ſollen. Die Härte und Grauſamkeit der Geſetze, wo ſolche Statt findet, wird oftmals durch die Sitten und Sinnesart des Volks gemildert. Dies iſt zwar ein Glück, ſollte aber die Regierung zur Verbeſſerung der Geſetze antreiben. Denn Geſetze, die nicht befolgt werden, ſind immer eine Wunde für den Staat[31]. Deshalb fordert auch die Wirkſamkeit der Geſetze eine gewiſſe Sparſamkeit mit ſolchen und ihrer Abänderung.

Eine Ariſtokratie bildet ſich, trotz aller Liebe zur Gleichheit, in jedem, auch demokratiſchen Staate; die ſchlechteſte war immer die Geldariſtokratie[32]. Achtung kann eine Ariſtokratie nicht dadurch verdienen, daß ſie ſich zur Ausnahme vom Geſetze, ſondern nur dadurch, daß ſie ſich zur Stütze des Geſetzes macht. Jede Ariſtokratie wird in eine der Geſammtheit läſtigen Kaſte ausarten, wo ſie nicht beſtändig zu edeln Geſinnungen und Thaten angeſpornt, und durch neuen Zuwachs von Hochverdienten und Ausgezeichneten aufgefriſcht wird[33].

---

[31] Nichts ſchwächt das Anſehen der Geſetze mehr als ihre Nichtbefolgung. Um dieſe zu verhüten, bedarf es der Beſtellung von Wächtern, die die Befolgung der Geſetze mit Ernſt und Nachdruck zu betreiben hätten. Dies war der Beruf der Sendboten (missi regii), durch welche Karl d. Große ſich des Vollzugs der Geſetze verſicherte. Sie waren die Männer ſeines höchſten Vertrauens.

[32] „Die größten Ungerechtigkeiten begehen die Menſchen immer um des Ueberflüſſigen, nicht um des Nothwendigen willen, nicht um zu haben, was ſie zu ihrem Unterhalt bedürfen, ſondern um mehr zu haben, als Andere.“ Ariſtoteles Politik. B. II. K. 5.

[33] „Wo Geburt und Vermögen vereinigt ſind, erwarten wir den edeln Stolz und die

Mancher glaubt, er habe ſich frei gemacht, hat aber nur den Herrn gewechſelt. Dies gilt von Völkern wie von Einzelnen. Sind doch die eigentlichen Tyrannen die Leidenſchaften, mögen dieſe nun in der Bruſt der Regierenden oder der Regierten herrſchen. Die wahre Freiheit iſt die Blüthe des Geſetzes. Damit aber das Geſetz die rechte und volle Wirkſamkeit habe, iſt es nöthig, daß alle ſeine Beſtandtheile im Einklang ſtehen, und dieſer Einklang kann ſich nur erhalten, wenn der Sinn für Gerechtigkeit ſowohl in denen, die Geſetze zu handhaben berufen ſind, als in denen, die ihnen gehorchen ſollen, die Oberhand hat. *Volksſchmeichler* ſind um nichts beſſer als *Fürſtenſchmeichler*. Beide ſind im beſtändigen Krieg gegen die Geſetze. Sie ſind dem Volk wie dem Fürſten gleich gefährlich. Sie bethören und verderben ſie, ſäen Mißtrauen gegen die Guten, ſtiften Zwietracht unter ihnen, und machen niederträchtige Geſinnung, Feigheit und Täuſchung zum allgemeinen Triebwerk des Lebens.

5) *Zwiſchen unbedingter Freiheit und unbedingter Unterwürfigkeit* bezeichnet die geſunde Vernunft und der Sinn für Gerechtigkeit einen Mittelweg, auf welchem allein die ſittliche Würde und der Anſpruch des Geiſtes auf Erkenntniß der Wahrheit und auf Befolgung der erkannten behauptet und zu gleicher Zeit die Ueberzeugung und das Pflichtgefühl von der Nothwendigkeit, daß Jeglicher der geſetzlichen Ordnung in der Geſellſchaft Folgſamkeit leiſte, unverſehrt erhalten werden kann. — Von dem Staate fordern, daß er allen Beſtrebungen *unbeſchränkte Freiheit* ſich zu entfalten einräume, hieße

---

Unabhängigkeit eines hochherzigen Mannes, nicht die unterthänige, demüthige Fügſamkeit eines Höflings.“ *Junius-Briefe* (überſ. v. A. Ruge) S. 30.

eben ſo viel als der Freiheit den Untergang bereiten. Würde dieſer Förderung entſprochen, ſo gewännen die Argliſt und Verſchmitztheit der Herrſchſucht, des Ehrgeizes und der Habgier bald die Oberhand. Eine Regierung, die dem Volk oder einem Theil deſſelben unbeſchränkte Freiheit in allen oder in gewiſſen Beziehungen zugeſtände, würde damit auf ihre Gewalt verzichten. Was ſind alle guten Geſetze anders, als Beſchränkungen der Freiheit mit der Abſicht, die Freiheit dadurch zu ſichern, daß ſie dieſelbe ſo viel möglich vor Mißbrauch bewahren? Freiheit des Volks, ſagt Montesquieu, wird oft mit Gewalt des Volks verwechſelt, die doch einander nicht ſelten widerſtreiten. Die geſetzloſe Gewalt der Menge iſt wie die geſetzloſe Gewalt eines Einzigen — Despotismus. Ueberall bedarf die öffentliche Freiheit zu ihrer Erhaltung der obrigkeitlichen Ueberwachung. Die Vernachläſſigung einer geſetzlich geordneten und weiſen Ueberwachung ſetzt die Freiheit der Gefahr aus, in Unordnung zu Grund zu gehen. Eine ängſtliche Ueberwachung aber, die ſich auf überflüſſige Vorſichtsmaßregeln verlegt, kann, anſtatt die Freiheit vor Ausartung zu ſchirmen, ſie nur erſticken, oder kann in den Freunden der Freiheit Beſorgniſſe erregen, welche zur Auflehnung gegen die Regierung reizen und antreiben, und dadurch dieſer gefährlich werden. Das Hegen von Spionerie und Angeberei iſt ein der Staatsregierung unwürdiges Mittel zum Schutz geſetzlicher Ordnung; es vermehrt die Zahl der Schlechten, während es ſie vermindern will, und ſchwächt das Zutrauen der Gutgeſinnten. — Den Anſpruch auf unbedingte Freiheit für ſich ſieht man nur zu oft mit der Geneigtheit zur Bevormundung Anderer ſich geſellen. So ſind die untern Volksklaſſen gegenüber den höhern leicht geneigt, nivellirend, für ſich ſelber aber anſpruchsvoll zu werden. Parteien und auch Körperſchaften, wenn Selbſtſucht ſie beſeelt, haben zu allen Zeiten für ſich unbeſchränkte Freiheit verlangt; waren ſie aber zur Uebermacht gelangt, ſo war es ihr erſtes Geſchäft, die Freiheit der Andern nach Möglichkeit zu beengen. — Die römiſche Republik hielt zur Zeit der höchſten Blüthe der Freiheit mit feſter Hand auf ſtrengen Gehorſam vor dem Geſetz von Seite aller ihrer Glieder ohne Unterſchied. Mit dieſem Gehorſam verſchwand auch die Freiheit in gleichem Maße. — Kein Verein, der ein Staat im Staate zu werden ſtrebt, indem er ſich die Thätigkeit und den Einfluß, welche der Staatsregierung allein zuſteht, oder deſſen Gemeinſchädlichkeit erwieſen iſt, darf Schutz oder Nachſicht vom Staat anſprechen. Die Duldung ſolcher Vereine unter dem Vorwand, die Freiheit fordere, daß ihnen geſtattet werde, durch gegenſeitige Kraftentwickelung und Bekämpfung ſich zu läutern und zu zügeln, oder in der Meinung, ihren Kampf zum Vortheil der Staatsmacht ausbeuten zu können, wäre entweder eine Schwachheit oder ein Mißgriff, in beiden Fällen verderblich. Das Verlangen unbedingter Freiheit Vereine zu bilden, iſt unbeſonnen und ihre Gewährung würde die Wohlthätigkeit der Vereine, die in vieler Beziehung die größte Anerkennung verdient, im höchſten Grade gefährden. Vereine, die ſich in Geheimniß hüllen, oder deren Glieder ſich ihrem Vorſtand zu blindem Gehorſam vereiden müſſen, und ihm eine unbeſchränkte Gewalt zuerkennen, ſind unzuläſſig, weil ſie leicht dem Staat über das Haupt wachſen könnten. Auch haben ſolche Vereine immer ausgeartet. Man verwechsle aber mit Vereinen, die mit dem Zweck des Staats und der geſetzlichen Ordnung unvereinbarlich ſind, ja nicht ſolche, welche das Unbehagen wegen wirklichen Gebrechen der geſellſchaftlichen Einrichtungen in's Daſein ruft, um auf geſetzlichen Wegen Abhülfe zu veranlaſſen! Ihre Unterdrückung würde die Wunden nicht heilen, ſondern zum Brand- oder Krebsſchaden verſchlimmern. Beſſer, die Regierung rufe ſolche Vereine ſelbſt in's Leben, damit ſie, ihr vertrauend, ihre Beſchwerden und Wünſche bekannt machen. Dadurch entſteht ein Verhältniß, wobei die Regierung Manches lernen, und die Vereinsgenoſſen belehrt werden können, wie der Vortheil der Geſammtheit am beſten zu erzielen ſei [34]). — Volksverſammlungen müſſen, um nicht dem Staat verderblich zu werden, durch Geſetze, welche beſtimmen, wann, wo und wie ſolche zuläſſig ſind, geregelt, und jederzeit unter die Aufſicht der Regierung geſtellt ſein. Eine Befreiung von der geſetzlichen Ordnung und Aufſicht können ſolche Verſammlungen nicht anſprechen. Sonſt könnten ſie die Freiheit der Völker, unter dem Vorwand, ſie zu vertheidigen, in die größte Gefahr ſtürzen, indem wenige argliſtige Sprecher und Leiter (Demagogen) hier Gelegenheit fänden, die Maſſen zu bethören und zu den gemeinſchädlichſten Beſchlüſſen und Unternehmungen fortzureißen.

---

[34]) Die mißtrauiſche Strenge der römiſchen Kaiſer, ſelbſt der beſſern, gegen Vereine jeder Art läßt ſich keineswegs rechtfertigen. Trajan wollte nicht einmal den von 150 Handwerkern zur Sicherung einer Stadt in Nikomedien gegen Feuersgefahr geſtatten. Plin. Ep. X. 42. u. 97. Argwohn und Geiſtesbeſchränktheit kann allerdings auch den unſchuldigſten Verein anſchwärzen oder verdächtigen. Aber Argwohn und Geiſtesbeſchränktheit ſind einer guten und gerechten Regierung fremd. Eine ſolche weiß ſehr wohl, daß Privatvereine viel Gemeinnütziges erzeugen und fördern können, das die Regierung nicht zu bewirken vermöchte und wird daher nie Bedenken tragen, Vereine, die dies bezwecken, zu beſchützen. Vereine für Reformen ſind Symptome von Gebrechen und krankhaften Zuſtänden, und verdienen daher Beachtung. Voreiliges Einſchreiten gegen ſie von Seite der Machthaber kann ſie ſtaatsgefährlich machen, während ſie vielmehr zum Vortheil des Staats benutzt werden könnten, wenn man nach ruhiger Erforſchung ihrer Beweggründe Maßregeln genommen hätte, wirklichen Gebrechen abzuhelfen und jenen Verbindungen eine unſchädliche oder gemeinnützige Richtung zu geben. Ihnen auf bloßen Schein böſliche Abſichten zuzuſchreiben, iſt weder gerecht noch klug.

6) Centraliſirung aller Verwaltungsgeſchäfte iſt ein Uebel. Organiſiren und Mechaniſiren ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge. Die erſtere weckt Leben und ſoll es beſchirmen und erhalten, das andere ſucht Leben zu erſetzen oder nachzuahmen. Der Zweck jeder Geſetzgebung iſt ein Organismus, wovon allerdings auch der beſte nur ein Verſuch ſein kann, der Vollkommenheit näher zu kommen und ſeinen Werth verliert, ſobald er hinter den Forderungen der Zeit zurückbleibt. Wenn H. Eugen Pelletan (Heures de Travail 1854 II. Art. 4.) gegen jeden Organismus, als einen Eingriff in die Freiheit zu Felde zieht, ſo verwechſelt er entweder das Organiſiren mit dem Mechaniſiren, oder verlangt unbedingte Freiheit und ſomit das Unmögliche. — Die geſchäftsverderbende und koſtſpielige Ausgeburt der Centraliſirung iſt die Bureaukratie, ein ſich ſtets üppiger verzweigendes Baugerüſt voll Angeſtellter, die vielgeſchäftig (in einer Menge von überflüſſigen Einmiſchungen in Privatangelegenheiten und Schreibereien) großen Staatsaufwand erheiſchen, hingegen wenig Nützliches thun und leiſten. Dieſe verkehrte Einrichtung, welche den Staat zum Diener der ſogenannten Staatsdiener macht, vervielfacht ohne Noth die Geſchäfte, und hemmt dadurch die zweckmäßige Erledigung der nothwendigen und wahrhaft nützlichen. Doch kann eine Centraliſation der Verwaltung da, wo Unordnung obwaltet und die Neigung dazu tief eingewurzelt iſt, Bedürfniß werden, bis das Geſetz und deſſen Vollziehung Ordnung zu begründen und die Nationalkräfte für die Wohlfahrt des Ganzen harmoniſch zu vereinigen vermocht hat[35].

---

[35] Wie die gewerbliche Betriebſamkeit, ſo ſtrebt auch die Staatsverwaltung nach Vereinfachung mittelſt einer Mechaniſirung der von ihr bethätigten Kraftanwendung. Der Unterſchied iſt nur dieſer, daß die gewerbliche Privatbetriebſamkeit die Zahl der zu

Jede Gemeinde verwaltet aber, woferne Gemeingeiſt ſie beſeelt, ihre beſondern Angelegenheiten am beſten ſelbſt. Doch bleibt Ueberwachung von Seite der Regierung nöthig, um dem Einſchleichen von Mißbräuchen und Uebergriffen in das Geſammtwohl zu begegnen [26]. Um immer gut zu regieren, muß man nicht zu viel regieren. Damit der Staatsdienſt nicht in eine den Staat zu Grund richtende Bureaukratie ausarte, iſt vor Allem nöthig, daß der Kreis der Regierungsthätigkeit auf das Nothwendige (was von dem Bedürfniß des Staats gefordert wird) ſich beſchränke, wodurch dann von ſelbſt die Zahl der Beamten auf das gehörige Maß geſtellt wird. — Der Staatsdienſt wird immer ſchlecht beſtellt ſein, wenn er zum Erwerbszweig herabſinkt, wenn er ohne Noth vervielfältigt wird, wenn nicht geprüfte Tüchtigkeit bei Anſtellungen entſcheidet und wenn zwiſchen Arbeit (Leiſtung oder Verdienſt) und Belohnung kein Ebenmaß ſtatt findet. Käuflichkeit von Staatsdienſten iſt immer verderblich. Sie ſetzt das Anſehen des Amts herab, erſtickt den Wetteifer für Befähigung, ermuntert den Beamten zur Selbſtentſchädigung für den ausgelegten Kaufpreis und veranlaßt die Anſtellung vieler Untüchtigen.

---

verwendenden Menſchen möglichſt vermindert, die Staatsverwaltung ſie ſtets vermehrt. Darin aber gleichen ſie einander, daß ſie die Arbeit der Menſchen in geiſtloſen Mechanismus verwandeln.

[26] In vieler Hinſicht iſt wahr, was Thiers Hist. du Consulat et de l'Empire I. 180. bemerkt: „Dès que l'autorité centrale se retire d'un pays, il n'est sorte de désordres, auxquels les intérêts locaux ne soient prêts à se livrer, leur propre ruine comprise. — Sans une forte administration générale, les affaires de l'Etat ne se font pas, les affaires locales se font mal." Eben ſo wahr iſt aber auch Folgendes: Il faut abandonner aux localités toutes les affaires administratives dont elles peuvent se charger, et n'exiger l'intervention du pouvoir centrale que dans celles où les intérêts de tout le pays se trouvent engagés. *Tourgeneff.* La Russie et les Russes III. 204.

7) Wo Freiheit ſtatt findet, wo das geiſtige Leben nicht durch den Mechanismus der Formen und des phyſiſchen Zwangs verdrängt iſt, kann Widerſpruch gegen Manches, was angeordnet wird, nicht ausbleiben. Einer Regierung, die das Gerechte und Gute will, muß vernünftiger Widerſpruch nur erwünſcht ſein. Nur er kann ſie vor Einſeitigkeit bewahren, und verhindern, daß Irrthümer und Mißgriffe ihr gefährlich werden, und daß Fehler und Gebrechen im Verborgenen fortſchleichen und ſich unter täuſchenden Vorwänden der Reform entziehen. Um kerngeſund und kräftig zu ſein, bedarf die Regierung einer kräftigen und kerngeſunden Oppoſition. Allerdings kann der Widerſpruch manchmal irrthümlich oder ſogar unvernünftig ſein. Im erſtern Fall wird ihn die Regierung gewöhnlich leicht entkräften. Unvernünftig aber iſt der Widerſpruch jedesmal, wenn er einzig erhoben wird, um zu widerſprechen und nicht um eine wahre Verbeſſerung im Staatshaushalt zu veranlaſſen. Einem ſolchen Widerſpruch muß die Regierung mit Ruhe und Feſtigkeit entgegentreten. Wo die Staatsſachen freier öffentlicher Erörterung unterliegen, muß ein grundloſer Widerſpruch an Geltung verlieren, je mehr er beleuchtet wird. Die Organe eines ſolchen Widerſpruchs laden indeſſen ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich. Mehr als einmal haben ſie Regenten von gutem Willen, aber auch voll Kraftgefühl in ein Syſtem deſpotiſcher Willkühr hineingetrieben, das ihrer Geſinnung fremd war. Auf der andern Seite kann die Regierung unvernünftigem Widerſpruch zuvorkommen, wenn ſie ſelbſt, ehe ſie in wichtigen Dingen entſcheidet und zur Ausführung ſchreitet, ſo viel möglich die Sachkundigſten befragt. Viele Regierungen fragen zu wenig. Freilich thun ſie wohl daran, wenn es ihnen nur um gefällige und ſchmeichelhafte Ant-

worten zu thun iſt. Allein ohne wirkliche thätige Theilnahme an des Staats Angelegenheiten gelangt kein Volk zum tiefen, lebendigen, nachhaltigen Gefühl vom Wohl und Weh des Vaterlandes. Nur muß auch der Patriotismus, um gute Früchte zu bringen, in gerechter und ſittlicher Geſinnung wurzeln. Scheu des Unrechts und des Böſen muß ihn überwachen.

8) Ohne Wirkung und Gegenwirkung, welche die Verſchiedenheit der Talente, Anſichten und Intereſſen hervorbringt, wäre kein Leben im Staat. Die wahre Einigkeit in ihm beſteht aber darin, daß alle ſeine noch ſo verſchiedenen Beſtandtheile im Wollen des Gemeinwohls zuſammenſtimmen. Unbeſchränkte Regierungen erblicken ihr Palladium im Geheimniß, das alle Geſchäftsführung vor dem Volk verbirgt. Die Anwälte der Volksfreiheit hingegen verlangen zur Schutzwehre von dieſer vor Allem Oeffentlichkeit der Verhandlungen[37]). Da der Werth einer Regierung, wie jedes andern Werks durch ihren Erfolg, ihre Früchte entſchieden wird, ſo fragt es ſich hier in jedem Fall: ob Geheimniß oder Oeffentlichkeit der Behandlung der Regierungsgeſchäfte mehr Vortheil bringe? Die Oeffentlichkeit kann nur bezwecken, das Vertrauen zu begründen, indem ſie vor dem Mißbrauch der Gewalt ſicher ſtellt. Doch gibt es manche Geſchäfte, deren Gelingen und Erfolg durch Oeffentlichkeit gefährdet würde. Sonſt hat eine gerechte, wohlwollende, die Wahrheit liebende Regierung keinen Grund das Licht zu ſcheuen, mithin auch nicht, ſich und ihr Werk in Geheimniß zu hüllen. Sie ſucht vielmehr dadurch, daß ſie Vertrauen zum Volk zeigt, deſſen Vertrauen zu gewin-

---

[37]) So lange in Rom Geſetz und Sitte im Einklang waren, gab man ſeine Stimme laut und öffentlich; nachdem aber Sitte und Geſetz in Widerſtreit gerathen waren, wurde die Abſtimmung geheim.

nen. Sie horcht auf die Volksſtimme, aber ohne Parteiſtimmen mit dieſer zu verwechſeln und ſich durch die Verſchiedenheit der Urtheile irre machen zu laſſen. Sie wünſcht die öffentliche Meinung kennen zu lernen, um, iſt ſie begründet, ihr zu folgen, iſt ſie irrig, ſie zu berichtigen.

Wo immer ſich im Staate nach dem Unterſchied der Beſchäftigung verſchiedene Stände gebildet hatten, ſah man jeden Stand um ſo emſiger nach Verbeſſerung ſeiner Stellung trachten, je mehr ihre Intereſſen in Gegenſatz geriethen. Dieſer Gegenſatz ging jedoch meiſt nur daraus hervor, daß ein Stand ſelbſtſüchtig den andern zu beeinträchtigen und der andere dieſe Beeinträchtigung abzuwehren ſtrebte, während alle ihrer Natur nach einander gegenſeitig nur helfen und fördern ſollten. Der Staatsregierung, die über die Sonderintereſſen geſtellt und berufen iſt, überall nur das Gerechte zu ſchützen, kommt es zu, jenen Gegenſatz zu hindern oder ſo viel möglich aufzuheben, und die Stellung der verſchiedenen Stände gegeneinander und zur Geſammtheit ſo zu ordnen, daß ein jeder in ſeinem Berufskreis gedeihe und den anderen behülflich werde, ſie alle aber zur Wohlfahrt des Ganzen verhältnißmäßig beitragen. Die größten Unordnungen und Umwälzungen der Staaten hatten darin ihren Grund, daß die Regierung hierin ihre Pflicht verſäumte, und wohl gar zum Behuf eigener Willkührherrſchaft die Stände in Zwieſpalt verſetzte oder dieſen unterhielt.

Indeſſen wird es, auch abgeſehen hiervon, in freien Staaten, wo die Nation an der ganzen Geſetzgebung ſelbſt Theil nimmt, zwar immer Parteien geben 38). Gefehlt iſt es aber,

---

38) Parteien nämlich in Bezug auf das Intereſſe des Staats. Parteiung aus blos perſönlichen Beweggründen iſt immer tadelhaft, indem ſie das Wohl des Staats Pri-

wenn die Regierung ſelbſt Partei macht. Sie ſoll ſtets über den Parteien ſtehen. Iſt der Staat gut und feſt organiſirt, ſo wird gerade durch die Bewegungen der Parteien die Regierung am beſten orientirt, zu welchen Maßregeln ſie ſich für das Geſammtwohl beſtimmen ſoll, indem dieſe Bewegungen am geeigenſten ſind, ihr die Uebelſtände, die Bedürfniſſe und Wünſche des Volks aufzudecken. Wo die Volksmeinung ſtumm iſt, entbehrt die Regierung eines wichtigen Rathgebers, und verliert die Willkühr der Machthaber leicht alle Scheu. — Sind die Parteien redlichgeſinnt und geiſtig gebildet, ſo können ſie ihre Zwecke verfechten, ohne deshalb perſönliche Feindſchaft zu hegen, indem ſie Sache und Perſonen zu unterſcheiden wiſſen. Die einander über öffentliche Angelegenheiten bekämpfen, können ſich außerdem befreundet ſein, und gegenſeitig ihre Ueberzeugung achten. Thun dies die Parteimänner nicht, ſo ſchaden ſie durch Leidenſchaftlichkeit ſich ſelber und auch dem Staat. Sie arten in Factionen aus[39]). Dem ſoll die Staatsverfaſſung begegnen. So gut aber auch eine Staatsverfaſſung ſein mag, indem ſie Begründung und Erhaltung eines Gleichgewichts der Intereſſen und Gewalten bezweckt, ſo bleiben doch da, wo Freiheit beſteht, Kämpfe unvermeidlich. Die Frage kann hier blos ſein: wie den Kämpfen ſo viel möglich das Gefährliche für den Beſtand und die Wohlfahrt des Staats benommen werden könne, indem

---

vatzwecken untergeordnet, oft aufopfert. Eben ſo Parteiung wegen Verſchiedenheit der Herkunft, Hautfarbe oder Sprache. Indeſſen entſpringt ſelbſt die tadelhafte Parteiſucht, wie Shaftesbury (Sens. commun. III. 2.) bemerkt, aus dem Trieb zur Geſelligkeit, und iſt nur eine Ausartung deſſelben. Der bloße Egoiſt würde ſich keiner Partei ergeben.

[39]) Sind einmal die Parteien zu Factionen ausgeartet, ſo verwirren ſich die Grenzen zwiſchen Recht und Unrecht dergeſtalt, daß die Mehrheit den, der ſtreng am Recht feſthält, für einen Träumer anſieht.

das Geſetz die Schranken beſtimmt, innerhalb denen die Kämpfe ſich bewegen ſollen, damit ſich davon als Endergebniß ein Vortheil für die Geſammtheit erwarten laſſe und die Gefahr von ihr ferngehalten werde, entweder der Anarchie oder der Deſpotie (der Willkühr) zu verfallen[40]. — Die Beſtimmung einer guten Volksvertretung gegenüber der Regierungsgewalt beſteht darin: der Wächter zur Abwendung ſolcher Gefahr zu ſein. Wenn die Volksvertretung nicht Kraft zum Widerſtand gegen das Ungebührliche hat, ſo hat ſie auch keine zur Beſchirmung des Gebührlichen. — Die Volksvertretung in dem geſetzgebenden Körper kann aber nur dann den Forderungen des Gemeinwohls entſprechen, wenn die Wahlordnung ſo beſchaffen iſt, daß der Haupteinfluß dabei denen, die am meiſten Einſicht, Beurtheilungskraft, ſittliche Bildung und Intereſſe für das Gemeinwohl in ſich vereinigen, und nicht den Maſſen, die ſich blindlings der Leitung von Führern, die ihrem, oft ſchlecht verſtandenen Eigennutz ſchmeicheln, hinzugeben pflegen, zugewendet werde. Wo bei den Wahlen allem Volk das gleiche Stimmrecht eingeräumt wird, läuft man große Gefahr, daß eine ſchlechte Mehrheit die Oberhand gewinne und der Fall eintrete, den Livius mit den Worten bezeichnet: Major pars meliorem vicit. (Vergl. Abſchn. XX. § 15.) Durch Vervielfältigung und Verwickelung der Formen hat man den Zweck guter Wahlen vergebens zu erreichen geſucht. Die Einfachheit der Formen verdient bei weitem den Vorzug, weil ſie die Möglichkeit von Umtrieben und Ränken, die auf Umgehung des Geſetzes und Ausflüchte gerichtet ſind, vermindert. Die Hauptſache iſt, daß alle Intereſſen und Rechte wohl vertreten ſind, und daß die geſetzgebende, die richterliche und die vollziehende Gewalt innerhalb ihrem beſtimmten Wirkungskreis ungeſtört ſich entfalten können, doch ſo, daß alle drei als Beſtandtheile der Einen Staatsgewalt erſcheint.

---

[40] „Nicht dem Frieden des Kirchhofs ſoll das Glück eines Volkes gleich ſehen. Il peut y avoir de l'union dans un état où l'on ne croit voir que du trouble, c'est à dire une harmonie d'où résulte le bonheur qui seul est la vraie paix; il en est comme des parties de cet univers éternellement liées par l'action des unes et la réaction des autres.“ *Montesquieu* la Grandeur des Romains ch. IX.

9) *Nichtachtung der Geſetze*, ſie mag auf Seite der Regierenden oder der Regierten Statt finden, hat überhaupt, wird ſie auf einen gewiſſen Grad getrieben, Auflöſung des Staats zur Folge. Auf *Deſpotismus* hat man von jeher *Anarchie*, auf Anarchie Deſpotismus folgen geſehen. Die wahre Grundfeſte der Freiheit iſt die Herrſchaft der Geſetze, ſo daß ſie von Allen und Jedem in gleichem Maße beachtet und befolgt werden müſſen. Iſt einmal dieſe Grundfeſte zerſtört, dann hilft es der Freiheit nimmer auf, wenn auch Viele für Freiheit ſchwärmen, und Einzelne, deren Ehrgeiz ſie niederdrückte, geſtürzt werden. Andere treten dann nur mit größerer Umſicht und Kühnheit an ihre Stelle. Der Dolch des Brutus bahnte nur einem Octavius über die Leiche des Cäſar den Weg zur Alleinherrſchaft. Das Volk, für Freiheit untüchtig geworden, wollte einen Herrn und bekam ihn[41].

---

[41] *Machiavel* bemerkt (Discorsi sopra la 1. decade di Tito Livio L. 1. c. 17.): „Wenn das Volk noch unverderbt iſt, ſo gehen die Bewegungen in demſelben ohne Schaden vorüber, aber iſt es einmal verderbt, ſo helfen auch die guten Geſetze nichts, woferne nicht Jemand eine hinreichende Gewalt inne hat, um ihnen Beobachtung zu verſchaffen, bis das Volk wieder gute Sitten annimmt." — Es gibt wirklich Augenblicke im Staatsleben, wo die unbeſchränkte Gewalt eines (gerechten und weiſen) Dictators allein zu helfen vermag. Dieſe Gewalt darf aber (wie in der römiſchen Republik) nur vorübergehend ſein, bis dem Uebelſtand abgeholfen iſt.

10) Geſetze ſind Beſtimmungen der Schranken menſchlicher Freiheit, deren Beachtung die Sicherung der Perſonen und ihrer Rechte auf Benutzung der Erdengüter bezwecken. Zu dieſen Rechten gehört das des Eigenthums oder das Recht auf ausſchließliche Verfügung über ein gewiſſes Gut. Dieſes gründet ſich auf die Anerkennung derjenigen Beſchränkung der Freiheit, welche Allen und Jedem die gegenſeitige Verpflichtung auflegt, die Andern an der Verfügung über das von ihnen rechtmäßig erworbene Gut nicht zu verhindern. Die Sicherheit des Eigenthums iſt durch die Beobachtung der darüber beſtehenden Geſetze bedingt. Ohne dieſe Sicherheit hätten die Erdengüter keinen Werth, und verlören für die Menſchen den mächtigſten Antrieb ſolche zu erwerben und für den Lebensgebrauch zu bearbeiten. In einer unbeſchränkten Deſpotie beſteht ſo wenig wahres Eigenthum als perſönliche Freiheit. Der Deſpot iſt alleiniger Herr aller Güter wie aller Perſonen im Lande. Dieſe ſind Sklaven, und müſſen ſich in Hinſicht der Erdengüter mit dem begnügen, was der Herr ihnen davon läßt. In Staaten aber, die nach Geſetzen regiert werden, wird der Schutz des Eigenthums um ſo ſchwieriger, je mehr Inwohner güterlos und zugleich roh und unwiſſend, d. i. unkundig der Geſetze und ihrer Verbindlichkeit und der Kunſt oder Geſchicklichkeit ſind, Güter auf rechtmäßige Art zu erwerben. Ein unwiſſendes und güterloſes, rohes und elendes Volk iſt gewöhnlich auch träg und arbeitſcheu und geneigt, ſich zügellos ſeinen ſinnlichen Trieben hinzugeben. Es zieht vor, vom Bettel oder Diebſtahl zu leben, als durch Arbeit ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Der Staat hat mithin das Intereſſe, für einen Unterricht und eine Erziehung des Volks zu ſorgen, die es vor dieſem niedrigen Zu-

ſtand behütet oder ihm entreißt. Denn die beſten Geſetze für Sicherung der Perſonen und des Eigenthums bleiben kraftlos, wenn die Menſchen nicht durch ihre intellectuelle und ſittliche Bildung mächtige Antriebe erhalten, ſich an dieſer Sicherung durch die Vollziehung der Geſetze zu betheiligen. — Ferner iſt das Recht der Vererbung des Eigenthums auf die Kinder nach beſtimmten Geſetzen von der größten Wichtigkeit für die Erhaltung der Familien, auf deren geordneter Wohlfahrt wieder die der Staatsgeſellſchaft vorzüglich beruht. — Ueberhaupt ſollen die Geſetze die Vortheile, die aus der Ungleichheit der Menſchen hervorgehen können, fördern und die Nachtheile, die daraus für die Geſellſchaft entſtehen, abwehren oder ſo viel möglich vermindern. (Vergl. weiter unten den § 21.)

11) Betriebſamkeit, Gewerbfleiß oder der Trieb zu nützlicher, Gewinn bringender Arbeitſamkeit gereicht gewiß jedem Volke zu großem Vortheil. Es gibt jedoch viele Zweige der Betriebſamkeit, und in jedem Staate fragt es ſich, welche Zweige demſelben ſeiner Bevölkerung nach allen ihren Umſtänden am meiſten Vortheil verſprechen. Sodann: welche Mittel zu ihrer Förderung die geeignetſten ſind. Den Naturanlagen, dem Boden und Klima und der Ortslage jedes Volks ſind gewiſſe Zweige angemeſſener als andere und ihnen gebührt der Vorzug, weil ihr Ergebniß am wenigſten vom Zufall und ſeinen Wechſeln abhängt[42]. Ferner ſind gewiſſe Gewerbe

---

[42] Die Finanz-Politik, Alles im eigenen Lande erzeugen zu wollen, hat die Staaten mit einer chineſiſchen Mauer umgeben. Dagegen aller Beachtung werth wäre der von der preußiſchen Regierung in der Epoche ihrer ſchönſten Wiedergeburt (Cabinetsordre vom 26. Dez. 1808) aufgeſtellte Satz: „es ſei unrichtig, wenn man glaubt, es ſei dem Staat vortheilhaft, Sachen dennoch ſelbſt zu verfertigen, wenn man ſie vom Ausland wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkoſten, welche ihm die eigene Verfertigung verurſacht, ſind rein verloren, und hätten, wären ſie auf ein anderes Gewerb angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können.“

miteinander in Einer Perſon vereinbar, ohne ſich Abbruch zu thun, andere nicht. So kann ein Weber, ein Sticker, ein Uhrenmacher, ein Drechsler ꝛc. zugleich Landbau treiben. Und unſtreitig kann eine ſolche Verbindung die feſteſte Grundlage der Gewerbſamkeit abgeben; ſie ſichert Alt und Jung vor leiblicher und geiſtiger Erſchlaffung, vor Siechthum und zugleich vor Verarmung und Noth für den Fall, wo der Abſatz von dem einen oder dem andem Gewerb in's Stocken geräth. — Der Feldbau und die Landwirthſchaft gedeihen am beſten, wo eine blühende Gewerbſamkeit ihnen den lohnenden Abſatz der Bodenfrüchte ſichert. — Was ſodann die Mittel betrifft, wodurch der Staat ſein Gewerbe fördern kann, ſo beſtehen ſie außer den Anſtalten zum Unterricht für ſie darin, daß nur der reine Gewinn nach Abzug der Auslagen und des nöthigen Unterhalts des Gewerbtreibenden zum Gegenſtand der Beſteuerung gemacht, daß ferner Anſtalten getroffen werden, um den Wetteifer für Hervorbringung immer beſſerer Erzeugniſſe zu erregen. Eine höchſt wichtige Aufgabe für den Staat iſt es, zu verhindern, daß die reichen Inhaber induſtrieller Unternehmungen nicht die Kräfte der unvermöglichen Arbeiter blos zu ihrem Vortheil gebrauchen, ohne ihn mit dieſen in billigem Maß zu theilen, wodurch ſie eine Sklaverei oder Leibeigenſchaft im Gebiete der Induſtrie einführen. Das wahre, fruchtbarſte Element der Betriebſamkeit iſt — die Freiheit. Der Gebrauch von dieſer muß aber hier vor Ausartung in widerrechtliches Monopol und in Knechtung der Arbeiter eben ſo durch Geſetze verwahrt werden, wie die Freiheit der Preſſe vor Mißbrauchung anderer Art. Dazu wären zugleich zwei Wege denkbar. 1tens eine Uebereinkunſt zwiſchen benachbarten Staaten zur möglichſten Beſeitigung ſolcher Mauthen (Sperranſtalten), die die

Handelsfreiheit zerſtören, in der Induſtrie Monopole begründen und ihr eine der Natur des Bodens und Himmelsſtrichs widerſtreitende Richtung geben[43]); 2tens billige Regelung der Verhältniſſe zwiſchen den Arbeitern und ihren Meiſtern. Warum ſollten die Verhältniſſe zwiſchen Fabrikarbeitern und Fabrikherrn nicht eben ſo gut geregelt werden können, als die zwiſchen Gutsherrn und Bauern oder Pächtern? Arbeit gibt gerechten Anſpruch auf Lohn. Auf einem Ebenmaß zwiſchen Arbeitslohn und der Geſchicklichkeit und dem Fleiß, welche das Werk des Arbeiters bewährt, beruht die Sicherheit und der Flor jedes Gewerbszweigs. Das Elend unter Maſſen von Fabrikarbeitern iſt Thatſache. Jedoch iſt der Geiz der Fabrikherrn nicht die einzige Urſache davon, und es muß daher der Staat, ſoll geholfen werden, auch auf Verſtopfung der andern Urſachen (der ſittlichen Unordnung und Verwahrloſung) Bedacht nehmen. Das wahre Intereſſe der Fabrikherrn kann nur gefördert werden, wenn durch gleichförmige Maßregeln der Noth, dem phyſiſchen und ſittlichen Elend der Arbeiterklaſſen geſteuert und begegnet wird. — **Handelsfreiheit, Gewerbsfreiheit und Befreiung des Anbaus des Bodens** von nachtheiligen Beſchränkungen müſſen Hand in Hand gehen, um einen nachhaltigen Wohlſtand zu begründen.

---

[43]) **Mirabeau** ſagte in einer Zuſchrift an Friedrich Wilhelm II. von Preußen bei ſeiner Thronbeſteigung (wenige Jahre vor dem Ausbruch der franzöſ. Revolution): Heben Sie, Sire, die Ein- und Ausgangszölle — gegen alle Nationen auf! — Warten Sie nicht, um dieſe Ueberreſte der feudalen Barbarei zu vernichten, auf ein Syſtem der Gegenſeitigkeit! Dieſes Warten hat nie etwas anderes bewirkt, als die Völker in einem langen Zuſtand der Unvernunft und des Kriegs zu erhalten. Was für die Wohlfahrt eines Landes zu thun iſt, bedarf keiner Gegenſeitigkeit." Allein ſo lange die Induſtriellen vom Staat Schutzzölle verlangen und behaupten, ohne ſie die Concurrenz des Auslands ſelbſt nicht aushalten zu können, wird jede Regierung auf Mittel und Wege bedacht ſein müſſen, die andern Staaten zu Gegenſeitigkeit in der Befreiung des Handels zu bewegen.

12) Monopol (ausſchließliches Vorrecht Einiger auf Erwerb und Beſitzthum) und Communismus (die Rechtsanforderung von Gütergemeinſchaft) ſind entgegengeſetzte Pole der Selbſtſucht. Begründet und ſchützt eine Regierung das Monopol, ſo wird ſie das Umſichgreifen von Beſtrebungen des Communismus nicht verhindern können. Das eine iſt ſo widerrechtlich und das Wohl der Geſellſchaft zerrüttend wie das andere.

13) Die Macht des Staats hat es zunächſt mit der Sicherung und Ordnung (Regelung) des äußern geſellſchaftlichen Lebens zu thun; ſie ſoll zunächſt Geſetzmäßigkeit der Handlungen bezwecken. Zur Anlegung von Zwang an die Gedanken und die Gewiſſen iſt ſie nicht berechtigt. Auch hat jeder ſolcher Zwang für die Geſellſchaft den großen Nachtheil, Wahrhaftigkeit, Treu' und Glauben, die Uebereinſtimmung zwiſchen Gedanken und Reden zu zerſtören und an deren Stelle Heuchelei, Treuloſigkeit, Betrug und Täuſchung in Gang zu bringen. Erhebt die Staatsgewalt gewiſſe Meinungen zum Zwangsgeſetz, ſo empört ſie diejenigen, die das Gegentheil für wahr halten, und veranlaßt diejenigen, die jenen Meinungen beipflichten, zur Unduldſamkeit und zu dem Wahn, der äußern Gewalt ſtehe es zu, über das, was wahr oder nicht wahr iſt, zu entſcheiden. Dadurch werden die heiligſten Bande der Geſellſchaft gelöſt, und die heiligſten Güter der Menſchheit nicht nur des Schutzes, den ihnen der Staat ſchuldet, beraubt, ſondern jeder Verunglimpfung blosgeſtellt. — Wie das Recht auf Gedankenfreiheit, muß auch das Recht auf den Verkehr der Gedanken durch ihre Veröffentlichung von der Regierung geachtet und geſchützt werden. Sonſt entſtehen große Uebelſtände. Bei der Unvollkommenheit aller Menſchenwerke

handelt die Staatsregierung gerecht und weiſe, wenn ſie Niemanden den Tadel des Beſtehenden im Staate verwehrt, zugleich aber darauf dringt, daß dem Tadel Verſchläge probhältiger Verbeſſerungen beigefügt werden. — Nur Eine Beſchränkung der Freiheit, ſeine Gedanken zu veröffentlichen, fordert die geſetzliche Ordnung und Sicherheit, diejenige nämlich, welche verhindert, daß ſie aus einem mächtigen Vehikel alles Wahre und Gute zu fördern, in ein Vehikel der Verführung, der Wühlerei, der Verbrechen und der Anarchie verwandelt werde. Das Geſetz muß die Vergehen des Mißbrauchs der Preſſe und ihre Strafen beſtimmen, und den Preßvergehen, zumal den ſchwerern, muß der Staat um ſo mehr mit Nachdruck entgegentreten, als durch ſie die edelſten Güter verletzt und gefährdet werden, der Schaden, den ſie ſtiften, die ganze Geſellſchaft berührt und die Schadloshaltung ſchwierig, ja in manchen Fällen unmöglich iſt, auch viele andere Vergehen aus ihnen entſpringen. Schutz gegen Preßfrevel iſt eine eben ſo gerechte Forderung als Schutz gegen Giftmiſcher oder Brandſtifter, und auch dafür nothwendig, daß der hohe Werth der Preßfreiheit nicht mißkannt werde.

14) *Ohne Gerechtigkeit und ohne Tugend iſt politiſche Freiheit und Wohlfahrt eine Chimäre oder ein Dunſtgebild.* Wenn die Gerechtigkeit oder der Rechtsſinn ihre wahre Grundlage iſt, ſo iſt die Tugend ihre Pflegemutter, und beide ſind ihre Schutzwachen. Sittenverderbniß verzehrt die Freiheit wie Brand, wie Krebsfraß. Die Geldquellen des Staats ſind leicht erſchöpflich; die Kraft der Tugend aber iſt unerſchöpflich. Viel *politiſche Freiheit* fordert zu ihrer Handhabung und Erhaltung viel *moraliſche Freiheit* vom Joch der böſen Begierden und Neigungen. Wie die Blut-

maſſe im Leib, ſo dient die ächte Freiheit im Staate dazu, überallhin Leben zu verbreiten. Aber ſie verbreitet Tod ſtatt Leben, ſobald ſie vergiftet iſt. Was frommt einem Volk die öffentliche Freiheit, wenn dieſe zum Sklaven oder Werkzeug von Eigennutz, von ſchnöden Privatintereſſen erniedrigt wird[44]. Obgleich es Bewunderung verdient, wenn ein Patriot ſich dem Heil des Vaterlandes zum Opfer bringt, ſo gebührt doch dem Wahn einer Regierung, einen Schuldloſen dem Wohl der Geſammtheit hinopfern zu dürfen, den entſchiedenſten Abſcheu. Was unſittlich oder nach dem Geſetz unrecht iſt, kann durch keine politiſchen Vortheile in Recht verwandelt werden. So wie alles religiöſe Leben ohne die Liebe, ſo iſt auch das Staatsleben ohne Gemeinſinn und Bürgerſinn nichts als ein todter Buchſtabe, eine täuſchende Larve. Weder die äußere Wohlfahrt, noch ächte geiſtige und ſittliche Bildung eines Volkes war je die Frucht einer Staatstheorie. Weiſe und gute Regenten können Viel dafür thun, aber nicht Alles; das Meiſte auſſer dem Beiſpiel dadurch, daß ſie mit feſter Hand der naturgemäßen Entwickelung aller guten Kräfte und Anlagen Schutz und Sicherheit gewähren, und dabei die Zuſtände und Forderungen ihrer Zeit ſorgfältig in Acht nehmen. — Für die dauerhafte Begründung der Wohlfahrt eines Staats ſind nebſt guten Verfaſſungs- und andern Geſetzen gute Sitten in allen Klaſſen das Wichtigſte. Schlechte Geſetze tragen zur Verderbniß der Sitten viel bei. Aber ohne gute Sitten bleiben auch die beſten Geſetze kraftlos und todt. Quid vanae sine moribus proficiunt leges? *(Horat.)* Quid prodest, ſagte Scipio der Afrikaner, habere rempublicam *stantibus moenibus et ruentibus moribus?* 45) **Geſetzbücher** ſind Verſuche die Geſetze in Uebereinſtimmung zu bringen und ſie vor Mißdeutung und Willführ zu bewahren. Einen unbedingten Werth für verſchiedene Völker und Zeiten kann das beſte Geſetzbuch und die beſte Gerichtsordnung eben deswegen nicht anſprechen, weil ihre Zweckmäßigkeit die genaue Rückſicht auf gewiſſe Zuſtände, die anderswo nicht ſtattfinden, und ſich verändern können, erheiſcht. Doch die allgemeinen und unveränderlichen Grundſätze des Rechts ſind einfach und finden in jeder Menſchenbruſt ihren Widerklang. Sie müſſen jedem guten Geſetzbuch zum Grunde liegen. Die Schwierigkeit für dieſes liegt in der richtigen Anwendung im Einzelnen. Jedenfalls muß der tiefſte Grund, der feſte Haltungspunkt und der Normaltypus für die Geſetzgebung und das Richteramt im Gewiſſen der Menſchen, welches ſich in Jedem geſetzgebend und richtend über das Soll und Nichtſoll ausſpricht, aufgeſucht werden, und von der größten Wichtigkeit für das Staatsleben iſt es, daß die Rechtsverwaltung gegen den Einfluß ſelbſtſüchtiger Sophiſterei bewahrt und der Rechtsſinn im ganzen Volke geſchärft werde. **Gleichheit** der Rechtsverwaltung für Alle und Jeden iſt der Geſammtheit am zuträglichſten. Auch ſollte die Rechtsverwaltung **unentgeldlich** geſchehen, damit Jeder ohne Unterſchied des Vermögens zu ſeinem Recht gelangen könne. Die Anweiſung der Juſtizbeamten auf Sporteln führt leicht zu Miß-

---

[44] *Montesquieu* de la Grandeur des Romains. ch. XIII. „Il n'y a point de plus cruelle tyrannie que celle que l'on exerce à l'ombre des loix et avec les couleurs de la justice, lorsqu'on va pour ainsi dire noyer des malheureux sur la planche même, sur la quelle ils s'étaient sauvés.“

---

45) Quel plus grand crime que celui que commet un ministre (oder ein Regent) lorsqu'il corrompt les moeurs de toute une nation, dégrade les âmes les plus généreuses, ternit l'éclat des dignités et obscurcit la vertu même? *Montesquieu.* „Iſt dir Gewalt verliehen ſo ehre Tugend!" ſagt Jon bei **Euripides.** „Plus la vertu règne, moins les *talens* sont nécessaires." *(J. J. Rousseau).*

bräuchen. Die Formen für die Anwendung der Geſetze in vorkommenden Fällen ſind meiſt noch ſehr mangelhaft. Sie ſollten die Rechtsvollſtreckung fördern, werden aber vielfältig ihr ſprödeſtes Hinderniß. Durch ihre zu große Vermehrung und Verwickelung wird der Verzögerung und der Verdrehung des Rechts (Chikane) ein weites Feld geöffnet. Auch hat ſie die traurige Folge, daß manchem Berechtigten ſein Recht blos deshalb abgeſprochen wird, weil er eine Rechtsform unwiſſentlich verſäumte. Eine Vereinfachung der Rechtsformen würde vielen Gebrechen der Gerichte abhelfen. Jedenfalls können auch die beſtausgedachten Formen die Rechtſchaffenheit der Richter nicht erſetzen. — Oeffentlichkeit des Verfahrens kann gleichfalls viel beitragen, um Mißbräuchen zu begegnen. Nur darf das Gericht nie zur bloßen Schaubühne werden, wo es ſophiſtiſchen Anwälten vergönnt iſt, ihre Künſte zu entfalten [46]. — Wächter der Gerechtigkeit zu ſein iſt der edelſte Beruf des Regenten. Ihm muß daran liegen, daß alle Richter über zeugt ſeien, ſie könnten den Regenten durch nichts tiefer verletzen, als wenn ſie, um ihm zu gefallen, das Recht verdrehen würden.

---

[46] *Sine causidicis et legistis satis felices olim fuere, futuraeque sunt urbes ac respublicae*, ſagt *Columella* (De Re rustica L. I.) Es gibt kleine Freiſtaaten, (wie Appenzell), wo das Geſetz gar keine Anwälte zuläßt, ſondern Jeder ſeine Sache ſelbſt vortragen oder ein Glied des Gerichts, dem er ſeine Sache mitgetheilt, beauftragen muß, ſie in ſeiner Gegenwart vorzutragen, worauf der Vorſitzer des Gerichts ihn befragt, ob er gegen den Vortrag nichts einzuwenden oder daran zu berichtigen finde. — In Egypten war die Beredſamkeit, die den Verſtand blendet und die Leidenſchaft aufregt, von den Gerichten verbannt. (*Rollin.* Hist. des Egyptiens P. II. ch. I.) Auch zu Athen verbot das Geſetz Solons den Sachwaltern vor dem Areopag (dem Gerichtshof, der über die Beobachtung und Vollziehung der Geſetze wachte) Künſte zu gebrauchen, um in den Richtern eine Leidenſchaft zu erregen. — „Die meiſten Anwälte, ſchreibt Plinius d. j. (Ep. II. 14.) ſind kecke, größtentheils unbekannte junge Leute, die unverſchämt in den Tag hinein deklamiren. Dieſe Redner haben Zuhörer, die ihnen gleichen, d. h. gemiethete und erkaufte." Noch heut zu Tag findet man die Rechtsverwaltung in denjenigen Ländern am ſchlechteſten beſtellt, wo am meiſten Anwälte ſich befinden und bereichern.

15) Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich, daß eine Staatsregierung ſehr im Irrthum wäre, wenn ſie dafür hielte, ihre Aufgabe zu erfüllen, ohne für eine zweckmäßige Volksbildung durch Erziehung und Unterricht Fürſorge zu treffen. — Die Unmündigkeit des Volks für geſunde Beurtheilung der dasſelbe zunächſt berührenden Angelegenheiten zu unterhalten, kann der Zweck einer weiſen Regierung nicht ſein, wenn gleich ſeine Mündigkeit hiefür nur ſchwer, nur allmählig, nur in gewiſſem Grad erreichbar iſt. Wie erleichtert und erfolgreicher würde der Krieg der peinlichen Gerichte und Strafanſtalten gegen das Verbrechen, wenn dieſem durch einen Unterricht und eine Erziehung in allen Schichten der Geſellſchaft vorgebeugt würde, die das heilige Geſetz der Liebe und Gerechtigkeit allen Herzen von Kindheit auf tief einprägte und die Neigung zum Böſen im Keim erſtickte! Nur ein gut erzogenes und unterrichtetes Volk iſt fähig, vor Bethörung und Mißleitung ſich hütend, durch gute Geſetze ſich leiten zu laſſen. Für den Staat iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß die Bildung des Volks deſſen materiellen, geiſtigen und ſittlichen Bedürfniſſen befriedigend entſpreche. Eine weiſe Regierung wird daher, weit entfernt den Unterricht beherrſchen zu wollen[47], eine dem Zweck deſſelben förderliche Lehrfreiheit beſchützen; doch wird ſie dieſer keine ſolche Deutung einräumen, daß Jeglicher lehren dürfe, wer will und was er will, ſondern ſtets eine wach-

---

[47] Die Regierung wird daher keine Staatslehrmethode, Staatsgrammatik, Staatsnaturlehre u. dgl. vorſchreiben, ſondern nur für Anſtalten ſorgen, wo fähige Lehrer gebildet werden, und zur Verfaſſung zweckmäßiger Lehrbücher ermuntern.

ſame Aufſicht über den öffentlichen Unterricht ausüben. Sie wird für den Unterricht jeder Volksklaſſe die Erforderniſſe, welche unerläßlich ſind, damit er dem Zweck entſpreche und das Maß und den Umfang, die er einhalten ſoll, beſtimmen. Sie wird ſich in genaue Kenntniß ſetzen, was gelehrt wird, und fürſorgen, daß nur tüchtige und ſittlich gebildete Perſonen mit ihrer Gutheißung mit dem Lehramt betraut und daß ihre Berufs- und Pflichterfüllung von dafür geeigneten Behörden überwacht werden. — Die Öffentlichkeit und die Veröffentlichung der Verhandlungen und Berathungen über die Angelegenheiten des Staats iſt als eine vorzügliche Schule der Volksbildung bezeichnet worden. Nicht mit Unrecht. Doch wird die Nützlichkeit dieſer Schule ſtets nur mit dem Grad und der Güte der Bildung, die ein Volk bereits erworben hat, im Ebenmaß ſtehen[48]. Eine Regierung aber, die es ſich zur Aufgabe machte, die Entwickelung einer des Menſchen würdigen und zeitgemäßen Geiſtesbildung des Volks zu hindern, würde auf die Leitung der Volksbildung verzichten, ohne ſie doch auf immer zurückdrängen zu können. Nur eine mit Willkühr verfahrende Regierung hat Grund, vor einem denkenden Volk zu zittern. Eine das Gute wollende muß ſich ein ſolches Volk wünſchen. Auch wird ſie Fürſorge treffen, daß ihr ſtets eine

---

[48] Wo die politiſche Ausbildung in einem Volke noch ſehr unvollſtändig iſt und weit zurückſteht, kann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen für die erſte Begründung einer neuen Verfaſſung mehr hinderlich als förderlich werden. Die noch jetzt geltende Verfaſſung des nordamerikaniſchen Freiſtaats wurde im J. 1789 unter Waſhington's Vorſitz bei verſchloſſenen Thüren berathen, und es läßt ſich nicht behaupten, daß die Einſicht und die Geſinnung, die hier den Ausſchlag gaben, dadurch Eintrag gelitten haben, daß keine Gallerien der Menge von Zuhörern geöffnet waren, wie ſpäter in mehreren Ländern, wo der Einfluß der Gallerien nicht wenig beitrug, das Verfaſſungswerk zu verderben oder ſcheitern zu machen.

Auswahl unter befähigten Männern für den Staatsdienſt zu Gebot ſtehen. Wehe dem Land, wo ausgezeichnete Fähigkeiten in jedem Fach den Argwohn und die Furcht der Regierung erwecken! Nichts empfiehlt ſich einer ſolchen Regierung mehr als — **Mittelmäßigkeit**. Iſt aber dieſe auch nur ein Paar Geſchlechtsalter hindurch im Beſitz aller Aemter und Stellen im Staate, ſo erliſcht aller Antrieb ſich durch Talent und Bildung auszuzeichnen. Tritt dann ein Augenblick ein, wo nur tüchtige, hervorragende Perſönlichkeiten dem Bedürfniß, dem Drang der Umſtände gewachſen wären, ſo ſieht man ſich vergeblich nach ſolchen um; es finden ſich keine.

16) Jedes Geſetz, welches den Staatszweck nicht fördert, wird ihm hinderlich. Ein ſchlechtes, mangelhaftes Geſetz erzeugt entweder viele andere von gleichem Unwerth, oder macht viele gute nöthig, um die Wunden, die es ſchlug, wieder zu heilen. Große Vervielfältigung der Geſetze iſt aber ein Zeichen, daß das Princip der geſetzgebenden Weisheit noch erſt geſucht werde (daß es noch an einer feſten, Alles in Zuſammenhang und Einheit bringenden Grundlage fehle), oder daß die Zuſtände und die Verwaltung des Staats noch an vielen Gebrechen leiden, deren Urſachen nicht aufgehoben ſind. Am ſchlimmſten iſt es, wenn die Geſetze ſich widerſprechen, und bei ihrer Anwendung der Willkühr ein weiter Spielraum gelaſſen iſt, die Ausgleichung ſo oder anders zu treffen. Dadurch läuft die Geſetzvollziehung Gefahr, ein Glückstopf, eine Lotterie zu werden.

17) Wahrhaft gute und allen Verhältniſſen zuſagende Geſetze laſſen ſich nur von einer gründlichen **Erörterung**, die alle Seiten des Gegenſtandes beleuchtet, erwarten. Wo ſie öffentlich geſchieht (zwiſchen den Organen der Regierung und gewählten Volksvertretern) wird auch die **Beredſamkeit** ſich

geltend machen; mit Nutzen, wenn ſie der Wahrheit und dem Recht huldigt, nicht ohne Gefahr, wenn ſie mit bloßem Glanz und Schein zu beſtechen ſucht und die Eitelkeit zur Triebfeder hat, die ſo gern dem Zeitgeiſt ſchmeichelt und nie beachtet, daß gutreden zwar löblich iſt, aber guthandeln weit mehr [49]. Gefördert werden kann die Erörterung in Sachen der Geſetzgebung wenn ſie in Druckſchriften vorangeht, ehe die Staatsbehörden in öffentlicher Verhandlung ſich damit befaſſen [50].

18) Wenn es unſtreitig große Schwierigkeit hat, die Rechte von Allen und Jeden ſo zu beſtimmen, daß ſie gegen jede Beeinträchtigung ſicher geſtellt ſind, ſo iſt die Aufgabe noch ſchwieriger, die Strafen mit den Verbrechen in ein richtiges Ebenmaß zu ſetzen und mit der Beſtrafung wo möglich die Verbeſſerung des Verbrechers in Verbindung zu bringen. Die Strafe ſoll 1) den Schaden, den ein Verbrechen verurſacht hat, wieder aufheben, und 2) für die Zukunft von Verbrechen abhalten, indem ſie die Hoffnung Vortheil aus dem Verbrechen zu ziehen benimmt und Furcht vor dem daraus für den Schuldigen bevorſtehenden Nachtheil einflößt; 3) ſoll ſie dadurch, daß ſie die verletzte Rechtsordnung herſtellt, das Anſehen derſelben aufrecht halten. Dieſem dreifachen Zweck ſoll jede Strafe, ſo viel es thunlich iſt, nachſtreben. Den erſten vermag ſie oft gar nicht, oder nur unvollſtändig zu erreichen; die andern zwei kann ſie aber in der Regel mehr oder weniger immer erreichen, wenn ſie a) gerecht, und b) mit Rückſicht

---

[49] Platon hat im Phaidros die Beredſamkeit entlarvt, die ſich blos beſtrebt, überall den Schein, nicht die Wahrheit für ſich zu haben. — Plinius d. j. (Ep. III. 3.) nennt eine Beredſamkeit ohne Sittlichkeit eine ſchlechte Kunſt.

[50] Freilich kann auf dieſem Wege die Meinung auch zum Voraus irre geleitet werden. Doch ſtehen der Regierung, wenn ſie dies wahrnimmt, Mittel zu Gebot, den Folgen zu begegnen.

auf die Natur des Menſchen und die Zuſtände der Geſellſchaft gut gewählt iſt. Um gerecht zu ſein, muß ſie jedenfalls nur wirkliche Verbrechen treffen, d. i. Handlungen, die wahre Rechtsverletzungen ſind, und deren Vorhandenſein (Thatbeſtand) erwieſen iſt. Nicht die Schärfe, ſondern die Angemeſſenheit der Strafe zur Natur des Verbrechens verleiht ihr die rechte Wirkſamkeit[51]). Wenn die Strafgeſetze ſchärfer ſind, als es nöthig wäre, ſo werden Ausnahmen für billig erachtet, wodurch der Eindruck der Geſetze geſchwächt wird. Nachſicht gegen Verbrechen iſt aber noch bedenklicher als Begnadigung. Dieſe iſt vorzüglich dann gerecht und zweckmäßig, wenn fehlerhafte Staatszuſtände das Verbrechen veranlaßt haben. — Wo der Fortſchritt des Böſen den Verſtand der Frevler zur Erfindung von Mitteln um dem Richteramt zu entſchlüpfen geſchärft hat, muß dieſes ſich oft begnügen, nur die Ungeſchicklichkeit zu beſtrafen. — In der Kunſt Verbrechen zu verhindern, ihrem Begehen zuvorzukommen ſtehen die Staatskünſtler noch eben ſo weit zurück, als die Aerzte in der Kunſt Krankheiten zum voraus zu begegnen[52]). Nur die innere Beſſerung des

---

[51]) Charondas, anſtatt die, welche im Krieg ihre Fahnen verlaſſen, mit dem Tod zu beſtrafen, verordnete, daß ſie drei Tage lang auf dem Markt in Weibskleidern ſitzen ſollten. (Diodor Bibl. der Geſch. B. XII. 16.) — Gleichſchwere Beſtrafung leichter Vergehen wie der Verbrechen ermuntert bis zu dieſem zu ſchreiten.

[52]) Der Grundſatz, daß es zu den Hauptforderungen an die Staatsweisheit gehöre, die Verbrechen zu verhindern oder ihnen zuvorzukommen, kann freilich von der Böswilligkeit zur Tyrannei mißbraucht werden, indem ſie ihn zum Vorwand nimmt, alle Freiheit zu unterdrücken. Dieſe Unterdrückung, ſelbſt das größte Verbrechen hat niemals den Keim des Böſen, wohl aber die Keime des Guten erſtickt; wogegen die Kunſt, Verbrechen zu verhindern, darin beſteht, daß nicht nur die Anläſſe und Reizungen dazu vermindert, ſondern auch die Antriebe zum Guten verſtärkt und vervielfältigt werden. Auch eine gute Erziehung kann mancher dem Böſen zuvorkommender Fürſorgen nicht entbehren; eben ſo die gute Leitung einer Haushaltung, desgleichen eine wohlgeordnete Landwirthſchaft. — Will man ſchlechterdings keine Präventivgeſetze mehr, ſo

Verbrechers gewährt der Geſellſchaft (ſo lang er lebt) vollſtändige Sicherheit. Sie läßt ſich aber nur durch Entfernung vom Umgang mit Schlechten, durch Verkehr mit edeln und ächtfrommen Menſchen, und durch Veranlaſſung zum ernſten Nachdenken über ſeinen Zuſtand vollſtändig bewirken. Der Verbrecher muß zum Gefühl und zur Einſicht gebracht werden, daß die Sünde das größte Elend iſt, aber auch der tief geſunkene Sünder nie an der Erhebung zum Guten verzagen darf, wenn er nur den ernſten Entſchluß faßt, im Vertrauen auf Gott, der das Leben und die Seligkeit auch des Sünders will, alle ſeine Kräfte anzuwenden, um ſeiner ſittlichen Sklavenbande ſich zu entledigen. Die heilſamſte Miſſionsanſtalt wäre diejenige, deren Glieder ſowohl aus dem Laien- als geiſtlichen Stande zu dem Geſchäft einer innerlichen Beſſerung der Verbrecher eigens gebildet wären[53]).

19) Wie die Strafen vor Vergehungen abſchrecken ſollen, ſo ſollen öffentliche Belohnungen zur Tugend anlocken

---

werden die Repreſſivgeſetze ſehr ſtreng ſein müſſen. Dieſe Strenge wird dann bald die Herſtellung von Präventivgeſetzen wünſchbar machen, die jedoch möglichſt gelind ſein müſſen, und auch ſein dürfen, weil ſie nur die Fälle zu bezeichnen brauchen, wo die Gefahr von Verbrechen und Unordnungen augenſcheinlich iſt und Abwehr fordert. — **Tout gouvernement est responsable des crimes et des désordres qu'il aurait pu prévenir à l'aide d'une *police* compatible avec les libertés publiques et la sûreté individuelle. (*P. Rossi* Traité du Droit pénal 1830 I. 219.)** Glücklich das Volk und die Zeit, wo die Todesſtrafe eben ſo wie die Folter ohne Gefahr für die geſetzliche Ordnung abgeſchafft werden kann! Einſtweilen beſchränke ſie das Geſetz auf die ſchwerſten Verbrechen mit einem beſchränkten Recht der Regierung zur Begnadigung.

[53]) Leider ſind die Gefängniſſe und Strafanſtalten oft mehr Schulen des Laſters als der Verbeſſerung. Sowohl die völlige Abſperrung der einzelnen Verbrecher als der Verkehr zwiſchen ihnen hat für ihre Beſſerung viel Bedenkliches. Das Wirkſamſte hiefür iſt eine gute Anleitung zur religiöſen Gemüthserhebung. Denn bei den meiſten Verbrechern liegt Mangel an ächter, feſtbegründeter Religioſität ihrem Zuſtand zum Grund. Leibliche Arbeit, jedoch der Individualität entſprechend, iſt dem Geiſt ſowohl als dem Körper zuträglich, wogegen müßiges Hinbrüten immer verderblich wirkt.

und zu Verdienſten aufmuntern. Damit ſie aber dies bewirken, dürfen ſie nie als Ausfluß der Gunſt erſcheinen, müſſen immer nach der Größe des Verdienſts abgeſtuft und dürfen nicht zu ſehr vervielfältigt werden. Man ſollte in der Regel die Bürger gewöhnen gut zu handeln ohne Erwartung von Staatsbelohnung [54]). Dieſe aber für dem Staat geleiſtete Dienſte ſollte mehr im Vorrücken auf der Stufenleiter der Ehre, des Anſehens oder des Wirkungskreiſes beſtehen als in Gehaltserhöhung. Individuen oder Familien zu bereichern, dazu iſt der Staatsdienſt nicht beſtimmt, und er ſollte nicht dafür eingerichtet ſein [55]). Die Verleihung von Reichthümern (Geld und Gut) als Belohnung hat den bedenklichen Nachtheil, die Begierlichkeit nach dergleichen zu wecken, die Kräfte des Staats zu erſchöpfen, den Reiz der Ehre zu vermindern, und weil Talent und Tugend ſich nicht mit dem Reichthum vererben, ganze Geſchlechtsfolgen von üppigen Müſſiggängern zu gründen, die, weil der Zufall ſchon Alles für ſie gethan hat, meinen, daß ſie durch eigene Verdienſte nichts mehr zu thun brauchen. Wenigſtens fordert das Staatswohl, daß hierin ein beſcheidenes Maß gehalten und daß große Anhäufung von Reichthümern in einzelnen Familien nicht begünſtigt werde. — Wehe dem Staat, wo der Staatsdienſt und die Staatskaſſe zu Verſorgungsanſtalten ausarten! Da verarmt der Staat und wird ſchlecht bedient. Gerechten Anſpruch hingegen hat an den Staat auf Entſchädigung wer im und durch den Staatsdienſt zum Erwerb ſeines Unterhaltes untüchtig geworden. Eben ſo ſchändlich und verderblich als der Sklavenhandel iſt der Handel mit öffentlichen Aemtern. Nichts kann für die Völker drückender, nichts ihrer Wohlfahrt hinderlicher ſein. Dieſer Handel würdigt das Anſehen der Staatsbeamten tief herab. Wer ſein Amt gekauft hat, ſucht natürlich den Kaufpreis mit Wucherzins wieder hereinzubringen; er ſieht ſein Amt als ein Pachtgut an, das er für ſich auszubeuten befugt ſei. — Wenn gleich das Ehrgefühl das Gefühl der ſittlichen Menſchenwürde nie erſetzen kann, ſo ſieht man es doch, auch wo das letztere betäubt oder ſchwach iſt, von manchem Böſen zurückhalten, und zu manchem Guten antreiben. Daſſelbe darf daher vom Staat nicht unbenutzt bleiben. Nur iſt bei Ehrenbelohnungen zu verhüten, daß ſie nicht in eine Nahrung der Eitelkeit ausarten[56]. Die Belohnung mit öffentlichen Denkmälern (Inſchriften, Bruſtbildern, Statuen) ſollten die Regierungen von dem Ausſpruch unparteiiſcher Ehrengerichte abhängig machen oder dem Ausſpruch der öffentlichen Meinung (freilich nur der ungefälſchten) anheimſtellen. Beim Verfall der griechiſchen Freiſtaaten und auch des römiſchen Reichs konnte der Verdienſtloſeſte, ja der Laſterhafteſte ſich ſolche Ehrenmäler, ſelbſt noch bei Lebzeiten erkaufen oder erſchleichen. Sie verloren allen Werth und wurden ſogar zum Geſpött 57). — Zur Belebung eines edeln Gemeingeiſtes und Erweckung des Wetteifers für Leiſtungen, die die Ausbildung des Geiſtes und auch die körperliche Geſchicklichkeit fördern, wurden in verſchiedenen Staaten und Staatenbünden (zumal in Altgriechenland) feierliche Zuſammenkünfte mit Schauſtellungen und Preisvertheilungen durch eigens beſtellte Kampfrichter von Zeit zu Zeit veranſtaltet. Ausgezeichnet waren die Erfolge der berühmten Pythiſchen, der Iſthmiſchen, der Nemeiſchen und beſonders der Olympiſchen Spiele, hinter denen alle derartige Verſuche in ſpätern Zeiten weit zurückgeblieben ſind, weil der rechte Sinn dafür durch ſelbſtiſche Genußſucht verdrängt war. — In der Regel wird der Werth und das Verdienſt vorragender Perſonen erſt nach ihrem Tod unbefangen beurtheilt, wann die Schmeichelei ſowohl als der Neid und Haß verſtummet. Ueberall verdient daher eine Einrichtung, wie das Todten-

---

[54]) *Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur. Tacit. Jul. Agricola. n. 1.*

[55]) Die Anſtellung und Beförderung im Staatsdienſte ſollte durchgehends ſo beſchaffen ſein, daß die Tüchtigkeit des Angeſtellten und das Zutrauen der Untergebenen ſich vereinigen mögen. — In Orten und in Gegenden, wo die Zuſtände noch am niedrigſten und am weiteſten zurück ſtehen, wären die fähigſten und thätigſten Beamten nöthig, und es ſollen daher ihre Stellen bevorzugt werden.

---

[56] Bloße Ehrenbelohnungen für Verdienſte fallen dem Staat nicht zur Laſt, wie Belohnungen mit Geld und Gut, und erregen edlere Triebe. Ihnen gebührt daher der Vorzug. Dieſen behalten ſie aber nur dann, wenn ſie ausſchließlich den wahren Verdienſten zugetheilt werden. Werden ſie auch als Zeichen bloßer Gunſt verliehen, ſo verlieren ſie als Mittel, zu wahren Verdienſten anzueifern, allen Werth. Die Ehre iſt etwas Reinmenſchliches, Edles, Achtung für Menſchenwürde ausſprechendes. Wehe dem, der dafür keinen Sinn hat! Allein bei der Ausſendung von Ehrenzeichen durch den Staat, kommt es auf die Art dieſer Ausſendung an, ob ſie den Sinn für Ehre belebe oder tödte. Jedenfalls iſt Sparſamkeit darin nothwendig, wenn die Ehrenzeichen Werth behalten ſollen. Ertheilt man ſie nur Wenigen und zwar den Verdienteſten, ſo beklagen ſich nur Wenige; gibt man ſie aber Vielen, von denen die Meiſten kein Verdienſt oder nur geringes haben, ſo fühlen ſich Alle, die Nichts empfingen, verletzt. Der Mann, der in einem beſchränkten, den Augen der Welt entzogenen Kreiſe geräuſchlos Segen ſtiftet, iſt gewiß auch der Achtung in hohem Grade werth. Der Staat ehre ihn aber ja nicht durch Titel und Orden, ſondern nur durch öffentliches Zeugniß! Ein ſolches Wort von der Staatsregierung ausgeſprochen, um das beſcheidene, verborgene Verdienſt zu ehren, könnte eine zauberhaft bildende Kraft erhalten, wenn es nur ſelten als vorzügliche Auszeichnung einer vortrefflichen Perſönlichkeit vernommen würde.

Prunkloſe Tugend würde durch ſolch' einfache Anerkennung würdiger geehrt, als durch äußern Flitter, um den die Eiteln ſo gierig ſich bewerben.

57) „Berühmten Männern dient jedes Land zu einem Grabmal, und ihr Ruhm ſchränkt ſich nicht auf die Inſchriften und Ehrenſäulen im Vaterland ein, ſondern das Andenken derſelben erhält ſich auch ohne Schrift in fernen Ländern bei Jedermann." So ſprach Perikles (Thucydides B. II. c. 43.) — In Betreff der öffentlichen Aufſtellung von ehernen und marmornen Bildſäulen bemerkt Tacitus (Vita Agricolae c. 46): ut vultus hominum ita simulacra vultus imbecilla ac mortalia sunt; *forma mentis aeterna*, quam tenere et exprimere, non per alienam materiam et artem, sed tuis ipse moribus possis.

gericht der Egypter (ſo oder anders) Nachahmung. Von dieſem Gericht, das am Eingang zu den Stätten der Begräbniſſe ſtattfand, und wo Jeder den Todten anklagen und vertheidigen durfte, waren auch die Könige nicht ausgenommen[58]). Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt ſollte ſie das Vehikel ſein, wodurch die Nachwelt überall das Todtengericht über die Vorwelt und ihre hervorragenden Perſönlichkeiten unparteiiſch verwaltet[59]).

20) So ſehr die Ausſetzung von Preiſen oder auch anderer Belohnungen für gemeinnützige Werke des Talents und Fleißes Lob verdient, ſo hat ſie für ausgezeichnete Privat- und häusliche Tugenden viel Bedenkliches. Dieſe Tugenden verlangen reinere und höhere Beweggründe; jede Beimiſchung von andern kann ihnen nur ſchaden. Ein einziger Fehlgriff, der eine falſche Tugend krönt, iſt eine Herabſetzung aller wahren. Ganz unerwartete Auszeichnungen, die von Obrigkeiten oder edeln Menſchenfreunden ſolchen Tugenden beſchieden werden, können noch eher zu ihrer Ermunterung dienen.

---

[58] Viele Könige Egyptens wurden durch den Widerſpruch der Volksſtimme des ihrer Würde gebührenden Begräbniſſes verluſtig. Diodor von Sicil. Bibl. der Geſch. B. I. K. 72. — Wie eitel war aber auch dort das Beſtreben und die Hoffnung gewaltthätiger Despoten, ihr Gedächtniß bei der Nachwelt durch ungeheuere ſteinerne Denkmäler, zu deren Errichtung ihr geknechtetes Volk frohnden mußte, zu verewigen! Nach Plinius fluchten die Egypter ſeiner Zeit dem Andenken ihrer Könige, welche die Pyramiden hatten erbauen laſſen. Selbſt die Namen derſelben waren aus ihrem Gedächtniß entſchwunden. Plinius nennt die Pyramiden Regum pecuniae otiosa et stulta ostentatio. Auch das Labyrinth am See Möris, aus zwölf durch Terraſſen miteinander verbundenen Paläſten beſtehend, war dem Begräbniß der Könige beſtimmt.

[59] La presse remplace aujourd'hui dans toute l'Europe ce tribunal égyptien charge de juger les rois après leur mort. (Souvenirs et portraits par le D. Lévis. 1815. p. 111.) Die Preſſe ſoll aber nicht nur das Todtengericht über die Großen der Erde halten, was immer das Amt der Geſchichte ſchon vor Erfindung der Preſſe war, ſie ſoll auch ſchon zu ihren Lebzeiten über ſie zu Gericht ſitzen.

21) Ein Staat, dem der Anbau des geiſtig-ſittlichen Lebens gleichgültig iſt, baut auf Sand. Es fehlt allem ſeinem Streben an der ſichern Grundlage. Indeſſen laſſen ſich gute Sitten durch Zwangsgeſetze weder begründen noch erhalten. Tugenden von Staatswegen befehlen kann nur Heuchler und Sykophanten bilden. So oft der Staat durch Zwangsvorſchriften Dinge anordnete oder verbot, die blos in das Gebiet der Sittenlehre gehören, verfehlte er den Zweck Sittlichkeit zu fördern. Letzteres kann er blos dadurch, daß er mit Ernſt alle Rechte ſchützt, für ſittlich gute Erziehung Vorſorge trifft, die Anſtalten der Religion ehrt und eben deswegen gemeinſchädlichen Auswüchſen in ihrem Bereich entgegentritt, öffentlichen Aergerniſſen nach Kräften begegnet, die auf Verlockung zum Laſter abzielenden Gebräuche und Einrichtungen beſeitigt und ſich die Vermehrung der Antriebe zur Tugend angelegen ſein läßt[60]). Wie kann die Tugend in hoher Achtung ſtehen, wo nicht tiefe Verachtung das Laſter trifft? Das Beiſpiel von oben vermag hierin Viel und niemals ſollte die Regierung auſſer Acht ſetzen, daß die Menge ſtets geneigt iſt, das für erlaubt und unbedenklich zu halten, was durch ſie authoriſirt und geſchützt wird, z. B. Spielhäuſer, Maitreſſenſchaft, Bordelle, Entmannungsanſtalten, grauſame Thierhetzen, ſchamloſe Pantomimen u. d. gl.[61]). Welche

---

[60]) Sittlichkeit und Religion ſollen durch die Geſetze äußerlich beſchirmt werden, jedoch nicht ſo, daß man ſie für Erzeugniſſe des Zwangs und als blos politiſche Verpflichtungen anſehen könne. Weit mehr bedürfen die Geſetze von der Sittlichkeit und der Religion geſchützt zu werden, als dieſe ihres Schutzes bedürfen. Dies wird nur zu oft überſehen. Mit heuchleriſcher Tugend und Frömmigkeit iſt der Geſellſchaft in jeder Beziehung ſchlecht gedient. Sie iſt ein Krebsſchaden, der nach und nach alle beſſern Kräfte weit ärger vergiftet und zerſtört als der Unglaube ſelbſt. Dieſer folgt aber der Heuchelei auf der Ferſe und wird ihr engſter Bundesgenoſſe.

[61]) Il y a de mauvais exemples qui sont pires, que les crimes, et plus d'États ont péri, parce qu'on a violé les moeurs, que parcequ'on a violé les loix. *Montes-*

Demüthigung für einen Staat, wenn ſein Sittenverderbniß eine ſolche Verbreitung und hohen Grad erreicht hat, daß ſie der Regierung das Geſtändniß abnöthigt, ſie müſſe ſolche Unſitten unter ihrer Aufſicht geſtatten um noch ärgere Ausſchweifungen zu verhüten! — Man hat Banken errichtet, um den betriebſamen Klaſſen Geldanleihen zu erleichtern. Warum ließ man ihnen aber das Börſenſpiel ſich beigeſellen, das Viele zum Vortheil Weniger in Armuth ſtürzt, den Sinn für Künſte des Betrugs ſchärft, den Hang zu müſſigem Gelderwerb unter-

---

quieu De la Grandeur des Romains et de leur Decad. ch. VIII. Regis ad exemplum totus componitur orbis. Eine Frage von hoher Bedeutung dringt ſich hier auf: ob und wie fern es dem Anſehen des Regenten und der Wohlfahrt des Staats angemeſſen ſei, daß er ſich mit einem Hof umgebe? Der Hof wird nämlich gewöhnlich das Modell, nach welchem ſich die Denkart und die Sitten der Vornehmſten im Volk und mittelſt dieſer auch der niedrigern Stände bilden. Beſteht nun der Hof aus eitlen Müſſiggängern, deren Streben einzig dahin geht, die Gunſt des Herrn durch allerlei, meiſt nichtswürdige Mittel zu erwerben, ſo iſt es natürlich, daß der Hof gerade das Widerſpiel von dem darbiete, was zu einem Vorbild edler Denkart und Sitten geeignet wäre. Auch auf den Regenten kann ein ſolcher Hof nur einen verderblichen Einfluß üben, und wie wenig er ſein Anſehen fördern könne, iſt für ſich klar. Wollte man hingegen den Hof aus den oberſten Staatsbeamten zuſammenſetzen, (wie dies im Mittelalter, wo mit den Hofämtern auch die Leitung der Staatsgeſchäfte verbunden war, und auch jetzt noch in den Deſpotien des Morgenlandes der Fall iſt); ſo würde die Staatsregierung im höchſten Grad gefährdet, indem ſie dann gar zu leicht zum verächtlichen Spielzeug von Hofkabalen herabgewürdigt würden. Weit angemeſſener dürft' es ſein, wenn der Regent, anſtatt ſich mit koſtſpieligen, prunkenden Figuranten zu umgeben, die edelſten, beſten, weiſeſten und unterrichtetſten und wegen ihrer patriotiſchen Geſinnung ausgezeichnetſten Männer zum Umgang erkürte. Der Verkehr mit ſolchen wahren Ariſten, dem ächten Adel des Landes, würde dem Regenten einen weit höhern Glanz, als aller eitle Hofprunk, und zugleich für ſeine perſönliche Bildung und edeln Lebensgenuß Vortheile gewähren, deren er ſonſt mitten im prächtigſten Hofſtaat entbehren muß. Allerdings ſetzt die Fähigkeit, jene Auswahl zu treffen, trefflichen Willen und große Menſchenkunde voraus. Aber damit die Perſon des Regenten auszuſtatten, iſt gewiß eine gerechte Forderung, welche man an die Prinzenerziehung ſtellen kann, die eben deswegen nur zu oft ſo elend ausfällt, weil ſie von einem eiteln verderbten Hofe ausgeht.

hält und die Abgötterei des blinden Zufalls begünſtigt[62]? Noch mehr trifft dieſer Vorwurf die vom Staat an Einzelne verpachtete Spielbanken oder Spielhöllen, und auch die Staatslotterien, zumal diejenigen mit ganz kleinen Einſätzen, deren Anlockungen vorzüglich auf die niedrigſten Schichten des Volks verderblich einwirken[63]. — Sehr förderlich für die guten Sitten iſt es hingegen, wenn in allen Reihen der Geſellſchaft ein tüchtiges Ehrgefühl unterhalten wird. Anſtatt den Neid und die Eiferſucht unter den verſchiedenen Ständen zu nähren, ſollte man vielmehr in einem jeden das Gefühl der Standesehre zu hegen bedacht ſein, damit Jeglicher ſeinen Stand liebe und werth ſchätze und zur Achtbarkeit deſſelben beitrage.

22) Körperſchaften, zu denen ſich die Glieder der verſchiedenen Berufsklaſſen vereinigen, können ausnehmend wohlthätig für das Ganze wirken, wenn ſie es ſich zur Aufgabe machen die Arbeiten ihres Berufs zu vervollkommnen, die Ausbildung, den Wetteifer, die Sittlichkeit und das Ehrgefühl ihrer Genoſſen zu fördern und ihnen in allen Nöthen brüderlich zu Hülfe zu kommen. Hingegen gibt es nichts Verderb-

---

[62] Die Leichtigkeit, mittelſt Papiergeld Staatsſchulden zu machen, iſt für Regierungen verführeriſch, kann aber dem Staat und auch ſeinen Gläubigern verderblich werden. Der Handel mit Papiergeld hat allen andern Handel und auch die ganze Gewerbſamkeit in Verwirrung geſtürzt.

[63] „Namentlich das Lotto, ein heilloſes Spiel, das, indem es zehn begünſtigt, tauſende äfft, in einer Stunde die Moralität mehr verdirbt, als hundert Predigten gut machen können", durch einen Zug mehr Aberglauben verbreitet, als Unterricht und Erziehung in einem Lebensalter Wahrheitserkenntniß ſäen können." S. Rudhart's Politiſches Glaubensbekenntniß 1840. S. 125. — Den größten Reiz haben die Glücksſpiele für Arbeitsſcheue und Müſſiggänger. Auch fand die Leidenſchaft für ſie bei allen rohen oder trägen Völkern vorzüglichen Eingang. In Nordamerika gibt es ſogar zahlreiche Banden von Spielern, die auch auf den vielen Dampfſchiffen ihr Handwerk, Reiſende auszuplündern, treiben. S. Julius Nordamerika's ſittliche Zuſtände. I. 411.

licheres, als ein Körperſchaftsgeiſt, der auf Monopoliſirung der Arbeiten durch feindſeliges Kaſtenweſen, auf ſelbſtſüchtiges Ab- und Ausſchließen, auf Erſchwerung des Eintritts neuer, obwohl tüchtiger Glieder ausgeht. Soll der Körperſchaftsgeiſt Gutes ſtiften, ſo muß der Geiſt ächter liebreicher Verbrüderung (wie ihn das Chriſtenthum empfiehlt) ſeine Grundlage und Triebfeder ſein. Sonſt wird er, hätte er auch anfangs guten Erfolg, bald ausarten und nur dazu dienen, die Menſchen verſchiedener Klaſſen zu verfeinden und ihre Zuſtände zu verſchlechtern.

23) Der wahre materielle **Reichthum** eines Landes beſteht in der Fruchtbarkeit und Ergibigkeit ſeines Bodens und ſeiner Gewerbſamkeit; nicht in den Geldſummen, welche die Einwohner an den Staat entrichten müſſen, ſondern in denen, welche dieſer ihnen im Beutel läßt[64]); nicht in der Anhäufung von Schätzen im Beſitz von Wenigen neben der Dürftigkeit der Meiſten, ſondern in einer ſolchen ebenmäßigen Vertheilung des Vermögens, daß ein gewiſſer Wohlſtand der Mehrheit ſie in den Stand ſetzt, der Dürftigkeit der Wenigern zu Hülfe zu kommen[65]). „Armuth zu geſtehen, ſprach **Perikles** zu den Athenern, gereicht bei uns Niemand zur Schande, wohl aber ſich nicht ſo aufzuführen, daß man derſelben entgehe[66]). — „Es

---

[64]) „Nichts lernt ſich geſchwinder als die Kunſt, die Taſchen des Volks zu durchſuchen.“ **Adam Smith** Nationalreichthum 5. v. k. 2. Am drückendſten werden die Abgaben, wo der Staat ſie verpachtet, ſowohl wegen der Härte der Beitreibung, als wegen ihrer Willkühr.

[65]) Das **moſaiſche** Geſetz hatte der Anhäufung der Grundſtücke im Beſitz Weniger dadurch zu begegnen geſucht, daß der Arme das von ihm verkaufte Gut im Jubeljahr zurückerhielt. (III. Moſ. 25—11.) **Jeſaias** klagt über die Umgehung dieſes Geſetzes (V. 8.): Wehe denen, die da reihen Haus an Haus, Feld an Feld, bis kein Platz mehr iſt und ihr allein im Lande wohnet.

[66]) **Thucydides** Geſch. des pelopon. Krieges. B. II. n. 60.

iſt nicht die Aufgabe der Regierung unmittelbar das Volk reich zu machen, ſondern es in ſeiner Selbſtbereicherung zu ſchützen (Makaulay).“ — Die wahre Quelle des Reichthums eines Landes liegt in der vorzüglich guten Bearbeitung der Stoffe welche die Erde zum nutzbringenden Gebrauch darbietet. Elende Finanzkünſtler, denen es nur um Vermehrung der Staatseinnahme zu thun iſt, gönnen zwar den zwei zahlreichſten Klaſſen — den Verzehrern und den Taglöhnern (die nur Tag für Tag von ihrer Arbeit leben) ſo viel daß ſie nicht verhungern oder betteln müſſen; was darüber geht betrachten ſie als Stoff der Ausbeutung zum Vortheil der Staatsregierung und derjenigen, die großes Vermögen oder Geſchick haben, Reichthümer zu erwerben. Um die Staatskaſſen zu füllen, tragen jene Finanzkünſtler kein Bedenken, einen habgierigen Krieg Aller gegen Alle zu organiſiren, in der Hoffnung, ſo das Vermögen Aller wie einen Schwamm auszupreſſen[67]). Ein ſolches Verwaltungsſyſtem muß die Grundquelle des Nationalreichthums zerſtören, und dem Staat ſelbſt ſein Grab bereiten. Es iſt die eigentliche Pflanzſtätte der ſtets ſich mehrenden Maſſen von Eigenthumloſen, die blos von der Hand in den Mund leben, mithin, beſtändig der Noth und dem Hungertod blosgeſtellt, ſich unbehaglich fühlen und am meiſten zu Empörungen aufgelegt ſind, wobei ſie nur gewinnen, oder doch nichts als ein elendes Leben verlieren können. Von der Bettelei zur Gaunerei iſt nur ein Schritt. Das Bettlergewerb iſt die Schule des Gaunergewerbes. Gegen beide gibt es kein wirkſameres Mittel als Arbeitſamkeit. Wo, wie in den alten heidniſchen Staaten jede Handarbeit als des freien Menſchen unwürdig, den Unfreien als Abzeichen der Niedrigkeit zugewieſen iſt, entbehrt die Geſellſchaft eines der wirkſamſten Vehikels gemeinſamer Bildung. Da ſcheidet die Arbeit, anſtatt zu verbinden und verliert ihre Kraft zur Verſittlichung; der Müſſiggang gelangt zu Ehren. — Am dauerhafteſten iſt die Wohlfahrt eines Staats begründet, wo ein begüterter Mittelſtand, welcher durch Arbeitſamkeit und gute Wirthſchaft ſich erhält, die große Mehrzahl bildet. Ein ſolcher Mittelſtand iſt auch, wofern er ſich nicht einer ſelbſtſüchtigen Indolenz hingibt, im Stand, die Reichen ſowohl als die Armen zum Vortheil der geſetzlichen Ordnung in Schranken zu halten. Die wohlthätigſten Geſetze, um dem Zunehmen der Armuth theils zuvorzukommen, theils abzuhelfen, ſind diejenigen, welche zur Arbeitſamkeit befähigen und ermuntern, der Trägheit, der Schwelgerei, der Verſchwendung und Unwirthſchaftlichkeit begegnen und zugleich die Begründung ſolcher Anſtalten befördern, wo der zur Arbeit Untüchtige, der dem Elend hülflos preisgegebene Unterhalt und Pflege findet [68]).

---

[67]) Welcher Einzelne zieht es nicht vor, Weniger zu gewinnen und von dem Gewonnenen wenig oder nichts zu bezahlen, als Viel zu gewinnen, aber faſt alles Gewonnene wieder an den Staat abgeben zu müſſen? — Freilich iſt auch die Einrichtung fehlerhaft, welche macht, „daß das gemeine Weſen geldarm, die Privaten aber geldgierig ſind.“ Vergl. Ariſtoteles Politik B. II. K. VII.

---

[68]) Ariſtoteles Polit. B. VI. K. 5.) iſt gegen Austheilungen an die Armen im Volk. Dies heiße, ein durchlöchertes Faß mit Waſſer anfüllen wollen. Darauf müſſe gedacht werden, feſten Wohlſtand im Volk zu begründen und zu verhindern, daß Viele in Armuth verſinken. — Die jedem Land und Volk angemeſſenſten Zweige der Betriebſamkeit durch naturgemäße Mittel zu ermuntern, iſt gewiß eine wichtige Aufgabe für die Staatsregierung. Denn Arbeitſamkeit, eine ſolche nämlich, die für den Arbeiter lohnend iſt, bildet das beſte Grund- und Lebenselement der bürgerlichen Geſellſchaft. Sie wird überall gedeihen, wo ihr keine unnatürliche Richtung gegeben, und wo ſie nicht durch unnöthige Beſchränkung der Freiheit gehindert oder geſtört wird. Jede Induſtrie aber, welche die Begünſtigung des Staats verdient, muß ihren Boden im Lande haben, ſonſt iſt ſie nur eine Treibhauspflanze, ohne ſelbſtändiges Leben. Iſt es nicht eine auffallende Erſcheinung, daß die Verarmung ungeheurer Volks-

Aufmunterung zur Mildthätigkeit gegen die unverſchuldete Armuth und ſo auch zur Verſtopfung der Quellen menſchlichen Elends, zumal des ſittlichen, iſt ein würdiger Gegenſtand einer gutgeſinnten Staatsregierung. Zwangsgeſetze zur Unterſtützung der Armuth hingegen werden den Zweck meiſt verfehlen und können die unerſchöpfliche Wunderkraft ächter Nächſtenliebe niemals erſetzen[69].

---

maſſen und ihr tiefes Elend gerade in denjenigen Ländern, wo die Induſtrie die größte Ausdehnung und den höchſten Grad von Vollendung errungen hat, in weit furchtbarerm Maße zunimmt, als in denen, wo die Induſtrie noch in der Wiege liegt oder doch nur geringe Fortſchritte gemacht hat? In Spanien und Italien iſt dieſes Uebel weit weniger fühlbar, als in England und in einem Theil von Frankreich. Das Buch: Die Lage der arbeitenden Klaſſen in England v. Friedr. Engels, Leipz. 1845, enthält eine der augenſcheinlichen Auffaſſung entnommene, Schauder erregende Darſtellung. Man ſieht einen weiten, tiefen Abgrund vor ſich, und hört ſchon die Sturmglocken einer großen Umwälzung erdröhnen. Muß aber das von beinahe allen Staaten ergriffene Syſtem ihre Induſtrie durch lauter künſtliche Mittel zur größten Höhe und Ausdehnung emporzubringen nicht überall zu dem nämlichen Ergebniß führen, Wenige auf Koſten der Menge, die in eine härtere Knechtſchaft als der Negerſklave geräth, zu bereichern, und eine unbegrenzte Gewinnſucht zur Königin der Welt zu erheben? Dieſes Syſtem der Staatsöconomie richtet den materiellen Wohlſtand der großen Mehrheit eben ſo zu Grund, wie einige Syſteme von ſpeculativen dialectiſchen Denkern, die die ganze Menſchheit durch die Wiſſenſchaft gut und glücklich machen zu können ſich einbilden, die ſittlich-religiöſe Grundlage der geiſtigen Welt untergraben. Es iſt aber damit bereits ſo weit gekommen, daß, wer ſolche Anſichten zu äußern wagt, als ein Finſterling und Schwachkopf ausgerufen wird. Als Nothwehr, als Mittel andere Staaten zur Handelsfreiheit zu nöthigen, hat man in neuerer Zeit die Mauthen zu rechtfertigen geſucht. Dieſe Abſicht wurde aber nicht kund gegeben. Daher iſt ſie mit Grund zu bezweifeln. — Noch iſt ein Land (die Schweiz), das ſelbſt keine hohen Zölle und Mauthen hat, und dennoch hat es, von allen Seiten mit hohen Mauthen umgeben, eine ſehr blühende Induſtrie. Auch hat ſie ſich bisher der Verarmung der Arbeiterklaſſen mit Glück erwehrt. Dazu trägt beſonders bei, daß viele Fabrikarbeiter eigene Wohnungen beſitzen, vieles darin verarbeiten, ohne von ihrer Familie getrennt zu ſein; und in den Beſitz eines, wenn auch kleinen Grundeigenthums kommen, deſſen Erträgniß am beſten vor Noth ſchützt. — Nichts kann hierin vor maßloſem Unheil bewahren, als das möglichſte Zurückgehen zu natürlichen, dem Geiſt und Leib zuſagenden Verhältniſſen.

[69] Wenn das große Geſetz der Bruderliebe die Herzen der Chriſten wahrhaft durchdränge und beherrſchte, ſo könnte in ihren Gemeinden kein Armer, kein Hülfsbedürftiger ver-

24) Zu einer möglichſt ebenmäßigen Vertheilung der Erdengüter in einem Staat, ſo weit ſie ohne ungerechte und ſchädliche Beſchränkung der Freiheit geſchehen kann, iſt ein gewiſſes Ebenmaß oder Gleichgewicht zwiſchen der Beweglichkeit und der Beharrlichkeit des Beſitzthums erforderlich. Kommt der größte Theil des Grundeigenthums in die todte Hand, ſo wird dies der Vermehrung des Nationalreichthums hinderlich. Hingegen iſt es dem feſten Wohlſtand der Familien und dem Gedeihen und der Erhaltung mancher öffentlichen Anſtalten förderlich, wenn ein bleibender (Geſchlechtsfolgen überdauernder) Grundbeſitz ihren Zuſtand gegen die Wechſelfälle der Zeit ſicher ſtellt. Die für die Einzelnen ſowohl als für den Staat bedenklichſte Beweglichkeit des Beſitzthums iſt diejenige, die durch den Hang zu eitler und üppiger Verſchwendung bewirkt wird, oder lediglich von der launigten Gunſt des

---

ſchmachten. Einen traurigen Beweis vom Gegentheil liefern die Zwangsgeſetze, welche die Regierung mehrerer Staaten für die Unterſtützung der Armen ergehen ließ. Wir ſehen aber auch, wie unzureichend dieſer Nothbehelf da ſich zeigt, wo der Eigennutz, die Selbſtſucht das Geſetz der Liebe verdrängt hat. Welche Regierung getraute ſich jetzt, dem moſaiſchen Geſetz von dem Ruhe- und dem Jubeljahr (Moſe B. III. K. 25.) wieder Geltung zu verſchaffen, welches den Ertrag des ſiebenten Jahrs von allen Feldern und Weinbergen den Armen zu überlaſſen befahl und auch das Eigenthum von allen Grundſtücken dergeſtalt beſchränkte, daß der Arme, der ſich zu ihrem Verkauf genöthigt ſah, ſie unter gewiſſen Bedingungen wieder einlöſen, und daß er im Jubeljahr (d. i. in jedem fünfzigſten Jahre) ſein aus Noth verkauftes Gut wieder erlangen konnte? Das moſaiſche Geſetz betrachtet nämlich alle Güter als Eigenthum Gottes und jeden Beſitzer nur als Miethsmann Gottes (V. 23). Deswegen verbot es auch jeden Wucher, ſogar alles Darleihen auf Zins und die Behandlung eines Mitiſraeliten als Sklaven. Es befahl Jedem, den, welcher ihm dienſtbar geworden, als Taglöhner und Gaſt zu behandeln, und ihm im Jubeljahr die Freiheit zurückzugeben. Obgleich dieſes Geſetz erloſchen iſt und das Meiſte davon jetzt nicht mehr ausführbar wäre, ſo beweiſt es doch Gottes unveränderlichen Willen, daß jeder Menſch ſeinen Mitmenſchen als Bruder (als Gottes Kind) behandeln ſoll. Der Sinn der Lehre Chriſti aber geht dahin, daß wir durch Erfüllung des Gebots der Liebe alle Zwangsgeſetze in Hinſicht der Unterſtützung der bedürftigen Mitmenſchen überflüſſig machen ſollen.

Zufalls oder des Glücksſpiels abhängt. Auf Erwerbungen der letztern Art ruht gewöhnlich mehr Fluch als Segen; wogegen dieſer bei Erwerbungen durch rechtſchaffene Arbeit, wahre Verdienſte und guten Haushalt mehrentheils ſich einfindet. Dies iſt tief in der göttlichen Weltordnung begründet, nach welcher der Menſch durch naturgemäße Anwendung der ihm verliehenen Kräfte ſeinen Unterhalt erwerben und Schöpfer ſeines zeitlichen Glücks werden ſoll. Eine gute Staatsregierung wird daher bedacht ſein, allein die Erwerbungen ſolcher Art zu erleichtern, hingegen den Erwerbungen durch bloße Gunſt des Zufalls oder des Glücksſpiels keinen Vorſchub zu geben, ſondern vielmehr dem Reiz dafür entgegenzuwirken. In Ländern, wo der Hang ſich dem Glücksſpiel zu vertrauen das Streben durch Arbeit ſeinen Unterhalt zu verdienen überwiegt, da werden die feſteſten Grundlagen des Nationalreichthums erſchüttert, da erliſcht zugleich die thatkräftige Theilnahme am Gemeinwohl. Wo das blinde Glück der Abgott iſt, da fehlt es für edle Zwecke immer an Geld, während jedem verſchmitzten Marktſchreier, der ein Glücksſpiel geſchickt auszupoſaunen verſteht, alle Beutel ſich öffnen.

Der Staat bedarf ſo gut als eine Familie für die Begründung und Sicherung ſeines Wohlſtands einer wohlgeordneten Haushaltung. Feſte und genaue Ordnung iſt das weſentliche Erforderniß einer Finanzverwaltung, die die Wohlfahrt des ganzen Staats und zugleich aller Klaſſen der Geſellſchaft bezweckt. Dieſe Ordnung muß aber, um geſichert zu ſein, auf folgenden Grundlagen beruhen: 1) daß jede Ausgabe und Einnahme an die Zuſtimmung der geſetzlich beſtehenden Volksvertretung bedingt ſei; 2) daß die Verrechnung einer geſetzlichen Controle unterſtehe; 3) daß die Schuldentilgung einer ſelbſtändigen, dem ganzen Land verantwortlichen Behörde anvertraut werde und nach ſolchen Regeln geſchehe, welche den Staatskredit ſicher ſtellt; 4) daß über die ganze Finanzverwaltung dem Land periodiſch öffentliche Rechenſchaft abgelegt werde und müſſe. Die unerläßlichen Grundbedingungen einer ſolchen Finanzverwaltung ſind: a) die größtmögliche Sparſamkeit in den Ausgaben, das iſt ihre Beſchränkung auf die erwieſenen Anforderungen des Gemeinwohls; b) die größtmögliche Vereinfachung der Erhebung des Staatseinkommens überhaupt und insbeſondere der Abgaben (Steuern); c) die Vertheilung der Abgaben ohne alle Nebenrückſichten nach Maßgabe des Vermögens oder Einkommens eines Jeden und d) die genaue Erfüllung aller eingegangenen Verbindlichkeiten, wovon die Feſtigkeit des Credits abhängt.

25) In Staaten, wo ein Erbadel zu den berechtigten Beſtandtheilen der Verfaſſung gehört, iſt es eine hochwichtige Aufgabe der Regierung, für eine gemeinnützige Regelung ſeines Verhältniſſes zu ihr und zu den andern Ständen durch Geſetze fürzuſorgen. Wenn ſie den Adel blos zur Glanzpuppe des Hofs oder zur Drahtpuppe der Willkühr zu machen ſtrebt, verderbt ſie den Adel und gibt ihm eine Richtung, wodurch er für den Staat eine unnütze Laſt, dem Geſammtwohl ein Hinderniß und für die geſetzliche Ordnung ſelbſt oft gefährlich wird. Wehe dem Land, wo der Adel nur zum Flitterſtaat gehört, wo ſchimmernder Müſſiggang ſein Beruf iſt, oder wo er ſich über die Geſetze hinwegſetzen darf! Die Abſtammung von berühmten und verdienten Eltern muß als eine Schuld angeſehen werden, die man dem Vaterland abzutragen verpflichtet iſt. Nur dadurch erhält ſie ihren Werth. Um für den Staat eine Wohlthat zu ſein, darf der Adel ſich nur als

ein Vehikel des Staats betrachten, und nicht verlangen, daß der Staat ſein Diener ſei. Sein Trachten muß dahin gehen, durch Geſinnung und Lebensart den in rechtlicher und ſittlicher Hinſicht edelſten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft darzuſtellen und allen andern Klaſſen in jeder Tugend und Opferungsfähigkeit, in Rechtſchaffenheit und Muth vorzuleuchten. Er muß ſich vor jeder Art Lohnſucht und Wohldienerei bewahren und um dies zu können, ſich durch gute Haushaltung ſeinen Grundbeſitz unverſehrt zu erhalten ſuchen, damit er ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbe [70]). Seine Hauptangelegenheit muß es ſein, daß die Erziehung ſeiner Jugend ganz hiefür eingerichtet werde. Die Ueberwachung dieſer Erziehung ſei daher Sache der ganzen Körperſchaft und auch der Regierung! Dieſe hat das größte Intereſſe, den Adel ſtets zu edler Sitte und einer gemeinnützigen Thätigkeit zu ermuntern, die über die Beſtrebungen der Menge, denen die Sorge für den leiblichen Unterhalt und die Begierde nach Gewinn oder andere ſelbſtiſche Triebe zum Grunde liegen, ſich erhebt und vorzüglich die allgemeine Achtung als Belohnung in Anſpruch nimmt.

26) So wie ein wohlgeordneter Staat für ſeine innere Sicherheit einer guten durch Geſetze geregelten Rechtsverwaltung bedarf, ſo bedarf er für ſeine Sicherheit nach Außen einer zweckmäßig eingerichteten Kriegsmacht. Dieſe iſt am ſtärkſten und zuverläßigſten, wenn ſie die Kriegspflichtigkeit

---

[70]) Grundbeſitz iſt die unerläßliche Grundlage für einen angeſehenen Erbadel und das Landleben ein ihm angemeſſeneres Element als das Hof- und Reſidenzleben. Das Landleben muß ihn zum Bundesgenoſſen und Schutzpatron des Bauernſtandes machen. Vergl. Eiſenhart Ueber den Beruf des Adels im Staate. Stuttgart 1852 und L. Fiſcher Der deutſche Adel. Frankfurt 1852.

aller Bürger, die nicht wegen beſondern wichtigen Gründen eine Ausnahme fordern, zur Grundlage hat. Die Ausnahmen muß aber das Geſetz ſo beſtimmen, daß ſie nicht den Charakter einer Begünſtigung oder eines Vorrechts annehmen. Das Staatswohl verlangt, daß die Größe der Kriegsmacht ſich nach dem Maß des Bedürfniſſes der Sicherheit richte, und weder unter dieſem Maß zurückſtehe, noch daſſelbe überſteige, weil im erſtern Fall die Sicherheit bloßgeſtellt, im andern aber die Laſt für das Volk unnöthig drückend und ſeine Kräfte für andere nothwendige Bedürfniſſe aufzehren würde. Die Sicherheit des Staats auf Miethtruppen (zumal von Ausländern) gründen iſt eine Maßregel, die einerſeits den Zweck leicht verfehlt und von zufälligen Umſtänden abhängig macht, anderſeits ſehr koſtſpielig werden kann und jedenfalls die Würde eines Volks herabſetzt. Miethtruppen ſind im Grund eine gleiche Schmach für den, der ſie um Sold miethet, als für den, der ſich um Sold vermiethet. Nur äußerſte Nothdurft kann eine ſolche Einrichtung zeitweis entſchuldigen. — Der Kriegsdienſt ſoll übrigens eine fortwährende Schule der Selbſtverläugnung, der Abhärtung und des patriotiſchen Ehrgefühls ſein. Sein Zweck fordert ſtrengen Gehorſam, genaue Ordnung und Zucht, viele Uebungen und ſorgſame Abwehr alles Müſſiggangs und aller Verweichlichung [71]. In Schaffung neuer und wirkſamerer Waffen und Rüſtzeuge, Maſchinen, Bollwerke zur Vertheidigung und zum Angriff hat ſich der menſchliche Scharfſinn ſehr erfinderiſch gezeigt. Den Erfolg entſchied jedoch meiſt der rechte Gebrauch dieſer Mittel, die gute Auswahl und Benutzung des Kampfplatzes und die Beweglichkeit der Streitkräfte, vorzüglich aber der umſichtige und richtige Blick der Anführer und das Zutrauen des Kriegsvolks zu dieſem. Barbaren und Wilde rechnen mehr auf den Ungeſtüm des erſten Angriffs; die in Bildung vorangeſchrittenen Krieger mehr auf die Abwehr ſolchen Angriffs, auf täuſchende Verlockung des Feindes in ungünſtige Stellungen, auf Hinterhalte und Aufſparen der beſten Streitkräfte für den Augenblick der Entſcheidung.

---

[71] Würden die Vorſchriften des Chriſtenthums überall und immer befolgt, ſo gäb' es keinen Krieg. Weil aber die Sicherheit vielfach durch gewaltthätiges Unrecht gefährdet wird, ſo iſt Krieg oft die einzige Schutzwehr dagegen. Nur in dieſem Fall verwirft das Chriſtenthum den Krieg nicht; doch verlangt es, daß er nie mit Grauſamkeit, mit Zerſtörungswuth, mit Mißhandlung ſchuldloſer Bürger, mit Raubſucht geführt werde, und überhaupt den Zweck (Abwehr des Unrechts) nicht überſchreite. (Vergl. Luk. III. 14.).

27) Staatliche Fürſorgen und Anſtalten gegen anſteckende Seuchen und andere leibliche Drangſale waren in der vorchriſtlichen Zeit unbekannt. Man überließ Jeglichem, ſie von ſich abzuwehren. Sie erweckten mehr Schrecken als Mitleid. Erſt die chriſtliche Geſinnung rief öffentliche Vorkehren, wie Spitäler, Heilungs- und Verſorgungsanſtalten für Preſthafte aller Art in's Leben, woran auch der Staat ſich betheiligte. Jetzt bildet dieſer Gegenſtand einen wichtigen Zweig einer guten Staatsverwaltung, wobei ſie jedoch der liebreichen Mitwirkung der Religion, ſoll das Werk gelingen, nicht entbehren kann. Auch bedarf die Geſundheitspolizei des Lichts der Wiſſenſchaft, um ſicher zu gehen und die Täuſchungen des Aberglaubens und der Vorurtheile fernzuhalten.

28) Staaten wachſen, welken und ſinken dahin gleich weitſchattigten Bäumen, mit dem Unterſchiede, daß dieſe nur dem nothwendigen Naturtriebe folgen, jene hingegen durch guten oder ſchlechten Gebrauch ihrer Kräfte gedeihen und zu Grunde gehen. Bäume können, weil ſie willenlos ſind, dem natürlichen Schickſal ſich nicht entziehen, wogegen Staaten durch Frei-

thäigkeit ihren Verfall abwehren oder herbeiziehen und beſchleunigen können. Kein Staat, ſo gut er urſprünglich organiſirt und ſo mächtig er ſein mag, kann ſich in die Länge vor Zerfall bewahren, wenn er nicht nach dem Erforderniß der Zeiten und Umſtände auf Verbeſſerungen ſeiner Einrichtungen bedacht iſt. Nichts iſt weniger conſervativ, als die Scheu vor Verbeſſerungen. Jeder Organismus iſt der Ausartung unterworfen, und wie die Zeitverhältniſſe ſich verändern, werden auch in den Staatseinrichtungen Aenderungen nothwendig[72]. „Die Grundfeſten der Verfaſſung altern, der Väter Weisheit geht aus Mißverſtand in Vorurtheile über.“ (Joh. Müller). Staaten, wie andere Anſtalten gehen zurück, wenn ſie nicht vorwärts ſchreiten. Alle Geſetze, die von der Staatsgewalt ausgehen, können von dieſer auch wieder aufgehoben oder abgeändert werden, wenn erwieſen iſt, daß die Wohlfahrt der Geſammtheit dies fordere. — Alles das, was ein Staat gemäß den Forderungen ſeines Berufs noch nicht zu leiſten vermochte, bildet eine Schuld, die wichtigſte Staatsſchuld gegenüber ſeinen Angehörigen. Die Mahnung an dieſe Schuld iſt gerecht, ungerecht aber das Verlangen, der Staat ſolle ſie abführen, ehe die Zeitumſtände ihm die Mittel dazu gewähren. Vernünftiger Weiſe ſtreben die Menſchen nach dem Guten, wo möglich nach dem Beſten, ohne Rückſicht, ob es alt oder neu ſei. Indeſſen iſt das Vertauſchen von Einrichtungen, die die Weihe des Alterthums und des Herkommens haben, mit andern, die ſich als zweckmäßiger darſtellen, nur in ſo ferne räthlich, als es nach genauer Unterſuchung ſich zeigt, daß der Vortheil der Abänderung den der Beibehaltung offenbar überwiegt[73]. Durch Gewalt abgenöthigte Reformen gelingen weit ſchwerer, als freiwillig angeordnete, ſchon deßwegen, weil die erſtern leicht über das Bedürfniß hinausſchreiten. Je verderbter die Zuſtände ſind, deſto geneigter ſind Viele, ſie mit gutem Schein zu beſchönigen. Dadurch werden ſie zuletzt unheilbar. Soll geholfen werden, ſo muß das Maß der Verbeſſerung dem Maß des Verderbniſſes gleich kommen. Für das Gelingen von Reformen iſt es von großer Wichtigkeit, daß ihre Nothwendigkeit oder ihr Nutzen von der großen Mehrheit **anerkannt** ſei, daß ſie gehörig **vorbereitet** und daß ſie **rechtzeitig** und **ohne Ueberſtürzung** vorgenommen werden. Blos aufgedrungene Reformen, die in der Volksgeſinnung keine Wurzel haben, werden durch jeden Gegenwind wieder niedergeweht. Das Gelingen eines wahren Fortſchritts iſt weſentlich dadurch bedingt, daß dafür ſolche Mittel gewählt werden, die geeignet ſind, die Zukunft mit der Vergangenheit zu verbinden. Nichts aber iſt dem wirklichen Fortſchritt mehr hinderlich, als die Einbildung, daß er **mit einem Mal** und **für immer** vollbracht werden könne. Denn dies überſteigt das Vermögen aller endlichen und unvollkommenen Weſen. Allmähliche und rechtzeitige Reformen bringen die Fähigkeit und den Sinn für's Beſſere in einem Volk zur Reife, wogegen ſolche, die einer Treibhausfrucht gleichen, dieſe Reife nur hindern, und ſie durch nichts erſetzen können. Mißlungene Verbeſſerungen erregen aber in den Maſſen ein Mißtrauen gegen alle Verbeſſerungen. Deswegen verlangt jede Reform große Beſonnenheit, Ueberlegung, Um- und Vorſicht, und es ſollte daher die Verfaſſung jedes Volkes in ſich die Mittel enthalten und bezeichnen, wodurch jede von den Zeitumſtänden gebotene Verbeſſerung auf geſetzlichem Wege bewirkt werden kann und ſoll. Jede Verfaſſung trägt den Keim ihrer Auflöſung in ſich, wenn ſie nicht die Mittel zu ihrer Reform und Verjüngung in ſich ſelbſt bewahrt.

---

[72] Jeder äußere Zuſtand, zumal ein geſellſchaftlicher, wird, wenn er lediglich ſeiner eigenen Entwickelung überlaſſen iſt, anſtatt ſich durch Vervollkommnung zu befeſtigen, an ſeinem Untergang arbeiten. Nur ein leitender Geiſt kann ihn daran verhindern. Dies iſt ſo wahr, als daß es dem Geiſt zukommt, den Leib zu regieren.

---

[73] Ariſtoteles Politik B. II. K. VI.

29) In Staaten, in denen verſchiedene Länder und Völker verbunden ſind, iſt es das größte Kunſtſtück der Regierung den Widerſtreit der Intereſſen ſo viel möglich aufzuheben und ſie in einander zu verſchmelzen, was freilich um ſo ſchwieriger iſt, als die Nationalitäten geſchont werden wollen. Dieſe ſind meiſtens ein Gemiſch von Gutem, Schlechtem und Werthloſem. Der Regierung kommt es zu, dieſen Unterſchied ſorgfältig zu beachten.

30) Ein öfterer Wechſel im Syſtem der Verwaltung und der Geſetzgebung bringt der Geſammtheit vielfachen Nachtheil, verurſacht Unſicherheit in den Privatverhältniſſen und ſchwächt das Anſehen der Regierung. Je beſſer der Organismus des Staats auf geſetzlichen Schutz der Freiheit, des Rechts und der Ordnung berechnet iſt, deſto ſeltener wird jener Wechſel eintreten, weil hier weniger die Perſönlichkeit der Regierenden als die bleibenden Geſammtintereſſen entſcheidend ſind und die Intereſſen des Volks und der Regierung ſich mehr im Einklang befinden. Durch das Hin- und Herſchwanken zwiſchen entgegengeſetzten Syſtemen wurde oft, wie die Erfahrung gelehrt, ungleich mehr verdorben, als es die Gebrechen eines dieſer Syſteme für ſich hätten thun können.

31) Die gewöhnliche Politik der Staaten gegeneinander iſt (leider noch) ein Schachſpiel, bei dem es

die Hauptſache iſt, die Fehler und Mißgriffe des andern wahrzunehmen und zu benützen[74]. Dieſes Spiel ſchärft den Verſtand und hält ihn wach, rückt aber nur zu oft den Spielenden die Grundſätze des Rechts ſowohl als die Forderungen des wahren Völkerwohls aus den Augen. Die wahre Stärke eines Staats gegenüber von andern beruht jedoch vorzüglich, auf *dem Ruf von ſtrenger Rechtsbeachtung* und auf *der Einigkeit und Zufriedenheit des eigenen Volkes*. Von andern Staaten kann eine Regierung für den ihrigen weit mehr Vortheil ziehen, wenn ſie das Vorzügliche, was dieſelben auszeichnet, ſich anzueignen, und dem Handelsverkehr mit ihnen eine beiden Theilen nutzbare Richtung zu geben trachtet, als wenn ſie nur darauf ſinnt, die Mißgriffe und Fehler der andern Staaten für ſich auszubeuten[75]. Die Künſte der Ueberliſtung und Täuſchung haben dem, der ſich darauf verlegte, meiſt weit mehr ſchlimme als gute Früchte getragen. Ein wahrhaft heiliges Bündniß zwiſchen den Regierungen wäre das, welches ſie verbände, gegen Jeden gemeinſame Sache zu machen, der durch Uebung jener Künſte ſich über das Völkerrecht hinwegzuſetzen bedacht iſt.

32) *Eine ungerechte* Handlung oder Maßregel kann wohl augenblicklich dem Staat Nutzen bringen. Aber ſie bleibt immer, wie *Ariſtides* gegen *Themiſtokles* bemerkte, ein verwerfliches Mittel das Gemeinwohl zu fördern. Ein Staat, der ſich dergleichen ungeſcheut erlaubt, ſtellt ſich auf einen ſteilen

---

[74] Le droit public, tel qu'il est aujourdhui, est une science qui apprend aux Princes jusqu'à quel point ils peuvent violer la justice, sans choquer leurs intérêts. *Montesquieu* Lettres persanes. p. 308.

[75] Ce n'est pas dans l'enfoncement des palais, c'est dans le sein de leur nation que les rois doivent faire leur cours politique. La vérité ne va point au devant d'eux; il faut qu'ils aillent au devant d'elle. Revue polit. de l'Europe 1825. Paris.

Abhang, auf dem es ſchwer iſt, innezuhalten und ſich vor dem Sturz zu bewahren. Stets ſchwebt die Nemeſis über einer ſolchen Rechtsverletzung. Schon der Ruf ſcheuloſer Hinwegſetzung über die Gerechtigkeit erweckt viele Feinde und großes Mißtrauen und lähmt die Kraft der Regierung, auf welcher er laſtet. — Sogenannte Staatsſtreiche, wodurch Ehrgeizige die Gewalt im Staat an ſich reißen oder ſie mit Hintanſetzung beſchworener Geſetze erweitern, ſind keine Rechtsbegründung, ſondern nur Machtübungen, deren Ergebniß erſt der Zuſtimmung des Volks bedarf, um Rechtskraft zu erhalten[76]. So wahr übrigens auch der Grundſatz iſt, daß im Staat das Gemeinwohl höhere Geltung fordere als das Privatwohl (salus publica suprema lex esto), ſo muß doch die Regierung, ehe ſie irgend eine Maßregel ergreift, ſich immer zuerſt fragen: verſtößt ſie nicht gegen das Recht? und dann: iſt ihre Ausführung nicht mit Nachtheilen und Gefahren verknüpft, die ihre Vortheile überwiegen?

33) Das Regieren iſt eine Kunſt und wurde auch zu einer vielverzweigten Wiſſenſchaft erhoben. Das Gutregieren erfordert Kenntniß der Menſchen, beſonders des zu regierenden Volkes und ſtete Berückſichtigung ſeiner Bildungsſtufe und der Forderungen der Zeit; es erfordert aber auch eine ſtarke, weite und erhabene Seele, Eigenſchaften, deren Verein zu den Seltenheiten gehört[77]. Vor Allem iſt ein feſter,

---

[76] Jedenfalls bleibt es unwiderſprechliche Wahrheit: L'injustice a bien pu détrôner des souverains, mais elle n'a jamais affermi les trônes. *Massillon.* Petit carême.

[77] Platon ſagt (im VII. B. vom Staate): „Die die meiſte Luſt haben zu regieren, ſeien dazu die Ungeeignetſten, und der Staat werde von Solchen gewiß am beſten regiert, welche zum regieren die wenigſte Luſt haben.“ Ueberhaupt iſt die Meinung, daß es eine größere Ehre ſei zu regieren als zu gehorchen, ein Irrthum. Wahrhaft Ehre bringt nur treue Pflichterfüllung.

unerſchütterlicher Willen vonnöthen, ſich von der gewiſſenhaften Erfüllung der Regierungspflichten durch keine Schwierigkeiten und keine Trugkünſte zurückſcheuchen zu laſſen[78]). Die Regierungskunſt beruht auf wenigen Grundſätzen, die niemals und in keiner Beziehung ohne Nachtheil unbeachtet bleiben können. Manche einzelne Maßregeln müſſen aber den Verhältniſſen und Umſtänden, die ſehr verſchieden und dem Wechſel unterworfen ſind, angepaßt werden, und nie darf der Staatsmann vergeſſen, daß, ſo viel auf den ankommt, der am Ruder ſitzt, er doch nicht allein das Schiff weiter bringe. Die meiſten Menſchen ſind immer geneigt die Angelegenheiten und die Verwaltung des Staats nach ihren Sonderintereſſen zu beurtheilen. An den Regierenden iſt es, das Beiſpiel des Widerſpiels zu geben, indem ſie immer nur das Gemeinwohl im Auge haben und darzuthun ſuchen, daß Jeder davon den größten Vortheil zöge, wenn er das Nämliche thun würde. Glücklich das Land, wo das Volk überzeugt iſt, daß der Regent ſein Mögliches für deſſen Wohlfahrt thut, und dieſer nur bedauert, nicht noch mehr dafür thun zu können. Die Kunſt des Regierens will erlernt, ſie will aber auch ſtets durch Erfahrung, Beobachtung und Nachdenken ausgebildet werden. Denn Niemand bedarf der Erkenntniß der Wahrheit mehr als ein Regent[79]). Sein

---

[78]) „Der Fürſt auf dem Throne muß ein Muſter jeder öffentlichen und häuslichen Tugend ſein, der das beſcheidene Verdienſt hervorzieht und belohnt, das Verbrechen ohne alle Rückſicht beſtraft, die Gleißnerei entlarvt und die freche Anmaßung in Schranken hält." W. Neumann Die Regierung, Leipzig 1855. S. 48.

[79]) Deswegen beſteht das Weſen einer guten Erziehung künftiger Regenten darin: ſie für die Wahrheit empfänglich zu machen. Wie iſt dies aber an Höfen möglich, wo Alles ſich verſchwört, die Wahrheit fern zu halten und ſich durch Schmeichelei zu empfehlen? — Das Wichtigſte bei der Erziehung künftiger Regenten, ſagt Rollin (in ſ. Traité des Etudes III. 339.) ſie dem Müſſiggang, der Indolenz und den eiteln

Beruf verlangt aber auch um ſo größere Scheu vor eigenen Schwachheiten, als gerade durch ſie ſeine Macht Andere von Schwachheiten zurückzuhalten am meiſten geſchwächt wird. — Die Wahrnehmung, wie das Regieren nur zu oft getrieben wird, hat einen berühmten Staatsmann zu dem Ausruf veranlaßt: „o mit wie wenig Weisheit wird doch die Welt regiert!“ Dieſe Ironie auf die Wirklichkeit enthält, anſtatt das ſchlechte Regieren zu beſchönigen, eine ernſte Aufforderung, das Regieren als eine ſchwer zu lernende und noch ſchwerer zu übende Kunſt zu betrachten. Auch kann man in der Regierungskunſt nie aufhören zu lernen, und die am meiſten ausgebildete bleibt immer noch unvollkommen. *Staatsdiener* gibt es jederzeit eine Menge, *Staatsmänner* nur Wenige. Jenen mag ein geringes Maß von Einſichten und mechaniſche Geſchäftsfertigkeit gewiſſermaßen und nothdürftig genügen; dieſen ſind ein kräftiger und heller, beſonnener Geiſt, genaue Sachkunde und Selbſtändigkeit unentbehrlich. Der Staatsmann muß zwei Geſichtspunkte miteinander verbinden, den des Zuſtandes und des Bedürfniſſes der Gegenwart und den der Zukunft. Die Zeitgenoſſen haben an ihn den nächſten Anſpruch; aber er iſt auch Arbeiter an einem Bau der Jahrhunderte dauern ſoll. Ein noch immer zu wenig beachteter Zweig der Staatswiſſenſchaft iſt die genaue und fortſchreitende Kunde von den Zuſtänden und dem Leben in allen Schichten des Volkes 80).

Ergötzungen der Höfe zu entziehen, ſie an ein arbeitſames und ernſtes Leben zu gewöhnen und in ihnen die Begierde erwecken ſich von ihren Pflichten zu unterrichten und diejenigen kennen zu lernen, die ſich in der Regierungskunſt ausgezeichnet haben. Des Unrechts ſich zu enthalten hat Niemand ſtärkere Gründe; aber es iſt auch für Niemand nothwendiger, in der Achtung fremden Unrechts Maß halten zu wiſſen.

80) „Die *Wiſſenſchaft vom Volke*“ gehört zu den noch nicht exiſtirenden Hülfsdiſciplinen der *Staatswiſſenſchaften*. Iſt das nicht ſeltſam? Das Volk iſt

Je mehr wir in der Kenntniß der Menſchen und der Triebfedern, die ihr Herz, ihren Willen, ihre Handlungen in Bewegung ſetzen, fortſchreiten, je mehr wir hierin die oft tief verborgene Wahrheit von dem Schein der Oberfläche unterſcheiden lernen, deſto klarer muß es uns werden, daß zur Erreichung von zugleich guten und großen Zwecken die bloße Intelligenz, ſo ſtark, umfaſſend und geſchärft ſie auch ſein mag, unzureichend ſei, und daß ſehr oft alle ihre Berechnungen zu Schanden werden, wenn ihr nicht eine große ſittliche Charakter- und Willensſtärke zu Hülfe kommt, welche allein eine ausharrende Beſonnenheit, Geduld und Standhaftigkeit verleiht und vor den Blendwerken der Einbildung bewahrt, die gar zu leicht den hellſten Intelligenzen vorſpiegelt: bei der Erſtrebung des Gemeinwohls im Großen ſei auch die Anwendung von Mitteln, die der Wahrheit und Gerechtigkeit widerſtreiten und die beſſere Natur des Menſchen verletzen oder empören, zuläßig. Rechtsſinn, Selbſtbeherrſchung, Weisheit und Muth ſind vier weſentliche Eigenſchaften eines Regenten. Nichts kann aber die ſittliche Charakter- und Willensſtärke, deren der Regent zur Behauptung dieſer Eigenſchaften bedarf, beſſer begründen, als die Ueberzeugung von der Weltregierung durch einen unendlich-vollkommenen Geiſt. Wenn eine Regierung mit einer gründlich aufgeklärten Intelligenz dieſe Ueberzeugung verbindet, ſo kann ſie unüberwindlich werden und die größten Dinge aus-

---

der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers ſich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als ein Künſtler Maß und Ordnung ſetzen ſoll. Riehl die bürgerliche Geſellſchaft. Stuttg. 1851. S. 25. Die Wiſſenſchaft vom Volke läßt ſich aber nur durch vielfachen Verkehr mit allen Schichten deſſelben erwerben.

führen[81]). Doch muß ſie auch Bedacht nehmen, dieſe Intelligenz und Ueberzeugung den Organen ihrer Abſichten mitzutheilen. Sonſt läuft ſie bei den trefflichſten Maßregeln Gefahr, ſie durch die Böswilligkeit oder Schwäche dieſer Organe vereitelt wo nicht gar in Quellen von Uebeln verkehrt zu ſehen.— Damit ein Staat in jeder Beziehung gedeihe, iſt es weſentlich, daß eine große Uebereinſtimmung der Geſetze unter ſich ſelber, dann zwiſchen ihnen und der Verwaltung, endlich der Geſetze und Verwaltung mit den Anforderungen der Zuſtände und Zeitumſtände ſtatt finde; weswegen man mit Recht von einer Regierung Gleichmäßigkeit fordert. Es erheiſcht aber viele Weisheit und Kunſt um jene Uebereinſtimmung feſtzugründen, und vielleicht noch mehr um ſie zu erhalten. Bei der beſtändigen Beweglichkeit der menſchlichen Dinge kann ſie unvermerkt durch eine Menge von Umſtänden und Ereigniſſen eine Störung erleiden, bevor dieſe ſo bemerklich und fühlbar wird, daß die Nothwendigkeit einer Abhülfe in die Augen fällt. Daher bringt es dem Staat weſentlichen Vortheil, wenn in ihm durch das Geſetz tüchtige Wächter beſtellt ſind, welche die Regierung rechtzeitig auf jede ſolche Störung aufmerkſam machen, die ſich wahrnehmen oder mit Grund beſorgen läßt. „Höchſt kläglich, bemerkt Algeron Sidney, iſt die Lage der Könige, wenn ſie erſt Wahrheit zu hören bekommen, wann ſie ſelbſt ſchon durch Lügen zu Grunde gerichtet ſind.“ Sorgenloſes Hingehenlaſſen der zunehmenden Discordanzen führt zuletzt zu Umwälzungen. Auch im Staat iſt die Zeit ruhiger Witterung die ſchicklichſte, um ſich auf mögliche Stürme vorzubereiten.

---

[81]) Es war beſtändiger Grundſatz der römiſchen Republik in ihrer beſten Zeit, den Religionspflichten jede Rückſicht unterzuordnen, in der Ueberzeugung, die zeitliche Wohlfahrt werde dadurch am beſten befeſtigt. *Valerius Maximus* I, 9. Selbſt noch an Auguſtus richtete Horaz die Worte: Dis te minorem quod geris, imperas. Doch erſt die Lehre Chriſti hat die Stellung der Staatsregenten zu Gott in's hellſte Licht geſtellt.

34) Die Geſchichte hat über alle Staatsverwaltungen das Richteramt ausgeübt. Aber ihren gegründeteſten Ausſprüchen zum Trotz ſah man die Regierungen aus Kurzſichtigkeit oder Schwäche die gerügten Mißgriffe immer wieder erneuern, und es fehlt ihnen nie an Scheingründen und Vorwänden, um dies zu entſchuldigen. Um ſo augenſcheinlicher iſt für jeden Staat das Bedürfniß einer fortlaufenden Kritik ſeiner Zuſtände und der Irrthümer und Fehler, welche die Gebrechen derſelben verurſachen[32]). Eine ſolche freimüthige und zugleich wohlwollende Kritik verdient die Aufmunterung der Regierung. Von großem Vortheil könnte die Beſtellung einer eigenen unabhängigen Behörde ſein mit dem Beruf, alle Ergebniſſe einer ſolchen Kritik einer ſorgfältigen Prüfung zu unterziehen und der Regierung entſprechende Anträge vorzulegen. Keine Verwaltung iſt der Eigenliebe fremd, und dieſe verblendet oft gerade die Machthaber über Uebelſtände und Mißgriffe, die ſonſt Jedermann in die Augen ſpringen[33]).

---

[32]) Tant que ceux qui gouvernent seront imparfaits, tout gouvernement sera imparfait. Fénelon Oeuvres T. XXII. 321.

[33]) Beachtenswerth iſt in dieſer Hinſicht die jüngſt erſchienene freimüthige Beurtheilung der Zuſtände Frankreichs: La Décadence de la France par M. Raudot. Paris 1850. Die Schäden und Gebrechen werden hier durch unwiderlegliche Thatſachen aufgedeckt und auch in den Einrichtungen nachgewieſen, in welchen die Verwaltung bisher ein vorzügliches Mittel zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt erblickte. Die Schrift enthält vielfache Beſtätigung des Sprichworts, daß nicht alles Gold iſt was glänzt und der Wahrheit, daß, was in einer wohldurchdachten Theorie vortrefflich und zuträglich erſcheint, in der Ausführung eine umſichtige Berückſichtigung des Zuſammenhangs der Verhältniſſe erfordert, damit nicht mehr Uebles als Gutes daraus hervorgehe. Auch bewährt ſich in der ganzen Beleuchtung der Uebelſtände von Frankreich,

35) Vereinbarung zwiſchen Staaten über Maßregeln, die der Gerechtigkeit und dem Geſammtwohl der Völker zuträglich oder zur Abwehrung gemeinſamer Gefahren geeignet wären, kann nur erwünſcht ſein. Hingegen einer Vereinigung mächtiger Regierungen zur Aufſtellung gewiſſer Grundſätze als Dogmen politiſcher Rechtgläubigkeit ſtehen gewichtige Bedenken entgegen. Schon der Argwohn, daß ſie dadurch eine Beherrſchung des Geiſtes beabſichtigen, ſchadet dem Anſehen der Regierungen ſehr. Zuletzt müſſen dieſe doch immer mehr den Geiſt und die Stimme der Völker und Zeiten berückſichtigen als blos ihre eigenen Meinungen und Anſichten.

36) Wo man kein höheres Geſetz als das von Menſchen gemachte anerkennt, wird auch dieſes wenig Anerkennung finden. Die ſtärkſte Grundfeſte eines durch gerechte und weiſe Geſetze geordneten und geregelten Staats beruht in der ſittlichen Geſinnung und Bildung ſeiner Regenten und der Regierten, und mithin auch in ihrer liebreichen Verehrung Gottes und ſeiner ewigen Geſetze. Eine gute Verfaſſung und Regierung haben wir als ein Geſchenk Gottes anzuſehen, weil ihre Verwirklichung und Erhaltung nur aus der Zuſammenwirkung einer Menge von Kräften, Zuſtänden und Ereigniſſen hervorgeht, die

---

der verborgene Hauptgrund derſelben liege in der einſeitigen Verfolgung materieller Vortheile mit Hintanſetzung der moraliſchen Angelegenheiten und Verbeſſerungen. Möge Naudet's Schrift Beachtung finden und mögen auch andere Staaten mit ähnlichen Kritiken ihrer Zuſtände beſchenkt werden! Auch eine unbefangene Erforſchung der Parlamentsverfaſſung Englands in ihrer Entwickelung und ihren Wirkungen entdeckt uns neben ihren großen Vortheilen für den Schutz geſetzlicher Freiheit mancherlei Mängel und Ausartungen, wodurch die Kraft des Geſetzes vereitelt, die Vollziehungsgewalt ungebührlich gelähmt und das Parteiintereſſe oft über die Forderungen des Gemeinwohls erhoben wird. Darüber verdient in den Göttingi'ſchen gelehrten Anzeigen von 1854 die Beurtheilung der Grenvill'ſchen Papiere und Denkwürdigkeiten über die Staatsverwaltung unter Georg III. (St. 125—128.) nachgeleſen zu werden.

alle menſchliche Berechnung überſteigt. Auch iſt die chriſtliche Vorſtellung, daß jede Obrigkeit von Gott beſtellt ſei, um als deſſen Dienerin das Wohl der Untergebenen zu fördern, richtig aufgefaßt, beſſer als jede künſtliche Begriffstheorie geeignet, um in Jedermanns Bewußtſein das Rechtsverhältniß zwiſchen Obrigkeit und Untergebenen feſtzuhalten [84]). Sie macht beiden die Beachtung des Rechts zur Gewiſſenspflicht, und verwirft daher gleich ſehr den Gewaltmißbrauch der einen, wie den Ungehorſam und die Auflehnung der andern. Der Glaube, daß die Folgſamkeit gegen die Obrigkeit Gottes Wille, und daß die Obrigkeit Gott verantwortlich ſei, iſt die ſtärkſte Grundfeſte der Staatsordnung. Ohne Volksvertrauen zu Gott kann auch kein Volksvertrauen zu der Obrigkeit beſtehen. Je reiner und inniger hingegen jenes iſt, deſto reiner und inniger wird auch dieſes ſich offenbaren. Religiöſe Geſinnung verleiht auch den ſtaatlichen Verbindungen die beſte Bürgſchaft. Die des Regenten iſt für die Regierten höchſt wichtig, weil ſie der kräftigſte Zügel der Leidenſchaften iſt, die zum Mißbrauch der Gewalt fortreißen, und die des Volks iſt höchſt wichtig für den Regenten, weil ein Volk um ſo ſchwerer ſich zur geſetzlichen Ordnung leiten läßt, je weniger es Gott ſcheut. — Der Gebrauch des Eides wurde eingeführt, um das Gewiſſen wach zu erhalten und zu ſchärfen. Er ſoll den Rechtsverband heiligen und kräftigen. Konnte wohl zur Verſicherung der Treue zwiſchen Regierung und Volk und auch zwiſchen Staaten ein für Alle ehrwürdigeres Mittel als der Eidſchwur erdacht werden? Wehe dem Land, wo er ſeine Heiligkeit verloren hat oder zur todten Formel geworden iſt[85]!

---

[84]) Selbſt Mirabeau wünſchte, daß der Monarch den Titel: von Gottes Gnaden beibehalte. Dieſer Titel, ſagte er, iſt eine der Religion dargebrachte Huldigung, die alle Völker ihr ſchuldig ſind. — Nicht nur der Regent, auch das Volk iſt von Gottes Gnaden. Läßt ſich ein ärgerer Widerſpruch denken, als behaupten, daß Gott der Menſchheit ein Geſetz gegeben, deſſen bindende Kraft für alle Menſchen als Einzelweſen in ihrer beſchränktern Eigenſchaft als Perſonen anerkannt wird, von dem ſie aber entbunden ſind, ſobald ſie in den allgemeinen Beziehungen des politiſchen Verkehrs handelnd auftreten? — Kann es ein anderes Sittengeſetz geben für diejenigen, welche herrſchen, und ein anderes für diejenigen, welche beherrſcht werden? — Haben doch die Regierungen gewiß keine höhere Pflicht als die, in ihrer eigenen Handlungsweiſe ein Beiſpiel der gewiſſenhaften Achtung von jenen Grundprinzipien der Sittlichkeit zu geben, worauf die menſchliche Geſellſchaft gegründet iſt, und kraft deren ſie Gehorſam gegen menſchliche Befehle fordern; die Regierten aber können an keinem heiligern Recht feſthalten, als an dem, unter einem Sittengeſetze zu ſtehen, das für ihre Regenten ſo bindend iſt wie für ſie." David Morier Politik und Chriſtenthum. Baſel 1851. S. 5.

---

[85] Dann dient er nur zur Betäubung des Gewiſſens. Die große Vervielfältigung der Eide kann hierzu beitragen. Unter Chriſten ſollte ſchon das bloße Wort heilig ſein. (Matth. V. 34. fg. XIII. 20. fg.) Wie vielmehr das feierliche des Eides! Das deutſche Sprüchwort: „Ein Wort, ein Mann!" war eine herrliche Maxime. Aber ſie hat nur zu ſehr an Geltung verloren. Das Worthalten hat keine feſtere Grundlage als die Religion.

XX.

Welches ſind die Haupturſachen der Ausartung und des Verfalls der Staaten?

1) Die Wohlfahrt der Staaten beruht weſentlich auf der feſten Rechtsordnung in ihrem Innern und auf ihrer Sicherſtellung gegen Auſſen. Für letztere liegt die ſtärkſte Bürgſchaft in der erſtern. In einem Staate, wo die Rechtsordnung durch weiſe Geſetze geregelt iſt und unparteiiſch mit Kraft gehandhabt wird, Alle und Jeden gegen Beeinträchtigung ſchützend, macht Vaterlandsliebe das Volk zufrieden, einig und ſtark, um für die Vertheidigung gegen jeden auswärtigen Angriff Gut und Blut daran zu ſetzen, und iſt der Staat zugleich im Beſitz eines wohlbegründeten Rufs von ſtrenger Rechtlichkeit, ſo werden in der Regel ſelten und wenige Feinde gegen ihn ſich erheben. Auch wird es ihm, wenn dies je geſchähe, nicht leicht an treuen Verbündeten fehlen. Im Grund iſt es demnach der *Sinn für Gerechtigkeit* und die ſtandhafte und kräftige *Handhabung derſelben*, was die Stärke und das Wohlergehen eines Staatsvereins am beſten verbürgt und ſichert. Deswegen iſt aber auch ſeine Ausartung und ſein Verfall unvermeidlich, wenn der Sinn für Gerechtigkeit und die Kraft zu ihrer Aufrechthaltung erſchlafft, und dieſer Erſchlaffung nicht rechtzeitig begegnet wird.

2) Trennen ſich **Politik** und **Moral**, werden ſie zu Gegenſätzen gemacht, dann verderbt die eine die andere, und die Grundfeſten der Geſellſchaft wanken und zerfallen. Es iſt ein ſchwerer, verderblicher Uebelſtand, wenn das politiſche und das ſittliche Gewiſſen auseinandergehen, wenn die Meinung ſich feſtſtellt: der Vortheil, der Nutzen verdienen mehr Berückſichtigung als das Recht, und wenn man den weſentlichen Verband zwiſchen Rechten und Pflichten, vermöge welchem jeglichem Recht eine Pflicht entſpricht, aus dem Auge verliert[1]). Dieſe Verkehrtheit lockert die Gewiſſenhaftigkeit überhaupt und unterwühlt den ächten Bürgerſinn, der auf der Achtung für das Recht beruht. Wie kann zwiſchen Regent und Volk ein wahres Zutrauen beſtehen, wenn beide die Convenienz an die Stelle des Geſetzes ſchieben? — Eben ſo wird der Verband zwiſchen Staaten und Staaten loſer und unzuverläßiger, je mehr ſich die Verhandlungen über ihre gegenſeitigen Beziehungen von den Grundſätzen des Rechts und der Moral entfernen[2]). Welch

---

[1]) Im Beginn der franzöſiſchen Staatsumwälzung glaubte der Nationalconvent den Neubau feſt zu begründen, indem er eine Erklärung der **Menſchenrechte** beſchloß. Auf das Verlangen aber ihr eine Erklärung der **Menſchenpflichten** beizufügen, trug er Bedenken, einzugehen, obſchon nur die Beobachtung der Pflichten die Beachtung der Rechte hätte ſichern können. 570 Stimmen gegen 430 verwarfen den Antrag. Bald hernach traten die Kundmacher der Menſchenrechte ſelbſt wie kaum ein Tiber, Nero oder Domitian ſie mit Füßen!

[2]) „**Machiavelli** war ein ſcharfſinniger Kopf, der vom ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkt einen wohlberechneten Entwurf für Sicherſtellung eines Staats oder einer Regierung mit der größten Genauigkeit durch alle ſeine Haupt- und Nebengänge verfolgen konnte; aber er vermochte es nicht, ſich zu der Ueberzeugung zu erheben, daß die wahre Staatskunſt mit der Sittenlehre ungetrennlich verbunden iſt, und daß jeder betrügeriſche Anſchlag gerade dann, wenn er gelingt, am ſicherſten ſeinem Urheber verderblich wird.“ G. W. **Roscoe** Leben und Regierung **Leo** X. (B. III. S. 331.) Die politiſche Geiſtesrichtung Machiavelli's und den Urſprung ſeiner politiſchen Theorie hat unlängſt der treffliche Geſchichtſchreiber **Macaulay** aus der Beſchaffenheit ſeiner Zeit und der italieniſchen Zuſtände zu erklären geſucht, ohne ſie dadurch zu rechtfertigen. Verſchmitzte

heilloſes Trugſpiel iſt es nicht, die Behauptung der Staatsehre vorzuwenden, während man ſie in Dinge ſetzt, die offenbar rechtswidrig oder doch rechtlos ſind! Das allein iſt vernünftig, ſagte Cato (der jüngere), was gerecht (Vellej. Paterc. c. II. 35) — Daß jede Regierung auf ihre Selbſterhaltung und die Hebung der Wohlfahrt ihres Staats bedacht iſt, verdient an ſich gewiß keinen Tadel. Dieſer trifft mit Grund nur die Wahl ungerechter oder gar ſchändlicher, verruchter Mittel für dieſen Zweck.

Zwei Richtungen von Staatenſtiftern und Geſetzgebern weiſt die Geſchichte auf. Die einen legten es nur darauf an, die Völker in Bildung, Denkart und Sitten dem materiellen Staatszweck, nämlich der Begründung äußerer Macht und innerer Ruhe anzupaſſen. Die andern beabſichtigten zugleich, die ächtmenſchliche Geiſtes- und Sittenbildung in den Bürgern ſo viel möglich zu fördern und zu heben, und dieſe Bildung zur tiefern Grundlage einer ſtets zunehmenden Stärke und Wohlfahrt des Staats zu machen. Die erſteren berückſichtigten mehr die Neigung der Menſchen zur Selbſtſucht, zum Niedrigen, Gemeinen und Schlechten; die andern mehr ihre urſprünglichen Anlagen zum Guten. Jene brauchten zu ihren Vehikeln vorzüglich die Furcht, die Habſucht und den Aberglauben; dieſe trachteten, durch Reinigung der Vorſtellungen von Gott und dem Ver-

---

Klugheit mit argliſtiger Verſtellungskunſt, die ehrgeizige Plane hinter dem Schein von Mäßigung verbirgt, und deren Abſicht ſie erſt enthüllt, wenn ſie ſchon erreicht iſt, galt zu Machiavelli's Zeit in Italien als die werthvollſte Eigenſchaft des Staatsmanns. Er wollte nun in ſeinem B. il Principe das Bild eines ſolchen Staatsmanns entwerfen, der durch vollendete Conſequenz den Gipfel von Macht und Anſehen erreichen konnte. An der Freiheit des Staats von Florenz verzweifelnd, gab er die Mittel an, wie durch eine Politik, welche rückſichtslos die Wohlfahrt der Einzelnen dem Ganzen aufopfern würde, des Staats Unabhängigkeit noch zu retten wäre. S. Macaulay's hiſtor. Abhandlungen. Königsb. 1850. Erſte Abth.

hältniß der Menſchen zu ihm die Antriebe zur Tugend zu verſtärken. Das Unterfangen der erſteren hatte anfangs gewöhnlich beſſern Erfolg als das der andern; jene entbehrten aber mehr als dieſe der Mittel, um Ausartungen und dem Zerfall der Staatsanſtalten zu begegnen. Vergebens hofft überhaupt eine Regierung auf die Verbeſſerung der Geſinnungen und des Lebens des Volks einen nachhaltigen Einfluß zu gewinnen, wenn ſie in ihren eigenen Handlungen nicht mit dem Beiſpiel der Rechtlichkeit und des Sinns für ſittliche Ordnung und Gemeinwohl vorangeht. Eines Staats Beſtand, Stärke und Wohlfahrt blos durch materielle Bildung begründen wollen iſt eine große Verirrung. Nur eine tüchtige geiſtige, vorzüglich ſittliche Bildung kann dafür einen feſten Grund legen. Sie erſt verbürgt und ſichert den guten Gebrauch der materiellen Bildung, und verleiht einem Volk die nöthige Kraft Verſuchungen zum Böſen zu widerſtehen und gute und widrige Geſchicke zu ertragen. Die eigentliche Quelle, die wahren Pulsadern des geſunden Lebens der Geſellſchaft ſind die guten Grundſätze und Geſinnungen. Nehmen die Beſtrebungen der meiſten ihrer Mitglieder die Richtung nur auf ſelbſtſüchtigen Erwerb und Genuß, dergeſtalt, daß ſie darin ihre Glückſeligkeit ſuchen, ſo werden jene Grundſätze und Geſinnungen allmählig eingeſchläfert; man anerkennt ſie zwar noch, aber ohne ihnen zu folgen; bald hernach entſteht der Zweifel an ihnen und gewinnt zuletzt die Oberhand, und dann wird die Geſellſchaft, aller feſten Haltung verluſtig, das Spielzeug der Täuſchungen zufälliger Umſtände und abwechſelnder Tagesverirrungen. Die Umwälzungen, welche hievon die unvermeidlichen Folgen ſind, endigen jederzeit mit der Herrſchaft unbeſchränkter Gewalt, die Alles in der Geſellſchaft in Frage ſtellt, ſich aber als Nothwendigkeit geltend macht.

3) Staaten ergeht es wie einzelnen Perſonen: großes Glück, langgewöhnter Wohlſtand und Glanz erzeugt nur zu oft Uebermuth, Verweichlichung und Ueppigkeit, und dieſe veranlaſſen, daß die Wachſamkeit und Strenge in Feſthaltung und Beobachtnng der Geſetze und guter Ordnung abnehmen, daß die Scheu des Unrechts ſich verliert, daß Laſter und Anmaßungen überhand nehmen, daß auch im Verkehr mit Auswärtigen die Forderungen der Rechtlichkeit den Lockungen des augenblicklichen Vortheils mehr und mehr nachgeſetzt werden. So werden unvermerkt die Grundfeſten verrückt und erſchüttert, auf welche die Sicherheit von Innen und Außen ſich ſtützte. — Es gibt ſchwindlichte Höhen von Macht, Wohlſtand und Ruhm, auf denen ſich Staaten wie Individuen ſelten lange zu behaupten verſtehen, weil die Weisheit und Kraft gerechter Selbſtbeherrſchung, die dafür nöthig wären, ihnen entweichen[3].

4) „Ergreift Wahnſinn die Regierer, ſo büßen es die Regierten.“ Dieſe Thatſache, beinahe ſo alt, als die menſchliche Geſellſchaft, beweiſt, wie wichtig für der Völker Wohlfahrt es iſt, daß ihre Beherrſcher vor der Gefahr in Wahnſinn zu verfallen, bewahrt werden, und daß dieſem Wahnſinn, ſobald er ſich zeigt, auf geſetzlichem Weg Einhalt geſchehe. Die Vergötterung der unbeſchränkten Herrſchergewalt hingegen hat immer nur dazu gedient, in ihren Inhabern einen Schwindel zu wecken, den zu bewältigen der Verſtand und das Herz des Menſchen nicht gewachſen ſind[4]. Wie gern glaubt nicht,

---

[3] L'orgueil des Empires est toujours le premier signal de leur décadence. *Massillon* Or. fun. de Louis XIV.

[4] Ludwig XIV. geſteht ſelbſt in ſ. Denkwürdigkeiten: daß es für den, der Alles thut, was er will, nicht leicht iſt, nur das zu wollen, was er ſoll; wodurch er die unbeſchränkte Regierungsgewalt, die er in Anſpruch nimmt, ſelbſt verdammt. — Die mei-

wer die Macht hat, er habe auch das Recht! Wenn nach den zahlloſen Belehrungen der Erfahrung die Völker dennoch in Veranſtaltungen, um ſolchem Schwindel zu begegnen, läßig und ſäumig ſind, ſo müſſen ſie die Folgen ſolcher läßigen Verſäumung ihrer eigenen Schuld, ihrer Kurzſichtigkeit und ihrem Schwachſinn, ihrer Schlaffheit und Trägheit oder Feigheit beimeſſen. Gegen offenbare Gewaltthätigkeit wird ein noch nicht durch Knechtung entkräftetes Volk immer ſich erheben. Aber dem ſchlau befolgten Plan verhüllter Einſchüchterung und künſtlicher Einſchläferung widerſteht ein Volk um deſto ſeltener, und die meiſten Tyrannen gelangten auf dieſem krummen Wege zur Allgewalt. Nicht gerade phyſiſche Uebermacht ſicherte ihnen die lange Fügſamkeit der Bejochten; der letztern Schwachſinn, dann ihre träge Duldſamkeit, endlich ihre Muthloſigkeit thaten es weit mehr. Feigheit, Mangel an redlichem Freimuth, ſchweigen wo zu reden Pflicht wäre, ſind Quellen tiefſter Erniedrigung, wie bei Einzelnen ſo auch bei ganzen Völkerſchaften, das Feigenblatt alles Schlechten. Wenn knechtiſche Geſinnung einmal von aller Welt getheilt wird, hält eben dadurch Jeder ſich für entſchuldigt. Die Deſpotie kann ſogar, wenn ſie ſich mit Kunſt und Gepräng entfaltet, ſchwache, gemeine Seelen bezaubern, und hat faſt zu allen Zeiten Lobredner gefunden. Wohl iſt auf dem Thron der unbeſchränkten römiſchen Kaiſer ein Titus, ein Antonin erſchienen. Aber wie oft hatte nicht ſchon ein menſchenfreundlicher Titus, einen argwöhniſch-grauſamen Domitian, ein edler frommgeſinnter Antonin einen abſcheulichen Commodus zum Nachfolger! — Der Knechtſinn macht geneigt,

---

ſten römiſchen Kaiſer wurden aus Furcht ihrer unbeſchränkten Gewalt entſetzt zu werden, grauſame Tyrannen (pavebant, terrebantque ſagt *Tacitus*).

nicht nur die eigenen Rechte, ſondern auch die der Andern ſchamlos preiszugeben. „Das Thier, ſagt Mirabeau, welches der wilde Leopard zerfleiſcht, bewundert nicht deſſen vielfarbiges Fell und die Mannigfaltigkeit ſeiner Liſten. Menſchen und Völker aber thaten dies. Tirannen, wie Tiber und Nero haben ſelbſt ob der Niederträchtigkeit geſtaunt, womit die Meiſten ſich unter das Joch ihrer Launen ſchmiegten[5]). Machiavell hat die Künſte der Willkührherrſchaft ſogar zur ſchimmernden Theorie verarbeitet, und viele Machthaber haben in ihr mehr eine Rechtfertigung als einen Tadel, eine Ironie erblickt. Gibt es eine Verkehrtheit, für welche die Sophiſtik der Herrſchſucht nicht Gründe erſonnen hätte? Sie iſt die Erfinderin der Theorie, die jedes Mittel, das zum Zweck dient, rechtfertigt; ſie brüſtet ſich mit der Conſequenz, welche die unbeſchränkte Gewalt allein anſprechen könne; ſie argumentirt ſo: alle Verſuche die Gewalt des Regenten zu beſchränken ſind mit manchen Hemmniſſen für den Zweck der Regierung verbunden und haben ſich immer mangelhaft und unzulänglich bewieſen; alſo gebührt der unbeſchränkten Gewalt der Vorzug. Bringt ein Herrſcher dieſes Syſtem mit Macht zur Geltung, ſo gewinnt er leicht die Sympathie aller derjenigen, welche Neigung fühlen, es als Helfershelfer der unbeſchränkten Gewalt zu ihrem Vortheil auszubeuten. — Wo Höhen und Tiefen ſind (und gibt es ihrer nicht überall, wo die einen befehlen und die andern gehorchen?) ſollte man ſich doch unbehaglich fühlen, wenn es oben gegen den Schwindel und unten gegen Lawinen und Bergſtürze an Schutzwehren fehlt. Die Macht hat indeſſen ſo gewaltigen Reiz, daß wer ſie beſitzt, wenn keine geſetzlichen Schranken entgegenſtehen, nicht leicht der Verſuchung widerſteht, ſie auch da zu gebrauchen, wo das Gefühl und die Einſicht des Unrechts davon abmahnen, und die Schmeichelei niedriger Seelen erhöht noch ſehr dieſen Reiz. Laſſen ſich nun auch die für die Freiheit der Völker beſtellten Wächter einſchläfern oder durch Beſtechung betäuben, ſo wird ihr Schweigen als Zuſtimmung gedeutet. So kam es, daß es Zeiten der Knechtung gab, die als goldene ſelbſt von den gebildeteſten Geiſtern geprieſen wurden[*]. Auch ſchreitet ein beſonnenes Volk, wenn es gleich die Unterdrückung ſchmerzlich fühlt, gewöhnlich nur dann zum Aufſtand, wenn ihm jeder andere Weg zur Erlöſung verſperrt iſt. Iſt doch kein Volksaufſtand, wär' er auch noch ſo gerechtfertigt, gefahrlos; jeder verlangt große Opfer, und mancherlei Wehen ſind in ſeinem Gefolge. So oft jedoch die Willkühr der Gewalt ungehemmt weiter ſchritt und ihr auf dem ganzen Volk laſtender Druck unerträglich, und beſonders wenn das Gefühl davon noch durch übermüthige Verhöhnung der Menſchenwürde verſchärft wurde, iſt eine Volkserhebung zur Abſchüttelung des verhaßten Jochs ſelten ausgeblieben.

---

[5]) Von Brittonien ſagt *Tacitus* (Vita agricolae): servitutem suam quotidie emit, quotidie pascit. Plinius d. j. über die Niederträchtigkeit des Senats unter Claudius entrüſtet, weiß nicht, ſoll er die Senatoren für Spötter oder für Elende halten. Ep. VII. 29.

---

[*] *Sylla*, homme emporté mène violemment les Romains à la liberté. Auguste, rusé Tyran les conduit doucement à la servitude. Pendant que sous Sylla la République reprenoit des forces, tout le monde crioit à la Tyrannie, et pendant que sous Auguste la Tyrannie se fortifioit, on ne parloit que de liberté. *Montesquieu* De la Grandeur des Romains et de leur Décad. ch. XIII. Von der Zeit, wo Napoleons Herrſchaft den Zenith erreicht hatte, ſchreibt ſein Verehrer *Bignon* (Hist. de France sous Napoléon VII. 113.): Il semble que personne ne raisonne plus, ne réfléchisse plus. On laisse en quelque sorte à l'Empereur le monopole de la pensée; et sa pensée, chaque jour plus monarchique dans le sens des royautés absolues, est, dès qu'elle se présente, acceptée, applaudie et justifiée par des sophismes que l'on embellit de toutes les fleurs de l'éloquence.

Auch ſind die Völker, die mit Begeiſterung Gut und Blut daran geſetzt haben, ſtets von der Nachwelt hochgeprieſen worden. Bejammernswerth hingegen ſind die Zeiten, wo Nichtsthun, wo Enthaltung von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten für Weisheit geachtet wird. (Inertia pro sapientia fuit. *Tacit.* Agricola. n. 6.) — Die Geſchichte belehrt mit gleichem Nachdruck die Volkshäupter wie die Völker, vor dem Mißbrauch der Gewalt auf der Hut zu ſein, und ſeinen Folgen, eh' es zu ſpät iſt, vorzubeugen[7]).

Das Aufkommen ſtehender Heere mit Schießpulvergeſchütz verlieh in neuerer Zeit den Regierungen einen Zuwachs von Macht, der eine Verſtärkung der Volksvertretung entgegengeſtellt werden mußte, wofern der Despotie begegnet werden ſollte. Wo dieſes Gegengewicht verſäumt wurde, kam die Macht der Volksvertretung bald in ſchmählichen Verfall. Anderſeits erwuchs aus der maßloſen Vergrößerung der ſtehenden Heere vielfältig eine finanzielle Noth, die mit beſtändiger Gefahr des Stillſtands oder des Umſturzes der Staatsmaſchine verbunden iſt. Am beklagenswertheſten iſt der Zuſtand, wo die Staatsgewalt ſich genöthigt ſieht, die Streitmacht, welche die äußere Sicherheit wahren ſoll, zur Wahrung der innern (gegen

---

[7]) In dem Prediger heißt es (K. X. 11.) „Beißt eine Schlange, ehe ſie beſchworen wird, ſo hilft die Kunſt des Beſchwörens nichts. „Und Hamlet ſagt bei Shakeſpeare (Aufz. III. Sc. 1.): „Wahnſinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn." Die Unterwerfung eines freien Volkes unter die vollziehende Staatsgewalt iſt weiter nichts, als die Befolgung der Geſetze, die es ſich ſelbſt gegeben hat. So lange nach Außen die Nationalehre entſchloſſen aufrecht erhalten und nach Innen Gerechtigkeit unparteiiſch gehandhabt wird, ſoll und wird der Gehorſam des Bürgers willig, freudig, ja faſt unbegrenzt ſein. Ein edles Volk iſt für die Erhaltung ſeiner Rechte dankbar, und erweitert die Achtung, welche es dem Amt eines guten Fürſten ſchuldig iſt, gern zur Anhänglichkeit für ſeine Perſon." (Junius-Briefe aus dem Engl. v. A. Ruge 1847. S. 20.)

Ruheſtörung, Aufruhr, Parteiwuth oder Umwälzungsgelüſte) zu gebrauchen [8]).

5) Ein großer grundverderblicher Irrthum iſt es, daß eine gute und feſte Regierung blos das Werk der ausgebildeten Intelligenz und nicht zugleich des tief begründeten ſittlichen Charakters ſei. Nichts iſt ſchwächer und hinfälliger, als eine Staatsgewalt, die blos durch den berechnenden Verſtand gelenkt wird und ſich ganz auf dieſen verläßt. Der Verſtand kann wohl den Mechanismus des Staats erſinnen und leiten. Doch allein vermag er nicht, ihn zu beſeelen. Die Seele iſt es aber, was dem Staat Leben und Stärke gibt. Regierungen, die nur den berechnenden klügelnden Verſtand zu Rath zu ziehen gewohnt ſind, zeigen ſich, wenn die große Sphynx, die Zeit zudringlich mit ihren räthſelhaften Fragen vor ſie hintritt, furchtſam, zagend und unſchlüſſig, greifen aus Uebermaß von Klugheit oft gerade nach dem Unpaſſendſten, verſuchen es mit halben Maßregeln, verſäumen den rechten Augenblick und richten entweder Nichts oder nur Verkehrtes ins Werk. Des klaren Verſtandes iſt zwar eine Regierung immer und in Allem benöthigt. Er allein reicht aber nicht aus. Ihr mächtigſtes Triebwerk muß ſie immer in dem aufſuchen, was den ſittlichen Charakter zu heben, zu reinigen und zu ſtärken geeignet iſt, und nur auf dieſen Grund kann ſie mit Zuverſicht bauen [9]).

---

[8] Krieg und Kriegsfertigkeit können vernünftiger Weiſe nie Zwecke, ſondern nur Mittel für den Staat ſein. Ariſtoteles bemerkt: der Hauptfehler der Verfaſſung von Lakedämon war, daß alle Einrichtungen auf das Kriegsweſen berechnet waren, weshalb der Staat ſich nur im Krieg erhalten konnte und im Frieden untergehen mußte.

[9] Der Miniſter *d'Argenson* (mémoires p. 417.) ſchrieb: Le coeur est la faculté dont nous nous dépouillons chaque jour faute d'exercice, tandisque l' esprit s'aiguise et s'affile. Nous devenons des êtres tout spirituels... Mais par l'extinction des facultés qui dérivent du coeur, ce royaume périra, je le

Die geſellſchaftliche Ordnung entbehrt ihrer weſentlichen Grundfeſte, wenn die Achtung für die Perſonen und die Einrichtungen verſchwindet, denen das Geſetz und die öffentliche Meinung die Aufrechthaltung jener Ordnung anvertraut haben. Das Verſchwinden dieſer Achtung iſt der Vorbote der Auflöſung. Sinn für das Gemeinwohl und Liebe des Vaterlands werden ohne ſie zu leeren Worten ohne Gehalt und Bedeutung. —

Eine Urſache oder Folge der Entſittlichung iſt die Genußſucht, an der ſchon viele Völker zu Grund gegangen ſind, welche weder ihre fortgeſchrittene Intelligenz noch die Verfeinerung ihrer Sitten davor bewahren konnte. Dieſer Krankheit kann die Regierung durch ihr Beiſpiel und durch Geſetze begegnen, welche die Liebe, die Einfalt und Reinheit des häuslichen Lebens, und die ſittliche Erziehung fördern und die zu große Vervielfältigung der Vergnügungen und der Anläſſe zu müſſigem Zeitvertreib verhindern. Der kräftigſte Zügel der Genußſucht iſt wahre, tiefbegründete Religioſität. — Mit der ſittlichen Anarchie iſt keine bürgerliche und politiſche Ordnung vereinbar [10]).

6) Jedem Einzelnen im Staat bleibe ſeine Meinung frei von äußerm Zwang! Verſuche die Meinungen durch Zwang zu beherrſchen haben immer nur zu Fälſchung und Verwirrung derſelben geführt und die Ruhe und Ordnung im Staate ge-

---

predis.“ Die Prophezeihung ging nur zu bald in Erfüllung. Auch der geiſtreiche *Vauvenargues* ſchrieb: „Nous ne pensons qu'à l'esprit, et point aux qualités de l'âme. Cependant c'est d'elle avant tout que dépend notre destinée: — Je ne puis ni estimer, ni aimer, ni haïr, ni craindre (ſoll wohl heißen: respecter) ceux qui n'ont que de l'esprit.“ (Oeuvres I. 111.)'

[10]) Il est une anarchie morale qui sape l'ordre jusqu'à ses fondements, qui le rend difficile avec le despotisme même et impossible avec la liberté. *Salvandy* Vingt mois de la Révolution 1849. p. 494.

ſtört. Laſſe man die Meinungen durch geiſtige Bekämpfung ſich berichtigen und ausgleichen! Die Regierung darf aber ſelbſt nicht nach Meinungen, ſie muß immer nach feſten bewährten Grundſätzen verfahren. Ihr Leitſtern muß in Allem das Geſetz und die Wohlfahrt der Geſammtheit ſein. Sonſt läuft ſie beſtändig Gefahr ſich zu verirren, die Geſchäfte zu verwirren und die Grundfeſten des Staats zu erſchüttern.

7) Nichts iſt dem geſellſchaftlichen Leben auch im Staate feindſeliger, als was Mißtrauen ſät oder nährt und die Quellen des Vertrauens trübt und vergiftet. Dadurch wird aus demſelben alle Zuverſicht und Annehmlichkeit des Verkehrs verſcheucht. Perſonen und noch mehr Vereine, die ſich ein Geſchäft daraus machen, ſind die Peſt der Geſellſchaft. Eine gute und weiſe Regierung zeigt Vertrauen, indem das Bewußtſein ihrer guten und gerechten Sache ſie kräftigt, und ſie kann gewiß ſein, dadurch auch Vertrauen zu gewinnen. Sie geht ſelbſt offen zu Werk, ſcheut das Licht nicht, und verlangt von Allen das Gleiche. Das entgegengeſetzte Benehmen hat immer Viel im Staate verdorben. Sobald Mißtrauen zwiſchen das Volk und die Regierung getreten und ſich feſtgeſetzt hat, kann nichts Gutes, aber alles Ueble zu Stande kommen. Da thut denn vor Allem die Beſeitigung der Urſachen des Mißtrauens Noth.

8) Das Ehrgefühl und Ehrbegierde ſind überall, nicht nur in Monarchien und Ariſtokratien ein mächtiges Triebwerk der Bürgertugend. In allen Staaten erſterben ſie aber wenn, wie Montesquieu ſagt, mit der Ehre die Ehren in Widerſpruch geſetzt ſind, und man zugleich mit tiefer Schmach und hohen Würden bedeckt ſein kann. Wenn die Regierung ſelbſt das Ehrgefühl fälſcht, dann kann es nur Untugenden erzeugen.

9) Jeder Staat, der in ſeiner Vervollkommnung nicht vorwärts ſchreitet, ſchreitet zurück. Das rechte Maß und die rechte Zeit für Verbeſſerungen auszuwählen und die geeigneten Vorbereitungen für künftige zu treffen, iſt eine wichtige Aufgabe ächter Staatsweisheit. Den Mangel an Muth zu rechtzeitigen Verbeſſerungen ſah man oftmals in Uebermuth, in Widerſtand gegen die rechtmäßigſten Anforderungen der Zeit umſchlagen, welcher dann zu gewaltſamer Umwälzung herausfordert[11]. Auch die Neuerungsſucht, erwacht ſie unter den Regierten, kann verderblich werden, wenn ſie nicht von oben mit Weisheit gezügelt wird, oder wenn ſie nimmer gezügelt werden kann. Wenn gleich auch die Neuerungsſucht, hat ſie ſich einer Regierung bemächtigt, dem Staat Verderben bringen kann, ſo thut dies doch das zu lange und zähe Feſthalten am Unhaltbargewordenen und das ſtets zögernde Aufſchieben nothwendiger Reformen noch mehr[12]. Wie kann aber eine Regierung ihre Nothwendigkeit und den rechten Zeitpunkt dafür mit Zuverſicht ermitteln, wenn ſie nicht die Organe der Gedanken, Urtheile, Anſichten und Wünſche der Nation zu vernehmen und zu würdigen verſteht? Das Zuwarten mit nothwendigen Reformen laſſen ſich die Völker nur ſo lange gefallen, als ſie dieſelben noch erwarten zu dürfen glauben. Benimmt aber ewiges Zaudern und Hinhalten alle Hoffnung, ſo reißt der Faden der

---

[11] Sie meinen: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die Ihr gewinnt? L. Börne's geſammelte Schriften. Hamb. 1832. VIII. 27.

[12] *Importuna et morosa moris retentio* res turbulenta aeque ac *Novitas.* *Baco de Verul.* Serm. n. 24. Schon ihrer Natur nach iſt die Wirkung der beſten Heilmittel gegen Uebelſtände langſamer als das Umſichgreifen von dieſen. Natura infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala; et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris, *Tacit.* Agricola n. 3.

Geduld. Kecker, bitterer und derber Spott iſt der gewöhnliche Vorbote des nahenden Sturms. Hat der Unmuth einmal einen hohen Grad erreicht, ſo wird der Spott, mit dem er ſich kundgibt, durch Gewaltmaßregeln nur gereizt und geſchärft. Ein vorzüglicher Beweis von der Güte und Dringlichkeit einer Reform iſt es, wenn die Achtung, die Heiligkeit der ſchon beſtehenden Geſetze dieſelbe zu ihrer Bekräftigung fordert. Wehe hingegen dem Land, wo der Regent, von dem Ungeſtüme maßloſer Forderungen aufgereizter Volksmaſſen überraſcht, den Muth und die Kraft nicht hat, den Unterſchied zwiſchen dem, was rechtlich und heilſam und dem, was rechtlos und verderblich iſt, geltend zu machen!

10) Ungeachtet eines hohen Vorſchritts intellectueller und äußerer Bildung und auch bei vielſeitiger Vervollkommnung der Staatsvereine erhielt ſich doch zu allen Zeiten da und dort in der Welt das die Menſchheit entehrende Schauſpiel der Sklaverei (der willkührlichen Behandlung von Menſchen als bloßen Sachen) in verſchiedenen Abſtufungen. Machtdünkel erſann frühzeitig die Maxime: Unterthanen hätten nur Pflichten, keine Rechte. Dieſe Scheidung von Recht und Pflicht iſt der Urſprung aller Willkührherrſchaft, und von dieſer iſt der Uebergang zur Begründung der Sklaverei leicht begreiflich. Man ſah dieſe aber ſogar in freien und wohlorganiſirten Staaten Geſetzeskraft erhalten und fortbeſtehen neben der höchſten Verfeinerung der Sitten, des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft und Kunſt[13]), und doch iſt ſie mit wahrer Geſittung, die der Aus-

---

[13]) Die rieſenhafteſten Denkmäler der Baukunſt ſind das Werk von Sklavenhänden. Ariſtoteles (Politik B. I. K. 3. u. 4.) will es zwar ganz naturgemäß finden, daß gewiſſe Menſchen als die ſchwächern und minder einſichtigen und gebildeten Sklaven der andern ſind: das gereiche nicht nur dieſen, auch jenen zum Vortheil. Doch will er damit den

druck von Recht und Tugend und von Anerkennung der Menſchenwürde ſein ſoll, ſchlechterdings unvereinbar. — Verthierende Sklaverei und Menſchenopfer[14]) zeigten ſich dadurch in naher Verwandtſchaft, daß beide eine ſehr niedrige Vorſtellung von Gott und Menſchenwürde vorausſetzten. — Jeder Menſch und jedes Volk wünſcht ſich Freiheit. Aber ſelten gönnen ſie dieſelbe andern. — Zwar wurde hin und wieder ſchon manche Härte und Unbild der Sklaverei durch Geſetz oder milden Sinn abgeſchafft, eingeſchränkt, gelindert. Aber zu gleicher Zeit ſah man auch unter mancherlei Vorwänden und Formen neue Arten von Sclaverei entſtehen. Wie geneigt iſt nicht der Reiche, der Stärkere ſein Verhältniß zum Armen und Machtloſen zu mißbrauchen, und wie leicht und fügſam ſchmiegen ſich letztere unter ein Joch, wenn es mit ſcheinbaren Vortheilen und einiger Milde ausgeſchmückt wird! Stifteten

---

Mißbrauch der Gewalt, die Tyrannei nicht vertheidigen, als die dem Gebietenden ſowohl als dem Gehorchenden ſchädlich ſei. — *Tiberius Grachus* ſtellte an die Ariſtokraten Roms die Frage: wer für den Staat mehr Werth habe, ein Bürger oder ein ewiger Sklave? (*Appian de bello civili. L. I.*) — In Oſtindien legt die Religion die Sklaverei durch das Kaſtengeſetz auf. Wie dieſes iſt dort auch die Sklaverei unwiderruflich. Am verderblichſten iſt jedoch die, welcher das Geſetz die Kinder durch die den Eltern eingeräumte unbeſchränkte Gewalt unterwirft, die ſo weit geht, die Kinder zum Zweck der Schändung zu verkaufen (G. W. Johnſon Oſtindiens Gegenwart und Zukunft 1844. S. 202—204), ſodann die Sklaverei der Frauen, welche zur tiefſten Unwiſſenheit und Sinnlichkeit verdammt ſind, und ſich nach des Mannes Tod mit ſeiner Leiche müſſen verbrennen laſſen (Ebend. S. 211 fg.). — Beſchämend war die im mexikaniſchen Reich beſtandene mildere Sklaverei für ſeine europäiſchen Eroberer. Niemand konnte dort durch Geburt Sklave werden. Den Sklaven war vergönnt, ſeine eigene Familie, Eigenthum und ſogar eigene Sklaven zu beſitzen. Seine Kinder waren frei. Prescott. Geſchichte der Eroberung von Mexico 1845. I. 30.

[14]) Dahin gehören aber nicht nur die Menſchenopfer, die der Gottheit auf Altären, ſondern auch die, die ihr auf Scheiterhaufen und in Inquiſitionskerkern dargebracht wurden. Wie widerſprechend iſt es, die erſtern zu verabſcheuen und die letztern zu rechtfertigen, wohl gar zu preiſen!

die verkehrten Begriffe vom Verhältniß zwiſchen Colonie und Mutterſtaat nicht eine eigene Art von Sklaverei? und wurde nicht in ſolchen Ländern, wo man den Kriegerſtand vom Mittel zum Zweck erhoben hat, das Volk, welches er ſchützen ſollte, vom Schild erdrückt, und der Kriegsdienſt durch ſeine Einrichtung und die barbariſchen Strafen gegen Zuchtvergehen in demſelben eine der härteſten Sclavereien? — Mit welcher die Menſchenwürde verhöhnenden Sophiſtik ſträubt ſich nicht jetzt noch die ſchnöde Gewinnſucht (ſelbſt auf Rednertribünen der Freiheit) gegen die Aufhebung des einträglichen Sclavenhandels (mit Negern)![15] Wie viele Schlangenwindungen erſinnt ſie nicht, um ſein Verbot zu umſchleichen![16]

11) Ihrer Natur nach haben die Menſchen und jede menſchliche Geſellſchaft einen Trieb in ſich, das Gebiet ihrer Wirkſamkeit auszudehnen. Allein das ehrgeizige Streben nach Ausdehnung des Herrſchaftgebiets hat noch jedem Staat, der ſeine Macht ohne Beachtung des Rechts dafür verwendete, zuletzt Verderben gebracht. Zum Glücke ſetzt dem Trieb darnach ſchon ſeine Allgemeinheit natürliche Schranken. Eroberer aber, die dieſe Schranken im Großen durchbrachen, wurden jederzeit als politiſche Raubthiere, als eine Geißel Gottes angeſehen[17]. Elend und ſchmachvoll iſt der Zuſtand der Völker deren Regenten Satrapen eines gewaltigen Eroberers geworden ſind; dem Fremden dienſtbar, verſchmachten ſie unter doppeltem Joch. Anderſeits koſtete das Streben, das Eroberte

---

[15] In Frankreich, England, Nordamerika!

[16] Seitdem der Negerhandel verboten iſt, wird er als einträgliche Schmuggelei, verlarvt und unverlarvt, getrieben.

[17] Attila war ſogar ſtolz auf den Titel einer Geißel Gottes, und befahl, ihm dieſen beyzulegen. *Nicol. Olahi* Attila c. 9.

zu erhalten den Völkern noch mehr als die Eroberung ſelbſt. Sowohl die Eroberung, welche die Stärke an die Stelle des Rechtes ſetzt, als das Einſtürzen ihres Aufbaus hat die Länder mit Trümmern und Elend bedeckt [18]). Schwieg auch die Erde wie ein Grab, der Haß tobte nur deſto grimmiger in der unterdrückten Völker Bruſt. Weil es im Weſen der Eroberung liegt, den Nationalgeiſt tief zu beleidigen, ſo erliegt auch gewöhnlich der Eroberer zuletzt der Empörung, dem Aufſchwung dieſes Geiſtes, der, wenn auch nicht von Leidenſchaftlichkeit rein, doch als Quelle vieler geſellſchaftlichen Tugenden Achtung verdient. Politiſches Unrecht iſt wie Privatunrecht eine Saat, die nicht aufhört, böſe Früchte zu tragen, ſo lang es nicht durch die That aufgehoben iſt. Bloße Verjährung kann es nicht ſühnen. Hier trifft das Sprüchwort zu: Hundert Jahre Unrecht iſt keine Stunde Recht. — Indeſſen erreichten Staaten, die auf Eroberung ausgingen, weil ſie vermög' ihrer Einrichtung und Lage ein beſtändiges Streben nach Erweiterung in ſich trugen (wie weiland Rom und die Moslemiſche Macht) ſicherer und nachhaltiger ihren Zweck, als einzelne Helden (wie Alexander oder Gengiskan), weil ſie nur allmählig nach Maßgabe der Umſtände voranſchritten, daher auch planmäßig die Abneigung der Eroberten beſiegen konnten [19]). Selbſt ein Alexander, obgleich der Wiſſenſchaft und Kunſt hold, weckte doch kein Genie, das ihn beſungen hätte. Für die einzelnen Völker aber, welche das Schwert erobernden Rieſenſtaaten einverleibt hat, erſcheint mit der Auflöſung und dem Einſturz von dieſen, die früher oder ſpäter erfolgen, eine wichtige Epoche, wo ſich ihre Befähigung, ſich zur Selbſtändigkeit wieder zu erheben, erproben muß. Manche durch Eroberung ungeheuer angewachſene Staaten ſind nach ihrem Sturz, wenn ſie auch einen hohen Grad von Geſittung und äußerer Wohlfahrt erſtiegen hatten, ſo tief geſunken, daß ſie Steppen und Wüſteneien wurden. Von mehrern findet man ihre Stätte nicht mehr [20].

---

[18]) „Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant“ ſagt *Tacitus* ſelbſt von römiſchen Eroberern. *Vita Agricolae.*

[19]) Eroberer hat es viele gegeben, deren aufgethürmte Herrſchaft zuletzt kläglich unterging. Rom war der einzige Staat in der alten Welt, der für beſtändige unbedingte Eroberung organiſirt war, und glücklich auf dieſer Bahn fortſchritt, bis das Unmaß ſeiner Größe ihn ſtürzte. Später erhielt das Reich Mohameds eine ſolche Organiſation, die auf Unterjochung aller Völker ausging. Seine Seele war der Fanatismus; mit deſſen Erlöſchen mußte auch der Rieſenbau ſich lockern und auflöſen.

---

[20] Dem Eroberer zu Babylon galt des Jeſaias Hohngeſang (XIV. 12. u. fg.): „Wie biſt du vom Himmel gefallen, der Morgenröthe Sohn! Zur Hölle wurdeſt du herabgeſtürzt, zur tiefſten Gruft. Die dich ſehen, ſchauen dich an, betrachten und ſprechen: iſt dies der Mann, vor dem die Erde bebte, die Königreiche zitterten!" — Wohl im ahnenden Vorgefühl der Gefahren, in welche die Siegs- und Erweiterungsluſt ſeine Römer einſt ſtürzen werde, baute der fromme Numa ihnen den Tempel des Janus, deſſen Pforten im Frieden verſchloſſen blieben, und ſtellte die Landesgrenzen unter den Schutz eigener Götter, (Dii Termini), denen er Feſte weihte. Dies achteten aber die Römer bald nicht mehr. — Thiers ſagt in ſ. Histoire du Consulat et de l'Empire (de Napoleon) VI. 432.: „A quoi serraient donc les forces des nations, sinon à essayer de dominer les unes sur les autres? Les vastes dominations sont dans les desseins de la Providence. Ce qu'un homme de génie est à une nation, une grande nation l'est à l'humanité. Les grandes nations civilisent, éclairent le monde, et le font marcher plus rapidement dans toutes les voies. Seulement il faut leur conseiller d'unir à la force la *prudence* qui fait réussir la force, et la *justice* qui l'honore." — Dieſe Schutzrede für den Eroberungsgeiſt iſt eine Kette von Sophismen. Wie kommt der Verfaſſer zu der Behauptung, daß den Völkern ihre Kräfte umſonſt verliehen wären, wenn ſie nicht damit verſuchen würden, eines die andern zu beherrſchen? Den Völkern wie den Einzelnen iſt ihr Kraftmaß dazu verliehen, es für ihre Ausbildung und ihre Wohlfahrt zu verwenden. Allerdings ſind auf dem Wege der Eroberung große Weltreiche entſtanden, und manche Fortſchritte in der Geſittung und Aufklärung wurden durch ſie gefördert. Aber wie theuer wurden dieſe durch die unſäglichen phyſiſchen und ſittlichen Uebel erkauft, welche den Siegeszug ſolcher Weltreiche und wieder ihr Einſturz im Gefolge hatten! Für das Gedeihen der Eroberung verlangt der Verfaſſer Klugheit und Gerechtigkeit. Aber gerade dieſen Tugenden ſind Eroberer am wenigſten zugänglich und wie ſchwer, ja unmöglich iſt es, ſie mit dem Streben nach Unterwerfung anderer Völker zu vereinbaren? —

12) Zur Sicherheit und für das wachſende Gedeihen der Staaten iſt ein gewiſſes Gleichgewicht ihrer verhältnißmäßigen Macht wünſchbar. Das politiſche Gleichgewicht erfordert aber nicht eine Gleichheit der Staaten in Beziehung auf Macht, eine Gleichheit, die unter Staaten eben ſo wenig als unter Privaten erreicht oder feſtgehalten werden könnte; wohl aber ein ſolches Rechtsverhältniß unter ihnen, welches dem mindermächtigen Schutz gegen widerrechtliche Angriffe des Mächtigern verſchafft. Auch beruht das Gleichgewicht ihrer Macht nicht blos darauf, daß in dem Verhältniß ihres Länderumfangs, ihrer Hülfsquellen für Handel und Krieg ein gewiſſes Maß der Ungleichheit nicht überſchritten werde, ſondern noch mehr darauf, daß kein Staat in der ſittlichen und auch in der intellectuellen Bildung und in der Anerkennung der Grundſätze der Gerechtigkeit und Billigkeit zu weit zurückbleibe, ſondern daß alle Staaten hierin redlich miteinander wetteifern. Ein ſolcher Zuſtand der Staaten könnte unter ihnen ein Verhältniß begründen, das den kleinern phyſiſch unmächtigern Staaten neben den großen und mächtigen den Vortheil, ſich ungeſtört entwickeln zu können, verbürgen würde. — So oft ein Staat nach entſchiedener Oberherrſchaft über die andern ſtrebt, entſtehen unter dieſen Verbindungen um ſich davor zu ſichern[21]. Oft ſehen wir aber auch die Politik, die Erhaltung des ſogenannten Gleichgewichts nur zum Vorwand gebrauchen, um ungerechte Kriege zu beſchönigen und Eroberungsabſichten zu

---

[21] Die tüchtigſte Schutzwehr gegen Unterdrückung und Eroberung bietet ſich den kleinern Staaten in der Bildung von Verbindungen unter ihnen, von Eidgenoſſenſchaften dar. Ihre Stärke und ihr Vortheil für die Verbündeten iſt vorzüglich dadurch bedingt, daß ein aufrichtiger durch keine Nebenabſichten getrübter Gemeinſinn die Bundesgenoſſen gegenüber dem Ausland zuſammenhalte und daß jeder Anlaß zur Störung der Eintracht ferngehalten werde.

bemänteln. Auf ſolche Weiſe wird das Gleichgewicht mehr geſtört als gefördert.

13) Sobald irgend ein Staat ein großes ſtehendes Heer bildete und eine vorzüglich wirkſame Art von Bewaffnung und Einübung derſelben einführte, konnten die benachbarten Staaten die Nachahmung nicht unterlaſſen, ohne ſich der Gefahr der Unterjochung auszuſetzen. Indeſſen iſt der Unterhalt ſtehender Heere ſelbſt ein ſchweres drückendes Uebel, das jedoch durch eine gute Organiſation des Heerweſens kann vermindert werden. — Friede, nicht Krieg iſt Zweck der Staatsvereine. Wenn nach einem hartnäckigen und erbitterten Krieg zwei nebenbuhleriſche Völker ſich zu einem Frieden vereinigen, der keinem von beiden Schmach oder zu empfindlichen Nachtheil bringt, ſo ſieht man ſie in begeiſtertem Feſtjubel wetteifern und für den Augenblick aller Feindſeligkeit vergeſſen. Sie überlaſſen ſich ganz dem natürlichen Gefühl Friede ſei beſſer als Krieg. Führt dieſer doch immer viele und große Uebel mit ſich, die nicht nur den Wohlſtand zerrütten, ſondern auch die ſittlichen Bande lockern. Glücklicher Weiſe wird er durch die Kriegskunſt ſelbſt um ſo mehr erſchwert, je vollkommner dieſe wird [22]).

---

[22]) Die Wiſſenſchaft und Kunſt des Kriegs iſt einer beſtändigen Vervollkommnung empfänglich und bedürftigt. Sie kann alle andern materiellen Wiſſenſchaften und alle mechaniſchen Künſte benutzen und ſie alle ſich dienſtbar machen. Dieſer Fortſchritt macht die Kriegführung immer furchtbarer und ſchwieriger. Ob er aber vom Krieg abſchrecke und ſeine Nachtheile vermindere, iſt noch problematiſch, obgleich ſeine Führung durch Hauptſchläge die Entſcheidung ſchneller herbeiführen ſollte. Dem Waffenkrieg geht jetzt immer der diplomatiſch-politiſche zur Seite, und dem letztern iſt es ſchon manchmal gelungen, durch Stiftung neuer unerwarteter Bündniſſe die Erfolge des erſtern zu vereiteln, oder doch zu ſchwächen und ſelbſt die gewaltigſten Eroberer zu beſiegen. Kein Staat, der in ſeinem Beſtand geſichert und geachtet ſein will, kann der Kriegskunſt und ihrer fortſchreitenden Ausbildung entbehren. Dieſe muß ſich nach den Orts- und Zeitverhältniſſen verſchieden geſtalten.

14) Man hat in dem Geſchichts- oder Lebenslauf der Staaten und Völker ein Knaben-, Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter nachzuweiſen verſucht, und es iſt etwas Wahres daran. Es laſſen ſich aber auch in den meiſten Staaten und Völkern Elemente aller vier Alter ſtets beiſammen wahrnehmen, und der Staat, das Volk wird ſich am beſten befinden, wo ſie alle gleichzeitig und harmoniſch wirkſam ſind und einander ergänzen und berichtigen. — Thatſache iſt es, daß die berühmteſten und mächtigſten Staaten gerade, wenn ſie auf der Zinne der Macht und des Ruhmes ſtanden, den Kampf mit den größten Gefahren, mehr noch den innern als deren von Außen zu beſtehen hatten, und daß gewöhnlich in dieſer Epoche ihres Seins die Urſachen ihres Verfalls und endlichen Untergangs ſich zu entfalten pflegten. Die Staaten haben hierin das gleiche Loos, wie die Familien, Körperſchaften und Individuen. Auch dieſe haben nie einen ſtärkern Grund gegen Gefährdung und Mißtritte auf der Hut zu ſein, als wenn ſie das Ziel ihrer heißeſten Wünſche und angeſtrengteſten Beſtrebungen erreicht zu haben glauben. Sich auf der Höhe zu erhalten iſt für die Meiſten ſchwieriger als ſie zu erklimmen.

15) Ein Streben nach Freiheit und Gleichheit entfaltet ſich überall, wo Menſchen zuſammenleben, wo ſie einen Staatsverein bilden und daſſelbe wird allgemeiner und ſtärker, je mehr die Civiliſation voranſchreitet und ſich verbreitet. Die Aufgabe der Regierungen iſt es, dieſes Streben ſo zu leiten und zu mäßigen, daß es zur Förderung des Gemeinwohls diene und nicht Störungen deſſelben veranlaſſe. — Die wahre, einzig haltbare Grundfeſte der äußern Freiheit iſt die innere von unordentlichen Trieben und Leidenſchaften. Die Menſchen ſind aber ſehr geneigt, dies außer Acht zu ſetzen; ſie thun in der

Regel weit mehr für Erringung und Bewahrung ihrer äußern Freiheit als für die der innern, obgleich dieſe für ihr Wohl unendlich wichtiger iſt. Wie geringen Werth hat die äußere, wie unſicher und hinfällig iſt ſie ohne die innere! — Das Nämliche gilt von der Gleichheit. Werden auch Allen im Staate die gleichen politiſchen und bürgerlichen Rechte zugeſichert, ſo hört doch dadurch unter ihnen weder die phyſiſche oder materielle, noch die geiſtige und moraliſche Ungleichheit auf. Vor dem Geſetz ſollten Alle gleichgeſtellt ſein. Aber dadurch, daß dieſer gerechten Forderung Genüge geſchieht, wird noch nicht Jeder gleich fähig die Wohlthaten des Geſetzes ſich anzueignen. Die wahre Gleichheit ruht auf der ſittlichen Menſchenwürde. Stände dieſe in allen Menſchen unverſehrt aufrecht, hätten in Allen der Wahrheitsſinn, die Liebe des Guten, die Gerechtigkeit, die Nächſtenliebe die Oberhand, dann erſt könnte von wahrer Gleichheit die Rede ſein. Dieſe beſteht darin, daß Jeder nicht nur vor dem Geſetz gleich ſei, ſondern auch nach dem Maß ſeiner Pflichterfüllung Achtung erwerbe. Strebt aber die Staatskunſt vorzüglich nur die materiellen Intereſſen zu fördern, ſo begeht ſie einen Mißgriff. Denn dadurch wird der Sinn für das Gemeinnützige, das Edle, das Geiſtige abgeſtumpft und engherzige Gewinnſucht genährt. Dieſe Einſeitigkeit der Staatskunſt entſpringt aus der Anſicht, ſie könne die Wohlfahrt des Staats heben ohne das Volk ſelbſt zu verbeſſern. Eine weiſe Staatskunſt muß es ſich zur Aufgabe machen, durch Förderung der geiſtigen Bildung der Volksklaſſen, welche ſich auf Gewerbſamkeit verlegen, Achtung für diejenigen einzuflößen, die ſich durch geiſtige Arbeiten und Leiſtungen auszeichnen, oder mit Verläugnung des Eigennutzes durch Weisheit und Tugend hervorleuchten. Nicht das Streben nach den wahren Gütern, nach denen, die den Charakter und das Leben verbeſſern, ſondern das Streben nach den falſchen Gütern verderbt die Menſchen. Was die ächt menſchliche Bildung betrifft, ſo kann die Staatsregierung wenigſtens auf Beſeitigung mancher äußerer Hinderniſſe ihrer Verbreitung hinarbeiten. Allein ſo wie in Hinſicht des äußern Güterbeſitzes und der leiblichen Naturanlagen eine große Verſchiedenheit beſteht, ſo auch in Hinſicht der natürlichen Anlagen des Geiſtes zum Erwerb von Kenntniſſen und zum Schaffen von Werken, welche geiſtige Thätigkeit erheiſchen[23]. Dieſe Ungleichheit und ihre Folgen können durch Menſchenhülfe nur vermindert, nicht aufgehoben werden. Die große Aufgabe wäre nur: wie die ächte geiſtige und ſittliche Bildung zum Gemeingut der Menſchen gemacht werden könne? Ohne Zweifel iſt dazu erforderlich, daß die Denkfähigkeit ſo viel möglich allgemein geweckt, entwickelt und geübt werde. Doch ſelbſt dies würde noch keineswegs genügen. Es kann Jemand ſehr denkkräftig ſein, er kann es zu großer Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchäftskunde gebracht haben und dennoch ein geiſtigbefangener und ſittlich roher und elender Menſch ſein. Dem läßt ſich nur dadurch begegnen, daß die Ausbildung des Gemüths und des Lebens mit der des Denkvermögens gleichen Schritt halte. Sonſt dient das Wiſſen und die Gelehrſamkeit, ja die ganze Verſtandesbildung dazu, den Dünkel, den eiteln Wahn, die Begehrlichkeit und ſittliche Schlechtigkeit zu hegen und unmäßig zu ſteigern. In der gelehrten und vornehmen, auch in der pädagogiſchen Welt walten hierüber noch entſetzliche Vorurtheile und Irrthümer. Würde die Gleichheit erſtrebt, die auf der geiſtig-ſittlichen Menſchenwürde beruht, ſo würden die Menſchen überall nur nach dem Maß ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung werth geſchätzt werden. Niemand würde mehr blos wegen ſolchen Dingen, die zufällig ſind, wie Reichthum, Geburt, Glücksgunſt die Achtung Anderer anſprechen können. Keiner würde den Andern wegen ſolcher Vorzüge beneiden. Alle würden ſich angeſpornt fühlen, in Bezug auf intellectuelle und ſittliche Bildung zu wetteifern, aber nicht um gebildet zu ſcheinen, ſondern um es wahrhaft zu ſein. Deswegen würde doch das Beſtreben nach Erwerb von Geld und Gut und nach äußerer Auszeichnung nicht ſtille ſtehen. Nur würde man als das höhere Ziel die ſittliche Weltordnung anerkennen. Man würde ſich ſcheuen, die Forderungen der Menſchenwürde für Sinnengenuß und eitle Ehre in die Schanze zu ſchlagen (und ſo propter vitam vivendi perdere causam.)

---

[23] Das Verkennen dieſer überall wahrnehmbaren Ungleichheit iſt der große Irrthum von J. J. Rouſſeau, der ſeine Theorie zum Traumgebilde macht. Auch J. Jacotot geht offenbar zu weit, wenn er in ſ. Enseignement universel. Langue maternelle. Paris 1830. p. XXXIII. behauptet: die Intelligenz aller Menſchen ſei gleich. Er hätte dieſe Behauptung auf die Menſchen, deren Organismus vollſtändig und durch Nichts geſtört iſt, beſchränken und insbeſondere die geiſtigen Anlagen für ſchöne Künſte, an denen Phantaſie und Gefühl den vorzüglichſten Antheil haben, ausnehmen ſollen. Aus einem Kretin von Geburt läßt ſich nie ein Plato, ein Leibnitz oder Kant entwickeln, und mit der beſten Entfaltung, Ausbildung und Uebung des Verſtandes wird Niemand ein Homer oder Shakeſpeare, ein Racine oder Schiller, Phidias oder Thorwaldſen werden. Die vollſtändige Einſicht der Gründe, warum die Anlagen des Körpers und Geiſtes ſo verſchieden ausgetheilt ſind, überſteigt wohl unſere Faſſungskraft. Doch iſt ſie wahrſcheinlich deshalb angeordnet, damit der eigentliche Werth und Vorzug des Menſchen nicht in zufällige Anlagen, die ohnehin erſt durch ihre Ausbildung Werth erhalten, ſondern in die ſittliche Würde, wozu alle Menſchen berufen ſind, geſetzt werde. Auch dient die Verſchiedenheit der natürlichen Anlagen mächtig dazu, die Menſchen einander durch ihr Bedürfniß gegenſeitig werth und wichtig zu machen, die Geſelligkeit zu vermehren und ihren ſittlichen Trieb einander behülflich zu ſein zu verſtärken. Durch die Mannigfaltigkeit wird die Einheit und Harmonie befördert.

Gleichheit Aller vor dem Geſetz, welche die trefflichſte Grundfeſte der Einheit und Wohlfahrt eines Staates bildet, brächte indeſſen von ſelbſt jenem Ideal geiſtig-ſittlicher Freiheit und Gleichheit näher[24]. Welche Kraft können hingegen die beſten Geſetze haben, wo zwar Jeder ihre Vortheile für ſich verlangt, aber von den Verbindlichkeiten, welche ſie auflegen, ausgenommen ſein will? — Glücklich der Staat, wo die Verfaſſung allen Klaſſen Gelegenheit bietet, ihre Beſchwerden, Bedürfniſſe, Wünſche und Anſichten in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten im Wege der Erörterung auszutauſchen! Hier iſt ſtets die Möglichkeit gegeben, ungerechten und gefährlichen Uebel- und Mißſtänden durch Geſetze zu begegnen und ihnen ohne ſolche Kämpfe, die den Staat erſchüttern, abzuhelfen. Würde jedoch in einem Volke, das aus Menſchen von ſehr verſchiedener Bildung und Fähigkeit beſteht, Allen und Jeden das gleiche Stimmrecht eingeräumt, ſo würde die Entſcheidung der Maſſe oder großen Mehrheit der am wenigſten Gebildeten und Befähigten übergeben, und ſie würde in der Regel nicht nach den Eingebungen der Vernunft und der Gerechtigkeit, ſondern nach denen des für ſie blinden Eigennutzes ausfallen. (Vergl. Abſchn. XIX. §. 7.) — Da es der weſentliche Zweck einer guten Volksvertretung iſt, daß mittelſt derſelben die wahren Intereſſen aller Schichten des Volks richtig erkannt und in ein gerechtes Ebenmaß gebracht werden, ſo muß die Wahlordnung fürſorgen, die Wahlen ſo viel möglich dem Einfluß wühleriſcher Leidenſchaft zu entziehen. Dazu dient die Einrichtung, daß die ſämmtlichen Stimmberechtigten zuerſt eine kleinere Zahl von Wahlmännern wählen, denen dann die Wahl der Volksvertreter zukommen ſoll[25].

---

[24] Il n'y a point d'amour de liberté et d'égalité sans élévation du caractère moral, sans désintéressement de soi-même. *Maine de Biran* in den Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et polit. Paris 1851. Livre. 7. p. 11.

[25] Geſchieht die Abſtimmung öffentlich, ſo werden viele Stimmen gegen Ueberzeugung aus Scheu der Partei oder des Haufens abgegeben. Um dem zu begegnen erdachte Trajan

16) Eine weſentliche Schutzwehr des Volks gegen Willkühr iſt (nebſt einer guten Volksvertretung) die **Unabhängigkeit der Gerichte und der Rechtsverwaltung.** Dieſe Unabhängigkeit zu überwachen und jeder Beeinträchtigung derſelben zu begegnen iſt eine Hauptpflicht nicht nur des Regenten ſondern auch der Volksvertreter. Ein Richter, abhängig vom Einfluß der Regierung mag gerecht genug ſein in der Aburtheilung von Privatſachen und doch ein Verräther am Volk. Wenn ein Schlachtopfer vom Machthaber auserſehen iſt, ſo wird oft ein ſolcher Richter ſich ſelbſt anbieten, das Opfer zu vollziehen. Er wird ſich nicht bedenken, ſeine Würde bloszuſtellen und die Heiligkeit ſeines Amtes zu verrathen, ſo oft irgend eine Willkühr der Regierung durchgeſetzt werden ſoll[26]).

17) Es können Veränderungen, ja Umwälzungen im Staate blos durch die Leidenſchaften Einzelner oder einer Partei bewirkt werden, ohne daß wirkliche Gebrechen in der Verfaſſung oder den öffentlichen Zuſtänden der Beweggrund wären[27]). Die Verfaſſung iſt aber immer mangelhaft, wenn ſie ſolchen Staatsveränderungen nicht zu begegnen vermag. Allerdings läßt es ſich bezweifeln, ob es dem guten Willen und dem

---

die geheime Abſtimmung an. Plinius ſagte ihm aber, er beſorge, daß nun die Unverſchämtheit einſchleichen werde. Dieſe Ahnung ging bald in Erfüllung. *Plinii Ep.* III. 20. IV.)

[26]) **Junius-Briefe** (deutſche Ueberſetzung S. 32.)

[27]) „*Catilina* ruiné, décrié, traversé se trouva dans un état, où il lui était moins facile de gouverner la république que de la détruire; ne pouvant être le héros de sa patrie il en méditait la conquête.“ *Vauvenargues* Oeuvres I. 91. Que manquait il à *César*, que d'être le souverain? Il était bon, magnanime, généreux, hardi, clément; personne n'était plus capable de gouverner le monde et de le rendre heureux. — Mais parcequ'il s'était placé lui même sur le trône par la force, on a cru pouvoir le compter avec justice parmi les tyrans. *Vauvenargues* Oeuvres I. 92.

Verſtand der Menſchen je gelingen werde, einen Organismus der Geſellſchaft auszuſinnen, zu verwirklichen und zu handhaben, wodurch die Aufrechthaltung und ein ſteter ſtufenweiſer Fortſchritt der Rechtsherrſchaft und der Wohlfahrt in allen Klaſſen gegen den Einfluß bösartiger Leidenſchaften völlig geſichert würde. Vielmehr ſcheint es im Plan der irdiſchen Weltordnung zu liegen, daß die Menſchheit auf dieſem Schauplatz ihrer Thätigkeit niemals der Nothwendigkeit enthoben werde, für die Erhaltung eines jeden wahren Gutes unabläſſig mit perſönlicher Wachſamkeit und Anſtrengung zu kämpfen. Indeſſen iſt es doch der Vernunft gemäß, immer nach möglicher Verbeſſerung der äußern Einrichtungen der Geſellſchaft zu trachten, um dem Guten dadurch den Sieg zu erleichtern, wenn gleich es thöricht wäre, ſich auf ſie mit blindem Vertrauen und mit träger Verzichtung auf eigene Thatkraft, Umſicht und Fürſorge zu verlaſſen. — Irrig iſt es übrigens, daß in freien Staaten die geſetzgebende Gewalt unbeſchränkt ſei. Sie iſt beſchränkt nicht nur durch die allgemeinen Regeln der natürlichen Gerechtigkeit und durch die Forderungen der Wohlfahrt der Geſellſchaft, ſondern auch durch die Grundſätze und Formen einer beſtehenden Verfaſſung. Wie könnte einer Verſammlung gewählter Volksvertreter die Befugniß zuerkannt werden, die Freiheit des Volks mit deſſen Knechtſchaft zu vertauſchen?28) — Ein durch Beſtechungen geſchaffenes und geknechtetes Parlament, zugleich Mutter und Tochter der Beſtechung, wird der gefährlichſte Feind der Freiheit des Volks, wenn dieſes den Muth nicht hat, die Vollmacht, die ſeine Wahl ihm gegeben, zurückzurufen. —

18) Wenn die religiöſen und ſittlichen Ueberzeugungen, die Ehrfurcht vor dem Geſetz und der Obrigkeit und das Zu-

---

28) Vergl. Junius-Briefe (deutſch 1843. S. XXV.)

trauen zu dieſer wankend werden und allmählig ſich auflöſen, dann iſt es mit der wahren innern Kraft des Staats übel beſtellt, und es hängt dann, trotz ſeiner äußern ſcheinbaren Macht nur von zufälligen Umſtänden ab, wann ſein Einſturz erfolge. Dieſen könnte nur eine ſtarke und edle Perſönlichkeit verhindern, die mit entſchloſſenem Muth die Grundlegung einer durchgreifenden Reform aller Zuſtände unternehme. — Wann die Regierenden die Scham ablegen, verlieren die Regierten die Achtung, und der Zeitpunkt, wo ſich dieſe Erſcheinung kund gibt, verkündigt Auflöſung oder Umſturz. Der tiefſte Kern aller Verderbniſſe, die den feſten Beſtand und die Wohlfahrt eines Staats bedrohen, bildet ſich in der Beſchaffenheit des religiöſen Sinnes im Volke. So wahr und von ſo hoher Wichtigkeit für das Gemeinwohl die Anerkennung der Unabhängigkeit der Religion von der Staatsgewalt iſt, ſo verderblich iſt die Anſicht, welche aus dieſem richtigen Grundſatz die falſche Folgerung zieht, daß der Staat ſich ganz von der Religion abſcheiden, und zwiſchen Regierung und Kirchenverwaltung eine ſolche Trennung ſtattfinden ſoll, daß alle Wechſelwirkung zwiſchen beiden aufhöre. Der Staat, als abſtractes Weſen hat allerdings weder Gewiſſen noch Gottesbewußtſein. Aber die Regierung wie das Volk muß beides haben; jene um ihrem Beruf genügen zu können, dieſes um fähig zu ſein, der Wohlthaten einer guten Regierung theilhaftig zu werden. Ein gottloſes Volk wird auch immer ein ſittenloſes ſein, und einem ſolchen Volk würde auch die beſte Verfaſſungsform und die beſte Regierung nichts helfen, weil es zur Achtung und Befolgung der Geſetze untüchtig iſt. Eine gott- und ſittenloſe Regierung aber wird ſich nie als eine gerechte, milde und weiſe bewähren. Die bürgerliche, vom Geſetz beſchützte Ordnung und Freiheit und die daraus hervorgehende Wohlfahrt wird nie recht gedeihen, wenn die Regierung nicht ernſtlich darauf bedacht iſt, daß die ſittlich-religiöſe Geſinnung und Lebensweiſe des Volks die innere geiſtige Grundlage und Schutzwache der äußern geſetzlichen Ordnung und Freiheit abgebe[29]. Durch Gottloſigkeit wird das mächtige Band gelöſt, welches die Gewiſſen, das ſittliche Bewußtſein der Glieder der Geſellſchaft in dem Glauben an das unendliche Weſen vereinigt und mit Zutrauen und Pflichtgefühl erfüllt. Es gibt Nichts, was der Geſellſchaft für dieſes gelöſte Band Erſatz bieten könnte. —

19) Alle Einrichtungen, welche man in verſchiedenen Zeiten zur Grundlage des Staatenwohls zu machen ſucht, zeigen eine Licht- und eine Schattenſeite, woraus Gutes und Schlimmes hervorſproßte. Alle waren der Ausartung unterworfen, keine konnte bei Veränderung der Verhältniſſe Fortdauer anſprechen. So die Staatsverfaſſungen der Hebräer, der Griechen, der Karthager, der Römer, dann das Lehenweſen und die Bundesgenoſſenſchaften des Mittelalters. — Der Weg des ſtufenweiſen Fortſchritts und der den Zeiten und Umſtänden angemeſſenen Verbeſſerung iſt derjenige, den die Natur und die Vernunft den Staaten zu ihrer Erhaltung und Wohlfahrt vorzeichnen. Dagegen ungewiß und gefahrvoll für die Staaten iſt der Verſuch ſich durch plötzliche Umwälzung ſeiner Einrichtungen zu erneuern. Da ſolche Umwälzungen mit vielen Ausſchweifungen der Parteiwuth verbunden zu ſein pflegen, ſo bezeichnet ſie die Geſchichte als Strafgerichte. Dies ſind ſie auch, als Wirkungen ſchwerer und gehäufter Verſchuldungen, die, ſobald ſie

---

[29] „Fürſten, die an Gott glauben und den Bruderſtand der Menſchheit erkennen, finden in dieſem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Berufs. Sie ſind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.“ (Peſtalozzi.)

alles Maß überſchritten, zur Abwehr des völligen Untergangs aufrieſen. Wenn aber Revolutionen an die Stelle heilſamer und ausführbarer Reformen ſich aufdrängen, ſo wird es immer ihr Fluch ſein, daß ſie mit einem Extrem anfangen und mit dem entgegengeſetzten ſich ſchließen. Nur rechtzeitige Verbeſſerung fehlerhafter und Vertilgung krebsartiger Zuſtände können ſolchen Umwälzungen zuvorkommen. So viel Jammer und Elend aber im Gefolge von dieſen ſich einfinden, ſo iſt doch mehrmal aus ihnen die Wiedergeburt von Völkern und Staaten, freilich meiſt nach langen Wehen, hervorgegangen. Hierin muß der kurzſichtige Sterbliche die Weisheit und Gerechtigkeit des die Weltgeſchicke überwachenden unendlichen Geiſtes erkennen, der eben ſo wie einzelne Menſchen auch die Völker und ihre Regierer mittelſt der Folgen ihrer Mißtritte zu den ewigen Geſetzen des Rechts zurückruft. Der Charakter und Gang ſolcher Umwälzungen verdient daher die aufmerkſamſte Nachforſchung. Sie belehren am triſtigſten: daß Unrecht und ſittliche Verkehrtheit eine Drachenſaat ſind, die früher oder ſpäter aufgeht und Verderben bringt[30]). Staatsumwälzungen ſind immer Krankheitskriſen, Gewitterſtürme, Erdbeben oder den Glutergüſſen von Feuerbergen vergleichbar. Obgleich beſtimmte Zeichen ſie gewöhnlich längere Zeit vorher ankündigen, ſo wird doch ihrem Ausbruch ſelten begegnet, weil die Machthaber, die ſie beſchwören könnten, über ihre Triebwerke verblendet ſind, und anſtatt ſich rechtzeitig zur Wegräumung der Uebelſtände zu ermannen, durch Furcht und Argwohn und ſchmeichelnde Wohldienerei ſich nur entweder zum Zuwarten oder zu unzeitigen Gewaltmaßregeln bewegen laſſen. — In kritiſchen Zeitumſtänden, wo die wichtigſten Angelegenheiten eines Staats auf dem Spiele ſtehen, kann ſeine Rettung nur durch ein entſchloſſenes, aber beſonnenes Handeln entſchieden werden. Es iſt hier die Zeit nicht zur Erwägung genauer Begriffsbeſtimmungen. Dieſe bleiben füglich dem Geſetzgeber in ruhigen Zeiten vorbehalten, während es jetzt um Maßregeln zu thun iſt, welche, das Weſen, die Hauptſache feſt ins Auge faſſend, am zuverläßigſten dem Bedürfniß abhelfen, und der Zuſtimmung aller Rechtlichgeſinnten verſichert ſein dürfen. Es gibt Augenblicke im Staatsleben, wo nur der raſche Entſchluß zu Grundreformen retten kann, zauderndes Zeitgewinnen aber um ſo mehr verderbliches Zeitverlieren iſt, als ohnehin jede Verbeſſerung mehr Zeit erfordert, als die Verſchlimmerung, und dieſe ſo weit gehen kann, daß Mißbräuche, Verkehrtheiten und Laſter ſtärker werden als alle Gegenmittel. — Auch die Staatsumwälzungen verfehlen oft den Zweck wahrer Verbeſſerung, weil entweder der Zeitpunkt dafür übel gewählt wird, oder ſelbſtiſche Nebenabſichten der Führer oder Leidenſchaften ihrer Handlanger den Zweck fälſchen

---

[30]) Eine Losreißung von beſtehendem Staatsverband kann nur durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt werden, die einzig zwiſchen ihr und der Willkührherrſchaft die Wahl übrig läßt. Sie ſetzt mithin die Erſchöpfung aller gütlichen Mittel, um dieſe abzuwenden, voraus. Nur dadurch unterſcheidet ſich eine gerechte Volkserhebung vom wühleriſchen Aufſtand. Aber auch zur erſtern wird kein tugendhafter Patriot ſein Volk aufmuntern, wenn er nicht mit Zuverſicht aus den Umſtänden die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs erkannt und ſich ſo weit es thunlich iſt, des Rechtſinns der Theilnehmer verſichert hat. Wie könnt' er ſonſt, ganz abgeſehen von Wechſelfällen, die ſich nicht vorausſehen laſſen, das Unternehmen verantworten? — „Es iſt wahr, ſagt Macaulay (Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritt Jakobs II. B. II. 365 ff.), daß es unmöglich iſt, die genaue Grenzlinie zwiſchen rechtmäßigem und rechtswidrigem Widerſtand nachzuweiſen. Aber dieſe Unmöglichkeit entſpringt aus der Natur von Recht und Unrecht, und findet ſich in faſt jedem Theile der ethiſchen Wiſſenſchaft. — Welcher Caſuiſt, welcher Geſetzgeber iſt je im Stande geweſen, die Grenzen des Rechts

---

der Nothwehr genau zu beſtimmen? Aber wer wollte aus dieſem Grunde alle Nothwehr verbieten?" Wie kann eine Monarchie beſchränkt werden, wenn niemals, ſelbſt im äußerſten Falle nicht, Gewalt angewendet werden dürfte?

und verunreinigen, oder der Widerſtand, welcher entgegentritt, wilde Parteikämpfe entzündet, in denen der urſprüngliche Zweck aus den Augen verloren wird, und die zu deſſen Erreichung erforderlichen Kräfte zerſplittert und zum voraus aufgezehrt werden. Der Staat ſchwebt dann oft lange zwiſchen zwei Abgründen, dem der Anarchie, wenn die Volksmaſſen und ihre Leiter die oberſte Gewalt an ſich reiſſen, und dem der Despotie, wenn ehrgeizige Männer ſich der Zügel bemächtigen. — Gelingt es aber einer gewaltſamen Staatsumwälzung auch wirklich, ihren politiſchen Zweck durchzuſetzen, ſo bleibt es doch für den Staat immer eine ſchwierige Aufgabe, der mit ihr beinahe unvermeidlich verknüpften Lockerung der ſittlichen Bande wieder zu ſteuern, den Parteigeiſt zu beſchwichtigen und der neuen Ordnung der Dinge nachhaltige Grundlagen zu geben [31]). —

---

[31]) Frevel und Greuelthaten, die eine Staatsumwälzung ſchänden, ſind die gefährlichſten Gegner einer durch ſie bezielten Verbeſſerung. Die Hinrichtung Karls I. von England, obgleich dieſer nichts weniger als ſchuldlos war, verdunkelte ſehr das Geſtirn der auf Reform dringenden Patrioten. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. aber bleibt ein unauslöſchlicher Schandfleck der franzöſiſchen Revolution, nicht minder als die Hinrichtung der Maria Stuart für die ruhmreiche Regierung der Eliſabeth von England. Das mit dem Schein von Humanität oder Unbefangenheit ſich ſchmückende Streben die ärgſten Frevel und Verbrechen, die in Zeiten gewaltſamer Umwälzungen ſich hervorthun, zu entſchuldigen, iſt ein Wahrzeichen tiefer Ausartung der Geſellſchaft. Nach großen und anhaltenden Durchwühlungen der öffentlichen Ordnung iſt gewöhnlich eine lange Reihe von ſchweren Geburtswehen nöthig, bis ſich wieder eine dauerhafte Herſtellung der Ordnung geſtaltet. Verwirrung der Gedanken und Erſchlaffung der Moralität ſtellen ſich ihr hindernd in den Weg; und wenn der Hang zur Umwälzung des Beſtehenden (die Wühlerei) troz erlittener Niederlagen als ein perennirendes Fieber fortdauert, ſo ſezt er den Staat in die Gefahr völliger Abzehrung und Selbſtaufreibung. — Für die Staatsregierung beſteht die Aufgabe nach der Unterdrückung einer Revolution darin: Ausſöhnung, Frieden und Beruhigung zu bewirken. Sie erfordert große Unbefangenheit und viele Weisheit, Energie und Feſtigkeit. Ihr Gelingen iſt höchſt ſchwierig. Mit dieſer Gewaltübung und Reaktion wird ſo viel als nichts ausgerichtet, weil ſie die Beweggründe zur Wühlerei nicht ausrottet, ſondern unterhält und die Wunden, ſtatt ſie zu heilen, erneut.

Wohlüberlegte und mit beſonnener kluger Umſicht ausgeführte Reformen können nur das Gemeinwohl zum Augenmerk haben. Gewaltſame Umwälzungen dagegen wecken immer viele ſelbſtſüchtige und heftige Leidenſchaften und bieten Gelegenheit zu ihrer Befriedigung. Die beſten Reformen müſſen zwar auch auf den Widerſtand der Selbſtſüchtigen und Blinden zählen. Es kann ihm jedoch zum voraus begegnet werden. Aber in den Stürmen der Umwälzung entziehen ſich die Umtriebe der Böſen und Ruchloſen oft jeder Berechnung und richten an einem Tag mehr Uebels an, als in hundert Tagen Gutes bewirkt werden könnte. Der Reformer kann ſeines Werkes Meiſter werden. Der Umwälzer wird es in der Regel nie.

XXI.

Die Wiſſenſchaft und die Schriftſtellerei, als Werkſtätten und Vermittler geiſtiger Bildung.

Der Wilde und der Barbar, deren Sprache wie ihr Geiſt höchſt beſchränkt und unentwickelt iſt, hat keine Ahnung von der Wiſſenſchaft und fühlt kein Bedürfniß derſelben. Geſittung mußte ihr überall erſt den Weg bahnen. Ein weites Gebiet eröffnet ſich uns aber nun, wenn wir auf die Arbeiten hinblicken, durch welche der denkende Geiſt im Verlaufe der Zeiten dem Ziel der Erkenntniß und der geiſtigen Ausbildung näher zu kommen geſtrebt hat, wenn wir uns mit den Ergebniſſen dieſes Strebens bekannt zu machen ſuchen, und wenn wir endlich dem Einfluß nachforſchen, den ſie auf die Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft ausgeübt haben.

1) Alles in der Welt, ſo weit wir es wahrnehmen können (auch unſere Gedanken, unſer Fühlen, Wollen und Thun) kann der Gegenſtand unſeres Denkens ſein. (Das Subjekt kann ſich auch zum Objekt werden.) Das Gedachte (das Erzeugniß des Denkens) wird aber erſt zur *Erkenntniß*, wenn unſere Intelligenz die Uebereinſtimmung der Wahrnehmung mit dem Wahrgenommenen (dem Gegenſtand) einſieht. Die Summe unſerer Erkenntniſſe, in Zuſammenhang gebracht, bildet unſere *Wiſſenſchaft*.

2) Wo immer des Menſchen Geiſt, aus dumpfer Trägheit erwachend und vom Drange phyſiſcher Nahrungsſorgen in etwas entbunden, zum hellern Bewußtſein ſeiner Selbſt gelangt, und ſich aus dem Zuſtande der Roheit hervorzuarbeiten anfängt, wird ein Streben nach Erkenntniſſen und nach ihrer Begründung und Erweiterung, nach Wiſſenſchaft wahrnehmbar. „Der Wiſſenſchaft Wurzeln, ſagt Ariſtoteles, ſchmecken bitter, aber ihre Früchte ſind ſüß" [1]. Die Laufbahn des Strebens nach Wiſſenſchaft dehnt ſich vor dem Strebenden immer mehr aus, je weiter er auf ihr voranſchreitet. Wer, in welchem Fach es ſei, hat jemals ausſtudirt? Auch wächſt mit dem Wiſſen der Durſt darnach. Es iſt wohl kaum ein Zweig menſchlicher Thätigkeit, auf den die Wiſſenſchaft nicht fördernd und Gedanken weckend eingewirkt hätte. Doch wird durch die bloße Erweiterung des Umfangs der Wiſſenſchaft nicht auch die Kraft und Fähigkeit zur Erkenntniß erhöht und vermehrt.

3) Eben weil das Kraftmaß und der Geſichtskreis des menſchlichen Erkenntnißvermögens beſchränkt iſt, iſt es für die Gründlichkeit des Wiſſens und für deſſen Bewahrung vor Verfälſchung unerläßlich, daß man ſich a) des Strebens nach dem Wiſſen ſolcher Dinge, die ihrer Natur nach dem menſchlichen Wiſſen durchaus unzugänglich ſind, enthalte [2], und b) ſich wohl

---

[1] Dank und Bewunderung gebührt des Schöpfers Einrichtung, daß der Erwerb von Erkenntniſſen für jeden Menſchen durch deſſen Kraftverwendung bedingt iſt. So ward dem Einzelnen ermöglicht, das Maß ſeines Wiſſens und der Benutzung des Erkenntnißſchatzes der Geſammtheit ſeinem Bedürfniß anzupaſſen, und durch Beſchränkung auf einen gewiſſen Umkreis der Vollendung des Wiſſens näher zu kommen. Das Gegenthum iſt im Bereich des Wiſſens nicht minder bedenklich als in dem des Glaubens. Nicht die Vielwiſſerei, nur das gründliche Wiſſen iſt der Menſchengattung und auch dem Einzelnen förderlich.

[2] Wie vermöchte ein endlicher, beſchränkter Geiſt, wie der menſchliche, je die Dinge ſo einzuſehen, wie Der Geiſt, für welchen die Schranken des Raums und der Zeit nicht ſind?

hüte, bloße Meinungen und Anſichten mit wirklichem Wiſſen zu verwechſeln. Letzteres, wofern es ächt iſt, muß für Alle nur Eins ſein. In Meinungen und Anſichten aber, deren es eine große Verſchiedenheit geben kann, wird man immer von einander abweichen. Wie Manches wurde nicht ſchon im Verlaufe der Zeit im Gebiete der Natur mit Gewißheit entdeckt, wovon vorher Jahrhunderte, ja Jahrtauſende lang Niemand eine Ahnung hatte! [3]) Der Umfang deſſen, was in Raum und Zeit erkennbar iſt, erweitert ſich täglich mehr. Läßt es ſich wohl behaupten, daß wir auch nur in der Erforſchung des menſchlichen Geiſtes bereits zur Vollendung gelangt ſind [4]). Und doch ſteht dieſer dem Menſchen am nächſten. — Je mehr nun der Stoff der Wiſſenſchaft ſich anhäuft, deſto mehr nehmen die Schwierigkeiten zu, ihn durch den Gedanken zu bewältigen und zu verhindern, daß in das ächte Wiſſen falſches, eingebildetes ſich eindränge. Wie lange hat es nicht gebraucht und braucht es nicht noch, um zur Erkenntniß der Grenzen zu gelangen, die das Gebiet der Erfahrung und der Vernunft von dem der Grübelei und Träumerei trennen! [5]) Das Forſchen durch Nachdenken und die Erfahrung durch Beobachtung müſſen Hand in Hand gehen, um uns zur Wiſſenſchaft hinzuführen. Die Beobachtung und das Nachdenken ſtellen gegenſeitig Aufgaben an einander, welche Löſung verlangen. Die Kunſt richtiger Beobachtung verlangt einen ungetrübten und unbefangenen Geiſt und geſunde Sinne; ſie muß alle Theile eines Dings und ihren Zuſammenhang erforſchen; ſie darf der bloßen Einbildung keinen Spielraum geſtatten. Bei allen Forſchungen müſſen wir von dem ausgehen, was bereits erwieſen iſt, und feſtſtellen, was über den Gegenſtand als noch ungewiß zu ergründen übrig bleibe. — Je weiter der Geiſt in Erwerbung von Kenntniſſen fortſchreitet, deſto mehr ſieht er ein, daß in gleichem Grad als die Maſſe des Wiſſenſtoffs ſich aufthürmt, deſto eingeſchränkter ſich verhältnißmäßig der Kreis des eigentlichen Wiſſens, das die tiefſten Gründe der Dinge aufdeckt, darſtelle. Das Anwachſen ſowohl des Stoffs, als der verſchiedenen Verſuche ihn zu bearbeiten vermehrt die Schwierigkeiten ſich in dem Gebiete der Wiſſenſchaft mit Zuverſicht zu orientiren. Eine ſorgfältige Sichtung des Erkenntnißſtoffs wird dem forſchenden Geiſt immer nothwendiger, damit er nicht vor lauter Bäumen den Wald aus dem Geſicht verliere. Dem Forſcher geht leicht der Athem aus, bevor er den Gipfel der Wiſſenſchaft erklimmen kann. — Der mächtigſten Intelligenz wird es immer ſchwerer, ſich den ganzen Bereich der Wiſſenſchaft gründlich anzueignen. Selbſt eine gründliche Erkenntniß des Zuſammenhangs ihrer verſchiedenen Zweige wird ſchwieriger.

---

[3]) Oder Solche, die eine Ahnung davon hatten, wurden von den Gelehrteſten ausgelacht. So fand es der Allem nachforſchende Herodot (Geſchichte B. IV. §. 36) lächerlich, daß gewiſſe Leute den Umfang der Erde beſchreiben wollten, ſie vom Ocean umfließen ließen und ihr ſelbſt, als wäre ſie gedrechſelt, eine runde Geſtalt beilegten, und Aſien für ſo groß hielten als Europa. Wer muß jetzt nicht über den guten Herodot lächeln?

[4]) Oseroit-on soutenir que l'homme qui découvre sans cesse de nouveaux rapports entre les êtres matériels, ne peut pas en découvrir de nouveaux entre les êtres intelligens? *de Bonald* Théorie du Pouvoir polit. et religieux II. 154.

[5]) Die Unwiſſenheit ſelbſt iſt kein ſo großes Uebel wie ſchlechtgeleitetes Wiſſen (*Plato de Legibus* VII. ed. Bekker p. 62.) — Die Unordnung im Wiſſen widerſteht der Wahrheit weit mehr als die bloße Unwiſſenheit. Dort finden Eitelkeit und Rechthaberei einen weiten Tummelplatz.

4) Aechte Wiſſenſchaft iſt etwas Göttliches. Sie kann zwar keine Wahrheit ſchaffen, aber ſie ſtrebt die Erkenntniß der Wahrheit ſo tief und feſt als möglich zu begründen. Allſeitigkeit iſt ihr Erforderniß. Nicht die einzelnen Denker und Forſcher, nicht die gelehrten Körperſchaften und Schulen

ſind die eigentlichen Baumeiſter derſelben. Die Wiſſenſchaft hat nur Einen Baumeiſter; dies iſt der menſchliche Geiſt, der in der Folge der Zeiten an der Fortſetzung des großen Bau's arbeitet und ſeiner Vollendung nachſtrebt. Immer vorwärts, aber allmählig und ſtufenweis iſt die Loſung 6). Im Reiche der Wiſſenſchaft, wo einträchtiges Streben nach Einem Ziel ewigen Frieden unterhalten ſollte, gewahren wir unaufhörlichen Krieg und auf einander folgende Umwälzungen. Dies bringt das Weſen der Wiſſenſchaft mit ſich, die nie ganz vollendet, ſondern ſtets im Fortſchreiten begriffen iſt. Sie kann wie der Menſch nur aus dem Zuſtand des Embryo zur Jugendkraft und Mannesreiſe allgemach heranwachſen. Jede Wiſſenſchaft muß von Beobachtung und Erfahrung ausgehen, erhält aber ihre Vollendung durch Ideen, die das Mannigfaltige in ein Ganzes zuſammenfaſſen. So vieler und großer Fortſchritte die Wiſſenſchaft empfänglich iſt, ſo tief kann ſie von der erreichten Höhe herabſinken, wenn ihre Bearbeitung vernachläßigt oder ihre Betreibung auf eine verkehrte, der natürlichen Ordnung zuwiderlaufende Weiſe geſchieht. Daher verdient die Geſchichte des Verfalls der Wiſſenſchaft bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Zeitaltern nicht weniger als die Geſchichte ihrer Fortſchritte erforſcht zu werden. — Die vollkommene Wiſſenſchaft hat Gott allein, da Er allein

---

6) Keine Zeit kann mit Grund ſich rühmen, den höchſten Gipfel der Wiſſenſchaft erreicht zu haben. Sie iſt zu keiner Zeit vollendet, ſondern kann zu jeder neue Fortſchritte machen. Sie hat allerdings ihre Grenzen. Aber in vielen Stücken laſſen ſich dieſe immer noch erweitern. — Unter allen Wiſſenſchaften macht keine, wenn ſie einmal einen gewiſſen Grad von Ausdehnung und Reichthum erreicht hat, ſo ſchnelle Fortſchritte, wie die Naturwiſſenſchaft. Eben deswegen muß ſie aber dann auch in kurzer Zeit ſich mehrmal neugeſtalten, und kann weniger als andere Wiſſenſchaften in der nämlichen Geſtalt verharren. Sie iſt in einer beſtändigen Strömung, und ihre Verſuche, die Materialien in ein Syſtem zu bringen, ſind immer nur proviſoriſch.

den Urgrund, das Grundweſen und den Zuſammenhang aller Dinge vollſtändig wiſſen kann. Gleichwie jedoch der Menſch durch ſein Streben nach Läuterung ſeiner Geſinnung und nach Guthandeln ſich der Heiligkeit Gottes annähern kann, ſo kann er auch durch ruhig fortgeſetzte Beobachtung und anhaltendes Nachdenken, durch Vergleichen und Beurtheilen und durch Anſtellung vielſeitiger Verſuche das Wahre zu erforſchen, der Vollendung der Erkenntniß näher kommen, wenn gleich er niemals ſie ganz zu erreichen vermag. Ein Verſuch zum gründlichern Aufbau der Wiſſenſchaft nach dem andern wurde ungenügend und unhaltbar befunden. Dennoch hört der forſchende Geiſt nicht auf, nach neuen Verſuchen zu ſinnen. Dieſe ſind immerhin ein Gewinn, wenn ſie nur nicht zur Einbildung führen: man wiſſe was man nicht weiß. So ſehr der Gedanke an die Größe menſchlicher Wiſſenſchaft und an die Fähigkeit ſie zu erweitern und zu vervollkommnen geeignet iſt, unſere Bruſt zu erheben, ſo iſt es doch ſehr wohl der Gedanke noch weit mehr: daß das, was wir wiſſen hinter dem, was wir nicht wiſſen, unendlich zurückſteht und beinahe zu Nichts wird[7]).

---

[7]) „Zu der größten, menſchlicher Weiſe unerreichbaren Wiſſenſchaft ſteht diejenige, welche wir wirklich beſitzen, in keinem Verhältniß.“ *(Nicolaus de Cusa de Conjecturis)*. Selbſt im Bereiche des Materiellen ſtößt unſere Intelligenz auf enggezogene Schranken. Alles aber, was über die Endlichkeit hinausreicht, liegt außerhalb dem Kreis ihres möglichen Wiſſens. Ueber die Frage von den Grenzen des materiellen Weltalls, dem Raum und der Zeit nach iſt ſie außer Stand, eine Antwort zu geben. Sie kennt dieſe Grenze nicht, und vermag doch auch nicht, dem Weltall Unendlichkeit zuzuerkennen. Der Umſtand, daß wir ſo Vieles, ſo gar Vieles nicht wiſſen, was wir doch wiſſen möchten, hält unſern Geiſt in beſtändiger Spannung. Schon das Streben, die Dinge, die in ſeinem Geſichtskreis ſich befinden, zu verſtehen, welch' weites Feld eröffnet es nicht unſern Nachdenken! Fürwahr unſer Geiſt iſt von unermeſſenen Höhen und Tiefen umgeben. — H. **Ritter** (Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt 1836. S. 37.) bemerkt ſehr wahr: „der Begriff des Wiſſens ſei ein Ideal, welches zwar als erreichbar geſetzt wird, aber nicht erreicht in einem noch unvollendeten Leben.“ — Il est

Im Hintergrunde dieſes letztern Gedankens ſehen wir das Morgenroth der Sonne des Unendlichen vor uns aufgehen. —

5) Durch die Natur ſeines Geiſtes iſt der Menſch zur Erkenntniß der Wahrheit berufen. Er ſoll ſie wie jedes andere Gut durch Anſtrengung ſeiner Kräfte erwerben, indem er alles Fleißes unausgeſetzt ihre Spur aufſucht, und durch Beobachtung ſeines Innern und der Dinge auſſer ſich und durch Erfahrung und Uebung ſie ſich anzueignen trachtet. Die Wiſſenſchaft verachten oder geringſchätzen, oder ihr Licht ſcheuen, verräth einen rohen, aller Bildung widerſtrebenden Geiſt, und die Vernachläßigung des Strebens nach ihr, weil es vielen Mißgriffen und Irrfahrten ausſetzt, iſt eine Trägheit, welche jedes Kind beſchämt, das nur durch Straucheln und Fallen gehen lernt. Barbaren verſchmähen die Wiſſenſchaft; aber ſie irren, wenn ſie den Anbau ächter Wiſſenſchaft mit Tapferkeit im Kriege oder mit Ausdauer im thätigen Geſchäftsleben unvereinbarlich

---

peu de faits physiques qui puissent être expliqués complètement et d'une manière certaine dans tous leurs détails, et il en est beaucoup dont on n'a pu jusqu'à ce jour — formuler les lois simples et rationelles. Martin La Philosophie de la Nature T. II. p. 34. Werden wir je zur Wiſſenſchaft von dem eigentlichen Weſen der Grundelemente: Licht, Wärme, elektriſcher, galvaniſcher, magnetiſcher Kraft und Luft gelangen? „Naturwiſſenſchaft, ſagt Kant (Prolegomena, Riga 1783. S. 167.) wird uns niemals das Innere der Dinge, d. i. dasjenige, was nicht Erſcheinung iſt, aber doch zum oberſten Erklärungsgrunde der Erſcheinungen dienen kann, entdecken; aber ſie braucht dieſes auch nicht zu ihren phyſiſchen Erklärungen." — Ob die unzählbaren Weltkörper in dem unermeſſenen Himmelsraume gleich unſerm Erdplaneten von Weſen bewohnt ſind, die aus einem vom Geiſt beſeelten Leibe beſtehen, iſt unſerer Erkenntniß ganz entzogen. Wie ganz anders müßte aber unſere Erkenntniß ſich geſtalten, wenn wir je von den Bewohnern dieſer Weltkörper eine klare und deutliche Vorſtellung erlangen würden! Iſt es indeſſen nicht möglich, daß viele dieſer Weſen uns Menſchen, die wir einen verhältnißmäßig ſehr kleinen Weltkörper bewohnen, an Intelligenz und überhaupt an geiſtiger Begabung noch weit übertreffen? Und haben wir daher nicht allen Grund, uns in dieſem kurzen Erdenleben beſcheiden nur in einer entfernten Vorhalle des Tempels der Erkenntniß zu denken?

halten. So ferne die Erkenntniß für die Beſtimmung des Menſchen nothwendig oder förderlich iſt, wird ſein Trachten nach ihr nie vergeblich ſein. Die falſche Wiſſenſchaft (der Wiſſensdünkel) brüſtet ſich aber gewöhnlich mit eben ſo wegwerfendem Stolz als die Unwiſſenheit. Dagegen haben eine gewiſſe **Beſcheidenheit** und **Mäßigung**, die mit der Würde und Selbſtändigkeit der Wiſſenſchaft ſich ſehr wohl vertragen[8]), jederzeit ihren Fortſchritt nicht minder gefördert, als ein reger, edler **Wetteifer**, der ihr Stillſtehen verhindert. Das Forſchen iſt mühſam. Der Geiſt iſt daher geneigt, nachdem er eine Entdeckung gemacht hat, ſtill zu ſtehen, und ſich auch ſchon mit Wahrſcheinlichkeiten zu begnügen. Ueberdies bedarf es einer entſchiedenen Willenskraft, um einer Wahrheit, die uns in Hinſicht angewöhnter oder beliebter Meinungen enttäuſcht, vor einem Wahn, der unſern Neigungen, Wünſchen oder Angewöhnungen zuſagt, den Vorzug zu geben. Doch ungeachtet aller Mängel und Irrthümer der Wiſſenſchaft, iſt und bleibt die **Wahrheit** das einzig würdige Ziel aller ihrer Forſchungen.

6) Das Wichtigſte für die Begründung der Erkenntniſſe in jedem Fach iſt die genaue und vollſtändige Ermittelung und Darlegung der **Thatſachen** (des Sach- und Thatbeſtands der Dinge.) Dieſe muß vorhergehen, ehe man zu einer **Erklärung** der Thatſachen ſchreitet. Der Verſtand oder die Intelligenz möchte zwar **Alles** erklären. Indeſſen gibt es eine Menge Thatſachen, welche wir anerkennen müſſen, zu deren Erklärung

---

[8]) „Hommes modestes! vous faites la douceur et le charme de la vie. Vous croyez, que vous n'avez rien, et moi, je vous dis que vous avez tout. Vous pensez que vous n'humiliez personne, et vous humiliez tout le monde. Et quand je vous compare dans mon idee avec les hommes absolus que je vois partout, je les précipite de leur tribunal, et je les mets à vos pieds.“ *Montesquieu.*

aber unſere Intelligenz wenig oder gar nicht vermögend iſt[9]. Hier dient das Streben nach Erklärung, nach Entdeckung der Urſachen nicht ſelten nur zur Verwirrung oder Verdunkelung des Thatbeſtands[10]. Dagegen kann das Streben den Thatbeſtand genauer und vollſtändiger zu ermitteln, der Wiſſenſchaft immer nur förderlich ſein. Sucht aber der Verſtand Thatſachen zu erklären, deren Beſtand noch nicht gehörig ermittelt iſt, oder deren Erklärung wegen ihrer Natur über dem Kreis des Verſtandes gelegen iſt, ſo kann die Erklärung nur mittelſt Scheingründen (Sophismen) geſchehen, und es gibt keine Albernheit, die durch ſolche nicht vertheidigt werden kann[11].

7) Immer mehr offenbart es ſich, daß Nichts in der äußern Natur der Erkenntniß des Menſchen unzugänglich iſt, was und ſo weit es zu ſeinen Lebenszwecken dienlich ſein kann[12].

---

[9] So iſt z. B. die regelmäßige ſtetige Bewegung der Erde um ihre Axe, in welcher der Wechſel der Tagzeiten ſich gründet, als Thatſache zur Gewißheit erhoben. Aber Niemand vermochte noch jene Bewegung zu erklären oder den Grund anzugeben, aus welchem ſie nothwendig erfolgen muß.

[10] So ſind oft die Aerzte im Erklären unerſchöpflich. Wenn es aber auf's Heilen ankommt, zeigt ſich ihr Erklären unfruchtbar, und ſie ſtehen vor dem Kranken rathlos und zwieſpältig, weil es an der Erkenntniß des Thatbeſtands fehlt.

[11] „La science aussi a son égoisme: le savant est pressé de jouir de ses découvertes, et de les escompter pour ainsi dire, au detriment de ses successeurs; il ne se résigne pas à rassembler pour eux des matériaux. *M. Martin* Philosophie spiritualiste de la Nature. Paris 1849. I. 62. — Während daher der gelehrte Verſtand oft mit der Vernunft ſtreitet, ſteht der ungelehrte aber geſunde Verſtand (le sens commun) mit ihr ganz im Einklang. „Ah, qu'on ne peut inoculer le sens commun!“ ſchrieb *Tronchin* an *Tissot*. Von manchen tiefſinnig ſcheinenden Stellen in metaphyſiſchen Werken darf man mit Malebranche bezweifeln, ob die Verfaſſer ſelbſt einen Sinn damit verbunden, ob ſie dieſelben verſtanden haben. — Les observations (Beobachtungen) sont l'histoire de la physique; le systèmes en sont la fable. *Montesquieu* Pensées diverses.

[12] Schön ſagt Saurin (sermon sur la necessité des progrès): comme le véritable savant a fait de grands progrès dans les sciences, il en connait l'etendue et sait, combien la nature a d'abimes, combien la providence a de mystères, combien la

Auch iſt das ganze Gebiet des Wiſſens, das wir durch Beobachtung und Erfahrung in und außer uns erwerben können, einer ſtets größern Ausdehnung empfänglich[13]). Schon Ariſtoteles[14]) bezeichnet aber als das Eigenthümliche der Wiſſenſchaft das Erkennen aus Gründen, indem, während die Erfahrung nur lehrt, daß etwas iſt, die Wiſſenſchaft hingegen lehrt, warum es iſt. Von jener lernen wir das Einzelne, von dieſer das Allgemeine, den Zuſammenhang des Einzelnen. Der Weg der Forſchung von den Wirkungen zu den Urſachen und ihr Weg von den Urſachen zu den Wirkungen müſſen einander ergänzen, beſtätigen oder berichtigen. Bei der Erforſchung der Gründe aber, aus denen das Sein der Gegenſtände oder ihre Erkenntniß hervorgeht, ſtößt der menſchliche Geiſt überall auf Schranken. Er, der ſtets nach den tiefſten oder höchſten Gründen forſcht, iſt genöthigt, Einen Urheber des Weltalls zu erkennen, der über dem Weltall ſteht, und daher unerforſchlich iſt, und je klarer er das Verhältniß des Welt-

---

religion a de profondeur; il devient humble à proportion qu'il devient habile, et à mesure qu'il acquiert, il sent le besoin qu'il a d'acquérir encore; un faux savant au contraire ne sait pas même ce que c'est que la science — et il se persuade sans peine qu'il a atteint ce petit nombre de connaissances auxquelles il borne les sciences et la vérité.

[13]) „Das Wahrgenommene erſchöpft bei Weitem nicht das Wahrnehmbare.“ Al. v. Humboldt Kosmos III. 1. S. 24. „Wie bei der Darſtellung des Geſchehenen in der moraliſchen und politiſchen Sphäre der Geſchichtsforſcher nach menſchlicher Anſicht den Plan der Weltregierung nicht unmittelbar erſpähen, ſondern nur an den Ideen erahnen kann, durch die ſie ſich offenbart, ſo durchdringt auch den Naturforſcher bei der Darſtellung der kosmiſchen Verhältniſſe ein inniges Bewußtſein, daß die Zahl der welttreibenden, der geſtaltenden und ſchaffenden Kräfte keineswegs durch das erſchöpft iſt, was ſich bisher aus der unmittelbaren Beobachtung und Zergliederung der Erſcheinungen ergeben hat.“ Al. v. Humboldt a. a. O. S. 25. Weltbeſchreibung und Welterklärung ſind, wie Humboldt (Kosmos III. 1. S. 10.) bemerkt, noch nicht als identiſche Ausdrücke zu betrachten.

[14]) Physicas II. c. 8. und Metaphysicas I. c. 1.

alls zu ſeinem Urheber einſieht, deſto mehr bringt er in alle ſeine Erkenntniſſe Einheit und Zuſammenhang[15]). Aber um die Art und Weiſe der urſprünglichen Hervorbringung des Weltalls und ſeiner Beſtandtheile und damit das eigentliche Weſen ihres Seins zu erkennen, müßte der menſchliche Geiſt unendlich ſein wie ihr Urheber; er müßte Gott gleich ſein[16]). Da er nun dies keineswegs iſt, ſo muß er ſich damit begnügen, den Urſachen und der Natur der Dinge im Gebiete ſeiner Beobachtung und Erfahrung immer genauer nachzuſpüren und auf dem Wege der Induktion und Analogie auf die Entdeckung der Geſetze auszugehen, durch welche ihre Thätigkeit bedingt iſt[17]). Hierin ſteht ihm eine weite nie abgeſchloſſene Bahn offen. Es iſt dies die Laufbahn der Wiſſenſchaft. Warum ſind manche nützliche Entdeckungen, ſo nahe ſie auch den Menſchen lagen, Jahrhunderte, ja Jahrtauſende lang unterblieben? Wohl nur deswegen, weil man die einzelnen Wahrnehmungen, die darauf hinführen konnten, für zu unbedeutend hielt, um ſie und ihren Zuſammenhang mit andern einer nähern Erforſchung zu unterziehen. Der ächte Forſcher bleibt nicht bei der bloßen Erkenntniß der einzelnen Thatſachen ſtehen; er ſucht auch ihre Verbindung und ihren Zuſammenhang einzuſehen. Hier zeigt ſich uns aber eine ſeltſame Erſcheinung: je beſchränkter noch der Kreis des durch Beobachtung und Erfahrung erworbenen Wiſſens iſt, deſto geneigter iſt der Geiſt durch bloßes Denken die Urgründe und das Grundweſen der Dinge erſchließen zu wollen. Dies rührt von ſeinem Trieb nach Einheit her, welchem ſich eine lebhafte Einbildungskraft zugeſellt, die die Lücken in den Thatſachen durch Vorausſetzungen und Vermuthungen auszufüllen geſchäftig iſt. Der Wiſſenſchaftliche darf aber nie vergeſſen, daß Hypotheſen und Muthmaßungen noch keine Entdeckungen ſind, obgleich ſie zu ſolchen führen können [18]). Allen Erklärungen, die nichts erklären, weil ſie auf unerweislichen Vorausſetzungen beruhen und Worte (Namen) an die Stelle von Thatſachen ſetzen, iſt das Geſtändniß des Nichtwiſſens weit vorzuziehen [19]). — Ein großer Mißgriff iſt es, aus einzelnen Fällen eine allgemeine Regel zu folgern. Damit die Induction zu einem zuverläßigen Schluß berechtige, muß ſie vollſtändig ſein; ſie muß alle Theile eines Ganzen umfaſſen.

---

[15]) Für uns iſt nicht nur das Weltall als ein Ganzes, ſondern in vieler Beziehung jeder Beſtandtheil deſſelben in Geheimniß gehüllt, und unſere Forſchung vermag deſſen Schleier nur einigermaßen zu lüften. Je mehr ſie dies thut, deſto näher bringt ſie unſern Geiſt der Erkenntniß des Urhebers ſelbſt. Alles Forſchen nach Wiſſen führt zuletzt an deſſen Grenze zum Glauben.

[16]) Nach **Schelling** ſollte alles Streben nach Erkenntniß von dem Standpunkt des Abſoluten, des Unendlichen ausgehen. Allein wie **kann** der Menſch dieſen Standpunkt einnehmen? Könnte er es, ſo wäre er ja Gott gleich. Das iſt er aber nicht, ſondern kann ſich Ihm nur annähern.

[17]) „Um ſo vollkommen als möglich das Verfahren der Natur einzuſehen, müſſen wir es verſtehen, ſie willkührlich in Wirkſamkeit zu ſetzen, und ſie gleichſam zwingen, vor unſern Augen zu handeln." **Oerſted** Der Geiſt in der Natur. 1850. II. 13.

---

[18]) Neque te omnia scire posse, quod est Dei, neque omnia nescire, quod est pecudis. Est enim aliquid medium, quod est hominis; id est scientia cum ignorantia conjuncta et temperata. *Lactant.* Divin. Instit. L. III. 6. „La découverte des causes finales doit s'appuyer sur la connaissance des causes efficientes et de leurs lois; dans l'étude de la Nature les causes finales qu'on doit tâcher de trouver, ce sont celles des lois, et non celles des faits particuliers. *Martin.* Philosophie de la Nature I. ch. 7. p. 97. Von einzelnen Einrichtungen im Weltall können wir wohl die Zweckmäßigkeit erkennen. Aber von ihrer Zweckmäßigkeit können wir noch nicht auf ihre unbedingte Nothwendigkeit ſchließen, und es wäre Anmaßung von uns, zu behaupten, daß der Urheber des Weltalls die Zweckmäßigkeit ſeiner Einrichtungen nicht auch auf andere Art hätte erreichen können. Unſer Forſchen muß ſich auf die Unterſuchung deſſen beſchränken, was von dem Weltall unſerer Erkenntniß zugänglich iſt. Nur innerhalb dieſer Schranken können wir die Geſetze entdecken, nach denen die Dinge ſich bewegen und ſind.

[19]) Schon das iſt ein Gewinn zu wiſſen, daß man nicht weiß.

Sie ſetzt Eintheilungen voraus, und dieſe, um richtig zu ſein, ſetzen einen allgemeinen Begriff von dem Gegenſtand voraus.

8) Der **Verſtand** (die Intelligenz) iſt der eigentliche Baumeiſter der Wiſſenſchaft. Um ſich aber vor Irrthum ſicher zu ſtellen, muß er ſich der **Vernunft**, der das oberſte Richteramt im Bereich der Erkenntniſſe übertragen iſt, unterordnen und darf ſich ihren Ausſprüchen nie entziehen. Damit die Wiſſenſchaft eine feſte Grundlage erhalte, welche die allſeitige Prüfung beſtehen kann, und Gewißheit gewährt, muß ſie auf die **Philoſophie** d. i. die Vernunftlehre von den Grundbedingungen und Kennzeichen (Kriterien) der Wahrheit begründet werden. Man verwechsle aber nicht **Philoſophie** und **Speculation**. Die Philoſophie kann mit oder ohne Speculation verfahren. Die Speculation, die durch Schlußfolgerungen die Erkenntniß des noch Unerkannten bezielt, iſt die fruchtbare Mutter von **Hypotheſen**. Woferne dieſe ihren Ausgangspunkt von ſichern Thatſachen nehmen, können ſie den nachdenkenden Beobachter auf die Spur der Wahrheit hinführen. Wofern aber die Speculation weder von Thatſachen ausgeht, noch die Beſtätigung ihrer Hypotheſen von der Beobachtung und Erfahrung erwartet, verliert ſie ſich beim Beſtreben Neues und Unerhörtes auszuſinnen in nichtigen, gehaltloſen Träumereien [20]. Das Geſchäft der Philoſophie, ſie mag ſich der Speculation bedienen oder nicht, darf jedenfalls nur auf das Ermitteln des Wegs zur Erkenntniß des **Wahren** gerichtet ſein. Dies ſetzt die Selbſtändigkeit des Geiſtes voraus. Die Philoſophie muß daher 1) vor Allem nothwendig von der Annahme eines weſentlichen Unterſchieds zwiſchen Geiſt und Körper (Materie) aus-

---

[20] Das von der Wirklichkeit abſehende Denken ſoll doch nie der Natur gleichſam das Fell über die Ohren abziehen, ſie verzerren oder entſeelen.

gehen, einer Thatſache, welche das Bewußtſein Jeglichem kund thut, und die Erfahrung immerfort beſtätigt[21]; ſie muß 2) ſich von jedem Einfluß der Selbſtſucht unabhängig erhalten, weil dieſe keine Unbefangenheit des Urtheils geſtattet[22]. Dem Menſchen iſt die Vernunft zu dem Behuf verliehen, daß er in Allem dem Grund nachforſche, aus welchem er etwas für wahr annehmen oder als unwahr verwerfen ſoll. Die Vernunft, indem ſie nach der Einheit des Beſondern ſtrebt, hält uns ab, uns in dem Beſondern zu verlieren, wobei ſich der Zuſammenhang unſerm Blick entzieht. Die Wiſſenſchaft ſteigt vom Allgemeinen zum Beſondern herab, aber auch zu ihrer Erprobung wieder von dem Beſondern zum Allgemeinen hinauf. In ihr muß vom Allgemeinen alles Licht ausgehen, wodurch das Beſondere in Ein Gemeinſames vereinigt wird[23]. — Nicht die Menge, das Zuſammentreffen der Lichtſtrahlen iſt es, was den Brennpunkt bildet. Die Philoſophie ſoll die hohe Warte ſein, von welcher aus das Beſondere und Einzelne in jedem Gebiet des Wiſſens überſchaut und Alles im Zuſammenhang betrachtet wird. Für die richtige Erkenntniß der Wahrheit iſt es unerläßlich, daß man den Zuſammenhang, worin die verſchiedenen Dinge ſtehen, erforſche. So lange uns dieſer unbekannt iſt, muß die Erkenntniß nothwendig mangelhaft und unſicher bleiben. Mit Recht wird von der Philoſophie gefordert, daß ſie auf Alles, was in den Kreis des menſchlichen Erkenntnißvermögens gehört, ſo viel Licht als möglich verbreite, und den Grund aller Erkenntniſſe und ihren Zuſammenhang mit thunlichſter Klarheit nachweiſe. Jeder neue Verſuch in der Philoſophie muß daher um gründlich zu Werk zu gehen, mit der Unterſuchung beginnen: ob und wie weit die Ergebniſſe der frühern Verſuche befriedigend ſind oder nicht. Die Philoſophie ſoll das Verhältniß zwiſchen der äußern und innern Erfahrung und die Schranken des Verſtandes und der Vernunft nachweiſen. Sie hat endlich die Aufgabe, daß ſie die Entzweiung in den Vorſtellungen von dem Weſen der Wahrheit aufzuheben ſuche, indem ſie den zuverläßigſten Weg zu ihrer Erkenntniß ausfindig macht und aufdeckt. — Um wahr zu ſein, muß die Philoſophie es zwiſchen allen ihren Fächern oder Zweigen ihrer Forſchung, denen, die die äußere materielle Natur und denen, die das Innere des Menſchen (ſeine geiſtige und ſittliche Natur) betreffen, zur Uebereinſtimmung bringen.

---

[21] Eine Speculation, die von der Annahme der Identität des Geiſtigen und des Materiellen ausgeht, muß folgerecht die Philoſophie und überhaupt alle Wahrheitserforſchung für überflüſſig, für ein Unding, eine Chimäre anſehen. Das Voranſtellen der Naturwiſſenſchaft an die Stelle der die geiſtige und die materielle Welt umfaſſenden Philoſophie iſt ein ganz willkührliches Verfahren, das allem Forſchen des Geiſtes nach ſeinem eigenthümlichen Weſen und ſeiner Beſtimmung von Vornherein ein Ende macht.

[22] La philosophie sceptique ou matérialiste était la fille et non la mère de l'égoïsme licencié et de l'incrédulité, issus eux mêmes du bigottisme et de l'hypocrisie. *H. Martin.* Hist. de France. T. XVIII. 523.

[23] Die Vernunft iſt eben das Vermögen vom Beſondern zum Allgemeinen aufzuſteigen und vom Allgemeinen das Beſondere abzuleiten. Die Wiſſenſchaft hat auch von jeher nach der Einheit, nach dem Zuſammenhang aller Kräfte geforſcht, wenn gleich auf verſchiedenen Wegen und mit ungleichem Erfolg.

9) Auch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſehen wir in den Anſichten, Hypotheſen, Theorien und Syſtemen Extreme auftauchen, die ſich geltend zu machen ſuchen. Aber auch hier ruft jedes Extrem ein entgegengeſetztes hervor. Der dadurch erregte Kampf konnte zwar zuletzt dem Sieg des Wahren förderlich ſein, ihm ging jedoch gewöhnlich viele und oft lange Verwirrung in den Köpfen, vom Parteigeiſt genährt, vorher. Vor Extremen zu warnen liegt daher im Intereſſe der Wiſſenſchaft.

10) Je einfacher und unverkünſtelter ein Geiſt iſt, deſto fähiger iſt er auch, Eins mit ſich zu werden, und je mehr er Eins mit ſich ſelber iſt, deſto eher wird er auch mit Gott und der Welt Eins werden. Alle wahren Erkenntniſſe und Empfindungen ſind einfach; eben ſo alle große Erfindungen, die ächten Meiſterwerke des Genie's, die Gedanken der bewährten Weiſen, Geſetzgeber und Männer der That. — Wie auf dem Wege zur ſittlichen Vollendung, ſo iſt auch auf dem Wege zur ächten Wiſſenſchaft, um unbeirrt zum Ziel zu ſchreiten, die Unbefangenheit des Kinderſinns erforderlich. Dies wurde von den gründlichſten Forſchern nach Wahrheit anerkannt[24]). Kleine, beſchränkte Geiſter hingegen werden durch das eitle gelehrte Scheinenwollen, durch die Sucht zu glänzen, bewundert, gelobt zu werden daran verhindert[25]). Je ausgebildeter ein Geiſt iſt, deſto geneigter iſt er, auch vom Gegner zu lernen und an ihm das Gute anzuerkennen und das Mangelhafte nachſichtig zu beurtheilen.

11) Drei Klaſſen von Arbeitern nehmen an dem Auf- und Fortbau der Wiſſenſchaft Theil: a) die Erfinder neuer Methoden zur Erforſchung des Wahren und die Entdecker noch unbekannter Thatſachen; b) die Sammler des Bauſtoffs für die verſchiedenen Fächer der Wiſſenſchaft;

---

[24]) Von Sokrates, Baco, Newton, Pascal. — Baco ſagt (Novum Organum): At non alius fere sit aditus ad regnum hominis, quod fundatur in scientiis, quam ad regnum coelorum, in quod, nisi sub persona infantis intrare non datur. Einfachheit iſt das Gepräge ächter Größe, großer Einſicht, wahren Verdienſtes. — La simplicité est la perfection de l'esprit naturel; et je ne suis plus étonné de la rencontrer si souvent dans les grands hommes. *Vauvenargues* Oeuvres I. 139.

[25]) Wer blos ſchreibt, um gelobt zu werden, ſetzt ſich ſelber auch bei den größten Fähigkeiten in Gefahr, den wahren Beruf des Schriftſtellers: Förderung der Wahrheitserkenntniß und der Tugendübung zu verfehlen. Denn wie oft und für wie Viele iſt nicht das Widerſpiel von Wahrheit und Tugend der Gegenſtand des Lobes!

c) die Darſteller der Ergebniſſe der gemachten Erfindungen und Entdeckungen und des geſammelten Bauſtoffs der Erkenntniß, welche daraus ein Ganzes zu bilden und die Erkenntniß darin ſo klar und faßlich als möglich Andern zugänglich zu machen ſtreben, ſei es überhaupt oder mit beſonderer Rückſicht auf das Bedürfniß verſchiedener Abtheilungen der Geſellſchaft. Dem Verdienſt von allen drei Leiſtungen, welche verſchiedene Fähigkeiten erfordern, gebührt Anerkennung, damit die Wiſſenſchaft wachſe und gedeihe. Bei allem Streben nach Wiſſen ſollte aber der Zweck des Wiſſens — das Leben nie außer Acht gelaſſen werden. Wohl ſoll die Wiſſenſchaft für den Bearbeiter derſelben Selbſtzweck ſein. Aber gegenüber der Menſchheit iſt das Leben ihr Zweck. Alle wiſſenſchaftlichen Darſtellungen erhalten dadurch vorzüglichen Werth, daß ſie den Zuſammenhang der Thatſachen und ihr Verhältniß zum Leben und zur Bildung und Wohlfahrt der Menſchen nachweiſen. — Obgleich zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, zwiſchen Erforſchung und Ausübung immer ein weſentlicher Unterſchied ſtattfindet, ſo entſteht doch für beide ein großes Hinderniß ihres Fortſchritts aus der gänzlichen Abſcheidung zwiſchen ihnen, und dieſes Hinderniß war um ſo größer, je weiter die Kluſt war, die ſie von einander ſchied. Um ſo erfolgreicher zeigten ſich dagegen die Beſtrebungen dieſe Kluft auszufüllen, indem die wiſſenſchaftlichen Forſcher bei den ausübenden Künſtlern lernten und die letztern ſich mit den Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchungen bekannt machten.

12) Nicht das Vielwiſſen, wohl aber das Gründlichwiſſen iſt den Menſchen förderlich und auch der Wiſſenſchaft ſelbſt. Befähigung, Beſſerwerden und Verbeſſerung der menſchlichen Zuſtände muß für die Geſellſchaft und

auch für den Einzelnen das Endziel des Wiſſens ſein. Sonſt artet es unvermerkt in eitle Jagd nach neugeprägten auffallenden Worten, in Gedächtnißkram, in todte Form, in dialektiſches Luftgefecht, Silbenſtecherei und Pedanterie aus[26]. Alles blos vermeintliche und unfruchtbare Wiſſen bläht auf, das wahre Wiſſen hingegen treibt ſtets zu neuer Forſchung an. — Der freudigſte Augenblick eines auf Entdeckung ausgehenden Forſchers iſt der, wo er mit Zuverſicht ausrufen kann: ich ſehe Land. — Aechte Wiſſenſchaft horcht nicht ängſtlich rechts und links auf die Meinungen des Tages. Sie ſchreitet frei einher. Einzig in der Freiheit kann ſie gedeihen. Nur vergeſſe wer ihr nachſtrebt nie, daß es Wahrheitsſinn und Tugend erheiſcht, ſich dieſe Freiheit zu bewahren. Wie mancher der ein freier Geiſt ſich dünkte, blieb ſein Lebenlang in Kindeswindeln! Volksmaſſen laſſen ſich durch die Meinungen Anderer, die Gelehrten nur zu oft durch ihre eigenen berücken[27]. Wenn du von einem berühmten Lehrer vernimmſt, daß er vorzüglich dem Ruhm nachſtrebe, und von einem ruhmloſen, daß er einzig und redlich die Wahrheit ſuche, wird dir nicht der letztere am meiſten Zutrauen zu verdienen ſcheinen? — Leider iſt der Menſch (zumal in verfeinerten Weltzuſtänden) nur zu geneigt, eine Lüge oder Täuſchung von ſeiner Erfindung einer Wahrheit, die ein Anderer ans Licht geſtellt hat, vorzuziehen. Wie Viele wurden nicht blos von dem eiteln Wunſch ſich vor Andern auszuzeichnen auf Irrwege verleitet!

---

[26] Von gewiſſen Gelehrten ſagt *Malebranche* (de la Recherche de la Vérité. Amsterd. 1688 Préf.): Ils étudient plutôt pour acquérir une grandeur chimérique dans l'imagination des autres hommes, que pour donner à leur esprit plus de force et plus d'étendue. Ils font de leur tête une espèce de garde-meuble.

[27] Auch die gelehrte Welt hat ihre Donquiſchotts, die Schattenbildern nachjagen und mit Windmühlen kämpfen.

13) Alle Wiſſenſchaften bilden zuſammen Ein Ganzes, und nur in Verbindung miteinander können ſie ihren Zweck, die Erkenntniß der Wahrheit und Menſchenwohl zu fördern vollſtändig erreichen[28]). Ein Zweig der Wiſſenſchaft dient dem andern zur Unterſtützung, Aufhellung und Bekräftigung. Ihren Zuſammenhang ſoll daher, wer der Wiſſenſchaft ſich weiht, ſtets im Auge haben und der gründlichen Aneignung eines Fachs der Wiſſenſchaft kann die Kenntniß von deſſen Zuſammenhang mit ihren andern Fächern nur förderlich ſein. Zeigt ſich zwiſchen Zweigen der Wiſſenſchaft ein Widerſpruch, ſo kann dieſer, da die Wahrheit in ſich keinen Widerſpruch zuläßt, nur in der Bearbeitung (Beweisführung) ſeinen Grund haben, und es muß ſeine Löſung in einem Fehler aufgeſucht werden, der in der Bearbeitung begangen worden. Wurde hier z. B. ein einziger irriger Satz als wahr vorausgeſetzt, ſo mußten alle Folgerungen fehlerhaft ausfallen. — Es kann aber auch aus der Geneigtheit ſpeculativer Köpfe aus einzelnen Bruchſtücken der Erkenntniß ſofort mittelſt der dialektiſchen Kunſt ein Syſtem

---

[28]) Zu den Wiſſenſchaften gehören außer der Philoſophie (d. i. der Theorie oder Architectonik alles Erkennens und aller Erkenntniſſe), die Wiſſenſchaft vom Menſchen, dem leiblichen und dem geiſtigen, die Mathematik mit der Arithmetik und der Geometrie, die Sprachkunde, die Naturkunde mit allen ihren Zweigen, die Sternkunde, die Heilkunde, die Länderkunde, die Gewerbskunde, die Rechtswiſſenſchaft, die Kriegswiſſenſchaft, die Staatswiſſenſchaft und die Geſchichtskunde. Den Schlußſtein aller Wiſſenſchaften bildet die Wiſſenſchaft von den Gründen der Erkenntniß oder des Glaubens überſinnlicher Wahrheiten von Gott und ſeiner Weltregierung, von den ſittlichen Pflichten des Menſchen, und der Fortdauer ſeines Geiſtes im Jenſeits. Dies ſind überſinnliche Wahrheiten, welche der Menſch durch das, was er weiß, zu glauben genöthigt wird. Sein Glauben an ſie iſt auf Thatſachen gegründet, die er kennt, die er aber ohne den Glauben an jene überſinnliche Wahrheiten ſich nicht zu erklären vermöchte. Dieſer Glaube iſt für ihn noch von höherm Werth als alles Wiſſen.

d. i. eine abgeſchloſſene Wiſſenſchaft zu bauen ein großes Hinderniß für die Erforſchung der Wahrheit entſtehen. Dieſe Syſtemſucht, welche Begriffe für Thatſachen nimmt, oft Worte mit Begriffen verwechſelt und die Lücken in der Schlußfolgerung mit Hülfe der Einbildung ausfüllt, iſt Schuld, daß das Forſchen nach wirklichen Thatſachen verſchmäht und vernachläßigt wird, daß bloße Begriffsgebäude für Wiſſenſchaft ausgegeben werden, daß mehrere einander ganz widerſprechende Syſteme den Anſpruch auf Wiſſenſchaft geltend machen, daß wir endlich eine Menge ſogenannter Wiſſenſchaften, aber keine Wiſſenſchaft, oder nur eine vorgebliche beſitzen. Syſtemſucht iſt nicht ſelten in rohe Gewalt ausgeartet, die jeden Widerſpruch, auch den der Ueberzeugung und den der erwieſenen Wahrheit zu erdrücken ſuchte. — Jedes redliche Forſchen nach Wahrheit, das ſich von Anmaßung fern hält, iſt achtungswürdig, auch wenn es erfolglos bliebe. Im letztern Falle verhilft es wenigſtens zur Einſicht, daß ein anderer Weg zum Ziel eingeſchlagen werden müſſe. Hingegen kann die gelehrte Anmaßung eine Hypotheſe, eine Theorie, eine Ausdrucksform, bevor ſie erprobt ſind, als gewiſſe Wahrheit aufzudringen der Wiſſenſchaft nur hinderlich ſein. Wie viele Meinungen, durch geiſtreiche, ſcheinbar ſcharfſinnige oder gelehrte Darſtellung zu hoher Geltung gelangt, wurden wieder durch andere verdrängt, die ſich auf gleiche Art an ihre Stelle ſetzten! Opinionuum commenta delet dies, naturae judicia confirmat. (*Cicero.*) Speculative Lehr-Gebäude von Dingen, die auſſerhalb dem Kreis der innern und äußern Beobachtung und Erfahrung liegen, kamen bei verſchiedenen Völkern ſchon zu einer Zeit zum Vorſchein, wo ihre Erfahrungserkenntniſſe (die der Selbſtbeobachtung mitinbegriffen) noch ſehr gering und dürftig waren. Sie verloren in gleichem

Maß an ihrem Anſehen, als der Kreis der Erfahrungserkenntniſſe ſich erweiterte. Bis dahin aber waren ſie die Rüſtkammer welche Waffen zur Verfechtung jedes Aberglaubens, jeder Täuſchung und aller Mißbräuche der Gewalt hergeben mußte.

14) So vorzüglich das einſame Nachdenken geeignet iſt, Gedanken zu wecken, durch Verbindung derſelben und der Unterſuchung und Vergleichung von Thatſachen zur Erkenntniß des Wahren aufzuſteigen und ſich mittelſt der Ueberſchau des Zuſammenhangs der Begriffe und Thatſachen zu orientiren, ſo nothwendig iſt der Gedankenverkehr mit Andern zur Prüfung, Beleuchtung und Berichtigung des von uns Gedachten. Ohne ihn iſt Einſeitigkeit und Erſtarrung des Gedankenfluſſes unvermeidlich. Der Studirende ohne geiſtigen Verkehr wird leicht zur Maſchine, die zuletzt ſtill ſteht, und bei Nationen, die ſich von andern abſchließen, wird ihre Wiſſenſchaft zuletzt eine öde Wüſte, ein unbewegter Sumpf oder eine ſeelenloſe Mumie.

15) Die Vernunft iſt des Menſchen Leuchte auf dem Wege zur Wiſſenſchaft. Nichts kann in den Bereich der Wiſſenſchaft gehören, was die Prüfung der Vernunft nicht beſtehen kann. Man hat aber zu allen Zeiten, wo dies zur Anerkennung gekommen war, Verfechter der offenbarſten Unwahrheiten und der unvernünftigſten Behauptungen ſich der Sophiſtik, d. i. des durch Trugſchlüſſe bewirkten Scheins der Vernünftigkeit bedienen geſehen, um die Ausſprüche der Vernunft zu beſtreiten. Die Sophiſtik findet am meiſten Eingang und bekämpft die Wahrheit und die ächte Wiſſenſchaft mit dem meiſten Erfolg, wenn bei den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und dem Unterricht von den Zwecken des Lebens abgeſehen wird, weil durch dieſe Rückſichtloſigkeit auch manche redliche Denker und

Forſcher zu Anſichten verleitet werden, die mit den Zwecken des Lebens im offenſten Widerſtreit ſind[29]. Um ſich ſelber gegen Sophiſtik zu ſchützen, thut es der Wiſſenſchaft vor Allem noth, daß ihre Prieſter (die Forſcher nach Wahrheit) ſich jeder Sophiſtik enthalten. Dies werden ſie aber ſchwerlich, wenn ſie, die Zwecke des Lebens aus den Augen ſetzend, anſtatt auf Erforſchung des Thatſächlichen auszugehen, ſich unbedingt der Speculation hingeben, die blos in der Conſtruction von Begriffen beſteht[30]. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft und beſonders der Philoſophie iſt es, das Denken unbefangener, das Leben klarer, das Herz ruhiger zu machen und den Willen ſtets mehr in der Richtung zum Guten zu befeſtigen.

16) Der wichtigſte Gegenſtand der menſchlichen Forſchung iſt mithin das Leben ſelbſt oder die Kraftanwendung, die Thätigkeit, welche organiſche Weſen aus ſich ſelbſt entwickeln (geiſtiges, thieriſches und vegetabiliſches Leben), weſentlich unterſchieden von der Kraftäußerung, die bei unorganiſchen Weſen blos aus ihrem Wechſelverhältniß hervorgeht (und das man, freilich nur uneigentlich, phyſiſches und mechaniſches Leben nennt.) Alle Geſetze des Lebens werden von unſerm denkenden Geiſte nur entdeckt (nicht erfunden); ſie liegen aber in der Natur der verſchiedenen Weſen. Die großen Geſetze der ganzen Weltordnung kennen zu lernen iſt das würdigſte Ziel

---

[29] Wahren und vollen Werth haben für Jeden nur die Kenntniſſe, die er anwenden kann, und dies ſind auch nur die, welche er ſich vollſtändig anzueignen vermag.

[30] Le véritable usage de la raison, en quoi consiste — tout le bon esprit, toute la sagesse humaine, ne consiste pas lui même dans des syllogismes isolés ou des raisonnemens décousus. Ce qui le constitue, c'est le soin, c'est l'attention à saisir avec justesse, à embrasser avec plénitude tout ce qui doit concourir à la découverte des vérités que nous cherchons." Pensées de *Descartes* sur la Religion et la morale. Paris 1811. p. 344.

unſerer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Die Erkenntniß davon bringt nicht nur in unſere Gedanken Einheit und Harmonie, ſondern kann auch das Gleiche in unſerm Leben befördern. Obenan unter allen Wiſſenſchaften ſteht für den Menſchen die Wiſſenſchaft vom Menſchen[31]). Von dieſer müſſen die andern ausgehen und zu dieſer müſſen ſie wieder zurückkehren. Die Menſchenkenntniß hat aber zwei Gegenſtände: den Menſchen überhaupt, ſodann ſich ſelber und die Menſchen, mit denen man in Berührung kommt. Man kann die Menſchen kennen, ohne daß man den Menſchen kenne und umgekehrt[32]). Nicht im Wechſelnden, ſondern im Unveränderlichen ruht des Menſchen Perſönlichkeit. Im perſönlichen Charakter der Menſchen gibt es aber eine große Verſchiedenheit. Sie genau kennen zu lernen hält ſchwer, am ſchwerſten das wahrhaft Vorzügliche, das den Werth eines Menſchen ausmacht. Denn gerade dies verbirgt ſich gern vor uns, wie das Gold und die Edelſteine in den tiefſten Schachten der Gebirge[33]). In der

---

[31]) De toutes les sciences humaines la science de l'homme est la plus digne de l'homme. *Malebranche.* De la Recherche de la vérité. Préf. p. XXIII. 6. La vraie science et la vraie étude de l'homme c'est l'homme. *P. Charron* De la Sagesse I. 1, 1.

[32]) „Vor Sokrates war die Welt der Gegenſtand aller Speculationen; nach ihm wurde der Menſch der Mittelpunkt aller Unterſuchungen." W. G. Tennemann Geſch. der Philoſophie 1799. II. 80. La vraie philosophie, c'est de rentrer en soi même et d'écouter la voix de sa conscience dans le silence des passions. *J. J. Rousseau.*

[33]) Weder die Phyſiognomik, noch die Kranologie, welche Lavater und Gall auf Grundſätze zu bringen verſuchten, können je die Wiſſenſchaft vom Menſchen weſentlich fördern. Gewiſſe Geſtaltungen des Kranz mögen auf gewiſſe geiſtige Anlagen hindeuten, begründen aber keine ſichere Beurtheilung einzelner Menſchen, am wenigſten in ſittlicher Beziehung. — Die Phyſiognomie des Menſchen iſt mitunter ein Spiegel ſeines Innern, aber auch nur für den mit Scharfblick begabten. Es drückt ſich darin etwas nicht nur von den Naturanlagen, ſondern auch von den geiſtigen und ſittlichen Richtungen der Seele ab, doch keineswegs Alles. Auch das, womit der Wille den

Wiſſenſchaft vom Menſchen ſteht übrigens für Jeden die Selbſterkenntniß oben an. Dieſe bildet ihre Grundlage und kann von Jedem, ſei er gelehrt oder ungelehrt, erworben werden, wie ſie denn auch für Jeden ein Bedürfniß iſt, der ſein Leben der Menſchenbeſtimmung gemäß einrichten will. In der Selbſterkenntniß kann und ſoll Jeder unaufhörlich fortſchreiten. Dieſer Fortſchritt iſt aber durch die Bekämpfung und Beſiegung der Selbſtſucht bedingt, indem Niemand, der ein Sclave der Selbſtſucht iſt, zur Selbſterkenntniß gelangt.

Befragen wir diejenigen, die es in dem Streben nach Erkenntniß in jeder Richtung dem Umfang und der Tiefe nach am weiteſten gebracht haben, ſo ergibt ſich uns als das Endergebniß aller ihrer Forſchungen, daß das menſchliche Wiſſen ſehr beſchränkt iſt, daß daſſelbe großentheils nur die Oberfläche der Dinge berührt, und daß dasjenige Wiſſen für die Menſchen ſtets das wichtigſte bleibt, welches ſich für die Verbeſſerung ihres Lebens und ſeiner Zuſtände am fruchtbarſten bewährt[34]. Dieſes Wiſſen hat auch die meiſte Ausſicht auf fortwährende Vervollkommnung. Selbſt die Erkenntniß ſeiner Unwiſſenheit bringt hiefür dem Menſchen unermeſſenen Vortheil. Nur Schade, daß ſie ſo ſelten iſt!

17) Dem wiſſenſchaftlichen Forſchungs- und Beobachtungsgeiſt, nicht dem bloßen Zufall verdanken wir die Erfindungen, welche in den Zuſtänden des Lebens eine ſeine Zwecke manig-

---

Charakter zu verhüllen ſtrebt, findet darin zuweilen einen Abdruck, aber nicht immer. Die Beobachtung der Phyſiognomie iſt überhaupt ſehr trüglich, weil dieſe zu ſehr von dem Willen und auch von zufälligen Umſtänden abhängt. Man hat bemerkt, daß an Leichen die Geſichtszüge ſich bei Vielen weit vortheilhafter darſtellen als im Leben.

[34] Wie beſcheiden ſprechen nicht von ihrem Wiſſen die Chorführer der Wiſſenſchaft Plato, Ariſtoteles, Baco, Newton, Pascal, Buffon, Cuvier, Kant, Al. v. Humboldt und ihres Gleichen!

ſach fördernde Veränderung hervorgebracht und dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſelbſt neue Bahnen erſchloſſen haben[35]). Dahin gehört unter andern die Erfindung der arithmetiſchen, algebraiſchen und mathematiſchen Formen, des Compaſſes[36]), der Maſchinen für Zeit-, Luft- und Wärmemeſſung, der optiſchen Vergrößerungsmittel für das Auge, der Schrift- und Buchdruckerkunſt, der richtig abgewogenen Anwendung der Treibkraft des verdichteten Dampfes; ſodann auch der electriſchen, galvaniſchen und magnetiſchen Kräfte, ferner die Erfindung der Telegraphie, zumal der elektriſchen.

18) Würde nur die Hälfte der Kräfte und der Zeit, die für Erfindung hohler und willkührlicher Theorien und für Ergründung unergründlicher Dinge, die den Geſichtskreis der menſchlichen Intelligenz weit überſteigen, vergeudet worden, den wichtigſten Aufgaben des geſellſchaftlichen Lebens gewidmet: wie die Menſchen aller Klaſſen und Berufsarten zu richtig denkenden, reinſittlichen, Gott und den Nächſten liebenden Mitgliedern eines Gemeinweſens, zu tüchtigen, ſchlichten, ihrem Vaterland herzlich ergebenen Bürgern und zu emſigen, ſtrebſamen und redlichen Arbeitern in dem einem Jeden zugeſchiedenen Beruf herangebildet, und Verderbniſſe, Uebelſtände und Mißgeſchicke ſo viel möglich von ihnen abgewendet werden könnten, wir würden bald den wahren Fortſchritt unverkennbar und gründ-

---

[35]) „In der Beobachtung einer anfangs iſolirt ſtehenden Erſcheinung liegt oft der Keim einer großen Entdeckung.“ Al. v. Humboldt Kosmos I. 66.

[36]) So uralt die Kenntniß der Ziehkraft natürlicher Eiſenmagnete iſt, ſo blieb doch ihre Beziehung auf den Erdmagnetismus lange Zeit nur den Chineſen bekannt, die mehr als tauſend Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung mittelſt magnetiſcher Waagen, die nach Süden wieſen, den Landweg durch die unermeßlichen Grasebenen der Tartarei fanden, und wenigſtens 700 Jahre vor Einführung unſers Schiffscompaſſes den indiſchen Ocean beſchifften. Al. v. Humboldt Kosmos I. 186. 187.

lich gefördert ſehen. Viele Täuſchungen, nur geeignet die Gedanken zu verwirren, viele thörichte Einbildungen die nur den Gemeinſinn ſchwächen, würden verſchwinden, der Geſchmack an Träumereien und leerem Wortgezänk würde ſich verlieren; das Nothwendige, das Anerkannt-Nützliche, das Geiſt und Herz Bildende und Erhebende, das bewährte Gute und Schöne würde immer mehr die Ziele aller Beſtrebungen, alles Wetteifers abgeben[37].

19) Daß des Menſchen Meinungen und Anſichten und ſelbſt ſeine Ueberzeugungen ſich verändern können, beweiſt nur, daß, ſo gewiß die Wahrheit nur Eine iſt und ſein kann, der Irrthümer daneben viele ſind, daß jeder Menſch in dieſe verfallen kann, daß aber auch ſein Geiſt ſich naturgemäß angetrieben fühlt dem Irrthum zu entgehen. Die Vorausſetzung, daß einer Veränderung in gewiſſen Meinungen, Anſichten oder Ueberzeugungen Unredlichkeit zum Grund liegen müſſe, iſt ſelbſt ein Irrthum, und zwar ein liebloſer. Die Annahme der Unredlichkeit kann nur der Erweis ſchlechter Abſicht rechtfertigen. Wer die erprobten Wahrheiten, die das Band der menſchlichen Geſellſchaft ſind, gegen Meinungen vertauſcht, die noch keine Probe beſtanden haben, ſetzt ſich allerdings dem Verdacht oder Vorwurf eines beklagenswerthen Leichtſinns aus. Der Unwille, den er erregt, iſt eine gerechte wohlverdiente Zurechtweiſung.

20) Jede gute Lehre (auch die chriſtliche) prägt Geſchichtserzählung am tiefſten den Gemüthern ein. Wie kommt es aber, daß das Studium der Geſchichte nicht größern Ein-

---

[37] „La plus sainte ambition de l'homme comme sa plus grande gloire sous le soleil, est d'agir sur l'homme pour l'édifier, pour l'améliorer, le régénerer, l'élever en piété et en connaissance." *Eug. Pelletan* Heures de Travail. II. 384.

fluß auf die Bildung von Geiſt und Gemüth ausübt, indem wir in dem geſellſchaftlichen Leben ſo wenige Beweiſe von der Benutzung der lehrreichen Ueberlieferungen der Geſchichte vorfinden um die Herzen mit Achtung und Liebe für die Errungenſchaften der wichtigſten Güter durch der Vorfahren Strebſamkeit und Muth zu erfüllen und den Sinn für das Vaterland und ſeine Vorzüge, aber auch den Sinn für alles Wahre und Edle, für jede Tugend und den Abſcheu vor allem Schlechten und Niederträchtigen zu wecken und zu beleben, um Liebe für eine die Freiheit und Ordnung ſichernde Verfaſſung und Ehrfurcht vor dem Geſetz und der Obrigkeit einzuflößen, endlich vor den Klippen zu warnen, an denen die Freiheit und Wohlfahrt der Völker ſo oft geſcheitert ſind? Allerdings ſollte und müßte die Geſchichte alles dies leiſten, wenn ſie durch Wahrheit in der Auffaſſung der Thatſachen ohne Gunſt und Abgunſt und durch umfaſſenden Blick für ihren Zuſammenhang in ihrer Darſtellung des ganzes Gewebes menſchlicher Wirkſamkeit und Zuſtände davon ein getreues und lebenvolles Spiegelbild wäre[38]. Dies wird aber bei der Geſchichtſchreibung oft verfehlt, weil ihr Blick ſich zu ſehr in Einzelheiten verliert und vor lauter Bäumen den Wald nicht ſieht, oder weil er von einer ſelbſtſüchtigen Leidenſchaft oder einem einſeitigen Geſichtspunkt getrübt iſt. Nicht theatraliſcher Prunk, noch glänzende Schauſtellung der Privatanſichten und Empfindungen des Verfaſſers erwartet man von der Geſchichte. Keine Theorie ſoll dieſe aufſtellen, ſondern vielmehr durch ihren Inhalt vor den Täuſchungen grund- und gehaltloſer Theorien bewahren. Nur aus der **Geſchichte** eines Volkes kann man das Weſen und die Wirkungen ſeiner Verfaſſung und ſeiner Geſetze kennen lernen. Die Geſchichte gibt uns die kräftigſte Beſtätigung der wahren und die belehrendſte Widerlegung oder Berichtigung der falſchen Grundſätze für das Privat- und geſellſchaftliche Leben. Nichts kann den Menſchen über ſeine Natur, über ihre gute und ſchwache Seite, über die Triebwerke des geſellſchaftlichen Lebens beſſer belehren, als wahre Geſchichte; wogegen die falſche, getrübte nur dazu dient, ihn darüber irre zu leiten. Der Zweck der Geſchichte fordert daher unerläßlich volle Wahrheit in der Darſtellung des Geſchehenen und ſeiner Triebfedern. Prima historia lex est, ne quid falsi dicere audeat, nec quid veri non audeat. (*Cicero.*) **Wahre** Geſchichte iſt ein Spiegel des Lebens; ſie verſetzt mitten in die Kämpfe, welche das Gute mit dem Böſen, die Vernunft und Weisheit mit der Thorheit zu beſtehen hatten; ſie entlarvt die Heuchelei des Frevels, nimmt dem Laſter ſeine Schminke und zieht das Verdienſt aus der Dunkelheit hervor, in welche der Neid und die Bosheit es verſtoßen hat; auch enthält ſie die verborgenen Wirkungen der böſen That, welche ihre ſcheinbaren Erfolge Lügen ſtrafen. — Um über den Urſprung des Guten und Löblichen, ſo wie des Böſen und Verwerflichen gründlich zu belehren, thäte die Geſchichte gut, zuweilen von den gegenwärtigen Zuſtänden zu den frühern zurückzugehen, und das Entſtehen von jenen aus dieſen nachzuweiſen. Ganz der Wahrheit getreu, würde die Geſchichte vielleicht an Glanz verlieren, ſicher aber an Kraft der Belehrung weſentlich gewinnen [39]. So ſehr eine wahre Geſchichtſchreibung zur Erkenntniß der Mängel und Fehler verhülflich iſt und Antriebe zur Abhülfe enthält, ſo ſehr wird hieran die von Schmeichelei oder andern ſchlechten Geſinnungen eingegebene hinderlich. Wie ſehr muß nicht die Entweihung des Richteramts der Geſchichte die öffentliche Meinung fälſchen und verderben! — Selbſt bei allem Forſchungsfleiß und Streben nach Genauigkeit wird freilich die Geſchichte immer nur eine Annäherung zur vollen Wahrheit erreichen [40]. Um aber einen tiefen und den rechten Eindruck zu machen, muß die Geſchichte ſtets die Hauptſache im Auge behalten und ſich mit Erforſchung und Darſtellung von Nebendingen nur in ſo weit befaſſen, als dadurch die entſcheidenden Ereigniſſe und Charaktere in's wahre Licht geſtellt werden. — Für uns, in denen die Eindrücke der Gegenwart, in welcher wir leben, die Eindrücke der Vergangenheit ſo leicht verwiſchen, iſt es das Wichtigſte, daß die Geſchichte die Ergebniſſe für der Menſchen Bildung und Wohlfahrt richtig und genau auffaſſe und ſo darſtelle, daß daraus zuverläßige und eindringliche Belehrung für die Schärfung unſeres Urtheils und die Einrichtung unſeres Lebens hervorgehe. Dazu iſt nöthig, daß die Geſchichte die Dinge in ihrem Zuſammenhang betrachte, wodurch es ihr gelingt, beſtimmt und deutlich nachzuweiſen, wie die Idee vom Göttlichen in jeglicher Zeit und in jeglichem Volke ſich ausgebildet hat und ihre Ausflüſſe auf alle Verzweigungen des Lebens eingewirkt haben. Nur dieſer Geſichtspunkt gibt dem Geſchichtsſtudium die rechte Weite, um dem Geiſt und Gemüth den vollen erhebenden und bildenden Einblick in alle Höhen und Tiefen der Weltangelegenheiten zu öffnen und rege Theilnahme an allem Aechtmenſchlichen einzuflößen[41]. Das Höchſte der Menſchheit muß das Höchſte der Geſchichte ſein, damit ſie die Ereigniſſe ſo beleuchte, daß ſie in allſeitiger Wahrheit und mit ergreifender Kraft ſo lebendig ſich darſtellen, als ob ſie vor unſern Augen vor ſich gingen. Nicht in dem mühſam geſammelten Bauſtoff und in dem Baugerüſte und Gerippe der Geſchichte liegt ihr Belehrendes, ſondern in dem Geiſt, der ſie durchweht, und dieſen Geiſt beſtimmt am Ende vorzugsweiſe die Idee vom Göttlichen, in deren Geſtaltung wir überall das ganze Völkerleben ſich ausprägen ſehen. — Der Geſchichte verdanken wir die Kenntniß von dem Gang und den Fortſchritten der Menſchenbildung. Sie belehrt uns, daß die religiöſe ihre Grundlegung vorzüglich in Paläſtina erhielt, und daß es Griechenland war, wo die intellectuelle und Geſchmacksbildung zuerſt einen ſelbſtändigen Aufſchwung nahm, welcher für den Bau der Wiſſenſchaft, der Sprachentwickelung, der ſchönen Künſte und der Geſtaltung des geſellſchaftlichen Lebens den Grund legte, der ſpäter andern Völkern zum Ausgangspunkt ihrer Geſittung diente. Dieſe zweifache Belehrung der Geſchichte iſt ganz geeignet, den menſchlichen Geiſt vor manchen falſchen Richtungen zu bewahren, wodurch er vom Wahren und Guten abgelenkt wird, deſſen Aneignung doch ſeine Beſtimmung iſt. Die Geſchichte iſt aber auch die beſte Lehrerin in der Unterſcheidung des Scheins von dem Weſen der Dinge; ſie enthüllt uns die verborgenen Triebfedern der Begebenheiten und hilft uns die Räthſel derſelben löſen. Sie gibt uns Aufſchluß, warum die ſcheinbar mächtigſten und blühendſten Reiche nur auf ſchwachen, thönernen Füßen ſtanden, wenn es ihnen an einer tiefen und feſten Grundlegung einer gerechten und weiſen Verwaltung und einer wahren ſittlich-religiöſen Volksbildung ermangelte[42]). Ein hoch über den Völkern und Zeiten ſtehender Richterſtuhl iſt die Geſchichte. Zweifelhaft iſt es zwar, ob gerade die Beſten, Edelſten die ihnen gebührende vorragende Stelle in der Geſchichte erhalten, da ſie vorzüglich von Solchen berichtet, die am meiſten Aufſehen erregten. Indeſſen bilden doch die Virtuoſen in jedem

---

[38] „Für jene, ſagt **Thukydides**, welche die Wahrheit der Begebenheiten erforſchen und, da einſtmals nach dem Laufe der menſchlichen Dinge Gleiches oder Aehnliches ſich wieder zutragen wird, ihre Zukunft einrichten wollen, wird die Geſchichte nicht ein vorübergehendes Schauſtück, ſondern ein bleibendes Beſitzthum ſein.“ — Historia testis temporum, lex veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuncia vetustatis. *Cicero* de Orat. ii. 36. — Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, atque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit. *Tacitus* annal. L. III c. 65.

---

[39] L'histoire a cet avantage qu'auprès de chaque infraction aux loix de la morale elle met presqu'aussitôt la peine qu'ont appellée sur eux les chefs des nations et les nations elles-mêmes; pour les hommes l'infamie, l'exécration du monde, pour les peuples toutes les misères; l'asservissement et la ruine. *H. Corne* De l'éducation publique L. VII. ch. 2. p. 271.

[40] Wohl nur höchſt ſelten erſcheinen die merkwürdigſten Menſchen in der Geſchichte ſo, daß ſie ſelbſt ſich in dem Bilde, das dieſe von ihnen aufſtellt, getroffen finden würden. Les morts seraint quelquefois bien étonnés, s'ils pouvaient voir ceque leurs réputations deviennent, suivant les temps et les lieux, sous la plume de leurs admirateurs (ou détracteurs!) *Bungener* Voltaire et son temps 1851. I. 197.

---

[41] „Die Geſchichte ſoll dem Gemüth der Jugend in allerlei Volk und Zeiten die Lehre zurufen: daß zwar die Sprache, die Sitten, die Geſetze, die Bildungsart der Menſchen die verſchiedenſten Formen annehmen können, daß aber trotz dieſer Verſchiedenheiten die Bedingungen für das ſittliche Gedeihen des Menſchen zu allen Zeiten die gleichen waren, und es daher unabhängig von unſerm Denken und den Formen unſerer Bildung eine ſich ewig gleichbleibende, höchſte ſittliche Macht geben müſſe, von welcher ſich unſer Gewiſſen und unſer Wille nie ungeſtraft losſagen kann.“ (Unſere moderne Bildung im Bund mit der Anarchie. Stuttg. 1852. S. 100.)

---

[42]) „Eines der auffallendſten Beiſpiele hiervon liefert die Geſchichte des Perſiſchen Reiches. Durch Eroberungen zu einer ungeheuern Ausdehnung, Macht und Wohlhabenheit unter Herrſchern wie Cyrus, Cambyſes und Darius mit äußerm Glanz emporgeſtiegen, ſah man doch dieſes durch ein fruchtbares Klima und gute natürliche Anlagen der Bewohner bevorzugtes Reich in die tiefſte Erniedrigung, Schwäche und Zerriſſenheit, geiſtiges und phyſiſches Elend herunterſinken, eine Beute der Willkührherrſchaft gewiſſenloſer Satrapen, Günſtlinge und Weiber, die im Namen eines machtloſen Schattenkönigs, ohne ſich um ſeine Befehle zu kümmern, über ein in den greulichſten Aberglauben und Götzendienſt verſunkenes Volk walteten. Jede Spur von Zoroaſters weiſen Lehren war in ſeinem Sinn und Leben entſchwunden. — Die ganze Bevölkerung glich einer Heerde Schaafe, die auf glücklicher Weide graste, bis ſie endlich ein Raub der Wölfe wurde.“ Schloſſer's Weltgeſchichte 1844. I. S. 142. Aehnlichem Geſchick ſah man ſpäter das Reich des Großmoguls und die Türkei verfallen.

tugendhaften und geiſtigen Streben, welche uns die Geſchichte von allen Zeitaltern vorführt, eine Gallerie, deren Betrachtung das Herz erhebt, zur Nacheiferung antreibt und vor Entmuthigung bewahrt [48]). Die Tugenden und Verdienſte ſollen in der Geſchichte durch den Gegenſatz der Untugenden und Laſter, die Weisheit durch den Gegenſatz der Thorheit und des Unverſtands hervorgehoben werden. Zugleich aber ſoll die Geſchichte von den einflußreichſten Perſonen die Licht- und Schattenſeite ſo erſcheinen laſſen, daß jeder Verdacht der Vor- oder Abgunſt verſchwindet. — Wahrheit bleibt zu allen Zeiten Wahrheit, Irrthum und Trug haben keine Verjährung anzuſprechen. Das Amt der Geſchichte iſt es, der Wahrheit Zeugniß zu geben, Trug aufzudecken, Irrthum zu berichtigen. Dennoch wär' es ungerecht und ſelbſt ein ſchwerer Irrthum, die Vergangenheit ganz nach der Gegenwart oder die Gegenwart nach der Vergangenheit zu beurtheilen. Die Geſchichte ſoll zugleich der Wahrheit und der Gerechtigkeit genügen. Sie thut dies, wenn ſie ohne den unvergänglichen Forderungen der Wahrheit etwas zu vergeben, die Menſchen mit Rückſicht auf die Zuſtände ihrer Zeit beurtheilt. Nur der Geſchichtſchreiber, der ſo verfährt, verſetzt den Leſer in die Stimmung, welche nöthig iſt, um den Werth der Vorzeit und ihrer Theilnehmer weder zu niedrig noch zu hoch anzuſchlagen und ſowohl von ihren Irrthümern und Fehltritten als von ihren Vorzügen und Verdienſten Weisheit zu lernen [44]. Die Einfachheit des Styls, die am beſten die Glaubwürdigkeit der Darſtellung verbürgt, ſchließt keineswegs die Lebendigkeit des Ausdrucks aus, welcher alle Begebenheiten und Perſonen ins rechte Licht ſetzt, ſie maleriſch darſtellt und das Gemüth ergreift. Eine Geſchichte, wie die eines Thukydides oder Xenophon, Salluſt oder Tacitus, mitunter auch eines Plutarch, die ein treuer Spiegel der Thatſachen und Charaktere iſt, enthält das kräftigſte Schutzmittel gegen die Anſteckungen der Zeit und die eingreifendſte Ermunterung zum Rechten und Edeln [45]. Auch haben treffliche Geſchichtſchreiber merkwürdige Proben geliefert, wie eine gründliche Erforſchung und Vergleichung der Zeiten in Stand ſetzen kann, künftige Schickſale vorherzuſehen [46]. Die Geſchichte, welche den Zuſammenhang der Begebenheiten, ihrer Urſachen und Wirkungen genau und vollſtändig darſtellt, dient auch am beſten, um unſere Vorſtellung von Gottes Weltregierung aufzuhellen und zu berichtigen und uns abzuhalten, unſere Beſchränktheiten Gott unterzuſchieben, indem ſie uns zeigt, wie wenig Gottes Wege ſich nach unſern Theorien, Entwürfen und Träumen richten.

---

[48]) Viele bezweifeln zwar jetzt, ob unſere Zeit eine wahrhaftige Geſchichte ertragen könne. Dies ſollte aber den der Wahrheit getreuen Geſchichtſchreiber nicht beirren. Schreibt er ja nicht bloß für die Zeitgenoſſen, ſondern für die Menſchheit und dieſer iſt er Wahrheit ſchuldig. Sind die Völker in ihren Wünſchen, die Regenten an ihren Völkern und ſich ſelbſt irre geworden, ſo iſt es eben des Geſchichtſchreibers Beruf, ſie wieder durch lebendig wahre Darſtellung der Thatſachen für das Rechte zu ermuthigen.

---

[44] Noch jetzt verdient Rollin's Anleitung, wie die Geſchichte gelehrt und ſtudirt werden ſollte, um für die Bildung von Geiſt und Charakter und das Leben fruchtbar zu werden (im III. Theil ſeines Traité des Études) zu Rath gezogen und benutzt zu werden. Rollin dringt überall auf das allgemein und immerdar Geltende (auf Wahrheit) und warnt vor Einſeitigkeit, Vorurtheilen und Täuſchungen. Eine den ſpätern Bereicherungen der Wiſſenſchaft entſprechende neue Bearbeitung von Rollin's Werk wäre gewiß eine verdienſtliche Arbeit.

[45] Könnte wohl z. B. allen Staatsbeamten eine beſſere Anleitung als des Tacitus Leben des Agricola zum beſtändigen Studium empfohlen werden? — „Lebt der Mann, welcher ſich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen und kleinlichen Leuten, ſo kann er nur dann ſich erhalten und Charakterſtärke entfalten, wenn er ſich mit den großen Männern der Geſchichte umgibt und ſich durch ihre Vorbilder gegen die zerſtörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen ſchützt.“ So ſchrieb der Miniſter v. Stein 1796 an einen preußiſchen Prinzen.

[46] Wie zutreffend ſind nicht z. B. die Vorherſagungen des Polybius von Roms künftigem Schickſal!

21) Die Beſtrebungen der Wiſſenſchaft dürfen nie ſtille ſtehen; ſie müſſen ſtets vorwärts dringen. Sonſt erfolgen Rückſchritte. Welche Pflanze artet nicht aus, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird? Auch die beſſern Lehranſtalten haben dieſes Loos. Jede Uhr ſteht ſtill, wird ſie nicht von Zeit zu Zeit aufgezogen. Wie vielmehr bedarf der Geiſt einer jeden der Wiſſenſchaft ſich widmenden Körperſchaft oftmaliger Erfriſchung und Erneuerung. Sie ſchläft ſonſt behaglich ein oder verknöchert. Wie aus Fruchtkeimen ganze Reihen von Fruchtarten ſich entwickeln, wenn ſie gehörig gepflegt werden, ſo erzeugen auch die Gedanken beſtändig neue Geſchlechtsfolgen von Gedanken. Aber dazu bedürfen ſie des fortgeſetzten Anbaus. Jede Erfindung wird gewöhnlich die Mutter von andern, immer wichtigern, wenn der Geiſt nicht ermüdet, ihre Spur zu verfolgen. Mit jeder neuen Entdeckung vermehren ſich die Mittel andere zu machen, und in jedem Fortſchritt der Wiſſenſchaft iſt die Nothwendigkeit weiterer Fortſchritte enthalten. — Im Gebiete der Erkenntniß muß jede Autorität vor der Wahrheit zurückweichen. Wenn gleich die Wiſſenſchaft nicht über Alles die Wahrheit ans Licht bringen und das Wahre zu beſtimmen vermag, ſo iſt es doch ſtets ihre Aufgabe, den geeigneten Wegen zur Ergründung der Wahrheit nachzuforſchen. Ein offenbarer Beweis von der Unvollkommenheit der Wiſſenſchaften liegt in dem, was ihnen vorzüglich zur Ehre gereicht, daß ſie einer immer größern Vollendung entgegenſtreben und ihr auch nach und nach näher kommen. — So preiswürdig übrigens ein unausgeſetztes Streben nach Erweiterung und Vervollkommnung des Wiſſens iſt, ſo werden doch diejenigen, die dem Ziel

am nächſten gekommen ſind, dem Geſtändniß des Sokrates beiſtimmen: daß wir eigentlich nichts wiſſen, in ſo ferne das Bruchſtück unſeres Wiſſens im Vergleich mit dem göttlichen welches die Urgründe und das Weſen aller Dinge durchſchaut, zu Nichts verſchwindet[47]). Die Vergötterung unſerer Wiſſenſchaft iſt nur eine eitle Selbſtvergötterung. Noch ein anderer Grundſatz ſokratiſcher Weisheit verdient die Zuſtimmung jedes Forſchers nach Wahrheit: daß nämlich, wie ſchon oben (n. 15) bemerkt wurde, unter allen Erkenntniſſen der Selbſterkenntniß der Vorzug gebühre, als derjenigen, die für das Leben eines Jeden die einflußreichſte, wichtigſte iſt und auch von Jedem, wenn er ernſtlich darnach ſtrebt, erreicht werden kann.

22) Aechte Wiſſenſchaft iſt der gediegenſte Schatz, den ein Menſch oder Volk durch Anwendung der denkenden und forſchenden Geiſteskraft erwerben kann, indem ſie nicht nur zu vielen andern Gütern die Wege aufhellt und bahnt, ſondern auch den Werth aller andern Güter erhöht und ihren Beſitz und Genuß ſichert und fördert. Ihr iſt auch die Macht verliehen, die Menſchheit vor dem Verſinken in die Macht des Aberglaubens zu

---

[47]) Durch Wiſſenſchaft, ſagt Pascal (Pensées), ſollen wir unſere Unwiſſenheit gründlich kennen lernen. Was in der Natur ſteht uns Allen näher als der Luft- und Dunſtkreis, und wie wenig iſt uns doch dieſer, ungeachtet der vielen Beobachtung und Erforſchung ſeiner Beſtandtheile, Wirkungen und Wechſel bekannt? Seinen Einfluß auf unſere Geſundheit, auf den Anbau und die Fruchtbarkeit des Bodens, auf die Ernten, auf viele menſchliche Unternehmungen lehrt uns die Erfahrung. Aber wie mangelhaft und trüglich ſind nicht unſere Berechnungen dieſes Einfluſſes, der in verſchiedenen Zonen und Jahren verſchieden iſt und oft gegen alle Erwartung ausfällt! Wie könnten wir den Mißrechnungen in dieſer Beziehung entgehen, da uns ſowohl die unter- als überirdiſchen Einwirkungen auf den Luft- und Dunſtkreis ſo wenig bekannt ſind? Unſere Erkenntniß beſchränkt ſich hier auf Wahrſcheinlichkeiten. Die Barometer und Thermometer, ſowohl die künſtlichen als die natürlichen (z. B. die Spinnen, die Fröſche, gewiſſe Vögel) heben uns über dieſe Schranke nicht hinaus.

behüten und die Religion davor zu beſchirmen. Und welche andere menſchliche Macht könnte da, wo dieſe Nacht eingebrochen iſt, die Völker wieder aus ihr erheben? —

23) Das urſprüngliche Vehikel zur Mittheilung und Fortpflanzung der Erkenntniſſe von Volk zu Volk, von Geſchlecht zu Geſchlecht war die **mündliche Ueberlieferung**. Später wurde die **Schrift** dafür erfunden. Die Schrift iſt für ſich ſtumm und todt, und ſteht in ſo fern hinter der mündlichen Rede im Nachtheil[48]). Ungeachtet nun die **Schriftſtellerei** großentheils für die ächte Wiſſenſchaft ſo wie für wahre Weisheit unfruchtbar blieb, ja ihr ſogar oft hinderlich wurde[49]), ſo hat ſie doch im Allgemeinen zur Belehrung der Menſchen und auch zur Förderung der Wiſſenſchaften ſehr viel beigetragen. Die mündlichen Ueberlieferungen wären ohne ſie mehrentheils verloren gegangen oder ganz verunſtaltet worden. Durch Schriften hat der Geiſt in die entlegenſten Räume und Zeitfolgen gewirkt, Licht verbreitend, zum Nachdenken weckend. Doch als reinſtes und werthvollſtes Ergebniß für Wahrheit und Sittlichkeit ſtellt ſich davon nur das heraus, was durch Ausübung ins Leben übergegangen iſt. Je weniger das Schriftenthum vom Leben ſich trennte und abſchied, deſto mehr brachte es Früchte, deſto beſſer konnte es ſich erproben, berichtigen, ver-

---

[48]) Jede **Schrift** ſteht darin gegen die mündliche Rede im Nachtheil, daß ſie auf keine Frage, die man als Einwendung an ſie ſtellt, eine Antwort gibt. Die Schrift iſt ſtumm. Sie iſt bloß als Behelf für die Erinnerung erfunden, aber unmächtig, ſich ſelbſt gegen Mißdeutung und unrichtige Auffaſſung zu ſchützen. S. **Platons** Phädros (**Schleiermacher's** Ueberſetzung I. Th. 1. B. 1817. S. 182. 183.)

[49]) Die Erfindung der Buchſtaben und ſomit der Schrift, meinte **Sokrates** (S. Platons Phädros) habe nicht ſo ſehr die Erwerbung der wahren Weisheit als die **ihres Scheins** erleichtert. — „La nature semblait avoir sagement pourvu à ce que les sottises des hommes fussent passagères, et les livres les immortalisent." *Montesquieu.*

vollkommnen. — Wiſſenſchaftsliebe und ausdauernder Fleiß haben von den Schriften der verſchiedenen Zeiten Sammlungen veranſtaltet, welche die Fundgruben, wohl auch mitunter die Grabhallen ſtaunenswürdiger Gelehrſamkeit wurden. Ob und wie ferne dieſe den Geiſt mehr erſtickt und gehemmt oder bereichert und gefördert habe, ſteht freilich in Frage. Der Gelehrte bedauert den Untergang einer Menge von Schriften und ungeheurer Bibliotheken. Sollten aber auch noch mehrere und umfangreichere dem gleichen Schickſal verfallen, ſo wird der Geiſt vielleicht nur ungefeſſelter, unbefangener, friſcher zur Erkenntniß der Wahrheit ſich aufſchwingen [50]).

24) Das große Vehikel der Wiſſenſchaft wurde ſeit einigen Jahrhunderten die erſt ſpät erfundene Druckſchrift. Mittelſt derſelben werden die Erzeugniſſe des Geiſtes das Gemeingut aller Völker und aller Zeiten. Die Sprache, der Ausdruck, die Geſtalt, die ein genialer, erfinderiſcher, ſcharfſinniger und edler Geiſt den Gedanken und Gefühlen gibt, haben einen Zauber, der in andern Seelen ähnliche Gedanken und Gefühle weckt.

---

*) Wenn der Prediger (XII. 12.) ſagt: „Des Büchermachens iſt kein Ende und zu viel Leſen mattet den Leib ab," ſo dachte er wahrſcheinlich an die vielen Werke ſpekulativer Grübelſucht und unfruchtbarer Gelehrſamkeit. — Die große Bibliothek zu Theben hatte nach Diodor v. Sicilien (Biblioth. der Geſch. B. I. k. 49.) die Aufſchrift: Geiſtes-Apotheke. Die Bibliothek zu Alexandrien ſoll durch die Fürſorge der Ptolemäer bis zu ſechsmal hundert tauſend Bänden angewachſen ſein. *Seneca De tranquillit. animae c. 9.* Jedes Buch ſollte eine Schatzkammer ſein. (*Plinius Hist. Natur. L. I.*) Aber wie viele verdienen dieſe Benennung? „Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menſchlichen Geiſte." (Göthe in Eckermann's Geſprächen II. 242.) — Winkelmann (Geſch. der Kunſt I. 231.) bemerkt es als einen Vorzug der alten Griechen: daß damals eine Eitelkeit weniger in der Welt war, die nämlich, viele Bücher zu kennen. Gehaltloſe und alberne Meinungen füllen die meiſten Bücher der Welt. Wär' es nicht beſſer, keine Spur von ihnen wäre auf uns gekommen? Als Vogelſcheuchen möchten ſie zwar hingehen. Aber leider machen ſie ſich oft als ſpukende Geſpenſter noch geltend!

Dieſer geiſtige Verkehr konnte ohne die Schrift nur in ſehr beſchränktem Maße ſtattfinden. Die Weiſeſten unter den Lehrern haben zwar ſelbſt nichts Schriftliches hinterlaſſen. So Sokrates und ſelbſt Chriſtus. Aber auch ihrem Wort dienten und dient die Schrift zur weiteſten Verbreitung.

25) Je größer und reiner die *Wahrheitsliebe* der Schriftſteller iſt, deſto reicher wird ihr Segen für die Menſchheit ſein. Noch bleibt viel zu thun, um den Schein vom Weſen zu löſen, den Waizen von der Spreu zu ſondern. Das größte Hinderniß der ſegenvollen Wirkſamkeit der Schriftſtellerei iſt ihre Herabwürdigung zum *Werkzeug von Leidenſchaften, von Parteigeiſt, von Herrſch- oder Gewinnſucht oder Eitelkeit*. Sinkt ſie zum Handwerk, zum Gewerbe herab, ſo wird ihr Nutzen für die Menſchheit immer zweifelhafter. Denn ſie läßt ſich dann theils durch die anlockenden Spenden der Mächtigen und Reichen, theils blos durch die Sinnesart und den Geſchmack der großen Leſewelt beſtimmen. Wo die Literatur ein Gewerbe geworden, hat es ihr nie an einer Menge feiler Federn gefehlt, und allzueifriges Trachten nach der Zeitgenoſſen rauſchendem Lob verderbt ſie. Denn das Schlechte, das Halbwahre, das blos Scheinbargute, das Gekünſtelte, das Gleißende, das Buntſcheckige gefällt der Menge gewöhnlich weit mehr als das einfach Wahre, Gute und Schöne, das Gediegene ohne Beiſchlag. Der Sklave ſeiner Eitelkeit wird unvermerkt Sklave von aller Welt. Der Eitle kokettirt mit Jedermann, auch mit ſich ſelber. Durch Eitelkeit wird wie der Menſch ſo auch der Schriftſteller charakterlos, indem er zum Pöbel der Leſewelt herabſinkt[51]. Zu dieſem Pöbel gehören

---

[51] „Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten Schriftſtellern, um beſſer zu ſein, als ſie ſind.“ L. Börne Geſammelte Schr. III. 234.

Alle, die zum Leſen die für die richtige Auffaſſung des Geleſenen erforderliche Bildung nicht mitbringen oder nur leſen, weil es zum Zeitvertreib oder guten Ton gehört[52]. Die Sucht zu glänzen opfert die Wahrheit dem Ruf eines Schöngeiſts auf. Der Geiſt ſetzt ſich auf die Folter, um Neues zu finden und gefälſchtes Gold iſt die Ausbeute. Die Beherrſchung der Leſewelt durch den Wind der Tagesmeinung iſt ſehr erleichtert, ſeitdem auch der literariſchen Leſewelt ſo viele Jahrmärkte geöffnet ſind. — So wie nur ein ganzer Menſch, der in Wort und That und aus allen Kräften nach dem Beſten ſtrebt, befriedigt, ſo können auch nur ſolche Schriftwerke befriedigen, die als das Erzeugniß der harmoniſchen Geſammtkraft eines Menſchen, wenigſtens in einer gewiſſen Beziehung ſich darſtellen.

26) An jeder Schrift gebührt dem Inhalt und der Einkleidung eine beſondere Würdigung. Durch bloße Worte, tönten ſie auch aus goldenem Munde, bekommt das Reich des Wahren nicht den mindeſten Zuwachs. Eine ſchöne, klare, deutliche belebte Schreibart dient aber dem Inhalt ſehr zur Empfehlung. Ihr den höchſten Werth beilegen, iſt jedoch ein Götzendienſt. Eine Schrift iſt um ſo vollkommener, je mehr ſie in jeder Beziehung (dem Inhalt und der Einkleidung nach) der Wahrheit entſpricht, wenn ſie mithin klare und einfache Gedanken klar und einfach ausdrückt. Die Vollendung verleiht ihr einzig die Wahrheit. Was kann uns eine Schrift Beſſeres geben? Die Lüge bedarf des Schmucks, um ſich geltend zu machen, die Wahrheit nicht[53]. — Mögen Manche dafür

---

[52] In Beziehung auf äſthetiſche Literatur hat dieſer Pöbel heut' zu Tag' furchtbar zugenommen und auch einen Pöbel von Schriftſtellern hervorgerufen.

[53] *Lactantii Instit. divin III. 1.:* Deus hanc voluit rei esse naturam, ut simplex et nuda veritas esset luculentior, quia satis ornata per se est, ideoque, ornamentis

halten, ein Schriftwerk ſei um ſo vollkommner, je geſchickter, künſtlicher darin der Sinn verhüllt iſt: es iſt dies eine völlige Verkennung des Zwecks der Schriftſtellerei. Gerade die klare Durchſichtigkeit der Wahrheit im Ausdruck einer Schrift iſt ihr ſchönſter Vorzug. Freilich muß der Schriftſteller, damit ſein Werk ganz wahr ſei, ſelbſt wahrhaftig, von der Wahrheit durchdrungen ſein, und fürwahr das will nicht wenig ſagen. Mit der höchſten und tiefſten Durchbildung des Geiſtes ſieht man gewöhnlich auch die durchſichtigſte Klarheit der Darſtellung ſich verbinden. Das Weſen des guten Styls in jeder Sprache beſteht in inniger Verſchmelzung von Natürlichkeit und Kunſt, aus welcher Verſchmelzung von ſelbſt die getreue Abſpiegelung der Gedanken und Gefühle hervorgeht. Jede weitere Verzierung wird Manier, und kann den Styl nur verderben 54). Manier iſt für die Leſewelt, was die Mode für das ſchöne Geſchlecht. In keiner Nation hat ſich der gute Styl lange Zeit in ſeiner Reinheit erhalten. Der Grund liegt darin, daß die nie ruhende Einbildungskraft, welche die Verbindung zwiſchen Denken und Hervorbringen, Inhalt und Darſtellung vermittelt, ſich an

---

extrinsecus additis fucata, corrumpitur; mendacium vero specie placet aliena, quia per se corruptum vanescit et diffluit, nisi ornatu aliunde quaesito circumlitum fuerit ac politum. Willſt du die Wahrheit lebendig anſchauen, ſtudire das Leben Jeſu in den Evangelien, und du haſt vor Augen, was du ſuchſt! Das Erhabene kann durch geſuchten Ausdruck oder Zierrerei oder Schwulſt nur verlieren. *Vauvenargue's* (Oeuvres I. 29.) ſagt ganz richtig: „On ne peut sentir le sublime d'une idée dans une faible expression; mais la magnificence des paroles avec de faibles idées est proprement du phébus: le sublime veut des pensées élevées avec des expressions et des tours qui en soient dignes."

54) Oft wird Manier mit Originalität verwechſelt. Den Gegenſatz von Manier bildet jene Einfalt des Styls, in welcher alle Kunſt verſchwindet. Dieſe Einfalt zeigt ſich z. B. in den bibliſchen Erzählungen vom egyptiſchen Joſeph, von dem jungen Hirten David, von Ruth, von der Familie des Tobias. Bietet unſere profane Literatur etwas, das an Sinnigkeit und Anmuth dieſen bibliſchen Erzählungen gleich käme?

der bloßen Wahrheit nicht genügen läßt, ſondern vorzüglich äußere und immer neue Reize verlangt. Indeſſen iſt es auch wahr, daß Gründlichkeit allein ſelten hinreicht, damit eine Schrift ihren Zweck erreiche. Dazu iſt auch nöthig, daß ſie nicht ſchwerfällig auftrete, nicht wie Blei die Gedanken in einen Abgrund hinabziehe, wo Niemand ſie finden kann noch mag. Es iſt das Eigene einer vortrefflichen Schrift, immer mehr zu gefallen, je öfter man ſie lieſt, indem immer mehr Geiſt aus ihr hervorſpringt und ſie immer mehr Gedanken im Leſer erweckt. — Da die Sprache das Werkzeug oder Organ der Gedanken iſt, ſo trägt natürlich die Ausbildung der Sprache (ihr Wachsthum an Vielſeitigkeit, Biegſamkeit und Kraft) zur Förderung der Wiſſenſchaft und Schriftſtellerei ausnehmend viel bei, und ſo wird auch durch den Fortſchritt von dieſen die Sprache wieder bereichert und verfeinert. Um in einer Sprache gut zu ſchreiben, muß man in ihr zu denken geübt ſein. So lange die Schriftſteller eines Volks ſich einer fremden oder todten Sprache bedienen, wird ihr Geiſt ſich in der freien und leichten Bewegung beengt und gehemmt fühlen, die nöthig iſt, um vollendete Werke zu liefern. Die Vollendung der Sprache eines Volkes iſt ein Barometer ſeiner geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bildung, wenn gleich der Fortſchritt von dieſer noch durch andere Triebwerke bedingt iſt.

27) Wiſſenſchaftliche Forſchungen erfordern ein Maß von Bildung und Vorkenntniſſen, das nur Wenigen gegeben iſt. Aber ſo ferne die Bekanntſchaft mit dem Ergebniß der Forſchungen auch Solchen, die nicht wiſſenſchaftlich gebildet ſind, nützlich ſein kann, iſt es eine verdienſtliche Aufgabe, dieſes Ergebniß, entkleidet von dem Baugerüſt der Forſchung und der Kunſtſprache gemeinfaßlich darzuſtellen. Dieſe Aufgabe zu löſen wird

indeſſen Keinem gelingen, der ſich nicht eine gründliche Kenntniß von dem Gegenſtand und durch Nachdenken und Uebung die Fertigkeit verſchafft hat, für jeden Gedanken und jedes Ding den klarſten Ausdruck zu finden. Uebrigens ſetzen ſolche Darſtellungen, woferne ſie nicht ſeicht und oberflächlich ſind, auch bei dem Leſer zur richtigen Auffaſſung immer einige gute Vorkenntniſſe voraus.

28) Wenn wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, Gelehrſamkeit und Literatur in übeln Geruch kommen, ſo lohnt es ſich der Mühe, dem Grund davon nachzuſpüren. Dieſer liegt immer in bedeutenden Mängeln, Gebrechen oder Ausartungen. Wenn Wortkrämerei, Pedanterei, falſcher Geſchmack oder Frivolität den Widerwillen und Eckel der Leſewelt erregen, iſt es hohe Zeit, auf Reinigung, auf Abhülfe zu ſinnen. In der Regel iſt auch hier ein nachhaltiger Umſchwung nur das Werk außerordentlicher Geiſter. — Wie oft lieferten nicht die Eitelkeit, der Neid, die Zankſucht, die Rechthaberei großer Gelehrten den Beweis, daß Wiſſenſchaft allein den Menſchen zu veredeln nicht vermöge! Die Wahrheitliebe, die Rechtſchaffenheit, der Adel der Geſinnung ſind auch für den Schriftſteller Vorbedingungen eines die Sache der Menſchheit fördernden Wirkens. — Dem Schutz, der Freigebigkeit und der Aufmunterung von Seite der Mächtigen und Reichen haben die Wiſſenſchaften und die Literatur nicht wenig zu verdanken. Manche Treibhausanſtalten haben ſie jedoch mehr gehemmt als gefördert[55].

---

[55] Une des principales causes de la décadence des lettres est à mon avis le trop grand soin que l'on à pris de les faire fleurir. *Huetiana* p. 171. La facilité des études en a produit le relâchement. p. 172. — Die Hofluſt iſt beſonders für die Poeſie und ſchöne Literatur ungeſund. Wo und ſo lange ſie nur an den

29) Das Ausſprechen noch allgemein unerkannter oder verkannter Wahrheiten genügt, um von der Menge der Anmaßung oder Frechheit, der Träumerei oder des Wahnwitzes bezichtigt zu werden. Aber je heftiger die Menge gegen die Anerkennung ſolcher Wahrheiten ſich ſträubt, deſto mehr zerſtreuen ſich die Nebel und Wolken, welche dieſe Anerkennung verhindern, wenn die Wiſſenſchaftlichen ruhig ihren Gang verfolgen, ohne zur Leidenſchaftlichkeit zu reizen. Uebrigens dient das zähe Vorurtheil gegen neue Wahrheiten auch zu einiger Schutzwehr gegen neue Irrthümer, gegen Blendwerke von wirklichen Träumern, Phantaſten, Sophiſten und Charlatanen, die ſich den Entdeckern neuer Wahrheiten gleichzuſtellen wagen. Die letztern, wenn gleich von der Mitwelt verkannt und geläſtert, werden von der dankbaren Nachwelt verehrt, während jene wie Irrwiſche verſchwinden. Anaragoras, Sokrates, Columbus, Copernikus, Keppler, Galiläi, Newton, als ſie zuerſt ihr Licht leuchten ließen, vielfach angefeindet, glänzen jetzt im Pantheon der Menſchheit als unvergängliche Geſtirne.

30) Nichts kann den Wiſſenſchaften und der Literatur beſſer Vorſchub geben, als eine kerngeſunde, umſichtige und gründliche *Kritik*, gleich ſparſam in Lob und Tadel, gleich fern von Wohldienerei und von Schmäh- und Verkleinerungsſucht, jedes Verdienſt nach Gebühr anzuerkennen bereitwillig. Jeder Schriftſteller hat billigen Anſpruch mit Gerechtigkeit beurtheilt zu werden. Die Kritik aber ſoll bei Beurtheilung des Werths von Schriftwerken keiner Zeit, keiner Partei, keinem Land oder Volk mit Vorliebe huldigen. Doch muß ſie in Bezug auf das

---

Strahlen der Hofgunſt oder vornehmer Mecäne ſich ſonnen, können ſie den freien Schwung und die ureigene Friſche und Kraft nicht gewinnen, die nöthig ſind, damit ſie einen hohen Grad von Vollendung erreichen.

relative Verdienſt der Schriftſteller, um billig zu ſein, ihre Zeit- und Volkszuſtände beachten. Eine ſolche Kritik iſt ſelten, weil ſie nebſt wahrer Sachkenntniß und Scharfſinn eine ſtarke, geübte und ungetrübte Beurtheilungskraft und eben ſo viel redliche Unbefangenheit erheiſcht[56]. Zur anerkennenden Würdigung des Werths eines Andern und ſeiner Werke iſt vor Allem nöthig, daß man eigenen Werth habe. Für den ächten Kritiker, der den wahren Zweck der Kritik vor Augen hat, kann nichts erfreulicher ſein, als das Schöne, Erhabene, Vortreffliche an einem Werk nach Gebühr hervorzuheben, wogegen die Aufdeckung des Mangelhaften für ihn ein unbehagliches Geſchäft iſt, dem er ſich nur aus Achtung und Liebe der Wahrheit unterzieht. — Eine oberflächliche, ſeichte, frivole, nichtsſagende, ſowie eine leidenſchaftliche, gehäſſige Kritik erſtickt und zerknickt den Sinn für das Vortreffliche, verhindert ſeine Anerkennung und gibt überall nur dem Schlechten und Gemeinen Vorſchub[57]. Werke von genialen oder hervorragenden Geiſtern können nur ähnliche Geiſter ganz verſtehen; Andere nur in dem Maß, als ſie ihnen näher kommen[58]. Mit Parteigeiſt kann keine geſunde Kritik beſtehen, und jede Dictatur in ihrem Bereiche führt zur Einſeitigkeit und wirkt entweder lähmend oder zerſtörend. Die Urkraft eines ſchöpferiſchen Geiſtes ſteht über der Kritik. Dieſe kann ſie nur anerkennen, nicht erklären. Am glänzendſten zeigt ſich dieſe Urkraft, wenn ſie, ſich von den Meinungen des Tages unabhängig haltend, die Geiſter aus dem Schlummer weckt, in den ſie durch den verjährten Götzendienſt eines angemaßten Anſehens und durch bequeme Nachbeterei eingelullt worden, und ihnen noch unbekannte oder verſchüttete Bahnen zum Wahren und Schönen erſchließt. — Gerade der Glanz und die Kühnheit des Auftretens ſolcher Wecker in der litteräriſchen Welt reizt aber ſchwächere Geiſter zum Widerſpruch und gewöhnlich gibt hier die Kritik traurige Beweiſe ihrer Unmacht. — Anderſeits nehmen auch eitle Kritiker, die im Tadel ihren Scharfſinn zu zeigen bedacht ſind, nur zu gern, wenn ſie nicht umhin können, einem Werke Lob zu ſpenden, zum Vorwurf des Mangels an Originalität ihre Zuflucht, während ſie ſelbſt jeder Originalität baar ſind. Solche Geiſtes-Eunuchen tragen kein Bedenken, jedem auch vortrefflichen Werke die Nachahmung irgend eines Vorbilds anzudichten, woran der Verfaſſer nie gedacht hat. Dies gilt beſonders von den Dichterwerken. Es gibt aber auch eine falſche Originalität, von Genieſucht und leerer Einbildung erzeugt; das iſt die Manier. — Die höchſte unerläßliche Anforderung an die Kritik, wie an die Schriftſtellerei überhaupt, iſt, daß ſie geiſtbildend ſei. Kann nun wohl eine Kritik, die von den oberſten Grundſätzen des Wahren und Guten, von denjenigen Wahrheiten, auf denen Alles das beruht, was dem Menſchen heilig ſein ſoll, Umgang nimmt und ſich darüber hinwegſetzt, geiſtbildend genannt werden? . . Welche Begriffe von Geiſt und Geiſtesbildung müßte der haben, der dies bejahen wollte? . . Um einen durchaus wohlthätigen Einfluß auf die Literatur auszuüben, müſſen die wiſſenſchaftliche, die äſthetiſche und die ſittliche Kritik Hand in Hand gehen. Die ſittliche und äſthetiſche können wegen der nahen Verwandtſchaft des Guten und Schönen nie ohne Nachtheil ſich trennen. — Die wegwerfendſten Kritiker fremder Gedanken und Darſtellungen ſind gewöhnlich die nachſichtigſten ihrer eigenen.

---

[56] Die Kritiker ſollten refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia, wie *Cicero* ſagt: Quaest. Tuscul. L. V. Nicht immer vereinigt das nämliche Zeitalter Schöpfungen des Gemeindſinns und Ausbildung des zu ihrer Beurtheilung fähigen Geſchmacks. Dieſer findet jedoch an den Werken des Genie's den Stoff zu ſeiner Ausbildung und Uebung, und dieſe Ausbildung und Uebung bewährt ſich wieder am beſten, wenn ſie neue Genie's weckt und aufmuntert.

[57] Klopſtock ſchildert in ſ. Gelehrten-Republik gewiſſe Kritikergilden mit der feinſten Ironie. „Stellt euch, ſagt er, einen Haufen Leute vor, denen die Gaben Anderer, weil ſie ſelbſt keine hatten, ein Dorn im Auge waren. — Weil ihre Werke ſchon nach Jahr und Tag ſo ganz vergeſſen waren, daß nur die Sammler und Blätterer aller Bücher, die geſchrieben werden, noch etwas davon wußten, ſo war es ſelbſt ihnen kein Geheimniß mehr, daß ihr Glaube an ſich ſelbſt eben nicht ſo ganz rein von Aber- (Wahn) glauben ſein möchte. Je einleuchtender ihnen nun dieſes ward, deſto heftiger ſtach ſie der Dorn." — Um ihren Schmerz zu lindern, fährt Klopſtock fort, „ſuchten ſie ſich, fanden ſich leicht und ſchnell; denn ſie hatten eine ſcharfe Witterung von einander." „Dann ward nichts als Kritik geſprochen und geſchrieben. Das Ding, das ihnen für Kritik galt, war ein Schwall von Redensarten, mit denen ſie in die Luft ſtrichen. Sie waren über Alles ſo einſeitig, daß ſie ſich durch dieſe eingeſchränkte Denkungsart bis dahin erniedrigen ließen, daß ſie von ihr wie Kinder gegängelt wurden."

---

[58] Treffliche Kritiker ſind zuweilen ſeltener als treffliche Schriftſteller und mit Recht ſagt *Huet:* Les bons juges de la poesie sont plus rares que les bons poetes. *Huetiana* p. 174.

31) Erwägt man den Gehalt und die Triebfedern von ſehr vielen kritiſchen Zeitblättern, ſo kann man den Werth ihres Lobes und Tadels nur ſehr gering anſchlagen. Iſt dies ſelbſt in ruhigen Zeiten der Fall, wie vielmehr in ſtark bewegten, wo der Parteigeiſt alle Urtheile beſtimmt, modelt und fälſcht! Die Choranführer wiſſen dies wohl, und ſetzen ihre Kunſt in Ausbeutung der die Mehrheit bildenden ſchwachen und beſchränkten Geiſter, die nur auf das Blättergeräuſch des Tages horchen und ſich willig zum Echo der größten Albernheiten und Verkehrtheiten hergeben. Vielleicht würde die Kritik den Forderungen an ſie am beſten genügen, wenn ſie erſt ein Vierteljahrhundert nach dem Werke, das ſie beurtheilt, erſchiene. Doch ſo lange wollen weder die Schriftſteller noch die Verleger warten. Da indeſſen die Kritik nicht auf Unfehlbarkeit Anſpruch machen kann, ſo werden zum Glück die Ungerechtigkeiten, deren ſie ſich in einer Zeit ſchuldig macht, oft in der Folgezeit wieder aufgehoben. Von der Kritik findet immer Berufung ſtatt. Sie

kann ſich ſelbſt dem Gericht der Nachwelt nicht entziehen, welche ihre Urtheile wieder durchſieht und nicht ſelten ganz umändert. Selten nur hat ſich die Kritik von allen Einflüſſen der Vorurtheile, Verirrungen und Geſchmacksverwöhnungen des Tages ganz frei erhalten. Dies darf bei der Kritik der Kritiken (oder ihrer Reviſion) nicht überſehen werden[59]. Wenn die Polemik welche die Kritik hervorzurufen pflegt, nicht durch Wahrheitliebe ſondern durch ſelbſtſüchtige Triebwerke beherrſcht wird, ſo wird mehr Verwirrung als Licht aus ihr hervorgehen. Soll ſie die Wahrheit fördern, ſo darf ſie nie die Perſonen, ſondern nur die Sache im Auge haben. Einwürfe oder Bedenken, die die Sache berühren, verdienen immer eine möglichſt unbefangene Prüfung, und dieſe allein iſt eine Erwiederung derſelben, die dem Prieſter der Wiſſenſchaft geziemt.

32) Am kräftigſten und fruchtbarſten entwickelt ſich und wächst die Wiſſenſchaft, wo ſie aus dem freien Trieb und der freien Bewegung der Geiſter, wenn auch auf Veranlaſſung von Umſtänden und Bedürfniſſen hervorgeht, ohne daß ihre Bearbeitung von der Gunſt eines Machthabers, noch vor dem verführeriſchen Reiz der Eitelkeit und Gewinnſucht einen künſtlichen Anſtoß empfangen hätte. Wo dergleichen Triebwerke vorzüglichen Einfluß auf die Wiſſenſchaft übten, konnte ſie zwar zu hoher Glanzſtufe ſich erheben; aber ſo blendend ihr Glanz ſein mochte, ſo benahm doch ſchon das Gefühl einer gewiſſen Erniedrigung ihrem Leben die Friſche und Geſundheit

---

[59] Dem Schriftſteller gibt J. G. Schloſſer (Kl. Schriften II. 363.) den trefflichen Rath: „Begnüge dich, denen zu gefallen, die ein Herz haben! Dieſe poſaunen nicht, trommeln nicht. Aber ſie ſtellen, was du Gutes machſt, in den Tempel, wo die Kinder und Kindskinder dein Bild umarmen und dich ihren Freund, ihren Bruder ſegnen werden."

die zum rückſichtloſen Fortſchreiten erforderlich ſind[60]. Auch das Leben in großen Städten, voll der Anreizung zur Ueppigkeit und zu zerſtreuender Vergnügungsſucht iſt den ernſten Studien, gleichwie der Einfalt und Reinheit der Sitten keineswegs zuträglich. Dieſe Studien gedeihen am beſten dort, wo der Geiſt, von großſtädtiſchen Bethörungen unberührt, im ſchlichten, unſchuldigen Naturgenuß und im Umgang mit ſchlichten, unverderbten Menſchen die liebſte Erholung ſucht und findet[61].

33) Ein ausgeſonderter abgeſchloſſener Stand der Schriftſteller gereicht weder der Geſellſchaft noch der Wiſſenſchaft zum Vortheil. Gut begabte Geiſter mögen ſich einzeln oder auch in Verbindung der Wiſſenſchaft mit trefflichem Erfolg ausſchließlich widmen. In der Regel ſind jedoch diejenigen die ausgezeichneteſten und beſten Schriftſteller, die ſich durch Berufsthätigkeit eine genaue Kenntniß der Menſchen und des Weltgangs erworben und den Blick für richtige Beurtheilung aller Zuſtände geſchärft haben. Der Gelehrten ausſchließlicher Verkehr unter ſich iſt ihrer Bildung eben ſo nachtheilig, als der des Adels eine Abſchließung von andern Ständen. Zu

---

[60] Zu Babylon waren die Gelehrten Hofphiloſophen und ſanken als ſolche auch zu allen ſchnöden Künſten der Hofphiloſophie herunter. J. G. Herder Ideen zur Philoſophie der Geſch. III. B. 12. Aehnliches zeigte ſich zu Byzanz und Bagdad und auch viel ſpäter unter Ludwig XIV., wenigſtens in einiger Beziehung. — Doch muß man geſtehen, daß Genie und wiſſenſchaftliche Forſchung ſich unter Alexander's und Auguſtu's Regierung freier bewegten, als in den freieſten Republiken Griechenlands, wo das Volk ſeine öffentlichen Freiheiten eiferſüchtig bewahrte, aber ſelbſt aus Vorurtheil und Selbſtſucht oft ihren vorragenden Geiſtern Feſſeln anlegte. — Am freieſten und auch am erfolgreichſten waltete die franz. Akademie unter Ludwig XIV. als Münzwardein und Wächter des Sprachſchatzes, und die Reinigung und Bereicherung der Sprache erforderte allerdings die Mitwirkung der Wiſſenſchaften.

[61] Die reichhaltigſten Sammlungen, Fundgruben für wiſſenſchaftliche Studien befinden ſich zwar in den großen Städten. Sie ſind hier wohl weniger geſichert als in kleinern Städten vor der Zerſtörung durch Kriege und Naturereigniſſe. Zur Benutzung ſind ſie jedoch auch den fernlebenden Gelehrten zugänglich.

viele Büchergelehrſamkeit erſtickt das Genie und die Denkkraft. Ohne ſie drangen die alten Griechen in der Schule der Natur und der Uebung aller Fähigkeiten tiefer und höher in das Weſen des Wahren und Schönen, als die Andern. Bücher ſollten die Quinteſſenz der beſten Geiſter enthalten. Was in Büchern ſteht, ſollte die Leſer zur Beurtheilung von dem befähigen, was nicht darin ſteht; oft aber wird es ihr nur zum Hinderniß. — Daß mit großer wiſſenſchaftlicher Ausbildung große Geſchäftstüchtigkeit ſich wohl vertrage, lehren uns zahlloſe Beiſpiele. (So Perikles, Cäſar, Cicero, Trajan, Mark-Aurel, Kaiſer Friedrich II., Comines, Lorenz von Medicis, Ximenes, Columbus, Colbert, Boſſuet, Ganganelli.) Ueberhaupt iſt die Verbindung der Wiſſenſchaft mit der Ausübung im Leben wünſchbar[62]. Hingegen die Schwärme von Litteraten, die ohne höhere Weihe blos ſchreiben, um ohne eigentliche Arbeit ihr Leben zu friſten, ſind ein Ungeziefer, das die Felder der Litteratur verunreinigt und Schmach über ſie bringt[63]. Die gelehrte

---

[62] Für ſich ſelbſt bilden die Gelehrten eine Genoſſenſchaft, in welcher die jeweils vorherrſchende Meinung für alle Glieder leicht maßgebend wird, wenn nicht der Weltverkehr der Befangenheit wehrt, und den Muth verleiht, ſich von dem Gerichtshof der Schule an den der Welt zu berufen.

[63] Von ſolchen Schriftſtellern ſagt *Voltaire* mit Recht: „Le malheur de ces gens-là vient de ce que leurs pères ne leur ont pas fait apprendre une profession. — Neulich (1831) haben ein Paar engliſche Romantiker einen Verein in Vorſchlag gebracht zur Unterſtützung nothleidender Litteraten. (S. Allgem. Zeitung 1831. Beil. zu Nr. 132.) Dadurch würde dieſe ſchon viel zu zahlreiche Klaſſe nur noch vermehrt, was weder der Wiſſenſchaft noch der Poeſie und der Litteratur überhaupt frommen könnte. Gereichte es nicht vielmehr der Geſellſchaft zum großen Vortheil, wenn die Sündfluth der ſchlechten Romane und Zeitblätter aus Mangel an Zufluß verſiegte? Wär' es nicht hohe Zeit, auf Vernichtung des Wahns ſo vieler hohlen und ſeichten Köpfe hinzuarbeiten, die ſich ohne Talent und Kenntniſſe die Befugniß anmaßen, mit den elendeſten Sudeleien die Leſewelt zu brandſchatzen und ihr Kopf und Herz mit romantiſchem und politiſchem Unſinn zu verwirren? Wie weit mehr als ſie verdiente die Klaſſe redlicher Taglöhner durch Anſtalten gegen dringende Noth geſchützt zu werden!

Pedanterei aber umſpinnt ſie mit zahlloſen Nichtswürdigkeiten und Schnörkeln, durch knechtiſche Nachäfferei, Bombaſt im Ausdruck, ſchmähliche Kriecherei und einen oft lächerlichen Kleinigkeitsgeiſt. — So unverkennbar die Buchdruckerkunſt ein mächtiges Vehikel für Verbreitung von Erkenntniſſen geworden iſt, ſo brachte ſie doch den Nachtheil, daß von Vielen der Buchſtabe zum Abbruch des Geiſtes überſchätzt wurde, und ſo viele ſeichte Kenntniſſe zum Eintrag der gründlichen in die Welt ſich ergoſſen haben.

34) Trotz der großen, weiten und ſtets ſich erneuernden Verbreitung der werthvollſten Geiſteserzeugniſſe mittelſt der Buchdruckerei iſt doch durch ſie allein der Fortſchritt der geiſtigen Bildung gegen die Gewalt und Folgen der bald unvermerkt einſchleichenden, bald überraſchend einbrechenden Barbarei nicht viel beſſer geſichert, als dies vordem in Griechenland und im römiſchen Reich durch die auf einen hohen Grad der Vollendung gebrachte und weit verbreitete Abſchreibekunſt geſchehen iſt. Der über den Trümmern dieſer hochgebildeten Staaten herſtürzende Strom der Barbarei hätte wohl alle bis dahin ſo mühſam erworbene Geiſteskultur ſammt ihren Denkmälern weggeſchwemmt und auf immer begraben, wäre nicht gleichzeitig ein neues Licht über der Welt im Chriſtenthum aufgegangen, welches alle beſſere Keime und Kräfte in den Menſchen friſch belebte und ein mächtiges Streben in ihnen weckte, die Wohlfahrt der Menſchheit auf die Erkenntniß des Einen wahren Gottes und die Vollziehung ſeines allumfaſſenden Gebots der Liebe zu begründen. Um dieſer Wohlthat auch die roheſten Völker theilhaftig zu machen, waren die Herolde des Chriſtenthums bemüht, ſie ihrer Geiſtesfinſterniß zu entreißen, und zu dieſem Behuf auch die Ueberbleibſel der mit Schutt

und Moos bedeckten Werke des Geiſtes der Griechen und Römer zu retten und für den Zweck der geiſtig-ſittlichen Veredlung zu befruchten. Wenn wir es dem Chriſtenthum zu verdanken haben, daß nach dem Einſturz des römiſchen Reiches nicht alle Blüthen und Früchte früherer Kultur von der Barbarei zertreten wurden, was wird uns auch jetzt und in Zukunft auſſer der unverwüſtlichen Kraft des ächten, unverfälſchten Chriſtenthums vor der Macht wiederkehrender Barbarei zu behüten vermögen? . . Wer im Zeitalter des Auguſtus die Wiederkehr der Barbarei prophezeit hätte, wäre wohl als ein Träumer ausgelacht worden. Nicht anders erſcheint auch heut zu Tag ein ſolcher Prophet denjenigen, die in dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft und geiſtiger Bildung eine ſichere Bürgſchaft für die Unmöglichkeit des Rückfalls in Barbarei erblicken. Bringt man hiebei nicht zu wenig in Anſchlag, daß die Zerriſſenheit und Auflöſung der ſittlichen Elemente der Geſellſchaft die Barbarei mit einer Gewalt herbeiruft und herbeizieht, welche zu beſchwören und hintanzuhalten ſich die Wiſſenſchaft mit um ſo geringerm Erfolg beſtreben wird, als einerſeits ihr Licht verhältnißmäßig nur die Wenigſten durchdringt und anderſeits manche ihrer Prieſter ſelbſt ihr eine der Sittlichkeit widerſtrebende oder doch eine ſolche Richtung gegeben haben, die die Grundfeſten erſchütterte, worauf die Sittlichkeit der Menge bisher ſich ſtützte? . .

35) Die Gedanken des Menſchen ſind ihrer Natur nach frei, und je weniger auch die Freiheit ihrer Veröffentlichung durch die Geſetze und die öffentlichen Gewalten eingeſchränkt wird, deſto gerechtern Anſpruch hat die Geſellſchaft an jeden Schriftſteller, daß er dieſe Freiheit als ein Heiligthum achte und ſich mit frommer Scheu jeglicher Entweihung deſſelben

durch Gefährdung der höchſten Güter der Menſchheit enthalte. Dann erſt wird ein Volk ſich im Beſitz einer wahrhaft gediegenen und tief begründeten Geiſtesbildung befinden, wenn bei Entfeſſelung der Gedankenmittheilung nicht nur die Schriftſteller ſich aus inniger Achtung für Wahrheit, Tugend und Recht vor ihrem Mißbrauch ſcheuen, ſondern auch die öffentliche Meinung ein ſtrenges Richteramt über ſolchen Mißbrauch ausübt. So lange hingegen das leſende Publikum an ſolchen Schriften beſondern Geſchmack findet, die den tief in jegliche Menſchenbruſt geſchriebenen heiligen Geſetzen Hohn ſprechen und der Unſchuld zumuthen, ſich ſelbſt der Unſchuld zu ſchämen, ſo lang' es eine Vorliebe dafür kund gibt und geneigt iſt, das Ruchloſeſte der reizenden Form zu Lieb zu vergöttern, wird es auch an Schriftſtellern nimmer fehlen, die dieſer Geſinnung fröhnen. Ein den ewigen Intereſſen der Menſchheit ganz zuſagendes Verhältniß zwiſchen den Schriftſtellern und den Leſern im Volk kann nur dann eintreten, wenn die Forderungen der letztern und die Geſinnungen welche die erſtern leiten, in der Liebe des Wahren und Guten und in dem Abſcheu vor Lüge und Verkehrtheit übereinſtimmen. Eine ſolche Uebereinſtimmung zu erleichtern und zu fördern iſt der Beruf vorzüglich begabter Schriftſteller, während auch der beſſere Geiſt in den Familien und Gemeinden und in allen Pflanzſtätten der Erziehung viel dazu beitragen kann. — Laſter verdienen überall und allezeit die Geißel ernſter Rüge, Thorheiten den Spott der Satyre, Albernheiten den Stachel der Ironie, Gemeinheiten, Schwächen und Gebrechen eine humoriſtiſche Beleuchtung..

36) Wo ein Volk auch auf den niedrigern Stufen der Geſellſchaft leſen gelernt hat, entſteht in ihm das Bedürfniß ſich fortwährend auch durch Leſen zu unterrichten, zu bilden, zu erbauen und geiſtig zu erholen. Dieſes Bedürfniß können

aber nur ſolche Schriften zweckmäßig befriedigen, die in einer Allen verſtändlichen Sprache das für das Volk Brauchbare und Heilſame darſtellen und in ihm Sehnſucht nach Verbeſſerung zu wecken geeignet ſind. Wie ſehr mangelt es aber noch an wahrhaft guten Volksbüchern! Dies hat ſeinen Grund in der ganz eigenen Schwierigkeit ſolche zu ſchreiben. Dazu iſt nöthig, daß man ſich ganz in das von ſeiner Händearbeit lebende Volk hineindenke. Ein gutes Volksbuch muß genau den Grad der Bildung, zu welcher das Volk gelangt iſt und derjenigen, der ſeinem Lebensberuf ganz entſpräche berückſichtigen; es muß mit Ausſchließung deſſen, was ſeinem Ideenkreis fremd iſt und ſeine Faſſungskraft überſteigt, den unverkünſtelten geſunden Sinn und beſonders das ſittliche Gefühl anſprechen; es muß ihm Achtung und Liebe für ſeinen Stand und Beruf einflößen. Es darf ihm durchaus nicht ſchmeicheln. Denn das hieße ſo viel als das Volk täuſchen und es zu ſeinem Verderben verführen. Weit entfernt, ihm vorzuſpiegeln, daß ſein Wille, als der der Mehrheit zu entſcheiden habe, was Recht ſei, daß alle Mittel gut ſeien, ſobald ſie nur dem Eigennutz der Menge dienen, muß das Volksbuch wie ein ächter Freund vor dem Volk unbefangen die reine Wahrheit enthüllen. In Volksbüchern, wofern ſie wahrhaft Gutes ſtiften ſollen, darf nur der rechtliche und ſittliche Geſichtspunkt der vorherrſchende ſein, dem die andern alle untergeordnet bleiben müſſen. Das Volk ſoll vor Allem lernen, ſich ſelbſt kennen, ſich mäßigen (Maßhalten) und ſich zur Unterſcheidung derjenigen befähigen, die ſeinen wahren bleibenden Vortheil beabſichtigen, vor denen, die es durch Verblendung irre führen möchten. Schriften, reich an ſolcher Belehrung, wodurch das Volk behütet würde, ſich von Leidenſchaften des Tages, von Eingebungen falſcher Ehre und Nationaleitelkeit und auch von engherzigem Patriotismus bethören zu laſſen, wären die rechten Volksbücher, wahrhaftige Leitſterne für die öffentliche Meinung[64]).

37) Der höchſte vernünftigſte Zweck und Beruf aller Schriftſtellerei kann nur in Beförderung der Anerkenntniß des Wahren, Guten und Schönen und in Belebung des Sinns dafür beſtehen. Dadurch iſt die Forderung an jeden Schriftſteller gerechtfertigt, daß er ſich als einen Mitarbeiter an dem Aufbau des Reichs Gottes auf Erden betrachte, welcher die ganze Fülle des Wahren, Guten und Schönen in ſich befaßt und den Menſchen mit dem herrlichen Vorzug begabt hat, davon dasjenige in ſeinen Geiſt aufzunehmen, was mit hellſtrahlenden Zügen in der weiten Schöpfung und im Laufe der Zeit ſich kund gegeben hat und fortwährend kund gibt.

---

[64]) Vergl. *Lamartine* Geneviève 1854. p. 61. etc.

XXII.

Die mechaniſchen Künſte bezwecken zunächſt die Vervollkommnung des materiellen Lebens, mittelbar aber auch die Erleichterung des geiſtigen.

1) Auch die den Menſchen inwohnende Anlage für die materiellen mechaniſchen Künſte iſt ein Zweig ihres allgemeinen Bildungstriebs[1]). Er entſpricht naturgemäß ihren Lebensbedürfniſſen und richtet ſich nach dieſen. Das Gelingen und die Vervollkommnung wird hier vorzüglich von dem durch Beobachtung, Vergleichen, Nachdenken und Verſuchen erfinderiſch werdenden Verſtand bewirkt. Hiedurch unterſcheidet ſich des Menſchen vielſeitiger Kunſttrieb von dem viel beſchränktern der Thiere. Entſcheidend für den Fortſchritt der mechaniſchen Künſte iſt der Einfluß der Wiſſenſchaften. Mit dem Verſinken der letztern verſinken auch jene. Wenn ſie nicht von dem Lichte der Wiſſenſchaft geleitet werden, gerathen ſie, anſtatt ſich zu heben in den Krebsgang. Der denkende Geiſt zeigt auch bei ihnen, daß ihm die Herrſchaft gebühre. Wiſſenſchaft und gewerbliche Künſte ſtehen miteinander in ſtetem regem Wechſelverkehr, der zu ihrer beiderſeitigen Vervollkommnung dient.

---

[1]) Materiell iſt jede Kunſt, deren Werke für ſinnliche, leibliche Zwecke oder Bedürfniſſe beſtimmt ſind. Mechaniſch heißen die Künſte, die ganz oder zum Theil durch bloß mechaniſche Kräfte betrieben werden.

2) Der ganze Bereich des Materiellen bietet Stoff zur Bearbeitung durch die mechaniſchen Künſte. Dieſe ziehen alle Materie auf der Oberfläche der Erde und in ihren tiefſten Schichten, in Gewäſſern und in der Luft in den Kreis ihrer Bethätigung. Schon die Aufſuchung der in den Eingeweiden der Erde und auf hohen Gebirgen, im Meer und in andern Gewäſſern verborgenen Schätze nimmt dieſe Bethätigung der mechaniſchen Künſte vielſeitig in Anſpruch. Ob die Menſchen beſſer gethan hätten, die edeln Metalle, Gold und Silber und die Edelſteine im tiefen Schooß der Erde, und die Perlen und Korallen im Grunde der Meere liegen zu laſſen, anſtatt ſie ſo mühſam hervorzuholen, iſt eine müßige Frage. Alle Materie iſt dem Geiſt unterthan. Was der Menſch hievon für ſeine Lebenszwecke gebrauchen oder verarbeiten kann, hat für ihn einen Werth, und je zahlreicher ſeine Gattung in den verſchiedenen Erdgürteln ſich vermehrte und je mehr ſeine Kenntniß der Naturdinge und ihrer Brauchbarkeit zunahm, deſto ſtärker mußte er ſich angeſpornt fühlen, ihrer habhaft zu werden und ſie für ſeinen Gebrauch zu verarbeiten. Wie ſehr hat nicht die Kunſt alle Elemente (der angeſtoßenen und der gepreßten Luft, der Dämpfe, des Windes, der Waſſerkräfte und der Gewalt des Feuers) ſich dienſtbar gemacht! Wie nützlich iſt uns nicht die Erfindung der Zeitmeſſer (Uhren), der Wärmemeſſer, der Art, der Schraube, des Hammers, der Walze, der Spindel, des Rads, des Pendels, der Wind- und Waſſermühlen, des Pflugs, der Segel, des Ruders, des Hebels, der Drehſcheibe, der Rauchfänge, der Backöfen, der Feuereſſen, des Glaſes u. ſ. w.! In wie vielfachem Zuſammenhang ſtehen nicht die mechaniſchen Künſte! Selbſt die ſchönen Künſte, ſo ſehr ſie ſich von den mechaniſchen unterſcheiden, bedürfen doch mehren-

theils vieler Beihülfe der letztern. Bei allen kommt der Geiſt mannigfach und in verſchiedenem Grad in Thätigkeit. Von der Erfahrung und der Wiſſenſchaft geleitet, ſchreiten die mechaniſchen Künſte fortwährend der Vollendung näher und die eine iſt der andern auf dieſer Laufbahn behülflich. Daher ſind dieſe Künſte ſtets der Vervollkommnung empfänglich [2]. Vorzüglich iſt Alles, was zur Hebung der Bodenkultur dient, ein wahrer Volksſegen. Dahin gehören gute Schulen der Landwirthſchaft, wo die Geſchäfte derſelben in ihrer Vollendung durch Ausübung gelernt und die Erfindungen für ihre Verbeſſerung erprobt werden. Unter den andern Gewerben gebührt denen der Vorzug, die den allgemeinſten und dringendſten Bedürfniſſen abhelfen. Die Künſte, die dem Luxus fröhnen, ſtehen dem reellen Werth nach hinter ihnen zurück, wenn gleich ſie mehr Gewinn bringen [3].

3) Nichts fördert die mechaniſchen Künſte mehr als Wetteifer, und dieſen belebt am meiſten die Freiheit unter dem Schutz guter Geſetze. Die anfangs unſcheinbarſten Erfindungen haben ſpäter zu den größten Erfolgen geführt. Ihr Einfluß auf menſchliche Wohlfahrt bietet indeſſen ſehr verſchiedene

---

[2] Es gibt große, weit ausgebreitete Völkerſtämme, die es vorlängſt in manchen mechaniſchen Künſten zu einem hohen Grad von Vollendung gebracht haben, die aber darin ſeit vielen Jahrhunderten ſtill geſtanden ſind. Dahin gehören die Chineſen und Hindoſtaner. Bei jenen wird dies von ihrer Abgeſchloſſenheit, bei dieſen vorzüglich durch ihren harten, unabänderlichen Kaſtengeiſt (gleich dem der alten Egypter) veranlaßt; bei beiden dadurch, daß es ihnen am Einfluß fortſchreitender Wiſſenſchaft mangelt und ihre zähe Anhänglichkeit an das Hergebrachte den Gedanken an Verbeſſerung ausſchließt.

[3] Unter allen körperlichen Beſchäftigungen iſt der Anbau des Bodens diejenige, die dem Organismus des menſchlichen Leibes am meiſten zuſagt und die in Verbindung mit der Viehzucht und Jagd ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe an Nahrung, Kleidung und Wohnung am meiſten befriedigt. Dazu kommt noch am Ufer von Meeren, Seen, Flüſſen und Strömen der Fiſchfang.

Seiten dar. Sie wecken und ſchärfen den Verſtand; ſie erleichtern die Anſtrengungen der Leibeskräfte, indem ſie einen großen Theil der Arbeit an die bloßen Naturkräfte übertragen, welche ſie dem Menſchen dienſtbar machen; ſie vermehren die Genüſſe und Annehmlichkeiten des phyſiſchen Lebens, freilich auch deſſen Bedürfniſſe, und in ſo ferne ſie die Ueppigkeit, den Prachtaufwand, die Weichlichkeit nähren und ſteigern, können ſie der Sittlichkeit und ächtgeiſtigen Bildung mancherlei Eintrag thun. — Zum Wohlergehen eines Staats wird indeſſen jetzt große materielle Betriebſamkeit gefordert. Ihr rechtes Maß zu ermitteln, damit ſie nicht ſich ſelbſt zerſtöre, und die ſittlichen Intereſſen zu ſehr gefährde, iſt eine noch erſt zu löſende Aufgabe[4]. — Jedenfalls iſt das wahre Lebenselement der Betriebſamkeit — Freiheit. Jedes Zwangsmittel, wodurch man ſie haben will, ſchlägt in's Gegentheil um, gleichviel, ob es von der Regierung oder von Induſtriellen ſelbſt angewendet werde. Sowohl Arbeiterverſchwörungen für Erhöhung des Lohns, als Monopole können den Aufſchwung und das Gedeihen der Betriebſamkeit nur hemmen und benachtheiligen.

4) Ein Volk, in deſſen Maſſe der Geiſt der Betriebſamkeit noch nicht erwacht oder ſchon eingeſchlafen iſt, entbehrt eines mächtigen Hebels zur Verbeſſerung ſeiner materiellen Zuſtände und zum Fortſchritt in Kenntniſſen. Wenn er der Einfalt der Sitten Abbruch thun kann, ſo tritt er anderſeits der geiſtigen Erſchlaffung entgegen und bewahrt vor den verderblichen Folgen des Hangs zur Trägheit und zum Müßiggang.

---

[4] Induſtrie (ſagt der ſachkundige Förderer derſelben Graf Buquoi in einer Auswahl ſ. Schriften S. 75.) iſt ſchätzbar, bezweckt aber doch nur zeitlichen Gewinn, und nimmt keine der Eigenſchaften in Anſpruch, wovor ſich der Menſch mit Ehrfurcht beugt. (Doch ſchließt ihr Geiſt höhere Geſinnung und Zwecke nicht aus.)

Eben darin beſteht der weſentlichſte Vortheil, den die Betriebſamkeit in Ausübung der mechaniſchen Künſte der Menſchengattung bringt, daß ſie dieſelbe zur Arbeitſamkeit anſpornt, welche die Quelle vieler Tugenden und das bewährteſte Schutzmittel gegen viele Laſter iſt.

5) Die Theilung der Arbeit fördert den Mechanismus derſelben; aber, indem ſie den Geiſt der Arbeiter auf einen engen Kreislauf geringfügiger Thätigkeiten, die wenig zu denken geben, beſchränkt, ſtumpft ſie ihn ab, und hält ihn im Kleinen befangen. Doch kann auch im Kleinen der Vollendung nachgeſtrebt werden. Uebrigens verdient es Beachtung, daß derjenigen Menſchenklaſſe, deren Arbeit am wenigſten Geiſtesthätigkeit in Anſpruch nimmt, ganz vorzüglich Gelegenheit verſchafft werden ſollte, ihren Geiſt mit denjenigen Wahrheiten zu durchdringen und zu befreunden, welche die Grundlage aller Sittlichkeit und Tugend ſind. Daß hiefür im Ganzen noch viel zu wenig geſchehe, davon gibt der ſittliche Zuſtand an den reichſten Fabrikorten ein trauriges Zeugniß.

6) Die Künſte materieller Betriebſamkeit machen um ſo größere Fortſchritte, je mehr ſie mit der Wiſſenſchaft im Wechſelverkehr ſtehen. Dieſer Wechſelverkehr dehnt ſich auf alle Zweige der Naturwiſſenſchaft aus. Ihm verdanken die Gewerbskünſte die ſtets fortſchreitende Steigerung der mechaniſchen Kräfte. Ueber die Vortheile und Nachtheile der Vervollkommnung dieſer Kräfte und des Einfluſſes derſelben auf die Gewerbe, läßt ſich freilich, wenn die Beurtheilung von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgeht, endlos ſtreiten. Der größte Nachtheil beſteht wohl in der mitunter wahrgenommenen Gefährdung der leiblichen Geſundheit der Taglöhner in der

Stickluſt vieler Fabriken[8]. Auch hat die durch den erfinderiſchen Geiſt des Menſchen in hohem Grad bewirkte Erhöhung und Erweiterung der mechaniſchen Triebkräfte allerdings das Bedürfniß der Händearbeit und ihren Verdienſt vermindert; ſie hat aber auch den Preis einer Menge von Gegenſtänden des Lebensunterhalts ſehr herabgeſetzt und die Zunahme der Maſchinenkräfte macht viele menſchliche Arbeitskräfte zu andern Werken verwendbar. Dieſer Wetteifer von Kräften vervielfacht die Ausführbarkeit großer Unternehmungen, die zur Erhöhung der geſellſchaftlichen Wohlfahrt dienen. Der Würde des Menſchen und ſeiner geiſtigen Thätigkeit ſollte es zum Vortheil gereichen, wenn verbeſſerte Maſchinen einen Theil der Arbeiten übernehmen, welche bisher von Menſchenkräften beſorgt werden mußten. Auch thun ſich unter denjenigen, welche ſich auf Verbeſſerung der Mechanik verlegen, Solche hervor, die an Geiſtesbildung manche Wiſſenſchaftlichen übertragen. Die Vervollkommnung der Mechanik ſelbſt iſt das Werk des Scharfſinns, und auch die Ausführung der Erfindungen für die erfolgreiche Anwendung der mechaniſchen Kräfte muß, um zu gelingen, mit Intelligenz geſchehen. Der im Taglohn arbeitet wie der Mechaniker ſind mit Intelligenz begabt, damit jeder in ſeiner Sphäre dem andern in die Hände arbeite.

7) Ausdauernder Fleiß und eine von Luxus und Ueppigkeit, aber auch von Habſucht und Geiz ſich fern haltende Spar-

---

[8] Sind in dieſer Beziehung die Arbeiter in manchen unſerer Fabriken nicht noch elendere Sklaven, als die Arbeiter an den egyptiſchen Pyramiden? Wie anders die Arbeiter an dem Bau der herrlichen Münſter des Mittelalters! Bei dieſen war der Geiſt mitbetheiligt, und es beſtand zwiſchen ihnen eine Verbrüderung zu geiſtiger wie zu leiblicher Kunſtthätigkeit. Zur Schmach der neuern Civiliſation hat die Gewinnſucht die Arbeit, die der größte Segen für menſchliche Zufriedenheit und Wohlfahrt ſein ſollte, für Viele in Fluch verwandelt.

ſamkeit ſind, nebſt der Erwerbung der nöthigen Kenntniſſe die ſicherſten Quellen des Wohlſtands der den mechaniſchen Künſten ſich widmenden Volksklaſſen. Gewerbfleiß unterhält in der Maſſe des Volks die Tugenden, die vor leiblichem und geiſtigem Siechthum, vor der Qual drückender Nahrungsſorgen und vor Elend behüten und die beſten Schutzwachen gegen viele Verirrungen und Laſter ſind. Sehr wohl vereinbarlich mit dem Gewerbfleiß iſt eine wahre Veredlung des Geiſtes, die der Verweichlichung und falſchen Bildung fremd bleibt, und ſich ihr entgegenſetzt. Die wirkliche Vereinigung häuslicher Tugenden mit dem Gewerbfleiß gehört zu den würdigſten Aufgaben einer wahren (ächtchriſtlichen) Geſittung. Je mehr in einem Volk der Gewerbfleiß zunimmt und gedeiht, deſto mehr bedarf daſſelbe nicht nur einer größern Entwickelung der Intelligenz, ſondern noch mehr einer tiefen Begründung der ſittlich-religiöſen Bildung, damit es vor den Ausſchweifungen bewahrt bleibe, zu denen die Gewinnſucht und der Gewinn ſelbſt den ſinnlichen Menſchen ſo leicht zu verlocken pflegen, wenn dabei der Sinn für das Höhere verloren geht und erliſcht[5]).

---

[5]) So preiswürdig die Betriebſamkeit iſt, welche in der Erlernung, Ausübung und Vervollkommnung der mechaniſchen Künſte beſteht, ſo wäre doch dahin zu ſehen und Fürſorge erwünſcht, daß ihr Wachsthum nicht das Wachsthum der Unſittlichkeit erzeuge. Die Vermehrung der Bedürfniſſe weckt und nährt zwar die Betriebſamkeit, aber auch viele laſterhaften Neigungen. Die Rechtſchaffenheit wird durch den Andrang der Bedürfniſſe auf ſchwere Proben geſetzt. Für jeden Einzelnen und jede Klaſſe entſteht ein großer Uebelſtand, wenn zwiſchen ihren Bedürfniſſen und den Mitteln, ſie zu befriedigen, das Ebenmaß fehlt. Dem fleißigen Arbeiter gebührt die Ernte. Die Müßiggänger und Verſchwender wollen aber ernten ohne zu ſäen. Unverkennbar iſt hingegen der wohlthätige Einfluß der Verbreitung materieller Wohlfahrt, wozu die mechaniſchen Künſte ſo viel beitragen, auf die Sittlichkeit der Völker und ihres häuslichen und öffentlichen Lebens. *E. Mercier* De l'influence du bien-être matériel sur la moralité 1854. p. 68.: parvenir par le travail à la propriété c'est parvenir à la famille et toutes ses conséquences morales, c'est repousser du même coup l'esclavage, le vol, la prosti-

8) In der Ausführung großartiger, ja ungeheurer Werke mechaniſcher Kunſt ſtehen die alten Völker hinter den neuen im Ganzen nicht zurück. Staaten, wo der größte Theil der Bevölkerung dem Sklavenſtand angehörte, war ſie weit leichter als andern. Davon zeugen die Bauten der Egypter, der Babylonier, der Syrer, der oſtindiſchen Reiche. Durch Gemeinnützigkeit zeichnen ſich in der Regel die Werke der in der Bildung Vorgerückten vorzüglich aus. Rom in der glorreichen Zeit der Republik hat am meiſten Gemeinnützigkeit mit Großartigkeit zu verbinden geſucht. Seine Heere wurden in Friedenszeiten zur Ausführung großer Bauwerke verwendet. Ihre Waſſerleitungen, welche alle Gegenden mit geſundem Quellwaſſer verſorgten und ſo vielfach den Verſumpfungen wehrten, erregen ſo wie ihre öffentlichen Bäder noch mehr unſere Bewunderung als ihre Amphitheater. Dagegen im Straßen- und Schiffsbau hat die Neuzeit die Römerzeit in gleichem Maß übertroffen, als der Handel und Völkerverkehr ſich erweitert hat. Auch die Benutzung des Dampfs, der Luft und der durch chemiſche Miſchungen gewonnenen Kräfte gewähren der Mechanik der Neuern bedeutende Vorzüge.

---

tution, la mendicité et la domesticité d'ostentation — tout ce qui attaque directement ou indirectement la propriété la famille et la dignité du mariage.

XXIII.

Die ſchönen Künſte dienen zur Veredlung und Erheiterung des geſellſchaftlichen Lebens.

1) Bereits im fünften Abſchnitte §. 21 und im dreizehnten Abſchn. §. 13, S. 393, wurde bemerkt, welch ein zartes geheimnißvolles Band durch die Betrachtung des Schönen und Erhabenen in der Natur und den Sinn dafür zwiſchen dem Geiſt des Menſchen und der materiellen Welt gewoben werde. Dieſes Band gewinnt noch an Stärke mittelſt der wundervollen Macht der Kunſt, durch die es dem Menſchen gegeben iſt, ſich Alles, was ſeine Sinne und ſeinen Geiſt berührt, alle von Auſſen erhaltenen Eindrücke und alle Ideen und Empfindungen wie in einem Zauberſpiegel zu verklären.

2) „Die Frage: warum das Schöne gefällt? iſt die eines Blinden", ſagt Ariſtoteles. Wenn die mechaniſchen Künſte in ihrer guten Richtung zur Befriedigung des materiellen Lebens dienen, ſo iſt die Werthſchätzung der ſchönen Künſte und ihrer Werke ein Wahrzeichen einer geiſtigen Bildung, die über blos ſinnlichen Genuß hinausſtrebt. Verachtung dieſer Künſte zeugt von Roheit, Gemeinheit und Stumpfſinn. Der Sinn für das Schöne iſt dem Menſchen (naturgemäß) angeboren und nicht erſt das Erzeugniß künſtlicher Bildung. Es gibt ungebildete Naturmenſchen, denen das Schöne hohen Genuß gewährt, wo-

gegen falſche Bildung dafür unempfänglich machen kann. Die ſchönen Künſte können aber, ohne ſich dem ſinnlichen Leben dienſtbar zu machen, ein Mittel abgeben, um den Ueberfluß der Reichen in einer ſie ſelbſt veredelnden Weiſe auf viele Nichtreiche zu ergießen. Doch weit wichtiger noch iſt es, daß der Geſchmack an ſchönen Kunſtwerken auch den Sinn für das Sittliche und Göttliche beleben, Mäßigung und Milde in die Bewegungen des Gemüths bringen, ihm gegen das Rohſinnliche Abneigung einflößen, und es von dem Hang zu blos eigennützigen, gewinnſüchtigen Beſtrebungen zurückhalten kann. Nur gemeine, ausgetrocknete, ſtumpfe Seelen können fragen: wozu ſchöne Künſte? Verherrlichen ſie doch wie das gelehrte und wiſſenſchaftliche Wort es wohl nicht vermag, die Ideen von Gott und Tugend, und erheben den Geiſt über alles Niedrige. Es gibt keine Wiſſenſchaft noch Kunſt und kein Verhältniß des geſellſchaftlichen Lebens, auf die ſich nicht einiger Reiz des Schönen verbreiten ließe. „Das Schöne zum Guten!“ iſt der Wahlſpruch edler Menſchenbildung. Den Grundton zu allen ſchönen Künſten und zur Liebe derſelben gibt die *Poeſie*, deren reichlich ſtrömende Quellen nie verſiegen werden, ſo lange es neben Wonnegefühl auch Wehgefühl und Sehnſucht auf Erden gibt. Das Höchſte, was die Philoſophie zu beweiſen ſtrebt und das Gemüth empfindet, kann die Dichtung und mit ihr der ganze Chor der ſchönen Künſte uns zur Anſchauung bringen. Zu einem ſchönen Kunſtwerk wird aber erfordert, daß nicht nur ſeine Form ſchön ſei, ſondern auch der ſie belebende Geiſt.

3) Eine nicht durch den Verſtand erklärbare und in Begriffe faßbare, aber in die Sinne fallende Harmonie im Mannigfaltigen bildet das *Weſen des Schönen*. Der *Schönheitsſinn* (Geſchmack) iſt wie das Gewiſſen und wie

das Scham- und Ehrgefühl etwas höchſt Zartes, Feines, Unerklärliches. Sein Scharfblick, aller Kritik zuvorkommend, entſcheidet, was ſchön, was nicht ſchön ſei. Ein wahres Kunſtwerk, ſehr verſchieden von einer Abhandlung, anſtatt zu einer Erörterung über das, was ſchön oder erhaben ſei, aufzufordern, weist es vor[1]. Das Unſittliche iſt niemals ſchön, und nichts, ſagt Longin, iſt erhaben, deſſen Geringſchätzung von Erhabenheit zeugt. Kunſtſinn iſt mit Naturſinn verwandt. Dennoch iſt das Sinnlich-Angenehme nicht mit dem Schönen zu verwechſeln. Nur das iſt wahrhaft ſchön, was die Doppelnatur des Menſchen ſo befriedigt, daß es ſeiner unverderbten geiſtigen und ſinnlichen Natur in gleichem Maße zuſagt. In ſchönen Kunſtwerken ſpiegelt des Menſchen Doppelnatur, ſein ganzes Weſen ſich am reinſten und vollkommenſten ab, und die große Wirkung eines wahren Kunſtwerks (z. B. eines vollendeten Drama's) rührt eben daher, daß es den ganzen Menſchen anſpricht und ergreift.

4) Die ſchöne Kunſt verbindet mit dem Wirklichen das Ideale ſo, daß letzteres uns aus dem erſtern, gleichſam als deſſen Blüthe hervorgewachſen zu ſein ſcheint. Es iſt dies die eigenthümliche Macht der ſchönen Kunſt, den Geiſt in eine Welt ohne Mängel und Mißklang zu erheben. In voller Herrlichkeit zeigt ſie ſich, wenn ſie aus dem Leben eines Volkes naturwüchſig ſich entfaltet und ein ideales Spiegelbild deſſelben darſtellt. Die vom Gefühl befeuerte und vom Gedanken gezügelte Einbildungskraft iſt in uns die Bildnerin des Schönen. Bloße

---

[1] Man kann vom Schönen leichter ſagen, was es nicht, als was es iſt. Es gibt nur ſchöne Kunſt, keine ſchöne Wiſſenſchaft, auch keine Wiſſenſchaft, ſondern nur Kritik des Schönen. (J. Kant's Kritik der Urtheilskraft S. 176.) Aus der bloßen Intelligenz, wäre ſie noch ſo groß und noch ſo ausgebildet, iſt noch nie ein wahrhaft ſchönes Kunſtwerk hervorgegangen.

Intelligenz war niemals Schöpferin vortrefflicher Werke der ſchönen Kunſt, und wenn dem Verſtand das Richteramt zur Beurtheilung ſchöner Kunſtwerke eingeräumt wird, dann iſt es um die Blüthe der Kunſt geſchehen[2]. Der raffinirende Verſtand wird der ärgſte Geſchmacksverderber, indem er (nach Shakeſpeare's Ausdruck) „das Gold vergolden und die Roſe parfümiren will."

5) Dem Sinn des Menſchen für das Schöne und Erhabene entfaltet ſich ein weites Feld in der Betrachtung der Gebilde und Auftritte der Natur. Nachbildungen der Natur durch die Kunſt bleiben immer unter dem Vorbilde. Dieſes Vorbild zu erreichen vermag kein Genie, auch das kühnſte und glücklichſte nicht[3]. Dieſem gelingt es aber bisweilen, das dem Einzelnen in dem Gebilde der Natur Abgehende, ſogar mit Vortheil zu erſetzen durch gute Auswahl und Zuſammenſtellung, durch den Zauber der Dichtung und Täuſchung und mehr noch

---

[2] „Wer ohne den von den Muſen eingehauchten Wahnſinn in den Vorhallen der Dichtkunſt ſich einfindet, meinend, er könne durch Kunſt allein ein Dichter werden, der iſt ſelbſt ungeweiht, und auch ſeine, des Verſtändigen Dichtung wird von der des Wahnſinnigen verdunkelt." Platon's Phädros, in Schleiermacher's Ueberſ. Th. 1. B. 1. S. 113. — Dem Chalifen Mamun ſoll im Traum Ariſtoteles erſchienen ſein, und ihm auf die Frage: worin die Schönheit liege, geantwortet haben, daß ſie weder in der Vernunft noch im Geſetze zu ſuchen ſei; was den Chalifen zur Aufſuchung griechiſcher Werke und zum Verlangen, ſie kennen zu lernen, ſoll veranlaßt haben. (Von Hammer-Purgſtall Literaturgeſch. der Araber B. 111.)

[3] Die Natur ſelbſt wird Maler von ſich ſelber durch die verſchiedenen Lichtwirkungen, deren Ergebniß ſie reich an den mannigfaltigſten Naturgemälden iſt. Eine der auffallendſten Lichtwirkungen iſt die Abſpiegelung von äußern Gegenſtänden in einem andern (z. B. im Waſſer, im Dunſt, im Metall). Das dadurch bewirkte Bild kann ſo treu ſein, daß es dem Gegenſtand ganz gleicht, und doch iſt es dem Gegenſtand weſentlich verſchieden, obgleich es ohne dieſen gar nicht wäre. Hier bewirkt das Licht natürlich, was der Maler durch Zuſammenwirkung der Strahlenbrechung in ſeinem Auge, der Reflexion in ſeiner Einbildungskraft und der von ihr ausgehenden Bewegung ſeiner Hand künſtlich mit Ueberlegung und Willen hervorbringt.

durch den ſittlichen Reiz, den es ſeinen Gebilden einhaucht. Die Kunſt, die mit der Natur in der Darſtellung des Schönen wetteifert, entfaltet auch gleich der Natur in ihren Werken eine große Mannigfaltigkeit, wodurch der Reiz derſelben ausnehmend erhöht wird. Dichteriſchen Geiſt erfordert das Hervorbringen eines jeden ſchönen Kunſtwerks. Er iſt deſſen Seele. Die Kunſtwelt iſt eine Welt der Dichtung, eine Schöpfung der Phantaſie. Sie iſt der wirklichen Welt nur in ſo ferne verwandt, als ſie ein Bild derſelben im Lichte des Schönen und Erhabenen darſtellt. Nichts Häßliches, nichts Niedriges oder Gemeines eignet ſich für dieſe Welt. Das Gefühl des Schönen iſt von ſinnlicher Luſt ſehr verſchieden. Durch Einmengung von bloßen Sinnenreizen wird es getrübt. Eben ſo iſt der reine Sinn für das Erhabene von der Bewunderung und der Bangigkeit oder dem Entſetzen, welche großartige Erſcheinungen in der Natur und in Kunſtwerken erregen, ſehr verſchieden. — Selbſt die Schönheit der ſinnlichen Natur erhebt ſich erſt dann zur höchſten Stufe, wenn ſie von ſittlichen und religiöſen Empfindungen gleichſam verklärt wird. Damit das Schöne in der Natur ſowohl als in Kunſtwerken dem Menſchen ganz genüge, muß das aus dem Gemüth hervorquellende Element des Sittlichen dem ſinnlichen Element des Schönen die Weihe geben.

6) Große, vollendete Künſtler ſind ſo ſelten als die, welche das wahrhaftige Verſtändniß, die rechte Empfänglichkeit und das volle Gefühl für ein ächtes Kunſtwerk beſitzen [4]). So wahr dies im Allgemeinen iſt, ſo hebt es doch die Macht nicht auf, welche Meiſterwerke der Kunſt für Veredlung des Sinns, der Geſinnungen eines ganzen Volkes ausüben können. Erſtreckt

---

[4]) W. Fr. Mayer Hinterlaſſene Schriften. III. 64.

ſich doch dieſe Wirkung auch auf Viele, denen das Weſen, der Zauber und die Erforderniſſe der Kunſt ein Geheimniß ſind und bleiben. Der Sinn für das Schöne und Erhabene und das Ideale der Kunſt mußte im Volk von Athen ſchon zu einem hohen Grad von Entwickelung gelangt ſein, als Phidias und Praxiteles ihre Götterbilder mit der Zuverſicht verſtanden zu werden ſchufen und öffentlich aufſtellten. Obgleich aber bei jedem wahrhaft ſchönen Kunſtwerke nicht zu verkennen iſt, daß es ein Werk der Kunſt ſei, ſo hat es doch zugleich einen Schein der Natur. Ehe die Welt von Kritik und Theorie der Dichtkunſt wußte, traten Homers zwei noch unübertroffene Meiſterſtücke der großartigſten Dichtung ans Licht. Das Erhabene von beiden liegt in der Naturwahrheit der Charaktere, der Handlungen, der Beſchreibungen. Dieſe iſt auch der Grund ihrer Volksthümlichkeit. — Wie der Apoll (jetzt im Belvedere zu Rom) waren auch des Phidias Jupiter zu Olympia und einige andere ſeiner Werke Geſtalten, in denen ein tiefes ſittliches Gefühl die ſchönſte Naturwahrheit bis zum Ideal erhob.

7) Der höchſte und reinſte Flor der ſchönen Künſte iſt, wo er ſich zeigt, weniger das Erzeugniß einer großen Begünſtigung der Künſtler durch Machthaber, Reiche und Vornehme, als eines in einem ganzen Volk durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden verbreiteten Sinnes für das Schöne und ſeiner Vorliebe für ſchöne Kunſtwerke. Eine ſolche Richtung des Volksgeiſtes im öffentlichen und Privatleben (wie ſie einſt vorzüglich zu Athen ſichtbar wurde) weckt Genie's und Wetteifer unter ihnen, und veranlaßt, daß bedeutende Werke der Kunſt beſtellt und öffentlich zur Schau geſtellt werden. Wo nun ſo der Sinn für ſchöne Kunſt ein Volk durchdrang und beſeelte und durch öffentliche Auf- und Darſtellung von Meiſterwerken

beſtändig neu belebt wurde, war es den Meiſtern ſelbſt weit mehr um die Achtung ihrer Mitbürger als um ſchnöden Lohn zu thun und ſie ſtrebten darnach, ihr Genie durch bewunderungswürdige und von Jedermann bewunderte Werke verewigt zu ſehen. Die in neuerer Zeit veranſtalteten öffentlichen Sammlungen von Meiſterwerken der bildenden Künſte aus alter und neuer Zeit haben für Geiſt und Gemüth etwas Erhebendes; ſie ſetzen eine Menge empfänglicher Seelen wo nicht in den Mitbeſitz, doch in den Mitgenuß des Schönen in der Kunſt; ſie bezeugen die Macht, die Beſtrebungen, die Fortſchritte des Kunſtgenie's und beleben und läutern den Sinn für das Schöne und Erhabene.

Zum Ideal von Schönheit der Menſchengeſtalt kann dem Künſtler keine Theorie verhelfen; am wenigſten von der Schönheit des menſchlichen Angeſichts. Hier bleibt auch die ſchönſte Form unter dem Ideal, wenn nicht der Ausdruck einer reinen guten, edeln Seele hindurchſcheinend ſie belebt.

Des wahrhaft Schönen in ſolcher Reinheit, daß es jeden gerechten Tadel ausſchließt, gibt es in den Werken menſchlicher Kunſt verhältnißmäßig nur Weniges. So Viele darnach geſtrebt, ſo haben es doch nur die Wenigſten, und auch dieſe nur nach vielen Verſuchen und meiſt nur in wenigen Leiſtungen wirklich erreicht. — Des Schönheitſinns iſt zwar jeder geſunde Geiſt empfänglich; aber er wird in den Mehreſten entweder nicht entfaltet und ausgebildet, oder durch Verbildung getrübt und entweiht. Daher ſind auch die Urtheile über das Schöne in Kunſtwerken ſo verſchieden und wechſelnd. Die Kritik der ſogenannten Kunſtkenner hat oft dem ſchlechten Geſchmack vollends das Siegel aufgedrückt. Die Kritik wird immer dieſe Wirkung haben, wenn ſie ſich von dem abſichtlichen Verſtand durch gelehrte Theorien oder durch Liebhabereien und Vorneigungen des wandelbaren Zeitgeiſts leiten läßt. Zu welchen Ausartungen iſt nicht der Geſchmack auf dieſem Wege ſchon mißleitet worden!

Nur das wahrhaft Schöne in Kunſtwerken kann dem Geſchmack die rechte Bildung geben und ihn mit Zuverſicht orientiren. Sobald aber in das Gebiet der Kunſt ein falſcher verderbter Geſchmack ſich eingeſchlichen hat, werden die Kunſtwerke ſelbſt die ärgſten Verderber des Schönheitſinns und das Haupthinderniß ſeiner Reinigung. Jede Entfernung von der Einfalt der Natur führt den Kunſtgeſchmack auf bedenkliche Abwege. Nachahmerei legt ihm aber unnatürliche Feſſeln an, und raubt ihm die Freiheit, deren er bedarf, um, von Nebenrückſichten unbeirrt, zum Urſchönen durchzudringen. Natureinfall und freie Bewegung ſind unerläßliche Bedingungen für das Gelingen ſchöner Werke der Kunſt. So lange die Künſtler gewiſſe Vorbilder als ausſchließendes Richtmaß anſehen, von dem keine Abweichung zuläßig erachtet wird, werden ſie nothwendig unter dieſem Vorbild ſelbſt zurückbleiben und ihre Einbildungskraft wird des Schwungs entbehren, ohne den ſie nicht ſchöpferiſch werden kann. Aller Luxus, alle Ueppigkeit, aller Prunk, die in bloßer Technik (im Gedicht nur im Klingklang von Worten und Phraſen) beſteht, thut dem Schönen Eintrag. Das Schöne verſchmäht jede Verzierung. Auf dem weiten Felde der Dichtung (im engern Sinne) iſt das reine und vollendete Schöne wohl am ſeltenſten[5]. Je üppiger die Fruchtbarkeit hier ſich hervorthut, deſto ſchwieriger wird es dem reinen vollendeten Schönen ſich vor den vielen Abweichungen von ihm bei dem

---

[5] Deßwegen ſind gute Anthologieen oder mit ſorgſamer Auswahl veranſtaltete Blumenleſen der vortrefflichſten Dichtungen der Bildung des Schönheitsſinns höchſt förderlich.

Beifall, den die letztern durch blos ſinnliche Reize oder fremdartige Ziererei oder die Schmeichelung des Zeitgeiſtes in der Menge gewinnen, Geltung zu verſchaffen. Eigentlich hat im Gedichte nur unvergängliche Schönheit, was das Gemüth durch Darſtellung der Wahrheit in ihrer Einfalt in hohem Grade befriedigt. Dafür muß aber der Gegenſtand ſchon an ſich für das Gemüth anſprechend ſein. Wie könnte ihm die Dichtung den Glanz reiner Schönheit verleihen, wenn er ſeinem Weſen nach das Gemüth empörte oder von ſich abſtieße? Nur als Folie um durch den Gegenſatz das Gute, das Edle, das Sittlich-Erhabene beſſer hervorzuheben, iſt es der Kunſt erlaubt, auch die tiefſte Verdorbenheit zu ſchildern[6]). Uebrigens iſt auch in der Dichtung und in jeder ſchönen Kunſt das Treffen und Einhalten des rechten Maßes (nicht zu viel und nicht zu wenig zu geben und ſo weit und nicht weiter zu gehen als es geziemt, weder der Einheit durch Ueberladung noch durch Einförmigkeit der Mannigfaltigkeit Eintrag zu thun) weſentliche Bedingung des Gelingens.

In den Bereich des Schönen gehört auch das Erhabene. Dieſes muß jedoch im Kunſtwerk als ſchön erſcheinen. Wohl darf es ſchauerlich ſein, aber nie abſtoßend. Das Entſetzen, das es erregt, muß durch die Schönheit des Ausdrucks gemildert werden. Allem idealiſchen Schönen iſt es eigen, ſich mit ſtiller ruhiger Majeſtät kund zu geben. Auch das Erhabene ächter Art wie das wahrhaft Schöne iſt einfach.

Die kritiſchen Beleuchtungen der Kunſtperioden oder der Entwickelung der ſchönen Künſte, namentlich der Poeſie, können nur dann die Beſtrebungen derſelben anregend fördern, wenn ſie, ohne von irgend einer Theorie auszugehen oder eine ſolche zu bevorworten, das Weſen, die Vorzüge und Mängel der Kunſtwerke, die ſich hervorgethan und Beifall erhielten, klar und ungeſchminkt darſtellen.

---

[6]) Die Wahl des Gegenſtandes iſt für Gedichte, wie für Werke der bildenden Kunſt, vorzüglich der Malerei Hauptſache. Wie manche Scenen ſehen wir in vielgerühmten Dramen und Gemälden, die ſchon für ſich zur ſchönen Darſtellung ganz ungeeignet ſind.

8) Dies iſt die höchſte Beſtimmung der ſchönen Kunſt, die in viele Zweige ſich vertheilt[7]: „ſie ſoll uns durch Belebung des Sinns für das Schöne und Erhabene veredeln, unſern Geiſt und unſer Gemüth für das Göttliche (Wahrheit und Tugend) empfänglicher machen“[8]. Nur wer ſich durch den Genuß der ſchönen Kunſt für das Edelſte, Beſte begeiſtert, dem Gemeinen und Niedrigen aber entfremdet fühlt, iſt ein ächter Liebhaber derſelben. Wohl ſtrebt eine ſinnliche Denkart, dieſe Beſtimmung der ſchönen Kunſt zu trüben, um ſie zur Dienerin des Sinnenvergnügens herabzuſetzen. Allein ihre wahren Meiſterwerke bleiben unſterbliche Zeugen von der überſchwänglichen Wunderkraft der Kunſt, wenn gleich einzelne gutbegabte Genie's ſich erniedrigten, um im Dienſte eitler Gelüſte und Launen verderbter Machthaber oder eines genußſüchtigen Zeitalters Beifall und Geld zu angeln[9]. Dieſer Gegenſatz unter

---

[7] Eine wiſſenſchaftliche befriedigende Eintheilung der ſchönen Künſte iſt vergeblich verſucht worden. Die merkwürdigſten ſind: Beredſamkeit, Dichtung, Plaſtik, Malerei (zu welcher auch alle mimiſchen Künſte und die Tanzkunſt und Gartenkunſt gehören), die Baukunſt und die Tonkunſt.

[8] Der Wandsbecker Bote (Claudius) nennt nicht uneben die Dichter „beſte Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen.“ III. 83. Aehnliches gilt auch von andern Künſtlern. — Der Dichter ſoll übrigens nicht blos erfreuen, ergötzen, tröſten, erquicken, erheitern, ermuntern; er muß zuweilen auch verwunden, aber mit der Kraft jenes Speeres, der die Wunden heilt, die er ſchlug.

[9] Der Einfluß der immer wechſelnden und launenreichen Mode auf die Künſtler und Kunſtwerke der neuern Zeit hat den Sinn für die reine Schönheit und Erhabenheit ſehr geſchwächt und getrübt. Die Alten kannten dieſen Einfluß nicht.

den Erzeugniſſen der ſchönen Literatur und Kunſt bei gebildeten Völkern darf uns nicht mehr verwundern, als der Gegenſatz der herrlichſten Tugenden und der verwerflichſten Laſter. — Kunſtdenkmäler, dem Gedächtniß großer Verdienſte, edler Handlungen, erhabener Tugenden geweiht, erinnern beſtändig an Vorbilder, die der dankbaren Verehrung und der Nacheiferung würdig ſind. Verächtlich hingegen wird die Kunſt, wenn ſie das ideale Schöne ſo ganz aus dem Auge verliert, daß ſie ſich herabläßt, eine gefällige Magd vornehmer Ueppigkeit und Lüſternheit zu werden. Auch im Bereiche der Kunſt gleicht die Ernte der Ausſaat. Nur das bleibt unſterblich, in allen Geſchlechtsaltern ein heiliger Gemeinſchatz der Menſchheit, was in jeder unverderbten Menſchenbruſt einen reinen und erhabenen Widerklang weckt, die Triebe reinigt und Geiſt und Gemüth für das befeuert was liebens- und preiswürdig iſt. Selbſt in den herrlichen Baudenkmalen einer Nation athmet die Seele des beſſern Theils derſelben. Sie ſind Gegenſtänden des Gemeinwohls gewidmet und ein Streben nach Verewigung, nach Unſterblichkeit iſt ihnen aufgeprägt. — Gerecht iſt das Eifern, nicht gegen die ſchönen Künſte, wohl aber gegen ihre Entweihung, ſie mag nun zur Unſittlichkeit reizen und das Unſittliche beſchönigen, oder des Gemüths ſittliche Grundlage zerſtören, oder die Idee von Gott erniedrigen. — Götzendiener ſind freilich weit entfernt, zu ahnen, daß die Frazzen-Geſtaltung ihrer Götter eine Entweihung der Kunſt ſei. Die Abſicht mythologiſcher Bilder war im Geiſt ihrer Erfinder blos, die äußere Natur ſymboliſch zu vergeiſtigen und den Menſchen ein verehrendes Gefühl ihrer Kräfte und Gaben einzuflößen. Doch hat die Betrachtung und Liebe des Schönen und Erhabenen in Natur und Kunſt auch ſchon im Heidenthum den Geiſt der Idee des Vollkommenen näher gebracht, und wo die Idee vom Einen unendlichen Gott unter einem dem Götzendienſt ergebenen Volke im Bewußtſein nachdenkender Menſchen aufdämmerte, ſah man ſie bald auch in den Gebilden großer Künſtler widerſtrahlen. Einem Phidias, Praxiteles, Lyſipp, Parrhaſius, Skopas ſchwebte, als ihr Meißel die Göttergeſtalten ſchuf, welche noch die ſpäte Nachwelt in Verwunderung ſetzen, die Idee der Vollkommenheit vor der Seele. Ihr Geiſt ſtrebte ohne Zweifel, die Vorſtellungen vom Göttlichen zu reinigen, zu erweitern, zu erhöhen 10). Aber freilich die Geiſtig-Abgeſtumpften und Sinnlich-Verdummten wurden durch den Zauber der Kunſt, deren Symboliſches ſie nicht verſtanden, in der Götter- und Götzenverehrung nur beſtärkt 11). Das Chriſtenthum, welchem abgöttiſcher Bilderdienſt ein Greuel iſt, enthält doch ſelbſt für die Künſtler einen reichen Schatz der edelſten Geſtalten und der erhabenſten und rührendſten Auftritte, und denjenigen Künſtlern iſt ihre Darſtellung am beſten gelungen, die am innigſten von den chriſtlichen Wahrheiten durchdrungen waren. Dieſe verliehen ihrem Schönheitsſinn eine himmliſche Weihe, was ſie in Stand ſetzte, das in höherm Licht verklärte Ideal zu erreichen 12). Auch die Baukunſt erhielt ihren

---

10) In ihrer eigentlichen Heimath (in Griechenland) war und blieb die plaſtiſche Kunſt vorwiegend im Dienſte der Religion, wogegen ſie ſpäter zu Rom dem Luxus und der Prachtliebe, der Eitelkeit und Schmeichelei dienſtbar wurde (S. Stahr Ein Jahr in Italien III. 73. Vergl. 98. (g.) Auch die Sucht nach immer Neuem war der griechiſchen Kunſt in ihrer Blüthenzeit fremd. Dies bewahrte ſie vor der Ausartung in's Gemeine, Triviale und Nichtige, in's Abenteuerliche und Gräßliche, vor dem Verfallen auf Gegenſtände, die jeder künſtleriſch ſchönen Darſtellung widerſtreben oder ihrer unwürdig ſind.

11) Buch der Weisheit K. XIV. 18. 19. 20.

12) Wenn Göthe (Werke 1851. B. XIV. S. 13.) über den Eindruck von des Phidias olympiſchem Jupiter bemerkt: „Der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zu Gott zu erheben, ſo gilt dies noch in höherem Sinn weit mehr von Chriſtus

erſten höhern Aufſchwung von der Religion und dann von der Theilnahme am Gemeinwohl. Am ſpäteſten nahm ſie die Einrichtung bequemer und ſchöner Wohnungen zum Augenmerk. — Wenn die Poeſie, für ſich und im Verein mit andern ſchönen Künſten nicht wenig zur Verherrlichung der Religion beitrug, ſo iſt dieſe entgegen die Macht, welche der Poeſie und den

---

und ſeiner Erſcheinung in der Welt, die ſich dem Künſtler als ein ohne Vergleich vollendeteres Ideal als die Idee von Jupiter darſtellt. Für die Naturſchönheiten hatten die alten Griechen allerdings einen offenen heiteren Sinn. Dieſen Sinn ſchließt aber der chriſtliche Glaube keineswegs aus, ſondern vergeiſtigt ihn nur, indem er auf das Göttliche, das in der ſchönen Natur abgeſpiegelt iſt, hindeutet. Dies hat ſich die chriſtliche Kunſt in ihren Meiſterwerken zur Aufgabe gemacht. Von einer geläuterten, an chriſtlicher Lehre und chriſtlicher Tugend ſich unerſchütterlich feſthaltenden Glaubensüberzeugung muß jetzt die Kunſt neue Stärke und friſchen Schwung erhalten. In den Tiefen des Gemüths ſind die reichhaltigſten Quellen des Schönen, aus denen ſie ſchöpfen kann, während diejenigen, die die Belebung des Schönheitsſinns einzig in dem Studium der Werke des goldenen Zeitalters heidniſcher Bildung aufſuchten, es immer nur zu einer bloßen Nachahmung, die auch, wenn ſie bewundert wird, kalt läßt, gebracht haben und bringen konnten. — Im Schooße des Chriſtenthums erblühte in dem Bilde der Madonna das ſchönſte und reinſte Ideal der Weiblichkeit, deſſen würdige Darſtellung die höchſten Kunſtgenie's zu einem herrlichen Wetteifer begeiſterte. Selbſt Griechenlands Dichtung und Plaſtik hat nichts Aehnliches aufzuweiſen. Auch der chriſtliche Kirchenſtyl erhebt ſich in ſeiner höchſten und reinſten Vollendung über den heidniſchen von Griechenland. Das Erhabenſte in Gottes Schöpfung hat die Kunſt nirgendwo herrlicher nachgebildet, als in den Meiſterwerken der Baukunſt des Mittelalters, beſonders in ihren Münſtern. Der gothiſche, vielmehr germaniſche Kirchenſtyl mit ſeiner Kreuzgeſtalt, ſeinen weiten, von Reihen ſchlanker Pfeiler durchſchnittenen Räumen, ſeinen himmelanſtrebenden Spitzgewölben und Thürmen und dem zauberhaft myſtiſchen helldunkeln Farbenſpiel ſeiner rieſigen Fenſter und prächtigen Roſen verſinnbildet beſſer, als jeder antike Tempelſtyl in geiſterhebender und das Herz ergreifender Weiſe die höchſten Ideen vom Göttlichen. Belebt und verſtärkt wird hier der Eindruck der religiöſen Symbolik durch die in Glasgemälden und Sculpturen dargeſtellten Bilder, welche die ganze Religionsgeſchichte veranſchaulichen. Ein majeſtätiſches Glockengeläute, aus hohen Thürmen ſich verbreitend und ein erhabener Chorgeſang, von mächtigen Orgeltönen begleitet, verleihen dem Eindruck dieſes Kirchenſtyls die höchſte Vollendung. (Die Verachtung, welche das XVIII. Jahrhundert gegen dieſe Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt kund gab, war nur ein Beweis von dem Schwinden des religiöſen Sinnes. Voltaire drückte dieſe Verachtung am heftigſten aus. Er ſchalt die Liebfraukirche andern ſchönen Künſten die herrlichſte Weihe und den höchſten Schwung und Glanz verlieh. Doch wär' es eine arge Verirrung, die Poeſie und überhaupt die ſchöne Kunſt dem Weſen der Religion gleichzuſtellen, wie es gewiſſe Romantiker verſucht haben. — Fernhaltung alles Profanen, was den Geiſt dem Heiligen oder Göttlichen entfremdet und zu bloßem Sinnenreiz herabzieht, iſt für die Würde der religiöſen Kunſt unerläßlich. Sie iſt auf dem Wege zur Ausartung, ſo bald ſie ſich zu profaner Ausſchmückung herabläßt.

9) Der Verein der verſchiedenen ſchönen Künſte verbreitet auf die Meiſterwerke der einzelnen noch höhern Glanz, während ſie alle beitragen, den Geſchmack eines Volkes zu bilden. Doch muß der eigenthümliche Charakter jeder Kunſt ungeſchwächt bleiben. Es iſt eine gleich große Verirrung, wenn die Malerkunſt das Eigenthümliche der plaſtiſchen Kunſt, als wenn die plaſtiſche Kunſt das Eigenthümliche der Malerkunſt ſich anzumaßen ſtrebt. Beide Künſte, anſtatt ſich dadurch zu be-

---

zu Paris une architecture barbare und wußte über Corneille's Tragödien keinen ſtärkern Tadel auszuſprechen, als indem er ſagte: *Ses pièces me paraissent de belles églises gothiques. E. Bungener* Voltaire et son temps. I. 98.) Vergl. G. Kallenbach u. J. Schmitt Die chriſtliche Kirchenbaukunſt des Abendlandes. Bamberg 1851. *J. J. Bourassé* Les Cathedrales de France, Tours 1843. De *Roujoux et Alfr. Mainguet* Hist. d'Angleterre T. I. 411. u. fg. 518. — Zu den edeln, Andacht erweckenden Kirchenbauten modernen Styls gehören die St. Peterskirche und St. Paul in Rom, der Dom und die Taufkapellen zu Florenz und Piſa, die Kirche der h. Juſtina zu Padua, die Paulskirche zu London, die Genofeva- und die Invalidenkirche und die neue Kirche Vincenz von Paul zu Paris, die von Canova erbaute Kirche zu Poſſagno bei Baſſano, die Kloſterkirchen zu Neresheim, Ottobaiern, Weingarten in Schwaben, die Michaels- und Bonifaciuskirchen zu München. — Wohl erregen auch die ungeheuern, mit einer Menge vom Volk wenig verſtandener Sinnbilder bedeckten Brahma-Tempel in Hindoſtan Erſtaunen und Bewunderung. Sie ſprechen aber nur zur Einbildungskraft, nicht zum Gemüth, in welchem ſie weder Andacht noch Liebe zu Gott zu erwecken vermögen.

reichern, werden nur an ihren eigenen Vorzügen ärmer. Die ſtärkſte Gewalt, Geiſt und Gemüth zu ergreifen und zu lenken, haben die Dichtkunſt und die Beredſamkeit bethätigt. Dieſe beiden Künſte ſind einander nahe verwandt. Aechte Poeſie iſt immer auch beredt und wahre Beredſamkeit entlehnt von der Poeſie Bilder und Feuer [13]. Die Poeſie bietet einem denkenden und empfindenden Geiſt den Vortheil ſich freier und lebendiger ausſprechen zu dürfen. Ihr holder Reiz benimmt den treffendſten Wahrheiten den verletzenden Stachel. Gerechtem, freimüthigem Tadel verſchafft ſie Gehör durch ſchalkhaftes Lächeln, lebhaften Witz und einnehmende Bilder [14]. Den Eindruck mehrer Arten von Dichtung kann die Tonkunſt, beſonders im Geſang, in welchem ſie für Geiſt und Gemüth das Höchſte erreicht, noch ungemein verſtärken. Die Tonkunſt, die einzig das Gefühl in Anſpruch nimmt, vermag in ihrer Reinheit und Vollendung Wunder zu wirken, wozu die andern Künſte unmächtig ſind. Wo der Sprache das Wort, der Ausdruck fehlt, wo ſie ihre Armuth geſtehen muß, da kommt ihr die Tonkunſt zu Hülfe, indem ſie die tiefſten, zarteſten und verborgenſten, ſonſt keinem Zauber der Kunſt zugänglichen Saiten des Gefühls erklingen macht, und mittelſt der ganzen Stufenleiter der Akkorde die verſchiedenſten Empfindungen weckt, ſteigert, beſänftigt, in Kampf verſetzt und wieder in Harmonie auflöſt[15]. Der Tonkunſt, welche alle Organe des Lebens in eine harmoniſche Bewegung verſetzt, iſt es zu den verſchiedenſten Zeiten gelungen, ganze Völker tief zu rühren und für Gott und Vaterland zu begeiſtern, mit Andacht und Heldenmuth zu erfüllen[16]. — Stiller und allmähliger iſt die Wirkung der Malerkunſt und der Plaſtik, deren Werke jedoch den Vorzug haben, ſich dem Auge beſtändig darzuſtellen und der Wahrheit, wenigſtens für die Sinne am nächſten zu kommen. — Das Schöne und Erhabene an Werken der Baukunſt kann allen andern Kunſtwerken zur Förderung, Erhöhung ihres Eindrucks dienen. Ihr ſelbſtändiges Verdienſt tritt aber, weil es vorzüglich an der Einfachheit des Entwurfs erkennbar iſt, nur an großartigen Geſtaltungen recht deutlich hervor. — Merkwürdiger Weiſe zeigt ſich uns in dem Styl der ausgezeichneten Meiſterwerke der weltlichen ſowohl als der religiöſen Baukunſt verſchiedener Völker und Zeitalter, gleichwie in dem Styl der großartigſten Naturbauten ein großer und mannigfacher Unterſchied, und dennoch können jene Bauwerke der Kunſt wie die der Natur von noch ſo verſchiedenem Styl durch Schönheit und Erhabenheit einen hohen Grad von Bewunderung anſprechen. — Doch eine gemeinſame Eigenheit aller ſchönen Künſte iſt es, alsdann erſt den Gipfel ihrer Wundermacht zu erreichen, wenn ſie der Verherrlichung der größten, edelſten, erhabenſten Gegenſtände und Zwecke der menſchlichen Geſellſchaft ſich widmen. Zu den Volksmaſſen ſprechen die ſchönen Künſte vorzüglich durch Werke, die ihrer Religion geweiht ſind. Sie eigentlich ſind es, die auch in den Mindergebildeten den Sinn für Kunſtſchönheit beleben können, und durch die dieſer Sinn auch für ſie ein Organ ſittlich-geiſtiger Bildung wird. — Am glänzendſten kann ſich die Vereinigung verſchiedener Künſte im Drama erweiſen. Die edelſte Beſtimmung der Schaubühne wird immer ſein: eine Schule der Sittlichkeit, der Tugend für alle Stände abzugeben. Dafür ſollten Dichter und Schauſpieler ihr Möglichſtes thun. Entweihung der Schaubühne durch das Gegentheil iſt ein beklagenswerthes Wahrzeichen tiefer Sittenverderbniß[17]. — Muſter von harmoniſcher Zuſammenwirkung der ſchönen Künſte für den Zweck menſchlicher Bildung und Geſittung hat das alte Griechenland aufgeſtellt. In ihren dramatiſchen Meiſterwerken haben ſich die Blüthen aller ſchönen Künſte zu einem Kranz vereinigt. Auch in der Anordnung religiöſer Feſte iſt dort eine ſolche Vereinigung mit mehr oder weniger Erfolg verſucht worden. Nur blieb die Ausartung wegen dem Hang zum Sinnlichen nicht fern. Dagegen kann der chriſtliche Kult in ſeiner Reinheit auch hierin das Höchſte erreichen, wenn er gehörig angeordnet iſt und alles Ungehörige (blos die Sinnlichkeit Anſprechende) von ihm fern gehalten wird. Er darf nie ins Theatraliſche ausarten. Geſang und Orgel ſind zuſammen die mächtigſten Organe der Tonkunſt zur Belebung chriſtlicher Andacht.

---

[13] „L'Eloquence donne la vie à tout, dans les sciences, dans les affaires, dans la conversation, dans la composition, dans la recherche même des plaisirs; rien ne peut réussir sans elle. Elle se joue des passions des hommes, les émeut, les calme, les pousse et les détermine à son gré; tout cède à sa voix." *Vauvenargues* Oeuvres I. 30. — Auch in der Beredſamkeit wie in der Poeſie iſt das, was vom Herzen kommt und die Herzen ergreift, weit mächtiger und nachhaltiger, als was für die Belehrung der Intelligenz berechnet iſt. Pectus disertum facit.

[14] Ein Vortheil iſt es für den Dichter, wenn der von ihm gewählte Gegenſtand der Einbildungskraft weiten Spielraum läßt. Aber auch das bringt ihm Vortheil, wenn der Gegenſtand die Einbildungskraft einigermaßen beſchränkt, damit ſie nicht in's Ungeheure oder in's Leere ausſchweife.

---

[15] **Plato** (in ſ. Gaſtmahl) will, daß der uraniſche (himmliſche) Eros die Tonkunſt be- ſeele, damit ſie uns für das Schönſte und Edelſte begeiſtere. — Die ganze Gefühlswelt, der unerſchöpfliche Schacht des Gemüths, alles innerliche Leben iſt der Beherrſchung der Tonkunſt unterworfen. Keine andere Kunſt berührt ſo viele und zwar die feinſten zarteſten Seiten des menſchlichen Herzens, keine iſt ſo überſchwenglich reich an verſchiedenartigen und zahllos abgeſtuften Mitteln (Akkorden), keine iſt wie ſie im Stand, ſich des ganzen Menſchen zu bemächtigen, ihn in dem tiefſten Grund zu erſchüttern und mit Beſeeligung zu durchdringen. Es iſt aber auch keine, deren wahre Meiſterſtücke zu ihrem Vollgenuß, zur reinen und völligen Auffaſſung ihres Zaubers ſo unbedingt eine durchaus vollendete Ausführung verlangen, und da dieſe mehrentheils ſelten iſt, ſo trägt dieſe Seltenheit ſelbſt dazu bei, den Genuß zu erhöhen. Gerade in dem, was für den Menſchen das Höchſte, Unvergänglichſte, Heiligſte iſt, feiert die Tonkunſt ihre herrlichſten Triumphe. — Ein ſchöner, rührender und erhebender Geſang gehört zu den allgemeinſten Mitteln der Gemüthsbildung und ſollte bei keiner Erziehung vernachläßigt werden. Vorzüglich wirkſam iſt die Uebung im gemeinſamen Geſang.

[16] „Beim Gottesdienſt in Rom verſuchte die Muſik von Zeit zu Zeit naſeweis und muthwillig zu werden, daß auch verſchiedene Päpſte ſich gemüßigt fanden, ihrem Muthwillen in Trielen und Trillern ꝛc. Schranken zu ſetzen. Papſt **Marcellus II.** wollte ſie aus der Urſache gar vom Altar verbannen. Aber **Paläſtrina** verſöhnte ihn noch durch eine Meſſe wieder, die ohne allen Muthwillen langſam und andächtig einhergeht, ihr Auge unbeweglich gen Himmel richtet und in jedem Schritt das Herz trifft." **Matthias Claudius** Wandsbecker Bote.

---

[17] Auch Ariſtoteles, auch Leſſing (der Dramatiker) glaubte an den ſittlichen Einfluß der Schaubühne und forderte ihn. „Beſſern, ſagt Leſſing, ſollen uns alle Gattungen der Poeſie; es iſt kläglich, wenn man dies erſt beweiſen muß; noch kläglicher, wenn es Dichter gibt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht Alles beſſern, wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich thun kann, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.“ Die Bühne ſoll dem Geſetz und den Lehren

In der Poeſie, Muſik, Malerei und der plaſtiſchen Kunſt hat man nur bei Völkern, die auf einer ſehr hohen Stufe geiſtiger Bildung ſtanden, wahre Meiſterwerke ans Licht treten geſehen. Es können aber mit den vorzüglichern Werken der Baukunſt bei den verſchiedenen civiliſirten Völkern des Alterthums manche der beſten Bauwerke der neuern Zeiten um die Palme ſtreiten. Selbſt in Europa ſah das Mittelalter die herrlichſten Kirchenbauten, Rathhäuſer und Paläſte Jahrhunderte früher emporſteigen, bevor ſeine Maler und Bildhauer anfingen, ſich in ihren Werken der Vollendung der griechiſchen Kunſt in natürlicher und idealer Schönheit wieder zu nähern.

10) Im Gang der Kunſtgeſchichte gewahren wir überall viele Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft mit dem Gang der

---

nachhelfen, ihren Erfolg verſtärken und ergänzen, indem ſie die Thorheiten beleuchtet und den Abſcheu vom Laſter ſteigert. Sie iſt berufen, den ſittlichen Mißgeſtalten den Spiegel vorzuhalten (Vergl. Guhrauer Gotth. Ephr. Leſſing Sein Leben und ſ. Wirken 1853. II. k. 4. S. 179. fg.)

Geſchichte der Bildung überhaupt und beſonders des ſittlichen und religiöſen Lebens. Die Vorzüge und Tugenden, aber auch die Schwächen, Gebrechen und Fehler der Geſellſchaft finden in den Kunſtwerken einen unverkennbaren Abdruck.

11) Wird das Streben nach dem Wahren und Guten dem Streben nach dem Schönen untergeordnet, ſo werden leicht alle drei benachtheiligt. Am beſten bewahrt das Schöne ſeine Reinheit, wann es dem Wahren und Guten ſich verſchwiſtert, und dann wird auch der Glanz des Guten und Wahren durch das Schöne wunderbar erhöht. Hohe Achtung gebührt daher der ſchönen Kunſt und Jedem, der ſie in einer Weiſe übt und fördert, die ihrer würdig iſt 18). Ohne heiligen Ernſt wird die Kunſt zum eiteln Spielwerk 19). Weiſe Regenten erheben ſich bei ihrer Förderung der ſchönen Künſte auf den edeln Geſichtspunkt ihres Einfluſſes auf Menſchenbildung, auf Reinigung der Sitten von Roheit, Thorheiten und gemeinſchädlichen Vorurtheilen, auf Begeiſterung für das Göttliche, das Edle, das Gemeinwohl, das Vaterland in der Mit- und Nachwelt 20).

---

18) Die Schmach, welche die Meinung in mehrern Ländern auf den Beruf der Schauſpielkunſt gelegt hat, ſteht in Widerſpruch mit der Beſtimmung der Schaubühne, eine Bildnerin vernünftiger Denkweiſe und guter, edler Geſinnungen und Sitten zu ſein. Entſpricht die Schaubühne dieſer Beſtimmung, ſo müßte wohl jene Schmach von ſelbſt verſchwinden.

19) So z. B. wird auch die glänzendſte, hinreißendſte Rednerkunſt verächtlich, wenn ſie ſich den menſchlichen Schwächen für ſchlechte oder ſelbſtiſche Zwecke bedient. — Die Quelle wahrer Beredſamkeit liegt im Gemüth, im Herzen, im Gefühl.

20) Der Forſchungsgeiſt und die Poeſie, Wiſſenſchaft und ſchöne Kunſt können einander gegenſeitig fördern. Daß aber beide ineinander aufgehen können, und daß dies ſogar die höchſte Aufgabe geiſtiger Zeugungskraft wäre, iſt ein nichtiger Traum. Das Weſen von beiden iſt ganz verſchieden. In den Uranfängen geiſtiger Entwickelung und Bildung waren allerdings Belehrung und Poeſie innig verſchwiſtert; jede Lehre ward in Dichtung gekleidet. Wie aber der Geiſt den Weg tieferer Forſchung betrat, mußte er ſich von der Dichtung fern halten und dieſe ihrem eigenen Genius überlaſſen, wodurch beide an freier Bewegung und eigenthümlicher Ausbildung gewannen. Dies hindert

12) Seitdem unter civiliſirten und chriſtlich gewordenen Völkern die Werke der Poeſie, Beredſamkeit und bildenden Kunſt des heidniſchen Alterthums wieder ein Lieblingsgegenſtand emſiger Forſchung und Betrachtung geworden ſind, hat ſich ein lebhafter Streit über die Vorzüge der antiken und der modernen Kunſt erhoben, der bis in die neueſte Zeit ſich oftmals erneuert hat. Alle Bemühungen das äſthetiſche Verdienſt antiker Kunſt herabzuſetzen haben nicht verhindern können, daß der hervorragende ausgebildete Sinn der Griechen für das Schöne in der Kunſt immer mehr Anerkennung fand, und ihre Meiſterwerke ſich dem Studium für die Ausbildung des Schönheitsſinns in hohem Grad fortan empfahlen [21]. So wenig dies einen Tadel verdient, ſo konnte doch die Werthſchätzung und Nacheiferung, welche die Kunſt des Alterthums erweckte, in blinde Verehrung und Nachahmungsſucht ausarten, ſobald ſie dafür die ausſchließliche Geltung in Anſpruch nahm und dem Kunſtgenius die Befugniß zur Betretung neuer Bahnen beſtreiten wollte. Dieſe Einſeitigkeit hat auch in der That lange Zeit die freie Bewegung und den Aufſchwung begabter Kunſtjünger gelähmt und ihren Erzeugniſſen mehr oder weniger das Froſtige und Peinliche mitgetheilt, welches unter der Herrſchaft

---

jedoch nicht, daß zwiſchen Poeſie und auch andern ſchönen Künſten und den Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung eine harmoniſche Verbindung ſich bilde und beſtehe, die beiden zum Vortheil gereicht. Um aber das Schöne und Erhabene an Kunſtwerken ungetrübt aufzufaſſen, muß es ruhig und von kritiſchem und gelehrtem Streben ungeſtört angeſchaut werden. Mit der Kritik hat es dann immer noch Zeit.

[21] Hochverehrte Kirchenväter, wie Gregor von Nazianz, Gregor von Nyſſa, Baſilius und Johann Chryſoſtomus brachten, dies anerkennend, die Schönheit der Sprache und die Beredſamkeit wieder zu ſolcher Höhe, daß ſie dem Plato und dem Demoſthenes zur Seite ſtehen und alle heidniſchen Schriftſteller ihrer eigenen Zeit verdunkelten.

ausſchließlicher Theorien unvermeidlich ſich einfindet. Solche Theorien waren der griechiſchen Kunſt in ihrer höchſten Blüthenzeit unbekannt, und die ſchönſten Kunſtwerke der genialen Meiſter im Mittelalter und der ſpätern in Italien, Spanien und den Niederlanden waren ebenfalls keine Frucht künſtlich ausgedachter Theorien, ſondern eines angebornen und ſorgfältig gepflegten Schönheitsſinns [22]). Das ächte Kunſtgenie iſt ſich ſelbſt das Geſetz und anerkennt kein anderes. Die Nachahmung iſt immer unter dem Nachgeahmten geblieben, und auch in den ſchönen Künſten hat das Trachten nach dem Beſſern oft dem Guten Eintrag gethan. Eine ſtille Ruhe, die über den trefflichſten Kunſtwerken Griechenlands ſich ergießt, gibt ihnen einen unausſprechlichen Reiz. Das Nämliche läßt ſich aber auch von den vorzüglichſten neuern Kunſtwerken ſagen. Dieſe unbeſchreibliche Ruhe iſt der ätheriſche himmliſche Odem des Schönheitſinns.

13) Der Sinn für das Schöne in Natur und Kunſt iſt nicht auf gewiſſe Erdgürtel, Gegenden, Menſchenſtämme oder Zeiten beſchränkt. Aber in ſeiner Entfaltung und Ausbildung zeigt ſich große Mannigfaltigkeit und der Einfluß der verſchiedenen und wechſelnden Geſellſchaftszuſtände. Wie viel mußte zuſammenwirken, bis er in Griechenland die jetzt noch bewunderten Meiſterwerke erſchuf; wie viel, um die meiſten und herrlichſten derſelben zu zertrümmern und die übrigen in ferne Länder zu zerſtreuen, wo ſie den in Griechenland von der Barbarei verdrängten Kunſtſinn erweckten! Schöne Kunſt hat wie

---

[22]) So ferne die ſchöne Kunſt als Dienerin der Religion in Betrachtung kommt, wird zwiſchen den Anſprüchen des Chriſtenthums und denen des Heidenthums an die Kunſt immer ein großer Unterſchied beſtehen, der durch den Gegenſatz beider Religionen in ihrem Grundweſen bezeichnet wird. Dieſen Unterſchied darf der chriſtliche Künſtler nie aus dem Auge verlieren.

jede andere Bildnerin des Geiſtes nie aufgehört durch die Erde zu wandern und auf die Menſchheit ihr unerſchöpfliches Füllhorn von Gaben zu ergießen, welche beitragen können, das Leben zu erheitern und zu veredeln. Dafür, nicht für eitle Sinnenluſt hat uns der Schöpfer den Schönheitsſinn verliehen.

XXIV.

Der Handel iſt eines der mächtigſten Vehikel zur Förderung und Unterhaltung einer der Wohlfahrt und Geſittung zuträglichen Verbindung der Völker. Seine Hemmungen und Störungen aber ſind meiſt das Erzeugniß der Selbſtſucht.

Eines der erfolgreichſten Ergebniſſe der Wiſſenſchaft und Kunſt iſt die ſtets ſich erweiternde Verbindung aller, auch der entlegenſten Länder durch den Verkehr ihrer Bewohner. Dieſer erſt bildete nach und nach aus den Völkern ein zuſammenhängendes Ganze, deſſen Glieder ſich verſtändigen, einander belehren und zu ihrer Wohlfahrt gegenſeitig behülflich werden können.

1) Einen großen und weiten Verband der Menſchheit ſtiftete und unterhält der Handel, der die geiſtigen ſowohl als die materiellen Erzeugniſſe der Länder und Völker zum Austauſch bringt. Nicht nur die Vervielfältigung und Verfeinerung der Lebensgenüſſe, ſondern auch die Vielſeitigkeit der Erkenntniſſe und Bildung wird vorzüglich durch den Handelsverkehr der Völker gefördert, deſſen Wege die Erfindungen der Wiſſenſchaft und Kunſt zuſehends vervielfachen, ebnen und erleichtern[1].

---

[1] Staaten, die durch Begründung des Welthandels zur Macht ſtiegen (Phönizien, Sidon, Karthago, Venedig, Genua, Holland, der Hanſabund, ſind achtungswürdiger, als die blos auf Eroberung ausgingen. Nur wurde Gewinnſucht ihre Klippe.

Nachdem die vervollkommnete Schifffahrt und die Poſteinrichtungen hiefür längſt Großes und immer Größeres geleiſtet haben, machen jetzt die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen und die Telegraphen bald die größten Entfernungen verſchwinden[2]. Der Vortheil dieſer Erfindungen, welche bewirken, daß der Reichſte nicht mehr ſchneller reiſen kann, als der Wenigvermögliche, wird ſich um ſo vollſtändiger darthun, je mehr ihre Ausführung, gleichſam wie ein Netz alle Weltgegenden miteinander in Verbindung bringt. Vor den Dampfſchiffen kann bald kein verborgener Strom und keine Wüſte, keine Wildniß, die er durchfließt, ſich der Erforſchung mehr entziehen[3].

2) Freiheit iſt das Element für des Handels Belebung und Gedeihen. Nicht umſonſt hat die ſchöpferiſche Weisheit ihre Gaben auf Erden verſchieden ausgetheilt. Die große Verſchiedenheit in der Zeugungskraft des Bodens und auch im Thier- und Mineralreich in den verſchiedenen Himmelsſtrichen beabſichtigt augenſcheinlich die Beförderung des Austauſchs zwiſchen den Völkern. Non omnis fert omnia tellus. Jede Gegend auf Erden ſollte der andern mittheilen, was ſie am vorzüglichſten erzeugt[4]. Dieſes ſchöne Band, Allen gleich vortheilhaft, wurde aber und wird von der ſelbſtſüchtigen Klug-

---

[2] Im Alterthum dienten Eilboten, und an beſtimmten Stellen angeſtellte Wächter und Feuerzeichen von den Anhöhen, um Nachrichten aus der Ferne zu verkünden.

[3] Wird die Anlegung von Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrten Privaten überlaſſen, ſo kann den Mißbräuchen des Monopols nur durch gute Geſetze begegnet werden. Dem Gemeinwohl iſt wohl am beſten gedient, wenn der Staat ſich (wie bei den Poſten) die Anlegung vorbehält, wodurch er den doppelten Vortheil einer genauern Aufſicht und eines bedeutenden Einkommens erzielen kann.

[4] Ein Hauptgrundſatz von Sully's Verwaltung war: *Labourage et pâturage sont les deux mamelles qui nourissent la France* (Oeconomies royales I. 282.) iſt in neuern Zeiten durch die maßloſe Förderung aller andern Zweige der Induſtrie in den Hintergrund gedrängt worden. Sully hätte die Manufacturen in Frankreich auf diejenigen beſchränkt ſehen wollen, welche die inländiſchen Bodenerzeugniſſe verarbeiten

heit zum großen Nachtheil der Geſammtheit durch Schlagbäume zerſchnitten. Ein Heer von Eigenmächtigkeiten vertheidigt dieſe Schlagbäume wie ein Palladium der Staatswohlfahrt, taub für die Stimme des geſunden Verſtandes und des geraden Rechtsſinnes. Zwar hört man in allen Nationen nach Handelsfreiheit rufen. Aber keine vergönnt ſie der andern. Indem nun die Selbſtſucht auf allen Seiten aus Beſchränkungen des Handels Vortheil zu ziehen ſtrebt, bringt ſie es dahin, daß der Handel, der alle Völker verbrüdern ſollte, vielfältig die Veranlaſſung zu ihrer Veruneinigung wird, vermöge welcher ſie einander, ſelbſt mitten im Frieden, ſchnöden Gewinns halber mit ſchlauerdachten Kunſtgriffen feindſelig begegnen und ſich den Genuß der Erdengüter möglichſt verkümmern [5]. Die Handelsſperren ſind Geißelnt, womit ein Volk dem andern und zugleich ſich ſelber wehe thu, während Treue und Glauben unter ihnen ſich löſen. Wie kurzſichtig die Selbſtſucht macht, erprobt ſich hier recht auffallend.

---

und die nothwendigſten Bedürfniſſe befriedigen. Er ſagte: autant qu'il y a de divers climats, régions et contrées, autant semblet-il, que Dieu les ait voulu diversement faire abonder en certaines propriétés, denrées, matières, arts et métiers spéciaux et particuliers, qui ne sont pas communs ou pour le moins de telle bonté aux autres lieux, afin que par le trafic et commerce de ces choses, dont les uns ont abondance, les autres disette, la fréquentation, conversation et société humaine soit entretenue entre les nations (Oeconomies Regales I. 514. etc.) Wie anders ſind jetzt die Anſichten! „Toutes les grandes nations de l'Europe veulent être industrielles, produire non seulement les objets nécessaires à tous les citoyens mais les objets nécessaires à tous les hommes du globe pour ainsi dire; elles se font une concurrence sans paix ni trêve, rapprochent ainsi l'époque des crises, les rendent plus terribles, et accroisent à l'envie la misère des ouvriers industriels. *Raudot* De la Décadence de la France 1850. p. 93.

[5] Cobden ſagte im J. 1847 im engliſchen Parlement: „Sind einmal die Grundſätze der Handelsfreiheit in der Welt verbreitet, ſo wird der Tempel des Janus für immer verſchloſſen.“ Wenn auch dieſe Prophezeiung eines ewigen Weltfriedens ſich nicht erfüllen würde, ſo würden doch gewiß bei der Freiheit des Welthandels viele Anläſſe zum Krieg verſchwinden.

3) **Der Handelsgeiſt**, der alle Umſtände, auch jede fremde Noth, ſelbſt die des Hungers für den Zweck der Bereicherung auszubeuten bedacht iſt, ſobald er ſich blos der Gewinnſucht hingibt, möchte es gern mit Jedermann und zugleich mit Niemand halten. Dadurch verwickelt er ſich in Widerſprüche, geräth mit allen Intereſſen in Feindſchaft und bringt es endlich dahin, den Handel der Sicherſtellung gegen willkührliche Störungen, deren er doch zu ſeinem Gedeihen weſentlich bedarf, beraubt zu ſehen [6]). Dieſe Verkehrtheit des Handelsgeiſtes beweiſt aber nichts gegen die Freiheit, als Lebenselement des Handels. Nicht die Freiheit, ſondern die **Monopole** ſind es, was den Handelsgeiſt in jene Verkehrtheit ſtürzt [7]). Wenn die Finanzkunſt Monopole ſchafft und begünſtigt, um die Staatskaſſen zu füllen, ſo theilt ſie auch dem Handel eine ſelbſtſüchtige Richtung mit, die über alle Rückſichten auf die rechtmäßigen Intereſſen derjenigen, mit denen er ſtattfindet, ſich hinwegſetzt. Das Monopol bringt auch die Gewerbe und den Handel miteinander in einen unnatürlichen Gegenſtoß, während ſie durchaus Hand in Hand gehen und ſich gegenſeitig Vorſchub leiſten ſollten. Freiheit des Handels iſt für alle Völker das edelſte Ziel. Beſchränkungen ſind nur dann gerechtfertigt, wenn ſie ſich als nothwendige Mittel zu dieſem Ziel ausweiſen.

4) **Wetteifer** iſt löblich und belebt die Betriebſamkeit; **Eiferſucht** iſt ſchon bedenklich; **Brodneid** wird gar zu leicht

---

[6]) Der Handelsmann, beſtändig mit Berechnung ſeines Privatvortheils gegenüber von vielen Mitbewerbern und vielen Wechſelfällen beſchäftigt, wird gemeinhin leichter Kosmopolit als patriotiſcher Bürger. Seine Anhänglichkeit an das Vaterland reicht gewöhnlich nur ſo weit, als dieſes ſeinen Privatvortheil ſchützt und fördert. Ein reicher Handelsſtand iſt jedoch eine große Hilfsquelle für die andern Stände und für den Staat.

[7]) Egyptens gewaltiger Herſteller, **Ali Paſcha**, wurde in Europa wegen des Monopols der Gewerbe und des Handels, das er ſich zugeeignet hatte, von den Nämlichen heftig getadelt, die durch ſtrenge Mauthſyſteme lauter Monopole begründen.

rechtlos. Welch' eine Verkehrtheit iſt es nicht, den Gewinn einer jeden andern Nation als einen Verluſt der eigenen zu betrachten[8])! Welche Erbitterung und Unterjochungsgier hat nicht ſchon oft die Nebenbuhlerſchaft im Handel geweckt! Ein Handelsſtaat arbeitete auf die Vernichtung der andern. — Ein großer, gemeinſchädlicher Irrthum iſt die Anſicht, daß ein Land nur durch den Austauſch ſeiner eigenen Natur- und Kunſterzeugniſſe gegen baares Geld bereichert werde. Wo man zu verkaufen wünſcht, muß man auch zu kaufen geneigt und den Kaufpreis zu bezahlen vermögend ſein. Noch immer hat die große Wahrheit: daß ein dauerhaft blühender Handel einer Nation mit andern Nationen vorausſetze, daß dieſe wohlhabend mithin auch betriebſam ſind, mit dem Vorurtheil vom Gegentheil zu kämpfen. Daß ein Land ſich durch Verarmung des andern bereichere, iſt nicht der Natur und der Menſchlichkeit (Gottes ewiger Anordnung) gemäß. Am beſten und dauerhafteſten begründet iſt derjenige Handel, der allen dabei Betheiligten vortheilhaft iſt. — Wohlhabenheit gedeiht überall am beſten im Schirme geſetzlicher Freiheit. Alle Völker würden an nachhaltigem Wohlſtand gewinnen, wenn an die Stelle der Ausſchließungen oder Sperren überall ein reger Wetteifer gepflanzt und gehegt würde. Denn dieſer iſt das Lebensprincip des Unternehmungsgeiſtes und aller Vervollkommnung, alles Fortſchritts. Den Wetteifer weckt aber eine ſtarke Mitbewerbung, die jeden Erwerbluſtigen einladet, durch Kraftanſtrengung den Preis zu erringen. Nicht dadurch erhalten in einem Lande die Gewerbe den möglichſt hohen und dauerhaften Aufſchwung, daß man die Erzeugniſſe anderer Länder ausſchließt, ſondern dadurch, daß man die Bewohner des eigenen Landes aufmuntert und in den Stand ſetzt, ihre Natur- und Kunſterzeugniſſe zum höchſtmöglichen Grad von Vollendung zu erheben. Dazu dienen nebſt einer guten Gewerbeordnung techniſche Lehranſtalten und Unterſtützung von wandernden Lehrlingen. Sperranſtalten hingegen ſind eine Prämie für die Mittelmäßigkeit. Durch ſie hat man es dahin gebracht, daß ganze Völker genöthigt werden, geringe oder ſchlechte Waare um hohen Preis zu kaufen, während es doch des Staats Beſtimmung wäre, ſeinen Angehörigen den Ankauf der beſten Waaren um den billigſten Preis zu erleichtern. Iſt das gerecht, durch Zwang den Natur- und Kunſterzeugniſſen einen Preis zu geben, den ſie ohnedem nicht hätten? Und heißt das den Nationalwohlſtand heben und fördern, wenn die maßloſe Bereicherung Weniger auf die Entbehrungen, die Verarmung und das Elend der Menge begründet wird? — Die wahre Beſtimmung des Handels iſt es, die Wohlfahrt aller Klaſſen, vorzüglich derjenigen, die mit dem Anbau des Bodens und mit Kunſterzeugniſſen ſich beſchäftigen, zu befördern. Allein die Handelsſperren bewirken gerade das Widerſpiel, indem ſie den Handelsſtand zur Alles beherrſchenden Geldmacht erheben, und nicht nur das Schaffen von Bedürfniſſen, ſondern auch die Art und Weiſe und die Bedingungen ihrer Befriedigung ganz ſeinem Gutbefinden übergeben[9]. Freiheit des Handels hingegen würde es jedem Erzeügniß der Natur oder Kunſt ermöglichen, ſich durch ſeinen wahren Werth geltend zu machen. Während ſie allgemeinen Wetteifer erweckte, würde ſie zugleich die Betriebſamkeit hindern, eine falſche Richtung zu nehmen und ein anderes Ziel als Vervollkommnung zu wählen. Allein bisher war es Grundſatz: Sperren mit Sperren zu vergelten. Dieſer Grundſatz wurde nur dadurch mitunter in etwas gemildert, daß man ſich wechſelweis zu einigen Zugeſtändniſſen verſtand. Von da bis zur gegenſeitigen Handelsfreiheit iſt aber noch ein weiter Weg. — Obgleich nun das Syſtem des *Freihandels* den natürlichen Zuſtänden am meiſten entſpricht und der Geſammtheit die größten überwiegenden Vortheile gewähren würde, ſo ſtemmen ſich doch ihrer Ausführung in der Wirklichkeit noch große Hinderniſſe entgegen. Der Grund hievon liegt vorzüglich 1) in der maßloſen Steigerung des Geldbedürfniſſes faſt aller Staaten, für welches man der Hilfsquelle der Zollabgaben nicht entbehren zu können glaubt, und 2) in dem Gegenſtoß der Intereſſen der gewerblichen Klaſſen, welche jetzt in den verſchiedenen Staaten und auch in jedem einzelnen Staat um den Preis des höchſtmöglichen Gewinns wetteifern, wobei die durch die Umſtände minderbegünſtigten Gewerbe nur mittelſt der Schutzzölle die Mitbewerbung aushalten zu können behaupten. In ſolchen Verhältniſſen erſcheint es ſchon als ein Vortheil, wenn die Staaten ſich den Freihandel wenigſtens als ein erwünſchtes, wenn gleich noch entferntes Ziel vorſtecken und die Beſchränkungen nur als einſtweilige Nothbehelfe anſehen, um dieſem Ziel näher zu rücken, indem dadurch der Gewinnſucht derjenigen Staaten, die durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden zu dem Beſitz der Uebermacht im Gewerb und Handel gelangt ſind, einiger Abbruch geſchieht. Das wirkſamſte

---

[8]) „Der Grundſatz der engliſchen Politik: der Schaden, welchen andere Staaten leiden, ſei Englands Nutzen, iſt das Princip des ewigen Krieges, der ſelbſt unter dem Schein friedlichen Verkehrs fortgeſetzt wird." Von Quandt Gloſſen über Politik 1851 S. 283.

---

[9] Beachtenswerth iſt die Bemerkung, in *Louis Blanc* Hist. de la Révolution Française II. 91.: Celui qui veut mettre les nations sous le joug, n'aura qu'à faire naître des besoins que lui seul puisse satisfaire. — Erigez en corps hiérarchique la tribu mercantile, et vous aurez créé, peutêtre, le plus redoutable des despotismes. Car celui-là est le maître, qui peut susciter ou prévoir, étouffer ou satisfaire des besoins. Et qui le pourra mieux qu'une oligarchie de marchands?

Mittel hiefür dürfte jedoch wohl darin beſtehen, daß immer mehr große Völkervereine ſich bilden, die in ihrem Umkreis die Schranken des Handels aufheben, und ſich gegenüber dem Ausland zu gemeinſamen Maßregeln verpflichten[10].

---

[10] **Goldene Worte** ſchrieb 1846 der engliſche Miniſter **Rob. Peel**, der den Muth hatte, ſeine langjährige Verfechtung des Sperrſyſtems als einen großen Irrthum zu bekennen, (in ſeiner Antwort an die Stadt **Elbing**): „Im Ende wird die Ueberzeugung vorherrſchen, daß durch Ermunterung des freien Verkehrs unter den Nationen der Erde wie die beſondere Wohlfahrt einer jeden fördern und auch die wohlthätigen Abſichten eines allweiſen Schöpfers erfüllen, welcher den verſchiedenen Ländern verſchiedenartigen Boden, verſchiedenartiges Klima, verſchiedenartige Erzeugungsfähigkeit zutheilte, nicht etwa, um ſie von einander unabhängig zu machen, ſondern ganz im Gegentheil, damit ſie ihre gegenſeitige Abhängigkeit fühlen und anerkennen, durch den Austauſch ihrer Befriedigungsmittel die Güte der Vorſehung in Gemeinſchaft genießen, und in dem Handelsverkehr ein beglückendes Mittel finden, um die Civiliſation zu fördern, nationale Eiferſucht und nationales Vorurtheil zu mildern, und den allgemeinen Frieden, ſowohl durch die Rückſicht auf nationales Intereſſe, als durch die Verbindlichkeit chriſtlicher Pflicht zu befeſtigen.“ (**Allg. Zeitung v. Augsb.** 1846. Nr. 236. S. 1886.) Sollten die Forderungen des Rechts und des Gemeinwohls, die allen Völkern gemein ſind, den Handelsſperren nicht ein Ende machen, ſo wird es die Noth, dieſe große Lehrmeiſterin und Treiberin, der keine Macht ungeſtraft Trotz bieten kann. — Das ſchreiende Elend von Millionen Verarmter und Brodloſer wird überall, wo es vorzüglich durch ein Syſtem hoher Schutzzölle herbeigeführt wurde, welches die Bereicherung einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Induſtriellen und die Anhäufung ungeheurer Reichthümer an Gütern und Kapitalien in den Händen von Wenigen zur Folge hatte, zur Aufhebung dieſes Syſtems nöthigen. England geht hierin (ſeit 1846) voran. Andere Länder werden folgen. Dann wird die Betriebſamkeit, in ihre natürlichen Grenzen zurückgedrängt, nicht mehr zu ſo großen, zum Theil waghalſigen Unternehmungen, wie bisher fortgeriſſen werden; ſie wird aber in jedem Land hervorbringen, was ſie nach ſeiner Lage und ſeinen Umſtänden mit dem größten Vortheil der Geſammtheit in andauernder Weiſe hervorbringen kann. Der Handel wird, vieler künſtlicher Feſſeln entledigt, gefahrloſer und gewinnreicher erblühen. Die ſchnellen Glückswechſel werden ſeltener, der feſte Wohlſtand verbreiteter werden, und in dem Vermögensbeſitz wird ein heilſames Gleichgewicht eintreten, indem die Betriebſamkeit der Volksmaſſen ihren billigen Lohn geſichert ſehen, die ſpeculirende Gewinnſucht aber die Gelegenheit verlieren wird, ſich auf Koſten der arbeitenden Armen zu mäſten. — Ein ſolches Einlenken in die Bahn, die der von Gott angeordneten Natur gemäß iſt, wird freilich jetzt, nachdem die ſchon ſo lange beſtehenden Mauthſyſteme die natürlichen Zuſtände der Betriebſamkeit und des Handels ganz verkehrt haben, im Ganzen nur nach und nach geſchehen können, damit man ſo viel möglich neuen Zerrüttungen ausweiche, die ein Ueberſtürzen verurſachen könnte.

5) Würden die Staaten gegenſeitig ungeſtörten Verkehr in Bezug auf die *Lebensmittel*[11] geſtatten und aufrecht halten, ſo ſtänden und erhielten ſich die Preiſe derſelben überall gleicher und mäßiger als jetzt, wo in ihnen die Anordnungen darüber ſo verſchieden und wandelbar ſind. Dies würde vieler Noth und vielen Uebelſtänden begegnen

6) Dem Wetteifer der Weltmächte für Entdeckung und Eroberung entlegener Länder mit Gold- und Silbergruben folgte der Wetteifer in Erwerbung von Pflanzſtätten für Bodenerzeugniſſe heißer Erdgürtel, dieſem endlich der Wetteifer für Hebung der inländiſchen Betriebſamkeit. Vielleicht wird bald ein vierter Wetteifer großer Staatenkörper folgen, ſich den Ueberfluß ihrer wachſenden Bevölkerung durch Begründung überſeeiſcher *Colonien* auf ihre Koſten nutzbar zu machen; wobei der Mutterſtaat und die Colonie einen blühenden Wohlſtand gewinnen können, wenn ein für beide vortheilhafter Handelsverkehr zwiſchen ihnen eingeführt wird. Hat aber der Mutterſtaat einzig den eigenen Vortheil im Auge, dann wird die ſo begründete Colonie ſich ihm immer mehr entfremdet und zuletzt angetrieben fühlen, nach völliger Unabhängigkeit vom Mutterſtaat zu trachten[12].

7) Der *geſandtſchaftliche Verkehr* zwiſchen Städten und Staaten ſollte den heilſamen Völkerverkehr vermitteln und ſchützen. Dem trat aber das *überlieferte Mißtrauen* mit

---

[11] Zu den *Lebensmitteln* der meiſten civiliſirten Völker gehören aber heut zu Tag nicht nur Brodfrüchte und Schlachtvieh, ſondern auch Zucker und Caffee, ſodann mancherlei Kleidungsſtoffe.

[12] Am freundlichſten und zuträglichſten für Verkehr, Schutz und Handel hat ſich im Alterthum das Verhältniß der zahlreichen Kolonien an den Küſten und auf den Inſeln des Mittelmeeres und des Archipels geſtaltet, die von den Freiſtaaten Griechenlands ausgingen. Vergl. *Heeren* Handb. der Geſch. des Alterthums Abſchn. III. S. 185, n. 5, 6. und *Schloſſer's* Weltgeſch. 257. fg.

ſolcher Zähigkeit entgegen, daß es ſich, wenn auch unter höflichen, feinen und geſchmeidigen Formen bis heute fortgepflanzt hat [13]. Geſandte nannte man im Alterthum Redner, weil ſie ihr Geſchäft durch feierliche Anreden einleiteten, welche, wenn gleich oft leer an Gehalt, doch gelehrte Studien erheiſchten. Ständige Geſandtſchaften kamen erſt ſpät in Uebung, und noch gibt es Staaten, wie China, Japan und Paraquai, welche ſie nicht zulaſſen. Perſiſchen Geſandten erlaubt der türkiſche Divan mit ihm nur von Skutari aus zu unterhandeln. Venedig verbot ſeinen Senatoren und Beamten den Umgang mit fremden Diplomaten, während ihre eigenen die fleißigſten Erforſcher der Zuſtände fremder Höfe und Staaten waren, wovon ihre ausführlichen Berichte zeugen, welche ſie nach Beendigung ihres Geſchäfts ſchriftlich ablegen mußten. — Conſulate für die Wahrung der Handelsintereſſen vermehren ſich in neueſter Zeit und gewinnen feſtern Fuß, während auch die Glaubensboten leichtern Zugang erhalten.

8) Die Abſtellung der Seeräuberei in Friedenszeiten iſt nach vielen Mühen der Civiliſation gelungen. Aber in Kriegszeiten wurde ſie noch immer beſchützt und durch Ertheilung von Kaperbriefen (die Ermächtigungen in des Staats Namen Seeräuberei zu treiben) ſyſtematiſch ermuntert. Wann wird einmal das Völkerrecht von dieſem widerchriſtlichen Schandfleck ſich reinigen [14]? — Die barbariſche Sitte, die ſelbſt zwiſchen den Völkern Griechenlands noch zur Zeit ihrer höchſten Bildung

---

[13] Vergl. Alfr. v. Reumont Beiträge zur Italieniſchen Geſchichte 1853. B. I. Abth. 1.

[14] La *législation maritime* des États civilisés a conservé jusqu'à nos jours le caractère de confusion et de barbarie qu'elle avait au moyen âge, et les droits des neutres, en temps de guerre, sont restés livrés à l'interprétation arbitraire des puissances prédominantes. *A. Lefebre* Hist. des Cabinets de l'Europe. Paris 1845. I. 117.

üblich blieb, die Kriegsgefangenen umzubringen oder die ſpäter (auch im Römerreich) übliche ſie zu Sklaven zu machen, hat endlich vor dem Licht des Chriſtenthums einer menſchlichen Behandlung weichen müſſen. Aber der Sklavenhandel findet auch in der Chriſtenheit noch Duldung und Schutz. Derjenige welcher Afrika noch jährlich ungefähr 200 tauſend Einwohner entzieht, verſchließt zugleich dieſe von der Natur ſo geſegneten Gegenden der chriſtlichen Geſittung und geiſtigen Bildung, dem Anbau des Bodens und jeder geſellſchaftlichen Verbeſſerung, indem er die Politik der dortigen Häuptlinge durch ſchnöde Gewinnſucht vergiftet, Grauſamkeit und Verwilderung nährt und jedem andern geordneten Handelsverkehr den Weg verſperrt[15]. Für alle dieſe Vorſtellungen hat die maßloſe Habgierde kein Ohr. Doch alle Bewegungen des herzloſen Egoismus ſind falſch, weil er nur den augenblicklichen Gewinn ins Auge faßt und ganz überſieht, daß Unrecht die Saat von Unrecht iſt, und der Fluch des Himmels auf einem ſo greulichen Gewerbe wie der Sklavenhandel ruht[16]. Alle Maßregeln zur Abſtellung des letztern ſind indeſſen unzureichend, ſo lange die Sklaverei ſelbſt nicht ausgerottet iſt[17]. Für Völker, die ſich viel mit Handel beſchäftigen, in welchem ſie die Fundgruben ihres Wohlſtands finden, iſt der Sklavenhandel um ſo ſchmachvoller, als Freiheit das wahre Lebenselement des Handels iſt, und in Handelsvölkern naturgemäß immer Freiheitsgeiſt rege wurde, der eine unbeſchränkte, despotiſche Herrſchaft nicht aufkommen ließ.

---

[15] S. Buxton Der afrikaniſche Sklavenhandel und ſeine Abhülfe überſ. v. Julius 1841. K. IV. S. 168. fg. Vergl. B. Cruikſhank Ein achtjähriger Aufenthalt auf der Goldküſte Afrika's. Leipzig 1855. Mit der tiefen Herabwürdigung der Schlachtopfer des Sklavenhandels hält die Entſittlichung derjenigen, deren Habſucht ſich durch ihn bereichert, gleichen Schritt.

[16] Les peuples de l'Europe ayant exterminé ceux de l'Amérique, ils ont dû mettre en esclavage ceux de l'Afrique, pour s'en servir à défricher tant de terres. *Montesquieu* Esprit des lois L. XV. c. 5. Ein Frevel an der Menſchlichkeit erzeugt den andern.

[17] Um die Menſchen von ſchlechten, ſchändlichen Uebungen abzubringen, zumal wenn ſie Vortheile eintragen, ſind gemeinhin bloße Lehren unzureichend, werden mit dieſen nicht auch Vortheile verbunden. Daher wird die Zerſtörung des Sclavenhandels in Afrika

---

ſchwerlich gelingen, ſo lange man die dortigen Häuptlinge nicht bewegt, dieſen einträglichen Handel mit der noch einträglichern Einführung landwirthſchaftlicher und gewerblicher Künſte und des Handels mit ihren Erzeugniſſen zu vertauſchen. Die Häuptlinge müßten überzeugt werden, daß in ihren an Naturerzeugniſſen ſo fruchtbaren Ländern der Menſch, der den Boden zweckmäßig bearbeitet, weit mehr werth iſt, als der Menſch, den man zur Waare macht, und daß der Verkauf deſſen, was Menſchenhand erzeugt, viel mehr Vortheil bringt, als der Verkauf des Menſchen ſelbſt. Mit den Maßregeln, die geeignet ſind, bei den Afrikanern die Bodenkultur und den Handel mit ihren Erzeugniſſen heimiſch zu machen, müßte allerdings noch eine hinreichende Seemacht, um die Ausfuhr von Negerſclaven aus Afrika möglichſt zu erſchweren, in Verbindung geſetzt werden, wenn man es dahin bringen will, daß der Sclavenhandel aufhöre und nicht vielmehr noch zunehme. Buxton a. a. O. S. 164. fg. 212. fg. 226. fg. Ritter bemerkt in der Vorrede zu dieſem Buch S. XI.: „Die Civiliſation der Afrikaner iſt einzig möglich durch den Pflug und das Evangelium. Den Weg hierzu aber bahnt der Verkehr, das Element des Austauſches, des Handels, deſſen Gelingen, auf den Eigennutz der Menſchen gegründet, um ſo ſicherer ſein wird, wenn nur einmal der Anfang gemacht iſt. Im Morgenlande iſt auch die Unſitte, Verſchnittene zu Wächtern der Serails zu beſtellen, eine Veranlaſſung zum Sclavenhandel. So werden zu Sult (dem alten Lykopolis) noch jährlich von koptiſchen Mönchen 300 Knaben zu Eunuchen gemacht und nach Kairo verhandelt. (Ampère Egyptiſcher Reiſebericht.) Wird aber nicht auch in dem chriſtlichen Europa das Strafverbot ſolchen ſchändlichen Gewerbs noch jetzt durch die Unſitte für Opernbühnen und ſelbſt für den Kirchengeſang Kaſtraten mit ſchwerem Geld zu dingen, vereitelt?

XXV.

Alle Völker bilden, trotz ihren Eigenheiten Eine Familie.

1) Eben ſo ungerecht als grundlos iſt die Behauptung eines ſolchen Raſſenunterſchiedes, der gewiſſe Völker einer wahren Bildung und Geſittung unfähig mache und ſie zum ewigen Beharren auf einer niedrigen Stufe geiſtiger Entwickelung verurtheile. Dieſe hämiſche Behauptung, womit man die unwürdige Behandlung farbiger Raſſen beſchönigen möchte, iſt eine Verunglimpfung der Menſchenwürde [1].

2) Eigenheiten der verſchiedenen Völker des Erdplaneten in der Hautfarbe, der Schädelbildung, der Sprache, der Gebräuche und der Beſchäftigung ſind Erzeugniſſe theils der äußern Naturverhältniſſe, theils des Grads von Kraftentwickelung und geſchichtlicher Schickſale. (Vergl. Abſchn. VI. n. 2. S. 164.) Bei allen dieſen Eigenheiten iſt jedoch überall der Menſch, als gemeinſamer Grundtypus zu erkennen, vermöge dem alle

---

[1] Der neueſte Verfechter des Handels mit Negerſclaven Duttenhofer (Ueber die Emancipation der Neger. Nördlingen 1855.) ſucht wieder aus ihrem Schädel- und Körperbau ihre Unfähigkeit zu höherer Bildung darzuthun, und möchte nur ihre Sclaverei in Hörigkeit verwandelt ſehen, muß aber doch zugeſtehen, daß die Schuld ihrer Verwilderung dem Eigennutz ihrer Häuptlinge zur Laſt falle, die durch ihren Verkauf ſich bereichern.

Völker Einer Herkunft ſind und Eine Familie bilden[*]. So verſchieden auch die Stufen ihrer Bildbarkeit ſind, ſo müſſen doch alle als ein großes verbrüdertes Geſchlecht gedacht werden, deſſen Glieder die nämliche Beſtimmung haben. Die Gaſtfreundlichkeit in nur ſelten von Fremden beſuchten Gegenden zeugt von dem der Menſchennatur tief eingeſenkten Geſelligkeitstrieb. Der unverderbte Naturmenſch fühlt ſich dem Gebildeten, der ein menſchliches Antlitz trägt, verwandt, und der Gebildete muß zu Sophismen ſeine Zuflucht nehmen, wenn er ſeine Verwandtſchaft mit dem Ungebildeten ableugnen will. Der wahrhaft Gebildete findet nichts Menſchliches ſich fremd (Nil humani alienum a me puto.) Die beſondern Eigenheiten der Volksſtämme enthalten ſogar, gleich der Verſchiedenheit der Geſichtszüge einen beſondern Reiz, um ein Volk an das andere zu ziehen, Verbindungen zwiſchen ihnen zu knüpfen und ihre gegenſeitige Theilnahme zu erhöhen. In mancher Beziehung ergänzt eines das andere; was dem einen abgeht, bieten ihm die andern. Dies findet wie unter einzelnen Menſchen auch zwiſchen Völkern ſtatt. Der Wetteifer unter Völkern iſt die mächtigſte Triebfeder zur Förderung ihrer Bildung. Schon dies trägt dazu bei, daß man Schönes und Edles in den verſchiedenſten Geſtaltungen kennen lernt, und ſich gewöhnt, das Aechtmenſchliche, wo immer es ſich findet, werth zu ſchätzen und zu lieben. — Nationalſtolz läßt ſich nur innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit rechtfertigen, da ein Volk, das ſelbſt nicht viel auf ſich hält, ſich auch andern verächtlich macht, und Selbſtgefühl Völkern wie Individuen nothwendig iſt, damit ſie nach Veredlung ihrer Zuſtände trachten. — Nationalhaß hingegen iſt immer verwerflich, und gereicht beiden Theilen zum Nachtheil. Der eifrigſte Patriot ſollte doch nie vergeſſen, daß er Menſch, mithin Weltbürger ſei. Noch zeigt ſich uns aber oft die gegenſeitige Erbitterung von Völkern, die mit einander im Krieg ſind, matt im Vergleich mit der Erbitterung von Nationen, die moraliſch getrennt, aber örtlich vermiſcht ſind. Entfremdung zwiſchen Stämmen führt ſie leicht zur Feindſeligkeit. Auch iſt das der ſchwerſte Fluch der Eroberung, daß der Haß zwiſchen Beſiegten und Beſiegern auf viele Geſchlechtsfolgen ſich fortpflanzt und nur allmählig von der Zeit gemildert und ausgelöſcht werden kann. Uebrigens gibt es keine oder nur wenige Völker und Stämme, die unvermiſcht geblieben ſind, und ihre Vermiſchung hat wohl im Ganzen mehr zu ihrer Erfriſchung, Stärkung und Geſittung als zu ihrer Ausartung gedient.

---

[*] Diodor von Sicilien (Biblioth. der Geſchichte Vorrede K. I.) macht es zum Beruf des Geſchichtſchreibers, als Diener der göttlichen Vorſehung alle Menſchen, die im Grund Eines Geſchlechts und nur durch Ort und Zeit verſchieden ſind, vereinigt darzuſtellen.

3) Wo iſt ein Volk, das ſich gegenüber den andern für ſchuldfrei halten dürfte?[3] Von welchem Volk, von welchem Land kann man aber nicht lernen? — Wenn wir (Gebildete) auch Grund hätten, auf einige Fortſchritte unſerer Bildung ſtolz zu ſein, ſo haben wir doch noch mehr Grund, dieſen Stolz nicht in Verachtung der Mindergebildeten ausſchreiten zu laſſen. Fehlt doch noch ſehr Viel, daß irgendwo die Bildung ihr Ziel erreicht hätte. Wo iſt nicht ihr Gold mit vielem Blei verſetzt, und wie Vieles in der Bildung geſitteter Völker iſt blos Treibhausfrucht der Anſtrengung von Staatsregierungen es einander in Erwerbung äußerer Macht, großen Reichthums und blendenden Glanzes zuvorzuthun! Wer kann endlich läugnen, daß

---

[3] Châque nation à des horreurs à expier, et la pénitence qu'on en doit faire est d'être humain et tolérant. (Revue philos. et litter. 1847. Nr. 1. p. 39.)

der Zunahme der Verfeinerung und des materiellen Wohlſtandes gewöhnlich eine Abnahme mancher Vorzüge und Tugenden, welche rohere Zuſtände auszeichnen, zur Seite geht? Wie beſchämend war nicht für die Römer der Kaiſerzeit das Bild der rohen Germanen, welches Tacitus ihnen vorhielt? — Bei uns ſchlachtet religiöſer Wahnſinn keine Menſchenopfer mehr, aber ſchnöder Eigennutz ihrer täglich in Menge. —

4) Das ſittliche Verhältniß zwiſchen Volk und Volk iſt das nämliche wie das zwiſchen Menſch und Menſch. Auch wird die Wohlfahrt jedes Volkes mehr oder weniger durch die von andern Völkern, beſonders der benachbarten, bedingt. Im Intereſſe ihrer eigenen Bildung muß jede in Bildung vorgerückte Nation wünſchen, daß auch bei den andern Barbarei verſchwinde, und ſittliche Ausartung und falſche Kultur unterbleibe. Dieſe iſt anſteckend, und durch die Barbarei des einen Volkes iſt immer die Civiliſation der andern, die mit ihm in Berührung ſtehen, bedroht. Schweren Tadel und den tiefſten Abſcheu verdient die Politik, die den eigenen Vortheil auf die geiſtige und ſittliche Erniedrigung oder Niederhaltung der Andern zu begründen ſucht. Abſichtliches Beſtreben bei einem Nachbarvolk Geiſtesverfinſterung oder Sittenverderbniß oder Unterdrückung geſetzlicher Freiheit zu fördern um ſich ſelber in Vortheil zu ſetzen, iſt ein Majeſtätsverbrechen an der Menſchheit. Wie ſehr wird durch ſolchen Machiavellismus der Charakter einer aufgeklärten Zeit und Regierung geſchändet! Die Nemeſis bleibt aber auch hier nicht aus. Früher oder ſpäter wird die Argliſt entlarvt, und ihr mit Mißtrauen und Verachtung vergolten. Die Entdeckung, daß die nämliche Regierung, die im eigenen Staate ſich mit Förderung des Lichtes und der Geſittung brüſtet, im Nachbarlande das Gegentheil hegt und em-

pfiehlt, wirft auf die Aufrichtigkeit ihrer beſſern Tendenz einen verdächtigenden Schatten, und die Niedrigkeit der geiſtigen Zuſtände in der Nachbarſchaft wird auch der Hebung dieſer Zuſtände im eigenen Lande zum Hinderniß *). — Güter, die wir ſelbſt als werthvoll hoch ſchätzen und deßhalb für uns verlangen, andern Völkern mißgönnen und ſchmälern iſt ein Unrecht, das keinen Segen bringen kann. Jedes freie Volk, dem eine ſeine Freiheit ſchützende Verfaſſung theuer und heilig iſt, hat Grund auch den andern eine ſolche Verfaſſung zu wünſchen, ſchon deswegen, weil dadurch die ſeinige eine neue Bürgſchaft gewänne. Unbeſchränkte deſpotiſche Monarchien enthalten für freie Nachbarvölker immer einige Gefahr, weil ihre Beherrſcher, wenn gleich ihr perſönlicher Machtbeſitz auf ſchwankendem Grunde ruht, doch durch raſche und concentrirte Gewaltübung ein freies Nachbarvolk unterdrücken können, da ihnen durch Nichts die Hände gebunden ſind. Demoſthenes warnte daher die Athener vor den Lockungen des Macedoniers Philippus. „Niemals (ſprach er in ſeiner zweiten Rede gegen dieſen) ſind enge Verbindungen mit Tyrannen für freie Staaten gefahrlos.“

Wenn ein edler Nationalſtolz, auf dem Bewußtſein wahrer Vorzüge gegründet, dazu dient, die Flamme der Vaterlandsliebe zu unterhalten, ſo hat dagegen das Verkennen der Vorzüge des Auslandes noch nie ein Volk beſſer, geiſtreicher und achtungs-

---

*) „Die Völkerſchaften und Staaten, die auf einem höhern Punkt der Bildung ſtehen, haben natürlich die Aufgabe, den niedriger ſtehenden zu dem höhern Ziel zu verhelfen. Bisher iſt dies geſchehen durch Handel und durch Anwendung der Uebermacht, um die niedriger ſtehenden zu unterwerfen, und nur ſelten durch uneigennützig bildende Einwirkung. Verſtände der Eigennutz (der Gebildetern) ſich ſelbſt, ſo würde er zur Einſicht gelangen, daß das Beſte Aller nur durch ein allgemeines Vernunftreich erreichbar ſei; aber bekanntlich pflegt der näher liegende geringere Vortheil den entferntern, wenn auch weit größern zu verbergen.“ Oerſted Der Geiſt in der Natur IV. 53. fg.

würdiger gemacht, noch ſeine Wohlfahrt und Macht erhöht und befeſtigt. Vaterlandsliebe und edler Nationalſtolz ſchließen die Menſchlichkeit und die Billigkeit gegen Andere nicht aus[5]). Die Anerkennung und Werthſchätzung des Verdienſts von Ausländern bezeugt vielmehr die höhere Stufe der eigenen Bildung. Verläumdung und Herabſetzung anderer Nationen iſt hingegen ein Wahrzeichen, daß man ſelbſt einer wahren Durchbildung noch ferne ſteht, daß Einbildung und Selbſtdünkel auch ein ganzes Volk aufblähen und geneigt machen können, ſeinen eigenen Werth zu überſchätzen. — Oftmals iſt der Haß einer Nation gegen die andere nur das Erzeugniß der Leidenſchaft einer Partei oder der Herrſch- oder Eroberungsſucht eines Einzelnen, indem dieſe alle Springfedern in Bewegung ſetzt, um Argwohn, Neid und Feindſeligkeit zwiſchen zwei Nationen anzuzetteln und zu ſchüren.

5) Im Ganzen ſteht die Anerkennung der Forderungen des Rechts und der Menſchlichkeit im Verhältniß von Staaten und Völkern noch auf ziemlich niederer Stufe und unſicherm Boden[6]). Nicht nur werden ſie im Kriege, auch im Frieden

---

[5]) Les peuples sont-ils dispensés d'être magnanimes? Il n'y a que leurs ennemis qui oseraient le prétendre; car ils voudraient les déshonorer. *Lamartine* Hist. des Girondins V. 122. Bekanntſchaft mit der Geſchichte der verſchiedenen Menſchenſtämme und mit den Volksliedern, welche ihre rühmlichen Thaten und edeln Charaktere beſingen, kann viel dazu beitragen, dem hohlen Nationaldünkel zu begegnen, der ſo geneigt iſt, mit Verachtung auf Andere herabzuſehen. Humanität (Menſchenbildung) iſt das Werk der Natur, der Erziehung, des Nachdenkens, der Erfahrung; Nationalſinn bilden die großen Ereigniſſe, die Geſetze, die Zuſtände. Beide, ſind ſie ächt und wahr, können ſehr wohl nebeneinander beſtehen.

[6]) Hugo Grotius hat das Verdienſt, zuerſt ein milderes Völkerrecht theoretiſch begründet zu haben. Seither hat man ſich, um dieſes geltend zu machen, vielfach auf ſein Anſehen berufen. Nach Hugo Grotius (De jure belli et pacis II. 2. 3.) ſollen Meer und Luft immer Gemeingut aller Menſchen bleiben. Auch dies hat die Selbſtſucht der Völker zweifelhaft gemacht. — „Einige Ueberreſte alter diplomatiſcher

werden ſie von dem Mächtigern gegen den Schwächern noch vielfach und ſcheulos hintangeſetzt. Noch immer wird zu wenig durch die That anerkannt, daß der Krieg nur als Vertheidigung des Rechts, wenn alle andern Mittel dafür erſchöpft ſind, gerechtfertigt werden könne, und daß auch ein gerechter Krieg nicht zur Verletzung der allgemeinen Rechte der Menſchheit berechtige. Noch immer ſind unter den Völkern die Ariſtide ſelten, welche ſolchen Maßregeln ſich beherzt widerſetzen, die, obgleich für den Augenblick Vortheil bringend, doch ewig ungerecht und ſchändlich ſind, und noch ſeltener finden ſie Gehör. — So lange die Politik der Staaten in ihrem Wechſelverhältniſſe weſentlich in der Kunſt beſteht einander zu überliſten und zu übervortheilen, wird ſie zwar den Verſtand der Staatenlenker zu ſteter Wachſamkeit auffordern; aber der Wohlfahrt der Völker wird ſie mehr Hinderniſſe wecken, als Vorſchub geben. Letzteres wird nur dann geſchehen, wenn die Politik es ſich zur Aufgabe ſtellt, die Intereſſen der Völker in Uebereinſtimmung zu bringen. Man darf hoffen, daß die Schranken, welche Vorurtheil, Unkunde und leidenſchaftliche Selbſtſucht zwiſchen Völkern und Menſchenraſſen aufgerichtet haben, allmählig vor der Einſicht fallen werden, was die Menſchen einander ſein können und ſollen[7]. Alles, was die Völker be-

---

Formen ſind das einzige Band, welches noch zwiſchen den Staaten beſteht; allein ſie ſind nur mehr ein bloßer Firniß, welcher die Unordnung in den Principien und in den Ideen, ſo gut es angehen mag, übertüncht." Gr. Ficquelmont Lord Palmerſton, England und der Continent 1852. I. 213.

[7] „Wenn die Gewaltigen dem Völkerrecht Hohn ſprechen, ſollten ſie erwägen, daß von dem an auch ſie kein Recht ſchützt." Joh. Müller Geſch. der Eidgen. Thl. IV. S. 772. — Nach Gützlaff's Angaben (in ſ. „dreijährigen Aufenthalt im Königr. Siam und in ſ. Drei Reiſen in den Seeprovinzen China's" 1831—1832. Baſel 1835. z. B. S. 200., 226., 229., 236., 237., 238., 310. fg.), wäre das chineſiſche Volk dem Verkehr mit Ausländern ſehr geneigt und zugänglich, ſobald ſie es ohne Scheu vor den

freundet, ſie mit ſittlichem Rechtsgefühl und Wohlwollen für einander erfüllt, verdient Ermunterung. Es fördert die Anerkennung der Menſchenwürde, aus deren Mißachtung die meiſten Uebelſtände entſpringen. Die Auswanderungen, die ſeit Jahrhunderten aus Europa nach fernen Weltgegenden ſtattfinden, können auch ein ergiebiges Mittel abgeben, die Völker einander näher zu bringen. — Wenn gleich Völker-Wanderungen jetzt nicht mehr üblich ſind, ſo ſind es deſto mehr beſtändige Aus- und Einwanderungen von Vielen, die in der Heimath den nöthigen Unterhalt entbehren, oder ſie ſonſt aus verſchiedenen Urſachen zu verlaſſen genöthigt ſind. Hiedurch werden bereits manche Länder der überflüſſigen Bevölkerung entledigt, in andern große Landſtrecken angebaut und neue Verbindungen zwiſchen Völkern veranlaßt [8]).

6) Eine einzige, allen Gebildeten auf dem Erdball bekannte, im höchſten Grad ausgebildete Sprache wäre wohl am geeigneteſten, die beſten und ſchönſten, am meiſten geiſtbildenden Erzeugniſſe des Geiſtes zum Gemeingut aller Völker zu

---

Mandarinen thun könnten. Die Regierung aber ſucht dieſen Verkehr, ſo viel ihr möglich iſt, zu verhindern, beſonders dadurch, daß ſie dem Volk ſehr ungünſtige Vorſtellungen von den Europäern beizubringen ſucht. Glücklicher Weiſe iſt die Regierung zu unmächtig und ſind ihre Organe zu ſchlaff, um ihrem Verbot des Verkehrs mit Fremden vollen Nachdruck zu geben. Wenn dieſe mit Waaren an den Küſten landen, nimmt ſie das Volk freundlich auf, und die Mandarinen, wenn ſie den Ernſt ſehen, werden nachgiebiger. Seit dem neueſten Staatsvertrag, den England dem Beherrſcher des himmliſchen Reichs abtrotzte, wird die Regierung von Pekin ohne Zweifel ihrer abſchließenden Strenge gegen den Verkehr mit dem Ausland immer mehr zu entſagen ſich genöthigt ſehen.

[8]) Trotz der Scheu der Chineſen vor Gemeinſchaft mit Fremden wimmeln doch ſeit längerer Zeit die Colonien der Engländer und Holländer von chineſiſchen Anſiedlern, die durch Armuth und Mangel an Gelegenheit für Erwerb zur Auswanderung aus den übervölkerten Provinzen von China ſich genöthigt ſahen. Dieſe Anſiedler, die immer zunehmen, ſind dort als fleißige und geſchickte Arbeiter ſehr willkommen.

machen. Auf der andern Seite gewährt die möglichſte Vervollkommnung der Landesſprache jeglicher Nation ein mächtiges Förderungsmittel ihrer geiſtigen Bildung, und das einzige, wodurch dieſer Bildung bis in die niedrigſten Schichten der Geſellſchaft Eingang verſchafft werden kann *). Nach der weiſen Anordnung des Schöpfers ſollte der Menſch die Sprache durch eigene geiſtige Anſtrengung erwerben und ausbilden. Daher die Verſchiedenheit der Sprachen. Durch dieſe wurde die Gedankenmittheilung allerdings erſchwert. Aber überall ſollte die Geiſtesbildung mit der Sprachbildung Schritt halten, da dieſe ein vorzügliches Vehikel für jene abgeben ſoll. Jede Sprache bildet ſich nach dem Geiſt des Volks und der Zeit aus, wo ſie entſtanden und in Gebrauch gekommen. Eine todte Sprache kann die lebendige Volksſprache in Hinſicht des Einfluſſes auf Volksbildung nie ganz erſetzen. Mit der Sprache eines Volkes iſt ſein geiſtiges Beſitzthum ſo ſehr verſchwiſtert und verſchmolzen, daß ein jedes wohl thut, ſie zu bewahren und nach Kräften anzubauen. Doch wenn ein noch wenig gebildetes Volk einem größern ſehr in Bildung vorgerückten einverleibt worden, iſt es vernünftig, daß es ſeiner rohern Sprache die gebildetere und

---

*) Einigung der Menſchen in Allem, was ächt und reinmenſchlich iſt, wird auch durch die Verſchiedenheit der Sprachen nicht weſentlich verhindert, aber in ſo fern erſchwert, als in denſelben mit den ähnlichen Worten nicht immer der ähnliche Sinn verknüpft wird, und die geiſtige Mittheilung nicht ſchnell überall hingelangt, wo Empfänglichkeit dafür wäre. Wenn man die Sprache als das Organ ſolcher Mittheilung betrachtet, ſo ſcheint Eine Gemeinſprache der Völker und die höchſte Ausbildung dieſer Gemeinſprache wünſchbar. Die griechiſche und die römiſche haben dies lange Zeit, wenigſtens einigermaßen, vorzüglich in der gelehrten Welt, verwirklicht. Dagegen läßt ſich auch nicht läugnen: daß bei allen Nationen die Wiſſenſchaften und die Litteratur erſt durch die Ausbildung der Landesſprache einen höhern auf Volksbildung einflußreichen Aufſchwung erhalten, der ihnen abging, ſo lang' die Gelehrten und Schriftſteller ſich nur einer todten Sprache bedienten.

bildbarere des größern Volkes, deſſen Beſtandtheil es geworden iſt, beigeſelle. Selbſtzweck zu ſein, kann keine Sprache verlangen. Der Werth einer Sprache beſteht darin, daß ſie ein tüchtiges Organ der Ausbildung und Bereicherung des Geiſtes und der Mittheilung und des Austauſchs der Gedanken abgebe. — Philoſophie ſoll die Sprachen regeln; nur gute Schriftſteller können ſie reinigen, verfeinern, bereichern, kräftigen und beleben.

7) Die Erleichterung der Verbindungswege zwiſchen den entlegenſten Ländern trug viel bei, die Kenntniß derſelben und ihrer Bewohner zu verbreiten und die erweiterte Länder- und Völkerkunde hat Gedanken erweckt, wie auch die geiſtigen und die ſittlichen Bande zwiſchen den Menſchen aller Zonen vervielfacht werden könnten. Man machte die Erfahrung, daß auch unter rohen und ſelbſt wilden Völkern Tugenden und vortreffliche Eigenſchaften heimiſch ſind, die um ſo mehr Achtung verdienen, als ſie mit den Verderbniſſen der Kultur einen beſchämenden Gegenſatz bilden. Und wie ſehr iſt nicht die Fülle des Schönen und Herrlichen, das dem die verſchiedenen Erdgürtel durchreiſenden Beobachter die Natur vor ſeinen Blicken ausbreitet, dazu gemacht, die Bewunderung und Liebe des Schöpfers zu erhöhen! — Viele Jahrhunderte vergiengen, ohne daß irgend eine Verbindung zwiſchen den übrigen Erdtheilen oder ihren Volksſtämmen und Amerika beſtand. Doch iſt nicht erwieſen, daß nicht vorlängſt in graueſter Vorzeit eine ſolche ſtatt hatte. — Nach der Entdeckung durch die edeln Männer Columbus und Veſpucius haben aber die Europäer ihre Ueberlegenheit zur Unterdrückung und Mißhandlung der amerikaniſchen Völker mißbraucht. Die Gewinnſucht der ſogenannten europäiſchen Mutterſtaaten erfand für die Colonien ein ganz

eigenes Regierungsſyſtem, das auf die ſchnödeſte Ausbeutung von dieſen zum Vortheil von jenen berechnet war. Die Gewinnſucht der Eroberer von Amerika war es auch, was die Meinung aufbrachte, die dortigen Eingebornen ſeien eine niedrigere, ächter menſchlicher Ausbildung unfähige, von der Natur zur Knechtſchaft verdammte Raſſe. Diener des Evangeliums waren faſt die einzigen, die dieſem liebloſen Vorurtheil mit einigem Erfolg widerſprachen und ſich den Schutz der Unterdrückten und die Fürſprache für ihre menſchlichere Behandlung zum Geſchäft zu machen, den Muth hatten. Paul III. ſah ſich verpflichtet, ſie feierlich für vernünftige Geſchöpfe zu erklären, denen der Anſpruch auf alle Wohlthaten des Chriſtenthums zukomme[10]. Mit der vom Glück gekrönten Losreißung Nordamerika's von der engliſchen Beherrſchung beginnt für den ganzen großen Welttheil eine neue Aera. — Uebrigens muß England ſelbſt geſtehen, daß der Vortheil den es jetzt von Nordamerika durch den Handel bezieht, bei weitem denjenigen überwiegt, den es als Oberherr zog und daß er überdem weit ſicherer iſt. Der Himmel verhüte nur, daß nicht Amerika dereinſt die Wiedervergeltung ausübe und das abgeſchüttelte Joch dem Nacken von Europäern auflege! Dieſe Gefahr läßt ſich nicht verkennen, wenn in Europa die falſche Kultur, Wiſſenſchaft und Aufklärung ſeine Völker in Weichlichkeit, Ueppigkeit, Barbarei, Verwilderung und Unmacht verſenken und durch Zweifelſucht, Unglauben und Phariſäismus das Licht und die Kraft des Chriſtenglaubens unter ihnen auslöſchen würden, dem ſie früher die Wiedergeburt verdankten, von welcher die Verbeſſerungen ihrer Zuſtände ſeit 18 Jahrhunderten ausgegangen ſind.

---

[10] *Robertson Hist. de l'Amerique* IV. 140. 143.

8) Zwei weitgreifende Vehikel haben ſeit einigen Jahrhunderten die entlegenſten Völker mit einander in Verbindung gebracht. Die weiten Seefahrten nach Länderentdeckungen und die Ausſendung von Glaubensboten, jene auf Eroberungen und Ermittelung neuer Quellen des Reichthums[11], dieſe auf Erweiterung des Gebiets des Chriſtenthums ausgehend. Die Unternehmungen beider Art wären, wenn nicht Habſucht auf der einen und blinder Glaubenseifer auf der andern Seite vielfache Ueberſchreitungen des Rechts und der Menſchlichkeit veranlaßt hätten, ganz geeignet geweſen, die Familienbande der Menſchheit in einer Weiſe zu erweitern und zu befeſtigen, daß ihrem Segen ſich kein Fluch beigemiſcht hätte. Aber auch hier haben die Verirrungen menſchlicher Kurzſicht und Leidenſchaft den Gang zu ſo edelm Ziel vielfach durchkreuzt und behindert. Immerhin haben die Entdeckungsfahrten und Miſſionen die Bahn gebrochen, auf welcher es möglich wird, daß alle Völker der Theilnahme an ächtmenſchlicher Bildung und Geſittung entgegengeführt und in eine Verbrüderung gebracht werden, welche der gemeinſamen Beſtimmung entſpricht, nach welcher alle Menſchen nur Eine Familie bilden ſollten, welche den Einen Gott als ihren gemeinſamen Vater verehren. — Die Vermiſchung verſchiedener Menſchenraſſen (z. B. der Angelſachſen mit den Normannen), welche oftmals zur Erfriſchung und Kräftigung der Völker gedient hat, ward auch zugleich ein Vehikel zur Förderung ihres Verbands. Noch mehr wurde dieſer durch die Niederlaſſungen und Pflanzſtätten ge-

---

[11] Schon im Alterthum ſuchten mehrere Staaten ſich durch entfernte Colonien (Pflanzſtätten) Macht und Reichthum zu erhöhen. So die Phönizier, die Griechen, die Karthager. Die Verbindung zwiſchen Europa, Aſien und Afrika wurde vorzüglich dadurch begründet.

fördert, welche Staaten in entlegenen Ländern anlegten. So viel Verwerfliches ſich auch der Begründung von Colonien mittelſt Eroberung beigeſellt hat, ſo wurden doch dadurch die Menſchen aller Erdgürtel immer mehr miteinander in Verkehr gebracht und die Wege zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und Geſittung vervielfacht.

9) Das durch förmliche und ſtillſchweigende Uebereinkünfte im Gefolge der zunehmenden Geſittung gebildete Völkerrecht iſt ein (wenn auch noch ſchwacher, mangelhafter) Verſuch die Mißverhältniſſe zwiſchen den Völkern friedlich auszugleichen. Wann wird man aber zwiſchen Staaten, die einer hohen Civiliſation ſich rühmen, der barbariſchen Maxime entſagen, daß der Krieg alles Recht ſtill ſtelle, und gegen den Feind alles Rechtswidrige erlaube? — Wann wird unter geſitteten Völkern der Grundſatz zur vollen Geltung gelangen, daß der Krieg, auch der gerechteſte, nur gegen Staaten und Regierungen nicht gegen die Völker geführt werden dürfe, daß mithin das, was Allen ſtets heilig und unverletzlich bleiben ſoll (Religion, perſönliche Freiheit, Eigenthum, Gewerbe, Anſtalten der Wiſſenſchaft und Humanität, und ſolche, welche allen Völkern zum fortwährenden Vortheil gereichen, wie Eiſenbahnen, Telegraphen und Quarantänen) dem Bereich des Kriegsrechts entzogen ſei und von keinem der Kriegführenden angetaſtet werden dürfe?[12]) Die Idee eines großen Gemeinweſens, deſſen Glieder die Nationen ſind, wurde zuerſt durch das Chriſtenthum in die Welt eingeführt, und nur die Verbreitung und feſte Begründung ächtchriſtlicher Geſinnung vermag dieſe herrliche Idee ganz

---

[12]) In (Oſt) Indien wurden (nach Diodor v. Sicilien B. II. k. 36.) die Ackerleute für heilig und unverletzlich gehalten; ſie bearbeiteten daher in der Nähe der feindlich einander gegenüber ſtehenden Heere ruhig und ohne Gefahr ihre Felder.

zu verwirklichen. In verſchiedenen Epochen hat ſein Einfluß durch die Ausübung liebreichen Wohlwollens in Kriegszeiten (gegen Gefangene, Wehrloſe, Kranke des bekriegten Volkes) die Erbitterung der Streitenden beſänftigt und gemildert.

10) Nicht was die Menſchen trennt, ſondern was ſie einigt, macht ſie beſſer und trägt zur Verbeſſerung ihrer Zuſtände bei. Nebſt der Druckpreſſe haben alle Erfindungen, welche die Leichtigkeit und Beſchleunigung des Verkehrs durch Reiſen, Briefwechſel und Waarenverſendung befördern, die Verbindungen der Völker immer mehr vervielfältigt. Straßen und Kanalbauten, Schiffbarmachung der Flüſſe, Anlegung von Poſten, Vervollkommnung des Schiffbau's, der Gebrauch des Compaſſes, die Land- und Seekarten, Telegraphen und die Benutzung des Dampfes als Treibkraft von Wagen und Schiffen wirkten dafür zuſammen [13]). Alle dieſe Verbindungsmittel werden um ſo mehr zur Wohlfahrt wie zur Veredlung des Menſchengeſchlechts beitragen, je weniger ſchnöde Selbſtſucht ſich ihrer bemächtigt, je mehr dieſe durch ſittlich-religiöſen Sinn gemäßigt wird, je näher dieſer Sinn die Erdenbürger miteinander befreundet. In dem Maße, als die Verbrüderung der Menſchen aller Zonen, ihre liebreiche Einigung in Geſinnung und Leben zunimmt, deſto näher kommt ihnen das wahre goldene Zeitalter, das Reich Gottes auf Erden.

5) Die Belehrungen der Geſchichte, alle bewährte Ueberlieferungen, alle ausgezeichnete Vorbilder und Werke, die im Bereiche der Religion, der Staatsvereine und der Wiſſenſchaft und Kunſt bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Zeiten zum Vorſchein gekommen ſind, bilden einen uner-

---

[13]) Der Kalender, ein Ergebniß der Sternkunde, war eine der erſten Erfindungen, die auf das geſellſchaftliche Leben und die Verbindung der Völker großen Einfluß übte.

meſſenen Schatz, an welchem Alle ohne Ausnahme zu ihrer Bildung und Wohlfahrt zu ſchöpfen eingeladen ſind. Je mehr alle Völker dieſer Einladung folgen, je beſſer ſie ſich dieſen Schatz anzueignen verſtehen, deſto herrlicher wird ihre Verbrüderung ſich ausbilden, welche nach dem Willen des gemeinſamen Urhebers und Lenkers aller Dinge die Menſchengattung ihrer Endbeſtimmung entgegenführen kann und ſoll.

XXVI.

Unter allen Ereigniſſen, welche auf die Menſchengattung einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, ſteht die Erſcheinung des Chriſtenthums oben an, indem daſſelbe ſich als die unverſiegliche Quelle und die ſtärkſte Grundfeſte alles Guten unter den Menſchen bewährt hat und bewährt.

1) Was in den Augen der Sterblichen gemeinhin groß und herrlich erſcheint, iſt es nicht immer vor dem Auge der unverblendeten Vernunft und noch weniger vor Gott. Die erfolgreichſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit in Beziehung auf ihre geiſtige und ſittliche Bildung ſind nicht gerade diejenigen, die mit Erregung des größten Aufſehens und Geräuſches und mit einem weit verbreiteten ſtarken äußern Glanz aufgetreten ſind. Wie vergänglich iſt dieſer nicht? Eroberungen mit dem Schwert ſind auch wieder dem Schwert erlegen. Die ruhmreichſten und gewaltigſten Weltreiche liegen unter ihren Trümmern begraben[1]. Von den ſcharfſinnigſten

---

[1] Der große Kriegs- und Siegeszug des ruhmſüchtigen Alexander von Macedonien hat zwar einem großen Theil der damals bekannten Völker den Zugang der Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung des hierin weit vorgerückten Griechenlands erſchloſſen und ſpäter ergoß Roms Eroberungsgeiſt über viele wenig gebildete Völker die Morgenröthe der

Gedanken-Syſtemen der menſchlichen Intelligenz wurde nach und nach eines durch das andere verdrängt und der Vergeſſenheit überliefert. Nur wenige haben eine tiefere Spur in dem Bildungsgang der Menſchheit hinterlaſſen. Die meiſten verflackerten wie blendende Luftgebilde. Auch die Erfolge der höchſten Kunſtbeſtrebungen waren nur vorübergehend. Weniges nur von ihren Werken ging, um von der Schöpfungskraft des Genie's zu zeugen, auf die Nachwelt über. In der Geſchichte der Egypter, der Syrer, der Aſſyrer, der Griechen, der Macedonier, der Indier, der Etrusker, der Römer, der Karthager, der Araber bietet ſich Vieles dar, was Bewunderung erregt. Uns weiſen jedoch jetzt verhältnißmäßig nur ſpärliche, meiſt verſtümmelte Denkmäler noch Spuren davon nach. Wenn auch dieſe Denkmäler den Begriff von Größe und auſſerordentlicher Macht erwecken, ſie ſind doch mehrentheils mit der Schmach der Erniedrigung der Menſchenwürde durch einen hohen Grad von Gewaltmißbrauch oder Wahnglauben befleckt. Auch die verſchiedenen Geſtaltungen der Idee vom Göttlichen bei dieſen Völkern ſind der Vergänglichkeit verfallen. Sie trugen alle ſchon urſprünglich den Keim der Zerſtörung in ſich, deſſen Entwickelung weder das Anſehen der Prieſter des Kultus, noch die Staatsklugheit der Regenten, noch die geiſtigen Beſtrebungen der Denker zu verhindern vermochten, vielmehr oftmals, ſelbſt gegen ihren Willen, beförderten. Dieſes Schickſal, das die Geſtaltungen der Religion mit den Geſtaltungen der Staats-

---

Erkenntniß und Kunſt. Die Völker wurden aber dieſer Vortheile nur mit dem Verluſt ihrer Freiheit und Nationalität theilhaftig, und ſowohl die damit verbundene Anſteckung der Sitten als eine lange Reihe von Drangſalen hinderte ſie an einer wahrhaft bildenden und veredelnden Aneignung der ihnen aufgedrungenen Früchte fremder Geſittung.

geſellſchaft gemein hatten, beweiſt nichts gegen das unvergängliche Weſen der Religion; es dient vielmehr zum augenſcheinlichen Beweis, daß wie die Idee von Gott ſo auch ein Trieb ſie auszubilden und darzuſtellen tief des Menſchen Bruſt eingepflanzt iſt, und daß es ſeinen geiſtigen und ſittlichen Anlagen widerſtrebt, ſich für immer mit mangelhaften Geſtaltungen dieſer höchſten Idee zu begnügen. Auch beſtehen die größten Wohlthaten, welche Gott der Menſchengattung erwies, eben darin, daß Er ihr im Verlaufe der Zeit ſein Weſen und ihr Verhältniß zu demſelben genauer und vollſtändiger offenbarte.

2) Zwei große Welterſcheinungen haben während dem Zerfall ſo vieler Geſtaltungen von Religion und Staat nicht aufgehört, einen höchſt bedeutenden vorherrſchenden Einfluß auf das geiſtige, das ſittliche und das geſellſchaftliche Leben auszuüben: erſtens die durch das von Moſe, dem Befreier ſeines Volkes von egyptiſcher Knechtſchaft im feſten Glauben an die Leitung durch den Einen unendlichen Gott verkündete Geſetz bewirkte Ausſonderung jenes verhältnißmäßig kleinen (jüdiſchen) Volkes in ſittlich-religiöſer Geſinnung und Lebensart vor allen andern, zum Theil mächtigen und hochaufſtrebenden Reichen und Völkern der Erde; und hernach zweitens die aus der Mitte eben dieſes Volkes in der Perſon Chriſti hervorgegangene Offenbarung der Religion der Liebe, welche die Menſchen in allen Ländern ohne Unterſchied zu einer von der Sünde und ihren Folgen losreißenden und rettenden ſittlichen Wiedergeburt und zur reinſten uneigennützigſten ewigen Verbrüderung auffordert. — Der Eine Gott (der unendlich vollkommene Geiſt) ſteht beiden Erſcheinungen als oberſtes leitendes Lichtgeſtirn voran. Auf Seine Eingebungen beruft ſich Moſe; nur Ihn, die Fülle Seines Weſens und Willens verkündigt Chriſtus;

jener nur als Geſetzgeber eines einzelnen Volkes, dieſer als Geſetzgeber der ganzen Menſchheit. Von Gott auserwählt erſcheint das jüdiſche Volk, weil aus ihm Moſes und Chriſtus hervorgingen; jener mit dem Geſetz der Gottesfurcht, welches das Volk zur Aufnahme von dieſem erziehen ſollte, deſſen Geſetz der Liebe die Menſchheit von der Knechtſchaft der Sünde zu erlöſen beſtimmt war. Moſaismus und Chriſtenthum ſind die zwei großen Erſcheinungen, die vor allen andern jetzt noch nach Verfluß von Jahrtauſenden das Augenmerk aller derjenigen in Anſpruch nehmen, die in den Ueberlieferungen der Vorzeit der Belehrung von den Wahrheiten nachſpüren, welche für alle Menſchen zu allen Zeiten für's Leben die wichtigſten, beachtungswertheſten ſind. Eine unbefangene Vergleichung dieſer beiden weltgeſchichtlichen Erſcheinungen mit den Kundmachungen eines Zoroaſters, Brahma, Buddah, Confuzé, Fò und Mohamed ſetzt die weit übertragenden Vorzüge des Moſaismus und noch weit mehr die des Chriſtenthums in Hinſicht des Einfluſſes auf wahre Veredlung der Geſinnung und der Sitten in das hellſte Licht. Gott kleidete das Wort ſeiner Offenbarungen durch Moſes und durch Chriſtus in Bilder und Sinnbilder, die der Natur und der Befähigung der Menſchen und ihrem Leben entnommen und dadurch recht geeignet ſind, zu Allen vernehmbar und faßlich zu reden.

Das moſaiſche Geſetz beabſichtigte mit der religiöſen Nationalbildung eines einzelnen Volksſtamms zugleich die Vorbereitung einer Weltreligion, zu welcher alle Völker berufen werden ſollten. Durch das, was Gott nur für das Eine jüdiſche Volk zu thun ſchien, wurde die reinere Gotteserkenntniß, deren Keim daſſelbe bewahrte, für alle andern Völker gefördert, die dieſen

Keim, geſondert vom blos Nationellen, in ſich aufnehmen konnten, ſobald ſie dazu durch Erfahrungen und Einſicht herangereift waren und hier zeigte ſich's recht augenſcheinlich, daß Gottes Gaben nur denen zum Heil gereichen, welche ſie zu ihrer Selbſtbeſſerung anzuwenden ernſtlich bedacht ſind.

In den Vorſchriften und Anſtalten des alten (moſaiſchen) Bundes und in ſeinen ausgezeichneten Perſonen ſpiegelt ſich noch ein in vieler Hinſicht unvollkommener Zuſtand der Menſchheit ab. Sie ſollten unverkennbar nur Vorläufer und Vorzeichen, Vor- und Sinnbilder eines beſſern ſein. Dies ſetzte aber das Judenvolk ſelbſt nur zu oft und zu ſehr aus den Augen.

Alle Völker der Erde knieten vor Götzenbildern, als Moſe dem ſeinigen, das in die Knechtſchaft Egyptens gefallen war, auf die Ueberlieferungen frommer Vorväter ſich berufend, die Anbetung des Einen unſichtbaren Gottes und das Vertrauen auf deſſen Leitung als die Grundlage aller Wahrheit, Tugend und geſellſchaftlichen Wohlfahrt darſtellte und mit feurigen Worten ans Herz legte. Aller tiefſinnigen und ſpitzfindigen Forſchungen über das Weſen und die Wirkungsart Gottes und aller Anſtrengungen der Phantaſie Ihn zu ſchildern ſich enthaltend, ſtellte Moſe den Einen ewigen und unendlichen Gott ganz einfach als den Schöpfer und Machthaber des Weltalls dar. Obgleich das von ihm und im Namen dieſes Einen Gottes verkündete Geſetz, in ſo fern es das äußere Leben regelte, zunächſt nur das Volk Israels im Auge hatte, prägte er ihm doch den Glauben ein, daß die Anerkennung und Verehrung des Einen Gottes (Jehova's) von allen Kindern Adams dereinſt erfolgen werde [2]). Das Geſetz Moſe's hatte den großen

---

[2]) Die Propheten riefen auch den Heiden zu, Gott zu preiſen. Pſalm XVII. 50. CXVI. 1. Jeſaias XI. 10.

Vorzug, ein ſinnlich-rohes Volk beſtändig an ſein Verhältniß zu dem Einen unſichtbaren Gott zu erinnern. Aber auch dieſes Geſetz mußte zu einer Geiſt und Gemüth niederdrückenden und einengenden Feſſel werden, ſobald es nicht geiſtig aufgefaßt und mit Liebe ausgeübt wurde. Indeſſen hat ſich in dem Volke, das dem Geſetze Moſe's ſich unterwarf, die Verehrung des Einen Gottes viele Jahrhunderte erhalten und bewunderungswürdig iſt die Thatſache der Bewahrung dieſer Gottesidee in dem Volke Iſrael, während ein vielgeſtaltiges Götzenthum ſie bei allen andern Völkern zu verdunkeln fortfuhr, und in ihrem Schooße nur zuweilen einzelne Denker und Weiſe zur Idee vom Einen Gott ſich erhoben, ihr aber nur mit ſchüchterner Behutſamkeit in ſehr beſchränkten Kreiſen Anerkennung zu verſchaffen wagten, das Alberne des tiefgewurzelten Volkswahns entweder gar nicht oder doch nur leiſe berührend [3]). Dieſem vielfarbigen Volkswahn hätte der moſaiſche Glaube auch auſſerhalb Judäa großen Abbruch thun können, wenn nicht die oftmalige Untreue des jüdiſchen Volks an ſeinem Gott daſſelbe in tiefes Mißgeſchick geſtürzt und zur Beute ehrgeiziger Eroberer gemacht hätte. Ein ſtrenger, heiliger Ernſt weht zwar durch die ſpätern wie durch die älteſten Schriften, welche die religiöſen Ueberzeugungen und die

---

[3]) *Anaxagoras* primus omnium rerum descriptionem et modum mentis infinitae vi ac ratione designari et confici voluit. *Cicero* De Natura Deorum L. I. c. 11. Im Gegenſatz der moſaiſchen Idee von Gott, nach welcher derſelbe, auch wenn Erde und Himmel vergehen, immer unverändert bleibt, (Pſ. 102. 25.), enthielten die Mythologien der Heiden Geſchlechtsfolgen von Göttern; die griechiſche ſelbſt zeigt uns das Göttliche dem Wechſel unterworfen, welchem ſie nur das Schickſal (das blinde Fatum) als das Beharrende überordnet. „Sans Moyse, il est probable que tous les efforts de la philosophie n'auraient abouti qu'à plonger le genre humain dans le panthéisme ou l'athéisme voilé, dans le quel sont allés se perdre de concert la religion et la philosophie des Indiens.“ *B. Constant* De la Religion 1825. II. 250.

Geſchicke der Israeliten von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferten. Wir ſehen aber die Volksmaſſen im oftmaligen Rückfall in Abgötterei und in knechtiſche Hinneigung zu einer ſpitzfindigen, das wahre geiſtige Opfer hintanſetzenden Deutung des Ritualgeſetzes. Auf ihre leibliche Abſtammung von Abraham ſich verlaſſend, welche ſie über alle andern Völker erhebe, verlor die Menge in Israel immer mehr, nur nach irdiſcher Größe und Wohlfahrt begierig, in ihrer Vorſtellung von Jehova den ſittlichen Geſetzgeber aus dem Geſicht; immer mehr geſtaltete ſie ſich ihn als einen Machthaber, der gleich den menſchlichen, nur gewaltiger herrſche. Den ſo Geſinnten war nun Gott nur deßhalb Gegenſtand der Verehrung, weil ſie von ihm die irdiſche Verherrlichung ihres Volkes erwarteten, und ſie erſahen in blos äußerlichen Werken das Mittel ſein Wohlgefallen, ſeine Gunſt zu erwerben [4]. Um innere Heiligung waren ſie unbeſorgt [5]. Die zur Beſſerung der Geſinnung, des Herzens und Wandels aufrufenden Seher (Propheten), die den Geiſt des Geſetzes über ſeinen Buchſtaben hervorhoben, fanden daher bei ihnen weit weniger Gehör, als die ihren Vorurtheilen ſchmeichelnden und für die ſcheinheilige Beobachtung der Ceremonialvorſchriften eifernden Schriftlehrer [6]. Auf die mißverſtandenen

---

[4] Race élue et toujours bénie depuis deux mille ans, ils se jugèrent les seuls dignes de connaitre Dieu, et se crurent d'une autre espèce que les autres hommes qu'ils voyaient privés de sa connaissance. Sur ce fondement ils regardent les Gentils avec une insupportable dédain. Etre sorti d'Abraham selon la chaire leur paraissait une distinction qui les mettait naturellement au dessus de tous les autres, et enflés d'une si belle origine, ils se croyaient saints par nature. *Bossuet* Discours sur l'Hist. Univ. P. II. ch. 17.

[5] Als Chriſtus erſchien, war der Zuſtand des jüdiſchen Volkes tiefe Verſunkenheit, wie der Jude Flavius Joſephus, ſein Geſchichtſchreiber offen geſteht.

[6] Die Sadducäer, nur ein irdiſches Leben glaubend, hatten großen Anhang bei den Vornehmen und Reichen, die für den Buchſtaben des Geſetzes eifernden Phariſäer noch größern bei der Menge. Fl. Joſeph's Jüdiſche Alterthümer B. XVIII. c. 10.

Verheißungen Jehova's pochend, und doch ſtets geneigt ihm abtrünnig zu werden, vermochte das Judenvolk weder recht zu gehorchen, noch wahrhaft frei zu werden; es harrte ſtets auf einen Meſſias und ſteinigte doch ſeine Seher, die dieſen verkündigten. In dieſem Zuſtande befand ſich das unter Moſe's Geſetz ſtehende Volk, als Chriſtus in ſeiner Mitte erſchien und den Samen einer Lehre ausſtreute, die, gegen alle Verunſtaltungen der Idee von Gott und gegen alle Verkehrtheiten des Herzens ſich erhebend, eine ſittliche Wiedergeburt der Menſchheit herbeiführen, aber erſt allmählig im Verlaufe vieler Jahrhunderte (vielleicht Jahrtauſende) über die ganze Erde ſich ausbreiten ſollte. Der Uebergang zum Chriſtenthum iſt der größte, umfaſſendſte, erfolgreichſte Fortſchritt, den das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Vollendung gemacht hat. Seine Stiftung bildet den Mittel- und Wendepunkt der Weltgeſchichte (Joh. I. 17. 18. c. XVI. 33. Mark. XVI. 15.) Gottes Liebe hatte den Menſchen nach ſeinem Ebenbild geſchaffen. Nachdem aber der Menſch dieſes Ebenbild in ſich dadurch verdunkelt oder verwiſcht hatte, daß er, zur Sünde verführt, ihr Sklave geworden, war auch nur Gottes Liebe vermögend, ihn und ſeine Gattung von dieſem Joch zu erlöſen und ſein Ebenbild wieder herzuſtellen. Dafür ward Gottes Sohn (Chriſtus) ſelbſt ein Menſch. Welche Wohlthat Gottes kommt dieſer, die die ganze Menſchengattung umfaßte, gleich? . .

3) Nicht in einem von Macht und Ruhm umſtrahlten Reiche, auch nicht in einem wohlgeordneten blühenden Freiſtaate trat Chriſtus auf, ſondern in dem damals unter römiſches Joch gebeugten Judenvolk, welches jedoch durch ſeine Schickſale lange ſchon mit vielen andern Völkern in geiſtigen und Handels-Verkehr gekommen war. Gerade in dem Volke, das am ſtarrſten

an dem Buchſtaben ſeines religiöſen Geſetzes feſthielt, ließ Gott das ganz geiſtige Gebot der das blos äußerliche Geſetz überwindenden Liebe aufleuchten. Nicht irgend eine politiſche Einrichtung wollte Chriſtus zur Grundlage des geiſtig-ſittlichen Baues machen, der aus ſeinem Wort und ſeiner That emporwachſen ſollte. Das Chriſtenthum, obgleich vom Geſetz Moſe's ausgehend, fand doch von ſeiner Entſtehung an einen eben ſo zähen oder noch zähern Widerſtand von Seite der meiſten Bekenner des Moſaismus, als von Seite der Anhänger des Götzendienſtes. Denn die erſtern hatten ſich dem Geiſte des moſaiſchen Geſetzes längſt entfremdet und angewöhnt, die äußere Hülle der von ihm vorgeſchriebenen ſinnbildlichen Gebräuche für das Weſen der Religion zu nehmen. — Wäre hingegen das Chriſtenthum eine Frucht der wiſſenſchaftlichen Geiſtesbildung, wie ſie zur Zeit ſeines Erſcheinens hin und wieder (z. B. in Griechenland, Egypten und Rom) beſtellt war, geweſen, wie ließe ſich's erklären, daß dort gerade die Gebildeten ihm verächtlich den Rücken kehrten oder ſich gegen es vornehm auflehnten? — Wegen der engen Verbindung zwiſchen Religion und Staatsverfaſſung vermochte die unter den Völkern (nicht blos dem jüdiſchen Volk) weitverbreitete Erwartung eines beſſern Zuſtandes nur einen politiſchen Erlöſer ins Auge zu faſſen. Daher verſtanden die Allermeiſten die Botſchaft eines blos geiſtigen Reiches nicht[7].

---

[7] Der von Gott durch ſeinen treuen Knecht Moſes geſtiftete Bund ſollte treue Knechte Gottes zur Vollziehung ſeiner äußern Geſetze, der durch Chriſtus ſeinem geliebten Sohn geſtiftete Bund innig mit Gott verbundene Kinder ſeines ewigen Reiches bilden, die willig wären, ſein geiſtiges, in Liebe beſtehendes Weſen ſich anzueignen und überall zu bethätigen. Die Juden hatten aber Mühe, ſich über ihr Ideal der Knechtstreue unter dem Joch des Geſetzes zu erheben. — „Darin, ſagt Origines (Grundlehren, Vorrede n. 8.) iſt die ganze Kirche einverſtanden, daß das ganze Geſetz geiſtig

4) Alle Thatſachen vereinigen ſich, um mit Evidenz darzuthun, daß nicht der hülfsbedürftigen Sterblichen Talente und Künſte, ſondern einzig Gottes Güte, Weisheit und Kraft es war, was des Chriſtenthums Sieg bewirkte. Die Botſchaft Chriſti vom Reiche Gottes ſteht zwar mit den ewigen Wahrheiten des Judenthums im Zuſammenhang, iſt aber ihrem Weſen nach ſelbſtſtändig, von jüdiſchen Gebräuchen und Satzungen unabhängig, und nicht an Ein Volk, ſondern an alle Menſchen gerichtet. So klar und deutlich dies von Chriſtus ſelbſt ausgeſprochen wurde, ſo konnte ſich doch die Anerkennung davon unter den Juden ſowohl, wie unter den Heiden, weil beide ganz am Aeußern zu hängen gewöhnt waren, den Sieg nur mühſam erringen[8]. Es mußte, damit das Chriſtenthum obſiege, ſowohl der äußere Opfer- und Ceremoniendienſt der Anbeter des Einen Gottes im Tempel zu Jeruſalem als der Götzendienſt der heidniſchen Völker, oder vielmehr es mußte die irdiſch-fleiſchliche Geſinnung, welche den Moſaismus ſeines das Leben durchdringenden Geiſtes beraubt, und die Mythologien der Götteranbeter von dem Grundweſen der Sittlichkeit losgeriſſen hatte, aufgehoben werden[9]. Allein der böſe Sauer-

---

zu verſtehen ſei." „Vor den Zeiten der Apoſtel aber, ſagt er weiter, (Abſchn. VII. n. 2.) wurde das Geſetz nur von Wenigen ſeinem geiſtigen Sinne nach verſtanden; jetzt verſtehen denſelben Viele. Aber was von den Tieferblickenden erkannt wird, war immer ein und daſſelbe."

[8] Manche Schriften der zwei erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſuchten des Judenthums Geſetz und Gebräuche noch in Geltung zu erhalten, und ſo geſchah es, daß Ebioniten und Eſſäer überall den Sieg der ächtchriſtlichen Anſicht erſchwerten, zu welcher Paulus den Hauptanſtoß gegeben hatte, und eben deswegen wurde auch die gehörige Beachtung und der Gebrauch der vier (ſpäter allgemein für die einzigen ächten anerkannten) Evangelien durch ein ſogenanntes hebräiſches Evangelium, das verloren gegangen iſt, und deſſen Verfaſſer ganz unbekannt blieb, lange Zeit verhindert.

[9] Macht und Wiſſen, als Mittel zum Genuß waren das Höchſte, was die Heiden kannten. Zur Idee der Heiligkeit (der Geſinnung) drangen ſie noch weniger durch,

teig in der Maſſe des Judenthums und des Heidenthums gerieth beim Aufleuchten des Chriſtenthums in Gährung. Beide fühlten ſich im innerſten Grund ihres Zuſtandes von ihm bedroht, und ſtrengten alle Kräfte an, um das neu aufgegangene Licht zu erſticken[10]. Der Sieg ihres Widerſtrebens ſchien den Juden und Heiden auſſer Zweifel. Denn die innere Kraft des Chriſtenthums kannten ſie nicht, und dieſes war erſchienen, ohne ſich durch äuſſere weltliche Hülfsmittel geltend zu machen. Einzig auf die Stärke der ſeiner Lehre inwohnenden Wahrheit vertrauend, wies Chriſtus mit hohem Ernſt jeden Gedanken von Zwangsgebrauch zu ihrer Verbreitung als höchſt verwerflich zurück (Luk. IX. 55. 56.) — Der Kampf des Chriſtenthums mit dem verderbten Judenthum und dem heidniſchen

---

als die Juden, die ſich ihren Gott als den allmächtigen Herrſcher dachten, der durch äußere Dinge verehrt werden wolle.

[10] Unmittelbar richtete ſich Chriſti Botſchaft vom Reiche Gottes an die Bekenner des Meſſiasmus, aber mittelbar auch an alle heidniſchen Völker, die er zur Theilnahme an dieſem Reich eben ſo wie die Juden einladen ließ. Weder der heidniſche Götterdienſt noch der jüdiſche Zeremonialdienſt konnte mit der Annahme dieſer Botſchaft beſtehen. Gegen die Hohenprieſter und ihr Synedrium erhob Chriſtus öffentlich ſeine Stimme. Dieſe, die ſich für unfehlbar hielten, weil ſie auf Moſe's Stuhle ſaßen, betrachteten ihn als einen Aufwiegler. Er aber, weit entfernt, das Volk zum Ungehorſam gegen ſie aufzureizen, warnte dieſes nur vor Befolgung böſer Beiſpiele (Matth. XXIII. 3.), und verwies den Inhabern des Stuhls Moſe's, daß ſie, des Sinn's für die ewige Wahrheit verluſtig, nicht nur ſelbſt ihr zu folgen ſich weigerten, ſondern auch ihr Heiligthum andern verſchlöſſen (Matth. XXIII. 13. Luk. XI. 52.) Dieſer Verweis erfüllte ſie mit tödtlichem Haß, und Chriſtus ſagte ſeinen Jüngern vorher, daß dieſer Haß, den die heidniſchen Machthaber mit den jüdiſchen theilen ſollten, auch ſie treffen werde, wenn ſie ihm treu nachfolgen und ſeinen Auftrag erfüllen würden. (Joh. XV. 19. 20. XVI. 2.) Dies erwahrte ſich auch bis auf dieſe Stunde. — Merkwürdig iſt das Stillſchweigen, daß die jüdiſchen Schriftſteller über die Geſchichte und die Lehre Jeſu beobachten. Ihr Stillſchweigen beweiſt mehr für als gegen die Wahrheit der evangeliſchen Berichte. Denn wer verwehrte ihnen, ſie zu widerlegen, wenn ſie es vermocht hätten? Sie zogen vor, das mit Stillſchweigen zu übergehen, was ſie nicht widerlegen konnten.

Wahnglauben bildet indeſſen von nun an den Mittelpunkt der Geſchichte der Menſchheit. Aus dieſem Kampfe ſehen wir alle bedeutenden Verbeſſerungen in der geiſtigen und ſittlichen Bildung der Völker hervorgehen.

Alle Verſuche zu einer Verbeſſerung der Religionszuſtände, die vor Chriſtus waren gemacht worden, hatten im Ganzen nur den Erfolg gehabt, einen Wahnglauben durch einen andern zu verdrängen, oder in einigen Schichten der Geſellſchaft völligen Unglauben zu begründen. Dem Chriſtenthum blieb es vorbehalten, in denen, die es ſich aneigneten, eine völlige Wiedergeburt der religiöſen Ideen und Geſinnungen hervorzubringen, weil es an die Stelle des Unwahren und Irrigen die reine, volle und unverhüllte Wahrheit ſetzte, mit welcher jenes offenbar unvereinbar und unverträglich ſich zeigte [11]).

5) So groß und vielſeitig aber der Widerſtand war, den gerade dieſer Charakter des Chriſtenthums, welcher es von allen andern Religionen weſentlich unterſchied, gegen ſeine Verbreitung hervorrief, ſo wurden doch ſeine Anfänge auch durch mehrere Zeitumſtände nicht wenig begünſtigt. Darunter gehören in erſter Linie die politiſche Unterjochung des Judenvolks durch das mächtige Rom, von deſſen Herrſchaft es ſich ſchon vor Chriſti Auftreten vergebens durch Empörungen zu befreien geſucht hatte; ſodann die nach Zerſtörung Jeruſalems und ſeines Tempels, der den Vereinigungspunkt und Sammelplatz aller Rechtgläubigen im Judenſtaate gebildet hatte, er-

---

[11]) En matière de religion rien n'est effectivement détruit que ce qui est solidement remplacé. Tel est chez les peuples le besoin de croire et d'adorer, que si vous leur ôtez les superstitions sans mettre à leur place la vérité, vous ouvrez carrière à des superstitions pires encore. *Et. Castel* Hist. de la Destruction du Paganisme dans l'Empire d'Orient 1850. p. 23.

folgte Zerſtreuung ſeines Volkes unter viele, auch ſehr entlegene Völker [12]; ferner die ſchon lange andauernde Ausartung und Entkräftung der moſaiſchen Einrichtungen und der gleichzeitige Zerfall der heidniſchen Religionen mit dem zunehmenden Gefühl des Unbefriedigenden derſelben; der Hohn, womit Heiden ſelbſt ihre Götterlehre übergoßen [13]; der Untergang der nationellen Selbſtändigkeit der meiſten ſowohl barbariſchen als kultivirten Völkerſchaften; endlich die Erleichterung des geiſtigen Verkehrs durch die weite Ausdehnung der römiſchen Herrſchaft und zugleich das offenkundige Unvermögen der damaligen Wiſſenſchaft und Weisheitslehren, Verfaſſungen und Geſetze, um der tiefen Zerrüttung des häuslichen und öffentlichen Lebens abzuhelfen. — Doch läßt ſich nicht verkennen, daß manche Beſtrebungen weiſer Männer in Griechenland und Rom und auch in andern Ländern, die eine Läuterung der Vorſtellungen von Gott und dem Verhältniß des Menſchen zu Ihm bezielten, dem Chriſtenthum den Zugang in die gebildeten Kreiſe erleichterten. Das Vehikel der griechiſchen Sprache that gleichfalls der Verbreitung der Chriſtuslehre in den an geiſtiger Bildung am weiteſten vorgerückten Weltgegenden und Ständen großen Vorſchub [14]. Später weckten die namenloſen Drangſale, welche der Einſturz des römiſchen Weltreichs über die Völker brachte, in ihnen eine erhöhte Sehnſucht nach einem

---

[12] Durch die von Chriſtus vorhergeſagte Zerſtörung Jeruſalems und ſeines Tempels verlor das Judenthum ſeinen ſichtbaren Vereinigungspunkt.

[13] Bei Terenz entſchuldigt ſich ein junger Wüſtling ganz naiv: ei warum ſollt' ich nicht thun dürfen, was die Götter ſelbſt thun? und wie derb und beißend war Lucians Verſpottung der Laſter ſeiner Götter!

[14] Als nach Alexanders des Gr. Tod ſein Reich zerfiel, waren ſeine Beſtandtheile meiſt unter die Herrſchaft geborener Griechen gekommen, wodurch griechiſche Sprache und Bildung ein ſehr erweitertes Gebiet erhielten.

Troſt, einer Beruhigung, einer Hülfe, welche ihnen alle politiſchen Zuſtände verſagten und kein Machthaber zu geben im Stande war. — Was aber ſo die Verbreitung des Chriſtenthums äußerlich begünſtigte, war nicht beabſichtigtes Menſchenwerk; es ging aus der Geſammtheit der Weltumſtände hervor.

5) Hingegen ſtießen aber auch die einfachen, vor Allem auf lautere Geſinnung dringenden Lehren des Chriſtenthums ſtets und überall auf viele feindſelig widerſtrebende Elemente: einerſeits auf jüdiſche Gleisnerei, Erſtarrung in todten Formen und durch nationelle Demüthigung ungebeugte Hartſinnigkeit, anderſeits auf heidniſchen Hang zum Sinnlichen, der in dem mit dem Staatsorganismus eng verflochtenen Götzenthum vielfache Befriedigung fand, womit ſich bei den höhern bevorzugten Ständen herrſchſüchtiger Stolz und viele politiſche Intereſſen, bei den untern geknechteten Maſſen aber nebſt großer Unwiſſenheit und Niederträchtigkeit die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit verband. Dazu geſellte ſich noch ein aufgeblaſener Dünkel in den meiſten Inhabern der geiſtigen, aeſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung. Wo die Dichter, die Philoſophen und die Redner ſich's zur Aufgabe gemacht hatten, die heidniſchen Sagen für die Förderung geſellſchaftlicher Zwecke zu bearbeiten, zeigten ſie ſich jetzt als die eifrigſten und zäheſten Verfechter der die Phantaſie und die Sinnlichkeit der Menge anſprechenden Vielgötterei gegen Chriſti einfache und überſinnliche Lehre. Zwar muß anerkannt werden, daß der vorzüglich aus Griechenland hervorgegangene weit verbreitete philoſophiſche Geiſt, obgleich von der hohen Einfalt und ſittlichen Reinheit des Evangeliums noch fern, doch zur Zerſtreuung vieler dem heidniſchen Götterdienſt fröhnenden Wahnbegriffe dem Chriſtenglauben vorgearbeitet und viele denkende Geiſter für daſſelbe

empfänglich gemacht habe. Daher erhielt auch, während die moſaiſche Theokratie der Uebermacht Roms völlig erlag, der die Vielgötterei umſtürzende Glaube an den Einen Gott durch die weit zerſtreuten Juden und der ſich täglich mehrenden Chriſten immer größere Verbreitung. Jetzt erhob ſich aber dagegen ein neues Hinderniß von einer Seite, von wo man es am wenigſten hätte erwarten ſollen. Mehrere heidniſche Philoſophen, namentlich Plotin, Porphyr und Jamblich benutzten nämlich die platoniſchen Ideen und Allegorien, um durch eine Vergeiſtigung der alten Götterſagen ſie gegen die Vorwürfe der Chriſtenlehrer in Schutz zu nehmen und ihre Albernheit mit einem ſophiſtiſch-geiſtigen Firniß zu übertünchen. Dieſer Verſuch einer Neugeſtaltung des Heidenthums mußte zwar ganz mißlingen, weil er, auf bloßem Schein beruhend, aller Kraft zur Verbeſſerung der Geſinnung und des Lebens ermangelte. Dennoch wurde er noch von dem Kaiſer Julian († 363 n. Chr.) mit eben ſo viel Schlauheit als Eifer erneuert, indem er einerſeits den Zerfall ſeines Reiches als eine Folge der Verachtung des Götterdienſts und anderſeits die bereits in den Schooß der chriſtlichen Kirche eingeſchlichenen Ausartungen als nothwendige Früchte des Chriſtenglaubens darzuſtellen ſuchte. Das ſchmachvolle Scheitern ſeines Beſtrebens der Götterverehrung wieder zur Herrſchaft zu verhelfen, verſetzte ihr jedoch einen Herzſtoß, von dem ſie ſich nimmer zu erholen vermochte. — Daß Chriſtus gerade in dem Zeitpunkt erſchien, wo alle die eben erwähnten Zuſtände zuſammentrafen, beweiſt augenſcheinlich eine Fügung des die Welt regierenden Geiſtes. Wie Wenige wären in Judäa ſowohl als in den Heidenländern vor dieſer Zeit für Chriſti Wort empfänglich geweſen! Erſt nach dem tiefen Zerfall des lange Beſtandenen aber unhaltbar gewordenen konnte die bisher unbekannte und verkannte Wahrheit Anerkennung gewinnen.

6) Nur Gott ſelbſt, der Unendlich-Vollkommene konnte und kann den Menſchen von Sich, ſeinem Weſen und Wollen in ſolcher Weiſe Kunde geben, wie es ihrer Faſſungskraft angemeſſen iſt. Und dies that und thut Gott durch die Jedem verliehene Stimme des Gewiſſens, durch die wunderbare Ordnung in der Natur, und durch das Organ der von Ihm auserwählten und erleuchteten Männer Moſes und die Propheten, vorzüglich aber durch Chriſtus, der durch Wort und That allen frühern Offenbarungen das Siegel aufdrückte und für die Fortpflanzung und Verbreitung der ewigen Wahrheit eine bleibende, vom göttlichen Geiſt geleitete Anſtalt ſtiftete. Es war hier um keine unvollſtändige Reform, ſondern um eine völlige geiſtige Wiedergeburt der Menſchheit zu thun. Chriſtus zeigte unverkennbar durch die ganze Art und Weiſe ſeines Auftretens und ſeines Lehrvortrags und auch dadurch, daß er ſelbſt nichts Schriftliches hinterließ, ſondern die Verbreitung der Botſchaft vom Reiche Gottes und dem lebendigen Wort ſeiner von Gottes Geiſt beſeelten Apoſtel anvertraute, wie entſchieden er der Abgötterei des Buchſtabens begegnen und gleichwie ſeine Perſönlichkeit ſo auch ſeine Lehre geiſtig aufgefaßt wiſſen wollte, damit Jeder, der dieſe vernimmt, durch ihre Erwägung in ſeinem Innerſten, und durch ihre treue Befolgung im Leben inne werde, daß ſie von Gott ſei. In dieſer ganz geiſtigen Beſchaffenheit der chriſtlichen Religion, wodurch ſie ſich vor jeder andern weſentlich auszeichnet, liegt eine untrügliche Bürgſchaft, daß ſie Weltreligion zu werden beſtimmt ſei[14]).

---

[14]) Für dieſe geiſtige Auffaſſung haben unſtreitig Johannes der Evangeliſt und Paulus das Meiſte gethan.

XXVII.

Das Weſen des Chriſtenthums hat das Gepräge unvergänglicher und göttlicher Wahrheit, ohne alle Beimiſchung von vorübergehenden weltlichen und nationellen Elementen.

1) Alles wahrhaft Große iſt einfach. Das Chriſtenthum iſt unter allen Religionen auch die einfachſte. Dieſer hohe Vorzug hat ſeinen tiefſten Grund und ſeinen reinſten Abdruck in der Perſönlichkeit des Stifters, die ſich weſentlich von der Perſönlichkeit aller andern Religionsſtifter unterſcheidet. Sie iſt das größte Wunder, das die Welt je geſehen hat. Alles an ihr iſt höchſt lehrreich und erhebend. Wann und wo hat das Göttliche ſich in der Perſon, in den Reden und Thaten, im ganzen Leben eines Menſchenſohns ſo klar und rein als Gottes Abglanz und Ebenbild (Hebr. I. 3. Koloſſ. I. 15.) und in ſolcher Fülle (Koloſſ. II. 9.) geoffenbart? Wann und wo das Reinmenſchliche ſich ſo zum Göttlichen erweitert und verklärt? Wann und wo iſt ein Anderer mit ſolcher allem Künſtlichen fremden Erhabenheit zur Verbeſſerung der menſchlichen Zuſtände erſchienen? Wer trat je vor ihm und nach ihm als Einer auf, dem Gott die Gewalt gegeben (Matth. VII. 29. Luk. IV. 32.)? Wer hat je gleich Ihm ſeine Feinde auffordern können, ihn auch nur

Einer Sünde zu zeihen? Wann und wo iſt ein Lehrer aufgeſtanden, der mit ſo einfacher Rede ſo große Wirkungen hervorbrachte? Man mag Chriſti Werk nach ſeiner Perſönlichkeit oder dieſe nach ſeinem Werk beurtheilen, das Göttliche ſtrahlt aus beiden klar und deutlich hervor. — Seine Selbſterniedrigung deutete nur deſſen Erhabenheit über alle irdiſche Hoheit an; ſeine Entfernung von allem dem, was die Welt groß nennt, zeigte, daß ſeiner Größe keine andere gleich kommen könne [1]). Wie tief prägte er nicht denen, die er in die Welt ſandte, um ſeine frohe Botſchaft vom Reiche Gottes zu verkünden, es ein: Sein Reich ſei nicht von dieſer Welt! Wie ſtark empfahl er ihnen nicht: ſie ſollten gleich ihm von Herzen demüthig ſein, da der Erſte in dieſem Reiche derjenige ſei, der Allen am beſten diene! — Allen Menſchen iſt Gott in der Perſon Chriſti nahe gekommen; er gibt ſich Allen anſchaulich in dieſer Perſon zu erkennen, welche die Fülle des Göttlichen und des Reinmenſchlichen in ſich vereinigt darſtellt [2]). So wie Gott für die Menſchen der Mittelpunkt des Weltalls iſt, ſo iſt Chriſtus für die, welche an ihn glauben, der Mittelpunkt des Lebens, an dem ihre edelſten Gedanken, Beſtrebungen und Hoffnungen, ſie mögen das Dieſſeits oder das Jenſeits berühren, ſich feſthalten können. Sein Wandel auf Erden zeigt uns Pilgern auf derſelben in Allem das höchſte Vorbild, und in der jenſeitigen Welt iſt Er die einzige Geſtalt, in welcher unſer Geiſtesblick ſchon hienieden das Göttliche in ſeiner Beziehung zur Menſchheit gleichſam anſchauen kann (Joh. XIV. 7. 9.) Er iſt es, der Himmel und Erde einander nahe bringt. Wie ſeine Perſon war auch ſeine Lehre im Gebiete der Religion eine Erſcheinung, die jede andere weit hinter ſich läßt. Er wie kein anderer Religionsſtifter trug nichts als göttliche Wahrheit vor und ſchrieb nichts als allgemein verbindlich vor, was er nicht für unveränderlich, Allen und Jedem faßlich, und zur Begründung eines reinſittlichen Lebens unerläßlich erkannte. Genau unterſchied er das, was für Einzelne rathſam ſei, von dem, was Alle verpflichte. Er legte den Menſchen keine Bürde auf, welche nicht Jeder bei gutem Willen leicht tragen könnte. (Matth. XI. 29.) Dieſe große, hohe Einfachheit erhebt das Weſen des Chriſtenthums, das ſich Allen für alle Zeiten als heilbringend ankündigt, über alle Einflüſſe örtlicher und nationeller Zuſtände und Zeitenwechſel, welche verſchiedene Geſtaltungen herbeiführen können. Er, der mit Wahrheit ſagen konnte: der Vater und ich ſind Eins, erklärte auch: daß Alle durch treue Befolgung ſeines Gebots der Liebe miteinander Eins werden ſollen, wie er Eins ſei mit dem Vater (Joh. XVII. 21—23.) Dieſe vollkommene Vereinigung der Menſchen mit Gott und unter ſich durch die Liebe iſt der Grundſtein ſeiner Lehre, auf welchem ſie ſich durch heiligende und beſeligende Kraft über jede andere weit erhebt[3]). Wo die Liebe, die allſeitige, thätige, innige, welche Chriſtus gelehrt 4), waltet, da macht ſie dem Reich der Selbſtſucht ein Ende, das ein Krieg Aller gegen Alle iſt. Nebſt dieſer Eigenthümlichkeit der Lehre Chriſti von der ewigen ſittlichen Weltordnung zeugt für die Göttlichkeit ſeiner Perſon die vollkommene Uebereinſtimmung a) ſeiner Werke mit den Verſicherungen von ſeinem Weſen und ſeiner Macht, und b) ſeiner Vorherſagungen mit den Erfolgen. Dieſe Uebereinſtimmung iſt eine geſchichtlich erwieſene Thatſache. Chriſtus konnte ſich auch mit Zuverſicht auf die Vorherverkündigung ſeiner Ankunft durch die Propheten berufen, da ſein Leben ſie täglich vor Aller Augen erfüllte 5). Indem der Eine Gott ſich den Menſchen in der Perſon Chriſti, welcher dem Geiſte nach mit Ihm Eins iſt, menſchlich verſichtbarte, (Joh. XIV. 7. 9. u. fg.) benahm er der Vielgötterei ihren Reiz und jeden ſcheinbaren Grund, womit ſie ſich ferner hätte geltend machen können 6). Und durch Vorweiſung eines vom Anfange bis ans Ende vollkommenen heiligen Lebens mitten in den ſchwierigſten und widerwärtigſten Umſtänden hat Chriſtus, da er alle Menſchen zur Nachfolge auffordert, ihnen die Möglichkeit derſelben dargethan, woferne ſie dem Zuge des göttlichen Geiſtes, den er ihnen zuſicherte, willig nachgehen würden (Joh. XIV. 1. 2. 20. 23. 24. 25. XV. 7. 1. Kor. X. 13.)

---

[1]) Dies offenbarte ſich ſchon in ſeiner Vorbereitung zum Lehramt, wo er jede Verſuchung eitler Ruhm- und Machtbegier mit ſo erhabener Entſchiedenheit von ſich wies. Matth. IV. 3. fg. Luk. IV. 2–12.

[2]) Dadurch, daß Gott als der Menſchen Sohn und Erlöſer in der endlichen Welt erſchien, hat er ſich nicht verendlicht. Die Gottheit Chriſti geht nicht in ſeiner Menſchheit auf.

---

[3]) Treffend ſagt Irenäus von Chriſtus: Factus est quod sumus nos, ut nos perficeret esse quod est ipse. *Irenaeus* Adv. Haeres. Prof. L. V. Der Sohn Gottes iſt Menſchenſohn geworden, damit die Menſchenſöhne Gottesſöhne würden. Ueber die Art, wie der Sohn Gottes Eins iſt mit Gott dem Vater, haben die Menſchen viel geſtritten, weil ſie das Unbegreifliche begreifen wollten. Wie aber der Menſch nach Einigung mit Gott ſtreben kann und ſoll, hat ihn Chriſtus genau gelehrt, und wenn er dies befolgt, ſo wird er der Einigung mit Gott inne. Was braucht er mehr?

2) Die Vernunft und das Gewiſſen ſetzte Chriſtus überall im Menſchen voraus, als die innern Lichter, ohne die

---

4) Die Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben. 1. Tim. I. 5.

5) Non ideo credendum est Jesu, quia de eo Prophetae praedixerunt, sed ideo magis credendum est prophetis, quod vere prophetae sint, quia iis Christus testimonium reddit. *Recognitiones Clementinae* I. 59.

6) Der Chriſt glaubt an das Wort des Sohnes, weil er in Ihm den Vater verſichtbart erkennt.

derſelbe ſeine Lehren nicht auffaſſen könnte. An beide berief er ſich in ſeinen Vorträgen von Gott und deſſen Willen [7]. Alles Geheimthun war ihm zuwider. Seine Lehren und Thaten am hellen Tage kund gebend, ſcheute er die Beurtheilung nicht. Sie ſollten von Allen, ſeien ſie gebildet oder ungebildet, gelehrt oder ungelehrt, verſtanden werden. Alles, was er vortrug, ſollte jedem Menſchengeiſt zugänglich ſein [8]. Er verlangt von Niemand, daß er das Unbegreifliche zu begreifen ſuche, noch daß er etwas glaube, womit der menſchliche Geiſt keinen Sinn verbinden, was ihm mithin weder zur Erleuchtung noch zur Heiligung dienen kann. Dagegen kann der ganze Inhalt ſeiner Lehre von Jeglichem zur Heiligung ſeiner Geſinnung und ſeines Lebens angewendet werden. Wie ſeine Lehre trägt auch ihr Vortrag das Gepräge der höchſten Einfalt [9]. — Die Vorſtellung von Gott, die er uns mittheilte, iſt nicht nur von allen ſinnlichen Beſchränkungen frei und reiner, geiſtiger und erhabener als alle andern Vorſtellungen von Gott, ſondern ſie iſt auch der Faſſungskraft und dem Herzen aller Menſchen am nächſten gebracht [10]). Indem er zuerſt Gott als den Alle liebenden Vater [11]) bezeichnete, ſprach er auch die große herzerhebende Wahrheit aus: daß alle Menſchen ohne Unterſchied Brüder ſind. Chriſtus allererſt hat die erhabenſte, das All umfaſſende Idee von Gott, als dem unendlich vollkommenen Geiſt, der jedem Menſchengeiſt nahe iſt [12]), im Bewußtſein der Menſchheit zu voller Klarheit entfaltet und in ſo völliger Lauterkeit dargeſtellt, daß ſie das höchſte Leitgeſtirn ihres ganzen Lebens werden konnte. Die Lehre von Gottes Dreieinigkeit als Vater, Sohn und Geiſt zeigt Ihn uns als den lebendigen, ewig mit unendlicher Liebe wirkenden Gott, von dem ſelbſt die Weiſeſten vor Chriſtus kaum eine Ahnung hatten [13]). In der Perſon Chriſti ſelbſt hat ſich uns die Idee der vollendeten Menſchheit geoffenbart, und in der Wirklichkeit mit höchſter Einfalt dargeſtellt. Und ſo hat ſich auch in Ihm und durch Ihn zuerſt die Möglichkeit der geiſtigen Vereinigung jedes einzelnen Menſchen mit Gott erwieſen (Joh. XVII. 21. 22. 26.) Der zuverſichtliche Glaube, den er uns gab, daß der Menſch in geiſtiger Vereinigung mit Gott das Böſe zu beſiegen und das Gute zu vollbringen vermöge, verleiht ihm die Macht ſeine Freiheit gewiſſenhaft zu gebrauchen. Dabei iſt aber auch nie auſſer Acht zu ſetzen, daß der Erlöſer nicht gekommen iſt, die menſchliche Natur, wie ſie der Schöpfer eingerichtet hat, aufzuheben, ſondern um ihrer durch Mißbrauch des freien Willens bewirkten Verderbniß zu ſteuern.

---

[7] Daraus erhellet, wie unſinnig die Behauptung ſei: ein vernünftiger Chriſt müſſe nothwendig ein unvernünftiger Philoſoph ſein. Dazu iſt uns ja die Vernunft vorzüglich gegeben, daß wir alle Zeugen von Gott vernehmen und jede Offenbarung Gottes, die an unſer Herz und unſre Willen gerichtet iſt, erkennen mögen. — Baco ſagt (de Dignitate et Augmentis scientiar. Cap. ult.): Da Gott ſich ſelbſt des Dienſtes unſerer Vernunft in ſeinen Erleuchtungen bedient, ſo müſſen wir ſie auch auf alle Weiſe und nach allen Seiten hin um ſich ſehen und ſich umthun laſſen, damit wir dadurch den Geheimniſſen deſto beſſere Aufnahme und Eingang bereiten. Nur muß dabei das Gemüth ſo viel möglich nach der Größe der Geheimniſſe erweitert, und nicht das Geheimniß nach der Kleinheit des Gemüths eingeengt werden.

[8] Darauf hielten auch die Apoſtel unverrückt feſt. Doctrina apostolorum manifesta et firma et nihil subtrahens, nec alia quidem in abscondito, alia vero in manifesto docentium. Hoc enim fictorum et prave seducentium et hypocritarum est molimen. *Irenaeus* de Haeres. L. III. c. 15.

[9] Die Größe und Erhabenheit religiöſer Wahrheiten wird durch die Einfachheit ihres Vortrags in's rechte und volle Licht geſtellt.

---

[10]) Erſt durch Chriſtus und in Ihm wurde Gottes Weſen den Menſchen in voller Klarheit geoffenbart. (Joh. I. 1—18).

[11]) Den Vater, der über Alle und durch Alle und in Allen iſt. Epheſ. IV. 6.

[12]) Gott iſt keinem Einzigen von uns ferne. Apoſtelg. XVII. 27.

[13]) Der Glaube an Gott den Vater und den heil. Geiſt iſt vollſtändig in dem Glauben an Chriſtus enthalten, indem Chriſtus uns den Vater (ſeiner und aller Menſchen

3) Chriſtus, wie kein anderer Religionsſtifter vor oder nach ihm behandelte jeden Einzelnen als Selbſtzweck, durch Vervollkommnung zur Seligkeit beſtimmt, und wollte auch daß Jeder den Andern ſo behandle; in den heidniſchen Staaten ging der Menſch im Bürger auf. Nach Chriſti Lehre hat jeder Menſch auf perſönliche Würde Anſpruch[14]. Dadurch, daß die Chriſtuslehre jeden Einzelnen als Selbſtzweck betrachtet, hat ſie die Grenze zwiſchen dem was dem äuſſern Zwang des Staats unterliegt, und dem was nur dem Gewiſſen angehört vorgezeichnet. Die äuſſern Formen der Geſellſchaft unberührt laſſend, drang ſie einzig, aber mit unbedingtem Ernſt auf eine Grundverbeſſerung des Innern des Menſchen, aus welcher dann jede Verbeſſerung der Geſellſchaft hervorgehen ſollte[15]. Die von den Sitten vieler Völker mißkannte und verletzte Frauenwürde erhielt durch Chriſti Lehre eine Anerkennung und einen Schutz, wie ſie ihr keine andere Religion verliehen hatte. Erſt von ihr bekam die Ehe die höchſte Weihe eines lebens-

---

Vater) und den Geiſt, der ſie in alle Wahrheit einführt und heiligt, bekannt gemacht hat.

[14] Es iſt eine durchaus grundloſe Behauptung Feuerbach's (Das Weſen des Chriſtenthums 1849. S. 214.): daß die Alten (Heiden) das Individuum der Gattung, die Chriſten, die Gattung dem Individuum opferten. Keine Religion betrachtet jeden einzelnen Menſchen ſo ſehr als Selbſtzweck und will ſo die allgemeine Menſchenwürde anerkannt wiſſen, wie die chriſtliche; aber ſie opfert ſo wenig die Gattung dem Individuum, daß ſie vielmehr wie keine andere Religion die Individuen durch das Band der Liebe, mit der ganzen Gattung auf's engſte verbindet.

[15] Le christianisme n'est pas une chimère socialiste, imaginée pour renouveler les formes du monde, avant d'avoir changé les individus; si les apôtres avaient pu l'envisager ainsi, ils auraient aussi peu compris les intentions du sauveur que les besoins de la nature humaine. Rien n'était plus contraire à la loi de l'amour que son introduction brusque et violente dans le monde. L'amour est un sentiment libre spontané, individuel; il exclut la contrainte. *C. Schmidt* Essai sur la transformation du monde romain par le Christianisme 1853. p. 175.

länglichen Treubundes der Liebe zur Begründung häuslicher Eintracht und gottgefälliger Kinderzucht[16]. Ueberhaupt hat keine Religion, wie die chriſtliche die gleiche perſönliche Würde aller Menſchen ins volle Licht geſtellt; ſie hat gezeigt, daß alle den gleichen Urſprung, die gleichen Pflichten, die gleiche Beſtimmung haben. Sie zuerſt hat das Gebot: Gott über Alles und alle Menſchen als Gottes Kinder wie ſich ſelbſt zu lieben als die höchſte und unerläßlichſte Lebensvorſchrift dargeſtellt, die alle Pflichten in ſich faßt, von deren Beobachtung alles Heil abhängt, und die den Herrn wie den Diener, den Höchſtſtehenden wie den Niedrigſten gleichmäßig verbindet. Dieſes Geſetz iſt zwar ſo alt als die Welt, da es dem Herzen des Menſchen eingeſchrieben iſt. Es war aber in der Welt durch künſtliche Deutungen und die Macht verkehrter Neigungen ſo getrübt und entſtellt worden, daß Chriſtus mit voller Wahrheit ſagen konnte: er gebe ein neues Gebot[17]. Dieſes Gebot rief den Menſchen aller Völker und Stämme und Stände die Gemeinſamkeit ihres

---

[16] Schon das Geſetz Moſe's hatte für die ſittliche Würde der Ehe mehr geſorgt, als jedes andere. Aber es geſtattete den Scheidebrief und beſtrafte den Ehebruch an der Frau mit Steinigung. Wie ganz anders beurtheilt Chriſtus die Ehebrecherin! (Joh. VIII. 3—9. — Das Chriſtenthum will von der Geſchlechtsverbindung allen Zwang und alles, was ſie zu einem blos ſinnlichen Akt herabwürdigen möchte, beſeitigt wiſſen, und es vereinigt mit der Erhebung der Ehe zu einer rein ſittlichen, Gott gefälligen Verbindung das Lob des Standes der Jungfräulichkeit, wofern er freiwillig mit reinem Tugendſinn erwählt wird.

[17] Dem heidniſchen Alterthum war ſogar der Ausdruck *Charitas* fremd. Cicero gebraucht ihn nur einmal, um das feſteſte Band der Geſellſchaft zu bezeichnen: **Cum animus societatem charitatis coierit cum suis, omnesque natura conjunctos suos duxerit, cultumque deorum et puram religionem susceperit, quid eo dici aut excogitari poterit beatius.** *De Legibus* I. 22. Großer Intelligenz und Geſchicklichkeit, auch bewunderungswürdigen Thaten und Werken begegnen wir bei Juden und Heiden, bei Gerechten und Ungerechten; die Liebe allein iſt nur den Guten eigen, und unterſcheidet ſie weſentlich von den Böſen.

Urſprungs und ihrer Pflichten gegen einander ins Bewußtſein[18]. Auch hat die durch dieſes Gebot geforderte Anerkennung der Gleichheit Aller vor Gott zur Anerkennung der Gleichheit Aller vor dem Geſetz (im Staate) den Weg bereitet. Die Ungleichheit in der Vertheilung der irdiſchen Glücksgüter, die ſo Viele zum Mißmuth und Andere zur Ueberhebung veranlaßt, lehrte Chriſtus als eine aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Geſellſchaft entſtehende Thatſache anſehen, welche Jeglichem Verpflichtungen auflege, durch deren Erfüllung jene Ungleichheit Allen zur Veredlung, zur Aneignung unvergänglicher Schätze, zur Verſtärkung des Bandes der Liebe, gereichen würde. Er zeigte, daß das Ungemach wie das Glück, die Armuth wie der Reichthum Aufforderungen zur Tugendübung, aber auch Reize zum Böſen enthalten, und daß der Menſch ſein Herz an Nichts Vergängliches heften dürfe. Er ſelbſt lebte in Armuth und ohne allen äußern Glanz, erwies ſich aber überall als Freund, Tröſter und Helfer der Dürftigen, Leidenden, Verachteten, Gedrückten und Verfolgten, und beſonders der Elendeſten aller Elenden — der Sünder. Ohne gegen die Geſetze, welche das Sklaventhum in Schutz nahmen, aufzutreten, pflanzte er durch ſein Geſetz der Liebe in die Herzen eine Geſinnung, mit welcher die Härten im Verhältniß von Herren und Sklaven nicht mehr fortbeſtehen konnten[19].

4) Nach Chriſti Lehre iſt Gott ſelbſt die Liebe, mithin die Befolgung des Gebots der Liebe ein Streben Gott

---

[18] *Theodoret* Sermo 10. de Orat. p. 118. u. *S. Augustin* de morib. Eccl. cathol. B. I. c. 62. 63.

[19] Placés au millieu d'une société où l'esclavage était si profondement enraciné les apôtres n'attaquent pas la posession qui, chez les maitres était passé en l'état d'un droit de fait; ils préparent la reconnaissance du droit naturel, fondé sur la justice et l'amour. *C. Schmidt* Essai sur la transformation du monde romain par le Christianisme 1853, p. 179.

nachzuahmen. Chriſti Leben ſelbſt iſt ein einziger unendlicher Odemzug der Liebe und dieſe macht auch das Weſen des Chriſtenthums aus. Sein Stifter lehrte mit voller Klarheit: daß Gott ein Geiſt ſei und nur im Geiſte (durch Liebe in Geſinnung und That) angebetet werden wolle; daß man nie vergeblich um die geiſtigen Güter (Tugendſtärke und innern Frieden) zu Gott bitten werde, daß aber was die übrigen Güter betrifft, Gott beſſer wiſſe, als wir, weſſen Jeglicher bedürfe (Matth. VI. 32.) Er lehrte: alle religiöſe Anſtalten und Gebräuche dürften einzig zum Zweck haben, die geiſtige Anbetung zu fördern; dieſe dürfe nicht in mechaniſchen Verrichtungen, nicht in geiſtloſer Lippenbewegung, nicht in vielen Worten beſtehen, (Matth. VI. 5. fg. VII. 21. fg.) ſondern müſſe das ganze ungetheilte Herz Gott zum Opfer darbringen (Matth. VI. 24. Vergl. Röm. XII. 1.); nur ein ſolches Opfer ſei Gott wohlgefällig. Das ganze Leben ſolle ſolch eine Anbetung Gottes ſein; weder an den Tempel zu Jeruſalem, noch an den zu Garizim ſei die ächte Gottesverehrung gebunden; wo immer der Menſch Gott im Geiſt und in der Wahrheit mit liebreicher Geſinnung anbete, ſei er Gott angenehm (Joh. IV. 21. 23.)[20]. Chriſtus lehrte ferner: Nichts ſei Sünde oder verunreinige den Menſchen vor Gott, als was aus der böſen Begierlichkeit des Herzens hervorgeht, aber auch keine äußere Uebung ſei gut, habe ſittlichen Werth vor Gott, wenn ſie nicht einer heiligen

---

[20] In des *Minucius Felix* Octavius erwidert der Chriſt dem Heiden c. 32. n. 2.): Hostias et victimas Domino offeram, quas in usum mei protulit, ut rejiciam ei suum munus? ingratum est, quum sit litabilis hostia bonus animus et pura mens et sincera conscientia. Igitur qui innocentiam colit, domino supplicat; qui justitiam, Deo libat; qui fraudibus abstinet, propitiat Deum; qui hominem periculo subripit, opimam victimam caedit. Haec nostra sacrificia, haec Dei sacra sunt; sic apud nos religiosior est ille qui justior.

Herzensgeſinnung (der Abſicht das Gebot der Liebe zu erfüllen), entquillt. Ihn ſelbſt hörte man nie über Heiden (Götzenverehrer) oder Irrgläubige (die Samariter) oder ihre religiöſen Vorſtellungen und Uebungen ein Wort äußern, das als die Liebe verletzend hätte gedeutet werden können, obgleich er in einem Lande lebte, wo beide dem Volk äußerſt verhaßt waren; er behandelte ſie vielmehr mit großer Milde und Nachſicht, und erklärte offen: auch an ſie ſei ſeine Botſchaft vom Reiche der Liebe gerichtet, die bis zum Ende der Welt Allen verkündet werden ſolle[21]. Sein Gebot der Liebe umfaßt alle Völker, welchen Glaubens ſie ſind, und erſtreckt ſich auch auf die Mittel und Wege, wodurch die Andersgläubigen Gott zugeführt werden ſollen. Weſentlich erhebt dies das Chriſtenthum über alle andern Religionen, daß es eine Liebe verlangt, die auf alle Menſchen ſich ausdehnt und keine zeitliche Zurückſetzung oder Benachtheiligung von irgend Jemand wegen ſeines Glaubens geſtattet. Gott, deſſen Liebe alle Menſchen umfaßt, will auch, daß der Menſch alle ſeine Nebenmenſchen liebe und dieſe Liebe gegen Jeden bethätige. Kein Unterſchied des Glaubens, der Geſittung und Bildung, noch der Nationalität kann hievon eine Ausnahme begründen. Darin beſteht ein weſentlicher Unterſchied des Chriſtenthums vom Heidenthum und auch vom Judenthum. Nichts kann den Chriſten berechtigen, in Anſehung der Nichtchriſten dem Gerichte Gottes vorzugreifen. Den Geiſt der Liebe, nicht den liebloſen Eifer hat Chriſtus zum Apoſtel ſeines großen

---

[21] Chriſtus erwies ſelbſt die gleiche Liebe den Heiden und den Juden und auch den Samaritern wie ſeinen Jüngern. Der Haß von Chriſten gegen die Juden iſt eine Geburt des Mittelalters. Die Juden hatten allerdings Chriſtum gekreuzigt, das iſt wahr; aber Chriſtus betete am Kreuze: Vater vergib' ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.

Gebots beſtellt[22]). Er war deſſen gewiß, daß alle Wahnbegriffe und heidniſche Gebräuche von ſelbſt verſchwinden müßten, wenn einmal ſein Gebot die Herzen durchdrungen hätte. Nur gegen eine Menſchenart war ſein Verwerfungsurtheil unerbittlich, gegen die tückiſchen und argliſtigen Heuchler und Gleisner, die Augendiener und Splitterrichter, die mit der Religion ein ſelbſtſüchtiges Gewerbe trieben[23]). Wahrhaftigkeit verlangt er unbedingt (Matth. V. 37), weil mit der Lüge und Täuſchung die Liebe nicht beſtehen kann. Niemand lehrte er, könne Gott und ſeiner Begierlichkeit zugleich dienen, Gott begehre des Menſchen ganzes Herz; er dürfe dieſes an nichts hingeben, das der Roſt und die Motten verzehren; dem, der aus allen Kräften nach der Gerechtigkeit trachte, aber auch nur ihm werde die Seligkeit als Frucht davon zu Theil werden; das größte aller Uebel hingegen ſei die Sünde; ſie und ihre Folgen (den Zwieſpalt im Menſchen) zu tilgen ſei er gekommen. Erlöst hat er in der That Jeglichen von dem Joch der Sünde, der ihr, voll des Glaubens an die von ihm geoffenbarte Macht des göttlichen Geiſtes, ernſtlich entſagt und mit allen Kräften widerſteht. Dieſer Glaube und die Liebe ſollten den Menſchen von jeder Furcht auſſer derjenigen Böſes zu thun befreien. Die Erlöſung durch Chriſtus umfaßt die ganze Menſchengattung; ihrer kann jeder durch Einigung mit der Geſinnung des Erlöſers perſönlich theilhaftig werden. Chriſtus hat zuerſt den grellen Gegenſatz zwiſchen Gut' uud Bös', Licht und Finſterniß, Lüge und Wahrheit vollſtändig aufgedeckt; er zuerſt hat gezeigt, daß der Lügengeiſt (die Eigenliebe, die Eitelkeit, die Hoffart, der Hochmuth, der Stolz) das Grundübel ſei, welches des Menſchen Geiſt beſtändig bekämpfen müſſe; er zuerſt hat dargethan, daß der Menſch nur durch das unbedingte Trachten nach dem Ewig Guten und Wahren ſein Heil finden könne. Seine Lehre verlangt von Jedem die größtmögliche Anſtrengung ſeine Geſinnung und ſein Leben von allem Unlautern zu reinigen; ſie flößt ihm aber auch zugleich das tiefe Gefühl vom Unvermögen ein, dies ohne Gottes Mitwirkung zu vollbringen, mit der Zuverſicht jedoch auf dieſe Mitwirkung, wofern er nur ſelbſt nach Kräften das Seinige thut. (Luk. XIX. 12—16.) Mit Verzagtheit iſt lebendiger Chriſtenglaube eben ſo unverträglich als mit einem ſich überhebenden Hochmuth. Indem der Chriſt ſich als ein freithätiges Organ des göttlichen Geiſtes anſieht, trachtet er ſtets ſo zu handeln, daß der Friede mit Gott, die Zufriedenheit mit deſſen Anordnungen ihm bewahrt bleibe. — Die Thatſache, daß alle Menſchen von Hoffart, Fleiſchesluſt und Habgierde verſucht werden und daß alle ſündhaft ſind und ſündigen (1. Joh. I. 8.) wer kann ſie in Abrede ſtellen, und wem ſagt ſein Bewußtſein nicht, daß die Sünde von Gott trennt und den Geiſt mit ſich ſelbſt entzweit, indem ſie den Menſchen, der zur freiwilligen Erfaſſung des Guten berufen iſt, zum Sklaven der böſen Begierlichkeit erniedrigt? Die bei allen Völkern von jeher üblichen Sühnopfer ſind ein Bekenntniß ihres Schuldbewußtſeins. Aber es fehlte den Menſchen die Bürgſchaft und die Zuverſicht von der Tilgung ihrer Schuld in Gottes Augen. Kein Religionsſtifter machte ſich wie Chriſtus die Erlöſung der Menſchen vom Joch des Sittlich-Böſen, von der Knechtſchaft der Sünde zum Zweck. Die andern ſtrebten wohl Hinderniſſe des Erdenglücks, der politiſchen Freiheit und Ordnung, der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt zu beſeitigen. Aber die Quelle aller Uebel im Innern des Menſchen zu zerſtören, dazu fühlte Keiner von ihnen in ſich den Beruf und die Macht. Chriſtus gründete in den Schuldbewußten die Zuverſicht, daß Gott ihnen die Schuld erlaſſe, wenn ſie ſich reumüthig ihm zuwenden und ernſtlich nach Beſſerung ringen. (Luk. XV. 1—23.) Doch Keiner, lehrte er, dürfe von Gott Vergebung ſeiner Schulden hoffen, wenn er nicht auch ſeinen Nebenmenſchen die ihrigen von Herzen vergebe. (Matth. VI. 14. fg. XVIII. 22. 35.) — Es iſt keine Tugend, welche das Chriſtenthum nicht lehrt, wozu es nicht auffordert und Kraft verleiht. Es will aber auch, daß die

---

[22]) Verhöhnung und Beſchimpfung der Gegner iſt nicht die Manier, womit Chriſtus ſeine Lehre vertheidigt wiſſen will.

[23]) Um den Sinn mancher gehaltvoller Ausſprüche Chriſti richtig aufzufaſſen, dürfen wir nicht unbeachtet laſſen, daß ſie die Entlarvung und beſchämende Zurechtweiſung der heuchleriſchen Tücke verſteckter Schriftgelehrten und Phariſäer zunächſt beabſichtigten. Zur Geſinnung von dieſen verhielt ſich der Geiſt Chriſti in ſeiner Art wie der Geiſt des Sokrates zu dem Treiben der Sophiſten. — An Gelehrſamkeit fehlte es den Schriftgelehrten und Phariſäern, welche Chriſtus bekämpfte, nicht. Auch mag ihr Eifer für den Buchſtaben des Geſetzes und die äußern Gebräuche der Abſicht entſprungen ſein, die Nationalität und den religiöſen Glauben der Juden vor den verderblichen Einflüſſen der Fremdherrſchaft und der Vielgötterei zu bewahren (wie H. Salvador in ſ. Buch Jésus et sa doctrine I. 108. 109. behauptet). Aber der Vorwurf, daß vielfach ſich dieſem Eifer Heuchelei und Argliſt beigeſellten, iſt tief begründet und erhielt durch ihr Benehmen gegen Chriſtus und ſeine Lehren und Schüler volle Bekräftigung. Als Sittenlehrer glichen ſie ſo manchen ſpitzfindigen Scholaſtikern ſpäterer Zeit. „Au lieu de proclamer avec âme les préceptes Moraux de la loi, ces docteurs les transformaient en pures questions de droit; ils les entouraient de restrictions, ils multipliaient les subtilités, et avant que leur parole eût exercé quelqu'influence sur l'esprit, le coeur avait eu le temps de se glacer et de devenir insensible.“ *Salvador* Jésus-Christ et sa doctrine I. 371. — Wie ganz ähnlich ſind doch den alten jüdiſchen Phariſäern unſere neuen chriſtlichen! Jene ſchildert *Bossuet* (Discours sur l'Hist. Univ. P. II. ch. 17.) nach dem Leben ſo: „Ils voulurent gouverner, et en effet ils se donnèrent un pouvoir absolu sur le Peuple; ils se rendirent les arbitres de la Doctrine et de la Religion, qu'ils tournèrent insensiblement à des pratiques superstitieuses, utiles à leur interêt et à la domination qu'ils voulaient établir sur les consciences: et le vrai esprit de la loi était prêt à se perdre. — Ils multiplièrent sans bornes les pratiques extérieures, et débitèrent toutes leurs pensées, quelque contraires qu'elles fussent à la loi de Dieu comme des traditions authentiques

Tugend ſeiner Bekenner alles Gute in ſich befaſſe und alles Böſe von ſich ausſchließe und daß ſie nur aus Beweggründen die von Selbſtſucht frei ſind, entſpringe, daß mithin auch Keiner ſich etwas auf ſich einbilde. Darin beſteht das Band der Liebe, welche Chriſtus von ſeinen Jüngern verlangt, daß ſie wie Glieder Eines Leibes Freude und Leid miteinander theilen, und ſtets zur Verwendung alles deſſen, was ſie vermögen, um einander zu dienen, bereitwillig ſein ſollen. Die natürlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenſchaften erhalten von der chriſtlichen Liebe eine ſolche Mäßigung und Läuterung, daß ſie der Tugend dienſtbar gemacht werden. — Nach der Vorſchrift Chriſti, der von ſich ſelbſt ſagt, er ſei nicht gekommen, die Menſchen zu richten, ſondern zu erlöſen, ſoll Jeder ſich ſelber richten, aber Keiner die Andern. Die größte Unordnung in der Geſellſchaft entſteht, wenn Jeder ſich ſelbſt vernachläßigt, dagegen ſich dreiſt zum Richter aller Andern aufwirft. Denn dadurch wird die Liebe von Grund aus zerſtört. — Chriſti ganzes Leben iſt eine ununterbrochene Reihe von Thaten der Liebe. Obgleich ihrer viele von göttlicher Wunderkraft zeugten, ſo tadelt er doch die Wunderſucht, weit entfernt ſie zu hegen, mit großem Ernſt als ein Zeichen, daß man den Wundern höhern Werth beilege, als der heilbringenden Wahrheit[24].

---

[24] Wunder nennen wir Erſcheinungen, denen wir keine natürlichen Urſachen zuzuſchreiben vermögen. Die Wahrheit beſteht für ſich auch ohne Wunder. Doch können Wunder Mittel ſein, eine Wahrheit zu beglaubigen, obgleich ſie für ſich ſelbſt beſteht, wenn auch keine Wunder ſie bezeugten. Die Wunderſüchtigen ſind aber gerade für das Wunder, das ihnen das heilſamſte wäre, das ihrer wahren Beſſerung gleichgültig. Sie verlangen phyſiſche Wunder, bleiben aber ſelbſt im Innern die alten. (Matth. XII. 39. XIII. 58. XVI. 4. Vergl. Mark. XIII. 22. — Auch die Naturkräfte und ihre Wirkungen ſind Ausflüſſe der Macht Gottes und abhängig von ſeinem Willen. Die Wunderſüchtigen möchten aber, daß Gott ſeine Macht ſtets ihren Privatwünſchen anbequeme. Chriſti Wunderthaten ſtehen hingegen alle in Verbindung mit ſeiner Sendung, die Menſchen vom Joch der Sünde zu erlöſen.

Der Liebe, ſprach er, iſt kein Wunder unmöglich; ſie könne Berge verſetzen (alles Böſe beſiegen, alles Gute bewirken); dagegen könnten alle Wunderdinge, die ein Menſch zum Erſtaunen der Welt verrichte, ihm für ſich vor Gott nichts helfen, wenn er deſſen Willen nicht erfüllt. Er ſelbſt beabſichtigte durch ſeine Wunderthaten nicht ſeinen eigenen Ruhm, ſondern die Verherrlichung deſſen, der ihn geſandt hat, die beſeligende Wahrheit zu verkünden[25]. — Die chriſtliche Demuth und die chriſtliche Feindesliebe ſind im Auge der Nichtchriſten eitle Chimären. Aber gerade ſie ſetzen dem Chriſtenthum die Krone auf. Indem dieſes durch die Feindesliebe den Menſchen auf den Gipfel der ſittlichen Güte erhebt, welche Gott am nächſten bringt, ſchützt ſie ihn zugleich durch die Demuth vor der Gefahr die Beute der Selbſttäuſchung zu werden und in ſchwindlichter Verblendung von der erſtrebten ſittlichen Höhe herabzuſtürzen, vor welcher Gefahr ſonſt auch der mit gutem Willen Strebende nie ganz geborgen wäre[26]. — Das erhabenſte Beiſpiel der Demuth ſowohl als der Feindesliebe gab Chriſtus ſelbſt. — Aechtchriſtliche Geſinnung gibt auch der Freundſchaft eine rein-ſittliche Richtung und dem Nationalſinn der Vaterlandsliebe und der Thatkraft eines Volkes die Mäßigung und Milde, die ſie vor eitler Selbſtbethörung behüten.

---

[25] Deswegen ſagte er noch in ſeiner Abſchiedsrede (Joh. XV. 24.): „Hätte ich unter ihnen nicht Thaten gethan, die kein Anderer gethan, ſo wären ſie ohne Schuld.“ Vergl. Joh. VII. 31. u. Apoſtelg. II. 22.

[26] Voll Bewunderung für einzelne Beiſpiele hingebender Freundſchaft im heidniſchen Alterthum (beſonders in Griechenland) haben Einige die Lehre Chriſti als widerſtrebend der Freundſchaft darzuſtellen geſucht. Wie ſehr mit Unrecht, zeigen die Berichte von dem Verhältniß Chriſti zu Lazarus und auch zu dem Apoſtel Johannes, und die rührende Weiſe, wie er von ſeinen Jüngern, als ſeinen Freunden Abſchied nahm. (Joh. XV. 14. 15.) Allerdings drückt ſich hier die Freundſchaft von jedem blos ſinnlichen Beweggrund geläutert dar, und ſo ſoll auch jede Freundſchaft unter Chriſten beſchaffen ſein. „Gott befiehlt uns, unſere Freunde in ihm zu lieben und unſere Gegner wegen ihm.“ Gregor d. Gr. Homil. u. Evang. n. 27.

5) So hoch der menſchliche Geiſt von Chriſtus über die äußerliche Natur geſtellt iſt; ſo weit entfernt iſt er doch, dieſe als an ſich böſe darzuſtellen. Keine der Gaben der Natur, ſondern nur ihr Mißbrauch durch Bösartigkeit des Willens verunreinigt den Menſchen. Das Nichtachten oder Verſchmähen des Schönen und Wundervollen in der Natur iſt der chriſtlichen Geſinnung ſo wenig angemeſſen, daß vielmehr gerade ſie uns für deſſen richtige Auffaſſung und Würdigung ganz vorzüglich befähigt. Seine Sinnbilder entlehnt Chriſtus mit Vorliebe der Natur und die Betrachtung derſelben erſchließt dem Chriſten eine Fülle der Herrlichkeit ihres Urhebers, die Andern verborgen bleibt.

6) In einer blos von Begierlichkeit und berechnendem Verſtand beherrſchten Welt, wo Alle gemeinhin nur darin wetteiferten, ſich durch die Künſte des Erwerbs, der Täuſchung und Ueberliſtung über Andere zu erheben und mit äußern Vorzügen zu prangen, ſtellte Chriſtus den Kinderſinn, die Einfalt des Herzens, fern von Falſchheit, Tücke und Hochmuth Allen denen als Vorbild dar, die ſeine Jünger ſein wollten. Als das Einzige, was in Gottes Reich einen Vorzug gebe, bezeichnete er gerade das, was der ſelbſtiſche Weltſinn als Thorheit verlacht, nämlich das aufrichtige Beſtreben Aller Diener zu werden, mit der Verſicherung: Jeglichem werde jenſeits vergolten werden nach ſeinen Werken, deren Werth oder Unwerth allein das Geſetz der Liebe beſtimme. So ſpricht Gott zu allen Menſchen durch den Mund Chriſti wie ein Vater zu ſeinen Kindern, deren Bruder dieſer ſelbſt ſich nennt, und durch die Weckung und Belebung des Gedankens, daß die Würde des

Menſchen darin beſteht, ein Kind Gottes zu ſein, macht ſich das Chriſtenthum zum Erzieher des Menſchengeſchlechts.

7) Der in allen Völkern verbreiteten Ahnung der Unvergänglichkeit des Geiſtes gab Chriſtus den höchſten Grad von Zuverſicht, deſſen der Menſch in ſeinem irdiſchen Daſein empfänglich iſt. Er lehrte: der Menſch werde, durch wahre Liebe mit Gott vereinigt, ein Kind Gottes, und als ſolches nehme er Theil an Gottes ewigem Sein; Kinder Gottes ſeien unſterblich, Inhaber des ewigen Lebens[27]. So hat das Chriſtenthum, wie keine andere Religion durch die mit ſeinem Glauben und ſeiner Liebe verknüpfte zuverſichtliche Hoffnung eine neue Lebensordnung eingeführt, welche das Äußere und das Innere des Menſchen, ſeine Gegenwart und Zukunft in völlige Uebereinſtimmung zu bringen geeignet iſt. Zwar gibt daſſelbe in Bezug auf das jenſeitige Leben nur ein gläubiges Hoffen oder Fürchten, kein Wiſſen. Das Wiſſen davon würde die Leichtſinnigen von der lockenden Sünde nicht zurückhalten[28], dem Nachdenkenden aber das irdiſche Leben mit ſeinen Mühen und Leiden, Beſchwerden und Wechſelfällen verleiden. Wie wenig das Wiſſen des Beſſern um deſſen Thun zu bewirken hinreiche, iſt uns allen aus der Erfahrung bekannt[29]. Die Stellung zwiſchen Hoffnung und Furcht iſt die angemeſſenſte um das Gewiſſen des Menſchen ſtets wach zu erhalten und

---

[27] Chriſtus beruft ſich auf den Ausſpruch Gottes (bei Moſe Exod. III. 6.): er ſei nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen. Vor Gottes Auge ſind alle Menſchen für ein nicht aufhörendes Leben beſtimmte Weſen. Matth. XXII. 32. Luk. XX. 38.

[28] „Wenn ich alle Geheimniſſe wüßte, — es fehlte mir aber die Liebe, ſo wäre ich nichts. 1. Kor. XIII. 2.“ — Alle Erkenntniß überſteigend iſt die Liebe Chriſti. Epheſ. III. 19. Vergl. das Gleichniß vom reichen Praſſer und dem armen Lazarus. Luk. XVI. 31.

[29] Meliora probo, deteriora sequor, bekennt der Heide Ovid.

ihn zum Meiden des Böſen und Trachten nach dem Guten, wodurch die Hoffnung belebt und erhöht wird, anzutreiben. Weſſen Gewiſſen vorwurfsfrei iſt, der darf hoffen. Da jedoch kein Sterblicher ſich vermeſſen darf, ſich für ganz ſchuldlos zu halten, ſo muß auch der Beſſere darin einen ſtarken Beweggrund finden, mit ſeiner Hoffnung ſtets das Streben nach größerer Lauterkeit des Sinnes und Lebens zu verbinden. Für alle, die an ihn glauben, hat Chriſtus dem Tod durch die Thatſache ſeiner Auferſtehung den Stachel genommen. Kein außerordentlicher, nach Naturgeſetzen nicht erklärbarer Vorgang iſt je beſſer bezeugt worden als dieſe Auferſtehung, durch welche Chriſtus ſeiner Sendung und Lehre das ſtärkſte Siegel der Wahrheit aufgedrückt hat. Keiner darf jetzt mehr verzagen, Keiner verzweifeln, wenn er der Verheißung Chriſti, des aus dem Grab Erſtandenen wahrhaft vertraut. Daß der in dem engen Kreis der Sinne Befangene dieſe Verheißung nicht zu faſſen vermag, beweist nichts gegen ihre Wahrheit[30]. Chriſtus wollte ſelbſt daß ſie geiſtig aufgefaßt werde, und er enthält ſich daher aller ſinnlichen Ausmalung des jenſeitigen Zuſtandes der Gerechten und der Böſen, nur in einfachen Gleichniſſen deſſen Beſchaffenheit andeutend[31]. In meines Vaters Hauſe, ſprach er, ſind viele Wohnungen. (Joh. XIV. 2.) Das Verhältniß zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits bezeichnet das Wort Chriſti ganz ſo, wie es der Doppelnatur des Menſchen angemeſſen iſt. Es zeigt uns beide Zuſtände in der engſten Verbindung als ein Ganzes, ſo daß der jenſeitige mit dem dieſſeitigen wie die Folge mit dem Grund, wie die Ernte mit der Ausſaat übereinſtimme. Nach ihm übertrifft das Jenſeitige das Dieſſeitige in gleichem Maße wie der Geiſt höher ſteht als der Leib. Doch kann und ſoll der Menſch das ewige Leben durch Befolgung der Lehre Chriſti ſchon auf Erden in Beſitz nehmen (Joh. III. 15. 16. 18. 36. V. 24. XVII. 3. 1. Joh. III. 1.), damit es ihn jenſeits verherrliche. Die Ausſicht auf die Seligkeit im Himmelreich iſt Keinem geöffnet, deſſen Herz ſich auf Erden durch Hingebung an eine böſe Begierlichkeit der Hölle verſchworen hat. Die Seligkeit im Himmelreich beſteht nach Chriſti Wort in der Wonne, womit das Bewußtſein der völligen Uebereinſtimmung des Willens mit dem Willen Gottes und die klare Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheit ſeine Bewohner durchſtrömt [32].

---

[30] Als der Apoſtel vor dem Statthalter Felix (dem Epikuräer) vom künftigen Gerichte ſprach, war dieſer betroffen und wollte nicht weiter hören. Apoſtelg. XXIV. 25.

[31] Chriſtus bezeichnete das Jenſeits der Gerechten als ein Anſchauen der Herrlichkeit Gottes, vor dem ſie leuchten würden wie die Sonne, (Matth. XIII. 43. XVI. 27. XXV. 31. Joh. XIV. 3. 4. XVII. 21. Vergl. Kor. XIII. 12. 1. Joh. III. 2.) Das Jenſeits der Böſen hingegen als den Ort der Trauer und Pein, wo der Wurm des Gewiſſens nicht ſtirbt. (Mark. IX. 43. 47. Matth. XIII. 42.) Die Hoffnung verwandelt ſich für den Seligen in zufriedenen Genuß, der Glaube in Wiſſen oder Schauen. Die Liebe aber muß ihn ganz erfüllen. (1. Kor. XIII. 8. 12. 13.) Erſt die ſpätern chriſtlichen Schriftſteller, vorzüglich ſeit der nähern Befreundung mit den Werken der heidniſchen Weltweiſen und Dichter, haben in Schilderungen vom Jenſeits

---

willkührlich und ohne Grund mit der heidniſchen Mythologie gewetteifert. Allein jedes Bild davon wird ſtets unzulänglich bleiben und man ſollte ſich daher nur derjenigen Bilder bedienen, welche Chriſtus gleichnißweiſe gebrauchte und die der Doppelnatur des Menſchen zuſagen, ohne ſie zu verzerren oder herabzuwürdigen. — Dem Menſchen iſt es eben ſo unmöglich, ſich von dem jenſeitigen Leben, als von Gott einen Begriff oder ein zutreffendes Bild zu machen. Das Streben darnach hat von jeher zu den ausſchweifendſten Schilderuggen geführt, indem die Einbildungskraft, um den Gegenſtand der Hoffnung und Furcht zu vergegenwärtigen, die Erſcheinungen der Sinnenwelt in die Geiſterwelt hinübertrug. Dadurch wurde, da Vieles den geſunden Verſtand, Anderes das ſittliche und auch das religiöſe Gefühl beleidigte, die Zuverſicht des Glaubens im Nachdenkenden eher geſtört und geſchwächt, als belebt und erhöht.

[32] Das Himmelreich iſt die große Verſammlung aus allen Nationen und Zeiten, wo man die höchſten und unvergänglichen Tugendpreiſe unter die Wettkämpfer des vergänglichen Lebens ausgetheilt ſieht. Der höchſte Tugendpreis kann aber wohl nur in dem Bewußtſein jener Einigung mit Gott beſtehen, welche die Ausübung der Liebe erzeugt. (Vergl. 1. Joh. III. 2. Wir werden Gott gleich ſein; denn wir werden

Dieſe Ausſicht ins Himmelreich iſt ganz geeignet, den Menſchen über das, was er auf Erden leiden, dulden und entbehren muß, zu tröſten und zu beruhigen, wofern er nur das Unvermeidliche mit Sanftmuth und Gottvertrauen trägt und ſich dadurch nicht abhalten läßt, in der Ausübung der Liebe zu beharren. Es ſtellt ſich das Verhältniß zwiſchen dem Dieſſeits und dem Jenſeits in allen Gleichniſſen, welche Chriſtus vom Reiche Gottes vortrug, in ſeiner herrlichen Bergpredigt und noch klarer in ſeiner erhebenden Abſchiedsrede an die Jünger alſo dar, daß das Himmelreich für den Chriſten hier ſchon beginnen und dort ſich vollenden ſoll. Ueberall ſtellt das Evangelium den Gang des Erdenlebens mit dem jenſeitigen in ſo genauen Zuſammenhang wie das letztgeborne Glied der Menſchengattung mit dem erſtgebornen und ſie alle mit Gott, dem Endziel von Allem. Ueberall ſetzt ſeine Lehre das Vergängliche mit dem Unvergänglichen in Verbindung, und bringt dadurch den Menſchen und ſein irdiſches Leben in ihr wahres Verhältniß zu Gott. Ueberall iſt hier Wort und That vereint, Sinnbild und Vorbild, Lehre und Leben zuſammengeſtellt. Chriſtus zeigt das Reich Gottes, das ein Jeder in ſeinem Innern durch Liebe aufbauen kann und ſoll, als das höchſte Lebensziel, und macht ſo Jeglichem die Heiligung ſeines irdiſchen Lebens zur Aufgabe für ein ewiges. So nachdrücklich er vor jedem Uebermaß zeitlicher Sorgen und irdiſchen Genuſſes als Abhaltung von dem Beſitze des Reichs Gottes warnt, ſo billigt er doch, daß der Menſch die irdiſchen Güter als Gaben Gottes dankbar genieße[33]); er verwirft das Vorgeben der Heuchler, als ob ihr

---

ihn ſehen, wie er iſt); wogegen das Bewußtſein vom Gegentheil eine unausſprechliche Pein verurſachen muß. Schon das Erdenleben macht ja den Abgang der Liebe zur Hölle.

[33]) Chriſtus vergleicht die übermäßige Sorge für das Zeitliche der thörichten Einbildung ſeinen Wuchs um eine Spanne vergrößern zu können. Die Apoſtel gaben jedoch ſelbſt

ſo beſchaffener Genuß Gott mißfällig mache; er will durchaus heitere und freudige, nicht trübſinnige Vollbringer des göttlichen Willens. Seine Botſchaft iſt eine fröhliche, die das Herz erheben, den Geiſt erheitern ſoll. Die reinen Herzens ſind, ſpricht er, werden Gott ſchauen (Matth. V. 9.)

8) Die Einheit im Weſen des Chriſtenthums könnte ſich ohne den zuverſichtlichen Glauben an die Leitung durch Gottes heiligen und heiligenden Geiſt nicht erhalten. Auf die Wahrzeichen dieſes Geiſtes ſoll nach Chriſti Lehre Jeder ſein Augenmerk richten. Um ſie aber ungetrübt zu erfaſſen, muß er vor Allem in kindlicher Demuth nach Reinheit des Herzens (von aller Eitelkeit und ſündlichen Begierlichkeit) trachten. Wer die unvergänglichen Wahrheiten des Chriſtenthums ſich blos durch Aufhellung des denkenden Geiſtes anzueignen hofft, wird ſein Ziel nie erreichen. Um des Menſchen wirkliches Eigenthum zu werden, müſſen dieſe Wahrheiten ihm durch Selbſtprüfung, Selbſterkenntniß und Ausübung im Leben erprobt ſein. Erſt dieſe Probe verleiht der Erkenntniß unüberwindliche Stärke. — Das Horchen auf die Zänkereien über religiöſe Dinge und noch mehr das Sicheinlaſſen auf dieſelben bringt nur zu leicht in Gefahr der Frucht chriſtlicher Wahrheit verluſtig zu gehen. Der überzeugte Chriſt geht weislich ſolchen Zänkereien, denen ſich ſo gern ein Beiſchlag ſelbſtliebiger Sophiſtik beimengt, aus dem Wege. Sie ſtellen die Wahrheit ſelbſt der Läſterung blos, und lockern oder löſen das Band der Liebe, ohne die der Glaube zum todten Buchſtaben wird[34]). Dagegen iſt es That-

---

das Beiſpiel der Arbeitſamkeit für den Erwerb ihres Unterhalts und Paulus ermahnte Jedermann dazu mit allem Nachdruck. 2. Theſſal. VII. 8—12.

[34]) Zu ſtreiten iſt nicht die Sitte der Gemeinde Gottes. 1. Kor. XI. 16. Sie enthält ſich des Zanks über Meinungen. Röm. XIV. 1. Der Vortrag oder die Dar-

ſache, daß Chriſtus ſeinen Jüngern die Sendung des Geiſtes verſprochen, der ſie ſtets (wenn ſie reinen Herzens und guten Willens ſind) in alle Wahrheit einführen werde. Ferner iſt es Thatſache, daß dieſer Geiſt ſich über ſeine Jünger ausgegoſſen hat, und daß ſie, durch ihn geiſtig wiedergeboren und von ihm erleuchtet und geſtärkt, trotz dem Aufruhr und Spott der Welt, das Wort verkündet haben, durch das die Welt überwunden und umgeändert wurde.

9) Unter allen Religionen hat das Chriſtenthum allein die Gegenſätze der Hoheit und Niedrigkeit der menſchlichen Natur, ihrer Befähigung zur höchſten Tugend und zu tiefer Laſterhaftigkeit und des großen Mißverhältniſſes zwiſchen perſönlich-ſittlichem Werth und äußern Glücksumſtänden befriedigend verſöhnt. Die Kraft dieſer Verſöhnung liegt darin, daß das Chriſtenthum der Liebe die oberſte Herrſchaft über alle Verhältniſſe der Menſchen zu einander überträgt und die ſichere Ausſicht auf Vergeltung in dem jenſeitigen Leben allen denen erſchließt, die im dieſſeitigen als treue Schüler der Liebe ſich bewähren.

10) Seit ſeinem Erſcheinen auf Erden ſteht Chriſtus als der Einzige da, der ohne Vergleich allen Anführern zum religiöſen Leben und Allen die dieſes verbeſſern wollen, als das

---

ſtellung der Lehren des Chriſtenthums in ſyſtematiſcher Geſtalt (die Theologie) ſoll das Verhältniß derſelben zu der Wiſſenſchaft nachweiſen und ſie gegen den Vorwurf verwahren, als ob ſie mit den Lehren der Vernunft und Erfahrung im Widerſpruch ſtänden. Hingegen iſt es nicht die Aufgabe der Theologie, Wort und Geiſt der heiligen Urkunden durch Vermittelung der Intelligenz in Begriffsformen, Ausdrücke und Syſteme der Schule überzutragen. Dadurch wird der Inhalt dieſer Urkunden mehr verwirrt als aufgehellt. Nur der Theolog iſt wahrhaft ein Gottesgelehrter, der Chriſtus als das Centrum aller Lehren von göttlichen Dingen anſieht, und die Urkunden des Chriſtenthums mit dem nämlichen Geiſt, der ſie eingegeben, aufzufaſſen trachtet.

nachahmungswürdigſte Vorbild ſich darſtellt[35]. Nach ſeiner eigenen Erklärung iſt er gekommen, das Geſetz des ewigen Lebens ins Herz der Menſchen zu pflanzen, nicht aber ihrem Verſtand die Geheimniſſe der Schöpfung, welche zu faſſen ſie unfähig ſind, zu enthüllen. Nichts trug er vor, dem nicht das ſtrahlende Gepräge der unvergänglichen Wahrheit aufgedrückt wäre. Es ſind lauter einfache Lehren, die aber, obgleich ſie den Weiſen (den tiefſinnigſten Forſchern) entgangen waren, alle der Wahrheit offene Herzen anſprechen und allen für den Endzweck des Lebens von der größten Wichtigkeit erſcheinen müſſen. Jedes Wort und jede That Chriſti ſind von Bedeutung für den Einen großen Zweck der Grundverbeſſerung des innern Menſchen, wogegen ſie Nichts, was dieſe nicht berührt, einen Werth beilegen. Alle Lehren und Vorſchriften Chriſti ſtehen in ſo enger Verbindung und ſo genauem Zuſammenhang, daß eine die andere bedingt, und daß Niemand ein Jünger Chriſti ſein kann, ohne ſie alle zu beachten. Hingegen alles Wortgezänk mit den Gelehrten vermied er, weil es zu keiner Verbeſſerung weder der Erkenntniß noch des Lebens führt. Aber den Heuchlern und Gleisnern trat er mit rückſichtloſer Freimüthigkeit, und wo es die Umſtände verlangten, mit ſtrafendem Ernſt entgegen. Er entlarvte und beſchämte ſie. Ueber ſeine entſchiedenſten und mächtigſten Gegner kam ihm ſonſt nie eine

---

[35] Nur dummgläubige Wunderſucht oder ungläubige Leichtfertigkeit hat Männer, wie Simon den Magier oder Apollonius von Thiana, deren Aufſehen erregende Künſte, gleich Sternſchnuppen aufglänzten und verſchwanden, Chriſtus an die Seite ſtellen können. Und welcher unbefangene Denker könnte jetzt noch einem Mohamed dieſe Ehre erweiſen, der mit großer Schlauheit ſeine Zeitumſtände benutzte, um mittelſt vieler Trugkünſte eine fanatiſche Begeiſterung zu wecken, auf die er durch das Schwert eine politiſche Macht gründete, deren Grundfeſte in gleichem Grad zerfällt, in welchem jene fanatiſche Begeiſterung erliſcht?

Schmähung über die Lippen, weil ſeine unbeſchränkte Liebe auch ſie umfaßte, und er von ihr Keinen ausgeſchloſſen wiſſen wollte, der nicht hartnäckig der erkannten Wahrheit das Herz verſchloß. Weit entfernt, die geiſtlichen und weltlichen Vorſteher, ſo bösartig viele auch waren, dem Volk in gehäſſigem Lichte zu zeigen, fordert er dieſes auf, ſie wegen ihrer Amtswürde zu ehren. Solchen, die auf den Lehrſtühlen Moſe's ſaßen, warf er zwar vor, daß ſie den andern das Heiligthum der Wahrheit verſchlöſſen, und ihnen mit böſem Beiſpiel vorangingen. Seine eigenen Jünger ermahnte er aber, jeder guten Lehre zu folgen, und ſich davon durch böſe Beiſpiele nicht abwenden zu laſſen. — So oft er Worte des ewigen Lebens vortrug, that er es mit einem Nachdruck, welcher bewies, daß ſie von Gott ſeien und ihnen die Kraft inwohne die zu beſeligen, welche ſie befolgen würden[36]. Niemals aber ſprach und that er etwas, um gelobt oder aus Furcht getadelt zu werden, und grundloſer Tadel, ſo geräuſchvoll und bedrohlich er war, änderte in ſeinem Benehmen nichts. Niemals ſchmeichelte ſein Wort weder der Menge, noch den Vornehmen. Die Weltehren floh er; ſie hatten keinen Werth für ihn. Wie deutlich ſagte der Welt ſein demüthiger Triumpheinzug in Jeruſalem auf einer Eſelin: daß äußere Herrlichkeit im Reiche Gottes nichts gilt und daß mit ihr die Würde des Verkünders dieſes Reiches nichts gemein hat! Reichthum, Machteinfluß, auch bloße Wiſſenſchaft oder Gelehrtheit waren es nicht, was Jemanden ſeiner beſondern Beachtung werth machte, wohl aber des Herzens Einfalt ohne Falſch und Tücke (Joh. I. 42.) Vor ihm galt kein Anſehen der Perſon. Sein Wort richtete ſich zunächſt und vorzugsweiſe an Arme, Niedrige und Wenigwiſſende. Selbſt von Herzen mild, erbarmte er ſich aller Hülfsbedürftigen, behandelte Sünder mit Sanftmuth und Mitleid, und bewies für die Armen im Geiſte, (die Kinder an Verſtand) die größte Schonung und Achtſamkeit, indem er ihnen die für ſie neuen und deßhalb befremdlichen Lehren in einfache Parabeln und Gleichniſſe kleidete 37). — Zu vielem, großem und tiefem Wiſſen und zum Genuß von allem dem, was man Erdengüter nennt, können nur die Wenigſten gelangen. Aber zur Ueberzeugung, daß Ein Gott Urquell und Mittelpunkt alles Guten ſei, iſt der Zugang Keinem verſchloſſen, und Jedem, der dieſe Ueberzeugung hat, bietet ſie in jeder Lage des Lebens, auch der trübſten, den Troſt, die Hoffnung und die Kraft, woran er ſich durch das Bewußtſein aufrichten kann, daß er ein Kind Gottes ſei und ſich ſeiner Vaterliebe erfreuen dürfe, wenn er deſſen Willen nach Chriſti Vorſchrift erfüllt.

---

[36] Jésus-Christ ne fait pas de longs sermons à ses disciples, mais ce qu'il leur dit, est *esprit et vie*. Lettres de *Clement*. XIV. I. 86.

11) Nichts kann den Menſchen und auch ein Volk auf der Stufenleiter der Vollendung höher ſtellen, als die Vortrefflichkeit ſeiner Religion 38). Immer und überall haben die

---

37) Da Jeſus in dem jüdiſchen Volk als Lehrer auftrat, nahm er in ſeinen Vorträgen beſondere Rückſicht auf deſſen religiöſen Zuſtand. Wie hätte er ſich ſonſt ihm verſtändlich machen können? In allen Vorträgen macht ſich aber die allgemeine ewige Wahrheit als das Weſen ſeiner Lehre geltend.

38) Il n'est pas pour un peuple de progrès plus heureux ni plus féconds que ceux qui le font avancer dans la connaissance de Dieu. Chaque pas qu'il fait vers la vraie religion est un pas vers la vraie science, la vraie moralité, la vraie civilisation, et si ce peuple, par le rang qu'il occupe, est appelé à influer puissamment sur les autres nations, chaque progrès qui s'accomplit dans ses idées religieuses est un bienfait pour l'espèce humaine tout entière. *Et. Chastel* Hist. de la destruction du Paganisme dans l'Empire d'Orient. Paris 1850. p. 1.

Vorſtellungen vom Göttlichen den feſteſten Haltpunkt im menſchlichen Leben gebildet. Gläubiges und frommes Feſthalten der Genoſſen einer Religion an ihre Lehren und Formen zeugt überhaupt für den hohen Werth, den ſie ihnen beilegen. Nur ein ſolches Feſthalten gegen Ueberzeugung oder gegen die Evidenz der Wahrheit kann keine Entſchuldigung anſprechen. Der Menſch iſt indeſſen geneigt, ſeine Vorſtellungen vom Göttlichen ſich nach ſeiner eigenen Denk-, Sinnes- und Lebensrichtung zurechtzulegen und ihr anzubequemen, woraus denn natürlich auch mancherlei Verirrungen und Verkehrtheiten entſtehen. Die Menſchen verkennen eben nur zu leicht, daß das eigentliche große Wunderwerk der wahren Religion darin beſteht, daß ſie, wo nicht die Zerſtörung, doch die möglichſte Abtödtung der Selbſtſucht (unſer Aller Erbſünde) bewirke. Dies iſt die Beſchneidung des Herzens, auf welche Chriſtus ſo unabläſſig dringt. Die armen blöden Menſchen möchten vielmehr gar zu gern aus dem, was ſie Religion nennen, eine Hauptſtütze und eine Fundgrube für ihre Selbſtſucht ſich geſtalten. Wo gewahren wir nicht dieſe Neigung bei Einzelnen und bei ganzen Maſſen? Die Theoretiker aber (die redlichen und die unredlichen) begehen mehrentheils den Grundfehler, das Allgemeine und das Individuelle in Hinſicht des religiöſen Bedürfniſſes nicht gehörig zu unterſcheiden und viel zu wenig auf das Band, wodurch allein Beides in Einklang gebracht werden kann, — die Gewiſſenhaftigkeit Bedacht zu nehmen. Dieſen Grundfehler könnten und würden ſie vermeiden, wenn ſie den Inhalt des Evangeliums und beſonders die ganze ſo einfach-erhabene Perſönlichkeit des Erlöſers mit unbefangenem Aug' auffaſſen wollten. Chriſtus war weit entfernt, den Menſchen, dieſen endlichen und beſchränkten, aber doch zur Eroberung des Wahren und Guten (des Himmelreichs, welches Gewalt leidet) berufenen Weſen ihre Irrthumsfähigkeit zum Vorwurf zu machen. Auch hielt er es gar nicht der Mühe werth, ſich mit Beſtreitung und Widerlegung der mancherlei Verirrungen der menſchlichen Intelligenz bei Heiden und Juden zu befaſſen. Ohne alle Umſchweife ging er davon aus, die in des Menſchen Bruſt tief eingeſenkte Idee von dem Einen höchſten Weſen, das die Fülle der Wahrheit und Gerechtigkeit in ſich befaßt, in gemeinfaßlichen Bildern zu entwickeln, und an dieſe Idee die Verkündung des großen allumfaſſenden Gebots der Liebe zu knüpfen, deſſen Befolgung allein mit Gott vereinen und beſeligen kann. Er war gewiß, daß auf diejenigen, in denen einmal der Geiſt der Liebe die Herrſchaft gewonnen hätte, die Irrthümer des Verſtandes keinen verderblichen Einfluß mehr ausüben könnten und ſich von ſelbſt verlieren würden. Aber um ſo ernſter und unabläſſiger bekämpfte und entlarvte er die Tücke und Argliſt der Heuchelei, welche mit trüglichem Schein die Erkenntniß Gottes und die Befolgung ſeines Gebots zu verhindern ſucht, bis in ihren verborgenſten Schanzen und Schlupfwinkeln. Dies iſt der einzige Weg, wahre Religioſität zu begründen, während ſpeculative Forſchungen und die Fechterkünſte der Polemik in den Allermeiſten keine tiefe Ueberzeugung zu begründen vermögen, und überhaupt eher von dem Ziel entfernen als ihm näher bringen.

12) Zwiſchen dem Chriſtenthum und der ächten Wiſſenſchaft kann es keinen Widerſtreit geben. Dieſe ſetzt ſich die Vereinigung aller Erkenntniſſe in Ein Ganzes zum Ziel, indem ſie alle Dinge und ſo viel möglich auch ihren Grund zu erforſchen ſtrebt. Dieſem Streben ſetzt ſich das Chriſtenthum

nirgend entgegen und erhebt dagegen keinen Einſpruch[39]). Allerdings bilden auch die Thatſachen und Lehren des Chriſtenthums in organiſchem Zuſammenhang ein Ganzes, deſſen Mittelpunkt das Gebot der Liebe iſt. Wie könnte aber das Chriſtenthum, das die Grundverbeſſerung der Menſchen beabſichtigt, von dem Fortſchritt der ächten Wiſſenſchaft, d. i. derjenigen, die aus dem naturgemäßen Gebrauch der Denkkraft hervorgeht, Nachtheil für ſich beſorgen? Das Ergebniß dieſes Fortſchritts kann die Menſchen nur der Erkenntniß der Wahrheit entgegen führen und dieſe kann auch den Zweck des Chriſtenthums nur fördern, nie gefährden[40]). Aber auch das Chriſtenthum leiſtet dem ächtwiſſenſchaftlichen Streben weſentlichen Vorſchub, nicht nur dadurch, daß es jedem Aberglauben, der dem Glauben an Gott, den Einen vollkommenen Geiſt widerſtreitet, mit Entſchiedenheit entgegentritt, ſondern auch dadurch, daß es die unlautern leidenſchaftlichen Einflüſſe des böſen Willens abwehrt, und jeden Zwang, jede Verfolgung im Bereiche der Gedanken, der Meinungen und Anſichten, worin jederzeit Verſchiedenheit ſtatt finden wird, und beſonders im Bereiche der Religion als liebelos verwirft. Nicht der Wiſſenſchaft, ſondern nur der ſelbſtſüchtigen Verfälſchung der Wiſſenſchaft tritt das Chriſtenthum in den Weg [41]). Die ächte Wiſſenſchaft hat daher allen Grund, das Chriſtenthum als ihren Beſchützer und Wohlthäter anzuſehen [42]). Sie hat hingegen keinen Grund, es dem Chriſtenthum als Anmaßung zu deuten, daß Es ſeine Selbſtſtändigkeit behauptet und nicht zugeben kann, daß ſein Weſen und das Weſen ſeiner Wirkſamkeit von der Wiſſenſchaft abhänge, oder daß die Wiſſenſchaft das Weſen des Chriſtenthums dermaßen entbehrlich mache, daß ſie ſich zuletzt an ſeine Stelle ſetzen könnte. Die Prieſter der Wiſſenſchaft aber ſind im Irrthum und täuſchen ſich, wenn ſie glauben, daß je das bloße Wiſſen vermögen werde, die Menſchen gut zu machen und vor Unſittlichkeit zu bewahren [43]). Hingegen gehört es zu den höchſten

---

[39]) Naturerſcheinungen ſind kein Gegenſtand des religiöſen Glaubens, ſondern gehören lediglich in's Gebiet der wiſſenſchaftlichen Forſchung. Auch machen die Bücher der Bibel nirgend darauf Anſpruch ſie zu erklären. Ihre Verfaſſer dachten nicht von Ferne daran, über die Frage: ob die Erde ſich um die Sonne drehe und ob es Gegenfüßler u. d. gl. gebe, Ausſprüche zu thun; ſie unterlaſſen die Belehrung über die Beſchaffenheit und die Vorgänge der äußern Natur den wiſſenſchaftlichen Forſchungen.

[40]) Das heißt fürwahr dem Chriſtenthum einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn man daſſelbe mit genau erwieſenen und tauſendmal bewährten Thatſachen z. B. von der Bewegung und dem Lauf der Weltkörper in Widerſpruch ſetzt, während das Chriſtenthum mit der ganzen Schöpfung in völliger Uebereinſtimmung ſteht und in allen Dingen die Anerkennung der Wahrheit ſeinem Weſen entſpricht.

---

[41]) Gleiches gilt von der Schriftſtellerei. Vor und nach Chriſtus kamen manche Schriften und Ueberlieferungen in die Welt, die wegen dem Wahren, Guten und Schönen, das ſie enthalten, ſtets Beachtung verdienen. Dies benimmt aber dem Werth des Chriſtenthums nichts und dieſes anerkennt das Wahre, Gute und Schöne, wo es ſich findet, als Ausſtrahlungen des göttlichen Weſens. Das Chriſtenthum ſteht himmelweit dem Unſinn des Islam fern, der alle Bücher als unnütz zum Feuer verdammte, weil der Koran ſchon alles Wahre und Gute enthalte.

[42]) „Pour tout juge impartial et sans préjugés la philosophie n' exclut pas la religion; elle en montre au contraire le besoin; elle y prépare les esprit, et dans l' hypothèse d' une révélation divine, elle sera tout disposée à rendre hommage à la foi, en lui servant de prélude et d' auxiliaire." *Collard* Raison et Foi 1856. p. 47. — „Die Vernunft findet im Chriſtenthum einen unendlich freiern Raum zur vollſtändigen Entwickelung der Idee, als in allen philoſophiſchen Syſtemen zuſammengenommen und es ſtellt ſomit das reinſte Lebenselement des Geiſtes dar." Ideler Verſuch einer Theorie des religiöſen Wahnſinns II. 185. — Dem Chriſtenthum iſt es eigenthümlich, für alles Wahre, Gute und Schöne, woher es kommt und wo es ſich zeigt, empfänglich zu machen. Wo es obſiegte, wich die Barbarei. An ſeinem Licht entzündete ſich die Liebe der Wiſſenſchaft und Kunſt. Es hindert nicht, an manchem Heiden und ſeinen Werken Vieles hochzuſchätzen und zu bewundern. Denn nicht alles bei ihnen iſt heidniſch; vieles rein menſchlich, ja dem Chriſtenſinn zuſagend. Wenn je vom Eifer für chriſtliche Wahrheit der ächten Wiſſenſchaft Eintrag geſchah, ſo war dies der chriſtlichen Wahrheit ſelbſt fremd und könnte von ihr nur mißbilligt werden.

[43]) Berührungspunkte finden ſich allerdings manche zwiſchen den zur Zeit als Chriſtus erſchien verbreiteten philoſophiſchen und religiöſen Lehren und den ſeinigen. Aber dieſe iſt nicht jenen entnommen, ſondern weſentlich von ihnen verſchieden.

Aufgaben ächter Wiſſenſchaft auch nach einer richtigen Würdigung des Chriſtenthums zu ſtreben, welches Ziel ſie nur vom Geſichtspunkt der Sittlichkeit in Geſinnung und That erreichen kann.

13) Chriſtus hinterließ uns ſeine Lehre **nicht ſchriftlich**, auch dadurch anzeigend, daß ſeine Worte des Lebens **nicht buchſtäblich**, ſondern **im Geiſte** aufgefaßt werden ſollten [44]. Das Gebahren der Schriftgelehrten hatte doch nur zu ſehr gezeigt, daß nur der Geiſt belebe, der Buchſtabe hingegen tödte [45].

---

[44] Dies gilt auch von den ſchriftlichen Zeugniſſen der Apoſtel und erſten Jünger, die auf uns gekommen ſind. Auch ſie ſind geiſtig aufzufaſſen. So höchſt werthvoll ſie für uns ſind, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Chriſti Lehre auch blos mündlich hätte überliefert werden können, und daß, wer ohne Kenntniß von jenen Schriften die Lehre Chriſti erkennt und treu befolgt, ihrer Frucht vollkommen theilhaftig werden könne.

[45] Das Chriſtenthum (der lebendige Chriſtusglaube) beſtand in voller Wahrheit und Kraft vor aller ſchriftlichen Darſtellung. Seine erſten Verkündiger trugen deſſen Lehren der Weſenheit nach vollſtändig vor, wenn gleich bald mit wenigern, bald mit mehrern Worten und Entwickelungen. Das blos Geſchichtliche in den Urkunden des Chriſtenthums unterliegt der kritiſchen Prüfung, wie jedes andere Geſchichtliche. Dieſe Prüfung unterſucht: ob die Urkunden ächt ſind und Nichts der Wahrheit deſſen, was ſie berichten widerſpreche. Vermöchte auch dieſe Prüfung nicht, über alle Einzelnheiten jedes Dunkel zu zerſtreuen, ſo könnte doch dadurch der hohe Werth, der das Weſen des Chriſtenthums ausmachenden Lehren keinen Abbruch leiden, wobei übrigens der weitern Forſchung in Bezug auf jene geſchichtlichen Einzelnheiten der Weg ſtets offen bliebe. Würde auch die Kunde von Manchem Geſchichtlichen verloren gehen, oder einem Volke gar nicht zukommen, ſo könnte doch das Weſen des Chriſtenthums allgemein in voller Geltung bleiben.

XXVIII.

Nichts könnte für die menſchliche Geſellſchaft heilbringender ſein, als wenn die Kraft des Chriſtenthums die Wohlfahrt der Staaten und Völker zu befördern allgemein anerkannt würde.

Nur allmählig und unvermerkt nimmt die Leichtfertigkeit des Sinnes und der Sitten in einem Volke überhand. Anfangs wird ſie von den Machthabern mit ſelbſtiſcher Nachſicht überſehen, hernach geduldet, zuweilen ſpäter zum vorherrſchenden Ton erhoben und durch gleißenden Anſtrich von Kultur empfohlen. Wenige widerſtehen dieſer ſtillen Verſchwörung gegen die Tugend und den Sinn für Wahrheit. Hat aber das Verderbniß den Gipfel erſtiegen, ſo ſucht dasſelbe ſich mit einer völligen Sprachverwirrung über ſittliche Gegenſtände zu verſchleiern. Der Hauptzug eines tiefen Sittenverfalls iſt eine zur Gewohnheit gewordene künſtliche Verkleiſterung und Verbrämung der Wahrheit. Sie bezeugt, daß man Gott verachte und zugleich die Menſchen fürchte [1]). Doch während die Ueberklugen wetteifern Andere und ſich einander ſelbſt zu belügen [2]), geht die göttliche Vorſehung unaufhaltſam ihren Weg. Alle

---

[1]) *M. Montaigne Essais* IV. 271.

[2]) Pſalm XII. 3.

Der Buchbinder hat dieſen Karton im zweiten Band an die

Beſtrebungen der Sterblichen können die Abſichten derſelben nur fördern helfen, aber vergeblich widerſetzen ſie ſich ihnen; ſie können der Ausführung ihres Entwurfs dienen, aber nicht ihn vereiteln[3]). Hängt doch die lange Kette von Urſachen, wodurch Reiche und Völker in das unauflösliche Netz des Untergangs verſtrickt werden, zuletzt oben an dem Beſchluß des ewigen Geiſtes, der alle Herzen in ſeiner Gewalt hat und den Sinn der Völker und Herrſcher wie Waſſerbäche lenkt, wohin er will[4]), die Leidenſchaften jetzt zurückhält, jetzt ihnen den Zügel läßt. Völker die ſich im Uebermuth von ihm losreiſſen, überläßt er ihrem Schickſal. Schnell iſt dann der Gang des drängenden Verhältniſſes, kurz ſein Pfad[5]). Da wird Alles verworren und ſchwach; alle Hände erſchlaffen, Aller Herz verzagt; die Wächter werden blind und verſtummen[6]); Verblendung und Schwindel ergreifen Regenten und Regierte, und es iſt Niemand, der ihnen den Taumelbecher vom Munde reißt. Tiefe Schlafſucht ergießt ſich auf Aller Augen; man träumt wachend; die warnenden Ausſprüche der Weiſen werden ein verſiegeltes Buch[7]). Alles ſchwankt. Die Klugheit verwickelt ſich in ihren eigenen Fallſtricken; die Maßregeln der Vorſicht ſelbſt werden zu ſolchen; man nimmt ſeine Zuflucht zu Lügen, ſucht Schutz im Betrug[8]). Den Sehern ruft man zu: nicht das Wahre wollen wir von euch hören, nur was uns ſchmeichelt und gefällt[9]). Gut dünkt Böſes, es dünkt böſe das Gute dem, deſſen Sinn Gottes vertilgender Fluch verwirrt; nur fliegende Tage noch und ihn haſcht des Verderbens Schlund[10]. Gott nimmt den Volkeshäuptern den Verſtand, und läßt ſie irre gehn in ungebahnten Wüſten; im Finſtern tappen ſie und ohne Licht; er läßt wie Trunkene ſie taumeln[11].

---

[3]) Vergl. *Machiavelli* Discorsi sopra la prima decad. di Tito Livio. II. 29.

[4]) Sprüchw. XXI. 1.

[5]) Pindar's Pythiſche Geſänge. IX. 157.

[6]) Iſaias XIII. 7. LVI. 10.

[7]) Iſaias XXIX. 10. 11.

[8]) Jeſaias XXVIII. 15.

[9]) Iſaias XXX. 10.

Als Chriſtus erſchien, war Rom der Mittelpunkt der heidniſchen Geſittung. Die tiefen Verderbniſſe, welche den Sturz dieſer Weltherrſcherin herbeiführten, waren das Erzeugniß des ungeheuern Kriegsglücks, wodurch ſeine Weltherrſchaft war begründet worden. Nachdem die Römer durch ihre Siege den Andrang auswärtiger Feinde abgewehrt hatten, fingen ihre Großen an, für ſich ſelbſt des Krieges zu bedürfen, um ſich hervorzuthun und auf der Höhe zu erhalten, um ihre Schatzkammern, erſchöpft durch glänzende Feſte, mit denen ſie die Aufmerkſamkeit des Volks von der Sorge für die Freiheit ablenkten und ſich Parteien ſchufen, wieder zu füllen und um die Augen der Bürger von den unabläſſig regen Beſtrebungen des Ehrgeizes hinweg nach dem Auslande, auf Triumphzüge, auf gefangene Könige zu richten. Später wurde dann der Krieg aus Noth fortgeſetzt, weil nur äußerer Krieg innern Frieden verſchaffen konnte[12]. Jede Eroberung wurde Mittel und Weg zu andern, ſo wie jeder Krieg den Keim eines neuen enthielt. Doch erſt nach dem Fall Karthago's brachte die nimmer ruhende Kriegsluſt dem römiſchen Staat Verderben. Nachdem dieſe mächtige Nebenbuhlerin zerſtört war, gewannen die Leidenſchaften der Parteien freiern Spielraum ſich zu bekämpfen, und Rom wurde nun der Spielball ehrgeiziger Bürger. Wenige

---

[10] Sophokles Antigone V. v. 627. fg.

[11] Hiob XII. 21—25.

[12] Vergl. Vertot Hist. des Révolut. Romaines I. 157.

Feldherrn dachten wie Sertorius, der da ſprach: Rom müſſe durch ſeine Siege wachſen, nicht er durch deſſen Verminderung ſiegen[13]. — Seit Numa hatte die Religion, wiewohl mit vielem Aberglauben verſetzt, den Unternehmungen Roms Großartigkeit, Stärke und Ausdauer verliehen, indem ihr Geiſt alle Römer mit höherm Muth beſeelte. Doch dieſe Macht der alten Staatsreligion war bereits erloſchen, als das Chriſtenthum mit ſeiner unbegreiflichen Einfalt auf der Weltbühne erſchien. Als aber Roms Macht, jetzt auf dem Abhang, auf den ſie gelangt war, unaufhaltſam dem Einſturz entgegenging, warfen Viele die Schuld davon auf das allmählig wachſende Chriſtenthum. Und allerdings enthielt dieſes eine offene Einſprache gegen Roms Eroberungsſucht und die Knechtſchaft, deren Feſſeln ſie über alle Völker warf. Es lehrte: der Krieg dürfe nur nothgedrungene Vertheidigung gegen Rechtsverletzung ſein. Aber es predigte zugleich Ehrfurcht vor jeder Obrigkeit, auch der bösartigen, Folgſamkeit den Geſetzen, auch den drückenden und Unterordnung aller ſelbſtiſchen Intereſſen unter die Forderungen des Gemeinwohls. Es verdammte jede Art der Meuterei und des Verraths. Mehr als jede andere Religion that es für die Ordnung im Staat, indem es die verkehrten Neigungen und Leidenſchaften, die eigentlichen Störer geſetzlicher Ordnung an der Wurzel beſchnitt. Nicht Chriſten waren es, die die Wuth der Parteien entzündeten, ihre Glut ſchürten, den Geiſt des Aufruhrs verbreiteten und die höchſte Gewalt wie auf einer Verſteigerung feilboten. Von allem dem hielten ſie ſich fern. Wohl ſtiftete der Chriſtenglaube in der Bevölkerung des Reichs eine Spaltung. Gewiſſenhafte Sittenſtrenge und Leichtfertigkeit der Sitten bezeichneten die Grenzen dieſer Spaltung. Nicht, daß alle Bekenner des Chriſtenglaubens tugendhaft, alle Heiden laſterhaft waren. Aber die Gemeinden der Chriſten thaten ein ernſtes Streben nach Reinheit des Lebens kund, während unter den Heiden die ſichtbar wachſenden Verderbniſſe jeder Art allen Geſetzen und jeder Belehrung trotzten. Eine bürgerliche Spaltung lag keineswegs im Sinn der Chriſten. Sie hörten nicht auf, ihr Vaterland zu lieben, ſie entzogen ſich keiner Bürgerpflicht; ſie beteten für die Kaiſer und die Wohlfahrt des Reiches[14]. Ihres Berufs zu innerer Freiheit durch Gottes Gnade ſich bewußt, trugen ſie ohne Murren jedes Joch, das ihnen Gott äußerlich aufzulegen ſchien. Willig brachten Sie dem Kaiſer die mit deſſen Bild geprägten Münzen dar, ſich aber, die mit dem Bilde Gottes geprägten — Gott[15]. Das Reinmenſchliche wollte Chriſti Lehre nicht umſtoſſen, ſondern veredeln, heiligen[16]. Daß die Chriſten ſich den bürgerlichen Geſchäften, ſo weit ſie enge mit den heidniſchen Gebräuchen verflochten waren, ſo viel möglich entzogen, iſt wahr. Der Beweggrund war gewiſſenhafte Beſorgniß die Perle ihres mißkannten Glaubens zu verunreinigen. Mögen auch Manche hierin zu weit gegangen ſein, indem ſie ihren Glauben ohne Noth der Verdächtigung ſtaatsgefährlicher Abſichten, der Verachtung und Anfeindung ausſetzten, wer kann deshalb das Chriſtenthum beſchuldigen? Dieſes forderte nur, die ewige Herrlichkeit höher zu achten als alle irdiſche und lieber den Tod zu leiden als Gottes Ordnung zu verletzen. Und frommt ſolche Geſinnung nicht überall auch dem Staate weit mehr als das Zudrängen zu den öffentlichen Aemtern und Ehren und die Wohldienerei auf Koſten des Gewiſſens? Allein das Ungeſchick der Regierung und ihr despotiſcher Sinn, der argwöhniſch die Gedanken beherrſchen und die Ueberzeugungen einſchüchtern wollte, führte die Entfernung und zuletzt die Lostrennung der Chriſten von den Intereſſen des Staats gewaltſam herbei. Die despotiſche Kaiſerherrſchaft witterte in allen Vereinen politiſche Verſchwörungen. Auch der der Chriſten, wiewohl allen weltlichen Beſtrebungen fremd, kam in dieſen Verdacht[17]). Iſt es doch das Merkmal jeder herrſchſüchtigen, mißtrauiſchen Regierung, daß ſie das nicht öffentlich dulden will, was ſie im geheim dulden muß, ſie mag wollen oder nicht[18]). Die chriſtliche Kirche wünſchte ſich zwar den Schutz der Regierung; ſie war aber weit entfernt, dieſen Schutz dadurch erzwingen zu wollen, daß ſie die Regierungsgewalt befriegte. Den heidniſchen Machthabern mußte jedoch eine Geſinnung bedenklich ſcheinen, die da über Menſchenfurcht erhob, wo das Gewiſſen wider das Machtgebot ſich ſträubte. Die Zurückgezogenheit, das ſtille Leben der Chriſten, ihre Flucht mancher Volksvergnügungen wurde als ungeſellige Lichtſcheue, ihre Mäßigung im Erwerb und Genuß als Stumpfſinn und Trägheit, ihre Freimüthigkeit als Haß der Regierung gedeutet[19]). Die Verfolgung ſollte ſie ſchrecken oder zermalmen. Allein gerade ſie verlieh ihnen den hohen und ausharrenden Muth, der ihre Verläumder beſchämte und Lügen ſtrafte, die Zahl ihrer Bewunderer aber ungemein vermehrte. — Eine weit gefährlichere Probe hatte das Chriſtenthum ſpäter zu beſtehen, als die Verfolgung aufhörte und Begünſtigung, dann Bevorzugung von Seite der Machthaber im Staat an ihre Stelle trat. Jetzt ging die ſchöne fromme Begeiſterung nicht ſelten in einen Eifer über, den unvermerkt ſelbſtiſche Triebfedern trübten. Dem Palaſt irdiſcher Größe angebaut, wurde das Heiligthum mancher Entweihung blosgeſtellt. Doch dies war Menſchenwerk. Die Verirrungen, Fehltritte und Sünden der Chriſten ſind aber nicht das Chriſtenthum. Dieſes hörte nicht auf, von dem Haupt ſeiner ächten Jünger das Diadem der Liebe ſtrahlen zu laſſen, das jedem Unbefangenen Achtung einflößte [20]. Seinem Einfluß verdankte die Menſchheit ihre herrlichſten Fortſchritte auf der Bahn der Geſittung. Die ſittliche Veredlung der politiſchen Verfaſſungen, Geſetze und Regierungen erwartete Chriſtus mit Zuverſicht von dem Einfluß ſeiner Lehre und ihres Geiſtes auf die Geſinnungen und das Leben ſeiner Jünger, und dieſe Erwartung ging in Erfüllung [21]. Des Chriſtenthums Werk war das allmählige Verſchwinden der Sklaverei, einer bis dahin ſelbſt in den freieſten, aufgeklärteſten Republiken auch von ihren Weiſen für rechtmäßig geachteten Sitte. Zwar weit entfernt, die Sklaven zur Empörung gegen ihre Herren aufzufordern, hat das Chriſtenthum ihnen ſtets gelaſſene Unterwürfigkeit eingeſchärft. Doch dem Gemüth ihrer Herren prägte es ächt menſchliche liebreiche Geſin-

---

[13] Plutarch Sertorius Nr. 23.

---

[14] *Tertullian* Apolog. adv. Gentes n. 32. 39. 40.

[15] *Tertullian* ibid. n. 42. u. De Idolatria c. 15.

[16] L'esprit religieux avait enfin trouvé dans le christianisme sa plus sublime expression. *Collard* Raison et Foi. Paris 1836. p. 34. La religion du progrès est celle qui s'est montrée animée de plus de tendresse pour le pauvre et l'ignorant, qui a pu les initier aux plus hautes vérités — pourvu qu'ils eussent le génie de la charité. Ebend. p. 116.

---

[17]) Die unbeſchränkte Liebe der Chriſten für einander ohne alle eigennützigen Rückſichten wußten die Heiden ſich ſo wenig zu erklären, daß ſie dieſelben deshalb einer gefährlichen geheimen Verbündung verdächtigten. *Tertullian* Apolog. c. 39. Minuc. Felix. Octavian. c. 9. n. 2.

[18]) G. E. Leſſing's Analekten für die Litteratur I. 85. II. 377.

[19]) *Tertullian* Apolog. p. 863. edit. Bas. *Flavii Vopisci* Vita Saturnini c. 1.

---

[20] Joh. Chriſoſtomus Homil. n. 32 über den erſten Brief an die Korinther.

[21] So erwahrte ſich das Wort: „Suchet das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit; dann wird das Uebrige hinzugegeben werden."

nungen ein, und wo dieſe erſtarkten, lockerten und löſten ſich die Sklavenketten von ſelbſt. Ihm auch gelang es, die Seeräuberei einzuſtellen, ein Geſchäft das im Norden Jahrhunderte lang in großer Ehre ſtand. Sein ernſtes Verbot beſiegte die tiefgewurzelte Liebhaberei für grauſame Kampfſpiele, welche die müßige Menge mit der Schauſtellung des zur Kunſt ausgebildeten Menſchenmords ergötzten. Gegen die Unmenſchlichkeit in Behandlung der Kriegsgefangenen und der Geſtrandeten erhob das Chriſtenthum zuerſt eine mächtige Stimme. Da es ferner alle, ſelbſt die höchſten Machthaber auf Erden erinnerte, daß ſie Diener eines Höhern ſeien und daß ſie dem Gericht dieſes Höhern nicht entgehen könnten, ſo trug es nicht wenig bei, die Ausübung der Herrſchergewalt zu mildern. Auch dem Nationalſtolz und dem Nationalhaß hielt es Grundſätze und Vorſchriften entgegen, die ihnen Gebiß und Zügel anlegten. Endlich mußten vor den Strahlen des Evangeliums zahlloſe Ausgeburten des Aberglaubens weichen, deren Einfluß die Sittlichkeit und die Wohlfahrt der Geſellſchaft trübte und ſtörte Am wohlthätigſten wirkte es durch die Heiligung des Ehebandes, indem es die vernachläßigte Würde der Frau der des Mannes gleich ſtellte. Dieſe Veredlung des häuslichen Lebens war eine der ſchönſten Früchte des Chriſtenthums. Die Wirkungen davon waren unermeßlich, wenn gleich mehrentheils der Wahrnehmung gemeiner Augen entzogen. Ueberhaupt brachte das Chriſtenthum die Gleichheit der Menſchenwürde immer mehr zur Anerkennung. Die Kirche hob auch in finſtern Zeiten große Talente und Verdienſte aus der Dunkelheit hervor, und jederzeit erſchloß ſie Zufluchtsſtätten für alle Verlaſſenen, Nothleidenden und Unterdrückten. Wie oft trat ſie nicht, die Bibel in der Hand, vor das Angeſicht gewaltiger Herrſcher und Feldherrn mit der Mahnung ſich doch nicht über den Geber der Gewalt und des Sieges durch Uebermuth zu erheben, ſondern ſich ihrer durch Mäßigung und Milde würdig zu zeigen! Das Chriſtenthum allein ſtellte ſich der ſchnöden Barbarei der Europäer, als ſie ihre Ueberlegenheit über ihre farbigen Brüder in dem neu entdeckten Welttheil zur maßloſen Befriedigung ihrer Goldgier mißbrauchten, mit den rührendſten Vorſtellungen entgegen. In welcher reinen Glorie erſcheint nicht in der ſchmachvollen Geſchichte der Unterjochung Amerika's der edle Mönch Las Caſas, ſein Leben ganz dem Zweck hingebend, die hart- und engherzige Staatsklugheit der Eroberer zu erweichen! — Schon zur Zeit, als die Chriſten die Zielſcheibe der Verhöhnung und der Verfolgung waren, gab ihr Liebeseifer der Unterſtützung der Armen und Hülfsbedürftigen einen Geiſt, eine Richtung und Erweiterung welche die Heidenwelt nicht kannte. Hier, wo der Staat die Fürſorge für die vom Geſchick verwahrloſten Klaſſen übernommen hatte, war ſie mehr eine Polizei- als eine Wohlthätigkeitsanſtalt, mehr darauf berechnet, Störungen der öffentlichen Ruhe zu begegnen, als die ſittlichen Uebel, die aus dem grellen Gegenſatz von Reichthum und Armuth entſprießen, zu entwurzeln. Der Chriſtenglaube, indem er dieſe Fürſorge zur Gewiſſenspflicht erhob, veredelte zugleich ihre Triebfeder und ihr Ziel und nahm die ſittliche Menſchenwürde des Empfängers ſowohl als des Gebers zum Augenmerk [22]).

Mit welchem Schein könnte man das Chriſtenthum der Mißbräuche bezichtigen, die es am innigſten beſeufzte und am muthigſten bekämpfte? Waren die Mißbräuche, die den Glanz ſeiner ſtillen Wirkſamkeit umnebelten, nicht mehrentheils das Werk weltlicher Gelüſte und Bethörung? Zu allen Zeiten hatte man die Weltklugen von der Religion als von einem dienlichen Gängelband zur Leitung der Menge ſprechen gehört. Zu dieſer ganz heidniſchen Anſicht konnten wohl auch in der chriſtlichen Kirche mitunter Herrſchſüchtige ſich erniedrigen; wer chriſtlich geſinnt war, hat ſie aber jederzeit verabſcheut. Dem Staat verlieh zwar das Chriſtenthum, wo immer es Eingang fand, die bewährteſte Hülfe. Aber wodurch? — Dadurch, daß es die ſelbſtſüchtigen Triebe, welche die Staatenlenker für ihren Vortheil in Anſpruch nahmen, die ihnen aber auch oft widerſtrebten, mäßigte und in Schranken wies, und daß es beſtändig den Regenten wie den Untergebenen ſolche Beweggründe zur Gerechtigkeit und Pflichttreue ans Herz legte, die ſtärker ſind als irdiſche Hoffnung und Furcht. Aber eben deswegen, weil das Chriſtenthum keine Beimiſchung ſelbſtiſcher Triebfedern zuläßt, iſt und macht es zu jedem ſchnöden Knechtsdienſt untüchtig. Und doch iſt es gerade ein ſolcher, den die Weltklugen ihm ſtets anſinnen möchten. — Den Schutz des Staats verſchmäht zwar das Chriſtenthum keineswegs. Es begehrt ihn vielmehr. Dieſer Schutz kann jedoch zunächſt nur ſein Auſſenwerk, ſeine kirchlichen Einrichtungen berühren. Sein Geiſt hingegen, wen hatte er zu allen Zeiten mehr zu bekämpfen als die Künſte und Beſtrebungen weltlicher Klugheit? Wie hätte er ſich dazu hergeben können, der Hüter ihrer ſelbſtiſchen Intereſſen, der Vollſtrecker ihrer Entwürfe dafür zu werden? — — Durch jede Verflechtung in die Triebwerke der weltlichen Politik hat die chriſtliche Religion immer nur an Würde verloren, ohne daß dadurch der Staat ſelbſt wahrhaft an Wohlfahrt gewonnen hätte. Die reinſten, edelſten Geſinnungen einzuflößen, darin beſteht ihr Weſen, ihre eigenthümliche Kraft. Dadurch trägt ſie zur Förderung der Ordnung in der Geſellſchaft und zur Verbeſſerung ihrer Zuſtände mehr bei, als alle politiſchen Organismen es vermöchten, welche, wenn auch ſcharfſinnig erdacht, zuletzt doch nur Formen und Maſchinen ſind, deren Wohlthätigkeit von der Perſönlichkeit abhängt, welche ſie beſeelt und in Bewegung ſetzt. Ueberall, wo das Volk in allen ſeinen Schichten und die Regierer mit ihren Gehülfen vom ungetrübten Geiſt des Chriſtenthums ſo durchdrungen wären, daß er ſich in allen Zweigen des geſellſchaftlichen Lebens abſpiegelte, müßten die grellen Uebelſtände von ſelbſt aufhören, worüber die Menſchen nach dem Zeugniß der Geſchichte die Welt erfüllten, ohne zu bedenken, daß ſie ſelbſt deren Urheber waren. Statt regelloſer Aufregung, in welcher Jeglicher ſo gern für Recht, Wahrheit und Freiheit den Mund voll nimmt und ſich muthvoll gebärdet, den Mehreſten aber, ſobald ein Opfer verlangt wird, aller Muth zuſammenſinkt, würden Liebe der Ordnung und redliches Zuſammenwirken für das Gemeinwohl ſich kund geben, und das Joch des Geſetzes, ohne deſſen Kraft und Anſehen nichts Gutes gedeihen kann, würde für leicht geachtet werden. Die Welt würde frei von zahlloſen Widerſprüchen. Man wäre nicht, während ein Jeder Glückſeligkeit verlangt, ſo unbekümmert um die Tugend, welche ſie doch allein gründen kann; man würde weder für die Gleichheit, noch für die Ungleichheit der Stände ſo eiferſüchtig ſtreiten, wie jetzt, wo man ſo vielfach auſſer Acht läßt, daß Tugend, die allein wahre Freiheit und Wohlfahrt verleiht, das einzige Gut ſei, welches ein Jeder ſich aneignen kann, und wo man die Genügſamkeit verſchmäht, die den erkünſtelten Bedürfniſſen entſagt, aus denen die ſchreiendſte Ungleichheit hervorwächſt. Man würde nicht Freiheit ernten wollen, wo nicht die Gerechtigkeit den Samen der Freiheit ausſtreut und pflegt und deſſen Wachsthum beſchirmt. Es würde ſich Jeglicher nicht für zu gut halten, um Unrecht und Willkühr zu ertragen, wohl aber für zu gut, um ſie ſelbſt zu üben. Man würde einſehen, daß wo Jeder herrſchen will, Jeder Sklave werden müſſe. Man würde nicht auf Freiſinnigkeit Anſpruch machen, während man ungeſcheut die Krone der Tugend, die allein frei macht, in den Koth wirft, und mit den Ketten der Selbſtſucht prangt. Ein wohlverdienter guter Ruf würde nicht in größere Gefahr bringen als ein ſchlimmer. Die Niederträchtigkeit jeder Art würde nicht mit ſtolzer Stirn einherſchreiten, während der Seelenadel, das Hochgefühl der Menſchenwürde überall der warnenden Mahnung begegnet, ſich zu verbergen, um der Verleumdung zu entgehen.

---

[22]) Vergl. *Et. Chastel* Études historiques sur l'influence de la charité durant les prémiers siècles chrétiens etc. Paris 1853.

Man entſchließe ſich nur einmal von Seite der Staaten, blos der ſelbſtändigen Entwickelung des Chriſtenthums und der ſittlichen Wiedergeburt durch daſſelbe den Schutz der Geſetze zu verleihen und von der Kirche nur die Bewahrung und Förderung des chriſtlichen Geiſtes in ſeiner Lauterkeit zu verlangen und ihr dafür behülflich zu ſein; dann werden die Völker einem Zuſtand des Friedens und der Freiheit, der Ordnung und des Fortſchritts in allem Wahren und Guten entgegen gehen, welchen man von der bloßen beſſern Geſtaltung der politiſchen Verwaltungsformen, ſo ſchätzbar dieſe auch ſein mögen, vergebens erwartet.

XXIX.

Die chriſtliche Kirche iſt mit der unverſehrten Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung des Chriſtenthums beauftragt.

1) Die äußerlich erſcheinende Gemeinde der Bekenner des Chriſtenthums — die **Kirche** bildet auf Erden den Körper, deſſen unſichtbares Haupt Chriſtus ſelbſt iſt. Sie hat die doppelte Sendung: a) Die Lehre Chriſti vom Reiche Gottes in ihrer unverſehrten Reinheit und Vollſtändigkeit zu bewahren, zu verbreiten und fortzupflanzen [1]), und zugleich b) das ernſtliche Streben nach der Verwirklichung dieſes Reiches durch die gewiſſenhafte Befolgung ſeines Geſetzes ſichtbarlich vor aller Welt darzuſtellen [2]). Der weſentliche Charakter des Reichs Gottes, deſſen äußerer Ausdruck die Kirche auf Erden ſein ſoll, iſt ſeine **Geiſtigkeit**, indem es, an den Beſtrebungen der äußern Menſchenwelt nach zeitlichen Dingen ſelbſt unbetheiligt, einzig die Heiligung des innern Menſchen erſtrebt, und nur in

---

[1]) Chriſtus gab der Kirche die Vollmacht, **ſeine** Lehre zu verkünden, nicht eine neue zu machen. Sie kann daher auch einzig das erkannte und erwieſene Wort Gottes als Glaubensnorm anerkennen.

[2]) Das unſichtbare Reich Gottes ſoll ſich in der Kirche ſichtbar darſtellen, indem es in den Herzen waltet und eine an Wahrheitsſinn und Werken der Gerechtigkeit fruchtbare Liebe kund gibt.

Der Buchbinder hat dieſen Karton im zweiten Band an die ſo fern auch auf das äußerliche Leben Einfluß übt, als es die Würde des Menſchen verlangt, daß ſein Geiſt mit ſelbſtſtändiger Kraft die Thätigkeit des ſinnlich-verſtändigen Menſchen ſittlich regle und ordne. Daher nimmt die Kirche nach ihres Stifters Anordnung lediglich einen geiſtigen, keinen phyſiſchen oder blos äußern Einfluß in Anſpruch [3]. Ihres Berufs iſt es ganz allein dem oberſten Geſetz des Reichs Gottes (dem der Liebe) durch geiſtige Mittel Geltung zu verſchaffen. Die Kirche ſoll eine Nachbildung der von Gott beſtimmten ſittlichen Weltordnung ſein. In allen äußern und irdiſchen Dingen macht ſie es nach Chriſti Vorſchrift ihren ſämmtlichen Gliedern ohne Ausnahme und Unterſchied zur Gewiſſenspflicht den im Staate beſtellten Gewalten und Machthabern, welche als von Gott angeordnet zu betrachten ſind, die gebührende Folgſamkeit zu leiſten. Der Grundſtein des eigenen Organismus aber, durch welchen die Kirche ihren geiſtigen Zweck zu erreichen ſtrebt, beſteht in der Vorſchrift Chriſti: daß ein Jeder der Diener aller andern ſein ſoll [4] Darin liegt die Erfüllung des großen chriſtlichen Gebots der Liebe. Ein Chriſt kann man nur ſein, wenn man es von ganzem Herzen und aus allen ſeinen Kräften iſt. Das Chriſtenthum fordert die größte Entſchiedenheit in der Geſinnung und im Leben. Darauf eben beruht ſeine Kraft, daß es jede Halbheit und Zerfahrenheit ausſchließt. Die innige Gemeinſchaft der Gläubigen erhöht jedes Einzelnen Kraft, Zuverſicht und Muth. Die Anſtalten der Kirche ſollen das Bewußtſein und Gefühl dieſer Gemeinſchaft fortwährend wecken und beleben.

---

[3] Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Joh. XVIII. 36.

[4] „Forma apostolica haec est: *Dominatio* interdicitur, indicitur *ministratio.*“ *F. Bernhardi* Consideratio ad Eugenium III. Matth. XX. 26.

2) Ohne Vergleich weniger noch als dem Staat kann der Kirche eine bloß äußere geſetzliche Verfaſſungsform Geiſt und Leben verleihen. Geiſt und Leben müſſen im Innern der Kirchenglieder ſich entwickeln. Die äußere Form kann und ſoll aber zu dieſer Entwickelung dienen und ſie beſchirmen. Die Kirche kann ihrem Anſehen und ihrer Wirkſamkeit keine andere feſte und unbeſiegbare Grundlage geben als die Reinheit und Lebendigkeit des religiöſen Glaubens und deſſen Bewährung durch allſeitig thätige Liebe und tugendhaftes Leben. Allen Stürmen und Anfechtungen widerſteht nur das, was ſie auf dieſe Grundfeſte erbaut, welche das ganze Weſen des Chriſtenthums in ſich befaßt[5]. Ein Chriſtenverein, der dieſer Grundfeſte ermangelte, wäre ſo viel als keiner. Die Quelle des Glaubens ſowohl als der Liebe iſt Gott. Die chriſtliche Liebe kann ihre Lebenskraft nur vom Glauben erhalten. Ohne ihn hätte die Liebe keine Wurzel, und müßte, wie die Blume, wenn ſie von ihrer Wurzel abgelöst iſt, hinwelken, ſowie auch der Glaube ohne die Liebe todt wäre[6]. Der chriſtliche Glaube hat ſelbſt keinen andern Gegenſtand als die beſeligende Macht der Liebe die in Gott ihre Vollendung hat. Die Lehre muß ſich durch das Leben bewähren. Daher iſt es die Aufgabe

---

[5] Ohne den Verein von Glauben und Liebe iſt Keinem die geiſtig-ſittliche Wiedergeburt, die das Chriſtenthum bezweckt, möglich. Der Glaube an die Wahrheit und die heiligende und beſeligende Kraft der Offenbarungen Chriſti bildet die Grundlage der Kirche. Durch Ueberlieferung pflanzt ſich dieſer Glaube fort; die Kirche gibt dieſer Ueberlieferung Worte und Mund und überwacht ſie, damit ſie ſich allen Gliedern ſtets als überzeugende Wahrheit darſtelle.

[6] Der ächte im Guten fruchtbare Glaube wird nicht durch ſinnliche Wahrnehmung oder Erfahrung begründet, ſondern iſt die Frucht der nach Vollkommenheit trachtenden Liebe Gottes. Jeder andere Glaube iſt todt. Der ſtärkſte Glaube (ſo wie auch die größte Wiſſenſchaft) iſt ohne die Liebe nichts (ohne Werth), ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. 1. Kor. XIII. 1. 2.

der Kirche und aller ihrer Anſtalten, durch die Lauterkeit und Stärke des Glaubens die Ausübung des Gebots der Liebe zu fördern und durch dieſe hinwieder den Glauben zu befeſtigen und zu bewähren[7]. Zu dieſem Behuf gab Chriſtus ſeinen Jüngern und ihrem Verein (der Kirche) die Verheißung der Sendung des heiligen Geiſtes, der ſein Werk durch die Macht der Wahrheit und der Liebe in allen Zeiten fortſetzen werde[8]. Unter der Leitung dieſes Geiſtes iſt der von Chriſtus geſtifteten Kirche die wachſame Fürſorge übertragen, damit der Glaube nicht durch Wahn, Grübelei und Streitſucht verwirrt und getrübt werde, und ſein belebender Quell nicht unter Einflüſſen verſiege, welche die Selbſtſucht nähren und ſteigern[9]. Die Kirche iſt nicht Beherrſcherin des Glaubens (1. Kor. I. 23.), nicht die Schöpferin, noch die Herrin der chriſtlichen Wahrheit; ſie kann zu den Lehren Jeſu nichts hinzufügen und nichts davon hinwegnehmen; ſie kann keinen andern Grund legen, als den der Stifter gelegt hat. Aber ſie iſt die Säule und Grundfeſte der chriſtlichen Wahrheit, indem ſie vermöge des ihr verheißenen fortwährenden Beiſtands des göttlichen Geiſtes die

---

[7] Der Anfang iſt der Glaube, die Vollendung die Liebe. Ignatius Brief an die Epheſer n. 14. — La *Vérité* et la *Charité* sont des soeurs divines, à qui, en les envoyant sur la terre, le Père céleste a dit: allez et ne vous séparez jamais! *La Mennais.*

[8] Die Wirkung des von Chriſtus verheißenen Geiſtes offenbarte ſich in auffallender Weiſe in der plötzlichen Umänderung der Apoſtel und Jünger, die ſich vorher ſo ſchwachgläubig, ſo furchtſam, ſo geneigt zum Buchſtaben des jüdiſchen Geſetzes gezeigt hatten, jetzt aber voll Zuverſicht und Muth den Gekreuzigten und ſeine geiſtige Lehre von Gottes ewigem Reich verkündigten.

[9] Das Göttliche von jedem menſchlichen Zuſatz rein und unverſehrt zu erhalten, iſt ſchwer. Nicht nur der Dünkel und Vorwitz des Verſtandes iſt geneigt, es durch Hineintragung von bloßen Meinungen zu trüben, ſondern die Gleisnerei ſucht es auch zu niedern Zwecken auszubeuten. Dem hat die Kirche entgegenzuwirken.

Quellen des Glaubens, die in ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen beſtehen, überwacht, damit aus ihnen ſtets lauter und unverſehrt das Weſen der Chriſtuslehre, wie es von der Geſammtheit der Gläubigen Jederzeit und Allerorten als Gemeingut Anerkennung fand, in die ſämmtlichen Kirchengenoſſen ſich ergieße[10]. Auch die Feſtſtellung von Symbolen, als Wortausdruck der Glaubenslehren iſt einzig und allein Sache der Kirche[11]. Ihr allein kommt es zu, zu beurtheilen: ob und wie ferne eine ſolche Feſtſtellung der Erhaltung und Belebung des gemeinſamen Glaubens angemeſſen ſei, und ſie hat dabei einzig das Bedürfniß der Gläubigen zu berückſichtigen, damit der Glaube der Geſammtheit an das Weſen des Chriſtenthums im Symbole jederzeit ſeinen möglichſt einfachen, klaren und wahrhaftigen Ausdruck finde. Der Kirche liegt daher auch die Fürſorge ob, daß die Ueberzeugung ihrer Glieder und das Glaubensſymbol ſtets im Einklang ſtehen[12]. Der religiöſe Glaube erhält von der Zuverſicht, daß er Jeden, der ihm mit Treue folgt, ſicher zum Heil führe, ſeine Kraft, die er durch

---

[10] 1. Timoth. VI. 20. u. 2. I. 14. „Was vom Urſprung an von der Kirche gelehrt und geglaubt wurde, iſt wahr.“ St. Auguſtin Contra Julianum. L. VI. Art. 11. Vgl. *Vincentii de Lyra* Commonitorium, Edit. *Engelb. klüpfel.* Viennae 1809. c. III. XXVII.

[11] Man kann ſchon in der Anordnung der Taufe im Namen des Vaters, Sohns und heil. Geiſtes ein von Chriſtus ſelbſt ausgeſprochenes kurzes Symbol erblicken, und es laſſen ſich alle erweiterten Symbole auf dieſes zurückführen. — Die Heiden kannten kein Glaubensſymbol. De tous les anciens Peuples on ne connait que les Hébreux qui aient eu des dogmes publics de leur Religion. *Leibnitz* Théodicée 1747. T. I. Préf. 283.

[12] Glaubensſymbole, Glaubensbekenntniſſe können für ſich keinen lebendigen Glauben begründen; ſie können aber dazu dienen, Elemente fern zu halten, die dieſen Glauben gefährden, die ſeine Kraft, das Band der Liebe feſtzuknüpfen, ſchwächen. Das Bekennen ſeines Glaubens iſt blos als eine Huldigung, die der erkannten Wahrheit dargebracht wird, von Werth. Die Kirche gab ſich nicht ſelbſt die Gewalt, in Glaubensſachen zu entſcheiden. Sie übt dieſe Gewalt, weil Chriſtus ſie ihr gegeben, und Chriſtus hat ſie ihr gegeben, damit ſie von der Kirche ſtets in ſeinem Geiſt ausgeübt werde.

Gleichgültigkeit verlieren würde. Dies zeigt die Wichtigkeit, daß der Glaube durch Prüfung und Beleuchtung ſeines Inhalts und durch Ausübung ſeiner Vorſchriften ſtets ſo geſtärkt werde, daß er jeder Anfechtung widerſtehe. Unſtreitig kann der tugendhafte und erbauliche Wandel der Lehrer des göttlichen Wortes zur Stärkung des Glaubens an daſſelbe viel beitragen, und der Chriſtenlehrer iſt dazu um ſo mehr verpflichtet, als ſelbſt jeglicher Chriſt berufen iſt, Andere durch ſeinen Wandel Chriſto zu gewinnen (1. Petr. III. 1. 2.) Doch hieße es, den Glauben auf einen unſichern, ſchwankenden Grund erbauen, wenn man ihn von dem Wandel der Lehrer abhängig machen wollte. (Matth. XXIII. 3.) Immerhin iſt es eine der wichtigſten Aufgaben der Kirche, die reine Sittlichkeit des Wandels der Lehrer des göttlichen Wortes aus allen Kräften zu fördern. Dies geſchieht vorzüglich durch tiefe Begründung einer reinſittlichen Geſinnung in denen, welchen das chriſtliche Lehr- und Prieſteramt anvertraut iſt.

3) Der Ordnung wegen mußte in der Kirche, wie in jeder wohlgeregelten Geſellſchaft, eine gewiſſe Stufenfolge von Vorſtehern, Lehrern, Leitern und Aufſehern beſtellt, und es mußten Regeln feſtgeſtellt werden, welcher dieſe und alle Glieder der Kirche in den Angelegenheiten derſelben nachzukommen, ſich verpflichten[13]). Dieſes Kirchenregiment ſollte

---

[13]) In Bezug auf die Entwickelung dieſes Organismus muß ich mich hier auf mein Werk: Die großen Concilien I. § 3., 12., 13. u. 14. berufen. Durch die Beſtellung von Verkündigern ſeiner Lehre, denen er beiſtehen werde bis an das Ende der Welt (Matth. XX. 20.) hat Chriſtus eine fortwährende Reihenfolge ſolcher Verkündiger angeordnet. Die Nämlichen beauftragte er mit der Aufnahme durch die Taufe und mit der Abendmahlsfeier. Auch den Beruf der Kirche, der Verletzung der Liebe bei vorkommenden Zerwürfniſſen unter Chriſten zu begegnen, ſprach Chriſtus deutlich aus (Matth. XVIII. 17.)

aber keineswegs dem Regiment von weltlichen Machthabern gleichförmig, ſondern im vollen Sinne des Wortes eine Hierarchie d. i. eine Herrſchaft des Heiligen ſein. Darüber hat ſich der göttliche Stifter mit der größten Beſtimmtheit und Klarheit ausgeſprochen. Er wollte, daß ſein Reich nicht einem weltlichen gleiche, daß mithin auch die Leitung und Verwaltung der Kirche von der der Weltreiche weſentlich verſchieden ſein ſoll. Nach den Aufträgen, womit er ſeine Apoſtel in die Welt ſendete, (Matth. XX. 25. 26) ſollten ſie in allen Stücken in ſeine (des Lehrers) Fußſtapfen treten (Matth. X. 29. Vergl. Joh. XV. 20.); wie er ſelbſt nicht gekommen, ſich bedienen zu laſſen, ſondern Allen, ſogar mit Hingebung ſeines Lebens zu dienen (Matth. XX. 28.), ſo ſollen auch ſie ihre Größe und Würde nicht im Herrſchen über Andere, ſondern einzig darin ſuchen, daß ſie die Diener von Allen würden. (Matth. XX. 25—28. XXIII. 11.) Davon wollte er ihnen auch durch die von ihm an ſeinen Jüngern verrichtete Fußwaſchung ein ſinnbildliches Beiſpiel geben. (Joh. III.) Noch in ſeiner Abſchiedsrede (Joh. XV. 15.) bemerkte er ihnen, daß er ſie nicht als ſeine Knechte, ſondern als ſeine Freunde betrachte. Durch alles dies bezeichnete Chriſtus auf's deutlichſte die Stellung, welche die Kirchenvorſteher unter ſich und gegen alle Glieder der Kirche einnehmen ſollen. Phyſiſchen Zwang und jeden Köder irdiſcher Vortheile hat der Stifter von dem Kreiſe der Mittel, deren ſich die Kirche für ihren Zweck zu bedienen hat, ausgeſchloſſen, weil dieſer ganz geiſtig iſt. Nur durch Belehrung, Ermahnung, Zurechtweiſung ſollte ſie wirken, und auch dieſe Wirkſamkeit ſtets von der Liebe geleitet werden. Die Kirche, welcher das Amt der Zurechtweiſung über alle Gläubigen zuſteht, übt es daher mit Beobachtung einer beſtimmten Stufenordnung und hält dabei eine gewiſſe Freiheit im Sinne Chriſti, aber keine Willkühr im Sinne der Welt für zuläßig. — Je höher der Vorgeſetzte in der Kirche geſtellt iſt, deſto ſchwerer und ſtrenger iſt ſeine Verpflichtung nach Chriſti Vorbild für das Heil der ganzen Gemeinde von Brüdern bereitwillig ſein Leben hinzugeben. Die Gewalt jedes Kirchenhirten, auch des oberſten, iſt durch ſeine Pflichten beſchränkt. Aber die Liebe, mit welcher ſie von allen Kirchenhirten ausgeübt werden ſoll, kennt keine Schranken. — In allen Regeln oder Vorſchriften die zum Behuf der Ordnung und Erbauung die Hirten und jedes Glied der Herde verpflichten, ſoll man nie den Ausfluß einer Machtwillkühr, ſondern immer nur jenes Geiſtes der Wahrheit und Liebe erblicken, den der Stifter ſeinen Jüngern, die wahrhaft an ihn glauben, verheißen hat. In dieſem Geiſte vereinigt, ſollen, wie dies ſchon das Benehmen der erſten Verkünder des Evangeliums darthut, die nach einer beſtimmten Ordnung gewählten Vorgeſetzten in kleinern oder größern Verſammlungen nach gemeinſamer Berathung beſchließen, was nach Umſtänden für heilſam erachtet werde. Herrſchſüchtiger Ehrgeiz darf in der Kirche weder Nahrung noch Duldung finden. Die Harmonie (der Friede) in der Kirche wird am beſten gefördert, wenn die Vorſteher in Demuth und mit Liebe leiten und die Andern mit kindlichem Vertrauen ihrer Leitung folgen. Ihr ganz geiſtiger Zweck erheiſcht übrigens von der Kirche große Sparſamkeit mit Satzungen, damit nicht das Eine große Gebot der Liebe, das der Stifter gegeben, durch Fremdartiges und Kleinliches im Bewußtſein verdunkelt und aus dem Leben verdrängt werde. So wenig der göttliche Stifter für irgend wen in Hinſicht ſeiner Lehre und Vorſchriften, an deren Beachtung das Heil der

Seelen bedingt iſt, eine Nachſicht zugeſtand, ſo ließ Er dagegen der Kirche den weiteſten Spielraum, um die Formen des Kultus und der äußern Ordnung des kirchlichen Lebens den Zeitumſtänden und den Bedürfniſſen der verſchiedenen Völker und Stämme anzupaſſen.

4) Mit dem von ihm beſtellten apoſtoliſchen Hirtenamt in der Kirche oder Gemeinde Gottes verband Chriſtus den Auftrag ſein Wort allen Völkern zu verkünden, und mit dieſem Auftrag die Verheißung der Erleuchtung und Stärkung durch den heiligen Geiſt. Mit dieſer Vollmacht und Verheißung gab er der Kirche die Sicherheit, daß die Mächte der Finſterniß ſie nie überwältigen, nie das Licht und die Kraft ſeiner Lehre vom Reiche Gottes würden unterdrücken können, und auf der (von den Apoſteln auf ihre Nachfolger ſtets fortgehenden Bevollmächtigung) ruht der feſte zuverſichtliche Glaube der Chriſten an die Wahrheit der in der Kirche ihnen vorgetragenen Lehre, d. i. an ihre weſenhafte Uebereinſtimmung mit Chriſti Lehre in Allem was zum ewigen Leben erforderlich iſt. Dieſer Glaube der Chriſten, der die Kirche in Einheit zuſammenhält, ſchließt jedoch die unbefangene vernünftige Forſchung von Seite ihrer Glieder keineswegs aus. Er ſchützt aber und bewahrt ſie vor den Gefahren, die entſtehen, wenn wißgierige Speculation oder ſelbſtſüchtige Nebenabſichten mit Selbſtdünkel und Selbſttäuſchung ſich der Erforſchung und Beurtheilung des Göttlichen zu bemächtigen ſuchen. Auch legt jener Glaube an die Wahrhaftigkeit der Kirche ihr ſelbſt die Verpflichtung auf, für die Lauterkeit der Lehrvorträge in ihrem Schooße, für das Fernbleiben derſelben von jedem Wahn- und Aberglauben und von ungehörigen Einflüſſen der Speculation und ſophiſtiſchen Dialectik der Intelligenz wachſame Sorge zu tragen, und zu-

gleich einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Bildung allen Vorſchub zu geben, durch welche der Verdunkelung, Mißdeutung, Entſtellung und Ausartung der Lehre begegnet wird[14].

5) Zum erſten Erforderniß eines Jeden, der ein Hirten- oder Lehramt übernimmt, beſtimmte der Stifter eine gänzliche Selbſtverläugnung, ein Entſagen von hochmüthigem Eigen-

---

[14] Die ſchriftliche und mündliche Ueberlieferung bedarf, wo ſie nicht für Jedermann klar und deutlich iſt, der Auslegung und Erklärung, und dieſe darf nicht willkührlich ſein, ſondern muß die Hauptſache ſtets im Auge behalten, das Einzelne mit dem Ganzen in Uebereinſtimmung zu bringen bedacht ſein und darf nie das gewiſſe Weſen, den Geiſt durch den Buchſtaben bewältigen oder verkümmern laſſen. Petrus (in ſ. zweiten Sendſchreiben III. 16.) ſagt von den Briefen des Paulus, daß Manches darin ſchwer verſtändlich ſei und daher von Unkundigen und Unbefähigten mißdeutet werde. Dies zeigt die Nothwendigkeit einer Erklärung der heil. Schriften, welche der Kirche obliegt. So konnte nur Mißverſtändniß in den Worten des Paulus und denen des Jakobus von der Rechtfertigung durch den Glauben und durch deſſen Bethätigung in Werken der Liebe einen Gegenſatz finden. Sie ergänzen nur einander. Dergleichen Mißverſtändniſſen zu begegnen gehört zum Beruf der Kirche. — In den Schriften des alten Bundes werden auch von Perſonen, die in mancher Beziehung hohe Achtung anſprechen, viele Handlungen, die unſer ſittliches Gefühl verletzen, doch dies als geſchichtliche Thatſachen erzählt. Daraus haben Spötter Anlaß genommen, dieſe Schriften herabzuſetzen. Aber ohne allen Grund. Es zeugt nur von der hohen Wahrhaftigkeit der heil. Schriften, daß ſie von Perſonen das Schlimme und Fehlerhafte wie das Gute berichten. Die ſchuldbaren Handlungen ſolcher Perſonen haben mit der Lehre der hl. Schrift nichts gemein, und die Reinheit der letztern kann durch ſie keinen Abbruch leiden. — Hat die Thatſache des Chriſtenthums und ſein Inhalt die doppelte Prüfung beſtanden: daß zwiſchen ihm und den gewiſſen Ausſprüchen der Vernunft kein Widerſpruch ſtatt finde, und daß die Wahrheit ſeiner Ueberlieferungen nachgewieſen ſei, ſo bleibt nur noch die Frage: welche Frucht die Ausübung der Lehre des Chriſtenthums bringe? — Selbſt Rouſſeau geſtand, daß uns die vortrefflichen Handlungen und die lautere Geſinnung des Sokrates weniger bezeugt ſind, als die von Chriſtus und über die Frucht der wirklichen Befolgung ſeiner Lehre kann Jeder, wenn er unbefangen iſt, die Probe an ſich ſelber anſtellen. Allein, alles Dies nicht beachtend, befeinden jetzt zwei Geiſtesrichtungen das Chriſtenthum. Die eine beſtrebt ſich, es zu entgeiſtigen und in ein bloßes Außenwerk, in einen dürren Buchſtaben zu verwandeln; die andere will es aller Aeußerlichkeit entkleiden und ſeinen Geiſt durch einen ihm ganz fremdartigen oder gar entgegengeſetzten verdrängen. Die erſtere Geiſtesrichtung, jeder tiefern Kritik abhold, arbeitet, ohne es zu merken, der andern in die Hände. Dieſe gebraucht die

ſinn und von Anſprüchen auf eigennützige Vortheile, ein völliges Hingeben für das geiſtige und auch das leibliche wahre Wohl des Nächſten. Durchaus unbeſcholten ſollte er ſein, und der Gemeinde ſich als Vorbild jeder Tugend darſtellen. Insbeſondere ſollte der ſtärkſte Antrieb der geiſtigen und leiblichen Noth der Armen zu ſteuern von der Kirche ausgehen, und daß dies geſchehe, ſoll einen wichtigen Theil der Sorgen des Hirtenamtes ausmachen. Denn die Unterſtützung der Armen iſt eine ſittlich-religiöſe Pflicht, deren Erfüllung dem Chriſten um ſo heiliger ſein ſoll, als ſie nicht auf Zwang, ſondern gutem Willen beruht. Der Armuth ſchlimmſte Folgen ſind die ſittlichen. Ihnen zu begegnen ſei der Hauptgeſichtspunkt bei ihrer Unterſtützung! Nicht ſoll ſie den Armen zum Beweggrund dienen, ſich mit Arbeitſcheu darauf zu verlaſſen; nicht ſoll ſie blos bezielen, den Anblick des Elends zu beſeitigen; ſie ſoll verhindern, daß das Elend der Armuth ſich nicht von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbe. Dies gehört zu der weſentlichen Beſtimmung des Kirchenguts, das der Verwaltung und Verwendung der Kirchenhirten anvertraut wird.

Kein Zweifel, daß zum Hirtenamt Keiner ausgewählt werden ſoll, deſſen Lehrfähigkeit, Geſinnung und Wandel nicht

---

Kritik nur als dialektiſches Werkzeug der Vereinigung. Willkührlich ausgelegt, kann allerdings das Evangelium in der Schwärmerei zum Blendlicht mißbraucht werden, um bald die ausſchweifendſten Träumereien zu beglaubigen, bald um die zügelloſeſten Freiheitsgelüſte zu rechtfertigen oder zu beſchönigen. Dieſem Mißbrauch kann nur eine auf Geſchichts- und Sprachkunde gegründete und von dem Geiſt des Grundweſens des Chriſtenthums geleitete Auslegung, nicht aber eine ſophiſtiſche, die ſich durch gewiſſe philoſophiſche Meinungen und Vorausſetzungen beſtimmen läßt, begegnen. Das Leſen der heil. Urkunden dient nur dem zur Heiligung ſeiner Geſinnung und zur Erhebung ſeines Geiſtes und Gemüths, der es mit Einfalt des Herzens und dem Vorſatz der Befolgung unternimmt. „Wenn du die heil. Schrift lieſeſt, ſo redet Gott mit dir; wenn du ſie befolgſt, ſo redeſt du mit Gott.“ St. Auguſtin in Pſalm 85. §. 7.

geprüft und bewährt befunden worden. Das Amt kann Keinem den Geiſt (Chriſti), aber dieſer ſollte jedesmal das Amt verleihen[15]. Der ſo beſtellte Kirchenhirt wird nur das von Chriſtus verkündete Gotteswort (die Botſchaft vom Reiche Gottes) vortragen und es nie mit blos menſchlichen Satzungen und auch nicht mit der von menſchlichem Scharfſinn erbauten Wiſſenſchaft vermengen und verwechſeln. Nicht als ob das Chriſtenthum alle menſchlichen Satzungen verwerfe oder geringſchätze, oder die Wiſſenſchaft verſchmähe oder ihr widerſtrebe. Nichts weniger. Es will vielmehr, daß in äußern weltlichen Dingen den Vorſchriften der rechtmäßigen Obrigkeiten gewiſſenhaft Folge geleiſtet werde und ſein Stifter legte dem Forſchen der Vernunft nach Wahrheit nichts in den Weg. Er ſonderte hingegen von ſeinem Auftrag an die Apoſtel das Reich Gottes zu verkünden den Vortrag von bloßen Menſchenſatzungen, auf welche die Phariſäer ſo viel Gewicht legten, aus, und wollte auch nicht, daß ſeine Botſchaft vom Reiche Gottes mit der menſchlichen Wiſſenſchaft verwechſelt oder auf dieſe erbaut werde. Könnte auch die Wiſſenſchaft über Gott und das Verhältniß des Menſchen zu ihm Gewißheit geben, ſo könnte ſie doch Niemanden die Kraft verleihen, ſein Leben darnach einzurichten. Auch konnte und kann das Streben der Wiſſenſchaft nach Gewißheit über göttliche Dinge nie verhindern, daß die Forſcher ſich manchmal in ſchwer zu entwirrende Streitigkeiten und Spaltungen verwickeln, indem ſelbſt die redlichſte Vernunftforſchung mancherlei Verirrungen ausgeſetzt iſt, der dem Menſchen ſo natürliche Widerſpruchsgeiſt aber leicht aufblähenden Dünkel und ſchroffe Rechthaberei erzeugt und den Zunder von Eitelkeit und Zwieſpalt abgibt.

---

[15] Von denen, die aus Selbſtſucht das Hirtenamt ſuchen, ſagt Peter Damiani (Epist. L. 1. n. 12.) ſehr treffend: Praeesse inhiant, prodesse non curant.

Deshalb kann zwar die Vernunftforſchung zu Gott hin-, aber auch von Gott abführen. Der Stellung der Kirche iſt es keineswegs angemeſſen, ſich bei dieſen wiſſenſchaftlichen Streiten zu betheiligen und ihre Lehrweiſe nach irgend einem Ergebniß derſelben einzurichten. Sie hat nur ewige, für alle Menſchen gleich wichtige Wahrheiten heute wie geſtern zu lehren, Wahrheiten, die dem Ungebildeten wie dem Gebildeten zugänglich ſind, und die durch alle Schulſtreite an ihrem Weſen nichts gewinnen und nichts verlieren können[16]. Den Bezweiflern und Beſtreitern dieſer Wahrheiten hat die Kirche einzig nur die einfache und klare Darlegung derſelben und die Hinweiſung auf ihre fruchtbare Kraft, die in der Heiligung derjenigen, die ihnen folgen, ſich darthut, entgegenzuſtellen; ſie kann dies aber mit der Zuverſicht thun, daß jene Wahrheiten zuletzt überall Anerkennung finden und obſiegen werden. Das Element der Kirche iſt Einigung in Liebe. Streite über Begriffe und Worte können ihr daher nicht zuſagen. Sie muß vielmehr davor ernſtlich warnen (1. Tim. I. 5. 6. VI. 20.)

6) Auch die Thatſache, daß die erſten Berichte vom Leben und von der Lehre Chriſti nicht von Männern der Wiſſenſchaft verfaßt wurden, und daß ſie mit einer in ihrer Art ganz einzigen Einfalt und Wahrheitliebe geſchrieben ſind, dient zum Beweis, daß es von dem Sinn des Erlöſers weit entfernt war, daß das Werk ſeiner göttlichen Sendung mit den Beſtrebungen menſchlicher Wiſſenſchaft in eine ſolche Verbindung geſetzt werde, in welcher es den Anſchein bekäme, als ob der Erfolg jenes Werkes in Abhängigkeit von dem Ergebniß dieſer Beſtrebungen ſtehe. Die hohe Einfalt und Zuverſicht, womit die Evangelien

---

[16] Der Ap. Paulus bekannte ſich (Röm. I. 14.) einen Schuldner der Gebildeten und Ungebildeten.

berichten, ſind nicht an die nach Wahrheit forſchende Intelligenz der Gelehrten, ſondern an das Wahrheit ſuchende Gemüth aller Menſchen gerichtet, vor welchen ſie die Lehren und vollendeten Thatſachen ſo entfalten, daß deren Wahrheit Jeglicher inne werden kann, wenn er als Jünger Chriſti deſſen Vorſchriften und Beiſpiel zu befolgen ſich entſchließt[17].

7) Das Denken, die Prüfung mittelſt des Gedankens (man kann es nicht genug wiederholen) iſt jedoch ein unent-

---

[17] Welches Buch kann ſich in Hinſicht der Darſtellung ſowohl als des Inhalts mit den Evangelien vergleichen? Welches andere trägt mit ſo großartiger Einfalt die erhabenſten Dinge vor? In welchem tritt, wie hier, die edelſte Perſönlichkeit in ſo vollendeter Uebereinſtimmung aller Züge des Charakters und der Handlungen vor unſer geiſtiges Auge und in ſolcher anſprechenden Einfachheit und Lebendigkeit, daß hier der Schriftſteller ſelbſt und ein Streben deſſelben durch Ausſchmückung oder Verhüllung ſein Bild zu verſchönern, nirgend zum Vorſchein kommt? Welche Geſchichte erzählt uns ſo Außerordentliches und doch ſo frei von Allem, was einen Verdacht der Erfindung begründen könnte? Wo hat, wie hier, der Schriftſteller ſo einzig die Sache, nie ſich ſelber im Auge? Wo anders gewahrt man von der Begierde zu glänzen oder ſich in günſtigem Licht darzuſtellen ſo gar keine Spur? — Wo iſt die Sünde ſchärfer gerügt und zugleich der Sünder milder und liebreicher behandelt? In allen Evangelien, die die Verſchmähungen, die Leiden und den Tod Chriſti berichten, finden wir nicht ein Schmähwort gegen diejenigen, welche ſie anordneten oder vollſtreckten. Sie laſſen einzig und blos die Thatſachen reden. Welche Schrift hat für das Gefühl ſo viel Anſprechendes und gibt doch ſo viel Anregung zum Denken und über ſich nachzuſinnen? — Der eben ſo reine und klare, einfache und edle Inhalt als Ausdruck der Evangelien bürgt dafür, daß nur ſchlichte Jünger des Gottesſohns als Augen- und Ohrenzeugen ſie geſchrieben haben. Mit dieſer kunſtloſen Einfalt und zugleich mit ſolcher Beſtimmtheit und inniger Zuverſicht und herzergreifender Kraft, ſo erhabene und doch den reinen und unbefangenen Menſchen ſo anſprechende Dinge vorgetragen zu ſehen, iſt eine Erſcheinung, die ihres Gleichen nicht hat. Dies konnte die Frucht gelehrter Studien und Forſchungen nicht ſein. Die Evangelien tragen eben deswegen das unvergleichliche Gepräge der Wahrheit, weil ſie von keinem gelehrten Denker und Forſcher weder erſonnen noch geſchrieben werden konnten. Auch wurde ihre Wahrheit immer nur von grübelnden Sophiſten angefochten, und ſie blieben mit Recht das Buch ohne Vergleich für alle Stände und Alter, für Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Glückliche und Elende, für die Reichſten und Aermſten an Geiſt. Welchen unſäglichen Reiz haben nicht die bibliſchen Erzählungen durch ihre einfältige Naturwahrheit für das Kind! — Die Verfaſſer der evangeliſchen Schriften ſchrieben allerdings mit Rückſicht auf die Denkweiſe und Ver-

behrliches Vehikel der chriſtlichen Erkenntniß, ein nie zu vernachläßigendes Mittel ſie vor Entſtellung oder Mißleitung zu bewahren. Das Stillſtehen des Denkens, der Prüfung wäre ihr im höchſten Grade verderblich. Die Chriſtuslehre würde zum todten Buchſtaben erſtarren und auch die chriſtliche Gottesverehrung wäre ſchutzlos der Ausartung entweder in geiſtloſen Mechanismus oder in Schwärmerei preisgegeben [18]). Auch will die Lehre Chriſti, indem ſie die Bedürfniſſe des Herzens befriedigt, doch keineswegs, daß die Intelligenz verwahrlost oder unbeachtet bleibe. Die Erkenntniß des Chriſtenthums kann durch das Licht der Vernunft nur gewinnen. Die Kirche hat keinen Grund, ihre Einrichtungen und ihr Benehmen ihrer Beurtheilung entziehen zu wollen. Sie muß vielmehr wünſchen, daß eine gründliche und wohlwollende Kritik nie einſchlafe. Denn es iſt ihr Intereſſe, daß das Augenmerk auf die vielen

---

ſtellungsformen, die unter denjenigen, an die ſie zunächſt gerichtet waren, vorherrſchten. Wie konnten ſie anders, um verſtanden zu werden und Eingang zu finden? Aber alle ihre Vorträge haben ein Gepräge der Wahrhaftigkeit, welches jeden Zweifel zurückſtößt, daß ſie nicht von der Wahrheit alles deſſen, was ſie berichten, durchdrungen waren. Alles Grundes entbehrt beſonders die Hypotheſe, daß die Evangeliſten eine mythiſche Darſtellung im Auge hatten. Religiöſer Mythus iſt eine ganz heidniſche Erfindung, und gewiß war Niemand weniger geneigt, ſich eine ſolche Erfindung anzueignen, als die Verfaſſer der Evangelien. Alle vier Evangelien ſprechen unverkennbar die Abſicht aus, einen treuen Bericht von Chriſtus, ſeinen Reden und Thaten zu geben, woraus Jedermann das Weſen des Chriſtenthums vollſtändig zu erkennen vermöge. Der Inhalt und die Faſſung der apoſtoliſchen Briefe aber zeigen deutlich, daß ſie die Bekanntſchaften derjenigen, an die ſie gerichtet ſind, mit der Chriſtuslehre vorausſetzen, und daß ſie dieſelben nur zu beſtätigen und vor Trübung zu ſichern und ihre Befolgung zu betreiben beabſichtigten. Die Apoſtelgeſchichte ſchließt ſich an den Bericht der Evangelien durch die Darſtellung an, wie die Apoſtel und ihre Gehülfen den Auftrag Chriſti vollzogen haben, eine Darſtellung, die von jenen Briefen vervollſtändigt wird und auf die Perſon und die Lehre Chriſti neues Licht zurückwirft.

[18]) „La negation de toute valeur propre de la raison entraînerait la destruction de toute certitude. *Collard* Raison et Foi 1853. p. 147.

Verſuchungen und Gefahren, die ſie umgeben, ſtets wach erhalten werde, um ihnen rechtzeitig zu begegnen.

8) Weit entfernt, daß die Verwendung auf den **Anbau der Wiſſenſchaften** für die Organe der Kirche ungeziemend wäre, iſt ſie ihnen vielmehr als übereinſtimmend mit ihrem geiſtigen Beruf nachdrücklich zu empfehlen. Aechte Wiſſenſchaft kann die Wahrheit in jeder Beziehung nur fördern, und die Geiſtlichen, wofern ihnen die Wahrheit mehr als Eigennutz am Herzen liegt, können den Wiſſenſchaften um ſo größere Dienſte leiſten, als ſie, vermög' ihrer Stellung weniger als Andere durch Nebenzwecke geſtört, beſſer im Stande ſind, ſich geiſtigen Arbeiten zu widmen und mit ihren Ergebniſſen das geſammte Volk, mit welchem ſie in vielfacher Berührung ſtehen, bekannt zu machen. Ihr Beruf legt es ihnen nahe, das Endziel aller Wiſſenſchaft (die Erkenntniß der Wahrheit) ſtets im Auge zu behalten und ihrer Ausartung ſich entgegenzuſetzen. Eine Geiſtlichkeit, die mit reinem Eifer die Wiſſenſchaften anbaut, um das Volk zu erleuchten, erhöht nicht blos ihr eigenes Anſehen, ſondern auch das der Kirche, deren Organ ſie iſt. Auch haben die meiſten Wiſſenſchaften und eben ſo die Bodenkultur und die nützlichſten Zweige der Betriebſamkeit und Kunſt der chriſtlichen Prieſterſchaft ohne Vergleich mehr als die der heidniſchen Völker zu verdanken. Die Boten des Evangeliums waren es, die auch die roheſten Stämme zuerſt mit der weltlichen Bildung und Geſittung bekannt gemacht und befreundet haben [19]).

9) Das **Sühnopfer Chriſti**, der höchſte denkbare Akt der göttlichen Liebe, hat jedes andere Sühnopfer überflüſſig ge-

---

[19]) L'Eglise n'a pas, par système, ainsi qu'on l'a dit souvent, retardé les progrès de l'esprit humain; car lorsque, la science était incomplète, elle a été le véritable

macht, und das Bewußtſein von dieſem durch Chriſtus für Alle dargebrachten Sühnopfer ſetzt nun alle Chriſten in die kindliche Stellung zu Gott, ihm mit heiterm Gemüth ſich ſelber und ihr ganzes Leben als Lob- und Dankopfer darzubringen (Röm. XII. 1.) Chriſtus hat uns aber auch im Abendmahle vor ſeinem Scheiden die Art bezeichnet, wie wir forthin mit dieſem Lob- und Dankopfer die gemeinſame Feier ſeines erhabenen Sühnopfers in Liebe verbinden ſollen 20). Alle Chriſten ſind geiſtiger Weiſe Prieſter dieſes im Abendmahle ſich darſtellenden Sühnopfers Chriſti. Die Kirche hat jedoch in den einzelnen Gemeinden die von ihr mit dem apoſtoliſchen Hirtenamte Betrauten insbeſondere auch zu Prieſtern beſtellt, um bei der Feier des Abendmahls die Darſtellung jenes blutigen Sühnopfers unblutiger Weiſe vor der Gemeinde und mit ihr fort und fort zu erneuern. Dies bildet den Mittelpunkt der gemeinſamen chriſtlichen Gottesverehrung. Nach dem Sinn der Einſetzung ſoll mit jeder Feier des Abendmahls die Entſagung und Abſchwörung alles deſſen, was dem Geiſt der Bruderliebe zuwiderläuft und eine Belehrung und Gemüthserhebung verbunden ſein, die dieſen Geiſt zu beleben geeignet ſind.

10) Ueberhaupt ſoll in der ganzen Liturgie (in allen kirchlichen Uebungen und Gebräuchen) der Geiſt des Chriſtenthums ſich klar und vollſtändig in allen ſeinen Beziehungen

---

asile de la science; elle a inspiré la litterature et les arts; elle a favorisé les progrès des arts mechaniques; elle a puissamment contribué à la richesse productive du sol par le defrichement et la culture; elle a réhabilité le travail des mains et annobli l'exercice des métiers. *Mich. Chevalier* Inauguration du chemin de fer de Strasbourg.

20) In die Stelle des Oſterlamms zum Andenken der Befreiung der Juden aus leiblicher Knechtſchaft in Egypten ſetzte Chriſtus ſein Abendmahl zum Andenken an die Erlöſung vom Joch der Sünde, indem hier das Lamm Gottes zur Tilgung der Sünden der Welt ſich ſelbſt zum Opfer darbringt.

auf Heiligung der Geſinnung und des Lebens ausprägen. In der Liturgie ſoll die Gemeinde und jedes ihrer Glieder den lebendigen Inhalt der chriſtlichen Ueberlieferung ſo abgeſpiegelt ſehen, daß er ſich ihnen immer aufs neue vergegenwärtige [21]. Die Liturgie muß den ganzen Menſchen anſprechen und ergreifen. Sie iſt das mächtigſte Vehikel um ihn beſtändig mit den chriſtlichen Wahrheiten ſo zu durchdringen, daß dieſe in allem ſeinem Thun und Laſſen ſich als die Frucht ſeines innern Lebens verſichtbaren. Ihre Anordnung und Reinerhaltung gehört zu den wichtigſten Obſorgen der Kirche, ſo wie ihre fortwährende Belebung, damit ihre Sprache, ihr Ausdruck, ihre Formen mit der Entwickelung und Bildung des Geiſtes in Uebereinſtimmung bleiben. Zu dieſem Behufe hat die Kirche auch die ſchönen Künſte (die Baukunſt, die bildenden Künſte, die Dichtung, den Geſang und die Tonkunſt) zur Mitwirkung berufen. Dies hat vielfach zur Erhebung des Gemüths und zur Belebung der Andacht gedient. Die Kirche hat aber auch zu verſchiedenen Zeiten Anordnungen getroffen, damit die beigezogenen Künſte den chriſtlichen Charakter nie verläugnen und nie der Weckung und Nährung heidniſchen Wahns und heidniſcher Geſinnung dienſtbar werden. Je mehr es den Künſten im Dienſte der Kirche gelang, ihre Werke mit dem Geiſt des Chriſtenthums zu durchdringen, deſto tiefer, herrlicher und nachhaltiger war der Eindruck, den dieſe Werke hervorgebracht haben.

11) Das von Chriſtus angeordnete Prieſterthum von Allen, die an Ihn glauben (1. Petr. II. 5. 9. IV. 10. Röm. XII. 1. Hebr. XIII. 15 16.) im Leben der Gemeinde geltend

---

[21] Sinnreich iſt die von der Kirche beſtimmte Feſtordnung und Vertheilung der evangeliſchen Verleſungen, wodurch in jedem Jahre den Gläubigen das ganze Leben und Wirken Chriſti in's Andenken zurückgeführt wird.

zu machen iſt der Beruf derjenigen beſondern Prieſterſchaft, welche die Kirche aus Vollmacht und im Namen Chriſti beſtellt. Dieſe von allem weltlichen Treiben abgeſchiedene, blos zur Heiligung der Gemeinden berufene Prieſterſchaft mußte ſich von der jüdiſchen und jeder heidniſchen weſentlich unterſcheiden. Die höchſte Spitze, der Silberblick ihrer Berufsthätigkeit iſt es, den Odem der Liebe Gottes und des Nächſten durch Wort und That überallhin zu verbreiten. Sie durfte im Bewußtſein dieſes hohen Berufs nie vergeſſen, daß alle Chriſten in allen Ständen ihn einigermaßen mit ihr theilen und daß alle Berufsarten ſich zuletzt in dieſem Beruf vereinigen, indem alle Chriſten berufen und verpflichtet ſind, die Chriſtuslehre vom Reiche Gottes durch ihr Leben zu verkünden. Ihre Würde darf die von der Kirche beſtellte Prieſterſchaft nicht in äußern Auszeichnungen, ſondern nur in der ungeheuchelten Einfalt und Demuth des Herzens und in der Darlegung des zuverſichtlichen Bewußtſeins ſuchen, alle Kräfte zur Heiligung ihrer Pflegempfohlenen in Glaube, Liebe und Hoffnung zu verwenden. Dieſe Würde hat für den Geiſtiggeſinnten einen Glanz, der alle anderen Würden weit überſtrahlt, und übt eine Kraft auf die Gemüther, welche keine irdiſche Macht und keine menſchliche Wiſſenſchaft anſprechen kann. Hätte die Prieſterſchaft auf allen Stufen der Hierarchie dieſe Würde zu behaupten jederzeit zu ihrer erſten Sorge gemacht, ihr Anſehen und ihr Einfluß wären ſtets gegen alles Einſtürmen des Geiſtes der Täuſchung und Finſterniß ſiegreich geblieben. — Die vielen Zweige milder Wohlthätigkeit und Linderung ſittlichen und leiblichen Elends ſind ein weiter Wirkungskreis, in welchem die Kirche ihre göttliche Sendung zu bewähren und zu verherrlichen immer Gelegenheit findet. An ihren Prieſtern iſt es, alle Glieder der Kirche zur

Betheiligung hiefür zu ermuntern und ihnen hierin mit dem Beiſpiel vorzuleuchten. Nicht zur Züchtigung des irrenden und ſündhaften Menſchengeſchlechts ſind ſie beſtellt, ſondern zum Mitleid und zur Barmherzigkeit mit ihm, um mit unermüdlicher Sanftmuth und Geduld ſeine Wunden zu heilen und ihm aus den Irrgängen des Lebens herauszuhelfen. Dies ſind die einzigen Triumphe und Belohnungen, um die ſich zu bewerben der Prieſterſchaft würdig iſt. Ein liebreiches Lächeln, ein Blick voll Theilnahme, eine milde Zurechtweiſung, ein freundliches Wort oder ein bedeutſames Schweigen zur rechten Zeit können hiefür mehr ausrichten als alle Jammer- und Fluchergüſſe über Laſter und verderbte Zeiten. Die Stellung des Prieſters in der Welt iſt in der Mitte zwiſchen den Regierungen und dem Volk, zwiſchen den Hohen und Niedern, den Reichen und Armen, um die Kluft zwiſchen ihnen auszufüllen, um mittelſt der chriſtlichen Liebe ſie einander zu nähern und wo möglich ein Ebenmaß zwiſchen der Nothdurft und dem Ueberfluß zu bewirken. Dazu bedarf er eines von Vorurtheilen und Parteibeſtrebungen unabhängigen Geiſtes und eines weiten, kräftigen, milden, edeln, gotterfüllten Gemüths. Des Prieſters Krone hat freilich mehr Dornen als Roſen. War es aber mit der des Meiſters nicht eben ſo?

12) Die Religion ſoll nicht die Dienerin der Hierarchie, ſondern die Hierarchie die Dienerin der Religion ſein[22]). Hierarchie und Glaubenszwang wurden mit Unrecht vermengt, als ob ſie nothwendig miteinander verbunden wären. Hierarchie kann ſehr wohl ohne Glaubenszwang und Glaubenszwang ohne

---

[22]) Pius V. erklärte: Minus malum est, destruere curiam, quam christianam rempublicam turpiter perdere. *Raynaldi* Annal. ad a. 1566.

Hierarchie beſtehen. Dieſe darf nur Erhaltung ächt chriſtlicher Ordnung bezwecken. Ein wohlgeordneter Kirchenverein ohne leitende Amtsgewalt und Abſtufung derſelben iſt ein Unding. Mit dieſer iſt evangeliſche Freiheit gar wohl vereinbar; ja die evangeliſche Freiheit ſoll in der ächt-chriſtlichen Verwaltung der kirchlichen Amtsgewalt einen Hort, einen Beſchützer gegen jede Anfechtung finden. Hat die chriſtliche Liebe die Herrſchaft verloren, dann freilich wird der beſte Organismus der Kirche zum todten und tödtenden Buchſtaben. Uebt hingegen die chriſtliche Liebe in ihr die Herrſchaft, dann wird ſie auch bedacht ſein und die Macht haben, von ihrem Organismus alles fernzuhalten oder auszuſcheiden, was ihrer hohen Aufgabe hinderlich iſt.

13) Tief in dem Weſen der Kirche (dieſer großen chriſtlichen Verbrüderung) iſt es gegründet, daß ihre Angelegenheiten mittelſt gemeinſamer Berathung beſorgt und geleitet werden. Dadurch allein kann dem vom Stifter ſo nachdrücklich unterſagten Herrſchen in der Kirche wirkſam begegnet und Fürſorge getroffen werden, damit in ihrem Schooße der Geiſt der brüderlichen Liebe und Eintracht ſich unverſehrt erhalte und bei allen Anordnungen und Einrichtungen das wahre Bedürfniß und Wohl der Geſammtheit erwogen und im Auge behalten werde. Deshalb iſt es frühzeitig allgemeine Vorſchrift und Uebung in der Kirche geworden, daß ihre Angelegenheiten von den Oberhirten mit den ihnen am nächſten ſtehenden Mitprieſtern und von Zeit zu Zeit in Synoden, auch mit Betheiligung von Laien verhandelt wurden. Dieſe Verſammlungen wurden als die Schlagadern oder das Herz des kirchlichen Körpers angeſehen. Auch hat ihre Vernachläßigung jedesmal eine ſtets zunehmende Erſchlaffung und Zerrüttung der kirchlichen Ordnung und Erbauung zur Folge gehabt, wogegen ihre ge-

regelte Abhaltung ſich als das wirkſamſte Organ bewährte, um friſches chriſtliches Leben in Hirten und Heerden zu wecken und allen heilſamen Lehren und Vorſchriften immer neue Kraft zu verleihen. Die Synoden ſollten auch die Schutzwache der freien und wohlgeordneten Wahl der Kirchenhirten abgeben, welche ganz beſonders beitragen kann und in den goldenen Zeiten der Kirche wirklich beitrug, ihre Selbſtändigkeit und die allgemeine Theilnahme am kirchlichen Leben zu erhalten. — Freilich iſt auch die rechte Wirkſamkeit der Synoden durch den Geiſt bedingt, in welchem ſie abgehalten werden. Auch ſie können in bloße Formalität ausarten oder für unlautere Abſichten zum Werkzeug dienen. Um dies zu verhindern wurden verſchiedene Stufen von Synoden angeordnet, wovon die höhern die andern überwachen und fördern ſollten.

14) Völlige Einförmigkeit oder auch nur Gleichförmigkeit in allen äußern Einrichtungen der Kirche in allen Ländern und bei allen Völkern iſt für ihren Zweck keineswegs erforderlich. Das Dringen darauf kann ihm ſogar großen Abbruch thun. Der göttliche Stifter hat hierin der Freiheit der Kirche einen weiten Spielraum gelaſſen. Nur verlangt er, daß die äußere Form den Forderungen des Geiſtes angepaßt und nicht der Geiſt in die Knechtſchaft der Formen verſetzt werde; er will, daß die Disciplinareinrichtungen für ſeine Jünger nicht ein drückendes Joch werden (wie das Ceremonialgeſetz der Juden), ſondern ein Hülfsmittel darbieten, das ihnen die Erfüllung ſeiner Lehre erleichtere und ſie dazu ermuntere und befähige. Seiner Geſinnung iſt es daher ganz gemäß, wenn in äußern Gebräuchen mancherlei Verſchiedenheiten in verſchiedenen Gegenden Statt gegeben wird, ſoweit dies zur Förderung des religiöſen Sinnes und Lebens dienlich iſt.

15) Eben ſo iſt eine Beachtung nationeller Verhältniſſe und Bedürfniſſe in den kirchlichen Einrichtungen dem Geiſt des Chriſtenthums entſprechend. Wo nationeller Geiſt dem kirchlichen zur Seite ſteht, hat er auch auf ſolche Beachtung oftmals gedrungen. Doch darf der Religion ſelbſt nicht zugemuthet werden, von ihrem Weſen und von der Selbſtändigkeit der Kirche dem nationellen Geiſt ein Opfer zu bringen. Die wahre Religion hat den Beruf die geiſtige und ſittliche Vereinigung aller Nationen zu fördern. Obgleich es daher die Kirche rathſam erachten muß, nicht ohne Noth gegen einen nationellen Geiſt zu verſtoßen, ſo darf ſie doch dabei den höhern Geſichtspunkt nie aus dem Auge ſetzen, daß es ihr zukomme, die Bande, welche die Geſammtheit im Glauben, in der Hoffnung und der Liebe verbinden ſollen, Allen und Jedem überall ehrwürdig und heilig zu machen, mag der nationelle Geiſt noch ſo ſehr dagegen ſich ſträuben. Auch in dieſer Beziehung bietet die Verhandlung der wichtigern Kirchenſachen in Synoden großen Vortheil, weil hieraus die beſten Rückſichten, welche die nationellen und örtlichen Zuſtände in Anſpruch nehmen, können erwogen und mit dem gemeinſamen Zweck der Geſammtkirche in Einklang gebracht werden.

XXX.

Das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat wird durch ihren Zweck und Beruf beſtimmt und ihre heilſame Eintracht beruht auf der gegenſeitigen Berückſichtigung dieſes Zwecks und Berufs.

1) Auch das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat (d. i. den beiden öffentlichen Vereinen zur Förderung des ſittlich-religiöſen und des bürgerlich-geſellſchaftlichen Lebens) hat Chriſtus ſcharf und klar bezeichnet, und hätte man deſſen Grenzbeſtimmung ſtets beachtet, ſo wären Kirche und Staat nie als zwei Gegner oder Nebenbuhler einander gegenüber getreten. Chriſtus hat in den Rechten des Staats nichts abgeändert und nichts abändern wollen. Er wollte vielmehr alle Rechte, die dem Staat in Beziehung auf die Ordnung des geſellſchaftlichen Lebens zuſtehen, von ſeinen Jüngern anerkannt wiſſen, damit ſie unter ſeinem Schutz ungeſtört für Gottes Reich leben und wirken könnten, das im Innern des Menſchen errichtet und fortwährend angebaut werden ſoll. — Schon in der vorchriſtlichen Zeit iſt wohl kein Staatenbegründer bekannt, der nicht die Ehrfurcht vor der Staatsgewalt an die Ehrfurcht vor der Gottheit zu knüpfen bedacht war. So wenig dies an

ſich Tadel verdient, ſo verlor doch der Sinn für's Göttliche immer mehr an Selbſtändigkeit, wenn er beim Abgang der geiſtigen Idee von Gott ſich ganz mit den Verpflichtungen gegen den Staat verſchmolz. Die Verbreiter der Lehre Chriſti hingegen erfuhren den heftigſten Widerſtand von Seite der Inhaber der Staatsgewalt, ſo lange dieſe nicht ſelbſt zur Einſicht gelangten, daß jene Lehre, anſtatt die Staatsgewalt anzufeinden, die Ehrfurcht vor ihr kräftiger als alle heidniſchen Religionen befördere und ſolche Geſinnungen pflanze und einpräge, die der öffentlichen Wohlfahrt, Sicherheit und Ordnung weit mehr Vorſchub zu geben vermögen, als es die heidniſchen Gebräuche je vermocht hatten. Die heidniſchen Religionen machten die Menſchen geneigt, aus Feigheit und Niederträchtigkeit den ſchlechteſten Machthabern zu fröhnen; die chriſtliche hingegen befiehlt ihnen, aus Liebe zu Gott auch den böſen Machthabern ſich zu unterwerfen, woferne ſie nur nichts Sündhaftes von ihnen verlangen. — Die Geſchichte bezeugt aber auch, daß der wohlthätige Einfluß des Chriſtenthums auf Geſittung und Staatswohlfahrt ſich in dem Verhältniß ſtärker zeigte, als die Selbſtändigkeit ſeiner Kraft ungeſchwächt war und der Organismus der Kirche, welcher die Fortpflanzung der Chriſtuslehre zukam, ſich von jeder Verweltlichung fern hielt, je mehr er ſeiner geiſtigen Natur treu verblieb.

2) Ganz irrig und grundlos iſt jedoch die Vorſtellung, der Staat habe ſich blos mit materiellen Intereſſen zu befaſſen. Es wäre ihm ſchon gar nicht möglich, die materiellen Intereſſen ſelbſt wahrhaft, gründlich und dauerhaft zu fördern, wenn dies von ihm nicht aus dem Geſichtspunkt ihrer Unterordnung unter die Forderungen des geiſtigen Menſchen geſchähe, und eine gute Staatsregierung iſt ohne dieſen Geſichtspunkt durchaus nicht

denkbar. Auf der andern Seite könnte auch die Kirche, welche berufen iſt, die Religioſität zu befördern, dieſem Beruf nicht vollſtändig genügen, wenn ſie es unterließe, die Bedürfniſſe des materiellen Wohls zu berückſichtigen und wenn ſie es hindern wollte, daß der Staat Fürſorge treffe, damit unter ſeinem Schutze der geiſtige Menſch durch eine ſeiner Natur gemäße Bildung für die Auffaſſung und Aneignung der religiöſen Wahrheiten befähigt werde[1]. Geiſt und Körper, welche Gott zuſammen gefügt, laſſen ſich nicht trennen und abgeſondert ohne Beachtung der Forderungen von beiden behandeln, ohne daß beide benachtheiligt würden. Keine Macht in der Geſellſchaft kann der Religion und der Kirche, der die Leitung der ſittlich-religiöſen Angelegenheiten obliegt, denjenigen Schutz, der ihnen wünſchbar iſt, beſſer und vollſtändiger verleihen, als die Staatsregierung. Dagegen wird die Wohlfahrt des Staats von der chriſtlichen Religion weſentlich gefördert, indem ſie die Pflichten gegen den Staat durch die Weihe religiöſer Beweggründe ungemein verſtärkt, indem ſie ferner jeden Mißbrauch ſowohl der Freiheit als der obrigkeitlichen Gewalt für ſündhafte Verletzung des göttlichen Willens erklärt und durch ihre Lehre hintanzuhalten ſtrebt[2]. Daher ſtehen Kirche und Staat, obgleich ihrer

---

[1] La religion chrétienne qui ordonne aux hommes de s'aimer, veut sans doute que chaque peuple ait les meilleures lois politiques et les meilleures lois civiles, parce qu'elles sont après elle le plus grand bien que les hommes puissent donner et recevoir. *Montesquieu* Esprit des lois. L. XXIV. ch. 1.

[2] Das Gebot Chriſti, auch ungerechten und bösartigen Regenten zu gehorchen, will nicht Tyrannei rechtfertigen und vermindert die Schuld der Tyrannen keineswegs. Solche fallen dem Urtheil Gottes und auch des Menſchen anheim. Dieſe ſollen Gott um Sinnesänderung böſer Obrigkeiten bitten. Sie dürfen aber auch alle Mittel, welche den Geſetzen gemäß ſind, anwenden, um ſie dazu anzuhalten und es iſt dem Sinn Chriſti nicht zuwider, wenn Völker ſich durch Verfaſſungen vor dem Mißbrauch der Staatsgewalt behüten. — Unrecht und Willkühr iſt gleich verwerflich, mag ein Regent

Natur und ihrem Zwecke nach weſentlich verſchieden, doch beim wirklichen Beiſammenſein in ſo naher und vielſeitiger Berührung, daß ein gegenſeitiger Einfluß von beiden aufeinander unvermeidlich und daher ihre einträchtige Zuſammenwirkung höchſt wünſchbar erſcheint. Für ihren Zweck muß daher beiden daran liegen, daß ihr gegenſeitiger Einfluß und ihr Verhältniß zu einander gemäß den Forderungen der Beſtimmung von beiden geregelt ſei. Eine ſolche Regelung, welche Staat und Kirche in Eintracht verſetzt und ihre Eintracht ſichert, iſt eine Aufgabe, deren Wichtigkeit Niemand verkennen kann, der an der Wohlfahrt von Kirche und Staat wahren Antheil nimmt. So viel ergibt ſich aus der Natur der Sache, daß, wofern ein harmoniſches Verhältniß ſtattfinden ſoll, von einem Beherrſchen keine Rede ſein dürfe. Der Beſitz äußerer Freiheit kann der Kirche und ihren Gliedern die innere Freiheit der Kinder Gottes weder verleihen noch erſetzen. Dieſe Freiheit iſt einzig die Frucht der völligen Unterordnung des eigenen Willens unter den Willen Gottes. Durch den Anſpruch auf Beherrſchung des Staats könnte die Kirche ihre innere Freiheit nur gefährden, wogegen die Beherrſchung durch den Staat die geiſtige Wirkſamkeit der Kirche ſtets gefährden würde. Macht ſich ein Staat irgend einem Glaubensverein zur Vollſtreckung ſeiner Lehren und Beſchlüſſe dienſtpflichtig, ſo begibt er ſich in die Gefahr, anſtatt die Religioſität zu fördern, ihr Grundweſen, das ohne Freiheit nicht beſtehen kann, durch rechtswidrigen Gewiſſenszwang völlig zu zerſtören[3]). Anderſeits wird der Kirche, wenn der

---

oder ein Volk ſie verüben. Vollkommenen Schutz dagegen kann freilich nur die allſeitige Erfüllung des Gebots der Liebe gewähren. Nur wo dieſe waltet, iſt man gegen Tyrannei und Empörung ganz und wahrhaft geſichert.

[3]) Eine Regierung kann von der Wahrheit gewiſſer Religionsgrundſätze feſt überzeugt ſein. Dies gibt ihr aber kein Recht, die Anerkennung derſelben zu erzwingen.

Staat ſie ihrer Selbſtändigkeit in Bezug auf ihr religiöſes Wirken beraubt, die Erreichung ihrer blos geiſtigen Beſtimmung erſchwert, ohne daß dem Staat dadurch ein Vortheil erwüchſe. Den wirkſamſten innern (moraliſchen) Schutz für ſeine Ordnung und Wohlfahrt erwartet der Staat von der Religion, und er erwiedert ihn dadurch, daß er den äußern Schutz des Religionsvereins (der Kirche) übernimmt. Die blos geiſtige Wirkſamkeit der Kirche, welche die Begründung des religiöſen Sinns und Lebens in ihren Gliedern bezielt, kann zwar für ſich ſelbſt keines äußern Schutzes bedürfen, ſo ferne ſie über alle äußern Angriffe erhaben iſt. Allein die Kirche muß doch für ihre äußern Anſtalten und für die ungeſtörte Religionsübung ihrer Glieder den Schutz des Staats, in welchem ſie beſteht und wirkt, wünſchen, und dem Staat ſteht unſtreitig das Recht zu, der Kirche in ſeinem Gebiete den Schutz gegen äußerliche Störungen zu verleihen. Auch müſſen Staaten, die ſich vor Verderbniß und Verfall bewahren wollen, vor Allem darauf bedacht ſein, daß die Religion ſich in ihrer Reinheit und ihrem Anſehen erhalte [4]. Zur Gottesfurcht oder zur Scheu vor dem göttlichen Willen hat Niemand ſtärkern Grund, als wer einem Volk, um es zu regieren, vorangeſtellt iſt. Dies wurde ſelbſt von den Heiden ſtets anerkannt, und ungeheuchelte Gottesfurcht iſt vorlängſt als der edelſte Schmuck eines Herrſchers geachtet worden [5]). Auch liegt es im Intereſſe der Staatsregierung, woferne ſie den vom Chriſtenthum ausgehenden, die Sittlichkeit und Tugend fördernden Einfluß wünſcht, daß die Freiheit und ſelbſtändige Kraft deſſelben allgemeine Anerkennung finde. — Um die Roheit der gegen die geſetzliche Ordnung ſich ſträubenden Völker mittelſt des chriſtlichen Glaubens zu bewältigen, bekleideten Fürſten ſelbſt die Kirche mit äußerer Macht und unterſtützten ſie noch mit der des Staats [6]). Manche chriſtliche Regenten meinten aber noch mehr thun zu müſſen. Sie glaubten, der bürgerlichen Geſellſchaft die ſtärkſte und feſteſte Grundlage zu geben, indem ſie die kirchlichen Einrichtungen dazu auserſahen. Sie ſtellten den Thron auf den Altar. Dies hielten ſie für das Meiſterſtück der Staatsklugheit. Das Chriſtenthum wurde, wie früher der Götterdienſt, zur Staatsreligion geſtaltet; die Kirchenſatzungen zu Staatsgeſetzen geſtempelt. Man war dabei weit entfernt einzuſehen, daß auf dieſe Weiſe die Kirche von ihrem geiſtigen, über das Weltliche erhabenen Standpunkt herabgezogen wurde, und ſie ſowohl als der Staat einander gegenüber ihrer Selbſtändigkeit verluſtig gingen, ohne daß dadurch die Wirkſamkeit weder des Staats noch der Kirche zum Wohl der Völker gefördert würde [7]). Gerade in der Verweltlichung der Kirche und ihrer Organe durch die Politik der Machthaber im Staate wurde der Grund gelegt, welcher das wahre Verhältniß zwiſchen beiden ſo oft und viel geſtört, verkehrt und zerrüttet hat. Die Häupter des Staats fühlten ſich dann verſucht, die Kirche und die Häupter der Kirche den Staat ſich unterthänig zu machen. Daraus entfaltete ſich ein eiferſüchtiges Machtbeſtreben von beiden Seiten, welches die erbittertſten und hartnäckigſten Kämpfe hervorrief, die, ihr Ergebniß mochte nun ſo oder anders ausfallen, immer der eigenthümlichen Beſtimmung von Staat und Kirche gleich nachtheilig ſein mußten. Das Beſtreben der Kirche (oder ihrer Vorſteher) die Staatsſachen zu beherrſchen, muß ſie nothwendig verweltlichen, wodurch ſie nur an der wahren Kraft einbüßt, mittelſt welcher ſie auch das Staatswohl ſo mächtig fördern kann. Denn allerdings vermag die Kirche viel für die Verbeſſerung der Zuſtände des Staats, aber einzig nur durch Verbreitung und tiefe Begründung ächtchriſtlicher Geſinnung. Dieſe verſtärkt und veredelt die Triebfedern bürgerlicher und politiſcher Tugenden, kann hingegen ſelbſt durch Vermengung von Staats- und Kirchengewalt, von religiöſen Vorſchriften und Zwangsgeſetzen nur Abbruch leiden.

---

[4] *Machiavelli* Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio L. I. c. 12. Dies gilt von allen Religionen. Für den Beſtand und das Gedeihen des Staats iſt es wichtig, daß die Religion eines Jeden ihm das Geſetz des Staats als Gottes Geſetz darſtelle, damit er es aus Gewiſſenhaftigkeit, nicht blos aus Furcht vor Strafe beobachte. — La loi n'est rien si elle n'est que l'expression de la volonté humaine. Il faut, pour la rendre sainte, qu'elle soit l'expression de la volonté divine. — Une conscience sans Dieu, c'est un tribunal sans juge. *Lamartine* Hist. des Girondins VIII. 168. 169.

---

[5]) Dis te minorem quod geris, imperas (*Horat.* L. III Ode 6.) Es hat nur Einer die Herrſchaft — Gott. Was vermögen alle Erdenherrſcher, wenn der Wille dieſes Einen entgegen ſteht?

[6]) Die der Kirche vom Staat verliehene äußere Macht ſollte aber nur allein für die ſittlich-religiöſe Veredlung der Völker verwendet werden. Darauf drangen im Mittelalter mit vorzüglichem Nachdruck, freilich oft nur mit wenigem Erfolg, Bernhard's v. Clairvaux Mahnungen und Strafpredigten an Päbſte, Biſchöfe, Prieſter und Mönche.

[7]) Dies iſt unvermeidlich, wenn nur das Beſchirmungsrecht des Staats anerkannt, ſein Aufſichtsrecht hingegen beſtritten oder vernachläſſigt wird.

3) Eine gänzliche Verwirrung der urſprünglichen Grenzen zwiſchen Kirche und Staat war unvermeidlich, ſobald der Eifer der Regenten ihrer kirchlichen Schutzherrlichkeit eine Ausdehnung gab, die ihnen die Verpflichtung auflegte, allen Beſchlüſſen der Kirchenbehörden, ſelbſt in Glaubensſachen, durch Zwangsmaßregeln die Unterſtützung des weltlichen Arms zu leihen. Eine ſo unſtatthafte und unkluge Ausdehnung der Schutzherrlichkeit mußte die gegenſeitige Stellung der Beſchützer und der Beſchützten ganz verrücken. Die erſtern wurden die

dienſtpflichtigen Waffenträger der Kirche, und es ward nun ihren Schutzherren fühlbar gemacht, daß ſie weit mehr des Schutzes durch die Kirchenhäupter als dieſe des Schutzes durch die Staatshäupter bedürftig ſeien. So geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat in der Weiſe, daß ſie als zwei Weltmächte einander gegenüberſtanden, jede der andern ein anderes Geſetzbuch entgegenhaltend, das in allen Angelegenheiten der Geſellſchaft Maß geben ſollte. Der Coder der Juſtiniane und Theodoſe enthielt eine Menge Beſtimmungen in Betreff reingeiſtlicher, der Coder der päbſtlichen Decretalen eben ſo viele Beſtimmungen über reinweltliche Dinge. Und welche höhere Macht war vorhanden, der im oft vorkommenden Fall des Widerſpruchs das Recht zur Entſcheidung zuerkannt geweſen wäre, ob dem einen oder dem andern Coder Folge zu leiſten ſei? Keine, ſondern dem wandelbaren Zeitgeiſt und der wechſelnden Macht der vorherrſchenden öffentlichen Meinung fiel die Entſcheidung anheim, und da die Hierarchie weit mehrere und eingreifendere Mittel beſaß, um auf die Bildung der Meinung (zumal in Zeiten großer Unwiſſenheit) Einfluß zu gewinnen, ſo neigte ſich der Sieg meiſt auf ihre Seite. Dieſer Sieg erhöhte aber nur die äußere Gewalt der Kirchenhirten, nicht aber ihre geiſtig ſittliche Kraft für die Bewahrung der ungetrübten chriſtlichen Geſinnung der Völker.

4) So verderblich die Grenzverwirrung der Thätigkeit von Kirche und Staat für beide werden mußte, ſo brachte auch die Verkennung der engen Verbindung, welche für der Menſchheit wahres Wohlergehen zwiſchen dem eigenthümlichen Einfluß der Wirkſamkeit von Kirche und Staat beſteht, großen Nachtheil. Unheilvoll war es für die Völker, wenn die Regenten ihren Mangel an Sinn für das Göttliche dadurch kund

gaben, daß ſie ſich zu Herren der Kirche aufwarfen und ſie als Magd behandelten, oder dadurch, daß ſie dem Glauben ihrer Völker öffentlich Hohn ſprachen und ihm ihre perſönlichen Anſichten zu unterſchieben ſuchten, oder auch dadurch, daß ſie eine völlig ſorgloſe Gleichgültigkeit für die ſittlich-religiöſe Bildung des Volkes an den Tag legten. Auf ſolche Weiſe wird weder das Wohl des Staats noch das gedeihliche Wirken der Kirche gefördert[8]. Nicht weniger betrübend war es für die Völker, wenn die Häupter der Kirche mit ſich ſelber auch dieſe verweltlichten, und zu gleicher Zeit mit Eifer der naturgemäßen Entwickelung der Staatsangelegenheiten ſich widerſetzten und ſich einbildeten, der Kirche einen Dienſt zu erzeigen, wenn ſie aus ihr einen Staat im Staate bildeten und den Altar dem Thron als Nebenbuhler der Macht entgegenſtellten. Alle dieſe Mißgriffe haben die Religion verderbt, die Kirche ihrer eigenthümlichen Würde beraubt und die Staatsregierungen in die ſchiefſten Bahnen geſtürzt, die zur Zerrüttung aller geſellſchaftlichen Ordnung und Wohlfahrt führen mußten[9].

5) Der Natur der Dinge nach unterſteht Alles, was die Kirche und ihre Organe an zeitlichen Gütern und Rechten erworben haben und beſitzen, den Geſetzen des Staats, der

---

[8] Karls des Großen ſtarke und vielfache Theilnahme an der Geſtaltung und Leitung der Kirchenſachen war für Kirche und Reich gleich erſprießlich; wogegen ſeines Sohns Ludwig's des Frommen ſchwache Willfährigkeit ſeinen Thron ſowohl als die Kirchenordnung großer Gefährdung bloßſtellte.

[9] Jetzt freilich will eine gewiſſe Partei allem dem durch die Behauptung einen Riegel vorſchieben: daß Wiſſenſchaft und Staat die Religion des Denkenden ausmachen, ohne daß es des Glaubens und der Kirche mehr bedürfe. (S. deutſche Jahrbücher der Wiſſenſchaft und Kunſt (von Ruge) 1843. S. 22.) Dieſe Partei ſetzt voraus, daß das Denken mit dem Glauben und einer Kirche unvereinbarlich ſei. Sieht ſie nicht, daß ſie dadurch den edelſten und größten Männern ſeit Chriſtus das Denken abſpreche, und damit ſich ſelber lächerlich mache?

die Kirche als berechtigte Geſellſchaft aufgenommen hat. Solche Güter und Rechte verlieren dadurch, daß ſie in den Beſitz der Kirche kommen ihre Natur nicht. Wer den Schutz der Geſetze verlangt, muß ſie ſelbſt befolgen. Der Prieſterſchaft, als ſolcher, kommt kein Rechtsanſpruch auf Befreiung des Kirchenguts von der Staatsſteuer zu. Solche Befreiung wollte man zwar einſt darauf gründen, daß das Kirchengut Gottes Eigenthum ſei. Welches Erdengut iſt aber nicht gleichfalls Gottes Eigenthum? — Steuerfreiheit, wie jede Loszählung von allgemeinen Geſetzen konnte der Kirche nur durch Verwilligung des Staats zu Theil werden. Chriſtus ſelbſt entzog ſich der Steuer nicht; die Apoſtel thaten es eben ſo wenig (Matth. XVII. 23. u. fg. Römer XIII. 7.) Gleiche Bewandtniß hat es mit ihrer Theilnahme an der Ausübung einzelner Zweige der Staatsgewalt (z. B. der Rechtsverwaltung.) Wohl iſt die Verleihung ſolcher Befreiungen und Berechtigungen an die Kirche von Zeit zu Zeit in der Abſicht geſchehen, um ihr Anſehen in den Augen des Volkes zu heben. Wenn auch dieſe Abſicht unter gewiſſen Zeitumſtänden wirklich erreicht wurde, ſo traten doch wieder andere ein, wo die Anſicht vorherrſchend wurde, daß die Fortdauer der geſchehenen Verwilligungen ſowohl der Kirche ſelbſt als auch der Staatsgeſellſchaft Eintrag thun würde[10]. Nie können ſie als zum Weſen der Kirche gehörend angeſehen werden, ſondern ſind wie alle Staatseinrichtungen einer geſetzlichen Abänderung unterworfen, und Chriſtus hat der Kirche kein Recht verliehen, einer ſolchen Abänderung, wenn ſie von der rechtmäßigen Staatsgewalt verfügt wird, Widerſtand zu leiſten. Anwendung von Kirchenſtrafen aber erſcheinen hier nach dem Zweck dieſer Strafen unzuläßig. — Thronentſetzungen und Entbindung der Unterthanen vom Eide der Treue durch kirchlichen Ausſpruch waren ein ſchreiender Mißbrauch der Kirchengewalt; Interdicte gleichfalls, wenn ſie unſchuldige Völker blos deßwegen des Troſts der Religion beraubten, weil ihr Regent mit Kirchenhäuptern in Zwiſt gerathen war.

---

[10] Solche weltliche Vortheile können jedenfalls für die Kirche nur einen ſehr bedingten und untergeordneten Werth haben. Die Zeiten äußerlicher Verherrlichung waren überhaupt für die Kirche gefährlicher, als die des Kampfes und der Entbehrungen, wo ſich ihre Kraft innerer Heiligung am wirkſamſten zeigte. Die tiefſte Verderbniß ward ihr Loos, ſo oft von einer ſchnöden Gierde nach weltlicher Macht und irdiſcher Habe die Lehre der Losſagung des Herzens von den Erdengütern mißbraucht wurde, um ſie dem Klerus in die Hände zu ſpielen.

6) In den Jahrbüchern der Geſchichte nach Conſtantins Zeit nahmen die unſeligen Wirkungen der Fehden zwiſchen Kirche und Staat ganz vorzüglich die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Obgleich aber die Belehrungen der Geſchichte hierüber ſo nachdrücklich ſind, ſo ſtehen ihrer richtigen Auffaſſung noch immer Vorurtheil und Gewohnheit mächtig im Wege. Daher ſahen wir ſolche Fehden auch in der jüngſten Zeit ſich erneuern. Nur hat ihnen die Veränderung in Denkart und Sitten viel von ihrer Derbheit, Bitterkeit und Gewaltſamkeit benommen. Man darf hoffen, daß die fortſchreitende Läuterung der chriſtlichen Geſinnung am Ende ein wahrhaft einträchtiges Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat auf der Grenzbeſtimmung des Evangeliums herbeiführen werde. — Unbeſchränkte Freiheit kann die Kirche eben ſo wenig als irgend ein anderer Verein im Staate verlangen. Auch ſind die Vorſteher der Kirche nicht befugt, die Freiheit ihrer Amtswirkſamkeit mit der Freiheit der Kirche zu verwechſeln. Eine unbeſchränkte Freiheit der Oberhirten könnte gar leicht die Unfreiheit der untergeordneten Hirten und der Kirchengemeinden nach ſich ziehen. Die Biſchöfe, wenn ſie unbeſchränkte Freiheit für ſich verlangen, ſetzen auſſer Acht,

daß dem Staat das Recht der Aufſicht über alles blos Aeußere der Kirche, und auch das Schutzrecht zuſtehe, welches ſich auf alle Glieder wie des Staats ſo auch der Kirche erſtreckt. Wie könnte der Staat dieſen beiden Rechten entſagen, ohne ſeine Selbſtändigkeit aufzugeben? Aeußere Berechtigungen konnte aber die Kirche im Staat nur durch Verwilligung der Staatsregierung erhalten. Ihre Ausübung iſt mithin an die Beobachtung der Staatsgeſetze gebunden. Wer dies leugnet, der nimmt (wie Bellarmin) für die Kirche die indirekte Suprematie (Oberherrlichkeit) über den Staat in Anſpruch, ein Anſpruch, der eine völlige Rechtsverwirrung in ſich begreift, mit welcher die geſetzliche Ordnung im Staat ſchlechterdings unvereinbarlich wäre. — In vielen Ländern hat ſich indeſſen, vorzüglich ſeit den Reformſtürmen im ſechszehnten Jahrhundert, mit der weltlichen Gewalt die geiſtliche in der nämlichen Perſon vereinigt. Dies war eine Rückwirkung gegen die kirchliche Hierarchie, welche lange Zeit nach Vereinigung weltlicher Gewalt mit der geiſtlichen geſtrebt hatte. Dadurch wurde aber der Knoten nicht gelöst, ſondern zerhauen. Es war eigentlich ein Rückſchritt zu den Staatseinrichtungen der heidniſchen Völker. So angemeſſen aber dem Heidenthum die Vereinigung beider Gewalten in der Hand des Staatsoberhaupts ſein mochte, ſo wenig iſt ſie es überhaupt der reingeiſtigen Beſchaffenheit des Chriſtenthums, welches nur in der Freiheit von äußerm Zwang und in der Unvermiſchtheit mit irdiſchen Intereſſen ſich ungetrübt als die Lebenskraft aller ſittlichen Bildung und Tugend entfalten kann.

7) Der Gedanke und Wunſch alle Kämpfe zwiſchen Kirche und Staat unmöglich zu machen hat mehrmal (auch in unſern Tagen) Theorien veranlaßt, wovon die einen den Staat in

der Kirche, die andern die Kirche im Staate aufgehen laſſen. Beide Arten von Theorien verkennen das ganz verſchiedene Weſen von Staat und Kirche und gehen doch von der Vorausſetzung aus, daß ſie ihrer Natur nach, weil ſie beide Selbſtändigkeit anſprechen, mit einander im beſtändigen Streit und Kampf ſich befinden müſſen, wenn nicht eine der beiden großen Anſtalten die andere in ſich verſchmilzt (abſorbirt). Um nun den Anſtänden und Gefahren, die von dieſen ſchroffen Theorien für die Geſellſchaft zu befürchten wären, auszuweichen, erhebt ſich jetzt eine dritte Theorie, die eine ſolche völlige Trennung von Staat und Kirche verlangt, daß der Staat aller Einrede in kirchlichen Dingen entſagen und die Leitung und Beſorgung von dieſen ausſchließlich und unbedingt der Kirche überlaſſen ſoll, ohne ein Aufſichtsrecht über ihre Wirkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Dieſe Theorie hat wegen dem weſentlichen Unterſchied von Religion und Politik einen gewiſſen Schein von Wahrheit. Nur ſetzt ſie auſſer Acht, daß die Kirche ſich auf dem Gebiete (dem Boden) des Staats befinde, in vielſeitiger Berührung mit ihm ſtehe und für ihren äußern zeitlichen Beſtand, ihr Beſitzthum, ihre Anſtalten, ihre ungeſtörte Thätigkeit den Schutz und ſelbſt die Beihülfe des Staats anſpreche, daß endlich die kirchliche Wirkſamkeit einen viel zu bedeutenden Einfluß auf die Intereſſen des Staats, auf die Bildung, die Geſinnung, die Lebensweiſe und die Wohlfahrt aller Klaſſen ausübe, als daß der Staatsregierung die Art und Weiſe gleichgültig ſein könnte, wie dieſer Einfluß der Wirkſamkeit der Kirche beſchaffen ſei und ausgeübt werde. Der Staat darf daher, will er ſeine Selbſtändigkeit nicht aufgeben, auf die Ueberwachung der äußern Wirkſamkeit der Kirche nie verzichten, und wenn er es gleich mit Recht für angemeſſen erachtet, die Behandlung der religiöſen Dinge der Kirche zu überlaſſen, ſo darf er doch auch hier der Wachſamkeit darüber ſich nicht entſchlagen, wie die religiöſen Dinge behandelt werden, indem ſonſt leicht Mißbräuche überhand nehmen könnten, die nicht nur für die Kraft und das Anſehen der Religion, ſondern auch für die Ordnung und bürgerliche Wohlfahrt im Staat höchſt bedenklich wären. Indem die Regierung das Aufſichtsrecht, dem keine Geſellſchaft im Staate ſich entziehen darf, in dieſer Richtung über die Kirche ausübt, wahrt ſie ihre eigene Selbſtändigkeit, ohne die der Kirche zu verletzen. Vielmehr kann nur dadurch die Selbſtändigkeit von beiden in einem heilſamen Einklang erhalten werden. Am wenigſten läßt ſich der Staatsregierung die Befugniß abſprechen, in Hinſicht der äußern Zuſtände der Kirche, ihres Beſitzthums, ihrer Lehr- und Bildungsanſtalten, ihrer Verſammlungen die politiſchen Geſetze geltend zu machen, denen alle äußern Zuſtände auf dem Gebiete des Staats unterworfen ſind. Mit Unrecht hat man das Aufſichtsrecht der Regierung über die Kirche als die Geburt eines grundloſen Mißtrauens bezeichnet, wodurch dem Anſehen und der Selbſtändigkeit der Kirche Abbruch geſchehe. Die Regierung iſt die Ausübung dieſes Rechts dem Staate (der Geſammtheit) ſchuldig. Sie würde, ihren Pflichten zuwider, die Selbſtändigkeit des Staats preisgeben, wenn ſie der Ausübung dieſes Rechtes ſich begäbe[11]. *Die innere geiſtige Freiheit* für

---

[11] Diejenigen, die von der Verzichtung des Staats auf die Ausübung ſeines Aufſichtsrechts über die kirchliche Wirkſamkeit die Rückkehr des goldenen Zeitalters des Chriſtenthums erwarten, ſcheinen irriger Weiſe unter dieſem Zeitalter das der Herrſchaft des Klerus zu verſtehen. Eine Erneuerung dieſer Herrſchaft dürfte allerdings nach jener Verzichtung nicht ausbleiben. Allein die Gleichſtellung der Herrſchaft des Klerus mit der Herrſchaft des Chriſtenthums würde vorausſetzen, daß der Klerus das perſonificirte Chriſtenthum und über die Verſuchung menſchlicher Leidenſchaften erhaben ſei, eine

Beförderung des Reichs Gottes kann der Staat der Kirche weder geben noch entziehen. Die äußere Freiheit aber, welche die Staatsregierung der Kirche und ihren Hirten einräumt, beruht auf einem freiwilligen Zugeſtändniß der Staatsregierung, und je größer dieſe äußere Freiheit iſt, deſto mehre und größere Pflichten legt ſie der Kirche und ihren Hirten und Gliedern gegenüber dem Staat und ſeiner Regierung auf[12]). Der eigentliche Werth der äußern Freiheit für die Kirche hängt aber einzig davon ab, ob ſie ihrer geiſtig-ſittlichen innern Freiheit mehr zum Vorſchub oder zum Abbruch gereiche. Denn daß die äußere für die Kirche werthlos wäre, wenn und ſo fern ſie die innere gefährdete, leidet keinen Zweifel. Wird nun dieſer Geſichtspunkt feſtgehalten, ſo wird ohne Zweifel eine beſonnene und unbefangene Erwägung der unermeßlichen Vortheile, welche der Religion ſowohl als dem Völkerwohl ein

---

Vorausſetzung, welche leider in der Geſchichte keine Beſtätigung findet. Dieſe belehrt uns vielmehr, daß der Klerus dort am meiſten vor ſittlicher Ausartung und vor Verſinken in Unwiſſenheit und Vernachläſſigung ſeines heiligen Berufs bewahrt geblieben ſei und ſich durch ächtchriſtliche Bildung und Tugenden ausgezeichnet habe, wo der Staat ſein Aufſichtsrecht mit Weisheit und Ernſt im Intereſſe der Religion und der öffentlichen Wohlfahrt ausgeübt hat.

[12]) Beim Anlaſſe der vielen und großen Zugeſtändniſſe von Seite der öſterr. Regierung an die Kirche v. J. 1855 erinnerte der Erzbiſchof Haulik von Agram in Croatien in einem Hirtenbriefe ſeine Geiſtlichen: ihr Augenmerk müſſe nicht ſo ſehr darauf gerichtet ſein, daß ihre Rechte, ſondern vielmehr darauf, daß ihre Pflichten vermehrt und vergrößert worden ſeien; er warnte ſie vor dem Mißbrauch ihrer Gewalt, vor Einmiſchung in nichtkirchliche Angelegenheiten, vor dem Streben nach hohen Dingen und vor perſönlicher (ſelbſtiſcher) Anſchauungsweiſe; er empfahl ihnen Frömmigkeit, Demuth, Herablaſſung, dankbare Uebung der Unterthanenpflicht, nicht nur der Form nach, ſondern im Geiſt und in der Wahrheit; er ſchärfte den Gläubigen Bruderliebe ein, auch gegen Andersgläubige und Beachtung der Rechte, welche andere Confeſſionen im Reich erworben haben. — Dies iſt der wahre Ausdruck ächtchriſtlicher Geſinnung, welche den Kirchenhirten in ihrem Verhältniß zur Staatsregierung geziemt.

einträchtiges Zuſammenwirken des Staats und der Kirche, unbeſchadet der Selbſtändigkeit von beiden innerhalb des Kreiſes ihrer Beſtimmung, zuwenden müſſe, die Wege zur Verwirklichung eines ſolchen würdigen und befreundeten Verhältniſſes um ſo mehr abebnen, je mehr bei Geiſtlichen und Weltlichen im Rathe der Regenten und der Kirchenhirten und in der öffentlichen Meinung die Einſicht die Oberhand gewinnt, daß dieſes Verhältniß von der göttlichen Weisheit des Erlöſers ſelbſt mit den Worten vorgezeichnet ſei: „Gebet Gott, was Gott und dem Cäſar (dem Staatsregenten), was dieſem gebührt!" (Matth. XXII. 17. Vergl. Röm. XIII. 1—7.)

XXXI.

Das Chriſtenthum iſt ungeachtet ſeines göttlichen Urſprungs und der ihm inwohnenden göttlichen Kraft unter Menſchen beſtändig der Verunſtaltung und Ausartung ausgeſetzt.

Der Kampf des ächtchriſtlichen Geiſtes mit den unlautern Elementen des das Sinnliche vergötternden Heidenthums und des die äußerliche Geſetzlichkeit über die innere Gerechtigkeit erhebenden Judenthums hat, ſeit Chriſtus erſchien, nie aufgehört, und der Prozeß der Läuterung der Zuſtände des Chriſtenthums von ſolchen unreinen Elementen dauert immer noch fort. Dieſer Kampf, dieſer Läuterungsprozeß bildet den Kern der Geſchichte des Chriſtenthums. Bald iſt es der abergläubiſch-jüdiſche Wahn von dem überſchwänglichen Werth äußerer Geſetzlichkeit, bald iſt es der überwiegende Hang zur heidniſchen, den Sinnentrieben fröhnenden Geſinnung, was das ſeinem Weſen nach geiſtige Chriſtenthum zu verweltlichen ſtrebte. Vorzüglich wirkſam waren für dieſe Verweltlichung die ſelbſtiſchen Beſtrebungen der Herrſchbegier und die Anmaßungen der Intelligenz.

Anſtatt den religiöſen Glauben blos als ein Geſchenk der Gottheit, womit dieſe die Menſchen mit ihr in Verbindung ſetzt, anzuſehen und all ihr Streben mit zarter Scheu auf deſſen Reinerhaltung und Bewahrung in ihrem Innern zu richten, überhoben ſich jederzeit Viele wegen ihres Glaubens und rechneten ſich denſelben, auch ohne daß ſie ihn im Leben bethätigten, als ein Verdienſt an, welches ihnen ausſchließlichen Anſpruch auf irdiſchen Segen und ewige Seligkeit verleihe. Eben darin aber, daß man ſeinen religiöſen Glauben, ohne Rückſicht auf Anſtrengung das Leben gewiſſenhaft darnach einzurichten, ſich als Verdienſt anrechnet, liegt der Grundquell religiöſer Ausartungen[1]).

1) Die Hauptſtärke des Chriſtenthums, durch die es ſich über alle andern Religionen weit erhebt, beruht nämlich auf einer entſchiedenen völligen Abſonderung und Unabhängigkeit von allen Künſten der Politik und von den anſpruchvollen Einbildungen und nicht ſelten ſich widerſprechenden und einander verdrängenden Erzeugniſſen der auf Wiſſenſchaft auch in überſinnlichen Dingen ausgehenden Intelligenz. Seiner innern Kraft ſich bewußt, verſchmäht das Chriſtenthum jede ſolche Hülfsgenoſſenſchaft mit äußerer Macht und mit blos von Menſchen erdachter Weisheit, welche ſich den Schein gibt, als ob das Chriſtenthum nur ihnen oder doch vorzüglich ihnen ſeinen Beiſtand und ſeine Wirkſamkeit zu verdanken habe. Hingegen zeigten ſich die Machthaber in den Staaten ſowohl als in den Schulen meiſtens ſehr abgeneigt, dieſe Selbſtändigkeit des Chriſtenthums anerkennen zu wollen. Gleich bei deſſen Auftreten, da es ſich von ihnen fern und auſſer Berührung hielt, hatten ſie nichts Angelegentlicheres, als

---

[1]) Vergl. Meine Betrachtungen über die wicht. Gegenſt. im Bildungsgange der Menſchheit Nr. XIX.

ihm mit Hohn und Verachtung zu begegnen. Drei Jahrhunderte mußte die Kirche die Gefahren harter und ſchmählicher Verfolgung und hernach eben ſo die Gefahren großer Begünſtigung von Seite der Weltmächte beſtehen und bekämpfen. Nachdem es offenbar am Tage lag, daß weder vornehmer Spott, noch gewaltthätige Verfolgung der Verbreitung des Chriſtenthums einen Damm zu ſetzen vermöge, als alle Pfeile der Sophiſtik und der Gewalt an ſeinem ſchlichten erhabenen Sinn ſtumpf geworden waren, fingen die Machthaber im Staat und in den Schulen an, auf Mittel zu ſinnen, ſich das Chriſtenthum als ein Werkzeug dienſtbar zu machen. Staatsregenten und Schulgelehrte, ſich mit freundlicher Miene ihm anſchließend, thaten ihr Mögliches, um das Chriſtenthum und deſſen Anſtalten in ihre eigenen Intereſſen und Beſtrebungen zu verflechten und einerſeits mit den politiſchen Einrichtungen, anderſeits mit der dialectiſchen Wiſſenſchaft zu verſchmelzen. Und in der That ſah ſich das Chriſtenthum von der ſelbſtſüchtigen Politik und von der Wort- und Scheinweisheit weit mehr gefährdet, da ſie ſich bemühten ein enges Bündniß mit ihm einzugehen, wie vorher, als ſie offenen Krieg gegen daſſelbe führten. Daß eigennützige klügelnde Selbſtſucht und falſche ſophiſtiſche Wiſſenſchaft im Laufe der Zeit dem lautern Gold des Chriſtenthums manchen Beiſchlag hinzugefügt haben, wer kann es läugnen? Wenn daher von den Wirkungen des Chriſtenthums die Frage iſt, muß vorerſt billig dieſer Beiſchlag davon geſondert werden. Dann wird man aber finden, daß nur der mit fremdartigen Zuſätzen unvermiſchte Kern des Chriſtenthums der eigentliche Lebensgeiſt war, der die meiſten wahren Verbeſſerungen in den Zuſtänden der Menſchheit entwickelt und hervorgebracht hat. So in allen Zeiträumen, den frühern und ſpätern, unter rohen und civiliſirten Völkern. Ueberall hätte das Chriſtenthum das Leben von allen Schlacken gereinigt, wenn es ungetrübt durch jüdiſchen und heidniſchen Beiſchlag und durch Einflüſſe politiſcher Selbſtſucht und gelehrten Aberwitzes die Seelen in ſeiner Lauterkeit hätte durchſtrahlen können. Doch zu keiner Zeit iſt die Idee von dem ungetrübten Geiſt und Weſen des Chriſtenthums aus dem menſchlichen Bewußtſein ganz entſchwunden. Immer, ſelbſt in der Mitte der größten Ausartungen, hat ſie ſich in vielen Einzelnen rein und lebendig bewahrt, und durch das Organ der Kirche fortgepflanzt. Je ärger die Verderbniß war, deſto kräftiger haben ſich Stimmen für Reform, für ſittliche Erneuerung der Geſinnung und des Lebens (Röm. XII. 2.) vernehmen laſſen. Reformbeſtrebungen leuchten durch alle Zeitalter der chriſtlichen Kirche hervor. Wurden ſie gleich durch Mißverſtändniſſe und Mißgriffe getrübt, ſo haben doch die Kämpfe, die eben dadurch hervorgerufen und entzündet wurden, dem Stillſtehen im Streben nach Verbeſſerung der religiöſen Zuſtände begegnet und die Ueberzeugung von deſſen ſteter Nothwendigkeit wach erhalten. — Mit Unrecht hat man die vielen Aergerniſſe, welche im Schooße der Kirche zum Vorſchein kamen, der Kirche ſelbſt zur Schuld gelegt. Dieſe Aergerniſſe hatten doch ihren Grund gerade darin, daß die im Geiſte Chriſti verfaßten Vorſchriften der Kirche unbefolgt blieben. Ihre gewiſſenhafte Befolgung würde vor ihnen behütet haben [2].

---

[2] Dies gilt insbeſondere von der Wahl zu Kirchenämtern, wenn ſie ohne Beachtung der ehrwürdigſten Kirchengeſetze mit Hintanſetzung verdienter apoſtoliſch-geſinnter Männer auf Unwürdige fiel. Wie wäre ſonſt z. B. die Erhebung eines notoriſch ruchloſen Dubois zum Nachfolger Fenelon's auf dem erzbiſchöflichen Stuhl von Cambray möglich geweſen; ein Aergerniß, das freilich die Tugenden des vielverkannten Fenelon noch hellleuchtender machte. . .

2) Drei Mißgriffe, wenn gleich dabei oftmals die Förderung des Chriſtenthums beabſichtigt oder doch vorgewendet wurde, haben ihm vielfachen Nachtheil zugefügt und vorzüglich zur Ausartung beigetragen: a) die zu einſeitige Richtung des kirchlichen Eifers auf blos äußerliche Dinge; b) der Gebrauch von äußerm Zwang in Bezug auf die Religion, und c) die Behandlung der Chriſtuslehre, als wäre ſie eine Wiſſenſchaft.

A) Da in der Bewahrung und Erhaltung des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Moral in ihrer Lauterkeit der Zweck aller Anſtalten der Kirche beſteht, ſo mußte der Eifer der von ihr beſtellten Hirten darauf ſein ganzes Augenmerk richten. Dieſer Eifer kann aber den Zweck ganz verfehlen, wenn er ſich nicht einzig durch den Geiſt der Lehre Jeſu leiten und beſtimmen läßt. Denn er wird alsdann nur zu leicht zu der Anſicht mißleitet, daß der Glaube und die Sittlichkeit durch nichts beſſer und erfolgreicher gefördert werden können, als durch Vervielfältigung von dogmatiſchen Lehrbeſtimmungen, von äußern Andachtsübungen und von aſcetiſchen Vorſchriften. Läßt ſich aber der Eifer von dieſer Anſicht beherrſchen, ſo geräth er unvermerkt und immer mehr auf den nämlichen Abweg den die jüdiſchen Schriftgelehrten und Phariſäer einſchlugen, das Aeußerliche (den Buchſtaben) der Religion zur Hauptſache zu machen, ihr Weſen, ihren Geiſt aber in den Schatten zu rücken und dem Bewußtſein zu entfremden. Wer da meint, mit Beibehaltung ſeiner Selbſtſucht und ſeiner liebloſen Gewohnheiten ein Chriſt ſein zu können, der gleicht dem Thoren, der in ein zerſetztes Bettlergewand Stücke neuen Tuches aufflickt, oder neuen Wein in alte morſche Schläuche gießt. So iſt es auch mit jeder Reform, die durch bloße Aeußerlichkeiten die ſchlechten Zuſtände zu verbeſſern unternimmt. Sie macht das Uebel nur ärger, indem ſie die Gedanken an das, was helfen und retten könnte, fern hält oder verwirrt.

Zwar iſt jede geiſtige Wahrheit, auch die erhabenſte chriſtliche dem geiſtig-ſinnlichen Menſchen nur mittelſt gewiſſer Formen zugänglich. Dieſe Formen ſollen jedoch nur ein Vehikel der Wahrheit ſein. Je einfacher die Wahrheit iſt, um ſo einfacher ſollte auch die Form ihrer Darſtellung ſein. Sonſt iſt Gefahr, daß die Form die Wahrheit verhülle, erdrücke und verdunkle. Der unerleuchtete Eifer, indem er auf die Vervielfältigung und Anhäufung von Formen ſein Vertrauen ſetzt, meint, die Wahrheiten des Chriſtenthums würden dadurch beſtändig vergegenwärtigt und in die Erinnerung zurückgerufen. Er überſieht aber die Geneigtheit des ſinnlichen Menſchen, ſich blos an die äußere Form zu halten, ohne in den Sinn und Geiſt einzudringen, und bedenkt nicht, daß dieſe ſeine Geneigtheit durch nichts größern Vorſchub erhält, als wenn man ihn durch eine Menge von Formen, mit denen er umgeben und beſchäftigt wird, gleichſam betäubt und gar nicht dazu kommen läßt, die Wahrheiten ſelbſt in Erwägung zu ziehen, deren Erkenntniß und Befolgung durch die äußern Formen blos gefördert werden ſollte. Gerade in der hohen Einfachheit der Lehren, welche Chriſtus vortrug, liegt die ihr eigenthümliche Kraft, alle Menſchen zu heiligen und zu beſeligen, und dieſe Kraft kann dadurch nur verlieren, daß man jene wenigen großen einfachen Lehren, die für Jedermann faßlich und einleuchtend ſind, durch eine Menge Begriffsbeſtimmungen zu erklären und zu erläutern ſucht. Haben doch ſelbſt die Gelehrteſten Mühe, ſich in dieſem

Walde zurecht zu finden, wie vielmehr die Kinder an Verſtand[3])! Eher noch der Natur des Menſchen zuſagend kann eine Vervielfältigung der Andachtsformen erſcheinen, ja ſie mag in gewiſſem Grad heilſam ſein, woferne nur die Formen das Gemüth anſprechen, und dem Verhältniß des Menſchen zu Gott gemäß ſind. Doch tritt auch hier ein Uebermaß ein, ſobald der Eindruck der einen Form den der andern verwiſcht. Wenn vollends dieſe Formen mehr die Sinne als das Gemüth berühren, den denkenden Geiſt aber leer ausgehen laſſen, oder für ihn anſtößig ſind, ſo können ſie den Menſchen unmöglich zum Göttlichen erheben. Geiſtloſe Schauſtellungen und Gebräuche üben auf dem religiöſen Gebiete mehr eine verdumpfende und einſchläfernde, als eine erhebende Wirkung, und überdies erſchließen ſie dem Aberglauben Thür und Thor. — Aſcetiſche Uebungen endlich können zwar den Tugendſinn nähren und durch Schwächung der Sinnlichkeit kräftigen. Aber auch hier ſchadet das Uebermaß, wodurch die Uebungen in Mechanismus ausarten oder die hochmüthige Einbildung erzeugen, als könnten ſie die Tugenden ſelbſt erſetzen, welche ſie nur fördern, zu welchen ſie nur den Weg ebnen, die Kraft ſtärken ſollten[4]).

B) Am wenigſten iſt wahre Religioſität mit Zwang verträglich. Aller Gebrauch von Zwangsmaßregeln um der Kundgebung chriſtlicher Geſinnung durch Bekenntniß und Kultus Vorſchub zu geben, hat jederzeit nur Heuchelei und religiöſen Mechanismus, nie lebendigen Glauben bewirkt, oft bittern Haß gegen das Chriſtenthum erweckt und eine völlige Mißkennung ſeines Geiſtes veranlaßt. Gewaltübung gegen Un- oder Irrgläubige von Seite chriſtlicher Regenten war nur dann gerecht, wenn jene ſich eine äußere Störung der Religionsübung der Rechtgläubigen herausnahmen. Dann hatte ſie aber Beſtrafung eines Frevels, nicht Bekehrung zum Zweck. Doch, wie ſoll man den Unſinn bezeichnen, wenn ſelbſt Prieſter im Namen Gottes und der Kirche die Bekehrung der Un- oder Irrgläubigen mit Feuer und Schwert betrieben, wenn ſie der chriſtlichen Wahrheit, welche über Alles Liebe befiehlt, durch Verfolgungen Eingang in die Herzen zu verſchaffen unterfingen? Welche widrige Vorſtellung vom Chriſtenthum mußte dieſes Verfahren verbreiten! Wie konnte man ſich einbilden, das von Chriſtus verkündete Reich Gottes in der Bruſt der Menſchen dadurch zu begründen, daß man ſeinem oberſten Geſetz mit unmenſchlicher Grauſamkeit Hohn ſprach [5]? Mag Sophiſtik jeglichen Trugſchein aufbieten, um dieſe Raſerei zu beſchönigen, ſie kann nicht verhindern, daß ihre häßlichen Blutſpuren in der Geſchichte unaufhörlich gen Himmel ſchreien. Daß in manchen Ländern das Chriſtenthum wirklich mit Zwangsmitteln eingeführt worden, kann dieſe Bekehrungsweiſe nicht entſchuldigen. Nach Jahrhunderten noch haben die edelſten Bemühungen ächtchriſtlicher Glaubensboten und Kirchenhirten ihren nachtheiligen Einfluß auf die religiöſe Denkart der Bekehrten kaum auszulöſchen vermocht. Mit der Lehre Chriſti iſt die Anwendung jeder äußern Gewalt zur Einführung derſelben ſo ſehr im Widerſpruch, daß ſelbſt die bis auf den Tod wegen ihres Glaubens Verfolgten zur Vertheidigung deſſelben nach Chriſti Vorſchrift keiner andern Waffen als ſeines göttlichen Wortes und deſſen treuer Befolgung durch tadelloſen Wandel und Bethätigung der Liebe in jeder Tugend, auch gegen Feinde ſich bedienen ſollten.

---

[3]) Es iſt lediglich Sache der Geſammtkirche, zu beurtheilen: ob es rathſam ſei, Symbole feſtzuſetzen und dieſe zu beſtimmen. Jedenfalls konnten Symbole nicht verhindern, daß Trennungen im Glauben erfolgt ſind. Solche Trennungen haben eine immer zunehmende Erweiterung der Symbole veranlaßt, wodurch aber die Herſtellung der Einheit zum Theil noch erſchwert wurde.

[4]) *Fleury* (In Historiam Ecclesiasticam Dissertationes. Bambergae 1777. II. p. 644.) bezeichnet die Andächteleien, die nichts zur Verbeſſerung des Lebens beitragen können, als verwerflich, weil ſie als Erſatz für wirkliche Verbeſſerung betrachtet werden, und zugleich in denen, die ſie pflegen, die Einbildung erzeugen, ſie ſeien beſſer als andere, die ſich nicht damit befaſſen.

---

[5] Die Chriſtuslehre verwirft unbedingt jede Handlung, welche die Liebe verletzt, und der ſogenannte Glaubenseifer kann ſie weder rechtfertigen noch entſchuldigen. Wer das Gegentheil behauptet, verläumdet die Chriſtuslehre.

C) Auch dies hat auf die Entwickelung und Ausbildung der chriſtlichen Geſinnung nur verkehrt einwirken können, daß man die Chriſtuslehre wie eine Wiſſenſchaft (ein Gedanken-Syſtem) anſah und behandelte. Jeder Verſuch dieſer Art hat ſich als eitel und zweckwidrig erwieſen. Das Chriſtenthum enthält nur Thatſachen und Vorſchriften, keine Begriffsbeſtimmungen. Sein Inhalt iſt daher keines dialektiſchen Beweiſes empfänglich, kann aber auch eben ſo wenig durch Dialektik entkräftigt werden. Wozu ſollte die Dialektik dem Glauben dienen, der die Seele des Lebens in Gott iſt, wovon Chriſtus ſich ſelber als das große Vorbild dargeſtellt hat? Dieſer Glaube iſt nicht dazu gemacht, den Tummelplatz, das Schlachtfeld menſchlicher Meinungen abzugeben *). Wiſſenſchaftlich geprüft und beleuchtet kann der Inhalt des Chriſtenthums allerdings

---

*) Chriſten ſollen ſich nicht mit Dingen abgeben, die mehr Streitfragen, als die göttliche Anſtalt (die Haushaltung Gottes) im Glauben fördern. (1. Tim. I. 4.) Der Hauptzweck der Lehre iſt: Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben. Die davon abweichen, verfallen auf nichtiges Geſchwätz. (1. Tim. I. 6.) Sie verbreiten mit Scheinheiligkeit Lügen (IV. 2.) Aus der Streitſucht und Wortzänkerei entſteht Neid, Hader, Schmähung, böſer Argwohn und Grillenfängerei ſolcher Menſchen, die der Wahrheitsliebe beraubt ſind und die Gottſeligkeit für ein Gewerbe anſehen (2. Tim. VI. 4.) Dies dient zu nichts, als die Zuhörer zu verderben, ſie im Glauben zu verwirren und immer gottloſer zu machen (2. Tim. II. 14. 16. 18.)

werden, und dieſe Prüfung und Beleuchtung kann ſich zu einer Wiſſenſchaft ausbilden, die von großem Werth iſt, wenn ſie darthut, daß die Thatſachen und die Vorſchriften, welche das Chriſtenthum enthält, keine menſchlichen Erfindungen oder Erdichtungen ſind, daß ſie keinen innern Widerſpruch in ſich haben, und daß ſie mit der wahren Idee von Gott und dem Charakter Chriſti ganz übereinſtimmen, wenn ſie ferner von dem Chriſtenthum alle Entſtellungen, ſei es durch Wahnglauben, ſei es durch gelehrten Wahn oder Irrthum, oder durch Sophiſtik, abwehrt und den Vorwurf von ihm fern hält, als ob es mit der Freiheit des rechten Gebrauchs der Vernunft und mit der ächten Wiſſenſchaft im Widerſtreit ſtehe [7]). Das Chriſtenthum ſelbſt iſt jedoch keine Wiſſenſchaft [8]), und die Behandlung desſelben als ſolche hat für ſein Weſen und Wirken zweifachen

---

[7]) Dialektiſche Bekämpfungen des Chriſtenthums muß man allerdings mit Vernunftgründen abwehren. Mit Recht traten ſchon ſeine erſten Vertheidiger dem Heidenthum mit Vernunftgründen entgegen. Chriſtus ſelbſt ſetzte voraus, daß die Vernunft das Heidenthum widerlege. Aber nie wird es der Vernunft gelingen, das Chriſtenthum durch Geſtaltung deſſelben zur Wiſſenſchaft, zu ihrem Krongut zu machen. — Gelehrten Heiden glaubten die chriſtlichen Lehrer vor dem gelehrten Publikum auch gelehrte Schutzſchriften entgegenſtellen zu müſſen. So wurden ſie nothgedrungen in ihren Verträgen gelehrter, eben damit aber auch den Auswüchſen der Gelehrſamkeit, Streitſucht und Rechthaberei immer mehr ausgeſetzt. Unſer endliches Wiſſen kann für ſich kein ſittlich-religiöſes Leben erzeugen; dieſes zeigt ſich überall von dem Wiſſen unabhängig. Wie wenig gediegene Wahrheit, aber wie viel Widerſinniges und Widerſprechendes hat nicht die ſehr thätige ſpeculative Vernunft in Indien und Griechenland an den Tag gefördert! Iſt ihre ganze Ausbeute im Stand, eine religiöſe Ueberzeugung zu begründen, die den Menſchen zu beſſern, zum Guten zu ermuntern und zu befriedigen vermöchte?

[8]) Es gibt ſo wenig im eigentlichen Sinn eine Wiſſenſchaft des Chriſtenthums, als eine Wiſſenſchaft des Schönen. Unſere Vernunft iſt ebenſo unvermögend, das Chriſtenthum aus ſich zu conſtruiren, als das Schöne hervorzubringen. Nur in ſo ferne kann es eine chriſtliche Wiſſenſchaft geben, als man die Thatſachen und Lehren des Chriſtenthums als ein zuſammenhängendes Ganzes und auch ſeinen Zuſammenhang mit dem Menſchen und der Welt darſtellen kann.

Nachtheil. Sein Weſen wird dadurch zum Gegenſtand des dialektiſchen Streits der ſpeculativen Forſcher gemacht, während es doch der Auffaſſung des Ungelehrten wie des Gelehrten und aller Menſchen ohne Rückſicht auf höhere oder niedrigere Bildung ihrer Intelligenz zugänglich ſein ſoll und ſein will (Matth. XI. 25.) Wie ſehr wird nicht die Anerkennung des Weſens des Chriſtenthums gehindert, wenn ſie dem Ergebniß des dialektiſchen Streits auf dem Gebiete der ſpeculirenden Vernunft untergeordnet wird, welches Ergebniß nicht nur manchem Wechſel unterliegt, ſondern nicht ſelten darin beſteht, daß die Gründe für die Bejahung und für die Verneinung eines Satzes einander das Gleichgewicht halten. So ſah man die Zuverſicht des Chriſtenglaubens, die auf dem ſittlichen Gottesbewußtſein beruht, dem Windzuge ſpeculativer Anſichten, Schulmeinungen und Syſteme preisgegeben, und es konnte ſich die verkehrte Anſicht geltend machen, daß der ganze Beſtand und Erfolg des Chriſtenthums davon abhänge, ob die eine oder die andere Speculation die Oberhand erhalte. Dies that der Hauptſtärke des Chriſtenthums Eintrag, die darin beſteht, alle Menſchen durch das Band der Liebe zu vereinigen. Käm' es der Wiſſenſchaft zu, den Glauben zu beſtimmen, dann müßte die Kirche jederzeit entweder eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Geſtaltung des Glaubens feſthalten, oder dieſen der fortwährenden Wellenbewegung (Fluctuation) der Wiſſenſchaft überlaſſen. Im erſtern Fall würde das Gemächt einzelner Menſchen an die Stelle des göttlichen Werkes geſetzt, im andern das Göttliche der ganzen Windroſe der Speculation und Dialektik überliefert. Es iſt aber ein eben ſo eitles Beſtreben, alles Chriſtliche mit der menſchlichen Intelligenz, als alles Wiſſenſchaftliche mit der Bibel erweiſen zu wollen. Das Chriſtenthum hat dem einfältigen Gemüth geoffenbart, was der wiſſenſchaftlich gebildeten Intelligenz verborgen geblieben war. Daſſelbe gibt dem geiſtigen Menſchen eine Freiheit, eine Unabhängigkeit von den äußern Umſtänden des Lebens, welche keine Wiſſenſchaft ihm geben kann. Dieſe kann wohl ſeine Gedanken, aber nicht ſeinen Willen entfeſſeln, ſeinen Verſtand aufhellen, aber nicht ſein Herz befriedigen. Welche andere Religion war hingegen je wie das Chriſtenthum eine ſo reiche Quelle von Zufriedenheit, Heiterkeit und Zuverſicht des Gemüths? Alle, die von ſeinem Weſen durchdrungen waren, ſah man mitten in den ärgſten Drangſalen einen unerſchütterlichen Muth bewahren, zufrieden leben und heiter ſterben. Welche Wiſſenſchaft hat je ſolch ein Wunder gewirkt? — Unſchätzbar iſt die Gottesgabe der Vernunft und auch die von ihr geleitete Wiſſenſchaft hat durch ihren Einfluß auf alle Zuſtände des Lebens einen unverkennbar hohen Werth. Die Wiſſenſchaft für ſich allein hat jedoch zu keiner Zeit die Menſchen weder vor Unglauben noch vor Aberglauben zu behüten vermocht. Haben wir nicht gerade in Zeiten, die des höchſten Aufſchwungs wiſſenſchaftlicher Aufklärung ſich rühmten, einen vorwiegenden Hang zur Magie (zur Zauberei und ihren Künſten) überhand nehmen geſehen? Es war jedesmal ein untrügliches Zeichen einer im Verſtand und Gemüth vorgegangenen Mißſtimmung, die darin ſich gründete, daß man ſich von den Ergebniſſen der Forſchung und des Unterrichts über die geiſtigen (beſonders die religiöſen) Angelegenheiten unbefriedigt fühlte, weshalb man in das geheimnißvolle Dunkel der Phantaſie ſeine Zuflucht nahm.

Die chriſtliche Kirche hatte in ihren Anfängen vorzüglich die Einfältigen im Geiſt, die guten Willens waren, im Auge, und hielt ſich lange Zeit von der Betheiligung am Anbau der

Wiſſenſchaft, ſowie der ſchönen Künſte fern, weil die Wiſſenſchaft ſowohl als die ſchönen Künſte damals zu ſehr im Dienſte der Götterverehrung ſtanden, als daß ihr Einfluß nicht vielſeitig die Begründung der chriſtlichen Geſinnung hätte gefährden können? Allein ſobald die Uebermacht des Heidenthums ſchwächer und der Stachel ſeiner Verfolgung ſtumpfer geworden, die Chriſtuslehre hingegen ſolche Ausbreitung und Befeſtigung gewonnen hatte, daß der heidniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt der Zauber genommen war, der zum einſinkenden Götterdienſt hätte verlocken können, trugen die angeſehenſten und eifrigſten Chriſtenlehrer kein Bedenken mehr, ſich mit den wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Leiſtungen der Griechen und Römer zu befreunden und zu gleichen Studien für dieſen Zweck auch die Chriſten der höhern Klaſſen, beſonders den Klerus zu ermuntern, weil ſie in dieſen Studien ein paſſendes Mittel erſahen, das Chriſtenthum gegen Angriffe der ſich als Wiſſenſchaft gebärdenden Sophiſtik zu vertheidigen und ihm durch erhöhte geiſtige Bildung ſeiner Bekenner überwiegenden Einfluß in der Welt zu ſichern [9]). Auch erkannten ſie in den Verordnungen des Kaiſers Julian, welche die Ausſchließung der Chriſten von aller Theilnahme an den Lehranſtalten für klaſſiſche Studien bezielten, eine argliſtige Beeinträchtigung. Das hierin Verſäumte wurde nun in der chriſtlichen Kirche bald eingeholt, und ſeit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts bildete ſich eine chriſtliche Philoſophie, Beredſamkeit und Dichtkunſt, wovon manche Erzeugniſſe ſelbſt die Bewunderung gelehrter Heiden erregten, da ſie durch eine eigenthümliche Friſche und

---

[9]) Obgleich das Chriſtenthum von menſchlicher Wiſſenſchaft weſentlich unterſchieden iſt, ſo diente doch dieſe zur Vertheidigung des Chriſtenthums gegen Angriffe und Entſtellungen, zumal von der Zeit an, wo der menſchliche Verſtand ſich des wiſſenſchaftlichen Scheins zur Rechtfertigung ſolcher Angriffe und Entſtellungen bedient hat. Das Chriſtenthum iſt ſo wenig ein Sondergut der Gelehrten, als die Erkenntniß und Aneignung ſeines Weſens durch Gelehrſamkeit bedingt iſt. Aber Gelehrſamkeit, gelehrte Studien und Forſchungen werden nothwendig, damit nicht das Chriſtenthum durch den Einfluß einer ihm feindſeligen Gelehrſamkeit getrübt, verdunkelt, verläumdet und verunſtaltet werde. Mit gutem Grund wurde daher frühzeitig für eine wiſſenſchaftliche Bildung von Solchen Fürſorge getroffen, denen der Vortrag chriſtlicher Wahrheit anvertraut war, und mit eben ſo gutem Grund wurde, als Univerſitäten entſtunden, den andern wiſſenſchaftlichen Fakultäten eine theologiſche beigeordnet, weil hier alle Wiſſenſchaften im Zuſammenhang ein Ganzes bilden und gemeinſam dahin ſtreben ſollten, die Erkenntniß der Wahrheit zu fördern und dem Irrthum ſowohl als der

---

Unwiſſenheit zu ſteuern. Die Anſicht, daß es zum weſentlichen Beruf der Fakultäten gehöre, mit einander zu ſtreiten, hatte großentheils in dem mangelhaften Organismus der Univerſitäten ihren Grund. Alle Fakultäten, eine wie die andere, ſollen einzig für die Wahrheit und gegen den Irrthum ſtreiten. Dies iſt auch der Beruf der theologiſchen. Eben deswegen iſt es von großer Wichtigkeit, daß der Unterſchied des Weſens des Chriſtenthums von der Theologie, d. i. von der zu deſſen Vertheidigung und Reinerhaltung beſtimmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt nie aus dem Auge geſetzt werde, daß man mithin auch die Anſicht nicht aufkommen laſſe, das Chriſtenthum ſelbſt ſei eine Wiſſenſchaft oder beruhe auf der Wiſſenſchaft. Denn dieſe Anſicht wird unvermeidlich eine Quelle zahlloſer Verirrungen, und macht, daß die Wiſſenſchaft, anſtatt eine Beſchützerin chriſtlicher Wahrheit zu ſein, ihre Zerſtörerin werde. Die chriſtliche Religion iſt ihrem Weſen nach eine Freundin jeder ächten Wiſſenſchaft. Es iſt daher ein arger Mißgriff, die Theologie zu iſoliren, ſie außer Verbindung mit den andern wiſſenſchaftlichen Fakultäten ſetzen zu wollen. Die Philoſophie kann die Theologie eben ſo wenig als eine andere Fakultät entbehren. Muß doch eine gründliche Theologie bei den Forſchungen in Hinſicht der bibliſchen Urkunden und der Kirchengeſchichte gleich andern Fakultäten zur Kritik ihre Zuflucht nehmen; auch muß ſie für alle Zweige des geiſtlichen Hirtenamtes (Homiletik, Katechetik, Liturgik, Pädagogik u. ſ. w.) eine richtige Erkenntniß vom Menſchen und ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen zu Rath ziehen. So ſorgſam man ferner auch die Behandlung religiöſer Dinge von der Behandlung politiſcher Dinge ſondern und geſchieden halten mag, ſo kann es der erſtern doch nur zum Nachtheil gereichen, wenn ſie die Rückſichten auf die zeitlichen und bürgerlichen Verhältniße vernachläſſigt. Eine ſolche Trennung des Kirchlichen und Staatlichen kann und muß die entſchiedenſte Zwietracht zwiſchen Kirche und Staat herbeiführen, die dem wahren Beruf von beiden nur Eintrag thun kann. — Wenn aber die Speculation der Philoſophie in neueſter Zeit wieder, wie ſchon in der Schule von Alexandrien und nachher in den Schulen des Mittelalters ſich der Grundlegung der Theologie bemächtigen möchte, ſo iſt dies die Erneuerung eines großen Mißgriffs, und daraus könnte jetzt wie damals nur das Ergebniß hervorgehen, daß wir einer wahren Philoſophie ſo gut als einer wahren Theologie verluſtig würden.

Kraft ſich auszeichneten, während die Erhabenheit der Wahrheiten, zu deren Beleuchtung ſie dienten, die heidniſchen Vorſtellungen weit übertraf [10]).

4) Der Zweck des Chriſtenthums iſt nur durch die engſte Verbindung der Rechtgläubigkeit der Geſinnung und des Lebens mit der der Lehre erreichbar. Der Buchſtabe tödtet, nur der Geiſt belebt [11]). Unfehlbar in der Kirche iſt nur der heilige Geiſt, unter deſſen Leitung ſie ihres Stifters Wort geſtellt hat. Nicht die intellectuelle (theoretiſche) Auffaſſung der Lehren vom Göttlichen iſt es, was ihnen ihre Kraft und Wirkſamkeit für das Leben verleiht; zu allen Zeiten war der Widerſpruch (oder Gegenſatz) des Lebens mit dem Glauben die urſprüngliche Quelle des Unglaubens, wogegen der heilige Wandel der Chriſten immer der beredtſamſte Verkünder ihres Glaubens war und immer ſein wird. Die beſte und fruchtbarſte Auslegung der heil. Schrift iſt für Jeden das ernſtliche Streben ihre Vorſchriften im Leben in Ausübung zu bringen. Jede andere Auslegung ohne dieſe bleibt todter Buchſtabe. Den innigen Glauben, iſt er einmal erloſchen, kann auch die beſte Verfaſſungs- und Lehrform für das kirchliche Leben nicht erſetzen. Unter Bekennern des Chriſtenglaubens aber, in deren Leben nicht die Liebe als bewegende

---

[10]) Vergl. *Et. Chastel* Hist. de la Destruction du Paganisme dans l'Empire d'Orient 1850. Partie II. ch. 1. p. 342—352. u. *J. P. Charpentier* Études sur les Pères de l'Église Paris 1853.

[11]) Die Nichterkenntniß der Wahrheit iſt ein Unglück, die Nichtbefolgung der erkannten ein Vergehen, eine Schuld. — Wohl befiehlt der Erlöſer: die Lehren zu befolgen, wenn gleich die, welche ſie vortragen, dagegen handeln. Zugleich verwirft er aber die Phariſäer, die die Laſten, welche ſie Andern aufbürden, mit keinem Finger berühren. (Matth. XXIII. 4.) Er fordert, daß Handlung und Lehre übereinſtimmen (Matth. V. 19.) Nicht der Herr! Herr! ruft, wird ins Himmelreich kommen, ſondern der den Willen des Vaters befolgt (VII. 21.). Nur die ſind Chriſti Freunde, die ſeine Vorſchriften erfüllen (Joh. XV. 14.)

Triebfeder vorherrſcht, iſt dieſer Glaube nur ein leerer Schall, ein bloßer Namen, ein Feigenblatt heidniſcher oder phariſäiſcher Geſinnung.

5) So ſehr es dem Weſen und der das Leben heiligenden Wirkſamkeit des Chriſtenthums Eintrag thut, wenn ſeine Lehre mit menſchlicher Wiſſenſchaft verwechſelt, als ſolche behandelt, und ihr nur als ſolcher Geltung zuerkannt wird, ſo ſehr hat auch die ganz irrige Anſicht: *daß das Chriſtenthum und die ächte Wiſſenſchaft einen Gegenſatz bilden*, und das erſtere die letztere als Gegnerin bekämpfen müſſe, die Verdunkelung und Ausartung des Chriſtenthums befördert. Dieſes, welches auf das beſtimmteſte verlangt, daß die Vernunft über die Sinnlichkeit gebiete, kann ſich in keinem Widerſtreit mit der ächten Wiſſenſchaft, die das Erzeugniß der Vernunft iſt, befinden. Es will vielmehr, daß jede Lehre, auch die ſeinige mit der Fackel der Vernunft geprüft und nichts Vernunftwidriges als ſeine Lehre geglaubt und für wahr gehalten werde. Die Vernunft und ihre Erkenntniſſe ſetzt das Chriſtenthum überall voraus, und will ſie als Gottes Gabe geachtet und unverſehrt wiſſen. Nur dem verkehrten Gebrauch, dem Mißbrauch der Vernunft, der Sophiſterei ſtellt es ſich entgegen. Die Feinde der Vernunft ſind auch Feinde des Chriſtenthums. Indem ſie der Geiſtesverfinſterung Vorſchub geben, benehmen ſie den Menſchen die Fähigkeit die Wahrheit der Chriſtuslehre richtig aufzufaſſen und ſie von den irrigen und falſchen Behauptungen zu unterſcheiden, welche die phariſäiſch oder heidniſch geſinnten Verderber des Chriſtenthums als deſſen Lehren uns vorſpiegeln. Chriſtus hat uns dieſe als die reißenden Wölfe bezeichnet, die im Lammesfell umherſchleichen, um die Schafe zu bethören. Aechte Wiſſenſchaft iſt ein von Gott verordneter Vertheidiger

der Lauterkeit der chriſtlichen Lehre und Geſinnung. Jedes Beſtreben das Licht ächter Wiſſenſchaft auszulöſchen iſt daher ein Majeſtätsverbrechen gegen das Chriſtenthum ſelbſt, indem es der Anerkennung deſſelben in den Weg tritt und dem Wahnglauben, der dieſes verwirft, die Aufnahme und Verbreitung erleichtert. Wenn der Vernunftgebrauch verhöhnt, wenn die Wiſſenſchaft, (die ächte) als gefährlich verſchrieen wird, iſt jedem Mißbrauch, jeder Ausartung, allen Verderbniſſen der Religion Thür und Thor geöffnet; die Schutzwehren zerfallen, die abwarnenden Wächter verſtummen [12]).

6) Als ein anderes mächtiges Vehikel der Ausartung von Lehre und Leben im Schooße des Chriſtenthums zeigte ſich die Verwechſelung des Mittels mit dem Zwecke. Manche Einrichtungen und Vorſchriften, welche heilſam als Mittel wirkten, wurden verderblich, ſobald man ſie zum Zweck erhob. Auch war Manches als Mittel zu einer Zeit wohlthuend, das zu einer andern ſchädlich wurde. Der Werth kirchlicher Gebräuche und Formen liegt in ihrer Zweckmäßigkeit zur Nährung und Belebung des religiöſen Geiſtes. Sie bedürfen daher von Zeit zu Zeit einer Erneuerung. Gott iſt Geiſt und will im

---

[12]) „Déclarer la guerre à la Religion au nom de la philosophie, serait une grande folie; car la philosophie ne peut remplacer la religion, et dans une telle entreprise elle ne ferait paraître que son ambition et son impuissance. D'un autre côté ce ne serait pas une moindre folie de déclarer la guerre à la philosophie au nom de la religion, et pour attirer au christianisme, de calomnier la raison, d'avilir l'intelligence et d'abêtir l'homme. *Cousin* Revue de deux mondes 15. Janv. 1846).“ — „Tant que la philosophie, comprenant ses devoirs et ses droits, se renfermant dans la question accessible à l'esprit humain, s'efforcera d'y porter jour et en affermira les fondements; tant qu'elle partira de ces principes salutaires pour travailler à l'amélioration physique et morale de l'homme, alors incontestablement elle sera dans ses limites naturelles; c'est là son terrain, son royaume; c'est là qu'elle éclaire et dirige la science; là elle ne mérite qu'estime, louange, respect.“ *Collard* Raison et Foi p. 661.

Geiſte angebetet werden. So heilſam eine gewiſſe Gleichförmigkeit in der Kirche erſcheint, in ſo ferne durch ſie die Einheit des chriſtlichen Sinns und Lebens gefördert wird, ſo kann doch ihr unbedingtes Feſthalten oder das Dringen darauf nachtheilig werden, wenn es nicht dieſem Zweck untergeordnet bleibt. In äußern, nicht weſentlichen Dingen ließ die Kirche in ihren ſchönſten Zeitaltern große Freiheit walten, und wollte als liebreiche Mutter hierin die Eigenthümlichkeiten ihrer Kinder beachtet wiſſen. Es galt der Grundſatz: „im Weſentlichen Einheit, im Unweſentlichen Freiheit, in Allem Liebe!“

7) Einer der mächtigſten Widerſacher des Chriſtenthums iſt der vielfarbige und vielgeſtaltige Aberglaube, dieſer täuſchende Nachäffer der Religioſität. Mit der Herrſchaft des Aberglaubens kann die des Chriſtenglaubens nicht beſtehen. Jeden Betrug, der ſich der Lüge oder Täuſchung, angeblich zu frommem Zweck bedient, muß die Kirche verabſcheuen. Das Vorgeben: durch ſolchen Betrug Gottes Ehre zu fördern iſt Gottesläſterung, und das Vorgeben: der Aberglaube ſei die ſtärkſte Schutzwehr gegen den Unglauben iſt die tiefſte Herabwürdigung des Glaubens. Welch ein elender Glaube wäre der, der des Aberglaubens zum Schützer bedürfte! Und wie übel ſtänd' es mit der Glaubwürdigkeit der Kirche, wenn ihren Dienern geſtattet würde, den Trug des Aberglaubens mit kirchlichem Eifer zu bemänteln!

8) Wie ſchon oben bemerkt wurde, beſtand der mächtigſte Hebel, das Lebensprinzip für die Förderung alles Wahren und Guten in der Kirche von ihrem Entſtehen an in der Gemeinſamkeit der Behandlung ihrer Angelegenheiten. Kleinere und größere Synoden waren die Schlagadern ihres Lebens. Der aufmerkſame Beobachter ihrer Geſchichte gewahrt in der Reg-

ſamkeit oder in dem Einſchlummern dieſes Organs und in dem Geiſt, in welchem es gehandhabt wurde, eine Haupturſache des Gedeihens und Flors oder der Kraftloſigkeit und des Verwelkens der Einrichtungen und Anſtalten für die Erhaltung und Belebung des Chriſtenthums in den Völkern.

9) **Spaltungen und Trennungen** ſah man ſchon frühzeitig in der Kirche entſtehen. Sie haben bis jetzt nicht aufgehört. Wollte man jedoch einen Beweis aus ihnen gegen die göttliche Wahrheit des Chriſtenthums bilden, ſo würde man dieſem großes Unrecht thun. Nur aus der Verkennung und Nichtbeachtung des Weſens ſeiner Lehre ſind die Spaltungen und Trennungen hervorgegangen[13]). Kein Theil will Schuld an ihnen ſein; jeder fühlt, daß ſie ein ſchwer zu heilendes Uebel ſind. Des Chriſtenthums Wahrheit, ſein unvergängliches Weſen kann durch ſie keinen Eintrag leiden. Der Geiſt Chriſti ermahnt ſtets zur Einigung und bleibt auch ſtets der einzige Mittelpunkt möglicher Einigung, während der Unverſtand (der gelehrte und ungelehrte) dieſen Mittelpunkt mehr und mehr den Menſchen aus dem Geſicht zu rücken und den Streit über Begriffsbeſtimmungen und Wortausdrücke in Bezug auf das Unerforſchliche, wohl auch über bloße Gebräuche zur Hauptſache zu machen ſich müht. Wie oft hat nicht der Eifer hiefür bald theologiſchen, bald hierarchiſchen Ehrgeiz bemänteln müſſen! Die Pflicht der Nächſtenliebe behält auch nach erfolgter Trennung ihre verbindende Kraft und obgleich Gott es zuläßt, daß Glaubenstrennungen, wie andere Mißgeburten des menſchlichen Geiſtes zum Vorſchein kommen, ſo iſt es doch unwahr, daß

---

[13]) 1. Kor. XI. 19.: es müſſen auch Spaltungen unter euch ſein, damit die Bewährten unter euch kenntlich werden. Dieſer Ausſpruch des Apoſtels iſt weit entfernt, Spaltungen billigen oder deren Urheber entſchuldigen zu wollen.

er feindſelige Begegnungen zwiſchen verſchiedenen Glaubensgenoſſen gutheiße. Die Verwerflichkeit ſolcher Begegnungen hat Chriſtus ſelbſt deutlich ausgeſprochen. Nach ſeinem Ausſpruch ſoll der Chriſt diejenigen, die er für irrend hält, vorzüglich durch erprobte Liebe für die Wahrheit zu gewinnen ſuchen. Leicht begreiflich iſt es, daß ſobald Spaltungen in der Kirche Feſtigkeit gewinnen, in jeder Abtheilung der Glaube entſtehe, daß ſie allein die wahre Kirche ſei, obgleich nur Eine Kirche in jeder Beziehung die wahre ſein kann. Um ſo viel möglich zu verhindern, daß dieſer Glaube nicht zu einer Geſinnung und Handlungsweiſe, die dem Weſen der Religion verderblich werden müſſen, den Vorwand gebe, iſt kein anderes Mittel, als daß jeder Theil gegen den andern die Liebe werkthätig ausübe und zugleich aus allen Kräften nach chriſtlicher Vollkommenheit trachte, ohne ſich der Erreichung derſelben ſelbſtgefällig zu rühmen. Würden die Glaubensparteien hierin gegenſeitig einander zu überbieten wetteifern, ſo wäre der Tag der Vereinigung gewiß nicht entfernt. Denn ſie alle würde dieſer Wetteifer in der Selbſtvervollkommnung einander ſtets näher bringen, und eben dadurch würde die Vereinigung ſich zuletzt von ſelbſt ergeben[14]. Chriſtus hat uns den liebreichen Samariter, nicht den rechtgläubigen, aber liebloſen Leviten und Prieſter zum Vorbild aufgeſtellt. Gutes lernen frommt überall; aber von ſeinem Gegner lernen iſt am verdienlichſten.

10) Der Glaube, wenn er das Herz anſpricht, vereinigt; die Vernunftforſchung hingegen, obgleich ſie nach Erkenntniß

---

[14] Iſt die Trennung einmal geſchehen, ſo muß jeder Chriſt ſie als einen ſchweren Uebelſtand bedauern, Gott um deſſen Aufhebung innigſt anflehen und deshalb die Duldſamkeit als heilige Pflicht der Liebe erkennen, weil durch ſie allein die Wiedervereinigung in Geiſt und Wahrheit angebahnt werden kann.

der Wahrheit ſtrebt, führt doch in religiöſen Dingen leicht zur Spaltung. Indeſſen kann die Vernunftforſchung auch den Glauben vor Verirrungen bewahren, und ſie wird ihm nur dann gefährlich, wenn ſie, die ihr von Gott geſetzten Schranken überſchreitend, das Unerforſchliche zu erforſchen und darüber Ausſprüche zu thun ſich anmaßt, oder darauf ausgeht, die Glaubensfähigkeit in den Menſchen zu verdrängen oder zu erſticken[15]. Dieſes raſtloſe Streben der Vernunftabgötterei treibt, wenn auch gegen ihre Abſicht, doch unvermeidlich ſehr Viele in das Netz derjenigen, die die Völker zu Sklaven des finſterſten Aberglaubens machen möchten. Wer dies nicht ſieht, iſt ſtockblind. Denn das Bedürfniß zu glauben haftet tief in der Bruſt des die heilbringende Wahrheit ſuchenden Menſchen. Entweder muß er das Glaubwürdige glauben, oder er ſtürzt, um dem Unglauben zu entgehen, in den Abgrund des Aberglaubens, der zwar auch dienen kann, Menſchen zu vereinigen, jedoch nur für ſelbſtſüchtige, niedrige und ſchlechte Zwecke, die er beſchönigt, während er die Menſchen auch oft, und zwar in ſehr gehäſſiger Weiſe veruneinigt, indem nichts ſo verſchiedene Farben annimmt und ſo viele leidenſchaftliche Parteiungen ſtiftet als der Aberglaube. — Das Chriſtenthum hingegen, obgleich unaufhörlich vom Unglauben und vom Aberglauben angefeindet, iſt jetzt ein mehr als achtzehnhundertjähriger Rieſenbaum, deſſen fruchtbare Aeſte und Zweige über eine Menge Völker ſich erſtrecken und immer weiter ausbreiten. Die Kritik bemüht ſich zwar ſchon lange Zeit, Aſt für Aſt, Zweig für Zweig, Blatt für Blatt an dieſem Baum zu unterſuchen und hat bis zu den tiefſten Wurzeln Nachgrabungen vorgenommen. Sie hat auch bereits die Aechtheit von allem dem in Frage geſtellt. Doch hat der Baum nicht aufgehört, allen denen, die gläubig unter ſeinem weiten Dache ſich anſiedeln, ſchirmende Schatten und nahrhafte Frucht zu ſpenden. Darauf achtet indeſſen oft die Kritik nicht. Sie behauptet, das Erforſchen der Wahrheit ſei ihr Ziel, vor welchem alle andern Rückſichten zurückweichen müſſen. In der Religion ſoll allerdings die Wahrheit über Alles gelten, und die Kritik ſoll auch hier nichts Unwahrem Geltung zugeſtehen. Allein auch die Kritik iſt nicht unfehlbar, ſondern kann irren, hat oft geirrt, und verfällt oft um ſo leichter in Irrthum, als ſie ſich für unfehlbar hält. Worin beſteht aber bis jetzt die Errungenſchaft der Kritik in Bezug auf das Chriſtenthum und ſeine Urkunden? Wenn ſie in Manchen Zweifel geweckt und Einigen ſogar den Genuß der Wohlthaten des Chriſtenthums verkümmert oder verleidet hat, ſo wurden doch auch durch ſie lichtvolle und gründliche Werke veranlaßt, welche die erhobenen Zweifel entkräfteten; auch hat die Kritik dazu gedient, grundloſe Vorurtheile und Anſchwärzungen zu zerſtreuen und über Nebendinge, die das Weſen nicht berühren, die Anſichten zu berichtigen. Allein im Ganzen und in der Hauptſache hat ſie das Anſehen jener hehren Gottesgabe nicht zu zerſtören vermocht, und am wenigſten iſt es ihr gelungen, von irgend einer andern Lehre darzuthun, daß ſie durch ihren Inhalt oder ihre Früchte den Vorzug verdiene oder ihr an Werth gleich geſtellt werden könne.

---

[15] Hier genüge, auf eines der erſten Beiſpiele ſolch unheilvoller Verirrung hinzudeuten. Ueber die Thatſache der Vereinigung der Gottheit und Menſchheit in der Perſon Chriſti war die ganze Chriſtenheit Jahrhunderte lang einig. Da wurde auf einmal von der vorwitzigen Intelligenz die Frage über das Wie dieſer Vereinigung aufgeworfen. Dieſe Frage, auf welche weder die heil. Urkunden noch andere bewährte Ueberlieferungen eine Antwort enthalten und welche auch in der That den Kreis der Chriſtuslehre überſteigt, erregte nun einen Streit und Zwieſpalt, die um ſo heftiger und langwieriger wurden, als das Streben nach Löſung jener Frage nur zu immer größerer Verwirrung führen konnte, weil es durchaus an jedem Kriterium zu ihrer objectiven Löſung fehlte.

11) Das Grundweſen des Chriſtenthums iſt ſo einfach, daß Allen und Jedem im Volke davon eine richtige Kenntniß beigebracht werden kann. Eitel iſt die Beſorgniß oder das Vorgeben, daß die Chriſtuslehre durch ihre Bewahrung und Aufrechthaltung in ihrer urſprünglichen Einfalt bei den Fortſchritten in der Ausbildung der Intelligenz allmählig an Reiz und Geltung verlieren müßte. Sie iſt, ungeachtet ihrer erhabenen Einfalt oder Einfachheit einer nie zu erſchöpfenden Entwickelung in ihrer Anwendung auf das Leben empfänglich. Aber gerade auf ihrer unvergleichlichen Einfachheit beruht ihre unverwelkliche Schönheit und ihre unvergängliche Kraft für jede Seele, die guten und reinen Willens iſt. Die Anmaßungen der ſpeculirenden Intelligenz können immerhin Einzelne (beſonders Solche, die dem ſinnlichen Leben oder der Eitelkeit zugeneigt ſind, oder deren Sinn für die höchſten Angelegenheiten des Herzens erſtorben iſt) von der in ihrer Einfalt erhabenen Chriſtuslehre abwendig machen, aber die innere Kraft ihrer Wahrheit vermögen ſie nicht zu ſchwächen. Alle Streitigkeiten, die durch die Speculation über Glaubenslehren oder durch Anſprüche im Bereich der kirchlichen Hierarchie veranlaßt ſind, ſtehen ihrer Natur nach außerhalb dem Faſſungs- und Beurtheilungskreis der Ungelehrten, und ſind blos ein Gegenſtand für die Unterſuchung und Erörterung der Gelehrten und Wiſſenſchaftlichgebildeten, ſollten aber billig von ihnen nur ſo behandelt werden, daß die Gewiſſensruhe, der religiöſe Friede und die Erbauung der Maſſen ungelehrter Chriſten dadurch keine Störung erleiden.

XXXII.

Aus der menſchlichen Geneigtheit zu Entſtellungen und Ausartungen im Gebiete der Religion entſteht das Bedürfniß kirchlicher Reformen nach Maßgabe von Zeit und Umſtänden.

1) Das höchſte, reinſte Ideal einer alle ſittlichen Bedürfniſſe der Menſchen befriedigenden Religion wurde vor allen Völkern im Chriſtenthum aufgeſtellt. Und gerade der Aufruhr in den Völkern gegen daſſelbe war das herrlichſte Zeugniß für deſſen Wahrheit und Vortrefflichkeit. Verfinſterungen konnten das Chriſtenthum ſo wenig ſeiner Bahn entrücken als die Sonne der ihrigen am Himmel. Aber nachdem es, allen Anfeindungen zum Trotz in ſehr vielen Gegenden obgeſiegt hatte, wurde es der Gegenſtand unabläſſiger Beſtrebungen der menſchlichen Verkehrtheit ſein Weſen zu trüben, zu verunſtalten und im innerſten Keime zu verderben, und keine Gegenbeſtrebung zur Herſtellung derſelben in die urſprüngliche Lauterkeit und Kraft hat ſeine Verderber zu entmuthigen vermocht, ſondern ſie nur veranlaßt, der Welt weiß machen zu wollen: das eben, was als Ausartung bezeichnet werde, ſei die Religion. Dieſe Thatſachen hatten in Einigen den Gedanken erweckt, die Verkündung einer neuen wahren Religion in Ausſicht zu ſtellen, die das

Chriſtenthum erſetzen und übertreffen würde. Bald kam es aber zur Evidenz, wie nichtig ein ſolcher Gedanke ſei, da die Wahrheit nur Eine ſein und nicht durch eine andere erſetzt werden kann. Das Scheitern aller wohlgemeinten oder hochmüthigen Verſuche der Art ſollte die Ueberzeugung feſtbegründen, daß das einzige Mittel der Menſchheit die Segnungen der wahren Religion zu ſichern darin beſtehe: daß mit allen Kräften des Geiſtes auf Reinerhaltung und Reinigung der chriſtlichen Gemeinden von allen ſie entſtellenden Mißbräuchen, Verirrungen und Ausartungen unabläſſig hingearbeitet werde.

Weil nun die Kirche der Organismus iſt, in welchem das Chriſtenthum ſich bewegt, lebt und wirkt, und durch äuſſere Anſtalten ſeinen Einfluß auf die Menſchheit ausübt, ſo muß nothwendig jede Reform, die durch eingeſchlichene Verderbniſſe und Entſtellungen geboten wird, dieſe kirchlichen Anſtalten zum Gegenſtand nehmen. Um die ewige Wahrheit unter den Menſchen feſtzuhalten und Abirrungen auf Extreme links und rechts zu begegnen, gibt es kein anderes Mittel.

2) Wenn irgend ein Organismus ſich der Verbeſſerung entzieht, ſo wird zuletzt auch das Geſunde an ihm vom Krankhaften ergriffen. Auch für die Kirchenzuſtände kommt zuweilen ein Zeitpunkt, wo Reformen noth thun, damit die Kirche, ja die Religion ſelbſt der Gefahr des Zerfalls und der Unbild von Mißachtung und Schmach entgehe. Wie Vieles tritt nicht im Verlaufe der Zeit ins Leben, wie Vieles ſtirbt ab und verwelkt, wie Vieles in den Anſichten, Angewöhnungen, Sitten verändert ſich, wovon auch die kirchlichen Zuſtände mehr oder weniger berührt werden! Wie viele Anfechtungen haben nicht die Anſtalten der Kirche, wie viele Verſuchungen ihre Leiter und Wächter und alle ihre Glieder zu beſtehen, welche ſie zur Verweltlichung

oder Ausartung hinüber zu ziehen trachten! Nichts blos Aeußerliche unter Menſchen kann auf völlige Unwandelbarkeit Anſpruch machen, Nichts dergleichen kann eine Ausnahme von dem Weltgeſetz verlangen, welches die Ordnung darauf begründet, daß in veränderlichen Dingen das Einzelne ſich ſtets mit dem Ganzen in Uebereinſtimmung ſetze. Nur ein Blinder oder Verblendeter kann im Ernſt in Abrede ſtellen, daß die Kirche ſolche Reformen, zu denen ſie von ihren eigenen Zuſtänden und dem Verhältniß derſelben zu den Zeitumſtänden aufgerufen wird, nicht ohne Gefahr von der Hand weiſen dürfe. Reformen werden von Zeit zu Zeit von dem Intereſſe der Kirche dringend gefordert [1]. Das Vertuſchen und Beſchönigen von Mißbräuchen hebt ſie nicht auf, ſondern hegt und verſchlimmert, vermehrt und verewigt ſie. Es gab Zeiten, wo man zugleich den äußern Kult an Glanz und Pracht zunehmen, den Glauben und die Reinheit der Sitten aber in gleichem Maß abnehmen ſah. Wer hier vom Aeußern auf's Innere ſchließen wollte, ging irre.

3) Bloße Scheinreformen ſind immer verwerflich; ſie machen Uebel ärger. Jedenfalls muß eine des Namens würdige Reform eine größere Annäherung zur chriſtlichen Vollkommenheit zur Abſicht haben. Sie ſetzt daher vor Allem eine richtige Erkenntniß von dieſer Vollkommenheit und von dem Abſtand der wirklichen Zuſtände von ihr voraus; ſie verlangt ferner eine klare Einſicht von den Urſachen, in denen dieſer Abſtand gegründet iſt. Der urſprüngliche Zuſtand, wo das Weſen des Chriſtenthums am reinſten und unverſehrteſten blühte,

---

[1] *Ganganelli* (Clemens XIV.) ſchrieb eben ſo ſchön als wahr: „Si on laissoit faire le pharisaïsme, bientôt il n'y auroit dans l'Église que des pratiques minutieuses, et la Religion qui est si belle et si sublime, deviendrait un cercle de Superstitions. Lettres de *Clement*. XIV. I. 154.

darf bei der Reform nie aus dem Auge gelaſſen werden. Es muß endlich jeder Reform eine gründliche, umfaſſende und gewiſſenhafte Erwägung der im Schooß und in der Verfaſſung der zu reformirenden Kirche ſelbſt ſich befindenden geſetzlichen Mittel vorangehen, wodurch die vorhandenen Mängel und Gebrechen beſeitigt werden können. Dieſe Mittel ſind es doch, die vor allen in Anwendung kommen müſſen, wenn die Reform eine wirkliche Verbeſſerung und nicht der Kirche Umſturz bewirken ſoll. Unſtreitig darf eine von Menſchen ausgehende Reform nicht eine Abänderung im Grundweſen des Chriſtenthums ſich anmaßen, indem eine ſolche Abänderung eine Abläugnung ſeines göttlichen Urſprungs enthalten würde und einer Zernichtung gleich käme. Das Augenmerk der Reform darf einzig auf die Wegräumung von Uebelſtänden, welche der liebreichen Bethätigung des chriſtlichen Glaubens widerſtreben und von Verunſtaltungen des religiöſen Unterrichts, der Andachtsübungen und der äußern Diſciplinarordnung, wodurch die ächtchriſtliche Geſinnung belebt und genährt wird, gerichtet ſein. Selbſt jede Abänderung in den äußern Formen, ſoll ſie ſich als heilſam erweiſen, läßt ſich nur dadurch rechtfertigen, daß dargethan wird, die beſtehende Form ſei dem ächtchriſtlichen Sinn und Leben eher hinderlich als förderlich, die neue hingegen ſei für ihre Förderung geeignet. Die Zweckmäßigkeit jeder kirchlichen Reform iſt durch ihre Wirkſamkeit hiefür bedingt. Alles Reformiren, das hiezu nicht führt, iſt eitles Pfuſch- und Flickwerk, ein Gebäude auf Sand errichtet (Matth. VII. 19 26.)

4) Tritt eine Reform mit ſelbſtgefälligem Prangen und großem Geräuſch auf, ſo macht ſie ſich der Unlauterkeit in den Beweggründen und der Tendenz verdächtig eine Bahn zu beſchreiten, die dem Weſen des Chriſtenthums und der chriſtlichen

Kirche fremd iſt, wo nicht zuwiderläuft. Anſtatt der Verweltlichung abzuhelfen, ändert ſie wohl nur die Geſtalten dieſer Verweltlichung, anſtatt der Religion zu dienen, entweiht ſie dieſe zur Dienerin profaner ſelbſtſüchtiger Beſtrebungen. — Eine wahrhaft chriſtliche Reform muß von einer *demüthigen, von aller Eitelkeit und Herrſchſucht entfernten Herzensgeſinnung* ausgehen. Sie muß mit dem offenen Geſtändniß anheben, daß wir Alle, vom Oberſten bis zum Unterſten, fehlbare, mangelhafte, hülfbedürftige Weſen ſind, daß wir alle, damit es beſſer werde, bei uns ſelber anfangen, unſern eigenen weiten Abſtand von chriſtlicher Vollkommenheit und unſere Mitſchuld an den Mängeln und Gebrechen des kirchlichen Lebens anerkennen müſſen. Alle Schuld nur auf andere, auf gewiſſe Perſonen, oder Parteianſichten wälzen, zeugt von Befangenheit. Dem eiteln Selbſtdünkel wird freilich dadurch geſchmeichelt. Aber zu einer tiefgreifenden Grundverbeſſerung werden ſo die Gemüther nicht zubereitet. — Wem muß die Erſcheinung nicht auffallen, daß, ſo oft eine Sehnſucht nach Kirchenreformen und ein Streben darnach ſich öffentlich kund gibt, ſo daß gleichſam die ganze Atmoſphäre davon erfüllt iſt, gleich eine Schaar von Leuten in die vorderſten Reihen ihrer Fürſprecher und Förderer ſich vordrängt, von denen man nur weiß, daß ſie bis dahin dem religiöſen und kirchlichen Leben fern geblieben, und daß gerade Solche ſich nun herausnehmen, darüber mit Dreiſtigkeit das große Wort zu führen, über die Reformfragen abzuſprechen, und mit maßloſem Dünkel auf diejenigen herabzuſchauen, die ihrer gleich Pilzen über Nacht aufgeſchoſſenen Weisheit die Bewunderung und Huldigung verſagen? Wie kann ein Apoſtolat, das auf dieſe Weiſe ſich kund gibt, einer wahren chriſtlichen Reform förderlich werden?

Die wirklich dazu Berufenen haben da vollen Grund aufzurufen: Gott möge ſie nur vor Freunden ſolchen Gelichters bewahren! Damit das Reformwerk nicht den unberufenen albernen Lärmblaſern des Tages als Beute ihrer Eitelkeit und Wühlerei verfalle, müſſen die Berufenen ſich ſelbſt durchaus allem ſchauſpieligen Gepräng, Allem, was einer Marktſchreierei gleichſieht, entziehen und mit unbeugſamem Ernſt dergleichen als ganz ungeziemend unbedingt verwerfen. Jedesmal wird aber das Widerſpiel geſchehen, wenn entweder ein phariſäiſcher Eifer eine kirchliche Reform nur im Aeußerlichen beabſichtigt, oder wenn die innerliche Verbeſſerung in Geſinnung und Wandel mit Umgehung der organiſchen Verfaſſung der Kirche verſucht wird. Auf keinem dieſer beiden Reformwege kann die von Chriſtus an ſeine Gemeinde gerichtete Forderung nach Vollkommenheit zu trachten, in Erfüllung gehen. Auf dem erſtern Wege wird mit völliger Verkennung des Weſens der Religion darauf ausgegangen, durch Empfehlung, Einführung oder Herſtellung äußerer Gebräuche und Uebungen und Nebendinge, deren Unwirkſamkeit für Begründung eines ächt-ſittlichen und frommen Sinn's und Lebens ſich vorlängſt erwieſen hat, eine Kirchenverbeſſerung zu bewirken. Dieſe wäre jedenfalls bloßer Schein, ein trügeriſcher Firniß, der die innere Verweſung nicht zu verhindern, eher zu fördern vermöchte. Das andere Reformbeſtreben aber ſtürzt ſich in alle Gefahren, die mit einer gewaltſamen Umwälzung verbunden ſind und beraubt ſich der in dem Kirchenverein befindlichen geſetzlichen Mittel zu deſſen ſittlich-religiöſer Wiedergeburt, indem es ſich durch eine (wär' es auch gerechte) Entrüſtung über das Unmaß der Ausartung und Mißbräuche zu einem Unternehmen hinreißen läßt, das mit der Losreißung von der zu reformirenden Kirche, ihrer Verfaſſung und Ordnung und mit Aufkündung aller Beachtung derſelben beginnt, mithin zum Voraus das Richtmaß und den Compaß aufgibt, deren Nichtbeachtung doch gerade als eine Haupturſache der aufzuhebenden Verderbniſſe erkannt werden muß. Das heißt, mit dem Bad das Kind ausſchütten, das heißt der Reform der Kirche ihre Spaltung zur Grundlage geben und nach dem Umſturz des Gebäudes deſſen Wiederaufbau den Zufälligkeiten einer ungewiſſen Zukunft vorbehalten. Wie ganz anders benahm ſich unſer erhabenes Vorbild im Evangelium! Nicht zur Auflöſung des beſtehenden Geſetzes, ſprach er, ſei er gekommen, ſondern damit es in Geiſt und Wahrheit erkannt und nicht länger blos zum Schein, ſondern wirklich und vollkommen in Erfüllung gebracht werde. Er rief das Volk nicht auf, die auf Moſe's Stühlen ſaßen, herunterzuſtürzen, ſondern die Vorſchriften, mit deren Lehre ſie beauftragt waren, treu zu befolgen, wenn gleich das Benehmen jener Obern damit im Widerſpruch ſtand. — Eine von allen Banden der beſtehenden Ordnung ſich losreißende Umwälzung hat immer, zumal im Religiöſen, den ungeheuern Nachtheil, daß ſie auch im Fall, wo ſie als Thatſache durchgeſetzt würde, einer ſichern zuverläſſigen Unterlage und einer höhern Autorität für die ſelbſtändige Durchführung und Feſthaltung einer reellen wahren Verbeſſerung ermangelt, mithin ſich unausweislich den Strömungen von vielen wechſelnden Zeitumſtänden, Tagesmeinungen und politiſchen Intereſſen preisgegeben ſieht. Sie weiß der von unlautern Triebfedern bewegten Helfershelfer und der blinden Aufregung der Maſſen weder zu entbehren, noch ſich zu erwehren. Sie wird vielmehr ſich gedrungen ſehen, zu den vielen, auch den elendeſten Künſten der Proſelitenmacherei die Zuflucht zu nehmen, welche, je mehr ſie die Schaaren der Anhänger vergrößern, deſto mehr die Keime der religiöſen Geſinnung und die Quellen des religiöſen Lebens vergiften und verunreinigen. Die Erſchütterung, die ſo bewirkt wird, mag groß, mag in die Augen fallend ſein, mag Manchen, deſſen Beurtheilungskraft nicht über die Oberfläche reicht, blenden. Aber ſie iſt mehr eine äußerliche, als eine innerliche, welche die Tiefen der Herzen ergreift und durch Aufrüttelung aus den Träumen der Selbſttäuſchung zur klaren Selbſterkenntniß und mittelſt dieſer zur wahren und gründlichen Selbſtverbeſſerung aufruft und drängt. Jeder plötzlichen heftigen Erſchütterung und Aufregung folgt bald Erſchlaffung, woferne nicht beſonnene und ruhige Ueberlegung und Selbſtprüfung dem erſchütterten und aufgeregten Gemüth zu Hülfe kommt, und in ſeine Gefühle, Regungen und Vorſtellungen die Ordnung und Klarheit bringt, die nothwendig ſind, damit ſie heilſame Entſchlüſſe erzeugen können. — Durch kühnes Abſprechen und wegwerfende Urtheile Aufſehen erregen, iſt leicht. Aber dies iſt der Weg nicht, die Erkennung der Wahrheit und ihre nachhaltige Befolgung zu fördern. Die einzig ſichere Wirkung jenes Benehmens beſteht darin, ähnliches Abſprechen und Wegwerfen von der Gegenſeite hervorzurufen und ſo die Verwirrung in den Anſichten und Urtheilen zu vermehren, wodurch die Vereinigung der Gemüther in dem, was Gott gefällig, ewig wahr und gut iſt, nur ſehr erſchwert werden kann.

5) Man bedenke, daß, ſo oft es von kirchlichen Reformen ſich handelt, die Frage: was zu den abzuſtellenden *Uebelſtänden und Mißbräuchen* zu zählen ſei, je nach den Einſichten und der Bildungsſtufe, auch der Sinnesart der Leute ſehr verſchieden beantwortet werde, und daß hier oft die grellſten Gegenſätze ſich zeigen. Eine nicht mindere Verſchiedenheit

in den Anſichten legt ſich an den Tag, wann die Mittel zur Bewirkung eines beſſern Zuſtandes beſtimmt werden ſollen. Wie unbillig wär' es nun, wenn Einer oder Wenige ſich das Recht zueignen wollten, ihre Privatmeinung Allen als maßgebendes Geſetz aufdringen zu wollen. Darin liegt ja eben der großartige Charakter der Kirche, dieſer ausgedehnten chriſtlichen Verbrüderung, daß in ihr nach ihres Stifters Anordnung das Bedürfniß der Geſammtheit reiflich erwogen und berückſichtigt, und daß das Angemeſſene nur nach gemeinſamer, im Geiſt einer das Ganze umfaſſenden und bedenkenden Liebe gepflogenen Berathung beſchloſſen und angeordnet werden ſoll.

6) Zu allen Zeiten gab und gibt es Viele, die ſtets geneigt ſind, das Religiös-Kirchliche, mithin auch die Reform deſſelben mit dem Politiſchen zu vermengen und daher der Anſicht zu huldigen, daß jenes auf die nämliche Weiſe wie dieſes zu behandeln ſei. Dieſe Anſicht verſtößt geradezu wider den Geiſt und die Vorſchrift Chriſti, der ſich deutlich und mit Nachdruck gegen ſeine Jünger ausſprach: daß es unter ihnen ſo nicht ſein ſolle (Matth. XX. 25. 26.). Unerläßliches Erforderniß einer heilſamen Kirchenreform iſt es, daß ſie, dieſer evangeliſchen Weiſung treu, vor jeder Ausgleitung in eine politiſche Bahn und Manier, wobei nur zu leicht das Religiöſe zur Seite geſchoben und gemeine Intereſſen an die Seite geſetzt werden, ſich behüte[2]).

---

[1]) Gregor **VII.** urtheilte ganz richtig, daß das Wohl der Kirche mit der Simonie (dem Schacher mit Kirchenämtern) und der Unkeuſchheit des Klerus nicht beſtehen könne. Aber dieſen großen Uebelſtänden, die in völliger Verweltlichung alles Kirchlichen ihren Grund hatten, hätte nur eine ächt chriſtliche Erziehung und Bildung des Klerus abhelfen können. Hingegen eine Kriegserklärung des Kirchenhaupts gegen die weltlichen Herrſcher, wodurch alle Bande der Staatsordnung aufgelöſt wurden, konnte jene Uebelſtände nur vergrößern und mußte jede gründliche Verbeſſerung verhindern. Die

Die Reform der Kirche iſt Sache der Kirche. Wenn indeſſen ein Staatsregent offenbare Ausartungen und Mißbräuche in der Kirche wahrnimmt, die ihren heilſamen Einfluß auf das Volk gefährden, ſo erfüllt auch er nur ſeinen Beruf, indem es die Kirchenbehörden zur Beſeitigung derſelben mit Ernſt auffordert. Eine hartnäckige Weigerung der letztern, einem ſolchen Anſinnen zu entſprechen, hat zuweilen eifrige und thatkräftige Regenten veranlaßt, an das Werk einer äußern Kirchenreform ſelbſt Hand anzulegen, und die Kirchenhirten hätten wohl gut gethan, hierin nicht ſowohl einen Eingriff in ihr Amt, als eine dringende Mahnung zur eigenen Pflichterfüllung zu erblicken. So hätte dem Strom der Verderbniſſe gewehrt und Spaltungen vorgebeugt werden können.

7) Damit eine Kirchenreform Gedeihliches hervorbringe und Verirrungen entgehe, wozu die menſchliche Natur auch bei Beſtrebungen nach gutem und edelm Ziel nur zu geneigt iſt, muß ſie 1) von den anerkannten, von Chriſtus bezeichneten Grundfeſten der Kirche ausgehen, und 2) in ihrem Vorſchreiten ſich derjenigen Organe und Mittel mit weiſer Beurtheilung bedienen, welche durch die Verfaſſung und Grundgeſetze der Kirche und den allgemeinen unveränderlichen Geiſt des Chriſtenthums vorgezeichnet ſind. Eine tüchtige Reform auf dieſem Wege mag zwar großen Schwierigkeiten begegnen. Allein ſo ſchwierig ſie iſt, ſo iſt ſie doch die einzige, die mit Zuverſicht einem wahrhaft und nachhaltig wohlthätigen Endergebniß entgegen gehen kann. Die weſentlichſte Bedingung ihres Gelingens iſt die über alle Selbſtſucht, Eitelkeit, blos weltliche und zeitliche Ab-

---

grimmige Spaltung, welche Gregor's Reformeifer zwiſchen Kirche und Staat hervorrief, war ein Zuſtand, in welchem alles Böſe, aber kaum noch etwas Gutes gedeihen konnte. —

ſichten erhabene Geſinnung und Willensrichtung derjenigen, die berufen ſind, zu dem Werk den Anſtoß zu geben und es dem Ziele zuzuführen. Der Heiland hat nur denen, die ſo geſinnt für die Förderung des von ihm verkündeten Reiches ſich vereinigen, den Beiſtand des Geiſtes von oben verheißen. Der Glaube, die Hoffnung und die Liebe, die das Grundweſen des Chriſtenthums bilden, müſſen alle ihre Gedanken und Wünſche, ihr Wollen und Thun durchdringen, beherrſchen und heiligen. Wer ohne dieſe Grundſtimmung und Richtung des Geiſtes ſich herausnimmt, an das Werk der Kirchenreform Hand anzulegen, der ſteht entweder in Gefahr einer Schwärmerei voll Selbſttäuſchung zu verfallen, oder er wird ein falſcher Apoſtel, der mit Gott und der Welt ein ſchnödes Spiel zu treiben ſich nicht ſcheut. Eine kirchlich-religiöſe Reform kann eine wahre und nachhaltige Verbeſſerung nur dann hervorbringen, wenn ſie im Zweck und in den Mitteln dafür dem geiſtigen Charakter treu bleibt und ſich von blos weltlichen Intereſſen fern hält. Jede Vermengung mit politiſchen Tendenzen wird ihr verderblich, indem ſie Leidenſchaften erweckt, welche unvermeidlich Spaltungen erzeugen, in denen die chriſtliche Liebe verſcheucht wird, die doch die Seele jeder gedeihlichen Reform ſein ſollte. Wie kann eine Reform die religiöſen Zuſtände verbeſſern, wenn ihr Schickſal durch den Zufall von Schlachten entſchieden wird, und die Politik, um den äußern Frieden herzuſtellen, dem Grundſatz Geltung verſchafft: der Staatsgewalt oder ihrem Inhaber ſteh' es zu, die Religionsform des Volks zu beſtimmen?

8) Der Sinn für das Göttliche (für das höchſte Ideale) muß das Reformwerk leiten und beſeelen. Freilich muß das Ideale in der Geſtaltung des kirchlichen Lebens, ſobald es in die Wirklichkeit eingeführt werden ſoll, ſich zur Berückſichtigung

der Bildungszuſtände und Verhältniſſe herablaſſen. Die beſte Reform kann nur dem Ideal ſich nähern. Aber in keinem Fall können vieldeutige, ſchwankende Lehren und Vorſchriften das religiöſe Bedürfniß eines Volks befriedigen. Dieſes will tiefe Ueberzeugungen, die dem Gemüth eine feſte Haltung und Zuverſicht geben. Des Chriſtenthums ewige, den ganzen Menſchen umfaſſende, ſein Dieſſeits und Jenſeits beleuchtende Wahrheiten kann keine philoſophiſche Theorie, ſo tief und ſcharfſinnig ſie ausgedacht ſein mag, erſetzen. Jene Wahrheiten ſind nicht bloße Geburten unſerer Intelligenz, ſie enthalten Zeugniſſe, die in jeder ungetrübten Menſchenbruſt Widerhall finden, Gebote, deren Vortrefflichkeit Jeder inne wird, der ſie gewiſſenhaft befolgt, Verheißungen endlich, die die Gegenwart und Zukunft, das Zeitliche und Ewige in die genaueſte Uebereinſtimmung bringen, und die durch die Willensſtärke, den Troſt und den Frieden, welche ſie dem Erdenpilger verleihen, auch ihre Erfüllung in einem künftigen Leben verbürgen. In der tiefen und feſten Begründung dieſer Wahrheiten in den Gemüthern beſteht die Beſtimmung der Kirche. Sie muß mithin auch das Ziel einer jeden Reform in ihren Zuſtänden abgeben.

9) Nicht zu überſehen iſt der Unterſchied zwiſchen den kirchlichen Reformen, die zunächſt die Verbeſſerung des Klerus oder der Leiter des Kirchenweſens und derer, die die ganze Chriſtengemeinde (das Volk) berühren. Zu der erſtern bedarf es blos des ernſten guten Willens und des redlichen Einverſtändniſſes und Zuſammenwirkens der oberſten Kirchenbehörden, zumal, wenn ſich dieſe der Zuſtimmung der Staatsregierung verſichert haben. — Bei den andern Kirchenreformen muß, um eine Aufregung im Volksleben, welche die religiöſe Geſinnung

gefährden könnte, zu vermeiden, mit der bedachtſamſten Berückſichtigung der Volkszuſtände, und in dieſer Beziehung mit großer Um- und Vorſicht zu Werk gegangen werden. Die höchſte Unbeſonnenheit wär' es, eine ins Volksleben tief eingreifende kirchliche Reform zu unterfangen, bevor der Klerus durch ſeine Berufsbildung, Kenntniſſe, Geſinnung und Sittlichkeit befähigt worden iſt, mit wahrer Ueberzeugung und thatkräftigem Willen für eine das Volk veredelnde Kirchenreform ſich zu bethätigen. Die Ausführung muß jedenfalls ſtufenweis geſchehen. Alles Stürmen und Drängen wirkt hier durchaus verkehrt. Wohl der beſte Weg zu einem würdigen Reformwerk zu gelangen wäre es, wenn den mit dem Hirtenamt Betrauten Gelegenheit geboten würde, in kleinern Zuſammenkünften die Gegenſtände, die eine Verbeſſerung erheiſchen, brüderlich und ohne Aufſehen zu erörtern und ohne Anmaßung gutächtliche wohlerwogene Vorſchläge zu entwerfen. Dieſe von dem Oberhirten geprüft, könnten ſodann zur Beurtheilung veröffentlicht werden. So würde ſchon der erſte Reformentwurf als die Frucht der Berathungen von Einſichtigen und Gutgeſinnten erſcheinen, und wenn er das Zutrauen und den Beifall derjenigen, denen die Religion am Herzen liegt, gewonnen hätte, könnte er der Prüfung wohlgeordneter Synoden unterworfen werden, denen es unter dem Vorſitz der Biſchöffe zukäme zu beſchließen, was ſie für die Geſammtheit am zuträglichſten erachten und die Anordnungen und Einleitung für die einträchtige und erbauliche Ausführung zu treffen [3]).

---

[3]) Ueber den Organismus der Synoden, als Grundlage der Kirchenverwaltung, verweiſe ich hier auf mein Werk: Die großen Concilien des 14. u. 15. Jahrhunderts (beſonders im I. Band Abſchn. 13 u. 14.), ſodann auf meine Schrift: Die Biſthums-Synode und die Erforderniſſe und Bedingungen einer heilſamen Herſtellung derſelben. Stuttg. 1849.

Uebrigens wär' es arge Täuſchung, wenn man von einer einzigen Reform die Vollendung der religiöſen Wiedergeburt im Ganzen erwarten wollte. Dieſe iſt ein Ziel, nach welchem das Streben, wie jedes Streben nach Vollkommenheit auf Erden niemals aufhören darf, und dem die Kirche nur durch eine ſtets fortgeſetzte Reihe von Reformen ſich annähern kann [4].

---

[4] Nemo perfectus est, qui perfectior esse non appetit. *S. Bernhardi Epist.* Die Strömung der Zeit mit ihren Veränderungen führt beſtändig neue Verſuchungen, Schwächen, Gebrechen, Unſitten herbei, welche auch im Bereiche der Kirche gebirgartig anwachſen und ſich häufen, wenn die Wächter und Aufſeher in ihrem Amte läſſig ſind und ſich ſelbſt einſchläfern laſſen.

XXXIIII.

Das Chriſtenthum allein iſt zur *Weltreligion* geeignet und zeigt ſich allein dazu auserſehen und beſtimmt.

f) Unter den Menſchen gibt es nichts, das *zugleich* ſo *ſehr perſönlich und gemeinſam wäre*, als die Religion. Sie iſt das perſönlichſte, weil ſie auf innigem Glauben beruht, und das gemeinſamſte, weil ihr Keim in jeglicher Menſchenbruſt liegt und ein Jeder ihn im Andern vorausſetzt. Die Religion beſteht in der Idee von Gott und in dem Streben ſich und ſein Leben mit dieſer Idee in Einklang zu bringen. Das Weſen Gottes iſt aber *Vollkommenheit* und den Ausdruck dieſes Weſens nennen wir *Liebe*. Nur durch die Liebe kann der Menſch Gott ähnlich werden, und hiernach kann es nur Eine wahre Religion geben, die der Liebe. Dieſe iſt das Band, welches alle Menſchen in Gott vereinigen ſoll und ſie iſt auch das Inſiegel, durch welches ſich die Wahrheit der Religion uns zu erkennen gibt. Darin liegt der Grund, warum das Chriſtenthum die einzige Religion iſt, die auf Allgemeinheit Anſpruch machen kann. Weil dieſe Religion ganz auf der Liebe beruht, ſo hat ſie auch den *edelſten* Verein geſtiftet, der unter Menſchen denkbar iſt, aber auch den *freieſten*, der jeglichen Zwang ausſchließt und alles *Scheinweſen* unbedingt verwirft, weil Zwang und bloßer Schein mit der Wahrheit durchaus unvereinbar ſind. Zwang kann im Bereich des Chriſtenthums nur Heuchelei erzeugen und dieſe iſt ſeine Mörderin, ſein Tod. — Berufen ſind alle Völker zur Annahme der chriſtlichen Wahrheit. Allgemeinheit iſt der Charakter der Chriſtuslehre. Doch erfordert ihre Aneignung für jeden Einzelnen deſſen innere Erleuchtung und freien Willensentſchluß. Die Wahrheit in Bezug auf Gott und unſer Verhältniß zu Ihm ſoll ohne Zweifel das Gemeingut aller Menſchen werden, und daß dies geſchehe, wird nie aufhören die Sehnſucht derjenigen zu ſein, die redlich darnach trachten Gottes Willen zu erkennen, und ihn gewiſſenhaft zu befolgen willig ſind. Solcher redlicher Gottesverehrer gab es von jeher und gibt es unter allen Völkern. Gott und ſein Verhältniß zu den Menſchen ſind unveränderlich. Mithin ſollten die Menſchen auch ihr Verhältniß zu Gott bei allen Wechſeln ihrer äuſſern Zuſtände ſtets gleichmäßig vor Augen haben. Nach ſeiner Idee von Gott bilden ſich alle ſittlichen Vorſtellungen eines jeden Menſchen. Je vollkommner jene Idee, deſto vollkommner werden auch in Jedem dieſe Vorſtellungen ſein, die ſeinem Leben zum Compaß und Leitſtern dienen. Dies eben iſt es, was die Lehre Chriſti über alle andern Religionen ſo weit erhebt, und ihr auch den endlichen Sieg auf Erden verbürgt. Was ſeit Anbeginn in der Seele und im Leben der Menſchen Gutes war, iſt in der Chriſtuslehre enthalten, mithin chriſtlich, und in ſo ferne gehört die Menſchheit ſchon urſprünglich und zu allen Zeiten dem Chriſtenthum an. Dieſes iſt die der Natur und Beſtimmung des Menſchen bei weitem am meiſten entſprechende und genügende Religion [1].

---

[1] Le christianisme, par le caractère universel de ses enseignements et de sa morale, était destiné à devenir non une religion nationale, mais catholique, non la religion d'un peuple isolé, mais la religion de l'humanité (Ch. *Casson* Revue

Einer vollkommnen Entwickelung und Ausbildung des Denkvermögens ſtellen ſich bei vielen Menſchen und auch großen Schichten derſelben, ja ganzen Völkerſchaften ſchwer zu überwindende Hinderniſſe in den Weg, die theils in der Ungunſt des Klima's, in der Unfruchtbarkeit des Bodens, in drückender Armuth, in ſchwerer Arbeitnoth, theils in politiſchen Mißverhältniſſen und theils auch in geringerer Begabung des Geiſtes und in Fehlern der Körperbeſchaffenheit ſich gründen. Die ſittliche Bildung des Gemüths, der Geſinnung und des Willens kann zwar auch durch dergleichen Umſtände ſehr erſchwert werden. Dennoch wäre die Verwirklichung eines ſolchen Grads ſittlicher Ausbildung, ohne den die Menſchenwürde nicht beſtehen kann, überall in allen Schichten der Geſellſchaft gar wohl denkbar, wenn nur alle hiezu dienliche Mittel gehörig angewendet würden. Das allgemeinſte und wirkſamſte dieſer Mittel beſteht aber in der tiefen Begründung und ſtarken Belebung der wahren Gottesidee. Nun iſt unter allen uns bekannten Religionen keine, die hiefür der chriſtlichen an Kraft und Lauterkeit ſich an die Seite ſtellte. Es iſt ferner kein Menſch, dem ein klares Bild eines möglichſt vollkommenen Lebens, das er zur Einrichtung des ſeinigen mit Zuverſicht befolgen kann, nicht höchſt erwünſcht ſein müßte. Man zeige uns aber ein ſolches Lebensbild, das nicht von demjenigen weit übertroffen würde, welches die Evangelien uns in Chriſtus vor Augen ſtellen! Keine Geſchichte, kein Gedicht, keine Lehre

---

indépendante, Décembre 1846.) La chaîne de la tradition chrétienne rattache tous les siècles, explique les causes et les conditions de notre existence présente et dévoile les secrets de l'avenir. *Collard* Raison et Foi 1855. p. 360. — Il n'est pas au pouvoir de la pensée de concevoir une Religion plus parfaite. *Victor Cousin.*

gibt uns ein Lebensbild, das dieſem in jeder Beziehung an Vortrefflichkeit, keines, das ihm auch an Faßlichkeit und Eindringlichkeit für jedes Alter, jeden Bildungsgrad und alle Lebenszuſtände gleichkäme. Auch hat es ſich durchgehends bewährt, daß die chriſtliche Lehre von Gott und ſeinem Willen überall und jederzeit um ſo mehr die ſittlichen Zuſtände verbeſſert und veredelt hat, je ungetrübter und gediegener ſie den Herzen eingeprägt wurde. Das Weſen des Chriſtenthums iſt ſo einfach und doch ſo ſehr allen wahren Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens und allen Zuſtänden des Lebens zuſagend und entgegenkommend, daß kein Herz für daſſelbe ganz unempfänglich ſein kann, und Jeglicher, der es aufrichtig in ſich aufnimmt, dadurch beſſer und zum Guten kräftiger werden muß. Kein Denker, kein Weiſer, kein Volksführer, kein Staatenſtifter hat jemals etwas zu erfinnen vermocht, das hierin die Vergleichung mit ihm aushielte und ſich ſo ſegenreich wie es in der Erfahrung erweiſen könnte. Was Chriſtus den Menſchen gebracht hat, — die Möglichkeit für Jeden die innere ſittliche Geſundheit zu erlangen und zu bewahren, war der Gegenſtand der Sehnſucht der ganzen Vorzeit geweſen, wiewohl nur die Wenigſten eine klare Vorſtellung von jener ſittlichen Geſundheit hatten *).

---

*) Apollonius von Tyana, der die Weisheitslehren des Pythagoras zu verbreiten ſuchte, glaubte, mit ihnen die griechiſche Götterlehre in Einklang bringen zu können. Eitles Beſtreben! Dieſe Götterlehre ſtand mit der Philoſophie des Pythagoras im offenen Widerſpruch. Apollonius fand zwar viele Bewunderer ſeines Vortrags und ſeiner Perſönlichkeit. Aber der Eindruck auf die Griechen war nur vorübergehend, weil ihre Vorſtellung von der Gottheit dunkel, verworren und mangelhaft blieb. Es fehlte mithin der feſte Grund, worauf der Menſchen Heil gebaut werden konnte. — Am meiſten Aufſehen in Bezug auf Apollonius haben die Sagen von ſeinen angeblichen Wunderwirkungen erregt. Was Philoſtrat (200 J. ſpäter) davon berichtet, beruht wohl nur auf leerer Einbildung des zur Zeit des vermeinten Wundermanns herr-

Das Wort Humanität bezeichnet das Eigenthümliche der Menſchengattung, was ſie über alle andern Geſchöpfe auf Erden erhebt. Die richtige und umfaſſende Idee der Humanität kann aber nur aus der reinen und vollſtändigen Idee von Gott und dem wahren Verhältniſſe des Menſchen zu Gott hervorgehen. Deswegen vermochte ſie auch erſt im Chriſtenthum in voller Lauterkeit an's Licht zu treten. Vorher gelangte die Idee der Menſchheit nirgendwo zu der Höhe, Reinheit und Klarheit, um die Menſchen aller Stämme, Stände und Zeiten gleichmäßig zu umfaſſen, und die gleiche Menſchenwürde aller Menſchen zur vollen Anerkenntniß zu bringen. Die vielgeſtaltigen heidniſchen Religionen waren und ſind zu ſehr mit den blos zeitlichen, nationellen und ſtaatlichen Intereſſen verflochten, als daß irgend eine derſelben ſich auf alle Völker der Erde ausbreiten und als die allen gemeinſame Religion behaupten könnte, indem jene ſo verſchiedenen und wandelbaren Intereſſen weit mehr zur Trennung und Abſonderung als zur Vereinigung der Völker dienen können. — Die blos auf die Sinnlichkeit roher Völker berechneten Mythologien und darauf gegründeten Kultgebräuche konnten ohnehin nie einem nachdenkenden Geiſt wahrhaft zuſagen. Daher ſah man bei zunehmender Geiſtesbildung in ſolchen der Abgötterei verfallenen Völkern zuweilen Männer auftreten, welche den religiöſen Sagen und

---

ſchenden Glaubens an Zauberei oder Magie. Wenn aber die meiſten chriſtlichen Schriftſteller ſie als Werke des Teufels bezeichnen, ſo ſteht dem entgegen, daß Apollonius es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hat, gemäß den Lehren des Pythagoras nach Wahrheit zu forſchen, ſie zu verbreiten, dem Unſittlichen ohne Scheu entgegenzutreten und den Mitmenſchen Gutes zu thun, was die Annahme einer Verbindung mit dem Teufel nicht zuläßt. Der Chriſtenlehrer Sidonius konnte ihn von der Abſicht des Betrugs frei erkennen, ohne dadurch Chriſtus und ſeiner göttlichen Lehre und Wirkſamkeit Eintrag zu thun, was auch dadurch nicht geſchieht, daß wir das Andenken eines Sokrates und Plato ehren, wie viele Kirchenväter gethan.

Ueberlieferungen, denen die Volksmaſſen gedankenlos huldigten, eine den Forſchungen des denkenden Geiſtes mehr oder weniger entſprechende Deutung zu geben ſich bemühten. Die ſehr verſchiedenen religiöſen Theorien oder Glaubensſyſteme, die auf ſolche Art zu Stande kamen, beſtanden aber zu ſehr entweder in blos abgezogenen Begriffen oder in dichteriſchen Geburten einer lebhaften Phantaſie, als daß ſie der Faſſungskraft und dem Gemüth der Menge zugänglich geweſen wären und auf ihr Leben großen Einfluß hätten gewinnen können. Auch iſt unter ihnen (wie zwiſchen den Philoſophien) ein ſo greller Widerſtreit, daß ſie mehr dazu geeignet ſind, die Menſchen in ihrem Glauben an göttliche Dinge auseinander zu halten als zu vereinigen [3]).

Abgeſchieden hievon blieb fort und fort das auf dem moſaiſchen Geſetz ruhende Judenthum. Dieſes Geſetz war aber nur für **Ein Volk** beſtimmt. Dieſes Eine Volk ſollte nämlich in der Abſonderung von allen heidniſchen Völkern die Verehrung des Einen wahren Gottes durch Beobachtung eines ſtrengen mit vielen ſinnbildlichen Gebräuchen verknüpften Geſetzes bis zu dem Zeitpunkt bewahren, wo daſſelbe einem höhern geiſtigen Geſetz, wie das Sinnbild der Wahrheit ſelbſt, würde weichen müſſen.

Als nun endlich dieſes reingeiſtige Geſetz von Chriſtus mit der Botſchaft von dem ewigen, durch dieſes Geſetz beherrſchten Reiche Gottes war geoffenbart worden, in welches er die Menſchen aller Völker ohne Unterſchied berief, da zeigten ſich unter Juden und Heiden anfangs nur Wenige fähig und geneigt, ſeine Lehre zu faſſen und ihre Vortrefflichkeit anzuerkennen. Gerade ihre Erhabenheit über alle blos irdiſchen Sonderintereſſen war der Stein des Anſtoßes, weil man bis dahin daran gewöhnt war, die Religion für unzertrennlich von ſolchen Intereſſen zu betrachten. — Jedem aber, der die Lehre von Chriſtus in ihrer Weſenheit erkannte, bot ſie ſich als Schlußſtein, als Vollendung der Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen dar, welche die dem denkenden Geiſt und der Sehnſucht des Herzens aller Menſchen ſich aufdringenden Fragen ſo befriedigend beantwortet, als es für die Faſſungskraft endlicher Weſen möglich iſt. Verglich man ſie mit jeder andern Religionslehre, ſo mußte jedem Unbefangenen ihr Vorzug einleuchten. Es iſt aber die Unbefangenheit eine Gabe, die ſelten iſt und gar Vielen durch mancherlei eiteln Schein verkümmert wird. Am meiſten ſind dieſer Verkümmerung die Gelehrten oder diejenigen ausgeſetzt, deren Beruf ſie zum Streben nach gewiſſen Erkenntniſſen beſonders verpflichtet. Chriſtus wendete ſich daher vorzüglich und zuerſt an ſchlichte, ungelehrte Seelen im Volke, und fand hier am leichteſten Eingang. Und wohl nichts trug mehr dazu bei, ſeiner Lehre nach und nach die Aufmerkſamkeit und Zuneigung derjenigen, die im Gefühl ihres ſittlichen Elends nach Befreiung von demſelben ſchmachteten, zuzuwenden, als der Umſtand, daß einfache, von keinem gelehrten Dünkel oder Vorurtheil befangene Männer die erſten Verkündiger der Lehre vom Reiche Gottes waren. — Nachdem jedoch der bei weitem größte Theil der Bevölkerung des beinahe die ganze geſittete Welt umfaſſenden römiſchen Reichs zum chriſtlichen Bekenntniß übergetreten war, hatten ſich bereits vielerlei Ausartungen und Spaltungen in dem Schooße des Chriſtenthums eingeſchlichen, während noch viele Juden und geheime Anhänger des Heidenthums zerſtreut in manchen Gegenden lebten. Da unternahm, dieſe Zuſtände berechnend, ein kühner und ſchlauer Araber, Mahomed den Verſuch, mittelſt kluger Berückſichtigung der Berührungspunkte der verſchiedenen religiöſen Meinungen und Gebräuche und durch Schmeichelung der Sinnentriebe künſtlich eine Vereinigung von Völkerſtämmen im Glauben zu bewirken und ſie zur Begründung einer weit ausgedehnten und dehnbaren weltlichen Herrſchaft zu benutzen. Es gelang ihm, eine wilde Begeiſterung für Verbreitung ſeiner Lehre mittelſt des Schwertes zu erregen [4]). Daß aber gewaltthätige Eroberung und Unterjochung nur eine Zwangsherrſchaft, nicht eine Weltreligion ſtiften konnte, bedarf keines Beweiſes. — So bildete ſeinem Weſen nach der Moslimismus einen entſchiedenen Gegenſatz mit dem Chriſtenthum, das, alle ſelbſtſüchtigen Antriebe und alle Zwangs- und Täuſchungsmittel verſchmähend und verwerfend, als eine blos geiſtige Religion erſchienen war. Mit Zuverſicht konnte der Stifter ſeine Lehre und Botſchaft vom Reiche Gottes aller Welt als ſein bleibendes Vermächtniß hinterlaſſen. Aller Welt, ſprach er, ſollte ſie verkündet werden (Matth. XXVIII. 19. 20.). Wegfallen ſollte aller Unterſchied zwiſchen Juden und Heiden [5]). Es konnte aber auch nur einer Religion, wie die chriſtliche, die einerſeits ohne ihre Lehre auf die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung zu begründen, doch ſolcher Forſchung, wenn ſie ächter Art iſt, keineswegs entgegentritt, und die anderſeits über alle weltlichen Beſtrebungen ſich erhebt, gegeben ſein; die Anhänger aller andern Religionen allmählig an ſich zu ziehen, indem ſie alles Ungöttliche, das bloße Menſchenerfindung iſt, wie welke Blätter davon abſtreift und alles Reinmenſchliche veredelt. Chriſtus, der ſcheinbar Machtloſe, erbaute als Einer, der ſich einer höhern Gewalt bewußt iſt, ein geiſtiges Reich, allumfaſſend wie der Geiſt ſelbſt, und doch der Doppelnatur des Menſchen vollkommen entſprechend, indem alle ſeine Vorſchriften eine ſolche Unterordnung des ſinnlichen Elements unter das geiſtige bezwecken, die der hohen Beſtimmung des Geiſtes gemäß, und zugleich der naturgemäßen Thätigkeit und Wohlfahrt auch des ſinnlichen Menſchen am zuträglichſten iſt[6]. Die Grundideen des Chriſtenthums ſind ganz ohne Vergleich mit denen aller andern Religionen einer Entwickelung empfänglich, die bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Stufe ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung zuſagt, und geeignet iſt, dieſe Bildung immer mehr zu fördern und von Ungehörigem zu reinigen. Wird ſein Weſen ungetrübt und ohne Beiſchlag ſo verkündet und anerkannt, daß es die Herzen im tiefſten Grunde durchdringt, ſo werden keine Blendwerke der Abgötterei, der Sophiſtik, der Grübelei und des Aberglaubens ihm zu widerſtehen vermögen. Wo immer der Geiſt Chriſti weht, gewahren wir geiſtiges Leben; wo er nicht weht, mehr oder weniger Erſtarrung und Tod. Der Abſtufungen freilich ſind viele. Das Maß, in welchem die liebreiche

---

[3]) Dahin gehören die Lehren des **Buddha**, und einiger **Brahminen**, wie des **Zoroaſter**, des **Confuze**, des **Pythagoras**, des **Plato**, des **Apulejus**, des **Jamblich** und **Porphyr** u. ſ. w. und die verſchiedenen heidniſchen Myſterien oder Geheimlehren.

---

[4]) Der Koran iſt ganz auf Entzündung der Einbildungskraft berechnet, die bei den Arabern ohnehin vorherrſchend iſt; er iſt voll donnernder Machtbefehle und Drohungen. Er beſteht aus einzelnen Blättern, welche Mahomed nur nach und nach kund machte. Anfangs wurde darin der Krieg verdammt, dann erlaubt, endlich als Hauptpflicht geboten.

[5]) „Sie haben alle denſelben Herrn, der reich iſt für Alle, die ihn verehren. Ein Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird ſelig werden.“ Röm. X. 12. 13. Ein Jeder, aus welcher Nation er auch ſei, wenn er Gott fürchtet und recht thut, hat ſein Wohlgefallen.“ Apoſtelg. X. 35. — Wie der Stifter ſelbſt und nach ihm beſonders Paulus, haben ſpäter ſowohl der unbekannte Verf. des Briefs an Diognet (c. 5.) als Juſtin d. M. (Cohort. ad Graec. c. 12.) den gegründeten Anſpruch des Chriſtenthums auf Allgemeinheit als ſein Weſen hervor.)

---

[6] Chose admirable! ruft Montesquieu aus, la religion chrétienne, qui ne semble avoir d'objet que la félicité de l'autre vie, fait encore notre bonheur dans celle-ci.

Verbrüderung, welche Chriſtus zu ſtiften kam, ſich verwirklicht, bezeichnet die Stufen. Nichts Menſchliches iſt dem Chriſtenthum fremd. Alles ſollte ſein Einfluß läutern und vergeiſtigen. Jedes Volk muß ſich naturgemäß nach ſeinen Anlagen und Verhältniſſen allmählig entwickeln und ausbilden. Weit entfernt, dieſe naturgemäße Entwickelung und Ausbildung hindern zu wollen, ſtrebte das Chriſtenthum, überall ſie zu fördern und vor trübenden Einflüſſen zu bewahren. Es gibt nichts Gutes, Wohlthuendes, Schönes und Herrliches, was der lautere Chriſtenſinn nicht dadurch zu bewirken vermochte, daß er die Geſundheit der Geiſteskräfte förderte, herſtellte und erhielt. Dieſe Geſundheit macht, daß der Menſch ſtets das oberſte Lebensgeſetz vor Augen hat, und dies gibt ihm eine Sicherheit und Zuverſicht im Handeln, die durch nichts anderes erlangt werden kann. — Eine ſelbſtändige Stellung gegenüber den politiſchen Mächten und Einrichtungen hat das Chriſtenthum von ſeinem Urſprung an behauptet, weil ſein Weſen ſie verlangt. In allen Staatsverfaſſungen hat Es gleichwohlthuend gewirkt, indem es in allen ohne Anſehen der Perſon auf Gerechtigkeit dringt und zu jeder Tugend ermuntert. Es iſt die einzige Religion, die jeder Willkührherrſchaft (der ſtaatlichen wie der häuslichen) mit voller Entſchiedenheit, nicht durch Aufforderung zur Gewaltübung, aber durch Gründung des Brüderſinns entgegentritt. Ohne Zweifel will es daher auch, daß jedem Volk die beſten politiſchen und bürgerlichen Geſetze zu Theil werden[7]). Der Ausübung ſeiner Vorſchriften legt die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche nichts in den Weg. Das ganze Herz nimmt es in Anſpruch, verwirft aber, da es nur eine geiſtige Gottesverehrung gutheißt, alle Opfer, welche nicht die Liebe freiwillig darbringt; ſeine Vorſchriften haben einzig die innere Heiligung zum Zweck, ohne in die hiefür gleichgültigen Gebräuche, Uebungen und Geſtaltungen des Lebens beſchränkend einzugreifen. Auch fordert ſeine Erkenntniß ſowohl als ſeine Befolgung weder wiſſenſchaftliche Bildung noch Gelehrſamkeit. Seine Lehre iſt von ſo hoher Einfalt und leichter Faßlichkeit, daß Jeder, auch der wenig Gebildete ſie ſich aneignen kann *). Zu allen Zeiten wird es zwar ein Vorzug der Wiſſenſchaftlichgebildeten über andere ſein, daß ſie weniger zum Aberglauben geneigt und ihm bloßgeſtellt ſind. Aber in Hinſicht des Weſens der Religion, das in Heiligung der Geſinnung und des Lebens beſteht, ſind Alle Menſchen ebenbürtig. Das Chriſtenthum iſt auch gegenüber der Wiſſenſchaft ſelbſtändig, wenn gleich es gegen kein die Wahrheiterkenntniß förderndes Ergebniß der Wiſſenſchaft einen Widerſpruch erhebt. Das Chriſtenthum iſt auch die einzige Religion, die das menſchliche Leben Dieſſeits und Jenſeits als ein zuſammenhängendes Ganzes zu betrachten lehrt, die zeitlichen Unterſchiede der Menſchen durch die Lehre der Gleichheit derſelben vor Gott ausgleicht, Allen ſich einander im Geiſt und in der That als Brüder zu lieben befiehlt, und davon auch wegen Verſchiedenheit der religiöſen Vorſtellungen und Uebungen keine Ausnahme zuläßt. Während die meiſten Religionen die in einem Volk eingewurzelten Vorurtheile und verkehrten Neigungen nähren und fördern, ſtrebt das Chriſtenthum ſie

---

[7]) „Weil, wie Montesquieu (Esprit des lois L. XXIV. ch. 1.) bemerkt, ſolche Geſetze nach der chriſtlichen Religion das größte Gut ſind, das die Menſchen geben und empfangen können.

---

*) „Chriſtus (bemerkte Juſtin d. M. Apolog. I. 14) war kein Sophiſt. Seine Lehre kann man auch von Menſchen hören und lernen, die nicht einmal die Buchſtaben kennen und der Sprache unkundig, aber weiſen und gläubigen Sinnes ſind." (Apol. I. 60.) Vergl. *Tertull.* Apol. c. 46.

zu ſchwächen, zu beſiegen oder doch ihnen ihr Bösartiges zu benehmen.

2) Aeußere Dinge ſind kein Gegenſtand der Vorſchriften Chriſti, außer ſo ferne ſie mit dem göttlichen und dem ſittlichen Bewußtſein in Berührung kommen. Für unbedingt verwerflich erklärt er es, in bloße äußere Gebräuche gleich den Phariſäern das Vertrauen ſeines Heils zu ſetzen, oder gleich den Heiden einem äußern Ding (Bild, Reliquie u. dgl.) eine ihm inwohnende göttliche Heilkraft zuzuſchreiben. Im Uebrigen wird alles einzelne Wahre und Löbliche, das in andern Religionen ſich befindet, ausgeſchieden vom Wahngläubigen, vom Chriſtenthum anerkannt, und die Anhänger dieſer Religionen können es im Chriſtenthum nur gereinigt und verklärt, wiederfinden. Verwechſelung des Kirchenthums mit dem Chriſtenthum erlaubt das letztere nicht, indem es die Kirche nur als das Organ, die Anſtalt zur Verkündung, Verbreitung, Bewahrung und Fortpflanzung ſeiner Offenbarungen darſtellt. Die Kirche kann daher zu dem Behuf, daß das Chriſtenthum wirklich die Religion aller Völker werde, vorzüglich dadurch beitragen, daß ſie nicht ſo ſehr auf Ein- und Gleichförmigkeit in den Gebräuchen, als auf Einheit des Geiſtes (beſonders der den Willen beſtimmenden und heiligenden Geſinnung) dringt und mit allen geiſtigen Waffen den Lügengeiſt bekämpft, der, die Finſterniß mehr liebend als das Licht, Alles aufbietet, um den Sieg der ewigen Wahrheit überall aufzuhalten *).

3) Wie Gott für uns der Mittelpunkt (die geiſtige Sonne) des Weltalls iſt, ſo iſt Chriſtus der Mittelpunkt der Menſchen-

---

*) Keine dieſer Religionen macht noch Eroberungen, wie das Chriſtenthum, wo ſein Licht hindringt. Die Lehren des Zoroaſter und des Confuzé, des Brahma und des Buddha ſcheinen vorlängſt in ihrer Ausartung verſteinert.

geſchichte. Nach ihm zielte Alles in der alten Zeit; von ihm gehen die edelſten Beſtrebungen in den neuern Zeiten aus; an ihn knüpfen ſich auch die höchſten Erwartungen der Zukunft. Wo leuchtet uns ein anderes Geſtirn, an welchem die Betrachtung des Lebenslaufs des Menſchengeſchlechts ſich orientiren könnte? — Die beſſere geiſtige, ſittliche und materielle Geſtaltung der Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft iſt ſeit achtzehn Jahrhunderten vorzüglich eine Frucht des Chriſtenthums.

a) Jetzt, wie zur Zeit, als das Chriſtenthum zuerſt in der Welt verkündet wurde und eine Gemeinde bildete, beſteht außer ihm, kein Religionsverein, in welchem ein einziger Gott verehrt wird, mit Ausnahme der auf der Erde zerſtreuten Juden und den Anhängern des Islam. Alle andern ſind der Abgötterei zugewendet. Ohne Vergleich ſteht aber die zerſtreute Judenſchaft dem Chriſtenthum näher, als die weit zahlreichere Genoſſenſchaft des Islam. Gemeinſame Bande umſchlingen noch die Chriſtenheit mit der zerſtreuten Judenſchaft. Obgleich in dieſer die Bethörung der Maſſe des zu Jeruſalem beim Auftreten Chriſti lebenden jüdiſchen Volkes durch den von Schriftgelehrten und Phariſäern geleiteten Sanhedrin noch fortdauert, ſo iſt es doch Thatſache, daß die erſte Verbreitung der Chriſtuslehre vom Hauptſitz des Judenthums ausging. Zuerſt richteten die Apoſtel (ſelbſt Juden) ihre Predigt an die Kinder des Hauſes Israel, von denen Tauſende ſich zum Chriſtenthum bekehrten, bevor es auch den Heiden verkündet wurde. Die erſte Chriſtenkirche war eine hebräiſche. Zwar leben gegenwärtig noch (nach Verfluß von mehr als achtzehn Jahrhunderten) Millionen von Juden ohne eigenen Sonderſtaat auf der Erde, die dem Chriſtenthum fremd geblieben. Aber auch jetzt noch ſind dieſe Juden gleichwie alle Heiden zum Chriſtenthum eingeladen, und Jeder,

der zu dieſem ſich bekennt, muß nothwendig den Zuſammenhang von Chriſtus mit Abraham und Moſes und den jüdiſchen Propheten anerkennen. Die Chriſten glauben ſo gut als die Juden an den Inhalt der Schriften des moſaiſchen Bundes. Nur dem moſaiſchen Ceremonialgeſetz ſind die Chriſten durch den Geiſt des Evangeliums entwachſen, während die Juden noch daran feſthalten, obgleich der Meſſias der Chriſten derſelbe iſt, den die jüdiſchen Propheten vorhergeſagt hatten. Auch ſollte die von Moſes den Juden zu ihrer Unterſcheidung den Heiden vorgeſchriebene übliche Beſchneidung nur ein Vorbild der Beſchneidung des Herzens ſein, auf welche ſchon vor Chriſtus Moſes und die Propheten gedrungen hatten (Deuter X. 16. XXX. 6. Jerem. IV. 4. IV. 25.) Die jetzt weithin zerſtreuten Juden ſollen uns Chriſten überall an Den, welchen ihre Vorfahren in der Bethörung an's Kreuz ſchlugen, erinnern, aber nicht damit wir ſie haſſen und verachten, ſondern damit wir ſie bemitleiden und durch unſer wahrhaft chriſtliches Betragen zur Vereinigung im Glauben an Chriſtus zu bewegen ſuchen. Auch verbreitet ſich in der Chriſtenheit die Einſicht täglich mehr, daß weder Verfolgung noch Ausſchließung von Bürgerrechten zu ſolcher Vereinigung zu führen geeignet ſei.

b) Was den Islam betrifft, ſo war gleich im Urſprung die raſche Verbreitung dieſes Glaubens das Werk eines mit dem Schwert bewaffneten fanatiſchen Haſſes gegen das Chriſtenthum. Darauf beruht noch jetzt allein ſeine längſt ſehr geſchwächte Kraft, die ſchon vermöge ihrer Natur ganz ungeeignet iſt, um eine geiſtig-ſittliche Veredlung der Menſchheit zu bewirken, die dem Bedürfniß derſelben auch nur von Ferne in dem Maß wie das Chriſtenthum entſpräche. Dieſem iſt der Islam blos nur dadurch verwandt, daß er nur Einen Gott erkennt, von dem jedoch ſeine Idee tief unter der chriſtlichen ſteht. Der Gott des Islam iſt kein Gott der Liebe und des Friedens, ſondern des Haſſes und des Kriegs, der die Völker durch Gewalt der Lehre ſeines vorgeblichen Propheten (Mohamed) zu unterwerfen befiehlt. Der Einfluß des Korans war ſtets jeder freiſinnigen Staatseinrichtung hinderlich und der Willkürherrſchaft zugeneigt. Die Verſuche einiger Kalifen (zu Bagdad) und mauriſchen Könige in Spanien Geſittung, Künſte und Wiſſenſchaft zu begründen und zu fördern, fanden im Islam nur widerſtrebende Elemente und waren nur vorübergehend. Das umfangreichſte und lange Zeit mächtigſte Gebiet des Islam (die Türkei) zeigt ſich täglich unvermögender ſeiner Auflöſung in Anarchie zu begegnen, die dadurch vorzüglich genährt ward, daß der großen Mehrzahl ſeiner Bewohner, welche Chriſten ſind, bisher der Rechtsſchutz verſagt war.

c) Die vielen mit Abgötterei verbundenen Religionen entbehren gleichfalls aller Eigenſchaften, welche die eine oder die andere befähigen könnte, den Charakter einer Weltreligion anzuſprechen. Auch gehen ſie mehrentheils ſichtbarlich dem Zerfall entgegen, ohne in ſich einen lebendigen Keim, eine innere Kraft zur Verjüngung oder Wiedergeburt zu enthalten. Sie beruhen auf einem bunten Gemiſch von unverbürgten Sagen und von phantaſtiſchen Dichtungen und Gebräuchen, deren Sinn und Bedeutung dunkel, verworren oder ganz unbekannt iſt; ſie enthalten meiſt eine arge Verhöhnung der Menſchenwürde.

Dagegen erhält und bewährt ſich unaufhörlich das Trachten und Beſtreben des Geiſt's des Chriſtenthums: Allen Alles zu werden. Jeder gehäſſigen Schmähung des Andersgläubigen ſich enthaltend, hört der von dieſem Geiſt beſeelte Chriſt nicht auf, in ihm einen von Gott berufenen Menſchen und Mitbruder zu achten und die Hoffnung zu nähren, daß die in ihm und in ſeinem Glauben befindlichen Keime des Wahren und Guten dazu dienen werden, ſeinem Gemüth die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit zu erſchließen, welche ſich als den Träger der höchſten, reinſten und dem Gemüth am meiſten zuſagenden Ideen vom Göttlichen darſtellt. Immermehr erlöſchen, wiewohl nur allmählig, die gehäſſigen Vorurtheile gegen das Chriſtenthum unter den nicht chriſtlichen Völkern[10], und erhebend iſt daher der Gedanke, daß alle noch dereinſt dem Ruf folgen werden, Genoſſen des von Chriſtus verkündeten Reichs des Einen Gottes zu werden[11]. In den chriſtlichen Völkern ſelbſt aber erblicken wir Sittlichkeit und Tugend, Streben nach geiſtiger Veredlung, geſetzlicher Ordnung und Freiheit, Wohlſtand und Zufriedenheit im Ebenmaß mit der bei ihnen wahrzuneh-

---

[10] Der Ausnahmen hievon ſind wenigſtens immer weniger. — Durch ein Edikt vom 20. Horn. 1846 hat ſelbſt der chineſiſche Kaiſer die Straſloſigkeit derjenigen, die ſich zum Chriſtenthum in tugendhafter Abſicht bekennen, ausgeſprochen und ihnen bewilligt, Bethäuſer zu errichten, ſich darin zu verſammeln, um das Kreuz und die Bilder zu verehren (?), Gebete zu verrichten und Predigten zu halten, ohne daß ihnen irgend ein Hinderniß gelegt werde. Auch werden hier die Beamten, welche diejenigen verfolgen, die ohne ein Verbrechen zu begehen, in Wahrheit die chriſtliche Religion ausüben, mit Strafe bedroht. „Die Religion des Herrn des Himmels, ſagt das Edikt, hat in der That zum Hauptzweck, die Menſchen zur Tugend zu leiten, und durchaus nichts gemein mit den verbotenen Sekten, welche immer ſie ſein mögen.“ (Allg. Zeit. 1846. Beil. zur Nr. 291. S. 2326.) Kann man auch auf den guten Klang des kaiſerlichen Worts noch eben ſo wenig als auf den Wortlaut von Edikten des türkiſchen Sultans in Bezug auf die Rechte der Chriſten die Erwartung einer genauen und nachhaltigen Vollziehung bauen, ſo hat doch die Chriſtenheit einen Anhaltpunkt für fernere Unterhandlungen gewonnen, während die Dampfſchifffahrt den Handelsverkehr mit China erleichtert. Die Mandarinen, obgleich dem Chriſtenthum abgeneigt, werden doch von ſtrengen Maßregeln gegen die Chriſten durch die Einſicht abgehalten, daß ſie ihnen nur Verlegenheiten und keinen Gewinn eintragen würden. Vergl. *Huc* L'Empire chinois 1854. T. I. p. 60. u. ff.

[11] Hohe Achtung gebührt dem ſich ſelbſt verleugnenden begeiſterten Eifer frommer Glaubensboten. Dadurch hingegen, daß Juden, Muſelmänner, Heiden, Hindus und Chineſen in ſchlechte Chriſten verwandelt würden, könnte die Menſchheit und auch das Chriſtenthum nichts gewinnen. Die Vermehrung ſolcher Chriſten bringt vielmehr dem Chriſtenthum Verderben. Weit vortheilhafter iſt es für dieſes, daß in allen Völ-

---

kern, die ſich zu einem andern Glauben, als dem chriſtlichen bekennen, innige ungeheuchelte Religioſität geweckt werde, damit ein lebendiger Sinn für die Wahrheiten von Gott ſie zur Tugend hinleite und darin befeſtige. Maul- und Scheinchriſten ſind eine Peſt für die Chriſtenheit, mögen ſie nun im chriſtlichen Bekenntniß aufgewachſen oder zu ihm bekehrt werden ſein. Eine der ſchlimmſten Calamitäten für die Chriſtenheit iſt es aber, wenn Andersgläubige, z. B. Juden dadurch ihrer Religion entfremdet und für ſie gleichgültig gemacht werden, daß die Verbreitung irreligiöſer, materialiſtiſcher und leichtfertiger Denkweiſen unter ihnen auf jegliche Art befördert und begünſtigt wird. Die Anſicht, als ob dadurch die Juden für die Einrichtungen chriſtlicher Staaten gefügiger und zur Theilnahme am öffentlichen Wohl geneigter würden, iſt ein Irrthum. Schlecht und niedrig geſinnte, ſelbſtſüchtige, gottloſe Menſchen, mögen ſie Chriſten oder Juden heißen, ſind die ärgſten Verderber der Geſellſchaft. Das wahre Intereſſe von dieſer iſt es, daß alle Religionsvereine ihr Hauptgeſchäft darein ſetzen, reinſittliche Geſinnung und reinſittliches Leben zu fördern, und daß ſie ſich in dieſer Beziehung mehr und mehr veredeln und von allen den Geiſt verfinſternden und das Herz verſchlechternden Mißbräuchen und Ausartungen reinigen. — Im ſtrengſten Gegenſatz mit dem Chriſtenthum ſteht der in Aſien am weiteſten verbreitete Buddhismus, der in ſeinem Urſprung das äußerſte Ergebniß der ſpeculirenden Intelligenz war, welche von der Verneinung eines Weſensunterſchieds von Geiſt und Körper ausging. Die Lehre des Buddha, welche das höchſte Ziel des Menſchenlebens in die Vernichtung oder die Rückkehr in die beſtändig ſich wiederholende Kreisbewegung der phyſiſchen Natur ſetzt, iſt ein licht- und troſtloſer Pantheismus, und bietet dem Chriſtenthum den zäheſten Widerſtand, der nur durch die Einſicht gebrochen werden könnte, daß ſie das ſittliche Bedürfniß des Menſchen durchaus unbefriedigt läßt, und alle freie Willens- und Thatkraft, allen Muth und alle Begeiſterung für Wahrheitserforſchung und für ſittliche und edle Zwecke erſtickt. Der Brahmadienſt hat dieſer Richtung des Buddhismus ſeine jetzige Geſtalt verliehen, in welcher ſich alle Gedanken und Handlungen blindlings unter das Joch zahlloſer ſinnloſer Vorſchriften beugen. Von den Brahmanen, die ſtrengen Kaſtengeiſt eingeführt und ſich in der Rangordnung der Kaſten den ausſchließlichen Beſitz der Prieſterherrſchaft zugeeignet haben, wird behauptet: alle ihre Vorſchriften ſeien ſo alt als die Welt und bis an ihr Ende unveränderlich. Sie geben ſich aus für das Orakel alles Wiſſens und aller Pflichten, und erklären jeden Widerſpruch für Gottesläſterung. Das Schlimmſte iſt, daß die vielen Uebungen des Kultus nicht ſowohl auf Gewinnung des Wohlwollens der Gottheit, als auf Abwendung des Zorns von Dämonen gerichtet ſind, und daher in Selbſtquälereien und grauſamen blutigen Opfern beſtehen. All dieſer Unſinn iſt auf grundfalſche Naturlehren geſtützt; weswegen eine augenſcheinliche Widerlegung von dieſen menden Beobachtung der Vorſchriften des Chriſtenthums von Hoch- und Niedrigſtehenden. Es läßt ſich daher nicht zweifeln, daß Miß- und Uebelſtände, geiſtiges, ſittliches und materielles Elend überall um ſo mehr abnehmen und verſchwinden werden, je mehr die Herrſchaft des in Liebe thätigen Chriſtenthums obſiegt. Ein Blick auf die Völker, die demſelben fern blieben, zeigt uns, wie weit ſie in ächter Bildung und Geſittung hinter den chriſtlichen zurückſtehen und wie ſie immer tiefer in Ausartung verſunken ſind[12]. Aber auch mit ſchauder-

---

den Glauben an jenen Unſinn am kräftigſten erſchüttern müßte. Dies ſetzt aber geiſtbildende Schulen voraus. Selbſt das Wenige, was bisher dafür geſchehen, hat ſich ſchon fruchtbar erwieſen. Eine Schwierigkeit liegt im Unterſchied der Kaſten, der der Vereinigung der Kinder in der nämlichen Schule widerſtrebt. Doch iſt die Beſiegung dieſes Vorurtheils ſchon vielfach gelungen. Während der Brahmanismus zum fanatiſchen Widerſtand gegen das Chriſtenthum auffordert, erzeugt der Buddhismus die ſchlaffſte Gleichgültigkeit. Er empfiehlt zwar Wohlwollen und Mitleid und Vergeltung des Böſen durch Gutes. Sein Hauptziel iſt aber paſſive Ruhe, die ohne Furcht leben und ohne Hoffnung ſterben läßt. Auch ſind die Buddhiſten geneigt, ſich zum Chriſtenthum zu verſtehen, ohne ihrer alten Religion zu entſagen. Daher ſind ihre Bekehrungen ſehr unzuverläſſig. Als das beſte Mittel, ſie ihrer Gleichgültigkeit zu entreißen, hat ſich's gezeigt, wenn ſie ſehen und eingeſtehen müſſen, daß die Befolgung der Chriſtenlehre reinere und beſſere Sitten hervorbringe, als die der Lehre des Buddha. Ungeachtet dieſe der Gottheit die höchſte Vollkommenheit zuſchreibt, hat ſich doch bei vielen ihrer Anhänger der Dämonendienſt eingeſchlichen, der vorzüglich durch die tiefe Unwiſſenheit und geiſtige Verwahrloſung des Volks gefördert wurde. — Selbſt da (ſagt J. E. Tennent in ſ. Buch Das Chriſtenthum in Ceylon S. 182.), wo die Schulen (der Miſſionen) noch nicht eine einzige Bekehrung zuwege gebracht, haben ſie dennoch dazu beigetragen, jene allgemeinen Vorkenntniſſe zu verbreiten, welche die ſicherſten Vorläufer derſelben ſind. Mit dem Unterricht der Schule müſſen aber Predigten verbunden werden, die unmittelbar auf Beſſerung der Geſinnung dringen.

[12] Welche traurige Folgen hat insbeſondere die Nachkommenſchaft des jüdiſchen Volkes von ſeiner zähen Abneigung vor dem Chriſtenthum geerntet! Nachdem dieſes Volk, taub für die ernſten Warnungen Chriſti, ſich durch fanatiſche Auflehnung gegen die Römerherrſchaft blindlings in den Untergang geſtürzt hatte, iſt ſeine weit zerſtreute Nachkommenſchaft der ihr dargebotenen geiſtig-ſittlichen Wiedergeburt verluſtig geblieben, und ſteht noch mitten unter den chriſtlichen Völkern in einer ſtarren Abſonderung, die es ſelbſt den wohlwollendſten und weiſeſten Geſetzgebern dieſer Völker unſäglich erſchwert,

haften Zügen iſt in die Jahrbücher der chriſtlichen Völker das Unheil eingetragen, welches ihre Abweichung von den weſentlichen Lehren und Vorſchriften des Chriſtenthums ihren geſellſchaftlichen Zuſtänden gebracht hat. Das bloße Namenchriſtenthum, dem chriſtlichen Geiſt entfremdet, ſtellt die Menſchen in ſittlich-religiöſer Hinſicht tief unter diejenigen Heiden und Juden, die in ihrer Befangenheit doch mit redlichem Sinn der Wahrheit und Tugend nachſtreben. Nur durch tiefe Begründung der ächtchriſtlichen Geſinnung kann das Reich Gottes, oder das Gebiet wahrer Heiligung des Sinns und Lebens wahrhaft erweitert und gefördert werden. Man hat demnach allen Grund, um in der nur ſehr allmähligen Einführung der Völker in die Chriſtengemeinde die Abſicht der Alles leitenden Vorſehung zu erblicken, daß nur wirklich vom Geiſt des Chriſtenthums Durchdrungene zu ihrem Bekenntniß vermocht werden ſollten, weil nur ſolche unter allen Berufenen als Auserwählte anzuſehen ſind.

4) In der Idee iſt zwar nicht blos eine Welt-Religion, ſondern auch ein Welt-Staat denkbar. Doch iſt die Ausſicht auf Verwirklichung der erſtern ohne Vergleich wahrſcheinlicher als auf die des letztern. Die Anlage zur Weltreligion iſt uns im Chriſtenthum vollſtändig gegeben. Mit einer eigenthümlichen Anlage zum Weltſtaat hingegen kann ſich jetzt eben ſo wenig wie vordem irgend ein Staat ausweiſen. Die Wohlthätigkeit des Chriſtenthums, wo immer es Aufnahme fand und ins Leben überging, iſt Thatſache. Ob je ein Welt-Staat der Menſchheit mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen

---

ſie des vollſtändigen Genuſſes der äußern Verbeſſerungen und Vortheile theilhaftig zu machen, welche das Chriſtenthum in den geſellſchaftlichen Zuſtänden und Einrichtungen ſeiner Schüler und Anhänger nach und nach veranlaßt und herbeigeführt hat.

würde, iſt wenigſtens höchſt zweifelhaft. Die Religion, als göttlichen Urſprungs und Weſens iſt in der menſchlichen Geſellſchaft ſtets des Fortſchritts zur Vollkommenheit empfänglich. Nicht ſo der Staat, als etwas Endliches, blos auf beſchränkte, dem Wechſel und der Vergänglichkeit unterworfene Güter gerichtet. Und ſeit Entdeckung Amerika's hätte wohl ſelbſt ein Alexander oder Cäſar von einem Weltreich kaum noch auch nur zu träumen gewagt. — An Entwürfen zum ewigen Frieden hat es zwar nicht gefehlt. Ein Bund aller Staaten zu dieſer Abſicht mit einem Schiedsgericht, durch deſſen Ausſpruch der Krieg verhindert würde, ließe ſich wohl denken. Nur bliebe die ſchwer zu überwindende Schwierigkeit, ihn unter ſehr heterogenen Beſtandtheilen, ſo lange die gemeinſte Selbſtſucht die Politik beherrſcht, zu handhaben. — Die neueſte Zeit (1814) ſah die Mächtigſten einen feierlichen Bund ſchließen, chriſtlich regieren zu wollen. Wer ſtutzte nicht darob? Wäre man ſtatt des Prunks einer feierlichen politiſchen Akte mit der gemeinſamen That vor die Welt getreten, wahrhaft chriſtlich zu regieren, wer hätte das Beſtehen eines heiligen Bundes bezweifelt? wer hätte ihn nicht geſegnet? Ein ſolcher Bund bedarf aber keiner ſchriftlichen diplomatiſchen Verabredung. Er kann und würde ſich von ſelbſt verwirklichen, wenn die Regierenden, vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungen, keinen angelegenern Wunſch kenneten, als den, auch die Völker von dieſem Geiſte durchdrungen zu ſehen. — Was noch keinem Eroberer und Geſetzgeber, keiner in Machtübung, Wiſſenſchaft und Kunſt weit vorgeſchrittenen Nation gelungen iſt, eine dauernde Vereinigung oder Verbrüderung in geiſtig-ſittlicher Beziehung, iſt einzig der Kraft des in voller Wahrheit aufgefaßten Chriſtenthums vorbehalten.

5) Durch das Verſinken der ſittlichen und geiſtigen Bildung in einzelnen Völkern wird auch dieſe Bildung bei andern, und zwar noch mehr bedroht, als ſelbſt durch den äußern Machtaufſchwung noch roher, barbariſcher Völker. Mit der Neigung zu Eroberungen pflegt doch oft ein wachſender Antrieb zum Fortſchreiten auf der Bahn der Bildung ſich zu geſellen. Aber der Zerfall der geiſtigen und ſittlichen Bildung eines Volkes kann im Verkehr deſſelben mit andern Völkern nur verderbliche Wirkungen hervorbringen. Der wahre Vortheil einer jeden Nation, die den hohen Werth ächter geiſtig-ſittlicher Bildung erkennt und empfindet, muß es daher wünſchenswerth machen, daß dieſe Bildung auch in andern Nationen immer mehr die Oberhand gewinne. Was kann einen gründlich und allſeitig gebildeten Menſchen freudiger erheben, als der Gedanke, daß recht Viele ſeiner Gattung der Vollkommenheit immer näher zu kommen trachten? So ſoll es auch unter Völkern ſein. Keine Religion iſt aber ſo geeignet, wie die chriſtliche, dieſe neidloſe Anerkennung des Vortrefflichen, wo immer es ſich zeigt, und die Förderung deſſelben bei allen Völkern zu betreiben und dadurch die Vereinigung aller Völker in ächter Geſittung zu vermitteln. Auch hat das Chriſtenthum es ſich von Anfang an zur Angelegenheit gemacht, ſolche Geſittung zu verbreiten. So oft hingegen chriſtliche Völker dieſen Beruf ihrer Religion mißachtet oder vernachläſſigt haben, iſt für ſie ſelber eine entſetzliche Saat von Jammer und Elend erwachſen. Wie ganz anders, wie freundlicher hätten ohne dies die Zuſtände ganzer Welttheile ſich geſtalten müſſen 13)!

---

13) Manche Völker, die im fünfzehnten Jahrhundert und noch ſpäter von kühnen Seefahrern entdeckt wurden, waren vielleicht ſchon ſeit Jahrtauſenden in tiefe Unwiſſenheit und Roheit, geiſtige und ſittliche Verkommenheit verſunken. Daß ſie in ihrem Urſprung

6) Gegen die Fähigkeit und Beſtimmung des Chriſtenthums zur Weltreligion werden folgende Thatſachen eingewendet: a) die vielen *Spaltungen* unter den Bekennern dieſer Religion; b) die vielen *Religionskriege*, die von Chriſten in verſchiedenen Zeiten mit heftigem und zähem Eifer geführt wurden, während dergleichen in der Geſchichte der heidniſchen Völker nicht vorkommen; c) die vielen und großen *Ausartungen*, welche unter den Chriſten in Bezug auf Lehre und Sitten, Glauben und Leben eingetreten ſind und ſich Geltung verſchafft haben. — Wie kann, ſagt man, eine Religion, welche ſich unmächtig gezeigt hat, ſo tiefgreifende Unordnungen und Zerwürfniſſe von ihrem Gebiet fern zu halten, Anſpruch machen, dereinſt alle Völker in ihrem Schooß in Eintracht und Frieden zu vereinigen? — Dieſe Einwendung wäre allerdings von ſchwerem Gewicht, wenn die bezeichneten Uebelſtände in dem Weſen des Chriſtenthums ihren Grund hätten, und nicht mit voller Gewißheit nachgewieſen wäre, daß ſie niemals ſtattgefunden und keinen Fortgang gewonnen hätten, würden die Bekenner des Chriſtenthums immer und überall den

---

ſich in dieſem Zuſtand befunden, läßt ſich nicht denken. Wahrſcheinlich verſanken ſie in denſelben allmählig und verharrten nachher darin wegen ihrer völligen Abſchließung vom Verkehr mit geſittigten Menſchenſtämmen. Nur von dem Einfluß eines lange Zeit fortwährenden humanen Verkehrs mit chriſtlichen Völkern darf man erwarten, daß jene Verwahrlosten allgemach für europäiſche Geiſtesbildung und Geſittung empfänglich gemacht werden könnten. Ihnen die Anlagen dafür unbedingt abzuſprechen, ſind wir nicht berechtigt, können wir gleich die große Schwierigkeit ihrer Entwickelung nicht läugnen. Wie ſchwierig und langſam war nicht auch der Bildungsgang derjenigen Völker, welche ſich jetzt einer höhern geiſtigen und ſittlichen Errungenſchaft erfreuen, wie weit ſtehen auch ſie noch vom Ziele der Vollendung und wie ſehr haben nicht auch ſie Grund, ſich vor Rückſchritten zu behüten! Sollten wir nicht, anſtatt die Verwahrlosten, tief geſunkenen Brudervölker, als von der Natur zum ewigen Beharren in dieſem Zuſtand verdammt, zu verachten, unſern Beruf erkennen, alle uns zu Gebot ſtehenden Mittel zu ihrer Erhebung zu verwenden?

Sinn und Geiſt deſſelben richtig und rein aufgefaßt und ſo gehandelt haben, wie deſſen Lehre ſonnenklar vorſchreibt. — Religionskriege ſind aus gänzlicher Verkennung des Sinnes Chriſti entſtanden; nur ein falſcher, verblendeter Eifer konnte ſie für gottgefällig anſehen. Auch die Kreuzzüge konnten im Lichte des Chriſtenthums nur dann gerechtfertigt erſcheinen, wenn ſie als Nothwehr gegen das Vordringen barbariſcher Völker und Horden unternommen wurden, deren fanatiſcher Eifer die Unterjochung oder Vertilgung der Chriſtenheit für Glaubenspflicht hielt. — Bekehrung mit Feuer und Schwert iſt nach Chriſti Lehre Wahnſinn und frevelnder Eingriff in die Macht des göttlichen Geiſtes, der allein religiöſe Sinnesänderung bewirken kann. — Eben ſo ſind *Spaltungen* unter Chriſten den Vorſchriften des Stifters ganz zuwider, welche Verbrüderung, Gegenſeitigkeit im Tragen der Beſchwerden des Lebens und in der Nachſicht für menſchliche Schwächen verlangen und die Liebe zur Schiedsrichterin aller Zwiſte und Streitigkeiten beſtellen. Die Grübelſucht, die Rechthaberei, die Herrſchſucht, der Ehrgeiz, die Vergötterung des Buchſtabens, welche die Spaltungen erzeugten und unterhielten, haben fürwahr in der einfachen, gemeinfaßlichen Lehre und in den Vorſchriften Chriſti, deren göttlicher Urſprung ſich Jedem, der ſie befolgt, kund gibt, weder Veranlaſſung noch Beſchönigung finden können. Kirchliche Spaltungen wurden jedesmal die Loſung zur Liebloſigkeit, ſo wie dieſe ihre Haupturſache iſt. — Auch die *Ausartungen* des Chriſtenthums unter den Menſchen ſind Geburten ihres ſchwachen oder verkehrten Willens, der den Verſuchungen zum Böſen nicht widerſtand. Chriſtus forderte beharrlichen Kampf gegen ſie, und verhieß den auf Gott Vertrauenden den Beiſtand von Oben. Er ſelbſt voll Erbarmen für den Sünder, indem er ihn zur Buße ermahnte, zeigte ihm auch die Mittel, um ſich vom Joch der Sünde zu befreien und ein neuer, tugendkräftiger Menſch zu werden. Die Verkehrtheiten in der Chriſtenheit beweiſen nichts gegen die Kraft des Chriſtenthums. Es gibt auch keine Ausartung, gegen welche dieſes nicht das Heilmittel böte. Der Geiſt, deſſen Mittheilung Allen zugeſichert iſt, die ihm nicht böswillig entgegenſtreben, verjüngt und erneuert, erfriſcht und beſſert alles Ausgeartete, ſobald ihn der Menſch in ſeine Geſinnung und ſeinen Willen aufnimmt. Durch dieſen Geiſt, aber auch nur durch ihn kann der freithätige Menſch Eins mit Gott, nur durch ihn ein Kind ſeines Reiches werden. Er allein hat die Macht alle Menſchen in dieſem Reiche zu vereinigen, wo dereinſt nur Eine Herde und Ein Hirt ſein wird [14].

---

[14] Merkwürdig iſt, daß unter allen Religionen jetzt, wie vormals der Chriſtenverein der einzige iſt, der unermüdet und ohne ſich durch Widerſtand abſchrecken zu laſſen, durch die Kraft des göttlichen Wortes auf Vermehrung ſeiner Anhänger mit Erfolg hinarbeitet. Er allein ſendet ſeine Glaubensboten in alle Welt, weil er allein der ſiegreichen Macht ſeines Wortes vertraut. Dieſe Macht verbürgt ihm den endlichen Sieg, indem es das Eigenthümliche der Wahrheit iſt, einzig durch das Wort alle ihre Gegner zu beſiegen. Ferner hat das Chriſtenthum vor allen andern Religionen den Vorzug, daß ſeine Lehre allein keinem wahren Fortſchritt in gemeinnützigen Dingen, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Verkehr und Geſittung im Wege ſteht. Auch dadurch macht das Chriſtenthum, ohne Vergleich vor andern Religionen ſeine Beſtimmung kund, die ganze Menſchheit zu umfaſſen, daß in ſeinen Augen alle Stämme und Völker und alle Geſchlechtsfolgen nur Eine große Familie bilden, deren Glieder unter der Obhut und Leitung des gemeinſamen himmliſchen Vaters einander mit Bruderliebe zu begegnen berufen ſind.

XXXIV.

Des Chriſtenthums Verbreitung und tiefer Begründung in allen Menſchen ſtrebt der Lügengeiſt mit allen ſeinen Künſten unaufhörlich entgegen und die Beſiegung von dieſem iſt und bleibt die höchſte Aufgabe der Menſchheit.

1) Das Chriſtenthum, des Menſchen höchſtes Gut in ſich faſſend, bietet ſich allen Menſchen ohne Unterſchied an. Seine Aneignung in ungetrübter und ungeſchwächter Kraft mit der Fülle ſeiner Segnungen iſt das erhabenſte Ziel, nach welchem jeder Einzelne und ganze Völker ringen können, aber auch dasjenige, welches ſich am ſchwerſten erringen läßt, weil alle verkehrten Begierden, Neigungen und Leidenſchaften ſich mit Gewalt dagegen auflehnen, und jede Macht der Täuſchung aufbieten, um das Licht der chriſtlichen Lehre zu verdüſtern und die Empfänglichkeit für deſſen Auffaſſung zu erſticken [1]).

Dieſe Empfänglichkeit der Menſchen ſteht überall im Verhältniß ihres Sinnes für Wahrheit und des Ernſts und der Reinheit ihres Willens nach dem Guten zu trachten. Je unbefangener und unverderbter eine Seele iſt, deſto leichter wird die Chriſtuslehre in ihr Eingang finden und in ihr Wurzel faſſen [2]). Denn das göttliche Inſiegel dieſer Lehre ſtrahlt mit vorzüglichem Glanze darin hervor, daß ſie mit unbedingter Verabſcheuung alles Scheinweſens, aller Heuchelei, vor Allem Wahrheit der Geſinnung und Sittlichkeit des Lebens fordert. Dadurch ſteht ſie mit den vorherrſchenden Neigungen und Richtungen der verderbten Menſchennatur zu allen Zeiten im offenſten Widerſpruch. Das Grundprincip aller geiſtigen und ſittlichen Verkehrtheit kann nicht treffender bezeichnet werden, als wie es von Chriſtus geſchah: es iſt der Geiſt der Lüge, der die Finſterniß mehr liebt als das Licht (Joh. III. 19. Vergl. VIII. 44.) Dieſer Geiſt der Lüge heißt auch der Widerchriſt (1. Joh. IV. 3). Der für den Geiſt der Wahrheit ſich ausgebende und an ſeine Stelle ſich ſetzende Buchſtabe iſt der Erzlügner von Anbeginn. Er unterſchiebt der Wahrheit, die nur das Gute lehrt, ihren bloßen Schein, mit welchem er alles in Schutz nimmt und gutheißt, was den Sinnen ſchmeichelt, was den böſen Gelüſten zuſagt.

---

[1]) Die Kinder dieſer Welt ſind in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichts. Luk. XVI. 8.

[2]) Daher ſagt Paulus an die Epheſer (V. 8.): Wandelt wie Kinder des Lichtes! —

Schon in den erſten Zeiten, nachdem das Licht des Chriſtenthums in der Welt aufgegangen war, ſah man den Lügengeiſt in die Täuſchungen des heidniſchen Sinns für Abgötterei und des phariſäiſch-jüdiſchen Hangs zu geſetzlicher Geiſtesknechtſchaft ſich kleiden. In dieſen beiden Geſtalten wurde er von Chriſtus und den erſten Verkündern ſeiner Lehre bekämpft [3]). Nachher wurde der Aufnahme dieſer Lehre in ihrer Reinheit und ihrem Weſen nichts in höherm Grade hinderlich, als das, was von Menſchen in der Abſicht oder mit dem Vor-

---

„Es gibt nur Eine Sittlichkeit, und das iſt die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben, und das iſt die Lüge. Dort iſt Leben und Geſundheit, hier iſt Verweſung." v. Feuchtersleben zur Diätetik der Seele. 1850. S. 123.

[3]) Dieſer Lügengeiſt war es, der dem Apoſtel Paulus den Ausruf entpreßte: „So wäre ich denn euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit ſage? Galat. IV. 16."

geben, ſie zu erläutern oder zu ergänzen, als dazu gehörend beigemiſcht wurde. Wenn dieſer Beiſchlag zum lautern Gold jener Lehre ſie auch nicht immer geradezu verfälſcht hat, ſo hat er doch dieſelbe jederzeit getrübt und veranlaßt, daß Nebendinge gleiche, wo nicht größere Achtung als das Weſen ſelbſt erhielten. Dadurch geſchah der erhabenen Einfalt und der das Herz durchdringenden Kraft der Chriſtuslehre großer Eintrag; ihr Eindruck wurde geſchwächt und geſchmälert; ſie wurde vielfältig verkannt und verläumdet, weil das Urtheil das Weſen aus dem Geſicht verlor und nur oder doch vorzüglich das von Menſchen herrührende Beiwerk ins Auge faßte. Schon die Apoſtel und ihre nächſten Nachfolger warnten mit großem Ernſte davor *), und auch nachher machte ſich es die Kirche ſtets zur wichtigſten Angelegenheit jeder durch Grübelſucht und Wiſſensdünkel ausgeheckten Neuerung ſich zu widerſetzen und ſie wo möglich im Keim zu erſticken. Sie vermochte aber nicht immer der den Menſchen angebornen Eitelkeit, Streitſucht und Rechthaberei unter den Schriftgelehrten Einhalt zu thun. Doch wäre dies einem von Liebe geleiteten Eifer mit der Zeit mehrentheils gelungen, wäre nicht der Einfluß politiſcher Mächte dazwiſchen getreten, wodurch der Sektengeiſt und die Parteiwuth angefeuert und genährt und die Verwirrung für lange Zeit unheilbar wurde.

Im Geiſt der Lüge beſteht die Erbſünde des Menſchengeſchlechts. Dieſer Geiſt, deſſen Sprache und Thun im grellſten Gegenſatz ſtehen, greift in alle Verhältniſſe der Menſchen

---

*) Der Apoſtel Paulus (2. Tim. IV. 3. 4.) ſagte vorher: es würden Zeiten kommen, wo man die geſunde Lehre unerträglich finden, hingegen nach eigenen Gelüſten ſich mit Lehren überladen wird, welche die Ohren kitzeln, die Wahrheit mit Mährchen vertauſchen.

ein. Indem er in denen, die er beherrſcht, kein gutes Leben (kein Leben in Gott) aufkommen läßt, macht er ihnen weiß, ein ſolches Leben ſei dem Menſchen gar nicht möglich. Durch übertriebene Werthſchätzung und Anpreiſung der bloßen Form (des Aeußern) gibt er überall den innern Gehalt, die Sache ſelbſt preis, ſucht Bürgſchaft und Empfehlung im Schein, ſetzt die Kunſt zu täuſchen oben an, und möchte ſelbſt Gott täuſchen, wenn es nur thunlich wäre [5]. Es iſt kein ſchönes Gefühl, keine edle Geſinnung, kein hoher Muth, welche ſein Sirenengeſang nicht einzuſchläfern ſuchte, keine Wahrheit, keine Tugend, die er nicht zu verdächtigen, nichts ſo Schlechtes, Ruchloſes, das er nicht zu beſchönigen wüßte. Jetzt wie vormals ſtrebt der Lügengeiſt ſich des Haupteinfluſſes auf Geſetzgebung und Staatseinrichtungen, auf das öffentliche und häusliche Leben zu bemächtigen. Die geſunde Vernunft ſteht ſtill und das Herz empört ſich bei ernſter Erforſchung der zahlloſen Gewebe und Geſpinnſte, womit er von allen Seiten das Licht der Wahrheit zu verhüllen und zu fälſchen ſich bemüht [6]. Alle natürlichen Verhältniſſe werden von dem Lügengeiſt vergeſtalt umgekehrt, daß das Oberſte zu unterſt, das Unterſte zu oberſt erſcheint. Unvermerkt verleitet er, das Höchſte dem Niedrigſten, das Geiſtige dem Materiellen nachzuſetzen und unterzuordnen. Wer weiß es nicht, daß die ſinnlichen Gelüſte den Forderungen des Geiſtes widerſtreben, und daß ſie leicht die Herrſchaft gewinnen, woferne ſie nicht durch die Kraft des Geiſtes gezügelt werden? Wie verfährt jedoch gemeinhin die Erziehung? Sie hegt die Gelüſte, unbekümmert um des Geiſtes Geſinnung und Willensrichtung, welche die Gelüſte bezähmen ſollten. Wird auch die Jugend (theoretiſch) gelehrt, was gut, was böſe ſei, ſo geſchieht es doch meiſt nur ſo, daß dieſe geneigt bleibt zu thun, was ſie mißbilligt, das Beiſpiel aber vor ihren Augen gutzuheißen ſcheint. Iſt es nun zu verwundern, wenn die Vollkommenheit des geſelligen Verkehrs in die Kunſt geſetzt wird, ſo zu lügen und zu täuſchen, daß die Lüge und Täuſchung mehr als die Wahrhaftigkeit geliebt, daß ihr mehr Beifall als dieſer gezollt wird? So gelingt es auch dem Lügengeiſt zwiſchen denen, deren Eintracht das Wahre und Gute am kräftigſten fördern könnte, Zwietracht anzuzetteln zwiſchen denen, die einander befreundet und ſich gegenſeitig behülflich ſein ſollten, Mißtrauen und Feindſchaft zu ſtiften, und ſelbſt zwiſchen Wahrheit und Wahrheit Gegenſätze zu erkünſteln, um dadurch alle Wahrheit zu verdächtigen. Sein Meiſterſtück iſt es, ſich des Scheins vom Wahren und Guten zur Niederkämpfung des Wahren und Guten zu bedienen, und das Endergebniß ſeiner Beſtrebungen beſteht darin, die einen für die Wahrheit und Tugend gleichgültig und ſie andern verdächtig oder gar verhaßt zu machen[7]. Der Lehre Chriſti: das Gute bloſs weil es gut iſt, Gott über Alles und den Mitmenſchen wie ſich ſelbſt zu lieben, ſtellt der Lügengeiſt die Maxime entgegen: nur das ſei der Liebe würdig, was Vortheil, nur dem gebühre Verachtung, was Nachtheil bringt; nicht vor des Herzens böſen Gelüſten habe man ſich zu ſcheuen, ſondern nur vor den ſchlimmen Folgen derſelben; ächte Lebensweisheit ſei es daher, den Gelüſten ſich ſo zu ergeben, daß man zugleich den ſchlimmen Folgen entgehe. Ein Herz, wo dieſe Maxime Wurzel gefaßt, iſt der Lehre Chriſti verſchloſſen, hat keine Empfänglichkeit für ſie *). Geprunkt wird wohl wie noch nie mit großartiger Geſinnung und Selbſtaufopferung. Dringt man aber auf Bethätigung, ſo zerfließt alle die Glorie, und Selbſtſucht tritt in ſchamloſer Nacktheit mit ihren Forderungen auf.

---

[5] Selbſt Lamennais ſchrieb (1851) von dem Geiſt, der ſich der Geſellſchaft bemächtigt hat: „Niemals hat man die Kunſt des Betrugs mit größerer Gründlichkeit und leichterem Gewiſſen geübt, niemals ihn mit dem Anſchein größern Ernſtes und mit mehr Frechheit zur Schau getragen. — Das Wort erleuchtet nicht mehr, es verdunkelt; es ſagt zum Böſen: du biſt gut und zum Guten: du biſt das Böſe. Die Völker bluten, ſeufzen, und die öffentliche Meinung beugt ſich unter das Joch des Betrugs.“ — Zur Zeit der tiefſten Verderbniß der römiſchen Republik pries Sallustius den Cato vor Allem: *Esse quam videri bonus malebat*, als eine äußerſte Seltenheit!

[6] „Immanuel Kant (Kleine Schriften I. 238.) bezeichnet die Lüge (Verletzung der Wahrhaftigkeit) als den eigentlich faulen Fleck in der menſchlichen Natur. Um ſo abſcheulicher, wenn man den Ton der Wahrhaftigkeit annimmt, gleich manchen chineſiſchen Krämern, die über ihre Läden die Aufſchrift mit goldenen Buchſtaben ſetzen: allhier betrügt man nicht.“ — Die Frucht der Lüge iſt Auflöſung, Fäulniß, Unfriede und Verkehrtheit. Einzig die Wahrheit macht frei, ſtark und einig; ſie allein macht gut und beſeligt.

---

[7] In der bibliſchen Darſtellung der Verführung des erſten Menſchenpaars im Paradieſe ſpiegelt ſich ſchon die ganze Geſchichte des Widerſtands, der dem Sieg des Chriſten-

2) **Wie** der Lügengeiſt verfahre, um zur Herrſchaft zu gelangen, mag folgende Betrachtung erklären. Der Gebildete, der Wiſſenſchaftliche, der Tugendhafte, der Wohlwollende fühlt ſich naturgemäß zu Solchen, die ihm gleichen, angezogen. Der Edelgeſinnte hat eine Scheu vor Niedrig-, Gemein- oder Schlechtgeſinnten, und umgekehrt. Der Liebhaber, der Freund des Wahren, Guten und Schönen möchte, daß alle Menſchen eben ſo geſinnt wären. Der dafür Unempfindliche hingegen, deſſen Sinn dafür abgeſtumpft iſt, hält Jenen für einen Schwärmer

---

thums ſeit ſeiner Erſcheinung ſich beharrlich entgegenſtellt, ab. Der Lügengeiſt (der Vater alles Böſen) wie er die erſten Menſchen zur Sünde verlockte, ſo war und blieb er auch nachher der vielgeſtaltige, argliſtige, tückiſche Widerſacher der Wahrheit, und vorzüglich der von Chriſtus geoffenbarten, und die durch ſeinen Trug Verführten ſinnen noch jetzt, wie ſchon im Paradieſe nur darauf, **Feigenblätter** zu finden, womit ſie ihren der böſen Luſt zugekehrten Sinn zudecken könnten. Im Erfinden und Gebrauch ſolcher Feigenblätter haben die Knechte des Lügengeiſtes noch in den letzten Zeiten eine unerſchöpfliche Virtuoſität an den Tag gelegt.

*) Wehe denen, die das Böſe gut nennen und das Gute böſe, die Finſterniß zu Licht machen und Licht zu Finſterniß. **Jeſaias** V. 20.

und der durchaus von Selbſtſucht Beherrſchte ſchätzt und liebt nur ſich. *Selbſtſucht iſt die Wurzel alles Böſen.* Doch würde ſie immer noch in gewiſſen Schranken und heilbar bleiben, wenn nicht der Lügengeiſt, dieſer in alle Geſtalten ſich werfende Proteus, erfinderiſch in allen Arten von Verſtellung, Gleisnerei, Tücke und Liſt ſich zu ihr geſellte. Iſt aber einmal das Bündniß zwiſchen der Selbſtſucht und dem Lügengeiſt geſchloſſen, dann iſt ein Ungeheuer geboren, welches das von ihm erſonnene Böſe noch mit gutem Schein ausſchmückt und welchem ſein Zweck jedes Mittel heiligt, während ihm ſonſt nichts heilig iſt. Und iſt einmal dieſes Bündniß der Selbſtſucht mit dem Lügengeiſt die Seele derjenigen geworden, die in der Geſellſchaft die Meinung beſtimmen, den Ton angeben, die Triebwerke des Lebens in Bewegung ſetzen, dann wimmelt es von Erſcheinungen, die der geſunden Vernunft und dem unverkünſtelten Wahrheitsſinn höhniſch in's Geſicht lachen. Der Selbſtſüchtige legt dann jede Verkleidung, jede Larve an, um die Eingebungen des berechnenden Verſtandes als die einzige Weisheit und Moral, die zu allgemeiner Beglückung führe, geltend zu machen, während er ſelbſt ſich ihrer dazu bedient, um zu gleicher Zeit ſeine Gelüſte zu befriedigen, und ſich mit dem beſten Schein zu umgeben. Mit dem Schein der Unbefangenheit weckt er den Zweifel an Allem, was nicht in die Sinne fällt, und wie kann es noch befremden, wenn der *Zweifel* dermaßen in der Welt die Oberhand gewinnt, daß aller Glaube verdächtig wird, während doch die Selbſtſucht auf allen Seiten es ſich zur Angelegenheit macht die Liebe der Wahrheit durch Künſte der Täuſchung zu erſticken? Ungeſcheut wird nun von der Selbſtſucht dem Geiſte die Freigebung des Thieriſchen im Menſchen *) als das würdigſte Ziel ſeiner Beſtrebungen vorgeſpiegelt. Eine völlige Sprachverwirrung muß dafür zum Vehikel dienen. Auch wenn man Wahrheiten vorträgt, werden ihnen Täuſchungen und Mährchen als Reizmittel oder Köder für die Menge ſo künſtlich beigemiſcht, daß die Kraft der Wahrheit verloren gehen muß, indem dieſe ſich unmöglich mit der Lüge vertragen kann. So wird den redlichen Verkündern der Wahrheit und Verfechtern des Heiligen (des Ewig-Guten) das Loos bereitet, zuzuſehen, wie deſſen Verſpötter und Verfälſcher ſich in die Beherrſchung der Geſellſchaft theilen. Menſchen, die innerlich jeden Glauben verhöhnen, werfen ſich dreiſt zu Beſchützern des Bigottismus und des Aberglaubens auf. Helldenkende hört man die Verfinſterung und Verdummung bevorworten, Tyranniſch-Geſinnte unbeſchränkte Freiheit predigen, weil dieſe der Willkühr den weiteſten Spielraum läßt. — Die durch Chriſti Wort und Beiſpiel ſo nachdrücklich empfohlene Duldſamkeit wird unter der Herrſchaft des Lügengeiſtes ein Wort ohne Bedeutung. Voltaire gebärdet ſich als ihr eifrigſter Lobpreiſer, während er zur Zernichtung des Chriſtenthums aufruft, und Lamennais, der als beredter Anwalt des Chriſtenthums auftritt, beſtrebt ſich die Duldſamkeit der Gleichgültigkeit zu verdächtigen. — Die Knechtung gewiſſer Stämme und Raſſen zum Vortheil gewiſſer Kaſten hört man mit dem Vorgeben vertheidigen, als ob dieſe die Stützen der Freiheit und des Gemeinwohls wären. Jeder Götzendienſt, jeder Wahnglauben wird als Schutzmittel gegen den Unglauben empfohlen. Die Bekämpfer der offenbarſten Mißbräuche hingegen werden der Anfeindung der Ruhe und Ordnung verdächtigt. Die grellſten Ueberſprünge von einem Aeußerſten zum andern, weil tagtäglich, hören auf Staunen zu erregen. Nichts entgeht der Fälſchung; alles bekommt erlogene Färbung, trüglichen Firniß: Litteratur und Kunſt, Schriftſtellerei und

---

*) Die Emanzipation des Fleiſches.

Kritik, Staatsangelegenheiten und die Sitten des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens, Betriebſamkeit und Handelsintereſſen, ſelbſt die Religion. Auf der einen Seite wird verſchmitzte Heuchelei, auf der andern Erhebung des Zweifels an die Stelle von anerkannten Wahrheiten für die Schriftſteller der gewiſſeſte Weg zur Berühmtheit. Während der Heuchler dem Irrthum das Gewand der Wahrheit umhängt oder das Gold der Wahrheit mit dem Blei des Aberglaubens verſetzt, wird von andern kühnes Bezweifeln und abſprechendes Verwerfen deſſen, was man nicht begreift, als das Kennzeichen eines hellen bevorzugten Geiſtes geprieſen, alles Glauben hingegen für den Beweis geiſtiger Schwäche, Befangenheit und Blindheit ausgegeben. So verliert jede Ueberzeugung und jede Autorität ihre Grundlage, und dies geſchieht ſo unvermerkt, daß jede Vorausſicht vom unfehlbaren Einſturz alles deſſen aufhört, was auf der Kraft des ſittlichen Bewußtſeins und auf Treu und Glauben beruht. — Nicht das Gute, Gerechte, Sittliche, nur noch ihr Schein iſt das Ziel, dem vielſeitig nachgeſtrebt wird. Dieſen Schein auch dem Verderblichſten, Ruchloſeſten, Schändlichſten aufzuprägen wird für den Gipfel der Kunſt und Weisheit angeſehen. Dadurch verlieren alle Grundſätze ihre Geltung. Der Verrückteſte, der Verkommenſte, welcher aller Ueberzeugung, Entſchiedenheit und Willenskraft ermangelt, darf ſich im Angeſicht ſolcher Begriffsverwirrung erdreiſten, ſich einen providentiellen Beruf beizulegen, um die in den geſellſchaftlichen Angelegenheiten ſchwankend gewordene Welt wieder auf feſte Füße zu ſtellen und ihr eine neue Richtung zu geben. — — Es hat verderbte Zeiten gegeben, deren Sitten und Uebungen höchſt unchriſtlich waren, wo aber doch die Berechtigung der chriſtlichen Wahrheit zum ſittlichen Richteramt anerkannt blieb. Uebt hingegen jener Lügengeiſt die Dictatur in der öffentlichen Meinung, ſo verſchwindet auch dieſes Anerkenntniß, und das Schweigen wird nun als Gutheißung aller Schlechtigkeiten gedeutet. Während man vorgibt, der Unſittlichkeit des Volks ſteuern zu wollen, läßt man ſeiner Entchriſtlichung freien Lauf. Welch ein Widerſpruch! — Auch die Begriffe von der eigentlichen Stärke der Regierungsgewalt werden ſo zu ihrem größten Nachtheil gefälſcht. Oder iſt es nicht ein beklagenswerther Irrthum, der die Regierungen verleitet, hauptſächlich nur auf Vermehrung ihrer phyſiſchen Macht und darauf zu ſinnen, wie ſie dieſer Macht auch die ſittlichen und gemüthlichen Kräfte des Volkes dienſtbar machen könnten? Gleichen aber nicht Staatsgebäude, auf dem Boden dieſes Irrthums ruhend, Kartenhäuſern, die bei jedem ſtarken Windzug zuſammenfallen müſſen?.. Da man die gerechten und dringenden Forderungen von Reformen nicht geradezu abweiſen kann, aber doch die verderbten Zuſtände feſthalten oder herſtellen möchte, ſo wird auf Mittel und Wege gedacht, wie das Unvereinbarſte vereinbart werden könne, und die Verſuche dieſer Art ſteigern die Unordnung und Verwirrung in ſolchem Maße, daß die Auflöſung unvermeidlich wird. Denn ſolche Verſuche können nur ganz unhaltbare Mißgeburten hervorbringen, die Niemanden befriedigen, die Allermeiſten verletzen und die Förderung des Gemeinwohls unmöglich machen.

3) Iſt nun der eben geſchilderte Lügengeiſt zum höchſten Anſehen gelangt, ſo vermöchten vor dem Trugſpiel ſeiner Künſte den Einzelnen nur einfache große Grundſätze und Geſinnungen, ewige Wahrheiten, wie die, welche das Weſen des Chriſtenthums ausmachen, noch zu ſchützen. Wie ſchwer können aber ſolche einfache große Grundſätze und Geſinnungen, obwohl im

Kern unverwüſtlich, für ihre belebende Kraft Eingang gewinnen, wenn es dem Geiſt der Lüge gelungen iſt, mit Benutzung der Schwächen und Blößen der geſellſchaftlichen Zuſtände dem alle Religion und Sittlichkeit im Keim zerſtörenden phariſäiſchen Wahn: man könne Gott und der (böſen) Begierlichkeit zugleich dienen, als bequemer Lebensregel die Herrſchaft zu verſchaffen! Die ſophiſtiſche Dialektik bildet dieſen vergiftenden Wahn zur blendenden Theorie, welcher es nie an Mitteln fehlt das Gewiſſen zu beſchwichtigen oder zu betäuben [10]).

4) Es liegt in der Natur des Lügengeiſtes, daß er unaufhörlich ſtrebe, in alle Verhältniſſe des Lebens ſich einzudrängen, und wo ihm das gelingt, bringt er in ſie mittelſt einnehmenden Scheins Störung, Unordnung, Verwirrung und Auflöſung. Nicht immer tritt er in der Geſtalt eines Marktſchreiers, Sykophanten, Beutelſegers auf. Dieſe Geſtalt würde wenigſtens die Beſonnenern abſchrecken. Weit öfter und gewöhnlicher verbirgt er ſich hinter der Maske des tiefen Ernſtes, des religiöſen oder kirchlichen Eifers, einer menſchen- oder volksfreundlichen Förderung des Gemeinwohls oder der Freiheit. Im Bereich der Wiſſenſchaft weckt er Hochmuth, Eitelkeit, und Selbſtdünkel, verhilft gewagten, bizarren, paradoren Anſichten zu Anſehen, um die Wahrheit zu verdunkeln, bedient

---

[10]) Die äußerſte Spitze dieſer Dialektik iſt der Probabilismus. Dahin mußte die grübelnde und klügelnde Caſuiſtik zuletzt ausmünden, welche zwiſchen Wahrheit und Lüge im Leben eine Ausſöhnung zu ermitteln ſuchte. Der Probabilismus hat keine Grundlage, als den ſcheinbaren Zweifel und führt nothwendig zur Gleichgültigkeit und Charakterloſigkeit. Es iſt kein Grundſatz, ſondern eine Maxime, die keine Grundſätze in der Moral gelten läßt, oder, indem ſie den verſchiedenſten Grundſätzen, bald dieſen, bald jenen, je nach Umſtänden zuſtimmt, die Wahrheit von allen in Zweifel ſtellt. — Der geheime Vorbehalt und der Grundſatz: daß die Abſicht, der Zweck jedes Mittel heilige, ſind nur Ergänzungen und nähere Beſtimmungen des Probabilismus.

ſich des Geheimthuns, um Leichtgläubige zu berücken und macht der Welt weiß, er ſei auf das Geheimniß gekommen, mittelſt der Intelligenz das, was über ihren Geſichtskreis weithinausliegt, zu ergründen, ſcheut ſich auch nicht, mit bloßen Hirngeſpinnſten ſpeculativer Dialektik im Widerſpruch mit dem ſittlichen Bewußtſein den Glauben an alles, was nicht mit den Sinnen erfaßt werden kann, anzutaſten. Wo er jedoch auf dieſem Wege ſeinen Zweck nicht erreichen könnte, macht es ſich der Lügengeiſt zum Geſchäft, den Wahn zu bevorworten, daß die Gottheit ihr höchſtes Wohlgefallen an blindem Glauben, an bloßer Beobachtung äußerer Gebräuche und an unduldſamem Eifern gegen Andersgläubige habe. — Nicht minder verderblich wirkt der Lügengeiſt auf das Staatsleben. Geſchäftig unterſrißt er Treue und Glauben, verfälſcht alle Anſtalten und Verhältniſſe, ſät Verdächtigung, wo Zutrauen nöthig wäre, und hat er einmal die Bande der Ordnung durch das ätzende Gift ſeiner argliſtigen Vorſpiegelungen gelöst, dann iſt es ſein Kunſtſtück, je nach Umſtänden bald dieſe oder jene Erfindung oder Theorie auszuhecken, die mit blendendem Schein eine bedeutende Verbeſſerung der Zuſtände in Ausſicht ſtellt, während er wohl weiß, daß ſie nur ſelbſtſüchtige Zwecke auf Koſten des Gemeinwohls fördern könne. Schauderhaft iſt der Mangel an Wahrhaftigkeit, in der Behandlung der geſellſchaftlichen Angelegenheiten. So viele Lügen als glänzende Aushängſchilde. Und dennoch welche Leichtgläubigkeit der ſchon oftmals Getäuſchten! Daneben welche Lauigkeit und Schlaffheit oder Gleichgültigkeit für wahrhaft edle Zwecke, die ohne Gepräng und Nimbus in ihrer ſchlichten Wahrheit ſich ankündigen! — Unerſchöpflich iſt der Lügengeiſt in Täuſchungen, um bald Geiſtesverfinſterung, Vehmgerichte, Glaubenszwang und Spionerie als Vehikel der Ordnung und Ruhe zu empfehlen, bald von dringend nothwendigen Reformen zurückzuhalten, bald durch Entzündung einer fanatiſchen Schwärmerei für eine unmögliche (durch keine Geſetze beſchränkte) Freiheit die Völker in die unabſehlichen Irrgänge zuerſt der Anarchie, dann der Despotie zu verlocken oder hineinzutreiben. Die Parteihäupter, die durch freche Wühlerei den rückſichtloſen Umſturz des Beſtehenden bezielen, lügen der bethörten Menge vor: ſie allein habe das Recht das maßgebende Wort auszuſprechen, während ſie es als einen frevelhaften Eingriff in die Volksſouveränität darſtellen, wenn der rechtmäßige Regent gegenüber dem Volk mit unbefangener Offenheit die Abgründe bezeichnet, in die es, ſeinen Schmeichlern folgend, unfehlbar ſtürzen würde. — Wie kann aber noch wahre chriſtliche Geſinnung ſich behaupten, wenn die geſetzgebende Weisheit es ſelbſt darauf anlegt, der Freiheit Böſes zu thun die geſetzliche Ordnung preiszugeben, wenn die Geſetze Fallſtricke für den Argloſen ſind, während ſie jedem Schlechten Ausflüchte und Schlupfwinkel, ja ſogar ſcheinbare Vorwände bieten ungeſtraft Unrecht zu begehen; wenn unter dem Schutz der Geſetze die für ſich trefflichſten Staatseinrichtungen, wie Preßfreiheit, Schwurgerichte, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, das Recht Vereine zu bilden ungehindert zu den frevelhafteſten Abſichten mißbraucht werden dürfen?..

Mirabeau's Bezeichnung des Zuſtands eines gewiſſen Staats als „Fäulniß vor der Reife“ paßt im Grund auf jeden, wo man die naturgemäße Entwickelung und Bildung durc[illegible]ibhauskünſte zu erſetzen geſucht hat, weil ihre Früchte verkrüppelten und welkten, ehe ſie reifen konnten.

Die ſtets mehr überhandnehmende Geheimthuerei in allen für die Völker und Regierungen und die Geſellſchaft überhaupt hochwichtigen Dingen zeugt in den Tagen, welche ſich die der Aufklärung nannten, gewiß nicht von Wahrheitsliebe und noch weniger von Zutrauen auf die Herrſchaft derſelben. Immer mehr ſah man die Wahrhaftigkeit aus den politiſchen Verhandlungen und Bündniſſen ſchwinden, und dieſes Beiſpiel der Herrſcher fand bei den Feinden der geſellſchaftlichen Ordnung nur zu treue Nachahmung. — Ueberall und zu jeder Zeit wo der Lügengeiſt heimiſch geworden und er die geſellſchaftlichen Verhältniſſe verwirrt und unterwühlt hat, beſteht die traurigſte Frucht ſeiner Drachenſaat in einem ſchleichenden Mißtrauen, welches einer geſinnungstüchtigen, thatkräftigen Vereinigung für das Wahre und Gute überall in den Weg tritt, hingegen allen argliſtigen Einflüſterungen geneigtes Gehör verſchafft. Hierin liegt die Löſung des Räthſels, warum es den Beſtgeſinnten ſo ſchwer hält, das, was Allen zum Heil gereichen würde, durchzuſetzen und die Umtriebe der Gegner zu vereiteln.

5) So ſtolz und vornehm er ſich oft gebärdet, iſt der Lügengeiſt doch von überaus knechtiſcher Natur und niederträchtigem Sinn. Es iſt keine Uebertreibung, keine Parteianſicht, keine Modethorheit, kein noch ſo widerſinniges Syſtem, keine Willkührherrſchaft, denen er ſich nicht verdingt und unter deren Schild und Fahne er nicht die Geiſter irre führt, die Gemüther und Lebenszuſtände vergiftet. Je lauter der Aufruf zur Verbrüderung von ſeinen Lippen erſchallt, deſto emſiger ſchürt er Neid und Haß und Zwietracht in den Herzen. Er allein iſt ſchuld, daß ſo viele kleine nichtswürdige Dinge die Welt fortwährend in die größte Bewegung verſetzen, indeß man die wichtigſten kaum der Beachtung würdigt, daß die Leute ſich im Jagen nach Traum- und Schattenbildern ſo ſehr ab-

mühen, daß die Meinung in der Werthſchätzung der Dinge ſo grundſatzlos, ſo verworren und ſchwankend iſt, daß ſich ſo ſelten für wahrhaft große und edle Zwecke ein Gemeingeiſt bildet und erhält. Sprachverwirrung (Falſchmünzerei mit Worten) iſt das große Vehikel ſeiner überall verbreiteten Propaganda. Darum bilden Viele ſich ein: wer ehrlich iſt, könne nicht verſtändig, nicht klug, wer klug und verſtändig, nicht ehrlich ſein. Nichts empfiehlt bei Vielen weniger als der Ruf unbedingter Rechtſchaffenheit. Der Ausdruck und der Gedanke ſtehen vielfältig in ſo ſchreiendem Gegenſatz, daß die Anſicht eines der verſchmitzteſten Weltmänner den Schein der Wahrheit bekam: „Die Sprache ſei erfunden, um die Gedanken zu verſchleiern.“ Iſt es doch in manchen gebildeten Kreiſen ſo weit gekommen, daß man es nicht mehr wagt die Aeußerungen im wörtlichen Sinn zu nehmen, ſondern erſt zu errathen ſucht, aus welchen Beweggründen ſie hervorgegangen ſind. Ja, es gibt einen Grad von Abſtumpfung und Verſchlechterung, wo der Menſch in der Wahrheitſcheu ſolche Fortſchritte macht, daß er zuletzt die Wahrheit als eiteln Traum verhöhnt. Doch ſo gern er es auch möchte, hat er Mühe, den Glauben, daß es Wahrheit gebe, ganz in ſich zu erſticken. Er muß heuchleriſch ſich ſelbſt belügen, um die Wahrheit für ein Hirngeſpinnſt auszugeben 11). Einen Sokrates würde man vielleicht heut zu Tag nicht durch einen Schierlingsbecher zum Schweigen bringen. Doch nicht minder hämiſche Verleumder würden jetzt ungeſcheut wie zu

---

11) Einen recht auffallenden Beweis, wie ſehr der Lügengeiſt in die öffentliche Meinung eingedrungen war, gab die Erklärung im preußiſchen (Wöller'ſchen) Religionsedikt von 1788: „daß es den angeſtellten Geiſtlichen erlaubt ſei, den Inhalt der von ihnen vorgetragenen Confeſſionslehre ſelbſt nicht zu glauben, jeder aber auch das, was er ſelbſt nicht glaube, zu lehren verbunden ſein ſoll.“ Sieh' darüber K. A. Menzel Zwanzig Jahre preußiſcher Geſchichte 1849. S. 63. fg.

ſeiner Zeit wider ihn auftreten. Hingegen ſolcher Ruhm wie einſt zu Athen würde ihm ſchwerlich zu Theil werden. Dazu ſtehen die höchſten Ideen, von denen aller Adel der Geſinnung abhängt und ausgeht, in zu geringer Geltung. — Wenn die Wahrhaftigkeit immer mehr aus dem Verkehr verſchwindet, wie kann noch Zutrauen beſtehen? Das Edelſte wird zur Larve gebraucht. Wie läßt ſich der Biedermann noch vom Gleisner unterſcheiden? — Wie elend ſteht es mit der Intelligenz gerade dort, wo man mit ihr prahlt, weil es ihr nicht um die Wahrheit, ſondern blos darum zu thun iſt, mit ihrem Schein zu glänzen! Wie erbärmlich ſteht es um die Ehre, wo man ſich ſo gern in Ermanglung von rechtsbeſtändigen Gründen auf die Ehre beruft! Selbſt die Begriffe von Nationalehre hört man jetzt vielfältig ſo deuten, als ob ſie mit ſchreiendem Unrecht und Nationalhaß beſtehen könne. — Und wie kann die Politik noch hoffen, durch Erneuerung der längſt abgenutzten machiavelliſchen Lug- und Trugkünſte die aufgeregten Völker zu beruhigen und ſie auf den Weg des Rechts und der Ordnung zurückzubringen? Wie können die öffentlichen Kundgebungen einer Regierung Zutrauen anſprechen und begründen, wenn ſie, nur augenblickliche Blendung oder Täuſchung bezweckend, den Entſchluß verſchleiern, von dem, was ſie ausſprachen, gerade das Gegentheil zu thun? Kann edler Patriotismus noch beſtehen, wenn man von oben herab mit der Erregung ſeiner Gefühle öffentlich ein ſchnödes Spiel zu treiben ſich nicht ſcheut? — Selbſt die Duldſamkeit wird jetzt oft nur zur Maske. Zahlloſe Selbſtſüchtlinge fordern für ſich unbedingte Anerkennung, obgleich ſie dieſelbe Jedem verweigern, der ihnen widerſpricht. Der weite Mantel ihrer Toleranz umfängt und ſchirmt zwar viel Nichtswürdiges und Abgefeimtes, aber nichts, was ihren ſelbſtiſchen Intereſſen Abbruch droht. — Würden die Widerſacher geiſtiger Lichtverbreitung wenigſtens aus wirklicher, wenn auch irriger Ueberzeugung oder wegen Geiſtesbeſchränktheit dem Streben nach Wahrheit ſich entgegenſetzen, Wahn- und Aberglauben ſäen und hegen, ſchreiende Mißbräuche in Schutz nehmen, ſo könnte man ſie noch damit entſchuldigen: daß ſie nicht wiſſen was ſie thun (Joh. IX. 41). Auch wäre dann kein Grund, ſie für eine Sinnesänderung ganz unzugänglich zu halten. Iſt doch ſchon manchmal aus einem Saulus ein Paulus geworden. Allein Viele, wo nicht die Meiſten, die der lichtfeindlichen Bewegung vorangehn, thun es ohne Ueberzeugung, oder gegen beſſere Einſicht, entweder zeitlichen Vortheilen zu Lieb, oder aus Wohldienerei und feiger Menſchenfurcht, oder blos dem Welt- und Modeton zu gefallen, oder auch aus eitelm Widerſpruchsgeiſt, oder um Aufſehen zu machen, eine Rolle zu ſpielen, oder blos aus ſchnöder Gleichgültigkeit für Wahrheit und Recht. Dieſe Leute predigen Blindgläubigkeit, während ſie ſelbſt nichts glauben; ſie ſind bloße Larventräger und vermummte Schauſpieler, jederzeit nach Umſtänden die Rolle zu wechſeln bereit. Welches verdächtigende Zwielicht wirft es nicht auf das heutige Prangen mit Wahrheitliebe, daß zwei ſich ganz widerſtreitend ſcheinende Züge ſo häufig in den nämlichen Perſonen zuſammentreffen, nämlich der Hang zu Extremen und die Neigung zur Halbheit in den Geſinnungen und dem Benehmen in Hinſicht der wichtigſten Dinge! Verräth nicht Beides einen großen Mangel an geiſtiger und ſittlicher Kraft, an Feſtigkeit der Grundſätze, an Willens- und Charakterſtärke? Wie ſehr wird dadurch die Zuverläßigkeit im geſelligen Verkehr gelockert! . .

7) Wie in der Religion ſo auch in der Staatenverwaltung wurden die Formen mit Unmaß und Ungebühr vermehrt

und durch ſie der Geiſt immer mehr verkümmert. Formen ſind allerdings nöthig. Aber nur ſoferne ſie der Sache ſelbſt dienen, ſie bewahren, ſie fördern, verdienen ſie Beifall. Ihre Sparſamkeit und möglichſte Einfachheit ſind durch den Vortheil der Sache geboten. Der Verſuch durch Form und Formel den Geiſt zu erſetzen iſt immer mißlungen. Selbſtſucht und Eigennutz ſind ſinnreich in Erfindung leerer Förmlichkeiten, weil dieſe trefflich dazu dienen, ſchlechte Abſichten und Strebungen zu verbergen. Mit dem Lügengeiſt wirft ſich daher die Förmlichkeitsmanie zum Tirannen des öffentlichen Lebens auf, und die letztere wurde die Beſchützerin und Pflegerin des erſtern [12]. Dieſer Bund zwiſchen dem alle Verhältniſſe durchdringenden, fälſchenden und zerſetzenden Lügengeiſt und der alle Geſinnung tödtenden Förmlichkeitsmanie hat mächtige Reiche ſchmählichem Untergang und die Kirche manches Landes der tiefſten Ausartung und dem Verfall entgegengeführt [13].

8) Sollen Liebe der Wahrheit und Abſcheu vor Unwahrheit (Lüge, Trug und Täuſchung) das Leben beherrſchen, ſo müſſen die Menſchen in allen Verhältniſſen und Lagen die Ueberzeugung gewinnen, **daß ohne Wahrhaftigkeit nichts Gutes und nichts Beglückendes gedeihen könne.** Die ganze Bildung (Erziehung und Unterricht), alle Wiſſenſchaft und Kunſt muß weſentlich darauf ausgehen, Liebe der Wahrheit und Abſcheu vor Unwahrheit zu pflanzen und einzuprägen. Dies iſt der einzige Weg zur Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft.

---

[12] Haman macht die treffende Bemerkung: „Weil Gottesdienſt und weltliches Regiment Ordnungen Eines und deſſelben höchſten Willens ſind, und ihr beiderſeitiges Anſehen aus einer einzigen Urquelle fließt, ſo iſt man umſonſt bemüht, den Mangel des Geiſtes in beiden durch (willkühliche) Menſchenſatzungen zu erſetzen."

[13] „Das iſt des Wohlſtands und der Ruhe Geſchwür, das innen aufbricht, während ſich von Außen kein Grund des Todes zeigt." Shakespeare's Hamlet IV. 4.

Dieſe Wiedergeburt kann nicht befohlen, noch erzwungen, ſie kann nicht durch Aufſehen erregende Künſte und Maßregeln bewirkt, ſie kann nur durch eine innige und klare Begeiſterung Einzelner, die ſich in immer weitern Kreiſen andern mittheilt herbeigeführt werden. Wort und That, Geſinnung und Beiſpiel ſind die Leiter, die Apoſtel dieſer Begeiſterung. Ohne Lobgeräuſch, ohne Weltlohn zu bezielen oder auch nur anzunehmen, muß ſie ſich fortpflanzen, damit ihre Inhaber ſich weder durch Ungemach, Verkennung, Schmach, Verhöhnung und Verfolgung einſchüchtern oder entmuthigen, noch durch irgend einen Nebel oder Dunſt von Worten und Redensarten berücken laſſen. Das Wunder dieſer Wiedergeburt, von welcher Macht läßt es ſich erwarten, als von der Macht des lautern Geiſtes jener herrlichen Lehre, welche Chriſtus mit ſeinem Tode beſiegelt hat? Sie hat ſich ſchon im Urſprung einzig durch jene reine Begeiſterung verbreitet, und kann auch jetzt nur durch ſie neu belebt werden, um den Geiſt der Lüge zu überwinden, der alle Beſtrebungen für das Wohl der Menſchheit vereitelt. Ein Schein-Chriſtenthum würde fürwahr nichts helfen; es iſt vielmehr gerade der gefährlichſte Bundesgenoſſe des Lügengeiſtes. Chriſtenthum, das nicht mit unbedingter Verehrung der Wahrheit und gewiſſenhafter Befolgung derſelben verknüpft iſt und ſich durch ſie bethätigt, iſt nichts als eine Larve der Schlechtigkeit. Und eine Civiliſation, die die Wahrheit und Sittlichkeit, welche ſie öffentlich anpreiſt, wo es auf die That ankommt, mit Füßen tritt, ſteht tief unter der roheſten Barbarei, die nur aus Unkunde und Verwahrloſung gegen Wahrheit und Sittlichkeit verſtößt und ſich auflehnt. — Wie Manche verhalten ſich aber noch heut' zu Tag zum Chriſtenthum wie einſt Pilatus oder wie Seneka! Pilatus erkannte den völligen

Ungrund der Anklagen jüdiſcher Eiferer gegen Chriſtus, deſſen Kreuzigung ſie verlangten; aber aus feiger Menſchenfurcht gab er den Gerechten preis. Seneka verhehlte ſich die Nichtigkeit des Wahns heidniſcher Abgötterei eben ſo wenig als das dringende Bedürfniß einer ſittlichen Verbeſſerung, wie ſie bereits als die Frucht des Chriſtenthums ſich zeigte. Aber auch bei ihm verſchloß die angewöhnte Liebe irdiſcher Herrlichkeit dem Sinn für Wahrheit den Weg zum Sieg.

9) Wahren Werth hat die Civiliſation (geſellſchaftliche Geſittung) nur ſo fern, als ſie das menſchliche Leben zu veredeln, zu erleichtern, zu verſchönern dient. Sie ſoll jeder Verbeſſerung der Zuſtände der Geſellſchaft den Weg bereiten. Denn der einzig ſichere Weg, auf welchem dieſe zu immer höherer Vollendung fortſchreiten kann, iſt die Entwickelung der Kräfte für Alles, was der Wohlfahrt der Geſammtheit förderlich iſt. Die Civiliſation iſt mancherlei Verirrungen ausgeſetzt, wovor ſie nur das treue Feſthalten an den ewigen Grundſätzen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit bewahren kann. Anſtatt der wahren Wiſſenſchaft förderte ſie oft die falſche, die mit eiteln Einbildungen erfüllt, den Glauben an das Edelſte der Menſchheit ſchwächt und vielen Wahn- und Aberglauben erzeugt oder begünſtigt. Nicht ſelten erſtrebte die Civiliſation weit mehr die Vervielfältigung und Verfeinerung der Sinnengenüſſe als die Verbeſſerung des geiſtigen Menſchen. Dann weckte und nährte ſie den Hang zu jeder Art von Ausſchweifungen und erſtickte die Keime der Tugend. In ſo ferne die Civiliſation von den Regierungen abhängt, ſah man dieſe nur zu oft bei ihrer Förderung die materielle Betriebſamkeit, als die Fundgrube des Reichthums, vorzüglich oder einzig zum Augenmerk nehmen. Daher die Verwirrung und Verdunkelung

der Begriffe von der Beſtimmung und Aufgabe der Staatsregierung; daher die ſich widerſprechendſten Anforderungen an ſie, daher das heilloſe Vielregieren, welches nicht nur durch Schaffung einer höchſt koſtſpieligen Bureaukratie, ſondern auch dadurch großen Schaden anrichtet, daß es die Geſchäfte mechaniſirt, die Kraftentwickelung, die Selbſtthätigkeit und den Muth zu Unternehmungen lähmt und erdrückt. Daher die vielen verderblichen Monopole, die einen fortwährenden Krieg zwiſchen Volk und Regierung und zwiſchen den verſchiedenen Volksklaſſen organiſiren, in welchem Kriege Liſt mit Liſt wetteifert und die Unredlichkeit beſtändige Ermunterung findet. Daher die vielen Anſtalten, welche die Neigung, die Güter und die Zufriedenheit des Lebens von der Gunſt des Zufalls zu erwarten, verſtärken und unterhalten. Alles dies verderbt den ſittlichen Charakter eines Volkes. Soll es Licht werden in der Welt, ſo muß vor Allem die Geſinnung ſich läutern und das Leben ſich beſſern. Wohl dämmert es jetzt in einigen Gegenden; doch wahrhaft Tag iſt es bei weitem noch nirgends, mit ſo ſtolzem Jubel ihn auch Manche ſchon ſeit Jahrhunderten begrüßten. — Wo immer der der Gerechtigkeit und Wahrheit Hohn ſprechende Lügengeiſt die Oberhand gewinnt, ſteht auch den für hoch geſittet ſich achtenden Völkern jetzt wie vormals das Stürzen oder Verſinken in eine Barbarei in Ausſicht, gegen welche diejenige nur ein mattes Schattenbild iſt, die unter dem Feldzeichen eines Attila, Genſerich und ähnlicher Führer in das römiſche Reich hereinbrach, und Finſterniß und Elend verbreitete.

Wie klar, wie ſtark, wie unabweislich bringt nicht aus den evangeliſchen Urkunden des Chriſtenthums und aus der ganzen Geſchichte der Kirche die große Wahrheit hervor, daß nur eine vom Geiſt ächtchriſtlicher Liebe geleitete Ausübung der Kirchengewalt vermögend ſei, die der Chriſtuslehre noch abgewandten Völker mit ihr zu befreunden! Wie kann man insbeſondere hoffen, daß heidniſche Regenten, welche bisher die religiöſen Anliegen ihrer Völker beherrſchten, ſich zur Anerkennung der chriſtlichen Kirche verſtehen werden, wenn ſie ſehen, daß ſelbſt Häupter und Hirten derſelben mit Willkühr verfahren und die Liebe verleugnen, in welcher doch das Grundweſen der Lehre Chriſti beſteht?.. Was kann gegen ſolche Wahrnehmung aller Eifer der Glaubensboten ausrichten? Würde wohl Conſtantin ſich zum Chriſtenthum bekehrt haben, hätte er nicht von der Kirche und ihrer Lehre eine Kräftigung des Staats und ſeiner Regierung erwartet, anſtatt eine Schwächung derſelben beſorgen zu müſſen? — Wenn anderſeits Solche, die dem Chriſtenthum ganz abhold ſind, ſich über die Verweltlichung der Kirche und ihren Zwieſpalt mit der Staatsgewalt freuen, ſo iſt dies leicht begreiflich, weil ſie wohl wiſſen, daß hiedurch die Kraft und das Anſehen des Chriſtenthums vorzüglich gefährdet und geſchwächt wird.

10) Würde von den Menſchen die innere geiſtig-ſittliche Freiheit für den Zweck, für welchen ſie ihnen von Gott verliehen iſt, (die Erkenntniß der Wahrheit und die Uebung des Guten) gewiſſenhaft verwendet, ſo würde ſich daraus die äußere Freiheit für ſie von ſelbſt ergeben; die äußere Freiheit wäre die Frucht der innern. Aber je weniger die Menſchen ſich den rechten Gebrauch ihrer innern Freiheit angelegen ſein ließen, deſto mehr hat ſich ihr Verlangen nach äußerer Freiheit bis dahin geſteigert, daß das Geſetz ihnen eine völlige Unbeſchränktheit dieſer Freiheit gewähren und ſchützen ſolle. Wie wäre aber die Verwirklichung einer ſolchen äußern Freiheit möglich, wenn

nicht allgemein die einem Jeden von Gott verliehene innere geiſtig-ſittliche Freiheit gemäß dem gleichfalls von Gott jeder Menſchenbruſt eingeſchriebenen Geſetz ſittlicher Ordnung ausgeübt würde? Und wie läßt ſich dieſer Gebrauch der innern Freiheit von den Menſchen erwarten, ohne aufrichtige Anerkennung und Beachtung der allgemeinen Verpflichtung dieſes Geſetzes oder der ewigen *Grundwahrheit*: daß Gott unſer höchſter Geſetzgeber iſt, dem Alle zu gehorchen im Gewiſſen ſchuldig ſind und von deſſen Geſetz alle menſchlichen Geſetze, um Geltung anſprechen zu können, als Ausflüſſe oder Folgerungen angeſehen werden ſollten? — *Nur die Wahrheit macht frei!* Dieſer Ausſpruch, den die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt, enthält den vollſtändigſten Aufſchluß, woher es komme, daß mit dem Verlangen und Streben aller Welt nach Freiheit der Erfolg ſo wenig in Uebereinſtimmung ſich befindet. Man hat ſich nämlich aus der Freiheit einen *Götzen* gebildet, dem man Alles, auch die Wahrheit zu opfern kein Bedenken trägt. Denn die Freiheit ſoll gemäß dem Götzenbild, das man ſich von ihr gemacht hat, auch die Berechtigung in ſich begreifen, die Wahrheit nach Gutbefinden zu geſtalten oder nach dem Ausdruck der Schule zu conſtruiren. Daher die große Verſchiedenheit der als Conſtruktionen der Wahrheit geprieſenen Theorien, welche von den Chorführern und Anwälten der Freiheit ihrem Cultus zur Grundlage gegeben werden. Dieſe Verſchiedenheit iſt nicht geringer, als die der Götzengebilde und der Götzendienſte des Heidenthums. Eine Theorie widerſpricht der andern, und nur darin kommen ſie überein, daß ſie Nichts begründen können, weil ſie ſelbſt der Wahrheit entbehren. Sie entbehren ihrer aber aus dem einfachen Grunde, daß Gott und ein Geſetz ihnen ſo fremd ſind, als ob ſie gar nicht wären.

11) In allen Schichten der Geſellſchaft ſehen wir jetzt überhaupt beinahe überall ein tiefes ſchmerzliches Unbehagen verbreitet. Sie gleicht einem Kranken, der ſich auf ſeinem Lager hin und her wälzt, ohne Erleichterung zu verſpüren. Vielſeitig und ſchwer ſind die Uebelſtände, die wie lange verhehlte und vernachläßigte Geſchwüre jetzt bösartig hervorbrechen. Von vielen Seiten werden Mittel zur Abhülfe in Vorſchlag gebracht. Doch welcher Zwieſpalt zeigt ſich dabei, indem jede Partei nur von dem Geſichtspunkt ihrer Sonderintereſſen ausgeht, ohne das Bedürfniß des Ganzen ins Auge zu faſſen! Man bedenkt nicht, daß die Uebelſtände im engen Zuſammenhang ſtehen und nicht vereinzelten Urſachen, ſondern einer Verderbniß aller Lebensſäfte zuzuſchreiben ſind, die nach und nach die Geſundheit des ganzen Körpers untergraben hat. Rettung iſt nur von einem Heilmittel zu erwarten, dem die Kraft inwohnt, den ganzen Menſchen in allen Zuſtänden geſund zu machen. Jede andere Arznei kann nur Scheinkuren bewirken, die höchſtens einen Schaden lindern, während die andern Schäden ſich noch verſchlimmern.

Daß der Lügengeiſt es iſt, was jeder Grundverbeſſerung in den Weg tritt, kann jeder ernſte und unbefangene Beobachter ſeiner Selbſt und der Welt wahrnehmen. Wer jedoch vermeinte, daß deſſen Herrſchaft irgendwo mit Einem Schlage vernichtet werden könne, wäre ſehr im Irrthum. Seine Beſiegung kann im Einzelnen nur das Werk eines das ganze Herz, den Willen und alle Beſtrebungen durchdringenden Entſchluſſes und der beharrlichen Vollführung deſſelben, für die Geſellſchaft aber nur das Werk einer redlichen und fortgeſetzten Zuſammenwirkung aller Organe und Anſtalten ſein, die auf die Bildung der Geſinnungen und des Lebens Einfluß üben.

Schwächung und Ausartungen aller Triebwerke der Geſellſchaft haben zu ihrer Verderbniß beigetragen, indem ſie theils eingeroſtet ſind, theils eine falſche Richtung genommen haben. Die Reinigung, die Verbeſſerung muß ſich mithin auf alle dieſe Triebwerke erſtrecken. Der Staat, die Wiſſenſchaft, die Lehranſtalten, der höhere Aufſchwung der Betriebſamkeit und des Handels ſind für ſich allein unvermögend den Uebelſtänden abzuhelfen, wenn nicht eine höhere Macht zu Hülfe kommt, die in der Geſellſchaft auf allen ihren Abſtufungen einen Geiſt und eine Geſinnung zur Herrſchaft bringt, die die Menſchen für alle ſolche Verbeſſerungen empfänglich, geneigt und willig machen, welche die Aufhebung der vorhandenen Uebelſtände unerläßlich erfordert. — Wenn wir uns nun auf unſrer weiten Erde und in der ganzen Menſchengeſchichte nach einer ſolchen höhern Macht umſehen, ſo zeigt ſich uns eine Einzige, die ſich durch die That für eine Wiedergeburt, wie ſie verlangt wird, tüchtig erprobt hat. Es iſt dies das Chriſtenthum, wie es ſich im Leben und in den Vorträgen des Stifters uns darſtellt. Auch belehrt die Geſchichte Jeden, der ſie mit ungetrübtem Blick und in ihren Tiefen durchforſcht, bis zur Evidenz, daß die Ausartungen, Mißbräuche, Mißgriffe, Frevel und Verirrungen, aus denen die Uebelſtände, worüber wir uns beklagen, hervorgegangen ſind, in der Abweichung und immer größern Entfernung vom Geiſte und Weſen des Chriſtenthums ihren Grund haben, und daß dieſe Uebelſtände niemals hätten entſtehen und ihre böſen Früchte entfalten können, wenn die Vorſchriften des Chriſtenthums überall und ſtets die Leitſterne des geſellſchaftlichen Lebens geweſen, wenn ſie nicht vielmehr ſchnöde hintangeſetzt worden wären. Wäre der Sieg und die Herrſchaft der ächtchriſtlichen Bildung und Geſittung in Europa nicht ſo vielfach durch die verderblichen Einflüſſe falſcher Kultur, trotz allen Fortſchritten von Wiſſenſchaft und Kunſt verhindert worden, es hätte der Macht jener ächtchriſtlichen Bildung und Geſittung längſt gelingen müſſen, die geiſt- und ſittenloſe Barbarei zu überwinden, welcher noch jetzt faſt ganz Aſien und Afrika preisgegeben ſind. Ueberall, wo der Geiſt des Chriſtenthums ins Leben überging, ſah man die Barbarei ſich von ſelbſt zurückziehen. Die Vorſchriften dieſer Religion ſind keine Zwangsgeſetze, welche irgend ein menſchlicher Gerichtshof in Vollziehung ſetzen könnte. Sie ſtehen weit höher und ſind für das Gewiſſen Aller in gleichem Maße verbindlich. Würde nun dieſe Verbindlichkeit von Allen, von den Regierenden wie von den Regierten thatſächlich anerkannt und zur Richtſchnur genommen, dann würden gute Staatseinrichtungen und Geſetze nicht mehr ein kraftloſer Buchſtabe bleiben, ſondern zur Wahrheit werden und in volle Wirkſamkeit treten. Das Reich Gottes, in welchem unſere Uebelſtände mit ihren Urſachen verſchwinden müßten, würde ſich bald auf Erde verwirklichen.

12) Was ſteht aber dieſer Verwirklichung mehr entgegen, als daß die Perſönlichkeit des Welterlöſers verhältnißmäßig von ſo Wenigen erkannt und gewürdigt wird? Und warum dies? Weil nichts unſerm Zeitgeiſt fremder iſt, als die unvergleichlich erhabene Einfalt und die unbegrenzte Liebe womit Er, die ewige Wahrheit verkündigend, auftrat und ſie in ſeinem ganzen Leben und Wirken und ſeinem Opfertod für der Menſchheit Heil darſtellte. Was unſern Zeitgeiſt am meiſten anſpricht, iſt blendender Schimmer und großes Geräuſch in Wort und That. Man will Erſchütterungen, aber nur äuſſerliche, in die Augen fallende. Wie Wenige kümmern ſich um

eine innere, die die Tiefen der Herzen durchdringt und durch wahre Selbſterkenntniß zur wirklichen Selbſtverbeſſerung hindrängt? — So gewiß nur Ein Gott iſt für alle Menſchen und dieſer Eine Gott auch will, daß alle Menſchen zur Erkenntniß der heiligenden und beſeligenden Wahrheit gelangen, und er deshalb auch Einen Mittler und Heiland für Alle geſandt hat (1. Tim. II. 4—6.), ſo gewiß iſt das Chriſtenthum die Religion Aller zu werden beſtimmt und es wäre auch vorlängſt die Religion Aller geworden, wenn nicht immer ſo zahllos Viele, vom vielverſprechenden und mit allem Farbenglanz ſich ausſchmückenden Lügengeiſt bezaubert, die Finſterniß mehr liebten als das Licht. Hiedurch geſchieht es, daß ſelbſt innerhalb der Chriſtenheit noch ſo viel Unglaube, Aberglaube und Gottloſigkeit herrſcht, indem die Wahrheit nur umnebelt und nur theilweis erkannt, oder durch Selbſtſucht und Hochmuth verfälſcht, oder ohne Herz und Leben zu durchdringen nur ein todter Buchſtabe iſt. Wie manche Eiferer für eine gewiſſe äußerlich-kirchliche Geſtaltung des Chriſtenthums wollen von der gewiſſenhaften Anwendung ſeiner Vorſchriften auf alle die verſchiedenen Verhältniſſe des häuslichen und öffentlichen Lebens nichts wiſſen, und anſtatt die beſtehenden Einrichtungen nach den Forderungen der Grundſätze des Chriſtenthums verbeſſert ſehen zu wollen, glauben noch ſehr Viele, daß dieſe Grundſätze ſich nach jenen Einrichtungen geſtalten und ſchmiegen ſollen. Gar Viele möchten den Teufel durch Belzebub austreiben: ſie begünſtigen den Aberglauben, um den Unglauben zu verdrängen[14]; ſie nehmen jede Andächtelei in Schutz unter dem Vorwand den erloſchenen Sinn für Gottesverehrung zu beleben. Wie kann auf dieſe Weiſe das Reich Gottes uns näher gebracht werden, und wer kann ſich wundern, wenn bei ſolch einem Zuſtande der Chriſtenwelt noch ſo viele Völker gegen das Chriſtenthum eingenommen bleiben[15]? — Die einzige unwiderſteh-

---

[14] Von allen Seiten vernimmt man Gerüchte von erſtaunlichen Wunderwerken ſogenannter Gnadenbilder; die abenteuerlichſten Legenden werden unter das Volk geſtreut; vornehme Leute, ſelbſt geiſtliche Vorſteher bemühen ſich, den Glauben daran zu fördern

---

und die Meinung zu verbreiten, ſolche Mirakel müßten jetzt geſchehen, um dem Unglauben zu ſteuern, ohne zu bedenken, daß Mirakel, deren Falſchheit und betrügeriſche Erfindung offenbar iſt oder aufgedeckt wird, den Unglauben nur bekräftigen können.

[15] Wie wenig ſieht in den vielen Weltgegenden, deren Bevölkerung noch meiſt im heidniſchen Wahnglauben dahin lebt, das Leben und Treiben eines großen Theils der Chriſtusbekenner im Einklang mit dem Geiſt und Weſen des Chriſtenthums, mit deſſen Verkündung eine bedeutende Zahl von Glaubensboten unter jenen heidniſchen Völkern mit mühſamem Eifer ſich befaſſen! Während dieſe Gott als den liebreichen Vater darſtellen und die Liebe als ſein höchſtes unerläßliches Gebot verkünden, erblicken die Heiden in der Mehrzahl der Chriſten Solche, die, von Hab- und Herrſchbegierde beſeelt, theils als Eroberer und aufgedrungene Regenten, theils als Handels- oder Gewerbsmänner fremde Länder und ihre Bewohner für ihren eigennützigen Vortheil auszubeuten bedacht ſind, deren Eigennutz ihr Gott iſt, und deren Betragen mehrentheils nichts weniger als Bruderliebe athmet. Dieſe gibt ſich zwar in vielen Glaubensboten um ſo hellleuchtender mit großer Selbſtaufopferung kund. Das höchſt ſchwierige Geſchäft, einen angeerbten, tiefgewurzelten Wahnglauben, der alle Regungen des Herzens und alle Lebensverhältniſſe durchſäuert hat, zu beſiegen, erfordert aber eine ſolche Vereinigung geiſtiger Gaben, daß vielleicht nur Wenige demſelben vollkommen gewachſen ſind. Zu dieſen Gaben gehört jedoch keineswegs vorzügliche Gelehrſamkeit, aber deſto mehr Menſchenkunde, Reinheit und Einfalt des Herzens und Willens, und wahrhaft evangeliſch-apoſtoliſcher Geiſt, das iſt derjenige Geiſt, den der Erlöſer ſeinen Apoſteln mitgetheilt hat, und mit welchem dieſe Allen Alles zu werden vermochten, indem ſie überall nur auf die ſittliche Wiedergeburt durch die alleinige Herrſchaft der Liebe Gottes und des Nächſten drangen und ſo die Quellen und Wurzeln aller Abgötterei und alles Scheinweſens austrotteten. Viele ſetzen für die Grundlegung der Bekehrung zum Chriſtenthum ihr größtes Vertrauen auf die Verbreitung der bibliſchen Bücher, und fangen damit an, womit ſie im beſten Fall endigen könnten. Das heilſame Leſen und Verſtehen dieſer Bücher ſetzt ſchon einen guten Fortgang in chriſtlicher Bildung voraus. — Bei rohen, geiſtig und ſittlich verſunkenen Heidenvölkern kann nur die einfache Heilmethode der Apoſtel, namentlich des Paulus eine wahre Wiedergeburt bewirken. Iſt es einmal den Glaubensboten gelungen, ſich einzelne einheimiſche tüchtige Gehülfen heranzubilden, ſo werden dieſe vorzüglich durch Einwirkung auf die Erziehung Chriſtengemeinden begründen, die nicht aus Schein- oder Namenschriſten beſtehen, und ſolche Gemeinden werden dann um ſo herrlicher aufblühen und durch ihren Wandel

liche und durch keine Erdenmacht zu beſiegende und aufzuhaltende Propaganda deſſelben beſteht in der unverwüſtlichen Kraft ſeiner einfältigen Wahrheit, die überall, wo ſie unverſehrt und ungetrübt ſich kund gibt und Anerkennung findet, reichliche Früchte der Liebe hervorbringt. — Die Erſtorbenheit der wahren Liebe iſt der Grundquell unſerer Uebelſtände. Die Liebe werde nur überall geweckt und belebt und zur Herrſchaft gebracht, dann werden der Unglaube und der Aberglaube ihre Macht verlieren, und das Unweſen der Willkühr und der Anmaßung, der Unwiſſenheit und des Selbſtdünkels, der Abneigung gegen geſetzliche Ordnung und der blinden Gewinn- und Genußſucht mit dem ſchneidenden Gegenſatz maßloſer Bereicherung und Verarmung werden nach und nach aufhören. Je mehr durch Ausübung des Gebots der Liebe die Wahrheit ungetrübt zur Anerkennung gelangen wird, deſto vollkommner und harmoniſcher wird ſich Alles in den ſämmtlichen Zuſtänden und Thätigkeitskreiſen des geſellſchaftlichen Lebens geſtalten, in Religions- und Staatsvereinen, im Bereich der Wiſſenſchaften und Künſte, in der Gewerbſamkeit und im Handelsverkehr. Wo die auf Liebe gegründete Wahrheit die Menſchen erleuchtet, müſſen die Blendwerke der Leidenſchaften wie die Dünſte vor dem Morgenſtrahl verſchwinden. Die Unternehmungen des Ehrgeizes, der Habſucht, der Luſtgierde, welche mit allen Künſten des Trugs und der Täuſchung die Welt zerrütten, werden dann keine Schaaren ſklaviſcher Förderer und Handlanger mehr anwerben können. Die Einſicht wird über-

---

Anziehungskraft ausüben, je ferner ſie von aller Kunde der dogmatiſchen Grübel- und Streitſucht und der polemiſchen Rechthaberei und Liebloſigkeit erhalten werden, welche die Chriſtenlehre und den Chriſtenglauben ſo ſehr verwirrt und getrübt und das Chriſtenleben ſo vielfach verunſtaltet haben.

hand nehmen, daß nur Gerechtigkeit und Maßhalten in allen Dingen einen wahren, dauerhaften Wohlſtand gründen und erhalten könne. Alle Völker werden ſich als Eine Familie betrachten, deren gemeinſamer Vater ſie alle wie Kinder liebt und ſegnet und an ihnen ſein Wohlgefallen hat, woferne ſie die mannigfachen Güter, die er ihnen auf der weiten Erde ſo reichlich austheilt, dazu verwenden, um ſich gegenſeitig einander wohlzuthun, die Bürden des Lebens zu erleichtern, und ſeine Süßigkeiten zu erhöhen, ſeine Freuden zu reinigen und zu veredeln, beſonders aber um überall das Wachsthum der Erkenntniß der Wahrheit und der ſittlichen Güte zu fördern, wovon zuletzt alle Glückſeligkeit und Zufriedenheit auf Erden abhängt.

13) Durch Befreiung der Gedankenbewegung und der religiöſen Ueberzeugung von politiſchem Zwang kann dem Lügengeiſt großer Abbruch geſchehen. Daß dieſer Zwang jederzeit eine fruchtbare Pflanzſchule der Heuchelei, der Verſtellung und Täuſchung war, liegt jetzt klar am Tage. Doch würde man irren, hielte man dafür, die Aufhebung ſolchen Zwangs könne allein ſchon zur Ausrottung des jetzt ſo weit verbreiteten und tief gewurzelten Lügengeiſtes hinreichen. Gleich der lernäiſchen Hyder wird der Lügengeiſt nie aufhören, nach jeder erlittenen Niederlage ſich mit neuer Kraft zu erheben, ſo lange nicht ſein Lebenskeim vertilgt wird. Die Kraft zu dieſer Vertilgung iſt aber nur Einer Macht gegeben. Dieſe Macht iſt weder die menſchliche Klugheit, noch die menſchliche Wiſſenſchaft, ſondern jene reine, ſchlichte, demüthige, unſcheinbar wirkende Liebe, welche der Welterlöſer durch Wort und That als der Born und die Fülle des Wahren und Guten und als den Beſieger der Geiſtesfinſterniß und der Sünde dargeſtellt hat.

Nur wo dieſe Liebe in Allem die Herrſchaft übt, verliert der Lügengeiſt die ſeinige. Die Angriffe aller andern Gegner verlacht er mit Hohn wie eitles Spiegelgefecht. Einzig die Macht der Liebe fühlt er der ſeinigen überlegen, nur vor ihr ergreift er die Flucht; nur wo ſie waltet, hat ſein Walten ein Ende. Eben weil der Lügengeiſt ſich deſſen bewußt iſt, weil er weiß, daß einzig die von Chriſtus verkündete Liebe ihm die Herrſchaft über die Menſchen mit Erfolg ſtreitig machen und entreißen kann, ſind alle ſeine Liſten und Beſtrebungen dahin gerichtet, dieſe Liebe als etwas Thörichtes, Gemeines, eines freien, hohen und hellen Geiſtes Unwürdiges zu verrufen, und an ihrer Stelle das Streben nach geſchärfter, verfeinerter Klugheit mit ihren tauſenderlei Trugkünſten als die wahre Lebensweisheit zu empfehlen. Dies iſt die Stellung des großen Kampfes, der die Erde bewegt, und in welchem entſchieden werden ſoll: ob hier das Reich der Lüge oder das Reich des Ewig-Wahren und Guten obſiegen werde.

14) So ungerecht es wäre, das viele Gute zu mißkennen oder zu läugnen, welches die Fortſchritte der Erkenntniß, der Bildung und Geſittung herbeigeführt und bewirkt haben, ſo würden wir uns doch vergebens der Thatſache verſchließen, daß der Kampf zwiſchen Gut und Bös ſtets heftiger zu entbrennen und entſcheidender zu werden ſcheine. Dieſer große Kampf gilt der Verwirklichung der von Gott gewollten ſittlichen Ordnung, deren Weſen zwar jetzt von Vielen klarer als je zuvor erkannt, von Andern aber entweder geradezu verneint oder als den Forderungen der ſinnlich-materiellen Wohlfahrt widerſprechend und hinderlich angeſtritten wird. Es iſt ſchon in der Natur des Gegenſatzes von Gut und Bös gegründet, daß, je mehr durch die Beſtrebungen edler und göttlich-geſinn-

ter Geiſter das Wahre des Chriſtenthums in ſeiner Lauterkeit geltend gemacht wurde, die Andersgeſinnten immer größern Scharfſinn aufboten, um die Blendwerke des Heidenthums, des Unglaubens und der Heuchelei zu verſtärken. Daß dies in neueſter Zeit mit großem Erfolg geſchehen, iſt unwiderſprechliche Thatſache. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo iſt der Wendepunkt nicht mehr entfernt, welcher für den Sieg des Guten oder des Böſen im Großen entſcheidend werden dürfte. Es wäre nicht das erſtemal, daß gerade, als das Uebel aufs Höchſte geſtiegen, die Hülfe am nächſten war. Sind wir doch jetzt in der civiliſirten Welt zu einem Zeitabſchnitt der ſchärfſten Gegenſätze in jeder Beziehung angelangt. Die äußerſten ſchroffſten Meinungen, Anſichten und Tendenzen ſehen wir einander mit feindlichem Trotz ſich herausfordernd gegenüber. Die Sucht des einſeitigen Abſprechens, der unduldſamſten Ab- und Ausſchließung und der ſtarrſinnigſten Rechthaberei in der ſogenannten Gelehrtenwelt hat ſich anſteckend ungelehrten Maſſen mitgetheilt. Die ſophiſtiſche Phraſenmacherei hat ihren Gipfelpunkt erreicht, und iſt die geiſtige Windroſe geworden, von welcher die Parteihäupter in allen Richtungen die Scheingründe entlehnen, womit ſie die Leichtgläubigkeit blenden und berücken. Wohl iſt noch in keiner Zeit die Frage von den Mitteln zur Feſtgründung der geſellſchaftlichen Wohlfahrt mit ſo großer Theilnahme und ſo vielem Eifer erörtert und durchgefochten worden, als während dem letzten Jahrhundert. Eben ſo eifrig und vielſeitig wurde Alles, was Religion und Wiſſenſchaft berührt, der kritiſchen Unterſuchung und Polemik unterzogen. Auch haben ſich Verſuche an Verſuche gedrängt, um die Verwirklichung deſſen, was für das Beſte und Heilſamſte erkannt worden, zu erſtreben. Wenn wir aber nun dieſe großen Bewegungen mit unbefangenem Blick überſchauen und uns nach ihren Ergebniſſen umſehen, ſo werden wir uns geſtehen müſſen, daß dieſe höchſt unbefriedigend ſind, ja, daß manche derſelben ſogar mit den gehegten Erwartungen im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. Eine genaue und unparteiiſche Erforſchung der Urſachen dieſes Mißlingens wird uns indeſſen belehren, daß die eigentliche Schuld den nämlichen Einflüſſen zugeſchrieben werden müſſe, die die vielen Uebelſtände erzeugt haben, deren Beſeitigung man ſich als Aufgabe vorgeſetzt hat. Dem Geiſt der Lüge nämlich iſt es gelungen, ſo oft ein ernſtes Beſtreben nach Löſung dieſer Aufgabe ſich kund that, die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften aufzuregen und mittelſt derſelben den Geſichtspunkt dergeſtalt zu trüben und zu verrücken, daß man zuletzt mehr einen Rückſchritt als einen Fortſchritt des Wahren, Gerechten und Guten aus der Bewegung hervorgehen ſah. So geſchah es, daß in vielen Ländern, die vorlängſt die Bahn der Civiliſation betreten haben, unter dem Einfluß jenes Lügengeiſtes, der, Wort und That beherrſchend, bis in die tiefſten Schichten der Geſellſchaft eingedrungen iſt, ein Zwieſpalt und eine Verwirrung der Begriffe, Wünſche und Beſtrebungen überhand nehmen konnte, welche die Civiliſation durch Barbarei zu verdrängen und die edelſten Güter der Menſchheit den augenſcheinlichſten Gefahren preiszugeben droht. In ſolchen Zeitumſtänden, denen ähnlich, welche den Zuſammenſturz des römiſchen Reichs begleiteten, haben die Menſchen nur Eine Wahl: Entweder müſſen ſie den Lügengeiſt mit dem Schein der Wahrheit ſo täuſchend überfirniſſen, daß man die Wahrheit von der Lüge gar nicht mehr unterſcheiden kann, oder ſie müſſen ſich mit allem Ernſt entſchließen, einzig die Wahrheit, die ganze, einfache, ungeſchminkte Wahrheit zu ſuchen und ſich von ihr allein regieren zu laſſen. Im erſtern Fall werden die Menſchen durch und durch zur Lüge werden und in ihr auf- und untergehen. Im andern werden die Nebel der Täuſchung und des Wahns immer mehr vor ihnen verſchwinden; wenn ſie auch dem Irrthum und der Sünde nicht immer werden entgehen können, ſo werden ſie doch aufhören, der erkannten Wahrheit aus Selbſtſucht Hohn zu ſprechen, oder Solche, die es thun, mit Jubel zu begrüßen; ſie werden nicht ferner gegen ihre Ueberzeugung die Lüge, die Täuſchung an die Stelle der Wahrheit ſetzen, und dem Böſen den Schein des Guten zu geben ſuchen; ſie werden ſich mehr ſcheuen, gegen ihr Gewiſſen (Gottes Stimme) als gegen die Meinungen der Welt zu verſtoßen, und immer mehr wird ſich ihnen dann die ewige Quelle der Wahrheit erſchließen, die in Gott iſt, und zu welcher Er durch den Welterlöſer alle Menſchen einladen ließ, damit die Wahrheit ſie durch die ſanfte Herrſchaft der Liebe frei mache von der Knechtſchaft des Böſen[16]).

15) Das weitſchichtigſte Reich auf Erden, das der Chineſen, deſſen Kulturgeſchichte dreitauſend Jahre zählt, zeigt uns in recht augenſcheinlicher Weiſe, in welchen Zuſtand von

---

[16]) Wenn wir es verſchmähen, die Einfalt des Herzens, welche das Evangelium empfiehlt, uns anzueignen, ſo werden wir in den Blendwerken der Eitelkeit und Selbſtſucht zu Grunde gehen. — „Les écrivains impies ou licencieux sont une des grandes plaies de la société et une malédiction sur les nations dégoûtées de la vérité et de la vertu. Pour les punir, la Providence leur suscite des prophètes de mensonge qui flattent les passions et justifient les désordres. *Collard* Raison et Foi 1853. p. 579. — Ramener à la foi le monde savant sera l'oeuvre de cette Providence qui tire le bien du mal et fait servir à l'éducation du genre humain le temps et les faits. *Collard* Raison et Foi p. 574. Eine große Wahrheit hat J. J. Rouſſeau in einem lichten Augenblick ausgeſprochen, indem er ſchrieb: L'Evangile est le seul livre, nécessaire à un chrétien, et le plus utile de tous à quiconque même ne le serait pas.

geiſtiger und gemüthlicher Oede und Erſtarrung eine Nation zuletzt gerathen müſſe, wenn ihre ganze Lebensrichtung ausſchließlich dem Einfluß einer bloßen einſeitigen *Verſtandesbildung* verfallen iſt. Die Grundlage und das Hauptergebniß dieſer Bildung iſt dort der *Buddhismus*, d. i. die Lehre eines auf die äußerſte Spitze getriebenen *materialiſtiſchen Pantheismus*, deſſen Wirkung und Frucht in der völligen Abweſenheit einer den Geiſt erhebenden Religion, in der Erſtorbenheit alles Sinns für Erforſchung jeder über die Sinnlichkeit erhabenen Wahrheit beſteht. Hierin liegt die Urſache des ſchon viele Jahrhunderte andauernden Stillſtands dieſer mit Anlagen für Kunſt und Wiſſenſchaft, Arbeitskraft und Geſchicklichkeit, Klugheit und Abgeſchliffenheit der äußern Manieren wohlbegabten Nation, in Bezug auf Ausbildung des Gemüths oder des ſittlichen Charakters. Daher ihr unmäßiger Hang zu jedem Sinnengenuß, bei völligem Unglauben an das Göttliche ihre Geneigtheit zum Aberglauben, ihr ſteifes Beharren an Allem, was von der älteſten Vorzeit hergebracht iſt, ihr Mangel an beherztem Muth gegen widerrechtliche Unterdrückung und Willkührherrſchaft, ihr verbreiteter niederträchtiger Knechtsſinn, ihre verächtliche Behandlung des weiblichen Geſchlechts, ihre ſpröde Abgeſchloſſenheit von andern Völkern, ihre Scheu vor geiſtigem Verkehr mit denſelben und vorzüglich ihre Unempfänglichkeit für die einfache, auf Lauterkeit der Geſinnung dringende Chriſtuslehre. — Während die materiellen Erzeugniſſe des chineſiſchen Gewerb- und Kunſtfleißes an Brauchbarkeit wenig zu wünſchen übrig laſſen, iſt es in allen Schichten des geſellſchaftlichen Lebens einzig ein hergebrachtes *Syſtem von zahlreichen äußern Förmlichkeiten*, was in China die Herrſchaft führt und allgemein entſcheidende Geltung hat, und dieſes Syſtem läßt jeder Ausartung und Schlechtigkeit, welche die Selbſtſucht erzeugt, den freieſten Spielraum. Die angelegenſte Sorge von Jedermann iſt nur, ſo viel möglich den Schein zu retten, um jeder Verlegenheit zu entgehen[17]).

Welch' ernſtliche Warnung enthält nicht die weltkundige Thatſache dieſes Zuſtands von China für die chriſtlichen Völker, welche eine von Gott ſich losſagende und nur den Sinnentrieben huldigende Philoſophie dem Chriſtenthum mit dem Vorgeben ſie einer unbeſchränkten Freiheit und Gleichheit (dieſem eiteln Traumbild) zuzuführen zu entfremden ſucht!..

---

[17]) Die glaubwürdigſten Nachrichten und Aufſchlüſſe hierüber gibt der Miſſionär Huc l'Empire Chinois. Paris 1854. Der Kaiſer Taou-Kuang ging ſo weit, in einer Kundmachung an das Volk zu erklären: alle in China beſtehenden Religionen ſeien falſch und man würde wohl thun, ſie alle ohne Unterſchied zu verachten. Huc T. I. p. 160. T. II. ch. VI. p. 228 etc. (Vergl. H. Eiſenhart Die gegenwärtige Staatenwelt B. I. K. 8.) Les Chinois, si habiles et si expérimentés pour organiser des associations de tout genre dans le but d'exploiter une branche d'industrie ou de commerce, même quelquefois pour résister aux voleurs et aux entraînements du jeu, n'ont pas su former des sociétés de bienfaisance en faveur des pauvres et des malades. *Huc* II. ch. 9. p. 378. Dagegen iſt die Spielwuth allgemein und eine reiche Quelle von Verarmung; ſie trotzt allen Geſetzen (Huc II. 379 ꝛc.), die überhaupt meiſt ein todter Buchſtabe ſind. „La lèpre du vice s'est tellement étendue sur cette société sceptique, que le vernis de pudeur, dont elle était recouverte, tombe de toute part, et laisse voir à nu les plaies hideuses qui rongent les peuples sans croyances. (*Huc* II. 392.) Das ſehr gebräuchliche, vergebens mit Strafen bedrohte Ausſetzen oder Ermorden von Neugebornen, mag Armuth oder Aberglaube der Beweggrund ſein, zeigt jedenfalls von einem hohen Grad von Mangel an ſittlichem Gefühl (Huc. II. 393 ꝛc.) — Zu Folge den chineſiſchen Jahrbüchern waren in der Vorzeit die Mandarinen hochgeachtet und beliebt, weil ſie als treue Beobachter der Lehren des Confuzé ein väterliches Regiment führten und ſich den Rechtsſchutz und die Förderung der Wohlfahrt der ihrer Obſorge Anvertrauten, beſonders der untern Volksklaſſen angelegen ſein ließen. Selbſt Huc begegnete noch hie und da ſolchen Mandarinen, aber nur als ſeltene Ausnahmen. Huc I. 30. ſq. 401. ſq. Die Ausartung der Mandarinenſchaft wurde nach dem letzten Dynaſtenwechſel, der die Mantſchus (Tartaren) auf den Thron hob, durch ihre mißtrauiſche Politik gefördert, welche mittelſt des öftern Wechſel der Angeſtellten und die Auswahl meiſt von Solchen, die der Provinz fremd ſind, ihr Intereſſe von dem des Volks zu trennen bedacht war. Huc T. I. ch. IX. Die Gleichgültigkeit der Chineſen für alle und jede Religion macht, daß gegenwärtig ſelbſt die Mandarinen, die dem Chriſtenthum ganz abhold ſind, die Vermehrung der Chriſten geſchehen laſſen, woferne ſie ſich nur in Geheimniß hüllt und ſich nicht öffentlich kund gibt. Die Zahl der Chriſten ſoll ſich übrigens nach Huc unter einer Bevölkerung von mehr als 300 Millionen nicht über 800 tauſend erheben.

Schon der Apoſtel Paulus 18) verkündete uns als Wahrzeichen vom nahenden Weltgericht das Auftreten des Sohns des Verderbens, der ſich auflehnt und erhebt gegen und über Alles, was Gott oder Gottesdienſt heißt, ſo daß er ſich ſelber in den Tempel Gottes ſetzt, ſich darſtellend, als ſei er Gott. — Sagt Chriſtus doch ſelbſt (Matth. XXIV. 24.) daß am Ende der Zeiten falſche Chriſtus und falſche Propheten auftreten und große Zeichen und Wunder thun werden, ſo daß auch, wenn es möglich wäre, die Auserwählten verführt würden.

---

18) 2. Theſſalon. K. II. V. 3. 4.

XXXV.

Die ewige Wahrheit allein hat die Kraft die Menſchheit von ihren Uebelſtänden zu erlöſen und ſie der größtmöglichen Vollendung entgegenzuführen.

Hat vor neunzehnhundert Jahren von denen, die damals in der Welt für die Verſtändigſten und Weiſeſten galten, auch nur Einer geahnet, daß die ſo einfache, aber noch unerkannte Lehre: „Gott ſei die Liebe und wolle daß die Menſchen Ihn als ihren gemeinſamen Vater über Alles und ihren Nächſten wie ſich ſelber lieben,“ eine große, noch nie geſehene innere und äußere Umgeſtaltung der Geſellſchaft hervorbringen werde? Mit welch vornehmer Geringſchätzung ſchauten nicht vielmehr die vermeintlich Verſtändigſten und Weiſeſten auf dieſe Lehre herab, als ſie von Chriſtus und ſeinen Sendboten mit einfältigen Worten verkündet wurde! — Schien es doch den am meiſten Gebildeten unter Juden und Heiden, weil ihnen äuſſere Hoheit (Gewalt und Glanz) als das Höchſte galt, die lächerlichſte Thorheit, einen mit jeder Schmach Beladenen für den heilbringenden Sohn und Geſandten Gottes zu halten. Deswegen hielten den Verkündigern von Chriſti Lehre ſchon damals wie jetzt die Weltklugen, die ſich im Beſitze der höchſten gebildetſten Intelligenz wähnten, die ironiſche Frage entgegen: was iſt Wahrheit? Sie meinten nämlich wie jetzt, es ſei alles ungewiß und nichts könne mit Zuverſicht für wahr angenommen werden, was die Sinne nicht zu erfaſſen vermögen. Eigennutz, ſinnliche Vortheile und Genüſſe und Furcht vor Entziehung irdiſcher Güter waren die Bande, welche noch einen Schatten von Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft kümmerlich und nothdürftig aufrecht hielten. Höhern und edlern Beweggründen waren nur Wenige zugänglich, und auch dieſen gebrach es an dem einzigen unüberwindlichen Beweggrund zum Gut- und Rechthandeln, der in der Liebe Gottes beſteht, weil ihnen das eigentliche Weſen Gottes ſelbſt verborgen war.

Daher iſt es auch leicht begreiflich, warum die ſchlichte Wahrheit der Lehre Chriſti, welche jede Argliſt, jede Sophiſtik und jede Scheintugend entlarvte, und jede Scheinweisheit beſchämte, anfangs ſo wenig Anklang fand, warum ſie ſo ſprödem und zähem Widerſpruch begegnete, und den einen als Aergerniß, den andern als Thorheit erſchien. Um ſo kräftiger und nachhaltiger bewährte ſie ſich hingegen überall bei denen, die mit unbefangenem Sinn ſie in ſich aufnahmen und mit reinem Willen ihr Leben nach ihr einzurichten ſtrebten. In ſolcher unſcheinbarer Weiſe wuchs das kleine Senfkorn allmählig zum rieſigen Baum heran, welcher ganzen Völkern und zahlloſen Geſchlechtsfolgen Schutz gegen die Verlockungen des Irrthums und der Sünde und den Seelenfrieden darbot und gewährte, welchen alle Güter der Sinnenwelt nicht zu geben im Stande ſind.

Mannigfaltig war ſeitdem der Wechſel der äußern Schickſale der menſchlichen Geſellſchaft. Das Beſte aber, was ihr zu Theil geworden, die am tiefſten eingreifenden Verbeſſerungen ihrer Zuſtände hatte ſie ganz vorzüglich dem Einfluß der eben ſo einfachen als erhabenen Chriſtuslehre zu verdanken.

Immer und überall, wo ſie mit lauterm Sinn und Gemüth aufgefaßt und befolgt wurde, hat ihre Frucht es dargethan, daß ſie von Gott ſei. Von welcher andern Lehre, von welchem andern Gut läßt ſich das Nämliche behaupten[1]? Eine Grundverbeſſerung der Geſinnung und des Lebens in den Maſſen des Volks hat niemals eine heidniſche Religion zu bewirken vermocht. Selbſt die jüdiſche konnte es nur ſehr unvollſtändig. Dieſes Wunder blieb dem Chriſtenthum vorbehalten[2].

Und ſo iſt es noch bis auf dieſe Stunde. Die Urſache, warum die Jetztwelt, ungeachtet ihrer vielfachen und vielgeprieſenen Fortſchritte auf der Bahn der Geſittung, der Wiſſenſchaft, der Künſte und der Vervielfältigung und Verfeinerung von Lebensgenüſſen im Ganzen der vollſtändigen Aneignung der chriſtlichen Wahrheit und ihrer Früchte noch ſehr fern ſteht, hat der vorige Abſchnitt beleuchtet. Er hat aber auch die Gründe angedeutet, die zu der Hoffnung zu berechtigen ſcheinen, daß eine Erhebung aus dem Zerfall der ſittlich-religiöſen Bildungszuſtände in Ausſicht ſtehe, welcher den Geiſt der Völker der chriſtlichen Wahrheit entfremdet, oder doch von der thatkräftigen Beſitzergreifung derſelben abhält [3].

---

[1] Was verleiht dem Glauben und der Ueberzeugung des Chriſten, der davon durchdrungen iſt, einen Muth und eine Kraft für das Gute und gegen das Böſe, welche der mit der ſchärfſten Intelligenz Begabte ſo oft in ſich vermißt? Es iſt das innige Bewußtſein der Wahrheit, die aus Gott kommt, gegenüber dem Bewußtſein einer dem Zweifel und dem Irrthum bloßgeſtellten Erkenntniß, die das Gemüth unberührt läßt. — Cette pensée (du Père céleste) si naturelle et si simple, renferme évidemment le précepte de la belle et douce charité, qui montant vers le père commun pour l'adorer, descend sur la terre pour aimer en son nom et sous ses yeux toute sa famille. Elle renferme aussi le doux espoir de la vie éternelle; car un père ne donne pas la vie à ses enfants pour les tuer. *G. Girard* L'enseignement régulier de la langue maternelle 1844. p. 15. (*Jésus Christ*) n'est pas un simple idéal, quelque beau qu'il puisse être: c'est une *réalité* qui a paru une fois sur notre terre, pour nous servir à jamais de modèle et qui vit encore parmi nous dans l'Eglise. — Ses enfants pour peu qu'on leur aprenne à le connaître, ne peuvent que l'aimer, et un modèle que l'on aime a incomparablement plus d'attraits et de force que ne peuvent en avoir les plus belles leçons (*G. Girard* p. 47.)

[2] Die auf das Heidenthum gegründeten Sitten und Gebräuche, durch die Geſetze und die Ausſprüche ſeiner Schriftgelehrten gutgeheißen, waren bei den Griechen und Römern großentheils im offenbaren Widerſpruch mit der ſittlichen Menſchenwürde, und erſt das Chriſtenthum hat dieſe Sitten und Gebräuche in dem Maße beſeitigt, in welchem ſeine Lehren Geltung erhielten. Vergl. hierüber C. **Schmidt** Essai Historique sur la société civile dans le monde romain et sur sa transformation par le Christianisme. Strasbourg 1853.

Die Annahme der göttlichen Wahrheit und ihre treue Befolgung erfordert nämlich nothwendig einen guten Willen. Dieſer iſt es, der allein dem Menſchen hierzu die Bahn öffnen kann; er allein iſt in allen Kreiſen menſchlicher Thätigkeit der Stifter und Begründer heilſamer Ordnung. Die höchſte Schärfung der Intelligenz, die höchſte Steigerung von Wiſſenſchaft und Kunſt, die höchſte Verfeinerung der äußern Sitten können den Abgang des guten Willens nicht erſetzen, ſondern dieſer Abgang wird immer die Wirkung der vortrefflichſten Lehren, Vorſchriften und Anſtalten verhindern oder ſie vereiteln.

Die eigentliche Urſache der vielſeitigen Mißkennung des Weſens der Chriſtuslehre und des Widerſtrebens gegen die Aneignung und Befolgung ihrer Vorſchriften liegt einfach darin, daß jene Lehre unerläßlich eine Grundverbeſſerung verlangt, die den ganzen innern Menſchen und deſſen ganzes Leben umfaßt, wogegen des Menſchen verkehrte Neigung ſich nur eine ſolche Verbeſſerung gefallen laſſen will, welche Chriſtus dem Gießen neuen Weines in alte verdorbene Schläuche oder dem Anflicken von Stücken guten Tuches auf zerriſſene Gewänder vergleicht. Zur Zeit, als Chriſtus ſeine Lehre vom Reiche Gottes kund machte, ſehnte ſich alle Welt nach einer Verbeſſerung der äußern geſellſchaftlichen Zuſtände; nur für eine Wiedergeburt des innern Menſchen hatte ſie weder Sinn noch Willen. Man träumte von der Möglichkeit einer Verbeſſerung jener Zuſtände ohne dieſe Wiedergeburt, und dieſer Wahn blieb fortwährend und iſt auch jetzt noch das große und ſchwer zu bewältigende Hinderniß, das dem Sieg und der beſeligenden Herrſchaft des Chriſtenthums ſich entgegenſtellt.

---

[3] In lichtern Augenblicken mußte ſelbſt ein Rouſſeau den Zeugen für die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums ſich beigeſellen: „Par les principes, ſchrieb er, la philosophie ne peut faire aucun bien que la religion ne fasse encore mieux, et la religion en fait beaucoup que la philosophie ne saurait faire.“ Und von den ungläubigen Gegnern des Chriſtenthums ſchrieb er: „Jamais disent ils, la vérite n'est nuisible aux hommes. Je le crois comme eux, et c'est à mon avis une preuve, que ce qu'ils enseignent, n'est pas la vérité.“

Gegenüber dem Evangelium, das vor aller Welt aufgeſchlagen iſt, und deſſen der Faſſungskraft eines jeden, der guten Willens iſt, zugängliche Lehre, wo ſie befolgt wurde, ſich durch die herrlichſten Früchte bewährt hat, gibt mit immer grellern Zügen die Thatſache ſich kund, daß die heidniſche Geſinnung und Anſchauungsweiſe des Lebens und das Unweſen der phariſäiſchen Scheinheiligkeit, wovon zu der Zeit, wo der Welterlöſer auftrat, die Geſellſchaft beherrſcht wurde, in den durch die Kraft des Chriſtenthums der Barbarei, der Verwilderung und dem tiefſten Sittenverderbniß entriſſenen Gegenden wieder zu einer gewaltigen Macht gelangt ſind; dadurch ſehen wir neuerdings Alles in Frage geſtellt, was die Grundfeſten der geſellſchaftlichen Ordnung, Eintracht und Wohlfahrt ausmacht, und ſo befindet ſich die Geſellſchaft auf einen abſchüſſig ſchlüpfrigen Boden verſetzt, der wie für die Gegenwart, ſo auch für die Zukunft nichts Feſtes und Sicheres bietet. Die Gefährlichkeit eines ſolchen Zuſtandes der Verneinung, der Ungewißheit und des Schwankens in Beziehung auf die wichtigſten Lebensfragen wird vorzüglich dadurch geſteigert, daß nicht Wenige, die von der Einbildung der großen Virtuoſität ihrer Intelligenz befangen ſind, gerade in dieſem Zuſtand den entſchiedenſten Fortſchritt zur Vervollkommnung der Geſellſchaft erblicken und geltend zu machen ſuchen.

Ungerecht wär' es nun zwar, Alle geradezu der Unredlichkeit zu bezichtigen, die dieſer Anſicht huldigen, welche die Erfahrung aller Zeiten widerlegt. Wo iſt aber die Grenze der Verirrung, in welche der menſchliche Geiſt verfallen kann und muß, iſt ihm einmal der Compaß ab Handen gekommen, den ihm Gott, um ſich in dem Gewirre der Meinungen und Neigungen und ihrer Blendwerke zu orientiren, verliehen hat? Alle Extreme finden Anhänger und Verfechter, und der Schimmer und gute Schein, mit welchem auch die verkehrteſten Beſtrebungen ſich umgeben, beſticht und blendet viele Geiſter, beſonders wenn ſie ſich zugleich durch den Widerſtand aufgereizt fühlen, zu welchem ſie den Unverſtand und Eigennutz Anderer gegen manches wirklich Gute und Löbliche, was die Zeit gebracht hat oder verlangt, ſich verſchwören und mit blinden Eifer verjährte Mißbräuche und Ausartungen ſophiſtiſch in Schutz nehmen ſahen. Dies hindert auch Wohlmeinende, mit unparteiiſchem Blick der Grundurſache nachzuforſchen, warum ungeachtet der vielen ſchätzbaren Erfindungen und der zunehmenden Verſtandesbildung die Verſuche die geſellſchaftlichen Zuſtände zu verbeſſern, mehrentheils völlig mißlingen oder doch nur eines geringen, ſehr beſchränkten und nur vorübergehenden Erfolgs ſich zu erfreuen haben. Nun drängt es ſich aber durch alle Verhüllungen und Verkleiſterungen, bis zur Evidenz an das Tageslicht hervor: die Haupturſache dieſer auffallenden widrigen Erſcheinung liege in der Macht, welche der ganz der Sinnlichkeit zugewendete und zu ihr hinabziehende heidniſche Sinn und die phariſäiſche, allen Sinn für Wahrheit tödtende Heuchelei in allen Reihen der Geſellſchaft erlangt haben. Wer vermag dieſe Thatſache in Abrede zu ſtellen? Und wie wär' es möglich, daß das Wahre und Gute tiefe Wurzel faſſe und gedeihe, wo jene zweifache Macht des Trugs überwiegenden Einfluß übt? Iſt doch hier keine geſunde Geiſtesrichtung, kein Grundſatz, keine Tugend, keine Unternehmung gegen Fälſchung oder Mißdeutung geborgen. Jener Einfluß iſt ſchuld, daß der Grund unſerer Uebelſtände von vielen Seiten da geſucht wird, wo er nicht iſt, und daß ſo oft zu ſolchen Gegenmitteln gegriffen wird, welche dieſelben nur noch verſchlimmern können, daß man endlich mehr bedacht iſt, ſie zu übertünchen, als ihren Keim zu zerſtören. Gegen die Macht des heidniſchen und des phariſäiſchen Sinns war von Anbeginn die Chriſtuslehre weſentlich gerichtet und nur ihre treue Befolgung hat ſich ſtark genug erwieſen, dieſe doppelte Macht zu überwältigen. Auch iſt es ein eigenthümlicher Charakterzug des ächtchriſtlichen Sinns, daß er mit dem phariſäiſchen und mit dem heidniſchen Sinn ganz unverträglich iſt und keine Gemeinſchaft noch Ausſöhnung mit ihnen zuläßt, ſondern beide unbedingt verwirft. Es gibt aber auch keine Lehre und Geſinnung, die vor jedem Extrem und jeder leidenſchaftlichen Parteiſucht kräftiger abmahnt und beſſer behütet, als die ächtchriſtliche, keine, die mehr geneigt macht, jeden wahren Fortſchritt, jede wahre Verbeſſerung in den menſchlichen Zuſtänden zu fördern. So viele Anerkennung den Anſtrengungen der Intelligenz gebührt, die ſolche Verbeſſerungen bezielen, ſo müſſen ſie jedoch erfolglos bleiben, woferne nicht ein redlicher gewiſſenhafter Wille die Wahl und die Ausführung der Maßregeln dafür übernimmt. Für ihr Gelingen iſt mithin vor Allem unerläßlich, daß der geſellſchaftliche Körper von dem Giftſtoff des heidniſchen und des phariſäiſchen Sinnes, welcher den Willen am ärgſten verderbt, gereinigt werde, und dieſes Wunder iſt jetzt wie vor achtzehn Jahrhunderten nur der ungefälſchte Chriſtenglaube zu wirken vermögend.

Große Veränderungen in der äußern Geſtaltung des Völkerlebens werden uns durch viele Ereigniſſe und Erſcheinungen der Neuzeit für die nicht entfernte Zukunft angekündigt. Das ausnehmende Anwachſen der Bevölkerung der meiſten Länder, der gleichfalls immer mehr erweiterte Anbau und die fleißigere Ausbeutung des Bodens auch in den bisher wenig bekannten Erdgürteln, die ſehr bedeutende Vermehrung und Erleichterung der Wege des Verkehrs und die merkwürdigen Fortſchritte der Naturkunde und aller dem materiellen Leben dienenden Wiſſenſchaften und Künſte und die Erweiterung des Unterrichts in denſelben, ſodann auch die Lockerung der Scheidewände ſich noch abſperrender Staaten und der einen nicht fernern Einſturz drohende Zerfall großer, einſt gewaltiger Reiche, müſſen jene Veränderungen in den geſellſchaftlichen Zuſtänden herbeiführen. Dadurch werden bereits ausſchweifende Hoffnungsträume vom Herannahen eines die Menſchengattung überſchwänglich beglückenden Zeitalters, zugleich aber auch Beſorgniſſe vom geraden Widerſpiel erweckt. Ohne Zweifel werden weder jene goldene Träume, noch dieſe trüben Beſorgniſſe ſich verwirklichen. Ob aber die bevorſtehenden neuen Geſtaltungen des Völkerlebens zur Wohlfahrt und Zufriedenheit der Menſchengattung ausſchlagen werden, wird ganz vorzüglich davon abhängen, ob die Menſchen darin mit ernſter Wahrheitliebe eine Aufforderung zur Verbeſſerung ihres Innern, ihrer ſittlich-religiöſen Geſinnung und ihres Lebens und Strebens erkennen werden. Die von dem Schöpfer für die Weltordnung beſtimmten Grundgeſetze werden ſich nicht verändern. Für uns aber wird das Wichtigſte bei allen Neugeſtaltungen der äußern Zuſtände der Geſellſchaft in dem Einfluß beſtehen, der daraus für die wahre Veredlung des Menſchengeſchlechts hervorgeht. Denn einzig eine ſolche Veredlung wäre im Stand, ächte Wohlfahrt und Zufriedenheit in der Menſchenwelt dauerhaft zu begründen [*]. Dies iſt die höchſte Grundwahrheit, an deren Erkenntniß und Beachtung vom Schöpfer für den Menſchen die Erreichung ſeiner Beſtimmung bedingt iſt, und eben dieſe Grundwahrheit iſt uns in voller Klarheit durch die Chriſtuslehre geoffenbart worden.

Nur in dem Maße, als die Menſchen innerlich gebeſſert werden, dürfen wir eine wahre Verbeſſerung ihrer Zuſtände erwarten. Will man ernſtlich dieſen Zweck, ſo muß man eben ſo ernſtlich das Mittel wollen. Soll eine Grundverbeſſerung der Geſellſchaft zu Stande kommen, ſo muß der Anfang damit gemacht werden, jener chriſtlichen Grundwahrheit zur Erkenntniß und Anerkennung in ungeſchwächter Kraft zu verhelfen. Dies iſt jetzt die höchſte Aufgabe aller geiſtigen Mächte, denen die Richtung und Leitung der geſellſchaftlichen Angelegenheiten von Gott zugeſchieden iſt. Mögen ſie alle zu ihrer würdigen Löſung ſich vereinigen! Dies wäre der herrlichſte, der wahrhaft heiligſte Bund, den die Menſchheit erleben könnte, und den gewiß überall der innigſte Jubel begrüßen würde. Gegen ihn würde kein Bund für das Böſe, für Ungerechtigkeit, für Täuſchung und Betrug aufkommen können. Er würde allen Völfern den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit verbürgen, den Sieg, welchen Chriſtus im Sinn hatte, als er mit Zuverſicht zu ſeinen Jüngern ſprach: er habe die Welt, das Reich des Irrthums (der Finſterniß) und der Sünde (des Böſen) überwunden. Joh. XVI. 33.

---

[*] Was könnte dem Menſchen und auch der menſchlichen Geſellſchaft der Beſitz aller Mittel zur Befriedigung ſeiner Genußſucht helfen, wenn ſeine Seele verfinſtert wäre und zu Grunde ginge?

Beilage zu den Abſchnitten X., XXVIII. und XXXIV.

Das einzige unfehlbare Mittel gegen Noth und Elend in der menſchlichen Geſellſchaft.

Vollkommenes gibt es Nichts auf Erden. Alles bezeichnet unſer Erdenleben als einen Zuſtand des Ueberganges. Indeſſen laſſen ſich in dem Wohlbefinden und der Zufriedenheit der Sterblichen, ſowie im Gegenſatz davon viele Abſtufungen wahrnehmen, und es iſt jederzeit von den Weiſeſten und Beſten als eine würdige Aufgabe angeſehen worden, das Maß der Glückſeligkeit unter den Mitgliedern der Geſellſchaft ſo viel wie möglich zu erhöhen und zu erweitern und das Maß ihrer Leiden und Beſchwerden ſo viel wie möglich zu vermindern. Wer könnte läugnen, daß hiefür zu allen Zeiten unter den verſchiedenen Völkern Vieles theils verſucht, theils geleiſtet worden iſt? Im Namen der Menſchheit muß ihr Freund in dieſer Beziehung die Verdienſte von Geſetzgebern, Religionsſtiftern und Weisheitlehrern mit Dank anerkennen. Wer, wann und wo immer, menſchlich, gerecht und gut geſinnt war, trug ſein Scherflein zu dem Bau wohlthätiger Humanität bei, und es hat nie und nirgends an Solchen gefehlt, die man ſich gedrungen fühlte, wenn nicht zu ihren Lebzeiten, doch nach ihrem Tode als Wohlthäter der Menſchheit zu preiſen. Nichts hebt und erquickt dem Wanderer durch die weiten Strecken der vielgeſtaltigen Geſchichte die Bruſt ſo ſehr, wie die Wahrnehmung der Spuren dieſer Edeln und ihres Wirkens. Er bedarf aber auch dieſes Troſtes, dieſer Ermuthigung im hohen Grade. Denn welch' eine Menge von Bildern des tiefſten Elends, der traurigſten Verirrungen, des bitterſten Jammers drängt ſich ihm aller Orten und in allen Zeiträumen nicht auf! Trotz den Bemühungen und Beſtrebungen der Menſchenfreunde blieb die ſchöne, herrliche, von ihrem Schöpfer ſo reichlich ausgeſtattete Erde eine Stätte der Schmerzen, des Grams und der Thränen, der Schauplatz eines ſtets ſich erneuenden Kampfes mit Mangel und Noth, Druck und Verfolgung und der mancherlei Launen des Geſchicks. Kaum iſt eine Wunde vernarbt, ſo ſchlägt das Schickſal andere, die oft noch ſchwerer zu heilen ſind, und freut man ſich, eine Quelle von Leiden verſchüttet zu haben, ſo brechen wieder neue unverſehens hervor. Mitten in dieſem immer wiederkehrenden Kreislaufe von Uebelſtänden hören wir Manche, die davon gerade am wenigſten berührt ſind, ſich mit dem Ausruf beruhigen: wozu alle die Klagen über der Menſchen unausweichliches Loos? Die Schwergetroffenen und Tiefgebeugten hingegen ſehen wir nicht ſelten, ihr Geſchick verwünſchend, den Glauben an eine höhere Beſtimmung, an eine beſſere Zukunft aufgeben. Beide ſetzen außer Acht, was doch hier das Wichtigſte wäre, dem eigentlichen Grunde der großen und vielfachen Uebelſtände in der menſchlichen Geſellſchaft nachzuforſchen. Die Unvollkommenheit ihres Zuſtandes überhaupt iſt ohne Zweifel darin begründet, daß Alles auf Erden endlich und beſchränkt iſt; der Menſch, obgleich über die andern Geſchöpfe hervorragend, macht doch hievon keine Ausnahme. Indeſſen iſt ihm ein Trieb, es ſind ihm Kräfte, ſich zu vervollkommnen und auch die äußere Natur ſeinen höhern Zwecken dienſtbar zu machen, verliehen. Gerade dadurch aber, daß ſo Viele dieſem edlen Trieb zu folgen, dieſe edlern Kräfte gehörig anzuwenden verſäumen, werden ſie die eigentlichen Urheber der Mißſtände in der Geſellſchaft und der Uebel, die daraus hervorgehen. Die Einrichtung des ganzen Menſchen und ſeiner Umgebung iſt nicht auf ein unthätiges müßiges Schlaraffenleben, ſondern darauf berechnet, daß er durch eigene Kraftanſtrengung jedes wahre ihm erreichbare Gut erringen, und ebenſo jedes vermeidliche Uebel von ſich und Seinesgleichen abwehren ſoll. Das eben iſt der Adel, die Würde ſeines Weſens und ſeiner Beſtimmung auf Erden. Darin, daß er dies mehrentheils noch verkennt, liegt die wahre Grundurſache der vielen Mißklänge von Unbehagen und Zerriſſenheit, der meiſten Plagen und Qualen der Geſellſchaft. Damit der Menſch ſeine Aufgabe: das Gute zu erringen und das Böſe abzuwehren, deſto leichter erfülle, hat ihm der Schöpfer den Trieb zur Geſelligkeit eingepflanzt, und ſeinen ganzen geiſtigen und leiblichen Organismus ſo geordnet, daß die Geſelligkeit ihm zum tiefgefühlten wahren Bedürfniß werde. Das Grundweſen und die Grundbedingung ächter beglückender Geſelligkeit beſteht aber in der Unterordnung der eigenen Intereſſen unter die der Geſammtheit. Wo die Willigkeit zu dieſer Unterordnung abgeht, da iſt die Geſelligkeit blos ein Wort, ein Schall, ein Blendwerk, einzig zur Täuſchung und zum Betrug erfunden. — Uralt iſt zwar die Klage über die Ungleichheit der perſönlichen Begabung und des Güterbeſitzes in der Welt. Und doch iſt gerade dieſe Ungleichheit deswegen angeordnet, damit die Menſchen beſtändig Anlaß und Aufforderung erhalten, durch Mittheilen und Empfangen ein Band liebreicher Verbrüderung unter ſich zu knüpfen, das allein eine Grundfeſte der Geſellſchaft zu bilden vermag, welche, allen Anfeindungen ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften und roher Gewalt obſiegend, von Geſchlecht zu Geſchlecht unerſchüttert fortbeſteht und ſtets der Verſtärkung empfänglich iſt. Dieſe Verbrüderung, die die Menſchengattung über alle Thiergattungen weit erhebt, empfing ihren kräftigſten Aufſchwung und vollſtändige Wahrheit von der Thatſache, daß Gott ſich durch Chriſtus als den Vater aller Menſchen geoffenbaret hat, damit alle ſich einander lieben mögen als Brüder. Sie wird jedoch erſt dann thatkräftig, wenn wir anerkennen, daß jeglicher Menſch zum Streben nach Gottähnlichkeit berufen iſt, und daß auch unter dem rauhen Gewand des Aermſten ein Bruderherz ſchlägt. Den einen iſt mehr Bedürfniß der Hülfe, den andern mehr Vermögen zu helfen beſchieden, damit unter den Menſchen die Schule der Noth zugleich eine Schule der Liebe abgebe. Uebrigens ſind alle zuweilen und in gewiſſen Beziehungen der Hülfe benöthigt, keiner iſt ſo ſelbſtändig, keiner den Glückswechſeln und dem Hülfsbedürfniſſe ſo enthoben, daß er der Theilnahme und des Beiſtandes Anderer entbehren könnte [1]).

Gegen die Erhebung auf dieſen Geſichtspunkt für die Betrachtung der menſchlichen Dinge ſträubt ſich freilich unſere ſinnliche Natur. Der Verſtand, der ſo geneigt iſt, ſich derſelben zu verdingen, hat ſich in früheſten Zeiten gleichwie heut zu Tag Theorien auszuſinnen geſtrebt, wie der Eigennutz von Allen und Jedem zur Grundfeſte der Geſellſchaft geſtaltet werden könnte. Allein, ſo ſcharfſinnig und künſtlich berechnet und abgewogen der Mechanismus ſein mochte, den man zu dieſer Abſicht erfand, er behielt doch nur ſo lang und ſo weit einen geregelten Gang, als der Eigennutz der Meiſten oder doch derjenigen, die, ſei es durch die Intelligenz, ſei es durch Reichthum, oder Geburt, oder andere Zufälle des Glücks höher geſtellt ſind, ihre Befriedigung fand. Sobald dies aufhörte, kehrte der Eigennutz wieder ſeine wahre Natur heraus, welche den Menſchen vom Menſchen abſondert, und ſie einander feindſelig gegenüberſtellt. Wo der Eigennutz das Triebwerk iſt, das alle Klaſſen beherrſcht, mag wohl der Eigennutz der Vermöglichen und der Machtinhaber dieſelben unter ſich gegenſeitig in gewiſſen Schranken halten, aber zwiſchen ihrem Eigennutz und dem der ärmern und niedrigen Klaſſen kann da keine wahre Ausgleichung zu Stande kommen. Wohl ſind beſtimmte geſellſchaftliche Formen (Verfaſſungen) nützlich und nothwendig, um das zu große Uebergewicht irgend einer Gewalt zu verhindern, welches die geſetzliche Ordnung ebenſowohl als die geſetzliche Freiheit gefährden würde, und je zweckmäßiger dieſe Formen ſind, deſto beſſer. Aber eine zuverläſſige Bürgſchaft für ihre Beachtung kann der Geſellſchaft einzig der ſittlich-religiöſe Geiſt jener liebevollen Verbrüderung geben, welcher das Weſen des Chriſtenthums iſt. Der verkehrteſte aller Irrthümer iſt die Anſicht: die Verbrüderung des Eigennutzes könne das Wunder einer heilbringenden Wiedergeburt der geſellſchaftlichen Verhältniſſe wirken. Nein, dieſes Wunder iſt allein der Verbrüderung der Liebe vorbehalten. Wenn einem Volke der Geiſt dieſer chriſtlichen Verbrüderung abgeht, kann ſelbſt die weiteſte politiſche und bürgerliche Freiheit den großen Volksmaſſen nur wenig helfen, indem da die Reichen und Vornehmen ſie lediglich ihrem Schickſal überlaſſen, ohne ſich darum zu kümmern, ob ſie die Fähigkeit und die Mittel erhalten, durch Benutzung ihrer Freiheit ſich zu einigem Wohlſtand emporzuarbeiten. Daher ſei es die erſte der Sorgen aller derjenigen, denen es Ernſt iſt, den Miß- und Uebelſtänden in der Geſellſchaft gründlich abhelfen zu wollen, daß ſie Alles aufbieten, damit ihre Glieder mit dem Geiſte der chriſtlichen Liebe mehr und mehr durchdrungen werden. Dieſer Geiſt, weit entfernt, das Streben nach möglichſt guten Verfaſſungen und Geſetzen zu tadeln oder geringzuſchätzen, ermuntert vielmehr dazu und fordert mächtig dazu auf. Nur dringt er zugleich darauf, daß dies mit Beſeitigung blos ſelbſtſüchtiger Triebfedern geſchehe, und warnt vor der Verwechſelung des Scheins mit der Sache und vor jeder Ueberſchätzung der bloßen Formen, welche ſo leicht zu dem Wahn verleitet, daß mit ihnen allein ſchon der Menſchheit geholfen werden könne, wenn gleich die Menſchen forthin Sklaven der Selbſtſucht, des Eigennutzes und der Leidenſchaft blieben. Ein todter Buchſtabe ſind Verfaſſungen und Geſetze, wenn nicht die Liebe des Gemeinwohls zu ihrer Befolgung antreibt und Sinn für Gerechtigkeit ihr Wächter iſt. Man hat die wohlthätigſten Anſtalten nicht nur zerfallen, ſondern in unheilbringende umſchlagen geſehen, ſobald ein engherziger Eigennutz ſie in Werkzeuge ſeiner ſchnöden Abſichten verwandelte. Wie ſegensreich wirkten z. B. vor Alters die Zunftvereine, als ſie einzig die Aufnahme und Veredlung des Gewerbes, die Ausbildung, die Ehrenhaftigkeit und die achtbare Sitte der Genoſſen und die Unterſtützung der Hülfsbedürftigen unter ihnen im Auge hatten! Wie ſind ſie aber nicht in Schlagbäume und Hemmketten und Verderber der Gewerbe ausgeartet, ſobald ſie blos ausſchließenden Gewinn zum Augenmerk wählten, und dieſen Zweck durch Monopoliſirung der Arbeit, durch gehäſſiges Kaſtenweſen, durch ungerechtes Ab- und Ausſchließen, durch Erſchwerung des Eintritts neuer, obwohl tüchtiger Glieder zu erreichen ſuchten! — So lange nur Furcht und Zwang die Triebfedern für die Beobachtung der Geſetze ſind, ermangelt dieſe der tiefen Wurzel und der nachhaltigen Zuverläſſigkeit. Jeder widrige Eindruck kann ſie erſchüttern; man ſieht dann die Geſetze blos als eine Bürde an, welcher man, wo es angeht, ſich zu entziehen ſtrebt. Wie ganz anders muß es da beſtellt ſein, wo man, wie das Chriſtenthum es fordert, die Geſetze aus Gewiſſenhaftigkeit befolgt! Dieſe göttliche Lehre billigt keine Anſprüche auf Befreiung von ihnen, und erlaubt noch weniger, daß man ſie umgehe, weil dies nicht ohne Nachtheil der Geſammtheit geſchehen könnte. Wo die Bürger ächte Chriſten ſind, iſt der Staat in ihren Augen keine Lotterie, in welcher nur Wenige gewinnen, die Mehreſten verlieren oder leer ausgehen. Der Chriſt hat einen weit höhern Begriff vom Staat. Es gibt aber auch in dieſem keinen Stand, keinen Beruf, für welchen ächtchriſtliche Geſinnung nicht zum Beſten der Geſammtheit ein Gut wäre, das ihm durch kein anderes erſetzt werden könnte. Allen gibt ſie Gottvertrauen, dieſe unverſiegliche Quelle des Muths, ohne den nichts Gutes unternommen, noch vollbracht wird. Dem Landbebauer, dem Gewerbsmann flößt ſie Arbeitſamkeit, Unverdroſſenheit, Mäßigkeit und Liebe zur Ordnung ein, dem Handelsmann Redlichkeit, dem Beamten Rechtſchaffenheit und Amtstreue, dem Richter unbeſtechlichen Rechtsſinn, dem Arzt unermüdliche Hilfsbegierde für menſchliches Elend, dem Krieger Heldenmuth zugleich und Menſchlichkeit. Für das geiſtliche Hirtenamt iſt ſie ohnehin Alles in Allem. — In den meiſten Gegenden der geſitteten Welt hat das Chriſtenthum eine Menge von Anſtalten in's Daſein gerufen, die beſtimmt ſind, wohlzuthun und Elend zu mildern, den von aller Welt Verlaſſenen beizuſpringen, verborgene und verwahrloſte Wunden des geſellſchaftlichen Lebens zu heilen, den Laſtern zu wehren, die Tugend zu fördern, die Unſchuld zu beſchirmen. Wie gering wird jedoch die Frucht ſolcher Anſtalten, wenn nicht ein lebendiger, liebreicher Chriſtenſinn ihre Pflege, ihre Leitung beſorgt! — Keine Macht auf Erden iſt im Stand, allen Schlägen des Unglücks zu begegnen oder ſie abzuwenden, welche oft ganze Völker in Noth verſetzen. Solche Noth bricht zuweilen unverſehens herein und greift raſch um ſich. Wenn aber vordem eine peſtartige Seuche Aller Leben bedrohte, bot ſich in den berühmteſten Staaten des heidniſchen Alterthums das betrübende Schauſpiel dar, daß Jeder nur auf ſeine Rettung bedacht war, daß man den großen Haufen, der immer am meiſten der Mittel beraubt iſt, das Uebel von ſich abzuhalten, fühllos ſeinem Schickſal preisgab. Welch' ein herrliches, rührendes Gegenbild zeigte ſich nachher in den Städten und Ländern, wo das Chriſtenthum die Herzen durchathmete! Der Heldenmuth der Selbſtverläugnung, der ſich opfernden Liebe erſchien hier im reinſten Glanze. Ohne Zaudern und Zagen eilte, wer chriſtlich geſinnt war, Jedem, ſei er Heide oder Chriſt, nach Kräften Troſt und Hülfe zu bringen. So auch, wenn Mißernten den Preis der nöthigſten Lebensmittel erhöhten und Vielen dadurch ihr Unterhalt verkümmert wurde. Doch jetzt, wenn wir in einer von ſo manchen Fortſchritten der Civiliſation und einem langen Frieden geſegneten Zeit die geſellſchaftlichen Zuſtände durch eine ſolche Gewitterwolke getrübt ſehen — was geſchieht? Was iſt der Eindruck dieſer Erſcheinung? Angſt und Bangigkeit verbreiten ſich; Argwohn vor wucheriſcher Gewinnſucht taucht in der Bruſt der Nothleidenden auf; rohe Gelüſte, ſich durch Gewaltthat ſelbſt Hülfe zu ſchaffen, brechen hervor. Doch ihr Ausbruch vermehrt nur maßlos das vorhandene Uebel. Nun frag' ich: zeugt alles dies von chriſtlichem Sinn? Könnten dergleichen Dinge Platz greifen, wo dieſer Sinn alle Klaſſen erleuchtete, alle Herzen durchdränge? Gewiß nicht. Erſcheinungen dieſer Art haben ein heidniſches, kein chriſtliches Gepräge. Uebte das Chriſtenthum ſeine volle Kraft, alle Nothleidenden würden zutrauensvoll an das Herz ihrer vermöglichern Brüder ſich wenden, und dieſe, zu jeglichem Opfer für Abhülfe bereit, würden keinen Zweifel an ihrer Verwirklichung, keine grundloſe Verdächtigung aufkommen laſſen. Wo Chriſten vom Geiſt der Bruderliebe beſeelt, zuſammen leben, da wird die Noth jedes Einzelnen von Allen mitempfunden, da iſt Jeglicher der thätigen Theilnahme der andern verſichert, da werden die Vermöglichern nie zugeben, daß ein Einziger aus Abgang der Unterſtützung ſeiner Noth erliege. Vielleicht wendet man mir ein: ſeit lange ſchon beſtehe die Bevölkerung ganzer Länder aus Chriſten, und dennoch ſehe man die Noth der Menge immer höher, hin und wieder zur Rieſengeſtalt anwachſen. Dieſer Widerſpruch iſt nicht ſchwer zu löſen. Bekennern Chriſti begegnen wir allerdings überall, weit ſeltener hingegen Nachfolgern Chriſti. Man ſucht dieſe oft eben ſo vergebens, wie einſt Diogenes Menſchen. Ohne Frage iſt es ein ſchwieriges Werk, ein ganzes Volk von wahren Chriſten heranzubilden, ein Volk nämlich, in welchem der Geiſt des Chriſtenthums nicht blos die Aermern und Niedrigern, ſondern auch die Hochgeſtellten und Reichen, nicht nur die Gehorchenden, auch die Regierenden erfüllt und beherrſcht. Ja, dieſes Werk, man muß es geſtehen, überſteigt das Maß blos menſchlicher Kraft. Doch dem freien guten Willen, verbunden mit lebendigem Gottvertrauen wird hierin das Wunderbarſte möglich. Auch in unſern Tagen hört man von mancher Beſtrebung, das Chriſtenthum zu beleben und zu fördern. Des Lärms davon iſt oft nur zu viel. Aber warum zeigt ſich der Erfolg meiſt ſo gering, ſo ungenügend? Der Grund mag zum Theil in der Vereinzelung dieſer Beſtrebungen liegen. Aber, näher beſehen, fällt die Schuld noch weit mehr auf den Mangel an Lauterkeit des Willens und auch der Einſicht und an rechtem Gottvertrauen. Statt Chriſti Geiſt wird Parteigeiſt geſät. Man will Aufſehen erregen, Anhang werben, Schwarm machen, man ſucht und hofft durch Rechthaberei und Unduldſamkeit obzuſiegen und gibt doch vor, nur der Religion der Liebe zu dienen. O wie Wenige verſtehen es, ſich mit Geiſt und Herz ganz an die Stelle Chriſti zu verſetzen, frei von Selbſtdünkel blos ſeiner Spur zu folgen, um ſo demüthig und ſanftmüthig, ſo voll Einfalt und wahrhaftig zu werden, wie Er? Viele bilden ſich ein, verſtändiger und weiſer als Er verfahren zu können. Von der Einbildung eines höhern vermeinten Wiſſens von den göttlichen Dingen aufgebläht, überſchütten ſie die Edelſteine des ſchlichten Glaubens mit dem Staub ihrer Wortgelehrſamkeit. Wie mancher wähnt, das Gold der kunſtloſen, einfältigen Vorträge des Erlöſers vergolden, und ihren himmliſchen Duft parfümiren zu müſſen! Andere entblöden ſich nicht, das Blei abergläubiſcher Meinungen und Uebungen in des Gottesſohns einfacherhabene Lehren und Vorſchriften zu verſchmelzen. Ja, ſie gehen ſo weit, im offnen Widerſpruch mit Chriſtus zu behaupten, ſein Licht, das alle Welt erleuchten ſollte, dürfe man dem Volke nur verhüllt von den trüben Schleiern ihrer Erfindung ſehen laſſen. Sie bilden ſich ein, die Forderungen des auf allgemeine Bruderliebe dringenden Chriſtenthums mit ihren ſelbſtſüchtigen Vorurtheilen, die die Menſchenwürde verkennen, vereinigen zu können, und möchten der Welt weiß machen, die Erweiterung geſetzlicher Freiheit und die Erhöhung des Wohlſtandes der Volksmaſſen könne nicht bewerkſtelligt werden, ohne ihren religiöſen Glauben zu ſchwächen und auszulöſchen, wobei ſie dieſen Glauben ſchnöde mit dem Aberglauben verwechſeln. Sie können oder wollen nicht zu der weſentlich chriſtlichen Idee ſich erheben: daß gerade darin die höchſte Vollendung der chriſtlichen Verbrüderung beſtehe, die folgſame Anerkennung der ewigen Wahrheiten und die Beſtrebung nach fortſchreitender Verbeſſerung der zeitlichen Lebenszuſtände der Menſchen allgemein in Uebereinſtimmung zu bringen. — Anſtatt Chriſtus zu ihrem Vorbild zu nehmen, ahmen Viele, die ſich Chriſten nennen, die Phariſäer in allen den Stücken nach, worüber Chriſtus ſie ſo nachdrücklich zurechtwies, indem ſie im Wahn, die Bürde von Nebendingen nicht zu ſehr häufen zu können, Chriſti ſanftes und leichtes Joch ſchwer und drückend machen, nur um das Außenwerk ſich kümmernd, die Heiligung des Innern aber ganz verſäumend. Wahrlich auf dieſe Weiſe wird nicht jener Chriſtenglaube in die Herzen gepflanzt, der ſie mit Frieden und Zuverſicht erfüllt, und jede andere Furcht aus ihnen verbannt, außer der Furcht vor dem, was von Gott entfernt.

---

[1]) Turgot bemerkt daher ſehr treffend: „le soulagement des hommes, qui souffrent est le devoir de Tous et l'affaire de Tous."

Starken und vielſeitigen Anklang findet zwar auch heut zu Tag die Anſicht: die Verbeſſerung der Volkszuſtände müſſe von der Befriedigung der materiellen Intereſſen ausgehen, indem man die Laſten des Volks erleichtert, ſeine Rechte erweitert, ſeiner Freiheit größern Spielraum gibt, die Gewerbe ermuntert und die Wege ihres Abſatzes vervielfältigt. Dieſe Fürſorgen ſind gewiß höchſt preiswürdig und können nicht wenig beitragen, manche Uebelſtände zu beſeitigen. Das Chriſtenthum gibt dazu ſeinen vollen Beifall. Doch fordert daſſelbe uns auf, vor Allem nach der Gerechtigkeit zu trachten, indem ohne ſie alle andern Güter uns einen nur ſehr bedingten, ungewiſſen

Vortheil bringen können. Zwar ſind auch jene Fürſorgen für des Volks äußern Wohlſtand Handlungen der Gerechtigkeit. Können ſie aber ein Volk wahrhaft beglücken, wenn in ihm eine Sinnesart obwaltet, die der Gerechtigkeit widerſtrebt, die Recht und Unrecht nicht zu unterſcheiden verſteht, die bei allen Handlungen nur den materiellen Gewinn oder ſinnlichen Genuß, die davon zu erwarten ſind, in Anſchlag bringt? — Wohl gibt es Fälle, wo leibliches Wohlthun am geeignetesten iſt, dem geiſtigen den Weg zu bereiten. Um ein rohes oder verwildertes Volk dem Chriſtenthum zu gewinnen, haben fromme Glaubensboten ſich mit gutem Erfolg dieſer Methode bedient. In unſern geſitteten Ländern jedoch hat es ſich jederzeit als ein Mißgriff erwieſen, wenn man eine gründliche Verbeſſerung der Volkszuſtände dadurch zu erzielen hoffte, daß man alle Sorge nur der Förderung der materiellen Wohlfahrt zuwendete, ohne zugleich in ebenmäßigem Verhältniß für die Steigerung und Veredlung der geiſtigen, vorzüglich der ſittlich-religiöſen Bildung in allen Reihen der Geſellſchaft wirkſame Vorkehrung zu treffen *). Je mehr der äußere ſinnliche Wohlſtand eines Volkes wächſt, deſto mehr wird es dieſer geiſtigen Bildung bedürftig. Ohne ſie iſt es unfähig, jenen Wohlſtand gehörig zu benutzen, mit ſeinen Gaben hauszuhalten und zu wuchern, und noch unfähiger, ſich vor den Gefahren und Nachtheilen zu behüten, womit zunehmender äußerer Wohlſtand die Einfalt und

---

*) Sparkaſſen können allerdings der Verarmung begegnen, wenn ihre Verwaltung unter wachſame und redliche Aufſicht geſtellt iſt; Credit- und Leihanſtalten ebenfalls, wenn ihre Einrichtung nicht hauptſächlich auf den Geldgewinn der Unternehmer berechnet wird. Auch hiefür muß der chriſtliche Sinn die Richtung und Anleitung geben, damit das wirklich erreicht werde, was allgemein Noth thut und gedeihlich iſt. Die nachhaltige Wohlthätigkeit jener Anſtalten wird doch vorzüglich dadurch bedingt, daß diejenigen, denen ſie zum Vortheil gereichen ſollen, zur Tugend und Rechtſchaffenheit, zu Fleiß und Sparſamkeit, Ordnungsliebe und Genügſamkeit herangebildet werden.

Reinigkeit der Sitten zu bedrohen pflegt. Gleiches gilt von der Erweiterung der Freiheit. Sie iſt fürwahr ein werthvolles Gut. Aber nur der gelangt zum gedeihlichen Vollgenuß ſeiner Freiheit, der ſich ſelbſt zu beherrſchen gelernt hat, der ſich ſelbſt der Willkührübung enthält, dem das Geſetz über Alles heilig iſt. Aeußere Freiheit ohne innere des Geiſtes iſt ein täuſchender Schatten, ein Traum, eine Chimäre. — Was kann uns ferner der Beſitz von Schätzen frommen, wenn wir des Talents und Willens, ſie zu unſerm und Anderer Beſten zu verwenden, entbehren? Gleichen wir dann nicht dem Midas, der vor ſeinen Goldhaufen verſchmachtete, oder einem Schwelger, der an reichbeſetzter Tafel durch Unmäßigkeit ſeine Geſundheit zerſtört? Ein an Lebensgütern noch ſo reiches Volk ſah man jederzeit bald in Ueppigkeit verſinken, bald zum Uebermuth hingeriſſen werden, wenn nicht Unterricht und Erziehung und würdige Anſtalten der Religion in ſeinem Schoße die Keime der Tugend, der ſtillen Häuslichkeit und eines edlen Gemeingeiſtes, den Sinn für das Wahre und Gute, das Schöne und Erhabene entfalteten und pflegten. Der wahrſte, der unverwüſtlichſte Reichthum einer Nation beſteht doch immer in ihrer ächten Geiſtesbildung, in ihrer Arbeitſamkeit, Mäßigkeit, ungeheuchelten Frömmigkeit, ihrem Gottvertrauen. Dieſe Güter haben einen um ſo höhern Werth, als ſie die nie verſiegende Quelle ſo vieler andern ſind, für deren Genuß ſie uns erſt die rechte Empfänglichkeit geben, und den ſie theils erhöhen, theils unſchädlich machen. Die vielen traurigen Erfahrungen auch aus neueſter Zeit ſollten wahrlich genügen, das Vorurtheil zu entkräften, daß Unwiſſenheit des Volks die Staaten vor Unruhen und Ausbrüchen roher Gewaltthätigkeit bewahre. Volksunwiſſenheit hat nie, am wenigſten in Tagen öffentlicher Bedrängniß oder

Aufregung die rohe Leidenſchaftlichkeit gedämpft oder gezügelt, wohl aber hat ſie dieſelbe nur zu oft durch grundloſen Wahn entfeſſelt und allen Vorſtellungen der Vernunft und des Gewiſſens das Gehör verſchloſſen. Trotz allen Beſtrebungen die materielle Betriebſamkeit zu heben, hat man vielleicht noch nie ſo viel und laut wie gegenwärtig über die Gefahren Klagen gehört, womit die Ruhe und die geſetzliche Ordnung der Geſellſchaft von dem Anwachſen der Menge Solcher bedroht ſind, die von der Hand in den Mund ihr Leben friſten und die Ihrigen nur kümmerlich zu ernähren vermögen. Dieſer Uebelſtand läßt ſich nicht läugnen. Aber wie wenig wird von denen, die die Befürchtung vor ihm am ſtärkſten ausſprechen, gethan, um ſeine Quellen zu erforſchen und deren Verſiegen zu bewirken! Sonſt würde ihnen nicht verborgen bleiben, daß jener Uebelſtand immer dort den höchſten Gipfel erſteige, wo einerſeits die Sucht ſich zu bereichern zur gewaltigſten Herrſchaft in der Geſellſchaft gelangt iſt und anderſeits der Hang zum Luxus und zur Verſchwendung für Befriedigung aller Gelüſte den grellſten Gegenſatz zu der Armuth und Noth der Maſſen bildet. Hier wird auch das Wachsthum und die Gefährlichkeit des ſogenannten Proletariats am augenſcheinlichſten, weil zu gleicher Zeit die Nächſtenliebe erkaltet und in Abnahme geräth und ihr die Mittel zur Ausübung einer die Linderung des Elends dienenden Wohlthätigkeit großentheils entzogen werden. Dies erfuhr ſchon das alte Rom und ſelbſt die dort eingeführten Armenſpenden aus dem Staatsſchatz konnten da dem Uebel nicht abhelfen, ſondern wurden vielmehr nur eine Aufmunterung des arbeitſcheuen Müſſiggangs. Wie könnten überhaupt die Uebel, worüber man klagt, abnehmen, wenn man ihre Urſachen fortbeſtehen läßt? Wie wenig geſchieht aber auch jetzt noch im

Ganzen, bei aller Anerkennung, daß der Menſch einer guten Erziehung bedürfe um ſeiner Beſtimmung für ſich und Andere befähigt zu werden, für die Rettung der vielen Kinder, die in der größten Verwahrloſung aufwachſen und aller Mittel und Gelegenheiten entbehren, welche ſie der augenſcheinlichen Gefahr entreißen könnten, die Beute des Laſters und Elends und Störer der Ordnung und Sicherheit zu werden. Wie kommt es, daß dieſer ſo wichtige Gegenſtand nicht mehr und allgemeiner beherzigt wird, und daß nicht längſt die Obrigkeiten ſowohl als die vermöglichern Klaſſen ſich überzeugt haben, daß das Wohl der Geſellſchaft dringend durchgreifende und vielverzweigte Fürſorgen verlange, damit eine ſo verderbliche und fruchtbare Quelle von Noth und Elend verſchüttet werde? — Unter den vielen Vereinen, welche die Einſichten und Bedürfniſſe der Neuzeit ins Leben gerufen, wäre doch fürwahr ein ſolcher für dieſen menſchenfreundlichen Zweck ganz vorzüglich würdig, die allgemeine Theilnahme anzuſprechen.

Soll ich nun die vorſtehenden Betrachtungen damit ſchließen, die große Frage von dem unfehlbarſten Mittel gegen Noth und Elend unter dem Monde zu beantworten, ſo kann meine Antwort nur einfach dieſe ſein: Chriſten laſſet uns alle ſein oder werden, Chriſten im vollen Sinne des Wortes und aus allen unſern Kräften! Mit Entſagung alles Scheinweſens laſſet uns alſo befleißen, daß der Geiſt liebreicher Verbrüderung die Grundlage und Seele der menſchlichen Geſellſchaft werde! Je mehr dies geſchieht, wird ſie von den Uebelſtänden der Noth und des Elends, in ſo weit die Unvollkommenheit unſerer Natur es zuläßt, frei werden, und der Menſchheit goldene Zeit wird kein Traumgeſicht mehr ſein.

Zuſätze zu dem Zweiten Band.

S. 16. Anmerkung 8. am Ende: Que l'homme cesse de croire à l'ordre surnaturel et de vivre sous l'influence de cette croyance, aussitôt le désordre entre dans l'homme et dans les sociétés d'hommes (*Guizot* Du catholicisme, du protestantisme et de la philosophie en France.) — On ne ménage guère les hommes, quand on ne craint pas de s'attaquer à Dieu. *Collard* Raison et Foi. p. 182. Ceux qui tuent la foi, énervent les moeurs p. 341. Privée de la pensée de Dieu, la conscience s'endort et la morale reste dépourvue de sanction. p. 343.

S. 17. Anmerk. 10. Non sacrificia sanctificant hominem, sed conscientia ejus qui offert, sanctificat sacrificium. *S. Irenaeus.*

S. 111. Z. 8. Ludwig Bianchini (Principi della Scienza del ben vivere sociale e della oeconomia publica degli stati, Napoli 1855) überführt diejenigen eines Irrthums, welche behauptet haben, man dürfe nur ein Volk bereichern, die ſittliche und geiſtige Verklärung (Bildung) werde von ſelber nachfolgen. Die Geſchichte oder eine vergleichende Zergliederung der Zuſtände verſchiedener Staaten der Gegenwart widerlegt vollſtändig dieſe paradoxe Anſicht. Reichthum wurde eben ſo oft die Urſache politiſchen Verfalls, wie umgekehrt geiſtige und ſittliche Verkommenheit nicht immer im Gefolge der Armuth eintreten.

S. 111. Anmerkung 68 (nach verſinken): Valerius Maximus nennt die unter dem Tribunat der Grachen aufgekommenen Spenden an die Armen zu Rom *Alimenta Inertiae.*

S. 162. Anmerk. 30. am Ende: Das iſt eben der große Vorzug der jetzigen Verfaſſung Englands, daß ſie alle Mittel in ſich enthält, um einer gewaltſamen Umwälzung durch rechtzeitige Verbeſſerungen vorzubeugen, und dadurch dem Staat zugleich die Fortdauer und den Fortſchritt zu verbürgen. Viel Treffliches ſagt darüber Montalembert in ſ. Schrift: De l'Avenir politique de l'Angleterre. Paris 1856.

S. 167. Anmerk. 3. am Ende: **Seneka** erkannte ſehr wohl, wie unvollkommen noch die Wiſſenſchaft zu ſeiner Zeit war, indem er an Lucilius, Proconſul in Sizilien ſchrieb: Veniet tempus, quo posteri tam aperta nos nescire mirentur. Gilt dies nicht auch, ungeachtet aller ſeitherigen Fortſchritte, noch von unſerer Wiſſenſchaft?

S. 183. am Ende der Anmerkung 28.: **Akademien der Wiſſenſchaften** ſollten vorzüglich dafür in ihren Arbeiten ſich verwenden, die Verbindung derſelben ſo zu fördern, daß der Fortſchritt der einen den andern zum Vortheil gereiche. »Cultivées isolément, sans points de comparaison, sans contrôle, les sciences peuvent parfois s'égarer; cultivées en commun, dans des sphères de travaux analogues elles s'avertissent, elles s'éclairent reçoivent de leur raprochement un horizon plus étendu, de leur contact une méthode plus rigoureuse.« Séance et Travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Paris 1856. T. 35. Livr. 2. p. 173.

S. 207. Anmerk. 55. Das ſchwülſtige Lob, womit Dichter und Redner die Hofgunſt vergalten, konnte weder den Wahrheitsſinn fördern, noch den Geſchmack veredeln, noch die Achtung der Schriftſteller erhöhen.

S. 256. Anmerk. 10. am Ende: Indeſſen iſt die Bemerkung von **Ludw. Bianchini** (Principi della Scienza del ben vivere sociale. Napoli 1855.) ganz richtig: Nur dann iſt der Freihandel ein gerechter, ein vollkommner, ein normaler Zuſtand, wenn er für alle Völker vollſtändig vorhanden iſt. Bis dahin bleibt ein unbegrenzter Freihandel den irdiſchen Naturen eben ſo wenig erreichbar, wie die unbegrenzte politiſche Freiheit.

S. 330. Z. 6. nach entzogen: Die **väterliche Gewalt**, welcher das Kind im Heidenthum preisgegeben war, beſchränkte das Chriſtenthum, indem es den Schutz des Kindes gegen Gewaltmißbrauch übernahm.

S. 331. Anmerk. 22. C'est de la paresse du pauvre et de l'égoisme du riche que naît cette lèpre qui ronge les sociétés modernes, le *pauperisme*. *Collard* Raison et Foi p. 585.

Bezeichnung des Inhalts beider Bände.

Seite

Einleitung … V

Abſchnitt I. Der Urſprung und das Entſtehen der Idee von Gott, dem unendlich vollkommnen Weſen im Menſchen iſt für ihn ſelber ein Geheimniß, welches ſeinem Geiſt erſt mit deſſen fortſchreitender Entwickelung ſich aufhellt 1

" II. Alles in und außer uns führt uns zum Glauben an Gott 21

" III. Gott iſt der Mittelpunkt aller Dinge und die Idee von Gott bildet den Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt aller wahren Erkenntniſſe und würdigen Beſtrebungen der Menſchen … 53

" IV. Alle Gegenſätze ſind außerhalb Gott. In Ihm iſt keiner denkbar; den endlichen Dingen ſind ſie weſentlich; doch hat der Menſch das Vermögen, ihren Nachtheilen zu widerſtehen und ſie zu ſeinem Vortheil zu benützen … 66

" V. Der Unterſchied der ſinnlichen (materiellen) und der geiſtigen Natur und das Verhältniß zwiſchen beiden verlangen von Seite des Menſchen die genaueſte Beachtung, ohne welche ihm keine richtige Erkenntniß des Zuſammenhangs der Dinge möglich iſt 88

" VI. Vom Urzuſtand der Welt, namentlich der Erde und ihrer Bewohner, beſonders der Menſchen mit ihrer Doppelnatur iſt uns nur eine ſehr unvollſtändige Erkenntniß zugänglich. Doch iſt uns das Verhältniß der Menſchengattung zu Gott befriedigend aufgehellt 157

" VII. Ein Streben nach Gleichgewicht und Ebenmaß iſt unter allen Beſtandtheilen des Weltalls wahrzunehmen 172

Seite

Abſchn. VIII. Von großer Bedeutung und wohlthuendem Einfluß für den Zuſammenhang und das Leben der Weſen in der materiellen und noch mehr der geiſtig-ſittlichen Welt iſt das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und dem weiblichen Element (das Geſchlechtsverhältniß) 219

" IX. Dem Menſchen eigenthümlich vor allen andern Erdebewohnern iſt der Sinn für das Göttliche, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend und für das Schöne und Erhabene 240

" X. Jeglicher Menſch iſt aber auch dem Irrthum und der Sündhaftigkeit unterworfen und muß beide bekämpfen, um den Beſitz der Wahrheit und Tugend zu erlangen und zu behaupten 290

" XI. Der Menſch hat Empfänglichkeit für Luſt und Schmerz, für Güter von verſchiednem Werth, deren heilſame Aneignung für ihn durch Arbeit (Kraftanwendung) bedingt iſt, und für Glückſeligkeit, nach welcher Alle trachten, die aber Keiner vollſtändig erreicht 311

" XII. Das höchſte Gut des Menſchen, Jedem zugänglich, iſt die Einigung mit Gott 357

" XIII. An und durch zweckmäßige Ausbildung der Anlagen des Menſchen, beſonders der geiſtigen, iſt die ſeiner Beſtimmung zuſagende Wirkſamkeit bedingt 369

" XIV. Der Gang der Geſchichte deutet auf die Beſtimmung der Menſchengattung zum Fortſchritt in der geiſtigen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Ausbildung, obgleich dieſer Fortſchritt im Ganzen nur allmählig und ſtufenweis vor ſich gehen kann, und im Einzelnen manchen Rückſchritten ausgeſetzt iſt 404

" XV. Dem denkenden Geiſt offenbart ſich bei aufmerkſamer Betrachtung die Gerechtigkeit und Weisheit der Weltregierung 450

			Seite
Abſchnitt	XVI.	In der Menſchengattung beſteht ein Zuſammenhang aller Geſchlechter und Zeitalter unter dem vorherrſchenden Einfluß geiſtiger Perſönlichkeit, und dieſer Zuſammenhang wurde und wird vorzüglich unterhalten durch die Religionsvereine, die Staatsvereine, die Wiſſenſchaft und Schriftſtellerei, die mechaniſchen und ſchönen Künſte und den Handel und Verkehr	1
„	XVII.	Die Religionsvereine zeigen in ihrem Urſprung, ihren Beſtrebungen und ihrer Ausbildung und Wirkſamkeit etwas Gemeinſames, aber auch eine große Verſchiedenheit	10
„	XVIII.	In den Ausartungen der Religionsvereine iſt gleichfalls eine gewiſſe Aehnlichkeit, aber auch eine große Verſchiedenheit wahrnehmbar	37
„	XIX.	Die Staatsvereine in ihrer verſchiedenen Geſtaltung	53
„	XX.	Welches ſind die Haupturſachen der Ausartung und des Verfalls der Staatsvereine?	132
„	XXI.	Die Wiſſenſchaft und die Schriftſtellerei, als Werkſtätten und Vermittler geiſtiger Bildung	165
„	XXII.	Die mechaniſchen Künſte bezwecken zunächſt die Vervollkommnung des materiellen Lebens und mittelbar auch die Erleichterung des geiſtigen	219
„	XXIII.	Die ſchönen Künſte dienen zur Veredlung und Erheiterung des geſellſchaftlichen Lebens	227
„	XXIV.	Handel und Verkehr gehören zu den mächtigſten Vehikeln für Förderung und Unterhaltung einer der Wohlfahrt und Geſittung zuträglichen Verbindung der Völker. Ihre Hemmungen und Störungen aber ſind meiſt das Erzeugniß der Selbſtſucht	249
„	XXV.	Alle Völker bilden, trotz ihren Eigenheiten, Eine Familie	261

Seite

Abſchn. XXVI. Unter allen Ereigniſſen, welche auf die Menſchengattung einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, ſteht die Erſcheinung des Chriſtenthums oben an, indem daſſelbe ſich als die unverſiegliche Quelle und die ſtärkſte Grundfeſte alles Guten unter den Menſchen bewährt hat und bewährt — 276

„ XXVII. Das Weſen des Chriſtenthums hat das Gepräge unvergänglicher göttlicher Wahrheit, ohne alle Beimiſchung von vorübergehenden, weltlichen und blos nationalen Elementen — 292

„ XXVIII. Nichts könnte für die menſchliche Geſellſchaft heilbringender ſein, als wenn die Kraft des Chriſtenthums die Wohlfahrt der Staaten und Völker zu befördern allgemein anerkannt würde — 323

„ XXIX. Die chriſtliche Kirche iſt mit der unverſehrten Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung des Chriſtenthums beauftragt — 335

„ XXX. Das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat wird durch ihren Zweck und Beruf beſtimmt, und ihre heilſame Eintracht beruht auf der gegenſeitigen Berückſichtigung dieſes Zwecks und Berufs — 358

„ XXXI. Das Chriſtenthum iſt, ungeachtet ſeines göttlichen Urſprungs und der ihm inwohnenden göttlichen Kraft unter Menſchen ſtets der Verunſtaltung und Ausartung ausgeſetzt — 374

„ XXXII. Aus der menſchlichen Geneigtheit zu Entſtellungen und Ausartungen im Gebiete der Religion entſteht das Bedürfniß kirchlicher Reformen nach Maßgabe von Zeit und Umſtänden — 395

„ XXXIII. Das Chriſtenthum iſt durch ſein Weſen allein zur Weltreligion geeignet, und zeigt ſich allein dazu auserſehen und beſtimmt — 411

„ XXXIV. Des Chriſtenthums ſtets zunehmender Verbreitung und tiefer Begründung in allen Menſchen ſtrebt jedoch der Lü-

Seite

gengeiſt unaufhörlich mit allen ſeinen Künſten entgegen, und die Beſiegung von dieſem iſt und bleibt die höchſte Aufgabe der Menſchheit 435

„ XXXV. Die ewige Wahrheit allein hat die Kraft die Menſchheit von ihren Uebelſtänden zu erlöſen und ſie der größtmöglichen Vollendung entgegen zu führen 472

Beilage zu den Abſchnitten XXVIII und XXXV. Das einzige unfehlbare Mittel gegen Noth und Elend in der menſchlichen Geſellſchaft 482

Druck von J. Stadler in Conſtanz.

Nachleſe von Druckfehlern im erſten Bande.

Einl. XV. Zeile 8 von unten — Früchte ſtatt Früchten.
Seite 4 Zeile 13: lies nun ſt. nur
„ 51 in der Anmerkung 42, Zeile 2 von unten: davon ſt. darin
„ 63 Zeile 21: fortſpinnenden
„ 74 „ 1: ſäßen ſt. ſäße
„ 76 „ 8 u. 9: des Böſen ſt. das Böſe.
„ 115 „ 3: Fähigkeit ſt. Thätigkeit
„ 131 „ 1: beſteht übrigens
„ 133 „ 5: Kreislauf, mit
„ 160 „ 5: argliſtiger ſt. argliſtiſcher
„ 160 „ 6: von unten — in's Beſſere ſt. Beſſer
„ 178 „ 4: von unten — iſt blind wegzuſtreichen
„ 180 „ 4: Hinausgeben ſt. Hinausgehen
„ 200: Les extrêmes se touchent hat wegzubleiben
„ 215 Zeile 8: fordernden ſt. fordernder
„ 218 „ 18: baarer ſt. barer
„ 267 „ 9: vor ſt. von
„ 279 „ 2 von unten Wahrheitliebe
„ 280 „ 3 von unten — Geſtruppe ſt. Geſtrippe
„ 288 „ 9 von unten — Wahrheitſinn
„ 316 „ 2 von unten — ſein Herz ſt. das Herz
„ 331 „ 15: verderbt ſt. verdirbt
„ 338 „ 8 von unten — Ohren, der
„ 345 „ 5: Klugheit: eine Tochter des Verſtandes
„ 353 „ 11: nach mehr! (Vergl. 1. Kor. XIII. 3.)
„ 366 „ 8 von unten — in Anderem als
„ 370 Anmerk. 1: Magna ſt. Magnat
„ 378 Zeile 11: um iſt wegzuſtreichen
„ 388 „ 7: zu nehmen ſt. nehmen
„ 396 „ 8 von unten — oder zu bloßem ꝛc.
„ 422 „ 11 von unten — nach Wort:
„ 426 „ 6 von unten — war ſt. waren
„ 427 „ 16: vor ſt. von
„ 428 „ 10: Gute ſt. gute
„ 429 „ 8 von unten — geſittigten ſt. geſittigtem
„ 437 „ 9: eigenen ſt. eigentlichen
„ 445 „ 14: welche ſt. welcher.

* * *

Der Buchbinder hat dieſen Karton am Schluß des zweiten Bandes ſtatt dem mangelhaften Verzeichniſſe der Druckfehler einzuheften.

Verzeichniß der Druckfehler im zweiten Bande

Seite 30 Zeile 4 v. unten: Ueberdruß ſtatt Ueberfluß
„ 36 Anm. 50 Z. 2: in einem ſt. einen
„ 44 Zeile 2: von ſt. vor
„ — „ 16: Confucò ſt. Confuzo
„ 55 „ 5 von unten: die Regierten ſt. den Regierten
„ — „ 18: die ſt. den
„ 60 „ 10: Seichen ſt. ſolchen
„ 61 „ 3: falle ſt. fällt
„ 62 „ 3 von unten — ſollen ſt. ſoll
„ 74 „ 3 von unten — läſtige ſt. laſtigen
„ 79 „ 3: Das erſtere ſt. Die erſtere
„ 86 Anm. Z. 1: Machiavell
„ 87 Zeile 4: bezweckt ſt. bezwecken
„ 88 „ 18: Zweige in demſelben
„ 93 „ 9: der entſchiedenſte ſt. die
„ 98 „ 2: ſtehe ſt. ſtehen
„ 110 „ 9: ſo viel, daß ꝛc.
„ 115 „ 3: ſtellen ſt. ſtellt
„ 115 „ 5: werden müſſe ſt. werde und müſſe
„ 133 „ 6: verdienen ſt. verdiennen
„ 137 „ 3 von unten nach Titus iſt das Komma zu ſtreichen
„ 152 „ 12: denen ſt. deren
„ 154 „ 6: leiblichen ſt. lieblichen
„ 159 „ 7: unternähme ſt. unternehme
„ 170 „ 3 von unten: ſehr bleibt weg
„ 190 „ 6: würden ſt. würde
„ 192 „ 16: historice ſt. historia
„ 192 „ 8 von unten: enthüllt ſt. enthält
„ 199 „ 8: n. 16. ſt. 15
„ 221 „ 6 von unten von ſt. vor
„ 217 „ 9: zu welchem ꝛc. und demjenigen, den
„ 222 „ 15: heben ſt. haben
„ 243 „ 6: jene ſt. dieſe
„ 278 „ 19: vor ſt. von
„ 298 „ 4: In ſt. in
„ 369 „ 9: Bellarmin ſt. Bettarmin
„ 418 „ 13: Moslemismus
„ 457 „ ult. ſein ſt. ein
„ 464 „ 3 von unten: den Bern.